Digitized by Google

i.986

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000145176

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 1.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 1. Januar 1822.

> Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
> Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen.
> Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
> Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
> Seinen Göttern.
>
> Goethe.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

Ein Beytrag zur älteſten Kirchengeſchichte von Jean Paul.

Wollen wir vor der kleinen Geſchichte erſt an den Anfang eines Jahres denken, das ſchwer auf ſeinen Flügeln trägt. Der Kalender läßt das jetzige von der lieblichen Venus regieren; eigentlich aber übt ſie als unſer nächſter und unſer hellſter Wandelſtern in jedem Jahre, wenigſtens über die Phantaſie durch ihren magiſchen Schimmer, Herrſchaft aus. Im jetzigen ſchimmert ſie gerade den Winter hindurch in unſere frühern Nächte, als Abendſtern; und im Frühling, Sommer und Herbſt iſt ſie als Morgenſtern unſere Vorſonne, und grüßt uns zum Thätigſeyn.

Aber an dieſem Sterne wird alles Bild und Wort für unſere Zeit; dieſe braucht Ruhe und Licht, allein beydes will man ihr entziehen, und den Heſperus und den Morgenſtern mit Wolken umhüllen. Heſperus! Du einwiegender Mond der Müden, du milde Nachſonne in der Dämmerung, ſey du es auch für die bewegten Völker dieſes Jahres, und für jeden, deſſen Herzen die Erde die Ruhe nimmt! Aber nur Eine rechte Ruhe gibt es, die, welche durch das Anſchauen des Ueberirdiſchen zu uns kommt wie die körperliche durch den Nachthimmel. Hingegen der Erdentag ſoll den Menſchen nicht einſchläfern, ſondern aufreizen; ſonſt ſinkt er in die Ruhe des Todtkranken, die man zuweilen Völkern zubereiten wollte.

Heſperus war den Griechen der Sohn des Atlas und der Aurora, zugleich des ſtützenden Rieſen, und der Tagvorläuferin. Aber möge eben ſo ſehr der Morgenſtern, der den Tag anſagt, in dieſem Jahre geiſtig regieren! Große Nebel zum Ueberdecken der Völker ſteigen jetzo in Europa auf; allein dieſe Verfinſterungen ſind keine ſtillenden Heſperusnächte; die geſtiegenen Nebel kehren als Krieggewitter und Blutgüſſe zurück; dann erſt wird es ruhig und licht. Erleuchtung allein hat die jetzigen Völker ſo hoch über die vergangenen hinaufgeführt; bloße Wärme und Gluth des Wollens iſt allen Jahrhunderten gleich zugetheilt, und kann nicht, wie das Licht, immer wachſen, aber dieſes nimmt ewig zu. Wo Licht ſchädlich wurde, war es nicht ſein Zuviel — ſonſt müßte es die Zeiten immer mehr vergiften, weil es an den Zeiten wächst — ſondern ſein Zuwenig, oder ſein Nichtgenug.

Nur Licht! betet die Menſchheit in ihren Kämpfen, wie Ajax in der Schlacht. Dieſes allein beruhigt, wenn es entzweyet hat, und kühlt ab durch die Früchte, die es reift, wie unter den warmen Strahlen der Sonne Früchte mit kalter Schale hangen und zum Kühlen reifen.

Aber laßt uns das neue Jahr und ſeinen regierenden Stern hoffend begrüßen! Denn es iſt mit der Fahrt der Völker auf dem Fluſſe der Zeit, wie mit der Fahrt auf dem Donauſtrom; die Schiffe drängen ſich oft zwiſchen Felſen durch, die ſich einander zubeugen und die immer dunkler und enger die Kluft einbauen — das trübe Waſſer verfinſtert ſich tiefer — und murmelt einſam vor einem Bergkerker ohne Thor — da fliegt auf einmal das Schiff um eine Felſenecke, und Himmel und Fluren und Stätte brei-

Digitized by Google

ten ſich vor den Schiffern aus: ſo erſchienen der Erde ſo oft plötzlich die Freyheit, die Religion, und die Wiedergeburt.

Wie am Himmel der Venusſtern ſcheinbar rückwärts geht, um deſto größer über dem Abend und über dem Morgen zu ſtehen: ſo ſey auch auf der Erde jedes Rückſchreiten des Licht- und des Sabathgeſtirns nur ein Schein, damit die Menſchen in ihrem innern Leben Heſperus und Morgenſtern, Ruhe und Kraft, zugleich vereinen und damit ſo eine höhere Venus, die Göttinn der innern Schönheit, das beruhigte Erdjahr regiere.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

Das beſte Mittel, ſich den Eintritt in ein fremdes Land angenehm zu machen, iſt gewiß, ſich vorher das Ding ſo abſcheulich wie möglich vorzuſtellen. — Das wird einem aber grade bey Spanien von Reiſenden und Reiſebeſchreibern ſehr leicht gemacht. — Ich glaube aber doch nicht, daß dieß die einzige Urſache iſt, weßhalb mir der Eintritt in Spanien einen angenehmen Eindruck gemacht hat. — Auf der franzöſiſchen Seite der Bidaſſoa wird die Diligence abgepackt, das Gepäck auf Mauleſeln hinüber nach Irun geſchafft, denn bis jezt haben es Frankreich und Spanien noch nicht für gut gefunden, eine Brücke über einen Bach wie die Bidaſſoa zu bauen. — Die Trinkgelder für Poſtillon und Conducteur müſſen abgemacht werden, was mir keine geringe Gemüthsbewegung machte, indem mich ein Engländer, mit dem ich ein Paar Tage zuſammengepackt war, mit der engliſchen Krankheit angeſteckt hat — um jeden Sous zu mäklen und am Ende immer mehr geben zu müſſen, als alle andern. — Ich hab mich Gott ſey Dank bald radikaliter kurirt. — Das proviſoriſche Quarantainehoſpital, das heißt drey bis vier Hütten, die mit einer Palliſade umgeben ſind, waren geſteckt voll verdrießlicher Geſichter. Die Schildwachen guckten einem überall nach und ſchrieen einen bey jedem Schritt an. — Gegenüber, in einem fruchtbaren Thal, liegt Irun mit ſeinen hellen Häuſern, ringsum grüne Berge; ſo war ich recht froh, als wir endlich nach der ſpaniſchen Seite übergeſezt wurden. — Die Paar ſpaniſchen Douaniers am Ufer trugen keine Uniform, man konnte ſie ohne Bedenken für ehrliche Leute halten, beſonders da die Koffer erſt in Irun viſitirt werden. — Auf jeden Fall waren es luſtige Geſellen, die ſich ſehr über die franzöſiſche Quarantaine aufhielten, wo man vierzig arme Teufel von Reiſenden für ihr theures Geld aufgeſchichtet hatte, unter dem Befehl eines ſogenannten Quarantaine-Arztes, der nach Belieben die Leute aufnimmt und abweiſt, je nachdem ſie geneigt ſind, ſeine Grobheit zu bezahlen oder nicht. In Irun trafen wir mehrere Reiſende, die ſchon ſechs Tage darauf warteteten, von dem Herrn Leroque zu der fünftägigen Quarantaine zugelaſſen zu werden. Dieſer Leroque iſt der Schrecken der Reiſenden. — Ueberdieß ſehen dieſe Douaniers mit ihren diſparaten Geſichtern, braunen Jacken und dem ächten ſpaniſchen Mantelanſtand, mit Büchſen und kurzen Meſſern, die kleinen papiernen Zigarren im Mund, immer leidlicher aus, als auf der andern Seite die franzöſiſchen Legionairs, in ihren ominöſen weiſſen Uniformen, die ſeit der Reſtauration eingeführt ſind. — Die Douane iſt übrigens ein hübſches neues Gebäude, im Innern reinlich und bequem, mit Ueberſchriften für die verſchiedenen Bureaus — kurz alles iſt hier civiliſirt. Die Leute viſitirten die Koffer u. ſ. w. genau, aber ohne ſehr durch einander zu werfen, und packten alles ſelber wieder zurecht, ohne etwas dafür zu verlangen, eben ſo fanden wir es auf dem Bureaus der Diligence, und man mag ſich anſtellen wie man will, ſo ſind es doch immer Douaniers, Poſtleute und überhaupt die Bureaus, welche einem den Eintritt in ein fremdes Land leicht oder ſchwer machen; weit mehr als die Wirthshäuſer — denn die kommen erſt hintennach und ſind am Ende an den Grenzen in beyden Ländern gleich gut oder ſchlecht. — Um von Bayonne nach Madrid zu reiſen, gibt es drey Methoden; entweder mit eigentlichen Lohnkutſchern, die einen ungefähr für 130 bis 150 Franken, in zehn bis eilf Tagen hinbringen; das Luſtigſte dabey iſt, daß die Leute ſich nie als Retourkutſcher präſentiren, weil ſie eben ſo gut in Madrid als in Bayonne zu Hauſe ſind. Die zweyte und wohlfeilſte Art iſt wohl mit Maulthiertreibern (harieros), den eigentlichen Fuhrleuten von Spanien, zu reiſen, allein grade für dieſen Weg von Bayonne nach Madrid ſpart man nur ſehr wenig damit, indem ſie funfzehn bis ſechszehn Tage unterwegs bleiben, ſo daß man eben ſo viele Nächte in theuren und mitunter ziemlich ſchlechten posadas übernachten, und die nöthigen Mittagseſſen u. ſ. w. bezahlen muß. Dieß fällt auf den meiſten übrigen Routen in Spanien weg, wo gar keine Wirthshäuſer ſind, oder wenigſtens nur ventas, wo man nichts bekommt, als ſeinen Platz zum ſchlafen; dagegen man das Eſſen mit ſich führt oder unterwegs ſelber kauft, ſo theuer oder wohlfeil als man eben will. Da iſt denn freylich dieſe Art zu reiſen wohlfeil; aber von Bayonne nach Madrid iſt es immer eine ſchlechte Spekulation; außerdem glaub' ich kaum, daß jemand es aushielte, den Weg von Burgos nach Madrid ſo langſam zu machen, ohne vor langer Weile umzukommen. Das Beſte bleibt am Ende mit dem Kourier der Diligencia Correo zu reiſen, der zweymal wöchentlich von Irun abgeht und die Briefe und Paſſagiers der franzöſiſchen Diligence von Bayonne nach Irun aufnimmt — hier bezahlt man für einen Platz im Wagen ungefähr 200 Franken von Bayonne bis Madrid, und für einen Platz im Kabriolet, neben dem Kourier, 150 Franken (566 reales von Irun aus). In drey und einem halben Tage und drey Nächten iſt man in Madrid; für außerordentliche Ausgaben, Eſſen, Trinkgelder für die Mayoroles oder Conducteurs, die Eskorte u. ſ. w., muß man freylich noch wenigſtens 50 Franken rechnen. — Daß ich mit ſehr hungrigem Magen mich an die ſogenannte table d'hote der Poſadas ſezte, gab mir um ſo viel mehr Gelegenheit, die vielen Ceremonien ſehr ungnädig zu vermerken, welche hier gemacht werden, ehe ſich jemand entſchloß, der erſte zu ſeyn, der von einer Speiſe nahm. An den franzöſiſchen tables d'hotes iſt mir das nie vorgekommen, in Spanien hab' ich's noch ein Paar mal bemerkt; ob es aber ſpaniſche Mode iſt, weiß ich nicht, ſchlecht iſt ſie auf jeden Fall. — Endlich um vier Uhr Nachmittags ſezten wir uns in den Poſtwagen und fuhren ab. — Dieſe Wägen ſind wahrlich die bequemſten von allen Poſtwägen, die mir bis jezt vorgekommen ſind — ordentlich brillant, mit hellen Fenſtern, drey auf jeder Seite — ſo fuhren wir mit ſechs Mauleſeln, beynah immer im Galopp Berg auf und ab, über Urnieta, Toloſa, Villafranca u. ſ. w. (das kannſt du ja auf jeder Charte ſehen) nach Vittoria, wo wir den folgenden Morgen um 11 Uhr ankamen. Eine drolligere Wirthſchaft, wie dieſes Fahren, iſt mir nie vorgekommen! — Drey Kerls, der Mayoral und zwey Poſtillone, die eigentlich irgendwo hätten ſitzen und kutſchiren ſollen, rannten faſt immer neben den Maulthieren her, mit Stangen und Peitſchen, ſchrieen und heulten und ſchlugen auf die Thiere los, und je ſteiler es Berg auf oder Berg ab ging, deſto toller. Wen ſie von Bekannten unterwegs antrafen, rannte gewöhnlich ein Stück weit mit. So hab' ich die Namen der verdienteſten Maulthiere zwiſchen Irun und Burgos kennen lernen: die Colonella, Platera, Gallega, alle wurden bey Namen gerufen — ſo ging's fort, wie das wilde Heer. — Dieſe baskiſchen Provinzen haben in Vielem die größte Aehnlichkeit mit manchen Gegenden der Schweiz, beſonders mit Appenzell: einzelne Häuſer auf den Höhen überall zerſtreut, mit Obſtbäumen umgeben, die Bauart ſelbſt iſt ganz ſchweizeriſch, weit vorſtehende ſehr platte Dächer, die Fenſter ſind nur etwas klein. In den Thälern liegen denn die eigentlichen Dörfer, oder der Kern der auf den Bergen zerſtreuten Gemeinde, dieſe beſtehen meiſt nur aus der Kirche und wenigen Häuſern. — Urnieta, Toloſa, Villafranca, Moydragon, Salvatierra ſind hübſche reinliche Städtchen, jedes hat einen regelmäßigen Platz ringsum mit bedeckten Gängen und den öffentlichen Gebäuden, im Ganzen in einem recht geſunden Geſchmack und maſſiv gebaut. Dieß ſind die ehemaligen Plazas mayores, die jezt faſt in allen Städten zu Plazas de la constitucion umgetauft worden ſind. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Berechnung über den Waſſerlauf im Rhein bey Baſel.

Wendet man die Eitelwein'ſche Formel zur Berechnung des bey Baſel fließenden Waſſers an, ſo findet ſich für den niedrigſten Stand deſſelben, daß die Summe des in einem Tag ablaufenden Waſſers, bey einer mittlern Geſchwindigkeit von 3½ Fuß auf die Sekunde, 1,161,216 Cubik-Toiſen beträgt, die Cubik-Toiſe zu tauſend Cubik-Fußen gerechnet. Für den mittlern Waſſerſtand, bey 5.5 Fuß Geſchwindigkeit in der Sekunde, findet man 6.494.638 Cubik-Toiſen, und für den höchſten Waſſerſtand, bey 7,7 Fuß Geſchwindigkeit, 11,828,160 Cubik-Toiſen Abfluß in Einem Tag.

Auf den Grund der Tags-Regiſter, welche der Herr Rath Steblin zu Baſel über den Waſſerſtand des Rheines geführt, hat Herr Eſcher ſeit 1809 an Berechnungen über den Waſſerabfluß in dieſem Strome gemacht. Eine Durchſchnitts-Annahme derſelben ergibt 942,311,182 Cubik-Toiſen als die Waſſermaſſe, welche während eines Jahres unter der Rheinbrücke zu Baſel durchfließt.

Um ſich auf eine andere Art, als durch Zahlen, einen Begriff von dieſer Waſſermaſſe zu machen, nehmen wir zum Maßſtabe ein Becken von 15 Stunden Länge und 5 Stunden Breite an, alſo z. B. den Bodenſee.

Dieſen See würde die Maſſe des Rheinwaſſers im Jahrgang 1809 nur bis zu 56 Fuß Tiefe anfüllen. Der Rhein könnte das Becken dieſes See's, wenn es leer wäre, alſo nur im Verlauf von einigen Jahren anfüllen, denn ſeine mittlere Tiefe geht weit über 56 Fuß.

Die Berechnung des Waſſerabfluſſes für das Jahr 1810 ergab 959,064,704 Cubik-Toiſen, d. h. 16,756,322 Cubik-Toiſen mehr, als das vorhergehende Jahr, und doch würde dieſer Unterſchied der jährlichen Waſſermaſſe den Stand des Bodenſee's nur um einen Schuh vermehrt haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. Dec.

Die Nutzloſigkeit der Cenſur hier zu Lande iſt ſchon aus manchem Beyſpiele deutlich hervorgegangen; man hat es nicht gewagt, die geſammte Preſſe in Feſſeln zu ſchlagen, weil die Verfaſſungsurkunde die Preßfreyheit zum Grundgeſetze macht; da man aber auch nicht wagte, nach dem ganzen Geiſte dieſer Urkunde zu handeln, ſo hat man einen Mittelweg eingeſchlagen, und einſtweilen Journale und Theatervorſtellungen dem Cenſurjoche unterworfen. Allein Jedermann kann ſeine Theaterſtücke drucken laſſen, wie er ſie geſchrieben hat. Wozu hilft es nun, wenn der Zuſchauer die ausgeſtrichenen Stellen zwar nicht von der Bühne hört, ſie aber wohl von dem Texte herablieſt, den er in der Hand hält, und dabey Bemerkungen über die Aengſtlichkeit der Polizey anſtellt? Da Etienne auf eine beträchtliche und ſchnelle Verbreitung ſeiner plaideurs sans procès rechnen konnte, ſo hat er auch dieſe Gelegenheit benuzt, um mit dem Publikum einige Worte über ſeine Verſtoßung aus dem königlichen Inſtitute zu ſprechen. Dieß gehörte nicht in die Vorrede eines neuen Schauſpiels; allein wahrſcheinlich fand er nirgends einen ſchicklichern Platz dazu. Man wird ſich erinnern, daß Etienne, Gregoire und einige Andere im Jahr 1816 bey einer vorgeblichen Umſtaltung des königlichen Inſtituts ausgeſchloſſen, und dagegen mehrere Männer hineingeſezt wurden. Was man Etienne vorwarf, war, daß er während der hundert Tage an der Spitze des Inſtituts Bonaparte mit einer Rede begrüßt hatte, worin unverſchämte Schmähungen auf die königliche Familie vorkamen. Etienne behauptet, das Ausſchließen Einiger, und das Einſetzen Anderer, ſey eine unrechtliche, geſezwidrige Handlung; das Inſtitut habe nämlich, wie von jeher die königlichen Akademieen, das Recht gehabt, ihre Mitglieder ſelbſt zu wählen; eben dieſe freye Wahl mache Jemand zum Akademiker, nicht aber eine königliche Verordnung, und wer einmal ein Akademiker geworden ſey, der bleibe es immer, und keine königliche Verordnung könnte ihm dieſe Eigenſchaft rauben; er, Etienne, betrachte ſich alſo immer noch als Akademiker, und es ſey ihm lieber, vermittelſt einer königlichen Verordnung herausgetreten zu ſeyn, als wenn ihn eine Verordnung dieſer Art hineingeſchoben hätte. Was nun den Vorwurf angehe, den man zum Vorwand des Ausſtoßens gebraucht habe, ſo habe nicht er die vor Bonaparte gehaltene Rede verfaßt, ſondern eine vom Inſtitute ernannte Kommiſſion, wozu er nicht einmal gehört habe; das Konzept derſelben ſey von dem geſammten Inſtitute einmüthig angenommen worden, und er habe nichts weiter gethan, als die Rede des Inſtituts zu halten. Damit wolle er nicht ſagen, als ob ihn jener Schritt gereue, oder als ob er wider ſein Gewiſſen gehandelt habe, ſondern blos, daß der ihm gemachte Vorwurf auf das geſammte königliche Inſtitut zurückfalle. Lezteres hätte freylich ſelbſt dieſe Erklärung ablegen ſollen; indeſſen müſſe man heutzutage von den Leuten nicht zu viel verlangen. Es ſey ſchon ſehr zu loben, daß das königliche Inſtitut an der unrechtlichen Handlung des Ausſtoßens habe keinen Theil nehmen wollen; man habe ihm nämlich den Wunſch zu verſtehen gegeben, es möge das Ausſtoßen ſelbſt vornehmen; hiegegen aber habe es ſich dergeſtalt geweigert, daß man alle Hoffnung aufgegeben, auf dieſem Wege zu dem Ziele zu gelangen, und man daher zu einer königlichen Verordnung ſeine Zuflucht genommen habe. Doch nun zu Etiennes neuem Luſtſpiel. Bisher hatte der Verfaſſer immerfort nur fremden Stoff verarbeitet, jezt aber hat er doch auch einen eigenen Plan erfinden wollen; die Grundzüge des neuen Luſtſpiels ſind folgende: Ein alter Prokurator, der durch die Prozeßſucht der Klienten und durch gewiſſenloſes Betragen ſich ein hübſches Sümmchen bey Seite gelegt hat, will ſeine Tochter an einen jungen Avoué verheyrathen, der das Beutelſchneiden noch beſſer verſteht, als der Alte, und nicht allein mit den Akten ſich abgibt, ſondern auch mit Börſegeſchäften, und zugleich den Eleganten ſpielt. Dieſem Avoué iſt es mehr um das Heyrathsgut zu thun, als um das Mädchen. Er hat Tochter und Mutter zu dem Jahrmarkte nach St. Cloud geführt; allein ein plötzlicher Regen nöthigt ihn, in der Gegend einen Wagen aufzuſuchen. Unterdeſſen hat ſich ein junger reicher Mann eingefunden, die beyden Frauenzimmer eingeladen in ſeinen Wagen zu ſteigen, und ſie nach Paris zurückbegleitet. Dieſer höfliche Mann iſt in das Mädchen verliebt worden, und ſinnt mit einem Freunde auf ein Mittel, ſie dem habſüchtigen Avoué zu entreißen. Sie erfinden endlich folgendes: Der Freund will ſich bey dem alten Prokurator als ein aus Egypten gekommener Klient darſtellen, welcher einen Prozeß über eine Erbſchaft von einigen Millionen anfangen wolle; unterdeſſen will ſich der Andere, als Gegner und Schwager dieſes Klienten, zu dem Avoué unter ähnlichem Vorwande begeben; ſie hoffen die beyden Gerichtsleute mit einander in Uneinigkeit zu bringen, und dann das Mädchen vom Prokurator zu bekommen. Ihre Liſt gelingt, und, wie leicht zu vermuthen, die Heyrath der beyden Liebenden krönt ihre Mühe. Es liegt in dieſer dramatiſchen Handlung manches Unwahrſcheinliche, auch wird ſie oft ſo verwickelt, daß ſich der Zuſchauer mit Mühe hineinfinden kann, oder ſie fällt allzu ſehr ins Poſſenhafte; allein eine lebhafte Sittenſchilderung, eine ſchöne Verſifikation und häufiger Witz haben dem Stücke eine gefällige Aufnahme bewirkt. Sehr hübſch iſt die Beſchreibung, die Raymond, im Namen ſeines liebenden Freundes der Prokuratortochter vorgebliche morgenländiſche Geſchenke überbringend, die er aber im Palais royal gekauft hat, von dem Bazar macht, in welchem er dieſe Geſchenke will ausgeſucht haben; eine Beſchreibung, die ſowol auf einen morgenländiſchen Bazar, als auf das Palais royal in Paris paßt.

Oui dans la capitale est un vaste bazar,
Où l'on trouve entassés les chefs d'œuvre de l'art;
C'est un jardin orné d'élégantes arcades,
Où l'eau s'élance en jets et retombe en cascades;
Ce qu'ont de merveilleux les plus riches pays
S'y montre pêle-mêle aux regards éblouis;
Là brillent les produits de l'humaine industrie,
Les vases de la Chine, et les perles de l'Asie,
Les diamans de l'Inde, enfin tous les trésors
Que le divin Pactole a roulés sur ses bords.
Des flots de voyageurs inondent ses portiques,
Et jamais on ne vit de lieux plus magnifiques.

Die Prokuratorsfrau iſt entzückt über die herrlichen Sachen, die man ihr beſchreibt, und ſagt: Ah Monsieur! à Paris nous n'avons rien d'égal, worauf Raymond bey Seite antwortet: Je n'ai parlé pourtant que du Palais royal. Sehr kurzweilig iſt die Unterredung des Prokurators und des Avoué, welche ſich einander die Nachricht des guten Fanges mittheilen, der ihnen bevorſteht, und übereinkommen, ſich in den Gewinn zu theilen, und ſo das Heyrathsgut zu vermehren, welches dem jungen Avoué ſonſt zu geringe erſcheint. Aber die komiſchſte Scene iſt wohl diejenige, worin die beyden vorgeblichen Klienten ſich anſtellen, als ob ſie ſich gütlich vergleichen wollten, um einen langen und koſtſpieligen Prozeß zu vermeiden. Hier macht die Aengſtlichkeit der beyden Aktenkrämer bey jeder gutwilligen Aeußerung der Klienten die lächerlichſte Wirkung. Zulezt erhitzen ſich die Partheyen dem Scheine nach: die beyden Gerichtsleute aber gerathen wirklich wider einander in Eifer; das Feuer der Zwietracht wird emſig von den beyden andern geſchürt; es kommt zu einem förmlichen Bruche zwiſchen dem Prokurator und ſeinem zukünftigen Eidam. Dieſen Augenblick benutzen die zwey Freunde, um ihre Liebesangelegenheit zu beſorgen, und der Prokurator, welcher zu dem Avoué geſagt hat: Vous êtes un faquin, und von dieſem ein: Vous êtes un fripon, hat zurückbekommen, nimmt keinen Anſtand, ſeine Tochter dem reichen Fremdling zu verſprechen, welcher ſich dann zu erkennen gibt, und ſeine Liſt bekennt. Dieſes Stück hat natürlich ganz verſchieden beurtheilt werden müſſen, je nachdem man dem Verfaſſer geneigt oder abgeneigt war. Einige der anti-liberalen Blätter haben behauptet, es ſey eine ſchlechte Farce, die darauf abziele, die Gerichtsleute lächerlich zu machen. Die miniſteriellen Blätter haben ſich beſonders an die Vorrede gehalten, und dieſe tüchtig kritiſirt. Eine derſelben bemerkt, daß, ob zwar Etienne erkläre, er möchte um Alles in der Welt nicht vermittelſt einer königlichen Verordnung ins Inſtitut gelangen, ſo könnte man ihm doch aus gewiſſen Akten beweiſen, daß er vormals (unter der kaiſerlichen Regierung) auf eine Art hineingekommen ſey, die ſo ziemlich einer Verordnung ähnlich ſähe. Dieß muß Bezug auf Polizey Intriguen haben, welche damals angewandt worden waren, um Etienne ins Inſtitut zu verhelfen; wahrſcheinlich finden ſich die Beweiſe davon im Polizey-Archive vor. Etienne hat es nicht für gut befunden, hierauf zu antworten, und das Vorzeigen der ſchriftlichen Beweiſe zu verlangen.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 1.

Digitized by Google

Nro. 2.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Januar 1822.

Lieb dir die Erde! — Nicht nur den Lenz — der ſchwindet;
Den Herbſt, den Sommer nicht, ſelbſt nicht den Winter.
Kaum zeigt ſich die Erſcheinung, ſo verweht ſie. —
Hab' Alles lieb!

Oehlenſchläger.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

In Toloſa, wo wir gegen Abend ankamen, ſtand Alles auf dem Platz beyſammen, las Zeitungen und promenirte, die Jungens liefen darunter herum und ſangen ihr Patriotas guerreros, blondid los aceros u. ſ. w. — mitunter auch ein tragala, was übrigens eine ſehr hübſche Melodie hat — A propos, du haſt vielleicht eben ſo oft, wie ich, wiſſen wollen, woher dieſes tragala ſich eigentlich ſchreibt? Hier hab' ich zwar darnach gefragt, aber es konnte mir's Keiner gehörig ſagen, darum hab' ich es ſelbſt gefunden in einer ſehr ſchlechten Karrikatur, wo ein Pfaffe, oder ein Serviler, auf einem Krankenſtuhle ſitzt mit einem ſehr kläglichen Geſicht, ein Soldat will ihm, als Medicin, die Konſtitution eingeben; der arme Mann ſchneidet Geſichter und ſagt: No puedo tragar la (ich kann ſie nicht hinunterſchlucken)! und der Sennor miliciano ſagt: Tragala! tragala (ſchluck ſie hinunter)! oder ſo was; ob nun das Lied oder das Bild zuerſt da war, weiß ich freylich nicht. — Leider hab' ich den beſten Theil des Weges in der Nacht gemacht, beſonders von Villafranca bis Mondragon, wo es in einem wilden, felſigen Thal an einem Gießbach fort geht — indeſſen da ich vorn im Kabriolet ſaß, und vor Kälte nicht viel ſchlafen konnte, hatte ich Zeit, mich mit dem wunderlichen Nebelzuge, dem Mondlicht und dergleichen Kindereyen zu unterhalten. — Noch lieber war mir's aber, daß faſt auf jeder Station neben dem Wagen ein gewaltiges Strohfeuer angezündet wurde, ſo konnte ich mich zugleich wärmen und die Umgebungen bey Licht beſchauen. Gegen Vittoria hin wird das Land ebener, die Dörfer größer, die vielen kleinen zerſtreuten Häuſer hören auf, die Hügel ſind kahl. Vittoria ſelber liegt in einem weiten Thal, von Kornfeldern umgeben, auf einer leichten Erhöhung. Auch die Tracht der Bauern verändert ſich; bis gegen Mondragon findet man noch die eigentliche baskiſche Tracht: braune kurze Jacken, weite Hoſen, große Holzſchuhe, lange Haare bis auf die Schultern und blaue Mützen ohne Schirm. So ziehen die Basken hinter ihren kleinen Karren her, mit Ochſen beſpannt und mit Rädern ohne Speichen, nur ein rundes Brett, deren Knarren bekanntlich halbe Stunden weit zu hören iſt, und wenn die Wölfe einigermaßen muſikaliſch ſind, ſo glaub' ich ſehr gern, daß ſie davor weglaufen — denn zu dieſem Zweck ſollen ſie ja eingerichtet ſeyn. Uebrigens hab' ich kaum irgendwo ſo viele kräftige Geſichter und rüſtige, gutgebaute Leute geſehen, wie hier, ganz verſchieden von den eigentlichen kaſtilianiſchen Geſichtern, die ſchon in Vittoria anfangen, viel offener, etwas Eigenſinniges, Trotziges, aber gar nicht das Finſtere der ſpaniſchen Geſichter, ſehr viele blaue Augen. — In Mondragon, wo wir Morgens um ſechs Uhr ankamen, gab man uns ein Paar Ochſen und einige Dragoner mit, um uns über einen ſehr ſchlimmen Berg zu bringen, wo vor zwey Monaten der Kourier angehalten worden iſt. Seitdem wird er an allen bedenklichen Orten eskortirt. Sehr brillant iſt Vittoria freylich nicht, indeſſen hat es eine ſchöne Plaza de la constitucion, wo gerade Markt war. Die vielen Melonen, und beſonders die großen Haufen rother und grüner pimientos (die Kapſeln des ſpaniſchen Pfeffers) ſehen recht gut aus. Die Leute haben ſchon ganz das ſpaniſche Weſen, finſtere Geſichter, bis über die Naſe in braune oder ſchwarze Mäntel gehüllt — ſo ſtehen ſie beyſammen; eine Menge Geiſtliche aller Art liefen auch dazwiſchen herum. Die Weibertrachten ſind noch ziemlich bunt, und der Schleyer noch nicht ſo allgemein, wie in Kaſtilien. — Eine ganz erträgliche gothiſche Kirche, Sta. Maria, hab' ich in Vittoria gefunden, beſonders das Portal iſt gut; in der Sakriſtey iſt eine ſchöne Kreuzabnahme von einem ſpaniſchen Maler, deſſen Namen ich aber nicht erfahren konnte; ſie ſcheint nicht ſehr alt zu ſeyn. Der Ausdruck hat etwas von Guido Reni, beſonders der des Chriſtuskopfes; doch iſt das Kolorit weit lebendiger wie Guidos. Es iſt aber ſehr der Mühe werth, dieß Gemälde zu ſehen, und damit empfehl ich es. Es ſind nur drey Figuren darauf, faſt Lebensgröße, Chriſtus, Maria und Johannes. Auf dem Portal der Kirche ſind mehrere Bibelſprüche angeſchrieben, z. B.: „Wer für die Seinigen Sorge trägt, obgleich er ein Ungläubiger (infidel) wäre, iſt Gott wohlgefällig (oder ſo was), wo's ſteht, weiß ich nicht mehr; aber an einer ſpaniſchen Kirche hätte ich ſo einen menſchlichen Spruch nicht geſucht. — Es wird viel gebaut in Vittoria; beſonders vor dem Thor von Burgos, lauter ſchöne, große Häuſer; auch gepflaſtert und überhaupt verſchönert wird. Ein ganz erträglicher Spaziergang, la florida, iſt eben fertig geworden, mit Bildſäulen von Herren, die ich nie hab' nennen hören, z. B. ein Theudos u. dergl. Von Vittoria fährt man Abends um ſechs Uhr ab, in einem andern Wagen, der für ſechs Perſonen eingerichtet iſt, (der innre Raum deſſen von Irun bis Vittoria iſt nur für Viere.) Die Sache iſt aber, daß man eben ſechs hineinquetſcht, wo nur vier Platz haben. — Du ſiehſt, es iſt tout comme chez nous. — Von dem Weg von Vittoria bis Burgos kann ich dir wenig ſagen, im Ganzen iſt er eben; nur bey Miranda kommt man durch einen der verdächtigſten Felſenpäſſe, die mir vorgekommen ſind; an einer Stelle iſt die Schlucht grade ſo breit wie der Wagen, und für das trottoir der Chauſſee iſt ein Loch durch den Felſen gebrochen worden. Man hätte mit viel weniger Mühe den ganzen Weg breiter machen können. — In Burgos bin ich leider nur lange genug geweſen, um mich zu ärgern, daß ich nicht länger bleiben konnte. Die ſchönſten, alten Gebäude und Kurioſitäten konnte ich nur im Vorbeyrennen betrachten. — Es iſt wahrlich beynahe kein Haus, woran nicht ein kurioſes Wappen, ein abgeſchmacktes Sprüchlein, oder ſonſt etwas zu ſehen wäre, kurz es iſt recht eins von den alten Neſtern, wie ichs gern habe, worin man herumblättern kann, wie in einer alten Chronik mit Holzſchnitten. — Auch vom Münſter kann ich dir nichts ſagen, als daß es eines der ſchönſten gothiſchen Gebäude iſt, die ich kenne. Schade, daß das Schiff verbaut und vergittert iſt! In der Sakriſtey ſollen ein Paar gute Gemälde ſeyn, die ich aber nicht geſehen habe. Gar wunderlich ſehen die Thürme aus! — wie Kronen; faſt wie zwey der Thürme am Mainzer Dom, nur viel niedriger und breiter; auch ſind jene nicht fertig, dagegen ſcheinen dieſe in der Kronengeſtalt vollendet zu ſeyn, indem ſie von oben Licht in die Kirche laſſen, und von innen als Kuppeln erſcheinen; nur nicht gewölbt, (was man gewöhnlich Kuppeln nennt), ſondern ganz im gothiſchen Styl, und durchbrochen. Der T. mag genauer beſchreiben, was er Morgens um ſechs Uhr im Laufe geſehen hat, die Augen voll Poſtwagenſtaub. — Außerdem hab' ich noch eine gar ſchöne Kirche geſehen — (ich glaube San Severino oder ſo was?) — eine unendlich zierliche, achteckige Geſtalt, mit acht Nebenkapellen, oben gewölbt und offen, im allerſchönſten Ebenmaße! Ich erinnere mich nicht in der Art etwas Zierlicheres und beſonders in dem Styl etwas Einfacheres geſehen zu haben. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Fortſetzung.)

Ueber nichts entſteht auf der Erde mehr Haß und Streit als über das Fernſte von ihr, über den Himmel und ſeine Geſchichte. So wars in Altheſperien. Der Verfaſſer dieſes geringen Beytrags zur älteſten Kirchen- und Ketzergeſchichte ſuchte zwar das Land bisher vergeblich auf den beſten alten griechiſchen Landkarten; er hat aber das Glück gehabt, aus großen Bücherverſteigerungen in Rom und Wittenberg eine ganze Bibliothek altheſperiſcher Streitſchriften zuſammenzubringen, ſo daß er ſeine Sammlung für reicher halten darf, als die, welche jener Britte von der Don Quixotteſchen Bibliothek der vom Balbier aus dem Fenſter geworfenen Ritterbüchern mit ſo großen Koſten aufgetrieben; daher kann er vielleicht beſſer als viele andere, die den Vortheil ſeines Quellenſtudiums entbehren, einen erträglichen Auszug aus den feurigen Streitſchriften zweyer ſo alter und ſo lange verſchwundener Sekten liefern.

Die Altheſperier verehrten, wie mehrere alte Völker, noch die Sterne; von welchem Sternendienſte bey den neuern nur noch ſchwache Spuren in der Anbetung der nähern metallenen auf die Röcke genähten Sterne der Weiſen vorhanden ſind. Sie ſuchten ſich aber die Venus, welche als Abendſtern ſpäter auch die Lokrer in ihrem Wappen führten, als das ſchönſte und hellſte Geſtirn des nächtlichen Himmels aus. Leider aber ließ der friedliche Venusſtern einen dickern und härtern Zankapfel, als die Göttinn Venus auf Ida gewann, unter die Heſperier fallen. Da man nämlich damals in den aſtronomiſchen Kinderjahren das Janusgeſicht des Venusplaneten, der bald als Heſperus, bald als Morgenſtern den Himmel verſchönert, nicht kannte: ſo theilte ſich ganz Altſperien in zwey Parteyen, wovon die eine den Abendſtern, die andern aber den Morgenſtern als Venus verehrte.

In Südheſperien wohnten die Abendſterndiener oder Heſperus-Anbeter; in Nordheſperien aber die Morgenſterndiener. Es iſt nun Pflicht, jeder Religionpartey ihr Recht zu geben in meinem ſchwachen Beytrag zur älteſten Kirchengeſchichte. Die Südheſperier zogen, wie überhaupt der Süden, die laue genießende Nacht weit dem heißen arbeitvollen Tage vor; und hielten die Sonne, auf welche ſpäter der Engländer Swinden die Hölle verlegte, für die Höllengöttinn, die ihnen ſchon auf der Erde eine anſchürte und heiß machte. Daher war ihnen der Heſperus ihr allein ſeligmachender Stern, den ſie anbeteten, weil ſie ihn für ihren Erlöſer von der Sonne hielten, die er, wie ſie glaubten, vor ſich hertreibe unter die Erde hinab, und die ſich nach bey dem Untergange durch Verbreitung von Giftluft (etwa wie die Abendluft in Rom) feindlich erweiſe. Der Sonne warfen ſie noch vor, daß ſie die Augen, zumal weißzarter unſchuldiger Albino's, angreife und blende, für welche doch blos Dunkelheit und Grün ſo ſtärkend wären, und daß ſie den Menſchen ſo ſchwarz mache wie den Teufel. Deſto erfreulicher war ihnen die Nacht, weil ſie für ſie eine Mutter nicht ſowol der Götter, wie bey den Griechen, als vielmehr der Menſchenkinder und der Liebe war. Sie hatten der Venus, oder dem Heſperus eine beſondere Stadt, Paphia, gewidmet, wo der nächtliche Gottesdienſt mit ſeinen Horen etwas vor Abends anfing, und etwas nach Morgen aufhörte. Es trifft ſich ſeltſam genug, daß ſpäter auch auf der Inſel Paphos, der von den Griechen verehrten Venus eine Stadt Paphia *) gebaut wurde. Viel näher aber geht es uns hier an, daß die Anbeter des Morgenſterns von jener Stadt in ihren Streitſchriften Anlaß nahmen, die Heſperusverehrer ſtets Paphiſten zu nennen, die ſich doch ſelber Heſperiden hießen; daher dieſe die Schimpfwörter vergalten und die Verehrer des Morgenſterns oder Luzifers die Luziferaner tauften, unter welchen ſie Teufelskinder verſtanden, weil Luzifer der Vorläufer der brennenden Sonne war. Jene inzwiſchen hörten es ganz gern, weil Luzifer bekanntlich Lichtbringer bedeutet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachtrag von H. Cailliauds Nachrichten aus Nubien.

Ein verſpäteter Brief des franzöſiſchen Reiſenden an H. Jomard aus Guerif el Amdas, einem Chaguiſchen Dorf, drey Tagreiſen von Korti, den 20. Februar 1820, macht uns mit einer überaus großen Zahl von alten Bauüberreſten bekannt. Der Reiſende war ſo eben wieder zu Ismael Paſchas Armee geſtoßen. Nachdem der Nil einen großen Winkel nach Oſten gemacht, wendet er ſich nordwärts zu ſeinem Ausfluß — hier ſind wir jezt, ſchreibt H. Cailliaud. Sieben Stunden von hier, am rechten Nilufer iſt ein Dorf der Chaguis, Meroë genannt, noch eine Meile nördlicher iſt der hohe Berg Barkal, an deſſen Fuß viel Alterthumstrümmer ſind; nämlich die Ruinen von ſieben Tempeln, mehr wie ſiebzehn Pyramiden, zwar ſind dieſe klein, aber einige von herrlicher Bauart. An einer ihrer Seiten iſt ein kleines Heiligſtes mit ihnen verbunden, verſchiedene von ihnen ſind gewölbt und mit einem Schlußſtein verſehen, die innern Mauern dieſes Heiligſten ſind, ſo wie der Theil der Pyramide der ihnen zum Hintergrund dient, mit Hieroglyphen bedeckt, die Gewölbe weiſen deren keine auf. Die Anhäufung des Sandes verhindert zu ſehen, ob ſie eröffnet worden ſind. Die Beobachtung dieſer nubiſchen Pyramiden kann vielleicht über die egyptiſchen Aufſchlüſſe geben. Die Tempel ſind nicht ſo gut wie manche der Pyramiden erhalten, drey von ihnen ſind größtentheils in den Berg, welcher Sandſtein iſt, eingehauen, in dem größten iſt der Fels eingeſtürzt, und macht deſſen Geſtalt unkenntlich; ein anderer, der ein Typhonium iſt, erhielt ſich beſſer, ein dritter iſt ſehr klein. Einer der Tempel iſt größer als der von El Kargeh in der großen Oaſis, die andern viel kleiner. Alle dieſe Alterthümer ſind ſehr verfallen, man ſieht nur die Grundſteine der Säulen und Mauern; jedoch vermöge einiger Nachgrabungen gelang es mir, von mehreren einen genauen Plan aufzunehmen.

Auf der andern (linken) Seite des Nilufers, bey Nouri finden ſich zwölf andere Pyramiden, faſt ſo groß, wie die vorzüglichſten von Saggaroh, und viere wie dort die kleinſten, achte aber wie die von Gizeh. Sie ſind alle von Sandſtein und bröcklichem Puddingſtein, woher ſich auch ihr Verfall erklärt. Hier haben wir alſo ein Dorf Meroe auf einem Boden, der wohl ehemals eine Inſel ſeyn konnte, wo ſich mehr wie vierzig Pyramiden, und ſieben Tempel befinden; eine kleine nördlich gelegene Inſel heißt noch jezt Meroe, andere Inſeln ſind nahe dabey. Die Hoffnung, drey oder vier Tagreiſen von Chendy anſehn-

---

*) Nitſch neues mytholog. Wörterbuch, Bd. 2. Seite 412. Ueberhaupt wird der Leſer bis zum Verwundern in dieſem Beytrage zur älteſten Kirchen- und Ketzergeſchichte auf allen Seiten — z. B. oben ſchon im nächſten Satze die Namen Paphiſten und Luziferaner — alte Wörter oder Laute finden, welche von ferne jetzigen faſt ähnlich klingen, ohne doch im Geringſten ähnlich zu ſeyn; dieß ſey aber doch eine Warnung für manche Apoſtel eines neuen panglottiſchen Wurzelwörter- und Aſſonanzen-Chriſtenthums, das ſich aus allen Sprachen, Zeiten, Träumen und Sitten, leicht ein Vor- und Nachbild zubereitet. Ich werde noch einigemale auf ein ſolches wunderbares Wort-Zuſammentreffen der alt-heſperiſchen Kirchengeſchichte mit ſpäterer chriſtlicher hinwinken.

liche Trümmer zu finden, vermag mich noch immer nicht, das alte Meroe hier zu ſuchen. Nun iſt kein Europäer weiter vor uns, und ich werde mit Sorgfalt unterſuchen. Seit zwey Monaten iſt die Armee hier, und dieſem Umſtand verdanke ich meine Entdeckungen. H. Caillaud fügt noch hinzu, daß Ismail Paſcha keinen andern Reiſenden mehr erlaubt, ſo weit Nil-aufwärts zu dringen, daß ſelbſt H. C. es einigen mineralogiſchen Kenntniſſen verdankt, weiter gehen zu dürfen; der Paſcha ſagt zu den Reiſenden: „Ihr kommt zu mir, um mich in eure Bücher zu bringen.“ Rückſichtlich der Mineralogie glaubt H. C. an drey Orten Minen von ſehr verſprechendem Gehalt entdeckt zu haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, December.

Es befindet ſich ſeit einigen Monaten ein Deutſcher, Namens Waldeck, hier, welcher eine der merkwürdigſten Reiſen gemacht zu haben vorgibt, die noch je von einem Europäer ausgeführt worden: es iſt nämlich nichts Geringeres, als ein Spaziergang von Egypten nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mitten durch Afrika. Er ſcheint kein Buchmacher zu ſeyn, indem er bis jezt noch immer dem Andrang einiger Buchhändler, ſein Reiſejournal in Ordnung zu bringen und ihnen zu verkaufen, widerſtanden hat; zu dieſem Schritte ſoll er ſich aber doch endlich entſchloſſen haben, und wir dürfen hoffen, bald wichtige Aufſchlüſſe über jene Terra incognita zu erhalten, wenn Hr. Waldeck nur recht klar beweiſen kann, daß er die Reiſe wirklich gemacht hat. Gerne möchte ich einem unſerer Landsleute dieſe Ehre gönnen, aber der litterariſche Betrug des berüchtigten Dambergers, gerade über denſelben Gegenſtand, macht uns hier gegen afrikaniſche Reiſende etwas ſchüchtern, beſonders da wir uns ſo geneigt fühlen, uns über dieſen Gegenſtand täuſchen zu laſſen, da es doch immer tröſtender iſt, eine vermeinte Kenntniß zu beſitzen, als gar nichts zu wiſſen. — Hr. Waldeck erzählt, er ſey eine der Perſonen geweſen, welche, während des Aufenthalts des franzöſiſchen Heeres in Egypten, in irgend einer Miſſion nach Timbuktu abgeſandt worden, einer Miſſion, welcher, wo ich nicht irre, Denon erwähnt. Sie nahmen ihren Weg über Murzuck, und Waldeck behauptet, ſie hätten Timbuktu wirklich erreicht. Auf dem Rückwege nach Egypten indeſſen erfuhren die Reiſenden die Niederlage der Franzoſen in jenem Lande und die Kapitulation ihres Heeres, und da fünf derſelben, worunter Hr. Waldeck einer war, ſich nicht den Engländern überliefern wollten, ſo beſchloſſen ſie, mitten durch Afrika das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erreichen zu ſuchen. Wo ſie dieſen Entſchluß gefaßt und eigentlich anfingen, ſich gegen Süden zu wenden, habe ich nicht erfahren können, indem auch Hr. Waldeck überhaupt ſich der Namen der Städte nur ſelten erinnert, und ſich über das Meiſte, das man ihn fragt, auf ſein Journal bezieht. Die Geſellſchaft, ſcheint es, trat ihre Reiſe ohne alle mathematiſche Inſtrumente an, folglich kann die Route nur durch Berechnung der Tagereiſen beſtimmt werden. Ihr Weg führte über das Mondgebirge, oder vielmehr eines Zweigs deſſelben, in welchem der weiße Fluß entſpringt, den Bruce, in der Meinung, daß er nicht die Hauptquelle des Nils bilde, (welches man doch, wegen der größern Waſſermaſſe in demſelben, vermuthen ſollte,) nicht bis zur Mündung verfolgte. Am Fuß dieſes Gebirgs fanden ſie einen Pfeiler, welchen, der Inſchrift nach, ein römiſcher Konſul im Jahr 67 v. C. G. (alſo unter Veſpaſian) errichtet hatte. Das Gebirge war weder ſehr hoch, noch ſteil, und ſie ritten gemächlich auf ihren Maulthieren hinauf. Oben fanden ſie ein Plateau, das ſich an 400 engliſche Meilen breit gegen Süden ausdehnte, und hier kamen ſie zuerſt zu einem ziemlich kleinen See, aus welchem der weiße Fluß entſpringt; mehrere Tagereiſen weiter entdeckten ſie ein Völkchen von ungefähr ſechs- bis ſiebentauſend Seelen, das der Beſchreibung nach den Berber's gleich kommt, und welches eine Oaſis bewohnte, in deren Mitte ſich ein Tempel aus dem höchſten Alterthum in ſehr vollkommenem Zuſtande befand, deſſen ſich die Bewohner noch zum Gottesdienſte bedienten. Unter andern beſchreibt Hr. Waldeck ein Gemach, auf deſſen Wänden die meiſten Thierarten in dem Zuſtande der Begattung mit friſchen Farben vorgeſtellt waren, und worin alle Ehen vollzogen wurden. Als ſie dieſe Ebene durchwandert hatten, führte ſie ihre Reiſe 52 Tage lang abwärts. Am neunten Tage entdeckten ſie das Skelett eines Mannes, welcher mit einem Riemen ein Gewehr mit dem Namen Harris um den Hals geſchlungen, und einen Chronometer von Marchand neben ſich liegen hatte. (Erſteres hat Hr. Waldeck vorgezeigt.) Etwas weiter entdeckten ſie noch zwey andere Skelette, bey welchen man aber nur noch einen ſilbernen Bleyſtift fand. Nach Briefſchaften oder andern Gegenſtänden, woran ſie die Namen der unglücklichen Eigenthümer hätten ausfinden können, ſahen ſie ſich vergebens um. Wahrſcheinlich waren ſie durch Durſt umgekommen; eine Tagereiſe weiter aber entdeckten ſie eine ſchöne Quelle friſchen Waſſers, und Hr. Waldeck ſagt, daß, wenn man in jener Wüſte nur ein Paar Fuß tief mit einem Spaden grübe, ſich überall Waſſer fände. Auf ihrer weitern Reiſe kamen unſere Abenteurer über einen Fluß unfern von ſeiner Quelle, welchen Hr. Waldeck für den Congo zu halten geneigt iſt. Sie hatten eine große Menge Goldes geſammelt, aber während ſie weſtlich vom Kaffernland hinzogen, mußten ſie ſich mit den Waffen in der Hand einen Weg durch eine feindſelige Nation bahnen, wobey ſie ihre Reichthümer einbüßten. Sie erreichten endlich die Capſtadt, von wo aus Hr. Waldeck ſich nach Oſtindien begab, und endlich über Perſien (deſſen Sprache er gelernt zu haben ſcheint) nach Europa zurückbegab und zulezt nach England kam. Drey ſeiner Reiſegefährten ſtarben an den Folgen ihrer außerordentlichen Anſtrengungen, und der vierte, der ein ungelehrter Kupferſtecher ſeyn ſoll, und zu der Bedeckung der Geſandtſchaft gehörte, ſoll ſich jezt in Paris befinden. Hr. Waldeck erwähnt zweyer merkwürdigen Thierarten, die er im Innern von Afrika geſehen; beyde ſind von der Schlangenart; das eine, zwiſchen ſechs bis ſieben Fuß lang, ſoll zwey Haken oder vorwärts gekrümmte Hörner vorn auf der Stirn haben, mit welchen es ſich an den Bäumen feſthängt, wenn es, oft aus beträchtlicher Ferne, auf ſeine Beute zuſpringt, und es ſoll ſogar die unglaubliche Eigenſchaft beſitzen, ſich in der Luft ſeitwärts zu wenden und das Ziel ſeines Sprunges zu verändern. Das andere, ungefähr von derſelben Größe, ſoll nur ein Horn auf der Stirn haben, womit es ſogar den Löwen überwältigt, indem es ihm zuerſt die Augen ausbohrt und ihn dann erdroſſelt. Von dieſen Thieren, wie auch von mehreren andern Gegenſtänden, beſonders dem Tempel, hat Hr. Waldeck Zeichnungen, womit ſein Werk bereichert werden ſoll.

Das Bell-Lancaſter'ſche Syſtem iſt in Schottland gänzlich fehlgeſchlagen. In Edinburg, Glasgow, Paisley u. ſ. w., wo man mehrere Schulen nach dieſem Plane unter der Leitung geübter Lehrer errichtet hatte, und welche anfangs ſehr ſtark beſucht worden, ſind ſie alle wieder eingegangen. Hieran dürften wohl alte Vorurtheile einen bedeutenden Antheil haben; der Hauptgrund ſcheint aber doch darin zu liegen, daß die Schottländer das alte Syſtem ihrer Pfarreyſchulen wirkſamer gefunden haben, und zwar wohl darum, weil es langſamer von Statten geht; und man wird wohl überall finden, daß das ſchnell Erlernte ſich ſchnell vergißt, und daß überhaupt dieſes mechaniſche Syſtem nicht weiter, als bis zur Kenntniß der Anfangsgründe mit Nutzen angewandt werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 3. Januar 1822.

> Die Glocke ruft mir! Höre ſie nicht, Duncan!
> Es iſt die Glocke, die dich Augenblicks
> Zum Himmel fordert, oder zu der Hölle.
>
> Macbeth.

Der Mann in der Glocke.

In meinen jüngern Jahren war das Läuten der Kirchenglocken eine Lieblingsbeſchäftigung der jungen Leute zu —. Vor ungefähr funfzig Jahren bildeten unſerer zwanzig, welche in der Nähe der Hauptkirche wohnten, einen Club, welcher beſtändig das Läuten beſorgte, und durch die beſtändige Uebung und den Wettſtreit, welcher ſich zwiſchen uns und einem zu einer andern Kirche gehörigen Club entſpann und der unſerem Eifer erneuerte Schärfe gab, wurden wir vollkommene Virtuoſen auf unſeren Lieblings-Inſtrumenten. Eine Begebenheit aber, die ſich mit mir ereignete, machte nicht nur meinem Läuten ein Ende, ſondern hatte auch die Wirkung, mir den Schall einer Glocke furchtbar zu machen.

Eines Sonntags begab ich mich mit einem meiner Geſpielen in die Glockenſtube, um zu dem Nachmittags-Gebete zu läuten, bey dem zweyten Zug aber fanden wir ſchon, daß der Glockenhammer eines Begräbniſſes wegen, welches am Morgen ſtatt gefunden hatte, umwickelt war. Wir hatten dieß nicht gewußt, aber dieſem Uebel ließ ſich leicht abhelfen. „John,“ ſagte mein Gefährte, „ſteig' hinauf auf den Boden und ſchneid' den Hut ab;“ es war nämlich unſer Gebrauch, die eine Seite des Hammers mit einem Stück von einem alten Hut oder Tuche zu verbinden, wodurch immer der zweyte Schlag gedämpft wurde. Ich ſtieg ohne Widerrede hinauf, kroch in die Glocke, wie gewöhnlich, und fing an wegzuſchneiden. Der Hut war feſter angebunden wie ſonſt, und ich war drei bis vier Minuten darüber her, ehe ich ihn wegbringen konnte. Inzwiſchen war mein Gefährte unten plötzlich weggerufen worden, und ein anderes Mitglied vom Club, ohne zu ahnen, daß jemand oben ſeyn könnte, fing an die Glocke anzuziehen. Ich wollte dieſelbe eben verlaſſen, als ſie ſich zu bewegen begann; mit Schrecken errieth ich auf einmal die Urſache; durch eine ſchnelle, beynahe gichteriſche Anſtrengung gelang es mir hinabzuſpringen und mich unter der Glocke flach auf den Rücken zu werfen. Die Glockenſtube, worin ſie hieng, hatte nur um ein geringes mehr Raum, als für dieſelbe nöthig war, und der Rand derſelben ſtand nur um ein Paar Fuß von dem Sparrenboden ab. Ich war damals freylich nicht ganz ſo dick, als ich jezt bin, aber ſo wie ich lag, war ſie nur einen Zoll von meinem Geſichte. Ich lag noch keine Sekunde lang am Boden, als das Geläute ſeinen Anfang nahm. Es war eine ſchreckliche Lage. Ueber mir ſchwang eine ungeheure Metallmaſſe, deren geringſte Berührung mich in Stücken zerquetſcht haben würde; der Boden unter mir beſtand vorzüglich aus alten Sparren, und wenn dieſe nachgaben, ſo fiel ich von einer Höhe von fünfzig Fuß auf einen andern Boden, welchen wahrſcheinlich die Stärke meines Falles durchbrochen haben würde, und ich wäre 100 Fuß tiefer auf dem Marmorpflaſter vor dem Altare zu Stücken geſchlagen worden. Ich erinnerte mich — denn die Furcht hat ein ſchnelles Gedächtniß — wie ein Uhrmacher einen Monat vorher durch die Böden eines Kirchthurms gebrochen, und nicht nur die Decke über dem Eingang durchgeſchlagen, ſondern auch in den marmornen Grabſtein eines darunter ſchlafenden Biſchoffs eingebrochen war. Dieß war meine erſte Angſt, aber das Geläute hatte noch nicht eine Minute gedauert, als mich unmittelbar ein furchtbarer Schrecken befiel. Der betäubende Schall der Glocke drang mit einer ſolchen donnernden Gewalt in mein Ohr, daß ich das Platzen der Trommelfelle zu beſorgen anfieng. Er durchſchütterte jede Nerve in mir, er drang mir bis in die Seele; Gedanke und Ueberlegungskraft waren beynahe gänzlich verbannt, ich behielt nur das Gefühl einer martervollen Angſt. Jeden Augenblick ſah ich wie die Glocke innerhalb eines Zolles von meinem Geſichte kam, und meine Augen — ich konnte ſie nicht ſchließen, ob es gleich einem Todesſchmerze glich, ſie offen zu halten — folgten inſtinktmäßig ihrem Schwunge, bis ſie wieder zurückkam. Vergebens ſagte ich zu mir ſelbſt, daß ſie in keiner der nächſten Schwingungen näher kommen könne als ſie zuerſt gethan; ſo oft ſie herabkam, zog ich mich gewaltſam an den Boden zuſammen, um nicht unter der furchtbaren Maſſe begraben zu werden; dann dachte ich wieder an die Gefahr, wenn ich zu hart auf meine ſchwache Stütze drückte, und hob mich auf, ſo hoch ich nur durfte. — Zuerſt waren meine Beſorgniſſe auf wirkliche Möglichkeiten gegründet. Ich fürchtete, der Tragbalken möchte nachgeben und die Glocke auf mich herabſtürzen. Ein anderes Mal dachte ich an die Möglichkeit, daß bey irgend einem Schwunge der Hammer losgehen, und mir durch meinen Leib fahren könnte, ſo wie ich einen Ladſtock hatte durch eine Thür fahren ſehen. Dann plagte mich auch, wie bereits erwähnt, die Furcht, daß die morſche Decke unter mir nachgeben könnte; aber dieſe Beſorgniſſe gaben bald anderen Raum, die zwar nicht ungegründet, aber vom Aberglauben erzeugt, und folglich um deſto ſchreckhafter waren. Das Gebrülle der Glocke verwirrte meinen Verſtand, und bald ward meine Phantaſie mit einer Menge der ſonderbarſten Bilder angefüllt. Die donnernde Glocke über mir, welche mit furchtbarem Gebrülle mir einen ſchrecklichen Rachen zeigte, kam mir einmal vor, wie ein wüthendes Unthier, das mich verſchlingen wollte; ein anderes Mal wie ein Strudel, der mich in ſeinen heulenden Schlund hinabzureißen drohete. So wie ich ſie anſtarrte, nahm ſie beſtändig andere Geſtalten an; es war ein fliegender Adler oder vielmehr ein Fels aus den Arabiſchen Mährchen, welcher über mir ſeine Flügel ſchlug und ſchrie. Zuweilen wenn ich hinauf blickte, ſchien ſie ſich in's Endloſe zu verlängern oder am Ende in der zugeſpitzten Geſtalt des Schweifes eines fliegenden Drachen zuſammenzuziehen. Auch fehlte es nicht an dem Flammenhauche und Feuerblick jenes fabelhaften Thieres, um das Gemälde zu vollenden. Meine entflammten Augen gaben dem eingebildeten Ungeheuer ſeinen vollen Antheil unheiligen Glanzes.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich alle die Einbildungen, die ſich meines Verſtandes bemeiſterten, aufzählen. Alles was nur abſcheulich und brüllend war, ſtellte ſich meiner Einbildungskraft dar. Oft kam es mir vor, als ſey ich in einem Orkane auf dem Meere, und das Schiff, worin ich mich befände, würde mit der wüthendſten Gewalt umher geſchleudert. Die durch den Schwung der Glocke in Bewegung geſezte Luft wehete beynahe mit derſelben Gewalt und mit lauterem Gedonner, als die eines Sturmes über mich her, und der Boden unter mir ſchien wie bey einem Betrunkenen in die Runde zu laufen. Die gräßlichſten Gedanken aber, die mich ängſtigten, hatten ihre Quelle im Ueberirdiſchen. In der großen Höhlung der Glocke erſchienen mir die gräßlichſten Geſichter, welche mit ſchrecklichem Grimme, oder, was noch furchtbarer war, grinzendem Hohn auf mich herabſtarrten. Zulezt erſchien der Teufel ſelbſt, bekleidet wie in der gemeinen Beſchreibung des böſen Feindes, mit Pferdehuf, Hörnern und Schweif, und Augen gefüllt mit hölliſchem Glanze; er befahl mir Gott zu läſtern, und ihn anzubeten, der die Gewalt habe, mich ſelig zu machen. Dieſen furchtbaren Befehl ſprach er mit dem volltönigen Schall der Glocke aus. Er war nicht einen Zoll weit von mir, und ich dachte an das Schickſal des Santon Barſiſa. Mit der Feſtigkeit der Verzweiflung aber bot ich ihm Trotz, und hieß ihn ſich hinwegheben. Dann kam mir der Verſtand einen Augenblick lang zurück, aber es war nur, um mich mit einer neuen Angſt zu erfüllen, ſo wie der Blitz die Dunkelheit, welche den einſamen Schiffer umgiebt, zerſtreuet, um ihm zu zeigen, daß ſein Boot einem Felſen zu treibt, gegen welchen es rettungslos zertrümmert werden muß.

(Der Beſchluß folgt.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Fortſezung.)

Die Südheſperier oder Papiſten, oder richtiger, die Heſperiden konnten die tägliche Aufklärung auch darum nicht leiden, weil ſie ihnen immer den Nachthimmel wegnahm. Die Sternbilder waren ihnen nämlich die um den Heſperus zunächſt verſammelten Heiligenbilder, und jeder erwählte ſich ein Sternbild zu ſeinem Beſchützer und Patron, der eine den großen Bären, den Bärenhüter, den Schlangenträger — der andere den Haſen, den Geyer — ein dritter das Meerſchwein, den Krebs, den Fiſch — ein vierter den Waſſermann, den Fuhrmann — ein fünfter die Jungfrau. Ein ſolches geſtirntes Schutzbild konnte ſich der Südheſperier ganz vollſtändig aus einigen zerſtreuten Lichtſtiften muſiviſch zuſammenſtecken, und die leeren dunkeln Zwiſchenräume ſo mit Glanz ausfüllen, daß er wirklich etwas Perſönliches voll Stralen anzubeten bekam, auf das er ſich verlaſſen konnte, da er es jede Nacht vor ſich hatte, und über ſich. Einen andern empfindlichen Schaden that die Aufklärung des Tags dem Heſperiden dadurch, daß ſie ihm die Sternſchnuppen entzog und verbarg, die er in der Nacht ſo deutlich als himmliſche Erſcheinungen und Gaben vom Himmel herunterfahren ſah in den einen oder den andern Paphiſten hinein. Denn ein Dekan oder Aſtralgeiſt *) brachte dann nach ſcharfen Berechnungen leicht den Mann heraus, in den ſich die meiſten Sterne geſchneuzt hatten, und welcher darauf ſpäter nach abgelegtem Leibe alle ſeine aufgefangenen Sterne vorzeigen konnte, die aus ihm ein Heiligenbild zuſammenpunktirten, welches ſo leicht, wie jedes frühere und höhere, anzubeten war.

Der Abendſtern als der Himmelskönig, der alle dieſe kleinen Sterne überglänzte, und der unter allen allein zuweilen ſogar am hellen Tage trotz der Sonne, zu den Südheſperiern tröſtend herunterblinkte**), zeigte ihnen bald an den beyden Hörnern, womit oft die Venus erſcheint, das Füllhorn der Früchte, und das Morpheushorn der noch reichern Träume, und bald an der vollen Lichtgeſtalt ein gütiges Angeſicht. Wenn aber der Abendſtern nach langem Leuchten endlich rückwärts auf die Sonne zuzugehen ſchien und dann gar, wie von ihr überwältigt, auf viele Monate verſchwand: ſo ordneten die Heſperiden, da ſie es blos ihren Sünden zuſchreiben konnten, lange Faſtzeiten und lange Betzüge an, und ließen mit dem Anflehen ihrer Patrone. der Sternbilder, nicht eher nach, bis endlich der Heſperus wirklich wieder erſchien, und jeden Abend heller und freundlicher auf ſie niederſah.

Gerade nun in die paphiſtiſchen Bußtage fielen die Freudenfeſte der Nordheſperier oder Morgenſternverehrer, weil ihnen da ihr Morgenſtern wieder aufging, als verkleinerte Dämmerungsſonne und als Geſandtin der großen Sonne, mit welcher ihnen Tag und Leben und Thun und Alles kam, was der Norden braucht und ſucht. Von dieſer Sekte nun, den Luziferanern, weiß ich — ob ich gleich meine alt-heſperiſche in Rom und Hamburg erſtandene Streittheologie ziemlich durchgeſehen — nicht ſo viel Ausgezeichnetes auszuſagen, als von den Abendſterndienern, indeß kann ich mir wenigſtens das Verdienſt der Unpartheylichkeit zu erwerben ſuchen. Die Luziferaner hielten eigentlich die Sonne für das Weſen, das ihnen ihr Liebſtes und Höchſtes, das Licht, verlieh; jedoch wurde der Morgenſtern, als der Vorläufer der Sonne und des Tags, der oft ſogar ſtundenlang vor der Aurora voraus war, von ihnen als näher verehrt. Nach der Nacht und ihren Heiligenbildern, bey denen nicht zu ſehen und nicht zu arbeiten war, fragten ſie nichts, ſondern verſchlieſen ſie. Da ſie den Heſperus als den Verfolger der Sonne und als Erſtgebornen der Nacht anſahen: ſo wünſchten ſie nichts eifriger als deſſen Untergang, der auch keinen Abend ausblieb. So ſehr war noch deſſen Einweſen und Einklang mit dem Morgenſtern, oder der ganze Venuswandelſtern beyden Sekten ganz ein innres Afrika und böhmiſches Dorf.

Inzwiſchen hab' ich, ehe ich weiter gehe, aus meiner blauen Bibliothek — wie ich vielleicht nicht unſchicklich meine ſeltene Sammlung alt-heſperiſcher Kirchen- und Ketzergeſchichten theils der Kürze wegen, theils des Dunſtes, theils der Farbe des Himmels wegen nenne, an welchem ja die ſtreitigen Punkte hingen — aus dieſer blauen Bibliothek hab' ich im Vorbeygehen noch einer kleinen Spielart der Morgenſterndiener zu erwähnen, welche ſich nicht Luziferaner nannten, ſondern lieber Phosphoriſten, weil der Morgenſtern bekanntlich auch Phosphoros heißt. Zum Glück dauerte das Namen-Schisma nur geringe Zeit. Denn in allen Flugblättern und Aktenſtöcken der blauen Bibliothek find' ich den einſtimmigen Bericht, daß einmal, als Luziferaner und Phosphoriſten bey einem rechten Gaſtmale der Liebe (griechiſch Agape) einander gegenüber ſaßen, die Luziferaner an der einen Ecke des Tiſches den Phosphoriſten an der andern, eine wechſelſeitige Geſundheit zutranken (mit Paphiſten aber, ſagten ſie, ſey nicht zu trinken), und auf einmal ordentlich wie inſpirirt einander zuriefen, warum ſie denn bisher ihren Bund der gleichen Anbetung lieber als ihr Brod mit einander gebrochen hätten, da ja ihr ganzer Streit nur aus einem Sprachen-, nicht aber Sachenunterſchiede entſpringe, indem Phosphoros im Griechiſchen ſo gut Lichtbringer heiße als Luzifer im Lateiniſchen, und es hier ja nur auf das Bedeuten ankomme, nicht auf den Unterſchied zwiſchen Griechiſch und Latein. der ohnehin keine beſondere griechiſche und lateiniſche Kirche begründe, ſondern auf das herzliche Verehren des heiligen warmen Lichtes von oben. Darauf gaben ſie einander über den Tiſch hinüber Hand und Wort, künftiges Bund- und Wortbrechen durch öfteres gemeinſchaftliches Brodbrechen, wie dieſesmal, abzuwenden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Verſpätet.)

Trübe Tage und heftige Regengüſſe, die Vorläufer des Winters, beſchränken bereits alle Vergnügungen auf das Zimmerleben, die ſchöne Welt iſt von ihren Gütern, den Bädern und dem benachbarten Dresden, dem Sommeraufenthalt vieler Berliner, zurückgekehrt. Der Sommer gab uns wenig brillante neue Erſcheinungen, außer im Reiche der Muſik, wo Boucher mit ſeinem eminenten, doch bizarren Talent, Mad. Boucher durch ihr liebliches Harfenſpiel, und Mad. Antonia

---

*) Dekan iſt eigentlich der frühere Name von einem der drey Aſtralgeiſter, die einem Thierkreiszeichen vorſtanden. S. Kants Streit der Fakultäten.

**) Die Venus kommt alle 8 Jahre in die Stellung gegen die Erde, daß ſie 3 oder 4 Stunden nach dem Mittage am hellen Tag-Himmel zu ſehen iſt. Piazzi's Aſtronomie. B. 2. S. 161.

Campi durch ihre noch immer ſchöne Stimme und ihren majeſtätiſchen Vortrag bezauberten. Leztere war eine Schülerin Mozarts, für die er ſeine Königin der Nacht ſezte. Sie iſt bereits im vorgerückten Alter, und hat troz dem, daß ſie fünf und zwanzig Mal Mutter wurde, ihre Stimme noch ſo vorzüglich erhalten, daß die jugendlichen Erſcheinungen, die nach ihr auftraten, Mlle. Thereſe Seſſi und Mlle. Kainz aus Wien, ihr nichts von ihrem Glanze raubten. Boucher und ſeine Gattin werden uns nun bald verlaſſen, nachdem ſie dieſe öftere Drohung immer wieder zurückgenommen hatten. Beyde wurden hier perſönlich geſchäzt, auch verdient Boucher viel Achtung, da er aus dem Ertrage ſeiner Kunſt mehrere arme Verwandte unterſtüzt. Die große Aehnlichkeit ſeines Kopfs mit dem Napoleons trug dazu bey, ſeine Erſcheinung noch auffallender zu machen.

Im Theater ſahen wir wenig Neues. Goethe's „Stella" ging mit verändertem Schluß über die Bühne, ohne daß dem Stück großer Beyfall gezollt wurde. Als Jugendarbeit Goethe's ſagt es dem veränderten heutigen Geſchmack des Zeitalters nicht mehr zu. Franz Horn ſagt manches Leſenswerthe darüber in der Abendzeitung. — Der „Stralauer Fiſchzug," ein Volksſtück von Julius v. Voß, erregte hier großen Aufruhr, ſeit langer Zeit hat kein Theaterſtück ſo viel widerſprechende Urtheile und Kritiken veranlaßt. Manche behaupten, der Zweck ſeines Titels ſey verfehlt, da das Volk, ſtatt dadurch gewürdigt zu werden, ſich verſpottet ſehe. — Die Bemerkung, daß das Stück, troz aller Kritiken, die Kaſſen füllen werde, ſchloß den Streit, und der Verfaſſer erhielt hundert Dukaten Gratifikation für ſein Werk.

Das Opernhaus iſt aufs Neue geſchmackvoll dekorirt, und da nun Spontini eine ſelbſtſtändigere Wirkſamkeit auf die Oper erhalten hat, ſo läſſt ſich auch in Zukunft das Beſte davon erwarten. Gegenwärtig ſteht ſie ſchon weit höher, wie das Schauſpiel, welches jezt für einige Zeit eine empfindliche Entbehrung erleiden muß, da Mad. Stich ihrer nahen Entbindung wegen nicht mehr auftritt.

Die Verſchönerung der Stadt hat einen ungehinderten Fortgang. Die Wilhelmsſtraße wird über die Linden hinaus bis zur Marſchallsbrücke durchgeführt. Zu dem Ende kaufte der König ein Haus unter den Linden, an der Mündung der Wilhelmsſtraße, und überließ es wieder an den für die Ausführung des Plans Mindeſtfordernden, der nun, außer Bauplaz und Materialien, eine Summe erhielt, wofür er die Verbindlichkeit übernahm, das Haus nach dem Plan des Geheimen Ober-Bauraths Schinkel neu aufzubauen, dagegen ihm die Benuzung des neuen Gebäudes bleibt. Das Haus erhält eine ſehr ſchöne Façade, zu beyden Seiten des Durchgangs der Wilhelmsſtraße wird ein Säulengang erbaut, der, mit den geſchmackvollſten Läden für Luxus und Bedürfniß verſehen, eine Art Bazar bilden ſoll.

Das in ſeiner Art einzig ſchöne Plateau von den Linden bis zum Schloßplaz erhält ſtatt der alten hölzernen Brücke, unter dem unanſehnlichen Namen „Hundebrücke" gekannt, jezt eine breite ſteinerne, mit Statüen gezierte Brücke, deren Bau mehrere Hunderttauſende koſten wird. Das Bibliothekgebäude hat eine Einfaſſung von eiſernen Gittern erhalten, und in dieſer Einzäunung ſind exotiſche Gewächſe eingepflanzt, wie in der des Univerſitäts-Gebäudes. Das junge Grün bietet dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt vom blendenden Glanz des Steinpflaſters. Durch neue Anpflanzungen werden die herrlichen Baumgruppen hinter dem Univerſitäts-Gebäude mit den Linden in Verbindung geſezt, und bilden gleichſam einen Park.

(Der Beſchluß folgt.)

London. December.

(Beſchluß.)

Der Gerichtshof der königlichen Bank (Kings bench) hat kürzlich einen neuen Beweis geliefert, wie ſehr man in England auf die Reinheit der Juryanſtalt hält. Während der Unruhen, welche der Prozeß der Königin verurſachte, war die Preßfreyheit auf beyden Seiten ſo ſehr mißbraucht worden, daß allen Gutgeſinnten um die Folgen bange ward; es war alſo kein Wunder, daß, als ſich eine Geſellſchaft bildete, welche es ſich zum Geſez zu machen verſprach, die Ungebundenheit der Preſſe auf jedweder Seite zu bekämpfen, Tauſende der Reichſten und Vornehmſten Subſkribenten zu derſelben wurden. Bald entdeckte es ſich aber, daß die Urheber dieſer Geſellſchaft, (welche den Namen Constitutional annahm,) denen die Verwendung der Fonds überlaſſen ward, ſich blos beym Hofe Dank verdienen wollten, und indem ſie die wüthendſten Schriften auf dieſer Seite beſchüzten, ihre Angriffe blos auf die Oppoſitionspartheyen machten. Dieſes Benehmen erregte allgemeines Mißfallen, beſonders in London, wo die Grandjurys alle Anklagen verwarfen, welche von dieſer Geſellſchaft kamen. Indeſſen war es ihren Agenten doch gelungen, durch einen richterlichen Verhaftsbefehl (Judges warrant) einige Broſchürenhändler vor Gericht zu bringen, und die Prozeſſe derſelben ſollten neulich vor ſich gehen, als der Advokat des zuerſt Angeklagten die Einwendung gegen die Jury machte, daß ſie von einem der Londner Sheriffs gewählt worden, welcher ein Mitglied dieſer Geſellſchaft geweſen ſey, und folglich ein Intereſſe darin haben müſſe, das Werk derſelben zu vollenden, oder mit andern Worten, den Angeklagten ſchuldig finden zu laſſen. Vergebens wandten die Gegner ein, der Sheriff habe ſeinen Namen eine Woche vorher, ehe er ins Amt getreten, zurückgenommen — es wurde bewieſen, daß er ſein unterſchriebenes Geld nicht zurückgenommen hatte, und folglich fortfahre, die Maßregeln der Geſellſchaft zu billigen, und die erwählten Schiedsrichter (Triers) entſchieden auf die Weiſung des Oberrichters, daß die Einwendung gegründet ſey, und folglich mußten die Prozeſſe bis zur nächſten Seſſion verſchoben werden. Schon früher war entſchieden worden, daß kein Mitglied der Geſellſchaft in einem in ihrem Namen geführten Prozeß zu den Geſchwornen gehören dürfe, weßwegen der Advokat der Geſellſchaft dem Angeklagten allzeit ein Namensverzeichniß der Mitglieder liefern muß.

Der amerikaniſche Prophet Decker, deſſen ich ſchon vor einiger Zeit erwähnt, fängt an Proſelyten zu machen, und hat bereits ſiebenzehn Perſonen getauft. Die erſten Symptome des Schwärmerfiebers bey dieſen Männern zeigen ſich darin, daß ſie ſich den Bart wachſen laſſen, ihren Beſchäftigungen entſagen, und, wie Pythagoräer, nur von Kräutern leben. Seine Predigten erregen in der armen Nachbarſchaft, wo er ſich aufhält, häufige Aufläufe, und nicht ſelten iſt er den Mißhandlungen des rohen Pöbels ausgeſezt. Er wurde vor ein Paar Tagen vor einen Friedensrichter gebracht, welcher ihm drohte, ihn noch einmal ins Zuchthaus zu ſchicken, wenn er ſich unterſtehe, noch einmal ohne Licenz zu predigen, dieſe aber könnte er für vier Pfennige! (ungefähr 12 kr.) erhalten. Er ſagte aber, er warte nur auf das Segeln eines tuneſiſchen Schiffes, worauf er mit zehn andern von Gott berufenen Jüngern ſeine Wallfahrt nach dem heiligen Lande antreten würde. Dieß beweist alſo aufs Neue, daß es keine Art von Wahnſinn (beſonders in Religionsſachen) gibt, welche ſich nicht mit Beharrlichkeit ausbreiten ließe. Gibt es ja noch Jünger der Johanna Southcott hier, welche, ungeachtet der Aufdeckung ihres Betrugs, mit unerſchüttertem Vertrauen auf ihre zweyte Ankunft harren!

Beylage: Kunſtblatt Nr. 1.

Nro. 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. Januar 1822.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiſer Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erſte Kunſt aus der Natur.

Schiller.

Malayiſche Volkslieder.

Von Adelbert von Chamiſſo.

Es gibt eine urſprüngliche Poeſie, die dem Menſchen einwohnt, wie die Stimme den Vögeln. Das Volk läßt ſich von unbefugten Vorſängern nicht verleiten, ſondern bleibt ſeinen eigenen Liedern getreu. Ein Lied, das im Volke angeklungen, überſchreitet oft, unbegreiflicher Weiſe, die Scheidegränzen der Sprachen, erhält ſich durch den Wechſel der Zeiten, und man trifft auf den entlegenſten Punkten Europa's, unter örtlichen und eigenthümlichen Geſängen, dieſelben Lieder wieder an. Ja man wird oft überraſcht, wenn man die Lieder von Völkern, die einander gänzlich fremd geblieben ſind, zuſammen vergleicht, ſie einander ſo ähnlich zu finden, als wären ſie aus einer Quelle gefloſſen, und es verhält ſich auch alſo: es ſind Stimmen der Natur.

Wir finden im Munde unſeres eigenen Volkes Lieder, die uns die Pantun, die Volkslieder der Malayen auf den Oſtindiſchen Inſeln, auf das treffendſte vergegenwärtigen.

„Es iſt nicht lang, daß es g'regnet hat,
Die Bäumli tröpfeln noch —
Ich hab' ein Mal ein Schätz'l g'habt,
Ich wollt', ich hätt' es noch."

Der Deutſche geſellt gerne der Empfindung, die er im Liede ausſtrömt, ein entſprechendes Naturbild, und hebet mit demſelben an. — (Der Regen, der von den Bäumen träufelt; die grüne Linde im Thale; das Mühlrad, das ſich dreht; die Sterne, die am Himmel ſcheinen u. ſ. w.) Der Malaye läßt ähnliche Bilder und ſprichwörtliche Gleichniſſe ununterbrochen den Fortgang ſeiner Empfindung verkünden und begleiten, und es liegt darin der weſentliche Charakter der Pantun. Viele derſelben ſind, wie das angeführte deutſche Lied, ein bloßer Hauch. Man wird den Gang längerer Geſänge und die darin beobachtete Verkettung der Strophen und Reime aus den mitgetheilten Nachbildungen erſehen. Dieſe Pantun ſind wirkliche Volkslieder, die, im Volk entſtanden, im Volke leben. Manche werden aus dem Stegreif geſungen, und Wettgeſänge ſind üblich, in welchen jeder Sänger abwechſelnd eine Strophe auf die ihm überlieferten Reime vorträgt.

Der malayiſche Vers, der im Heldengedicht (Siàr) und im Pantun derſelbe iſt, beſteht aus acht bis zwölf Sylben, von denen vier accentuirt ſind und einen meiſt trochäiſch-daktyliſchen Rhythmus hervorbringen. Selten fängt eine Zeile mit einer Vorſchlagſylbe an. Der Einſchnitt, nach dem zweyten Accent, und der Endreim, ſind trochäiſch, wie es die Betonung der Malayiſchen Wörter mit ſich bringt. Im Pantun iſt der nach unſerer Art vollſtändige weibliche Reim gewöhnlich, da ſonſt nur der Gleichlaut der lezten unbetonten Sylbe zum Reim erfodert wird. Das Ohr entſcheidet mehr als feſte Regeln. Man könnte den Vers auf folgendes Schema zurückführen.

(⏑) — ⏑ ⏑ — ⏑ | ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
— ⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑

Ein Beiſpiel diene zur Erläuterung.

Kálau túan jálan daúlu
Chári-kan sája daún kambója
Kálau túan máti daúlu
Nánti-kan sája de pintu súrga

und deutſch, mit ſtrenger Beobachtung der Sylbenzahl und der Accente, indem wir kambója (Plumeria obtusa), die um Gräber gepflanzt wird, in Rosmarin verwandeln:

Wenn im Wege du vorangeh'ſt,
Wolle mir ſuchen Rosmarinlaub —
Wenn im Tode du vorangeh'ſt,
Woll' mich erwarten am Paradiesthor.

Wir verweiſen übrigens die, ſo in den anmuthigen Liedergarten der Malayiſchen Poeſie einzudringen wünſchen, auf Marsden: Grammar of the Malayan language. Lond. 1812. Leyden: in den Asiatic researches. Lond. edit. Vol. X. Werndly: Maleische Spraakkunst. Amst. 1736. u. a. m.

Nachbildungen.

I.

Der Regen fällt, die Sonne ſcheint,
Windfahne dreht ſich nach dem Wind —
Du find'ſt uns Mädchen hier vereint,
Und ſingeſt uns ein Lied geſchwind.

„Windfahne dreht ſich nach dem Wind,
Die Sonne färbt die Wolken roth —
Ich ſing' euch wohl ein Lied geſchwind,
Ein Lied von übergroßer Noth.“

Die Sonne färbt die Wolken roth,
Ein Vogel girrt und lockt die Braut —
Was hats für übergroße Noth
Bey Mägdlein fein, bey Mägdlein traut?

„Ein Vogel girrt und lockt die Braut,
Dem Fiſche wird das Netz geſtellt —
Ein Mägdlein fein, ein Mägdlein traut,
Ein raſches Mägdlein mir gefällt.“

Dem Fiſche wird das Netz geſtellt,
Es ſengt die Fliege ſich am Licht —
Ein raſches Mägdlein dir gefällt,
Und du gefällſt dem Mägdlein nicht.

II.

Es ſchwingt in der Sonne ſich auf
Ein Bienchen in guldener Pracht —
Bin müde vom irren Lauf,
Erſtarrt von der Kälte der Nacht.

Ein Bienchen in guldiger Pracht,
In würziger Blumen Verein —
Erſtarrt von der Kälte der Nacht
Begehr' ich nach ſtärkendem Wein.

In würziger Blumen Verein
Biſt, Roſe, die herrlichſte du —
Begehr' ich nach ſtärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?

Biſt, Roſe, die herrlichſte du,
Die Sonne der Sterne, fürwahr! —
Wer trinket den Becher mir zu,
Aus der roſigen Mädchenſchaar?

Die Sonne der Sterne, fürwahr!
Die Roſe entfaltete ſich —
Aus der roſigen Mädchenſchaar
Umfänget die Lieblichſte mich.

Die Roſe entfaltete ſich,
Das Bienchen wird nicht mehr geſeh'n —
Umfänget die Lieblichſte mich,
Iſt's fürder um's Wandern geſchehn.

III.

Windesbraut tobt unverdroſſen,
Eule ſchreiet in den Klippen —
Weh'! Euch hat der Tod geſchloſſen,
Blaue Augen, roſ'ge Lippen!

Eule ſchreiet in den Klippen —
Grauſig ſich die Schatten ſenken —
Blaue Augen, roſ'ge Lippen,
Hin mein Lieben, hin mein Denken!

Grauſig ſich die Schatten ſenken,
Regen ſtrömt in kalten Schauern —
Hin mein Leben, hin mein Denken,
Weinen muß ich ſtets und trauern!

Regen ſtrömt in kalten Schauern,
Zieh'n die Wolken wohl vorüber? —
Weinen muß ich ſtets und trauern,
Und mein Blick wird trüb' und trüber.

Ziehn die Wolken wohl vorüber,
Strahlt ein Stern in ew'gem Lichte —
Ach mein Blick wird trüb und trüber,
Bis ich ihn nach oben richte.

Der Mann in der Glocke.

(Beſchluß.)

Ich fühlte, daß ich auf dem Punkt war, wahnſinnig zu werden, und zitterte bey dem Gedanken, daß ich gänzlich des Verſtandes beraubt werden könnte. Dieß iſt zu allen Zeiten eine ſchmerzliche Idee, jezt aber fiel ſie mir mit zehnfacher Gewalt auf die Seele. Ich fürchtete, daß, wenn ich den Verſtand gänzlich verloren haben würde, ich aufſtehen möchte, ein Schritt, wozu ich mich jeden Augenblick durch jenes ſonderbare Gefühl verſucht fühlte, welches demjenigen, welcher ſchwindelnd auf der Zinne eines Schloſſes ſteht, zuruft, ſich hinabzuſtürzen, und dann war der ſchreckliche Tod unvermeidlich. Dieſer Gedanke brachte mich zur Raſerey: ich griff gewaltſam nach dem Boden, daß mir das Blut aus den Nägeln floß, und kreiſchte mit dem Geſchrey der Verzweiflung. Ich rief um Hilfe, ich betete, brüllte, aber alle die Anſtrengungen meiner Stimme wurden natürlicher Weiſe unter dem Glockenſchall vergraben.

Digitized by Google

Wenn dieſe über meinen Mund hinfuhr, gab ſie zuweilen durch den Wiederhall meine Stimme zurück, welche, ohne ſich in ihren Klang zu vermiſchen, ihren eigenthümlichen Charakter beybehielt. Vielleicht war dieß nur Einbildung. Mir aber ſchien es damals das Rufen, Heulen und Gelächter der böſen Geiſter, womit meine Einbildungskraft die dunkle Höhle, welche über mir ſchwebte, bevölkert hatte. Alles, was ich hier geſagt, iſt nicht im Geringſten übertrieben. Manchen angſtvollen Auftritt hab' ich ſeitdem erlebt, ſie ſind aber nichts gegen die ſelbſtgeſchaffenen Schrecken dieſer halben Stunde. Die Alten haben einen der Verdammten im Tartarus zu der Strafe verurtheilt, unter einem Felſen zu liegen, welcher jeden Augenblick herabzukommen droht, um ihn zu zerſchlagen, — und dieß würde eine fürchterliche Strafe ſeyn. Fügt man aber hierzu ein Gebrüll, als wenn zehntauſend Furien um den Unglücklichen her in betäubender Verwirrung heulten, welches die Vernunft angriffe und das Schlachtopfer zur Raſerey triebe, ſo müßte gewiß die Härte der Strafe weit fürchterlicher ſeyn. Kein Menſch, wie geſtählt auch ſeine Nerven ſeyn möchten, würde in einer ſolchen Lage den Muth behalten können. — Nach zwanzig Minuten hörte das Geläute auf. Die Hälfte dieſer Zeit ging an mir vorüber, ohne daß ich die Gewalt gehabt hätte, ſie zu berechnen, — die andere Hälfte ſchien wie eine Ewigkeit. Als es aufgehört hatte, wurde ich allmählig ruhiger; aber eine neue Furcht hielt mich zurück. Ich wußte, daß fünf Minuten ohne Geläute vorübergehen würden, worauf man noch einmal fünf Minuten lang läuten würde. Ich vermochte nicht den Verlauf der Zeit zu berechnen: eine Minute und eine Stunde waren für mich von gleicher Dauer. Ich wagte es nicht aufzuſtehen, aus Furcht, die fünf Minuten möchten ſchon vorüber ſeyn und das Läuten könnte wieder anfangen, in welchem Fall ich gegen die Wand oder das Glockengebälke wäre erdrückt worden, ehe ich hätte entfliehen können. Ich blieb daher immer noch liegen, ſchob mich aber ſorgfältig herum, damit meine Augen nicht mehr in das Innere der Glocke zu ſehen gezwungen wären. Dieß war ſchon eine große Erleichterung. Das Aufhören des Gedonners hatte gewiſſermaßen eine betäubende Wirkung auf mich, indem meine Aufmerkſamkeit nicht mehr mit den von mir hervorgerufenen Schreckbildern beſchäftigt war und alſo nach andern Gegenſtänden hingelenkt ward. Mein einziges Leiden war jezt die beſtändige Erwartung des zweyten Geläutes; gegen welches ich mich indeſſen mit einer Art von dumpfer Entſchloſſenheit vorbereitete. Ich ſchloß die Augen und biß die Zähne gewaltſam zuſammen. Endlich kam der gefürchtete Augenblick, und der erſte Schwung der Glocke preßte mir einen Angſtruf aus, ſo wie das entſchloſſenſte Schlachtopfer beym Anblick der Folter, welche ihm zum zweyten Mal zuerkannt iſt, unwillkürlich aufſchreyen ſoll. Nach dieſem aber lag ich ſtille und lethargiſch, ohne eines Gedankens mächtig zu werden. Mit dem Schilde der Dumpfheit bedeckt, trozte ich der Glocke und ihrem Schall. Als ſie endlich aufhörte, fühlte ich mich ein wenig von der Hoffnung zu entfliehen belebt. Hierzu aber entſchloß ich mich nicht haſtig, ſondern hob zuerſt ſchüchtern die Hand auf und berührte den Rand. Ob nun gleich das Läuten aufgehört hatte, ſo zitterte die Glocke doch noch und zuckte unter meiner Hand, welche augenblicklich, wie von einer Elektriſirwalze, davon hinwegflog. Es verging wohl über eine Viertelſtunde, ehe ich den Verſuch zu wiederholen wagte, und ich fand ſie dann ruhig. Ich beſchloß keine Zeit zu verlieren, indem ich fürchtete, daß ich vielleicht ſchon zu lange gelegen haben könnte, und daß mich die Glocke für die Abendkirche übereilen möchte. Dieſe Furcht beflügelte meine Eile, und ich ſchlüpfte mit der größten Schnelligkeit heraus und ſtand auf. Ich ſtand wohl eine Minute lang, und ſtarrte mit ſtummem Erſtaunen nach dem Orte meiner Gefangenſchaft hin, durchdrungen von der Freude, derſelben zu entgehen, dann aber ſtürzte ich mich mit Blitzesſchnelle die unregelmäßige ſteinerne Treppe hinab, und kam bis in die Glöcknersſtube. Weiter aber vermochte ich nicht zu gehen. Bewegungs- und gedankenlos lehnte ich mich gegen die Wand, in welcher Stellung meine Kameraden mich fanden, als ſie nach ein Paar Stunden herauf kamen, um für den Abend zu läuten. Meine Geſtalt entſezte ſie, der Wind der Glocke hatte mein Geſicht aufgeriſſen, und meine trüben ausgelöſchten Augen lagen bewegungslos zwiſchen meinen geſchundenen Augenliedern. Meine Hände waren zerkrazt und blutig, meine Haar in Verwirrung, und meine Kleider in Fetzen. Sie redeten mich an, ich aber gab keine Antwort, ſie ſchüttelten mich, aber ich blieb ohne Empfindung. Jezt wurde ihnen angſt, und ſie eilten mich nach Hauſe zu bringen. Als ſie mich über den Kirchhof trugen, begegnete uns der junge Menſch, welcher des Vormittags mit mir hinaufgegangen war, und durch ihn entdeckte man die Urſache meines Zuſtandes, wovon er, obgleich unſchuldiger Weiſe, die Veranlaſſung war. Man brachte mich zu Bette, und ich blieb drey Tage lang in Raſerey, erlangte aber allmählig meine Beſinnung wieder. Sie können ſich wohl einbilden, daß die Glocke eine Hauptfigur in meinen wahnſinnigen Ausbrüchen bildete, und ſo oft ich ein Geläute vernahm, gingen ſie augenblicklich zur größten Heftigkeit über. Selbſt wenn die Raſerey aufhörte, wurde mein Schlaf beſtändig durch eingebildetes Läuten geſtört, und meine Träume waren voll von den grauſen Bildern, die mich unter der Glocke ſo ſchrecklich geängſtigt hatten. Meine Freunde brachten mich endlich in ein Haus auf dem Lande, welches weit genug von jedweder Kirche entfernt war, um mich gegen die Beſorgniß zu ſchützen, das Glockenläuten zu hören. Hier erlangte ich meine Geſundheit wieder, aber ſelbſt noch lange nach meiner Wiederherſtellung befiel mich ein gichteriſches Zittern, wenn mir zufällig ein Windzug aus der Ferne den

Schall einer Glocke zuführte. Ich fühlte einen mahomedaniſchen Abſcheu gegen Alles, was Glocke hieß, und beneidete den Unterthanen des Beherrſchers der Gläubigen die helle Stimme ihrer Muezzin. Die Zeit heilte dieſes, wie ſie es mit den meiſten unſerer Thorheiten thut; aber noch ſelbſt zu dieſem Tage, wenn meine Nerven gerade ein wenig abgeſpannt ſind, können mich gewiſſe Klänge von der Glocke der Hauptkirche aufſchrecken.

Neue Erfindung.

In Row, einem Städtchen in Middleſex, hat H. William Wood einen leichten aus Wolle und Haaren, nach Art des Hutfilzes bereiteten Filz erfunden, der, mit Theer getränkt, vollkommen elaſtiſch bleibt und dem Waſſer widerſteht. Er wird zum Beſchlagen der Schiffe empfohlen, Indem man die Außenwände der Fahrzeuge damit bekleidet, und dann noch einmal mit Diehlen überlegt, glaubt man den Stoß der Wellen abzuſtumpfen, und den Eindrang des Waſſers zu verhindern. Selbſt beym Stranden würde dieſe Vorrichtung vom größten Nutzen ſeyn. Wenn der Gebrauch dieſes Filzes ſich als zweckmäßig erzeigt, wird jede Art Wolle und Haare ein neuer Handelsartikel, indem es faſt Noth thun wird, alle unſere Hausthiere zu ſcheeren, um für den Seedienſt hinreichenden Filz bereiten zu können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Dec.

In der Nähe des ſchön gelegenen Fleckens Rolle am Genferſee im Waadtlande befindet ſich ein Landhaus des bern'ſchen Polizey-Direktors v. Wattenwyl, welcher zwey Söhne dem durch ſeine Fehde mit der Genferiſchen Geiſtlichkeit bekannten und ſeiner Schullehrerſtelle entſezten Hrn. Malan in Genf zur Erziehung übergeben hat. Während des Herbſtbeſuchs der Familie auf dem Landhauſe waren auch die Söhne von Genf in Begleit ihres Lehrers eingetroffen, und unter der Anleitung des leztern wurden geiſtliche Abendunterhaltungen, wie ſie jezt in der franzöſiſchen Schweiz unter dem Namen der Conventicules bekannt ſind, angeordnet. Die dazu geladene Geſellſchaft der nächſten Umgebung war gemiſcht, und beſtund zum Theil aus Arbeitern und Bedienten. Die neue Erſcheinung und die befremdlichen Einladungen veranlaßten, wie man denken kann, mancherley Gerede, und am zweyten Abend ward das Conventikel durch ein lärmendes vor dem Landhauſe aufgeführtes Charivari unterbrochen, dem, nach einer ziemlich langen Weile, nur die Dazwiſchenkunft des Friedensrichters von Rolle ein Ende machen konnte; ein dritter Conventikel ward nun nicht mehr veranſtaltet. Weil einige franzöſiſche und Schweizer-Zeitungen des Vorfalls gedacht hatten, ſo fand Hr. Malan gerathen, die Verhandlungen der beyden Verſammlungen niederzuſchreiben und ſie auch drucken zu laſſen. Die kleine Schrift iſt betitelt: Conventicule de Rolle. Par un temoin digne de foi (à Genève, chez Manget et Cherbuliez. Novembre 1821. 71 S. 8.), und man erhält darin ein ganz glaubwürdiges Protokoll der neuen Mode-Unterhaltungen, welches ſo treuherzig abgefaßt und mit ſo wenig auf Täuſchung angelegt iſt, daß die Beweiſe der moraliſchen Verkehrtheit, welcher man die Grundſätze der angeblich frommen Leute beſchuldigt, kaum anderswo vollſtändiger enthoben werden könnten, als in der vorliegenden, durch einen ihrer Lehrer ausgeſtellten, Urkunde. Die in dem dramatiſch abgefaßten Protokoll redend aufgeführten Perſonen ſind der Genfer Geiſtliche, ein Paar waadtländiſche Prediger, die Dame des Hauſes, etliche andere Damen und zwey junge Mädchen. Die Hauptrolle ſpielt der Genfer (Hr. Malan ſelbſt, welcher auch Protokollführer iſt), alle andern ſind nur Nebenrollen, diejenigen der Kinder aber ungemein charakteriſtiſch. Gleich anfangs wird der Gegenſtand der Unterhaltung durch die an den Genfer Geiſtlichen gerichtete Frage bezeichnet: Ob wohl in einer (ungenannten) größern Schweizerſtadt viele chriſtliche Prediger vorhanden ſeyen? Nach einigen Umſchweifen, die ſeine Beſcheidenheit und Demuth zu Tage legen ſollen, rückt der Befragte mit der Antwort hervor: Es gebe allerdings ein untrügliches Kennzeichen für die Unterſcheidung der chriſtlichen von den unchriſtlichen Predigern; zu den erſtern gehören alle die, welche das Erlöſungswerk, ohne menſchliches Hinzuthun oder Verdienſt, lehren; wenn dieſes die Grundlage ihrer reinen Lehre iſt, ſo mögen ſie darauf allenfalls auch mit Heu und Stroh bauen, ihr Gebäude ſteht nun immerhin feſt und unerſchütterlich. Wofern aber irgend ein Prediger, von jenem weſentlichen Grundſatze abweichend, die Seligwerdung durch gute Werke und durch eigenes Verdienſt lehrt, wenn er behauptet, der Menſch müſſe ſich der Seligkeit werth und würdig machen; dann iſt er ein Nicht-Chriſt, ein Judenlehrer, ein Lügner und eine Peſtilenz. (Si le ministre pose un autre fondement; qu'il enseigne que l'homme peut être justifié par ses œuvres, ou bien qu'il faut qu'il se rende digne d'être reçu de Jésus, je pense alors, sans crainte, que ce ministre est un ministre du monde, un menteur, un vrai Docteur Juif, qui voudroit ramener la circoncision, avec toutes les autres œuvres de la loi. A un tel homme je n'accorde aucune confiance: je m'en éloigne, suivant l'ordre exprès de l'apôtre, et j'invite les âmes à le fuir avec plus de soin que la contagion la plus pestilentielle.) — Es wird hierauf jene einzig gültige Erlöſungslehre, von der auch das ganze Syſtem der Erweckung ausgeht, in umſtändlichen Vorträgen entwickelt, und mit vorzüglichem Nachdruck wird endlich der Beweis des Satzes geführt: „daß die Sünde den Erweckten oder „Erlöſten weiter nichts anhabe, das will ſagen, keine Gefahr „für ihre Seligkeit bringen könne.“ Ein Erweckter kann allerdings ſündigen, durch menſchliche Schwachheit (séduit, je ne sais par quel objet, par quel souvenir, par quelle fantaisie!); aber das ſchadet ihm nichts mehr, er iſt nun einmal untrennbar mit Gott verbunden, und der heilige Geiſt ſelbſt hat es ja ausgeſprochen, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch irgend eine Macht oder Gewalt, weder Gegenwart noch Zukunft (die begangene Sünde gehört aber der Gegenwart an) ſie von der Liebe Gottes zu trennen vermag! Wollte etwa Jemand die ſpitzfindige Frage aufwerfen: Wie ſich's verhalten hätte, wenn David vor ſeiner Rückkehr zu Gott, oder Petrus während ſeiner Verläugnung geſtorben wäre? ſo antwortet ihm Hr. Malan: „Sind ſie dann aber geſtorben? Das iſt's, warum ſich's handelt: Ob Gott ſie in jenem Zuſtande ſterben „ließ? Ob er, der geſagt hat, ich will dich nicht verlaſſen, „ſie ſollte verlaſſen wollen?“

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 2.

Nro. 5.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Januar 1822.

Und ſollten
Wir unſrer Beyder Glauben ungeachtet
Uns jenſeits wieder treffen; ſo gedenk' ich,
Wir haben Zeit, uns näher zu erkennen.

Ingemann, Hirt von Toloſa.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Fortſetzung.)

Aber zur Hauptſache und Geſchichte der Luziferaner und Heſperiden! Denn eine Kirchengeſchichte fängt nicht eher recht an, als bis ſie eine Ketzergeſchichte wird. Trefflich lag nun zur Streittheologie Altheſperien; die beyden Sekten wohnten darin dicht nebeneinander, ja zuweilen durcheinander; und der Venusplanet begünſtigte durch ſein Erſcheinen, bald als Abend-, bald als Morgenſtern wechſelnd bald die einen Verehrer, bald die andern, und begoß nun jedesmal über ſechs Monate voll Morgen lang den Luziferaner mit Oel für ſeinen Feuereifer, und eben ſo die Monate voll Abende den Paphiſten damit für ſeinen noch größern; bis endlich beyde Parteyen immer parteyiſcher wurden und ihnen zulezt die Nachtſchmetterlinge und die Tagfalter Partey zu nehmen ſchienen. Kurz alles war vorgeordnet, was nur die menſchliche Natur oder die Kirchen- und Ketzergeſchichte verlangen kann, zur ſchärfſten Entzweyung; — und in der That gelang ſie genug.

Aehnliche wird allerdings ſpäter in den chriſtlichen Kirchengeſchichten zum Theil wiedergefunden, aber nur eine viel gelindere, indem ſie bey uns Chriſten gewöhnlich auf gemeine Bauerkriege, Inquiſitionen, Scheiterhaufen, irländiſche Staats-Interdikte, Dragonaden, und dergleichen hinauslief, ſo daß durch das vergoßne Blut, gleichſam wie durch Oel, die polemiſchen Meerwogen geſtillt und geglättet wurden.

Hingegen in Altheſperien ging es aus Mangel an Blutvergießen grimmiger her; die beyden Sekten konnten einander mit nichts als mit Federn — weit beruhigender hätten ſchon Federmeſſer eingewirkt — beykommen; die Folge davon war, daß jeder, der ſtatt eignen oder fremden Blutes nichts verſpritzen konnte als Dinte, ſich in eine immer trocknere Hitze hineinſchrieb, weil er durch ſein Schreiben ſich ſelber immer inniger von ſeiner Wahrheitliebe und von der unbegreiflichen fremden Widerſetzlichkeit gegen ihn und alles Wahres überführen muſſte, ſo daß die ſogenannte Kolleradеr, da ſie hier von keinem Kriege geöffnet wurde, am Ende zu einem ganzen zornigen Schlagaderſyſtem aufſchwoll. Beyde Parteyen ſteckten ihr Licht auf, wie Schiffe ihre Nebel-Laternen, aber aus der entgegengeſezten Abſicht der Schiffe, nämlich um eben einander zu begegnen und auf einander recht zu ſtoßen. Schon Philologen und Humaniſten, aber noch mehr Streittheologen laden ſich gerade durch Entladen ſtärker mit Haß und Schußkraft, gleich den Windbüchſen Matthei's zu Turin, welche durch Abbrennen von zwey Unzen Schießpulver in ihrer Kammer ſich zu achtzehn neuen Schüſſen füllen. *) —

Sprechen hingegen verſöhnte ſchon mehr und brachte die Streittheologen Altheſperiens, zumal in den niedern Klaſſen, viel näher zuſammen; denn nach dem längſten vorredneriſchen Wortwechſel und Wortgemenge gelangte man doch endlich zu einem ordentlichen derben Handgemenge oder

---

*) Büſch Geſchichte der Erfindungen. B. 1.

Fauſtwechſel, und das Blut, das darauf floß, ſtellte immer etwas wie von einem Religion- und Bauernkriege vor, und die Blutzeugen auf beyden Seiten hatten dann das Friedenſchließen leichter.

Ich werde nun aus meiner blauen Bibliothek die ſtärkſten Gründe, womit beyde Sekten und Sterndiener einander bekämpften, ohne einander zu bekehren, unparteyiſch und um ſo lieber ausziehen, weil die Gründe mehr Einfälle als Einſichten ſind und folglich uns noch jetzo nach dem völligen Verſchwinden und Verſterben der Anhänger, deren Verklären ſie uns ganz ähnlich macht, gut ergötzen können.

Der Luziferaner ſagte ganz kurz und derb: „ihr Paphiſten betet blos den Venusſtern, den Stern der Unweiſen an, weil er Nacht anſagt, ihr aber Nachtſchmetterlinge ſeyd, die ſich nicht wie Ikarus, an dem reinen Sonnenlicht, ſondern an ſchmutzigen Feuern die Flügel verbrennen. Ihr haſſt das Sonnenlicht blos, weil es euch in euerer Ruhe ſtört und in der Propaganda euerer Bekehrer, die euch lieber iſt als Feldbau. Den Haß des Sonnenlichts wollt ihr durch Liebe der Kerzenlichter vergüten, die blos zum Müſſiggange brennen, ſo wie Nachtfalter und Fledermäuſe das Taglicht fliehen, und das Talglicht und die Nachtlichter ſuchen und freſſen.“ —

Die Heſperiden aber hatten ſchon mehr Gründe und Schmähworte in Vorrath: „jener Sonne, ſagten ſie, werde ſo gut verfinſtert wie der Mond, aber ihre Venus nie. — Oft habe dieſe einen Hof, gleichſam einen Venusgürtel um ſich, der aber aus lauter verklärten Seelen beſtehe, welche eben aus dem Abendrothe gekommen; denn dieſes ſey ein Fegfeuer, aus dem man in den Himmel gelange; daher auch auf die Erde ein ſanfter Tag nach einer ſchönen großen Abendröthe folge. — Die Morgenröthe der Luziferaner aber, ſey das Höllenroth, das nur Hitze und einen kothigen Tag anmelde — daher hätten nur ſie allein das Recht, die Feſttage ihres Geſtirns roth im Kalender zu ſchreiben — Luzifer ſey eben der Teufel, der vor der Sonne hergehe, welche die Luziferaner durch den Sonnenſtich ſo erhitze, daß manche, wie die in gemäßigten Ländern herumgeführten Eisbären, täglich mit Waſſer wiedergetauft werden müßten. — — „Kurz — endigten ſie — antwortet einmal darauf! Und wenn ihr antwortet, ſo ſeyd ihr verflucht dafür; denn ihr ſeyd nichts als wahre Tagwandler in Vergleich mit uns Nachtwandlern.“

Anderes will ich nicht aus meiner blauen Bibliothek ausziehen, weil man es nicht wahrſcheinlich finden, ſondern lieber glauben würde, ich ſchriebe ein bloßes leeres Mährchen, und zwar ein Swiftiſches von der Tonne.

Später ſchienen die Sachen ſich etwas zu ändern und zu beſſern. Die Morgenſtern- und die Abendſterndiener wurden nämlich in der Verehrung des Geſtirns, ſelber kälter; ſie ſchränkten beyde ihr Anbeten mehr darauf ein, daß die Luziferaner dem Phosphoros zu Ehren eine Morgenpfeife rauchten, und die Heſperiden dem Abendſtern eine Abendpfeife; ſie brachten auf dieſe Weiſe einen Opferrauch dar, nachdem ſie als Prieſter ihn vorher kredenzt hatten; indeß blieben die Sekten einander gleich verhaſſt und die dünnen Pfeifen trennten als eben ſo ſtarke Grenzpfähle und Lochbäume und Schlagbäume beyde Konfeſſionen von einander ab, wie vorher der Wandelſtern als Grenzhügel und Markthaufen; und das vorige Feuer der Köpfe zog ſich nun in die Pfeifenköpfe, ſo daß ſie ſich wieder unter dem Namen Morgenköpfe und Abendköpfe von einander ſcheiden konnten. Geſchickt und glücklich war noch neben her der kleine Pfeifenunterſchied gewählt, daß die Luziferaner aus einfachen, holländiſchen Thonpfeifen, von weißgebrannter Schwarzerde, (auf griechiſch Melanchthon) ſchmauchten, die Paphiſten aber aus dicken bildervollen Köpfen von Meerſchaum, welcher, ſagten die Venusverehrer, nur durch die Härte von dem Meerſchaum abſondere, woraus die Venus geboren worden. *) Uebrigens iſt es aber bey Religionſtreitigkeiten gleichgültig, ob ein Konzilium abſondert — oder ein Pfeifenkopf — oder eine Konkordienformel — oder eine Monatſchrift-concordia — oder ein einziges Wort: der Haß vertritt alles. **)

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Dieſe Aehnlichkeiten, die ſo zufällig wieder mit ſpäterer noch lebender Kirchengeſchichte zuſammentreffen, mögen die Behauptung und die Warnung beſtätigen, auf die ich ſchon in einer frühern Note hingedeutet. Noch tauſend ſolcher, wahrhaft zufälliger Zuſammentreffungen, die ich den Witz des Schickſals nenne, könnte ich zur Warnung der chriſtlichen Typologen aus meiner blauen Bibliothek zuſammenſchleppen und im Morgenblatt anhäufen, wenn Platz dazu wäre. Geben z. B. nicht das papiſtiſche Fegfeuer des Abendroths und die Nachtfarbe des Himmels, weßhalb ſich der Dekan, der aus jenem Seelen rettete, ſchwarz, und die andern Prieſter kardinalroth anzog — oder der Einfall der Luziferaner vom rouge-et-noir-Spiel — oder der von den Paphiſten verehrte Sternenkegel in Zuſammenſtellung mit dem Kegel, in deſſen Geſtalt die Venus bey den Griechen auf Paphia (Siehe Nitſch l. c.) angebetet wurde — oder die Felſen auf der Inſel Cythere, und die ſechs Meilen hohen Berge auf der Venus, im Abſtande von dem weit höhern Petrus-Felſen, und dem Stuhl darauf — gäben dieſe Zufälligkeiten, frag' ich, nicht ordentlich Aehnlichkeiten bis zu Beweiſen für neuere Parteyen her? Aber, daß auf der andern Seite ſich noch tauſendmal mehr Unähnlichkeiten dagegen ſetzen, dieß eben lerne daraus der chriſtliche Typolog bedenken, der wie Kanne aus den Jahrtauſenden des alten Teſtaments und aller Götterlehren umher, ſich den Sand zu einem Petrus-Gebirge zuſammenbläſt und klebt. —

**) Für den Haß in der Religion, gibt es wie für die Liebe, gar keine Kleinigkeit. Was, glaubt man, betrafen die Beſchwerden, welche Parlament und Nation unter Karl I. vorbrachten? Das Altargeländer, die Verbeugungen davor, den Chorrock, die bordierten Prieſterröcke, die Aermel von Leinwand, den Ring bey der Trauung und das Kreuz bey der Taufe. Hume's Geſchichte von England, Karl I. K. 5.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Aber denk' dir, was ich, als einer der eingefleiſchteſten Romanzennarren, für eine Freude hatte, ganz unverhofft das Grabmal des Cid Campeador zu finden. Auf einem gar freundlichen Spaziergang, den man um daſſelbe her angelegt hat, ſteht es, ein einfaches Monument in gothiſchem Styl, worauf der Cid liegt mit gefalteten Händen, wie man ſo viele findet. Eine Inſchrift iſt auch dran, aber leſen konnte ich ſie nicht, wegen des Gitters, das einen nicht nahe genug heran läßt. Das Grabmal iſt übrigens alt, ob es aber urſprünglich an dem Platz geſtanden, oder aus irgend einer Kirche dahin geſchafft iſt, weiß ich nicht. In Burgos war früh um ſechs Uhr noch kein honetter Menſch auf den Beinen. Wenn ich die Reiſe noch einmal machte, ſo würde ich in Irun die Diligence nur bis Burgos nehmen, und dort bis zur nächſten warten, denn in drey Tagen hat man genug zu ſehen in Burgos, wer's nur verſteht, und nicht meint, er brauche blos das zu ſehen, was in den Itineraires als Kurioſität angeprieſen iſt. Noch geſcheiter wär es aber, ſtatt den neuen Weg über Aronda del Duero, Somoſierra, Buytrago u. ſ. w. nach Madrid zu nehmen, die Diligence ganz wegzulaſſen, und mit Harieros, oder, wie's ſonſt ſich trifft, den alten Weg über Valladolid und Segovia zu machen. Auf dem erſten Weg iſt gar nichts zu ſehen; dagegen iſt Valladolid wegen allerley alter Gebäude und Segovia wegen des Aqueduktes der Mühe werth. Außerdem kann man zugleich La Granja und Escurial mitnehmen, und braucht nicht von Madrid aus wieder nach Norden zurückzugehen, um das zu ſehen. — Nachdem ich dir nun von Irun bis Burgos ſo viele ſchöne Sachen erzählt habe, mußt du mir wieder ein a propos erlauben. — Ich habe ſchon oft, nachdem ich die intereſſanteſten Reiſen geleſen habe, mich an den Kopf geſchlagen und gewundert, daß ich doch am Ende nicht wußte, worin eigentlich das Land, wovon der Treffliche redet, von meinem Schwabenland verſchieden ſey? das heißt ſo im äußern habitus. Die Zahl der Einwohner, die Fabriken, die Kurioſitäten findet man überall ſehr genau angegeben; aber was hilft das? — da frag' ich mich alſo billig: Worin liegt das Fremde in dem Stück von Spanien zwiſchen Irun und Burgos, und wie mach' ich dir das klar? Erſtlich: in faſt gar nichts; dann zweytens: die Mauleſel und die Mäntel abgerechnet, hat das Land gar nichts Fremdartiges, nichts Spaniſches. Die Mauleſel thun's beſonders — ſo ein Zug Maulthiere mit Sträußern auf dem Kopf, buntem und bebändertem Geſchirr und allerley Schellen, ein Paar Harieros dabey in braunen Jacken mit allerley bunten Flicken vernäht, kurze braune Hoſen, einem rothen Gurt, ſehr brillante lederne Kamaſchen, oder in einem braunen Mantel, mit ihren ernſthaften und pfiffigen, mehr ehrenfeſten als ehrlichen Geſichtern, auf einem oder andern Maulthier ein verdächtiger Paſſagier — wenn du nicht zuweilen ſo einen Zug die Höhen hinauf oder herunter ziehen ſäheſt, hätteſt du gar nichts davon. Außerdem die Balkons an allen Häuſern, die dunkle Kleidung und Mäntel der Männer auf den Plätzen und Straßen, und daß Alles ausſieht, als wenn es nichts zu thun hätte und gewaltig viel nachdächte, und beſonders die rothen Pfefferlapieln auf dem Markte — das iſt wahrhaftig Alles, was Spanien von Irun nach Burgos bezeichnet. Mit der Landſtrecke von Burgos bis Madrid werd' ich noch eher fertig. Das iſt das Allerkläglichſte, was ich je geſehen oder mir gedacht habe! Die Gegend von Hanover iſt ein Paradies dagegen! Das Ganze iſt eine dürre, lehmfarbige Ebene, von einem Theil der Sierra de Ayllon (Gebirg) durchſchnitten, die wo möglich noch trockner iſt. Ein Paar elende Städtchen, die eigentlich aus nichts beſtehen, als aus ungeheuern Schornſteinen. Außer etwa fünfzehn trübſeligen Krüppeleichen, iſt mir auf vierzig Stunden Wegs nichts Grünes vorgekommen — aber auch gar nichts! Mitten in dieſer Wüſte liegt denn Madrid. Gegen Norden hat man wenigſtens die Sierra de Guadarrama und Ayllon, gegen Süden iſt aber die Wüſte ganz eben wie ein Meer, und nur zunächſt um die Stadt nach der Seite des Manzanares ſind einige Bäume; dagegen trittſt du gegen Norden aus dem Thor gleich in die Wüſte. In der Entfernung zeigt ſich Madrid doch einigermaßen vortheilhaft wegen der großen Menge geſchmackloſer Kirchthürme; — aber von Madrid ein andermal mehr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Naturerſcheinungen *).

1.

Am 31. Auguſt 1819 wurde zu Amherſt in Maſſachuſſets, des Abends zwiſchen acht und neun Uhr, eine Feuerkugel von der Größe einer großen aufgeblaſenen Blaſe, und einem glänzend weiſſen Licht, in der Luft geſehen. Sie fiel nahe bey einem Hauſe und wurde von einem gelehrten Chemiker unterſucht. Sie war zirkelförmig und glich einer ſoliden Schüſſel, mit dem Boden aufwärts gekehrt, hielt ungefähr acht Zoll im Durchmeſſer und einen in der Dicke, von einer hellgelben Farbe, mit einer feinen Wolle bedeckt, wie man ſie auf gepreſſtem Tuche ſieht. Als dieſe Wolle hinweggenommen worden, fand ſich eine hellgelbe, ſchmierige Maſſe, ungefähr von der Conſiſtenz der Schmierſeife, von welcher ſich ein eckelhafter Geſtank erhob, welcher Uebelkeit und Schwindel verurſachte. Nachdem ſolche einige Minuten der Luft ausgeſezt geblieben war, veränderte ſich die gelbe Farbe in ein ſchwarzgelb, welches dem Blut von einem Aderlaß glich. Sie zog Feuchtigkeiten aus der Luft an ſich. Einiges davon in einem Glaſe, wurde bald flüſſig und bildete eine kleberige Subſtanz, die wie aufgelöſte Stärke ausſah und ſich ſo anfühlte. Das Glas wurde hierauf an einen ſichern Ort geſezt, wo es zwey bis drey Tage lang unberührt ſtehen blieb, und es fand ſich, daß alles in demſelben verdünſtet war, bis auf ein wenig dunkelfarbigem Satz, welcher am Boden und den Seiten feſtſaß, welcher, als man ihn zwiſchen den Fingern gerieben hätte, ungefähr einen Fingerhut voll aſchfarbiges Pulver, ohne Geſchmack oder Geruch, gab.

---

*) Aus dem amerikaniſchen Journal der Wiſſenſchaften.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Dec.

(Beſchluß.)

Den erwachſenen Sündern iſt ſomit, wie man ſieht, ein Kopfkiſſen, ſo weich wie möglich, untergeſchoben. Wie es aber mit dem Unterrichte der Kinder in den Konventikeln gehalten wird, davon mag folgendes Bruchſtück Zeugniß ablegen. Die jungen Mädchen, denen die obige Unterhaltung etwas langweilig vorgekommen ſeyn mochte, waren erſt eingetreten, als die Verſammlung geiſtliche Lieder zu ſingen und den Geſang mit dem Klavier zu begleiten angefangen hatte. Bald hierauf nahm der Genfer Geiſtliche dieſelben bey Seite, und verſprach ihnen kürzlich zu erzählen, was den Abend durch ſey geſprochen worden; das ältere Mädchen meinte nun zwar, die Mama würde das nachher ſchon thun, allein Hr. Malan ließ ſich dadurch nicht irre machen; er begann ſeine Kinderlehre wie folgt: Weißt du wohl, meine liebe Kleine, daß du einen Erlöſer haſt? Antw. O ja freylich, mein Herr, ich weiß das recht gut. Fr. Glaubſt du es aber auch? Antw. Ich denke wohl ja. Fr. Du glaubſt alſo wirklich, du ſeyeſt erlöſt? Antw. Nein, mein Herr, das eben nicht, weil ich noch manche Fehler begehe (parce que je ne suis pas encore assez sage). Fr. Sag' mir, liebes Kind, wenn ich alle Fehler, die du ſeit deiner Geburt begangen haſt, auf mich nehmen könnte, ſo daß ſie auf meiner Seele lägen, würden ſie dann noch auf deiner Seele liegen? Antw. Nein, zuverläſſig, mein Herr, ſie lägen alsdann auf Ihnen und nicht auf mir. Fr. Und wenn ich nun, während ich dieſe Sünden alle auf mich genommen hätte, gebt aber wohl Acht, meine Kinder, ich ſage alle, ohne Ausnahme irgend einer, wenn ich nun zu Gott ſagen würde, er ſoll dieſe Sünden ſtrafen und ihnen die verdiente Züchtigung widerfahren laſſen, auf wen würde dieſe Züchtigung fallen? Antw. Auf Sie, mein Herr, weil die Sünden auf Ihnen liegen würden. Fr. Und du, liebes Kind, würdeſt du alsdann auch noch, alſo zum zweytenmal, für die nämlichen Sünden geſtraft werden? Antw. Ich glaube nein, mein Herr. Fr. Du haſt wohl recht; denn für ein und das nämliche Vergehen wird man nicht zweymal geſtraft. Dir wäre alſo vergeben? Antw. Ja gewiß, mein Herr, weil Sie die Güte gehabt hätten, ſtatt meiner beſtraft zu werden. . . Nun denke aber (damit ſchließt Hr. Malan ſeine Kinderlehre), liebes Kind, wie gütig der Erlöſer Jeſus iſt, der deine Sünden auf ſich nahm, und die Strafe derſelben vollſtändig erduldete. Ihn hat Gott verflucht an deiner Statt, während der Fluch der Sünde dich hätte treffen ſollen.

Am Ende der Schrift iſt nochmals von dem radikalen Unterſchied der Chriſten und der Nichtchriſten die Rede, und Hr. Malan kann nicht kräftig genug ausſprechen, wie unbedeutend neben dem oben Angegebenen jede andere Verſchiedenheit der Konfeſſion u. ſ. w. ſey. „Wenn (ſagt er unter anderm), was gar öfters geſchieht (?), ein ſogenannter Katholik zu mir kommt, der die Religion ändern will, ſo iſt das erſte, was ich ihn frage: „Ob er ein Türk ſey?“ Wenn er antwortet, er ſey ein Katholik, ſo erwiedere ich ihm: er ſolle ſich wohl hüten, Religion zu ändern; hingegen müſſe jezt unterſucht werden, ob er auch wirklich ein Chriſt ſey?“ und nun wird das Examen rigorosum, über die Erlöſungslehre ohne eignes Verdienſt, angeſtellt.

Berlin.

(Beſchluß.)

Das geſellige Leben iſt weniger rege, als die materielle Induſtrie. Der nahe Winter dürfte nicht ſo brillant werden, als der vorige, wozu vorzüglich die Anweſenheit der Großfürſtin Alexandra Gelegenheit gab. Die wiſſenſchaftlichen Vereine beginnen indeſſen wieder. D. Franz Horn eröffnet im December ſeine Vorleſungen über Goethe's und Schillers Werke, Profeſſor Friebel über Aeſthetik, Bode über Aſtronomie, Hermbſtädt über Chemie. Der berühmte Chemiker Profeſſor Accum, der, ein geborner Weſtphälinger, ſeit dreyßig Jahren in London lebte, wird dieſen Winter hier zubringen.

Die anerkannte Wohlthätigkeit der Berliner hat ſich bey den Sammlungen für die Einwohner des kürzlich abgebrannten Städtchens Prizwalk wieder in dem ſchönſten Lichte gezeigt: die hieſigen Zeitungen ſind mit den Anzeigen der zum Theil ſehr anſehnlichen Beyträge in Geld, Naturalien, Lebensmittel und Kleidungsſtücken angefüllt. Hier glänzt das Scherflein der Wittwe neben dem Tribut des Reichen; die Sparbüchſen guter Kinder wurden geleert, und bey dem geringen Beytrag von vier Groſchen die rührende Bemerkung gemacht: „Leider hab' ich nicht mehr.“ — Seit langer Zeit hat das Feuer nicht ſo ſchnell zerſtörend gewirkt, als in dieſer unglücklichen Stadt, die, vom heftigen Sturm auf einmal in Flammen geſezt, den Einwohnern keinen Zufluchtsort mehr bot; ſie mußten aller Rettung ihrer Habe entſagen, und ſich außerhalb der Mauer lagern, wo auch noch die Scheunen abbrannten; das Feuer verzehrte ſelbſt die Pumpen auf den öffentlichen Pläzen bis auf den Grund, auch die koſtbaren Archive des Rathhauſes, manche Schäze aus dem Mittelalter enthaltend, gingen verloren.

In der Literatur erblickten wir ſeit längerer Zeit nichts Bedeutendes. Meiſters Wanderjahre von Goethe, und die mit dieſen zugleich herausgekommenen Pſeudo-Wanderjahre (Quedlinburg, bey Baſſe) beſchäftigten das Publikum, wenigſtens den gebildeten Theil deſſelben, außerordentlich. Walter Scotts Romane werden noch immer von der Leſewelt verſchlungen, und die Buchhändler wetteifern in dem Beſtreben, ſchleunige Ueberſezungen zu liefern. Gegenwärtig ergreift man die Taſchenbücher pro 1822 mit Begierde; das zum geſelligen Vergnügen (bey Gleditſch) wird allen andern durch Tieks vortreffliche Novelle: „Die Gemälde,“ den Rang ablaufen. Mit vieler Theilnahme lieſt man auch die von Wilhelm Müller herausgekommenen „Lieder der Griechen;“ einige darunter athmen antiken Geiſt.

Als eine Liberalität unſerer Cenſur verdient angeführt zu werden, daß ſie in einem hieſigen Journale das bekannte Gedicht: „Die Griechen an den öſtreichiſchen Beobachter“ (von Wilhelm Müller), troz des darin eben nicht freundlich herrſchenden Tons paſſiren ließ. Es heißt nämlich am Schluß:

„Du nannteſt uns Empörer! ſo nenn' uns immerfort.
„Empor! ſo heißt es ewig, der Griechen Loſungswort.
„Dir aber töne nimmer ins Herz der holde Klang.
„Beobacht' aus dem Staube die Welt dein Lebelang.“ — —

Ueberhaupt iſt es als Zeichen der Zeit, ſowol in der Reſidenz als in der Provinz, unverkennbar, daß die Sache der Hellenen im Herzen überall Theilnehmer findet, und daß in der Hoffnung für den Sieg des Kreuzes ſich die Politiker aller Farben vereinigen.

H.

Charade.

Schüchtern haben, o Dora! die lezten zwey meiner Sylben
Oft dem bezaubernden Preiß deiner zwey erſten getönt.
Aber ſeufzt du das Ganze! — dann iſt mein Himmel verſchloſſen,
Doch in dir geht vielleicht manch ein ſchönerer auf.

Henriette v. Hovenhauſen.

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 312.
Gothen. Goethe.

Berichtigung.

In einigen Exemplaren der Nr. 3. iſt aus Verſehen beym Datum die Jahrzahl 1821 ſtehen geblieben, ſo wie in Nr. 4. theilweiſe das Literaturblatt Nr. 1. ſtatt Nr. 2. angezeigt iſt.

Nro. 6.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 7. Januar 1822.

Einſt werden wir die Hülle ſpalten,
In der wir zur Verwandlung gehn,
Es wird zu ſchöneren Geſtalten
Sich der gepreßte Geiſt entfalten,
Bey eines mildern Frühlings Wehn.

Lappe.

Volkslied von Rückert.

Ich ſtand auf Bergen hoch
Und überſah die Erde,
Die ſo gedrückt vom Joch,
Geſchlagen ſo vom Schwerde.

Ich ſah den blut'gen Greul,
Der lag auf ihren Tiefen,
Und hörte das Geheul
Der Stimmen, welche riefen.

Ich ſprach: O wär' ich doch
All dieſer Noth entrücket!
Da ward vom Berg auf hoch
Ich in die Luft gezücket.

Aufſchwebt' ich durch die Luft,
Und hört' und ſah noch immer,
Zulezt verſchwamm in Duft
Das Blut und das Gewimmer.

Und als ich niederſah
Aus allerhöchſter Ferne,
Da ſah ich ſchimmern da
Den ſchönſten aller Sterne.

Was dort im hellen Licht
Iſt das für eine Sphäre?
Da ward mir der Bericht,
Daß es die Erde wäre.

Der Engel ſprach zu mir;
Es iſt dir hier verſchwunden,
Was einzeln drunten dir
Den wirren Blick umwunden.

Du haſt die Höh' erreicht,
Wo dir erſcheint das Ganze;
Und deine Erde weicht
Hier keinem Stern an Glanze.

Die Erd', in ihrem Kern
Von Wunden ſo durchwühlet,
Sieh, wie vorm Blick des Herrn
Sie ſich geneſen fühlet.

Der Ruf des Wehs verſchwimmt
Thu auf dein Ohr und höre,
Wie hell ihr Loblied ſtimmt
In ihrer Schweſtern Chöre.

Die Anbeter des Luzifers und des Heſperus.

(Beſchluß.)

Wenn, wie bekannt, der Dalai Lama niemals ſtirbt, ſondern ſchon 700 Jahre lang lebendig vor dem Volke daſteht, weil bey jedes Dalai Lama's Tode, ſorgfältig ein neues ihm ähnlichſtes Geſicht im ganzen Lande ausgeſucht und auf den Thron gehoben wird: ſo kann jeder von uns, in Europa, ſich ungefähr vorſtellen, was das lezte Lama-Geſicht nach ſieben Jahrhundert phyſionomiſcher Nachdrucke der Nachdrucke ungefähr noch von dem urſprünglichen mag übrig behalten haben. Auf ähnliche Weiſe kommen Religionen auf dem Durchgange durch die Köpfe der Jahrhunderte, unter lauter Vorausſpieglungen der ungetrübteſten

Unveränderlichkeit mit Familien-Unähnlichkeiten an, und manche Sonne trifft blos als ihre eigne Nebenſonne ein.

Daſſelbe geſchah in Altheſperien, wie daſſelbe ſpäter im römiſchen Reich; denn wie man in dieſem bey der allmähligen Niederlage des Heidenthums vor dem Chriſtenthume die abgelebten Götter in lebendige Dichtungen, die Perſonen in Perſonifikationen, und die Götterſtatuen in Bilder, und zwar allegoriſche verwandelte: ſo fingen die Morgen- und die Abendſterndiener an, Licht und Nacht blos bildlich zu nehmen, und den Morgen- und den Abendſtern (faſt wie gegenwärtiger Verfaſſer am Anfange dieſes kirchengeſchichtlichen Beytrags) als Aufklärung und als Glauben, ſinnbildlich zu behandeln; jedoch ſo, daß die Heſperiden den Luziferanern Aufklärerey vorwarfen, und dieſe jenen den Aberglauben oder Finſterglauben.

Auf Ekelnamen Obſkuranten und Obſkuraten gab es denn kein anderes Echo als Illuminanten und Illuminaten. Die ſogenannten Paphiſten ſchrieben und ſagten den Lichtdienern und Lichtknechten geradezu ins Geſicht, daß ſie immer andere Anſichten und Einſichten bekämen und, darnach geändert, ſich nach ihrer Sonne ordentlich wie Sonnenblumen drehten, indeß ſie beweiſen könnten, daß ſie Jahrhunderte lang dieſelbe Meinung zu haben vermöchten, weil ſie keine Wetterhähne wären, weder auf dem Tempel, die nach dem Winde knarrten, noch im Hofe, die nach der Sonne krähten, „ja wir können von uns — endigten die Heſperiden — in ſo fern wir immer dieſelben Sätze, was der beſte Beweis und Ausdruck der Unfehlbarkeit zugleich iſt, behaupten, daß wir den Polgegenden gleichen, wo keine Sterne untergehen.“

Die Morgenſterndiener erwiederten eben ſo figürlich: „Dafür gingen an den Polen auch keine neuen auf. — Die Heiligenſcheine der Paphiſten gäben wenig Licht — und ſie ſuchten die geiſtige Nacht blos der geiſtigen Ruhe wegen, und dieſes Ruhen erwürbe eben ihnen ſo viele Proſelyten unter den abgematteten Großen, weil dieſe nach den vielen ſündhaften Unruhen und Bewegungen ihres Lebens gern ausraſten, ſo wie ſchon eine Leiche deſto höhern Ranges iſt, je öfter die Träger ſie unter dem Bringen zur letzten Ruhe wieder auf Stützen von neuem ruhen laſſen. — Ihr Verfinſtern ſey an ſich ein gut gewähltes Mittel, damit die Leute keinen Lärm machten, ſondern ſtilleſchwiegen und Ruhe hielten, wie man Kanarienvögel durch Schnupftuchüberwerfen des Käfigs vom Schreyen, oder Stiere durch Bedecken der Augen vom Stoßen abhalte. — — Und damit das Verfinſtern und Verſpalten beſſer gelänge, hätten ſie recht handgreifliche Unwahrſcheinlichkeiten z. B. die von der Teufelhaftigkeit des Luzifers oder Lichtbringers — dem Volke zu glauben gegeben, weil dieſes grobe Lügen leichter als kleine, ſo wie jeder große Biſſen leichter als kleine verſchlucke.“

Und in der That, ganz ſo fahren die Morgenſterndiener fort; nur aber noch viel ärger als es für Morgenblattleſer paſſen will. Allein auf dieſe Weiſe war an keine Reinigung und Einigung beyder Parteyen zu denken; denn Streittheologen, Streitphiloſophen, und Streitpolitiker gleichen in Rückſicht der Irrthümer dem Magen, welcher fremde Würmer, z. B. Schnecken, Auſtern, recht gut verdaut und zerſezt, hingegen die eignen oder Eingeweidewürmer unverſehrt beſtehen läſſt, ja ſie mit jenen noch füttert. —

Aber zum Glück langte im Junius oder Sommermonat ein fremder Mann in Altheſperien an. Er brachte ſo zu ſagen eine ganze Bundes-Lade von Himmelſeh- und Meßgeräthe mit, und ſagte, er ſey ſchon ein halbes Jahr gereiſet, um gerade auf der Grenze zwiſchen Süd- und Nordheſperien zur rechten Zeit einzutreffen, weil blos hier der Durchgang der Venus durch die Sonne am beſten zu beobachten ſey.

Von Venusdurchgängen, von Sternröhren, von Sternſehern hatte das ganze polemiſche Land nie ein Wort vernommen. Luziferaner und Paphiſten — beyde gerade in einem Interim der Spannung, wo die einen nächſtens auf den Morgenſtern, die andern auf den Abendſtern aufſahen — ſchickten Prieſter als Abgeordnete in ein altes verlaſſnes finſteres Bergwerk ab, wo der Sternſeher ſeine langen Sternröhre aufſtellte. Hier ließ er ihnen am Tage die Sternbilder, und unter ihnen den Venusſtern ſehen, eh' er vor die Sonnenſcheibe zog. Zum allgemeinen heſperiſchen Erſtaunen ſahen beyderley Prieſter ihren vergötterten Stern ſogar von Abend gegen Morgen in die Sonne einrücken und darin ihren Heſperus und Luzifer oder Lichtträger, aber nur als ſchwarzen Punkt erſcheinen, der kein Licht geben könne als das, welches die Sonne uns durch ihn zuſchicke, und daß folglich der Morgenſtern und der Abendſtern dieſelbe, nur in verſchiedenen Zeiten und Stunden uns beglückende Venus ſey.

Da verſöhnte die angeblickte Wahrheit — die rechte und reichſte Ausbeute des Bergwerks — die uneinigen Anbeter des Schein-Doppelſterns allmächtig wieder; ſie wandten nun ihre Augen und Herzen allein nach der Quelle des Lichts, der ſich die Welten zukehrten; und mit dem ſinnlichen Irrthum entfloh auch der heſperiſche Drache, der vor das Paradies der Liebe und deſſen goldne Aepfel ſich bisher gelagert hatte. — —

So möge denn auch — das Ende wiederhole den Wunſch des Anfangs! — der jetzigen wild in einander arbeitenden Zeit der Heſperus des Glaubens, welcher das Herz durch den Nachthimmel voll vertiefter Sonnen hebt und ſtillt, mit dem Morgenſterne der Erleuchtung, der für Gegenwart und Leben begeiſtert, zu Einem Geſtirne zuſammenfließen; und blos die Sonne der Gottheit allein, von welcher jenes erſt die Strahlen bekommt, werde angebetet!

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Im Ganzen ſieht man freylich nicht viel Menſchen auf den Straßen und Plätzen von Madrid; und in dieſer Hinſicht läſſt ſich nur die Puerta del Sol (was übrigens bekanntlich kein Thor, ſondern ein Platz mitten in der Stadt iſt,) mit den Straßen und Plätzen von Paris vergleichen; allein während in Paris alles läuft, als hätte es keine Minute Zeit übrig, ſteht hier die ganze Menſchenmaſſe ſtill, oder geht höchſtens ſehr ruhig im Schritt auf und ab. Dort ſiehſt du in einer Minute zwanzig verſchiedene Geſichter an dir vorüber ſchießen, du wirſt geſchoben, wenn du nicht mitrennſt; hier muſſt du ſchieben, um vorwärts zu kommen, und du findeſt nach ein Paar Stunden noch dieſelben Geſichter am ſelben Platz. — Die Puerta del Sol iſt der Mittelpunkt, das Herz des Madrider Lebens. — Auf der einen Seite führt dann die Calle mayor hinunter nach der Plaza mayor und noch einige andere Plätze, die gewiſſermaßen die Mägen von Madrid vorſtellen, denn hier werden alle möglichen Lebensmittel verkauft; die Plätze ſtehen voll Buden und ſie werden von mehr Mauleſeln beſucht als Menſchen, denn hier werden jene abgeladen. Das ganze Treiben iſt roher wie andern Orts. Kohlenträger oder Brenner mit ſchwarzen ledernen Küraſſen, weiten Pluderhoſen bis an die Knie und enge ſchwarze Strümpfe; braune träge Maulthiertreiber, Hut und Jacke mit allerley buntem Zeuge in Sternen, Kreuzchen u. ſ. w. verziert, beſonders die Ellenbogen und den Rücken; Katalonier mit rothen ſackartigen Mützen die bis auf die Schultern hängen. — Da liegen in Reihen hohe Haufen von Orangen, Granaten, Zitronen, Trauben, dahinter Fleiſchbuden; zu beyden Seiten Buden, worin es auch ſehr ſpektakulös zugeht; und das alles lärmt und ſchreyt gewaltig durch einander, bewegt ſich viel ſchneller, als die eigentlichen Madrider, weil es meiſt keine Mäntel trägt, und iſt aber luſtiger, wie das gemeine Volk überall, wenn es allein beyſammen iſt. — Dieſe Art von Leben fängt wie geſagt auf der Plaza mayor ganz ſachte an, und wird zu beyden Seiten toller auf der Placuela San Miguel und der Plaza de Yſeda. Auf der entgegengeſetzten Seite führen die Calla de Alcala und Cavlera San Jeronimo von der Puerta del Sol nach dem Prado; und das iſt wieder eine ganz verſchiedene Wirthſchaft: im Prado zeigt ſich alles im Feyerkleide und hat nichts zu thun als zu promeniren; es iſt mehr der Sammelplatz der eleganten Welt und der Welt, wenn ſie ſich elegant macht. — Eigentlich iſt der Prado eben nicht verſchieden von jeder andern Promenade großer Städte; die mehrere Reihen Bäume, Brunnen, und in der Mitte eine breitere Straße für die Kutſchen haben. — Die Männer ſind meiſtens in franzöſiſcher oder engliſcher Tracht ganz gentlemanlike angethan; dagegen ſind die Weiber ſo klug, die ſpaniſche Tracht beyzubehalten, auch die eleganteſten tragen ſie auf dem Spaziergang: — ſchwarze Röcke, oder braune, mit einem rothen oder überhaupt bunten Halstuch und darüber die Toca oder ſchwarze Kaputze, welche den großen Vortheil hat, hübſche Geſichter hervorzuheben und häßliche zu verbergen. — Uebrigens ſind im Ganzen die Weiber hier nicht hübſch von Angeſicht und auch weiter nicht gut gewachſen, aber ſie tragen ſich gut, haben einen ſchönen Gang und hübſche Füße. — Aber ich glaube, es geht euch gerade wie mir, daß ihr noch keine rechte Idee habt, wo und wie der Prado eigentlich liegt, ob es eine eigentliche Allee iſt, oder was? und ich weiß wohl, daß mich nichts ſo ſehr ärgert, als wenn man mir die ſchönſten Sachen erzählt und ich nicht recht genau topographiſch weiß, wo das alles paſſirt. — Es müſſen aber dergleichen Beſchreibungen nicht ſo leicht ſeyn als man glaubt, z. B. weiß ich ſehr gut, daß nach allem, was ich über das Topographiſche des Palais royal und ſogar der Boulevards in Paris geſehen und gehört hatte, ich doch eine ganz falſche oder eigentlich gar keine deutliche Idee davon hatte, und wenn man es ſieht, kommt es einem unbegreiflich vor, wie einem ſo einfache Dinge ſo verworren vorgemacht werden können, und ich habe zu mir geſagt: Entweder die oder die Beſchreiber ſind einfältig geweſen. Und ſo geht es Vielen. Damit man alſo nicht daſſelbe von mir ſagt, antworte ich, wenn du mich frägſt: Was iſt der Prado? Der Prado iſt eine Vertiefung zwiſchen der Höhe, worauf die Stadt liegt, und derjenigen, worauf das Schloß und die Gärten von Buen Retiro liegen; er zieht ſich in einem Bogen von der Puerta de Atocha bis nach der Puerta de Alcala, begrenzt auf dieſer Seite die Stadt und trennt ſie von dem Buen Retiro, ſo daß, wenn Madrid Vorſtädte hätte, der Prado ganz daſſelbe wäre, was die Boulevards in Paris. Von der Stadt aus führen mehrere Straßen nach dem Prado hinunter, auf der andern Seite hat er drey Ausgänge, an beyden Enden die Thore von Alcala, wo ſich die Straßen nach Altkaſtilien und Arragon theilen, und das andere von Atocha, wo es nach Valencia (nach Andaluſien) hinausgeht, und in der Mitte einen dritten Ausgang nach den Gärten des Buen Retiro. Die Breite des Platzes iſt ſehr verſchieden, indem er an den ſchmalſten Orten ſechs Reihen Bäume und an den breiteſten zwanzig Reihen hat. Dieſe Bäume ſind ganz ehrliche Ulmen, und meiſtens ſind ſie noch dazu klein, krumm oder verhackt. Dagegen ſtehen mehrere ſchöne Brunnen mit großen Baſſins und Gruppen von Marmor darin, beſonders ein Neptun mit den gehörigen Delphinen und ſonſtigem Ungeheuern, eine Rhea von Löwen gezogen u. ſ. w. Bey dem Thore von Atocha geht eine kleinere Allee links ab (oder wenn man will: der Prado endigt in der Nebenallee) nach dem Kloſter und der Kirche Sta. Maria de Atocha, welche denn zugleich eine Art von Erfriſchungsort, eine geiſtige Reſtauration für die Spaziergängerinnen iſt, indem ſie ſich ausruhen, und zugleich dem lieben Gott ihre Tour machen können, einiger Privatgeſchäftchen nicht zu gedenken. Indeſſen der beſuchteſte Theil des Prado iſt die Mitte von der Calle de Alcala, bis etwa über den Eingang zum Buon Retiro hinaus, ſo weit fahren auch die Wagen auf und ab, wie ein Leichenzug, immer im Schritt und in der gehörigen Ordnung. Es gibt aber wenig lächerlichere Enſembles, als die meiſten hieſigen Equipagen! Auf einem ungeheuer rothangeſtrichenen Geſtell, ein kleiner altmodiſcher, ſchnörklicher Kaſten, von der Form, wie man ſie aus der Zeit Louis XIV. gewohnt iſt, funfzehn Schritt von dem Kaſten entfernt, an einer unendlichen Deichſel ſind zwey Maulthiere geſpannt, die obere Hälfte des Leibes und den halben Schwanz ſorgfältigſt ganz kahl geſchoren, auf dem einen ſizt in einer alten abgeſchabten Livree mit großen ledernen Kamaſchen der Kutſcher und hinten auf ein ditto Bedienter auf einem Brett, worauf er ſich ein bequemes Haus bauen könnte. — Freylich gibt es auch viel ſo brillante Equipagen als anderswo, aber an dieſen iſt nichts zu ſehen. Glücklicherweiſe müſſen ſie mit den Maulthierkaſten Schritt halten, ſonſt wäre es vor Staub nicht auszuhalten, der ſchon ſo arg genug iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Weſtphalen, im Nov.

Der von den Bergen des Jülicher und Clever Landes, und den Ufern des Rheins noch um ein Bedeutendes rechts der Weſer bis Holſtein, und an der Gröninger-Holländiſchen Grenze bis zur Nordſee laufende ſchöne Landesſtrich, der ſich Weſtphalen nennt, hat keine Hauptſtadt, die als ſolche wirklich gelten könnte, denn dazu gehört, daß ſie nicht nur die wichtigſte und volkreichſte, ſondern auch die einflußreichſte Stadt wäre. Gleichgültig iſt, daß in den geographiſchen Lehrbüchern Münſter und Osnabrück (alſo doch zwey!) als Hauptſtädte angeführt werden, worin ſchon ein Widerſpruch liegt, da dem Wortſinn nach nur eine ſeyn kann, eben ſo gut würde Elberfeld und Düſſeldorf, noch eher Bremen dafür gelten können; genug, in der Wirklichkeit fehlt die Hauptſtadt; und das iſt in jeder Hinſicht wichtig für ein Land, indem ſich die Meinungen und Sitten frey von Tonangebung und Muſterbildung, oder gar Nachahmungsſucht der Hauptſtadt bewegen, und vielmehr in kleinen Kreiſen, jeder Gau für ſich, ſelbſtſtändig ausbilden können. Die Vortheile und Nachtheile eines ſolchen Verhältniſſes dürften ſich ziemlich gegen einander aufheben. Zunächſt liegt hierin der Grund, daß die beyden bedeutendſten Zeitſchriften Weſtphalens, nämlich der Sprecher oder Rheiniſch-Weſtphäliſcher Anzeiger, und das Sonntagsblatt, erſterer ſonſt in Dortmund, jezt in Hamm, lezteres in Minden, erſcheinen, mithin Beyde in Städten zweyten Ranges. In dem unbedeutenden Dorſten erſcheint eine Zeitung, ſo wie zwey Zeitungen in Elberfeld, und mehrere politiſche Blätter in Düſſeldorf, die Kunde der Zeit und der Meinungen zum ſchnellen Austauſch fördern. Früher ward die Zeitſchrift „Herrmann“ (zu Hagen), wegen zu freyer Aeußerungen, von Staatswegen unterdrückt, wogegen ein neues Provinzialblatt, „Weſtphalia,“ in Herford entſtand, ſo wie ein Unterhaltungsblatt in Paderborn. Daß dieſer rege literariſche Verkehr, außerdem befördert durch die Buchhandlungen in Düſſeldorf, Eſſen, Duisburg, Münſter, Minden, Lemgo, Hamm und Bremen, von vielem Einfluß auf Leben, Bildung und Induſtrie ſeyn mußte, iſt unverkennbar; zum Theil ſpricht ſich die Wirkung der Geiſtesentfeſſelung in Handel und Wandel, zum Theil in den Erſcheinungen der Literatur und Kunſt aus. Erſt durch die Verbreitung der einleitenden Ideen des Kaufmann Aders zu Elberfeld, mittelſt der Zeitſchriften, konnte ſich ſein wichtiger Plan, zu Errichtung einer Rheiniſch-Weſtphäliſchen Handels-Kompagnie zum direkten Verkehr und Abſaz der geſammten deutſchen vaterländiſchen Erzeugniſſe mit und nach Weſtindien und Amerika, die Theilnahme des Publikums erwerben; die Anſtalt iſt durch Aktien begründet, hat die Sanktion des Königs von Preußen erhalten, und verſpricht einen glücklichen Erfolg.

In dem ſüdlichen Theile Weſtphalens iſt Induſtrie und Gewerbsverkehr noch im Steigen; Elberfeld und Barmen geben das rege Leben von Leeds und Mancheſter im verjüngten Maßſtabe wieder, welches zum Theil in der überdichten Bevölkerung mehrerer Kreiſe, wo über 8000, im Düſſeldorfer Diſtrikt ſogar 12.000 Menſchen auf einer Quadratmeile leben, den nächſten Impuls findet; denn wo die Bodenfläche für die Nahrungsbedürfniſſe nicht ausreicht, da ſtrebt (wie bey uns auch ſich Malthe's Beobachtungen bewährt haben) die ſteigende Induſtrie, das Fehlende zu erſezen. Dagegen findet man im nördlichen Theile, wo ungetheilte Gemeinheiten und meilenlange Heiden, die blos zur Hütung dienen, die Bevölkerung niederhalten, wenig oder gar keine Anſtalten des Gewerbfleißes. Die Kunſtleiſtungen ſind noch ſehr zurück; Weſtphalen hat weder einheimiſche berühmte Maler noch ausgezeichnete Bildhauer aufzuweiſen, und nur in der Muſik iſt ein reges Streben ſichtbar. Reiche Opfer werden Euterpen und Polihymnia in Münſter, Osnabrück, Düſſeldorf, Minden und Bückeburg dargebracht. Die Kirchenmuſik in erſterer Stadt und das dort jährlich gefeyerte Feſt der heiligen Cäcilia ſind ausgezeichnet. Am 8. und 9. Nov. ward in Bückeburg von dem für die Kunſt enthuſiaſtiſchen Muſikdirektor Biſchof aus Hildesheim, unterſtüzt von der fürſtlichen Kapelle, die große Kompoſition von Schneider, „das Weltgericht,“ aufgeführt; oft bilden ſich in den kleinſten Städten Muſik-Kränzchen und Quartette, und ſelbſt in den Landſchulen iſt der mehrſtimmige Harmoniegeſang nach der Natorp'ſchen Methode eingeführt. Vielleicht wird bald die Muſik, wie in Böhmen, erſt recht ins Volksleben übergehn, ſo wie es auch zu beachten iſt, daß Beethoven und die Rombergs die weſtphäliſche Erde Mutter nennen. Noch kürzlich erhielt der Muſikdirektor Fiſcher in Minden, wegen einiger überreichten Kompoſitionen, vom Prinz Friedrich der Niederlande einen koſtbaren Brillantring; auch unſere Dichter beſangen die Tonkunſt, unter dieſen mit Erfolg Fräulein Julie v. Nordenflycht. — Als ſittliche Erſcheinung muß ich noch des auch in Weſtphalen ſeit einiger Zeit ſein Haupt erhebenden Myſtizismus und bigotter Frömmeley erwähnen. Dieſe Wahrnehmungen ſind zwar iſolirt, aber doch auffallend. Ein unter Begünſtigung des Freyherrn von der Recke in der Grafſchaft Mark geſtifteter Verein zur Belehrung der Gefangenen und Kinder in den Strafanſtalten hat wegen ſeiner myſtiſch-frömmelnden Tendenz ſcharfe Anfechtung im weſtphäliſchen Anzeiger erlitten, ein amerikaniſcher Bauer und methodiſtiſcher Prieſter vom Ohio ward von dieſem Verein begünſtigt und ſogar mit einer pietiſtiſchen Empfehlung in Verſen ins Land geſandt, bis die Polizey dem Unweſen ein Ende machte. Eben ſo auffallend hat ſich ſelbſt in aufgeklärten Städten das Sektenweſen gezeigt, und noch unlängſt ward ein pietiſtiſches Fräulein aus Paderborn drey Tage lang vermißt, und hierauf zwiſchen der Dachrinne zweyer Häuſer, an den Füßen gelähmt, in der erbärmlichſten Lage gefunden, wohin ſie Gewiſſensſkrupel geführt hatten, indem ſie im Hungertode ein Märtyrthum zu finden glaubte.

Ueber die neuen Erſcheinungen in unſerer Literatur werde ich im nächſten Briefe Auskunft geben.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 2.

Nro. 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 8. Januar 1822.

— — — In fremdem Lande ruht
Ihr Staub. Daheim auch waltete kein beſſres Loos.

Die Trojanerinnen des Euripides.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

Im Anfange des Sommers ſegelte ich von Schottland nach Quebeck und hatte eine große Menge Emigranten zu Reiſegefährten. Sie waren alle von der ärmern Gattung und bewohnten den Mittelraum, welcher in mehrere Verſchläge zur Bequemlichkeit der Familien abgetheilt war. Zuerſt ſchien dieſe Einrichtung unnöthig zu ſeyn, denn alle bezeugten ſich aufs freundlichſte gegen einander, — indem das Neue in ihrer Lage eine Gemeinſchaft der Gefühle bey dieſen Leuten hervorgebracht hatte, die ſonſt weder Bekanntſchaft noch Verbindung mit einander hatten; und obgleich die meiſten derſelben Schottländer waren, ſo ſchienen ſie doch ihre natürliche Vorſicht und Zurückhaltung auf die Seite gelegt zu haben. Als ſie zuerſt an Bord kamen, unterredeten ſie ſich freymüthig über ihre Glücksumſtände und die Urſachen, die ſie zum Auswandern bewogen, und machten ſich allerſeits das Anerbieten auf der Reiſe einander behülflich zu ſeyn. Diejenigen, welche die Trennung von dem Vaterlande am meiſten fühlten, beſchäftigten ſich mit dem Glücke, das ihrer jenſeits des Oceans warten ſollte, während andere, die ſich wenig um ihre Heimath zu bekümmern ſchienen, ohne Unterlaß von den Schmerzen ſprachen, die ſie bey der Trennung von derſelben empfunden. Man bemühete ſich dabey, jeden Gedanken an Gefahr zu beſeitigen und ſprach von nichts als ſchönem Wetter, als dem unzertrennlichen Gefährten einer Seereiſe. — Während zwey Tage nach unſerer Abfahrt war das Wetter äußerſt ſchön, und die Wellen ſchienen kaum unſer Schiff zu bewegen, als wir längs des hochländiſchen Gebirges hinfuhren. Die Emigranten blieben faſt beſtändig auf dem Verdecke und machten in munterer Unthätigkeit ihre Bemerkungen über alles, was ſie ſahen. Einige nannten die Namen verſchiedener Berge und beſchrieben die Gegenden um dieſelben her; andere verbreiteten ſich über die Vortheile, die ſie aufgeopfert, als ſie die Heimath verlieſſen, und ſprachen von dem Anſehen, Wohlſtande und Einfluß ihrer Verwandten; und einige wenige, die wichtige Gründe zu haben ſchienen, um nicht von ihren eigenen Angelegenheiten zu reden, gingen zwiſchen den verſchiedenen Gruppen umher und hörten ohne Theilnahme den andern zu. Ein Mann machte ſich durch den Beſitz eines Buches über Nordamerika, bey der Geſellſchaft wichtig. Er ſtellte ſich damit an einen erhabenen Ort und las dann und wann die auffallendſten Stellen daraus vor. Bey vielen galt er für ein vollkommenes Orakel, zu dem man bey jedweder Streitigkeit über einen die neue Welt betreffenden Gegenſtand ſeine Zuflucht nahm. Eine alte Frau und ihre Tochter maßten ſich die Herrſchaft in dem weiblichen Zirkel an. Sie ſprachen von den Unannehmlichkeiten einer Seereiſe; bedauerten, daß ſie die Ueberfahrt nicht in der Kajüte unternommen; verſicherten, es befände ſich Niemand auf dem Schiffe, deſſen Geſellſchaft für ſie taugte; und gaben zu verſtehen, wie viele Angſt und Beſorgniſſe ihre Freunde um ſie leiden würden. Ihre Zuhörer lieſſen ſie ohne Unterbrechung ſchwatzen; denn alle ſchienen es gern zu hören, daß ihre Gefährten ihre gegenſeitigen Anſprüche und Eigenheiten an den Tag legten, damit ſie deſto beſſer ſchließen könnten, was ſie wirklich wären, um ihre Geſellſchaft deſto beſſer kennen zu lernen. Am Abend des zweyten Tages ſchienen die meiſten Emigranten zu denken, daß ſie nun ſchon recht viel von einer Seereiſe geſehen, und daß nichts ſchlimmeres als das Vergangene zu befürchten ſey. Einige gaben ſich das Anſehen, als wüßten ſie recht viel vom Seeleben; während andere jeden Gedanken an Gefahr verlachten, und wünſchten, daß ſich doch nur ein Sturm erheben wolle, um ihnen den Beweis zu geben, wie ſehr die Seefahrer wohl gewöhnlich übertrieben, wenn ſie von ſtürmiſcher Witterung erzählten. Der Wind war den ganzen Tag über gelinde und fächelnd geweſen; gegen Sonnenuntergang aber wurde er friſcher und blies aus einer Richtung. Bald erhoben ſich die Wellen und das Schiff fing an ein wenig umherzutaumeln. Zuerſt gingen die Emigranten mit unſichern Schritten auf und ab, und hielten ſich oft an die herabhängenden Taue an; bald aber blieben die meiſten ſtehen und lehnten ſich auf die Geländer. Die Unterhaltung ward immer kürzer und abgebrochener — die, welche vorher am meiſten Theil daran genommen hatten, ſagten am wenigſten, und bald wurde es ganz ſtille. Ein jeder ſah ſeinem Nachbar nach dem Geſichte, ſchien aber ſelbſt gern die Blicke der übrigen vermeiden zu wollen. Die Gruppen, welche das Verdeck angefüllt hatten, trennten ſich langſam, und man ſah einen nach dem andern ins Schiff hinabſteigen; und ehe es noch ganz ſpät war, lag alles darnieder, außer den Seeleuten. Der Wind wurde immer heftiger, und am Morgen ging die See hoch und es fiel ein ſtarker Regen. Einige der Emigranten, die ſich aus ihrem Raum hervorgewagt hatten, krochen auf allen Vieren auf dem Verdecke und warfen angſtvolle Blicke umher. Einer wagte es, den Unteroffizier zu fragen, ob er je vorher ein ſolches Wetter geſehen; und dieſer erwiederte mit einem bedeutenden Blicke, er hoffe kein ſolches wieder zu erleben; aber Gott ſey gnädig, und er ſelbſt verzweifle nie, ſo lange die Bohlen des Schiffes zuſammenhielten. Dieſe Antwort ward von den Andern mit dem größten Entſetzen vernommen; und einige gingen ſogleich hinab und berichteten ihre Gefährten: wir ſeyen in der größten Gefahr. In einem Augenblick kam unten alles in die größte Angſt und Verwirrung; die Eltern riefen ihre Kinder zu ſich; die alten Weiber verlangten ihre Bibeln; die jungen ſuchten Troſt von ihren Männern; Gebete und Ausrufungen waren mit Fragen vermiſcht, auf welche der Fragende ſich ſelbſt die Antwort zu geben ſchien; von Zeit zu Zeit wurden Boten aufs Verdeck geſandt, um ſich nach dem Zuſtande der Witterung zu erkundigen; und einige ſchlugen vor, man ſolle den Kapitän angehen, damit er dem nächſten Hafen zuſteuere. Der Unteroffizier vertheilte jeden Morgen nach dem Frühſtücke die Lebensmittel unter die Emigranten, und wenn die Zeit hierzu herankam, ließ er die Matroſen die nöthigen Fäſſer mit dem Fleiſche und Mehl nebſt einer Wage zum Auswiegen der Portionen aufs Verdeck bringen. Das Geräuſch, welches dieſe Vorbereitungen verurſachten, brachte die Leute im Raume auf die Meinung, die Matroſen ließen die Böte hinab und das Schiff ſey im Verſinken. Ihre Beſorgniß erhielt ihre völlige Beſtätigung, als der Unteroffizier hinabrief: „kommt alle aufs Verdeck!“ Männer, Weiber, Greiſe und Kinder ſtürzten mit raſender Eile die Treppe hinauf, und in einem Augenblick war der Raum geleert. Sie rannten alle zu den Geländern, um ſo bald wie möglich in die Böte zu gelangen. Als ſich aber ihr Schrecken ein wenig gelegt und ſie den Unteroffizier zwiſchen zwey Fäſſern ſtehen ſahen, wo er ruhig ihre Portionen auswog, wurden ſie ganz verwirrt und ſahen einander mit dem gemiſchten Ausdrucke der Scham und Furcht an. Das Gelächter der Matroſen zeigte ihnen bald, daß ihnen ihre Einbildungskraft einen Streich geſpielt; und der Unteroffizier ſagte ihnen, ſie ſollten nur ihre Portionen in Empfang nehmen, da wohl das Schiff vor Mittag nicht untergehen werde, und verſicherte ſie, er habe ſie mit Fleiß ſo erſchreckt, um ſie ihrer Geſundheit halber auf's Verdeck zu bringen. Dieſe Erklärung ſtellte die Ruhe wieder her, und ein jeder ertrug gutmüthig den Spott des andern, weil er das Mittel in Händen hatte, ihm denſelben zurückgeben zu können, ſobald er es wolle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Die rechte Höhe des Tons im Promeniren iſt ungefähr von halb vier Uhr bis etwas nach viere, im Buen Retiro (der dem Publikum ganz offen iſt), und von da in den Prado hinabzuſteigen und wieder zu promeniren von halb ſechs, bis es eben ganz dunkel wird. Während die Nebenalleen faſt leer ſind, drängt ſich dann Alles in der Mitte zuſammen. Zu einer gehörigen Verbeugung hat man da gar nicht Platz; glücklicherweiſe beſteht der eigentliche ſpaniſche Gruß, auch gegen Damen, nur in einer Bewegung mit dem rechten Arm, ungefähr ſo, wie man es machen würde, wenn er halb im Mantel eingewickelt iſt. Durch dies Gedräng ſchieben ſich denn noch einige Waſſerträger mit ihrem: agua fresca; — agua! — quien bebe! und, was noch ſchlimmer iſt, ein Paar kleine Schlingel, die einem mit dem Ruf: fuego! — quien quiere fuego, Señores cavalleros! einen Feuerbrand unter die Naſe halten, damit man ſeine Zigarren anzünde. — Die Seite des Prado nach der Stadt zu iſt meiſt von ſchlechten Gebäuden, Brandmauern und Hintergebäuden begrenzt, auf der andern Seite und zwiſchen dem Buen Retiro und Prado ſind einige gute Gebäude, die Façade machen, beſonders das

Muſeum für die Gemälde, ein Paar Kaſernen, dann der botaniſche Garten. Der ganze Prado mag eine halbe Stunde lang ſeyn. Die drey bis vier Hauptſtraßen, die nach dem Prado führen, ſind da, wo ſie an ihn grenzen, ſehr breit, ſo daß man ſie eher für Plätze nehmen könnte; wenn es nicht ſo ſehr an guten oder auch nur regelmäßigen Gebäuden fehlte, ſo ſähe das ſchon ganz anſehnlich aus. Aber nun hab' ich dir von allem mehr geſprochen, als von der Puerta del Sol, wovon ich doch eigentlich anfing. Den Magen und das Herz von Madrid hab' ich dir vorhin gezeigt, aber auf die Art wäre der Prado der Kopf und das geht doch wieder nicht, da er höchſtens die Mütze iſt; und wir müſſen Gehirn und Herz in der Puerta del Sol zuſammen ſchieben. — Die ſiehſt du gegen Mittag in ihrer Glorie. Auf dem Platz ſelber, oder in der Nähe, ſind die Haupt-Kaffee's: Lorenzini, Fontana und andere; dann wohnen in der Calle careta, deren Anfang beynah mit zum Platz gehört, die meiſten Buchhändler; auf der einen Seite, gegen die Calle mayor hin, iſt die Façade des großen Gebäudes, was eigentlich Puerta del Sol heißt, worin die Poſtbureaus und andere, und die eigentliche Zeitungsleſerey iſt; da ſitzen in einer langen Reihe alte Weiber mit großen Körben voll Zeitungen und verkaufen ſie wie Aepfel und Birnen. — Nach der Seite des Prado hin und der Calle de Alcala iſt die geſchmackloſe Façade der Kirche San Felipe el Real, grün und gelb angeſtrichen; außerdem ſind beſonders viele Hutmacherbuden ringsum auf dem Platz. An dem obern Ende des Platzes ſteht ein großer Brunnen, um den her immer einige funfzig Aguaderos auf ihren Waſſerfäſſern ſitzen, und dieſe bilden eigentlich den Kern der Menſchenmenge auf dem Platz; dann bilden am Ausgang der Calle de Alcala die Cocheros eine andere feſtſtehende Gruppe, indem ihre kleinen, altmodiſchen, zweyſitzigen Kabriolets mit Mauleſeln in einer langen Reihe an der einen Seite der Straße nach dem Prado zu ſtehen. — Dieſe Cocheros ſind eben ſo mit knappen braunen Jacken, mit bunten Flecken beſetzt, kurzen braunen Hoſen und großen ledernen Kamaſchen angethan, wie die Harieros, und ſind gewaltig lärmig und unverſchämt. Ringsum auf dem Platz auf den Trottoirs ſtehen dann, in Gruppen von zwey bis fünf Mann, die Zeitungsleſer und Politiker, darunter ſehr viele Offiziere, meiſt alle in Mäntel gewickelt, und machen gefährliche Geſichter; nach den Poſtbureaus hin ſtehen die Briefleſer und Kaufleute; denn hier iſt zugleich die Börſe von Madrid; kurz auf der Puerta del Sol gibt ſich alles ein geſchäftiges Anſehen; auch wer nur da ſteht, weil er nicht anderswo ſteht, thut wenigſtens, als hätte er was zu thun oder zu leſen; an den neuen Affichen aller Art, mit denen hier die Wände bald eben ſo ſehr überklebt werden als in Paris, ſtehen dann andere Haufen und wer eben keinen Brief hat oder keine Zeitung bezahlen kann. — Aber alle Kaufmannsläden und Schneiderboutiken auf dem Platz werden gegen Mittag zu Leſekabinetten. — Zwiſchen der ſtillſtehenden Menſchenmenge drängen ſich dann eine Menge Blinde herum, und rufen allerley Brochüren und ſonſtige gedruckte Blätter aus: — el suplemento al Eco de Padilla de oy! — contre el Ministerico! — por dos quartos! — el Zurriago liberal (die Geiſſel) de oy! — la representacion de la Ciudad de Sevilla al Rey constitucional para quitar el ministerio! und was weiß ich alles für Zeug! la gran batalla que se hizò en la ciudad de Lagroño, entre los paysanes y la milicia! relacion exacta de lo que sucedió en Granada atropellandose la constitucion! — y el retrato del imortal general el Riego. — So ganz unwichtig ſind dieſe Blätter nicht, indem ſie meiſtens die Lügen oder Wahrheiten enthalten, die dieſe oder jene Partey beſonders verbreitet haben will. — Kurz du ſiehſt, daß das eine ganz andere Art von Leben iſt, wie die der übrigen Plätze und des Prado, und mehr wollte ich dir eigentlich nicht begreiflich machen. Wenn du das alles langweilig gefunden haſt, ſo bitte ich dich mir zu ſagen, wer etwas geſcheideres über Sachen geſagt hat, über die eigentlich gar nichts geſagt werden kann, als, des riens. — „Der Platz del Sol iſt ſchön, recht anſehnliche Straßen laufen hier zuſammen, welches Abends, wenn ſie erleuchtet ſind, einen vortrefflichen Anblick gibt.“ — Das iſt alles, was der geſchätzte Volkmann in ſeiner Reiſe von der Puerta del Sol ſagt und es iſt nicht einmal wahr, der Platz iſt häßlich, klein (etwa zweyhundert Schritt lang und hundert breit) und unregelmäßig; außer dem Poſtgebäude hat er kein einziges reputirliches Gebäude, gewöhnliche ſchmutzige Madrider Häuſer, mit kleinen Fenſtern, das unterſte Stockwerk beſteht aus finſtern Boutiken, und von den acht Straßen ſind nur drey erträglich zu nennen. Vor der nun folgenden Nachricht ſollte eigentlich ein Salva venia ſtehen, aber was kann ich dafür; ich muß der Wahrheit die Ehre geben, und einer der Hauptunterſchiede zwiſchen Paris und Madrid iſt, daß dort auch ganz ehrbare Leute, kurz, alle Welt, ihre Aguas minores und ſehr oft auch mayores (wie ſie Sancho Panza nennt,) auf der Straße und eben publice abmachen; dagegen hier alle dergleichen Geſchäfte in den Häuſern verrichtet werden, wozu in dem Vorplatz faſt jeden Hauſes ein kleines Inſtitut angebracht iſt. — Das iſt freylich eine edle Aufopferung von Seiten der Hausbeſitzer — hony soit qui mal y pense.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Dec.

Am 12. Dec. gab ein Verein von Dilettanten ein Konzert im hieſigen Apollo-Saal zum Beſten von ſieben durch das unglückliche Ende ihres Vaters früh verwaiſten Kindern. Der geräumige Apollo-Saal reichte kaum hin, die zahlreichen Zuhörer zu faſſen. Mehr denn 1400 Billets wurden zu einem nicht unbedeutenden Preiſe genommen; wahrlich, nie diente die Kunſt zu edlern Zwecken!

Auch für Rombergs hinterlaſſene zahlreiche Familie wird ein Konzert veranſtaltet, wozu ſchon ſehr viele Billets verkauft ſind; ſo darf dieſe verwaiſte Familie auf einen ſehr beträchtlichen Beytrag aus Hamburg rechnen. Romberg, der noch immer in Hamburg im freundlichen Andenken ſteht, wird hier allgemein betrauert; man ſchätzte ihn als Menſch und Künſtler gleich ſehr, wenn es ſchon nicht zu läugnen iſt, daß man größere Erwartungen noch von ſeinem ſchönen Talente hegte, als wirklich in Erfüllung gingen.

Nach einem neuen Beſchluß des Senats haben jezt alle chriſtliche Religions-Sekten, folglich auch die katholiſche Religion, gleiche Rechte und freye Ausübung ihres Kultus erhalten. Vor noch nicht gar langer Zeit waren ſelbſt die Reformirten von den Staatsämtern und deren Verwaltung ausgeſchloſſen; jezt können ſowol dieſe, als Katholiken, zu der Würde von Bürgermeiſtern und Senatoren — den höchſten Würden im Staate — gelangen, welche Veränderung, wenn ſie wirklich gleiche Rechte aufrecht erhält, der wahren chriſtlichen Denkart ſehr erfreulich ſeyn muß.

Es iſt in der Verſammlung der Bürgerſchaft darauf angetragen worden, alle Zölle abzuſchaffen. Wenn dieſer Antrag durchginge, würde die Acciſe noch läſtiger werden müſſen, als ſie es jezt ſchon iſt. Die Zölle beläſtigten bisher blos die erwerbende Klaſſe, als z. B. den Kaufmann; wer erwirbt, kann aber dem Staate leichter etwas entrichten, als wer blos verzehrt. Die Acciſe trifft auch den Aermſten, indem ſie das vertheuert, was er zu ſeinem Lebensunterhalte gebraucht, nothwendig gebraucht; ſo iſt eine ſtarke Acciſe, wie wir ſie jezt zum Theil haben, ein großes Unglück für die Armen, während die Reichen nach Verhältniß faſt gar nicht, oder doch nur ſehr wenig, zu den Laſten des Staates beytragen; ſonſt war das umgekehrt der Fall in unſerer kleinen Republik; die Armen trugen faſt gar nichts zu den Staatslaſten bey. So gab es vormals eine willkürliche Erwerbs- oder Vermögens-Steuer. Jeder Bürger war bey ſeinem Bürgereide verpflichtet, gewiſſe Procente von ſeinem Erwerb oder Vermögen zu entrichten; da es aber dem Einen oder Andern ſchädlich ſeyn konnte, wenn man genau den Stand ſeiner Angelegenheiten kannte, wurde von dem Bürger nach ſeinem Gewiſſen jene Summe auf einen Tiſch gelegt, worüber eine Decke gebreitet war, ſo daß man nicht ſehen konnte, wie Viel oder wie Wenig er gab. Auf dieſe Art kamen — den wackern Hamburgern zur Ehre ſey's geſagt — ſehr bedeutende Summen zuſammen, die zu Staatsausgaben benuzt wurden. Jezt aber hat dieſe Einrichtung aufgehört, und die Acciſe iſt an ihre Stelle getreten. Dieſe wirkt aber auf doppelte Weiſe übel; einmal verkümmert ſie den Armen ihr täglich Brod, und dann trägt ſie auch dazu bey, die niedere Volksklaſſe zu verderben, indem ſie ſie wieder geneigt macht, das elende Schmuggler-Handwerk zu treiben; wie nachtheilig aber ein ſolches Betrügen, ein ſolches Handwerkmachen von Betrug, auf den Volkscharakter wirke, haben wir zur Zeit der franzöſiſchen Occupation Gelegenheit gehabt zu bemerken; nie waren die niedern Stände ſo verderbt, als in jener Zeit, wo ganze Horden ſich vom Einſchwärzen verbotener Waaren nährten. Auch jezt fehlt es uns nicht an Schmugglern; davon folgender Beweis: Das Fleiſch iſt nämlich mit einer ziemlich ſtarken Acciſe belegt; nun ward aber vor einiger Zeit den Leuten von herumhauſirenden Schlächtern ſehr wohlfeiles Fleiſch ins Haus gebracht; Manche kauften davon und ſezten ihre gewöhnlichen Schlächter zur Rede, daß ſie nicht auch ſo billiges Fleiſch verkauften: dieſe betheuerten aber, daß ſie das wegen der hohen Acciſe nicht könnten, und vermutheten, jenes wohlfeilere Fleiſch ſey eingeſchwärzt. Die Acciſe-Beamten, jezt aufmerkſam geworden, paßten beſſer auf, als vorher, und entdeckten die Art des Schmuggelns glücklich. Sie fanden nämlich mitten im Dünger eines Düngerwagens eine Menge Fleiſch von geſchlachtetem Vieh verſteckt; auf dieſe Weiſe war jenes Fleiſch in die Stadt gebracht worden, ohne die Acciſe zu entrichten, konnte folglich von den Unternehmern dieſer abſcheulichen und ekelhaften Spekulation billiger verkauft werden.

Der vorlezte Sturm hat viel Unglück zur See angerichtet; die hieſigen Aſſekurateure verlieren mehr denn eine Million Mark Banko bey demſelben. Die Küſten der Nord- und Oſtſee ſind mit Trümmern von geſcheiterten und geſtrandeten Schiffen bedeckt, und nicht allein iſt das Altonaer Schiff, „die Hoffnung,“ dem Hrn. Donner aus Altona gehörend, und für 100,000 Thlr. Spezies bey den Aſſekurateuren verſichert, auf Godwinsſand an der engliſchen Küſte geſtrandet und mit der ganzen Mannſchaft verſunken, wovon nur Ein Lootſe auf eine faſt wunderbare Weiſe gerettet worden, der erzählt hat, daß die unglückliche Mannſchaft zwey Tage lang mit der Todesfurcht zu kämpfen hatte, ehe ſie ihr Grab in den Wellen fand: ſondern auch zu Büſum iſt eine Bouteille mit einem Briefe vom Kapitän C. Kind, vom Schiffe Katharina, welches auf Scharhörn verunglückte, angekommen. Er iſt vom 1. Dec. datirt, und ſagt unter anderm folgendes: „Wir ſind, während der lezten neuntägigen Stürme der holländiſchen Küſte dreymal nahe geweſen, ohne Lootſen bekommen zu können; während dieſer Zeit verloren wir unſere beſten Segel. Am Abende des 30. Nov. ſahen wir die Feuer auf Helgoland, und zweifelten nicht, am andern Tage in die Elbe einlaufen zu können; allein gegen Mitternacht kamen wieder fliegende Stürme und verfinſterten die Luft dergeſtalt, daß kein Land mehr zu ſehen war. Unter dieſen Umſtänden, und da wir keine Lootſen bekommen können, gebe ich mich und meine Leute verloren, wenn ſich das Wetter nicht bald ändert. In dieſem Falle habe ich gegenwärtigen Brief geſchrieben, um über mein trauriges Geſchick Auskunft zu geben.“ Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt der Kapitän und die Mannſchaft ein Raub der Wellen geworden, da ſie den Verſuch machten, ſich mit dem Boote zu retten; das Schiff aber, ohne Mannſchaft, iſt auf Scharhörn geſtrandet, wie ſchon geſagt worden. Bey Sonderhö ſind der Kapitän Jens Rönne und drey ſeiner Leute todt an den Strand geſpühlt worden; das Schiff iſt in der Nähe dieſes Orts gänzlich verunglückt. Solche und ähnliche Nachrichten laufen, leider! von allen Seiten ein, und unſere Tageblätter ſind damit angefüllt. Auf einem dieſer Fahrzeuge iſt, wie glaubwürdige Nachrichten verlauten, die berühmte Sängerin Borgundio, bey ihrer Ueberfahrt von England, umgekommen.

Nr. 294 unſerer „gemeinnützigen Nachrichten“ enthält Vorſchläge, dem einreißenden Verderbniß der dienenden Klaſſe Einhalt zu thun; ſo gut und zu beherzigen auch Manches darin iſt, ſo bieten ſich doch gewiß der Ausführung unabſehbare, unüberſteigliche Hinderniſſe dar. Der Verfaſſer meint, dem Uebel werde dadurch gewehrt werden können, wenn man Vereine errichte, worin keiner zum Dienen zugelaſſen werde, als wer gute ſchriftliche Zeugniſſe aufzuweiſen habe. Da ſo oft ein unerhörter Leichtſinn mit mündlichen Zeugniſſen über Dienſtboten verübt wird, ſollte man ſich da ſo ſehr ſcheuen, auch ſchriftlich gegen ſeine Meinung und Anſicht zu ſprechen? Wie ſollten nicht ſchwache Frauen, aus menſchenfreundlichern Gründen etwa, um ſo ein fehlerhaftes Geſchöpf, das oft nicht weiß, wohin? nicht unglücklich zu machen u. ſ. w., einmal ein Zeugniß ausſtellen, das gegen ihr Gewiſſen wäre? Und wer beſchüzte dann, wenn ein ſolcher Verein wirklich zu Stande käme, die unglücklichen Dienſtboten gegen den übeln Willen bösartiger Herrſchaften, die es dann in Händen hätten, ſie durch ein ſchlechtes Zeugniß unglücklich zu machen? Und ſollte nicht die Haupturſache des Verderbniſſes der dienenden Klaſſe in dem ſchlechten Beyſpiel liegen, welches die Herrſchaften ihnen geben? Man lege die Hand aufs Gewiſſen und frage, ob es nicht oft einer Märtyrers-Tugend bedürfte, wenn das Geſinde nicht ſchwelgend, faul, lüſtern u. ſ. w. würde, da es dieſe Dinge von früh bis Abend vor ſich ſieht, und hinter den Stühlen der Herrſchaft Manches hört, was ihm keine Schuzwehr gegen Verſuchung gibt. Fürwahr, es thäte eben ſo ſehr Noth, ein Bollwerk gegen die Ungerechtigkeit und die Verführung von Seiten der Herrſchaften gegen ihre Dienſtboten aufzurichten, als es dringend nothwendig iſt, dem Verderbniß der leztern zu ſteuern!

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 1.

Nro. 8.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Januar 1822.

> Aber Alles verkündet,
> Nur ſie iſt gemeint;
> Aber Alles verſchwindet,
> So bald ſie erſcheint
> In lieblicher Jugend,
> In glänzender Pracht.
>
> Goethe.

An Sie.

Der Jenner kennt ſonſt Milde nicht und Güte,
Vor ſeinem Eishauch flieht der Blumen Pracht, —
Und doch biſt du in ihm, o ſchöne Blüthe,
Zum heitern, goldnen Lebenslicht erwacht.

Du theileſt nicht das Loos der Lenzesſproſſen,
Die Glanz und Duft nur Stundenlang verſtreun;
Du blüheſt fort, von jeder Huld umfloſſen,
Um immer Geiſt und Auge zu erfreun.

Der ſchöne Tag, der dich der Knoſp' entbunden,
Er kehre wonnig dir noch oft zurück!
Und jeden leiſen Wunſch, den du empfunden,
Erfülle ſtets ein freundliches Geſchick!

Dich mögen Engelsträume hold umſchweben,
Nur Weſthauch nahe deinem Blüthenſaum,
Und weckt aus Frühlings-Schlummer dich das Leben,
So träume wachend fort den ſchönen Traum.

Adrian.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Im Laufe des Tages wurde der Wind gelinder, und wir hofften, daß wir bald ſchönes Wetter haben würden. Viele der Emigranten fanden ſich wieder auf dem Verdecke ein und unterhielten ſich auf mancherley Weiſe, obgleich man deutlich ſehen konnte, daß ſie vieles von ihrer vorigen Munterkeit und Sicherheit verloren. Des Nachmittags aber unterbrach die vermehrte Heftigkeit des Windes ihre Unterhaltungen. Die See ging ſo hoch, daß ſich der Kapitän ſelbſt ans Steuer ſtellte, und die Paſſagiere, die dieſes als ein Zeichen der höchſten Gefahr anſahen, geriethen in die größte Angſt und Verzweiflung. Das Schiff ward ſo heftig umhergeſchleudert, daß ſie, ohne ſich anzuhalten, ſich nicht auf den Beinen halten konnten, dennoch aber wollten ſie nicht hinabgehen. Die geſchäftigen Matroſen hatten an allen Enden zu thun und ſchoben die Paſſagiere, die ihnen im Wege ſtanden, unſanft auf die Seite, indem ſie ihre Fragen und Ausrufungen nur mit Schwüren und verächtlichen Blicken beantworteten. Zulezt ſchlug eine Welle übers Schiff, und jezt begaben ſich Alle von einer Angſt getrieben in den Raum hinab, deſſen Eingang ſogleich über ſie zugelegt wurde. Ich lag ſeekrank in meinem Bette, welches nur durch eine dünne Breterwand von dem Mittelraum getrennt war, wo die Emigranten lagen. Ich ſehnte mich vergebens nach Ruhe. Das Meer ſchlug mit furchtbarer Gewalt gegen das Schiff, welches in allen Fugen krachte; und wenn es ja dann und wann von außen ein wenig ſtille ward, drangen mir die Seufzer und Klagen meiner Nachbarn ins Ohr. Es ſchien große Unruhe und Verwirrung unter ihnen zu herrſchen; und ſo oft das Schiff heftiger als gewöhnlich umhergetrieben ward, ſchrien Männer, Weiber und Kinder alle durcheinander, und zu gleicher Zeit vermehrte das Rollen der Fäſſer, das Krachen des irdenen Geſchirres und das Geraſſel der unter einander geworfenen Möbeln, das fürchterliche Geräuſch. — Während ich ſo da lag, kam der Unteroffizier in die Kajüte, und ſagte mir, ein Mann ſey die Treppe hinabgefallen und ſehr beſchädigt. Ich vergaß meine Seekrankheit, ſtand ſogleich auf und eilte ihm zu Hülfe. In dem Raume ſah ich einen Auftritt, welcher eben ſo lächerlich als bemitleidenswerth war; alle die Emigranten hatten ſich in ihre gegenſeitigen Verſchläge zurückgezogen, und einige derſelben waren ſo voll, daß die Leute darin wirklich über einander lagen, wobey ein jeder in ſeiner Aengſtlichkeit ſeinen Platz zu behaupten die Bequemlichkeit ſeiner Gefährten gänzlich überſah, und ſeine Arme und Beine nach Gutdünken ausſtreckte. Sobald die Bewegung des Schiffes andeutete, daß es heftig auf die Seite fallen würde, kam alles bey den Emigranten in Bewegung — einige hielten ſich an die nächſten Gegenſtände feſt — andere ſtreckten ſich der Länge nach an den Boden, und andere ſuchten dem gedachten Stoße dadurch zu entgehen, daß ſie ſich feſt aneinander drückten. Ungeachtet aller dieſer Vorſichtsmaßregeln aber warf oft eine plötzliche Hebung des Schiffes ganze Familien aus ihren Lagerſtätten heraus, und ſchleuderte ſie über Hals und Kopf unter ihre gegenüber liegenden Gefährten. Beyde Parthien ſchrien, klagten und fluchten dann zuſammen, während die eingedrungenen Gäſte wieder vorſichtig zu ihren Lagern zurückkrochen. Die blaſſen Geſichter, niedergeſchlagenen Blicke und zitternden Bewegungen dieſer Leute ſtachen grell mit den blühenden Wangen, entſchloſſenem Weſen und feſtem Benehmen ab, welche ſie im Anfange der Reiſe gezeigt. Ihr Unternehmungsgeiſt war gänzlich von ihnen gewichen, und viele derſelben ſtießen bittere Verwünſchungen gegen das Auswandern aus, und ſchwuren, daß, könnten ſie doch nur noch ein Mal wieder in die Heimath zurückkehren, ſie lieber verhungern wollten, als noch einmal ihr Leben auf einer ſolchen Reiſe in Gefahr ſetzen. Ein Mann taumelte mit gefalteten Händen und thränenden Augen hin und her. Er ſagte, er habe ein Weib mit fünf Kindern auf dem Lande zurückgelaſſen, welche gewiß glauben würden, wir ſeyen Alle zu Grunde gegangen; indem ein weit ſchwächerer Wind einmal drey Schornſteine in ſeinem Geburtsort zugleich herabgeworfen habe. Eine alte Frau, die jemand mit der Ausſicht auf gute Witterung tröſten wollte, erwiederte, es kümmere ſie wenig, wie es ihnen ergehe, denn all ihre Sonntagskleider ſeyen durch das Zerbrechen eines Topfes mit Honig, den ſie unvorſichtiger Weiſe mit in ihre Kiſte gepackt, verdorben. Ein junges Mädchen wünſchte zu wiſſen, was wir thun würden, wenn es dunkel geworden, denn ſollte der Wind die Lichter auf dem Verdecke ausblaſen, ſo wüſſte ja der Kapitän nicht, welchen Weg das Schiff nehme; und ihre Mutter, eines Fiſchers Wittwe, ſagte, ſie wiſſe aus ihrer eigenen Erfahrung im Seeweſen, daß, wenn das Schiff nicht beſſer regiert werde, es bald in Stücken gehen müſſe. Um den Mann, der die Treppe hinuntergefallen war, bekümmerte ſich kein Menſch, und ich muſſte ihn von zwey Matroſen auf ſein Lager bringen laſſen, wenn etwas für ihn gethan werden ſollte. — Bey genauerer Unterſuchung fanden wir indeſſen, daß er nur geringen Schaden gelitten; ich übergab ihn daher der Sorgfalt ſeiner Verwandten und verließ den Raum. — Der Sturm wüthete noch immer fort und ich muſſte mich wieder aufs Bett legen. Es wurde bald Nacht, und unſere Lage wurde doppelt unangenehm und beſorglich. Im Laufe des Abends weckte mich plötzlich ein lautes Gekreiſch, und gleich darauf ſtürzte eine Mutter mit ihrer Tochter mit Blicken des Schreckens in die Kajüte, wo ſie ſich auf die Knie warfen und ausriefen, ihr Stündlein ſey nun nicht mehr ferne, indem das Schiff ſchon zweymal halb unter Waſſer geweſen ſey. Von dem Waſſer, welches zu gleicher Zeit hereintröpfelte, ſchloß ich, daß eine Welle über uns geſchlagen habe, indeſſen ſuchte ich die Weiber zu beruhigen, und nachdem ich aufgeſtanden und eine Flaſche Branntwein und ein Glas hervorgelangt, gab ich die erſtere der Mutter und lezteres der Tochter, und bat ſie, ſich Muth zuzutrinken. Sie lieſſen ſich dieſes gern gefallen, und die Alte wollte ſich eben ein Glas einſchenken, als ein plötzliches Rollen des Schiffes ſie und ihre Tochter nach der andern Seite der Kajüte gleiten machte. Gleich darauf ſchwang ſich das Schiff mit furchtbarer Gewalt auf die andere Seite, und die zwey Weiber wurden ſammt einem Tiſch, zwey Stühlen und einem Koffer wieder zurückgeſchleudert. Der Lärm war jezt fürchterlich und ſie vermehrten ihn durch ihr Geſchrey, wobey ſie aber immer noch die Dinge, die ich ihnen in die Hände gegeben, feſthielten, und die Mutter glitt über den Boden weg mit der Branntweinflaſche in der Hand und die Tochter folgte dicht hinter ihr her mit dem Glaſe. Zulezt kam der Koffer mit dem Rücken der erſtern in Berührung mit einer Gewalt, welche ſie zu Boden warf, in welcher Lage ſie durch ein Paar Stühle eingezwängt ward, welche auf ſie fielen. In dieſem Augenblick trat der Kapitän herein und brach bey dem komiſchen Anblick in ein lautes Gelächter aus. Er erlöſte aber ſogleich die Alte aus ihrer zwangvollen Lage, und nachdem er den beyden Weibern tüchtig eingeſchenkt, entließ er ſie mit der Verſicherung, daß das Schlimmſte vorüber ſey und das Wetter bald wieder günſtig werden würde. Mit dieſer tröſtenden Nachricht begaben ſie ſich in den Raum, und bald wurden alle unſere Hoffnungen verwirklicht: der Wind veränderte ſeine Richtung und wurde ganz gelinde, und lange vor Mitternacht war es über und unter dem Verdecke ſtill.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Nun auch ein Wort von meiner häuslichen, oder unhäuslichen Einrichtung. Wie ich in Madrid ankam, ſtieg ich in der berühmten Fontana d'oro ab, ein gewöhnlicher

Gaſthof und eine der elendeſten Kneipen, die du dir denken kannſt! — Ich ſuchte meinem Bedürfniß und Plane gemäß ſogleich eine bürgerliche Wohnung und Koſt, die es mir auch bey einem ehrbaren Schreiner zu finden gelang. Bis mein Koffer ankam, lebte ich nun incognito, da ich, ohne angekleidet zu ſeyn, kein Empfehlungsſchreiben abgeben konnte. Die Wahl meiner Wohnung hat mich ſogleich unter die eigentliche Volksklaſſe verſezt und mir das ſichre Mittel verſchafft, die Uebung der Sprache zum täglichen Gebrauch ſchnell zu erlangen. Mein Hauswirth verwendet ſeinen ganzen Erwerb auf die Erziehung ſeiner einzigen Tochter, ein neunzehnjähriges Mädchen; ſie zeichnet ſehr hübſch — (es beſteht hier eine Zeichenſchule für Mädchen, die unter der täglichen Aufſicht von Frauen des erſten Standes ſteht, und wo auf den Anſtand ſo ſtreng geſehen wird, daß die Schülerinnen nie ohne eine geziemende Begleitung zur Schule kommen dürfen.) Meine junge Hausgenoſſinn, Senora Anſelmita, mahlt auch in Oehl, und iſt ſehr muſikaliſch; ſie hat eine artige Stimme, ſtatt aber hübſche ſpaniſche Romanzen zu ſingen, quält ſie ſich mit großen Opern-Arien ab. Das Zimmer, worin ſie ſich befindet, iſt mit ſehr anſtändigem Geräth verſehen, einem Flügel, Gemälden u. ſ. w. und macht einen gänzlichen Gegenſatz zu der Werkſtatt, der Küche und dem übrigen Hauſe, worin der ächt ſpaniſche Schmutz herrſcht. Auch etwas Lektüre treibt Anſelmita, und Abends kommen meiſtens einige ältliche Herrn mit Geigen, Baß u. dgl. und da macht man recht hübſche Muſik. Trotz meines Reiſe-Negligés wagte ich es zu einem deutſchen, ſeit langen Jahren hier angeſeſſnen Buchhändler zu gehen, an den mich ** empfohlen, vorzüglich um deutſche Zeitungen zu ſehen. Ich fand auch wirklich die preußiſche Staatszeitung vor. Dieſer wackre Mann lud mich, trotz meiner Reiſekleider, zu einer Geſellſchaft, Academia oder dgl. ein. Um ſieben Uhr rief mich mein Hauswirth ab, er war in die Uniform der Milicia nacional gekleidet, ſeine Tochter ganz zierlich in der ſchwarzen ſpaniſchen Damentracht mit dem Schleyer; ſo zogen wir zuſammen aus, um noch ein Paar Freunde abzuholen und mit ihnen uns in die Academia zu begeben. Ich war ganz beſtürzt, mich in einem ſehr glänzend erleuchteten Salon voll ſchöner Herrn und Damen eingeführt zu ſehen; alle höchſt elegant in franzöſiſcher Kleidung. Meine Hausgenoſſinn ſpielte ein Quartett auf der Flöte, dann wurde getanzt, dann wieder muſicirt, dann tanzte die Senorita einen ſehr ſchwierigen Solotanz (ſie wurde heute zum Erſtenmal in dieſe Geſellſchaft eingeführt) — kurz, man war ſehr vergnügt. Die Tanzmuſik machte bald der eine, bald der andre, der zunächſt an der Geige ſtand. Ueberhaupt habe ich noch keine Geſellſchaft geſehen, wo ſo wenig Ceremonien bey ſo großer Munterkeit und Anſtändigkeit geherrſcht hätte. Um mich einzuführen war nichts nöthig, als dem Herrn vom Hauſe zu ſagen: ich ſey auch da. Das Lokal dieſer Academia iſt in dem Hauſe eines Don Cabrera, der eine große Silberarbeiten-Fabrik hat; übrigens war die Geſellſchaft ſo gemiſcht wie möglich; mein Schreiner, mehrere Buchhändler, ein Fiſico del Rey, einige angeſehne Offiziere, Kaufleute, einige, wie es aus den Aeußerungen der übrigen ſchien, vornehme Leute, und eben ſo auch Frauen verſchiedener Stände. Allein alle dieſe Kurzweil fand ſtatt, ohne dem Magen auch nur im Geringſten etwas zu ſpenden, weßhalb ſie in Deutſchland nicht lange beſtehen würde. Das alles ſchreibe ich dir, nicht weil ich es für ein Muſter Madrider Sitten halte. — Darüber gebührt es dem Neuangelangten nicht zu urtheilen, ſondern nur dir den erſten Eindruck zu ſchildern, den ich empfing.

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

2.

Während des Erdbebens, welches am 6. Jannar 1812 Neu-Madrid zerſtörte und auf 200 Meilen in der Umgegend fühlbar war, ritt Hr. Bringier in deſſen Nähe vorbey, als gerade der heftigſte Stoß geſchah. Die Heftigkeit der Stöße hatten die Erdlage, welche über den, wahrſcheinlich in einer ſtarkverkohlten Holzlage befindlichen, unterirdiſchen Höhlen liegt, ſo erſchüttert, daß ſie mit Gewalt auf das Waſſer niederdrückte, das ſich in dieſen Höhlungen geſammelt hatte, ſolches heraus zwang und die Erde mit lautem Krachen in die Höhe warf. Es ergoß ſich nach allen Richtungen hin und führte eine ungeheure Menge meiſtens zu Staub aufgelöstes, verkohltes Holz mit ſich, welches bis zu einer Höhe von zehn bis funfzehn Fuß emporgeſchleudert ward, und mit dem Sande vermiſcht, den ſeine ſchnelle Bewegung mit in die Höhe geriſſen hatte, als ein ſchwarzer Regen herabfiel; zu gleicher Zeit ſchien das Brüllen und Pfeifen, welches die aus ihren Behältern entſchlüpfende Luft verurſachte, die ſchreckliche Unordnung unter den Bäumen zu vermehren, die aus ihren Wurzeln empor geſchleudert unter lautem Gedonner und Gekrache zu Tauſenden zerſplittert über einander herfielen. Inzwiſchen ſank die Oberfläche, und ein ſchwarzer Strom erhob ſich bis unter den Bauch von Hrn. Bringier's Pferde, welches vor Schrecken zitternd unbeweglich da ſtand. Dieſer Auftritt dauerte ungefähr zwey Minuten lang, die Bäume fielen noch immer hier und da und die ganze Landſchaft blieb mit Löchern angefüllt, die, um Kleines mit Großem zu vergleichen, den Kratern ſo vieler feuerſpeyenden Berge glichen, und auf einer Höhe von ungefähr ſieben Fuß, mit einem Ring von ſchwarzem verkohltem Holz und Sand umgeben waren. Die Tiefe mehrerer dieſer Löcher, die ſpäter gemeſſen wurden, betrug nicht mehr als zwanzig Fuß, inzwiſchen aber war der ſchwimmende Sand hineingefloſſen. Hr. Bringier bemerkte, daß alle Vegetabilien, welche von dem aus der Erde gedrungenen Waſſer durchnäſſt worden waren, eine Neigung zur Verkohlung hatten.

3.

Auf dem Champlain-See und andern amerikaniſchen Seen und ſelbſt in kleinen Flüſſen bilden ſich oft Riſſe und Sprünge von ungeheuerer Gröſſe im Eis, welche immer von Knallen wie Kanonendonner begleitet werden. Der beſorgnißloſe Reiſende, der ſich bey Nacht, oder ſelbſt am Tage, mit ſeinem Schlitten und Pferde über die groſſen nördlichen Seen wagt, wird öfters in den Oeffnungen begraben, die ſich auf dieſe Weiſe unerwartet im Eiſe bilden. Wenn das Wetter wieder wärmer wird, und ehe das Eis ſchmilzt, ſchlieſſen ſich die Spalten wieder, und zuweilen ſogar kommen deren Ränder höher zu liegen. Die Spalten ſind gewöhnlich zwiſchen zehn bis funfzehn Fuß breit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel.

(Beſchluß. Man ſ. Nr. 311. des vorigen Jahrs.)

Hr. Staatsrath Eſcher ertheilte Aufſchlüſſe über die merkwürdigen Bohrverſuche, welche ſeit etlichen Monaten in der Gegend von Eglisau am Rhein auf der Grenze des Kantons Zürich von dem Hofrath und Salinen-Direktor Klenk angeſtellt werden, um ergiebige Salzlager zu entdecken. Durch ähnliche Verſuche war Hr. Klenk ſo glücklich geweſen, bey Wimpfen reiche Salzlager zu entdecken. Die Aehnlichkeit der Schichtenfolgen im dortigen Boden und an der Südſeite des Jura bewogen ihn, zu einer Unternehmung auf ſeine eigne Rechnung und Gefahr, von der Regierung des Kantons Zürich die landesherrliche Bewilligung nachzuſuchen. An dem Erfolg des Verſuches ſcheint er nicht zu zweifeln, und deſſen Gelingen müßte für die Schweiz ohne Zweifel ſehr wichtig ſeyn. Wenn nun zwar gleich in der Schichtenfolge hierſeits und bey Wimpfen kein Unterſchied vorhanden zu ſeyn ſcheint, ſo findet ſich hingegen ein beträchtlicher in der Schichtenlagerung, die dort horizontal, hier aber ſehr ſtark eingeſenkt iſt, welches nothwendig die Operation beträchtlich verlängern und daher auch ungleich koſtſpieliger machen muß. Schon war man (Ende Juli's) auf 400 Fuß tief eingedrungen, aber noch immer im Kalkſtein, und noch keine Spur deutete ein Nähern zum Ziel an. Indeſſen Hr. Klenk hat Muth, und er iſt entſchloſſen, den Verſuch bis auf 1000 und wenn es ſeyn muß auf 1200 Fuß fortzuſetzen.

Hr. Fiſcher von Schafhauſen gab Nachricht von dem Erfolge ſeiner Verſuche über Verbindungen verſchiedener Metalle und anderer Körper mit Eiſen zu Stahl, von welchen er auch Proben vorzeigte. Die meiſten dieſer Verſuche ſind Wiederholungen der früher in England von Faraday gemachten. Einer derſelben aber iſt neu und lieferte einen Stahl, der ſich durch außerordentliche Härte und ungemeine Feinheit des Korns, welches ihn zu den feinſten Arbeiten geſchickt macht, vor allen andern auszeichnet. Aus der Verbindung, die Hr. Fiſcher hiebey anwendet, macht er vor der Hand noch ein Geheimniß. — Hr. Profeſſor Merian gab eine geognoſtiſche Beſchreibung der Gegend zwiſchen Baſel und dem Schwarzwald-Gebirge und legte Proben der Hauptgebirgsarten vor. Hr. D. Zollikofer erzählte eine merkwürdige phyſiologiſch-pathologiſche Erſcheinung an einer Frauensperſon, die von ihrer zarten Kindheit an immer an einer gewiſſen Stelle im Unterleibe einen unerklärbaren Schmerz fühlte, und nun in ihrem 46ſten Jahre von Zeit zu Zeit Haut- Muskel- und Knochenſtückchen von ſich gibt. Er glaubt den Fall für einen angebornen Foetus (fœtus in fœtu) erklären zu können, indem bey dieſer Perſon von Befruchtung oder Schwangerſchaft kein Verdacht obwalten kann, auch die Menſtruation jederzeit regelmäßig Statt fand. — Hr. D. Verdat von Delemont erzählte die Verwandlungsgeſchichte der Simulia sericea, eines der berüchtigten Columbaczer-Mücke ſehr nahe verwandten Inſektes, welches dem Vieh in der Gegend von Delemont ſehr beſchwerlich fällt. — Hr. Hugi von Solothurn legte eine merkwürdige Reihe foſſiler Knochen vor, die in der Gegend von Solothurn in den Schichten des dichten Jurakalks in bedeutender Menge vorkommen. Die meiſten dieſer Knochen waren zwar ſo zerbrochen und beſchädigt, daß ſie nicht beſtimmt werden konnten, aber doch befanden ſich darunter einige ziemlich gut erhaltene Wirbelbeine, welche einem kleinen Cetaceum anzugehören ſcheinen. Das Vorkommen derſelben mitten unter Meerconchylien, aus welchen faſt die ganze Maſſe dieſer Schichten zuſammengeſezt zu ſeyn ſcheint, deutet ſchon an, daß auch dieſe Knochen Meerthieren angehören werden.

Die Anzahl der ſchweizeriſchen Mitglieder des Vereines ward um 24, und die der auswärtigen Ehrenglieder um 14 vermehrt. Zum Verſammlungsort für's kommende Jahr wurde Luzern und Hr. Troxler daſelbſt zum Vorſtande gewählt. Auf den vorgeſehenen (und bereits auch wahrſcheinlich gewordenen) Fall, wo die Aufnahme der Geſellſchaft in Luzern Hinderniß fände, will dieſe ſich in Bern verſammeln, und der Oberamtmann in Interlacken, Hr. Albrecht v. Haller, der Botaniker, ſoll alsdann ihr Vorſteher ſeyn.

Hamburg, im Dec.

(Beſchluß.)

Bey den lezten Seeſtürmen ward auch unſere Elbe ſo waſſerreich, daß in der Altſtadt viele Kanäle, die ihr Waſſer aus jenem Fluſſe empfangen, überflutheten und ſich ihres Ueberfluſſes in die Gaſſen entluden, wodurch denn dieſe das Anſehen von ſchiffbaren Flüſſen bekamen; wirklich fahren bey ſolchen Gelegenheiten die Hausbewohner auf kleinen Kähnen in ihre Häuſer. Schrecklich iſt aber eine ſolche Ueberſchwemmung für die Bewohner der Keller; auf das Signal von der Herannäherung derſelben durch Kanonenſchüſſe, fängt Alles an, was Hände hat, zu packen; Mobilien, Betten u. ſ. w. werden auf die Gaſſe geſchafft, und manche Familie, die keine mitleidige Seele findet, die ſie aufnimmt, muß die Nacht auf der Gaſſe zubringen; Säuglinge und noch junge Kinder werden oft das Opfer dieſes Ereigniſſes, und doch gibt es ſtark bewohnte Gegenden der Stadt, wo ſolche Ueberſchwemmungen alljährlich ſich mehrere Male ereignen. Nach der Berichtigung meiner Notizen, welche das Morgenblatt enthält, werden dieſe Keller von bemittelten Leuten bewohnt; iſt es wohl zu glauben, daß dieſe ſich ſo ungeſunde Aufenthaltsorte auswählen ſollten, da ſie geſündere bezahlen können? Man denke ſich die Feuchtigkeit einer ſolchen Wohnung, in der ſo eben das Waſſer mehrere Fuß hoch geſtanden; und doch muß ſie von ihren Bewohnern ſogleich wieder bezogen werden, ſobald das Waſſer mit Schaufeln und Eimern aus derſelben fortgeſchafft worden!

Auf unſerer Bühne werden wir bald eine dramatiſche Neuigkeit zu ſehen haben; Schillers „Demetrius,“ vom Baron v. Maltitz beendigt. Von der Direktion wird Alles gethan werden, um dieſem Stücke auch den äußern Glanz zu geben, der deſſelben würdig iſt; ſo werden unter anderm neue, ſehr prachtvolle ruſſiſche und polniſche Anzüge dazu verfertigt. „Peter der Große und Alexis,“ von Eduard Gehe, iſt hier nach zweymonatlicher Aufführung zu Grabe getragen worden, ein Loos, welches dieſe, zwar noch jugendliche, aber keineswegs werthloſe Dichtung nicht verdient hat. Houwalds „Heimkehr“ wird es wenig beſſer ergehen; das Haus iſt leer, wenn es aufgeführt wird.

Für das zu erbauende Magdalenen Hoſpital gehen immer mehr Beyträge ein, ſo daß es wohl glücklich zu Stande gebracht werden wird. Der Himmel ſegne den Stifter deſſelben, unſern hochverehrten Senator Abendroth, der an der Spitze des Unternehmens ſteht, für die Beharrlichkeit, womit er ſeinen herrlichen Plan verfolgt! Er verleihe ihm frohen Muth, auch wenn ſich ihm Hinderniſſe in den Weg ſtellen, die er nicht vorhergeſehn hat!

— A. S. —

Nro. 9.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 10. Januar 1822.

— Am beſten iſt's, du ſchaueſt klar um dich!
Das Haupt der Menſchen drückt die Täuſchung ſchwer,
Und treibt unſtät des Lebens Wogen.

Pindar.

Aus Lord Byrons Trauerſpiele: Sardanapalus.

Akt 4. Scene 1.

Sardanapalus (ſchlafend auf einem Ruhebett und oft aufgeſtört in ſeinem Schlummer) **Myrrha.**

Myrrha.

Ich find' ihn ruhend hier, wenn Ruh' es iſt,
Was ſo den Schlaf durchzuckt. Soll ich ihn wecken?
Nein, er ſcheint ruhiger. — O Gott des Schlummers!
Geſchloſſ'ner Augen, ſanfter Träume, oder
Des tiefen, tiefen Schlafs Beherrſcher du,
Sey ſtarr und leblos, wie der Tod, dein Bruder;
Nur dann beglückt uns höchſtes Erdenglück,
Sind wir die Glücklichſten im weiten Reiche,
Wo ernſt und ſtumm dein Zwillingsbruder herrſcht.
Er rühret ſich wieder — wieder ſtrahlt ſein Antlitz
Die innre Qual zurück, wie Stürme plötzlich
Den See bewegen, der ſo ruhig lag
Im Schirm der Berge, oder wie der Herbſtwind
Die Blätter rauh durchfährt, die trauernd, welk
Und regungslos am lieben Zweige hingen.
Ich muß ihn wecken! — Nein, noch nicht: wer weiß,
Aus *was* ich ihn erwecke? Qual ſcheint's; doch
Wenn ich zu größerm Schmerz ihn rief? das Fieber
Der ſtürm'ſchen Nacht, der Gram um ſeine Wunde,
Wiewol ſie leicht nur, quält ihn ſo und macht
Den Anblick ſchwerer mir, als ihm das Leiden.
Nein, die Natur laſſ' mütterlich ihn pflegen,
Sie unterſtützend harre, nicht ſie ſtörend.

Sardanapalus (erwachend.)

Nicht ſo — und mehrtet ihr der Sterne Heer,
Und gäbt ihr als ein Königreich ſie mir
Zum Antheil — nein, das Reich der Ewigkeit
Erkauf' ich ſo nicht. Fort, von hinnen ihr,
Der erſten Thiere Mörder, und auch ihr,
Die ihr, gleich Thieren Mitgeſchöpfe jagtet;
Einſt blut'ge Menſchen, nun als Götter — lägen
Die Prieſter nicht — noch blut'ger. Zauberin,
Die du von dunkelm Blute triefend, wild
Auf Leichen ſchreiteſt — o hinweg, hinweg!
Wo bin ich? Wo die Larven? Wo? Nein, das,
Das iſt kein Traumbild. Mitten unter Allem,
Was ſchwarz aus grauſem Todesſchlund ſich hebt
Zum Schrecken Lebender, erkenn' ich's. Myrrha!

Myrrha.

Ach, du biſt blaß, und gleich dem Nachtthau ſammeln
Auf deiner Stirne Tropfen ſich. Geliebter,
Gieb Ruhe dir! Von *andern* Welten ſpricht
Dein Reden, doch liebt *dieſe* dich. Sey fröhlich,
Noch endet alles gut.

Sardanapalus.

Gib deine Hand — ſo —
Das biſt du, feſt umſchlinge, feſter mich — bis
Ich fühle, was ich war.

Myrrha.

Das nur erkenne,
Was ſtets ich war und immer ſeyn muß — *dein!*

Sardanapalus.

Ich weiß es nun — dieß Daſeyn fühl' ich wieder!
Ach, Myrrha, wo wir einſt ſeyn werden, war ich!

Myrrha.

Herr!

Sardanapalus.

Ich war im Grab', wo Würmer herrſchen,

Und Könige — doch nein, ſo iſt es nicht —
Es war wohl nichts.

Myrrha.

Auch iſt es nichts. Drauf achtet
Die furchterfüllte Bruſt nur, Dinge ahnend,
Die nimmer reifen zu dem Seyn.

Sardanapalus.

O Myrrha,
Zeigt das der Schlaf ſchon, was enthüllt der Tod?

Myrrha.

Was kann der Tod uns zeigen, das nicht ſchon
Das Leben dem, der lang verkörpert lebte,
Gezeigt hat? Wenn dort wahrhaft ein Geſtad' iſt,
An dem der Geiſt fortlebt, wird körperlos,
Als Geiſt er leben; oder, ſchwebet dort
Ein Schatten nur des läſt'gen Erdenkloſes,
Der zwiſchen Seel' und Himmel, dünkt mich, ſpielet,
Und uns am Boden feſſelt — ſieh, dieß Scheinding,
Was immer fürchtend, wird den Tod nicht fürchten.

Sardanapalus.

Ich fürcht' ihn nicht: doch fühlte, ſchaute ich
Ein Heer des Todes.

Myrrha.

Und auch ich ſah das.
Der Staub, auf den wir treten, lebte einſt,
War elend, ach! Doch fahre fort: was ſahſt du?
O ſprich! Es frommt dem trüben Sinn.

Sardanapalus.

Mir war —

Myrrha.

Halt' ein, du biſt ermüdet und erſchöpft:
Das drücket Kraft und Geiſt darnieder; ſuche
Den Schlummer wieder.

Sardanapalus.

Nein, ich will nicht träumen,
Obgleich mir nun bewuſſt, daß es ein Traum war,
Was ich geſehn. Wirſt du es hören können?

Myrrha.

Ich kann es! Traum des Lebens oder Todes,
Ich trag', ich theile ihn mit dir, im Scheine,
In voller Wirklichkeit.

Sardanapalus.

Der war, wie wirklich:
Ich ſage dir, mein Auge war ſchon offen,
Da ſah ich in der Flucht ſie, denn ſie flohn dann.

Myrrha.

So ſprich!

Sardanapalus.

Ich ſah in meinem Traume mich
An dieſer Stelle, in geſell'gem Kreis,
Als Wirth; doch hielt ich nur für einen Gaſt mich,
Und wollt' es traut und zwanglos um mich ſehen.
Doch rechts und links, ſtatt deiner, und ſtatt James',
Statt unſrer Freunde, die zu ſehn wir pflegen,
Steht mir zur linken Hand ein ſtolzes, düſtres
Und todtengleiches Antlitz — nicht erkannt' ich's;
Wo? wuſſt' ich nicht, doch hatt' ich's ſchon geſehen.
Es waren eines Rieſen Züge; ſtets noch
Senkt' ſich ſein Aug'; das lange Haar rollt nieder,
Auf breitem Nacken hing ein mächt'ger Köcher,
Der Pfeile Schaft befiedern Adlerſchwingen.
Die ſtarrend durch die Schlangenhaare blicken.
Und zwiſchen uns ſtand ein Pokal: ich bat ihn,
Zu füllen den; er redet nicht: ich füllt' ihn:
Er nimmt ihn nicht, er ſtarrt mich an, bis ich
Vor ſeinem feſten Flammenblick erbebte.
Ich ſah ihn an, wie wohl ein König ſoll —
Doch er erwiedert nicht den Blick, er zeigt
Sein vor'ges Antlitz, das mich mehr erſchüttert,
Weil es ſo regungslos; zu mildern Gäſten
Wollt' ich mich retten, ſie zur Rechten ſuchen,
Wo ich gewohnt bin, dich zu ſehn, doch —

Myrrha.

Weiter!

Sardanapalus.

Auf deinem Sitze — deinem Platz beym Feſte,
Im Kreis ſucht' ich dein holdes Antlitz — doch
Nicht dich — ein welkes, graues Weſen ſah ich,
Mit blut'gem Auge, blut'ger Hand, geſpenſtiſch,
In Fraungewand und mit umkrönter Stirne,
Gefurcht von Jahren; höhniſch ſprach ſie Rachgier
Und blinzelnd lüſternes Verlangen aus.
Mein Blut gerann —

Myrrha.

Nichts mehr?

Sardanapalus.

Gefüllt mit Blut
Hielt ein Gefäß ſie in der rechten Hand,
Der welken, dürren Rechten, und die Linke,
Die trug ein andres mit — ich ſah nicht, was?
Ich wandte mich von ihm und ihr: entlang
Der Tafel aber ſaßen viel Gekrönte
Verſchied'nen Anblicks, doch von einem Ausdruck.

Adrian.

Griechiſches Journal.

Dieſes Journal iſt nichts Neues, denn es kommt ſchon die dritte Lieferung heraus, allein vielen unſerer Leſer iſt es noch etwas Unbekanntes, und es werden doch wenige ſeyn, die ſich nicht gern mit den, ſo wenig richtig geſchätzten Elementen bekannt machen mögen, die jezt zu der Lohe entbrannt ſind, welcher wir ſo theilnehmend — zuſehen. Das Journal heißt: „Meliſſa, will ſagen: Die Biene, eine Sammlung zum Beſten des Vaterlandes, von Spiridion Kondos aus Corfu, Ritter der Ehrenlegion, und Agathophron aus Lacedemon, Bürger von Paris. Zum Druck befördert durch einen edeln, großmüthigen Freund: Philaretes Metriophronides, Profeſſor der griechiſchen Philoſophie. Paris 1821 und zu finden in Marſeille, Buchareſt, Odeſſa und Konſtantinopel.“ Dieſes Journal enthält Analyſen wichtiger, ausländiſcher Werke, Ueberſetzungen vorzüglich aus dem Franzöſiſchen, ſehr koſtbare Nachrichten über Griechenland, und ward von ſeiner Entſtehung an mit Vergnügen geleſen. Wie ſehr muß die Theilnahme ſich vermehrt haden, ſeit dem Zeitpunkt, wo dieſes lezte Heft erſchienen iſt! Mehr wie einmal wird darin des edeln Gregorios, des Biſchofs von Konſtantinopel, erwähnt, der ſich uns wohl unwillkürlich als Märtyrer darſtellt, und den wir uns nicht wundern werden, einſt unter den ſogenannten Heiligen zu erblicken. Viele Aufſätze ſprechen mit Begeiſterung von den Fortſchritten der Unterweiſung in dem geliebten Vaterland, von den Schulen, die allenthalben eröffnet werden, von den wackern, edelmüthigen Männern, die ſich unter dem Joch des Despotismus und der Unwiſſenheit ſträuben, und keinen Troſt finden, als in dem Andenken ihrer Vorfahren, in dem Studium ihrer klaſſiſchen Meiſterwerke, in der Hoffnung einer, der Vergangenheit würdigen Zukunft, und die, Nachkommen ihrer alten Helden, ſeitdem geſtrebt haben, ihnen an Kampfesmuth gleich zu ſeyn. Man hat uns in der lezten Zeit erweiſen wollen, daß die Griechen ein verſunknes Volk ſind; wenn wir uns dieſes zu widerlegen nicht berufen halten, dürfen wir doch als chriſtliche Beobachter die Bemerkung machen, daß dieſe Griechen wenigſtens ſchon längſt auf dem rechten Wege der Beſſerung waren, ehe der ſchickſalvolle Tropfen in den Kelch ihres Jammers fiel, der ihn überlaufen machte. Es war ſeit einer Reihe Jahren ein ſchönes Schauſpiel, die griechiſchen Auswanderer zu ſehen, die ihr unterdrücktes, von der Tyranney entweihtes Land flohen, um arm, aber frey in London, Paris, Berlin, München, auf einigen norddeutſchen Univerſitäten, ſich mit unſrer Kultur bekannt zu machen. Sie ſagten in der erſten Lieferung der Biene zu ihren Landsleuten: „Nein! es iſt nicht unmöglich, daß unſre, jezt in der Dienſtbarkeit ſeufzende Nation nach Jahrhunderten Ruhe, Glück und Ruhm wieder finde.“ Wenn ein Volk, aus dem ſich eine Zahl Menſchen ſchied, die alſo handelten und ſprachen, ein Volk, zu dem ſeine Beſſern ſo ſprechen zu können glaubten, verſunken iſt, ſo ſteht es wenigſtens auf dem Punkte der Selbſterkenntniß, von dem aus die Frommen die geiſtige Wiedergeburt berechnen — und wir dürfen hoffen, daß ſie für Griechenland da ſey.

Die meiſten Mitarbeiter an dieſem Journal ſind zum Kampf ausgezogen, alle literariſche Arbeiten ſind unterbrochen. — Werden die Griechen aufs Neue unterjocht, ſo brauchen ſie keine Bücher mehr. Jezt gilts etwas Wichtigeres noch als Sprachbildung, Bücherkenntniß: es gilt die Freyheit, die Religion, das Leben eines ganzen Volks. Wir wollen hier nicht nochmals widerlegen, was ein Gibbon ſpäterer Jahrhunderte in der Geſchichte des Entblühens und Einſtürzens der Reiche mit Erſtaunen melden wird, bitten nur hier anführen zu dürfen, was ein franzöſiſcher Gelehrter 1819, alſo lange eh Griechenland blutete, geſagt hat.

„Griechenland iſt noch unter dem Joch, allein es bietet jezt ein in den Jahrbüchern der Geſchichte unerhörtes Schauſpiel dar: ein Volk, das ſich in den Feſſeln ſeiner Dränger erhebt, unterrichtet, das zur Größe empor ſtrebt. Unter Roms Zepter herrſchte Athen wenigſtens durch die Künſte, und dieſer Ruhm war ihr geſtattet, die Sieger geſtanden der Beſiegten den Vorzug des Geſchmacks, der Talente zu, ſie behielten ſich nur den Waffenruhm vor; heutzutage gehorchen die Griechen einem Volk, deſſen Häupter alles, was Wiſſenſchaft heißt, verabſcheuen, das die Buchdruckerey für eine Gottloſigkeit ausgiebt, weil ihre feige Politik ſich vor ihr fürchtet. Und mitten unter dieſer Tyranney, welche die Unwiſſenheit zur Bundsgenoſſinn nimmt, erhebt ſich die Stimme edler Männer, die ihre Mitbürger zur Menſchenwürde zurückrufen, die auf ihre, fernhin in einigen europäiſchen Hauptſtädten zerſtreuten, Brüder deuten, deren Schriften ihre Mitgeborne über das, was ihre Vorfahren waren, unterrichten ſollen. In freywilliger Verweiſung wenden dieſe Griechen ihre Blicke ſtets ihrem Vaterlande zu, weihen ihm ihre Gedanken, ihre Mühen, ſie ſchreiben, ſie ſprechen, ſie leben nur für Hellas. — — — — Laſſt uns das Beſtreben dieſes Volkes achten! Nie lohnen wir es genug für das, was wir ſeinen Vorfahren verdanken. Wir ſollten uns beeilen, alle Verſuche ſeines edeln Beſtrebens dem Publikum bekannt zu machen, wir ſollten dem Muth, der Beharrlichkeit dieſer Griechen, die wirklichen Bürgerſinn beſitzen, Beyfall geben — dieſer Griechen, die mit Eifer in der Seele ihrer Landsleute die beyden großen Gefühle: Bedürfniß nach Unterricht, und Liebe zum Vaterland, die endlich auch zu großen Dingen führen, anfachen! Edle Söhne Griechenlands, hofft! Einer eurer Dichter nennt die Hoffnung der Menſchen liebende Amme, hofft für ein Vaterland, deſſen euer Eifer, eure Klage würdig iſt.“ —

So ſchrieb der Franzoſe im Jahr 1819, wo es noch unverfänglich war, den Herrſcher von Stambul Griechenlands Unterdrücker zu nennen; jezt könnten wir durch ſo eine Behauptung von ganz beſonders friedliebenden Politikern uns die Anſchuldigung zuziehen, ſein auf Verträge gegründetes mildes Regiment zu verläumden.

Entſtehung einer Quelle bey Ripon in Yorkſhire.

Am 18. April vorigen Jahres ſah man eine Strecke in der Allee des Herrn Sharnock zu Kiſhop Monktown, bey Ripon, mehrere Minuten lang in großer Bewegung. Dann zeigte ſich eine Oeffnung von ungefähr einem Quadratfuß, und aus dieſer kam eine Maſſe Waſſers, welche den ganzen Tag ſtieg und fiel. Allmählig ward die Oeffnung größer, und als man ſie des Abends ſondirte, fand man eine Tiefe von 58 Fuß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 3. Dec.

Wir haben einen trefflichen Herbſt. Nur erſt ſeit einigen Tagen machen gewaltige Stürme viele Unruhe, und reißen dann und wann einen Regenſturz los, welcher geſtern ſogar ſich zu einem Gewitter mit Donner und Bliz geſtaltete. Da nun hier, weiß der Himmel woher, das Gerücht ſich verbreitet hat, am 7. d. M. werde, angeblich wegen Näherung des Saturn zur Erde, (gute Planetenbahnen-Kenner!!) die Welt untergehen, ſo ſind einige ängſtliche Gemüther allerdings in gewaltiger Sorge, und halten jene heftigen Stürme für Vorboten davon. Wir Klügern aber freuen uns derſelben, da ſie die Luft reinigen, und alſo auch den hart bedrängten Kranken im Weſten Europa's Linderung bringen werden.

Auch hier iſt nach dem Beyſpiel einiger andern Städte von den akademiſchen Commilitonen ein Feſt der Erinnerung gefeyert worden. Es fand dieſes am 10. Nov. im neuen Saale des großen Gartens Statt, galt der Wittenberger Univerſität, und dem Zeitraum von 1790 bis 1795. Mehr als vierzig dieſer Mitgenoſſen fanden ſich allein in Dresden vereinigt, luden die damaligen Lehrer dazu ein, von denen auch einige in Dresden jezt andere Ehrenpoſten verwalten, und erinnerten ſich bey ernſtem wie frohem Geſang, unter Ausbringung von Geſundheiten für Vaterland, Akademie und Lehrer, jener ſchönen Zeit. Nach der nähern Beſchreibung des Feſtes in der Abendzeitung ſoll von den Theilnehmenden ein Stipendium zu Ehren jener Zeit geſtiftet werden, und ſie laden auch die entfernten Mitgenoſſen aus jener Periode zu einer Verſammlung am gleichen Tage in jedem künftigen Jahre ein.

Wenn hier Gemeingeiſt fröhliche Bande ſchloß und Nüzliches verbreitete, ſo zeigte er in falſcher Richtung dagegen auch wieder ohnlängſt ſeine ſchädliche Seite. Ich meine nämlich damit die unglückliche Sitte des Duells, welche in dieſem Monat wieder einem jungen wackern Offizier, wegen einer höchſt unbedeutenden Veranlaſſung, durch eine Kugel dahinraffte, und den, der ihm gegenüber geſtanden hatte, ins Elend jagte. Sollte es denn nicht möglich ſeyn, in aufgeklärten Staaten auch dieſe falſche Richtung des Ehrgefühls zu verbeſſern, und dem Beſſern, was vielleicht zum Grunde liegt, und nicht aufgehoben werden darf, eine weniger nachtheilige und verſtändigere Leitung zu gewähren?

Auf der italieniſchen Bühne ſahen wir am 21. Nov. zum Erſtenmale: La repressaglia, Wiedervergeltung, eine komiſche Oper in zwey Aufzügen, mit Muſik vom Freyherrn v. Poißl in München. Sehr flüchtig iſt die Muſik denn doch wohl gearbeitet, ohne Wärme und Leben. Denn eine komiſche Oper ſchließt ja dieß nicht aus, ſondern fordert nur die Anwendung anderer Motive, um dieſes hervorzubringen. Beſonders flach war die Ouvertüre, welches ſchon eine ungünſtige Stimmung hervorbrachte. Man zollte nun zwar der köſtlichen Stimme des Tenoriſten Cantu in zwey Arien und einem Duett, und der trefflichen Komik des Baſſiſten Benincaſa in einer großen, übergroßen Arie Beyfall, fand aber alles andere ſo langweilig, daß die folgenden Vorſtellungen faſt gar nicht beſucht waren. Die Sandrini leiſtete zwar auch manches Gute, konnte aber aus der halbſentimentalen Parthie doch keinen Vortheil ziehen, und wirkte daher weniger angenehm, als gewöhnlich. Die Intrigue der Oper iſt nach dem Franzöſiſchen des Duval und gar nicht ohne Intereſſe, doch mehr für ein recitirendes Stück, als für eine Oper. In erſterer Art iſt ſie denn auch unter dem Titel: Der falſche Stanislaus, bearbeitet.

Noch ſchlimmer ging es jedoch im deutſchen Schauſpiele am 21. Nov. dem Schauſpiele von Friedrich v. Heiden, „das Feuer im Walde.“ Das Publikum fand ſich durch daſſelbe ſo wenig erwärmt, daß es das Stück am Schluß ſehr einſtimmig auspochte. Ganz unrecht hatte es nun wohl nicht daran, denn dramatiſches Leben fehlt der Arbeit ganz. Es iſt eine fortlaufende Erzählung, und namentlich geſchehen dieſe langen und ſchwülſtigen Mittheilungen in den erſten ſechs Auftritten immer von zwey Perſonen gegen einander, ſo daß man gar nicht hoffen kann, es werde zu einer eigentlichen Verwicklung kommen. Plözlich bricht dieſe ſo gewaltſam herein, daß man faſt davon erdrückt zu werden fürchten muß, und bey dem fortwährenden Donnern, Blizen, Regnen und Stürmen auf der Bühne ungemein froh iſt, wenn der Vorhang fällt. Hr. Kanow, welcher die Hauptrolle ſpielte, gab nun dieſe noch dazu in einem ſo hohlen, dumpfen, widrigen Tone, daß uns ganz unheimlich ward, und da zwey ſehr brave Künſtler, die darin außerdem noch auftraten, und vielleicht durch ihre Anſtrengungen das Stück vor dem ſchmählichen Tode hätten retten können, ſchon ſo verſtimmt waren, daß ſie ſich ſeiner gar nicht mehr annahmen, ſo mußte man es ſeinem Schickſale überlaſſen. Verkennen darf man aber den Fleiß nicht, den troz dieſer tragiſchen Vorboten Hr. Hellwig als Iſidor bis zum Ende auf ſeine Rolle wendete.

Dagegen ergriff am 21. Nov. die erſte Vorſtellung der „Waiſe aus Genf,“ eines von Caſtelli nach dem Franzöſiſchen bearbeiteten Dramas ungemein, und bey jedem Aktſchluſſe brach der lauteſte Beyfall aus, erhielt ſich auch bey der bald darauf erfolgten zweyten Vorſtellung. Nun hat zwar dieſes Stück durchaus keinen wahren innern Werth und richtigen Zuſammenhang, die Charaktere ſind entweder überſchraubt, oder verflacht, und die Situationen zum Theil mit Gewalt herbeygezogen, aber deſſenungeachtet hat es Knalleffekte, weiß für die unterdrückte Unſchuld, die darin die Hauptrolle ſpielt, zu intereſſiren, ſtellt einen tollen, halb verrückten Böſewicht einem frommen, liberalen Prieſter gegenüber, läßt den Bliz einſchlagen, eine gute Mutter morden, ein Haus abbrennen, eine vermeinte Todte zur Ueberführung des Verbrechers auftreten, und reißt ſo den unbewachten Zuſchauer mit fort, daß er Theil nimmt, ſich ängſtigt und freut, wenn er ſich am Schluß fragen mußte, weßhalb es denn eigentlich geſchehen ſey. Die Darſtellung ſelbſt war eine recht brave. Mad. Schirmer als Waiſe und Hr. Pauli als ihr Verfolger leiſteten ſehr viel Gutes. Hr. Burmeiſter als Paſtor auch, nur war er hie und da etwas pedantiſch, und hielt den Predigerton zu treu. Die Landleute hätten wohl etwas mehr tanzen können, als ſie thaten.

An Gaſtſpielern ſahen wir Hrn. Devrient, vom Braunſchweiger Theater, als Jaromir, Willnang in der Selbſtbeherrſchung, und Mortimer. Es ſind herrliche Anlagen in dem jungen, blühenden Mann, Organ und Geſtalt ſtehen in dem vortheilhafteſten Ebenmaße, und ein ſprechendes Auge unterſtüzt ihn. Aber noch iſt er nicht ſeiner ſelbſt mächtig, läßt ſich von jeder Empfindung zu gewaltſam fortreißen, vergißt dann oft Schönheit und Maaß, ja wohl ſelbſt Wahrheit, und verfällt dann in eine Manier, die er wahrſcheinlich bereits an irgend einem gefeyerten Schauſpieler ſah. Aber alles dieſes wird bey längerer Uebung und richtiger Leitung ſchwinden, und er gewiß eine Zierde jeder Bühne werden. In einigen Scenen des Mortimer und faſt in allen des Willnang hat er uns am beſten gefallen. Auch das Publikum wollte ihm wohl.

Hr. Kapellmeiſter Hermſtedt aus Sondershauſen ließ ſich bey rauſchendem Beyfall im Theater mit einem Concertino und Variationen auf der Klarinette hören, nachdem er vorher in einem Konzert gleichen eingeerntet hatte.

Das zweyte Monats-Konzert der königlichen Kapelle war noch beſuchter, als das erſte, welches beſonders dem Konzertſtück für Fortepiano, welches unſer Karl Maria v. Weber komponirt hatte und ſelbſt ausführte, zu danken war. Höchſt belohnt ward auch durch die größte Meiſterſchaft in Tonſezung wie Ausführung die Verſammlung, und ſtürmiſcher Beyfall folgte. Spohrs Ouvertüre aus Fauſt, Cantu's Variationen, Benincaſa's Arie, und Hermſtedts Potpourri gefielen auch ſehr.

—n.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 3.

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Januar 1822.

> Manche Fähigkeit verläſſt den Menſchen mitten auf ſeiner Laufbahn, und ihre Stelle wird durch eine andere erſezt; aber das Genie verläſſt ihn nie; es bleibt immer das, was es iſt.
>
> Vermiſchte Beyträge zur Philoſophie. 1763.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſezung.)

Am folgenden Morgen ſezten wir unſere Reiſe mit einem günſtigen Winde fort; die meiſten Emigranten, die ſich jezt von ihrer Seekrankheit und Furcht erholt hatten, waren auf dem Verdecke und fingen jezt an, mehr als ſie bisher gethan, ihre gegenſeitigen Gemüthsarten zu zeigen. Ein Mann, Namens Mac Arthur, ein Branntweinbrenner von Profeſſion, ſchien ſich das größte Anſehen geben zu wollen. Er war ein großer, ſtarkknochiger Mann, und hatte etwas Launiges in ſeinem Geſichte, ſo wie in ſeinem ganzen Weſen. Er ging beſtändig mit den Händen in der Taſche auf dem Verdecke umher, beobachtete alles, was vorging, und machte ſeine Bemerkungen darüber gegen die Umſtehenden, und wer es wagte, ſeine Meinung in Zweifel zu ziehen, mußte ſich ſeinen Spott und Hohn gefallen laſſen. Die wichtigſte Perſon nach ihm hieß Spiers und war ſeiner eigenen Angabe nach ein Garnſpinner. Er gab ſich für einen Mann von Erziehung und Weltkenntniß aus, den Unglücksfälle zum Auswandern genöthigt hätten. Er warf ſich zum Ceremonienmeiſter an Bord auf und entſchied über alles, was auf Benehmen und Lebensart Bezug hatte. Ein Faßbinder erhielt den dritten Rang in der Geſellſchaft, und dieſer verdankte ſeine Ueberlegenheit ſeinem groben Witz und dummdreiſter Gemeinheit. Unter den übrigen zeichnete ſich ein Mann aus, der einige Kenntniſſe von der Aſtronomie und Nautik beſaß und daher gewöhnlich gegen Mittag mit einem Quadranten in der Hand auf dem Verdeck erſchien. Sobald er den Kapitän am Obſerviren erblickte, ſezte er ſich auch ſogleich ans Werk, brachte das Reſultat ſeiner Beobachtungen zu Papier und blieb dann einige Stunden lang darüber in Nachdenken vertieft. Dann ſchritt er mit wichtiger Miene hin und her und würdigte ſeine Reiſegefährten kaum einer Antwort, wenn einer zu wiſſen wünſchte, in welcher Breite wir uns befänden, oder wie weit wir in einer gewiſſen Periode geſegelt ſeyen. Die Alte mit ihrer Tochter, Namens Burrel, hatte in einem Dorfe gewohnt, wo ſie einiges Anſehen genoſſen hatten und dieſes ſchienen ſie auch unter ihren Reiſegefährten behaupten zu wollen. So oft als möglich ſuchten ſie ſich mit dem Kapitän und Unteroffizier in Geſpräch einzulaſſen; mit allen andern aber nahmen ſie eine herablaſſende und zurückhaltende Miene an und ſchäzten alles gering, was der andern Auswanderer Erſtaunen oder Intereſſe veregte. — Am erſten Sonntag nach unſerer Abreiſe hatten wir herrliches Wetter. Die Emigranten gingen oder ſaßen auf dem Verdecke umher und einige laſen in der Bibel. Gegen Mittag kam ein Mann aus dem Raum herauf, und, nachdem er ſich umgeſehen, als ob er ſich verſichern wolle, daß alle da ſeyen, beſtieg er ein großes Faß, gab einen Text und fing an ihn zu erklären. Eine allgemeine Bewegung fand jezt unter den Emigranten ſtatt, die meiſtens zu erſtaunt ſchienen, um an eine Unterbrechung des Redners zu denken; indeſſen beruhigten ſie ſich bald und hörten mit ungetheilter Aufmerkſamkeit zu. Die Begeiſterung des Predigers wurde immer größer, und ſeine Beredſamkeit eignete ſich vollkommen für die umgebende Scene. Das Geräuſch, welches die gegen die Maſten ſchlagenden Segel zuweilen machten, vermochte nicht ſeine ſtarke, wohlklingende Stimme zu übertäuben. Seine Zuhörer hatten ſich um ihn her gruppirt, und einige der eifrigſten waren an den Tauen hinaufgeklettert, um ihn beſſer ſehen zu können. Nach einiger Zeit brachte er eine neue Lehre vor, welche bey mehrern Mißfallen zu erregen ſchien; hiervon aber nahm er keine Notiz, er fuhr fort ſeine Meinung mit zunehmender Wärme zu vertheidigen, als er durch eine Bewegung des Schiffes das Gleichgewicht verlor und durch eine offene Thüre ins Schiff hinabſtürzte. Das Faß ſelbſt folgte ihm nach und ſchlug im Fallen den Boden aus, und der arme Prediger ward von dem Mehle ſo eingepudert, daß er ganz unkenntlich war, als er wieder heraufgekrochen kam. Der Kapitän kam jezt hinzu und ſchwur, er würde ihn über Bord werfen, wenn er nicht für das Mehl bezahlte, das durch ſeine Schuld verloren gegangen. „Können Sie Gutes ohne Uebel erwarten, wenn es durch Menſchen geſchieht?“ ſagte der Prediger. „Ich bin nicht im Stande für das Verlorene zu bezahlen, will mir's aber gern während der Reiſe von meinen Portionen abziehen laſſen.“ Dieſer Vorſchlag wurde von den Emigranten mit großem Beyfall aufgenommen und viele erboten ſich ihn an ihren Portionen Theil nehmen zu laſſen; indeſſen ließ ſich der Kapitän beſänftigen und aller Streit hörte auf. — Als nun diejenigen, welche an den Tauen hinaufgeklettert waren, hinabſteigen wollten, ſtellten ſich ihnen die Matroſen in den Weg und verlangten eine Flaſche Rum als Buße für ihre Anmaßung. Die Leute proteſtirten, aber die andern Emigranten lachten über ihre Gefährten und ermunterten die Matroſen, bey ihrem Rechte zu beharren; und da zulezt ein aufſpringender Wind das Schiff ein wenig zu ſchaukeln anfing, verſprachen die armen Gefangenen alles und wurden herabgelaſſen. — Ungefähr eine Woche nach unſerer Abreiſe fingen die Matroſen zu klagen an, daß ſie des Nachts im untern Raume, wo die Güter lagen und wozu Niemand den Zugang hatte, ein Geräuſch vernähmen. Einer derſelben ſagte ſogar, er habe an einem dunkeln Morgen eine weiſſe Geſtalt an dem Bugſpriet ſtehen ſehen, und ehe er habe ſeine halbſchlafenden Kameraden ermuntern können, ſey dieſelbe verſchwunden. Ein anderer ſagte, er höre es zuweilen unter ihm flüſtern, wenn er im Bette läge, ob er gleich nichts deutlich verſtehen könne und die Stimmen ſchienen ihm wenigſtens ein Klafter tief unter dem Boden des Mittelraumes zu ſeyn. Die Geſpenſterfurcht der Matroſen verbreitete ſich bald unter die Reiſenden und die Geſchichte kam endlich auch bis an den Kapitän, der ſolche als einen Scherz behandelte. Der Unteroffizier aber hielt mehr davon; er nahm mich auf die Seite und erklärte, er wolle die künftige Nacht auf dem Verdecke wachen, um zu ſehen, ob die Erſcheinung wieder kommen würde, und wünſchte, daß ich ihm Geſellſchaft leiſten möchte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Einen eigenen Stand bilden in Madrid die Ciegos, die Blinden, auch kann man wohl kaum irgendwo ſo viele beyſammen ſehen. Da ſie hier einen beſtimmten Erwerb finden, ſo kommen aus ganz Spanien die Blinden nach Madrid, und wahrſcheinlich hat bis jezt noch keiner ſo viel Vortheil von der Konſtitution gezogen als dieſe armen Teufel. Jeden Morgen verſammeln ſich Haufen von zwanzig Blinden und mehr, mit ihren Hunden und ſonſtigem Laſt- und Fuhrgeräthe vor den verſchiedenen Buchhandlungen, (dem Ding bin ich erſt lezthin zufällig gehörig auf die Spur gekommen, indem ich um ſieben Uhr Morgens in der Gegend der Puerta del Sol zu thun hatte.) Da wird jedem von ihnen ein Haufen der fliegenden einzelnen Blätter, die man den Tag grade unter die Leute bringen will, von dem Ladendiener gegeben, ſie bezahlen dafür ungefähr ſo viel, daß ſie an jedem Blatt etwa einen Quarto gewinnen, und nun zerſtreuen ſich die verſchiedenen Heerhaufen in der ganzen Stadt und ſchreyen wie die Zahnbrecher ihre Waare aus: el papel que hasalido nuevo por dos quartos. — Aber ſehen ſollteſt du das Gedränge und die Intriguen und Kabalen unter den guten Leuten, um zunächſt an die Thür zu kommen, und die erſten oder die meiſten Blätter zu kriegen; der Ladenjunge ſteht dabey mit der größten Wichtigkeit in der Thüre, wie ein Miniſter der Audienz giebt, und ruft ſeine Protegés zuerſt heran, und damit du ſiehſt, daß die Blinden ſchon ſeit länger her hier ihr Weſen treiben, will ich dir ein Stück aus einer Art von tableau de Madrid vom Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts herſetzen.*) „Sie wurden in ihrem Geſpräch durch den Lärm unterbrochen, den ein Paar Blinde machten (bey den Grados von San Felipe am Eingang der Calle mayor in die Puerta del Sol) die ganz gewaltig auf einander losſchlugen, ſo daß die Sehenden, ſtatt ſie zu trennen, zu beyden Seiten Platz machen mußten, bis endlich eine Strumpfbändlerinn (die haben bis auf heutigen Tag dort ihren Kram) ſie zur Ruhe brachte. — Geh nur, du Sohn einer alten Kupplerinn, ſagte der eine noch in vollem Zorn, geh; bey der nächſten Gelegenheit werd' ich mich an dir rächen und machen, daß man dir keine Blätter zum Verkaufen gibt u. ſ. w. Der andere ſchimpft wieder, und endlich verſöhnt ſie ein dritter Blinder und ſie gehen zuſammen nach der Manta pintada, um einen Krug Wein zu trinken.“ — Sonderbar iſt es freylich, daß dieſe Blinden Licht unter den Sehenden herumtragen! wenn es leider auch oft Irrlichter ſind, ſo thut es doch gut und gewöhnt das gemeine Volk am Ende nach und nach über die Sachen zu denken und zu ſprechen. Aber wirklich heillos unverſchämtes Zeug iſt zuweilen drunter; ich würde dir zum Spaß eins oder anderes ſchicken, allein da die beſten in dem eigentlichen gemeinen Volkston geſchrieben ſind, noch eine oder zwey Noten niedriger als etwa Sancho Panza's Sprache, ſo ſind ſie eigentlich unüberſetzbar, außerdem haben ſie ja blos ein ganz lokales und augenblickliches Intereſſe. — Es ſind zwey ſehr verſchiedene Arten von papeles, die ſo verkauft werden. Die einen enthalten wirkliche Nachrichten, Auszüge aus den Zeitungen, Adreſſen an den König, die Cortes u. ſ. w., die dieſe oder jene Parthey beſonders verbreiten will, die andern blos eigentliche Tollheiten, voll Anſpielungen, Myſtifikationen u. ſ. w., natürlich alles mit politiſchen Abſichten, z. B. war lezthin der wahrſcheinlich bevorſtehende Aufſtand wegen der Abſetzung des Miniſteriums, unter dem Titel einer Stiergefechtsanzeige behandelt, mit einer Art von ſchauerlicher Bouffonerie, möcht' ich ſagen, wenn man denkt, daß jeden Tag aus dem Spaß Ernſt werden konnte. Außer dieſen Blinden, die eigentlich nie betteln, liegen freylich hier an den Straßenecken und Spaziergängen eine große Menge Krüppel (und zwar viele wahrhaft merkwürdige Mißgeburten, wobey einem Doktor Katzenberger das Waſſer im Mund zuſammenlaufen würde), und betteln um aller möglichen Heiligen und aller denkbaren Santos misterios willen. — Davon will ich dir nur eine Redensart anführen, die mir lezthin im Ohr hängen geblieben iſt: hermanos mios, dios os de que dar. Gott gebe euch, damit (oder davon) ihr geben könnt! — Ein Junge von funfzehn Jahren läuft Abends auf dem Prado herum, mit einem Tragkorb, darin liegen zwey Kinder von vier bis fünf Jahren, die er mit einer Ziege aufgezogen hat, und die ſich in dem Korb herumbeißen wie kleine Hunde. Es iſt ein Jammer, aber da er ein public character auf dem Prado iſt, ſo muß ich dir ſchon davon ſprechen.

---

*) Dia y noche de Madrid por Don Fr. Santos. criado del Rey.

Zu dem Charakteriſtiſchen der Phyſiognomie von Madrid gehören die langen Reihen von Eſeln und Mauleſeln, die beſtändig durch die Straßen ziehen; denn obgleich die Stadt in einer Ebene liegt, wird gar nichts auf Wagen transportirt. Das hat etwas Arabiſches, beſonders nach der Puerta de Alcala hinaus, wo man zweyhundert Schritt vor dem Thor nichts als die weite, kahle, graulichgelbe Ebene vor ſich hat, ohne einen einzigen Baum, faſt ohne Haus und am Horizont die bläulichen Felſen des Guadarrama, auf der Landſtraße, ſo weit man ſie verfolgen kann, keinen einzigen Fußgänger, keinen Wagen, keine Kühe, Ochſen oder ſo was, aber bis weit hinaus lange Reihen von bepackten Mauleſeln mit ihren Führern, eine Menge Reiter auf Mauleſeln und oft ſehr zerlumpte Kerls auf ſchönen Pferden. Die Bauern aus der Umgegend kommen ganz ehrbar zu zweyen auf einem Pferd oder Mauleſel in vollem Galopp in die Stadt geritten, ich hab' ſogar mehrmals den Papa in der Mitte und hinten und vornen die Söhnlein ſitzen ſehen. Dazwiſchen kommt dann einmal eine ungeheure, altmodiſche, vergoldete Karoſſe, mit acht bis zehn Mauleſeln beſpannt, in vollem Galopp herangefahren, drin ſitzen die ſchönſten Damen und gucken zu den Fenſtern heraus, zu beyden Seiten reiten ein Paar Kerle in ihre Mäntel gewickelt, mit langen Flinten an den Seiten. Das Ganze hat wirklich etwas Romantiſches, und erinnert an den Don Quixotte. Indem du zum Thor wieder hereinwillſt, ſtürmt dir ein Haufen von vierzig bis funfzig Eſeln entgegen, die ein Junge wie toll vor ſich her jagt. Dieſe Jungen haben eine wunderliche Art ſich ganz hinten, beynah auf den Schwanz des Eſels zu ſetzen. Da ich gerade an der Madrider Viehzucht bin, ſo darf ich unmöglich die Heerden von häßlichen großen braunen Ziegen vergeſſen, die jeden Morgen zu den Thoren hinaus und Abends wieder hereinziehen; und noch weniger die Truthahnenheerden, die einen Hauptartikel in dem Tableau eines Madrider Thors machen müſſen. — Eine verdammte Gewohnheit haben die Leute hier, keines von allen dieſen Thieren ſo zu laſſen, wie der Herrgott ſie geſchaffen hat; die Mauleſel werden an der obern Hälfte des Leibes ganz kahl geſchoren bis auf die Haut, und am Schwanz läſſt man nur wenig Haare ganz an der Spitze, die man in einen Knoten zuſammenwickelt; den Eſeln wird der Schwanz ganz kahl geſchabt, Hunden und Katzen werden die Schwänze abgehackt, doch den Katzen mehr als den Hunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. Dec.

Während ſich unſere Muſenſöhne auf ihren Zimmern einander die Hälſe brechen, (ſo eben begräbt man einen, dem das Bett der Ehre in einer Wohnſtube aufgeſchlagen war.) geht auch der Krieg Aller gegen Alle im Großen ſeinen Gang, ohne daß man — Dank ſey's dem Himmel! — dabey Blut fließen ſieht. Schade, daß ſo oft nur um des Kaiſers Bart geſtritten wird, ſonſt könnte man's wohlweislich ſo halten, wie Leſſing zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, der bekanntlich in Sachſen ſtets auf Seiten des großen Friedrichs, in Berlin aber auf Seiten der Sachſen war. Hin und wieder ruft je wohl Einer, daß er es eben mit einem ungeheuern Rieſen aufgenommen habe, allein, bey'm rechten Lichte beſehen, iſt er eigentlich doch nur gegen eine unſchuldige — Windmühle im Anmarſche.

So einen Windmühlenrieſen hat nur erſt ganz kürzlich das neue Volksſtück des Hrn. Julius v. Voß, „der Stralauer Fiſchzug,“ mindeſtens für einen großen Theil des Berliner Publikums, abgegeben. Kaum aus dem Ey gekrochen, muſſte ſich das neue dramatiſche Küchlein ſchon Sonntags den 28. Oktober, und zwar im — Opernhauſe öffentlich zeigen. Es erfuhr das Laudatur ab his, culpatur ab illis nur zu reichlich: indem ein Theil der Zuſchauer darüber jubelte, pochte und ziſchte ein anderer. Lezteres wurde vor der Wiederholung des Stücks, Dienſtags den 30ſten, alles Ernſtes öffentlich unterſagt. Durch dieſe Unterſagung mochte die akademiſche Freyheit ein wenig ins Gedränge gekommen ſeyn, und ein Bruder Studio komplimentirte den erſten, den beſten Polizey-Officianten, der ihm in den Wurf kam, mit einem: „Guten Abend, Profeſſor!“ Als ſich der Gewaffnete nähere Erklärung über einen Titel ausbat, der mit ſeinem Rock und Säbel in ſo grellem Widerſpruche ſtand, erhielt er die Antwort in einer zweyten Frage: „Nun, was ſind Sie denn hier anders, als ein Profeſſor des Geſchmacks?“

Daß indeſſen bey dieſer Gelegenheit alle aufgeregten Leidenſchaften gerade im Dienſte des guten Geſchmacks geweſen wären, läßt ſich darum wohl mit Recht bezweifeln, weil die Streitfragen, die hier allein aufgeworfen werden konnten, ganz unrichtig geſtellt wurden. Man rümpfte nämlich von Seiten der höhern Aeſthetik das Näschen, anſtatt daß man hätte unterſuchen ſollen, ob dieſer Stralauer Fiſchzug wirklich ein gelungenes Volksſtück zu nennen, und, falls es dieß wäre, auf einem Theater zu geben ſey, auf dem man bisher die edlern Meiſterwerke der Nation zu ſehen gewohnt war.

Uebrigens fehlt es uns freylich hier in Norddeutſchland gänzlich an einem ächten Manne des Volks, der das für die dramatiſche Dichtkunſt wäre, was im Süden Ihr unübertrefflicher Hebel für die lyriſche iſt. Allein der Verfaſſer des Stralauer Fiſchzugs hatte auf eine ſolche Ehre nicht den mindeſten Anſpruch gemacht, ſondern beſcheiden ſeine Arbeit blos für einen erſten ſchwachen Verſuch in einer Gattung ausgegeben, in der bis jezt noch nicht einmal die Bahn gebrochen ſey. Sonach, ſollte man meinen, hätte man ihn wohl etwas glimpflicher behandeln können! Ein Verdienſt hat er mindeſtens bey ſeinem Verſuche, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden darf, und das iſt dieß, das Publikum auf das Bedürfniß ſolcher Stücke und die Schwierigkeit, daſſelbe zu befriedigen, mehr als bisher aufmerkſam gemacht zu haben.

Schon über Jahr und Tag geht in der Reſidenz die Sage, das hieſige große Lazerhaus ſolle zu einem eigenen Volkstheater eingerichtet werden. Einige auswärtige Zeitungen, welche auf Neuigkeiten eben ſo gern im Voraus Kredit nehmen, als die Pupillen auf das Ende der Vormundſchaft, haben ſogar von außen her die Sache bereits als völlig gewiß gemeldet. Möchte indeſſen ein ſolches Haus längſt fertig da ſtehn, wer ſoll denn und was ſoll man denn darin ſpielen? Zwey Fragen, die, wie es ſcheint, erſt beantwortet ſeyn müſſen, bevor man an die Einrichtung eines ſolchen Theaters auch nur denken kann. Ginge man aber ohne Berückſichtigung dieſer Fragen zu Werke, ſo dürfte gar leicht ein neues Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus zum Vorſchein kommen, und ſo etwas bleibt keine Farce blos für Berlin, ſondern wird leider eine für ganz Deutſchland!

Es wäre vielleicht ein guter Rath, den man von unten herauf mit allem Danke annehmen ſollte, nämlich ſtatt langweiliger Trauerſpiele, lieber wieder unterhaltende Luſtſpiele zu verſuchen. Die Tragödien nehmen unter uns gar kein Ende; bisweilen iſt's, als ob die ganze Welt melancholiſch werden ſollte. Wenn uns nicht zu Zeiten noch Frau v. Weißenthurn oder eine andere gutherzige Dame mit einem neuen Luſtſpiele beſchenkte, ſo bekämen wir gar nichts der Art. Die Herren Dramatiker lieben ſämmtlich den Cothurn mehr als die Socken, und ach! wir gehen in Berlin doch ſo herzlich gern auf Socken, ſonderlich im Winter. „Pariſer, wer kauft?“ hört man vom Anfang Novembers bis Ende Februars auf allen Straßen. Zwar die „Donna Laura,“ ein neues Luſtſpiel der Frau v. Knorring, geb. Tieck, hat den Berlinern wenig luſtig geſchienen. Selbſt die Verehrer Tiecks haben die Verfaſſerin während der Aufführung des Stücks nur für ſeine leibliche Schweſter gelten laſſen wollen. — Deſto mehr Glück hat Dem. Canzi aus Wien als Sängerin hier gemacht. Die Liebhaber ſind von ihrem einnehmenden Stimmchen, wie die Kenner von ihrer vortrefflichen Wiener Schule (dieß iſt ihr Ausdruck), recht ſehr erbaut.

Im Ganzen aber iſt unſere Reſidenz während der lezten Zeit von auswärtigen Künſtlern und Virtuoſen faſt mehr heimgeſucht, als beſucht worden. Es ſcheint, daß viele die ſchönen Dukaten der Mad. Catalani immer noch nicht vergeſſen können. Indeſſen ein Dukaten, der ſelten zu geben iſt, wird ſelbſt von Minderbegüterten wohl einmal verſchmerzt; allein den Thaler, der zu oft entrichtet werden ſoll, berechnet man in Berlin, wie überall, mit gehöriger Strenge. Und ſo wurden denn natürlicher Weiſe ſelbſt die Konzerte ſolcher Virtuoſen mitunter ſehr ſparſam beſucht, welche zu den nicht alltäglichen gehören. — Wenn es freylich gilt, einer durch die Flammen vernichteten vaterländiſchen Stadt wieder aufzuhelfen, dann iſt es etwas anderes, dann läßt ſich auch der wohlhabende Bürger Berlins, der in der Regel aus Konzerten wenig macht, mit ſeinen Thalern nicht karg finden; und das Unglück Prigwalks hat es aufs Neue bewieſen, daß die Wohlthätigkeit die ſchöne Lichtſeite unſerer menſchenfreundlichen Hauptſtadt iſt.

Von der Ankunft des Hrn. D. Klingemanns, Direktor des Braunſchweiger Theaters, verſpricht man ſich manchen angenehmen Genuß, indem ſeine Gattin, eine beliebte Schauſpielerin, ihn hierher begleitet hat. Recht ausgezeichnetes Glück könnte aber bey uns doch wohl nur eine — zweyte Bethmann machen.

Am Schluſſe dieſes Berichtes noch ein paar Worte über das Claurenſche Vergißmeinnicht. Der Verleger deſſelben zeigte vor einigen Tagen ſämmtlichen Buchhandlungen an, daß die ganze dießmalige Auflage dieſes beliebten Taſchenbuches bereits vergriffen ſey, und daß er ſie inſtändigſt erſuche, die ihnen übrig bleibenden Exemplare wieder nach Leipzig zurückzuſenden. Hat dieſes große Buch in kleinem Format überall eine ſolche Menge Kaufluſtiger gefunden, wie hier, ſo iſt dieſe Bitte ganz vergebens. Schon den dritten Tag nach der Ankunft war auch in Berlin faſt kein Exemplar mehr aufzutreiben. — Wenn hier in Geſellſchaften die Frage entſteht: „Ob ſich Hr. Clauren bey dieſem enthuſiaſtiſchen Beyfall auch lange zu behaupten wiſſen werde?“ ſo ſind die Stimmen gewöhnlich ſehr getheilt. Einige bejahen ſie nicht blos, ſondern meinen ſogar, daß ihr Liebling den Zenith ſeines Ruhmes nächſtens erſtiegen haben, und dann als ein ganz ungewöhnlicher Stern im Culminationspunkt ſtehen bleiben werde; Andere ſchütteln die Köpfe dazu, wie das ſo geht. Wahr iſt es wohl, daß ſich der beliebte Verfaſſer einen ſtrengern kritiſchen Freund anſchaffen muß. In dieſem Taſchenbuche findet man unter andern ein Lieblingsfigürchen von ihm, einen Engel von einem Mädchen. Sie wird in aller Eile mit einem Kriegesrathe getraut, ſingt aber bey der Trauung ein bekanntes Gellertſches Lied nicht aus, weil ſie ernſtlich glaubt: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath“ ſey ein bloßer Druckfehler, und es müſſe eigentlich: „Auf Gott und meinen Kriegesrath“ heißen. Gleichwol hat aber dieſes naive Kind kurz zuvor einem tiefſinnigen Engländer nicht blos nachgedacht, ſondern auch nachgerechnet! — Manche werden das alſo nicht ſowol für eine Naivität des Mädchens, als für eine Naivität des Hrn. Clauren ſelbſt halten.

C. W.

Beylage: Literaturblatt Nro. 4.

Nro. 11.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Januar 1822.

Das Glück begünſtiget die Muthigen.

Im Phormio des Terenz.

In der Frühe.

Am grauen Morgenhimmel ſchweifen
Die Nebelwolken ab und an;
Jn Oſten nur zwey helle Streifen
Verkündigen des Tages Bahn.

Und eine Wolkenbrücke bauet
Sich über jener Straße Raum,
Und wie von friſchem Blut bethauet
Erglänzt ihr purpurrother Saum.

Allein es lagern ſich um Brücke
Und Goldweg trübe Dünſte her,
Und beyde droht mit gleicher Tücke
Zu überziehn das Nebelmeer.

Wo führſt du hin, o goldne Straße? —
Was ſoll die Brücke über dir?
Was wogt die träge, kalte Maſſe
Heran, und überwogt dich ſchier? —

Du biſt der Weg nach Hellas Fluren,
Der Weg zum unbewölkten Land,
Wo aus den roheren Naturen
Zuerſt ins Licht der Geiſt ſich wand;

Wo an dem heimiſchen Gefilde
Zuerſt der Menſch mit Jnnbrunſt hing,
Und von der Freyheit goldnem Schilde
Geſchüzt, den Weg der Weisheit ging.

Allein — wie bald verwelkt das Schöne! —
Die goldne Freyheit ging zu Grab;
Auf freyer Väter ſchwache Söhne
Sah ſtolz die Barbarey herab.

Doch noch durchwallt der Enkel Glieder
Der hohen Ahnen Freyheitsblut:
Sie ſtehen auf, ſie fühlen wieder
Die edle, langentbehrte Glut.

Und Manchem ward der Tod bereitet,
Der kühn die Bruſt dem Feinde bot —
Die Brücke, die zur Freyheit leitet,
Iſt wolkenhell, doch blutigroth.

Wann reißt der ſchwere Nebelſchleyer,
Der euch den Tag des Glücks verhüllt?
Wann ſchlägt es frey empor, das Feuer,
Das eure kühne Bruſt erfüllt? —

Dort ſchaut hinauf!... Die trübe Hülle
Erglänzt, der Wolken Purpur bleicht,
Die Sonne ſteigt in goldner Fülle,
Und alles Feindliche entweicht.

Es glänzet wie ein reiner Spiegel
Der Horizont vom milden Schein:
Die Freyheits-Sonne ſtrahlt vom Hügel
Ins lebensfrohe Thal herein.

Ht.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Gegen zwölf Uhr bezogen wir unſern Poſten auf dem Verdecke; die Paſſagiere hatten ſich zur Ruhe begeben, die Wache lag halb ſchlummernd umher und nichts unterbrach die Stille der Nacht, als die ſchlagenden Wellen, deren Geräuſch aber ſo laut war, daß man unſere Stimmen am andern Ende des Schiffes nicht hören konnte. Wir ſprachen daher ohne Furcht, behorcht zu werden, und, in Erwartung unſers nächtlichen Gaſtes, erzählte mir mein Gefährte die folgende Geſpenſtergeſchichte. „Einsmals, da ich lange hatte keine Arbeit finden können, übernahm ich die Aufſicht über ein großes Schiff, das ſchon ſeit mehrern Jahren unbenuzt im Hafen gelegen hatte. Es lag in einem fernen Theil des Hafens von allen andern Fahrzeugen entfernt und es wohnte Niemand darin als ich. Die erſten Paar Tage ging alles gut, ob ich mich gleich oft des Nachts etwas einſam fühlte und mir einen Gefährten wünſchte. Eines Morgens ſah ich in dem untern Raume ein altes Ruderrad unter einigem Gerülle liegen. Ich hob es auf und fuhr erſchrocken zurück, als ich den vertrockneten Arm eines Menſchen daran gebunden erblickte. Alles Fleiſch war verſchwunden, aber die Nerven und Knochen waren noch in völliger Erhaltung, und die Hand hielt noch immer eine der Speichen. Ein kalter Schauer überlief mich und ich warf das Ganze in einen dunkeln Winkel, und verfolgte meine gewöhnlichen Arbeiten; aber mein Gemüth war unruhig und ich konnte der Erinnerung an den ſeltſamen Fund nicht los werden. Die folgende Nacht war ſtürmiſch, und das Schiff krachte und ſchaukelte fürchterlich. Umſonſt verſuchte ich zu ſchlafen; der Wind heulte ſchrecklich zwiſchen den alten Tauen und ſegelloſen Maſten; zulezt wurde ich's müde, länger ſchlaflos im Bette zuzubringen und ging aufs Verdeck, um nach dem Zuſtande des Wetters zu ſehen. Der Mond ſtand mitten am Himmel, war aber ſo ſehr von Wolken bedeckt, daß er faſt gar kein Licht gab, und nur dann und wann, wenn dieſelben ſich ein wenig öffneten, einen Strahl herabſchoß, welcher alle Gegenſtände umher erhellte. Als dieſes das zweyte Mal geſchah, kam es mir vor, als ſähe ich einen Menſchen am Steuer ſtehen; ich ſtieß in der Angſt einen lauten Ruf aus, aber Niemand antwortete mir, und ich fing an zu glauben, daß meine Sinne mich getäuſcht hätten; als ich aber noch einmal nach der Stelle hinblickte, ward ich überzeugt, daß ich mich nicht geirret. Der Mann war wie ein Matroſe gekleidet, ſtand dicht beym Rade, auf deſſen Speichen ſeine Hände ruheten und blieb unbeweglich, ungeachtet des heftigen Schaukeln des Schiffes. Er hatte ein blaſſes und trauriges Anſehen und hielt ſeine Augen feſt auf die Spitze des Mittelmaſtes gerichtet, wie ein aufmerkſamer und erfahrner Seemann; und ob ich ihm gleich mehrere Male zurief, ſo veränderte er doch ſeine Stellung nicht und ſchien mich überhaupt gar nicht zu bemerken. Ich ſtellte mich innerhalb einiger Schritte von ihm, wo ich zwiſchen Furcht und Neugierde wie bezaubert ſtehen blieb. Allmählig kam es mir vor, als befänden wir uns mitten auf einem weiten Ocean, auf welchem das Schiff von einem wüthenden Sturme fortgeriſſen würde; die Wellen ſchienen ſich fürchterlich um uns her zu thürmen, aber mein geheimnißvoller Steuermann führte das Schiff wohlbehalten zwiſchen dieſelben hindurch; und wenn ich zurückblickte, ſah ich alles hell vom Sonnenſchein umfloſſen und ruhig, während vor uns alles mit ſchwarzen Wolken bedeckt war, Blitze zuckten und der heftigſte Orkan tobte. Als ich meine Beſinnung wieder erhielt, befand ich mich auf derſelben Stelle, wo ich ſie zuerſt verloren hatte, aber das Geſpenſt war verſchwunden, ohne die geringſte Spur von ſeinem Daſeyn zu hinterlaſſen. — Den folgenden Tag brachte ich in Furcht zu, daß mein nächtlicher Gaſt wieder kommen möchte; hierin aber fand ich mich angenehm getäuſcht, und eine Woche ging vorüber, ohne daß ich ihn ein einziges Mal ſah, ob ich gleich jede Nacht Wache hielt. Endlich kam wieder ein heftiger Wind und um Mitternacht ſtand er wieder wie das erſte Mal am Steuer, ohne daß ich hätte ſehen können, wie er dahin gekommen war. Bald hatte ich auch wieder ein Geſicht wie das vorige Mal, und als ich aufwachte, befand ich mich allein. Alles dieſes geſchah jede Nacht, ſo lang der Sturm dauerte. Sie können ſich denken, daß ich froh war, als ſich das Wetter aufhellte, und ich zitterte, ſo oft ich einen trüben Himmel ſah, mehr, als wenn ich mich auf offener See befunden hätte. — Die Furcht vor der Erſcheinung machte mich jezt ſo elend, daß ich ernſtlich darauf dachte, mich nach einem andern Dienſt umzuſehen, als ich eines Morgens ein Boot auf das Schiff zurudern ſah, worin ich unter andern meinen alten Freund Bill Waters erkannte. Nachdem ſie ſich nach meinem Befinden erkundigt hatten, wollten ſie wieder wegrudern, als ich Bill einlud, die Nacht bey mir zu bleiben, denn ich wuſſte, daß er in dem Schiff, worauf ich mich jezt befand, geſegelt war und hoffte daher, etwas darüber von ihm zu erfahren. Er willigte leicht ein und ich erzählte ihm alles, was mir auf dem Schiffe begegnet war. Er ſchien ſehr erſtaunt, wurde nachdenkend und bat mich, ihm das Rad mit dem Knochen zu zeigen. Ich führte ihn in den Raum und er unterſuchte den verſchrumpften Arm aufmerkſam, und als er einen kleinen Ring an einem der Finger erblickte, rief er aus: „bey meinem Leben, dieſer Arm gehörte einſt einem meiner Kameraden, Namens Henley! Ich kann dir nun die ganze Geſchichte erklären. — O wär' nur unſer damaliger Kapitän hier! das war ein hölliſcher Teufel! Ein Engel hätte nicht eine ganze Woche hindurch in einem ſolchen Wetter, als wir in jener Nacht hatten, ſteuern können! Aber hör' nur an. Hierauf erzählte er mir denn, daß er vor ungefähr fünf Jahren in dem Schiffe eine Reiſe gemacht, wobey Henly als Matroſe mitgeweſen. Sie hatten kaum den Hafen verlaſſen, als ſie ein wüthender Sturm befiel, welcher acht Tage lang anhielt, während welcher Zeit die Matroſen von der unabläſſigen Arbeit ſo erſchöpft wurden, daß ſie ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Eine Nacht, als das Schiff ſegellos dahingetrieben ward, gab Henley, nachdem er das Schiff die gewöhnliche Zeit über geſteuert hatte, das Steuer dem Manne, welcher ihn abzulöſen hatte. Der Kapitän kannte den erſtern als einen vortrefflichen Steuermann, hatte aber aus irgend einer Urſache einen Groll gegen ihn; und als er ihn von ſeinem Poſten weggehen ſah, befahl er ihm, ſogleich dahin zurückzukehren. Henley proteſtirte, aber der Kapitän wurde wüthend und ſchwur, er wolle Gehorſam haben, und der arme Schelm muſſte, ſo müde wie er war, das Ruder wieder in die Hand nehmen. Indeſſen betrank ſich der unbarmherzige Tyrann und ließ durchaus Niemand hinzu, um Henley abzulöſen; und dieſer wurde bald ſo ſchwach, daß ſie ihn an das Steuerrad binden muſſten, damit er nicht umfiele oder über Bord geworfen würde. Indeſſen ſchlug eine große Welle gegen das Ruder, und zwar mit ſolch einer Gewalt, daß der ſchnelle Ruck des Rades ihm den Arm abriß, er fiel, wurde in den Tauen verwickelt und beſchädigt, daß er bald nachher ſtarb. Den folgenden Tag erreichten ſie den Hafen, und das Schiff war bald wieder bereit in See zu ſtechen, der Kapitän aber weigerte ſich, es weiter zu führen, und die Eigenthümer gaben das Kommando einem andern, welcher eine Reiſe machte und es dann auch verließ. Man hatte ſeitdem immer Schwierigkeit, einen Befehlshaber dafür zu finden, und ein jeder, der ſich damit befaſſte, ſagte ſich nach einigen Wochen wieder los, obgleich keiner einen Grund für ein ſolches ſonderbares Benehmen angeben wollte.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Die Umgebungen von Madrid ſind denn doch nicht nach allen Seiten hinaus ſo kahl, als man glauben möchte, wenn man von Burgos herkommt, und auch nicht ſo eben, wenigſtens iſt die Ebene durch ſehr viele Schluchten unterbrochen, ſo daß du mit einem Mal oft die Stadt aus den Augen verlierſt, ohne zu wiſſen wie. Nach der Seite des Manzanares von der Puerta de San Vicente bis beynah nach der von Atocha, zeigt ſich die Stadt ganz anſehnlich, auf einem ſteilen Abhang; wo ſich beſonders der königliche Palaſt, und auf dem höchſten Punkt, die Kuppel des Kloſters San Franciſco recht gut ausnimmt. Dieſe Anſicht von Madrid iſt wirklich die einzige erträgliche; indem der größte Theil der Stadt und beſonders die heilloſe Menge abgeſchmackter Thürmchen verſteckt wird, und man zugleich etwas Grünes im Mittelgrund hat. Am Fuß des Abhangs fließt der unglückliche Manzanares, der nicht einmal Thränen genug hat, um ſeine Armuth zu beweinen. — Bey jetziger Zeit iſt er indeſſen doch zwey Fuß breit und mehr; an beyden Ufern ſtehen Pappeln und ſonſtige Bäume und nach der Stadtſeite eine ſchöne Allee. Aus der Puerta de Segovia führt eine ungeheure, geſchmackloſe, ſteinerne Brücke über den trübſeligen Bach, der ſich ordentlich ſchämt und unter der Brücke verkriecht. Dieſe iſt ſchon ſeit ihrer Erbauung unter Philipp II. in Sonetten und Canzonen übel mitgenommen worden, beſonders von Gongora, und verdient es auch. Zu beyden Seiten der Brücke iſt der Manzares zu einem Waſchplatz eingerichtet, wo denn immer hundert bis zweyhundert Lavanderas ihr Weſen haben; da dieſe ſehr natürlicher Weiſe die Soldaten und Harieros und andere ehrliche Leute aus der Gegend der Stadt an ſich ziehen, ſo geht es bey dieſer Brücke immer ſehr luſtig zu; dieſe Seite der Stadt iſt auch dadurch merkwürdig, daß vor dem Thor von Segovia faſt immer ein Paar Karren mit Ochſen halten, die aus Eſtremadura kommen, in die Stadt ſelbſt hab' ich ſie nie kommen ſehen, wahrſcheinlich, um Niemand mit den Ochſen zu erſchrecken; ſie lagern ſeitwärts am Thor, die Treiber mit Weib und Kind unter den Karren; bey den Ochſen geht mir immer das Herz auf, wenn ich ſie ſo ehrbar da liegen und kauen ſehe — ſo ein Mauleſel hat immer etwas Unverſchämtes und Linkiſches zugleich.

Eine ſonderbare Sache iſt es ſchon mit der Wirklichkeit! anfangs zerſtört ſie freylich die Bilder, die ſich die Erwartung gemacht hat, indeſſen nach und nach findet man ſie, ſo wie ſie iſt, auch ganz gut, und ſie hat den Vortheil der Dauer. Der Anfang iſt etwas pompös, da ich am Ende blos von Nachtwächtern rede, aber ausſtreichen mag ich ihn nicht wieder, und dann kannſt du ihn auf allerley Vor- und Nachgehendes anwenden. Ich ſchrieb dir einmal, daß ich es ſehr hübſch finde, daß man in Andaluſien die Nachtwächter Serenos nennt, weil ſie zugleich das Wetter auszurufen, und ſelten etwas anderes, als: Sereno! zu rufen haben. Hier wurde ich die erſten Nächte jede Viertelſtunde durch ein ſcheußliches Geheul geweckt, daß ich meinte, die beſten Liberalen und Servilen hätten einander ſchon bey der Gurgel; als ich am Ende fragte, was das ſey, fand es ſich, daß es die Herren Serenos waren, und ich hatte mir eingebildet, man könne das Sereno nicht anders, als in den angenehmſten Tönen ſingen und flöten. Nun aber, da ich mich an das Geheul gewöhnt habe, und verſtehe, was ſie rufen, find' ich es ſehr hübſch, die ganze Nacht durch, wenn ich gerade erwache, zu wiſſen, was für Wetter es iſt, und das Serenovo hat, geheult oder nicht, etwas recht Tröſtendes für mich. Wenn es aber heißt: Los vozo y medias y niebla y bajo! und Alles ſo gedehnt und geheult, und dicht vor meinem Fenſter, ſo muß ich mir freylich die Ohren zuhalten. Dieſe Nachtwächter haben in meiner Straße eine Art von Hauptquartier, und da liegen ſie, bis die Reihe an ſie kommt zu rufen, auf dem Pflaſter herum und ſchnarchen prächtig. Sie ſind übrigens ſehr nothwendig hier; in abgelegenen Straßen begleiten ſie einen für ein Paar Quartos nach Hauſe und geben einem Licht. Die Straßen ſollen immer noch ziemlich unſicher ſeyn — dabey beſteht das wunderliche Geſetz, daß, wenn mich Jemand angreift, und es mir gelingt, ihn feſtzuhalten und um Hülfe zu rufen, er mich eben ſo gut verklagen kann, als ich ihn, wenn ich nicht drey Zeugen aufſtellen kann, daß er mich wirklich zuerſt angefallen hat. Uebrigens hat man ſchon ſeit langer Zeit eigentlich keinen beſtimmten Fall, daß Jemand wäre beraubt worden, man hat ſich aber einmal angewöhnt, die Straßen für unſicher zu halten. Ich muß geſtehen, daß mir hier, wenn ich ſpät allein nach Hauſe gehe, weit beſſer zu Muthe iſt, als in den engen, ſchmutzigen Straßen von Paris, mit all den kleinen Ein- und Durchgängen

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, den 4. Jan.

Geſtern des Abends verlor unſere Stadt den Veteran ihrer Künſtler, den Central-Direktor der königlichen Gemälde-Sammlungen, **Chriſtian v. Mannlich**, Ritter des Civil-Verdienſtordens der baieriſchen Krone, von dem das Morgenblatt einſt ſo freundlich von Dresden aus erzählte, nachdem derſelbe an dem erſten Tage des gegenwärtigen Jahres ſein Amts-Jubiläum erlebt, und das 82ſte Jahr zurückgelegt hat. Was derſelbe der Kunſt, insbeſondere den jungen Künſtlern Münchens, an denen er Vaterſtelle vertrat, und den Wiſſenſchaften war, iſt bekannt, ſeine Verdienſte für Alle hier auseinanderzuſetzen, iſt nicht der Zweck dieſer Zeilen, ſie erfordern einen größern Raum, als dieſe Blätter gewähren können, ſein Hinſcheiden ſeinen Freunden und Bekannten — und er zählet deren in Deutſchland, Italien, Frankreich, England und Rußland viele — bekannt zu machen, iſt allein die Abſicht derſelben.

Alle werden ſeinen Verluſt bedauern, denn ſie Alle haben in ihm den Künſtler, den in hohem Grade gebildeten Mann, den liebenswürdigen Geſellſchafter, den redlichen Freund kennen gelernt, und ſie werden nur darin Beruhigung finden, daß er, nach einem zwar Jahre langen Leiden, das ihn jedoch ſo wenig von ſeinem Berufe, als von der Kunſt entfernte, ein ruhiges und ſanftes Ende genommen hat; ſie werden mit uns ihm eine Blume auf das Grab legen und eine Thräne ſchenken.

Berlin, den 14. Dec.

Der geleſenſte römiſche Dichter beſchreibt den Norden als ein Land, das ewige Nebel umdüſtern und das kein guter Jupiter regiert. Hat er gleich mit dieſer ſeiner Beſchreibung höher hinauf gedacht, ſo paßt ſie doch ſeit drey Tagen auch auf Berlin und ſeine Umgebungen, und zwar ganz buchſtäblich. Wir leben in einer immerwährenden Nacht; gut, daß die liebe Chriſtmarkts Sonne mindeſtens aufgegangen iſt, ſonſt möcht' es für Jung und Alt in einer ſo heilloſen Düſterheit kaum auszuhalten ſeyn. — „Schöne, goldene Tage, wo die Bitterkeit der Thränen durch Marzipan, Nürnberger und Thorner Pfefferkuchen noch zu verſüßen iſt!“ So denkt wohl Mancher und freut ſich, durch wenige Thaler Andern ein Glück ſchaffen zu können, das für ihn ſelbſt mit vielen Tauſenden nicht mehr zu erkaufen wäre. — Ja, lieben Freunde, geſtehen wir es nur, der Engel mit dem feurigen Schwerte an dem Eingange des verlornen Paradieſes iſt keine bloße Dichtung!

Uebrigens iſt es, als ob ſich um dieſe fröhliche Zeit ein ganz eigener Geiſt der Kindlichkeit der geſammten Hauptſtadt mittheilte, und als ob von Seiten des höheren Geſchmacks eine allgemeine Amneſtie verkündigt würde. Man iſt in dieſen furchtbar langen Decemberabenden nicht halb ſo zweifelſüchtig, und hört Anekdoten und Schwänke mit weit nachſichtigerem Sinn an, als zu der Zeit, wo der mächtigen Königin des Tages in das Innere unſerer Häuſer ſelbſt durch die Schornſteine noch geheime Blicke vergönnt ſind.

Träte die vorhin erwähnte allgemeine Amneſtie nicht ein, wie wollten eine Menge von mechaniſchen Künſtlern und Dilettanten beſtehen, die ſich's berufener oder unberufener Weiſe, ſämmtlich herausnehmen, die Zeit vor dem eigentlichen Weihnachtsdrama, d. h. vor der Beſcherung am heiligen Chriſtabende, verkürzen zu helfen? Schon die Prologen des Dramas, unſere auch im Auslande verſchrienen Gaſſenbuden, würden ohne jene Toleranz nicht einen Augenblick Gnade finden können; denn ſie verfertigen aus einer gekrümmten Ruthe und einem Ueberzuge von Fleiſcherblaſe eine Art von Spielwerk, (wahrſcheinlich zur Ehre der Göttin der Nacht: Waldteufel genannt,) deſſen knarrende, kreiſchende und widrige Töne genau an die Muſik der Hottentotten erinnern. — Auch der größere Theil unſerer ſogenannten Ausſtellungen iſt von der Art, daß man von Rechts wegen ſchon längſt einen weniger vornehm klingenden Namen dafür hätte erwählen ſollen. Und wenn Leute von Geſchmack dabey erſcheinen, geſchieht es wohl meiſtens aus einer Art von Gutmüthigkeit, um auch den Fleiß des mittelmäßigen Talents nicht ganz unbelohnt zu laſſen, hauptſächlich aber, um ihre kleinen Lieblinge zu ergötzen, die natürlicher Weiſe noch keine großen Anſprüche machen.

Zum Beweiſe aber, daß wir uns in dieſen kurzen Tagen wirklich nicht beſtändig wie in eleganten Kinderſtuben unterhalten laſſen, darf ich Ihnen nur die geiſtreichen Möſer'ſchen Quartettverſammlungen anführen, welche der geniale Unternehmer erſt wieder ſeit vierzehn Tagen eröffnet hat. Sie werden zwar ziemlich zahlreich beſucht, längſt aber nicht ſo ſehr, als ſie es in der That verdienen. Sie gewähren Jedem, der es ſo weit gebracht hat, die Sprache der Töne ohne Beyhülfe der artikulirten Rede zu verſtehen, einen unbeſchreiblich hohen Genuß. Es iſt allgemein bekannt, wie viel der eigentliche erſte Schöpfer dieſer Gattung, der unſterbliche Joſeph Haydn, darin geleiſtet hat. Man ſagt aber nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in der gedachten Verſammlung die Haydn'ſchen Adagio's mit allem ihren himmliſchen Liebreize, ſo wie die ſchnellern und ſchnellſten Sätze mit aller ihnen eigenen und unerſchöpflich reichen Genialität und Laune vorgetragen werden. Da geht gewiß auch nicht die allerkleinſte Note verloren; mit einem Worte, es iſt für den leidenſchaftlichen Liebhaber der Inſtrumentalmuſik ein wirklich bezaubernder Genuß. Möchten ihn ſich unſere geliebten Brüder im Apoll, die uns über Winter beſuchen, doch ja kein einzigesmal verſagen!

Zum Schluß noch eine kleine literariſche Neuigkeit: Der Verein für den preußiſchen Gewerbfleiß wird mit künftigem Jahre bey Dunker und Humblot ein Journal in monatlichen Heften beginnen, von welchem man ſich mancherley Gutes verſpricht.

C. M.

Logogryph.

Kennſt du den herrlichen Mann von unerſchöpflichem Geiſte.
Der, ein Liebling Apolls, Sueviens Fluren entſproß?
In dem Verſe geübt, ſo wie in der fließenden Proſa,
Schenkt er der Werke uns viel, voll genialiſcher Kraft.
Vorn zwey Zeichen hinweg, ſo erſcheint ein anderer Dichter,
Den die Natur mit Talent reichlichen Maßes begabt.
Weiter ein Feldherr noch, der bey Aſpern mit Ruhme gefochten,
Und ein Muſiker auch, Fördrer des deutſchen Geſangs.
Noch ein Zeichen hinweg, ſo zeigt ſich ein bayriſcher Fluß dir,
Der an der Grenze des Lands ſich in die Iſter ergießt.

Auflöſung der Charade in Nr. 5:
Augenlieder.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Nro. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Januar 1822.

> Denn bey Barbaren iſt alles Sklav', nur einer nicht.
>
> Euripides.

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Fortſetzung der Auszüge aus den Berichten von John Crawfurd, vormaligem brittiſchen Reſidenten am Hofe des Sultans von Java. Vergl. Morgenblatt 1821. Nr. 217 bis 220.)

Die Indianer, welche den Archipel beſuchen, ſind Bewohner der beyden Küſten der Halbinſel dieſſeits des Ganges, vorzüglich jedoch der Oſtküſte. Die Europäer geben ihnen den Namen Chulias. Ihre Schiffe bringen alljährlich mit dem weſtlichen Paſſatwinde ganze Schwärme von Menſchen, welche ihren Lebensunterhalt in einem wohlhabendern und minder bevölkerten Lande ſuchen, deſſen einfache Bewohner ſie zu überliſten hoffen. Die Mehrzahl dieſer Auswanderer ſind geſchmeidige, verſchmitzte, falſche, habſüchtige und feige Leute. Ihr Hauptgeſchäft iſt der Handel; wo jedoch die Arbeit gut bezahlt wird, wie in Neu-Wallis, da verdingen ſie ſich auch als Handwerker. Viele aus ihnen kehren ſpäter wieder in die Heimath zurück; manche aber heirathen und ſiedeln ſich auf den Inſeln an; ſo bildet ſich durch Kreuzung der Racen ein Mittelſtamm, der die Fehler von beyden vereinbart, aber durch Fleiß und Geſchicklichkeit, beſonders in den Weſttheilen des Archipels ſich vortheilhaft auszeichnet. Die öſtlichen Inſeln liegen von der indiſchen Küſte allzu entfernt, und hier fände ſich auch die Concurrenz der noch gewandteren und thätigeren Chineſen.

China iſt unſtreitig das Land, welches dem Archipel die meiſten Koloniſten ſendet. Neben ſeiner übermäßigen Bevölkerung iſt es auch der Nachbarſtaat der Inſeln und unterhält darum mannigfaltige Verbindungen mit denſelben. Alle ſeine Junken bringen Ladungen chineſiſcher Auswanderer und auch auf europäiſchen Fahrzeugen werden Lieferungen derſelben beſtändig übergeſezt. Würde das chineſiſche Geſetz die Ausfuhr der Weiber nicht verbieten, ſo wären die Inſeln des Archipels längſt zu chineſiſchen Kolonien geworden.

Die Chineſen verlaſſen ihr Land allzeit mit der Abſicht der Rückkehr; aber viele verehlichen und wählen ſich beſtändigen Wohnſitz auf den Inſeln. Dieſer Anſiedlerſtamm ſpricht chineſiſch, kleidet ſich chineſiſch und bekennt die Religion dieſes Landes; an Fleiß und Einſicht hingegen ſteht er hinter den eigentlichen Chineſen zurück. Dieſe ſind im Archipel durch Unternehmungsgeiſt, Scharfſinn und Arbeitsfleiß berühmt; hinwieder zeichnen ſie ſich aber auch durch Sinnlichkeit, ausſchweifende Lüſternheit und Feigheit aus. Für die Geſchäfte des Handels und der Finanzen haben ſie vorzügliche Anlagen: daher auch in allen öffentlichen Verwaltungen des Archipels, mögen ſich dieſelben in den Händen der Europäer oder inländiſcher Häuptlinge befinden, der Bezug der Staatseinkünfte und der Handel faſt ausſchließlich von Chineſen beſorgt werden. Die Fortſchritte des Landbaus auf dem Archipel ſind ihr Werk. Im weſtlichen Theile ſind die geſchickteſten Eiſen- und Holz-Arbeiter Chineſen. Als Handwerker vermiethen ſie ſich nicht leicht. Kein Volk iſt in der Erfüllung eingegangener Verträge ſo unzuverläſſig, und ein Chineſe wird ſeine Ver-

Digitized by Google

pflichtungen nie erfüllen, wenn er nicht augenfälligen Gewinn dabey findet. Die Auswanderung geſchieht allein nur aus den Seeprovinzen von Canton und Fokien. Die Angehörigen der lezteren Landſchaft ſtehen in beſſerm Rufe als die Auswanderer aus Canton. Die großen Maſſen chineſiſcher Anſiedler finden ſich auf den Inſeln Borneo, Java und Penang.

Die Araber ſind nicht ſehr zahlreich, aber durch ihren Einfluß bedeutend auf dem Archipel. Marco Paul, als er im Jahr 1296 Sumatra beſuchte, fand die Küſte von Mahometanern bewohnt; und im vierzehnten Jahrhundert war unter den volkreichſten Stämmen der weſtlichen Inſeln der Islamism herrſchend. Arabiſche Abenteurer haben ſich auf beynahe allen Inſeln angeſiedelt und verehlicht. . Von allen Aſiaten, welche auf den Inſeln zuſammentreffen, ſind die Araber vorzugsweiſe ehrgeizig, ränkeſüchtig und fanatiſch. Eine eigenthümliche Charakterſtärke verſchafft ihnen Uebergewicht vor den eingebornen Inwohnern. Von dieſen fordern ſie die regelmäßigſte Befolgung kleinlicher Religionsgebräuche, und ihr ganzes Betragen verräth die ſtolze Anmaßung, mit der ſie ſich als die Landsleute des Propheten brüſten. Sie geben ſich viel mit Handelsverkehr ab. Die Araber reiner Abkunft ſind große und in ihrem Verkehr rechtliche Kaufleute: die gemiſchten Stämme hingegen erweiſen ſich im Handel unzuverläſſig und falſch. . Holländer und Spanier ſind die einzigen Europäer, welche Kolonien auf dieſen Inſeln errichtet haben. Die Holländer ſind auf Java völlig naturaliſirt. Die Kreolen von dieſer Race und die aus Ehen der Holländer mit Landesfrauen gebornen Kinder ſtehen dem Charakter der Javaneſen näher als dem der Europäer. Sie genießen den Rang einer bevorrechteten Kaſte; an Unterrichtsmitteln gebricht es ihnen; ſie leben unter einer argwöhniſchen und verdorbenen Regierung; ſie werden nur von Sklaven bedient und nehmen darum auch frühe ſchon tyranniſche Gewöhnungen an. Unter ſolchen Umſtänden läßt ſich keine große Tugend erwarten. Sie ſind unwiſſend, träge, ſinnlich und von ſklaviſcher Denkart. Das Zeugniß, welches der Admiral Stavorinus über ſie fällt, um ſo unverdächtiger, da er ſelbſt ein Holländer iſt, lautet alſo: Die Lebensart der Europäer in Batavia iſt faſt bey allen dieſelbe; Vaterland und Rang machen darin keinen Unterſchied. Des Morgens um fünf Uhr, oder auch noch früher, wenn der Tag anbricht, ſteht man auf; in einem leichten Nachtrock, der Kabay genannt wird, und über den nackten Leib geworfen iſt, ſezt ſich der größere Theil vor die Thür und trinkt Kaffee oder Thee; dann kleidet man ſich an und geht ſeinen Geſchäften außer dem Hauſe nach. Faſt alle, die eine Bedienung haben, müſſen vor oder gegen acht Uhr auf ihren Poſten ſeyn. Um eilf oder halb zwölf iſt jeder wieder zu Haus. Um zwölf Uhr wird zu Mittag geſpeist. Bis vier Uhr dauert der Nachmittagsſchlaf, und von vier bis ſechs wird entweder wieder gearbeitet, oder man nimmt eine Spazierfahrt vor. Um ſechs Uhr fangen die Geſellſchaften an; man ſpielt oder unterhält ſich mit einander bis neun Uhr, und nun kann jeder nach Hauſe gehen, oder zum Abendeſſen bleiben. Um eilf Uhr iſt alles geendigt; um dieſe Zeit begibt man ſich gewöhnlich zur Ruhe. Fröhlichkeit herrſcht überall, aber dieſe Fröhlichkeit iſt mit einer gewiſſen Zurückhaltung verbunden, welche Wirkung einer willkürlichen Regierung iſt; ſchon das unbedeutendſte Wort kann ſehr nachtheilig werden, auch wenn es an und für ſich nicht beleidigt, ſondern nur als beleidigend genommen wird. Mehr als einmal habe ich in Batavia ſagen gehört: „hier kann man ſeinem eigenen Bruder nicht trauen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Hier wurde die Geſpenſtergeſchichte des Unteroffiziers durch einen Matroſen unterbrochen, welcher eilig herbeykam und ſagte, er ſey durch ein Geräuſch und Aechzen, welches vom untern Raume herauf zu kommen ſchien, aufgeweckt worden. Mit einer brennenden Laterne in der Hand gingen wir alle hinab, und nachdem wir alle Winkel durchgeſpäht, ohne etwas zu entdecken, wollten wir eben den Raum wieder verlaſſen, als das Licht in einen engen Raum zwiſchen zwey Reihen Waſſerfäſſer fiel und uns einen Mann zeigte, welcher in demſelben ſaß. Wir fuhren erſchrocken zurück. Er hatte ein blaſſes, leichenähnliches, abgezehrtes Anſehen und ſein Geſicht hatte einen furchtbaren Ausdruck von Schrecken und Angſt. Seine Kleider hingen in Fetzen um ihn her und waren an mehrern Stellen mit Blut beſchmiert, ſein Haar hing wild um das Geſicht und ſein ganzes Anſehen war wahrhaft furchtbar. — „Ins Himmels Namen,“ ſchrie der Unteroffizier, „wer ſeyd ihr? — was macht ihr hier?“ Die Geſtalt gab keine Antwort, ſondern warf nur finſtere Blicke auf uns, und wir wollten eben auf ſie zugehen, als der Matroſe, welcher die Laterne trug, ſtolperte und dieſelbe fallen ließ, wobey ſie ſogleich auslöſchte. Keiner von uns hatte Luſt in völliger Dunkelheit im Raum zu bleiben und wir gingen alle hinauf, um uns ein anderes Licht zu verſchaffen, worauf wir zur Unterſuchung zurückkehrten. — Wir fanden den geheimnißvollen Gaſt an derſelben Stelle, wo wir ihn gelaſſen hatten, und wollten eben unſere Fragen an ihn erneuern, als unſere Aufmerkſamkeit von einer andern ähnlichen Geſtalt angezogen ward, welche zwiſchen einigen Güter-Ballen umherkroch. Sein Anſehen verrieth einen gleichen Grad von Verworfenheit und Elend, und auf einer ſeiner Wangen hatte er eine große blutige Schmarre. Dieſe zweyte Erſcheinung erſchreckte uns alle; indeſſen aber ergriff der Unteroffizier einen Spieß, den er drohend über dem erſten aufhob, und befahl ihm zu ſagen, wo er herkäme. — „Ich wünſchte nach Amerika zu gehen,“ erwiederte er mit heiſerer und ſtammelnder Stimme; „ich hatte kein Geld, um meine Ueberfahrt zu bezahlen und verbarg mich daher unter den Waaren.“ — „Und wer iſt das hinter dir?“ — „Einer meiner Freunde, war die Antwort, er kam an Bord auf dieſelbe Art wie ich.“ — „Schurken!“ rief der Unteroffizier; „Sie müſſen irgend ein großes Verbrechen begangen haben und ſind der Gerechtigkeit entflohen. Seht welche Geſichter! Ich muß es nur ſogleich dem Kapitän melden und einige Leute herabſchicken, um ſie zu bewachen.“ — Der Kapitän ſtand ſogleich auf und ließ die Gefangenen aufs Verdeck bringen. Inzwiſchen erfuhren auch die Paſſagiere, was vorging, und ehe noch der Kapitän heraufgekommen, befand ſich ſchon Alt und Jung auf dem Verdecke, um die beyden Gefangenen her verſammelt, welche mit abgehärteter Gleichgültigkeit im Kreiſe umherblickten. Die Emigranten machten indeſſen ihre Bemerkungen über ſie und ſchienen in der Liebloſigkeit ihrer Urtheile mit einander zu wetteifern, ſie dankten dem Himmel, daß ſie nicht ermordet worden, und dieß das erſtemal ſey, daß ſie in der Geſellſchaft von Mördern geweſen. — Als der Kapitän herauf kam, wurd alles ſtille. Nachdem er ſie von Kopf bis Fuß betrachtet hatte, fragte er ſie nach ihrem Namen und Geburtsort: „Ich heiße Iſaak Hurder,“ ſagte der zuerſt Entdeckte; „und wurde in Irland geboren.“ — „Mein Name iſt Michael Willans,“ ſagte der andere; „ich weiß aber nichts von meinem Geburtsort.“ — „Und wie habt ihr gelebt, ſeitdem ihr an Bord dieſes Schiffes gekommen?“ — „So gut als wir konnten, Ew. Gnaden“ erwiederte Hurder. „Wir nahmen, was wir fanden.“ — Dachtet ihr euch verborgen zu halten, bis wir nach Quebeck kämen?“ fragte der Kapitän weiter. — „Nein, nein,“ erwiederte der erſte; „wir würden ſchon längſt heraufgekommen ſeyn, um Sie um Verzeihung zu bitten, wir fürchteten uns aber dieß zu thun, bis wir das Land aus dem Geſicht verloren; weil Sie uns vielleicht mit dem Boot zurückgeſchickt hätten.“ — „Und was haſt du zu ſagen,“ rief der Kapitän dem Willans zu, welcher ſich hinter ſeinem Kameraden verſteckt hielt; „woher haſt du die Wunde in dem Geſicht?“ — „Mag ich ewig verdammt ſeyn,“ verſezte er, „wenn mir ſie Hurder nicht heute Nacht gegeben! — Er brachte mich beynahe ums Leben. Als wir zuerſt an Bord kamen, verſprachen wir einander alle Lebensmittel, die uns in die Hände fielen, mit einander zu theilen; aber mein treuloſer Freund hier ſtahl heute zwey Zwiebacke und weigerte ſich, mir einen davon zu geben. Ich war halb todt vor Hunger, und ich wollte meinen Antheil haben, koſte es, was es wolle. — Wir ſchlugen uns darum und er verwundete mich ich Geſicht — und er würde mich todtgeſchlagen haben, wären nicht die Leute mit der Laterne hinzu gekommen. — „Schweig, Elender! rief der Kapitän; weßwegen habt ihr Schottland verlaſſen? Antwortet augenblicklich!“ — „Weil wir dort nicht leben konnten,“ erwiederte Willans. „Hurder beredete mich, mit ihm nach Amerika zu gehen, das er mir als ein Land der Freyheit beſchrieb.“ — „Ihr lügt!“ rief der Kapitän. „Ich zweifle nicht, ihr habt irgend ein großes Verbrechen begangen. Ihr ſeyd entweder Räuber, Mörder oder Fälſcher; aber ihr ſollt der Strafe nicht entgehen; ſobald ich nach Quebeck komme, überliefere ich euch den Gerichten; es wär' daher beſſer für euch, ihr ſpränget auf einmal über Bord. Und jezt geht mir aus den Augen und nehmt euch in Acht, daß ihr während der Reiſe nicht weiter als bis zum Hintermaſt kommt.“ — Der Kapitän gab jezt Befehle, daß die Kerle bewacht von den übrigen Paſſagieren entfernt gehalten würden und täglich eine kleine Ration zu ihrem Unterhalt erhalten ſollten, darauf ging er in ſeine Kajüte zurück. Sogleich fingen die Emigranten an, über die Begebenheiten der Nacht ihre Bemerkungen zu machen, und alle kamen darin überein, daß der Kapitän mit den Verbrechern (wie ſie die Flüchtlinge nannten) zu gelinde verfahren ſey, welche er gleich bey ihrer Entdeckung hätte ſollen über Bord werfen oder aufknüpfen laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Schweiz.

Verwichenen Sommer iſt von einem Gebirgsreiſenden beym Eingang in den Wald, welcher von dem großen Urner Alpboden Aennetmärcht nach dem Glarner Linththal führt, wenige Schritte ſeitwärts dem Waldwege, das Kapitäl einer großen Säule, unter Farrenkraut und abgefaulten Holzſtämmen liegend, entdeckt worden. Dieſer Säulenreſt iſt von altem Sandſtein. Tauſende mögen wohl an dieſem Ueberbleibſel aus einer frühern Vorwelt vorbeygegangen ſeyn, und nur der Zufall führte den Finder zu ihm hin. Den älteſten Ueberlieferungen zufolge war hier herum von jeher dichter, an einigen Stellen wirklich ſchauerlich dunkler, über eine Stunde in die Tiefe ſich ziehender, Tannenwald. In neuern Jahren iſt dieſer durch die Betriebſamkeit der Glarner Holzhändler ziemlich ausgelichtet worden. Von Gebäude-Ueberreſten iſt nirgend eine Spur; wie mag denn dieſes Säulenſtück hier heraufgekommen ſeyn? Wie dem indeſſen ſey, ſo liegt dieſes Säulen-Kapitäl nun einmal da, und es hat nicht das Ausſehen, daß es Jemand gelingen möchte, über deſſen Herkunft und frühere Beſtimmung zur Stelle genügenden Aufſchluß zu geben.

Ein vornehmer Franzoſe hatte ſich's verfloſſenen Sommer bey ſeiner Fußreiſe durch einen Theil des Kantons Glarus beyfallen laſſen, die Spitze des Glärniſch zu beſteigen. Vermuthlich mochte ihn, vom Thale aus angeſehen, die koloſſale Höhe des Berges und die gehoffte Fernſicht dazu hingezogen haben. Sein Führer, als einziger Begleiter, und mehrere kundige Einwohner des Hauptortes mochten ihn noch ſo gutmeinend und überweiſend verſichern, daß die Spitze des Berges durchaus keine lohnende Fernſicht gewähre, endlich ein ſolches Tagwerk nur für ſehr geübte Jäger rathſam, für Fremdlinge aber, die nicht ganz ſchwindelfrey ſind, äußerſt gewagt ſeyn würde, ſo half das doch alles nichts. Die Wanderung begann von Glarus aus, und, wie man ſich leicht denken kann, nicht ohne immer wachſende unſägliche Mühe und Anſtrengung. Noch war das erſehnte Ziel nicht erreicht, als ein endlicher Rückblick in die Tiefe ſo grauſenhaft auf den Waghals wirkte, daß kein Zureden ihn mehr zur Rückkehr bewegen konnte. So nun der kläglichſten Furcht hingegeben, ſchritt unſer Mann an Ort und Stelle zur Ausfertigung ſeines lezten Willens, deſſen Beſtellung dem Führer an eine beſtimmte Adreſſe übertragen wurde. Doch dieſer, immer darauf bedacht, ſeinen Herrn wo möglich aus der ſich ſelbſt eigenſinnig zugezogenen Noth zu retten, ſah ſich inzwiſchen nach Mithülfe um, und mit dieſer gelang es ihm endlich, den Franzoſen wieder auf ſichern Stand zu bringen. Eine neue Warnung für Manche, welche, von ähnlichen Plänen angewandelt, erfahrnen Rath verwerfen und ihrem Eigenſinn allein folgen.

Die Jeſuiten-Miſſionsprediger haben ſich in dieſem Herbſt in den demokratiſchen Kantonen, vornehmlich in dem zum Kanton Schwyz gehörigen Flecken Arth, und von da in Stanz in Unterwalden-Nidwald, vernehmen laſſen. Referent hat an leztern Ort einer dieſer Predigten auf offnem Plaz und bey ſehr ſtarker Volksmenge zufällig beygewohnt, und muß es dem Redner, einem noch ſehr jungen Jeſuiten, laſſen, daß er mit ſeinem einnehmenden Vortrag vollkommen in den Geiſt ſeiner Ordens-Vorväter eindrang. Die Wirkung ſolcher Miſſionen auf die Menge kann allerdings bey ſo geübtem Vortrag nie verfehlt werden. Indeſſen wäre es intereſſant, aber außer dem Raume einer Korreſpondenz-Mittheilung, Vergleichungen anzuſtellen, wie ſich deutſche und dann auch wieder welſche Zuhörer (findet z. B. die Miſſion irgendwo in Ober-Italien ſtatt) an ſolchen Bekehrungstagen zu benehmen pflegen. Wahre Zerknirſchung, ob auf kurze oder lange Dauer, ſteht dahin, war wirklich zu Ende der Predigt auf dem Geſichte manches frommen Unterwaldners eingeprägt; indeſſen gewahrte man bey der geſammten glaubigen Menge dennoch keinerley Gährung, man ließ ſich der Gnadenſpendung in ſtiller in ſich gekehrter Stimmung hin. Bey den Schönen des Landes, die da in maleriſchen Gruppen um den Redner herumſtanden und ſaßen, ſchon von Natur reizbarer, dürfte man mehr ſichtlichere Rührung wahrnehmen; ja man hätte zur Stelle ſchwören mögen, nun ſey ein- für allemal jede noch ſo leiſe Regung auf eitle Erdenluſt erloſchen, und keine Rückkehr mehr möglich. Man wohne dagegen ähnlichen Miſſionstagen an irgend einem volkreichen Plaz im unfernen Ober-Italien bey. Hier wird man, verſteht der Miſſionar vollkommen, was ſeines Amtes iſt, ganz andere Wirkungen bey der Menge wahrnehmen. Der Welſche kann bey aufgeregtem Gemüth, gleichviel ob es zur Luſt oder zur Trauer iſt, nicht mehr ruhiger Zuhörer bleiben, und die reuige Menge macht ſich's da, um den feurigen Bußprediger herum gelagert, zur beſtimmten Pflicht, Reue und Vorſaz in lautem, lebhaftem Herzeleid an Tag zu legen.

Da gerade von Jeſuiten die Rede iſt, ſo darf die ſonderbare Prüfung nicht übergangen werden, welche die Jeſuiten von Briegg, im Kanton Wallis, ihren Schülern auflegen, bevor ſie unmittelbar das Noviziat verlaſſen und in den wirklichen Orden treten. Der alten Sitte nach ſind ſie wenige Tage vorher gehalten, eine Wallfahrt nach einem entfernten Gnadenort anzutreten. Maria-Einſiedel iſt gewöhnlich von Briegg aus der hiefür gewählte Ort. Man darf annehmen, daß dieſe Wallfahrt hin und her für ziemlich geübte Fußgänger immerhin gegen ſiebenzig ſtarke Schweizerſtunden ausmacht. Dem Novizen wird kein Pfennig-Geld mitgegeben, und ihm dabey noch ſtreng unterſagt, irgendwo Obdach und Verpflegung zu fordern. Eine Anzahl mitgegebener verſiegelter Billets, von außen ſtationenweiſe mit den Orten überſchrieben, dürfen erſt am Ort der jedesmal erreichten Station geöffnet, und der darin beſchriebenen Weiſung, bey wem einzuſprechen, nachgelebt werden. Trifft es ſich nun, daß der Reiſende, meiſt ſind aber ihrer zwey bey einander, Witterungs oder Krankheits halber verſäumt, und das aufgelegte Tagesthema bis Abend nicht nach der beſiegelten Route kann zurückgelegt werden, (faſt immer lautet die bezeichnete Abendherberge auf irgend einen Flecken, wo Klöſter oder Pfarrhöfe ihnen gegen die ſtumme Vorweiſung des Billets die Nachtherberge anbieten,) ſo ſind die Pilger wirklich übel dran. Schreiber dieſes traf auf ſeiner Heimreiſe vom St. Gotthardt, bey ſehr ſchwüler Mittagshize, zwey dieſer ermüdeten Ordens-Kandidaten an, einer von ihnen war aus Straßburg von ſehr gutem Hauſe und ſprach das Franzöſiſche ganz rein. Man ſah es Beyden allerdings an, daß ſie ihr vorgeſeztes Tagwerk ohne einige Erfriſchung kaum würden vollenden können; doch ſchwiegen ſie: das Einzige, was ſie ſich erlaubten, und was man ihnen auch keineswegs übel nahm, war, daß ſie der Geſellſchaft in ſtummer Unzertrennlichkeit zur Seite blieben; da es ihnen indeſſen erlaubt iſt, anzunehmen, was ihnen vom Wirth oder Gaſt ungeſucht gereicht wird, ſo ließen ſie ſich unter vielen Dankſagungen eine ſtärkende Suppe beſtens ſchmecken, und verließen uns wohlgemuth. Man muß geſtehen, daß dergleichen diätetiſche Reiſen, zumal in Gebirgsgegenden, wo die zehrende Luft die Eßluſt ohnehin vermehrt, nicht Jedermanns Sache ſeyn dürfte, und daß es großer Selbſtüberwindung bedarf, hie und da bey aufgeregtem Appetit zuſehen zu müſſen, wie Nicht-Jeſuiten froh die Gaben des Herrn genießen. Auch mag man ungern annehmen, daß dieſe Reiſeart (zum Troſt der Gaſtgeber ſey's geſagt!) jemals allgemein werden dürfte.

Auch in den demokratiſchen Kantonen hat die Theater-Liebhaberey ſichtlich zugenommen. Schwyz beſizt ein ganz artiges Theater mit nicht übel angeordneten Dekorationen, ungeachtet zuweilen volle Jahre verlaufen, in denen keine Aufführung ſtatt findet, denn eine ſolche iſt zur Stelle für den Anordner kein geringes Stück Arbeit. Ungeachtet deſſen aber wird man erſtaunen, zu vernehmen, an welche Stücke die Theilnehmer ſich ſchon hatten wagen dürfen. Man erwähnt unter dieſen nur Collins Regulus, dem ſchon vor mehreren Jahren die allerdings gewagte Ehre zu Theil ward, im Mittelpunkt der Schweizer Alpenthäler auf der Bühne zu erſcheinen. Zum Ruhme dieſer vollſtändigen Theater-Liebhaberey darf inzwiſchen nicht übergangen werden, daß ſowol in vorberührtem Schwyz, als nicht minder in Stanz und Altdorf, alles Unſittliche und Zweydeutige unerbittlich von der Bühne verbannt iſt. Man hat es zuweilen verſuchen wollen, Stücke von Kozebue, als: Menſchenhaß und Reue, den Wirrwarr u. ſ. w. aufzuführen, und es auch wirklich gethan, allein man fand die Sachen im Allgemeinen wenig genießbar. Kozebue's Wiz hatte meiſtens bey dieſen Bergbewohnern, die den allerliebſten Zweydeutigkeiten nie hold werden mochten, abgeprellt. Dagegen hatten Ritterſtücke, waren ſie ſelbſt nicht allemal aus der vaterländiſchen Geſchichte gezogen, jederzeit Glück gemacht. Der eingeengte Raum dieſer Liebhaber-Bühnen gibt aber dergleichen Aufführungen nur ſehr ſelten, und dann, wie begreiflich, nur unvollkommen zu. Je ſeltner es inzwiſchen ſolche Theatergenüſſe gibt, (man führt z. B. nur den Hauptort Stanz und Unterwalden-Nidwald an, wo ſich zumal unter den Töchtern des Orts die trefflichſten Anlagen zu guten Schauſpielerinnen von jeher ausgewieſen hatten, und wo dennoch das freylich an ſich ſehr ärmliche Theater ſeit beträchtlichen Jahren ſchon ungebraucht verſchloſſen ſteht,) um ſo mehr Theilnahme widmet man der Sache, ſo oft einmal zur Anwendung geſchritten wird, und man darf dann allemal auf zahlreichen Beſuch aus der Nachbarſchaft zählen. So viel von Schwyz und Stanz. In Altdorf hat Thalia ihren beſcheidenen Tempel in dem Erdgeſchoß eines geräumigen Kornmagazins aufgeſtellt. Nur Studenten ſpielen da faſt jeden Spätherbſt bey Anlaß der Preiß-Austheilung. Da die aufzuführenden Stücke unter ſtrenger Cenſur ſtehen, und auch meiſtens aus Jave's, des alten Jeſuiten-Theaterdichters, Sammlung gewählt ſind, ſo werden Frauenzimmer durchaus nicht unter den Mitſpielenden geduldet. So trocken indeſſen dieſe Stücke um ihres beliebten Cölibats halber für die Zuſchauer ſeyn müſſen, haben dennoch Reiſende, welche dieſen Herbſt-Vorſtellungen zufällig beygewohnt hatten, freymüthig geſtanden, bey dieſen jungen Leuten, von denen die wenigſten je ein auswärtiges Theater ſahen, dennoch faſt ohne Ausnahme große Beſtimmtheit, Empfindung und Sinn für das, was vorzutragen war, wahrgenommen zu haben.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 4.

Nro. 13.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 15. Januar 1822.

Daß wir richten nach dem Scheine,
Hilft gar Manchen auf die Beine.

Sprichwort.

Was Viele beherzigen können.

Aus den lettres diverses recueillies en Suisse, welche der Graf Fedor Golowkin 1821 in Genf herausgab.

(Ein gewiſſer G... hatte in Lauſanne etwas zum Nachtheile Voltaires gedruckt, was die Galle dieſes Philoſophen in die heftigſte Bewegung ſezte. Seine meiſten Briefe ſind voll davon, und alle Augenblicke ſpricht er von dieſem Elenden, wie gern er ihn hängen möchte u. dgl. Er ſezt bey den Obrigkeiten des Landes alles in Bewegung, um dieſen Mann zu verfolgen; er hätte gar zu gern Baſtillen, lettres de cachet u. dgl., um ohne alle Förmlichkeit ſeine Rache befriedigen zu können. Er, der Philoſoph, der Verfechter liberaler Ideen, mochte gern für Alles, und für Alle Geſetze, nur nicht für ſich ſelbſt. — Er wendet ſich nun auch an Haller, um ihn gegen dieſen G... einzunehmen, und ſähe gern, daß Haller die Sache als ſeine eigene betrachtete. Haller zeigt ſich hier bey der Reinheit und Einfalt ſeines Herzens in ſeiner ganzen Geiſtesgröße, wie er über dergleichen Kleinlichkeiten weit erhaben iſt, und in einer Region lebt, wo ihn ſo etwas nicht anfechten kann. Statt daß ſich Voltaire allen Schwächen einer gekränkten Eitelkeit überläßt, ſcheint es Hallern wehe zu thun, daß Voltaire ſich ſo weit vergeſſen kann, und nur Beſcheidenheit, ſcheint es, hält ihn ab, ihm dieſes vorzuwerfen.)

Voltaire an Haller.

Ferney, den 15. Febr. 1758.

Hier haben Sie, mein Herr, ein kleines Zeugniß, *) welches dazu dienen kann, dieſen G ..., welchen zu beſchützen man Sie auffordert, kennen zu lernen. Dieſer Elende hat zu Lauſanne ein abſcheuliches Libell gegen die Sitten, gegen die Religion, gegen den Frieden von Privatleuten und gegen die gute Ordnung gedruckt. Es iſt eines Mannes von Ihrer Rechtlichkeit und Ihren großen Talenten nicht würdig, eine Protektion, die rechtſchaffenen Leuten Ehre machen würde. einem ſolchen Böſewichte zu gewähren. Ich wage es, auf Ihre Gefälligkeit ſo wie auf Ihre Billigkeit zu rechnen. Entſchuldigen Sie dieſes Blättchen Papier; es paſſt nicht zu den deutſchen Gebräuchen, wohl aber zu der Freymüthigkeit eines Franzoſen, der Sie achtet und mehr als irgend einen Deutſchen verehrt.

Ein gewiſſer V... oder L..., ehemals Lehrer bey dem Hrn. C... iſt der Verfaſſer eines Libells gegen den verſtorbenen Saurin. Er iſt Prediger in einem, ich weiß nicht, welchem Dorfe bey Lauſanne; er hat mir unter Ihrem Namen zwey oder drey anonyme Briefe geſchrieben. Alle dieſe Leute ſind erbärmliche Wichte, die nicht würdig ſind, daß ein Mann von Ihren Verdienſten zu ihren Gunſten auch nur erſucht werde. Ich ergreife dieſe Gelegenheit, um Sie der Achtung und Ehrerbietung zu verſichern, mit welcher ich mein ganzes Leben ſeyn werde

Voltaire.

Haller an Voltaire.

Der Brief, womit Sie mich beehrt haben, hat mich in Wahrheit betrübt. Ich meines Theils werde einen reichen,

---

*) Der Sammler hat dieſes im Grunde wenig bedeutende Zeugniß nicht auffinden können.

unabhängigen Mann bewundern, welcher freyer Herr iſt unter den beſten Geſellſchaften zu wählen, welchem die Könige ihren ſo großen Beyfall ſchenken, als das Publikum, und welcher der Unſterblichkeit ſeines Namens gewiß iſt; ich werde aber mit Bedauern ſehen, daß ein ſolcher Mann ſeinen Ruhm verliert, um zu beweiſen, daß dieſer einen Diebſtahl begangen hat und jener nicht überführt werden kann, einen begangen zu haben. Wohl muß die Vorſehung die Wage für alle Menſchen im Gleichgewichte halten wollen. Sie ſind von ihr mit Gütern überhäuft, Sie ſind von ihr mit Ruhm überladen; aber Sie muſſten auch Unglück haben und die Vorſehung hat das Gleichgewicht gefunden, indem ſie Sie empfindlich machte.

Die Leute, worüber Sie ſich beklagen, würden ſehr wenig verlieren, wenn Sie, wie Sie es meinen, die Protektion verlören, der in einem kleinen Winkel der Erde verborgen lebt und recht froh iſt, ohne Einfluß und ohne Verbindungen zu ſeyn. Blos die Geſetze haben hier das Recht, den Bürger wie den Unterthan zu beſchützen.

Herr G... verwaltet die Geſchäfte meines Buchhändlers. Ich habe Herrn L... bey einem Verwieſenen geſehen, welchen ich ſeit ſeinem Unglücke bisweilen beſucht habe, und der ſeine lezten Augenblicke mit dieſem Prediger zugebracht hat. Wenn einer oder der andre meinen Namen unter anonyme Briefe geſezt und hat glauben laſſen, daß unſere Verhältniſſe inniger ſind, ſo hat er unrecht an mir gehandelt und Sie beweiſen mir zu viel Freundſchaft, indem Sie das ſo lebhaft empfinden.

Hätten Wünſche Gewalt, ſo möchte ich die Wohlthaten des Geſchicks noch vermehren; ich würde Ihnen die Gemüthsruhe ſchenken, welche vor dem Genie flieht, die zwar für die menſchliche Geſellſchaft nicht den Werth des Genies hat, aber für uns ſelbſt von einem weit größern Werthe iſt. Dann würde der berühmteſte Mann von Europa auch der glücklichſte ſeyn.

Ich bin mit der größten Bewunderung.

Roche, *) den 17. Febr. 1758.

Haller.

---

*) Schloß bey Aigle in der Waadt, wo zur Zeit der berniſchen Herrſchaft der Direktor der Salzwerke von Bex wohnte. Haller bekleidete dieſe Stelle und arbeitete hier vorzüglich ſein großes Werk über die ſchweizeriſchen Pflanzen aus.

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Fortſetzung.)

In jenen Geſellſchaften ſieht man keine Damen, dieſe haben ihre eignen Zuſammenkünfte. Die Männer geben ſich nur wenig mit den Frauen ab und ſprechen nicht mit ihnen über Geſchäfte, und ſo bleiben dieſe Weiber nach vieljährigem Eheſtand oft gerade ſo unwiſſend, wie zuvor. Die meiſten weiſſen Frauen in Batavia ſind in Indien geboren. Die mit Sklavinnen erzeugten Kinder verrathen bis in das dritte oder vierte Geſchlecht ihre Abkunft vorzüglich dadurch, daß ſie viel kleinere Augen haben, als die, welche von europäiſchen Müttern abſtammen. Die Mädchen werden gewöhnlich im zwölften oder dreyzehnten Jahre verehlicht; viele derſelben können alsdann weder leſen noch ſchreiben, und ſie haben von Religion eben ſo wenig Begriffe, wie von Manieren und äußerem Anſtande. Eine Folge des frühen Heirathens iſt, daß die Ehen ſelten kinderreich ſind, und daß die Frauen in Batavia im dreyßigſten Jahre älter ausſehen als die Europäerinnen im fünfzigſten. Ihre weiſſe Hautfarbe iſt blaß und nie friſch. Wahre Schönheiten ſucht man unter ihnen vergebens, und die ſchönſten, die ich fand, würden in Europa höchſtens in die Mittelklaſſe kommen. Eben die Geſchmeidigkeit, welche man bey dem weiblichen Geſchlechte in Weſtindien und in allen warmen Ländern antrifft, findet ſich auch hier. Trägheit und Unthätigkeit ſind ihre gewöhnlichen Fehler, und theils ihrer Erziehung, theils der Menge von Sklaven und Sklavinnen zuzuſchreiben, die man zu ihrem Dienſte hält. Gegen acht Uhr ſtehen ſie auf und bringen den ganzen Vormittag in Geſellſchaft der Sklavinnen hin. Sie plaudern mit dieſen elenden Geſchöpfen, ſcherzen und lachen mit ihnen, doch iſt es gar nichts ſeltenes, daß ſie, einige Augenblicke nachher, einer Kleinigkeit wegen dieſelben derb durchpeitſchen laſſen. Sie liegen Stunden lang auf einem Kanapee ausgeſtreckt, oder auch wie Morgenländerinnen auf dem Boden mit untergeſchlagenen Beinen. Sie kauen Betel und javaniſchen Taback, wodurch ſie ſchwarze Zähne und Lippen erhalten.

Vermittelſt gehöriger Erziehung würde das weibliche Geſchlecht ſicher auch hier werden, was es ſeyn ſoll. Statt deſſen übergibt man das Kind unmittelbar nach ſeiner Geburt einer Sklavinn, als Säugamme; unter Sklavinnen iſt und bleibt es ſodann bis in ſein achtes oder zehntes Jahr, und dieſe Erzieherinnen unterſcheiden ſich kaum von vernunftloſen Thieren; alle ihre ſchlechten Sitten und Gewöhnungen, ihre Vorurtheile und ihre Laſter theilen ſie dem Kinde mit, und dieſes erſcheint daher ſein ganzes übriges Leben hindurch mehr wie ein Abkömmling verächtlicher Sklaven, denn als der Nachkomme freyer und edler Menſchen. Das Baden lieben dieſe Weiber außerordentlich; wenigſtens zweymal jede Woche baden ſie ſich zu Hauſe in einer großen Wanne, oder außerhalb der Stadt im Fluße. Die Eiferſucht der Frauen iſt hier ſehr allgemein und groß; gegen diejenigen Sklavinnen, welche ſie im Verdacht eines Einverſtändniſſes mit ihrem Manne haben, erweiſen ſie ſich bis zur Grauſamkeit rachgierig.

Für Bauwerke jeglicher Art finden ſich auf den Inſeln des Archipels Muſterbilder, von der wilden Neger- und

Kannibalen-Hütte auf Borneo, bis zu den recht guten Häuſern der javaneſiſchen Bauern und den ſchönen Wohnungen ihrer Häuptlinge. Bey Gelegenheit der Alterthümer von Java wird von Denkmälern die Rede ſeyn, welche dem Zeitraum angehören, wo die Religion der Hindus im Lande herrſchte; die dahin einſchlagende Bauart hat ſich mit eben den Verhältniſſen, durch die ſie herbeygeführt ward, nachher auch wieder verloren.

Die lang dauernde Unſicherheit des Eigenthums in dieſer halbbarbariſchen Geſellſchaft hat die Anhäufung von Reichthümern gehindert, und inſonderheit auch die Entwicklung von einer Gattung des Luxus, welcher den Reichthum verräth, den Neid weckt und die Habſucht anreizt. Die Bauart mit Steinen iſt eine in dieſe Landſchaften von außen eingebrachte Kunſt. Die Bambusröhre, die Palmenſtämme und andere Bäume mehr liefern ſattſamen Bedarf für bequeme und kühle Wohnungen, wie das Klima ſie heiſcht; die Religion allein nur konnte Veranlaſſung für eine haltbarere und köſtlichere Bauart werden.

Die Wohnungen der Inſulaner des indiſchen Archipels ſind gedoppelter Art, die der Küſtenbewohner nämlich und die der Landbauer. Zur erſten Abtheilung gehören die Malayen und der größte Theil der Bevölkerung von Borneo, Sumatra und Celebes. Java, Bali und andre Inſeln begreifen die Stämme der zweyten Abtheilung. Die Wohnungen der erſtern ſtehen durch Pfeiler vom Boden gehoben in der Luft, ſo daß man auf einer Leiter ins Haus gelangt. Die Küſtenſtämme bewohnen ein niedriges und ſumpfiges Land; dieſer Umſtand könnte für ſich allein ſchon die Vorſicht der Erhöhung der Wohnungen über dem flachen Erdreich erklären; aber auch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe machen dieſe Einrichtung gewiſſermaßen nothwendig. Anarchie und Gewalt ſind ziemlich allgemein unter dieſen Völkern herrſchend; jeder fürchtet in ſeinem Nachbar einen Feind zu haben, und des Abends wird daher aus Vorſicht allezeit die Leiter aufgezogen. Bey den Landbauer-Stämmen ſind die geſellſchaftlichen Verhältniſſe vorgerückter, man lebt in Dörfern beyſammen, man hilft ſich einander gegenſeitig, und die Wohnungen ſtehen auf ebener Erde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entdeckungen in Egypten.

Da die vorläufigen Nachrichten, welche Hr. Cailliaud in ſeinen neueſten Briefen gibt, keine Gegenſtände neuer Gattung beſchreiben, ſondern nur die wunderbare Menge ihrer ſich gleichen Formen immer mehr wahrnehmen laſſen, ſo wollen wir den Inhalt ſeines Briefs an Hrn. Jomard: Aſſur vom 5. May 1821, eine Stunde nördlich von Chendy, nur kurz zuſammenfaſſen. Hr. Caillaud hatte ſeine Arbeiten in Barbar geendigt, und da der Fürſt von Chendy ſich dem Ismael Paſcha ergeben hatte, (wir müſſen nicht vergeſſen, daß unſer Reiſende immer im Schutz des erobernden Heeres fortſchritt,) ſo erlaubte ihm der Paſcha, nach Chendy vorzudringen, wozu er ihm auch einen Firman an die Scheiks und Statthalter der Provinz ausfertigte. Caillaud reiſte als Muſelmann, unter dem Namen Murad Effendi. Bey dem Albora, dem lezten ſich in den Nil ergießenden Fluß angelangt, beſtimmte er deſſen Lauf; in der vierten Tagreiſe von Barbar (den 25. April) entdeckte er die Spitzen von einer großen Menge Pyramiden, die ſogleich der Gegenſtand ſeiner Unterſuchung wurden. Er zählte deren zwanzig von 15 bis 20 Meter (der Meter zu 3 Fuß 11½ Linie) in ihrer Baſis, und 22 bis 25 Meter Höhe. Fünfzehn andere von 7 bis 9 Meter Baſis und 11 bis 12 in der Höhe, und fünf noch kleinere. Außer dieſen vierzig Pyramiden fanden ſich noch vierzig andere kleine und gänzlich eingeſunken; an der einen Seite jeder dieſer Pyramiden war ein Heiligſtes, wie wir es in der vorigen Nachricht beſchrieben fanden; viele dieſer Vorhallen — wie wir dieſe Anbaue wohl nennen könnten, ſind gut erhalten und voll Hierogliphen in erhabener Arbeit. Zwey davon ſind gewölbt mit einem wirklichen Schlußſtein. Hr. Caillaud hält ſie für eigenthümlich egyptiſche Werke, aus dem graueſten Alterthum. Die Gewölbe ſind mit einem Kreis von Schlangen, welche die Hieroglyphen einſchließen, umzogen. Hr. Caillaud hat den Paſcha um Erlaubniß angeſprochen, eine dieſer Pyramiden zu öffnen; er muthmaßt, daß ſich Gewölbe darinnen befinden werden. Auf einer derſelben fand er folgende griechiſche Buchſtaben: ΘΕΚΛΑΜ ΛΑΙΚΕ. Von dem Tempel, der 85 Meter Länge hatte, ſind, außer einigen Sphinxen, wenig Ueberreſte vorhanden. Die Sandſteinmauer, welche ihn einſchloß, hat 138 Meter in ihrer Länge. Der äußere Punkt dieſer Trümmer liegt nur anderthalb Stunden vom Fluß entfernt. Bruce legt auf ſeiner Karte die Ueberreſte einer alten Stadt hierher, und Hr. Caillaud wirft ihm vor, nur eine Meile von hier vorübergegangen zu ſeyn, ohne ſie kennen gelernt zu haben. Hierher verlegte Danville ſein Méroë; allein kein Ort trägt jezt dieſen Namen; hat aber der Nil hier einſt eine Inſel gebildet, ſo müßte ſie die Geſtalt eines Schildes (Méroë) gehabt haben.

In einer langen Note, welche die Redaktoren des Journal encyclopédique dem Brief des Hrn. Saulnier beyfügen, welcher (unſern Leſern ſeinem Haupt-Inhalt nach in Nr. 301 v. J. mitgetheilt) die Heimführung des Thierkreiſes von Tentyra enthält, drückt ſich Zweifel über den Nutzen und faſt deutliche Mißbilligung über die Hinwegſchaffung dieſes Alterthums aus. Die einzeln ſtehenden und ein Ganzes bildenden Kunſtwerke, als Obelisken, Sarkophage u. dergl. ſcheinen dem Verfaſſer eine erlaubte Beute der Sieger durch Waffen, Kultur oder Mühſeligkeit zu ſeyn, allein das Losbrechen von einzelnen Theilen feſter Mauern, welche dadurch ihrer Haltung beraubt, nachdem ſie der Zeit

Jahrtauſende getrozt, unzweifelhaft ſehr bald einſtürzen werden, ſollten unberührt bleiben. Dieſer Thierkreis ſcheint vorzüglich unter dieſe zu gehören. Der Wiſſenſchaft viel mehr als der Kunſt verwandt, hätte die erſte durch treue Abbildungen davon ſich gänzlich befriedigen können, um ſo mehr, da ſeine eigentliche Bedeutung als Mittagskreis auf ſeiner Oertlichkeit beruhte. Der Verf. denkt ſogar die Möglichkeit, wie er durch eine falſche, von der an Ort und Stelle verſchiednen Richtung gänzlich unerklärlich werden könnte. Lord Elgins Alterthümer-Eroberungen in Griechenland (es iſt als Sprachſtudium zu bemerken, daß Eroberung zuweilen nur ein mildereres Wort wie Raub zu ſeyn ſcheint —) wird bey dieſer Gelegenheit etwas unfreundlich ins Gedächtniß gebracht, und Hr. Saulnier erzählt in ſeinem Briefe von einem Engländer, der in den Ruinen von Thebe, nachdem er eines der ſchönſten Wandgemälde abzeichnen laſſen, die Kalklage, auf welche es gemalt war, mit einem Hammer zertrümmerte, um der einzige Beſitzer dieſer Zeichnung zu bleiben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus *Berlin*, vom 24. Dec.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen."

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Dudeldumm, Dudeldumm, Dudeldummdummdey!" (Dieſen Theaterbericht kann ich nicht commentiren, denn ich verſteh' ihn ſelbſt nicht. Aber es muß ſeine beſonderen Urſachen haben, daß der Kurze überall das m verdoppelt hat, denn er iſt ſonſt ſo ſparſam mit den Grundſtrichen, daß man ihn nur mit Mühe leſen kann.)

Brief des Dramaturgen.

„Das iſt übertrieben, was der *gebrochene Offizielle* und der *Poydamer* von der Oper berichtet haben. Nicht Spontini, ſondern eine Commiſſion, an deren Spitze er ſteht, und die aus ihm, den Muſikdirektoren, den Konzertmeiſtern und dem Regiſſeur der Oper beſteht, leiten dieſes Weſen unabhängig von der Intendantur. Das wär' auch ganz gut, wenn nur die Mittel geſondert und hinreichend wären. Das ſind ſie aber nicht, und folglich leidet das recitirende Schauſpiel darunter." (Die Garderobe und die Dekorationskammer vielleicht, aber — wer weiß wozu das gut iſt.) „Man gibt jezt nichts, als Opern, zwey große die Woche auf Befehl, und mehrere kleine ohne Befehl. Doch ſollen bald erſcheinen Gehe's Anna Boleyn, Raupachs Erdennacht, Quintin . . . ." (Der Zuname iſt unleſerlich) „ein neues Produkt von J. v. Voß, und eine Bearbeitung des Amigo amante y léal des Calderon von Herrn Wolff. Das neue Stück *Laura* von Fr. v. Knorring geb. Tieck iſt gefallen, wie ich höre ob ſeines lyriſchen Ueberfluſſes, zu einer Oper ſoll's gerathen ſeyn."

Der *Freywillige* vom September hat ſich ebenfalls wieder eingefunden. Er *nennt* ſich, wie die Leſer dort geſehen haben; aber das iſt wider die Form; ich muß daher ſeinen Namen ſtreichen, und will ihn den *Ruſſen* nennen. Alſo —

Brief des Ruſſen.

„Nach lange vergeblichem Harren iſt endlich wieder einmal aus dem Luſt- Schau- Rühr- Sing- und Tanzſpiel-Ozean, der unſere gute Bühne zu verſchlingen droht, — ein ächtes Drama aufgetaucht: der *Kaufmann von Venedig* wurde am 3. d. M. gegeben, und zwar als Dokument der Geneſung des vielentbehrten Devrient. (Eh' das eigentliche Thema fortgeſezt wird, bemerke ich noch, daß gewöhnlich die Rekonvaleszenten *erſter Klaſſe* mit ſolchen Hauptaktionen debutiren; — wollte Gott! ſie thäten es *vor* dem Thorſchluß ihrer Geſundheit *auch*, ſo ſähen wir noch einmal ſo viel *guter* Werke auf den Brettern, und manches leere Poſſenſpiel bliebe, aus Mangel an Platz, *daheim*!) Zur Sache! Es kann nicht mein Zweck ſeyn, den verehrlichen Leſern gegenwärtigen Morgenblattes zum zehntauſend und erſten Male zu berichten, was ſie in jeder *Abendzeitung* finden, (wo es freylich *diätetiſchen* Werth haben kann,) nämlich — (unter billigſter Zuſchwörung,) daß *unſer* biedre A bis Z *meiſterhaft*, *gemüthlich*, *fein* oder *mächtig karrikirt*, geſpielt habe, oder auch das *Gegentheil* von dem Allen; — *noch weniger* iſt es meines Amtes, die *Dichtung* zu analyſiren, und zu beweiſen, *warum* Shakeſpeare *ſo* und *nicht anders* geſchrieben; oder auch, *warum* er es hätte *anders* machen können. *Mir* bleibt ohnehin genug zu betrachten, und der Raum iſt knapp gemeſſen: ich eile darum, die Negativ-Expoſition zu ſchließen, und wende mich (wie *Freywillige* ſollen, wenn nicht pflegen) zur Hauptſache.

Die Axe des obenerwähnten Drama's iſt — ſchon beym Dichter — der *Jude*, (faſt wie im heutigen Weltſyſtem!) aber doppelt wird *er* es, durch Devrients Meiſterſpiel. *Dieſes* näher zu entwickeln, überlaß ich billig Andern, die mehr Sachkenntniß und bedeutendere Erbpacht in einem gutwilligen Journal beſitzen; doch unbegreiflich iſt mir, daß bis jezt unter all den ſchreibluſtigen Bibliodoren unſers Brochürenſäkulums, keiner darauf gefallen, aus dieſer reichhaltigſten Quelle zu ſchöpfen, und *Deutſchlands* Blicke auf einen Mann zu lenken, der ſeinem *Weſen* nach *Nationaleigenthum*, in der *Wirklichkeit* aber — der gelegentliche Charadrius auratus*) einer königlichen intendirten Nationalbühne iſt. Ich habe ihn in den verſchiedenartigſten Gebilden des großen Britten geſehen, wie in des ſeligen Kotzebue Almanachſtücken, die Er aus ſeiner Rolle heraus erſchaffen mußte; — und ob auch Deutſchland ein vollſtändiges Alphabet *Talent*-reicher, *Kunſt*-gerechter Schauſpieler zuſammenzähle, — *genial iſt keiner* neben *ihm*!" (Oho!) „Wer mag, wie *dieſer*, den Schöpfungskuß des Dichters aufnehmen in *ſeine* Bruſt, daß er *Leben* werde? Devrients *Moment* im Lear: „Klügelt nicht über das was der Menſch braucht u. ſ. w." *ſein* Königswahnſinn, wiegen ein Dutzend Trauerſpiele, vor dem Spiegel eingemeſſen, auf. Leider bleibt es wahr, daß auch *in ihm* noch unentdeckte Welten ſchlummern, daß die ganze Fülle ſeines Reichthums nur dem *ahnenden* Blicke aufgeſchloſſen iſt: aber ſo bereit ich bin, die eine Hälfte dieſer Schuld dem allgemein beliebten *Schickſal* zuzuwälzen, das ihn ewig mit Krankheiten heimſucht; die *andere* — fällt auf *den*, der ſolchen Rieſen krumm ſchließt, damit er nicht das Dach vom Hauſe der Armſeligkeit hebe; der — (zum Teufel endlich mit allen Gleichniſſen) — das hervorſtechendſte Genie in Miniaturbuffonaden und Dutzendrollen erſtickt, um dramatiſirte Gaſſenhauer und dephlogiſtiſirte Rühreyer abzuſetzen!

---

*) Goldregenpfeifer.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 5.

Nro. 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Januar 1822.

Im Strom der Zeit —
Zerrannen uns ſchon längſt die heil'gen Quellen,
Aus welchen das lebend'ge Waſſer floß:
Was konnten wir der Nacht entgegenſtellen,
Wenn ſich kein Lichtſtral in die Seele goß?

Chriſtliche Kirche auf Otaheiti, Taufe des dortigen Königes.

Der König Pomare von Otaheiti, der ſich nun zum Chriſtenthum bekennt, hat zu Papoa eine Kirche erbauen laſſen; dieſelbe hat 712 Schuh Länge und 50 Schuh Breite, 133 Fenſter und 27 Thüren. Die Einweihung derſelben geſchah den 10ten Mai 1819 auf folgende feyerliche Weiſe.

Das ganze Volk war bey Papo, längs des Meer-Ufers, auf einer ungefähr ein und eine halbe Stunde langen Strecke verſammelt. Nach der Landes-Sitte war Alles weiß gekleidet. Als der König erſchien, drängte ſich Jedermann um ihn, ihm die gewöhnliche Achtungs-Bezeigung zu machen: alsbald begaben ſich die Miſſionäre in die Kirche.

Des Königs Kleidung beſtand in einem weißen Hemd, einem zierlichen Strohgeflecht in Form einer Schürze, das ſeine Hüften bedeckte, und in einer Art Mantel, der mit rothen und gelben Zierrathen geſchmückt war. Die Königinn und die ſie begleitenden Frauen waren nach der Landesſitte gekleidet, und trugen eine Art Halskrägen.

Nachdem einer der Miſſionäre, der Bruder Darling, einige Verſe abgeſungen, und ein Gebet verrichtet hatte, fing der König die Handlung an. Zuerſt ſchrieb er ſeinen Namen, dann das Geſchenk, welches er der Geſellſchaft der Miſſionäre machte, und das in acht Schweinen beſtand: dann ſchrieb er die Namen und Schenkungen aller Miſſionnäre und Gouverneurs ſeines Landes. Der Bruder Cook, ein andrer Miſſionnär, hielt hienach eine Predigt.

Den folgenden und nächſtfolgenden Tag wurden dieſe Verſammlungen wiederholt, die Zahl der Anweſenden ſtieg an fünf- bis ſechstauſend. Es wurde gebetet, gepredigt und geſungen. Der folgende Donnerſtag ward zur Bekanntmachung der neuen Geſetze beſtimmt.

Nach dem gewöhnlichen Gebet erhub ſich der König von ſeinem Sitz, und indem er ſich gegen Fati, dem Gouverneur der Inſel, wandte, ſagte er zu ihm: Fati, was verlangeſt du? Fati antwortete hierauf: was wir verlangen, ſind die Papiere, die ihr eben in Händen habt; gebt ſie uns, damit wir ſie leſen, und nach ihrem Inhalt Gerechtigkeit handhaben. Sofort wandte ſich der König an Utami, den Fürſten von Teoropoa, mit der Frage: was wünſcheſt du? worauf dieſer antwortete: daſſelbe, um was Fati gebeten hat, die Geſetze, die ihr in der Hand haltet, Hierauf frug der König zwey andere Fürſten, Arahu und Veve, der eine Herr von Eumeo, der andere von Taiaraba, ganz auf dieſelbe Weiſe wie die andern, und erhielt auch dieſelbe Antwort. Alsdann fing er an, dieſe Geſetze, die in 18 Artikeln von dem Diebſtahl, Mord, Aufruhr, der Ehe und dem Ehebruch u. ſ. w. handelten, zu leſen und zu erklären, frug hierauf dieſe Fürſten, ob ſie alle dieſe Artikel gut hießen, welche ihm mit „Ja von ganzem Herzen“ antworteten. Sofort ſich gegen das verſammelte Volk wendend, gebot er, daß alle, welche die vorgeleſenen Ge-

Google

ſetze billigten, die rechte Hand empor halten ſollten, was ſodann von allen Anweſenden geſchah.

Den darauf folgenden Sonntag hatte die feyerliche Taufe des Königs Pomare ſtatt. Nach einer ſchönen von einem Miſſionnär gehaltenen Predigt, begab ſich der Bruder Beiknele zu dem Könige hin, nahm Waſſer aus dem Taufbecken, und goß es ihm auf das Haupt, indem er ihn im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geiſtes in den Bund der Chriſten aufnahm.

Eine laute Ermahnung an das verſammelte Volk, ſich auf gleiche Weiſe taufen zu laſſen, beſchloß dieſe merkwürdige Feyer.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Sonntag hielt der ſchon erwähnte Prediger eine andere Predigt, und zwar mit großem Beyfall. Dieß ermunterte ihn ſo ſehr, daß er es ſich herausnahm ſeine Reiſegefährten ihrer Sünden halben zurecht zu weiſen und ihre Beluſtigungen zu tadeln. Dieß ließen ſich dieſe einige Zeit lang gefallen, aber ſeine Popularität nahm ſchnell ab, man fing an ſeine Predigten zu bekritteln, und manche meinten, er ſey wohl ſelbſt kein Heiliger. — Eines Abends, da das Wetter ruhig und die See ſtille war, ſchlug ein junger Menſch, der die Violine ſpielte, ſeinen Reiſegefährten einen Tanz vor. Man willigte ein, räumte auf dem Verdecke auf, und bald war alles in munterer Bewegung. Da erſchien der Prediger und befahl ihnen mit einem ſo ſündenvollen Vergnügen aufzuhören, wenn ihnen ihre jetzige Sicherheit und ihr künftiges Heil theuer ſey. Dieſe Rede erregte allgemeines Mißfallen und Gelächter, und ein munteres Mädchen ergriff den Freudeſtörer, ſchleppte ihn in den Kreis, indem ſie verſicherte, er müſſe ihr Tänzer ſeyn. Der Muſikant ſpielte auf, und unter lautem Gelächter der Zuſchauer wurde der erſtaunte Sittenprediger alles ſeines Sträubens ungeachtet herumgeſchleppt, bis die Amazone es ſelbſt müde ward. Sobald ſie ihn losgelaſſen, rannte er in den Mittelraum hinab, wo er den ganzen folgenden Tag blieb, und er machte weiter keinen Verſuch mehr auf dem Schiffe zu predigen. Man erfuhr jezt auch, daß er ein Schneider war und weder leſen noch ſchreiben konnte. Kaum war dieß bekannt, als die, welche ſeine eifrigſten Zuhörer geweſen waren, ihn am meiſten verſpotteten, und verſicherten, ſie hätten längſt gemerkt, daß er nichts verſtand, hätten ihn aber bey den Andern nicht herabſetzen wollen. — Inzwiſchen ging unſere Reiſe günſtig fort; aber bey der Einförmigkeit, womit die Zeit hinfloß, wünſchte keiner den kommenden Morgen, weil ſo lange, als wir an Bord waren, ſich nichts Neues erwarten ließ. Jede Kleinigkeit, ſo wie das Erſcheinen einiger Vögel oder Fiſche, oder etwas Seegraſes, ward zum ernſthaften Gegenſtand der Unterredung bey den Emigranten, und die lächerlichen Theorien, welche zur Erklärung ſolcher Erſcheinungen vorgebracht wurden, waren wirklich unterhaltend. Wenn Streitigkeiten wegen der Entfernung, in welcher wir uns von Quebeck befanden, vorfielen, ſo nahmen ſie zu dem Mann mit dem Quadranten ihre Zuflucht, der ihnen dann immer mit vieler Wichtigkeit ſagte, wie viele Meilen wir noch zurückzulegen hätten, wobey es ihm aber in ſeinen Berechnungen öfters widerfuhr, daß er rückwärts ging. — Die im Raume gefundenen Männer hörten bald auf ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Die Emigranten vermieden jeden Umgang mit ihnen, und ſie hielten ſich gewöhnlich den Tag über am Schiffsſchnabel auf, gingen des Nachts, wenn ſich die übrigen entfernt hatten, auf dem Verdecke umher, und ſchliefen unter dem Boden des langen Bootes. — Während wir über die große Bank von Neuland hinwegfuhren, war das Wetter ſo ruhig und günſtig, daß der Kapitän einige Stunden lang beylegen ließ, um uns die Gelegenheit zu verſchaffen, uns durch den Kabeljaufang zu ergötzen. Die Emigranten holten ſogleich ihre Fiſchergeräthe, das ſie von Hauſe mitgebracht hatten, herbey, fanden aber bald, daß ſolche für den Fang nicht geeignet waren; und da die zum Schiff gehörigen Geräthſchaften vorzüglich unter die Seeleute vertheilt waren, ſo konnten nur wenige von den Reiſenden an der Unterhaltung Theil nehmen; aber diejenigen, welche ſolches konnten, bezeigten die ausſchweifendſte Freude, wenn ſie etwas fingen, und wollten ihre Fiſche durchaus nicht zu den übrigen legen laſſen, obgleich der Kapitän befohlen hatte, daß die ganze Ausbeute in gleiche Theile vertheilt werden ſollte. Endlich wurde der Wind friſcher und wir ſegelten weiter. Der Unteroffizier vertheilte die Fiſche mit der größten Unparteylichkeit, deſſen ungeachtet hörte man nichts als Murren und Klagen, und das Vergnügen, das man ſich verſprochen hatte, endete in Neid und Groll. — In St. Lorenz-Buſen geriethen der Kapitän und Unteroffizier in Uneinigkeit. Der leztere führte den Schlüſſel zur Vorrathskammer und vertheilte die täglichen Portionen; der Kapitän aber hatte ihn im Verdacht, daß er den Emigranten heimlich Lebensmittel verkaufe. Ueber einige fehlende Dinge wuſſte er keinen Beſcheid zu geben, und der Kapitän, der ein ſehr heftiger Mann war, beſchuldigte ihn eines Tages in Gegenwart Aller des Betrugs, und behauptete, es befänden ſich Leute an Bord, die es beweiſen könnten. Dieß gab zu einem wüthenden Streit Anlaß, welcher damit endigte, daß der Unteroffizier ſeiner Stelle entſagte, und ſogleich ſeinen Koffer aus der Kajüte in den Raum zu den Matroſen trug, zu welchen er ſich jezt geſellte.

Die Paſſagiere nahmen alle den lebhafteſten Antheil an dem Streit, indem ſie in dem Wink des Kapitäns, daß Leute an Bord Beweiſe geben könnten, ihren eigenen Charaſter angegriffen wähnten. Sie kamen alle darin überein, daß der Unteroffizier unſchuldig ſey, beſonders ſprachen die Frauensperſonen ſehr eifrig für ihn, deren Zuneigung er durch ſeine Höflichkeit, ſein gutes Aeußeres und ſein Unglück erworben hatte. Unter mancherley Dingen ſchlug auch ein Mann, der weder Schuhe an den Füßen, noch einen Hut auf dem Kopf hatte, vor, man ſolle eine Collecte für ihn machen. Zuletzt aber vereinigte man ſich in der Meinung, daß ein von allen Paſſagieren unterzeichnetes Atteſtat über ſeine gute Aufführung das Beſte ſeyn würde, das ſie ihm geben könnten. Dieſer Aufſatz war bald verfertigt, und keiner weigerte ſich ſeine Unterſchrift dazu zu ſetzen, als der Mann mit dem Quadranten, welcher nichts damit zu thun haben wollte, es ſey denn, daß man die Länge und Breite, wo ſich die angeführten Begebenheiten ereignet, anzeigte. Niemand konnte dieſem billigen Verlangen widerſprechen, und die Sache war bald zu Aller Zufriedenheit abgethan. — Das Schiff blieb zwey Tage lang ohne Unteroffizier, deſſen Mangel wir aber nicht ſonderlich gewahr wurden, da das Wetter immer ſchön war. Am dritten Tag aber entdeckte ſichs zufällig, daß Hurder und ſein Gefährte durch Aufhebung einiger Dielen ſich den Eingang zur Vorrathskammer zu eröffnen gewußt hatten; und da man mehrere fehlende Eßwaaren bey ihnen fand, ſo verſchwand aller Verdacht gegen den Unteroffizier, und der Kapitän bat ihn, ſeine Stelle wieder einzunehmen. Dieß that er zur Zufriedenheit aller Emigranten, mit Ausnahme derer, welche das Zeugniß für ihn entworfen, und welche meinten, der Kapitän hätte ihn erſt ſollen ſeine Unſchuld beweiſen laſſen, ehe er ihn wieder in ſein Amt einſezte. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Hieroglyphen-Schrift der Indianer.

(Aus Herrn Schoolkrafts Reiſen.)

Wie wir heute früh von der Lagerſtätte aufbrachen, ließen die Indianer auf einer Baumrinde ein Denkzeichen unſerer Reiſe zurück, damit ihre Stammes-Genoſſen, wenn ſie unſrer Spur folgen wollten, ſich darnach richten könnten. Dieſe Gewohnheit iſt bey ihnen allgemein; ſie zeichnen auf ein Stück Birkenrinde vermittelſt Farben oder einer Meſſerſpitze eine Menge, ihrer Nation verſtändliche hieroglyphiſche Figuren; dieſes befeſtigen ſie nachmals an eine feſt in Boden geſteckte Stange, die ſie nach der Seite, wohin ihr Weg geht, niederſenken. Auf dem heut zurückgelaſſnen Denkzeichen waren alle Perſonen der Reiſegeſellſchaft durch irgend ein Abzeichen ihrer Verhältniſſe oder Berufs ſehr kenntlich gemacht. Die Indianer unterſcheiden ſie von den Weiſſen dadurch, daß die erſtern keinen Hut haben. Oft bedienen ſie ſich des Symbols. Der Lieutenant Mackay als Offizier, ward immer durch einen Säbel dargeſtellt; Herr Daty, der Arzt, durch ein Buch, denn die Indianer glaubten, er ſey ein Rechtsgelehrter, ich ſelbſt, (Herr Schoolkraft ſelbſt iſt ein Mineraloge) durch einen Hammer, den ich immer an meinem Gürtel hängend bey mir führte; das Bild einer Schildkröte und eines Auerhahns bedeutete, daß wir dieſe Thiere auf der Jagd getödtet; drey Wolken die drey Feuer, die wir auf unſern Lagerplätzen angezündet; acht Flinten, daß wir acht Bewaffnete bey uns hatten; drey auf der nach Nordweſt hingeſenkten Stange angebrachte Einſchnitte, daß wir drey Tage lang in dieſer Richtung wandern würden; die Geſtalt eines Weißen, neben deſſen Kopf eine Zunge abgebildet iſt, bedeutet den Dollmetſch. Wenn nun irgend ein Indianer an dieſen Platz kam, konnte er deutlich leſen, daß vierzehn Weiße und zwey Indianer hier gelagert, daß fünf der Weißen Offiziers, einer Dollmetſch, die acht andern Soldaten ſeyn, daß ſie gegen den Sandſee, drey Tagreiſen nach Nordweſt hinzogen; daß wir einen Auerhahn und eine Schildkröte getödtet u. ſ. w. Ich wußte nicht, daß die Indianer ein ſo ſicheres und ſchnelles Mittel des Verkehrs beſäßen, alle andere Reiſende ſchweigen davon. Ich hatte wohl die Leichtigkeit beobachtet, mit der ein anderer Indianer einige Theile der Südküſte des Lac superior aufgezeichnet hatte; dieſes war aber ein hiſtoriſcher Bericht vergangener Begebenheiten, ſo vollſtändig, wie wir ihn zu geben vermochten, und für die, welche er unterrichten ſollte, eben ſo verſtändlich.

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

3.

Im Jahr 1809 ſah Hr. Clark in der Grafſchaft Morris, Neu-Jerſey, folgende merkwürdige Naturerſcheinung. — Ein tiefer Schnee bedeckte die Erde, als ein Regenſchauer fiel, und da gleich darauf Kälte eintrat, ſo gefror der Regen an die Oberfläche des Schnee's an, und bildete eine Eiskruſte darüber. Auf dieſe fiel ein neuer Schnee von ungefähr ½ Zoll Tiefe, und da ſich der Himmel plötzlich aufhellte, ſo wurde es ſehr kalt, und der Wind wehete heftig. Jezt begann die Natur ihr Spiel. Theile des Schnees flogen zehn bis zwölf Zoll über das Eis hin, und fingen dann zu rollen an. Die Ballen vergrößerten ſich, je nachdem die Umſtände es erlaubten, und die Abſchüſſigkeit des Bodens mehr oder weniger dazu beytrug. Auf dieſe Weiſe wurde die ganze Gegend, ſo weit das Auge reichte, mit Schneeballen bedeckt, die von der Größe eines Damenmuffs bis auf 2½ und 3 Fuß im Durchſchnitt verſchieden, an beyden Enden, bis beynahe zum Mittelpunkt hohl, und alle ſo eben waren, als ſeyen ſie aus einem Block gehauen.

4.

Ungefähr zwey Jahre früher bemerkte Herr Clark in der Hitze des Sommers Hagelſteine von ½ bis 1 Zoll

Dicke und groß genug, um einen Schilling zu bedecken. Sie waren faſt alle in der Mitte durchbohrt, als habe ſie jemand ſo lange zwiſchen den Fingerſpitzen gehalten, bis dieſelben durch ihre Hitze durchgeſchmolzen und in der Mitte zuſammen gekommen ſeyen. Wo die Höhlung nicht vollkommen war, ſo war doch in jedem Stein der Anfang dazu da.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, vom 24. Dec.

(Beſchluß.)

Es gibt eine höchſte Würdigung der geiſtigen Eminenz, die ſich nicht damit begnügt, der materiellen Hülle zu pflegen, für Brod und Fleiſch, und andern Inkarnations-Bedürfniſſen des Genie's einen Fond anzuweiſen: ihr liegt es ob, der ſchöpferiſchen Kraft die Bahn zu ebnen, das innere Leben zu nähren, durch excentriſche Anregung der ſchlummernden Funken; — gerade dieſes aber vermiſſe ich gänzlich im Verhältniſſe der General-Intendantur zu Devrient. Seine Gage iſt bedeutend, ſein Wirkungskreis ärmlich zu nennen. Und woher die enge Grenze? Weil — die wahrhafte Bühne in Opern und Operetten, Emotions und Digeſtiv-Spielen untergegangen iſt *); weil man zittert, eine Größe heraufzubeſchwören, unter welcher die Pygmäenform des Ganzen zuſammenbrechen müßte. Können Sie glauben," (O ja!) „daß Schillers Räuber vom Repertoire geſtrichen ſind, vorgeblich (hoff' ich) um den Teufel nicht an die Wand zu malen, der bey der vorletzten Probe dieſes Trauerſpiels das Schauſpielhaus in Aſche gelegt, und (horribile dictu!) bey der letzten das Opernhaus mit ähnlicher Gefahr bedroht hat? Freylich! nach Liebetraut hat jegliches Ding ein Paar Urſachen; und von Moralität kann wohl nicht die Rede ſeyn, ſo lange die Ahnfrau" (Was iſt denn an der unmoraliſch? Empfiehlt ſie die Verbrechen, welche ſie ſchildert?) „aufgeführt wird! **) Indeſſen, ſo gewiß Franz Moor eine Hauptrolle Devrients iſt, die allein ſeinen Namen der Unſterblichkeit eines Garrick überliefert (dafern er einen Lichtenberg findet); ſo gewiß der einzige Traum, von ihm geſpielt, mehr Donner der Buße redet, als alle Oratorien der Welt; — ich habe zu viel Achtung vor dem fataliſtiſchen Ahnungsvermögen der General-Intendantur, als daß ich ihm nicht gern meine individuellen Wünſche unterordnen ſollte; — ich ſchweige auch von: Wilhelm Tell, Fiesko, Egmont, Götz von Berlichingen und ähnlichen Dichtungen, die dem Genie ein weites Feld eröffnen, aber mit Recht das Monopol freyer Reichsſtädte, und anderswo (z. B. in Berlin) liegen bleiben, bis wieder einmal ein Jahr 1813 ſchlägt. (wo man freylich die Demagogen loyaliſirte, um den Magog zu vertreiben.) Allein, wenn ich weiter frage, warum eine Bühne erſten Ranges, wie die hieſige, dem Publikum ſeit zwey Jahren faſt nichts als Nachſpiele und Gelegenheitsſtücke, aus dem Franzöſiſchen überſezt, bietet? Warum Shakeſpeare's Heinriche, Richarde, Macbeth, Othello, Kleiſts Prinz von Homburg" (Siehe den Wiener im vorigen Berichte) und dergleichen Meiſterwerke unberührt in der Theaterbibliothek liegen, während ein Vaudeville das andere jagt? Warum kein lebender Dichter die Realiſirung ſeiner Schöpfung auf dem Berliner Theater erhält, bevor denn ſämmtliche deutſche Winkel- und Wanderbühnen dargethan, daß es der Kaſſe heilſam ſey? Wenn ich dieß alles gefragt, und keine Antwort finde, als den kathegoriſchen Imperativ: „Es ſoll ſo ſeyn!" dann thut mir es freylich leid um den unnütz verbannten Maskarill, da doch Einmal die Bühne dem Würdigen verſchloſſen bleiben, die Einnahme Hauptzweck, und die Idee einer Volksveredlung durch die Kunſt leerer Traum ſeyn ſoll. In Athen redete die Heldenmutter Geſchichte von den Brettern herab zum lebenden Geſchlechte, und der Künſtler ſtand neben den Lehrern der Weltweisheit! In unſern Tagen hat die Theaterkaſſe das Cenſorat übernommen; Schauſpieler und Dekorationsmaler ſind die bedauernswerthen Trabanten des ſchau- und lachluſtigen Pöbels geworden!

Ich weiß wohl, daß dieß lauter Worte, in die Lüfte geſprochen, ſind: aber „Seligkeit zerſtören iſt auch eine Seligkeit;" und meine ſoll es ſeyn, der Armſeligkeit, der grillenhaften Vandalität ihren Dekorationsmantel abgezogen zu haben. Die Kunſt iſt ewig Eine. Für Künſte aber mag man ein Gerüſt, mit bunten Lappen bekleidet, aufrichten; Melpomenens geweihter Tempel werde nicht durch ſie entheiligt." (Die ruſſiſche Artillerie iſt ſehr brav, wie man ſieht; aber nach dem Knalle zu urtheilen, überladet ſie zuweilen die Kanonen. Hr. Devrient z. B. hat ja auch auswärts, als Gaſt, geſpielt. Da hat er die Rollen ſelbſt wählen können; aber hat er da die Farce verſchmäht? Daß man die Stücke lebender Dramatiker oft liegen laſſen, bis ſie faſt überall gegeben worden waren, weiß ich freylich aus eigner Erfahrung; aber die meinigen wenigſtens hat man denn doch gegeben, nachdem ſie auf anderen Bühnen bewieſen hatten, daß ſie keine Kaſſenſtücke wären; ja man hat ſie troz dieſer Erfahrung mit großem Aufwande ausgeſtattet, obſchon ich um das Gegentheil gebeten hatte.)

Brief der conſtitutionell geſinnten Dame.

„Schießen Sie meinen Aeſthetiſchen über den Haufen, er hat Goethe geläſtert." (Ey, da muß er geſpießt werden.) „Ich befehl' ihm, er ſoll mir Wilhelm Meiſters Wanderjahre vorleſen. Gut, er bringt das Buch und lieſt, und das gefällt mir alles ganz wohl. Auf einmal geht's über Goethe her, nämlich im Buche, zwiſchen einem kritikaſternden Kapitän (ſo eine Art, wie Sie einer ſind) und Wilhelm Meiſtern. Was, ſag' ich, das ſteht da? Ja, ſagt er, und wirklich, es ſtand da, ſtand in den Wanderjahren; aber in den falſchen, in der Parodie, oder was es ſonſt ſeyn ſoll. Nun ſtritten wir darüber, alles konnt' ich nicht gleich widerlegen; aber daß der Kapitän behauptete, junge Künſtler, wie Wilhelm Meiſter, thäten übel daran, ſich nach Goethe bilden zu wollen, das war mir denn doch außerm Spaß. Da lacht' ich laut (obwohl ich eigentlich wüthig war) und fragte: Nach wem haben ſich denn unſere Wolffs gebildet? Da lachte er auch (wie impertinent!) und ſagte, daß ich dem Kapitän den Degen ſchliffe. Und nun zog er über Wolffs her, und behauptete, ſie hätten ſich nach Goethe moderirt, abgeſchliffen, ausgebildet; aber eben darum wären Sie nur zum Viertheil geworden, was ſie hätten werden können, wenn ſie nicht in verva" (verba!) „magistri geſchworen hätten, und was dergleichen mehr war. Herr Wolff beſonders wurde ganz zur Bank gehauen, da ſollte lauter Goethe'ſche Empfindungstiefe oder Innigkeit, Behaglichkeit, Gäthlichkeit ſeyn, und gar kein freyer Aufzug, keine mächtig ergreifende Wirkung, keine moraliſche Kraft, und an allem ſollte Goethe ſchuld ſeyn. Das iſt nun aber doch blanker Unſinn," (nicht ſo ganz blank) „und ich will, daß Sie ihn widerlegen, den antigoethiſchen Aeſthetiſchen."

Mit Vergnügen, die Dame melde mir nur zum 24. Januar, womit ſie ihn widerlegt haben will.

Müllner.

---

*) Gedenk' ich auch noch der unſeligen Ballete und Tanzvergnügungen, an denen höchſtens zu loben, daß ſie geographiſch genau die Mitte zwiſchen Paris und St. Petersburg halten? Doch, was ſoll das non plus ultra dieſer Gattung?

**) Das Converſations-Lexikon verſichert ohnehin, daß in Berlin der 197ſte Menſch ein Verbrecher ſey: folglich wäre nicht mehr viel zu verderben übrig; zudem ſchließt ja Karl Moor mit einer bußfertigen Apoſtrophe an die Zuhörer!

Nro. 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 17. Januar 1822.

> Wie oft habe ich den Reiſenden beneidet, der ſolche Wunder mit andern Wundern in lebendiger, alltäglicher Verbindung ſieht. Aber auch er wird ein anderer Menſch. Es wandelt Niemand ungeſtraft unter Palmen, und die Geſinnungen ändern ſich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hauſe ſind.
>
> Die Wahlverwandtſchaften.

Die Reiſe der Emigranten nach Canada.

(Beſchluß.)

An der Mündung des St. Lorenz-Stromes wurden wir in der Nähe eines großen Schiffes von einer Windſtille befallen. Die Emigranten fingen ſogleich an, über das leztere ihre Gloſſen zu machen und hatten ſich ſchon in ein Labyrinth von Muthmaßungen vertieft, als ein Boot von demſelben herabgelaſſen wurde. Mehrere Männer beſtiegen es und ruderten in demſelben auf uns zu. Sobald unſere weiblichen Paſſagiere dieſes ſahen, gingen ſie in den Raum hinab, kamen aber bald wieder in ihrem beſten Sonntagsputze aufs Verdeck zurück, wo ſie ſich auf die Brüſtungen lehnten und durch lautes Reden die Aufmerkſamkeit der Ankommenden auf ſich zu ziehen ſuchten; während die Männer ſie mit einem zurückſtoßenden, muſternden und verdachtvollen Blick, welchen die ſchottiſchen Landleute anzunehmen pflegen, wenn ſie Fremden nahe kommen, von der Seite anſahen. Das Boot legte an und die meiſten Paſſagiere in demſelben ſprangen ohne Begrüßung oder Förmlichkeit aufs Verdeck. Es waren Engländer, ein Umſtand, welcher ſich ſchon in ihren rothbäckigen, behaglich ausſehenden Geſichtern entdeckte, welche ſich beſonders vortheilhaft auszeichneten, wenn man ſie mit den harten, dünnen, abgezehrten Geſichtern unſerer Paſſagiere verglich. Unſere Gäſte ſagten, ſie ſeyen gleichfalls Emigranten, welche nach Canada gingen. Dieſe Nachricht mißfiel unſern Leuten und einer derſelben fragte ſogleich, ob ſie einen Faßbinder unter ſich hätten. Da man dieſes verneinte, bezeugte er ſich ſehr froh, indem er hoffte, in ſeiner Profeſſion die erſte Kundſchaft zu bekommen. Dieſe Rede erregte allgemeines Gelächter, welches einigermaßen das Geſpräch vertrauter machte. Man verſammelte ſich um die Engländer her, und dieſe muſſten herzählen, was für Gewerbsleute ſie an Bord hätten. Wenn es ſich zeigte, daß Leute von einer Profeſſion auf beyden Schiffen waren, erhob ſich ein ſpottendes Gelächter, und hundert Finger wieſen auf den armen Mann, welcher ſchon Nebenbuhler gefunden, ehe er ſeinen Beſtimmungsort erreicht; eine entgegengeſezte Entdeckung aber erregte nur Neid gegen den, welchen das glückliche Loos traf. — Die Engländer verlieſſen uns bald wieder; und da ſich in der Nacht der Wind wieder erhob, gingen wir mit allen Segeln in den Fluß hinein. Unſere Paſſagiere waren beſonders froh darüber, indem ſie hofften, daß, wenn wir zuerſt in Quebeck ankämen, ſie ihr Land in der Nähe der Stadt erhalten würden. Alle Mühe, ſie von dieſem Irrthum zu überzeugen und ihnen begreiflich zu machen, daß das für ſie beſtimmte Land im Innern läge, war vergebens; ſie ſchüttelten die Köpfe und behaupteten, ſie hätten ihre Nachricht von einem Manne, der ihnen alles das beſſer aus Büchern erklärt hätte. — So wie der Fluß enger ward, zeigte ſich die Landſchaft auf beyden Seiten, und beym Anblick der Felder, Bäume und Bauernhäuſer, wurde es unſern Emigranten ganz leicht ums Herz; ſie wünſchten, ſie wären am Ufer und könnten Milch trinken und ſich ins Gras legen. Die Unterredung fiel jezt auf den Ackerbau, und ein Glasgower Weber, welcher nie außerhalb ſeiner Geburtsſtadt gekommen war, ſprach ganz gelehrt über den Gegenſtand. — Es war ſpät an einem Nachmittage, als wir im Angeſicht der Stadt Quebeck Anker warfen. Die Emigranten ſtarrten die Felſen und Feſtungswerke und hin und her fahrenden Böte an. Einige, die etwas von der Geſchichte wuſſten, ſprachen von der berühmten Schlacht, wobey General Wolf das Leben verlor. Andere bedauerten, daß ſie ſich in ihren Erwartungen getäuſcht hätten, denn Quebeck ſey nichts anders als eine ſchottiſche Stadt. Ein Mann verſicherte, die Feſtungswerke am Edinburger Schloß ſeyen weit ſtärker als die, welche ſie jezt ſähen, und dieſes gab zu einem Streit Anlaß, welcher nur durch die Ankunft des Hafenmeiſters in einem ſchönen, von franzöſiſchen Canadiern bemannten Boote unterbrochen ward. Dieſer hielt eine Muſterung der Emigranten, um zu ſehen, ob ſie mit dem Mauthverzeichniß übereinſtimmten, befahl, die beyden blinden Paſſagiere bis auf weitern Befehl in Gewahrſam zu halten, und empfahl ſich, nachdem ſeine Leute die Lebensmittel erhalten, welche ihnen jedes Schiff zu entrichten hat. — Keiner von den Emigranten wollte dieſen Abend ans Land gehen. Montreal war die Beſtimmung unſeres Schiffes, und da die meiſten die Unkoſten des Dampfbootes ſcheuten, ſo wollten ſie unſer Fahrzeug nicht eher verlaſſen, bis es dort angekommen wäre. — Am folgenden Morgen machte ihnen der Kapitän bekannt, daß er zwey Tage lang hier bleiben würde, und daß ſie in die Stadt gehen könnten, wenn ſie nur zur beſtimmten Zeit wieder zurück wären. Viele der jungen Männer und Frauensperſonen begaben ſich in ihrem beſten Staat ans Land. Diejenigen aber, welche bisher am lauteſten von ihren Empfehlungsbriefen nach Quebeck geſprochen hatten, ſchienen dieſelben vergeſſen zu haben, und wollten nicht einmal die Stadt ſehen, wo ſie ſich eine ſo freundſchaftliche Aufnahme verkündigt hatten. Andere, deren Garderobe ihnen nicht erlaubte ſich mit Vortheil zu zeigen, ſagten, ſie wüßten nicht, warum ſie in den ſchmutzigen Straßen herumlaufen ſollten. Für dieſe Enthaltſamkeit hatten ſie das Vergnügen am Abend über die andern zu triumphiren, welche müde und niedergeſchlagen zurückkamen, um wieder ihre Plätze im Mittelraum einzunehmen und tröſteten ſich mit der Hoffnung, daß Montreal eine hübſchere, größere und unterhaltendere Stadt ſeyn würde als Quebeck. — Ich verließ das Schiff am folgenden Morgen, und am folgenden Tag darauf ſah ich es mit einem günſtigen Winde den Strom hinaufſegeln. Die Emigranten winkten mir mit ihren Hüten zu, und ich begleitete meine Erwiederung ihrer Begrüßung, mit dem ernſtlichen Wunſche, daß ſie das Land, dem ſie nun entgegen eilten, ſo angenehm und vortheilhaft finden möchten, als ſie ſich es ihren wärmſten und früheſten Erwartungen vorgeſpiegelt hatten.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Was ich eigentlich an Madrid lobenswerth finden ſollte, machte mir gerade am meiſten Langeweile; die Häuſer, die Straßen, die ganze Bauart iſt ganz die einer mittelmäßigen Stadt in Frankreich oder Deutſchland; ſie hat auch gar nichts alterthümlich Intereſſantes, und ſehr wenig neuere gute Gebäude. Die Kirchen ſind nun gar faſt alle ſo geſchmacklos wie möglich, im ſchlechteſten — Jeſuitenſtyl möcht' ich ihn nennen. Das Innere iſt meiſt nichts als ein langes, finſteres, leeres Schiff, zuweilen mit Nebenkapellen, und am Ende eine Kuppel, gut oder ſchlecht, worin der Hauptaltar ſteht; aber ein Küppelchen ſcheint ein unerläßliches Erforderniß der hieſigen Kirchen zu ſeyn; außerdem ſind ſie entweder unanſtändig nackt und ſchmutzig, oder mit Verzierungen und Flitterputz unſäglich überladen. Die beſte iſt noch San Francisko, die blos aus einer großen Rotonde mit einer Kuppel beſteht, ringsum in Niſchen die verſchiedenen Altäre. In manchen ſind viele gute Gemälde, aber meiſtens ſo geſtellt in den finſtern Nebenkapellen, daß man es ſehr glücklich treffen muß, wenn einmal ein Lichtſtrahl hineinfällt. Die Häuſer ſind, wie geſagt, gerade gebaut wie bey uns. Bis auf die Altane vor allen Fenſtern des Erdgeſchoſſes haben alle eiſerne Gitter. Die Boutiquen ſind finſter und kellerartig, und obgleich ſie natürlich an Reichthum der Waaren nicht mit denen der größeren franzöſiſchen Städte verglichen werden können, (Paris gar nicht zu gedenken), ſo würden ſie mit dem, was ſie haben, immer genug Staat machen, wenn ſie es nur einigermaßen zu produziren verſtünden. Allein die Waaren ſind gar nicht ausgeſtellt, ſondern liegen hinten in dem Laden, ſo daß man nichts davon ſieht. Wenn erſt einmal die franzöſiſche und engliſche Mode, die Waaren hinter großen Fenſtern aufzuſtellen, hier eingeführt wäre, würde die Stadt im Aeußeren viel gewinnen. So kommt ſie mir immer vor, wie eine große, leere, geweißete Stube. Der Eingang in die Häuſer iſt faſt überall heillos ſchmutzig; die Häuſer der Adlichen, die eigentlichen Hotels, haben meiſt eine Art von Portikus, mit Säulen, ſo ſchlecht wie möglich, und einen Portier, der aber ſelten eine ordentliche Wohnſtube hat, meiſtens ſizt er hinter einer alten ſpaniſchen Wand oder einem Bretterverſchlag und flickt Schuhe. Außerdem iſt in jedem Thorweg, in dem des Herzogs von Infantado ſo gut, wie in jedem Bürgerhaus, eine dergleichen menſchenfreundliche Anſtalt angebracht, wovon ich dir in meinem vorigen Brief ſprach: (a propos vom Herzog von Infantado, da ich es ſonſt nirgends hinbringen kann. Lezthin ſah ich auf einem Wagen, der über die Puerta del Sol fuhr, mit ellenlangen Buchſtaben geſchrieben: soy del Ex. señor duque de Infantado! — „ich gehöre dem Herzog von Infantado.“

Das ſcheint noch ein Ueberbleibſel der alten Grandezza zu ſeyn). — Jedes Stockwerk (oder Haushaltung) iſt durch eine ſtarke Thüre verſchloſſen, in der ein kleines vergittertes Guckfenſterchen iſt; das wird immer erſt ſehr vorſichtig aufgemacht, und eine alte Dueña guckt mit der Naſe durch und fragt: wer da! und läßt einen nicht ein, bis ſie dem Landfrieden traut. Man ſoll die traurigſten Beyſpiele haben, daß Unbekannte, denen man unvorſichtiger Weiſe aufgethan hat, Mann und Maus ermordet haben und geſtohlen. — Wenigſtens in meinem Hauſe macht die Señora nie eher auf, wenn der Vater nicht zu Hauſe iſt, als bis ſie mich herausgerufen, und als Reſerve aufgeſtellt hat. — So kann man aber in einem Hauſe Treppe auf und ablaufen, ohne einen Menſchen zu treffen, was ſehr trübſelig iſt. Kurz du kannſt dir nichts denken, was weniger comfortable wäre, als ſo ein Madrider Haus, beſonders im Winter.

Man hat die Pariſer Speiſehäuſer vielfältig beſchrieben, es iſt billig, daß ich dir einige Nachrichten von den Madrider gebe. Ich fange von der unterſten Klaſſe an. Da bitte ich dich alſo zuerſt, die Paar ſchmutzigen Tiſche zu beſchauen, die auf den Märkten ſtehen, drauf etwa drey bis vier Schüſſeln mit gekochtem Pimiento (ſpaniſchen Pfeffer), mit ganz dünnen Würſtchen, und wenn es hoch kommt, ein Paar Eyer, das iſt aber ſelten; dafür die ſchönſten weißen Brote und Speck genug, und ein Paar Töpfe mit Wein; dabey ſizt ein altes Weib vor einer Kohlpfanne, woran ſie ein Paar kleine Töpfe mit Bohnen und Cocido bereitet. Gegen ein Uhr kommen die Bauern, die Harieros und all ſolches Volk in ihren verſchiedenen bunten Trachten heran, und während ſie jedem gibt, was er verlangt, läßt ſich die Alte in aller Unſchuld von einer ſchwarzäugigen braunen machacha (Mädchen) die langen ſchwarzen Haare kämmen, ſäubern und flechten. Der Aquador kommt und trinkt ſeinen Schluck Wein, und ſezt ſich dann mit einem Stück Brod und Speck aufs Trottoir neben ſein Waſſerfaß und läßt ſich's ſchmecken. Der Harriero treibt es ſchon höher, bis zu einer Wurſt und einem Topf mit Bohnen und Rindfleiſch; und die jungen Herren verpraſſen ein Bedeutendes, indem ſie mit der machacha anfangen zu galantear. — Schade daß ich dir nicht ein Paar ſolche raſche muskulöſe Geſtalten mit desperaten Geſichtern und ſchwarzen Augen unter einer braunen Montera oder einem breitrandigen Hut, oder die blauäugigen Katalonier mit rothen Mützen malen kann! — Ich wollte dir Tableaus zuſammenſtellen, die ſich ſehen laſſen ſollten! Darnach kommen von Rechts wegen, die botillerias, die eigentlichen Garküchen: ſie ſind immer auf ebener Erde und du trittſt gleich von der Straße in die Küche, die zugleich Keller und Eßſtube iſt. Die Thüre iſt den ganzen Tag offen, auf einer langen Bank liegen acht bis zehn Ziegenhäute voll Wein, die vier Beine ſind dran gelaſſen, und das ſtreckt alle Viere von ſich, ſo lang es voll iſt, und ſieht luſtig genug aus. Hinten ſtehen dann auf einem Tiſch die Speiſen. Dieſelben wie dort: die Wirthin oder der Wirth dabey. An Tiſch oder Stuhl iſt nicht zu denken, alles ißt ſtehend, der Mozo füllt den Wein aus den Schläuchen in Krüge; die Eſſer ſtehen um den Tiſch herum; hier ſind ſchon mehr bemantelte Leute und die reicheren Harieros, die oft recht anſehnlich herausgefüttert ſind. — Meſſer, Gabel und ſolche Allodria ſind hier nicht zu haben. Indeſſen hat die Kultur doch ſchon angefangen, ſich verſpüren zu laſſen, und es werden nach und nach aus dieſen finſteren Höhlen kleine Reſtaurants, und ich ſehe ſchon im Geiſt die Madrider Very's und Rochers de Cancales vor mir. Was willſt du mehr? viele haben ſchon ein Tiſchchen neben der Thüre, worauf die Echantillons der Herrlichkeiten ſtehen, die da zu haben ſind, und einige wenige haben es ſchon bis auf ſechs und ſieben Schüſſeln gebracht, ſogar Tiſchtücher ſeh ich hie und da, und Gläſer, Meſſer und Gabeln. An der Thüre ſizt gewöhnlich ein Weib mit einem Kohlentopf, worin ſie den ganzen Tag Kaſtanien bratet und das: a los calientelos! quatros! — nimmt eine Hauptrolle unter den cris de Madrid, ein. Aber alles das iſt nichts gegen ſolche Speiſehäuſer, wo nicht in der Küche ſelber gegeſſen wird, ſondern in einer getrennten Stube, gewiß ganz brillant mit Tiſchen und Bänken! Oft iſt die Eßſtube ſogar durch eine Art von Vorhang geſchloſſen, daß man drin iſt wie in Abrahams Schooß; hier kommen auch nur Leute von Stand, Offiziere, Beamte, reiche Bürger, die nicht zu Haus eſſen mögen. Das iſt aber auch das Höchſte in dieſem Theil der Civiliſation, in Madrid. Denn von den größern Gaſthäuſern, wo man ſo theuer wie möglich à la française ißt, der Fonda San Fernando, Fontana de Oro u. ſ. w. ſprech' ich nicht hier. Du mußt aber geſtehen, daß wir hier noch ſehr unſchuldig ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Unter den Opern fanden die Reproduktionen der Donna del Lago. Gazza ladra von Roſſini ſtatt. Beyde brauchen dermalen weder des Lobes ihrer Vorzüge, noch des Tadels ihrer Schwächen, ihre Eigenſchaften ſind in dieſem Blatte ſchon oft genug proklamirt und zugeſtanden worden. Erſtere wurde wie immer günſtig aufgenommen. Leztere wollte nicht mehr anſprechen. Claudite jam rivos, jam sat prata bibere. — Gegen Ende Septembers erſchien eine neue Seria: Valmiro e Zaida, Poeſie von Roſſi, Muſik von Marcheſe Sampieri. Dieſe Oper wurde bey acht bis neun Mal gegeben, aber ſie behagte dem Publikum im Verlaufe der Vorſtellungen immer weniger, theils wegen der Armuth intereſſanter Ideen, theils weil der Tonſezer augenſcheinlich nicht ſehr tief in die geiſtige Werkſtätte der Kunſt eingedrungen. Der Aetherſtrahl des Genius zuckt nicht in ſeinen Adern! Unter den tadelnswerthen Dingen dünkt mich vor Allem, daß dieſer Tonſetzer gleich den Koryphäen des Tages ohne rechtlichen Grund ſo häufig in fremde Tonarten ausſchweift, und willkürlich darin herumirrt, wodurch die Aufmerkſamkeit der Zuhörer abgeſtumpft wird. Aber dieß iſt nunmehr der Stylus curiae. So wie es am Hofe Alexander des Großen zum bel air gehörte, den Kopf gegen die linke Schulter zu neigen, ſo ſucht man nunmehr den Abgott der eleganten Welt auch in dergleichen wahrhaftig nicht erbaulichen Zügen nachzuäffen, ihn wo möglich noch zu überbieten. Indeß Mad. Colbran ſchien darin wieder aufzuthauen, ſie ſang mit weniger Heiſerkeit als früher; ihre Kabalets (?), beſonders jene in dem erſten Duett mit dem Tenor David und ihre Schlußvariationen ſprachen ziemlich an; hiezu trugen die chromatiſchen Skalen, die ſie einige Mal hinauf- und herabjammerte, das Ihrige bey. Auch dieſe Manier ſcheint jezt die italieniſchen Sängerinnen wie eine Seuche angeſteckt zu haben; es iſt nicht mehr die Kunſt, nein, Künſteley iſt es, wornach man heutiges Tages ringt. Die Colbran ſoll einem ſehr wahrſcheinlichen Gerüchte zufolge demnächſt mit Roſſini getraut werden. — Ueber das Ballet habe ich unlängſt meine Meinung ausgeſprochen, ich kann ſie nicht widerrufen. Dieſen Mond erſcheint noch Corradino von Roſſini, im vorjährigen Carneval für Rom geſchrieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Riga.

Seit dem Jahre 1812, wo der Krieg auch die hieſigen Gegenden zum Theil mit manchen harten Schlägen traf, ſind neun Jahre verfloſſen, und es kann auch dem Ausländer nicht uninterreſſant ſeyn, zu erfahren, was ſeit jener Zeit geſchehen iſt, um die Spuren zu verwiſchen.

Die Freyheit des Bauernſtandes iſt für immerwährende Zeiten durch feſte Rechte und Geſetze geſichert worden, und zwar durch ſo feſte Geſetze, daß eine beſondere Kommiſſion ſie mit ſolcher Kraft beſchützen darf, daß ſie, in direkter Mittheilung zum Monarchen ſtehend, ſelbſt die Befugniß hat, Verordnungen des Senats, ja des Monarchen ſelbſt, aufzuhalten, und Vorſtellungen dagegen zu machen, bis ein erneuerter Befehl Entſcheidung gibt. Daß aber dieſe Freyheit des Bauernſtandes den Wohlſtand der Gutsbeſitzer nicht beſchränkt, iſt ſchon jezt den mehrſten derſelben klar geworden, und man darf alſo hoffen, auch die Ueberzeugung werde reifen, daß dieſe Freyheit des einen Standes dem Wohl der Uebrigen künftig nicht nur ohne Nachtheil, ſondern nützlich und förderlich ſeyn wird, und zwar nicht nur deßhalb, weil der freye Wille überhaupt höhere Kräfte regt, als der willenloſe Zwang, ſondern auch, weil Erfahrung die Wahrheit für jeden Stand bekräftigen wird, daß überhaupt ſichere Rechte der heiligſten Pflichten Mutter und Amme ſind.

Kurland, das, wenigſtens in einem beträchtlichen Theile ſeiner Grenze, die Verwüſtungen des Krieges fühlte, hat keine Narbe mehr von dieſem aufzuweiſen, als vielleicht nur einige verfallene Schanzen in der Nähe Mitaus, die aber, mit recht allegoriſcher Deutung, nun in blühende Felder und Wieſen verſinken, wie die Spur des Krieges ſelbſt, deſſen Bild ſie ſind, in dem Segen des Friedens. So hat das niedergebrannte Zennhaff an der Stelle der alten Hoflage ſich in eine palaſtähnliche herrliche Villa verwandelt, deren Anblicks ſich jeder Reiſende auf der Straße von Mitau nach Riga und St. Petersburg erfreut. Doch was iſt aus Riga's weiten Vorſtädten geworden, die als erſtes Sühnopfer zum Heil der Völker brannten, indeß Moskau als das größere und höhere erſt ſpäter empor loderte! Man kann die, das alte Riga umkränzende, neue Stadt nicht die Vorſtadt nennen. Breite, gerade Straßen, Kaufhöfe zur Niederlage ruſſiſcher Waaren, Häuſer im neueſten Geſchmack von artigen Promenaden und freyen Plätzen umgeben, gewähren einen ſo freundlichen Anblick, daß der Reiſende mit Erſtaunen aus Rigas alten finſtern Feſtungsthoren in die neue heitere Stadt hineinſchaut. Doch auch die Altſtadt hat ſich verſchönert. So ſind die Vorſprünge und ſogenannten Ausgebäude in den mehrſten Straßen niedergeriſſen worden, und andern hat ein Kreuz mit der Jahreszahl die Vernichtungsſtunde ſchon anberaumt, dadurch aber haben die an ſich ſchmalen Straßen die möglichſte Breite gewonnen, und neuer Anſtrich und manche Verſchönerung gibt den Häuſern wenigſtens eine freundliche Geſtalt, wo ſie, dem neueſten Geſchmack ganz nachzubilden, die alte Form verbietet. So iſt das alte heermeiſterliche Schloß ſelbſt nicht nur ſchöner von Außen verziert, ſondern auch im Innern, wo ehemals nur kaſernenartige Stuben in weiten Räumen unbenuzt und verfallen fortliefen, mit zierlichen Zimmern verſehen worden, welche zur Wohnung des Monarchen ſelbſt nicht nur beſtimmt, ſondern auch geeignet ſind, ſobald er hier erſcheint. Die hohen Thürme mit ſpitzen Zuckerhutdächern haben jezt ſich mit durchbrochenen Mauerzinnen zu hohen Altanen verwandelt, die das Panorama der Stadt, der Vorſtädte, des Stromes und des Hafens zeigen. Die Ausſicht von dieſen Thürmen, wo die Stadt und die ſie umgebende Landſchaft im weiten Kreiſe vor den Blicken des Beſchauers ausgebreitet liegt, iſt ſehr ſchön. Der eine dieſer Thürme iſt unter Aufſicht eines geſchickten Aſtronomen, Herrn Oberlehrers Keußler, zum Obſervatorium eingerichtet, und dieſem verdienten Manne ſind die hiezu aufgewandten Koſten vom Kaiſer erſezt worden. Vor dem Schloſſe auf einem freyen und allmählich erhöhten Platze erhebt ſich eine Denkſäule, welche Rigas Handelsſtand ſeinem mächtigen und gütigen Herrſcher im Jahre 1814 errichtete. Sie iſt von Granit und trägt eine von Bronze gegoſſene Viktoria, am Fußgeſtell aber paſſende Inſchriften, die ſie dem Andenken der trüben, jedoch glorreichen Zeit des Jahres 1812 weihen.

Wo von dem Vereine der Männer die Rede iſt, die hier dankbar ein ſchönes Monument dem ſiegreichen Herrſcher und dem Vaterlande weihten, mag als würdiges Nebenbild des Frauenvereins gedacht werden, der auch ſeine Monumente mit zarten Händen ſtiftet, aber freylich nicht in harte Steine, ſondern in weiche Herzen zeichnet. Dieſer edle Verein, deren Vorſteherin hier die Marquiſe Paulucci, die Gemahlinn des würdigen Gouverneurs von Riga, iſt, hat unglaublich viel Gutes geſtiftet. Außer den großmüthigen Beyträgen von den Kaiſerinnen Rußlands ſind andere von den Einwohnern Riga's in wichtigen Summen dargebracht worden. — Außer den zahlreichen Wohlthätigkeits-Anſtalten Riga's, welche ſeit alter Zeit beſtehen, und mit großmüthiger Fülle ausgeſtattet werden, hat man in der neueſten Zeit andere errichtet, welche, was viel ſagen will, den ältern würdig zur Seite ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 5.

Nro. 16.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. Januar 1822.

Ruft einer Urne Pracht, des Künſtlers Meiſterſtück,
Ein ſeelenvolles Bild, den Geiſt im Flug zurück?
Kann zu des Grabes Nacht der Ehre Stimme dringen?
Läſſt ſich des Todes Ohr durch Schmeicheley erzwingen?

Gray.

Die Fürſten-Gräber in Mitau.

„Wie ſchnell iſt Glanz der Erde hingeſunken
„In Staub und in Vergangenheit.
„Ach! ſelbſt der Krone ſchimmerreiches Prunken
„Ereilt im Fluge die Vergänglichkeit.“

Woher du Stimme mit den düſtern Worten?
Woher du Mahner aus der Gruft?
Hier, wo zu dieſes Schloſſes hohen Pforten
Nur ernſte Pflicht das rege Leben ruft. *)

Dort aus der Tiefe hör' ich dich erſchallen,
Wo Moder aus den Fenſtern weht,
Dort, wo vergeblich von den Pilgern allen
Um ſichern Schutz die Fürſtenaſche fleht.

Es brauſt der Sturm durch dieſe offnen Grüfte,
Der Särge Bleygewicht fällt ein;
Das Purpurkleid verwittern rauhe Lüfte,
Und Regen näſſt das modernde Gebein.

Seyd ihr es, Fürſten, deren treuem Walten
Sich einſt dieß ſchöne Land vertraut?
Die hier, wo Lob und Jubel euch umſchall'ten,
Des hohen Schloſſes weiten Kreis erbaut?

Die hier, umgeben von der Schmeichler Menge,
Mit Blumen ſchön beſtreut den Pfad,
Durch der Vaſallen glänzendes Gedränge
Einſt dem Portal mit ſtolzem Schritt genaht? —

Und jezt! am Boden liegen jene Hände,
Die unſerer Ahnen Mund geküſſt,
Wenn oft und viel, nach reich geſchenkter Spende,
Sie dankend ihren Fürſten hier begrüßt.

Nackt liegt das Haupt, das einſt die Fürſten-Krone
Durch manches Schickſals Stürme trug,
Und nackt die Bruſt, die auf dem goldnen Throne
Warm für das Wohl des lieben Ländchens ſchlug.

Verwittert ſind des Fürſtenhauſes Fahnen,
All' ſeine Größe fiel in Staub.
Doch Dank und Liebe hochbeglückter Ahnen,
Die werden nie des Zeitenſtromes Raub.

Das Schickſal bindet nie mit neuen Pflichten
Von Lieb' und altem Danke los,
Streng wird die Nachwelt ſelbſt Gefühle richten,
Ihr Lob entkeimt nur aus der Treue Schooß.

Der Adler, dem ſich unſer Wohl vertraute,
Er iſt des Edelmuthes Bild,
Hoch, wie der Gipfel hoch, wo ſeinen Horſt Er baute,
Iſt das Gefühl, das ſeinem Herzen gilt.

Sey's, daß die Bruſt voll edlem Stolz ſich dehne,
Die Alexandern Vater grüßt,
Doch ſelbſt auch dann noch ſchmückt die heiße Thräne,
Die an der Gruft der alten Fürſten fließt.

Und dieſe Gruft, o! laſſt uns doch ſie ehren,
Sie birgt ſo viel vergangnes Glück;
Aus ihr entſteigen hoher Weisheit Lehren
Und ſtrahlen in die Gegenwart zurück.

---

*) In dem Schloſſe zu Mitau, in deſſen Kellergewölben ſich die Särge der alten Fürſten Kurlands befinden, iſt das Lokal für ſämmtliche Ober- und Unterbehörden der Gouvernements-Stadt eingerichtet worden, und der Weg zur Einfahrt führt dem alten Grabgewölbe vorbey.

Nicht, daß ein prunkend Grab errichtet werde.
Will unſ'rer Fürſten Aſche flehn,
Nur eine Decke eigner freyer Erde,
Die kann die alte Heimath zugeſtehn.

Und nur ein Denkmal mag zum Himmel ſtreben,
Und das verwüſte keine Zeit:
Der alten Treue ewig heil'ges Leben,
Die nun uns Rußlands Adlern weiht.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Ich weiß nicht, ob dir ſchon einige Nachricht von dem hieſigen ſogenannten Ateneo español zugekommen iſt; da ich glaube, daß es dich intereſſirt, weil ich dieſe Art von Anſtalten für eines der beſten Mittel halte, um allgemeine Kenntniſſe zu verbreiten, ſo will ich dir ein Paar Worte davon ſagen. Das Ateneo iſt eigentlich nichts anderes, als unſere Muſeen, Harmonieen u. ſ. w., nur nach den hieſigen Verhältniſſen geändert. Der Hauptzweck iſt nicht ſowol allerley Journale zu leſen, zu rauchen, zu ſpielen und ſich zu kurzweilen, ſondern die Gebildeten von Madrid zu verſammeln, um ſich über öffentliche Gegenſtände zu unterhalten, ſich im Reden zu üben, den Cortes oder den König auf wichtige Gegenſtände durch Petitionen u. ſ. w. aufmerkſam zu machen; und überhaupt auf jede Weiſe die Kenntniſſe zu verbreiten, die einem Volke unentbehrlich ſind, um wirklich frey zu ſeyn. In dieſer Hinſicht ſind mehrere Lehrſtühle mit dem Ateneo verbunden, wo jeder (auch die Nicht-Mitglieder des Ateneo) umſonſt, den Vorträgen folgen kann. Wöchentlich werden zwey allgemeine Sitzungen gehalten, wo Aufſätze vorgeleſen und beſprochen, oder Werke auch von Fremden vorgeleſen und beurtheilt werden. Die Geſellſchaft theilt ſich in mehrere Klaſſen oder Kommiſſionen, für die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaften, die denn, auf Verlangen des Verfaſſers, in beſondern Sitzungen das Werk, (je nachdem es in den Kreis dieſer oder jener Klaſſe gehört) näher beurtheilt, und ihm auf Verlangen das Gutachten übergibt. Zugleich iſt damit ein Leſekabinet verbunden, und eine Bibliothek fängt ſich an zu bilden, alle ſpaniſchen Journale und einige franzöſiſchen ſind immer da. Das Ateneo wurde den 1. Juni 1820 geſtiftet, es zählt jezt 95 ordentliche Mitglieder, von allen Ständen und von jedem Rang. Ich will dir blos die Generale Caſtaños und Palafox nennen. Daß auch einige Grandes darin ſind, macht ihnen gewiß Ehre. Folgende Ueberſicht der Arbeiten des Ateneo, ſeit ſeiner Stiftung, intereſſirt dich gewiß. 1) Gegenſtände, die in den öffentlichen Sitzungen mehrfach diskutirt worden ſind. — Ueber den Zehnten, ſeinen Urſprung u. ſ. w., ob er de jure divino ſey. 2) Ob, wenn er das nicht iſt, die Cortes das Recht haben, ihn abzuſchaffen, zu modificiren u. ſ. w. 3) Ob es beſſer ſey ihn ganz, oder zur Hälfte oder zum Drittel abzuſchaffen. 4) Wodurch dieſe Abgabe erſezt werden kann? — Ueber die Herrſchaftsgerichte (Señorios). — Wem das Recht die Geſetze auszulegen zuſtehe. — Ueber den jetzigen Zuſtand von Amerika in jeder Hinſicht. — Ueber Anleihen, über Kolonien im Allgemeinen. — Ueber den Strafkoder, der dem Ateneo von den Cortes zur Beurtheilung übergeben war. Das Ateneo hat hierüber den Cortes ſeine Anſicht in einer Petition mitgetheilt, auf die ohne Zweifel Rückſicht genommen wird. — 2) Aufſätze und Werke, die in den Sitzungen des Ateneo vorgeleſen und beurtheilt worden ſind. — Beſchreibung der Provinz Santander in moraliſcher und phyſiſcher Hinſicht. — Ueber den Nutzen der Botanik. — Ueber die Mittel den Sodehandel zu heben. — Ueberſetzung der Theorie elementaire de Botan. von Decandolle. — Ueber den Baumwollhandel in Katalonien, und die Petition der Katalonier gegen die Einfuhr der engliſchen Baumwolle. — Urſprung des Zehnten. — Ueberſetzung von Benthams: „Rath an die Cortes.“ — Ueber die Griechen. — Aufruf zu Hülfe der Neapolitaner (vor dem Krieg). — Ueber den Zuſtand von Frankreich zur Zeit der assemblée legislat. — Ueber den erſten Unterricht. — Ueber die Nothwendigkeit des philoſophiſchen Studiums der Grammatik. — Ueber die Nothwendigkeit der guten Sitten zur Befeſtigung der Geſetze. — 3) Lehrſtühle, die ſeit der Errichtung eröffnet worden ſind. 1. Deutſche Sprache. 2. Engliſch. 3. Franzöſiſch. 4. Buchhaltung. 5. Naturrecht. 6. Mathematik. 7. Staatsökonomie (econ. puól.) 8. Geſchichte. 9. Tachigraphie. 10. Oeffentlich konſtitutionelles Recht. 11. Griechiſch. 12. Phyſiologie auf die Moral angewandt, (iſt ein kurioſer Titel, es iſt eben eine philoſophiſche Phyſiologie, oder umgekehrt.) 13. Phyſik (das Ateneo hat ſo eben eine gute Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente gekauft). Alle dieſe Kurſe werden gratis gehalten, und die Lehrer haben nichts davon, als daß ſie Ehrenmitglieder des Ateneo werden, wenn ſie nicht ſchon ordentliche Mitglieder ſind. Ich habe dir dieß blos katalogiſch aufgezählt; aber gewiß kann kein Billiger dieſe Bemühungen verkennen. Ich gehe immer mit dem größten Vergnügen und Intereſſe in das Leſezimmer, nicht ſowohl der Journale wegen, als um die Leute reden zu hören und habe meine Freude daran, mit welchem Eifer, und welcher Freyheitsliebe, und wie klug und originell dort Männer von jedem Stand und jedem Alter ſich über das Intereſſe des Tages unterhalten und wahrlich auch über die ſchöne, ausdrucksvolle, ganz originelle Sprache und Geſichter. Da in dem Ateneo ſehr viele Männer von Einfluß, (von jeder Art) ſind, ſo muß dieſe Anſtalt nothwendig die beſten Früchte tragen. Vor einiger Zeit wurde hier ein Projektchen zu einer sociedad patriotica gemacht, ganz in dem Geiſt der berüchtigten constitutional Association in London. — An der Spitze ſtand der Graf T. und der Präſiſident der Cortes (damals) Martinez de la Roſa. Allein das Publikum „roch den Braten,“ und das Projekt wurde gehörig aufgedeckt und lächerlich gemacht, und requiescit in pace. — A propos, Martinez de la Roſa iſt Verfaſſer eines Luſtſpiels, das häufig hier geſpielt wird: La madre in moscara y la nina encasa. — Das iſt doch ein Präſident? —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Fortſetzung.)

Die Pfeiler, von denen die Häuſer in Java getragen werden, ſind entweder aus Bambusſtämmen oder aus anderem Holze verfertigt; die Wände beſtehen aus plattgedruckten und zuſammengehefteten Bambusrohren; das Dach iſt mit Palmblättern oder mit einem langen Sumpfgraſe bedeckt. Die über den Fußboden emporſtehenden Betten werden aus Bambus verfertigt; eine Wand trennt meiſt die Betten der Eltern und die der Kinder. Das Haus eines Landbauers im bevölkertſten Theil von Java wird für ein Werk von ſechszig Arbeitstagen gehalten.

Das Wort pandapa bezeichnet bey den Javaneſen eine Wohnung. Seine Sanſcrit-Herkunft deutet an, daß auch die Bauart indiſcher Abſtammung iſt. Ein pandapa iſt ein viereckiger Pavillon. Vier hölzerne Säulen, welche ein mit dürrem Gras bedecktes Dach tragen, bilden ſeine Geſtaltung. Ringsum ſteht ein etliche Fuß breites Vordach durch Bambus unterſtüzt. Das Gebäude iſt mit einer Palliſade umzingelt, und durch Bambuswände abgetheilt. Das pandapa ſteht allezeit auf einem kleinen terraſſenförmigen Hügel.

Die alten Denkmäler ungerechnet, finden ſich auf Java ſteinerne Gebäude, worin die Fürſten oder Häuptlinge wohnen: ſie heißen Karaton. Ein ſolches iſt aber eine kleine Stadt, in deren Mitte der Palaſt des Fürſten und ringsum die Wohnungen ſeiner Beamten und Diener ſtehen. Der Haupteingang eines Karaton findet ſich immer auf der Nordſeite und führt über einen großen gevierten Platz. Auf dieſem zeigt ſich der Sultan alle acht Tage ſeinen Unterthanen. Hier werden Turniere und Feſte gehalten; das Gefolge der zur Audienz des Herrſchers Gelaſſenen wartet da auf ihre Rückkehr. Indianiſche Feigenbäume umgeben den Platz und in ſeiner Mitte ſtehn zwey mit Mauern eingefaſſte Bäume: dieß iſt der Ort, wo die Miſſethäter hingerichtet werden. Es haftet an dieſen Bäumen ein Begriff von Heiligkeit, als Ueberreſt eines Aberglaubens der Boodiſten, und allenthalben, wo auch in den wildeſten Gegenden der Inſel Feigenbäume ſtehen, da finden ſich auch Spuren großer Gebäude, die vormals vermuthlich Herrſcherwohnungen geweſen ſind.

Auf der Südſeite des Palaſtes befindet ſich gleichfalls ein gevierter Platz, der jedoch viel kleiner iſt. Die alten Karatons waren alle aus gehauenen Steinen, mit Thürmen, als Schirmwerken erbaut. Heut zu Tage werden ſie aus Backſteinen mit Bruſtwehren und Schießſcharten aufgeführt; es ſind eigentliche feſte Werke und wirkliche Feſtungen; denn die Wohnung des Sultans von Java hat drey Millen Umfang und eine Bevölkerung von zehntauſend Einwohnern. Die größte dieſer Feſtungen war diejenige von Majopahit. Die Entfernung ihrer zwey entgegengeſezten Thore, deren Ruinen noch ſichtbar ſind, beträgt eine Lieue, und nach dem mit Wahrſcheinlichkeit zu berechnenden Umfang dieſes feſten Platzes, mochte die Zahl ſeiner Bewohner wohl auf 160,000 anſteigen. Die Reſidenzen der Statthalter in den Bezirken ſind gleichmäßig eingerichtet, nur nach kleinerm Maaßſtab. Sie geben alle Samſtag Abende Turniere und Spiele auf dem großen nördlich gelegenen Platze, und die zwey indiſchen Feigenbäume, die den Ort der Hinrichtungen bezeichnen, ſind die gewöhnliche Zierde dieſer Plätze.

Die Wohnungen der Landleute ſtehen nicht vereinzelt, ſondern in Dörfern beyſammen; aber jedes Haus wird von einem Garten umgeben, der mit Obſtbäumen bepflanzt iſt; ſo daß das ganze Dorf einem Baumgarten gleicht, welcher allzeit mit einer lebendigen Hecke umzäunt iſt.

Die Städte der Küſtenſtämme, welche an Stromufern oder in ſumpfigen Landſchaften erbaut ſind, haben ein ſeltſames Ausſehen. Palembang und Borneo ſind in dieſer Rückſicht inſonderheit merkwürdig. Die Häuſer ſtehen auf Pfählen, welche je nach dem Waſſerſtand erhöhet und erniedrigt werden, und die Verbindung unter ihnen findet in Kähnen ſtatt.

Wie das Zimmergeräth europäiſcher Wohnhäuſer den Bedürfniſſen des Landes angepaſſt iſt, ſo entſpricht dasjenige der Häuſer des Archipels den daſelbſt herrſchenden Gewohnheiten, und den Andeutungen des Klima. Wir ſitzen auf hohen Stühlen, vor Tiſchen, die eine mit dieſen verhältnißmäßige Höhe haben; die Indianer ſitzen auf dem Fußboden und bedürfen weder Stühle noch Tiſche. Wir ſcheuen die Kälte, haben weiche Betten und warme Decken. Mit dem indianiſchen Klima wäre dieß unverträglich. Die Betten der Indianer beſtehen aus zuſammengenähten Bambusrohren, oder aus einem mit einer Matte bedeckten Bret und einem kleinen Kiſſen. Die Landleute legen ſich gekleidet und in ihren Sarung gehüllt ſchlafen, um vor Inſektenſtichen geſchüzt zu ſeyn.

Löffeln und Gabeln ſind den Inſulanern überflüſſig; ihre Speiſen werden auf hölzernen oder kupfernen Tellern gereicht, zuweilen und als Luxus gebrauchen ſie dafür chineſiſches Porzellan. Zum Kochen werden eiſerne Ofen, die aus China kommen, oder auch nur gemeines Töpfergeſchirr gebraucht. Die überall in Menge wachſenden Bambusröhre dienen zur Feurung.“

Hierauf beſchränkt ſich das ganze Hausgeräth der Inſulaner. Jedes weitere Bedürfniß der Europäer iſt ihnen entbehrlich, und von Luxus kann vollends die Rede nicht in einem Lande ſeyn, worin eine zwingherrliche Regierung die ſämmtlichen Bewohner in gleichmäßiger Armuth hält.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Dec.

Die zwölfte Rechenſchaft und Jahresrechnung der in Zürich errichteten Anſtalt für Blinde ward gewohntermaſſen am Schluß des Jahres ausgegeben. Sie iſt ſo erfreulich, wie alle ihre Vorgänger; die Einleitung wirft einen Rückblick auf die Muſterbilder, denen die Zürcherſche Anſtalt nachſtrebte und denen ſie bereits auch zur Seite ſtehen darf. „Es war im

Jahre 1784 (drückt ſich unter andern der Berichterſtatter aus), als Valentin Hauy eines Abends in der Gegend von Paris ſpazieren ging und ſah, wie ein Schenkwirth, um ſich Zulauf zu verſchaffen, zehn arme Blinde zuſammengebracht und auf eine ſcheußliche Art aufgepuzt hatte. Der eine, als Midas mit Eſelsohren und Pfauenſchwanz ausſtaffirt, ſang; die übrigen ebenfalls lächerlich gekleidet, mit Brillen von Pappe ohne Gläſer auf der Naſe und vor Pulten ſtehend, auf welchen die Notenblätter verkehrt vorlagen, begleiteten ihn mit der Geige. Den edeln Mann empörte die Art, wie ſeine Landsleute die Blinden verſpotteten; und von dem Augenblick an beſchloß er, dieſen Unglücklichen ein beſſeres Loos zu Theil werden zu laſſen. Die gerade damals in Paris befindliche Thereſia von Paradies aus Wien, welche durch ihre muſikaliſchen Kenntniſſe und Fertigkeiten, ſo wie durch ihre übrige Bildung, allgemeine Bewunderung erregte, trug nicht wenig dazu bey, ihn in ſeinem Entſchluſſe zu beſtärken. Er fand bey ihr eine *Handdruckerey*, durch deren Hülfe ſie mit ihren Freunden und Bekannten korreſpondirte, eine von dem Engländer Saunderſon erfundene Rechentafel, vermittelſt welcher ſie mit großer Fertigkeit rechnete, geſtickte Landkarten u. ſ. w. Hauy fing nun an, einen Blinden zu unterrichten; und da der Erfolg entſprach, errichtete er, anfänglich mit Hülfe edler und angeſehener Gönner, nachher durch die Fürſorge des Königs, ein eigenes Erziehungs- und Bildungs-Inſtitut für Blinde, wodurch er der Erfinder des allgemeinen Blinden-Unterrichts und der Stifter des erſten Blinden-Inſtituts wurde. Seit 1806, wo er vom Kaiſer Alexander nach Petersburg berufen worden, um dort eine ähnliche Anſtalt zu bewerkſtelligen, ſcheint diejenige von Paris keine große Fortſchritte mehr gemacht zu haben. Aber Hauy's ſchönes Beyſpiel fand in andern Ländern Nachahmung. In den Jahren 1790 wurden in Liverpool, 1800 in London, 1804 in Wien, 1806 in Berlin, 1807 in Prag, 1808 in Amſterdam, 1809 in Dresden, und im Jahr 1810 in Zürich Blinden-Anſtalten gegründet. Seither iſt, meines Wiſſens, noch diejenige zu Kopenhagen im Jahr 1811 geſtiftet worden; und als in den Feldzügen von 1813 bis 1815 beym preußiſchen Heere über 500 Krieger erblindeten, wurden milde Beyträge für dieſelben geſammelt, und in verſchiedenen Städten zwiſchen der Memel und Elbe einſtweilige Kriegsblinden-Anſtalten errichtet. Unſere in der Schweiz bis jezt noch einzige Blinden-Anſtalt darf ſich, nach dem Zeugniſſe ſachkundiger Fremden, rühmen, gegenwärtig keinem der benannten Inſtitute nachzuſtehen. Wir bemühten uns von Anfang an, mit den verſchiedenen Methoden der übrigen Anſtalten bekannt zu werden, und aus denſelben, was uns am paſſendſten ſchien, zu unſerm Gebrauche zu wählen. Die gemachten Erfahrungen und Verſuche leiteten uns aber auch auf eigene Hülfsmittel, die wir größtentheils dem Scharfſinn und der Geſchicklichkeit unſerer Blinden ſelbſt verdanken. Die warme und thätige Theilnahme von Seite edler Menſchenfreunde ſezte uns in den Stand, denjenigen Nuzen und Segen durch dieſe Anſtalt zu verbreiten, der ſeit zwölf Jahren unverkennbar aus derſelben hervorgegangen iſt.“ Zur Charakteriſtik der wirklichen Zöglinge wird auch dießmal mancher anziehende und rührende Zug erzählt, und hinwieder andere von den erfreulichen Beſuchen der Reiſenden und ausgezeichneter Perſonen, welche die Anſtalt während des lezten Sommers ihrer Aufmerkſamkeit würdigten; unter dieſen ſteht die edle Königin von Baiern oben an, welche auf ihrer Schweizerreiſe etliche Stunden bey den Blinden in Zürich verweilte, ſich die ganze Unterrichts-Methode bis ins Einzelne entwickeln, von den Zöglingen Proben ihrer Fertigkeiten vorlegen ließ, und auch an dieſer Stelle das Andenken ihrer Menſchenfreundlichkeit zurückgelaſſen hat. Die Koſten des Jahresunterhalts der Anſtalt betrugen in ihrem zwölften Jahre 4242 Gulden; die Jahreseinnahme, meiſt nur aus Gaben der Privaten beſtehend, deckte dieſen Bedarf nicht allein, ſondern bot annoch einen Ueberſchuß von beyläufig 600 Gulden dar; ſo daß der Erſparnißfond bereits auf 8862 Gulden angeſtiegen iſt. … Solcher, einzig durch Privatbeyträge gebildeter Anſtalten gibt es in Zürich viele; mißglückt hingegen iſt daſelbſt der kürzlich gemachte Verſuch, für die Erbauung eines Schauſpielhauſes die erforderlichen Unterzeichnungen zu erhalten.

Riga.

(Fortſetzung.)

Der Kaiſer überließ den an der Düna in einem Tannenwalde gelegenen zweyten kaiſerlichen Garten der Verwaltung des Kollegiums der allgemeinen Fürſorge zu wohlthätigen Anſtalten, und nach dem Vorſchlage des General-Gouverneurs werden in dieſem ſchönen und umfangsreichen Lokal folgende Anſtalten errichtet: 1) Eine Verpflegungs-Anſtalt für ſchuldlos Verarmte und Erwerbsunfähige. — 2) Eine Zwangsarbeits-Anſtalt für Müſſiggänger und Bettler. — 3) Ein Lazareth für ſyphilitiſche Kranke weiblichen Geſchlechts. — 4) Ein Aufenthalt für heilbare Wahnſinnige. — Die Kaufmannſchaft hat zur Gründung der Gebäude 100.000 Rubel bewilligt, und die noch weiter nöthigen Summen werden von dem Kollegium der allgemeinen Fürſorge herbeygeſchafft. Eine andere ſehr wohlthätige Einrichtung iſt die eines Krankenhauſes für Seefahrer, wie hier ein ſolches im Jahre 1815 gegründet worden. Ein eigenes, für 3000 Silber Rubel erkauftes, Haus enthält zwey Zimmer mit vier Betten für die Kapitäns und Steuerleute, und vier andere mit zwölf Betten für die Matroſen. Für Koſt und Verpflegung der Kranken werden täglich 25 Kopeken Silber und für ärztliche Hülfe eben ſo viel gezahlt, die Medizin, ſo wie etwanige außerordentliche Ausgaben, werden von der Börſen-Komittée beſtritten.

Wenn Alles geſchieht, um den Kranken und Verlaſſenen Hülfe und Rettung zu geben, ſo verdient auch ſelbſt der Verbrecher menſchliche Berückſichtigung, beſonders aber wird dieſe in ſolchen Fällen zur Pflicht, wo oft nur ein kleines Polizey-Vergehen eine kurze Verhaftung zur Strafe hat, die Gefängniſſe aber ſo ſchlecht und ungeſund ſind, daß ſelbſt der kürzeſte Aufenthalt in denſelben zur harten und grauſamen Strafe wird, dieſe Wahrheit hat hier ein gerechtes, und zugleich menſchliches Gefühl anerkannt, das mit der Strenge der Pflicht das ſanftere Gefühl des Mitleidens zu vereinen ſuchte. In dieſem Sinne iſt das neue Stadtgefängniß entſtanden, welches mit einem Aufwande von 240.000 Rubel in der Nähe des Rathhauſes erbaut iſt. Nach den Vorſchriften des Kaiſers darf die Haft ſelbſt des größten Verbrechers in keinem unterirdiſchen Gewölbe ſtatt finden, daher konnten die früher hiezu beſtimmten hochgewölbten Souterrains des Rathhauſes nicht länger zu ſolchem Zweck benuzt werden, und ſo entſtand dieſes geräumige und lichte Gefängniß, deſſen Vorhalle auf einer Kolonade ruht, und auf dem Geſimſe folgende Inſchrift trägt:

Der öffentlichen und perſönlichen Sicherheit
zum Schuz, und dem Schuldigen zur Strafe.
MCDDDXX.

In fünfzehn geräumigen Arreſtantenſtuben können mehr als hundert Gefangene ohne alle Ueberfüllung verlegt werden. Außerdem ſind Wachſtuben und Krankenzimmer für männliche und weibliche Gefangene, eben ſo auch Bäder eingerichtet worden. In eben dieſem Gebäude befinden ſich auch die verſchiedenen Seſſions- und Gerichts-Säle. — Für die Beköſtigung, Verpflegung und Reinlichkeit der Arreſtanten, für ärztliche Hülfe, Medizin und angemeſſene Speiſen wenn ſie krank ſind, wird übrigens ſehr gut geſorgt, alle erhalten Wäſche und Kleidung, die Kriminal-Arreſtanten von hochrothem wollenem Zeuge, um auf den Fall der Entweichung leichter erkannt zu werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 6.

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Januar 1822.

> Nach ewigen, ehrnen,
> Großen Geſetzen,
> Müſſen wir Alle
> Unſers Daſeyns
> Kreiſe vollenden.
>
> Goethe.

Die Bewohner des indiſchen Archipels.

(Beſchluß.)

Dauerhafte Materialien werden hier für gemeinnützige Werke nirgends benuzt. Auf der ganzen Inſel Java findet ſich keine einzige ſteinerne Brücke, kein Schiffahrts- oder Wäſſerungskanal, kein Teich und keine Schleuße. Die Unwiſſenheit der Javaneſen in allen auf nützliche Künſte Bezug habenden Dingen wäre für ſich allein hinreichend dieſen Mangel zu erklären, wenn nicht andere Umſtände mehr gleichfalls dazu beygetragen hätten. In dieſem Bergland und in dieſem Tropenklima würden zur Regenzeit durch wilde Bergſtröme, die auch noch ſo feſt gebauten Brücken weggeriſſen. Das Verhältniß der gegenwärtigen Bevölkerung zu dem kulturfähigen Boden iſt noch ſchwach. Bäche, die zur Bewäſſerung benuzt werden können, ſind überall in Menge vorhanden, ſo daß für koſtbare Kanalgrabungen kein Bedürfniß gefühlt wird. Von Teichen, die wahrſcheinlich in vergangener Zeit eine religiöſe Beſtimmung hatten, ſind noch einige Ueberbleibſel vorhanden. Ein ſolcher findet ſich in der Nähe von Majopahit; er bildet ein längliches Viereck, welches ſechshunderttauſend Fuß Oberfläche und zwölf Fuß Tiefe hat. Der Zerfall der Baukunſt auf Java reicht wahrſcheinlich ins dreyzehnte Jahrhundert hinauf. Sie blühte zur Zeit, wo aus gehauenen Steinen Tempel erbaut wurden. Jezt wird nur mit Backſteinen und Mörtel gebaut, und ſeit ſechshundert Jahren iſt kein bemerkenswerthes Gebäude mehr aufgeführt worden. Die Moſkeen ſind geſchmacklos und aus ſchlechten Materialien erbaut. Des Ruhmes ungeachtet, den einige holländiſche Schriftſteller von einem in Cheribon aufgeführten Grabmale gemacht haben, reicht auch dieſe Baute doch über die Mittelmäßigkeit der übrigen nicht hinaus. Die Kunſt der Wölbungen iſt den Javaneſen unbekannt, und ſeit Einführung des Islamism iſt kein Werk dieſer Art auf der Inſel unternommen worden. Zur Zeit der Hindus-Religion hingegen iſt jene Kunſt ohne Zweifel bekannt geweſen. Es finden ſich Gewölbbogen in allen alten Tempeln. Bogengänge ſieht man noch in den Trümmern der Thore von Majopahit und in noch ältern von Suku und Katto, im Gebirge von Lawu. Woher rührt dieſer Unterſchied? Iſt der Geiſt der Hindus-Religion für die Künſte fruchtbarer als der des Islamism, oder beſaß das mächtige und große indiſche Reich ſolche ſchöpferiſche und vervollkommnende Kräfte, die dem erobernden Volke der Araber fehlten?

Die Inſulaner des Archipels beſitzen die von den Hindus erlernte Weberkunſt. Sie verfertigen die Baumwolltücher, womit ſie ſich kleiden, und alle dahin einſchlagende Arbeit iſt ausſchließliches Geſchäft der Frauen. Alle großen Völker Aſiens, die Araber, die Perſer, die Hindus, die Chineſen, hatten anfänglich die Arbeiten der Weberey ausſchließlich den Weibern überlaſſen; die Bewohner des Archipels leben noch in dem Zuſtande von Halb-Barbarey, der das gleiche Verhältniß thunlich macht.

Es ſind grobe aber dauerhafte Stoffe, welche auf den Inſeln verfertigt werden; die blaue und rothe Farbe ſind dafür einzig gebraucht und ſelbſt dieſe beſitzen weder den Glanz noch die Dauerhaftigkeit der indiſchen Stoffe. Auch das Auftragen der Farben verſtehen die Inſulaner nur ſchlecht. Wenn ſie Tücher färben wollen, ſo bedecken ſie die Stellen, welche ungefärbt bleiben ſollen mit geſchmolzenem Wachs, und bringen hernach das Stück in die Farbe. Dieß Verfahren iſt koſtbar und doch im Ergebniſſe ſehr unbefriedigend.

Man muß ſich wundern, daß der Anbau des Maulbeerbaumes und die Zucht des Seidenwurms auf Java nicht ſind verſucht worden. Das Klima iſt dazu einladend, und der beharrliche Gewerbfleiß der daſelbſt angeſiedelten Chineſen würde ohne Zweifel das Gelingen des Verſuches ſichern. Die Javaneſen beziehen die Seide aus China und verarbeiten daraus ſehr mittelmäßige Stoffe, zu denen mitunter doch auch Gold- und Silberfaden, gleichfalls aus China herkommend, gebraucht werden.

Das Gold, welches auf den Inſeln des Archipels als gediegenes Gold häufig vorkommt, muß eines der erſten Metalle geweſen ſeyn, die daſelbſt gebraucht wurden. Goldene Bilder und Verzierungen ſieht man öfters, aber keine Münzen von Gold, und es ſcheint nicht, daß die Inſulaner je daran gedacht haben, daſſelbe als Werthzeichen in Umlauf zu bringen. Auch die Kunſt des Vergoldens haben ſie nie gekannt. Das Silber wird für Bilder und Zierrathen ſelten gebraucht, hingegen finden ſich einige alte javaneſiſche Silbermünzen, die, weil man auf Java keine Silberminen kennt, vermuthlich von auswärts eingebracht worden ſind. Die Kunſt, das Eiſen zu bearbeiten, ſcheint auf den Inſeln einheimiſch zu ſeyn, und alle darauf Bezug habenden Kunſtausdrücke ſind der Landesſprache angehörige Worte.

Auf der Inſel Java ſind übrigens die Eiſenminen an Zahl und Gehalt ſo geringfügig, daß wahrſcheinlich die Schwierigkeit, das Eiſen zu bekommen, einer der Gründe iſt, warum die Civiliſirung nur ſo langſame Fortſchritte gemacht hat. Die Eiſenarbeiter waren zur Zeit, wo die Europäer zuerſt auf dieſe Inſeln kamen, ſehr geachtete Leute. Das Wort pande, welches einen Schmied oder Schloſſer bezeichnet, bedeutet hinwieder auch einen Gelehrten. Wahrſcheinlich iſt vormals das Eiſen ausſchließlich für Waffen und Verzierungen gebraucht worden. Heut zu Tage ſind Dolche oder Kris, die einen ungemein ſtarken Abſatz finden, das Hauptfabrikat der Eiſenarbeiter. Die Form der Dolche iſt nach den Stämmen ungleich, und die Javaneſen haben vier und funfzig verſchiedene Namen, womit ſie eben ſo viele Spielarten dieſer Waffe belegen. Ein und zwanzig davon befaſſen die Kris mit geraden Klingen, drey und dreyßig hingegen werden zur Bezeichnung von Dolchen gebraucht, welche krumme oder wellenförmige Klingen haben. Das Ausſehen dieſer Klingen iſt beſſer als ihr Gehalt: die Härtung iſt ſchlecht, und unter Hundert findet ſich kaum eine, die, wenn ſie gebeugt wird, ſich wieder gerade macht. Sie haben, mit geringem Erfolg, Schießgewehre zu verfertigen verſucht. Das Schloßblatt iſt ein zu künſtliches und ſchwieriges Stück für ſie, zumal bekanntlich daſſelbe außer Europa überhaupt noch nirgends vollkommen gut verfertigt ward. Sie arbeiten indeß Flinten nach alter Mode, deren Läufe mit Gold, Blumen und Verzierungen incruſtirt, unſtreitig als Kurioſitätsſtücke merkwürdig ſind. Es finden ſich ausgezeichnet ſchöne Stücke dieſer Art im Arſenal des Raja von Bali. Für Ackergeräthe wird das Eiſen ſehr ſparſam gebraucht und zur Pflugſchar wird nur eine ganz dünne Eiſenplatte verwandt, außer wo man ſich des Gußeiſens bedient. Kupfer und Zinn werden einzeln nicht leicht gebraucht; als zuſammengeſetztes oder Gußmetall werden daraus kleine Kanonen für die Schiffe und muſikaliſche Inſtrumente verfertigt. Das Bley wird ausſchließlich für Flintenkugeln gebraucht; es ſcheint daſſelbe vor der Ankunft der Europäer unbekannt geweſen zu ſeyn, und die Namen, womit die Inſulaner daſſelbe bezeichnen, deuten jezt noch auf eine Verwechslung mit dem Zinn.

Die Tiſchler oder Ebeniſten dieſer Inſeln verſtehen die ſchönen einheimiſchen Holzarten nicht zu würdigen. Dolchhefte und Beteldoſen ſind die Hauptartikel ihrer Arbeit. Zuweilen verfertigen ſie jedoch auch Paradebetten mit reichen Verzierungen, oder künſtlich ausgeſchnitzelte Säulen für die Pandapas. Solche köſtlichere Arbeiten werden aber meiſt durch Chineſen verfertigt. Fahrzeuge aller Art ſind das Hauptgeſchäft der Zimmermeiſter. Dieſelben ſind ſehr mannigfaltig, vom ausgehölten Baumſtamme bis zu den an funfzig Tonnen haltenden Schiffen, welche das ganze Inſelmeer befahren. Jeder Stamm hat ſeine eigenthümlichen Schiffe. Die kleinſten dieſer Fahrzeuge ſind vortreffliche Schnellfahrer; aber im Verhältniß der zunehmenden Größe, werden ſie gefährlicher, indem die Kunſt der Arbeiter dieſes Landes dem größeren Schiffbau nicht gewachſen iſt. Das Bauholz für die Schiffe iſt hingegen vortrefflich, und dieſer Umſtand wird vermuthlich dazu beytragen, den Archipel in der Folgezeit zu einem bedeutenden Handelsſtaate zu erheben.

Die Meere der Inſeln ſind überaus fiſchreich und ihre Bewohner ſind hinwieder auch ſehr geſchickte Fiſcher. Das Klima geſtattet den Fiſchfang das ganze Jahr hindurch. Des Morgens fahren die Kähne mit dem Landwind vom Ufer ab und Nachmittags kehren ſie mit dem Seewind zurück. Der Fiſchfang geſchieht mit Streichnetzen oder künſtlich verfertigten Reuſen, zuweilen auch mit Handnetzen; mit der Leine zu fiſchen verſtehen die Inſulaner ſo gut nicht wie die Europäer. In den Flüſſen der Inſeln ſind die Fiſche ſeltener als im Meer und, wie es ſcheint, auch von geringerer Güte. Man hat auf Java künſtlich umzäunte Salzgräben zur Zucht der Seefiſche angelegt, und es ſtammt dieſe Sitte vielleicht aus China her. Friſch werden die Fiſche auf den Inſeln nur ſelten geſpeiſt, faſt immer hingegen eingeſalzen und getrocknet. Auf ſolche Art zubereitet, ſind ſie, im Innern der Inſeln ſowol als für den ganzen Archipel, der Gegenſtand eines ſehr großen Handelsverkehrs. Eine ganz eigenthümliche Behandlung der Fiſchſpeiſe auf dieſen Inſeln iſt, was die Malayen blachang und die [illegible]ueſen traai nennen. Aus kleinen Fiſchen und aus Fiſchlaich, die man zuſammen gähren und hernach an der Sonne trocknen läſſt, wird eine Maſſe bereitet, die den Europäern ekelhaft vorkömmt, den Inſulanern hingegen ein ſehr beliebtes Gericht iſt. Sie bereiten daraus hinwieder eine Brühe, die allen Speiſen zur Würze dient; man gewöhnt ſich bald an dieſen Hochgeſchmack, und findet ihn zulezt recht gut. Im ganzen Tropenlande, von China bis Bengalen, wird dieſe Würze angetroffen.

Allerley aus Spanien.

(Beſchluß.)

Ich kehre von dem Ateneo, der Quelle geiſtiger Nahrung, zu einigen gröbern Mitteln ſich das Leben zu erhalten, zurück. Da habe ich dir noch von den Kaffee-Anſtalten zu erzählen. Von den eigentlichen Café's ſpreche ich dir nicht, wohl aber von den ambulanten Kaffee-Verkäufern. Gegen ſieben Uhr fangen in den Straßen an Kerls herumzulaufen, mit einer zinnernen Kaffeekanne die auf einer Kohlenpfanne ſteht, in der einen Hand und ein Kaffeebret in der andern, und ſchreyen ihre Waare aus: café calienteeee! quien quiere! — Da nehmen denn die Höckerweiber, Büchertrödlerinnen, und eine Menge alte Herren ihren Kaffee auf offner Straße. Aber damit ſind wir hier nicht zufrieden, ſondern alle Welt will auch dulces (Zuckerwerk und ſo was) eſſen, und gar jezt, wo es gegen Weihnachten geht, ſtehen an allen Straßenecken Tiſche mit ſolchen Waaren. Soldaten und ſonſt arme Teufel, die es nicht geradezu kaufen können, ſtehen immer haufenweiſe um ein Paar Jungens herum, die eine Art von Bonbonslotterie oder Pharaobank halten, auf einem Bret, das ſie vor ſich hertragen, und mit alten ſchmutzigen Karten. Da wird mit einem Eifer um eine Makrone geſpielt und gezankt, daß man jeden Augenblick meinen ſollte, es gebe Mord und Todtſchlag. Das einzige von allen dieſen Eſſereyen, was dem Auge wohl thut, ſind die langen Reihen von Haufen Orangen, Zitronen und Granaten; auch Aepfel und Birnen, die auf den Märkten ſtehen. Am eckelhafteſten ſind eigentlich die Fleiſchbuden, beſonders die kleinen in den abgelegenen Straßen: da hängen oft Ziegen- und Kalbsviertel u. ſ. w., die ganz zu einem trockenen, anatomiſchen Muſkelpräparat zuſammengeſchrumpft ſind. Das Fleiſch wird von den Mezgerknechten auf Mauleſeln in der Stadt herumgebracht; an dem Sattel ſind ein Paar Reihen großer Hacken befeſtigt, daran hängen zu jeder Seite ein Paar halbe Kälber, und ſo ſizt der Kerl mitten drin, und galoppirt in der Stadt herum. So ſchlecht das Fleiſch hier iſt, ſo gut iſt das Brod. Das wird aber nicht in Beckerläden, ſondern mit anderer Waare in den Gewürz- und Käſeläden u. ſ. w. verkauft.

Im Ganzen halt ich freylich Madrid für einen ſehr unangenehmen Ort; es iſt keine alte Stadt, hat nicht das Intereſſe, was ſo recht alte gothiſche Städte für mich haben, und auch nicht das Reinliche und Angenehme einer neuen Stadt; es iſt keine recht ſpaniſche, und keine franzöſiſche Stadt, es iſt eben ein Mittelding, ein Froſch in der Verwandlung. Sie hat eine Menge der Unannehmlichkeiten einer großen Stadt, und eben ſo viele von denen einer kleinen, und keine der Annehmlichkeiten von beyden. Ich finde darin weder die Bequemlichkeit und die Hülfsmittel jeder Art, die eine civiliſirte Stadt, wie z. B. Paris, darbietet, und nicht die Freyheit und die entgegengeſezte Art von Bequemlichkeit, die der Mangel an Luxus-Bedürfniſſen gibt. Sie iſt weder ſchön noch häßlich, weder kalt noch warm. Wenn einmal die Sonne ſcheint, iſt es jezt im December erträglich warm; aber außerdem ſo kalt, wie bey euch im Oktober und November. Dafür hat man aber hier nichts, um ſich zu wärmen, als die Braſeros, die einem heftige Kopfſchmerzen machen; ſo viel kann ich dir ſagen, daß dieſen Morgen meine Finger vor Kälte ſo ſteif ſind, wie Trommelſchlägel. Alſo mit der Stadt wär' es nichts; dafür gefallen mir die Leute deſto beſſer. Ich hatte mich förmlich gepanzert, und mir vorgenommen, ſo ſpröde wie Bimsſtein zu ſeyn, um mich nicht übertölpeln zu laſſen; ich habe mir lange alle Mühe gegeben, die Spanier unausſtehlich grob, verdorben u. ſ. w. zu finden; aber jezt bin ich zu Ende, und es iſt mir recht wohl dabey, und ich muß geſtehen, daß ich mit jedem Tag mehr mit den Spaniern zufrieden bin. — So viel will ich dir jezt nur ſagen, denn um dir meine Anſicht von den Spaniern und ihrem jetzigen Treiben näher zu ſchildern, will ich doch noch ein wenig warten; auch hab' ich dir hier ja nur einzelne Umriſſe und Bilder verſprochen, die du dir dann ſelber zuſammenſetzen kannſt.

Shakeſpeare und der Jüngling.

Der Jüngling.

Der du herrſcheſt über alle Geiſter,
Hoher Töne ſeelenvoller Meiſter,
Sprich, o Freund, wer lehrte dich?
Welche Göttinn iſt's, die dich geboren,
Welche Schule haſt du dir erkoren,
Weſſen Liebling nennſt du dich?

Shakeſpeare.

Haſt du je mit Hamlet dich verſenket,
Dich mit Thränen Julias getränket,
Jüngling, o ſo frage nicht!
Keiner hat den Genius erkläret,
Als der Blöde, welcher ihn entehret.
Guter Jüngling, frage nicht!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Jan.

Die wieder eröffneten Theater geben vielen Stoff zu Geſprächen. Argentina hat G. Cesare in Egitto, Text von Ferretti, Muſik von Pacini, gegeben. Die Sgra. Mombelli ſcheint, troz ihrer ſchönen Stimme und ausgezeichneten Manier, nicht wohl gethan zu haben, die Opera buffa um der Seria willen verlaſſen zu haben. Donzelli ſingt mit vielem Beyfalle, der Tenor Sbigoli iſt ſehr mittelmäßig. Die Muſik iſt mehr für eine Opera buffa, als für die Seria, auch iſt manches fremde Gut, nach heutiger Sitte, mitunter gelaufen. Das Ballet, Ifigenia, hat mißfallen, und noch dabey das Unglück, daß die erſte Tänzerin durch eine Lungenentzündung für den ganzen Faſching hors de combat iſt.

Caraffa's Muſik zu La Capricciola corretta iſt gelehrt, aber zu reich und gedehnt. Im Theater Capranica tanzt De Suſanis auf dem Seile.

Unter den hier angekommenen Fremden befindet ſich auch ein candiotiſcher Türke, welcher auf einer eigenen Brigg nach Civitavecchia entkommen iſt, und mit ſechs weißen und ſchwarzen Dienern am Oſter-Sonnabend getauft werden wird. Einſtweilen ziert er und ſein, über die römiſchen Frauen hocherſtauntes, Gefolge die Augen der Römer auf dem Corſo auf ſich. Es ſind ſehr viele Engländer hier, worunter viele preßhafte, und Matronen. Die Infantin von Lucca mit ihrer Familie und zahlreichem Gefolge, die Herzogin von Chablais ꝛc. werden den Winter hier zubringen. Die Prinzen von Sachſen werden demnächſt erwartet.

Wer wohl den Artikel im Nürnberger Korreſpondenten über die Seerüſtungen in Civitavecchia und den Enthuſiasmus der römiſchen Fürſten und Frauen geſchrieben haben mag? Die römiſchen Fürſten ſuchen vorläufig vor Allem ihr durch die Zeiten meiſt zerrüttetes Vermögen wieder herzuſtellen, und die Frauen wiſſen kaum vom Hörenſagen, daß es ein Griechenland gibt. Den Türken wollen ſie nur darum übel, weil ſie Tabak rauchen und die Weiber einſperren. Was den Enthuſiasmus betrifft, ſo kennen Sie die Prieſtererziehung, und ich unſere Verpflichtung, nichts Politiſches zu ſchreiben.

M.

Riga.

(Fortſetzung.)

Nur mit flüchtigen Zügen erwähne ich noch einiger anderer neuen Anſtalten Riga's, deren Bemerkung das allgemeine Intereſſe der Anerkennung des Nützlichen und Guten, wo man es findet, nicht verſehen kann. So hat man, zur Abwendung aller Gefahr bey dem Eisgange der Düna, ſichere Maßregeln, und (im Gegenſatze angeführt, deſſen Allegorie ſich leicht findet) ebenfalls ein Komtoir der Reichs-Kämmerey-Bank, und ein Handels-Reglement gegründet, um Ueberſchwemmungen Einhalt zu thun, die dem Flor Riga's gefährlicher noch, als die der Düna ſind. Einen gleichen Zweck, den Handel Riga's zu beleben, und ſeine Schwierigkeiten zu heben, hat auch die Börſen-Committée, die über Handelsgegenſtände berathſchlagt, und ſolche durch den Stadt-Rath dem Civil-Oberbefehlshaber unterlegt, und mit der ein Schiedsgericht in Handelsſachen verbunden iſt, das, wenn gleich kein Zwang an deſſen Ausſprüche weiſt, doch, auf Anſuchen der einen Parthey, die andere zur Anerkennung ihrer Gerichtsbarkeit auffordern darf. — Ein Kapital von 4000 R.S.M. wird jährlich 25 Jahre hindurch niedergelegt, aus deſſen Zinſen ſich ein Kapital bilden ſoll, um die beſtehenden Armen-Anſtalten zu beſſern, zu erhalten und neue zu gründen. — Eine Feuer-Ordnung ſoll die Gefahr abhalten die beſtehenden Gebäude zu vernichten, ein Bau-Reglement dafür ſorgen, daß neue feſt und ſicher ſich erheben. Die Eintheilung der Märkte nach den verſchiedenen zur Stadt gebrachten Bedürfniſſen erleichtert den Ankauf der leztern. Die Sorgfalt des Gouvernements, durch eine beträchtliche Summe aus den Mitteln der Stadt und durch geſammelte Beyträge, den Polizey-Beamten Unterſtützung und Penſionen nach gewiſſen Dienſtjahren zu gewähren, erhöhet den Eifer derſelben, und hat den Zweck, ſie eben ſo den Beſtechungen unzugänglich zu machen, als das Publikum vor Erpreſſungen zu ſichern. Ein Plan, nach welchem die Feſtungsgräben um Riga durch Schleußenwerke immer friſches, fließendes Waſſer erhalten ſollen, ſteht zur Ausführung.

Dieſe in ganz neuern Zeiten erſt vollendeten gemeinnützigen Anſtalten, an denen Riga überhaupt ſo reich iſt, geben der Stadt eine Merkwürdigkeit, welche wohl die Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdient, der nicht allein das Schöne, ſondern auch das Gute in fernen Ländern bemerken will. Doch gemeinnützig ſind nicht allein die Orte, wo menſchliches Leiden gemildert, ſondern auch die, welche zum frohen Genuß des Lebens und der Natur geſchaffen ſind, beſonders aber in der Nähe der alten Stadt Riga ſelbſt, wo die hohen Gebäude, und die ſie umringenden Mauern der Feſtung, den Spaziergang ins Freye doppelt angenehm machen, zu welchem indeß auch die Wälle ſelbſt, bey leicht zu erhaltender Erlaubniß, benutzt werden, und beſonders nach der Hafenſeite hin eine ſehr ſchöne Anſicht gewähren. Schöner aber doch ſind die Alleen und Park-Anlagen zwiſchen der Stadt und der Petersburger Vorſtadt, welche in wenig Jahren mit wunderbarem Gedeihen ſich ſchon ſo weit gebildet haben, um Schatten, Kühlung und Freude dem wandernden Pilger zu gewähren. Vorzüglich indeſſen iſt dieſem Zwecke der alte kaiſerliche Garten geweiht, den eine alte, noch vom Kaiſer Peter dem Großen gepflanzte, Ulme auszeichnet. Hier iſt das ehemalige kaiſerliche Gartenhaus zu einem ſchönen Gebäude im neueſten Geſchmacke umgeſchaffen worden, in welchem der General-Gouverneur die Sommer-Monate verlebt; doch iſt der Garten ſelbſt, mit ſeinen lichten freyen Plätzen, mit ſeinen hohen und breiten Laubengängen und Anlagen von Waſſerpartien und Gebüſchen dem Publikum nicht verſchloſſen, vielmehr ladet an Sommerabenden ein aus Militär-Waiſenknaben ſehr gut gebildeter Muſik-Chor zu Spaziergängen ein, welche auch fleißig benutzt werden. Eine große Anzahl von Privatgärten ſind ebenfalls in der Nähe Riga's jedem anſtändigen Wanderer offen, und hier verdient vorzüglich der ehemals dem Kaufmann Klein, jezt dem liefländiſchen Civil-Gouverneur du Hamel gehörige Garten Erwähnung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Ein Redner kann fürwahr mich nicht entbehren,
Und wenn, allein, mir auch Bedeutung fehlt,
Vermag ich doch Begriffe dir zu mehren,
Wenn man mich nur mit meinen Brüdern zählt.

Und häufig wird auch der nach mir begehren,
Der Ruhe will, wer heimlich ruft, verhehlt, —
Man kann durch mich der Neugier Andrang wehren,
Die Ungeduld bezähmen, die euch quält.

Werd' ich gezwungen, Andern mich zu zeigen,
Da tret' ich hager auf, ganz ohne Zier,
Auf einem Bein, den Kopf lieb' ich zu neigen.

Doch wer nicht rathen will nach Form und Werken,
Der hat mich gleich, wenn ihm zufällig hier
Gelungen, meinen Abgang zu bemerken.

Auflöſung des Logogriphs in Nr. 11.

Schiller. Hiller. Iller.

Nro. 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Januar 1822.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig.
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig;
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig.

Goethe's zahme Xenien.

Anekdoten im Bade zu ***.

1.

„Im Bade muß aller Zwang verbannt ſeyn!" ſo rief mir die eben angekommene Baronin Reichenau aus ihrem nachbarlichen Zimmer zu; gleich darauf aber ſagte ſie zu ihrer Tochter: „Liebſte Laura! vergiß ums Himmelswillen nicht, allen honorigen Leuten nach der Liſte die Beſuchkarten zu ſenden; Niemand vergeſſen, hörſt du? ſonſt wird es ſchrecklich übel genommen; es iſt der Form wegen."

Sie wandte ſich wieder herüber zu mir: „Theure Frau! ich hoffe hier meine Bade-Wochen recht zu genießen; die Aengſtlichkeiten des Stadtlebens verſchwinden doch ganz in der lieben, freyen, geſunden Luft! — Sagen Sie: man kann doch in einem guten ſeidenen Ueberrock zur Mittagstafel kommen? Das wird doch nicht übel genommen? — Ey! was ich noch fragen wollte: Iſt es denn hier Ton, vor Tiſche in der Allee zu arbeiten, oder macht man eine Parthie? — Meine Laura freut ſich kindiſch auf die Ruinen zu *** ſie ſollen ganz himmliſch ſeyn! Da müſſen wir mit einer großen Geſellſchaft hin; man ſpeist dort Forellen und Krebſe ganz vorzüglich, nicht wahr? O! Liebe! Die Natur iſt doch das Höchſte! Die muß man hier allein aufſuchen! — Laura! Deine Ballkleider ſind doch gut geblieben im Packen? — Denken Sie, es fiel ein Platzregen unterwegs; mir war ſo bange um meine Hüte! Ich habe nur ſechſe mit, alle neu! — Einer iſt ganz verdorben; das bringt mich zur Verzweiflung; man muß doch den Wechſel haben — täglich — früh und Mittags! wie reiche ich nun aus mit fünfen nur? Es iſt zum Todtärgern! Ach! Die Formen, die Formen! ſie ſind doch überall läſtig.

2.

In der unterſten Allee ging heute früh Frau ...., die kürzlich wieder einen Roman drucken ließ; ſie war umringt von allerley Menſchen beyderley Geſchlechts, welche theils auf Witz, theils auf Verſtand Anſprüche machen. Frau .... iſt in den Jahren, wo diejenige Eitelkeit doppelt auffällt, die ſich im Putz zeigt, beſonders wenn der Ruf vorzüglicher Geiſtesfähigkeiten den geſuchten Schmuck der Kleider ſo ganz entbehrlich macht; dennoch kleidet ſich die kleine große Frau ſo bunt und überladen an, daß ſie ſich dadurch unangenehm bemerkbar macht. Wir gingen in der obern Allee und ſahen, wie ſich die Frau des Banquiers D. aus B. Platz zu ihr machte, ſie mit Enthuſiasmus umarmte, verſicherte, ſie habe nicht einſchlafen können vor Glückſeligkeit, geſtern ihren neueſten Roman geleſen zu haben! ꝛc. So lobte ſie die Schriftſtellerinn lange, und mit Uebertreibung fort. Alle Augen der Spaziergehenden waren auf die Gruppe gerichtet; der Triumph der geiſtreichen Frau ſchien vollkommen. Ich ſtand eben bey Emilien und Roſa, und wir beobachteten die Huldigung, da hörten wir hinter uns ſagen: „Ich bitte Sie, Regierungsrath! nur nicht hinunter! Um's Himmelswillen! da un-

„ten riechts nach gelehrten Damen! Die Peſt iſt leidlicher als ſolche Nähe!“ Es war der General von L...., der mit dem Regierungsrath von M. ſprach. Der leztere erwiederte hohnlächelnd: „Vous avez raison, mon Général!“ und, indem er ihn unter den Arm faſſte, ſezte er vertraulich hinzu: „Sehen Sie, dort geht unſere Sonne auf!“ Er zeigte auf eine Wiener Opertänzerinn, und beyde Herren ſteuerten dieſem Ziel eiligſt zu.

Vor uns ging ein junger Landſchaftsmaler mit Raimond, dem lieblichen Dichterjüngling; er warf einen unmuthigen Blick auf die Gelehrte hinab: „Wenn du wüſſteſt, lieber Raimond! welche Qualen mir geſtern dieſe Frau bereitete! Denke dir, wir treffen zuſammen auf der Ruine; da beſchrieb ſie mir, der ich ſo ganz im Sonnenuntergang vertieft da ſaß, und deſſen innerſte Augen aufgethan waren zum ſeligen Empfangen, aus dem ein Wiedergeben hervorgehen kann, dieſen Sonnenuntergang ſo empfindſam verpinſelt, und ſo widerwärtig pathetiſch, daß alle meine innern Bilder erbleichten, und mir das große herrliche Schauſpiel faſt ganz verloren ging!“ „Armer Franz!“ erwiederte Raimond lachend, „Schmerzensbruder! auch ich habe geſtern nach Tiſche eine köſtliche Stunde mit ihr verdorben, denn ſie hatte es ſich in den Kopf geſezt, mit mir über den Harald des Lord Byron zu philoſophiren; nun kann ich das Buch in Jahr und Tag nicht wieder anſehen.“

Wir gingen noch ein Weilchen oben, da ſchwebte die Frau des Banquiers D. mit ihrem Silphyden-Schritt die Terraſſe herauf und ſchloß ſich an die Geſandtinn von A. und die Majorinn von G. an; ſie gingen uns ſeitwärts und es war leicht, ihnen folgendes abzuhören: „Geſtehen Sie, Frau Majorinn! liſpelte die D., umſchauend, ob die Gelehrte nicht mehr in der Nähe war, man iſt recht genirt, daß Frau ..... hier das Bad gebraucht, denn da ſie dieſen Augenblick in der Mode iſt, ſo muß man ſie fêtiren, muß ihre Sachen leſen, weil es zum Ton gehört, und unter uns geſagt, die pretentiöſe Dame gefällt mir ſo wenig, als ihr empfindſam-politiſcher Roman!“ Die Majorinn, eine von den ſtrengen Frauen, ergoß ſich nun mit Heftigkeit über alle weiblichen Schriftſteller, und berief ſich darauf, wie ſich jezt alle Männer dagegen laut ausſprächen; die Geſandtinn aber, eine von den lieblichen, duldſamen Frauen, nahm die anſpruchloſen Dichterinnen, die zartfühlenden Schreiberinnen mit Wärme in ihren Schutz, und ſprach über die gelehrten Frauen mit ſchonendem Mitleid, weil dieſe gewöhnlich, ihre eigentliche Beſtimmung verfehlend, von den Männern verſpottet und von dem eigenen Geſchlecht angefeindet würden. Die Majorinn erklärte nun, daß ſie die weiblichen Schriftſteller eigentlich haßte, weil ſie gegen alle Formen verſtießen, indem ſie aus den Schranken ihres Geſchlechts träten. Frau D. aber meinte doch, es läge ein außerordentlicher Reiz darin ſich eine bedeutende Auszeichnung zu erwerben, und ſeufzte ein wenig dabey, vermuthlich weil ſie fühlte, daß ohne das Geld ihres Gemahls, ihr wohl keine gewährt werden würde!

Indem kamen aus dem Boſket die Fürſtin und ihr Gefolge; an der Seite der Fürſtinn Frau ...... im vertraulichen Geſpräch. Die Fürſtinn näherte ſich den Damen; ſie verbeugten ſich ſehr tief, und die Fürſtinn blieb ſtehen, mit der Geſandtinn von A. ſprechend; die andern ſprachen mit Frau ...... und ſelbſt die Majorinn lobte nun wiederholt die Dichterinn; jezt traten auch der General und der Regierungsrath in den Kreis, und als die Fürſtinn den Roman der Frau .... lobpreiſend erwähnte, ſo erſchöpften ſich auch beyde Herren in gleicher Würdigung ihrer intereſſanten Dichtungen!

Emilie und Roſa empörten ſich in jugendlicher Unſchuld über ſolche Falſchheiten und Zweyſeitigkeiten im Benehmen; ihre Mutter aber, die am Hof erzogen war, obgleich ſie nun auf dem Lande lebt, erwiederte ihnen mit einer Art Feyerlichkeit: „Seht, Kinderchen! das verſteht ihr nicht! man muß die Formen des geſellſchaftlichen Lebens ehren, was Alle loben, auch loben, dabey kann man im Innern denken wie man will! Dieſe Damen und Herren ſind nicht falſch, nur klug!“

Die ehrlichen Kinder aber konnten dieß Syſtem der großen Welt nicht recht faſſen; ſie baten mich um einen Spaziergang ins Feld, den ich gewährte, und dieß Thema wurde für und wider erwogen und beſprochen; wir lernten gegenſeitig viel daraus, und beſchloſſen, uns ſo wenig als möglich in den Fall zu ſetzen, jene zweydeutige Klugheit anwenden zu müſſen; auf alle Weiſe aber den Umgang der Frau ...... zu vermeiden, nicht weil ſie eine Gelehrte war, ſondern weil ſie es zeigte, und dafür gelten wollte. Bey dieſer Gelegenheit erzählte ich meinen jungen Freundinnen von dir, du herrliche Caroline Pichler, die du ſo unendlich viel weißt und wirkſt, und ſo beſcheiden biſt! — O! wie rührend war mir die Rückerinnerung an dich, du Unvergeßliche, und an noch ſo manches liebe, weibliche Dichtergemüth, das ich kenne und ehre, wie ich dich kenne und ehre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Landreiſe nach dem Nordpol.

Lieutnant Parrys Ueberwinterung in der höchſten nördlichen Breite, in welcher noch je Europäer ſich willkürlich aufhielten, hat uns gleichſam mit dem ſeltſamen Unternehmen des Mannes ſo befreundet, daß wir die das darauf folgende Jahr dahin beſtimmte Expedition mit einer Art von Zuverſicht abſegeln ſahen. Unſern Leſern wird es bekannt ſeyn, daß faſt zugleich mit ihr auch eine kecke Geſellſchaft ſich auf dem Yorkfluß in der Hudſonsbay einſchiffte, um landeinwärts demſelben Ziele zuzuſtreben, welches jene kühnen Seeleute zur See zu erreichen bemüht ſind. Es würde ein höchſt dramatiſcher Augenblick ſeyn, wo dieſe beyden Parteyen ſich inner des Polar-Kreiſes etwa begegneten. Die Landreiſenden das Geſtade, die Seefahrer den Hafen an einem Punkt und in demſelben Moment erreichend. — Das iſt den Göttern anheimgeſtellt, könnte aber von unſern Theaterdichtern im Voraus benuzt werden. — Hier wollen wir, die Zukunft keineswegs antizipirend, einige aus engliſchen Journalen enthobne authentiſche Nachrichten über den Fortgang der Landexpedition, deren Mühſeligkeit jene der Seereiſe noch zu übertreffen ſcheint, mittheilen. Die erſte ſcheint von einem Beamten der Hudſon-Kompagnie verfaſſt, wie die Umſtände vermuthen laſſen.

Lieutnant Franklin, ſagt er, der das Unternehmen anführt, von drey wiſſenſchaftlich gebildeten Gehülfen und einigen abgehärteten, handfeſten Orkney-Inſelmännern begleitet, welche mehrere Jahre im Dienſte der Kompagnie gearbeitet haben und der Sprachen verſchiedner Wildenſtämme mächtig ſind, reiſte den 7. September 1819 von Yorkfaktorey, (am Ausfluß des Yorkfluſſes in der Hudſon Bay) dem großen Depot der Hudſon Kompagnie, nach dem Ueberwinterungspoſten in Cumberland ab, den Central-Punkt des Binnenlandes, 900 Meilen von der Küſte entfernt. Die Regierung hatte eine ungeheure Menge Vorräthe, Sichrungsmittel, und Bequemlichkeiten für das Unternehmen angeſchafft. Man bewies aber den Reiſenden in der Faktorey die Unmöglichkeit, dieſes Gepäck fortzuſchaffen, und wie Lieutnant Franklin ſeine Suppenkuchen, Rauchfleiſch und ſonſtige Kraftſpeiſen herrechnete, entſtand unter den Offizieren der Kompagnie ein lautes Gelächter. Wie beſchwerlich die Reiſe bis zum Cumberlandpoſten war, hat ein Augenzeuge, der ſich ihr bis dahin anſchloß, erzählt. Den dritten Tag nach ihrer Abreiſe ward die Expedition von den Faktorey-Boten, die den Handel des Innern führen, in dem Heel River gegen ſechzig Meilen von Yorkfaktorey eingeholt. Die Hinderniſſe, welche Waſſerfälle und ſchnelle Strömung der Waſſerfahrt auf dieſen amerikaniſchen Flüſſen entgegenſtellen, ſind gar nicht zu ermeſſen! Wie die Leute der Kompagnie um eine Landſpitze herum kamen, erblickten ſie die Offiziere der Expedition, die ſich mit verzweifelnder Anſtrengung durch den Ufermoraſt durchzuarbeiten ſuchten. Einige wateten bis an die Knie, andre bis an Leib im Sumpfe, indeß das Schiffsvolk mit ungeheurer Mühe die Boote die Strömung aufwärts zu tragen ſuchten. Das Waſſer war nur einen halben Fuß tief, aber der Strom ſo gewaltſam, daß die Männer ſich an das Boot anklammern muſſten, um nicht fortgeriſſen und, wie es oft geſchieht, gegen die in dem Strombett zerſtreuten Felſen geſchmettert zu werden. Ehe die Kompagnie-Leute die Expedition antrafen, fürchteten ſie ſogar, es möchte ihr ſchon ſehr ſchlimm gegangen ſeyn; denn ſie ſahen einige Plätze des Ufers, wo ſie, wie die zurückgebliebnen, ihre Lebensmittel enthaltenden zinnernen Büchſen bewieſen, die Nacht zugebracht haben muſſte, vom Regen überſchwemmt, in dem verwüſtetſten Zuſtand. Einige ſchwarze Bären zehrten brummend an den Leckerbiſſen, welche die Reiſenden, wohl einſehend, daß ſie dieſelben nicht weiter mit ſich führen konnten, zurückgelaſſen hatten; und längs den Ufern nahm man deutliche Spuren der Unerfahrenheit der Reiſenden wahr. Wenn die, welche den Handel mit den nordamerikaniſchen Wilden treiben, Fluß aufwärts reiſen, ſo zünden ſie an ihren Nachtlagerplätzen ungeheure Feuer an; Mann für Mann führt ein Feuerzeug mit allen nothwendigen Werkzeugen mit ſich, in der größten Schnelligkeit wiſſen ſie die Bäume zu fällen, die Feuer werden angezündet, die Zelte der Offiziere aufgeſchlagen und die einzige regelmäßige Mahlzeit, welche in den vier und zwanzig Tagesſtunden ſtatt hat, ſo bequem wie möglich genoſſen.

Da die milde Jahrszeit noch nicht verfloſſen war, fanden die Reiſenden, wie ſie weiter fortſchritten, große Heerden von Hirſchen, welche über den Fluß in das Eskimos-Land wanderten. Die zur Expedition gehörigen Indianer beſaßen eine beſondere Geſchicklichkeit, den Thieren ins Waſſer nachſpringend, ihnen dort ihr Meſſer ins Herz zu bohren. Lieutenant Franklin wunderte ſich bey ſeinem Eintritt in den Hill-River (der von einer benachbarten Höhe, der einzigen zwiſchen York-Faktorey und Cumberland, ſeinen Namen hat), daß, troz der abſchreckenden Hinderniſſe auf dieſem Fluße, Waaren fortgeſchafft werden können. Seine Leute waren äußerſt ermattet, und er bat die Kompagnie-Offiziere, ſeine Boote von dem größten Theil ſeiner Inſtrumente und Wohllebereymittel (luxuries, ſagt der unartige Erzähler) zu befreyen. Darein ward gern gewilligt, und die Expedition erreichte mittelſt der angeſtrengteſten Arbeit, nachdem ſie in ſieben Tagen nur dreyßig Meilen zurückgelegt hatte, den Rock Depot, einen Poſten der Kompagnie. Hier wurden die Reiſenden ſehr gut empfangen, und mit Titimeg, einem der leckerſten Fiſche, von denen der nahe God's Lake wimmelt, bewirthet. Hr. Hood, der Zeichner der Expedition, nahm viele ſehr ſchöne Geſichtspunkte auf, ſo wie der Anblick der reichen, herrlichen Natur den Reiſenden überhaupt manche Widerwärtigkeit verſüßte. In Oxford Haus Poſten, noch vier Tagereiſen weiter wie der vorher genannte, verſah man ſich mit Pimikin, der berühmten Winternahrung jenes Landes. Es iſt trocknes, zerſtampftes Hirſch- oder Büffelfleiſch, mit dem Fett des Thieres durchknetet — dieſe Speiſe dient in dieſen Gegenden ſtatt aller Leckerbiſſen, und ſtillt den nagendſten Hunger auf die kürzeſte Weiſe. Im Sommer gibt es einen Ueberfluß an wildem Geflügel, allein die Kälte verſcheucht es bald, und der Pimikin bleibt des Indianers einziger Troſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Riga.

(Fortſetzung.)

Einer der anziehenden Punkte in der Umgegend von Riga iſt der erſt vor wenig Jahren neu errichtete Hafen Kunda in Eſthland, der vielleicht früher als neue freundliche Stadt daſtehen wird, ehe ihn noch irgend eine Charte bemerkt.

Wichtiger jedoch als dieſer Hafen, iſt die Anlage des Alexander-Kanals, der den Peipus, dieſen Rieſenſee des Nordens, mit dem pernauſchen Meerbuſen, und durch ihn auch mit dem baltiſchen Meere verbinden ſoll, zu deſſen Vollendung ſechs Millionen Rubel angewieſen worden, und der in einigen Jahren vollendet werden wird. — Peter der Große eroberte eine feindliche Flotte im Peipus-See, eine ſchönere Eroberung wird die ſeines Urenkels ſeyn, wenn er den Peipus-See ſelbſt, in deſſen Bette ſich neunzig große und kleine Flüſſe ergießen, nun für die Schiffahrt gewinnt, und weit vom Meer abgelegene Provinzen den Segen eines freyern Handels genießen werden. — Dorpat, das durch ſeine Akademie ſchon an Flor ſo ſehr gewonnen, wird, wann der Alexander-Kanal vollendet iſt, auch als Handelsſtadt von Bedeutung ſeyn. Es iſt erfreulich, dieſen durch Naturſchönheit und Lage ſchon begünſtigten Ort, nun auch durch die Schönheit ſeiner Gebäude und Anlagen ausgezeichnet zu finden. Die herrlichen akademiſchen Gebäude ſind ſchon ſeit mehrern Jahren vollendet, neuerlich aber erſt ein ſteinerner Kaufhof, deſſen Bau 200,000 Rubel gekoſtet hat. Die Anpflanzungen auf dem Dom 17), ebenfalls erſt ſeit wenig Jahren gemacht, gedeihen trefflich und gereichen der Stadt zur größten Zierde.

Die Poſtſtraße von Riga nach Mitau, die ehemals durch Sand und Moraſt führte, iſt jezt auf einem Damm fortgeleitet, der auf einem Roſtwerk von Balken und Faſchinen ruht; doch ihn ſo dauernd zu verbeſſern, hat der Stadt 100,000 Rubel gekoſtet; indeſſen wird auch für die Entwäſſerung der Moräſte geſorgt, und dadurch Ackerland, Wieſen und Torfſtich gewonnen. Die Koſten werden durch Aktien gedeckt, welche durch ausgetrocknetes Ackerland ſich bezahlt machen. Alle durch ganz Rußland führende Straßen werden jezt auf kaiſerlichen Befehl, wo ſie nicht durch Ackerland führen, mit doppelten Alleen zu beyden Seiten des Weges bepflanzt. Obgleich dieſe Verordnung nur vier Jahre beſteht, und Vorurtheil und böſer Wille manches Hinderniß erregte, ſo iſt doch an mehrern Orten die Straße durch die ſchon ſtark belaubte Pflanzung nicht nur verſchönert, ſondern auch im Winter der weſentliche Nutzen gewonnen worden, daß ſelbſt im ſtarken Schneegeſtöber der Weg nicht verfehlt werden kann, ſondern die Alleen als Wegweiſer dienen. — Auf dem Wege nach Mitau muß ich die neue Anlage einer Stadt bemerkbar machen, welche früher nur als Dorf beſtand, am Ausfluß der Aa liegt, und den Namen des Dorfes Schlock beybehalten hat. Noch freylich hat ſie, außer ihrem Magiſtrat, wenig aufzuweiſen, was ſie zur jüngſten Schweſter Riga's erklären könnte, aber man weiß nicht, was aus dem Kinde werden kann, und dieſelbe Kraft, welche in Riga eine zertrümmerte Stadt wieder erſtehen ließ, kann einer eben gegründeten auch wohl Gedeihen verſchaffen. Zwey Landſtraßen werden durch Wälder und Moräſte in Kurland neu angelegt, die Schlock mit Tuckum und Mitau in nähere Verbindung ſetzen. Der Pharus bey Dünamünde, mit 35 000 Rubel auf kaiſerliche Koſten erbaut, iſt ebenfalls erſt ſeit kurzer Zeit errichtet; indeß der zu Lande hierher von Petersburg Reiſende durch die prächtige Alexander-Pforte ſeinen Einzug hält, deren Ausbau über 100,000 Rubel gekoſtet hat. Ihre Inſchrift ſowol als ihre Triumphbogen erinnern an die große Zeit des Jahres 1812.

Auch in Mitau iſt ſeit wenigen Jahren viel Nützliches, Schönes und Gutes geſchehen. Das alte herzogliche Reſidenzſchloß war durch wiederholten Brand, und weil man es zur feindlichen Zeit als Kaſerne, Lazareth und Magazin benuzte, beynahe zur völligen Ruine geworden; jezt iſt es größtentheils wieder hergeſtellt, und dient nicht nur allen Behörden der Gouvernementsſtadt zum Sitzungs-Lokal, ſondern enthält, außer einer ſehr ſchönen Wohnung für den General-Gouverneur, wenn derſelbe in Mitau reſidirt, noch eine Menge anderer Wohnungen, welche theils vermiethet, theils an Beamte vergeben ſind. Eine beſondere Committée iſt errichtet, um den weitern Ausbau des Schloſſes zu beſorgen, für welchen ſchon wichtige Summen und neuerlichſt abermals 50,000 Rubel angewieſen ſind. Mit dem Ruin des Schloſſes war auch der Verfall ihres Grabgewölbes verbunden geweſen. Wenn auch die zu dem Zweck geſammelten Beyträge nicht groß genug waren, um den Plan auszuführen, einen ſchönen Tempel, von Baumpflanzungen umgeben, auf einer Inſel neben dem Schloß zu errichten, ſo reichten ſie doch hin, um das Grabgewölbe ſelbſt und die verfallenen Särge wieder völlig herzuſtellen, und durch Inſchriften an den Wänden die Ruheſtellen der einzelnen Fürſten zu bezeichnen*).

In Mitau, wo, wie in allen Städten Rußlands, neue Häuſer nur mit geſchmackvollen Façaden erbaut werden dürfen, ſind ſeit wenigen Jahren über fünfzig neue, zum Theil ſelbſt prachtvolle Häuſer, erbaut, und, um der ſchönſten Straße der Stadt mehr Ausdehnung zu geben, die verzäunten Plätze an dem Ufer der Drixe geöffnet worden. Der großmüthige Monarch aber hat, um einen unförmlichen, den Marktplatz beſchränkenden, Teich in regelmäßigere Form mit einer Quadereinfaſſung und eiſernen Balluſtrade zu umgeben, und den Marktplatz ſelbſt zu verſchönern, nicht nur 80,000 Rubel, ſondern auch zu anderweitigen Bauten einer beſonders etablirten Schloß-Bau-Committée beträchtliche Mittel, und noch neuerlichſt zur beſſern Einfaſſung eines die Stadt durchſchneidenden Kanals 5000 Balken und 10,000 Rubel angewieſen. Die anſehnlichen ehemaligen herzoglichen Stallgebäude hat man zu bequemen Militär-Lazaretten ausgebaut, und mehrere andere Gebäude zu gleichem Zwecke errichtet. Straßen, denen das Pflaſter fehlte, werden damit verſehen, und die Regierung ſorgt dafür, daß die Steine zu billigen Preiſen zu haben ſind. In andern Straßen, wo das Pflaſter verdorben iſt, muß für die Wiederherſtellung geſorgt werden. Die unförmlichen an einander gebauten Budenreihen in der Nähe des Marktes haben ſich in elegante Kolonaden verwandelt, die bey Regenwetter zum angenehmen Spaziergange benuzt werden können. Die unnützen Wälle ſind abgetragen, und ihr Raum zu Haus- und Gartenplätzen angewandt. Auf dieſe Weiſe dürfte ſich Mitau dem Ausländer ſehr bald als eine gefällige und ſchöne Stadt darſtellen, um ſo mehr, als die Straßen breit und mehrentheils gerade ſind. In der Nähe der Stadt, wo man übrigens auch für die Verbeſſerung der Landſtraßen ſorgt, ſtand ein dem Krongute Würzau gehöriges großes Gebäude, ehemals zum Gaſthauſe beſtimmt, dieß wird jezt zum Zucht- und Irrenhauſe eingerichtet, und auch hier eine bisher im Gouvernement Kurland vermißte Anſtalt gegründet werden. Ein Plan, der zur Ausführung ſteht, nämlich dem ſchlammigen Bach der Drixe durch Ausgrabung ein lebendigeres Waſſer zu geben und aus dem Aa-Strome zuzuführen, wird der Stadt nicht nur eine geſündere Luft, ſondern auch der ſchönen Uferſtraße ein noch beſſeres Anſehen verſchaffen. In den Landſtädten geſchieht alles Mögliche, freylich mit weit geringeren Kräften, um dem Beyſpiele der Gouvernementsſtadt zu folgen; ſo ſollen in den Kreisſtädten Kreisrenteyen, und die zum Theil ungeſunden und ſchmutzigen Gefängniſſe auf Koſten der Krone erbaut werden.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 6.

---

*) Das in Nr. 16 dieſes Blattes „die Fürſtengräber von Mitau“ überſchriebene Gedicht, ward bey dieſer Veranlaſſung von dem Freyherrn v. Schlippenbach geſungen.

Nro. 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 22. Januar 1822.

Wenn dir für jede Schönheit die bildende
Natur ein warmes, fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben ſtrahlen,
Frieden dir tönen der innre Richter.

Heidenreich.

An Würtembergs freundliche Gefilde.

(Reminiſcens.)

Wird nimmer — o du hochgeliebtes Land! —
Mir jene heiße innre Sehnſucht ſchwinden,
Nach deines Neckars blumenreichen Strand,
Nach deinen Bergen, deinen Wieſengründen?
Wird ſtets umſonſt, weit aus des Nordens Ferne,
Mein Auge ſuchen deines Südens Sterne? —

Nein, nicht umſonſt verweilt ſo gern mein Blick
Auf jenem ſchönen, längſt verlaſſnen Pfade.
Froh kehrt zum Herzen der Erinnerung Glück
Das einſt es hob; — o blühende Geſtade! —
Als noch im erſten friſchen Lebenskranze
Die Welt mir lacht' in Eurem Zauberglanze.

Da war's, als wenn auf balſamreicher Flur
Mir tauſend unbekannte Stimmen riefen,
Dein Hauch, du ſchöne mildere Natur!
Durchſtrömte ſanft des jungen Herzens Tiefen,
Der warme Strahl, der in den Fluren glüh'te,
Entfaltete ſich liebend, dem Gemüthe.

Doch was auf deines Volkes Stirne thront,
Durchdrang mich noch mit höherem Entzücken;
Wo Patriarchen Lieb' und Treue wohnt,
Und ächte Biederkeit in heitern Blicken,
Da ſpricht man fröhlich: „Laſſt uns Hütten bauen!"
Da nah't dem Femden — heiliges Vertrauen.

Der *Freundſchaft* Glück, wie fand ich es ſo ſüß
In dieſen friedlich unſchuldsvollen Auen.
An ihrer Hand, dieß reiche Paradies
Hoch von der Vorzeit Trümmern anzuſchauen — —
Wer es empfand wie ich, voll Jugendfeuer,
Vor dem verſtummt — die unvollkommne Leyer.

Doch lange ſchon rief mich mein Loos zurück,
Zu meiner Heimath nördlich dunklen Hainen.
Auch hier iſt's gut. — Nur bitt' ich, o Geſchick!
Laß dort einſt meine Abendſonne ſcheinen.
Und ſchenke mir — nach ſüßem Wiederſehen —
Ein Grab! — in jener Pappeln ſanftem Wehen.

Henriette von Hohenhauſen.

Anekdoten im Bade zu ***.

(Fortſetzung.)

3.

„Sie legen ja heute gar kein Roth auf, gnädige Frau!" ſo ſagte *Klariſſa* in dem Zimmer neben mir an, zu ihrer lilienweiſſen Gebieterinn, der verwittweten Geheimeräthinn von K.... „Närrchen! ich bin geſtern erſt hier angekommen, da muß ich blaß ausſehen; wer wollte wohl „mit rothen Backen ins Bad gehen! Hier macht mich die „Bläſſe intereſſant; jedermann glaubt mich leidend, fragt „nach meinem Befinden — das gibt Stoff zum Geſpräch; „ich erzähle, ich klage, ich werde bedauert, ich erhalte gute „Wünſche, das iſt recht angenehm und alles *in der Form*. „In acht Tagen lege ich einen Schimmer Roth auf, dann „heißt es: Das Bad bekömmt Ew. Gnaden ſehr wohl! „Neuer Stoff zur Unterhaltung; in vierzehn Tagen lege ich „auf wie gewöhnlich, da empfange ich dann die Glückwünſche zu meiner völligen Geneſung und Jeder ſpricht von „meinem herrlichen Ausſehen!" „Aber, Ew. Gnaden ſind

Digitized by Google

„auch gar nicht krank, bemerkte Klariſſa, obgleich Sie ſehr blaß ſind.“ „Gewiß! kerngeſund bin ich, ſprach die Gebieterinn lachend, aber ich wollte ins Bad mich zu beluſtigen, da muß ich krank ſcheinen, ſo wollen es die Formen, eine geſunde Frau im Bade iſt eine lächerliche Perſon für die Geſellſchaft; daher dichte du mir alle Sorten von kleinen Uebeln an, beſonders pinſele meinen unterthänigen Dienern die Kränklichkeit deiner Herrinn recht rührend vor; alle müſſen zittern, mich zu verlieren. Uebrigens vertraue ich es dir, Klariſſa, von allen den Rittern, die mich hier umgaukeln werden, wird keiner mein zweyter Gemahl; zum Cour-machen ſind ſie mir gut genug, aber zum Heirathen habe ich mir meinen braven Guts-Nachbar erwählt: der iſt gutmüthig, ſolid, reich, und hat gerade ſo viel Verſtand, daß er mich nicht mit Langerweile plagt! Den heirathe ich, und ſonſt keinen! Hier im Bade aber muß ich einen Kreis von Anbetern um mich haben, denn eine junge Wittwe im Bade, ohne Umflatterer — Das wäre gegen die Form!“

4.

Wir gingen nach dem Eſſen auf der Allee; ein Wagen hielt an einem nahen Hauſe; ein Reiſender ſtieg aus, meine Begleiter erkannten einen Freund! Entzückt riefen ſie ſeinen Namen; auch er hatte ſie ſchon erkannt, und ſprang freudig herüber: „Gott grüße Sie! rief er aus, das iſt mir Recht, daß ich Sie hier treffe, nun habe ich, was ich brauche, einen Freund hier! Denn hier im Bade will ich nur mir leben und wenigen Guten!“ „So machen wir es auch,“ erwiederte mein Begleiter, und ſtellte mir in dem Fremden einen geiſtvollen verdienten Offizier vor. Sogleich wurde ein Spaziergang verabredet, wir waren nur Fünfe; auf dem ziemlich weiten Wege nach dem alten Bergſchloß wurde viel Luſtiges erzählt, der gutmüthigſte, aber doch mit Sinn und Wort leichtfertig ſpielende, Witz bewegte unſere Lippen mit ſeinen fröhlichen Schwingen, man lachte ſo viel und ſo herzlich, daß uns mancher Melancholikus beneidet haben würde, hätte er unſere ſorgloſen Scherzreden vernommen. Jezt ſtiegen wir aufwärts zur Höhe, und auch das Mühſelige ergözte uns. Aber nun ſtanden wir auf dem Gipfel zwiſchen dem alten Thurmgemäuer; einige Raubvögel ſchoſſen über uns hin, der Abendwind bewegte die einzelnen Bäume und Geſträuche, die Sonne ſank über dem gegenüber liegenden hohen Berge hinab, unſere Stimmung wechſelte, wir ſezten uns zwiſchen das Geſtein, und ſprachen manche kleine und größere Ballade aus dem Gedächtniß, wobey mit Goethe’s „König in Tule“ angefangen, und „die Kraniche des Ibycus“ von Schiller, geſchloſſen ward. Darüber wurde es faſt Nacht, und die Sterne am Himmel gaben zu frommen Worten Anlaß; wir gingen ſo langſam zurück, als wollten wir dem Tagwerk eine Elle zuſetzen, und Stellen aus zarten tief anſprechenden Dichtungen wurden im Heimwege ausgetauſcht, und ins Geſpräch verflochten. Die beyden Männer und wir drey mitwandelnden Frauen, waren ganz voll von der Herrlichkeit eines ſolchen Spazierganges und der Obriſte drückte, eine Thräne im Auge, dem Freund die Hand und ſagte: „Das war ein ſeliger, ſelten köſtlicher Abend! Morgen wieder ſo!“

Auch wir dankten dem Obriſten, und gingen nun durch den Spielſaal im Vorübergehen. Man erkannte den Fremden nicht ſobald, als ihn Kriegskameraden und Freunde nach der Mode aus der Reſidenz umringten. Alle hingen ſich wie Kletten an den lebendigen, angenehmen Mann feſt, zogen ihn hin und her, und trennten uns von ihm. Wir gingen nach unſrer Gewohnheit frühzeitig zu Hauſe, und mein Begleiter ſagte mit einem Seufzer zu uns Frauen: „Gebt Acht, ihr Lieben! der iſt für uns verloren!“ So ward; am folgenden Morgen ſtellten die Herren den Obriſten der Fürſtin vor; dieſe war zu vergnügt von der Würde, dem Geiſte, der feinen Bildung des ſeltenen Mannes, um ihn nicht mit beſonderer Huld an ſich zu feſſeln. Sie gab den Ton an, der Obriſte machte ihre Parthien mit; jedermann huldigte dem erklärten Günſtling; er lebte im Sonnenkreis der großen Welt. Wir aber, die ſo entfernt davon lebten, ſahen ihn nur von Weitem und machten unſere Spaziergänge allein.

Am Tage vor unſrer Abreiſe ſtieß mein Begleiter im Buchladen zufällig auf den Obriſten. „Nun, haben Sie Sich und wenigen Guten hier gelebt?“ frug er mit leiſem Spötteln den Obriſten. Er erröthete: „Was wollen Sie mich verdammen, liebſter Freund! Beklagen Sie mich! — Man erliegt der Macht der Formen hier, wie überall! — Ich konnte mich derſelben troz allen guten Vorſätzen nicht entziehen. Nehmen Sie übrigens mit dieſem Händedruck die Verſicherung hin, daß jener erſte Abend mein reichſter, mein glücklichſter hier war! Gott lohne Sie dafür!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Landreiſe nach dem Nordpol.

(Beſchluß.)

Der nächſte Poſten, den unſre Reiſenden erreichten, war Norwayhouſe, dann ſchifften ſie über den Winnipic-See, jenſeits deſſelben ſie den großen faſt drey Meilen fortdauernden Stromfall zu erwarten hatten, der ihnen unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſezte. Sie mußten die Boote ans Land ziehen und auf den Schultern fortſchleppen. Die Uferwälder ſtanden alle in Flammen, durch die Gewohnheit der Eingebornen und Handelsleute, Feuer an ihren Lagerplätzen anzuzünden, um ſich vor der Kälte und den Wölfen zu ſchützen, welche leztere ihr Geheul in dem Maße verſtärken, wie die Flamme ſich verbreitet, die Expedition fand noch manche andre Strömung und Waſſerfall in einer moraſtigen, flachen, waldigen Gegend, deren Grenze während fünf Meilen Wegs kein Auge abſehen konnte. Endlich kam ſie nach White-Fall, wo Lieutnant Franklin faſt das Leben verloren hätte. Während ſeine Leute die Boote und das Gepäck über das Land ſchleppten, ging er allein den Waſſerfall zu beſichtigen, und hatte die Kühnheit mit ſeinen ledernen Schuhen an den ganz glatten Felſenrand zu gehen. Er glitt aus und ſtürzte in den Fluß. Da, wo er hinein fiel, war das Waſſer eben, funfzehn Fuß weiter ſtürzte es ſich mit furchtbarer Heftigkeit in einen Abgrund, wodurch ſich das furchtbarſte Schauſpiel darſtellte, das die Reiſenden noch geſehen. Franklin iſt ein guter Schwimmer, aber er war der beginnenden Kälte wegen von Kopf bis zu den Füßen in dicke Wolle gekleidet; dennoch hielt er ſich über Waſſer und war bemüht ſich auf das Ufer zu ſchwingen, aber der ſenkrechte Felſen machte es ihm unmöglich. Endlich erblickten ihn vom Ufer aus ein Paar Offiziere der Kompagnie und halfen ihm vermittelſt langer Stangen ans Land. Er hatte faſt eine Viertelſtunde in dem Waſſer gekämpft, und war ſo erſchöpft, daß er, ſo bald er auf dem Trocknen war, auf lange Zeit die Beſinnung verlor. Seine feſte Geſundheit ſchüttelte dieſen Eindruck aber bald ab und er bedauerte nur den Verluſt eines Chronometers, der hundert Guineen gekoſtet, den er in der Taſche gehabt, und den die Näſſe verdorben. Nach ſechs und vierzig tägiger Reiſe, in welcher Mühſeligkeit und Gefahr gar nicht abnahmen, langte die Expedition endlich bey dem Cumberlandpoſten an. Dieſer liegt an einem ſchönen See und iſt mit Palliſaden gegen die Eingebornen, die wilden Thiere und noch gefährlichern Angriffe der mitwerbenden Handelsleute, umgeben.

Der Brief eines Offiziers der Expedition, datirt (ein kleiner Umſtand, der aber die Kultur und die Abentheuerlichkeit unſers Zeitalters bezeichnet) „Nordamerika 64° 20° nördl. Breite 113° 4° weſtl. Länge,“ ſagt: daß die Reiſenden den Winter 1819 in Cumberland Poſten, der etwa in der Mitte des amerikaniſchen Nordlandes von Oſten nach Weſten liegt, zugebracht haben. Man hielt dieſes für den beſten Platz, um von da aus an der Mündung des Copper Mine River das Meer zu erreichen. (Da müßte ſie alſo, um zu dem vorgeſchlagnen Drama Stoff zu geben, die See-Expedition landen ſehen). Die Tiefe des Schnees, die harte Kälte während des endloſen Winters dieſer Gegend, macht das Verführen ſchwerer Waaren unmöglich, [illegible] nur ein Drittel des Jahres zum Reiſen benuzt werden kann. Die Zeit, ſagt der engliſche Reiſende, ward jedoch von uns zu mannigfachen Arbeiten benuzt. Wir zeichneten Thiere, Charten, machten meteorologiſche Beobachtungen, und ſammelten Naturgegenſtände jeder Art, die wir im folgenden Frühling nach England verſandten. Im Juni 1820 machten wir uns in Kanots, die von Canadiern geführt wurden, auf den Weg. Die ungeheure Hitze des Sommers, die ſchädlichen Inſekten, manchmal der Mangel an Nahrungsmitteln, ſind die gewöhnlichen Beſchwerlichkeiten ſolcher Unternehmungen, allein gegen die Mühſeligkeiten, die wir noch zu bekämpfen haben, ſind ſie gar nicht zu rechnen. Den 28. Juli erreichten wir das nördliche Ufer des Sklaven-Sees; ein Haufen Kupfer-Indianer begleiteten uns und nun fing unſre Entdeckungsreiſe an. Den erſten September trafen wir beym Kupferminenfluß ein, im 55° 15' nördl. Breite 113 weſtl. Länge. Ein ſchöner, zwey Meilen breiter Strom! Wir waren durch ein waldloſes Land gewandert, unſre Leute waren von der Arbeit, die Canots und das Gepäck, welches die Schwere von drey Tonnen hatte, von See zu See zu ſchleppen, ermüdet, doch ihre Niedergeſchlagenheit ward durch unſer Gelingen erhoben; allein jezt weiter vorzudringen, ward von der Jahrszeit unmöglich gemacht. Wir kehrten zu einem kleinen Fichtenwald zurück, wo wir uns von Schlamm und Balken eine Winterwohnung errichteten und ſie Fort Enterpriſe nannten. — Die Indianer ſagen: dieſer Fluß ſtröme in die Nordſee. Im Juni 1821 werden wir uns auf ihm einſchiffen und ſollen das Meer in vierzehn Tagen erreichen können. Wenn das Geſtade, wie es wahrſcheinlich iſt, mit Eis bedeckt iſt, müſſen wir unſre Canots dort laſſen und zu Fuß die Hudſon Bay aufſuchen; oder, wenn ein Nordweſt-Durchgang vorhanden iſt, das Ufer zu erreichen ſuchen, welches die Baffins-Bey begrenzt. Ich denke, wir ſind im Stande, dieſen Plan auszuführen. Unſere größte Beſorgniß war die feindſelige Stimmung der Eskimo; allein dieſe iſt faſt gänzlich gehoben, ſeit zwey Dollmetſcher dieſes Volks, die man uns in Churchill verſchaffte und uns ſehr ſchnell nachſchickte, zu uns geſtoßen ſind. Wir ſind nicht ſo entblößt, wie unſere Freunde fürchten möchten. Die Rennthiere wimmeln um uns, wir haben köſtliches Wildprät, und gefallen uns in der Beobachtung eines neuen und gutmüthigen Volks.

Aus Oliver Cromwells Jugendleben.

Als Cromwell einſt, bald nach ſeiner Geburt, bey ſeinem Großvater war und in einer Wiege ohne Aufſicht ſchlief, nahm ihn ein großer Affe aus der Wiege und trug ihn auf das Dach des Hauſes. Sobald man ſeiner Gefahr gewahr geworden, bereitete man Betten und wollene Decken um ihn beym Herabſtürzen aufzufangen, allein der Affe brachte ihn glücklich wieder zurück in des Großvaters Zimmer. — In ſeiner Jugend war Cromwell in Gefahr, im Waſſer umzukommen, wurde aber durch einen Dorfprediger, Namens Johnſon, zeitig genug gerettet. — Cromwell ward auf der lateiniſchen Schule in Huntington, ſeiner Vaterſtadt, unter dem Doktor Beard, erzogen, der ihn mit ſelbſt damals ungewöhnlicher Strenge in Zucht hielt. Einſt führten die Zöglinge das alte Schauſpiel „Lingua“ auf, in welchem Cromwell die Rolle des Tactus ſpielte, der einen königlichen Mantel und eine Krone findet, wobey Cromwell eine ganz beſondere Rührung empfunden haben ſoll. — Nachdem er zum Ziel ſeiner Wünſche gelangt war, ſoll Cromwell öfters ſeinen Freunden erzählt haben, daß einſt, da er noch ein Knabe war, eine Rieſengeſtalt die Vorhänge ſeines Bettes aufgeriſſen und ihn benachrichtigt habe, daß er der größte Mann im Königreiche zu werden beſtimmt ſey. — Im Jahr 1604 brachte die königliche Familie auf ihrer Reiſe von Schottland nach England einige Tage bey

Cromwells Oheim in Hinchinbrook zu. Der junge Oliver, ein Kind von fünf oder ſechs Jahren, ſoll ſich im Spiele mit dem Prinzen Karl, Herzog v. York, geſtritten, und den kleinen Prinzen ſo ins Geſicht geſchlagen haben, daß ihm die Naſe blutete.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Riga.

(Beſchluß.)

Selbſt zur Verbeſſerung einzelner Landgüter wirkt die wachende Sorge der Regierung, und der Monarch hat, zur Entwäſſerung verſchlemmter, Kron- und Privat-Gütern gehörender Wieſen im Kirchſpiel Alſchwangen, noch vor wenig Wochen die Summe von 24.000 Rubel angewieſen. Daß eine ſolche, von Seiten der Regierung allenthalben hin verbreitete, Sorgfalt für allgemeines Wohl auch den Eifer einzelner Perſonen weckt und fördert, iſt natürlich, ſo hat die Sorgfalt des Landraths Oberhauptmanns und Ritters Baron v. Korff mit nicht wenigen eigenen Koſten die Kreisſtadt Haſenpoth, die bey ſchönen Umgebungen ſumpfige, ſchmutzige Straßen hatte, von dieſem Uebel befreyt. Ein tiefer Hohlweg iſt planirt, durch die Straßen eine treffliche Chauſſée geführt, ein ſumpfiger Teich iſt abgeleitet worden, und Haſenpoth, ehemals wohl nur zum Scherz ein nettes Städtchen genannt, iſt es jezt in der That, wenn man nämlich von ſolcher Nettigkeit das Judenthum ausſchließt, welches jener Eigenſchaft in allen von ihm bewohnten Häuſern den Eintritt verſagt.

Dieſe Kreisſtadt Haſenpoth war ehemals der Hauptort des ſogenannten Piltenſchen Diſtrikts, eines Kreiſes in Kurland, der nicht nur eigene, noch jezt beſtehende, Rechte, ſondern auch eine beſondere Gerichtsverfaſſung hatte, welche leztere aber im Jahr 1817 mit der Kurländiſchen vereinigt ward; ein Beyſpiel, dem auch die ehemals in ihren Repräſentationen getrennten Ritterſchaften folgten, und ſich ebenfalls in ihren Verhältniſſen vereinten. Die Abänderung der Verfaſſung Piltens machte Anfangs mehrere Unzufriedene, und Verfaſſer dieſer Nachrichten will nicht in Abrede ſtellen, daß er mit zu dieſen gehörte, doch eben ſo redlich will er auch geſtehen, daß eine jezt in allen ihren Theilen vereinte Adminiſtration, eine nicht mehr in doppelte Zweige getrennte oberſte Juſtizverwaltung, weit mehr Einheit und Ordnung im Gange der Geſchäfte, und faſt allgemeine Zufriedenheit mit jener Abänderung bewirkt hat. Auch in Lief- und Eſthland ſoll eine Abänderung der Juſtizverwaltung erfolgen, und mit aller Kraft hat ein Theil des liefländiſchen Adels dagegen zu wirken geſucht. In Lief- und Eſthland hat das höchſte Juſtiz-Tribunal keine beſtändige Sitzungen, ſondern nur in unterbrochenen Cadencen, wie ſolches auch früher in Kurland der Fall war, aber, um die Juſtiz nicht in Pauſen ſtecken zu laſſen, abgeändert, und ſolche Aenderung ſehr nützlich gefunden ward. In Lief- und Eſthland ſoll, nach dem Wunſche des Gouvernements, ebenfalls die oberſte Juſtiz-Behörde permanent werden, und gewiß wird auch dort der Fall eintreten, das ſpäter gut und nützlich zu finden, wogegen man Anfangs, aus Achtung gegen alterthümliche Gewohnheit und Sitte, mit entſchiedenem Eifer wirkte. Da übrigens die Verwaltung der Juſtiz auf alle Stände eines Landes Rückſicht zu nehmen verpflichtet iſt, ſo kann ſolche nicht ausſchließlich in den Rechten des einen oder des andern unabweichliche Beſtimmung finden, ſondern ſolche nur durch den Staat ſelbſt erhalten, der den Ueberblick des Ganzen haben muß, und auch hierbey die Gültigkeit anerkannter und feſt beſtehender Rechte der Stände mit Achtung und Schonung berückſichtigen kann.

Um dem Leſer im Auslande eine, wenn gleich nur kurze, Ueberſicht der Kulturgeſchichte dieſer Gegenden ſeit dem Jahre 1812 geben zu können, gehörten in dieſes flüchtige Gemälde auch wohl noch einige Notizen über die Etablirung der Provinzial-Geſetz-Commitäten in den drey Oſtſee-Provinzen, über die Errichtung der literariſchen Geſellſchaften und des Provinzial-Muſeums in Kurland, und manches andere, was für Wiſſenſchaft und Kunſt gewirkt worden, doch dehnen ſich dieſe Blätter ſchon längſt über die Grenze einer Korreſpondenz-Nachricht, und der Verfaſſer derſelben muß daher ferneren Bericht ausſetzen, bey dem Leſer aber zur Entſchuldigung anführen, daß, um dem Auslande fortlaufende Nachrichten über dieſe Gegenden geben zu können, er ſeinen Bericht von der Zeit des Jahres 1812 anzufangen gezwungen war, folglich viel nachzuholen hatte, womit das Ausland ſeit jener Zeit unbekannt geblieben.

Prag, im Dec.

Am 4. Dec. ſahen wir zum Erſtenmal als Benefiz-Vorſtellung für den Penſions-Fond das auf dem Odeon-Theater in Paris mit ganz ungewöhnlichem Beyfall, der ſich durch eine Menge von Vorſtellungen noch immer erhält, aufgenommene Luſtſpiel in drey Akten: Die Reiſe nach Dieppe; für die deutſche Bühne bearbeitet vom Baron Thumb. Die Myſtifikation eines beſchränkten Pariſer Spießbürgers, der eine Reiſe nach dem Seehafen von Dieppe zu machen glaubt, während er, zur Nachtzeit verſteckt ſich, in der Umgebung von Paris in einer wohlverwahrten Berline herumgeführt, und endlich in einer der Vorſtädte wieder abgeſezt wird, macht den Hauptinhalt des Stücks aus. Der dritte Akt beſonders liefert einige höchſt ergötzliche Situationen, und die tragiſch-komiſche Verzweiflung des Gefoppten, als er ſich ſtatt in Dieppe in Paris ſieht, iſt eine Scene, die neben der des Molierſchen Harpagon, als ihm ſeine geliebte Caſſette geſtohlen ward, einen Platz verdient. Auch wurde dieſer Charakter von unſerm verdienſtvollen Wilhelmi äußerſt beluſtigend dargeſtellt. Auch der Freund des Hrn. Derbelin (ſo heißt der Gefoppte) fand in Hrn. Seewald einen würdigen Repräſentanten, ſo wie Hr. Polawsky als Monbray, der die Intrike leitet, ganz an ſeinem Platze ſtand. In der Darſtellung ſolcher fröhlich-leichtfertigen Charaktere dürfte überhaupt dieſer wackere Schauſpieler kaum zu übertreffen ſeyn. Auch die weiblichen Rollen waren ſehr gut beſezt. Frau Liebich als Mad. Derbelin hob dieſe nicht ſehr bedeutende Rolle, und Fräulein Holbein gab ihre Adele mit vieler Liebenswürdigkeit und Naivetät. — Troz der runden in einander greifenden Darſtellung aber, wollte das neue Luſtſpiel doch nicht allgemein anſprechen; — der Grund davon liegt wohl theils in dem allzu vortheilhaften Rufe, der dieſem Stücke von Paris aus vorangegangen, wodurch die Erwartung zu hoch geſpannt war; theils in der Art der Myſtifikation, die dem ernſten Deutſchen unmöglich ſo pikant erſcheinen kann, wie dem leichtfertigen Franzoſen, und noch überdieß für jenen an Intereſſe verlieren muß, durch die beybehaltene Lokalität, wodurch eben der Pariſer ſich am meiſten angezogen fühlen mag. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß der Stoff für drey Akte doch zu mager iſt, (welches ſelbſt die zum Theil ergötzlichen epiſodiſchen Scenen nicht ganz überſehen machen konnten,) und daher auch hier und da im Dialoge ein Wortreichthum vorherrſcht, der die Langeweile nicht immer entfernt hält. — Die Bearbeitung entſpricht übrigens dem Rufe des geſchickten Verfaſſers, und unſer geſchäzter Direktor, Hr. v. Holbein, verdient alles Lob, daß er dieſe Neuigkeit, die immer einen ehrenvollen Platz unter den jüngſten Hervorbringungen der Franzoſen behauptet, zuerſt, ſo viel uns wenigſtens bekannt, über die deutſche Bühne gehen ließ, und zwar nicht in gewöhnlicher Verbalhornung (wenn uns der alte Ausdruck vergönnt iſt), ſondern in der wohlgelungenen Uebertragung eines bühnenkundigen Schriftſtellers.

Beylage: Literaturblatt Nro. 7.

Nro. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Januar 1822.

Wenn ich bedenke, wie man wenig iſt,
Und was man iſt, das blieb man Andern ſchuldig.

Goethe in Taſſo.

Anekdoten im Bade zu ***.

(Beſchluß.)

5.

Es war Regenwetter; wir waren geſonnen zu Hauſe zu bleiben, doch die Tante wollte heute einmal in Geſellſchaft gehen, weil eben heute nichts beſſeres zu thun war. Wir traten in den Verſammlungs-Saal, und empfanden ſogleich den Uebelſtand, wenn man gegen die Formen verſtößt. Man ſah uns von der Seite an; man lächelte über uns als über Sonderlinge, oder Dümmlinge; man flüſterte ſich von allen Seiten etwas ins Ohr, das wie Spott ausſah.

Wir ſagten der Tante, daß wir uns unheimlich fühlten. Sie, die eine merkwürdige Menſchenkenntniß und viel Gewandtes im Benehmen hat, lachte uns aus und ſagte, den Zeigefinger auf meine Hand legend: „Geduld! „Das wird ſich bald geben.“ Sie muſterte nun den Kreis im Salon, bat uns in einem Fenſter ſtill ſtehen zu bleiben, gab ihrem Neffen den Arm und ſteuerte durch die Mitte hinüber zu der Gräſinn von N. — Dieſe bot ihr einen Platz neben ſich an, und ſtellte ihrem Sohn den Begleiter der Tante vor. Wir ſahen die Augen der Gräſinn oft im Sprechen auf uns gerichtet, und wurden noch verlegener; plötzlich ſtand ſie auf und alle Viere traten auf uns zu. Die Gräſinn ſteht hier in großem Anſehen; jedermann ſah ihr nach, jedermann ging ihr aus dem Wege. Jetzt ſtellte uns die Tante ihr vor, ſie aber uns den Grafen. Manches gute Wort wurde ausgetauſcht, bis der Tanz anfing; der Graf bot einer von uns den erſten Tanz an, und tanzte nachher mit Jeder. Nun waren die ſpöttelnden Herren und Damen beruhigt, unſere Rechte auf die öffentliche Meinung hergeſtellt; wir galten ſo gut wie Andere, ja, man gab ſich die freundliche Mühe uns zu fragen; warum wir ſo ſelten ſichtbar ſeyen? Die Tante nahm ihre Kränklichkeit zum Vorwand, und dieſe Entſchuldigung wurde gültig befunden. Als wir den Saal verließen, ſagte ſie zu uns: „Seht, Leutchen! gerade ſo viel Weltſinn muß man haben, daß man in vorkommenden Fällen die Formen „wieder herzuſtellen verſteht, dann darf man ſie „auch wohl einmal nicht beachten; die Gräſinn ſteht hoch „im Range über mir, aber ich kannte ihren Verſtand, ihr „Herz, und ihren feinen Takt; ich ſprach von euch zu ihr; „ohne darum zu bitten, erregte ich den Wunſch in ihr euch „kennen zu lernen. Dieß war das unfehlbare Mittel euch „von eurem Uebelſtand zu befreyen; nun ſeyd ihr mit der „Geſellſchaft befreundet, es hängt von euch ab, ſelten oder „oft dahin zurückzukehren.“

Wir ſtimmten aus einer Seele für Selten; denn ob wir gleich heute nicht mißvergnügt waren, ſo kannten wir es doch beſſer.

6.

Es war ungemein heiß; alle ſchliefen; ich ging nach vier Uhr Nachmittags den einſamen Felſenſteg zu der dunkeln Grotte, in welcher man niemals Menſchen findet, weil ſie den Kranken zu kühl, den Andern zu einſam iſt. Ich trat hinein, und ſtuzte nicht wenig, den berühmteſten Badegaſt, Miniſter von G., hier zu finden. Er lag quer über die Moosbank, und hielt eine Schreibtafel in der Hand, aus der er etwas geleſen zu haben ſchien; dieſes Zuſammentreffen mit einem ſo großen Staatsmann, einem ſo bedeutenden Politiker machte mich verlegen; nie hatte ich ihn noch anders, als umgeben von beſternten und unbeſternten Bewunderern, geſehen. Ich erröthete daher, verbeugte mich tief, und wollte zurück. Er ſprang auf und redete mich an: „Warum wollen Sie zurück? Bin ich Ihnen hier im Wege?“

„Das nicht, Ew. Excellenz, aber ich darf Sie nicht ſtören, und erſtaune Sie in ſolcher abgeſchiedenen Einſamkeit zu finden; hier konnt ich Sie nicht vermuthen; hieher verirren ſich nur Schwärmer und Unglückliche.“

„Es iſt freylich etwas ſeltenes, ſprach er lächelnd, daß ich ſo glücklich bin, einſam zu ſeyn; aber ich erlaube es mir doch manchmal zur Hinterthüre hinaus zu ſchlüpfen und durch meines Nachbars Garten hieher zu eilen. Schon einige Male danke ich hier dem Zufall angenehme Bekanntſchaften, ſo wie auch jezt geſchieht. Ich hätte Sie längſt gern am Brunnen geſprochen, denn in den Salon kommen Sie faſt gar nicht, ich wäre auch wohl gern einmal mit Ihnen und Ihren Freunden ſpazieren gegangen, aber, eben weil ich Sie achte, iſt ſo Etwas gar nicht zu wagen; ich ſtehe hier unter dem Zuchtgeſetz der Formen ſo gut wie in der Reſidenz, ja, faſt noch mehr! Die miſerablen böſen Zungen wären ſogleich los, beſonders die der Frau Miniſterinn von L...., die ſich ein wahres Geſchäft daraus macht, meine Athemzüge hier zu belauſchen; nur hier, wo die Schwarmziehenden ſich nicht herfinden, finde ich ein Aſyl. — Wollen Sie mir eine halbe Stunde Zeit gönnen?“ Verbindlich reichte er mir die Hand, mich zur Moosbank führend; wir ſezten uns und ſprachen über eine Stunde; der große Mann ließ ſich herab, mir manches zu deuten, was mir und der Welt dunkel an ihm geblieben war; über manche andre Frage, Vergangenheit und Zukunft der Weltereigniſſe betreffend, umwölkte ſich ſein Blick, und er ſchlüpfte gewandt darüber hin. Uebrigens war er ganz natürlich und ſagte einmal unter Anderm: „Sie haben es gut, und Manche; ihr überſpringt viele Formen, ohne ſie zu verletzen; wie ich aber eine überſpringe, ſo ſind ſie alle verlezt! O könnt' ich doch auch ſo ein Künſtlerleben führen im Schoos der Natur! wenigſtens nur hier im Bade zwanglos mich erfreuen! aber überall, wo ich nur bin, muß ich die ſchwere Bürde meiner Würde empfinden, und indem ich den albernen einförmigen Lebenslauf der großen Welt mitmache, dem wahrhaft Intereſſanten unzugänglich ſeyn! Man ſpionirt mir hier nach, wo ich gehe und ſtehe, und ich kann nicht einmal mit einem klugen Kopf reden, ohne daß nicht alle Dummköpfe darüber klügeln! Apropos! von klugen Köpfen! — Sie kennen den jungen Privat-Gelehrten, Herrn B. hier; der Menſch hat in ſeinen Aufſätzen Scharfſinn, ein kräftiges Gemüth und originelle Anſichten dargethan; ich möchte ihn gern zwiſchen vier Augen ſprechen, hier — Morgens — aber — ich kann es ihm durch keinen Mann ſagen laſſen; Männer würden ihn beneiden, von einer künftigen Karriere träumen, ihn zum Ausplaudern verleiten. Sie kennen ihn genau, wollen Sie es ihm ſagen? Aber — was meinen Sie? wird er nicht prahlen — das Stillbeſprochene nicht öffentlich wiederkäuen?“

„Gewiß nicht, Ew. Excellenz! Er würde ſich ſelbſt verachten, wenn er Zutrauen mißbrauchen, oder mit Etwas prahlen könnte, was er, nach ſeinen Anſichten, für nichts Außerordentliches halten würde!“

Er fixirte mich ſcharf, ſchien mir noch etwas ſagen zu wollen, lenkte aber wieder ein, und bat mich mit Herzlichkeit die Zuſammenkunft auf dieſelbe Stunde Morgen auszumitteln; ich verſprach es ihm, doch ſezte ich hinzu: „Geben Sie mir Ihr Wort, Herr Graf, daß Sie von dem jungen Mann ruhig prüfend, alles, was er ſagen wird, auch wenn es kühn wäre, oder gegen Ihre Syſteme ſpräche, anhören wollen?“

Mit einem beſondern Ausdruck des Wohlwollens reichte er mir die Hand, und ſagte mit ausnehmender Würde: „Als deutſcher Mann gebe ich Ihnen darauf mein Wort!“ Plötzlich nahten Stimmen auf dem Felſen über uns; erſchrocken ſprang der Staatsmann, der unerſchüttert die Wagſchaale des Glücks der Völker in ſeiner Hand hält, auf und rief aus: „Mein Gott! auch hier nicht in Ruh! Geſchwind! eilen Sie den Fußſteg hinauf; ich verſtecke mich hinter die Wand hier; alle Formen wären verlezt, wenn man uns hier zuſammenfände!“ Ich lächelte über die Angſt des großen Mannes, der mit einem Sprung hinter der Wand war, und begegnete im Gehen zwey ehrlichen Bauern, die uns ſchwerlich ausſpionirt haben würden! Die angenehme Folge dieſes Zuſammentreffens aber war, eine wahrhaft nützliche Unterredung zwiſchen dem Miniſter und dem geiſt- und gemüthreichen B..

Wiſſenſchaftlicher Zuſtand von Polen im Jahre 1819.

Ein franzöſiſches Journal giebt den Bericht eines Polen, Piwnicky aus Warſchau, über den jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaften in Polen, mit deſſen Inhalt wir unſere Leſer auch bekannt machen wollen. Polen ſollte in keiner Rückſicht unbeachtet von uns bleiben; in Polen fing unſere neueſte Zeitgeſchichte an, und die Unzerſtörbarkeit dieſer Nation als Nation, gibt dem Mitleid, was ſie uns einflößt, einen ſehr edeln Charakter. Mit hoher Theilnahme müſſen wir vernehmen, wie beſonders der Theil, welcher jezt „das Königreich Polen“ heißt, die ihm zugelaſſenen Mittel benuzt, um Volksbildung und Wiſſenſchaften zu befördern.

Nach dem Sturz der Republik 1795 ward allen Schulen eine öſterreichiſch-preußiſche Einrichtung mit einigen franzöſiſchen Methoden vermiſcht, gegeben. Die Ausbildung von Kunſt und Gewerben wurde vorzüglich beabſichtigt; in den öffentlichen Schulen wurde ein Schulgeld erlegt, und für die höheren Wiſſenſchaften wurden beſondere Anſtalten geſtiftet. Seit der Begründung des neuen Königreichs Polen hat die Miſchung aller dieſer Methoden immer mehr nationellen Charakter angenommen. Der den Piariſten faſt ausſchließlich anvertraute Ausſchuß über die Lehrbücher, welchem Herr Lindé vorſteht, ſcheint oft ſich zur ehemaligen Schulweiſe zu neigen und ſtatt die ernſtern und ſchönen Wiſſenſchaften zu begünſtigen, ſich auf Grammatik und Philologie beſchränken zu wollen. Ihm liegt die Wahl der Lehrbücher ob und er ſtattet dem Miniſter des Erziehungsweſens Bericht ab. Dieſe Einrichtung bedarf Verbeſſerungen, indem es ohne Zweifel den Geiſt des Lehrers beſchränkt, an Ein Lehrbuch gebunden zu ſeyn. Die Zahl der Kirchſprengel, Diſtrikte und Woywodſchafts-Schulen iſt vermehrt, aber nicht verbeſſert worden, das vorgeſchriebene Schulgeld verhindert, der allgemeinen Bedürftigkeit wegen, den Landmann und Landadel, die Schulen zu benutzen, die Fonds dieſer Anſtalten reichen zu deren Verbeſſerung nicht hin, man hat ſich durch mancherley freywillige Beyträge zu helfen geſucht. Die Lankaſteriſchen Schulen gedeihen unter Hrn. Krainskys Leitung. *) Dieſe Anſtalt iſt die einzige, von der Polen die Allgemeinheit des Unterrichts für das Volk in Leſen und Schreiben hoffen kann. — Die Univerſität zu Warſchau, die 1817 geſtiftet ward, zählt einige ausgezeichnete Lehrer, die Regierung begünſtigt ſie, ein botaniſcher Garten, eine naturhiſtoriſche Sammlung iſt angelegt, die Anatomie, die Klinik, die Bibliothek ſind bisher nur proviſoriſch untergebracht. Die Lezte beſizt ziemlich viele Bücher. Herr Lindé, korreſpondirendes Mitglied der königl. franz. Akademie, iſt Bibliothekar; es werden jährlich in ausländiſchen Auktionen viele tauſend Bände gekauft; was ſich in den 1817 aufgehobenen Kloſter-Bibliotheken taugliches befand, iſt hier vereinigt worden. Meiſtens war es Theologie und Geſchichte; unter dieſen 1500 Handſchriften aus dem 15ten und 16ten, ja dem 10ten Jahrhundert, auch ſeltne Drucke; als: eine Mainzer Bibel von 1462 u. ſ. w. Neben der Bibliothek befindet ſich die reiche Kupferſtich-Sammlung des lezten Königs, von mehr wie 60,000 Blättern. Sie ward der Familie Poniatowsky abgekauft und vermehrt ſich täglich. Seit die Saluskiſche Bibliothek 1795 als Beute nach Petersburg abgeführt ward, iſt dieſes die reichſte Bibliothek in Polen. In Warſchau ſind noch einige andere Bücherſammlungen, u. a. die der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die auch ein Mineralienkabinet hat, die der Miſſionarien, der frommen Schulen, der Piariſten. Mehrere Privatmänner legen gleichfalls in mehreren Theilen von Polen Sammlungen an, beſonders enthält die des Fürſten Potocky in Willamow bey Warſchau einen Schatz an Manuſcripten über die polniſche Geſchichte. Doch die reichſte Bibliothek iſt ohne Zweifel die des Fürſten Czartorisky zu Pulawy; ſie kaufte 1819 für 12000 Dukaten des verſtorbenen Thadäus Czacky Sammlung an ſich, welche den größten Reichthum an Handſchriften über die polniſche Geſchichte beſaß. Dieſe Anſtalten beſtanden 1819 und ſind zum Theil verbeſſert worden.

(Der Beſchluß folgt.)

Friedrich II. zu Rheinsberg an die aufgehende Sonne.

Hervor, hervor, ihr allerſehnten Gluthen,
  Was ſäumet ihr,
Die öde Welt mit Leben zu durchfluthen,
  Und goldner Zier?

Schon hat die Nacht ihr dunkles Kleid entſponnen
  Zum lichtern Flor,
Dich ſuch' ich nur, o ſchönſte aller Sonnen,
  Am Himmelsthor.

Noch ſäumeſt du; doch hell're Röthen winken
  Dem Weſenheer
Die Hoffnung zu, bald deinen Strahl zu trinken
  So mild und hehr.

Wohlan, mein Geiſt mit allen deinen Flammen,
  Natur gebeut —
Noch halte dich in deiner Kraft zuſammen,
  Bald kommt die Zeit!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Dec.

„Haben Sie die Botokuden geſehen? Haben Sie nichts von Barbaja gehört?“ Und Barbaja und die Botokuden waren eine Zeit lang die Axe, um welche ſich die geſellſchaftliche Unterhaltung drehte. Das führte auch auf die bevorſtehende Theater-Reform. „Wie wird es mit den Freybillets? Werden wir unſere geſperrten Sitze behalten?“ — Ganz natürlich! die Chargen, die Anciennetät!“ — (Es gibt Freyſitze von Kaiſer Josephs Zeiten her.) „Wird die Millière bleiben? Wird Rozier gehen? — Aber die Grünbaum bleibt? — Aber der Forti geht?“ — Die Freybillets ſind eingezogen worden, auch bey dem andern Hoftheater, und bey der großen Vorſtadtbühne. Die des Kärnthnerthor-Theaters mögen ſich allein über ſechshundert belaufen haben. Ein Theil iſt wieder zurückgegeben. „Haben die Redaktionen auch welche?“ Das verſteht ſich. „Und die Recenſenten?“ Keineswegs. Das müßten mir ſchöne Recenſionen ſeyn!“ Zuweilen ſind ſie aber wirklich doch recht ſchön; Alles iſt ſchön; daran ſind wenigſtens die Freybillets nicht Schuld. Mancher hatte eins, bloß weil er die große

---

*) Daß der Bericht nicht mehr über dieſen Gegenſtand ſagt, iſt ſehr fehlerhaft. Der Ueberſetzer dieſes hörte aber das Gedeihen des gegenſeitigen Unterrichts auch von andern Seiten her auf das Zuverläſſigſte verſichern.)

Kunſt verſtand, ein kleines Stück zu überſetzen; und Mancher überſezte drauf los, um eins zu haben. Und nichts als überſetzen? immer überſetzen? Ach du lieber Himmel! — Es gab Freykarten für eine Künſtlerin und ihre Freundin N. N. (sic!). Es gab Künſtlerinnen, die zwey bis drey geſchloſſene Sitze hatten, und ſie nach Gefallen überließen. Als unlängſt unter der neuen Verwaltung Zemire und Azor gegeben wurde, ſollen auch eine Menge cirkulirt haben, und wirklich that es Noth, daß die Parthey der Favorablen verſtärkt wurde. Die romantiſche Oper, von dem berühmten Spohr in Muſik geſezt, fiel aber dennoch, ſo viele Mühe die Verwaltung ſich gegeben hatte, ſie recht glänzend in die Scene zu ſetzen, und ſo ſehr die Freunde deutſcher Tonkunſt ſich beſtrebten, das neue Werk aufrecht zu erhalten. Einige Rollen waren freylich nicht mit Glück beſezt; aber durch die allerbeſte Beſetzung wird dieſe Oper eben nicht gewinnen. Erſtens wars ein Mißgriff, das alte Kindermährchen wieder vorzunehmen, nachdem es Gretry, der Zeit und dem Charakter angemeſſen, mit einer ſo rührenden Wahrheit behandelt hatte. Zweytens herrſcht in dieſer neuſten Kompoſition zwar viel Verſtand und ein Reichthum von harmoniſchen Entwicklungen; aber kein dramatiſcher Geiſt und kein theatraliſcher Effekt. Gründlicher Satz, ſchwieriger Geſang, keine Befriedigung. Spohr mag ſchöne Quartetten, Quintetten, Konzerts und Potpourri's komponiren, wie uns der leztern eins von ſeinem Schüler, Eduard Grund, des Meiſters würdig, unlängſt vorgetragen wurde; Opern muß er nicht mehr in Muſik ſetzen. Wäre dieſe noch gelungen hier, ſo war es um die italieniſchen der neuen Schule auch geſchehen, die ohnehin ſchon in den lezten Zügen liegt. Die junge Schröder, nun engagirtes Mitglied, bot alle ihre Kräfte als Zemire auf, aber die Schwäche wurde gerade hier recht offenbar. In Partheyen, wie ich ſchon geſagt habe, war das Auditorium allerdings getheilt, und ſie geriethen bey Wiederholung des Terzetts der drey Schweſtern ziemlich an einander, ſo daß die ſchwachen Nebenpartheyen wankten, und die erſte kaum mit aller Anſtrengung durch das Klatſchen und Ziſchen, Murren und Knurren dringen konnte. Im Grunde war ein Mißverſtändniß Schuld an dieſem Zwieſpalt. Das Geſangſtück iſt ſonſt eins der beſten, obgleich die beyden Unterſtimmen zu tief liegen. Das Werk ſoll nun nicht eher wieder auf die Bühne kommen, bis Abkürzungen damit vorgenommen worden. Wenn alle Längen und Wiederholungen in den Tonſtücken ſelbſt wegfallen ſollen, ſo wird das Ganze ſtark zuſammenſchmelzen. Ich bemerke bey dieſer Gelegenheit, daß die Bereitwilligkeit des Orcheſters und der Sänger, dem Da-Capo-Rufen nachzugeben, gar nicht Statt haben ſollte. Die Gallerie hat ſich ein Vorrecht daraus gemacht, das ſie oft aus Eigenſinn behauptet. Eben ſo wenig ſollte das Repetiren geſtattet ſeyn, als es den Schauſpielern, wenn ſie engagirt ſind, erlaubt iſt, ſich hervorrufen zu laſſen. In einem Akt müſſen oft drey bis vier Stück wiederholt werden, zuweilen will man gar ein ganzes lärmendes Final da Capo hören, und ſo oft die Molinara noch gegeben wurde, mußte immer noch das leichteſte Geſangſtück dieſer ſonſt noch immer ſchätzenswerthen Oper: „O thörichte Leute, o närriſche Welt!" zweymal wiederholt, alſo im Ganzen drey Mal geſungen werden. Das Parterre lacht ſelbſt, ſo bald der Sänger nur die erſten Worte wieder hören läſſt.

Die günſtige Meinung für die neue Adminiſtration iſt ſchnell und auf eine frappante Weiſe umgeſchlagen. Man hört laut genug über Veränderungen und Einſchränkungen klagen. Jene mußten erfolgen, im Betreff der leztern iſt es ſehr begreiflich, daß eine Privatunternehmung das nicht leiſten kann, was einer Hoftheater-Direktion zu Gebote ſteht, um ſo weniger, als unter unſerer kaiſerlichen eine ſeltene Liberalität gewaltet hat, und der gerechteſte Monarch wird denjenigen nicht zu nahe treten laſſen, die gegründete Anſprüche auf ſeine Huld haben. Einige Beſchwerden treffen wahre Kleinigkeiten. Man machte viel Weſens darüber, daß Anfangs die geſchloſſenen Sitze, wenn ſie nicht in Beſchlag genommen waren, zwiſchen den Akten für die Stehenden nicht geöffnet wurden; daß den Schauſpielern ſogar, wenn ſie nicht zu ſingen oder ſpielen hatten, der Zutritt auf der Bühne unterſagt wurde. Was müſſen die Stehenden aber thun, wenn alle Plätze weg ſind? und was ſucht der Unbeſchäftigte gewöhnlich auf der Bühne, als Zeitvertreib und ſo dergleichen? — Dieſen Beſchwerden iſt nun abgeholfen. Man hatte das Chorperſonal vermindert, es wurde wieder erweitert.

Angefangen ward mit dem Ballet Johanna d'Arc, neu in die Scene geſezt. Dieſe Johanna iſt an ſich ſelbſt ein Unding als Ballet. Man hat früher die Länge des Ganzen und den Krönungszug als eine hors-d'œuvre getadelt. Jezt ging der Zug zwiſchen den Akten vor ſich, und der dritte begann mit dem Eintritt des gekrönten Königs in den großen Saal, wo ihn Tanzende empfangen, ein Solotänzer kündigt ſein Erſcheinen mit feyerlichen Pas und Geſten an, der König läſſt ſich auf einen erhöhten Seſſel nieder, die Umſtehenden huldigen ihm, nun beginnt ein Tanz; der Monarch erhebt ſich, und tanzt eine Polonaiſe, dann folgt ein reizendes Divertiſſement, die Jungfrau ſchwingt die Fahne — das Ballet iſt aus. Und weiter nichts? Und weiter nichts. Das kam den Spektatoren etwas befremdlich vor, und ſie wanderten verſtimmt nach Hauſe.

Vor jedem Ballet wurde ſonſt, mit ſeltner Ausnahme, ein Singſpiel aufgeführt. Jezt wechſeln dieſe häufig mit muſikaliſchen Produktionen. Fremde und einheimiſche Künſtler laſſen ſich in Vokal- und Inſtrumental-Muſik hören; das intereſſirt bey weitem mehr, als verlegene Operetten, die durch Geſang und Darſtellung, leztere vorzüglich, den beſcheidenſten Wünſchen ſo wenig Genüge leiſten.

Mit dieſem Theater iſt nun das an der Wien gelegene vereinigt; die Vorſtellungen beyder werden auf einem und demſelben Zettel angekündigt, und die Sänger des privilegirten haben, wie es jezt noch heißt, „die Ehre," auf dem großen Operntheater mitzuwirken. Der Graf, als bleibender Eigenthümer, erhält, einer ſpätern Uebereinkunft zufolge, gewiſſe Prozente nebſt einem Theil des Gewinns. Seit dem 1. Dec. war der Ertrag aber ſo gering, daß die Koſten dieſes Monats kaum gedeckt werden, wenn es in dem Verhältniß fortgeht. Daran mag eines Theils die Auflöſung des Kinderballets Schuld ſeyn, das vorigen November ſeine glänzendſten Leiſtungen der Reihe nach „zum Leztenmale" produzirt hat; andern Theils der Verluſt bedeutender Mitglieder des Schauſpiels. Küſtner wird als Darſteller und Regiſſeur vermißt. (Er iſt anſtändig beerdigt worden.) Unter der neuen Verwaltung wurde zuerſt aufgeführt: Die verſtoßene Tochter, nach dem Franzöſiſchen; vor einigen Jahren bereits mit geringem Erfolg auf die Bühne gebracht. Eine Anekdote aus dem Leben des großen Camoens iſt hier zu einem tragikomiſchen Theaterſpiel verarbeitet worden. Nach dieſem folgte: Die Puppe, Luſtſpiel in einem Aufzug, aus dem Franzöſiſchen der Herren Melesville und Scribe, von Caſtelli. (Ganz neu.) Wir haben geleſen, was Pariſer Blätter von dem Wunderkinde, Leondine Faye, verkündigt haben. Dieſe Puppe iſt daſſelbige, mit der das kleine Mirakel zur Bewunderung aller Pariſer und aller Pariſer Blätter, ſogar des Miroir, geſpielt hat. Ach was hätten ſie bey uns nicht über ſie geſammelt! Das Stück iſt munter und lebendig, ganz auf die kleine Schweſter berechnet. Unſre kleine Hauptperſon war etwas zahm, eigentlich über das beſtimmte Alter hinaus; die Rolle ſchien weniger aus eignem Fond hervorzugehen, als einſtudirt zu ſeyn. Sonſt aber wurde ſie verſtändig und verſtändlich, brav und angenehm gegeben, nach deutſcher Art und Weiſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 24. Januar 1822.

Lieb' und Treue ſind ein hold Geleite:
Nimmer kann hienieden Liebe weilen,
Stehet ihr die Treue nicht zur Seite,
Ihren Schmerz und ihre Luſt zu theilen.

Cervantes, in der Galathea.

Der Stern der Liebe.

(Nach dem Franzöſiſchen ſ. Almanach des Dames pour l'An 1822, chez Cotta. p. 216.)

Sie ſprach zu mir: „Wenn Dämmerſchein
Des Thales Blüthenpfad umhüllt,
Der Abendſtern dem Blau entquillt,
Dann harre, Süßgeliebter, mein.“ —

Wohl oft entſagte ſie dem Kreis
Der muntern Schweſtern in dem Saal,
Und kam zu mir in's Blüthenthal
Auf ſtillen Wegen, ſchüchtern, leis. —

Noch eh' vom nahen Thurm der Ton
Der Abendglocke nieder klang,
Aus düſt'ger Bläue Venus drang,
Harrt' ſehnend ich der Holden ſchon.

Die Nacht bricht an. Des Zweifels Raub,
Sich ſtürmend nun mein Buſen hebt:
Sie kömmt, ſie kömmt! doch nein, es bebt
Der Abendwind nur in dem Laub.

Doch jezt — beflügelt ſcheint ihr Fuß:
O wonnereicher Augenblick!
Sie kömmt, ſie naht! des Himmels Glück
Umwebet mich in ihrem Gruß.

Dann ſprach ſie: „Harr' in Zukunft nicht,
Ich komme heut' zum lezten Mal,
Die Mutter ahnt zu meiner Qual — —
O wenn du wüßteſt, was ſie ſpricht!“

Man tröſtet die Geliebte leicht!
Ich ordnete ihr dunkles Haar,
Da faſt der Tag gekommen war,
Und aller Sterne Glanz erbleicht.

Und wie ich trauernd ſie umfing,
Und von der langen Trennung ſprach,
Blickt' ſie dem Stern der Liebe nach:
„Heut' Abend!“ ſagte ſie und ging.

Adrian.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa *) bearbeitet.

Schon während der Regierung Ferdinand des Katholiſchen, zeigte ſich die Abſicht der Könige, die Freyheiten und Rechte der Städte Kaſtiliens zu unterdrücken, nur zu deutlich, und die Unordnungen, der Despotismus, der die Regierung ſeines Enkels Carl I. bezeichnete, ließ keinen Zweifel übrig, daß die Freyheit der Stände ihrem Untergang ſich nahe. Ein jugendlicher Herrſcher, in fremdem Lande geboren, unbekannt mit den Geſetzen, den Sitten, ſelbſt der Sprache des Volkes, das er beherrſchen ſollte, flandriſche Miniſter, habſüchtig, ohne Liebe für das Volk, verkaufen öffentlich Dienſte und Stellen an den Meiſtbietenden, treiben Handel mit der Gunſt des Monarchen, unterdrücken die Innländer, indem ſie die einträglichſten und wichtigſten Stellen an Fremde vergeben, die Spanien wie ein erobertes Land anſehen, das der Plünderung preis gegeben iſt; Kaſtilien ſeiner Reichthümer beraubt, die in fremde Länder geſchleppt werden, nicht im Wechſeltauſch des Handels, ſondern als Preis für die Ungerechtigkeiten der Fremden; die Einkünfte der Krone verſteigert, das Volk mit den drückendſten Abgaben belaſtet; die Freyheiten der am meiſten begünſtigten Städte geſchmälert; die Vorrechte des Adels unterdrückt, nicht zum Vortheil der Gemeinen, ſondern um auch dieſen lezten Damm gegen die Habſucht der Fremden wegzuräumen — das war der Zuſtand des Reiches, ſelbſt nach dem Geſtändniß derjenigen Geſchichtſchreiber, die den Aufſtand der Kaſtilianer am ſtrengſten und ungerechteſten beurtheilen. — Ein Umſtand trug beſonders dazu bey, den Ausbruch des allgemeinen Unwillens zu beſchleunigen, und die Geduld des Volkes zu erſchöpfen: Carl, zum römiſchen Kaiſer erwählt, entſchloß ſich, nachdem die Cortes von Aragon geſchloſſen waren, die Kaiſerkrone anzunehmen, und berief deßhalb die Cortes von Kaſtilien nach der Stadt Sant-Jago. Dieſer Entſchluß füllte das Maaß der Leiden der Kaſtilianer: der König, taub gegen die Klagen ſeines Volkes, ſtatt ſeine Leiden zu lindern, verläßt es ſchutzlos, nachdem es ſeine Günſtlinge ausgeſogen und beleidigt haben; dieſe umgeben den verführten Monarchen ſtraflos und wie im Triumph, und bereiten ſich mit dem Raube des Landes beladen, daſſelbe hohnlachend zu verlaſſen: die Cortes werden berufen, nicht um die Klagen des Volks anzuhören, ihnen abzuhelfen, ſondern um zum Abſchiede neue drückendere Abgaben zu bewilligen; — ſie werden nicht, wie es hergebracht war, in einer Stadt des flachen Landes von Kaſtilien berufen, ſondern in einer Stadt am äußerſten Ende der Halbinſel; gleichſam um denen, die das Land geplündert haben, die Entführung des Raubes in einer dem Meere nahen Stadt, zu erleichtern. — Mit einem Worte, alles was ein ehrliebendes Volk beleidigen und reizen kann, das eher Unterdrückung als Verachtung erträgt, wurde angewandt, um die Geduld der Kaſtilianer auf die Probe zu ſtellen, und die Gemüther zu entflammen. Die erſten Zeichen der ausbrechenden Unzufriedenheit zeigten ſich in Toledo, der hartnäckigſten Vertheidigerinn ihrer Rechte und Freyheiten: der Gemeindeausſchuß (ayuntamiento) verſammelte ſich, und es ſprachen entſchieden und heftig gegen die Mißbräuche und gegen die Unterdrückung der Freyheiten der Ragidor Hernando de Avalos, (der als der erſte Urheber des Aufſtandes angeſehen wird), Don Pedro Laſo de la Vega, von hohem adlichem Geſchlecht und anerkanntem Verdienſte, und der ruhmwürdige Held, Juan de Padilla, den ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde mit dieſen Worten ſchildern: er war von ſo adlichem Blute, von ſo gewandtem Körper, in Waffen ſo erprobt, ſo kräftigem Geiſte, ſo einnehmendem Weſen, ſo jugendlichem Alter, daß ganz Toledo ihn anbetete. Es ward beſchloſſen, an die übrigen Städte, welche in den Cortes eine Stimme hatten, zu ſchreiben, auf daß ſie Bevollmächtigte ernennten, die vereinigt von dem König die Beobachtung der Geſetze und die Abſchaffung der Mißbräuche verlangen ſollten; namentlich: daß der König ſich nicht entfernen, und das Reich in einem ſo troſtloſen Zuſtande verlaſſen möge; daß keinem Fremden Stellen noch Dienſte gegeben werden ſollen, gegen die Geſetze; daß kein Geld unter keinem Vorwande ausgeführt werden; daß von den Cortes keine neuen Abgaben verlangt, und dieſe innerhalb Kaſtilien zuſammenberufen werden ſollten; daß die Stellen nicht verkauft werden; daß die Inquiſition blos auf den Dienſt und die Verehrung Gottes ſehe, und nicht die Bürger verfolge und unterdrücke; endlich: daß Gerechtigkeit und Recht gehandhabt werde. So gerechten Forderungen traten alle Städte willig bey, nur Burgos antwortete mißbilligend, Sevilla gab gar keine Antwort, und Granada zeigte Lauheit und Unentſchiedenheit und rieth, günſtigere Umſtände abzuwarten; Toledo, ermuthigt durch den Beyfall der übrigen Städte, ſandte zu dem Ende Bevollmächtigte, darunter Pedro Lano, nach Valladolid, wo der König ſich befand; dieſer wollte ſie aber nicht anhören, ſondern befahl ihnen ihm nach Tordeſillas zu folgen, wohin er zu reiſen im Begriff war, um ſeine Mutter zu beſuchen. Die Geſandten folgten ihm und erhielten endlich Gehör in Villapando, wo ſich die Prokuratoren von Salamanca mit ihnen vereinigten, ſie ſtellten dem König offen, wie es freyen Kaſtilianern geziemt, die Leiden des Volkes vor, ohne eine beſtimmte Antwort von ihm zu erhalten, indem er ihnen dieſelbe in Benavente zu geben verſprach, weil er vorher mit ſeinem hohen Rathe ſich beſprechen wollte. Dieſer behandelte als ein ſtrafbares Verbrechen das gerechte Verlangen der Städte, daß die Geſetze befolgt werden, die der König ſelbſt vor den Cortes zu Valladolid beſchworen hatte. Der übelberathene Monarch gab den Geſandten demnach eine ſtrenge Antwort, verwies ihnen ihre Kühnheit und wandte ihnen erzürnt den Rücken, ohne ihre Entſchuldigung und Gründe anhören zu wollen, nachdem er ſie an den Präſidenten ſeines Reiches verwieſen hatte. Dieſer beſchied ſie auf die Cortes nach Sant-Jago, wo die Prokuratoren der Städte ihr Verlangen vorbringen könnten, ſie aber ſollten von ihrem ſtrafbaren Beginnen ablaſſen. Allein feſt in ihrem Unternehmen und des Vertrauens ihrer Mitbürger würdig, folgten die Geſandten dem König bis nach Sant-Jago. Den 1. April 1520 wurden die Cortes eröffnet, in Gegenwart des Königs, der durch ſeine Anweſenheit auch die kühnſten und freyſinnigſten Prokuratoren zum Stillſchweigen zu zwingen hoffte; der Präſident eröffnete der Verſammlung die nahe Abreiſe des Königs, das Vertrauen, das derſelbe in die Ruhe ſeines Reiches während ſeiner Abweſenheit ſetze, und die Nothwendigkeit, ihm neue Abgaben zu den Reiſekoſten zu bewilligen. Alle Prokuratoren verſtummten, nur der von Salamanca weigerte ſich entſchloſſen, den hergebrachten Eid zu leiſten, wenn der König nicht zuerſt die ihm vorgelegten, gerechten Forderungen bewilligen würde. Dieſer freymüthige Entſchluß wurde als eine Verletzung der Gebräuche beſtraft und den Männern verboten wieder bey den Cortes zu erſcheinen. Die Prokuratoren von Toledo hatten ſich gar nicht zu den Cortes eingefunden, weil ihnen die Stadt nicht die Vollmachten geben wollte, die der König verlangte, ſondern ſie blos berechtigte, die Verminderung der beſtehenden Abgaben zu verlangen und nur zu verweigern. Die Prokuratoren von Salamanca und die Geſandten von Toledo beſtanden ſo feſt auf ihren Forderungen, daß der König ihnen endlich im Zorne befahl, die Cortes zu verlaſſen und ihnen einen Ort zum Aufenthalt, oder gleichſam als Verbannung anwies. Durch dieſe Strenge glaubte er die übrigen Prokuratoren zu ſchrecken, und ſie zu zwingen, die Abgaben zu bewilligen, die er von den Cortes verlangte, welche er zugleich nach Corunna verlegte. Allein kaum gelangte die Nachricht von der übeln Aufnahme, welche die Geſandten gefunden hatten, nach Toledo, ſo brach der lang verhaltene Unwillen der Gemeinen ohne Rückhalt aus; das Volk verſammelte ſich und hinderte Padilla und Avalos, die Stadt zu verlaſſen und dem Befehl des Königs zu folgen, der ſie vor ſich berufen hatte; zugleich beſezte es die Burg (alcazar) von Toledo und vertrieb daraus einige Ritter, denen es nicht traute, und hiermit begann die offenbare Empörung. Es wäre dem König leicht geweſen, durch ſeine Gegenwart Toledo zu beruhigen, und ſo den Bürgerkrieg zu verhindern; allein ſeine Rathgeber, den Zorn des Volkes fürchtend und nichts eifriger wünſchend, als ihre Schätze in Sicherheit zu bringen und Spanien zu verlaſſen, vermochten ihn, nachdem vorher die Cortes die verlangten Steuern auf zwey Jahre verwilligt hatten, mit dem erſten günſtigen Winde abzuſegeln, obgleich gegen die Meinung vieler Prokuratoren. Von ſeinen flanderiſchen Günſtlingen und einigen Kaſtilianern begleitet, hinterließ er der Unzufriedenheit des aufgebrachten Volkes das Wohl eines Reiches, an deſſen Erhaltung ihm mehr gelegen ſeyn muſſte, als an der ſeiner übrigen Staaten; gab die Zügel der Regierung in die ſchwachen Hände des Kardinal Adrian von Utrecht, und ohne zur Unterdrückung der ſchon ausbrechenden Empörung eine andere Maaßregel zu treffen, als die Ernennung des erprobten Ritters Don Antonio de Tonſeca zum General-Kapitän von Kaſtilien, ſchiffte ſich der König Karl den 20. Juni 1520 zu Corunna ein.

---

*) Ehemaliger Präſident der Cortes und Verfaſſer eines in Madrid beliebten Luſtſpiels: La madre in moscara e la nina en casa.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wiſſenſchaftlicher Zuſtand in Polen im Jahr 1819.

(Beſchluß.)

Der Ueberſicht des Bücherweſens bis zum Jahr 1819 wollen wir einen Blick auf das Journalweſen vorausſchicken. Hier bemerken wir zuerſt die Journal-Cenſur vom 22. May dieſes Jahrs. Ueber die Anordnung einer ſolchen Cenſur unter einer konſtitutionellen Verfaſſung iſt hinlänglich geurtheilt worden. In Warſchau führte ſie durch ein bloßes Polizeyverbot die Unterdrückung der Quotidienne herbey, deren junge Redaktoren ſich vielleicht hie und da etwas kühn über Machthabungen, welche der Konſtitution widerſtrebten, ausdrücken mochten; ſie ſezten ſie unter dem veränderten Titel einer „Chronik der Hälfte des 18ten Jahrhunderts“ fort, man rechnete ſie demnach unter die Journale und verbot ſie ebenfalls. Dieſelben Redaktoren gaben ſpäter „den weißen Adler“ heraus, er iſt der Politik und Literatur gewidmet; unter dem Titel: „die Krakauer Biene,“ erſcheint ein Wochenblatt; das „Denkbuch von Lemberg,“ welches ſpäterhin „die Biene“ hieß, hat im Oktober 1820 aufgehört.

In den ernſten Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte, ſind mehrere ſehr ſchätzenswerthe Werke erſchienen. Der Pole hat von jeher die Dichtkunſt geliebt, auch werden faſt nur von ihren Dichtern neue Ausgaben gemacht; unter den neuern Arbeiten ſind mehrere Ueberſetzungen alter klaſſiſcher Dichter, unter andern auch eine der Georgika des Virgils, von Hrn. Frankowsky, erſchienen. Man hat hier und da behauptet, daß ſich die polniſche Sprache für den Romanenſtyl nicht eigne*). Hr. Ludwig Sromorowsky hat durch ſeinen Roman: Graf Oſtrorog, das Gegentheil bewieſen; auch ſind mehrere franzöſiſche Romane ins Polniſche überſezt worden.

Polen hat ſechs Haupt-Theater, wo polniſche Schauſpiele aufgeführt werden: in Warſchau, Wilna, Minsk, Krakau, Lemberg und Poſen. Einiger wandernden Truppen wollen wir nicht erwähnen. Da bisher ſelbſt die vorzüglichſten Schauſpiele nicht im Druck erſchienen ſind, muß man in einer dieſer Städte das Theater lange beſuchen, um eine Analyſe dieſer Stücke geben zu können. Vor einiger Zeit berief die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften die Dichter, ſich mit National-Gegenſtänden zu beſchäftigen. Die Herren Wenzyk, Kropinsky und Felinsky zeichneten ſich durch gute Arbeiten aus, ſie waren aber 1819 noch nicht gedruckt; Felinsky, der 1820 ſtarb, erlebte noch den Druck ſeiner Ueberſetzung von Delilles Georgiques françaises, und hinterließ ein Original-Trauerſpiel: „Barbara Radziwil, Gemahlin Sigismund Auguſts.“ Der zweyte Band ſeiner Werke enthält eine Ueberſetzung von Rhadamiſte und Zenobia, bey welcher Gelegenheit wir nicht umhin können, das Talent der Schauſpielerin Frau Ledochowska, geb. Pruſkulawska, zu erwähnen, die in den Rollen der Athalia und Lady Macbeth, beyde auf den polniſchen Theatern einheimiſch geworden, mit unvergleichlichen Vorzügen auftritt. Das Luſtſpiel und die Oper haben auch einige vaterländiſche Vorwürfe benuzt. Boguslawsky, dem das polniſche Theater ſeine Schöpfung verdankt, und der daſſelbe mit dem erſten, noch immer geſchäzten Schauſpiele beſchenkte, Dmuſzewsky und Zolkowsky, die ihm ebenfalls ſehr werthvolle Dichtungen verliehen haben, gehören unter die vortrefflichſten Schauſpieler. Polen beſitzt noch einige andre tragiſche und komiſche Dichter, und in dem Herrn Elsner und Krupinsky zwey Tonſetzer. Im Jahr 1819 ward Molieres Weiberſchule, Raynouards Tempelherrn, Klingemanns Fauſt überſezt. Unter den gedruckten National-Schauſpielen nennen wir Zbigniew (Bogeslaw III. Bruder) von Niemcewicz, Kosciuskos glorreicher Freund und Gefährte, während ſeiner Verbannung; er, der bey deſſen Todtenfeyer in Warſchau die Empfindung von tauſend in Trauer Verſtummten mit feuriger Beredtſamkeit ausſprach. Wir erwähnen auch des Dramas des Herrn Humicky: Gowork, und das Schloß Czorſtyn oder Bojomir und Wanda, von H. Joſeph Kraſinsky mit Muſik von Krupinsky.

---

*) Das iſt ſehr unwahrſcheinlich. Die Sprache eines Volks, deſſen Verfaſſung Redner nöthig machte, und deſſen Sitten gegen das andere Geſchlecht mehr Ritterlichkeit wie irgend eines beybehalten hatten, muß doch wohl für die Darſtellung des innern und äußern Lebens Worte haben. Nur muß es National-Romane ſchreiben, nicht fremde übertragen, ſonſt wird ſeine Sprache ſo ungelenk erſcheinen, wie eine jede, wenn ſie das Widerſtrebende zuſammenzwängen will.

Dieſer Aufſatz ſpricht nur von dem wiſſenſchaftlichen Zuſtand und den Erzeugniſſen des Königreichs Polen; die an Rußland und Oeſterreich verfallnen Provinzen, die keineswegs im wiſſenſchaftlichen Beſtreben zurückgeblieben ſind, geben uns vielleicht Mittel zu einem neuen Bericht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Dec.

(Fortſetzung.)

Eine andere Neuigkeit war: Der Köhler Adam Wiederbauer, Drama in vier Aufzügen, von Karl Töpfer. Die Erzählung von Fouqué iſt bekannt. Der Bearbeiter hat ſie noch einmal erzählt, im Ammenton. Vom Eye fängt die Geſchichte an, und ſchließt mit einem Glückswechſel, aus dem Schlimmern in das Beſſere. D. Klingemann hat es wirklich beſſer angefaßt, das Stück wird aber auch nicht große Wirkung machen. In dem hier gegebenen iſt ſelbſt das Dargebotene auf eine unbegreifliche Weiſe vernachläſſigt. Vielleicht hat ſich der Verfaſſer auf ſein gutes Glück zu ſehr verlaſſen, und mußte darum einen Wechſel an ſich ſelbſt erfahren, aus dem Beſſern in das Schlimmere.

Ein anderes Schauſpiel nannte ſich: Johann Vernot, Drama in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Victor, frey bearbeitet vom Freyherrn von Biedenfeld. Was glauben wohl die Leſer, daß hinter dieſem Hänschen ſteckt? — Calas! — Jean Calas, Mélodrame en trois actes, et représenté pour la première fois sur le Théatre de l'Ambigu-Comique. „Aber, hör' ich fragen, wie kann man dieſen alten Kohl wieder aufwärmen?“ Was weiß ich, welcher Appetit Herrn Victor oder ſeinen Freunden angekommen iſt! Je öfter ſonſt der Kohl aufgewärmt wird, deſto beſſer der Geſchmack; auf dem lezten Feuer hat ſich aber ein Unglück damit zugetragen, er iſt angebrannt. Das Hauptingrediens: Fanatismus und Bekehrungsſucht, verdunſteten, ſtatt ihrer mußte man ein Bischen engliſches Gewürz von Wechſel-Verfälſchung, Kaſſen-Diebſtahl, heimlicher Heyrath und Flucht hinzuthun, das iſt aber ſehr ſchwach, und die Gaumen wollen nicht dran. Die Zubereitung hat übrigens Mühe genug gekoſtet, und der Fleiß läßt ſich nicht verkennen; es gibt Gerichte, die nicht halb ſo gut zu verdauen ſind, ſie werden doch verzehrt. Auch hier ſtoßen wir auf eine Peripetie. J. Vernot wird noch zur rechten Zeit gerettet und verläßt den Richtplatz. So gut wird's dem armen Calas nicht. Wenn ein Dichter oder Bearbeiter menſchlich iſt, ſo gereicht ihm das zur Ehre, und das Publikum zürnt ihm gewöhnlich nicht; aber das unſrige wollte dießmal doch nicht in die Kaſſe legen, was Vernot junior herausgenommen hatte.

À propos! der Schauſpieldichter Vogel, deſſen Ueberſetzungen hinlänglich bekannt ſind, hat uns auch den alten Schubkarren des Eſſighändlers wieder renovirt; er will aber nicht mehr rollen, wie er ſoll, obgleich das Rad mit friſcher Proſa eingerieben iſt. Es knarrte bald in dieſem Ton und bald in jenem. Einmal hieß es: „An einem ſchönen Morgen geb' ich hin.“ — (Vermuthlich ſteht im Original: Un beau jour. — So hab' ich irgendwo geleſen: „In fünfzehn Tagen:“ Quinze jours. Das Ueberſetzen muß doch ſchwer ſeyn!) Ein anderes Mal wurde Mademoiſelle Delomer Fräulein Julie titulirt. Ja, wenns Fräulein Julerl wäre! — Im Ganzen iſt es eine vergebliche Arbeit, aber der Bearbeiter hatte die Obliegenheit, drey Stücke noch für ein Benefice zu liefern, das nicht viel mehr betrug, als das Honorar für ein einziges; der kürzeſte Weg der beſte. Die Hauptrolle war in guten Händen, nur fand man — oder daß ich recht ſage: „ich fand keinen franzöſiſchen Eſſighändler darin, er war zu ſchwerfällig, zuweilen etwas hahnebuchen. Man muß doch einen Unterſchied zu machen wiſſen.“

Armida, von Roſſini, ließ Vieles erwarten, befriedigte jedoch wenig. Einige liebliche Geſangſtücke kitzeln die Ohren, andere ſind fleißig gearbeitet und machen dem Talent ihres Verfaſſers Ehre. Der alte Schlendrian waltet nebenbey, und Manches ſteht noch tiefer. Ein Terzett von drey Tenoriſten zeichnet ſich beſonders aus, und wurde glücklich vorgetragen. Drey ſolche Tenorſänger hat nicht jede Bühne aufzuweiſen. Das Textbuch dieſer Zauberoper iſt fürwahr kein Zauberwerk. Der zweyte Akt ſchließt mit gruppirten Tänzen; das ſezte zum Erſtenmal eine ganze Schaar von kleinen Mädchen aus dem aufgelöſten Kinderballet wieder in Bewegung, die, wie ein hieſiges Blatt mit aller Aufrichtigkeit bemerkte, von den Zuſchauern mit „wonnigem Entzücken“ begrüßt wurden.

Heurteur iſt bey dem Hoftheater engagirt, und in der Rolle als Oreſt mit lautem Jubel aufgenommen worden. Zum Zweytenmal trat er als Hugo von Oerindur auf. Dieſe Darſtellung ſpannte meine Neubegierde. Was hatt' ich nicht davon geleſen und gehört! Indeſſen iſt es nicht ſo ſchwer, den eignen Maßſtab, nach dem was man vorher geſehen, für den gegebenen Fall zu richten, und ich ließ mich auch nicht irren. Nur darf man bey einem ſo glücklich begabten Darſteller, wie der hier in Rede ſtehende, immer noch auf Ueberraſchungen gefaßt ſeyn. Ich fand eine bühnengerechte Darſtellung, einen verſtändigen Vortrag, ungezwungene Deklamation, überhaupt aber mehr Deklamation, als Sprache des Affekts, mehr äußere, als innere Bewegung, viele gelungene Stellen, das Ganze anſprechend, nicht ergreifend. Die Tiefe des Gemüths, künſtleriſche Begeiſterung und Phantaſie — die innere Welt, aus der die großen Leidenſchaften herauſſteigen, und in welche ſie, wie in einem tobenden, brauſenden Vulkan zurückſinken, vermißte ich gänzlich, ſo wie ihren düſtern Wiederſchein auf dem Geſicht. Die glänzende Aufnahme des Trauerſpiels bey ſeiner erſten Erſcheinung hat ſehr natürlich die Empfänglichkeit für den Darſteller des Hauptcharakters angeregt und immerfort erhöht. — Die Schröder iſt als Elvira ſehr unbedeutend; das Aeußere entſpricht ſo wenig, wie das Innere. Statt des Gefühls, erzwungenes Thränenſpiel nach beliebter Weiſe, und geſteigert bis zur zitternden Bewegung der Stimme, daß die vom Thränenzwang gebrochenen Worte in der Kehle zu verhallen ſcheinen. Das macht Applaus; Niemand aber wird ohne den Wegweiſer dramaturgiſcher Blätter in dieſer Darſtellung die große Sophia Schröder ahnen. Anſchütz gibt als Don Valeros ein gediegenes Kunſtwerk, tief durchdacht in allen ſeinen Theilen, und bis zur Vollendung ausgeführt. Anfangs nimmt er ihn zwar etwas zu weich und feyerlich, das iſt überhaupt ſo ſeine Art, auch in Houwalds Bild; aber er entwickelt eine Fülle von Ideen, einen Reichthum von künſtleriſchen Motiven, die den Tadel verſtummen machen und die Phantaſie unaufhörlich beſchäftigen. Andere Korreſpondenten mögen anderer Meinung ſeyn; ich will lieber Unrecht haben wenn ich tadeln muß, als wenn ich zu loben mich gedrungen fühle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 7.

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Januar 1822

Kannſt du ein krankes
Gemüth von ſeinem Grame nicht befreyn,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewußtſeyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht ſonſt mit irgend einem ſüßen Mohn
Den Krampf auflöſen, der das Herz umſtrickt? —

Schillers Ueberſetzung des Macbeth.

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

Auf der engliſchen Seite der Solwayſee erſtreckt ſich eine lange, ebene Küſte, worauf der Seevogel gegen den Schuß des Jägers Schutz findet, und nebſt der Landſpitze und der tiefen See nur ein Gegenſtand die Aufmerkſamkeit erregt, und dieß iſt die Hütte des Miles Colvine, des Cumberländer Seemannes. Der Eigenthümer dieſer rohen Wohnung, einſt ein Seemann, Soldat, ein gelehrter und gebildeter Mann, ſtrandete vor ungefähr dreyßig Jahren an dieſer Küſte und war der einzige, welcher dem wüthenden Sturme mit dem Leben entging. Das Schiff war von einem fremden Lande und ein geheimnißvoller Schleyer hatte immer über dem Schickſal ſeiner Mannſchaft gehangen. Das Benehmen des Miles Colvine war mehr dazu geeignet, Verdacht zu erregen, als denſelben zu beſeitigen. Alle Fragen, hinſichtlich des Schiffes und ſeiner Beſatzung, hörte er mit der größten Gelaſſenheit und Stille an, und nur ein einziges Mal gab er eine Antwort, als ihn ein Schäfer fragte: „war es das Blut von Thieren, das ich auf dem Verdecke ſah?“ — „Nein, es war von Menſchen.“ Von dieſem Augenblick an mieden die Landleute ſeinen Umgang und ließen ihn ungehindert ein Hüttchen bauen, mit einer Mauer von loſen Steinen umgeben und es friedlich bewohnen. Er ſelbſt ſchien alle Verbindung mit Menſchen zu fliehen und ſuchte und fand ſeine Nahrung im Buſen des Meeres; denn er wurde bald als einer der beſten und glücklichſten Fiſcher an dieſer Küſte berühmt. In dieſer Einſamkeit, jedem Land- oder Seeſturm ausgeſezt, verlebte er einen Sommer und Herbſt, dem Anſcheine nach, im größten Elend und Mangel: der herbe Winter, welcher folgte, glaubte man, würde ihn gewiß entweder umbringen oder von ſeiner Wohnung wegtreiben; aber er hielt alle Stürme aus und widerſtand allen Anerbietungen von Kleidern oder Nahrung, die mitleidige Nachbarn ihm machten. Dieſer Winter war beſonders ſtreng: der Strand war mit den Trümmern geſcheiterter Schiffe bedeckt, die Buchten mit den Leichnamen von Ertrunkenen angefüllt, und die See ſelbſt ſo wild, daß die Fiſcher ihre Böte beylegten und mit ihren Familien müßig beym Feuer ſaßen. Auf Miles Colvine aber ſchien der unaufhörliche Sturm keinen Eindruck zu machen. Er ſammelte am Ufer die Schiffstrümmer zur Feuerung; er breitete ſeine Netze und Angeln wie gewöhnlich; und da ihm endlich ein Boot von einem geſcheiterten Schiffe in die Hände fiel, bemächtigte er ſich der Herrſchaft über das Element, das ihm am meiſten zuzuſagen ſchien und fuhr Tag und Nacht auf den wilden Wogen umher, mehr wie ein unruhiger Geiſt, als ein Kind der Erde. Als die Strenge des Winters nachgelaſſen hatte und die Seevögel anfingen ihre Eyer in den Sand zu legen, gab der Mann ſeine Seefahrten auf, und begab ſich an eine neue Arbeit. Er baute ſich ein größeres und bequemeres Haus; errichtete einen Damm von großen Steinen gegen die See und pflanzte um ſeine Wohnung her einige Blumen, welche am beſten von der Seeluft gedeihen. Der Rauch ſeines Schlots und der Klang ſeines Hammers, während er das Innere ſeiner Wohnung ausbaute, wurden weit umher geſehen und gehört. Als ſein Haus vollendet war, ging er wieder zur See und bald war er von der Mull von Gallway bis am Fuß des Anay-Water bekannt. — Ich ſah ihn zum erſten Mal auf dem Markte zu Dumfries: ſein Bart ſchien ein Jahr lang geſtanden zu haben, ſeine ehemals reichen und vornehmen Kleider waren an verſchiedenen Stellen geflickt und über dem Ganzen trug er eine Art von Bootmantel, welcher um den Hals befeſtigt, ihm bis zu den Füßen herabhing; aber alle dieſe Armuth konnte den Anſtand voriger und beſſerer Zeiten nicht verbergen. Selten ſah er einem ins Geſicht; die Männer ſchien er mit Verachtung, ſelbſt mit tiefem Haſſe zu betrachten; aber auf die Frauen blickte er mit Milde und Achtung, und begegnete er einer Mutter mit einem Kinde, ſo ſtarrte er ſie mit einem Gemiſch von Liebe und tiefem Schmerze an. Einmal blieb er plötzlich vor einem ſchönen vierjährigen Mädchen ſtehen, welches am Rande des Nithſtromes Blumen ſammelte und ſtarrte es an; das Kind erſchrocken über ſein wildes Anſehen, ſchrie laut und fiel in den tiefen Strom; mit einem Satze war der Seemann bey ihm, rettete das Kind, legte es in die Arme ſeiner Mutter und ſetzte ſeinen Weg fort, als wenn nichts geſchehen wäre. Seitdem liefen ihm immer die Kinder zu Dumfries nach und riefen: „Seht da den wildbartigen Mann, der Maria Lawſon aus dem Waſſer zog!“ Ein anderes Mal ſah ich ihn am Fuße des ſchottiſchen Berges Criffel unbeweglich, wie todt im hohen Graſe liegen. Ich trat ihm näher; er ſchien meine Gegenwart nicht zu bemerken, ſondern hielt ſeine Augen feſt auf der Solway geheftet und murmelte vor ſich hin, ſo lange ich auf dem Berge blieb. Wo er ging und ſtand murmelte er vor ſich, und ſo viel man aus ſeinen abgebrochenen Reden ſchließen konnte, ſchwur er, daß gewiſſe Leute das Unrecht, das ſie einem Frauenzimmer gethan, mit dem Leben bezahlen ſollten. Zu andern Zeiten ſprach er zu ſeinen Seeleuten als zu Geiſtern, welche er in die Hölle hinabgeſandt, um da für Verbrechen zu leiden, die ſie im Fleiſche begangen, und zu ſeiner Geliebten als einem verklärtem Engel, welcher noch immer ſeine Phantaſien am Tage und ſeine Träume bey Nacht beſuchte. In allem aber hörte und verſtand man deutlich das Geſchrey der Rache und das Gefühl einer tiefen Kränkung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Die Abreiſe des Monarchen war das Zeichen zum allgemeinen Aufſtand, der in allen Städten von Kaſtilien wie auf Verabredung faſt am ſelben Tag ſtatt fand. Da die Urſachen der Unzufriedenheit nicht allein auf den Gemeinen laſteten, ſondern auch auf den Adeligen, welche durch den Hochmuth der Fremden beleidigt und unterdrückt waren, indem viele von ihnen ſteuerpflichtig geworden waren, und ſie zugleich, nach der Abreiſe des Königs, mit tiefem Unwillen die Regierung in den Händen eines Fremden ſahen; ſo griff die Flamme der Empörung nach allen Seiten um ſich und fand überall Nahrung. In den Städten wurden diejenigen Prokuratoren, welche auf den letzten Cortes für die Bewilligung der neuen Steuern geſtimmt hatten, verfolgt und gemißhandelt, in Segovia wurde einer von ihnen vom Volke erſchlagen. Die königlichen Beamten wurden abgeſetzt und zur Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten Ausſchüſſe erwählt, unter dem Namen: Deputirte der Gemeinen (deputados de comovidadeo) — indem ſie ſich des erſten und theuerſten Rechtes bedienten, die ſtädtiſchen Behörden (gobierno municipal) ſelbſt zu erwählen; eines Rechtes, das ganz beſonders ihren Freyheitsſinn entflammte und ihnen gegen den Deſpotismus der Könige und gegen die Vorrechte des Adels die ſicherſte Schutzwehr war. Die Furcht vor dieſem Geiſt der Unabhängigkeit, der den Vorrechten des Adels ſo gefährlich werden muſſte, bewog viele unter dieſen, die Sache der Gemeinen zu verlaſſen; die meiſten zogen ſich in ihre Burgen zurück, Willens in Ruhe zu erwarten, daß die Städte die Gewalt des Königs einſchränken; oder dieſer die Freyheiten der Städte unterdrücke, vermeinend in beyden Fällen Vortheil und Sicherheit für ihre eigenen Vorrechte zu finden. Wenige Adelige verbanden ſich mit den Gemeinen, theils aus Eifer für das Wohl des Landes, theils um eigene Beleidigungen zu rächen, theils um in der allgemeinen Unordnung des Bürgerkrieges ihren Ehrgeiz zu ſtillen; einige endlich heuchelten eine Anhänglichkeit an die Sache des Volkes, um ſich an die Spitze zu ſtellen und ſein Ungeſtüm zu hemmen: Toledo, Segovia, Burgos, Zamora, Madrid, Cuenca und Guadalaxara, waren die erſte Städte, welche die Waffen ergriffen, entſchloſſen mit Gewalt zu erzwingen, was die Stimme der Vernunft und des Geſetzes umſonſt verlangt hatte, und zum Ruhm der Städte ſey es geſagt, daß nur ſehr wenige Unordnungen von dem empörten Volk begangen wurden, nur wenige Menſchen wurden verfolgt und einige Häuſer niedergeriſſen; weder der Adel noch die königlichen Beamten wurden gemißhandelt.

Die Nachricht von dieſem Aufſtande gelangte bald zum König und zu ſpät erkannte er die begangenen Fehler, und hier zeigte ſich, was immer geſchehen wird, daß, wenn das Volk ſich einmal erhoben hat, es nicht mehr durch Nachgeben und Zugeſtehen deſſen, was es zuerſt verlangte, zur Ruhe gebracht werden kann; weil es dann in der Nachgiebigkeit, mit Recht, nur einen Beweis der Schwäche, und nicht der Großmuth ſieht. — Der König glaubte den Aufſtand der Gemeinen zu ſtillen, indem er die zuerſt von Toledo vorgelegten Forderungen größtentheils bewilligte; er verſprach, daß nie mehr ein Fremder eine Stelle oder Dienſt erhalten ſoll, daß die von den Cortes zu Corunna bewilligten Steuern nicht in den Städten erhoben werden ſollten, die treu geblieben waren, oder die ſogleich zum Gehorſam zurückkehren würden, und daß die königl. Realen nicht mehr verſteigert, ſondern auf den alten Fuß geſezt werden ſollten, wie ſie unter den katholiſchen Königen beſtanden. Dieſe Verwilligung, welche zwey Monate früher das Reich vor einem blutigen Bürgerkrieg bewahrt hätte, beſtärkten jezt, als ein Zeichen der Schwäche des Königs, die Städte in ihrem Entſchluß. Hiezu kam noch das Verfahren des königlichen Rathes zu Valladolid und des Kardinals von Utrecht, der, da er eben ſo unfähig war, in dem Sturm das Steuer zu führen, als vorher durch weiſen Rath ihm auszuweichen, den Alkalden Ronquillo abſchickte, um die Stadt Segovia zu beſtrafen. Dieſer, bekannt wegen ſeiner Härte und unerbittlichen Strenge, zog begleitet von tauſend Reitern gegen Segovia; eine Schaar, überflüſſig, um Gerechtigkeit zu handhaben, und zu ſchwach, um Krieg zu führen. Das bedrohte Segovia ſandte ſogleich um Beyſtand nach Toledo und den andern Städten, denen ſich auch Toro, Leon, Avila und Murcia angeſchloſſen hatten; indeſſen lagerte ſich Ronquillo, als er die Thore der Stadt geſchloſſen fand, ſechs Meilen davon, indem er mit derſelben unnützen Strenge den Richterſtab und die Lanze führte, bald drohende Aufrufe erlaſſend, bald das flache Land verwüſtend und einige Unſchuldige mit dem Tode beſtrafend. Kaum vernahm Toledo die Gefahr, die Segovia bedrohte, ſo ſandte ſie Kriegsvolk ihr zu Hülfe, unter dem Befehl Juan de Padilla; daſſelbe that auch Madrid. Zugleich kamen endlich alle genannten Städte überein, daß die Prokuratoren ſich vereinigen ſollten, um von dem König ſchleunige Abſtellung aller Mißbräuche zu erlangen. Dieſe ſogenannte heilige Junta vereinigte ſich in der Stadt Avila, beſtehend aus den Prokuratoren aller der Städte, die Stimme in den Cortes hatten, die von Andaluſien ausgenommen. Die Heerhaufen von Toledo und Madrid vereinigten ſich mit dem von Segovia zu Eſpinar und zwangen vereint den Ronquillo zum Rückzug. Auf dieſe Nachricht befahl der Kardinal dem Ritter Antonio de Tonſeca, mit ſo viel Volk zu Roß und zu Fuß, als er aufbringen konnte, jenen zu unterſtützen, und nachdem er zuerſt das zu Medina del Campo befindliche Geſchütz genommen, den Uebermuth von Segovia zu züchtigen. Tonſeca verließ Valladolid heimlich, um die ſchon erbitterten Bürger nicht noch mehr aufzubringen und vereinigte ſich zu Arevalo mit Ronquillos Reiſigen, von wo ſie vereint auf Medina del Campo zogen, um ſich des Geſchützes mit Gewalt zu bemächtigen, wenn es ihnen nicht gutwillig ausgeliefert werden ſollte.

Die Bürger von Medina, feſt beharrend in dem heldenmüthigen Entſchluß, keine Waffen zur Unterdrückung ihrer Nachbarn auszuliefern, lieſſen ſich weder durch Drohungen ſchrecken, noch durch Verſprechungen verführen; ſie verweigerten im Gegentheil geradezu das Geſchütz auszuliefern, und pflanzten es ſelbſt in den Straßen auf, um die Zugänge zu vertheidigen. Als Tonſeca ſah, daß alle gütlichen Vorſtellungen vergebens waren, führte er ſein Volk zum Angriff, um ſich des Geſchützes mit Gewalt zu bemächtigen. Allein von den Bürgern mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, befahl er den Seinen, die nächſten Häuſer anzuzünden, damit die Bürger, um ihre Haabe und Weib und Kind zu retten, in der Vertheidigung nachlaſſen ſollten. Das Feuer griff ſchnell um ſich, und in wenigen Minuten ſtanden ganze Straßen, Plätze, Klöſter und Kirchen in Flammen, indeſſen die Bürger, als wenn es nicht ihre eigenen Häuſer wären, und ohne ſich um Weib und Kind zu bekümmern, die in den Flammen umkamen, das Feuer unerſchüttert fortwüthen lieſſen, nur auf die Abwehr der Feinde bedacht; und ſie endlich nach mehrſtündigem blutigem Kampf, zum ſchimpflichſten Rückzug zwangen. — Der größte Theil von Medina und unermeßliche Reichthümer an Waaren aller Art, die wegen des bevorſtehenden Marktes von Handelsleuten aus allen Gegenden des Reiches darin aufgehäuft waren, wurden ein Raub der Flammen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Piſa. Ende Dez.

In der Romagna ſind wieder viele jedoch minder bedeutende Perſonen als Carbonari verhaftet worden. Unter denen ohne Prozeß Verwieſenen befindet ſich auch der Graf Gambi aus Ravenna. Dieſer iſt mit ſeiner Tochter, der Sgra. Guiccioli, nach Piſa gezogen, und der bekannte Dichter, Lord Byron, folgte ſogleich dieſer ſeiner Freundin nach. Er hatte, auch nach der Trennung der Sgra. Guiccioli von ihrem Gatten, im Palaſte des leztern gelebt, 1500 Scudi Miethe gezahlt, und jährlich 50.000 Scudi wohl ausgegeben, beſonders in Werken der Wohlthätigkeit. Oeffentlich erſchien er ſo ſelten, daß Engländer oft einen Louisd'or bezahlten, um ihn durch die Jalouſie-Laden eines benachbarten Hauſes heimlich zu ſehen. Der Magiſtrat von Ravenna hat dringend um Begnadigung des Grafen Gambi gebeten, und der Legate dieſe Bitte bey Sr. Heil. unterſtüzt, nur um den berühmten und angebeteten Gaſt zurück zu erhalten.

?, den 1. Jan.

Zufolge ſchmeichelhafter Aufforderung beginnen wir mit dem heute eingetretenen neuen Jahre die verſprochenen Kritiken über die Bühne von hier mitzutheilen. — „Von hier aus?!“ fragt der Leſer verwundert, nachdem er auf das Datum geblickt, und, ſtatt des Namens einer Stadt, ein Fragzeichen gefunden hat. So der unbetheiligte Leſer. Aber: „Die Keckheit geht zu weit!“ rufen die oberſten Intendanzen und die General-Muſikdirektionen, rufen Hof-Mimen und National-Sänger und Kammer-Muſikanten, ruft der Regiſſeur, der Dekorateur und der Friſeur, der Maſchinen- der Ballet- und der Schnürmeiſter, ruft der geheime Beleuchtungsrath und der Ober-Verſenkungs-

Inſpicient und der Verklärungs-Inſpekter, ruft der Haupt- Leib- und Helden-Schneider an der Spitze des Garderobe-Departements*). Ja ſelbſt die allergeringſte und lezte Bühnenperſon Europas, nämlich der arme deutſche Theater-Poet, ruft, in den Kammer-, Hof- und National-Chor einſtimmend: „Die Keckheit geht zu weit! Nicht allein daß die fatalen Recenſenten die Nebelkappe der Anonymität ſich über ihr ſtößiges Haupt ziehen, und ſo den perſönlichen und gerechten Repreſſalien entgehen dürfen; nun fangen ſie noch gar an, den Namen des Orts zu verſchweigen, von dem aus ſie ihre Giftpfeile verſenden; nun weiß man nicht einmal, wo das Geſchütz zu treffen; ob man rechts oder links, vor- oder hinterwärts ausſchlagen ſoll; oder wohin man ſich höflicher Weiſe wenden könnte, um ſo ein biſſiges Geſchöpf zu kirren, mit einem Freybillet, einem gaſtronomiſchen Gabelfrühſtück, oder einer vornehmen Einladung zu Thee, Butterbrodt und Herablaſſung! Keine Theaterſeele wird mehr gelobt, jedweder Brettermenſch getadelt werden; denn wer da lobt, der nennt ſich, um die Früchte ſeiner Bemühungen einzuernten, der Hämiſche aber, der nichts als tadeln und ſpotten kann, verſchweigt Namen und Wohnort; kommt wie der Wirbelwind, man weiß nicht woher; ſchießt aus dem Hinterhalt wie ein Bandit; verwüſtet die Wurzeln der aufblühenden Kunſtſaat wie eine wühlende Blindſchleiche, und würde nur feig zu nennen ſeyn, wenn es nicht auch keck wäre, ſelbſt namenlos eine ſo freche Stirn zu haben."

Dieſe Ereiferungen gegen anonyme Kritiker, die wir gar oft von allen Betheiligten ohne Ausnahme, vom Schneider bis zum Intendanten, von der Primadonna bis zum armen Poeten herab, gehört haben; dieſe Ereiferungen ſind es eben, die uns zu dem Entſchluß bewegen, den Namen des Orts zu verſchweigen, woher wir unſere Theaterkritiken ſchreiben. — Es iſt uns nämlich rechter Ernſt, in unſeren Kunſturtheilen unpartheyiſch und unperſönlich zu ſeyn. Wie aber könnte dieſe Abſicht vollkommener erreicht werden, als wenn ſelbſt die Bühne, über die wir urtheilen, ein unbekanntes x bleibt? Bleibt, ſagen wir; denn es ſoll dafür geſorgt werden, daß man dieſes x nicht in eine beſtimmte und bekannte Zahl wird auflöſen können. Nein, ſo wie Deutſchland ſelbſt ein ideales x, ſo ſoll auch die Bühne, über die wir ſprechen werden, die allgemeine deutſche ſeyn und bleiben. — Unberechenbare Vortheile gewährt dieſe reine Form, von denen wir nur einige anführen wollen. Zuerſt gewinnt die Kritik ſelbſt dabey; denn da ſie, von keinem beſtimmten Theater ausgehend, auch keine Namen ausübender Leute zu nennen hat, ſo wird ſie die Leiſtungen um ſo näher beleuchten, um ſo ſchärfer charakteriſiren müſſen. Sie wird ſich nicht mit ſeichten Gemeinplätzen und leeren Phraſen genügen dürfen, als da ſind: Unſere allbeliebte Mad. Tiger war heute in der Rolle der Phädra wieder ganz ſie ſelbſt. — Oder: Wer Unſchuld und Liebe in höchſter Huld ſehen will, der ſehe unſere reizende Seufzmann als Thekla. — Oder: Mit welchem tiefen Studium, mit welcher motivirter Charakterzeichnung gab heute wieder unſer denkender Schwächling den Prinzen im „Leben ein Traum!" — Oder: Unſere vollendete Alt gab im „lezten Mittel" den Beweis, daß ihr der Ton der feinſten Geſellſchaft nicht allein aus den Erzählungen unſerer beliebten Novellenſchreiber, ſondern auch aus dem Leben ſelbſt bekannt iſt. — Oder: Mad. Ginton, Mlle. Schnörkel, Hr. Fiſtel und Hr. Bär riſſen heute wieder Alles durch ihren Sphärengeſang hin. — Wenn wir, ohne Namen zu nennen, in dieſer Weiſe lobten, ſo würde Jeder der zahlloſen deutſchen Bühnenkünſtler unſere Worte auf ſich beziehen und zwar mit Recht, da ſie alle gleich talentvoll und gleich ausgebildet ſind; oder im Fall wir etwa ſagten, es gäbe zwey bis drey geniale Schaukünſtler in Deutſchland, von denen aber hier die Rede nicht ſey, ſo würde kein Komödiant glauben, daß er oder ſeine Frau hier beurtheilt wurden, weil ſich alle ohne Ausnahme für jene zwey bis drey Ausnahmen halten. Sollte es uns aber gelingen, ſcharf in das Weſen der Kunſt eindringende Kritiken zu liefern, worüber dem Kenner das Urtheil, dem Unwiſſenden Geſchwätz und dem Rohen Schimpf freyſtehet, ſo würden wir die Genugthuung haben, manchen Schauſpieler, ſelbſt dadurch, daß er uns thatſächlich eines Beſſern belehren könnte, auf den rechten Weg zu leiten; welches um ſo ſicherer durch Lob, wie durch Tadel geſchehen dürfte, da ihm, der ja nicht genannt iſt, Lob nicht eitel und träg machen, Tadel nicht in jene unmuthige Stimmung verſetzen wird, die entweder zu Eigenſinn und Manier verleitet, oder zu gänzlicher Paſſivität niederſchlägt. — Dieß iſt der zweyte Vortheil, den dieſe Form unſerer Kritik darbietet, und zwar dem darſtellenden Künſtler, der ein gegründetes Recht auf zarte Schonung hat, da ſeine Kunſt ihm die peinliche und unerläßliche Bedingung auferlegt, ſich ſelbſt, ſeine ganze Perſönlichkeit zur Schau zu ſtellen, und da er keine Waffe hat, ſich gegen hämiſche Kritiken — wie andere Künſtler durch ihr dauerndes Kunſtwerk — zu ſchützen und zu wehren. Denn jede Antikritik iſt ſchon mißlich; die der Schauſpieler aber, wenn nämlich das corpus delicti: der antike oder der romantiſche Held ſchreibt und drucken läßt, werden ſtets lächerlich und meiſt anmaßend; die Ungeſchicklichkeit abgerechnet, die man Dem leicht anſiehet, der ungewohnte Waffen handhabt. — Unſere reine Form der Kritik ſtellt zwiſchen den Schauſpielern und ihren Beurtheilern die Gleichheit wieder her: ſo wie der leztere ſind die erſtern ungenannt; und aus dieſer Gleichheit gehen nun die wahren Freyheiten der Kritik hervor; beſonders die Eine, welche eben ſo wichtig, als ſchwer zu erringen, eben ſo ſelten, als unerläßlich iſt. Wir meinen die rückſichtsloſe Gerechtigkeit gegen die Modetyranney der Tagesmanier, gegen den ephemeren Glanz jener Meteore, die ſich für Sterne am Himmel der Kunſt ausgeben, ja ſelbſt gegen die wahrhaft und mit Recht bekränzte Stirn, die aber nun in Weihrauchwolken gehüllt die Autorität der Unfehlbarkeit uſurpiren will. Sollten nun eine ſolche Tagesmanier, ein ſolches Meteor, eine ſolche Stirn in unſern Schilderungen erkannt werden, ſo könnte dieſes nur durch die Aehnlichkeit des kopirten Bildes geſchehen, über welche das Bild ſich nicht beklagen dürfte, noch weniger aber die Perſon, die das Bild darſtellte, da ja ihr Name nicht unter der Kopie ſteht. Mit wahrer Freude theilen wir mit dem Schauſpieler alle Vortheile der Anonymität, die ſeine Kunſt ihm nicht gewährt. Wir nehmen an, daß er rein aus Liebe, ohne alle Eitelkeit, ja ſelbſt ohne Ruhmbegierde, dem innern Beruf ſich hingab, und all ſeine Lorbern gern um ein namenloſes Haupt wände, wenn es nur die Natur der Dinge erlaubte. Bey dem dramatiſchen Dichter können wir dieſe reine, unperſönliche Kunſtliebe nicht vorausſetzen. Er hätte es ja unterlaſſen können, und dennoch ſtellt er ſeinen Namen auf den Anſchlagzettel: man ſoll nicht allein das Werk, man ſoll auch den Herrn Verfaſſer loben und ehren. Er ſelbſt alſo hat die vielfachen Annehmlichkeiten der Anonymität aufgegeben; mit dem Titel ſeines Stücks hat der Beurtheiler ſogar des Autors Tauf- und Familien-Namen genannt, und er allein hat es ſich zuzuſchreiben, wenn der Leſer, auch bey der unperſönlichſten Kritik, die Perſon des Dichters im Auge behält. — Dennoch läßt ſich vielleicht auch hier ein Ausweg finden, und es wäre wohl möglich, daß wir eines der neuern dramatiſchen Werke kritiſch beleuchteten, ohne deſſen Titel anzuzeigen.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Sieh, allgemeiner deutſcher Theater-Almanach 1822, von Aug. Klingemann.

Beylage: Literaturblatt Nro. 8.

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Januar 1822.

Der Schwan ſingt im Sterben; ſollte der Phönix, der aus ſeiner Aſche emporſchwebt, nicht auch ſingen?

Aus einem engliſchen Roman.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

1.

Προςφώνημα.

Κάλλη, κιάνθη μαζωμένα
Τὴν ἀγάπη μου ἐσένα
Κορωνιάζουν κ' ἐπαινοῦν.
Καὶ ὁ Ἔρως μὲ τὰ βέλη
Καὶ ἡ Μούσες μὲ τὰ μέλη
Τ' ὄνομά σου προςκυνοῦν,
Κ' εἰς ἐκεῖνο προςφανοῦν
Στόμα, χεῖλη, στῆθος, νοῦν.

2.

Ὕμνος.

Ὦ ἔρωτ' ἀνθηρότατε,
Γλυκὲ καὶ ἱλαρότατε
Τοῦ κόσμου κυβερνήτη,
Ἐσέν' ὁ νοῦς, τὸ σῶμά μου
Τὸ στῆθος καὶ τὸ στόμα μου
Λατρεύει καὶ κηρύττει.

Ἐσὺ θεοὺς, αἰθέρια,
Οὐράνια, κιαέρια
Κρατεῖς καὶ βασιλεύεις,
Καὶ ἕως τὰ αἰώνια
Τῆς γῆς μας καταχθόνια
Τὰ βέλη σου τοξεύεις.

1.

Zueignung.

Was ſich nennet ſchön und Blüthe,
Das will preiſen deine Güte,
Liebchen, will bekränzen dich.
Eros ſiehſt du mit den Pfeilen,
Muſe mit den Liedern eilen,
Deinem Namen beugen ſich,
Und bewegen wonniglich
Lippe, Mund, Herz, Geiſt für dich.

2.

Hymne.

O Eros ſüß und blüthevoll,
Du aller Freud' und Güte voll
Der Welten Herr und Gründer,
Mein Sinn und Leib preiſt deine Luſt,
Es iſt mein Mund und meine Bruſt
Dein Diener und Verkünder.

Was in des Himmels Düften thront,
Was in des Aethers Lüften wohnt,
Ruht unter deinem Heile;
Und in die Gruft der Unterwelt,
Die ewige, hinunter ſchnellt
Dein Bogen ſeine Pfeile.

Τὸ βλέμμα σου τὸ ἥμερον
Ἀπὸ τὸν κόσμον σήμερον
Στηγμὴν σχεδὸν ἂν λείψῃ,
Ἡ Φύση ὅλη σβύνεται
Καὶ καταντᾷ καὶ γίνεται
Κατήφεια, καὶ θλίψη.

Ἀμίαντα τὰ κάλλη σου
Ἡ δύναμη μεγάλη σου,
Μεγάλη σου ἡ δόξα·
Λατρεύω τὴν αἰώνιαν
Καὶ θαυμαστήν σου πρόνοιαν,
Καὶ τ' ἄφθαρτά σου τόξα.

Und wenn dein Lächeln reute dich,
Dein Aug abkehrte heute ſich,
Du milder Weltbeſchauer!
Aus löſchte bald die Spur des Lichts,
Und ſänke die Natur in's Nichts
Der Dunkelheit und Trauer.

Unübertrefflich iſt dein Glanz,
Und Macht und Stärke biſt du ganz.
Dein Loos iſt unergründlich.
Vor deines Bogens Wunderbahn
Staun' ich und bin ihm unterthan,
Dem Pfeil unüberwindlich!

Brieffragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

I.

Schlangenbad, Juli.

— — — — In einer lichten Akazienlaube am äußerſten Rand eines Kalkſchieferfelſens dieſes romantiſchen Thals, ſitze ich hier. Es iſt früh ſieben Uhr; noch überſtrahlt kein Sonnenblick die ſteilen Höhen, die es umſchließen; — und doch ſehnt man ſich in dieſem froſtigen — ſogenannten Sommer, nach dem erwärmenden Strahl. So auch Abends: ſchon um ſieben Uhr überzieht der Schattenſchleyer der nahenden Nacht dieſe Bergſchlucht. — Und dennoch; mahnte mich nicht die rauhe nördliche Luft, berechnete ich nicht mit wachendem Auge Raum und Zeit, die uns erſt ſeit drey Tagen trennen in kaum zwey Grad geographiſcher Weite; fürwahr, ich würde, trotz des Fröſtelns, das in dieſem Augenblick mich überzieht, wähnen, im Morgentraum verſezt zu ſeyn, in das ſchöne Fabelland des Peloponneſos, und erwachend ausrufen: „auch ich war in Arkadia!“ — — Doch wohin gerathe ich? Hinweg, blutiger Gedanke, der ohnehin alle unſre Freude trübt, von jenem klaſſiſchen Boden, jezt der Schauplatz der Gräuel und des Entſetzens, unter dem Morddolch der Feinde der Menſchheit! — — — Siehe! ſtill und friedlich liegt hier vor mir das unendlich ſchöne Taunus-Thal in ſich dreyfach zwiſchen den herrlichen Höhen hinſtreckenden Armen, mit ſeinen friſchgrünenden Wieſen, Buſch- und Baumgruppen; eng umfangen von waldbekrönten Bergketten. Kein unharmoniſcher Laut ſtört die heilige Morgenſtille: nur das ſanfte Rauſchen des Mühlenbachs tief unter mir mit ſeiner kleinen Mühle, und nur das Liſpeln des ſilbernen Forellenbaches in dem Seitenzweig des Thals, tönen zu mir herauf. Dabey die köſtliche Morgenbeleuchtung der Thallandſchaft: der Vorgrund noch im Schatten, die Mittel- und Hintergründe der waldigen Felswände hellbeſtrahlt von der mählich höher ſteigenden Sonne. — Ja, mit unſerm Klopſtock ſpricht es tief aus meiner Seele:

> Hier ſteh ich. Rund um mich
> Iſt Alles Allmacht! und Wunder Alles!
> Mit tiefer Ehrfurcht ſchau ich die Schöpfung an — —*).

— — — So weit iſt hier alles ſchön und herrlich. Aber entziehen mußte ich mich, um nicht in Trübniß zu verkümmern, meinem düſtern Gemach in dem alten heſſiſchen Hauſe, einer wahren Kloſterwohnung mit allen ihren Eigenheiten der Lage, des Raums und der veralteten Zimmergeräthe. Bey allem Reſpekt für den alten Kattenſtamm nach dem dieſer Gaſthof (von zwey andern, der älteſte und ſchlechteſte) benannt iſt, muß ich doch ſagen, man iſt gar ſehr unheimlich, unwohnlich und mittelmäßig bedient in dieſem, — was von beyden du willſt, — einem alten Kloſter, oder düſtern Burgſchloß, ähnelnden Hauſe, mit ſeinen zahlreichen Korridoren, Aus- und Eingängen, Treppen, Vorplätzen, und dunkeln Gemächern. Die Glocke und der dreymalige Ruf nach Bedienung, verhallen in den nackten Mauern, ehe man eins der Geſichter dieſer ſpärlichen Dienſtleute gewahrt: und faſt noch ärgerlicher und neckender iſt, beym Ausgehen und Heimkommen, das Verirren in dieſem Labyrinth von Thüren, Treppen, Gängen, wo man ohne Nachfrage oder Wegweiſer unter zehn kaum zweymal ſeine Klauſe wiederfindet. — Um die Täuſchung des Kloſters zu vollenden, herrſcht unter den Badegäſten ein wahres Stillleben. Es ſollen hier deren an hundert ſeyn: unſichtbare Geiſter ſind es; außer an der ſchwach beſezten Wirthstafel — denn der größte Theil ſpeist auf den Zimmern — gewahrt man den Tag über kaum zehn auf den öden Spaziergängen. Man muß ſich den Nebengäſten an der Tafel faſt aufdringen, um menſchliche Sprache zu vernehmen. Kein Vereinigungspunkt, kein Zuſammenſeyn beym Brunnentrinken, da hier nur gebadet wird, oder beym gemeinſchaftlichen Frühſtück und Abendthee. Es iſt nicht anders, als ob die Leute in ihrem Abſonderungsweſen, das hier auch der Stände wegen Ton zu ſeyn ſcheint, die giftigen Schlangen ſcheuten, die ſich, der Fabel nach, dem Badewaſſer von Zeit zu Zeit entwinden ſollen. Und doch iſt dieſes ſtille, engumſchloſſne und um deſto wohnlichere Thal, recht eigentlich zum traulichen Zuſammenleben gemacht und zur Geſelligkeit einladend. Wir Vier ſind es faſt allein, welche die Einſamkeit dieſer Umgebung, durch republikaniſche Popularität und freyere Art zu ſeyn, noch in Etwas beleben. Aber wie das auch auffällt, merken wir an den ſich verwundernden uns zugewandten Geſichtern, der ſpärlich Vorübergehenden, wann, Morgens oder Abends unter einem der Laubdächer des Brunnengartens ſitzend, ich meinen Reiſegefährtinnen vorleſe, aus unſers Klopſtocks frommen „Nachlaß,“ oder aus des edeln Houwalds dramatiſchen Trauergemälden; — eine Brunnen-Freyheit, die man als excentriſch anzuſehen ſcheint. — In der That, nur der, deſſen Zuſtand den Gebrauch der heilſamen Waſſer dieſer Quellen gebieteriſch fordert, mag ſich entſchließen, bey ſolchen wenig zuſagenden Eigenſchaften dieſes Badeorts, hier länger als zwey Tage zu weilen: und ſo verlängern auch wir unſern Aufenthalt nur um wenige Tage. Aber es lohnt der Mühe, auch ohne dieſes Bedürfniß ſich in dem köſtlichen Waſſer zu baden, das ſo kriſtallen, milde, weich und ſanft, wie Oel und Seide, den Körper anſpühlt, die Haut ſchmeidigend, die gereizten Nerven beruhigend, das aufwallende Blut beſchwichtigend. Nicht umſonſt, fürwahr, wird es das Damen- und Schönheitsbad genannt! Und dazu die ganz eigne Lokalität der einfachen, gewölbten Badekammern, mit der auffallenden Reſonnanz ihrer hohen Gewölbe, wo jeder Schlag auf der Waſſerfläche, jedes Rauſchen ſeiner durch die Armbewegung erregten Wellen, jeder Laut der Stimme, ſanft wiederhallt mit Harmonikaklang. — —

---

*) Ode: die Frühlingsfeyer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Fortſezung.)

Als Miles Colvine ſeine neue Wohnung gänzlich vollendet hatte und Blumen und Bäume in Blüthe ſtanden, ſah man ihn eines Tages ſein Boot in die See ſtoßen: dieß war ein gewöhnliches Ereigniß, aber ein kleines Bündel Schaaffelle, ein Krug Waſſer und etwas getrockneter Salm deuteten auf eine längere Reiſe. Beym Sternenlicht fuhr er gegen Süden und für eine geraume Zeit wurde nichts von ihm gehört oder geſehen. Ein Tag nach dem andern verging, ſeine Thüre blieb verſchloſſen, kein Rauch kam aus ſeinem Schloote und unbenuzt hingen ſeine Netze da. Zulezt verbreitete die Mannſchaft eines Mauthſchiffes das Gerücht: um Mitternacht ſey ein Geiſterboot mit einem bärtigen Dämonen in demſelben mit übernatürlicher Schnelligkeit vor ihnen vorbeygeſchoſſen. Dieſe Erzählung mit allen den Veränderungen, welche ſich von den dichteriſchen Landleuten erwarten ließen, verbreitete ſich ſchnell durch die Gegend und erregten Neugier und Furcht. Ungefähr vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit hatte ich mit ein Paar Freunden eine Spazierfahrt auf dem Solway beym Mondſchein unternommen, und wir lieſſen uns bey unſerer Rückkehr durch die austretende Fluth bis gegen Miles Colvines Wohnung längs der Küſte von Cumberland führen. Als wir landeten, bemerkten wir Licht in dem Hauſe des Seemannes, und als wir näher traten, ſahen wir deutlich die Schatten einer männlichen und einer weiblichen Geſtalt, welche ſich in demſelben an der Wand hin und her bewegten. Bald erhielt ich eine beſſere Anſicht. Ich ſah den Seemann ſelbſt; ſtatt ſeiner ehemaligen ärmlichen Kleidung trug er ein Kleid, zwar vom gröbſten Stoffe, aber äußerſt rein, ſein Bart war verſchwunden und ſein ſonſt wildes, ungekämmtes Haar hing jezt ordentlich um Nacken und Schläfe. Seine natürliche Farbe war ſchwarz, die meiſten Locken aber hatten ſich grau gefärbt; ſein Anſehen war geſund aber ſchmerzlich, und er ſchien ungefähr vierzig Jahre alt zu ſeyn. Die Geſtalt des weiblichen Geſchöpfes, welches er bey ſich hatte, war viel zu zart und ſchön, um lange in einer ſo rohen, unbeſchüzten Hütte, als die des Fiſchers ausdauern zu können. Es war ein Mädchen in einer Kleidung, die von großer Wohlhabenheit zeugte und von ſo ausnehmender Schönheit und ungemeiner Liebenswürdigkeit und Anmuth, daß es der ärmlichen Umgebung nicht bedurfte, um ſie mir als das herrlichſte Frauenzimmer erſcheinen zu laſſen, das mir je vorgekommen war. Sie ſchwebte in der Hütte umher, ordnete und reinigte mit ihren ſchneeweiſſen Handen das rohe Geräth, und warf jeden Augenblick einen Blick auf den Alten, als ſuche ſie in allen ihren Bewegungen nur ihm zu gefallen. Dieß erreichte ſie. Er lächelte, und nie vorher hatte man ihn lächeln ſehen; er fuhr mit der Hand über die reichen Haarlocken des Mädchens; ließ ſie neben ſich niederſitzen und ſah ihr mit einem Ausdruck der Liebe, Achtung und Freude in das jugendliche Geſicht. Ich war in Gedanken über die Gegenſtände vor mir vertieft und ſuchte ein Mittel, wie ich mit dem unglücklichen Seemann und ſeiner ſchönen Tochter (wofür ich ſie erkannte) bekannt werden möchte, als ſie aus einer Kiſte ein kleines wohltöniges Inſtrument hervornahm, worauf ſie mit leichten Fingern mehrere der einfachen, traurigen Melodien ſpielte, welche bey Bauern an den ſchottiſchen und engliſchen Küſten ſo gemein ſind. Nach einer kurzen Pauſe nahm ſie das Inſtrument wieder und ſang zu einer äußerſt wilden und traurigen Melodie eine Ballade, welche von ihres Vaters und ihrer Mutter unglücklichem Schickſal handelte, aber mit einer Dunkelheit, welche eher Verdacht erregte, als die Neugierde befriedigen konnte. Das Lied war noch nicht zu Ende, als ſieben ſchottiſche und irländiſche Schmugler, wahrſcheinlich von der einſamen Küſte und dem allein ſtehenden Hauſe, wo ſich Beute ohne Widerſtand erwarten ließ, anzogen, landeten und, nachdem ſie über die äußere Mauer geſprungen, die Hausthüre heftig zu ſchütteln anfingen und laut Einlaß forderten. Einer beſonders ſchwur mit einem breiten irländiſchen Accent, er wolle ihnen die Hütte über dem Kopf anzünden, wenn ſie nicht ſogleich aufmachten. Ein Schottländer ermahnte ihn hierauf, hübſch gemach zu thun und liſtig zu Werke zu gehen, wenn ſie einmal drinnen wären, könnten ſie ja doch thun, was ſie wollten. Als der Seemann dieſes Geſpräch hörte, bereitete er ſich zum Widerſtand, wie einer, der mit dergleichen Anfällen vertraut war. Mit einem Säbel in der einen Hand, einer geſpannten Piſtole in der andern und einem Paar im Gürtel, ſtellte er ſich hinter die Thür, und bat ſeine Tochter leiſe, ſich in ihre Kammer zu begeben. Aber ſie flehte mit zitternder jedoch lieblicher Stimme, ſie doch bey ſich bleiben zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. Jan.

(Beſchluß.)

Was nun aber das Publikum betrifft, ſo hat auch dieſes namhafte Vortheile bey unſerer reinen Form. Es braucht z. B. hier nicht zu leſen, was es gar nicht intereſſirt: wie Hr. D. in Kärnthen, Hr. W. in Hinterpommern, Mad. Q. in Holſtein und Mad. B. im Breisgau geſpielt haben; im Gegentheil, wenn wir einen Künſtler loben, ſo wird jedes Krähwinkel meinen, es ſey von ſeinem Sperling die Rede, und wenn wir die Favoritin einer tonangebenden Reſidenz in ihrer Zulänglichkeit darſtellen, ſo wird die Reſidenz überzeugt ſeyn, daß von einer vagirenden Komödiantin geſprochen wurde. Daſſelbe qui pro quo wird uns die ſonſt unerlaubte Erlaubniß verſchaffen, eine gewiſſe ſouveräne Perſon zuweilen in den Spiegel blicken zu laſſen, welches, im Fall wir unſere Briefe von Berlin oder von Blaubeuren datirten, ein offenbares crimen læsæ Majestatis wäre. Auch dieſe Freyheit iſt von großem Nutzen für das Publikum; denn obbenannte höchſte Perſon iſt keine andere, als das ſouveräne Theater-Publikum ſelbſt, dem man, ob ſeiner gewaltigen Machtvollkommenheit, kläglicherweiſe nur in Fabeln und Parabeln die Wahrheit ſagen darf, welcher Form wir uns auch ſelbſt gegen unſer nicht exiſtirendes ideales Publikum möglichſt befleißigen werden. Alle dieſe Vortheile fließen nun wieder auf uns ſelbſt zurück. Kein großer Name kann unſern Lobpreiſungen Eingang verſchaffen, keine perſönliche Kabale unſern Tadel unterſtützen. Wir werden uns nach Kräften bemühen müſſen, unſere Kunſturtheile auf Vernunftgeſetze zu gründen, da wir ſie auf Fraubaſereyen über das Theaterperſonal nicht baſiren können. Zu unſerer größten Beruhigung aber gereicht, daß wir, ohne alle Rückſicht auf unſere perſönliche Sicherheit, unſere Anſichten frey ausſprechen und nicht befürchten dürfen, von den Hiſtrionen irgend einer Provinzſtadt mit dem Stock in der Hand antikritiſch bedroht zu werden, oder gar, wie jüngſt in einer politiſchen Zeitung, von einem Freundſchafts-Bande vereinter Hofſchauſpieler die höfliche Aufforderung zu leſen, ihnen Unterricht in der Deklamation zu ertheilen, welcher Unterricht eine allbekannte herkuliſche Arbeit ſeyn dürfte, wenn man nämlich von ihrer würdevollen Haltung, von ihrem wohlerzogenen Benehmen, und von der Beſcheidenheit und Feinheit ihres witzigen und eleganten Styls auf den Grad ihrer Bildung überhaupt folgern darf. Wir könnten hier die Einleitung zu unſern Beurtheilungen füglich ſchließen, wenn wir es nicht für billig fänden, dem Leſer über uns ſelbſt einige Aufſchlüſſe zu geben. Wir behaupten nämlich, kein Recenſent, das heißt: wir maßen uns nicht an, ein unfehlbarer Diktator zu ſeyn; ſondern wir ſind Kritiker, und das will ſo viel ſagen: wir erkennen keine andere Autorität in Kunſturtheilen, als den Verſtand, der allein zu urtheilen und über Sinn und Empfindung Rechenſchaft zu geben vermag, mit welchem Verſtand wir aber nicht, wie der Recenſent, den des eigenen und alleinwerthen Ichs meinen. Auch ſind wir kein Ich, wie ſo manches andere Wir, ſondern eine wirkliche Mehrheit. Wir beſtehen nämlich aus zwey Perſonen: einem Mann von fünfzig und einem Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, ſo daß der Erſte das Materielle, Unbewegliche, durch Geſchichte Begründete, das Erhaltungsprinzip, das a posteriori der Kunſt; der Zweyte aber das Ideale, das Werdende, durch ſich ſelbſt Begründete, das Perfektibilitätsprinzip, das a priori der Kunſt repräſentirt. Auf dieſe Weiſe ſitzen wir, gleichſam die beyden Kammern einer konſtitutionellen Kritik, in dem Saale unſers idealen Theaters, und rund um uns her unſere verehrlichen Kommittenten, auf deren Bedürfniſſe und Mängel, auf deren Anforderungen und Vermögen, auf deren Geiſt und Stimmung wir die gebührende Rückſicht nehmen. Vor uns ſitzt ein geadelter Bankier mit zwey Töchtern, von denen die jüngſte eine muntere Gurli im beſten Sinne des Worts iſt, die ältere eine Almanachsdichterin, die auch über Erziehung, Symbolik und Landwirthſchaft ſchreibt. Sie unterhält ſich gewöhnlich mit einem Kavallerie-Lieutenant, deſſen nächſter Nachbar ein Maler iſt, dem man es ſogleich an der ſchiefen und rothen Naſe anſieht, daß er der kürzlich ſo ſchnell berühmt gewordene Eulenböck iſt. Zur Rechten neben uns ſitzen der Redakteur eines Kunſtblatts und ein Publiziſt, ein franzöſiſcher Sprach- und Tanzmeiſter, und ein deutſcher großer — wenn auch nicht Dichter — doch Vers- und Reimkünſtler; zu unſerer Linken ein äußerſt gelehrter Muſiker, der unendlich tiefſinnig für Inſtrumente, aber nie für die vox humana ſchreibt, und neben dieſem ein penſionirter italieniſcher Sopran; dann folgt ein berühmter Ueberſetzer des Ariſtoteles, und dann ein Mann, von dem wir nicht wiſſen, was und wer er iſt, den wir aber den Naturkritiker nennen, nicht etwa, weil er wie ein eingefleiſchter Kritikaſter auch ſelbſt die Natur nicht mit Verſchlimmbeſſerungen ſchont; ſondern, weil man aus ſeinen ganz eigenen Urtheilen merkt, daß er nie Theaterkritiken lieſt; daher auch ſeine Aeußerungen ſo ungelehrt und unmodifizirt ſind, daß wir ihn ſchon in berühmten Stücken und bey der herrlichſten Diktion und Deklamation gähnen geſehen und gehört haben. Hinter uns — wir ſitzen nämlich auf der erſten Gallerie — ſind zwey Logen voll Herren und Damen aus jener Geſellſchaft, die in Frankreich die bonne société heißt, und die auf deutſch nicht gut zu überſetzen iſt, daher auch in jenen Logen, gegen Ende des Stücks, wann die Sieſta gehalten iſt, lauter laute franzöſiſche Urtheile ſchallen, mit welchen der obbenannte franzöſiſche Tanz- und Sprachmeiſter immer ſehr einig iſt. Unter uns befindet ſich das Parterr, und über uns das Paradies oder das Jubé, welchen zu klatſchen und herauszurufen, zu ziſchen und zu pfeifen erlaubt iſt, welche aber von dieſer Vergünſtigung ſehr ſelten Gebrauch machen, weil ſie ein ideales deutſches Parterr und Jubé ſind, und alſo ihre kritiſche Natur mehr ſpekulativ und theoretiſch, als praktiſch und faktiſch äußern. — Und ſo könnten wir nun unſere Kritiken beginnen, wenn dieſes Schreiben nicht bereits allzu lang ausgefallen wäre. Wir verſprechen aber mit unſerem Nächſten eine ausgeführte Beurtheilung, und zwar über ein neueſtes Stück, deſſen Autor wir eben ſo wenig, als den Titel nennen wollen; ja wir werden, um recht partheylos zu ſeyn, nicht einmal ſagen, ob das Kunſtwerk ein Luſt- oder Trauerſpiel, ein Drama oder eine Oper ſey.

Dreyſylbige Charade.

Der Jäger zieht mit ſeinen Hunden aus,
Die armen erſten zwey zu ſchießen;
Doch die trägt über Flur und Wieſen
Mein Drittes windſchnell, wie im Flug hinaus:
Das Ganze fliehet Schlachten und Gefahr,
Und gleicht der feigen Memme auf ein Haar.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 17.

Der Ziſchlaut „ſ“.

Nro. 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Januar 1822.

Der Liebe Sonnenſtäubchen kam
Und Plaz in meinem Herzen nahm,
Davon im Herze ſich entſponnen
Ein Wirbeltanz von Herzenſonnen.

Rückert.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.
Im Silbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

3.

Ἀγκιδοφόρος.

Εἰς ἕνα λειβαδάκι
Προχθὲς ἕνα παιδάκι,
Περίφανο πολλὰ,
Μ' ἐφώναξε κοντά του
Νὰ κρίνω τ' ἄρματά του
Ἂν τάχα εἶν' καλά.

Λοιπὸν, μιὰν ἀγκιδίτζα
Μὲ δείχνει, σὰν καρφίτζα,
Καὶ λέγει σοβαρά·
Εἶδες κοντάρι ἄλλο,
Ὁσὰν αὐτὸ μεγάλο
'Σ τὴ γῆ καμιὰ φορά;

Τὸν λέγω· εἶσ' ἀκόμη
Παιδάκι δίχως γνώμη,
Δὲν 'ξεύρεις τί λαλεῖς,
Καὶ σὰν λωλὸ καυχᾶσαι,
Χωρὶς νὰ συλλογᾶσαι,
Τὸ πῶς παραλαλεῖς.

Ἐγὼ λωλό; φωνάζει,
Καὶ τὴν ἀγκίδ' ἁρπάζει,
Κ' εἰς μιὰ ματιοῦ ῥοπή,

3.

Der Splitterträger.

In eines Thales Wegen
Kam mir unlängſt entgegen
Ein übermüthig Kind.
Es heißt mich ſtehn und ſchaffen,
Und prüfen ſeine Waffen,
Ob ſie wohl tauglich ſind.

So trozig, wie ein Ritter,
Zeigt es mir einen Splitter,
Kaum einer Nadel groß:
„Sahſt du in allen Reichen,
Das dem ſey zu vergleichen
So mächtig Speergeſchoß?“

Ich ſprach: „du lügſt unbändig,
Du Kindlein unverſtändig,
Biſt eiteln Dünkels voll.
Wie magſt du dich entblöden,
So wider Sinn zu reden?
Mir däucht es, du biſt toll!

Toll? ruft das Knäblein bitter,
Ergreift mit Haſt den Splitter,
Zielt nach des Herzens Siz.

'Σ τὸ ςῆθος μου τὴ 'γκίζει,
Καὶ ὅλον με φλογίζει
Παντοῦ σὰν ἀςραπή.

Καὶ λέγ'· ἰδὲ καὶ πείσου,
Καὶ πλέον συλλογήσου,
Καὶ κύταξα καλά.
Νὰ μὴν αὐθαδιάζῃς,
Καὶ νὰ παραπειράζῃς
Τὸν Ἔρωτα πολλά.

Ὦ Ἔρωτα, φωνάζω,
Τὸ ἅρμα σου τρομάζω,
Τὸν λόγον μ' ἀθετῶ·
Τὴ δύναμή σου φρίττω,
Κ' αἰώνια κηρύττω,
Καὶ ἔλεος ζητῶ.

Ἐκεῖ που τὸν λαλοῦσα,
Καὶ τὸν παρακαλοῦσα
Γιὰ νὰ μὲ σπλαχνιςῇ,
Ἐπέταξ' ἀπ' ἐμπρός μου,
Ὁ τύραννος τοῦ κόσμου,
Χωρὶς νὰ συγχιςῇ.

Κ' ἐγὼ ἀπελπισμένος
Ἀπόμειν' ὁ καϋμένος
Μὲ τέτοιαν πληγήν.
Χωρὶς ποσῶς νὰ φταίγω,
Ὁλάκερος νὰ καίγω
Αἰώνια 'ς τὴν γῆν.

Den Buſen der durchfährt mir,
Und in der Seele zehrt mir,
Als wie ein Flammenblitz.

Das Knäblein ſprach: Du Tauber,
Nun glaubſt du meinem Zauber,
Und hüteſt dich hinfort,
In deinem Stolz zu fluchen,
Den Eros zu verſuchen
Mit einem rauhen Wort!

Da ſprach ich: Herr! erzittern
Muß ich vor deinen Splittern!
Mein Wort ſey ungeſagt!
Ich bebe deinen Mächten,
Will ewig dich verfechten:
Doch hebe, was mich plagt!

So ſprach ich zu dem Kleinen
Mit Flehen und mit Weinen,
Daß er erbarme ſich;
Doch flehen ſah von dannen
Ich aller Welt Tyrannen,
Er kehrte ſich und wich.

Ich aber blieb getroffen,
Verlaſſen von dem Hoffen
Mit meiner Wunde ſtehn.
Ich muß in meinem Leibe,
So lang ich leb' und bleibe,
Die Flamme nähren gehn.

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Fortſetzung.)

Gleich darauf flog die Thüre auf, und Miles Colwine ſtand auf der Schwelle mit einer geſpannten Piſtole in der Rechten, und dem blanken Säbel in der Linken; ſeine Augen ſchoſſen ein wildes dunkles Feuer, aber ſein Weſen war ruhig und gelaſſen. Hinter ihm kam ſeine Tochter mit einer angeſchlagenen Piſtole in der Hand, zitternd vor der Gefahr, welche ihrem Vater zu drohen ſchien. Beym Anblick des bewaffneten Mannes fuhren die Seeräuber zurück, und ſelbſt ihr Anführer wich um einige Schritte. Colwine betrachtete ihn einen Augenblick lang und ſagte: „That denn mein Degen ſein Werk ſo ſchlecht, und verſchlang dich die See nicht, du beyſpielloſer Böſewicht? Aber Gott hat dich der Erde wiedergegeben, damit du eine Warnung werdeſt, wie gewiß und ſicher die gerechte Rache iſt.“ Mit dieſen Worten ſtürzte er auf ihn los, und faſt in demſelben Augenblicke ſah ich das Feuer ſeiner Piſtole und den Blitz ſeines herabfallenden Säbels. Wir hatten uns gleich Anfangs hinter einiges Geſträuch gelegt, um den Ausgang dieſes Beſuches abzuwarten, denn wir glaubten, der Seemann ſtehe mit dieſen geſetzloſen Schurken in geheimer Verbindung. Jezt ſprangen wir auf einmal auf, und da die Schmuggler dieſe plötzliche Verſtärkung ſahen, rannten ſie mit dem Verwundeten nach ihrer Schaluppe, mit welcher ſie ſogleich vom Land ſtießen und bald in dem Nachtnebel verſchwanden.

Miles Colwine ſtand auf der Schwelle ſeines Hauſes und ſeine Tochter lag neben ihm auf den Knieen. Er kannte mich, denn er war mir oft am Ufer und auf dem Meere begegnet, und er wuſſte, daß ich ihm wohl wollte, indem ich ihm oft in ſeinem verlaſſenen Zuſtande meine Hülfe angeboten hatte. „Kommen Sie herein, mein Herr,“ ſagte er, „ich bin Ihnen für den Dienſt von dieſer Nacht verpflichtet.“ Er ſchwieg einen Augenblick, dann fuhr er mit leiſerer Stimme fort. „Ich weiß, daß Ihr Glaube nicht der meinige iſt, und daß Ihr Leben nicht verbittert geweſen iſt, wie das meinige, aber ſagen Sie mir, mein Herr, ſagen Sie mir, glauben Sie, daß die Begebenheiten unſers Lebens vorher beſtimmt ſind? denn was heute Nacht geſchehen, ſcheint die Fügung einer weiſen Vorſehung zu ſeyn.“ — „Gewiß, mein Herr, ſagte ich, Gott weiß alles, das Gegenwärtige, wie das Zukünftige, aber ob er Uebelthaten geſtattet oder gute Thaten vorher beſtimmt.... „Genug, genug,“ rief der Seemann. „May Colvine, meine Liebe, ſchüre deines Vaters Feuer und decke den Tiſch zum Abendbrode, denn es iſt beſtimmt, daß unſere Befreyer bey uns ausruhen und an unſerm Tiſche Brod brechen ſollen; alſo kommen Sie herein, Franz Forſter.“ Und wir traten in die Hütte, nicht ohne einige Scheu vor dem Manne, von deſſen Muth und Entſchloſſenheit wir eine ſolche Probe geſehen hatten.

Das Innere der Hütte war ungemein bequem eingerichtet. Der Fußboden mit den Bohlen geſcheiterter Schiffe belegt, die Wände mit Fiſchnetzen und Speeren behangen, welche leztere blank und ſcharf wie das Schlachtgeräthe eines Indier-Fürſten gehalten waren. Ein reichlicher Vorrath von getrockneten und geſalzenen Fiſchen war an den geeignetſten Stellen angehäuft. Nahe beym Kamine ſtand ein gutes Bett mit ſchneeweiſſem Linnen bedeckt. Am äußern Ende befand ſich eine kleine Kammer, worin ſich May Colvine begab, um ihren Anzug in Ordnung zu bringen. Der Seemann ſezte ſich und winkte mir zu einem mit Schaafſell bedeckten Sitze, während eine reichlich mit Oel verſehene Lampe, die an der Decke hing, auf alle Gegenſtände umher ihr helles Licht verbreitete. Auch war die Hütte nicht blos für leibliche Bequemlichkeit eingerichtet: mehrere Bücher, worin ich den Robinſon Cruſoe und Homer's Odyſſee in der Urſprache und einige Sammlungen nordiſcher Balladen bemerkte, lagen umher, und eine Hirtenpfeife und eine Geige waren da, um zur Verſcheuchung trüber Gedanken beytragen zu helfen. Jezt kam May Colvine mit neuen Schönheiten geſchmückt, wie die vom Thau erfriſchte Roſe aus ihrem Kämmerlein hervor. Sie hatte die Schleiſe von Perlen und Seide, welche ihr Haar feſthielt, auf die Seite gelegt und ihre reichen dunkeln Locken fielen über ihre Schultern herab, während ihre weiſſen Schläfe und ihr noch weiſſerer Buſen zwiſchen dichtem Haar hervor ſchimmerten. Ihr Vater blickte ſie an, wie einer der in der lieblichen Gegenwart der ſchönen Vergangenheit gedenkt, und ſeine Gedanken waren zu andern Zeiten und fernern Gegenden hingeflohen, denn nach einer Weile rief er: „Komm' meine Liebe, das Schiff iſt bereit, die Matroſen ſind draußen, die Segel geſpannt, und wir müſſen vor der unſichern Landſpitze vorbey, ehe der Mond untergeht.“ Inzwiſchen hatte das Mädchen vom Beſten, was ſie in der Hütte hatten, auf den Tiſch geſezt, und ſagte dann zu ihm: „Vater, das Mahl iſt bereit, und die Gäſte warten, daß Sie den Segen ſprechen.“ Der Seemann legte ſeinen Hut auf die Seite und nachdem er ſich auf ſeinen Platz geſezt, ſprach er nach Art der Presbyterianer. — „Du, der du deinen Tiſch auf dem tiefen Waſſer deckeſt, und in der Wüſte Ueberfluß herabregnen läſſeſt, laß dieſe grobe Speiſe dieſen drey Männern und dieſer zarten Jungfrau wohlſchmecken, — meine Hände aber, die noch von dem unverſöhnten Blut eines Menſchen rauchen, dürfen die geſegnete Speiſe nicht berühren.“ Jezt ſchlug er das Ende ſeines Mantels über's Geſicht und bückte ſich, als wäre er in ſtiller Andacht verſunken, während wir, dem Gebrauche gemäß, welchen der Auftritt zu erfordern ſchien, auf die ſtumme Einladung des Mädchens von der Speiſe koſteten und von einem Glas Waſſer tranken. Als dieſes geſchehen war, ergriff ſie eines der Inſtrumente, worauf ſie ein Lied begleitete, das ſie mit der lieblichſten und zärtlichſten Stimme ſang, während welches ihr Vater ſich nach und nach erholte, und nachdem er einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen, ihr zuwinkte; ſie hörte ſogleich auf und er ſprach folgendermaßen: — Ich war nicht immer ein unglücklicher Mann — ich hatte ſchöne Güter, ein anſehnliches Haus, ein ſchönes Weib und eine liebliche Tochter; aber nicht, was wir haben, ſondern was wir genieſſen iſt es, das des Menſchen Herz beglücket. Ich wohnte an einer wilden Seeküſte, voller Wälder und Höhlen, der Aufenthalt von Räubern und Schmugglern, jener gemeinen und unbändigen Seelen, die ſich von Betrug und Gewalt nähren, und durch das beſtändige Verharren in ihrer Feindſchaft gegen alle menſchlichen Geſetze, täglich hartherziger und wilder werden. Ich war damals jung und romantiſch, und ob ich gleich dieſer Leute Lebensweiſe nicht billigte, ſo zeigten ſich doch Züge von Großmuth, Kühnheit und Feſtigkeit in ihnen, welche ein zügelloſes und verbrecheriſches Leben beſchönigten. Ich verlieh ihnen keinen Schutz, pflegte auch keine Geſellſchaft mit ihnen; aber ſie erkannten bald an der Gleichgültigkeit, womit ich ihre nächtliche Verbindung mit der Küſte zuließ, und an dem Vergnügen, womit ich mir ihre Begebenheiten auf der See und auf dem Land erzählen ließ, daß ſie nichts zu fürchten und viel zu hoffen hatten. Ihr Vertrauen wurde immer größer und ihre Anzahl vermehrte ſich, und ſie fanden bald einen Führer, welcher allen ihren Bewegungen einen Zweck zu geben wußte und der eine gewiſſe Regelmäßigkeit und Verſchlagenheit in ihre Pläne brachte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Dec.

(Beſchluß.)

Außerdem wurden auf dem Hoftheater mehrere alte Luſtſpiele neu in die Scene geſezt. Die heimliche Heyrath, von Schink neuerdings bearbeitet, wollte nicht behagen. Man will heut zu Tage nicht bloße Charakteriſtik, man will — Alles in Allem. Dann: Juriſt und Bauer. Ja lieber Himmel! wo ſind die Zeiten hin? — Die Entführung, von Jünger. Gefiel wieder; wären nur die lokalen Anſpielungen kräftiger, etwa ſo, wie im Volkstheater. Wilhelmine wurde von der Anſchütz friſch und farbenreich gegeben, im Ganzen doch etwas zu leicht. Korn war als Roſenthal auf rechtem Wege, nur hatte der gefeyerte Künſtler nicht gut memorirt.

Kennen meine Leſer Juão und Franceska? — „Vermuthlich die Hauptperſonen einer exzromantiſchen Tragödie?“ — Mit nichten; das ſind unſre gefeyerten Botokuden. Die Wiener Zeitſchrift hat uns bekanntlich ihre Kopie als Modenbilder mitgetheilt. Und ſie gehen reißend ab. Jezt ſind ſie in natürlicher Farbe, illuminirt zu haben. Wo man hinſieht, da ſchauen Botokuden-Geſichter heraus. Zu den drey Grazien, zum goldnen Stern, im Bureau des Beobachters und in der Verlagshandlung des weiland Konverſationblattes. „Ich bitte mir ein Paar Botokuden-Bilder aus!“ Haben Ew. Wohlgebornen die Gnade, mir etliche Dutzend Botokuden-Indianer zu überſenden!“ — Gehen Sie heute in die Benefiz-Vorſtellung der Mad. Rezier? — „Na, 's gefallt mir nit.“ Und die Botokuden kommen hin! — „Da muß ich mich ja ſchnell nach einem geſperrten Sitz umſehen.“ — Zur geſezten Zeit fand auch der Referent ſich ein, denn wo müſſen nicht die Referenten ſeyn! — Alles geſteckt voll; oben und unten. Einige luſtige Herren machten ſich vor Langeweile den Spaß, nach der Loge hin zu zeigen, wo die mirakulöſen Gäſte Platz nehmen ſollten. Gleich bogen ſich die Zuſchauer auf allen Gallerien über Bord, und Fopper und Gefoppte ſchlugen dann ein ſchallendes Gelächter auf. Endlich kamen ſie, und von dieſem Augenblicke an war die Aufmerkſamkeit mehr auf den Platz der Botokuden im erſten Logenrang, als auf das Theater gerichtet. Señora Francesca, in einem Kleid von rothem Merino, einen Shawl über den Arm, leichtfertig genug hingeworfen, und eine Art von Reiſekäppchen auf, war ſehr freundlich. Bey näherer Betrachtung iſt ſie wirklich angenehm, und der Zug von der Stirne bis zur Oberlippe drückt die heiterſte, unbefangenſte Naivetät aus. Der untere Theil des Geſichts wird durch den hölzernen Schmuck etwas entſtellt. Sie ſtand zuweilen auf und machte eine recht drollige intereſſante Verneigung gegen die Hoflogen. Der Botokude ſaß wie ein Klotz, unbeweglich und gefühllos da; die Frau nahm lebhaften Antheil an Allem, was vorging, ſprach mit ihren Begleitern, geſtikulirte zur Loge hinaus, nach dem Theater hin, blinzelte durch eine Lorgnette, die man ihr aus der Nebenloge reichte, und verſteckte ſich nachher ſchamhaft lächelnd, als ob ſie etwas Ungebührliches begangen hätte. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſer Wilden und der Impertinenz moderner Brillengaffer! Dennoch meinte eine Preziöſe, es ſey erſtaunlich, daß man es gewagt habe, dieſe Leute —(Menſchenfreſſer?)— ins Theater einzulaſſen. Einmal kam es den Zuſchauern vor, als ob Francesca bey einer rührenden pantomimiſchen Scene des Ballets (Alfred) die Augen trocknete. „Sie weint! ſie weint!“ lief ein Gemurmel durch's Parterre. Deſto luſtiger war es, als ſie Gefrornes eſſen ſollte, und bey dem erſten, raſch genommenen Löffelvoll, erſchüttert von der Kälte, voll Entſetzen auffuhr. Es fehlte wenig, daß ſie Glas und Schale nicht hinunterwarf. Wie eine tief Gekränkte drehte ſie ſich ſchmollend um, und kehrte ihrem Begleiter den Rücken zu. Nun wurde ihr ein Glas Punſch gebracht, und auf einen Wink, woher? machte ſie wieder einen luſtigen Knix nach den Logen gegenüber hin.

„Heute ſind die Botokuden-Indianer in Wachs zu ſehen,“ hieß es auf dem Ankündigungs-Zettel des Dubskyſchen Kabinetts, einige Tage ſpäter; „während der Anweſenheit der lebenden Botokuden, zwiſchen vier und ſechs Uhr, wird das Publikum gehorſamſt eingeladen.“ Alles ſtrömte in die Jägerzeile nächſt dem Prater. Die Bude war von außen umlagert, das Innere gefüllt. Aber die polizeylichen Veranſtaltungen und die Ordnung, hier wie bey jeder andern Gelegenheit, ſind nicht genug zu rühmen. Keinem ward ein Haar gekrümmt in dem Gedränge. Die Preiſe waren verdoppelt. Lange ließen die Hauptperſonen auf ſich warten. Unterdeſſen wechſelten zwey Knaben mit Explikation der Figuren ab. „Hier, meine Herren, ſehen Sie einen Zigeuner, der ſeine Bosheit durch Geberden ausdrückt! Hier einen Wollüſtling, der ſeiner Schönen einen Kuß zuwirft! Hier den Profeſſor Kant, einen berühmten Philoſophen! Hier den Hofſchauſpieler Lange als Macbeth, und Ignaz Schuſter als Paraplumacher Staberl. Hier die braſilianiſchen — da kommen ſie ſelbſt!“ — Francesca voran. „Ein rechter lieber Narr!“ rief ein alter Herr aus. „Ein liebes Frayerl!“ ein junges Fräulein. „Da ſiehg i (ſeh' ich) weiter nix Rares dran, als die drey Hölzerln!“ meinte eine alte Bürgersfrau. Joaõ war in portugieſiſcher Uniform, er hat gedient. Sehr beſcheiden nahm er ſogleich den Tczako ab, und wartete nicht erſt, wie viele Zuſchauer in den Hoftheatern, bis der Unteroffizier auf den Gallerien von weitem mit dem Stock an den Hut klopft, oder der Kommiſſär im Parterre ſehr höflich ins Ohr flüſtert: „Bitte, den Hut gefälligſt abzunehmen!“ — Nachdem die Fremden Alles beſehen und ihre Ebenbilder ziemlich gleichgültig betrachtet hatten, wurden ſie mit Wein und Kaffee regalirt.

„Gehen Sie ins Kaiſperle?“ (So nennen manche Altfränkiſche immer noch das Volkstheater.) „Die Botokuden kommen hinein; fünf Gulden der geſperrte Sitz — Benefiz-Vorſtellung!“ — Alles vollgepfropft zwey Stunden vor dem Anfang ſchon. Die Wilden divertirten ſich köſtlich, die Zuſchauer ennuyirten ſich entſetzlich, die drey Abenteurer im Zauberreiche (Titel des Stücks) wurden ausgelacht und ausgeziſcht. Dabey fällt mir ein, geleſen zu haben, daß es unlängſt in Dresden der dramatiſchen Novelle: Das Feuer im Walde, nicht beſſer erging. Zugleich wurde angemerkt, ſie ſey auf dem Theater an der Wien neun Mal bey vollem Hauſe wiederholt worden. Das iſt unrichtig; dieſes Feuer hatte hier daſſelbe Schickſal, wiewol es an einem ſehr feſtlichen Abend zum Erſtenmal angezündet wurde, und iſt für uns auf immer ausgelöſcht. — Ich habe meinen Leſern die vorhergehenden Anekdoten etwas umſtändlich mitgetheilt, weil ich hoffe, daß ſie zum Theil nicht weniger neugierig ſind, als unſere Wiener.

Nicht leicht hat eine Oper größern Eindruck gemacht, als der Freyſchütz. Faſt immer noch wöchentlich drey Mal auf der Scene, und das Haus immer voll. Viele haben noch keinen Platz finden können. In den Zeitungs-Notizblättern werden täglich Tonſtücke und Geſänge auf verſchiedene Weiſe bearbeitet und eingerichtet, einzeln und in ganzen Auszügen angekündigt, mit und ohne Text, zu zwey und zu vier Händen. Unter andern „Freyſchütz-Walzer“ mit Introduktion, Trio's und Coda, als Ueberſicht der beliebteſten Motive dieſer klaſſiſchen Oper, mit möglichſter Sorgfalt ausgeführt, um das Vergnügen ohne Nachtheil des Kunſtwerks zu befördern, und für den Carneval eingerichtet. — Eine hieſige Muſikhandlung läßt Kupferpreſſen Tag und Nacht in Bewegung ſetzen, ohne daß ſie im Stande iſt, den Nachfragen Genüge zu leiſten. Alles ſpielt, ſingt und trallert aus dem Freyſchützen. Geht man Nachts um zwölf Uhr an einem lauernden Fiaker vorbey, ſo pfeift er oder dudelt aus dem Jägerchor ſein Trallala und Lallala. Künftigen Herbſt kommt Weber ſelbſt, und komponirt hier eine große Oper. Er hat es ſchriftlich zugeſagt. Roſſini wird im Februar eintreffen, und die italieniſche Oper zugleich. — Geſtern ſchon wurde Zemire und Azor mit bedeutenden Abkürzungen wiederholt; die nicht beträchtliche Verſammlung fand die Oper immer noch zu lang. Heute wird das erſte neu komponirte Ballet unter dieſer Verwaltung aufgeführt: Joconde. Die Erwartungen ſind nicht groß, die Stimmung iſt nicht günſtig — arme Joconde! Nächſtens mehr davon. Der 22ſte und folgende December ſind hier beſtimmte Normal-Tage, wo kein Schauſpiel gegeben wird. Dagegen werden die Freunde der Muſik durch eine Kantate, ein Oratorium, kurz, ein ernſtes Tonwerk, im Theater nächſt der Burg erfreut. Dieſes Jahr traf die Reihe, zwey Mal nach einander, wie gewöhnlich, das unausſprechlich ſchöne Werk: Die Jahreszeiten, von Haydn. Trefflich gingen die Chöre; auch die Soloſänger leiſteten viel Gelungenes; das Orcheſter verſteht ſich von ſelbſt. Die Einnahmen ſind zum Beſten des Penſionsfonds für die Wittwen der muſikaliſchen Societät. Bey einer ſolchen Gelegenheit kann man den Tonſinn der Wiener recht erkennen. Gehet nur auf die letzte Gallerie, ſcheuet euch nicht! Ihr findet dort eine anſtändige Verſammlung von meiſtentheils jungen Leuten beyderley Geſchlechts, einige mit Textbüchern, andere mit Klavier-Auszügen verſehen, an welchen letztern zwey und zwey gern Theil zu nehmen pflegen, und da wird keine Note weder überſehen noch überhört. Aber dieſer Theil des Publikums läßt ſich auch das Beyfall- und Repetitionsklatſchen nicht nehmen, und wie Vieles nicht!

Da ich gerade am Weihnachts-Abend ſtehe, ſo führe ich, als einen Beweis, welche Menge von Fiſchen hier alsdann verzehrt zu werden pflegt, noch an, daß heuer an dieſem Tage ein einziger Fiſchhändler um 15.000 Gulden Loſung (das iſt der Ausdruck) machte.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 8.

Nro. 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 29. Januar 1822.

> Die Süßigkeit des Honigs widert durch ihr Uebermaß,
> Und im Geſchmack erſtickt ſie unſre Luſt.
> Drum Liebe mäßig; ſolche Lieb' iſt ſtät.
> Zu haſtig und zu träge kommt gleich ſpät.
>
> Shakeſpeare.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

4.
Συνειδός.

„Τἀποφάσισα.“ — Ὀπίσω. —
Τίθα κάμεις; — „Θ' ἀγαπήσω.“ —
Κάλεδά! 'ς τὸν νοῦν σου ἔλα,
Κ' ἡ ἀγάπ' εἶν τάχα τρέλλα; —
„Θ' ἀγαπήσω!“ — Κάλε ςάσου!
Κάλε ἄνθρωπε! ςοχάσου!
„Ἐσοχάκηκα καὶ κρίνω,
Εἰς τὸν ἔρωτα νὰ κλίνω!“
Ἀμ' ἡ Μοῦσες; — „Καλὰ λέγεις!“ —
Εἶδες τὸ λοιπὸν, πῶς φταίγεις; —
„Κἂν τε φταίγω, κἂν τε σφάλλω,
Τὸν σκοπὸν δὲν μεταβάλλω!“ —
Ἐντροπήσου! — „Τί 'ντροπή μου;
Ἔτζι θέλ' ἡ ὄρεξή μου!“ —
Ποῦ λοιπὸν ἡ σωφροσύνη; —
„Ἂς κουρεύεται κ' ἐκείνη,
Καὶ 'ς τῆς θάλασσας τὰ μέση
Ἂς πιγαίν' ὀρθὰ νὰ πέσῃ!“ —
Τὴν ὑπόληψίν σου βλάβεις! —
„Ἒ καὶ τίθα καταλάβῃς,
Ἂν μιὰ λέξη μόνον φθάσῃς,
Ἀποπάνουσου νὰ χάσῃς;

4.
Das Gewiſſen.

(Selbſtgeſpräch.)

„Sey's!„ — Zurück! wie ungeberdig,
Was denn willſt du? — „Lieben werd ich!“ —
Sey doch klug, komm zu Verſtande,
Thorheit nur flicht Liebesbande! —
„Lieben werd' ich!“ — Nein, halt inne!
Brauch, o Guter, deine Sinne! —
„Habe ſie gebraucht und funden,
Eros müſſ' ich ſeyn verbunden!“
Doch, die Muſen? — „Ja die ſchmälen!“
Siehſt du nun, wie du wirſt fehlen? —
„Mag ich fehlen, mag ich fallen,
Laß mich nach dem Ziele wallen!“
Schimpflich iſts! — „Warum denn ſchimpflich?
Meinem Willen däucht es glimpflich!“ —
Die Beſinnung halt' in Ehren! —
„Nein! auch dieſe ſoll ſich ſcheeren! *)
Mitten in das Meer ſich ſenken,
Dort ſich meinethalb ertränken!“ —
Und dein guter Ruf wird leiden! —
„Ey ſo woll' dich doch beſcheiden!
Schleuß doch deines Mundes Pforte,
Was du ſprichſt, ſind eitle Worte!“

---

*) Wörtlich: κουρεύομαι, ich ſcheere mir Haar oder Bart.

Συνειδὸς, ἀμίσως Φεύγα!
'Απ' τὸν νοῦν μου ἔξω ἔβγα!
Δὲν γυρίζω. Θ' ἀγαπήσω,
Θὰ φιλήσω, ὅσο ζήσω!"

5.

Θέλησῃ.

Πλοῦτον δὲν θέλω
Δόξαν δὲν θέλω,
Οὔτ' ἐξουσίαν,
Ποτὲ κακίαν.
Δὲν θέλω γνώσην,
Οὔτε κἂν τόσην
Ὄσ' εἶν' τοῦ ψύλλου,
Κιὄσ' εἶν' τοῦ ξύλου.
Τούτες ἡ χρύες
'Η Φαντασίες
Ὄσο εὐφραίνουν,
Τόσο πικραίνουν.

Θέλω εἰρήνην,
Ψυχῆς γαλήνην,
Χοροὺς ἐρώτων,
Τρέλλες καὶ κρότον.
Θέλω τραγούδια,
Κήπους, λουλούδια
Καὶ χαρατάδες
'ς ταῖς πρασσινάδαις.
Τοῦτα λατρεύω,
Τοῦτα ζηλεύω
Κεὶς τῶτ' ἀπάνω
Θέλ' ν' ἀπαιθάνω!

Flieh, Gewiſſen! auf der Stelle,
In der Bruſt nicht widerbelle!
Vorwärts, vorwärts muß ich ſtreben,
Kuß und Liebe ſey mein Leben!"

5.

Mein Wille.

Nicht iſt mein Wille
Ruhm oder Fülle,
Pracht oder Würde
Wäre mir Bürde.
Wiſſen und Gaben
Will ich nicht haben
Mehr, als der Floh hat,
Oder das Stroh hat.
Alle die kalten
Wahnesgeſtalten,
Wie ſie erfreuen,
So ſie gereuen!

Fried' iſt mein Wille,
Bruſt = Meeresſtille!
Zärtliche Regung,
Luſt und Bewegung,
Gärten, Geſänge,
Blumengepränge,
Scherz auf den Wieſen
Will ich erkieſen.
Solches verehr' ich,
Solches begehr' ich!
Hab' ich gelabt mich,
Wohl, dann begrabt mich!

Briefſfragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

(Fortſetzung.)

2.

Schlangenbad, Juli.

— — — Lache nur; aber dem iſt doch ſo. Außer der genußreichen Unterhaltung mit der herrlichen Natur der eremitiſchen Umgegend, iſt die mit den — Eſeln eine der angenehmſten; mag denn auch für uns das Neue derſelben vielleicht Theil daran haben. — Wie oft ſchwebt hiebey mein alter römiſcher und neapolitaniſcher Freund, **Wilhelm Tiſchbein** in Eutin, meinem Gedächtniß vor; welche Beyträge und Erweiterungen zu ſeiner berühmten Onodicee*) er hier finden würde, wo ſeine lieben Eſel, zur Freude und zum Lachen aller, eine Hauptrolle ſpielen, um den Genuß der Spazierritte zu erhöhen, und ſo manchen maleriſch-freundlichen Anblick gewähren, der ſeines idylliſchen Pinſels nicht unwürdig iſt. — Sähe er z. B. wie ſein, ſeit wir mit einander, in der Campagna von Rom auf Tivolis und Fraskati's Höhen, oder den Veſuv hinan, die Eſelsritte machten, zum alten Ritter gewordner Freund, mit ſeinen drey jungen und hübſchen Gefährtinnen, Berg an und ab, auf muntern, wohlgegürteten, blumenbekränzten Eſeln einherreitet; wie die niedlichen Mädchen im netten lichten Morgengewande, den gefalteten Shawl leicht über die Schulter geworfen, das Hütchen mit friſchen Kornblumen und Aehren und ſchwankenden Federn geſchmückt, gemüthlich dahertraben; wie die jungen, gutmüthigen Bauernburſche, als Führer daneben gehen, mit Zuruf und Gerte ihre Thiere antreiben, oder Erd- und Heidelbeerſträuße und Feldblumen-Gebinde am Wege ſammeln und ſie den Damen darreichen: es würde dieß ein artiges Bildchen mehr zu jener Reihe unter ſeinen Händen werden. Oder ſähe er, wie eine ähnliche, doch zahlreichere, Karavane von Frauen,

---

*) Wer, der auch nur von Tiſchbein reden hörte, oder gar ihm näher kam, kennt nicht die artige Folgenreihe von Tuſche-Zeichnungen zu ſeiner Eſelsgeſchichte?

Jungfrauen und Männern daherzieht; unter Lachen und heitern Geſang ſich einander den Weg verreitet, oder im ſchnellern Trab eine Strecke abgewinnt: ich ſage dir, alter Freund Tiſchbein, das könnte ein, freylich in Zeitgeſchmack, Geiſt, Koſtüm und Zuſammenſtellung der Geſtalten, wohl etwas ſcharf abſtechendes, aber doch immer ein hübſches Gegenſtück zu deiner nicht weniger berühmten „Amazonen-Jagd“ *) abgeben. — — Doch hütet euch, — und beſonders ihr Frauen und Mädchen, — daß die oft etwas ſäumigen Führer, eure Sattelſitze feſtgürten und das Fußbret daran gerade ſtellen; leicht ſezt es ſonſt eine Sandreiterey, wohl zwar keine gefährliche, da eure Füße nicht hoch von der Erde ſind; aber doch gäbe es den Gegenſtand zu einem ſkurriliſchen Blatt von Tiſchbein's Onodicee.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Ebenfalls ein ſehr angenehmes, in Waſſerfarben ausgeführtes, Blatt Tiſchbeins, das, oft genug von Künſtlern kopirt, ziemlich allgemein bekannt iſt, und, mit ſo vielen andern Blättern von ihm, durch die Lithographie oder den Griffel vervielfältigt zu werden ſehr verdiente.

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Fortſetzung.)

Ich hieß reich und war es wirklich, fuhr Miles Colvine fort, meine Schätze beſtanden meiſtens in goldnen und ſilbernen Geräthen und Goldſtangen, die Beute eines Verwandten, der mit den Bucanieren Panama hatte plündern helfen. Ich war bereits ſeit mehrern Jahren verheirathet, meine Gattinn war jung und ſchön, und unſere Tochter, ein einziges Kind, meine liebe May Colvine, die ihr hier vor euch ſehet, war in ihrem dreyzehnten Jahre, und ihre Geſundheit war ſo ſchwach, daß wir nicht hätten glauben können, ſie würde das überſtanden haben, was ſie ſeitdem gelitten hat. Man rieth uns, ſie in eine wärmere Gegend zu bringen, und wir bereiteten uns für dieſe Reiſe vor, als ein großes Schmugglerſchiff in einer tiefen holzigen Bucht, die zu meinem Gute gehörte, Anker warf, und bald kam ein Mann in ſeemänniſcher Kleidung auf mich zu. Er ſagte, er ſey der Kapitän eines freyen Handelsſchiffes, welches mit einer Ladung vortrefflicher Weine in der Bucht läge, ſeine Matroſen ſeyen kühne aber zuverläſſige Burſchen, welche weder auf dem Lande noch auf dem Waſſer einer Gefahr auswichen; er hätte oft den Schutz von Miles Colvines Bucht und die Gaſtfreyheit ſeiner Dienerſchaft erfahren. Sie hätten von meiner Abſicht gehört, meine Frau und Tochter nach einer mildern Gegend zu bringen, und ſollten wir wünſchen nach Liſſabon oder einer der Inſeln zu gehen, wo die Europäer Geſundheit zu ſuchen pflegten, ſo wollten ſie uns dahin bringen, denn nächſt dem freyen Handel hielten ſie uns am meiſten in Ehren. Zu gleicher Zeit gab mir der Führer dieſer Bande, welcher meinen Hang zum Wunderbaren kannte, zu verſtehen, daß er Männer an Bord habe, welche nicht nur ihre eigenen Abenteuer und Thaten zu erzählen wüßten, ſondern auch einen reichen Vorrath von Sagen von ihren ſeefahrenden Voreltern beſäßen und mit den romantiſchen Balladen von Dänemark und Schweden, die Erzählungen der franzöſiſchen Troubadours und der mauriſchen Legenden von Spanien nebſt den merkwürdigen Geſchichten, welche ſich unter den Landleuten unſerer eigenen Küſte gehalten haben, zu vermiſchen wüßten. Um meine Frau zu gewinnen, bediente er ſich eines andern Reizes; aus der tiefen Taſche eines langen Bootmantels zog er einen Mantel von dem köſtlichſten Stoffe und den reichſten Verzierungen hervor, den er ihr als ein Geſchenk von ſich ſelbſt und ſeinen Matroſen anbot. Um kurz zu ſeyn, wir ſchifften uns in der Abenddämmerung ein und nachdem wir die Bucht verlaſſen, warfen wir bis zum Anbruch des Tages Anker. Der Kapitän ſaß bewaffnet bey uns; doch dieß erregte keinen Argwohn, da es ſeine Gewohnheit war, und erzählte uns Begebenheiten aus ſeinem eigenen Leben mit einer Lebhaftigkeit und Anmuth, welche uns entzückte. Die ganze Nacht hindurch hörten wir das Gehen und Lärmen der Matroſen über uns, und mit Tagesanbruch gingen wir mit einem friſchen Winde unter Segel, welcher uns bald meiner vaterländiſchen Küſte entführte. Alles war fröhlich und guter Dinge, wir tanzten und ſangen auf dem Verdecke, tranken vom beſten Wein und zu gleicher Zeit begünſtigte uns der Wind und der Himmel blieb heiter und wolkenleer.

In ungefähr vierzehn Tagen erblickten wir eine der portugieſiſchen Gewürzinſeln und da die Sonne eben unterging, ſo ward beſchloſſen, daß wir bis am Morgen am Eingang der Bucht bleiben ſollten. Wir waren auf dem Verdecke verſammelt und blickten auf das ſchöne, grüne Land hin, von dem ein ſanfter Wind uns die Wohlgerüche zuführte. Meine Gattinn war damals in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, voller Geſundheit, Leben und Liebe; und ſelbſt die Matroſen erheiterten ihre rauhen Geſichter und hörten auf zu fluchen, wenn ſie ſie ſo ſchön auf meinem Arm geſtüzt daſtehen ſahen; dieſe Ehrfurcht aber dauerte nicht lange. Der Kapitän war ausgelaſſen fröhlich und leerte einen Becher nach dem andern auf meiner und meiner Gattinn Geſundheit; er ſchwur, ich ſey ein Gott unter ſeinen Leuten, und mein Weib würde wie eine Göttinn verehrt. „Aber kommt, Miles Colvine,“ ſezte er hinzu, „ich habe etwas Merkwürdiges und Rares, das ich von den Mohren erbeutet, und das Ihr allein nur zu ſehen verdient.“ — Ich ſtand auf und folgte ihm, denn meine Neugierde kannte keine Grenzen. Er führte mich in ſeine Kajüte, wo er eine kleine Seitenthüre öffnete, und ſobald ich hineingetreten war, dieſelbe ſchnell hinter mir abſchloß und die Treppe hinauf eilte. Anfangs hielt ich dieß für einen Scherz, aber das ſchmerzens- und verzweiflungsvolle Angſtgeſchrey meiner Gattinn, welches mir bald ins Ohr drang, machte meiner Täuſchung ein Ende. Ich bat, ich flehete, ich brauchte Gewalt, und obgleich von Zorn und Verzweiflung mit beynahe übermenſchlicher Stärke bewaffnet, widerſtand die Thüre doch allen meinen Anſtrengungen. Aber warum ſollte ich verweilen bey einem Auftritte von ſolchem unausſprechlichen Elend?

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Dec. 1821.

Großes Aufſehen erregt in dieſer Hauptſtadt das Treiben der wandernden Miſſionäre oder Volksprediger, welche einer ihrer Gegner mit dem Namen Koſaken der franzöſiſchen Kleriſey bezeichnet hat. Der jezige Erzbiſchof von Paris hat nach langen Vorbereitungen ſie, die in den Landſtädten ſeit mehreren Jahren ſo viel Lärm machen, und daſelbſt mehr oder minder gut aufgenommen worden ſind, je nachdem die herrſchende Volksſtimmung war, endlich auch in Paris auftreten laſſen, in der Hoffnung, mit ihrer Hülfe das Volk ganz umzuwandeln, ihm die ſeit der Revolution herrſchenden Begriffe und Geſinnungen aus dem Kopf zu treiben, und dagegen diejenigen des 17ten, oder wo möglich des 16ten Jahrhunderts wieder einzuprägen. Die wandernden Prediger haben ihr Geſchäft in den Kirchen derjenigen Vorſtädte begonnen, in welchen die meiſten Taglöhner und Arbeiter wohnen, und öffentliche Blätter haben ſeitdem erzählt, daß das majeſtätiſche Pantheon ihnen zum eigentlichen Gebrauch feyerlich eingeräumt worden iſt. Dieſes Gebäude, welches jezt ſeinen urſprünglichen Namen, Genoveven-Kirche, wieder angenommen hat, ſcheint nun einmal zu allerhand Schickſal beſtimmt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wollte ſich die reich gewordene Genovever-Abtey nicht mehr mit ihrer alten Kirche begnügen, und beſchloß, eine neue, ihrem Reichthum angemeſſene, zu errichten, und ſo wurde dieſe ſchöne, impoſante, und im großen antiken Styl entworfene Kirche gebaut, deren prächtige Kuppel über ganz Paris hervorragt, zumal da ſie auf der Anhöhe des linken Seineufers liegt. Allein kaum war ſie fertig, als die Genovever und alle andere Mönche aufgehoben wurden; das neue Gebäude wurde geſchloſſen; indeſſen, um ihm doch eine angemeſſene Beſtimmung zu geben, beſchloß die National-Verſammlung ſehr zweckmäßig, es ſollte der Begräbnißplaz aller Männer werden, die ſich um den Staat ſehr verdient gemacht hätten; und um es ſogleich zu dieſem Zwecke einzuweihen, wurden Voltaire's, Rouſſeau's und Mirabeau's Gebeine in dem untern Gewölbe feyerlich beygeſezt. Seit dieſer Zeit hieß das Gebäude Panthéon française, vermuthlich hatte man keinen paſſendern und kürzern Ausdruck dafür finden können. Paſſender und ſchöner war jedoch die Inſchrift, die mit goldenen Buchſtaben unten am Giebel geſezt wurde: Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Da aber die *großen Männer* ſelten ſind, ſo befahl Napoleon, alle Senatoren, Großwürdenträger und wer ſonſt ſich um den Staat verdient gemacht habe, ſolle dort begraben werden. Dadurch verlor dieſes ſchöne Pantheon ſeinen würdevollen Charakter; denn es mußte nunmehr Manchem zum Begräbnißort dienen, der kein anderes Verdienſt hatte, als daß er im Senate zu allem Ja geſagt hatte, was Bonaparte verlangte, oder weil er mit dem Kammerherrenſchlüſſel den ganzen Tag in dem kaiſerlichen Vorzimmer aufgewartet hatte. Deßhalb pflegte auch der Führer zu den Fremden, denen er die Grabgewölbe zeigte, zu ſagen, ohne dabey etwas Arges zu denken, und mit der ehrlichſten Miene: „Dieſe Gewölbe ſind zum Begräbniſſe der großen Männer beſtimmt; unterdeſſen (en attendant) werden die Senatoren und Kammerherren hier beygelegt." Hätte man damit fortgefahren, ſo wären die Gewölbe mit ihnen angefüllt worden, ohne daß man viele *große Männer* unter den Beerdigten angetroffen hätte. Um den Raum zu erſparen, hatte man daher auch die Anſtalt getroffen, daß man die Särge auf beyden Seiten der Grüfte, die ſich in jenen großen Gewölben befinden, aufſchichtete und einmauerte, wodurch alſo für hundert und gar für tauſend Senatoren und Kammerherren Plaz genug da geweſen wäre, denn die Gewölbe ſind äußerſt geräumig. Nur Rouſſeau und Voltaire, und auch, wo ich nicht irre, der Marſchall Lannes, haben freyſtehende Grabmäler, deren jedwedes eine eigene Gruft einnimmt. Von den beyden erſten ſollte es eigentlich heißen, ſie *hatten*; denn ſo eben haben die Miſſionäre ihre Gebeine und wahrſcheinlich auch ihre Grabmäler herausgeworfen. Dieſe Beſchimpfung der Aſche zweyer der größten Schriftſteller, deren ſich Frankreich rühmen kann, hat allgemeinen Unwillen erregt. Auch an das ſchöne Basrelief, welches ſeit der Revolution das Giebelfeld des Pantheons ſchmückte, hat man ſich bereits vergreifen und es in Stücken ſchlagen wollen; jedoch nach reifer Ueberlegung ſcheint beſchloſſen worden zu ſeyn, es herabzunehmen und ein anderes, vermuthlich auf die heil. Genoveva Bezug habendes, an deſſen Stelle zu ſezen. Uebrigens hatte auch ſchon Napoleon, vermuthlich auf Antrieb der Geiſtlichkeit, verordnet, es ſollte aus dem Pantheon wieder eine Kirche werden; da es aber dem Kaiſer manchmal widerfuhr, daß er ein Dekret ausgab, ehe er an die Mittel zur Ausführung gedacht, oder ehe er die Nachtheile reiflich erwogen hatte, ſo war aus dieſem Befehl ſo wenig etwas geworden, wie aus manchem andern. Auch wäre damals beynahe aus dem ganzen Gebäude ein Schutthaufen geworden, da ſich in dem Mauerwerk ein Riß zeigte, welcher befürchten ließ, die ungeheure Kuppel möchte das auf Säulen ruhende Gewölbe eindrücken, wenn man nicht ſchleunig Hülfe ſchaffte. Statt der Säulen wurden daher dicke Mauern errichtet, und auch die Fenſter wurden größtentheils zugemauert, um dadurch dem Gebäude mehr Stärke zu geben. Der Baumeiſter, Soufflot, hatte wollen leicht und groß bauen; allein das war ihm oder vielmehr ſeinem Gebäude übel bekommen; vermittelſt der feſten neuerdings angebrachten Mauern wird ſich jedoch hoffentlich Soufflots Meiſterwerk wenigſtens eben ſo lange halten, als die Miſſionäre. Mit einer andern Kirche in Paris, nämlich derjenigen der alten Benediktiner-Abtey, iſt man neulich genöthigt geweſen, eine ähnliche Arbeit vorzunehmen; freylich iſt dieſelbe ſieben oder acht Jahrhunderte älter, als die Genoveven-Kirche; die Schuld des Baumeiſters war es alſo gewiß nicht, daß ſie den Einſturz drohte. Obſchon es eine der älteſten Kirchen von Paris iſt, wie man es an den runden Bögen und den ſonderbaren, aus Montfaucons Werke bekannten, Verzierungen der Säulenkapitäler erkennt, ſo hätte ſie doch noch keiner ſolchen Reparatur bedurft, wenn man nicht während der erſten Kriege der Revolution eine Salpeter-Fabrik aus derſelben gemacht hätte. Es ſcheint, daß der Salpeter nicht allein die Grundlagen zerfreſſen, ſondern auch die Säulen ſelbſt bis oben angegriffen hatte; denn ſie bekamen in den lezten Jahren überall Riſſe, ſo daß man es für rathſam hielt, mit dem Gottesdienſte aufzuhören, aus Furcht, es möchte ein plözliches Unglück entſtehen. Die zu Rathe gezogenen Baumeiſter ſahen kein anderes Mittel, dem Uebel vorzubeugen, als die ſämmtlichen Säulen wegzunehmen, und ſowol neue Grundlagen zu veranſtalten, als andere Säulen zu verfertigen, bis zur Vollendung dieſer Arbeit aber das ganze Gewölbe auf hölzernen Stüzen ruhen zu laſſen. Dies war ein kühnes Wageſtück; denn wenn die Stüzen den Druck nicht aushalten konnten, ſo mußte das Gebäude zuſammenſtürzen. Es wurde aber mit ſo vieler Vorſicht und Klugheit verfahren, daß das ganze Unternehmen ſehr glücklich von Statten ging. Schade iſt es für die Liebhaber der Alterthümer, daß die grotesken Verzierungen der Kapitäler nicht haben beybehalten werden können. Um jedoch ihr Bedauern möglichſt zu vermindern, hat man ſie an den neuen Säulen ſehr genau nachgemacht, ſo daß Montfaucons Beſchreibung noch völlig auf ſie paßt; und wird einmal die Geſchichte dieſer Reparatur vergeſſen, ſo können ſie ohne Schwierigkeit für die urſprüngliche Bildhauerey angeſehen werden. Auch die Originale ſind aufgehoben worden, und werden vermuthlich in irgend ein Muſeum niedergelegt werden. Die Zerſtörung dieſer Kirche würde ſehr zu bedauern geweſen ſeyn, da ihre Anlage ſich aus den Zeiten der merovingiſchen Könige herſchreibt, wiewol ihre jezige Geſtalt von den carolingiſchen herrührt. Aber auch ſchon aus dieſer leztern Zeit ſind die meiſten Denkmäler aus Paris verſchwunden, ſo daß es alſo wichtig iſt, das wenig Uebriggebliebene wohl zu erhalten.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 9.

Nro. 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Januar 1822.

Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging.

Homers Ilias.

Brieffragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

(Fortſetzung.)

3.

Schlangenbad. Juli.

— — — — Zum erſten Verſuch des Eſelritts zogen wir Vormittags des überaus freundlichen Weges nach dem kaum eine Meile entfernten Bade Schwalbach. Man entſteigt bald hinter unſerm Ort den waldigen Engpäſſen dieſer Thäler, bis zu den in ſanften Wellenformen ſich erhebenden und wieder ſenkenden Höhen, mit ihren Aehrengefilden, Waldanſichten und Dörfern, auf der ſchönſten und ebenſten Chauſſee, die nach mehrern Richtungen hin ausläuft. Wir athmeten doch freyer, als von der letzten, von den Bergſchluchten und den düſtern Kloſtergängen Schlangenbad's trennenden Höhe herabſteigend, uns die heitre Natur dieſes Thals und die lichten Häuſer Schwalbach's entgegenlächelten. In dem freundlichen Gaſthof „zum Kaiſerſaal," wo wir für unſern bevorſtehenden Aufenthalt Zimmer beſtellten, ſtand die Wirthstafel gedeckt. Während des Eſſens ſchlug ich eins der dortliegenden öffentlichen Blätter auf und fand die erſte Nachricht — von dem Tode Napoleon's. Ein Fieberſchauer der Erinnerung durchbebte mich. Ich ſah ihn einſt, im erſten Jahr ſeines Conſulats, als auch der ruhigſte Beobachter in ihm einen Cincinnatus den uneigennützigen Wohlthäter und weiſen Geſetzgeber und Freund eines Volks, ja, einen Trajanus das „Wohlgefallen des Menſchengeſchlechts," zu erblicken glaubte; ſah ihn in ſeinen noch beſcheidnen äußern Formen und in manchen ſelbſt innern Familien-Verhältniſſen mit der ſo edeln Joſephine und der geiſt und talentvollen Hortenſe; in traulichem Umgang mit ſeinen Jugendfreunden und Gefährten in Italien und unter den Pyramiden Egyptens. Wie ſo anders ward das alles bald nachher! Und wie furchtbar durch ſeinen Ehrgeiz der eiſerne Gang für Europens Völker und auch für mein Vaterland! Dennoch bewahrte ich gern aus jener beſſern Zeit den erſten Eindruck der Perſönlichkeit des ſeltnen Mannes, dem es ein untilgbarer Vorwurf iſt, durch ſeinen mächtigen Einfluß nicht das für die Welt geworden zu ſeyn, was er hätte werden und ſeyn können. Der ſtolze Gebieter von Europa, zum Heil Aller von ſeiner ſchwindelnden Höhe herabgeſtürzt, endigte nun, verbannt auf jenen einſamen Meeresfelſen, ſeine verhängnißſchweren Tage; doch, die Weltrichterinn Geſchichte wird das Donnerwort der Nichtigkeit aller menſchlichen Dinge: sic transit — — — über Ihn nimmer ausrufen. —

Am milden Sommerabend zogen wir über die von der in ihrer Glorie niederſinkenden Sonne vergoldeten reichen Aehrenhügel wieder heim — und erſtiegen am folgenden Tage eine der Waldhöhen des Taunus dicht vor der Thür unſers alten heſſiſchen Hauſes, um das anderthalb Stunden entfernte Rauenthal mit dem Belvedere ſeines weitausſichtigen Bergabhangs zu erreichen. Schon der Weg hinan iſt ſo einladend und vorbereitend auf das große Schauſpiel, das ſich dort dem Blick darſtellen ſoll, durch einen dichten Eichen- und Buchenwald, der ſich dann gegen ein unabſehliches Getreidefeld öffnet. Eine halbe Stunde über Rauenthal hinaus ſieht man an dem Abhang des Gebirgs, neben einem ſchlechten der heiligen Jungfrau gewidmeten Kapellchen, auf die umher geſtreuten maſſiven Bruchſtücke eines großen Gebäudes; — ob einer Burg oder eines alten Göttertempels? — Hier gelagert, öffnet ſich ein unermeßliches Bild, mit den Reichthümern der Natur und des Menſchenfleißes, — der Rheingau an den Ufern ſeines herrlichen ſich in Schlangengewinden krümmenden Stroms, mit zahlloſen Städten, Flecken, Dörfern, Schlöſſern, Burgen, umgürtet von Obſt- und Weingärten — im Halbkreiſe von Hochheims Rebenhöhen an, bis hin zu den Felſen des Niederwalds über Rüdesheim, begränzt im dämmernden Hintergrunde vom hohen Dom des von den Römern Jupiter dem Donnerer gewidmeten Berges (Donnersberg) und von der Hundsrücks-Kette, hinterwärts von der des Taunus. Ein Gemälde wie keines dem ähnlich, an Glanz, Größe und Schönheit — von deſſen genußreicher Anſicht man ſich nur dann loszureißen vermag, wenn die herabſinkende Nacht ihren Schleyer darüber niederläßt. —

Vom grimmigen Durſt geplagt, kehrte ich auf dem Rückwege durch das Dörfchen Rauenthal in das anſcheinend unbedeutende Wirthshaus ein — und ſiehe die Ueberraſchung! ein ſchönes Mädchen, die Wirthstochter, kredenzte uns einen Trank des köſtlichen Gewächſes vom Jahr 18, dazu aufgehäufte Schüſſeln mit Kirſchen, groß wie Pflaumen, und leichten wohlſchmeckenden Kuchen: alles ſo reinlich und ſo freundlich geboten, während der Vater des reizenden Kindes, ein wohlbehaltener Eigenthümer von Weinbergen, uns mit ſeinen Erfahrungen aus dem Befreyungskriege und ſeiner verſtändigen Anſicht der Landesverhältniſſe unterhielt: — ein wahres ſokratiſches Mahl, erheiternd und ſtärkend zur Heimkehr am Spätabend durch den dämmernden vom Mond ſanft erhellten Taunuswald.

Ueber dieſelbe Höhe doch mehr links, führte uns der Weg ein andermal nach Kidrich. Hier iſt von einem Gutsbeſitzer, auf einem ſteilen in phantaſtiſchen Formen ſich erhebenden Felſen, neben dem Gemäuer einer verfallnen unbekannten Burg, ein Garten mit Sitzen angepflanzt, der die weite maleriſche Thal- und Stromgegend beherrſcht — ein redendes Bild friſcher Blüthe der Jugend, neben dem verſinkenden Alter des Greiſes — „Ritterruhe" genannt, von wo ab ein gäher Fußſteig unter wechſelnden Anſichten ſich in das buſchbeſchattete Dorf hinabwindet. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Miles Colvine, der Cumberländer Seemann.

(Beſchluß.)

Die Nacht war vorüber, der Morgen kam, und durch ein kleines Gitter, welches auf das Meer ging, zeigte mir das hereinfallende Licht, daß das Zimmer, worin ich mich befand, die Schatzkammer der Seeräuber (denn das waren ſie eben ſo gut als Schmuggler) wäre; zu gleicher Zeit öffnete ſich oben ein Loch und man ließ mir einen ſilbernen Becher, mit Wein und ein Stück Brod herab. In meinem großen Elend ſchien es mir nur ein geringes Uebel, als ich den Becher für einen Theil des Schatzes erkannte, den ich zu Hauſe gelaſſen hatte, und als ich mich nach irgend einer Waffe umſah, um die Thüre aufzubrechen, entdeckte ich, daß mein ganzer Reichthum geplündert und an Bord gebracht worden war. Jezt konnte ich den ganzen Umfang meines Unglückes wahrnehmen und bereitete mich auf ein Schickſal vor, welches unter ſolchen Teufeln nicht fern ſeyn konnte. Der Morgen war noch nicht weit vorgerückt, als die Sonne auf einmal in ein dunkles und ſtürmiſches Wolkenmeer untertauchte, der Wind pfiff immer heftiger durch unſere Segel, das kleine Gitter, wodurch mein Gefängniß erhellt war, ward verſchloſſen und der Schlag der tobenden Wogen betäubte mein Ohr. Mit einer Freude, welche aus der Hoffnung zur Rache entſpringt, ſah ich die Zunahme des Sturmes: die See ſchlug über das Schiff, das mit einer Schnelligkeit fortgeriſſen ward, welche die Matroſen erſchreckte, wie ſehr ſie auch ans Element gewöhnt waren. Die Fugen des Schiffes fingen an, das Waſſer hineinzulaſſen und überall zeigten ſich die Spuren ſeiner baldigen Zerſtörung.

In einer der ängſtlichen Zwiſchenzeiten, wo der Sturmwind einen Augenblick ſäumt, hörte ich einen Matroſen der etwas in der anſtoßenden Kajüte zu thun hatte, zu ſeinem Gefährten ſagen: „das iſt die Strafe für des unſchuldigen Weibes Tod. Seine Schätze hättet ihr rauben mögen, aber ihr Blut ſchreyt zu Gott, und er ſchickte dieſen Sturm uns zu verſchlingen." In demſelben Augenblick, wo Verderben unvermeidlich ſchien, hörte der Sturm auf, die Wolken verzogen ſich und die ſinkende Sonne warf ihren herrlichen Glanz über den uferloſen Ocean. Die Freude der Mannſchaft war jezt grenzenlos; ſie drängten ſich auf dem Verdecke, um verſchiedene Weingefäße und Körbe mit Zwieback her, und ehe noch die Abenddämmerung gänzlich eintrat, waren nur noch wenige im Stande, das Schiff zu lenken. Die Nacht wurde ſehr finſter und während ich in der tiefſten Verzweiflung verſunken da ſaß, hörte ich dieſelbe freundliche Stimme, die ich vorher vernommen hatte, ſagen: „Miles Colvine, vertrauet dem, welcher den Sturm beruhigen kann — die Stunde iſt gekommen." In demſelben Augenblick öffnete ſich meine Thüre und dieſelbe Stimme ſagte: „nehmt dieſen Degen und folget mir. Wenn Ihr Muth habet, die Leiden und den Tod eurer ſchönen und unglücklichen Gattinn zu rächen, ſo kommt! denn die Stunde hat geſchlagen, ich werde euch beyſtehen." Ich nahm das Schwert und folgte ſchweigend; als ich auf das Verdeck kam, ſah ich den Kapitän und fünf Matroſen, obgleich beynahe vom

Weine betäubt, doch noch ihrer Kräfte mächtig. der übrige Theil der Mannſchaft war im Innern des Schiffes; einige jauchzten, andere ſangen, aber alle läſterten, und der abſcheuliche Lärm, den alles dieſes hervorbrachte, iſt unbeſchreiblich! Der Kapitän ſtritt ſich mit den Matroſen, die um ihn waren, um die Theilung meines Eigenthumes. Die Matroſen warfen dem Kapitän die ſchändliche Behandlung meiner unglücklichen Frau vor und begründeten ihr Recht darauf, ſeinen Antheil zu ſchmälern. Der Elende ward wüthend, ein ungleicher Kampf entſtand, in welchen des Seeräubers ungeheure Körperkraft und der Matroſen trunkner Zuſtand, die Ueberlegenheit auf ſeine Seite wendete. Ich wollte ſogleich auf meinen Verderber zuſpringen, mein Beſchützer verhinderte mich. Laſſt ſich die Schlangenbrut unter einander verzehren, ſagte er. — Wie der Kapitän aber zwey ſeiner Gegner gefällt hatte, und der dritte wankte, brach ich aus meinem Hinterhalt, und indeß der freundſchaftliche Schotte die Matroſen angriff, lenkte ich meines Feindes Kampfluſt auf mich. Mit furchtbaren Flüchen fiel er mich an, der Herr ſtärkte meinen Arm und ich ſtieß ihn in den Staub. Die beyden Trunkenbolde lagen bald danieder und wir hatten nun Zeit an die übrigen Seeleute zu denken. Wir verrammelten die Eingänge zum Raum und bielten mit Säbel und Piſtole Wache in der Hoffnung, einem gaſtfreundlichen Ufer oder Schiff zu begegnen, während das unſrige von einem ſtarken Wind angetrieben mit übernatürlicher Schnelle durch das mitternächtliche Gewäſſer hintrieb. Der immerzunehmende Sturm hatte uns in die Solwaysee hinein geführt, und als wir der Allanbay gegen über waren ergriff uns ein Wirbelwind, welcher das Schiff in die Tiefe hinabriß. In dieſem Augenblick der Gefahr ſprang einer, der Räuber unter den Erſchlagenen gelegen hatte, unverlezt auf. Es war der Teufel in menſchlicher Geſtalt, den ich heute Nacht erſchlagen habe. Die Rache iſt am ſüßeſten, wenn man ſie nicht erwartet hat. — Als wir ſanken, rettete ein vorübergehendes Schiff meine geliebte May Colvine, ihrer ermordeten Mutter Ebenbild, und ihres unglücklichen Vaters Troſt, und rettete auch den großmüthigen Matroſen; während die betrunkenen Räuber im Raum eingeſchloſſen, in den Wellen umkamen.“ — Dieß war Miles Colvines Geſchichte. Er iſt ſeit mehrern Jahren todt, und obgleich ſeine Tochter die Gattinn des Mannes wurde, welcher ihren Vater und ſie ſelbſt rettete, ſo wollte er doch nie den Anblick der Solway verlaſſen und man fand eines Tages ihn, kalt und ſteif vor ſeiner Hüttenthüre mit ſeinen offenen Augen ſeewärts gerichtet, ſitzen.

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Den 1ſten October und 7ten November ließ ſich der zehnjährige Sigmund Braun im T. fondo in den Zwiſchenakten der Opern auf der Violine hören. Dieſer hoffnungsvolle Violinſpieler kam mit dem Nimbus einer Menge Orden und Titel hier an, erntete aber hier die Huldigungen nicht, welche ihm angeblich in Ober-Italien zu Theil geworden ſeyn ſollen. Von pekuniären Vortheilen iſt ſchon gar keine Rede. Aber der Knabe verdient unſere Anerkennung; er hat alle Konzertſtücke rein mit Kunſtfertigkeit und Geſchmack ausgeführt; da man jedoch kurz vorher Paganini's Zauberkünſte durch zwey Abende bewunderte, ſo ſchien es, als ob dieſes Pflänzchen in jenem Boden nicht zu gedeihen vermöchte. Man klatſchte aber aus Gewohnheit. Der kleine Virtuoſe wird nun mit ſeinen Eltern ſich nach Marſeille einſchiffen, und in Frankreich ſeine Kunſtreiſen fortſetzen.

Das muſikaliſche Kollegium in Neapel iſt ein Sprößling der im 16ten Jahrhunderte geſtifteten vier Conſervatorien. Das Conservatorium di S. M. Loreto, gegründet i. J. 1557, wurde mit jenem von S. Onofrio, das beyläufig um dieſelbe Zeit entſtand, im Februar 1797 amalgamirt, und lezteres verlor ſeine Autonomie, weil das neue Inſtitut den Namen S. Maria di Loreto fortbehielt. Das Conservatorio de Poveri di Giesu Cristo, gegründet 1589, wurde i. J. 1715 zu einem Diöceſan-Seminarium, welches noch exiſtirt, umgeſchaffen; die Zöglinge wanderten in demſelben Jahre nach dem Cons. della Pietà dè Torchini, das 1592 geſtiftet worden war. Im Jahr 1807 wurde S. Onofrio oder eigentlicher Loreto mit der Pietà vereinigt, und das Geſammt-Inſtitut erhielt den Namen Liceo filarmonico, welches ſpäter am 26ſten October 1808 ins aufgehobene Nonnenkloſter S. Sebastiano verpflanzt wurde, und den Namen R. Collegio di Musica erhielt. — Das heutige muſikaliſche Kollegium faßt 110 Köpfe, worunter 100 ſtipendirte Plätze; es ſteht unter der Direktion von drey Governatori, dem Consigliere de Rogatis, Duca di Noja, und Cav. Marinelli, von denen jeder ſeinen abtheiligen Zweig leitet. Die Lokal-Direktion führt der Rettore (Rektor), welcher einen Vice-Rektor und mehrere Präfekte an der Seite hat. Die muſikaliſche Direktion führt Mro. Zingarelli; dieſer befindet ſich ſeit 1813 auf dieſem Poſten. Die Meiſter in den muſikaliſchen Fächern ſind folgende: 1) H. Giacomo Tritto, Mro del Contrappunto. 2) Giofurno, Meiſter für die Begleitung und den Generalbaß. 3) Luigi Moſca, Meiſter des Geſanges. 4) Gio. Salmy, Meiſter für das Solfeggiren. 5) Guiſ. Elia, Meiſter im Pianoforteſpiel. 6) Domenico Carabella, und 7) Ant. Ciarretella. Beyde Meiſter der Violine. 8) D. Ant. Guida, Meiſter des Violoncells. 9) D. Felice Ferragano, Meiſter der Oboe. 10) Pasquale Buongiorni, M. auf der Flöte. 11) N. Rapp, M. der Trompete. 12) N. Meriz, M. des Fagotts. 13) Guiſ. Ercolano, M. des Waldhorns. Die belle lettere, oder ſchönwiſſenſchaftlichen Kulturgegenſtände werden in vier Lehrkurſen von eigenen Profeſſoren vorgetragen — allein die Fortſchritte der Zöglinge in dieſem Fache waren bisher höchſt unbedeutend.

Das weibliche, zum Kollegium gehörige Inſtitut faßt 24 Mädchen, welche ſowohl im Singen, als im Pianoforte durch zwey Profeſſoren: nämlich Pariſi und Paolo Cimaroſa (Sohn des berühmten Domenico) Unterricht erhalten, hat im Weſentlichen dieſelben Statuten und Vorſchriften, und ſteht unter den vorbenannten Gubernatoren. Eine Direktrice und mehrere Präfektinnen leiten die Angelegenheiten des Hauſes. — Eine für das Gedeihen des Inſtitutes ſehr nützliche königliche Verordnung vom Jahr 1817 organiſirte die vom Kollegio unabhängigen Elementar-Probeſchulen — Scuole esterne genannt — in welchen jene, die ſich der Muſik widmen, und Freyplätze im Collegio erhalten wollen, nach vorhergegangenem Unterrichte einer ſtrengen Prüfung zu unterziehen haben, aus welcher die Talente der Zöglinge für ein oder das andere Muſikfach und der Umſtand beurtheilt werden müſſen: ob dieſelben mit Nutzen im Collegio fortgebildet werden können. Die Zahl der Zöglinge für die Probeſchulen iſt auf 100 feſtgeſetzt; dieſe werden durch die älteren Zöglinge des Kollegiums, welche in der Kategorie der Alumni Maestri ſtehen, unterrichtet, und letztere durch auswärtige Profeſſoren — Inſpektoren genannt — kontrollirt. Die ſämmtlichen hiefür entfallenden Auslagen müſſen aus der Dotation des Kollegiums beſtritten werden. Nun im Allgemeinen einige Betrachtungen über das muſikaliſche Kollegium.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Dec.

Der letzte Monat des Jahres war dießmal in Paris durch eine beſondere Bewegung der Gemüther merkwürdig. Die gegenſeitige Annäherung der Ultra's und Liberalen, denen Beyden daran lag, ſich gewiſſer Obern zu entledigen, die es mit keiner der beyden Partheyen aufrichtig meynten, und überhaupt gar kein Zutrauen ſich zu erwerben gewußt hatten, brachte eine Wirkung hervor, wie etwa, wenn ſich Feuer und Waſſer wieder verſöhnten. Auf einmal war Friede nach ſo langem Kampfe, und die Journale beyder Partheyen, anſtatt einander in den Haaren zu liegen, wie gewöhnlich, wurden ganz höflich gegen einander, und zogen ihren Stachel ein. Ihr wollt die Freyheit, ſagten die Ultrablätter zu den Liberalen; nun, die wollen wir auch. Nun wußten die Liberalen freylich wohl, daß ihre Gegner auch die Macht gern in Händen haben möchten; da dieſe aber, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, populär werden, und folglich freyſinnige Grundſätze bekennen mußten, ſo legte man der Annäherung kein Hinderniß in den Weg, und ſo entſtand die plötzliche unerwartete Verbindung, welche das alte Miniſterium ſprengte, und ein neues hervorbrachte, in welchem die Gegner der Freyſinnigen ihren guten Antheil bekommen haben; eine Veränderung ging nach der andern vor, und in allen Zweigen der Staatsverwaltung erblickte man neue Geſichter. An ſolchen Wechſel iſt man in Paris dergeſtalt gewöhnt, daß er wenig auffällt. Nachdem das verhaßte Cenſurgeſetz zurückgenommen war, ein Punkt, worüber beyde Partheyen völlig einig geweſen waren, trennten ſie ſich in ihren Anſichten und Geſinnungen wieder, und die Journale begannen wieder zu ſtreiten und zu zanken. Die miniſteriellen Blätter hatten in der letzten Zeit beſtändig mit Machtſtreichen gedroht; ſeitdem aber ein Machtſtreich ihre eigenen Patrone aus dem Sattel gehoben hat, ſind ſie verſtummt, oder laſſen nur unbedeutende Aeußerungen verlauten. Die allgemeine Freude über das bevorſtehende Wegſchicken der Cenſoren iſt ſehr getrübt worden durch die Nachricht, daß man damit umgehe, den Cenſurzwang der Journale durch andern Zwang zu erſetzen, an deſſen Erfindung man eben arbeitet. Wie kunſtreich dieſe Erfindung ausfallen wird, muß ſich erſtens zeigen. So ſehr man indeſſen auch bedacht ſeyn mag, die Journale *nach* dem Erſcheinen zu bedrucken, ſo wird dieſer Druck doch nimmer ſo hart ſcheinen und ſeyn, als derjenige, welcher *vor* dem Erſcheinen herging, und der nun einmal mit der jetzigen Verfaſſung ſo unverträglich war, daß über die Nothwendigkeit deſſelben nur eine Stimme herrſchte. Zu ihrem Abſchiede hat ein Spaßvogel den Pariſer Cenſoren ein Ehrendenkmal mit ſeiner Biographie des censeurs errichtet, welcher zur Titelvignette eine tüchtige Scheere hat. Daß der Biograph die glänzende Seite der Herrn mit der Scheere nicht ſehr herausgeſtrichen habe, falls ſie eine ſolche Seite haben, läßt ſich leicht vermuthen. Von dem Dichterlinge Alizan de Chazet ſagt er, dieſer ſey le plus poétique des prosateurs, et le plus prosaique des poëtes. Von manchem gibt er luſtige Anekdötchen zum Beſten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gegenberichtigung.

(Man ſ. die Nr. 262 und 291 vom vorigen Jahr.)

In Beziehung auf die Berichtigung meines aus Leipzig und über die Bühne dieſer Stadt gegebenen Reiſeberichts, finde ich mich verpflichtet, zuerſt mich ſelbſt, dann den Hrn. Einſender zu berichtigen. Durch einen leicht zu begebenden Fehler ſchrieb ich, indem ich den Leipziger Theaterzettel vor mir liegen hatte, den Namen des auf demſelben angezeigten Stückes, ſtatt des dafür gegebenen Luſtſpiels, „welcher iſt der Bräutigam," hin. Der Hr. Leipziger mag zuſehen, ob er das der Dem. *Böhler* ertheilte Lob nicht in Beziehung auf die Rolle der *Käthe* in letzterem Luſtſpiele wahr finden muß. Aber er glaubt aus jenem Verſehen den Schluß ziehen zu können: daß entweder der Reiſende nur nach dem *Komödienzettel* recenſirt, oder daß der Schreiber nur den *Namen* eines Reiſenden angenommen, und das Leipziger Theater weder zum erſten noch zum letzten Male in der angeführten Zeit geſehen habe. Heißt das nicht: daß der Reiſende entweder grundlos und unbeſehens, oder nach eigener Anſicht geurtheilt habe? Freylich iſt eins von beyden immer der Fall; entweder hat man nach *Anſicht* der Sache, oder ohne dieſelbe geurtheilt. Aber das brauchte uns der *Berichtiger* nicht zu ſagen; ſeine Sache war es vielmehr, in meinem Urtheile eins oder das andere zu erkennen, und wenn das Urtheil *ungegründet* war, daſſelbe zu *widerlegen*. Warum hat er dieß nicht gethan, und ſtatt deſſen einen unglücklichen Schluß verſucht? *Zweytens* habe ich den Hrn. Einſender ſelbſt zu berichtigen, indem er mich einer Lüge zeihen will. Ich ſagte, *es ſey auf einem Theaterzettel gedruckt geweſen*: Hamlet, Trauerſpiel von A. W. Schlegel. Der Hr. Leipziger ſehe erſt den Theaterzettel vom 9. Sept. nach, wo ganz unten jenes Trauerſpiel buchſtäblich ſo, wie ich hier ſchreibe, angekündigt iſt — und ſchweige hernach ſtille.

Der Reiſende.

Beylage: Intelligenzblatt No. 2.

Nro. 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 31. Jannar 1822.

> Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
> Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.
>
> Lili's Park von Goethe.

Liedchen ohne R.

Ein Veilchen wollte ſtille blühen,
Es bat um Himmelsthau;
Und jedes Blatt fing an zu glühen
In ſchönem dunkeln Blau.

Es blieb entzogen vielen Blicken,
Ihm iſt ſo wohl und gut —
Doch kam ein Mädchen es zu pflücken
Und ſteckt es auf den Hut.

O! hätteſt du mich leben laſſen,
So ſeufzt das Veilchen tief;
Du biſt zu ſchön, um dich zu haſſen,
So ſeufzt es, und entſchlief.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Die Bürger von Medina mehr erbittert, als geſchreckt durch die Zerſtörung ihrer Stadt, erlieſſen an alle Städte des Reichs einen einfachen und rührenden Bericht ihres Unglückes und riefen die Junta zu Avila und die Hauptleute der Comuneros zu Hülfe, um eine ſchnelle und blutige Rache an den Feinden zu nehmen. Hiezu zeigten ſich alle Städte bereit und voll Eifer, ſo daß ſogar Valladolid ſich erhob und den Kardinal und die königl. Räthe bedrohte. Dieſe, furchtſam und unentſchloſſen, mißbilligten Tonſecas Verfahren, verſicherten, er habe ohne ihren Befehl gehandelt, und befahlen ihm, ſein Heer zu entlaſſen. Tonſeca und Ronquillos mit dem allgemeinen Haß beladen, reiſten nach Flandern ab, um dem Kaiſer zu berichten, daß nicht blos beyde Kaſtilien, ſondern auch Galizien, Aſturien und Biſkaja ſich gegen ihn empört hätten.

Die Hauptleute Padilla und Zepata mit den Bannern von Toledo und Madrid, erſchienen zu Medina den Tag nach dem Angriff des Tonſeca (den 22. Auguſt 1521) und die rauchenden Trümmer der Bundesſtadt entflammten den Muth und die Begierde nach Rache noch mehr bey den Comuneros; ſie zogen ſogleich mit dem Geſchütz auf Tordeſillas, wo ſich die Königinn Mutter Johanna befand, wie Einige ſagen, um von ihrem Wahnſinn geheilt zu werden; nach Andern vom König verwieſen und in harter Gefangenſchaft gehalten. Padilla und die übrigen Führer traten vor ſie, und wurden mit Wohlwollen empfangen, ſie ſtellten ihr die Uebel und Mißbräuche vor, welche die Städte zur Empörung gezwungen hatten, und baten ſie endlich um ihre Zuſtimmung: daß in ihrem und des Königs Namen die Junta zu Avila das Reich regieren und der gemeinen Noth abhelfen möge. Die Königinn gab ihre Zuſtimmung und wurde ſolches ſogleich von den Comuneros mit gerichtlichem Zeugniß bekannt gemacht; allein ihre Gegner behaupten, daß die Königinn niemals irgend einen Befehl oder dergleichen unterſchrieben habe und ihre Beyſtimmung mehr eine Folge ihres Wahnſinns und ihres ſchwachen Gemüths geweſen ſey. Deß ungeachtet vereinigten ſich ſchon den 10. September die Provinratoren der Städte in Tordeſillas und verwalteten von der Zeit an das Reich im *Namen des Königs und der Königinn, ihrer Herren*; und bedienten ſich zugleich des königlichen Siegels; hiedurch gewann ſie beträchtlich an moraliſcher Kraft bey einem Volk, das an eine monarchiſche Regierungsform gewöhnt war, und das in der Königinn das Andenken ihrer angebeteten Mutter Iſabella ehrte. Nachdem ſo die Abgeordneten faſt aller Städte Spaniens, die Stimme in den Cortes hatten, vereinigt waren, und jeden Anſchein, als wenn man die königliche Gewalt zernichten wolle, entfernt hatten, indem die Prokuratoren von neuem den Eid der Treue ſchwuren, den der König und nicht ſie gebrochen hatte, nahm der Bund der Gemeinen immer mehr eine feſte entſchiedene Geſtalt an. Hätten ſie eine andere Verwaltungsart gehabt, als die einer zahlreichen Junta, die immer wenig geſchickt iſt, in Zeiten der Unruhe den Staat zu leiten, und in der ſich nur zu bald alle Folgen der Eiferſucht der einzelnen Städte und aller andern Privatintereſſen und Leidenſchaften zeigen muſſten, ſo wäre es ihnen ohne Zweifel gelungen, die Feinde der Freyheit vollends zu beſiegen. Kaum gab es in ganz Spanien eine Stadt oder Flecken, die ſich nicht für ihre eigene Rechte und Freyheiten erhoben hätten: ſo ſchloſſen ſich zuletzt noch Palencia, Alcala de Henares, Jaen, Ubeda, Baeza, Ciceres und Badajos dem Bunde an; während Toledo, Leon, Salamanca und Avila ihre Hauptleute mit Kriegsvolk ausziehen lieſſen. Nur Andaluſien, nicht zufrieden in einem ſo wichtigen Kampf müßig zu bleiben, bildete die ſogenannte Junta de la Rambla, gegen die Comuneros, und bot dem Kaiſer ſeine Dienſte an, zur Unterdrückung der Kaſtilianer. Es iſt dieß nicht zu verwundern, da Granada noch weiter nichts war, als eine unruhige Maſſe von Eroberern und Beſiegten, die alſo eine Freyheit, die ſie nie genoſſen hatten, nicht zu ſchätzen wuſſten, noch zu vertheidigen Luſt haben konnten; und da Sevilla durch den Einfluß des Hauſes Medina Sidonia ſo niedergehalten war, daß die Hauptſtadt kaum durch einige vorübergehende Bewegungen ihre Theilnahme an dem Beginnen der kaſtilianiſchen Städte zeigen konnte.

Obgleich das der Augenblick der größten Stärke und Macht des Städtebundes war, ſo zeigte ſich doch anderſeits ſchon damals der Einfluß derjenigen feindlichen Kräfte, die ihm den Untergang drohten; indem der Adel anfing ſich immer mehr gegen die Sache der Communeros auszuſprechen. Es kann kein Zweifel obwalten, daß wenn beyde Stände ſich gegen die deſpotiſche Uebermacht der Könige verbunden hätten, der Erfolg günſtig für ſie geweſen wäre; Spanien hätte ſtatt drey Jahrhunderten der Schmach und der Knechtſchaft, eine freye Verfaſſung errungen, der ähnlich, die ſpäter England lange über alle Völker Europas erhoben hat. — Allein der engherzige Eigennutz, und der Hochmuth der Adeligen, vielleicht auch einige Unbeſonnenheiten der Gemeinen, vermochten den Adel ſich gegen die Sache der Freyheit zu erklären; indem ſie es vorzogen, dem Monarchen in der Unterdrückung der Städte, ſelbſt mit Gefahr ihrer eigenen Vorrechte, beyzuſtehen. — Die Empörung einiger Städte und Flecken gegen ihre Lehnsherren, die die Gelegenheit der Knechtſchaft unter einzelnen Adeligen, gegen die Freyheit der übrigen Städte zu vertauſchen, nicht unbenuzt laſſen wollten — der Mangel an Schonung, womit die Comuneros dieſer oder jener Stadt, die Dörfer oder Güter wieder zugeſprochen hatte, welche ihr früher angehörten; *weil ſie von den Königen ungerechter Weiſe entriſſen und den Adeligen zu eigen gegeben worden ſeyen* — das Verlangen einiger Mitglieder der Junta: *daß in Zukunft in Kaſtilien jeder und alle in gleichem Verhältniß Steuern und Dienſte leiſten und alle gleich ſeyn ſollen*; — endlich tauſend andere Umſtände beleidigten den Stolz des hochmüthigen Adels, und trugen dazu bey, daß ſie mit Furcht und Unwillen den Aufſtand der Gemeinen betrachteten; indem ſie mit Recht vorausſahen, daß dieſe nicht nur den Deſpotismus der Könige, ſondern auch die Vorrechte des Adels angreifen würden, um die Bürgerfreyheit zu ſichern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Brieffragmente vom Taunus und Rhein. 1821.

(Fortſetzung.)

4.

Schlangenbad, Juli.

— — — Welche Stunden auf *Rüdesheim's* Höhen verlebt — und die Fahrt dahin durch den *Rheingau*, wie herrlich! — Die reichen Obſtgefilde von *Schierſtein*, empfingen uns hinter Neudorff: die Pforte des Gaues, *Walluf*, führt dann zu ſeinem ſtattlichen Hauptort *Elfeld*; hinter dieſem reihen ſich, hart am Ufer des Rheins, in kaum halbſtündigen Zwiſchenräumen, die Ortſchaften *Erbach*, *Hattenheim*, *Oeſtrich*, *Mittelheim*, *Winkel*, *Geiſſenheim*, *Rüdesheim*, mit ihren gothiſchen Kirchen, Abteyen, Klöſtern, Burgen, köſtlichen Villen, Gärten, Saat- und Rebengefilden. Rechts erhebt ſich mitten aus dieſen, von Weingärten umgürtet, der fürſtliche *Johannesberg*, mit ſeinem weißſchimmernden, die Gegend weit umher beherrſchenden Schloß. Der Strom, an deſſen Ufern der Weg hinläuft, iſt hier faſt überall von an einander grenzenden lachenden *Auen* (Inſeln) getheilt. — Es war ein milder ſtiller Sommermorgen; unbewegt vom Winde ſtanden Bäume und Büſche; von keiner Welle gekräuſelt, warf die klare Waſſerfläche in ſcharfgezognen Umriſſen die Haine und Gebüſche der Auen, ſich erſpiegelnd zurück. — So, die

Fahrt. — Angelangt in dem heitern längs dem Ufer hingeſtreckten Rüdesheim beym freundlichen Gaſtwirth Sahl, rüſteten wir uns, von einem Führer, zugleich Träger des Frühſtücks, begleitet, um nach den Höhen des Niederwalds zu wandern. Durch ſteil hinanſteigende Mauergänge der Weinterraſſen erreicht man ſie mühſam. — Es war bereits der 16. Julius und doch blühete erſt der Weinſtock! Der Blüthenduft, dem der Reſeda ähnlich weit umher die Luft erfüllend, war, wenn gleich köſtlich, kein Erſatz des Anblicks vollbehangner, einer reichen Ernte, entgegenreifender Reben, woran es auch in dieſem Jahr, dem zweyten eines gänzlichen Mißwachſes, überall mangelt. Der ſpäte Froſt des Frühlings hatte die keimenden Trauben ſchon meiſtens herabgeworfen; der ſchwache Reſt blühet jezt kaum, der Winzer ſieht noch einmal die ungeheuren Mühen des Weinbaues unbelohnt, der doch ſein einziger Erwerb iſt. Demungeachtet, — ſo iſt das leichte Blut dieſer ſorgloſen, heitern, fröhlichen Rheinländer! — hörten wir kaum eine leiſe Klage über den Mißwachs. Es gibt wieder keinen Wein dieſes Jahr; war mit leichtem Achſelzucken begleitet, Alles. — Deſto mehr ſteigert der reiche Eigenthümer die Preiſe ſeines großen Vorraths der ergiebigen Jahre 17 bis 19; ſorgenfrey kann er allein den Mangel einiger Jahre ertragen; nur der Weinbauer geht dabey zu Grunde.

Das Peryſtil des offnen Tempels am Saum des Hains und Parks des Grafen Baſſenheim auf der Höhe des Niederwalds, war nicht ohne Schweiß am heißen Vormittage erreicht: doch iſt die köſtliche Umſicht, die er beherrſcht, kaum zu vergleichen mit der viel reichern, weiter ausgedehnten und wechſelndern, auf der über die Geſteinmaſſe dieſes Urgebirges hinausragenden oberſten Felsſpitze, der Roſſel genannt, zu welcher ein dichtbeſchatteter Wald-Fußſteig hinleitet. Der vorige Eigenthümer des Parks hat hier ein burgruinähnliches Gebäude errichtet und es mit einem gemauerten Umgang zum Vollgenuß dieſer großen, gedoppelten und wunderbar kontraſtirenden Ausſicht verſehen. Vom fernen Mainz ſtrömt dort der Rhein zwiſchen den anmuthigen Gefilden, Dörfern, Villen und Weingärten des Rheingaues her, hier, wo er ſich rechts um die Unter-Felſen wendet, ſtürzt er ſchäumend und brauſend in den wirbelnden Schlund, (bäuriſch, das Binger Loch genannt), einem Abgrund gleich eng umlagert von ſchwarzen, nackten Felſen und dunkeln Bergforſten. Dumpf brüllend hallt herauf das wilde Getös, der vom Strudel verſchlungenen und wieder ausgeſtoßenen Fluthen, und der an dem Felſenfuß von Hatto's Thurm zerſchallenden Wellen. Zu unſeren Füßen erhebt ſich, auf einer Mittelſtufe der Klippe, die düſtere Ritterburg, Ehrenfels. Drüben am Stromufer liegt das gewerbſame Bingen, mit ſeinen freundlichen Pflanzungen, und ernſten Ruinen von Römerkaſtellen, Ritterburgen und Klöſtern auf den Höhen. Höher auf glänzt links vom unbeſchatteten Berg her, die weiße Rochus-Kapelle, berühmt wegen ihrer Umſicht und mehr noch durch Goethe's geiſtige Schilderung. Rechts ergießt die Nahe ſich in die Fluthen des Rheins.

Vor dieſem hochherrlichen Rundgemälde in dem Schatten der Roſſel gelagert, wurden in der Mittagsſtunde des 16. Julius Becher des köſtlichſten Rheinweins, eine Libation dem Tage feyernd, dargebracht, der einſt dein geliebtes Leben hervorgehen ſah; eine Herzensfeyer, ſchön und herrlich, und mir vergleichbar nur derjenigen, welche ich einſt in der Mitternachtsſtunde auf dem palatiniſchen Hügel Roms bey Fackelſchein und Hörnerklang, unter den Marmor-Trümmern des Palaſtes der Cäſaren am foro romano, mit meinen Jugendfreunden begieng. —

Nicht ohne Trennungsſchmerz verließen wir den Wunderberg, um, ſeinen Fuß und das Stromufer wieder erreichend, das Druſus-Kaſtell, jezt die Brömſer-Burg zu beſteigen. Der noch vor Kurzem gemachte Fund von Waffen und Geräthe der Erbauer, in einem Untergewölbe, beurkundet zweifellos dieſes Römerwerk, deſſen jetziger Zuſtand freylich ſonderbar von dem in jenen Zeiten abſticht und überraſcht. Fremd mit dem Innern traten wir in den, von einer hohen Burgmauer umſchloſſenen Hof, erſtiegen die alte Wendeltreppe zwiſchen dem rauhen Geſtein des Thurms, und plötzlich öffneten ſich freundlich verzierte, wohnliche Gemächer, Kabinette, Schlafzimmer, mit, wohl nur zu modern geformten, Zimmergeräthen und Dekorationen, und dem Strom und der herrlichen Umgegend zugekehrten Balkonen. Im ächten Rittergeiſt des Mittelalters iſt dagegen der treffliche, ſich weitwölbende für Luft und Licht mittelſt eines breitgeſchlagenen Schwibbogens geöffnete Ritterſaal, gedacht und ausgeführt. — Eine Treppe höher tritt man über das düſtere Burgverlies hinſchreitend, — wie in die ſchwebenden Gärten der Semiramis — in eine auf der Plattform der Burg angelegte Pflanzung von blühenden Laubgängen, duftenden Gebüſchen, und Beeten der zarteſten und in vielfachen Farben glänzenden Blumen. Alle ſtanden hier in ihrer Sommerpracht, Lauben wölbten ſich über den Sitzen an der Thurmzinne, zum Genuß der lieblichen kleinen Schöpfung, und der Umſicht auf den, den Fuß dieſer von der gräflichen Familie Ingelheim in einen Fernſitz ſeit Kurzem umgewandelten alten Burg, anſpühlenden Rhein.

In Rüdesheim ſelbſt beſuchten wir das Stammhaus des Kreuzzug-Ritters von Paläſtina, Brömſer, mit ſeinen altdeutſchen, ritterlichen und fabelhaften Reliquien, Geräthen und Bildniſſen, jezt das Eigenthum der Familie von Coudenhoven, deren verehrtes Haupt, eine ehrwürdige.

geiſtreiche Matrone, wir einige Tage darauf in Schwalbach kennen lernten.

Von der langen Morgenwanderung und Wallfahrt, ermüdet, doch nicht geſättigt, behagte dann die gemächliche Ruhe und die wohlbeſezte Tafel in dem wohnlichen Gaſthof unſers braven Sahl. — Vorgeleuchtet vom Mond und umſchwärmt von zahlloſen Sternchen phosphoriſirender Johanneswürmer, kehrten wir erſt am Spätabend wieder zum Schlangenbade heim.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Okt.

(Beſchluß.)

Eine der lezten Handlungen des vorigen Miniſteriums war die gerichtliche Verfolgung des in Paris ſo beliebten Liederdichters Berenger. Die ſogenannten Chansons oder wizigen Lieder über Tagesbegebenheiten ſind ſo innig mit den häuslichen und geſellſchaftlichen Vergnügen der Franzoſen verbunden, daß es nicht wohl möglich iſt, ſie ihnen zu rauben oder zu verbieten. Bekanntlich hielt Mazarin es ſchon für gut, ſie ihnen zu laſſen, wenn ſie nur die Steuern richtig zahlten. Selbſt unter Bonaparte's deſpotiſcher Regierung ging es mit den Chansons vor wie nach ſeinen gewöhnlichen Gang; alſo kann man leicht denken, daß die Pariſer in der jezigen Zeit nicht unterlaſſen, alles was ſie bedrückt oder ihre Gefühle beleidigt, wizig und ironiſch zu beſingen. Es giebt in Paris wohl zwanzig ſolcher Liederdichter; allein nur 3 oder 4 leben unabhängig genug, um ihr dichteriſches Talent ohne Zurückhalt in Ausübung ſezen zu können: Berenger hatte ſich in der lezten Zeit vor allen durch die treffende und geiſtreiche Art ausgezeichnet, womit er die Umtriebe der Verfinſterer, der wandernden Miſſionarien, das Hintanſezen der Krieger der ſogenannten großen Armee, die Abhängigkeit Frankreichs von fremdem Einfluſſe u. ſ. w. in populären Liedern dargeſtellt hatte. Eins der merkwürdigſten dieſer Lieder war eine Anrede des jungen Herzogs von Reichſtadt an den kleinen Herzog von Bordeaux; die Idee war eben ſo poetiſch als moraliſch. Der erſtere ſagte in dieſem Liede zu dem zweyten: Auch ich ward ſo in den Tuillerien gefeyert, geſchmeichelt, beſungen, wie du, auch mir verkündigte man meine künftige Größe; auch mich nannte man die Hoffnung, die Stüze des Throns, und der Refrain jedweder Strophe des Liedes war: Et pourtant je suis à Vienne. Mehrere dieſer Lieder haben zum Vorwande der gerichtlichen Verfolgung des Dichters dienen müſſen. Wegen ſeiner großen Popularität erregte Berengers Schickſal allgemeine Theilnahme in Paris, und es wollte Niemand einleuchten, wie man um einiger wizigen Ausdrücke halber ſich die Behandlung eines Verbrechers zuziehen könnte. Ich war neugierig, wie ſich das Gericht bey dieſem Liederprozeß benehmen würde; auch hoffte ich, daß Berenger mit einer wizigen Vertheidigungsrede auftreten würde. Ich hatte mir daher vorgenommen, die Gerichtsſizung ja nicht zu verſäumen; allein als ich ins Palais de justice kam, wurde, wiewohl es noch früh war, Niemand mehr hineingelaſſen; alle öffentlichen Sizungen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, werden in Paris ſo ziemlich wie Schauſpiele behandelt; iſt daher eine merkwürdige Gerichtsſizung, ſo wird zwar das Publikum nicht ausgeſchloſſen, da nach der franzöſiſchen Geſezgebung das ſämmtliche Gerichtsverfahren bey offenen Thüren gehalten werden muß; allein es werden ſo viele Einlaßkarten an die Begünſtigten ausgetheilt, daß für die nicht Begünſtigten kein Plaz mehr übrig iſt. So gieng es auch hier: ich bedauerte dieſes minder, als ich hernach erfuhr, Berenger habe faſt kein Wort geſagt, und ſeinen Sachwalter, den gewandten Dupin, allein reden laſſen, der, wiewohl er zeigte, daß man Unrecht habe, ſo viel Gewicht auf Lieder zu legen, doch nicht verhindern konnte, daß ſein Client zu einer Geldbuße und zu kurzer Gefängnißſtrafe verurtheilt wurde. Vor dem Gerichtsſaale ſtand eine beträchtliche Menge Menſchen, welche alle eingelaſſen zu werden hofften, und unterdeſſen mit der gewöhnlichen franzöſiſchen Lebhaftigkeit dergeſtalt lärmten und ſchrieen, daß kein Fremder hätte ahnen ſollen, daß hier eine ſo ernſthafte Sache, als ein Kriminalgericht, verhandelt werden ſollte. So oft Jemand mit einer Karte eingelaſſen wurde, erſcholl ein furchtbares Geſchrey wider die Ungerechtigkeit und Partheylichkeit der Huiſſiers; dieſe Klagen über Ungerechtigkeit konnte man gewiß im Saale der Gerechtigkeit deutlich hören. Auch allerhand Späße wurden gemacht, dann verging der Menge die Geduld wieder, und eine Bude neben dem Eingange des Gerichtsſaales wäre ganz über den Haufen geworfen worden, wenn man nicht eiligſt die Wachen verdoppelt hätte. Das Palais de justice hat lange Bogengänge, die zu den verſchiedenen Gerichtsſälen führen, und zu beyden Seiten kleine Buden haben, worin allerley Waaren feil ſtehen, beſonders Bücher juriſtiſchen Inhalts, zum Behufe der Advokaten, Prokuratoren und Avoués, die man hier ein- und verkaufen ſieht; Handel und Gerechtigkeit werden in dieſem Gebäude auf eine ſonderbare Art neben einander getrieben, und man ſieht hie und da einen Advokaten oder Prokurator, der in ſeinem ſchwarzen Talar und Barette den Gerichtsſälen zueilt, mit einem Stoße Akten unter dem Arme, ſeinen Lauf unterbrechen, um eine Minute lang einer ſchönen Bücherhändlerin den guten Morgen zu bieten. In den Ecken erblickt man hinter kleinen Tiſchen Schreiber, welche immer weiß Papier und eine geſchnittene Feder bereit halten, um aufzuſezen und zu ſchreiben, was man von ihnen verlangt, oder um ihre Materialien denjenigen abzutreten, der in der Eile etwas aufzuſezen hat. Geht man die verſchiedenen Gerichtsſäle durch, ſo kann man in Zeit von einigen Minuten die verſchiedenartigſten Dinge ſchlichten hören; hier im Polizeyſaale werden ein Duzend kleiner Taſchendiebe zur Gefängnißſtrafe verurtheilt; dort im Notarſaale ſezt man dem Meiſtbietenden ein Hotel von einigen hundert tauſend Franken zum Verkaufe aus; im Kaſſationshofe wird ein Todesurtheil aus den Departementen beſtätigt, und der Verbrecher, welchen es betrifft, weiß nicht, daß in dieſem Augenblicke ſein Schickſal unwiderruflich entſchieden wird. Im Saale der erſten Inſtanz redet ein Advokat ein langes und breites über ein Heurathsgut oder über eine Erbſchaft; um dieſelbe Zeit ſpricht das Kriminalgericht eine Verdammung zu den Galeeren aus. Die verſchiedenartigſten Geſinnungen bewegen diejenigen, die man zu dieſen Sälen hineilen ſieht, und die mit Furcht oder Angſt auf eine Entſcheidung harren, welche ihre Verwandten, Freunde, oder gar ſie ſelbſt betrifft; nur derjenige, den Neugierde unter dieſe Bogengewölbe führt, wird bey dieſem ſonderbaren Schauſpiele nicht weniger erſtaunt als gerührt, und wenn er über die mannigfaltigen Dinge nachdenkt, die hier verhandelt werden, und worüber immer ein oder mehrere Unglückliche zu ſeufzen haben, ſo kann er ſich des Gedankens nicht erwehren, daß wenn die bürgerlichen Einrichtungen ſo vollkommen wären, als ſie es ſeyn ſollten, ein großer Theil aller dieſer Prozeſſe wegfallen würde.

D p.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 9.

Nro. 28.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 1. Februar 1822.

> Und ſetzen wir nicht das Leben ein,
> Wie kann uns das Leben gewonnen ſeyn?
>
> Schillers Reuterlied.

Vorgänge während der Belagerung von Acre.

(Aus einem 1818 erſchienenen Werke: Victoires, conquetes desastres, revers et guerres civiles des François.)

Zu einer Zeit, wo der Aufſchwung der griechiſchen Nation zum Gewinn der Unabhängigkeit von dem auf ihr laſtenden Joch der türkiſchen Barbaren die Augen des gebildeten Europa auf ſich zieht, dürfte es von vorzüglichem Intereſſe ſeyn, einen Rückblick auf diejenigen Kämpfe zu werfen, welche das franzöſiſche Heer in dem egyptiſchen Feldzug gefochten hat. Sie gewähren nicht nur, mehr als andere, eine richtige Schätzung des Grads der Furchtbarkeit einer großen türkiſchen Heeresmaſſe, und ihrer ungeregelten Tapferkeit, ſondern ſie beweiſen auch unwiderſprechlich den Triumph beſonnener Haltung, ſtrenger Diſciplin, Ordnung und Stätigkeit in den Bewegungen, und einer durch die erhabnen Gedanken der Freyheit, des Ruhms und des höhern Staatslebens begeiſterten Seele im Kampfe gegen dieſe Maſſen. Die Furcht mehrerer neuern deutſchen politiſchen Schriftſteller, die Türken könnten bey großer Anſtrengung ihrer Streitkräfte wiederum tiefer in die civiliſirten Staaten vordringen, erſcheint nach Leſung ſolcher Ereigniſſe als lächerlich. Die Hoffnung aber ſteigt, daß die Griechen in ihrem Kampfe mit dem Halbmond, auch ohne alle äußere Hülfe, ſiegreich hervorgehen werden, wenn ſie bey ihrer Sehnſucht nach Selbſtſtändigkeit nur halbwegs nicht ihre große Vorfahren in der alten Geſchichte, ſondern die Tapferkeit und die Tugenden jener unſterblichen neuern Helden am Berge Tabor, bey Aboukir, und Heliopolis nachzuahmen verſtehen.

Um unſere Leſer an die Kriegsthaten jenes franzöſiſchen Heeres zu erinnern, theilen wir ihnen einige merkwürdige Begebenheiten jenes in ſeinen Einzelnheiten noch im Dunkel gehüllten Feldzuges mit.

Das Gefecht von Nazareth.

Bonaparte war den 18. März 1799 vor Acre angelangt. Die Schwierigkeiten, welche die Theilnahme der Engländer an deſſen Vertheidigung ihm in Weg legten, ſind bekannt; bald erfuhr er auch, daß die ſyriſchen Städte große Heerhaufen zuſammenzogen, um Acre zu entſetzen; der Obergeneral fand es daher nothwendig, die günſtigſten Stellungen der umliegenden Gegenden von ſeinen Truppen beſetzen zu laſſen. In dieſer Abſicht hatte ſich Junot auf ſeinen Befehl Nazareths bemächtigt und unter Leitung des Scheicks Daher und ſeines Bruders eine Abtheilung von ſiebenzig Reitern in ein benachbartes Dorf geſchickt. Bey ſeiner Ankunft in der Ebene, welche die Berge von Naplous von denen von Nazareth trennt, bemerkte Daher eine Avantgarde von der Armee von Damaskus von ungefähr 500 Reitern. Daher warf ſich nun in die Gebirge zurück, und benachrichtigte Junot von ſeiner Lage. Junot zog daher am 6. April mit 150 Grenadieren, 150 Carabiniers, und ungefähr 100 Reitern von Nazareth aus. Scheick Daher und ſein Bruder, ſo wie einige ihrer Reiter ſtießen mit ihm zuſammen. Er kam um acht Uhr in dem Dorfe Cana an. Der Scheick El-Beled kam dem General mit dem Rathe entgegen, nicht weiter vorzurücken, indem der Feind mit wenigſtens 2 bis 3000 Reitern in der Ebene ſey. Junot ſezte aber ſeinen Zug furchtlos fort. Vor ſeinem Abzug von Nazareth hatte er indeſſen den Obergeneral von der Ankunft der Damaſker und von ſeinem Entſchluß, ihnen entgegen zu rücken benachrichtigt und Verſtärkungen verlangt.

Beym Ausgang des Thals von Cana zu Loubi erblickten die Franzoſen wirklich 2 bis 3000 Reiter, die in mehrere Haufen abgetheilt waren, in der Ebene zwiſchen Loubi und dem Berge Thabor. Zu genauer Einſicht begab ſich Junot auf die Höhe, wo das Dorf Loubi liegt, und da er ihre Anzahl nicht ſtärker fand, als er ſie anfangs geſchazt hatte, ſo ſtellte er ſeine Infanterie in vier Reihen, und die Kavallerie links, den Berg Thabor im Geſicht, in Schlachtordnung auf. Auf dieſe Art war er gerade im Begriff in der Ebene zur Umgehung des Gebirgs und zur Belehrung, ob hinter dem Berge Thabor keine weitere feindliche Reſerve aufgeſtellt wäre, vorzurücken, als er hinter ſich vor dem Dorfe Loubi ein feindliches Kavallerie-Korps aus Mamelucken, Türken und Mauritaniern gegen ſich anrücken ſah. Dieſer neue Haufe ſchien wenigſtens 2000 Mann ſtark zu ſeyn; er drang in Maſſe, und gegen die morgenländiſche Sitte im kleinen Schritt und in guter Ordnung vor. Man bemerkte in den Reihen eine Menge Standarten, wovon vier oder fünf der auffallendſten vor den Anführer getragen wurden.

Unter dieſen Umſtänden ließ Junot ſeine Kavallerie auf den rechten Flügel ziehen, und die Infanterie in einem Halbkreis rechts ſich ſchwenken. Junot hatte richtig geurtheilt, daß der Angriff des lezten feindlichen Korps allein gefährlich werden könnte, und daß eine Reihe von Grenadieren hinreichend ſeyn würde, die zuerſt bemerkten 2000 Reiter, die man für Araber erkannte, zurückzuhalten. Der General befahl den Soldaten das ſtrengſte Stillſchweigen. Der Augenblick war ſchwierig, und jeder war von dem Gefühle beſeelt, daß er ſich ganz ſeinem Feldherrn überlaſſen müſſe. In der That machte auch, während des ganzen Kampfs, kein Soldat irgend eine Bewegung, die nicht befohlen worden wäre. Vertrauen und Unerſchrockenheit waren auf allen Geſichtern zu leſen. Der Feind erwartete nur einen ſchwachen Widerſtand von dieſem Häufchen von Leuten, die er vor Schrecken betäubt hielt. Nachdem er aber bis auf einen Piſtolenſchuß vorgerückt war, ohne daß gefeuert worden wäre, ſo wurde er auf einmal mit einer lebhaften und mörderiſchen Salve begrüßt. Augenblicklich ſtürzten mehr als 300 der Seinigen auf die Erde vor der Front der Franzoſen nieder, und er zog ſich auf einige Entfernung zurück.

Junot benuzte dieſen Zeitpunkt zur Wiederherſtellung ſeiner Reihen, vorzüglich bey der Kavallerie, die kein ſo furchtbares Feuer, wie die Infanterie dem Feinde entgegenſetzen konnte und dem ganzen Anſtoß der feindlichen Kavallerie mit der lobenswürdigſten Feſtigkeit widerſtanden hatte. Der Feind kam von ſeinem erſten Erſtaunen bald wieder zurück, und begann ſtolz auf ſeine große Anzahl von Neuem den Angriff. Junot erinnerte die Grenadiere und Carabiniers mit kurzen Worten, daß nur ihre Kaltblütigkeit ſie gerettet hätte, und daß alles daran liege, dieſe ferner zu bewahren. Dieſe Ermahnung war aber ganz unnöthig; die Truppen von Damaskus wurden auch das zweytemal, und zwar vielleicht mit einer noch größern Unerſchrockenheit, als das erſtemal empfangen und verloren 200 Mann.

Bey dieſem Angriff entriß ein Unteroffizier von den Dragonern einem feindlichen Reiter eine der ausgezeichnetſten Fahnen, die dieſer mit großer Tapferkeit vertheidigte. Die beyden Krieger hatten ſich einige Minuten lang feſt umſchlungen, der eine im Begriff, die Standarte zu entreißen, der andere mit allen Kräften ſich beſtrebend, ſie zu erhalten. Bey dieſem ſonderbaren Kampf ſtürzten die beyden Pferde, ohne daß die beyden Reiter aus dem Sattel gehoben worden wären. Endlich weiß der gelenkſamere Franzoſe ſeine rechte Hand frey zu bekommen, faſſt ſeinen Säbel, und durchſtößt damit ſeinen Gegner, der noch ſterbend ſeine Standarte hält.

Gegen 100 von den Kühnſten der feindlichen Maſſe zogen ſich mit ihren übrigen Kameraden nicht zurück, ſondern plänkelten noch in dem Augenblick, wo Junot ſelbſt anfing, ſeinen Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Erſt dann ſchwangen ſich einige Carabiniers aus den Reihen hervor, um die Ehre zu haben, einen Kampf Mann gegen Mann mit den feindlichen Reitern zu unternehmen. Man erblickte ſieben bis acht ſolche Zweykämpfe, wobey die Türken oder die Mamelucken beſtändig überwunden wurden.

Junot hatte ſich einen Augenblick von ſeiner Infanterie entfernt, um dieſes Schauſpiel näher zu betrachten, als zwey feindliche Reiter, die den General an ſeiner ausgezeichneten Kleidung erkannten, ſich mit Muth über ihn herſtürzen. Junot ſchießt den nächſten mit einer Piſtole nieder, und haut den andern über den Kopf, ſo daß dieſer mit verhängtem Zügel entflieht.

Der Kampf hatte Morgens zwiſchen neun und zehn Uhr begonnen und Junot fing erſt um drey Uhr Nachmittags ſeinen Rückzug an, nachdem er ſorgfältig eine Tragebahre hatte verfertigen laſſen, um einen Carabinier mit zu tragen, dem ein Schuß den Schenkel zerſchmettert hatte. Die Brigadechefs Duvivier und Desnoyers hatten ſich in dieſem glänzenden Treffen, das ganz an die heroiſchen Kämpfe im Taſſo erinnert, vorzüglich ausgezeichnet. Die Franzoſen hatten nur 12 Todte und 48 Verwundete, die aber bey der Leichtigkeit ihrer Wunden im Stande waren, den Rückzug nach Cana mit anzutreten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Es trug noch beſonders dazu bey, den Adel für die Sache des Kaiſers zu gewinnen, daß dieſer zu Reichsverweſern neben dem Kardinal noch den Connetable und den Admiral von Kaſtilien ernannte, wodurch die durch den Vorrang eines Fremden gekränkte Eitelkeit des kaſtiliſchen Adels geſtillt wurde, und indem zugleich der Oberbefehl des Heeres dem Grafen de Haro, Sohn des Connetable, anvertraut wurde, fing die faſt verlorene Sache des Kaiſers an, neue Kräfte zu gewinnen. Indeſſen begnügten ſich die Comuneros, von einer übelverſtandenen Milde verleitet, den Rath zu Valladolid aufzulöſen, und die Mitglieder ohne weitere Aufſicht frey zu entlaſſen. Zur ſelben Zeit erließ die Junta, von Tordeſillas aus, ein Schreiben an den Kaiſer, worin ſie ihm das Vorgefallene berichtete, ihm von Neuem Gehorſam und treuen Dienſt verſprach, wenn er nur die Geſetze des Reichs beobachten und den Beſchwerden und gemeiner Noth abhelfen wolle, die ſie allein zu einem ſolchen Schritt vermocht hätten, ihm und dem Reich zum Nutzen. Zugleich wurde ihm zur Abſchaffung der vorhandenen und Verhütung künftiger Mißbräuche eine Vorſtellung in 118 Artikeln eingereicht, folgenden Inhalts: 1) Der König möge zurückkehren, den Reichsverweſern ihre Vollmacht genommen, den Städten ihr Eifer verziehen und ihr Betragen gebilligt werden; weil ihr einziger Zweck der Dienſt des Kaiſers und gemeines Wohl des Reiches ſey, und ſolle der Kaiſer niemals vom Pabſte Abſolution zu verlangen gedenken, deſſen was er ſeinem Volke zugeſchworen. 2) Der Einfluß der Fremden ſolle ganz und vollkommen unterdrückt werden, und die ihnen bewilligten Bürgerbriefe (Naturaliſations-Akte) zurückgenommen, auch kein Dienſt noch Stelle an einen Fremden vergeben werden. Ferner ſolle dem König verboten ſeyn, ſich ohne Einwilligung der Cortes zu verheirathen, und unter keinem Vorwand und nie der Einlaß fremden Kriegsvolkes geſtattet werden. 3) Die Cortes ſollen frey und geehrt ſeyn, und die Städte ihre Prokuratoren nach freyer eigener Wahl ſchicken, ohne irgend einen Einfluß des Königs: jeder Stand oder Zunft ſolle für ſich einen Prokurator erwählen, und dieſe weder für ſich noch für die ihrigen irgend einen Dienſt noch Gnade vom König annehmen, bey Todesſtrafe und Verluſt der Güter. Die von den Cortes zu Corunna bewilligten Steuern ſollen nicht erhoben, noch in Zukunft neue bewilligt werden. Alle drey Jahre ſollen ſich die Cortes verſammeln, ohne daß dazu ein Befehl oder Berufung des Königs nothwendig iſt, und ſollen über die Beobachtung der Geſetze und der beſchworenen Verträge wachen; alſo daß ſich die Prokuratoren nach eigener freyer Willkühr vereinen, ohne daß ihnen der König einen Präſidenten zu ſetzen hat, als welcher das gemeine Wohl zu berathen, hinderlich iſt. 4) Dem Volke ſollen ſeine Laſten erleichtert und alle unnöthigen Dienſte und Stellen abgeſchafft werden. In dem Hofſtaat ſoll Sparſamkeit eingeführt, alle Dienſtleiſtungen genau beſtimmt, und die Steuern nicht mehr meiſtbietend verkauft werden. 5) Das Uebergewicht des Adels ſoll gemindert werden. Kein Grande ſoll in ſeiner Haushaltung königl. Hofdienſte halten; die neuen Schenkungen von Städten und Dörfern und von Steuern und Frohnen ſollen zurückgenommen werden, ſo wie es in dem Teſtament der Königinn Iſabella beſtimmt worden. Weder der König noch ſeine Nachfolger dürfen Krongüter veräußern. Da die vielen Adels- und Freyheitsbriefe den Steuerpflichtigen zu großem Schaden gereichen, ſo ſollen in Zukunft keine mehr vergeben, und die ſeit dem Tod der Königinn Iſabella erlaſſenen, zurückgenommen werden. 6) Die Handhabung der Gerechtigkeit ſoll genau beſtimmt und geordnet werden; und der König ſeine ſchlimmen Rathgeber entfernen. — Alle vier Jahr ſollen die Gerichtsherren ſtreng zur Rechenſchaft gezogen werden. Der König ſoll durch keine Freybriefe die Urtheile der Gerichte umſtoßen. Die Richterſtellen ſollen nach Verdienſt und nicht nach Gunſt vergeben werden. Der König ſoll keine Corregidores in die Städte ſchicken, wenn dieſe es nicht freywillig verlangen, denn die gewöhnlichen Alkaden ſeyen hinreichend. Die Appellationen ſollen geordnet werden, und die zweyten Richter ſollen nicht aus denen erwählt werden, die das erſte Urtheil geſprochen. Keinem Richter ſoll ein Gehalt oder Vergütung aus eingezogenen Gütern angewieſen werden. 7) Den Mißbräuchen der geiſtlichen Gewalt ſoll ein Ziel geſezt, und keine Indulgenz-Bullen, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Cortes, erlaſſen werden; zugleich ſoll man darin eine beſtimmte Ordnung befolgen, damit die Bürger nicht gezwungen ſeyen, Indulgenzen zu nehmen, noch ſie mit Exkommunikation verfolgt werden; das Geld, was die Indulgenzen eintragen, ſoll nur zu den Zwecken verwandt werden, wozu es beſtimmt iſt, und zu keinen andern; es ſoll den geiſtlichen Gerichten verboten ſeyn, höhere Koſten zu fordern, als die bey den weltlichen gebräuchlichen; es ſollen diejenigen Prälaten, die nicht wenigſtens den größten Theil des Jahrs in ihrer Diöceſe ſich aufhalten, mit Verluſt des Fruchtzehnten beſtraft werden. 8) Der Reichthum des Gemeinweſens ſoll in Aufnahme gebracht und begünſtigt, und der Werth des Geldes beſtimmt werden, durch ausſchließliche Geſetze. 9) Die Staatsverwaltung ſoll ſtreng geordnet, keine Dienſte und Stellen verkauft, noch lebenslängliche Wartgehalte (expectations) vergeben werden; weder Richter noch Regidores ſollen mehr als einen Dienſt verſehen, und diejenigen, welche in den lezten Zeiten mehrere Stellen zugleich bekleidet haben, ſollen zur Rechenſchaft gezogen werden. Es ſollen diejenigen Rechte und Freyheiten (juros), die in den lezten Zeiten veräußert worden, wieder eingelöſt werden mit dem Kaufgeld, und ſoll dem König verwehrt ſeyn, Schenkungen von Gütern zu machen, die ihm nicht zukommen, noch von ſolchen, die er als der Krone zugehörig eingezogen habe, ehe noch ein gerichtliches Urtheil gegen die Beſitzer ergangen, und ſoll überhaupt Alles ſo beſtimmt werden, wie eine weiſe Staatseinrichtung und die Erfahrung der jetzigen Uebel es erfordern, auf daß dieſe in Zukunft vermieden werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Anfangs Jänner.

Mehrern der zahlreichen Leſer des beliebten Morgenblattes, die wohl ſchon früher einem Kunſtbericht aus München entgegenſahen, wird eine gedrängte Ueberſicht des artiſtiſchen Treibens unſerer Königsſtadt nicht unangenehm ſeyn. Wohl ward ſchon früher in dieſen Blättern des Umſtandes erwähnt, daß dem Hoftheater-Intendanten Delamotte in der Perſon des Regierungsraths v. Stich ein Intendanzrath beygegeben wurde; es bleibt nunmehr nachzuholen, daß erſterer ſeine Entlaſſung genommen, und lezterer zum Beweiſe der Allerhöchſten Zufriedenheit mit ſeiner bisherigen Geſchäftsführung zum Intendanten der königlichen Schauſpiele ernannt wurde. Wenn gefragt wird, ob wohl die Kunſt und das Publikum durch dieſe Reform gewonnen habe, ſo nehmen wir keinen Anſtand, im Namen des leztern mit einem vernehmlichen Ja zu antworten, ſo wie wir hingegen auf die Frage: Ob unſere Kunſtanſtalt jezt ſchon das leiſtet, was ſie leiſten ſollte, Nein erwiedern würden. Doch kein Billigdenkender wird fordern, daß in Monaten hergeſtellt ſeyn ſoll, was ſeit vielen Jahren verſehen, verfehlt und verabſäumt worden iſt. Vieles gelang bereits ſchon dem redlichen Bemühen der neuen Verwaltung: Strenge Ordnung trat an die Stelle chaotiſcher Verwirrung, und Pünktlichkeit in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten fängt an, den geſunkenen Kredit der Anſtalt wieder zu heben. Der in lezterer Zeit durch Tod und Abgang vieler bedeutender Individuen dem Inſtitute zugegangene empfindliche Verluſt wurde durch Anſtellung mehrerer ausgezeichneter Künſtler größtentheils erſezt. Ich nenne hier Eßlair'n, die gemüthvolle, im Houwald'ſchen Rührſpiele vorzüglich glänzende Spizeder-Frieß, die treffliche Sopranſängerin Dem. Sigl (dem italieniſchen Theater abgewonnen), den bekannten Wiener Balletmeiſter Horſchelt, den bildungsfähigen Hölken u. A. Vor allem verdankt aber das Publikum der neuen Intendanz ein beſſeres und reicheres Repertoir. Wenn ſich dieſes bey der vorigen Verwaltung, wo an den Ankauf eines Manuſcriptes nur äußerſt ſelten gedacht wurde, um den Cyclus von etwa zwanzig alten Luſt- und Trauerſpielen und ſechs bis acht Opern drehte, ſo hält unſer großes Hoftheater in Hinſicht auf die Darſtellung neuer Stücke nunmehr andern Bühnen ſo ziemlich die Wage, wobey noch bemerkt werden muß, daß jede bedeutende Erſcheinung in zeitgemäßem würdigen Gewande, mit imponirenden Glanze, dem Publikum vorgeführt wird. Schade, daß bey dem bisherigen Mangel eines erſten jungen Helden, dem nunmehr durch die Anſtellung des Hrn. Hölken, zum Theil wenigſtens, abgeholfen ſeyn dürfte, die Direktion gehindert war, im Gebiete des Trauerſpiels mit andern großen Bühnen gleichen Schritt zu halten, während im muſikaliſchen Elemente, der Oper, eine lobenswerthe Thätigkeit ſichtbar iſt. — Nichts vergleicht ſich jedoch dem Treiben und Drängen, das ſich in unſerm zweyten Hoftheater, am Iſarthor, offenbart. Dieſes unſer Theater der Mannigfaltigkeiten, unter der Leitung ſeines raſtlos thätigen Direktors, Hrn. Carl, ſteht nunmehr in ſeinem höchſten Flor. Die Zahl der dort ſeit einem Jahr gegebenen neuen Stücke heißt Legion, wobey ſich jedoch mehr das multa, als das multum bewährt, was freylich ſchon in der volksthümlichen Tendenz dieſer Bühne liegt. Ob übrigens dieſes Inſtitut, deſſen vergnügliche Leiſtungen wir dankbar zu würdigen wiſſen, bey ſeinem Conflikte mit dem großen Hoftheater, auf das Weſen der wahren Kunſt nicht verderblich einwirke, iſt eine Frage, deren Erörterung uns zu weit führen möchte. — Unſer drittes königliches Hoftheater endlich, die italieniſche Oper, unter der Oberleitung des königlichen Kammerherrn, Freyherrn v. Priuli, fährt auch dieſes Jahr fort, uns ſchmackhafte Früchte aus ſüdlicher Zone, und mitunter auch ſüßes Naſchwerk vorzuſetzen. Was die Leiſtungen dieſer Bühne von jeher auszeichnete: ſorgfältige Einübung, Präciſion und raſches Zuſammenſpiel, iſt auch jezt noch unläugbar vorhanden, doch hat die Anſtalt durch den Abgang einiger ausgezeichneten Individuen, die bis jezt noch nicht durch gleich bedeutende erſezt werden konnten, einigen Nachtheil gelitten. — Die italieniſche Oper war ſeit ihrer Einführung in München, im Jahr 1816, ein Erisapfel, unter die habitués unſers Theaters geworfen. Alles nahm Parthey für oder gegen ſie. Es erfolgten, wiewol unblutig, Auftritte, denen vergleichbar, die Glucks und Piccini's Wettkampf im Pariſer Opernhauſe denkwürdig machten. Unſer ſonſt ſo ſtilles, harmloſes Parterre theilte ſich in zwey feindliche Hälften, wie der Chor in Schillers „Braut,“ ja ſelbſt leibliche Brüder ſtanden ſich erbittert gegenüber. Nachgerade endlich ſcheinen die Ultra's der rechten und linken Seite mit ihren Vorſprechern zur Beſinnung zu kommen, und ſich verſöhnend dem liberalen Prinzipe zu nähern. Indem wir der italieniſchen Oper volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ihr Verdienſt, da wo wir es finden, achtend anerkennen, wünſchen wir, daß durch das unmäßige Lob, das mancher ihrer Darſtellungen geſpendet wird, nicht aufs neue jener Zwieſpalt der Meinungen geweckt werde, der auf die Kunſt nur zerſtörend wirken kann. — — — Unſer Karneval hat bereits ſeinen Anfang genommen. Der, gleichſam als Einleitung in daſſelbe, am Sylveſter-Abend in den Sälen des Muſeums gegebene Ball war überaus glänzend; bemerkenswerth iſt, daß auf dieſem Balle eine wunderhübſche Cendrillon die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich zog, und durch ihre reizende Erſcheinung mancher Thisbe und Klorinde den gehofften Triumph verkümmerte. Sehr empfindlich iſt uns gerade in dieſer Jahrszeit der Mangel eines großen Konzert- und Ballſaales. Das Redoutenhaus mußte bekanntlich den Ständen überlaſſen werden, und in den Räumen des Frohſinns und der Freude, wo ſich ſonſt in neckenden Kreiſen das Luſt- und Lebensgas unſerer Hauptſtadt verflüchtigte, wandeln jezt die ernſten Geſtalten der Abgeordneten, des Reiches Wohlfahrt berathend. — Ehe ich dieſen Bericht ſchließe, muß ich noch des vor einigen Tagen erfolgten Hintritts des verdienſtvollen 81jährigen Chriſtian v. Mannlich erwähnen. Sein Nachfolger als Direktor der königlichen Gemälde-Gallerie und ſämmtlicher Kunſt-Kabinete iſt, wie zu erwarten war, der wackere Inſpektor Dillis, als Künſtler (im Landſchaftfache) und gründlicher Kunſtkenner rühmlich bekannt. Wir ſehen in Ihrem Kunſtblatte aus der Feder eines Berufenen einer Würdigung des verewigten Dahingeſchiedenen entgegen, der ein langes Menſchenalter hindurch lebte und wirkte.

Beylage: Literaturblatt Nro. 10.

Nro. 29.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Februar 1822.

> — Aber der Führer und Gebieter des Menſchenlebens iſt der Geiſt, der, wenn er zum Ruhm auf der Tugend Pfad fortſchreitet, überſchwenglich ſtark, mächtig und glänzend iſt, und des Glückes nicht bedarf, das ohnehin Rechtſchaffenheit, Betriebſamkeit und andere Verdienſte Keinem weder geben, noch nehmen kann.
>
> Saluſt im Jugurtha.

Vorgänge während der Belagerung von Acre.

(Fortſetzung.)

Der Sieg vom Berge Thabor den 15. April 1798.

Auf die Nachricht von dem Treffen bey Nazareth fühlte indeſſen der Obergeneral die Nothwendigkeit, dem General Junot Hülfe zu ſchicken, und das Heranrücken der Truppen von Damaskus und Aleppo zu hindern. General Kleber erhielt daher den Befehl, mit ſeiner Diviſion auszurücken, und ſich ſelbſt eiligſt an Junot zu Nazareth anzuſchließen.

Kleber begann ſeinen Marſch am Morgen des 9. April, bivouakirte zu Bedaoni, nahe bey Safarieh, und kam am folgenden Tag zu Nazareth an. Er hörte von Junot, daß das Korps, dem er ein Treffen geliefert habe, ſeine Stellung bey Loubi noch nicht verlaſſen hätte, und entſchloß ſich, gegen dieſes Dorf anzurücken. Am 11ten drangen die Franzoſen bis auf die Höhe von Seid-Jarra, eine Viertelſtunde von Loubi, und anderthalb Stunden von Cana, vor. Sie trafen dort die Armee der Paſchas von 5000 Mann Kavallerie und 1000 Mann Infanterie in die Ebene vordringend, und ihre Flügel zur Einſchließung ihrer Feinde, die ſie zuerſt erblickt hatten, ausdehnend. Kleber ließ ihnen aber keine Zeit zur Vollendung dieſes Manövers. Er griff das Dorf Seid-Jarra an, wohin ſich die feindliche Infanterie geworfen hatte, während ein Theil ſeiner Diviſion als Viereck aufgeſtellt, die Kavallerie anfiel. Nach einem lebhaften Gefecht wurde das Dorf genommen und die Feinde genöthigt, ſich in Unordnung bis an das Ufer des Jordan zurückzuziehen. Dem General Junot wurden in dieſem Treffen zwey Pferde und ein Dromedar unter dem Leibe getödtet, und drey matte Kugeln fingen ſich in ſeinen Kleidern.

Der Mangel an Munition hinderte den General Kleber, die Beſiegten mit Kraft zu verfolgen. Er zog ſich auf Nazareth zurück, und ließ die Stellung von Safarieh befeſtigen. Von den feindlichen Truppen zog ſich ein Theil nach Tabarieh, der andere nach der Brücke von Medjameh, und die größte Anzahl nach Bayzard zurück. Der lezte Punkt wurde der beſtimmte Verſammlungsort für alle. Die ſogenannte Armee der *Paſchas*, aus den Mamelucken des Ibrahim-Bey, den Janitſcharen von Damaskus, von Aleppo, und den Arabern von den verſchiedenen ſyriſchen Stämmen beſtehend, brachte dort ihre Vereinigung mit den Naplouſanern zu Stande, und dieſe beyden Korps vereinigt, lagerten ſich am 14. April in der Ebene von Fouli, ſonſt Esdrelon genannt.

Der Kapitän Simon, den Murat zu Zafet zum Befehl der Beſatzung zurückgelaſſen hatte, wurde um dieſe Zeit von einer beträchtlichen Abtheilung angegriffen; er verzichtete auf die Vertheidigung des Dorfs, und zog ſich mit ſeiner ganzen Mannſchaft in die Feſte zurück. Der Feind verſuchte mehrmals vergebens dieſe zu ſtürmen; die immer mit Verluſt zurückgeworfenen Türken rächten ſich durch Verbrennung des Dorfs, Verwüſtung der Gegend, und hielten den Kapitän Simon eng eingeſchloſſen.

General Kleber berichtete dem Obergeneral den lezten

Vorfall, und die Unmöglichkeit dem Kapitän zu Hülfe zu kommen; auch kündigte er ihm an, daß er die feindliche Armee rekognoſcirt, ſie 30,000 Mann ſtark, und wenigſtens 20,000 Mann Kavallerie gefunden hätte, und daß er entſchloſſen ſey, ſo zu manövriren, um dieſe Armee zu umgehen, und ſie in ihrem Lager zu überraſchen. Zugleich bat er um Verſtärkung.

Bonaparte kam durch dieſen Bericht zu der Ueberzeugung, daß ein allgemeiner und entſcheidender Schlag zur Entfernung dieſer furchtbaren Maſſe von ſeinem Lager vor Acre nothwendig ſey. Seine Kriegserfahrung ließ ihn aber leicht erkennen, daß er dieſe Schlacht nicht unter den Mauern von Acre liefern dürfe, wo die Belagerten ſeinen äußern Feinden den kräftigſten Beyſtand leiſten konnten. Er entſchloß ſich daher, ſo viele von ſeinen Belagerungstruppen mitzunehmen, als die Sicherheit der zurückbleibenden nur immer geſtattete, und den Feind zu nöthigen, unwiderruflich über den Jordan zurück zu kehren.

Murat wurde zuerſt mit 1000 Mann Infanterie, einer leichten Kanone und einer Abtheilung Dragoner mit dem Befehle abgeſchickt, in großen Tagmärſchen gegen die Brücke von Jakob vorzudringen, ſich derſelben zu bemächtigen und die Feinde, welche Jafet blokirten, im Rücken zu nehmen, auch ſich wo möglich, mit der Diviſion Kleber zu vereinigen. Bonaparte, der blos die Diviſionen Lannes und Reynier vor Acre zurückließ, zog am 15. April mit der übrigen Kavallerie, mit der ganzen Diviſion Bon, und acht Kanonen aus dem Lager ab, und bivouakirte auf den Höhen von Safarieh. Am 16. drang er mit Tagesanbruch nach Fouli längs der Schluchten vor, welche die Gebürge umgeben, da leztere für die Artillerie ganz unwegſam waren. Um zehn Uhr Morgens erreichte er die Höhen, von denen er die Ebene von Fouli, und den Berg Thabor erblicken konnte. Er erkannte in einer Entfernung von etwa drey Stunden, die kaum 2000 Mann ſtarke Diviſion Kleber mit der ganzen Maſſe der feindlichen Armee in Handgemeng. Zwey Stunden hinter dem Schlachtfeld konnte man das Lager der Mameluken am Fuße der Berge von Naplous bemerken.

Beym Anblick des Feindes, und vorzüglich bey Erwägung der Gefahren, in denen die Diviſion Kleber ſchwebte, verlangte das kleine von Bonaparte angeführte Armeekorps ſogleich in den Kampf geführt zu werden, um ſeinen Waffenbrüdern beyzuſtehen und ſie zu befreyen. Der General hielt dieſen Enthuſiasmus von der günſtigſten Vorbedeutung zurück, befahl den Truppen nach dem beſchwerlichen Marſche am Morgen etwas auszuruhen, und machte ſeine Anordnungen zum Angriff. Er bildete aus allen ſeinen Truppen zwey große Vierecke, denen er eine ſolche Richtung gab, daß ſie mit der Diviſion Kleber, die drey Winkel eines gleichſeitigen Dreyecks von 2000 Toiſen an der Seite bildeten. Durch dieſes Manöver kam der Feind in den Mittelpunkt der Figur zu ſtehen, und Bonaparte hoffte ihn dadurch von ſeinem Lager und von dem Rückzug nach Tabarieh, wo ſeine Magazine waren, abzuſchneiden, und ihn über den Jordan zurück zu werfen, wohin ihm das Korps von Murat voraus geeilt war.

General Kleber hatte in ſeinem Lager von Nazareth Munition, vier Kanonen, und eine Verſtärkung von Kavallerie erhalten; er war am 15. von dort aufgebrochen, und in der Abſicht nach Fouli vorgerückt, den Feind, ſo ſtark er auch immer ſeyn mochte, mit Anbruch des folgenden Tags anzugreifen. Von ſeinen Führern irregeleitet, kam er indeſſen erſt um ſechs Uhr an dem feindlichen Lager an, und muſſte daher auf die Ueberrumplung deſſelben verzichten. Gleichwohl ſuchte er den erſten Augenblick der Verwirrung zu benutzen, begann ſeinen Angriff, und bemächtigte ſich einer kleinen Schanze, die er mit 100 Mann, unter dem Brigadechef Venoux beſezte. Dieſe Schanze beherrſchte die Ebene, war für die Kavallerie unzugänglich, und konnte im ſchlimmſten Fall den Rückzug der Diviſion decken. Kleber hatte ſeine Truppen in zwey Vierecke vertheilt, und rückte in der Ebene vor, wo der Kampf ſich ſogleich eröffnete. 4000 Mann feindlicher Kavallerie waren bereits daſelbſt angelangt, die 3000 andere, und weiter zurück noch ein drittes Korps, das endlich die ganze Maſſe der Kavallerie im Gefolge hatten. Niemals hatten ſich noch die Franzoſen einer ſolchen Mehrzahl gegenüber befunden, und ohne Zweifel konnte nur der größte Heldenmuth den erſten Eindruck des Erſtaunens und Schreckens dämpfen. Neben dieſer ungeheuern Maſſe von Kavallerie hatte der Feind noch eine große Anzahl von Infanterie, die ein lebhaftes Feuer mit den Schützen, die Kleber an der Front ſeiner Vierecke aufſtellte, anknüpfte.

Es gibt wenige Beyſpiele eines ähnlichen Schauſpiels, wie Bonaparte und ſeine Truppen von den Höhen von Fouli aus erblickten. Eine Handvoll Franzoſen hält mit einer, über allen Ausdruck erhabenen, Feſtigkeit eine unermeßliche Menge entſchloſſener Feinde zurück, die ſie von allen Seiten umgeben! Lange Zeit bemühten ſich die Türken durch bald theilweiſe, bald allgemeine, mit furchtbarem Geſchrey begleitete Angriffe, die beyden Vierecke zu durchbrechen. Jedesmal werden ſie durch die ſtoiſche Tapferkeit der heldenmüthigen Franzoſen, durch das Peloton- und Kartätſchen-Feuer, das furchtbare Verheerungen in ihren gedrängten Reihen anrichtete, zurückgewieſen. Gegen Mittag fanden ſich die Franzoſen von einem Wall von Leichnamen von Menſchen und Pferden umgeben. Da indeſſen Kleber bemerkte, daß eines ſeiner Vierecke, nämlich das von Junot, zu klein ſey, um Pferde, Pulverwagen, und anderes Fuhrweſen zu enthalten, ſo entſchloß er ſich, aus beyden Vierecken nur Eines zu bilden, und fuhr nach dieſer Bewegung, die der Feind zu verhindern außer Stand war, fort, einen unüberſteiglichen Widerſtand zu leiſten, wobey er übrigens empfehlen muſſte, mit der Munition ſo ſchonend als möglich umzugehen. Kleber wuſſte, daß die Muſelmänner, ihrer Sitte gemäß, mit Sonnenuntergang den Kampf endigen würden, und wollte ſich bis zu dieſer Zeit halten, um dann deſſen Rückzug zu benutzen und aufs kräftigſte in der Verfolgung über ihn herzufallen.

Es war ungefähr ein Uhr Nachmittags, als Kanonendonner aus der Ferne ertönte. Klebers Soldaten, von dem hartnäckigſten Kampfe ſeit dem frühen Morgen erſchöpft, fühlten ſich bey dieſem unerwarteten Zeichen von neuem Feuer durchdrungen. Alle rufen mit Enthuſiasmus und mit einer von Hoffnung ſtrahlenden Stirne aus: Es iſt Bonaparte! Der Feind, der gerade in dieſem Augenblick einen neuen Sturm verſuchte, hält bey dem Freudenruf der franzöſiſchen Vierecke erſtaunt ſtill, und bald folgt der auffallendſte Schrecken auf ſeine Unentſchloſſenheit.

In der That war das gehörte Geräuſch eine von Bonaparte in dem Augenblick befohlene Salve, wo alle ſeine Anordnungen gemacht waren und ſeine beyden Vierecke ſich in Bewegung ſezten. Der Obergeneral wollte dadurch den General Kleber von der für ihn ſich nahenden Hülfe benachrichtigen. Lezterer, die Abſicht Bonapartes vollkommen errathend, gibt der Ungeduld ſeiner Soldaten nach, und ergreift ſogleich die Offenſive. General Verdier, an der Spitze von vier Kompagnien Grenadieren, lößt ſich von dem Viereck ab, und überfällt mit Kühnheit das von der feindlichen Infanterie beſezte Dorf Fouli. Kleber unterſtüzt dieſen Angriff durch ein Piket Kavallerie, unter Anführung von Junot. Das Dorf wird nach Verfluß von einigen Minuten mit dem Bajonett genommen, und alles, was ſich noch daſelbſt zu vertheidigen ſucht, niedergemacht.

In dieſem Augenblick erſcheint Bonaparte auf dem Schlachtfeld. Die 32ſte Halbbrigade, unter Anführung des unerſchrocknen Generals Rampon, greift den Feind in der Flanke und in dem Rücken an. General Vial zieht auf das Dorf Noures, um den Feind durch die Straße von Erbed gegen den Jordan zu werfen; endlich begeben ſich die Guiden zu Pferd und zu Fuß in aller Eile gegen Jennin, um den Rückzug auf dieſen Punkt abzuſchneiden.

Wenn 2000 in der Ebene von Fouli unbewegliche Soldaten von der unzähligen feindlichen Kavallerie nicht durchbrochen werden konnten, welche Hoffnung konnte dieſe noch nähren, die neuangekommnen Tapfern in ihrem Heldenlauf aufzuhalten? Augenblicklich reißt die gröſte Unordnung in den Reihen dieſer zuchtloſen Truppen ein. Der in allen Richtungen verfolgte und abgeſchnittene Feind weiß nicht mehr, wohin er den Franzoſen entfliehen ſoll. Von den Gebirgen von Naplous, von Dgenine, von ſeinem Lager, ſeinen Magazinen abgeſchnitten, gelingt es ihm doch zulezt, ſich hinter den Berg Thabor zu werfen, von wo er, beſtändig verfolgt, endlich während der Nacht die Brücke von El-Medjameh gewinnt. Der Schrecken dieſer Flüchtlinge war ſo groß, daß eine große Anzahl ſich bey dem Uebergang über die Brücke aus der gedrängten Maſſe in den Jordan ſtürzte, um ſchneller das andere Ufer zu erreichen und ertrank.

Die von den Beſchwerden des Tags erſchöpfte franzöſiſche Armee brachte die Nacht vom 16. auf den 17. April am Fuße des Bergs Thabor zu. Als glänzendes Reſultat einer bewundernswürdigen Combination von Bewegungen war der Sieg vom Berge Thabor allerdings die ſchönſte Großthat der Truppen, die ſeit ihrem Eintritt in Egypten beſtändig geſiegt hatten. Man kann nicht umhin zu geſtehen, daß, wenn die kalte Unerſchrockenheit Klebers den glücklichen Erfolg eingeleitet, das thätige Genie Bonapartes ihn allein vollendet hat; und doch verdient die Bemerkung hier eine Stelle, daß der Obergeneral in ſeinem Bericht an das Direktorium mit ſeltener Beſcheidenheit dem General Kleber beynahe den ganzen Ruhm dieſes Tags zurechnete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Uebergabe von Franz I. Degen an den Herzog von Berg.

In dem erſten Band der von einer Commiſſion ſpaniſcher Offiziere herausgegebenen Geſchichte des Kriegs in Spanien, findet ſich, unter den angehängten Aktenſtücken, die Beſchreibung des Ceremoniels, mit welchem der König von Spanien den Degen Franz I., auf einen Wunſch Napoleons, Lezterm zurückſtellen ließ. Bekanntlich hatte Franz I. denſelben nach der Schlacht bey Pavia dem Kaiſer Karl V. übergeben, und ſeit jener Zeit (1525) wurde er in dem königlichen Zeughauſe zu Madrid aufbewahrt.

Der Groß-Stallmeiſter, Marquis von Aſtorga, erhielt, auf Anſuchen des Groß-Herzogs von Berg, den Auftrag, den Degen auf folgende Art in den Pallaſt des leztern zu bringen.

Der Degen wurde in ein ſilbernes Becken gelegt, mit einem reich mit goldenen Treſſen und Franzen verzierten ſeidenen Tuch zugedeckt, und in eine Kutſche des Königs gebracht. Dem Degen gegenüber ſezten ſich der Ober-Intendant des Zeughauſes, Don Carlos Montargis, und deſſen Gehülfe, Don Manuel Treſorier. Der durch ſechs Lakayen des Königs geleitete Wagen ward durch ſechs prächtig angeſchirrte Maulthiere gezogen.

In einem zweyten Wagen mit gleicher Beſpannung und gleichem Geleite, befanden ſich der Groß-Stallmeiſter und der Herzog del Parque, General-Lieutenant und Kapitän der Garden. Links von dieſem Wagen, vor dem ein Bereiter herritt, befand ſich der Ehren-Groß-Stallmeiſter, Don Manuel Gonzales. Eine Abtheilung Leibgarden begleitete beyde Wagen.

Den 31. März 1808 Mittags verließ der Zug das Haus des Marquis von Aſtorga, und ſezte ſich nach dem Palaſt des Groß-Herzogs von Berg in Bewegung. Sobald er dort angekommen war, ergriff Don Carlos Montargis das Becken, in welchem ſich der Degen befand, und begab ſich, unter Begleitung der übrigen genannten Herren, in den Saal, wo ihn der Groß-Herzog erwartete. Der Marquis von Aſtorga ergriff hierauf den Degen, überreichte ihn dem Groß-Herzog mit einem Schreiben des Königs, und hielt eine, dieſer Handlung angemeſſene, Rede, welche der Groß-Herzog auf die ſchmeichelhafteſte Art beantwortete, indem er den Degen übernahm, worauf der Zug ſich in derſelben Ordnung wieder nach dem Palaſte Sr. ſpaniſchen Majeſtät begab, um von der Vollziehung der gegebenen Befehle Bericht abzuſtatten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Jan.

Zwey neue Trauerſpiele, ein neues ſkandalöſes Buch, und ein neues Jahr mit allen den Etrennes, womit es in Paris zu glänzen pflegt; dieſe waren die Gegenſtände, welche in den letzten Tagen die ſchöne Welt in Paris beſchäftigten. Erſtlich was die Trauerſpiele betrifft, ſo haben alle beyde ſehr bedeutenden Zulauf, der Paria von Caſimir Delavigne im Odeon, und Scylla von Jouy im erſten Théâtre français. Das erſtere hat die Journaliſten, beſonders aber die Freunde des jungen Dichters, berechtigt, große Erwartungen von ſeinem dramatiſchen Talente zu hegen, und ihn als einen neuen Voltaire zu begrüßen, da der erſte Voltaire in ſeiner Jugend dieſelbe Hoffnung, ſo wie jezt C. Delavigne, gegeben habe. Es iſt wahr, der 26jährige C. Delavigne beſizt eine Fülle der Dichtkraft, die eine fremde Erſcheinung in der franzöſiſchen Dramatik iſt; doch ſcheint ſich dieſer auftretende Dramatiker keinen neuen Weg bahnen zu wollen; er hält ſich ſtrenge an die ariſtoteliſchen Regeln, und entfernt ſich nirgends von dem franzöſiſchen Geſchmacke; um deſto mehr iſt es zu verwundern, daß er ſo viele dichteriſche Schönheiten in die eingezwängte Bahn zu werfen verſteht. Das einfache natürliche indiſche Drama, Sakontala, ſcheint ſeinen Dichtergeiſt angeſprochen, und ihm den Gedanken eingegeben zu haben, dieſe Natur in das franzöſiſche Trauerſpiel zu verpflanzen. Da nun aber dieſes Trauerſpiel immer einen heroiſchen Vorwurf haben muß, ſo iſt der Dichter auch genöthigt geweſen, den ganzen Heldenpomp hineinzubringen, und daher eine hochtrabende Handlung zu erfinden, mit Aufopfrung der Lokalſitten und Gebräuche. Er hat ſich alſo einen indiſchen Helden erdacht, welcher dem Lande wichtige Dienſte geleiſtet hat, und von dem Niemand weiß, daß er von Geburt ein Paria iſt, da er unbekannterweiſe vom Soldaten an in dem indiſchen Heere gedient, und ſich durch ſeine glänzenden Thaten zum Feldherrnpoſten hinaufgeſchwungen hat, welches ihn berechtigt, um die Hand der Tochter des Ober-Braminen anzuhalten. Dieſer hat mit Neid einen Jüngling emporkommen ſehen, welcher ihm den Vorrang ſtreitig machen kann, und dem er nur aus Staatsklugheit huldigt; er iſt nicht allein mit vielem Ehrgeize, ſondern auch mit einem ſehr regen Fanatiſmus beſeelt; als daher durch den Vater des jungen Helden, welcher ſeinen Sohn überall aufſucht, bekannt wird, daß dieſer ein Paria iſt, ſo dringt er auf die Verurtheilung deſſelben zum Tode, und läſſt ihn vom wüthenden Volke ſteinigen; allein ſeine Tochter verläſſt ihn, und zieht mit dem alten Paria in die Einöde. Dieſes Mädchen, das Neala heißt, hat der Dichter ſehr zart und ſanft gezeichnet, und ſie macht mit ihrem fanatiſirten Vater einen recht großen Abſtich; eben ſo iſt ſehr geſchickt die einfache natürliche Weltweisheit des alten Paria der Verfolgungsſucht der indiſchen Prieſter gegenüber geſtellt. Die Pariſer, welche gern jede Gelegenheit ergreifen, ihren Gefühlen Luft zu geben, haben ſich in dem Ober-Braminen einen fanatiſchen Ultramontaner nach dem heutigen Schlage gedacht, und deßhalb alle Lehren und Warnungen zur Sanftmuth und Menſchenliebe, die ihm auf der Bühne ertheilt werden, unbändig beklatſcht. Aus eben dem Grunde haben die Ultrablätter das Stück ſehr bekrittelt, und bemerkt, daß es bey weitem nicht die Aufnahme fände, als C. Delavignes erſtes Trauerſpiel, die Sicilianiſche Veſper, und daß auch dieſe wohl nur deßwegen ſo viele Neugierige herbeygezogen habe, weil es in dem damals neuen Odeonſaale geſpielt worden ſey. Auch hat man bereits auf den kleinern Bühnen Parodien des Paria aufgeführt, worin man jedoch den Verfaſſer des Trauerſpiels ſehr ſchont, welches er auch verdient, da er ein äußerſt beſcheidener Jüngling iſt, deſſen furchtſames Aeußere mit der Kühnheit ſeines Geiſtes ſehr abſticht. Bey einem jungen Franzoſen, beſonders bey einem Dichter, welcher überall aufgeſucht und gefeyert wird, iſt dieſe Beſcheidenheit wirklich etwas Seltnes, dagegen es bekannt iſt, daß die meiſten Dichter, welche in Paris großen Erfolg gehabt haben, als Laharpe, Lemierre, Treneuil, Baour-Lormian, von dem Weihrauch, den man ihnen in Geſellſchaften und in literariſchen Verſammlungen geſtreut, berauſcht worden ſind, und von ihrem Talente eine noch höhere Meinung gehabt haben, als das Publikum. Die Ultrablätter, welche unlängſt behauptet hatten, nur die monarchiſchen Männer (ſo nennen ſie die Leute ihrer Parthey) hätten Talent und Verſtand, mußten jedoch zugeben, daß C. Delavigne ungemeine Anlagen zeigt; und eines dieſer Blätter ſeufzt ziemlich heuchleriſch über die Vorzüge, die man ſogar in den Ultrablättern den liberalen Schriftſtellern eingeſtehe; die Stelle iſt wirklich ſo merkwürdig, daß ſie hieher geſezt zu werden verdient. „Die monarchiſchen Journale, ſagt dieſes Blatt la Foudre, ſind in ihrem literariſchen Theile mit dem Lobe allzurückhaltend; bey ihnen iſt das Räſonnement immer lang, die Bewunderung immer kurz, die Einſchränkung immer häufig, und indeſſen ihre Gegner für ihre Brüder und Freunde ſo freygebig mit dem Lobe ſind, und die royaliſtiſchen Schriftſteller oft ſo ſcharf kritiſiren, und ausrufen: das iſt ſchlecht, erbärmlich, abſcheulich! ſo behandeln die monarchiſchen Journaliſten ihre eigenen Meinungsbrüder (confrères d'opinion) mit beſtändiger Strenge, und zuweilen wollen ſie eine gewiſſenhafte Billigkeit äußern, und loben ſogar mit auffallender Gefälligkeit die Schriftſteller der andern Parthey. Was folgt aber aus dieſer Schwäche? Das Volk, das nur nach den Journalen urtheilt, ruft den Vorzug der liberalen Schriftſteller vor den monarchiſchen in allen Zweigen der Literatur aus, bleibt wie entzückt vor den geringſten Schriften jener ſtehen, gewöhnt ſich daran, ſie als Orakel zu betrachten, ſucht ihre Produkte nach, will nichts als dieſe leſen, und verdirbt ſich täglich mehr und mehr den Geſchmack und das Herz. Das Vorurtheil iſt ſogar ſchon ſo groß, daß die ſtürmiſche Jugend, welche die Kaffeehäuſer und die Theater anfüllt, jezt die Gewohnheit hat, ſchon im Voraus über ein dramatiſches Stück oder über ein Buch, vermittelſt der faſt zum Sprichwort gewordenen Redensart: Es muß ſchlecht ſeyn, es kommt ja von einem Royaliſten her! abzuſprechen.“ Die Folgerung, welche la Foudre wünſcht, daß die Leſer aus dieſem naiven Geſtändniß ziehen ſollen, iſt vermuthlich dieſe, daß die Ultrablätter nothwendig die Produkte ihrer Parthey weit mehr herausſtreichen, und dagegen die freyſinnigen Schriften weit herber ausſchelten müſſen, als bereits geſchieht, weil ſonſt die Literatur der Ultras Gefahr läuft, all ihr Anſehen zu verlieren.

(Der Beſchluß folgt.)

Palindrom.

Wer bin ich? — Sieh, ich wohne
In einer fernen Zone;
Dort iſt mein Vaterland.
Wo mit des Vaters Wagen
Der Sohn — nach alten Sagen —
Mich faſt zu Staub gebrannt.

Doch rückwärts bring' ich Segen
Dem Landmann und Vermögen
Vom Himmelshöh'n herab;
Auch kann ich ihn verderben,
Und ließ ſelbſt manchen ſterben,
Verſenkt ins Wellengrab.

H. W.

Auflöſung der Charade in Nr. 23:
Haſenfuß.

Beylage: Monats-Regiſter Januar.

Nro. 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. Februar 1822.

Die Poeſie iſt freylich Zauberey;
Ob aber der Poet
Mehr Zauberer, mehr ſelb bezaubert ſey?
Iſt, was in Frage ſteht.

Rückert.

Die hölzerne Frau.

Eine ſchottiſche Sage.

An einem ſchönen Abend ſchritt in Ruh
Der Laird von Dudlem ſeiner Hütte zu;
Ihn führt der Solway leuchtend Silberband
Durch ein Gehölz entlang den Klippenſtrand.

Da hört er's ſprechen an dem Ufer laut:
„Wem zimmerſt, Elfe, du von Holz die Braut?“
„ „Dem Laird von Dudlem zimmre ich die Braut,
„ „Und hole mir heut Nacht ſein Weibchen traut.“ “

Der Laird verſtand das Wort, das jener ſprach,
Ging ſinnend dem bekannten Pfade nach,
Und hat ſein junges Weibchen bald im Arm
Und ruht an ihrem treuen Herzen warm.

Die Nacht kam; er verſchloß der Wohnung Thor,
Brennt Lichter an, ſucht ſein Gebetbuch vor;
Zur Andacht ruft er Effin ſich zur Seit',
Und beyde beten laut geraume Zeit.

Da ſpricht ein Bote zu dem Thor herein
Und ruft die Frau, Gevatterin zu ſeyn,
Beym nächſten Laird, dem heut ein Kind geſchenkt,
Und der das Feſt gar froh zu feyern denkt.

Das Weibchen freut ſich dieſer guten Mähr
Und wünſchte ſich zum Feſt beym Nachbarn ſehr;
Der Laird von Dudlem aber ſprach darein:
„Das Feſt wird ohne uns zu feyern ſeyn.“

Der Bote und der trollt ſich ſchmähend fort,
Das Weibchen und das ſprach manch zürnend Wort;
Doch unſer Laird, der betet immer zu,
Bis neue Botſchaft ſtört des Paares Ruh.

„Am Strande ſcheiterten der Schiffe zwey;
„Die Armen eilt zu retten doch herbey!“ —
Der Laird von Dudlem aber ſprach darein;
„Die werden ohne uns zu retten ſeyn!“

Der Bote und der trollt ſich ſchmähend fort,
Das Weibchen und das ſprach manch hartes Wort:
Doch unſer Laird, der betet immer zu,
Bis neuer Schrecken ſtört des Paares Ruh.

Im nahen Stall da bricht das Feuer aus,
Der Flammen wilde Wuth bedroht das Haus,
Die Kühe brüllen und die Ziegen ſchreyn,
Die Glut des Feuers ſchließt die Wohnung ein.

Die Nachbarn eilen lärmend all herzu;
Doch Dudlem ſprach zu ſeinem Weib in Ruh:
„Laß nur die Ochſen und die Nachbarn ſchreyn!
„Der Brand wird ohne uns zu löſchen ſeyn!“

Sie beten fort, bis daß der Morgen graut,
Und wie der Laird da aus der Thüre ſchaut,
Sieht er das hölzern' Weib am Hauſe ſtehn;
Von Schiffen doch, von Brand, war nichts zu ſehn.

Er ruft die Nachbarn an dem Strande laut,
Erzählt und zeigt die feine Elfenbraut:
Man macht ein Feuer, wirft die Braut hinein,
Und luſtig flammt das Holz im Morgenſchein.

Wie man drauf theilt die Aſche an der Stell',
Da glänzte drin ein goldner Becher hell:
Der Laird ſchätzt ihn als Angedenken hoch,
Und heute zeigt ſein Stamm den Becher noch.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Nach dieſen eben ſo weiſen als gerechten und freyſinnigen Forderungen, wird Niemand zweifeln, daß Spanien der Ruhm gehört, zuerſt von allen Völkern Europas an eine freye und durch Grundgeſetze beſtimmte monarchiſche Verfaſſung gedacht zu haben; und das zu einer Zeit, da in Frankreich die Erinnerung an die an und für ſich ſehr mangelhaften etats généraux größtentheils verlöſcht war, und da England, das auf jenen Ruhm Anſprüche macht, noch ein Jahrhundert von Knechtſchaft und Bürgerkriegen bevorſtand, ehe es das erreichte, oder auch nur ausſprach, wofür die ſpaniſchen Städte im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts fochten. — Und wenn das Schickſal ihnen den Sieg verweigerte, wenn ſie der Uebermacht in ehrlichem Kampfe erlagen, ſo iſt es die Pflicht der Nachwelt, ihnen den Ruhm des Beginnens zu erhalten.

Der Kaiſer vernahm die Botſchaft der Städte mit ſolchem Unwillen, daß er nur auf Vermittlung vieler Großen das Leben des Boten, der dieß Schreiben überbracht hatte, verſchonte und ihn ins Gefängniß werfen ließ. Als die Geſandten, welche indeſſen in Brüſſel auf Beſcheid warteten, dieß vernahmen, wagten ſie es nicht nach Worms zum Kaiſer zu reiſen, um ihm die 118 Kapitel ſelbſt vorzulegen, ſondern kehrten nach Spanien zurück. Der Kaiſer ließ zugleich einen Aufruf ergehen, worin alle Theilnehmer an dem Aufſtand der Comuneros als Verräther erklärt, und befohlen wurde: „ſie ohne Unterſuchung noch Rechtsverfahren zu verurtheilen, ohne ſie vor Gericht zu fordern, noch anzuhören; die Geſetze gegen ein ſolches Verfahren umſtoßend, gemäß ſeiner unumſchränkten königlichen Gewalt, als angeborner Herr dieſer Reiche.“

Indeſſen bemühten ſich die Statthalter in Spanien, Kriegsvolk aufzubringen, riefen den Adel zuſammen, verlangten Geld, liehen vom König von Portugall 50,000 Dukaten und zogen Hülfsvölker aus Navarra an ſich; während ſie ſich ſo an Geld und Mannſchaft ſtärkten, gelang es dem Connetable, die Stadt Burgos zu gewinnen, indem er ihr verſprach, die Bewilligung gewiſſer Freyheiten für ſie vom Kaiſer zu erlangen; zugleich verſammelte der Kardinal die aus Valladolid vertriebenen kaiſerlichen Räthe zu Medina del rio ſeco; um in Vereinigung mit dem Connetable und ſeinem Sohn, dem Grafen von Haro, die Staatsverwaltung wieder einzurichten und zu leiten, während lezterer zu Melgar das Heer verſammelte. Die Comuneros verſäumten ihrer Seits nichts, um ſich zum Widerſtand zu rüſten, indem ſie alle Bundesſtädte zur Hülfe und Zuzug aufboten, und den Don Pedro Giron, älteſten Sohn des Grafen von Ureña, zum Feldhauptmann ernannten; wodurch ſie einen Theil des Adels für ihre Sache zu gewinnen hofften, da ſie zugleich diejenigen, welche ſich ihnen nicht anſchloſſen, für Verräther erklärten. Allein dieſe Ernennung hatte einerſeits nicht die gewünſchten Folgen, und bewog anderſeits Don Juan de Padilla, das Heer zu verlaſſen, entweder aus Eiferſucht oder aus Mißtrauen gegen den neuen Führer, oder weil ſein Weib in Lebensgefahr krank lag; ſeine Abweſenheit bewog viele andere, ebenfalls das Heer zu verlaſſen. Schon waren beyde Theile im Begriff, die Feindſeligkeiten zu beginnen, als der Admiral von Kaſtilien anlangte, und entweder aus Liebe zum Frieden, oder um durch trügliche Verhandlungen die Gemeinen hinzuhalten und zu täuſchen, ihnen Vergleichsvorſchläge that. — So wurden zu Torrelobaton mehrere Tage mit unnützen Hin und Herreden verloren, bis endlich alle Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich ſchwand, und die Heere ſich gegen einander in Bewegung ſezten.

Die Comuneros erſcheinen gegen Ende Novembers vor Medina del rio ſeco und verloren mehrere Tage in kleinen Gefechten und Aufforderungen zur Schlacht, die aber das Heer des Adels nicht wagen wollte vor Ankunft des Grafen Haro, mit dem auserleſenen Kriegsvolk des Kaiſers. Als endlich dieſe Vereinigung geſchehen war, und die Führer zu Rathe gingen, ob man eine Hauptſchlacht wagen, oder den Krieg durch kleine Gefechte in die Länge ziehen ſolle, zog Giron ſich nach Villalpando zurück, welche Stadt ſich ihm ergab und ihre Burg einräumte, weil er ein Vetter des Connetable ihres Herren war. Kaum erfuhr der Graf von Haro dieſe Bewegung des Feindes, wodurch die Unvorſichtigkeit oder der Verrath Giron's Tordeſillas mit der Königinn und der Junta ohne Schutz ließ, ſo beſchloß er, die Gelegenheit zu benutzen und überfiel Tordeſillas im Anfang Decembers. Dieſe Stadt wurde von einigen Rittern mit wenig Fußvolk und Reiſigen und den 400 Geiſtlichen vertheidigt, die der berühmte Biſchof Acuña von Zamora zur Vertheidigung der Freyheit aufgeboten hatte. Dieſe tapfere Beſatzung verwarf entſchloſſen alle Vorſchläge zur Uebergabe und der Kampf begann von allen Seiten mit ſolcher Erbitterung, daß nach einem großen Verluſt die meiſten Führer des kaiſerlichen Heers an dem Gelingen der Unternehmung verzweifelten und zum Rückzug riethen. Allein nach einem fünfſtündigen fortgeſezten Kampf entdeckte der Graf Haro eine Pforte, die die Belagerten zu beſetzen vergeſſen hatten. — Er ließ einige kühne Kriegsleute durch dieſelbe in die Stadt einziehen, und mit großem Lärm von Trommeln und Trompeten wurde dieſer Theil der Mauer erſtiegen und nun begann in den Straßen der Stadt der Kampf mit ſolcher Wuth, daß die Bürger ihre eigenen Häuſer anzündeten, um die Feinde aufzuhalten. Allein alles war umſonſt, die Kaiſerlichen drangen von allen Seiten in die Stadt, nahmen einige Prokuratoren gefangen, die nicht früh genug entfliehen konnten und bemächtigten ſich der Königinn.

Die Eroberung von Tordeſillas, die Auflöſung der Junta und der Verluſt der Königinn, waren tödtliche Schläge für die Sache der Comuneros; das Heer wurde muthlos, die Städte unzufrieden, die Hauptleute uneinig und mißtrauiſch. Der Verdacht gegen Giron und der Mangel an Gehorſam in ſeinem Heere war ſo groß, daß es bey dem erſten Anlaß würde auseinander gelaufen ſeyn, wenn er es nicht nach Valladolid geführt hätte, von wo er ſelbſt heimlich entfloh und zu den Kaiſerlichen überging, nachdem er die Sache der Gemeinen, die er aus Ehrgeiz ergriffen, verrathen und verkauft hatte — nach dem Zeugniß faſt aller Geſchichtſchreiber und der öffentlichen Meinung jener Zeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Meine an Ort und Stelle gemachten vielfältigen Beobachtungen und Erfahrungen, konnten mir bis jezt noch keinen vortheilhaften Begriff, weder von den Bemühungen der Lehrer und Zöglinge, noch von der Verdienſtlichkeit des muſikaliſchen Kollegiums überhaupt beybringen. Erſteren mangelt es nicht an Kenntniß und Tüchtigkeit, wohl aber vor allem an der nöthigen Aufmunterung, an einer Kontrolle, ohne welche nirgends etwas Gutes zu Stande kommt. Es iſt ſchon öfters bemerkt worden, wie wenig ſelbſt die kräftigſte Vorſtellung über den trägen Lehrer vermag. Hier will's Nacheiferung, Lob und Tadel, wo ſie hingehören, kurz warme Theilnahme der Regierung. Hier wäre eine Société d'Emulation, wie deren mit geſegnetem Erfolge in Paris, London, und ſelbſt in Neapel für andere Fächer der ſchönen Künſte beſtehen, am rechten Orte. Vielleicht wäre dieſes das einzige Mittel dem ferneren Verfalle Einhalt zu thun. Der muſikaliſche Direktor Zingarelli, dieſer alte friedliebende Mann, deſſen vortreffliche Eigenſchaften mir übrigens ein ganz eigenes Gefühl der Verehrung einflößen, hat — aufrichtig geſprochen — ſich noch kein Verdienſt um das Inſtitut erworben. Er führt daſelbſt ein ziemlich paſſives Mönchsleben, widmet ſich faſt ausſchließend der Lektüre geiſtlicher Bücher und der Kirche. Die Gubernatoren ſind mit heterogenen Geſchäften überhäufte Staatsmänner, die nicht beſondere Sorgfalt auf dieſen Verwaltungszweig legen können und wollen; beruhigt, daß die Maſchine fortläuft, macht keiner höhere Anforderungen, weder an Lehrer noch an die Zöglinge. Warum ſollten ſie's auch? ſtellt ſich doch das Miniſterum des Innern (die Oberleitungsbehörde) mit den alljährlichen Reſultaten zufrieden! Dieß leztere hat in der unruhigen Epoche des lezten Jahrzehends dem Inſtitute nicht den nöthigen Grad von Sorgfalt gewidmet. Aber ſo wie überhaupt nirgends Leben iſt, wo Allgemeines und Einzelnes nicht in einander wirken, und in dieſer Wechſelwirkung ſich zur Einheit geſtalten, ſo wird auch bey ſolchen Inſtituten dieſe Wechſelwirkung niemals entbehrt werden können. Man betrachtete alle dergleichen wohlthätige Anſtalten, deren Neapel in großer Anzahl beſizt, aus einem verkehrten Geſichtspunkte, und vergaß, daß das muſikaliſche Kollegium das lezte Ueberbleibſel jenes rühmlichen Nationaldenkmals ſey, welches einſt die Welt mit Lalande übereinſtimmend auszurufen veranlaßte: La Musica è il trionfo dè Napoletani! Seit dem Julius habe ich mehreren muſikaliſchen Uebungen und im September öffentlichen Prüfungen beygewohnt. Alles beſtätigt meine früher geäußerten Klagen. — Die Inſtrumentenſammlung iſt hinreichend, nur fehlt eine Handorgel und ein Pianoforte. Das Muſikalien-Archiv iſt ziemlich reich, beſonders an alten Sachen der klaſſiſchen Neapolitanerſchule. Viele Originalien liegen hier ohne Ordnung und Kontrolle im Staube begraben. Der 85jährige Archivar, Sigismondo konnte von der Regierung, ungeachtet vieljähriger Verwendung, keinen Gehülfen zur Kompletirung eines Kataloges erhalten. Die Reſultate dieſes Inſtitutes ſind demnach eben ſo unerfreulich als unlöblich für diejenigen, welchen die Leitung deſſelben übertragen iſt. Weder im Geſange noch in der Inſtrumentalmuſik leiſtet man, was Aufmerkſamkeit verdient, oder mit dem Aufwande nur entfernt im Verhältniſſe ſtünde. In die Gebrechen der ökonomiſchen Verwaltung einzugehen, dünkt mir hier zu weitläufig. Selten hat wohl das Gefühl der getäuſchten Hoffnung mein Herz mit ſchmerzlicherer Gewalt ergriffen, als ich zum erſtenmal das innere Weſen dieſer Anſtalt genauer prüfte. Umſonſt hat man in den Zeitblättern den Zuſtand der Halbheit durch Prahlereyen gemildert. Die Wahrheit wird doch ruchbar, und ſeit einiger Zeit laufen hier Gerüchte von gänzlicher Aufhebung des Inſtituts herum. Ich will dieſe Gerüchte weder nachſagen, noch zergliedern, es bedarf jedoch keiner ſcharfen Diagnoſtik, um einzuſehen, daß die Regierung, der unbedeutenden Reſultate müde, endlich wohl doch dahin gebracht werden dürfte, einer ſolchen Idee Wirklichkeit zu geben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Jan.

(Beſchluß.)

Das Trauerſpiel, Scylla, von Jouy, hat auf dem erſten Théatre françois nicht weniger Beyfall gefunden, als Delavignes ſeines auf dem zweyten. Scylla's freywillige Abdankung iſt ein großes Thema, deſſen Beweggründe Montesquieu in einem Zweygeſpräche zwiſchen Scylla und Eucrates meiſterhaft zu entwickeln verſucht hat. Jouy, der bisher mit ſeinen Sittenſchilderungen und mit ſeinen Opern glücklicher geweſen iſt, als mit ſeinen Trauerſpielen, hat ſich an eine dramatiſche Entwicklung und Darſtellung deſſelben Vorwurfes gewagt; allein da er nicht Gründe, ſondern Handlungen darzuſtellen hatte, ſo hat er nicht der hiſtoriſchen Wahrheit getreu bleiben können, welches übrigens die neuern franzöſiſchen Tragiker auch gar nicht thun; und anſtatt des grauſamen Diktators Abdankung mit Montesquieu ſo anzudeuten, als ob er es müde geworden ſey, über einen Sklaventrupp zu herrſchen, und weder Freund noch Feind mehr zu haben, ſezt Jouy Verſchwörungen voraus, die endlich nach allen Aechtungen den Deſpoten überzeugen, daß, aller Grauſamkeit ungeachtet, keine Sicherheit und keine Ruhe für ihn in der Diktatorſchaft zu hoffen ſey, und ihn veranlaſſen, ſich nach dem eingezogenen Leben zurückzuziehen; wodurch aber einiger Widerſpruch entſteht, da Jouy's Scylla, wie Montesquieu's ſeiner, mit Verachtung von der kriechenden Unterwürfigkeit der Römer ſpricht, welches ſie jedoch in dem neuen Trauerſpiel nicht verdienen, da mehrere edle Männer in demſelben den Muth haben, der uneingeſchränkten Macht des Diktators Troz zu bieten, und an der Wiederherſtellung der Freyheit zu arbeiten. Solche gräßlich-erhabene Figuren, als Scylla, ſind ganz für Talma's Genialität gemacht, in dieſe denkt er ſich ſogleich hinein, und ſtellt ſie mit einer oft ſchauderhaften Wahrheit dar; nur muß der fremde Zuſchauer, wenn ihm dieſe Darſtellungen recht behagen ſollen, das affektirte Weſen vergeſſen, das zum franzöſiſchen Trauerſpiele gehört. Eine Neuerung Jouy's iſt, daß er unter den Helden des Trauerſpiels einen römiſchen Schauſpieler, den berühmten Roſcius, auftreten läßt, dem er eine rühmliche Rolle ertheilt hat, da Roſcius zwar als ein Freund Scylla's, aber auch als ein Feind der deſpotiſchen Macht, und Beſchüzer der Unterdrückten und Verfolgten erſcheint. Dieſe neue Perſon iſt ſehr günſtig aufgenommen worden. Ob der Verfaſſer damit Talma'n ein Kompliment habe machen wollen, da Talma bey dem neuen Scylla in Anſehen ſtand, wie Roſcius bey dem alten, weiß ich nicht. Manche Leute ſuchten in dieſem Stücke Anſpielungen auf Begebenheiten der neuern Zeit, und meinen, unter Scylla's Abdankung würde eine ganz andere Abdankung verſtanden; allein dieſe haben ſich in ihrer Meinung betrogen geſehen. Jouy hat Scylla ſo gehäſſig geſchildert, als er in der Geſchichte mit ſeinen Proſkriptionsliſten erſcheint; er kann alſo unmöglich die Abſicht gehabt haben, damit auf Bonaparte anzuſpielen, dem Jouy ſehr zugethan war, und dem er ein beträchtliches Einkommen zu danken hatte. Auch mochte der Verfaſſer wohl vorhergeſehen haben, daß er auf unüberwindliche Schwierigkeiten bey der Vorſtellung ſeines Stückes ſtoßen würde, wenn er allzu ſehr die Zuſchauer an Zeitbegebenheiten erinnerte. Er hat davon ſchon die Erfahrung gemacht. Uebrigens ermangelte das Publikum nie, ſelbſt Anſpielungen aufzuſuchen, und dazu findet es in jedem neuen Stücke Gelegenheit, folglich auch in dem Trauerſpiel Scylla. Beſonders iſt eine Stelle ſehr lebhaft ausgezeichnet worden, worin eine Perſon des Stückes ſagt: Du willſt dich unter die Sieger miſchen, und haſt nicht mit ihnen gekämpft? Offenbar zielte dieſe Auszeichnung auf denjenigen Theil der franzöſiſchen Nation, welcher während der Revolution geflüchtet war, und jezt auf allerhand Ehrenſtellen, Vorrechte u. ſ. w. Anſpruch macht. Dieſer Theil, welcher bekanntlich, ohne aufzuhören, ſtets das Alte auf Unkoſten des Neuern lobt, möchte dem Volke gar zu gern weiß machen, daß vor der Revolution die Sitten weit reiner und ſtreng religiöſer waren, als jezt; allein, wie ſich nun die Sachen oft ſonderbar fügen, ſo erſcheint in eben dem Augenblick, wo die Ultrablätter, die Kanzeln und andere Oerter von dem Lobe des vorrevolutionären Frankreichs erſchallen, ein Buch, welches unwiderleglich das Gegentheil beweist, und einen abſcheulichen Begriff von den vorigen Sitten gibt. Ich meine die Memoires du Duc de Lauzun, worin ein Mann von altem Adel und von einer der berühmteſten Familien, nämlich der Birons, die Unverſchämtheit gehabt hat, alle ſeine Liebeshändel haarklein zu erzählen, und nicht allein ſein eigenes liederliches Betragen, ſondern auch die geheime Geſchichte einer Menge von Frauen, mit denen er oder ſeine Freunde zu thun gehabt haben, ohne den geringſten Rückhalt aufzudecken, und zwar von den Kammermädchen und den Operntänzerinnen an, bis zu den Fürſtinnen, die in dieſen Memoiren nicht beſſer wegkommen, als alle andern Frauen und Mädchen, die das Unglück gehabt haben, ſich mit dieſem Lauzun abzugeben. Mitten unter dem Abſcheu, den das Leſen dieſer langen Reihe nichtswürdiger Thaten erweckt, muß man über den Leichtſinn des vorigen franzöſiſchen Hofes und über die tiefe Verdorbenheit erſtaunen, welche damals unter den höhern Klaſſen der Geſellſchaft in Frankreich herrſchte. Deßhalb iſt die Erſcheinung dieſer Memoiren eine den Ultras eben ſo unerwartete, als unangenehme Begebenheit. Einige altadeliche Familien, deren Betragen darin aufgezeichnet ſteht, haben geglaubt, die Sache wäre damit abgethan, wenn ſie in den Zeitungen Lauzuns Memoiren für ein untergeſchobenes, verläumderiſches Libell ausgäben; allein dieß hat nicht geholfen; die Schrift trägt ein allzukennbares Gepräge von Aechtheit an ſich, als daß man darüber irgend einen Zweifel hegen könnte. Es kann ſeyn, daß Manches ausgelaſſen worden iſt, deſſen Bekanntmachung man für gefährlich hielt; aber hinzugeſezt iſt gewiß nichts. Unbegreiflich iſt es, wie ein Herzog, alſo ein Mann, der doch einen Begriff von Mannes- und Standeswürde haben mußte, ſich hat einfallen laſſen können, die Geſchichte ſeiner ſkandalöſen Liebeshändel der Nachwelt zu überliefern, alle Begriffe von Moralität, Ehrgefühl und Scham mußten aus der Seele dieſes Menſchen verwiſcht ſeyn. Dennoch kennt man mehrere Züge aus ſeinem Leben, welche beweiſen, daß er zuweilen großmüthiger Handlungen fähig war. Auch daß er nicht mit den andern Adelichen auswanderte, ſondern dem Staat diente, und ſogar die republikaniſche Armee befehligte, beweist doch, daß er nicht die Vorurtheile ſo mancher ſeiner Klaſſe theilte. Man richtete ihn in der Schreckenszeit hin, weil er in der Vendée nicht hart genug verfahren hatte. Dieß macht ſeiner Menſchlichkeit Ehre, und hätte in beſſern Zeiten eine Belohnung verdient; ein ſolches Ende hätte ein ruhmvolles Leben krönen ſollen. Allein die Memoiren, die bis jezt in der Handſchrift umhergegangen waren, werden ſtets ein Schandfleck ſeines Namens ſeyn, wiewol ſie dem Sittenbeobachter, und auch zum Theil dem Geſchichtſchreiber, als Beytrag der Kenntniß des vorigen Jahrhunderts dienen können. Sie erregen wahrlich kein Bedauern wegen des Verluſtes der damals in Frankreich herrſchenden Einrichtungen, woraus ſolche Sitten entſtanden waren, und ſie machen es begreiflich, wie endlich die Nation über ſo viele Mißbräuche hat die Augen öffnen und mit Ungeſtüm die Abſchaffung des beſtehenden Schlechten verlangen müſſen.

D g.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 10.

Nro. 31.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 5. Februar 1822.

Ein Traum geträumt von dem höhern Geiſt,
Das iſt es, was Leben auf Erden heißt.

Raupach.

Kleine Denkwürdigkeiten aus den Denkſchriften des Abbé Morellet.

1.

Turgot's Jugendjahre.

Im Inſtitut der Sorbonne *) fand ich (erzählt der Abbé Morellet) erwünſchte Gelegenheit, die Bekanntſchaft von Turgot zu machen. Sein Vater hatte ihn für den geiſtlichen Stand beſtimmt, er war gleichzeitig mit mir (im Jahr 1748) in die Anſtalt aufgenommen worden, und er hat dieſelbe zwey Jahre nachher, beym Tode ſeines Vaters, wieder verlaſſen.

Dieſer Mann, welcher ſpäterhin zu ſo großer Auszeichnung und Ruhm gelangt iſt, und deſſen Name im achtungsvollen Gedächtniß aller Menſchenfreunde und im liebevollen Andenken derer, die ihn perſönlich zu kennen den Anlaß hatten, treu bewahrt wird, gab ſchon damals ſehr unzweydeutige Beweiſe ſeines durchdringenden Verſtandes, ſeines Scharfblickes und Tiefſinns. Eine kindliche Einfalt, die etwas einnehmend Würdiges an ſich trug, ſicherte ihm die Achtung, nicht ſeiner Jugendgenoſſen nur, ſondern auch aller ältern Bewohner des Hauſes. Seine Beſcheidenheit und Züchtigkeit konnte einem jungen Mädchen zur Ehre gereichen: ein zweydeutiges Wort über gewiſſe Dinge war hinreichend, ihn feuerroth und im höchſten Grade verlegen zu machen. Dieſe Zurückhaltung verdrängte inzwiſchen ſeine jugendliche Munterkeit keineswegs, und über Scherze, Witz und Späße mochte er gern und viel lachen. Sein Gedächtniß war ſo vortrefflich, daß er Gedichte von hundert und achtzig Verſen, die er zweymal oder auch nur einmal

---

*) Die Anſtalt der Sorbonne, unter dem heil. Ludwig, durch ſeinen Beichtiger, Robert Sorbon, geſtiftet, ſpäterhin durch den Kardinal Richelieu reſtaurirt und mit reichern Einkünften verſehen, war ein Bildungs-Inſtitut zum Behuf theologiſcher Studien und Uebungen. Seine Glieder bildeten einen Verein, in welchen man nur mittelſt gewiſſer Prüfungen und Leiſtungen Zutritt erhalten konnte. Die Geſellſchaft befaßte ungefähr hundert Geiſtliche, meiſt Biſchöfe, General-Vicarien, Chorherren und Pfarrer, in Paris ſowol als in den größern Städten des Königreichs, die alſo nicht im Hauſe wohnen konnten. In dieſem lebten gewöhnlich etwa vier und zwanzig Doktoren, worunter ſechs Profeſſoren, ein Sachwalter, ein Bibliothekar und zehn oder zwölf Baccalauren waren, die ihre Lizenzübungen machten, oder ſich darauf vorbereiteten, und nach erhaltener Lizenz wieder andern Jünglingen zu gleichem Behuf den Platz räumten. Die Vortheile, welche dieſe Anſtalt ihren Gliedern brachte, waren gar nicht zu verachten. Die ſechs und dreyßig Wohnungen im Hauſe gehörten von Rechts wegen den ſechs und dreyßig älteſten Doktoren, und dieſe, wofern ſie nicht ſelbſt davon Gebrauch machten, mußten dieſelben an andere Glieder des Vereins überlaſſen, wodurch denn, wie ſchon bemerkt, zehn oder zwölf Wohnungen für Studirende, zum Behuf ihrer Lizenzübungen, übrig blieben. Eine Kirche, ein Garten, gemeinſame Bedienung, ein Speiſeſaal und Sprachzimmer, zwey Köche, alles Hausgeräthe, eine große Bibliothek u. ſ. w. wurden von der Anſtalt unterhalten, und aus ihren auf etwa fünfzigtauſend Franken anſteigenden Einkünften beſtritten. Zur Eſſenszeit begab ſich Jedermann in den Speiſeſaal, und wählte aus dem im Vorzimmer aufgehängten Küchenzettel die beliebigen Gerichte, die ihre beſtimmten Preiſe hatten und durch die Aufwärter bedient wurden.

gehört hatte, ohne Anſtand wiederholen konnte; die meiſten der kleinern Dichtungen von Voltaire und manche Bruchſtücke ſeiner größern Gedichte und Trauerſpiele wußte er auswendig.

Als Kind war er lange hart und verächtlich behandelt worden, nicht von ſeinem Vater, der ein verſtändiger Mann war, aber von der Mutter, die ihn für tölpiſch hielt, weil er keine zierlichen Verbeugungen machen konnte, und dabey ſtill und ſchüchtern war. Er floh ihre Geſellſchaften, wenn ihm dieß möglich war, und ich habe Madame Dupré de St. Maur, die öfters zum Beſuche bey Madame Turgot kam, erzählen gehört, wie der Knabe ſich zuweilen unter ein Ruhebett oder hinter einen Windſchirm barg, und die ganze Zeit über dort blieb, wenn er nicht etwa hervorgeholt ward. Er hatte ſich ſelbſt gebildet, denn ſein Hauslehrer, den ich gekannt habe, war ein guter und ehrlicher Menſch, aber ein höchſt mittelmäßiger Kopf. Um Rhetorik und Philoſophie zu lernen, ward er ins Kollegium von Pleſſis gebracht, wo er ſo glücklich war, zwey Lehrer zu finden, die ihn würdigen und ſchätzen konnten. Guérin, Profeſſor der Humaniora, und Sigorgne, Profeſſor der Philoſophie, hielten viel auf ihn, ſobald ſie ihn kennen gelernt hatten. Sigorgne war der erſte, welcher an der Univerſität verſtändige Vorträge über die phyſiſche Aſtronomie hielt, mit Beyſeitſetzung der bis dahin herrſchenden karteſianiſchen Schwindeleyen und der kleinen Wirbel (?). Hr. Turgot faßte Liebe für dieſe Wiſſenſchaft und machte auch einige Fortſchritte in der Mathematik, obgleich er keine vorzüglichen Anlagen dazu hatte, und es in der Folge oftmals bedauerte, dieſelbe nicht gründlicher erlernt zu haben.

Die vorherrſchenden Züge des Hrn. Turgot waren Scharfſinn und ein umfaſſender Geiſt, wodurch er einerſeits die richtigſten Verhältniſſe der Begriffe erfaßte und anderſeits eine große Menge derſelben in gehörigen Zuſammenhang brachte. Klarheit hingegen war nicht ſein Verdienſt, und obgleich er nicht eigentlich dunkel genannt werden mag, ſo mangelt ihm doch die Beſtimmtheit, welche ein deutlicher Lehrvortrag haben ſoll. Zu viel Umſchweife und allzulange Entwicklungen ſchaden oft ſeinen Aufſätzen. Der Artikel Daſeyn (Existence) in der Encyclopedie kann als Beweis hiervon gelten; auch ſchien mir die Ordnung ſeiner Ideen nicht immer die natürliche oder ihre Folgenreihe durchaus richtig zu ſeyn; ſein heller Verſtand konnte dieß entbehrlich finden und ſich Sprünge erlauben.

Sein Geiſt war ununterbrochen thätig; wenn er ſich aber zur Arbeit ſezte, wenn es um Schreiben und Handeln zu thun war, wurde er langſam und tändelnd (musard). Langſam, weil alles ſo vollkommen ſeyn ſollte, wie er ſich's dachte, weil er auch auf kleinliche Nebendinge großen Werth legte, und weil Niemand ihm helfen konnte, indem er mit nichts zufrieden war, was er nicht ſelbſt gemacht hatte; im Tändeln verlor er hinwieder viele Zeit, mit Ordnung ſeines Schreibtiſches, mit Federſchneiden u. ſ. w., wobey zwar freylich ſein Geiſt nicht müßig und das Denken nicht ausgeſezt war, aber durch Denken allein ging die Arbeit nicht vorwärts.

Wenn ich ſagte, er ſey nie zufrieden geweſen, und dieſe Schwierigkeit, die ſich auf ſeine eignen Arbeiten ausdehnte, habe ihm viele Zeit geraubt, ſo war eben dieß auch während ſeines ganzen Miniſteriums der Fall und es liegt darin vermuthlich ein mitwirkender Grund, warum er daſſelbe nicht länger behalten hat. Er hatte für die Edikte, welche er über Kornhandel, Weinverkehr, Innungen und Frohndienſte, dieſe vier Hauptpunkte ſeiner damaligen Beſtrebungen, entwerfen wollte, die Eingänge (préambules), von den Herren de Fourqueux, Trudaine, Abeille, Dupont und von mir verlangt. Ich erinnere mich, daß er mir drey ſolcher Entwürfe für den Eingang des Kornedikts zuſtellte und meine Meinung darüber begehrte. Ich gab ihm dieſelben nach ein Paar Tagen mit der Erklärung zurück, daß ich alle drey recht gut fände. Er wollte nun aber wiſſen, welchem von den dreyen ich den Vorzug gebe? Ich antwortete: dem, den Sie zuerſt einreichen werden. Seit zwey Monaten wartete man auf das unglückliche Edikt; er ließ noch zwey Monate länger drauf warten, und ich irre mich nicht, wenn ich ſage, er habe über zwey Monate der freylich kurzen Muße, welche ſein Geſchäftswirbel ihm übrig ließ, auf die Abfaſſung jenes Eingangs verwandt.

Die nämliche Wuth, alles recht vollkommen haben zu wollen, folgte ihm auch wieder in das Privatleben. Er gab ſich bekanntlich viel mit Experimentalphyſik ab, und er hatte gemeinſam mit dem Abbé Rochon, die Vervollkommnung der Wärmemeſſer ſich zur beſondern Aufgabe gemacht. Allein jeder überwundnen Schwierigkeit folgte auch wieder eine neue Verlegenheit, und ich ſagte ihm einſt: „Sie machen's in der Phyſik gerade wie Sie's in der Staatsverwaltung gemacht haben. Sie wollen die Natur bezwingen, dieſe aber iſt ſtärker wie Sie, und ſie will nicht, daß der Menſch in irgend etwas zur Vollendung gelange.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Religioſität der Hindus.

Ein reicher Hindu, welcher am Ufer des Ganges lebte, hatte eines der ſchönſten Weiber, mit welcher er das ganze Glück gegenſeitiger Liebe genoß. Eines Morgens früh, als ſie an den Fluß hinabgegangen war, um Waſſer zu ſchöpfen, wurde ein moguliſcher Edelmann, welcher eben vorbey ritt, ſo ſehr durch ihre Schönheit bezaubert, daß er ohne weiteres Bedenken auf ſie zuſprengte, ſie ergriff, gewaltſam auf ſein Pferd hob und ohne auf ihr Hülfsgeſchrey und Widerſtand zu achten, mit ſeiner Beute davon ritt. Es war Niemand zugegen, welcher dem unglücklichen Gatten hätte ſagen können, wer der Entführer geweſen, damit er hätte Gerechtigkeit ſuchen können, indem die Moguliſchen Geſetze dergleichen Gewaltthaten keineswegs gut heißen; auch konnte er nicht erfahren, welchen Weg der Räuber mit ſeiner Gattinn genommen, damit er ſie hätte finden und zurückfordern können. — Unter dieſen Umſtänden wurde das Leben dem armen Manne zur Laſt; und mit der Zurücklaſſung ſeiner Haab und Güter, wurde er ein wandernder Geoghi in der doppelten Abſicht, um deſto leichter ſeinem Hang zur Einſamkeit nachhängen zu können, und die Länder umher nach ihr zu durchſuchen. Während er ſich aber auf dieſe Weiſe eine lange Zeit fruchtlos bemühete, hatte der Edelmann ſeine Abſicht erreicht. Anfangs wollte er ihr nicht die geringſte Freyheit geſtatten, aus Furcht der Entdeckung; nachdem er aber zwey Kinder von ihr erhalten, wurde er in ſeinen Einſchränkungen gelinder, ja ſelbſt gelinder als Mahomedaner ſonſt zu ſeyn pflegen, indem er vielleicht hoffte, durch dieſe Nachſicht ihre Liebe zu gewinnen — eine Verfahrungsweiſe, welche bey den Hindus gar nicht ungewöhnlich iſt. — Nach einem zweyjährigen Umherirren kam der Gatte in der Verkleidung eines Geoghi an eine Gartenthüre, wo ſie ſtand und bat ſie um ein Allmoſen. Die Geſchichte ſagt nicht, ob er ſie gekannt oder nicht, ſie aber erkannte ihn beym erſten Blick und dem erſten Ton ſeiner Stimme, ungeachtet der fremden Tracht, die er angenommen hatte. Sie umarmte ihn mit dem freudigſten Entzücken, erzählte ihm all ihre Begebenheiten, wie ungern ſie ſich habe dem Edelmanne unterwerfen müſſen, und ſchloß mit der Verſicherung, daß ſie ihre gegenwärtige Lage verabſcheue, indem ſie ſich erbot, augenblicklich zu entfliehen und an ſeinen Buſen zurückzukehren. Dieſer liebevollen Erklärung aber ſezte der Hindu die unabläßliche Regel ihrer Religion in ſolchen Fällen entgegen, welche ihm nicht geſtatte, ſie wieder als ſeine Gattinn anzunehmen, oder irgend eine Verbindung mit ihr zu haben. — Indeſſen, nachdem ſie beyde die Grauſamkeit ihrer Trennung und das Geſetz, welches die Vereinigung verbot, wornach beyde ſo innig ſeufzten, verwünſcht hatten, berathſchlagten ſie über die mögliche Mittel, dieſelbe dennoch zu bewerkſtelligen; und ſie beſchloſſen, daß der Gatte ſich unverzüglich nach Jaggernauth an der Seeſeite im Königreich Orixa, unfern der Mündung des Ganges begeben ſolle, um dort den Hohenprieſter und den Prieſterrath zu fragen, ob irgend etwas geſchehen könne, um ſie wenigſtens ihrem Glauben zurück zu geben. — Dem zu Folge ging er hin; und kam zu ihr mit einem Geſichte zurück, welches die ſchrecklichſte Nachricht ahnen ließ. Er ſagte ihr, er komme, um ihr ein ewiges Lebewohl zu ſagen, indem ſie nicht von dem Bann losgeſprochen werden könne, dem ſie, obgleich unſchuldig, anheimgefallen, außer unter ſolchen Bedingungen, die ſie weder annehmen, noch er ihr anrathen könne. Es waren nämlich die, daß ſie ihre Kinder ums Leben bringe, die ſie von dem Entführer gehabt, ſo daß keine Spur von ſeinen unheiligen Umarmungen zurückbliebe; dann mit ihrem Gatten zu dem Tempel nach Jaggernauth entfliehe, um ſich dort geſchmolzenes Bley in den Hals gießen zu laſſen, damit ſie in ihrer Kaſte ſterben könne, da ſie in derſelben nicht leben dürfe. — Ungeachtet der zärtlichſten Widerrede ihres Gatten, nahm die Frau die harten Bedingungen an. Eifer für ihre Religion, Liebe zu ihrem Gatten, und Haß gegen ihren Entführer, vereinigten ſich, um ihr Herz gegen die Stimme der Natur zu ſtählen, welche ſie übertäuben muſſte, um den erſten Theil derſelben zu erfüllen; ſie entfloh dann mit ihrem Gatten, der es nicht einmal wagte, ſeine Rechte als ſolcher zu erneuern; indem er ihrer Schuld theilhaftig geworden wäre, hätte er ſie in ihrer Unreinigkeit umarmt. Als ſie in dem Tempel angekommen waren, ſtellte ſie ſich mit der unerſchütterlichſten Feſtigkeit und Muth den Prieſtern dar, und verlangte die Vollziehung des übrigen Theils des Urtheils. Sie wurde mehrere Tage lang eingeſchloſſen, während welcher man ſie durch mancherley Ceremonien vorbereitete; alsdann wurde ſie nach dem Richtplatz geführt, wo ſich eine große Menge Menſchen verſammelt hatte. Sie zeigte nicht die geringſte Furcht beym Anblick des Feuers und der für ſie beſtimmten Werkzeuge der Qual. Nach einem kurzen Gebet verband man ihr die Augen, legte ſie an den Boden, und mit offenem Munde erwartete ſie den Tod durch das geſchmolzene Bley. Statt dieſes aber goß man ihr kaltes Waſſer in den Mund; man hieß ſie dann aufſtehen und ſagte ihr, daß dieſer Beweis ihrer Aufrichtigkeit der Gottheit genug ſey, und daß ſie, wieder in alle ihre Rechte eingeſezt, vor wie nach mit ihrem Gatten leben könne.

Merkwürdige Naturerſcheinungen.

5.

Die Menge des Treibholzes, welches in den Achafalaya-Fluß getrieben wird, iſt ſo ungeheuer, daß ſich mehrere hundert Meilen in demſelben feſte Flöße bilden, welche jedesmal im Lauf von zwey bis drey Jahren ſich unter dem Sand und den Blättern verlieren. Auf dieſe Weiſe wird das Bett dieſes Fluſſes einmal vier bis fünf Meilen nach Oſten, und das andere Mal zwey bis drey Meilen nach Weſten, am gewöhnlichſten aber nach Oſten verrückt. Auf dieſer Seite hat es bereits über zehn Meilen gewonnen, ſeitdem ſich der Strom dahin gewandt. Als Hr. Bringier im Jahr 1812, wo dieſer Fluß am vollſten war, an der Mündung deſſelben landete, ſezte ihn die Menge des immerfort hineinſtrömenden Holzes in Erſtaunen. Er zählte dann die großen Bäume, die in einer gegebenen Zeit in den Strom traten, und fand, daß, nebſt den Blättern, Binſen, Rinden u. ſ. w., deren vereinigte Maſſe wohl der des Holzes gleich kommt, 8000 Cubik-Fuß in einer Minute vorübertrieben. Die Flöße auf dem rothen Fluß ſind eben ſo merkwürdig. Dieſer Fluß iſt ungefähr ſechzig Meilen lang, und an manchen Stellen fünfzehn Meilen breit. In einigen Gegenden dieſes Fluſſes liegen Maſſen von Cederbäumen allein aufgehäuft, in andern Tannen. Am Fuß eines Hügels, worauf nichts anders wächst, ſchwemmt ſie die Fluth in einen hohen Haufen, wo ſie mit ihren Blättern und den Schoten oder Kapſeln ihres Samens zuſammengeklebt, die dichteſte Art von Flößen bilden. Unter dieſem Floß des rothen Fluſſes verlieren ſich mehrere kleinere Ströme, und zeigen ſich wieder, nachdem ſie mehrere Meilen weit unter deren Oberfläche und unter Sandbänke weggelaufen, welche wahrſcheinlich nichts anders ſind, als Theile des Floßes, die der Sand bedeckt hat. Die Flöße im Achafalaya ſind erſt neulich von Hrn. Darby unterſucht worden, und er gibt eine Beſchreibung davon in ſeinem „Wegweiſer für die Eingewanderten“ (Emigrant's Guide). Er bemerkt, daß man an manchen Stellen über das Holz weg über den Fluß gehen könne. Das Holz, ſagt er, ſteigt und fällt mit dem Waſſer, — wechſelt für immer ſeine Stelle — liegt in allen Richtungen umher — hat große Oeffnungen zwiſchen der Maſſe — und bewegt ſich zuweilen durch ſein ungeheures Gewicht in einer ganzen Maſſe. Hr. Darby ſagt, das Floß ſey nur zwanzig Meilen von einem Ende bis zum andern lang, wovon zehn Meilen ganz dicht geſchloſſen ſind.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende des Jahrs 1821.

Seit Mitte des Monats November war die Direktion der hieſigen Bühne außerordentlich thätig, dem Publikum mehreres Neue und Intereſſante zu bieten, weßhalb auch ſeitdem das Theater ungewöhnlich beſucht geweſen iſt. Die erſte Neuigkeit, an welcher ein großer Theil des Publikums Vergnügen gefunden hat, war ein von dem neuangeſtellten Tänzer, Hrn. Wenzel, fleißig angeordnetes, und von der Direktion gut ausgeſtattetes Divertiſſement: Das ländliche Feſt im Wäldchen bey Kis-Bér, in welchem eine große Schaar von Kindern als Koſaken, Slawaken, Tyroler und Zigeuner, nach einer äußerſt ſchlechten Muſik, luſtig herumſpringen. — Die zweyte Erſcheinung, welche das Haus immer füllte, war die kleine liebenswürdige und gewandte Sängerin, Dem. Canzi aus Wien. Der leichte Anſchlag ihres, über den Umfang von zwey Oktaven gebietenden, hellklingenden Mezzoſoprans, die außerordentliche Nettigkeit in Paſſagen und Verzierungen, und die über ihren Geſang verbreitete Heiterkeit und anmuthige Lebendigkeit, mit welcher ſie die von einem verehrten Meiſter empfangene Schule anwendet, dieß ſind die anſprechenden Vorzüge, durch welche die junge Sängerin die Herzen gewann. Vornehmlich iſt es das Gebiet des Heitern, Leichten und angenehm Verzierten, in welchem ihr Geſang einheimiſch iſt, und ihre kleine niedliche Figur, der ihr Spiel ziemlich angemeſſen iſt, beſchränken ſie feſt darauf. Deßhalb war ihre vorzüglichſte Leiſtung die Parthie der Roſine im Barbier von Sevilla von Roſſini, welche ſie, nach dem Wunſch des Publikums, auch wiederholen mußte, und die der Aſchenbrödel, deren zweyte Hälfte ſie vorzüglich mit Anſtand und Anmuth im Spiel und Geſang ausführte; weniger anſprechend war die, zum Theil auch ungelernte, Parthie der Annette in Roſſini's Elſter, und die zu Gaſtrollen für eine Sängerin ſchwerlich geeignete der Zerline im Don Juan. Das Gelungenſte, was Ref. von dieſer Sängerin hörte, waren Winters Variationen auf das Thema: Nel cor più non mi sento, welche ſie in dem von ihr im Gewandhauſe mit großem Beyfall veranſtalteten Konzerte ſo klar, leicht und ausgearbeitet vortrug, daß kaum etwas zu wünſchen übrig blieb. Sonſt haben wir doch bemerken müſſen, daß beſonders bey lebhafter Bewegung in Paſſagen die Intonation zuweilen falſch und die Stimme ungleich war, wie z. B. beym Vortrag der herrlichen Winterſchen Variationen auf das Thema von Caraffa, welche ſie als Aſchenbrödel einlegte. Doch ſöhnt der angenehm belebte Vortrag den Zuhörer meiſtens wieder aus.

Im Schauſpiel erfreute uns Shakeſpeare's Kaufmann von Venedig, nach A. W. v. Schlegels Ueberſetzung, von L. Tiek in drey Akte lobenswerth angeordnet. Was die Vorſtellung im Ganzen betrifft, ſo würde ihrer keine deutſche Bühne ſich zu ſchämen Urſache haben. Beſonders war der leichte, freye Ton gewonnen, durch welchen dieſes ſinnvolle Drama in das heitere Mährchenhafte hinüberſpielt, und den harten Mißlaut der Wirklichkeit in den Wohlklang der Freundſchaft und Liebe auflöst. Leztere ſind es, die hier das Leben in einen reizenden Garten verwandeln, in welchem der Menſch, aller niedern Sorge entnommen, rein genießt, was die Natur ihm liebevoll geſchenkt hat; und in dieſem Sinne war vorzüglich der dritte Akt von Seiten der Direktion trefflich angeordnet, und von Seiten der Darſtellenden ſorgfältig ausgeführt. Was das Einzelne anbelangt, ſo iſt vor allen die Darſtellung des Shylok, durch Hrn. v. Zieten, als höchſt verdienſtlich zu nennen. Der aus Neid, Habſucht und langgenährter Rache tückiſch hervorſchleichende Chriſtenhaß wird von ihm ſehr wahr geſchildert; aber der Ausbruch durfte kräftiger ſeyn, da durch denſelben erſt vollkommen klar wird, daß die Härte eines durch Erwerbſucht und Wucher ſo entmenſchlichten und von aller Liebe entblößten Gemüths alles ihm Angehörige von ſich zurückſtößt. Dieß mußte in der komiſch-tragiſchen Verzweiflung des Shylok über den durch ſeine Tochter erlittenen Verluſt beſonders hervorſpringen, damit deren Betragen ein wenig motivirt wird. Aber die ſichtbare Befangenheit des Tubal ſchien dem Spiel des Hrn. v. Zieten in dieſer Scene einige Feſſeln anzulegen. Die Gerichtsſcene fand ich vortrefflich ausgeführt, nur den Abgang des Hrn. v. Zieten etwas übertrieben. Uebrigens iſt durch etwas unverſtändliche Ausſprache dem Zuhörer mancher Zug dieſes Charakters entgangen. Baſſanio muß bedeutend auftreten, um der aufopfernden Freundſchaft des Antonio, und der Liebe der mitgefeyerten Porzia würdig zu ſcheinen. Jenen ſtellte Hr. Stein, den würdigen Kaufmann Antonio Hr. Thieme ſorgfältig dar. Porzia, das Bild der heitern Weiblichkeit, aus deren Witz der Quell der Hülfe ſtrömt, da die Weisheit der Männer um Rath verlegen iſt, wurde von Mad. Genaſt, beſonders in der Scene, wo ſie die entſcheidende Wahl Baſſanio's unter den Käſtchen mit liebevollem Bangen erwartet, und in der Hauptſcene, wo ſie als verkleideter Doktor Balthaſar dem verurtheilten Antonio Hülfe bringt, mit Geiſt und Anſtand dargeſtellt. Wir mußten hier den feinen Takt bemerken, mit welchem dieſe Schauſpielerin die gefährliche Klippe, komiſch zu werden, in dieſer Scene ſo geſchickt zu vermeiden wußte. In der erſten Scene dieſer Rolle, wo Porzia mit treffender Laune ihre Freyer charakteriſirt, mangelte der Ton der freyen unbefangenen Mittheilung etwas, und die ſüdliche, ungezwungene Lebendigkeit. Sehr anmuthig wurde die Dienerin Neriſſa durch Dem. Böhler dargeſtellt. Endlich müſſen wir noch vorzüglich den Lanzelot Gobbo (Hr. Koch) loben, deſſen ſchwatzhafte Einfalt und Selbſtgefälligkeit nicht natürlicher und ergötzlicher zur Anſchauung gebracht werden kann. Der luſtige Windbeutel Graziano aber, der übrigens (von Hrn. Jermann) gut aufgefaßt war, durfte ſich während der Scene, wo Baſſanio wählt, nicht zu ſehr hervordrängen. Der Prinz von Marocco polterte wohl etwas zu ſehr, und der Prinz von Arragon muß künftig noch mehr freyen Anſtand zu gewinnen ſuchen. Wir wünſchen, daß das Publikum den Darſtellenden Gelegenheit gebe, in der Charakterdarſtellung, welche dieſes Stück enthält, recht einheimiſch zu werden.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 11.

Nro. 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Februar 1822.

> Laß mir's an der Müh' zu wählen,
> Aber nie an Schönen fehlen,
> Und damit auch viel Beſchwerden
> Durch ein Mittel minder werden,
> Laß mir künftig nur von Allen
> Eine ſchön ſeyn und gefallen.
>
> Gleim.

Unbeſtändigkeit.

Nicht gleich ſind alle Zeiten,
Die Laune hat ihr Recht,
Und alles hat zwey Seiten,
Bald iſt es gut, bald ſchlecht.

Und was mich eben freute,
Bald iſt mir's ohne Werth,
Denn Morgen iſt nicht heute,
Wie die Erfahrung lehrt.

An einem frohen Tage
Entzückt mich Wald und Flur,
Doch wenn ich Sorgen trage,
Verſtummt mir die Natur.

Das ſtädtiſche Gewühle
Vertreibt mir oft die Zeit,
Oft wird mir's da zu ſchwüle,
Mich lockt die Einſamkeit.

Wie ſchön im Glanz der Sonne
Erquickt vom Morgenthau,
Auch mir zu ſel'ger Wonne,
Erwacht das Grün der Au.

So geſtern; aber heute
War mir die Sonn' zu warm,
Der Thau zu naß, ich ſcheute
Der Mücken läſt'gen Schwarm.

Doch geſtern, heut' und Morgen,
Wenn Riekchen freundlich winkt,
Da weichen ſchnell die Sorgen,
Des Trübſinns Wolke ſinkt.

Und Lieschen oder Gretchen, —
O! ſtille hört es wer?
Nicht wahr? die ſchönſten Mädchen
Sind ſie ja, rings umher!

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Alle dieſe Widerwärtigkeiten vermochten nicht die Standhaftigkeit der Comuneros zu beugen; die Mitglieder der Junta, die ſich aus Tordeſillas gerettet hatten, vereinigten ſich zu Valladolid, erlieſſen neue Aufgebote an alle Städte und beriefen den Juan de Padilla, der ſogleich mit friſchem Kriegsvolk Toledo verließ und durch ſeine Gegenwart in Valladolid den Muth des Heeres und die Hoffnung der Gemeinen neu belebte. — Der einſtimmige Wunſch des Heers und des Volkes übertrug ihm den Oberbefehl, (obgleich die Junta geneigt war, ihn dem Pedro Laſo de la Vega zu vertrauen, der dieſe Fehlſchlagung nie vergaß.) Er führte das Heer ſogleich ins Feld, und in der Umgegend von Valladolid fielen häufige und blutige Gefechte vor: Beyde Theile verheerten die Felder, nahmen Burgen und Städte, und blieben taub gegen alle Vergleichsvorſchläge, die der Legat des Pabſtes und der Geſandte des Königs von Portugall zu machen verſuchten.

Von Neuem begann die Sache der Gemeinen ſich zu heben; zu ihrer Hülfe hatte der Graf von Salvatierre, der nachher enthauptet wurde, die Merindader (?) von Altkaſtilien herbeygeführt, nebſt vielen andern angeſehenen Rittern. Die kaiſerlichen Hauptleute ſahen ſich genöthigt, einen ſtarken Heerhaufen unter dem Befehl des Priors von St. Johann gegen Toledo ſelbſt als den Hauptſitz und die Urheberinn des Aufſtandes zu ſchicken; zugleich wurde der Connetable von Kaſtilien, nachdem der Kaiſer den geſchloſſenen Vertrag verworfen hatte, von den Bürgern in dem Schloß von Burgos belagert; und mußte Verſtärkung an Fußvolk und Reitern an ſich ziehen, um die Stadt zu bändigen.

Dieß war die Lage der Dinge im Anfang des Jahrs 1521, als endlich Padilla, deſſen Heer durch neue Zuzüge von den Städten verſtärkt war, ſich entſchloß, etwas Entſcheidendes zu unternehmen; und gegen die feſte Stadt Torrelobaton zog, die dem Admiral gehörte und nicht weit von Tordeſillas liegt, wo die Kaiſerlichen ihre Hauptmacht verſammelt hatten. Vergebens war die hartnäckige Vertheidigung der Stadt und die Ankunft des Grafen Haro zu ihrem Entſatz; nach einem dreytägigen Kampf und großen Verluſt von beyden Seiten wurde die Stadt von den Communeros erſtürmt und geplündert. Nach dieſem Vortheil beſchloß Padilla von Torrelobaton aus, dem kaiſerlichen Heer die Zufuhren abzuſchneiden, ohne fürs erſte etwas weiter zu unternehmen. Die Kaiſerlichen dagegen, durch die Eroberung von Torrelobaton geſchreckt, fingen an hinterliſtiger Weiſe die Friedensunterhandlungen zu erneuen, und erlangten von der Junta einen Waffenſtillſtand von acht Tagen, vom erſten März an gerechnet. Während dieſer Zeit wurden durch die Vermittlung des portugieſiſchen Geſandten einige Schwierigkeiten beſeitigt; wobey aber Laſo de la Vega, der im Namen der Gemeinen die Verhandlungen leitete, ſich den Verdacht des Verraths zuzog, den er bald darauf durch ſeine Flucht nach Tordeſillas rechtfertigte. Endlich zerſchlugen ſich aber die Unterhandlungen von neuem, indem die Gemeinden, den ſo oft gebrochenen Verſprechungen mißtrauend, verlangten, daß ſich die Granden und Adeligen verpflichten ſollen, mit den Waffen, wenn es nöthig ſey, die Erfüllung des Vertrags zu erzwingen, und daß zur Sicherheit den Gemeinen einige Feſtungen eingeräumt und angeſehene Männer als Geiſeln gegeben werden ſollen. Nachdem endlich der ſchlecht beobachtete Waffenſtillſtand zu Ende war, durch den die Communeros nichts erlangten, als den Verluſt eines großen Theils ihres Heeres, der theils zufrieden mit der gemachten Beute, theils unzufrieden über den fehlenden Sold, auseinander gegangen war, begannen die Feindſeligkeiten von Neuem mit häufigen kleinen Gefechten. Padilla gezwungen auf friſche Zuzüge und Geld von den Städten zu warten, begnügte ſich, die Feinde zu beunruhigen; die kaiſerlichen Führer dagegen, als ſie das feindliche Heer auf 7000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter zuſammengeſchmolzen ſahen, vereinigten ſich zu Peñaflor mit dem Heer des Connetable, der ihnen von Burgos entgegen kam, ſo daß ſie 6000 Mann auserleſenes Fußvolk und 5500 Reiter zuſammenbrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kleine Denkwürdigkeiten aus den Denkſchriften des Abbé Morellet.

(Fortſetzung.)

3.

Turgot's Urtheil über Raynal's Buch.

Die Geſchichte beyder Indien vom Abbé Raynal, erſchien (erzählt Morellet) während meines Aufenthalts in England; ich will ein Paar Worte von ihm ſagen und mittheilen, was mir Hr. Turgot darüber nach London ſchrieb.

Der Abbé Raynal war Jeſuit in Pezenas geweſen. Er verließ den Orden und dieſe Stadt, um nach Paris zu kommen, wo er zu predigen anfing, was jedoch ſeinen Neigungen und Meinungen wenig zuſprach. *Ich predigte nicht übel*, ſagte er uns, *nur hatte ich eine abſcheuliche Ausſprache* (Je ne prêchais pas mal, mais j'avais un accent de tous les diables). Er war einer der fleißigſten Beſucher unſrer Geſellſchaften beym Baron Holbach, bey Helvetius und bey Madame Geoffrin: ein guter und umgänglicher Menſch, welcher Niemanden durch jene Eigenliebe beleidigte, die ſonſt beym Gelehrten-Volke ſich ſo häufig zu Tage legt; ſein Büchermachen beſchäftigte ihn auch in Geſellſchaften dermaßen, daß, wer ihm nahe kam, unabläſſig mit Fragen beſtürmt ward, durch die er große und kleine Dinge inne zu werden hoffte. Staatskunſt und Handelsverkehr waren die gewohnten Vorwürfe ſeiner Unterhaltungen; auch mochte er gerne Geſchichten erzählen, und wofern dieß nicht auf die anziehendſte Weiſe geſchah, ſo wiederholte er dieſelben hingegen öfters, und wenn er einmal das Wort genommen hatte, gab er es ſo leicht nicht wieder ab. Für unſere Geſellſchaften war er ein wichtiger Mann, weil er durch ſeine Verbindungen mit den Herren de Puiſieux und de Saint-Severin allzeit mit guten Neuigkeiten verſehen war. Er arbeitete damals an ſeiner *philoſophiſchen Geſchichte*, und als dieſelbe erſchienen war, ſchrieb mir Hr. Turgot nach London:

„Mich wundert, was die Britten von der *Geſchichte beyder Indien* ſagen werden. Ich geſtehe, daß, wie ſehr ich auch das Talent des Verfaſſers und ſein Werk bewundere, mir jedoch der mangelnde Zuſammenhang ſeiner Ideen und die einander völlig widerſprechenden paradoxen Behauptungen, die mit gleicher Wärme, gleicher Beredtſamkeit und gleichem Fanatismus vorgetragen und vertheidigt werden, einigermaßen anſtößig geweſen ſind. Er iſt abwechſelnd Sittenprediger mit Richardſon, unmoraliſch mit Helvetius, und ein Lobredner bald der ſanften und zarten Gefühle, bald der ſinnlichen Ausſchweifung und bald der rohen Tapferkeit; die Sklaverey erklärt er für verabſcheuenswürdig, und doch will er Sklaven haben; des unverſtändigen Geſchwätzes über phyſiſche, metaphyſiſche, oft auch über politiſche Gegenſtände iſt mancherley in ſeinem Buche, das am Ende wohl einzig nur darthun kann, es ſey der Verfaſſer ein Mann von vielem Geiſt und großen Kenntnißen, dem es aber durchaus an klaren Begriffen fehlt und der ſich vom Enthuſiasm eines jungen Redekünſtlers hinreißen läſſt. Es gewinnt das Anſehen, als hätte er ſich vorgenommen, alle paradoxen Sätze, die ihm beym Leſen oder im Traume vorkamen, der Reihe nach zu vertheidigen. Er weiß mehr, beſizt mehr Gefühl und hat mehr natürliche Beredſamkeit als Helvetius, aber richtiger Zuſammenhang der Ideen und gründliche Menſchenkenntniß ſind wahrhaftig beyden gleich fremd."

(Der Beſchluß folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

Ich komme nunmehr auf die Würdigung der hieſigen Privat-Akademien einzelner muſikaliſcher Unterhaltungen, und des daraus hervorgehenden Höheſtandes des muſikaliſchen Dilettantism. Im Ganzen genommen ſcheint der hieſige muſikaliſche Dilettantism etwas höher zu ſtehen, wie in den übrigen Ländern Italiens, Mailand in Ehren ausgenommen. Aber der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius eine Richtung gegeben, die ihn mit dieſen Schritten von der Kunſt des Ideals entfernt. Bey dem Geräuſche, womit die Zeit ihre vielfarbigen Kunſtprodukte an das Tageslicht bringt, vermag man nicht zu widerſtehen, man greift gierig und allenthalben darnach und vergiſſt am Ende das Weſentliche, das Hohe, Ewiggroße, welches einſt die Kunſtanlagen ſo wirkſam förderte, den Schönheitsſinn belebte, die geſammte innere Seelenkraft ſteigerte. Ich habe unter den vielen Privatmuſikzirkeln in der That nur einen angetroffen, wo man geiſtliche Muſik von Zingarelli und Mehreres von Jomelli aufführte, aber leider muſſte ich bemerken, daß man das geiſtige Verdienſt nichts weniger, als auf der Goldwage wiegt. „Somit alſo verſchwinden dergleichen Werke, der Aufmerkſamkeit beraubt, nach und nach vor dem Lärmen des Jahrhunderts." — Bey den ziemlich beſuchten wöchentlichen Akademien der Fürſtinn Belmont Spinelli hätte man nächſt den gewöhnlichen Vokalſtücken Klavierwerke von Duſſek, Beethoven und andern deutſchen Meiſtern hören können, falls die unbegreiflicherweiſe dafür nicht geſtimmte Geſellſchaft ſich nicht gänzlich der lauten Konverſation überlaſſen hätte. Wer an den Augen leidet, dem geben ſelbſt die ſchönſten Farben Schmerz, dem Kranken ekelt vor den beſten Speiſen! Ich that ſchon nach der dritten Akademie Verzicht auf alle Vortheile, die in der Folge für meine muſikaliſchen Plane aus dieſer Geſellſchaft ſich ergeben konnten.

Die Academie de Nobili, welche allmonatlich im Palazzo der Fürſtinn Stigliano durch den Adel veranſtaltet werden, haben das Orcheſter von S. Carlo und deſſen Opernperſonale in Anſpruch genommen. Unter dem Vielen und Vielartigen dürften: ein Nonett von Mozart aus F dur, welches, wie mir däucht, aus einer der vierhändigen Sonaten genommen, und bey uns auch als Quartett aufgeführt wird; ferner ein Septimino von Beethoven, mehrere gut ausgeführte Symphonien von Haydn; ſodann das Vokalduett von Cherubini: Solitario bosco ombroso (von Sgra. Lipparini und Comelli geſungen,) ein Terzett aus Paers Notturno mit Horn und Violoncellbegleitung das Werthvollſte geweſen ſeyn. Aber die gänzliche Apathie der glänzenden Geſellſchaft für dieſes Muſikgenre ſprach ſich deutlich durch die gänzliche Nichtbeachtung aus; das Geſprächsbedürfniß muſſte befriediget werden! So wie jedoch Caſaccello eine Buffo-Arie ſchnatterte, oder eine recht pikante Arie von Roſſini, Generali und Conſorten geſungen wurde, da ward Alles ruhig, und klatſchte pflichtmäßig. Difficile est, Satyram non scribere. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende des Jahrs 1821.

(Beſchluß.)

Hierauf folgte (am Geburtstage unſers verehrten Königs zum Erſtenmal gegeben) der mit ungemeinem Beyfall aufgenommene und immer wiederholte Freyſchütz (Oper von F. Kind und C. M. v. Weber). Zuerſt muß anerkannt werden, daß dieſe Oper (Dichtung und Muſik als Eins und im Ganzen betrachtet), wie keine neuere, das Publikum angeſprochen hat. Daß die Dichtung einen ächt romantiſchen Hintergrund hat, und die Aufmerkſamkeit unter manchen ſchauerlichen und anmuthigen Bildern bis ans Ende geſpannt hält, und daß die geiſtvolle Muſik, theils durch volksmäßigen Liedercharakter, theils durch die ſchauerliche melodramatiſche Bearbeitung, welche beyde Hauptbeſtandtheile des Ganzen ſind, ſich jeder Situation, welche der Text darbietet, genau anſchließt, und den verſchiedenſten Anforderungen entgegenkommt, erklärt jene Wirkung ſchon einigermaßen. Daß die Muſik aber Stellen hat, welche Jeden elektriſiren können, und mit dem ſceniſchen Apparat in Verbindung eine erſchütternde Wirkung nicht verfehlen, iſt unbezweifelt. Dieß iſt in der Schlußmuſik des zweyten Akts der Fall, wo die Muſik das Geräuſch der völliſchen Jagd darſtellt, und in allen den Momenten, wo der ſchwarze Jäger (hier dem Anſcheint nach eher für das Geſpenſt eines rothen Huſaren zu halten) Verderben drohend über die Scene geht. Die dumpfen, abgeriſſenen Paukenſchläge, welche hier in das Zittern der Saiten gleichſam hineingeworfen werden, ſind von großer Wirkung. So hat auch der Komponiſt einige andere Motive in verſchiedenen Situationen ſinnvoll wiederholt, z. B. das höhnende Gelächter der Bauern in der Scene, wo Max dem Zauberkreiſe des Böſen näher tritt. Durch ſo geiſtvolles Anſchließen dieſer Muſik an die Handlung iſt es zu erklären, warum man eigentlich Enſembleſtücke, welche ſonſt einer großen Oper weſentlich ſind, weniger vermißt; — denn das einzige mehrſtimmige Soloſtück iſt das ſchöne Terzett im zweyten Akte. Dieſes, ſo wie die vorhergehende Scene der Agathe, die höchſtdramatiſche Arie des Max im erſten, und Annchens Arie mit obligater Viole im dritten Akte halte ich für die ausgearbeitetſten Muſikſtücke dieſer Oper. Neben dieſem ſind die Chöre, beſonders das Jagdchor und das Brautjungfernlied, durch ihren volksmäßigen Charakter, ungemein anſprechend. Dagegen fällt das Schlußſtück des dritten Akts, und ſomit der ganzen Oper, gegen das übrige etwas ab; das Abbrechen verſchiedenartiger Sätze, und das Zerſtückelte darin, ſchadet der Wirkung des Ganzen ſehr; allein hier trifft zugleich den Dichter ein Vorwurf. Ich habe von vielen Seiten tadeln hören, daß derſelbe den Ausgang der Apelſchen Novelle, nach welcher er dieſe Oper bearbeitete, umgeändert hat; aber ich finde dieſen Tadel wenigſtens darin ungegründet, daß die Natur der Oper jenen tragiſchen Ausgang nicht geſtattet; was aber den hier gewählten Ausgang betrifft, ſo iſt dieſer, troz der langen, faſt mühſamen Verſtändigung, die den Komponiſten natürlich hindern mußte, doch ſo unklar und unverſtändlich, daß ich, mit mehrern meiner Freunde, nach einer dreymaligen Aufführung, ohne Zuziehung des Buchs, noch heute nicht weiß, wie das zu erklären, was am Schluſſe vor aller Augen vorgeht. Auch muß ich hier zugleich bemerken, daß dieſer Operntext, obgleich er vor der Mehrzahl der Opernbücher unläugbar poetiſche Vorzüge beſizt, doch durch Hinwegfallen einiger matten und wunderlichen Einfälle (zu den leztern rechne ich, daß das Ahnenbild zweymal in Bewegung geſezt wird) noch gewinnen würde. — Die Aufführung verdiente von Seiten der Darſtellenden und der ganzen Anordnung großes Lob. Hr. Genaſt ſtellt den Freyſchützen lebendig dar; er ſollte nur im Singen ſeine Stimme weniger übernehmen. Hr. Höfler erweckt als Max durch Spiel und braven Geſang vielen Antheil. Mad. Neumann-Seſſi ſingt mit Ausdruck und Haltung die Parthie der Agathe, und Dem. Böhler verbindet als Annchen mit der gewohnten Leichtigkeit des Spiels in naiven Rollen dieſer Art, auch die lobenswertheſte Sorgfalt im Geſang. Chöre und Orcheſter werden, was noch mangelt, durch öftere Wiederholungen gewinnen.

Von andern Darſtellungen des leztern Monats nenne ich bloß, der Kürze wegen, Macbeth, Kätchen von Heilbron, das öffentliche Geheimniß, die großen Kinder, Körners Vetter aus Bremen (neu einſtudirt) und Brief und Antwort von Lebrün (neu; in der Ausführung ungebührlich gedehnt). Die Gaſtdarſtellungen des Hrn. Unzelmann (gegenwärtig Mitglied der Dresdner Hofſchauſpielergeſellſchaft) führten auch mehrere gute Darſtellungen im Luſtſpiel herbey; er ſelbſt erfreute das Publikum durch ſeine uns ſchon früher bekannte Virtuoſität in Rollen, welche große Gewandtheit im komiſchen Spiel erfordern, und mag hierin auf deutſchen Bühnen Wenige Seinesgleichen finden. Sehr bedauern muß ich, daß ich ſeine allgemein gerühmte Darſtellung des Junker Hans in Kozebue's Intermezzo nicht ſehen konnte; es iſt mir von Kennern verſichert worden, daß es dem Darſteller trefflich gelungen ſey, die rührende Natürlichkeit, welche bey Darſtellungen dieſer Rolle faſt immer verloren geht, mit der komiſchen Unbeholfenheit zu verſchmelzen. In der Darſtellung des Paul Werner (in Leſſings Luſtſpiels Minna von Barnhelm) konnte man ihm nur noch ein tieferes und metallreicheres Organ wünſchen, was dieſem wackern Kriegsmann unentbehrlich iſt. Die Auffaſſung war unläugbar gut, und die Steifheit, welche ihm der Dienſt gegeben, kontraſtirte vortrefflich mit den freyen Regungen des unverdorbenen Gemüths. Höchſt ergözlich war endlich, durch ſeine unglaubliche Geſchmeidigkeit der Geberden, die Darſtellung des Truffaldin im Diener zweyer Herren. Dem Reiben am Tiſche nach den empfangenen Prügeln würde jedoch das Abſchütteln derſelben vorzuziehen ſeyn. Irr' ich mich nicht, ſo gibt es übrigens noch eine Bearbeitung, in welcher der Dialog witziger und fließender iſt, als der hier geſprochene. Nächſtens werden wir auch Mad. Unzelmann in einer Geſangsrolle auftreten ſehen.

In Hinſicht auf muſikaliſche Aufführungen, welche in dem lezten Monat Statt fanden, habe ich, außer dem ſchon oben angeführten Konzert der Dem. Canzi, vornehmlich Bernhard Rombergs Konzert zu nennen, in welchem dieſer große Künſtler uns faſt lauter neue Stücke ſeiner Kompoſition hören ließ, (worunter eine feurige Ouvertüre nach des Ref. Anſicht den Vorzug hatte,) und uns zugleich ſeine Tochter als angehende Sängerin, und ſeinen ältern Sohn (einen Knaben von ungefähr zwölf Jahren) als angehenden ſehr talentvollen Violoncellſpieler vorführten. Ueber den großen Virtuoſen, der gegenwärtig mit den Seinigen eine Kunſtreiſe über Wien durch Polen macht, noch ein Wort hinzuzufügen, würde überflüſſig ſeyn. — In den Abonnements-Konzerten wurden mehrere treffliche und uns neue Werke aufgeführt. Dahin gehört zuerſt eine Scene und Arie aus Spohrs Fauſt, und das erſte Final aus dieſer Oper. Leider iſt man auf der Bühne zu ſehr an das Klingemannſche Schauſtück dieſes Namens gewöhnt, als daß man dieſe Oper, mit deren Muſik, wenigſtens ſo weit wir ſie kennen, ſich ſo Manches nicht meſſen darf, was in der lezten Zeit großes Aufſehen auf der Bühne gemacht hat, auf dieſelbe einzuführen verſuchte. Das genannte Finale iſt kurz, aber höchſt kunſtreich, und muß mehrmals gehört werden. Die herrliche Scene: Die ſtille Nacht entweicht, von Dem. Reger recht brav geſungen, zeigt, daß Spohr auch für den Geſang ſchreiben kann, wenn er ſich nicht zu ſehr in Modulationen verliert, und es wäre nur zu wünſchen, daß er einen gewandten Operndichter fände, der ihm einen neuen romantiſchen Stoff in günſtiger Behandlung darböte. — Von geiſtlicher Muſik hörten wir zum Erſtenmal eine ſehr gelungene, einfache und würdige Kompoſition des neunten Pſalms von Fesca, worin die Soloſtimmen recht wirkſam hervortreten; von Inſtrumentalſtücken das Sextett für Pianoforte ꝛc. von Moſcheles, von Mad. Wieck mit Leben und gefälliger Rundung vorgetragen; eine vor vielen neuern Kompoſitionen Neukomms ausgezeichnete, glänzende Phantaſie deſſelben für das Orcheſter; Spohrs D Moll-Konzert, von Hrn. Klengel kräftig und ausdrucksvoll geſpielt; einige von Dem. Reger geſungene Scenen von Mozart und Neumann; und Beethovens große C Moll-Symphonie. Im Theater wurde am Chriſttage Schneiders Weltgericht unter des Komponiſten Leitung wiederholt, aber machte hier natürlicher Weiſe, bey einer ohnedieß ſchwachen Beſezung, weniger Wirkung, als in der Kirche. Von dem leztern Komponiſten wird nun bald ein ganzer Kurſus von Geſangübungen und Solfeggien, beym Unterricht mehrere Stimmen zu gebrauchen, aus der Tauchnitzſchen Officin ſtereotypirt hervorgehen.

A. W.

Beylage: Intelligenzblatt No. 1.

Nro. 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Februar 1822.

> — Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, dieſe drey: aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen.
>
> Paulus an die Korinther.

Beſtändigkeit.

Du mußt beſtändig ſeyn im Wollen,
  Wenn dich Gefühl für Recht entflammt,
Der Tugend deine Wünſche zollen,
  Die aus des Himmels Höhen ſtammt;

Hinan die ſteile Bahn zu klimmen,
  Iſt unſ'res Lebens ernſtes Ziel,
Und in der Fluth empor zu ſchwimmen,
  Beherrſche kühn den ſchwachen Kiel.

Es ehrt den Mann ein raſtlos Ringen,
  Und, was du willſt mit Kraft und Muth,
Geſchieht, und ſollt' es nicht gelingen,
  Beglückt dich doch des Strebens Gluth.

Du mußt beſtändig ſeyn im Lieben,
  Denn Liebe iſt ein Seelentauſch,
Und fremd iſt dir dieß Glück geblieben,
  Entzückt dich nur ihr flücht'ger Rauſch.

Du mußt dich ihr ſo ganz ergeben,
  Daß du nicht mehr dein eigen biſt,
Soll ſie dich zum Olymp erheben,
  Wo nicht die Zeit die Freuden mißt.

Der leichte Sinn iſt zu beklagen,
  Er ankert nicht in ſich'rer Bucht,
Der leicht des Tages Laſt zu tragen,
  Auch nur der Liebe Scherze ſucht.

Er hat ſich um ſein Glück betrogen,
  Mit eitlem Spiel und Liebeswahn.
Und in der Zeiten ew'gem Wogen,
  Verliert ſich lieblos ſeine Bahn.

Du mußt beſtändig ſeyn im Hoffen.
  Vertraue höh'rer Himmelskraft,
Wenn ird'ſches Unglück dich getroffen,
  Dein Arm im Widerſtand erſchlafft.

Denn wiſſe, daß auf Klippenwegen,
  Für dich ein weiſes Auge wacht.
Und mit ermuthigendem Segen.
  Der Glaube führt aus Sturmes Nacht.

Fürwahr wir ſind zum Glück geboren.
  Gewährt es nicht des Lebens Zeit,
Haſt du doch wenig nur verloren,
  Es ſtrahlt dir in der Ewigkeit.

Kleine Denkwürdigkeiten aus den Denkſchriften des Abbé Morellet.

(Beſchluß.)

4.

Rouſſeau's Heloiſe und Emil.

Meine Bewunderung J. J. Rouſſeau's als Schriftſteller iſt grenzenlos, ich halte ihn für den beredſamſten Mann ſeines Jahrhunderts, und ich kenne nichts hinreißenderes als die ſchönen Stellen ſeiner *Rede über die Ungleichheit*, ſeines *Emil's*, ſeines *Schreibens an den Erzbiſchof* und ſeiner *Heloiſe*. Die Fülle ſeines Vortrags thut dem Nachdruck deſſelben keinen Abbruch. Die Entwicklungen, welche er einer und der nämlichen Idee gibt, ſchwächen dieſelben niemals, ſondern verſtärken ſie. Seine lezte Wendung iſt allzeit treffender als die vorhergehende, ſo daß die ſtets vorſchreitende Bewegung zulezt eine volle und ungetheilte Ueberzeugung ſchafft, auch für irrige Behauptungen, wofern nicht Stärke der Urtheilskraft und des Verſtandes den Irrthum abwenden. Ich denke wohl, daß ſpätere und reifere Ueberlegung ihm das Unhaltbare mancher ſeiner Paradoxien dargethan hat; aber unmöglich kann ich glauben, daß er zur Zeit, als er ſie aufſtellte, nicht völlig davon überzeugt war; ohne ſelbſt überzeugt zu ſeyn, mag man andere ſo nicht überzeugen, wie er thut. Mit einem Wort, ich finde, daß auf dieſen Mann von Kopf, obgleich er nur Proſaiker iſt, die ſchöne Strophe von Horaz über Pindar vollkommne Anwendung leidet:

Monte decurrens velut amnis, imbres
Quem super notas aluere ripas,
Fervet, immensusque ruit profundo
Pindarus ore.

Noch erinnere ich mich recht gut des entzückenden Gefühls von Bewunderung und Vergnügen, das mich beym Leſen der erſten Schriften Rouſſeaus ergriffen, und der Glückſeligkeit, die mir ſpäterhin das Leſen der Heloiſe und des Emils gewährt hat. Es hätte der lebhafte Eindruck, welchen ſie in mir zurücklieſſen, mir bedeuten können, daß ich wohl auch einſt etwas zu leiſten vermögend ſeyn würde, und er hätte das Mißtrauen tilgen ſollen, welches mich allzulange von dem Gebrauch der eigenen Kräfte abhielt. Ich will darum bey dieſem Anlaß jungen Leuten die Erinnerung geben, daß jene Bewunderung für ausgezeichnet gute Schriften, die bis zu einer Art Enthuſiasmus geſteigert wird, ein Zeichen iſt, welches gute Hoffnungen von ihnen wecken kann, die hingegen da, wo dieſer Enthuſiasmus mangelt, völlig verſchwinden müſſen.

Wenn von der Heloiſe die Rede iſt, ſo bin ich weit entfernt, ihre Fehler zu verkennen, die ich auch damals ſchon ahnete. Heloiſe iſt oft nur ein ſchwaches Nachbild der Klariſſa; Klara iſt eine Nachahmung von Miß Howe. Der Roman, als dramatiſches Kunſtwerk, iſt nicht fließend. Mehr als die Hälfte deſſelben beſteht in Abhandlungen, die zwar vielen Werth haben, aber nicht am rechten Orte ſtehen, und hemmend eingreifen: dieß iſt der Fall mit den Briefen über Paris, über das Duell, über den Selbſtmord und über das Theater. Nach Entfernung des Fremdartigen möchten kaum zwey Bände übrig bleiben. Welchen Vergleich könnte die Anlage des Buches mit Klariſſa aushalten, dieſem Kunſtwerke, wobey ſo viele Hebel in Bewegung geſezt werden, um eine einzige große Wirkung zu erzielen, worin ſo zahlreiche Charaktere ſo kräftig und wahrhaft gezeichnet ſind, worin alles ſo kunſtreich vorbereitet, in Verbindung geſezt und zuſammenhängend geordnet iſt? Welcher Unterſchied endlich im ſittlichen Zweck beyder Werke! Wie viel lebhafter iſt die Theilnahme, welche man für die brittiſche Heldinn, als hingegen für Julie fühlt! Sie wird ein Opfer der Verführung wie Klariſſa, aber ſie erhebt ſich nicht wieder wie dieſe; im Gegentheil, ſie ſinkt noch tiefer, durch die Ehe mit Wolmar, welchen ſie nicht, hingegen aber einen andern liebt. Die Gattinn erſcheint nun zwar als gute Hausmutter, die ihre Kinder wohl erzieht und ihre Pflicht erfüllt; das Bild dieſer häuslichen Tugenden wäre aber einer keuſch und rein gebliebenen Frau ungleich beſſer angepaſſt worden, und es iſt ein Verſtoß gegen die Sittlichkeit, ſie dem Weibe zu geben, das vor der Ehe zu Fall gebracht war und ſeinen Gatten nicht liebt. Rouſſeau hat irgendwo dieſe Unſittlichkeit nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar zu rechtfertigen verſucht: ſeine Apologie iſt aber anders nichts als ein Gewebe von Sophismen.

Der Emil iſt unſtreitig Rouſſeau's beſtes und ein vortreffliches Werk. Die ſüße Pflicht, welche er den Müttern auflegt, die phyſiſche und moraliſche Erziehung der erſten Kindheit, der Gang und die Fortſchritte des Unterrichts beym Kinde, das Hervorſproſſen der Leidenſchaften, das Verhältniß des Weibes, ſeine Rechte und Pflichten als Ergebniſſe ſeiner Organiſation u. ſ. w., dieſe Vorwürfe alle, ſo wie eine Menge richtiger und trefflicher Anſichten, geben dem Emil einen Charakter von Gemeinnützigkeit, der dem Buch in der Reihe derjenigen eine Stelle ſichert, durch welche die Fortſchritte der Kultur am kräftigſten ſind befördert worden und noch weiterhin befördert werden können. Dabey zeichnet er ſich durch nicht geringere Kraft und Beredſamkeit der Schreibart aus; es finden ſich richtige Urtheilskraft und Rednertalent darin, auf eben die Weiſe vereinbart, wie wir ſie in Paſcal, Arnaud und Mallebranche bewundern; was die Redner der Revolution, Mirabeau ſelbſt auch nicht ausgenommen, geleiſtet haben, iſt hinter dieſem Muſterbilde philoſophiſcher und lebhafter, verſtändiger und pathetiſcher Unterſuchung weit zurück geblieben.

Man hat freylich geſagt, die Haupt-Ideen des Emil ſeyen aus Plutarch, Montaigne und Locke enthoben, drey Schriftſtellern, welche Jean Jacques fleißig las und die vielfältig ſeine Führer geweſen ſind; mir dünkt aber nicht, daß dieſe Bemerkung den Ruhm und das Verdienſt mindern könne, welche aus der geſchickten Behandlung und Anwendung eines Stoffes, den die Natur ſelbſt darbot, hervorgehen. Es ſind jene ſo wahren, ſo richtigen und uns ſo nahe liegenden Ideen ein Gemeingut Aller, wie der Baum im Wald, ehe die Hand des Menſchen ihn umhaut, um daraus den Kahn oder den Pflug zu bilden; allein ſie werden auch, wie der Baum, das Eigenthum deſſen, der ihnen die zweckmäßige Geſtaltung, den ſchönen und reinen Ausdruck, das helle Kolorit gab, und denſelben damit die in unſere Gemüther eindringende und Ueberzeugung wirkende Kraft verlieh. In ſeinem Emil hat Rouſſeau meines Erachtens ſich als ächter und gründlicher Philoſoph bewährt, ein Verdienſt, das in gleichem Grade ſeinen übrigen Schriften keineswegs eingeräumt werden kann.

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Fortſetzung.)

Auf die größere Kriegserfahrung ſeines Heeres vertrauend, wollte der Graf Haro die Feinde in Torrelobaton einſchließen, allein Padilla kam ihm zuvor, und beſchloß, ſein Heer eilig auf Toro zu führen, willens, dort die beſprochenen Hülfsvölker zu erwarten. Die Comuneros verlieſſen Torrelobaton den 23. März mit Tagesanbruch, in guter Ordnung, indem Padilla mit den Reiſigen die Nachhut hatte, um die Kaiſerlichen abzuhalten, deren Reiterey unter Anführung des Grafen von Haro, ſogleich die Feinde verfolgte, der, das Fußvolk hinter ſich laſſend, dieſelben hart drängte, ohne ſie auf einem Zuge von zwey Meilen in Unordnung bringen zu können; bis er endlich im Angeſicht von Villalar einen allgemeinen Angriff zu wagen beſchloß, indem er in Padilla's Vorhut einige Unordnung bemerkte, und hoffend, daß der Regen und Wind, der ihnen ins Geſicht ſchlug, und der Koth, der ihnen bis an die Knie ging, das Fußvolk am Widerſtand verhindern werde. Der Graf machte den Angriff mit großer Entſchloſſenheit, ohne von dem Geſchütz der Comuneros einigen Schaden zu leiden, (ſey es aus Ungeſchicklichkeit oder aus Verrath einiger Hauptleute, wie manche behaupten), und nachdem er nach einem blutigen Widerſtand die feindlichen Reiter zerſprengt hatte, warf er ſich auf das Fußvolk, das, bald in Unordnung gebracht, die Flucht ergriff. Schon waren 500 Comuneros gefallen und die Flucht des Fußvolks hatte die Niederlage entſchieden, als Padilla an der Spitze der tapferſten Hauptleute: „hier Padilla und Freyheit!“ rufend, ſich in die dichten Haufen der Feinde wirft, den tapfern Grafen von Walderna aus dem Sattel ſtößt, einen Schildträger (Escudero) durchbohrt, und endlich, den Tod ſuchend, von allen Seiten umringt, mit zerſplitterter Lanze, zerbrochenem Schwert, mit Wunden bedeckt vom Roſſe ſinkt, und mit mehrern ſeiner tapferſten Gefährten von den Kaiſerlichen gefangen wird.

In derſelben Nacht des 23. Aprils wurde Padilla, nebſt ſeinen Gefährten, noch erſchöpft vom blutigen Kampfe, zum Tode verurtheilt, und den folgenden Morgen mit Juan Bravo, Hauptmann von Segovia, und Don Franzisco Maldonado von Salamanca, zum Richtplatz geführt, indem die Hinrichtung des Don Pedro Pimentel, aus derſelben Stadt, noch verſchoben wurde. Seiner Todesſtunde nahe, ſchrieb Padilla einen Brief an ſein Weib, den Niemand ohne Rührung leſen kann, worin er zugleich mit Bedauern ſeines Vaters Pedro Lopez erwähnt, der beſtändig die Sache des Kaiſers verfochten hatte, und einen andern an ſeine Vaterſtadt Toledo, voll glühender Freyheitsliebe und ſtolz über den ruhmwürdigen Tod, der ihn erwartete. Er ging ihm ruhig entgegen, feſt in ſeinem Bewußtſeyn und ſeinem frommen Glauben. Als der Herold das Urtheil verlas, worin er und ſeine Gefährten als Verräther verdammt wurden, rief ihm Juan Bravo voll Unwillen zu: „Das lügſt du und die es dir geheißen haben: Verräther ſind wir nicht, wir ſind Freunde des gemeinen Wohls und Vertheidiger der Freyheit des Landes;“ worauf Padilla mit ruhiger Heiterkeit ſagte: „Meiſter Juan Bravo, geſtern war es Zeit wie tapfere Ritter zu fechten, jezt iſt es Zeit wie gute Chriſten zu ſterben.“ Auf dem Richtplatz angekommen, ſtritten ſich beyde Freunde um den Vorrang. „Schlagt mir zuerſt den Kopf herunter, rief Juan Bravo den Henkern zu, auf daß ich nicht den beſten Ritter Kaſtiliens ſterben ſehe!“ und alſo geſchah es; als darauf Padilla vorgeführt wurde, und die Leiche ſeines Freundes ſah, ſprach er mit tiefem Schmerz: „Da liegſt du nun, edler Ritter!“ und bat den Henker zu eilen.

So endeten dieſe Helden! die Nachricht ihres Todes und der Niederlage von Villalar verbreitete ein ſolches Schrecken in den empörten Städten, daß alle ſich dem König unterwarfen und von den Statthaltern Verzeihung erflehten. Nur die Stadt Toledo wankte keinen Augenblick in ihrem Entſchluß; und ſo blutig war der Krieg, den in dieſem Königreich der Prior von St. Johann und der Biſchof von Zamora, der Toledo vertheidigte, führten, daß die Erbitterung beyder Theile jeden Tag zunahm. Weder die Zerſtörung vieler Dörfer und Schlöſſer, noch die Verbrennung der Kirche von Mora, wo viel Volk umkam, noch die Gefangennehmung des Biſchoffs (der ſpäter ſchimpflich hingerichtet wurde) brachen den Muth der Bürger von Toledo, der im Gegentheil durch den Einfall der Franzoſen in Navarra und die gleichzeitigen Unruhen in Valencia neu belebt wurde.

(Der Beſchluß folgt.)

Bekehrung.

Daß Chriſten zur jüdiſchen oder zur mohamedaniſchen Religion übergetreten ſind, iſt leider nur zu oft der Fall geweſen, daß aber ein in der Lehre Jeſu erzogener und gereifter Mann öffentlich ſich zum Götzendienſt bekennen ſollte, wird vielleicht unglaublich ſcheinen; dennoch iſt dieſes Leztere geſchehen, wie ein kürzlich bey Orme in London erſchienenes Werk: Sketches of India by an Officer, verſichert. Der Apoſtat iſt ein in Dienſten der oſtindiſchen Kompagnie ſtehender General (ſein Name wird nicht genannt). Er beobachtet alle Gebräuche der Hindus, bringt in ihren Tempeln Opfer dar, trägt ihre Götzen mit ſich herum, und hat Fakire bey ſich, welche ſein Eſſen zubereiten müſſen. Der Autor bemerkt am Schluß ſeiner Erzählung, daß man dennoch dieſem Mann keineswegs wie einem Tollhäusler begegne, obgleich der ſchicklichſte Platz für ihn und ſeine Götzen, Fakirs, Vedas und Schaſters ein Gemach in Bedlam ſeyn würde, abgeſondert von den übrigen unglücklichen und vernünftigern Bewohnern dieſes Hauſes.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Man wird ſich noch aus vorjährigen Zeitungs-Nachrichten des zweyjährigen Mädchens von unerhörtem Körperumfange, der Tochter eines Schenkwirths aus einem Bergdorf im Kanton Uri, erinnern. Man hatte ſie im vorigen Jahre in den mehrſten Schweizerſtädten zur Schau herumgetragen, und nur in Freyburg wurde die Schauſtellung, aus nicht bekannten Gründen, verweigert. Dem gekränkten Vater des Kindes wollte es nicht einleuchten, warum ſein, mit einer Menſchenſeele begabtes, Kind dieſe Zurückſetzung erfahren ſollte, während gedachte Stadt den unvernünftigen Beſtien, als da ſind: Bären, Affen u. dergl. ungehinderten Einzug geſtattet. Es wollte ihm von da an nicht mehr in der großen Welt behagen, er zog mit ſeinem Kinde in ſein Bergthal zurück, und ſeitdem ſchien dieſe lebende, jezt wohl dreyjährige, weibliche Merkwürdigkeit in gänzliche Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn. Ein Ausländer indeſſen, welcher jüngſthin im Vaterhauſe des noch lebenden Mädchens einſprach, macht folgende Beſchreibung von ihr: „Als ich in die ärmliche Schenkſtube trat, waren meine Augen mit Mitleid auf das Kind geheftet. Bewegungslos und von Schweiß triefend ſaß das Mädchen an einer Wandbank. Nichts ſchien für ſie anziehend. Die Spiele der Kinder rings umher, Liebkoſungen und dargereichte Früchte vermochten die theilnahmlos vor ſich Hinſtarrende nicht um eines Zolles breit aus der angenommenen Stellung zu bringen. Dennoch war es mir ſo ziemlich darum zu thun, wenigſtens ein Zeichen von beweglicherem Lebensſinn an ihr wahrzunehmen. Unterdeſſen hatte das ältere Schweſterchen eine Querpfeife, die in einer Ecke lag, und einem entfernten Holzarbeiter zugehören ſollte, hervorgelangt. Das muntere Mädchen reichte mir ſolche mit der Bemerkung hin, daß der Holzarbeiter, blies er auf der Flöte, allemal am vermögendſten geweſen ſey, das Schweſterle zu frohem Lächeln zu bringen. Man achtete nun meiner nicht mehr, jedes ging ſeinen Verrichtungen nach, und ich war alſo bey dem armen Wunderkinde allein. Ich verſuchte einige Töne auf der Pfeife hervorzubringen, mein Blick haftete dabey beobachtend auf meiner ſtillen Zuhörerin, und ſiehe! freundlich und wie neu belebt blickte ſie bey meinem ſtümperhaften Spiel. Dadurch zu fernern Kunſtverſuchen ermuntert, fuhr ich fort, und ſo trat denn ein ganz anderes Leben in die unbehülfliche Maſſe. Man nahm das Mädchen nun von der Bank und ſezte ſie auf einen Stuhl in der Mitte der Stube. Meine Pfeife ſchien Orpheus Leyer gleich zu wirken, denn das gute Seppeli, wie man das Kind hier nennt, kam endlich bey meinem fortgeſezten Spiel zu lauterm Leben. Mit ſonderbarer mühevoller Bewegung ſchien ſie ſich allen ihr möglichen Aeußerungen von Freude hingeben zu wollen. Ich kann indeſſen kaum glauben, daß dem Mädchen mit ſeinem Heranwachſen ein langes Leben bereitet ſey. Schon wollte mir's ſcheinen, als wenn ſich am Körper ein Anſaz von Kräze äußerte, welche der Vater der abweichenden Koſt auf den vorjährigen Wanderungen und beſonders den, von wohlmeinenden Beſuchen dem Mädchen zu häufig gereichten Bonbons, welche eine langwierige Diarrhöe ſollen zur Folge gehabt haben, zuſchrieb.“ — Die Naturforſchung kann von ſolchen Erſcheinungen nur dann Vortheil ziehen, wenn ſie fortwährend beobachtet werden, und in dieſer Rückſicht hat dieſe kleine Notiz einigen Werth.

Aus Italien.

In **Neapel** beſteht ein Kollegium, in welchem junge Chineſen, von den Miſſionaren in einem Alter von dreyzehn bis vierzehn Jahren aus ihrem Vaterlande weggenommen, erzogen und unterrichtet werden. In eben dieſer Anſtalt, der einzigen ihrer Art in Europa, erhalten dieſe jungen Leute die Weihe und kehren alsdann wieder in ihre Heimath zurück, um das Chriſtenthum daſelbſt auszubreiten. Im Jahr 1818 zählte das Kollegium ſechs ſolcher chineſiſcher Zöglinge.

Zu **Rieti** hat ein dortiger Stadteinwohner, der Graf **Gaetano Marchetti Tomaſſi**, eine neue Maſchine zur Entſchlammung und Ausreinigung der Flüſſe erfunden. Er hat ihr den Namen vanga reatina beygelegt. Bereits hat man in der Umgegend von **Rieti** mit Erfolg von derſelben Gebrauch gemacht, um das Bett des Fluſſes **St. Suſanne** auszutiefen, und dadurch den benachbarten Sümpfen einen leichtern Abfluß zu verſchaffen. Ein ähnlicher, in der Nähe von Rom unternommener Verſuch hat ebenfalls einen ſehr erwünſchten Erfolg gehabt. An einer Stelle, wo die **Tiber** ſehr breit iſt, war die Schifffahrt durch mehrere Sandbänke gehemmt geweſen. Vermittelſt der neu erfundenen, durch Galeerenſklaven in Bewegung geſezten Maſchine ſind jene Sandbänke in Zeit von fünf und zwanzig Tagen auf die Seite geſchafft worden, und das Flußbett hat, troz ſeiner beträchtlichen Breite, eine ſolche Tiefe gewonnen, daß befrachtete Fahrzeuge ohne Schwierigkeit darin fortlaufen können.

Im ſiebenten Heft der zu **Florenz** herauskommenden Antologia lieſt man, aus der Feder des Hrn. G. B. **Niccolini**, einen ſchönen Nekrolog, betreffend den im lezt abgewichenen Juni in einem Alter von fünf und ſiebenzig Jahren zu Florenz verſtorbenen, um ſein Vaterland und deſſen Literatur hochverdienten Rechtsgelehrten, **Giuſeppe Sarchiani**. Aus dem Dorfe **San-Caſciano** gebürtig, begab er ſich nach **Florenz**, um daſelbſt Philoſophie und Mathematik zu ſtudiren. Mit beſonderm Eifer verlegte er ſich auf die griechiſche Sprache. Die Rechtswiſſenſchaft erlernte er zu **Piſa**. Neben ſeinem Advokaten-Beruf, den er ausüben **mußte**, widmete er fortwährend einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit den Wiſſenſchaften. Der berühmte Biograph **Fabrini**, und die Gelehrten **Lami**, **Cocchi** und **Leſci** würdigten ihn ihrer Hochſchäzung und Freundſchaft. Er beſchäftigte ſich auch mit der Staatswirthſchaft. Zwey in dieſes Fach einſchlagende Werke: Ragionamenti sul commercio arti è manifatture della Toscana, und Memorie economiche e politiche haben ihn zum Verfaſſer. Er wagte es, bey dem Groß-Herzog Leopold auf Abſchaffung der Fideicommiſſe anzutragen, und der Großherzog rechnete es ſich zur Ehre, die Vorſchläge des Philoſophen in Ausübung zu bringen. Noch in ſeinen ſpätern Jahren ward ihm der Lehrſtuhl der griechiſchen Literatur und der toſkaniſchen Sprache, den vormals der florentiniſche Freyſtaat zur Erklärung von **Dantes** Divina comedia gegründet, und den zuerſt **Boccaccio** bekleidet hatte, übertragen. In ſeinen Lektionen gab er ſich hauptſächlich damit ab, **Taſſo's** Werke gegen die Angriffe ſeiner Landsleute, eines **Salviati** und des jungen **Galilei**, zu vertheidigen. Noch ſpäter ward **Sarchiani** zum Direktor der diplomatiſchen Archive zu **Florenz** und zum Sekretär der Akademie Georgofili ernannt. Auch war er einer der Ausſchüſſe der Akademie della Crusca, welche den Auftrag hatten, Materialien zur Vermehrung und Verbeſſerung ihres Wörterbuchs zuſammenzubringen. Seine ſittlichen Eigenſchaften machten die Vorzüge ſeines Geiſtes noch anziehender. Er verſtand es nicht weniger gut, unter Großen als unter Gelehrten zu leben. Seine Treue in der Freundſchaft bewahrte er bis an den lezten Athemzug.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 11.

Digitized by Google

Nro. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Februar 1822.

> Da ſoll man Stern zu Sterne deutend wirken,
> Ob dieſes oder jenes wohlgethan.
>
> Goethe.

Aus Walter Scott's neueſtem Romane: „der Seeräuber.“

Der alte Jaſper Yellowley, der Vater von Triptolemus, war durch einen gewiſſen edeln ſchottiſchen Grafen von Yorkſhire herauf nach Schottland gekommen; jener hatte ihn überredet, eine Pachtung in Mearns anzunehmen, wo er aber, wie es unnöthig iſt hinzu zu ſetzen, die Sachen ganz anders fand, als er erwartet hatte. Vergebens ging der wackere Pachter muthig ans Werk, den Hinderniſſen, welche der kalte Boden, das feuchte Klima ihm entgegenſezten, durch höheres Kunſtgeſchick die Wage zu halten. Dieſes hätte vielleicht auch geſiegt, wenn die Nähe des Grampiangebirgs ihn nicht ewig der Art von Beſuchen ausgeſezt hätte, mit welchen ihn die Plaidbekleideten Herren von den Grenzen beehrten; während ſie den jungen Norval zum Krieger und Helden machten, ſtürzten ſie Jaſper Yellowley in bittre Armuth. Dieß wurde indeſſen gewiſſermaßen aufgewogen durch den Eindruck, den ſeine rothen Wangen und ſeine kräftige Geſtalt das Glück hatte, auf Jungfer Barbara Clinkſcale zu machen, die Tochter des verſtorbenen, und die Schweſter des damals lebenden Clinkſcale.

Man hielt in der Nachbarſchaft dieſe Verbindung für ſcheußlich und unnatürlich, erwägend, daß das Haus von Clinkſcale wenigſtens einen eben ſo großen Theil ſchottiſchen Stolzes als ſchottiſchen Geizes hatte, und mit beyden reich begabt war. Aber Jungfer Barbara hatte über ein ſchönes Vermögen von zweytauſend Marken zu gebieten, ſie hatte Verſtand und war mayor und sui juris (wie der Schreiber ſagte, der den Kontrakt fertigte), um ihrer vollen zwanzig Jahre willen; ſo ſezte ſie Folgen und Deuteleyen zumal bey Seite und heyrathete den biedern Yeoman aus Yorkſhire. Ihr Bruder und ihre reichern Verwandten zogen ſich gekränkt zurück und verläugneten faſt ihre erniedrigte Blutsfreundinn. Aber das Haus von Clinkſcale war (wie jede andere ſchottiſche Familie in jener Zeit) mit einer Reihe von Verwandten verbunden, die nicht ſo bedenklich waren — Vettern vom zehnten oder ſechszehnten Grad, welche ihre Baſe Barbara nach ihrer Verheirathung mit Yellowley nicht nur anerkannten, ſondern ſich auch herablieſſen, Bohnen und Speck (obgleich der leztere den Schotten damals eben ſo ſehr zum Abſcheu war, wie den Juden) mit ihrem Manne zu eſſen; ja, ſie hätten gern durch Abborgen kleiner Summen ihre Freundſchaft befeſtigt, wäre ſeine gute Frau nicht geweſen, welche die Schlinge ſo gut kannte, als irgend ein Weib in dem Kirchſpiel, und dieſer fortſchreitenden Innigkeit ſich lebhaft widerſezte. Sie verſtand es in der That, den und jenen Laird die Gaſtfreundſchaft bezahlen zu laſſen, welche ſie ihnen nicht verweigern konnte, indem ſie dieſelben zu brauchen wuſſte in ihren Unterhandlungen mit den fingerfertigen Burſchen jenſeits des Cairn, welche, den neuerlichen Gegenſtand ihrer Raubſucht mit rechtlichen Leuten verbunden und öffentlich von ihnen anerkannt ſehend, ſich begnügten, gegen einen mäßigen Jahresſold von ihren Diebereyen abzuſtehen.

Dieſer glänzende Erfolg bewirkte, daß Jaſper ſich mit der Herrſchaft verſöhnte, welche ſein Weib über ihn auszuüben begann: dieſe wurde noch befeſtigt, indem ſie errathen ließ, ſie ſey — laſſt mich ſehen, welches iſt die beſte Art, es auszudrücken? — auf dem Familienwege. Bey dieſer Gelegenheit hatte Frau Yellowley einen merkwürdigen Traum, wie das ſchwangern Müttern gewöhnlich zu gehen pflegt, welche der Geburt eines glänzenden Sproſſen entgegen ſehen. Sie träumte, wohlbehalten von einem Pfluge entbunden zu werden, den drey Joche Angus-ſhire'r Ochſen zogen. Da ſie eine gewaltige Auslegerinn ſolcher Vorbedeutungen war, ſo ſezte ſie ſich mit ihren Gevatterinnen zuſammen, um zu bereden, was das Ding bedeuten könne. Ehren Jaſper muthmaßte (mit großer Eile ſeine Meinung geltend zu machen), daß der Traum eher Bezug auf vergangene als auf gegenwärtige Dinge habe und erzeugt worden ſey durch die Nerven ſeiner Frau, die ein wenig erſchüttert geweſen, als ſie auf dem Lehmen-Feld jenſeits des Hauſes ſeinen eignen großen Pflug erblickte, beſpannt mit den ſechs Ochſen, welche den Stolz ſeines Herzens ausmachten. Aber die guten Gevatterinnen erhoben ein ſolches Gelärm und Geſchrey gegen dieſe Auslegung, daß Jaſper genöthigt war, ſeine Finger in ſeine Ohren zu ſtecken und aus der Stube zu eilen.

Hört ihn, Gevatterinnen, rief eine hexenartige Alte: „hört ihn, mit ſeinen Ochſen, die ſein Götzenbild ſind, grade wie das Kalb von Bethel. Nein, nein, kein Pflug des Fleiſches iſt's, welchen wir in dem Knaben — denn ein Knabe muß es ſeyn — erwarten: — es iſt der Pflug des Geiſtes; ich bin gewiß, ihn noch zu ſehen, wie er den Kopf über ſich ſchüttelt auf einer Kanzel oder, im ſchlimmſten Fall, an einem Bergabhang.

Ich weiß nicht, ob es Ungeduld war, ein Weſen zu dem Licht zu fördern, das zu ſo hohen und verhängnißvollen Schickſalen beſtimmt war, oder ob Frau Yellowley durch das Gelärm erſchreckt worden war, das in ihrer Gegenwart vorgefallen; ſie wurde plötzlich unwohl und man berichtete bald, den bey ſolchen Vorfällen üblichen und erwarteten Formeln zuwider, „daß ſie ſich um einen guten Theil ſchlechter befände, als man vermuthet hätte." Sie nahm die günſtige Gelegenheit wahr (denn ſie hatte noch all ihren Verſtand zu Gebote), von ihrem ſympathiſirenden Eheherrn zwey Verſprechungen zu erpreſſen: erſtens, daß das Kind, deſſen Geburt ihr ſo theuer zu ſtehen zu kommen den Anſchein hatte, in der Taufe einen Namen erhalten ſolle, der die Erſcheinung bezeichnete, welche ihr im Traume beſcheert worden; und zweytens, daß er ihn für den Predigerſtand erziehen wolle. Der heitere Yorkſhire'r, erwägend, daß ſie jezt das beſte Recht habe, in dergleichen Dingen Vorſchriften zu machen, gab alles zu, was ſie verlangte. So wurde denn unter dieſen Bedingungen ein Knäbchen geboren; der Zuſtand der Mutter erlaubte ihr aber mehrere Tage hindurch gar nicht, zu fragen, in wie fern jene Bedingungen waren erfüllt worden. Als ſie einigermaßen auf dem Weg der Beſſerung war, erfuhr ſie, daß man es für nöthig erachtet hatte, das Kind ſogleich zu taufen, und daß es den Namen Triptolemus erhalten hatte. Der Pfarrer, ein Mann von einiger klaſſiſchen Bildung, fühlte die ſchöne und klaiſſiſche Anſpielung dieſes Epithets auf den Traum-Pflug mit den drey Jochen von Ochſen. Frau Yellowley aber war nicht ſehr erfreut über die Art, wie man ihre Bitte erfüllt hatte; jedoch da Murren zu nichts führte, ſo ſuchte ſie ſich über den heidniſchen Namen zu tröſten, und beſtrebte ſich, den Wirkungen, welche er auf das Herz und Gefühl des ſo Benannten haben könnte, durch eine Erziehung entgegen zu arbeiten, die den Knaben erheben ſollte über jeden Gedanken an Säcke, Pflugmeſſer, Tenne, oder an irgend etwas, das mit der knechtiſchen Plackerey des Pflugs in Verbindung ſtand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Aufſtand der kaſtiliſchen Städte unter König Carl I. (Kaiſer Carl V.) hauptſächlich nach einem Aufſatz des Martinez de la Roſa bearbeitet.

(Beſchluß.)

Es ſcheint beynahe unbegreiflich, wie in einer ſo bedrängten Stadt, wie Toledo damals war, ein einſames, verlaſſenes Weib, Padillas Wittwe, ein ſolches Anſehen, eine ſolche Verehrung erlangte, daß alle ihr gehorchten, nicht wie einem Weibe, ſondern wie einem erfahrenen Kriegshelden. Ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber nennt ſie: die Tyrannin von Toledo, indem er auf keine andere Art den Einfluß, den ſie in jener Stadt ausübte, erklären konnte; dieſer ging ſo weit, daß nichts ohne ihre Einwilligung beſchloſſen noch ausgeführt wurde; indem ſie dem Volke den Sohn des großen Padilla zeigte, ſtillte ſie die Wuth der empörten Menge, ſtärkte ſeine Standhaftigkeit im Unglück, belebte ſeine Hoffnung und ſtoßte ihm wahren Heldenmuth ein; während ihre Feinde das Volk zu überzeugen ſuchten, dieſe Herrſchaft über die Gemüther verdanke ſie den Zauberkünſten einer Sklavin. Glühend von Freyheitsſinn und Begierde, ihren Gemahl zu rächen, leitete die Wittwe Padillas die Vertheidigung der Stadt, ordnete häufige Ausfälle an, um Lebensmittel einzuführen, welche ſchon ſehr zu mangeln anfingen, indem die Feinde bis zu dem Kloſter von la Sisla vorgedrungen und ſich da feſtgeſezt hatten. Mit wechſelndem Glück fochten Belagerer und Belagerte, bis dieſe einſt ſo unerwartet und kühn das Lager der Feinde überfielen, daß ſie ihn zur unordentlichen Flucht zwangen; allein während die Bürger beſchäftigt waren, Lebensmittel und andern Raub zuſammen zu bringen, ſammelte der Prior von St. Johann, mit einigen andern erfahrenen Rittern, die Seinen von neuem, und trieb die Belagerten mit großem Verluſt und Schrecken in die Stadt zurück. Entmuthigt durch dieſe Niederlage, worin ſie ihr beſtes Volk verloren hatten, entſchloſſen ſich endlich die Bürger von Toledo, dem Prior die Stadt zu übergeben, unter der Bedingung, daß allen, die darin waren, verziehen und keine neuen Abgaben erhoben werden ſollten, ehe die Freybriefe der Stadt gehörig unterſucht und beachtet worden. Unter dieſen Bedingungen, die der Prior vom König zu erlangen verſprach, wurde im September 1521 der Friede geſchloſſen, und die Stadt übergeben, worauf auch die früher aus der Stadt entflohenen Bewohner zurückkamen; allein deſſen ungeachtet waren die Gemüther des Volks noch ſo wenig beruhigt, daß es entſchloſſen war, auf den erſten Wink der Wittwe Padilla die Waffen von neuem zu ergreifen. So vergingen einige Monate in beſtändiger Unruhe, und Verhandlungen zwiſchen den Bevollmächtigten des Priors und der Wittwe, welche auf einigen Forderungen beſtand, die zwar gerecht, aber nicht in dem Vertrag begriffen waren, der endlich die Einwilligung des Kaiſers erlangt hatte. Die Nacht, ehe der Wille des Kaiſers bekannt gemacht wurde, deſſen Inhalt das Volk fürchtete, und glaubte, er enthalte die Beſtätigung ihrer Knechtſchaft, zogen mehrere Haufen durch die Straßen, mit dem Ruf: „Hier Padilla und die Gemeinen!“ Dieſer Ruf brachte ſogleich die Stadt in Aufruhr und die Parthien waren im Begriff einander anzugreifen. Mit Mühe gelang es dem Prior und dem Erzbiſchof von Bari die Ruhe herzuſtellen, und den folgenden Tag, den 3. Febr. 1521, wurde die Einwilligung des Kaiſers verkündet; zugleich ſollte aber ein Unglücklicher, der in dem Tumult der vergangenen Nacht ergriffen worden war, hingerichtet werden, um das Volk zu ſchrecken; allein dieſes erhob ſich von neuem, um den Gefangenen auf dem Wege zum Richtplaz zu befreyen. Das Kriegsvolk des Priors, vorbereitet und vortheilhaft aufgeſtellt, griff das unordentlich in den engen Straßen zuſammengedrängte Volk an, zerſtreute es, und umgab ſogleich von allen Seiten das Haus der Wittwe Padille, worin ſich dieſe mit einigen treuen Anhängern bis zum Einbruch der Nacht vertheidigte, da es ihr durch ein wunderbares Glück gelang, unbemerkt zu entfliehen und nach dem nahen Portugall zu entkommen.

Mit der Entfernung dieſer heldenmüthigen Frau war der Krieg der Comuneros geendet. Troz der verſprochenen Verzeihung wurden einige Anführer hingerichtet. — Padillas Haus wurde niedergeriſſen, der Plaz mit Salz beſtreut und ein Schandpfahl darauf errichtet.

1. Juan de Padilla's Brief an ſein Weib.

Sennora, wenn nicht euer Schmerz mich tiefer betrübte als mein Tod, ſo würde ich mich für hochbeglückt halten; denn dieweil der Tod allen ſo gewiß iſt, ſo thut Gott dem eine große Gnade, dem er einen ſolchen ſchenkt, obgleich er wohl von vielen beweint wird. Ich wollt', ich hätte mehr Zeit, um euch etwas zu eurem Troſte zu ſagen, allein mir iſt kein Augenblick mehr vergönnt, auch wünſche ich keinen Verzug, um die Krone zu empfangen, die meiner wartet. Ihr, Sennora, beweint euer Unglück, nicht meinen Tod, denn er iſt ſo gerecht, daß Niemand ihn beweinen ſoll. Meine Seele, da mir weiter nichts gelaſſen iſt, ſende ich euch. — Ihr, Sennora, empfangt ſie als das, was euch über alles geliebt hat. An meinen Vater und Herren Jedic Lopez ſchreibe ich nicht, weil ich es nicht darf; denn obgleich ich als ſein Sohn ſterben kann, bin ich nicht der Erbe ſeines Geſchickes. Ich will nun ſchließen, um dem Henker, der auf mich wartet, nicht beſchwerlich zu ſeyn, und damit man nicht ſage, ich verlängere dieſen Brief, um mein Leben zu verlängern. Mein Diener Solſa, als Zeuge meines Todes und meines lezten Willens, wird euch berichten, was ich hier nicht ſage, und ſo hab' ich auch dieſen Schmerz überſtanden, und erwarte das Beil, das euch Trauer, mir Troſt bringen wird.

2. Padilla's Brief an ſeine Vaterſtadt Toledo.

Dir, Krone von Spanien, leuchtend vor der ganzen Welt; frey ſeit der Zeit der ſtarken Gothen; dir, die du mit Strömen von Blut, eigenem und fremdem, für dich und für deine Nachbarſtädte die Freyheit errungen haſt, thut dein angeborner Sohn, Juan de Padilla, zu wiſſen: daß mit dem Blute meines Herzens ich deine erfochtenen Siege anfriſche. Wenn das Schickſal es mir weigert, meine Thaten deinem hohen Ruhm beyzählen zu können, ſo iſt mein böſes Geſchick Schuld, nicht mein guter Wille; den ich dich, als meine Mutter, anzunehmen bitte, da Gott mir nicht mehr zu verlieren gab, als das, was ich für dich dran geſezt habe. Ich fürchte mehr deinen Unwillen, als den Tod; allein bedenke, daß das wechſelnde Glück ſich nicht feſtbannen läſſt. Nur mit einem ſehr freudigen Troſt ſcheide ich, daß ich, der geringſte deiner Söhne, für dich ſterben darf, und daß du an deiner Bruſt Männer genährt haſt, die meine Fehler gut machen können. Viele Zungen werden meinen Tod verkünden, den ich ſelbſt noch nicht kenne, obgleich er mir ſehr nahe iſt; mein Ende ſoll dir ein Zeugniß meines guten Willens werden. Dir befehl ich meine Seele, als der Schüzerin der Chriſtenheit; von meinem Leibe ſchweig' ich, da er nicht mehr mein gehört, und weil ich nichts mehr ſchreiben kann, denn in dem Augenblick, da ich hier ſchließe, fühl' ich das Beil über meinem Nacken erhoben, mit mehr Betrübniß über deinen Unwillen, als über mein Leiden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Jan.

Unter den vielen hier angekündigten neuen Werken iſt eines, welches beſondere Erwartungen erregt; es iſt eine Reiſe des Herzogs v. Rutland durch Belgien, mit Kupferſtichen nach den Zeichnungen ſeiner Gemahlin. Es iſt ſelten, daß Ehepaare von dieſem hohen Range Reiſen zu ſolchen Zwecken unternehmen. — Die Geſellſchaft der Künſte in London hat dem Hrn. Cook, für eine Erfindung, welche für das Studium der Anatomie von großer Wichtigkeit iſt, die ſilberne Medaille ertheilt. Hr. Cook erfand nämlich, daß eine Schmelzung von ungefähr drey Pfund des gemeinen Salzes in vier Pinten Waſſers vollkommen die Stelle des Alkohol vertreten könne, deſſen man ſich jezt zur Erhaltung anatomiſcher Gegenſtände bedient. Beſonders da, wo der Weingeiſt theuer iſt, muß dieſes wohlfeile Surrogat äußerſt willkommen ſeyn. — Zu Glasgow, in Schottland, hat man ſchon ſeit einigen Monaten die Zifferblätter auf zweyen Thürmen des Abends mit Gas beleuchtet. Der einfache, aber zugleich ſo zweckmäßige Apparat verdient die Erwähnung, und die Sache ſelbſt die allgemeine Nachahmung. Der Apparat beſtehet zuerſt in einer Argand'ſchen Lampe, welche ein Paar Fuß vom obern Theil des Zifferblattes abſteht und in einer Laterne eingeſchloſſen iſt, welche beynahe die Geſtalt einer Halbkugel hat, und auf der Vorderſeite mit Glas verſehen iſt. Den Rücken bildet ein kegelſchnittförmiger (paraboliſcher) Scheinwerfer, wodurch das Zifferblatt nicht nur ein direktes Licht, ſondern einen kegelförmigen Strom zurückgeworfener Stralen erhält, welche es ſo helle machen, daß man die Zeiger und Stunden aus der Ferne beynahe eben ſo deutlich ſieht, als am Tage. Um die ſtumpfe Geſtalt der Laterne zu verbergen, hat man ihrem Rücken die Geſtalt eines Adlers gegeben, welcher das Stadtwappen trägt, und das Ganze ſchön vergoldet. Die Gasröhre und Laterne ſind beweglich, ſo daß die leztere zum Reinigen dicht an den Thurm gebracht werden kann. Das Gas wird vermittelſt einer mit Löchern verſehenen Röhre angezündet, ſo daß, wenn man das Gas, welches aus den Löchern unten am Thurme hervorſtrömt, entflammt hat, das Feuer ſich ſchnell, wie in einem Pulverſchlag, über die übrigen verbreitet und das Gas im Innern der Laterne anzündet; auf dieſe Weiſe läſſt ſich das Licht nach Belieben von der Straße oder von dem Thurme mittheilen. Der Anblick des ſo erleuchteten Zifferblattes iſt ſehr angenehm und nützlich. Durch einen einfachen Mechanismus läſſt die Uhr einen kleinen Hahn los, ungefähr wie am Wecker in den hölzernen Uhren, dieſer ſchließt den Gaskrahnen und löſcht ſogleich das Licht aus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Italien.

(Beſchluß.)

Zu Padua war am 29. Okt. der, in den Annalen des Geſangs und als der Schöpfer eines neuen, zur Stunde noch nicht übertroffenen, Geſangſtyls, berühmte Pacchiarotti, im ſieben und ſiebenzigſten Lebensjahre, mit Tode abgegangen. In dem Augenblicke, ſagt ein Schreiben aus Padua, als ihm der Prieſter, bey Annäherung des Todes, das Viatikum reichte, ſprach er dieſelben Worte aus, die einſt, bey eben dieſer Gelegenheit, Metaſtaſio's Lippen entſchwebt hatten: Niega, Signor, se puoi — niega di perdonar! . . . Und als über dem Tone, worin er dieſe Worte ausſprach, die Thränen der um ſein Sterbebett Stehenden ſtärker floſſen, erheiterte ſich, ſobald er ſolches bemerkte, ſeine Stirne, und zu ſeinem Arzte gewandt, ſagte er: „Das Viatikum habe ich nun zu mir genommen; nun geht es noch an die Reiſe."

Schon ſeit dreyßig Jahren hatte ſich Pacchiarotti von ſeiner theatraliſchen Laufbahn zurückgezogen, und verlebte nun die Tage ſeiner friedlichen Muſe zu Padua, unter Beſorgung ſeiner Güter, im Umgange mit angeſehenen, ihn ſehr liebenden Freunden, unter Ausübung der Wohlthätigkeit, bey Lektüre und Muſik. Mit einem feinen Verſtande begabt, den Geiſt mit mancherley Kenntniſſen ausgerüſtet, das Gemüth für alle Gefühle des Schönen empfänglich, dazu einſtudirt in die feinen Manieren einer ältern, den Revolutionstagen vorhergehenden Zeit, machte er den Stolz ſeiner Vaterſtadt aus. Beynebens waren die Eindrücke ſeines eben ſo affektvollen, als kräftigen und unbeſchreiblich anmuthigen Geſanges ſo tief und allgemein haften geblieben, daß, nachdem ſeine Kehle bereits eine Reihe von Jahren verſtummt war, nie von einem ausgezeichneten Geſange die Rede war, ohne daß zugleich auch ſeine Schule ſammt ihren Grundſätzen beſprochen wurde. Es hat auch wirklich kein Sänger ſeit ihm dem Recitativ jenes Kolorit, jenen Fall und jenes Leidenſchaftliche zu geben gewußt, wodurch daſſelbe in ſeinem Munde beſſer gefiel, als die kunſtvollſte Arie. Keiner hat ſeit ihm ſeine Zuhörer in ſolchem Grade zu rühren verſtanden, keiner die Gedanken und Verſe des erſten der italieniſchen Lyriker ſo geſchickt vorzutragen gewußt. Deſſen zeugt, wer ihn im Demofoonte, im Artaserse, in der Olimpiade, in dem Orfano della Cina, der Issipile, dem Demetrio und andern Opern gehört hat. Seine Kunſt verdiente um ſo mehr Bewunderung, weil ihn die Natur ſehr karg behandelt hatte. Mit einem nicht ſehr anſprechenden Aeußern verband er eine nichts weniger als feſte Stimme, war ungelehrig, intonirte ſchlecht und näſelte. Aber durch fortgeſezte Anſtrengungen wurden dieſe Hinderniſſe alle beſiegt. Er lernte ſeine Töne fixiren, dehnen, moduliren, halten und ins Gleichgewicht bringen, und erhob ſo im Verlaufe der Zeit ſeinen Geſang zu einem der angenehmſten, ausdrucksvollſten und rührendſten, den man jemals vernommen hat. In dem Geſang der Geneſino und ſpäterhin in dem noch ſchönern der Crescentini ſind gelungene, jedoch ihr Vorbild keineswegs erreichende Nachahmungen Pacchiarottiſcher Kunſt auf der italieniſchen Bühne zurückgeblieben. Das große Theater von San Fenice zu Venedig, welches im Laufe des Jahres 1793 zum Erſtenmale eröffnet wurde, war die lezte Bühne, auf welcher Pacchiarotti ſich öffentlich zeigte. Hier ſang er mit David, dem Vater, und mit Mad. Banti. Noch in friſchem Andenken iſt jenes Gebet: Gran Dio, che de' mortali und die Arie: Sognai tormenti ed affanni, welche ihm, gleich wie manche andere, kein ſeitheriger Virtuoſe nachzuſingen gewagt hat. Unter den Tenorſängern, welche, rückſichtlich auf Reinheit des Styls, Ausdruck und verſtändige Behandlung der vorzutragenden Kompoſitionen, ganz vorzüglich zu Pacchiarotti paßten, war Babini der erſte und einzige. Als ich, meldet der Briefſteller von Padua, einſt mit Pacchiarotti von Bologna nach Padua reiſte, verſicherte der Virtuoſe mich ſelbſt, er habe noch mit keinem Sänger ſo gut zuſammen ſingen können, als mit dem, wie er ihn nannte, weiſeſten, kunſterfahrenſten und vortrefflichſten aller Künſtler, mit Babini. Auch ſeinen Kollegen David ſchäzte er, ſeiner imponirenden Stimme wegen, ſehr hoch, konnte ihn aber nicht dazu bringen, daß er ſich eines nüchternen, zu dem Geiſte des Textes und der Situationen beſſer paſſenden Vortrages befliſſen hätte. Einmal ging ihm, als ſie ſich über ſolche Gegenſtände unterhielten, David mit einem Beweisgrunde zu Leibe, gegen den er freylich nicht viel einzuwenden wußte. „Was verlangſt du von mir — ſagte David zu ihm — mit meiner bisherigen Methode habe ich mir bereits ſo viel erworben, daß ich als ein großer Herr leben kann; würde ich ſie ändern, ſo könnte ich vielleicht Gefahr laufen, wieder zu verarmen." Wahr iſt's, durch die Stärke, den Umfang und die Gewandtheit von Davids unvergleichlichem Organ fühlte ſich das Publikum in ſolchem Grade übermannt, daß er ſich um die Eigenheiten ſeines Vortrags nun gar nicht bekümmerte.

Pacchiarotti hörte, auch nachdem er von der Bühne abgetreten war, nicht auf, die Muſik zu kultiviren. Oefters ſezte er ſich in freundſchaftlichen Kreiſen, vielfältigen Wünſchen ſich fügend, ans Klavier hin, und öffnete ſeine Kehle den lieblichſten Modulationen. Auch das Theater beſuchte er noch, und ging Jedermann gern mit Rath an die Hand, vornehmlich aber jungen Geſang-Virtuoſen, die ſich fortwährend in die Wette beeiferten, ſeines Rathes zu pflegen. Sein Geburtsort war Fabriano, im Kirchenſtaate. Mit neunzehn Jahren begann er ſeine Sängerlaufbahn in der Kapelle von San Marco, zu Venedig. Bald nachher betrat er die Bühne, auf der er ſich volle ſieben und zwanzig Jahre lang, zur Luſt und Wonne der vornehmſten Städte Italiens, Deutſchlands, Frankreichs und Englands zu behaupten wußte. Eine reiche Erbſchaft ging von ihm auf ſeine liebenswürdige Nichte über. In der ſchönen Kirche von San Giuſtina zu Padua wurden feyerliche Exequien für ihn angeordnet.

Beylage: Literaturblatt Nro. 12.

Nro. 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Februar 1822

> Ein Mann pflanzte zu ſeiner Zeit einen Weinſtock, und mit der Zeit ward aus deſſen ſauern Trauben köſtlicher Sekt.
>
> Türkiſches Sprichwort.

Fortſchreitende Kultur in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Zahl der Erziehungsmittel und Lehr-Anſtalten, hat ſich ſeit wenigen Jahren in den vereinigten Provinzen ſehr vermehrt. 1809 zählte man 25 Collegien und 74 Privatſchulen, auch Akademien genannt. Der geſetzgebende Körper jedes Staates hat die allgemeine Aufſicht; allein ſie ſtehen unter den Lokalbehörden. Im Jahr 1811 machte der Präſident den Vorſchlag, in Waſhington eine National-Univerſität zu ſtiften; der Ausſchuß, welcher mit der Unterſuchung deſſelben beauftragt war, bewies, daß es an den dazu nöthigen Fonds fehlte, und daß die hellſten Köpfe der Meinung ſeyn, daß der Geiſt der Syſteme und der Korporation einer allgemeinen Central-Univerſität, der Freyheit des Unterrichts ſchaden und der Vervollkommnung der Methoden und den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes Hinderniſſe in Weg legen könnte.

Die Abneigung gegen dieſen Plan hinderte den Kongreß nicht in jedem Gerichtsſprengel ein Dreyßigſtel der öffentlichen Ländereyen für die Unterrichtsanſtalten zu beſtimmen. Der Betrag dieſer Einkünfte iſt nicht in allen Staaten gleich; in Neuyork betrugen die Einkünfte für den öffentlichen Unterricht 1811 die Summe von 36 000 Dollars; in Connecticut 120,000 Dollars des Jahrs. Seit 1800 hat die Zahl der Amerikaner, die in Europa als Mediziner den Doktorhut erwarben, ſehr abgenommen, die medizinischen Schulen von Philadelphia und Neuyork gewannen großen Ruf. Der Lehrkurs dauert daſelbſt vier Jahre. In dieſen beyden Städten und in Baltimore erſcheinen mediziniſche Journale, und man druckt alle in Europa erſcheinende wichtigere Werke nach. Dieſes iſt mit Büchern über andre Wiſſenſchaften ebenfalls der Fall, und dient, wegen der viel größern Wohlfeilheit des amerikaniſchen Druckes, zur großen Beförderung der Literatur. Ein Band, der in London zwey Guineen koſtet, wird in amerikaniſchem Druck für zwey Dollars verkauft.

In Neu England werden die Schulen durch eine öffentliche Taxe unterhalten und ſtehen unter einem Ausſchuß. Arme und Reiche gehen in dieſelbe Schule, ſie lernen Leſen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre, Erdkunde. In andern Staaten gibt es beſondere Armenſchulen, auch hat der gegenſeitige Unterricht an vielen Orten Eingang gefunden. Seit einiger Zeit haben ſich auch mancherley Geſellſchaften für Wiſſenſchaften, beſonders des Landbaus, der Künſte und Handwerke gebildet, z. B. „die amerikaniſche philoſophiſche Geſellſchaft in Philadelphia,“ ein „Athenenm“ in Boſton, eine „Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften“ eben daſelbſt, die ſchon mehrere Bände bekannt machte; „die philoſophiſche Geſellſchaft“ in Neuyork, die auch einen Band in Druck gab. Eine andre Geſellſchaft, zum Fortgang des Ackerbaus, der Künſte und Handwerke, gab vier Bände heraus u. ſ. w.

Malerey und Zeichenkunſt ſcheint dem Geſchmack der Vereinigten Staaten ſehr zu entſprechen; die Zahl ihrer Künſtler beweist es: Weſt, Copely, Trumbull, Stewart, Vanderlyn, Jarvis, Wood, Allſton, Leslie, Peale, Sully, Morſe, Earle, Todd, ſind vortheilhaft gekannt, die acht erſten malen Geſchichte und Landſchaft, die andern Portraits. Vanderlyn erhielt für ſeinen Marius auf den Ruinen von Karthago 1808 bey der Ausſtellung in Paris die Medaille. In Philadelphia und Neuyork hat man kürzlich Akademien der Künſte errichtet, welche aus Paris Gypsabgüſſe von antiken Kunſtwerken und andre Modelle haben kommen laſſen. 1817 trug die Regierung von Süd-Carolina Canova die Verfertigung einer Statue Waſhingtons für 10,000 Dollars auf, der Kongreß hat nichts für die Künſte gethan, als daß er alle einzubringende Kunſtwerke von allen Mauthgebühren befreyt hat. Herr Peale in Philadelphia hat eine Sammlung naturgeſchichtlicher Merkwürdigkeiten angelegt, die ſchon zahlreich iſt und unter andern wichtigen Stücken ein Mammuth beſizt. Chemiſche, botaniſche, mineralogiſche Lehrſtühle finden ſich in Neuyork, Philadelphia und Boſton.

Die große Zahl periodiſcher Schriften iſt wohl einer der überzeugendſten Beweiſe von dem zunehmenden Bedürfniß an Geiſtes-Kultur. Es werden jährlich in den ſämmtlichen Vereinigten Staaten 361 Journale gedruckt, worunter acht deutſche, fünf franzöſiſche und zwey ſpaniſche ſind. In Penſylvanien erſcheinen davon 71, alſo die mehrſten, in Louiſiane nur eines. Die Hälfte von dieſen kommt wöchentlich heraus.

Bekanntlich iſt, obgleich Europäer aus allen Ländern nach den vereinigten Staaten ausgewandert ſind und noch täglich auswandern, die engliſche Sprache die allgemeine für dieſes ganze unermeßliche Land. Wenn wir mit vielen gelehrten Leuten die Sprache für das feſteſte Band der Menſchen unter einander anſehen wollen, ſo würde Nordamerika, einſt von Oſt nach Weſt, vom Ohio bis ans Nordmeer möglichſt bevölkert, eine Menſchenmaſſe bilden, die, verbunden, wohl Alles aufwöge, was wir von verbundenen Völkern nach kannten. Doch brauchen wir ſie nicht als politiſche Macht zu fürchten, indem uns die Erfahrung lehrte, daß die gemeinſchaftliche Sprache kein politiſches Band iſt. Die Engländer werfen den Amerikanern gern vor, ihre Sprache amerikaniſirt zu haben. Sie haben unrecht. Einige neue Ausdrücke müſſen ſich gebildet haben, wo eine neue Welt ſich gründet, allein der Amerikaner erkennt das Ideal des engliſchen Styls auch für ſein Ideal, ſein Unterricht lehrt ihm, das für klaſſiſch erkennen, was Oxford als Schule und London als feine Welt lehrt, und die Akademien der Vereinigten Staaten halten auf guten Styl, ſo wie ihre gebildeten Einwohner auf gutes Sprechen. Dabey hat Amerika den Vortheil, die Sprache nicht durch mancherley Provinzial-Dialekte verdorben zu ſehen. In England verſtehen ſich die Einwohner entfernter Grafſchaften oft nicht unter einander, in Amerika ſpricht das Volk in allen Staaten ein und daſſelbe gute Engliſch. Wohl haben die Amerikaner die Sprachkühnheit gehabt, einige neue Worte analogiſch zu bilden; die Engländer beſchrieen ſie darüber, aber ihre Schriftſteller nahmen mehrere davon auf, und jezt ſind ſie in allgemeinem Gebrauch. Dieſe Sprachübereinſtimmung zwiſchen England und Amerika iſt ein für dieſes lezte ſehr günſtiger Umſtand, denn wenn ſie ſtolz ſeyn dürfen, daß Waſhington und Franklin unter ihnen geboren ward, ſo müſſen ſie ſich auch freuen, Shakeſpear und Milton unter ihre Vorfahren zählen zu dürfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus Walter Scott's neueſtem Romane: „Der Seeräuber.“

(Fortſetzung.)

Jaſper, der verſtändige Jaſper aus Yorkſhire, lächelte liſtig in ſeinen Aermel, wie er ſah, daß der junge Trippie ſich als einen Span vom alten Stock zu beweiſen ſchien und eher dem muntern Yorkſhire'r Yeoman nachſchlug, als dem edeln, aber etwas ſauern Blute des Hauſes von Clinkscale. Er bemerkte mit unterdrücktem Wohlgefallen, daß die Pflüger-Pfeife die Stelle des ſchönſten Wiegenlieds bey ihm vertrat, und die erſten Worte, welche er ſtammeln lernte, die Namen der Ochſen waren; überdieß noch, daß der Burſche das zu Haus gebraute Ale dem ſchottiſchen Zweypfenningsgetränke vorzog, und daß er den Griff der Trinkkanne nie mit ſo großem Widerwillen losließ, als wenn, durch einen Kunſtgriff von Jaſper's eigener Erfindung, noch einmal ſo viel Malz in die Braupfanne gekommen war, als die haushälteriſche Sparſamkeit der Frau Yellowley in ihrer allerbeſten Laune bewilligt und feſtgeſezt hatte. Dazu kam noch, daß, wenn keine andere Mittel mehr aufzufinden waren, um einen gelegenheitlichen Anfall von Schreyen zu dämpfen, der Vater bemerkte, Trip werde immer zum Schweigen gebracht, ſobald die Zügel um ſeine Ohren ſchwirrten. Aus allen dieſen Vorzeigen ſchloß er und beſchwor es bey ſich, der Knabe würde ſich als ein wahrer Yorkſhirer beweiſen und die Mutter ſammt der Mutter Sippſchaft wenig Theil an ihm haben.

Unterdeſſen, und im Verlauf eines Jahres nach Triptolemus Geburt, gebar Frau Yellowley eine Tochter und nannte ſie, nach ſich, Barbara; ſie zeigte ſchon als Kind die platte Naſe und die dünnen Lippen, durch welche ſich die Clinkscale-Familie unter den Einwohnern von Mearns auszeichnete. Als ſie in ihren Kinderjahren vorrückte, drang der Eifer, mit welchem ſie Trip's Spielzeug ſich aneignete, die Hartnäckigkeit, womit ſie es ihm vorenthielt, nebſt dem Hange zum Beißen, Kneipen, Kratzen, aus Schadenfreude oder ohne Veranlaſſung, den aufmerkſamen Beobachtern die Bemerkung auf, daß Baby ihrer Mutter nachſchlage. Boshafte Leute ſcheuten ſich nicht zu ſagen, das feurige Blut der Clinkscale ſey durch das aus Altengland nicht gekühlt und geſänftigt worden bey dieſer Gelegenheit.

(Trip wird nach St. Andrews auf die Schule geſchickt, kehrt aber nach ſeiner Mutter Tod zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Landbau, zurück; er kömmt durch die Verſuche der manchfachen Theorien des Landbaus in Verlegenheiten, aus denen ihn die Ankunft des Pachtherrn zieht, indem er ihn als Faktor nach Harfra auf Zetland verſezte. Ein Jüngling, Mordaunt mit Namen, wird durch einen Sturm genöthigt, in der Wohnung Trip's zu Harfra einzukehren. Seine karge Schweſter Baby hat dem Fremden eben ein ſparſames Mahl bereitet, als zu ihrem Schrecken ſich in der Perſon von Bryce Snaelsfort, einem Hauſirer, der zweyte, und endlich zu ihrer Verzweiflung ein dritter Gaſt meldete.)

„Wie das klopft! ha, ſie kömmt!“ ſagte die alte Magd zu der aufgebrachten Baby: „Um Gotteswillen, ſprecht ſchön und freundlich mit ihr, ſonſt verwickelt ſich alles Garn auf dem Haſpel.“

Wie ſie ſo ſprach, trat eine Frau in das Zimmer, ſo groß, daß ſie mit ihrer Mütze faſt an der Höhe der Thür anſtieß; ſie machte ein Kreuz, als ſie eintrat, und ſprach mit feyerlicher Stimme: „Gottes und des heiligen Ronald Segen über die offne Thür und die freundlichen Bewohner, und mein Segen über herzloſe Filze!“

„Und wer ſeyd ihr, die ihr ſo keck ſeyd mit eurem Segen und euerm Bann in andrer Leute Haus? Welche Art von Gegend iſt dieſe, daß die Leute keine Stunde ruhig ſitzen und dem Himmel dienen und ihr bischen Zeug zuſammenhalten können, ohne herumziehende Männer und Frauen, die, ſich aufdringend und einquartirend, angezogen kommen, eines nach dem andern, wie ein Zug wilder Gänſe?“

Der verſtändige Leſer wird dieſe Rede der Jungfer Baby gar leicht zuſchreiben, und man kann blos muthmaßen, welche Wirkung ſie auf den zulezt eingetretenen Gaſt machte, denn die alte Magd und Mordaunt wendeten ſich zu gleicher Zeit zu der Angeredeten, um das Gewitter abzulenken. Die erſtere ſprach in einem fürbittenden Tone einige norſiſche Worte, und Mordaunt ſagte auf Engliſch: „Es ſind Fremde, Norna, und ſie kennen weder euern Namen noch eure Eigenſchaften: auch ſind ſie nicht vertraut mit der Lebensweiſe in dieſen Gegenden, und darum müſſen wir ſie wegen des Mangels an Gaſtfreundſchaft entſchuldigen.“

„Ich bin nicht unbekannt mit den Regeln der Gaſtfreundſchaft,“ — ſagte Triptolemus —, „miseris succurrere disco, junger Mann! — Die Gans, die im Schornſtein bis Michaelstag wohnen ſollte, kocht jezt für euch im Topfe; aber wenn wir zwanzig Gänſe hätten, ſo ſehe ich wohl Zeiten kommen, wo wir gern jede Feder auffaſſen würden. — das muß beſſer werden.“

„Was muß beſſer werden, niedriger Knecht?“ ſagte die fremde Norna, ſich plötzlich mit einer Heftigkeit zu ihm wendend, die ihn beben machte: „Was muß beſſer werden? bringe, wenn du willſt, hierher die neuausgeheckten Pflugmeſſer, Spaten und Eggen, ändere die Geräthe unſrer Väter von der Pflugſchar an bis zur Mausfalle: aber wiſſe, du biſt in dem Land, das ſich vor Alters die flachshaarigen Kämpfer des Nordens gewannen, und laß uns wenigſtens ihre Gaſtfreundſchaft, um zu zeigen, daß wir von dem abſtammen, was einſt edel und großmüthig war. Ich ſage dir, ſieh dich vor, — ſo lang Norna die unermeßlichen Gewäſſer überblickt vom Kamm des Fitfulhead, blieb noch etwas, das einer ſchützenden Kraft gleicht. Wenn Thule's Männer aufhörten, Helden zu ſeyn, und den Raben Gaſtmähler zu bereiten, ſo haben die Frauen die Kunſt nicht vergeſſen, welche ſie einſt zu Königinnen und Prophetinnen erhob.“

Das Weib, welche dieſe ſonderbaren Worte ausſprach, war ſo auffallend in ihrer Erſcheinung, als überaus ſtolz in ihren Anſprüchen und in ihrer Sprache. Sie hätte, was ihre Geſichtszüge, ihre Stimme und Geſtalt betrifft, auf der Bühne die weiſe Velleda, Bonduca oder Boadicea, Aurinia oder eine andere Wahrſagerinn vorſtellen können, wie ſie je alte Gothenſtämme in die Schlacht führten. Ihre Züge waren ſtolz und wohlgebildet und würden ohne die Stürme der Zeit und ohne die Wirkung, welche das ſtete Leben unter dem rauhen Himmel ihrer Gegend auf ſie hatte, ſchön geweſen ſeyn. Alter, und vielleicht Kummer hatten einigermaßen das Feuer der dunkelblauen Augen getrübt, deſſen Farbe ſich faſt der ſchwarzen näherte; ſie hatten Schnee auf die der Mütze entquellenden Haare geſtreut, die jezt von dem wilden Sturm aufgelöſt waren. Ihr Ueberkleid, das von Waſſer triefte, war von ſchlechtem, dunkelfarbigen Stoffe, Wadmural genannt, damals gebräuchlich auf der Inſel Zetland, wie auch in Island und Norwegen. Als ſie aber dieſes Kleid von den Schultern zog, wurde eine kurze Jacke von dunkelblauem Sammt, mit Figuren bezeichnet, ſichtbar, ſo wie ein Bruſtſtück von hochrother Farbe und von einem gedunkelten Silberſaum eingefaſſt. Ihr Gürtel war mit ſilbernen Zierrathen, welche die Form planetariſcher Zeichen hatten, beſezt — ihre blaue Schürze, mit eben ſolchen Figuren geſäumt, bedeckte einen Rock von hochrothem Tuche. Starke, dauerhafte Schuhe von dem halbgegerbten Leder der Gegend, waren mit Riemen, gleich denen der römiſchen Halbſtiefeln, über den ſcharlachnen Strümpfen gebunden. Sie trug in ihrem Gürtel eine Waffe, von welcher man ungewiß war, ob ſie ein Opfermeſſer oder einen Dolch vorſtellen ſollte, je nachdem die Einbildungskraft deſſen, welcher ſie ſah, ihrer Eigenthümerinn den Charakter einer Prieſterinn oder einer Zauberinn unterlegen wollte.

In ihrer Hand hielt ſie einen in Vierecke getheilten Stab, in welchen Runenzeichen gegraben waren, die einen jener tragbaren, ewigen Kalender bildeten, wie die alten Bewohner Scandinaviens ſie brauchten; im Auge der Abergläubigen hatte er das Anſehen eines Zauberſtabs.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz - Nachrichten.

London, Jan.

(Fortſetzung.)

Das Edinburger Philosophical-Journal enthält die folgende intereſſante Anzeige: Band-Alphabet für die Blinden. — Das Band-Alphabet wird auf die Weiſe gebildet, daß man einen Strick, ein Band oder irgend etwas der Art ſo knüpfet, daß die darauf angebrachten Erhöhungen, mittelſt ihrer Geſtalt, Größe und Lage die Sprachelemente bezeichnen können. Die Buchſtaben dieſes Alphabets werden in ſieben Klaſſen eingetheilt, welche durch gewiſſe Knoten oder andere Zeichen angezeigt werden; jede Klaſſe enthält vier Buchſtaben, ausgenommen die letzte, welche nur zwey hat. Die erſte oder A-Klaſſe wird durch einen großen runden Knoten bezeichnet; die zweyte oder E-Klaſſe durch einen von dem Stricke hervorſtehenden Knoten; die dritte oder I-Klaſſe durch eine Reihe von Gliedern, gemeinhin drummers plait genannt; die vierte oder M Klaſſe durch eine einfache Schlinge; die fünfte oder Q-Klaſſe durch eine Schlinge mit einer durchgezogenen Linie; die ſechste oder U-Klaſſe durch eine Schlinge mit einer darauf geworfenen Netzmaſche; und die ſiebente oder Y-Klaſſe durch eine geflochtene Schlinge. Der erſte Buchſtabe wird durch das einfache Zeichen ſeiner gegenſeitigen Klaſſe angegeben; der zweyte durch dieſes Zeichen und einen dicht dabey gemachten Knoten; der dritte durch dieſes Zeichen mit einem Knoten in der Entfernung eines halben Zolles; und der vierte wieder durch daſſelbe Zeichen mit einem Knoten einen Zoll davon. So iſt A bloß ein großer runder Knoten; B ein großer runder Knoten mit einem gemeinen Knoten dicht darneben; C ein großer runder Knoten mit einem gemeinen Knoten einen halben Zoll davon; und D iſt ein großer runder Knoten mit einem gemeinen Knoten einen Zoll davon u. ſ. w. — Die Erfahrung hat gelehrt, daß das oben beſchriebene Alphabet vollkommen den Zwecken entſpricht, für welche es erfunden worden, da die Erfinder, Robert Milne und David Macbeath, welche beyde blind ſind, mittelſt deſſelben nicht nur zwiſchen ſich ſelbſt, ſondern auch mit Andern, denen ſie den Gebrauch deſſelben gelehrt, in gewöhnlicher Korreſpondenz ſind. Es wird Jedermann einleuchten, daß der Gebrauch eines auf die erklärte Weiſe zuſammengeſetzten Alphabets allzeit beſchwerlich ſeyn müſſe; man muß aber auch nicht vergeſſen, daß es kein denkbares Syſtem von fühlbaren Geſtalten zur Vorſtellung der Gedanken gibt, welches dieſem Einwurf nicht mehr oder weniger ausgeſetzt wäre. Die Erfinder ſind überzeugt, daß unter den verſchiedenen Mitteln, durch welche Perſonen ſich aus der Entfernung, in einer dem Gefühl vorgelegten Sprache, ihre Gedanken mittheilen könnten, es manche geben müſſe, welche geſchwinder von der Hand gehen, als das ihrige; ſie ſchmeicheln ſich aber, daß, wenn alle Vortheile und Nachtheile der verſchiedenen Methoden gehörig erwogen worden ſind, man den von ihnen angenommenen Plan im Ganzen als den beſten anerkennen werde. Es kann kaum ein Syſtem von fühlbareren Zeichen geben, welches weniger ſchwer zu erlernen oder zu behalten wäre, indem eine Perſon von gewöhnlichen Verſtandeskräften das Band-Alphabet innerhalb einer Stunde vollkommen erlernen und für immer behalten könnte. Dennoch können die Erfinder verſichern, daß weder die Feder noch der Druck die Gedanken mit größerer Genauigkeit mitzutheilen vermögen. Nebſt den äußerſt wichtigen Eigenſchaften der Einfachheit und Genauigkeit, welche ihr Plan vereiniget, und worin derſelbe nicht übertroffen worden, beſitzt er manche geringere, aber doch nicht minder wichtige Vortheile, welchen nach ihrer Meinung nichts von der Art gleich kommt. Z. B. ſeine fühlbare Vorſtellung der Worte ſind leicht tragbar; die Materialien, womit ſie verfertigt werden, ſind immer wohlfeil zu bekommen; und der zu deren Bildung erforderliche Apparat iſt äußerſt einfach. Nebſt den Buchſtaben hat man auch arithmetiſche Zeichen ausgemittelt, die man hoffentlich ſehr vortheilhaft finden wird, da das Erinnern der Zahlen oft ſehr ſchwer iſt. Auch hat man für deutliche Kommata, Halbpunkte u. ſ. w. geſorgt, um ſolche nach Belieben zu gebrauchen. Die Erfinder haben nur noch hinzu zu ſetzen, daß, überzeugt von dem glücklichen Erfolg der Erfindung für ſie ſelbſt, und von Mitleiden gegen ihre Mitgefangenen der Dunkelheit durchdrungen, ſie allen mit der Erziehung blinder Perſonen beſchäftigten Männern aufs dringendſte empfehlen, dieſelben ſorgfältig in den Grundſätzen der Rechtſchreibung zu unterrichten, da die Unfähigkeit der meiſten Blinden, gehörig zu buchſtabiren, die Haupturſache iſt, warum ſie von der neuen Art, den Gedanken auszudrücken, die erwünſchten Vortheile nicht erlangen, welche man ihnen in ihrer traurigen Lage zu verſchaffen wünſcht. — Diejenigen, welche über das Band-Alphabet u. ſ. w. weitere Belehrung zu erhalten wünſchen, können ſolche finden, wenn ſie ſich an David Macbeath im Blindenhoſpital, Nicolſon-Street, oder an Robert Milne, Muſiklehrer, Nr. 23. Broughton-Street, Edinburg, wenden. — Dieſe Ankündigung, bemerkt der Herausgeber des Journals, iſt von den Erfindern ſelbſt verfertigt, und ohne Abänderung gedruckt worden, und iſt gewiß in vieler Hinſicht merkwürdig.

(Der Beſchluß folgt.

Logogriph.

Grüne Fläche Raum,
Die des Menſchen Wille
Deckt mit fremder Hülle,
Ihre ſieht man kaum. —

Schläfer, der in Frieden
Von der Reiſe ruht,
Welchem nicht beſchieden
Irdiſch Glück und Gut —

Baum, der Bäume Krone,
Deſſen Zweige grün
So zu Schmuck als Lohne
Manches Haupt umzieh'n —

Stets ein Zeichen minder,
So trifft alles dieß
Meines Wortes Finder.
Doch — ihr habt's gewiß!

Auflöſung des Palindroms in Nr. 19.

Neger — Regen.

Nro. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Februar 1822.

Betrug und Wahn hängt um des Menſchen Trachten,
Und nimmer weiß er, was erſprießlich ſey,
So für das Jezt, wie für den künft'gen Ausgang.

Pindar.

Aus Walter Scott's neueſtem Romane: „der Seeräuber.“

(Beſchluß.)

Dieß war das Aeußere, Züge und Kleidung der Norna von Fitful-head, auf die viele der Inſelbewohner mißtrauiſch, viele furchtſam, und die meiſten mit einer Art von Verehrung ſchauten. Weniger auffallende Verdachtsgründe hätten ſie in jedem andern Theil von Schottland den Verfolgungen jener grauſamen Ausſpürer bloßgeſtellt, welche damals im Auftrag des geheimen Raths alle der Hexerey oder Zauberkunſt Angeklagte verhafteten, folterten und endlich zum Tod auf dem Scheiterhaufen verdammten. Allein Aberglauben dieſer Art geht durch zwey Grade, ehe er ganz ſinkt: in dem erſten Grade werden die verehrt, welche man, als mit übernatürlichen Kräften begabt, betrachtet; wenn aber Religion und Erkenntniß die Menſchen höher heben, dann haßt und verabſcheut man ſie anfangs, und ſieht ſie endlich für Betrüger an. Das zweyte war in Schottland der Fall: die Furcht vor Zauberkräften war groß und der Haß gegen die, welche im Verdacht waren, ſie zu üben, auf den höchſten Grad geſtiegen. Zetland machte noch eine kleine Welt für ſich aus, wo unter den niedrigern und rohen Klaſſen ſo viel von dem alten nordländiſchen Aberglauben verblieben war, als nothwendig ſeyn mochte, um die urſprüngliche Verehrung vor ſolcher übernatürlichen Wiſſenſchaft und Macht über die Elemente, ſo zu erhalten, wie ſie im alten Scandinavien herkömmlich war. Die Einwohner von Thule kannten zwey Arten von Zauberern; die erſte feyerte ihre Feſte durch den Beyſtand des Teufels; die andern aber hatten mit Geiſtern einer verſchiedenen und weniger gehaßten Klaſſe zu thun — und das waren die alten Zwerge, die man in Zetland Trows oder Drows nannte, die neuern Feen u. dgl.

Unter denen, welche mit Geiſtern im Bunde leben ſollten, ragte dieſe Norna, die Abkömmlinginn und Vertreterinn einer Familie, welche ſeit langer Zeit auf ſolche Gaben Anſpruch machte, ſo ſehr hervor, daß ihr Name, der eine der verhängnißvollen Schweſtern anzeigt, welche das Gewebe des menſchlichen Geſchickes weben, ein Ehrenname war, den man ihr wegen ihrer übernatürlichen Kräfte beylegte. Ihr wahrer Taufname wurde von ihr und ihren Verwandten ſorgfältig verſchwiegen; denn mit der Entdeckung deſſelben ſollte nach ihrem Glauben irgend ein unglücklicher Zufall verbunden ſeyn. In jener Zeit ſtellte ſich blos der Zweifel dar, ob ſie ihre geglaubte Macht durch rechtmäßige Mittel erworben habe. Jezt würde man gefragt haben, ob ſie eine Betrügerinn, oder ob ihre Einbildungskraft ſo ſehr von den Geheimniſſen ihrer vorgeblichen Kunſt durchdrungen ſey, daß ſie gewiſſermaßen ſelbſt an ihre übernatürliche Weisheit glaube. Gewiß iſt es, daß ſie ihre Rolle mit ſolchem Selbſtvertrauen, mit ſolcher Würde ſpielte, und daß ſie zugleich eine ſolche Gewalt über die Sprache und eine ſolche Kraft des Charakters zeigte, daß es dem größten Skeptiker ſchwer geworden wäre, die Wirklichkeit ihrer Begeiſterung in Zweifel zu ziehen, obgleich er vielleicht über die Vermuthungen lächelte, zu welchen ſie Veranlaſſung gab.

Der Sturm hatte vor dem Eintritt der Norna ein wenig von ſeiner Heftigkeit nachgelaſſen, ſonſt wäre es ihr unmöglich geweſen, das Haus zu erreichen. Aber ſie war kaum auf ſo unerwartete Weiſe in die Mitte derer getreten, welche der Zufall in der Wohnung von Triptolemus Yellowley verſammelt hatte, als das Wetter plötzlich wieder in ſeiner vorigen Heftigkeit ausbrach und das Gebäude rings mit ſolcher Wuth umſtürmte, daß die Hausgenoſſen nun an nichts als an die Gefahr dachten, die ihnen bevorſtand, da das alte Haus einzuſtürzen drohte.

Jungfer Baby machte ihrer Furcht in lauten Ausrufungen Luft, wie: „Gott ſey uns gnädig — das iſt gewiß der lezte Tag — welche verwünſchte, verhexte Gegend das iſt! — und du, Thor“ — ſagte ſie, zu ihrem Bruder gewandt — „Thor, der du warſt, das ſchöne Mearns-Land zu verlaſſen, um hieher zu ziehen, wo wir nichts als freches Bettler- und Reiſepack in, und des Himmels Zorn außer dem Haus haben.“

„Ich ſage dir, Schweſter Baby“ — erwiederte Trip — „alles ſoll anders, ſoll beſſer werden, ausgenommen“ — murmelte er zwiſchen den Zähnen — „deine eſſigſaure Laune, die den Sturm nur herber macht.“

Die alte Magd und der Hauſirer ſprachen unterdeſſen angelegentlich mit der Norna; da ſie aber in der norſiſchen Sprache redeten, ſo verſtand der Hausherr nichts davon.

Die Norna hörte ihnen ſtolz und unbewegt zu und ſagte endlich laut und auf Engliſch: „Ich will nicht! Wenn nun auch dieſes Haus vor dem Morgen in ſeinen Trümmern läge, was verlöre die Welt an dieſem ſchwächlichen knickeriſchen Volk, welches darin wohnt? Wollen ſie Zetland's Gebräuche umgeſtalten? — Laſſt doch ſehen, wie ihnen ein Sturm auf Zetland gefällt. Ihr, die ihr nicht zu Grunde gehen wollt, verlaſſt dieß Haus.“

Der Hauſirer nahm ſeinen kleinen Torniſter und begann, ihn in der Eile auf ſeinem Rücken feſt zu ſchnallen; die alte Magd warf ihren Mantel um die Schultern, und beyde ſchienen im Begriff, das Haus zu verlaſſen.

Triptolemus Yellowley fragte Mordaunt erſchrocken und mit banger Stimme, ob er glaube, daß einige, das heißt ſo große Gefahr vorhanden ſey?

„Das weiß ich nicht;“ — erwiederte der Jüngling: „Ich habe niemals ſo einen Sturm geſehen! Norna kann uns am beſten ſagen, wann er aufhört; denn auf dieſen Inſeln verſteht ſich Niemand beſſer auf das Wetter als ſie.“

„Und iſt das alles, was Norna nach deiner Meinung thun kann?“ — fragte die Sybille: „Wiſſe, daß ſich ihre Gewalt nicht auf einen ſo kleinen Raum beſchränkt. Höre mich, Mordaunt, Jüngling von fremdem Lande, aber von freundlichem Herzen! Wirſt du dieß Haus verlaſſen mit denen, welche ſich nun anſchicken, Abſchied von ihm zu nehmen?

„Nein, nein, Norna!“ verſezte Mordaunt: „ich weiß nicht, warum du mich entfernt wünſcheſt, aber dein düſteres Drohen wird mich nicht bewegen, ein Haus zu verlaſſen, in welchem ich bey ſolchem Sturme freundlich aufgenommen wurde: ſind deſſen Eigenthümer unbekannt mit unſern unbegrenzten Geſetzen der Gaſtfreundſchaft, ſo bin ich ihnen um ſo mehr verbunden, daß ſie ihre Thüre zu meiner Aufnahme öffneten.“

„Er iſt ein braver Jüngling“ — ſagte Baby: „und er wäre zehn Gänſe werth, wenn ich ſie hätte. Ich ſchwöre, er iſt eines Edelmanns Sohn, und nicht von bäuriſchem Blute.“

„Höre mich, Mordaunt,“ ſagte Norna, „und verlaſſe dieſes Haus. Das Schickſal hat große Plane mit dir; du ſollſt nicht untergehen unter den Trümmern dieſes ſchlechten Hauſes und mit deſſen noch werthloſern Bewohnern, deren Leben der Welt ſo unbedeutend iſt, wie auf ihrem Strohdache das Wachſen des Hauslauchs, der bald zerdrückt liegen wird unter ihren zerquetſchten Gliedern.

„Ich — ich — ich will hinaus!“ rief Yellowley, den troz ſeiner Gelehrſamkeit ein Grauen vor dem Ausgang des Abenteuers anwandelte; denn das Haus war alt und die Mauern begannen bey den erneuten Windſtößen furchtbar zu wanken.

Fortſchreitende Kultur in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(Beſchluß.)

Am vortheilhafteſten hat ſich der Geiſt der Amerikaner in den mechaniſchen Künſten gezeigt. Das mußte unter einem Volk der Fall ſeyn, dem es bey viel techniſchen Kenntniſſen an Armen gebrach, wo alſo jede mechaniſche Erleichterung mehrfachen Gewinn brachte. Der Kongreß hat vom erſten Jenner 1813 bis erſten Jenner 1814 zweyhundert fünf und dreyßig Patente ertheilt.

Es ſind darunter Maſchinen, die den Mühlenbau angeben, die Baumwolle zu kratzen, Nägel zu verfertigen, eine Erfindung, das Innre der Handelsſchiffe, vermöge eines zwiſchen die Verdecke angebrachten gläſernen Cylinders zu erleuchten, eine Vorkehrung, das Seewaſſer trinkbar zu machen, welche den ehemaligen ſehr vorzuziehen ſeyn ſoll; eine Maſchine Schuhe zu verfertigen, vermöge welcher ein Paar derſelben in einer Viertelſtunde ſoll vollendet werden können. — Doch vor allem lernten die Amerikaner den Dampf zu benutzen, wovon ihre in allen Richtungen und von allen Größen im Gang ſich befindenden Dampfſchiffe den Beweis geben. Da über die erſtaunungswürdige Ausbildung dieſer herrlichen Erfindung in dieſen Blättern ſchon oftmals die

Rede war, wollen wir uns dabey nicht aufhalten. Fliegende Schiffbrücken, oder Fähren, welche durch den Dampf getrieben werden, ſind ebenfalls an mehrern Orten errichtet. Eben ſo können die vereinten Provinzen einige ſchöne Bogenbrücken aufweiſen; die von Schuylkill hat 560 Fuß Länge, bey 40 Breite, die beyden ſie ſtützenden Pfeiler ſind 195 Fuß von einander entfernt, der mittlere Bogen hat 194, die kleinern 150 Fuß Weite. Die Höhe von der Waſſerfläche bis zum Fahrweg hat 31 Fuß und dieſer ſelbſt 8 Fuß Breite. Die Vorzüglichkeit der amerikaniſchen Schiffe, ſowol zum Handel als zum Krieg, iſt von allen ſchiffahrttreibenden Nationen anerkannt. Auch in der Baukunſt hat die Nation das Beſtreben nach ſchönen Denkmalen gezeigt. Das Kapitol in Waſhington, die Bank in Penſylvanien ſind ehrenwerthe Gebäude. Das lezte, von weiſſem Marmor aufgeführt, koſtet 538,000 Dollars. Die amerikaniſche Münze darf in der Schönheit ihres Gepräges mit der engliſchen und franzöſiſchen wetteifern.

Als eine ſehr konſequente Folge der natürlichen und bürgerlichen Verhältniſſe der Freyſtaaten, ward die dramatiſche Kunſt von allen Feldern der Bildung am wenigſten angebaut. Erſt ſeit fünfzehn Jahren beſchäftigte man ſich mit einigem Erfolg mit ihr. Die Einführung von Schaubühnen ward wegen ihres Einfluſſes auf die Sitten lange beſtritten, und iſt nicht in allen Staaten durchgegangen. Im Staat Connecticut, in der Stadt Hartfort, hatte man ein Theater erbaut, das aber ſpäterhin in eine Kirche verwandelt wurde, und noch jezt ſind die Schauſpieler daſelbſt im Kirchenbann. In Maſſachuſetts blieb der Streit zwiſchen Kirche und Bühne lange unentſchieden; endlich ſiegte die erſte. Allein die Kunſt wuſſte das Geſetz zu umgehen, und es fand dort ſtatt, was ein Correſpondent des Morgenblatts vom Zürich erzählte; man gab unter dem Namen von Vorleſungen die berühmteſten engliſchen Bühnen-Stücke, mit etwas weniger Pomp wie auf gewöhnlichen Bühnen, aber gewiß nicht mit weniger Beyfall. Seitdem gelang es einigen weniger ſtreng geſinnten Männern, ein regelmäßiges Schauſpiel in Maſſachuſetts einzuführen; ja auf die Vorſtellung eines ſeiner Mitglieder hob der geſetzgebende Körper das Geſetz, welches dramatiſche Darſtellungen verbot, auf, und 1798 ward in Boſton eine Schaubühne eröffnet. In den lezten zwölf Jahren wetteiferten die amerikaniſchen Schauſpielhäuſer mit denen der alten Welt an Glanz und Größe. Die Vereinigten Staaten beſitzen deren in ein und zwanzig Städten, wovon Rhode Island fünf, und Louiſiana, das nur ein Journal hatte, doch auch eine Bühne beſizt. Die Regierung übt keinerley Geſetzeszwang über die Bühne aus, kein Schauſpiel iſt der Cenſur unterworfen, Jeder, der da Luſt hat, kann eine Bühne erbauen. Der einzige Richter der Schauſpieler und der Bühnenwerke iſt das Publikum, deſſen Geſchmack ſich nach dem engliſchen bildet. Deßhalb ſind auch die meiſten aufgeführten Stücke vom engliſchen Theater entlehnt; bisher erſchienen noch ſehr wenig Originale, dennoch darf ſich dieſes neue Volk ſchon einiger Nationalſchauſpiele rühmen: Hrn. Burkes „Schlacht von Bunkershill,“ Hrn. Elliſons „Amerikaner in Tripolis,“ Hrn. Barkers (Sohn) „Fuchsjagd, oder die indiſche Prinzeſſin“ gehören dahin. Dieſes lezte Stück, das ſich auf eine wahre Begebenheit gründet, hat außerordentlichen Beyfall gefunden. Die Rechte der Verfaſſer ſind hier nach engliſchen Geſetzen beſtimmt. Die hier mit Beyfall auftretenden Schauſpieler ſind alle Engländer; John Howard, ein Tragiker, macht eine Ausnahme; ſein Vaterland und England, welches er beſuchte, hat ihn den amerikaniſchen Roſcius genannt. Wie er 1809 im ſechszehnten Jahre die Bühne in Neuyork zum erſtenmale betrat, war der ihm gezollte Beyfall ſo groß, wie der, welchen er kurz vorher in England, wo er ſeine theatraliſche Laufbahn anfing, erhalten hatte.

Die Amerikaner der Vereinigten Staaten haben nicht den einförmigen Charakter, den man bey allen Nationen, die längſtbeſtehende Einrichtungen haben, bemerkt. Ihre Phyſionomien ſind ſo verſchiedenartig wie ihr Urſprung. Der allgemeinſte Unterſchied findet zwiſchen den Bewohnern der Seeküſte und jenen des Binnenlandes ſtatt. Die erſten gleichen den Bewohnern großer Städte in Europa, ſie haben ihre Laſter, ihren Luxus, und ſind, wie ſie, vom Wege der wahren Sittigung abgewichen; jene ſind Landbauern, und beſitzen einen großen Theil der einfachen Sitten, und des wahren Glücks, die dieſen Stand zum beneidenswertheſten machen. Mit Recht mag ein Theil dieſer Menſchen der Rohheit beſchuldigt werden, allein ſogenannte gebildete Europäer, welche dieſe Gegenden beſuchen, verwechſeln auch oft die Eigenheiten eines ſich freywiſſenden Volkes mit dem, was bey ihren Landsleuten Rohheit ſeyn würde. Daß die Bildung hier einen ganz andern Gang gehen muſſte, von dem Befreyungskrieg an, wo wir ihren Anfang ſetzen wollen, bis zu einem willkürlich anzunehmenden Punkt, als ſie in Europa vom Mittelalter an that, oder jedem andern Zeitpunkt, den der Leſer ſich ſetzen will, ergibt ſich aus den Umſtänden. Allein wie intereſſant dieſe Unterſuchung auch ſey, würde ſie hier zu weitläufig werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Jan.

(Beſchluß.)

Die hieſigen Juden, oder doch wenigſtens einige der einflußreichſten unter denſelben, ſcheinen einzuſehen, daß Unterricht allein, d. h. reiner, unverfälſchter Unterricht in der Bibel und der Sprache des Landes, worin ſie wohnen, zu der moraliſchen und bürgerlichen Verbeſſerung ihres Volkes führen kann, welche die Zeit dringend von denſelben fordert. Schon ſeit drey Jahren beſtand hier eine Freyſchule, wo ein einziger Lehrer, Hr. Salomon, ein verdienſtvoller junger Mann, dreyhundert arme jüdiſche Knaben nach dem Bell-Lancaſterſchen Syſtem unterrichtete. Doktor van Oven, ein jüdiſcher Wundarzt, iſt der vorzügliche Beförderer dieſer Anſtalt, welche gänzlich durch freywillige Beyträge von Seiten der reichern Iſraeliten erhalten wird. Jeden Sonnabend hält der Lehrer eine kurze Predigt in engliſcher Sprache zur Erklärung der moſaiſchen Religion, die er zwar nur an die Kinder zu richten ſcheint, die aber in ihrer eindringlichen Einſachheit die Herzen der Eltern, die beſonders dazu eingeladen werden, nicht verfehlen konnten. Die guten Folgen dieſer Erziehungsmethode ſcheinen ſo auffallend geworden zu ſeyn, daß ſie alle Vorurtheile überwältigten, und einen Eifer bey der Judenſchaft erweckten, welcher den Ausſchuß bald in Stand ſezte, die Wohlthat der Erziehung auf neunhundert Kinder (worunter dreyhundert Mädchen) auszudehnen. Hierzu hat man ein bequemes Gebäude mit drey Schul- und einem Committe-Zimmer und zweyen Häuſern für den Lehrer und die Lehrerin errichtet, welches zuſammen an 5000 Pf. Sterling koſtet, und am 13. dieſes geſchah die Einweihung der neuen Schule von Seiten des Ober-Rabbiners in Gegenwart einer Menge Zuſchauer beyderley Geſchlechts. Die Feyerlichkeit war ſehr impoſant, beſonders durch den Geſang der Kinder von einigen hebräiſchen Gebeten nach proteſtantiſcher Kirchenmuſik. Es iſt zwar nicht einzuſehen, warum die Mutter von der Tochter, nämlich die jüdiſche Religion in der Anordnung ihres Gottesdienſtes von der chriſtlichen borgen ſoll, indeſſen aber iſt es doch ein Beweis, daß die alten Vorurtheile bey dem jüdiſchen Volke ſchnell abnehmen, indem der Rabbiner, ein polniſcher Rabbi vom alten Schlag, dieſe Neuerung zuließ, welche in England wenigſtens als der erſte Schritt zur Umſtoßung des alten verwirrten Judenſchul-Syſtems betrachtet werden muß. Nach der Einweihung folgte das Examen, und hier zeigten die Knaben nicht nur eine geläufige Kenntniß im Leſen und Buchſtabiren des Engliſchen und Hebräiſchen, ſondern die erſte Klaſſe las und überſezte in gutem Engliſch die Bibel und das jüdiſche Gebetbuch mit der größten Geläufigkeit; ja einige, welche von einem beſondern Lehrer in der Miſchna unterrichtet werden, gaben die Ueberſezung und Erklärung im Engliſchen; ſo daß, wie es ſcheint, das Kauderwelſch, welches die deutſchen Juden mit hierher gebracht haben, und welches in den gewöhnlichen hieſigen Schulen beym Ueberſezen noch gebräuchlich ſeyn ſoll, aus dieſer ganz verbannt iſt. Beym Examen wurden auch einige Pſalmen wiederholt, und auch hier hatte man den Ton, womit dieſe herrlichen Gebete in der Synagoge abgebetet zu werden pflegen, gegen die feyerliche Recitation vertauſcht, welche in der engliſchen Kirche üblich iſt. Ueberdieß bemerkte man auch an den Kindern nichts von dem Hang, den Körper zu ſchütteln und die Hände zu bewegen, ſondern die Kleinen ſprachen und ſangen in der vollkommenſten Ruhe und Gelaſſenheit, und überhaupt zeichneten ſie ſich (beſonders die, welche ſchon lange in die Schule gegangen waren) in ihrem Benehmen ſehr vortheilhaft vor den meiſten ihrer ältern Glaubensbrüder aus, welche als Zuſchauer zugegen waren, und die Spuren einer vernünftigen Erziehung zeigten ſich in jedweder Bewegung derſelben. Das Schulzimmer war mit den gedruckten Lektionen der brittiſchen und ausländiſchen Schulgeſellſchaft umhangen, welche die Schüler auswendig zu lernen haben; ſie beſtanden alle aus Auszügen aus der heiligen Schrift, ſelbſt dem neuen Teſtament, in ſo fern ſolches auf die Moral Bezug hat. Dieſes Einſchärfen kurzer, klarer Gedanken, welche in faßlicher Einfachheit das ganze Gebiet der Sittenlehre in ſich begreifen, ſoll ſich als äußerſt wohlthätig bewährt, und oft die Kinder zu Lehrern ihrer ſchlecht erzogenen Eltern (denn dieſe Kinder gehören alle zu der ärmſten Klaſſe) gemacht haben. Auch ward Ref. von dem Lehrer verſichert, daß das Reinhalten der Kinder, welches die Schulgeſeze unumgänglich nothwendig machen, auf viele Eltern äußerſt wohlthätig zurückgewirkt, und Ordnung und Reinlichkeit in viele Familien eingeführt habe, denen dieſe Eigenſchaften ehemals fremd waren. Auch iſt der Eifer, Unterricht für ihre Kinder zu erhalten, bey den armen Juden bereits ſo groß, daß ſich für die Mädchenſchule ſchon fünfhundert Kandidaten zur Aufnahme gemeldet haben. — Dieſer Artikel, welcher Manchem zu lang ſcheinen dürfte, wird unſtreitig von denen, welche die Wichtigkeit der Erziehung erkannt haben, gehörig gewürdigt werden, und Ref. würde ſich glücklich ſchäzen, wenn er dazu beytragen könnte, die Aufmerkſamkeit und den Wetteifer der Judenſchaften in den größern deutſchen Städten (denn in Dörfern iſt eine ſolche Anſtalt nicht ausführbar) zu erregen; denn ihnen liegt es ob, ſich des Bürgerrechts durch beſſere Erziehung fähig zu machen, ehe ſie daſſelbe fordern.

In den hieſigen Gefängniſſen befinden ſich jezt drey Perſonen, welche in der gegenwärtigen Seſſion gerichtet werden ſollen, und die ihren Namen zu geben verweigern, den auch Niemand kennt. Sie ſind wegen des Verkaufs einer von des berüchtigten Carliles Schriften, die bereits als ein Libell erkannt worden iſt, in deſſen eigenen Laden, angeklagt, und hoffen auf dieſe Weiſe der Strafe zu entgehen, und das Publikum iſt ſehr begierig, wie das Gericht in dieſem ungewöhnlichen Falle eines Angeklagten ohne Namen verfahren wird, und ich hoffe, ihnen das Reſultat in meinem nächſten Bericht geben zu können.

Kopenhagen, den 24. Dec. 1821.

Im leztverwichenen Sommer haben die Miſſionäre bey der däniſchen Kolonie Juſianenhaab in Grönland Veranlaſſung gefunden, ſich mit den grönländiſchen Heiden in der Gegend von Statenhuk in nähere Verbindung zu ſezen. Nach dem öfters geäußerten Wunſch mehrerer dieſer Grönländer, wenn ſie zu der Kolonie kamen, ward bey ihnen ein Beſuch abgeſtattet. Man traf ein großes Flachland, und beſonders einen ſchönen ebnen grünen Plaz nahe an der See, wo ſie ſchöne Häfen für Schiffe darbietet. Der Miſſionär hatte viele begierige Zuhörer, und ſchäzte die Volksmenge dieſer Landſtrecke auf fünfhundert Menſchen. Das Land war, wie auch die Heiden es zum voraus verſichert hatten, in aller Hinſicht ſehr ſchön, und ſchon wie von der Natur zu einer Niederlaſſung für Europäer, wie auch zu Wohnorten für Grönländer, geeignet. Die See friert daſelbſt nie zu, und die Einwohner bezeugten, daß es Winter und Sommer immer zu erwerben gibt, ſo daß ſie nie Mangel leiden. Auch von Grönländern aus der Oſtſeite wußten ſie zu erzählen, daß ſie ſich bisweilen bey ihnen einfänden und gleichfalls wünſchen Chriſten zu werden. — Sollte eine hierdurch veranlaßte Frequenz mit jenen „Grönländern aus der Oſtſeite“ vielleicht zur Wiederentdeckung der bereits ſeit Jahrhunderten für uns verlornen Oſtküſte des alten, unſern Voreltern wohlbekannten Grönlands leiten können? Die Direktion der evangeliſchen Brüder-Unität in Herrnhut hat, durch ihren hieſigen Miſſions-Agenten, bey unſerm König darauf angetragen, „daß ſowol der Unterricht jener Heiden in der chriſtlichen Religion durch die Miſſionäre der erwähnten Brüder-Unität, als die Errichtung eines Miſſionspoſtens unter denſelben auf die Weiſe, wie ſolches bereits auf drey Orten in den grönländiſchen Beſizungen Sr. Maj. Statt findet, erlaubt werden möge.“ Die obigen Nachrichten finden ſich in einer Beylage des Geſuchs der erwähnten Brüder-Gemeinde.

Die in England viel benuzten ſogenannten Patent-chains, Ketten aus Eiſen, welche die Schiffer ſtatt einiger der ſchwerſten Taue (Seile) brauchen können, fangen jezt an auch hier benuzt zu werden. Der Anker-Schmied Caſperſen hieſelbſt hat ausſchließendes Privilegium auf zehn Jahre zur Verfertigung ſolcher Eiſenketten erhalten. Ihr Vorzug beſteht darin, daß ſie ſtärker und dauerhafter ſind, als die Taue, und alſo beſonders zu Ankertauen benuzt werden können, da ſie in Sturm und hohen Wellen größere Sicherheit, als die gewöhnlichen aus Hanf gewähren, und ohnedieß mit der Zeit, der längern Dauer wegen, weniger koſtſpielig ſind. Ueberall, wo es nur auf Stärke, und nicht zugleich auf Elaſticität ankommt, möchten wohl die Ketten vorzuziehen ſeyn. Zum Takelwerk im Allgemeinen taugen ſie dagegen nicht.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 12.

Nro. 37.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 12. Februar 1822.

O Freundſchaft! erſtgebornes Kind
Des liebevolleſten der Weſen,
Süß, wie die Träume vom Geneſen
Dem hoffnungsvollen Kranken ſind —
O dieſes Lebens Labyrinth,
Was wär' es, ohne dich? —

Wieland.

Die drey Freunde.

(Eine perſiſche Erzählung.*)

Drey Freunde hatten einen ſolchen Bund der Liebe untereinander geknüpft, daß ſie wie Eine Seele in drey Leibern konnten betrachtet werden. Sie waren unter ſich überein gekommen, in allen Bedrängniſſen und Verlegenheiten ſich mit der bereitwilligſten Aufopferung beyzuſtehen. Es begab ſich, daß unvermuthet zu einem derſelben auf ein nahes Feſt ein Gaſtfreund kommen ſollte, den er nach Sitte zu bewirthen hatte, aber gerade war ſeine Kaſſe gänzlich erſchöpft. Auch lag ihm ſeine Frau ſchon ſeit einiger Zeit an, daß ihre Kinder doch beſſer bekleidet würden; es ſchmerze ſie in der Seele, zu ſehen, wie die Nachbarskinder in ſtattlichen, verbrämten Gewanden daher prunkten, und ſie müßte die ihrigen von jenen oft verſpottet ſehen, daß ſie mit ſo ſchlechten, manchmal halbzerriſſenen Kleidern ſich müßten behelfen; am bevorſtehenden Feſte ſollten ſie doch wenigſtens ſtattlicher herausgepuzt ſeyn. Von dem doppelten Beweggrunde gedrungen, überwand er ſeine Verſchämtheit, und mit dem Gurte des Muthes umgethan, ſchrieb er einem ſeiner zwey Freunde, und ſtellte ihm ſeine Noth vor. — Es währte nicht lange, ſo kam der Bote mit einem verſiegelten Beutel, mit tauſend Direm gefüllt, zurück. Der Beutel war noch unentſiegelt, ſo kam vom zweyten Freunde ein Brief an ihn, mit einer ähnlichen Bitte, ihm durch einen Geldvorſchuß aus einer dringenden Verlegenheit zu helfen. Was war zu thun? Ohne ſich lange zu beſinnen, zumal da ſeine Frau gerade nicht zugegen war, gab er den vor Kurzem erhaltenen, noch verſiegelten Beutel hin. Nun aber erinnerte er ſich ſeiner Gattinn, die von der Ankunft des Beutels ſchon Wiſſenſchaft hatte, und ihrer großen Freude, die ſie aus Liebe zu ihren Kindern, und in der frohen Ausſicht, die dieſer ihr eröffnete, bey ſeinem Empfange hatte laut werden laſſen. Er wagte es nicht, dieſen Abend vor ihr zu erſcheinen, und brachte daher die Nacht im benachbarten Tempel zu. Den Morgen darauf, als er nach Hauſe kam, ſtand bald nachher der Freund vor ihm, von dem er die tauſend Direm erhalten hatte. Er trug denſelbigen Beutel in den Händen. „Was haſt du mit meinem Gelde angefangen, redete er ihn an, das, verſiegelt, wie du es hier ſiehſt, wieder in meine Hände zurück gekommen iſt? Sage mir die lautere Wahrheit und verhehle mir nichts?“ Dieſer meldete ihm alles, verwundert, wie der Beutel wieder in ſeine Hände gekommen. „Unſer gemeinſchaftlicher Freund, ſagte jener, hat ihn mir geſchickt, weil ich, als ich dir meine ganze Barſchaft auf deine Bitte geſendet hatte, mich nun gleichfalls an ihn wendete, mir zum nöthigen Bedarfe für meine Haushaltung mit einer Summe auszuhelfen. Ich ſehe nun, er wendete ſich, da er im Augenblick ſelbſt nicht bey Gelde war, an dich; und ſo machte mein Beutel die Runde an mich zurück. — Aber wie hat deine Frau, fragte er weiter, deine Freygebigkeit aufgenommen? Hat ſie dir

---

*) Nach Mirchond's Geſchichtbüchern.

Vorwürfe gemacht, als du aus dem Tempel zu ihr zurücke kamſt?"

Kein Wort! Sie ertrug alles mit der größten Gelaſſenheit, ſobald ich ihr ſagte, zu welchem Zwecke ich das Geld verwendet. — „Dafür muß ſie belohnt werden," ſagte der Freund. „Jezt wurde der dritte Freund herbeygerufen. Froh über den launiſchen Zufall und zufrieden mit ſich ſelbſt und der Handlung, welche die Wanderung herbeygeführt hatte, beſchloſſen ſie nun zuvörderſt, von der ganzen Summe hundert Direm der wackern Frau zu geben, ihre lange genährten Lieblingswünſche in Beziehung auf die Kinder damit zu befriedigen; die übrigen neunhundert Direm aber gleich unter ſich zu theilen, daß für die augenblicklichen Bedürfniſſe jedem durch ſeinen Antheil von dreyhunderten beſorgt wäre. So ſchieden ſie, ihren alten Bund mit neuer Umarmung beſtätigend. — Die ſeltſame und ſchöne Begebenheit und That zugleich konnte nicht lange verborgen bleiben. Sie drang auch vor die Ohren des berühmten Kalifen Mamun. Dieſer beſchied ſogleich die drey Freunde vor ſich, und als er ſich durch ihre eigene Ausſage von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugt hatte, ſo befahl er ſeinem Defterdar, hundert tauſend Denaren herbeyzuſchaffen. Tauſend davon ſollten der Frau das Wakedi — dieß war der Name des zuerſt genannten Freundes — zu eigen gehören, die übrige Summe ſollten die Freunde gleich unter ſich auf dieſelbe Weiſe, wie die neunhundert Direm, vertheilen.

C * * *.

Note über die Erbauung zweyer im Jahr 1812 über die Berezina geſchlagenen Bockbrücken.

(Aus der neueſten Auflage des Aide-Memoire, nach einem Bericht des Bataillons-Chefs Chappuis.)

Der Uebergang der franzöſiſchen Armee über die Berezina in den lezten Tagen des Novembers 1812 geſchah über zwey Bockbrücken, welche auf Befehl des Generals Grafen Eblé und unter deſſen Anleitung erbaut wurden, der ſich durch ſeine Talente und Tugenden die Liebe und Bewunderung der ganzen franzöſiſchen Armee erwarb.

Den 21. November 1812 bemächtigte ſich der ruſſiſche General Lambert der Brücke von Boriſow und dieſer Stadt, die auf dem linken Ufer der Berezina liegt.

Den 23. griff das zweyte Korps unter dem Befehl des Herzogs von Reggio dieſen General an, und ſchlug ihn; er zog ſich auf das rechte Ufer der Berezina zurück und brach die Brücke von Boriſow hinter ſich ab.

Den 25. Morgens um fünf Uhr kamen der General Eblé, Kommandant des Brückenweſens der franzöſiſchen Armee, und der General Chaſſeloup, Kommandant des Genie-Korps, mit dem Auftrag, Brücken über die Berezina ſchlagen zu laſſen, zu Boriſow an.

General Chaſſeloup hatte mehrere Sappeur-Kompagnien und die Reſte des Bataillons Marine-Arbeiter unter ſeinen Befehlen. Allein als dieſer General den 26. Morgens erklärte, er ſey außer Stande, hier eine Brücke ſchlagen zu laſſen, ſo gab er ſeine Truppen zur Verfügung des Generals Eblé, indem er gegen den Chef des Generalſtabs dieſes Generals äußerte: „ſeiner Anſicht nach müßte „man eigentlich die Artillerie mit dem Bau der Brücken „im Kriege beauftragen."

General Eblé hatte ſieben Pontonnier-Kompagnien, zuſammen 400 Mann, bey ſich, welche ſich in gutem Zuſtand befanden, und ihre Gewehre noch hatten. Durch unausgeſezte Sorge war es ihm gelungen, an Material, ſechs Wagen mit Handwerkszeug, Klammern, Nägeln, Aexten, Doppelhauen, ferner zwey Feld-Schmieden, und zwey mit Kohlen beladene Wagen mit ſich zu führen. Zu Smolensk hatte er an jeden Pontonnier Handwerkszeug und funfzehn bis zwanzig große Nägel ausgetheilt, welche von dieſen getreulich an dem zu den Vorbereitungen des Uebergangs ausgeſuchten Plaße niedergelegt wurden.

Man ließ zwey Pontonnier- und eine Sappeur-Kompagnie zu Boriſow, um dort neue Befehle abzuwarten, und bey der abgebrochenen Brücke und unterhalb derſelben Demonſtrationen zum Uebergang zu machen.

Der Reſt der Truppe marſchirte Mittags mit den Wagen und Feldſchmieden nach Weſſelowo, einem vier Stunden oberhalb Boriſow gelegenen Dorfe, ab, bey welchem der Uebergang beſchloſſen war.

Der König von Neapel, der Herzog von Reggio, die Generale Eblé und Chaſſeloup hatten ſich gleichfalls auf dieſen Punkt begeben. Man kam überein, drey Bockbrücken zu ſchlagen, und zwar ſollten zwey von der Artillerie und eine vom Genie-Korps erbaut werden, (lezteres verfertigte jedoch die ſeinige nicht).

Abends um zehn Uhr befahl Napoleon, eine Brücke zu ſchlagen; dieß war jedoch unmöglich, indem von den Böcken, mit deren Verfertigung das zweyte Korps beauftragt war, erſt zwanzig, und zwar ſehr ſchwache, vorhanden waren.

Morgens um fünf Uhr legte man Hand ans Werk; man brach Häuſer ab, um das nöthige Holz zu erhalten; man ſchmiedete Nägel ꝛc.; und um den Mangel an Kähnen zu erſetzen, baute man drey kleine Flöße, allein das Holz derſelben war ſo ſchwach, daß jeder nur zehn Mann tragen konnte.

Den 26. Morgens um acht Uhr gab Napoleon Befehl, die Brücken zu ſchlagen, worauf ſogleich zwey angefangen wurden, die etwa hundert Toiſen von einander entfernt waren.

Zu gleicher Zeit ſezten einige Reiter, deren jeder einen Voltigeur hinter ſich aufs Pferd nahm, über den Fluß, während drey- bis vierhundert Infanteriſten auf den Flößen überſchifften.

Die Ruſſen, welche während der Nacht viel geſchoſſen hatten, ſezten der Erbauung der Brücken nur ein drey- bis vierſtündiges Feuer entgegen, welches unſere Schützen zu Fuß und zu Pferd und unſer Geſchütz vom linken Ufer zum Schweigen brachten.

General Eblé konnte erſt mit Anbruch des Tages die Breite der Berezina an dieſem Ort, welche vier und funfzig Toiſen beträgt, genau finden. Man fuhr mit Aufrichtung der Böcke den ganzen Tag fort.

Nachmittags um ein Uhr war die rechts befindliche Brücke fertig; ſie war für Infanterie und Reiterey beſtimmt, indem der Boden nur aus ſchlechten Bretern von vier bis fünf Linien dick verfertigt war.

Das zweyte Korps ging zuerſt unter dem Befehl des Herzogs von Reggio über; alle Regimenter hielten gute Ordnung, und zeigten viel Feuer.

Napoleon, der das Ufer ſeit früh Morgens nicht verlaſſen hatte, ſtellte ſich an den Eingang der Brücke, und ließ das Korps defiliren. Hierauf ließ man mit vieler Vorſicht einen Achtpfünder, eine Haubitze, ihre Munitionswagen, und einige Infanterie-Munitionswagen übergehen.

Der Herzog von Reggio marſchirte geradezu auf das Lager der ruſſiſchen Diviſion, und vertrieb dieſe in einem Augenblick aus ihrer furchtbaren Stellung. Dieſe Diviſion, welche durch unſere Uebergangs-Anſtalten bey der Brücke von Boriſow in Ungewißheit verſezt wurde, ergriff gegen Abend die Offenſive wieder, ward zurückgeſchlagen, und, troz ihrer Anſtrengungen, zwey Tage lang aufgehalten, ſo daß die Franzoſen Meiſter in der Stellung blieben, welche die Brücken deckte.

Die Brücke links, welche vorzugsweiſe für Fahrzeuge beſtimmt war, und zwey Stunden lang ganz verlaſſen wurde, um die rechts bälder zu vollenden, wurde endlich um vier Uhr fertig. Sogleich zog die Artillerie des zweyten Korps der Garde, der große Park, die Artillerie der andern Korps und die verſchiedenen Fahrzeuge der Armee über dieſe.

Anſtatt ſtarker Breter zum Boden, an denen es mangelte, hatte man funfzehn bis ſechszehn Fuß lange, drey bis vier Zoll im Durchmeſſer haltende Knüppel genommen; durch das Fahren und Traben der Pferde über dieſen holperigen Boden, obwohl es ſtrenge unterſagt war, erlitt die Brücke heftige Stöße.

Die Böcke wurden ungleich in den ſchlammigen Boden eingedrückt, was wellenförmige Vertiefungen zur Folge hatte, welche die Stöße vermehrten. Die Füße der Böcke wichen aus, ſo daß drey Riſſe in der Brücke entſtunden.

Um acht Uhr brachen drey Böcke zuſammen. General Eblé war über dieſes Ereigniß beſtürzt, dem man aus Mangel an Zeit nicht hatte zuvorkommen können. Die Pontonniere waren durch die angeſtrengte Arbeit erſchöpft, und hatten ſich nebſt ihren Kompagnien im Bivouac vereinigt; Drohungen waren fruchtlos geweſen, um ſie wieder zu der Brücke zu führen, nur die Stimme der Ehre und ihre Achtung vor dem General Eblé waren vermögend, ſie wieder zu ihrer Arbeit zurückzubringen. Man verwendete nur die Hälfte der Pontonniere; um eilf Uhr war die Brücke hergeſtellt, und die Truppen ſezten ihren Marſch fort.

Den 27. Morgens um zwey Uhr brachen drey Böcke an der tiefſten Stelle des Fluſſes. Die zweyte Hälfte der Pontonniere, welche ausgeruht hatte, eilte zur Ausbeſſerung der Brücke herbey, welche ihnen viel zu ſchaffen machte; während dieſer Zeit ließ General Eblé unter ſeinen Augen beſſere Böcke verfertigen. Die Verbindung zwiſchen beyden Ufern war um ſechs Uhr wieder hergeſtellt. Endlich brachen Abends um vier Uhr abermals zwey Böcke, jedoch auch dieſer Unfall war innerhalb zwey Stunden wieder gut gemacht.

An der Brücke rechts, über welche nur Menſchen und Pferde zogen, hielten die Böcke gut aus. Allein die Bretter des Bodens, welche dreyfach über einander lagen und abgenuzt waren, trennten ſich, da ſie nicht gehörig befeſtigt werden konnten, und zerbrachen unter den Hufen der Pferde. Hieraus entſtanden Löcher; um dieſem Uebelſtand abzuhelfen, hatte man den Boden mit Heu und Hanf überdeckt, was häufig wiederholt werden mußte. Demungeachtet ward der Uebergang von denen Truppen, unter welchen noch Ordnung herrſchte und die vereinigt marſchirten, mit Schnelligkeit bewerkſtelligt.

Den 27. Abends begann die Unordnung. Einzelne Menſchen, Pferde, Wagen kamen in eiligſter Verwirrung an. General Eblé und die übrigen Generale konnten keine Ordnung mehr halten, die Fahrzeuge eilten unter unaufhörlichen Zänkereyen in dreyßig bis vierzig Kolonnen auf die Brücken zu, wodurch der Uebergang geſperrt wurde.

Den 28. Morgens, bey den combinirten Angriffen der ruſſiſchen Heere auf den beyden Ufern der Berezina, ſtieg die Unordnung bey den Brücken aufs Höchſte und dauerte den ganzen Tag fort. Jeder wollte hinüber, keiner dem andern weichen. Der Uebergang war öfters lange Zeit unterbrochen. Menſchen, Pferde und Wagen, unter welche die ruſſiſchen Kugeln und Granaten fielen, drängten vom Ende der Kolonne nach vornen, und bildeten dicht an den Brücken eine Maſſe von 6- bis 700 Toiſen Breite und 150 bis 200 Toiſen Tiefe, die wegen der Menge Pferde und Wagen, die nach allen Richtungen hinausſtrebten, ſich nicht bewegen konnte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, den 24. Dec. 1821.

(Fortſezung.)

Es wird im nächſten Frühjahre wieder ein Chinafahrer unſerer aſiatiſchen Kompagnie abgehen. Man hat ſich viel darüber geſtritten, ob dieſe Expedition vortheilhaft ſey oder nicht, d. h. zu früh auf die vorige folgend, von welcher die anheim gebrachte Ladung zwar nur noch zum Drittheile, aber mit einem Gewinn von ungefähr 18 Procent verkauft worden. Was aber den Beſchluß zur Abſendung der gedachten neuen Expedition veranlaßt, iſt wohl beſonders, daß die ganze Ladung des künftigen Chinafahrers vorräthig und bezahlt, ſo wie das Schiff ausgerüſtet iſt. Auch ſoll die Kompagnie die ganze Expedition (die nöthigen Piaſters zum Einkauf in China mit darein begriffen), ohne neue Anleihen zu machen, beſtreiten können. Die mit dem vorigen Chinaſchiffe Zurückgekommenen erzählen unter andern, daß unter den an Bord des Schiffs kommenden Chineſen beym Einſegeln zu Canton ſich einer fand, welcher Däniſch verſtand und zum Theil ſprach. Er war nämlich, bey der vormaligen häufigern Seefahrt der Dänen nach China, von den ſich in Canton Aufhaltenden als Bote zu Ausrichtung kleiner Geſchäfte gebraucht worden. Damals ein Jüngling, hatte er die Sprache gelernt, und nach Verlauf von dreyzehn Jahren war er derſelben noch ziemlich mächtig, ſo daß er jezt wieder die nämlichen Geſchäfte übernahm.

Nachrichten aus Island melden, daß der Sommer im ſüdlichen Theile des Landes ungewöhnlich warm geweſen. Die Fiſcherey war reich, die Heuernte aber mittelmäßig ausgefallen. Zwey große engliſche Schiffe, von Nordamerika mit Zimmerholz kommend, ſind auf der Küſte Islands verunglückt. Von etwa dreyßig holländiſchen Schiffen, welche nordwärts im Eiſe feſt ſaßen, waren, dem Vernehmen nach, einige an die Küſte getrieben. (Dieſe Nachrichten ſind Anfangs Novembers hieſelbſt angekommen.)

Am Schluſſe des vorigen und im Anfange dieſes Monats herrſchten wüthende Stürme, die in der Nordſee viel Unglück verurſachten. Schon haben wir in den Zeitungen mehrere Bekanntmachungen geleſen von Wittwen und Kindern, die Männer und Väter auf der See beraubt worden. Dem Handelshauſe Donner und Komp. iſt ein Weſtindienfahrer, der zu 100.000 Spezies verſichert war, im engliſchen Kanal gänzlich, mit der Mannſchaft zugleich, verloren gegangen. Auf der Weſtküſte Jütlands ſind mehrere Schiffe verunglückt. Allmählig treiben auch jezt verſchiedene Leichname an die Küſte, als traurige Zeugen des in der See geſchehenen Unglücks. Ein aus der Nordſee kommendes Schiff hatte bereits zwey Anker verloren, als es Nachmittags den 1. Dec., nachdem es durch den Sund (Oreſund, zwiſchen Dänemark, da wo die Feſtung Kronburg liegt, und Schweden) geſegelt war, ſeinen dritten Anker in eine Bucht von Seeland warf. Weil aber dieſer Ankerplaz, ſo wie der geworfene lezte Anker mit zugehörigem Tau, nicht ſicher war, ſo begab ſich der Kapitän in aller Eile über Land nach Kopenhagen, ein Paar Meilen von der gedachten Bucht, um einen Anker mit einem beſſern Tau zu erhalten. Es war Abends nicht möglich, das Schiff wieder zu erreichen, und am nächſten Morgen ergab es ſich, daß daſſelbe bey Nacht losgeriſſen und an die ſchwediſche Küſte getrieben war. Ein anderes Schiff kam früher am 1. Dec., mit verlornem Ruder und einer Planke ſich ſtatt deſſelben bedienend, auf der Rhede Kopenhagens an.

Ein ſehr wichtiges Ereigniß für Schweden und Norwegen iſt die, wenigſtens von einigen Zeitungen als gewiß erzählte, Nachricht, daß die ſchwediſche Regierung eine Unterhandlung mit dem franzöſiſchen Hofe eingeleitet hätte, wonach die Kriegsflotte Frankreichs künftig mit dem nöthigen Schiffsbauholz aus Schweden und Norwegen verſehen werden ſoll, und daß ſchon franzöſiſche Seeoffiziers angekommen wären, um das Bauholz zu beſichtigen. Bey dem ſtockenden Handel, und ſeitdem der Verkehr mit Schiffsholz nach England (wegen des bekannten Einführungs-Verbots von Seiten dieſes Landes) gänzlich gehoben war, litt beſonders Norwegen, bey geringen Hülfsquellen, ſehr. Sein wichtigſtes Handels-Produkt war beynahe unnüz geworden. An Hülfe aus dem Bruderlande Schweden war nicht zu denken, indem daſſelbe eben an denſelben Erzeugniſſen reich iſt, und dagegen auch an den nämlichen Mangel leidet, als Norwegen.

Eine in Schweden völlig neue Art der Fabrikation iſt die durch Amelang ſo eben angefangene von Merinos-Shawls. Man behauptet, daß dieſe Shawls völlig den franzöſiſchen zur Seite geſtellt werden können in Abſicht des Glanzes und der Dauer der Farben, und daß ſie die deutſchen Fabrikate dieſer Art ſehr übertreffen.

Der von mir früher erwähnte von Wood und Freeborn erfundene neue nordamerikaniſche Pflug, von welchem, nach Verfügung der Landhaushaltungs-Geſellſchaft, man hieſelbſt im Sommer ein Exemplar erhielt, iſt jezt durch den Kammerrath Drewſen einer genauen praktiſchen Prüfung unterworfen und demnach folgendermaßen von ihm beurtheilt worden. Dieſer Pflug iſt von den uns bisher bekannten Pflügen weſentlich in der Bildung, ſo wie in der Zuſammenſezung verſchieden. Beſonders hat die Pflugſchaar eine ganz eigene Geſtalt, und macht zum Theil den unterſten Theil des Streichbrettes aus. Das wohlgeſtaltete Streichbrett, das kurze Pflughaupt und der Baum, tragen zuſammen dazu bey, dieſen Pflug zum vielleicht leichteſten Pfluggeräth, welches wir bisher kennen, zu machen. Auf paſſendem Boden, das heißt, auf wohlgereinigten Feldern, übrigens ſowol in Thonerde, als in Sand, macht er gute Arbeit. Wenn der Boden mit kleinen Steinen erfüllt iſt, läßt er ſich ſchwieriger dirigiren, indem er leicht ausweicht, und in ungereinigtem Boden macht er nur mittelmäßige Arbeit, jedoch nicht ſchlechter, oft nicht einmal ſo ſchlecht, als diejenige, welche unſere gewöhnliche Bauernpflüge mit weit größerer Kraftanſtrengung ausführen. Zum Grasnarbenpflügen kann man ihn nicht loben. Diejenige Arbeit, wozu der alte vierſpännige Pflug eine Kraftanwendung von beynahe dreyßig Ließpfund und der Baileyſche ſiebenzehn Ließpfund bedarf, führt der nordamerikaniſche oder Freeborniſche mit einer Kraft von zehn Ließpfund aus. Derſelbe läßt ſich ſolchemnach von Einem Pferde ziehen, und, mit zwey Pferden beſpannt, gibt er denſelben ſehr leichte Mühe. Aus dem Angeführten ergiebt, daß wenn der in Rede ſtehende Pflug gleich im Allgemeinen den Baileyſchen nicht entbehrlich macht, und wenn jenem auch im Allgemeinen nicht unbedingtes Lob ertheilt werden kann, ſo iſt er doch ein vorzügliches Geräth, das ſich in einer wohlgeordneten Landwirthſchaft beſonders zum Stürzen der Stoppeln eignet, und mittelſt deſſen Anwendung viel Pferdekraft, mithin viel koſtbares Futter, erſpart werden kann. Hieſige Mechaniker verfertigen jezt dieſe neue Pflüge ſehr gut, und haben auch ſchon einige abgeſezt.

Ein alter Thurm in der Stadt Wordingborg auf Seeland, welcher jezt an fünftehalb Jahrhundert da ſteht und vom berühmten däniſchen König Waldemar mit Zunamen Aterdag (Wiedertag) erbaut worden, hat neulich eine höchſt nöthige Haupt-Reparation erhalten, nicht, wie alle unſere Zeitungen, und, wie gewöhnlich, nach ihnen der altonaiſche Merkur, erzählt haben, auf Privat-Koſten, (welches um ſo ungereimter war, da der Thurm dem König angehört) ſondern für königliche Rechnung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 13.

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Februar 1822.

> **Agamemnon.** Ich kenne des Erbarmens Pflicht, und, wo es ziemt,
> Lieb' ich auch meine Kinder, denn ſonſt raſ't' ich ja.
> Schwer ängſtigt es mich — ſolche That zu thun,
> Schwer ſie zu laſſen. Doch vollbringen muß ich es. — —
>
> Die Iphigenia in Aulis des Euripides.

Aus Lord Byron's Trauerſpiel: „Die beyden Foscari[*].“

Der Doge, Jacobo Foscari und ſeine Gattin **Marina.**

Jacobo Foscari.
Mein Vater, muß und will ich gleich nun ſcheiden,
So bitt' ich doch noch, mir es zu erlangen,
Daß einſt ich in mein Haus darf wiederkehren,
Wenn auch in ſpäter Zeit. Laßt Einen Punkt
Als Hoffnungsſtern dem armen Herzen leuchten,
Knüpft jede Strafe noch an mein Verbannen,
Doch — laßt mich wiederkehren!

Doge.
Geh', Jacobo,
Gehorche unſres Vaterlandes Willen;
Beſchränkt iſt unſer Aug'!

Jacobo Foscari.
Mein Aug' kehrt immer
Zurück nur. Denkt an mich, ich bitt' euch!

Doge.
Ach!
Du warſt ja ſtets mein liebſtes Kind, da ich
Mehr Kinder noch gezählt: wärſt du es wen'ger,
Da ſie verloren? doch — verlangt der Staat,
Daß deiner drey geliebten Brüder Aſche
Die ſchon im Grabe ruh'n, ich jezt verbanne,
Und ſchwebten ihre Schatten rings um mich,
Es zu verhindern, — dennoch müßt' ich folgen
Der Pflicht, der alle andern Pflichten weichen.

Marina.
Mein Gatte, laß uns gehen! Unſern Kummer
Vermehrt das nur!

Jacobo Foscari.
Noch rief man uns nicht ab,
Noch lichtet man die Anker nicht: — wer weiß,
Der Wind kann wechſeln —

Doge.
Wenn auch; ihre Herzen,
Dein Loos verändert nichts! Die Ruderer
Sind kräft'gen Arms!

Jacobo Foscari.
O wo ſind eure Stürme,
Ihr Elemente?

Marina.
In der Menſchen Bruſt!
O gib dir Ruhe!

Jacobo Foscari.
Nimmer hat ein Schiffer
Um günſtig heitre Lüfte ſeinen Heil'gen,
Wie ich, ihr Schirmer meiner Vaterſtadt,
Die ihr nicht treuer lieben könnt als ich,
Von euch, ihr Heil'gen, glühend nun erflehe,
Des Meeres tiefſte Wogen aufzuwühlen,
Des Sturmes Fürſt, den Südwind zu erwecken,
Bis mich die See an meinen Strand zurückwirft,
Als Leiche auf die unfruchtbare Lido,
Vermiſchend mit dem Sand mich, der da ſäumt
Die Küſten, die ich lieb', und nie mehr ſehe!

---

[*] Jacobo Foscari, des venetianiſchen Doge Foscari Sohn, wurde 1445 der Verbindung mit fremden Mächten beſchuldigt und verbannt: Fünf Jahre darauf klagt man ihn fälſchlich des Mordes eines der Zehner Venedigs an, foltert und verbannt ihn von neuem nach Candia; er klagt bey Sforza, ſein Brief wird aufgefangen, er ſelbſt nach Venedig gebracht, zum dritten Male gefoltert und verbannt: vorher ſollte er aber noch ein Jahr in Venedigs Gefängniſſen bleiben, und in dieſen ſtarb er.
(Daru, Hist. de Venice. T. II. p. 401. ff.)

Die Vorigen. Ein Offizier und Wache.

Offizier.

Herr, euer Boot iſt an dem Strand; der Wind
Erhebt ſich; auch zu dienen ſind bereit wir.

Jacobo Foscari.

Und Ich auch bin bereit. Noch einmal, Vater,
Reicht mir die Hand!

Doge.

Es bebt die Deinige.

Jacobo Foscari.

Ihr irrt! Ach, eure Hand, mein Vater, zittert!
Lebt wohl! —

Doge.

Leb' wohl! haſt du noch etwas?

Jacobo Foscari.

Nichts.

(Zum Offizier.)

Gebt, lieber Herr, den Arm mir!

Offizier.

Ihr erblaßt!
Laß mich euch halten! — Waſſer! — Hierher, Hülfe,
Bringt Waſſer!

Marina.

Ach, er ſtirbt!

Jacobo Foscari.

Ihr ſeht bereit mich — —
Mein Aug' iſt trüb — wo iſt die Thüre?

Marina.

Fort,
Laſſt mich ihn halten, führen, den Geliebten! —
O Gott, wie ſchwach ſein Herz, ſein Puls ſchlägt!

Jacobo Foscari.

Licht!
Iſt hier das Licht? — Wie ſchwach ich bin!

Offizier.

Im Freyen
Wird beſſer ihm.

Jacobo Foscari.

Gewiß, o Vater — Gattin —
Reicht mir die Hand! —

Marina.

Der Tod nur drückt ſo feſt!
Gott! Mein Foscari, ſprich, wie iſt dir?

Jacobo Foscari.

Wohl!

(Er ſtirbt.)

Note über die Erbauung zweyer im Jahr 1812 über die Berezina geſchlagenen Bockbrücken.

(Beſchluß.)

Das neunzehnte Korps, das den Rückzug deckte, focht vom Morgen an mit bewundernswerther Tapferkeit gegen überlegne Streitkräfte; allein ſeine Front wurde überragt. Nachmittags um ein Uhr gelang es dem Feind, Batterien aufzuſtellen, welche die Brücken und mithin jene ganze Maſſe Menſchen und Pferde beſtrichen. Ein großer Theil derſelben ſtürzte ſich in den Fluß. die Pferde, welche ohne Führer waren, gingen zu Grunde. Manche retteten ſich durch Schwimmen; die Pferde ohne Führer drängten ſich in eine nicht zu beſeitigende Maſſe zuſammen, und die todten Körper, die zerbrochenen Wagen verrammelten den Zugang zu den Brücken mit einem unüberſteiglichen Hinderniß. Gegen fünf Uhr hörte das Feuer von beyden Seiten auf; allein das neunte Korps ſollte ſich während der Nacht zurückziehen, es muſſte ihm daher ein Weg geöffnet werden. General Eblé ließ durch hundert funfzig Pontonniere mitten in dem Haufen von Leichen und zerbrochenen Wagen eine Art von Tranſchee machen.

Die Fahrzeuge, welche man noch führen konnte, wurden ins Waſſer geworfen; die lebenden Pferde in geringer Anzahl über die Brücke geführt; die Leichen auf die Seite geſchafft, ſo daß nur noch die Cadaver der Pferde liegen blieben, wodurch der Weg ſehr geſperrt ward.

Das neunte Korps verließ ſeine Stellung etwa Nachts um neun Uhr, nachdem es auf dem linken Ufer einige Poſten und eine Nachhut zur Beobachtung des Feindes zurückgelaſſen hatte; es zog in guter Ordnung über die Brücken. und führte ſeine ganze Artillerie mit ſich.

Zwey Batterien, jede ſechs Kanonen ſtark, ſezten unter den Befehlen der Obriſten Chopin und Serrurier mit ihren Munitionswagen gleichfalls in der Nacht vom 28ſten auf den 29ſten den Fluß.

Den 29. Morgens um ein Uhr befand ſich das ganze neunte Korps auf dem rechten Ufer, mit Ausnahme einer ſchwachen Nachhut, und Niemand zog mehr über die Brücken.

Gleichwol blieb noch eine große Anzahl Verwundeter, Kranker, bey der Armee Angeſtellter, Weiber, Kinder und Regiments-Quartiermeiſter mit ihren Kaſſen-Wagen, Marketenderinnen, einige bewaffnete, aber abgemattete Soldaten, endlich ein Haufe Einzelner mit ihren Pferden und Vorräthen auf dem linken Ufer zurück. Hätten dieſe Leute ihre Pferde und Wagen, zurückgelaſſen, ſo wären ſie alle auf das rechte Ufer gekommen. Allein ſobald der Feind ſein Feuer einſtellte, bezogen ſie den Bivouak mit unbegreiflicher Sicherheit, und troß der Bitten des Generals Eblé, des Marſchalls Victor, troß des Feuers, das man um fünf Uhr Morgens an einige Wagen legte, gingen nur wenige über die Brücken.

Morgens um halbſechs Uhr zog Marſchall Victor ſeine lezten Poſten über die Brücke zurück. Jezt erwachten die Sorgloſen, eilten auf die Brücke zu, wo ſie den Uebergang ſich ſelbſt zum leztenmal verſperrten.

General Eblé erhielt Befehl, die Brücke um ſieben Uhr abzubrennen, wornach er ſeine Vorbereitungen traf. Er verzögerte die Ausführung dieſes Befehls, ſo ſehr er konnte, und vollzog ihn erſt um halb neun Uhr, als er keinen Augenblick mehr zu verlieren hatte. Dieſe Arbeit dauerte etwa eine Stunde. Die auf dem linken Ufer Zurückgebliebenen ſtießen verzweiflungsvolles Geſchrey aus. Einige ſtürzten ſich in die Flammen, andere in den Fluß. Gegen neun Uhr kamen die Ruſſen an, und nahmen den größten Theil derſelben gefangen; General Ebló zog ſich mit ſeiner Truppe zurück; in dieſem Augenblick begann die ruſſiſche Artillerie ihr Feuer gegen ihn, welchem er ſich jedoch bald entzogen hatte. *)

Die Anzahl der auf dem linken Ufer gefangen genommenen betrug vier bis fünftauſend, Weiber und Kinder mit inbegriffen. Sechs- bis ſiebenhundert Fahrzeuge und drey bis viertauſend Pferde blieben gleichfalls ſtehen. —

Die Breite der Berezina an dem Punkt bey Weſſelowo, wo der Uebergang bewerkſtelligt wurde, betrug vier und ſiebenzig Toiſen und die größte Tiefe ſechs bis ſieben Fuß. Ihr Grund iſt ſchlammig, ihr Lauf nicht reißend; das rechte Ufer iſt ſehr ſumpfig. Zum Glück war der Boden gefroren; ſonſt hätten die Fahrzeuge ſich den Ufern nicht nähern können.

Das zur Erbauung der Brücken nöthige Holz nahm man von abgebrochenen Häuſern. Die Höhe der Böcke betrug drey bis neun Fuß; die Länge des obern Balkens des Brückenbocks vierzehn Fuß. Bey jeder Brücke waren drey und zwanzig Böcke und vier und zwanzig Brückenglieder. Das Holz, welches ſtatt der Pontonsbalken zur Bildung der Brückenglieder diente, war ſechszehn bis ſiebzehn Fuß lang und hielt fünf bis ſechs Zoll im Durchmeſſer; die Zeit war zu kurz, dieſes Holz zu behauen. Die Knüppel, mit welcher der Boden der Brücke belegt war, hatten fünfzehn bis ſechszehn Fuß Länge und drey bis vier Zoll im Durchmeſſer. Die alten Bretter, welche in drey Lagen den Boden der Brücke für die Infanterie und Reiterey bildeten, waren ſieben bis acht Fuß lang, fünf bis ſechs Zoll breit, und vier bis fünf Linien dick; man legte je zwey der Länge nach dergeſtalt an einander, daß ſie ſich in der Mitte der Brücke kreuzten.

Etwa hundert Pontonniere arbeiteten im Waſſer, um die Böcke aufzuſtellen, und ſie ſo lange zu halten, bis ſie vermittelſt der Pontonsbalken befeſtigt waren. Von dieſen kam beynahe kein einziger davon, indem ſie gleich in den erſten Tagen zurückblieben.

Allen dieſen Anſtrengungen, ſo wie dem ganzen Verluſt hätte man zuvorkommen können, wenn man dem dringenden Geſuch des Generals Eblé nachgegeben hätte, welcher durchaus die Hälfte der Brückengeräthſchaft von ſechzig Pontons von Orcha, ſechs Tage vorher, ehe man nach Boriſow kam, mitnehmen wollte; allein er hatte unwiderruflichen Befehl, ſie den 20. Nov. zu verbrennen.

Funfzehn Kähne hätten zu dieſem Uebergang hingereicht, und es waren mehr Pferde vorhanden, als man zu ihrem Transport brauchte.

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Fortſetzung.)

In den kleineren Privat-Muſik-Zirkeln (worunter ich jene bey dem Oberſt Pignalverd des Geſanges halber, jene bey Rafaelle Liberatori, deſſen Gemahlin eine der ſolideſten Klavierſpielerinnen iſt, wegen der gewählten Klavierkompoſitionen, dann jene bey Mad. Gaetana Morena wegen der Violinquartette und gut ausgeführten Flötenkompoſitionen von Verbiguier regelmäßig allwöchentlich beſuchte, und wo ſich die gebildetſten Dilettanten einzufinden pflegten) zeichnete ſich jedoch die Aufführung der beyden Stabat mater von Zingarelli bey dem Kaſſationsrath de Rogatis, (einem der vorerwähnten Gubernatoren des muſikaliſchen Kollegiums) vor andern aus. Die erſte Kompoſition war vierſtimmig mit Begleitung der Violine, Viola und des Violoncells über die italieniſche Paraphraſe des Cavaliere Angelo Maria Ricci, Stava ahi madre! in mar di pianto etc.; ſie rührte an manchen Stellen bis zu Thränen. Der Name dieſes denkenden Komponiſten entübrigt jeder Anpreiſung; ſeine tiefere innigere Erkenntniß des eigenthümlichen Weſens der Muſik ſichert ihm auch bey ſehr mäßigem Fond von ſchaffender Kraft noch immer den Sieg über die Herzen. Die Recitative ſind meiſterhaft bearbeitet, in den Arien gibt er ſeinen Text mit Wärme, äſthetiſcher Wahrheit und techniſcher Kunſtrechtheit wieder; in den mehrſtimmigen Stücken bekundete der durch viele Erfahrung befeſtigte Kunſtſinn, vorzüglich in der Schlußfuge: Dal mio strale al fin disciolto, wo ihm das ſehr einfache Thema hinreichend Stoff zu intereſſanten Nachahmungen, Variationen, Ausführungen und andern harmoniſchen Verſchlingungen durch viele Takte gab. Die Werke jenes lezten Sproſſen der guten Neapolitaner Schule werden immer ein Schatz für den Muſiker bleiben! Unter den Sängern verdient die kunſtſinnige Mad. Cecilie Panzini den erſten Rang; dieſe Herbſtblume erſezt den Abgang einer friſchen Stimme durch hohe Ausbildung, und durch gewiſſe Feinheiten, welche die Reize ihres Geſanges ungemein erhöhen. — Für das 2te Stabat a 2 (Sopran und Alt) mit Violenbegleitung über einen neuen wunderſchönen Text des als Dichter in großen Ehren ſtehenden Rathes de Rogatis: Qual dolor, qual pena atroce ſchien das Publikum weniger empfänglich, vielleicht lag zu wenig Abwechslung darin. Als Kunſtwerk ſpreche auch ich dem erſten den Vorzug zu, obgleich lezteres als Verſtandeswerk ſehr zu loben iſt. Die glänzende Geſellſchaft, jedesmal aus Miniſtern und den erſten Familien beſtehend, verdankte die Aufführung dem Cardinale Ruffo, dem zu Ehren de Rogatis alljährlich zwey Akademien der Art zu geben pflegt. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, den 24. Dec. 1821.

(Beſchluß.)

Schon nachdem der Urheber des neulichſten ſogenannten mythologiſchen Streites, Profeſſor T. Baden, denſelben als geendet verkündiget hatte, indem er eine Recenſion in den Göttingi-

---

*) Etwa eine Stunde von der Berezina, nach dem Uebergang über dieſelbe, hatte die franzöſiſche Armee einen ſumpfigen, zwey Stunden langen Wald auf einer Straße zu paſſiren, wo kaum ein Fahrzeug fortkommen konnte. Auf dieſer Straße befanden ſich über Sümpfe und nicht gefrorne Bäche drey Brücken, welche zuſammen etwa 300 Toiſen lang, und durch zwey etwa 200 Toiſen lange Zwiſchenräume von einander getrennt waren. Nachdem die Armee über dieſe drey Brücken gezogen war, ließ General Eblé ſie Abends um zehn Uhr auf Befehl des Marſchalls Ney abbrennen. Hätte der ruſſiſche General, der drey oder vier Tage vor dem Uebergang Herr dieſer Brücken war, ſie zerſtört, ſo wäre die franzöſiſche Armee verloren geweſen.

ſchen Anzeigen als völlig entſcheidend und (was jedoch eigentlich gar nicht der Fall war) ganz zu ſeinen Gunſten erklärte, kam die Schrift des Profeſſor Boye, „über den Werth der verſchiedenen Mythologien,“ heraus. Dieſer Verfaſſer meint, daß in der Poeſie wohl die urſprüngliche homeriſche Mythologie vorzuziehen wäre, wenn die Dichter nicht lieber Ideen und Anſpielungen aus der Bibel, dem allgemein bekannten gehaltreichen Buche unſerer Religion, wählen wollten.

Holberg (von deſſen dramatiſchen Meiſterwerken Deutſchland jezt eine neue Ueberſezung von Oehlenſchläger erhält) ſpielt man jezt häufiger auf unſerm Theater; Jakob von Tyboe wurde neulich zwey Mal in einer Woche gegeben, ungeachtet eben dieſes Luſtſpiel unter die auch vorhin, und ſelbſt im vorigen Winter, geſpielten gehört. Erasmus Montanus iſt nach einer langen Ruhe wieder auf die Bühne gebracht. Faſt immer wird das Schauſpielhaus zahlreich beſucht, wenn die Stücke Holbergs aufgeführt werden. Auch gewährt, bey den trefflichen komiſchen Schauſpielern (Frydendal, Lindgreen, Rüge, zu welchen noch einige der jüngern ſich geſellen), die Darſtellung dieſer unvergänglichen komiſchen Dramen einen ſeltenen und ſonderbar ergözenden geiſtigen Genuß: — Mozarts Figaro, welcher in der vorigen Saiſon zu mehreren Malen bey immer gedrängt vollem Hauſe gegeben wurde, erwartet man jezt bald wieder. Von den Neuigkeiten dieſer Saiſon ſind das Trauerſpiel: Die Brüder im Leire (aus der däniſchen Geſchichte) von dem Seminarienlehrer J. E. Boye, und Lanaſſa, überſezte italieniſche Oper, zu erwähnen. — Romilda und Conſtanze, nach der italieniſchen Oper dieſes Namens, von Roſſi, Muſik von Meyerbeer, und zu dieſer Muſik bearbeitet, wird jezt einſtudirt. — Eine Bearbeitung von Oehlenſchläger nach Kinds Singſpiel „der Freyſchüz,“ mit Carl Maria Webers Muſik, ſoll nach Neujahr auf die Bühne kommen. — Theaulons Rothkäppchen, Muſik von Boyeldieu, gab man im Jahre 1819 ein Paar Mal. Das Stück, nicht die Muſik, mißfiel aber, wegen der ſchlechten und ſchlüpfrigen Behandlung des Sujets, ſo ſehr, daß es hingelegt wurde. Nun hat man die gute Idee gehabt, die Arbeit Theaulons, in ſo weit die Muſik ſolches erlaubte, von den Unanſtändigkeiten zu befreyen und eine andere Kataſtrophe hineinzuſezen, und ſo ſpielt ſich das Stück mit völliger Zufriedenheit des Publikums, das die reizende Muſik ſehr lieb gewonnen hat.

τλ.

Paris, den 25. Jan.

Am Neujahre hatte die Pariſer Erfindſamkeit wieder ihren ganzen Scharfſinn aufgeboten, um das Publikum mit neuen Induſtrieprodukten aller Art zu überraſchen, die aber leider meiſtens wie gewöhnlich zu der Klaſſe der unnüzen Dinge gehörten, und blos einige Tage Vergnügen oder Zeitvertreib gewähren können. Am Abende boten die ſchön erleuchteten, mit lauter eben aus der Fabrik gekommenen, oder doch wieder neu aufgeſtuzten Waaren angefüllten Buden in den Hauptſtraßen den glänzendſten Anblick dar, woran die Nichtkäufer ſich nach Herzensluſt ergözen konnten, wie die Käufer. Die Lombardſtraße, worin die Hauptzuckerbäcker wohnen, ſtellte unter dem hellen Schimmer der Argandſchen Lampen auf beyden Seiten ganze Schichten und Berge von Bonbons dar, wobey für den Geiſt und für den Gaumen geſorgt war, da die darin gewickelten Deviſen, Kupferſtiche und gedruckte Sachen theils zum Unterricht, theils zur bloßen Ergözung beſtimmt waren. Dieſer Artikel, der im Grunde ſo unbedeutend ſcheint, lauft zu Paris außerordentlich ins Große. Benoiton de Chateauneuf in ſeinen neulich erſchienenen *Recherches sur les consommations de Paris*, die freylich nicht alle auf ſichern Berechnungen beruhen, ſchlägt den jährlichen Zuckerbedarf der Confiſeurs dieſer Hauptſtadt zu vier Millionen Pfund, und den Werth dieſes bloßen Materials zu 6 Millionen Franken an; ihre Kunſt und Erfindſamkeit gibt dem rohen Zucker die mannigfaltigſten Farben und Geſtalten, und treibt den Werth deſſelben zur Hälfte des baaren Einkaufs hinauf; den Zucker alſo, den ſie für ſechs Millionen eingekauft haben, ſezen ſie für neun Millionen wieder in Umlauf; in den Provinzen und im Auslande wird er natürlich vertheuert; es wäre alſo wohl möglich, daß dieſer Werth im Geſammten zehn Millionen betrüge. Schon das Deviſenfabriziren iſt ein bedeutender Artikel. Ein gewiſſer Mozard, der mit dem berühmten Tonkünſtler nichts weiter als fünf Buchſtaben ſeines Namens gemein hat, ſoll über hunderttauſend Franken damit gewonnen haben. Jezt gibt ſich Etienne Jourdan, ein bekannter Liederdichter, damit ab, welcher zugleich eine der Haupt-Kupferdruckereyen in Paris hat. Mozard bekümmerte ſich wenig um den Wiz, und betrieb das Deviſenmachen ſo ziemlich fabrikmäßig; allein Jourdan ſucht Stellen aus beliebten franzöſiſchen Dichtern aus, läßt ſinnreiche und zum Theil allegoriſche Küpferchen dazu ſtechen; in dieſem Jahre hat er ſogar eine ganze Damen-Geographie zum Einwickeln der Bonbons geliefert. Man hatte nämlich Zuckerſäulchen verfertigt, um jedwedes dieſer Pfeilerchen wurde das Kärtchen eines Departements mit einer kurzen ſchön gedruckten Beſchreibung deſſelben, und der Lebensgeſchichte berühmter darin geborner Damen, gewunden. Zucker, Karte und Beſchreibung war ſämmtlich in demſelben Format und paßte vortrefflich zuſammen. Ob der Zucker nach der Geographie, oder die Geographie nach den Zuckerpfeilerchen abgemeſſen worden war, habe ich nicht erfahren können. Ein vollſtändiges Exemplar dieſer Zuckergeographie kam aber den galanten Herren, welche den Damen die Beſchreibung Frankreichs zierlich und ſüßlich beybringen wollten, etwas theuer zu ſtehen, denn es gehörten dazu 86 Stücke gegoßner Zuckerey, eben ſo viele Kärtchen und topographiſche und biographiſche Notizen. An politiſchen Bonbons konnte es dieſes Jahr gewiß noch weniger fehlen, als zuvor, da ſich die politiſchen Meinungen ſchärfer ausſprechen, als zuvor. Es war überall ein ſchöner Vorrath von royaliſtiſchen und ultraroyaliſtiſchen, liberalen und militäriſchen Deviſen zu ſchauen; nur von aufrühreriſchen Bonbons war dießmal nicht die Rede, wie vor einigen Jahren, vermuthlich haben die Begebenheiten des Jahres 1821 den Bonbonsmachern Furcht eingejagt, und die Gerechtigkeit wird alſo mit dem lächerlichen Skandal eines Prozeſſes dieſer Art wohl verſchont bleiben; doch behaupten einige Wizlinge, ſie hätten ungeheure Bonbons *à la Jésuite* umhertragen ſehen. Von der Lombardſtraße durch die St. Honoréſtraße zum Palais royal ging man unaufhörlich zwiſchen Buden, die faſt alle mehr oder weniger Neuigkeiten zur Schau ſtellten, und auf den Straßen erblickte man ungeheure Haufen von Pomeranzen, die dießmal wohlfeiler waren, als Aepfel, und den Armen wie den Reichen zur Erfriſchung dienten. Dieſer Ueberfluß an Südfrüchten brachte einen liberalen Journaliſten auf den Gedanken, ſeitdem in Portugal die Konſtitution neues Leben in die Nation gegoſſen habe, müſſe auch die Vegetation aufs Neue belebt worden ſeyn; denn wie könnte man ſonſt in den Straßen die *Oranges de Portugal* Karrenweiſe umherſchieben, und das Stück zu einem Sou ausrufen? Allein auch die piemonteſiſchen Apfelſinen waren wohlfeil, obſchon über die Gegend, woher ſie gekommen ſind, kein neues vegetabiliſches Leben ſich verbreitet hat; man konnte alſo den großen Vorrath und die Wohlfeilheit der Pomeranzen nur der äußerſt gelinden Witterung zuſchreiben, wodurch die Landeigenthümer gezwungen worden ſind, die lezte Fruchternte ſchnell abzuſezen, um dem Verderben zuvorzukommen, da ſie ſonſt den ganzen Winter hindurch leicht erhalten werden.

(Die Fortſezung folgt.)

Nro. 39.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. Februar 1822.

Bald – und du haſt Alles vergeſſen! –
Bald – und Alles hat dein vergeſſen.

Marc Aurel.

Sterbebett und Leichenbegängniß des am 1. Oktober 1820 verſtorbenen Sultans von Souracarta, auf der Inſel Java.

Von einem Augenzeugen.

Am 1. Oktober 1820 ſtarb, nachdem er eine geraume Zeit an Bruſtbeſchwerden gelitten hatte, plötzlich an der Ruhr, Se. Hoheit der Soeſoehoenan (Sultan) von Souracarta, Petro, Boewono, Senopati, Ingologo, Ngabdoer, Rehman, Saijiaien, Panotogomo, ſeines Namens der Vierte, im 54. Jahr ſeines Lebens, und im 38. ſeiner Regierung, mit Hinterlaſſung von 50 Kindern und 146 Enkeln.

In der innern Halle ſeines Palaſtes, von den Javaneſern Tierambio genannt, lag der ſterbende Sultan – alſo erzählt der bey ſeinem Sterben und Begräbniß zugegen geweſene Oberſt-Lieutenant Nahuys, holländiſcher Reſident zu Souracarta – auf einem kleinen, ſehr niedrigen Bette. Um ihn her ſeine rechtmäßigen und natürlichen Kinder, ſeine Brüder und Neffen, auf jedes leiſeſte Zeichen, das er geben würde, zu gehorchen bereit. Sein Bett ſtand genau gegenüber dem eigentlichen Kabongageng, oder Hochzeitbette, von welchem der Kaiſer zwar nur einige Tage lang nach ſeiner Vermählung Gebrauch machte. Zwölf Schritte von ſeinem Sterbelager waren ſeine nächſten weiblichen Verwandten und hinter dieſen die weitläufigern, insgeſammt nach Landesſitte auf der Erde liegend. Unter allen dieſen, ein Perſonale von vier bis fünfhundert Menſchen bildenden, Gruppen herrſchte eine ehrfurchtsvolle Ergebung und ein tiefes Stillſchweigen, das einzig durch die, vom Bette des Kranken ausgehenden und unter Thränen und Wehklagen der Umſtehenden bis zu den fernſten der Gruppen wiederholten Befehle von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde. Bevor noch der Sultan ausgeathmet hatte, trat ſein Bruder, der Prinz Boemie Noto, zu ihm hin, und ſchloß ihm zu Folge einer alten javaneſiſchen Sitte, welche nicht geſtattet, daß eine Perſon von hohem Range mit offenen Augen und Munde ſterbe, eben nicht ſehr ſachte die Augen zu. Zwiſchen ein hörte man das Schluchzen der Kaiſerinn (Ratoe). Sobald der Kaiſer geſtorben war, warf ſich ſein älteſter Sohn, als vermuthlicher Thronerbe, mehrmals mit dem Geſichte zur Erde nieder, nahm dann ſeinem Vater ſein leinenes Kopftuch ab, und legte ſich daſſelbe, nachdem er es an die Lippen gedrückt hatte, um den Hals. Es iſt dieß ein Recht, das, nach den Sitten von Java, dem älteſten Sohne gebührt, der dieß Stück Weißzeug, auf welchem das Haupt des erblaſſenden Vaters gelegen, ohne es zu waſchen, als eine koſtbare Reliquie aufbewahrt. Iſt ſeine eigene Stunde gekommen, ſo legt er es ſich über die Augen und nimmt es mit ſich in die Gruft hinab.

Nach einer kurzen Pauſe begann nun das feyerliche Abſchiednehmen von dem Todten, von Seite aller ſeiner Blutsverwandten. Den Anfang machte abermals der älteſte Sohn. Dieſer legte ſeinen Kopf unter den baumwollenen Rock, der die Leiche bedeckte, blieb einige Augenblicke gleichſam an ſie feſtgenagelt, und wiederholte, unter Herſagung der üblichen Salams, ſeine Ehrfurchtsbezeigungen gegen ſeinen Vater auch noch zu deſſen Füßen. Jedermann folgte ſeinem Beyſpiele, und die Zahl der Verwandten war ſo beträchtlich, daß dieſe Ceremonie allein faſt zwey Stunden dauerte.

Während dieß vorging, ſchütteten der Umſtehenden einige ſchnell und vorſichtig etwas, das in ein kleines, irdenes Gefäß verſchloſſen geweſen, in einen Sack von weiſſem Baumwollenzeug. Ein Javaneſer von einem gewiſſen Alter — ſagte man dem Reſidenten — könne, wenn er einmal ein vernünftiges Alter erreicht habe, den Abgang ſeiner Haare und Nägel nicht mehr fortwerfen; er müſſe ihn, gleichwie auch die ausgefallenen Zähne, ſorgfältig in ein irdenes Gefäß verſchließen. Dieſer Unrath wird zu ihm in den Sarg gelegt und mit dem Leichname ſelbſt zu Grabe getragen.

Nun folgte eine andre Ceremonie, bey welcher einzig die Muſelmänner zugegen ſeyn durften. Der Leichnam des Sultans wurde nämlich von ſeinen nächſten Verwandten an den Eingang des Tempels getragen, um gewaſchen und angekleidet zu werden. Bis dieſes vollführet war, aber auch keinen Augenblick länger, durften die weiblichen Verwandten ihn nach Belieben berühren. Während des Waſchens lag der Todte auf den Knien von zwey gedrängten Reihen gegen einander über ſitzender Perſonen. Je größer die Ehre, die einem Verſtorbenen ſoll erwieſen werden, deſto länger währt die Waſchung. Dießmal dauerte ſie zwey Stunden. Zum erſten Abwaſchen der Leiche bediente man ſich eines Aufguſſes von Tamarinden und verbranntem Reißſtroh. Von dem Waſſer ſchöpften und tranken die Zuſchauer, wuſchen ſich Körper und Kopf; alles zum Zeichen der Ehrfurcht für den Verblichenen. Mit einem Stücke Muſſelin reinigte der älteſte Sohn die Theile der Leiche, die deſſen vorzüglich bedurften. Dann wurde die Muſſelin in kleine Lappen zerſchnitten und dieſe als kräftig ſchützende Amulette unter die Familie und die übrigen Umſtehenden ausgetheilt, hierauf Naſenlöcher, Mund und Ohren, auch die Hände, Ellenbogen und Knie des Sultans mit wohlriechenden Oelen eingeſpritzt und eingerieben, die Leiche mit Baumwolle und Staub von Sandelholz zugedeckt, und endlich in fünf Stücke des allerfeinſten Callicots, von denen dasjenige, welches dem Leibe am nächſten lag, mit Oel getränkt war, eingewickelt. Alſo zubereitet wurde der Leichnam in einen blos verpflöckten und unbeſchlagenen Sarg von Djatye-Holz auf die Seite gelegt. Der Boden des Sarges enthielt eine Lage feiner und wohl geſäuberter Erde, die auch noch mit Sand und Waſſer, welches die Pilger von Mekka gebracht, vermengt und ſodann mit einem Stücke Baumwollentuch zugedeckt ward. Hierauf ging es mit der Leiche in die Familienkapelle, wo die ſämmtlichen Anverwandten ein kurzes und ſtilles Gebet verrichteten, worauf ſie von der Prieſterſchaft abgelöſt wurden, welche die ganze Nacht bald betend, bald unter leiſen, melodiſchen Geſängen am Sarge des Entſeelten zubrachten.

Den andern Morgen früh begann das feyerliche Leichengepränge. Der Sarg mit Blumen und Laubwerk verziert, mit vier Sonnenſchirmen (Payons) und einer flatternden Fahne von weiſſem Calicot bedeckt, ward von den in Gala gekleideten nächſten Verwandten auf ihren eigenen Schultern aus dem Tempel getragen. Der Leiche folgten die Prieſter, deren religiöſe Geſänge von Zeit zu Zeit von Seufzern und ſchreyenden Lauten des Schmerzes übertönt wurden. Noch einmal wurde Halt gemacht, um der Familie Zeit zu laſſen, ihrem Fürſten den lezten Tribut ihrer Hochachtung zu bezahlen. Solches geſchah, indem alle Mitglieder derſelben, bis auf das Kind an der Bruſt, mit geſenktem Haupte, die leztern in den Armen ihrer Ammen, unter dem Sarge durchpaſſirten. Zur Rechten des Erbprinzen, der mit einigen ſeiner Anverwandten den Sarg halten half, marſchirte der holländiſche Reſident mit einem Piket javaneſiſcher Soldaten. Dieſes Geleit ging bis an die äuſſerſte Eingangspforte des kaiſerlichen Palaſtes und zog ſich dann, nebſt dem in Thränen zerfließenden Prinzen, wieder zurück. In dieſer Zwiſchenzeit hatte man das Sterbebett des Sultans mit Blumen beſtreut und mit Lichtern und Kohlentöpfen umſtellt, welche weibliche Dienſtboten mit Wohlgerüchen überſchütteten. Zu Folge dem religiöſen Codex der Javaneſen muß mit dieſen Rauchopfern vom Todestage des Fürſten an vierzig volle Tage fortgefahren werden, und für die Seelenruhe des Verblichenen haben die Prieſter die dritte, ſiebente, zehnte, hundertſte, zweyhundertſte und tauſendſte Nacht hindurch Hymnen zu ſingen.

(Der Beſchluß folgt.)

Lord Byron.

Byron (Georg, Gordon) iſt unſtreitig der ſonderbarſte der jezt lebenden engliſchen Dichter. Sein Charakter iſt eines von jenen Problemen der Moral, mit deren Enträthſelung man nicht eilen muß. Ein unbegreifliches Myſterium herrſcht in ſeinem Betragen; und ſein Geiſt, unaufhörlich beſchäftigt, die Todeskämpfe der Seele und des Körpers zu malen, iſt ebenfalls geheimnißvoll für jeden, der nur heitere Tage und das wechſelloſe Einerley des Lebens kennt. Lord Byron geb. 1788, Abkömmling von Jakob II., Königs von Schottland, deſſen Tochter Johanna Stuart an den Grafen von Huntley vermählt wurde, aus welcher Ehe zwey Söhne, die Stammväter der Familie Gordon, hervorgingen. — Die erſten Jugendjahre des Lord Byron bieten nichts Merkwürdiges dar; großer Hang zu Verſchwendung, liebenswürdige Formen, lebhafte Scherzhaftigkeit, und einige verliebte Abenteuer brachten ihn in den Ruf eines Glücksritters, als er auf einmal London und die vergoldeten Säle verließ, und ſich in die Ebenen des Peloponnes, mitten unter die Ruinen Italiens, auf die Felſen von Candien und Maltha vergrub. — Er kehrt nach London zurück, nimmt ſich eine ſchöne, reiche, junge und liebenswürdige Gattin, ſieht bald dieſe Verbindung durch häusliche Zwiſte geſtört, trennt ſich gerichtlich von dieſer Frau, die er anbetet, und verläßt aufs neue England. Die Feinde, welche ſein aufkeimendes Genie und ſeine durch verſchiedene Werke ſchon bekannte Talente geweckt hatten, die durch ein treffendes ſatyriſches Gedicht noch mehr gereizt wurden, geben dieſem häuslichen Ungemach eine ärgerliche Oeffentlichkeit. Die Regierung, deren gegenwärtiges Oberhaupt Lord Byron mehrmalen perſönlich angegriffen hatte, waffnete die Menge der Scribler und Journaliſten des Schatzes gegen ihn. Er mußte, wie er zu ſagen pflegte, den Kampf eines Einzigen gegen alle ſtreiten (the strife of one against all). Er ſezte ſeine Wanderungen in Europa und Aſien fort, bewohnte lange Zeit eine Hütte der Apenninen, ging nach Griechenland zurück, kaufte ſich von dem türkiſchen Gouvernement eine kleine Inſel und ließ ſich ein Haus darauf bauen; — beſuchte die Schweiz und Belgien, nachdem die Schlacht von Waterloo der europäiſchen Sache eine andere Geſtalt und den Ebenen von Flandern ſo viel Intereſſe gegeben hatte; von da aus ſchickte er von Zeit zu Zeit Poeſien, bittern Menſchenhaß, Lebensüberdruß, tiefe Verachtung der Menſchen athmend, nach England. Dieſes lezte Gefühl war die Frucht einer großen Ungerechtigkeit. Man hatte lächerlicher Weiſe ausgeſtreut, die Reue über ein begangenes Verbrechen belaſte ſein Gewiſſen, und ſey die Quelle ſeiner langen Schmerzen; Meuchelmord ſey ſein Inſtinkt, und jede Unſchuld ſein Opfer. Man ſchmiedete ein abſcheuliches Mährchen, in welchem man ihn ſeine Geliebte umbringen, ſorgfältig ihr Skelett bewahren und aus ihrem Schädel trinken ließ. — Lord Byron würdigte dieſe Fluth von Infamien nicht der geringſten Aufmerkſamkeit. Einige Seitenhiebe gegen die Lächerlichkeiten ſeiner Mitbürger, waren die einzige Spur perſönlicher Empfindlichkeit, die man in ſeinen zahlreichen Kompoſitionen entdecken konnte. Das erſte Werk des Lord Byron: „Stunden der Muſe," wurde lebhaft von den Journaliſten kritiſirt. Er antwortete auf ihre Gemeinheiten durch eine beißende Satyre, die er ſelbſt eine Hecatombe nannte. Jeder Vers verſchlang ſein Opfer, und vier ſchnell auf einander gefolgte Auflagen dieſes kleinen Gedichts kühlten ſeine Rache. Nachdem Lord Byron Europa und Aſien bereiſt hatte, ließ er dieſe befremdende Pilgerſchaft des Harold drucken, worin die Eindrücke eines verirrten Menſchen, und die Leidenſchaften einer bewegten Seele, ſtatt Handlung, Plan, Bild und Intrigue dienen. Man kann dieſes Gedicht ideal nennen, ohne Mißbrauch eines ſo oft unnöthig angewandten Wortes. Byron ſcheint mit Kant zu glauben, daß die äußern Gegenſtände ihre Exiſtenz nur in Beziehung auf inneres Senſorium haben, und dem Wellenförmigen unſeres Denkvermögens unterthan ſind. Man könnte ſagen, daß er ſeinen Menſchenhaß auf alles drückt, was ihn umgibt, daß er Felſen und Wälder mit der Bitterkeit ſeiner Seele durchdringt, und Sonne, Himmel und Meer in die Dünſte ſeiner Einbildungskraft einhülle. — Das Erſcheinen der erſten Geſänge dieſes Gedichts machte Epoche in der engliſchen Literatur. In ſeinen andern Werken verſuchte Lord Byron dem glänzenden Gedanken das Intereſſe dramatiſcher Combinationen zuzugeſellen, welches man in der Pilgerſchaft von Harold vermiſſt hatte. Er ſtellte mehrere Perſonen auf, ließ ihnen energiſche Geiſtesfähigkeiten, und dadurch, daß er ſie auf einer engen Scene erſcheinen ließ, zwang er ihre zuſammengehaltene Leidenſchaften fürchterliche Wirkungen hervorzubringen. Der Corſar, der Ungetreue, die Braut von Abydos, Lara, die Belagerung von Corinth, Pariſina, Mazeppa, nach dieſem Syſtem verfaſſt, bieten nur glänzende Skizzen eines ungeregelten Genie's dar; faſt alle ohne Wahrheit und Natur, und die der engliſchen Literatur um ſo gefährlicher ſind, da ſie dieſelbe wieder in das Chaos zurück zu ſtürzen drohen, woraus Pope und Addiſon ſie gehoben haben. In allen poetiſchen Gemälden des Lord Byron, zeigt ſich eine und dieſelbe Figur in Zügen des Giaour, Child und des Corſars; unter verſchiedenen Namen, iſt es immer ein unbegreifliches Weſen, für die Tugend geboren, verſunken in Verbrechen, unbekümmert um ſich ſelbſt; eine rieſenhafte Geſtaltung, gierig Bekanntſchaften zu machen, ſie nachher aber verächtlich behandelnd; tiefen Abſcheu gegen die Geſellſchaft hegend; eine Art gefallenen Engels, über die Hölle und das Gewiſſen lachend; ein Geſpenſt, das unter den Menſchen umherirret, und einer unſichtbaren Welt anzugehören ſcheint. Die kleinen Poeſien des Lord Byron gehören alle zum Geſchlecht der Ode, und jene, die er dem Napoleon dedicirt, verdient einer beſondern Erwähnung; troß der Vorurtheile ſeines Landes, ſteht der Dichter darin erhaben über Zeit, Ort und Menſchen; er iſt vielleicht der Einzige, deſſen Gedanke würdig über ihn, den ſtaunenswertheſten Menſchen ſeines Zeitalters, geurtheilt hat. — Die Geſichtszüge Byrons ſind edel, bleich, ſtolz und denkend. Seine Gewohnheiten ſind ſonderbar: kürzlich noch ſtellte er die Glücksumſtände eines Schuſters von Venedig, der durch eine Feuersbrunſt Alles verloren hatte, wieder her; zu ſeinem Vergnügen durchſchwamm er jene Meerenge von Abydos, die durch Leander in der Geſchichte lebt; der Unterſtützung armer Gelehrter weiht er den Ertrag aller ſeiner Werke, die bis jezt eilf Auflagen erhielten; endlich hegt er die höchſte Achtung für die Talente von Moore, Scott und Coleridge, ſeine Nebenbuhler: Größe iſt nicht zu verkennen in dieſem ſonderbaren Weſen.

Anekdote.

Der König Wilhelm III. von England war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Parforce-Jagd, und ſuchte eine Ehre darin, nie im Ueberſetzen mit dem Pferde übertroffen zu werden, wenn der Sprung auch noch ſo gefährlich war. Ein gewiſſer Hr. Cherry, ein treuer Anhänger der verwieſenen Familie Stuart, gründete hierauf einen Anſchlag, vielleicht den verwegenſten, der je gegen das Leben eines Königs gefaßt worden. Er fand ſich regelmäßig bey der königlichen Jagd ein, war immer der Vorderſte, und unternahm die verzweifeltſten Sprünge, in der Hoffnung, daß der König ihm folgen, und ſo vielleicht den Hals brechen würde. Eines Tages jedoch that er einen ſo überaus gefährlichen Sprung, daß der König, als er zu der Stelle kam, den Kopf ſchüttelte und zurückritt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jan.

(Fortſetzung.)

Im Palais royal zeichneten ſich vorzüglich die Juweliere durch die Mannigfaltigkeit der geſchmackvollen Verzierungen des Goldes und Halbgoldes aus, ſo wie die Buchhändler durch die glänzenden Einbände der Almanache und andern zu Neujahrsgeſchenken beſtimmten Bücher. Im Vorbeygehen vor den vielen prachtvollen Buden mußte man zuweilen über die Art lächeln, wie der äußerſte Luxus auch für die andächtigen Leute geſorgt hat; ſo erblickte man bey den Kriſtallhändlern, zwiſchen den ſchönſten geſchliffenen und gezierten Trinkgläſern und Vaſen, kleine kriſtallne Weihwaſſerkeſſelchen, mit einem eleganten goldnen Kreuzchen darauf. Dieſe Stücke ſcheinen völlig neu zu ſeyn. Vom Palais royal ließ ſich in den ſchönen Salons der Coq St. Honoré-Straße beym Hr. Giroux ein intereſſanter Beſuch abſtatten. Der Hr. Giroux iſt ein guter Spekulant, dem der glückliche Einfall gekommen iſt, in ſeinem Hauſe allerhand zu Neujahrsgeſchenken ſich eignende Gegenſtände zu vereinigen und den Kaufluſtigen zur Schau darzuſtellen, damit ſie der Mühe überhoben ſeyn mögen, die Sachen überall zuſammenzuſuchen. Dieſer Einfall iſt ihm ſo wohl gelungen, daß ſein Haus einen ganzen Monat lang faſt nicht leer wird. Wie außerordentlich groß ſein Abſatz ſeyn müſſe, läßt ſich daraus abnehmen, daß er von einem einzigen neu erſchienenen Bilderbuche für Kinder dießmal 500 Exemplare verkauft hat, und zwar das Exemplar zu 13 Franken. Als Kunſtausſtellung gewähren ſeine ſieben von allerhand ſchönen Sachen voll ſteckenden Säle viele Unterhaltung, und es läßt ſich ſehr angenehm darin umher wandeln, wobey man aber mehr als einmal die Kunſt bedauern muß, die an ſo manchen geringfügigen Dingen verwandt worden iſt, die man ſehr füglich entbehren kann. Ich habe dort äußerſt elegante, mit Perlmutter und Gold belegte Käſtchen geſehen, die zum Aufbewahren der — Zahnſtocher dienen ſollen, und Lichtputzen aus Gold und Elfenbein, die ſo ſauber gearbeitet waren, daß man ſich wahrlich ein Gewiſſen daraus machen ſollte, das Licht damit zu ſchneuzen. An Spielen, welche in dem Kataloge des Hrn. Giroux alle namentlich angeführt werden, habe ich 63 gezählt, von den Würfeln und Dominos an, bis zu dem Jeux du procès, du Roma, des Sensitives, von denen ich nie in meinem Leben gehört habe. Auch hier werden neue Weihwaſſerkeſſelchen (Beniters nouveaux) feil geboten, und zwar unter der Rubrik: Articles divers perfectionnés (Katalog S. 9). Auf dieſe Benitiers folgt ein anderes Inſtrument, Brule-encens, Weihrauchbrenner, die denn auch nützlich ſeyn mögen, wie das fünfte Rad am Wagen. Unter den Kinderſpielen ſtehen den Kaufluſtigen Pièces roulantes zu Gebote, und das erſte dieſer rollenden Stücke iſt der Grieche und der Türke, worauf denn Papa polichinelle, la mère Gigogne und Marie Stuart folgen. Solch eine ſonderbare Vermiſchung des Tragiſchen und Komiſchen mag wohl den Kindern wenig auffallen, gibt es doch Erwachſene genug, die ſich an dieß Widerſpiel gewöhnt haben. Von Gemälden hängen alle Säle des Hrn. Giroux voll; er wird wohl von den Pariſer Künſtlern mit Anerbieten von Kunſtwerken überlaufen werden. Der Maler hat allzu wenig Gelegenheit, ſeine Gemälde zur Kenntniß des Publikums zu bringen; es iſt daher nicht zu verwundern, daß in Paris, wie in London, mehrere große, dem Publikum geöffnete Niederlagen entſtanden ſind; außer den Girouxſchen Salons iſt hier noch der weniger beſuchte Bazar français für ſie da, und ſo eben geht man damit um, eine große Anſtalt zu eröffnen, welche Cercle des arts heißen ſoll, und mit einer beſtändigen Ausſtellung noch einen Leſezirkel, geſellige Verſammlungen u. ſ. w. verbinden ſoll. Die vortheilhafteſte Ausſtellung für die Künſtler iſt diejenige im königlichen Muſeum, denn dieſe wird von ganz Paris beſucht und in allen Zeitungen und Journalen beurtheilt; allein ſie hat zu ſelten Statt, und ſollte der Künſtler auf dieſelbe warten, um ſeine Gemälde abzuſetzen, ſo könnte er Gefahr laufen, zu verhungern, beſonders wenn er eine zahlreiche Familie hat. In der Regel ſoll die Ausſtellung im Muſeum alle zwey Jahre ſtatt haben, der Hr. Direktor aber, dem dieſelbe viele Ungelegenheit verurſacht, und der ſein gutes Gehalt regelmäßig einnimmt, iſt nimmer eilig mit dem Ausſtellen, und ſchiebt daſſelbe gern ein Jahr weiter hinaus. Dieß iſt eben jezt der Fall, da die Ausſtellung, welche im vorigen Jahre ſtatt haben ſollte, auf das jetzige verſchoben worden iſt. Eine ſchöne Sammlung von Kupferwerken, lithographiſchen und Handzeichnungen gehört ebenfalls zu der Kunſthandlung des Hrn. Giroux; man erblickte dort Blumen von Vanſpaendonck, poſſirliche Karrikaturen von Iſabey, und eine Menge kleiner Skizzenſammlungen, die unter dem Namen Albums jezt ſehr zur Mode werden; einige derſelben enthalten lithographiſche Blätter von den vorzüglichſten Zeichnern in Paris, und können als Stammbücher dienen; eins derſelben iſt einzig von den an der Sevres-Porzellanfabrik angeſtellten Malern verfertigt worden; vermuthlich ſind es Entwürfe der von ihnen ausgeführten Malereyen. Ein ſehr mannigfaltiger Artikel in der Girouxſchen Ausſtellung ſind die Cerans und Transparentſtücke, wovon einige Abbildungen bekannter Gemälde ſind, z. B. des Kapuzinerchores von Granet. Im ſogenannten mechaniſchen Ecrans läßt Hr. Giroux zur Spielerey die auffallendſten Scenen aus den neuen Theaterſtücken und dergleichen Dinge vor den Augen der Müßigen vorübergehen; man kann hier beynahe die ganze Pariſer Chronik des Jahres in Figuren ſehen. Es erſcheinet darin der Soldat laboureur, der die Hälfte des Jahres hindurch faſt unaufhörlich auf dem Variétés-Theater die Pariſer entzückt und entflammt hat; der Solitaire, ein mittelmäßiger Roman, welchen der Verfaſſer, ein Vicomte, bloß mit Hülfe ſeiner Aufſchneidereyen ſo in Gang gebracht hat, daß man für's Theater, für Muſik u. ſ. w. Sujets daraus entlehnt hat, und derſelbe mehrmals hat gedruckt werden müſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 13.

Nro. 40.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 15. Februar 1822.

> Bey der Betrachtung des Himmels vergißt der Menſch am ſicherſten die Sorge der Erde.
>
> Aus einem engliſchen Romane.

Zur Kenntniß der Aërolithen.

Nach den neueſten Forſchungen. — Von Dr. Nürnberger.

Eine der merkwürdigſten und ſonderbarſten Lufterſcheinungen ſind die großleuchtenden, ſogenannten Feuerkugeln, die man oftmals mit einer außerordentlichen Schnelligkeit durch die Atmoſphäre ziehen ſieht, die dann gewöhnlich mit Krachen zerſpringen und feſte mineraliſche Maſſen, von einer ganz eigenthümlichen Beſchaffenheit, auf den Erdboden fallen laſſen, denen man den Namen der Aërolithen (Luftſteine) beygelegt hat. Nur erſt noch in den lezten Tagen (den 29. Dec. v. J.) iſt eine ſolche Feuerkugel in Berlin beobachtet worden. Abends gegen ſechs Uhr ward eine plözliche, blendende Helle in Norden wahrgenommen, und es zeigte ſich gerade unter dem Sterne Alioth im Sternbilde des großen Bären ein Feuerball, größer als die aufgehende Sonne. Der Kern war glühend roth, an dieſen ſchloß ſich ein hellgelber Ring, und an leztern wieder ein hellblauer Lichtſaum. Einige Zeit hielt ſich die ganze Maſſe ſolchergeſtalt concentriſch zuſammen, in zitternder, gleichſam rotirender Bewegung; dann aber zerſprang der feuerrothe Kern mit einem lauten Krachen, gleich einer gefüllten Granate, in unzählige, leuchtende Stücke, von denen einige im Augenblicke, andere aber erſt im Fallen erloſchen. Zugleich ſchoß gegen Weſten, in weiter paraboliſcher Krümmung, ein mächtiger Lichtſtrom gegen den Horizont hinab, mit deſſen Erlöſchen die prächtige Erſcheinung ihr gänzliches Ende nahm. Bemerkt, wegen des Folgenden, muß noch werden, daß, einem andern Beobachter zu Folge, das Meteor, beym erſten Sichtbarwerden, nur die ſcheinbare Größe eines Fixſterns hatte, aber, faſt im Nu, zu der oben angegebenen Größe anwuchs. — Dieſes Phänomen hat die Naturforſcher von jeher außerordentlich beſchäftiget; und da, nach ihrer jezt ziemlich übereinſtimmenden Meinung, faſt ausgemacht ſcheint, daß jene Maſſen, ihrem Urſprunge nach, nicht der Erde, ſondern den Himmelsräumen, ja vielleicht gar den Vulkanen des Mondes angehören, deren Wurfkraft allwohl groß genug ſeyn kann, um das brennende Eingeweide bis in den Bereich der irdiſchen Anziehungskraft zu ſchleudern: ſo wächſt das Intereſſe an einer Erſcheinung, die uns ſolchergeſtalt in eine taſtbare Verbindung mit einem andren Himmelskörper verſezt. Ein berühmter neuerer Phyſiker (Kaſtner) iſt gar noch weiter gegangen, indem er, ebenfalls den planetariſchen Urſprung der Aërolithen annehmend, aus ihrem Kalk-, Kieſel-, Bitter- und Thon-Erden-Gehalt, auf eine der irdiſchen ähnliche, lebende Organiſation der Urſprungsörter ſchließt; eine Anſicht, welche der Einbildungskraft ein eben ſo weites als reizendes Gebiet eröffnet.

Schon die ältern Schriftſteller erwähnen dieſes wunderbare Meteor: Seneka verbreitet ſich unter andern gleich zu Anfange ſeiner Quaest. nat. darüber; und in den neuern Zeiten hat namentlich le Roy, in den Memoiren der Pariſer Akademie, ausführlich von einer Feuerkugel gehandelt, die am 17. Juli 1771 ganz Paris in Schrecken verſezte. Dieſe Kugel erſchien nach zehn Uhr Abends, bey vollkommen heiterem Himmel, zeigte ſich größer und glänzender als der Vollmond, und zerſprang mit einem Krachen, davon die Häuſer erbebten. Ihre Höhe über dem Erdboden muß, nach korreſpondirenden Beobachtungen, mehr als 20,000 Klafter, ihre Geſchwindigkeit in der Secunde gegen vier Meilen, und ihr Durchmeſſer an die 500 Klafter betragen haben. — Erſchöpfend aber, ſo weit es der gegenwärtige Standpunkt der Wiſſenſchaft erlaubt, iſt dieſer unendlich intereſſante Gegenſtand betrachtet worden, von Chladni, in einem eigenen Prachtwerke: Ueber Feuer-Meteore und über die mit denſelben herabgefallenen Maſſen. Wien, Heubner, 1819; welcher wichtigen Arbeit der Direktor von Schreiber zehn Steindrucktafeln beygefügt hat, die, unter andern, Abbildungen verſchiedener, im kaiſerl. königl. Naturalien-Kabinette zu Wien verwahrten Meteormaſſen enthalten. Dieſes Werk, welches wohl nur wenige unſerer Leſer ſelbſt einzuſehen Gelegenheit finden dürften, wird, in Verbindung mit ältern und neuern Beobachtungen, unſern Leitfaden abgeben; wenn wir uns auch, auf den Grund eigener Forſchungen, das Final-Reſultat, noch näher zu beſtimmen, veranlaſſt finden ſollten.

Chladni iſt in der That der erſte geweſen, der den allgemeinen cosmiſchen Urſprung der Meteormaſſen, nicht etwa als eine Hypotheſe, ſondern als eine ausgemachte Thatſache dargeſtellt hat; und er konnte dabey, als Vorarbeit, einen Aufſatz von Howard, in den Philos. Transact für 1792. nutzen, in welchem eine Menge von Fällen aufgeſtellt und geprüft werden, da wirklich Steine vom Himmel herabgefallen ſind. Einige Jahre nach Bekanntmachung dieſes Aufſatzes aber, den 13. Dec. 1795, ereignete ſich ein ſolcher, überaus merkwürdiger Fall, indem bey Woldnewton in Yorkſhire ein 56 Pf. ſchwerer Stein, mit heftigem Getöſe, aus den Lüften herniederſtürzte und ſich achtzehn Zoll tief in den ſehr harten Erdboden eingrub: dieſer Stein ward noch warm gefunden und roch ſtark nach Schwefel. Später wurden immer mehr dergleichen unzweifelhafte Erfahrungen gemacht; und die dabey wahrgenommenen Umſtände: die Richtung der Bewegung ſolcher Feuerkugeln, deren Erſcheinung mit dem Fallen von Meteorſteinen verbunden geweſen, die chemiſche Natur der leztern u. ſ. w., hatten endlich zur Folge, daß ſich Phyſiker und Aſtronomen über die, anfänglich viel beſtrittene Anſicht unſeres Chladni vereinigten, die man alſo jezt als die herrſchende betrachten darf.

Was nämlich die Bewegung der Feuerkugeln betrifft, ſo erſcheint ihre Bahn ſtets paraboliſch, und ſie fallen unter beträchtlichen Winkeln gegen den Horizont; woraus man alſo mit Beſtimmtheit folgern kann, daß, außer der irdiſchen Schwere, die ſie, gleich den übrigen fallenden Körpern, blos in verticaler Richtung herabziehen würde, noch eine andere Kraft, die mit jener erſtern einen Winkel macht, auf ſie wirkt: indem es bekanntlich zweyer, ſolchergeſtalt mit einander verbundenen Kräfte bedarf, um einen Körper zur Beſchreibung eines Kegelſchnittes zu nöthigen; und ein geworfener Stein z. B. nur deßwegen einen krummen Weg durch die Luft macht, weil, außer der Gewalt des Wurfes, auch noch die Schwere auf ihn wirkt. Die Geſchwindigkeit ferner dieſer Bewegung iſt oft ganz außerordentlich groß, und hat in einzelnen Fällen die der Erde in ihrer Bahn erreicht, d. h. ſie hat, wie dieß z. B. auch bey der oben erwähnten, in Paris beobachteten Feuerkugel angeführtermaßen der Fall geweſen iſt, vier Meilen auf die Sekunde betragen; welcher Umſtand aus dem bloßen Falle gegen die Erde ebenfalls nicht genügend erklärt werden kann. Endlich aber ſind in der Bewegung der Feuerkugeln oft Bogenſprünge beobachtet worden; eine Erſcheinung, welche vorausſezt, daß ſie, wie dieß auch die Beobachtungen lehren, als Anfangs lockerere und weit ausgedehnte Maſſen auf unſere Atmoſphäre ſtürzen, und, bey der reißenden Schnelligkeit, mit welcher dieß geſchieht, von derſelben, gleich rikoſchettirenden Kugeln mehrere Mal abprallen, bis ſie ſich, dadurch ſelbſt an Dichtigkeit zunehmend, allmählig tiefer in das irdiſche Luftmeer eintauchen, und, deſſelben Widerſtand mehr und mehr überwindend, zum wirklichen Falle kommen können, der durch dieſen Widerſtand von ſeiner Heftigkeit zwar verliert, aber, durch ſeine Gewalt, doch immer noch alle unſere Vorſtellungen übertrifft. Die ſchnelle Zunahme an ſcheinbarer Größe, welche z. B. an der Eingangs erwähnten, zu Berlin beobachteten Feuerkugel bemerkt worden iſt, gibt einen unwiderleglichen Beweis von der Schnelligkeit dieſes Sturzes bereits in den höhern Luftregionen, ab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sterbebett und Leichenbegängniß des am 1. Oktober 1820 verſtorbenen Sultans von Souracarta, auf der Inſel Java.

(Beſchluß.)

Sobald die Leiche von der königlichen Familie dem Gouverneur des Reichs und den Reichsverweſern an die Mantris und Paniwoes abgegeben war, fing der Zug an, ſich, unter einer Artillerieſalve von Seite der Beſatzung der holländiſchen Forts und der Truppen des Sultans, langſam und mit viel Pomp und Pracht in Bewegung zu ſetzen, in folgender Ordnung: 1. Der Tommongong, Broto-Negoro, begleitet von ſeinen Mantris und ſeinem Gefolge. 2. Die leichte Garde, beſtehend aus einem Hauptmann, drey Lieutenants, vier Trompetern, einem Fähnrich, und hundert, zur Hälfte mit Musketen, zur Hälfte mit Lanzen bewaffneten Reitern. 3. Ein Detaſchement von hundert

Mann zu Fuß, genannt Nirmala-patang-poelooh-abang, mit Fähnrich, Trommelſchläger und Pfeifer. 4. Der Priong-toko mit den Staats-Piken, ihrer zwanzig an der Zahl. Von dieſer Schaar führte der eine einen halben Mond, der andere drey Spitzen, ein dritter einen Sonnenſchirm von Bambou, zwey andere vergoldete Sonnenſchirme, und zwey trugen die Staats-Musketen, die der Sultan bey großen Ceremonien vor ſich hertragen läßt. 5. Die Soro-genie oder kaiſerlichen Jäger; ein Kapitän, zwey Lieutenants und hundert Mann. 6. Die Staabsoffiziere des Hofes; acht Perſonen, wovon vier mit geladenen Musketen bewaffnet. 7. Die Aufwärter des Sultans mit ſeinen Pantoffeln, ſeinem Stocke, Garderobe und Spucknapf. 8. Acht Mann, die ein Rohr mit Trinkwaſſer trugen. 9. Der Pamilih mit einem kleinen Koffer. 10. Acht Mann mit einem Schilde, Säbel und vier Piken. 11. Vier Bediente mit zwey Pferden des Fürſten, die mit baumwollenen, bis auf den Boden herunterhängenden Tüchern bedeckt waren. 12. Zwey europäiſche Trompeter. 13. Zwey europäiſche Kutſchen. 14. Mehrere javaneſiſche Offiziere. 15. Mehrere weiß gekleidete Prieſter, betend und tanzend. 16. Vier Kiaidj-Djoroes, welche Doyts (kleine niederländiſche Silbermünzen, von einem halben Liard am Werthe) und gelben Reiß, zuſammen für eine Summe von 5000 Rupien (12,500 Francs) unter das Volk auswarfen. Die reichern Javaneſen pflegen eine zu dieſem Gebrauche beſtimmte Summe bey Lebzeiten bey Seite zu legen; das von ſolchen Auswerfungen zuſammengelegte Geld gilt doppelt ſo viel, als es werth iſt, und erbt ſich gewöhnlich von Vater auf Sohn. 17. Vier Kiaidj-Adjars, deren Amt iſt, auf dem Wege Weihrauch zu verbrennen. 18. Der Leichnam des Verſtorbenen, mit Melattie und Tjampaka Blumen bedeckt, und beſchirmt durch vier vergoldete Sonnenſchirme. 19. Zu beyden Seiten des Leichnams ſechszig mit Piken bewaffnete Männer, vier und zwanzig Mantri-Kanotmans mit Panzern und Schilden und eben ſo viele Sangkrakjours. 20. Ein Detachement leichte holländiſche Infanterie von zwanzig Mann. 21. Die Patang-Poloh-Abang-Nirwikolo, beſtehend aus einem Kapitän, zwey Lieutenants und hundert Mann, nebſt Fahnenträger, Tambour und Pfeifer. 22. Die Tammongongs Prawiro-Dipporo und Mangko-Joedo mit ihren Kliwons, Panewoes, Mantris und übrigen Gefolge.

Auch der Pangerang Prang-Wedono hatte mit ſeinen Söhnen und Enkeln die Leiche begleitet, ſich aber, noch ehe der ſehr langſam ſich bewegende Zug einen Weg von zwey Pfählen *) gemacht hatte, im Stillen wieder auf den Rückweg begeben. Zu Gramat, drey Pfähle von Souracarta, ward auf einige Augenblicke Halt gemacht, weil der verſtorbene Sultan, wenn er auf Reiſen ging, in der Regel hier zu halten pflegte. Zu Klytjo, vier Pfähle von Solo, kehrte, was von Truppen unter Nummer vier bis und mit dreyzehn gehörte, wieder um, alles übrige marſchirte ohne fernern Halt bis Kartaſoero, wo auch die Nationaltruppen Nummer 3 und 21 von dem Leichenbegleit ſchieden und der Sarg unter einen Pandupo geſtellt wurde, worauf die Prieſter aus der Umgegend herbey liefen, um Gebete herzuſagen. Nach einem kurzen Raſten — fährt Hr. Nahuys in ſeiner Erzählung fort — erreichten wir Delargoe und dann die oberſte Höhe des Gebirges Pilligat. Hier fanden wir funfzig bis ſechszig Prieſter, welche für die Seelenruhe des Verſtorbenen beteten und den Zug zwey Stunden weit begleiteten. An die 150 Prieſter aus der Gegend von Delargoe und Klapoe verbrachten einen Theil der Nacht mit Fürbitten für den Verſtorbenen. Ihrer eine große Anzahl begleiteten uns bis nach Allinjong, wohin wir um ein Uhr nach Mitternacht aufbrachen, und wo ſich abermal ſechszig Prieſter aus der Nachbarſchaft zu uns ſchlugen, welche, vereint mit den übrigen, ein zweyſtündiges Gebet und Geſang anſtimmten. Zu Prambanan und Jagallau vermehrte ſich die Prieſterſchaar neuerdings und begleitete uns bis Paſar-Gede, der alterthümlichen Begräbnißſtätte der Fürſten von Mattaran, wo wir um zwey Uhr Nachmittags anlangten. Von einer zahlloſen Menge von Prieſtern ward hier der Leichnam in den Tempel getragen, und der Ueberreſt des Tages ſammt der ganzen Nacht mit Herſagen von Gebeten, die mit Geſängen wechſelten, zugebracht. Hier ſchloſſen ſich, vom Sultan Djocjocara hergeſandt, fünf Tommongons und ein Ingebey, ſammt ihrem Gefolge, an unſern Zug an. Früh um halb vier Uhr ſezten wir unſern Weg nach Mejirta fort, wo wir einen Halt machten. Bis zur Beendigung des Gebetes, welches in dem dortigen Tempel angeſtellt wurde, blieb der Leichnam auf den Schultern der Prieſter liegen.

Nunmehr war noch ein einziger Berg zu erſteigen, auf deſſen Gipfel ſich die Begräbniſſe der Prinzen Solo und Djocjocara befinden. Die unermeßliche Menge uns begleitender Prieſter war uns am Hinaufſteigen nicht wenig hinderlich. Endlich erreichten wir um halb zwölf Uhr Vormittags die oberſte Höhe, und in der Mittagsſtunde wurden, unter fortwährenden Gebeten und Geſängen der Prieſter, die Ueberreſte des Sultans, ſeinen Kopf nach Norden, den Körper aber nach Süden gewandt, beygeſezt. Seinem lezten Willen gemäß wurden einige Stücke Holz von einem ſeiner Betten auf ſeinen Sarg gelegt, der Sarg ſelbſt aber mit Holz und Erde zugedeckt, und an den vier Ecken des Grabes vier vergoldete Pajongs oder Sonnenſchirme aufgepflanzt, die, wenn ſie einmal da ſtehen, kein Menſch mehr berühren darf, und über das Ganze ſofort ein

---

*) In Java vertreten dieſe Pfähle die Stelle von Meilenſteinen; auch wird nicht nach Meilen, ſondern Pfählen gezählt. Ein Pfahl beträgt ungefähr ein Drittel von einer Stunde.

Dach aufgeführt, um das Grab vor übler Witterung zu ſchützen.

Ebenfalls dem lezten Willen des Sultans zu Folge wurde dann auch noch einer Turteltaube, welche bey ihren Lebzeiten Kiay-Koewoong, die Strahlende, geheißen hatte, ein Plätzchen in der geweiheten Erde von Mejirie angewieſen. Sie war ſchon vor zehn Jahren geſtorben und in einem Stück Baumwollenzeug im kaiſerlichen Palaſte aufbewahrt worden. Jezt hatte man ſie unter einem vergoldeten Pajong an den Ort ihres Begräbniſſes hingebracht.

Mejirie liegt etwa funfzig Pfähle oder ſechszehn Stunden Wegs von Souracarta.

Beyſpiel von einem kräftigen Schwimmer.

James Graham, von der Beſatzung zu Gibraltar, unternahm es, am 8. Auguſt 1821, von dem Bollwerk von Waterport bis Algeſiras zu ſchwimmen, hat ſich auch wirklich, zum großen Erſtaunen der Zuſchauer, bis auf Schußweite dieſer Stadt genähert und zwar in einer Zeit von vier Stunden und funfzehn Minuten. Er beſtieg hierauf eins der Fahrzeuge, die ihm folgten. Er klagte nur über ſtarken Durſt. Die Entfernung beträgt in grader Linie ungefähr 5¼ Meilen; da aber Graham durch den Strom immer genöthigt wurde, davon abzugehen, wenn er auf dem Rücken ſchwimmend, das Haus aus dem Geſichte verlor, worauf er ſeine Richtung nahm, ſo nimmt man an, daß er wohl acht Meilen ſchwimmend zurückgelegt haben kann. Die Kraftanſtrengung des Leander iſt, im Vergleich mit dieſer, nur ein Kinderſpiel. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Oberitalien.

Verſuche von frühern Jahren her, den Asbeſt oder Bergflachs nach der alten Weiſe zu unverbrennlichen Stoffen zu bearbeiten und nutzbar zu machen, (bekanntlich hat ſich ein Frauenzimmer aus Como, Namens Lena Perpenti, zuerſt mit Unverdroſſenheit und Einſicht damit beſchäftigt.) hatten dieſem Foſſil dadurch einige Nachfrage für die öſtliche Schweiz und Oberdeutſchland bewirkt, ſo daß im Verlauf eines einzigen Jahres mehrere Centner rohen ungereinigten Asbeſts nur vom Gotthard her dahin abgeſendet werden mußten. Jezt ſcheint deutſcher Eifer in ſolchen Verſuchen etwas erkaltet zu ſeyn, und wie man vernimmt, ſo ſind es jezt wieder einige Privaten in der Umgegend von Como, welche Einiges von vereinten Verſuchen hören laſſen. Wahrſcheinlich müſſen aber die Alten in Bereitung der unverbrennlichen Leinwand von Asbeſt um ganz eigene Kunſtgriffe gewußt haben, denn die Verſuche, die man heut zu Tage hierin wahrnahm, haben weder Haltbarkeit noch Feuerfeſtigkeit bewieſen. Vor Kurzem ſollen einige Abhandlungen über das bisher Gelungene in Mayland erſchienen ſeyn. Es hat aber in dieſem lombardiſchen Königreich, vielleicht auch durch ganz Italien, ſeine ganz eigene Bewandniß mit ſolchen wiſſenſchaftlichen Erörterungen, ſie ſcheinen nämlich alle ausſchließlich für die Heimath des Verfaſſers geſchrieben worden zu ſeyn. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, mit welcher Indolenz die meiſten Mayländiſchen Buchhändler ausländiſche Aufforderungen für die Mittheilung oder Auswechſelung gegen andere ſolche Gemeinnützigkeit bezielende Abhandlungen übergeben, ſofern ſie die für ſie ſchreckliche Arbeit vorherſehen, eine Feder dabey zur Hand zu nehmen, oder gar ein Stück Makulaturpapier zum Verpacken der Gegenſtände dabey aufopfern zu müſſen. Dieſer Kaltſinn gegen fremde Wißbegierde ſcheint ſomit wenigſtens bey den Buchhändlern faſt national zu ſeyn; man könnte in dieſer Abneigung, ſich dem Auslande mitzutheilen, eine Art Islamism wahrnehmen, der nur alles Eigene hochſchäzt, fremdem Wiſſen Hohn ſpricht, und von Verbreitung des Eigenen nichts wiſſen mag. Der ſo eben gewagte Vergleich erhält dadurch noch mehreres Gewicht, hat man Anlaß, einige der Mayländer Buchhändler in ihren meiſtens wohl angefüllten, aber zwecklos geordneten, Bücherläden zu beobachten. Ihr ſichtlicher Hang zum ſteten farniente, und ihr ſorgſames Ausweichen jedes leiſen Andranges zu wiſſenſchaftlicher Selbſtbildung wird ſich nicht leicht mißkennen laſſen. Zur Bekräftigung alles oben Geſagten darf man z. B. das erſte beſte Bücher-Verzeichniß einer Mayländer Buchhandlung zur Hand nehmen. Kärglich, ja oft gar nicht, iſt der neueſten Tagesberichte über öffentlichen Unterricht, Erfindungen und des Gemeinnützigen vom Auslande, erwähnt, und während man in Deutſchland, Frankreich, England und der Schweiz ſchon längſt gewohnt iſt, die neueſten Zeitſchriften gegenſeitig auszuwechſeln, und ſo ſich in wechſelſeitiger Mittheilung zu erhalten, ſteht man hier, nach altem Brauch und Sitte, iſolirt da, und nirgends zeigt ſich bey den Eingebornen ein Wunſch für beſſere Einrichtung.

Einzelne begüterte Familien Turins hatten ſich zur Zeit der Einverleibung Piemonts mit dem franzöſiſchen Kaiſerreich für den gedeihlichen Unterricht ihrer Kinder auswärtiger Hauslehrer zu bedienen angefangen, da die öffentlichen Primar-Schulen damals und wohl noch jezt mannigfache Spuren veralteter Mißbräuche an ſich trugen. In neuerer Zeit ſcheint dieſe, für ſo manchen bemittelten Familienvater, dem die zweckmäßige Entwicklung ſeiner Kinder nahe lag, allerdings willkommene Aushülfe ins Stecken gerathen zu ſeyn. Unterdeſſen wird man doch gern zugeben, daß die Hauptſtadt ungeachtet deſſen mehrere Lehr-Anſtalten aufweiſt, die auf Liebe zu den Wiſſenſchaften unter den höhern Ständen hindeuten, wodurch ſich Turin vor benachbarten großen Städten vortheilhaft auszeichnet. Man darf hiefür nur der in gutem Beſtand fortwaltenden Univerſitäts-Schule erwähnen, die mehrere Lehrfächer in ſich faſſt, deren Führung von Eifer und Einſicht zeigen. Allerdings ließe ſich für die damit verbundenen Naturalien und die Bücher-Sammlung (leztere von ſehr bedeutendem Umfange) Einiges hinzuwünſchen, was man ungefähr gleiches Schritthalten mit auswärtigen, in gleichem Range ſtehenden, Lehr-Anſtalten nennen möchte, und wirklich ſcheint dieſes Bedürfniß von Vielen gefühlt zu werden. Unterdeſſen dürfte die Verwirklichung noch ſo nahe nicht ſeyn, denn nach der Anſicht eines neuerlichen Reiſenden von Einſicht ſtehen ſolchen Vorſchlägen Hinderniſſe entgegen, die im Königreiche vollwichtig genug ſind, um jeden Unberufenen in Reſpekt zu halten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 14.

Nro. 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Februar 1822.

Der Waſſer gute Geiſter ſingen
Hier aus kriſtallner Tiefe laut:
„Bald werden *dem* wir Heilung bringen,
„Der liebend unſrer Kraft vertraut.“

Juſtinus Kerner.

Die Cannſtadter Nymphe an J. E.

Sey heut an meiner Silberquelle
Geliebte, zweyfach mir gegrüßt,
Die lebengebend, ewig helle
Aus meiner Urne ſich ergießt.
Vor meinen Prieſterinnen allen,
Die meinem Heiligthum ſich nahn,
Seh ich mit größtem Wohlgefallen,
Die Opfer deines Dankes an.

Noch deckte die Natur ein weiſſes
Gewand, des Winters Schneetalar.
Da ſchmückt' ich vom Cryſtall des Eiſes
Dir meine Grotte wunderbar.
Es blinkten Zinken in dem Strahle
Der Sonn' an meines Baches Saum,
Und dampfend goß in deine Schaale
Sich meiner Welle Silberſchaum.

Doch bald verſchwand die Zauberſcene,
Sie wich nur größ'rer Herrlichkeit:
Der Lenz erſchien! In neuer Schöne
Stand er vor dir in Feſteskleid;
Auch meine Urne ſchmückt er wieder
Mit Blüthenkränzen wonniglich,
Und tauſend neu erwachte Lieder
Des Vögelchors begrüßten mich.

Er ziert mit grünenden Guirlanden
Der Pappeln ſtolze Säulenreihn
Und täglich neue Jünger fanden
An meinem Heiligthum ſich ein:
Um Kraft an meinem Born zu trinken,
Füllt aus ihm jeder den Pokal,
Sobald des Dunkels Schatten ſinken
Beſiegt vom erſten Sonnenſtrahl.

Wie viele Morgenopfer brachte
Auch deine Seele mir ſchon dar!
Was ſie nur Heil'ges fühlte, dachte,
Das machte ſie mir offenbar.
Ich ſah dich dankend, mit Entzücken,
Mit Luſt, von der die Bruſt dir ſchwillt,
Zu dem hinauf gen Himmel blicken,
Der ſegnend meine Urne füllt.

Oft wandelſt du mit deinem Gatten
In trauter Eintracht, Hand in Hand,
Durch dieſe buntgeſtickten Matten
An meines Baches Silberband;
Da bin ich Zeuginn Eurer Liebe
Und, lauſchend Eurem Hochgefühl
Beym Wechſeltauſch der ſel'gen Triebe,
Rauſcht ſanfter euch mein Wellenſpiel.

Ich ſteh mit euch in engem Bunde,
Trinkt ihr von dem Geneſungsquell,
So ſteigen aus dem tiefſten Grunde
Von meiner heil'gen Grotte ſchnell
Die Lebensgeiſter all und ſchweben
Auf meinen Waſſern hin und her:
Drum trink noch oft, zu neuem Leben,
Verjüngend dich, die Schaale leer!

Jäger, Helfer in Cannſtadt.

Zur Kenntniß der Aërolithen.

(Fortſetzung.)

Bringt man mit jener außerordentlichen Schnelligkeit der Bewegung die *Größe* der Feuerkugeln in Verbindung, darüber ſich durch Vergleichung der ſcheinbaren Durchmeſſer mit den, aus korreſpondirenden Beobachtungen geſchloſſenen Höhen urtheilen läſſt, auf welchem Wege ausgemittelt worden iſt, daß die wirklichen Durchmeſſer einzelner ſolcher Kugeln gar bis auf eine halbe Meile gehalten haben; ſo ſcheint auf Einmal begreiflich zu werden, warum dieſes Meteor von Feuer, Dampf und Rauch begleitet ſey. Man hat bekanntlich Feuerzeuge, die aus nichts als einer Röhre beſtehen, in welche ein genau ſchließender Stempel mit einiger Gewalt hineingeſtoßen wird, worauf ſich, durch das bloße Zuſammendrücken der Luft, ſo viel Feuerſtoff entwickelt, um ein, auf dem Boden der Röhre befeſtigtes Stückchen Schwamm zu entzünden. Nun denke man ſich Kugeln von der eben angegebenen Größe, dem Befunde beym Zerplatzen zufolge, zum Theile aus den härteſten Stoffen beſtehend, unſeren Dunſtkreis mit einer Schnelligkeit durchbrechend, von welcher unſere mechaniſchen Hülfsmittel gar keinen Begriff gewähren: iſt es da zu verwundern, daß durch Compreſſion der Luft ſo viel Feuerſtoff entbunden wird, als wir das Erſcheinen jener Kugeln begleiten ſehen? Und ſcheint es nicht, als wenn, durch Rückwirkung einer ſo gewaltigen Hitze auf die Kugel ſelbſt, die in ihr enthaltenen Stoffe nothwendig in denjenigen Zuſtand des Angegriffenſeyns, wie wir ihn ſonſt durch den Einfluß des Feuers und ähnliche Stoffe unter unſern Augen entſtehen ſehen, und in welchem ſich die Meteorſteine, nach dem Niederfallen wirklich vorfinden, verſezt werden müſſen? Man hat zwar eingewendet, daß der leuchtende und flammende Zuſtand der Feuerkugeln in Höhen beobachtet werde, wo die Luft zu verdünnt ſey, um zum Brennen zu dienen; allein es läſſt ſich keine Grenze angeben, wo die Atmoſphäre dieſer Fähigkeit gänzlich beraubt wäre; und es könnte überdieß vielleicht ſogar angenommen werden, daß ſich die Meteormaſſen lange in den Himmelsräumen bewegen, bevor die Bedingungen zuſammentreffen, von welchen, mit ihrem endlichen Falle, zugleich ihre Entzündung und ſomit ihr Sichtbarwerden abhängig iſt. Bey dieſem allen iſt noch keine Rückſicht auf den Einfluß vulkaniſcher Gluthen genommen, als deren wahres Produkt wir die Feuerkugeln bald näher betrachten werden; indem, in dieſem Bezuge, freylich der Umſtand einer unermeſſlichen Strecke Weges eingewendet werden kann, den die Meteormaſſe durch den, zur Ernährung urſprünglichen Feuers wohl nicht mehr tauglichen Aether des Himmelraumes, zurückzulegen hat.

Die chemiſche Natur der, nach dem Zerplatzen der Feuerkugeln, aufgefundenen Maſſen anlangend, ſo ſpricht ſelbige eben ſo entſcheidend für ihren cosmiſchen Urſprung, und ſie gleichen ſich, mit Ausnahme einiger Niederfälle von nur Gediegen-Eiſen oder ſtaubartigen Subſtanzen, davon nachher beſonders die Rede ſeyn ſoll, in dieſem Bezuge auffallend. Die Aërolithen nämlich ſind zwar ein Gemenge mannigfaltig-verſchiedener Beſtandtheile; aber in Allen findet ſich doch, bey der chemiſchen Analyſe, Eiſen, und zwar gediegen, oder oxydirt, oder als Schwefelkies, Kieſelerde, Magneſia, Nickel und Chromium (eine, im Jahre 1797, von dem franzöſiſchen Chemiker Vauquelin entdeckte, eigenthümliche metalliſche Subſtanz). Dieſer gemeinſchaftliche und beſtändige, kürzlich noch durch die Analyſe einer, am 6. Auguſt 1820 bey Oreizönne im Oldenburgiſchen, niedergefallnen ſteinigen Meteormaſſe, wenigſtens großentheils beſtätigte Charakter läſſt mit der größten Wahrſcheinlichkeit auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung ſchließen. Ziehtman überdieß in Betracht, daß das Eiſen, im reguliniſchen Zuſtande, faſt nie in den irdiſchen Körpern angetroffen wird, und daß dieſes, auf der Oberfläche der Erde, mit dem Nickel und Chromium noch ſeltener der Fall iſt; ſo ſcheint ziemlich ausgemacht, daß die Aërolithen einen, unſerm Planeten fremden Urſprung haben, oder wenigſtens das Produkt eines ganz eigenthümlichen Proceſſes ſind. — Unter den oben erwähnten Fällen, da die Meteormaſſe aus Gediegen-Eiſen beſtanden hat, ſcheint uns der nachſtehende, wegen ſeiner großen Glaubwürdigkeit, beſondere Rückſicht zu verdienen: er findet ſich ausführlich dargeſtellt in Stütz Bergbaukunde. II. 388 sqq. Am 26. Mai 1751, um ſechs Uhr Nachmittags nämlich, zeigte ſich bey Hraſchina in der Agramer Geſpannſchaft, im obern Theile von Slavonien, eine feurige Kugel am Himmel, die plötzlich in zwey Hälften zerſprang, und ſolchergeſtalt, verwickelten feurigen Ketten gleichend, und von einem erſt ſchwarzen, dann vielfarbigen Rauche begleitet, mit ſchrecklichem Getöſe und ſolcher Gewalt herabſtürzte, daß der Boden, gleichwie bey einem Erdbeben, davon erſchüttert wurde. Das eine Stück, 71 Pfund ſchwer, fiel auf einen, acht Tage vorher gepflügten Acker, drang drey Klaftern tief ein und machte eine, Eine Elle weite Spalte, an welcher die Erde ausgebrannt und grünlich erſchien; das andere, ſechszehn Pfund ſchwere Stück fiel auf eine entfernte Wieſe, wo ſich ebenfalls eine Spalte und in gleicher Art vorfand. Das biſchöfliche Konſiſtorium zu Agram ließ dieſen Vorgang ſogleich an Ort und Stelle unterſuchen, die Ausſagen ſieben zuverläſſiger Augenzeugen zu Protokoll nehmen, und ſandte die verhandelten Akten ſammt dem erſtern der beyden Stücke nach Wien ein, wo ſich daſſelbe im kaiſerl. königl. Naturalien-Kabinette noch befindet. An dieſem Stücke, welches ganz aus gediegnem Eiſen beſteht, ſind die Wirkungen des Feuers unverkennbar; und ſeine Oberfläche zeichnet ſich, gleich der anderer, am ſelbigen Orte verwahrter Meteormaſſen, durch ein ganz eigenthümliches Anſehen aus, welches vermittelſt Abbildungen, in den erwähnten Steindrucktafeln des Direktors von Schreiber anſchaulich gemacht wird. Mit dergleichen meteoriſchem Eiſen ſind übrigens von mehrern Chemikern Verſuche angeſtellt worden, und ſie haben als ein Hauptunterſcheidungskennzeichen deſſelben den gänzlichen Mangel des Kohlenſtoffes bemerkt, welcher dagegen im künſtlichen Gediegen-Eiſen nie durchaus fehlt. Dieſer Umſtand liefert wieder einen Beleg für die Zuläſſigkeit unſerer Vermuthung über die Natur der Meteormaſſen.

Von den hiernächſt noch zu beleuchtenden Beyſpielen, da ſtaubartige Subſtanzen aus den Himmelsräumen auf die Erde herabgeſtürzt ſind, führen wir wieder nur einen Fall an, über welchen durch wiederholte neuere Unterſuchungen eines kurländiſchen Edelmannes, Theodor von Grotthuß, deren Reſultat er in Schweiggers neuem chemiſchen Journale B. 26. niedergelegt hat, ein beſonders helles Licht verbreitet worden iſt. Am 31. Januar 1686, erzählte Hr. von Grotthuß, fiel in Curland, bey dem Gute Rauden, eine ſchwarze, membranenförmige Subſtanz in großer Menge, die verbranntem Papiere ähnelte, aber härter war. Er habe von dieſer Subſtanz, unter dem Namen Trauerpapier, mit Bemerkung des meteoriſchen Urſprungs, in ſeines Vaters Naturalienſammlung etwas aufgefunden; und, bey der chemiſchen Analyſe, ſeyen darin eben die Beſtandtheile wie in den Meteorſteinen, nämlich Kieſelerde, Eiſen, Nickel und etwas Chromium, entdeckt worden; wodurch der Urſprung dieſes ganz beſonders merkwürdigen Körpers, nach Maßgabe des Angeführten, außer allen Zweifel geſezt wird. Zufolge den vorhandenen Nachrichten habe dieſes Meteorpapier, an einigen Stellen, fingershoch über einander gelegen und mitunter die Größe einer gewöhnlichen Tiſchplatte gehabt. — Als das Auffallendſte hierbey erſcheint die membranenförmige Bildung, allein es wird ſpätern und vervielfältigten Beobachtungen vorbehalten werden müſſen, über die wahre Natur dieſes Umſtandes, und über die Möglichkeit ſeiner Analogie mit dem Fleiſchregen zu entſcheiden, der zu Rom, im Jahre 293 nach Erbauung der Stadt fiel, und von welchem Livius, III. 10. erzählt: „Inter alia prodigia et carnem pluit, quem imbrem ingens numerus avium intervolitando rapuisse fertur; quod intercidit, sparsum ita jacuisse per aliquot dies, ut nihil odor mutaret; woraus denn freylich der nicht terreſtriſche Urſprung dieſer Subſtanz zu folgen ſcheint. Es gibt — wir wiſſen das wohl — ein ſehr einfaches Mittel, um die Schwierigkeiten einer Erklärung dieſes wunderbaren Vorganges zu beſeitigen: man braucht Livius Erzählung nur für eine Fabel zu erklären; aber eine beſonnenere Kritik wird Anſtand nehmen, geradehin zu verwerfen, was nicht den Augenſchein für ſich hat; und in den geheimnißvollen Werkſtätten der Natur dürften allwohl Dinge bereitet werden, auf deren Spur der forſchende Menſchengeiſt noch nicht gekommen iſt. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jan.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen mechaniſchen Kerens läßt ſich ſehr füglich ein neulich erſchienenes Werk vom Hrn. Lourdoeix: Les séductions politiques, ou l'an 1821, roman par l'auteur des F. (folies) du 5: (siècle), vergleichen, die eine große Herrſchau der Begebenheiten des verfloſſenen Jahres ſeyn ſoll, und hier einer weitern Erwähnung verdient, weil ſie zum Theil ins Fach der Pariſer Chronik einſchlägt. Da bey einem Werke, wie dieſes, die Lage des Verfaſſers in Betracht kommen muß, ſo erwähne ich zuerſt, daß der Hr. Lourdoeix, den die Liberalen den Hrn. Lourdaud-est (einen Plumpen, Schwerfälligen) benennen, ohne Veränderung der Ausſprache, einer der Redaktoren der Gazette de France, und dabey Cenſor iſt, folglich ein den Ultras ergebener und vom Miniſterium beſoldeter Mann; ſeit der neuen Umwälzung des Regierungsſyſtems iſt er an die Spitze der, die Künſte und Gelehrſamkeit betreffenden Abtheilung am Miniſterium des Innern geſtellt worden, wodurch alſo Theater, Litteratur und bildende Künſte, ſo weit dieſe von der Regierung abhängen, unter die Aufſicht dieſes vorurtheilvollen Mannes gerathen ſind. Da dieſe Ernennung auf die Bekanntmachung ſeines Werkes gefolgt iſt, ſo mag es wohl zu ſeiner Erhebung beygetragen haben; denn bekanntlich kann es als eine Empfehlung angeſehen werden, wenn man wider die verfaſſungsmäßige Regierungsform und zu Gunſten der uneingeſchränkten Gewalt geſchrieben hat, und an dergleichen Aeußerungen iſt in dem Werke des Hrn. Lourdoeix kein Mangel. Es ſoll eine Korreſpondenz zwiſchen mehrern Perſonen ſeyn, die ſich aus verſchiedenen Ländern, als Frankreich, Neapel, Piemont u. ſ. w. unterhalten, und zwar über die unter ihren Augen vorgehenden Begebenheiten. Dieſe verſchiedenen Korreſpondenten ſind ſämmtlich mit Lourdoeixſchem Geiſt und Geſinnungen von der Natur begabt, und urtheilen daher gerade, wie Hr. Lourdoeix im Bureau de la Gazette de France darüber urtheilt. Zwar, um nicht durch die langen ultramonarchiſchen Briefe zu ermüden, hat Hr. Lourdoeix auch einigen Liberalen die Feder in die Hand gegeben; allein man ſieht, wie er ſie verſteckter Weiſe beym Ellbogen führt, und ſie ſchreiben läßt, wie der Verfaſſer wahrſcheinlich ſchreiben würde, wenn ihm plötzlich ein liberaler Geiſt eingehaucht würde. Seine Urtheile über die großen politiſchen Begebenheiten des Jahres 1821 gehören nicht hieher; ſo mancher hat das Vorrecht gehabt, darüber nach Herzensluſt zu faſeln, daß man es einem Redakteur der Gazette de France wohl verzeihen kann, wenn er ihnen nachbetet; nur auf die Schilderung der Pariſer Geſellſchaft glaube ich mich ein wenig einlaſſen zu müſſen. Der Hr. Lourdoeix geht von einer Grundidee aus, die in der Gazette de France und der Quotidienne unaufhörlich wiedergekaut wird, nämlich die Revolution habe den geſellſchaftlichen Ton in Paris verdorben; vormals ſeyen die Stände hübſch von einander getrennt geweſen; der Adel habe ſich allein gehalten, die Bürgerſchaft dito; erſterer ſey die wahre Erhalterin der Urbanité française geweſen, und darin ganz Europa mit ihrem Beyſpiele vorgegangen; allein ſeit der Revolution gehe alles bunt durch einander; man erkenne weder Adeliche noch Bürgerliche mehr, Urbanité française ſey fort, nur noch in den Zirkeln einiger ſtammalten Familien werde die ächte Tradition davon aufbewahrt; ſogar die weltberühmte Galanterie française gehe unter, denn jezt gebe man ſich in den Geſellſchaften weit mehr mit Politik, d. h. mit den vaterländiſchen Angelegenheiten ab, als mit den Damen; vormals habe ſich Niemand darum bekümmert, man habe den lieben Gott und den König ſchalten und walten laſſen; damals wäre alles bey der Schnur gezogen geweſen; die Obern hätten den Ton angegeben, die Untern hätten nicht gemurrt, und ſomit hätte Ruhe und Stille von einem Ende des Reichs zum andern geherrſcht. Natürlich halten ſich die Ultras in ihrem Gewiſſen verbunden, den Franzoſen dieſes alte Arkadien wieder zu verſchaffen, und wahrſcheinlich, um die Gemüther dazu vorzubereiten, hat Lourdoeix die Feder ergriffen. Seitdem ſind die Sachen ſo vorgerückt, daß die Hälfte des Unternehmens bereits ins Werk geſezt iſt. Gibt Hr. Lourdoeix im folgenden Jahre ein ähnliches Werk heraus, ſo wird er wahrſcheinlich geſtehen, daß die alte Urbanité françaiſe mit großen Schritten wieder heranrückt, und daß der gehäſſige Esprit public ſo gut als verſchwunden iſt. Von einer großen Pariſer Geſellſchaft im Jahr 1820 entwirft er ungefähr folgende Skizze: Sie werden kaum glauben wollen, daß die geiſtreichſten Perſonen ſich hier in demſelben Saale zuſammenfinden können, ohne daß daraus ein allgemeines, mit Delikateſſe und Geſchmack gewürztes Geſpräch entſteht, wodurch ſich unſere Nation ſo ſehr auszeichnet. Wie werde ich dann Glauben bey Ihnen finden, wenn ich Sie verſichere, daß man in dieſen Verſammlungen weder Unterhaltung, noch Galanterie, noch Eleganz antrifft, und daß die beſterzogenen Menſchen dadurch ihre Schuld gegen die Politesse française abzutragen glauben, wenn ſie, nachdem ſie angemeldet worden ſind, der Frau des Hauſes eine kurze linkiſche Verbeugung machen, und ſich dann mit den Perſonen ihrer Bekanntſchaft, die ſie beym Hereintreten bemerkt haben, über Geſchäfte unterhalten? Um einen allgemeinen Begriff von dieſen Vereinen zu bekommen, ſo müſſen Sie ſich fünf oder ſechs geſchmückte Damen vorſtellen, die im Zirkel auf Kanapes ſitzen, und einhundert, von Kopf zu Füßen ſchwarz gekleideter Männer, welche im ganzen Saale zu zwey oder drey beyſammen ſtehen. Dieſe kleinen Gruppen verſchwinden und entſtehen, je nachdem die Geſchäfte ſchnell oder langſam beendigt werden; die Fenſtereinfaſſungen gehören beſonders für die wichtigen Staatsperſonen; man ſieht daſelbſt gravitätiſche und bleiche Figuren, die ſich geheimnißvoll mit einander unterhalten, und zwar ohne andere äußerliche Ehrenbezeigungen, als diejenigen, welche aus der natürlichen Stellung der Perſonen herrühren; aus dieſen läßt ſich ſehr wohl abnehmen, wer von Beyden der Bittende, und wer der gebende Theil iſt; man ſieht kleine Papierſtücke aus einer Taſche ziehen und in eine andere ſtecken ohne entfaltet zu werden; die einzelnen Perſonen, welche im Saale einherſpazieren, haben Achtung gegen dieſe vertraulichen Geſpräche, und bleiben in einiger Entfernung, um ſie nicht zu ſtören. Ueberhaupt ſpricht Jedermann leiſe, und man erkennt leicht die aus der Provinz kommenden und die Subalternen an der einzelnen Stellung, worin ſie, mitten im Saale auf einer Linie ſtehend, einen Blick oder Gruß vom Hausherrn erwarten (NB. der Verfaſſer ſcheint unter dieſem Hausherrn einen Miniſter oder General-Direktor zu verſtehen). Während dieſes finſtern Ganges der öffentlichen und der Privat-Angelegenheiten unterhalten ſich die Damen halblaut über die Schauſpiele und neuen Romane; ſie fragen ſich, ob der Ball bey der Prinzeſſin W** nicht wegen der Unpäßlichkeit ihres alten Verwandten werde aufgeſchoben werden, oder ob die Prima Donna des italieniſchen Theaters ihre Bravour-Arie gut geſungen habe; nur von Zeit zu Zeit erſchallt ein Gelächter, das etwas freyer iſt, als die Sprache, und durch einige beiſſende Späße hervorgebracht wird, die ein Vertrauter des Hauſes über gewiſſe Perſonen von der Oppoſition macht und den Damen ins Ohr ſagt. Nur ein oder zwey alte, mit mehr Sorgfalt als die andern gekleidete und mit einem Maltheſer- oder Hovenloher-Kreuze gezierte, Männer ſtehen halb gebückt, ehrfurchtsvoll und wetteifernd bey den Damen, und ſcheinen ganz allein die Sorge übernommen zu haben, bey ihnen die Galanterie der alten Zeit darzuſtellen. Unterdeſſen wiederholt das Echo des Billardſaales die tiefgedachten Carambolages einiger jungen Leute, welche durch ihre politiſche Nichtigkeit zu dieſer lärmenden Uebung verurtheilt ſind, oder einiger alten Deputirten vom Centrum, welche eine Staatsrathsſtelle der Mühe überhebt, ſich um die Angelegenheiten zu bekümmern, welche im nächſten Saale verhandelt werden.“ Manches Wahre läßt ſich in dieſer Schilderung nicht verkennen, in welcher offenbar die zwey alten, halbgebückten, ſorgfältig gekleideten, und um die Damen beſchäftigten Männer mit dem Malteſer- oder dem Hohenloher-Kreuz (was lezteres für ein Kreuz iſt, weiß ich nicht; vielleicht ein Ordensband, das in der deutſchen Legion Hohenlohe, franzöſiſchen Dienſtes, ausgetheilt wird) die Hauptfiguren ſeyn ſollen. Aber iſt es nicht abgeſchmackt, die jetzige Generation lächerlich machen zu wollen, weil ſie ſich bis in die miniſteriellen Säle um die Angelegenheiten ihres Vaterlandes bekümmert, und dagegen alte Höflinge zum Muſter aufzuſtellen, deren ganze Wiſſenſchaft ſich auf einige Bücklinge und auf einige den Damen zugeſprochene Worte beſchränkt, und deren gedankenloſem Geiſte alles gleichgültig iſt, was außer ihrem engen und langweiligen Wirkungskreiſe vorgeht! Freylich, während ſolche hirnloſe Ritter ſich in den Sälen auf den Abſätzen herumdrehten, ſchaltete man mit dem Staatsruder wie man wollte, ohne daß ſich Jemand darum zu bekümmern ſchien. Das war die goldene Zeit für die machthabenden Klaſſen, und gar zu gern möchte man ſie wieder herbeyführen, und dagegen dem franzöſiſchen Volke ſeine Frivolität wieder geben; es iſt jezt gar zu ernſthaft, ſieht allzu ſcharf in die Karten, und vermißt ſich, diejenigen, welche das Spiel führen, nach ſeinem geſunden Verſtande zu beurtheilen. Das iſt eine böſe, verdorbene Zeit für die Parthey, zu welcher ſich Hr. Lourdoix bekennt.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

So klein ich bin, bleib' ich doch nie zurücke,
Ich dränge mich faſt allenthalben vor,
Und rufeſt du ja auch einmal hervor!
Bleib trotzig ich zurück, behaupte meine Tücke.

Neugierig bin ich — denn läßt nur ein Laut ſich hören,
So ſtehe ich und ſperr' den Mund dort auf.
Du glaubſt, ich ſtehe hier, um Andere zu hören,
Den eignen Worten laß' ich freyen Lauf.
Doch will ich witzig oft die Worte ſetzen,
Entſtehet mir faſt immer Schaden draus,
Und muß mit Schlägen oft herum mich hetzen,
Doch geben ſie faſt immer gütlich aus.
Dem Mörder gleich, hab' oft den finſtern Hang,
Das Licht des Lebens zu vernichten.
Und ſitz' an meiner Wand oft ſtundenlang,
Um Lug und Trug dort auszudichten.
Nehm' ich nur mein beſcheiden Theil, ſo ſchreyen ſie: der Nimmerſatt,
Der ſchon ſo manchen ſchönen Zug voll reichem Lohn gewonnen hat.
Dem Rechte ſtell' ich kämpfend mich entgegen,
Als Stärk'rer trag' ich ſtets den Sieg davon.
Dem Urthel feind, treib' ich's zu falſchen Wegen,
Denn wo ich's ſeh, ſprech' ich ihm Hohn.
Doch ſpringe ich mit guten Sätzen
Ins weite, ferne Land hinaus.
Dann Freund, lernſt du mich wieder ſchätzen,
Denn beſſer komm' ich ſtets nach Haus.
Und da, wo man vom Sehen ſpricht,
Komm' ich ganz leis herzu getreten.
Im tiefſten Dunkel, wie im Licht,
Zu mir nur alle Menſchen beten.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 35.

Bleiche. Leiche. Eiche.

Verbeſſerung.

Man bittet den Leſer, in dem geſtrigen Motto (Nr. 40.) „Sorgen“ ſtatt Sorge zu leſen.

Nro. 42.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Montag, 18. Februar 1822.

Ich war ein rechter Springinsfeld
In meinen Jünglingstagen,
Und that nichts lieber's in der Welt,
Als reiten, fiſchen, jagen!

Bürger.

Der Auswanderer.

Von Emilie Lindau.

In meinen Knabenjahren wollt' ich Seemann werden, Weltumſegler, Entdecker, oder auch, wie's fiel, ein Robinſon. Ja, das Lezte wäre mir im Grund noch das Liebſte geweſen, aber ich hätt' es noch ganz anders getrieben, als der Robinſon! Ich hätte Löwen und Tiger eingefangen und gezähmt, und die Wilden hätt' ich bey ihren Menſchenopfern überfallen, und Alle mit meiner Keule todtgeſchlagen! Und wenn mir's auf meiner Inſel nicht mehr gefiel, ſo baut' ich mir gleich ein großes Schiff, und umſegelte die Welt! Im zehnten Jahr weinte ich oft vor Aerger, daß ich den Muth nicht hatte fortzulaufen, Ehrfurcht vor dem Vater und Liebe zu der Mutter hielten mich feſt. So fand mich einſt der Vater; er fragte, ich wuſſte nichts von der Kunſt mein Inneres zu verbergen, und ſagte, warum ich weine. „Du biſt ein dummer Junge,“ ſagte der Vater, „aber doch ein braver Kerl! Jezt biſt du noch zu klein; komm, du ſollſt nun Vieles lernen, was dir auf deiner Reiſe nöthig iſt!“ Er führte mich zum Pfarrer und ſagte: „Robert will die Welt umſegeln und neue Länder entdecken. Wollen Sie mir behülflich ſeyn, lieber Herr Pfarrer, ihn dazu gehörig zu unterrichten?“ Ich war außer mir vor Freude, das Lächeln der beyden Männer hielt ich für Mitgefühl. „Aber höre, Robert, du muſſt nun ſehr fleißig ſeyn (noch konnt' ich nichts als recht gut leſen, das übt' ich fleißig, und erträglich ſchreiben) du muſſt Länder- und Völkerkunde, Mathematik, Geſchichte und neuere Sprachen aus dem Grunde verſtehn. Zeichnen iſt dir auch unentbehrlich.“ „Latein muß er auch verſtehn,“ ſagte der Pfarrer. Mir war Alles recht. Sie theilten ſich nun in den Unterricht, auch die Mutter half; ſie war früher Geſellſchafterinn einer Prinzeſſinn, und theilte den Unterricht, den dieſe erhielt. Den andern Tag früh um fünf, war ich ſchon vor dem Pfarrhaus, und wartete mit Ungeduld, bis die Läden geöffnet wurden. Mein Eifer blieb ſich gleich; ich war geſund und ſtark, faſſte leicht und hatte ein gutes Gedächtniß. Wenn die Lehrſtunden vorüber waren, packte ich die nöthigen Bücher und Schriften nebſt einem Abendbrod in den kleinen Büchſenſack, und wanderte in den Wald, ſezte mich in die Zweige einer Eiche, oder lagerte mich auf einen Fels, und lernte und ſchrieb. Wenn ich nicht ſehr viel zu thun hatte, nahm ich meine Schweſter Sophie mit, die den meiſten Unterricht mit mir theilte; ſie war nur ein Jahr jünger als ich, und halb und halb entſchloſſen, mit um die Welt zu ſegeln. Unſere Eltern lieſſen uns gewähren, ohne uns aus den Augen zu verlieren; gar oft fand ſich der Vater bey uns ein. Je mehr ich lernte, deſto mehr ſah ich ein, wie viel Dank ich dem Vater ſchuldig ſey, daß er mich nicht ſo unwiſſend hatte fortziehen laſſen, und es ſtiegen mir immer mehr Zweifel auf, ob meine Robinſonade ausführbar ſeyn werde. Aber mit dem Andern hatt' es keine Noth.

So ging's bis ins vierzehnte Jahr. Wir waren gute, unſchuldige Kinder, weil unſere Eltern gut und rechtſchafſen waren und wir nichts Böſes ſahen; meine Eltern lebten ſehr einſam, die Mutter war aus einem andern Theil von Deutſchland, und der Vater hatte keine nahen Anverwandte; unſere Güter lagen entfernt von der Reſidenz, ohne adeliche Nachbarſchaft; das ließ dem Vater freye Hand den Plan auszuführen, welchen er für die Erziehung ſeiner Kinder entworfen hatte. Die ſanfte Mutter fügte ſich ſeinem Willen, ſo ſehr auch manches Ungewöhnliche ihr bedenklich ſchien, am meiſten das, daß wir jezt erſt Religionsunterricht erhielten; aber unſere Herzen waren durch ſie vorbereitet, und der gute Same, den der fromme Pfarrer ausſtreute, fand einen wohlzubereiteten Boden. Der Eindruck, den die erſte Abendmahlsfeyer, den die Rührung meines Vaters und die in Thränen beynahe aufgelöſte Mutter auf mich machten, blieb unauslöſchlich; mein Jünglingsleben brachte mich in Lagen, wo nur das ſchnellerwachende Andenken jener Gefühle und Scenen mich vom Verderben errettete.

Am Abend jenes heiligen Tages führte mich mein Vater in ſein Zimmer, und ſprach alſo zu mir: „Robert, ich ſehe dich von heute an als einen Menſchen an, der über ſein künftiges Leben Vernunftgründe anhören kann, aber auch ſelbſt eine verneinende oder bejahende Stimme hat. Als du mir vor fünf Jahren deine Plane entdeckteſt, warſt du noch zu kindiſch, um dir das Thörichte derſelben anſchaulich zu machen. Ich benuzte deine Wünſche, um dir zu den Kenntniſſen zu verhelfen, welche dir für jeden Stand nöthig ſind. Willſt du wirklich Seemann werden, ſo muß ich ſuchen dich nach England zu bringen; daß du noch ſehr viel lernen müßteſt, daß das Glück dir ſehr günſtig ſeyn müßte, um mit der Unabhängigkeit, die du dir wünſcheſt, die Erde umſegeln zu können, wirſt du wohl bey einigem Nachdenken einſehen! Meine Umſtände ſind nicht ſo, daß ich die Summen, die dazu nöthig ſind, aufbringen könnte. Unſere Güter müſſen durch gute Bewirthſchaftung erſt von Schulden befreyt werden. Deine und deiner Geſchwiſter Erziehung wird noch viel koſten. Wie ſchön wäre es, wenn du, der Aelteſte, einſt an meine Stelle treten, und deiner Mutter Troſt und Stütze, deinen jüngern Geſchwiſtern zweyter Vater werden könnteſt!“

Mein ehrwürdiger Vater hielt ein; ich benezte ſeine Hand mit heißen Zähren; es war ein großes Opfer, was er von mir forderte, aber heute konnt' ich auch das ſchwerſte bringen! Aber ſollt' ich nun hier unthätig meine Jugendjahre zubringen? Das war ſeine Meinung nicht. „Der Mann muß hinaus ins Leben, unter guten und böſen Menſchen, in Sturm und Sonnenſchein muß er ſich bilden, ſeiner ſelbſt gewiß werden, weitere Anſichten bekommen, als die beſchränkte Heimath ihm bietet, kämpfen und ſiegen, dann kehre er heim, und dann wird im engern Raume ihm wohler ſeyn, als in den weithin ſich dehnenden Kreiſen der Fremde.“ So ungefähr ſprach er, und ließ mir nun die Wahl, welchem Stande ich mich widmen wolle. Die Berathung darüber ward verſchoben. In der Folge entſchied ich mich für den Soldatenſtand. Meiner Mutter Bruder war Oberſt eines Huſarenregiments im —ſchen Dienſt. Es wurde an ihn vorläufig geſchrieben, denn vor dem Schluſſe des ſiebzehnten Jahres wollte mein Vater mich nicht weglaſſen. Bis dahin ſollte ich mich noch für den erwählten Stand geſchickt zu machen ſuchen; da er früher auch Soldat war, fehlte es nicht an Hülfsmitteln hiezu. Jagd, Fiſcherey, kleine Reiſen zu Fuß oder Pferd dienten, meinen Körper immer mehr abzuhärten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Kenntniß der Aërolithen.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir ſolchergeſtalt das Faktiſche beym Vorkommen der Feuerkugeln, ſo weit es unſer Plan erheiſcht, dargeſtellt haben, wollen wir die, Eingangs nur angedeuteten Ideen über die lezte Urſache ihrer Entſtehung näher beleuchten. Daß dieſe Meteore überhaupt cosmiſchen Urſprunges ſind, oder, mit andern Worten, daß ſie unſerer Erde und deren Atmoſphäre vorher nicht angehörten, glauben wir oben mit hinreichenden Gründen dargethan zu haben; aber was ſind ſie denn nun näher eigentlich? Man hat ſie für Trümmern zerſtörter Weltkörper ausgegeben. Ein ſcharfſinniger Aſtronom, Dr. Olbers, war ſchon bey einer andern Veranlaſſung, nach Entdeckung der Veſta, Juno, Pallas und Ceres, auf den Gedanken gekommen, daß dieſe Planetoiden ehemals Einen, durch irgend eine außerordentliche Revolution, in Stücken zerſchmetterten Weltkörper ausgemacht hätten; und, auf eine ſolche Analogie fortbauend, hätte man ſich, unter den Feuerkugeln, freylich, durch ähnliche Umſtände entſtandene Planetoiden, in verkleinertem Maßſtabe, denken dürfen. — Aber dem Referenten wenigſtens hat Olber's Hypotheſe nie zuſagen wollen: er vermag nicht ſie mit ſeinen erhabenen Begriffen von einer höhern Weltordnung zuſammenzureimen. Sind alſo dieſe Meteore vielleicht, wie andere Naturforſcher vermeinen, kleine Erdkometen, die in ellipſenähnlichen Bahnen um ihren Centralpunkt laufen, oder zuweilen auch nur in Parabeln und Hyperbeln an der Erde vorbeyſtreichen, und ſich dann auf ewig in den unermeßnen Himmelsräumen verlieren? Auch gegen dieſe Anſicht läßt ſich ſehr viel einwenden; und die plauſibelſte Meinung iſt und bleibt daher die, deßhalb ſchon Eingangs hervorgehobene Hypotheſe der Lunariſten, d. h. derjenigen Phyſiker, welche die Meteormaſſen als Produkte der Mondsvulkane und deren Eruptionen betrachten; wiewol Chladni, den man nur einen Cosmiſten in der weitern Bedeutung nennen kann, damit nicht gänzlich einverſtanden iſt. Schon Laplace, in einem Schreiben an Herrn von Zach vom 29. Juli 1802 (Monatliche Korreſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, Septbrheft 1802), äußert dieſe Meinung. „Ohne Zweifel,“ heißt es in dieſem, l. c. abgedruckten Schreiben, „haben Sie von den Steinen gehört, die vom Himmel gefallen ſind, und darüber Howard (ſ. oben) weitläufige Unterſuchungen angeſtellt hat. *Wären ſie vielleicht Produkte der Mondsvulkane?* ich finde, daß ſolche ausgeworfene Körper die Erde erreichen (d. h. über den Bereich der Mondsſchwere hinaus in den Bereich der irdiſchen Anziehung geſchleudert werden) können, wenn ſie, durch die Gewalt des Vulkans, in günſtiger Richtung, eine Geſchwindigkeit erhalten, welche die einer Kanonenkugel fünf bis ſechs Mal übertrifft (eine genauere Rechnung hat d. V. eine Anfangsgeſchwindigkeit von 7771 Pariſer Fuß auf die Sekunde gegeben, womit Olbers, der 7800 Fuß findet, wie man ſieht, ziemlich übereinſtimmt). Unſere irdiſchen Vulkane ſcheinen ihren Auswürfen eine größere Geſchwindigkeit zu ertheilen. Die geringe Maſſe des Mondes (davon eben die geringere Kraft die Folge iſt, mit welcher die Schwere auf demſelben wirkt, dergeſtalt, daß die Erdſchwere, angeführtermaßen, bald überwiegend werden kann), verbunden mit der großen Feinheit ſeiner Atmoſphäre (welche alſo den vulkaniſchen Auswürfen keinen bedeutenden Widerſtand entgegenſezt, vergl. unten) machen die Sache nicht unmöglich. Es wäre doch wirklich ſonderbar, wenn wir mit einem andern Himmelskörper in einer ſolchen (*materiellen*) Verbindung ſtänden.“ — Referent weiß nicht, ob's der innige Wunſch, dem möge ſo ſeyn, iſt, was ihn beſticht; genug, er gehört zu den entſchiedenen Lunariſten, und er wird, abgeſehen von jenem Wunſche, gleich die *Gründe* vortragen, wodurch er dieſe Anſicht unterſtüzt.

Schon mit bloßen Augen unterſcheiden wir auf der Oberfläche des Mondes hellere und dunklere Theile; und, mit einem nur mittelmäßigen Fernrohre betrachtet, ſtellt ſich dieſelbe mit Ungleichheiten, Vertiefungen und Erhöhungen wie überſäet dar. Es bleibt gar kein Zweifel übrig, daß man ein Gebirgsland vor ſich ſieht. *Schröter*, der berühmte Aſtronom zu Lilienthal, der ſich um die genauere Kenntniß dieſes Himmelskörpers unſterbliche Verdienſte erworben und die Reſultate ſeiner dießfalſigen unermüdeten Forſchungen in einem eigenen Werke (Selenotopographiſche Fragmente zur genauern Kenntniß der Mondfläche, ihrer erlittenen Veränderungen und ihrer Atmoſphäre. Gr. 4to, mit vielen vortrefflichen Kupfern) niedergelegt hat, findet die Höhe der beyden Mondberge, denen er die Namen Leibnitz und Dörfel beylegt, über 25000 Pariſer Fuß, wogegen der höchſte bekannte Berg unſerer Erde nur 20000 ſolche Fuß hoch iſt. Zieht man nun aber in Betrachtung, daß der Durchmeſſer des Mondes nur $\frac{3}{11}$ des Erddurchmeſſers beträgt, ſo ergibt ſich, daß, mit Bezugnahme auf dieſe reſpektive Größe, die Mondgebirge faſt fünf Mal höher ſind, als die höchſten Berge auf unſerer Erde. Um einen Begriff von der Art zu geben, wie man jene Höhenmeſſung bewerkſtelligt, führen wir an, daß ſchon Hevel, ein Danziger Aſtronom des ſiebzehnten Jahrhunderts, gefunden hat, daß es im Monde Berge gibt, deren Spitzen bereits von der Sonne beleuchtet ſind, wenn ſie auch noch um den dreyzehnten Theil des Mondhalbmeſſers von der, im erſten und dritten Viertel mitten über den Mond gehenden Grenzlinie des lichten und dunkeln Theiles entfernt liegen; woraus ſich alſo, durch Vergleichung mit der bekannten Größe des Mondhalbmeſſers, den man aus Beobachtung ſeiner Horizontalparallaxe ganz leicht herleitet, das Geſuchte bald genug finden läßt. *) Schröter hat einen andern Weg eingeſchlagen, indem er den Sonnenabſtand von der Spitze des zu meſſenden Mondberges und die entſprechende Schattenlänge beobachtet; und er hat auf dieſe Weiſe auch die ſenkrechten Tiefen der oben erwähnten Einſenkungen auf dem Monde gefunden. — Die ſolchergeſtalt beobachteten Bergketten im Monde laufen, gleichwie auf der Erde, in Zweigen aus; nur ſind die Kerne, von welcher dieſe Zweige ausgehen, nicht die höchſten Rücken; und dieſe Zweige gehen oft in ſehr tief eingeſenkten Flächen fort. Namentlich merkwürdig darunter ſind die Wall-Gebirge, welche ſich ſchlechterdings mit nichts anderm, als mit eingetieften, zum Theile aber auch wieder ausgefüllten Cratern feuerſpeyender Berge vergleichen laſſen. Der tiefſte, nicht weit vom nordweſtlichen Mondrande, über den Flecken, welche auf der Mondcharte die Namen mare Crisium und Cleomedes führen, gelegene ſolche Crater hat über drey Meilen im Durchmeſſer, und eine auf die ergebene Art gemeſſene ſenkrechte Tiefe von mehr als 3000 Klaftern; und daß dieſe Crater, mit den ſie umgebenden Ringgebirgen, durch einerley Kraft von innen heraus entſtanden ſind, lehrt ſchon der bloße Augenſchein. Schröter hat aber durch Experimente mit Modellen auf der Wagſchale gezeigt, daß die Ringgebirge hinreichen, den Crater auszufüllen, und daß folglich der Ring eben die Maſſe iſt, welche vorher den Raum des Beckens einnahm; woraus dann mit Beſtimmtheit gefolgert werden kann, daß ſie nicht durch Einſturz, ſondern durch Eruption entſtanden ſind. Daß aber ferner dieſe vulkaniſchen, mächtigen Revolutionen im Monde nicht etwa bloß einer frühern Epoche angehören, ſondern noch fortdauern, geht, für den Augenblick, unter andern aus den, in Nr. 301 v. J. dieſer Blätter mitgetheilten, dießfallſigen Beobachtungen des Kapitän Kater hervor; und Schröter ſeinerſeits bringt darüber eine Menge eben ſo intereſſanter als unzweifelhafter Thatſachen bey. So fand er, am 27. Auguſt 1788, einen 1¼ Meilen weiten Crater am Hevel (wir wiederholen, daß auf den Mondcharten den Flecken Namen beygelegt, und dieſe zuweilen auch von berühmten Aſtronomen hergenommen ſind), der am 24. Okt. des vorigen Jahres beſtimmt noch nicht da geweſen war. Ein Berg im mare Crisium, den er längſt als länglich gekannt, und am 2. Nov. 1788 ſo gezeichnet, auch noch am 14. Nov. ſo geſehen hatte, erſchien plötzlich am 15. rund, über die graue Oberfläche erhaben, und mit einer deutlichen, ½ Meilen im Durchmeſſer haltenden Cratervertiefung. Ein Theil der ausgeworfenen, geſchmolzenen Maſſe ſchien dabey an dem Flecken Euler weggefloſſen zu ſeyn.

---

*) Entwirft man eine Zeichnung, ſo ſtellt ſich jenes $\frac{1}{13}$ auf den erſten Blick als die Tangente des Bogens dar, der zwiſchen der Erleuchtungsgrenze und dem zu meſſenden Berge liegt. Einem Bogen aber, der (für den Radius = 1) eine Tangente = $\frac{1}{13}$ = 0,07692 hat, gehört eine Secante = 1,00295, und dieſe Secante weniger dem Radius, alſo 0.00295 = $\frac{1}{339}$ gibt die Höhe des Mondberges in Theilen des Mondhalbmeſſers, der 235 Meilen hält, an, wonach alſo die Leſer gedachte Höhe nun ſelbſt berechnen können.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 25. Jan.

(Beſchluß.)

Hr. Lourdoeix liefert noch mehrere Schilderungen, unter andern diejenige eines liberalen großen Zirkels, wobey er Lafitte's glänzende Verſammlungen im Augenmerk gehabt zu haben ſcheint; allein man ſieht wohl, daß er zu dieſen Verſammlungen niemals eingeladen worden iſt, ſo ſchief und verkehrt fallen die Züge dieſer Schilderung aus. Dann kömmt auch eine Erzählung desjenigen, was im vorigen Jahre auf dem berüchtigten Balle bey dem Hrn. Rothſchild in Paris vorgefallen iſt, einem Balle, auf welchem wenigſtens zwanzig petites maîtresses vor Hunger, Durſt, Gedränge und Staub ohnmächtig geworden waren, und desgleichen man in Paris nimmer erlebt hatte. Die freyſinnigen Journale haben ſo viel Späße über dieſen unordentlichen Zuſammenlauf gemacht, daß man vermuthen konnte, es liefe in ihren Beſchreibungen einiger Partheygeiſt mitunter. Allein nunmehr kommt ein entſchiedener Gegner der Freyſinnigen, und beſtätigt ihre Schilderungen Zug für Zug. Da auf dieſem Balle jedweder gleichſam nur für ſein Leben ſorgen mußte, ſo konnte auf demſelben von nichts weniger, als von der alten gerühmten Urbanité françaiſe die Rede ſeyn; vermuthlich aus dieſer Urſache iſt der Hr. Lourdoeix, ſeiner übrigen Prinzipien ungeachtet, auf jenen Ball ungehalten, obſchon ſich daſelbſt der Ausbund des alten Adels eingefunden hatte. Er läßt die Begebenheit von einer dabey anweſenden Dame beſchreiben, und zwar ungefähr in folgenden Ausdrücken: „Es war Mitternacht, als ich beym Balle des Bankiers Rothſchild ankam, welchen gewiſſe, ich weiß nicht welcher Regierung geleiſtete Dienſte zum Baron erhoben haben. Sie können ſich keinen Begriff von der Menge von Equipagen machen, welche die, dem Hôtel nahe gelegenen, Straßen anfüllten. Vergebens ſuchten die in alle Straßen geſtellten Gensd'armen zwiſchen dieſer Schaar von Wagen Ordnung zu erhalten; die Kutſcher, durch die Ungeduld ihrer Herrſchaften angereizt, ſtrengten ſich aus allen Kräften an, um die Reihen zu durchbrechen. Allein die Verwirrung von außen war nur noch eine Art von Einleitung zu dem Schauſpiele von Unordnung und Wirrwarr, das uns in den Sälen erwartete. Durch eine Unvorſichtigkeit, die bey einem an Rechnungen gewohnten Manne unbegreiflich iſt, hatte man die Einladungen ohne die geringſte Rückſicht auf den beſchränkten Raum der Säle ausgefertigt. Um das Lokal zu erweitern, hatte man einen geräumigen Hof in einen Tanzſaal umgewandelt. Dieſer Saal war mit ziemlich vielem Geſchmacke verziert, und zwar vermittelſt einer künſtlichen Vegetation, die man einigen Blumenfabriken in der St. Denisſtraße entlehnt hatte, wohin dieſer gemiethete Frühling (ce printems de louage, ein hübſcher Ausdruck) am folgenden Tage zurückkehren mußte, um hernach die Hüte der Schönen in den Provinzſtädten zu ſchmücken. Allein dieſer Vergrößerung des Raums ungeachtet waren die Gäſte in allen Sälen dergeſtalt aufgehäuft und zuſammengedrängt, daß der Muth erſchöpft war, ehe man bis zum Ende des erſten Saales gelangt war, und man alle Hoffnung verlor, in den zweyten je hineinzukommen. Ein unangenehmes Schauſpiel war es, ſo viele glänzend geſchmückte Damen zu ſehen, welche in einem ſolchartigen Gedränge die Eleganz und Gebrechlichkeit ihres Ballanzuges, und die Zartheit ihrer Glieder in Gefahr brachten. Die dicke Luft in dem Gemache, die feuchte Wärme, welche allen Haarſchmuck je mehr und mehr in Unordnung brachte, die Dazwiſchenkunft der phyſiſchen Kräfte, welche in Geſellſchaften wohl erzogener Leute ſo ſelten in Gebrauch kommen, die Zufälle, welche bey jedem Schritte das Uebelbefinden der Damen bewieſen, das mit Grobheit verbundene Eilen ihrer Kavaliere, und dann die Züge von Egoismus, welche bey ähnlichem Wirrwarr nie vorzukommen ermangeln, wo Jedermann nur an ſich denkt; alles dieſes vereinigte ſich, um den Menſchen in keinem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und um alle Begriffe von Anſtand und Höflichkeit zu verbannen, die man zu ſolchen Verſammlungen mitzubringen pflegt. Ich gerieth anfangs in Verſuchung, unſern Wagen aufzuſuchen; allein es war gar keine Hoffnung vorhanden, ihn aufzufinden, und man ſtellte mir vor, es wäre ganz unmöglich, irgend Jemand aus dem Hôtel hinauszuſchicken, um eine Miethkutſche zu holen. Ich ſah mich alſo genöthigt, den höchſten Widerwillen zu überwinden, den mir der Gedanke einflößte, die Nacht bey dieſem ſonderbaren Feſte zubringen zu müſſen; ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, auf dem erſten Stuhle, der ledig werden würde, das Ende abwarten zu können; allein es hing nicht von mir ab, dieſen weiſen Entſchluß auszuführen. Mitten in dem Gewühle war eine Art von Strom entſtanden, und zwar durch das Hinzudrängen der vielen Ankommenden. Dieſer Strom, welcher ſich von einer Thür zur andern bewegte, zog Alles mit ſich fort, was ſich auf ſeinem Wege befand, und obſchon er ſich langſam fortbewegte, ſo war er doch unwiderſtehlich, und ſo harmlos er ſich gegen diejenigen bezeigte, die ſich von ihm fortreiben ließen, ſo drohend wurde er für diejenigen, welche wider ihn hinausziehn, oder auch nur mitten in ſeinem Zuge ſtehen bleiben wollten.“ Die Dame des Hrn. Lourdoeix erzählt dann, wie ſie von dieſem Strome ergriffen, und zu der dem Eingange entgegengeſetzten Thüre mit fortgezogen wurde; da nun aber durch die Thürpfoſten der Strom beengt wurde, ſo entſtand daraus ein ſo ſchreckliches Gedränge, daß die Erzählerin ohnmächtig wurde und wie todt hinausgetragen werden mußte. Hier iſt der Verfaſſer vermuthlich Augenzeuge geweſen; denn Alles, was ſeine zarte Dame erzählt, iſt beynahe buchſtäblich wahr. Man hat allerhand Anekdötchen über dieſen Ball, z. B. daß bey der Vorſicht, es an keinem hohen Bedürfniſſe fehlen zu laſſen, die gewöhnlichen menſchlichen Bedürfniſſe dergeſtalt überſehen worden waren, daß z. B. koſtbare Weine in Menge, aber kein Waſſer und keine Gläſer zu haben waren, und man, wenn man ſo glücklich war, ein Glas zu erhaſchen, es mit Tokayer Wein ausſpülte, und dann um ein wenig Waſſer wie um das köſtlichſte Getränk bettelte; daß die leichtfertige Jugend ſich in allen Ecken des Gemaches über den Hausherrn, den faſt Niemand kannte, und über ſeine Freygebigkeit luſtig machte, indeß dieſer in dem eben beſchriebenen Strome nolens volens umherwirbelte und Alles mit eigenen Ohren anhörte.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 14.

Nro. 43.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 19. Februar 1822.

> Des Hausherrn Aug' iſt ja des Hauſes Leben,
> Zum Würmlein ſelbſt blickt Sonn' auf ihrer Bahn;
> Wo Sonn' und Liebe hin mit Blicken dringen,
> Muß Nacht entfliehn und Alles wohl gelingen.
>
> Carl der Große, von Helmine v. Chezy.

Volkslied von Rückert.

Ich ſtand auf hohen Zinnen
Und ſah ein kleines Haus,
Ich ſahe wie von drinnen
Der Vater trat heraus,
Der mit entblöstem Haupte
Der Sonn' entgegen trat,
Da er allein ſich glaubte,
Und dieß Gebete that:

O Herr, des Himmels Lenker,
Du Herr ob allen Herren,
Du Gnadenlichtes Schenker
Gleich dieſem deinem Stern!
Ich flehe, daß du ſchenkeſt
Auch heute mir dein Licht,
Und meine Schritte lenkeſt
Danach mit Zuverſicht.

Ein Vater hat mit Sorgen
Dem Haushalt vorzuſtehn,
Zu ordnen, was vom Morgen
Bis Abend ſoll geſchehn.
Wenn du verſagſt den Segen,
Ob ſich die Sorge mehrt,
So geht auf allen Wegen
Der Haushalt doch verkehrt.

Das Haus, darin ich ſchalte,
So klein iſts im Vergleich,
Wenn ich dagegen halte
Manch andres groß und reich.
Und ſind ſo groß die Sorgen
Im Hauſe, das ſo klein,
Wie müſſen jeden Morgen
Erſt dort die Sorgen ſeyn!

Herr, der du ſiehſt vom Aether,
Vereint von fern und nah
Des Vaterlandes Väter
Im größten Hauſe da,
Beſchäftigt mit Entwürfen
Zur Ordnung einer Welt,
Die höhern Raths bedürfen
Als das, was ich beſtellt!

O Herr des Himmels, ſchließe
Auch auf die Herzen dort,
Ja all dein Licht ergieße
Du über jenen Ort.
Wenn du's nur dort verlieheſt,
Will ich zufrieden ſeyn,
Ob du mirs hier entzieheſt
Bis auf den lezten Schein.

Was hilft es, wenn im Dunkeln
Das Haus, das große, ſteht,
Ob auch ein einzles Funkeln
Durch unſre Hütten geht?
Wenn dort ſich werden ſchüren
Die Flammen rein von Rauch,
So werden wir es ſpüren
In unſern Hütten auch.

O Herr des Himmels, ſage
Mit deines Lichtes Stral
An jedem neuen Tage
Es jenen dort zumal;
Es kann die rechte Haltung
Im kleinſten Haus nicht ſeyn,
Bis ihr erſt zur Geſtaltung
Das Große laſſt gedeihn.

Der Auswanderer.

(Fortſezung.)

So kam das Ende meines ſiebzehnten Jahres heran. Der Oheim hatte längſt geſchrieben, man ſoll mich ihm nur ſchicken, jezt kam ein Brief, der ſeine Abſicht mich abzuholen ankündigte, und ſchon die Zeit ſeiner Ankunft beſtimmte. Der Vater und ich wollten vorher noch eine Fußreiſe nach den Gebirgen, die meines Oheims Heimatsland von dem unſern ſchieden, machen. Längſt verlangte mich dahin, ich hatte bisher in einer ziemlich ebnen Gegend gelebt, und ſollte in eine noch ebnere kommen, ich wollte einmal rechte Berge in der Nähe ſehen. Aber als der zur Abreiſe beſtimmte Tag kam, war der Vater durch einen Rheumatismus ans Bett gefeſſelt. Er redete mir zu, allein zu gehn. Ich machte mich auf den Weg, meinen treuen Hektor zur Seite. Nachdem ich mehrere Tage in dem Gebirge umher geſchweift, kam ich an einem heißen Nachmittag in einen Wald, durch die lichtern Stellen ſah ich in der Ferne ein weiſſes Gebäude ſchimmern, das ich mir zum Ziel meiner heutigen Wanderung erſah. Aber ich wollte erſt ausruhen, eh' ich unterſuchte, was es ſey, ſuchte mir ein bequemes Plätzchen im Graſe, warf Flinte und Büchſenſack ab, Hektor legte ſich queer über meine Geräthſchaften, und ehe ich michs verſah, ſchlief ich ein. Nach einer Weile weckte mich Hektors Knurren, aber da ich ſah, daß er noch ruhig in der vorigen Stellung lag, machte ich die Augen wieder zu und ſchlief fort. Bey meinem Erwachen erblickte ich neben mir ein Kind mit einem Zweig, den es leiſe über mir bewegte. „Du haſt recht gut geſchlafen," ſagte es ruhig und freundlich, „aber die böſen Weſpen würden dich recht gequält haben, wenn ich ihnen nicht gewehrt hätte. Wie heißt du?" „Robert!" „Nun, Robert! wenn du noch ein wenig ſchlafen willſt, ſo thu's nur, ich bleibe noch da!" Für mich konnte das nichts ſo Befremdendes haben, als für jeden Andern, der in den gewöhnlichen Formen und Verhältniſſen aufgewachſen war; es rührte mich aber doch ſehr, weil es ein ganz fremdes Kind war. Ich dankte ihm, und ſtand auf. „So komm mit zu meiner Mutter, du wirſt nun auch Hunger haben, Robert!" Es ſtand auch auf, und ich ſah zu meinem Erſtaunen, daß es ein Mädchen, beynahe ſo groß wie Sophie, war. Sie nahm mich bey der Hand, und führte mich auf einem ſchönen Weg, den überhangende junge Buchen zu einer Laube bildeten, dem von mir ſchon wahrgenommnen weiſſen Gebäude zu. Sie ſchien mir ein himmliſches Weſen zu ſeyn, ſo ſchön und ſanft und freundlich war ihr Geſicht; ein blaues Band hielt das ſchönſte blonde Haar über der Stirne, das in langen Locken über Schultern und Rücken hinabhing, ein blauer Gürtel ſchloß das feine, weiſſe, faltige Gewand an den ſchlanken Körper an. Neben mir gehend, erzählte ſie mir, ſie habe Erdbeeren geſucht, „da ſah ich dich liegen, und weil du ſo ein gutes Geſicht haſt, ſah ich dich lange an, du kamſt mir vor wie Jakob, als er im Traum die Himmelsleiter ſah. Da kam eine Weſpe, ich brach mir einen Zweig und ſezte mich neben dich, denn es hätten mehr kommen können! Der Hund knurrte ein wenig, aber er ſah wohl, daß ich dir nichts thun wollte."

Jezt kamen wir in einen Hof, ein Paar alte Leute ſaßen unter einer Linde. „Wen bringſt du da, Mathilde?" fragte der Alte. — „Einen recht guten Menſchen, Vater! er gleicht dem Jakob auf dem Bild oben! Sey ſo gut, Mütterchen, gib ihm Milch und Brot!" — „Wer ſagt dir denn, daß der Herr nicht lieber Wein will? ſagte die Alte lachend." — „Sie ſieht mir's an," ſagt' ich, und ſezte mich auf freundliche Einladung zum Alten. Er hielt mich für einen Handwerksgenoſſen; er war nämlich Jäger, und ſeine Wohnung ein fürſtliches Jagdſchlößchen. Ich gab mich mit Vor- und Zunamen zu erkennen, und blieb auch das Woher, Wohin, und Weßhalb nicht ſchuldig. Die Frau und Mathilde hatten indeſſen Milch, Brod und Butter gebracht, und ſaßen bey uns. Als ich meinen Vater nannte, ſagte die Frau nach einigem Nachſinnen: „Iſt Ihre Mutter nicht mit der Prinzeſſinn von —. erzogen worden?" Ich bejahte, und fragte, woher ihr meine Mutter bekannt ſey? „Ich hatte eine Tochter als Garderobemädchen am Hof, ſie wurde krank, ich reiste hin und verpflegte ſie, die Prinzeſſinn und Fräulein von Sonnenfels kamen ein Paarmal zu der Kranken. Ach ſie waren gut wie die Engel! Mein armes Lottchen ſtarb. Nachher erzählte mir jemand, das gute Fräulein habe den Baron Emmenſtein geheirathet."

Als ich ſpäter mit den Gebräuchen und Sitten der Welt bekannt wurde, fiel es mir ein, daß ich bey den guten alten Leuten gar nicht anfragte, ob ſie mich beherbergen wollten? Ich fand es ganz in der Ordnung, da mich Mathilde hergeführt hatte, zum Nachteſſen und Schlafen dazubleiben. Es verrieth aber auch keine Miene der Alten, daß ſie's nicht ſo erwartet hätten. Einige Jägerburſche und Mägde ſaßen mit zu Tiſch, Mathilde zwiſchen Vater und Mutter. Bey aller Freundlichkeit des Kindes war doch ſo etwas Auszeichnendes, ich möchte ſagen Hohes, in ſeinem ganzen Weſen, daß Keines der Hausgenoſſen in einem vertraulichen Tone zu ihr ſprach, aber Alle beeilten ſich, ihr kleine Dienſte zu erweiſen, die ſie mit freundlichem Dank, aber ſo, als könne das nicht anders ſeyn, annahm. Nach dem Eſſen erzählte der Alte von ſeinen Feldzügen, die er in der Jugend mitgemacht hatte. Mathilde ſchlief in der Mutter Arm ein. Der Vater ſah's, und ſagte: „Sie werden auch ſchläfrig ſeyn! wecke die Kleine, Mutter!" Mathilde ermunterte ſich, wünſchte Vater und Mutter mit einem Kuß gute Nacht, trat dann zu mir, ſtreckte ſich auf den Fußſpitzen in die Höhe, und ſagte: „gute Nacht, Robert!" indem ſie mir den Mund zum Kuſſe reichte. Wenn jemand denkt, daß bey dieſem Kuß, der mit Herzlichkeit gegeben und genommen wurde, nun mein Herz oder gar meine Sinne in Flammen geriethen, ſo irrt er ſich ſehr! ich dachte nur, ſie ſey ſo gut als Sophie, und wünſchte, daß ſie auch meine Schweſter wäre. Ich ſchlief gleich ein, und ſchlief herrlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Kenntniß der Aërolithen.

(Beſchluß.)

Herſchel entdeckte, am 4. May 1783, durch ſein großes Teleſcop, im dunkeln Theile des Mondes, einen leuchtenden Punkt, den er für einen wirklich noch brennenden Vulkan erkannte. Vierzehn Tage darauf nahm er an der nämlichen Stelle, innerhalb des Fleckens Ariſtarchus, zwey kleine, kugelförmige, erſt entſtandene Berge, nahe bey einem dritten, ſchon bekannten, wahr, aus denen ihm deutlich Lava zu ſtrömen ſchien. Bode, aus deſſen aſtronomiſchem Jahrbuch dieß genommen iſt, fügt daſelbſt noch hinzu, daß ein anderer ungenannter Beobachter ſchon am 16. März deſſelben Jahres, in welcher Epoche alſo die lunariſch vulkaniſche Thätigkeit beſonders groß geweſen zu ſeyn ſcheint, mit einem fünfſchuhigen Fernrohr Funken am hellen öſtlichen Mondrande entdeckt habe, welche hinter der erleuchteten Scheibe leuchtkugelähnlich hervorgeſchoſſen, und in einem gegen Oſten geneigten Bogen wieder auf den Mond herabgefallen ſeyn. — Hundert andere ähnliche Beobachtungen übergeht Referent, weil ihm das Angeführte hinreichend zu ſeyn ſcheint, die Ueberzeugung zu gewähren, es ſey der Mond ein Heerd der gewaltigſten vulkaniſchen Proceſſe. Ja! wenn die leztern vielleicht eine unerläßliche Bedingung des Planetenlebens abgeben, indem nur auf dieſe Weiſe der Vorrath wirklichen Centralfeuers conſervirt werden kann, der den, an und für ſich kalten, nur mit der Wärme-Zeugungskraft begabten Sonnenſtralen das Mittel zu dieſer Zeugung darbietet (Ideen, die ich anderweitig näher entwickeln werde); ſo ſcheint es ein, einer gütigen Vorſehung würdiger Gedanke, anzunehmen, daß ſie dieſe Werkſtatt, mit den begleitenden, aber unerläßlichen zerſtörenden Wirkungen, vom Hauptplaneten weg auf den Trabanten verlegt habe, der zur Ertragung jener Wirkungen geſchickter ſeyn dürfte. Iſt aber der Mond ſolchergeſtalt der rechte vulkaniſche Heerd, ſo iſt auch wohl nichts natürlicher, als den Meteormaſſen, deren cosmiſcher Urſprung gewiſſermaßen unzweifelhaft, und deren vulkaniſche Natur faſt eben ſo zuverläſſig iſt, ihren Urſprung in den *Monds*vulkanen anzuweiſen. Dahin habe ich gewollt; und es wird nun nur noch darauf ankommen, den unendlich intereſſanten, auch ſchon Eingangs berührten Gedanken einer, aus der Beſchaffenheit der Meteormaſſen geſchloſſenen, *lebenden* Organiſation des Mondes näher zu entwickeln.

Als ein Haupteinwand gegen eine lebende Organiſation des Mondes und ſeine Bewohnbarkeit überhaupt, hat oft der Mangel einer Atmoſphäre gegolten. Allein nach den ſicherſten Beobachtungen ermangelt er derſelben keineswegs ganz, ſondern dieſe Atmoſphäre hat, wie auch ſchon in dem gegenwärtigen Aufſatze angeführt worden, vor der irdiſchen nur eine größere Feinheit voraus, welche das Leben, nach unſern Begriffen, nicht ausſchließt. Unter jenen Beobachtungen, die für das Daſeyn einer Mond-Atmoſphäre ſprechen, heben wir eine als unwiderleglich aus: Schröter's Beobachtung nämlich einer *Dämmerung* im Monde, deutlich geſehen am 24. Febr. 1792, Abends 5 Uhr 40′, mit 74facher Vergrößerung des 7ſchuhigen Herſcheliſchen Teleſcops. Dämmerung nämlich ſezt bekanntlich, als Bedingung ohne welche nicht, Luft voraus, in welcher die Lichtſtralen eine Brechung erleiden. — Außer dieſem *Beweiſe* für die *Bewohnbarkeit* des Mondes durch Weſen, welche uns ähnlich organiſirt ſind, führt dieſer vortrefliche Beobachter noch zwey *Vermuthungen* für ſeine wirkliche *Bewohntheit* an. Er entdeckte alſo nämlich im Monde Vertiefungen, die mit einer Art Nebel bedeckt ſchienen, durch welchen kleine Gegenſtände verhüllt wurden, welche früher ſichtbar waren, und bezieht dieſe Verdichtungen auf *Sammelplätze und Beſchäftigungen der Mondsbewohner*. Denn dieſe Verdickungen erſcheinen nur in großen Thälern, als den zu ſolchen Sammelplätzen paßlichſten Punkten, und kein anderer Theil der Mondsoberfläche zeigt etwas Aehnliches. Eben ſo merkwürdig iſt ſeine Beobachtung zweyer kanalähnlicher Rillen, deren eine 30, die andere gar 70 geographiſche Meilen lang iſt, und durch einen Crater führt, vielleicht um den Lavaſtrömen einen Weg vorzuſchreiben und Wohnungen und Wieſen vor ihren Gluthen zu ſchützen.

Alſo, und das iſt das Final-Reſultat unſerer Unterſuchungen, *der Mond iſt bewohnt; und die Aërolithen verdanken ihren Urſprung ſeinen Vulkanen, ihre Miſchungsbeſchaffenheit aber jener lebenden Organiſation*. Die Gewalt der Eruptionen ſchleudert nicht nur das glühende Eingeweide der Mondberge auf die Erde, ſondern iſt groß genug, um ſelbſt Theile der Oberfläche ſammt allem darauf befindlichen mit fortzureißen; und die oben angeführten ſtaubartigen Meteormaſſen, ja! ſelbſt Livius Fleiſchregen ſtellen ſich alſo als ſolche ſekundäre Folgen lunariſch-vulkaniſcher Thätigkeit dar. —

Wie plauſibel dieß alles klingt, ſo wär's doch noch artiger und intereſſanter, es durch Unterſuchungen an Ort und Stelle verificiren zu können: der Gedanke einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Entdeckungs- und resp. Unterſuchungsreiſe nach dem Monde hat etwas Entzückendes für mich; und mir iſt dabey oft Mephiſtopheles im Fauſt eingefallen:

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bey dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hilft uns bebend von dieſer Erde,
Bis in den ſchönen Mond hinauf;
Dort fehlt's an Nichts, und gern nimmt man uns auf.

Abſolut unmöglich iſt das Ding nicht: der Gedanke an eine Erdumſegelung mag für die Kindheit der Schiffahrt nicht mehr Impoſantes gehabt haben. Sollte es aber noch wirklich dahin kommen, und irgend ein liberales Gouvernement die Einrichtung der Poſtſtationen zwiſchen Erde und Mond übernehmen wollen; ſo empfehle ich mich zum Organiſations Kommiſſarius, wozu ich mich, wegen einer nicht gar zu häufigen Vereinigung poſtlicher und aſtronomiſcher Kenntniſſe, gerade für dieſen Fall, ganz beſonders gut ſchicken würde. Auch mit Bereitung der Feuerluft verſtehe ich umzugehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 31. Dec. 1821.

„Haben Sie den Prinzen von Homburg geſehen? O, den müſſen Sie ſehen!" ſo hieß es in den erſten Tagen dieſes Monats, wo die Erſcheinung dieſes von Heinrich v. Kleiſt nachgelaſſenen Stücks in der Theaterwelt furore machte. Dieß gab denn dreymal ein übermäßig gefülltes Haus, und wird es noch öfter geben, wenn die mit dem 16. dieſes Monats geſchloſſenen Darſtellungen wieder beginnen. Wenn man nun aber fragte, was denn die Beſuchenden ſo ſehr angezogen habe, ſo war das Reſultat der meiſten Antworten, nach genauer Prüfung, doch nur am Ende die Gediegenheit, Präciſion, Würde und Ganzheit der Darſtellung ſelbſt. Und da hatten die Herren und Damen vollkommen Recht, denn ſeit längerer Zeit hatten wir nichts ſo fleißig Einſtudirtes, ſtreng Durchgeführtes, in ſeiner äußern Geſtaltung Einfaches, aber Würdiges und im innern Zuſammengreifen Feſteres geſehen, als dieſe Leiſtung. Dazu kam denn nun auch noch, daß dabey einem lang gefühlten Bedürfniß, nämlich dem des Zuſammenſtimmens der Zwiſchenmuſik mit dem Drama ſelbſt, durch eine wackere Kompoſition dieſer Parthien von einem Hrn. Marſchner aufs Zweckmäßigſte abgeholfen war. So machte das Ganze einen ſehr erfreulichen Eindruck auf die Gemüther, und nicht Wenige waren geneigt, das, was ihnen durch die vereinten Bemühungen der Schauſpieler und die liberale Vorſorge der General-Direktion für dieſes Stück geboten ward, als Wirkung des innern Werths deſſelben ſelbſt anzuſehen. Ueber dieſen erhoben ſich aber von mehrern Seiten nicht unintereſſante Debatten. Wenn auf der einen der geiſtreiche und kunſtverſtändige Tieck in der Abendzeitung ſeine Anſicht über dieſes Werk zum Vortheil deſſelben aufgeſtellt, und dadurch eine große Anzahl von Stimmen dafür gewonnen hatte, ſo wollten ſich eben deßhalb Andere wieder dadurch die Selbſtentſcheidung nicht rauben laſſen, und zergliederten vielleicht nur darum jezt alles genauer, was ihnen außerdem unbemerkbar vorübergeſchlüpft wäre. Ward von jenen die Genialität des Ganzen als Hauptanſicht aufgeſtellt, ſo behaupteten dieſe dagegen, daß die Vorführung eines mondſüchtigen, Liebe und Ehre dem nackten Leben aufopfernden Helden doch dieſe zu weit treiben heiße; beriefen ſich jene auf einzelne ſchöne Stellen der Diktion, namentlich in der Rede des alten Kottwitz, ſo führten dieſe dagegen einen Fehltritt mit blauen Augen und blonden Haar, und einen Geiſt, der todt vor dem Heere auftritt, wieder an; prieſen jene die wichtige Zeichnung des Charakters des großen Kurfürſten von Brandenburg, ſo fragten dieſe wieder, ob es denn auch deſſen würdig ſey, ſich gleich Anfangs einen Scherz mit dem gemüthskranken Oberſten zu erlauben, und ihm, der ihm ſchon zweymal die Schlacht verloren gemacht, noch ferner das Kommando zu übertragen; kurz, es gab einen recht erfreulichen Wettſtreit der Meinungen, der ja eben das Intereſſe an der Bühne erhöht, und daher mehr befördert als unterdrückt werden ſollte. Darin vereinten ſich aber beyde Partheyen, daß die Darſtellung eine der vorzüglichſten war, die wir ſahen, und welche jeder Bühne Ehre gebracht haben würde. Hr. Julius war ausgezeichnet brav als Prinz, und gab dieſe Rolle mit einem Studium, das den wahren Künſtler charakteriſirte. Höchſt ſinnig ging er ſo leicht über die klippenreichen Stellen, beſonders die des dritten Akts, hinweg, daß ſie für den, welcher das Werk nicht vorher ruhig durchgeleſen hatte, kaum bemerkbar wurden, und bezeichnete das für die Lichtmomente ſeines Charakters mit ſolcher Wärme und Kraft, daß das Intereſſe an ſeiner Erſcheinung keinen Augenblick ſchwankte, ſondern mehr erhöht als vermindert ward. Dabey ſoll ihm, dem Vernehmen nach, bey dieſem Stücke auch der Dank für die braven Arrangements gebühren, und ſo war die Ehre des Hervorrufens, die ihm am erſten Abende zu Theil ward, doppelt verdient. Neben ihm ſtand Mad. Schirmer als Natalie höchſt würdig. Sie einte Hoheit mit Milde, jungfräuliche Würde — die namentlich bey dem Beſuche im Gefängniſſe ſo leicht kompromittirt werden kann — mit inniger Liebe, und hielt den Kommandoſtab ihres Regiments eben ſo kühn, als zart den Lilienſtengel, mit dem ſie des Herzens empörte Wellen zu beſchwichtigen wußte. Nächſt dieſen Beyden iſt die intereſſanteſte Geſtalt unſtreitig der Oberſt Kottwitz, den Hr. Werdy mit wahrer Vollendung gab. Sein Aeußeres war eben ſo vortheilhaft dazu, als Deklamation und Geberde ergreifend. Rauſchender Beyfall tönte auch ſtets der geraden, biedern Rede, die er im vierten Akte an den Kurfürſten richtet, und die gewiß einen der ſchönſten Momente im ganzen Stücke bezeichnet. Gleich trefflich war die Deklamation Hrn. Pauli's als Graf von Sparren in der Erzählung der Lebensrettung des Kurfürſten. Die bekannte und auch wohl von Andern erzählte Anekdote — wohl an Wallenſteins Traum und Oktavio Piccolomini auch erinnernd — iſt hier zu ſehr guter Wirkung eingeflochten, und konnte ſie bey ſolchem Vortrage nicht verfehlen. Wäre die Parthie des Kurfürſten ſelbſt hervorſtechender, ſo würde gewiß Hr. Hellwig durch ſein gediegenes Spiel darin, bey dem freudig aufgeregten Publikum, noch mehr Theilnahme erworben haben, denn er gab ſie mit edler Haltung und angemeſſener Weihe. Auch Hr. Kanow war als Hohenzollern zu loben, ſo wie Hr. Unzelmann als Mörner, deſſen Verwundung nur weniger bedeutend zu ſeyn brauchte, um ſeiner Rede mehr Kraft zu verleihen. Und ſomit wird dieſes Stück ſtets eine ſehr gute Erwerbung für unſere Bühne genannt werden können, und ein Muſter für Darſtellung anderer erſten Bühnenwerke abgeben.

Neu war auch noch am 13. Dec. die komiſche Oper von Boieldieu: Der neue Gutsherr. Sie ſprach durch das reizende Spiel und den lieblichen Geſang von Mad. Haſe als Babett, ſo wie durch die heitere, ungezwungene, ſtets in den Grenzen des Anſtands bleibende Laune des Hrn. Unzelmann als Johann ſehr an. Ergötzlich waren auch die Späßchen des wackern Geiling, der als Verwalter ſich recht frey gehen laſſen konnte, und dadurch ächt komiſch ward.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 15.

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Februar 1822.

Im Felde da iſt der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelbſten ſteht er da ganz allein.

Schiller.

Der Auswanderer.

(Fortſezung.)

Als ich morgens aus meiner Stube kam, ſtand ſie unter einer Thüre und ſagte: „Guten Morgen, Robert! komm, ſieh mein Stübchen!“ Es war klein und nett, auf der grünen Wand hingen viele gemalte Blumen. Haſt du ſie gemalt, Mathilde? — Ja! willſt du eine, Robert? welche willſt du? — Gib mir die! — Ich zeigte auf ein Vergißmeinnicht. — Ja, die nimm dir! ſie hat einen ſo ſchönen Namen, und ſieh wie blau, wie der Himmel! — Und wie deine Augen, Mathilde! — So? ſind meine Augen ſo blau? das iſt ſchön? Wir nahmen ſie aus den Rahmen und gingen nun zu den Eltern. Nach dem Frühſtück nahm ich Abſchied, zu Mathildens großem Befremden. Sie bat ſo innig, ich ſolle doch noch bleiben, aber ich mußte fort. „Wir wollen Sie begleiten, Herr Baron, Mathilde und ich,“ ſagte der Alte. Sie gingen weit, bis vor den Wald mit mir; Mathilde war ſtill. Endlich trennten wir uns, ſie fiel mir weinend um den Hals: „Leb wohl, Robert! und komme bald wieder!“ Auch ich weinte, ich ſchäme mich nicht es zu ſagen. Ich blieb ſtehen, bis ſie im Wald verſchwanden. Noch einmal hatte ſie ſich umgekehrt, und gerufen: „Vergiß mein nicht, Robert!“ „O ich werde dich nie vergeſſen, du gute Mathilde!“ rief ich ihr zu, und ging dann, als ich ſie nicht mehr ſehen konnte, den Weg fort, welchen mir der Alte als den nächſten gezeigt hatte. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu dem ſtillen Jagdhaus und Mathilden zurück; es ſchien mir, als ob ſie nicht dahin gehöre, als ob ſie bey meiner Mutter und Sophien ſeyn ſollte.

In der Nacht kam ich nach Haus. Es war ſchon Alles ſtill, ich legte mich auf eine Gartenbank. Es war heller Tag, als ich erwachte, eine warme Hand fuhr mir über's Geſicht, es war Sophie. „Sieh dich einmal um!“ ſagte ſie. Mein Vater und ein ſchöner großer Mann mit einem Schnurrbart ſtand mit ihm oben an der Bank. Der Oheim war's. „Bravo, lieber Junge! Dieſe Lagerſtätte paßt für einen künftigen Huſaren!“ ſprach er, und ſchüttelte mir tüchtig die Hand. Die Ueberraſchung, und die Zurüſtungen zur Abreiſe, die ſchon auf den nächſten Abend beſtimmt war, lieſſen mich Alles vergeſſen, was ich von Mathilden erzählen wollte; erſt beym Abſchied, da mein Herz in den Umarmungen der geliebten Eltern und Geſchwiſter erweichte, fiel ſie mir ein, aber nun war's zu ſpät.

Das Leben, welches von nun an begann, war im Aeußern ſo ganz das Gewöhnliche aller jungen Männer meines Standes, daß ich mich nicht dabey verweilen mag. Dem fränkiſchen Koloß hatte das Glück einen Theil ſeiner imponirenden Größe geraubt, ich war unter den Truppen, welche ihn durch Deutſchland verfolgten, ich machte die Feldzüge von 1814 und 1815 mit, und kehrte dann, vom Cornet zum Rittmeiſter vorgerückt, mit dem Regiment zurück.

Ich war jezt im ein und zwanzigſten Jahr, und Gott tod? ich kam geſund an Leib und Seele nach Haus. Einige Streifwunden an beyden waren glücklich geheilt! Wie wohl war mir nun in dem ſtillen Garniſonsleben, wie viel wohler ſollte mir's werden, wenn wir erſt wieder ſoweit in Ordnung waren, um Urlaub nehmen und in die Arme der Meinen eilen zu können. Bis dahin benuzte ich meine freyen Stunden, um meine zurückgelaſſenen Bücher und Papiere durchzumuſtern. Da kam mir Mathildens Vergißmeinnicht in die Hände, und in den friſcheſten Farben ſtand mein Beſuch im Jägerhauſe vor mir. Jezt erſt hob ſich ſehnend meine Bruſt bey ihrem Andenken. Zwar hatt' ich ſie nie vergeſſen, ich fand oft Mädchen, die ihr ähnelten, aber — Mathildens kindliche Unſchuld hatte keine ſo lebendig.

Nun ſtand das liebliche Bild wieder vor mir, und ich beſchloß, den Weg über's Gebirg zu nehmen, um ſie zu ſehen.

Im Sommer 1816 macht' ich mich auf den Weg. Das Gebirge ward erreicht, und an einem ſchönen Abend blickte das Schlößchen hell aus ſeiner grünen Umgebung hervor. Mir pochte das Herz! Ich ließ mein Pferd dem Bedienten, um im nächſten Dorf meiner zu warten, und wanderte hin. Im Hof ſaßen wie damals die zwey Alten, ſie erkannten mich aber erſt, als ich mich genannt hatte. — Wo iſt Mathilde? fragte ich nach der erſten Begrüßung. Ach! ſie iſt längſt nicht mehr bey uns, wir wiſſen nicht wo! — Wie? rief ich erſchreckt, Sie wiſſen nicht, wo Ihr Kind iſt? — Die Alten ſahen einander an. Sag's nur dem Herrn, ſagte die Frau, er wird's nicht mißbrauchen, und ſie war ihm ſo gut! —

Der Alte erzählte nun: Künftigen Monat wird's achtzehn Jahre, daß ich früh morgens auf der Treppe vor'm Haus ein Körbchen ſtehn ſah; ich hielt es für ein Arbeitskörbchen meiner Frau, brummte über ihre Nachläſſigkeit, und hob es auf, um es in die Stube zu tragen; es war ſchwer, und als ichs hinſtellte, fing's drin an ſich zu regen. Da nahm ich den Deckel und die Tücher weg, und ein engelſchönes Kind lächelte mich an. In meinem ganzen Leben hat mich wenig ſo erfreut wie der Anblick! Ich trug's hurtig meiner Frau ans Bett. — Ja! unterbrach ſie ihn, du ſahſt ganz entzückt aus, und riefſt: Frau! denk, es ſey jezt Weihnacht und ich bringe dir ein Chriſtkindchen! — Ach! ich hatte aber auch eine Freude! Unſer einziges Kind war todt! —

Der Alte fuhr fort. Das arme Ding war recht hungrig, wir gaben ihm Milch, die es ſchon recht geſchickt aus der Taſſe trank, ungeachtet meine Frau nicht glaubte, daß es über acht Wochen alt ſey. Darauf unterſuchten wir den Korb, und fanden nebſt einiger feinen Wäſche und hundert Dukaten ein Briefchen, worin es hieß: Man kenne uns als brave Leute, und vertraue uns ein Kind an, das ſeine Eltern nicht bey ſich behalten könnten; aber es ſey nicht verlaſſen noch auf immer entfernt. Jedes Jahr, um die nämliche Zeit, ſollten wir im Poſthaus zu Thalau nachfragen, da würde ſich das Koſtgeld finden. Wir möchten es für eine Verwandte ausgeben, und Niemanden die Art, wie es zu uns gekommen ſey, entdecken, es werde uns nicht gereuen. Am Ende ward es noch beſonders meiner Frau empfohlen, es in ihr Mutterherz aufzunehmen. Meine Frau nannte es Mathilde. Alle Jahre kam nun ein Käſtchen mit hundert Dukaten, und Weißzeug, und Kleidern. Es war auch immer ein Brief dabey, der uns dankte, und Erinnerungen, wie es von Jahr zu Jahr behandelt werden ſollte. Im folgenden kam immer wieder der Dank, daß wir die uns geäußerten Wünſche ſo gut erfüllten. Wir ſahen wohl, ſie wuſſten mehr von uns, als wir von ihnen! Wie Sie, Herr Baron, hier waren, ging bald das vierzehnte Jahr zu Ende. Zur gewöhnlichen Zeit war wieder ein Käſtchen da — dießmal konnten wir uns nicht darüber freuen, denn im Brief ſtand: das Kind ſolle nun abgeholt werden; zu einer beſtimmten Zeit werde Morgens um zwey Uhr, da wo der Fußweg von meinem Haus an den Fahrweg anſtoße, eine Kutſche halten. Dorthin ſolle ich das Kind bringen, und gegen Vorweiſung eines, ganz dem beyliegenden ähnlichen Ringes, der Perſon in der Kutſche übergeben. Den Ring ſolle meine Frau zum Andenken an Mathilden tragen, und ich die Uhr, die dabey ſey. Beyde waren koſtbar! Nun fing aber das Elend an! Ich weiß nicht, wer mehr weinte, meine Frau oder Mathilde? Dieſe hatte den doppelten Schmerz, nicht unſer Kind zu ſeyn — ſie kannte ja ſonſt Niemand! — und fort zu müſſen. So kam der traurige lezte Abend heran, Mathilde konnte und wollte nichts einpacken, ich muſſte noch Hand anlegen, nur das Bild, den Jakob mit der Himmelsleiter, nahm ſie ſelbſt von der Wand und behielt es bey der Abreiſe aufgerollt in der Hand.

„Ach ich muß es nur ſagen, ſprach jezt die Mutter; Sie ſehen ſie ja jezt nicht mehr! Sie nahm dieſes Bild mit, weil es Ihnen gleich ſah. O wie oft fiel ſie mir in den lezten acht Tagen um den Hals, und klagte: nun ſeh' ich den Robert nicht mehr! und allemal trug ſie mir Grüße an Sie auf, wenn Sie kämen. In der lezten Nacht blieb ich bey ihr, ich hatte ſie gezwungen, ſich nieder zu legen, aber auf einmal ſtand ſie auf, ging an's Fenſter und ſah hinaus. Mutter, ſagte ſie dann, ſiehſt du dort den großen hellen Stern? Wenn Robert kommt, ſo ſag' ihm, den ſoll er oft anſehn und an mich denken, ich will's auch thun und an ihn denken. Die gute Alte ſchwieg weinend. Wie mir's zu Muthe war, das beſchreiben keine Worte! Denken konnt' ich nicht, ſonſt würd' ich ja darauf gekommen ſeyn, daß Mathilde wahrſcheinlich in eine weit glücklichere Lage verſezt ſey. Ich hatte das ſchmerzliche Gefühl eines unerſetzlichen Verluſtes.

Der Alte fuhr fort: „Sie können aus alledem ſchließen, wie der Abſchied war! Ich kann auch nicht gut davon reden. Genug, es ging ſo, wie's der Brief angegeben hatte. Als Mathilde faſt ohnmächtig vor Schmerz im Wagen war, und die Thüre zugeſchlagen wurde, da brach mir das Herz!“

Es brach ihm auch jezt wieder. Seitdem hatten ſie nichts mehr von ihr gehört. Ich konnt' es nicht lange hier, an dem für mich verödeten Ort, aushalten, und ſezte noch am nämlichen Abend meine Reiſe fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

Am 11. Nov. 1819 verließ das Schiff the Friendship den Topha, ein Fluß, welcher die Einfahrt zu dem Hafen von Macao bildet. Am folgenden Tag ward das Wetter ſtürmiſch, das Schiff erhielt ein Leck, und das Waſſer nahm ſo ſchnell überhand, daß man ſich entſchlieſſen muſſte, es ans nächſte Land treiben zu laſſen. Der Wind trieb es gegen die Küſte von Hainan, welche auf dieſer Seite von einem hohen Felſenriff umgeben iſt, und ſchon bereitete ſich die Mannſchaft aufs Aergſte vor, indem ſie nichts anders erwarten konnten, denn gegen daſſelbe in Trümmer zu gehen, als der Steuermann glücklicher Weiſe eine enge Oeffnung zwiſchen den Felſen entdeckte, durch welche er es laufen ließ, und einige Zeit darauf rannte es ein halber Wrack unfern der Küſte auf den Grund. Dieß geſchah am Morgen des 13ten, aber es war ſo trübe, daß ſie nicht unterſcheiden konnten, ob ſie ſich wirklich nahe am Lande befänden, oder nur auf eine Sandbank gerathen wären; und als ſie das lange Boot ausſezten, ging es augenblicklich in Stücken. — Gegen Mittag ſahen ſie mehrere Böte auf ſich zukommen, die aber bald wieder umkehrten, da die Brandung noch ſehr hoch war. Jezt erſt fing man auf dem Schiff zu muthmaßen an, daß ſie ſich an der Küſte von Hainan befänden, und die Lage der Mannſchaft wurde nur um deſto bedenklicher, als ſie das Ufer mit bewaffneten Eingeborenen bedeckt ſahen, deren Geſinnung ihnen ganz fremd war. Gegen Abend erboten ſich der Kapitän und ein Paſſagier ans Land zu ſchwimmen, um dort ein Tau zu befeſtigen; ſie verlieſſen das Schiff und erreichten bald das Ufer in Sicherheit. Sobald ſie aber den Fuß ans Land ſezten, wurden ſie von der bewaffneten Menge umringt und die Uebrigen auf dem Schiffe verloren ſie bald aus den Augen, welches ſie über ihr Schickſal in die größte Verlegenheit ſezte. Sie hatten verſprochen gehabt, nach Umſtänden ein Zeichen mit einem weiſſen und rothen Tuche zu geben; da dieſes aber ausblieb, ſo ſchloß man, ſie ſeyen abgeſchnitten worden. — Da indeſſen das Schiff jeden Augenblick in Stücken zu gehen drohete, entſchloſſen ſich die meiſten zu dem Verſuch, ans Land zu ſchwimmen, und nach einigen Vorkehrungen vertrauten ſie ſich dem unſichern Elemente und erreichten mit vieler Mühe in einer halben Stunde das Ufer, mit dem Verluſte von drey Seapoys (eingeborene Soldaten der oſtindiſchen Geſellſchaft), welche von dem Gewicht ihrer Flinten, die ſie ſich auf den Rücken geſchnallt hatten, zu Boden gezogen wurden. — Zu ihrer größten Freude fanden ſie die Einwohner vollkommen friedfertig, indem ſie ihnen nicht das geringſte Hinderniß in den Weg legten und blos unterſuchten, ob ſie keine kleinern Gegenſtände mit vom Schiff genommen hätten. Auch den Kapitän und ſeinen Gefährten fanden ſie unverlezt; die Herren hatten blos in ihrem Eifer, das Land zu beſchauen, die Zeichen zu geben vergeſſen. — Der Abend war kalt und windig und der Regen fiel in Strömen, die Geſellſchaft errichtete alſo zuförderſt eine Art von Zelt, und zündeten dann mit den Hühnerkörben und anderm an's Ufer getriebenen Gehölze ein Feuer an. Gegen Mitternacht war das Zelt von mehr als tauſend Menſchen von jedwedem Alter und Geſchlecht umringt, die ſich alle mit der größten Anſtändigkeit und Milde benahmen; aber ob man ſie gleich in beynahe allen Sprachen Aſiens anredete, ſo konnte man ſich ihnen nicht verſtändlich machen; und ſelbſt alle Geberden, um ihnen anzudeuten, daß die Verunglückten der Nahrung bedürften, blieben unbeantwortet. Da alſo alles nichts half, legten ſie ſich zutrauensvoll nieder und überlieſſen ſich einem ruhigen Schlafe. — Am 14ten aber des Morgens um zwey Uhr weckte ſie der Knall einer Kanone vom Schiff, und jezt erfuhren ſie, daß einige Lascar's aus Furcht vor den Eingeborenen auf dem Schiff geblieben wären, welche jezt durch das Sprachrohr herüber riefen, daß das Schiff in Trümmer ginge. Man rief ihnen entgegen an's Land zu ſchwimmen, aber dieß wollten ſie vor Tagesanbruch nicht wagen. Als die Sonne bald darauf in majeſtätiſcher Pracht aufging und einen herrlichen Morgen verkündete, verlieſſen ſie das Schiff und kamen bis auf drey, die in der Brandung umkamen, wohlbehalten bey uns an. — Im Laufe des Tages brachten die Wellen mehrere Dinge vom Schiff ans Ufer, unter andern zwey Doppelflinten, ein Teleſkop, einen Lieblingshund und mehrere Kiſten mit braunem und weiſſem Nankin, welcher leztere unter den Einwohnern vertheilt wurde, welche ſich um dieſe Zeit bis an 5000 vermehrt hatten. Ihre Aufführung aber war ſo beſcheiden und anſtändig, daß keiner von ihnen das Geringſte hinwegzunehmen wagte, es ſey denn, daß es ihm gegeben worden, und die Engländer konnten ſich nicht der Bemerkung enthalten, wie ganz anders das Benehmen des Volks auf der engliſchen Küſte bey einer ähnlichen Gelegenheit geweſen ſeyn würde. — Am 15ten ward nach einiger Berathung von der Geſellſchaft beſchloſſen, ſich nach dem Innern des Landes zu begeben, um zu verſuchen, ob ſie nicht zurück nach Macao kommen oder irgend ein Schiff finden könnten, das ſie gerade nach Indien brächte. Nachdem ſie alſo ihre kleinen Habſeligkeiten zuſammengepackt, begaben ſie ſich bey ſchönem heitern Wetter, in einer N. W. Richtung auf den Weg. Die Schiffsmannſchaft war aus beynahe allen Völkern Aſiens zuſammengeſezt, und der ganze Zug, welcher aus 55 Perſonen, mit Einſchluß von zehn Seapoys, einem chineſiſchen Paſſagiere, einem Trommelſchläger und Pfeifer, beſtand, hatte ein äußerſt ſeltſames Anſehen. — Ehe ſie aber das Ufer verließen, übergaben ſie ihr Zelt und das Schiff ihren freundlichen Gäſten, welche bis dahin es nicht gewagt hatten, an Bord zu gehen; jezt aber, als wäre es ihr geſetzliches Eigenthum geworden, ſich tauſendweiſe aufs Schiff begaben und es in Stücken hieben, da ein jeder, wahrſcheinlich zu dieſem Zwecke, mit einer breiten Axt verſehen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 31. Dec. 1821.

(Beſchluß.)

Die italieniſche Oper gab: La repressaglia, Elisabetta, inganno felice und gazza ladra (zum vier und zwanzigſten Male) mit Beyfall.

Mit verdientem Enthuſiasmus ward in dem am 22. (als am Vorabende des Geburtstages des Königs) ſtatt gefundenen Konzert der königlichen Kapelle die Jubel-Kantate aufgenommen, welche **Karl Maria v. Weber** im Jahr 1818 auf das Regierungs-Jubelfeſt des Königs, nach Kinds Dichtung, in Muſik geſezt hatte, wo ſie damals in der Kirche zu Neuſtadt bey Dresden aufgeführt worden war. Beſonders zeichneten ſich Dem. **Funk** und Hr. **Bergmann**, ſo wie das Singchor des königlichen Theaters, darin aus. Ein an demſelben Abend vorgetragenes Violin-Konzert des Konzertmeiſters **Polledro** erwarb ſich durch Virtuoſität, beſonders in Ueberwindung von Schwierigkeiten und Eleganz der Bogenführung, ebenfalls Beyfall.

Ein merkwürdiger Fall ereignete ſich hier am 11. December. Bey der Abtragung der Feſtungswerke vor der Neuſtadt iſt noch derjenige Theil derſelben ſtehen geblieben, welcher zunächſt an die obere Elbe ſtößt, und die Bärſchanze genannt wird. Tiefe Gewölbe befinden ſich unter den hoch aufgeſchichteten Wällen, von breiten Gräben umgeben. Unweit derſelben war aus einem der dort ſich befindenden Sommerwohnungen ein gezähmter Fuchs entlaufen, und hatte ſeine Richtung auf dieſe Gewölbe — Caſematten — zu genommen, deren Eingangsthüren zum Theil verfault, zum Theil weggenommen ſind. Junge Burſche, die ſich in der Gegend befanden, wurden vom Beſitzer requirirt, ihn gegen ein Trinkgeld dort aufzuſuchen. Sie thaten es auch, und zwey der kühnſten drangen mit einem Stümpchen Licht bis in eins der entfernteſten völlig dunkeln Gemächer ein, wo ſie aber plötzlich durch eine weiße Geſtalt, welche ſie in einer Ecke ſitzen ſahen, erſchreckt wurden, und mit Angſtgeſchrey davon laufen. Der Vorfall wird der nahen Wache angezeigt, dieſe begibt ſich mit Laternen dahin, und findet allerdings in dem entfernteſten Winkel eines Nebenbehältniſſes dieſer offenen Gewölbe eine weibliche, völlig bekleidete, jedoch von Würmern und Ungeziefer bereits angenagte Frauensperſon ſitzen. Bey näherer Unterſuchung findet es ſich denn, daß es der Leichnam eines Mädchens aus einer vordem wohlangeſehenen hieſigen Familie ſey, welche als Waiſe in Dienſte einer Geſellſchafterin und Gouvernante trat, bereits im Juli dieſes Jahres vermißt, aller öffentlichen Aufforderungen ungeachtet nicht wieder entdeckt, und nun ganz zufällig in dieſem ſchrecklichen Winkel wieder aufgefunden ward. Ob ſie ſich dort ſelbſt durch Gift den Tod gegeben habe — äußere lebenzerſtörende Verletzungen wurden an ihr nicht gefunden — oder ob ſie durch fremde Gewalt dahin eingeſchleppt, erſtickt und ihrer Baarſchaft beraubt worden, konnte wegen des Zuſtandes des Leichnams nicht genau mehr unterſucht werden, doch ſchien das erſtere bey der ſeit einiger Zeit etwas zerrütteten Gemüthsſtimmung des Mädchens das Wahrſcheinlichere. Jene Oeffnungen ſind ſeitdem bis zu völliger Abtragung dieſer Gegenſtände einſtweilen vermauert worden. Hätte jener Zufall die jungen Burſche nicht dahin geführt, ſo wäre der Körper wohl nach Jahr und Tag nicht aufgefunden worden.

Der Mörderin ihrer Freundin, von welcher dieſe Berichte im Auguſt Erwähnung thaten, der Stromin Urtheil, iſt nun eingegangen, und hat ihr lebenslängliche Aufbewahrung in einer Armen- und Zwangs-Anſtalt zuerkannt, da ihre geiſtige Zerrüttung keinem Zweifel unterworfen blieb. Unſtreitig werden dort auch zu Heilung derſelben die möglichſten Mittel angewendet werden.

Eine ſehr komiſche Myſtifikation hat ſich in der Gegend von Dippoldiswalda mit einem Bauer ergeben. Glücksritter hatten erfahren, daß er ein ſeinem Walde nahe gelegenes anderes Stück Wald, welches königliches Eigenthum, zu beſitzen wünſche. Sie ſendeten alſo einen aus ihrer Mitte als Anwalt an ihn ab, und ließen ſcheinbar durch dieſen die Sache einleiten. Dann kamen drey derſelben ſelbſt, unter dem Vorgeben, es ſey eine königliche Kommiſſion, aus einem Oberforſtmeiſter, geheimen Finanzrath und Finanz-Sekretär beſtehend, zu ihm, und unterſuchten, nach eingenommener wackerer Mahlzeit, den fraglichen Ort. Mit den beſten Hoffnungen ſah er ſie ſcheiden, und bald darauf erhielt er eine, mit dem königlichen Siegel verſehene, Abtretungs-Urkunde jenes Holzes, wofür er an den Fiscus die Summe von 1000 Rthlr. erlegen ſollte, und wovon der Anwalt ſogleich die Hälfte als erſte Zahlung zur Abgabe an die königliche Kaſſe in Empfang nahm. Der Bauer glaubte nun ſeiner Sache ganz gewiß zu ſeyn, und fing an, ſein Holzungsrecht dort auszuüben. Dem Förſter, der es ihm unterſagte, antwortete er ganz trotzig, daß er auf ſeinem Eigenthum machen könne, was er wolle, und wies ihm, als dieſer dieß nicht glauben wollte, die vermeinte Abtretungs-Urkunde vor. Da berichtete denn dieſer an die höhere Behörde, die Betrügerey entdeckte ſich ſchnell, und der Bauer ſah ſich mit Schrecken hintergangen. Doch hatten die Spitzbuben die Unvorſichtigkeit gehabt, bey der ſogenannten Kommiſſion einen der Ihrigen mit zu gebrauchen, der ſich durch ein höchſt markirtes Geſicht, indem ihm der eine Theil der Naſe fehlte, auszeichnete. Zufällig entdeckte der Bauer, der nun in der Stadt ſich nach ſeinen Schelmen umſah, dieſe Phyſiognomie, eilte dem Inhaber nach, fand den Schlupfwinkel der ſaubern Bande, und leitete ſo das Verfahren gegen ſie ein, das bereits im beſten Gange iſt, und ihnen wohl andere Rollen, als die der geſpielten übertragen wird.

— n.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Nro. 45.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. Februar 1822.

> Kein ſteinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
> Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann.
>
> Shakeſpear Romeo und Julie.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab*).

(Fortſezung. M. ſ. Nr. 25.)

6.

Der Wunſch.

Ach würd' ich doch ein Spiegel,
Daß du in mir dich fändeſt,
Und ich dich ſchaute, wie du
So herrlich vor mir ſtandeſt.

Ach, daß ich würd ein Kämmchen,
Ganz leiſ' es unternähme,
Zu trennen deine Locken,
Und immer wieder käme.

Ach, daß ich wär' ein Lüftchen,
Und dürfte ganz mich tauchen
In deines Buſens Fülle,
Ihn ſänftiglich durchhauchen.

Wär' ach! der Schlaf ich endlich,
Mich Abends einzufinden,
Und deine ſüßen Augen
Im Dunkel zu verbinden!

Der Auswanderer.

(Fortſezung.)

Es war eine mondhelle Nacht. Ich ließ mein Pferd langſam auf dem Weg hinſchreiten, den ich vor vier Jahren auch gemacht hatte — wie viel lag zwiſchen jenem Tag und dieſer Nacht! wie viel hatte dieſer Eine Abend in mir umgeſtaltet oder entwickelt! Ich liebte jezt Mathilden, wie ich noch nie geliebt hatte. War es die Gewißheit ihres Verluſtes, war's die Ueberzeugung, daß ſie mich, ihr ſelbſt unbewußt, ſchon mit der ganzen Kraft ihrer erwachenden Gefühle geliebt habe, wie ich nie mehr geliebt werden würde, oder ein helleres Erkennen dieſer Engelſeele, was mein Gefühl ſo plözlich hervorrief — oder das Alles zuſammen? ich weiß es nicht! — Wie hoffend und freudig hatt' ich die Reiſe bis hieher gemacht, wie ganz anders war ich jezt geſtimmt. Ich machte mir ſelbſt Vorwürfe darüber, daß mein Herz nun, bey der Annäherung zur Heimath, ſo kalt und todt war. Aber als ich ſie nun erreicht hatte, als die Liebe der Eltern und Geſchwiſter den lang Entbehrten umfaßte, fühlte ich, wie viel der Menſch verlieren kann, eh' er an Liebe verarmt. Mein theuern Aeltern waren noch ganz dieſelben, aber welche Veränderung war mit meinen Geſchwiſtern in dieſer Zeit vorgegangen! Sophie, mir die nächſte und liebſte von jeher, war Braut eines jungen Edelmanns, der ſeit kurzem ſeine ererbten Güter in unſerer Nähe bewohnte; Auguſt, mein jüngerer Bruder, ein braver herrlicher Junge, der den Vater in den Geſchäften recht tüchtig unterſtüzte; die fünfzehnjährige Eliſe, ein ſchönes lebhaftes Mädchen. Carl und Emilie, die noch ganz klein als ich wegging, waren zwey herrliche Kinder. Ich erkannte mein Glück, dieſem Kreis anzugehören, wenn gleich der Schmerz um Mathilden nicht ſchwand. Doch kam mir der Raum um mich beengt vor; ich fühlte bey Allem, was ich that, doch noch eine Leere in mir; die Ausſicht, nun, da der Frieden dauerhaft ſchien, Soldat zu bleiben, war mir auch nicht erfreulich. Meine Sehnſucht nach großen Reiſen regte ſich wieder; ich las bey meinem Vater mehrere Schriften über Anſiedlungen in Amerika, es zog mich ſehr dahin; wenn ich aber bedachte, daß ich einſam dahin ziehen, und dort leben ſollte, ſo fühlt' ich wohl, daß mir das nicht genügen würde. Ich vertraute endlich der Zeit und der Vorſehung meine Geneſung und mein Schickſal an.

---

*) Da die Sprachverſtändigen unter unſern Leſern in dem, der erſten Abtheilung dieſer Lieder beygeſezten Urtext, hinlängliche Mittel zur Vergleichung mit der Ueberſezung gehabt haben, ſo behalten wir ihn bey dieſer lezten, Raum zu erſparen, zurück.

Mein Urlaub ging zu Ende. Sophiens Verbindung wurde beſchleunigt, damit ich ihr noch beywohnen konnte; mit der Ueberzeugung, ſie werde glücklich ſeyn, reiſte ich ab. Doch nicht allein! Eliſe erhielt durch der alten Fürſtinn Güte den Vorſchlag, Hofdame bey der Erbprinzeſſinn zu werden; meine Schweſter ſchien ſehr geneigt die Stelle anzunehmen. Noch war nichts entſchieden, als unerwartet der Oheim zu Sophiens Vermählung kam, und Eliſens geheime Wünſche (ſie war ſein Liebling) beförderte. Seinem Schutze wurde das geliebte Kind anvertraut, und ich reiſte viel freudiger ab, da ich ſie in meiner Nähe behalten ſollte.

Eliſe hatte nun ein Jahr am Hofe gelebt, und ſehnte ſich oft in unſer ſtilles Schloß zurück. Ihre Gebieterin war eine kränkliche, reizbare Dame, worunter ihre Umgebung oft leiden mußte. Doch Eliſens Jugend und Lebhaftigkeit ließen keinen Unmuth lange dauern. Ich lebte meinerſeits einförmig zwiſchen Studien und Berufsarbeiten getheilt; um meiner Schweſter willen beſuchte ich den Hof häufiger als vorher. An einem Abend ſagte mir ein Bekannter: „Heute wird ein Stern erſter Größe an dieſem Firmament erſcheinen. Der Graf Norden, bisheriger Botſchafter in Wien, hat ſich dort verheirathet, und ſeiner Gemahlinn Nichte, Fräulein Roſalie von Rieder, mitgebracht. Laß uns hier ſtehen bleiben, ſie müſſen dicht an uns vorbey, ſo kannſt du ſie ſehen, gieb Acht, wie man ſich um ſie drängen wird! Es iſt aber auch ein göttliches Geſchöpf. Zwar keine Junoniſche Geſtalt wie deine Schweſter, mit der will ich ſie gar nicht vergleichen, aber das wahre Modell einer griechiſchen Venus! Haare wie das feinſte Gold, und einen Teint, und Lippen! — doch ſtille! ſie kommt!“

Gott! wie ward mir, als ein Mädchen dicht an mir vorüberkam, in dem ich im erſten Augenblick Mathilden zu erkennen glaubte! Ich machte eine Bewegung nach ihr hin, mein Gefährte faßte mich beym Arm; das brachte mich zu mir ſelbſt. Meine Bewegung entging ihr aber nicht, ſie erröthete ſichtbar. „Nun bey der haſt du einen Stein im Bret, benutz' dein Glück, Brüderchen!“ rief mein Kamerade. Endlich ward ich den Schwätzer los. Es gelang mir erſt ſpät, mich ihr zu nähern; der Hof und die meiſten Gegenwärtigen ſaßen an Spieltiſchen, meine Schweſter, die Fremde und noch eine Dame auf einem Sopha, der von einer Reihe Männer dicht umgeben war. Mein Blick ſuchte ſie auf, die wenig Antheil an dem Geſpräch zu nehmen ſchien. Iſt das Mathilde? fragt' ich mich — auf der einſt ſo heitern Stirn lag eine düſtere Wolke, das himmliſche Lächeln der Lippen war entwichen, ſie ſah kalt vor ſich hin. Es war ganz ein anderer Ausdruck, nichts mehr von dem ſeelenvollen Geſicht, als die Form. Die Anrede eines ſehr artigen Mannes beantwortete ſie einſylbig, ablehnend. Ich hatte den Muth nicht, ſie anzureden. Jezt ſah mich meine Schweſter, rief mir zu, und der Kreis erweiterte ſich, um mich zuzulaſſen. Als man mich ihr nannte, war keine Bewegung an ihr ſichtbar, und doch war es Mathildens Stimme, mit der ſie mir einige Fragen, wie man ſie an eine Fremde thut, beantwortete. Die Andern waren in lebhafte Debatten über ein neues Schauſpiel verwickelt. Ich ſtand noch immer vor ihr, als ſie gerufen ward, die Karte für ihre Tante zu übernehmen, ich bot ihr den Arm. „Ihr Anblick, mein Fräulein,“ ſagte ich im Hingehn, „hat mich an eine theure Jugendfreundinn erinnert — —“ Ich hatte Mühe, dieſe Worte hervorzubringen. „Es iſt nicht das erſte Mal, daß man Aehnlichkeit mit Abweſenden in mir findet!“ antwortete ſie kalt, verbeugte ſich, und trat an den Spieltiſch. Sie iſt es nicht! nein ſie iſt es nicht! wie könnte Mathilde Robert ſo verleugnen? Ruhiger als vorher ging ich zu den Andern zurück. Man urtheilte ſtreng über die ſchöne Fremde, nur Eliſe nahm ſich ihrer an; „Nein,“ rief ſie; „ſie iſt weder abgeſchmackt, noch hochmüthig, aber — unglücklich iſt ſie! ſahen Sie nicht das ſchmerzhafte Lächeln, das einige Mal um ihre Lippen zuckte? O dieſen lieblichen Mund konnte nur der Schmerz ſo feſt verſchließen; wer weiß, was ihr Herz litt, eh' es ſich ſo zuſammenzog!“ „Ihr eignes ſchönes Herz, mein Fräulein arbeitet Ihrer Phantaſie in die Hände!“ ſagte einer der Umſtehenden. Die Geſellſchaft theilte ſich, ich folgte mit zwey Andern den Damen auf den nahen Balkon. Eliſe und ich plauderten allein zuſammen, als Roſalie von Rieder von dem Spieltiſch zurückkam. Eliſe eilte ihr mit Wärme entgegen. Da flog ein Schimmer von Mathildens Freundlichkeit über das ſchöne Geſicht. Die Mädchen ſtanden neben mir, und ſprachen über die ſchöne Gegend. Was die Fremde ſagte, zeugte von großer Bildung. Eliſe ſprach mit Entzücken von ihrem Jugendland und den Vorzügen des Landlebens; „Sie kennen es wohl nicht,“ ſezte ſie hinzu, „wie ich hörte, ſind Sie eine Wienerinn!“ „Doch!“ antwortete jene, „ich war vier

Jahre in einem Inſtitut außerhalb der Stadt; aber das rechte Landleben war das freilich nicht.“ Ich wurde abgerufen; als ich wieder zu den beyden Mädchen trat, hatten ſie ſich umfaßt. Eliſe reichte mir die Hand und ſagte: „Wünſche mir Glück, Robert, ich habe eine Freundin gefunden. Und meinem Robert (ſo wendete ſie ſich zu Roſalien) mußt du auch ein wenig gut ſeyn, er verdient es.“ Ich dankte der jungen Schwärmerin, und küßte Roſaliens Hand — ſie zitterte in der meinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Schiffbrüchigen einige Meilen weit über die Sandhügel, aus welchen das Land beſtand, hingegangen waren, kamen ihnen eine Anzahl Leute mit gekochtem Reiß, Fiſchen u. ſ. w. entgegen, die ſie ihnen zur Erfriſchung übergaben. Mit dieſem willkommenen Mahle ſtärkten ſie ſich, und ſezten dann ihre Reiſe weiter fort. Sie bemerkten mehreres Vieh auf ihrem Wege, ſahen aber weder Dörfer noch Häuſer. Ungefähr gegen Mittag fanden ſie ſich plötzlich durch ein ſieben bis acht Meilen breites Waſſer, das ſich, ſo weit das Auge reichte, nach Süden und Weſten hin ausdehnte, aufgehalten, das ihnen als ein Arm des Meeres vorkam, welches ſie aufs Neue auf die Vermuthung brachte, daß ſie ſich auf einer Inſel befänden, die nicht mit der Hauptküſte von Hainan zuſammenhinge. Hier ſtanden ſie nun eine Zeit lang in Ungewißheit über das, was ſie thun ſollten, verloren, als ſie mehrere Böte von der andern Seite auf ſich zuſegeln ſahen. Sobald dieſe ihnen nahe kamen, rief man ihnen aus denſelben auf Canton Chineſiſch zu, ſie ſeyen von dem Gouverneur von Manchow abgeſchickt, um ſie nach dieſer Stadt zu bringen, welche die Hauptſtadt der Provinz ſey. Sie ſchifften ſich alſo ein, und ließen, um ſich alle Sorgen zu vertreiben, die Trommel und Pfeife aufſpielen, eine Muſik welche durch den Wiederhall eine äußerſt angenehme Wirkung gehabt haben ſoll. Sie erfuhren jezt, daß das, was ſie für einen Arm des Meeres gehalten hatten, ein See war, den die Einwohner Manchow-iun nannten. Sie landeten um halb fünf Uhr Nachmittags, und wurden ſogleich von einer Menge Volkes umringt, welches in dieſer Gegend, die aufs Höchſte angebaut war, ſehr zahlreich zu ſeyn ſchien. Sie ſezten jezt ihre Reiſe weiter fort, und kamen nach Sonnenuntergang, nachdem ſie ſeit dem Morgen ungefähr zwanzig Meilen (überall engliſche) zurückgelegt hatten, in Manchow an; während des Nachmittags waren ſie durch mehrere Flecken und Dörfer gekommen. Sie wurden ſogleich zum Stadtkommandanten geführt, welcher ſie ſehr umſtändlich über den Verluſt ihres Schiffes befragte. Als man ihm ſagte, die Mannſchaft habe es auf den Strand laufen laſſen, um ihr Leben zu retten, bemerkte er, ſie ſeyen Narren, ſo etwas gethan zu haben, und befahl dann, ſie vor den Gouverneur zu bringen, welcher gleichfalls eine Menge Fragen hinſichtlich der Urſachen, die das Schiff zum Stranden brachte, an ſie that. Er ſchien die Wahrheit ihrer Angaben zu bezweifeln, und gab ihnen zu verſtehen, daß er eher geneigt ſey, ſie für Seeräuber anzuſehen. Sein Verdacht ward aber gänzlich beſeitigt, als man ihm ein Grandchop (Paß) für das Schiff Generous Friends vom Jahr 1800 vorzeigte, welches gerettet worden war. Er ließ jezt die Leute in Ordnung ſtellen, und ein Verzeichniß ihrer Namen entwerfen, und dann der Ordnung nach ableſen. Die Deutlichkeit, womit dieſes geſchah, brachte den Verfaſſer auf die Vermuthung, daß die Chineſen irgend eine Art von Buchſtaben in Verbindung mit ihren hieroglyphiſchen Zeichen haben müßten, um ſolche fremde Töne aufzufaſſen. Auch bemerkte er, daß die Hainaneſer, deren Sprache von der der Chineſen, ihrer Eroberer, ganz verſchieden klingt, ſich nur der chineſiſchen Schrift bedienen, um dieſe ſo verſchiedenartigen Töne auszudrücken. Während der Unterredung diente der Paſſagier von Macao als Dolmetſcher, obgleich es wieder zwiſchen ihm und dem Gouverneur eines andern Dolmetſchers bedurfte, indem jener nur das Canton-Chineſiſche ſprach, welches dieſer nicht verſtand. — Se. Excellenz ſchien zwiſchen 65 und 70 Jahre alt zu ſeyn und war in ſeinem Benehmen äußerſt leutſelig und höflich. Während die Geſellſchaft ſich in dem Pallaſte befand, kamen die Weiber des Gouverneurs ganz zwanglos in den Audienzſaal und betrachteten die Fremdlinge mit dem höchſten Ausdruck des Erſtaunens, indem dieſe wahrſcheinlich die erſten Europäer waren, die ihnen noch je vorgekommen. Dieſe Neugierde und Freyheit der vornehmen Frauen fiel ihnen überall auf, denn wo ſie nur in der Folge zu einem Gouverneur kamen, wiederholte ſich derſelbe Auftritt. Dieſe Frauen waren durchgängig hübſch, einige ſogar wirklich ſchön, und in der Fülle der Jugend. Nach geſchehener Muſterung führte man die ganze Geſellſchaft nach einem Maio oder (wie ſie gemeinhin genannt werden) Goß-Haus, welches ihnen zur Wohnung angewieſen wurde, bis der Gouverneur, welcher ihrenthalben an den Vicekönig zu Hawihow, der Hauptſtadt von der chineſiſchen Provinz Hainan, geſchrieben hatte, Antwort erhalten konnte. Dieſer Tempel war von ziemlicher Größe, und von einer 150 Ellen im Gevierte haltenden Mauer umgeben. Am oberen Ende deſſelben befand ſich in einem erhabenen Schrein, mit vorgezogenen grünſeidenen Vorhängen, ein Götze von ungeheurer Größe in einer ſitzenden Stellung. Vor dieſem ſtanden zwey Reihen kleinerer Götzen, welche allmählig an Größe abnahmen, ſo daß die zwey lezten die kleinſten von allen waren.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, den 13. Jan.

Seit wenigen Tagen bin ich vom Escorial zurück. Das war eine verzweifelt kalte, windige Reiſe! — Denn zu einer Reiſe macht die Langſamkeit der Maulthiertreiber dieſen ſechs Stunden langen Weg! Man kann Madrid vom Escorial aus liegen ſehen, und der Weg dahin führt durch ein kahles, felſiges Land, das in dieſem Augenblick den übelſten Ruf der Unſicherheit durch Spitzbuben hat. Ich habe nichts von ihnen gelitten, und bin unendlich froh, dieſes Wundergebäude — oder vielmehr dieſen Haufen wunderlicher Gebäude — geſehen zu haben. Was mich darin beſonders anzog, erfährſt du ein anderes Mal. heute ſind meine Finger von Kälte ſo verklommen. (der Teich im Retiro iſt gefroren und ich ſehe Schlittſchuh laufen, ohne Spott!) daß ich dir nur meine Reiſe und meine Rückkehr melde. Ich hatte, durch ein Mißverſtändniß, keine Empfehlungsbriefe mitgenommen, weder an die Patres, noch an ſonſt wen. Dadurch hatte ich aber auch den Vortheil, die Sachen nach meiner Art, ohne alles Erklärungsgeſchwätz, auszuforſchen, die bloßen Kurioſitäten ſo ſchnell wie möglich, und dafür die Gemälde ſo oft und ſo lange ich wollte zu betrachten. Um die verſchloſſenen Sachen und Säle zu ſehen, hätte ich eigentlich einer Einführung bedurft. Die verſchaffte ich mir auf die einfachſte Weiſe. Ich ſprach den erſten beſten Pater an, der mir ein Bischen gefiel, ſagte ihm einige ſchmeichelhafte Dinge, ließ mir von ihm den Pater Vikar zeigen, und gewann dieſen durch einiges anſtändiges Geſpräch ſo gänzlich, daß man mir alles Sehbare zeigte, und ich obendrein die Freude hatte, wie Menſch zu Menſch handeln ſoll, glorreich erprobt zu haben. Den guten Patres gefiel es ſelbſt. Es war gar luſtig, wie ſie zu zwey und drey mir auflauerten, um mich zu ſondiren; ich that dann ganz ehrbar, und gab hinlänglich zu verſtehen, daß ich de tierra de Cristianos ſey. Auf dieſe Weiſe ſtack ich drey Tage lang von früh bis Abend in dem Kloſter. Einen ſehr wackern Mann habe ich noch den letzten Abend an dem Pfarrer Pater Bermejo kennen lernen, der ſich ſehr über meine Anerkennung eines von ihm herausgegebenen Werkes, über das Escorial, freute. Wir Deutſche aber ſind dem Manne vielen Dank ſchuldig für die Liebe und Sorgfalt, mit denen er ſich der altdeutſchen Gemälde annimmt. Er erinnerte mich an manche Curas (Pfarrer) aus dem Cervantes, ſo verſtändig und etwas weitläufig mit der ſchicklichen Salbung in der ſonoren etwas ſüßlichen Stimme — ſehr ernſthaft und herzlich höflich; ein langer Mann mit etwas bräunlichem, ernſtem, magern Geſicht, brennenden großen ſchwarzen Augen, und dabey die würdevolle geiſtliche Demuth. — Ich verſichere dich, das iſt recht hübſch.

Von den Gemälden werde ich Euch am Ende wenig ſagen — hättet Ihr ſie lieber mit mir geſehen! Jetzt fange ich an die ſpaniſche Schule kennen zu lernen. Eine ganz wunderbare Kraft und Originalität iſt in ihren Werken. Es iſt ganz etwas Anderes, als die göttlichen Ideale Raphaels, und doch eben ſo verſchieden von der Naturnachahmung der Niederländer, aber noch weniger iſt ſie ein Mittelding. Faſt alle ihre Geſtalten ſind in Lebensgröße, es ſcheint, als wenn ſie ihre Kraft nicht in kleinen Bildern zuſammendrücken könnten — in ſehr vieler Rückſicht möchte ich ſie mit Cervantes Poeſie vergleichen — aber ich habe noch zu wenig geſehen, theile Euch alſo nur die erſten Eindrücke mit. Eine ganz überraſchende Freude habe ich im Escorial an den altdeutſchen Gemälden gehabt. Mir war's, als wär ich plötzlich in eine unſerer reichen ſüddeutſchen Gegenden verſetzt, und hier unter den vielen herrlichen Fremden habe ich wieder recht ihren Werth gefühlt.

Von den Stiergefechten wollt Ihr alſo auch etwas wiſſen? Eine pünktliche Beſchreibung fordert nicht. Ich ſah deren zwey, und fand die Sache doch nicht ſo gefahrlos, wie ſie uns die neuern Reiſenden ſchilderten, oder wie ſie in ihrem Beyſeyn abgehalten wurden. Die Stiere ſelbſt ſind gegen einen tüchtigen Schweizer Muni (Stier) recht ärmlich; man ſagte mir freylich, daß dieſes nicht die ihnen günſtige Jahreszeit ſey. Bey alle dem muß ich aber geſtehen, daß mich das Schauſpiel einige Stunden in großer Spannung und Aufmerkſamkeit erhielt. Mich dauerten die armen Pferde, deren viere nach einander von den plumpen Geſellen niedergeſtoßen wurden, ja eins derſelben ward nach der Niederlage von dem Stier mit ſeinen Hörnern rund um den ganzen Platz geſchleppt. Die Picadores ſcheinen mir übrigens doch die einzigen zu ſeyn, die wirklich Gefahr laufen, weil ſie mit einer ſtumpfen Lanze den Anlauf des Stiers abwarten müſſen und von ihrem Pferde abhängen. Wenn dieſes dem Stier die Flanke bietet, ſo iſt es verloren. Man verbindet dem Pferde die Augen. Alles, was zu Fuß herum läuft, iſt wenig Gefahr ausgeſetzt, indem der Stier nie den Mann verfolgt, ſondern nur das farbige Tuch, das er ihm vorhält. Läſſt er dieſes fallen, ſo gibt ihm das tölpiſche Thier Zeit genug, über die Schranken zu ſpringen, und nur ſelten ſetzt er ihm nach. Der Matador hat ein gewagteres Spiel, allein ſeine Geſchicklichkeit kann ihn ſicher ſtellen. Er hält ebenfalls ein rothes Tuch mit der Linken weit vor ſich hin; indem der Stier ſeinen Kopf ſenkt, um es mit den Hörnern zu faſſen, ſticht er ihm ſeinen Degen oben zwiſchen die Schultern. — Zum Schluß dieſer blutigen Skizze gebe ich dir die Ankündigung ſo eines Stiergefechtes zum Beſten, damit du ſie mit ähnlichen Spektakel-Zetteln bey euch vergleichen kannſt. Es ſind kleine Pinſelſtriche im Gemälde, die der Zeit und dem Volk angehören.

„Der König, den Gott erhalte, hat Sonntag den 27. Jenner im Jahr 1822, wenn das Wetter es erlaubt, zum zweyten Stiergefecht beſtimmt. Der Herr oberſte politiſche Chef von Madrid und deſſen Provinz, Präſident des Raths dieſer heldenmüthigen Stadt, wird den Vorſitz dabey haben."

„Den Anfang machen ſechs ſtarke Kampfſtiere, die von einem glänzenden Haufen Fußvolk unter Aufſicht von Roque Miranda angeführt werden. — Dann kommen vier Reiter mit ihren Lanzen, reich gekleidet in engliſcher Tracht; ſie grüßen den Magiſtrat und rüſten ſich, einen berühmten Stier zu bekämpfen, der auf dem Platz entfeſſelt wird. Die Kämpfer thun, als wären ſie Wanderer, die auf ihrem Wege von einem wilden Thier angefallen würden, gegen das ſie ſich zu vertheidigen ſuchen durch das Feuer und die Schnelligkeit ihrer Pferde und mit ihren Lanzen, mit der Heiterkeit und Geiſteskraft, die ſie auszeichnet. Dieſer Kampf dauert, ſo lange der Magiſtrat will. — Ferner kämpfen zwey Stiere mit türkiſch blauen Deviſen aus der berühmten Zucht des D. Juan A. H. Estrato, aus der Gegend von Colmenar viego, welche von Criſt. Ortiz und Juan Marchena geſtochen werden — (dieſes ſcheinen demnach die vorerwähnten Matadore zu ſeyn) — von dem Fußhaufen unter Aufſicht des Roque Miranda werden ſie bekämpft. Das wird mit dem Muth und der Gewandtheit geſchehen, die Miranda bey den frühern Kämpfen in dieſer Stadt gezeigt hat. — Dann werden acht ſtarke Stiere aus Don Antonio Gutierrez Heerde, ausgewählte, auf dieſem Platz noch nie geſehene Thiere losgelaſſen, damit ſich die gewandten und muthigen Liebhaber an dem Kampf unterhalten. Auf die Stiere die Tücher zu werfen, ſteht ihnen frey, nur Greiſen und Knaben iſt dieſes bey Strafe von fünfzig Dukaten verſagt. Nach dem Stiergefecht gibt der berühmte Feuerwerker Don Ramon Zamora ein herrliches Feuerwerk."

„Auf Befehl der Regierung benachrichtigt man das Publikum, daß Niemand einen Stock, Knittel oder ſonſtige Waffe tragen darf, damit Thiere und Menſchen nicht beläſtigt werden. Wer ſich an den Schwanz eines Stieres anhängt, bezahlt zwanzig Dukaten Strafe. Verboten iſt auch, daß Niemand mit Pfählen eintritt, noch Stücke von Orangen, Melonen, Steine oder anderes Störende in den Platz wirft. Die Kämpfer zahlen dieſelbe Strafe. Eben ſo wird verordnet, daß Niemand in den Platz herabkommen darf, bis der letzte Stier beſiegt iſt; noch darf außer den Kämpfern Jemand innerhalb den Schranken ſeyn, unter beſagter Strafe. Das Gefecht beginnt ſpäteſtens um drey Uhr Abend."

Beylage; Kunſtblatt Nr. 15.

Nro. 46.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Freitag, 22. Februar 1822.

> Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
> Nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn.
>
> Schiller.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Aus einem 1818 erſchienenen Werke: Victoires, conquétes désastres, revers et guerres civiles des François.)

Am 24. Januar 1800 wurde durch Einleitung und Vermittlung des engliſchen Commodors Sidney Smith zu El-Arich der berühmte Vertrag zwiſchen den Türken und Franzoſen geſchloſſen, nach welchem die franzöſiſche Armee Egypten zu räumen ſich verpflichtete. Die Armee hatte ſich einen freyen Abzug nach Frankreich zur Bedingung gemacht. Bereits waren in Folge dieſes Vertrags die nöthigen Lebensmittel, das Gepäck u. ſ. w., ſo wie der größte Theil der Kriegsmunition nach Alexandrien geſchafft worden, wo alle Zubereitungen zur Einſchiffung mit Eifer betrieben wurden. Die Truppen des Großveziers hatten von den Feſtungen von Rabieh, Salahieh, Belbeis und von denen von Ober-Egypten Beſitz genommen. Die Stadt Damiette und die Feſte Lesbeh wurden gerade übergeben. Der Großvezier Juſſuf Paſcha, war mit ſeiner Armee ſchon in Belbeis angelangt, und hatte in dem Dorfe El-Khanka, vier Stunden von Cairo, unter dem Befehle des Naſſif-Paſcha, eine Avantgarde von 6000 Mann aufgeſtellt. Die Citadelle und Hauptſtadt ſelbſt ſollten nach zwey Tagen geräumt werden. Mehrere franzöſiſche Generale, unter andern Deſaix, waren bereits nach Frankreich abgeſegelt.

In dieſer Lage der Umſtände erhielt Kleber von dem bevollmächtigten Miniſter bey der ottomaniſchen Pforte, Sidney Smith, ein Schreiben aus Cypern vom 20. Februar, des Inhalts, daß der Kommandant der engliſchen Flotte im mittelländiſchen Meere Befehle erhalten habe, ſich der Ausführung des Vertrags von El Arich zu widerſetzen.

Nach Empfang dieſes höchſt befremdenden Schreibens ließ Kleber ſogleich wieder die Forts bewaffnen, die Munition zurückhalten und die abgeführte wieder zurückbringen. Die Truppen, die Rahmanieh und Roſette beſezt hatten, wurden nach Cairo berufen, und Kouriere auf Dromedaren abgeſchickt, um den Marſch der von Ober-Egypten heranrückenden zu beſchleunigen. Der Obergeneral vereinigte mit gleicher Schnelligkeit alle für außerordentliche Fälle berechnete Mittel, ſo daß die Armee bald darauf eine Stellung oberhalb der Vorſtadt Goubbeh einnahm. Die Truppen wurden durch einen Tagsbefehl über den Erfolg eines nahen Ausbruchs der Feindſeligkeiten vorbereitet, und zugleich der gerade in Cairo befindliche Herr Keith, Sekretär des Sidney Smith, an den Großvezier in das Lager von Belbeis mit einer Abſchrift des Briefs des leztern abgeſchickt. Muſtapha-Paſcha, der nach dem Vertrag von El-Arich von ſeiner Gefangennehmung bey Aboukir ausgeliefert, aber von dem Großvezier zur Ausführung dieſes Vertrags an die Franzoſen abgeſchickt worden war, erhielt zugleich von Kleber die Erklärung, daß die Ausführung des Vertrags verſchoben ſey, und daß er ein Vordringen Juſſuf-Paſchas über Belbeis für eine Feindſeligkeit betrachten müßte.

Das Lager von Belbeis war ſchon aufgehoben, das Zelt des Veziers zuſammengerollt, und der leztere im Begriff ſein Pferd zu beſteigen, als ihm Keith die Depeſche Klebers einhändigte. Juſſuf erklärte, er gebe keine Antwort, ließ ſeine Armee vorrücken, und drang mit ihr nach El-Khanka vor. Seine Avantgarde rückte von hier, unter Naſſif-Paſcha, nach Matarieh, zwey Stunden von Cairo, vor, und die Vorpoſten erſchienen in der Ebene von Goubbeh, in der Entfernung eines Piſtolenſchuſſes von den franzöſiſchen.

Kleber machte ſeine Anſtalten, ſie zurückzutreiben, als ein engliſcher Offizier im Hauptquartier ankam, und dem Obergeneral einen Brief von dem Admiral Keith von Minorka vom 8. Januar 1800 des Inhalts überbrachte, daß er nach beſtimmten Befehlen von Sr. Maj. nur dann in eine Kapitulation der franzöſiſchen Armee willigen könne, wenn ſich dieſe als kriegsgefangen ergebe, alle ihre Schiffe und Munition in den Häfen von Alexandrien ausliefere und keine Auswechslung und Rückkehr nach Frankreich verlange. Alles, was bereits in Folge einer frühern Kapitulation unter Wegs wäre, würde, troz der zugeſtandenen Päſſe, angehalten und als gefangen betrachtet werden.

Wer möchte den Eindruck ſchildern, den dieſes Schreiben auf Kleber hervorbrachte! Er bezwang ſich indeſſen in Gegenwart des engliſchen Lieutnants Wright, des Ueberbringers des Briefs, und erklärte ihm mit Ruhe: „Sie ſollen morgen die Antwort an Ihren Admiral erfahren.“ Er hatte ſich bereits entſchloſſen, dem Großvezier eine Schlacht zu liefern. Er ließ in der Nacht den Brief des Lord Keith mit der Ueberſchrift: Proklamation, drucken, und fügte blos die erhabene und beredte Nachſchrift bey. „Soldaten! Auf eine ſolche Unverſchämtheit antwortet man blos durch Siege; bereitet euch zum Kampf!“

Alle Franzoſen waren von dem Gefühle begeiſtert, eine ſolche Beleidigung zu rächen.

Der Großvezier hatte die Vorſchläge Klebers aus dem Grunde verworfen, weil er ſie für einen Beweis ſeiner Schwäche hielt, und nicht glaubte, daß er im Stande ſey, dem Andrang der zahlreichen türkiſchen Armee zu widerſtehen. Juſſuf beſtand auf der Räumung von Cairo und aller übrigen Provinzen Egyptens. Dabey verſtärkte er ſeine Artillerie, und erließ Manifeſte zum Aufſtand der ganzen Bevölkerung, die er mit den heftigſten Drohungen im Fall eines Ungehorſams gegen ſeine Befehle begleitete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Von Zweifeln hin- und hergeworfen, kam ich nach Haus. War ſie es? war ſie es nicht? Wer ſollte mir das Räthſel löſen, da ſie's nicht wollte, oder nicht konnte! Wenn ſie es war, welch ſchreckliches Schickſal muſſte ſie getroffen haben, um ſie zu dieſem Grad der Verſchloſſenheit und Verſtellung zu bringen! Liebe und Pflicht forderten mich auf, ſie genau zu beobachten.

Ich ſah ſie öfter. Ihr zurückweiſendes Benehmen hatte gewirkt, der Schmetterlingsſchwarm war andern Blumen zugeflogen; aber ihr ſanftes Weſen, ihr gebildeter Geiſt zogen die Beſſern je länger je mehr an; ſelbſt die fürſtliche Familie zeichnete ſie aus, mit Ausnahme der Erbprinzeſſin, zu deren Krankheiten auch die grundloſeſte Eiferſucht gehörte. An Eliſen hing ſie mit ſchwärmeriſcher Innigkeit, mich aber, mich behandelte ſie fortwährend mit abſtoßender Kälte. Der plötzliche Hintritt der alten Fürſtinn ſtörte die Geſellſchaften bey Hof, die Prinzeſſinn bezog mit ihren Damen ein nicht ſehr weit entferntes Luſtſchloß, und lebte hier die Trauer-Monate ſehr einſam, ſo daß ich Eliſen nur ſelten ſah. Einſt ward ich zu einer Landparthie von meinem Oberſten eingeladen. Roſalie und ihre Verwandten waren dabey. Bey ihrer Art mich zu behandeln konnt' ich jezt, da meine Schweſter fehlte, mich nicht an ſie ſchließen; ihre Couſine, ein erwachſenes widerliches Mädchen, das ihre Tante dem Geſandten aus ihrer erſten Ehe zugebracht hatte, hing an ihrem Arm, und die andere Seite hatte der Sohn des Geſandten eingenommen. Man war ausgelaſſen luſtig, endlich wurde mir die Zeit lang, die Andern fühlten ſich wenigſtens ermüdet. Man lagerte ſich ins Gras, die jungen Herren erhielten den Auftrag, Blumen zu Kränzen herbey zu holen. Während die Mädchen ſie flochten und die jungen Männer ihnen halfen, ſtand ich gegenüber an einen Baum gelehnt, und ſah zu. Roſaliens Vetter reichte ihr Blumen, ich ſah, wie ſie ein Vergißmeinnicht ausſuchte, es betrachtete, und neben ſich hinlegte. Von ihr unbemerkt nahm er es wieder, und reicht' es ihr, als die Blumen zu Ende gingen, zum Kranze; ſie ſah ſchnell nach der Stelle, wo ſie es hingelegt hatte, und ſagte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit: „Nein, das nicht!“ „So geben Sie mir's, Roſalie!“ rief er, und griff ſchnell darnach; ſie kam ihm zuvor, hielt es in die Höhe, und rief: „Herr von Emmenſtein, nehmen Sie es!“ Ich flog hinzu, eine hohe Röthe überzog ihr Geſicht, „geben Sie es Eliſen!“ ſezte ſie, es mir hinreichend, hinzu. In dieſem Augenblick forderten die andern Mädchen zur Beſchauung ihrer fertigen Kränze auf. Roſalie wandte ſich zu ihnen, und hatte für mich keine Augen mehr. Stumm betrachtete ich die Blume in meiner Hand im Andenken jenes gemalten Vergißmeinnicht, das mir einſt Mathilde gegeben hatte. Es iſt Mathilde! rief mein Herz, und das Andenken ihrer Liebe lebt noch in ihr. Ich entfernte mich, ich hätte jezt den Schmerz nicht ertragen können, wie bisher von ihr behandelt zu werden.

Ich ſah ſie lange nicht mehr. Ihr Oheim war in einer geheimen Sendung abweſend, und ihre Tante mit ihrer Tochter und Roſalien bey der Erbprinzeſſinn. Ein Briefchen von Eliſen lud mich eines Tages ein, am folgenden Morgen in dem Park des Luſtſchloſſes an einer bezeichneten Stelle ihrer zu warten. Das liebe Mädchen war, wie ſie mich aufſuchte, in großer Bewegung. „Ach, ſagte ſie, du biſt ſo ein guter Bruder! wenn du es nicht wäreſt, ich hätte nicht den Muth zu reden. Sieh, Robert, es entging mir nicht, daß du Roſalien liebſt, was konnt' ich wohl mehr wünſchen, als daß ſie, die Engelgute, meine Schweſter würde? O verzeih es mir, daß ich ohne dein Wiſſen ihr deine Liebe entdeckte!“ — Ich zürne dir nicht, Eliſe! antwortete ich ſehr überraſcht, aber nicht ohne einige Hoffnung, aber ſag mir um Gotteswillen ſchnell, wie nahm ſie's auf? Sag mir jedes Wort, das ſie ſprach! — „Sie erblaßte, Thränen drangen aus ihren Augen, ſie ſchloß mich in ihre Arme, und ſagte weinend: Ich kann nie, nie deines Bruders, deine Wünſche erfüllen! O Eliſe! ein dunkler Schleyer liegt auf meiner Jugend, auf meinem ganzen Leben. Ich war ein ſehr glückliches Kind — ich verlor die beſten Eltern und jede Ausſicht auf Glück! — mehr wollte ſie mir nicht ſagen. Ich ſchwieg zitternd, aber die ganze Nacht bracht' ich ſchlaflos zu. Ich entſchloß mich dann, dir alles mitzutheilen, vielleicht, dacht' ich, wird er dann ſeine Liebe bekämpfen, und weniger leiden.“

Nach einer langen Pauſe ſagte ich: das war von mir; was haſt du nun von dir zu ſagen, meine Eliſe? — Erröthend ſagte ſie: Ich weiß nicht, ob du bemerkt haſt, daß dein Freund Strahl mich mit beſonderer Auszeichnung behandelt? — Was in dem Herzen meines Freundes für meine Schweſter vorging, konnte mir nicht entgehn, Eliſe! Willſt du mich nun auch einen Blick in das deine thun laſſen? — Sie ſah mir hell in die Augen: Robert, ſagte ſie, ich ziehe ihn allen Männern vor, und fürchte, wenn wir nun wieder in die Stadt kommen, und ich ſehe ihn oft, ſo — — Ich verſtehe dich! Aber warum fürchteſt du, die Liebe dieſes vortrefflichen Menſchen zu erwiedern? — vielleicht weil er von bürgerlicher Abkunft iſt? — O! (rief ſie lebhaft) mir iſt das gleichgültig! aber ob der Vater, ob du, nicht andere Anſichten habt. — Wegen mir ſey ruhig, und des Vaters Geſinnungen glaube ich über dieſen Punkt auch zu kennen. Zudem iſt Strahl durch ſeinen Rang im Heere berechtigt, eine Adelige zu wählen. Ich will aber dem Vater von ſeiner Neigung für unſere Eliſe ſchreiben. Wenn er einwilligt, ſo gibſt du mir dann die Freude, die dir von Roſalien verſagt ward.

Sie hatte mit einer Klugheit, die mich an dem lebhaften Mädchen rührte, beſchloſſen gehabt, Strahl ganz von ſich entfernt zu halten, wenn ich es nöthig gefunden hätte. Ihre Bruſt ſchlug nun leichter, und ſie hätte mich gerne länger dabehalten, allein einige Damen, die ſich in der Ferne zeigten, trieben mich fort. Ich war nicht in der Stimmung mich unter ſie zu miſchen. Es war jezt entſchieden; Es war Mathilde; aber für mich verloren!

(Die Fortſetzung folgt.)

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

7.

Der Dornenwunde.

Die Grazien mit Eros einſt
In einen Garten gingen,
Sie wollten pflücken Roſen viel,
Ihm einen Kranz zu ſchlingen.

Und Eros luſt- und freudevoll
Von Blüthe flog zu Blüthe,
Er brach die Blumen ſelber ab,
Zu dienen er ſich mühte.

Doch pflückend ohne Vorſicht ganz,
Ein unerfahrnes Knäblein,
Rizt er den Finger ſchmerzlich wund
An einem Dornenſtäblein.

Die Roſe wirft er aus der Hand,
Die Hippe fällt zur Erden,
Er hält den Finger ihnen vor
Mit kläglichen Geberden.

Weh, ruft er, weh! wie ſonderbar!
Iſts möglich, liebe Herzen,
Macht denn ein Dorn, ſo klein und zart,
Mir ſo gewalt'ge Schmerzen?

Es iſt daran nichts ſonderbar,
Gar nichts, erwiedern Jene;
Wie bitter ſchmerzt das kleine Ding,
Der Pfeil von deiner Sehne?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, am 24. Jan. 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Die Erdennacht — ganz gut geſpielt. Hr. Krüger gerufen. Urtheil getheilt.“ (wann wär' es das nicht?) „ich urtheile: viel Poeſie, gute Fabel, falſche Grundidee. Sollte die ſeyn: die Bande der Natur ſind älter, heiliger, als die poſitiven, ſelbſtgemachten — Kindespflicht geht vor Bürgerpflicht — kurz, wer den Vater um 'ne verwetterte Ariſtokratie verräth, den ſoll der Teufel holen.“ (Der Kurze iſt ein Demagog!) „Uebrigens Dudeldumm-dey.“

Brief des Dramaturgen (im Auszuge).

— — „Hr. Raupach antikritiſirt im Morgenblatte 1821, Nr. 266. wegen ſeiner Erdennacht ſo: Wenn ich zeige, daß troz allem Lichte, das der Menſch zu haben glaubt, er in der Stunde der Entſcheidung doch nichts als tiefe Nacht um ſich her findet, und daß, eben weil es hier auf Erden Nacht iſt, es auch, da jeder Saz ſeinen Gegenſaz nothwendig macht, irgendwo Tag ſeyn muß, heißt das Kaſuiſtik dramatiſiren? Aber ich frag' ihn: Haſt du denn das, das eben, gezeigt? Wo iſt's denn Nacht? Im Compendium der Moral, im ſyſtematiſirenden Verſtande; nicht in der Vernunft, nicht im menſchlichen Herzen. Die ſind im Klaren, ſind einverſtanden darüber, daß der Menſch überall, wo Gut und Schlecht im Streite ſind, ſich entſcheiden, Parthey nehmen ſoll für das Gute, gegen das Schlechte. Nun iſt aber der Vater des Helden gut, und das Vaterland ſchlecht — nämlich ſchlecht organiſirt und regiert; folglich ſollte der Held Parthey nehmen für den Vater, nicht für den miſerablen Staat.“ (Der Dramaturg iſt auch ein Demagog!) „Er thut es umgekehrt; das iſt dramaturgiſch recht, iſt ariſtoteliſch, der Held ſtrauchelt, er muß fallen als tragiſches Opfer. Aber er ſtrauchelt nicht aus Leidenſchaft, das Gefühl läuft nicht mit der Vernunft davon, ſondern der Verſtand, die Philoſophie, die Sophiſtik mit dem natürlichſten, mächtigſten Gefühle. Das iſt ſchon etwas ſchielend gezielt, voll kann der Schuß ſchon nicht mehr das Herz treffen, wie viel Unglück auch den Helden treffe, und wie grauſam es ihn, wie bündig uns überzeugt, daß er unrecht gethan wie geurtheilt hat. Denn Leid und Mitleid ſollen in der Tragödie die Zuſchauer nicht zu Verſtande bringen, ſondern zur Vernunft, zur gefühlten Urwahrheit, zum angeſchauten Pflichtgebot, zur Idee. Hier bringt aber das Leiden den Helden nicht einmal zur Einſicht, er ſucht ſie jenſeits dieſer Erdenwelt, und wenn wir nicht mehr Einſicht mitgebracht haben, wie er; ſo gehen wir leer aus. der Poet hat ein non liquet in die Urne unſeres Herzens geworfen, und iſt mit einem liquebit alibi von dannen gegangen. Wir ſind in's Dunkle geführt, nicht erhoben, nicht gekräftiget. Sie werden ſagen,“ (ich werd' es bleiben laſſen) „die Erhebung liege darinne, daß wir, wenn uns die irdiſche Unauflöslichkeit des Pflichtenknotens einleuchtet, gezwungen ſind, unſer Selbſt über den Zeitſtrom hinüber zu flüchten im Kahne der Hoffnung, des Glaubens. Aber dieſe Erhebung iſt religiös, nicht tragiſch, nicht poetiſch. Die Poeſie muß hier mehr thun, als der Glaube, ein Syllogismus, wie dieſer: weil das Hier nicht mit dem Verſtande auszumitteln iſt, ſo müſſen wir zu einem Dort beſtimmt ſeyn — ein ſolcher Syllogismus iſt kein Hippogryph, um darauf mit Sack und Pack, mit Geiſt und Gemüth, in das überſinnliche Gebiet zu reiten. Nichts deſtoweniger bewundre ich den Reuter, der ihn auf dem trockenen Sande der Moralphiloſophie herumtummelt, mir gefällt die Kraft des Hufs, qui spernit humum, es liegt nur am Grund und Boden, daß es Staub ſtatt Funken gibt.“ (Das iſt genau wieder der Kurze, nur dramaturgiſch breit geſchlagen. Ich möchte wiſſen, wie Beyden das Stück alsdann gefallen würde, wenn man unter die moralphiloſophiſchen Motive der That des Helden ein wenig Ruhmſucht miſchte. Mit dem Vater gegen das Vaterland fechten, das glänzt weit weniger, als den geliebten Vater dem Vaterlande aufopfern, und wenn Cicero mit ſeinem Moral-Reſponſo dem Triebe nach dieſem Glanze zu Hülfe kommt; ſo kann Ariſtoteles wohl nicht viel gegen den tragiſchen errorem aliquem einwenden. Nur wird der Held ihn am Ende dafür erkennen müſſen, um tragiſch zu enden, unter den gegebenen Umſtänden.)

Brief eines Extraordinären (im Auszuge).

„Man ſieht und riecht faſt nichts als Pech und Schwefeldampf,
Wobey das Arge mit dem Guten liegt im Kampf.
Der Freyſchütz hat allein die Bühne eingenommen,
Und läſſt beynahe nichts mehr in die Höhe kommen.
Regiert der Teufel denn auch die Theaterwelt?
(Wer denn ſonſt?)
Er, der ſchon überall ſich in den Weg uns ſtellt?
Die Maſſentaktik hat auch hier die Kunſt vertrieben,
Die Melodie entfloh, der Lärm iſt uns geblieben.
Ich ſeh' es wohl, je mehr der Teufel Kugeln gießt,
Je mehr füllt ſich das Haus, was doch die Hauptſach' iſt.
Allein wenn er es wagt, das Schöne zu verdrängen,
So ſoll, wie er's verdient, er an dem Galgen hängen.“
(Das hieße ja, das Haus ganz aus einander ſprengen.)

„Ueberhaupt, der muſikaliſche Brigade-Chef denkt nur auf den Ruin alles Drama, und hat nur allzugewiß den ſicherſten Weg gewählt. Er wird ſo lange und ſo laut muſiciren, und in der 36ſten Potenz trompeten, bis wir alle taub ſind, und kein Wort mehr von einer Schauſpielerin verſtehen, wenn ſie nicht auch netto 36 Trompeten im Leibe hat. Er will nicht gefallen, er will erſtaunen“ (machen! er hat recht: denn die Zuſchauer — wie Goethe ſagt im Fauſt — ſitzen ja eben da, und möchten gern erſtaunen), „und wenn der Klang nicht zureicht, ſo nimmt er den Schall zu Hülfe, und am Ende den Knall, ſo daß wir wohl nächſtens in einem Konzert oder einer Oper eine 12pfündige Poſitionsbatterie angebracht finden werden. Darauf alſo die 24Pfünder gerichtet.“ (Wozu? — Kennt der geehrte Briefſteller den Sir Orſon Pinnit in Scott's Kenilworth nicht, der bey der Königin Eliſabeth mit einer Klage gegen Shakſpeare einkam, weil er der Bärenhatze Abbruch thäte? Die Königin warf die Beſchwerdeſchrift ins Waſſer, und Shakſpeare dichtete und ſpielte fort. Man ſchaffe nur die Shakſpeare's, die Garrik's, die Eßlair's, die Bethmänninnen u. ſ. w., die behalten ſelbſt gegen das Gebrüll der wilden Thiere recht, und 36mal 36 Trompeten blaſen ſie nicht von den Brettern hinweg. Aber in der That, eine P[illegible]enhatze wäre gegen die Oper, wie ſie iſt, kein übles Gegengewicht, und könnte, da ſie Kraftgefühl weckt, der Melpomene unter die Arme greifen.) „In der Löſchpapiernen übrigens heißt es buchſtäblich von der Olympia: Wäre Goethe geneigt, von ſeinem Olympus herab dieß Meiſterſtück ſchauen zu wollen; er würde gerührt und beglückt, den ſchönſten Zweig aus ſeiner Krone brechen, und dem Spontini zur Belohnung ihn reichen.“ (Nicht die ganze Lorbeerkrone? Hätt' er deren 36, er würd' auf jede der 36 Trompeten Eine hängen.)

Brief der conſtitutionell geſinnten Dame.

„Ich habe nichts geſehen, als den Strahlauer Fiſchzug. Ach, das ſollten Sie auch ſehen! Es kommt ein Schneidergeſelle aus Weißenfels darinne vor, der eine Butterbemme mit Fleiſch verlangt. Sehn Sie wohl, Ihr Weißenfels wird ordentlich berühmt, und wodurch? Die Conſtitution hat's berühmt gemacht. Julius v. Voß wäre nimmermehr auf den Einfall gekommen, es zu erwähnen, wenn er nicht gerade einen conſtitutionellen Schneidergeſellen hätte darſtellen wollen.“ (Ganz recht: die Conſtitutionellen ſind nicht mit Butterſchnitten zufrieden, ſie wollen auch Fleiſch, dann Fiſch, dann Braten, dann Paſteten, dann alles, was gut ſchmeckt, und alles umſonſt.) „Es iſt aber doch nur Kinderey mit einem conſtitutionellen Schneidergeſellen, ich treib' es ins Große, ich bin griechiſch“ (gewachſen, ſo hab' ich gehört!) „und denke jetzt alle Morgen über ein großes Drama nach, das ich ſchreiben werde, und wovon der Titel ſchon fertig iſt: Die Ydrioten. Mein Aeſthetiſcher meinte freylich, der Name paſſe mehr für viele Theaterdichter, als für ein dramatiſches Gedicht, und da mein Ultramann darüber lachte; ſo lacht' ich zwar auch mit, denn ich verſtand ihn eigentlich nicht, und wollt' es doch nicht merken laſſen; aber nicht wahr, es war ein ſchlechter Witz?“

Ey nun, er läuft ſchon mit unter. Ydor heißt Waſſer.

Müllner.

Beylage: Literaturblatt Nro. 16.

Nro. 47.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Februar 1822.

Amor. Bachus, leben nicht wir zwey
Brüderlich?
Bachus. Oefter ruf' ich dich herbey,
Als du mich.

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

8.

Der Schmaus.

Ich ging, der Luſt zu warten,
Einſt in der Grazien Garten,
Und Eros und noch Eine —
Ihr wiſſt — die ſchöne, kleine;
Und Bacchus kam dazu.
Dort haben wirs getrieben
Mit Lachen und mit Lieben,
Mit Spielen und mit Herzen,
Mit Jubeln und mit Scherzen:
Hoch lebeſt, Eros, du!

Ein Kind ſang Bacchus trinkend;
Auf unſre Wangen ſinkend
Küſſt' Eros bey dem Becher,
Dabey mit einem Fächer
Er kühle Luft uns blies.
Und wir auf Blumen gaukelnd,
Und in den Armen ſchaukelnd,
Wie gleich beſeelte Brüder,
Wir küſſten uns, und wieder,
Und oft, und feſt, und ſüß.

Die Grazien auch, die Frommen,
Drey mit drey Zythern kommen,
Und rühren eilig, eilig
Die Saiten ſüß und heilig,
Zu ſelgem, reinem Klang.
Und wieder oft ſie ſchwiegen,
Als müſſten ſie erliegen,
Wenn Bacchus ſich erhoben,
Wenn ſeine Lippen woben
Den künſtlichen Geſang.

Und bey den Harmonien,
Den weichen Melodien
Entſchlief ich mit der Schönen,
Wir ſanken unter Tönen
In einen Blumenſtrauch.
Wir lagen ohne Kummer
In leichtem, lichtem Schlummer;
Und Eros ſtand und lächelt',
Und ſeine Rechte fächelt'
Uns friſcher Lüfte Hauch.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Indeſſen vereinigten ſich die franzöſiſchen Truppen, welche Said und Nieder-Egypten beſezt hatten, in Cairo. Beyde Heere ſtanden ſich zu nahe, als daß noch eine Verzögerung der Feindſeligkeiten zu erwarten geweſen wäre. Kleber unterbrach die Unterhandlungen raſch, und erklärte dem Muſtapha-Paſcha: „Ich kenne die Abſicht des Groſveziers; er ſpricht von Eintracht, und organiſirt den Aufſtand in allen Städten. Er hat Sie mit Anzettelung einer Empörung in Cairo beauftragt. Die Zeit des Zutrauens iſt vorüber; der Vezier greift mich an, indem er Belbeis verlaſſen hat. Er muß morgen dahin zurückkehren, übermorgen in Salahieh ſeyn, und ſich an die Gränzen von Syrien zurückbegeben; oder ich werde ihn dazu zwingen. Die Armee bedarf Ihrer Firmans nicht; ſie wird die Ehre und Sicherheit in ihrer Tapferkeit finden. Dieß erklären ſie dem Großvezier.“

Bey einem großen Kriegsrath, den Kleber verſammelte, erklärte er den Generalen und Oberoffizieren: „Sie haben den Brief des Admirals Keith geleſen; Ehre und unſere Pflicht iſt dadurch beſtimmt. Die Engländer verweigern uns die Ueberfahrt, nachdem ihre Bevollmächtigte den Vertrag abgeſchloſſen hatten; und die Türken, denen wir das Land überliefert haben, verlangen eine vollſtändige Räumung deſſelben nach dem Inhalt des Vertrags. Die lezten, als die einzigen, welche wir erreichen können, müſſen überwunden werden. Ich zähle auf Ihren Eifer, Ihre Kaltblütigkeit, und das Vertrauen, das Sie den Truppen einzuflößen wiſſen.“ Alle waren bey dem Rufe der Ehre gleicher Meynung.

Um alles Recht auf ſeiner Seite zu haben, ſchickte Kleber dem Vezier einen Brief, worin er ihm nochmals das ganze Verhältniß darſtellte, und ihn von ſeinem vorhabenden Angriff benachrichtigte.

In der Nacht vom 19. auf den 20. März begab ſich der Obergeneral mit ſeinem Generalſtab, und den Guiden der Armee in die Ebene von Goubbeh, wo ſchon ein Theil der Truppen angelangt war. Die andern rückten allmählig von Cairo nach, und ſtellten ſich in Schlachtordnung auf. Die unter dieſem Himmelsſtrich beſtändige Klarheit des Himmels geſtattete alle Bewegungen mit Genauigkeit auszuführen, ohne jedoch von dem Feinde geſehen zu werden.

Die Schlachtordnung beſtand aus vier großen Vierecken. Die auf der rechten ſtanden unter dem Befehle des General Friant, die auf der linken Seite gehorchten dem General Reynier. In den Zwiſchenräumen der Vierecke ließ Kleber die Artillerie aufſtellen. Die als Kolonne gebildete Kavallerie nahm den Zwiſchenraum des Centrums ein. Sie ſtand unter dem Befehle des tapfern General Leclerc, der auf ſeinen Flanken die dazu gehörige Artillerie aufgeſtellt hatte. Die Kavallerie war überdieß durch zwey Abtheilungen des Regiments der Dromedaren unterſtüzt.

Links war hinter den beyden Vierecken ein kleines Viereck von zwey Bataillonen in zweyter Linie aufgeſtellt. Die Reſerve-Artillerie ſtand gleichfalls in zweyter Linie, hinter dem Centrum, und war für den Fall, daß die vorgerückte Kavallerie zurückgeſchlagen würde, von einigen Kompagnien Grenadieren, und den mit Flinten verſehenen Sapeurs des Genieweſens gedeckt. Andere Kanonen zogen an den Seiten des großen Rectangels, von Schützen und leichten Truppen unterſtüzt. Endlich ſtanden in den Winkeln jedes Vierecks doppelte Reihen von Grenadieren, die nöthigenfalls zum Angriff der Poſten gebraucht werden konnten. Das erſte Viereck rechts ſtand unter dem General Belliard, das zweyte unter General Donzelot. Das erſte Viereck links befehligte General Robin, das zweyte General Lagrange. General Songis kommandirte die Artillerie und General Samſon das Genieweſen.

Die Avantgarde der türkiſchen Armee war in dem auf den Ruinen des alten Heliopolis erbauten Dorfe Matarieh verſchanzt, und beſtand aus einem Korps von 5 bis 6000 Janitſcharen, und einem andern ſehr zahlreichen Kavalleriekorps. Sechzehn Kanonen vertheidigten die Zugänge des Dorfs. Ihre Vorpoſten erſtreckten ſich rechts bis an den Nil, und links bis an eine einzeln ſtehende, Sibilly-Halem genannte, Moſchee. Weiter zurück, hinter den Dörfern El-Khanka und Abouzabel war das Lager des Großveziers. Das Ganze der türkiſchen Armee betrug, einſtimmigen Berichten zu Folge, 80,000 Mann. Die franzöſiſche Armee war nicht über 10,000 Mann ſtark.

Leztere brach um drey Uhr Morgens auf. Der rechte Flügel kam mit Anbruch des Tags bey der Moſchee Sibilly-Halem an, wo der Feind einen Poſten von 5 bis 600 Reitern hatte, die ſich nach den erſten Kanonenſchüſſen zurückzogen. Die beyden Vierecke des linken Flügels kamen vor Matarieh an, und hielten außer der Kanonenſchußweite der Verſchanzungen an, um den Vierecken des rechten Flügels Zeit zu laſſen, ſich zwiſchen den Ruinen von Heliopolis und dem Dorfe El-Marek aufzuſtellen, um der feindlichen Avantgarde den Rückzug abzuſchneiden, und die Ankunft von Verſtärkungen für dieſelbe aus dem Lager des Großveziers zu verhindern.

Während dieſer Bewegung erblickte Kleber eine ſehr ſtarke Kolonne feindlicher Kavallerie und Infanterie, unter Anführung eines Mameluckenkorps, nachdem es einen großen Umweg über bebautes Land gemacht hatte, in der Richtung gegen Cairo vordringen. Die Guiden erhielten Befehl, die Mamelucken anzugreifen; dieſe nahmen den Angriff an, und ſchloſſen, nachdem ſie fortwährend Verſtärkungen von der türkiſchen Kolonne erhalten hatten, ihre Gegner ein. Glücklicherweiſe hatte General Leclerc ſogleich das 22ſte Chaſſeur- und das 14te Dragoner-Regiment zu ihrer Hülfe abgeſchickt. Nach einem langen und hartnäckigen Kampf, worin die in der Anzahl ſo ſchwache franzöſiſche Reiterey Wunder der Tapferkeit verrichtete, ergriffen jene die Flucht, und entfernten ſich tiefer ins Land aus dem Geſichte, in der Richtung nach Cairo, wohin die Infanterie während des Treffens ſchon vorausgezogen war. Kleber ſah zwar die ganze Wichtigkeit der Bewegung dieſer türkiſchen Abtheilung wohl ein, aber es war ihm unmöglich, ſeine Schlachtordnung weiter zu entblößen, um ſich dieſem wohlausgedachten Manövre zu widerſetzen, auf deſſen traurige Reſultate wir ſpäter zurückkommen werden.

General Reynier, mit dem Angriff des Dorfs Matarieh beauftragt, bildete zwey Kolonnen von acht Kompagnien Grenadieren, die in den Winkeln ſeiner Vierecke aufgeſtellt waren. Die rechte Kolonne ſtand unter dem Kapitän Róal, die linke unter dem Bataillons-Chef Tarayre, (gegenwärtig General-Lieutenant, Mitglied der Deputirtenkammer).

Während des Vordringens dieſer Truppen unter dem feindlichen Kanonen und Kartätſchenfeuer rückten die Janitſcharen aus ihren Verſchanzungen aus, und ſtürzten ſich mit blankem Säbel auf die linke Kolonne, aber in der Front durch das lebhafte und wohl unterhaltene Feuer derſelben angehalten, deckt bald ein großer Theil derſelben die Erde mit ihren Leichen; der Ueberreſt wird von der rechten Kolonne in die Flanke genommen, und bald von allen Seiten umgeben, und mit dem Bajonette getödtet. Die franzöſiſchen Grenadiere ſetzen über die mit Todten und Verwundeten gefüllte Gräben; und augenblicklich bemächtigen ſie ſich der Kanonen, Fahnen, Roßſchweife des Paſchas, des Feldgeräths, und alles feindlichen Gepäcks. Mehrere feindliche Soldaten hatten ſich in die Häuſer des Dorfs geworfen, um ſich dort zu vertheidigen; ſie wurden aber entweder niedergemacht, oder eine Beute der Flammen; andere, nach der Ebene ſich flüchtend, fallen unter dem Feuer der Vierecke des General Friant; der Ueberreſt wurde durch einen Kavallerieangriff des General Leclerc zuſammengehauen. Ohne an eine Plünderung der Zelte und des reichen Gepäcks der Türken zu denken, rücken die Franzoſen ſogleich der Maſſe der Armee des Großveziers entgegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Ich brütete einige Wochen in dumpfem Schmerz hin. Zwar grollt' ich mir ſelbſt über meine Schwäche, aber dieſe Liebe war ſeit ſechs Jahren in mein Leben eingewurzelt, war, ſeit ich Roſalie wieder fand, unter Hoffnung und Zweifel mächtig fortgewachſen, und zulezt mußte mir die Hoffnung noch ſo ſchön lächeln, ſo trügeriſch!

Der Herbſt war da, und die Zurückkunft der Erbprinzeſſinn angekündigt, da ließ mich mein Oheim zu ſich rufen, um mir die ſchreckliche Nachricht von dem nahen, unvermeidlichen Verluſt meines Vaters zu geben. Ein Schlagfluß riß ihn dahin, und ich ſollte zum Beyſtand und Troſt meiner Mutter und Geſchwiſter in die Heimath eilen. In einer halben Stunde war ich auf dem Weg. Ich kam früh genug, um noch einen leiſen Druck der treuen Vaterhand zu erhalten, noch einmal das liebende Auge auf mich gerichtet zu ſehen, dann ſchloß es ſich auf ewig!

Mein Beruf, der Mutter Troſt und Stütze zu ſeyn, gab mir Kräfte. Ich, der ich ſelbſt ſo viel verlor, ſollte nun den Verwaisten den Vater erſetzen. Mein ganzes Denken war darauf gerichtet, wie ich das am beſten vermöge? Es war nicht ſchwer für ihr äußeres Wohl zu ſorgen, da mein Vater ſeine Güter größtentheils von Schulden befreyt hatte. Auguſts, meines nun zwanzigjährigen Bruders, Schickſal beſchäftigte mich am meiſten; er war ein tüchtiger Oekonom, aber von andern Kenntniſſen beſaß er wenig. Was ſollte nun aus ihm werden? Mein Verwalter? das empörte mein Gefühl; getheilt durften die Güter nicht werden. Ihn in eine andere Laufbahn bringen, hieß ihn unglücklich machen. Und ich, wie unfähig war ich an ſeine Stelle zu treten! Meine Mutter, mit der ich darüber ſprach, ſagte: es habe auch dem Vater in den lezten Jahren Kummer verurſacht, daß Auguſt ſo durchaus, troz ſeinem guten Verſtand, keine Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gemacht habe; er werde nun wohl Soldat werden müſſen! — Das gefiel mir ſchon um deßwillen nicht, weil ein Menſch mit leerem Kopf, oder wenigſtens ohne Neigung zu geiſtiger Thätigkeit, in dieſem Stand ſo leicht untergeht. Jezt konnte es wohl noch eine Zeit lang ſo fortgehn, aber was dann? — Carl dagegen war ſo weit, daß er — was auch ſein Wunſch war — eine Akademie beziehen konnte. Emilie war unter der Mutter Schutz kein Gegenſtand meiner Sorge, und Eliſen hoffte ich bald dem Schutz eines braven Gatten zu übergeben. Mein Vater hatte noch der Mutter empfohlen, doch ja den Stand kein Hinderniß werden zu laſſen. Meine gute Sophie war eine glückliche Gattinn und Mutter. Bey ihr lebte jezt die Schweſter ihres Gemahls, ein liebes, munteres Mädchen. Meine Mutter äußerte bald den Wunſch gegen mich, daß Fräulein Julie mir gefallen möge, aber mein Herz enthielt keinen Raum für eine neue Liebe, die alte erfüllte es noch ganz. Bald machte ich auch die Bemerkung, daß Auguſt und Julie ſich ſehr gut waren. Oft lebte wieder der Gedanke in mir auf, an Auguſt mein Aelterrecht abzutreten, und mich in den Wildniſſen Nordamerikas anzuſiedeln; nur das alte Hinderniß ſtand mir wieder im Weg, allein hinziehen zu müſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Jan.

Der Jahresanfang führt uns, nebſt einem Heuſchreckenzuge von Gratulanten, die nach einem alten, neuerdings aber ſehr geſteigerten Brauche die Stadt in allen Richtungen durchziehn, und einer ſehr ſchmutzigen Meſſe, richtiger Jahrmarkt genannt, manche intereſſante Ueberſichten zu. Aus dem Abſchluß über Geborne und Verſtorbene ergibt ſich, daß in dem verfloſſenen Jahre in Leipzig 1079 Perſonen (564 männlichen, 515 weiblichen) geſtorben, dagegen 1306 (688 männlichen, 618 weiblichen Geſchlechts) geboren, endlich 314 Paare getraut worden ſind, mithin 104 Perſonen weniger geſtorben, 6 weniger geboren und 37 Paare weniger getraut, als im vorigen Jahre, wobey noch zu bemerken iſt, daß man in dem verfloſſenen Jahre von keinem Kinde weiß, das an den Blattern geſtorben wäre. Wenn man hört, daß im J. 1621 hier 542 Perſonen geboren worden, 613 geſtorben, und im J. 1721 760 geboren worden, dagegen 1300 geſtorben ſind, ſo möchte man geneigt ſeyn zu glauben, daß Geſundheit des Orts oder die Heilkunſt oder beyde ſich verbeſſert haben.

Die muſterhaft eingerichtete Armen-Anſtalt, welche hier ſeit 1803 beſteht, und nicht blos durch Geldvertheilungen wirkt, ſondern auch Brot, Kleider, Holz ꝛc. an Bedürftige vertheilt, und für die Heilung armer Kranker und den Unterricht armer Kinder in einem großen Umfange Sorge trägt, erfreut ſich gegenwärtig eines blühenden Zuſtandes, und ihr Fond gewinnt durch Vermächtniſſe und Geſchenke wohldenkender Bürger noch immer Zuwachs. — Außerdem beſtehen noch, von dieſer Armen-Anſtalt getrennt, unter Aufſicht des hieſigen Stadtraths, das Almoſenamt, die beyden Hoſpitäler (ein Kranken- und ein Verſorgungs-Hoſpital), das Waiſenhaus, in welchem 161 arme Waiſen verpflegt und unterrichtet werden, und mit dem auch eine Verſorgungs- und Corrections-Anſtalt verbunden iſt, das Arbeitshaus für Freywillige, in welchem auch die Kinder Unterricht genießen, und die Raths-Freyſchule, in welcher 800 arme Kinder unentgeldlichen Unterricht empfangen. Ferner beſteht noch als Privat-Anſtalt die durch den menſchenfreundlichen Sinn hieſiger Bürger unterſtützte und von dem Augenarzt Hrn. D. Ritterich im J. 1820 errichtete Anſtalt zur unentgeldlichen Pflege und Heilung armer Augenkranker aus der Stadt und Umgegend. So wird gewiß des Guten hier recht Vieles gethan. — Uebrigens fielen in dieſen Monat mehrere intereſſante Feyerlichkeiten, wozu die am erſten Tage des Jahres vollzogene Einweihung des neuen Logenhauſes gehört, welches ſich die Freymaurerloge Balduin eigenthümlich erworben und durch die Geſchicklichkeit des hieſigen Bauinſpectors Kanne mit einfacher Schönheit ausgeſtattet hat. Daß dieſe Loge ſich durch Erhaltung einer Sonntagsſchule um die Bildung vernachläßigter und wißbegieriger Jünglinge niederer Stände ein großes Verdienſt erwirbt, darf nicht unbemerkt gelaſſen werden. — Am 2. Jan. feyerte der hieſige evangeliſche Miſſions-Verein ſein zweytes Stiftungsfeſt in dem Bethauſe der reformirten Gemeinde vor einer zahlreichen Verſammlung durch Reden, Gebet und Geſang; auch wurde von dem Fortgange der Anſtalt öffentlich Bericht erſtattet. Die Theilnahme der Verſammelten war durch dieſe ernſte Feyer lebhaft angeregt. — Die Gegner bleiben dabey, man müſſe erſt für das Nächſte ſorgen. Dem wird erwiedert, man müſſe auch für die Seligkeit der Fernen ſorgen. Da wir nur durch Nahes auf das Ferne wirken, ſo dünkt mich, man müſſe durch das Nahe für das Ferne, verſteht ſich in dem Geiſte der chriſtlichen Freyheit, ſorgen. Durch eine ſolche Richtung wird ein chriſtlicher Miſſionsverein ſich mit andern, das Wohl der Menſchheit befördernden, Geſellſchaften in thätige Verbindung ſetzen, und, durch ihre Kraft ergänzt, um ſo nachdrücklicher zu wirken im Stande ſeyn. Ich denke hierbey an Geſellſchaften, wie ſie der umfaſſende Geiſt unſers Zeitalters an mehrern Orten hervorruft, z. B. die Society for civilisation, die Societé de la morale chretienne ayant pour l'object l'application des preceptes du Christianisme aux relations sociales (vom Duc de Rauchefoucault im vorigen Jahre geſtiftet); der Geſellſchaften, welche für die Veredlung des Menſchen im einzelnen und untergeordneten Gebiete wirken, nicht einmal zu gedenken. — Am 6. Jan. feyerte die hieſige Freymaurerloge Minerva das ſeit mehrern Jahren von ihr eingeführte Feſt der Weihnachtsbeſcherung für arme fleißige Kinder. Man läßt zu dieſem Behufe von den Lehrern der hieſigen Armenſchulen die fleißigſten und bedürftigſten Kinder, Knaben und Mädchen, auswählen, und dieſe empfangen dann an dem genannten Tage in dem Logenhauſe die ihnen angemeſſenen nützlichen und erfreulichen Geſchenke (meiſtens Kleidungsſtücke) in Gegenwart ihrer Lehrer und der Mitglieder und Freunde der Loge. Dießmal wurden 94 Kinder beſchenkt, und die kräftige Rede des Meiſters vom Stuhle (Hofrath Mahlmann) war für ſie und die ganze Verſammlung äußerſt anregend. — Da ich einmal von Geſellſchaften geſprochen habe, ſo will ich auch die gelehrten Geſellſchaften nicht übergehen, welche hier viele Theilnahme finden. Dieß ſind vorzüglich die naturforſchende und die ökonomiſche Geſellſchaft. Beyde haben monatlich eine Verſammlung. Die erſtere iſt vornehmlich durch die trefflichen phyſiologiſchen Vorträge des Profeſſors Weber (z. B. über das Gehörorgan der Fiſche, die Natur des Organismus) und die Berichte des Profeſſors Gilbert über die neueſten Entdeckungen in der Phyſik und Chemie ſehr intereſſant. Hieran ſchließen ſich die Mittheilungen mehrerer tüchtiger Naturforſcher, welche wir beſitzen, an deren Spitze der Direktor der Geſellſchaft, D. Schwägrichen, ſteht. Auch unterſtützt die hier allgemein verbreitete Liebhaberey an Botanik und Naturgeſchichte überhaupt dieſen herrlichen Verein ſehr. Nächſtens wird der erſte Band der Abhandlungen dieſer Geſellſchaft gedruckt erſcheinen. — Die ökonomiſche Geſellſchaft, welche über ihre Arbeiten monatliche Berichte gibt, nimmt faſt alles Gemeinnützige in ihren Kreis auf; ſie hat den Hofrath Mahlmann kürzlich zu ihrem Präſes erwählt, und wird dadurch gewiß auch hinſichtlich der Form ihrer Verhandlungen gewinnen. — Das Bedürfniß einer nähern Vereinigung unter den Docenten der hieſigen Univerſität, welches hier, wo die Verhältniſſe die Gelehrten mehr als anderswo aus einander halten, ſeit langer Zeit dringend gefühlt wurde, hat einen Profeſſoren-Verein erzeugt, eine Geſellſchaft, welche ſich monatlich einmal zur Unterhaltung und gemeinſchaftlichem Mahle in einem hieſigen Hôtel verſammelt, und von dem man ſich manches Gedeihliche verſprechen kann. Der Ritter Profeſſor Herrmann eröffnete denſelben am Schluſſe des verfloſſenen Jahres durch eine geiſtvolle Rede, in welcher er dieſe Hoffnungen ausſprach. Da auch Fremde als Gäſte in dieſe Geſellſchaft eingeführt werden können, ſo wird dieſe Geſellſchaft auch für manchen fremden Gelehrten, welcher künftig unſere Stadt beſucht, von großem Intereſſe ſeyn.

Dreyſylbige Charade.

Durch der beyden lezten reges Walten,
Siehſt du oft der erſten Sylbe Zier
Kunſtreich ſich vor deinem Blick geſtalten.
Und das Ganze weiht die Freundſchaft dir.
Mit dem Bild der Thränen darf ſich's ſchmücken.
Oft belaſtet es ſogar ein Stein;
Dennoch mußt du an die Bruſt es drücken,
Soll des Gebers Wunſch — nicht fruchtlos ſeyn.

Henriette v. Hohenhauſen.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 41.

Vor.

Hervor, vorlaut, Vorwitz, Vorſchlag, Vorhang, Vorwand, Vortheil, Vorzug, Vorrecht, Vorurtheil, Vorſatz, Vorſicht, Vorſehung.

Nro. 48.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 25. Februar 1822.

> Rühmt euch immer der Herrſchaft der Vernunft, meßt euer Gefühl mit dem Richtſcheid — ich will mich der milden Schwäche meines Herzens nicht ſchämen.
>
> Littleton.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Eliſe hatte ſchon mehreremale nach dem Tode des Vaters geſchrieben. Jezt kam eine Einlage von ihr in einem Brief meines Oheims. Sie ſchrieb:

„Du theilteſt oft meine Freude über Roſaliens Freundſchaft, theile jezt auch meinen Schmerz um ſie. Sie iſt verſchwunden! Niemand weiß oder will wiſſen, wo ſie hingekommen iſt. Es werden Gerüchte in Umlauf gebracht, von einem Brief halblaut geſprochen, den ſie hinterlaſſen haben ſoll, die nicht wahr ſeyn können, ſie widerſprechen ihrem Charakter, und ich erkläre ſie laut für Lügen. Zwiſchen ihrer Tante und der Erbprinzeſſinn herrſcht ſeit einiger Zeit eine große Vertraulichkeit. Der Sohn des Grafen war Roſalien beſtimmt, nun iſt der Graf ſo empört über die Nachricht, die ihm ſeine Frau zuſandte, daß er ſeine Einwilligung zur Verbindung ſeines Sohns und ihrer Tochter gegeben hat. O, ich glaube, ich errathe dieſe tückiſche Menſchen! Aber wo iſt Roſalie? — —“

Erſchüttert griff ich nach dem Brief des Oheims, ich hoffte in ihm vielleicht nähere Nachrichten zu erhalten. Er betraf nur mich. Man hatte bey —, der im —ſchen wegen demagogiſcher Umtriebe feſtgeſezt wurde (jezt indem ich das ſchreibe aber, als völlig unſchuldig wieder frey iſt), Briefe von mir gefunden, die meine mißfällige Anſichten ausſprachen. Der Kriegsminiſter theilte ſie meinem Oheim mit und fügte ſehr ſchonend den Rath hinzu, daß ich meinen Abſchied begehren möchte. Der redliche Ohm ſuchte mich zu vertheidigen, aber ihr Geſpräch endigte damit, daß auch er ſeine Dienſtentlaſſung begehrte.

Das war Sr. Excellenz nicht recht, denn der brave, reiche Oberſt, der keine Familie hatte, verwendete viel an das Regiment. Aber bey ihm galt Ein Wort für hundert.

Mir war das Ganze ſo gleichgültig, daß ich auf der Stelle um meinen Abſchied bat. Nun gab ich mich aber ganz der Sorge um Roſaliens trauriges Schickſal hin. Hätte ich nur die mindeſte Spur gehabt, ſo würde ich mich aufgemacht haben, um ſie aufzuſuchen, aber wo ſollt' ich hin? In fürchterlicher Spannung erwartete ich Eliſens nächſte Nachrichten; doch Gottlob! ſie ſollte nicht lange währen. Am folgenden Tag brachte ein Fremder einen Brief; er war von dem alten Jäger auf dem Jagdſchloß. „Er habe,“ ſchrieb er, „mein treues Herz gegen Mathilden erkannt, und zeige mir an, daß ſie ſeit Kurzem wieder bey ihnen ſey. Da ſie vielleicht eines mächtigern Beſchützers bedürfe, als er ſey, ſo fordere er mich dazu auf. Der Ueberbringer könne mir mündlich mehr ſagen. — —“ Der ehrliche Menſch beantwortete gern meine Fragen; — „das ärgſte iſt, ſagte er, daß ich ſie bald todtgeſchoſſen hätte! Das wär' ein fürchterliches Elend geweſen! ich hätte meinem alten Herrn nicht mehr vor die Augen kommen dürfen. Die Sache verhält ſich eigentlich ſo: die Wilddiebe thaten uns ſo viel Schaden, daß wir Nachts ſtreifen mußten. Auf einmal rührt ſich was unter einem Buſch, ich lege meine Flinte an, und rufe: 'raus Kerl, oder ich ſchieße! da iſt bey Gott keine Gnade! Da wimmert ein feines Stimmchen: „Ach, Franz, iſt Er's?" Alle guten Geiſter, denk' ich, was iſt das? thu' aber doch mein Gewehr auf die Seite. Ich wußt' gar nicht wie ich's anreden ſollte, Du oder Sie? nur heraus! ſag' ich endlich, da ſchlüpft etwas Weiſſes hervor; wie ich's beym Licht beſehe, iſt's Mathildchen, ich will nicht geſund von der Stelle gehn, wenn's nicht wahr iſt, Herr Baron! Matt war ſie aber, und zitterte an allen Gliedern, da nahm ich ſie dann vor lauter Jammer, und trug ſie vollends ins Schlößchen. Schieß Wild wer da will! dacht' ich. Jezt klopft ich wie ein Feind an das Thor, da kam mein Herr, und da ging's los! Nein, das kann ich gar nicht beſchreiben, was das eine Freude war, und ein Kummer!" — Weiß Mathilde, daß Er mir den Brief brachte? — „Bey Leib! ſie iſt ja krank!"

O welche entgegengeſezten Gefühle beſtürmten meine Bruſt! Ich eilte zu meiner Mutter, und enthüllte ihr mein Innerſtes. Sie hörte mir mit der lebhafteſten Theilnahme zu. „Robert," ſagte ſie, als meine Erzählung zu Ende war, „wenn mich nicht Alles trügt, ſo weiß ich, wer Mathilde iſt! Laß uns zu ihr!" — Mehr wollte ſie mir nicht ſagen, ſondern machte ſich mit mir auf den Weg.

Gegen Abend des folgenden Tags kamen wir bey der Anhöhe an, auf welcher das Schlößchen lag. „Nun ſteig aus, Robert," ſagte meine Mutter, „ich will langſam nachkommen, damit ſie nicht durch den Anblick einer Fremden erſchreckt wird."

Du gute Mutter! Du weißt es, wie mir auf dieſem Gang zu Muth war! An dich ſind dieſe Blätter zunächſt gerichtet, darum keine Beſchreibung meiner Empfindungen, als ich mich dem Haus, das die Geliebte, Verlorene, Wiedergeſundne einſchloß, näherte. Wie werd' ich ſie finden? krank, vielleicht ſterbend, noch zerſtörter das ſchöne Herz als den Körper? Mit banger Bruſt öffnete ich das Wohnzimmer, Niemand war da. Ich ſtieg die Treppe hinauf, man öffnete eine Thüre, ich ſah — Mathilden vor mir ſtehn. — Gottlob, ſie lebte, ſie war wohl! In einem Nu lag ſie auf den Knieen, und rief mit hochgehobenen Händen: „O Robert, kannſt du mir verzeihen? Ich verläugnete dich, ich log dir, ich ſtieß dich von mir! O verzeihe mir, Robert! verzeihe mir!" Ich hob ſie auf, ich drückte ſie an mein Herz und rief: „Weine nicht, Mathilde, gute Mathilde, du mußteſt ja!" Ich hörte den Wagen. „Sieh, da kommt meine Mutter, die auch deine Mutter ſeyn will!" Sie flog die Treppe hinab, und ſtürzte ſich in meiner Mutter Arme. „O," rief ſie, „Robert ſagt, daß Sie meine Mutter ſeyn wollen: nun bin ich glücklich! meiner Eliſe, meines Roberts Mutter will meine Mutter ſeyn!"

Sie war erſchöpft von der Lebhaftigkeit ihres Gefühls. Meine Mutter hielt ſie weinend umfaßt. Wir brachten ſie ins Haus. Zitternd vor Spannung ſtreifte meine Mutter den Muſſelin über Mathildens linken Arm hinauf, am Oberarm ward ein hochrother Fleck ſichtbar und rief: „Sie iſt es!" im Ton des höchſten Entzückens, „es iſt deine Tochter, du Verklärte dort oben! komm an mein Herz, du Kind der geliebteſten, unglücklichen Freundinn!" Mathilde lag ſtumm an ihrer Bruſt, dann ſich ſchnell aufrichtend, fragte ſie mit gebrochner Stimme: „Und ſie war edel, und ſie war tugendhaft, meine Mutter?" — Meine Mutter verſtand ſie. „Du biſt das Kind einer geſezlichen, aber geheimen, unglücklichen Verbindung." „O nun iſt die Schmach, die erdrückend auf mir lag, von mir genommen! Das gibt mir neues Leben!" „Robert," ſagte meine Mutter, „du konnteſt mir keine würdigere Tochter geben, aber mit dieſer Erklärung begnüge dich! Mehr darf ich nicht ſagen, heilige Gelübde binden meine Zunge, und nur die höchſte Gefahr dieſes geliebten Kindes könnte ſie löſen, aber du wirſt ſie ſchützen!" — Sie legte die Geliebte an meine Bruſt. Wie betäubt, aber wie ſelig war ich!

(Die Fortſetzung folgt.)

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Indeſſen verlangte Naſſif Paſcha, Kommandant des Vortrapps, die Reynier aufgerieben hatte, mit einem Theil ſeiner Truppen, die nicht in den Verſchanzungen gefochten hatten, zu kapituliren. Kleber ſchickte ihm daher ſeinen Adjutanten, den Brigade-Chef Beaudot. Dieſer war aber kaum bey den Türken angelangt, als er von ihnen angefallen, aufs äußerſte mißhandelt, und am Arm und Kopfe verwundet wurde. Zwey Mamelucken des Naſſif-Paſcha, die ihn begleiteten, konnten ihn nur dadurch retten, daß ſie ihn an den Schweif von einem ihrer Pferde banden, und zum Vezier führten, der ſeiner Verrätherey die Krone aufſezte, indem er ihn als Geiſſel für den Monſtapha-Paſcha und den Schazmeiſter Aſſem-Aga, die in dieſem Augenblick bey dem Obergeneral waren, zurückbehielt.

Während des Angriffs von Natarieh, und während General Reynier ſeine Diviſion in der Umgebung des Obelisks von Heliopolis zuſammenzog, drang die türkiſche Armee vor, um ihrer Avantgarde zu Hülfe zu kommen, und ſtellte ſich auf den Höhen zwiſchen den beyden Dörfern Serikhaurt und El-Marel auf. Der Großvezier, deſſen Wache man leicht an dem Glanze ihrer Waffen unterſcheiden konnte, hatte hinter einem Palmenwald, der das leztgenannte Dorf umgibt, Poſto gefaßt.

Die bereits im Vorrücken befindliche Diviſion des General Friant wurde ſchnell von den im Walde vertheilten feindlichen Schützen angefallen. Kleber befahl dem General Reynier, ſchnell auf den rechten Flügel des Feinds vorzudringen, und das Dorf Serikhaurt anzugreifen. Die feindlichen Schützen wurden ſchnell vom General Friant zurückgetrieben und aus dem Wald von El-Marek verdrängt. Hierauf ließ er einige Kanonen und Haubitzen gegen einen Haufen Reiter abſchießen, der das Hauptquartier des Veziers deckte. Die an der Front der türkiſchen Armee aufgeſtellte Artillerie feuerte einige Zeit auf die franzöſiſchen Vierecke; alle Kugeln flogen aber über den Köpfen der Soldaten hin, und ihre Kanonen wurden bald durch die franzöſiſche Artillerie zum Schweigen gebracht. Alsdann verkündete eine in der größten Schnelligkeit vor ſich gehende Verſammlung der feindlichen Fahnen auf einem Punkt der türkiſchen Schlachtlinie in eine einzige Maſſe einen nahen Angriff. In der That ſtürzten ſich auch die Osmannen nach ihrer gewöhnlichen Sitte, in gedrängten unordentlichen Maſſen auf das rechte Viereck des General Friant, der dieſe Maſſe bis auf eine halbe Kanonenſchußweite ſich nähern ließ. Das erſte Feuern hielt die Stürmenden an, die ſich nun in kleine Abtheilungen trennten. Bald waren ſie aber durch das beſtändige Artilleriefeuer der Vierecke ſo ſehr gedrängt und beſchädigt, daß ſie ſich zur Flucht entſchloſſen. Die franzöſiſche Infanterie, die entſchloſſen war, nur in unmittelbarer Nähe zu feuern, hatte keinen Schuß gethan. Die auf das Zurücktreten des Nils folgende Hitze hatte, wie gewöhnlich, tiefe Sprünge im Boden zurückgelaſſen, wegen welcher die Kavallerie nicht zu gehöriger Zeit zum Schutze der Infanterie anlangen konnte. Dieſer Umſtand hinderte aber auch die franzöſiſche Kavallerie, die Flüchtlinge zu verfolgen.

Der Großvezier befand ſich indeſſen in dem Dorfe El-Marek in Erwartung des Ausgangs des erſten Angriffs. Hierauf trennte ſich ſeine Kavallerie in verſchiedene Haufen, und umgab die Franzoſen von allen Seiten, die ſich nun in der Mitte eines großen Vierecks aufgeſtellt fanden, wovon jede Seite eine Ausdehnung von einer halben Stunde hatte. Da ſich der Großvezier überzeugte, daß dieſer Angriff keine Wirkung hervorbrachte; ſo ergriff er ſchnell die Flucht nach ſeinem Lager von El-Khanka. Naſſif-Paſcha, ſtatt dem Großvezier zu folgen, machte an der Grenze der Wüſte hin einen Umweg, und vereinigte ſich mit der obenerwähnten Abtheilung von Türken und Mamelucken, die gegen Cairo anzogen.

Der Vezier glaubte wenigſtens zu El-Khanka ausruhen, und neue Anordnungen treffen zu können; allein Kleber ließ ihm keine Zeit dazu. Der Dollmetſch Lomaka, der den Brigade-Chef Beaudot zu Naſſif-Paſcha begleitet hatte, und mit dieſem Offizier zu dem Großvezier gebracht worden war, wurde hierauf an den Obergeneral mit dem Vorſchlage abgeſchickt, die Feindſeligkeiten einzuſtellen und Cairo, dem Vertrage zu Folge, zu räumen. Kleber ließ dem Vezier ſagen, er würde ihm ſeine Antwort ſelbſt nach El-Khanka überbringen. In der That drang die Armee eilig auf das Dorf vor. Die Türken wurden dadurch ſo ſehr in Schrecken geſezt, daß ſich ihre zahlreiche Kavallerie, bey der erſten Erſcheinung der Franzoſen zurückzog, und die eiligſte Flucht antrat. Ein Theil derſelben, der noch auf den Flanken und im Rücken war, kehrte auf langen Umwegen zurück; andere zerſtreuten ſich auf verſchiedene Seiten. Mourad-Bey hatte ſich während der Unterhandlungen von El-Arieh mit der Armee des Großveziers vereinigt; bey dem erſten Angriff hatte er ſich aber auf den rechten Flügel der Franzoſen begeben, und von hier aus ſich in der Wüſte aus dem Geſicht verloren, um keinen Antheil an dem Kampfe zu nehmen.

Die ſiegreichen Truppen erreichten das Dorf vor Sonnen-Untergang. Sie fanden das feindliche Feldgeräthe und ſein Gepäck, das in der raſchen Flucht zurückgeblieben war, und ruhten nun zum erſtenmal an dieſem Tage unter ſeinen Zelten aus, und erfriſchten ſich mit Nahrung. Seit 24 Stunden hatten dieſe Tapfern nichts als Branntwein genoſſen, den man in der Nacht an ſie hatte vertheilen laſſen. Sie fanden nun aber eine reichliche Entſchädigung in dem türkiſchen Lager, wo ſie Lebensmittel aller Art antrafen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Jan.

In ihrem Wahne, ſchon ihren vorigen Einfluß wieder errungen zu haben, ſcheint die Pariſer Geiſtlichkeit einen Schritt gethan zu haben, der ihr in der öffentlichen Meinung außerordentlich ſchadet, und der in den gelindeſten Ausdrücken eine große Unvorſichtigkeit genannt werden kann. Den Unwillen von ganz Paris hat der Engländer Douglas Loveday durch ſeine Bittſchrift an die beyden Kammern gereizt wider die Geiſtlichen, die während ſeiner Abweſenheit ſeine beyden Töchter und ſeine Nichte, eine Tochter des Gouverneurs von Benares, von ihrem proteſtantiſchen Glauben abgebracht und zur Annahme des katholiſchen bewogen haben. Vergebens hat ſich der Vater über dieſen, in einer Erziehungs-Anſtalt ausgeübten, Proſelytismus beklagt, vergebens hat er die engliſche Geſandtſchaft zu Hülfe gerufen: ſeine älteſte Tochter war majorenn geworden; man hat ſie heimlich beredet, ſich in ein hieſiges Hoſpiz zu flüchten, und ſich daſelbſt wider ihren Vater mit Gensd'armen und Polizeykommiſſär zu ſchützen; dieſe ganze Bekehrungsgeſchichte ſcheint ein ſo ärgerliches Gepräge zu haben, daß alle Menſchen, welche Gefühl von väterlichem Anſehen und kindlicher Pflicht und von Gewiſſensfreyheit haben, darüber erbittert worden ſind, und dem Vater beygeſtimmt haben, als er durch eine umſtändliche Erzählung ſich mit ſeinen Klagen an die beyden Kammern gewandt hat; ſeine Bittſchrift wurde gedruckt und unentgeldlich ausgetheilt; allein die Begierde des Publikums, ſie zu leſen, war ſo heftig, daß dieſe Auflage nicht genügte, und noch mehrere Nachdrücke verfertigt wurden. Dieſe Bittſchrift iſt mit vieler Wärme und Gemüthsfeſtigkeit abgefaßt; der Verfaſſer fragt, was man in Frankreich dazu ſagen würde, wenn die engliſchen Erziehungs-Anſtalten ſich damit abgäben, die franzöſiſchen Mädchen von ihrer Religion abzubringen, ihnen die in England herrſchende aufzudringen, und ſie durch fanatiſches Einreden von ihren Eltern abwendig zu machen, und welches Zutrauen die engliſchen Familien fernerhin noch zu den Pariſer weiblichen Erziehungs-Anſtalten haben können, worin ſich Geiſtliche einſchleichen, um die Mädchen der väterlichen Macht zu entziehen. Um den durch dieſe Bittſchrift hervorgebrachten ſtarken Eindruck zu ſchwächen, hat die Gegenparthey in ihren Blättern, als Quotidienne, Journal des Débats, Gazette de France, Drapeau blanc, behauptet, der Vater habe die Umſtände unrichtig erzählt, ſeine Töchter hätten ganz freywillig und ohne den geringſten Zwang ihren Glauben verändert, und der Vater verläumde die Geſinnungen der frommen Geiſtlichen, wenn er ihnen verführeriſche Umtriebe zuſchreibe. So ſprechen auch die Ultras in den Kammern, wo dieſe ärgerliche Geſchichte bereits mehrmals von den Freyſinnigen zur Sprache gebracht worden iſt; und da es kein Geſez gibt, welches das Bekehren und die Proſelytenmacherey verbietet, ſo wird auch Hr. Douglas Loveday ſchwerlich etwas anders mit ſeiner Bittſchrift ausrichten, als daß er doch der Geiſtlichkeit fühlen läſſt, daß ſie bey ſolchem widerſinnigen Betragen ſich ſchwerlich die Achtung und Zuneigung der Nation erwerben wird. Es iſt ein günſtiger Umſtand, daß dieſer Douglas Loveday ein Mann von Anſehen und von vieler Charakterfeſtigkeit iſt, und ſeinen Klagen einen Nachdruck zu geben gewußt hat, welcher heilſame Folgen haben kann, beſonders dieſe, daß die Pariſer Kleriſey jezt behutſamer werden, und mit ihrem Bekehrungseifer nicht ſo raſch verfahren wird, obſchon ſie jezt in der ſiegenden Parthey alle erwünſchte Unterſtüzung findet. Die Freyſinnigen glaubten in dieſer Proſelytenmacherey ſchon einen Vorgeſchmack der jeſuitiſchen Umtriebe zu bekommen, und haben daher ſchon geradezu ihre Gegner in der Deputirtenkammer beſchuldigt, ſie gingen damit um, den Jeſuiten den Weg in Frankreich zu bahnen, welches die Ultras nur ſo halb und halb geläugnet haben; einige derſelben haben ſogar verlauten laſſen, man würde nicht übel thun, wenn man die Jeſuiten wieder einführte. Die ſogenannten Miſſionarien betrachtet man in Paris als verkappte Jeſuiten, und es geht bereits die Rede davon, man wolle ihnen, außer der Genovefen-Kirche, in deren Beſiz ſie neulich ſind geſezt worden, auch noch das daneben liegende alte Genovefen-Kloſter, woraus ſeit der Revolution ein Lyzeum gemacht worden war, einräumen, wodurch jenes Lyzeum einzugehen Gefahr liefe. Nach demjenigen zu ſchließen, was jezt vorgeht, iſt ſo etwas nicht allein ſehr glaublich, ſondern auch ſehr wahrſcheinlich, und vermuthlich werden die Jeſuiten nicht die einzigen Mönche ſeyn, die ſich unter dem Schuz der jezt öffentlich herrſchenden Parthey wieder einſchleichen werden. Treffend hat der beliebte Volksſänger Beranger dagegen in mehreren ſeiner Geſänge gewarnt, z. B. in folgender Stelle:

On va rouvrir la Sorbonne,
L'église attend ses décrets;
On ne brûle encore personne,
Mais les fagots sont tout prêts;

und in dieſer:

Nos missionaires font rendre
Aux bonnes gens les biens de Dieu;
Ils marchant tout couverts de cendre;
C'est ainsi qu'on couvre le feu.

Das Wizigſte, was er in dieſer Hinſicht geſungen hat, iſt folgende Stelle über die Deputirtenkammer:

Que cette chambre sensée
Laisse avec soumission
Sortir la procession,
Et renfermer la pensée,
Riez-en avec moi.

Ueberhaupt hat keiner der jezt lebenden franzöſiſchen Dichter die Mißbräuche unſerer Zeit ſo beißend gerügt, als dieſer unerſchöpfliche und launige Dichter, an deſſen Schickſal ſo allgemeiner Antheil genommen wird, daß ſogar in den öffentlichen Staatsreden der Freyſinnigen ſeiner rühmliche Erwähnung geſchehen iſt. Seine neulich unterdrückte Liederſammlung iſt eine intereſſante Gallerie dichteriſcher Rügen und wiziger Herzensergießungen, die eine Menge äußerſt gelungener Stücke enthalten, die in Frankreich deſto mehr Beyfall finden, da ſie die Geſinnungen und Gefühle der Mehrzahl der Franzoſen ſchön ausſprechen. Man findet darunter einige wider die lächerlichen Anmaßungen der alten Adelichen, welche bey der Rückkehr des Königs meinten, nun würden ihnen Frohnbauern, Vorrechte und Hofchargen wieder in die Hände regnen; andere wider die Verſuche der Obſkuranten, die neue Lehrmethode zu verbannen, und Frankreich wieder mit Kapuzinern zu beſchenken; andere über den geſunkenen Glanz Frankreichs; noch andere, welche rührende Klagen über das Schickſal der Verbannten enthalten. Ueberhaupt haben ſich in der franzöſiſchen Gelehrten-Republik eine Menge Stimmen zu Gunſten der Proſcribirten vernehmen laſſen, und es gereicht den franzöſiſchen Gelehrten zur Ehre, daß ſie, ohne Rückſicht auf das Gefallen oder Mißfallen der Machthaber, ſich der Unglücklichen ſehr lebhaft angenommen, und in Verſen und Proſa zu ihren Gunſten geſprochen haben. Es ließen ſich über zwanzig Schriftſteller anführen, welche Davids, Carnots, Arnaults Lob ſeit ihrer Verbannung angeſtimmt haben, ohne ſich darum zu bekümmern, ob man ihren Eifer gut heißen oder mißbilligen würde; das leztere iſt wohl das Wahrſcheinlichſte; aber das Publikum hat ihnen Dank gewußt, wegen dieſer gefühlvollen, uneigennüzigen Geſinnung, und ihnen ſeine Achtung gezollt. Dieſe Theilnahme der glücklichen Schriftſteller und Künſtler an dem Schickſale ihrer unglücklichen Mitbrüder iſt ein ſchöner Zug der Humanität unſerer Zeit, und gereicht der Gelehrtenwelt zum Lobe. Es läſſt ſich leicht vermuthen, daß ein Dichter, wie Beranger, welcher andern Unglücklichen ſeine Theilnahme nicht verſagt hat, auch ſelbſt allgemeine Theilnahme erregt, ſeitdem er zu einer dreymonatlichen Gefängnißſtrafe verurtheilt worden iſt, wiewol es in ſeinem Gefängniſſe ziemlich luſtig hergeht, denn er beſizt eine ſolche Menge von Freunden, daß es ihm an Geſellſchaft nimmer fehlt, und er in dem St. Pelagie-Gebäude ſingen kann, wie in ſeinem Zimmer, wofern er vergißt, daß er nicht frey iſt. Sobald als er in Anklageſtand verſezt wurde, zweifelte er keinen Augenblick, daß ſeine Feinde ſeine Verurtheilung bewirken würden, und nahm daher in einem gemüthvollen Gedicht: Mes adieux à la campagne, von der freyen Herbſtnatur Abſchied:

Soleil si doux au declin de l'automne,
Arbres jaunis; je viens vous voir encore;
N'espérons plus que la haine pardonne
A mes chansons leur trop rapide essor u. ſ. w.

Am Ende dieſes elegiſchen Gedichtes erhebt ſich der kühne Dichtergeiſt in ſeiner ganzen Würde, und weiſſagt, daß ſeine Verfolgung ihm die Theilnahme ſeiner Zeitgenoſſen verſchaffen werde:

Même aux regards de la france asservie
Un noir cachot peut illustrer mes vers;
A ses barreaux je suspendrai ma lyre,
La renommée y jetera les yeux.

Und zulezt wird aus dieſer Geiſteserhebung wahre Begeiſterung, während welcher er verſpricht, einen Hymnus auf die Freyheit zu dichten; dieſer Schluß iſt äußerſt poetiſch:

Partons, j'entends le geolier qui m'appelle.
Adieu les champs, les eaux, les prés, les fleurs!
Mes fers sont prêts, la liberté m'inspire.
Je vais chanter son hymne glorieux.

Dieſer Hymnus iſt bisher noch nicht ins Publikum gekommen; doch wird er ſeinen Freunden bekannt ſeyn. l.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 16.

Nro. 49.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 26. Februar 1822.

Amor kam, riß, ſie zu ſehn
Sich die Binde vom Geſicht.
Plötzlich von dem Glanz entzündet,
Der aus ihren Augen bricht —
Grazien, ruft er, verbindet
Hurtig wieder mein Geſicht!
Wahrlich, im Olympus findet
Man ſo eine Schönheit nicht.

Göz (?).

Erotiſche Lieder des Neu-Griechen Athanaſios Chriſtopulos aus Konſtantinopel.

Im Sylbenmaaß des Originals nachgebildet von Guſtav Schwab.

9.

Apotheoſe.

Cypria ſchaute
Dich, und ihr graute;
Zweifelnd ſie ſtand,
Weil ſie mit ihren
Reizen ſich zieren
Andere fand.

Und ſie muß richten,
Daß du dem lichten
Himmel gebührſt,
Würdig den Reigen
Himmliſcher Zeichen,
Sternenbild! führſt.

Dich zu beehren,
Lös't ſie des hehren
Gürtels Geflecht,
Schickt dir vom Thron den
Feurigen Sohn, den
Treueſten Knecht.

Neuen und alten
Sel'gen Geſtalten
Schickt ſie dich zu,
Daß in Aeonen
Krone der Kronen,
Göttin ſeyſt du!

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tonon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 16ten wurden viertehalb ſpaniſche Thaler in Sapekas (die kleinſte chineſiſche Kupfermünze) nebſt einigem groben Reis unter der Geſellſchaft vertheilt, und zwar in gleichen Portionen, ohne alle Anſehung des Ranges der Perſonen, und man gab ihnen zu verſtehen, daß dieſes ihnen für fünf Tage dauern müſſe. Den ganzen Tag drängten ſich die Einwohner hinzu, um ſie zu ſehen; ein Schwarm löſte den andern ab, und das ganze Viereck war vom Morgen bis in der Nacht ſo voll, daß ſie ſich nicht rühren konnten. — Der Gouverneur hatte erfahren, daß die Offiziere zwey Briefe an den König von Cochin-China, den einen von Lord Bentinck und den andern von den Herrn Abbot und Maitland, bey ſich hatten, welche er ihnen am 17ten abfordern ließ. Man ſchickte ſie ihm, nebſt dem vorerwähnten Grandchop, jedoch unter dem Verſprechen, daß die Briefe nicht geöffnet werden ſollten. — Dieſen Tag über brachten ſie die wenigen geretteten Kleidungsſtücke in Ordnung, und um ſie die Nacht über zu trocknen, hingen ſie ſie an den Götzen auf, welches, ohne es vorher bedacht zu haben, denſelben das lächerlichſte Anſehen gab. Selbſt die Wache, als ſie die Runde machte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten, als ſie ihre Götter in dieſem ausländiſchen Staat erblickte, welches die Engländer nicht wenig erſtaunte, da ſie vorher befürchtet hatten, es möchte Vergerniß bey ihnen erregen. — Im Laufe des Tages erfuhren ſie, daß ſechzehn der Leute, welchen ſie den Wrack übergeben hatten, beym Verſuch einen Theil der Ladung herauf zu bringen, ertrunken wären. Dieſe Leute, deren Benehmen ſo auffallend anſtändig geweſen war, waren Fiſcher, welche die Seeküſte bewohnten. — Am 18ten ließ der Gouverneur aufs neue ihre Namen verleſen. Bey dieſer Gelegenheit übergaben ſie freywillig alle ihre Waffen, mit Ausnahme der Doppelflinten, da ſolche auf der weiten Reiſe nach Kanton, die, wie man ihnen ſagte, ſie würden zu Fuß zu machen haben, ihnen nur läſtig geweſen ſeyn würden. Man verkündigte ihnen auch, daß ſie zwanzig Tage länger in Man-chow bleiben mußten, bis man Nachricht über eine große chineſiſche Seeräuberflotte erhalten könnte, die den Kanal, welcher Hainan von der Weſtküſte von China trennt, unſicher machte. — Die Bazaars dieſer Stadt waren reichlich mit jedweder Art von Eßwaaren verſehen. Sie liegt in einer reichbebauten Ebene voller Städte, Dörfer und Weiler; ein hohes Gebirge begrenzt dieſelbe, unter welchem ſich ein Doppelhaken weit über die übrigen erhebt. Die Mauern der Stadt ſind zwiſchen achtzehn und zwanzig Fuß hoch und eben ſo dick, von Backſteinen erbauet, aber ohne Graben. Die Schutzmauer (Parapet) iſt ungefähr vier Fuß hoch und mit zahlreichen Scharten zum Gebrauch von Flinten und Bogen verſehen. Sie ſind ziemlich verfallen und ſcheinen ſehr alt zu ſeyn, da ſie nicht nur mit Brombeerſträuchen, ſondern auch an einigen Stellen mit hohen Bäumen bewachſen ſind. Von Kanonen ſah man nichts, als ein Paar Dreypfünder über jedem Thore, und dieſe lagen, nach Landesart, auf einem Paar großen Steinen oder Klötzen, ſtatt der Lafeten. — Der Thore ſind vier, ſchön gewölbt, und ihre Stellung iſt gegen die vier Hauptwinde. Die Straßen ſind mit flachen Steinen belegt, aber eng, und die Häuſer, obgleich von Stein oder Backſtein erbaut, haben ein ſchlechtes Anſehen, da die meiſten nicht über einen Stock hoch ſind. Dieſe Stadt muß indeſſen ehemals weit größer geweſen ſeyn, indem wenigſtens ein Drittel derſelben in Trümmern liegt. Sie enthält eine Menge Tempel, deren einige ſchöne Gebäude ſind mit zierlichen Skulpturen und Vergoldungen. Auch ſieht man viele Triumphbögen, welche zu Ehren derer errichtet worden, die ſich durch irgend eine fromme oder menſchenfreundliche That ausgezeichnet hatten. — Die Hainaneſer kommen in ihrer Kleidung den Chineſern ziemlich nahe; ſie ſind im Allgemeinen ſchöner, aber nicht ſo heller Farbe. Ihre Religion iſt, wie die der Chineſer, Ab- und Vielgöttiſch, ihre Sprache iſt ſehr verſchieden, ſie bedienen ſich aber derſelben Schriftzeichen, welche in der That den Völkern von Corea, Japan, Tonkin, Cochin-China, Cambodia, Formoſa und allen andern, welche die Oſt-Küſte von China bewohnen, gemein iſt. — Am 19ten ſahen einige der Einwohner den Verf. dieſes Journals ſchreiben, und waren ſo erſtaunt darüber, daß ſie augenblicklich wegliefen, um dieſes Wunder ihren Mitbürgern mitzutheilen, die ſich dann auch bald haufenweis hinzudrängten, ſo daß er genöthigt war, ſein Tagebuch zu verbergen. — Am folgenden Tag gingen die Offiziere mit den Flinten auf einer Streiferey auf's Land, fanden aber nicht ſo viel Wild, als ſie gehofft hatten; indeſſen ſchoſſen ſie doch mehrere Krähen, Tauben und andere Vögel, welche ihnen ein vortreffliches Mittagsmahl lieferten. Von den erſtern bemerkten ſie zweyerley Gattungen, die eine ganz ſchwarz und von derſelben Größe als in England; die andere eben ſo groß, aber mit einem weiſſen Ring um den Leib. — Auf dieſer Streiferey folgten ihnen eine Menge Knaben, welche ihnen zuerſt brennende Röhre anboten, und das größte Erſtaunen bezeugten, als ſie die Flinten ohne Lunten losgehen ſahen, und riefen einander zu: jou folvo (es trägt Feuer in ſich.) Auch wunderte es ſie ſehr, wie ſie mehrere Vögel zugleich herabbringen konnten, denn, da man hier keinen Begriff von Schrot hat, ſo glaubten ſie, die Flinten ſeyen nur mit Kugeln geladen. — Am 21ſten erhielt die Geſellſchaft wieder drey ſpaniſche Thaler von der Regierung; und da dieſe kleine Summe für ihren Unterhalt nicht hinreichte; ſo verfielen ſie auf den Gedanken, die Einwohner für ihre Neugierde bezahlen zu laſſen; ſie lieſſen daher nicht mehr als acht oder neun auf einmal in den Tempel zu ſich und jeder mußte zuvor einige Sapekas bezahlen; und mit dieſem Zuſchuß konnten ſie weit beſſer leben als zuvor. — Mehrere Tage gingen ohne irgend ein merkwürdiges Ereigniß vorüber. Die Geſellſchaft war vollkommen frey in ihren Bewegungen, und ſuchte ſich die Zeit ſo gut es gehen wollte, durch Spaziergänge in der Stadt und auf dem Lande zu vertreiben. Ueberall erfuhren ſie die größte Höflichkeit, und beſonders fanden ſie in den Dörfern beym weiblichen Geſchlecht ein herzliches Bedauern ihrer traurigen Lage. — Am 26ſten erhielten ſie wieder ihr Geld und Reis. Bey dieſer Gelegenheit entdeckte die Geſellſchaft, daß ſie ihr chineſiſcher Paſſagier in ſeiner Eigenſchaft als Dolmetſcher bisher um einen Theil davon betrogen hatte; für dieſes Vergehen wurde er auf des Gouverneurs Befehl in Feſſeln gelegt und gepeitſcht, an demſelben Tag aber ſchon wieder in Freyheit geſezt. Dieſer Mann mußte China verſtohlener Weiſe verlaſſen haben, indem kein Chineſe nach den Geſetzen das Land verlaſſen darf. Selbſt die Kaufleute, welche nach Malacca und Batavia handeln, müſſen den Mandarins große Summen bezahlen, um ihre Nachſicht zu erkaufen; ſo daß der ganze auswärtige Handel verſtohlener Weiſe getrieben wird. Und wenn diejenigen, welche ſich ins Ausland begeben haben, umkommen, oder ihnen ſonſt ein Unfall begegnet, ſo haben die Verwandten keine Genugthuung durch die Vermittelung ihrer Regierung zu erwarten, wie es neulich mit denen der Fall war, welche zu Manilla ermordet wurden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſezung.)

Jezt kam Mathildens Pflegmutter, die in einem entlegenen Theil des Gartens beſchäftigt, unſre Ankunft nicht vernommen hatte. Auch der gute Alte kam nach Haus. Wir brachten einen frohen Abend mit einander zu. Mathilde war wieder ganz das harmloſe, unbefangene Geſchöpf von ehemals. Aus unſer Beyder Gedächtniß ſchien die Zeit verſchwunden, die zwiſchen heute und jenem erſten Finden lag. Sie erinnerte ſich zuerſt an ſie. — „Vater Robert,“ ſagte ſie, „du forderſt keine Erläuterungen von mir, komm, ſetze dich mit mir hieher zu unſerer Mutter, ich will erzählen, wie ich das unnatürliche Geſchöpf wurde, das ein Jahr lang dich kränken konnte!“ — In dem Wagen, zu dem mich mein Vater begleitet hatte, war ein Frauenzimmer, das mich ſehr freundlich tröſtete, und verſicherte, ich würde bald wieder zu meinen lieben Pfleg-Eltern kommen. Das wirkte, denn, dacht' ich, da ſeh' ich auch Robert wieder. Ich war müde von vielem Weinen, und ſchlief bald ein. Es wurden einmal unterwegs friſche Pferde vorgeſpannt. Abends fuhren wir durch einen ſchönen Wald, es kam Jemand an den Wagen, meine Begleiterinn ſtieg aus, und bat mich, ſie zu begleiten. Ein Fußweg führte uns tiefer in den Wald, wir waren aber nicht weit gegangen, ſo kam uns eine verſchleyerte Dame entgegen, die mich bey der Hand nahm, mich anſah, und ſagte: „du biſt Mathilde! Ich kenne dich. Bald ſollſt auch du mich kennen lernen.“ Wenn du mich kennſt, ſagte ich, ſo ſage mir, was habe ich denn nun für Eltern, da man mir die meinen nahm? Sie drückte mich an ſich, und ſagte: „dein Vater iſt todt, aber deine Mutter lebt, und wünſcht nichts ſehnlicher, als dich bey ſich haben zu können, ſie liebt dich unbeſchreiblich!“ Indem ſie das ſagte, preſſte ſie mich feſt an ſich, Thränen benezten ihren Schleyer. Ich muſſte auch weinen. Dann fuhr ſie fort: „du heißt Mathilde von Löwen. Du kommſt jezt zu guten Leuten, bey welchen du bleiben, und viel Nöthiges lernen wirſt, bis dich deine Mutter zu ſich nehmen kann, oder du kommſt zu einer Prinzeſſinn, die eine Freundinn deiner Mutter iſt.“ Dann küſſte ſie mich wieder, und winkte meiner Begleiterinn, die mich zu unſerm Wagen zurückführte. Nach einiger Zeit hielt er vor einem Haus in einem Dorf, wir ſtiegen aus, meine Begleiterinn ſagte mir, daß ich hier bey einem Pfarrer bleiben würde. Gar liebe, freundliche Leute, faſt wie meine Pfleg-Eltern, nahmen uns auf, es war ſchon ein Zimmer für mich eingerichtet, in dem ich viel Schönes und Neues fand. Meine Begleiterinn reiſte gleich wieder ab. Anfangs war mirs ganz ängſtlich, immer wieder unter andern fremden Menſchen zu ſeyn, aber die Leute waren ſo gut, ſo freundlich gegen mich, beſonders die Tochter, daß es mir bald recht gut bey ihnen gefiel. Der Vater gab mir Religionsunterricht, und einigen andern, die Tochter lehrte mich weibliche Arbeiten. So ging ein Jahr hin, im Sommer ward' ich confirmirt, — das war mein traurigſter Tag! Alle andere Kinder hatten ihre Eltern um ſich, nur ich war verwaiſt! Ich ſchrieb am Abend an dich, Robert, und an meine Pfleg-Eltern, aber ich wuſſte nicht, in welchem Theil von Deutſchland ſie wohnten! Auch an meine unbekannte Mutter ſchrieb ich, und bat ſie nur um eine Zeile ihrer Hand, die mir ſage, daß ich nicht ganz verlaſſen ſey: Meine Thränen löſchten die Hälfte des Geſchriebenen wieder aus. Aber ich wuſſte dieſen Brief ſo wenig fortzubringen, als die andern. Der gute Pfarrer, der mich weinend fand, tröſtete mich, daß ich ja den beſten Vater im Himmel habe, der mich nie verlaſſen werde. Er ſelbſt war nur durch einen Freund zu meiner Aufnahme beſtimmt worden, der für ein Jahr das Koſtgeld vorausbezahlt hatte; da das Jahr nun zu Ende ging, erwartete er weitere Aufträge wegen mir.

Bald nachher erſchien ein Fremder mit einem Brief von dem Freund des Pfarres, worin er dieſem ſchrieb, daß er mich dem Herrn übergeben möge — ſo mußt' ich nun abermals in fremde Hände übergehen. — Wir reiſten ab; meine erſte Frage an den Fremden war: ob er mich zu meiner Mutter bringe? Er ſah mich traurig an, nahm meine Hand und ſagte: „Mein gutes Kind, ich bin dein Oheim, jezt noch deine einzige Stütze. — Armes Mädchen! deine Mutter iſt vor Kurzem geſtorben. Du kannteſt ſie ja nicht, und hätteſt ſie nie kennen lernen; ich liebe dich, und will für dich ſorgen!“ Ich glaubte, die Erde verſänk' unter meinen Füßen. Nun fühlt' ich mich ganz verlaſſen! Ich erinnere mich auch nicht, daß ich von da an je wieder einmal froh geweſen wäre. Selbſt nicht, als ich nun unter einen Kreis junger Mädchen zu einer recht guten Erzieherin kam; ſo oft eine von ihnen Briefe oder Geſchenke von den Eltern aus der Heimath bekam, erwachte mein Schmerz aufs Neue — ich allein hatte weder Heimath noch Eltern! Mein Oheim, ſo mußt' ich ihn nennen, kam zuweilen, aber er war mir kein Erſatz für Alles, was ich verloren hatte. O wie ſehnt' ich mich hieher zurück und zu dir, Robert! — Nach etwa drey Jahren nahm mein Oheim mich weg, um mich zu ſeiner Gemahlin zu bringen. Unterwegs ſagte er mir: wir würden nun bald in unſer Land zurückkehren, dort könnte mir ein großes Glück zu Theil werden, aber es hänge ganz von meinem klugen Betragen ab; ich müſſe mich ganz ſeiner Leitung überlaſſen. Für einige Zeit müſſe ich nun den Namen Roſalie v. Rieder annehmen, dieß ſey der Familienname ſeiner Gemahlin, für deren Nichte er mich in der Familie, der ich eigentlich angehöre, im Anfang ausgeben werde, bis ich mir ihre Liebe erworben hätte. „Erſt dann, ſezte er hinzu, darf ich es wagen, dich als ihre Angehörige zu nennen. Aber dann wirſt du auch Entſchädigung für Alles, was dir Unangenehmes begegnete, erhalten. Du biſt ja ohne Schuld, du armes Kind!“ Ich war betäubt durch die neue Verwicklung meines Schickſals, Ich mußte ihm verſprechen, wenn mir Jemand begegne, der mich in meiner Kindheit und unter meinem wahren Namen gekannt habe, mich nicht zu erkennen zu geben, bis mich erſt meine Familie anerkannt habe. Ich dachte nicht an dich, Robert, als ich es verſprach, ich war halb bewußtlos.

(Die Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſcher Bericht von und über Neapel.

(Beſchluß.)

Zur vollſtändigen Würdigung des hieſigen Muſikſtandes gehört auch die Prüfung der militäriſchen Muſik, ein Zweig, der jezt ſo ſelten vor das Tribunal der Tonkunſt gebracht wird, und in welchem vielleicht eben deßhalb ſo manche Zügelloſigkeit ſich eingeſchlichen hat. Aber wie ſoll ich von einem Gegenſtande ſprechen, der hier zu Lande ſo gut wie nicht vorhanden iſt? Nach Auflöſung der neapolitaniſchen Armee trennten ſich auch die Corps dergeſtalt, daß jezt nur noch die in Wirkſamkeit beſtehende Garde ihre Muſik beybehalten hat. Wenn indeß der allgemein herrſchenden Sage zu glauben iſt, ſo war dieſes Corps das vorzüglichſte in der Armee, und da ich dieſe täglich, ſo wie bey verſchiedenen Feyerlichkeiten, ſpielen höre und gehört habe, ſo kann der Schluß vom Kleinern aufs Größere nach einem untrüglichen Probabilitätskalkul gemacht werden. Dieſes gut beſezte, wohl eingerichtete Corps beſizt unſtreitig einige Vorzüge in der Ausführung: es weiß Effekt zu machen; es iſt in der Lage, ſich von den neuen Opern die beliebteſten Stücke oft gleich nach der Aufführung im Theater zu verſchaffen, und da man hier ſchnell einſtudirt, ſo wird das Publikum alſo außer dem Theater auf die bequemſte und wohlfeilſte Art von der Welt von den Neuigkeiten unterrichtet. Aber hierauf beſchränkt ſich auch das ganze Verdienſt dieſes Corps, von welchem alle übrigen, wie geſagt, nur ſchwache Kopien geweſen ſeyn ſollen. Einige wenige Opernmärſche abgerechnet, gibt es alſo hier keine eigentliche Muſik, die bey militäriſchen Funktionen am rechten Orte wäre.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30. Jan.

(Beſchluß.)

Berangers Laune hat ſich nicht enthalten können, ſein Erſcheinen vor Gericht in einem komiſchen Liede zu beſingen, das bereits gedruckt worden und ſchnell umhergegangen iſt. Dieſes Lied iſt an ſeine Muſe gerichtet; indem er in den Gerichtshof tritt, erblickt er die sainte chapelle, deſſen ehemalige trägen Kanonici von Boileau in ſeinem Lutrin komiſch-heroiſch beſungen worden ſind. Wobey Beranger bemerkt:

S'il renaissait, ce grand maitre,
Le clergé, remis en train
En prison ferait peut être
Pourrer l'auteur du Lutrin.

Dann erblickt er die große Eingangstreppe, vor welcher das Parlament ehemals Rouſſeau's Emil durch die Hand des Henkers verbrennen ließ. Ach, Muſe! ſagt der Dichter, heute wird man aus deinen Liederchen Schwefelhölzchen machen, um jenen Scheiterhaufen wieder anzuzünden:

Muse, de vos chansonettes
Aujourdhui, l'on va tâcher
De faire des allumettes
Pour ranimer ce bûcher.

Endlich gelangt er zu dem großen Gerichtsſaal: ſeine Muſe will fliehen; aber der Dichter hält ſie zurück, damit ſie doch ſehe, wie die Richter in ſchwarzem etwas ſchmutzigen Talar Themis Wage zur Hand nehmen, um eine Schellenkappe abzuwägen.

Revenez donc, pauvre sotte
Voir prendre à vos ennemis,
Pour peser une marotte,
Les balances de Thémis.

Wahrſcheinlich hat er ſein Verhör und ſeine Verurtheilung auch beſungen, denn Beranger iſt ein Mann, der ſeinen Gegnern nichts ſchuldig bleibt, und ſeine Schuld in guter Münze früh oder ſpät abträgt; und gewiß wird er mit einem neuen Liedervorrathe wieder aus St. Pelagie heraustreten. Die Ultras werden mit ihm nie gewonnen Spiel bekommen, denn er verſteht meiſterlich die Kunſt, ihre Umtriebe in kleinen Liedern zu ſchildern. Tüchtig hat er bereits die ſogenannten Ventreus durchgehechelt, welche im Centrum der Deputirtenkammer ſitzen, und immer der Meinung der Miniſter beyſtimmen, bey welchen ſie zu ſpeiſen pflegen. In einem ſeiner Lieder ſtattet ein ſolcher Deputirter den Wahlherren Rechenſchaft über ſein Verhalten während der Seſſion ab, verſichert, es ſtehe wohl um den Staat, denn er komme gut gemäſtet und dickleibig wieder nach Hauſe:

L'état n'a point déperi,
Je reviens gros et fleuri.

Und in dem Refrain jedweder Strophe erinnert er ſich mit Entzücken aller der vortrefflichen Gaſtmäler, die man ihm hat zu Theil werden laſſen, während er zu Gunſten der Preßbeſchränkung und der ungeheuern Auflagen ſtimmte:

Quels dinés,
Quels dinés
Les ministres m'ont donnés!
Oh que j'ai fait de bons dinés!

Daß ein ſolcher freyſinniger und unabhängiger Dichter auch Nationalſtolz beſizt, und gern in ſeinen Geſängen die Zeit zurückruft, als Frankreichs Heere ſiegreich Europa durchzogen, und nicht zulieſſen, daß irgend eine Macht ihr politiſches Syſtem dem franzöſiſchen Staate aufdränge, läßt ſich leicht vermuthen. In manchen ſeiner Lieder kommen elegiſche Klagen über den Verfall des franzöſiſchen Heeres, über das Verſchwinden des Anſehens und der Unabhängigkeit Frankreichs vor, und man kann leicht denken, wie gern dieſe, den Franzoſen aus der Seele geſprochenen, Empfindungen von ihnen wiederholt werden, und welchen Beyfall dieſe Lieder müſſen erhalten haben. Ueberhaupt kann man Beranger als einen wahrhaft nationalen Dichter anſehen, der eine merkwürdige Erſcheinung in der neuen franzöſiſchen Literatur iſt, und deſſen Lieder einmal auch eine hiſtoriſche Wichtigkeit bekommen werden, da ſie großentheils durch Tages- und Zeitbegebenheiten veranlaßt worden ſind, und herrſchende Geſinnungen und wahre Thatſachen ſchildern. Da er im Auslande ſo gut als gar nicht bekannt iſt, ſo habe ich geglaubt, die Leſer des Morgenblatts etwas ausführlich über denſelben unterhalten zu müſſen, zumal da er als unermüdeter Gegner der Umtriebe der Obſkuranten einen bedeutenden Einfluß auf ſeine Nation äuſſert. Indeſſen muß man die ganze Sammlung ſeiner Lieder leſen, wenn man ſich einen vollſtändigen Begriff von ſeiner unerſchöpflichen Laune und den mannigfaltigen Formen ſeiner Darſtellungen machen will. Noch beſſer aber nehmen ſie ſich aus, wenn man ſie bey Pariſer Tiſchgeſellſchaften, wofür ſie eigentlich gedichtet worden ſind, von Leuten, die das Singen ſolcher Lieder verſtehen, wie es deren manche in Paris gibt, abſingen hört. Alsdann erſt tritt der Witz, womit ſie ſchimmern, in ſeinem ganzen Glanze hervor.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 17.

Nro. 50.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Februar 1822.

> Dort lag Argus der Hund, voll ekeln Ungeziefers.
> Dieſer als er nunmehr den Odyſſeus nahe bemerkte,
> Wedelte zwar mit dem Schwanz' und ſenkt' herunter die Ohren:
> Näher hin doch nicht konnt' er zu ſeinem Herren hinangehn.
>
> Homers Odyſſee.

Zur Ehre der Hunde.

Als ich in die Schreibſtube des Zollbeamten zu Dublin trat, erzählt der Korreſpondent eines engliſchen Blattes, ſprang der Hund des Beamten, welcher zu der Dachsart gehörte, auf einen der Schreibtiſche, und indem er ſeine Augen auf mich heftete, bellte er einmal. Anfangs gab ich nicht ſonderlich Acht auf dieſes; worauf mein neuer Bekannter noch lauter mich anbellte, und um ſeinem Geſuch mehr Nachdruck zu geben, eine ſeiner ziemlich ſchmutzigen Pfoten mir auf die Schulter legte, und mir dabey immer ſtarr ins Geſicht ſah. Einige der Zuſchauer erklärten mir endlich, daß es auf meine Mildthätigkeit abgeſehen ſey. Einer ſo rührenden Aufforderung konnte ich freylich nicht widerſtehen; und während ich mich anſchickte den vierfüßigen Bettler zu befriedigen, verfolgte er aufmerkſam die Bewegung meiner Hand nach der Taſche und bezeugte durch ſeine ausdrucksvollen Blicke und das Wedeln ſeines Schwanzes ſeine Freude über den glücklichen Erfolg ſeines Bemühens. Ich warf ein Kupferſtück etwas weit von mir — ſogleich ſtürzte ſich das Thier darauf, erfaſſte es mit der Schnauze — trug es zu einem nahe ſitzenden Kuchenweibe, ließ es vor dem Korbe fallen und empfing den Werth dafür, welchen es mit der größten Zufriedenheit verzehrte. — Als ich einige Zeit hernach demſelben Hunde im Zollhaushof begegnete, wo er ſeinem Herrn eine ziemliche Strecke von der Schreibſtube nachgefolgt war, wollte ich ſeine Treue verſuchen und warf ihm einen halben Penny zu. Nachdem er denſelben in der Schnauze in Sicherheit gebracht, ſchien er einen Augenblick in Verlegenheit, ob er ſich zu ſeiner alten Freundinn, der Höckerinn, begeben und die Triebe des Hungers befriedigen, oder ob er ſeinen Gefühlen einen edelmüthigen Zwang auflegen und bey ſeinem Herrn bleiben ſolle. Zu ſeiner Ehre ſey es geſagt, das Gefühl der Pflicht behielt den Sieg. Da er aber bald darauf bemerkte, daß ſein Herr ſtehen blieb, um mit jemand zu ſprechen, warf er einen Blick nach der Stelle, wo ſein Herzenswunſch ſich befand, und ſtahl ſich ſchnell, ohne einen Augenblick zu zaudern, hinweg. Auf ſeinem Wege aber ſah er ſich um, und als das getreue Thier ſeinen Herrn im Begriff ſah, weiter zu gehen, gab es ſeinen Vorſatz wieder auf, kehrte zu ihm zurück und folgte ihm über den ganzen Hof, bis er endlich zu ſeiner großen Freude zu der Stelle zurückkehrte, wo es ſeiner Neigung ohne Gewiſſensbiſſe genügen konnte.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Wir kamen, erzählte Mathilde weiter, bald bey der Tante an, zu der ich nie Zutrauen faſſen konnte, eben ſo wenig konnt' ich Thereſe, ihre Tochter, die bald nach mir aus einem andern Erziehungshaus ankam, lieben. Wir reiſten zurück. Ehe wir zum erſtenmal an den Hof gingen, nahm mich der Oheim allein, und erneute ſein Verbot, mich je unter meinem wahren Namen zu nennen. Ach

Gott! wie ward mir, als du der Erſte warſt, den ich in den fürſtlichen Sälen erblickt! Halb ſinnlos ſchleppte mich mein Oheim fort; ich weiß nicht, wem er mich vorſtellte. Ich war nur mit dem Gedanken beſchäftigt, wie es gehn werde, wenn du mich anreden würdeſt. Ich wuſſte, daß es für meinen Oheim gefährlich werden könne, wenn ich nicht ſeiner Leitung blindlings folgte. Ich muß lügen, muß Robert verläugnen, das brannte wie Feuer in mir. Mit einer Art Erſtarrung redete ich zum erſtenmal mit dir. O was ich von da an litt, das iſt unbeſchreiblich! Ich ſchien mir eine Leiche, die mit trügeriſchen Zeichen des Lebens unter Lebenden wandle. Ich verachtete mich — ſchon vorher lag das Wort meines Oheims: „du haſt ja keine Schuld,“ drückend in meiner Seele. Ich hielt mich für das Kind verbrecheriſcher Eltern; aber nun drückte mich eigene Schuld zu Boden — ich war eine Lügnerinn, eine Heuchlerinn dem beſten Menſchen gegenüber. Eine unſägliche Angſt preſſte mein Herz zuſammen, ſo oft ich dich ſah. Nur Eliſens Liebe erweckte oft mein halbtodtes Herz. Während ich mit ihr auf dem Schloß zuſammenlebte, war mir beſſer. Wir kehrten in die Stadt zurück. Spät am Abend bat mich meine Tante, unter dem Vorwand, die Kühle zu genießen, mit ihr in den Garten zu gehen. Ich warf einen Mantel über, und folgte ihr. Sie lief vor mir her, den Garten hinab in ein Gebüſch, nahe am Ausgang; kaum war ich in das Dunkle getreten, ſo wurde ich gepackt, man verſtopfte mir den Mund und trug mich in einen Wagen, der vor dem Gartenthor hielt, von der Tante hörte ich keinen Laut! Zwey ſtarke Arme hielten mich auf dem Sitz feſt. Es gelang mir, meinen Mund zu befreyn, ich hätte ſchreyen können, aber ich überließ mich in einer dumpfen Ergebung dem neuen Schlag meines harten Schickſals. Als es anfing hell zu werden, traf ich einen andern Wagen, den ich mit meinen bisherigen vertauſchen muſſte. Eine große Frau, die ſich darin befand, wie ſie mich ſo ruhig ſah, ſagte mit einer Baßſtimme: „Nun das iſt brav, Mamſell, daß Sie ſo vernünftig ſind, wir werden bald gute Freunde werden!“ Sie bot mir Frühſtück an, ich hatte keinen Hunger. Wir blieben Mittags in einem einſamen Wirthshaus, ſie bewachte mich genau. Es fiel mir nicht ein, einen Verſuch zu meiner Befreyung zu machen. Gegen Abend näherten wir uns Bergen, bald erkannte ich die Gegend, in welcher ich meine glückliche Kindheit verlebt hatte. Es ſtieg ein Gewitter auf; ſie trieb den Kutſcher an, zu eilen, um noch einen gewiſſen Ort, der zum Nachtlager beſtimmt war, zu erreichen. Die Nacht brach unter dem finſtern Himmel, und in den tiefen Hohlwegen, worin wir fuhren, früh ein. Schon rollten ferne Donnerſchläge, Blitze erhellten auf Augenblicke die Dunkelheit um uns her. Meine Begleiterinn war in fürchterlicher Angſt, und wollte, der Kutſcher ſolle ein Obdach zu erreichen ſuchen; er weigerte ſich ſchneller zu fahren, wegen der Gefahr die nahen Wetterwolken anzuziehen, und rieth ihr lieber ein Glas des mitgenommnen Likörs zu genießen, um ſich Muth zu machen. Sie befolgte ſeinen Rath, bot ihm auch die Flaſche, und trank dann noch einmal. Das Gewitter kam immer näher, aber ſie ſchlief ein; um ihrer eckelhaften Nähe zu entgehen, ſezte ich mich auf den Rückſitz. Der Kutſcher betete halblaut. Die häßliche Frau regte ſich nicht. „Mamſell,“ ſagte der Kutſcher jezt leiſe zu mir, „wenn Sie fort wollen, ich will nichts davon wiſſen! Unſer Eins hat auch ein Gewiſſen! und bis der alte Sadrach ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hat, bin ich weit fort. Was kümmert's mich! warum gibt ſie nicht Acht!“ Mein ſtarres Herz war erweicht, ſeit ich die geliebte Gegend wieder ſah; ich wünſchte mich zu retten. Ich nahm das Polſter, worauf ich ſaß, hing meinen Mantel darüber, und ſchob es in die Ecke, in der ich vorher geſeſſen hatte, damit mich meine Begleiterin, bey halbem Erwachen, nicht vermiſſen ſolle. Dann ſchlüpfte ich aus dem Wagen, ſagte zum Kutſcher: Gott lohn's Euch, und flog den Rain hinauf. Ich hörte die Kutſche fortfahren, warf mich auf die Knie und dankte Gott. Da zerriß das Gewölk über mir, und ich erblickte den Stern, den ich mir in der lezten Nacht, ehe ich von meinen lieben Pfleg-Eltern fortkam, zum Andenken an Robert, auserſehen hatte; nach ihm konnte ich die Lage meines geliebten Jägerhauſes vermuthen, ich nahm die Richtung darauf zu, aber ich gerieth in unwegſames Geſträuch, und ſank endlich ermüdet und durchnäſſt nieder. Ein Geräuſch erſchreckte mich! ich zog meine Kleider an mich, aber ich war ſchon entdeckt, wer beſchreibt meine Freude, als ich den alten Franz an der Stimme erkannte? Der gute Menſch trug mich zu meinen lieben, guten Eltern. Wie ſich meine Kräfte nach und nach ſammelten, da kehrte auch wieder Muth in mein Herz. Ich hielt mich nicht verpflichtet, um Verhältniſſe willen, in die ich nie zurückkehren werde, noch länger die Schmach der Lüge zu tragen. Und nun, nun, — o Gott! wie gut iſt nun Alles!“

Sie fiel meiner Mutter um den Hals. „Du kannſt ganz ruhig ſeyn, mein Kind,“ ſagte dieſe, „der Graf — iſt dein Oheim nicht. Er kannte die Verwickelung deines Schickſals, gelang es ihm ſie zu löſen, ſo konnte er große Vortheile durch die beabſichtigte Verbindung ſeines Sohnes mit dir ziehen. Allein jezt, lieben Freunde, iſt es nothwendig an unſre Abreiſe zu denken, meine Kinder bedürfen meiner Gegenwart, und du, meine Mathilde, zählſt dich zu ihnen? — Mathilde küſſte mit gebognem Knie die mütterlichen Hände; die guten Pfleg-Eltern vergaßen ſich ſelbſt in der Freude, das Schickſal ihres Lieblings geſichert zu ſehen, und ſahen uns, zwar tief gerührt, aber freudig abreiſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Den 27ſten unterſuchten die Offiziere die Tempel und und Triumphbögen; in den erſteren ſahen ſie Glocken von ungeheurer Größe; die lezteren ſind in der Geſtalt eines Halbzirkels erbauet und werden von ſteinernen Pfeilern von 18 bis 20 Fuß Höhe und 18 Zoll im Durchmeſſer getragen, deren jeder aus einem einzigen Steine beſtehet. — Am 28ſten ſahen ſie eine Anzahl Soldaten in Gegenwart zweyer Mandarins ihre Waffenübungen verrichten. Hier iſt aber zu bemerken, daß Mandarin kein chineſiſches Wort iſt, ſondern portugieſiſch von dem Zeitwort mander, befehlen; die Chineſer, Cochin-Chineſer und Tonkineſer nennen amtliche Perſonen Quan. Dieſe Quans nun waren militairiſche Offiziere von hohem Rang, welche ganz gemächlich in Seſſeln da ſaßen, während ein Offizier von niedrigerem Range die Soldaten je fünf und fünf auf einmal beym Namen hervorrief. Dieſe bildeten ſich in einen halben Mond und feuerten ihre Luntenflinten der Reihe nach ab; ſobald einer gefeuert hatte kehrte er rechtsum, lud ſeine Flinte aufs neue, und feuerte wieder, wann ihn die Reihe traf; auf dieſe Weiſe unterhielten ſie ein beſtändiges Feuer bis ein jeder Mann 6 bis 8 Mal geſchoſſen hatte. Dann marſchirten ſie rechts ab und fünf andere wurden an ihre Stelle gerufen. Sie bedienten ſich keines Propfs, ſondern warfen das Pulver mit einem Maaß von Bamboo loſe in den Lauf. Nach dieſem wurden ſie je zwey und zwey hervorgerufen und übten ſich mit dem Säbel, Speer und der Lanze, worin ſie viele Geſchicklichkeit zu beſitzen ſchienen, und vertheidigten ſich mit einem aus Rohr (ratan) verfertigten, runden Schilde von ungefähr 3 Fuß im Durchmeſſer: dieſen gebrauchten ſie mit großem Vortheil und vieler Behendigkeit. Ihre Flinten ſchienen ſehr ſchwerfällig und einen ſehr engen Lauf zu haben; und die Soldaten lehnten im Schießen den Leib vorwärts, ſo daß der Ellbogen an dem linken Knie zu ruhen kam. — Am 30ſten wurden die Reiſenden vom Gouverneur, nachdem er ihre Namen verleſen hatte, benachrichtigt, daß ſie den folgenden Tag ihre Reiſe nach Howi-how antreten ſollten. Die Einwohner bedauerten es, daß ſie ſobald abreiſen mußten.

Am folgenden Tag um Mittag ließ ſie der Gouverneur zu ſich kommen, und nachdem ein jeder 5 Sapekas erhalten, nahmen ſie von Sr Ex. Abſchied und traten unter der Leitung ihrer Wegweiſer und verſehen mit einem Paſſe, den ſie hierzu erhalten hatten, ihre Reiſe an. Sie reiſten NNO. ungefähr 36 Li, oder 12 Engl. Meilen längs des Sees Man-how, welcher ſehr groß iſt, und auf einigen Stellen nur durch einen engen Streifen Land vom Meere getrennt zu ſeyn ſcheint. Sie hielten für die Nacht in einer für Reiſende beſtimmten Herberge. Während dieſer Tagreiſe hatten ſie mehrere Flüſſe durchwatet, deren keiner über 5 Fuß tief war, und waren durch vier Flecken und Dörfer gekommen, wo die Märkte reichlich mit Lebensmitteln verſehen zu ſeyn ſchienen. Das Land war gut angebaut, aber niedrig und feucht und die vorzüglichſten Produkte waren Reis und ſüße Kartoffeln; die zahlreichen Einwohner waren allenthalben höflich, aber eben ſo neugierig als zu Man-how. Die Straße war meiſtens ſehr ſchlecht und ſchien nicht fern vom Meere hinzuführen, da man, beſonders zur Nachtzeit, das Rauſchen der Brandung ganz deutlich vernehmen konnte. — Am 2ten kamen ſie, nachdem ſie 24 Meilen zurückgelegt hatten, und durch zehn Flecken, Dörfer ꝛc. und über drey Flüſſe gekommen waren, in der Stadt Lock-hoi, an, wo ſie der Gouverneur ſogleich für die Nacht nach einem Miao führen ließ. Die Gegend, durch welche ſie gekommen waren, ſchien ſehr volkreich und man ſah nicht einen Fuß Land unbenuzt liegen, aber die Straße war durchgängig ſchlecht. Dieſe Stadt iſt groß und mochte zwiſchen 80 und 90,000 Einwohner enthalten. Die Wälle ſind ziemlich gut erhalten und die mit Quaderſteinen ſchön gewölbten vier Thore öffneten gegen die vier Winde. Auf den an dreyßig Fuß dicken Wällen ſah man keine Kanonen. Die Straßen ſind gepflaſtert aber eng, und die Häuſer von Backſteinen erbauet, und keines über zwey Stock hoch; indeſſen erblickt man mehrere ſchöne Kaufladen mit mancherley Waaren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Jan.

Von derſelben Verkehrtheit, welcher an einigen andern Orten ſich die Jugend ſtrafbar gemacht hat, ſahen wir auch hier ein Beyſpiel. Es hatte ſich nämlich unter den Schulknaben der Armenſchulen eine förmliche Räuberbande, nicht etwa zum Spiele und Spaße, ſondern zum traurigen Ernſte, gebildet. Eilf Knaben von zehn bis zwölf Jahren hatten ſich zum Zwecke des Stehlens vereint, ſich einen Hauptmann erwählt, und Signale und Zeichen zum Berufe ihres Handwerks erfunden. Sie hatten ſchon eine ziemliche Fertigkeit erlangt, denn ſie wußten behutſam Fenſterſcheiben auszunehmen, einen Auflauf zu erregen, um bey demſelben im Trüben zu fiſchen u. ſ. w. Ihr Signal war eine kleine Pfeife und ihr Sammelplatz der ſchon in dieſen Blättern beſchriebene neue Adolphs Platz, wo ſie alle Abende nach den Schulſtunden zuſammen kamen, um auf neue Spitzbübereyen zu denken und ſich ihre Arbeit für den folgenden Tag zutheilen zu laſſen. Beſonders kühn und liſtig zeigten ſie ſich im lezten Chriſtmarkte, „Dom" unter uns genannt; faſt alle Buden auf demſelben wurden von ihnen heimgeſucht, und der erbeutete Raub einem Juden hingetragen, der ihnen eine Kleinigkeit dafür gab. Die Polizey kam aber endlich dieſen kleinen Gaunern auf die Spur und alle ſind gerichtlich eingezogen worden, wo ſie denn der verdienten Strafe nicht entrinnen werden. — Eine andere Begebenheit hat ein ſchauderhaftes Intereſſe. Beym Einreißen eines alten Hauſes in einer der beſten Straßen der Stadt fand man im Keller beym Aufreißen des Bodens das Knochengerippe eines männlichen Körpers. Vor etwa ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren ward hier plözlich ein junger angeſehener Mann, Namens Bauer, vermißt, von dem in der Folge auch nie mehr eine Spur zu entdecken war. An einen Selbſtmord war nicht zu denken, denn der junge Mann lebte in jeder Hinſicht in überaus glücklichen Verhältniſſen, war reich, von guter Familie und untadelhaftem Rufe. Am Abende ſeines unerklärlichen Verſchwindens befand er ſich in einer zahlreichen Geſellſchaft, die er gegen neun Uhr unter irgend einem Vorwande verließ, und zum Abendeſſen wiederzukommen verſprach. Aber er kam nicht, und ſeitdem hörte man nie etwas wieder von ihm. Die damaligen politiſch-ſtürmiſchen Zeiten veranlaßten zu der Meinung, der junge Bauer ſey, wegen zu frey geäußerter politiſcher Meinungen, von den Franzoſen aufgehoben und fortgebracht worden, und man beruhigte ſich damit, daß er als ein Opfer ſeiner Freyſinnigkeit gefallen ſey. Am Finger des kürzlich aufgefundenen Gerippes ſoll man nun einen Ring mit der Namenschiffre dieſes Bauer, auch in der wohlerhaltenen Kinnlade einen mit Gold eingeſezten Zahn gefunden haben; Bauer hatte nach Ausſage ſeiner Bekannten und Verwandten gleichfalls einen mit Gold eingeſezten falſchen Zahn an eben der Stelle, wo das Gerippe dieſen hat, und dieß Alles macht es wahrſcheinlich, ja beynahe zur Gewißheit, daß dieß die Ueberreſte des unglücklichen verſchwundenen jungen Mannes ſind, den man ſo lange vergeblich geſucht hatte. Manchem Leſer wird ſich hier natürlich die Frage aufdrängen: Wie kam er in jenes Haus? Wer bewohnte es zu jener Zeit? In welcher Verbindung ſtand er mit den Bewohnern deſſelben? Gern zöge ich den Vorhang jezt ſchon über die Sache, aber was ich ſagen muß, kann zur Warnung dienen, und ſo darf ich es nicht zurückhalten. Jenes Haus ſoll um die Zeit des Verſchwindens des unglücklichen Bauer von unſittlichen Mädchen bewohnt worden ſeyn, und dieſer ſtets eine überaus koſtbare brillante Tuchnadel, eine ſchöne Uhr, reich gefüllte Börſe ꝛc. bey ſich getragen haben. So iſt der arme junge Mann, aller Vermuthung nach, in das Haus gegangen, um die Freude zu ſuchen — und das Laſter ließ ihn den Tod darin finden! Man wird jezt natürlich genau nachforſchen, wer um jene Zeit in dieſem Hauſe gewohnt? wohin die Bewohner deſſelben gekommen? u. ſ. w.; aber es dürfte eine der ſchwierigſten Aufgaben ſeyn, den, oder die Thäter nach einer ſolchen Reihe von Jahren auszumitteln, da Perſonen des Handwerks nicht allein faſt halbjährig mit der Wohnung wechſeln, ſondern auch nicht ſelten von Ort zu Ort wandern, indeß: „Was noch ſo fein und zart geſponnen, kommt endlich an das Licht der Sonnen!“

Unter den Sehenswürdigkeiten, welche der Winter, oder vielmehr deſſen Surrogat, denn der ſonſt ſo geſtrenge Herr ſchickte dießmal eine Art von Stellvertreter mit weniger grämlicher Miene, uns darbot, gehört auch das „Muſeum der Glaskünſte“ des Herrn Demmenin, wo in wenigen Augenblicken von dem Künſtler die zierlichſten Sachen aus Glas, als Landſchaften, Blumenſträuße u. ſ. w. vor den Augen der erſtaunten Zuſchauer gemacht werden. Ferner zeigt man eine 18 Fuß lange Boa, oder Königsſchlange aus Java. Dieß Ungeheuer hat vor Kurzem ſein Kleid gewechſelt, d. h. ſich gehäutet, und erſcheint ſeitdem in neuem Glanze; vorher lag es in einem Zuſtande der völligſten Erſchlaffung da, ſoll auch blind geweſen ſeyn; ſeitdem es aber mit der Operation fertig iſt, ſind nicht nur ſeine Farben heller und glänzender, ſondern auch ſeine Bewegungen lebhafter geworden. Dieß Geſchöpf aus den Tropenländern bedarf einer außerordentlichen Wärme, um erhalten zu werden, und nicht allein muß die Temperatur beynahe für uns Nordländer erſtickend heiß in dem Zimmer ſeyn, worin es ſich befindet, ſondern es ſind noch Wärmflaſchen in dem Behältniß angebracht, worin es liegt. Wenn es nicht, nach der Einrichtung, die man für die Zuſchauer getroffen, höchſt gefährlich wäre, das Thier öfterer zu beſehen, ſo müßte es intereſſant ſeyn, recht oft zu demſelben zu gehn, und es recht genau zu beobachten; aber es hat ſchon mehrere Male ſein ſchlecht bewahrtes Behältniß verlaſſen und ſich um im Zimmer befindliche Dinge, unter andern um eine hölzerne Bildſäule, die einen Soldaten darſtellt, gewunden; wie man ſagt, auch neulich im Beyſeyn Vieler den geöffneten Kaſten verlaſſen und die Anweſenden in nicht geringes Erſchrecken verſezt; ſo eine Umarmung des Ungeheuers gehört nicht eben zu den wünſchenswertheſten Dingen!

Der intereſſante Handelsprozeß, deſſen ich früher in dieſen Blättern erwähnte, iſt vom Ober-Appellations-Gericht zu Gunſten der Uſance, alſo ganz nach dem erſten Urtheil, entſchieden worden, und der Appellant hat alſo vergebliche Koſten daran gewendet, ſeine Sache nochmals nachzuſuchen. Es wäre auch eine Verwirrung ohne Maaß und Ziel, und aus dieſem Einen Prozeſſe wären noch tauſend andere entſtanden, wenn die Gerichte anders entſchieden hätten, d. h. nach dem Buchſtaben des Geſezes, der freylich anders ſpricht, als das Urtheil. Da aber der Handel im Allgemeinen ſich nur auf gegenſeitiges Vertrauen begründet und begründen kann, ſo durfte das Gericht nicht gebieten, daß dieſes Vertrauen beym Wechſelgeſchäft aufgehoben werden ſolle. Der Kaufmann acceptirt am Morgen die ihm vorgelegten fälligen Wechſel, und ſchreibt ſie am Mittag, wenn die Bank geöffnet wird, ab; iſt das Haus nun durch einen Zufall, wie der angeführte war, gezwungen, in der Zwiſchenzeit zu falliren, ſo gilt dem ungeachtet das Accept, weil es auf dem Wechſel ſteht. — Wollte man dagegen den Wechſel nicht aus den Händen laſſen, bis man die Bezahlung empfangen hätte, ſo würde dieß nicht allein eine Beleidigung für den Acceptanten, ſondern mit tauſend Weitläufigkeiten verbunden ſeyn, die ſtörend in den Handel eingreifen würden.

Am Sonnabend, den 26. Januar, zeigte ſich zwiſchen zehn und zwölf Uhr ein ſeltnes Phänomen in der Luft. Der erſte ordentliche und anhaltende Schnee fiel; Hagelſchauer und Regen wechſelten mit dieſem ab, und endlich um eilf Uhr, wo ſich auch ein ziemlich heftiger Wind erhoben hatte, erfolgten zwey krachende Donnerſchläge, worauf ſich das Unwetter nach einer Weile aufklärte, gegen Abend aber wieder kam. Mir fiel der Anfang von Müllners „König Yngurd“ ein, wo eine ähnliche, ja ganz gleiche, Naturſcene beſchrieben wird, die mir bis dahin immer unnatürlich und unglaublich vorkam. Die Luftbeſchaffenheit iſt, wie überall, auch in unſern Gegenden höchſt wunderbar in dieſem Jahre; Froſt und Kälte ſind ſeltene Erſcheinungen und milde Frühlingstage an der Ordnung; in einigen unſern ländlichen Gegenden ſoll der Storch in der Mitte Januars wiedergekehrt ſeyn, und Anſtalten zum Bau ſeines Neſtes getroffen haben; ſonſt trifft er um die Mitte des Aprils bey uns ein, und nie früher.

Die Acciſe iſt jezt noch auf ſechs Monate von der Bürgerſchaft bewilligt, und der Zoll auf eingehende Waaren auf eben ſo lange; ſo iſt für den Augenblick die Furcht beſeitigt, daß das Einkommen, welches der Zoll der Stadt gewährte, durch die erhöhte Acciſe herbey geſchafft werden müſſe.

Eine neue, ſehr talentvolle Sängerin, die aber noch durchaus keine Aktion hat, weil ſie erſt jezt das Theater betrat, erregt mannichfachen Zwieſpalt im Parterre; Einige, und wohl die gerechtern, wollen ihr gern das verdiente Lob für ihren ſchönen Geſang ertheilen, Andere fordern ſchon von ihr, was ſie nicht leiſten kann: Spiel, und verſagen ihrem ausgezeichneten Talente zugleich den Beyfall. Dieſe noch ſehr junge Sängerin iſt eine Dem. Paaſche, die, in unſerer Mitte aufgewachſen, ſich früher ſchon mehrmals in Konzerten hören ließ, und ſehr bewundert ward.

— A. S. —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Nro. 51.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. Februar 1822.

Und am Abend, wenn der Sieger
Hat gebändigt ſeine Tiger;
Wenn der Tod den Jammer hat
Still gemacht,
Und die Nacht
Einhüllt die verheerte Stadt;
Werden Lampen angezündet,
Und „Herr Gott dich loben wir!“
Weint aus halb verbranntem Tempel.

Aus Müllners Schuld.

Traumgeſicht.

Ha! die glühenden Kugeln ſie zünden,
Wogend ſteigt das Feuer empor —
Fruchtloſer Ausfall! in das Verderben
Führt Euch die blinde raſende Wuth;
Ja, ſchon wankt der Feinde Muth —
Heut' iſt des Sieges Kranz zu erwerben!
Seht, um Rettung im Rückzug zu finden,
Stürzen ſie wieder fliehend in's Thor
Wohlan, die Unſern, ſie folgen in Maſſen,
Drangen ſie hin, an die Wälle und Mauern.
Schrecken ſcheint den Feind zu durchſchauern,
Sucht vergebens ſich nochmal zu faſſen.
Wie! es brechen Reiter Schaaren
Hinter dem Hügel zahlreich hervor.
Schwinget, o Brüder! die Schwerter empor,
Raſſelt entgegen, werft ſie zurück —
Schon verhüllt ſie dem gierigen Blick
Himmelhoch die Säule des Staubes
Fort ſich wälzend, der Windesbraut gleich,
Bis zu des grenzenden Meeres Bereich.
Roß und Reiter ſtürzen hinein,
Und die Waſſer freudig des Raubes
Spülen die Leichen an fernes Geſtein.
Ausgebreitet ſind nun die Flammen
Meilenweit, der Feind erliegt;
Mit den Fliehenden dringen zuſammen
Nun die Unſern ein, es ſiegt
Ueber den Wahnſinn der Muth und das Recht.
Wie in den Straßen ſich häuft das Gefecht,
Feuerſchlünde bahnen den Weg.
So mag die Lava dort ſich ergießen,
Wo ihre Ströme niederſchießen
In die untergehende Stadt. —
Welche himmliſche Heldengeſtalt
Blendet mir plötzlich die unſichern Blicke?
Wie begeiſternd ſein Ruf erſchallt —
Lenke, Erhab'ner, unſ're Geſchicke!
Himmel und Erde berührt ſeine Lanze;
Uns zum Heile, des Sieges Panier
Schwingt er empor auf die feindliche Schanze.
Sankt Georg! Du göttlicher Streiter
Hülfereich erſcheineſt du mir
Auf, ihr muthigen Kämpfer, ihr Reiter!
Ha! ich erwache — Ein Traumgeſicht —
Doch nein; Ahnung hat mich ergriffen,
Strahlen ſeh' ich der Zukunft Licht.
Himmliſchen Stahl zur Rache geſchliffen.
Laß nun, o Gott! ein edleres Leben
Aus der Zerſtörung Schutte ſich heben.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Kleber war gerade beſchäftigt, ſeine Befehle zum Aufbruch auf den folgenden Morgen zu ertheilen, als man in der Stille der Nacht Kanonendonner in der Richtung von Cairo vernahm. Der Obergeneral hatte bey dem Abzug aus dieſer Stadt ungefähr 2000 Mann unter verſchiednen Abtheilungen, unter dem Befehl des General Verdier, zurückgelaſſen. Sie ſollten ſich in die Feſtungswerke zurückziehen, und Verdier hatte ſich blos darauf zu beſchränken, die Kommunikation zwiſchen dem Hauſe des Ibrahim Bey, der Citadelle und dem Fort Camin zu unterhalten. General Zaronſchek kommandirte in Giſeh. Ohne Zweifel wären dieſe Anordnungen hinreichend geweſen, wenn die Stadt Cairo ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wäre. Er ſchloß aber aus dem Kanonendonner, daß das am Morgen in der Richtung gegen Cairo beobachtete Korps ſich mit einem Volksaufſtande vereinigt haben würde, und hielt es daher für nothwendig, ſchnell Verſtärkung dorthin abzuſchicken. General Lagrange zog daher eiligſt um Mitternacht mit vier Bataillonen dahin ab. Bald darauf ſezte ſich Kleber nach Belbeis in Marſch, wo er am Morgen des 21. März eintraf. Die Armee fand auf der Straße mehrere Kanonen, Sänften, einen engliſchen Wagen und eine Menge Gepäck. Das Fort und die Stadt waren von einem Nachtrab beſezt. Türkiſche Infanterie und ungefähr 1000 Reiter ſtanden links in Schlachtordnung. Die Diviſion Reynier hielt vor der Stadt ſtill; General Friant ließ die ſeinige eine ſchiefe Richtung nach links nehmen, um die feindliche Kavallerie in der Flanke zu nehmen und ſie zu umgeben; allein die Türken ergriffen beym Anblick dieſer Bewegung ſogleich die Flucht. Während dieſer Zeit beantwortete die Artillerie des General Reynier das Feuer der Stadt und der Feſtungswerke. Friant ließ nun den General Belliard gegen die Stadt vordringen, worauf ſich die Türken in die Forts warfen und daſelbſt den Tag über vertheidigten. In der Nacht ordnete Kleber den Angriff auf den folgenden Tag an; des Morgens aber ſchlugen die Türken vor, den Platz zu übergeben, wenn ſie die Waffen in der Hand zu ihrer Armee zurückkehren dürften. Dieß wurde abgeſchlagen und das Feuern fortgeſezt. Dabey erlitten ſie nun einen ſo beträchtlichen Verluſt, daß ſie, bey dem überdieß ſtattfindenden gänzlichen Mangel an Waſſer, ſich auf Diſkretion ergeben mußten. Die Chefs baten den Obergeneral um die Erlaubniß, zum Großvezier zu ſtoßen und einige Waffen zu ihrer Vertheidigung gegen die Araber mitzunehmen. Kleber geſtattete ihnen dieß, und ſie zogen am Mittag des 22. März aus der Stadt. Während man ſie ihre Waffen niederlegen ließ, weigerte ſich einer unter ihnen, aus Verzweiflung und Fanatismus, ſich entwaffnen zu laſſen, und rief aus, daß er den Tod dieſer Schande vorziehe. Zu gleicher Zeit drang er gegen den Brigade-Chef Victor Latour Maubourg, Adjutanten des Obergenerals, vor, und ſchoß ſeine Flinte gegen ihn ab. Die Kugel riß aber blos die Epaulette ab. Im Augenblick warfen ſich alle Türken, denen man noch die Waffen gelaſſen hatte, zu den Füßen der franzöſiſchen Soldaten, mit dem Ausrufe, ſie verdienten ſie nicht mehr, und man ſolle Rache an ihnen wegen des Angriffs ihres Kameraden nehmen. Dieſer wurde ſogleich von den Grenadieren mit dem Tode beſtraft, und blos die Chefs durften noch ihre Waffen behalten. Sie nahmen alle den Weg nach Salahieh, wohin ihnen General Reynier ganz in der Nähe folgte. Außer den Feſtungskanonen trafen die Franzoſen in Belbeis zehn andere und darunter zwey engliſche.

Während des lezten Angriffs hatte General Leclerc Kavallerie-Rekognoſcirungen auf der Straße von Salahieh und in das Innere des Landes abgeſchickt, um zu ſehen, ob nicht einige Parthien ſich dorthin geworfen hätten. Das 7te Huſarenregiment brachte 45 Kameele mit ihren Führern ein, dieſe erklärten, daß ſie einen Theil des Gepäcks des Naſſif-Paſcha und des Ibrahim-Bey nach Cairo zu überbringen hätten. Er ſchloß nun, daß die türkiſche Armee theils durch den Verluſt der Schlacht und des Rückzugs, theils durch das nach Cairo abgeſchickte Korps, um vieles geſchwächt ſeyn müſſe, und glaubte daher noch eine Abtheilung von fünf Bataillonen, einige Kanonen und zwey Eskadronen nach lezterer Stadt abſchicken zu dürfen. Sie ſollten jeden ernſthaften Kampf vermeiden, und bis zur Rückkehr des Obergenerals blos die Kommunikation zwiſchen den die Stadt umgebenden Forts unterhalten.

General Reynier drang außer ſeiner Diviſion noch mit einer Brigade Kavallerie auf Salahieh vor. Kleber folgte ihm mit der Brigade des General Belliard, den Guiden und dem 7ten Huſarenregiment. Dieſe Kolonne hatte kaum ihren Zug angetreten, als ein Araber ein neues Schreiben des Großveziers überbrachte, worin dieſer ein Stillhalten der Armee und neue Konferenzen in Belbeis vorſchlug. Kleber behielt den Boten bey ſich, und brachte die Nacht in dem Dorfe Senekah zu. Reynier war eine Stunde weiter vorwärts. Am folgenden Tag erreichte der Obergeneral Korain, als er eine heftige Kanonade vor dem Dorfe hörte. Er ließ hierauf die Infanterie des General Belliard im Doppelſchritte vorrücken, und beeilte ſich ſelbſt mit den Guiden und den Huſaren an die Stelle des Kampfs vorzudringen. Von dem Sandhügel bey Korain erblickte Kleber eine franzöſiſche Diviſion von einem Korps von 3 bis 4000 türkiſchen Reitern umgeben, die bey ſeinem Anblick ſich auf ihn losſtürzen.

Kleber befand ſich in dieſem Augenblick in einer höchſt kritiſchen Lage. Er mußte den Zwiſchenraum, der ihn von der Diviſion Reynier trennte, durchbrechen und den Stoß der gegen ihn her ſtürmenden Maſſe aushalten. Die Artillerie der Guiden hatte keine Zeit, das Geſchütz zu richten, und mehrere wurden auf den Kanonen zuſammengehauen. Die von den Türken in Aufſtand verſezten Einwohner von Korain dringen in Maſſe aus dem Dorfe vor, und überfallen die Franzoſen auf der linken Seite. In dieſem Augenblick aber dringt das 14te Dragoner-Regiment auf die Feinde ein, welche den Obergeneral eingeſchloſſen hielten, und der Feind wird mit einem Verluſt von 300 Todten und Verwundeten, die auf dem Schlachtfelde zurückblieben, zurückgeſchlagen. Kleber ſowol, als bald darauf General Belliard vereinigen ſich nun mit dem General Reynier.

Von Korain aus ertheilte der Obergeneral dem Vezier die Antwort, daß die Franzoſen nach Salahieh kommen würden. Er rückte mit raſchen Schritten der feindlichen

Digitized by Google

Kolonne nach. Die Armee hatte aber bey einem heftigen Südwind, der den Soldaten einen feinen glühenden Staub ins Geſicht trieb, und ſie am Sehen und Athmen hinderte, viel zu leiden.

Kleber glaubte die türkiſche Armee bey Salahieh aufgeſtellt anzutreffen, um ſich mit Entſchloſſenheit einem Rückzug durch die Wüſte zu widerſetzen, und ertheilte deßwegen ſeine Anordnungen zu einer Schlacht auf den folgenden Tag.

Am 24ſten traten die Franzoſen mit Tagesanbruch ihren Zug an, als ſie die Einwohner von Salahieh ihnen entgegen kommen ſahen, die ihnen berichteten: daß der Großvezier um drey Uhr Nachmittag, nach Zurückkunft der bey Korain geſchlagnen und zerſtreuten Kavallerie, ſich aufs Pferd geſezt, und durch die Wüſte, mit einem Geleite von kaum 500 Mann, entflohen ſey, und daß bey der herrſchenden Verwirrung die Türken ihr Lager, ihre Artillerie und ihr Gepäck zurückgelaſſen hätten.

In der That trafen die Franzoſen bey ihrer Ankunft in dieſem Lager unermeßliche Vorräthe, Koſtbarkeiten u. ſ. w. Die Armee ruhte von ihrer langen Anſtrengung in Salahieh aus, und konnte ſich nun mit Bequemlichkeit ihre Beute zueignen. General Leclerc verfolgte die Türken bis zu der Brücke El-Kasneh. Er traf die Straße mit Sterbenden, Todten und Effekten aller Art beſäet an. Die franzöſiſche Reiterey konnte von den Hügeln von El-Kasneh noch ſehen, wie die türkiſchen Nachzügler von den Arabern geplündert wurden.

Dieß war das Schickſal jener zahlreichen und ſo furchtbaren Armee, welche die Franzoſen bis auf den lezten Mann auf dem egyptiſchen Boden vernichten ſollte. Die engliſche Treuloſigkeit war die Urſache dieſes Unglücks. Die Weigerung der Anerkennung des Vertrags von El-Arieh koſtete dem ottomaniſchen Reich einen Verluſt von mehr als 50.000 Kriegern, die in der Schlacht von Heliopolis, und den darauf folgenden Kämpfen und durch die Araber ihren Tod fanden, oder in noch größerm Elend in der Wüſte umkamen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Wir waren kaum zu Hauſe angelangt, hatten die Reiſekleider abgelegt, und uns zum erwärmenden Thee niedergeſezt, als die Thüre aufgeriſſen ward, und Eliſe hereinſtürzte — ehe ſie die Mutter erreichte, fiel ihr Blick auf Mathilden. Es iſt unmöglich den raſchen Wechſel verſchiedner Empfindungen auf ihren redenden Zügen zu beſchreiben. Schmerz um den verklärten Vater, deſſen Stelle im Familien-Kreiſe ſie leer fand, behielt zulezt die Oberhand. Sie riß uns Alle in den Sturm ihrer Gefühle mit fort. Endlich ward ſie ruhiger; „Gott!“ rief ſie, „was hab' ich vergeſſen!“ eilte hinaus, und führte meinen Freund Strahl herein; „Mutter!“ rief ſie, „dieſer Mann bittet dich um die Hand deiner Eliſe!“ Strahl wendete ſich zu mir, „ſey du mein Fürſprecher, Robert!“ ſagte er, indem er ſich der Mutter näherte. Man ſah dieſer wohl an, daß ſie mit Eliſens Benehmen unzufrieden war, allein ſchon auf Strahls Bewerbung vorbereitet, gab ſie ihm mit Herzlichkeit ihre Einwilligung. Eliſe fühlte ihre Uebereilung, und ward ſtiller, es währte aber nicht lange. Strahl erinnerte ſie, daß ſie ein Amt übernommen habe. „Ja! ſagte ſie, liebſte Mutter, ich muß dir Einquartirung anſagen, einen Oberſt und zwey oder drey Bedienten.“ „O! rief die Mutter, rede vernünftig, kommt der Oheim? und was veranlaßte deine plözliche Ankunft?“ Sie ſezte ſich zur Mutter, und ſagte unter vielen Liebkoſungen: „Verzeihe mir, liebſtes Mütterchen! Die Freude, dich wieder zu ſehen und Mathilden ſo unverhofft zu finden, hat mich halb verrückt gemacht. Aber nun will ich ordentlich erzählen. Zuerſt das: der Oheim kommt, vielleicht in wenigen Tagen ſchon. Jezt von mir. Die Erbprinzeſſinn hatte erfahren, daß ich Alles, was über Mathildens Verſchwinden geſagt wurde, Lügen nannte, ſie war ſehr bös über mich, wie ich von Andern erfuhr; zu mir ſelbſt ſagte ſie nichts, als du, liebe Mutter, werdeſt jezt gewiß recht nach mir verlangen, ſo wie ich nach dir, ſie wolle unſern Wünſchen kein Hinderniß ſeyn. Ich dankte, und ſchreibe den Vorgang dem Oheim, er kommt ſelbſt, um die Prinzeſſinn zu bitten, mich ſobald als möglich zu entlaſſen, da er mich vor meiner Abreiſe einige Zeit bey ſich haben möchte. In drey Tagen war ich bey ihm. Der gute Oheim gab noch ein glänzendes Feſt, um zu zeigen, daß ich nicht eben zerknirſcht abziehe. Ich hielt auch den Kopf ordentlich in die Höhe, nicht wahr, Strahl? Nachträglich muß ich noch erzählen, daß am Morgen nach Mathildens Verſchwinden die Gräfinn krank war, aus Alteration! — Mathilde war fort, man wußte nicht wie? Auf ihrem Tiſch fand ſich ein Brief, in welchem ſie ſchrieb, daß ſie die Verbindung mit ihrem Vetter verabſcheue, und lieber dem Mann, den ſie ſich ſelbſt gewählt, in einen niedern Stand folge. Früher hatte ich einmal in einem Boskett des Schloßgartens, wo ich mit einem Buch in einer Laube ſaß, ohne meine Schuld einem Geſpräch zugehört, worin eine Dame ſagte: „„Ohne die Ausſicht, meine Tochter mit ſeinem Sohn zu verbinden, würde ich ihm nie meine Hand gegeben haben. Ich bin Mutter, und habe die Verpflichtung, für das Glück meines Kindes zu ſorgen! ſie liebt ihn, und wenn der Graf nicht die Hoffnung hätte, als Gnade für das ſo glücklich beendigte Geſchäft für Roialien““ — Hier unterbrach ſie die Andere und ſagte heftig: „„Daraus wird nichts; das Erbtheil meiner Kinder darf nicht geſchmälert werden! Mein Gemahl war ſchwach genug, die Hand dazu zu bieten; wir müſſen der Entdeckung zuvorkommen. In ein Kloſter mit ihr!““ Sie verließen die Bank, die nur durch ein Gebüſch von meinem Sitze getrennt war. O, ich wollte euch die ganze Geſchichte erzählen! Es war einmal ein Prinz und eine Prinzeſſin, die liebten ſich, aber es brachen Feindſeligkeiten zwiſchen ihren Vätern aus —“ „Genug! unterbrach ſie meine Mutter; träume wenn du im Bett biſt; jezt laßt uns endlich unſern Thee trinken!“ Eliſe warf noch einen liſtigen Blick auf ſie und ſchwieg.

Mathilde zog nachher Eliſen in ein Fenſter und ſagte: „Ich bitte dich, Eliſe, rede nicht mehr von deinen Vermuthungen über meine Eltern, der Mutter iſt es unangenehm, und mir; und nicht wahr, Robert, auch dir iſt es eins, wer ſie waren? Im Himmel lernen wir ſie einſt kennen!“ Eliſe umarmte ſie und verſprach, ihr zu folgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Februar.

Prinz Leopold von Coburg hat durch ſeine äußere Anmuth, für welche der Römer einen ſehr ſcharfen Blick hat, nicht nur die, welche ihm in Geſellſchaft begegneten, intereſſirt. Seine Figur iſt ächt ritterlich, ſo daß ſie an ein Ideal dieſes ſtehenden Charakters in der deutſchen Dichtkunſt erinnern könnte, wenn nicht der ſchwermüthige Ausdruck ſeiner ſchönen Augen das Gefühl zu perſönlicher Theilnahme aufforderte. Eine andere weibliche und ächt italieniſche Schönheit wird durch Overbecks Pinſel, der ihr für den Kronprinzen von Baiern gemaltes Bildniß nach München ſchickte, auch in Deutſchland berühmt werden. Dieſes Mädchen, eine Weinbauers Tochter aus Albano, beſizt wirklich den Zauber der Schönheit, der den Künſtler mehr zu Idealen begeiſtert, als zu einer ähnlichen Abbildung Anlaß gibt. Eine deutſche, ſehr geiſtreiche Dame, die ihre Villeggiatura in Albano machte, begegnete dieſem Mädchen zufällig auf der Straße, und ward von ihrer Schönheit ſo ergriffen, daß ſie wirklich unwillkürlich ſtehen blieb. Die junge Dirne merkte das und trat der Dame von da an öfter in den Weg. Dieſe ließ ſie zu ſich fordern, und mehrere Künſtler, welche ſie bey ſich empfängt, verſuchten die wunderſchöne Albaneſerin zu zeichnen. Es war alles vergeblich! Schöne Bildniſſe kamen zum Vorſchein, aber keines hatte die unnachahmliche Grazie dieſes Kindes. Der Vater deſſelben bat die erwähnte Dame, die Kleine in Rom in ihr Haus aufzunehmen, damit ſie gemalt werde, und von dem für dieſe Gefälligkeit erhaltenen Lohn ſich eine kleine Ausſteuer ſammeln könnte. Die Dame willigte ein. Mehrern Künſtlern ward es erlaubt, die ſchöne Albaneſerin unter den Augen dieſer edeln Frau zu konterfeyen. Es war ein wahrer Künſtler-Enthuſiasmus. Drey Bildhauer-Geſtelle wurden im Sale errichtet, verſchiedene Maler verſuchten ihr Heil — wenn die kleine Bäuerin einen Kopf gehabt hat, ſo mußte ihr derſelbe, bey ſo viel Bewunderung, ſchwindlich werden — allein der Erfolg aller dieſer Bemühungen war ſehr ungenügend; die wahre Seele dieſer Schönheit, kurzum der Zauber entwiſchte Pinſel und Meißel. Endlich trug der Kronprinz von Baiern Overbeck auf, die neue Turandot für ſeine königliche Mutter zu malen. Overbecks erſtes Bildniß ward verworfen, endlich das zweyte vollendet. Dieſes iſt ſehr ſchön, ſehr charakteriſtiſch, es wäre zu jeder Zeit das Bild eines ſchönen Mädchens ſeyn, allein dem, der die ſchöne Albaneſerin in der Wirklichkeit ſah, erregt es doch nur Sehnſucht nach dem viel reizendern Urbild.

Die franzöſiſchen Blätter erzählen uns in dieſem Augenblick eine ſo ärgerliche Geſchichte von dem unrechtmäßigen Einfluß katholiſcher Geiſtlicher auf die Gemüther von ein Paar jungen Engländerinnen in der Mitte des freyſinnigen Paris, daß es mir eine Freude macht, Ihnen ein ſehr rühmliches, und ganz wörtlich wahres Gegenſtück aus dem oft wegen geiſtlichen Uebereifers angeklagten Neapel zu erzählen. Eine angeſehene Familie beſtimmte eine Tochter von drey Jahren dem Kloſterleben; um auf keine Weiſe ihren großen Zweck zu verfehlen, gaben ſie dieſelbe ſchon in dieſem zarten Alter zu einer Tante Novizin in ein ernſtes ſtrenges Kloſter. Die Kleine ward mit beſonderer Sorgfalt gepflegt und erzogen, ſie war munter, und äußerte nie Unmuth über ihre gegenwärtige Lage, erklärte aber vor ihrem Eintritt, bis in ihr ſechszehntes Jahr, bey jeder Gelegenheit: ſie wolle nicht Nonne werden, ſondern heyrathen und in der Welt leben. Anfangs fand man das komiſch, nach und nach ward man es gewohnt, und legte, da das Mädchen übrigens gar keine Widerſpenſtigkeit zeigte, keinen Werth darauf. Endlich mußte ſie ihr Noviziat beginnen, während deſſelben ſie auf ihrer Erklärung: nicht Nonne werden zu wollen, ſtandhaft beharrte. Das Prüfungsjahr war zu Ende, der Tag der Einkleidung brach an, die Himmelsbraut ward prächtig in Silberſtoff und allen weltlichen Schmuck angethan, um das Opfer der Welteitelkeit in dem Tauſch dieſer Pracht gegen das Ordenskleid um ſo glänzender zu machen; der Biſchof erwartete in der Kirche das geſchmückte Opfer, um ſeine Rede zu beginnen — als die Novize verſchwindet. Man ſucht, alle Nonnen durchſtöbern alle Winkel, die fromme Menge harrt, der Biſchof fragt — man will ihn beſchwichtigen, der Schrecken mochte die armen Nönnchen ungeſchickt machen, der wackere Geiſtliche mochte ſcharfſichtig ſeyn — genug man entdeckte ihm den Vorgang. Sogleich fragt er, ob die junge Perſon bis dahin Beruf zum Kloſterleben bezeigt habe? — Man zuckt die Schultern und ſpricht von den Wünſchen der Eltern. — Darauf ſteigt der würdige Kirchenmann auf die Kanzel und hält aus dem Stegreif eine vortreffliche Rede an die unnatürlichen Verwandten, welche das zeitliche und ewige Wohl ihres Kindes einem kurzſichtigen Plane aufopfern wollten, und die Religion zu beleidigen Gefahr liefen, durch das erzwungene Gelübde eines widerſpenſtigen Herzens; — worauf er ſich hinweg begab. Die Kirche ward leer, die Nonnen waren in der größten Beſtürzung, die Verwandten der verlornen Novize begannen ihre Nachſuchungen, als dieſe unvermuthet gefunden ward. Die Unglückliche hatte ſich in allem Schmucke einer Himmelsbraut auf das Dach eines Hühnerhauſes gerettet, welches vermuthlich ſeiner Lage wegen ſie dem Blick der Suchenden ſo lange entzogen hatte. Die fromme Schweſterſchaft ſchickte ſie noch am ſelben Abend ſehr unmilde ihrer Familie zurück. Wahrſcheinlich wird ſie auch von dieſer nicht wenig Vorwürfe empfangen haben, wenn wir nicht hoffen dürften, daß die frommen Ermahnungen des Biſchofs, deſſen Anſehen alle Verfolgung der Kloſterfrauen von ihr abgewendet, der Eltern Herz erweicht habe. Wie dem aber auch ſey, ſo verhinderte das dieſe junge Perſon nicht, den Zweck, für welchen ſie leben zu wollen von jeher verſichert hatte, auch wirklich zu erreichen. Sie ward nach Jahresfriſt die Gattin eines wackern Mannes, und wünſcht ſich noch jezt Glück, durch einen muthigen Schritt dem Kloſterleben entgangen zu ſeyn.

Die Zahl der hier befindlichen Engländer iſt ungeheuer! Warum wandern dieſe Leute von London nach Rom, um in Rom wie in London zu leben? Sie geben große Diners, glänzende Bälle, und richten ihre Lebensweiſe ſo ein, daß die Annehmlichkeit des Himmelsſtrichs, die eigenthümlichen Vorzüge des Ortes, ganz für ſie verloren gehen. Es ſcheint mir noch immer ein Problem, was dieſe Menſchen aus ihrem Lande heraustreibt. Was ihnen daſſelbe [illegible] macht, finden ſie nirgend anderswo; wenn andere Länder [illegible] ſind, können ſie weder erkennen, noch genießen, denn ſie gehen nie aus ſich heraus, nehmen nie etwas Fremdes auf; da ihre Eigenheiten etwas Unverbindliches haben, finden ſie, ſeit ſie auf dem Feſtlande ſparen müſſen, nicht einmal mehr die käufliche Devotion der Gaſtwirthe, noch die [illegible] Bewunderung des gutmüthigen großen Haufens. Wenn man ihrer vom Rhein bis an die Tiber zu Dutzenden und Hunderten des gemeinſten Schlages begegnet iſt, erkennt man mit um ſo mehr Achtung Männer unter ihnen, die an dem Ort, wo ſie ſich aufhalten, eben ſo viel lernen, als durch ihren gebildeten Umgang auch lehren. — —

Beylage; Kunſtblatt Nr. 17.

Nro. 52.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Freitag, 1. März 1822.

Darum wird der Menſch Vater und Mutter verlaſſen, und wird ſeinem Weibe anhangen.

Worte der Schrift.

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Wir beſchloſſen vor Ankunft des Oheims nicht feſtzuſetzen, wann unſere Verbindungen ſollten geſchloſſen werden. Sophie, ihr Mann und ihre Kinder, und Julie wurden geholt. Wir führten nun, Alle um die Mutter verſammelt, ein frohes glückliches Leben, deſſen Freude nur durch die Erinnerung an den theuern Vater zuweilen getrübt wurde.

„Schönes Volk hat die Mutter im Haus,“ ſagte einmal Eliſe, „ein deportirtes Fräulein, eine verabſchiedete Hofdame, und zwey der Vaterlandsliebe verdächtige Offiziere! Strahl iſt kein bischen beſſer als du, Robert! Wir ſollten uns in die dichteſte Wildniß verkriechen,“ ſie zeigte auf ein kleines Gehölz, „wenn ſie nur Blätter hätte uns zu verbergen!“ „Lieber in die Wildniſſe Amerikas, und dort ein Paradies er-obern nicht, aber er-bauen,“ ſagte ich. —

„Aha! der Robinſon ſpukt wieder, rief Sophie, weißt du wohl, Mathilde, daß Robert und ich einſt vorhatten, große Entdeckungen zu machen, die Welt zu umſegeln? — Ich forderte nur das einzige Verſprechen von ihm, daß wir jede Nacht auf dem Land ſchliefen, er wollte aber nicht darauf eingehen, und ſo wurde auch nichts daraus. Jezt geh' ich auf keine Bedingung mehr mit, Robert!“ — „So will ich dich begleiten, Robert,“ ſagte Mathilde. „Willſt du, Mathilde? wenn es mir nun Ernſt wäre?“ — „So folgte ich dir, wohin du willſt.“ — Ich drückte ſehr ernſt beſchäftigt ihre Hand an mein Herz. Nach einer Weile fing Strahl bedächtig an: „Was du da wahrſcheinlich nur im Scherz ſprichſt, Bruder, hat mich ſeit einiger Zeit ſehr ernſthaft beſchäftigt, und nur Eliſe . . . . .“

„Was für Einfälle?“ unterbrach ihn dieſe, kommt zur Mutter, wenn Ihr in ihrer Gegenwart den Muth habt, davon zu reden, ſo — will ich's anhören!“

Wir ſchwiegen, und ſie ſchlug uns heimlich Schnippchen. Aber unter uns war öfter die Rede davon. Strahl hatte ein großes Vermögen, das er leicht an ſich ziehen konnte. Den Militärdienſt war er entſchloſſen aufzugeben, und es ſagte ſeiner natürlichen Thätigkeit mehr zu, ein großes Stück Land urbar zu machen, als ein angebautes zu erkaufen. In unſern Wünſchen und Hoffnungen, dabey einer Anzahl Menſchen zu Wohlſtand und dem Genuß von Freyheit nach guten Geſetzen zu helfen, ſtimmten wir überein. Wir zogen meinen Schwager und Auguſt zu unſern Berathungen. Ich erklärte, daß ich dann mein Majoratsrecht an dieſen abtreten wolle. Je überſchwenglicher meinem Bruder das Glück ſchien, das ihm dadurch zu Theil werden ſollte, je größer ſchien ihm auch das Opfer von meiner Seite. Er bat mich mit Thränen, ſein Wohl nicht durch mein Unglück zu gründen. Ich blieb bey meinem Entſchluß. Die Sache ſollte aber nicht öffentlich zur Sprache kommen, bis der Oheim da ſey. Endlich kam er in der lezten Woche des Jahrs. „Wenn ich jünger wäre, ich zöge mit Euch! Für die Beruhigung der Mutter laßt mich forgen.“ So ſprach er, als Strahl und ich ihm unſer Vorhaben entdeckten. Ich machte ihn noch mit Auguſts Liebe zu Julien bekannt, damit er, den wir nach des Vaters Tod als Haupt der Familie ehrten und liebten, von allen Verhältniſſen wiſſe, die ſeine Unterſtützung erfordern konnten.

Es iſt Zeit ein Wort über die Geſtaltung zu ſagen, die mein Inneres durch Mathildens Wiederfinden, Ruhe und beglückte Liebe genommen hatte. Die Wogen, welche unverſtanden den Knaben hin und her warfen, den Jüngling im Drang einer thatenreichen Zeit tobten, dann von einer unglücklichen Liebe ſtärker aufgeregt wurden, ebneten ſich immer mehr, und das Bild, das ehemals in ihnen bald erſchien, bald verſchwand, ſtand jezt feſt, klar, und wohlerkannt vor mir. In jenem Welttheil winkte es mir, wo es dem Bemittelten noch möglich iſt, für ſich und Andre ein Glück zu erwerben, das auf Geſetzen, die Vernunft und Menſchlichkeit ausſprachen, gegründet iſt. Dorthin ziehen, dort wirken und ſchaffen, das war mein Beruf!

Als wir uns am Abend nach der Unterredung mit dem Oheim Alle im Saal verſammelten, ging der Oheim ſtillſchweigend auf und ab; ich wuſſte, was ihn beſchäftigte, und konnte mich einer kleinen Beklemmung nicht erwehren. Ich beobachtete die verſchiedenen Gruppen, die ſich gebildet hatten. Auf dem Sopha ſaß die gute Mutter, und ſandte Blicke voll Liebe, bald zu dem, bald zu jenem ihrer Geliebten; neben ihr tändelten Sophie und ihr Gatte mit dem kleinſten Kind auf der Mutter Schoos. In einem Fenſter gab Eliſe den zwey jüngern Mädchen Unterricht in einer neuen Stickerey; Mathilde hatte die Bereitung des Thees übernommen, um Emilien ungeſtört bey der Arbeit zu laſſen. Vor Eliſen ſaß Strahl, und heftete liebende, aber ſorgenſchwere Blicke auf ſie; ſie hatte ſchon einigemal mit ihm geſchmält, daß er ſie ſtöre, ohne viel auf ihn zu achten. Eben traten Auguſt und Karl herein. „Sind wir nun Alle beyſammen?“ fragte der Oheim; „entferne ſich Keines, es wird nachher großer Familienrath gehalten.“

Jezt ſah ich aus Eliſens Augen einen flammenden Blick auf Strahl ſchießen, raſch ſtand ſie auf, Seide, Scheere, Alles rollte auf den Boden. „Ein Wort mit Ihnen, Strahl!“ ſprach ſie, und eilte ins Nebenzimmer, Strahl ihr nach. „Gott ſteh' dir bey, Bruder, es wird einen heißen Kampf geben!“ flüſterte ich dem Vorübergehenden zu. Ich ſah ſie ſchneller zurückkommen, als ich erwartete; auf Eliſens Geſicht lag der Glanz eines Siegs, Strahl ſchien ſehr bewegt. Nun begann folgendes Geſpräch:

Mutter. „Wie ſeyd Ihr Alle ſo ſonderbar? was habt Ihr? warum biſt du ſo ſtill, lieber Bruder?“

Oberſt. „Ich mache Plane.“

Mutter. „Darf man ſie wiſſen?“

Oberſt. „Du vor Allen! Denn ohne dich, Schweſterchen, können ſie nicht ausgeführt werden.“ (Die Mutter ſah ihn erwartend an.) „Ja höre! es iſt mir hier ſo wohl bey Euch, daß ich mit Grauſen daran denke, wieder in meine Junggeſellenwirthſchaft zurück zu kehren, die mir nun, ohne Dienſtgeſchäft, ein klägliches Leben anbietet.“

Mutter. „O liebſter Bruder! welche Ausſicht.“

Oberſt. „Laß mich ausreden! Ja ich möchte mein Leben bey dir beſchließen, aber es geht nicht, ich würde dem Raum zu ſehr verengen.“ —

Mutter. „O wie gern werden wir uns Alle einſchränken. Welcher Troſt wäre es für mich! Schon oft wünſcht' ich es im Stillen, aber ich glaubte nicht, daß du dich entſchließen könnteſt, hier in unſrer Einſamkeit zu bleiben.“

Oberſt. „Nun, die iſt denn doch volkreich genug! Was ſagt Ihr jungen Leute dazu, beſonders du, Robert?“

Ich. „Wie könnte ich, dem Sie ſchon ſo lange Vaterliebe und Vaterſorge bewieſen, nicht mit inniger Freude Ihren Entſchluß aufnehmen? Und nie, nie mit größerer, als in dem Augenblick, da ich ſelbſt einen Entſchluß gefaſst habe, zu dem ich nun um die Einwilligung und den Segen der geliebten Mutter bitte. — Meine theuere Mutter!“ fuhr ich fort, indem ich ihre liebe Hand an Herz und Lippen preſſte, „Gott hat Sie reich mit Kindern geſegnet, es darf ſich Eins entfernen, ohne den Schmerz mitzunehmen, die treue Mutter im Alter verlaſſen zu denken.“

Mutter. „Was haſt du? Was willſt du?“ rief ſie erſchrocken.

Ich. „Nach Amerika, o laſſen Sie mich mit Ihrem Segen ziehen, meine geliebte Mutter!“

Mathilde lag vor meiner Mutter auf den Knieen, und bedeckte die freye Hand mit Küſſen und Thränen. Meiner Mutter Schmerz war unbeſchreiblich! „Robert!“ rief ſie, „dich ſoll ich miſſen? Dich, mein beſtes Kind?“ Sophie warf ſich mir weinend um den Hals; Alle weinten, ſelbſt in des Oheims Augen glänzten Thränen. Mein Herz blutete, aber ich konnte nicht ablaſſen!

Da erhob ſich Mathilde: „Mutter,“ ſprach ſie, wehre ihm nicht! „O!“ rief die Mutter, „und auch dich will er mir nehmen, dich, die ich mit doppelter Liebe liebe! Nie mehr ſollen meine Blicke auf Euch ruhen, Trennung auf ewig!“ —

Mathilde. „O Mutter! ſehen wirſt du uns nicht, aber trennen wird uns nichts! dein Herz, deine Liebe geleiten uns, unſre bleiben bey dir. Sieh' die Sonne, die dort noch ihre lezten Strahlen zu uns herüberſendet, leuchtet auch uns; der du am Abend ſcheidend nachblickſt, wir begrüßen ſie dann, als Botin aus der alten Heimath. Und wenn deines Roberts Wünſche in Erfüllung gehn, wenn künftige Geſchlechter den Stifter ihres Glücks ſegnen, dein Sohn war es, der es ihnen gab; wir Alle ſind dann längſt dort, in der ewigen Heimath, wieder vereinigt!“

Wie ein Cherub ſtand Mathilde, überſtrahlt von Himmelsglanz, Aller Blicke hingen hoffend und liebend an der Herrlichen. Mein Herz zerfloß in Liebe und Dank, ſie hatte überwunden, das las ich in den veränderten Mienen meiner Mutter. Wir knieten vor ihr, ſie drückte uns Beyde an ſich. Da ſanken auch Strahl und Eliſe vor ihr nieder. „Laß uns mit ihnen ziehen, geliebte Mutter,“ bat Eliſe, „es wird dir Troſt gewähren, wenn mehrere deiner Kinder vereint ſind.“ „Wer will noch fort?“ fragte ſie mit bitterm Schmerz. „Wir Alle bleiben bey dir!“ riefen die Andern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Wir kommen nun an die Erzählung deſſen, was während dieſer Zeit in Cairo vorfiel.

Die zahlreichen Agenten Juſſufs hatten nicht ermangelt, dem Volk in Cairo den Untergang der Franzoſen als ſicher darzuſtellen, und es gelang ihnen, die Vorſtadt Boulacq bald in offnen Aufſtand zu verſetzen. Die Einwohner derſelben mit Flinten und Säbeln bewaffnet, die ſie bisher verſteckt hatten, ſammelten ſich unter einer großen Anzahl weiſſer Fahnen, und drängten ſich mit Muth gegen das Fort Camin, das nur von zehn Mann vertheidigt war. Der Kommandant ließ mit Kartätſchen unter ſie feuern, und zerſtreute ſie. Einige Fanatiker ſezten indeſſen den Angriff fort, bis eine Abtheilung von Schützen dem Fort zu Hülfe kam, und einen hartnäckigen Kampf einleitete, den ein von dem Poſten des Hauptquartiers gemachter Ausfall endlich zur Entſcheidung brachte. Die Rebellen lieſſen 300 Todte auf dem Platz zurück. Die Einwohner von Boulacq beſchränkten ſich nun darauf, auf die Franzoſen zu ſchießen, ſo wie ſich dieſe in der Stadt zeigten.

Zu gleicher Zeit hatte ſich das Volk von Cairo in Maſſen aus den Thoren der Hauptſtadt gedrängt, um den Erfolg der Schlacht von Heliopolis ſo ſchnell als möglich zu erfahren. Es erblickte bald die Ankunft des Korps der Mamelucken und Türken, die ſich in aller Eile auf Cairo gezogen hatten, die bey ihrer Ankunft die Niederlage der Franzoſen durch den Großvezier als unvermeidlich ſchilderten. Mit Naſſif-Paſcha war Osman Effendi, eine der bedeutendſten Perſonen des türkiſchen Miniſteriums, und beynahe alle Beys der ehemaligen Regierung der Mamelucken, mit Ausnahme Murat-Bey, angekommen. Die lezten kündigten die Schlacht als geendigt und die Franzoſen als vernichtet an. Sie erklärten im Namen des Sultan Selim III. Beſitz von der Hauptſtadt zu ergreifen. Ihr zahlreiches Gefolge beſtand aus 10,000 türkiſchen Reitern, 2000 Mamelucken, und 6 bis 10,000 Fellah's, oder Bauern der Dörfer vom Charqieh, welche zu den Waffen gegriffen hatten.

Dieſe Truppen hielten am 20. März Abends drey Uhr, ihren Einzug in Cairo. Naſſif-Paſcha begab ſich unter dem Gefolge der Menge in das von den Franken oder Europäern bewohnte Quartier. Zwey der angeſehenſten Kaufleute warfen ſich zu den Füßen des Paſcha, und zeigten ihm den von dem Großvezier erhaltenen Freybrief; allein die Soldaten und der Pöbel drangen indeſſen in die Gebäude, Waarenlager u. ſ. w., und ermordeten ohne Unterſchied des Alters, Geſchlechts und der Nation alle unglückliche Europäer. Man warf ihre Leichen in den Kanal, der das Waſſer des Nils nach Cairo führt. Alles Eigenthum der Kaufleute war in weniger als einer Stunde geplündert, ihr Hausgeräthe geraubt oder zuſammen geſchlagen, und am Ende wurde dieſer Stadttheil angezündet. Während dieſer Vorfälle ermahnte Naſſif-Paſcha das Volk, ihm auf den Platz Eskebieh zu folgen, um dort die übrigen in dem Hauſe des Mohammed-Bey-el-Elfi, dem Hauptquartier Klebers, befindlichen Franzoſen zu vertilgen. Dieſer Poſten war in der That von 200 Mann, unter dem Befehl des General-Adjutanten Duranteau, beſezt. Der Paſcha zeigte ſich bald mit einem Theil ſeiner Truppen. Bey dem Anblick deſſelben rückt der tapfere Duranteau mit der Hälfte ſeiner Mannſchaft, aus Grenadieren und Guiden zu Fuß beſtehend, aus, und treibt dieſe zahlreiche Kavallerie mit der größten Tapferkeit zurück, und zwingt ſogar den Paſcha den Platz Eskebieh zu räumen, und ſich in die benachbarten Häuſer zu flüchten.

Die ganze Bevölkerung von Kairo war indeſſen aufgeſtanden; es bildeten ſich Zuſammenrottungen auf den Plätzen; man drohte, denen die Häuſer anzuzünden, die ſich noch daſelbſt eingeſchloſſen hielten. Nach wenigen Stunden ſammelten ſich mehr als 50,000 mit Flinten bewaffnete Einwohner. Andere waren mit Lanzen und Piken verſehen; und die leztern waren gerade die gefährlichſten, da ſie zu der Hefe des Pöbels gehörten, fanatiſirt und zu allen Ausſchweifungen geneigt waren, und ſich den größten Gefahren entgegenſtürzten. Auf allen Moſcheen und öffentlichen Gebäuden wurden weiße Fahnen aufgepflanzt. Die Häuſer der Kophten, der Griechen und der Chriſten aus Spanien wurden niedergeriſſen, und eine große Zahl der leztern ermordet. Zugleich wurde allem Privathaß bey dieſen öffentlichen Unruhen aufs Furchtbarſte gefröhnt. Alle Muſelmänner, die unter der franzöſiſchen Regierung ein öffentliches Amt verwaltet hatten, wurden ſorgfältig aufgeſucht und erwürgt. Ein Haufe zog vor die Wohnung des Muſtapha-Paſcha, des Polizey-Chefs, der vor ſeinem Hauſe eine Wache von acht Soldaten unter dem Befehl des Sergeanten Eiane hatte. Beym Anblick dieſer zahlreichen Banden faßten dieſe Tapfern den Entſchluß, ſich durchzuſchlagen; ihre

Kühnheit rettete ihnen das Leben. Da die Aufrührer einige ihrer Leute unter den Bajonetten der ſchwachen Abtheilung des Clane fallen ſahen, ſo entfernten ſie ſich, und es gelang dieſen neun Franzoſen, ſich auf die Citadelle zurückzuziehen, nachdem ſie ſich in eine Entfernung von mehr als einer Stunde beſtändig von Straße zu Straße durchgeſchlagen hatten. Dabey wurden drey von ihnen verwundet; die ſechs andern hielten zu ihrer Vertheidigung ſtill, und trugen ſie bis in die Citadelle. Ihre Gegner, denen ſie eine Kanone abgenommen, aber um ihre Verwundeten zu retten zurückgelaſſen hatten, verfolgten ſie bis unter die Thore der Feſtung.

Indeſſen wurde der unglückliche Muſtapha-Paſcha in ſeinem Hauſe ergriffen, und Naſſif-Paſcha, dem er vorgeführt wurde, befahl, ihn auf dem Platze Birket-el-Fil zu pfählen, ein Urtheil, das der Pöbel mit dem höchſten Entzücken anhörte, um ſich ſpäter dem Mord und der Plünderung mit noch größerer Wuth zu überlaſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Luftpumpe.

Die Luftpumpe, deren Anwendung vormals auf die Experimental-Phyſik beſchränkt blieb, wird jezt allgemein in mancherley engliſchen Manufakturen benuzt. So viel uns bekannt iſt, waren die Unternehmer der Zucker-Raffinerie der Herren Howard und Hogſon die erſten, welche im Großen davon Gebrauch machten. Jedermann weiß, daß Flüſſigkeiten im leeren Raum bey niedrigerer Temperatur zum Sieden gelangen, als wenn der gewöhnliche atmoſphäriſche Druck auf ſie wirkt. Durch Benutzung dieſes Verhältniſſes mögen nun die Zuckerſieder das beym bisherigen Verfahren häufige Schwärzen oder Anbrennen (charbonner) der Maſſe leicht vermeiden. Dazu iſt hinlänglich, daß der Ofen, welcher die Zuckerflüſſigkeit enthält, in einen verſchloſſenen Raum gebracht werde; die Luftpumpe wird alsdann in Bewegung geſezt, und die Luft verdünnt ſich dermaßen, daß das Aufwallen bey einer Temperatur ſtatt findet, die ſelten 100 Gr. Fahr. oder 36 Centeſimalgrade überſteigt.

Dieſe einfache Vorkehrung iſt auch zum Leimen des Papiers angewandt worden. Man ſchichtet das Papier regelmäßig in einem Gefäß auf, welches von Luft entleert wird; der Druck der Atmoſphäre befördert hernach den Durchgang des Leims durch die Poren des Papiers, ohne dieſes im geringſten zu ſchädigen. Hinwieder hat ſich die Luftpumpe auch zum Behuf des Färbens ſehr vortheilhaft gezeigt. Wenn beym gewöhnlichen Verfahren der Zeug einfacher Weiſe in den Färbeſtoff getaucht wird, ſo erhält die innere Subſtanz deſſelben nur eine ſchwache Färbung; mittelſt der Luftpumpe hingegen wird der Zeug völlig gleichmäßig von der Farbe durchdrungen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Derſelbe Hr. Bullock, welcher das Publikum mit der Ausſtellung eines egyptiſchen Saales entzückt hat, zeigt ihm jezt eine Anſicht des Nord-Caps, in deſſen Vordergrund zwey lappländiſche Wohnungen, eine als Winter-, die andere als Sommer-Aufenthalt dieſes Volkes dargeſtellt ſind. Beyde erſcheinen ſehr charakteriſtiſch, das erſte als eine von Moos errichtete formloſe Hütte, das zweyte als ein von Tüchern über unbehauene Balken errichtetes Zelt. Neben dem Zelt befindet ſich das lappländiſche Ehepaar nebſt ſeinem Kinde, das ſchon vergangenen Sommer nebſt ſeiner Heerde von Rennthieren von Herrn Bullock hier eingeführt worden iſt. Dieſe Leute ſind in ihrer Landestracht von Thierfellen gekleidet, und tragen zu dem Maleriſchen der Darſtellung weſentlich bey. Das Haushaltsgeräthe, Schlitten, Netze u. ſ. w. ſind rund umher geſtellt. Die beyden Lappen ſind durch ihre Kleinheit und durch manche andere Auszeichnungen ihrer ungemiſchten Nationalität ſehr merkwürdig. In der Mitte des Raumes zwiſchen den beyden Wohnungen ſtehet ein Haufen von Rennthieren, die in dieſer Jahreszeit, wo ſie meiſtens ihre Geweihe verlieren, noch in ihrem eingeſchloſſenen Zuſtand ſo ſchön ſind, als wenn ſie hochgekrönt in freyer Luft ſprungen. Man hat den Plan, ſie in England einheimiſch machen zu wollen. In der Gegend von Bagſhot-Heath, auch um Wimbleton Common (wo man zwey dieſer Rennthiere mehrere Monate erhielt), wächſt das bekannte Isländiſche Moos, die eigenthümliche Nahrung der Rennthiere, in großer Menge, viele tauſende dieſer Thiere könnten dort auf einem außerdem werthloſen Boden ernährt werden, den Londoner Markt mit wohlfeilem Wildprett verſehen, und ſogar eine neue Art von Geſpann für unſere Fuhrwerke verſchaffen. Ob die Rennthiere ſich dieſe Verpflanzung gefallen laſſen werden, wird die Zeit lehren. Ihre Leſer, denen ihre Landsleute ganz England wie einen einzigen wohl angebauten Garten darſtellen, werden ein Bischen verwundert ſeyn, daß es in der Nähe von London Haiden gibt (Wimbleton und Bagſhot), wo viele tauſend Rennthiere ſich ergehen ſollen. Sie müſſen eben ihren Landsleuten und dem engliſchen Projektenmacher, Jedem nicht Alles glauben, ſo wird es ſchon gehen.

Unſere öffentlichen Blätter enthalten oft Briefe von Auswanderern nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die ihr Loos ſegnen. Es ſind lauter Landbauer, die einen Strich Landes urbar machen, und, mit dem Ertrag ihrer Felder, Bäume, Heerden zufrieden, ſich für glücklich halten, durch tägliche Arbeit Ueberfluß am täglichen Bedürfniß, und ſorgloſe Ruheſtunden gefunden zu haben. Die näher am Cap gelegenen Anbauer gewinnen auch durch Taglohn baares Geld, die fernern werden in europäiſcher Sittigung freylich ein Bischen zurückgehen, aber hoffentlich einen geſunden Menſchenſchlag erzeugen, der ſpäterhin ſich wieder, und auf eine vortheilhafte Weiſe, dem Kulturzuſtand anſchließt.

Ein hochbetagter Greis, Namens Grant, der auf eines Hrn. Manles Gütern lebt, hat vor Kurzem dem König durch Sir B. Bloomfield eine Bittſchrift um Unterſtützung einrücken laſſen. Grant ſagte darin: „Wenn er auch nicht zu den der allerälteſten von Sr. Majeſtät getreuen Unterthanen gehörte, wär er doch unzweifelhaft ſein älteſter Feind, denn er habe 1745 bey der Schlacht von Culloden für Carl Stuart gegen das Haus Braunſchweig gefochten." (Wenn der Mann 97 Jahr alt iſt, geht das ſehr wohl an.) Der König hat die Bittſchrift ſehr gnädig aufgenommen, und läßt Grant wöchentlich ein Pfund Sterl. auszahlen, welches auch auf Grants Tochter vererben ſoll, die, 78 Jahr alt, ihren Vater verpflegt.

(Der Beſchluß folgt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 18.

Nro. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. März 1822.

So wird der höchſte Muth, das heiligſte
Verlangen, das auf falſche Bahnen tritt,
Nicht würd'gem Kampf, unwürd'gem Neid erliegen.

Im Trauerſpiel: Franz von Sickingen, von Furchau.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Der General-Adjutant Duranteau hatte zwar mit ſeinen 200 Mann die von Naſſif-Paſcha und Mohamed Elfi-Bey, dem Eigenthümer des Palaſts, wo das Hauptquartier war, angeführten Truppen zurückgeſchlagen; es würde ihnen aber ſehr ſchwer geworden ſeyn, an dieſer Stelle einen heftigen und dauernden Angriff auszuhalten, wenn ſie nicht mit der größten Thätigkeit an Verſchanzungen gearbeitet hätten, um ſich für den erſten Anfall zu ſchützen. Dieſe während der Nacht unternommnen Arbeiten wurden am 21. Morgens geendigt. Eine aus Palmenſtämmen errichtete Batterie wurde im Garten links am Hauſe angebracht, und die den Guiden gehörigen Feldſtücke darin aufgepflanzt. Naſſif-Paſcha wiederholte an dieſem Tag ſeinen Angriff mit gleichem Erfolg.

Duranteau hatte auf dieſe Art den Angriff von mehr als 10,000 Mann zwey Tage hindurch beſtändig auszuhalten, ohne daß es dem Feinde gelungen wäre, in das Hauptquartier einzudringen, deſſen Beſitz dem Naſſif Paſcha um ſo wichtiger zu ſeyn ſchien, da er ſich ausſchließlich mit Bezwingung deſſelben beſchäftigte. Die Lage dieſer Tapfern blieb indeſſen höchſt ſchwierig. Da die Türken ſich in den Häuſern am Rande des Platzes Eſkebieh feſtgeſezt hatten, und ein beſtändiges Feuer auf ſie machten, ſo konnten ſie nicht aus ihren Verſchanzungen hervordringen, blieben ohne alle Kommunikation mit den übrigen Poſten und konnten auch keine Kunde von der Armee erhalten. Troz der ihnen mitgetheilten Nachricht von der gänzlichen Zerſtörung von Klebers Heerhaufen dachten ſie an keine Kapitulation, ſondern entſchloſſen ſich, bis auf den lezten Mann zu ſterben, und indeſſen ihren wilden Gegnern ſo viel wie möglich zu ſchaden.

In dieſer Lage hörten dieſe tapfern Truppen Nachmittags am 22. März ſchießen, und ſahen bald darauf eine franzöſiſche Kolonne zu ihrer Hülfe vorrücken. Dieß war die unter dem General Lagrange am 20. von El-Khanka abgeſchickte Abtheilung. Man hatte ſie kaum in der Ebene von Goubbeh ſignaliſirt, als ihr Naſſif Paſcha ein Korps von 4000 türkiſchen Reitern und Mamelucken entgegenſchickte. General Lagrange ſtellte ſeine vier Bataillone im Viereck auf, um den Angriff zu empfangen. Die Feinde wurden nach einigen Kanonenſchüſſen und einem lebhaften Flintenfeuer verjagt. Die Kolonne ſezte eilig ihren Zug fort, und kam um zwey Uhr Nachmittags im Hauptquartier mit der Nachricht von dem Siege bey Heliopolis an.

Der Ruhm ihrer Waffen gebot ihnen nun, wieder die Offenſive zu ergreifen. Dieſe war indeſſen noch mit großer Schwierigkeit verknüpft. Zwar feuerten die Truppen des General Verdier, welche die Citadelle und die Forts vertheidigten, beſtändig und aufs lebhafteſte auf die Stadt, und theilten dadurch die Aufmerkſamkeit des Feindes; da aber alle Verbindung mit ihnen abgeſchnitten war, ſo war es unmöglich irgend einen Angriff mit den Beſatzungen derſelben zu verabreden. Man mußte ſich zu dem Ende zuerſt

Meiſter von den Häuſern des Platzes Eſkebieh machen, die ganz verſchanzt waren, und eine beſondere einzelne Belagerung erforderten, die einen großen Verluſt von Zeit und Menſchen nach ſich zog. Kleber hatte überdieß befohlen, nichts von Bedeutung bis zu ſeiner Rückkehr zu unternehmen. Indeſſen ſchien das Bedürfniß, mit der Citadelle zu kommuniciren, dem General Lagrange ſo dringend, daß er ſich zu einem Angriff der Türken rüſtete, als die Generale Friant und Donzelot mit der zweyten Abtheilung, die Kleber in Belbeis gebildet hatte, ankamen.

General Friant übernahm den Oberbefehl über alle in dem Hauptquartier befindliche Truppen, und rekognoſcirte ſogleich die Stellung des Feindes. Alle Straßen waren mit Mauern von zwey Reihen Schießſcharten und zwölf Fuß Höhe in kleinen Entfernungen verſchanzt, und die Häuſer von den Türken u. ſ. w. beſezt. Die Brigade-Chefs Couroux und Mongras wurden bey einem der erſten Angriffe ſchwer verwundet, und der erſtere, einer der ausgezeichnetſten Offiziere der Armee, ſtarb einige Tage darauf. Ein Bruder des General Donzelot, Bataillons-Chef, wurde in einem Angriff auf die Vorſtadt Boulacq getödtet.

So hartnäckig aber auch der Feind ſich Schritt vor Schritt vertheidigte, ſo ließ doch Friant die Angriffe fortſetzen, und da er die Türken nicht aus den Häuſern rechts von dem Hauptquartier verdrängen konnte, ſo ließ er ſie anzünden. Der Theil des Quartiers der Kophten, der an den Platz Eſbekieh ſtößt, und durch welchen die Türken vordrangen, hatte das gleiche Schickſal. Die von den Forts und der Citadelle beſchoſſene, von den Franzoſen, den Türken und den eigenen Einwohnern angezündete Stadt Cairo war von einem gänzlichen Untergang bedroht, ohne daß ſelbſt bey einer ſo ſchauderhaften Lage irgend eine Anzeige vorhanden war, daß es zu einer gütlichen Uebergabe an die Franzoſen kommen würde.

Die Häupter des Aufſtands ſuchten im Gegentheil unaufhörlich das Volk in ſeinem Irrthum wegen einer vorgeſpiegelten Niederlage der Franzoſen durch den Großvezier zu unterhalten. Die Türken entwickelten eine Thätigkeit, die bey ſo wenig civiliſirten und induſtriöſen Menſchen überraſchend war. Mehr als zwanzig Kanonen, die in der Erde lagen, wurden ausgegraben, Pulverfabriken errichtet, Kugeln aus den eiſernen Gittern der Moſcheen gegoſſen. Das Volk ſammelte die großen und kleinen Kugeln, die von den Franzoſen abgeſchoſſen wurden, und zeigte die höchſte Wonne, ſie wieder gegen die Franzoſen abzuſchicken. Beynahe unglaublich, aber dennoch wahr iſt, daß ſie ſogar Kanonen und Mörſer von dem Kaliber der aufgeſammelten franzöſiſchen Kugeln goſſen, ein Umſtand, der nur durch den Beyſtand von Europäern, Engländern, Italienern, und ſelbſt Franzoſen zu erklären iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Fortſetzung.)

Das Schwerſte war geſchehen. Der gute Oheim hielt Wort, er las, er erzählte, ſo oft das Mutterherz von Angſt und Sorgen überfloß; ſich ſelbſt, den Schmerz des Entbehrens hielt die treue Mutter der Sorge um uns nachgeſezt. Sie ward ruhiger, ja es dämmerte die Hoffnung auf, daß wir, bey der jetzigen ſchnellen Seefahrt, wohl Beſuche in Europa machen könnten.

Eliſens Beytreten hatte bey ruhiger Beſinnung viel Räthſelhaftes für mich; als ſie Strahl auf die Seite nahm, vermuthete ich das Gegentheil. Strahl erzählte mir: Sie ſagte, ſobald wir allein waren: „Ich ſehe, was kommen wird! glaube nicht, daß ich mir meine Zuſtimmung werde abſchmeicheln laſſen! Aber ich will, aus freyer Wahl will ich dir nach Amerika folgen!“ — „Selbſtherrſcherinn!“ dacht' ich, und war froh, meine Mathilde ſo ſanft und entſchloſſen zugleich zu wiſſen.

Die Verhandlungen über das wie und wann begannen. Das Reſultat war: beym Landesherrn die Beſtätigung zur Uebertragung des Majorats auf Auguſt einzuholen; indeſſen Leute zu ſammeln, Handwerker und Bauern, wo möglich gleich einen Geiſtlichen mitzunehmen. Strahl war erbötig, mit den erſten Schiffen abzugehen, um Vorbereitungen zu unſerer Niederlaſſung zu treffen. Im Anfang des Sommers ſollten dann Alle nachkommen. Der reiche Oheim und mein Schwager ſchoſſen die Summe vor, die Auguſt bey Uebernahme der Güter mir herauszahlen ſollte. Durch die Verbindung mit Julien ward er in Stand geſezt, die Vorſchüſſe abzutragen; zuvor aber ſollte er ein halbes Jahr zu Fellenberg, und eine Reiſe darauf nach England machen.

An einem der erſten Abende nach jenem, da der Entſchluß bekannt gemacht wurde, trat Martin, unſer Oberknecht, in mein Zimmer. „Herr Baron!“ redete er mich an, „ich wollte Sie bitten, mich mitzunehmen nach Amerika! Ich habe nun acht Jahre dem ſeligen Herrn gedient, treu und ehrlich, das wird mir die gnädige Frau bezeugen. Jezt möcht' ich mich verheirathen, ich bin ſchon lang verſprochen, aber des Mädchens Vormund wollt es nicht leiden, ich war ihm nicht reich genug; ſie iſt jezt mündig, und will keinen Andern. Als ihre Eltern ſtarben, verkaufte man die Güter, und legte ihr Geld auf Zins. Hier gibt aber jezt Keiner Aecker weg, ſie hätten Alle gern mehr. Da haben wir uns zuſammen beredet: wir gehn in die neue Welt. Nehmen Sie uns mit, Herr Baron! ich will Ihnen dort helfen bey der neuen Wirthſchaft, ſo viel's in meinen Kräften ſteht.“

Strahl reiſte nach ſeiner Vaterſtadt, um ſeine Geldangelegenheiten zu beſorgen. Ich benutze einige arbeitfreye Tage, die Erinnerung an mein Jugendleben durch Aufſchreiden feſtzuhalten. Ich bin dem Schluß des erſten Theils meines Lebens nahe! — Mit Ernſt und wehmüthiger Freude blicke ich zurück — mit Ernſt und freudiger Hoffnung vorwärts! Vaterland! Grab meines Vaters! Mutter! Geſchwiſter! -ſchwer fallen dieſe Namen auf ein Herz, das Euch entſagen ſoll! — Geliebte, Gattinn, Freund, Schweſter, neue Heimath, gemeinnütziges Wirken — verleiht Stärke und Muth dem Scheidenden!

Meine Mutter ſizt mit ihren Töchtern in einer Verſchanzung von Ballen Leinwand. Eliſe rief mir zu: „Hier rechts, das iſt die Ausſteuer für die Bürgerinn Emmanſtein, und links für die Bürgerinn Strahl!“ „Lieber Robert,“ ſagte Mathilde, „ſieh, wie unſre gute Mutter uns beſchenkt, nicht wahr, das iſt zu viel?“ „O!“ ſagte die Mutter mit bebender Stimme, „laß mir doch die Freude; für Emilien kann ich noch lange ſammeln, aber für Euch!“ — „Sammle nur, Mütterchen!“ ſagte liebkoſend Eliſe, „wir kommen einmal und holen's!“ Ein Seufzer hob die Bruſt der Mutter. „Aber Ihr macht mich irre, Kinder; an welcher iſt nun die Reihe?“ Eliſe bot mir den Arm, und führte mich der Thüre zu, unterwegs ſagte ſie: „ich gehe eigentlich nur nach Amerika, weil ich mit Ehren in Europa gar nicht zu beſtehn wüßte, wie ſollt' ich heißen, ich bitte dich? Frau Exmajorinn? Frau Strahl?“ Wir waren an der Thüre, ſie machte einen kleinen Knix, gab mir einen Stoß, und ſchloß hinter mir zu. Muthwilliges Geſchöpf!

(Der Beſchluß folgt.)

Aberglauben.

Hr. M. J. G. ſagt in ſeiner Schrift: Coup d'œil sur St. Petersbourg: Die jungen Mädchen, welche neugierig ſind, zu erfahren, ob ſie in dem nächſten Jahre verheyrathet werden, ſtellen ſich in einen Kreis, und jede ſtreut einige Haberkörner vor ſich hin. Hierauf ſtellt ſich eine Frau mit einem bedeckten Hahne mitten in den Kreis, dreht ſich mit geſchloſſenen Augen einige Mal herum, und läßt dann das Thier los, welches, da man es einige Zeit vorher hat hungern laſſen, nicht ermangelt, die Haberkörner aufzupicken. Diejenige nun, deren Haber zuerſt verzehrt wird, kann auf eine nahe Heyrath hoffen; und mit je größerer Gierigkeit der Hahn frißt, deſto näher iſt der Termin.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beſchluß.)

Wenn es wunderlich iſt, in dem Garten England, nahe bey dem größten Luſthaus (London), Haiden zu finden, in denen man zehntauſende (eins unſerer Zeitungsblätter ſagt ſogar 100,000) von Rennthieren zu nähren hofft, ſo empfindet man auch einen Schauder in dem großen Luſthaus dieſes Gartens, Menſchen Hunger ſterben zu wiſſen — jezt, wo der Volks-Senat über die zu niedrigen Preiſe des Getreides Rede zu wechſeln beginnt. Man kann hier nicht wie bey Verbrechen ſagen: Bey einer gleichen Maſſe zuſammengehäufter Menſchen wird man überall ungefähr die gleiche Zahl Verbrechen finden. Nehmen wir Wien, Berlin und Hamburg zuſammen, um die Zahl von Londons Einwohnern zu erreichen, ſo zählen wir in ihnen ſämmtlich ſchwerlich ſo viele Abſcheulichkeiten von Woche zu Woche, wie London deren aufweiſt. — Doch Verhungern iſt von unſern Geſezgebern noch nicht unter die Verbrechen gezählt — eine Unhöflichkeit kann es genannt werden, indem es der Regierung, unter welcher es geſchieht, ſtets einen indiskreten Vorwurf macht — Verhungern iſt kein Verbrechen, aber etwas unerhört Schreckenvolles, wenn es unter Hunderttauſenden von praſſenden Reichen Statt findet, und ſolche Fälle, die in London nicht ſelten ſind, fanden im Lauf dieſes Monats innerhalb wenigen Tagen zweymal Statt. Ein armer Vergolder, deſſen Weib und drey Kinder nach Brod ſchrieen, indeß eines vierten Kindes Leiche nackt auf einem Schemel lag, ohne daß ſeine verzweifelnden Eltern Mittel zur Beerdigung fanden, ſtahl ein Paar Stück Geflügel von einem Händlers Laden. Die Wache ergriff ihn, er wehrte ſich nicht, ſchickte ſie ſelbſt zu ſeinem Weibe, die man neben dem unbegrabenen todten und den nach Brod ſchreyenden lebenden drey Kindern fand. Der Lord Mayor, vor den die Sache gebracht wurde, behandelte den Unglücklichen ſehr menſchlich, die bey dem Gericht anweſenden Zuſchauer überſchütteten ſeine Familie mit Wohlthaten, es wurde eine Summe für ihn geſammelt, die ihn vielleicht in Stand ſezt, wieder ſein Handwerk zu treiben, durch das er ſich einſt redlich nährte, bis Unglücksfälle ihn verarmten. — Ein zweyter Erhungernder fand, nachdem er drey Tage ohne Nahrung umhergeirrt, Mittel, von einem Freunde Opium zu erlangen, und ward ſterbend vor einer Hausthüre gefunden. Er hatte viele Jahre in einem guten bürgerlichen Hauſe gedient, ſich dann zu verbeſſern gehofft, aber es war ihm mißglückt — genug, er hatte gute Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens, die Aerzte retteten ihn, und man hofft ihn fortan vor dem Erhungern ſchüzen zu können.

Unter den literariſchen Vorgängen, welche hier Statt finden, möchte der Federkrieg zwiſchen Hrn. Southey und Lord Byron Ihrem Publikum doch einige Theilnahme einflößen. Der erſte griff, in einer Nachricht von ſeinen Reiſen auf dem Feſtland, Byrons Leben und Charakter auf eine Weiſe an, die wohl am beſten damit bezeichnet wird, daß er dieſes Dichters ſämmtliche Geiſteserzeugniſſe Werke aus „der Schule des Teufels“ nennt; welchen Ausdruck ſeine mildfrommen Partheyhalter freudig aufgenommen, und ihn zum bezeichnenden Namen von Byrons und ſeiner Nachahmer (!!!) Gedichte zu machen ſuchen. Da hätten wir alſo eine eigene Dichterſchule einzureihen: „Die Satansſchule.“ Hr. Southey wirft dem Lord vor, was er Loſes und Böſes gethan; der Lord bemerkt dagegen, daß er in jedem ſeiner Jahre ſeit ſeinem zwanzigſten mehr Gutes gethan, als Hr. Southey während ſeines ganzen „wetterwendiſchen, den Mantel nach dem Winde hängenden Lebens“ (shifting, turncoat life). Für den Unbefangenen iſt Hrn. Southey's frömmelnder Ton ſehr warnend, und ohne deſſen gehäſſige Anklage des ſeltenen Dichtergenies iſt leider in Byrons bewunderungswürdigen Gedichten ſeine Anklage hinlänglich beſtätigt. Unſere Landsleute werden vielleicht, dieſen Streit in gehöriger Ferne betrachtend, das allſeitig Herabſezende dergleichen auch bey uns ſo häufigen Fehden ſchärfer auffaſſen.

Bey Gelegenheit des Ritterſchlags, welchen der neue Lord-Lieutenant von Irland, wie öffentliche Blätter erzählten, dem Kapitän Phillimore ertheilte, machte man die Entdeckung, daß die vier Könige von Irland vor der Union das Recht hatten, Ritter zu machen, aber zu jener Zeit dieſes Recht ihnen nicht vorbehalten ward, ſondern an den Fürſten zurückfiel. Daraus erfolgt nun, daß alle ſeit der Union creirte Ritter, welche die ſeitherigen Vice-Könige (Lord-Lieutenants) gemacht haben, null und nichtig ſind. Wenn dieſe armen, aus der Wirklichkeit Entrückten ſeitdem nicht gemerkt haben, daß ſich die Ritterſchaft entbehren läſſt, ſo müſſen ſie ſich noch einmal um den Zauberſchlag bewerben.

Neuere galvaniſche Verſuche, welche die HH. Doktoren Stene und Ewing in Aberdeen an einem Gehangenen gemacht, haben die Aufmerkſamkeit der jüngern Aerzte vorzüglich erregt. Der noch warme Körper ward eine Stunde nach der Hinrichtung den Aerzten übergeben, und fünf Viertelſtunden lang, bis ſeine Wärme gänzlich aufhörte, durch eine Batterie von 300 Paar Scheiben galvaniſirt. Die dadurch hervorgebrachten Muskelbewegungen waren ſehr auffallend, ſo wie das ganze Experiment einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung werth iſt, die, da von den wackern Aerzten, die ſolches machten, ein wiſſenſchaftlicher Zweck vorauszuſetzen iſt, wahrſcheinlich auch bekannt gemacht werden wird.

Den 21. Nov. ward in Cork (in Irland) das erſte Box-Schauſpiel von ein Paar engliſchen Gladiatoren, Reynold und Dogherty, gegeben. Die Corker Zeitung drückt ſich mit bitterer Ironie darüber aus, indem ſie ihre Landsleute zur Dankbarkeit gegen ihren Magiſtrat auffordert, daß er dieſes edle Mittel zur Sittigung der rohen Irländer befördere; ſie ermahnt ihre Vorgeſezten im Ton des unwilligſten Spottes, die Anerbietung der beyden, für das öffentliche Wohl ſo edel geſinnten Männer, Reynold und Dogherty, unter ihnen ſich niederzulaſſen, doch ja nicht abzuſchlagen. — „Mögen die Muſen verhüten, ſchließt der Artikel, daß irgend ein für die Reize dieſer göttlichen Kunſt unempfindliche Beamter ſich's nicht einfallen laſſe, dieſer Edeln wohlthätige Abſicht zu hintertreiben!“ Dieſer rechtliche Unwille kann in England, wo man das rohe Schauſpiel des Boxens ſo ſehr gewohnt iſt, keinen günſtigen Eindruck bewirken.

Rom, den 9. Febr.

Endlich kann ich Ihnen einmal von einer wirklich vortrefflichen Opernmuſik ſagen. Es iſt der junge Tonſetzer Donizetti aus Brescia, der uns in der Zoraide eine im wahrhaft guten Styl abgefaßte Muſik gegeben hat, welche allgemeinen Beyfall fand, der zum Fanatismus ſich ſteigerte, da man wußte, daß er als Conſcribirter in öſtreichiſche Dienſte treten müßte, wenn dieſe Oper ihm mißlinge, und da eine vornehme Dame wider ihn kabalirt haben ſoll, um Pacini zu heben. Er iſt ein Schüler J. Mayrs, und zeichnet ſich durch Wahrheit ſeiner Motive und Sparſamkeit der Inſtrumentatur aus. Einen Abend wurde er im Triumph mit Muſik zu einem Feſte und nach Hauſe gebracht.

Der Tenoriſt des Theaters Argentina, Sbigoli, iſt am Nervenfieber geſtorben, und hat eine ſchwangere Wittwe mit fünf Kindern ohne alle Mittel hinterlaſſen. Die Truppe von Argentina und die vom Tor die Nona wollten an dem einzigen Tage, wo kein Theater iſt, Freytags den 8. d., ein Konzert geiſtlicher Muſik zum Beſten der Hinterlaſſenen in Argentina geben. Die Sängerin Mombelli ging deßhalb den Kardinal Conſalvi um Erlaubniß an, und dieſe wurde von ſeiner Seite ohne Anſtand ertheilt. Nun iſt aber der Vikar des Vikars Chriſti, nämlich der Vice-Gerente: Monſignor Joſef della Porta; deſſen Erlaubniß ein römiſcher Fürſt einholen wollte. „Wiſſen Sie nicht, daß die Theater die Vorzimmer der Hölle ſind?“ ſoll dieſer ihm entgegengedonnert haben. Taſchenſpieler und Geiger hatten ähnliche Erlaubniß früher erhalten, den jammernden Waiſen wurde ſie verſagt. — Es gereicht den Römern zur Ehre, daß ſie dieſe Handelsweiſe würdigen und ſich offen über dieſelbe äußern.

Heute beginnt der Faſching. Ich glaube nicht, daß er ſehr heiter werden werde. Ein Elephant und viele Wagen mit Fremden ſind zu demſelben eingetroffen. M.

Räthſel.

Ein Strom iſt's, den wir Alle kennen,
Er fließt daher ſeit grauer Zeit.
Als deutſchen wollen wir ihn nennen,
In ſeiner Kraft und Lieblichkeit.

Von Geiſtern wird er ſanft beweget,
Ihn regt ein leiſes Lüftchen auf,
Was er uns bringt und was er träget,
Aus heil'ger Tiefe ſchwebt's herauf.

Ein Chor von Tönen. Jede Welle,
Melodiſch ſtimmt ins Ganze ſie.
Sagt, wo entſprang die Wunderquelle,
Die den Gedanken Töne lieh? —

Als Strom, verſtärkt mit mächt'gem Rauſchen,
Strömt er durch weite, ferne Welt.
Du läſſ'ſt ihn nicht, willſt ihn nicht tauſchen,
Er iſt's, der Herz am Herzen hält.

Dem Säugling an der Mutter Buſen
Singt lehrend Melodie er vor.
Das Lied der Grazien und Muſen,
Aus ſeiner Welle ſchwebt's empor.

Nie rinne er in ſeichtem Sande,
Nie ſteh' er ſtill in ödem Sumpf;
Frey rauſche er in freyem Lande,
Kraft und Gefühl ſey er Triumph! —

Gleich Adlersflügeln reißen Wogen
Die Menge mit Begeiſt'rung fort,
Der Erde fühlſt du dich entzogen,
Sie tragen dich zum Himmel dort.

Sanft ſchlüpft er oft durch Blumenauen,
Oft ſtürzt er ſich vom Felſenhang:
Und alles Große, was wir ſchauen,
In ihm ertönt es als Geſang.

Ein Göttersohn — dient er den Göttern,
Bald trägt er Amors goldnen Pfeil,
Bald Jupiters — aus Nacht und Wettern,
Des Herrſcher-Gottes Donnerkeil.

Doch ſchwebt auf ſeinen Silberwellen
Apollo's goldnes Saitenſpiel,
Wie fühlſt du deine Nacht erhellen —
Ein Lichtſtrahl, der vom Himmel fiel; —

Wo wird ſein Rauſchen einſt verſiegen?
Der Strom — der Allem Leben leih't —
Der Tauſendarmige — verſiegen? —
— Im Meere der Unendlichkeit! —

Auflöſung der Charade in Nr. 47:
Tuchnadel.

Beylage: Monats-Regiſter Februar.

Digitized by Google

Nro. 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. März 1822.

Nicht Gottes Welt iſt dieſe Erde.
Ein eng Gemach nur dieſes weiten Bau's.

Raupach.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſezung.)

Am 3ten langte die Geſellſchaft, nach einem Marſche von achtzehn Meilen, in einer beynahe nördlichen Richtung, in der Stadt Hoi-thun an, wo man ſie in der Abweſenheit des obern Mandarins, welcher ſich eben auf dem Landhauſe befand, wieder in einen Tempel einquartierte. Die Landſchaft und Straße wie geſtern; in einigen Gegenden des ſehr flachen Landes ſtanden große Waſſerſpiegel. Die Einwohner in den Dörfern, neugierig wie immer, drängten ſich hinzu, und wurden beſonders von ihren Flinten zum Erſtaunen hingeriſſen, indem ihnen dergleichen Waffen gänzlich unbekannt zu ſeyn ſchienen. — Hoi-thun iſt gleichfalls mit Wällen umgeben und ſcheint groß und volkreich zu ſeyn. Die Häuſer ſind mit rothen Backſteinen gebaut und die Straßen gepflaſtert, aber enge. Oeſtlich von der Stadt iſt ein ſehr großer See, welcher ganz mit Schilf überwachſen iſt und bis dicht an die Mauer ſtößt.

Um zwey Uhr des folgenden Tages, ſezten ſie ihre Wanderung, nachdem ein jeder zwey Sapekas erhalten, mit neuen Führern und Päſſen verſehen, weiter fort. Der Weg lag etwas weſtlicher als geſtern; und um fünf Uhr kamen ſie in der Stadt Ziſee (Tiſee) an, wo ſie, wie gewöhnlich, in einem Joß-Haus einquartiert wurden und auf den harten Steinen ſchlafen mußten, ein Lager, welches ihnen nicht mehr ſo beſchwerlich vorkam, da ſie ſich daran gewöhnt hatten. — Auf dieſer Tagreiſe gingen ſie in einer Fähre über einen Fluß und kamen durch fünf Städte und Dörfer. Gegen das Ende der Reiſe wurde der Boden etwas höher, war aber allenthalben auf das Beſte angebauet. Sie begegneten mehreren Palanquins und Schiebkarren, welche leztere von dem gemeinen Volke zum Reiſen gebraucht werden; die Palanquins ſind ſehr bequem, geräumig und leicht, indem ſie von Bamboo verfertigt ſind; gewöhnlich werden ſie von zwey Männern getragen, zuweilen auch, je nach dem Stande des Reiſenden, von vier, ſechs oder acht Trägern.

Am 5ten ſezten ſie ihre Reiſe durch eine herrlich angebaute Gegend nach N. N. W. hin weiter fort. Auf dem Wege ſahen ſie auch mehrere Miaos und Triumphbogen, welche lezteren auf des Kaiſers Koſten erhalten werden. Sie werden für fünferley Klaſſen von Perſonen errichtet. Erſtlich, für ſolche, welche ein Jahrhundert gelebt haben, indem die Chineſen denken, daß ein ſo hohes Alter ſich unmöglich anders als durch ein mäßiges und tugendhaftes Leben erreichen laſſe. Zweytens, für Kinder, welche eine beſondere Probe von kindlicher Liebe gegeben haben. Drittens, für Frauen, die ſich durch ihre Keuſchheit ausgezeichnet. Viertens, für Mandarins, die ſich durch ihre Verwaltung die Liebe und Achtung des Volkes erworben haben. Endlich, für Perſonen, die ſich im Staatsdienſt oder durch irgend eine nützliche Erfindung ausgezeichnet haben. — Gegen das Ende ihrer Reiſe kamen ſie durch einen ſehr großen Begräbnißplatz, welcher mit kegelförmigen Grabhügeln in re gelmäßigen Reihen bedeckt war; deren Größe und Höhe den Rang des Begrabenen andeuten ſollen. Auf der Oſtſeite ſteht in einer geringen Entfernung vom Grabe ein Stein mit einer Aufſchrift. — Im Laufe des Tages wateten ſie durch zwey Flüßchen, deren Waſſer ſie ſehr kalt fanden, und kamen über mehrere ſteinerne und hölzerne Brücken, auch durch drey ziemlich große Städte und zwölf Dörfer. Als ſie in Thung-nung ankamen, hatten ſie ungefähr 33 Meilen zurückgelegt. — Die Mauern dieſer Stadt ſind gut erhalten, aber nicht ſehr hoch; die Straßen ziemlich regelmäßig und gepflaſtert. Sie ſchien ihnen größer als alle bisher geſehenen und enthielt zwiſchen 10 und 12000 Häuſer, und die Märkte ſind reichlich mit Lebensmitteln verſehen. Die Leute in dieſem Lande befolgen überhaupt die Maxime oft und immer vom Beſten zu eſſen, welches bey der Wohlfeilheit der Lebensmittel faſt für jedermann möglich iſt. Auch findet man in allen Dörfern und Städten und ſelbſt längs der Landſtraßen, Gaſt- und Speiſehäuſer. — Pferde, Palanquins und Schiebkarren findet man überall zu vermiethen. Die Landſtraße war dieſen Tag etwas beſſer, aber noch keineswegs für ſchwere Wagen eingerichtet, deren die Reiſenden bis jezt auch noch keine geſehen hatten. Die erwähnten Schiebkarren legen ungefähr drittehalb Meilen in einer Stunde zurück, und werden von einem Mann fortgeſchoben: ſie haben oben ein bequemes Gerüſt von ungefähr vier Fuß und zwey Breite, worauf der Reiſende mit ſeinem Gepäcke ſizt und ganz gemächlich mit dem Rücken gegen ein Querbret ruht. — Das Volk in dieſer Stadt war, wo möglich, noch zudringlicher als anderswo; es bewunderte alles an den Fremden, ſelbſt ihren Hund, welcher mehreremal geſtohlen ward; jedesmal aber erklärte die Geſellſchaft, daß ſie nicht weiter gehen würde, wenn man denſelben nicht herbeyſchaffe: und dieſes hatte immer die gewünſchte Wirkung. Die Doppelflinten fanden viele Liebhaber, aber mehr als zwey oder drey Thaler fürs Stück zu geben, ließ ſich keiner einfallen.

Am 6ten erhielt ein jedes Mitglied der Geſellſchaft 30 Sapekas, womit ſie, wie man ihnen ſagte, drey Tage auskommen mußten. Sie verlieſſen die Stadt und erreichten innerhalb einer Stunde einen Fluß, auf welchem man ſie in Böten einſchiffte, mit welchen ſie nordweſtlich 40 Meilen hinſegelten. Der Fluß war ziemlich enge und ſeichte und die Ufer ſandig, aber das Land umher vortrefflich angebaut, und die Felder mit Hecken und Graben umgeben.

Sie landeten am 7ten bey Tagesanbruch und nach einer kurzen Fußreiſe, erreichten ſie die Stadt Huſſze-on, in welche ſie durch das ſüdliche Thor eintraten. — Dieſe Stadt iſt größer als irgend eine der vorhergeſehenen und iſt mit einer 40 Fuß hohen und 30 Fuß dicken Mauer umgeben, auf welcher mehrere ſchwerfällige Kanonen auf ſchwerfälligen Lafetten ſtanden. Die Thore ſind ſchön gewölbt und mit zwey Stock hohen Wachthürmen verſehen. Die Straßen ſind ziemlich breit und meiſtens gepflaſtert. Die Geſellſchaft wurde abermals in einem Tempel einquartiert, wo die Prieſter, welche ſie allenthalben gütig behandelten, öfters die Opfer von Früchten und gekochtem Fleiſch, welche, nachdem ſie den Göttern dargebracht worden, jenen anheim fallen, mit ihnen theilten. Ihr Nachtlager befand ſich dießmal in einem Hühnerſtall, in welchen ſie mittelſt einer Leiter durch ein enges Fenſter kriechen mußten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Auswanderer.

(Beſchluß.)

Eines Tages wurde meiner Mutter ein Päckchen überbracht, ſie nahm die Hüllen weg, ein ſehr ſchön mit Gold und Perlmutter verziertes Käſtchen fand ſich darunter, ein Brief und ein kleiner goldner Schlüſſel lagen bey; ſie trug es in ihr Zimmer. Eliſe ſchüttelte den Kopf und murmelte etwas von Grauſamkeit. Bald wurden Mathilde und ich gerufen. Mit thränenden Augen verbarg meine Mutter etwas unter ihrer Hand, mit der andern zog ſie Mathilden neben ſich. „Ich muß Euch, meine Kinder, eine frohe Botſchaft mittheilen, hier iſt ein Brief vom Grafen. — Er hat, wie ſich daraus ergibt, das Gewebe der Argliſt durchblickt, das Mathildens Verhältniſſe verhüllte. Auch iſt's dort bekannt, daß ſie hier, und deine Braut iſt. Der Graf, der kein unrechtlicher Mann iſt, ſendet hier, was ihm von deinen Eltern für dich, meine Tochter, anvertraut war (ſie reichte Mathilden eine Brieftaſche, reich gefüllt mit engliſchen Banknoten) „und hier“ (ſie hob die deckende Hand weg) „deiner Eltern Bildniſſe!“ — Mathilde nahm das Erſte: ein Mann in der Blüthe des Lebens, mit edler, ausdrucksvoller Phyſiognomie. „Mein Vater!“ ſagte ſie, drückte es an die Lippen, und ſah zum Himmel auf, als ſuche ſie dort das Urbild. Dann griff ſie nach dem andern, ein Blick darauf und ſie rief: „O ſie iſt's! ja es iſt meine Mutter! mein Herz täuſchte mich nicht, ich habe meine Mutter geſehen, ich lag an dem Herzen meiner Mutter!“

Wir ſahen ſie erſtaunt an. Endlich konnte ſie uns erzählen. „Ich war acht Jahre alt, da nahm mich einmal mein Vater mit ſich in den Wald. An einer Stelle am Rand des Berges, die voll ſchöner Blumen war und eine freundliche Ausſicht in die Ebene gewährte, gefiel es mir ſo wohl, daß ich da zu bleiben wünſchte. Mein Vater erlaubte mir's unter der Bedingung, daß ich mich nicht entfernen, und ihn da erwarten ſollte. Ich war noch nicht lang allein, ſo hörte ich reden. Ich verſtand, daß man Jemanden zu finden wünſche. Ein Herr und eine Frau kamen jezt hinter den Bäumen hervor. Als ſie mich ſahen, ſagte der Herr, den ich wohl kannte, es war ein Forſtmeiſter, der zuweilen in Geſchäften zu meinem Vater kam, der Frau einige Worte, aber ſo leiſe, daß ich ſie nicht verſtehen konnte. Die Frau fuhr zuſammen, faltete die Hände, und ſtand lange ganz unbeweglich. Sie ſagte dann dem Herrn, er möge in der Nähe bleiben, und ging langſam auf mich zu. Ich war nicht ſchüchtern, wie du weißt, Robert! und beantwortete ganz unbefangen ihre Fragen. Dann bot ich ihr Blumen, und bat ſie, doch den grünen Flor vom Geſicht zu thun. „„Warum deckſt du denn dein Geſicht zu?““ fragt' ich, „„du haſt gewiß ein recht gutes Geſicht!““ „„Wegen meiner Augen,““ ſagte ſie, ſchlug aber den Schleyer zurück. Ihre Augen waren roth und feucht. Ich ſah das ſchöne Geſicht recht an, und küßte ſie dann mit Inbrunſt. Sie hielt mich während unſeres ganzen Geſprächs in ihren Armen, und erwiederte nun meine Liebkoſungen mit großer Zärtlichkeit, während Thränen über ihre Wangen perlten. Sie nahm dann dieſes Kreuzchen, das ich ſeitdem immer trage, ab, und hing es mir um. Sie wollte noch etwas ſagen, aber der Herr kam und ſagte: „„Man kommt!““ Nun preſſte ſie mich noch ſtärker weinend an ſich, auch ich muſſte weinen, ich wuſſte nicht warum, dann entfernte ſie ſich ſchnell, kam aber wieder, um die Blumen zu holen, die ich ihr gegeben hatte. Mein Vater kam gleich nachher, ich erzählte ihm, was mir begegnet war. Als es die Mutter hörte, ſagte ſie: „„das war gewiß ſeine Schweſter, der kürzlich die Kinder geſtorben ſind.““ Der Forſtmeiſter beſtätigte es, als er das nächſtemal kam. Mir brachte er immer Grüße von ihr, und mancherley hübſche Sachen.“

„Nachdem ich, wie man mich von meinen Pfleg-Eltern abholte, in jenem Wald die verſchleyerte Dame ſah, fiel mir, als ich wieder ruhiger geworden, ein, es ſey die nämliche. Und von da an dachte ich mir meine Mutter immer unter jener Geſtalt. — Das iſt ſie!“

Sie bedeckte das liebe Bild wieder mit Küſſen und Thränen. Mit einem von Liebe und Mitleid durchdrungenen Herzen ſchloß ich das geliebte Mädchen in meine Arme. Auf meiner Bruſt erholte ſie ſich von den gewaltigen Gefühlen, die ſie erſchüttert hatten. „O!“ ſagte ſie dann, „wie gut iſt Gott, daß er dich mir ſandte! Wie unglücklich hätte ich werden können! Er gab mir ſo herrliche Eltern — und doch war ich verlaſſen!“

In der kleinen Schatulle, die meine Mutter ihr nun gab, waren noch mancherley Koſtbarkeiten, augenſcheinlich mehr geſammelt, um ſie zu bereichern, als um ſie damit zu ſchmücken. Nur einige Schnüre Perlen konnten dieſen Zweck haben. „Es ſind,“ ſagte Mathilde, „ſo viele als wir Schweſtern ſind. Wir theilen ſie!“ — „Mein Kind,“ ſagte meine Mutter, „ſie ſind von großem Werth!“ — „O!“ rief Mathilde, „ſind wir denn nicht reich genug? Da, Robert! das gehört dir!“ Sie reichte mir die Brieftaſche. Für die Mutter verſprach Mathilde das ihr ſo theure Bild zu kopieren.

Nachſchrift der Herausgeberin.

Wir brechen hier ab, denn der Abſchied zwiſchen dieſen liebenden Menſchen würde uns nur betrüben. Die Geſchichte des Mannes, den man aus den vorliegenden Blättern kennen lernt, an dem Alles treu und ächt und wahr iſt, nur der Name nicht, war im Befreyungskriege der Waffengefährte meines Sohnes Otto. Zufällig traf ihn dieſer in Amſterdam, als er mir dahin entgegengereiſt war, und mich nach einer Reiſe, die ich durch England und Irland gemacht, zurückerwartete. Er brachte einige wehmüthig frohe Abende mit ihm zu, die der Engel Mathilde ſanft erhellte. Weil er zu wiſſen wünſchte, wie es Robert ſeit dem Frieden gegangen, theilte ihm dieſer die vorliegenden Papiere mit, und gewährte ſeine Bitte, ſie abſchreiben und bekannt machen zu dürfen.

Ich ſah ſie noch abfahren! günſtige Winde ſchwellten die Segel. Mög' es Euch wohlgehn, Ihr edeln Menſchen!

Treue Bruderliebe.

Vor Kurzem ſtarb zwölf Meilen von Harrisburg in Penſylvanien in einer einſamen, zwiſchen den Hügeln gelegenen Hütte ein Herr Wilſon, der ſchon ſeit mehrern Jahren in völliger Abgeſchiedenheit lebte. Das ſchreckliche Schickſal einer geliebten Schweſter hatte ihn in einen finſtern, überſpannten Gemüthszuſtand verſezt. Dieſes unglückliche Mädchen ward von Scham und verzweifelter Liebe verführt, ihr Kind, die Frucht geſetzloſer Vertraulichkeit, zu morden; die Geſetze verurtheilten ſie zum Tode. Ihr Bruder gab ſich die äußerſte Mühe, ſie im Fortgang des Prozeſſes zu vertheidigen; als aber das Urtheil gegen ſie ausfiel, eilte er nach Philadelphia, die Gnade des Gouverneurs zu erflehen. Es glückte dem Eifer ſeiner Bruderliebe, und er eilte mit äußerſter Anſtrengung ſeines Pferdes in ſeine Heymath zurück. Aber während dem hatte ein ungeheurer Regen die Ströme angeſchwellt, mit Todesangſt im Herzen ſchritt er längs den ſchäumenden Fluthen hin und ſuchte eine Fährte, und zählte die Stunden und ſtürzte ſich endlich mit ſeinem Pferde in den Strom, wo ihm die erſte Möglichkeit eines Durchgangs erſchien. Aber das hatte ihm Zeit geraubt, der Umweg, zu dem ihn ſein Uebergang über den Fluß zwang, raubte ihm deren noch mehr. Sein Pferd ſchäumte und blutete, wie er in Harrisburg ankam — um vom lezten Zucken ſeiner Schweſter Zeuge zu ſeyn. — Das Geſetz war ſo eben vollzogen, ſie war todt. — Wilſon zog ſich in die Hügel von Dauphin County zurück, wo er ſich mit Behauen von Mühlſteinen beſchäftigte. Er war ſehr pünktlich in ſeiner Arbeit, hatte aber mit keinem Menſchen Gemeinſchaft, und war in tiefe Schwermuth verſunken. Er ward eines Morgens von einem Nachbar, der ihn Abends vorher noch arbeiten ſah, todt vor ſeiner Hütte gefunden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Jan.

Bernard Romberg hat hier drey Konzerte zur Bewunderung aller Zuhörer gegeben. Vor etwa vierzehn Jahren hatten ihn die Wiener zum Erſtenmale gehört. Der große Univerſitäts-Saal, in ſeinem feyerlichen Dämmerlicht, war zur Mittagsſtunde ganz gefüllt — eine glänzende Menge kunſtverſtändiger und kunſtliebender Zuhörer. Ein rauſchendes Willkommen ſchallte dem Gaſt entgegen und wollte kein Ende nehmen. Gleichſtimmender Beyfall bezeichnete jeden Perioden ſeines meiſterhaften Spiels, worin ſich unaufhörlich der Ausdruck innigſter Theilnahme, in halb artikulirten Exclamationen, miſchte. Es iſt unnöthig, ſeine Virtuoſität hier noch zu charakteriſiren; man darf ſie allumfaſſend nennen, und von der ganzen gebildeten muſikaliſchen Welt wird ſie anerkannt. **Romberg** beſizt im höchſten Grade Alles, was die ausgezeichnetſten Meiſter jedes andern Inſtruments der Bewunderung darbieten können. Ehren muß man ihn zugleich, wenn er Zauberharmonien aus dem ſeinigen hervorlockt — die große Seelenruhe bemerken, die ihn in den Stand ſezt, Alles mit der äußerſten Präciſion aus dem Gedächtniß vorzutragen. Die Begeiſterung thront auf ſeiner Stirne, er ſcheint zu dichten, indem er ſeine Dichtungen vernehmlich macht, und die Tönequellen aus dem tief bewegten Herzen, unter den hingleitenden Fingern durch die Saiten, wie ein heller Bach aus ſeiner Urne. Ich ſchreibe dieſes in der Einfalt meines Herzens nieder, wie ich es empfunden habe. Scharfſinnige Kunſtrichter mögen mit techniſchen Phraſen, mit „Klaſſicität und Grandioſität, und wieder mit Grandioſität und Klaſſicität" mehr als zwanzig Mal auf einer Oktavſeite um ſich werfen — Heil ihren Leſern, wenn ſie noch mehr, als ich, dabey empfinden! So wie das Konzert in A, waren alle Muſikſtücke, mit Ausnahme der von unſerer **Grünbaum** meiſterhaft vorgetragenen Variationen, von ſeiner eigenen Kompoſition. Den Schluß machte ein Capriccio über polniſche Lieder und Tänze. Des Künſtlers Sohn, ein Knabe von ungefähr acht bis neun Jahren, der vorher mit kindlicher Unbefangenheit umhertrippelte, ließ ein Andante und Menuetto fandangato auf ſeinem kleinen Cello hören. Er nahm es in die Hand, als ob er **mit** dem Inſtrument, nicht **auf** demſelben ſpielen wollte, und lockte einen Strom von ſo zarten, reinen Tönen hervor, daß man den Ausdruck eines reifern Gemüths zu hören glaubte. Auch ſeine Fertigkeit iſt ſchon vorzüglich, wiewol geſchwinde Tempo's etwas langſamer genommen werden. — Das zweyte Konzert wurde im landſtändiſchen Saal gegeben, wo ſich ein eben ſo zahlreiches Publikum, wie in dem vorigen, verſammelte. Der Meiſter trug zuerſt ein ſelbſt gedichtetes Schweizer-Tongemälde vor. Hierauf ſang **Bernhardine Romberg** mit äußerer und innerer Anmuth eine auf ihr Talent berechnete Recitativ-Arie. Die junge Sängerin hat einen angenehmen Ton, durch eine regelrechte Bildung wird der Vortrag unterſtüzt; zur Entwicklung einer großen Bravour war keine Gelegenheit dargeboten. **Karl** Romberg ſpielte dann ein Divertimento; und ein Capriccio über moldauiſche und wallachiſche Lieder, von dem Vater ausgeführt, erfolgte zulezt. Der muthwillige Charakter dieſes Tonſtücks entſprach dem Titel völlig, ſo wie der geſangreiche Ausdruck der Bezeichnung des erſtern. Einige allzu empfindliche Ohren wollten in dem leztern verſchiedene zu burleske Züge finden, wohin der beſondere Zug des Capriccio gehört, der den Virtuoſen über den Steg hinausführte; aber dieſer Capriccio war ja auch ein moldauiſch-wallachiſcher, von dem ſich ganz andere Sprünge noch erwarten laſſen. — Nach dem dritten, eben ſo ſtark beſuchten, Konzert iſt **Romberg** nach Peſth gereiſt, und eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden hat ihre Wünſche nachgeſendet, um ihn zu bewegen, dem Muſik liebenden Publikum der Kaiſerſtadt ein **viertes** Tonfeſt zu bereiten. Vielleicht gibt er nach ſeiner Rückkehr, wie es Anfangs hieß, einige Quartetten auf Subſcription zum Beſten.

(Die Fortſezung folgt.)

Schweiz.

Seit dem 16. Jan. hat der Winter das Verſäumte in den ſchönen Decembertagen nachgeholt. Die Höhen und die Thäler ſind mit gewaltigen Schneelaſten bedeckt. Da indeſſen in einigen ſüdlicher gelegenen Bergthälern ſchon Tags darauf, den 17. Jan., eine etwas gelinde Luft wehte, ſo hatten ſich mehrere Lawinen losgelaſſen, unter dieſen zeichnete ſich vorzüglich eine aus, die im Schächenthal, zunächſt Spiringen im Kanton Uri, gleichen Tages zur Abendzeit losbrach. Dieſe Gegend iſt durch die abſchüſſige Lage ihrer Berghalden beſonders hiefür geeignet, und hat ſchon im Jahr 1808 ſo ſchreckliche Verheerungen angerichtet, daß die dadurch verunglückten Alpenhütten-Bewohner zum Gegenſtand allgemeinen Bedauerns ſelbſt bis in die äußerſten Kantone wurden. Dießmal lief es indeſſen gelinde ab, gleichwol koſtete es auch da ſchon zweyen Menſchen das Leben, und dieſe waren zwey Kinder, welche ſich in der Wohnſtube des untern Stockwerks befanden. Der Vater war kurz vor dem Losbruch der Lawine ausgegangen, von der Hütte aus den vom hohen Schnee geſperrten Pfad zum nächſten Dorfe anzubahnen, wohin er wegen häuslicher Verrichtungen gehen wollte, als er, vom Getöſe der einbrechenden Lawine aufgeſchreckt, kaum noch ſo viel Zeit gewann, ſein Weib, welches von der Küche der Hausthüre zueilte, haſtig zu ergreifen und dem Tode zu entreißen. Nicht ſo glücklich war die Großmutter, die zwar noch lebend aus den Trümmern hervorgezogen wurde, an deren Herſtellung man jedoch zweifelt. Die zwey Kinder fand man todt. Im obern Stockwerk befand ſich im Augenblick des Einſturzes der Hütte Niemand, doch würde da auch Niemand Schaden genommen haben, da die Gewaltmaſſe nur die untere Abtheilung der Hütte zertrümmerte, das obere Stockwerk aber, obwol gewaltſam von dieſer getrennt und fortgezogen, in vollkommen wagerechter Lage auf der neuen Stelle zu ſtehen kam. Es bedarf keiner ſtrengen Unterſuchung, um ſich zu überzeugen, daß dieſe Thalgegend in früherer Zeit wohl weit weniger vom Andrange der Lawinen zu befürchten hatte, da man noch an mehrern Stellen Spuren von ehemaligen Waldungen erkennt, die in ſpätern Zeiten ausgelichtet worden ſind. Seitdem haben die Eigenthümer ſolcher abſchüſſigen Berggelände das Ungemach, daß ſie in jedem ſchneereichen Winter großer Lawinen-Gefahr bloßgeſtellt ſind. Ungeachtet dieſer häufigen Unglücksfälle werden die Nachtheile einer zu emſigen Auslichtung der Waldungen, die gleichſam dahin geſtellt ſchienen, um die Anwohner vor ſolchem Schaden zu ſchützen, noch zu wenig erwogen; ja Einzelne beſpötteln ſogar zuweilen die ängſtliche Sorge der Bewohner des Dorfes Andermatt im Urſernthal für die Erhaltung des über dem Dorfe ſtehenden Tannenwäldchens, erkennend, welchen Schutz dieſe Paar Duzend alte Tannenbäume ihren ſorgſamen Pflegern von jeher in dieſer Rückſicht gewährt haben. Dieſe Schuzwälder, wenn man ſie anders ſo nennen ſoll, geben noch zu der Frage Anlaß, warum im ganzen Umfang der innern Kantone, wo es der Waldungen doch noch viele gibt, ja ſelbſt im Kanton Glarus, deſſen Bewohner ſich durch Gewerbfleiß ſo günſtig vor allen übrigen auszeichnen, noch Niemand an beſſere Benuzung der nicht nur in faſt allen dieſen Wäldern herumliegenden Niemand frommenden Holzabgänge, ſondern ſelbſt der in ihnen allen üppig fortwuchernden Farrenkräuter denkt?! — Leztere würden nach Winken, die man ſchon in einem vor mehr denn dreyßig Jahren herausgekommenen gemeinnüzigen Werk hierüber erhielt, zur Bereitung von Potaſche, ein Erzeugniß, deſſen man viel im Inlande bedarf, aber vom Auslande bezieht, vorzüglich ſich eignen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 18.

Digitized by Google

Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 5. März 1822.

Zulezt iſt bey des Glücks und des Körpers Gütern, wie der Anfang, ſo das Ende: Alles Entſtandene geht unter, alles Wechſelnde altert. Der Geiſt, untheilbar, ewig, ein Lenker menſchlichen Geſchlechtes bewirkt Alles und unterwirft ſich Alles, ohne ſelbſt unterworfen zu werden.

Salluſt im Jugurtha.

Der unſterbliche Geiſt.

Von Lord Byron.

Wenn Todesſchauer uns umſchauern,
Ach, wohin flieht der ew'ge Geiſt?
Er kann nicht ſterben, kann nicht dauern,
Er läßt den dunkeln Staub verwaiſt.
Wird er dann körperlos durchſchreiten
Von Stern zu Stern des Himmels Bahn?
Wird er mit Eins die fernſten Weiten
Ausfüllen auf dem großen Plan?

Entfeſſelt, ewig, unveraltet,
Selbſt ungeſehn, doch Auge ganz, —
Was in der Schöpfung ſich geſtaltet,
Steht er im hellſten Sonnenglanz.
Was auch aus fernſter Zeit der grauen
Erinnrung ſchwach iſt eingeprägt,
Kann er mit Einem Blick durchſchauen,
Der bis ins Unermeſſne trägt.

Bis zu dem erſten Sterngefunkel
Schaut er mit Seherkraft zurück;
Ja, eh die Welt entſtand, ins Dunkel
Des alten Chaos dringt ſein Blick.
Was auch die Zukunft raub' und bringe,
Sein Aug' ermißt's durch alle Zeit,
Beym völligen Ruin der Dinge
Ruht er in eigner Ewigkeit.

Von Hoffnung, Lieb', Haß, Furcht entbunden,
Lebt er im reinſten Element;
Jahrtauſende entfliehn wie Stunden,
Und Stunden gleichen dem Moment.

Auch flügellos, ſchnell wie Gedanken,
Fliegt er durchs ew'ge Morgenroth,
Der namenlos und ohne Schranken
Schon längſt vergaß den Namen Tod.

D.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 8. unternahmen die Reiſenden einen Spaziergang auf den Wällen. Die Landſchaft umher glich einem Garten voller Menſchen, und ſie zählten über zwölf Städte und Dörfer; und erblickten zum Erſtenmal das Meer wieder. Hier bemerkten ſie auch, wie in allen andern Städten, ein großes Grundſtück innerhalb der Mauern, zum Anbau von Gemüſern, deren man beynahe alle europäiſchen Gattungen hat, und welche hier im Ueberfluß vorhanden ſind und zur größten Vollkommenheit gelangen. Ueberdieß hat man auch Fiſchteiche und Waſſerbehälter zur Wäſſerung der Gärten, zu Bädern und andern Bedürfniſſen. — Sie wurden zum Gouverneur gerufen, wo ein jeder zehn Sapekas erhielt und ihre Namen verleſen wurden. Auf ſein Befragen gaben ſie ihm eine genaue Beſchreibung ihres Schiffbruches, obgleich der Gouverneur von Manchow ihnen anbefohlen hatte, zu ſagen, ſie hätten ihr Schiff weit von der Küſte verloren. Dieß that er, um das Schiffholz zu erhalten, welches er alles hatte nach Manchow bringen, und in ſeinem

Garten anbäufen laſſen; dafür aber hatte er eine Anzahl Soldaten gegen die Fiſcher der Küſte ausſchicken müſſen, welche ihm den Beſitz deſſelben ſtreitig machten. — Der Gouverneur verſprach der Geſellſchaft, daß ſie in ein Paar Tagen über den Kanal gebracht werden ſollten. Er war ein ziemlich bejahrter Mann, aber ſeine Weiber, welche gegenwärtig waren und zwanglos ihre Bemerkungen über die Fremdlinge machten, waren alle jung, und viel weiſſer als die ſie in den ſüdlichen Gegenden geſehen hatten. — Die Gouvernementshäuſer, die ſie geſehen, waren alle nach einem Plan gebauet, nur daß einige größer als die andern waren. Sie beſtehen aus einer Menge von einer zwölf bis funfzehn Fuß hohen Mauer umgebnen Gebäude, welche gewöhnlich ein großes Viereck ausmacht. Den Eingang bildet ein hochgewölbter Thorweg von Back- oder Quaderſteinen mit ſtarken Doppelthoren oder Gittern. Die beyden Flügel beſtehen aus einer langen Reihe Häuſer für die Offiziere, Garden, Muſikanten und die übrige Dienerſchaft. In der Mitte ſteht des Gouverneurs Wohnung, welche aus mehrern, dicht hinter einander ſtehenden und durch große Flügelthüren verbundenen Häuſern gebildet iſt. Das innerſte Gebäude iſt den Frauen beſtimmt, und hinter allem dieſen befinden ſich Gärten, Bäder und Fiſchteiche. — Ganz vornen befindet ſich der Audienzſaal, eine Art von Pavillon, an deſſen oberem Ende ein Seſſel und ein mit rother Seide behangener Tiſch auf einem vier Fuß hohen Gerüſt ſtehet. Das Gebäude wird von achtzehn bis zwanzig Fuß hohen ſteinernen Pfeilern getragen, deren jeder aus einem einzigen Stück beſteht. In einer kleinen Entfernung davon ſteht eine Wand, welche mit Vögeln und Thieren, beſonders dem fliegenden Drachen bemalt iſt. An jedem Ende dieſer Wand liegt ein ungeheuer großer Löwe aus Granit gehauen. — Dieſer Saal ſtehet durch eine große Flügelthür mit dem Hauptgebäude in Verbindung. Ein Glöckchen gibt das Zeichen, wenn der Gouverneur erſcheint und dann fliegen auf einmal alle Thüren auf; die Muſik ſpielt auf, und Se. Excellenz bewegt ſich mit majeſtätiſchen Schritten nach ſeinem Armſeſſel hin. — Die vornehmſten hieſigen Häuſer haben gleichfalls Gärten mit mannigfaltigen Bäumen. Auf den Wällen ſtanden unter andern zwey Kanonen auf Schifflafetten, welche wahrſcheinlich von den Wellen ans Ufer geſpielt worden waren.

Am 10ten erfuhr die Geſellſchaft, daß ſie der Seeräuber wegen noch nicht abſegeln könnten. Sie erhielten wieder etwas Geld und Reis.

Am 11ten ſahen ſie den Waffenübungen der Truppen zu. Sie beſtanden aus Reitern, Schützen und Füſſilieren. Die beyden erſten waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und zeichneten ſich durch nichts von dem übrigen Volke aus, als ihre Mützen, welche roth und mit ſeidenen Quaſten verſehen waren. Die Füſſiliere hatten eine regelmäßige Uniform, welche aus einer rothen Jacke über einer längern blauen und Nankin-Beinkleidern beſtand: der untere Theil des Beines war mit einer Art von Strumpfband umwunden; der Lauf ihrer Flinten war ungefähr drey Fuß lang aber ſehr enge und das Ganze ſehr ſchwerfällig. — Zuerſt zeigten ſich die Schützen, deren jeder ungefähr ein Dutzend Pfeile hatte. Sie wurden in Abtheilungen, welche nie über ſieben betragen, hervorgerufen, wovon ein jeder fünf bis ſechs Mal nach einer papiernen Scheibe ſchoß, welche ungefähr funfzig Schritte von ihnen ſtand und einen gemalten Vogel in der Mitte hatte, der aber nur ſelten getroffen ward. Wenn einer die Scheibe traf, ließ er ſich ſogleich auf ein Knie nieder, und erhielt den Beyfall des Mandarins oder Chefs, welcher mit einer langen Pfeife im Munde gemächlich in einem Armſeſſel da ſaß; dann drehte ſich der Schütze linksum, und verlor ſich aus dem Geſichte. — Ihre ſchönen, ſtarken Bogen ſchienen von Horn und Leder verfertigt zu ſeyn. Die Pfeile waren aus ſehr leichtem Holz gemacht, mit Federn und einer eiſernen Spitze, wie an einer Hellebarde, verſehen; ſie ſind gewöhnlich zwiſchen vier und fünftehalb Fuß lang. — Die Uebungen der Reiterey folgten dieſen. Auf ein Zeichen mit einer blauen Flagge und einem Inſtrumente, deſſen Ton dem Waldhorne glich, ſprengte einer hervor, und ſchoß im geſtreckten Gallop einen Pfeil nach einer Scheibe, welche etwas zu ſeiner Linken aufgeſtellt und mit einem Glöckchen verſehen war, welches durch ſein Klingeln, das man ſehr oft hörte, dem Befehlshaber anzeigte, wenn die Scheibe getroffen ward. Der Reiter gallopirte dann fort, bis er ſich gleichfalls aus dem Geſichte verlor. — Die Füſſiliere wurden je ſieben oder acht mit Namen hervorgerufen, und feuerten einer nach dem andern nach einer hölzernen Scheibe, auf deren entgegengeſetzten Seite Latten genagelt, welche mit Kalk belegt waren, um anzuzeigen, wer getroffen und wer gefehlt hatte, welches leztere aber nur ſelten der Fall war. Die Soldaten hatten das Pulver bereit in Maaßen von Bamboo, deren jedes wenigſtens noch einmal ſo viel enthielt, als nöthig geweſen, wäre das Pulver von gehöriger Eigenſchaft. Die Kugeln, welche kaum die Größe von den kleinſten Taſchenpiſtolen-Kugeln hatten, hielten ſie fertig im Munde, um ſie ſchnell ohne Pfropf auf das Pulver zu werfen; dennoch aber ſchienen ſie mit großer Stärke und Gewißheit zu ſchießen. Im Zielen benahmen ſie ſich wie die Soldaten zu Manchow. — Man bereitet Pulver in dieſer Stadt, welches dem Europäiſchen weit nachſtehet; dennoch ſchienen ſie ſehr eiferſüchtig auf deſſen Verfertigung, indem ſie uns nichts davon wollten ſehen laſſen. Daſſelbe war der Fall mit den Bogen und Pfeilen. — Die Huſh-e-on gehörigen Truppen mochten ſich auf ungefähr 2500 Infanterie und 500 Reiter belaufen, deren täglich eine gewiſſe Anzahl auf die oben beſchriebene Weiſe geübt ward. Es hätte bemerkt werden ſollen, daß die Kavallerie in einer Art von Furche oder trockenen Graben ritt, in welchen die Pferde zuweilen durch einen Unteroffizier geführt werden mußten. Ihr ganzes Anſehen war ſehr lächerlich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lappländer in England.

Ein Korreſpondenz-Artikel in Nro. 52 erwähnte der Ausſtellung eines lappländiſchen Haushaltes, welche Hr. Bullock in London gezeigt hatte, bey welcher eine Heerde von Rennthieren einen ſehr charakteriſchen Gegenſtand ausmachte; auch des Plans, dieſe Thiere nach England zu verpflanzen, ward erwähnt. Jezt geben wir unſern Leſern einige Nachricht von den Schickſalen des lappländiſchen Ehepaars der Hirten jener Rennthiere, das jene Hütten der Ausſtellung des Hrn. Bullock bewohnte.

Oleh Sandeſen, ein betriebſamer Norweger, entwarf den Plan, das Rennthier in ſeinem Vaterland einheimiſch zu machen. Er verkaufte ſein kleines Grundſtück und reiſte durch das nördliche Europa, um in Siberien, Finnland, Rußland und in dem norwegiſchen Lappland die beſten Gattungen der Rennthiere kennen zu lernen. In dem leztern Land kaufte er von einem dort als wohlhabend angeſehnen Landmann, eine ganze Heerde dieſer Thiere; Karine, die Tochter dieſes Landmannes, die Lappländerin in Hrn. Bullocks Ausſtellung, und Jens, ihr Mann, waren die Hirten, der von Oleh Sandeſen gekauften Heerde. Dieſe beyden guten Lappen ſchienen von Kindheit an eine zärtliche Neigung für einander genährt zu haben, Jens hatte kurz eh Oleh die Heerde kaufte, um Karinas Hand gebeten, allein der Vater verwarf ihn. Oleh ſchlug dem unglücklichen Liebhaber vor, die Herde zu begleiten; ſo ſelten der Fall eintritt, und ſo ſchwer es dem Jüngling ward, beſchloß er, Lappland zu verlaſſen. Verzweiflungsvoll über die Trennung von ihrem Liebhaber, entlief Karina dem väterlichen Hauſe und eilte ihm nach. Sie wurde im Kirchſpiel Noras mit Jens getraut und begleitete ihren norwegiſchen Herrn und die auswandernden Rennthiere achthundert (engliſche) Meilen weit über die ödeſten Gegenden und höchſten Gebirge, bis zu den beſchneiten Gipfeln von Seedahlen, wo die Heerde einem Gebirgs-Pächter, Georg Figeland, anvertraut wurde. Wie der König von Schweden erfuhr, daß Oleh einen für ſein Land ſo wohlthätigen Plan ausgeführt habe, beſchenkte er ihn mit einer anſehnlichen Summe Geldes, wodurch der kecke Norweger ermuthigt ward, eine zweyte Reiſe für denſelben Zweck zu unternehmen. Er übergab ſeine Niederlaſſung in Seedahlen dem obenerwähnten Figeland, unter der unmittelbaren Aufſicht von Jens und Karine, und reiſte, noch mehr Rennthiere einzukaufen, dem höchſten Norden zu. Seitdem ſind drey Jahre verfloſſen, und man hat nie wieder etwas von Oleh Sandeſen gehört. Die Rennthier-Heerde in Seedahlen litt indeſſen ſehr empfindlich von den Wölfen, die ihr aus Lappland her nachgezogen, und ſich bey der Wanderung über die norwegiſchen Gebirge ſehr vermehrt hatten. Die Einwohner von Chriſtianſand und der Umgegend waren endlich genöthigt, eine Beyſteuer zu ſammeln, um zur Zerſtörung dieſer gefährlichen Gäſte Gift anzuſchaffen. Figeland ward durch Geiz bewogen, nicht allein mehrere Rennthiere zu verkaufen, andre zu ſchlachten, ſondern er entließ auch das gute kleine Ehepaar Jens und Karine nebſt ihren, nun in London ebenfalls bey der Ausſtellung gezeigten, Knaben. Dieſe armen Leute befanden ſich ohne alle Unterſtützung, ohne Hülfsmittel, in ihr Land heimkehren zu können, und durch ihre Gewohnheiten gänzlich unfähig, den Ackerbau zu treiben. Jammervoll wanderten ſie, von Allmoſen lebend, durch dieſes ſo ſparſam bevölkerte Land, bis Stravanga, wo man ihnen, weil die Bevölkerung etwas anſehnlicher und wohlhabender iſt, reichlichen Beyſtand, aber doch keine Mittel gab, ihr Vaterland wieder zu erreichen. „Um dieſe Zeit, ſagt Hr. Bullock, der Eigenthümer der jezt in England befindlichen Rennthiere, verließ ich England, um im ſchwediſchen Finnland Rennthiere zu kaufen, mit denen ich gleich Oleh Sandeſen eine Anſiedelung in meinem Vaterland verſuchen wollte. Während meiner Ueberfahrt von Kiel nach Kopenhagen auf dem Dampfboot hörte ich, was ein norwegiſcher Gutsbeſitzer in Stravanga ſchon in ähnlicher Abſicht gethan hatte. Dieſe Nachricht vermochte mich meinen Weg abzuändern; ich ging von Helſingör nach Gothenburg, und durch Schweden nach Strömſtadt, von wo ich in einem großen offenen Boot nach Chriſtianſand an der norwegiſchen Küſte überſezte. Von da ging ich bald zu Waſſer, bald zu Lande nach Fleckfiord, wobey ich längs des Ufers des prächtigen Dorga Fluſſes hinauf wanderte, der die ſchönſten Waſſerfälle der Welt bildet, die vor mir wohl keines Engländers Auge geſehen hat. Endlich erreichte ich Figelands Gebirge und kaufte ihm alles ab, was noch von Oleh Sandeſens Heerde übrig war. Auf meine Nachfrage nach einem lappiſchen Hirten erfuhr ich, daß der zu der Heerde gehörige wahrſcheinlich noch in Stravanga verweile. Dahin eilte ich ſogleich, und nach wenigen Tagen ward Jens und Karina wieder mit ihren lappiſchen Freunden, den Rennthieren, vereint. Mit Freuden willigten ſie ein, dieſe nach England zu begleiten, und beyde erkennen jezt dankbar, daß ſie durch die in England empfangenen reichlichen Gaben für ihre überſtandenen Leiden gänzlich belohnt ſind.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Jan.

(Fortſezung.)

Endlich ſahen wir nach langem Harren Houwalds Tragödie: Der Leuchtthurm. Der Beyfall war über alle Erwartung. Die Darſtellung trug Vieles dazu bey. Sie war fleißig und übereinſtimmend, die größtentheils gute Beſezung unterſtüzte ſie, und die Schauſpieler wetteiferten mit dem Dichter in Sentimentalität und Weichheit. Die Thränen floſſen auf der Scene reichlich. Dieſer Ton und die bilderreiche Diktion verfehlen ihre Wirkung auf unſer, für ſolche Reize ſtets empfängliches Publikum ſelten. Nur bey der Kataſtrophe, wenn Ulrich mit ſeiner achtzehnjährigen Liebe und der geliebten Ungetreuen ſich in die Fluthen ſtürzt, wurden die Zuſchauer etwas ſtuzig, was zum Theil auch daher kommen konnte, daß der Fall das Erſtemal, aller Vorſicht ungeachtet, gehört wurde. Dieſe Scene wird übrigens mit vieler Zartheit ausgeführt. Indem der Leichnam (der nachgemachte, verſteht ſich) bald in der Couliſſe auf einer ſchiefen Erhöhung liegt, Ulrich ihn gerade dort hineinträgt, hinter der Scene fortſpricht, dann mit einem drum geworfenen Shawl auf dem Felſen halb verdeckt wieder zum Vorſchein kommt und in die Tiefe ſpringt. Bey ſolchen Gelegenheiten wird auf dem Hoftheater immer mit großer Behutſamkeit verfahren. Ein hieſiger neumodiſcher Recenſent hat den Vorſchlag gethan, dieſe Scene ganz abzuändern, auch das lange Daliegen des Leichnams, überhaupt den ganzen zweyten Akt umzuändern. Kleinigkeit! Setzen wir lieber den Titel einem ganz andern Stück vor. König Lear ſoll einmal der Leuchtthurm heißen, Spaßes halber. Zu gleicher Zeit ſind wir belehrt worden, daß man Leuchtethurm ſagen müſſe. Ja ja, mein geneigter Leſer, der du dieſen Leuchtethurm mit großen Augen anſtauneſt: Leuchtethurm, „ſo ſchreibe ich,“ ſchreibt Hr. G. L. P. Sievers, „ob mir gleich bekannt iſt, daß Adelung Leuchtthurm gedruckt hat.“ (Hört! hört!) Dieſe Konſtruktion wollen wir nicht beleuchten. Genug, daß der ehrliche Sprachforſcher die beſcheidene Entſchuldigung wahrſcheinlich eher hätte gelten laſſen, als unſere Epigrammatiſten und Denkſteine-Setzer (ſo ſchreibe ich, obgleich das Wort in Adelungs Wörterbuch nicht gedruckt ſteht, verweiſe übrigens auf die „Denkſteine“ in dem hieſigen literariſchen Anzeiger.) Denn dieſe Herren kommen gleich mit ihren Leuchtekugeln angeſtochen, und einige meynen ſogar, das eingeſchobene E verurſache ein Abprallen der Zunge, das noch härter ſey, als das Zuſammenſtoßen der fünf Konſonanten, die, wenn auch kein einziger fließend iſt, doch in einander fließen. Ferner werden wir daran erinnert, daß in Mathildens Untergang und des Verführers Rettung eine barbariſche, man möchte ſagen unchriſtliche, Idee zum Grunde liege, welche der Lehre des göttlichen Stifters unſerer Religion ſchnurſtracks widerſtrebe, und wohl dem brutalen Charakter des rohen Pöbels zuſagen könne, dem Menſchenfreunde aber auf eine höchſt widerwärtige Weiſe widerſtrebe. Dagegen kann Niemand etwas einwenden, es ſey denn, daß ihm das doppelte Widerſtreben und das Widerwärtige obendrein in demſelben Redeſatz noch härter, als die fünf Konſonanten des Leuchtthurms vorkamen. Für die Tragöden iſt es allerdings eine große Aufgabe, hier den Ariſtoteles, und da das Evangelium vor Augen zu haben; aber eine ſchöne Sache iſt es auch um einen menſchenfreundlichen Recenſenten, und eine noch ſchönere um einen Kunſtrichter, der ſich ein moraliſches Anſehen zu geben weiß: es kann von den beſten Folgen ſeyn.

Macbeth, nach Schillers Bearbeitung, iſt neu in die Scene geſetzt. Die Hauptrolle, ſonſt von Lange dargeſtellt, iſt nun auf Anſchütz übergegangen, der ſie mit dem ſorgfältigſten Studium und nach eigner, freyer Anſicht ausführte, doch in der erſten Vorſtellung mit minder glücklichem Erfolg, als in den folgenden beyden. Der denkende Künſtler und der zur Reife gediehene Schauſpieler zeigten ſich durchgehends; doch die Haltung verrieth etwas Gezwungenes, in der Darſtellung überhaupt herrſchte die Reflexion zu ſehr hervor, die durch den ſeitwärts gehobenen Kopf mit halb geſchloſſenen Augen noch ſtärker nüancirt wurde, und der eigentliche Grundton wollte nie die rechte Konſiſtenz erlangen. Wenn die Anſicht frey war, ſo ſchien dagegen die Behandlung weniger frey zu ſeyn. Aber treffliche Parthien! Der Monolog, in welchem Macbeth über ſeinen eigenen Dolch erſchrickt — bravo, Anſchütz! und die Tiſchſcene — braviſſimo! Der aufmerkſame Zuſchauer findet immer Stoff zum Nachdenken, weil der Darſteller ſelbſt gedacht hat, und jener wird fortwährend beſchäftigt, weil er auch das Zweifel-Erregende nicht ſogleich verwerfen noch verbeſſern kann. — Die Lady wird durch die Schröder dargeſtellt und iſt eine ihres Kunſttalents würdige Aufgabe. Wäre dieſe Beſetzung neu, ſo könnte ich verſucht werden, einige Bemerkungen über die Scene der Zuſammenkunft mit dem König, und die ſpäter folgende, indem ſie aus dem Schlafgemach des Ermordeten zurückkehrt, die wahrſcheinlich beyde ganz beſonders vor einigen Jahren jene kritiſche Aeußerung veranlaßte, worauf eine antikritiſche Abhandlung erfolgte, beyzufügen. Ich würde wohl auch in der erſten Scene mit Macbeth Anregungen finden; wer wird ſich aber gern den Vorwurf machen laſſen, daß er die Gelegenheit zum Kunſtrichtern vom Zaune bricht! — Die Nachtwandler-Scene bietet eine ſeltene Kunſtproduktion dar. Nicht leicht dürfte eine Schauſpielerin das Gräßliche hier auch nur um einen Haarſtrich noch verſtärken; hingegen muß ſich jede ſehr in Acht nehmen, daß ſie die Wahrheit von der Kunſt nicht ſcheidet, indem ſie dieſe Somnambüle etwa mit einer im Fieber-Paroxismus Phantaſierenden verwechſelt, was durch die grellen Abſtufungen des Redetons, und dann wieder durch die gehaltene, eintönige Stimmung, beſonders in der Tiefe, bald geſchehen kann. — Den Schluß dieſes Monologes krönt verdienter Weiſe rauſchender Beyfall.

Ein neues Luſtſpiel von Lembert haben wir geſehen: „Männer denken, Weiber lenken.“ In drey Aufzügen. Vor der Aufführung hieß es: Onkel Adam und Nichte Eva. Das iſt freylich frappanter, aber nicht beſſer, obgleich jene ſprichwörtliche Redensart an etwas Bekanntes erinnert; im Grunde iſt ſie doch nur nachgeahmt, das Sprichwort lautet anders. Der Plan iſt einfach, die Charaktere bringen wirkſame Kontraſte hervor und ſind auf die Schauſpieler gut berechnet. Das Gedehnte liegt eigentlich nur in der Anlage, indem die junge Frau des heimlich verheyratheten Neffen den Onkel unbekannter Weiſe zu gewinnen ſucht, damit er zu der Heyrath ſeinen Segen gebe. Das ſcheint Anfangs etwas weit ausgreifend, aber der Verfaſſer überraſcht uns durch die Wendung, daß der alte Podagriſt ſich ſelbſt in ſie verliebt und ein Ehebündniß mit ihr ſchließen will, weßwegen er vorher den Neffen ſchon enterben wollte. Der Schluß hätte freylich mehr im Charakter des Ganzen erfolgen können, da das Geſtändniß der jungen muthwilligen Frau etwas zu ernſthaft klingt; das Stück iſt aber anſpruchlos, leicht und heiter. Ihr wollt Neuigkeiten für eure Repertoirs? — Hier iſt eine. Nehmt ſie hin und ſeyd genügſam. Eine Braut von Meſſina, eine Schuld, eine Donna Diana bekommt ihr nicht einmal alljährlich, und eure Kunſtrichter haben Hände voll zu thun. Krüger, als Onkel, Coſtenoble als Adam, (der ganz unrichtig mit Leſſings Wachtmeiſter verglichen wurde, mit dem er höchſtens nur die Uniform gemein hat, ſo wie das Stück ſelbſt mit dem Célibataire! Das iſt ſo, als ob man einen Kirchenthurm und einen Schornſtein vergleichen wollte, weil beyde empor ragen,) die Anſchütz als Eva, und Wothe als dummer Gärtner, waren ganz auf ihrem Platz. — Detto: Der buckeliche Liebhaber, in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen der HH. Scribe und Mélesville, von Caſtelli. Im Original ein Vaudeville. Auch als Luſtſpiel ein erzſchnurriges Ding. Ich möchte ein kleines Luſtſpiel kennen, das noch luſtiger wäre. Aber die Moraliſten rümpfen die Naſe: „Wie kann man doch den Buckel zum Gegenſtand des Lachens machen!“ — Eh! ihr lieben Herren, ſchaut ihn doch recht an: es iſt ja nur ein nachgemachter Buckel! Habt ihr es noch nicht gemerkt, daß der Liebhaber, um Zutritt bey dem Onkel der Herzeinzigen zu erlangen, ſich als beſtimmter Bräutigam verkleidet? Unvermuthet trifft eine Abgeſandte ein, um den Alten darauf vorzubereiten, daß der Buckliche par excellence bereits verheyrathet iſt. Dieſe Zuſammenkunft gibt nun zu tauſend drolligen Verlegenheiten Anlaß, und die Auflöſung folgt von ſelbſt. Wir können dieſen buckelichen Liebhaber allen deutſchen Bühnen unbedingt empfehlen, wie ſehr ſie immerhin auf geradgewachſene halten müſſen. Die Koberwein gibt eine neckiſche Soubrette in dieſem Stück, und wurde von einem fremden Kunſtrichter unverſehens zur deutſchen Mars geſtempelt, da die franzöſiſche doch ein ganz anderes Fach ſpielt, und mit ihr auf den Bühnen Deutſchlands wohl am beſten unſerer Löwe zu vergleichen iſt, die für heitere Anſtands-Charaktere ſo viele Reize und ſo viel Talent beſitzt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 19.

Nro. 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. März 1822.

> Hebet die Blicke, die trübe ſich ſenken.
> Hebet die Blicke: des Schönen iſt viel.
> Tugend wird ſelber zu Freuden uns lenken,
> Freud' iſt der Weisheit belohnendes Ziel.
>
> Salis.

Brieffragmente vom Taunus und Mayn. 1821.

(Fortſezung von Nr. 17.)

5.

Schwalbach. Juli.

— — — — Kaum zwey Stunden Weges von Schlangenbad entfernt, ſind wir hier wie in einer andern — und beſſern Welt, und umgewandelt iſt alles. — Freyer, offner, heiterer, wie die Natur des Thals dieſes Badeorts, ſind es auch die Menſchen; leichter iſt ihre Annäherung zu einander, traulicher die Mittheilung, unterhaltender das Zuſammenſeyn der Geſellſchaft. —

Vor meinem Fenſter des von dem aufmerkſamen, gut und äußerſt billig bedienenden Wigand gehaltenen Gaſthofes „zum Kaiſerſaal," ſind jene die Ausſicht beſchränkenden ſteilen Felſenwände und die alten ſtarren klöſterlichen Mauern Schlangenbads verſchwunden; — frey ſchweift der Blick ein, ſich mählig erhebendes, gar liebliches Berggelände hinan, auf ſich ſchlängelnde Fußſteige, zwiſchen Baum- und Buſchgruppen, Wieſen, Saat- und Gemüſe-Feldern, bis zu der waldbekränzten Höhe der Bußenmark. — Ueberall und zu jeder Tageszeit finden die Badegäſte Vereinigungspunkte zu geſelligen Zwecken: an dem Schatten der Baumgänge der beyden Heilquellen des Wein- und Stahlborns, beym Waſſertrinken am Morgen; zu Mittag an den wohlbeſezten und ſchmackhaft bereiteten Wirthstafeln, von welchen ſich nur der ſehr Kranke, oder der allzu Sparſame und mit geringer Koſt in ſeiner Privatwohnung ſich behelfende ausſchließt; Nachmittags auf den Spaziergängen. Hier überall vereint man ſich zur Unterhaltung, verabredet Luſtparthien auf den folgenden Tag, oder macht ſie auf der Stelle nach den mannigfaltigen Umgegenden dieſer köſtlichen Berge und Thäler, und bleibt bey der Heimkehr zuſammen an den Tafeln und in den Sälen des „Alleeſaal," beym Abendeſſen, Spiel, Muſik und zum Tanz — nun ja, Tanz! oder doch vielmehr, auch ohne ein finſtrer Heraklit zu ſeyn, eigentlicher zu reden, einem ſchwindelnden, meiſtens ungeregelten, holpernden, und dann von aller Anmuth und Grazie verlaſſenen, blos erhitzenden Drehen, — „Walzen"-genannt, das in unſern Tagen allen eigentlichen, edleren, geſellſchaftlichen Tanz verſchlungen und, wahrlich nicht zur Beförderung des phyſiſchen und moraliſchen Heils der Generation, ſeinen Platz überall und auch in den Badeorten gebietriſch eingenommen hat. — — —

Verbannt iſt hier der verſchwenderiſche Aufwand in Kleidern und Putz der Damen; Eleganz und Geſchmack tritt an deſſen Stelle, und Bequemlichkeit und Willkür eines jeden iſt hierin das herrſchende Geſez. — Fremd iſt hier die leidige Abſonderung der Stände: Erziehung, Bildung und heitre Stimmung, führt den erſten Zirkel zuſammen und bald iſt in ihnen das Band näherer Bekanntſchaft und ſelbſt inniger Freundſchaft geknüpft. Willig trat der inländiſche Adel in dieſe Kreiſe, und die Bürgerſcheue des auswärtigen, legt hier die zugeknüpfte Convenienz und die eingeſchnürte Etikette bey Seite, um ſich ihnen anzuſchließen. Selbſt der Herzog von *** trat zutraulich in unſern Kaffe-

Digitized by

Zirkel in der Allee, um ſeinen alten akademiſchen Bekannten von der Georgia Auguſta in mir zu begrüßen. — Dieſe loyale, wohlwollende, ſich allen mittheilende Stimmung, bewirkt denn auch einen ungezwungen freyen, treuherzigen, heitern, ächt ſüdlichen Ton in Schwalbach, das hierin allen Badeorten zum Muſter dienen ſollte, wo ich ihn in dieſer lobverdienenden Maße nirgend ſonſt gefunden habe. Faſt möcht' ich, meinem Gefühl und der wohlthätigen Reminiſcenz nach, das Leben hier unter den Männern und — wenn anders die Vergleichung der weiblichen Zartheit nicht zu nahe tritt — in dem Zirkel überhaupt, dem frohen, ungezwungnen, unvergeßlichen Zuſammentreffen auf der Akademie, wenn gleich in verändertem Geiſt und abweichender Geſtaltung des Alters und anderer Verhältniſſe vergleichen. Mir wenigſtens iſt dem ſo; und ich ſchwelge in dem ſchönen Genuß höchſt intereſſanter Bekanntſchaft und Freundſchaft mit edeln Frauen und Männern und in dem unendlich frohen Wiederſehen von Jugendfreunden. — —

Die öffentlichen Anſtalten des Brunnen- und beſonders aber des Badeweſens ſind weder glänzend, noch bequem, ſondern vielmehr in allem mangelhaft, — um nicht zu ſagen ſchlecht. Allzugemächlich, hat man dieſe Fürſorge bisher faſt allein der Natur überlaſſen, die freylich hier freygebig und üppig genug iſt, in der Vegetation des etwas ſumpfigen Lehmbodens. Nun ſchützen die dichtbelaubten Schattengänge neben dem Weinborn wohl hinreichend gegen die Sonnenſtrahlen und ſelbſt in der Mittagshitze kühlt hier die vom Brunnenthal hinauf durchſpielende Luft: Wehe aber, wenn am Frühmorgen die Brunnentrinker ein Regenguß überfällt, oder auch nur, wenn, wie oft in dieſem unfreundlichen Sommer geſchieht, ein ſcharfer Nordwind weht: die einzige Zuflucht in beyden Fällen iſt ein elender, baufälliger, einem Schoppen ähnlicher Galleriegang in dem ſumpfigen Vorgrunde, wo man ſich hineindrängt, einander anrennt, der Enge wegen kaum bewegen kann, und der empfindlichſten Zugluft bloßgeſtellt iſt. Freylich zeigt ſich an der Gegenſeite noch eine Nothgallerie, dieſe aber führt zu der — cloaca maxima der Brunnentrinker, wo man nicht ſpazieren, ſondern nur nothgedrungen hingeht. Beym Stahlborn, deſſen freundlichere Umgebung überhaupt mehr beſorgt und unterhalten wird, iſts etwas beſſer; obgleich die dortige offne Gallerie der Kramladen, auch weder geräumig noch gegen Zugluft geſchützt iſt. Auch ſind die — ſo herrlich in ihren bläulichen Blaſen aufſprudelnden Quellen ohne übergebaute Bedachung, ſo daß das köſtliche Heilwaſſer der Erde, mit dem himmliſchen vermiſcht, wenigſtens in den Regenſtunden an Kraft verlieren muß. — Deſto freundlicher, fröhlicher und unterhaltender iſt die Zuſammenkunft der Trinkgäſte an ſtillen heitern Sommermorgen an beyden Quellen, wo Bekannte zu Bekannten, Freunde zu Freunden ſich geſellen, und alles in dieſen Luſtgängen in eleganten Morgengewändern und froher Stimmung, das Anſehen eines beginnenden Feyer- und Freudentages gewinnt. —

Vor den Trinkſtunden und ſchon früh um fünf Uhr, iſt an beyden Bornen ein von jenem grell und kreiſchend abſtechendes Publikum verſammelt: das ſind die Badnymphen — oder vielmehr die an Geſtalt, Koſtum und allen phyſiſchen und moraliſchen Eigenheiten, den zum ewigen Waſſertragen und Füllen, verdammten Danaiden des Tartarus ähnelnden Weiber — mit ihren Waſſerbutten auf dem Kopf, die ſie an den Quellen füllen und den Badenden in die hölzernen Wannen ihrer Wohnzimmer zu ſchleppen. Das iſt die in allem Betracht horrende Einrichtung des Badens hier, — wie vielleicht an keinem andern Badeort in der bewohnten Welt. Abgeſehen ſelbſt von der Unbehaglichkeit und dem Zwang für Frauen und Männer, ſich von dieſen unheimlichen, polternden, plappernden Najaden im umgekehrten Sinn der poetiſchen Benennung — das Badewaſſer in die ohnehin meiſtens ſehr engen Wohnzimmer und in die häßlichen transportabeln Wannen tragen und wieder heraustragen und die Zimmer dadurch überſchwemmen oder doch ſehr verunreinigen zu laſſen, ſo iſt dieſe abſcheuliche Einrichtung der Gegenſtand vieler Unordnungen und Klagen über Unpünktlichkeit. Sie iſt ſelbſt manchen Gefahren, die aus Unterſchleif mit dem Zutragen von Waſſer, worin ſchon ein andrer gebadet hat, unterworfen, welchen allen auch die umſichtigſte Polizey nicht ganz vorbeugen kann. — Indeß nahet ſich dieſer Unfug ſeinem Ende, da ſehr ernſtlich von der nahen Errichtung eines gemeinſchaftlichen Badehauſes mit allen zweckmäßigen Anlagen, dieſem unerläſſigen Erforderniß eines wohlgeordneten Badeorts, die Rede iſt. — Ueberhaupt ward in den lezten vier Jahren, vermöge eines Vertrags zwiſchen der Ortsherrſchaft dem Herzog von Naſſau und der Ortsgemeine, über den Conflikt des Eigenthums und Anrechts an dem Ertrag, und über die daraus folgende Pflichtigkeit zu den Erhaltungskoſten, ſchon manches zur Verbeſſerung ſowol des innern Fleckens Schwalbach, als auch zur Verſchönerung ſeiner nahen Umgegend verfügt. Dahin gehören die neuen Anlagen, von eröffneten Fußſtegen, Lauben und Sitzen auf der nahen romantiſchen Höhe der Bußenmark; die Steige und Ruheplätze auf der Platte, einem Berg unfern dem Stahlborn; der einſamſchöne ächte Philoſophengang, hin zu dem Eheborn in dem Wieſengrund beym Weinbrunnen, wo eine — gebe der Himmel für junge Frauen günſtig ominöſe — Hymens Laube angelegt iſt. Man weiß nämlich ſchon, daß der verſchleyerte Hymen mit ſeinem Eheſegen, wenigſtens in der Volksſage über die Taunusbäder, eine ausgezeichnet wohlthuende Rolle ſpielt; da ſind: ſeine Eheborne, Bubenquellen, Mädchenquellen, ja ſogar — Zwillingsquellen. *) — Was wollen wir denn mehr? — — —

---

*) Die leztern in Ems.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Fortſetzung.)

Bey dieſer Lage der Dinge kam Kleber am 27ſten März nach Kairo zurück. Er überzeugte ſich bald, daß er durch fortdauernde Angriffe vielleicht vergebens ſehr viele Leute verlieren würde. Auch fieng bey den Franzoſen der Mangel an Munition an ſehr groß zu werden. Vorzüglich fehlte es an Bomben und Haubizen. Kleber erwartete daher der Munition, die bey dem großen Artilleriepark der Armee war. Auch ſchickte er dem General Reynier den Befehl zu, ſogleich mit ſeiner Diviſion die Provinz Chargieh zu verlaſſen, und nach Kairo zu kommen. Während dieſer Zeit ließ er die begonnenen Verſchanzungen vollenden, und neue Batterien anlegen. Auch ſuchte er ſich einige Einverſtändniſſe im Innern der Stadt zu verſchaffen, um den Einwohnern die Niederlage des Großveziers kund zu machen. Muſtapha-Paſcha, den Kleber noch immer bey ſich hatte, mußte zu dem Ende an den Naſſif-Paſcha ſchreiben. Dieß hatte wenigſtens den Erfolg, daß Mißverſtändniſſe zwiſchen den Türken und Mameluken entſtanden, die Capitulationsvorſchläge zur Folge hatten, wovon Kleber mehrere Artikel bewilligte.

Diejenigen indeſſen, welche die größten Verbrechen auf ſich geladen hatten, fürchteten auch die Rache der Franzoſen am meiſten, und ſuchten den Pöbel von neuem aufzureizen. Sie vertheilten Geld, Speiſen, und ordneten öffentliche Gebete an. Greiſe, Weiber und Kinder warfen ſich in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu den Füßen der Osmannen und der Mameluken mit dem Flehen, die Stadt nicht zu verlaſſen. An dem in der Capitulation beſtimmten Zeitpunkt weigerten ſich die türkiſchen Truppen die Thore zu öffnen, und Kleber ſah ſich genöthigt, überall die Feindſeligkeiten wieder beginnen zu laſſen.

Da gleichwohl die erwarteten Hülfsmittel noch nicht angelangt waren, ſo benuzte der Obergeneral die Zwiſchenzeit zu Unterhandlungen mit Mourad Bey, dem tapfern Gegner der Franzoſen, der ſchon vor der Schlacht von Heliopolis ſich geneigt gezeigt hatte, einen Frieden mit den Franzoſen zu ſchließen. Dem General-Adjutanten Morand gelang es, dieſe Unterhandlungen zu einem erwünſchten Ziele zu führen, und die Franzoſen hatten ſich bald der Früchte des Bündniſſes mit ihrem alten Feinde zu erfreuen. Auch lauteten alle Berichte aus den Provinzen des Delta und Mittel-Egyptens ſehr günſtig. Ueberall waren die Franzoſen wieder in den Beſitz der verlornen und abgetretenen Städte geſezt, und Belliard hatte gegen 12,000 Türken, die lezten Reſte der türkiſchen Armee, bey Damiette völlig geſchlagen, und ihnen zehn Kanonen abgenommen.

Am 10. April kam endlich die Diviſion Reynier bey Cairo an, die nun den Obergeneral in den Stand ſezte, entſcheidende Maßregeln zu ergreifen. Schon in der Nacht wurde durch eine ſtarke Kolonne, unter Anführung des General Adjutanten Almeyras, ein Angriff an das nördlich von der Stadt gelegene Quartier der Kophten gemacht. Dieſe Kolonne drang eine beträchtliche Strecke in einer Straße vor, die mit der alten Stadtmauer parallel lief, und ſezte ſich daſelbſt feſt. Der Kampf dauerte ſechs Stunden. Am folgenden Tag griff Reynier den von den Türken verſchanzten Santon an, der, ſo wie die Häuſer dieſes Quartiers, ſchnell genommen wurde. Diejenigen, die man nicht beſezen wollte, wurden verbrannt. Während der Nacht verſchanzten ſich die Franzoſen in dieſen Stellungen.

Nachts drangen die Franzoſen durch eine angebrachte Breſche zu dem Hauſe vor, das vorher die Direktion des Genieweſens der Armee inne gehabt hatte, und ſezten ſich gleichfalls daſelbſt feſt.

Das beſtändige Feuer von der Citadelle und den Forts, das die ſchnell auf einander folgenden Angriffe immer begleitete, hatte faſt alle Munition verzehrte. Der Feind bemerkte dieß an der Stille der Batterien, die nur mit großen Pauſen feuerten. Die Führer des Aufruhrs benuzten dieſen Umſtand, dem Volk den nahen Sieg glaublich zu machen, den ſie zum voraus durch das lauteſte Freudengeſchrey verkündeten.

Glücklicherweiſe kam General Belliard am 18. April von Damiette an, und brachte Munition mit ſich. Man hatte nun Mittel, dem Feind ſeinen Irrthum zu benehmen, einen allgemeinen Angriff auf Cairo vorzunehmen, und zuerſt Boulacq zu erobern.

Leztere Stadt, die eigentlich eine Vorſtadt von Cairo ausmacht, hatte bisher Klebers Aufmerkſamkeit nur wenig auf ſich gezogen. Er ließ ſie am 14. zum drittenmal auffordern, ihre Thore zu öffnen. Er verſprach den Einwohnern Verzeihung, bey fortgeſeztem Widerſtande aber die furchtbarſte Rache. Bey ihrer Weigerung wurde dann General Friant der Angriff auf dieſelbe befohlen. Er warf am 15. Haubitzen in die Stadt, worauf bald an mehrern Stellen der Brand ausbrach. Die Batterien ſchoſſen eine Breſche, worauf die Soldaten die Verſchanzungen ſtürmten, die an mehrern Stellen mit der größten Hartnäckigkeit von dem Feinde vertheidigt wurden. Was von Häuſern nicht bezwungen werden konnte, wurde mit Feuer vertilgt.

Auf dieſe Art hatte man ſich von zwey Drittheilen der Stadt bemächtigt, und bey den großen Fortſchritten des Brands war zu fürchten, die ganze Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt zu ſehen. General Friant ließ daher von neuem Gnade anbieten, die aber nochmals mit Hartnäckigkeit verworfen wurde.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Jan.

(Beſchluß.)

Das Ballet Joconde hat nicht recht gefallen wollen. Man erwartete eine Aline, und wollte ſomit in dem zuerſt genannten nur ein ländliches Divertiſſement erblicken. Der Stoff iſt in der That nicht ſehr fruchtbar, aber theilweiſe gut behandelt, die Handlung mit ſchönen Tänzen ausgeſchmückt, die dadurch noch intereſſanter werden, daß einige mit der pantomimiſchen Darſtellung verwebt ſind, und die Muſik iſt ſolid. Man muß nur wiſſen, daß der Komponiſt dieſe ganz nach vorgeſungenen Melodien ausgeführt hat, denn das Ballet iſt vor längerer Zeit von Armand Veſtris verfertigt und hier neu in die Scene geſezt. — Ein Tänzer, Baptiſt Petit, angekündigt als erſter Tänzer in Paris, zeigte ſich bisher mit geringem Erfolg.

Er beſizt Schule, doch kein ausgezeichnetes Talent. Die Ankündigung mochte ihm auch mehr ſchädlich, als vortheilhaft ſeyn. Eine Sgra. Coſentini machte noch weniger Glück. Sie trat als erſte Tänzerin auf. „Ce n'est qu'une Coryfée,“ ſagten einige Parleur's. Messieurs, c'étoit trop dit! — Sie macht kunſtgerechte Schritte, die Grazie der Kunſt iſt ihr nicht eigen. Neben der Millière, die ſelbſt die Jüngſten noch zu Boden tanzt, und neben einigen Andern, ſteht ſie freylich ſehr zurück; wenn ſie indeſſen überhaupt mehr in die Augen fiele, würde ſich das Uebrige ſchon geben. Sie fand großen Widerſpruch, und gerade in derjenigen Sphäre den lauteſten, wo ich mich erinnern kann, früher den wärmſten Enthuſiaſten für die neue Theater-Verwaltung bemerkt zu haben. — Der Freyſchütze füllt noch immerfort, und er allein, das Haus. Mit dem Glockenſchlag kann Niemand einen Platz mehr finden. Wenn Weber, wie es heißt, früher herkommt, als er es zuerſt beſtimmte, ſo geſchieht es nur, um das muſikaliſche Terrain zu rekognoſciren. Seine Oper wird er unfehlbar einige Mal dirigiren.

Auf dem Theater an der Wien ſind für's Erſte einige Gaſtſpiele vorgefallen. Der Schauſpieler Melchior aus Peſth trat in fünf Rollen auf. Als Fauſt — eine beſchwerlichere Rolle kann ein Darſteller nicht ſo leicht wählen — wollte er Anfangs wenig anſprechen; man erkannte aber bald den geübten und taktfeſten Bühnenſpieler, der, ohne große Mittel zu beſitzen, das Seinige zu verwenden und räthlich damit umzugehen weiß. Auf große Ideen, und kühne, glänzende Ausführungen ſtößt man eben nicht, er läßt aber die bedeutendſten Momente nicht entſchlüpfen, und das Ganze hat eine theatraliſche Haltung. Als Tell wurden einige Theile beſonders glücklich ausgeführt, beſonders in der Scene vor und nach dem Apfelſchuß; die Größe des Naturgefühls konnte in dieſer Darſtellung nicht genug hervortreten. Im Charakter des Roderich (das Leben ein Traum) fehlte dem Gaſtſpieler vorzüglich Phantaſie und poetiſcher Sinn. Vieles verdiente Beyfall. Am meiſten zum Verwundern war es, daß er als Strömdorſt (die Waiſe aus Genf) und gerade in den lezten Scenen, worin Küſtner viel Ausgezeichnetes leiſtete, nach ſeiner eigenen Art und Weiſe, recht ſehr genügte. — Mad. Ehlers gab Maria Stuart, Eliſene und die Waiſe aus Genf. In der erſten Darſtellung hatte ſie früher auf dem Hoftheater keinen großen Beyfall erhalten; denn Beyfall-Klatſchen iſt doch nur eine Gabe für den Augenblick. Dennoch zeigte ſich manches Lobenswerthe. Ihre Manier iſt etwas hart und gezwungen; viel Deklamation, wenig jugendliches Leben. Ihre Charakter-Gemälde haben ziemlich einerley Farbe; ſonſt eine verſtändige, brauchbare Schauſpielerin!

Neu gegeben wurde: Die Zigeunerin von Derncleucht, (im Perſonal-Verzeichniß: Die Hexe von Derncleucht.) Melodram in drey Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen nach Walther Scotts Roman. Im Original heißt das Stück: La sorcière, ou l'Orphelin écossais. Ein bunter Wirrwarr, voll wunderbarer Anlagen und alltäglicher Ausführung; Blendwerke, Spektakel-Scenen, Pulverdampf, Feuersbrunſt und Rauferey; nirgends ein ergreifender Moment. Manches war unglücklich abgeändert. Die Hexe, mit allen ihren Prophezeihungen, konnte weder Rührung noch Lachen erregen; ſo verhielt es ſich auch mit dem, der komiſchen Wirkung wegen, zum Narren gewordenen Hofmeiſter, der darin umher faſelt. — Magandola, oder die Perle des Ganges. Indiſches Mährchen mit Geſang, Tanz u. ſ. w. Muſik von Seyfried. Iſt nach einer der dramatiſchen Novellen Friedrichs v. Heyden bearbeitet; ſehr verändert, aber nicht verbeſſert, nur die Verſe könnte man dafür gelten laſſen. Brama ſpielt eine große Rolle darin. Die Perle iſt ein Kind, das in einer Muſchel angeſchwommen kommt, und im folgenden Akt als blühendes Mädchen erſcheint. Was ſoll das heißen? Was ſollen alle die allegoriſchen Tändeleyen heißen, aus welchen doch zulezt kein Sinn und keine Bedeutung hervorgeht? — Das Ganze iſt ein poetiſches Flickwerk, und die unſichtbaren Chöre, die phantaſtiſchen Erſcheinungen, die reizenden Dekorationen, Genientänze und Harfenſpiele wurden für eine Alltagsſpeiſe angeſehen. Unſer Publikum will Schildkrötenſuppen und chineſiſche Vogelneſter. — Nächſtens wird von den Tanzkünſtlern des Hoftheaters auf dem an der Wien gelegenen ein chineſiſches Ballet ausgeführt, ſo glänzend, wie ſeit längerer Zeit keines geſehen worden. Koſtet an zwanzigtauſend Gulden (Scheine). Läßt ſich hören! nun wollen wir auch ſehen. Außerdem konnte bisher nichts gehörig durchgreifen, eine alte Spukgeſchichte abgerechnet, die auf dem Volkstheater ſeit langen Jahren als verlegene Waare ſchon betrachtet wurde: Die Teufelsmühle, die faſt durch vierzehn Tage auf den Brettern erſchien, ſo abſchreckend gebrechlich auch die erſte Vorſtellung ausfiel. Das ſind Volksgrillen. Bey aller Leere und Kälte iſt es in dieſem Theater doch hübſch warm, denn es wird von unten gut geheizt.

Auf dem Volkstheater feyerte man das neue Jahr mit einer lokalen Poſſe: Das Jahr 1822, oder die drey Schuſter. Hat ſchon mehrere Jahre denſelben Dienſt geleiſtet. Der Zweck, Lachen zu erregen, wurde auch dießmal nicht verfehlt. Nebenbey wird das niedrige Gratulations-Intereſſe der untern Klaſſen in komiſchen Zügen geſchildert. Das Stück hat einen luſtigen Theil, und einen ernſthaften, der parallel mit jenem lauft; ein verjährter Mißgriff! Ein eigner Spaß iſt der, daß die drey Hauptperſonen Schuſter ſind und Schuſter heißen, mit gleichen Vor- und Zunamen auf und außer dem Theater, Brüder hier und Brüder dort. Z. B. Ignaz Schuſter, ein Schuſter. Herr Ignaz Schuſter u. ſ. w. Den Schluß machte ein Tableau, welches „die Theatergeſellſchaft des k. k. privilegirten Theaters in der Leopoldſtadt als Neujahrs-Gratulanten“ darſtellte. Jedes wirkliche, oder repräſentirte Mitglied im Koſtüm irgend einer beliebten Rolle. Der erzkomiſche und mit künſtleriſchem Talent begabte Ignaz Schuſter führte das Publikum luſtig in das neue Jahr. — Um dieſe Zeit theilt ſich die hieſige Welt in zwey Hälften: Die gebende und die nehmende. Wer nichts zu empfangen hat, muß geben. Das iſt ein Laufen und ein Fahren, am erſten und lezten Tag des Jahres! Wer 363 Tage lang an ſeine Freunde und Bekannten gar nicht denkt, der bringt oder ſchickt ihnen gern an dieſen beyden ſeinen Gruß. Ein unbedeutender Menſch iſt, wer nur fünfzig Glückwünſche erhält und austheilt; kein ſehr bedeutender, wer drey- bis vierhundert Gratulations-Karten auf dem Tiſche liegen hat.

In der Leopoldſtadt wurde unlängſt ein ſogenannter Proteſtanten-Ball gehalten, deſſen Ertrag zur Unterſtützung der Schulen dieſer Glaubensgenoſſenſchaft verwendet wird. Alles war voll, von Katholiken, Proteſtanten, griechiſchen und deutſchen Iſraeliten — ein Feſt der Toleranz. Bey dieſer Gelegenheit erſchienen etliche Damen in Botokuden-Corſets, aus dunkelrothem Sammt mit darauf geſtickten Figuren, den Lippen- und Ohrenſchmuck vorſtellend. Auf dem Vorſtadtgrund Wieden wird ein Ball gegeben zum Beſten der in allen vier Pfarrbezirken befindlichen Schulkinder armer Aeltern; das heißt, zur Anſchaffung verſchiedener Bedürfniſſe, als Bücher, Tinte, Federn und Papier. Daß nur Niemand einen Tanz zum Vortheil der nach Schriftſtellerruhm begierigen Schulkinder unternimmt! — Andere Bälle werden in der Stadt gehalten, zum Gewinn für den Penſionsfond der Wittwen herrſchaftlicher Haus-Officianten. Auf ſolche Weiſe gleicht der ernſte Faſching der fruchtbringenden Zeit des Jahres.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Nro. 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. März 1822.

Was nicht rein iſt, wird in Nacht verſchwinden;
Des Verwüſters Hand iſt ausgeſtreckt,
Und die Wahrheit wird den Menſchen finden,
Ob ihn Dunkel, oder Glanz verſteckt.

Tiedge.

Sanheribs Niederlage.

Von Lord Byron.

Der Aſſyrier kam, wie vom Sturmwind gerollt,
Die Schaaren ſie glänzten in Purpur und Gold,
Und es blizten die Speere, wie Stern' in dem Meer,
Das Judäa umwoget ſo herrlich und hehr.

Wie die Blätter des Walds, wann der Sommer iſt ſchön,
War das Heer mit den Bannern am Abend zu ſehn;
Wie die Blätter des Walds, wann gewüthet der Nord,
War das Heer am Morgen zerſtreut und verdorrt.

Denn der Engel des Tods kam mit Sturmeswehn,
Und blies auf die Feind' im Vorübergehn;
Und das Auge der Schlafenden wurde ſo kalt,
Und ihr Herz hob noch eins ſich, und brach alsbald.

Und da lag das Roß, die Nüſtern weit auf,
Doch ſtumm in den Nüſtern das ſtolze Geſchnauf;
Und der Schaum lag weiß auf den Raſen geſprengt,
Und kalt wie der Giſcht, der am Felſenriff hängt.

Und da lag der Reiter, ein grauſiges Bild,
Mit dem Thau auf den Braun, mit dem Roß auf dem Schild;
Und die Zelte ſo ſchweigend, die Banner allein,
Die Trompet' auf dem Graſe, die Lanz' auf dem Stein.

Laut jammert in Aſſur die Wittw' und die Braut,
Und es ſtürzen die Tempel, dem Baal erbaut.
Kein Schwert traf die Schaaren der Heiden; ihr Kern
Zerſchmolz wie der Schnee vor dem Blicke des Herrn.

D.

Schlacht von Heliopolis, und Erſtürmung von Cairo.

(Beſchluß.)

Der Kampf beginnt von Neuem, das Blut fließt in Strömen, bis endlich die Feinde, in ihre lezte Verſchanzungen zurückgedrängt, ſich entſchließen, die Gnade des Siegers anzuflehen. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, mit dem Anzünden und Plündern aufzuhören, und die Verzeihung wurde von den Moſcheen und auf den öffentlichen Plätzen verkündet. Folgender Zug verdient hier einer beſonderen Erwähnung. Einige Augenblicke zuvor, als Friant den Befehl zur Ruhe gegeben hatte, vertheidigte noch ein Einwohner den Eingang in ſein Haus. Ein Soldat rennt ihm das Bayonett in den Unterleib, und der Unglückliche ſinkt nieder. In dieſem Augenblick vernimmt man den Ruf zur Ruhe in den verſchiednen Quartieren der Stadt. Die Stunde der Rache iſt vorüber; die Wuth des franzöſiſchen Soldaten beſänftigt. Er richtet ſein Opfer auf, unterſtüzt ſeine ſinkenden Lebenskräfte, reicht ihm einige Tropfen Branntewein, verbindet ihm ſeine Wunde und trägt den Egyptier ſelbſt in das Hoſpital.

Troz der großen in der Stadt Boulacq angerichteten Verheerungen, gewährte ſie doch für die Armee ſehr beträchtliche und koſtbare Hülfsmittel, die zur Verfügung der Artillerie, des Genieweſens, der Marine und der Hoſpitäler geſtellt wurden.

Kleber, in der Abſicht, den Schrecken zu benutzen, den die Einnahme von Boulacq auf die Einwohner von Cairo nothwendig hervorbringen muſſte, ließ ſogleich einen allgemeinen Angriff auf die Stadt Cairo vorbereiten. Eine große Seltenheit unter jenem Himmelsſtrich, nämlich ein furchtbarer Regen, veranlaſſte ihn, ſeinen Plan bis zum 16. April zu verſchieben.

Der linke Flügel der Türken fand ſeinen Hauptſtützpunkt in dem Hauſe des Sitty-Fatmeh, auf dem Platze Esbekieh, das ſehr ſtark verſchanzt war. Aus dieſem Hauſe kamen alle Angriffe auf das Hauptquartier. Seit mehrern Tagen hatten die Franzoſen eine Mine vorbereitet, deren Exploſion zugleich das Zeichen zum allgemeinen Angriff ſeyn ſollte. Dieſe ſprang beym Eintritt der Nacht vom 18ten mit dem vollſtändigſten Erfolg. Die Vertheidiger deſſelben, ſowol Türken als Mamelucken, wurden unter ſeinen Ruinen begraben.

In dem gleichen Augenblick begann der Kampf auf allen Punkten. Die Diviſion Friant hatte die drey Hauptangriffe rechts und im Centrum auszuführen, und die Generale Belliard und Donzelot befehligten unter ihm. Die Kolonnen drangen in das Innre der Straßen und der Häuſer, und machten alles nieder, was ihnen von Türken, Mamelucken und Einwohnern aufſtieß.

Reynier drang mit gleichem Erfolg links in der Stadt bis zu dem Thor Bab el-Charieh vor, und ſezte einen Theil der Häuſer dieſes Quartiers in Brand, und tödtete ſehr viele Feinde. General Robin ſchickte eine Kompagnie Carbiniers ab, um ſich einer Kanone zu bemächtigen, die beſtändig auf den Santon Abouſieh feuerte.

Auf dem Wege dahin begegneten die Carabinier in einer Straße dem Naſſif-Paſcha und dem Haſſan-Bey-Djeddaoni mit vielen Mamelucken und Türken, die eiligſt in der Richtung gegen die neunte Halbbrigade flohen. Die Franzoſen ſchloſſen ſogleich den Ausgang, und feuerte mit ſolchem Erfolg auf den Feind, daß die Straße bald mit Leichen bedeckt war. Doch gelang es den beyden vorgenannten feindlichen Anführern, ſich in die an den Kanal der Stadt grenzenden Häuſer zu retten. Die Soldaten drangen nun gegen die Kanonen vor, die ſie vernagelten.

Der auf allen Punkten zurückgeſchlagene Feind hatte alle ſeine Poſten auf dem Platze Esbekieh verloren. Mehr als 400 Häuſer waren verbrannt, und der Verluſt des Feindes an Todten, und Verwundeten äußerſt bedeutend: Bey Anbruch des Tags hörte der Kampf auf, und die Franzoſen ſezten ſich in ihren eroberten Poſten feſt.

Die Energie des lezten Angriffs hatte den Fanatismus der Belagerten erkältet, und Ibrahim-Bey und Naſſif-Paſcha ſchickten nun unter Vermittlung Murad-Beys drey Abgeordnete in das franzöſiſche Hauptquartier, denen Kleber am Morgen des 19ten in Gegenwart der Generale und der Offiziere des Generalſtabs eine feyerliche Audienz zur Anhörung ihrer Vorſchläge ertheilte. Dieſe waren aber von einem ſolchen Inhalt, daß der Obergeneral lächelte, und die Abgeordneten in ein benachbartes Zimmer führte, von welchem ſie die rauchenden Ruinen von Boulacq und das brennende Cairo erblicken konnten. Er machte ihnen verſtändlich, daß bey längerer Zögerung die ganze Stadt eine Ruine werden würde. Die Mittheilung des mit Mourad-Bey geſchloſſnen Vertrags vollendete ihre Beſtürzung.

Sie kehrten nach Cairo zurück, und brachten am folgenden Tag eine Kapitulation, die der Obergeneral an einzelnen Stellen änderte, zugleich aber jeden Waffenſtillſtand verweigerte. Sie baten nun nur, die Angriffe nicht mit ſolcher Heftigkeit fortzuſetzen.

Durch die gefangenen türkiſchen Offiziere, die Belliard von Damiette mitgebracht hatte, gelangten die Belagerten zur Ueberzeugung des vollſtändigen Siegs der Franzoſen über den Großvezier. Am Abend des 20ſten wurde noch ein neuer Angriff gemacht, und mehrere Poſten genommen, die der Feind nur ſchwach vertheidigte.

Am 21ſten früh wurde endlich die von Naſſif-Paſcha und Ibrahim-Bey unterzeichnete Kapitulation überbracht. Am 22ſten erfolgte die Auswechſelung der Geiſſeln zur gegenſeitigen Sicherheit auf dem Platze Esbekieh.

Der 23ſte und 24ſte April verfloß unter Zurüſtungen der Räumung von Cairo durch die Türken und Mamelucken. Am 25ſten zogen die feindlichen Truppen aus der Stadt, nach vorgenommener gegenſeitiger Zurückgabe der Geiſſeln. Die Türken nahmen die Hauptanführer des Aufſtandes mit ſich, und 3 bis 4000 Einwohner folgten ihnen, um ſich in den benachbarten Dörfern zu verſtecken.

General Reynier begleitete die Türken mit ſeiner Diviſion bis nach Saladieh, an den Eingang der Wüſte. Naſſif und Ibrahim bezeigten dem General Reynier täglich ihren Dank für die großmüthige Behandlung, die ſie und ihre Soldaten von den Franzoſen zu erfahren hatten, und drückten ihre Bewunderung über den unter ihnen herrſchenden Geiſt der Ordnung und der Subordination aus. Sie begaben ſich hierauf ohne weitern Aufenthalt nach Gazah.

Der Obergeneral befahl nun, im Innern der Stadt alle Verhaue u. ſ. w. zu zerſtören, ſammelte alle ſeine Truppen in der Ebene von Conbeh, ertheilte ihnen Lob und Belohnung für ihre ſo vielfach bewieſene Tapferkeit, und hielt alsdann am 27ſten unter dem Donner der Artillerie der Armee und der Forts, und in Gegenwart von mehr als 200,000 Zeugen, ſeinen feyerlichen Einzug in Cairo.

Brieffragmente vom Taunus und Mayn. 1811.

(Beſchluß.)

6.

Schwalbach. Juli.

— — — — — Das war eine feyerliche — ja, eine heilige Nacht! und eine herrliche Morgenfeyer, in der Stille nach dem Gewitter — der Erinnerung meiner erſchütterten Seele unauslöſchlich! — Einen ganz eignen, furchtbar erhabenen Charakter hat ein ſtarkes Donnerwetter in Berglanden, wie dieſes. Hundertfach hallen die Schläge wieder an den Felſen und Bergen, in deren Thalſchoß ſich die Wetterwolke niederſenkt, entladet, und ſo lang wie eingeklammert ruht, bis ein Windſtoß ſie über die Bergwände wegſchleudert. — Ein heftiger Schlag, dem Fortrollen der Knalle von hundert ſchnell auf einander abgefeuerten Kanonen ähnlich, weckte mich um zwey Uhr Nachts und mehrere Stunden dauerte es damit ununterbrochen fort. Das in der Wolke, und dann an den Felſenwänden, wiederhallende Echo des erſten Schlages reihet ſich an den zweyten — und ſo fort und fort, bis, beym Abziehen der Gewitterwolke, die ſchwächern Schläge, wie ein Feyergeſang der Natur in dem Thal ſanft verhallen. — Nach dem Gewitter, wo

„In ſtillem, ſanften Säuſeln
Jehova kommt,
Und unter ihm ſich neigt der Bogen des Friedens!“ *)

ging ich an das noch menſchenleere Thal des Sprudels; ein hehrer Tempel der Natur in dieſen großen Momenten! Feyerliches Schweigen herrſchte; die unbewegten Bäume ſtanden tropfend; „langſam wandelte dort die ſchwarze Wolke“ das Thal hinab, und die Sonne trat hinter dem düſtern Vorhang hervor; im Ort läutete es zur Frühmette. — — — —

Da ſchallte aus der Ferne von der hohen Wurzel her ein Horn, kam näher, und näher: — es war die Briefpoſt, die auf dem Hügel am Quellenthal vor dem Poſthauſe hielt. Ich ſtieg hinauf, und nach einer kleinen Weile wurden mir Eure Briefe, Ihr Theuren in G. und H. — gereicht. — — —

7.

Schwalbach. Juli.

— — — Recht eifrig und ins Große wird hier erſt die Onologie getrieben. Zu Dutzenden, wie im Schlangenbad nur einzeln, ſtehen die Eſel auf dem freyen Platz vor den Stahlbrunnen-Alleen, um, geſattelt und gezäumt, die ſchöne Laſt der Reiterinnen, mit ihren Rittern, aufzunehmen, welches denn auch täglich gegen Abend, und oft in Maſſe geſchieht. Karavanen von zehn ja zwanzig Perſonen ziehen von dannen, und umher in die Thäler, auf die Berge und zu den Trümmern der Ritterburgen. Ein ſolcher fröhlicher Ritterchorus, mit welchem wir nach Hohenſtein zogen, nahm indeß eine tragikomiſche Wendung, durch den Sturz meines etwas trägen und unbehülflichen Thieres, das über eine Wegtiefe zu ſetzen ſich vermaß, hineinfiel und ſeinen Reiter, freylich nicht hoch herab über den Eſelskopf hinausfahrend, vor ſich in das Gras ſtreckte. Lachend und belacht geht ſo ein Salto, ſo wie die Eſelsſitte des Walzens (?), gewöhnlich ab; indeß iſt nicht immer beſonders bey Frauenzimmern damit zu ſcherzen: eine unſrer Begleiterinn fiel von dem ſtrauchelnden Eſel auf das Gaſſenpflaſter des Orts, jedoch dießmal ohne bedeutende Verletzung. Der tägliche und oft ſchonungsloſe Gebrauch der Thiere und ihr unachtſames Aufſchirren durch ihre Führer, veranlaſſen nicht ſelten ſolche Mißgeſchicke — und, braver Tiſchbein, für dich Beyträge zu deiner Onodicee! —

Der Weg nach den köſtlichen Burgtrümmern des Hohenſteins, die in allen ihren Formen, in ihrer Lage am Rande aufgethürmter Klippenmaſſen und in ihrem Umfang den ächt altritterlichen Geiſt der Vorzeit athmen, führt über die ſich wellenförmig bewegende Ebene eines weitausgedehnten Getreidefeldes hinab, in einen ſchönen lichten Wald. An ſeinem Ausgang erhebt ſich der Koloß dieſes gewaltigen Bergſchloſſes, das den verheerenden Stürmen des dreyßigjährigen Kriegs erlag, am Abhang eines ſchroffen von der Thalſeite größtentheils unzugänglichen Felſens. Ein weites Thor mit ſeinem Burggraben, Thürme von verſchiedener Form und Höhe, mit wunderherrlichen Umſichten. Schloßmauern, Gewölbe, Schwibbögen, Verließe, Brunnen, Säle und Gemächer, haben ſich zum Theil noch erhalten, oder neigen ſich dem Einſturz; andre Maſſen liegen ſchon in Trümmern da. Der noch am beſten erhaltne Theil iſt zu einer kleinen Förſterwohnung eingerichtet, deren Inhaber die Koch- und Tiſchgeräthe zur eigenen Zubereitung des Vorraths von Speiſen und Getränken lieferte, den wir von Schwalbach auf Packeſeln mitführten. In einem Kreiſe edler Frauen, Jungfrauen und Männer, ward, unter Geſang, Muſik und Tanz, hier einer der ſchönſten Tage verlebt. — Ein ſteiler Pfad führt zur Seite des Burgfelſens, in das waldumkränzte weite Aar-Thal und zu ſeinen Hütten und Mühlen hinab, wo wir, gelagert auf der Kuppe eines kleinen Hügels, im Angeſicht der mächtigen Burgruinen, ſeines maleriſchen Felſenfußes und der friſchen Wieſengründe umher, die ſich zum Untergang neigende Sonne begrüßten. — —

Beſchränkter, einfacher und mehr zerfallen als jene, ſind die dem Badeort nähern Ruinen des Schloſſes Adolphseck; um deſto anmuthiger aber der Fußweg dahin durch das überaus freundliche Thal der Aar mit ſeinen Mühlen, Waſſerfällen und Saatfeldern, und um ſo romantiſcher die Trümmer ſelbſt durch die darauf haftenden Sagen der Vorzeit dieſes Schloſſes, das Aſyl geweſener treuer, dankbarer Ritterliebe des Königs Adolph von Naſſau zu einer Kloſterjungfrau, die ſeine Kampfwunden geheilt hatte. Wohnlicher und traulicher, als auf der Felſenhöhe Hohenſtein, iſt hier das Zuſammenſeyn am Theetiſch in der hinter Epheu und wilden Roſen verborgenen Felſengrotte, und in den Geißblatt-Lauben eines Gartens am Abhang des Dörfchens, mit der Ausſicht auf den von der Aar bewäſſerten engen Grund unter ſeinen buſchigen Bergwänden.

Der „Gang nach dem Eiſenhammer,“ eine Stunde von hier, würde vielleicht wenig Intereſſe haben, wenn ihn nicht eine fromme Erinnerung an unſers verewigten Schillers treffliche Romanze heiligte, und die Scene ſeines Gemäldes vergegenwärtigte. Die anmuthigen und grandioſen Umgegenden von Adolphseck und Hohenſtein hat er nicht; wohl aber „den hohen Glutofen“ mit ſeinen ſprühenden „Funken und blaſenden Bälgen,“ und den auf glühende „Eiſenſtufen pochenden Hämmern,“ ohne daß der friedliche Kreis im Hofe neben dem Rauſchen des „ſich um-

---

*) Klopſtock.

wälzenden Mühlrades von der Fluth gepreßt“ — durch eines „Roberts giftigen Groll“ und blutige Umtriebe geſtört wird.

Leichter und romantiſcher iſt die Wallfahrt auf die nahe waldumkränzte Höhe der Bußenmark, mit ihrem von einſamen Fußſteigen durchſchnittenem Forſt, Berg auf und ab, mit ihren ſtillen Sitzen und geſelligen Lauben, geräumig genug und ganz geeignet, um einen Freunde Verein, der ſich dem Alltagsleben an der Wirthstafel einmal entziehen will, in ihre Schatten zum fröhlichen Bivouak mit Speiſe und Trank, Saitenſpiel und Geſang aufzunehmen.

Korreſpondenz - Nachrichten.

München, Februar.

Unſere Theater-Verwaltung ſcheint durch ihr fortgeſetztes Bemühen, den Wünſchen des Publikums zu genügen, nachgerade auch diejenigen mit ſich zu verſöhnen, die ihr bis jezt aus was immer für Gründen abhold waren. — Das alte Jahr ſchloß mit der neuen Oper: Zemire und Azor, mit Muſik von Spohr. Es gehört Muth dazu, ein Süjet zu bearbeiten, das von einem großen Vorgänger ſchon meiſterlich behandelt iſt. Daß Hr. Spohr ein theoretiſch gebildeter und talentvoller Tonſetzer iſt, beweiſt der regelrechte Satz und manche wirklich anziehende Stelle, doch iſt in ſeiner Arbeit durchaus keine Genialität ſichtbar. Die Darſtellung fand nur getheilten Beyfall, wenn auch der treffliche Geſang der Dem. Sigl, die pomphafte Ausſtattung von Seite der Intendanz, und das pas-seul des wackern Tänzers Schneider verdiente Würdigung fand. — Eine weitere Neuigkeit war das kleine Luſtſpiel: Der Sekretär und der Koch, aus dem Franzöſiſchen, das einiger komiſchen Situationen wegen, die freylich gewaltſam herbeygeführt ſind, mit Beyfall geſehen ward. Stücke dieſer Art ſind übrigens für deutſche Schauſpieler ſchwierige Aufgaben. — Hierauf folgte Leſſings Nathan, von unſerm Eßlair gegeben, eine würdige Darſtellung. Hr. Hölken, als deutſcher Ritter, gefiel uns mehr in den erſten Scenen, wo er als Repräſentant ſtarrer Männlichkeit, als in den folgenden, wo er als Liebhaber der ſchönen Recha auftritt, welche leztere von Mad. Carl wieder ſehr wacker geſpielt wurde. — Nach Nathan ſchritt König Yngurd über die Bühne, und wir beſitzen bekanntlich an Eßlair'n den wahren, legitimen würde ich ſagen, wenn mir nicht eben ſeine bäuerliche Abkunft beyfiele. — Eine überaus intereſſante neue Erſcheinung war jedoch Goethe's Taſſo. Etwas zum Lobe dieſes Drama ſagen, hieße den Honig zuckern. Allein alle poetiſchen Schönheiten, wie ſie ſich nur in dieſer herrlichen Dichtung vorfinden, vermögen bey der Darſtellung nicht den Mangel einer dramatiſchen Handlung, was nämlich die Zuſchauer Handlung nennen, zu erſetzen. So genußreich es iſt, manchmal einen Akt dieſes Schauſpiels zu leſen, ſo ermüdend iſt es, der ganzen Darſtellung beyzuwohnen. Die hieſige „Flora“ ſagt nicht unrichtig: „Es ſey eine Ehrenſache für eine königliche Bühne, dieſes Werk zu geben, und wenn es Langeweile errege, ſo ſey dieſe Langeweile wenigſtens klaſſiſch.“ — Mag mir Apollo die Sünde verzeihen, ich konnte mich nicht entſchließen, zum zweyten Male dieſen Taſſo zu ſehen, der übrigens von Hr. Urban ausgezeichnet-trefflich (wir gebrauchen dieſen Ausdruck ſehr ſelten) dargeſtellt wurde. Auch die übrigen Mitſpielenden verdienen für ihr fleißiges und durchdachtes Spiel alles Lob, doch troz ihrer Bemühungen entſchwärmte das Publikum nach dem dritten Akte (die Darſtellung dauerte bis gegen eilf Uhr). — Nach Taſſo folgten Ifflands Mündel, worin Hr. Hölken als Philipp Brock allgemein befriedigte; weniger gelang ihm dieß in der darauf folgenden Maria Stuart als Mortimer, in welchem Trauerſpiele auch Hr. Eßlair als Leiceſter Manches zu wünſchen übrig ließ. — Von Opern ſahen wir im verfloſſenen Monate: Tancred, Otello und Richard und Zoraide. Die Gediegenheit der erſtern beyden iſt anerkannt, die dritte iſt weniger gehaltreich, doch voll von ſüßen, herrlichen Melodien. Zur Feyer des Namensfeſtes J. M. der Königin, am 27. Januar, wurde Mozarts ewig ſchöner Titus gegeben, wobey Hr. Mittermaier und die Damen Vespermann und Sigl wieder ihr herrliches Talent entfalteten. — Die Verdienſte der Intendanz um das Koſtüm und die ſcenariſche Anordnung dieſer Opern, die dem Publikum mit vorher nie geſehener Pracht vorgeführt wurden, verdienen dankbar anerkannt zu werden. — Die italieniſche Oper gab als einzige Neuigkeit Moſes. Die Muſik dieſer Oper hat entſchiedenes Verdienſt. Die Introduktion bis zur Stretta, ſo wie die Preghiera im dritten Akt, iſt meiſterhaft gelungen. Wir wünſchten nur dem genialen Polygraphen einen muſikaliſchen Freund an die Seite, der ihn auf die Wiederholungen aufmerkſam machte, denn auch hier ſtoßen wir wieder auf eine Menge alter Bekannten. Dem. Bonſignori, eine brauchbare junge Sängerin, die eine treffliche Schauſpielerin iſt, wurde nach dem Finale des zweyten Aktes zum Lohne ihrer wirklich vorzüglichen Leiſtung ungeſtüm hervorgerufen. — Im Hoftheater am Iſarthor zeigte zu verſchiedenenmalen ein Hr. Frank, der ſich den nordiſchen Herkules nennt, (von Nation ein Jude,) eine wirklich ſeltene Stärke und Gewandtheit. Der Körperbau dieſes Mannes iſt in myologiſcher Hinſicht ſehr merkwürdig. — Von Neuigkeiten wurde Sampſon, ein Melodram aus dem Franzöſiſchen, mit Beyfall gegeben. Ein anderes Drama, Julius und Camoë, wurde gleichfalls wohlgefällig aufgenommen, weniger der Klingemannſche Moſes, welcher, der Comparſen wegen, auch nur auf einer großen Bühne mit Erfolg gegeben werden kann, dagegen fand eine Zauberpoſſe: Gieſella, die moderne Fee, zu zweyenmalen vielen Beyfall. — Am 1. Febr. hatte im großen Hoftheater ein intereſſantes Konzert Statt, das in drey Abtheilungen alte, neuere und neueſte Tonſtücke producirte. Händel und Gluck bildeten den erſten, Mozart und Beethoven den zweyten, und C. M. v. Weber und Roſſini den dritten Zeitraum. — In einem frühern Konzerte im Muſeum zeigte eine Dem. Karoline Schleicher aus Karlsruhe eine bewunderungswürdige Fertigkeit und Reinheit in Behandlung der Klarinette. — Unſer Karneval iſt überaus lebhaft, vorzüglich ſind die Maskenbälle über allen Ausdruck glänzend. Es iſt ein wirklich überraſchender Anblick, den ungeheuern Theaterſaal mit unzähligen Kerzen beleuchtet zu ſehen, und die ganze Anordnung gereicht dem Geſchmack unſerer Intendanz zur großen Ehre. Auf einem dieſer Bälle, zu welchem ſich gewöhnlich an 4000 Perſonen einfinden, wurde dem Intendanten Hrn. v. Stich von einem Inkognito ein ſchönes Portefeuille mit einer verbindlichen Anerkennung ſeines Verdienſtes, den Taſſo auf die Bühne gebracht zu haben, zugeſtellt. Zugleich erhielten an dieſem Abende die fünf im Taſſo ſpielenden Individuen geſchmackvolle Portefeuille mit Denkſprüchen aus ihren Rollen. — Horſchelt iſt bereits angekommen, und wir dürfen in Kurzem einer Produktion ſeiner Erfindung entgegen ſehen. — Im Laufe des Monats ſtarb hier, allgemein bedauert, der als dramatiſcher Schriftſteller auch im Auslande geachtete Joſeph Maria Babo, Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, im 66ſten Jahre. Er war früher Intendant des königlichen Hoftheaters, von deſſen Leitung er ſich wegen Kränklichkeit bereits ſchon vor fünfzehn Jahren zurückzog. Seine Schauſpiele: Der Puls, Bürgerglück, die Strelitzen, Otto von Wittelsbach, die Maler, Genua und Rache u. ſ. f. werden lange noch auf der deutſchen Bühne bleiben. Sit illi terra levis! —

Beylage: Kunſtblatt Nr. 19.

Nro. 58.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 8. März 1822.

Doch iſt's gar ſchwer, es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich zu lachen.
Mit Tugendſprüchen und großen Worten.
Gefällt man wohl an allen Orten.
Da denkt ein Jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn.

Der Markt von Plundersweilern, von Goethe.

Der Eßkünſtler.

Ein artiſtiſcher Verſuch.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht; denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſey, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockener Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach nichts, hörte auf keine Anrede ... bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf, .. ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreife friſiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte ſich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drey Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beyſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſionomie ein ausgezeichneter Menſch ſeyn müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben, auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in ſeiner Kunſt unentgeldliche öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beyſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſeyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel erhabeners bezwecke, als die Befriedigung eines blos thieriſchen Triebes, wurde mir klar, durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich bis ſich das Orcheſter verſammelt hat, und das Stimmen zu Ende iſt; dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber, verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten, er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benutzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt, und der ſie nicht blos zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung; die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert; er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eß-Inſtruments ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freyen Umkreis ab, indem er die Stühle auf beyden Seiten zuſammenrückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwey Perſonen ſaß. War dieſes alles geſchehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beyträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich, während die andern verwirrt ihre Plätze ſuchten, und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſey, welche die Wirthe aus Spitzbüberey eingeführt haben. Bey nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen, und wirklich iſt der Werth der Biſſen, die auf dem Teller liegen bleiben und in die Küche des Wirths zurückkehren, gar nicht zu berechnen. Einen ſo hellſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfsleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bey allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exerzitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beyeſſen, von welchen das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da; aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beyeſſen Simultan-Speiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes, zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffel, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senft und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wuſſte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keins das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beyeſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 12ten erhielt die Geſellſchaft wieder etwas Geld und Reis. Ein Theil des Schiffsvolkes erlaubte ſich ſolche grobe Beleidigungen gegen die Offiziere, daß dieſe die Nacht über mit geladenen Flinten Wache halten mußten, welche Vorkehrungen ſie im Zaume hielten, obgleich dieß nicht das erſte Mal war, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe benommen.

Am 13ten Geld und Reis wie gewöhnlich. Die Geſellſchaft erfuhr heute, daß ſie noch zwanzig Tage länger würde hier bleiben müſſen, indem der zu Howi-how reſidirende Vicekönig von Hainan, der Seeräuber wegen, welche den Kanal noch immer unſicher machten, auf alle Schiffe hatte Beſchlag legen laſſen. Da ſich das hieſige Volk eben ſo neugierig zeigte als anderwärts, ſo lieſſen ſie diejenigen, welche ſie zu ſehen kamen, wie zu Man-chow, Eintrittsgeld bezahlen; eine Maßregel, wozu ſie die Noth zwang. —

Am 14ten begab ſich der chineſiſche Paſſagier nach dem drey Meilen entfernten Howi-how. Bey ſeiner Rückkehr berichtete er der Geſellſchaft, daß fünf Schiffe direkt für Macao und eine große Kauffahrteyflotte im Fluſſe ſegelfertig lägen, und ihre Abfahrt nur bis dahin verzögerten, daß der Kanal ſicher wäre. Wann dieß aber der Fall ſeyn würde, wiſſe Niemand zu ſagen. — Im Laufe des Tages ſahen einige der Einwohner einen Offizier auf dem Wall durchs Fernrohr blicken. Ihre Bitte gleichfalls hindurch ſehen zu dürfen, ward ihnen gewährt, und ihr Erſtaunen, als ſie die Gegenſtände ſo nahe gebracht ſahen, war grenzenlos, und ſie ſchienen geneigt es für Zauberey anzuſehen. —

Am 15ten machten die Offiziere einen Spaziergang durch die Stadt und hatten manche Gelegenheit, die Geſchicklichkeit der Chineſen in der Verfertigung der mancherley Waaren zu bewundern, womit die Kaufläden reichlich angefüllt waren. Beſonders fielen ihnen die mannigfaltigen Geräthe auf, welche ſie aus den Kokosnußſchalen bereiten, und die Zierlichkeit, womit ſie dieſelben ſchnitzen, poliren und mit Silber beſchlagen. — Wie in allen größern Städten, gibt es auch hier eine Menge Miaos; und das Volk erlaubte nicht nur den Fremdlingen bey ihrem Gottesdienſte zugegen zu ſeyn, ſondern ſchienen ſie ſogar gern in ſeinen Tempeln zu ſehen. — Die Hainaeſer ſcheinen ungeachtet ihrer Vielgötterey einen richtigen Begriff von dem Daſeyn und den Eigenſchaften des höchſten Weſens zu haben. Jede Stadt, Dorf oder Weiler wählt ſich nach ihrer Größe, ihre Schutz-Götter und Göttinnen, welche unſern derſelben auf den erhabenſten Stellen ihre Pagodas haben. Ueberdieß hat jedwede Familie ihre Hausgötter nebſt einem langen Stammbaum ihrer älteſten Vorfahren. Vor jedem dieſer Bilder befindet ſich eine Art Altar, worauf beſtändig eine Kerze brennt, welche nie erlöſchen darf. — Kindliche Liebe iſt bey dieſem Volke weit größer als bey allen andern; und ihrer Liebe zu ihren Eltern hört nicht immer mit dem Leben auf; denn immer hört man ſie von ihren Tugenden ſprechen, und einmal im Jahr beſuchen ſie die Gräber derſelben, um alles Unkraut und Gras von denſelben auszurauten und die Buchſtaben ihrer Grabſchrift mit neuen Farben aufzufriſchen. Dieſes ſehen ſie als eine vorzügliche Pflicht an und verrichten es daher mit ungemeiner Feyerlichkeit. — In den meiſten Dingen ſind ſie abergläubiſch: ſelten unternehmen ſie ein Geſchäft oder eine Reiſe, ohne erſt den Prieſter um einen glücklichen Tag zu befragen. Dieſes wird auf folgende Weiſe ausgemittelt: Der Prieſter ſchüttelt eine gewiſſe Anzahl viereckiger Bambooſtückchen, welche auf beyden Seiten mit gewiſſen Buchſtaben bezeichnet ſind, in einen kleinen Beutel, und wirft ſie dann in die Luft, worauf er die Zeichen bemerkt, welche nach oben gefallen ſind, und die Antwort gibt, welche ein Buch, das er darüber nachſchlägt, ertheilet. Zuweilen ſuchen ſie gewiſſermaßen das Schickſal zu betrügen oder zu zwingen, indem ſie die Bamboos ſo lange werfen, bis endlich eine günſtige Antwort erhalten wird, worauf ſie dann mit der größten Zuverſicht an die Ausführung ihres Vorhabens ſchreiten. — Ihre Polizey ſcheint in allen Fächern aufs vortrefflichſte eingerichtet zu ſeyn. In dem Augenblick, wo die Abendkanone abgefeuert wird, welches zu allen Zeiten um acht Uhr geſchieht, ſchließen ſich alle Stadtthore, ſo wie die Thore einer jedweden Straße augenblicklich, und die ganze Nacht hindurch patrouilliren die Wachen durch die Straßen, während welcher Zeit keine Verbindung zwiſchen einer Gaſſe und der andern ſtatt findet, bis am Morgen, wo wieder eine Kanone abgefeuert wird. In dieſem Augenblick fängt die Verbindung wieder an; und das Knarren ſo vieler Thore auf einmal klingt wie ferner Donner und hat für Fremde, denen die Urſache des Geräuſches unbekannt iſt, etwas Erſchreckendes. — Es iſt was Erſtaunendes in einer ſo volkreichen Stadt ſolche Ordnung und Regelmäßigkeit zu ſehen; keine Verwirrung, kein Zank, nicht ein böſes Wort wird gehört; alles geht ſeinen ſtillen freundlichen Gang, während jedes Geſchäft mit der größten Klugheit und Einfachheit betrieben wird, ohne daß Falſchheit und Betrug zu Streitigkeiten Veranlaſſung geben könnten. — Die Preiſe der Dinge, beſonders der Lebensmittel, ſind ſo genau beſtimmt, daß öfters Käufe geſchehen, ohne daß ein Wort dabey gewechſelt würde; indem der Käufer ſein Geld hinwirft und der Verkäufer ihm die Waare darreicht. Die Stadt mit ihren Vorſtädten enthält ungefähr 200,000 Einwohner, und das Volk ſchien durch ſeine eigene Gemüthsverfaſſung ſowol als durch die vernünftige Weiſe, womit es regiert wird, das glücklichſte und zufriedenſte in der Welt. Die Aermſten unter denſelben ſcheinen durchgängig anſtändig gekleidet zu ſeyn; und man ſieht nirgends etwas von Betteley.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neuer Roman von Walter Scott.

Walter Scott, der uns eben erſt mit dem „Seeräuber“ beſchenkt hat, läßt einen neuen Roman unter dem Titel: „The fortunes of Nigel,“ ankündigen. Der Gründer des Heriot-Hoſpitals iſt der Held der Erzählung. Wir leſen in der Litt. Gazette Febr. 2. folgende Notizen über dieſen Gegenſtand. Das Heriot-Hoſpital, eins der reichſten in Edinburg, wurde von Georg Heriot gegründet, der Juwelier Königs Jakob VI. war. Heriot war der Sohn eines Goldſchmieds in Edinburg; zu ſeines Vaters Gewerbe erzogen, wurde er 1597 Goldſchmied der Königin und bald darauf wirklicher Goldſchmied und Juwelier des Königs ſelbſt, mit dem Recht alles des Gewinnes und der Vortheile dieſes einträglichen Dienſtes. Als Jakob den engliſchen Thron beſtieg, folgte Heriot dem Hofe nach London. Durch Geſchäftseifer und ſtete Betriebſamkeit wurde er bald reich und angeſehen. Er lieferte dem Prinzen Karl (nachher Karl I.) die Edelſteine, als er 1623 an den ſpaniſchen Hof ging. König Jakob bezahlte dieſen Schmuck niemals; als aber Karl I. ihm auf dem Throne folgte, wurde die Summe, welche er an Heriot ſchuldig war, in das Kaufgeld der Baronie Broughton, einem Krongut bey Edinburg, mit eingerechnet. Dieſe Ländereyen gehören nun zu dem Hoſpital, das für Erhaltung, Unterſtützung und Erziehung armer, vaterloſer Knaben, Söhne freyer Leute aus der Stadt Edinburg, beſtimmt iſt. Die Stiftung hat nun jährlich bey 50,000 fl. Einkünfte, und der Fond vermehrt ſich bedeutend.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Das Boucherſche Ehepaar iſt eigends von Poſen hierher zurückgekehrt, um ehrliebend das gegebene Verſprechen zu löſen, ein Konzert zum Beſten der Witwen und Waiſen der Mitglieder der königlichen Kapelle und für andere wohlthätige Zwecke zu geben. Stets waren ſeine Konzerte überfüllt von Zuhörer[illegible] oft in dem Maaße, daß Damen im Gedränge ohnmächtig w[illegible] den. In dem Konzerte zum Beſten der Abgebrannten von Pritzwalk ſpielte Boucher auf der vom Ingenieur Chanot neu erfundenen und ihm als Ehrenmitglied vom franzöſiſchen Inſtitut zuerkannten Violine; der Ertrag der Einnahme war 2270 Thlr. Für ein noch zahlreicheres Publikum hatte der in akuſtiſcher Hinſicht trefflich konſtruirte Saal des neuen Schauſpielhauſes Raum genug, um in dem berühmten Doppelkonzert von Düpüi den Wettſtreit Bouchers mit unſerm genialen Möſer zu bewundern; unſere Kritik war ſo artig, den Lorbeer des Sieges zwiſchen beyden Künſtlern zu theilen. Uebrigens hat Hr. Boucher an ſeiner gewöhnlichen Violine die ihm eigenthümliche Erfindung angebracht, daß die Saiten von dem obern breiten Theile der Geige in den Zargen befeſtigt ſind, und die ganze Länge des Inſtruments einnehmen; hierdurch wird es möglich, daß ſie z. B. auf dem vierten G die Oktave von C angeben, und in demſelben Verhältniß auf den übrigen. Da glücklicher Weiſe das ſtrenge Regiment des Muſageten in unſern Zeiten aufgehört hat, ſo war für ihn auch nicht das harte Schickſal des Marſyas zu befürchten, — ſelbſt nicht von unſern ſonſt eben nicht gaſtfreundlichen Kritikern, die in dem rauſchenden Uniſono von ein Paar Tauſend applaudirenden Händen verſtummen. Ueber das charakteriſtiſche Spiel dieſes muſikaliſchen Sonderlings kein Wort, man muß ihn hören und ſehen; aber einen Zug ſeiner Gutmüthigkeit darf ich mittheilen: Eine unzählbare Menſchenmenge hatte ſich bey der Feyer des Sterbetages der Königin Louiſe in Charlottenburg verſammelt, weil alsdann ſtets das kunſtreiche Grabdenkmal der Verewigten dem Publikum geöffnet iſt. In Mitte des Gewimmels ſtand ein armer blinder Invalide, der durch Spielen auf einer ſchlechten verſtimmten Geige meiſt vergebens das Mitleid der wogenden Menge anflehte. Boucher nimmt ihm raſch die Violine weg, übt ſeine Tauſendkünſteleyen ſelbſt auf dem mangelhaften Inſtrument, und zieht bald ein dichtes Gedränge von Zuhörern um ſich, die überraſcht den orpheiſchen Tönen lauſchen; glänzende Equipagen halten, die Balkons füllen ſich bey dieſem ſonderbaren Konzert auf freyer Straße. — „Nimm deinen Hut ab, Blinder, und ſammle!“ ſagt Boucher, und dieſer, in deſſen Hut es von allen Seiten Geldſtücke regnet, macht ſich friſch an's Werk, und ſammelt in dieſer einen Stunde wohl mehr, als ſonſt in manchem Jahre, während ſich ſein Wohlthäter unbemerkt in der Menge verliert.

Vom Theater nur kurze Nachricht; wer den Faden unſers theatraliſchen Lebens vollſtändig aufzufaſſen wünſcht, muß ſich mit unſern „löſchpapiernen, geſellſchaftlichen und freymüthigen“ Tageblättern befreunden, auch mag ich weder Panegiriken, noch Sündenregiſter nach beliebter Modekritik ſchreiben, zumal die ſatyriſche Geißel zum Reſſort der „kurzen, dicken und konſtitutionellen Müllnerſchen Automaten“ gehört, zu denen ſich, zum Ergötzen des Berliner Publikums, das dieſes Witzſpiel ſehr liebt, nun auch ein „Ruſſe“ geſellt hat. Wahrlich, nur an der Hand des Witzes und der Laune kann man ſich durch das an ſich beziehungsloſe Feld der Lokal-Theaterkritiken hindurchwinden, die jezt in ſo vielen Zeitſchriften die Korreſpondenz-Kolonnen füllen. So hatte z. B. kürzlich das, jedes unbefangene Gemüth durch Wahrheit und ſanfte Rührung anſprechende, Stück, „Fluch und Segen,“ von Houwald, den Unſtern, dem paradoxen Tadel eines hieſigen Zeitungsrecenſenten Preis gegeben zu werden, damit dieſer ſein Wortſpiel anbringen konnte: „Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.“ — „Die Erdennacht,“ von Raupach, didaktiſch-kalt und ſchaurig, wurde wie eine Jannersnacht froſtig aufgenommen, wenn gleich einzelne Schönheiten der Diktion nicht unaufgefaßt blieben. Das Schwanken des Helden des Stücks zwiſchen den Pflichten gegen den Vater und zwiſchen Vaterlandsliebe feſſelt nicht durch fünf Akte, zumal der lezte, wie die Moral der Fabel, als Schickſalsrache nachhinkt. Hr. Krüger hatte die Hauptrolle, (wie früher in dem Raupachſchen Stück die „Chawansky's,“) und führte ſie mit Fleiß durch; dieſer Schauſpieler hat zwey ſehr gute (leider immer ſeltener werdende) Eigenſchaften: er memorirt gut und ſpricht die deutſche Sprache richtig und ſonor aus; wahrlich, manchem Bühnen-Jünger wäre zu rathen, zur Correktion des Organs wie Demoſthenes Kieſelſteine zu kauen. — Unartikulirte, kollernde, oft die Endſylben verſchluckende Sprache ſollte ganz von der Bühne verbannt werden; manches der Art war den Talenten Ifflands oft nachtheilig, hob als Gegenſatz den kräftigen Fleck, und ziert noch unſern Devrient. Der Kothurn verlangt durchaus auch eine ideale Sprache, wobey das Manierirte leicht zu vermeiden iſt; mögen auch die franzöſiſchen Schauſpieler die Deklamation zu ſehr vorherrſchen laſſen, man gewöhnt ſich aber eher an den Pathos von Talma, als an den Naſenton und die überſtolpernde Worthetze des andern Extrems, und die Horaziſche goldene Mittelſtraße wäre wohl beſſer zu beachten.

Neu auf dem Repertoire war: „Quintin Meſſis,“ von Julius v. Voß, und gefiel; natürlich, denn wo als geſchichtlich wahr der intereſſante Stoff zu Hülfe kommt, daß ein — einfacher Schmiedeknecht aus purer, klarer, reiner Liebe (ſich etwa erhängt, erſäuft, erſchießt? non point du tout, ſondern —) zum Maler, zum gefeyerten Meiſter der niederländiſchen Schule wird, da kann es um ſo weniger dem Talente fehlen, dramatiſch zu wirken. Ueber die Vorſtellung ein andermal; ich will erſt einmal ſehen, was die Kritik ſagt, beſonders das „freymüthige Käſtchen.“ — „Wie ſo?“ Ja, dies iſt eine ganz neue Erfindung, lokal-ingeniös, vielleicht wird ſogar ein ausſchließliches Patent darauf gelöst. „Sie ſcherzen!“ Nicht doch, ich will's Ihnen ganz proſaiſch erklären: Sie kennen ohne Zweifel die Einrichtung mit den „Armenbüchſen,“ worin Beyträge für „Nothleidende“ mildthätig geſpendet werden; — Nun, eine ſolche Büchſe oder Käſtchen — ähnlich den Löwenköpfen Venedigs — hat ein hieſiger freymüthiger Doktor in einer „breiten“ viel betretenen Straße ausgehängt, nur mit dem Unterſchiede, daß er, ſtatt der kupfernen Scheidemünze — literariſche empfängt. Dieſe kritiſchen Schatzkammerſcheine gibt der Erfinder nun höchſt uneigennützig in ſeiner „Zeitung für Theater, Muſik und bildende Künſte,“ welches Dreyblatt natürlich gleichmäßig dabey gewinnt, durch die Preſſe tauſendfältig vervielfältigt, dem ſchmachtenden Publikum zum Beſten, und Sie können ſich nun leicht eine Idee davon machen, wie ſehr durch dieſe neue literariſche Speiſe- und Präge-Anſtalt der Geſchmack des Publikums verwöhnt wird. Gegen dieſe Ragouts fins und Morceaux piquants kann gar kein anderer ehrlicher recenſirender Chriſtenmenſch aufkommen; ſolche Urtheile ganz ohne gêne, ſolche durch Verſchwiegenheit garantirte Rügen, ſolche freyſpielende ſatyriſche Blitz- und Witzfunken — beym Buchhändler Petri am Petri-Platz kommt nächſtens in regelmäßigen „Sechswochen“-Lieferungen auch eine Witz-Zeitſchrift heraus — wie geſagt, ſolche hors d'œuvres können nur aus der „Niederlage“ des Genies, aus dem „Kaſten in der breiten Straße“ herauskommen. Doch mein Witz ſoll nur Scherz ſeyn, ich finde die Idee wirklich ganz allerliebſt, und dieſe mit K (um das Käſtchen zu bezeichnen) in jener Zeitung bis jezt aufgetiſchten Meinungen, Urtheile und Rügen oft kerngeſund, meiſtens unpartheyiſch, in der Regel wahr, und weder hämiſch noch beleidigend. Die Einrichtung iſt alſo nachahmungswürdig und daher der unitas personarum der Eigenthümer, Redakteurs und Verleger unſerer beliebten Zeitſchriften als eine wahre Erſparniß zu empfehlen.

Beylage: Literaturblatt Nro. 20.

Nro. 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. März 1822.

> Traun! gering iſt des Mannes Kraft:
> Doch ſein vielverſuchender Geiſt
> Zähmet ſchreckliche Meeresbrut,
> Und was Luft und Erde bewohnt.
>
> Euripides.

Ueber Joachim Nettelbeck's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet und herausgegeben vom Verfaſſer der grauen Mappe.

Unbekannt mit dem Inhalt Ihrer lezten Blätter, empfinde ich das Bedürfniß, darin die Empfindungen niederzulegen, welche kürzlich ein Buch in mir erregt hat, welches als eines der neueſten Produkte unſerer Literatur, vielleicht bereits auch hier eine rühmliche Anerkennung gefunden hat. Mag in dieſem Falle ſich meine Stimme nicht unwürdig mit ſolchem frühern Worte verbinden, um demſelben recht viele Leſer zu verſchaffen, die ſich mir alleſammt für dieſe geringe Mühe verpflichtet halten dürften. Die Gabe eines wackern deutſchen Mannes muß uns allen, die wir germaniſcher Zunge ſind, ein werthes Geſchenk ſeyn, wie ſich darin die kernvolle Kraft und Tüchtigkeit deutſcher Nation neu beurkundet.

Ich meyne die Lebensbeſchreibung Joachim Nettelbecks, Bürger von Colberg, von ihm ſelbſt im hohen Alter aufgezeichnet, und vom Verfaſſer der grauen Mappe in unverkümmert einfacher Gediegenheit des Autobiographen herausgegeben. Eine Schilderung der erſten Lebensjahre eines Mannes, der von früher Kindheit auf, einen feurigen Trieb zur Thätigkeit verrathend, ſich in vielem verſucht und Glück, wie Unglück erfahren; durch alle dieſe Wechſel des Schickſals aber, ſich den friſchen Sinn des Lebens bis zum Greiſenalter bewahrt hat.

Faſt dürfte man befürchten; daß ein Buch, welches zu keinem wiſſenſchaftlichen Fache gerechnet, noch zu den Erzeugniſſen der ſogenannten ſchönen Literatur gezählt werden kann, bey unſerer allgemeinen Bücherüberſchwemmung und der, im gleichen Verhältniſſe, immer zunehmenden Ueberſättigung der Leſewelt Gefahr laufe, unbeachtet in dem breiten Strome fortzuſchwimmen, ohne daß eine aufmerkſame Hand darnach greife — gehörte Nettelbeck's Name nicht bereits dem deutſchen Volke an — und fände nicht der Leſer in dieſer ſchlichten Darſtellung den Reiz wieder, welchen die bloßen Schöpfungen der Phantaſie größtentheils für uns in einer Zeit verloren haben, die, ſo überreich an Begebenheiten, ſeit mehr als dreyßig Jahren im überraſchenden Wechſel erſchütternder Ereigniſſe, jeden Aufwand der Erfindung weit hinter ſich zurückließ. Vielleicht könnte man (beyläufig geſagt) hieraus die Gunſt erklären, welche ſeit geraumer Zeit Walter Scott's Werke ſich faſt ausſchließend zu erwerben gewußt, eben weil ſie, außer dem entſchieden großen Talent des Dichters, uns an dem oft mehr oder weniger loſe geknüpften Faden des Romans, in das, uns jezt näher ſtehende Reich der Geſchichte, einführen: ein Gebiet, wo die Wirklichkeit in ihrer eigenſten Verklärung, durch die großen Maſſen und höheren Formen des Lebens erſcheint. — Volksthum und eigenthümlich bewahrte Sitte ziehen uns überdieß auch noch dort an, wo ſie, unſeren früheſten Eindrücken fremd, keine verwandte Saite der Empfindung rühren; und der kecke Robin Hood, wie er den ſchwanken Zweig der Weide ſchält, ſich ſelbſt das abenteuerliche Ziel des kühnen Meiſterſchuſſes ſo bereitend, gewinnt wenn ich anders meinem Gefühle trauen darf, ſich keinen mindern Antheil in der reich ausgeſtatteten Dichtung Ivanhoe, als ihn ſelbſt der königliche Ritter Richard Löwenherz darin erobert.

Jenes kraftvolle Leben in That und Wahrheit, vor deſſen nacktem Bilde doch die zahmen Enkel gewaltig erſchrecken würden, wenn die Wirklichkeit es urplötzlich in ſchroffer Größe vor ſie hinſtellte, jenes urſprüngliche auf ſich ſelbſt beruhende Seyn, was wir, mit unbehaglich ſchwankendem Gefühle, rings um uns her vermiſſen, zieht in ſehnſüchtig täuſchenden Träumen uns gegen das Mittelalter hin. — Wie erfriſcht, beruhigt, und recht aus befreyter Bruſt aufathmend, muß daher Jeder Nettelbeck's Leben von ſich legen, nachdem er ſich ſo nahe, vaterländiſch verwandt, und nur aus milderen Zügen blickend, dieſelbe tüchtige Geſinnung, denſelben Jugendübermuth des Daſeyns, noch in demſelben Jahrhunderte findet, aus dem doch wohl der größte Theil ſeiner Leſer in dieſes neue mit herüberkam.

Im Jahr 1738 geboren, weiß uns der muntere Greis gar anmuthig zu berichten, wie man jezt allgemein bekannte Dinge, damals noch mit gar ſonderlichem Befremden anſtaunte; wie denn die Geſchichte der erſten Sendung von Kartoffeln nach der guten Stadt Colberg, 1. Th. S. 6, eine der ergötzlichſten und ſo lebendig erzählt iſt, daß man ſich wirklich ſelbſt vor dem Rathhauſe und im Gedränge der bedenklich-kopfſchüttelnden Spießbürger zu befinden glaubt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Eßkünſtler.

(Fortſetzung.)

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſey, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freyheit und Gleichheit war ſo heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen ſah, bey Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die größte Wuth verſezte, und er ſchwazte nicht blos für die Freyheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freyheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten; denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen ließen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eßkünſtler ſolcher Tyranney dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bey keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, den ſogenannten Beylagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bey der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freylich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu, und fragte einen öſterreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſezte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem halben Halte, in Credenzen, die gewöhnlich eine große Schüſſel Aepfelkompott als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freyen Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benuzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Hallers Phyſiologie gelernt, ſondern an mehrern europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskömmt, wo ſie nur wenige Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen, und glich hierin den Verliebten nur zur Hälfte, deren Liebe mit Blickewechſeln anfängt, und mit Ringewechſeln aufhört, denn die ſeinige zur Mehlſpeiſe hörte nicht auf. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt ward frey. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn

Digitized by Google

beym Schöpfen der Sauce noch etwas ſolides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freylich fiel ihm dann immer bey, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Flut empor. Während dem Eſſen der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt, und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Puding-Portion verzehrt, (denn er theilte ſeine Speiſe-Portionen von allen Gerichten in drey Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen) dann ließ er ſich zum zweytenmal die Schüſſel reichen, was grade nichts Beſonderes war. Beym dritten Male aber gebrauchte er Liſt, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeygelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Auf einem Spaziergang gegen Howi-How, ſahen die Reiſenden eine Menge Schiffe vor dieſer Stadt im Fluſſe liegen, welcher von hier, von Oſt gegen Weſt fließt. Am nördlichen Ufer deſſelben ſteht eine 150 Fuß hohe Pagoda. — Howi-How liegt auf einer langen, ſchmalen Landzunge, welche den Fluß auf der ſüdlichen und eine tiefe Bucht, in welcher mehrere Junks vor Anker lagen, auf der nördlichen Seite hat. Auf mehrern bequemen Landſpitzen und kleinen Inſeln umher waren Forts angelegt. — Unfern der Pagoda iſt ein großer Tempel, in welchem ſich eine reichlich vergoldete Göttinn von ungeheuerer Größe befindet: ſie hat 54 Hände, in deren jeder ſie irgend ein ſymboliſches Zeichen, z. B. ein Auge, ein Ohr, eine Hand und dergleichen trug. Die Pagoda hält ungefähr zwölf bis vierzehn Fuß im Durchmeſſer und bildet ein Zwölfeck. Die Mauern derſelben ſind ſechs Fuß dick und in der Mitte befindet ſich eine ſteinerne Wendeltreppe, mit Raum genug für eine einzige Perſon, um daran emporzuſteigen; der Eingang iſt durch ein kleines Loche an der Außenſeite, von ungefähr zwey Fuß im Durchmeſſer und fünf Fuß vom Boden. — In Haſch-e-on, ſo wie in allen großen Städten, befinden ſich eine Menge Venustöchter, welche unter gewiſſen Einſchränkungen von der Regierung geduldet werden; ſie ſind auf ein gewiſſes Quartier beſchränkt, und müſſen zur Unterſcheidung von andern Frauen, ein Band um die Stirne tragen, welches von jedweder Farbe ſeyn darf, ausgenommen gelb, der kaiſerlichen Farbe, welche ihnen ſowol als jedem andern Unterthan verboten iſt.

Am 16. ließ der Vicekönig den Verfaſſer nach Howi-How holen. Von dem chineſiſchen Paſſagier und einem Soldaten als Führer begleitet, begab er ſich dahin. Als er durch die Stadt ging, bemerkte er zum Erſtenmal, daß ſie gegen Norden hin eine große Strecke weit eine doppelte Mauer hat. Die Straße von einer Stadt zur andern war mit flachen Steinen belegt, und führte über eine herrliche Brücke von Quaderſteinen. Er mußte eine Zeitlang im Palaſte warten, bis er vorgelaſſen ward, und zwar in einem für den Aufenthalt von Matroſen und Soldaten beſtimmten Zimmer, deren neugierige Zudringlichkeit ihm ſehr beſchwerlich fiel. Endlich brachte man ihn in ein großes Zimmer, wo der Vicekönig Geſellſchaft hatte, die um einen Tiſch her ſaß und Wein trank. Er bot ihm weder einen Stuhl noch etwas zu trinken an, ſondern that mehrere kindiſche Fragen an ihn, hinſichtlich ſeines Teleſkops, welches er bey ſich hatte: ob er eben ſo gut bey Nacht als am Tage hindurch ſehen könne; und was für Entdeckungen er im Monde damit gemacht. Seine Antwort, daß er Berge und Seen darin gefunden, erſtaunte die ganze Geſellſchaft. Se. Hoh. befahl jezt einem Bedienten, ihm zwey Mace (ungefähr ſieben zu einem ſpaniſchen Thaler) und Wein zu trinken zu geben, und ihn in den beſten Gaſthof der Stadt zu führen. Der Bediente goß ihm hierauf den heißen Wein in ſolcher Menge in den Mund, daß er ihn beynahe betrunken machte, und ihm überdieß den Mund verbrannte. Auf dem Wege nach dem Gaſthofe drängte ſich das Volk ſo ſehr um ihn her, daß er bald wieder umkehrte. Der Vicekönig, welcher ihn eigentlich hatte kommen laſſen, um ſich durch das Fernrohr nach der Seeräuberflotte umzuſehen, welche 250 Segel ſtark ſeyn ſollte, ſagte ihm jezt, er wolle dieß ein anderes Mal thun, und ſchickte ihn in Begleitung zweyer Soldaten nach Huſch-e-on zurück.

Am 17. wurden die Offiziere, während eines Spazierganges durch die Stadt, in ein Haus eingeladen, welches einem Vornehmen zu gehören ſchien. Hier bewirthete man ſie mit Thee, Obſt und Konfekt. Während des Mahls kamen auch die Frauenzimmer des Hauſes herzu, und man fragte ſie vieles über die Sitten und Gebräuche Europas. Was ſie am meiſten zu erſtaunen ſchien, war die Nachricht, daß in dieſem Welttheile, und auch in andern Theilen der Erde, die beyden Geſchlechter nicht nur zuſammenäßen, ſondern auch alle öffentlichen Vergnügungen mit einander theilten. Zulezt gab man der Geſellſchaft zu verſtehen, daß ein Freund, welcher neben an wohnte, ſie gleichfalls bey ſich zu ſehen wünſchte, und ſie wurden durch eine Privatthüre hinüber geführt und auf gleiche Weiſe bewirthet. Auf dieſe Art wurden ſie zu einer dritten, vierten und fünften Familie gebracht, immer durch Privatthüren, wornach es ſcheinen möchte, daß hier alle Häuſer, wenigſtens alle von derſelben Klaſſe, mit einander in Verbindung ſtehen. Wahrſcheinlich hatte die Neugierde der Damen den armen Schiffbrüchigen dieſe Unterhaltung verſchafft, in welcher ſie mehrere Stunden zubrachten; und da man ihnen in jedem Hauſe ein kleines Geſchenk machte, welches ſie in ihrer bedrängten Lage nicht ausſchlagen durften, ſo fanden ſie dieſen Tag ſehr vortheilhaft für ſich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Januars.

Im Gebiete der Kunſt iſt mehreres Gute zu berichten. Das Abonnements-Konzert wurde am 1. Jan. eröffnet mit einem Te Deum von Neukomm, voll Glanz und Würde. Das Streben dieſes Tonſetzers nach dem Alterthümlichen iſt auch hierin nicht zu verkennen. — Ferner hörten wir im zweyten Konzert dieſes Monats eine große Scene mit Sextett und Chor aus Spohrs Fauſt zum Erſtenmale. Von dieſer Muſik kann man mit Recht ſagen, daß ſie, nebſt Beethovens Fidelio, zu dem Geiſtreichſten gehöre, was ſeit Mozart von deutſcher Opernmuſik aufgeſtellt worden iſt; um ſo mehr mag der Muſikfreund bedauern, daß dieſe Muſik auf der Bühne, wie es ſcheint, durch den Text geſcheitert iſt. Wir müſſen wünſchen, dieſe Stücke öfter im Konzert zu hören. — Das dritte größere Muſikwerk, welches wir aufführen hörten, war eine Symphonie von Clementi. Dieſe, die erſte uns bekannte Symphonie Clementi's für das volle Inſtrumental-Orcheſter und gegenwärtig noch Manuſcript, machte uns der würdige Meiſter, der ſeit Kurzem hier anweſend iſt, die Freude, mit unſerm wackern Orcheſter ſelbſt einzuſtudiren und bey der Aufführung zu leiten. Lebhaftigkeit, Kraft, Klarheit und Gediegenheit der Arbeit, die Eigenſchaften, welche Jeder aus den berühmten Klavier-Kompoſitionen Clementi's kennt, ſprechen auch aus dieſem Werke; namentlich erfreuten uns die beyden Mittelſätze, das ſchöne und ſingende Adagio, nebſt dem ſpielenden Scherzo. Zahlreiche Zuhörer freuten ſich, den Veteran auch von Angeſicht zu ſehen, der ihnen ſchon in längſt verſchwundener Jugend durch ſeine Töne lieb geworden war. Wir haben die Hoffnung, noch eine zweyte, ebenfalls noch nicht herausgegebene, Symphonie von ſeiner Kompoſition in einem der folgenden Abonnements-Konzerte zu hören. — Unſere Sängerin, Dem. Reger, die wir mit Vergnügen im Geſangvortrage fortſchreiten ſehen, ſang einige gute ältere Scenen und Arien (von Righini und Mozart), und einige uns noch unbekannte neuere von Roſſini, Aiblinger (in München), Paccini und Soliva, leztere äußerſt gelungen. — Unter den Inſtrumental-Konzerten gebührt dem delikaten und abgerundeten Spiel des Hrn. Mathäi, der ein Violin-Konzert von Viotti vortrug, der Vorrang. Das Konzert für zwey Violinen von Spohr, welches derſelbe mit Hrn. Lange vortrug, hat uns durch die Tiefe der Kompoſition ſehr angezogen. Der wackere Flötiſt Greſer machte uns mit einem Konzert von Gaſp. Kummer bekannt, welches er ſehr angenehm ausführte. Außerdem traten im Abonnements-Konzerte als Gäſte auf, der blinde Sänger Hr. Burow aus Elbing, der uns in einigen Geſängen zur Guitarre durch eine ſchöne Tenorſtimme rührte, (er hat nachher auch im Klaſſigſchen Saale ein eigenes Konzert veranſtaltet); und Hr. Böhm, Flötiſt der Münchner Kapelle. Lezterer trug ein Concertino von ſeiner Kompoſition mit dem ausgezeichnetſten Beyfall vor, zu welchem die Kraft und Bravour ſeines Spiels die Verſammlung hinriß. Im Privatzirkel bewunderten wir die Feinheit und Zartheit des Vortrags, die ſich mit dieſer Kraft verbindet. Mehrere ſchon bekannte treffliche Muſikſtücke, welche noch zur Aufführung kamen, übergehen wir, wegen Mangel an Raum.

Außer dem eben angeführten außerordentlichen Konzerte des Hrn. Burow, gab Hr. Aloys Schmitt, den wir als einen der vorzüglichſten Klavierſpieler ſchon vor zwey Jahren kennen lernten, in dem vergangenen Monat zwey Konzerte. In dem erſten trug er ein geiſtvolles Pianofort-Konzert, ferner Variationen mit Orcheſterbegleitung, und eine Phantaſie auf dem Pianoforte, ſämmtlich von ſeiner Kompoſition, vor. In ſeinem Spiele iſt große Fertigkeit, Kraft und Präciſion mit vielem Ausdruck verbunden, und eine Ruhe herrſcht in demſelben, welche jeden Gedanken in ſein gehöriges Licht ſtellt, ohne den Zuhörer zu ermüden. Seine Klavier-Kompoſitionen zeigen den gründlichen, gedankenvollen Künſtler, und enthalten viel eigenthümliche Motiven. In dem zweyten Konzert, welches derſelbe im Hôtel de Saxe veranſtaltete, gab er die Bürgſchaft und den Taucher von Schiller für Soloſtimmen und Chöre kantatenartig durchkomponirt, leztere mit vierhändiger Pianoforte-Begleitung, erſtere achthändig auf drey Pianoforten begleitet. So neu dieſe Form, ſo charakteriſtiſch und ergreifend in einzelnen Stellen (beſonders in Chorſätzen) dieſe Kompoſitionen waren; ſo fand Ref. doch den trefflichen Künſtler in der Behandlung des Geſangs weniger in ſeiner Sphäre. (Hr. Höfler, vom hieſigen Theater, trug die ſchwierigen Haupt-Solopartien äußerſt verdienſtlich vor.) Dagegen die Variationen, welche Hr. Schmitt vortrug, dem gewandten Tonkünſtler und Komponiſten verdienten Beyfall gewannen. Auch trug derſelbe nebſt unſerm ſehr verdienten Muſiklehrer Hrn. Knacker ein Quintett von Beethoven zu vierhändigem Spiel eingerichtet trefflich vor. Er hat ſich unter den hieſigen Muſikfreunden allgemeine Achtung erworben.

In dem Theater iſt der Freyſchütz noch immer das Loſungswort; das Lied vom Jungfernkranz und das Joho der Jäger hallt auf allen Straßen wieder. Lezteres muß auf Verlangen des Parterre immer wiederholt werden. Billets zu geſperrten Sitzen ſind immer lange vor einer Aufführung nicht mehr zu haben, und neulich wurde nach dem Schluſſe auch dem Komponiſten ein Vivat gebracht, in welches Trompeten und Pauken im Orcheſter einſtimmen mußten. Von den übrigen Neuigkeiten der Bühne will ich in meinem nächſten Berichte ſprechen.

A. W.

Charade.

Im Ganzen ſind drey Mal drey Zeichen enthalten,
Die, wenn du je dreye zu Sylben vereint,
Sich alſo dem Auge und Ohre geſtalten,
Daß Gleiches ertönet und Gleiches erſcheint. — *
Wo du auch beginneſt, und wo du auch endeſt,
Und ob du zur Rechten — zur Linken dich wendeſt.

Doch willſt du verſuchen, mich vierfach zu trennen,
So wirſt du gedenken vergangener Zeit. —
Vergänglichen Ruhms, — wenn die lezten dir nennen
Den Namen, dem dort einſt das Wunder geweiht,
Das Staunen erreget in ſeltſamen Tönen. —
Wo grauſam die erſten der Willkür nun fröhnen.

Wo Ehrfurcht gebietend die Völker zum Siege
Mein Ganzes geführet; durch Sänger verklärt,
Die wüthend jezt kämpfen, im blutigem Kriege,
Um Freyheit. — da hat es auch ſchrecklich bewährt:
Wie gläubiger Wahn ſelbſt die Helden umſtricket. —
Die ſchönſten Gefühle der Menſchheit erſticket.

M.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 53.
Die Sprache.

Nro. 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. März 1822.

> Der Glaube iſt der freye Entſchluß des Willens ein Faktum der innern Welt als Wiſſen gelten zu laſſen. Nämlich der Glaube iſt in ſeinem Innhalte einerley mit der moraliſchen Geſinnung; nur daß dieſe die reale, der Glaube die ideale Seite eines Faktums der innern Welt bezeichnet.
>
> Schelling.

Glaube.

Wie ſchaudert mich in grauſigen Geſtalten
Die öde Nacht des kalten Grabes an — —
Der warme Hauch des Lebens will erkalten,
Auf meiner friſchen jugendlichen Bahn
Starrt mich des Todes gräßliches Gerippe
Aus leeren Augen hohl und ſchrecklich an,
Und ewig, ewig fragt die bleiche Lippe,
Soll in des Grabes finſtrer Schreckensnacht,
Der kalte Tod in ſeinem Arm mich halten,
Wo kein geſchloſſnes Auge mehr erwacht? —

Und was ich liebte, was ich hofft' und glaubte,
Das ſoll mir wie ein Nebelbild entfliehn,
Wenn grünes Gras und Moos auf meinem Haupte
Und Blumen einſt aus meinen Augen blüh'n?
Und dieſes Herz voll treuer reiner Liebe,
Soll mit dem lezten Athemzug verglüh'n,
Daß nichts von allem Großen übrig bliebe,
Was unſern Geiſt im Erdenſturm erhebt?
Wenn uns das Schickſal alles, alles raubte,
Und unſer Herz in Thränenſchauern bebt! —

Nein, wenn uns lang' die falſche Welt betrogen,
Wenn Haß und Liebe unſer ſchwaches Herz
Bald in den tiefſten Staub hinabgezogen,
Bald zu den Sternen führte himmelwärts, — —
Dann wird der Wahrheit ernſte Stunde kommen,
Das Auge bricht im finſtern Todesſchmerz,
Doch gläubig in das ew'ge Reich der Frommen
Erhebt ſich unſre Seele leicht und mild
Vom Hauch der Liebe ſtralend hell umzogen,
Und nachtwärts ſinkt der Erde dunkles Bild.

Adelheid von St.

Ueber Joachim Nettelbeck's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet und herausgegeben vom Verfaſſer der grauen Mappe.

(Fortſetzung.)

Die rege Gewandtheit und ſelbſtſtändige Umſicht, welche der Meeranwohner von Kindheit auf ſich anzueignen veranlaſſt wird, verbunden mit dem treuen Muthe des, im ehrſamen Gewerbe und Wohlſtand aufgewachſenen Bürgers, ſcheinen mir die Hauptelemente eines Charakters zu bilden, der, dem Pommeraner beſonders eigenthümlich, praktiſchen Scharfſinn mit kindlich ſchlichtem Weſen vereinbart. So zeigt ſich uns Nettelbeck der Knabe, wie er heute, im Sparrwerk des Thurmes kletternd und beym halsbrechenden Ritte auf kupfernem Kirchdach, alle Nachbarn und Baaſen zu bewundernd erſchrockenem Zuſchauen unter ſich ſieht — morgen aber in klarer Winternacht auf beſchneietem Wall mit ſeinen Inſtrumenten die Polhöhe berechnet — und ſo unter Schlägen und im Dunkel des Schulkarzers, reiſt der künftige Schiffer, der im Sturme, Segel und Taue kaltblütig regiert, der Pilot, auf fernem Ocean die Bahn findend.

Welcher Dichter aber wüſſte eine Geſchichte zu erfinden, welche jene von Dörtchens Semmel an naivem rührendem Reiz überträfe? — Möge der Glücklichere, durch eigenes Verdienſt oder Gunſt der Umſtände Emporgehobene, doch immer der herzlichen Hülfe früheſter Schulfreundſchaft ſo einfach warm gedenken! — ſie wie hier, mit ſo beſcheidenem Dankgefühle vergelten!

Bald ſehen wir den Erzähler, und zwar als eilfjährigen Knaben, auf ſeinem Elemente, dem Meer; und dürfte man einen Zeitraum von vier und dreyßig Jahren, während welches er ſich darauf mannigfach verſucht, nicht glücklich nennen? — trotz aller ihm dabey zugeſtoßenen Widerwärtigkeiten und Gefahren: inſofern als ja alles, was uns innerhalb des Kreiſes unſerer Neigungen, als den angeſtammten eigenen Boden unſeres Seyn's trifft, unſer innerſtes Weſen bildet! Und wenn die Wahl des Berufes, mehrentheils durch inſtinktartigen Trieb entſchieden, lediglich auf das äußere Leben des Mannes zu wirken ſcheint, ſo gibt die tragiſche Beymiſchung von Unglücksfällen und allen darin gemachten peinlichen Erfahrungen jenem erſten Beruf ſein feſtes Gepräge, indem er ſich allein durch ſolche prüfende Läuterungen in ſeiner tiefern Nothwendigkeit dem Menſchen ſelbſt beſtätigt, welcher, wenn ſein erſtes Gefühl wahr geweſen, allein auf dieſem Wege, und nun mit Bewußtſeyn, auch ſeiner innern Vollendung entgegengeht.

So wie ſich Nettelbeck uns darſtellte, mußte ſein Geiſt — in dieſer ſtrengen Schule feſter Kraft und raſcher Entſchließung erzogen — zu freudiger Entſagung und edlem Selbſtvergeſſen erhoben werden.

Wer ſieht nicht mit lebhaftem Mitgefühl den achtzehnjährigen wilden Knaben, in den langen Angſtſtunden ſeines erſten Schiffbruchs, bang über dem ſchwer verwundeten Oheim hangen? — und — ſchnell zum entſchloſſenen Jüngling gereift, beym erſten Anſchein möglicher Rettung ſeinen jüngeren Bruder und Vetter zuerſt mit den günſtig ebbenden Wogen dem Ufer zuſenden, endlich zitternd gefaßt, den Sterbenden ſelbſt der Fluth vertrauen und zulezt ſeinen Lieben ſich nachſtürzen! — Wer kann den kindlichen Jammer dieſer drey Unmündigen ermeſſen, die gezwungen von fanatiſcher Härte den geliebten Vater und Führer ſelbſt mit ſchwachen bebenden Händen verſcharren? — Aber mit freudig ſtolzem Staunen über die herrliche Kraft jugendlicher Natur erblicken wir Nettelbeck in dieſen Schmerzenstagen zum Mann erſtarkt, mit ſo viel Entſchloſſenheit als Vorſicht ſeine jüngeren Gefährten, ein ſchützender Gebieter, zur Heimath zurückgeleiten. Das Schickſal ſelbſt hat ihn nach prüfend ſchauerlicher Nachtwache zum Ritter geſchlagen!!! —

So von Begebenheit zu Begebenheit führen die zwey Bändchen, welche mich bis in tiefe Nacht feſthielten, durch abwechſelnde Scenen von Gefahr und Luſt, zwiſchen Muth und Uebermuth, aber ſtets in thatvoll friſcher Lebensbewegung, über Meere und an ferne Küſten hin; bis wir endlich unſern wackern Ringer nach dem empfindlichſten Verluſte, der Zerſtörung ſeines eigenen lieben Schiffes, auf dem Boote geborgen ſehen, welches unerſchütterlicher Muth gleichſam überm Schaum der ſiedenden Meereswogen aufgehangen, wenigen kühnen Männern zur Rettung, die, wie Nettelbeck, nicht wußten, was Furcht ſey.

Wenn Nettelbeck eben da ſeine Lebensbeſchreibung unterbricht, wo wir von ihm noch ganz andere Dinge zu vernehmen wünſchen, die, unſerer Zeit näher, ſo eng mit den großen Begebenheiten verknüpft ſind, welche unſere ganze Theilnahme in Anſpruch nehmen; ſo darf uns wohl die Hoffnung bleiben, daß bey dem allgemeinen Antheil, womit man dieſe erſten Bände empfangen, der Verfaſſer bewogen werden möge, uns nachträglich eine Schilderung jener Ereigniſſe zu ſchenken, bey welcher ſeine männlich ungeheuchelte Beſcheidenheit allerdings in noch größeres Gedränge kommen dürfte.

Er, der bereits im Jahre 1777 ſeiner Vaterſtadt Colberg einen unberechenbaren Dienſt leiſtete, indem er durch die, im Knabenalter erworbene Ortskenntniß und kühne Wagniß, den Brand jenes Thurmes löſchte, den ein Blitzſtrahl im höchſten Dachſtuhl angezündet — Nettelbeck ſollte ſpäter ſeinen Namen nicht unwürdig zu jenen Namen geſellen dürfen, die Deutſchland mit getröſtetem Selbſtgefühl nannte, als des feindlichen Heeres ſiegreich ſchwellende Wogen ſich zum erſtenmale machtlos an Colbergs feſten Mauern brachen.

(Der Beſchluß folgt.)

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 18ten beſuchte die Geſellſchaft, um weitere Erkundigung einzuziehen, Howi-How. Im Zollhaus fanden ſie einen Chineſen, welcher etwas gebrochen Engliſch ſprach, und ſie mit Thee und Konfekt bewirthete. — Howi-How ſcheint nicht viel größer als Huſh-e-ou; ſeine Wälle ſind weder ſo hoch noch ſo gut erhalten; indeſſen ſcheint alles darin ein höheres Alter anzudeuten. Einige der Straßen ſind anderthalb Meilen lang, ziemlich breit, reinlich und meiſtens mit flachen Steinen gepflaſtert. Während der Tageshitze ſind Schirme von verſchiedenen Farben darüber her gebreitet, welche ſie kühl erhalten. Die Stadt iſt ſehr volkreich und reichlich mit Lebensmitteln verſehen. Viele Häuſer ſind zwey Stock hoch. Sie iſt gleichfalls der vornehmſte Stapelplatz der Inſel, von welcher bedeutende Ausfuhren nach dem Feſtlande von China gemacht werden; woher ſie dagegen mit mancherley in- und ausländiſchen Fabrikwaaren verſehen wird. — Der Handel hat aber lezthin durch die Seeräuber große Unterbrechungen erlitten. Dieſe Räuber wagen nicht ſelten Landungen, wobey ſie alles ausplündern, und oft eine Menge der ſchönſten Frauenzimmer entführen, ehe eine hinlängliche Truppenzahl gegen ſie zuſammengebracht werden kann. Werden dann und wann einige derſelben überfallen und gefangen genommen, ſo erleiden ſie Todesſtrafe. Dieſe kann aber von keinem im Reiche verhängt werden, ausgenommen dem Kaiſer und dem Vicekönig von Quanſion (Canton), wohin, oder nach Peking, und wäre die Entfernung auch noch ſo groß, alle ſchwere Verbrecher abgeſandt werden müſſen. — Es ſchien nicht, daß die Hainaeſer eine eigene Seemacht zur Beſchützung ihres Handels beſaßen, und der Schutz, welchen ſie von China aus erhalten ſollten, ward augenſcheinlich vernachläſſiget. — In dieſer Stadt, ſo wie in Huſch-e-on befinden ſich mehrere Triumphbögen. Der Begräbnißplatz für beyde Städte iſt ſehr groß; er liegt zwiſchen denſelben und die Landſtraße zieht ſich mitten hindurch. Bey ihren Begräbniſſen nehmen ſie immer eine Menge Lebensmittel, je nach der Würde des Verſtorbenen, welche unter die Vorübergehenden ausgetheilt werden, und auch die Fremdlinge wurden öfters dabey bedacht. —

Am 19ten erhielten ſie wieder ihre gewöhnliche Portion Reis und Geld. Einige Einwohner erblickten zufällig den Verfaſſer beym Schreiben, und dieſes erregte ein ſolches Aufſehen in der Stadt, als wenn man wirklich einen Affen hätte ſolches thun ſehen. —

Am 20ſten wurden wegen einiger Diebſtähle in den Bazaars, welche ſich einige der Seapoys hatten zu Schulden kommen laſſen, Wachen an den Thoren ihres Joß-Hauſes geſtellt, mit dem Befehle, keinen von der Geſellſchaft zwiſchen dem Abfeuern der Abend- und Morgenkanonen hinaus zu laſſen,

Am folgenden Tag bereiteten ſich die Offiziere für eine Jagdparthie auf den folgenden Tag vor. Unglücklicherweiſe gerieth dabey einiges Pulver, das ſie zum Trocknen ausgelegt, in Brand, und riß, im Auffliegen einem der Götzen den Hinteren hinweg. Sie fanden bey dieſer Gelegenheit, daß dieſe Bilder blos aus gelbem Lehm und Stroh zuſammengeſezt ſind, deſſen Bruch jezt hinten ſichtbar ward. Sie fürchteten, daß dieſer Unfall üble Folgen für ſie haben könnte; und ſuchten fürs Erſte die Schande des Gottes durch einen Mantel zu verhüllen, den ſie darüber warfen. Als aber am Abend eine der Wachen denſelben hinwegnahm, und nun den Gott ſo lächerlich verſtümmelt erblickten, brachen ſie, ohne um die Urſache zu fragen, in ein lautes Gelächter aus, welches den Engländern alle weitere Furcht benahm. — Denſelben Tag war es auch einem der Eingeborenen gelungen, ſich mit einer blechernen Büchſe voll Pulver davon zu machen, und da ſie gern wiſſen mochten, was ſie enthielt, legten ſie dieſelbe ans Feuer, um die Löthung wegzuſchmelzen. Inzwiſchen hatten ſich zwanzig bis dreyßig Perſonen darum her verſammelt, um zu ſehen, was daraus hervor kommen würde, als die Büchſe mit einem donnernden Knall auf einmal aufflog und ſie erſchrocken nach allen Richtungen jagten, indem ſie ausriefen, der Teufel ſey in den Fanquis; glücklicher Weiſe war Niemand verlezt worden.

Am 23ſten ließ der Gouverneur die Offiziere zu ſich kommen, und beſchwerte ſich über die üble Aufführung ihrer Leute, und befahl, daß ſie in Zukunft nur fünf oder ſechs auf einmal in den Bazaar ſollten gehen laſſen: zu dieſem Ende ward eine verſtärkte Wache an das Thor ihrer Wohnung geſtellt, mit dem Befehl, nie mehr herausgehen zu laſſen. Zu gleicher Zeit ließ er ſich auch die Flinten ausliefern, mit dem Verſprechen, ſie ihnen bey ihrer Abreiſe, welche bald erfolgen würde, zurückzugeben. Am 24ſten indeſſen erfuhren ſie aus anderer Quelle, daß dieſe Abreiſe noch nicht ſo bald erfolgen würde, indem noch immer eine Abtheilung der Seeräuber im Kanal ſey, und der Vicekönig kein Schiff würde ſegeln laſſen, ſo lange noch eine Gefahr da ſey, indem er für deſſen Verluſt verantwortlich bleiben würde. Im Laufe des Tages ſchickte Se. Excellenz nach dem Verfaſſer, der ihm ſein Fernrohr zeigen und deſſen Gebrauch erklären mußte. Nachdem er ſeine Neugierde befriedigt, gab er es ihm mit vielen Komplimenten über die Ueberlegenheit der Europäer in den Künſten und Wiſſenſchaften, worin er einräumte, daß ſie ſeine Landsleute überträfen, zurück.

Am 25ſten erſuchten ſie den Vicekönig, ihnen ein Schiff mit ſechs bis acht Kanonen zu überlaſſen, welches ſie ſelbſt bemannen und allen Gefahren trotzen wollten. Se. Hoheit aber lächelte und ſagte, er ſey mehr für ihr Wohl beſorgt, als ſie ſelbſt, und entließ ſie; ein Umſtand, der ihnen um ſo unangenehmer war, da die Abende und Morgen anfingen kühler zu werden, welches ihnen ſehr beſchwerlich fiel, beſonders da ſie aus Mangel an Inſtrumenten nicht zu beſtimmen wußten, in welcher Breite ſie ſich befänden, und welchem Grad von Kälte ſie entgegen zu ſehen hätten.

Am 26ſten kamen mehrere vornehme Mandarins zur Haltung eines Staatsraths nach Huſh-e-on, bey welcher Gelegenheit die Kanonen auf den Wällen mehrere Male abgefeuert wurden, und die kaiſerliche Standarte an mehrern Orten wehte.

Am 25ſten beſuchten ſie mehrere Cochinchineſen, welche, der Seeräuberey beſchuldigt, mit ihnen zugleich nach Canton geſchickt werden ſollten, um von dem dortigen Vicekönig ſchließlich gerichtet zu werden. Es waren zuſammen vierzehn Perſonen, Weiber und Kinder mit einbegriffen. Sie erzählten, ſie ſeyen, auf dem Fiſchfang an der Küſte von Cochin-China begriffen, von einem Sturm verſchlagen worden; ein hainaneſiſches Kriegsſchiff, das ihnen unglücklicher Weiſe begegnet, habe ſo lange in ihr Boot gefeuert, bis es die meiſten ihrer Gefährten getödtet. Die Uebrigen habe es dann nach Hainan gebracht und ſie als Seeräuber ausgeliefert, um die ausgeſezte Belohnung für ihre Gefangennehmung zu erhalten. Der Dollmetſcher, bemerkten ſie weiter, den man ihnen bey ihrem Prozeſſe gegeben, habe ihre Sprache nicht verſtanden, und folglich hätten ſie ſich nicht vertheidigen können. Sie wollten noch mehr ſagen, aber die Polizeydiener, welche ſie bewachten, trieben dieſelben von der Gefängnißthüre hinweg.

Am 29. bemerkten ſie in mehrern Läden getrocknete Schlangen- und Tigerhäute; die erſtern waren von der ſogenannten Felſen- oder Bergſchlange, welche, den Häuten nach, auf dieſer Inſel von ungeheurer Größe ſeyn müſſen. Sie werden, zu Pulver gerieben, als ein Heilmittel gebraucht. Die hieſige Kaſerne iſt für ungefähr 3000 Mann Infanterie eingerichtet, und mit einer 10 Fuß hohen Mauer umſchloſſen, welche ein Viereck bildet. Auf der rechten und linken Seiten vom Eingange befinden ſich lange Häuſerreihen für die Wohnung der Gemeinen; gegen die Mitte ſind die Offiziersquartiere, eine Reihe einſtöckiger Häuſer, die längs der umgebenden Mauer hinlaufen. In den zahlreichen Zimmern befinden ſich Stühle, Tiſche und Bettſtellen, welche der Kaiſer liefert, aber weder Bettung noch Vorhänge. Hinter den lezterwähnten Gebäuden befinden ſich Gärten, Küchen, Bäder u. ſ. w., alle aufs Bequemſte eingerichtet. Das Holz, Salz und Küchengeräthe wird immer von der Regierung geliefert. Unter den Thieren, welche hier auf den Markt gebracht werden, befinden ſich auch Fröſche, Schnecken und Schlangen (die leztern von der Coliber Aquaticus-Art), welche in großen Waſſerkübeln lebendig ausgeſezt werden. Sie werden hier ſowol als in China für eine Delikateſſe geſpeist, welche jedoch, ihrer Wohlfeilheit wegen, ſelbſt von den Aermſten genoſſen werden kann. Die höhern Stände geben öfters Traktamente, wobey manche Gerichte unglaublich koſtſpielig ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Rheinland-Weſtphalen, im Jan.

Die Weſer-, Moſel- und Rheinländer bilden als zuſammenhängendes Ganze die weſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie, und mit Hinzurechnung der übrigen, unter der Landeshoheit Hannovers und anderer Fürſten ſtehenden Länder einen Flächenraum, der von etwa vier Millionen Menſchen bewohnt wird. Daß nun die verſchiedenen Theile von Rheinland-Weſtphalen als zuſammenhängendes Ganze betrachtet werden, liegt beſonders ſeit der Wiedereroberung des linken Rheinufers in der Natur der Sache, liegt in den Berührungspunkten, die Handel, Sitten, Gewerbsverkehr, Geſezgebung und Literatur, und in lezterer Hinſicht beſonders die neu errichtete Univerſität Bonn als geiſtiges Gemeingut gewähren. Daher umfaſſen auch die wichtigſten Zeitſchriften dieſe Geſammtheit unter der Benennung „Rheinland-Weſtphalen" in den einzeln zuſammengeſtellten Erſcheinungen der Literatur, der Kunſt und des Lebens; daher geben die vorzüglichſten Schriftſteller, z. B. Profeſſor Nöggerat, in ſeinem Werke „über die Gebirge von Rheinland-Weſtphalen," das Merkwürdige von beyden Ländern im Verein; daher füge ich mich als Korreſpondent in das nämliche Verhältniß, obgleich ich nicht läugne, daß z. B. der nördliche beſonnene Oſtfrieſe, der dem Moore und ſeinem Meere die durch ſeinen Fleiß prangenden Bodenflächen abgewinnt, weit eher in Sitten und Charakter ſich dem Holländer anneigt, als dem jovialiſchen, unter ſeinen Reben jubelnden Rheinländer; obgleich der Alt- und Mittel-Weſtphale, der induſtriöſe Märker und Ravensberger, der Lipper, Paderborner oder Münſterländer mit dem Clever und Berger nur den Uebergang bilden, und obgleich in keinem Lande deutſcher Zunge in den Einzelnheiten der Sitten, der Geſezgebung, in den hiſtoriſchen Erinnerungen, und oft auch in den gewerblichen Intereſſen ſo viel verſchiedenartige und mannichfaltig nüancirte Verhältniſſe angetroffen werden, als in den Landen, die nun einmal hergebrachter Weiſe unter dem obigen gemeinſamen Namen begriffen werden, — es iſt nicht Ein Volk, aber Ein Land. — Und war es nicht ſchon ſo in den Zeiten, die Tacitus ſchildert, durchkreuzten ſich nicht der einzelnen Völkerſchaften Intereſſen, Bündniſſe und Waffen? Mußte nicht das Chriſtenthum mit dem Schwert in Weſtphalens Gauen getragen werden? Sah nicht das Mittelalter in Fehden und Religionszwiſten die Altvordern bluten, die Städte einäſchern? Aber dennoch ſchlang beſonders um Altweſtphalen die Sprache ein gemeinſames Band, das ſich noch in dem Plattdeutſchen erhalten hat, welches alle Stände, die Landleute nur dieß allein, kennen; dennoch gehörten ſeine Städte zu dem mächtigen Verein der Hanſe, der durch die jezt in Elberfeld aufblühende weſtindiſche Handels-Kompagnie gleichſam eine ſpäte Blüthe treibt; dennoch waltete die dunkle Vehme durch weſtphäliſche und rheiniſche Gauen. Drey Schriftſteller von Beruf, denen die Archive und Quellen zu Gebote ſtehen, bearbeiten gegenwärtig die „Geſchichte der Vehmgerichte," und der edle Kronprinz von Preußen hat dieſes wichtige Unternehmen aufgemuntert und unterſtüzt. Beſonders bietet hierzu im Preußiſchen das neuerdings geordnete Archivweſen die Hand, indem die Urkunden und Manuſcripte der Bibliotheken, der Stiftungen und Klöſter ſyſtematiſch geordnet, durch Duplikatabſchriften geſichert, erſt den Gelehrten und Geſchichtforſchern recht zugänglich gemacht werden; vorher lag dieſe Sache ziemlich im Argen, und der Fürſt-Staatskanzler hat ſich durch die Organiſation dieſer Parthie, wovon ich hiermit die erſte Nachricht geben kann, großes Verdienſt um die Wiſſenſchaften erworben. Unter andern iſt der Landgerichts-Beamte Wiegand zu Höxter als Archivarius mit Gehalt angeſtellt; er iſt Verfaſſer eines hiſtoriſchen Werks über Corvey, und kürzlich eigends nach Berlin berufen worden, um ſeine Vorſchläge wegen der Einrichtung des Archivweſens mitzutheilen. Auch hat das preußiſche Gouvernement den wichtigſten Theil der berühmten Kindlingeriſchen Urkunden-Sammlung angekauft, welche noch viele unbenuzte hiſtoriſche Schäze enthält. Wiegand iſt ſchon bedeutend mit ſeinem Geſchichtswerk über die Vehmgerichte vorgerückt, und das Mindenſche „Sonntagsblatt" hat bereits eine Probe daraus angekündigt. Auch der „Rheiniſch-Weſtphäliſche Anzeiger" hat hin und wieder ſchäzbare Materialien für dieſen hiſtoriſchen Gegenſtand mitgetheilt, deſſen Aufklärung manche bisher dunkle Nebenparthie der Vorzeit miterleuchten wird. Fr. Raßmann in Münſter hat ein eigends für poetiſche Leiſtungen vaterländiſcher Dichter beſtimmtes Taſchenbuch herausgegeben, welches günſtige Aufnahme fand; doch möchte man wünſchen, daß beſonders in den Zeitſchriften mancher Muſenſänger ſeiner Produktions-Fähigkeit nicht den Zügel ſchießen ließe: es wird in dieſer Hinſicht wirklich mehr fabrizirt, als das ausgedehnteſte Bedürfniß nur wünſchen kann, und man möchte bey den unendlichen Verskolonnen mancher Journale mit dem Comthur im „Don Juan" ausrufen: „Dieſe Speiſe mag ich nicht!" — Zwey neue und zwar rheiniſche „Unterhaltungsblätter" haben ihre Jahresbahn eröffnet, ob ſie bis zur Winterung kommen, wird die Zeit lehren; die erſten Probeblätter ſtarren von poetiſchen Ergüſſen, und in dem von A. Gebauer zu Mannheim edirten Blatt debutirt ſogar ein Theaterkritikus in Verſen. Das zu Crefeld (bey Funk) erſcheinende neue „Rheiniſche Unterhaltungs-Blatt" ſcheint auch an der Versſucht zu laboriren, obgleich glücklicher Weiſe auch ernſtere Koſt dargeboten wird.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 20.

Nro. 61.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 12. März 1822.

Wer dir berichtet fremden Fehl,
Dem ſollſt du drum nicht trauen;
Er möchte ſo mit deinem Hehl
Den Nachbar auch erbauen.

Rückert.

Der Eßkünſtler.

(Fortſezung.)

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehrern ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen mußte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jezt nicht, aber ſpäter, mein Freund! Ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwiſchen dem Braten und dem Deſert, noch einmal Suppe vorgeſezt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſezt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die großen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen lieſſen — er nahm die kleinen auch. . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trozte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwey Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht. . . Einen Prachthecht von ſeltener Größe, nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur *gewöhnlich* viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß grade dieſe Art Speiſen bey wahren Kennern in großem Anſehen ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andere nach. Wie geſagt, er aß die Braten als Dilettant, und benuzte die Muße, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſeres Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daß die falſche Anſicht vom Deſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ als guter Staatsverwalter Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalökonomie, blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bey Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagſtunden, und traf ſeine Maßregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bey, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freyheitskampfe, die wahre Anſicht vom Dom zu Cölln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimat gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cölln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes, muß bedauern, daß dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung kam, und daß ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freyheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Wörter über den Rhein zurück, und ſelbſt das ſanfte Deſſert konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen; er ſagte dafür Nachtiſch, Nachtiſch! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heißt Nachtiſch? Nachtiſch heißt dasjenige Eſſen, welches nicht bey Tiſche, ſondern nach Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweyten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtiſch nach Tiſche. Um aber die neue Inſtitution ſo feſter zu begründen, gab er eine hiſtoriſche Baſis. Er aß daher gleich den übrigen Gäſten ſein Deſſert, noch bey Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweyten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieſes durch den Kellner auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber Joachim Nettelbeck's Leben, von ihm ſelbſt aufgezeichnet und herausgegeben vom Verfaſſer der grauen Mappe.

(Beſchluß.)

Ich kann mir nicht verſagen, auf die Gefahr hin, an des wackern Pommeraners ſtolz demüthigem Sinn zu ſündigen, einige Umſtände aus jener Zeit anzuführen, die mir von einem hohen Freunde mitgetheilt, aus wohlverbürgter Quelle, beſonders für jeden Leſer von Nettelbecks Leben den unverkennbaren Stempel innerer Wahrheit an ſich tragen.

Von dem damaligen Kommandanten Colbergs, Oberſt Gneiſenau, zuvörderſt über ſämmtliche Löſchanſtalten der hart beſchoſſenen Stadt geſezt, verwaltete der, bereits im 70ſten Jahre ſtehende, Mann nicht allein dieß Amt mit raſcher Wachſamkeit, ſondern blieb ſelten und nur ungern von jedem gewagten Ausfall zurück, den die muthbeſeelte Beſatzung mit glücklicher Kühnheit unternahm; wobey Er, ſelbſt ein Freywilliger, öfters dem Gemeinen, der an ſeiner Seite ſich tapfer hielt, freudig ermunternd ein Trinkgeld aus ſeiner Taſche reichte.

Seiner Entſchloſſenheit wurde eben ſo vertrauungsvoll das Ein- und Ausladungsgeſchäft ſämmtlicher Kriegsbedürfniſſe übergeben, und der geübte Schiffer machte hierbey nicht nur die durch lange Erfahrung erworbene Tüchtigkeit geltend, ſondern wagte ſich ſelbſt auch öfter zur Führung der mannigfach gefährdeten Fahrzeuge, bedenkliche Lootſen beſchämend; die feigen aber mit fühlbarer Ermahnung von kräftiger Hand zur Erfüllung ihrer Pflicht antreibend.

So, dringend allwärts beſchäftigt, da der Kommandant ihm weiterhin ſogar die Unterhaltung der künſtlichen Ueberſchwemmung übergeben, welche, früher durch Nachläſſigkeit und Untreue gehemmt oder vermindert, fortan ganz den Abſichten des genialen Urhebers entſprach — konnte der Biedermann ſeine eigene Haabe nicht ſchützen: Eine Bombe fiel in Nettelbecks Haus und zerſchlug ein Lagerfaß voll Branntwein, deſſen Inhalt bey ſeiner Abweſenheit bis auf den lezten Tropfen für ihn verloren ging.

Obſchon dieſer Verluſt in ſeiner bürgerlichen Nahrung (er hatte ſeit dem Tode ſeines Vaters deſſen Handthierung angetreten) dem nicht reichen Manne um ſo empfindlicher fallen mußte, als überhaupt geiſtiges Getränke während der Belagerung von doppeltem Werthe war, ſo verſchwieg er nicht allein ſeinem edlen Beſchützer dieſen Verluſt, ſondern dieſer erfuhr erſt in ſpäterer Zeit durch Andere den Vorgang.

Noch ein Zug, der mich beſonders rührte, darf hier nicht vergeſſen werden, wie er ganz den Mann zeichnet: Lange nämlich hatte der Vertheidiger Colbergs gezögert, die Freude und Erholung ſo mancher kleinen Bürgerfamilie mit den Gärten der Stadt zu vernichten. Als er ſich jedoch von der Nothwendigkeit dieſer Maßregel überzeugte, war Nettelbeck der Erſte, dem er einen Beſchluß ankündigte, welcher dieſen ſelbſt in ſeiner Lieblingserholung traf, der aber ohne Zögern, ein Beyſpiel allen Mitbürgern, zuerſt mit eigner Hand dieſelben Bäume umhieb, die er als Knabe aus dem Kern gezogen, wie er uns im erſten Theil S. 3. von ſeiner frühen Luſt an ihnen und deren ſpäterem Schickſale Kunde gibt, gleichwol verſchweigend, daß Er ſelbſt es war, deſſen Arm dieſe Zöglinge ſeiner Kindheit dem Vaterlande opferte.

Nicht jedoch, als ob hierdurch ein Werk empfohlen werden ſollte, das ſich ſowol allein vertritt: ich möchte dieſe Züge, wie ſie mich ſelbſt erfreuten, nur den Blättern des Eichenzweiges vergleichen, auf deren friſchem, lebendig ſaftvollem Grün das Auge gern verweilt, wenn Granate, Tuberoſe und Nachtſchatten blenden und betäuben, ohne zu erquicken. Wolle denn ein freundlicher Genius ſie den geſunden Augen nahe bringen, die der Väter Haine jenen ſchattenloſen Blumenbeeten vorziehen.

Daß der 83jährige noch rüſtige Greis ſeine Lebensgeſchichte größtentheils in der Abſicht dem Publikum mitgetheilt hat, um einer, ihm im Alter gebornen Tochter ein kleines Kapital zur dereinſtigen Mitgift zu ſichern, vermag zwar dieſer Arbeit keinen höhern Werth zu leihen, doch dürfte dieſer Umſtand, mehr bekannt, manchen Hausvater auffordern, ſich ein Buch anzuſchaffen, welches Knaben und Jünglingen gleich angenehm, als unterrichtend, jedem Familienkreiſe die beſſere Wünſchelruthe werde, um die ſchlummernden Schätze thätiger Bürgertugend aus tiefer Bruſt Segen bringend an den Tag zu heben.

Gewiß auch ergreift jeder Deutſche freudig die Gelegenheit, ſeines Theils dem wackern Pommeraner ein Zeichen der dankbaren Achtung geben zu können, die von der Oſtſee bis zum Rhein Nettelbecks Name ſich erworben.

Er, welcher der Gnade ſeines Königs ein mäßiges Jahrgehalt dankt, ſeinen beſcheidenen Bedürfniſſen hinreichend, mag, von allgemeiner Theilnahme an dieſer trefflichen Schilderung ſeines gehaltvollen Lebens thätig überzeugt, deſſen endlichem Ziele ruhiger entgegen ſehen, wenn die lezte Arbeit, die er vollbrachte, des geliebten Kindes Zukunft geſichert hat. — Ja, wie jener Athenienſer getroſten Muthes die Seinigen den Mitbürgern vermachte, ſo erfahre Nettelbeck, glücklicher noch am Abend ſeiner Tage: daß die Achtung ſeines Volkes auch dem deutſchen Bürger ein wohlgeſparter heiliger Brautſchatz für die jungfräuliche Tochter ſey.

Berlin, im Februar 1822.

Amalie v. Helwig,
geborne Freyin v. Imhoff.

Dampfwagen.

Herr Griffith vom Brompton, ein Mann, der durch ſeine Reiſen in Klein-Aſien bekannt iſt, hat in Verbindung mit einem Lehrer der Mechanik auf dem Feſtland, einen Wagen erfunden, der Laſten und Reiſende auf gemeinen Wegen, ohne die Hülfe der Pferde fortbringen kann. Dieſes Fuhrwerk wird jezt in der Fabrik der Herren Bramah gebaut und wird hoffentlich im Frühling zu einem Verſuch bereit ſeyn. Die dabey angewandte Kraft gleicht ſechs Pferdekräften; das ganze Fuhrwerk wird acht und zwanzig Fuß in der Länge haben (?) auf drey Zoll breiten Rädern laufen, viertehalb Tonnen (7000 Pfund) führen und nach Gefallen drey bis ſieben Meilen (engl.) in Einer Stunde zurück legen können. Bey Waaren-Transport ſoll man fünfzig am Hundert ſparen und für Reiſende wird es innre und äußre Sitze geben. Man ſagt jedem Einwurf, z. B. wegen des Bergan-Fahrens, des Vorraths an Brennmaterial und Waſſer, ſey begegnet, und der Gefahr des Aufliegens vorgebaut, nicht nur durch die Sicherheits-Klappe, ſondern auch durch die Vertheilung des Dampfes in Röhren, ſo daß jeder mögliche Ausbruch unſchädlich wird. Jeder Wagen erhält einen Führer der Vorderräder, der vorn aufſizt, nebſt einem andern zur Leitung der Dampf-Anſtalt hintenauf, der Kaſten des Fuhrwerks wird ſich zwiſchen den Vorderrädern und der Dampfmaſchine befinden.

Sicherungsmittel gegen die Peſt.

Die HH. Aubun und Lafont, Aerzte in Konſtantinopel, glauben in den Kuhpocken ein Sicherungsmittel gegen die Peſt gefunden zu haben. Von 6000 Erwachſenen, die eingeimpft worden, ward kein Einziger von der Peſt befallen. Kinder, welche die Vaccine überſtanden, tranken ohne Nachtheil an der Bruſt peſtkranker Mütter. Ein italieniſcher Arzt, welcher die Kennzeichen dieſer abſcheulichen Krankheit in der Türkey ſtudierte, impfte ſich das Gift von dem Leichnam eines an der Peſt Geſtorbenen ein, darauf ließ er ſich vacciniren, und ward gar nicht krank, da er doch in den Hoſpitälern mehrere Mal mit Peſtkranken in Berührung kam.

Doktor Vally, welcher die franzöſiſche Armee als Arzt nach Italien begleitete, beſuchte ſchon früher Konſtantinopel, um über Sicherheitsmittel gegen die Peſt Beobachtungen anzuſtellen. Er miſchte das Kuhpockengift mit dem Gift einer Peſtbeule, impfte ſich dieſes Gemiſch ein, und es entſtand eine Puſtel, von welcher er glaubte, daß ſie vor der Peſt ſchützen ſollte. Unvorhergeſehene Urſachen nöthigten ihn, Konſtantinopel ſchnell zu verlaſſen, ohne je wieder dahin zurückkehren zu können. Späterhin begab ſich dieſer menſchenfreundliche Arzt nach Amerika, um die Gelbfieberſeuche daſelbſt zu beobachten, und ward das Opfer dieſer furchtbaren Krankheit.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Rheinland-Weſtphalen, im Jan.

(Beſchluß.)

Gegen die Behauptung im Korreſpondenz-Artikel „aus Weſtphalen" im 6ten Stück des dießjährigen „Morgenblatts," daß bey dem v. der Reckſchen Verein zur Bekehrung der Gefangenen und der Kinder aus Straf-Anſtalten ꝛc. eine myſtiſch-frömmelnde Tendenz obwalte, hat ſich in der Zeitſchrift: „Weſtphalen und Rheinland," (die in Herford erſcheint, und deren Redaktion der Profeſſor Knefel, als tüchtiger Gelehrter und Schriftſteller bekannt, jezt übernommen hat.) eine Stimme erhoben, und behauptet, man befinde ſich über dieſe treffliche Anſtalt völlig im „Irrthum." Der wohlthätige Nuzen des Vereins, der mehr als ſechzig verwahrloſete und verelendete, zum Theil ſchon in Sünden und Laſtern verſtrickte, Kinder gerettet und wieder auf die Bahn des Guten gebracht hat, in dieſer Hinſicht alſo die „Trefflichkeit." — wird anerkannt, nicht aber der „Irrthum." Man leſe den erſten „Jahresbericht der Geſellſchaft der Menſchenfreunde in Deutſchland" (Eſſen, bey Bädeker), und urtheile ſelbſt, ob nicht Pietismus und Frömmeley überall hervorleuchten, ſo wie auch die vertheilten Traktätchen an die Gefangenen ꝛc. unläugbar oft eine myſtiſche Tendenz haben. Auch iſt der Stifter der Anſtalt in dem Weſtphäliſchen Anzeiger geradezu ein „Winkelprediger" genannt, und noch neuerlich ſind dem Grafen Adelbert von der Recke durch ein Reſcript der königlichen Regierung zu Arnsberg die auf ſeinem Schloſſe Overdyk und in der dortigen Erziehungs-Anſtalt eingerichteten öffentlichen „Andachtsübungen," „als der im Staate geſezlich beſtehenden Ordnung zuwider." ausdrücklich unterſagt worden. Sehr intereſſant und pſychologiſch merkwürdig ſind die in dem erſten Jahres-Bericht enthaltenen Biographien der kleinen Taugenichtſe, welche die Anſtalt gerettet hat, man erſtaunt über die Geläufigkeit im Laſter bey ſo zarter Jugend, und über den unüberwindlichen Hang zum „freyen Bettlerleben," welches manchen Zögling veranlaßte, vier bis fünf Mal aus der Anſtalt zu entlaufen. Auf der andern Seite entwickeln ſich Züge der rührendſten Hingebung, indem eine ältere Schweſter ihre jüngere in allen Dörfern und Schulen unausgeſezt ſuchte, da leztere ihren Pflege-Eltern entlaufen war, und ſie endlich im Kölniſchen unter mehrern zum ſchändlichſten Mißbrauch verkauften Kindern fand. Es iſt nichts Seltenes, daß ſchaamloſe Kupplerinnen die Unerfahrenheit junger hübſcher Bettlermädchen zu ihren ſchändlichen Zwecken benuzen, und ſolche ſchon im zarten Alter, für die Zukunft aufgeſpart und abgerichtet, von ihren Angehörigen — aufkaufen! Die Menſchheit ſchaudert vor ſolchen Gräueln, die in den Schlupfwinkeln größerer Städte ſich vor dem Arm der Geſeze zuweilen zu verbergen wiſſen. Mehrere ſolcher Geſchöpfe wurden durch die v. der Reckſche Anſtalt gerettet, und man kann daher, abgeſehen von jener Tendenz, in voller Ueberzeugung ausrufen: „Heil den Erfolgen der Geſellſchaft dieſer edeln Menſchenfreunde!" Bey den geretteten Kindern hatten ſich während des Naturzuſtandes ihrer Wildheit — einige hausten förmlich in den Wäldern — ganz außerordentliche Anlagen und Kräfte entwickelt: ein 11jähriger Knabe kannte, als ein zweyter Bechſtein, jede Vogelgattung, wußte aus den Schwingungen des Fluges jedes Vogels beſtimmt anzugeben, ob er vom oder zum Neſte flöge, ob er Eyer oder Junge hatte. Denn hiernach richtete er ſeine Nachſtellungen ein. Eyer eſſen war ſeine höchſte Luſt, er wagte zehn Mal ſein Leben auf die Spize der ſchlankſten Bäume, um ſie einmal zu büßen, und war ſo geſchickt im Klettern, daß er ſogar die Alten auf dem Neſt erhaſchte; die Alten wurden, ungebraten, ſofort roh ſeine Speiſe, die Jungen mäſtete er mit erbetteltem Brod. Troz Linné's Klaſſen-Ordnung hatte er, wie Adam einſt im Paradieſe, jedem Vogel ſeinen markirenden Namen gegeben, und wußte täuſchend den Geſang der Waldbewohner nachzupfeifen; vielleicht könnte unter gehöriger Anleitung aus dieſem Knaben ein großer Naturforſcher werden, länger in der Wildniß, würde er gewiß ein furchtbarer Räuberhauptmann geworden ſeyn. Ein anderer 10jähriger Knabe hatte eine beſondere Vorliebe für — Mühlen; er hatte ſie ausſchließlich während ſeines mehrjährigen Bettlerlebens beſucht, jeden Bach, jeden Fluß entlang gewandert, und nur die Mühlen begrüßt. Er kannte die Verhältniſſe aller Mühlen der ganzen Gegend auf das Genaueſte, wußte ihre Konſtruktion, die Fehler des Gefälles, ihren Werth, die Zahl der Mahlgäſte anzugeben, und verſtand jede Gattung von Getreide zu mahlen; welche Anlage liegt in dieſem Knaben unverkennbar zum Mathematiker und Hydrauliker. Vielleicht finden ſich in dem ausgebreiteten Leſekreis des „Morgenblatts" begüterte Menſchenfreunde, die das Talent dieſer ausgezeichneten Kinder unterſtüzen; möchten obige Mittheilungen dieſen Segen bringen! Mehrere Jungfrauen-Vereine in Düſſeldorf, Werden, Duisburg und Elberfeld unterſtüzen dieſe wohlthätigen Zwecke, welche volle Anerkennung verdienen.

Mit dem Theater — womit andere Korreſpondenten gewöhnlich anfangen — will ich ſchließen; bis jezt werden die theatraliſchen Leiſtungen im größten Theile Weſtphalens nomadiſch d. i. umherziehend betrieben; die Pichlerſche Schauſpieler-Geſellſchaft beſucht nämlich in Abtheilungen die Städte Münſter, Osnabrück, Minden und Pyrmont zur Badezeit. Zum Schluß noch eine merkwürdige Korreſpondenz-Nachricht vom Theater zu Bremen, welche ich aus dem Sonntagsblatt (Herausgeber D. Meyer zu Minden) entlehne, die in äſthetiſcher Hinſicht die gehaltvollſte Zeitſchrift Weſtphalens iſt, ſo wie in gemeinnüzlicher Hinſicht dem Rheiniſch-Weſtphäliſchen Anzeiger der erſte Plaz gebührt. Alſo in Bremen gab man zu Ende vorigen Jahres „Kolumbus erſte Landung bey den Wilden in Amerika," große mimiſch-plaſtiſche (?) Darſtellung in zwey Abtheilungen. Die Schauſpieler hatten ſich zu dem Ende mit der Kunſtreiter-Geſellſchaft des Hrn. Blondin vereinigt, und in der zweyten Abtheilung erſchien der große, den Freymarkt über hier geweſene Elephant im Siegeszuge auf der Bühne. Umgeben von einem glänzenden Zuge von Indianern ritt Hr. Baptiſte im höchſten Schmuck auf dem mit reichen Teppichen behangenen majeſtätiſchen Thier; merkwürdig war, daß der Elephant ſtets in gehöriger Marſchordnung blieb, ſo verſchlungen ſich ſolche auch bildete, und ſich weder von dem Schmettern der Hörner und Trompeten, noch von dem Geräuſch der Janitſcharenmuſik irren ließ. Vorzüglich konnte man durch ſeine zärtliche Freundſchaft für ein afrikaniſches Pferd auf ihn wirken; ging ſein Liebling voran, ſo folgte er, wie ein Hund ſeinem Herrn, und ſelbſt in einem Feuerregen hielt er ruhig aus, als er nur ſein geliebtes Pferdchen neben ſich erblickte. Wahrſcheinlich iſt dies das erſte Stück, in welchem ein lebender Elephant auf der Bühne erſcheint, ſo wie in Klingemanns Don Quixote der Eſel zum Erſtenmale die Ehre hatte, ſich auf dem Theater zu zeigen. —

Die Künſtler achten das Publikum und umgekehrt; ſelbſt in dem kleinen Städtchen Lemförde am Dümmerſee gab die berühmte Franziska Terrari aus Norwegen ein Konzert auf der Pedal-Harfe.

a.Z.

Beylage: Literaturblatt Nro. 21.

Nro. 62.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. März 1822.

Mit Roſen umweben
Der Sterblichen Leben
Die gütigen Feen!
Sie wandeln und walten
In tauſend Geſtalten,
Bald häßlich, bald ſchön.

Matthiſon.

Elfin Irving, der Feen-Mundſchenk.

Das romantiſche Thal von Corriewater in Annandale, wird von den Einwohnern, einem ungemiſchten Hirtenvolke, als der lezte Grenzzufluchtsort jener ſchönen und launenhaften Weſen, der Feen, angeſehen. Viele noch lebende alte Leute ſind des Glaubens, daß ſie einſt in gutem Verſtändniß mit den „guten Leutchen“ gelebt hätten, und erzählen noch immer, daß in alten Tagen die Feen auf den Hügeln getanzt und in den Thälern gelärmt und ſich wie die geheimnißvollen Kinder der Gottheit des Alterthums unter den Söhnen und Töchtern der Menſchen gezeigt hätten. Ihre Beſuche auf der Erde waren eher Zeiten der Freude und Fröhlichkeit für die Menſchen, als Zeiten der Furcht. Sie ſpielten auf muſikaliſchen Inſtrumenten von wunderbarer Lieblichkeit und den mannigfaltigſten Tönen, bereiteten unerwartete Feſte, deren übernatürlichen Wohlgerüche bey manchen Gelegenheiten die religiöſen Skrupel der presbyterianiſchen Schäfer beſiegte, zeigten die wunderbarſten Reiterkünſte, und hielten mitternächtliche Züge, wobey der Klang ihrer Elfenmuſik Jünglinge und Mädchen zur Liebe gegen ihre Perſonen und Beſchäftigungen hinriß; und mehr als eine Familie am Corrieſtrom hat die Zahl der Elfenreiterey vergrößern helfen. Denn manche, die es wagten, auf den Elfenzug zu ſchauen, erkannten die Geſichter von Freunden und Verwandten, die man längſt in der Schlacht gefallen, oder im Meere ertrunken wähnte. Das Mädchen ſah ihren erſten Geliebten und die Mutter ihr geraubtes Kind; und mehr als ein Mädchen hat den Muth gehabt, des Geliebten Befreyung zu erdenken und auszuführen. In den Legenden der Bewohner des Corriethales iſt eine ſonderbare Miſchung von Elfen — und menſchlichen Begebenheiten, und die Sage von dem Mundſchenk der Feenköniginn ſpricht unſere Familienliebe eben ſo ſehr an, als unſere Einbildungskraft. — In einem der kleinen Einſchnitte am Ufer des Corrieſtromes zeigen vermoderte Mauern und einige verwilderte Pflaumenbäume und zerſtreute Roſenhecken noch jezt die Stelle, wo einſt eine Hütte mit einem Garten geſtanden. Eine reine Quelle ſpringt unter einer alten Baumwurzel vor der Thüre murmelnd hervor, und hier erzählen die Schäfer ihren Kindern im Schatten der Bäume die wilde Geſchichte des Elfin Irving und ſeiner Schweſter Ephemia; und ſo ſonderbar die Geſchichte auch ſcheinen mag, ſo findet ſie doch Glauben bey dem Völkchen, in deſſen Gegend ſie ſich ereignet haben ſoll. — Elfin Irving und ſeine Schweſter Phemia, der Sage nach Zwillinge, waren in ihrem ſechszehnten Jahre als ihr Vater in dem Verſuch, ſeine Schaafe gegen eine plötzliche Ueberſchwemmung zu retten, in dem Corrieſtrom ertrank; und ihre Mutter legte am Begräbnißtage ihres Gatten ihr Haupt auf das Kiſſen, von welchem ſie am ſiebenten Tage aufgehoben ward, um für daſſelbe Grab angekleidet zu werden. Das Erbe der Waiſen läßt ſich kurz beſchreiben: ſiebenzehn Morgen Pflug- und Grasland, ſieben Milchkühe und ſieben Hausſchaafe (viele alte Leute gefallen ſich in ungeraden Zahlen,) überdieß ſieben Münzenſtücke von ſchottiſchem Golde, und einen Säbel und Speer, welche ihr Vorfahr in der Schlacht bey Dryſe-Sands mit ſolcher Stärke und Muth gebraucht, daß der Barde, welcher jene Waffenthat beſang, ihn nur nach den Scotts und Johnſtones nennt. — Der Jüngling und ſeine Schweſter wuchſen in Größe und Schönheit und der erſte galt eben ſo viel unter den Jungfrauen des Thales, als die leztere bey den Jünglingen, die ſich alle glücklich ſchäzten, wenn ſie auf dem Kirchweihtanz nur ihre Hand berühren durften. Wie alle andere ſchottiſchen Schönheiten war ſie der Gegenſtand manches Liedes; und während die Sage ſich noch mit der außerordentlichen Geſchichte ihres Bruders beſchäftigt, hat das Lied die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und die Schönheit ihrer Perſon zu verewigen geſucht. — Minnegeſang aber und Liebesgeſchichten ſchienen bey ihr den gewöhnlichen Eindruck zu verfehlen; die meiſte Aufmerkſamkeit ſchien ſie denjenigen Jünglingen zu ſchenken, die ihr Bruder am liebſten hatte; und dieſelbe Stunde, welche dieſes Zwillingspaar zur Welt brachte, ſchien ihnen eine Milde und Liebe eingeflößt zu haben, welche nichts zu theilen vermochte. So wie ſie ſich von der Liebe Feſſeln frey erhielt, ſo blieb auch er von den Reizen der ſchönſten Jungfrauen in Corrie ungerührt. Er pflügte ſein Land, ſchnitt ſein Korn, ſprang, lief, balgte, tanzte und ſang mit größerer Geſchicklichkeit, mehr Leben und Anſtand, denn alle andere Jünglinge der Gegend; aber er hatte keine verſtohlene Zuſammenkünfte im Dunkeln: und wenn alle andere jungen Männer ihre Geliebten bey ſich hatten, ſo blieb er allein, obgleich nicht ungeſucht; und ſeine Freude ſchien nie vollkommen, außer wenn ſeine Schweſter bey ihm war. Und wenn er gern ſeine Zeit mit ihr zubrachte, ſo war ſie gern bey ihm oder bey der Geſellſchaft des Viehes auf dem Felde oder der Vögel der Lüfte. Sie hütete und beſorgte ihre kleine Heerde früh und ſpät, nicht aus geiziger Liebe ihrer Wolle, es ſey denn, um Mäntel für ihren Bruder daraus zu machen, ſondern weil ſie ſich gern in ihrer Nähe befand. Selbſt die wilden Thiere, das Reh und der Haaſe ſuchten ſie nicht zu fliehen, wenn ſie ſich nahete, und die Vögel verlieſſen nicht ihre Neſter und hörten nicht auf zu ſingen, wenn ſie ſich zeigte; ſo groß iſt das Vertrauen, welches jungfräuliche Unſchuld und Schönheit einflößen. — In einem Sommer, ungefähr drey Jahre nach dem Tode ihrer Eltern trug es ſich zu, daß es eine Zeit lang an Regen gefehlt hatte, die Abhänge der Berge fingen an zu vertrocknen, das Gras in den Thälern zu verdorren und der Corrieſtrom war innerhalb ſeiner Ufer zu einem gemeinen Bächlein zuſammengeſchrumpft. Die Schäfer trieben ihre Heerden nach ſumpfigen Gegenden, und das Schilf der Seen und Pfützen wurde zum Futter fürs Vieh abgemäht. Elfin bedachte immer ſeiner Schweſter Schaafe; während des Tages trieb er ſie auf die naſſeſte Weide und hütete ſie oft des Nachts gegen die Liſt des Fuchſes. Zuweilen trieb er ſie dann über den jezt kaum knöcheltiefen Strom, oder ließ ſie ſich in demſelben erkühlen und von dem Graſe weiden, das längs deſſen Rande wuchs. Während aller dieſer Zeit fiel nicht ein Tropfen Regen und nicht eine Wolke zeigte ſich am Himmel. — Eines Abends ſaß Phemia während der Abweſenheit ihres Bruders mit der Herde vor ihrer Hüttenthüre und horchte auf das Blöken der fernen Schaaſe und das leiſe Gemurmel des Corrie. Nachdem ſie lange nach der Gegend hingeblickt, von welcher her ſie ihren Bruder erwartete, wandte ſich ihr Auge nach dem verſiegten Bach auf der Seite, in welcher ſich die Sterne nur ſchwach ſpiegelten. Während ſie hineinſah, kam es ihr vor als würde das Waſſer darin immer heller und heller; bald zeigte ſich ein wildes Licht auf demſelben und ſprang von Ufer zu Ufer, dann nahm es plötzlich eine menſchliche Geſtalt an, ſtieg an dem Rand empor und ſchlüpfte ſchnell bey ihr vorüber in die Hütte. Die Geſtalt glich ſo ſehr ihrem Bruder, daß ſie aufſprang und ins Haus eilte, in der Erwartung, denſelben auf ſeinem gewöhnlichen Sitze zu finden. Sie fand ihn aber nicht, und von dem Schrecken ergriffen, welchen die Erſcheinung eines Geiſtes immer erweckt, ſtieß ſie einen ſo lauten und durchdringenden Schrey aus, daß man ihn an der Johnſtone-Wand auf der andern Seite des Corriethales hörte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Eßkünſtler.

(Beſchluß.)

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hangen unter ſich zuſammen, und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus, und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daß er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter das Kinn feſtband, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Mann ließ ſich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beybehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Eſſens herabfiel, zur Zeit, wenn das Deſſert kam und die anderen Gäſte ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtack wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor, und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zulezt gar nicht mehr darauf ſahen.

Kam nun das Deſſert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche, und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paſſte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art prakticirte er einige Birnen in die Taſche, jedoch hat man dieſes leztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frey davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſey eine Frau noch ſo kluge Wirthſchafterinn, ſie verſteht nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande.“ Dieſe Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich kannte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen muſſten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen, und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fordern kann.

D. B.

Bevölkerung der engliſchen Kolonie in Sierra-Leone.

Die Bevölkerung dieſer Kolonie, die erſt ſeit Kurzem gegründet iſt, nimmt ſehr ſtark zu. Im Monat Juli 1820 zählte man daſelbſt 12,520 Einwohner, wovon 943 freygewordene Sklaven, welche Bevölkerung ſich in den lezten achtzehn Monaten mit 2,956 Menſchen vermehrt hat. Seit dem erſten Januar 1810 bis zum erſten Juli 1820 haben 455 Heyrathen, 571 Geburten und 1,260 Taufen Statt gehabt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. Febr.

Wir haben hier — Um das Wörtchen „hier“ zu verſtehen, müſſen wir die ungeneigten Leſer des Morgenblatts, das heißt ſolche, die eigentlich keine Leſer, ſondern nur des Blattes Blätterer ſind, höflich bitten, unſer Schreiben vom 1. Januar d. J. in Nr. 22. nachzuſehen, und ſodann hier weiter fortzuleſen. Um recht artig zu ſeyn, wollen wir ſogar dieſen Brief nochmals beginnen und demnach ſagen: Wir haben hier auf unſerer normaldeutſchen Bühne die Darſtellung eines neuen Stückes geſehen, welches ſo allgemeinen Beyfall erhielt und in kurzer Zeit ſo oft gegeben wurde, daß es der Kritik die unerläßliche Pflicht auferlegt, einen ausführlichen Bericht davon zu geben. Um aber, unſerm Verſprechen gemäß, mit dem Autor die Annehmlichkeit der Anonymität zu theilen, dürfen wir den bekannten Titel ſeines Stückes nicht nennen. Ja, wir haben ſogar, um ganz partheylos, ganz unperſönlich zu berichten, uns anheiſchig gemacht, nicht einmal zu verrathen, ob das Werk ein Trauer- oder ein Luſtſpiel, eine Oper oder ein Ballet ſey. Was alſo bleibt uns übrig, da wir uns der bequemſten Hülfslinie herkömmlicher Kritik, nämlich des kategoriſchen Imperativs der Namen, beraubt haben: Namen, durch welche man der gläubigen Leſewelt den Werth oder Unwerth eines Werks faſt eben ſo mathematiſchgewiß als allmächtig beweiſen kann — was bleibt uns übrig, da wir ſogar die Stimme unſers Publikums nicht als kritiſche Autorität anführen dürfen, dieweil ja für uns auch dieſes Publikum eine mitſpielende Theaterperſon und alſo ebenfalls unter der Kritik iſt; womit wir aber nur ſagen wollen, daß ſie nicht über die Kritik gehört, nicht der Grund und Beweis aller Kritik iſt, obgleich ſich dieß unſere vox populi auch zuweilen einbildet — was alſo bleibt uns übrig, ſagen wir, um nur endlich aus dem reinen Aether namenloſer Unperſönlichkeit auf die bekannten Bretter hinab und zur Beurtheilung eines wirklich dargeſtellten Stückes zu kommen, als eben dieſes Stückes Fabel getreu zu erzählen. Wir thun es; ſelbſt auf die Gefahr, daß man dieſe Fabel für eine eigentliche Fabel halte; was im Grunde auch nicht viel zu ſagen hat, wenn nur die Nutzanwendung mit Nutzen angewendet wird.

Der ſüßeinladende Anſchlagzettel hatte als Hochzeit- und Gevatterbitter das Haus und ſonach ſeine Pflicht erfüllt. Wir, die beyden Kammern einer konſtitutionellen Kritik ſaßen ſchon früh auf unſern Plätzen, und auch ſchon verſammelt um uns waren unſere verehrlichen Kommittenten, von denen einige wir in unſerm vorigen Briefe genannt haben. Noch hatte die Ouvertüre nicht begonnen, und doch war rund um uns her ſchon ein kritiſches Geſpräch über das Stück im Gange. Es war reines theoretiſchen, ja myſtiſch ſymboliſchen Inhalts und betraf die Eigenſchaften der Zahlen Vier und Drey. Ich kann nicht viel von der Diktion des heutigen Stücks erwarten, ſagte der Verskünſtler, weil ja der Autor ſchon durch die Eintheilung ſeines Werks in vier Akten zeigt, wie wenig er in die tiefern Myſterien ſymboliſcher Symmetrie eingedrungen iſt. Recht! erwiederte der Ueberſetzer des Ariſtoteles, ein Bühnenſtück muß fünf Akte haben; aber ein Myſterium iſt das weiter nicht; es iſt eine offenkundige und feſte Regel, die uns die Alten vorgezeichnet haben und von der wir nicht abweichen dürfen. — Eine Regel muß einen Grund haben, antwortete der Verskünſtler; wenn aber nur das ihr Grund iſt, daß die Alten ſie vorgeſchrieben haben, ſo hat ſie im Grunde gar keinen Grund; ja ſie könnte alsdann für uns Romantiker ſogar einen Grund abgeben, ſie nicht zu befolgen. Ein glücklicher Kunſtinſtinkt leitete die Alten, als ſie ſich das Geſetz der fünf Akte gaben; aber die heilige Dreyzahl in der Fünfheit, dieſes Geheimniß aufzufinden, war einer erleuchteten Zeit aufbewahrt. — Ich bin neugierig, ſagte die Almanachsdichterin, ob Ihre Ideen mit denen zuſammentreffen, die ich hierüber in meiner Symbolik entwickelt habe? Wollen Sie ſich nicht näher darüber erklären? — Aber ein bischen populär, wenn ich bitten darf, fiel die muntere Gurli ein, möcht' es auch gern verſtehen! — So viel als möglich, ſagte der Verskünſtler. Denken Sie ſich, fuhr er fort, den Ausüber der winzigſten Kunſt, die es gibt, ſo zu ſagen der Mauerſchwalben eine am Muſentempel; ſie werden mich errathen, ich meine einen Anekdotenerzähler. Wenn er ſeine Sache verſteht, ſo wird er ſein Hiſtörchen leiſe beginnen; wird die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer bis zu einem höchſten Punkte zu ſteigern wiſſen und dann mit einer befriedigenden Löſung ſchließen. Hier haben ſie die von der Natur ſelbſt gegebene ſymmetriſche Eintheilung aller Fabeln: Anfang, höchſte Höhe, Schluß: die heilige Drey, die in der dramatiſchen Fabel die drey Akte des Schauſpiels gibt. — Woher aber die Fünf? rief Gurli. — Sie geben aus der Drey hervor, erwiederte der Verskünſtler. Entweder finden ſich die erwähnten drey Momente in der Eins gleichſam eingeſchachtelt, und dann geben ſie Stückchen von Einem Akte, die nach der Regel der Anekdote gebaut mit dieſer überhaupt große Aehnlichkeit und meiſtens gleichen Werth haben; oder die Drey erſcheint als Urform und alſo als drey Akte; oder auch der Stoff iſt zu grandios, um in eine faktiſche Dreyheit aufzugehen, und es entſteht zwiſchen der Expoſition und der höchſten Verwicklung eine Uebergangsſtufe: der zweyte, und zwiſchen der höchſten Verwicklung und der Auflöſung wieder eine Uebergangsſtufe: der vierte Akt; ſo daß alſo das Stück nun faktiſch fünf Akte, tiefer betrachtet aber doch nur drey hat. — Sieben, ſagte die Almanachsdichterin zu ihrem nächſten Nachbar, dem Kavallerie-Lieutenant. Ob dieß die Stunde eines Rendez-vous war, wiſſen wir nicht; aber der Verskünſtler rief: Da muß ich proteſtiren, mein Fräulein, das iſt zu viel! Sieben Akte ſind nicht mehr zu überſehen, ſie überſchreiten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, den Sehwinkel des dramatiſchen Auges. Eins, drey und fünf ſind die erlaubten ungeraden, zwey und vier die verbotenen graden Zahlen. Ein Stück von zwey Akten iſt ein Kopf, an den unmittelbar die Beine angeſezt ſind; eines von vier Akten aber ein Kinderköpfchen und Kinderbeinchen, zwiſchen welchen die zwey mittlern Akte wie ein dicker Schmeerbauch hervortreten. Nur ein Drama, in dem die heilige Drey herrſcht, deſſen Haupt, Rumpf und Beine ſtehen zu einander in dem ſchönſten ſymmetriſchen Verhältniſſe. — Die Hände ſind ihnen abhanden gekommen, ſagte der alte Maler Eulenböck, und man kann alſo von ihrem Gleichniſſe nicht ſagen, daß es Hand und Fuß hat. — Und doch hinkt es! rief Gurli. — Wie alle Gleichniſſe, aber ich glaube gezeigt zu haben, daß ich meine Theorie auf Grundſätze baue. — Das iſt eben der Fluch aller Theorien, ſagte der Maler, daß ſie auf Grundſätze gebaut ſind; denn ein Grundſatz iſt eigentlich nichts, als ein Satz, von dem man keinen Grund angeben kann. Ich, zum Beyſpiel, habe mir's zum Grundſatz gemacht, gar keine Grundſätze zu haben; fragen Sie mich, warum? ſo antworte ich: weil es mein Grundſatz iſt, und es iſt mein Grundſatz, weil kein weiterer Grund davon anzugeben iſt. Uebrigens haben ſie über des Kaiſers Bart geſprochen. Wo ſteht denn hier auf dem Zettel ein Wort von Akten? Vier Abtheilungen heißt es, und könnte eben ſo gut Zutheilungen heißen. Abtheilen und zutheilen kann man nach Willkür, und die Kritik hat da gar nicht drein zu ſprechen, denn die hat es mit den Akten, mit den Handlungen zu thun, aber nichts mit Ab- und Zutheilungen eines Stückes, nicht einmal mit deſſen Austheilung. Zu gleicher Zeit nahte ſich der Redakteur der Kunſtzeitung dem Verskünſtler: Ich habe ihre goldne Worte mit Bleyſtift auf dieſes Blatt geworfen, ſprach er; dürfte ich ſie wohl in meiner Zeitung geben? Sch! Pſt! riefs von allen Seiten; die Ouverture begann. — Sie war, wie die übrige Muſik, für den heutigen Zweck komponirt (zuſammengeſezt) und demnach das chronologiſche Inhalts-Verzeichniß des Schauſpiels; eine Moſaik von farbigen Läppchen; eine Muſterkarte von Zeugproben, zu beliebiger Wahl vor die Kunſtboutique hingehängt; lauter kleine Fetzen von Motivchen und Figürchen, die, wenn man recht hinhörte, ſchon wieder verklungen waren, um einem neuen Pröbchen Raum zu geben, das eben ſo ſchnell dahinſchwand. Je farbiger und pikanter ein ſolches Läppchen ſchillerte, je unangenehmer war der Eindruck, wenn es ſo ſchnell vorüberblizte, und man lief Gefahr, verrückt zu werden, oder wenigſtens Migräne zu bekommen, wenn man dem Tonſetzer in ſeinen excentriſchen Sprüngen zu folgen verſuchte. Cospetto! rief ein über das andere Mal der italieniſche Sopraniſt, während die ewigen Schlußakorde ſich gar nicht entſchließen konnten zu ſchließen, cospetto! cospetto! Da haben Sie recht, ſagte der gelehrte Muſiker neben ihm, ganz Beethoven! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom, den 22. Febr.

Der Faſching iſt unter köſtlichem Wetter wieder einmal an den Römern vorübergegangen. Anfänglich war etwas üble Laune bemerklich, am Ende konnte es jedoch keiner laſſen, mit zu tollen. Die Fremden, beſonders die Ruſſen und Polen, beluſtigten ſich vielfältig, die Engländerinnen tanzten mehr als je, aber ich wüßte Ihnen keine neue ſchöne Maske zu nennen, welche Aufſehen gemacht hätte, es wäre denn ein Wagen voll Katzen, welchem ein anderer mit Möpſen folgte. Die Masken waren ſehr karakteriſtiſch, und wie ein Helm ſo aufgeſezt, daß die Träger unter dem Mantel herausſchauen konnten. — Die Theater waren in der lezten Woche ſehr voll, und die ſchmähliche Verweigerung der Erlaubniß zum Konzerte der Wittwe Sbigoli machte ſolches Aufſehen, daß, als endlich der Papſt ſelbſt die Einwilligung gegeben hatte, und das Konzert am erſten Freytage des Faſchings Statt fand, das Haus zum Erdrücken gefüllt, das höchſt mittelmäßige Konzert mit einer Art Wuth beklatſcht, und der Wittwe eine Unterſtützung von mehr als 3000 Thlrn. zu Theil wurde. — Der „Barbier von Sevilla" in Tordi Nona, und „Zoraide" in Argentina halten ſich bis ans Ende. Die Mombelli geht nach Wien, auch mehrere andere, hier beynahe einheimiſch gewordene, Sänger und Schauſpieler werden uns verlaſſen.

Unglücksfälle haben ſich nicht zugetragen, außer daß ein Prieſter in einem Ziehbrunnen todt gefunden worden iſt. Die Nachbarſchaft hatte ihn lange um Hülfe ſchreyen hören, aber Niemand ſich gerührt. Herrlicher Beweis für die Moral dieſer Stadt!

Die Räuber ſind von dem öſterreichiſchen Streifkorps nicht erwiſcht worden, und haben ſich neulich an mehreren Punkten an der See gezeigt.

In jeder Richtung verlaſſen uns die Reiſenden, und Neapel wird die Faſten über beynahe überfüllt ſeyn. Deutſche Reiſende haben wir wenige von Bedeutung geſehen. Prinz Leopold von Sachſen-Coburg und der Prinz von Heſſen-Philippsthal werden bis Oſtern hier bleiben.

M.

Nro. 63.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. März 1822.

Mit unſrer Macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren;
Es ſtreit' für uns der rechte Mann,
Den Gott ſelbſt hat erkoren.
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißt Herr Jeſu Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein andrer Gott;
Das Feld muß er behalten.

Martin Luther.

Den Zaudernden.

Im Spätjahr 1821.

Im Winde treibt der Vogel hin und wieder,
Der Schwalbe Neſt reißt vom Gebälk' der Sturm.
Hoch über Menſchen ſtürzt der Berg ſich nieder,
Und in der Erde Schooß ertrinkt der Wurm.
Dort ſinken Hütten, wild vom Schwall ergriffen,
Hier fällt, beſchwert mit goldner Frucht, der Baum,
Der Straßen Bahn muß jezt der Kahn durchſchiffen,
Und krachend reißt der Elemente Zaum!

Wer mag dieß Toben der Natur uns deuten,
Wie es in Angſt des Jahres Luſt verkehrt? —
So, bebt der alten Erde Grund, wird Läuten
Von allen Thürmen mahnend auch gehört.
Wenn Schiffbruch ſich auf fernem Meer ereignet,
Hallt banger Nothſchuß dumpf zum ſichern Strand,
Und doch, mit ahnungsvollen Gluten zeichnet
Die Flamme grauſend ſich am Himmelsrand.

Das Feuer ſchreckt Euch, arme feige Seelen? —
Doch vor dem Nothruf ſtopft Ihr klug das Ohr:
Und höhnend ſteigt aus wilden Türkenkehlen
Auf *Chriſtenleichen* Mordgebrüll empor.
Ihr aber ſtöhnt mit frömmelnder Geberde
Gefaltne Händ' im Schooß ein myſtiſch Lied —
Indeß von jener blutgetränkten Erde
Der lezte Hoffnungsengel weinend flieht.

Wie? war's ein Mährchen denn, daß fromme Liebe
Aufs neu erwacht mit treuer Chriſtenpflicht? —
Und weckten jenes Drängers Geiſſelhiebe
Euch nur zur Nothwehr, doch zum Mitleid nicht? —
Riß *Jener* unſre Tempel frevelnd nieder? —
Würgt *Er* die Prieſter Gottes am Altar? —
Und heil'gen Haß, ſo prieſen kühne Lieder,
Des Volkes Zorn, der Freyheit ihm gebar.

Und *dieſen* Kampf für Glauben, Heerd und Ehre
Könnt Ihr mit müß'gem Achſelzucken ſehn! —
Ließ des Vergangnen ſchwer gewicht'ge Lehre
Euch nicht der Zeiten ernſten Sinn verſtehn? —
Daß Jeder ſein gemeſſnes Theil behalte,
Im längſt verlezt = erträumten Gleichgewicht —
Daß fürder herriſch jenes Meerreich walte,
Beachtet klug Ihr, traun! — doch *weiſe* nicht.

Armſel'ge Staatskunſt, die am Weltrecht ſchnitzelt,
Nichts möglich haltend, was ſie nicht erlebt —
Aus Dünkel blind in Wachs Geſetze kritzelt,
Wenn Noth das ihr' auf eh'rne Tafeln gräbt —
Wer mag den Schritt des Geiſtes rückwärts drängen,
In Schlaf ihn wiegen wer? — wenn er erwacht? —
Der gleich dem Strom, den morſche Dämm' umengen,
Hochſchwellend, furchtbar neue Bahn ſich macht.

O! hört ſie nicht, die, ſelbſt in goldnen Ketten,
So kühl der Völker eh'rne Bande ſehn. —
Eilt, Fürſten! Eures Namens Ruhm zu retten!
Denn Ihr lebt fort, wenn jen' in Staub vergehn.
Des feigen Argwohns leiſes Ziſchen ſchrecke
Euch mehr, als grader Rede lauter Ton;
Denn feſter nicht ſteht hoch des Himmels Decke,
Als heilig unter freyem Volk der Thron.

Drum hütet Euch, der Völker frommen Glauben:
Zu Richtern hab' Euch Gottes Hand beſtellt,
Durch falſcher Waage Schwanken ſelbſt zu rauben,
Wo *Aller* Wunſch in *eine* Schaale fällt.

Ihr gingt voran mit hoher Andacht Flamme,
Aufs neu zu weih'n den Thron, wie den Altar —
Und Heiden würgen, wo vom Kreuzesſtamme
Des Glaubens frühſter Strahl gedrungen war?

Wehe! Weh dem Zaudern! — Wie in Blut ertranken
Des Lenzes Blumen, fault die goldne Saat,
Geknickt vom Roßhuf; falb am Boden ranken
Die Reben traublos, wo kein Winzer naht. —
Mord heißt die Frucht, die dieſes Jahr geboren —
Von Tauſenden belegt mit ſchwerem Fluch —
Ach! Hüllt es früh, was jeder hat verloren,
Mitleidig in Ein großes Leichentuch! —

O, wie ſo tief und rührend einverſtanden
Bleibſt du, Natur, mit jedem wahren Schmerz! —
Du weinſt mit uns — und weit in allen Landen
Verſteht dein Trauern, trauernd auch das Herz.
Geuß Himmel denn die mächtgen Ströme nieder! —
So fällt des Jammers Thrän' auf wüſten Sand. —
Doch eine Hand greift durch die Wolken nieder,
Und ſchreibt das Urtheil flammend an die Wand.

Amalie v. Helwig,
geborne Freyin v. Imhoff.

Elfin Irving, der Feen-Mundſchenk.

(Fortſetzung.)

Wie lange Phemia ihrer Sinne beraubt geblieben, iſt nicht genau bekannt. Spät am folgenden Morgen fand ſie eine Nachbarinn blaß wie ein Marmorbild auf einem alten Stuhl ſitzen; ihr Haar, auf das ſie immer ſo viele Sorge verwendet, war aufgelöſt und hing verwirrt über ihren Hals, Buſen, ihre Hände und Stirne. Das Mädchen berührte ihre Hände und küßte ihre Stirn, ſie waren kalt wie Eis, und ihre ſtarren Augen waren auf ihres Bruders leeren Sitz geheftet, und zwar mit einer Durchdringlichkeit, als wie wenn ſie einen Geiſt geſehen hätte. Sie ſchien es nicht zu bemerken, daß jemand zugegen war, ſondern ſaß ſtill und unbeweglich da. Das erſchrockene Mädchen ſucht ihr zuzureden: — „Phemia, Mädchen! rief ſie, Phemia Irving, Herr Je, das iſt ja ſchrecklich! Ich wollte dir ſagen, daß ſieben deiner Schaafe dem Ertrinken entgangen ſind; denn die Corrie, welche geſtern ſo ſanft und ruhig war, ſchäumt und wüthet dieſen Morgen von Ufer zu Ufer. Herr Je, Mädchen, laß dich doch den Verluſt irdiſcher Güter nicht um den Verſtand bringen. Ich will dir ja gern ſelbſt ein Dutzend Schaafe ſchenken; und da ich dran denke, wenn du Elfin hinüber ſchicken willſt, ſo will ich ſie ihm ſelbſt in der Dämmerung heimtreiben helfen. Alſo tröſte dich, Liebe." — Als ſie ihres Bruders Namen erwähnen hörte, fuhr ſie auf, „wo iſt er? O, wo iſt er?" indem ſie wild umher blickte, ſchauderte dann zuſammen und fiel ſinnlos zu Boden. Inzwiſchen waren andere Bewohner des Thales herbeygekommen, um zu fragen, ob ſie keinen Schaden erlitten, da man bey dem plötzlichen Schwellen des Fluſſes am Morgen eine Menge Schaafe und Heuhauſen denſelben hinabrollen ſah. Sie halfen das unglückliche Mädchen zu ſich ſelbſt bringen; aber Gefühlloſigkeit war ein Glück im Vergleich mit dem Zuſtande, in welchem ſie erwachte. „Sie haben ihn hinweggenommen, ſie haben ihn hinweggenommen," ſang ſie in wahnſinnigem Pathos; „ihn, der weiſſer und ſchöner war, als die Lilie in Liddal-lee. Lang haben ſie geſucht, lang haben ſie gefreyt, und haben endlich über meine Gebete den Sieg davon getragen. Sie haben ihn hinweggenommen; die Blume iſt zerpflückt aus dem Unkraut, und die Taube iſt erſchlagen mitten unter der Rabenbrut. Sie kamen mit Jauchzen, ſie kamen mit Geſang, und ſie bereiteten den Zauber, ſie legten das Band und die getaufte Stirne ſank vor der ungetauften Hand. Sie haben ihn hinweggenommen, ſie haben ihn hinweggenommen; er war zu lieblich, zu edel, zu gut, um uns mit ſeiner Fortdauer auf Erden zu beglücken; denn was ſind die Söhne der Menſchen gegen ihn? — das Licht des Mondſtrahles gegen die Morgenſonne? das Johanniswürmchen gegen den Morgenſtern? Sie haben ihn hinweggenommen; die unſichtbaren Bewohner der Erde. Ich ſah wie ſie auf ihn zukamen mit Jauchzen und Singen, und ſie bezauberten ihn, wo er ſaß, und ſie führten ihn hinweg; und das Pferd, welches er ritt, war nie mit Eiſen beſchlagen, und hatte nie vorher unter Menſchenhand den Nacken gebeugt. Sie haben ihn hinweggenommen über das Waſſer, über den Wald und über den Berg. Ich erhielt nur einen Blick von ſeinem lieben, blauen Auge, nur einen einzigen Blick. Da ich aber ertragen, was nie ein Mädchen ertrug, ſo will ich unternehmen, was nie ein Mädchen gewagt, und ihn von ihnen allen erobern. Ich kenne die Unſichtbaren der Erde, ich habe ihre wilde, wunderſame Muſik in den einſamen Wäldern gehört, und dort ſoll ein getauftes Mädchen ihn ſuchen und ſeine Befreyung bewirken." Sie hielt inne, und indem ſie die traurigen Geſichter anſah, die um ſie her ſtanden, und welchen die Thränen, wie Regen über die Wangen herabliefen, ſagte ſie in einem veränderten, aber immer noch wahnſinnigen Tone. „Warum weinet ihr, Maria Halliday? und warum weinet ihr, Johann Graeme? Ihr denkt Elfin Irving — o, es iſt ein lieber, theurer Name, und manchem Mädchenherzen ſo theuer wie dem meinigen — ihr denkt, er ſey ertrunken in der Corrie, und ihr wollt in den tiefen, tiefen Löchern nach der lieben, lieben Leiche ſuchen, damit ihr über ihr weinen könnt, wenn ſie in ihrem lezten Gewand eingewickelt daliegt, und damit ihr ſie unter Thränen und Klagen in den ſtillen Kirchhof legen möget. Ihr möcht ſuchen, ihr werdet ihn aber nie finden; alſo verlaſſt mich, damit ich mein Haar in Ordnung bringe, und meine Wohnung bereite und auf die Stunde harre, wann er wieder auf der obern Erde erſcheinet." Mit dieſen Worten ging ſie wieder an ihre häuslichen Geſchäfte, mit einem Eifer, welcher den Kummer ihrer Freunde nicht beruhigte. — Inzwiſchen verbreitete ſich das Gerücht durchs Thal, daß

Elſin Irving im Corrieſtrom ertrunken ſey. Alt und Jung begab ſich von Einem Gefühl angetrieben an die Ufer, welche jezt nach und nach wieder zu ihrer gewöhnlichen Sommergrenze hinabſanken, und fingen an, nach ihm zu ſuchen. Die Mühe war vergebens: fünf ſeiner Schaafe fanden ſie in einem der Löcher, aber der Strom war noch zu trübe, um alles unterſcheiden zu können, was er in ſeiner Tiefe verbarg. Die Leute ſtellten demnach ihre Nachſuchungen ein, bis der Strom heller geworden ſeyn würde, und die Greiſe fingen an über das geheimnißvolle Verſchwinden des Jünglings zu murmeln; die alten Weiber ziſchelten ſich etwas von Elſins Verwandtſchaft mit den Feen in die Ohren, und daß er von einer unirdiſchen Hand in eine chriſtliche Wiege gelegt worden. Jünglinge und Mädchen betrauerten den Verluſt des Freundes oder Geliebten, und während die erſtern meinten, daß es kein ſo braves und treues Herz mehr im Thale gäbe, ſprachen die Mädchen, nach ihrer Weiſe, von ſeiner Schönheit, ſeinem ſanften Weſen, und ſeinen heitern blauen Augen, und dachten mit einem Seufzer an die Zeit, wann ſie hatten ſeine Gegenliebe hoffen dürfen. Bald kamen diejenigen, welche die wilden wahnwitzigen Reden ſeiner Schweſter mit angehört hatten, zu ihnen. Der alte Glaube bekam jezt neue Beſtätigung, und die Geſchichte machte einen ſolchen Eindruck auf die abergläubigen Seelen der guten Jünglinge und Mädchen, daß ſie ſieben Tage und Nächte lang alle Liebeszuſammenkünfte einſtellten, aus Furcht, daß ſie, wie Elſin Irving, von dem unchriſtlichen Völkchen entführt werden möchten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entdeckungen in Egypten.

Wir ſetzen die aus Hr. Cailliauds Briefen an Hrn. Jomard enthobenen Nachrichten über ſeine in Egypten gemachten Entdeckungen fort.

Er ſchreibt vom 11. Juli 1821. Mein lezter Brief aus dem Dorfe Aſſur ſagte Ihnen, daß ich ſchon damals vierzig Pyramiden entdeckt, ſpäterhin habe ich fünf und vierzig ſolcher Denkmale ausgemeſſen. Man ſieht daſelbſt die Trümmer einer großen Stadt, eines großen Tempels, zweyer kleinern, und ſechs Löwenſphinxe in Sandſtein gehauen. Seitdem habe ich mich überzeugt, daß der Raum zwiſchen Bruces Nil und dem Fluß Atbara wirklich die Inſel Meroe der Alten iſt. Ich hielt mich vierzehn Tage unter dieſen Ruinen auf, und nahm viele Riſſe und Zeichnungen davon. Die Pyramiden ſind genau gegen die vier Himmelsgegenden gerichtet, und haben, eine einzige ausgenommen, alle ein kleines Heiligthum. Von da kamen wir in einer Tagereiſe nach Chendi. ich fand die Armee dreyviertel Tagereiſen von Chendi auf dem linken Ufer des Fluſſes gelagert. Nördlich von Wetbete Nega befinden ſich noch andere fünfzehn Pyramiden von mittlerer Größe, doch ohne Heiligthum, Pylone und Winkelverzierungen, wie die vorigen haben. Neun Tagereiſen von Chendi kamen wir an den weißen Fluß; noch nie war ein Europaer bis zu dieſem Fluß gelangt, dem Bruce ſo nahe war! Seine Mündung iſt enge, vielleicht von vier- bis fünfhundert Schritt; eine halbe Meile ſüdlicher erweitert er ſich ſehr; dieſer Fluß, nicht der von Bruce beſchriebene, ſcheint mir die wahren Quellen des Nils zu bilden. Ich bin mehr wie je entſchloſſen, denſelben hinauf zu reiſen. Dieſes iſt die intereſſanteſte Entdeckung, die mir übrig bleibt. Die Provinz el Aize am Ufer des weißen Fluſſes endet bey Sennaar; ſie iſt von armen muſelmänniſchen Fiſchern bewohnt, allein weiter ſüdlich findet ſich ein heidniſches, wildes, man ſagt ſogar menſchenfreſſendes Volk. Die Höhen- und Breiten-Grade der Mündung des weißen Fluſſes haben wir mit vieler Sorgfalt beſtimmt.

Der Paſcha brachte drey Tage damit zu, ſein Heer bey der Halbinſel von Sennaar über den weißen Fluß zu ſetzen. Um die Ufer beyder von Bruce erwähnter Nil-Arme zu unterſuchen, iſt Hr. Letorzec mit dem Heere weiter gezogen, und ich nahm eine Barke, um auf dem rechten Arm oder dem weißen Fluß hinaufzufahren. Eine Tagereiſe von der Mündung dieſes leztern hinaufwärts, fand ich unter dem Namen Soba, einen ungeheuern, mit Bautrümmern von gebrannter Erde angefüllten Raum. Dieſes beweißt unwiderleglich eine ehemalige Stadt, und der Name Soba, den dieſe Ruinen heut zu Tage tragen, erinnert an den alten Namen Saba. Unter den Trümmern fand ich nur einen Löwenſphinx von ſehr hartem durch Eiſen oxidirten Stein in egyptiſchem Styl. Ich habe die Mündung des Ratte (Rahad) und des Dender beſucht, zwey in den Nil ſich ergießende Flüſſe. Bruce irrt, wenn er den Ratte vom Dender aufnehmen läßt; beyde ergießen ſich in den Nil. Die ganze vom Dender weſtlich und Bruce's Nil öſtlich gebildete Halbinſel heißt heut-zu Tage Gaba. Ich glaube auch den Ibis der Alten gefunden zu haben; er iſt auf dieſer Halbinſel ſehr gemein; ſein Gefieder und Geripp ſind ſorgfältig von mir aufbewahrt.

Ich habe in meinem Vorigen die Trümmer alter chriſtlicher von den Kophten verlaſſner Kirchen nicht erwähnt; die am beſten erhaltenſte iſt bey Dongola el Agouz, oder: Alt-Dongola. Auf der reichen, ſchönen Inſel Arges befinden ſich die Ueberreſte dreyer andrer Kirchen, mit joniſchen Granit-Säulen, deren Knäufe das Kreuz zur Zierrath tragen. Auf mehr als dreyßig Felſen, welche den Nil-Fall von Wadi Halfa verurſachen, ſind ebenfalls chriſtliche Trümmer. In der Provinz Chagny ebenfalls, mit Granit-Säulen, ja ſogar auch in den Provinzen Borbar und Chendi.

Bis hierher hat der Nil viele Fälle. Der von Aſſouan, von Wolad Arfés, (oder Wodalfe) von Hannek und der vierte und größte in der Provinz Chaguy. Hier iſt der Nil auf vierzig Stunden weit ganz mit Felſen durchſäet. Der Fall iſt gar nicht ſehr reißend, allein die Fahrt allenthalben von ſchwarzen Granitblöcken, u. ſ. w. geſperrt. Ismael Paſcha gelang es 120 Barken bis Chaguy bringen zu laſſen, wo ſie des ſeichten Waſſers wegen liegen blieben. Drey Cangen und acht kleine Barken ſind ſogar über den Fall von Chaguy hinauf und bis Sennaar gelangt. Das iſt eine große Arbeit! Da der Nil jezt ſehr angewachſen iſt, erwarten wir auch größre Barken herauf kommen zu ſehen.

Am Anfang dieſes Falls, in der Provinz Rabatate. iſt eine Stelle wo er drey Meter beträgt, und ſich über drey Viertel der Breite des Nils ausdehnt. Die beyden heftigſten Fälle ſind bey Gebel Molo und Ros el Keleb, in dem Winkel, den der Nil von Nord nach Nordoſt macht. D'Anvilles Charte fanden wir hier am richtigſten. Hier erblickte ich ſeit meiner Abreiſe von Europa den erſten grünen, mit Wald bewachſenen Berg; er kann 400 Fuß Höhe haben. Das von den kahlen, egyptiſchen Höhen ermüdete Auge ruht mit Entzücken auf dieſem Grün! Regen, trüber Himmel und Donnerwolken verſetzen uns ebenfalls nach Europa. Die Regenjahrszeit tritt nun ein. Wir hatten ſchon ſtarke Gewitter mit häufigen Donnerſchlägen. Wir werden die Regenzeit, welche drey Monate dauern ſoll, hier zubringen. Hier gibts keine Alterthümer, ja ich habe keine Hoffnung, deren weiter aufwärts zu finden. Die Regengrenze iſt viel zu weit ſüdlich geſezt; ſie möchte wohl um den 18° 40' in die Provinz Ratabale zu beſtimmen ſeyn, nicht wie Bruce meint, in den 16°.

Jsmael Paſcha hat mit 3000 Mann das ganze widerſtandloſe Land, ſelbſt das Königreich Sennaar zittern machen; nur in einigen Dörfern, die noch nie ein Heer ſahen, fielen einige Gefechte vor.

Die Tagblätter ſollen geſagt haben, daß man die Memnons-Säule hatte ertönen hören — das iſt ein Mährchen, von irgend einem Reiſenden erfunden — es müßte denn ſeit meiner Abreiſe von Egypten ſtatt gefunden haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 2. Febr.

(Fortſetzung.)

Der Vorhang rollte auf, und der rauſchende Beyfall wollte gar nicht enden; ja er ſteigerte ſich dermaßen, daß wir es nicht zu entſcheiden wagen, ob er der bunten Ouverture galt, oder der noch bunteren Dekoration, die jezt der entzückten Menge entgegenglänzte. Wir ſahen einen königlichen Vorhof mit mehr Säulen, Bogen und Gängen, als Tage im Jahre. Im Vordergrunde ſtand ein prächtiger Thron, und in der Ferne waren die Gebäude einer Stadt zu ſehen, die nach zwey hohen Vorbildern, nach dem alten Athen und nach Köln am Rhein erbaut war. Quer über die Bühne war ein Straffſeil geſpannt. Zwey Hofbediente traten auf und machten Spaß und Wiz; der Eine verſtümmelte franzöſiſche, der andere lateiniſche Wörter, über welchen höchſt neuen und humoriſtiſchen Scherz allgemein gelacht wurde. Nebenher erfuhr man durch der zweybeinigen Spaßmacher vierfüßige Trochäen, daß der Schauplaz in Spanien, namentlich in Granada ſey, und daß das Stück zur Zeit der Mauren ſpiele. Der König von Granada hätte ſo viel Rühmens von einer ſpaniſchen Reitergeſellſchaft vernommen, die jezt ſeine Hauptſtadt entzücke, und hauptſächlich von einem Wundermädchen, das Alles überträfe, was je in Reiter-, Springer-, Seiltänzer-, Deklamations-, Dicht- und Taſchenſpieler-Kunſt geleiſtet worden, daß er ſich endlich entſchloſſen habe, nicht nur dieſe ſpaniſchen Reiter mit höchſteigenen Augen zu beglücken, ſondern auch ſeinen Bruder zu dieſem Feſte in die Reſidenz zu laden, der ob einer ihm abhanden gekommenen Tochter ſeine Tage auf dem Lande zubringe. Indem erklang ein feyerlicher Marſch, unter welchem der König von Granada mit mächtigem Gefolge auftrat. Die Pracht dieſes Aufzuges zu beſchreiben, iſt unſerer ſchwachen Feder nicht möglich. Wer könnte die Menge der Ritter und Pagen, der Diener und Leibgarden, der Kameele und Elephanten aufzählen? Wer die antiquariſche Gelehrſamkeit in ſtrenger Beobachtung der Koſtüme nachweiſen, ohne Folianten zu füllen? Wir begnügen uns zu ſagen, daß unſer Publikum wie verſteinert da ſaß; es ſchien nicht Augen genug zu haben, und verſuchte daher mit offnem Munde zu ſehen. Der König beſtieg ſeinen Thron; neben ihm rechts ſtellte ſich ſein Sohn der Kronprinz und links ſein Bruder vom Lande; die Großwürdeträger, die Haus-, Kron- und Staats-Beamten, die hohen Militärs und Civil-Chargen, die Polizey und die Leibwache gruppirten ſich je nach der Rang-Ordnung des Reichs; das Volk ſtand im Hintergrund. Jezt aus der Ferne erklangen die Trompeten. „Die ſpaniſchen Reiter kommen!" rief Alles — „Es leben die ſpaniſchen Reiter! Vivat das Wundermädchen!" — Auch dieſen Aufzug erlaſſe man uns zu beſchreiben. Weder Furioſo, noch Bach, noch Frankoni haben je ſo ſchöne Pferde, ſo glänzende Anzüge produzirt. Das Wundermädchen tummelte einen künſtlich gezähmten Hirſch. Sie ſtieg ab; und nachdem ſie den König mit einigen Duzend gereimter trochäiſcher Vierfüßler begrüßt hatte, begannen die Kunſtſtücke. Vom einfachen Burzelbaum bis zum salto mortale wurden alle Springerkünſte, und in eben ſolcher Steigerung alle Reiter- und Seiltänzerſtücke dem verſammelten Hofe vorgemacht. Wie man ſich denken kann, machte aber das Wundermädchen immer das Schwerſte, das Lezte und das Beſte. Eben hatte ſie ein unglaubliches Stück auf dem Straffſeile gemacht: ſie hatte nämlich auf dieſem ſchmalen Pfade zum Tempel des Ruhms nicht nur ein großes pas seul ausgeführt, ſondern in während des Tanzes ſich mit einer äußerſt halsbrechenden Bravour-Arie ſo künſtlich akompagnirt, daß die Pirouetten und die Koloraturen, die Triller der Stimme und die Triller der Füße ſich harmoniſch in einander zu verweben ſchienen. Noch klatſchte man auf der Bühne und auch im Parterr, als die Kaſſiererin der Geſellſchaft, die alte Mutter des Unternehmers, die bis dahin mit dem Teller in der Hand die Kunſtliebe der Helden auf die Probe geſtellt hatte, vor den König trat. Ebenfalls in gereimten Trochäen ſagte ſie, daß dieſes Kunſtſtück ihres Enkels gar keine Kunſt ſey; tanzen und ſpringen könnte Jeder, das Stehen wäre eigentlich das Schwerſte. (Sie meinte auf dem Seile.) Das würde jezt das Wundermädchen einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zeigen. Damit ihnen aber dabey die Zeit nicht lang würde, ſo ſollte ſie zu gleicher Zeit improviſiren; man möchte ihr nur Gedanken geben, an Reimen ſollte es nicht fehlen. Der König wies aus Höflichkeit dieſen Antrag von ſich, und bat ſeinen Bruder vom Lande um Verſtoff. Während ſich dieſer beſann, ging die alte Kaſſiererin, um dem Vergnügen eine ſtete Abwechſelung zu geben, und gleichſam als Bajazzo der Geſellſchaft, zu einem Polizey-Kommiſſarius, deſſen Braut ſie, ebenfalls in gereimten Trochäen, Zwillinge prophezeite, und die für Schreck darüber in Ohnmacht ſank. Dieſe Scene, eben ſo ächtkomiſch als zu der ſpätern Entwicklung des Stückes nothwendig, war von ungemein ſpaßhafter Wirkung. Noch lachte man, als der Bruder des Königs das Versthema gab und zwar ebenfalls in Verſen, ſo daß aus den Verſen erſt Verſe gemacht werden ſollten; eine Aufgabe, die mancher heutige Dichter dem Leſer gibt. Aber dieſe tiefe Ironie des Autors über ſich ſelbſt fühlte das Publikum nicht. Ich will, ſprach freundlich der Bruder vom Lande, meinen Schmerz hier öffentlich ausſtellen. Singe mir, mein Kind, die Geſchichte meiner verlornen Tochter; oder vielmehr, damit nicht Alles zu früh an den Tag kommt, ſinge mir die Empfindungen, die ich und du in unſerer Einſamkeit haben, im Gegenſaze glücklicher Väter und Kinder! Ein Fortepiano und eine Harfe wurden auf das Seil gehoben, das Wundermädchen ſtellte ſich zwiſchen Beyde. Mit der einen Hand ſpielte ſie dieſes, mit der andern jenes Inſtrument; auf dem Kopf hatte ſie Schellen, zwiſchen den Knieen türkiſche Becken. Mit allen dieſen Dingen präludirte ſie und begann drauf ſo begeiſtert zu improviſiren, daß es nicht voller fünfzehn Minuten bedurfte, um die Augen des geſammten Publikums unter Waſſer zu ſezen. Sie ſelbſt wurde durch ſich ſelbſt ſo gerührt, daß ſie das Gleichgewicht auf dem Seile zu verlieren ſchien; ein Paar kühne Pas aber, und ſie ſtand wieder! Jezt ſprang ſie ſelbſtzufrieden hinab, und, die Hände auf der Bruſt, machte ſie dem König ein graziöſes Kompliment. „Bravo! Bravo! Es lebe das Wundermädchen!" erſcholl es erſt auf der Bühne und dann auch im Publikum.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 21.

Nro. 64.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. März 1822.

Die Lieb! . . . .
Am Hofe wie im Schattenhain,
Im Lager, wie am Blüthenrain,
Bey Heiligen im Himmelszelt,
Wie bey den Menſchen auf der Welt
Herrſcht ſie ſtets mit allmächt'gem Triebe;
Denn Lieb' iſt Himmel, Himmel Liebe.

Walter Scott.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 1. Januar 1820 ſahen die Reiſenden den religiöſen Feyerlichkeiten zu, welche mehrere vornehme Mandarins in den Tempeln verrichteten. Dieß geſchieht von einer oder mehreren Perſonen, welche damit anfangen, daß ſie eine Menge Früchte und anderer Speiſen vor den größten Götzen hinlegen, zu welchem ſie dann ungefähr zwanzig Minuten lang knieend beten; nach dieſem wenden ſie ſich an die kleinern Bilder auf beyden Seiten des größern; und zum Schluß verbrennen ſie mehrere große Bogen Goldpapier, welche brennend in eine am Eingang ſtehende Urne geworfen werden und deren Aſche man ſorgfältig verwahrt, zu welchen Zwecken aber haben unſere Wanderer nicht erfahren können. Nach dieſem verſuchen ſie zuweilen ihr Glück durch die Bamboosſtöckchen, auf die oben beſchriebene Weiſe.

Am 5ten ward die Vermählung der älteſten Tochter des Vicekönigs gefeyert, welche man Prinzeſſinn von Hainan nennt. Die Braut und der Bräutigam wurden auf prächtigen Palanquins getragen, und von einem großen Zug von Mandarins, Bedienten und Truppen begleitet. Die Prinzeſſinn war ſehr reich geſchmückt und ſchien ungefähr ſiebzehn Jahre alt, ſchön und äußerſt weiß, aber etwas fett. Ihre Hofdamen wurden in andern Palanquins vor ihr her getragen. Dabey wehete die kaiſerliche Flagge auf den Wällen, und die Kanonen donnerten bis zum folgenden Tagesanbruch, wo erſt die große Geſellſchaft aufbrach, welche der Vicekönig bey ſich bewirthete. Am Abend gab dieſelbe ein glänzendes Feuerwerk. — In dieſem Lande werden die Ehen nicht vor dem reifen Alter geſchloſſen und vollzogen. Die Ehekontrakte aber werden gänzlich von den beyderſeitigen Eltern eingegangen und die jungen Leute ſehen einander oft nicht bis am Hochzeittage. Dieſer Umſtand iſt wohl Schuld an den häufigen Fällen der Untreue, welche ſich ereignen, und wobey leider das Weib meiſtens ſich am erſten vergeht. Ungeachtet der Zurückgezogenheit, worin die Frauen leben, iſt ihnen doch erlaubt, weibliche Beſuche anzunehmen; und dieſe Freyheit iſt es gerade, die ſie dazu benutzen, um ihre Ehrenmänner zu hintergehen, und dieß zwar mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit. Selbſt die Verſchnittenen, welche ihre Bäder füllen, dienen ihnen zu demſelben Zwecke, und nach allem, was die Reiſenden bemerkt, ſcheint in Hainan ſo wie in China die eheliche Treue nicht mehr zu Hauſe zu ſeyn, als anderwärts.

Am 6ten begegneten ſie zwey Chineſen von Canton, welche ziemlich gut Engliſch ſprachen; ſie gehörten zum Zollhaus in Howi-How, wohin ſie ſie führten und mit Thee u. ſ. w. bewirtheten. Dieſe erzählten ihnen, daß ein chineſiſcher Admiral mit einer bedeutenden Flotte gegen die Seeräuber ausgeſandt worden ſey, und daß man nur deſſen Ankunft abwarte, um unter ſeinem Geleit die Kauffahrteyflotte, und mit dieſer die Fremdlinge über den Kanal zu ſchicken.

Am 8ten geriethen einige der Matroſen, die ſich mit

Samſu, ein ſehr ſchädliches aus Jaggery, (grobem Zucker) oder auch Getreide bereitetem Getränke, berauſcht hatten, auf der Straße in Schlägerey, und wurden bald von einer Menge Einwohner umringt. Einer dieſer lezteren ſchlug einem der Offiziere, welcher ſie zu trennen ſuchte, ins Geſicht und forderte ihn dann zum Boxen heraus; dieß ward angenommen, und er wurde für ſeine Kühnheit tüchtig abgeprügelt. Der arme Teufel wehrte ſich aber über zwanzig Minuten, ehe er um Quartier bat, und das Volk miſchte ſich während aller dieſer Zeit nicht in den Streit, obgleich es ſich ſehr für den Ausgang zu intereſſiren ſchien. Bald aber erſchienen ein Paar Polizeybeamte, begleitet von dem Prügelmeiſter und einigen Soldaten, und augenblicklich erfolgte die tiefſte Stille. Sobald ſich die Mandarins in die großen Armſtühle niedergelaſſen, die man ihnen nachgetragen, fingen ſie an den Vorgang ernſtlich zu unterſuchen, und da ſie fanden, daß ihr Landsmann unrecht hatte, lieſſen ſie ihm 24 Prügel auf den bloßen Hinteren aufzählen. — Dieß geſchah mit einem flachen, ungefähr drey Zoll breiten und ſieben Fuß langen Rohr, womit man mit beyden Händen ſchlug, während der Delinquent von vier Perſonen in einer ſolchen Weiſe gehalten wurde, daß er kein Glied zu regen vermochte. Hierauf wurde er in das Congu geſtellt, ein ſchweres Bret mit einem Loch in der Mitte, wodurch der Kopf geſteckt ward, und worauf ein Zettel geklebt ward, der ſein Vergehen anzeigte. In dieſem Zuſtand ward er vor das Thor des Hauſes geſtellt, das die Reiſenden bewohnten. Die Mandarins verhörten nun auch die Matroſen, welche ſich am Morgen geſchlagen hatten, und nachdem ſie alles angehört, was ſie zu ihrer Vertheidigung zu ſagen hatten, lieſſen ſie einem jeden von jenen zwölf Prügel geben. Nachdem dieſes vorüber war, ſagten ſie zu den Offizieren, daß, wenn ſie ſich wie ihre Leute aufgeführt hätten, ſie ohne Anſehen ihres Ranges, dieſelbe Strafe erhalten haben würden; auch riethen ſie ihnen auf eine freundliche Art ein gewiſſes Quartier der Stadt unbeſucht zu laſſen. — Die Stadt enthält mehrere gute Fabriken, beſonders von Seidenzeugen. Auch mehrere große Bibliotheken befinden ſich hier, in welchen die Bücher nicht gebunden ſind. Der Druck geſchieht bekanntlich mit Bretern, auf welchen die Buchſtaben zierlich eingeſchnitten ſind, und wovon der Druck ſehr rein iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Elfin Irving, der Feen-Mundſchenk.

(Beſchluß.)

Die Nacht, welche dieſem traurigen Tage folgte, war ſtürmiſch und es regnete in Strömen; der Fluß kam herab breiter und tiefer als zuvor, und die einzelnen Blitze, welche dann und wann über die grünen Wälder von Corrie hinfuhren, zeigten, wie das raſende Element über ſeine Ufer hintobte. Mitten durch dieſen Sturm ritt der Laird von Johnſtonebank, ein wohlhabender Bauer hin, aber in dicken Mantel gehüllt, glitt die Naſſe an ihm hinab und er ſaß trocken in ſeinem Sattel. Als er in den Buſch oder vielmehr in die Ueberreſte des alten habyeglichen Waldes hineintritt, welcher ſich an den Ufern des Corrie hinzieht, fing der Sturm an nachzulaſſen, der Wind ward gelinder und hier und da brach ein Sternchen durch die Wolken. Als er den Regen von ſeinen Kleidern abſchüttelte, fielen ihm alle die Legenden ein, welche das Landvolk von den Elfen und Feen dieſer Gegend erzählt und erfüllten ihn mit Furcht und Zagen. — Als er eben aus dem Walde hervorkam, wo ſich eine ſchöne grüne Weide längs des Ufers hinzog, blieb ſein Pferd plötzlich ſtehen, und ſah ſich ſchaudernd und zitternd mit geſenktem Kopf und geſpizten Ohren nach allen Seiten um. Der Reiter, wie man ſich wohl denken kann, war auch nicht träge im Umherſpähen. Seine Geiſterfurcht nahm nicht ſonderlich ab, als er eine weibliche Geſtalt am Fuß einer hohen, alten Eiche ſitzen ſah, welche in der Mitte eines jener Grasflecken ſtand, die unter dem Namen Feenringe bekannt ſind, und denen ſich kein Landmann nähert, der auf ſeine Wohlfahrt bedacht iſt. Ein ſchwacher Lichtſtrahl, welcher eben aus Oſten hereinbrach, gab ihm Helle genug, das Weſen genau ins Auge zu faſſen, welches in dieſer wilden Gegend und ungewöhnlichen Stunde dem verrufenen Fleck neue Schreckniſſe verlieh. Sie war vom Kopf bis zu den Knien völlig weiß gekleidet; ihre weiſſen Arme gänzlich entblößt; von ihrem unbedeckten Haupt fiel ihr ſchönes Haar in reichen Locken bis zu den Hüften herab und ihre Hände waren beſtändig beſchäftigt, ihre Locken, die über ihre unbeweglichen Augen herabzufallen ſtrebten, auf die Seite zu werfen, um auf eine unbeſuchte Straße, die zu einem uralten Gottesacker hinführte, hinabſtarren zu können. — Während unſer Reiſender die Geſtalt noch betrachtete, ſtand ſie plötzlich auf, wand das Waſſer aus ihrem langen Haar, ſchritt um den Baum umher und ſang in tiefen Trauertönen einen ſchmerzensvollen aber wilden und wahnſinnigen Geſang, worin ſie ihren Elfin als von den Feen geraubt und von der Feenköniginn aus Liebe zum Mundſchenk eingeſezt, beſchrieb; ſie kömmt ihn zu retten, ſie umfaſſt den lieben Bruder — umſonſt verwandelt er ſich in einen wüthenden Stier, umſonſt in den brüllenden Strom, umſonſt in praſſelndes Feuer. — Sie die Getaufte in Chriſto, hat ihn mit ihren Lippen berührt und er iſt gerettet, iſt frey. — Als ſie den Geſang geendet, ſezte ſie ſich wieder ins Gras und fing an, mit den Blicken immer nach dem alten Kirchhof hingewendet, ihr Haar aufzubinden. Der Reiſende erkannte Phemia, ſein Muth und Mitleiden erwachten zugleich in ihm; er ſpornte ſein Pferd, in einem Augenblick war er bey ihr unter dem Baum. Das arme, wahnſinnige Mädchen ſtieß ein durchdringendes Freudengeſchrey aus, mit der Schnelligkeit eines Vogels, ſtürzte ſie auf ihn zu, umfaſſte ihn und rief, daß der Wald wiederhallte. „O, ich hab' dich jezt, Elſin, ich hab' dich jezt," und mit gichteriſcher Gewalt riß ſie ihn an ihren Buſen. „Was fehlt dir, mein liebes Mädchen?" fragte der Laird beſorgt. Bey dieſen fremden Tönen hob ſie ihre Augen in die Höhe, und als ſie das Geſicht eines Fremden erblickte, ſanken ihr die Augen und mit einem tiefen Aechzen fiel ſie zu Boden. — Der Morgen war inzwiſchen völlig herangekommen. Der Laird hob Phemia auf ſein Pferd und trabte mit ihr in ſeinen Armen ihrer Wohnung zu, bis er zweyen Schäfern begegnete, welche die lebloſe Hülle ihres Bruders vom Fluſſe her brachten. Sie hatten ihn in einem der Wirbel gefunden, wo ihn das Waſſer wild im Kreiſe trieb, und ſeine geballte Hand mit Wolle angefüllt, zeigte, daß er im Verſuch, ſeiner Schweſter Schaafe zu retten, ertrunken war. Man warf einen Mantel über die Leiche und brachte ſie ſammt dem unglücklichen Mädchen in die Hütte, wo ſie, wie gewöhnlich, ausgelegt ward. Als die Landleute um den Ertrunkenen her ſtanden und ſich einander ihre Muthmaßungen über die Art ſeines Todes mittheilten, trat ſeine Schweſter, die indeß aus ihrer Ohnmacht erwacht war, mit wahnſinniger Heiterkeit im Auge, ins Zimmer, und mit einem wilden Gelächter ſagte ſie: „O es iſt wunderbar, wahrlich wunderbar! Dieſer nackte und todtkalte Körper, den man aus den dunkelſten Schluchten des Corrie hervorgezogen, mit ſeinen Händen voll feiner Wolle, hat die vollkommenſte Aehnlichkeit mit meinem lieben Elſin! Ich will euch aber ſagen — die geiſtigen Bewohner der Erde, die Feen, von denen wir uns ſo oft des Abends erzählten, haben den lebenden Körper hinweggeſtohlen und dieſen kalten, lebloſen Klumpen gemacht, um euch auf eine falſche Spur zu leiten. Gemeinen Augen ſcheint dieſes alles, wie Elſin Irving ausſehen würde, wäre er in den Corrieſtrom geſunken; mir aber nicht. Ihr habt die lebendige Seele geſucht und nur ihr Gewand gefunden. Hättet ihr ihn geſehen, wie ich ihn in der Nacht ſah, wie er mitten unter dem Elfenzug ritt, der ſchönſte unter allen; hättet ihr ihn in die Arme gefaßt und gekämpft für ihn mit Geiſtern von ſchreckhaften Geſtalten aus einer andern Welt, bis euch euer Herz entſank und euer Fleiſch die Kraft verlor, dann würdet ihr der Aehnlichkeit, welche dieſer kalte unſcheinbare Leichnam mit meinem Bruder hat, keinen Glauben beymeſſen. Aber hört — in der Walpurgisnacht, wenn das geiſtige Volk eine Zeit lang auf der Erde erſcheinen darf, werde ich mich auf den Gottesacker von Corrie ſtellen, und wenn mein Elſin und ſeine ungetauften Geſellen unter dem Klange ihrer Muſik vorbeykommen, dann will ich auf ihn losſpringen und ihn befreyen, oder auf immer verloren ſeyn." — Alle ſtarrten erſchrocken auf das wahnſinnige Mädchen, und viele der Zuhörer glaubten mehr ihren unſinnigen Reden, als dem ſichtbaren Beweis vor ihren Augen. Als ſie ſich umwandte, um wegzugehen, ſank ſie plötzlich auf die Leiche hin und ſchluchzte unter einem Strom von Thränen: „mein Bruder, o mein Bruder!" Man brachte ſie in tiefer Ohnmacht hinweg, aus welcher ſie ſich zwar erholte; aber ſie verfiel bald wieder in ihren vorigen Wahnſinn, worin ſie bis zur Walpurgisnacht verblieb. Da fand man ſie auf dem alten Gottesacker, mit dem Rücken gegen einen zerbrochenen Grabſtein gelehnt, ſitzen, ihr Haar war weiß vom Reif, und ihr ſtarres Auge ſchien ängſtlich die alte Straße hinabzublicken; aber der Geiſt, welcher einſt die ſchönſte Mädchengeſtalt in Annandale belebte, war entflohen. — Dieß iſt die ſonderbare Geſchichte, welche den Landleuten unter dem Namen des Elſin Mundſchenk bekannt iſt, und welche von den guten Weibern im Corriethal bis auf dieſe Stunde geglaubt wird.

Spaniſche Künſtler-Anekdote.

Don Diego Ribas Pacheco in ſeinem Ceremonial de Malaga erzählt von dem Bildhauer Joſe Miguel, der die, ihrer Wunder und Heilungen wegen hochverehrte Bildſäule des Heilandes, genannt de la Salud, verfertigt hat: „Ich kann nicht mit Stillſchweigen übergehen, was mir ſelbſt mit beſagtem Joſe Miguel begegnet iſt. Wie ich eines Tages aus der Kapelle des heiligen Bildes trat, erblickte ich ihn, wie er ganz einſam der Kapelle gegenüber an die Thüre Marcos Gutiarez, des Schreibers, gelehnt ſtand, ſo traurig und nachdenklich, daß ich nicht wagte, mich ihm zu nahen, aus Furcht vor der Peſt, die uns damals bedrohte, ſondern ihn nur fragte: was er denn habe? worauf er mit ſanfter Stimme langſam erwiederte: „Was wollt Ihr, daß ich mehr habe, als täglich ſo viele Wunder und Heilungen dieſes heiligen Bildes zu ſehen und zu hören, das meine unwürdigen Hände gefertiget haben. Und wie die alten Meiſter unſerer Kunſt ſprechen, wird mein Leben ſehr kurz ſeyn; denn es iſt ein alter Glaube unter uns, daß der Maler oder Bildhauer, der gewürdigt wird, ein wunderthätiges Bild zu verfertigen, in kurzer Zeit ſterbe." — Der wackere Meiſter Miguel hatte nicht geirrt, in dem was er ſprach; denn, ſey es durch Vorgefühl überwältigt, ſey es durch die beſondere Fügung des Himmels, was das Sicherſte iſt, acht Tage nach dieſem unſerm Geſpräch ward er begraben (im Jahr 1649)."

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. Febr.

(Beſchluß.)

Gleichwie, wenn an einem äſthetiſchen Theetiſche ein junger Dichter die Vorleſung ſeiner erſten langen Tragödie endlich geendet, und nun freudig die Geſellſchaft ſich erhebt, und Jeder beſonders und Alle zugleich dem Künſtler und ſich gratuliren, gerade ſo drängte ſich jezt Alles um das Wundermädchen, mit den läſtigen Tiraden ihre unendliche Kunſt lobend. Man bat ſie in Granada zu bleiben, da ſie ja hier ſo ſehr geliebt wäre und ſo ſchönes Geld verdiene; ſie aber widerſtand, und behauptete, auf der Stelle fort zu müſſen. Man bat ſie dringender; ſie blieb feſt auf ihrem Entſchluß, ohne deſſen Grund anzugeben. Endlich machte der König dieſem Streite zwiſchen Liebe und Noth ein Ende, indem er ſagte: Laſſt ſie nur ziehen; es iſt ihr gewiß ſo vorgeſchrieben, und hat ſicherlich ſeine geheime Urſachen, die aber jezt nicht laut werden dürfen, weil es noch zu früh an der Zeit iſt. Ein Marſch begann, der Zug der ſpaniſchen Reiter ritt rund um das Theater und dann in die Kuliſſen; das Wundermädchen ſaß auf einem Seſſel, der ſymboliſch von zwey Mäulern getragen wurde. Während dieſes Schauſpiels hatte der junge Königsſohn, dem man ſeine unbeſiegbare Liebe ſchon während der ganzen Abtheilung an ſeiner ſtummen Verſteinerung abmerken konnte, einen Monolog im Vorgrunde der Bühne gehalten, in welchem ſich dieſe Liebe dadurch Luft machte, daß er ſich feſt vornahm, dem Wundermädchen, und wär es bis ans Ende der Welt, zu folgen. Da aber ſein hoher Vater von dieſem unköniglichen Entſchluſſe nichts wiſſen durfte, ſo ſagte er ihm — denn die Liebe macht uns erfinderiſch! — daß er geſchwind ein bischen in den Krieg ziehen wollte. Ich weiß ja von keinem Krieg, ſagte der Vater; und ich werde ſchon welchen machen, erwiederte der Sohn. Der König zog in ſeinen Palaſt, der Kronprinz ins Feld, der Bruder vom Lande aufs Land, und ſo ſchloß, unter ſchallendem Beyfall, die erſte Abtheilung. Ein ſchönes Stück, ſagte der Redakteur der Kunſtzeitung. Der geadelte Kaufmann bemerkte, daß es ein ſchweres Geld eintragen würde. Die Almanachsdichterin lobte die Diktion, wogegen der Verskünſtler heftig proteſtirte und zu beweiſen ſuchte, daß die Trochäen flach und ſteif, nach Art der deutſchen Strophen aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, behandelt wären, und daß hier keine Ahnung von jener tiefern Muſik des Verſes, von jenen Verſchlingungen des Reims zu finden ſey, die den ſpaniſchen Trochäen einen ſo ſüßen Reiz geben. — Mir iſt das Stück nur zu ſpaniſch, ſagte Gurli. — Sie ſind ſehr undeutſch, erwiederte Eulenböck, je ſpaniſcher ein ſolches Stück iſt, je mehr ſollten Sie ſich darüber freuen; ich — bin patriotiſcher geſinnt, mir iſt juſt das bischen Deutſch in dem Stücke zu viel, und ich wünſche, es wäre ganz und gar ſpaniſch. Mélodrame de la porte St. Martin! klang es aus der vornehmen Loge hinter uns. Es iſt doch ein prächtiges Stück, rief der Kavallerie-Lieutenant. Das iſt es auch, ſagte der Publiziſt, mögen die Allesbeſſerwiſſer ſagen was ſie wollen! Das Faktiſche allein entſcheidet! Welchen Eindruck hat das Werk nicht gemacht? Sehen Sie rund um uns her die glänzenden, vergnügten Geſichter! Ja, bemerkte Eulenböck, ſehen Sie nur den Naturkritiker, er ſchläft. So wurde in unſerer Nähe über den Werth und Unwerth dieſes Stückes geſtritten, während die einſtimmige Zufriedenheit des Publikums in dem Grade zunahm, als es fern und ferner von uns ſeine Plätze eingenommen hatte. Die zweyte Abtheilung begann.

Aber indem wir hier auf unſern Bericht zurückblicken, ſehen wir, daß es uns wie einem ungeübten Dramatiker ergeht, der das Maaß ſeiner ihm bewilligten Zeit überſchreitet. Wir ſind in der erſten Abtheilung ſo weitſchweifig geweſen, daß wir nunmehr gezwungen ſind, die folgenden drey Akte um ſo kürzer zuſammenzufaſſen. Das Publikum verzeiht es uns gewiß, und unſer Verskünſtler wird wohl auch nicht verlangen, daß in dieſem Briefe die Myſterien der Symmetrie ſich offenbaren ſollen. Die zweyte Abtheilung iſt ganz der romantiſchen Liebe geweiht. Die ſpaniſchen Reiter lagern im Walde und ſingen; das Wundermädchen aber, vor der alle einen gewaltigen Reſpekt haben, ſchickt die unnützen Geſellen fort, um einſam im Mondſchein Liebesromanzen anzuſtimmen. Die alte Kaſſiererin meldet den Königsſohn; er kommt auch wirklich angeritten; ſie führt ſich ein wenig, wie die alte Barbara in Wilhelm Meiſters Lehrjahren auf, lockt den Prinzen, ſchwört auf die Tugend des Mädchens, bekommt Geld und läßt die Liebenden allein. Der Zuſchauer zittert für das Wunderweſen; doch ohne Noth. Es läuft Alles recht ehrbar ab, und der Kronprinz muß ſich blos entſchließen, ſpaniſcher Reiter zu werden; denn das Wundermädchen will nicht mit ihm an den Hof zurück, allwo es ſeine Tugend für mehr gefährdet hält, als in der Reitergeſellſchaft. Der Morgen bricht an, und die Bande zieht mit klingendem Spiel weiter. — In der dritten Abtheilung wird die Liebe des Prinzen bis zur Raſerey der Eiferſucht geſteigert, und das natürlich-künſtliche, ſentimentale und kecke Gemüth des Wunderweſens bis zum Heldenmuth erhoben. Er — zieht den Degen gegen ſeinen Nebenbuhler; ſie, eine zweyte Hedwig, treibt mit einer geladenen Flinte den baumſtarken Reiter-Prinzipal rund um die Bühne herum und dann ab. Man hat nämlich das Unglück oder vielmehr das Glück gehabt, ſich zu dem Bruder vom Lande zu verirren. Dieſer hat außer der verlornen Tochter noch einen Sohn, und das iſt eben der Nebenbuhler, der den ſpaniſchen Reiter einſtecken läßt, nämlich den Prinzen, der den Degen gegen ihn zog, und den er nicht kennen darf. Die Alte, froh darüber, daß ſie den ausgebeutelten Liebhaber los iſt, will fort und den Prinzen ſitzen laſſen. Aber das Wundermädchen merkt Unrath und treibt den Reiter-Prinzipal, der eigentlich und allein nur zu dieſer impoſanten Scene da iſt und gebraucht wird, mit Johannas'artiſcher Unerſchrockenheit auf das Schloß des Bruders vom Lande. Hier kommt nun Alles heraus, was der Zuſchauer ſchon im erſten Akt durch eine Prophezeihung des Wunderweſens wußte, welche Vorherſagung wir aber dem geneigten Leſer, um ihn zu überraſchen, verſchwiegen haben. Doch nein! Wir beſinnen uns! Es kommt noch nicht heraus, denn es iſt ja erſt die dritte Abtheilung. Und ſo geſchieht noch Allerley: der Prinz, erſt von der Alten verrathen, wird ſodann auch ſogar erkannt; der König kommt an und examinirt ihn, und er muß, zur Strafe, daß er gelogen, wieder anſtändige Ritterkleider anziehen; auch iſt wieder eine ſehr komiſche Scene eingeflochten, um das Schrecken und Mitleid über dieſe tragiſche Abtheilung einigermaßen zu mildern; überdieß erſcheint auch, außer dem Sohn des Bruders vom Lande, noch eine neue Perſon, nämlich ſeine Mutter, die in das Ganze mächtig eingreift und es hält — nämlich das Wundermädchen, das man fortjagen will, welches ein großes Unglück geweſen wäre, weil alsdann das Stück gar nicht hätte enden können. Dieſes Unglück verhütet die Mutter, und es wird hier die dritte Abtheilung gemacht, weil nothwendiger Weiſe eine große transparente Dekoration aufgebaut werden muß, die der Träger, der äſthetiſche Pilaſter der vierten und lezten Abtheilung iſt. Inmitten dieſer Dekoration macht das Wundermädchen noch guter lezt einige improviſtiſch-deklamatoriſche Kunſtſtücke, und ſodann kommt es an die Sonnen, was der Autor ſo lange geſponnen: das Wundermädchen (hört! hört!) iſt die Nichte des Königs, die von den ſpaniſchen Reitern geſtohlene Tochter des Bruders vom Lande; der Kronprinz heyrathet ſie; der Nebenbuhler hat ſie nie geliebt, die Eltern ſind froh; der König vergibt den Diebſtahl und der Vorhang fällt. Madame . . . . Bald hätten wir Namen genannt! Alſo das Wunderweſen wurde hervorgerufen. Beſcheiden ſagte es: Nicht meine Wenigkeit, Sie haben das ganze Stück gerufen! Da hat ſie recht, ſagte Eulenböck, ſie hat allen Perſonen die Charaktere weggeſchnappt, und iſt daher ganz allein, nicht nur dieſes Stück, ſondern noch viele andere der Art. Allgemeines, wüthendes Geklatſche verſchlang des Mahlers biſſige Anmerkung. Man ging zu Tiſche. Was wir dazu ſagen? Ey nun: Es war unendlich gut gemeint; das Stück iſt ſogar in ſeiner Art nicht übel; aber übel that der Verfaſſer in dieſer Art zu ſchreiben. Man ſagt, er verſtehe etwas Anderes und Beſſeres.

Beylage: Literaturblatt Nro. 22.

Nro. 65.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. März 1822.

Dichter lieben, nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen,
Lob und Tadel muß ja ſeyn.

Goethe.

Seguidillas. [*]

(Der Einſender horchte dieſe ganz kunſtlos, aber treuwörtlich überſezten Volksliederchen auf den öffentlichen Plätzen, in Bürgerhäuſern und bey ſogenannten höhern Ständen ab, wo er überall nach dieſer Gattung Geſänge umher ſpürt. Eine nähere Nachricht über ihre Versart, die er uns mittheilte, ging uns durch einen Zufall verloren; wir glauben aber den Liebhabern der Volksdichtkunſt mit dieſem Beytrag zu denſelben, ſchon ein Vergnügen zu machen.)

1.

Dir zu beichten mich jezt treibet
Meiner Sünden ſchwere Laſt:
Einen Augenblick, Geliebter,
Hab ich deiner nicht gedacht.
Laß deine Klage!
Meine Strafe in der Sünde
Ich ja ſchon trage.

2.

Manche gibt's, die's nicht verdrießet,
Daß ihre Freuden —
Wenn ſie ſelbſt nur auch genießen —
Andre theilen.
Sprechen vergnüglich:
Mögen Hundert mit mir ſpeiſen!
Fehlt's nur mir ſelbſt nicht.

3.

Zwar die Trauben deines Gartens
Sind wohl die beſten;
Aber d'rin habe ich zu viele
Leſer geſehn.
Kanns nicht ertragen. —
Meine Sache iſts nie geweſen,
Nachleſe halten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Malayiſches Mährchen. [*]

Die Gemahlinn des Sultan Mahmud, und Rajah Ahmed's Mutter ſtarb und der König war ſehr betrübt deßwegen. Alle Häupter des Staats von Malaca ſahen düſter aus, als ſie den Kummer des Fürſten merkten, und alle ihre Verſuche, ihn zu tröſten, zeigten ſich fruchtlos und konnten den Gram nicht von ſeinem Herzen löſen.

Eines Tages, als alle Edeln und Großen des Landes verſammelt waren, fragte ſie der König, was ſie riethen, da das Königreich von Malaca ſeiner Gebieterinn beraubt ſey. Die Häupter ſagten: „Weſſen Raja Tochter wirſt du dir erwählen? Nenne den Namen einer Prinzeſſinn, und wir werden eilen, in gebührender Form um ſie anzuhalten.“

---

[*] Dieſe Liederchen werden in Madrid, zuweilen aus dem Stegreif, zu der Guitarre geſungen.

[*] Aus „Malay Annals, translated from the Malay Language by the late Dr. John Leyden. London 1821." Dr. Leyden, deſſen Verdienſte um die orientaliſche Literatur nicht hoch genug geſchäzt werden können, überſezte dieſes Werk, das eine Sammlung der populärſten unter den Malayen beſtehenden Ueberlieferungen iſt, in der richtigen Vorausſetzung, daß das Dämmerlicht, welches dieſe Traditionen auf die frühere Geſchichte, die Sitten, die Formen und Einrichtungen des Volks, auf das ſie ſich beziehen, werfen, der öffentlichen Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſey.

Der König verſezte: „Ich brauche keines Raja Tochter zu ehelichen, denn ein anderer Raja mag eines Raja's Tochter heirathen: meine Gemahlinn muß die werden, zu der ſich kein anderer Fürſt erheben kann.“

„So ſage uns — antworteten die Edlen — wohin deine Wünſche gehen und wir wollen unſer Aeußerſtes thun, ſie zu befriedigen.“

Darauf erwiederte der König: „die Prinzeſſinn von Ledang ſoll meine Gemahlinn werden!“

Man fragte ihn darauf, wen er als Geſandten zu ihr zu ſchicken wünſche, und er ſagte: „Sang Satia und Tun Mamed.“ Sie freuten ſich des ehrenden Auftrags.

Tun Mamed machte ſich zuerſt auf, mit ſeinen Leuten, um nach Ledang zu gelangen. Nach langem Reiſen erreichten ſie den Fuß des Hügels und fingen an, ihn zu beſteigen, fanden aber keinen Weg: doch die Hügelbewohner zeigten ihnen den Pfad, welcher außerordentlich ſchwierig war, da ſcharfe Winde wehten und die Kälte alle Glieder erſtarrte. Dennoch fuhren ſie fort zu ſteigen, bis ſie ungefähr die Hälfte des Berges erreicht hatten, wo keiner der Leute weiter konnte.

Da ſagte Mamed zu Satia und ſeinen Leuten: „Bleibt ihr nur hier, ihr Leute, und laſſt mich den Hügel beſteigen.“ Die andern gaben das zu und Tun Mamed ſtieg, ſo gut er konnte, mit zwey oder drey herzhaften Männern weiter, bis er zu den Bambus kam, welche von ſelbſt auf das lieblichſte tönen. Die Wanderer fühlten ſich empor getragen wie fliegende Vögel in den fürchterlichen Windſtößen, und die Wolken ſenkten ſich ſo tief herab, daß man ſie hätte berühren können; der Klang der tonreichen Bambus war wunderſüß; ſelbſt die Vögel lauſchten der Muſik und die Thiere des Waldes waren alle durch ihre Melodieen bezaubert. Die Töne erfreuten Tun Mamed ſo ſehr, daß er es eine zeitlang nicht über ſich gewinnen konnte, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Dann ſchritt er aber doch langſam weiter, bis er endlich einen Garten von wunderbarer Schönheit erreichte, wie er nie einen geſehen hatte. Er war voll von allen Arten von Blumen und Früchten, die aus allen Theilen der Welt hier zuſammengebracht ſchienen und auf das mannigfaltigſte geordnet waren.

Sobald die Vögel des Gartens Tun Mamed's Annäherung bemerkten, lieſſen ſie die verſchiedenartigſten Töne hören; einige klangen, wie wenn Menſchen pfeifen, andere, wie wenn jemand auf einer Flöte ſpielt; andere, wie wenn jemand Verſe herſagt; andere, wie wenn jemand auf dem Sirdam bläſt; andere, wie wenn frohe Menſchen ſingen und andere wie trauliches Geſpräch. Die großen Zitronen rauſchten, die Weinbeeren kicherten, die Pomeranzen lächelten, die Roſen ſangen: das alles ſezte Mamed in das größte Erſtaunen.

Endlich kam er in eine Halle des Gartens, welche ganz aus Knochen erbaut war, bis auf das Dach, welches von Haaren war. In einer Niſche ſaß ein altes Weib von anmuthigem Aeußern, um deren Schultern ſich ein Mantel ſchlang; vier junge Frauen ſtanden vor ihr. Sobald ſie Tun Mamed ſahen, fragten ſie ihn, woher er komme und wohin er gehe? Tun Mamed ſagte: „Ich bin von Malaca, und heiße Tun Mamed. Der Sultan von Malaca hat mich geſendet, um die Prinzeſſinn von Ledang für ihn zu freyen. Darum bin ich gekommen. Satia iſt auch mit mir am Hügel, aber er konnte nicht ſo weit kommen und hat mich herauf geſendet. Beliebt es euch, ſo ſagt auch ihr mir nun, wie ihr heißt und woher ihr kommt!“

Die ältere Frau ſagte: „Ich heiße Raja Rani und bin die Oberhofmeiſterinn der Prinzeſſinn von Ledang. Bleibe hier; ich werde der Prinzeſſinn dein Geſuch vortragen!“

Bey dieſen Worten verſchwanden die fünf Frauen. Darauf kam ein altes, buckliges Mütterchen zu ihm und ſprach: „Raja Rani hat deine Botſchaft der Prinzeſſinn überbracht und dieſe läßt dir durch mich ſagen, daß der Raja von Malaca, wenn er ſie zur Gemahlinn haben wolle, eine goldene und eine ſilberne Straße von Malaca nach Ledang müſſe bauen laſſen; wenn er um ſie freye, müſſe er ihr darreichen: einer Mücke Herz, drey Ellen breit, einer Motte Herz, eben ſo breit, ein Faß voll Menſchenthränen, eine Phiole mit des Raja eignem Blut, und eine Phiole mit ſeines Sohnes des Raja Ahmed's Blut; und wenn der Raja dieſes vollbringe, werde die Prinzeſſinn von Ledang ſeine Wünſche erfüllen.“

Sie verſchwand, nachdem ſie dieſes geſagt hatte, und Niemand konnte ſehen, wohin ſie gegangen war. Einigen Nachrichten zu Folge aber war es die Prinzeſſinn von Ledang ſelbſt geweſen, welche die Geſtalt der alten Frau angenommen hatte.

Tun Mamed kehrte darauf zurück, traf Satia und die Seinigen wieder und theilte ihnen mit, was er geſehen und gehört hatte. Sie reiſten nach Hauſe und benachrichtigten den Sultan von Malaca von allem, was das alte Weib geſprochen hatte. Und der Sultan ſagte: „In alle Forderungen würde ich willigen, aber das Aderlaſſen iſt ein unangenehmes Geſchäft und ich habe ganz und gar keine Neigung dazu.“

In alten Zeiten ſtellte man die Moral treuherzig hinter die Fabel — die, welche aus des Rajas Rede hervorgeht, macht der Malayiſchen Hoheit wenig Ehre: um ſeiner Wünſche Gegenſtand zu beſitzen, iſt ihm nichts zu theuer — nicht Wunderdinge, nicht die Thränen ſeiner Unterthanen, nicht das Blut ſeines Sohnes, aber ſein eignes mag er nicht wagen, und ſo wird ihm die Braut nicht gewährt.

Jonrnal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſezung.)

Am 11ten ſahen die Reiſenden auf dem Paradeplaz mit ſogenannten ſingenden Pfeilen ſchießen. Dieſe ſind ungefähr fünf Fuß lang, mit einer durchlöcherten Kugel an der Spitze, welche, im Bogen geſchoſſen, ein ſummendes Geräuſch machen, das im Aufſteigen ab- und im Fallen wieder zunimmt.

Als ſie am folgenden Tag die Akademie beſuchten, fanden ſie die Schüler abweſend. Das Gebäude war ſehr groß, mit einer Mauer und vielen einzelnen Gebäuden, Gärten, Bädern und andern Bequemlichkeiten umgeben.

Da ſie am 13ten die beſtimmte Nachricht erhielten, daß ſie am folgenden Morgen abreiſen ſollten, ſo nahmen ſie von ihren verſchiedenen Freunden in Huſch-e-on Abſchied, welche ſich dabey ſehr gefühlvoll und mit vieler Wärme ausdrückten. Und um ihre Dankbarkeit für die Behandlung zu bezeigen, die ſie in dieſer Stadt erfahren, ſchrieben ſie die Geſchichte ihres Schiffbruches und die Aufnahme, die ſie gefunden, in vier europäiſchen und fünf aſiatiſchen Sprachen, worunter die eine chineſiſch, auf einen großen Bogen Papier, welchen ſie an die Mauer ihres Tempels anklebten.

Am 14ten wurden ſie in der Bucht von Howi-How in mehrern Schiffen eingeſchifft, wobey die Matroſen von den Offizieren getrennt, und alle beym Ueberfahren über den Fluß drey bis vier Mal gezählt wurden. — Hierbey folgte ihnen ein altes Weib, welches zu dem Tempel gehörte, in welchem ſie gewohnt hatten, von Huſch-e-on bis nach Howi-How und bis an den Fluß unter den bitterſten Thränen, und blieb mit traurigen Blicken am Ufer ſtehen, bis ſie die Böte aus dem Geſicht verlor; ja eine zärtliche Mutter hätte ſich bey der Trennung von ihren Kindern nicht herzlicher bezeugen können. — Unter dem Schiffsvorrath, welchen ſie einlegten, hatten ſie eine Menge geſalzener Enteneyer, welche hier als eine Delikateſſe angeſehen werden. — Die Cochin-Chineſen wurden mit ihnen eingeſchifft. Dieſe Leute gehörten zu den Ueberreſten eines aufrühreriſchen Heeres, welches nach einem 36jährigen Kriege, worin ſie ihre Unabhängigkeit zu erwerben ſuchten, endlich zerſtreut ward. Dieſe Unglücklichen, welchen jedweder Zugang zu ihrem Vaterlande verſchloſſen war, mußten zur Seeräuberey ihre Zuflucht nehmen, und, nachdem ſie ſich von einer Inſel zur andern getrieben, kamen ſie endlich an die Küſte von Hainan, wo ſie in Gefangenſchaft geriethen, und wie es hieß, ganz gewiß in Canton hingerichtet werden ſollten.

Am 15ten Morgens gab ein Kanonenſchuß das Zeichen zum Lichten der Anker. Die Flotte war ſehr groß und ſegelte in der größten Ordnung, welche der Commodore, deſſen Schiff am äußerſten Ende des Bogens ſegelte, durch häufige Signale zu erhalten ſuchte. — Die Anker wurden um halb fünf des Morgens gelichtet, und ſchon um acht kam das Schiff, worin ſich die Offiziere befanden, dicht vor der Stadt Lou-cheow-van, wo ſich am Ufer eine Menge Menſchen verſammelt hatten, vor Anker. Kaum war dieß geſchehen, als auch ſchon die Schiffe von einer Menge flachen Böte umringt waren, um die Ladungen abzuholen. — Lou-cheow-van liegt an der äußerſten weſtlichen Küſte von China; hier ſtießen die Matroſen, welche vorher mit Flinten verſehen worden waren, nebſt einer Wache für die Cochin-Chineſen zu ihnen. Dieſe Unglücklichen waren in Bambookäfigen angekettet, welche von vier Männern getragen wurden; ihre Weiber aber wurden auf Schiebkarren gefahren. Die Geſellſchaft nahm einige Erfriſchungen zu ſich, und ſezte ſogleich ihre Reiſe, 53 an der Zahl, in einer nordweſtlichen Richtung weiter fort. Die Landſchaft war hier flach, reichlich angebaut, und die vortreffliche Straße auf beyden Seiten von hohen Bäumen beſchattet. Sie kamen durch zwey beträchtliche Städte und begegneten mehrern Karren und Schiebkarren mit Waaren beladen; und um zwey Uhr kamen ſie in Ho-i-on-an, wo ſie für die Nacht blieben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 26. Febr.

Komiſch war es, die erſte Wirkung der Freylaſſung der hieſigen Journaliſten in dieſem Monate zu ſehen. Wie Leute, die ſo eben aus dem Gefängniſſe befreyt worden ſind, jubelten ſie, und ſandten den Cenſoren, die ſie gedrückt hatten, im Fortgehen noch ein nicht ſehr ſchmeichelhaftes Lebewohl zu. Wenn man die Zeitungen und Journale vom 5. Febr. mit denjenigen vom 6. vergleicht, ſo hätte man erſtaunt fragen können, wo ihnen denn am lezten Datum aller Verſtand und Wiz hergekommen ſey, wovon am vorigen Tage keine Spur vorhanden war. Dieſe iſt nun die zweyte Freylaſſung ſeit wenig Jahren; ſie unterſcheidet ſich jedoch merklich von der erſtern, da die Journaliſten durch die vorhandenen Umſtände gezwungen werden, weit vorſichtiger zu Werke zu gehen, um keinen Vorwand zu gerichtlicher Verfolgung zu geben, da ſie wohl wiſſen, wie ſehr man darauf lauert, ſie eines Vergehens überzeugen zu können. Uebrigens muß es ſie erfreuen, daß ſich ſo viele Stimmen aus allen Partheyen zu Gunſten des Eigenthumsrechtes der Innhaber der Zeitungen und Journale, und wider das Unterdrücken derſelben, als einer widerrechtlichen Maßregel, ausgeſprochen haben. Ueber kurz oder lang muß dieſer Rechtsgrundſaz nothwendig durchdringen, und dieſe Art von Eigenthum ſo gut als jedes andere wider die willkürlichen Aufhebungen ſicher ſtellen. Die Pariſer Journaliſten ſind bisher die geplagteſten Leute von der Welt geweſen; bald frey, bald gefeſſelt, und faſt jedes Jahr unter neue Geſeze geſtellt. Die lezten Verfügungen, die vielleicht nicht dauerhafter ſeyn werden, als alle vorhergehenden, gewähren ihnen nun freylich den Vortheil, daß ſie nicht mehr vor dem Erſcheinen unterſucht werden dürfen; allein es wird ihnen, ſo wie allen Schriftſtellern, die zur Preßfreyheit unentbehrliche Schutzwehr des Geſchwornen-Gerichts geraubt, wodurch ſie alſo von der willkürlichen Vor-Unterſuchung in die willkürliche Nach-Unterſuchung fallen, und daher ſtets zu befürchten haben, nicht allein verfolgt, ſondern auch ganz aufgehoben zu werden. Die Pariſer Zeitungs-Expeditionen ſind Unternehmen, wozu beträchtliche Kapitalien erfordert werden; die bloßen Redaktions-Koſten des Constitutionnel ſollen ſich monatlich auf 8000 Franken belaufen, welches auch ſehr wahrſcheinlich iſt, da an demſelben vier wohl beſoldete Haupt-Redaktoren, dann wenigſtens ein halb Dutzend Redaktoren, mehrere Ueberſetzer, Korreſpondenten im Auslande, Geſchwindſchreiber für die gerichtlichen und geſetzgebenden Sitzungen u. ſ. w. angeſtellt ſind. Rechnet man nun die ungeheure Stempelauflage, die Druckkoſten von ungefähr 16.000 Exemplaren und ſo manche andere Koſten hinzu, ſo kann man ſich einen Begriff von der Größe dieſes Inſtituts machen, weßhalb auch eine Aktie an demſelben auf 70.000 Franken geſchäzt wird, und jedwedem Beſitzer ungefähr 12.000 Franken einbringt. Das Journal des Débats wird ungefähr dieſelben Ausgaben und Einnahmen haben. Alle andern Blätter ſtehen aber weit hinter dieſen zurück. Man ſieht hieraus, welcher große Verluſt die Aufhebung eines Inſtituts, wie dasjenige der beyden erſten Tagesblätter, ſeyn würde, wovon wenigſtens hundert Menſchen mehr oder minder bequem leben. Eine ſolche Aufhebung würde, wie es die Freyſinnigen und manche Ultras, und ſogar ein Miniſter, Hr. Lainé, in der Deputirten-Kammer bemerkt haben, eine wahre und muthwillige Zerſtörung des Eigenthums, und kurz und gut eine Konfiskation ſeyn. Sogleich am folgenden Tage der Aufhebung der Cenſur hat der Miroir ſeinen vorigen ſatyriſchen Witz wieder bekommen, und ſeine erſten Pfeile auf die Witzesfeinde, die abgedankten Cenſoren, abgeſchoſſen. Zuerſt gab er eine komiſche Leichenrede auf die weiland Cenſur zum Beſten, die vorgeblich in der Ultra-Geſellſchaft der Bonnes lettres, oder wie ſie von den Freyſinnigen immer genannt wird, der Bons hommes de lettres ausgeſprochen worden war, und worin alle löblichen Eigenſchaften der verſtorbenen Alten ſehr pathetiſch herausgeſtrichen wurden; dann folgte ein Inventarium der nach Abdankung der Cenſur-Kommiſſion in der Behauſung derſelben zu verkaufen ſtehenden Effekten, als z. B. 12 große Scheeren, die mit einem Schnitte aus einem Blatte allen geſunden Menſchenverſtand hinwegnehmen; item: 12 große Doktormützen, die denjenigen, welche ſie aufſetzen, eine außerordentliche Verſtandserhellung und Einſicht verſchaffen; item: 12 Lichtlöſcher, wodurch an einem Abende alle in den Pariſer Druckereyen vorhandene Aufklärung rein ausgelöſcht werden kann; item: 12 wunderbare Vergrößerungsgläſer, womit man in einem Blatte die gefährlichſten Dinge entdecken kann, die jedwedem andern Auge entgehen u. ſ. w.

(Der Beſchluß folgt.)

St. Gallen.

Der hieſigen naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, die aus Mitgliedern der Kantone St. Gallen, Appenzell und Thurgau beſteht, iſt an ihrer zweyten Jahresfeyer eine Ueberſicht der Verhandlungen dieſes Vereins vom Junius 1820 bis dahin 1821 durch ſeinen Vorſteher, den Doktor und Appellations-Rath Zollikofer, erſtattet worden, dem hier einige für allgemeinere Theilnahme geeignete Notizen ſollen enthoben werden. Der Pfarrer Puppikofer trug der Geſellſchaft Ideen zu einer Geſchichte der Phyſik, nebſt einem Beytrag zur techniſchen Geſchichte des Torfs in der Schweiz vor. Die gewöhnliche Geſchichte, bemerkt er, erwähne der Naturveränderungen und der Naturanſichten der verſchiedenen Zeitalter nur flüchtig, und gehe meiſt ſtillſchweigend daran vorüber. Erſt in neuern Zeiten habe man unter der Rubrik des Kulturzuſtandes einiges hieher gehörendes erwähnt; eine vollſtändigere Bearbeitung mangele noch; dennoch wäre eine ſolche Geſchichte der Phyſik nicht nur wünſchenswerth, ſondern ſogar zu Begründung einer glücklichen Naturforſchung nothwendig. Die Unterſuchung der verſchiedenen Naturveränderungen und der herrſchenden Anſichten der verſchiedenen Zeitalter über dieſelben, würden Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen liefern. Die zu benutzenden Hülfsmittel, ſo wie die Kautelen, die zu beobachten wären, wurden näher bezeichnet. Die angehängte Geſchichte der Torfbenutzung in der Schweiz, beſchränkt ſich auf den Zeitraum eines Jahrhunderts, indem die Gewinnung und Anwendung dieſes Naturerzeugniſſes von J. J. Scheuchzer zu Anfang des 18ten Jahrhunderts zuerſt in Anregung gebracht ward, und ſich nur langſam von Zürich aus in den Kantonen verbreitet hat. Hr. Apotheker Meyer hielt einen Vortrag über die ſogenannten Unverbrennlichen, begleitet mit Verſuchen und veranlaßt durch eine kurz zuvor in St. Gallen geweſene Künſtlerin, die angebliche Miß Roger, wahrſcheinlicher eine deutſche Jüdin. Nachdem der Verfaſſer die Verſuche eines früher unter dem Namen des unverbrennlichen Spaniers geſehenen ähnlichen Künſtlers beſchrieben hat, erwähnt er derjenigen Sementini's in Neapel, der Ideen Wollaſton's, Tilloch's, Gehlen's und ſeiner eigenen Beobachtungen über den Gegenſtand. Als Reſultat ſcheint ſich ihm zu ergeben, daß zwar wohl die Haut durch anhaltendes Behandeln mit Säuren oder auch mit zuſammenziehenden Stoffen, z. B. Alaun, einen gewiſſen Grad von Unempfindlichkeit erlange; daß aber doch das Meiſte eine gewiſſe Furchtloſigkeit erfordere, und auf Gewandtheit und Kenntniß der Bedingungen hinauslaufe; wenigſtens ſey dieß in Bezug auf die Zunge beſtimmt der Fall, wie dieß der Vorleſer ſelbſt durch das Beſtreichen ſeiner eigenen Zunge mit einem glühenden Eiſen ſogleich erwies, und dann auch den Verſuch der angeblichen Miß, durch Waſchen der Hände mit Scheidewaſſer und Reiben derſelben mit einer Phosphor-Auflöſung nachahmte. Der Doktor Schläpfer trug die Skizze ſeines Syſtems der angebornen Monſtroſitäten der Thiere vor. Es nimmt derſelbe zu Erklärung der Entſtehung von Mißgeburten, bey der Bildung des thieriſchen Organismus, ein Spiel der Polaritäten an, ſo wie ſolche bey den elektriſchen und magnetiſchen Kräften bemerkt werden, und er ſezt jene Entſtehung von Monſtroſitäten in eine Störung dieſer ſich nach verſchiedenen Richtungen durchkreuzenden Polaritäten zur Zeit der Entwicklung des Keimes oder der Bildung des Embryo. Es finde eine ſolche Polarität ſtatt zwiſchen den beyden Enden des Rumpfs, Kopf und Becken; eine vorder oder eine hintere; eine ſeitliche. Nebſt dieſen drey Hauptpolaritäten gebe es noch kleinere zwiſchen einzelnen Organen in den gleichen drey Hauptrichtungen. Er theilt dann die Monſtroſitäten in Beziehung auf jene Strömungen in vier Hauptklaſſen: Monſtroſität durch Coalition, Monſtroſität durch Deprivation, Monſtroſität durch Translokation, und Monſtroſität durch Mutation. Jede dieſer Klaſſen hat wieder ihre Unterabtheilungen in Ordnungen und Gattungen, und öfters finden ſich an einem Individuo mehrere Monſtroſitäten aus verſchiedenen Klaſſen vereinigt, da eine Störung in der Bildung leicht auch eine andere weiter nach ſich zieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Du nimmſt von mir hinweg und wirſt mich größer finden;
Doch fülleſt du mich an, ſo werde ich verſchwinden.

H. W.

Auflöſung der Charade in Nr. 59:

Aga. mem. non. Aga. Memnon (Agamemnon.)

Nro. 66.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Montag, 18. März 1822.

Hier iſt uns alles Nacht — dort wird uns alles Licht.

Cronegk.

Der taubſtumme Grieche in Herrn Alle's Taubſtummen-Anſtalt in Gmünd.

Der unglückliche Jüngling, welchen wir unſern Leſern bekannt machen, erſcheint, poetiſch betrachtet, in dieſem Augenblick gleichſam als Symbol ſeines ganzen Volkes, ſo wie dieſes einſt vor der Weltgeſchichte daſtehen wird. Durch den Ausſpruch eines harten Schickſals ſind ſeine natürlichen Fähigkeiten in eiſerne Bande gelegt, durch rohe Gewalt ward er ſeines Eigenthums beraubt, durch grauſamen Irrthum entbehrte er den Schutz allgemeinen Rechtes, und findet endlich Hülfe und Aufopferung bey einem Menſchenfreund, der, weil er ein reiches Herz, aber keine Güter hat, der Vorſprecher des Stummen wird bey der Barmherzigkeit ſeiner Mitmenſchen.

Herrn Alle, der vor mehrern Jahren mit den größten Aufopferungen in Gmünd ein Taubſtummen-Inſtitut gründete, welches jezt die Unterſtützung ſeines Königs genießt, alſo gewiß, wie alles Gute, was dieſes edeln Fürſten Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, nicht zu Grunde gehen wird — Herrn Alle ward am 21. Februar dieſes Jahrs durch die Behörde ein taubſtummer Knabe zugeführt, mit dem Auftrag wegen ſeiner Uebung mit dieſen Unglücklichen umzugehen, deſſen Heimath und Schickſale zu erforſchen. Dieſer Unbekannte war ſchon im Dezember vorigen Jahrs in Bernhauſen, einem Dörfchen einige Stunden von Stuttgart entfernt, aufgefangen worden. Wie ſeitdem für ihn geſorgt ward, iſt uns unbekannt, da die ſehr arme und belaſtete Gemeine des Dorfes aber ihn nicht wohl länger nähren konnte, veranlaſſte ſie unbewuſſt die Mittel zu ſeiner Rettung.

Herr Alle war von dem Anblick des von Leiden und Kummer niedergedrückten Knabens tief ergriffen. Gleich anfangs machte ihm der Taubſtumme begreiflich, daß er die Uhrmacherkunſt verſtehe, ein Umſtand, den er ſchon dem Oberamt, in welchem er als Landſtreicher eingebracht ward, angedeutet hatte. Sodann gab er durch Zeichen zu verſtehen, daß er gegen den Sonnenaufgang zu geboren worden ſey. Nachdem er die Frage: ob er ſchreiben könne, bejaht, gab Herr Alle ihm ein Papier, das er in geregelten Zeilen, und mit kunſtgeübter Haltung der Feder mit Buchſtaben beſchrieb, welche Hrn. Alle und verſchiednen unterrichteten Männern in ſeiner Umgebung durchaus unbekannt waren. Hr. Alle machte die nöthige Probe ſich zu überzeugen, daß der Knabe keine willkürliche Zeichen hinmale; er beſtand ſie vollkommen und es kam nur darauf an, auszumitteln, welches Alphabets er ſich bediene. Nach vielen vergeblichen Bemühungen zeigte man ihm Buttmanns griechiſche Grammatik, und mit der größten Freudigkeit bedeutete der arme Fremdling, daß es ſein Vaterland ſey, wo dieſe Sprache geſprochen werde.

Gewiß, dieſe Entdeckung muſſte etwas mächtig Ergreifendes haben! Das Mitgefühl, welches ſeit lange die Herzen über Griechenlands Noth ſchmerzlich anfüllt, muſſte ſich bey dem Anblick dieſes Hülfloſeſten ergießen. Bis zu dieſer Entdeckung hin, welche erſt am zweyten Tage nach des Fremdlings Aufnahme in dem Inſtitut ſtatt fand, hatte ſein Betragen ſchon alle Herzen in des würdigen Alle's Umgebung gewonnen; Hr. Alle, wunderbar geübt Taubſtumme zu verſtehen, hatte folgende Umſtände ſeines Schickſals von ihm erfragt. Sein Vater ſcheint ein reicher Mann zu ſeyn, der — wie er nach gemachter Entdeckung ſeines Vaterlands verſtändlich machen konnte — in Argos ein ſchönes Haus hatte. Herr Alle glaubte anfänglich aus der Aeußerung des Fremdlings: daß er die Uhrmacherkunſt, verſtehe und manchen andern Andeutungen, der Vater möge ein Juwelier ſeyn; ward aber von dieſer Vermuthung durch eine heroiſche Pantomime des Knaben abgelenkt, mit welcher er zu verſtehen gab, ſein Vater ſey ein kriegeriſcher Häuptling, auch ſeine Brüder ſeyen Offiziere. Dieſes können ſie durch die jetzigen Umſtände des armen Griechenlands ſeyn, allein Hrn. Alle's erſte Vermuthung über ihren Stand ſcheint uns wahrſcheinlicher. Es iſt ſo ſehr begreiflich, daß bey der höchſt unvollkommnen Art der Mittheilung des in Hrn. Alle's Zeichenſprache nicht geübten Knaben, Irrthümer in denen Details entſtehen können, die ihm ganz fremde Anſichten, Gewohnheiten betreffen. Die Umſtände, die er leichter deutlich machen konnte, gaben über ſein Schickſal folgenden Aufſchluß.

Der unglückliche Grieche, der jezt achtzehn Jahr alt iſt, ſcheint nicht ganz taubſtumm geboren, ſondern bis zum achten Jahr hat er, nach ſeiner Andeutung, noch etwas weniges gehört, aber nach und nach dieſe Fähigkeit völlig verloren; er bewohnte mit ſeiner Familie in Argos ein ſchönes Haus. Wie dieſe unglückliche Stadt von den Türken erſtürmt ward, ging dieſes in Feuer auf, und in den Gewaltthaten des Augenblicks, erhielt der Taubſtumme drey Wunden, deren Narben noch ſichtbar ſind. Am rechten Fuß ward er von dem Einſturz einer Mauer beſchädigt, ein Streifſchuß verwundete ſeinen rechten Arm, der linke zeigt einen Brandflecken, der ihm jedoch von einer andern Gelegenheit geblieben ſeyn könnte, allein über dem rechten Auge trägt er die Spur eines leichten Säbelhiebes. Sein älterer Bruder rettete ihn aus den Greueln der Stürmung und brachte ihn auf ein, nach Trieſt ſegelndes Schiff, wohin ihn ein, unter ſeinem Vater dienender Verpflege-Offizier begleiten ſollte. In Trieſt muß er ſeine Heilung abgewartet haben, dann machte er ſich durch ein ſehr gebirgiges Land (die Schweiz?) nach Deutſchland auf den Weg. Die Seinigen hatten ihn nicht ohne Mittel von ſich geſchickt; wenn Hr. Alle ihn recht verſtand, ſo enthielt ſein Reiſebündel 444 holländiſche Dukaten, eine goldene Repetier-Uhr, ſchöne Piſtolen, gute Wäſche und Kleidungen; aber nebſt andern ihm wichtigen Papieren, beſonders ein großes, auf weiſſen Atlas gedrucktes, mit großen Gerichtsſiegeln verſehenes Dokument, deſſen eigentlicher Inhalt noch nicht ausgemittelt ſcheint. Aus einigen Aeußerungen ſollte man glauben, es ſey ein Zeugniß ſeines unglücklichen phyſiſchen Gebrechens geweſen; anderſeits ſcheint es ihm auch als Paß gedient zu haben. Mit dieſen Habſeligkeiten durchſtrich er (zu Fuß?) die Schweiz (in den Monaten November, December?) bis an einen See, (den Bodenſee) hier habe er ſich überſehen laſſen und vier Stunden dieſſeits haben ihn in einem Wald vier in weißgraue Röcke gekleidete Männer alles ſeines Eigenthums beraubt. Er wanderte nun in tiefer Schwermuth weiter, ohne zu wiſſen, wohin er gerieth; um ſich den nothdürftigen Unterhalt zu verſchaffen, verkaufte er nach und nach ſeine gute Kleidungsſtücke von ſeinem Leibe, und tauſchte ſie gegen alte von Landleuten gekaufte ein; endlich habe er an einem Ort übernachtet, wo man ſeinen Paß zu ſehen verlangte; weil er keinen vorzeigen konnte, ward er von den Gensd'armes zum Oberamte gebracht.

Des Lückenhaften und hie und da ſehr Unwahrſcheinlichen in dieſer Erzählung, iſt ſehr viel; es wäre aber unbarmherzig, ſie deßhalb für unwahr zu halten. Das Betragen des Jünglings verräth männliche Bildung und in Betrachtung des Landes, woher er kommt, einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe. Er führt das Rappier mit Geſchicklichkeit, er ſcheint die klaſſiſchen Werke ſeiner großen Vorfahren zu kennen und wie ihm ein Schullehrer von Gmünd den Sokrates nannte, deutete er deſſen Tod durch den Giftbecher an. Sein Betragen iſt ſittlich, er äußert innige religiöſe Empfindungen, rührte auch beym Gottesdienſt in der lutheriſchen Kirche die Beyſeyenden durch ſeine herzliche Andacht. Daß er leidenſchaftlich gern Taback raucht, und lieber ein Glas Branntwein trinkt, wie das ihm vorgeſezte Bier, kann dem Orientalen noch nicht zum Vorwurf gereichen.

Bisher hat Hr. Alle ihn aus ſeinen eigenen Mitteln in ſeinem Hauſe erhalten, die guten Gmünder erſetzten ihm den Raub ſeiner Wäſche und Kleidung. Sein Wohlthäter will ihn nun zunächſt nach Stuttgart bringen, um ihn dem Griechenverein vorzuſtellen, unter welchen ſich Männer befinden, die durch Uebung der griechiſchen Sprache im Stande ſind, über die Perſönlichkeit des armen Umherirrenden, ſeine Abſicht bey ſeiner nach Deutſchland angetretenen Wanderung, und den Mitteln ſeine Zukunft zu ſichern, ſich von ihm Kunde zu verſchaffen. Sollten auch einzelne Umſtände in der von dem würdigen Alle aufgefaſſten Erzählung anders befunden werden, ſo bleibt des Fremdlings Schickſal immer ſo bejammernswürdig, daß wir die Herzen unſrer Leſer, von denen ſo viele bey Griechenlands Todeskampf bluten, zum Mitleid für dieſen ſeinen hülfloſeſten Sohn auffordern dürfen.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 16ten ließ der Gouverneur, nachdem er die Mannſchaft gemuſtert, einem jeden 32 Sapelas auszahlen, und machte ihnen übrigens ein Geſchenk von vier Käſtchen mit ſchwarzem Thee. Hierauf ſezten ſie ihre Reiſe durch eine reich angebaute Landſchaft fort. Die Straßen waren meiſtens gut und ſchön beſchattet. Nachdem ſie dreyßig engliſche Meilen zurückgelegt hatten, langten ſie des Abends in Lock-con an, wo ſie die Nacht blieben.

Am folgenden Morgen machten ſie ſich früh auf den Weg, und erreichten Hock-un, nachdem ſie ungefähr zwey und dreyßig Meilen zurückgelegt. Dieſe Stadt iſt vom zweyten Range und liegt an einem Fluſſe gleiches Namens; ſie ſchien ziemlich bevölkert und bedeutenden Handel zu treiben, welches mehrere ziemlich große Schiffe, welche da lagen, anzudeuten ſchienen. Die Straßen ſind lang, ziemlich weit und gut gepflaſtert, und waren reichlich mit Waaren verſehen. Mitten in der Stadt ſteht eine zweyhundert Fuß hohe Pagoda.

Am 18ten reisten ſie weiter und kamen des Abends in Hoi-oon an. Hier wurden die Cochin-Chineſen mit ihnen einquartiert. Die Männer blieben außerhalb in ihren Käfigen; die Weiber aber erhielten ein Zimmer. Einige der leztern waren ziemlich hübſch und ſchienen mit ihren Gunſtbezeugungen gegen die Soldaten nicht ſparſam zu ſeyn.

Am 19ten zogen ſie, wie gewöhnlich, unter Trommeln und Pfeifenklang von Hoi-hoon ab. Das Volk war, wie immer auf den Straßen verſammelt und bezeigte, wo möglich, noch eine größere Neugierde, als die Hainaneſer. Schon als ſie zu Lou-cheon-van landeten, drängte ſich das Volk zu tauſenden ans Ufer und begleitete ſie bis weit über die Stadt hinaus. Die Arbeiter auf dem Felde verließen ihre Beſchäftigungen, um ſie anzugaffen; und ſo oft ſie ſich einer Stadt näherten, ſtrömten ihnen die Einwohner, welche immer über die Zeit ihrer Ankunft genau unterrichtet waren, aus den Thoren entgegen. Bisher hatten die Reiſenden die Bemerkung gemacht, daß die Chineſen weder ſo weiß, noch ſo ſchön, noch im Allgemeinen ſo gut gekleidet waren, als die Hainaneſer. Von Hoi-hon aus führte ſie die Straße in einer nordöſtlichen Richtung an zwanzig Meilen weit immer noch durch dieſelbe große Ebene, welche ſich vom Seeufer an an hundert Meilen weit erſtreckt hatte, und wovon bey zwey Drittel den Viehweiden und das Uebrige dem Anbau des Reiſes und Zuckerrohrs gewidmet zu ſeyn ſchien, und durch welche ſich die ſchönſten von Bäumen beſchattete Landſtraßen hinzogen. Hier fing das Land an hügelig und etwas ſteinig zu werden und war nicht ganz ſo gut angebaut, als es ſich in der Ebene gezeigt hatte. — Dieſe Nacht ſchlieſen ſie in Sulki, einer mit Mauern umgebenen Stadt von der dritten Klaſſe, welche, wie immer, zwey oder drey ſchlecht gelegte Kanonen über jedwedem Thore hatte. Die Stadt iſt zierlich und rein, hat wohl verſorgte Märkte und eine Menge Teiche innerhalb der Mauern. Mitten in der Stadt ſteht eine hohe Pagoda, welche ſchon von weitem ſichtbar iſt. Das Land umher iſt im vortrefflichſten Zuſtand der Kultur. — Dieſe Stadt treibt einen berühmten Handel mit weiblichen Schönheiten. Dieſe werden als Kinder aus den entfernteſten Gegenden hieher gebracht und nicht nur im Singen, Tanzen und Muſik, ſondern auch in allen den Künſten zu gefallen und der Befriedigung der Wolluſt, unterrichtet, welche, beſonders von den Reichen, in dieſem Lande bis zum höchſten Grad der Ausſchweifung getrieben wird. Dieſe Stadt wird daher als der große Stapelplatz für Weiber und Concubinen betrachtet, die man ſich nach den entfernteſten Provinzen von hier verſchreibt.

Es ereignete ſich oft, daß einige Laſkars aus Müdigkeit auf dem Wege zurückblieben, in welchem Fall die Geſellſchaft immer warten mußte, bis ſie ankamen. Dieß ereignete ſich auch am 20ſten, weßwegen ſie erſt am 21ſten, nachdem ſie wieder ein geringes Zehrgeld für zwey Tage und neue Päſſe und Führer erhalten hatten, ihre Reiſe fortſetzen konnten. Dieſe ging noch immer in derſelben Richtung; Anfangs durch eine grasreiche Ebene, worin ſie aber, wie überhaupt bis jezt, nicht ſo viel Vieh ſahen, als die Größe des zur Weide beſtimmten Landes erwarten ließe. Später ward das Land etwas hügelig; nachher aber kamen ſie wieder in eine ſchön bebaute Ebene. Seit ihrer Ankunft auf dem Feſtlande fanden ſie die Entfernungen auf den Landſtraßen regelmäßig auf Bretern angezeigt, welche an 7 Fuß hohen Pfählen befeſtigt ſind. Auch findet man auf einer jedweden Strecke von neun chineſiſchen Meilen (welches ungefähr drey engliſchen gleich kommt) eine kleine Kaſerne mit einem Thurm, von welchem die darin aufgeſtellten Militärpoſten ſich durch Flaggen Signale geben, vermittelſt welcher die Truppen im Fall eines Aufſtandes ſich ſchnell in großen Haufen verſammeln und die Behörden in den entfernteſten Gegenden ſehr bald telegraphiſche Nachrichten nach der Hauptſtadt ſenden können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Seguidillas.

4.

Dieſe Nacht hab ich geträumt —
Welch ſüßer Traum!
Gerne möcht ich dir ihn ſagen;
Doch wag' ich es kaum.
Gebe der Himmel,
Daß uns beyde, was ich träumte,
Wachend beglücke!

5.

Traue nimmermehr den Eiden —
Kind! — der Verliebten;
Denn ſie gleichen nur, im Sturme,
Schiffergelübden,
Geloben alles,
Um gleich alles zu vergeſſen,
Wenn ſie gelandet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 26. Febr.

(Beſchluß.)

Einer der Verfaſſer des Miroir, welcher noch im Gefängniß ſizt, Namens Cauchois Lemaire, begrüßte die wiedergeborne Freyheit in einem Aufſatze, den er von ſeinem Gefängniſſe aus datirt hatte. Den Ultras wird nun dieſer Miroir oder Spiegel wieder ein Dorn im Auge, und eines ihrer Blätter hat ihm den doppelſinnigen Namen: Journal à la glace, beygelegt. (Glace bedeutet bekanntlich Spiegel und Eis.) Der Theater-Cenſur iſt man aber nicht ſo wie der Journal-Cenſur los geworden, und noch täglich übt erſtere ihre Gewalt aus, wiewol auf eine glimpflichere Art, als die andere. Hr. Jouy gibt in ſeinem jüngſt gedruckten Trauerſpiel, Scylla, nach Etiennes Beyſpiel, die Stellen an, welche die Cenſur nicht von der Bühne herab zu ſagen erlaubt. Alle dieſe geſtrichenen Stellen beziehen ſich auf denſelben Gegenſtand, nämlich auf den Charakter Scylla's, wie z. B. folgende:

J'ai gouverné le monde à mes ordres soumis,
Et j'impose silence à tous mes ennemis:
Leur haine ne saurait atteindre ma mémoire;
J'ai mis entre eux et moi l'abime de ma gloire.

Augenſcheinlich iſt den Cenſoren bange geweſen, ein Theil des Publikums möchte dieſe Stellen auf Napoleon beziehen, wozu Talma's Spiel nicht wenig Veranlaſſung gibt, da er Bonaparte's Art ſich zu ſtellen und zu halten in der Rolle Scylla's auf eine täuſchende Art nachahmt. Jouy geſteht ſelbſt in der Vorrede ſeines Stücks, daß man in demſelben Aehnlichkeiten zwiſchen den beyden großen Charakteren habe auffinden wollen, und durch dieſe Vergleichung aufgereizt, verſucht er ſelbſt eine Parallele aufzuſtellen, die hier in der Ueberſetzung folgt, worin man aber den vormaligen etwas übertriebenen Anhänger Bonapartes nicht verkennen kann: „Beyde verdankten ihren Werken ihr Daſeyn, beyde waren gleich heftige Freunde der Gleichheit vor der Epoche ihrer Erhebung; alle beyde glaubten durch ihren Ruhm und ihre Triumphe das Recht erkauft zu haben, ihr Vaterland zu unterjochen. Der eine bemächtigte ſich gewaltſamer Weiſe der Herrſchergewalt; der andere empfing ſie als ein anvertrautes Gut, und gebrauchte ſie als ein Erbſtück. Napoleon und Scylla näherten ſich ihrem Zwecke ohne Prunk, ſo wie ohne Geheimniß; ſie nahmen die Herrſchaft als ein vom Glück ihnen zurückerſtattetes Gut an, und die Menſchen ſchienen das Zeichen der Macht an der Stirne der beyden Weltbeherrſcher zu erkennen. Scylla ließ in der Ausübung der Gewalt eine unverſöhnliche und wilde Seele blicken. Seine kalte und überlegte Grauſamkeit war für ihn nichts weiter, als das einfachſte und ſchnellſte Mittel, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Napoleons Politik hat ſich in dem Laufe eines viel längeren Reiches nur eine einzige blutige Handlung vorzuwerfen gehabt; ſein Wille, der eben ſo unerſchütterlich war, wie derjenige des römiſchen Diktators, entſprang aus einem Genius einer höhern Ordnung, und aus dem Rathe einer erhabenen Vernunft, worunter ich die Fähigkeit verſtehe, den Stoff zu einem glücklichen Erfolge mit eben ſo viel Kühnheit als Weisheit zuſammenzuſetzen. Beyde hatten dieſelbe Gleichgültigkeit gegen die Meinung der Zeitgenoſſen, daſſelbe Bedürfniß der Achtung der Nachwelt, dieſelbe Kaltblütigkeit in den Gefahren, dieſelbe Geringſchätzung der Menſchen, dieſelbe Stärke und Schwäche einer Einſicht, die ſich nicht auf einer und derſelben Höhe erhalten konnte; die ſyſtematiſche Kälte beyder Männer war die Folge verſchiedener Grundſätze; bey dem einen war es Egoismus der Rache, bey dem andern Egoismus der Größe. Die Ruhmſucht, welche alle beyde beſeelte, hatte Scylla's Gemüth ganz verdorrt; Napoleons Gemüth war für die reinen Vergnügen und die ſanften Gefühle des häuslichen Lebens empfänglich geblieben. Napoleon führte die ſtrengen Sitten wieder ein, und gab ſelbſt das Beyſpiel der Achtung gegen die öffentliche Moralität, zu einer Zeit, da ſie durch die Directorial-Regierung, der er gefolgt war, verdorben worden war; für Scylla war im Gegentheil die oberſte Gewalt nur eine Gelegenheit, der Sittenverdorbenheit einen ärgerlichen Glanz zu geben. Der eine, gedankenvoll und nachſinnend, floh die Geſellſchaft, die ſeine Landsleute leidenſchaftlich lieben; der andere, ausſchweifend, leicht zugänglich, und Freund von rauſchenden Vergnügen, umgab ſich mit Hetären, Komödianten und griechiſchen Künſtlern, welche von ſeinen Landsleuten verachtet wurden; jedoch könnte man vielleicht in dieſem Gegenſpiele eine geheime Gleichförmigkeit und eine gemeinſchaftliche Verachtung der gewöhnlichen Hochſchätzung entdecken. Scylla, deſſen Zweck die Wiederherſtellung der alten Ariſtokratie und der Triumph der Patrizier über die Volkspartey war, gebrauchte Anfangs nur Adeliche und Konſularperſonen; allein nachdem er ſich bald von ihrer geringen Zuneigung überzeugt und eingeſehen hatte, wie wenig er ſich auf ſie ſtützen könnte, warf er ſich auf die Seite des Volkes, und umringte ſich mit unbekannten Leuten. Napoleon that das Widerſpiel; man weiß, was daraus erfolgt iſt. Scylla war der glücklichſte General, und Napoleon der größte Feldherr, der je auf Erden erſchienen iſt. Scylla, ſeiner eigenen Tyranney müde, ſagte zu den Römern: Ihr, die ich wie eine elende Heerde erwürgt habe, ich bin es ſatt, über euch zu befehlen; ſeyd frey: ich werde wieder einer von euch. Er legte die Gewalt nieder. Napoleon verlor die ſeinige, und dieſer einzige, zu Gunſten des römiſchen Diktators auffallende Umſtand, ſtellt eine Art von Gleichgewicht zwiſchen zwey Charakteren wieder her, deſſen Ungleichheit ſich übrigens keiner Parallele unterwerfen läßt. Der eine gab den Römern, die er ermordet und erniedrigt hatte, die Freyheit zurück; der andere erfüllte Frankreich mit Denkmälern ſeines Ruhms, und pflanzte auf alle Thürme Europas die Fahne der Freyheit, deren er ſein eigenes Land beraubt hatte. Scylla endigte ruhig ſein Leben zu Rom, das er mit Blut und Thränen getränkt hatte, mitten unter einer Generation von Kindern, deren Väter er geächtet hatte. Napoleon ſtarb in der Gefangenſchaft der Engländer auf einem mitten im Meere verlaſſenen Felſen, wo er ſelbſt den Raum ſeines Grabes bezeichnet hatte.“ — Man ſieht es wohl, daß der Verfaſſer dieſer Parallele ſehr geſchickt die böſe Seite ſeines Porträts ins Dunkel geſtellt hat und leicht darüber weggeht, indeß er bey der glänzenden nachdrücklich verweilt. Wahrſcheinlich werden über das Urbild noch lange die verſchiedenſten Urtheile gefällt werden. Merkwürdig iſt noch dasjenige, was De Pradt in ſeinem letzten Werke darüber ausgeſprochen hat, und das er mit ſehr wichtigen Betrachtungen über die Nichtigkeit der ekelhaften Schmeicheleyen endigt, die allen Machthabern zu Theil werden, und die plötzlich aufhören, ſo bald dieſe Machthaber die Fähigkeit verlieren, die Schmeichler zu belohnen.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 22.

Digitized by Google

Nro. 67.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 19. März 1822.

Stein, Wall und Mauern kerkern nicht,
Kein Gitter kerkert ein,
Ein Geiſt, zufrieden, ruhig, ſpricht:
Das ſoll mein Pallaſt ſeyn!
Fühlt Herz ſich nur und Muth ſich gleich,
Und frey und fröhlich ſich,
Kein Engel dort im Himmelreich
Iſt dann ſo frey, als ich.

Aus dem Alt-Engliſchen.

Jakob der Erſte von Schottland.

Das Mitleid, welches wir Unglücklichen zollen, wird, ſo wie das Unglück ſelbſt, welches ſie danieder ſchlug, von uns unbekannten Verhängniſſen beſtimmt. Es gibt in der Geſchichte (und im täglichen Leben) Menſchen, die ſich in Beſitz des Bedauerns geſezt haben, bald der ganzen Nachwelt, bald nur ihrer Zeitgenoſſen — und iſt dieſe Empfindung einmal bis zu einer gewiſſen Allgemeinheit verbreitet, ſo wird Unterſuchung oder Zweifel über ſie für Gottloſigkeit gehalten. Mit dem Haß, mit der Bewunderung geht es eben ſo. Maria Stuart iſt ein ſolcher Gegenſtand der allgemeinen Bedauerniß geworden, (ich ſpreche vom Empfindungs-, nicht vom Rechts-Urtheil über ſie, bey welchem lezten wohl kein edel und freydenkender Menſch ihre Gegnerinn vertheidigen möchte,) ein Gegenſtand, mit dem ſich Proſa und Verſe ſeit Jahrhunderten beſchäftigt haben, indeß einer ihrer Vorfahren auf ihrem ſtets von Meutereyen umringten Thron, eine eben ſo lange Gefangenſchaft wie ſie ſelbſt, eben ſo wie ſie von der rohen Uebermacht eines Königs von England, unter höchſt rührenden Umſtänden erlitt, ohne daß er, unſers Wiſſens, je der Vorwurf eines Geſanges geworden iſt.

Robert der Dritte, König von Schottland, ſchickte 1406 ſeinen eilfjährigen Sohn Jakob, (nachmals der Erſte von Schottland) an den franzöſiſchen Hof, um ihn dort fern von den Verräthereyen und Gefahren, welche das königliche Haus von Schottland bedrohten, erziehen zu laſſen. Heinrich der Vierte von England ließ ihn auffangen und hielt ihn von ſeinem eilften bis in ſein neun und zwanzigſtes Jahr in einem Thurm von Windſor Caſtle gefangen. Dieſer Thurm, in dem Schottlands Stolz, die Blume der Ritterſchaft und Dichter, ſeiner Jugend ſchönſte Zeit verlebte, ſteht noch jezt; es iſt eine große graue Steinmaſſe, die der Zeit widerſtanden hat, und noch einer ſpäten Nachwelt wider die Uebermacht der Könige Zeugniß ablegt. Er erhebt ſich auf einem Hügel, um den er höher ſteht wie die andern Theile des Caſtels und eine lange Treppe führt in ſein Inneres. Zuerſt tritt man in die Rüſtkammer, eine alterthümliche Halle mit Waffen verſchiedner Art und verſchiedner Zeitalter angefüllt, unter denen man Jakobs Rüſtung zu beſitzen behauptet. Von da ſteigt man eine Treppe in eine Reihe Zimmer, die noch jezt von längſt verblichner Pracht zeugen; ſie ſollen dem königlichen Jüngling zum Gefängniß gedient haben und der Schauplatz einer phantaſtiſchen Liebe geweſen ſeyn, die manches ſeiner trüben Jugendjahre mit dem Roſenſchimmer der Hoffnung und Dichtkunſt umwob.

Jakobs Gefangenſchaft, obgleich furchtbar ungerecht, war nicht hart; er ward mit der ſeinem Range gebührenden Ehrfurcht behandelt; er erhielt in allen, damals angebauten Feldern der Wiſſenſchaft ſorgfältigen Unterricht, man bemühte ſich, alle die Vollkommenheiten in ihm auszubilden, die damals von einem ausgezeichneten Fürſten erwartet wurden. In dieſer Rückſicht war ihm ſeine Gefangenſchaft wahrſcheinlich vortheilhaft. Unter den Zerſtreuungen des franzöſiſchen Hofes würde er ſchwerlich die Geiſtes- und Gemüthsbildung erlangt haben, die ſein Kerker ihm gab. Das Bild, welches frühere Schriftſteller ſeines Landes von ihm entwerfen, iſt höchſt anziehend, ja es ſcheint faſt das Ideal eines ritterlichen Helden. Hektor Boyce ſagt von ihm: „er wuſſte mit dem Schwerte zu fechten, zu turniren, Lanzen zu werfen, zu ringen, zu ſingen, zu tanzen, er war ein geſchickter Arzt, ſpielte Harfe, Laute und andre Inſtrumente in großer Vollkommenheit, und war ein ausnehmender Sprachgelehrter, Redner und Dichter.“

Wie grauſam war ſein Loos, bey ſo vielen Vollkommenheiten, in dem Alter der Kraft und des Strebens von dem thätigen Leben ausgeſchloſſen zu ſeyn! In einer ſo unnatürlichen Lage ſchenkte ihm das Schickſal den einzigen nie ermattenden Troſt einer dichteriſchen Phantaſie, die „Elyſium auf ſeine Kerkerwand zu malen verſtand.“ Manches Gemüth wird beym Verluſt perſönlicher Freyheit ſtumpf und ſchläfrig, andre erbittert, nur dem Dichter kann die Einſamkeit des Kerkers den Schwung ſeines Geiſtes erhöhen und veredeln. — Jakobs rührendes Gedicht: des Königs Klage, welches uns aufbewahrt blieb, iſt ein Beweis von der Dichtkunſt göttlicher Kraft.

Des königlichen Jünglings Liebe zu Lady Jane Beaufford, Lord Sommerſets Tochter, einer Verwandtinn Heinrichs IV. iſt der Gegenſtand dieſes Gedichts; alle Empfindungen, die Jakob ſchilderte, bewegten wirklich ſein Herz, er legte ſie darin in ihren edelſten Momenten nieder, und der hiſtoriſche Theil deſſelben läſſt ſich noch jezt durch die Oertlichkeit des Gefangenthurms nachweiſen. Das Gedicht ſelbſt beſchreibt ſeinen Seelenzuſtand mit rührender Wahrheit. Müde von der Beſchränkung ſeiner Haft, harrte er nach einem thatenloſen Tag, ruhelos auf ſeinem Lager des Vergeſſenheit ſpendenden Schlummers. Mitternacht nahte, ein glänzendes Mondenlicht erhellte das Gemach, die Sterne funkelten in dem Dunkelblau des Himmelſaumes — da ergriff er, die Stunden zu beflügeln, ein Buch. Es waren Boethius Troſtgründe, von Chaucer, ſeinem großen Dichtervorbild, ins Engliſche überſezt. Der alte Weiſe, der, ſo wie er, durch die Ungerechtigkeit eines zügelloſen Fürſten ſeiner Freyheit beraubt war, ſprach tröſtend zu ſeinem Herzen; Jakob las, und überdachte nun ruhiger ſeine Lage. Plözlich weckt ihn die Glocke der Frühmette aus ſeinen Träumereyen; ihr feyerlicher Ton ſtimmt zu ſeiner Schwermuth und ſcheint ihm eine Stimme, die ihn zur Aufzeichnung ſeiner Geſchichte einlade. Dem Rufe folgend, ergreift er die Feder, bezeichnet, mit frommem Herzen, die vor ihm liegende Tafel mit einem Kreuz, und ſchwingt ſich nun zur Zauberwelt der Dichtung auf.

Dieſer Eingang ſchildert in rührender Einfalt die Lage, die Lebensweiſe des jungen Fürſten. Im Fortgang des Gedichts beklagt er mehr wie einmal ſein hartes Geſchick: einſam, aller Thätigkeit beraubt, den Freuden und der Freyheit des Lebens fremd, die jedem Thier von ſeinem Schöpfer zugetheilt worden. — Hier erinnert man ſich an die herzzerreißende Klage Roderichs in dem „Leben ein Traum“ Calderons Genie kann erfunden haben, was Jakob von ihm in ähnlicher Lage, wie Roderich, empfand. Aber alle ſeine Klagen behalten einen milden Charakter, ſie verrathen ein liebenswürdiges, zum geſellſchaftlichen Leben geneigtes Gemüth, und ertönen nur kurz und melodiſch mit erhabenem Ausdruck. Wenn dieſes Gedicht nicht den Charakter der Wahrheit an der Stirn trüge, könnte man auf den Verdacht kommen, der Sänger hätte den Eingang ſo einfach gehalten, um die darauf folgende Geſchichte ſeiner Liebe um ſo mehr zu heben. Dieſe ſchmückt er mit allem Reichthum des Frühlings aus, ihr Beginnen iſt es auch, welches den alten Thurm, der ihr Schauplatz war, noch jezt dem Beſuchenden ſo anziehend macht. Er ſtand einſtens, wie er zu thun pflegte, um ſchlafloſe Nächte zu verkürzen, vor Tagesanbruch auf. „Müde und gramvoll beklagte ich, ſingt der Dichter, in meinen einſamen Mauern mein freud- und troſtloſes Daſeyn.“ Da tritt er an ein Fenſter, um traurig in die Welt, von der er ausgeſchloſſen iſt, hineinzuſchauen. Das Fenſter ging in einen kleinen Garten am Fuße des Thurms; einem beſchränkten vor rauhen Lüften beſchüzten Platz mit Bäumen und Hecken geziert, „welche jezt im Mayenmond die ganze Luft mit Wohlgerüchen durchdufteten.“ Wir wünſchten die zarte Beſchreibung des Dichters übertragen zu können; aber wie ſchwer würde es ſeyn, ihre Einfalt in Reim und Maaß zu geſtalten! „In den zartbelaubten Zweigen, ſagt er, ſaß die ſüße kleine Nachtigall und ſang ſo laut und hell der Liebe geweihte Hymnen, bald ſanft, bald laut, daß der Garten und die Mauern rund umher erklangen.“ Klopſtocks Ode ſcheint vor des Sängers Phantaſie geſchwebt zu haben. „Liebende! ſingt er weiter, verehrt den Monat des Mayen, denn mit ſeinem Tag iſt euer Heil begonnen; ſingt mit uns: Hinweg Winter, hinweg! Komm ſüßer Frühling, kommt ſanfte Lüfte und Sonne!“ So ſang der gefangene Dichter, blickte in die lächelnde Frühlingswelt und verſank in jugendliche Träumereyen. Er ſann nach, was doch die Liebe ſeyn möchte, von welcher er, ſo oft des Mayen erwähnt wurde, in allen Dichtern geleſen; warum es auch ihm als gar gewiß vorkäm, daß Liebe jezt hauche in allen Lüften und dufte aus allem Laub. Wenn aber Liebe dem Leben jeder Kreatur zugetheilt ſey, warum ſie denn ihm verſagt worden. „Oft denke ich: O Gott, wenn Liebe denn ſo ein edles Gefühl iſt, wenn ſie ſolche Macht über unſere Herzen übt, warum verſagteſt du ſie mir? Was that ich dir, daß ich hier im Kerker ſchmachte, indeß alle Vögelein im Freyen ſich freuen?“ Während er alſo nachſann, ſchauet er in das Gärtlein herab und erblickt „die ſchönſte friſcheſte junge Blume,“ die er jemalen geſehen: Lady Jane, „die Schönheit des Mayenmorgens,“ die ſich unter den Bäumen erging. Ihr Anblick entſchied in dieſem Moment, wo Jakob von Mayenluſt und Sehnſucht begeiſtert war, über ſein Schickſal, Jane ward die Herrin ſeiner idealen Welt.

(Der Beſchluß folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung. M. ſ. Nr. 17.)

Toledo.

Daß eine neue Diligence den 31. Januar zum erſtenmal von Madrid nach Toledo abging, war mir grade recht und weil hier, wie bey uns, die neuen Beſen am beſten kehren, nahm ich mir gleich vor, dieſen Wagen einweihen zu helfen; außerdem hatten die Herren facciosos (Räuber), die ſich bisher zwiſchen Toledo und Madrid herumgetrieben, die Güte gehabt, ſich nach Alcala und Guadalaxara zu ziehen, ich hätte zwar wenig an ſie verlieren, aber deſto mehr Schläge bekommen können. — Luſtig iſt es, daß dieſe Herren jezt von Ladrones zu Facciosos avancirt ſind, und es wird für ſehr undelikat gehalten, ſie Spitzbuben zu nennen, ſo bald ſie mit ein Paar Pferden oder Mauleſeln figuriren; noch luſtiger iſt aber die Art, wie die Leute es hier anfangen, um dieſes Volk los zu werden: wenn ſie es irgendwo zu arg gemacht haben, ſo zieht ein Haufen Nationalgarde de este muy heroyca pueblo aus, mit Wehren und Stangen, um ſie zu fangen; meiſtens ſind es Freywillige, Schnurrbärtchen, die ihre erſten Sporen verdienen wollen, und acht Tage vorher wird es in ganz Alt- und Neu-Kaſtilien bekannt; die Herren Facciosos kommen den Abend, ehe die Jagd angeht, ganz ruhig in Madrid an, wo ſie meiſtens zu Hauſe ſind, all honorable men, und warten bis die heroes nach zwey, drey Tagen, die ſie in der Gegend ſehr luſtig zugebracht haben, und ſehr tapfer, wieder einziehen und jeder wieder an ſein Geſchäft gehen kann. Beſagte neue Diligence beſteht aber in einer ſehr erträglichen Kutſche für zehn Perſonen, die Bänke der Länge nach, worin man für funfzig Reales die zwölf Stunden von hier nach Toledo mit ſechs wackern Maulthieren in acht Stunden macht. Auf der Hälfte Wegs, in Illescas, wird umgeſpannt. — Es iſt wirklich hübſch dieſe erſten Pulsſchläge oder puncta salienta der erwachenden und zunehmenden Kommunikation hier zu beobachten; und wie die Miethkutſcher, die ſonſt nach Willkür ungeheure Preiſe machten, durch die ſeit zwey Jahren errichtete Diligencia correo, die freylich nur zwiſchen Madrid und Irun, Barcelona, und ſeit vier Wochen nach Sevilla geht, gezwungen ſind, mitzumachen und ſich als Diligencen mit beſtimmten Preiſen und Abfahrtstagen zu organiſiren. So finde ich alle vierzehn Tage eine neue Anzeige; und die Leute fangen ſchon ordentlich an, eine Diligence-Routine zu bekommen. Die Konkurrenz nöthigt ſie, die Preiſe zu vermindern, und die herabgeſezten Preiſe vermehren wieder die Konkurrenz und die Reiſenden. Dieſe Anfänge mögen Euch freylich ſehr unwichtig vorkommen, aber, wenn ich bedenke, daß die unbegreifliche Vervielfältigung und Leichtigkeit der Kommunikation in Frankreich eben auch ſeit der Revolution ganz ſachte angefangen hat, ſo — ärgere ich mich, daß ich mich nicht in die verſchiedenen brillanten Poſtkutſchen ſetzen kann, die in funfzig Jahren hier überall herumkutſchiren werden, wenn's Gottes Wille iſt. Uebrigens fährt es ſich in dieſen Kutſchen weit luſtiger als in unſern Poſtwägen, da ſie, wie die alten Staatskaroſſen, eine Menge große Fenſter haben, hinten und vorne; auch die bunten Geſchirre und Schellen der Maulthiere und die tolle Art zu kutſchiren, die die Leute hier haben, wo der ſogenannte Poſtillon: Moso, alle Augenblick vom Bocke ſpringt und neben dem Geſpann herrennt und ſpektakelt wie ein Beſeſſener, iſt wenigſtens nicht ſo ſchläfrig, wie das maſchinenmäßige Kutſchiren unſerer Poſtillone und Poſtpferde. Das iſt aber freylich der einzige Spaß, den man auf dem Wege von Madrid bis Toledo hat. Die ganze Strecke iſt ſo kahl wie ein Bret, außer den Paar Städtchen, durch die man kommt, ſieht man auch weder Haus noch Baum; es iſt freylich wahr, daß ein Theil von dem, was jezt eine Wüſte zu ſeyn ſcheint, Getreidefeld iſt; aber was habe ich davon? Ein ſonderbares Land! Ich fange allmählich an ganz zu vergeſſen, wie ein ordentlicher Baum ausſieht, ein Wald nun gar! Ein Kaſtilier hat ſicher gar keine Idee von dem, was wir Wald nennen, und wenn man in Alt- und Neu-Kaſtilien über dreyhundert nur halbwegs reputirliche Bäume zuſammen zählen kann, ſo iſt's viel. Man hatte mir viel von der Grande Arboleda des Guadarrama beym Eſkurial geſprochen; deſſen Wälder ordentlich poetiſch und klaſſiſch ſind; nun und was iſts? ärmliche Steineichen mit ſtachligen Blättern, die wir höchſtens für Gebüſch oder ſo was würden paſſiren laſſen, und an denen nichts Gutes iſt, als daß ſie den Winter über grün bleiben. Ich bin aber überzeugt, daß es hier Strecken von zwanzig und dreyßig Quadratmeilen gibt, auf denen weder Strauch noch Baum zu finden iſt. Dabey hat der Hochmuth der Kaſtilianer wirklich etwas poetiſches, es iſt der Stolz der Armuth, wenigſtens in ſeinem Urſprung. Von Gebirgsbewohnern läßt ſich das ſchon denken, aber hier hat es etwas gar befremdliches. Bey alle dem intereſſirt mich das Land um des Volks willen, und ich fange ordentlich ſelber an, die Eigenthümlichkeit erträglich zu finden und Gott weiß, wie ſehr ich es manchen unſerer deutſchen Gegenden (z. B. Göttingen) abbitte, daß ich zu ſeiner Zeit ihren Werth nicht erkannt habe. Wenn man dieſe Gegend durchreiſt iſt, ſo ſieht man aber ein, wie ſehr die Madrider Recht haben, auf ihren Prado ſtolz zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Jagdluſt.

Im Jahr 1758 jagte Kaiſer Franz I. achtzehn Tage lang auf den Gütern des Fürſten Colloredo in Böhmen. Außer dem Kaiſer und ſeinem Sohn waren drey Prinzeſſinnen und zwanzig Herrn vom Hofadel dabey. Man tödtete mit 116,200 Schüſſen 1710 wilde Schweine, 3216 Stück roth Wild, 932 Füchſe, 13,243 Haſen, 29,545 Rebhühner, 9409 Faſanen, 746 Lerchen, 1353 Wachteln, 1967 Schnepfen, 513 wilde Calkuten und 117 andre Vögel. — Das iſt eine Seligkeit, die wohl keiner unſrer Jäger mehr erleben wird!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 2. Febr. 1822.

Wenn die Erſcheinung des Prinzen von Homburg nach meinem lezten Berichte Senſation auf unſerer Bühne machte, ſo war dieß am Ende Januars noch bey weitem mehr der Fall mit dem Freyſchütz von Fr. Kind und Karl Maria v. Weber, und dieß ſchon deßhalb, weil hier alle Stimmen ungetheilt in Lob und Preis des ſo höchſt genialen Werkes einſtimmten. In der That ſchien der 20. Januar, wo die erſte Darſtellung erfolgte, ein wahrer Feſttag der hieſigen Bühne zu ſeyn, ſo froh und dankerfüllt war die Stimmung, ſo innig und tief ward alles Treffliche aufgeboten, ſo überſtrömend war der Enthuſiasmus, mit welchem dem überall gefeyerten Tonſetzer, hier nun gleich als in ſeiner Heymath, denn dieſe iſt ihm ja Dresden worden, gehuldigt ward. Mit was konnte ſich dieſe Liebe, dieſer Dank anders ausſprechen, als mit der lauteſten Begrüßung des lieben Weber nach dem erſten Akte, mit nicht endendem Bravorufen nach dem zweyten, und mit dem ſtürmiſch ausgeſprochenen Wunſche nach dem dritten, ihn ſelbſt erſcheinen zu ſehen. Er erfüllte dieſen auch freundlich, und trat vor den herabgelaſſenen Vorhang, die Sängerinnen Funk und Haſe an der Hand. Und nun über die Klaſſicität dieſes Meiſterwerkes ſelbſt kein Wort, da jeder Ort, der es bereits ſah, ſich darüber gleich ausgeſprochen hat, ſondern nur einige Züge, die hieſige Darſtellung betreffend. Sie war unſtreitig in den meiſten Theilen höchſt lobenswerth. Für Scenerey und Aeußeres überhaupt war mit Fleiß und Einſicht geſorgt, beſonders erhielt die ſchwierige Scene in der Wolfsſchlucht all das Ergreifende, Geiſterartige, Erſchütternde, das ihr Dichter wie Tonſetzer beygelegt haben. Beſonders brav war der vom Mond beleuchtete hintere Wald gemalt, und das Erſcheinen der wilden Jagd ſehr magiſch. Etwas Getöſe hätten wir allenfalls noch gern entbehrt, doch mags für Andere wohl mit dazu gehören. Die Koſtüms waren neu und kleidſam, beſonders die der Jäger und der Brautjungfern. So ſtanden denn die Darſteller auf freundlichem Grund und Boden, und wer hätte nicht mit den gehaltenen ſchönen Tönen der Dem. Funk als Agathe, dem reizend naiven Spiel von Mad. Haſe als Aennchen, dem angenehmen melodiſchen Tenor Hrn. Bergmanns als Max und dem kräftig durchdringenden Baſſe Hrn. Mayers als Kaſpar ſehr zufrieden ſeyn ſollen? Auch blieb bey wiederholten Aufführungen kein Geſangſtück ohne gerechten Beyfall. Gleichen erhielten auch ſowol die männlichen als weiblichen Chöre, wovon der Jägerchor wiederholt werden mußte. Das Orcheſter behauptete unter der Leitung des Tonſezers ſelbſt ſeinen alten Ruhm, und Solopartien, wie die ſchwierigſten Enſembles, wurden mit Klarheit, Präciſion, Rundung und Wohllaut vorgetragen. Möchten wir doch dieſes herrliche Werk recht oft ſehen! Hier zeigt ſich leider die zu große Beſchränktheit unſers Schauſpielhauſes wieder nur zu ſehr, und Hunderte haben erſt Hoffnung, bey der ſechsten oder ſiebenten Vorſtellung einen Platz zu bekommen.

Das dießjährige Eröffnungsſtück der Bühne war der Bürgermeiſter von Saardam, ein Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen, (ob es gleich auf den Anſchlägen nicht bemerkt war,) von Römer. Wenn das Ding ſo recht Schlag auf Schlag geht, daß man gar nicht zur Beſinnung kommt, ſo mag es ſich wohl erträglich machen, aber da es hier etwas langweilig verlief, zum Theil einzelne Rollen nicht gut eingelernt waren, zum Theil einer der Künſtler, welchem eine komiſche Hauptparthie zu Theil geworden, ihr nicht recht gewachſen zu ſeyn ſchien, ſo nahm Niemand rechten Antheil daran, und es wird ſich ſchwerlich auf dem Repertoir erhalten. Nicht beſſer ging es der am 8. Jan. zum Erſtenmal gegebenen Oper Clotilde, von Coccia. Beſonders erregte die erſte Vorſtellung ſogar Aeußerungen des Mißfallens, dagegen die beyden darauf folgenden nicht ganz ohne Zeichen des Beyfalls blieben. Sehr bequem hat ſichs freylich der Tonſetzer gemacht, und es iſt wenig oder gar keine Originalität darin zu finden, aber die Beſtrebungen von Cantù als Enrico, der Willmann als Clotilde, und Benincaſa's als Jakob, waren doch lobenswerth. Gleich die lange und langweilige Introduktion aber verſtimmte freylich das Publikum, da die darin auftretenden Männer ihren Rollen ſo wenig gewachſen waren. Deſto rauſchender war der Beyfall wieder in der bald darauf gegebenen Veſtalin, deren hoher Reiz nie veraltet.

Vorgeſtern wurden nach einem neuen Studio die drey Gefangenen, nach dem Franzöſiſchen von Wolff, wieder gegeben, und trefflich dargeſtellt. Alles griff raſch und lebendig in einander. Faſt keine Zwiſchenakte, keine Pauſen ohne Noth, reges Zuſpiel, gutes Lernen. Es war eine Freude, das mit anzuſehen, und die Zuſchauer fanden ſich ungemein befriedigt. Trefflich war Hr. Pauli als Belacrueil und Hr. Unzelmann als George. Dieſe Charaktere können wohl ſchwerlich irgendwo beſſer dargeſtellt werden, aber auch die übrigen Mitſpielenden rangen bis auf die kleinſte Rolle herab mit ihnen um den Kranz. Was muß gleiches Streben bey gediegnern Aufgaben für intereſſante Erſcheinungen erzeugen? Wir freuen uns im Voraus darauf, da neuerdings eine ſolche rege Belebung ſelten zu verkennen iſt.

In die Familie Anglade von Th. Hell, die zwey Mal gegeben ward, war ein neues, von Hr. Gärtner angeordnetes Ballet gelegt worden, welches vielen und verdienten Beyfall erhielt, der auch dem Stücke ſelbſt, beſonders im lezten Akte, nicht fehlte. Mad. Sandrini ward in der Schweizerfamilie als Emmeline, Hr. Pauli in der Waiſe aus Genf als Strömhorſt verdientermaßen gerufen, und Mad. Schirmer ſo wie Hr. Helwig ernteten die ihnen gebührenden Lorbeern in Kabale und Liebe.

Von den mit dem 24. Jan. begonnenen Maskenbällen in den Sälen des großen Opernhauſes in meinem nächſten Berichte, da ich erſt den auf morgen angeſezten zweyten abwarten will.

Ueber den merkwürdigen Fall eines jungen Mädchens von achtzehn Jahren aus der vierten Etage eines Hauſes, und der unbedeutenden Verletzung derſelben, da durch den Schutz des Himmels ſie in ein darunter ſtehendes Gefäß mit Steinkohlenaſche fiel, werden Sie ſchon in den Zeitungen geleſen haben. Leider aber ſcheinen nur keine äußere Verletzungen vorhanden, dagegen ſie jezt von innern ſchmerzlichen Empfindungen beunruhigt wird. Das liebenswürdige allgemein geachtete Mädchen iſt Braut.

— n.

Beylage: Literaturblatt Nro. 23.

Digitized by Google

Nro. 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. März 1822.

> Nach Wahrheit und Recht trachte, ſie erfleh' ich, und ihnen widme ich mein Leben.
>
> Horaz.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Aber es wird Zeit, daß wir von der Stelle kommen. Ueber Getafe, was eine Art von Schöppenſtädt iſt, bis Illescas, geht es faſt ganz eben fort, und ſehr bequem, weil eigentlich gar keine Straße da iſt; nach Illescas zu ſieht man am Horizont ſchon deutlicher die Sierra de Toledo ſich erheben; doch geht es von Madrid bis Toledo faſt immer bergab; das einzige, was die Einförmigkeit der Gegend unterbricht, ſind die Ruinen des Schloſſes Villalengua auf einem Berge, der ſich einzeln aus der Ebene erhebt. Bey Olia bekommt man zuerſt die imperial Toledo zu Geſicht, ſie präſentirt ſich ganz gut auf einem felſigen Hügel, von Felſen umgeben, mit ihren alten Mauern und Thürmen, der Kathedrale und auf dem höchſten Punkt der Stadt der Alcazar, gegenüber auf dem rechten Ufer des Tajo, das alte Schloß San Cervantes. Den dorado Tajo ſelber erblickt man aber erſt näher an der Stadt, da ſein Bette ſehr tief iſt; er umgibt die Stadt faſt ganz, und nur nach der Seite von Madrid läßt er den Eingang frey; zwiſchen den nächſten Hügeln und dem Stadtthor findet eine kleine Ebene Platz. Die Vega von Toledo nach dieſer Seite iſt denn doch auch einiges Grün, ein Paar Oehlbäume und Myrthen in den Gärten der Herren Canonici, und am Fluß hin der paseo de las rosas und las delicios, Mandelbäume und ſo was — will aber auch nicht viel bedeuten, obgleich die Toledaner mit eben der Entzückung davon ſprechen, wie die Leipziger von ihrem Roſenthal. An einigen zerſtörten Klöſtern und dem großen Hoſpital de Alvera vorbey, ziehen wir endlich zu der puerta de bisagra ein. Den Namen darfſt du von via sacra oder von bassabra ableiten, oder ſonſt woher, wie du willſt. Als ein alter Bekannter begrüßte mich (oder ich ihn) der deutſche Reichsadler, der über dem Thor ganz pompös in Stein gehauen iſt, wie er leibte und lebte, mit dem Wappen von Kaſtilien und Leon auf dem Bauch. Mir ward wirklich ganz heimelich dabey, weil er mich im erſten Augenblick an manche unſerer ehrlichen deutſchen freyen Reichsſtädte erinnerte. Wie mir aber endlich einfiel, daß er ein Denkzeichen Carls V. und der unterdrückten Freyheit Kaſtiliens, unter dem öſterreichiſchen Hauſe, und der Hinrichtung Padillas, und noch viele andere Vorfälle, die uns ja näher angeben, ſey, wär ich lieber zu der puerta de los reges hineinkutſchirt, die etwas abwärts liegt. Hier zogen die reges catalicos ein, als ſie die Mauren vor Toledo beſiegt hatten; jezt iſt ſie vermauert. Von dem Thore geht es noch etwas eben fort, durch eine Art von Vorſtadt; dann aber den ſteilen Berg, worauf die Stadt gebaut iſt, hinauf, an der alten mauriſchen Puerta del Sol vorbey, nach der Plaza de la Constitucion, weiland Plaza mayor. Ihr habt euch wahrſcheinlich wie ich, bis jezt unter den Konſtitutionsſteinen, wovon immer die Rede iſt, ein ordentliches artiges ſteinernes Monumentchen, mitten auf dem Platz gedacht? Das Ding iſt aber gar nichts als eine Inſchrift über der Thüre des Gemeindehauſes, oder ſonſt wo in der Höhe, ſo daß man lange ſuchen muß, ehe man es findet; und ich begreiſe noch nicht, was für Manövres die Leute machen, um dieſe Steine herunter zu werfen, oder gar zu verunreinigen. Das lezte muß wirklich eine ſo ſonderbare Operation ſeyn, daß ichs gern einmal mit anſehen möchte.

Nun bin ich endlich mit Gotteshülfe in der Fonda angekommen, ein weitläufiges fatales Gebäude, das hinten ein Hoſpital und vornen ein Wirthshaus iſt; ein Wirth mit einem der vollendetſten Spitzbubengeſichter, die mir je vorgekommen ſind, eins von den dicken, vergnügten, verſoffenen — kurz alles ſehr incomfortable, beſonders weil es halbwegs vornehm thut. Ich machte mich auch gleich wieder auf, um in der Stadt herum zu patrouilliren, Briefe abzugeben, und ein anderes Wirthshaus zu ſuchen. Aber vor allen Dingen erkläre ich dir rund heraus, daß, wenn du glaubſt, ich werde dir ſehr weitläufig und vernünftig die verſchiedenen Kirchen und Klöſter mit ihren Gemälden und Koſtbarkeiten beſchreiben, oder gar ſtatiſtiſche Notizen aufliſchen, du ſehr angeführt biſt. Ich habe keine Luſt Auszüge aus Ponz und Laborde's Reiſen zu fabriziren und ſie für eigene Waare auszugeben, beſonders da beyde überſezt ſind. Was mir beym Patrouilliren vorgekommen iſt, und ſonſt unter den Leuten, will ich dir ſchon erzählen, aber mehr nicht. Höchſtens bequeme ich mich zu ſagen, daß von 200,000 Einwohner, die Toledo im vierzehnten Jahrhundert, vor der Herrſchaft des öſterreichiſchen Hauſes hatte, noch etwa 15000 übrig ſind. Dagegen aber freylich fünf und zwanzig Pfarrkirchen und neun und dreyßig Klöſter, jedes mit ſeiner Kirche, und etwa acht und zwanzig Hoſpitäler und Stiftungen; ich habe kaum ein Haus geſehen, das nicht, nach der Schrift über der Thür, dem Domkapitel, oder dieſem oder jenem Kloſter, Kirche u. ſ. w. gehörte. Seit der Einführung der Konſtitution hat man zwar dieſen Herren und Damen einen Theil ihrer Einkünfte gemindert, allein hier, wie überall in Spanien, hat das Gouvernement ſich begnügt, dieſe Menſchen zu reizen, ohne ihnen die Mittel zu nehmen, ihren Freunden zu nützen und ihren Feinden zu ſchaden. Toledo iſt noch immer ein wahrer Stern der Hoffnung für die Servilen. So viel ſchwarzes Tuch wie hier wird gewiß verhältnißmäßig nirgends verbraucht; auf den Straßen ſieht man nichts wie ſchwarze Mäntel. Schaaren von Pfarrern und Geiſtlichen aller Art in ſchwarzen Mänteln und großen breitrandigen Hüten, dazwiſchen hie und da ein Kanonikus, die ſich ſchon von weitem durch ihre Bäuche und ihre Wichtigkeit vor allen auszeichnen. Schaaren von Studenten in ſchwarzen Mänteln und mit hohen dreyeckigen Hüten. Außerdem ſucht ſich alles, was nur einigermaßen von der Kirche abhängt, einer gewiſſen Schwärze zu befleißigen; ſogar die Tracht der Bauern aus der Gegend hat etwas Geiſtliches: ſchwarze Unterkleider mit langen, violetten oder ſchwarzen Röcken, und breiten, runden Hüten. Auch in den Geſichtszügen unterſcheiden ſie ſich auffallend von dem Landvolk der Gegend von Madrid, ſie ſind viel größer, breitſchultriger, ernſthafter, mit langem ſchlichten Haar: gehen viel langſamer und ehrbarer; mir fielen dabey ſchwediſche Bauern ein. Aus dem Herumlaufen und Briefeabgeben wurde den Nachmittag eben nicht viel, indem ich gleich anfangs in die Kathedrale gerieth und darin hängen blieb. Von ſolchen Dingen iſt freylich beſſer gar nichts als zu wenig ſagen; ehrenhalber muß ich aber dir doch geſtehen, was ich davon halte. An Größe und Ganzheit und Reinheit des eigentlich Architektoniſchen läßt ſie ſich freylich auf keine Weiſe mit unſern großen Denkmälern der gothiſchen Baukunſt, dem Strasburger und Köllner Dom, vergleichen; auch iſt ſie nicht aus der beſten Zeit der gothiſchen Baukunſt, (welche die Spanier ſehr vernünftig die deutſche nennen) ſo viel ich davon verſtehe. Folgende Inſchrift, obgleich ſie, denk ich, in Ponz Reiſe ſteht, ſetze ich dir hier, weil ich ſie doch halbwegs wieder entdeckt habe.

Aqui: jacet Petrus Petri: Magister:
Eclesia: Sete: Marie: Toletani: fautor;
Per exemplum: pro more: huic bona:
Crescit: qui presens: Templum: construxit:
Et hic quiescit: quod: quia: tam: mire
Fecit: vili: sentiat: venire: ante: Dei:
Vultum: pro: quo: nil: restat: occultum:
Et sibi: sis: merce: qui solus: cuncta
Coherce obiit: X dias de Novembrie
Era: de M: E. CCCXXVIII.

Was alſo zu deutſch heißt: daß Meiſter Peter, Petri Mius, die Kathedrale am Ende des dreyzehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbaut hat. Das kann aber blos auf das eigentliche Gerippe des Gebäudes gehen, da die Portale u. ſ. w. von andern Meiſtern aus der Mitte und dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſind. Von den beyden Thürmen, die da ſeyn ſollten, iſt der eine nur halb fertig, die andere Hälfte aus Holz; an die Stelle des andern hat man eine alberne Kuppel gebaut. Ueberhaupt ſind der neuen Anbaue gar viele.

(Die Fortſetzung folgt.)

Jakob der Erſte von Schottland.

(Beſchluß.)

Chaucer beſchreibt in ſeinem Palamon und Arcita einen ähnlichen Auftritt wie das Beginnen von Jakobs Liebe; wenn wir nicht glauben dürften, daß Jakob ſeine Geliebte wirklich zum Erſtenmal in dieſem Zwingergärtlein erblickt, ſo könnten wir vermuthen, dieſes Gedicht ſey ihm ſchon bekannt geweſen. James beſchreibt ſeine Geliebte mit der Vorliebe eines Liebhabers — das Netz von Perlen mit Edelſteinen geziert, welches ihre goldenen Locken umfängt, die goldene feingearbeitete Kette um ihren Nacken, an der ein Rubin, in Geſtalt eines Herzens, gleich einem Feuerfunken auf ihrem ſchneeweiſſen Buſen brennt, wird nicht vergeſſen. Ihr weiſſes Gewand hatte ſie, freyer zu ſchreiten, aufgeſchürzt, ſie war von zwey Zofen begleitet und ein kleines, mit Schellen geziertes Hündlein ſpielte um ihre Schritte. Doch bald ſchwindet dieſe himmliſche Erſcheinung, Lady Jane verläſſt den Garten, und der Sänger fühlt ſeine Abgeſchiedenheit um ſo ſchmerzlicher, da die Welt, aus der er ausgeſchloſſen iſt, nun einen Schatz beſitzt, den er zu dem Ziel ſeiner Wünſche gemacht. Den ganzen, langen, trüben Tag ſann er über ſein trauriges Loos, bis er am Abend wie „Phöbus Blumen und Kräutern Lebewohl zuſtrahlte“ wieder am Fenſter weilte und ſein von Gram und Liebe müdes Haupt auf den kalten Stein legte — träumend oder verzückt hat er hier eine Viſion, welche der übrige Inhalt ſeines Gedichts iſt. Bey ſeinem Erwachen ſchreitet er, unſicher, ob ein täuſchender Traum, oder ein prophetiſcher Genius, ihn zu tröſten und zu bekräftigen ſich ſeiner Sinne bemeiſtert habe, im Gemach einher und bittet, wenn ein überirdiſcher Geiſt ihm erſchienen, um ein Pfand, das die ihm im Traum verhieſsne Glückſeligkeit ihm zuſichre. Plötzlich durcheilt eine weiſſe Turteltaube die Lüfte, ſchwingt ſich in ſeinen Kerker, ſezt ſich auf ſeine Hand, und auf den Blättern eines Zweiges rother Nelken, das ſie in ihrem Schnabel trägt, findet er mit goldnen Buchſtaben folgende Worte (in zierlichen Verſen, die wir nicht nachreimen können) geſchrieben.

„Erwache! erwache! ich bringe, Liebender, ich bringe frohe, heilvolle, dich tröſtende Kunde. Lache nun, ſpiele und ſinge, denn im Buche des Schickſals iſt deine Heilung beſchloſſen.“ — Mit Furcht und Hoffnung empfängt, mit Entzücken lieſt er die goldne Schrift „und ſie war, ſagt er, das erſte Pfand meines Glücks.“ — Mag dieſer kleine Zug eine Geburt ſeiner Phantaſie, mag er einen wirklichen Vorgang ſchildern, wie Lady Jane vielleicht durch Hülfe einer Taube mit ihrem gefangnen Liebhaber verkehrte, — ſo bleibt der Gedanke poetiſch und ſchön.

So erzählt Jakob ſein Liebes-Schickſal während ſeiner Gefangenſchaft. Des Gedichtes weiterer Inhalt kann durch den Geiſt der Zeit oft breit und pedantiſch genannt zu werden verdienen, dennoch iſt tiefes Gefühl, Zartheit und kunſtloſe Sittenmilde nicht darin zu verkennen.

Nachdem Heinrich den edeln Fürſten achtzehn Jahr lang ſeiner Freyheit beraubt hatte, rieth ihm ſeine Politik ihn ſeinen unruhigen Unterthanen zurückzugeben. Um ihn mit feſtern Banden als die der übermächtigen Nachbarſchaft und umgarnender Ränke an ſein Intereſſe zu feſſeln, vermählte er ihn mit eben der Lady Jane, deren holdes Bild die Einſamkeit ſeines Kerkers verſchönert hatte. Jakob fand ſein Königreich in der äußerſten Verwirrung. Die großen Häuptlinge hatten das lange Zwiſchenreich benuzt, um Rechte an ſich zu reißen, und die der Krone zu ſchmälern. Jakob ſuchte und fand die Stütze ſeiner Macht in der Liebe ſeines Volks. Die untern Klaſſen deſſelben verband er ſich durch Abſtellung von Mißbräuchen, gerechte Handhabung der Geſetze, Beförderung der Künſte des Friedens, und herzliche Bemühung, unſchuldige Feſtlichkeiten auch unter den Geringern im Volke zu verbreiten. Gelegentlich miſchte er ſich verkleidet unter ſeine Bürger, ſchwazte mit ihnen an ihrem Kamin, ließ ſich von ihren Angelegenheiten, Sorgen und Planen unterrichten; er erkundigte ſich ſelbſt vom Beſtand der Handwerke, der Mittel ihnen aufzuhelfen, ſie zu verbeſſern. Dem Uebermuth der Großen ſuchte er hingegen zu ſteuern, er beſtrafte kundige Unthaten, er entriß ihnen unbillig angemaßte Vorrechte, er ſuchte der Krone den Glanz wieder zu geben, der in dem Recht, die Geſetze ohne Anſehen der Perſon zu verwalten, am ſicherſten beruht. Ungeduldig litten die ränkeſüchtigen Häuptlinge einen Fürſten, der durch die Liebe ſeines Volkes ſtark werden wollte. Robert Stewart, Graf von Athol, ſein eigner Oheim, ſtellte ſich an die Spitze einer Verſchwörung, doch zu alt ſelbſt zu morden, beauftragte er ſeinen Enkel, Sir Robert Stewart, Sir Robert Graham und namenloſe Leute, die That zu vollbringen; dieſe überfielen den König, der ſich eben im Dominikaner-Kloſter bey Perth aufhielt, in ſeinem Schlafgemach, und mordeten ihn mit vielen Wunden. Lady Jane, ſeine treue, liebende Königinn warf ſich mit ihrem zarten Leib zwiſchen ihn und die Mörder, ſie empfing zwey Wunden, man riß ſie blutend aus den Armen ihres Gatten, und nun erſt vollendeten die Mörder ihre ſchändliche That.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin im Februar.

Der dießjährige Winter zieht mit ſeinen gewöhnlichen Feſt- und Gaukelſpielen, jedoch ohne Schutzmantel und Schellengeklingel über die Bühne. Oeffentliche und Privat-Redouten finden häufig ſtatt, die leztern bey den Geſandten und den Großen des Hofes, erſtere im Opernhaus; auch waren die Subſcriptions-Bälle, oder Redouten ohne Maske, wie man ſie hier nennt, angefangen. Sie finden des Sonnabends ſtatt, und dort trifft man die ganze elegante Welt von Berlin verſammelt. Der Hof iſt mehrentheils gegenwärtig, eröffnet den Ball mit einer Polonaiſe und verweilt bis zwölf Uhr, um welche Zeit auch Alles, was ſich zur beau monde zählt, nach Hauſe fährt. Alle Zeitungen ſtrotzen von Ankündigungen zu Karnevalsputz; Ballkleider waren von 1 Thaler an zu haben, und in den Straßen gucken Masken und Dominos aus allen Läden.

Zwey äußerſt geſchickte Taſchenſpieler, **Schumann** und **Bosca**, trugen auch viel zur Unterhaltung des Publikums bey. Der erſtere ſchneidet Menſchen und Thieren die Köpfe ab, ſezt ſie aber wieder auf, und der andere wirft vor aller Augen Uhren der Anweſenden aus dem Fenſter, die ſich dann augenblicklich auf ihr Geheiß an dieſem oder jenem Orte des Zimmers wiederfinden müſſen.

Eine geiſtreichere Unterhaltung gewähren die Panorama's des Hrn. Enslin. Unter ihnen iſt das Grabmal Rouſſeau's auf der Pappelinſel zu Ermenonville unweit Paris von einfacher rührender Schönheit; man glaubt die Waſſer rauſchen, die Pappeln flüſtern zu hören. Das Mondlicht verklärt das Denkmal des Unſterblichen. — Auch die Gegend von Kaſſel in Heſſen, die Hr. Enslin vorigen Sommer aufnahm, iſt recht wohl gerathen, daſſelbe gilt von einigen Schweizerthälern und der Umgegend von Prag, in der der verhängnißvolle weiße Berg ſich ſehr bemerkbar macht. — Es bleibt immer ein großes Vergnügen, ſo ohne Zeit und Koſtenaufwand des Anblicks der ſchönſten Gegenden genießen zu können. — Ein großes Panorama des Aetna mit ſeinen drey Regionen, der fruchtbaren, waldigen und todten, und einem Theil des Meeres, iſt an einem andern Orte Berlins zu ſehen, und nicht minder bemerkungswerth.

Was das Theater betrifft, ſo fährt man hier fort, ſich zum Leichten, Gefälligen zu halten, worüber ein Pſeudonymus in der Theaterzeitung ausruft: „Mir ekelt vor dieſer Speiſe.“ und: „Will denn Niemand Shakeſpears und Schillers Schatten hervorrufen?“ Das Publikum ſcheint dazu nicht Luſt zu haben, indeſſen wurde von ſchwerer Koſt die „Erdennacht“ von **Raupach** gegeben, gefiel aber nicht. Der „Freyſchütz“ von **Maria v. Weber** wurde dagegen in kurzer Zeit ſechs und dreyßig Mal wiederholt, auch der „Bär und der Baſſa,“ ein Vaudeville nach dem Franzöſiſchen, iſt ein Lieblingsſtück des Publikums.

Von Neuigkeiten ſahen wir „Quintin Meſſis,“ von **Julius v. Voß**. Es iſt dieß eine Dramatiſirung der bekannten Geſchichte des Schmieds, den die Liebe zu einer ſchönen Malerstochter zu einem der erſten Meiſter der Niederlande bildete. Ohnerachtet einiger Längen in der Unterhaltung zwiſchen Vater und Tochter, die den Gegenſatz von Künſtlers Erdenwallen, das Werk deſſelben Verfaſſers, bilden ſollte, gefiel das Stück. Recht ergötzlich nach dem Leben gezeichnet fand man beſonders den Betrunkenen darin. Mehr noch als dieß kleine Schauſpiel von zwey Aufzügen gefällt die damit gewöhnlich verbundene Wiener Poſſe: „Staberles Reiſeabenteuer,“ worin Hr. **Walter** aus Karlsruhe, der als Gaſt die Rolle des Staberl übernahm, die treuherzige Dummheit deſſelben meiſterhaft darſtellte. Daß Staberl glaubt, ſein Herr ſey ein Frauenzimmer und ſich in ihn verliebt, iſt wirklich eine neue Idee, die den ächten Komus erweckt.

(Der Beſchluß folgt.)

St. Gallen.

(Beſchluß.)

Der nämliche Hr. D. **Schläpfer** legte eine ausführliche Arbeit über die **Verſteinerungen in der Gegend von St. Gallen** vor, deren Ergebniſſe hier nur angedeutet werden können. Sie ſind folgende: Die Gegend war einſt Meeresgrund; die Kalkſteinſchichten ſind älter und bildeten den Meeresgrund und Klippen, ehe die Sandſteinformation vorhanden war; das Vorkommen von Petrefakten in den höhern Appenzeller-Alpen, die aus dem gleichen Kalkſtein beſtehen, der ihre Lagerſtätte ausmacht, und wovon keine lebenden Originale mehr gefunden werden, beweiſt, daß auch jene Gegenden Meeresgrund geweſen ſeyen, aber in einer frühern Periode, und daß ſie es nicht mehr waren zur Zeit, als die Sandſteinformation gebildet wurde; das gleiche Meer habe auch die ſubalpiniſchen Gegenden von ungefähr gleicher Höhe, z. B. Bern, Belpberg und die Appeninnen bedeckt, da die gleichen Petrefakten auch dort vorkommen; wahrſcheinlich ſey es das mittelländiſche Meer geweſen, da ſich in demſelben jezt noch die lebenden Originale zu dieſen Verſteinerungen finden; das Zurücktreten des Meeres habe allmählig, nicht plözlich Statt gefunden, woraus ſich der Mangel an Ichthyolithen erklärt; die Fragmente von ſchilfähnlichen Waſſerpflanzen, die ſich zuweilen im Sandſtein mit Pektunkuliten in einem halbverkohlten, ſteinkohlenähnlichen Zuſtande befinden, laſſen vermuthen, daß auch die andern vorkommenden Steinkohlenſpuren ähnlichen vegetabiliſchen Urſprungs ſeyen; die zum Theil halb verkohlten und vererdharzten Baumſtämme in den Torflagern von Gais und Appenzell ſeyen ſpätern Urſprungs; von neueſter Formation ſeyen endlich die Schutthügel, die z. B. einen Theil von Trogen, Speicher u. ſ. w. bilden. Aus dieſen Reſultaten baut dann der Verfaſſer ſeine Theorie der Bildung der von ihm beobachteten Landſchaft. Er theilt ſolche in vier Perioden: Erſte Periode, wo die Gegend Meer und der Grund aus Kalkſtein zweyter Formation beſtand. Es lebten hier untergegangene Meerbewohner der Vorwelt: Ammoniten, Belemniten u. ſ. w., wovon ſich noch Spuren in den Appenzeller Alpen vorfinden. Zweyte Periode: das Meer füllte nur noch die tiefern ſubalpiniſchen Gegenden, und es lebten da die jezt im Sandſtein vorkommenden Petrefakten. Dritte Periode: das Meer zog ſich in ſeine jezigen Grenzen, und ließ hie und da feſte Theile von Meerthieren und ihre Abdrücke zurück. Vegetabiliſche Theile verwandelten ſich unter gewiſſen Verhältniſſen in eine flüſſige Maſſe, die als Steinkohle hie und da die Spalten des Sandſteins durchdrang. Vierte Periode: die Vegetation ſpielt nun die Hauptrolle. Wälder entſtanden und verwandelten ſich durch ihr Ableben in Torf u. ſ. w. Die neueſte Geſtalt erhielt endlich die Gegend durch die Kultur.

Ueber die **Heilquelle zu Pfeffers** hat der neue dortige Badearzt, Hr. D. **Kaiſer**, ärztliche Beobachtungen mitgetheilt, die eines Auszugs hier nicht fähig ſind. Auch die neueſte Analyſe des Waſſers (von Hr. **Cappeler**) zeigt keine Beſtandtheile, welche über ſeine Kräfte Aufſchluß geben könnten, daher man zu der eigenthümlichen Wärme, zu dem elektriſchen oder magnetiſchen Princip, für die Erklärung derſelben Zuflucht nehmen muß. Aus einem Bericht, den der zur Unterſuchung verſchiedener Verhältniſſe der nämlichen berühmten Badquelle von der Regierung abgeordnete Hr. D. **Zollikofer** erſtattet hat, ergibt ſich unter andern: daß die alte Erfahrung ſich aufs Neue beſtätigt hat, der zu Folge hinreichender Schnee und Regen im Hochgebirge mit der Reichhaltigkeit der Quelle in genaueſter Verbindung ſtehen; daß im Sommer 1821 das Heilwaſſer wieder in reichhaltiger Menge und mehr als der Bedarf der Bäder es erfordert, aus ſeinem alten Behälter hervorſprudelte, und die nämliche Temperatur wie früher, nämlich ſtark $29\frac{1}{2}$ Grad Reaumur zeigte; daß zur Vorſorge, wenn in trocknen, ſchneearmen Wintern, die gewöhnliche, bis anhin benuzte Quelle nicht hinlänglich Waſſer liefern ſollte, an einer etwas tiefer liegenden Stelle ein durch den Taminſtrom getriebenes Pumpwerk angebracht worden, welches einen für die Bäder vollkommen hinreichenden Bedarf von Heilwaſſer in die Waſſerleitung bringt; daß dieſe tiefere Quelle bey vollkommener Klarheit und Reinheit 30 Grad Reaumur, alſo eine noch etwas höhere Temperatur als die obere zeige, und demnach bey allfälligem Verſiegen der bisher benuzten, ſolche vollkommen erſezen werde. Durch aerometriſche Verſuche hatte ſich übrigens das Verhältniß des ſpecifiſchen Gewichts dieſes Waſſers zu dem des deſtillirten Waſſers bey 16 Grad Reaumur gezeigt, gleich 10.006 zu 10,000.

Nro. 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. März 1822.

> Wahrlich, o Greis, du haſt wohlziemende Worte geredet.
> Aber der Mann will immer den Anderen allen zuvor ſeyn;
> Allen will er gebieten im Heer und Alle beherrſchen,
> Allen Geſetze austheilen, die Niemand, mein' ich, erkennet!
> Wenn ſie ja Lanzenkund ihm verliehen, die ewigen Götter;
> Stellen ſie darum ihm frey, auch Schmähungen auszurufen?
>
> Ilias, erſter Geſang, nach Voßens Ueberſetzung.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

(Aus Goethes Kunſt und Alterthum dritten Bandes drittes Heft, das nächſtens erſcheint, entheben wir dieſen Aufſatz, deſſen frühere Mittheilung unſre Leſer in jetzigem Augenblick, wo die Erſcheinung von des benannten Buches nicht goethiſcher Fortſetzung ſie beſchäftigt. Diejenigen unter ihnen, welche Goethen verſtanden, werden hier den geiſtvoll freundlichen Dichterpatriarchen wieder finden, der, der Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer gewiß, ſeine Gedanken mittheilt, furchtlos, daß man ihn mit Superklugheit Schwächen zeihe, wo er nur zutraulich ſich hingibt. Der Verſtändigere begreift, daß es Goethe nicht daran lag, ſeiner Freunde Kritik zu kritiſiren, ſondern unberührt zu laſſen, was ſie ſich verleiten ließen, zu viel zu thun, und nur der Welt, die ihm ſo bald nicht mehr Mitwelt ſeyn wird, zu ſagen: dieſe Freunde verſtanden den Sinn meiner Rede. Sollte des mancherley Lautwerdens, welches ſeit der Erſcheinung der nicht goethiſchen Wanderjahre ſtatt findet, dieſe Mittheilung veranlaſſt haben, ſo könnte es doch keine rührendere Antikritik geben, als den Hochbejahrten, Hochverehrten zu ſehen, wie er, ohne auf jene Lautwerdenden zu achten, zu ſeinen ältern Freunden ſagt: Ihr verſtandet mein Innres.)

* * *

Da nun einmal für mich die Zeit freyer Geſtändniſſe herangekommen, ſo ſey auch Folgendes gegenwärtig ausgeſprochen.

In ſpätern Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittlern, denn in dieſen war die Nation irre gemacht durch Menſchen, mit denen ich nicht rechten will. Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine als ihnen ſelbſt gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyranniſchem Beginnen anderer im Literarkreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyranney unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edeln Kennern frey geſchildert werden.

Nun darf ich mich aber zulezt gar mannigfach beſonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jezt dreyfältig zu Geſicht gekommen. Ein tiefſinnender und fühlender Mann Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im Geſellſchafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen, in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hiedurch am beſten zur Sprache bringen und ſein eignes Empfinden mannigfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literariſchen Converſationsblatte, ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bey deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl ſtatt finden mag: daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er das, was geleiſtet worden, willig anerkennt, und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, ſondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Profeſſor Kayßler zu Breslau, ſtellt in einer Einladungs-Schrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernſt und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſtalten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft ſogleich das Motto geſchrieben:

Il y a une fibre adorative dans le cœur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinſtimmung mit einem ſo würdigen Manne auszuſprechen gedachte.

Dieſen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur ſo viel erwiedern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich ſelbſt wohl noch irre werden könnte, vor der Nation ſo klar und rein aufgelöſt zu ſehen; wobey ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beſchwichtigt fühle. Ein ſolcher Fall möchte ſich in irgend einer Literatur wohl ſelten zugetragen haben, und es wird ſich gar wohl ziemen, auf dieſe Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernſter Männer und Freunde, die ihre Aufmerkſamkeit einem Einzelnen in dem Grade geſchenkt, daß ſie ſeine Eigenheiten beſſer kennen als er ſelbſt, und indem ſie einem Individuum alles Liebe und Gute erweiſen, es doch in ſeiner Beſchränktheit ſtehen laſſen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

◆

Hier nun fühl' ich unwiderſtehlichen Trieb ein Lebenslied einzuſchalten, das mir, ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorgeſehenen Entſtehung, immer werth geweſen, komponirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebſten Produktionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers, Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebſten mußte, mußte weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten ſog;
Um Mitternacht.

Bis dann zulezt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finſtere drang,
Auch der Gedanke willig, ſinnig, ſchnelle,
Sich um's Vergangne wie um's Künftige ſchlang;
Um Mitternacht.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Von den Portalen der Kathedrale iſt die Hauptfaçade mit ihren drey Portalen und der ſogenannten fachada de los leones im beſten gothiſchen Styl, und von der unendlichen Menge von Bildſäulen iſt faſt jede ein Meiſterwerk, ſie ſind größtentheils von dem ſpaniſchen Buonarotti: Alonſo Berruguete (einem Schüler des großen Buonarotti), oder doch unter ſeiner Leitung gearbeitet. Ich benutze anbey die Gelegenheit beſcheidentlich zu bemerken, daß mir ſcheint, als wenn man auch in Deutſchland (während einerſeits gewiſſe Leute mit den deutſchen Alterthümern, wie mit allem, was ihnen vorkommt, Mißbrauch treiben) nicht genug auf die Vortrefflichkeit der eigentlichen Skulptur-Arbeiten, beſonders Bildſäulen (abgeſehen von Architektur) an manchen unſerer gothiſchen Gebäude, geachtet hat. Z. B. habe ich unter den Bildſäulen des Hauptportals am Straßburger Münſter, (um grade das lezte zu nennen, was ich in unſerm Vaterlande geſehen habe) manche gefunden, die mir, Gott verzeih mirs, einen Platz neben vielen Antiken verdienen. Ich wünſchte z. B. Hr. Moller wäre auch meiner Meinung. Das Innere der Kathedrale wäre freylich herrlich, (304 Fuß Länge, 191 Breite, 107 Höhe mit 85 Pfeilern), wenn man nicht die Sünde begangen hätte, das Schiff in drey Theile zu zerſplittern. Auf der einen Seite des Kreuzgangs, nimmt das Chor etwa zwölf Pfeiler ein, und auf der andern Seite der Hauptaltar; und da beyde ſehr hoch ſind, ſo findet man nirgends eine Ueberſicht des Ganzen. Dieſe üble Gewohnheit, das Chor mitten ins Schiff hinein zu pflanzen, habe ich aber in allen gothiſchen Kirchen in Frankreich und Spanien bemerkt. Dieſes Chor ſelber iſt nun freylich das ſchönſte, was man ſehen und ſich denken kann! Die Sitze ſind von Alonſo Berruguete und Felipe de Bayoña gearbeitet, mit Basrelief in Alabaſter und Holz, aus dem alten und neuen Teſtament; das Ganze iſt nicht im gothiſchen Styl, ſondern in dem italieniſchen der Schule Michel Angelos. Was ihm an Mannigfaltigkeit und Humor fehlt, verglichen mit dem Chor der Kirche zu Auch, von dem ich dir ſchrieb, hat dieß Werk freylich an Reinheit der Formen, an „Griechheit“ voraus, und weiter ſage ich dir nichts davon. An ſchönen Glasmalereyen, an Schnitzwerk von Thüren und Schränken, an getriebener

Arbeit in Silber, Kupfer u. ſ. w., an ſchönen eiſernen Gittern mit erhabener Arbeit, alle aus der beſten Zeit der ſpaniſchen Kunſt, dem Ende des funfzehnten und Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, iſt die Kathedrale ſo reich, daß ich in den fünf Tagen, die ich in Toledo war, täglich vier bis fünf Stunden darin herum zu wandern und am Ende doch kaum angefangen hatte, recht zu ſehen. Auch an Gemälden iſt viel da, und viel Gutes. Nur haben die Sachen wie faſt überall in Kirchen, kein Licht; faſt alles iſt von der ſpaniſchen Schule, beſonders von dem Greco. Die Decke der Sakriſtey iſt von Giordano gemalt, al fresco, und ich habe mich dabey wieder überzeugt, daß dieſe Art Malerey für ihn gemacht iſt; man mag mir ſagen, was man will von ſeiner Unkorrektheit u. ſ. w., in dieſen Gemälden zeigt er den ſchaffenden Geiſt, den Funken der Gottheit, der ſich keiner Regel unterwirft.

So wie jener von den Schurken ſagte: es gebe nur zwey Arten, ſolche die gehängt werden und ſolche die nicht gehängt werden, ſo gibt es auch für Poeſie und Malerey nur zwey Klaſſen, die erſte: ſolche, die einen Funken des ſchaffenden Geiſtes beſitzen, die zweyte: ſolche, die ihn nicht haben. An den erſten kannſt du blos mit dem Maßſtab der Regel herumkriechen, und er paſſt nirgends recht. Die andern halt ich in Gottesnamen ſehr in Ehren, je nachdem ſie der Regel folgen, in deren Reich ſie gehören.

(Die Fortſetzung folgt.)

Berichtigung einer Berichtigung.

Der geiſtreiche Verfaſſer, der vor Kurzem erſchienenen anziehenden Schrift „aus Wilhelm Meiſters Tagbuche.“ ſagt in ſeinen dort zerſtreuten Bemerkungen S. 98.

> „A. W. Schlegel irrt, wenn er vorausſezt, daß Schiller ſeine Räuber nach Shakeſpeares Richard III. gearbeitet habe. Die Grundlage derſelben iſt die Erzählung vom Sonnenwirth, welche ſich in Schillers ſämmtlichen Werken findet, und nur der Charakter des Franz Moor iſt nicht ohne Aehnlichkeit mit dem Charakter Richards; zu Carl Moor aber hat der ganze Shakeſpeare kein Gegenſtück, ſo wie überhaupt kein früherer Dichter (?) und nur bey den Nachahmern findet ſich von Parallelcharaktern eine ganze Suite, z. B. Graf Donamar, Herrmann von Löbeneck.“

Dieſe Berichtigung verdient eine Berichtigung. Wir wollen hier nicht unterſuchen, wie weit Schlegel in ſeiner Vorausſetzung ſich geirrt habe. Einfluß wenigſtens hat Richards Charakter auf den Franz Moor gehabt, was der Verfaſſer ſelbſt auch zugeſteht, ſo wie der ganze Shakeſpeare auf die Bildung dieſes jugendlich wilden, bey allen ſeinen Verirrungen eine hohe urſprüngliche Kraft beurkundenden Stückes. Aber nimmermehr war, wie hier behauptet wird, die Erzählung vom Sonnenwirth, welche zuerſt in der Schillerſchen Thalia abgedruckt war, die Grundlage der Räuber ſeyn. Sie war es nicht, weil ſie es ſchon der Zeit nach nicht ſeyn konnte. Schiller, dieß iſt reine Thatſache, wurde mit der Geſchichte und dem allerdings intereſſanten Charakter des ſchwäbiſchen Sonnenwirths erſt in Mannheim bekannt, zu einer Zeit, als die Räuber ſchon längſt, auch Fiesko bekannt waren; und zwar, wie Referent es beſtimmt aus Schillers und ſeines Freundes Munde gehört zu haben ſich erinnert, durch den jetzigen Prälat Abel, damaligen Profeſſor an der hohen Carlsſchule, Schillers Lehrer und Freund. Dieſer, der gerade mit einer auf Aktenſtücke ſich gründenden pſychologiſch-hiſtoriſchen Bearbeitung der Geſchichte des Sonnenwirths ſich beſchäftigte, die ſich auch in einer Sammlung kleinerer pſychologiſchen Schriften von Abel befindet, beſuchte um dieſelbe Zeit den jungen Dichter, der ſchon ſein Vaterland verlaſſen hatte, in Mannheim. Dort, mit dem erſten noch warmen Intereſſe für ſeinen Helden erfüllt, erzählte er Schillern die Hauptmomente aus dem Leben des Sonnenwirths, den jener bisher nur dem Namen nach, und ſeine Geſchichte kaum oder höchſt unvollſtändig kannte. Je neuer und merkwürdiger ihm die angegebnen Daten über die urſprünglichen Anlagen und den Charakter jenes Räubers waren, je mehr ergriffen ſie Schillers heiße, zündbare Phantaſie, und nach wenigen Wochen, ehe noch Abel ſeine Beſchreibung dem Publikum bekannt gemacht hatte, fand dieſer ſich durch das Schillerſche Gemälde, worin freylich die Farben noch mehr von der Einbildungskraft als der Wahrheit aufgetragen waren, in der Rheiniſchen Thalia überraſcht. Die Vergleichung der beyden Sonnenwirthe, des hiſtoriſch-pſychologiſchen von Abel, und des mehr dichteriſchen, in vielem von jenem abweichenden iſt nicht ohne Intereſſe. Uebrigens iſt es auffallend, daß dem Verfaſſer der obigen Bemerkung die, wie wir uns erinnern, mehrmals bekannt gemachte und auch in der That wichtige Anekdote fremd ſeyn muſſte: zu dem Charakter des Karl Moor habe Schiller der des Räuber Roque in einer Novelle von Cervantes, die dem Don Quixote einverleibt iſt, wenn nicht Anlaß, doch manche Züge gegeben. Schiller verheimlichte das auch nie gegen Bekannte; und man vergleiche nur beyde. So viel auch immer noch dem ſchöpferiſchen Genius des jungen Dichters, der nie gemacht war, ſklaviſch zu kopiren, von eigenthümlichem Verdienſt übrig bleibt, der Satz: — es finde ſich in allen frühern Dichtern kein Gegenſtück zu Carl Moor — bleibt immer wie ſo Manches in dieſen intereſſanten Fragmenten ein willkürlicher Satz.

ſ.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Febr.

Wiewol der ernſtere Theil des Publikums, dem die Erhaltung der Aufklärung und der konſtitutionellen Freyheit am Herzen liegt, bey den jezigen Umſtänden eher Urſache hat traurig, als luſtig zu ſeyn, ſo ging es doch bey dem lezten Faſching ſehr fröhlich her; die Schauſpiele gaben eine Farçe über die andere; die luſtigſten Komödien Molières wurden wieder gegeben, mit Zuſäzen für die Karnevalzeit; Ballſäle ſtanden in allen Stadtrevieren offen, und waren aufs Geſchmackvollſte verziert und aufs Glänzendſte erleuchtet; der Maſken waren auch an öffentlichen Orten eine übergroße Menge, obſchon die freyſinnigen Journale verſichern, es habe gar keine Fröhlichkeit geherrſcht; in Paris mehr noch, als anderswo, gibt es eine Menge Menſchen, die ſich wenig darum bekümmern, wie es mit den vaterländiſchen Angelegenheiten ſteht, und die gern glauben, daß ſie nichts zu wünſchen übrig haben, wenn ſie gerade ſo viel Geld verdienen, als ſie bedürfen. Die Ultrablätter geben ſich viele Mühe, die Leute in einer Sorgloſigkeit zu erhalten, welche dieſer Parthey ſo wohl zu ſtatten kommt. Dagegen äußerten die freyſinnigen Blätter den Wunſch, man möchte doch endlich dem läppiſchen Vergnügen des Verkleidens und des zweckloſen Umhängens von falſchen Koſtümen und Maſken entſagen, deren Gebrauch ſich aus einer barbariſchen Zeit herſchreibe, und keinem aufgeklärten Volke wohl anſtehe; doch hat ihre Bemerkung auf den lezten Faſching noch keine Wirkung geäußert, und die Mezger haben, wie in den vorigen Jahren, mit allem möglichen eitlen Prunke, ihr Schlachtopfer, den fetten Ochſen, durch die ganze Stadt zur Schau geführt, und wie gewöhnlich dabey tüchtig getrunken und in den großen Häuſern geſammelt. Die Opernbälle wurden dieſes Jahr zum Erſtenmal in dem neuen Saale gegeben und nicht minder beſucht, als die gewöhnlichſten, obſchon ſie erſt um Mitternacht beginnen, und obſchon faſt gar nicht darauf getanzt wird. Die freyſinnigen Deputirten haben bey Gelegenheit der Bezeichnung der Staatsausgaben die Miniſter gefragt, warum ſie der Nation eine Laſt von einigen Millionen Franken aufgebürdet hätten, zur Bezahlung der Erbauungskoſten dieſes neuen Opernſaales, da ja die Regierung gar keine Verpflichtung habe, für die Vergnügen der Pariſer mit ſo ungeheuern Koſten zu ſorgen, und es nicht billig ſey, das ganze Reich dazu ſteuern zu laſſen, damit die Pariſer ein Schauſpielhaus mehr hätten. Man beſteht mit Recht, wie mich dünkt, darauf, die Regierung ſolle ſich in das Schauſpielweſen gar nicht mengen und den Privatunternehmern freye Hände laſſen, welche für das öffentliche Vergnügen beſſer ſorgen würden, als alle Miniſter und Gentilshommes de la chambre. Es iſt wahr, durch das Unterſtüzen der Haupt-Pariſer-Theater wird dem Volk eine ſehr große Laſt aufgebürdet. Zu der Oper werden jährlich 120 000 Franken zugelegt, zu dem erſten Théatre français 60 000, und zu dem zweyten 30 oder 40.000, weil ſie vorgeblich ſich ſonſt nicht aufrecht erhalten würden. Allein warum läſſt man ſie nicht durch Privat-Direktionen leiten, ohne ſich darein zu mengen, wie es in England und in den Vereinigten Freyſtaaten der Fall iſt? Eben weil man die Gewohnheit, alles ſelbſt leiten zu wollen, nicht aufgeben mag, gibt es unaufhörlich Stockungen in den Direktionen der großen Pariſer Theater. So hatte die Regierung den berühmten Viotti zum Muſik-Direktor der Oper ernannt; allein es fand ſich, daß er zu dieſem Amte nicht taugte, er mußte alſo wieder abgeſezt und Habeneck an ſeine Stelle geſezt werden. Bey dem erſten Théatre français waren Uneinigkeiten wegen Nichtbefolgung des widerſinnigen Reglements; ſtatt die Schauſpieler ein beſſeres Reglement entwerfen zu laſſen, iſt ein wohl beſoldeter königlicher Kommiſſär für dieſes Theater ernannt worden, und die einzige daraus entſpringende Folge iſt eine neue Laſt, da nunmehr auch die fette Pfründe des unnützen Kommiſſärs in die Staatsausgaben kommt. Mit dem zweyten Théatre français wollte es auch nicht gehen; die freyſinnigen Blätter riefen der Regierung zu: Laßt dieſes Theater fahren und überlaßt es ſeiner eigenen Leitung; ohne eure Hülfe wird es beſſern Fortgang haben, als jezt. Aber nein, dieſer Rath wurde nicht gehört, und es ſoll nun, unter Aufſicht der Regierung, auf eine neue Art geleitet werden. Bey Hofe und bey den Miniſtern gibt es ſtets Leute, welchen dieſes Leiten etwas abwirft, und welche daher nicht eher darauf Verzicht leiſten, als bis ſie dazu gezwungen werden. So viel iſt gewiß, daß die kleinern Theater, mit denen die Regierung nichts zu thun hat, ſich weit beſſer ſtehen, als die größern, die ſie unterſtüzt; die Eintrittspreiſe und die Popularität der Stücke mögen das übrige zu dieſer Wohlhabenheit beytragen; aber ſicher ſind ſie auch beſſer verwaltet, als diejenigen, wo ein Kammerherr oder ein Miniſter ſeine Befehle ertheilt; es geht bey ihnen alles von der Hand, wie in einem wohl geregelten Uhrwerk, und nimmer hört man dort von den vielen Schwierigkeiten reden, die ſich unaufhörlich bey den großen Theatern vorfinden. Von dieſem Flor macht jedoch das Vaudeville-Theater einige Ausnahme, aber blos durch die Schuld des jezigen Direktors Hrn. Deſaugiers. Dieſer ſonſt ſehr geiſtreiche Schriftſteller hat unvorſichtiger Weiſe bey mehrern Gelegenheiten ſeine Ultrameinungen auf der Bühne an den Tag gelegt, und die Freyſinnigen lächerlich machen wollen. Dafür haben ſich leztere nachdrücklich an ihm gerächt. Als ob ſie ſich Alle vereinbart hätten, ſchoſſen die liberalen Blätter ihre Pfeile auf dieſes Theater ab, alle neue Stücke wurden auf das Schärfſte kritiſirt, einige Schauſpieler traten ab, und das Publikum hörte auf, dieſes Theater ſo fleißig zu beſuchen, wie ſonſt. Der Direktor muß ſeine Unvorſichtigkeit wohl bereuen, denn er hat ſie hart gebüßt, und ſeitdem nicht mehr gewagt, ſeine politiſchen Meinungen zur Schau zu tragen. Deßwegen aber haben die liberalen Blätter noch nicht aufgehört, auf die Direktion zu ſticheln, und noch neulich verſicherte eins derſelben: Jemand, den man wegen Tumult im Théatre français verhaftet hatte, wäre zur Buße von dem Polizeykommiſſär anſtatt auf die Wache, ins Vaudeville-Theater geführt worden; er habe es aber nur eine Stunde dort aushalten können, und inſtändig gebeten, man möchte ihn doch lieber die ganze Nacht im Wachthauſe, als den Abend im Vaudeville zubringen laſſen. Auf Unkoſten dieſes Theaters hat ſich denn das neue Theater, Gymnase dramatique, ſehr empor gehoben, wozu freylich auch das vortreffliche Spiel des komiſchen Schauſpielers Perlet, welcher Brunet und Potier verdunkelt, nicht wenig hilft: in dem Comédien d'Etampes, und andern neuen für dieſes Theater eigends verfertigten Stücken, läßt ſein Komiker-Talent wenig oder nichts zu wünſchen übrig. Auch hat ihn bereits das erſte Théatre français zu den Bedientenrollen anwerben wollen, allein Perlet, welcher lieber der erſte auf ſeiner Bühne, als der fünfte oder ſechſte auf der Hauptbühne ſeyn mag, und ohnerachtet das Gymnase dramatique zu den kleinen Theatern gehört, dennoch ein Gehalt von beynahe 30.000 Franken bezieht, bezeigt keine Luſt, dieſem Rufe zu folgen. Die kleine Leontine Fay hat lange Zeit, das heißt ein gutes halbes Jahr, großen Zulauf zu dieſer Bühne erregt, und man hat eigends für ſie mehrere Stücke gedichtet, als: La politesse, le mariage enfantin; aber die Eltern, welche wohl aus Erfahrung wiſſen mögen, daß man das franzöſiſche Publikum reizen und nicht ſättigen muß, haben ſie von der Bühne abgezogen, und werden wahrſcheinlich mit dem Wunderkinde wieder herumreiſen, wie ſie ſchon zuvor gethan, bey ihrer Rückkehr nach Paris ſind ſie dann als eine Neuigkeit des Zulaufs wieder verſichert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 23.

Nro. 70.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. März 1822.

— — In wilder Größe ſteht
Die hehre Jungfrau da; des Zorns Gewölk umziehen
Tod kündend ihre Stirn; der Rache Sturm durchweht
Gewaltig ihre Bruſt, und herrlich, im Vertrauen
Auf ſich und auf den Gott, der ihren Muth belebt,
Legt ſie die Recht' aufs Herz und hebt
Die Linke kühn empor, durchs finſtre Nebelgrauen.
Schulz in ſeiner Cecilie.

Der Kampf von Brawalla oder die Amazonenſchlacht des Nordens.

(Bruchſtück einer Reiſe durch Scandinavien.)

In den erſten ſechs Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung herrſchte über das heutige Schweden das Ynglinga-Geſchlecht oder der Königsſtamm aus Odins Nachkommenſchaft. Erſt Sigtuna am Mälar-See, denn Upſala war der Sitz des Tempels wie des Thrones; und ſeit Yngue, dem zehnten von Odin, führten die Könige dieſes Stammes den Namen der Upſala-Könige. In den Provinzen herrſchten kleine Fylkis (Diſtrikts-) Könige, auch Jarlar genannt, die zwar in dem König von Upſala ihren Oberherrſcher anerkannten, doch durch unaufhörliche Kriege oder vielmehr Raubzüge gegen ihre Mitkönige ihre Macht zu erweitern ſuchten. Einen ſolchen Raubzug hatte auch der Fylkiskönig Alle, dem ein Theil der heutigen Provinz Smaland unterworfen war, um das Jahr 500 unſerer Zeitrechnung unternommen, kaum aber war Alle mit den wehrhaften Männern ſeines Gebietes ausgezogen, als daſſelbe die benachbarten Dänen und Jüten raubend und plündernd überfielen. Schon achteten ſie es eine leichte Beute. Aber die Weiber des Landes theilten nicht nur den alten ſchwediſchen Ruhm keuſcher Gattinnen; auch für Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſchlug ihnen das Herz: kein Mädchen gab ſeine Hand einem Jünglinge, deſſen Muth nicht bewähret war; ja, nicht ſelten, ſeine Tapferkeit zu prüfen, warf die Jungfrau ſelber den Fehdehandſchuh vor des liebenden Jünglings Füße, und nur, wenn er ſie beſiegte, ward ſie ſeine Gattinn. Solchen Sinnes war das von der Natur kraftvoll gebildete ſchöne Geſchlecht von Wärend (dieſer Name wurde erſt ſpäterhin dem Lande beygelegt, welches die heutigen Kreiſe (Härader) Kunga, Kinnewald, Albo, Norrwidinge und Upwidinge in ſich begriff.) Man berathſchlagt, Boten werden ausgeſandt; die Frauen und Töchter ſammeln ſich und rücken an, Blända, die herzhafte und entſchloſſene, an der Spitze, und mit wenigen zurückgebliebenen Männern vereint. Der Angriff wird gewagt, der Feind wird geſchlagen, flieht, wird verfolgt; eine kleine Zahl entrinnt; der feindliche Heerführer, Tumblinger, findet den Tod; noch heutigen Tages zeiget man ſeinen und ſeiner Genoſſen Grabhügel, auf Brawalla-Hed, einer weiten Ebene, die ſich durch ſechs Kirchſpiele des Kreiſes Albo (Skatelöf, Thorſas, Wislanda, Blädinge, Aringſas, Lekaryd und Qvenneberga) erſtreckt; der Name ſelbſt deutet an den furchtbaren, ſo wenig erwarteten, plötzlichen (Brad) Tod, der das raubende Heer ereilte. Aber noch auf andere Weiſe iſt bis auf den heutigen Tag das Gedächtniß jener Schlacht fortgepflanzt und zugleich den ſie kämpfenden tapfern Weibern ein bleibender Lohn geſichert worden. König Alle gab das Geſetz von Wärend, welches feſtſtellt: „Mann und Frau, Bruder und Schweſter, geben in Erbſchaften zu gleichen Theilen; alle Weiber dürfen, gleich Kriegern, das Feldzeichen oder die Schärpe tragen, bey Hochzeiten Trommeln haben, und das Land führt fortan den Namen: Wehrland (Wärend); dagegen ſollen die weſtlichen Diſtrikte, deren Weiber nicht mitkämpften, (der Weſter-Kreis, Wäſtra-Härad, in Jönköpings Län oder Statthalterſchaft) zur ewigen Schande eine Fluchtſteuer (Springhlatt) erlegen.“ — Noch König Karl XI. beſtätigte im Jahr 1691 das Geſetz von Wärend, und noch heute genießen die Weiber von Wärend das Vorrecht, zu gleichem Theile mit Männern zu erben, und Wäſtra-Härad muß alljährlich den Springhlatt bezahlen. — Ueber Brawallahed führt die Straße von Weſiö, Wärends einziger Stadt und Hauptorte der Statthalterſchaft Kronoberg, nach Laholm in Halland.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

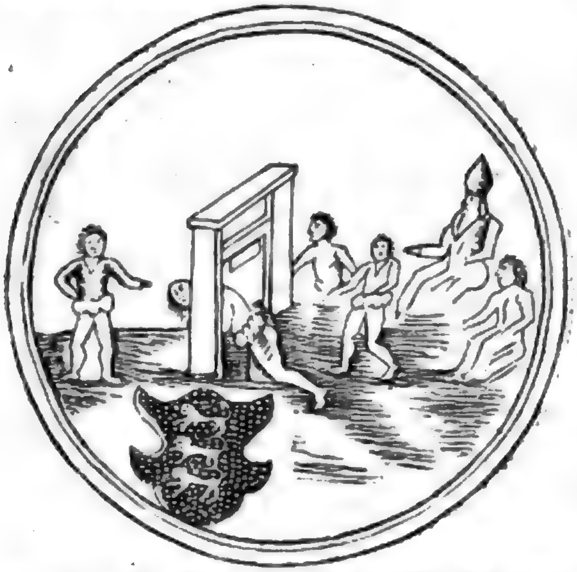
Die Geſellſchaft übernachtete in Suck-ſung, einer Stadt von ungefähr 70,000 Einwohnern. Sie liegt am Fuße einer langen Hügelreihe, auf welche die Mauern ſich hinanziehen und mehrere Luſtwäldchen, Gärten, Teiche u. ſ. w. in ſich einſchließen. Die ziemlich engen Straßen ſind rein, meiſtentheils gepflaſtert, und oben mit Vordächern gegen die Sonnenhitze geſchützt. Dieſe Provinz iſt berühmt wegen ihres weißen Zuckers und eines Oels, welches aus einer gewiſſen Art von Nüſſen ausgepreßt wird, die im Geſchmack den Lampertsnüſſen ähnlich ſind. Eine Dütte von dieſen Nüſſen, welche ungefähr drey Dutzend enthält, wird um einen Sapeka verkauft, und diente daher unſern armen Reiſenden, ihrer Wohlfeilheit wegen, als Hauptnahrung. In den chineſiſchen Städten wohnen Leute von ein und derſelben Profeſſion beyſammen, und in Suck-ſung ſah man ganze Straßen, welche ausſchließlich von Feuerwerkmachern und Verkäufern, und andere, die gänzlich von Rauſchgoldmachern und Verkäufern bewohnt waren; dieſe beyden Artikel ſieht man hier in ſehr großer Menge, ſie werden wahrſcheinlich nach andern Gegenden ausgeführt.

Am 22ſten erhielten ſie einen Beſuch von dem zweyten Mandarin, welcher ſehr viele vernünftige Fragen an ſie that und auf eine freundliche Weiſe von ihnen ſchied. Der erſte Mandarin, allzeit eine hohe Militärperſon, welche zugleich die Truppen der Provinz befehligt, befand ſich gerade abweſend, weßwegen der zweyte, welcher immer zur gelehrten Klaſſe gehört, jezt ſeine Stelle vertrat. Da einige der Leute noch nicht angekommen waren, ſo durfte ſie der Vicegouverneur nicht weiter reiſen laſſen; inzwiſchen aber lud er die Offiziere zu ſich zum Mittagseſſen ein, eine Ehre, welche ihnen zum Erſtenmal widerfuhr, ſeitdem ſie den chineſiſchen Boden betreten hatten. Vor dem Eſſen that er noch ſehr viele Fragen an ſie, über Europa, während welcher Zeit die Frauen, wie gewöhnlich, ſich mit der zudringlichſten Neugierde um ſie her drängten. Gegen drey Uhr ſezten ſie ſich zu Tiſche. Das Mahl war zierlich aufgetragen und beſtand aus Rind- und Schweinefleiſch, Geflügel und Gemüſe. Den Gouverneur und ſeine Weiber beluſtigte die ungeſchickte Art, womit ſich einige der Gäſte der Hölzchen bedienten, womit die Chineſen eſſen; ſie machten ihrer Verlegenheit endlich dadurch ein Ende, daß ſie ihnen Löffel bringen lieſſen, welche ihnen ſehr gute Dienſte thaten, da das Fleiſch nach Landesart in kleine Stückchen geſchnitten war. — Wohlgeſättigt kehrten ſie in den Tempel zurück, wo ein jeder zehn Sapekas und etwas Reis nebſt etwas Holz zum Kochen erhielt. Ihr Weg am folgenden Tag führte durch ein herrliches zwey bis drey Meilen breites Thal, welches ſich zwiſchen zwey Hügelketten hinzog. Nur gegen das Ende ihrer Reiſe erhielt der Boden ein unfruchtbareres Anſehen, und war demnach auch nicht ſo ſorgfältig bebaut. Sie kamen durch neun Dörfer und über eine ſchöne große Brücke. Die Gegend fanden ſie bevölkerter als irgend eine, durch welche ſie bisher gekommen waren, und begneten einer Menge Landleute, welche ihre Güter nach Sunk-ſung zu Markte brachten. — Sie ſchliefen die Nacht in Sun-nong, einer bedeutenden Stadt, welche aber keine Mauern hat. Hier ſahen ſie eine Menge Reiſender, welche mit ihren mit Waaren beladenen Karren und Schiebkarren in ein großes öffentliches Lagerhaus einquartirt wurden, welches zu dieſem Zweck beſtimmt zu ſeyn ſcheint und bey Nacht von Soldaten bewacht wird. — Dieſer Ort wird ſtark von Fremden beſucht und hat deßwegen auch eine Menge Gaſthäuſer. Eines derſelben war nur ein Stock hoch, aber über dreyhundert Fuß lang. Eine Reihe Tiſche mit Bänken auf beyden Seiten läuft mitten durch dieſes Gebäude hin. Im hintern Theile befinden ſich die Küchen, und warme Bäder, deren ſich beſonders die Fußreiſenden ſehr häufig bedienen. In jedwedem Gaſthauſe befinden ſich einige Leute, welche allzeit warmes Waſſer bereit halten, womit allein ſie ihren Unterhalt verdienen. Nachdem man die Füße gewaſchen hat, ſtreuen ſie etwas getrocknetes Salz darüber, welches ein Paar Minuten lang liegen bleibt, und ſehr erfriſchend iſt; zwey oder drey Sapekas bezahlen alle dieſe Mühe. Die Zimmerchen für dieſe Bäder befinden ſich außerhalb des Gebäudes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hiſtoriſche Nachweiſung über die Guillotine.

In Nr. 313 des Morgenblatts leztverfloſſnen Jahrs, theilten wir unſern Leſern eine Notiz über den frühen Gebrauch eines, der Guillotine ähnlichen Inſtruments in England mit. Chroniken erwähnen deſſen, wie unſre Notiz ſagte, in den erſten Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts, als einer ganz bekannten, keiner Erklärung bedürfenden Sache. Einer unſrer Mitarbeiter macht uns jezt aufmerkſam darauf, daß eine ähnliche Vorrichtung die Hand des Nachrichters zu entbehren, im ſüdlichen Deutſchland und Italien wahrſcheinlich eben ſo früh bekannt geweſen ſeyn muß. In Lorch, in der Kloſterkirche, in der mehrere Herzoge von Schwaben aus dem Hauſe Hohenſtaufen ruhen, wo auch Philipps Gemahlinn (die griechiſche Irene) Friderike begraben liegt, befindet ſich nebſt andern Bildern der Hohen jener Zeit, auch das Bild des unglücklichen Conradins von Schwaben. Es ſind Wandgemälde aus dem funfzehnten Jahrhundert. Ueber Conradins Haupt iſt deſſen Hinrichtung abgebildet und zwar vermittelſt einer Köpfmaſchine, wie folgende, dem Originalgemäße, rohe, aber zu dem Zweck hinreichende Abbildung zeigt.



In einer alten Chronik von Hohenſtaufen ſteht auch: „Man hat Conradin mit einer Art gerichtet, iſt von einer Falle, wie man es nennt, zu verſtehen.“ Preſcher ſagt in ſeinem „Altgermanien“: Nimmt man die ſchwäbiſch-halliſchen alten Chroniken zu Hülfe, ſo zeigt ſich deutlich, daß in Deutſchland die Köpfmaſchinen ſchon in ſehr alten Zeiten üblich waren. Eine ſolche war auch zu Hall in Schwaben, ſie wird einem alten Zwangſtuhl verglichen, in welchem eine dicke Diele mit einem ſcharfen Eiſen hing, die man auf den Hals des Unglücklichen konnte herab fallen laſſen. Daher iſt in dortiger Gegend das Sprichwort üblich: „Ehe ich das thät', wollt' ich mir lieber den Kopf mit einer Diele abſtoßen laſſen.“

Was iſt wohl die Veranlaſſung einer ſolchen Erfindung geweſen? Hat man das Leiden des Verurtheilten mildern wollen? Oder der Hand eines ſeiner Mitmenſchen die furchtbare Geſezesvollſtreckung erſparen? Oder war dieſe Köpfmaſchine nur ein ſchnellerer, ſicherer, ſtummerer Vollzieher der Uebermacht? Zeitalter und Kulturzuſtand möchten wohl aus den verſchiedenſten Urſachen dieſelbe Wirkung hervor gebracht haben, und die Fall-Diele, welcher eines Karls von Anjou und ſeiner Zeit Machthaber Rohheit beſſer gnügte, wie das Richtſchwert, könnte einer menſchlichern Zeit der Sittigkeit würdiger ſcheinen wie das Amt eines Nachrichters.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, den 14. März.

Eine achtbare Zeitſchrift machte unlängſt die deutſchen Theater-Verwaltungen auf den geſtrigen Tag aufmerkſam. „Am 13. März 1772 wurde in Braunſchweig zum Erſtenmale ein Meiſterwerk Leſſings: Emilia Galotti, dargeſtellt.“ — ſo berichtete jene Zeitſchrift, und forderte die deutſchen Bühnen auf, zu Ehren des großen Mannes, der ſo mächtig auf ſeine Zeit einwirkte, dieſen Tag durch die Darſtellung ſeines klaſſiſchen Werkes und durch eine angemeſſene Feſtrede feyerlich zu begehen. Die hieſige Intendanz fühlte das ganze Gewicht dieſer Aufforderung, worin es unter andern heißt, daß die Deutſchen doch endlich ſich ſelbſt in ihren großen Männern ehren ſollten; ſie fühlte, wie ſie ſich ſelbſt herabſetzen würde, wenn ſie an dieſem Tage die Bearbeitung eines engliſchen Romans, oder ein franzöſiſches Melodram, oder eine italieniſche Oper auftiſchte; ſie fühlte, wie ſie die Beſcheidenheit lebender deutſcher Dichter empfindlich kränken dürfte, wenn ſie eines ihrer Werke am Jubelfeyertag der Leſſing'ſchen Emilia Galotti darſtellen ließe; und wie ſelbſt unſere hinübergegangenen Dichter, Schiller an ihrer Spitze, an dieſem Feſttage ihrem Vorgänger und Vorarbeiter, der ihnen die Bahn zum Ruhm geebnet, willig den Kranz reichen. So hielt es denn die Intendanz für ihre Pflicht, das Gedächtniß unſers großen theoretiſchen Kunſtrichters, unſers eben ſo großen praktiſchen Künſtlers, feſtlich zu ehren, und ſo iſt es denn auch die Pflicht Ihres Korreſpondenten, von dieſer Feyerlichkeit öffentlich Bericht zu erſtatten. Vor einem wohl beſezten — aber nicht von der ſpektakelſüchtigen Maſſe überfüllten — Hauſe wurde Emilia Galotti würdig dargeſtellt. Mad. Neumann als Emilie, Hr. Neumann als Prinz, Hr. Demmer als Marinelli, Hr. Schulz als Odoardo, Mad. Mittel als Claudia, Mlle. Wolf als Orſina, Hr. Mayer als Appiani, Hr. Hartenſtein als Maler, und ſelbſt Hr. Labes in der geringen Rolle des Banditen. Alle ſpielten mit Luſt und Liebe, Alle hatten ihre Rollen bedacht und geübt, und leiſteten, je nach ihren Kräften, das Höchſte, ſo daß mit vollem Rechte geſagt werden kann: es war eine würdige Darſtellung. So ſehr nun gerade hier bey dieſem Stücke die Kritik recht eigentlich wirkſam und nützlich ſeyn dürfte, wenn ſie die trefflich-feſt gezeichneten Charaktere entwickelte, wenn ſie anzeigte, wo dieſen Genüge geſchehen, und wo noch etwas zu wünſchen gelaſſen wurde, ſo muß ſie ſich doch mit dem Verſprechen genügen, dieſe nicht unſchwere Aufgabe vielleicht in einem nächſten Berichte zu löſen; da hier nur von der Feyer dieſes Tages die Rede ſeyn ſoll. Zu dieſer Feyer gehörte nun freylich eine würdige Darſtellung des Meiſterwerks; das beachteten, das empfanden unſere Künſtler, und wir wiederholen es, die Aufführung war eine würdevolle Kunſtleiſtung. Der erwähnten Aufforderung gemäß, ſollte in Gegenwart des ſämmtlichen Perſonals ein Epilog geſprochen werden. Vermuthlich fürchtete man bey einem Epilog die Abſpannung des Publikums, und war eben ſo wegen des Koſtüms der verſammelten Schauſpieler in Verlegenheit, glaubte auch vielleicht, daß es einen Uebelſtand erregen würde, wenn die getödtete Emilia, der zerknirſchte Prinz, der böſe Marinelli und Andere wieder auf der Bühne erſchienen, weßhalb man in dieſen Vorſchlag nicht einging. Beym Aufrollen des Vorhangs ſah man einen einfachen Säulengang. In einer mit Blumen geſchmückten Halle ſtand auf abgeſtumpfter Säule das Bruſtbild des Meiſters; am Fuße der Säule lehnten die Embleme der dramatiſchen Kunſt und eine goldene mit einem Lorbeerkranz geſchmückte Lyra. Hr. Mayer, ſchwarz gekleidet, trat hervor und ſprach mit feyerlicher Würde einen Prolog. Der Verfaſſer deſſelben iſt auf dem Zettel nicht genannt; doch weiß man, daß er von Hrn. Robert iſt. Wir ſenden ihn anbey, mit Bewilligung der Intendanz, zum Abdruck, weil es vielleicht intereſſant ſeyn dürfte, die Feſtreden, die bey dieſer Feyer auf den verſchiedenen Bühnen gehalten wurden, mit einander zu vergleichen.

Prolog.

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡

Daß die Entfaltung Gottverlieh'ner Kräfte
Das Leben iſt, das geiſtige, der Menſchheit;
Und daß die holden Künſte
Der Schmuck ſind und die Zierde:
Die ew'gen Frühlingsblüthen dieſes Lebens;
Wer iſt ſo unglückſelig,
Daß nie ſein Herz ſich hingab dieſer Wahrheit?
Nur der Barbar, der Sklave niederer
Natur, der in dem Joch der Nothdurft keucht,
Und, wie das Thier, nichts Höh'res kennt, als was
Dem Leib' und wieder nur dem Leibe nützt. —
Und doch zeugt die Geſchichte:
Wir lebten ſo; ſo lebten alle Völker
In ihrem erſten kümmerlichen Daſeyn. —
Denn was den Menſchen erſt zum Menſchen macht,
Was die allmächt'ge Liebe
Zu treuer Pfleg' und Wartung uns vertraute:
Die Saat der trennungsloſen Zwillingspflanze,
Die heil'ge Saat des Guten und des Schönen,
Sie ruhte damals noch im Menſchenbuſen,
Gleichwie in hartem Erdreich, unentwickelt. — —
Heil uns, dem ſpät gebornen Geſchlechte!
Daß dieſe rohen Zeiten
Weit hinter uns ſchon liegen
In grauer Nebelferne der Geſchichte.
Heil uns! Und Heil den treuen,
Den wahren Menſchenfreunden,
Die in das oft ſo dunkle Erdenleben
Den Blüthenſchmuck der ſchönen Künſte webten!
Ja! wenn im Gottgeweihten Heiligthume
Wir freudig niederfallen,
Dankhymnen ſingend ob der Himmelsgabe
Das Gute und das Schöne zu erkennen;
So ziemt es uns in minder heil'gen Räumen,
In dieſen Hallen, die der Kunſt gewidmet
Auch jener Edlen zu gedenken,
Die jene Himmelsgaben
Gepflegt und ausgebildet;
Die auf den kühnen Schwingen ihres Geiſtes
Uns, gleich dem Aar, der auf zur Sonne fleucht,
Dem hohen Ideal entgegen trugen. — —
Zu ſolcher Feyer wurdet Ihr geladen;
Und Alle, die mit reichbegabtem Herzen
Ins innre Heiligthum der Kunſt gedrungen,
Die nicht mit flücht'gen Blicken
In unſerm ernſten Streben
Ein buntes Gaukelſpiel nur ſehn, die Zeit
Zu kürzen und zu tödten,
Sie werden hier in kunſtgeweihten Hallen
Das heitre Dankfeſt fromm mit uns begehn. — —
Den Manen dieſes Mannes
(auf das Bruſtbild zeigend)
Gedenkt heut' unſre Bühnenkunſt in Ehrfurcht. —
Ihr ſeyd ja Deutſche – kennt den Deutſchen. — Leſſing!! —
Mit ſeinem Namen iſt ſein Werth genannt! —
Wie er als Lichterwecker,
Als Feind der Finſterlinge,
Als heil'ger Streiter für Vernunft und Wahrheit
Gewirkt, gekämpft, gelitten;
Das mög' in andern Räumen:
Im ernſten Hörſaal ſtreng'ger Wiſſenſchaft,
Mit zeitgemäßem Wort geprieſen werden;
Uns ziemt es nicht; wir — denken ſeiner hier
Als Gründer nur der deutſchen Bühnenkunſt;
Wie Er ſie aus dem Staub hob der Verachtung,
Wie Er von roher Einheit ſie befrey'te
Und von den Ketten mißverſtand'ner Regel,
Worein das Volk der Gallier
Bis dieſen Tag die freye Muſe ſchnüret
Und welches nachzuäffen damals Brauch war. —
Mit ſcharfer Geißel hat er das gezüchtigt;
Doch wußt' Er auch, was jenes Volk geleiſtet;
Empfahl Geſchmack, Gewandtheit,
Empfahl uns jenen Zartſinn,
Der jede Feinheit gleich lebendig auffaßt
Und leicht vom Gegentheil beleidigt wird. —
So glich Er nicht den Eiteln unter uns,
Die auch die Plumpheit gern vertheid'gen möchten;
Noch wen'ger Jenen, welche Nebelbilder
Mit ſüßem Wortklang auf die Bühne bringen,
Und die Geſchöpfe kranker Phantaſie
Uns für das Ideal verkaufen wollen! —
O lebt Er noch! Wie würd' Er ſie vernichten,
Sie, die mit eitelm Hochmuth
Ihm ſeinen hohen Dichterwerth verſtreiten,
Ihn nur als Lehrer höflich gelten laſſen! —
Genug von ihnen! Es entweiht ihr Wort
Die deutſche Bühne — und den heut'gen Tag!
Ein Dankfeſt iſt er, eine Ehrenfeyer
Dem Gründer und dem Meiſter unſrer Kunſt.
Wie können wir Ihn würdiger verehren,
Als daß wir heut auf dem Altar der Künſte
Der holden Blüthen eine niederlegen
Aus jenem vollen, reichen Lorbeerkranz,
Den Er ſich ſelbſt um ſeine Schläfe wand! —
Es ſchwand ein halb Jahrhundert,
Seitdem der Dichter dieſe ſchöne Blume
Im Tempelhain Melpomenes gepflanzt,
Und immer blüht ſie noch in Jugendfriſche,
Und wird auch blühn, ſo lang es deutſche Kunſt gibt!! —
„Das Werk lobt ſeinen Meiſter!“ ſagt ein Kernſpruch:
Emilia krön' unſern Leſſing heute!
Indeß wir feyerlich allhier geloben,
Der Bahn zu folgen, die Er vorgezeichnet!
Dann wird der ſpäte Enkel dankbar noch
Des Gründers deutſcher Bühnenkunſt gedenken. —

Beylage: Literaturblatt Nro. 24.

Nro. 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. März 1822.

> Dem Einzelnen bleibe die Freyheit, ſich mit dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich ſeyn kann; aber das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch.
>
> Die Wahlverwandtſchaften.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

In den Gaſthöfen der Stadt Sun-nong ſezt man ſich nieder, und was man verlangt wird herbeygebracht. Nie aber ſieht man große Stücke Fleiſch. Ochſen- oder Schweinefleiſch wird in kleinen Schnitten gebracht, auf welchen ein Zettelchen mit den Preiſen liegt, welche faſt immer dieſelben ſind; Geflügel iſt immer in ſechs Theile zerlegt, deren jeder zwiſchen ſechs und zehn Sapekas koſtet. Während des Eſſens hält der aufwartende Knabe die Rechnung, welche ſelten hoch kommt. Das beſte, das man in China kocht, ſind die Suppen, welche auch ſehr theuer ſind. Die Reiſenden ſpeisten heute in dem vorerwähnten Hauſe, welches voller Gäſte war. Als man ihnen die Rechnung brachte, bemerkte einer dieſer Gäſte, daß man ihnen zu viel abforderte; er ſprach ſehr ernſthaft mit dem Aufwärter, nahm das Geld von ihnen, bezahlte ihm ſeine Gebühr und gab den Fremdlingen das Uebrige zurück.

Ihre Straße am 24ſten führte über eine ſteile, gebirgige Gegend, deren Thäler aber meiſtens mit Bergreis bepflanzt war, welcher keines feuchten Bodens bedarf. In dem Gebüſch und Farrenkraut, welches die Berge bedeckte, ſahen ſie eine Menge Gold- und Silberfaſanen. Auch begegneten ſie ſehr vielen Menſchen, welche einen Theil der mit ihnen von Hainan herüber gebrachten Waaren auf Schiebkarren nach Canton brachten. — Nach einem kurzen Marſch von achtzehn Meilen kamen ſie in der alten Stadt Fat-cheon-ou an und wurden in einem Tempel einquartirt. Die Stadt liegt auf dem Abhange eines Hügels, wovon ein Theil innerhalb der Mauern eingeſchloſſen iſt, welche an fünf Meilen im Umfang haben; aber, wie in allen Städten, die ſie auf dem chineſiſchen Continent geſehen, ſehr verfallen ſind. Die Straßen ſind rein und mit achtzehnzölligen rothen Backſteinen gepflaſtert, welche hier härter gebrannt werden, als in irgend einem andern Lande. Auch ſind dieſelben mit Schirmdächern bedeckt, welche zwar hübſch, aber kindiſch ausſehen. Sie ſahen hier mehrere Gefangene, welche in Bamboo-Käfigen angefeſſelt zur Entſcheidung ihres Schickſals nach Canton gebracht werden.

Am 25ſten ging die Reiſe weiter, immer nach N. O. zu, durch eine ſorgfältig bebaute, romantiſche Gegend, in welcher das Auge auf allen Seiten auf Landhäuſer traf, welche mit geſchmackvollen Gärten umgeben waren, und den reichen Mandarinen und Kaufleuten angehörten. — Gegen Mittag ſezten ſie in flachen Böten über den Fluß Suifan-Nieu, vielleicht ein Arm des Tigris. Im Laufe des Tages kamen ſie auch durch zwey Städte und fünf Dörfer; und ſahen zum erſten Mal ein Weizenfeld, wo die Stengel in ſo regelmäßiger Ordnung ſtanden, daß ſie entweder umgepflanzt, oder nach der Schnur geſäet worden ſeyn mußten. — In Nam-ſchin, wo ſie die Nacht blieben, wurden ſie in einem kaiſerlichen Ruhehaus einquartirt. Dieſe Häuſer, welche auf öffentliche Koſten unterhalten werden, trifft man ſehr oft, ſie ſind kaſernenartig eingerichtet, und den marſchirenden Truppen zum Aufenthalt beſtimmt, wofür ſie mit allen Bequemlichkeiten verſehen ſind. Ihre Größe iſt mannigfaltig; das gegenwärtige aber war ſo groß, daß ein jeder von der Geſellſchaft, ein eigenes Zimmer hätte wählen können, obgleich ſie ſich auf drey und funfzig Perſonen belief. — Die Stadt Namſchin iſt groß und enthält an 75,000 Einwohner; die Straßen ſind ziemlich breit und meiſtentheils gepflaſtert; und die großen Kaufläden darin geben ihnen ein gutes Anſehen. Auf den Märkten ſah man eine ungemeine große Menge Schweinefleiſch, welchem die Chineſen überhaupt ſprichwörtlich zugethan ſind, und welches die vorzügliche Nahrung des gemeinen Mannes ausmacht, welcher in jeder Hinſicht in dieſem Lande beſſer lebt, als in irgend einem andern. —

Ihre Reiſe am folgenden Tage ging über eine herrliche Ebene welche mit Weizen, Reis, Taback, ſüßen Kartoffeln und Rüben bedeckt war. Sie kamen durch mehrere Städte und Dörfer und ſahen den Fluß, welcher bey Fat-cheou-ou fließt. Auch erblickten ſie zum erſten Mal ein hohes Gebirge, deſſen Spitzen ſich in den Wolken zu verlieren ſchienen. — In Cow-the-ow, wo ſie die Nacht blieben, wurden ſie wieder in einem kaiſerlichen Hauſe einquartirt. Dieſe beſtehen meiſtens aus mehrern Gebäuden und haben von weitem das Anſehen von kleinen mit Mauren umgebenen Städten. Die, welche auf den Landſtraßen ſtehen, machen ſich ſchon in der Ferne durch drey davor errichtete weiſſe Pyramiden kenntlich. Auf allen Thoren iſt ein Mandarin in Kriegskleidung gemalt. — Dieſe Stadt enthält mit ihren Vorſtädten an 80,000 Einwohner. Auf der dreyßig Fuß hohen Stadtmauer lagen mehrere Kanonen, aber wie anderwärts, auf ſo ſchlechten Geſtellen, daß ſie beym Abfeuern, wenn ſie anders je dazu gebraucht werden, eher den Kanonieren als dem Feinde ſchaden können. An dem öſtlichen Theil der Stadt befindet ſich ein großer ſchiffbarer Fluß und auf der entgegengeſetzten Seite deſſelben eine an zweyhundert Fuß hohe Pagoda, welche die herrlichſte Ausſicht gewährt.

Ihre Straße am 27ſten führte unter andern über einige hohe unfruchtbare Berge, und nach einer Wanderung von zwey und dreyßig Meilen, langten ſie in der Stadt Ti-ſee an, wo man ſie in ein kaiſerliches Haus führte, in welchem ſich bereits mehrere Mandarins mit ihrem Gefolge auf ihrem Wege nach Timpock, befanden. Dieſe Herren unterhielten ſich die ganze Nacht hindurch mit Kartenſpielen, welchem die Chineſen leidenſchaftlich ergeben ſind, und wobey eine Geſellſchaft die andere ablöſte. — Ein ſolches Haus war auch in der folgenden Nacht in der Stadt Kut-ong ihre Ruheſtelle. An dieſem Tag legten ſie nur zwanzig Meilen zurück; kamen aber im Laufe ihrer Wanderung durch mehrere große Bamboowälder, ein Naturerzeugniß, woraus der Chineſe eine unendliche Menge Geräthe und Werkzeuge zu verfertigen weiß. Sie bemerkten auch mehrere Waſſerräder, welche von den Flüſſen oder Strömen getrieben wurden und zum Wäſſern der Felder dienten. Sie ſind meiſtens aus Bambao gemacht und ungefähr vierzehn Fuß im Durchmeſſer; an der Außenſeite befinden ſich Bretter, gegen welche das Waſſer anſtrebt und an dieſen ſind mehrere Reihen irdener Töpfe befeſtiget, welche ſich beym Umdrehen des Rades der Reihe nach ausleeren, und auf dieſe Weiſe einen beſtändigen Strom in den Waſſerleitungen unterhalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſellſchaft zur Stiftung eines allgemeinen und ewigen Friedens.

Der Augenblick zu einem ſolchen Unternehmen ſcheint uns ausnehmend günſtig, und muß am rechten Ort die lebhafteſte Anerkennung finden. Indeß jedes mitfühlende Herz der Chriſtenheit mit Sehnſucht den Augenblick erwartet, wo die vielen tauſend an den Ufern des Pruth verſammelten Söhne des Nordens den Mord vieler tauſend Mitchriſten in Griechenland und Klein-Aſien rächen werden, wollen wir doch dieſe ſo ſehr zeitgemäße Geſellſchaft kennen lernen.

Schon im Jahr 1816 vereinigte ſich in England eine Anzahl wohlgeſinnter Männer zu dem Zweck, zwiſchen allen Völkern Friede zu ſtiften. Sie wählten das Jahr 1816 zum Anfang ihrer Bemühungen, weil es ihnen bedünkte, die Menſchen müßten des Kriegs herzlich müde ſeyn, ſie haben nun geſehen, welchen Schrecken er mit ſich führe, und wie täuſchend Siegesglück ſey. Die hauptſächlichſte Thätigkeit dieſer Geſellſchaft beſteht in der Verbreitung kleiner Druckſchriften, in welchen die Verf. zu beweiſen ſuchen, daß der Krieg dem Chriſtenthum zuwider und den Menſchen ſchädlich iſt, und worin die beſten Mittel ſeine Verwüſtungen zu beendigen, angegeben werden. Ein Artikel ihrer Statuten beſagt, daß die Geſellſchaft ihre Belehrung nicht auf England beſchränken, ſondern durch die ganze Welt ausbreiten ſoll. Mehrere dieſer Traktätchen ſind mit Wärme geſchrieben, der eine, größtentheils aus einem amerikaniſchen Pamphlet genommen, heißt: „Ernſte Ueberſicht der Kunſt des Kriegs,“ worin gezeigt wird, daß er darauf abzweckt, die Völker zu unterjochen, und ſich über die Mittel, ſeinen Zerſtörungen ein Ziel zu ſetzen, verbreitet. Das Schriftchen enthält meiſtens frommes Raiſonnement, bey dem man ſich auf das Beyſpiel der Quäcker in Penſylvanien bezieht, um zu beweiſen, daß man beſſer mit Milde, als Gewalt regiert. Ein zweytes iſt ein Brief, in welcher ein H. M. J. Scott beweiſt, daß der Krieg der Lehre Chriſti entgegen iſt; ein drittes ſammelt die Beweiſe gegen den Krieg, die ſich in den Kirchenvätern finden; ein andres enthält, neben mehreren Auszügen aus den Werken über den Krieg, von Erasmus von Rotterdam, ein Briefſragment dieſes Schriftſtellers an Franz I. von Frankreich, in welchem er zu dieſem kriegeriſchen Fürſten mit der Unabhängigkeit eines Philoſophen redet, u. ſ. w. Manches dieſer Schriftchen iſt mehrmals aufgelegt worden, ſie ſind ſechszehn bis vier und zwanzig Seiten ſtark und werden für den, für England, geringen Preis von zwanzig Centimen (etwas mehr wie fünf Kreuzer) verkauft. In mehreren größern Städten Englands haben ſich ſolche Geſellſchaften gebildet. In Amerika zeichnet ſich die Friedensgeſellſchaft von Maſſachuſſets durch den Umfang ihrer Arbeiten und die Zahl ihrer Mitglieder aus. Die Friedensgeſellſchaft in London gibt auch ein Journal heraus; es heißt „der Friedensherold,“ ſein Inhalt iſt ſehr mannigfaltig, und hat manchen wunderlichen Artikel. Glaubten dieſe Geſellſchaften wirklich, daß Frieden zu jeder Bedingung das wünſchenswertheſte Gut iſt? ſo muß ihnen ein Bagno von Konſtantinopel, wo die Ermüdung die Sklaven in ſo tiefen Schlaf verſenkte, daß keine Kette mehr raſſelt, oder die Trümmerhaufen von Tripolitza als angenehme Orte vorkommen, ſonſt würden ſie in dieſem Zeitpunkt ein höheres Gut kennen als unbedingten Frieden.

Seguidillas.

6.

Kater gibts, die ganz im Stillen
  Tauben verſpeiſen;
Andre, die klein' Mäuslein finden,
  Miauen am meiſten.
Will mir's ſchon merken:
  Kater, die nicht viel miauen,
  Sind grad' die beſten.

7.

Mancher wandert nach dem Prado
  Sich zu erfriſchen,
Und der Arme ſieht dort Dinge,
  Die ihn erhitzen.
Manchmal geſchieht es,
Daß nach vielen langen Wochen,
  Mancher noch ſchwitzet.

8.

Wenn den Fächer du bewegeſt,
  Um dich zu kühlen,
Gibſt zugleich du mir ein Zeichen —
  Das ich verſtehe.
  Weh mir Armen!
Was dir kühlt die heiße Stirne,
  Wehet meine Flammen!

9.

Roth wie Nelken, ſchönes Mädchen,
  Glühen deine Lippen,
Sind ſo heiß! — mit friſchem Waſſer
  Sollſt ſie benetzen. —
  Aber wie gern,
Wenn du mir es nur erlaubteſt,
  Wollt ich ſie kühlen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Febr.

Die Geburtsfeſte der beyden Majeſtäten fallen ſchnell aufeinander, ſie wurden an einem und demſelben Tage mit vorzüglicher Pracht bey Hofe gefeyert. Auf dem Operntheater gab man am Vorabend des Feſtes der Kaiſerin: Richard und Zoraide; auf dem Burgtheater: Sappho; auf dem großen Vorſtadttheater: Das neue Ballet, Kiaking, zum Zweytenmal. Ueberall wurde vorher das Volkslied: „Gott erhalte Franz, den Kaiſer!“ nach Haydn's würdevoller, feyerlicher Melodie angeſtimmt. Auf dem Volkstheater ward bey dieſer Gelegenheit Karoline geſungen. Unter einem Thronhimmel zeigte ſich im Hintergrund der Bühne das Bild der Kaiſerin, wie ſonſt das Porträt des Monarchen, rechts und links ſtehen die Mitglieder des Theaters, die Frauen weiß, die Männer ſchwarz gekleidet; jene, überall, wo Glanz und Feſtlichkeit bereitet werden, nicht die letzten, machen gewöhnlich den zahlreicheren Theil aus. Am nächſtfolgenden Sonntag, der als Vereinigungspunkt beyder feſtlichen Tage angeſehen wurde, fand in der kaiſerlichen Burg große Galla Statt, weßwegen die für den 1. Jan. beſtimmte war verſchoben worden. Sie fiel beſonders glänzend aus, und ſeit mehreren Jahren hatte die Gegenwart des kaiſerlichen Paars das Feſt nicht verherrlicht. Sehenswerth iſt in ſolchen Fällen der Einzug der vier Hofämter in die Burg, nämlich: Das Oberſt-Kämmerer-, Stallmeiſter-, Hofmarſchalls- und Oberſthofmeiſter-Amt. Jeder Chef folgt im höchſten Staate, reitend oder fahrend, ſeinem Stabe, den eine lange Reihe feſtlich gekleideter Diener und Beamten bildet. Die Hofchargen ſind noch beſonders, wozu das Oberſtjäger- Oberſtküchen-Amt u. ſ. w. gehören. Der Oberſt-Jägermeiſter trägt einen Falken, nach alter Sitte, auf der Hand. Es erſchien aber dießmal nur der Oberſt-Stallmeiſter mit ſeinen Untergebenen, deren Einzug über den innern Burgplatz wohl eine halbe Stunde währte. Fürſt Trautmannsdorf folgte auf einem der ſchönſten Rappen, die man ſehen kann. Hinter ihm zogen dreyzehn Leibpferde, gleich belebten Meiſterſtücken des kunſtreichſten Pinſels. Mit der Trefflichkeit des Baues wetteiferte der Schimmer ihrer reichen Decken, und in dieſen der Geſchmack wieder mit dem Glanze. Die Erfindungskraft der ſinnreichſten Frauen ſchien in der Mannigfaltigkeit und Anmuth ſich erſchöpft zu haben. Hinter jedem Pferde ging ein Stalldiener, umhangen mit einer reich und ſchwer geſtickten Prachtſchabracke, worauf das kaiſerliche Wappen prangte. Zuletzt ein Staatswagen, den nicht minder Eleganz als Reichthum zierten. Die übrigen Chefs fuhren, blos von ihrer nächſten Dienerſchaft begleitet und umgeben, in ſechsſpännigen Staatskaroſſen auf. Ueberhaupt dauerte die Auffahrt der hof- und courfähigen Verſammlung gegen drey Stunden. Von den deutſchen Garden wie von den ungriſchen zogen nur Abtheilungen auf; vergebens erwartete man, den Fürſten Eſterhazy an der Spitze der letztern zu ſehen, der Reiter und ſein Roß mit Perlen und Edelſteinen überſäet. Eine zahlreiche Menge Zuſchauer füllte den mit Kavallerie beſetzten weiten Raum. Auf den Altanen und Balkons hatten Damen, Offiziers und Civiliſten in bunter Menge ſich verſammelt, und der ſchönſte Wintertag ſpannte ſeinen blauen Teppich über dieſes Feſt.

Nachmittags wurde die frohe Stimmung durch das Ableben des Erzherzogs **Albert** von Sachſen-Teſchen getrübt. Der Verewigte erreichte nicht völlig das vier und achtzigſte Jahr. Drey Tage nachher wurde der Leichnam in der Kapuziner-Kirche, wo ſich die kaiſerliche Gruft befindet, beygeſetzt. Vorher aber hatte die feyerliche Ausſetzung in der Hofkapelle Statt. An dieſem Tage blieben die Hoftheater verſchloſſen, eben ſo zwey Tage ſpäter, als die Vigilien gehalten wurden. Gleich nach Verſchließung des Sarges erhielt, wie es der Brauch erfordert, der Oberſthofmeiſter Einen Schlüſſel, der zweyte ward dem Pater Guardian der Auguſtiner eingehändigt, deſſen Obhut die Leiche anempfohlen wird. In der Kapelle muß jedoch der Sarg geöffnet werden. Nachmittags gegen ſechs Uhr erfolgte das Leichenbegängniß. Von der Burg über den Joſephsplatz, bis zum neuen Markt, an deſſen Eingang links die Kirche ſteht, bildete das Militär Spalier und formirte auf dem Platz ein großes Quarree. Klein und einfach iſt die Kirche, faßt aber Raum genug in ihrer unterirrdiſchen Behauſung für die erhabenen Todten. Gegen fünf Uhr herrſchte noch innerhalb der ſchwarz bekleideten, mit Wappenſchmuck verzierten Mauern feyerliche Stille. Einige Militärperſonen wanderten darin umher, oder begaben ſich in die düſtern Gewölbe. Ein Paar ehrwürdige Väter zeigten ſich am Hochaltare links und rechts mit ihren grauen Bärten, wie Friedensboten aus der andern Welt. Auch wir gingen hinunter in die Behauſung der Todten, deren Eingang von zwey Grenadieren bewacht wurde. Hier, in dieſen reinlich räumlichen, vom Tageslicht durchdämmerten Gemächern, wird der Gedanke an das Grab viel leichter. In der Mitte des zweyten erhebt ſich ein rieſenhafter Sarkophag, der den Leichnam **Maria Thereſia's** umſchließt, kunſtreich aus Erz geformt, und mit dem in Gold geprägten Bildniß ihrer Tochter, der verewigten Königin von Neapel, geſchmückt. Vor dieſem, doch von etwas geringerem Umfang, ragt ein ähnlicher, der die Gebeine des älteſten Bewohners dieſer Ruheſtatt, des **Kaiſers Mathias**, in einem ſilbernen Sarg verwahrt. Einfach und niedrig ſteht die kupferne Truhe, die den Sarg Joſeph II. umfaßt, der einſt zu einem übermüthigen Großen ſagte: „Wenn **ich** nur unter meines Gleichen ſeyn wollte, ſo müßt' ich zu den Kapuzinern gehen.“ — Ein leichter Moderduft umweht den Wanderer in dieſen Räumen, und ein Schauern überfällt ihn, wenn er unwillkürlich mit dem Finger den Deckel eines Sarges berührt. Im Hinuntergehn trat uns ein ſchwarz gekleideter Fourier entgegen mit den Worten: „Bitte, bald zurückzukommen!“ was wir faſt für Ironie gehalten hätten, allein es war ſein freundlicher Ernſt. Ich aber überlegte noch am Ausgang, wie **Jouy** in den Katakomben: ob es auch der Mühe werth wäre, von hier erſt noch hinauszugehen? Ein reizendes Mädchen, das uns begegnete, mochte anderer Meinung ſeyn; ſie ſchien ſich zu bedenken, ob ſie ſchon hinunter ſollte. Ich hätte ihr nachrufen mögen: Bleibe zurück, und verſchönere das Leben!

Draußen vor der Terraſſe zeigte ſich ein impoſanter Anblick, als die lange, bunte Reihe herrſchaftlicher Equipagen anfuhr, und herausſtiegen ungariſche Fürſten und Magnaten, hohe Staatsbeamte und Miniſter, Feldmarſchälle und Generäle, Biſchöfe und Prälaten, unter ihnen auch das Haupt der griechiſchen Gemeinde; endlich Damen in tiefer Trauer, mit weithin wallenden Schleyern. Den Leichenzug eröffneten die Waiſenkinder, ihnen folgten die Armen, dann die Ordensgeiſtlichen; eine Abtheilung des Regiments Prinz Lothringen, während das Trompeterchor einen neu verfertigten Trauermarſch anſtimmte. Alle dieſe zogen ſeitwärts an dem Platz hinunter. Gleich um die Kirche bog ein zahlreiches Gefolge von Hausoffizieren und Hofdienern; dann ein glänzender Wagen, der die Adjutanten brachte, und nun, unter dem Geläute aller Glocken, ein prachtvoller Gallawagen, den ſechs weiße Pferde zogen, worin der Sarg ſtand, der mit rothem Sammt überkleidet, mit dem weiß ſeidenen Todtenkreuz bedeckt, und an den Seiten mit goldenen Kronen geziert war. Der Entſchlafene wurde nicht als Feldmarſchall, ſondern als Prinz der kaiſerlichen Familie beſtattet. Hausoffiziere, von Hofdienern unterſtützt, trugen ihn, eine doppelte Reihe von Edelknaben in Trauerkleidern, mit Wachsfackeln leuchtend, ſchritt voran. Die innere Kirchenthüre fand ſich jezt verſchloſſen, und der Ceremonienmeiſter klopfte an mit ſeinem Stabe. Der Pater Guardian rief ihm entgegen: „Wer da?“ Worauf der Klopfende erwiedert: „Der Erzherzog **Albrecht** bittet um eine Ruheſtätte!“ — Bedeutungsvolle, tief ergreifende Worte! Der erlauchte Fürſt, deſſen Hauptvermächtniß einige zwanzig Millionen beträgt, die andern Millionen nicht zu rechnen, bittet um eine Ruheſtatt in der friedlichen Wohnung der frommen Väter! Nun ward aufgethan, und in Gegenwart der höchſten und allerhöchſten Herrſchaften, die von der andern Seite eingetreten waren, begann das Seelenamt.

Dieſer Fürſt galt bekanntlich für einen der reichſten Partikuliers in Europa. Den herrlichen Palaſt zunächſt der kaiſerlichen Burg, künftig ein Eigenthum des Monarchen, wird der Erzherzog **Karl** bewohnen. Die koſtbaren Sammlungen ſind zu Fidei-Commiß beſtimmt. Hierunter befinden ſich die Kupferſtiche, Handzeichnungen und Landcharten, als die zahlreichſten und ſeltenſten ihrer Art. Die Bibliothek iſt dem innern Werthe nach bedeutend, und umfaßt Werke, die vier- bis fünftauſend Gulden koſten, den prachtvollen Einband nicht mitgerechnet. Das von dem Verblichenen eigenhändig, ſo wie das ganze Teſtament, geſchriebene Verzeichniß der Pretioſen, ſoll vier Bogen füllen. (Die Fortſetzung folgt.)

Räthſel.

Ich weiß ein kleines Häuschen.
— Und Vielen wohl iſt's kund —
Ganz heimlich liegt's verborgen
In ſchweig-weißem Grund,
Und bringſt du's aus dem Grund heraus,
Zieh'n meiſtens die Bewohner aus.

Es ruhen Schwarz und Weiße
An ſolchem Hauſes Heerd.
Allein es ſind die Schwarzen
Mehr als die Weißen werth;
Was nie der Rieſe Menſch vermag,
Solch ſchwarzes Zwerglein bringt's zu Tag.

Es weiß hervorzurufen
Gar friſche milde Kraft,
Die allem Land und Volke
Viel reichen Segen ſchafft;
Doch immer wirkt's verborgen nur,
Wie ſeine Mutter, die Natur.

Und — ſeltſam! — weilt's im Hauſe,
Bleibt's immer ſtill und träg;
Nur, wenn's hinausgeſtoßen,
Geht's andern, beſſern Weg. —
Jezt, Leſer, ſprich den Namen aus
Vom ſchwarzen Zwerglein und dem Haus.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 65.

Grube.

Berichtigung.

In Nr. 42. iſt bey der Erzählung: „Der Auswanderer“ der Name der Verfaſſerin **Emilie Linden**, ſtatt: **Emilie Lindau** zu leſen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Nro. 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. März 1822.

— — — — Was du mit heil'gem Mund
Redeſt, wird den erſtaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkſt nicht den Gott der dir im Buſen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt das alle Geiſter dir beuget,
Einfach gehſt du und ſtill durch die eroberte Welt.
Schiller.

Der Geſang.

(Nach dem Schwediſchen von Tegnér.)

Sahſt du der Dichtung kühle Haine?
Wo goldne Frücht' im Schatten glühn,
Und Quellen ſich im Silberſcheine
Wie ſcherzend, ſchlängeln unter'm Grün;
Des Morgens Purpurſchleyer weben
Um heitre Landſchaft, duftig ſchön,
Und grüne Hoffnungsfahnen ſchweben
Hochſäuſelnd auf beſonnten Höh'n.

Und Er, den Götterhuld erkoren,
Die heilge Gluth der Bruſt geſchenkt,
Klagt er ein Eden, ihm verloren,
Aus dem nur eigner Wahn ihn bannt? —
Wohnt nicht im Thale der Geſänge
Der Skalde noch, ſich unbewußt,
Und ſtrömen Nachtigallenklänge
Ihm nicht aus Tiefen eig'ner Bruſt?

Froh, mit Unſterblichen verbündet,
Umarmt das Leben Er als Braut.
Was ſeinen innern Sinn entzündet,
Er prägt es aus in Bild und Laut.
Was immer ſeine Bruſt mag dehnen
Wird Luſt, wie es zum Tag erſtieg. —
Es iſt Geſang kein ewig Sehnen;
Nein, Es iſt nur ein ew'ger Sieg.

Horch! — Klangvoll ſchwebet, ſonder Zügel,
Der Genius um Meer und Land;
Es glänzt aus Morgenroth ſein Flügel,
Ein Maygewölk, wallt ſein Gewand.
Gewaltig, wie des Donners Toſen,
Wie Lerchenfrühlied froh und klar,
Und es umſtreicht, verhüllt in Roſen,
Der Ring der Ewigkeit ſein Haar.

Er weiß nichts von der finſtern Sage,
Die Muth und Hoffnung von ſich ſtößt;
Er kennet nicht die feige Klage
Von Mißlaut, der ſich nimmer löſt.
Sein Schmerz ein Strom, ſich mächtig wälzend
Im Wogentanz zum Meer hinab;
Der Winde Spiel ſein Seufzer ſchmelzend
Zum Flüſtern um ein Blumengrab.

Hell leuchten ſeines Tempels Bogen;
Der Zeiten Grund, auf dem er ruht,
Entperlt ein Quell in reinen Wogen,
Der Skald' entſchöpft ihm Luſt und Muth.
Ein Heiltrank, ſpült er krankes Sehnen
Hinweg ihm, jeder Sorge Spur.
Der Born iſt nicht der Erde Thränen,
Er iſt des Himmels Spiegel nur.

Wohlan! es ſchöpf' aus ſeiner Welle
Wer ſich des Trankes würdig hält,
Sein Auge ſchau' geſund und helle
Umher in dieſer ſiechen Welt.
Nie ſey der goldenen Leyer Tugend
Durch ſelbſterſchaffne Qual entweiht,
Denn in der Kunſt wohnt ew'ge Jugend,
In dem Geſang Unſterblichkeit.

So lang um tapfrer Väter Grüfte
Sein Sterngewölb' der Himmel zieht,
So lang des Nordens friſche Lüfte
Noch ſeiner Kinder Wiegenlied

So lang bewahrt, der Heimath Lieder
Der kräftig reinen Stimme Klang,
Und Berg und Tiefe halle wieder
Den männlich ſchwediſchen Geſang;

Amalia v. Helwig,
geb. Freyin von Imhoff.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Fortſetzung.)

Am 29ſten reiſte die Geſellſchaft beynahe öſtlich durch eine ſandige Gegend. Als ſie am Mittag anhielten, ließen ſich ihre Führer vom Schlafe überraſchen und die Herrn benuzten die Gelegenheit, um ſich ihre Vogelflinten wieder zuzueignen. Ihnen zur Linken lag eine rauhe Gebirgskette, von welcher ſich mehrere helle Ströme herab ergoſſen. Einen derſelben fanden ſie ganz heiß, und dieſer war ſehr künſtlich durch ein an der Straße gelegenes Ruhehaus geführt, worin man mehrere bequeme Heilbäder angelegt hatte. Die Gegend war ſehr ſtark mit Bambos bewachſen, welches oft die Dörfer umgab und ihnen ein ſehr zierliches Anſehen ertheilte. — Dieſe Nacht blieben ſie in Timpock, wo man ſie in ein Miao einquartirte. Der Bilder, welche ſie hier ſahen, waren an achtzig, groß und klein und von eigener Art. Einigen derſelben fielen blutige Thränen über die Wangen herab, einige taumelten betrunken gegen die Wände, andere lagen am Boden ausgeſtreckt und ſuchten ſich vergebens von ihrem Falle aufzuhelfen; viele, die etwas nüchterner ausſahen, ſchienen ſich an dem Anblick der Uebrigen zu beluſtigen; andere wieder waren im Begriff, einige ihrer Gefährten wegzuſchleppen, mit welchen aber ſie zuſammen niederfielen und mehrere der Umſtehenden mit in ihren Fall verwickelten. — Einige dieſer Götter hatten Elephanten-, Hunde- oder Affenköpfe; andere, ohne Köpfe, zündeten in einer Ecke große Feuer an, bey welchen wieder andere beſchäftigt waren, mehrere Götter und Göttinnen, die ſie an langen Spießen hielten, zu braten. — Am Eingange ſtand ein lebensgroßes weiſſes Pferd geſattelt und gezäumt, der Reiter aber, welcher zu tief ins Glas geſehen zu haben ſchien, lag der Länge nach unter deſſen Bauch. Auf der entgegengeſezten Seite lag ein anderer mit dem Kopf zwiſchen den Hinterbeinen, gerade unter dem Schweif ſeines Pferdes, welches ſeine Nothdurft über ihm verrichtete. — Was mochte aller dieſer anſcheinende Unſinn wohl zu bedeuten haben? — Tin-pock iſt ein wichtiger Handelsplaz an einem See-Arm gelegen, welcher hier zwey bequeme Hafen bildet, in welchen mehrere große Handelsſchiffe vor Anker lagen. Die Wälle der Stadt bilden ein regelmäßiges Viereck von ungefähr vier Meilen auf jeder Seite: ſie ſind fünf und dreyßig Fuß hoch mit Schuzmauern verſehen, aber wie gewöhnlich, ohne Graben, und mit ſchlecht aufgeſtellten Kanonen beſezt. — Die Häuſer ſind nicht ſo gut und die Straßen nicht ſo reinlich als anderwärts; dagegen aber waren die Märkte reichlich mit Lebensmitteln verſehen. Dieſe waren freylich theuerer als in andern Städten; aber daran mochte wohl das herannahende chineſiſche neue Jahr Schuld ſeyn, nach welchem alle Geſchäfte ſtille ſtehen, und die Märkte mehrere Tage lang verſchloſſen bleiben müſſen, weßwegen die Einwohner ſich im Voraus mit Lebensmitteln verſorgen. — Von hier aus wird eine Menge Salz nach Canton und Macao ausgeführt. —

Am 30ſten machten die Reiſenden einen Spaziergang um die Stadt. Die Wälle, welche bey den Thoren doppelt ſind, ſchienen erſt neulich hergeſtellt worden zu ſeyn; und die doppelten Thore waren mit dicken Eiſenplatten beſchlagen. Wie in allen gemauerten Städten werden auch hier die Stadt, ſo wie die Straßenthore des Abends geſchloſſen und des Morgens geöffnet. —

Am 31ſten ging die Reiſe über eine hügelige Gegend zwiſchen zwey Gebirgsketten hin. Sie legten ungefähr zwey und zwanzig Meilen zurück und blieben die Nacht in einem kleinen Städtchen, in einem der größten kaiſerlichen Häuſer, die ſie noch geſehen hatten.

Am folgenden Tag legten ſie ſieben und zwanzig Meilen durch eine Gegend wie die geſtrige zurück, wo es aber ſo ſehr an Brennholz fehlte, daß die Einwohner ſich mit Stroh, Heu und Kuhmiſt behelfen mußten. Die Nacht brachten ſie in Thi-yong zu.

Am 2. Febr. begaben ſie ſich nach Chuck-lowe, einem bedeutenden Handelsplaz ohne Mauern, an den Ufern eines für ſehr lange, flache Böte ſchiffbaren Fluſſes gelegen. Hier wurden ſie in zwey Böte eingeſchifft und eine Strecke den Strom gegen die Fluth gezogen, bis ſie gegen Abend auf einer Sandbank ſitzen blieben, worauf ſie die Nacht bleiben mußten.

Am 3ten des Morgens, nachdem ſie wieder flott geworden, ſchifften ſie ungefähr zwanzig Meilen gegen Oſten. Hier ſahen ſie Myriaden von wilden Enten von verſchiedenen Gattungen, deren ſie eine Menge ſchoſſen, zum Erſtaunen der Bootleute, welchen der Gebrauch des Schrootes unbekannt war. — Nachdem ſie gelandet, ging ihre Reiſe in einer nord-öſtlichen Richtung; zuerſt über einen langen, beſchwerlichen Sumpf, und nachher über eine hügelige Gegend, wo ſie mehrere Fichtenwäldchen ſahen. Die Nacht brachten ſie in einem Tempel zu Yung-cone zu. Dieſe, mit uralten Mauern umgebene Stadt, liegt in einer fruchtbaren Ebene, und zieht ſich mehrere Meilen weit an den Ufern eines ſchönen, ſchiffbaren Fluſſes hin. Aber ein Drittel des Bodens, innerhalb der Mauern wenigſtens, iſt mit Fiſchteichen bedeckt; indem von dieſer Stadt aus eine Menge Fiſche nach dem Innern verſandt werden; und was das merkwürdigſte dabey iſt, wie groß auch die Entfernung ſeyn mag, immer werden die Fiſche lebendig auf den Markt gebracht.

Am 4ten begaben ſie ſich zum Gouverneur, deſſen Weiber und Kinder ſie umringten, und alle ihren kleinen Hund bewunderten, ſich aber nicht entſchließen konnten, mehr als einen Thaler dafür zu geben. Des Nachmittags ſchifften ſie ſich in Böte ein, kamen aber bald vor Anker. —

Am 5ten bey Tagesanbruch fuhren ſie weiter, mußten aber das Boot ſelbſt ziehen, da die Bootleute ſich deſſen weigerten. Die flachen Ufer waren meiſtens mit Weizenfeldern bedeckt, deren einige an neunzig Morgen zu enthalten ſchienen. — In einer Stadt, vor welcher ſie die Nacht liegen blieben, erhielten ſie andere Führer und Päſſe und wurden in andere Böte übergeſchifft, womit ſie am folgenden Tag durch eine herrliche Gegend weiter fuhren, bis ſie des Nachmittags in der Stadt Yung-tcheow landeten. Hier wurden ſie für die Nacht in einen Tempel geführt, wo der Geiſtliche ſo gefällig war, den Offizieren ſein Zimmerchen mit Möbeln zu überlaſſen, was ihnen ſehr zu Gute kam. Dieſe geiſtlichen Herren haben weiter nichts zu thun, als bey Sonnenuntergang ein brennendes Licht vor jedweden Götzen zu ſetzen, und des Morgens bey Tagesanbruch eine große Glocke zu läuten, deren Klang man in weiter Ferne vernimmt; nachher die Opfergaben vor die Götzen zu ſetzen und zu ihnen zu beten. — Die Stadt liegt in einer ſchönen Ebene, an einem weder tiefen noch breiten Fluſſe; die Vorſtädte ſind groß und enthalten einige gute Kaufläden; die Straßen und Häuſer im Innern der Stadt aber nehmen ſich ſchlecht aus.

Am 7ten fuhren ſie weiter. Unter andern kamen ſie bey mehrern Felſen vorbey, welche ſich von einer vollkommenen Ebene, auf allen Seiten beynahe ſenkrecht, an 200 Fuß einzeln erhoben. Bey einem dieſer Felſen, und in der Ringmauer einer alten Pagoda, welche dicht am Rande des Waſſers ſtand, legten ſie für die Nacht an.

Am folgenden Tag fuhren ſie weiter den Fluß hinan, welcher immer enger und flacher ward und aus einem Gebirge herabzukommen ſchien, welches ſie ſeit zwey Tagen immer auf beyden Seiten in der Entfernung geſehen hatten, das jezt aber immer näher rückte. Sie ſahen noch viele jener merkwürdigen Felſen, welche in der Entfernung wie große Schlöſſer ausſahen, und von aller Vegetation entblößt waren, ausgenommen Eichen, welche ihnen ein buntes Anſehen gaben. Sie beſtehen aus dichtem Kalkſtein und eine Menge Leute waren mit dem Brechen deſſelben für die Oefen beſchäftigt, deren es in der Gegend eine Menge gab. — Sie brachten die Nacht vor der Stadt Tsy-wone zu, durch welche ſie den folgenden Tag marſchirten, und ihre Reiſe über den Hügel und Thäler, zwiſchen Weizen-, Gerſten-, Kartoffel- und Tabak-Feldern, Pfirſich- und Fichtenwäldchen über eine ziemlich gute Straße (wie ſie ſie bisher meiſtens gefunden) weiter fortſezten. Auch durch unermeßliche Reisfelder kamen ſie, und zulezt über einige hohe Bergrücken, welche in Terraſſen gebauen, aufs ſorgfältigſte angebaut waren. — In einer der großen Städte, durch welche ſie kamen, zählten ſie neunzig Fiſchteiche von ungefähr dreyßig Fuß im Gevierte, mit Bäumen und einer Bambooſtakete umgeben. Die Nacht brachten ſie in einem Raſthaus zu, welches mitten in einem romantiſchen, von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale lag, und durch welches man einen klaren Bach geleitet hatte, deſſen helles Waſſer in ſchönen Behältern geſammelt, ungemein rein und ſchmackhaft war. —

Am 10ten ſezten ſie ihre beſchwerliche Reiſe über die geſtrige Bergſtraße, welche ſich faſt immer ſchneckenförmig wand, weiter fort. In Sem-bung, wo ſie die Nacht blieben, wies man ihnen zuerſt eine ſehr ſchlechte Herberge an, welche ſie aber ausſchlugen und ſich in Beſitz eines großen leerſtehenden Hauſes ſezten. Nach einer halben Stunde räumte man ihnen eine bequeme Ober-Etage ein, welche ehemals ein Collegium geweſen ſeyn ſollte.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

Ein junger Mann aus der Gegend von Lymington in Hampſhire entführte kürzlich ein Frauenzimmer von fünfzehn Jahren. Wie Jemand die Bemerkung machte, daß es ihm ſehr nothwendig vorkomme, den Entführer recht ſtreng zu ſtrafen, antwortete ein Andrer: „Nach meiner Anſicht ſollte man den jungen Herrn als des Kinderraubes ſchuldig verurtheilen.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Febr.

(Fortſetzung.)

Kehren wir zu den Freudenfeſten zurück. Am Vorabend der Geburtsfeyer des Monarchen gab man auf dem Hof-Operntheater: Das Fräulein vom See (La Donna del Lago), von Roſſini, mit einer ſehr glänzenden Beſetzung der Partien. Das Textbuch gehört unter die unglücklichſten ſeiner Art. Die Muſik geſellt ſich zu den beſten Kompoſitionen des genannten Tonſetzers, der ernſten Gattung. Freylich erkennt man den Tondichter überall wie er mit ſeinen Mängeln und ſeinen Glanzpunkten. Der erſte Akt enthält die ausgezeichnetſten Geſangſtücke, auch einige gemeine Anklänge; iſt überhaupt zu lang und dauert beyläufig zwey Stunden, obgleich ſtatt der Ouverture nur eine Einleitungsmuſik von etwa zehn Takten vorangeht. Großen Effekt bringt im Finale der Geſang des Malcolm mit Trompeten- und Poſaunen-Begleitung hervor; dann auch ein Marſch, ebenfalls mit ſchmetterndem Akkompagnement, der zwar die Nachahmung des in Cendrillon vorkommenden verräth, aber in der That meiſterhaft und charakteriſtiſch iſt. Der zweyte Akt zeigt ſich etwas ſchwächer, weil die Situationen leidenſchaftlicher ſind. Der Beyfall war das Erſtemal zweifelhaft. Dekorationen und Koſtüm ſind kunſtreich und geſchmackvoll. Der ausgezeichnete und anſpruchloſe Tenoriſt Jäger, eigentlich Mitglied des

Theaters an der Wien, hatte hier wieder Gelegenheit, die Vorzüge ſeiner ſchönen Stimme zu entwickeln. Das Publikum, welches ſonſt, indem es aufkeimende Talente anregt, die zur Reife gediehenen nicht zu vernachläſſigen pflegt, iſt zuweilen etwas kaltſinnig gegen unſere treffliche Sängerin **Grünbaum**. Man möchte wohl fragen, welche von den jezt mitwirkenden **jüngern** Sängerinnen ganz an ihre Stelle treten könnte?

Am folgenden Abend wurde ein Divertiſſement gegeben: **Das neue Urtheil des Paris** betitelt, mit Tänzen und Muſikſtücken aus dem Ballet **Zephir und Flora**, von Duport. Amor führet Paris zu der trauernden Oenone zurück. Merkur bringt eine Krone, die Juno, Venus und Minerva zu gewinnen ſtreben. Die Göttin der Weisheit führt ihn zu den verſchloſſenen Pforten des Janustempels, und zeigt ihm das von dem Ruhm gekrönte Bild des Kaiſers. Sie erhält die Krone. Ein heller Schimmer überſtrömte die Scene, (durch bengaliſches Feuer hervorgebracht und durch Glanzſpiegel verſtärkt,) der Tempel der Unſterblichkeit wird aufgethan, und ein Genius ſchrieb mit ſtralenden Zügen: **Franz II.** Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß jubelnder Beyfall dieſes **Urtheil** beſtätigte. — Zwey Tänzerinnen debütirten an dieſem Abend: Mad. **Petit** — mit geringem Beyfall; ihr fehlte, was der zweyten: Mlle. **Ramacini**, wohl zu Statten kam: angenehme Form und jugendliches Weſen. Dieſe tanzt im höhern Styl, ihre ernſte Grazie wirkte mehr, als die ſüßlächelnde Freundlichkeit der Vorgängerin.

Auf dem Theater des recitirenden Schauſpiels wurde aufgeführt: **Die Sühnung**, von Houwald. (Fluch und Segen.) Vor länger als einem Jahre erſchien es auf dem Palffyſchen Theater unter dem Titel: **Das Opfer kindlicher Liebe.** Hier und dort erhielt es gute Aufnahme. Die Rollen waren dießmal vorzüglich vortheilhaft beſezt, und daß die Pächterin von der **Schröder** dargeſtellt wurde, erhöhte das Intereſſe noch mehr, der Seltenheit ihrer Erſcheinung wegen im bürgerlichen Schauſpiel. Nicht minder groß, als auf die Zuſchauer, war der Eindruck auf die Kunſtrichter. Einer ſagte: „Ich konnte mir die hohe Tragikerin nicht in die einfache Natur hineindenken, und war überaus angenehm betroffen, ſie ſo vollendet zu ſehen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Berlin im Februar.

(Beſchluß.)

Figurentheater, die hier zahlreich ſind, wiederholen zu weit wohlfeilerem Preiſe die Darſtellungen der Hauptbühne, und auf Privatbühnen gibt man manche Scene aus ernſten Stücken, die dem dermaligen Geſchmack der Hauptbühne nicht zuſagen. — Der Künſtlerverein, eine Privatverſammlung, wozu Dichter, Künſtler und Muſiker mit ihren Familien gehören, gibt im Lokale des Akademie-Gebäudes muſikaliſche, dramatiſche und pantomimiſche Aufführungen, auch mit vielem Glück lebendige Gemälde. Ein Denkmal Schillers, wo der Unſterbliche in Lebensgröße auf ſeinem Grabſtein ruht, war nach Angabe des Profeſſor **Schadow** aus Pappe gearbeitet und mit Leinwand bekleidet, es ſah dem ſchönſten Meiſterwerke der Sculptur gleich in gehöriger Entfernung geſehen, nur ſtörten die in weiße Gewänder gehüllten Kinder auf dem Fußgeſtell, welche die neun Muſen vorſtellten, durch die aus dem weißen Faltenwurf hervorblickenden lebensfriſchen Geſichter, den ruhig ſtillen Eindruck des Ganzen. Die Sing-Akademie des Profeſſor **Zelter**, die auch zum Künſtlerverein gehört, leiſtet Vorzügliches. Hr. Dr. **Stöpel** hat eine neue Akademie für muſikaliſchen Unterricht nach dem Syſtem **Logiers** in London eröffnet — zwanzig Schüler ſpielen hier auf einmal daſſelbe Stück, wodurch das Taktgefühl ſehr gereift wird.

In literariſcher Hinſicht iſt wenig Bedeutendes erſchienen. Der zweyte Theil von **Hoffmanns** Kater Murr iſt erſchienen und gibt dem erſten nichts nach. Dr. **Heinrich Steffens** in Breslau beſchenkte uns mit einer Anthropologie, die aber mehr Kosmogenie als Geſchichte des Menſchen enthält. Er entſchuldigt dieß durch die Behauptung: „Anthropologie iſt Philoſophie im ausgedehnteſten Sinne.“ Das Buch beweißt uns in ſinnreichen Hypotheſen, daß unſere Erde erſt ein Mond, dann ein Komet war, und ſich endlich als Planet zur Ruhe ſezte, aber nach Aeonen Jahren, durch das Naturgeſez ewiger Vervollkommnung, eine Sonne werden wird. Die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte und geologiſche Bemerkungen liefern die Beweiſe zu dieſen Behauptungen, die zugleich unterhalten und unterrichten. — — —

Vielen Abſaz findet hier die Taſchen-Bibliothek der Gebrüder Schumann in Zwickau, ſie iſt gewiß ein ſehr löbliches Unternehmen. Da nun ein Jeder mit geringen Koſten ſich die Bibliothek der Literatur Deutſchlands, Frankreichs, Englands, Spaniens und Italiens verſchaffen kann, zu wünſchen wäre nur, daß die Ueberſezungen engliſcher Dichter das Original mehr erreichen möchten, als bisher geſchah. Byron verliert am meiſten durch Ueberſezung, weil ſeine Schöpfungen einfach in ihrer Geſchichte ſind, und ihre Schönheit dem Kolorit und der Melodie hauptſächlich verdanken, die gewöhnlich bey der Uebertragung rein verloren gehn. Walter Scott verliert dagegen weniger, weil die Geſchichte ſeiner Romane ſo lebhaft intereſſant iſt, und auch durch die ſchlechteſte Ueberſezung nicht ganz verloren gehen kann. Der „Pirate,“ Scott's neueſter Roman, iſt hier zwey Mal zu gleicher Zeit angekündigt, ein Mal engliſch zugleich mit einer Ueberſezung von Frau v. Montenglaut durch Schleſinger, und ein Mal durch Duncker und Humblot, überſezt von Dr. Spiker. Leztere iſt bereits erſchienen, und man iſt neugierig, wie die Konkurrenz ablaufen wird.

An Kunſtgegenſtänden zeigte man uns hier ein ſehr ſchönes Bild des Papſtes vom Profeſſor **Vogel** aus Dresden, während ſeines Aufenthaltes in Rom verfertigt. Es ging von hier nach Oliva bey Danzig als Eigenthum des Fürſt Biſchofs von Ermeland, Prinzen von Hohenzollern. — Eine Ausſtellung ſchöner Gemälde und intereſſanter hiſtoriſcher Kupferſtiche konnte man bey **Weiß** unter den Linden ſehen. Ihr ſchönſtes Gemälde war ein Original von Rembrandt, „der Prinz von Geldern im Gefängniß,“ und der vorzüglichſte Kupferſtich „die Vermählung,“ von Longhi nach Raphael geſtochen, er brachte zehn Jahre auf Vollendung der Kupferplatte zu. — Dieſe Ausſtellung war manches Sehenswerthen aber des geringen Eintrittpreiſes ungeachtet, ſehr wenig beſucht.

Daß neben Pracht und Vergnügen auch hier wie überall Armuth wohnt, und daß Kunſt und Wiſſenſchaft nach Brod gehen muß, beweißt die Anzeige in öffentlichen Blättern von Jemand, der ſich erbietet, in ſeiner vier Treppen hohen Wohnung Unterricht in der franzöſiſchen und polniſchen Sprache, die Stunde zu **zwey** Groſchen zu geben. Aber auch Wohlthätigkeit und Menſchenliebe ſind hier immer bereit, ſo viel in ihren Kräften ſteht, jede Noth zu lindern. Die Anſtalt des Profeſſor **Wadzeck** für arme Kinder blüht fröhlich fort. Die Ober-Vorſteherin derſelben, Prinzeſſin **Alexandrine**, beehrte dieſelbe am 12. Jan. mit ihrer Gegenwart. Die ſechszig Ehrenmütter und die achtzehn Ehrenjungfrauen der Anſtalt waren an dieſem Tage dort verſammelt. Sechs Ehrenmütter, durch das Loos gewählt, bewillkommten die Prinzeſſin am Wagen. Sie ward mit Geſang und Jubel empfangen. Leutſeligkeit und Milde bezeichneten ihre Schritte, und unter tauſend Segenswünſchen nahm ſie Abſchied.

E.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 24.

Nro. 73.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 26. März 1822.

> Ihr ſagt, die Geſetze wachen; aber doch werden ſie nur da durch ſich ſelbſt geachtet, wo Sitten und Tugend herrſchen. Furcht vor dem Geſetz iſt ſchon der erſte Schritt zum Bruch deſſelben, und wo die Furcht einmal der Menſchen Thun beſtimmt, muß ſie Nachdruck unterſtützen.
>
> Klinger in Damokles.

Journal einer Reiſe von Macao gegen Tenon in Cochin-China ꝛc.

(Beſchluß.)

Am 11ten ließ der Gouverneur den Reiſenden acht und zwanzig Sapekas für den Mann als Verpflegungsgeld für zwey Tage anbieten; da dieß aber nicht hinreichend war, ſchlugen ſie es aus und man gab ihnen vierzig. Hierauf verlieſſen ſie die Stadt. Gegen das Ende des Tages kamen ſie längs eines Fluſſes, welcher ſich wahrſcheinlich in den Tae oder Fluß von Canton ergießt, wo ſie mehrere Böte ſahen, die von dort kamen oder dahin gingen. — Im Laufe des Tages kamen ſie über zwey hölzerne Brücken, deren eine eine halbe Meile lang war. Die Nacht ſchlieſen ſie in einem kaiſerlichen Hauſe zu Shake-cow, einer ziemlich großen Stadt, am Ufer des lezterwähnten Fluſſes.

Am 12ten ſezten ſie ihre Reiſe weiter fort, und zwar auf ſchlechten Fußwegen, indem die Hauptverbindung zwiſchen dieſer Gegend und Canton zu Waſſer zu ſeyn ſcheint; die ökonomiſchen Chineſen aber lieſſen ſie wahrſcheinlich der Wohlfeilheit wegen die Reiſe lieber zu Land machen. — In einem Speiſehaus, wo ſie des Mittags hielten, begegneten ſie ihrem hainaneſiſchen Boxer; er freute ſich, ſie zu ſehen, und rief ihnen ſeinen unglücklichen Verſuch im Fechten mit vielem Humor ins Gedächtniß zurück. Er war auf einer Reiſe nach Canton begriffen, und ehe er die Geſellſchaft verließ, beſtand er darauf, einen jeden mit einem Glas Tcheon-tcheow oder Samſu, wie es ſonſt genannt wird, zu bewirthen. — Dieſe Nacht blieben ſie in der Stadt Suhung, und es nahm ihnen fünf Viertelſtunden weg, um nur durch die Vorſtadt zu kommen. Sie mußten lange warten, ehe ſie vor den Gouverneur kommen konnten, und das Volk drängte ſich zu Haufen um ſie her; wenn dieſen aber ihr fremdes Anſehen neu war, ſo beluſtigte die Europäer die Maſſe von gelben flachen Stirnen und halb geſchloſſenen Augen, welche ſich in unabſehbarer Ferne um ſie aufthürmten. — Man brachte ſie endlich für die Nacht in ein großes leeres Haus, welche, nach den umherliegenden Druckbretern zu urtheilen, ehemals eine Druckerey geweſen war, in welcher noch eine Menge papierner Laternen hingen. Des Abends ſchickte ihnen der Gouverneur für einen ganzen ſpaniſchen Thaler Congey (Waſſer, worin Reis gekocht worden, welches im Orient den Reiſenden als ein Zeichen der Achtung angeboten wird,) welches, wie er wünſchte, in gleichen Portionen unter der Geſellſchaft vertheilt werden ſollte. — Die Stadt iſt ſehr bevölkert und ſcheint großen Handel zu treiben. Die Mauern ſind an dreyßig Fuß dick und fünf und dreyßig Fuß hoch und, wie gewöhnlich, lagen über jedem Thore ein Paar unbrauchbare Kanonen. Ungefähr drey Meilen von dieſer Stadt ſtehen etwa eine Viertelmeile von einander acht hohe Pagoden auf den erhabenſten Stellen, welche ſich ſchon aus großer Ferne zeigen und den Schutzgöttern des Orts gewidmet ſind.

Am 13ten fuhren ſie ungefähr fünf und vierzig Meilen den Fluß hinab; welchen ſie am folgenden Morgen verließen und gegen acht Uhr deſſelben Morgens in der Stadt Samſui anlangten, wo ſie die Nacht über blieben. In dem Audienzſaal des Gouverneurs ſahen ſie einen Plan der Stadt ziemlich artig an die Wand gemalt. Dieſe Stadt iſt ſehr verfallen; hat aber, was ganz ungewöhnlich iſt, fünf Thore ſtatt vier. Hier ſahen ſie ein großes Getreidelager, ein großes Viereck, welches an 350 Fuß nach jeder Seite maß. Dergleichen Speicher ſoll es allenthalben geben; bisher aber waren ſie ihrer Aufmerkſamkeit entgangen.

Am 15ten ſahen ſie einen der Cochin-Chineſen, welche von Huiſh-e-on an nie aus ihren Käfigen gekommen waren, todt in denſelben liegen, er war ganz gekrümmt und hatte noch immer ſeine ganze Kettenlaſt auf ſich. Sie wurden dieſen Tag eingeſchifft und ſteuerten gegen Oſten. Auf ihrer Fahrt bemerkten ſie mehrere Flößen von Fichtenholz und eine Menge Böte von verſchiedener Größe und Geſtalten, welche den Strom auf und ab fuhren. — Des Nachmittags kamen ſie bey der Stadt Sinau vorbey, welche 150,000 Einwohner enthalten ſoll, und ein wichtiger Handelsplatz zu ſeyn ſcheint. Die Art die Bevölkerung in China kennen zu lernen, iſt ſehr einfach; ein jeder Hausvater verfertigt jedes Jahr ein genaues Verzeichniß aller Einwohner in ſeinem Hauſe, welches Verzeichniß er vor der Hausthür aufſtecken muß; dieſe werden hierauf geſammelt und die Kopfſteuer darnach angelegt.

Am 16ten ging ihre Fahrt N. N. W. zwiſchen einer flachen, reich angebauten und mit Dörfern und Stadten beſäeten Gegend hin. Je weiter ſie kamen, deſto mehr ward der Strom mit Flößen und Böten angefüllt; einige der erſtern waren mehrere hundert Fuß lang und nahmen oft beynahe die ganze Breite des Fluſſes ein. — Um acht Uhr dieſen Morgen kamen ſie in die Stadt Taçon, welche anderthalb Millionen Menſchen enthalten ſoll, eine Angabe, die ihnen nicht übertrieben ſchien, da es ihnen neuntehalb Stunden hinnahm, ehe ſie von Weſt nach Oſt hindurch kamen. Die Häuſer, wie gewöhnlich von Backſteinen erbaut, ſind durchgängig zwey Stock hoch, und mit kleinen hübſchen Altanen voller Blumen und Immergrün verſehen, welches einen äußerſt angenehmen Anblick gewährte. Viele der Häuſer hatten Glasfenſter und ſahen überhaupt europäiſchen Wohnungen ſehr ähnlich. — Der Fluß war viele Meilen weit mit Böten mannigfaltiger Art bedeckt, zwiſchen welchen ein Durchgang in der Mitte gelaſſen wurde, gerade weit genug, um Böte neben einander durchzulaſſen. Dieſe Böte, oder vielmehr ſchwimmenden Häuſer, waren in regelmäßigen Reihen aufgeſtellt und an den hinten und vornen hervorſtehenden Gerüſten feſt aneinander gebunden, und bildeten eine Art von Gaſſen, wo man Barbiere, Schuhmacher und andere Handwerker an der Arbeit erblickte. Einige dieſer Fahrzeuge waren ſehr lang und geräumig, von zwey bis drey Geſchoſſen, mit Glasfenſtern und Wetterladen und an der Außenſeite reichlich mit Vergoldungen und Schnitzwerk verſehen, und überhaupt ſehr zierlich und bequem. Einige derſelben beherbergten mehrere Familien, welche keine andere Wohnungen haben als dieſe, und deren einige vielleicht nie den Fuß aufs Land geſezt haben. — Andere dieſer Böte werden zum Reiſen gebraucht; die meiſten aber dienen den Venustöchtern zum Aufenthalt, welche ihre Gäſte mit Muſik, Singen und Tanzen und auch mit Koſt und Wohnung für eine gewiſſe, feſtgeſezte Summe täglich, unterhalten. Sie wechſeln oft ihre Stellen auf dem Fluſſe, ſowol der Neuheit wegen, als um friſche Bekanntſchaften zu machen; und haben oft eine Menge Gäſte bey ſich, die in der größten Harmonie zuſammen leben. Eine ſolche Lebensart, welche immer zur Armuth und zum Verderben führt, wird von den Chineſen als ſehr ſchändlich betrachtet, und überhaupt eine unverheirathete Perſon verächtlich angeſehen. — Um halb fünf Uhr kam die Geſellſchaft durch die öſtlichſten Theile von Taçon, und um fünf Uhr erblickten ſie die brittiſche Flagge, welche ſtolz von der engliſchen Faktorey zu Canton wehte. Ermüdet und mit geſchwollenen oder wunden Füßen kamen ſie endlich dort an, und fanden bey ihren Landsleuten, welche ſie anfangs in ihrem ſonderbar engliſch-chineſiſchen Aufzuge mit nicht wenig Befremden anſtaunten, eine gaſtfreundliche Aufnahme. — Seit ihrer Abreiſe von Manchew waren ſie durch 256 offene Städte und Dörfer und zwanzig befeſtigte Städten gekommen.

Blick auf die jetzige Behandlung der Kriegsgefangenen in England.

Wir haben ſchon früher einiges über das Schickſal der franzöſiſchen Kriegsgefangenen, welche in den Jahren 1792 bis 1798 in England zurückgehalten wurden, in dieſen Blättern mitgetheilt. Durch das neuſte Werk des franzöſiſchen Ingenieur Majors Dupin, welcher mehrere Jahre auf Koſten der franzöſiſchen Regierung die verſchiedenen Etabliſſements in England bereiſte, ſehen wir uns in den Stand geſezt, die Behandlungsart der Kriegsgefangenen in England in neueſter Zeit kennen zu lernen und zu beurtheilen. Hr. Dupin ſagt nämlich in dem zweyten Theil ſeiner Voyages dans la Grand-Bretagne, folgendes über dieſen Gegenſtand.

In den vielfachen Leidensberichten, welche Militärs aller Nationen über die Gefängniſſe in England bekannt gemacht haben, befinden ſich mitunter auch Beſchuldigungen, die man nicht ihrem ganzen Inhalt nach für wahr annehmen kann. Andere Beſchuldigungen gibt es, deren Wahrheit von fühlenden Menſchen kaum geglaubt werden kann. So iſt es z. B. vielen unglaublich, trotz der häufigen Behauptungen, daß die engliſche Regierung nach vorſezlicher Ueberlegung den ſchrecklichen Vorſatz gefaſſt habe, die Kräft und die Geſundheit der Kriegsgefangenen zu untergraben, indem man ſie einer Behandlung unterwarf, welche hinlänglich dazu geeignet iſt, die menſchliche Natur zu erſchöpfen und zu Boden zu drücken.

Allein wenn man auch dieſe Beſchuldigungen, die durch ein tiefes Rachgefühl bekräftigt werden, abweiſt, ſo bleiben dennoch nur allzu viele Thatſachen übrig, um das engliſche Miniſterium zu überführen, daß es durch Einſperrung der entwaffneten Gefangnen auf Pontons, oder in die Gefängniſſe, ſich taub gegen die Stimme der Menſchlichkeit gezeigt habe.

Indem wir die brittiſche Macht beklagen, daß ſie es gegen den Unglücklichen an Mäßigung fehlen ließ, wollen wir auf uns ſelbſt aufmerkſam ſeyn, um ſie ſelbſt mit Mäßigung zu beurtheilen. — Um daher ſelbſt den Schatten der Partheylichkeit zu vermeiden, machen wir es uns zum ſtrengen Geſetz, nie das Zeugniß eines Andern für gültig anzunehmen. Wir werden in einfacher Erzählung nur das ſagen, was wir mit eigenen Augen ſahen, und auch hiebey werden wir unſern Blick weniger auf Menſchen, als auf das Materielle der Gefängniſſe leiten.

In dem Zeitpunkt, in welchem der berühmte Howard, nachdem er ſich als Sheriff einer Grafſchaft überzeugt hatte, wie weit die Leiden bürgerlicher Gefangenen ſich erſtrecken können, in jenem Zeitpunkt, in welchem er alle Aufbewahrungs-Orte in ganz Britannien unterſuchte, traf er in nachſtehenden Orten zurückgehaltene Kriegsgefangene an. In England: zu Plymouth, Briſtol, Wincheſter, Forton, Deal, Carlisle, Pembroke, Cheſter, Liverpool, Hull, Lincoln, Shrewsbury, Yarmouth und Falmouth. In Schottland: auf dem Schloß Edimburg. In Irland: zu Dublin, Belfaſt und zu Kilkenny.

Damals verlangte Howard, man ſolle den Kriegsgefangenen ſolche Männer zu Aufſehern geben, welche vermöge ihrer Güter unabhängig wären, und die in der Nähe der Gefängniſſe ausgewählt werden könnten. Der Hauptvortheil, den er ſich von dieſer Einrichtung verſprach, war folgender: „Dieſe Gefängniſſe, ſagte er, ſind gewöhnlich durch die Miliz bewacht, deren Schildwachen ſich häufig nur allzueifrig zeigen, auf die Gefangenen Feuer zu geben. Sie werden hiezu durch unerfahrene Offiziere aufgemuntert; mehrere Gefangene ſind auf dieſe Art auf der Stelle getödtet worden, obgleich vielleicht keine ernſthafte Entweichungs-Abſicht zum Grunde lag. Dergleichen Schritte wagen die Verwaltungs-Beamten der Gefängniſſe nicht zu verhindern; unabhängige Männer der beſſern Stände dagegen, welche als Aufſeher angeſtellt wären, würden dieſem Mißbrauch ſicher ſteuern.

Kriegsgefangene hatten gleichfalls beſtätigt, daß wenn ſich an Bord der Pontons ein Lärm oder Streit erhöbe, die Wache häufig auf die Gefangenen Feuer gebe, ohne die Herſtellung der Ordnung durch leichtere Mittel zu verſuchen.

Seit dem Jahr 1796 hat man die Zahl der Aufbewahrungs-Orte der Gefangenen bedeutend vermindert, um ſowol die Aufſicht als auch die Erhaltung der Gefangenen zu erleichtern und minder koſtſpielig einzurichten. An den Küſten wurden die Pontons und Kaſernen-Gefängniſſe zu Portsmouth, Plymouth und Chatham, zu Greenock und Yarmouth jedoch nur die Pontons beybehalten.

Im Innern bleiben die Gefängniſſe zu Greenlaw, Stapleton, und Norman-Croß, bey den Sümpfen von Ely. Später wurde das weite Gefängniß zu Dartmoor mitten in den Bergen von Devonſhire in einem kalten, ſumpfigen, öden und rauhen Lande erbaut, um dort einen Haufen franzöſiſchen Soldaten und Matroſen aufzubewahren.

Der größte Theil der kriegsgefangenen Offizieren war auf ſein Ehrenwort nach gewiſſen Theilen Großbritanniens verbannt. Allein nur allzuhäufig ſahen ſie ſich dort den Freveln einer groben Volksmenge preisgegeben, deren Leidenſchaften man ſorgfältig zu entflammen ſich bemüht, um auf dieſe Art Kabinets-Kriege in Volkskriege umzuſchaffen.

Es iſt hier der Ort, dem Wohlwollen und der Güte der Schotten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Selbſt in dem fürchterlichſten Zeitpunkt des Kriegs gegen die franzöſiſche Republik, damals, als das engliſche Miniſterium ſich bemühte, die Vernunft der Volksmaſſe zu bethören, und den Haß derſelben gegen ſeine eigene Regierung in einen Haß gegen das franzöſiſche Volk umzuwandeln, ſelbſt damals hat ſich der Schotte nie dieſer Wuth hingegeben, er mißbrauchte nie den Sieg und die Macht dazu, um die ſeiner Obhut anvertrauten Gefangenen auf irgend eine Art zu beſchimpfen. Die ſo berühmte calедoniſche Gaſtfreundſchaft hat ſelbſt mitten in einem Vertilgungskrieg ihren Ruf bewährt, indem die Schotten die kriegsgefangenen Franzoſen mit Wohlthaten überhäuften.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Febr.

(Beſchluß.)

Der Baßſänger Rebliger aus Leipzig ließ ſich unlängſt in einer Arie von Händel mit Mozarts Inſtrumentirung, hören. Auf dem Theater kann dieſe Wahl nicht glücklich genannt werden. Die Stimme hat Umfang, Stärke und Tiefe, iſt aber nicht in einer guten Schule gebildet. Romberg, in einem Konzert für das Violoncell, von ſeiner eigenen Kompoſition. Bey [illegible] nicht gewöhnliche Fertigkeit; der Saz war zu gedehnt. Eine ſehr angenehme Erſcheinung war die Klavierſpielerin Karoline Schleicher aus Karlsruhe. Eine ſeltene Virtuoſin mit großer Anſpruchloſigkeit. Der Ton iſt eben ſo lieblich, als kraftvoll, und das Pianiſſimo, gleich dem entfernteſten Echo, bewunderungswürdig. Der Vortrag geſchieht mit einer ſolchen Leichtigkeit, daß die Züge des Geſichts, was in dieſem Fall beſonders nöthig iſt, nicht verändert werden, und die Bewegung der Finger zeigt eine hübſche Hand. Als Violinſpielerin trägt ſie nett und rein vor.

Die Reiſe nach Dieppe, aus dem Franzöſiſchen, hat auf dem Burgtheater kein Glück gemacht. Das im dießjährigen dramatiſchen Almanach, vom H. v. K. herausgegeben, enthaltene, iſt hier in zwey Akte zuſammengezogen, und einige an das Burleske ſtreifende Scenen fallen weg. Anderwärts gibt man es nach Blums Ueberſetzung, und dieſe führt auch den Titel: Der Karneval zu Paris. Es gibt noch eine dritte Bearbeitung, glaube ich. Warum hier die oben genannte grade auf die Scene kam, weiß ich nicht, wohl aber, daß Stück und Ueberſetzung getadelt wurden! Nicht in einigen Tagblättern; davon iſt jedoch keine Notiz zu nehmen, ſo lange die alte Frage des Pilatus nicht entſchieden wird.

Das große chineſiſche Ballet: **Kiaking**, in fünf Abtheilungen, von Titus, der mehrere Kompoſitionen dieſer Art verfertigt hat und ſelbſt mimiſcher Darſteller iſt, hat Furore gemacht, und das Theater an der Wien verdankt ihm wieder volle Kaſſen. Eigentlich iſt es früher ſchon auf einigen italieniſchen Bühnen gegeben und für die hieſige nur wieder neu eingerichtet worden. Die Handlung füllt mühſam den Umfang aus und hat zwar ein geſchichtliches Anſehen, die Quelle möchte aber ſchwer nachzuweiſen ſeyn. Ein ſcharfſinniger Mandarin behauptet, die Begebenheit ſey zwanzig tauſend Jahre älter, als unſere Zeitrechnung; ein gelehrter Miſſionar verſezt ſie dagegen tauſend und ich weiß nicht wie viele Jahre nach Chriſti Geburt. So viel iſt gewiß, die Chineſinnen hatten damals ziemlich große Füße und tanzten, wie wir eben auch geſehen haben, à merveille. Das Koſtüm iſt größtentheils idealiſirt, bis auf die Pagodentracht. An prachtvollen Dekorationen, Komparſerien, Einzügen und Aufzügen, Kämpfen und Tänzen fehlt es nicht. Unter den ſchönen Landſchaftsgemälden ragt beſonders eine Waſſerparthie mit dem Porzellanthurm hervor, zur Ehre des talentvollen Neefe. Zulezt präſentirt ſich die Stadt Pecking in bunter Beleuchtung — ah! ah! erſcholl es aus der Höhe in die Tiefe; vivat der Kaiſer Kiaking! — Weniger Glück machte die alte Oper nach dem Italieniſchen: **Die wandernden Komödianten.** (I Virtuosi ambulanti) Muſik von Fioravanti — eigentlich von Vielen, mit eingelegten Muſikſtücken und Scenen; ein wahres Quodlibet! Vor Zeiten hatte man es hier bereits mit franzöſiſcher Muſik gegeben. Der Titel deutet ſchon auf Anekdoten aus der Chronique scandaleuse des Theaters hin, die den Italienern ſo willkommen ſind, als Opernſtoff, in deſſen Darſtellung ſich die deutſchen Virtuosi ambulanti oft nicht minder zu gefallen pflegen. Durch bunte Ausſtaffirung gewann das alte Werk bey dem Alten doch ein friſches Kolorit.

Bernhard Romberg hat noch drey Konzerts gegeben, eins im großen Opernhauſe, bey erhöhten Preiſen und übervollem Raume. Kurz vor ſeiner Abreiſe traf **Maria v. Weber** ein, der nun die Aufmerkſamkeit des Publikums beſchäftigt, und dem bald Roſſini folgen wird.

Das vom Freyherrn v. Hormayr herausgegebene „Archiv für Geographie, Hiſtorie" u. ſ. w. wird auch in dieſem Jahre fortgeſezt, und zwar nach einer umfaſſendern Einrichtung mit Bezug auf mannichfaltige Abwechslung gemeinnütziger und allgemein intereſſanter Gegenſtände. Aber auch in der bisher beſtandenen Einrichtung verdiente dieſes mit dem uneigennützigſten Sinn und mit dem regſten Eifer betriebene Unternehmen um ſo mehr Aufmerkſamkeit und Theilnahme, als ſich deſſen Reſultate über die Leiſtungen gewöhnlicher Tags- und Unterhaltungs-Blätter ſtets erhoben, die nur einen unſichern Maßſtab zur Beurtheilung des innern Lebens und Strebens öſterreichiſcher Kunſt und Literatur an die Hand geben.

Die öffentlichen Maskenbälle und Redouten — wo indeſſen ſelten oder nie getanzt wird — waren zwar zum Theil ziemlich beſucht, die lezte beſonders, zu der ſich mehr als fünftauſend Perſonen verſammelt hatten; im Ganzen aber werden dieſe Unterhaltungen immer unintereſſanter, und kaum erſtreckt ſich die Theilnahme über die mittleren Klaſſen hinaus. Der Gewinn dieſer Unternehmungen iſt der neuen Theater-Verwaltung zugefallen. Die Geſellſchafts-Bälle, deren Zweck Beförderung eines ausgeſuchtern Vereins war, hatten dießmal nicht Statt. Was den öffentlichen Beluſtigungen dieſer Art vorzüglich Abbruch thut, ſind die Menge der oft glänzenden Privat- und Subſcriptions-Bälle, Picknicks und Maskeraden, die in den Zirkeln des höhern Adels und der begüterten Familien während der Faſchings-Periode einander drängen und verjagen. Auch der große Apollo-Saal war wieder dieſen Winter eingerichtet; oft aber bildeten die Inhaber freyer Einlaßkarten wohl den größten Theil des Zuſpruchs, um den kleinen Reſt der Zahlenden für die Zukunft durch den leeren Raum nicht abzuſchrecken. Ein Beſuch der ſogenannten Wilden machte volles Haus. Dieſe Originale geben uns eine ſehr unvollkommene Anſicht von der Wildheit jener Völker; glücklicher Weiſe finden ſich unter den zahmen Elegants deſto gelungenere Charakteriſtiken. Ueberall hörte man Freyſchütz-Walzer; hier nach dem Jägerchor, da nach dem Bauerntanz, und wieder in dem Saal am neuen Markt, genannt zur Mehlgrube, nach der Melodie des Spottchors — den dort zumeiſt verſammelten Tänzerinnen zu Gefallen, wie man ſagt.

Großen Zulauf verurſacht gegenwärtig im Theater an der Wien eine Geſellſchaft engliſcher Künſtler, unter Direktion des Mimikers Lewin, deren erſte Pantomime: **Der goldne Schlüſſel**, oder: Der bombardirte Harlekin, in vierzehn Tagen wohl zehn Mal wiederholt worden. Eine wahre Goldgrube für die Direktion! Man nennt es die engliſche Pantomime; vielleicht der gymnaſtiſchen Kunſtſtücke und Saltimortals wegen, die einen Hauptbeſtandtheil ausmachen. Dem Koſtüm zu Folge iſt es die ſpaniſche, dem Unſinn nach die gewöhnliche teutſche, die man in dieſer Hinſicht eben ſo vollendet auf unſerm Volkstheater ſieht. Auch die Charaktere ſind zum Theil verſchieden: Harlekin hat nicht ſeinen gewöhnlichen Gang, ſein Kleid iſt mit Flittern überſä't; Pierot bewegt ſich raſch und macht allerhand Sprünge, ſein Kleid iſt ſehr buntfarbig, fällt aber ſo wie die Koſtümirung des Pantalon, der hier **Caſſander** heißt, angenehm ins Auge. Dann iſt noch eine Duenna Columbinens, genannt Abigaella u. ſ. w. Die Verwandlungen und Maſchinerien gehen vorzüglich gut, überhaupt wird Alles ſo raſch in Bewegung geſezt, und die Erſcheinungen wechſeln ſo ſchnell, daß man nicht Zeit hat, die Sache näher zu beſchauen. Warum es eben der bombardirte Harlekin heißt — das rathet, meine ſchlauen Leſerinnen! — Der loſe Schalk wird aus einem Mörſer geſchoſſen und bleibt an der Mauer rücklings kleben; ſchnell iſt er losgemacht und ſein Ebenbild zeigt ſich im Schattenriß. Puff! das Stück iſt aus, und es präſentirt ſich in magiſcher Beleuchtung eine Schlußdekoration, ſo prachtvoll, wie man ſie in den Feenballets nur immer ſehen kann. Am meiſten unterhält die Scene, wo Harlekin ſich todt und ſteif macht, während er von Pierot, wie ein Klumpen Bley, herum geworfen wird. Dieſer Harlekin iſt ſehr geſchickt. Wir aber, heißt das: der Alles wiſſende Notizenſchreiber und Seinesgleichen, haben dieſes Stückchen ſchon geſehen. Deſſen ungeachtet — bravo, bravissimo, Signor Arlechino! Die Muſik iſt eine Folter für das Ohr.

Beylage: Literaturblatt Nro. 25.

Nro. 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. März 1822.

Nicht der Frühling kann dir geben,
Geben mußt dem Frühling du
Seinen Glanz, ſein Blüthenleben,
Seinen Frieden, ſeine Ruh.

Rückert.

Willkomm.

(Im Vorfrühling.)

Welch ein Getümmel? Horch!
Ha! Sie begrüßen den kommenden Storch.
So recht, ihr Knaben, klatſcht in die Hände!
Jubelt hinauf, daß er Segen uns ſpende;
Solch ein Ehrenmann würdig iſt,
Daß man ihn freundlich empfängt und begrüßt.

Hoch auf dem Thurme — ſchaut! —
Steht ihm die Wohnung ſchon aufgebaut.
Denn nicht den Falken, den Weihe, die Würger,
Friedliche Vögel liebet der Bürger.
Rings in der Näh' aus dem wirthlichen Haus
Breiteſt du Frieden und Segen aus.

Sag' uns, in welches Land
Haſt im September dich hingewandt?
Biſt wohl weit zu den Mohren gezogen?
Biſt über Berge und Meere geflogen?
Könnt' ich doch auch, in der Luft einher
Wandern wie du über Land und Meer!

Doch bey uns iſt es ſchön!
Magſt wohl im Herbſte nur traurig geh'n?
Denn du kehrſt ja aus fernen Landen
Immer ſo gern zu den alten Bekannten,
Kehrſt mit dem Frühlingsſonnenblick,
Kehrſt mit den Keimen und Knoſpen zurück.

Haſt du viel mitgebracht?
Loſer, wohl eine lebendige Fracht?
Kinderchen hold im Wickel zu ſchauen
Brachteſt du manchen hoffenden Frauen;
Aber auch manche leiſe ſpricht:
Künftig mir auch eins — vergiß mich nicht!

Biſt doch ſelbſt noch beweibt? —
Sage, wo deine Genoſſinn bleibt? —
Ha, dort fliegt ſie. Sie trägt zu Neſte
Linnen und Garn auf die alte Veſte.
Solch ein Gemahl voll Treu' und Pflicht
Läſſet den Ehegeſponſen nicht.

Glücklich bewohnt euer Haus!
Führet bald währige Jungen heraus.
Lehrt ihr ſie fliegen, die luſtigen Jungen,
Um ſie im Kreiſe herumgeſchwungen,
Rufen wir alle dann jubelnd aus:
Lebe Herr Storch und ſein ganzes Haus!

Z . . n.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Was mich am meiſten intereſſirte, ſind die Gemälde der älteſten namenloſen ſpaniſchen Maler, von denen ich dir ſchon einmal ſchrieb. Um dir die Anſicht, die die Spanier von dieſen Gemälden haben, mitzutheilen, ſetze ich dir eine Stelle aus Ponz her, der wohlbemerkt ein Akademiker von San Fernando iſt, bey dem aber ein gewiſſes no se qué immer ſehr luſtig mit dem akademiſchen Glaubensbekenntniß ſtreitet, und zuweilen auffallende Ketzereyen erzeugt. Z. B. „da einige dieſer Gemälde älter ſind, als die glückliche Epoche des Wiederauflebens der Künſte (der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts) in Europa, wovon hier beſonders die Rede ſeyn muß, ſo begnüge ich mich zu ſagen, daß unter dieſen älteſten (primitivos) Gemälden des Doms, von deren Verfertigern man keine ſichere Nachricht hat, ich dieſelbe Bemerkung gemacht habe, wie von den Bildhauerarbeiten jener Zeit; nämlich, daß, obgleich einigen von ihnen jene Grazie, Korrektheit, Annehmlichkeit, fehlt, die ſpäter aufkam, ſo findet ſich doch vielleicht in denſelben ein ſolcher Ausdruck, ſolche Einzelnheiten, und ſie ſind mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Liebe und Schönheit der Farben gemalt, daß viele von den Künſtlern, die ſie jezt mit Verachtung anſehen, gar wohl thäten, wenn ſie dieſelben in jenen guten Eigenſchaften, die ich genannt habe nachzuahmen ſuchten.“ — Und weiter von den alten Freskogemälden im Kapitelſaal: „ſie ſtellen Geſchichten aus dem neuen Teſtament dar, und ſollen von Pedro Berruguete, dem Vater des berühmten Alonſo, ſeyn. Von wem ſie auch ſeyn mögen, gewiß iſt es, daß ihr Urheber unter den Spaniern dieſelbe Stelle einnimmt, die Perugino unter den Italienern behauptet. Und ich zweifle nicht, daß jeder Kenner in ihnen eine gewiſſe Größe des Ausdrucks, und etwas Vollendetes finden wird, obgleich ihnen die Ausführung und die Lieblichkeit fehlt, welche ſpätere Künſtler erreichten.“ — Der Mann iſt übrigens bekanntlich einer der gelehrteſten und erfahrenſten Kenner der Malerkunſt.

Ueber die Aehnlichkeit dieſer Gemälde mit denen der älteren deutſchen Schule habe ich dir ſchon etwas geſagt; ich füge blos hinzu, daß es auch in ſpaniſchen Kunſtgeſchichten u. dergl. eine ganz angenommene Sache zu ſeyn ſcheint, und ich finde ſehr oft, daß von dieſem oder jenem Gemälde der älteſten ſpaniſchen Schule geſagt wird: es ſey gemalt worden el estilo de Luca de Olanda, oder el estilo aleman, (nach dem Styl des Lukas von Holland, oder nach dem deutſchen Styl) und noch allgemeiner anerkannt und beſtimmter ausgeſprochen wird der Einfluß der Düreriſchen Schule auf die ſpaniſche Malerey. Aber das gehört nicht hieher. — Als ich nach meinem Gaſthof zurückkam, fand ich meinen dicken Wirth in der beſten Laune: er prügelte ſich mit ein Paar Gäſten im ganzen Haus herum, und das dauerte die ganze Nacht. Ich hatte Sorge getragen, keinen Paß von Madrid aus mitzunehmen, was ich überhaupt jedem sentimental traveller anrathen will, von Zeit zu Zeit zu thun; denn offenbar gehört der größere oder geringere Grad der Grobheit der Polizey, und alles was ihr anhängt, und alle aventuras, die aus einem Zwieſpalt mit dieſem verdrießlichen Perſonal entſtehen können, unentbehrlich in das Fach beſagter Sentimentalen. Ich hatte gehofft, mir wenigſtens eine Nacht im Gefängniß oder ſonſt wo, zu verſchaffen und dann ſehr glorreich mit meinen Empfehlungsbriefen die verfolgte Unſchuld zu produziren, — es wurde aber wieder gar nichts draus. Als ich mich eben zu Bette legen wollte, ließ mich der Alcalde constitucional de primer voto citiren, und ich dachte, es ſolle losgehen! Der war aber ein proſaiſcher Burſch, und gewaltig höflich; lief ſelber mit mir im Dunkeln in der Stadt herum, um mich einem Kanonikus zu präſentiren, an den ich Briefe hatte und der für mich gut ſagen ſollte. Das that dieſer und wir wären die beſte Freunde geworden, hätte mein Alcalde de primer voto beym Abſchied dem dicken Kanonikus nicht ſogar devot die Hand geküßt — da merkt ich, wo der Wind herkam. Ich habe zum Dank dem braven Mann den Namen Alcalde besamanos gegeben, der in Toledo ordentlich Glück gemacht hat. Der Kanonikus war ein tauber alter Herr, mit allerley Schäden behaftet, wozu beſonders eine handfeſte Haushälterinn gehörte, mit einem Schnurrbärtchen und Fäuſten, wie ein Mezger; alſo der konnte mir weiter nichts helfen; ein Exminiſter, an den ich auch empfohlen war, wurde auch unbrauchbar befunden; da er nichts that, als mir servile miseres vorzuſchwatzen und mich auszuholen. Dem Xefe politico, auf den ich beſonders gerechnet hatte, war ich unterwegs begegnet, da er als Deputirter zu den neuen Kortes nach Madrid reiste, ſehr glänzend, von den Freywilligen der Nationalmiliz zu Pferde begleitet. So blieb mir blos ein Page des Erzbiſchofs übrig, auf den ich eigentlich ſehr wenig gerechnet hatte; aber ich fand debaxo de mala capa un buen bebedor, wie wir hier ſagen; denn unter dem ſchwarzen Pfarrershabit wanderte ein gar braver, liberaler, luſtiger Geſelle; der alle Welt kannte und überall mit mir herumlief. Auf ſeinen Rath zog ich den folgenden Tag in ein anderes Wirthshaus; zwar blos eine posada, alſo weniger vornehm als die fonda, (wie bey uns Gaſthof und Wirthshaus) — aber ich hätte gar nicht geglaubt in Spanien ein ſo heimeliches, anſtändiges Haus zu finden; es erinnerte mich an eine gewiſſe Sorte von Wirthshäuſern in Deutſchland, in etwas abgelegenen alten Städten, altmodiſch, wöhnlich und ſehr wohlfeil. Jeder, der etwas Reiſe-Inſtinkt hat, wird ſchon verſtehen, was ich meyne. Drey alte Schweſtern, die eine, Wittwe mit zwey Söhnen, die unter der freywilligen Nationalmiliz ſind, und auf die ſie gewaltig ſtolz, und eben darum ſehr liberal iſt. Weiß Gott, ich habe mirs ordentlich als ein Kompliment angerechnet, daß die alte Frau mir ſagte: Man ſieht wohl, daß Ihr ein guter Liberaler ſeyd, und ich freue mich ſehr, denn die Servilen mag ich nicht in meinem Hauſe. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Blick auf die jetzige Behandlung der Kriegsgefangenen in England.

(Beſchluß.)

Man ſieht häufig Offiziere, die auf ihr Ehrenwort zurückgehalten werden, aus Verzweiflung über ihre unglückliche Lage, und über die Mißhandlungen, denen ſie ausgeſezt ſind, ſich durch die Flucht denſelben entziehen; werden dieſe wieder eingefangen, ſo ſperrt man ſie auf den Pontons mit den Matroſen und Soldaten ein.

Wenn nun dieſe Soldaten oder Matroſen, die ihr Ehrenwort nicht gegeben haben, irgend einen fruchtloſen Verſuch ſich zu befreyen machen, ſo werden ſie zu Land in Kerker, und auf den Pontons in den unterſten Schiffsraum geworfen, und dort dem Hunger preisgegeben, um an der für ihre Erhaltung ausgeſezten Summe zu erſparen. Howard ſelbſt ſagt in dieſer Hinſicht: „Vierzig Tage auf halbe Portion im Kerker zugebracht, um denen, welche die Gefangenen wieder eingebracht haben, dieſe Zeit über zehn Schilling von dem den Gefangenen ausgeſezten Preis der Lebensmittel auszahlen zu können, ſchienen eine allzuſtrenge Strafe zu ſeyn.“

Ich habe im Jahr 1816 auf der Medway neben den Arbeitern des Zeughauſes von Sheerneß den berühmten Bellerophon beſucht, der jezt in ein Sträflings-Schiff umgewandelt iſt. Bey Einrichtung und Eintheilung dieſer Galeere hat man alles gethan, was nur immer die ſinnreichſte Menſchlichkeit erfinden kann, um das Loos der Verurtheilten erträglich zu machen.

Die Sträflinge wohnen alle in kleinen Abtheilungen zuſammen, die Zimmer haben weite Stückpforten, die mit Gittern verſehen ſind, und friſche Luft in hinreichender Menge einſtrömen laſſen. Eiſerne Gitter bilden die Zwiſchenwände in den Zimmern. An mehrern Stellen ſind dieſe Gitter mit einem Stück Tuch verhängt; welches zu verſchiedenen Zeiten des Tages aufgerollt wird, um die Zimmer noch mehr zu lüften. An Sonn- und Feſttagen werden die Sträflinge in einer kleinen Kapelle verſammelt, wo ſie dem Gottesdienſt beywohnen.

Wenn man von Sheerneß bis Chelham hinaufſegelt, ſo ſieht man dieſen Fluß bedeckt mit abgetakelten Schiffen. Ihr friſcher und glänzender Anſtrich bildet mit dem häßlichen Anblick des alten rauchigten Lankaſter, das die Ueberreſte einer durch eine Feuersbrunſt geſchwärzten Flotte zu ſeyn ſcheint, einen mächtigen Gegenſatz. In dieſen wogenden Gräbern werden die Kriegsgefangenen lebendig begraben, ſie mögen nun Dänen, Schweden, Franzoſen oder Amerikaner ſeyn. Vierhundert Verbrecher werden auf einer Galeere gefangen gehalten, während 6 bis 900 Kriegsgefangene in ein Schif von gleichem Rang hineingezwängt werden. Das engliſche Parlament hat in Kubikfußen die Menge Luft beſtimmt, welche in den Werkſtätten zur Geſundheit der Lehrlinge nöthig iſt; dieſe Menge Luft, welche man für Kinder unumgänglich nöthig hält, iſt, um das Zehnfache vermehrt, für erwachſene Männer erforderlich. Wir fügen zu dieſer Beſchreibung noch einige nähere Umſtände hinzu.

Der ohnehin ſo beſchränkte Raum zwiſchen den Verdecken iſt bey weitem nicht ganz für die Wohnung der Kriegsgefangenen beſtimmt. Ein Theil deſſelben iſt dem Kommandanten und den Chirurgus des Schiffes eingeräumt. Unter dem Vorder-Kaſtell iſt ein Raum freygelaſſen, in welchem den Tag über die Hängematten der Gefangenen aufbewahrt werden. Die Schiffs-Soldaten und Matroſen nehmen den vordern Theil des Verdecks mit ihren Weibern und Kindern ein. Im hintern Theil befindet ſich die Wachſtube, die Küche, die Apotheke, das Staatszimmer, endlich die Kajüten der Offiziere und Unteroffiziere und ihrer Weiber und Kinder. Zwiſchen dieſen Gemächern ſind die Kriegsgefangenen in mehrern Stockwerken übereinander eingeſperrt. Eine Strickleiter, welche man nöthigenfalls in dieſe Oeffnung von oben hinabläßt, iſt die einzige Verbindung von Außen mit dieſer Höhle. Wenn man ſich von oben hinabbückt, um die düſtern Stockwerke von Kerkern, die in die Tiefe eines Schiffs eingekeilt ſind, zu betrachten, ſo wird die Seele von Entſetzen erfaßt. Bey dieſem Anblick erinnert man ſich unwillkührlich an die furchtbaren Gräben des Morgenlandes, wo man zum Vergnügen eines Despoten wilde Thiere aufbewahrt!

Die einfache Kenntniß von den Geſetzen des Athmens reicht hin, uns von der phyſiſchen Nothwendigkeit folgender Wirkungen zu überzeugen, welche uns der Arzt Cattel berichtete, nachdem er mehrere Zeit auf den Pontons zugebracht hatte:

In den Winter Nächten, ſagt er, verdichtete ſich die Luft ſo ſehr, daß nach Verlauf von einigen Stunden, die Lichter keine Helle mehr von ſich gaben und ſogar endlich erlöſchten. In dieſem Zuſtand waren die Gefangenen mit Schweiß bedeckt, mehrere athmeten kaum noch, und mehrere verfielen in Ohnmacht. Dennungeachtet gelang es erſt nach unzähligen Schwierigkeiten, die Erlaubniß zur Oeffnung einer Stückpforte zu erhalten, um diejenigen, welche das Bewußtſeyn verloren hatten wieder ins Leben zurückzurufen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, März.

Unſer dießjähriger Karneval war, wie ich Ihnen ſchon gemeldet, überaus lebhaft und glänzend. In den Feſtſälen der Olympier, wie in den dumpfen Tavernen, wo Bacchanten den [illegible] [illegible], wogte ein freudiges Gewimmel, und Gott Komus [illegible] ſichtbar über die Alpen herüber. Für den hohen Adel gab es Bälle: bey Hofe, bey dem Herzoge von Leuchtenberg u. ſ. w. Die Familien nun, die zu allen Zirkeln geladen ſind, gehören — um mich des Ausdrucks einer vornehmen Cotterie zu bedienen — zu den Elus, und manche Comteſſe, die zweyhundert Deutſche getanzt, darf nimmer Roth auflegen, ohne darum eitel zu [illegible]. — Nun für den höhern und gebildeten Mittelſtand: Das Muſeum, die Harmonie, der Frohſinn, die Reſſource. Doch der Brennpunkt unſerer Freuden, ein wahres [illegible], der Maskenball. Hr. v. [illegible] hat ſich als Intendant des plaisirs unvergeßlich gemacht! Nun noch, die Bälle der Privaten, die Jugendbälle, die Bälle in den Erziehungs-Instituten, im Kadettenhaus, bey der wackern Frau Caſanova u. ſ. f. Kurz, auf manchen Abend trafen vier Bälle, und wer früher in den Gärten des Muſeums gewandelt, der ſtahl ſich auch noch auf die Gemeinweiten bey Albert und in Hubergarten, wo unter geringen Pflänzlein nicht ſelten ein Gänſeblümlein hervorſprießt, das für den weiſen Finder blüht. — Genug! die blaue Faſten hat bereits unſere altkatholiſchen Altäre umzogen, und auch ich will der ſündhaften Weltluſt nicht ferner gedenken, ſondern lieber einige intereſſante Erſcheinungen berühren, die ſeit meinem lezten Berichte zum Erſtenmal über unſere Bühne ſchritten. Ich beginne mit Kleiſts Prinz von Homburg nach v. Holbeins Bearbeitung. Dieſes Drama wurde auf mehrern deutſchen Bühnen mit vielem Erfolge gegeben, und der geiſtreiche Solger behauptet mit Recht: „Daß Alles, was in Kleiſts Anlagen einzeln und abgeriſſen erſcheint, ſich hier zum ſchönſten Ganzen vereinige." Der Stoff dazu iſt doch wohl aus einer Stelle in Friedrichs II. Mémoires de Brandenbourg entnommen, wo es heißt: „Der große Kurfürſt habe nach der Schlacht bey Fehrbellin geäußert, man könne den Prinzen nach der Strenge der Geſetze vor ein Kriegsgericht ſtellen, doch ſey es fern von ihm, einen Mann, der ſo tapfer zum Siege mitgewirkt, auf dieſe Weiſe zu behandeln." Auf dieſe Aeußerung hin läßt nun der Dichter in der That das Kriegsgericht ſprechen, und den Prinzen zum Tode verurtheilen. Dieſer Stoff iſt nun allerdings ſehr dramatiſch, und mag auch ein brandenburgiſches Publikum mächtig anſprechen, zumal, da der Charakter des Kurfürſten hiſtoriſch-groß und poetiſch-meiſterhaft gezeichnet iſt, doch das unſere, vor deſſen Schranken ſeit der bekannten Waltron'ſchen Causa ſchon gar viele Subordinations-Vergehen abgeurtheilt wurden, wobey den Inquiſiten auch jederzeit großmüthigſt verziehen wurde, wollte an dieſer Prozedur kein ſonderliches Behagen finden, auch fiel es Manchem auf, daß der kommandirende Prinz ein Nachtwandler iſt; man erkennt übrigens in Kleiſt den großartigen Manieriſten, der auch das ſcheinbar Ungeſchickte mit Glück zu behandeln verſteht. Ob auf Holbeins Bearbeitung die Worte Schillers anwendbar ſind, „daß der Spiritus verfliegt und das Phlegma bleibt," getraut ſich Ref. nicht zu behaupten, da er das Original nicht bey Handen hat. Die Darſtellung war ſehr gelungen, doch troz den Bemühungen unſerer beliebteſten Künſtler (Eßlair als Kurfürſt, Urban Prinz, Weſpermann Kottwitz) wollte außer einer Rede des leztern nichts eigentlich anſprechen. — Unſer Ballet, das ſeit Jahren an einer zentralen, und wie Viele glaubten, unheilbaren Lähmung darniederlag, erholt ſich ſichtlich, und wird bald vollends geneſen. Wir können unſrer Intendanz nicht genug danken, daß ſie den berühmten Wunderarzt Horſchelt aus Wien verſchrieb, deſſen homöopathiſches Kurſyſtem ſich als völlig probat erweiſt. Sein am 26. v. M. zum erſtenmale gegebnes Divertiſſement erhielt ſtürmiſchen Beyfall, und wurde ſeither dreymal mit gleichem furore wiederholt. Dlle. Horſchelt, Schweſter des Balletmeiſters, wurde ihres à plomb's, der kleine Laroche aber ſeiner Gewandtheit und Sicherheit wegen, die ihn vor allen übrigen ſo auffallend unterſcheidet, anhaltend beklatſcht. In das ganze Korps iſt ein neuer, beſſerer Geiſt gefahren; das Publikum ſehnt ſich nun nach dem erſten großen Ballet: die Wildſchützen, das nächſtens gegeben werden ſoll. Darüber, ſo wie über die geſtern ſtatt gehabte Darſtellung der Albaneſerin und den Freiſchützen, der uns für die nächſte Woche verſprochen iſt, werde ich nächſtens berichten. — Im Hoftheater am Iſarthor wurde das Wunder am Kreuze gegeben, ein Drama, bekanntlich von Calderon unter dem Titel: la devocion de la Cruz gedichtet, von dem trefflichen Schlegel ins Deutſche überdichtet, von dem bekannten Hr. v. Holbein für die Bühne bearbeitet (geſtrichen?) vom Hrn. Direktor Carl nochmal geſtrichen, dagegen aber auch mit einer Schlußſzene vermehrt. Schlegel's herrliche Worte, was nämlich die Bearbeiter davon übrig ließen, von Hrn. und Mad. Carl ſehr würdig vorgetragen, verfehlten auch in dieſem Theater ihre Wirkung nicht, doch das Ganze ließ troz der, wie immer, lobenswerthen Anordnung und der ſchönen Schlußdecoration, (das Innere einer Kirche) ziemlich kalt. — Von fremden Künſtlern hörten wir Hrn. Schunke, einen wackern jungen Clavierſpieler, einen Hrn. Schmitt, der die Poſaune (!!) mit vieler Kunſt zu behandeln verſteht, und Hrn. Pechatſchek, einen wirklich ausgezeichneten Violinſpieler. — Auch eines Concertes muß ich erwähnen, das von Seite der Intendanz der ital. Hofoper, reſp. unſers ital. Conſervatoriums ſtatt hatte, und wobey Dlle. Rottrammer, aus Regenſpurg, Zögling des Inſtituts, durch ihre herrliche Sopranſtimme und ihre Fortſchritte im höhern Geſangſtudium, überraſchte. Indem wir dieſer Anſtalt und den Bemühungen des trefflichen Lehrers Orlandi alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, können wir nicht umhin einen Wunſch zu äußern, den, wie wir wohl wiſſen, nicht Alle Muſikfreunde theilen: daß nämlich unſre ital. Oper, ſo lange ſie durch die Gnade des Hofes beſteht, durch ital. Subjekte ergänzt, und auf dieſe Art ganz italieniſch erhalten werden möge. Durch Zulaſſung deutſcher, wenn auch noch ſo brauchbarer Individuen verliert die Anſtalt das Nationale, was ſie uns eigentlich ſo anziehend macht. — Im Gebiete der Literatur erregen die „Briefe des Deputirten Michael Wahrmann" viele Senſation; es iſt auch nicht zu läugnen, daß ſie mit Humor und Wiz geſchrieben ſind, wenn der leztere auch nicht immer attiſch iſt. Als Verfaſſer nennt man den Landrichter W—r, der die bekannten „Scherzburger Aktenſtücke" geſchrieben. — Des Freyherrn Max v. Freyberg „alte Geſchichte des Kloſters Tegernſee" zeigt von fleißiger Forſchung, und iſt ein ſchäzbarer Beytrag zur Spezialgeſchichte Baierns. — Von unſerm allzeitfertigen literariſchen Veteran Franz von Spaun iſt dem Vernehmen nach, wieder eine Broſchüre unter der Preſſe. Möge ſie nicht das Loos ſeiner meiſten frühern theilen, Confiskation. — In unſerm ſtädtiſchen Elemente iſt die Ernennung des geachteten und um das Gemeindeweſen vielfach verdienten Kaufmanns Hrn. Schindler zum Magiſtratsrath durch den Umſtand bemerkenswerth, daß die Gemeindebevollmächtigten, deren Vorſtand der Beförderte bis jezt geweſen, mit der Bitte eingekommen: man möge ihnen ihren Führer, der ihnen bis jezt mit Auszeichnung vorgeſtanden, auch ferner noch belaſſen. Beweiſe des öffentlichen Zutrauens dieſer Art zeigen von ächtem Bürgerſinn, und ehren nicht nur den Empfänger, ſondern auch die Geber. — Der wackere Profeſſor an der hieſigen Akademie der bild. Künſte, Hr. Robert Langer, hat ſein Gemälde: die Kreuzabnahme, das in lezter Kunſtausſtellung vielfach bewundert worden, der hieſigen Metropolitan-Kirche zum Geſchenke gemacht, und ſelbes iſt nun eine wahre Zierde dieſes Tempels. — Zum Schluße muß ich noch eines rührenden Ereigniſſes erwähnen: Unſer guter, guter König und ſeine höchſtverehrte Gemahlin feyerten den 9. d. M. den Gedächtnißtag Ihres fünf und zwanzigjährigen Eheſtandes. Wie dieſes Ereigniß nur die ſtillen, heiligſten Verhältniſſe berührt, ſo wurde es auch nur im Stillen, aber darum deſto herzlicher, begangen. Möge keine Prüfung mehr den Frieden trüben der Herzen, die ſo heiß ſchlagen für Menſchenrecht und Menſchenglück, und möge der Engel, der Ihnen die ſilbernen Roſen geboten, auch einſt noch die goldenen bringen:

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Nro. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. März 1822.

Zur Begeiſtrung den Becher zu reichen,
Das vermag auch an ſich die Gefahr,
Denn im Wagen wird Jedem es klar,
Wenn der Wahrheit die Täuſchungen weichen.

*. *.

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Bruchſtücke.)

Von meiner Jugend auf hatte ich die ſonderbarſten Wünſche, welche mir mit Recht den Namen Raymond des Waghalſes zuzogen. Sie waren fünf an der Zahl, nämlich: in einer Taucherglocke auf den Meeresgrund hinabzuſteigen; mich in einem Luftballon in die Luft emporzuheben; durch eine der tiefſten Berggruben in das Innere der Erde hinabzufahren; in den Krater eines feuerſpeyenden Berges zu dringen; und einen Geiſt zu erblicken! Wer dieſes Alles geſehen hat, dachte ich, darf ſich rühmen, Etwas geſehen zu haben! Dabey aber ließ ich mir es wenig einfallen, daß ich dieſelben alle ſelbſt zu ſehen, und noch weniger, daß ich deren Anblick zu beſchreiben haben würde. Vor funfzig Jahren, da mein Haar noch ſchwarz und kraus, meine Geſtalt ſtark und ſchön, und mein Herz eben ſo furchtlos als glühend war, war es mein beſtändiges Beſtreben, romantiſche Abenteuer aufzuſuchen, worin ich nie die Gefahr in Anſchlag brachte, wenn die Abenteuer nur recht wild, heldenmäßig oder ungemein waren. Dieſe Unternehmungen mußten mich nothwendig oft in große Gefahren verwickeln; welche, obgleich ſie mir zur Zeit des Beſtehens wenig Unruhe gaben, mich immer in den Augenblicken des ruhigen Nachdenkens bey der bloßen Erinnerung der überſtandenen Gefahr in der Seele ſchaudern machten. Nachdem ich in Geſellſchaft des alten Roſenſköld den rauheſten ſenkrechten Felſen des Ronaberges auf den Schettlandinſeln erſtiegen hatte, lag ich die ganze Nacht in Angſtſchweiß bey dem Gedanken an das, was in der ſchreckhafteſten Wirklichkeit mir nicht die geringſte Beſorgniſſe gegeben hatte. Nachdem ich mich von einem zertrümmerten Schiff herabgeſtürzt, wo die Wellen mich oft in einem glasartigen grünen Mantel einhüllten, und mich zuweilen für jeden Schritt, den ich vorwärts ſchwamm, drey Schritte zurückwarfen; wann ich ſelbſt bis in den Raum des ſinkenden Schiffes hinabtauchte, verbannte die Größe der Gefahr die Furcht ſowol als alle andre Gefühle; aber in den folgenden Augenblicken der Ruhe fühlte ich alle die Schreckniſſe meiner frühern Lage, und brachte Stunden in Seelenangſt zu, welche ſchlimmer war als der Tod ſelbſt. Auf gleiche Art verfolgten mich alle meine romantiſchen Abenteuer, und — wenn ſie beendigt waren — alle die ſchreckhaften Erzählungen, welchen ich mit ſolchem Entzücken zugehört. In vielen meiner wilden Unternehmungen war mein Jugendfreund, Georg Harvey, mein unerſchrockenſter Gefährte; eine Gleichheit der Geſinnungen hatte uns an einander geknüpft, bis ein ernſtlicheres Lebensgeſchäft, welches durch ſeine Trennungen Herzen zerdrückt, Freundſchaften trennet, die Gefühle ertödtet, die Liebe zerſtört, und gänzlich die Seele verwandelt, ihn in dem Feuerdrachen von Lerwick, nach den nördlichen Regionen rief und mich auf den ſchettländiſchen Inſeln zurückhielt. Man wird ſich nicht wundern, daß, bey dem Freundſchaftsbund, welcher zwiſchen Georg Harvey und mir beſtand, wir uns beym Abſchied einander angelobten, nicht nur Treue und Freundſchaft unverlezt zu erhalten, die Sterne in denſelben Stunden anzuſehen, und beſprochene Pfänder auszuwechſeln, um die mächtige Zeit zu verhindern, unſere Herzen zu verändern; ſondern auch einander das feyerliche Verſprechen gaben, daß, wenn einer von uns ſtürbe, der Ueberlebende, wo möglich, den Körper des Verſtorbenen aufſuchen, welcher, wenn es ihm geſtattet wäre, dieſen traurigen Liebesdienſt ſeinem überlebenden Freunde zurückerſtatten ſollte. Dieſes ernſthafte Verſprechen, welches zu der Befriedigung eines meiner außerordentlichen Wünſche führen konnte, wurde die Urſache zur Befriedigung eines ganz andern; und die mit der Erfüllung dieſes Verſprechens verbundenen Begebenheiten bilden den Grund zu meinem erſten großen Abenteuer.

Die Taucherglocke.

Der Feuerdrache von Lerwick war eines von den Schiffen, mit welcher unternehmende Männer zu beynahe allen Zeiten der engliſchen Seefahrtengeſchichte ſich nach dem ſchwarzen Felſen und den vier Waſſerſtrudeln des nördlichen Eismeeres und zur Aufſuchung einer nordweſtlichen Durchfahrt hinauswagten. Nach einer langen ermüdenden Reiſe, auf welcher Krankheit und Mangel die Mannſchaft auf die Hälfte herabgebracht und die Uebrigen in Schatten verwandelt hatten, erblickte man, mitten im December 17.. den Feuerdrachen von der Landſpitze Lambaneſſe auf unſere Inſeln zuſegeln. Die drey lezten Monate im Jahr herrſcht in Schetland eine höchſt ungewiſſe Witterung, und die Winde waren oft der Annäherung der Schiffe aus allen Richtungen entgegen. Heftige, aber wechſelnde Stürme, Regengüſſe und Schneegeſtöber widerſetzen ſich der Geſchicklichkeit des Seemannes. Als ſich das Schiff mit einem leichten Wind von N. W. der Inſel Unſt näherte, wandte ſich derſelbe plötzlich nach Weſt und blies mit einer ſolchen Wuth, daß, obgleich man ſchnell die Segel einnahm, der Feuerdrache doch mit der Schnelligkeit, wie der Herbſtwind ein abgefallenes Blatt über die Erde führt, durch das tobende Waſſer hingeriſſen ward. Die See fing an, ihre Wellen zu erheben und anzuſchwellen als bereite ſie ſich auf einen herannahenden Sturm vor, jede Woge brachte eine größere Maſſe Schaum herauf als die vorhergehende, und der Ocean veränderte ſeine hellgrüne Farbe in ein trübes Dunkelbraun. Nebſt der Schnelligkeit, womit der Feuerdrache durch das Waſſer gepeitſcht ward, behielt das Schiff auch nicht mehr ſeine gerade Richtung, ſondern wurde bald auf der einen Seite einer Welle hinaufgehoben und auf der andern wieder mit furchtbarer Gewalt hinabgeſtürzt. Von dem zunehmenden Sturme getrieben, ſchoß das Schiff um die nordöſtliche Spitze von Unſt herum in einer weſtlichen Richtung gegen Nord-Maven zu, wo ich wohnte, und von wo aus ich eben, als der Sturm anfing, nach Lerwick überſchiffen wollte, um meinen Freund bey ſeiner Rückkehr zu bewillkommen. Aber es war verordnet, daß ich Georg Harvey nie mehr im Fleiſche wiederſehen ſollte, es ſey denn, daß man das, was ich nachher von ihm erblickte, ſo nennen wolle. Wie das Schiff in Gefahr gerieth, rannte ich mit den meiſten Einwohnern des Städtchens Nordmaven, welches ungefähr fünf Meilen vom Ufer liegt, ohne das Wüthen des Sturmes zu achten, nach dem Meeresufer hin; aber leider war alles umſonſt! Die Brandung ging zu hoch, um uns zu geſtatten, mit einem Boote dem Feuerdrachen zu Hülfe zu kommen und wir konnten uns nur hinſtellen und ſeinen Untergang abwarten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Toledo.

Eben fällt mir ein, daß ein Paar Worte ausdrücklich über den politiſchen Geiſt in Toledo auch hieher gehören. Da der größte Theil der Stadt von der Kirche abhängt und die Kirche, d. h. die Canonici durch die Konſtitution verlieren, ſo iſt natürlich der größte Theil der Toledaner ſervil. Dafür ſind die wenigen Liberalen hier, wie überall, alles rüſtige, friſche Mitglieder der Bürgerſchaft, deſto entſchiedener, und halten mehr zuſammen, weil ſie's nöthig haben. Sie machen ungefähr zweyhundert Mann wohlbewaffneter, freywilliger Nationalmiliz aus (und etwa vierzig Reiter), und haben eben nichts zu fürchten. Außerdem liegt in Toledo das Kavallerie-Regiment Sagunto, und ein Theil des Regiments Mayorca, die beyde als eifrig liberal bekannt ſind. Ich ſah zufällig eine Abtheilung von Sagunto von einem Zug gegen einen Haufen facciosos zurückkommen. Das Ding war gar luſtig! Die Soldaten ſangen aus vollem Halſe Freyheitslieder, die die Offiziere anſtimmten, und die Liberalen liefen gleich zuſammen, und ſtimmten ein; vor dem Konſtitutionsſtein wurde Halt gemacht und ſalutirt; die Schwarzröcke ſchnitten gewaltige Geſichter, die braven Weiberchen kreuzigten und ſegneten ſich, und das Ding endigte mit dem Viva la Constitucion! viva la nacion! viva Riego! — Auch im Theater muſſte das Orcheſter den himno de Riego ſpielen, und ich bin verſichert, daß das:

Podumos moire exaltados;
Vivir en cadenas jamas! —
(Wir können freudig ſterben, in Ketten
aber leben — niemals!)

von denen, die es mitſangen, nicht blos zum Schein geſungen wurde; denn in Toledo kann es ihnen denn auch bey Gelegenheit eine punnoleda einbringen — das jamas ſangen ſie ordentlich in einer Art von Begeiſterung. Was mir ſehr gefallen hat, iſt die sociedad patriotica; da kommen gegen acht Uhr alle, die Luſt haben zuſammen, ſetzen ſich gar ehrbar auf ihre Bänke, und hören von einem der gewählten Vorſteher die Zeitungen vorleſen, wenn darnach jemand was zu ſagen hat, ſo ſteigt er auch auf die Tribüne und trägt ſeine Sache vor. Das Ganze geht ſehr ernſt und anſtändig zu. Natürlich kommen hier blos die Liberalen zuſammen.

Von den vielen Kirchen, die ich, theils blos ehrenthalben durchlief, ſage ich weiter nichts, als daß faſt alle gute Gemählde haben und einige, gute Façaden. Die einzige, die mich mehr beſchäftigte, iſt San Juan de los reyes; die zwar größtentheils zerſtört iſt, von der aber, beſonders der Kreuzgang (claustro), uns allen Reichthum und Zierlichkeit der gothiſchen Bauart zeigen. So wie es jezt in Trümmern liegt, gewann das Gebäude beynahe an romantiſcher Schönheit. Wunderlich nimmt ſich die eine äußere Wand der Kirche aus, die von oben bis unten mit den Ketten behängt iſt, die den gefangenen Chriſten bey der Eroberung von Toledo durch Ferdinand den Katholiſchen abgenommen wurden. Dieſe Kirche iſt nahe bey dem Thor und der Brücke von San Martin, beyde noch von mauriſcher Bauart; die man überhaupt, wie du leicht denken kannſt, hie und da in Toledo antrifft; beſonders vollſtändig iſt z. B. die Puerta del Sol. Uebrigens ſcheint es mir, als wenn die ſogenannte Hufeiſenform der Bogen keineswegs ein ſicheres Zeichen mauriſchen Urſprungs iſt. Ich habe ſie in Toledo bey manchen Gebäuden, z. B. einigen Kirchen geſehen, die offenbar von Anfang an zum chriſtlichen Gottesdienſt beſtimmt, und nicht etwa erſt nachher dazu eingerichtet waren. Freylich iſt es ſehr leicht erklärlich, daß die Chriſten dieſe Art von Bogen den beſiegten Mauren und ihren Gebäuden nachahmten. Wie man von San Juan de los reyes nach dem Thore hinunter ſteigt, kommt man an einem Denkſtein vorbey, deſſen Inſchrift ſagt: „Dem ehrlichen Andenken (buona promoria) Juan de Padilla. Seine Nachkommen, nachdem ſie im Jahr 1820 die Freyheit errungen, für die er 1522 nach der Schlacht von Villalar auf dem Blutgerüſt geſtorben." — Leider konnte mir niemand mehr das Haus angeben, in dem die Wittwe Padillas gewohnt. Da es Morgens früh war, kamen uns Bauern und Maulthiertreiber zum Thor herein entgegen; der Geſang des Volks hier deutet ſchon mehr die Nähe von Andaluſien an: „des ſchönen Landes des Weins und der Geſänge." — Du kannſt den ſchwerfälligſten Burſchen auf ſeinem Eſel von der ardiente llama del corazon rendido, und die Vortrefflichkeiten ſeines dulce amor ſingen hören, als wenns eben ſo ſeyn müßte. Dieſe poetiſchen Ausdrücke im gemeinen Leben ſind mir bey den Spaniern auch ſonſt zuweilen aufgefallen; ſo fällt mir die Frau eines Fuhrmanns ein, bey dem ich ein Paar Tage (im Escurial) wohnte, die von einer Tochter, die ſie kürzlich verloren hatte, ſehr viel ſprach: „Ihre Augen, ſagte ſie, waren blau wie der Himmel, ihre Haare golden wie der Sonnenſtrahl, ihre Hände weiſſer wie der Schnee des Guaderame — und endlich; ſie gehörte nicht dieſer Erde an, Gott nahm ſie zu ſich und hüllte ſie in ſeine Glorie ein."

So winkliche heilloſe Straßen, wie die von Toledo, mögen ſchwerlich anderswo zu finden ſeyn, und immer ſteil bergauf und bergab — die breiteſte Straße calle de los caballeros iſt kaum zwanzig Schritt breit; auch trifft man in Toledo weder Fuhrwerk noch Reitwerk an; die vielen Eſel ausgenommen, welche das Waſſer vom Tajo in der Stadt herumtragen, da in der ganzen Stadt kein Brunnen iſt. Die Häuſer ſind zwar im Ganzen von außen nicht ſehr elegant; aber dagegen immer ausgezeichnet, rein und glänzend; von der Hausthüre tritt man bey allen zuerſt in einen Hof mit Gallerien ringsum; der eigentlich mehr ein großes, aber offenes Zimmer iſt, ſehr reinlich, mit glänzenden Ziegeln gepflaſtert, mit Gemälden an den Wänden. Hier bleiben die Leute meiſt den Sommer über, wegen der großen Hitze; dann wird oben ein Tuch ausgeſpannt. Dieſer Hof gehört ſo ſehr mit zu dem eleganten Theil des Hauſes, daß man es in Toledo viel übler nimmt, wenn man in dem Hof ausſpuckt, als in der Wohnſtube. Eine ſolche Reinlichkeitsliebe iſt ſchon auffallend genug, wenn man von Madrid kommt. Zu den bemerkungswerthen Gebäuden gehört denn auch der Alcazar, der im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts von Covarrubias, Herrera und andern berühmten Künſtlern erbaut wurde; aber es ſtehen von ihm jezt nichts mehr als die vier Mauern. Wie groß das Gebäude übrigens geweſen iſt, kannſt du daraus abnehmen, daß es unter der Erde Ställe für 3 bis 4000 Pferde hatte. Vor der gänzlichen Zerſtörung deſſelben durch die Franzoſen, war eine große Seidenſpinnerey und andere Fabriken darin, worin arme Kinder Arbeit und Nahrung und ein bischen Unterricht erhielten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdote.

Die Eile und oft Nachläſſigkeit, womit die parlamentariſchen Arbeiten in England in den lezten Sitzungsmonaten betrieben werden, wo die Herren Mitglieder ungeduldig ſind nach ihren Landgütern zurückzukommen, und oft an hundert Geſetze in ein Paar Nächten durchgehen, iſt wohl bekannt. Daß dieſe Eile zu manchen Fehlern Veranlaßung giebt, iſt alſo gar nicht zu verwundern. In der lezten Seſſion hielt eine Perſon um zwey Bills an, die eine, eine neue Straße machen, und die andere, eine offene Weide anlegen zu dürfen. Beyde Geſuche wurden bewilligt, aber unglücklicher Weiſe wurden im Reinſchreiben die Titel verwechſelt und der Irrthum nicht ausgefunden, bis ſie die königl. Zuſtimmung erhalten hatten. Der Mann erhielt alſo eine Akte zur Einhegung eines Feldes mit allen den auf einer Straße Bezug habenden Klauſeln, und umgekehrt. Der

Irrthum iſt wichtig genug, da ſolche parlamentariſche Erlaubniſſe mit großen Unkoſten verbunden, und der Mann in der folgenden Seſſion ſeine Geſuche erneuern muß. Aber ein wichtigerer Irrthum ereignete ſich vor ein Paar Jahren. Beym dritten Verleſen einer Bill, welche auf ein gewiſſes Vergehen eine Buße von 50 Pfund ſetzte, ſchlug ein Mitglied vor, die Worte, „einer Strafe von 50 Pfund unterworfen“ auszulaſſen, und dafür „einer Strafe von ſiebenjähriger Deportation“ einzuſchalten, welches angenommen ward; und als die Bill gedruckt war, las man folgendes: — „einer Strafe von ſiebenjähriger Deportation unterworfen, wovon die eine Hälfte dem König und die andere dem Angeber anheim fallen ſoll.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Febr.

(Fortſetzung.)

Das Gymnase dramatique hat mit einigem Erfolge ein empfindſames Vaudevilleſtück: Michel und Chriſtian gegeben, ferner eine Fortſetzung des Picard'ſchen Luſtſpiels: die beiden Philiberte. Dieſe Fortſetzung heißt der verheirathete Philibert; die Grundidee davon iſt dieſe: der weiland liederliche Philibert iſt ein eingezogener Ehemann geworden, und um ſeinen Neffen, dem Sohne des guten Philibert vor Jugendſtreichen zu bewahren, geräth er unvermerkt ſelbſt wieder in die liederlichen Streiche hinein und zieht ſich allerley Händel zu. Das Komiſchſte bey dem Stücke iſt, daß es für den Schauſpieler Clozel verfertigt worden iſt, welcher vor einigen Jahren auf der Odeonbühne mit großem Beyfalle die Rolle des liederlichen Philiberts ſpielte. Er ſelbſt hatte damals durch einige Händel, z. B. durch ſeinen Prozeß mit der Schauſpielerin Levert in Betreff ihrer Kinder, Aufſehen gemacht. Seitdem hat er ſich mit einer andern Frau verheirathet, und nach einiger Abweſenheit, iſt er als verheiratheter Philibert im Gymnase dramatique wieder aufgetreten. Potier beluſtigt die Zuſchauer im Theater der Porte St. Martin durch eine komiſche Parodie des Trauerſpiels der Pariah, das man ſehr witzig traveſtirt hat. So z. B. iſt die Klage über die Ungerechtigkeit der Brahminen, welche die Pariahs nicht als Brüder und Mitmenſchen anſehen wollen, obſchon ſie dieſelben Fähigkeiten und Bedürfniſſe haben und von Einem Urvater abſtammen, in der Parodie dem Jocriſſe in den Mund gelegt worden, welcher ſich über die Härte der reichen Bürger beklagt:

les bourgeois de chez eux vous chassent à la ronde:
mais nous comptent-ils donc pour frère dans le monde?
les fruits, quand ils sont cuits, nous paraissent-ils crus?
et le raisin pour nous devient-ils du verjus?
n'avons-vous pas, comme eux, et pour le même usage,
n'avons-nous pas le nez au milieu du visage?
va, ces mortels si fiers de leur sort fortuné,
sont à jeun comme nous s'ils n'ont pas déjeuné.
Ils boivent comme nous, et nous mangeons comme eux.
Ah cent fois d'avantage!

Dieſes ah cent fois d'avantage, welches ſo hinterdrein geſchlichen kommt, und ſich im Originale nach einer mit wahrem philoſophiſchen Gefühle geſchriebenen Tirade befindet, verfehlt nimmer ſeine Wirkung und erſchüttert heftig das Zwerchfell der Zuhörer. Auch andere kleine Theater haben dieſes Trauerſpiel parodirt, welches in einer hier eben begonnenen engliſchen Zeitſchrift: The Paris Monthly Review ſcharf kritiſirt wird, beſonders wegen der Verſtöße gegen die Wahrſcheinlichkeit. Dieſe Zeitſchrift macht dem Verfaſſer zum Vorwurf, daß eine der Hauptperſonen des Stückes, der alte Pariah, ſo ungereimt handelt, ſeinen Sohn, der zu der höchſten Würde bey den Hindus gelangt iſt, mit ſich in die Wildniß ziehen will, ohne alle Rückſicht auf ſeine glänzenden Verhältniſſe, und anſtatt das Glück mit ſeinem Sohn zu theilen, ihn wieder ins tiefſte Elend und in die größte Verworfenheit ſtürzen will. Der Kritiker meint, das könne nur durch die Bemerkung entſchuldigt werden, daß die Betteley das Gefühl dergeſtalt abſtumpfe, daß ſie nicht allein erträglich, ſondern zuletzt gar behaglich werde. Freylich iſt das Betragen des alten Pariahs in dem Lavigne'ſchen Stücke nicht ſehr wahrſcheinlich; allein es iſt auch nicht widernatürlich, und wird die Quelle manchen dramatiſchen und ſchönen Zuges. Eben dieſes trotzige wilde Gefühl des alten Pariahs, dem die menſchliche Geſellſchaft, woraus Fanatismus und Vorurtheil ihn verſtoßen haben, verhaßt, und dagegen die Einöde, worin er mit den Seinigen ruhig und frey, obwohl in Armuth lebt, lieb geworden iſt, macht es, daß ſich dieſer Charakter in dem Stücke außerordentlich hervorhebt, und einen beſondern Anſtrich hat, der mit dem fanatiſchen Brahminen einen paſſenden Abſtich bildet. Das Unwahrſcheinliche wird, von den franzöſiſchen Zuſchauern wenigſtens, überſehen bey den ſchönen dichteriſchen Zügen, wozu es Veranlaſſung giebt. Jetzt bereiten die kleinen Theater auch Parodien auf die Oper: die Wunderlampe vor, die endlich nach zweyjähriger Vorbereitung auf die Bühne gebracht worden iſt. Bekanntlich iſt dieſe Oper die letzte Arbeit des berühmten Nicolo Iſouard, der ſie aber nicht vollendet hatte. Um ſie zu beendigen hatte man ſich an einen andern talentvollen italieniſchen Tonkünſtler, Benincori, gewandt; allein auch dieſer iſt darüber hingeſtorben, ſo daß Habeneck die letzte Hand hat anlegen müſſen. Die Einheit des Styls muß hier alſo natürlich vermißt werden. Indeß hat Nicolos Partitur den ihm gewöhnlichen gefälligen, leichtfertigen Charakter, und wird wohl wie ſeine meiſten andern Partituren eine große Popularität erlangen. Der Text iſt von Etienne; an Erfindung hatte der Dichter hier keinen Aufwand zu machen; der Inhalt iſt weltbekannt, und es war nicht ſchwer, aus dieſem Stoffe eine Oper zu bilden, indeß hat der geiſtreiche Dichter hier und da doch auch eine Spur ſeines Witzes hinterlaſſen; z. B. in nachfolgender Aeußerung eines Cadi, welche von mehr als einem europäiſchen Cadi nachgeſprochen wird:

Il doit vous être doux
de souffrir pour le maître
qui va regner sur vous;
il le saura peut être.

An mehreren Stellen finden ſich ſolche kleine ſatyriſche Züge wider den orientaliſchen Despotismus; daher auch die Ultras ſehr ungehalten auf den Verfaſſer ſind. Eins ihrer Blätter behauptet, am Tage nach der erſten Aufführung der Wunderlampe habe man jemand im Parterre gefunden, der während der Vorſtellung in einen ſo tiefen Schlaf gerathen wäre, daß man ihn erſt durch ſtarkes Rütteln habe wieder aufwecken können. Dagegen rächt ſich ein liberales Blatt, indem es erzählt, daß die Ultras in der Wunderlampe ein Zeichen des Aufruhrs, und die gefährlichſten Anſpielungen erkannten. Es ſeye augenſcheinlich, behaupten ſie, daß durch das Licht der Lampe die geiſtige Aufklärung gemeint ſeye, daß Timorkan, der Feind Aladins, die hommes monarchiques bedeute, welche ſo muthig den revolutionären Umtrieben entgegen arbeiten, und daß der endliche Sieg durch Hülfe der Wunderlampe, eine Weiſſagung auf den endlichen Sieg der Freyſinnigen ſeyn ſolle; mithin ſeye das Stück eine wahre Carbonari-Arbeit, und müſſe ſchleunigſt verboten werden. (Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 25.

Digitized by Google

Nro. 76.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 29. März 1822.

Mag vieles fallen was wir bauen,
Das Werk wird endlich doch noch gut:
Verbleibet uns nur dazu Muth,
Zerfallnes prüfend anzuſchauen.

Ed. Rollr.

Allerley aus Spanien.

Toledo.

(Fortſetzung.)

Da ein Feſttag war, ſo erfordert es der bon ton in Toledo ſpazieren zu gehen. Eine ſo wunderliche Art von Spaziergang kannſt du dir aber ſchwerlich denken. Zum Thore von Alcantara hinaus, über die Brücke, und nach dem Schloß San Cervantes hin zog die ſchöne und ſchönſte Welt; und dort klebten die verſchiedenen Geſellſchäftchen rings herum an den wilden kahlen Felſen, an deren Fuß der Tajo ſtrömt; *) ſo ſitzen die guten Leute ganz ſtill in der Sonne und kurzweilen ſich, kein Strauch, kein Gras rund umher. Mir kamen ſie grade vor, als wären ſie hinausgezogen, um eine Bergpredigt anzuhören. Eine Art von Ziel des Spaziergangs, iſt eine ſehr friſche klare Quelle, die unter großen Felsblöcken hervorſtrömt, aber ohne Einfaſſung, oder irgend etwas; um dieſe lagerte ſich dann das meiſte Volk und trank Waſſer. Gar luſtig ſah es aus gegen Abend die Leute von allen Seiten die Felſen herunterklettern zu ſehen, dazwiſchen die Ziegen, die zugleich heimgetrieben wurden, die geiſtlichen Herrn, die ſich gar auffallend gebehrdeten, um beym Klettern den Anſtand und die langen Mäntel und großen Hüte zu ſalviren; zunächſt am Thor hatte ſich ein Haufen Studenten feſtgeſezt, um alles die Revue paſſiren zu laſſen; und wer nur einigermaßen nicht taktfeſt gefunden wurde, beſonders Bauern, und wo etwa ein Amoroso auf einem Eſelein mit ſeiner Dulcinea auf dem Schoß vorbeyzog, der wurde ohne Erbarmen ausgeziſcht. — Die ſchwarzröckigen Schulknaben hatten förmlich ihre Vorſänger, die den Takt und das Zeichen gaben. Gar luſtig war dabey die Wuth der ehrlichen Bauersleute, die den Jungens doch nicht beykommen konnten, da ſie oben auf den Felſen herumhockten. Zulezt ſtimmte ein Haufen ohne Spott das tragala an, worüber aber die liberalen und ſervilen Studentchen beynahe unter einander handgemein geworden wären. Kurz eine tolle Wirthſchaft! — Den Abend ließ ich mich noch in einigen Häuſern herumführen, und fand eben auch, daß auf die Länge Toledo ein gar langweiliger Ort ſeyn muß. Weder Umgang noch Geſellſchaft, noch ſonſt Etwas, jeder ſizt in ſeiner Hütte; und diejenigen Familien, die theils in Toledo fremd ſind, theils ſich von dem „ſchädlichen Neuerungsgeiſt" haben fortreißen laſſen, und ein etwas weltlicheres und menſchlicheres Leben führen, werden als Ketzer und Liberale verfolgt und verſchrieen. Der Converſationston in Toledo iſt auch noch viel altmodiſcher und ſpaniſcher als in Madrid: Während hier das pompöſe caballero ſchon ganz dem bloßen señor Platz gemacht hat, wird in Toledo noch jedermann caballero titulirt. Ich verſäumte während meines Aufenthalts in Toledo keineswegs Hoſpitäler zu beſuchen. Da ſie alle in Händen von Innungen, Stiftungen u. dergl. ſind, und in jedem

---

*) Jedermann kennt ja die Romanze:
Castillo de San Cervantes,
Tu que miras sobre el Tajo u. ſ. w.)

ein Kanonikus die Hauptperſon und der Arzt ein ſehr unnützes Möbel iſt, ſo kannſt du dir leicht denken, in welchem Zuſtand ſie ſind. Da iſt das hospital de Afuera: — ungeheure luftige gewölbte Säle, die für den Sommer prächtig ſeyn mögen; Platz für beynahe tauſend Kranke, und wie viele ſind wirklich darin? — 15, ſage funfzehn; und auch dieß ſchienen blos Gevattersgevattern der Thürhüter, Wärter u. ſ. w. zu ſeyn, ſo daß am Ende für mich blos ein poetiſches Intereſſe an dem Hoſpital blieb, als dem Schau- oder Hörplatz des coloquio de los perros des großen Cervantes. Der Nuncio oder Casa de locos, eines der ſchönſten, zweckmäßigſten Gebäude, die man ſich denken kann, mit Raum für 3 bis 400 Kranke, und darin etwa zwanzig, die zwar gut verpflegt, aber zu deren Heilung weiter gar nichts verſucht wird; das hospital all rey, oder de los incurables, eine Anſtalt, worin dreyhundert alte, gebrechliche Perſonen bequem und reinlich erhalten werden könnten, und worin jezt nicht mehr als zehn vorhanden ſind! — Und ſo geht es fort, ohne Ausnahme; das beſte iſt noch das Hoſpital de los depositos, für Findelkinder und arme Kinder überhaupt; denn hier ſind doch wenigſtens Kinder vorhanden; und wenn auch die medizinische Pflege fehlt, ſo iſt doch Reinlichkeit und geſunde Luft und Nahrung da. Nun ſagen die Leute, das heißt die Anhänger des ancien regime, es fehle an den nöthigen Fonds, um Kranke aufzunehmen, weil man ſie ſeit 1820 den Hoſpitälern, d. h. der Kirche, d. h. den Pfaffen genommen habe; und in ſo fern haben ſie Recht, weil man ihnen zugleich die Aufſicht über die Hoſpitäler hätte nehmen ſollen; aber doch ſind noch immer Fonds genug da, daß ſich die dirigirenden Kanonici, die Schaar von Kaplanen, Sakriſtanen, Diener und Wärter und Gevattersleute eines jeden der vielen Hoſpitäler mäſten können. Daß dieſe Herren meynen, die Hoſpitäler ſeyen für ſie und nicht für die Kranken, iſt ſehr natürlich, aber daß man ihnen darin die Wahl frey läßt — nicht. Uebrigens ſollen nach dem neuen Plan, an dem die Junta central de Beneficencia arbeitet, die meiſten dieſer Hoſpitäler aufgehoben und die Fonds vereinigt, und auf das hospital de los incurables für Arme und Alte, auf das Irrenhaus, und auf das Hoſpital de Afuera für die gewöhnlichen Kranken vertheilt werden; wobey noch genug übrig bleiben wird, um den unnützen — Bratenеſſern Brod zu geben. Ich würde das alles, da es noch pia desideria ſind, nicht geſagt haben; wenn nicht in faſt allen Hoſpitälern in Spanien dieſelbe Noth wäre, und um zu zeigen, daß es nicht an Geld, ſondern an gehöriger Verwaltung fehlt; und Leute, die es verſtehen, meinen, daß daſſelbe im Großen der Staatsverwaltung ſtattfinde. In Hinſicht der Architektur iſt das Hoſpital de Afuera und das Kinderhoſpital bemerkenswerth; die Höfe mit Säulengängen und Gallerien, die hier ein Weſentliches der Gebäude ausmachen, bieten bey größern Werken dem Meiſter ein weites Feld dar, ſchöne Formen zu zeigen. In jenen beyden ſind ſie beſonders leicht und luftig ausgeführt. Das leztere zeigt überall den Uebergang der gothiſchen Architektur zu der, welche Berruguete und Andere aus Italien brachten; überhaupt wollt' ich, es fände ſich jemand, der mit der älteſten Kunſt und der darauf folgenden vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an, gleich gut und ohne Vorurtheil bekannt wäre, um in dieſer Hinſicht Toledo genauer zu ſtudieren; denn da aus der frühern Zeit viel vorhanden war, und zugleich die Ausführung des Baues der Kathedrale jedem ausgezeichneten Künſtler des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts Gelegenheit gab, ſeinen neuen Ideen Geſtalt zu geben, ſo iſt gewiß für Kunſtgeſchichte kaum ein Ort intereſſanter als Toledo.

(Die Fortſetzung folgt.)

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Fortſetzung.)

Das Schiff wurde jezt gegen den, unter dem Namen Maiden-Skerry bekannten, ungeheuern Felſen angetrieben. Da dieſer furchtbare Felſen etwa zweyhundert Fuß von dem Felſen von Nord-Maven ſteht, ſo verſuchten es Swän Styrman, der geſchickteſte und unerſchrockenſte Schiffer auf den Inſeln, und ich, in einem kleinen Boote dem Schiff Beyſtand zu bringen. Es mißglückte! Das Boot ward ſchnell mit Waſſer angefüllt, und die ungeheuere Macht der Wellen warf uns mit Gewalt aufs Ufer. Ich lag eine Zeitlang beſinnungslos da, und wurde erſt durch den Schrey des Entſetzens meiner Gefährten erweckt, welchen ſie erhoben, als der Feuerdrache zum erſten Mal gegen den Maiden-Skerry ſchlug. Das Leben kehrte ſchnell genug in mich zurück, um mich zum Zeugen ſeines zweyten und der folgenden Stöße zu machen; und ich ſah jedesmal einen neuen Theil des ſtarken Schiffes mit einem fürchterlichen Krachen ſich ablöſen und einige mehr von ſeiner Mannſchaft in die gähnende Tiefe hinabſtürzen. Zulezt als das zerſplitterte Gebälke nicht länger einem Schiffe ähnlich ſah, erblickte ich Harmay auf einem der höchſten Sparren hinaufklimmen; es war nur für einen Augenblick, er blickte feſt auf mich und winkte mir zu, dann hob er ſeine Arme und Augen gen Himmel, die Balken unter ihm wurden weggeſpühlt, und er fiel mit dem Angeſicht auf die Wogen, als wolle er ſie mit ſeinen Armen umfaſſen. In meinem erſten Schmerz rannte ich vorwärts, in der Abſicht, mich ihm nachzuſtürzen; aber ich wurde vom alten Martin Skelder zurückgehalten, welcher ausrief: „Was zum T. — fehlt dem Burſchen? Iſt es nicht genug, daß der Maiden-Skerry das ſchöne Schiff mit ſeiner wackern Mannſchaft verſchlingt, daß du auch hineinſtürzen willſt, als gälte es einen Wallfiſchfang?“ Da die Heftigkeit meines Schmerzes aber noch immer fortdauerte, wurde ich von einigen meiner Kameraden vom Ufer weggeſchleppt, allein das Geräuſch des Sturmes, das Schlagen des Feuerdrachen gegen den Felſen, beſonders aber die Erſcheinung und das Benehmen meines Freundes Harway, waren immer noch in meiner Einbildungskraft gegenwärtig. Die ganze folgende Nacht war ſeine Geſtalt zu jeder Stunde, ſchlafend oder wachend, vor mir, und winkte mir noch immer, als wolle er mich an mein Verſprechen erinnern, und fiel dann mit ausgebreiteten Armen ins Meer. Ich weiß nicht, ob er, als ich ihn wirklich ſah, zu mir ſprach, aber ſeine Geberden riefen mir mit Macht die Mahnung ins Gedächtniß, welche Sauls Geiſt Samueln gab. — „Morgen ſollſt du und deine Söhne bey mir ſeyn;“ und ich fühlte mich gänzlich überzeugt, daß auch ich in kurzer Zeit ins Land der Geiſter übergehen ſollte. Obgleich es ſchien, daß es mir jezt unmöglich ſeyn würde, mein trauriges Verſprechen zu halten, meines Freundes Leiche aufzuſuchen; ſo fühlte ich mich doch überzeugt, daß er bald ſein Wort löſen und mir erſcheinen würde: in der That ſchien er ſchon vor mir gegenwärtig zu ſeyn; und ich konnte kaum des Gedankens los werden, daß ich ihn mit meinen leiblichen Augen ſähe. Er war an jeder Stelle, die ich betrat, in jedwedem Gegenſtande ſah ich ſeinen wandernden Schatten und hörte ſeinen Seufzer in jedem Schall. — Bey allem dieſem aber empfand ich nicht die geringſte Spur von Furcht; obgleich ich mich ſehr elend fühlte, und zwar vorzüglich darum, weil es unmöglich ſchien, daß ich würde meines Freundes Leiche aufſuchen können, die jezt von dem blauen Waſſer bedeckt, auf dem rauhen Felſen und dichtem Seegras in der unerforſchten Tiefe ausgeſtreckt lag. — Wer nie eine Nacht in Leiden zugebracht hat, kann nicht die Freude würdigen, die der Morgen bringet. Der neue Tag, welcher ſo herrlich gegen den geſtrigen abſtach, gab mir einigen Troſt, wo nicht Hoffnung; und ich ſtand zwar unerquickt, aber doch mit gemildertem Kummer und ruhigerem Gemüthe von meinem Bette auf. Der jetzige Morgen war einer der ſeltenen, welche zuweilen die Trübe eines ſchettländiſchen Winters erheitern. Die Luft war rein, und ſelbſt noch, ehe die Sonne aufging, verbreitete ſie ihr Roſenlicht weit über das öſtliche Meer und die Inſel Unſt. Als ſie endlich erſchien, welches um dieſe Jahreszeit ungefähr um halb zehn geſchah, ſchienen ihre Strahlen luſtig auf die grünen hüpfenden Wellen und den Schnee, welcher am vergangenen Tag gefallen war. Die See war ruhig und glänzend wie eine Frühlings-Aue, und ihre allgemeine Farbe brach ſich in tauſend andere hellere und dunkelere Schatten von grün, blau und purpur. Die ganze Umgebung, welche ich von meinem Zimmer überblicken konnte, war ſo ruhig, milde, lachend und einladend, daß ich mich mit einem leichtern, obgleich noch immer kummervollen, Herzen ins Freye begab. Es war früh an demſelben Morgen, daß die Fregatte, Seeſchwalbe, Kapitän Entwater von den nördlichen Inſeln Schottlands in Schettland ankam, wo derſelbe einige Verſuche mit Dr. Halleys Taucherglocke unternommen hatte, um deren Brauchbarkeit für die königliche Marine zu beſtimmen; und er hatte nun ſeinen Lauf nach Nord Maven genommen, um ſeine Verſuche um unſere Inſel her auszudehnen. Da ſich eine beſſere Kenntniß von der Küſte und den verſchiedenen Tiefen um dieſelbe her von den Einwohnern Schettlands erhalten ließ, als von irgend einer andern Quelle, ſo ließ man mehrere derſelben aus unſerm Dorfe auf die Fregatte kommen; und ich, bey mir ſelbſt entſchloſſen, was ich zu thun hätte, begleitete ſie. Die Seeſchwalbe hatte ungefähr eine halbe Tau-Länge von dem Maiden-Skerry Anker geworfen, wo das Trauerſpiel des geſtrigen Tages ſtatt gefunden hatte; Maiden-Skerry iſt ein hoher Felſen oder Holm, wie man ſie in Schettland nennt, deſſen Seiten ſich völlig ſenkrecht erheben; während auf ſeiner Höhe die ſchwarzrückige Seeſchwalbe ungeſtört hauſet, denn der kühnſte Felſenkletterer hat die Spitze deſſelben noch nicht erreicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beſchreibung des Baumes Kebyrbor.

(Aus einer Vorleſung des Dr. Copland, in der literariſchen Geſellſchaft von Bombay gehalten.) *)

Der Mond ſchien hell und wir konnten die Gegenſtände ſo weit unterſcheiden, um einen richtigen Begriff von dem Baum zu bilden. Die unter den Blättern verbreitete Dunkelheit trug zur Erhabenheit und Feyerlichkeit der Umgebung bey. Die blätterigen Säulengänge, die grünen Wölbungen, die ungeheueren Gewinde, die geräumige Oberfläche, welche dieſer Rieſe der Wälder unter ſeine Schatten nimmt, ſeine ungeheueren Stämme, alles trägt dazu bey, ſein hohes Alter zu beweiſen, und mich durchſchauerten Gefühle, denen ähnlich, welche man in den großen gothiſchen Gotteshäuſern empfindet, während die Kühle, welche aus dem dicken Laube hervordringt, mir neues Leben einzuhauchen ſchien. — Der Boden, welchen dieſer Baum mit ſeinen Zweigen bedecket, enthält nach meiner Beurtheilung drey Jauchert. Er erhebt ſich zu einer ſolchen Höhe, daß man ihn mehrere Meilen weit erblickt; und in einer gewiſſen Entfernung hat der Baum das Anſehen eines Hügels. Gegen Oſten bewäſſert der Fluß ſeinen Fuß; gegen Süden und Weſten ſind Sandbänke, welche bey hoher Fluth bedeckt werden. Der nördliche Theil der Inſel iſt eine ungefähr drey Meilen lange Landzunge. Der leichte und ſandige Boden iſt einigermaßen fruchtbar. — Wenn gegen das Ende der Regenzeit der Fluß überſtrömt, wird die Inſel mit Waſſer bedeckt. Dieſes zwingt die wenigen Einwohner derſelben, ſich mit den Affen, ihren Mitbewohnern, auf die höheren Theile des Baumes zu flüchten, wo ſie mehrere Tage lang ſitzen bleiben, bis ſich das Waſſer verlaufen hat; welches ſo ſchnell fließt, daß kein Boot darin zu ſteuern vermag. — Die Hindus haben eine ſonderbare Sage von dieſem Baum. Ein Mann Namens Kebyr, von großem Heiligengeruche, erzählt ſie, warf, nachdem er ſich nach

---

*) Dieſer Baum ſteht auf der kleinen Inſel Kebyr zwölf Meilen von Barcath in der Nähe der cornatiniſchen Silberbergwerke in dem Diſtrikte von Majur an der Weſtküſte der Halbinſel Indiens.

indiſcher Weiſe die Zähne mit einem Stückchen Holz gereinigt, daſſelbe in den Fluß, wo es Wurzel faßte und mit der Zeit dieſen wunderbaren Baum bildete. Dieſer Heilige hat ſeine Bildſäule nahe bey einem der älteſten Stämme, welcher für das Stück Holz gehalten wird, das ihm als Zahnſtocher gedient. Zu dieſem Tempel geſchehen viele Wallfahrten, und die Feyerlichkeiten darin ſind einer Klaſſe wandernden Bettlern, Namens Biraps, anvertraut, deren Oberhaupt auf der Inſel wohnt, mit welchen die Studenten welche auf dem benachbarten Feſtlande wohnen, in allen Gegenden umherziehen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 16. Febr.

(Beſchluß.)

So necken ſich die Journale der beyden Partheyen. Nur verfällt bey den Ultras dieſe Neckerey zuweilen ins Derbe und Gehäſſige, da ſie gegen Verfolgungen ſicherer ſind, als ihre Gegner, die manche Unbilde dieſer Art verſchlucken müſſen. Uebrigens gewähren die Vorſtellungen der Wunderlampe auch eine herrliche Augenweide; Dekorationen, Tänze, Aufzüge, alles iſt mit vieler Pracht ausgeſchmückt worden, und iſt wirklich bezaubernd; nur müſſen die franzöſiſchen Zuſchauer nicht daran denken, daß die Nation den größten Theil des Geldes dazu hergeben muß. Daß das Théatre français neulich die Sekularfeyer der Geburt Molieres mit Aufführung eines neuen Stücks Molière dans son ménage, und mit Krönung ſeiner Büſte begangen hat, iſt aus den Zeitungen bekannt; auch mehrere andre Theater haben ähnliche Feyerlichkeiten veranſtaltet. Durch ſolche Ehrenbezeigungen muntert eine Nation das Talent auf, und das Volk lernt etwas Höheres ſchätzen, als Rang und Geburt. Noch verdient ein neues kleines Stück: Die Dorfhexenmeiſter, ſeiner moraliſchen Tendenz wegen, hier angeführt zu werden. Wer ſollte es wohl glauben, daß man in Frankreich noch nöthig habe, wider die Hexenmeiſter zu ſchreiben und zu dichten, und dennoch verhält es ſich ſo; man braucht ſich nur 10 Meilen von Paris zu entfernen, um auf dem Lande überall den Aberglauben in Betreff des Behexens verbreitet zu finden. Beſonders ſtehen die Schäfer im Rufe, als ob ſie Meiſter im Behexen ſeyen; in einigen Gegenden Frankreichs, unter andern in der Gegend von Chartres, die doch nicht gar weit von der Hauptſtadt liegt, begegnet man den Schäfern mit einer Art von furchtſamer Ehrerbietung, und der gemeine Mann hütet ſich wohl, einen Schäfer zu beleidigen: thäte er es, und ſtieße ihm hernach ein Unglück zu, ſo würde er keinen Augenblick anſtehen es als eine Wirkung der Rache des hexenden Schäfers zu betrachten. Mancher Schäfer findet ſeinen Vortheil dabey, das Volk in dieſem Aberglauben zu beſtärken, da man nicht ermangelt, ſich mit Hühnern, Eyern und Geld an ihn zu wenden, um Menſchen, Vieh und Wohnung zu enthexen. Das kleine obenerwähnte Vaudevilleſtück ſcheint darauf abzuzielen, dem Landvolke die Binde von den Augen zu ziehen. Es ſtellt ein Dorf dar, worin faſt jedermann glaubt von einem geheimnißvollen Schäfer behext worden zu ſeyn, der in dem Dorfe wider das Verbot des Maire ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat, und ein abgefeimter Betrüger iſt; die rohe Dummheit der Bauern und die Schliche des gefürchteten Hexenmeiſters geben zu einem ziemlich gefälligen dramatiſchen Spiele Anlaß, wozu die Erfahrung leider alle Züge geliefert hat. Zuletzt kömmt der Maire, deckt die Betrügereyen des Zauberers auf, und ſtellt die Ruhe im Dorfe wieder her; und da nach dem Gebrauche das Endlied oder complet final eines Vaudeville's immer eine Anrede an das Publikum mit Anſpielung auf den Inhalt des Stückes enthalten muß, ſo wünſcht der Hexenmeiſter weiter keine Kunſt mehr auszuüben, als diejenige, bey jeder Aufführung des Stückes den Saal voll zu zaubern. Nur pflegen diejenigen, welche Schauſpiele beſuchen, gerade diejenigen zu ſeyn, die jenen Irrthum nicht haben; könnte das Stück auf den Dörfern aufgeführt werden, ſo möchte es wohl einigen Nutzen bringen. Eine neulich in dem Seine- und Oiſe-Departemente, alſo nicht fern von Paris ereignete ſchreckliche Geſchichte ſollte die Regierung antreiben, das Volk ſo viel als möglich aufzuklären, anſtatt verroſtete Gebräuche und Meynungen wieder im Umlauf ſetzen zu wollen. Ein Schäfer war in Verdacht gerathen, das Haus eines erzböſen Landmannes behext zu haben. Dieſer ſann auf Rache, lauerte dem Schäfer auf, und ſchlug ihn mit einem Knittel darnieder. Dann öffnete der Böſewicht ſeinem Schlachtopfer eine Ader, und ließ ihn langſam ſterben, worauf er ihm ein Grab bereitete, und den Todten hineinlegte, und mit Erde und Steinen bedeckte. Als dieſes geſchehen, war ſeine Rache noch nicht geſättigt, wiewohl ſeine Mordthat mit den grauſamſten, aufs kaltblütigſte überlegten Umſtänden begangen worden war. Er eröffnete das Grab wieder, ſchnitt einen Arm vom Leichname ab, pflanzte ihn auf den Erdhügel, und ging dann fort, ohne, wie es ſcheint, auch nur den geringſten Gewiſſensbiß zu empfinden. Allein zu Hauſe überfiel ihn die Furcht vor der Strafe. Er überredete einer ſeiner Bekannten, einen erzdummen Schäfer der Gegend, gegen eine Summe von 300 Franken die Rolle des Verbrechers zu übernehmen, und ſich als den Thäter des Mordes bey Gericht anzugeben. Dies geſchah: der geiſtesbeſchränkte Schäfer wurde verhaftet, und der Kriminalprozeß eingeleitet; mehrere Umſtände gaben ſeiner Ausſage einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit. Allein im Gefängniſſe, und bey Annäherung des Gerichttages gingen dem blödſinnigen Menſchen die Augen auf; er erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, verneinte ſeine vorigen Ausſagen, und geſtand die Wahrheit. Unterdeſſen war aber der Kriminalprozeß ſchon ſo weit gediehen, daß ſeine neuen Geſtändniſſe nur leere Ausflüchte zu ſeyn ſchienen, und man keine hinlängliche Urſache ſah, ihn nicht als den wahren Verbrecher zu richten. Zum Glücke gelangte die Vertheidigung des Schäfers in die Hände eines geſchickten Advokaten, des Hrn. Claveau; dieſer wurde bald von der Unſchuld ſeines Klienten überzeugt, und beeilte ſich vor dem Gericht eine Vertheidigungsſchrift drucken zu laſſen, worin er die ganze Geſchichte auf eine ſehr anzügliche Weiſe auseinanderſetzte. Der Gerichtstag kam endlich an; nach Verleſung der Anklageakte und nach dem Zeugenverhöre, hielt der Sachwalter des Beklagten ſeine Vertheidigungsrede. Dann verlangte der Beklagte ſelbſt gehört zu werden. Es ereignete ſich nun eine ſonderbare pſychologiſche Erſcheinung. Eben dieſer Schäfer, deſſen Geiſtesbeſchränktheit ſo weit gegangen war, daß er kaum fähig ſchien, zwey Begriffe mit einander zu verbinden, wurde ein anderer Menſch; alle Feſſeln, die ſeinen Geiſt gebunden hatten, ſchienen gelöst; er redete einige Stunden lang, und ließ zuweilen Züge hoher Beredſamkeit hören. Er geſtand, er habe, ohne es zu ahnen, dem Mörder ſein Schlachtopfer zugeführt: ich ſagte er, habe ihm den Schäfer gegeben (?), was hat er damit angefangen? (im franzöſiſchen: qu'en a t-il fait? welches noch energiſcher iſt). Richter, Geſchworne und das Publikum horchten erſtaunt zu. Als er geendigt hatte, ſchritten die Geſchwornen zur Berathſchlagung, und erklärten den Beklagten einſtimmig als unſchuldig, worauf er dann ſogleich in Freyheit geſetzt wurde. Der rechte Mörder iſt wahrſcheinlich unterdeſſen in Verhaft gezogen worden, wenn er nicht etwa entflohen iſt. Man hat nach der Sitzung eine Kollekte für den armen Schäfer gehalten, welcher durch ſeine Rede die Zuhörer ſo ſehr in Bewunderung geſetzt hatte. Intereſſant wäre es für die Pſychologie zu erfahren, ob dieſer Schäfer ſeit jener Anſtrengung wieder in ſeine vorige Geiſtesſtumpfheit zurückfällt oder nicht.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 26.

Nro. 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. März 1822.

Sieh, an ſchweigenden Altären
Todtenkränze ſich verklären;
Menſchenhoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieſes Aſchenkreuz!
Aber Erde wird zur Erde,
Daß der Geiſt verherrlicht werde.

Jakobi.

Die Gräber der Könige. *)

Dringende Geſchäfte riefen mich im Jahr 1815 aus der ländlichen Stille bey geliebten Freunden, zur Stadt; und ich betrat nur eben meine Wohnung in Stockholm, mit gepreſſtem Herzen; wie deren bequeme Räume mir nirgends einen Ruhepunkt, überall hingegen das Bild eines vorübergehenden Zuſtandes darboten, welcher die gänzliche Auflöſung der bisher beſtandnen Lebensverhältniſſe andeutete.

Zwiſchen aufgeſchichteten Mobilien und Inſtrumenten, wie Zufall die Bedürfniſſe des Haushalts, mit denen des Luxus und der Wiſſenſchaft zuſammengeſtellt hatte, ging ich, das Nächſte anordnend, und weiteres bedenkend, hin und wieder. Gleichgültig bereits ſchweiſten meine Blicke auf vorlängſt hochgehaltnen Gegenſtänden umher, die ich, als mir nicht mehr zugehörig anſah. Doch liegt ein Zauber in jedwedem Beſitzen, der, aus Gewohnheit und Erinnerung gewoben, die zarteſten Neigungen und Freuden zu dem magiſchen Netze knüpft, welches ſich über alles breitet, woran wir Bilder einer vergangenen Zeit heften. Der Tod beſchleicht uns hier zuerſt, in den feinſten Wurzeln unſres innern und äußern Lebens.

Der Beſuch eines werthen Freundes entriß mich dieſen Betrachtungen, indem er mich zugleich die tröſtende Wahrheit des Wortes voll empfinden ließ: daß derjenige noch nichts verloren hat, dem würd'ger Freunde Antheil übrig bleibt.

Er kam, mir die Erfüllung eines langgehegten Wunſches anzukündigen, wie ich dieſen früher gegen ihn geäußert, und den er, in einem feinen Herzen ihn bewahrend, endlich zur günſt'gen Stunde, ſo weit gefördert hatte.

Denn nur durch unmittelbare Erlaubniß des Monarchen erlangt man Zutritt in die Kirche auf Riddareholm (Ritter-Inſel); und das Anſuchen um dieſe Vergünſtigung iſt mit ſo vielen, Zeit raubenden Umſtänden verknüpft, daß wir uns doppelt freuen muſſten, ihrer enthoben zu ſeyn; indem, bedeutender Veränderungen wegen, ſich einer der höhern Baubeamten, H—s Freund, eben heute in die verſchiedenen fürſtlichen Grüfte begeben ſollte, und es uns ſo vergönnt ward, unter deſſen Schutz, mit bequemer Muße und weniger Begleitung, zu dieſem merkwürdigen Todtenreiche hinab zu ſteigen.

Die Stunde wurde verabredet, und ich ließ meine gefälligen Führer nicht auf mich warten. Beym ſchönſten Frühlingswetter legten wir ſchnell den ziemlich weiten Weg, vom nördlichen Theile der Stadt über die, eben ſo ſchöne als große Brücke zurück, unter welcher der Mäler ſeinen Ausfluß in das Meer hat. Jezt, auf dem Ritterhaus-Markt angelangt, ſchritt ich ſchnell über die kurze Steinbrücke, welche die Stadt mit jener, durch einen Kanal von derſelben getrennten Inſel, verbindet, und befand mich nun zum erſtenmale innerhalb des verhängnißvollen Raumes, dem ich, während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Stock-

---

*) Aus einer größern ungedruckten Arbeit über Schweden.

holm, wie von unſichtbaren Geiſterſchauern zurück gehalten, noch niemals zu betreten gewagt hätte. Wirklich drängen ſich die glänzendſten wie die düſterſten Bilder in der Geſchichte des Nordens auf dieſem engen Punkte zuſammen; der ſeit den früheſten Jahrhunderten der Schauplatz großer Ereigniſſe war. Wo, um unter ſo mannigfachen Begebenheiten nur Eine zu nennen, Chriſtina Gollenſtierna hier das alte feſte Schloß mit männlichem Muthe gegen Chriſtian II. von Dänemark vertheidigte; wie es hier war, wo 1719 der unglückliche Graf von Görz ſein Todes-Urtheil vernahm, und [illegible] gegen das Ende des letztverfloſſenen Jahrhunderts der Ort, welcher die Opfer entſcheidender Staats-Umwälzungen aufnahm.

Schon Heims. Kringla Saga p. 378 zeigt uns auf dieſer Klippe ein Kaſtell, welches Olof Haraldſons Rückzug aus dem Mäler hindern ſollte, nachdem derſelbe im Jahr Chriſti 1007 mit ſeiner Flotte Sigtuna (den damaligen Königſitz) zerſtört und alle blühende Ortſchaften an den Ufern des ſchönen Sees verheert hatte; ſeinen Vater rächend, den Frau Sigrid, die Hochfahrende genannt, lebendig einbrennen (d. h. in einem Hauſe verbrennen) laſſen, weil er, als ein geringerer König, es gewagt hatte, um ſie zu freyen. Vergebens aber zog Olof Sköt Konung, ihr Sohn, eine Kette von jenem Kaſtell über den ſüdlichen Ausfluß des Mälers, um ſeinen Feind in dieſen Gewäſſern gefangen zu halten. Der kühne Norweger aber ließ, der Sage nach, einen zweyten dieſſeit der Felſenklippe graben, mittelſt deſſen er ſeinen Rückzug ins Meer glücklich bewerkſtelligte, welcher nach dieſem Ereigniß, Königsſund genannt ward.

Doch auch die Geſchichte beſtätigt uns die früheſte Beſtimmung dieſer Inſel, damals Kedjes Näs (Kettenklippe) geheißen, indem wir durch ſie erfahren: daß bereits Bürger Jarl, welcher zuerſt Stockholm mit Mauern umgab, auch auf dieſes zu äußerſt gegen den Mäler gelegne Eiland Rückſicht nahm, und es mit Thürmen befeſtigte, wovon der nördlichſte auf den Subſtructionen jenes erſten Kaſtells errichtet, als der älteſte Bau dieſer Hauptſtadt angeſehen wird.

Seinen frühern Namen vertauſchte dieſer Ort gegen die Benennung von Grau-Mönchs-Inſel, (Gramunkeholm) als König Magnus Ladulas (Scheunen-Schloß) Bürger Jarls Sohn, hier das größte Kloſter des Reiches zu ſtiften beſchloß und gegen das Jahr Chriſti 1270 dem Franziskaner-Orden dieſen Bezirk einräumte. Er ſelbſt erkor ſich, in der daſelbſt zu erbauenden Kirche, ſeine Ruheſtätte; aus ſeinem Teſtamente vom Jahr 1285 erhellt auch, daß der Bau des Gotteshauſes bereits ſo weit vorgerückt war, daß er, außer den frommen Gaben, deſſen innere Zierde betreffend, keiner weitern Vorſorge bedurfte. So mußte es ſich fügen, daß dieſelbe Felſen-Inſel, zugleich der herrſchenden Könige kriegeriſche Veſte, und die letzte Wohnung ſo vieler Helden trug, die als brennende Kriegesfackeln, ihre Mitwelt nah oder ferner, vielfach entzündend bewegten.

Stumm erwartungsvoll betrat ich das hochgewölbte, gothiſche Gebäude, in welches die warme Luft der Lebendigen nicht einzudringen wagte.

Da ſchon längſt kein Gottesdienſt in dieſer Kirche mehr gehalten wird, ſo trägt das Ganze alle Spuren der Verödung. — Ein rieſenhafter Katafalk ragt es über längſt geſchloſſnen Särgen. Unſre wiederhallenden Fußtritte tönten hohl auf den Gräbern der edelſten Geſchlechter des Nordens; da, bis auf dieſe Stunde, nur die Ritter des Seraphim Ordens hier die traurige Ehre des Begräbniſſes mit ihren Monarchen theilen. Wappen und Fahnen, meiſt erloſchner Namen, füllen die Räume zwiſchen den ſchlankaufſtrebenden Säulen, und die wehmüthige Betrachtung ſo viel hingeſchwundner Größe leitete uns dahin, wo der unerbitterliche, alles gleichmachende Tod, triumphirend über den Sarkophagen von Schwedens größten Beherrſchern thront.

(Die Fortſetzung folgt.)

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Fortſetzung.)

Unſere erſte Unterredung mit Kapitän Cutwater betraf den geſtrigen Schiffbruch; wovon die auf Felſen herumtreibenden und am Ufer der Inſel zerſtreut liegenden Trümmer zeugten. — „Sie gingen unter," ſagte Martin Skelder, „wie die Imbergans um ihre Beute in den Grund des Waſſers taucht; und der Sturm wüthete ſo heftig, daß unſere beſte Barke umgeſtürzt ward, als wir ihnen zu Hülfe eilen wollten. Aber ſie waren dem Tode geweihet! ſie waren dem Tode geweihet! Sie entgingen den Eisbergen und Schneedriften von Spitzbergen, um in ihrem eigenen Meere zu ertrinken." — „Was," rief der Kapitän, „konntet ihr gar nichts näheres von ihrer Reiſe erfahren?" — Ach, Schiffbuch, Tagebuch, der Patron, die Mannſchaft und Ladung liegen alle in der grünen See! Sie ſahen ihren Hafen, aber ſie landeten nicht; und wie es ihnen ergangen, ob ſie ein leeres Schiff heimgebracht, oder ein volles, ob die Reiſe angenehm oder ſtürmiſch geweſen, dieß denke ich, werden wir wohl nicht eher erfahren, bis es nicht mehr der Mühe werth ſeyn dürfte, es zu wiſſen." — „Und wo iſt der eigentliche Platz, wo der Feuerdrache zertrümmerte, fragte Cutwater." — Sewän Roſenköld zeigte die nahe Stelle. — Nun denn, erwiederte der Kapitän, hier könnten wir ja die Taucherglocke hinablaſſen; vielleicht finden wir doch noch etwas von ſeinen Papieren oder Ladung. Und ſogleich gab er zu dieſem Ende die nöthigen Befehle. — Während man ſich anſchickte, dieſelben in Ausführung zu bringen, nahm ich den Kapitän auf die

Seite und erzählte ihm von meiner frühern Freundſchaft mit Harvey, unſern gegenſeitigen Verſprechungen, ſeinem Benehmen im Augenblick des Unterſinkens und meiner eigenen Seelenangſt; und zulezt beſchwor ich ihn bey jedem Gefühl der Menſchlichkeit, mich mit der Taucherglocke hinabſteigen zu laſſen, um meines Freundes Leiche aufzuſuchen. Anfangs hörte mich der Kapitän mit Höflichkeit an, dann mit Theilnahme und zulezt, wie meine Eigenliebe mir es vorſpiegelte, mit Verwunderung; als ich aber zu meiner Bitte kam, ſchienen ſich alle dieſe Gefühle in ihm zu vereinigen, während er mir dieſelbe auf eine freundliche, aber mitleidsvolle Art, abſchlug. — „Junger Menſch," ſagte er, „ich bewundere dein Herz und deinen Muth, aber dieſe führen dich zu weit; weißt du auch, was du verlangſt? Selbſt die kühnſten Taucher üben ſich erſt vielmal in ſeichtem Waſſer mit dieſen Glocken, ehe ſie in die Tiefe hinabſteigen; und überdieß bedarf es auch einer langen Erfahrung mit ihrer Einrichtung und Behandlungsart." — „Mich dünkt, verſezte ich, daß die vorzüglichſte Erfahrung, die ſie erfordert, darin beſteht, daß man ein entſchloſſenes Herz und ruhigen Kopf habe; welche ich beyde, wo ich mich nicht ſehr irre, oft im Erklettern der ſchrecklichſten Felſenwände in Schettland bewieſen habe, wie Viele bezeugen können."— „Sey ruhig, erwiederte der Kapitän, ich kann es meinem Gewiſſen nicht zumuthen, dir ein ſo wagliches Unternehmen zu geſtatten, in einer Taucherglocke hinabzufahren." — „Alsdann, entgegnete ich, ſehen Sie mich einem weit ärgern Schickſal aus; denn mich würde nicht nur beſtändig der Geiſt meines Freundes verfolgen, dem ich mein Gelübde gebrochen, ſondern ich würde auch als ein Feigling zum Spott von ganz Schettland werden. Bedenken Sie denn; beurtheilen Sie mein kühnes Herz nach dem Ihrigen, und glauben Sie mir, was ich Ihnen hier ſage, daß, wenn ich nicht in Ihrer Glocke hinabfahren kann, ich das Mittel ergreifen will, das mir die Natur dargeboten, um auf den Meeresgrund zu kommen: ich ſtürze mich von Ronasberg herab." — Der Kapitän lächelte, und ich würde wahrſcheinlich ſeine Einwilligung noch immer nicht erhalten haben, hätten nicht meine Gefährten, als ich ihnen die Frage vorlegte, einſtimmig erklärt, ich müſſe mein Gelübde halten; „obgleich, fügte der alte Skelder hinzu, der Burſche Raymond mit meinem Willen, wie die alten Seekönige von Hialtland, hätte hinabtauchen ſollen mit einem Stein, um ihn zu ſenken, und einem muthigen Herzen, ihm heraufzuhelfen: aber die Helden von Skandinavien ſind nicht mehr!" — Ungeachtet der anſcheinenden Gleichgültigkeit, womit meine Schetlandiſchen Freunde mich der Tiefe des Meeres überließen, ſo blieben ſie doch nicht ganz ungerührt, als ich in die Glocke ſtieg. Roſenköld ergriff meine Hand und ſagte mit zitternder Stimme: „Leb' wohl, mein braver Raymond! Erinnere dich, daß Verachtung des Todes und Freundestreue die höchſte Ehre eines Shetländers ausmachen; geh' und erfülle dein Gelübde gegen deinen ertrunkenen Freund; ſollteſt du unter den Wellen umkommen, ſo will ich — da — da — geh' nur, mein Junge, — nenne dich Raymond den Waghals wer da wolle, ich ſage, man ſollte dich Hacho den Heldenmüthigen nennen." — Jezt waren die Vorkehrungen zur Hinablaſſung der Taucherglocke vollendet, und ich nahm den in ihrem Innern befindlichen Siz ein. Ehe ich die Glocke betrat, gab mir der Taucher, welcher ſich am Bord der Fregatte befand, und den bedeutungsvollen Namen Seegrab (Sea-grave) führte, einige wichtige Lehren, und kleidete mich in eine Art von Helm, damit ich die Maſchine verlaſſen und auf dem Meeresgrund die Leiche meines Freundes aufſuchen könnte. Dieſer war aus Bley verfertiget mit Augengläſern und mit einer biegſamen Röhre zum Athemholen verſehen. Und nun ſaß ich in der Glocke, an welcher, wegen der großen Tiefe des Meeres längere Seile und Luftröhren befeſtigt waren; und ſobald ich mich niedergeſezt, hörte ich den Kapitän das Kommando geben, um die Glocke vom Verdecke zu heben. „Fahr' wohl, mein junger Freund, rief er, wäre ich noch jung, ich weiß nicht, was ich thun würde — — — kommt Jungen, haltet euere Seile feſt, und zieht an." — Bey dieſen Worten fühlte ich die Maſchine in Bewegung und es war nicht ohne einiges Zittern, daß ich mich in der Luft gehoben fühlte, um bald darauf in den Meeresſchlund verſenkt zu werden. Während die Matroſen der Fregatte an den Seilen arbeiteten, an welchen die Glocke befeſtigt war, ſangen ſie eine Art von rauhem Chor, um ihre Bewegungen damit zu leiten, welchen ich eine Zeitlang deutlich vernahm und der meiner damaligen Gemüthsverfaſſung beſſer anſprach als die herrlichſte Muſik. Der Geſang wurde immer ſchwächer und ſchwächer, ſo wie die Glocke durch das grüne Gewäſſer, das mich umgab, hinabfuhr, und ich fing jezt an Empfindungen zu ſpüren, die ich ſo oft hatte von Tauchern beſchreiben hören. Da ſie durch die neuen Nachrichten über den Gebrauch der Taucherglocke hinlänglich bekannt ſind, ſage ich nur, daß ſie mich ſo heftig angriffen, daß ich wirklich glaubte, es ſey mir nicht beſchieden, mein Gelübde im Anblick von Harveys Leiche zu löſen, ſondern neben ihr im Meeresboden zu ruhen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, im Febr.

Erinnern Sie ſich, lieber Freund, unſerer Spaziergänge mit B.., auf denen er uns von Genf mit einem Enthuſiasmus redete, der uns oft ein Lächeln abzwang, wenn gleich wir ihn verzeihlich fanden, weil die Vaterlandsliebe dieß immer, ſelbſt in ihren übertriebenſten Aeußerungen, iſt. — Da bin ich nun in dieſer geprieſenen Stadt, und wenn ich mich nicht gegen die erſten Eindrücke zu verwehren ſuchte, ſo möchte ich faſt gewiß ſeyn zu glauben, unſer Freund habe eher zu wenig, als zu viel geſagt. — Schwer wird ſich ein zweyter Ort von ſo geringem Umfange (ungefähr 23,000 Einwohner) finden, in dem ſo viel geſellſchaftliche und wiſſenſchaftliche Bildung, und ſo viel Aufklärung in allen Klaſſen verbreitet iſt. Die erſte Ueberſicht der großen Anzahl von Unterrichts-Anſtalten jeder Art, von gelehrten und gemeinnützigen Vereinen, von Lehrern in allen Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften ſezt wahrhaft in Erſtaunen. — Bey einem längern Aufenthalt werde ich Ihnen genauere Bemerkungen mittheilen können. Die Bekanntſchaft des Profeſſor Pictet, die mir B's Empfehlungsbrief verſchafft, ſezt mich in den Stand, alles mit Nutzen beobachten und aus den beſten Quellen ſchöpfen zu können. Dieſer ſo vielſeitig gebildete als achtungswürdige Gelehrte, der uns ſchon ſo günſtig aus der Bibliothèque universelle bekannt iſt, nahm mich über alle meine Erwartung gütig auf; ohne jene läſtigen Förmlichkeiten, welche gewöhnlich die erſten Beſuche begleiten, ging er ſogleich auf den Zweck meiner Reiſe ein, und bot mir aufs Freundſchaftlichſte ſeine Hülfe zu Erreichung deſſelben an. Er ſezte auf der Stelle ſein Anerbieten ins Werk, indem er mich in eine Anſtalt einführte, die mir eben ſo viel Nutzen als Annehmlichkeit für meinen hieſigen Aufenthalt verſpricht. Dieß iſt die Leſegeſellſchaft. Privatleute aus allen Klaſſen wetteifern, wie es ſcheint, in Genf mit der Regierung, um dem Durſte nach Wiſſenſchaften und Aufklärung, der das dringendſte Bedürfniß der geſitteten Welt geworden, neue Quellen zu ſeiner Befriedigung zu eröffnen. Die öffentlichen Bibliotheken reichten dazu nicht hin, und in den Leihbibliotheken iſt die Auswahl der Bücher zu ſchlecht, deßhalb entſtand gegenwärtiger Verein. Sie befindet ſich in demſelben Gebäude, wo das Muſeum iſt; dem ehemaligen Präfektur-Palaſte, der jezt ganz dem öffentlichen Nutzen und Vergnügen gewidmet iſt. Die Geſellſchaft beſizt darin fünf Zimmer. In dem erſten verſammelt man ſich; das zweyte iſt zum Leſen beſtimmt, und das tiefſte Schweigen herrſcht darin; im dritten, das deutſche Zimmer genannt, wird dieſe Sprache ausſchließend geredet, und die beyden lezten dienen zur Aufſtellung der Bibliothek, die jezt ſchon aus 10,000 Bänden beſteht. Außer dem jährlichen Geldbeytrage muß ein jedes Mitglied beym Eintritt in den Verein ein oder mehrere Bücher geben, deren Wahl ihm überlaſſen iſt; auch erhält die Bibliothek häufig freywillige Geſchenke von den Theilhabern und ſelbſt von Fremden; ein großer Wetteifer ſcheint dabey zu herrſchen, ſo daß man ſehr ſchöne Werke und mehrere Prachtausgaben findet. — Die Zahl der Mitglieder vermehrt ſich täglich, und beläuft ſich ſchon auf ungefähr 300, obgleich der Verein erſt ſeit vier Jahren beſteht.

Der Hauptzweck der Geſellſchaft iſt, alle nützlichen Kenntniſſe allgemeiner zu verbreiten, die Bande zwiſchen allen Mitgliedern enger zu knüpfen, und gegen Fremde eine angenehme Gaſtfreyheit auszuüben. Ich habe Ihnen geſagt, daß der Profeſſor Pictet mich eingeführt — jedes Mitglied hat dieß Recht, und kann von demſelben für einen oder mehrere Fremde Gebrauch machen. Der Name des auf dieſe Weiſe eingeführten Fremden wird in ein Regiſter geſchrieben, und er hat freyen Eintritt während ſeines hieſigen Aufenthalts — will er in der Folge Mitglied werden, ſo iſt er doch nur gehalten auf ſechs Monate zu unterſchreiben.

Da das Leſen der Journale von anerkanntem Nutzen und faſt unentbehrlich für alle Stände iſt, ſo hat die Geſellſchaft ſich bemüht, das Vorzüglichſte in dieſer Gattung zu ſammeln — ich habe deren mehr als hundert gezählt; ungefähr die Hälfte in der Landesſprache, mehr als der vierte Theil in der unſrigen, und die übrigen engliſch und italieniſch. Dieſe reiche Sammlung gewährt eine Ueberſicht der Fort- und Rückſchritte der Bildung in beyden Hemiſphären, (denn auch mehrere amerikaniſche Zeitſchriften findet man hier.)

Der jährliche Geldbeytrag für jedes Mitglied iſt zwey Karolin; außerdem bezahlt man beym Eintritt zwölf Franken. Von dieſem Gelde wird das Lokal unterhalten, die Heizung, Erleuchtung u. ſ. w. beſtritten, und der Ueberſchuß dient, wie ich ſchon oben geſagt, zum Ankauf von Büchern. Die Auswahl ſcheint mir ſehr gut — alle Mitglieder können ihre Meinung dazu geben, indem ſie in einem offenen Buche die Titel der Werke einſchreiben, deren Ankauf ſie wünſchen. Die Direktion beſteht aus einem Ausſchuß, dem ein Präſident vorſteht, und der jährlich wechſelt.

Da der Geldbeytrag vielleicht für nicht ſehr bemittelte junge Leute zu hoch ſeyn, und dieß ſie von der Theilnahme an den Früchten der Anſtalt ausſchließen möchte, deren Nutzen doch gerade für ſie am bedeutendſten iſt, ſo nimmt man die Söhne der Mitglieder, ſobald ſie das achtzehnte Jahr erreicht, und alle auf der hohen Schule Studirende, wenn ſie den philoſophiſchen Curs vollendet, bis zum Alter von fünf und zwanzig Jahren gegen die Hälfte des jährlichen Beytrags und ohne Eintrittsgeld auf. Wie groß die Vortheile dieſer Anſtalt für die Jünglinge ſind, welche ſich hier unter den Augen ihrer Väter und Lehrer unterrichten und von denſelben in der Wahl der Bücher geleitet und in ihren Urtheilen und Bemerkungen berichtigt werden können, läßt ſich leicht berechnen.

Ich habe oben geſagt, daß nach den franzöſiſchen Zeitſchriften die deutſchen bey weitem die größte Anzahl ausmachen. Daſſelbe gilt von der Bibliothek, wo man außer unſern Klaſſikern das Beſte und Neueſte findet, was aus deutſchen Federn fließt.

Sie werden mir einwenden, lieber Freund, daß wenn die Geſellſchaft nur aus 300 Mitgliedern beſteht, und die Genfer nicht anders als ſolche darin eingeführt werden können, es ſchwer ſey, den Gebrauch der Bibliothek gemeinnützig zu machen. Doch geſchieht dieß, indem jedes Mitglied das Recht hat, drey Bände zur Zeit nach Hauſe zu nehmen, und drey oder vier Wochen zu behalten. Dieſe Einrichtung ſezt ſie in den Stand, ihre Familie und ihre Freunde an den Vortheilen der Geſellſchaft Theil nehmen zu laſſen, und ſelten oder nie iſt ein Mißbrauch dadurch veranlaßt worden; von 6000 Bänden, die auf dieſe Weiſe jährlich in Umlauf geſezt werden, haben ſich ſeit der Stiftung der Anſtalt nur fünf verloren.

Charade.

Mein Erſtes ruft man laut beym frohen Mahle,
Wenn hell die ſchäumenden Pokale
Erklingen und beym Bundesfeſt
Man laut die Freunde leben läßt.

Vor meinem Zweyten kann nichts Irdiſches beſtehen.
Und Alles muß in ſeiner Fluth vergehen,
Das nicht durch ſeine hohe Kraft der Geiſt
Dem Wirbel der Vergänglichkeit entreißt.

Mein Ganzes kann dir ſchon auf Erden
Der Eingang in ein Paradies,
Doch auch in eine Hölle werden,
Nachdem dein Genius dich wählen ließ.

Jäger, t.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 71.

Kernhaus und Kern.

Beylage: Monats-Regiſter März.

Digitiz l by Google

Nro. 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. April 1822.

> Auf tauſendfach verſchlungnen Wegen,
> Der reichen Mannigfaltigkeit,
> Kommt dann umarmend Euch entgegen,
> Am Thron der hohen Einigkeit.
>
> Schiller.

Ton- und Dichtkunſt.

Holde Muſe des Geſanges,
  Wie beruhigſt du mein Herz,
Wenn ich meines Pilgerganges
  Müde, klage meinen Schmerz.
Fernen Ländern zuzuſchiffen,
  Wähn' ich dann von dir ergriffen.

Doch aus ſchwarzem Himmelsbogen,
  Bricht bisweilen Sonnenſchein,
Und da führt der Töne Wogen
  Uns zu höh'ren Freuden ein.
Alle Sorgen müſſen weichen,
  Willſt du deine Gaben reichen.

Doch es lockt nur dunkles Ahnen
  Dich im Reich der Harmonie;
Heller ſind der Dichtung Bahnen,
  Die dem Stein ſelbſt Sprache lieh,
Und mit des Verſtandes Strahlen,
  Die Gefühle weiß zu mahlen.

Herrſchend über Zeit und Ferne,
  Fühlt ſie ird'ſche Schranken nicht,
Troſt winkt ihr aus jedem Sterne.
  Sie, die ſtets nur Roſen bricht,
Sucht vom Räthſel in dem Leben,
  Kühn den Schleyer aufzuheben.

Richtend, ſtrafend ſtets zu wachen,
  Schreitet ernſt und ſtreng ſie her,
Dann die Thorheit zu belachen,
  Fällt auch ihrem Witz nicht ſchwer.
Und die Schweſter ziert die Werke,
  Mit des Rythmus Klang und Stärke.

Selig, wenn ſie auch vereinet,
  Freundlich und beſchützend nah'n.
Wem das Glück durch ſie erſcheinet,
  O! den täuſcht kein leerer Wahn.
Himmelwärts uns zu erheben,
  Schmücken ſie das Erdenleben.

Raymond der Waghals, und ſeine fünf Wünſche.

(Beſchluß des erſten Abenteuers.)

Im Laufe meiner Reiſe ſah ich oft ins Waſſer hinaus, welches ſelbſt nichts als eine helle grüne Flüſſigkeit darſtellte; aber oft ſchoſſen neben der Glocke Fiſche von ungeheurer Größe und Geſtalt vorbey, einige von den ſchönſten Farben und Bildung, und andere mit ſchrecklichen Zähnen, Stacheln und Hauern, mit Schuppen und glänzenden Augen. Ich zitterte beſtändig, (welches vielleicht dazu diente, jede andere Furcht zurückzuhalten), daß irgend eines dieſer Ungeheuer durch den untern Theil der Glocke hereinkommen und mich in meiner Feſtung angreifen möchte, wo Entrinnen eben ſo unmöglich geweſen wäre, als Widerſtand. Zuweilen kam ich bey einem Seegeſchöpf zwiſchen Fiſch und Pflanze vorbey, welches ſeine mit unzähligen Mäulern verſehenen Arme nach allen Seiten ausſtreckte und deſſen Theile alle in der ſchnellſten unaufhörlichen Bewegung waren. Dann und wann kam es mir vor, als hörte ich harmoniſche Töne aus der Tiefe; aber das beſtändige Rauſchen, Brüllen und Reiben des Waſſers gegen die Seiten der Glocke erlaubte mir nicht irgend etwas deutlich zu vernehmen; aus dieſem allem bin ich überzeugt, daß das Weltmeer keine lautloſe Welt iſt. Ein oder zwey Mal kam es mir freylich vor, als ſähe ich etwas menſchenähnliches mit ſilberweiſſen Schuppen bedeckt, aber das Bild verſchwand zu bald, um mit Gewißheit reden zu können; überdieß mochte auch die optiſche Blendung des Waſſers mich getäuſcht haben. Endlich fand die Glocke in einer Tiefe von ſiebzig Klaftern den Grund; man kann ſich denken, was nun meine Gefühle ſeyn mochten. Ich war über 400 Fuß unterhalb der Meeresfläche! in einem Gehäuſe, das an ein Paar Seilen hing, in einer Welt, welche der beſondere Aufenthalt der ſchrecklichſten Ungeheuer zu ſeyn ſcheint! Das Bett der Tiefe iſt an ſich ſelbſt ein ſchöner, herrlicher Sand, mit Felſen beſäet, die in metalliſchem Glanze in mancherley Farben wiederzuſtrahlen ſcheinen, auf denen mancher ſchöne, lebendige Baum, von ſilberweiſſer Farbe in beſtändiger Bewegung erſcheint, während Muſcheln von allen Arten und Farben über denſelben zerſtreut liegen. Der Anblick iſt eine wirkliche Landſchaft, die wildeſte und zauberähnlichſte, die ſich nur denken läßt; und obgleich es an den künſtlichen Gebäuden der Menſchen fehlt, ſo ſind doch Felſen in den Geſtalten von Tempeln, Domen, Giebeln, Thürmen und Palläſten ausgehöhlt und zerſplittert, auf welchen die beſtändige Bewegung des Meeres eine unaufhörliche Veränderung des Lichts erzeugt. Als ich an dieſe Stelle ankam, hatten mich die ſchmerzhaften Gefühle, die ich auf meiner Reiſe empfunden, verlaſſen; ich vermochte frey zu athmen, und als ich die ſchönen Gegenſtände um mich her betrachtete, fing ich an zu denken, daß die Waſſerwelt in der That ſo herrlich ſey, als die Dichter und Waſſergeiſter ſie beſchrieben. Aber als ich aus der Glocke hervortrat, erblickte ich Dinge, die mich mit Grauſen erfüllten. Zwiſchen den Felſen umher lagen die halbverſchlungenen Leichen der im lezten Schiffbruch Ertrunkenen, von welchen die Fiſche immer noch fraßen; während tauſende von bleichenden Knochen und Gerippen umher geſtreut waren, einige auf den ausgeſtreckten Armen des Rieſenpolypen ruhend, welcher das Fleiſch davon aufgezehrt hatte, und andere in den ſchrecklichen Oeffnungen, welche der ungeheure Klampfiſch machte. Kiſten, Juwelen, Gold, Anker und Trümmer, waren unzählbar; aber da mir die durch dieſen erhabenen, obgleich ſchrecklichen Anblick verurſachte Beklemmung das Athmen erſchwerte, ſo wandte ich mich hinweg, um die Leiche meines Freundes aufzuſuchen. Nach einer langen, gefährlichen und beynahe hoffnungsloſen Unterſuchung, entdeckte ich dieſelbe in einer Höhlung unfern der Glocke, noch immer in der Kleidung, worin ich ihn zum leztenmal geſehen, aber blau, geſchwollen und blaß. Ich nahm den Körper in meine Arme und zog ihm von der einen Hand einen Siegelring mit einem Beryllſtein (Aquamarina) ab, welcher ſehr paſſend an den Tod meines Freundes und an meine eigenen Gefahren erinnert, mit welchen ich ihn aufgefunden; und ſeitdem ich ihn angeſteckt, konnte ihn weder Gewalt noch irgend ein anderes Mittel wieder abziehen. Nachdem ich dieſes gethan, blickte ich der Leiche feſt ins Angeſicht, und indem ich ſie noch immer bey der Hand hielt, ſagte ich: „Georg Harvey, Raymond Mortlake's Verſprechen iſt erfüllt," als zu meiner Verwunderung, obgleich nicht zu meinem Schrecken, ihre Augen ſich öffneten und mich innig anſtarrten, während ſich ihr Mund in ein Lächeln verzog und die Hand meinen Druck erwiederte. In dieſem Augenblick entdeckte ich, daß ein ſcheußliches Seeungeheuer ſeine langen Zähne in den Körper meines Freundes eingebiſſen hatte. Ich ergriff ein großes Stück von den Schiffstrümmern, welche neben mir lagen und warf das Unthier mit einem Schlage nieder; während es ſchauervoll heulte, eilte ich, meinem Freunde ein Begräbniß zu ſichern, indem ich die Leiche in eine der vielen Quellen fallen ließ, welche aus dem Meeresgrund hervorbrechen, und zwar mit einer Gewalt, welche alle die Bewohner der Tiefe abſchreckt. Dieß war kaum mit einem kurzen Lebewohl bewerkſtelligt, als das Unthier, welches ſich inzwiſchen wieder erholt hatte, auf mich zuſchoß und ſeine Fangzähne in meinen rechten Arm ſchlug. Mit einer Schnelligkeit, über die ich ſeitdem oft geſchaudert habe, gewann ich die Glocke, ſtieg mit meinem ſchrecklichen Gefährten hinein, und gab das Zeichen ſie hinauf zu ziehen. Ob in Folge des Blutverluſtes durch die erhaltene Wunde, oder durch die Wirkung des Hinauffahrens, weiß ich nicht, aber meine Sinne ſchienen mich zu verlaſſen und mein Kopf von meinem Körper hinweg, aufwärts zu fliegen. Ich verlor bald alles Gefühl und fand mich erſt in einer Hängematte am Bord der Fregatte wieder. Hier erfuhr ich, daß mein außerordentliches Ausbleiben große Beſorgniſſe erregt hatte; und daß ihr Schrecken ſich ungemein vermehrt, als ſie beym Heraufbringen der Glocke meinen Begleiter fanden, welcher in dem Augenblick, wo er der Glocke entſchlüpfte, ſogleich wieder über die Seite des Schiffes in die See ſprang; ſo daß man kaum ſeine Geſtalt zu unterſcheiden vermochte. Dieſem Abenteuer folgte eine lange und gefährliche Krankheit, die Wirkung meiner Wunde und meiner Reiſe. Als ich mich erholt hatte, war es meine erſte Sorge, die Kirche zu Lerwick zu beſuchen; ſowol Gott für meine Erhaltung zu danken, als um dem Andenken Harveys einen Stein zu errichten. Die Narben von des Seeungeheuers Zähnen befinden ſich noch immer auf meinem Arm, obgleich die Wunde geheilt iſt; und wie der Eindruck, den das Abenteuer auf meine Seele gemacht, — werden ſie nie verlöſchen!

(Das zweyte Abenteuer folgt in Kurzem.)

Die Gräber der Könige.

(Fortſetzung.)

Gleich im vorderſten großen Chore erheben ſich die Cenotaphien zweyer Könige der frühern Jahrhunderte; Karl Kanut oder Knutſon, und dieſes Domes Stifter, Magnus Cadulao, ſchlummern unter ihren liegenden Steinbildern; bey dieſem leztern ward, dreyßig Jahre ſpäter, deſſen Enkel Magnus begraben, der in den bürgerlichen Unruhen, die ſeine Aeltern von Thron und Reich vertrieben, gefangen, und 1320 unter dem Vorwande enthauptet wurde: daß er Theilnehmer der Unthat ſeines Vaters Birger geweſen ſey, welcher ſeine beyden Brüder, die Herzöge Erich und Waldemar, im Schloße zu Nyköping des Hungertodes ſterben ließ.

Eigentlich fiel er ein Opfer der ſiegenden Partey, welche Magnus, den unmündigen Sohn des ermordeten Herzogs Erich, auf den Thron ſezte; — worüber damals die heilige Brigitta, eine nahe Verwandtin des Königshauſes, muthig ihre laute Mißbilligung ausſprach.

Hier begegnen uns überall Spuren einer wilden Zeit der Parteyungen und leidenſchaftlicher Selbſtrache; denn in eben dieſem Chore tödtete im Jahr 1392 zu König Albrechts Zeit, der Reichsdroſt, Bo Jaanſon Grip, ſeinen Vetter, den Reichsrath Carl Nilſon Ferla, mit deſſen Blute die Ehre ſeines Hauſes rächend, die er durch den allzufreyen Umgang dieſes Verwandten mit ſeiner ſchönen Gattin, Margaretha, gekränkt glaubte.

Auch ruht, ſüdwärts vom Chor, die Aſche eines großen Mannes genannt Tor Kel Knutſon, Reichs-Markl und früher Vormund jenes ſchwachen Königs Birger — der ſeinen vieljähriger Rathgeber und den Wohlthäter des Reichs, dem Haß aufgebrachter Mönche preis gab. — Sein edles Haupt fiel 1306 unterm Henkerbeil, und die Erben des Reichs-Markl löſten von der Prieſterſchaft mit 150 Mark reinen Silbers den auf dem Richtplatz eingeſcharrten Körper, um ihn in der Nähe des Fürſten zu beſtatten, deſſen Söhnen er dreyzehn Jahre lang ein treuer, väterlicher Freund war.

Leider wurde der Stein, welcher ſeine Ruheſtatt bezeichnete, bey der Erbauung der Carolingiſchen Gruft weggenommen und der Zerſtörung preisgegeben.

Bey dieſer Erinnerung kam unter uns der Wunſch zur Sprache: Es möchten doch die Fürſten und Staaten, denen es um treue Diener Noth thut, die da ſonder Eigennutz Gut und Leben an die Aufrechthaltung allgemeiner Wohlfahrt ſetzen, darauf bedacht ſeyn, das Angedenken ſolcher Männer der Nacheiferung künftiger Geſchlechter, durch würdige Denkmale, ehrend bewahren. England zeigte hierin ſchon frühe andern Völkern ein nachzuahmendes Beyſpiel, und vielleicht erweckte Weſtminſter Abtey dem Vaterlande mehr Helden, Staatsmänner und Dichter, als deren jemals die glänzendſte Auszeichnung der Lebenden hervorriefen. Unſterblichkeit — ſelbſt in der irdiſch beſchränkten Deutung des Wortes, iſt eine mächtige Triebfeder zur Anſtrengung für jeden edlen Geiſt — und der redende Denkſtein über der Ruheſtätte desjenigen Mannes, dem eines Königs Achtung bis dahin folgen, wirkt mehr auf das Gemüth als alle Gunſt, die man von Zufall oder Laune des Augenblicks nur allzuoft an Günſtlinge des Glücks verſchwendet ſieht.

Langſam, mit klopfendem Herzen, ſtieg ich zu der Guſtavianiſchen Gruft hinab, die, dem Chore rechts, von ziemlicher Höhe gewölbt und mit Fenſtern verſehen, ſich über der Erde befindet.

Ich ſchritt gerade hin, durch die enggedrängten Reihen verblichener purpurſammtner Särge, welche mit goldnen Kronen überſäet, und reich befranzt, die Gebeine der zulezt verſtorbenen Könige ſammt ihren Gemahlinnen und früher hingeſchiednen Kindern umſchließen. — Hier war für mich nur Guſtav Adolphs Grab! — Er ſelbſt war es, welcher den Bau dieſes Grab Chores beſchleunigen ließ und im Jahr 1629 den Befehl dazu, mit dem Beyſatze ausfertigte: „Denn ich weiß es wohl, daß der Krug, den man allzuoft zum Waßer trägt, doch endlich einmal zerbricht.“ — Der König aber trat eben damals den Zug nach Deutſchland an, dort für die Geiſtesfreyheit ſeiner germaniſchen Glaubensgenoſſen einen guten Kampf zu kämpfen.

Was ich erwartet hatte, erſchütterte mich darum nicht weniger.

In der Tiefe des Gewölbes ſtand der bleyerne Sarg, einfach, ja ärmlicher als alle die übrigen.

Weil die Löthung an der Kopfwand losgegangen und dieſer Theil herabgefallen war, zeigte ſich hier das Heldenhaupt frey unter hochgewölbtem Deckel, auf purpurnen, rings mit goldenen Treſſen eingefaßten Atlas-Kiſſen ruhend. Auch die weiten Aermel waren von gleichem Stoff und Farbe, und die breiten Goldborten lagen über die zuſammengeſunkene Bekleidung noch wohl erhalten verbreitet, als habe die Alles benagende Zeit es nicht gewagt, die lezte Zierde dieſer königlichen Geſtalt anzutaſten. In ſtummer Rührung legte ich unwillkürlich beyde Hände leis auf die hohe Heldenſtirn — einſt der Sitz kühner Gedanken und unſterblicher Thaten Wiege, und bemerkte nur mit ſchmerzlicher Empfindung, daß der obere Theil der Hirnſchale kreisförmig abgelöſt war, wie eine unvollkommene und eilfertige Balſamirung der königlichen Leiche in Weiſſenfels durch einen dortigen Apotheker vorgenommen worden. — Allein das Bild des lebenden Helden, wie es meiner Einbildungskraft durch mannichfache Gemälde und Münzen vertraut war, ſtand in dieſem Augenblick ſo hell vor mir, daß ich, erſchüttert von der Nähe des erhabenen Todten, nichts von der Zerſtörung wahrnahm, die ſich vielleicht einem kalt betrachtenden Blicke gezeigt haben würde; wie ich denn auch meinen damals nicht gegenwärtigen Freunden auf ihr Befragen darüber nichts antworten konnte, als: „Es war Guſtav Adolph!“ —

Nur eins entſinne ich mir deutlich bemerkt zu haben: daß auf der Oberlippe noch Weniges von den Haaren des blonden Knebelbartes ſtehen geblieben. — Unmöglich war mir's jedoch, der Erzählung Glauben beyzumeſſen, daß frühere Beſchauer einen Theil dieſer bezeichnenden Zierde zur Erinnerung abgeſchnitten; weil es mir als ein Kirchenraub erſchienen wäre, die verehrten Ueberreſte anders als in ehrfurchtsvoller Scheu, reliquienähnlich zu berühren. Wem genügte es nicht, den unauslöſchlichen Eindruck dieſer ernſten, wehmuthsreichen Stunde von hier hinwegzunehmen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Febr.

Seit meinem letzten Schreiben iſt Preciosa auf dieſer Bühne ſchon über die zwanzigſte Vorſtellung hinaus, während viele vorausgehenden und nachfolgenden Stücke, denen doch die Kritik einen weit höhern Werth zugeſtehen muß, aus dem Repertoir verſchwunden ſind. Ich habe Vieles nachzuholen, und werde mich daher in der inhaltreichſten Kürze faſſen. — Erſt nur ein Paar Worte über die wenigen hier aufgetretenen Gäſte, die ſich einer beſondern günſtigen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben. — Ein Hr. Röbel, der hier vor einigen Monaten, nachdem er nicht ohne Erfolg mit mehreren eigenen Muſiknummern und einem Paar Scenen aus Roſſini's Barbier von Sevilla aufgetreten war, an der Parthie des Don-Juan beynahe Schiffbruch gelitten hatte, führte uns eine Dem. Kainz aus Wien zu, die hier in ſehr kurzer Zeit der Liebling des Publikums wurde, und auch dazu beytrug, ſeinen Lehrer in ein höheres Licht zu ſtellen. Beyde genoſſen in einer Reihe verſchiedener Darſtellungen eines glänzenden Erfolges, und das Publikum ſehnt ſich nach der Zeit, die uns Beyde aus Bremen, wo ſie gegenwärtig gaſtiren, zurückbringen ſoll. Wenn es mir erlaubt iſt, von mir ſelbſt zu reden, ſo muß ich bekennen, daß ich wenige Singſtimmen getroffen habe, die ſo wie die ihrige mir unwiderſtehlich zu Herzen gedrungen iſt. Die öffentlichen Mittheilungen aus Dresden und Leipzig haben ſchon mit Auszeichnung ihres Namens erwähnt, es würde daher überflüſſig ſeyn, mehr hinzuzufügen, als daß ſie auch hier ihren Ruf bewährt hat, und mehrmals im Barbier von Sevilla, in der Zauberflöte, im Titus, im Baum der Diana und mehreren Opern der Direktion ein volles Haus gemacht. — Das Publikum hat laut gewünſcht, ſie in ſeiner Mitte zu behalten, und die Hoffnung dazu noch nicht ganz aufgegeben, obgleich eine andere glanzvolle Erſcheinung ihren Verluſt weniger empfindlich gemacht hat. — Dem. Paaſche, eine geborne Hamburgerin, die vorher nur in Konzerten aufgetreten war, hat dieſen Winter die Bühne zum Erſtenmal hier in ihrer Vaterſtadt betreten. Ihre Sicherheit und ſeltene muſikaliſche Kenntniſſe, eine höchſt liebliche Stimme, und noch mehr die patriotiſche Freude, dieß junge Talent in eigener Mitte emporblühen geſehen zu haben, alles dieß hat ihr einen frohen Triumph gewährt, welcher allein der Direktion zur Entſchuldigung dienen kann, eine Anfängerin, die ſelbſt das Gehen und das Stehen auf der Bühne noch nicht inne hat, in den bedeutendſten Parthien, z. B. die Gräfin in Mozarts Figaro, auftreten zu laſſen. — In der That, ihr Geſang iſt tadellos und ſchön — aber iſt nicht mehr vonnöthen, um in Rollen aufzutreten, die Anſtand, Gewandtheit und Feinheit erfordern? Soll es denn zu ewigen Zeiten genug ſeyn, weil freylich Geſang die erſte Bedingung in der Oper, ſo wie Darſtellen der Kunſt das erſte Bedürfniß im Schauſpiel iſt, dafür geſorgt zu haben, und will man nie einſehen, daß nur die fleißigſte Sorgfalt für die Vervollkommnung aller einzelnen Theile eines Kunſtwerkes ein befriedigendes Ganze hervorbringen kann. — Haben wir nun einmal Dekorationen und Koſtüme, ſo muß auch darauf geſehen werden, daß dieſe — freylich nicht die Hauptſache ſeyn, ſondern daß ſie in Uebereinſtimmung mit den Forderungen der Dichter ſtehen, und in der Oper — daß nicht, ſobald der Geſang beendet ſey, die erſte Bewegung des Schweigenden, oder Redenden, alle Illuſion tödtet, und uns von der idealen Höhe zu der gemeinſten Wirklichkeit herabzieht. — Die Dem. Paaſche ſingt ſehr brav, und da man von dem erſten ungewohnten nicht einmal zweymonatlichen Auftreten nicht ſchließen kann, ſo läßt ſich hoffen, daß ſie einſt auch als darſtellende Künſtlerin etwas Gutes leiſten wird, allein ſelbſt aus Schonung gegen ihre noch ſchlummernden Geiſtesgaben ſollte man ſich billig hüten, den Gedanken bey ihr zu erwecken, daß jene entbehrlich ſeyen.

Dagegen verdient die Direktion herzlichen Dank für die liebevolle Sorgfalt, womit ſie das alte goldoniſche Stück: Der Diener zweyer Herren, wieder auf die Bühne gebracht hat. Ein ſehr löbliches Beſtreben von ihrer Seite zeigte ſich in dem Verſuch, die ſämmtlichen Perſonen in italieniſchem Koſtüm auftreten zu laſſen, welches durch ſeine Annäherung an die charakteriſtiſchen Masken dem Stücke erſt wahre Bedeutung gab, und ließ uns in Lebruns trefflicher Darſtellung von Truffaldino den von Goldoni verkappten Arlechino erblicken. Die komiſche Haltung, die Lebendigkeit der Bewegungen, die unſtäte Beweglichkeit des Kopfes gibt dieſer brave Künſtler uns trefflich wieder, ohne durch die gewöhnliche derbe Poſſenreißerey aus dem beweglichen verſchmitzten Arlechino einen plumpen Dummkopf zu machen. Der großen Menge von albernen Gemeinheiten in dieſer Rolle gewohnt, ſagte freylich dieſe Darſtellungs-Art nicht zu, allein in den Augen der Kenner und Gebildeten hat der Künſtler ſeinen anerkannten Verdienſten dadurch einen neuen Kranz gewunden. — Demſelben Künſtler haben wir ein kleines, niedliches, nach dem Franzöſiſchen: La Maison en loterie, bearbeitetes Stück zu danken; nämlich: Nummer 777. — Die Idee ſelbſt iſt nicht neu, und trifft mit dem großen Looſe von Hagemeiſter und mehreren dergleichen zuſammen. Zwey ganz originelle Charaktere, die im Franzöſiſchen gewiß nicht ſo vorhanden ſind, der Notar Vortheil und deſſen Schreiber Pfeffer, die beyde von den HH. Schmidt und Weiß unübertrefflich gegeben werden, und wovon jeder den andern zu überliſten ſucht, halten den Zuſchauer in immerwährendem ergötzlichen Lachen und ſichern dem Stück Beyfall, in welchem der franzöſiſche Urſprung mehr als gewöhnlich zugedeckt iſt. Von einem kleinen Almanach-Stück: Das Erntefeſt, das nur für Direktionen in ſo fern intereſſant iſt, daß es, als gedruckt, ohne ſie in Koſten zu ſetzen, aufgeführt werden kann, braucht nur geſagt zu werden, daß es eine erſte Darſtellung kaum zu Ende erlebt hat. — Wenige mehr wurden der kleinen Dichtung: Die Traube, von Friedrich Kind, zum Theil, die ſich mit einem Lächeln, leſen und gut geſpielt ohne Langeweile ſehen läßt; ſie wird aber auch nicht vermißt werden. Größeres Intereſſe erregte: Gleiche Schuld, gleiche Strafe, nach der franzöſiſchen Komödie: Les moments d'imprudence. — Der Inhalt iſt freylich ein wenig lockerer Art, ohne daß man ihn frivol nennen kann; glücklicher Weiſe hat der Bearbeiter, als welchen man den Hrn. Direktor Schmidt nennt, die Scene, die ganz in Paris einheimiſch iſt, nicht, wie ſo viele ungeſchickte Ueberſetzer, auf deutſchen Boden verpflanzt; die Charaktere ſind leicht, aber ſicher gehalten, und das ganze Bild mit viel Feinheit ausgeführt. Zwar kommen einige kleine Unwahrſcheinlichkeiten vor, die ſich aber mit raſchem und gewandtem Spiel leicht zudecken laſſen. Freylich ſticht die Hauptfigur, Madame St. Ange, eine vornehme Gelegenheitsmacherin, beſonders durch die feine Geſellſchaft, die ſie um ſich zu verſammeln weiß, gegen deutſche Sitten etwas grell ab, allein die Verirrungen des Ehepaars ſind ſo natürlich und wahr, die Behandlung ſo fein, und die Kataſtrophe, wo der biedere Hausfreund, der ſeiner Leichtigkeit ungeachtet dieſen Namen in der That verdient, den verrätheriſchen Spiegel zwiſchen die verlegenen Eheleute hinſtellt und ſie allein läßt, ſo niedlich, daß dieſes kleine Stück auf allen Bühnen, wo es ſo gut dargeſtellt werden kann, wie hier, ohne Zweifel gefallen muß.

Der Barbier von Sevilla, mit Roſſini's Muſik, wurde kurz hernach zum Erſtenmale aufgeführt, und erregte eine ſehr getheilte Senſation, jedoch war der Beyfall überwiegend, nur die Kenner erhoben unter ſich wegwerfend ihre Stimmen. Die oben genannte Dem. Kainz, ſo wie Hr. Röbel, ernteten beſonders in dieſer Oper wohl verdienten Beyfall.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 26.

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 2. April 1822.

> Lockt den entflohnen Geiſt, ein Trauermaal zurück?
> Kann in die öde Gruſt des Ruhmes Nachhall dringen?
> Läßt ſich des Todes Thor durch Schmeicheleyen zwingen?
>
> Gray.

Die Gräber der Könige.

(Fortſetzung.)

Maria Eleonora ruht in einem ziemlich geſchmackvoll gearbeiteten zinnernen Sarge neben ihrem Gemahl. Dieſe einſt ſo ſchöne wie tugendhafte Fürſtinn kann wohl, nach allem, was die Geſchichte von ihr aufbewahrt, zu den unglücklichſten Frauen gezählt werden, welche den Thron beſtiegen, indem ſie ihren Gatten leidenſchaftlich liebte, ohne ihn zu beglücken, und von dem ſo gütigen als klugen Könige mild, doch wie ein rathloſes Kind behandelt, ja nach dieſem Begriff von ihm ſeinen vertrauteſten Räthen empfohlen wurde. Allzubald aber auch der Stütze des erhabnen Gatten beraubt, ſah ſie ſich zugleich von der Erziehung ihres einzigen Kindes ausgeſchloſſen, ja ſogar jeder vertrauten Gemeinſchaft mit Chriſtinen entzogen, welcher vielleicht nur die vermittelnde Bildung einer weiſen Mutter fehlte, um die Lücken eines Charakters harmoniſch zu ergänzen, in welchem die unentwickelte Weiblichkeit zum grellen Schatten glänzender Eigenſchaften wurde, welche jezt unfruchtbar und einander aufhebend gleich verderblich ihrem Glücke wie dem Staate, den ſie zu beherrſchen beſtimmt war, die Tochter des großen Königs gänzlich von der Bahn abzogen, die Er ſo glorreich betreten, und ihren Namen dem Tadel ferner Jahrhunderte preisgaben.

So mußte Maria Eleonora in den langen Jahren eines trüben Wittwenſtandes (ſie überlebte ihren königlichen Gemahl 23 Jahre und ſtarb erſt 1655) die Oede eines nutzloſen und vereinzelten Daſeyns zwiefach im Uebermuthe der von Guſtav Adolph ernannten Vormünder der jungen Königinn empfinden, welche dieſe ſelbſt in ſpäterer Zeit ihrer Einwirkung zu entziehen wußten.

Das verhängnißvolle, ernſte Schloß Gripsholm am Mäler, ihr zum Wittwenſitze angewieſen, konnte, unter ſolchen Umſtänden, ihr nur als ein Kerker erſcheinen, dem ſie zu entfliehen alle Macht, die noch in ihrer Gewalt ſtand, mit jener ausdauernden Liſt aufbot, welche Menſchen von beſchränktem Charakter, gleichſam zur Waffe, von der Natur erhalten zu haben ſcheinen.

Schon längſt hatte Maria Eleonora ſich um den Beyſtand des Königs von Dänemark für dieſes Unternehmen beworben, dieſer jedoch, die Folgen eines ſolchen Verſtändniſſes befürchtend, war nur nach mehrjähriger Unterhandlung dahin zu vermögen: die Königinn, auf ihrer Flucht aus dem Reiche, an der däniſchen Küſte aufzunehmen, von wo aus ſie ſofort zu ihrem Bruder, dem Kurfürſten von Brandenburg, ſich begeben ſolle.

Von dieſer Begebenheit erhält ſich noch im Volk die Sage, und in Daggunge oder Dagginge, einem Orte etwas über eine ſchwediſche Meile von der Landſtraße entfernt, beſteht die Tradition, daß jene Königin in der Eile ihrer Flucht hier ein Paar Pantoffeln zurückgelaſſen habe.

Eben ſo trägt ein Berg auf der kleinen Inſel Notarö, unfern Gothland, im Fahrwaſſer gegen Seeland zu gelegen, den Namen Königin-Berg, und die daſelbſt befindliche, etwa zwey Klaftern hohe und eben ſo tiefe Grotte wird Königin-Kammer (Drottning Stuga) genannt. Die Bewohner des Eilandes erzählen dabey: Eine Königin habe ſich, auf ihrer Flucht nach Preußen, allda aufgehalten, und ein Paar oberhalb ins Kreuz gelegte Stangen ſollen derſelben dort zum Trocknen ihrer Gewänder gedient haben. Ja, auf einem dieſer Querhölzer ſey ein köſtlicher Schleyer hängen geblieben, wovon ein vom Moder der Zeit geſchwärzter Reſt ſich noch bis zur Mitte des lezt verfloſſenen Jahrhunderts, der allgemeinen Sage nach, befunden, weil fromme Scheu denſelben nicht anzutaſten wagte. Ein Bauer, Bewohner der Inſel Notarö, der 1748 geboren, ſah in ſeiner Kindheit noch dieſen Flor. Obgleich es ſchwerlich auszumitteln ſeyn dürfte, in wie fern dieſer Volks-Erzählung Glauben beyzumeſſen; ſo erhält ſie doch einen höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit durch den geſchichtlich bekannten Umſtand, daß heftige Stürme die königliche Wittwe auf der See hin und her getrieben, und ſie endlich auch genöthigt haben, an einem andern Ort zu landen, als nach der Uebereinkunft mit Dänemark dafür beſtimmt war.

Mit aufgeregter Empfindung ſtiegen wir jezt in die Carolingiſche Gruft, zur linken Seite des Chors, hinab. Gleich dem Eingange gegenüber fällt Carl Guſtavs Sarg, durch ſeine ungewöhnliche Höhe und Breite, in die Augen, aus welchen auf eine ungeheure Körperdicke zu ſchließen, da denn auch, wie bekannt, Carl X. in ſeinen lezten Lebensjahren unnatürlich zunahm. Sein peinliches früheres Verhältniß, Chriſtinen gegenüber, und das Bemühen, dieſer mißtrauiſchen Fürſtin jeden Argwohn zu benehmen, als ob ehrgeizige Entwürfe ihn beſchäftigten, ſoll die erſte Veranlaſſung für jenen trefflichen Fürſten geweſen ſeyn, ſich den Zerſtreuungen der Jagd und des Trunkes erſchöpfend hinzugeben — eine Lebensweiſe, welche, zuſammt den Mühſeligkeiten kühner Kriegszüge, verderblich auf ihn wirkte, und ſeinem Volke bereits im 39ſten Jahre ſeines Alters einen König entriß, welcher ſo viel zur Befeſtigung von Schwedens alten Ruhm durch neue Eroberungen beygetragen, und dem nur Zeit fehlte, um ſeines Reiches bürgerliches Glück zu begründen, wie er deſſen kriegeriſche Ehre, in Guſtav Adolphs Fußſtapfen tretend, befeſtigt hatte.

Zur rechten Hand des Grabgewölbes ſchließen zwey trefflich in Metall gearbeitete Särge Carl XI. und deſſen Gemahlin, die kunſtliebende Ulrika Eleonora, ein. Deutſche, aus der Bibel gezogene, Inſchriften ſtehen ihr zu Häupten und Füßen, weil dieſe Sprache ihr, einer däniſchen Prinzeſſin, geläufig und werth war, was aus den noch von derſelben aufbewahrten Andachtsbüchern zu ſehen iſt. Nicht allein in wohlthätigen Stiftungen, auch in mehrern von ihr herrührenden Gebäuden und weiſen Einrichtungen, ließ dieſe treffliche Fürſtin die Spuren ihres milden, gebildeten Geiſtes zurück; aber vor Allem muß hier jedes Herz ſich im trauernden Mitgefühl zu ihr neigen, wo vier kleine, kleinodartig gezierte Bronce-Särglein die Ueberreſte geliebter Kinder umſchließen, welche dieſe edle, ſinnige Fürſtin beweinen mußte.

Vier Erbprinzen, ſchnell auf einander folgend, ſtarben ihr eben ſo dahin, und die trauernden Genien, welche, geſchmackvoll in Erz gearbeitet, das in erhabener Arbeit getriebene Bild des abgeſchiedenen Kronerben über den kleinen Sarkophagen empor halten, ſprechen deutungsvoll den Jammer der Mutter aus, die troſtlos fragend nach oben blickt, die Löſung dieſes ſchmerzvollen Räthſels von dort fordernd.

Und ſo mußten denn mehrere Thron-Erben in erſter Blüthe dahin welken, nur um Carl XII. Raum zu geben! — Vielleicht um der bereits erſchlafften Welt in dieſem hohen kalten Felſenbilde aus Norden ein mahnendes Meteor in mitternächt'gem Leuchten hinzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Empfehlung eines komiſchen Buchs.

Der Ausländer behauptet von unſrer komiſchen Muſe, ſie ſey ein breitſchulteriges, dickleibiges und ſchwerfälliges Frauenzimmer; der Boden zittere unter ihrem Elephantenſchritte, den ſie Tanz nenne. Vaterlandsvergeſſene Männer und Frauen, verwälſchte Geſellſchaftskreaturen ſchwatzen dieſe undeutſchen Verläumdungen nach; unſer Spaß iſt ihnen zu hanswurſtartig-plump, unſre Ironie zu kritiſch-philoſophiſch, unſre Satyre gedehnt und zahm, unſer Witz weitſchichtig und bey den Haaren herbeygezogen und endlich unſer jüngſterfundener Humor eine Moſaik aus allen Reichen der Natur zuſammengeſezt, eine lange, breite durchaus formloſe Moſaik, die als Gemälde gerade ſo wirkt, wie das Farbenklavier auf ein muſikaliſches Ohr. Solche lieb- und grundloſe Behauptungen, ſolche Ausländereyen zu widerlegen, iſt Pflicht eines jeden Wohlgeſinnten, iſt unſre Pflicht! Womit aber könnten wir dieſe Verläumdungen gründlicher zu Schanden machen, als durch die einfache Anzeige eines Buchs, welches das non plus ultra alles Komiſchen iſt, was je geſchrieben worden. Kein Swift, kein Moliere haben auch nur dem Aehnliches geleiſtet; ſelbſt der Dichter des Don Quixotte iſt, was Ironie betrifft, ein Schüler gegen den deutſchen Meiſter. Wie gern möchten wir ſeinen Namen, des ewigen Nachruhms werth, nennen; aber allzu beſcheiden, leider! verſchwieg er ihn, und wir können nur den Titel ſeines unvergleichlichen Werkes hier anzeigen. Klopſtock und Schiller, heißt es, oder: Kritiſche Verſuche über einige lyriſche Gedichte des Leztern, in poetiſcher und moraliſcher Hinſicht. Ellwangen und Gmünd in der Ritter'ſchen Buchhandlung 1821. Wir haben Bücher, die ſich als ſpecifiſche Mittel gegen die Milzſucht und Hypochondrie verkünden; andre, die cenſurwidrig behaupten, ſie ſeyen zum Todlachen; mit ſolchen Prahlereyen

Digitized by Google

beſteckt ſich das Titelblatt dieſes Werkes nicht; aber wir möchten den milzſüchtigen Hypochondriſten ſehen, der dieſes Buch auf Gerathewohl aufſchlägt und nach der erſten Seite, die er geleſen, nicht wie die homeriſchen Götter in ein unauslöſchliches Gelächter ausbricht. Und dennoch — und das iſt die geheimnißreiche Kunſt dieſes großen Komikers! — kommt in dem ganzen, zwanzig Bogen ſtarken Hefte nicht ein einziges ſcherzhaftes Wort vor. Aber aus den tiefen Runzeln der ernſten Buffo-Stirn, aus den Falten des pedantiſchen Schulmeiſterfracks kuckt deutlich und ſchelmiſch der Satyr hervor, und ſelbſt in dem Oel ſaalbaderiſcher Salbung iſt die ewige Ironie nicht zu verkennen. Nicht zu verkennen? O, doch! Es gibt Menſchen, die ſo wenig Sinn für das Fein-Komiſche haben, denen man die Farben ſo dick auftragen muß, bis ſie den Hanswurſt erkennen, daß ſie ſogar dieſe in die Augen ſpringende Burleske, dieſe tiefangelegte Ironie für baare klare Dummheit, für Platt- und Stumpfſinn halten. Wir hätten dieſes Unglaubliche nicht geglaubt, wenn wir uns das Buch in der Ritterſchen Handlung gekauft hätten; aber das Exemplar, das wir vor uns haben, iſt aus einer Leihbibliothek, und da hat denn ein ſolcher Menſch ohne allen komiſchen Sinn folgende miſerable Reime auf das Titelblatt geſchmiert, die einen Beweis geben, wie er die ironiſche Tendenz des Buchs durchaus nicht begriff. Die Reime heißen:

Verketzert ein Pedant den Dichter;
So freu' ſich dieſer ob dem Richter,
Der alſo doch ſein Werk gelobt. —
Es iſt geſtempelt und erprobt;
Denn wo ein Plattkopf hinkommt nie,
Juſt da beginnt die Poeſie.

Als ob nicht gerade dieſes der ironiſche Verfaſſer zeigen wollte! Als ob der Tadel Schillers in dieſem burlesk-pedantiſchen Styl nicht gerade ſein höchſtes Lob ſeyn ſollte! Als ob es denkbar ſey, daß ein vernünftiges Geſchöpf dieſen pathetiſchen Unſinn für eine ernſthafte Beurtheilung ausgeben könnte! Iſt es möglich, daß ein Menſch ſo dumm iſt und den Schalk im Doktor- und Prieſterrock, den Fuchs im Schaafpelz nicht erkennt? — Ein paar Proben aus dem Buche werden unſre Verwundrung rechtfertigen. Wir ſuchen nicht, wir ſchlagen nur auf. S. 5 werden folgende Verſe Schillers angezogen:

Da ſteh' ich ſchon auf deiner finſtern Brücke;
  Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke;
  Ich weiß nichts von Glückſeligkeit.

Und dann ſpricht der Verfaſſer der kritiſchen Verſuche folgendermaßen: „Iſt er (Schiller) nicht doppelt ſtrafbar? — Warum erbrach er den Brief nicht? Da hätte er ja gefunden wie glücklich er werden konnte. Was iſt ein Vollmachtsbrief? Eine Anweiſung, wodurch Jemanden das „Recht eingeräumt wird, in eines Andern Namen etwas „zu erheben. Uebergibt er ſie nicht, ſo erhält er auch nichts. „Iſt er unglücklich, ſo bleibt er es, er wollt' es nicht anders. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

S. 7 ſtehen die Schillerſchen Verſe:

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
  Verhüllte Richterinn!

Und drauf ſagt der kritiſche Verſucher: „Iſt in dieſen „Worten auch nur der mindeſte Anſtand beobachtet? Der „rohſte Menſch würde kaum ſo ſprechen. Welcher Kläger „dürfte je mit ſolchem Trotz und Ungeſtümm vor dem unbedeutendſten Richter erſcheinen? Und die *Ewigkeit* ſollte „einen ſolchen Frevel *ganz ruhig* dulden? Welche Geringſchätzung und verächtliche, burſchikoſe Behandlung liegt „nicht in dieſer empörenden Anrede! Man ſchämt ſich für „den, der ſie *ſprach*.

S. 185 Schiller:

Zu Deukalions Geſchlechte ſtiegen
Damals noch die Himmliſchen herab;
Pyrrha's ſchöne Tochter zu beſiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenſtab.
Zwiſchen Menſchen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen ſchönen Bund u. ſ. w.

Der kritiſche Verſucher ſagt hievon: „Die ſchändlichen „Müſſiggänger des Olymps hatten freylich nichts anders zu „thun, als, wenn ſie von Nectar und Ambroſia voll waren, ihrer Gottheit weitere thieriſche Lüſte in Griechenlands „Bordell zu befriedigen, um die Baſtardenzucht nicht ausgehn zu laſſen. Hierin zeichnete ſich immer vor Allem „der nimmerſatte Erzwüſtling Jupiter aus u. ſ. w.

S. 201 Schiller:

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Eliſiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder u. ſ. w.

Drauf unſer Komiker: „Ja, Kinder, ſeyd nur zufrieden; euer Spielzeug wird euch zwar jezt genommen, doch „ihr findet Alles wieder, Wagen und Renner und Bahn „und Waffen und Spiel. Alſo toujours perdrix, toujours „perdrix! Welche Glückſeligkeit! Wie beneidenswerth iſt „ſie! Wie würdig beſungen zu werden!“ u. ſ. w. — Sollte irgend ein vernünftiges Weſen von unſerm Autor, der doch wahrſcheinlicherweiſe ein Menſch iſt, noch glauben können, daß dieſes Ernſt ſey, noch zweifeln können an der tief-komiſchen Ironie, ſo leſe man folgende Stelle, wo S. 181 Schiller ſo angezogen wird:

An der Liebe Buſen ſie zu drücken;
Gab man höhern Adel der Natur.

worauf unſer pathetiſcher Schalk ſagt: „Sah' ſie in ihrem „neuen Adelsgewande ſchöner und herrlicher aus? Konnten „bürgerliche, niedere Menſchen ſich mehr unterſtehen, ſich „ihr zu nahen, da ſie vornehmer geworden war? Und thaten ſies auch, konnten ſie dieſelbe je an ihren Buſen drücken? Welche Arme hätten dazu gehört, Berge und Wäder und Thäler und Flüſſe zu umarmen!“ und gleichſam als ironiſchen Accent, als Punkt auf das i, ſezt der Spaßvogel hinzu: „Risum teneatis amici!“ Aber noch nicht genug S. 192 lacht ſich der Satyrikus ſelbſt eigenmäulich aus, da ſteht nach einer ähnlichen Zurechtweiſung Schillers das faktiſche Risum durch Hahahahaha! ausgedrückt, ſo daß nur ein Blinder, wie Jener, der die Reime da in unſer Exemplar einſchmuggelte, die Narrenkappe des Kritikers nicht ſieht. Wir halten dieſes Buch für das non plus ultra des Ultrakomiſchen aller Zeiten und aller Länder, und empfehlen es als ein Solches der geſammten Leſewelt. Alle Freunde des Lächerlichen werden es uns Dank wiſſen, daß wir ſie auf dieſes Meiſterſtück aufmerkſam machten, und nur die Anbeter Klopſtocks werden es unſerm ſchelmiſchen Satyriko nie verzeihen, daß er die Aſche dieſes großen Dichters durch ſein beißend-ironiſches Lob ſo ſchmählich zu entweihen ſuchte.

Seguidillas.

10.

Weil die Zeiten doch ſo theuer —
 S' iſt ja ein Elend! —
Halten manche ſich zu Zweyen
 Einen Cortejo,
 Ohne Beſchwerde,
Leidlich wohlfeil und in Eintracht
 Luſtig zu leben.

11.

Niemals, glaube mir Geliebter,
 Ich dein gedenke,
Weil ich niemals aufgehöret
 Dein zu gedenken.
 Treu und beſtändig,
Hält ja immer nur dein Bild
 Feſt mein Gedächtniß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Febr.

(Fortſetzung.)

Peter der Große und Alexis, Trauerſpiel von Eduard Gehe, wurde ſehr lau empfangen. — Auch dieſe aus Dresden viel beſprochene Dichtung iſt genugſam bekannt, und es iſt genug, hier anzuzeigen, daß ſie den Erwartungen, welche die Dresdner Ankündigungen erregt hatten, gar nicht entſprach. — Die Begriffe von Peter dem Großen, die auf uns übertragen ſind, und die Gemälde von ihm, welche uns früher erſchienen ſind, wollen nicht auf den Helden paſſen, den uns der Verfaſſer aufgeſtellt hat. Freylich ſind mehrere gelungene Züge vorhanden, aber dieſer Czar verliert ſich ſehr oft in ſcholaſtiſchen Deklamationen, und wird wieder in den Scenen, wo er damit umgeht, den Sohn zu verurtheilen, gar zu weinerlich. — Alexis iſt durchaus kräftiger gehalten, nur begreift man nicht, wie dieß rohe Gemüth, das jede Humanität und Bildung verwirft, ſo ſchön und gebildet reden und empfinden kann. Daß alle Empörer, wie von einem paniſchen Schrecken ergriffen, zurückweichen und verſtummen, als der Czar unter ſie tritt, iſt kein neuer Theatercoup und ſchon in den Strelitzen von Babo geſehen. Ein ſehr gelungener Moment iſt dagegen der, wo der todt geglaubte Czar dem Alexis, anſtatt der von demſelben anbefohlnen Ukaſe, die Entſagungs-Akte überreichen läßt, und dieſer lieſt:

„Vor Gott und Reich vom Czar als Schelm befunden,
„Entſag' ich allem Anſpruch an die Krone.“

So auch der, wo Alexis gegen Katharina eifert, und dieſe in demſelben Augenblick zu ihm hintritt, ſeinen Sohn an der Hand, den ſie mit mütterlicher Sorgfalt erzogen. — Ueberhaupt, die Fehlgriffe in den Charakteren des Vaters und des Sohnes ausgenommen, läßt ſich von dieſer Dichtung weit mehr Gutes, als Böſes ſagen. Von der im Ganzen guten Darſtellung ſage ich nichts, und überhaupt von den Darſtellungen unſerer Bühne ſehr wenig, und gar nichts Detaillirtes — weil gerechtes Lob auswärtig nur zu leicht für Lobhudeley, deren es freylich nicht in den heimiſchen Blättern bey jeder Bühne mangelt, angeſehen wird, und weil Tadel in den mehrſten Fällen in einer ſo weiten Entfernung ſeine vornehmſte Abſicht, die doch wohl nur Berichtigung ſeyn kann, verfehlt; nur ſo viel von der Darſtellung muß geſagt werden, daß der Ausländer dadurch den Standpunkt unſerer Bühne unter den übrigen Deutſchlands beſtimmen kann. Darum will ich auch gar nicht von den hieſigen Balleten reden, weil ſie als Huldiginnen der Muſe des Tanzes der Bühne keine Ehre bringen, als Kindertänze weit unter den Kinder-Balleten in Wien, die einzigen erträglichen der Art, die ich geſehen habe, ſtehen, und als Ballete ihnen der Sinnenreiz — ſchöne Dekorationen, richtige Koſtüme und geſchmackvolle Anordnung, die ſie nur imposant machen können — gänzlich abgeht.

Houwalds beliebter Name füllte, als ſeine Heimkehr angekündigt war, das Haus. — Nun — ſo viel Glück, als Fluch und Segen, macht es freylich nicht, und verdient es wohl auch nicht, wage ich hinzuzufügen. — Und warum? Weil Dorners Charakter keinen Menſchen mit geſunden Sinnen anſprechen kann. — Ein Mann, deſſen Liebe zu einer ſtillen, häuslichen Frau nicht ſeinen angebornen Leichtſinn, ſeine Luſt zum wilden Herumtreiben beſchwichtigen kann, kehrt endlich nach zwölf Jahren zu der früher faſt verſchmähten Frau zurück, und mit einer ſo übergroßen Liebe, daß er Gift bey ſich führt, um ſich das nun auf einmal verhaßte Leben nehmen zu können, wenn ſie ihm nicht mit gleicher Inbrunſt entgegen kommt. Er findet ſie zum zweytenmale verheyrathet, glücklich verheyrathet — da geben alle Grundſätze von Rechtlichkeit und Edelſinn ihm auf einmal verloren, der zärtlich beweinte Mann ſteht als gemeiner Verbrecher da, indem er ſich entſchließt, ſeinem glücklichen Nachfolger das Gift beyzubringen. — Nicht ein beſſeres Gefühl, nein! ein glücklicher Zufall muß dieſen das Erſtemal retten — erſt ſpäter kommt Dorner ein reuiges Nachſinnen, und in einem hervorgezwungenen Streit um den Becher muß die unſchuldige Frau ſelbſt den Ausſchlag geben, indem ſie ihrem erſten Mann den Todestrunk hinreicht. — Doch muß ich zugleich geſtehen, daß die treffliche Diktion, die lebendigen Bilder, die ausnehmend ſchöne Sprache völlig, ja mehr als völlig, die Zuſchauer beſtechen, und erſt nachher ärgerte ich mich über die weichlichen Thränen, die ich vergoſſen hatte. — Es thut mir leid, ſagen zu müſſen, daß ich bey dieſem Stücke nicht umhin konnte, eine Vergleichung zwiſchen demſelben und mehrern Kotzebue'ſchen Stücken anzuſtellen, die freylich doch immer zu Houwalds Vortheil ausfiel; nur ſcheint es mir, als habe der Dichter eine fremde Idee aufgefaßt und mit eigenem Geiſte ausgeführt. Auch reden mir die Kinder weit altkluger und unkindlicher in dieſer Dichtung, als in Fluch und Segen. Die Darſtellung war von Seiten der drey Hauptperſonen höchſt gelungen, doch gehört die Palme vor allen der Frau Doct. Unzer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 27.

Nro. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. April 1822.

> Du ſelber mußt dir eine Welt,
> Wie du ſie dir erſehnt, geſtalten,
> Und über das, was dir gefällt,
> Muß in dir volle Klarheit walten.
>
> Müllner.

Betheſda.

(Johannis 5, 2—4.)

Ein Traum.

Mit dem Kreuz auf müdem Rücken
  Und der Wunde in dem Herzen
  Folgt' ich dir, du Sohn der Schmerzen,
Duldend nach mit naſſen Blicken;
  Dachte deiner Kreuzespein,
  Und ſchlief im Gebete ein.

Und ich klomm mit matten Schritten,
  Und mit Thränen in den Blicken
  Einen mooſ'gen Bergesrücken,
Zwiſchen kleinen, armen Hütten,
  Feſt mich klammernd bang hinan,
  Immer ſteiler ward die Bahn.

Und das Höchſte war erſtiegen;
  An des Gipfels Rand, umzogen
  Rings von blauen Aetherwogen,
Sah' ich's wolkig unten liegen;
  Nur das Thurmkreuz aus dem Grau
  Ragte goldig auf in's Blau.

Sieh', von oben rauſcht ein Engel,
  Rührt von lichter Wolkenhelle,
  Die azurne Aetherwelle
Mit dem zarten Lilienſtengel;
  Duftend wogt ſie auf und ab,
  Und er winkte mir hinab.

In den Abgrund ſah' ich nieder,
  Vor mir lag's, wie Tod, Verderben,
  Aengſtlich ward's mir, wie zum ſterben;
Und der Engel winkte wieder
  Mit der Lilie mild hinab:
  „Glaub' und hoffe bis in's Grab!“

Da ergriff's mich zu gehorchen,
  Wunderſam ward ich gezogen,
  Und ich tauchte in die Wogen,
Und erwachte ſpät am Morgen;
  Fühlte, daß ich ſanft geruht,
  Und geheilt war Fiebers Gluth.

Fürder will ich dulden, tragen,
  An Betheſda's tiefen, blauen
  Himmel gläubig hoffend ſchauen,
Selbſt am Grabe nicht verzagen;
  Bis der Engel niederſchwebt,
  Und den Lebensquell belebt.

Karl Sondershauſen.

Die Gräber der Könige.

(Fortſetzung.)

Seltſam abſtechend aber gegen die Sorgfalt, womit die Kunſt hier vor dieſem noch die Trauer zu ſchmücken bemüht war, ſteht, gleich im vordern Fenſterbogen, dem Eintretenden zur Linken, Carl Auguſts, des im Jahr 1809 erwählten Kronprinzen von Schweden, ſchmuckloſer Sarg; noch auf der Bahre ruhend, worauf man ihn im Juni 1810 zur Gruft hinabgetragen. Das unſcheinbare Leichentuch daran zur Erde niederhangend, zeugt von der Verwirrung und Haſt des Schreckens, womit dieſes Fürſten Ueberreſte hier niedergeſezt wurden, im entſetzensvollen Augenblick, da eine ungeheure That der unbegreiflich angeregten Volkswuth dem allbeweinten Todten ein unſchuldiges und unwillkommnes Opfer in des unglücklichen Grafen Ferſen entſtellter Leiche nachgeſendet.

Der Ausdruck von Verlaſſenheit und gleichgültiger Unordnung rund um dieſen Sarg her erregte mir zum erſtenmal ein Grauen in dieſer Wohnung der Vergänglichkeit. — Kein Freund, kein Diener hatte hier in frommer Trauer verweilend, das lezte Wehmuths-Opfer dem erhabnen Abgeſchiednen gebracht; — Und ſo ſollte die allgemeine Beſtürzung der Nation, bey dem unerwarteten Tod eines Fürſten, der mit jeder bürgerlichen Tugend begabt, in würdigem Frieden die Wunden Schwedens heilen wollte, welche ſo kürzlich nur ein blutig unglückſel'ger Krieg ihm ſchlug, dieß kindlich gerechte Gefühl ſollte furchtbar ausartend, vielleicht durch verborgne Triebfedern bewegt, ſich über dieſem Sarge in roher Mordgier offenbaren! —

Die dunkle Verwicklung menſchlicher Geſchicke und deren unſichtbare Verzweigung drang in dieſem Augenblicke mächtig auf mich ein; wie mit dieſem Schlage, der eines Landes ſchöne Hoffnung zertrümmerte, auch mein eignes kleines Glück zuſammenbrach.

Aus ſo nahen, peinlichen Beziehungen aber erhob ich mich gerne wieder zum Gebiete der Geſchichte, an Carl XII. Sarkophage.

Zu dieſen treten wir, nachdem wir die Caroliniſche Gruft verlaſſen, wie dieſelbe in einem offnen, eigens hiezu erbauten Chor der Kirche ſteht — ihm zu beyden Seiten, die Särge König Friedrichs, ſeines Schwagers und deſſen Gemahlin, der jüngern Ulrika Eleonora.

Die Beſichtigung, welche während der Regierung Guſtav Adolphs IV. Statt gehabt, wobey der Deckel des äußern Sarges von geſchliffnem grünen Marmor zerbrach (als zürne der ſtrenge Geiſt über die Störung dieſer ſeiner irdiſchen Ueberreſte) zeigte das Helden-Antlitz vollkommen erhalten, und die davon abgenommene Gypslarve läßt zugleich die Todeswunde des Schuſſes, oberhalb des Schlafes, ſehn, wie er, aus verrätheriſcher Nähe abgedrückt, ſein Ziel nur allzu ſicher traf.

Gewiß bleibt es, daß weder Friedrich noch Ulrika Eleonora ſich jemals von dem dringenden Verdacht reinigen konnten, an dem unzeitigen Ende Carls Theil gehabt zu haben, den ihr Betragen gleich nach dem Tode deſſelben nur beſtärkte.*) Unter mehrerem erzählt man: daß die Schweſter des Helden, bey der Nachricht ſeines Falles eben unterm Waſchen ihrer Hände begriffen, im erſten Ausbruch ihrer Freude, das koſtbare vergoldete Waſchbecken dem Ueberbringer ſo willkommner Botſchaft zum Geſchenke hingereicht habe. Die Sinnesart dieſer Fürſtinn beglaubigt leider dieſe Sage; wie ein auf königlicher Bibliothek annoch befindliches Gebetbuch derſelben die Bemerkungen aufbewahrt, die ſie, zur Unterſtützung ihres Gedächtniſſes, darin mit eigner Hand von jeder Beleidigung aufzeichnete, die ſie von verſchiednen Perſonen erlitten zu haben glaubte, um bey gelegner Zeit Rache an dieſen zu nehmen.

Als ich in einer Anwandlung von Uebermuth an meinen Freund die myſtiſche Frage richtete: „was zwiſchen dieſen Geſchwiſtern wohl der Inhalt ihrer mitternächt'gen Unterhaltungen ſeyn möge?“ — ſchauderte dieſer gewaltig zuſammen, und in der That liegt für jeden Betrachtenden etwas Grauſenhaftes in der Zuſammenſtellung eben dieſer drey Särge im einſamen Neben-Chor des gräberreichen Doms. Tiefer im Schiff deſſelben ruht in einem der kleinern Seiten-Chore in des Erden-Ruhmes leztem Abglanz, unter niederhangenden Fahnen, der Graf von Waſaborg, des großen Guſtav Adolphs natürlicher Sohn, der Erbe väterlicher Tapferkeit und ritterlicher Geſinnung.

Auch über dem Eingang zu dem Begräbniß jenes hohen Königs hingen vor dieſem, nebſt dem Reichbanner, die 34 Wappen der verſchiednen Provinzen Schwedens, reich in Gold und Farben-geſtickt auf eben ſo viel ſchwarzbrokatnen Fahnen feyerlich trauernd herab; die jedoch ſämmtlich im Jahr 1742 herabgenommen, um der Ausſchmückung der Kirche zur Beyſetzung der jüngern Ulrika Eleonora Raum zu geben, ſeitdem aber nicht wieder aufgerichtet worden ſind. Wie konnte man doch, um dieſer kinderlos verſtorbenen, ungeliebten Frau willen, ein allen Schweden ewig heil'ges Grab ſolcher gebührenden Zier berauben? —

Und ſcheint es nicht, als nähme überhaupt die äußre Trauer in demſelben Verhältniß zu, als ſich die innere vermindert? — wie ich gleich beym Eintritt das hohe Kreuz-Gewölbe des ehrwürdigen Gebäudes mit Entſetzen bis zu den Säulen-Knäufen herab ſchwarz angeſtrichen fand, und, auf mein Befragen, erfuhr: daß dieſe ſcheußliche, unerhörte Entſtellung dieſer ohnehin ernſten Architektur bey dem kürzlich erfolgten Ableben der königlichen Wittwe Guſtavs III. veranſtaltet worden, bey deren Begräbnißfeyer vermuthlich die Decorateurs die höchſten Grade äußerlicher Trauer zu erſchöpfen für gut fanden. *)

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Sehr merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht ein im erſten Bande der Handlingar rörande Scandinaviens Historia abgedruckter Bericht des Oberſten Carlberg, eines bey Carl XII. Hinſcheiden gegenwärtigen, und bey dem nächtlich geheimnißvollen Transport von deſſen Leiche beſchäftigt geweſenen Offiziers, damals Lieutenant beym Feſtungsweſen, und von mütterlicher Seite der Großvater des gegenwärtig in preußiſchen Dienſten angeſtellten Landrath Laurenz Liebin (?).

*) Es möchte vielleicht hier nicht unpaſſend ſeyn, anzuführen, daß der jezt regierende König von Schweden, bald nach ſeiner Thronbeſteigung, auch dieſem Denkmale der Vorzeit ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, welches auf deſſen Befehl wieder in würdigen, ſeiner Beſtimmung angemeſſenen, Stand geſezt worden; wodurch mehrere Grabmale vor Zerſtörung bewahrt, und dem künftigen Beſchauer wo nicht ein heiterer, doch ungeſtörter Eindruck dort begegnen wird.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Toledo.

Weit beſſer als für die Hoſpitäler, ſchien für ein Fräuleinſtift (Colegio) geſorgt zu ſeyn, an das ich Grüße von meiner weiblichen Bekannten in Madrid hatte. Da iſt alles gar elegant, à la française. Was für eine Wirthſchaft unter funfzig ſolchen Senoritas, alten und jungen, ſeyn mag, kannſt du dir denken. Die Beſuche werden in einem gewaltig großen Saal empfangen; ſonſt durften die Damen Beſuche auf ihren Zimmern empfangen — poro el demonio que nunca duerme! — Indeſſen auch in dem großen Saal ſoll es mitunter luſtig genug hergehen. Es ſcheint übrigens, als wenn Alter und Häßlichkeit hier keine unentbehrliche Eigenſchaft iſt, um in ein dergleichen Stift aufgenommen zu werden.

Von der casa del ayantamiento, das ich nachher anſah, weiß ich dir weiter nichts zu ſagen, als etwa eine hübſche Inſchrift, die mir auffiel; ſie ſteht über der Haupttreppe und ſagt, welches überſezt ungefähr ſo heißt:

Adelige, weiſe Herrn,
Die ihr dieſe Stadt regieret,
Haltet Leidenſchaften fern,
Liebe, Furcht und Zank ſey fern,
Wenn ihr dieſe Schwell berühret.

Dem Gemeinwohl lebet treu,
Euer Wohl vergeſſet hier,
Gott ſezt' Euch als Säul' und Zier,
Daß wir glücklich ſey'n und frey,
Bleibet feſt und felſentreu.

Die Inſchrift mag noch aus den Zeiten der Communeros ſeyn, und dann ſteht ſie freylich nicht umſonſt da. Da jeden Tag mein erſter Gang in die Kathedrale war, ſo kannſt du dich nicht beklagen, wenn ich noch einmal davon ſpreche, oder eigentlich blos von der Bibliothek des Domkapitels, worin ein Paar ſyriſche, chineſiſche und was weiß ich ſonſt für Manuſcripte, auf allerley Blättern, Fellen, Bley u. ſ. w. mir weniger Freude machten, als ein Paar Gebetbücher und Bibeln mit alten Miniaturmalereyen und Verzierungen, ſo ſchön, wie ich ſie noch nie geſehen. Einige, beſonders ein Gebetbuch von Carl V. war von deutſchen Malern, und verſezte mich ganz in unſer altes Nürnberg; andere ſind von italieniſchen Malern, und man ſieht es ihnen an der größern Reinheit der Formen leicht an; eines enthält viele Abbildungen von antiken geſchnittenen Steinen u. ſ. w. als Verzierungen. Das beſte iſt wohl das Miſſal des Cardinal Cisneros in achtzehn bis zwanzig großen Bänden, mit Malereyen, von denen manche aus Raphaels und Tizians Schule ſeyn könnten, und Verzierungen, die an Anmuth und Mannigfaltigkeit der Formen, und Glanz und Reichthum der Farben ins Unbegreifliche gehen; daß einer acht Tage hinter einander daran zu ſehen hätte, und ſein ganzes Leben lang ſich daran zu freuen! —

Du wunderſt dich vielleicht, daß ich dir nichts von der berühmten Muzarabiſchen Kapelle und Meſſe ſage? Ich muß aber geſtehen, daß ich ſo wenig meßverſtändig bin, daß du dir darüber in unterſchiedlichen Büchern mehr Auskunft holen kannſt, als von mir. Ich hab' zwar die Meſſe mit angeſehen, aber außer der größern Einfachheit oder vielmehr Armuth, eben nichts auffallendes merken können, als daß, wunderlicher Weiſe, die beyden Miniſtranten bucklig und der Prieſter hinkend war. Es finden ſich immer noch einige Familien in Toledo, die dem Muzarabiſchen Ritus folgen. Die arme Kapelle in einem Winkel der Kirche, das ärmliche der Funktion, zwey bis drey alte Leute, die die ganze Gemeinde ausmachten, nahmen ſich gar bedauerlich aus, gegen den Pomp, die ſchöne Muſik und die dicken Kanonici, womit zu gleicher Zeit die römiſch-katholiſche Meſſe auf dem Hauptaltar gefeyert wird, beſonders wenn man bedenkt, daß von Rechtswegen der Hauptaltar dem Muzarabiſchen Ritus gehört; d. h. der Entſcheidung des Gottesgerichts zufolge, worin die Verfechter des Muzarabiſchen Ritus, die Feuerprobe und den Gerichtskampf ſiegreich beſtanden. Dennoch wurden die guten Leute, ich denke durch den Kardinal Ximenes Cisneros in die kleine Kapelle verwieſen, und zum Dank mußten ſie nun noch die ganze Wand der Kapelle mit der Eroberung von Oran, durch obenerwähnten Kardinal, vollmalen laſſen. Nun was gehts uns an! Die Feyerlichkeiten und Pracht der Funktionen der toledaniſchen Kirche ſind rühmlichſt bekannt, und mit Recht. Jezt fangen dieſe wohlbeleibten Leute aber doch an, etwas ſich einzuſchränken, eine Folge dieſer nothwendigen Sparſamkeit iſt z. B., daß die ſogenannten Maytines, die ſonſt Nachts um zwölf gefeyert wurden, auf den Nachmittag um zwey Uhr verſezt ſind, weil man die Männer nicht mehr bezahlen kann, die um Mitternacht die ungeheuern Glocken bearbeiteten. Du kannſt dir denken, daß jedesmal, wenn jezt die Glocken um zwey Uhr anfangen zu lärmen, die Devoten Gelegenheit finden, ihre chriſtlichen Wünſche gegen der Gottloſen Neuerung auszulaſſen. Auch das Orcheſter der Kirchenmuſik iſt etwas vermindert; bey alledem iſt ſie noch wunderſchön. Die vielen reichen und bunten Gewänder der Schaar von dienenden Geiſtlichen, dann die dicken Kanonici, die einer nach dem andern herangepuſtet kamen, mit einer Art von gewaltig langem Schwanz am Rock, der noch in der Kirche herumſtreicht, wenn der Kanonikus längſt auf der Straße iſt. Ich fand mich übrigens recht gut mit den hochwürdigen Herren; und wie ſie ſahen, daß ich tagtäglich ſo eifrig in der Kirche herumlief, kam bald einer und der andere heran, um mich zu rekognoſciren, und ich unterließ dann nicht, ihnen einige ſchöne Sachen zu ſagen; darnach ließen ſie mich ſehr freundlich überall hinein, und produzirten ihre Schätze. Nur einmal hab ich den guten Leuten einen übeln Schrecken gemacht! ich kroch im Chor herum, hinter den Lehnen der Sitze, um die Schnitzereyen beſſer zu ſehen, und merkte nicht, daß in deſſen das ganze Kapitel ſich verſammelt hatte; erſt als ſie anfingen zu ſingen, richtete ich mich auf; nun hätteſt du aber den Schrecken ſehen ſollen, den es den heiligen Männern einjagte, ein ſo unheiliges Weſen mitten unter ſich zu ſehen; ſie ſprangen auf und kreuzigten und ſegneten ſich, und winkten mit Händ' und Füßen nach der Thüre, und ich dankte Gott, als ich draußen war, ſie aber gewiß noch mehr. Das beſte war, daß ſich wenig Leute in der Kirche befanden, ſonſt hätte es mir noch ſchlimmer gehen können. Schon ein Paar Mal hatte ich die Andächtigen hinter mir her ſagen hören: Que barbaro! maldita sea lucasta! wenn ich etwa, in meiner Aufmerkſamkeit auf die Gemälde, ohne einen Knix zu machen vor einem Altar ſtand.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 2. März 1822.

Unſre öffentlichen Maskenbälle, ſeit mehreren Jahren aus dem Raume des Theaters in die beſchränkten Säle und Gemächer einiger hieſigen Gaſthäuſer verlegt, waren faſt ganz zum wenig beſuchten Tummelplatz einer kleinen Zahl von Menſchen herabgeſunken, denen es nicht ſowol um ein feineres Vergnügen zu thun war, als um das Durchſchwärmen einer Nacht, unter welcher Geſtaltung ſich auch die Freude dabey bieten mochte; kurz die höhern und gebildetern Klaſſen der Geſellſchaft zogen ſich nach und nach von dieſen Redouten zurück, und nur im engern Kreiſe einiger geſchloſſenen Geſellſchaften traten dann und wann intereſſantere Maskenfeſte ein.

Da verwendete ſich der General-Direktor des königlichen Theaters, Geheime Rath von Könneritz, bey dem Könige für die Erlaubniß, das Lokale des großen Opernhauſes zu dieſem Zweck zu benutzen, erhielt ſie, und eröffnete am 20. Jan. bereits zum Erſtenmal Einheimiſchen wie Fremden eine neue Quelle recht anſtändigen und ächten Karneval-Vergnügens. Der große durch vortretende gekoppelte Säulen in zwey mit drey Durchgängen verſehene Räume abgeſonderte Saal des großen Opernhauſes nämlich kann mit ſeinen doppelten Reihen von Logen eine Menge von mehr als 3000 Theilnehmern faſſen, und bot mithin einen hinreichenden Sammelplatz zu einem ſolchen Unternehmen dar. Statt der bisher darin ſich vorfindenden alten, jede Ausſicht hemmenden Kronleuchter, waren drey große Kränze von Argand'ſchen Lampen aufgehangen, und die Logenreihen ſelbſt mit einer Kette gleicher Lampen verbunden, ſo daß aus mehr als 600 derſelben ein wohlthätiges Licht entſtrömte, welches nicht blendete, aber gleichſam einen milden Sonnenſchein auf das Ganze ergoß. Im Hintergrunde des Saales hatten, auf einer Erhöhung, welche reich mit Blumen und Orangerie geſchmückt war, und an ſechszehn Tafeln mehr als 200 Perſonen Raum verſtattete, Bachus und Ceres ihre Wohnung bereitet, und der Reſtaurateur Linke, Beſitzer des hieſigen Badegrundſtücks, machte ihnen, als ihr Diener, die größte Ehre. Für jede andere Bequemlichkeit war auch in aller Art geſorgt, und eine zahlreich zuſtrömende Verſammlung fand nur Gegenſtände des Lobes. So war auch bereits der erſte Maskenball von mehr als 1500 Perſonen beſucht, und beym zweyten, am 3. Februar, hatten ſich ſogar gegen 3000 eingefunden, ſo daß beſonders dieſer ein ungemein reges Leben und eine friſche Heiterkeit erhielt, die doch ſtets in den engſten Schranken der Sittlichkeit blieb. Mit Vergnügen ſah man ſchon einem dritten Maskenballe entgegen, als die Trauer um den Prinzen Albert von Sachſen die öffentlichen Vergnügungen ſämmtlich und mithin auch dieſes einzuſtellen gebot, ſpäterhin aber der Karneval bereits verſtrichen war. Um ſo beſuchter werden aber gewiß dieſe Maskenbälle im künftigen Winter ſeyn, und es iſt beſonders zu hoffen, daß dann die höhern Stände noch mehr, als bey dieſem geſchah, durch Wahl und Haltung von Charaktermasken ihnen den ächten Stempel geiſtig-witziger Unterhaltung geben werden, der natürlich nur von denen ausgehen kann, in deren Händen die Mittel dazu liegen.

Wie ſehr der Sinn dafür in ihnen wohne, zeigte ſich bey dem im öſterreichiſchen Geſandtſchafts-Hotel durch den Grafen Palfy gegebenen Maskenfeſte. Zwar fiel dadurch, daß Jedermann wohl im Koſtüm oder Domino erſcheinen mußte, aber Niemand eine Geſichtsmaske tragen durfte, ein großer Theil des neckenden Scherzes und des Stoffs für Laune und Geiſt von ſelbſt hinweg, nämlich der reiche, den nur das wahre oder vermeinte Inkognito geben kann, aber deſſen unerachtet herrſchte ſo viel Geſchmack, Sinn der Auswahl, Glanz und Zier, daß alle Theilnehmer ungemein zufrieden geſtellt waren. Ein ausgewählter Kreis führte einige Scenen aus Schulz bezauberter Roſe aus, und die Anordnung wie die Ausführung ſelbſt war muſterhaft und ſehr lieblich. Eine andere Quadrille als Karten Damen und Valets zeugte ebenfalls von feinem Witze, ſo wie manche andere heitre und pittoreske Verkleidung. Noch ſollte ein ähnliches Feſt bey dem ruſſiſchen Botſchafter Statt finden, als die Hoftrauer es unmöglich machte.

Je mehr Leben in dieſem Kreiſe herrſchte, je weniger bemerkten wir leider im Theater, das freylich auch vierzehn Tage aus derſelben Urſache verſchloſſen blieb, aber weder vor- noch nachher uns, beſonders in ſeinem deutſchen Zweige, in Auswahl und Neuheit entſchädigte. Denn im italieniſchen Gebiet ſahen wir allerdings eine ältere Pär'ſche Oper recht glänzend und unter dem rauſchendſten Beyfall wieder aufleben. Es war dieſes der romantiſche Sargino, in welchem beſonders der jüngere Sargines durch Sgr. Cantù mit einer Virtuoſität geſungen ward, wie wohl ſelten dieſe Parthie jemals geſungen worden iſt. Kraft der Stimme, Wohllaut und Gewandtheit, Innigkeit und Schmelz verbanden ſich mit einem recht guten, angepaßten Spiele zu einer höchſt gelungenen Leiſtung, die auch bey zweymaliger Darſtellung durch einſtimmiges Hervorrufen anerkannt ward. Nicht minder einnehmend ſpielte und ſang Sgra. Sandrini die Sophie, und das Terzett zwiſchen dieſen beyden und Benincaſa als Vater Sargines gehörte zu dem Schönſten, was ſeit längerer Zeit unſer Ohr gehört hatte. Auch war ſtets ein zahlreiches Publikum bey der dreymaligen Wiederholung des Stücks verſammelt.

Außer dem Freyſchütz am 2., Emilia Galotti am 11. Februar, welche jedoch ziemlich kalt aufgenommen ward, obſchon die Hauptpartieen mit Fleiß und Liebe geſpielt wurden, ſahen wir in dieſem Monat im deutſchen Theater durchaus nichts Bedeutendes, und die einzige und langerſehnte Neuigkeit bey Wiedereröffnung der Bühne am 18. Februar: Die Reiſe zur Hochzeit, dem Franzöſiſchen nachgebildet von Lembert, erfreute ſo wenig, daß ſie ganz lautlos vorüberging. Auch iſt allerdings dieſe viel zu lang ausgeſponnene Poſſe mit wenigem Glücke in Dresden und Meißen lokaliſirt, weil ſie namentlich einen ſehr großen Ort fodert, aus deſſen Poſtbüreau täglich eine große Menge Diligencen abgehen, wie z. B. nach dem Original in Paris, damit eine Verwechslung wie die, auf welcher hier das Ganze beruht, ſtattfinden könne, anderer Unwahrſcheinlichkeiten nicht zu gedenken. Geſpielt war es brav, beſonders gab Unzelmann als Storch noch gerade ſo viel von ſeinem regen Leben her, daß dem Stück kein Leides geſchah, und Pauli war ein ſehr ergötzlicher Weinhändler mit dem ominöſen Namen, Mengwaſſer. In dieſem Monate März ſehen wir, dem Vernehmen nach, reichern und feinern Genüſſen entgegen. —n.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Nro. 81.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 4. April 1822.

> Sucht Ihn im Himmel droben,
> Im Chor der Seraphim.
> Denn die Ihn liebend loben,
> Sind nicht ſehr weit von Ihm.
> Sucht Ihn in Wüſteneyen
> Und Abgeſchiedenheit.
> Die mit der Welt ſich freuen,
> Die fehlen Seiner weit!
>
> Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen. *)

1.

Wie auf einen Berg im Morgenlande zwölf Sternſeher geſezt wurden.

Umſtrömt von feiner Kräuter Düften,
Und überwald't von edlem Holz,
Der Höchſte ſteigt aus blauen Lüften
Ein Berg, des Morgenlandes Stolz;
Steil iſt der Pfad, und lang die Reiſe,
Doch oben herrlich Tag und Nacht;
Auf ſeinem Gipfel ſtehn zwölf Greiſe,
Und ſchauen in des Himmels Pracht.

Sie hüllen ſich in die Gewande,
Und ſchlummern über jeden Tag,
Der unter ihnen auf die Lande
Umſonſt ſein Licht verbreiten mag.
Sie laſſen ſich vom Nachthauch wecken,
Der durch der Bäume Wipfel fährt;
Den Sternen, die den Himmel decken,
Iſt dann ihr Auge zugekehrt.

Mit allen Wunderzeichen ſchimmert
Das Buch des Himmels aufgerollt;
Was unten nur wie Silber flimmert,
Das leuchtet hier, wie reines Gold.
Ward in den Sternen je geleſen
Der irdiſchen Geſchicke Pfand;
So iſt es dieſer Berg geweſen,
Auf dem der Seher Gottes ſtand.

Auch dieſe ſtreben zu erkunden
In dem Geſtirn des Himmels Rath,
Doch haben ſie noch nicht gefunden
Ihr Saatkorn in der reichen Saat;
Den Stern, der herrlich, überſchwänglich,
Vor allen andern ſtrahlenvoll,
Ein Licht, ein Feuer unvergänglich
Den blinden Heiden zünden ſoll.

Den Stern, den Bileam verkündigt,
Der einem König ſtrahlen wird,
Der einſt die ganze Welt entſündigt,
Und herrſchen ſoll, der Völker Hirt.
So lautete der Spruch des Weiſen
An das erſtaunte Morgenland;
Das rief den himmelskund'gen Greiſen
Zu wachen auf des Berges Rand.

Die Hoffnung kürzt des Weges Ferne,
Sie ebnet rings den ſteilen Pfad,
Erhellt die alten Augenſterne,
Macht den gebeugten Nacken grad.
Und iſt im Tod ihr Blick zerronnen,
Den langes Forſchen aufwärts zog,
So wecken ihn die tauſend Sonnen,
Zu denen ſeine Sehnſucht flog.

2.

Wie der Stern erſchien.

So gingen Viele zu den Sternen,
Die ſahen den verheißnen nicht,
Und Andre ſtiegen auf, zu lernen,
Von wannen ſchiene doch ſein Licht.
Und dieſe ſchieden auch im Glauben,
Und ſtarben hin in Hoffnungsluſt,
Kein Zweifel kam, den Stern zu rauben,
In die erhellte Heidenbruſt.

---

*) Aus der in nächſter Oſtermeſſe in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden „Legende von den heiligen drey Königen, von Johann von Hildesheim. Aus einer von Goethe mitgetheilten lateiniſchen Handſchrift und einer deutſchen der Heidelberger Bibliothek bearbeitet und mit zwölf Romanzen begleitet von Guſtav Schwab.“

Und Zwölfe bliebens ihrer immer,
Sie harrten aus im Glanz der Nacht.
Sie ſchlieſen bey des Tages Schimmer,
Von ſtern'gen Träumen angelacht.
Noch lagen ſie, in die Gewande
Gehüllt, in Abends erſtem Duft.
Da weckte ſie ein Glanz am Rande,
Wo ſich berühren Erd' und Luft.

Die Blicke glühn, die Herzen ſchwellen,
Denn einer Morgenröthe gleich,
Sehn ſie den Oſten ſich erhellen,
Und alle Sterne werden bleich;
Es ſteigt, es ſteigt, es iſt die Sonne,
Zu nennen iſt ein Stern es nicht,
Getrunken hat er aus dem Bronne
Des ew'gen Lichtes ſelbſt ſein Licht.

Er ſendet lange, goldne Strahlen,
Nicht wie die andern Sterne thun,
Die heute matt in ihrem fahlen,
Verſchwommnen, armen Glanze ruhn.
In ganzen Strömen gießt er nieder
Das Licht, das ſeinem Kern entſtammt,
Als ſchlüg' ein Adler ſein Gefieder,
So wallt ſein Strahl, und fleugt und flammt.

Die Zwölfe ſandten Zeichentöne
Ins nebeleingehüllte Land,
Dieweil der Stern in ſeiner Schöne
Den Berg verklärend ſtille ſtand.
Er ſtand und wich nicht mit dem Dunkel.
Er ſpielte mit dem Morgenthau;
Die Sonne kam, es drang ſein Funkel
Unausgelöſcht hinab zur Au.

Da ward ein Jubel und ein Schrecken,
Als man gewahrte Berg und Thal
Mit zweyer Sonnen Schein ſich decken,
Und alles glühn im Doppelſtrahl.
Es war, als ob mit Zungen ſängen
Die Lichter hell einander an.
Es war, als ſpräch's in tauſend Klängen:
Geht, euren König zu empfahn!

Allerley aus Spanien.

(Beſchluß.)

Toledo.

Im Kreuzgang der Kathedrale waren ſonſt eine groſſe Menge jener alten Gemälde, von denen ich dir ſagte, nun hat aber die verehrliche Akademie von San Fernando, oder das Domkapitel, oder ſonſt ein Ueberkluger, vor einigen Jahren gefunden, daß ſolche Denkmäler der Barbarey die Wände verunzieren; und hat dieſe Gemälde zerſtören (mehrere waren al fresco), und die Wände von den Hofmalern Beyeu und Moella friſch bemahlen laſſen. Es iſt freylich wahr, daß dieſe neuen Freskogemälde ſehr gut ausgefallen ſind, ſie ſtellen Begebenheiten aus dem Leben der HH. Eugenius, Hermanngildus, und der H. Leokadia dar; mit ſehr viel Wahrheit und Kraft des Ausdrucks, freylich etwas — geſucht; friſche Farben und täuſchende Perſpektive — kurz recht gut. Es wäre doch Schade, wenn ich dir nicht auch was vom Theater zu Toledo ſagte, wo weiland Lope de Vega, Calderon und ſolche Leute ihren Geiſt über die Breter ziehen lieſſen. Dichtern und Malern, d. h. Künſtlern überhaupt verzeih ich es gern, wenn ſie der irdiſchen Gewalt und dem Glanz des Deſpotismus ſchmeicheln; der Genius der Kunſt iſt zu hoch über die irdiſche Gewalt erhaben, und ſein Reich iſt ja nicht von dieſer Welt; und die Sonne ſcheint ja auch auf Gute und Böſe, ohne daß ſie darum weniger Sonne iſt. Nun alſo auf beſagten Bretern werden jezt ſo prächtige kleinſtädtiſche Tragödien aufgeführt, daß ich kaum irgendwo mehr gelacht habe, als bey den thränenreichen Schickſalen der ſchönen Zayde und des heldenmäßigen Nerestan, der mit einer ſehr ſchönen rothen Mütze gar nicht zurecht kommen konnte. Beſonders wie er ſeinen ehrwürdigen Vater, den alten Luſignan, umarmen ſollte, nahm er erſt gar ehrbar die Mütze in die Hand, und ſchlug damit dem Alten bey der Umarmung ſehr um den Kopf, bis ihm die lange Flachsperücke abfiel. Den Souſleur hatte der Geiſt ganz aufs Theater heraufgeriſſen, da ſaß er und deklamirte, ohne ſich um Gott und die Welt zu kümmern, höchſtens um die Akteurs; wenn einer etwa zu früh abziehen wollte, ſo pfiff er ſehr eindringlich und winkte und rief ihn zurück.

Mein lezter Gang in Toledo war nach der Klingenfabrik, ſonſt real, jezt nacional. Die Hauptſache iſt, daß noch jezt vortreffliche Klingen da gemacht werden, und die ihren Ruf beſonders dadurch behaupten, daß die Probe mit der größten Gewiſſenhaftigkeit gemacht wird. Die Fabrik iſt ein ſchönes weitläufiges Gebäude vor der Puerta del Cambeon in der Vega am Tajo, der die Maſchinen zum Schleifen und Poliren der Klingen und die Bälge treibt. Die Einrichtung des Ganzen ſchien mir ſehr vollſtändig und dauerhaft; jezt wird wegen Mangel an Gelde nicht viel gearbeitet, doch beſchäftigt ſie immer zwey- bis dreyhundert Arbeiter. Rechts, wenn man von dem Thor nach der Fabrik geht, liegt eine der älteſten Kirchen von Toledo: die Baſilica de Santa Leocadia de la Vega — ſie iſt bekannt durch die Concilien, die darin unter den gothiſchen Königen gehalten worden. Uebrigens ſteht nichts mehr von der alten Kirche, als ein ſehr kleiner Theil des Schiffes, doch blos die Mauer. Sie iſt außerordentlich einfach, nichts als vier Reihen ſehr zierlicher blinder Fenſter mit zum Theil hufeiſenförmigen, zum Theil gezackten Bogen, und dennoch konnte ich mich gar nicht daran ſatt ſehen. Uebrigens ſieht man vor dieſem Thor, ſo wie vor den übrigen, ungeheure Haufen alten und neuen Schuttes. Auch in der Stadt findet man hin und wieder eingeſtürzte Häuſer. Von dem ſonſt ſeiner ſchönen Architektur wegen berühmten Gebäude, der ſogenannten Casa de los Vargos, ſteht nur noch das Portal, und nimmt ſich mitten unter dem Schutt wunderlich ſchön aus. Das Haus ward nach Abzug der Franzoſen von dem Volk niedergeriſſen, weil ein Afrancesado (ein

Biſchof von N. N.) darin gewohnt hatte. Eh ich ſchließe, muß ich dir doch noch eins ſagen, was mir gar luſtig vorkam in Toledo; es gehört zwar an eine andere Stelle, aber ſetze es hin, wo du willſt: da die Straßen ſo eng und winklich ſind, ſo ſcheint wenig Sonne hinein; ſo bald aber irgendwo ein ſonniges Plätzchen ſich findet, tragen die Leute Strohmatten hin, und nun kommen die Kinder, um darauf herum zu kriechen, und die Weiber ſetzen ſich darauf, um zu ſchwatzen; wie die Sonne weiter zieht, werden auch die Matten an ein andres Plätzchen getragen, und die Kinder ziehen nach. Da in Toledo weder gefahren noch geritten wird, ſo geht das ſchon an; es kam mir aber vor, wie die Ameiſen, die ihre Eyer in der Sonne herum tragen. Mit derſelben Kutſche, in welcher ich gekommen war, kehrte ich wohlbehalten nach Madrid zurück. Einem kleinen Mädchen, das, als ſie erfuhr, daß ich kein Spanier ſey, ihre Mutter ganz erſtaunt fragte: pero, por dios, madre: que hay fuera de España? (Aber um Gott, Mutter! was hat er in Spanien zu thun?) war ich ſehr froh, nicht antworten zu müſſen. Es war im Haus des Meyoral, wo wir aufs Anſpannen warteten, und gehört alſo noch daher. —

Maſchine, um unter dem Waſſer zu ſchwimmen.

Ein Arbeitsmann, Namens David Buſhnel, in Saybrook in Connecticut, erfand die erſte Maſchine dieſer Art. Es war während dem Freyheitskrieg, und ſeine Abſicht dabey hatte die Zerſtörung der damals in den amerikaniſchen Häfen liegenden engliſchen Schiffe zum Gegenſtand. Profeſſor Sillimann hat dieſelbe in dem „amerikaniſchen Journal für Wiſſenſchaften“ auf eine anziehende Weiſe beſchrieben. Im Jahr 1776, wie ſich (der engliſche) Admiral Howe mit ſeiner Flotte in dem Meerbuſen vor Neu-York befand, und die auf Staaten-Island gelagerten Truppen Waſhingtons gänzliche Streitkräfte aufzureiben drohten, bat Buſhnel den amerikaniſchen General Parſon um zwey oder drey Leute, denen er den Gebrauch ſeiner Maſchine lehren könnte, um durch ſie ein oder das andre engliſche Schiff zu zerſtören. Eſra Lee, der ſchon Dienſte auf einem Brander gefordert hatte, ward nebſt zwey andern dazu erwählt. Sie begaben ſich ſämmtlich nach Long Islands Sund, wo die Maſchine ſich befand und ſtellten längs des Ufers allerley Verſuche mit ihr an; ſo bald ſie in deren Gebrauch geübt waren, gingen ſie nach Neu-York, die engliſche Flotte lag nebſt vielen Transport-Schiffen vor Staaten-Island, und es ward beſchloſſen, Sergeant Lee ſolle in der erſten günſtigen Nacht bey einem der Schiffe ſein Glück verſuchen. Nach wenigen Tagen, Abends eilf Uhr, ſchifften ſich acht Mann auf zwey kleinen Canots ein, um Buſhnels Maſchine zu bugſiren; ſie ruderten ſo nah als möglich an die Flotte; Lee ſtieg in die Maſchine hinein, das Seil ward gekappt und die Boote ruderten zurück. Da die Ebbe eingetreten war, bemerkte Lee ein bischen ſpät, daß ihn die Strömung über die Flotte hinaustrieb. Er arbeitete drittehalb Stunden, um wieder rückwärts zu kommen, und gelangte zwiſchen Ebbe und Fluth, einem Zeitraum den die Seeleute wegen der geringen Bewegung des Meers das todte Waſſer nennen, unter den Hintertheil eines Schiffs. Er konnte, beym ſtatthabenden Mondſchein die Leute auf dem Schiffe erkennen, ja ſogar ſprechen hören. Jezt meinte er, der günſtige Augenblick ſey gekommen; er ſchloß die Oeffnung über ſeinem Kopf, ließ, um ſeine Maſchine zum Sinken zu zwingen, Waſſer in dieſelbe treten, und tauchte bis zu dem Schiffskiel unter. Der Plan beſtand darin, dort ein Loch zu bohren, an dem ein mit brennbaren Materien angefüllter Kaſten befeſtigt werden ſollte, um das Schiff in die Luft zu ſprengen. Allein Lee verſuchte umſonſt die mit Kupfer beſchlagnen Bohlen zu durchbohren; bey jedem neuen Verſuch prallte die Maſchine von dem Kiele ab. Lee ſchwamm längs des ganzen Schiffes hin und ſuchte den Kiel oder die Bohlen durchzubohren; durch dieſe Bewegung trieb er ein bischen abwärts und die Maſchine ſtieg über das Waſſer. Der Tag war angebrochen, und ſomit ſeine Gefahr dringend. Lee tauchte ſogleich nochmals unter, um einen zweyten Verſuch zu machen; allein das Tageslicht ward immer heller, und die Gewißheit, daß er, würde er wahrgenommen, den feindlichen Kähnen nicht entgehen könnte, nöthigte ihn, ſein Vorhaben aufzugeben, und auf ſeinen Rückzug bedacht zu ſeyn. Er muſſte mehr wie vier Meilen durchſteuern, allein die Fluth war ihm günſtig. Auf der Höhe von Governors Island gerieth er in Gefahr: ſein Kompaß war verdorben, er muſſte den Kopf aus dem Waſſer ſtecken, um ſich zurecht zu finden; die Soldatenwache auf Governors Island erblickte Etwas auf dem Meer ſchwimmen, mehrere hundert Mann verſammelten ſich an dem Ufer, dieſen unbegreiflichen Gegenſtand zu betrachten; einige beſtiegen ſogar ein Boot, um ſich der Maſchine zu nähern. Lee ergriff das lezte Rettungsmittel: er löſte die Brandmaſchine ab, und ließ ſie fortſchwimmen, in der Hoffnung, die Soldaten ſollen ſie auffangen und durch ihr Berühren deren Ausbruch veranlaſſen. Die Soldaten waren aber zu klug; ſie ſchöpften Verdacht, betrachteten die befremdliche Erſcheinung eine Zeitlang von fern und ruderten wieder ans Ufer.

Lees Abſicht, die Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken, gelang ihm, er ſchwamm in ſeiner Maſchine ungeſtört bis an die Stadt, gab ſein Signal und ſtieg glücklich ans Land. Der Kaſten mit dem Feuerwerk ſchwamm an Governors Island vorbey, in den Oſtfluß hinein, und brach dort mit ungeheurer Gewalt aus, ſo daß ſie unermeſſliche Waſſermaſſen und große Balken, aus denen ſie gezimmert war, empor ſchleuderte. General Putnam, der mit mehreren Offiziers am Ufer ſtand, war deſſen Zeuge.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Febr.

(Fortſezung.)

Zu gleicher Zeit mit der Heimkehr wurde ein ſchon ſeit lange gedrucktes Luſtſpiel: Die Zeichen der Ehe, von Hrn. v. Steigenteſch, aufgeführt. Es ward mit großem Beyfall aufgenommen, und ich kann nicht umhin, mit einem hieſigen Recenſenten mich zu wundern, daß ſo wenige von den niedlichen Luſtſpielen dieſes geſchäzten, allein nicht genug anerkannten Verfaſſers auf die deutſchen Bühnen gebracht werden. Dieſes Luſtſpiel hat den hieſigen dramatiſchen Blättern zu mehrern goldenen Worten Veranlaſſung gegeben, von welchen ich nicht umhin kann, folgende anzuführen: „Es wird dazu (zur Bearbeitung des Luſtſpiels im Sinne des Verfaſſers) zweyerley erfordert, was bey dem Haufen unſerer gewöhnlichen dramatiſchen Dichter nicht gar häufig zu finden iſt: ein freyer, unbefangener Ueberblick des bürgerlichen Lebens in ſeinen mannigfaltigſten Erſcheinungen, aus der Wirklichkeit, nicht aus der Phantaſie entlehnt, und eine leichte Gewandtheit und Fertigkeit im Gebrauch der Sprache, insbeſondere des Dialogs, wie ſie kaum anders, als durch gebildeten Umgang angeeignet werden kann. — Die franzöſiſchen und ſpaniſchen Theatergeſeze ſichern jeden Schriftſteller, der Beyfall erhält, auf ſein ganzes Leben vor Mangel und nagenden Sorgen. Daher läßt ſich erklären, warum die beſten Köpfe dort ihre Arbeiten der Bühne widmen. Dagegen ſind die Erſcheinungen für die deutſche Bühne gewöhnlich kranke Kinder des Mangels, denen, wie ihrem Vater, Kraft, Stärke und Heiterkeit fehlt, ſich auf derſelben zu erhalten; und nur die wenigſten unſerer Luſtſpieldichter ſind vermögend, ſich zu dem Geiſt der Freude zu erheben, vor dem die Thorheit flieht, das Laſter erſchrickt und der Trübſinn hinweggelacht wird.“

Vorſtehenden Kleinigkeiten folgten: Der Reichstag zu Krakau, Vorſpiel in einem Aufzuge von Schiller, und: Demetrius, Tragödie in fünf Aufzügen, nach Schillers hinterlaſſenem Entwurfe bearbeitet vom Hrn. v. Maltiz. — Dieſes längſt gedruckte Stück iſt, wenn ich nicht irre, ſchon auf mehrern Bühnen Süd-Deutſchlands, namentlich in München, aufgeführt worden. Ich darf alſo annehmen, daß die Dichtung ſo ziemlich allgemein bekannt ſey, und brauche hier nur des Eindrucks zu erwähnen, den die Aufführung auf unſerer Bühne hervorgebracht hat. — Alſo kein Wort von den vielen Schwierigkeiten, denen Hr. v. Maltiz mit Muth entgegengegangen, und die er groſſentheils glücklich überwunden, obgleich er auch mitunter ihnen unterlegen iſt. — Die gröſte Schwierigkeit, die dieſer Dichtung auf der Bühne begegnet, liegt in ihrer Länge. Die Darſtellung dauerte den erſten Abend über drey und eine halbe Stunde, und doch war beſonders in den lezten Aufzügen Vieles geſtrichen, ja faſt die ganze Rolle des in der Dichtung ſelbſt ſo intereſſanten Odowalsky. Bey den wiederholten Darſtellungen ſah man ſich gezwungen, noch mehr abzukürzen, wodurch in den lezten Aufzügen Lücken entſtanden ſind, die den ſchnellen tragiſchen Ausgang ſchwer zu begreifen machen. Die Darſtellung war, welches beynahe immer auf unſerer Bühne der Fall iſt, fleißig und gelungen. Glänzende Erſcheinungen waren wirklich die Mad. **Lebrun** als Marina, und die Frau Dokt. **Unzer** als Marfa — die glänzendſte aber, weil ſie von einem freudigen Erſtaunen begleitet war, dürfte wohl Hr. **Gibe**, als der Erz-Biſchof Hiob von Moskau, ſeyn. Mit einer ſeltenen einfachen Würde ſtellte er dieſen äuſſerlich ſchwachen, innerlich kräftigen Greis dar, und erregte um ſo mehr das allgemeine Wohlgefallen, als er, ein wahrer Proteus — wenige Abende vorher als Doktor Bartolo im Barbier von Sevilla, von einer äuſſerſt komiſchen Maske begünſtigt, das lachluſtige Publikum entzückt hatte, das ſchon gewohnt iſt, ihm in der falſchen Catalani, im Tapezier Martin in Fanchon, und in mehrern komiſchen Rollen den höchſten Beyfall zu zollen. Sein reger Fleiß und unermüdliches Beſtreben machen uns einige geſchmackloſe Auswüchſe in ſeinen komiſchen Rollen, die doch immer ſeltner werden, gern vergeſſen. **Kühne**, als Boris Godunov, verdient auch eine höchſt ehrenvolle Erwähnung, und die lange Erzählung von dem Hrn. **Weiß** als Andrei, welche den Wendepunkt in Demetrius Schickſal herbeyführt, war meiſterhaft vorgetragen. Das Stück ſcheint recht gern geſehen zu werden, und hat ſchon mehrere Vorſtellungen erlebt, als die Aufnahme den erſten Abend es vermuthen ließ.

Die erſte Neuigkeit in dem neuen Jahre war: Das wilde Heer, Luſtſpiel in einem Aufzug, von van der Velde. Eine Kleinigkeit, die ſehr lau aufgenommen wurde, und auch keine ſonderliche poetiſche Befriedigung hervorbringen konnte, um ſo mehr, da das Stück wie eine Wagner'ſche Geſpenſter-Geſchichte uns nur lehrt, daß das wilde Heer aus einem ungeheuern Schwarm von Eulen beſtehe.

Um ſo erfreulicher war die Wieder-Erſcheinung eines von der Bühne ſchon lange zur Seite gelegten Stücks: Clavigo. Die vier Hauptfiguren des Stücks: Clavigo, Hr. **Lebrun**, Beaumarchais, Hr. **Howby**, Carlos, Hr. **Weiß**, und Marie, die Frau Dokt. Reinhold, ließen in ihrem Spiel nichts zu wünſchen übrig, die übrigen minder bedeutenden Rollen wurden mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Nur kleine Nebenumſtände, die freylich ſehr klein ſind — aber aus einem theuern Gemälde wünſcht man ja ſelbſt den kleinſten Flecken herauswiſchen zu können — möchte ich leiſe rügen. So erſchien z. B. Beaumarchais in Uniform. So viel ich weiß, iſt Beaumarchais nie im Militär-Dienſt geſtanden, und hatte nur vom Civil-Dienſt den Abſchied genommen, um nach Spanien zu reiſen. — Die Bedienten Clavigo's, die in der anſtoſſenden Gallerie erſcheinen ſollen, beſtanden nur aus drey Perſonen, und waren, wie Schildwachen, gar nicht natürlich, aber weit von einander jeder zwiſchen zwey Säulen geſtellt, welches nur zu ſehr an eine theatraliſche Abrichtung erinnerte. Und endlich die Maske Carlo's. Dieſer trug — ob ich es ſo nennen darf? — das allgemeine Gepräge der ſogenannten Schurkenrollen. Ein ältlicher, bejahrter Anſtrich — obgleich ich den Carlos nur für wenig älter als Clavigo anſehe — markirte, düſtre Züge, groſſe ſchwarze Augenbraunen, die dem Blick etwas Lauerndes verliehen, ließen mich und mehrere beym erſten Auftreten des Hrn. Weiß befürchten, daß auch er auf eine uns, die wir ihn kennen, unbegreifliche Weiſe in Carlos den Schurken, wo wir nur den Weltmann ſehen, erblickt hatte, um ſo freudiger war unſer Erſtaunen, da er mit Ruhe, doch warm, und mit fließender Zunge ohne lauernde Seitenblicke uns mit ſeiner verderblichen Beredſamkeit hinriß! Warum alſo jene Maske, die mir eben ſo wunderlich in Demetrius erſchien, da Hr. Weiß als der Mönch Andrei auftrat? Ich wette, es waren nicht zehn Menſchen im Schauſpielhauſe, die nicht bey ſich ſelbſt ſagten: Da kommt der böſe Dämon Dimitri's und des Stücks. — Aber ſoll man das? Iſt nicht die dramatiſche Wirkung noch gröſſer, wenn der Zuſchauer eben ſo lange, wie der Held des Stücks ſelbſt, in Ungewißheit iſt, mit ihm zittert und hofft, und zu gleicher Zeit mit ihm den zerſchmetternden Schlag empfängt? Wie konnte Andrei mit dieſem Prangergeſicht den beſonnenen Demetrius, der in ſeiner Jugend ja von ihm erzogen worden iſt, ſo lange getäuſcht haben? Wie hatte er ſeine Umgebung täuſchen können? und doch liegt ja ſelbſt dem gröſten Spizbuben daran, als ein ehrlicher Mann zu erſcheinen. — Jene widerliche Maske iſt leider allgemein bey allen Bühnen, um ſo mehr wünſche ich, daß dieſe wenigen Worte beherzigt werden mögen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 27.

Nro. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. April 1822.

Geh weg aus deinem Vaterland,
Zu ſuchen ſolchen Herrn.
Laß deine Augen ſeyn gewandt
Auf dieſen Morgenſtern.

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

3.

Wie drey Könige ſich aufmachten, dem Sterne nachzuziehen.

Drey Kön'ge machten da ſich auf,
(Doch keiner wußte von dem andern),
Die merkten auf des Sternes Lauf,
Und huben an mit ihm zu wandern.
Schon lange harrten ſie des Herrn,
Den des Propheten Wort verkündet,
Der Sehnſucht Funken hat der Stern
Zur lichten Flamme jezt entzündet.

Ein jeder nun bereitet ſich,
In den drey ferngeſchiednen Landen,
Mit Opfern, Gaben, königlich,
Zierrathen, köſtlichen Gewanden.
Und Mäuler und Kameele drückt
Die Laſt der aufgeladnen Güter,
Manch gutes Saumroß geht gebückt,
Und nebenher die Schaar der Hüter.

Und jeder neben andrem Gut
Nimmt ſeines Landes eigne Gaben:
Des Golds und der Geſteine Glut
Sucht aus der König der Araben;
Der Herr von Saba drückt den Saft
Des edlen Weihrauchs aus dem Baume,
Dem dunkeln Myrrhenkraut entrafft
Der Tharſerfürſt von ſeinem Flaume.

Was zu des Leibes Nothdurft frommt,
Lädt jeder auf, zur langen Reiſe;
„Von Jakobs fernem Volke kommt
Der Herr der Herren!“ ſprach der Weiſe.

Dorthin zieht ſie das Sterngebild
Doch weiß es keiner von dem andern,
Einöde voll Gewürm und Wild
Trennt ihre Pfade, die ſie wandern.

Sie rüſten große Heeresmacht,
Den Neugebornen zu empfangen.
Sie ſehn im Geiſte ſchon die Pracht,
Der königlichen Hofburg prangen;
Sie bau'n im Geiſte den Palaſt,
Das Cedernthor, die Marmelſtiege; —
Und drinnen ſchläft in Duft und Glaſt
Der Königsſohn in goldner Wiege.

Denn ſolch' und größre Herrlichkeit
Verſpricht der Stern, der golden leuchtet,
Und all das funkelnde Geleit
Mit ſeines Lichtes Thau befeuchtet:
Wo ſolche Strahlen mild und klar
Sich auf die dunkeln Wege ſtreuen,
Ja, müßten ziehen ſie ein Jahr,
Es will ſie dennoch nicht gereuen.

Die Gräber der Könige.

(Beſchluß.)

Eben im Begriff mit ſo manchem feyerlichen Eindruck, ſo mancher Anregung zu ernſter Betrachtung, dieſen ehrfurchtgebietenden Tempel des Todes zu verlaſſen, bemerkte ich, nächſt dem weſtlichen Eingange Torſtenſohns längſt geſchloſſnes Grabgewölbe. So wie es jezt zu ſehen iſt, ward es vom Grafen Thurn Bielke hergeſtellt, der ſich mit der

Wittwe des, ohne Erben verſtorbnen Enkelſohnes dieſes Helden vermählte.

Ich ſetze die Inſchrift des Grabmals her, ſo gut es mir gelingen wollte, deren edle Kürze nachzubilden; als Muſter, wie man große Namen der Nachwelt würdig überliefert, ohne dieſelben durch der Titel Laſt zu erdrücken, die dem ſpäterlebenden Geſchlecht höchſtens ein Lächeln erregen, da die Theilnahme nur auf denen *Namen* haftet, die mit eigenthümlich hiſtoriſcher Bedeutung aus der Vergangenheit vorleuchten, die ſie alles zufälligen Beywerks entkleidet.

Ueber dem Eingang der Gruft:

Hier ruht
Leonart Torstensohn.
Geboren den 17. August 1603.
Gestorben den 7. April 1651.

•

Südwärts:

Seine Würden
als
Grafen von Ortala u. m. O.
Schwedens Reichsrath,
Feldmarschall,
General Gouverneur
über West-Gothland,
Dahl, Wermeland und Halland,
deuten den kleinsten Theil
seiner Tugenden.
Ihn führt' als Lehrling
Der groſse König
Gustav Adolph
Die Heldenbahn;
Auf welcher später
Er selbst als Lehrer
Den groſsen König
Carl Gustav
leitete.

Nordwärts:

Sein Geschlecht ist erloschen.
Doch seine Siege
Bey Leipsig den 2. October 1642
Und bey Jankowits 1645
Sind unsterblicher Nachkommenschaft.

•

Mit tieferer Rührung verweilt man vor der Gruft eines Helden, deſſen Namen aus dem Reich der Lebenden verſchwunden, nur als eine ſchöne Sage im Munde des Volkes forttönt.

Hier im Norden beſteht, beym Begräbniß des lezten Sproſſen einer Familie, noch bis auf dieſe Zeit ein Gebrauch, welcher dieß menſchlich wehmüthige Ereigniß in das Gebiet des Romantiſch-Tragiſchen ſteigert. Mit bedeutungsvollen Worten zerbricht der Waffen-Herold über dem Sarge, der den lezten Sproß eines edeln Stammes birgt, das Wappen auf blankem Schilde. Aller Schmuck der ritterlichen Rüſtung wird jenem nach, einzeln in die Gruft geſenkt und zulezt der Schlüſſel derſelben, hohlen Klanges, darauf nachgeworfen. So, rund ummauert, zeigt Torſtenſohns Ruheſtätte ein im tiefen Seitenchor eingeſchloſſnes Viereck, auf deſſen obrer Platte, zwiſchen niederhangenden Fahnen, ſein Bruſtbild in Marmor, aber damals ſo ungünſtig aufgeſtellt war, daß ich, den Zufall benutzend, auf der hohen, und dabey angelehnten Leiter, mit Hülfe meiner Begleiter, dazu hinanſtieg. — Gibt es doch keinen erquickenden Anblick als eines Helden-Antlitz! —

Hier, auf der freyen, reingewölbten Stirne, mit leichterem Schwung der zart und kühn gezeichneten Naſenlinie verſchmolzen; auf dieſen feinen, ſanft geſchloſſnen Lippen, las ich in unausſprechbarer Chiffern-Sprache der Natur des Mannes feſtes, klarbeſonnenes Wirken; ſein ſtill entſchloſſenes Dulden hingeſchrieben.

Das ſchlicht von dem Scheitel herabwallende Haar vollendete den Ausdruck hoher Einfalt in dieſem meiſterhaft gearbeiteten Kunſtgebilde. So, rings mit Fahnen umrauſcht, die eines Helden Siege und ſeines Namens ſtolze Verzweigungen beurkunden, empfand ich voll den hohen Werth des Adels, in deſſen eigenſten Sinn und innerer Nothwendigkeit. — An dieſes Edlen Gruft, der ſeine lezten Kräfte dem Dienſte des Vaterlandes weihte, lerne jeder ritterliche Jüngling ſeines Stammes ehrenvolle Rechte kennen: — Der *Erſte* zu ſeyn, um ſeinen Fürſten am Tage der Gefahr — der *Lezte*, der in Kampf und Tod für Staat und Thron getreu beharrt.

Sollte ein künftiger Geſchichtſchreiber einſt, nach Plutarchs Weiſe, Gegenbilder in den Streitern des dreyßigjährigen Krieges zu den Helden der neueſten Kriegs-Ereigniße aufſuchen, ſo dürfte dieſen ſchwerlich die innere Verwandtſchaft Scharnhorſts mit Torſtenſohn entgehn. Beyde Meiſter derjenigen Waffengattung, die ſchon damals hoch wichtig, mehr aber noch zu unſrer Zeit, die Entſcheidung herbeyführte. — Beyde am wirkſamſten durch Lehre und Anordnung folgereicher Maßregeln. — Beyde eben ſo auf kurze Zeit in der Gewalt des Feindes, der in ihnen Tugend und Tapferkeit ehrte. — Beyde allzufrüh entrafft, indem ſie ihre lezten Lebenstage dem Vaterlande und einer heil'gen Sache opferten; eben ſo des freudig raſchen Schlachtentodes entbehrend — aber, auf langſam erſchöpfenden Schmerzenslager, der *höchſten Heldenehre* nicht weniger theilhaft, und von gerechter Mit- und Nachwelt neben die glänzendſten Namen ihres Zeitalters ruhmvoll hingeſtellt. Beyde endlich, ſo wie einander ähnlich an Vorſicht, Mäßigkeit und Wiſſenſchaft, auch in den ſanftern Tugenden häuslichen Lebens ſich gleich — jener ſchönſten Krone des Helden. — Glücklicher doch verſpricht das Schickſal dem Andenken unſers edeln Zeitgenoſſen aus der ſchönſten Verknüpfung eines, gleich vom Ruhm geliebten Namens, in wackern Söhnen und Enkeln eine freudig lebensvolle Dauer.

Und ſchon umfing uns der lebendige Luftſtrom der Auſſenwelt, und hauchte ſchmeichelnd den Froſt der Grüfte von den erblaßten Wangen. — Herrlich wallte des Mälers dunblaue Fluth im goldenen Wiederſcheine des weſtlichen Himmels. Heitre Spaziergänger umdrängten uns, die auf der ſchönen Norder-Brücke, an deren breite Bruſtwehr lehnend, wie in das ewig wechſelnde Strahlenſpiel der Wogen, wohlgefällig hinabſchauten.

Das Leben übte wieder ſein altes, ſüßes Recht über uns aus. — Denn, wie vor unſerm Geiſte nur eben die großen Geſchicke alter Königsgeſchlechter die engen Sorgen des eignen Daſeyns, auf gewalt'ger Schaale, leicht emporgeſchnellt hatte; ſo mahnte die Betrachtung des Vergangnen uns gebieteriſch an den Werth des Augenblicks.

Getröſtet, heiter betrat ich das Haus, welches ich bald verlaſſen, ruhiger ſah ich die Haabe, der ich entſagen mußte.

Bewohnten doch alle jene Fürſten, im dauernden Beſitz geſichert, ihre angeſtammten Schlöſſer und alte Kriegsburgen! — Wie viel Herrliches nannten ſie das Ihrige, und mußten endlich auch dieß zurücklaſſen! — „Wohlan!" — ſagte ich mir: „ſo ſey der derbe Abſchied, die ſchmerzliche Entäußerung, die ernſte Vorſchule dem Geiſt, der ſich ſo vieles aneignen möchte — dem Herzen, das ſo heftig feſtzuhalten ſtrebt, was es an Lieb' und Luſt beſeſſen. Der ſtrengen und doch milden Lehre bereite dieß den Eingang im Gemüth: Nicht alſo das Irdiſche zu überſchätzen, das unter unſerm Ringen darnach, oft plötzlich, wie ein lang verwittert Grab, mit uns zuſammenbricht! — Glücklich, wenn ſtatt Erz und Stein, nur der Freundſchaft Wehmuth leiſe Stimme überm grünen Hügel, in liebevoller Rückerinnerung, deinen ſchnell verhallten Namen nennt!

Amalia v. Helwig,
geb. Freyin von Imhoff.

Der Zorn.

(Eine Converſations-Vorleſung über eine Stelle aus der XVIten Ode des erſten Buches vom Horaz.)

Dieſe Stelle lautet in einer zwar freyen, doch nicht zu freyen Ueberſetzung, wie folgt:

„Man ſagt, Prometheus habe dem erſten Leimen, daraus er uns gebildet, nothgedrungen einzelne, ſämmtlichen Thieren ausgeſchnittene Theilchen beygefügt, und die Kraft des wüthenden Löwen unſerem Magen einverleibt."

Die Vorleſung:

Vor allen Dingen, meine Herrn und Damen, haben Sie die Güte ſich — zu ſetzen; denn ſo lange der Menſch ſteht, befindet er ſich, um mit der Tanzkunſt zu reden, mindeſtens ſchon in der erſten Poſition des Zorns. Dieß wird jeder kluge Redner zu verhüten ſuchen — wenn er kann.

Jezt zur Sache. Iſt Ihre Ehre beleidigt, meine Herrn, ſo müſſen Sie Blut fließen ſehen; können Sie leugnen, daß das ganz im Geiſte des wüthenden Löwen gehandelt heißt?

Hat man Ihre Eitelkeit an der empfindlichſten Seite angegriffen, meine Damen, ſo muß die Fackel, wenn auch nicht eines Trojaniſchen, doch eines Krieges angezündet werden; ſagen Sie ſelbſt, iſt das nicht abermals und vollkommen in dem Geiſte des zornmüthigen Löwen?

O wenn wir doch den Ausbrüchen einer ſo furienartigen Leidenſchaft ſteuern könnten! Aber das iſt ein Wunſch; man will Mittel, kräftige Mittel dagegen, doch wo ſind ſie?

Der Philoſoph räth zu ſeinem kathegoriſch Imperativ, das heißt, er will bey einer großen Feuersbrunſt eine kleine Handſpritze in Thätigkeit ſetzen.

Der Pädagoge, der immer ein Wenig an die Kinderſtuben erinnert, ſchlägt das langſame Zählen als ein Hausmittelchen vor; aber das iſt gerade ein ſolcher Vorſchlag, als der, wornach man dem Vogel, um ihn zu fangen, Salz auf den Schwanz ſtreuen ſoll.

Der Theologe droht Ihnen mit Gottes Gerichten; mag auch recht wohl gemeint ſeyn, wenn Sie nur nicht allzuſehr mit Ihrer eigenen Jurisdiktion beſchäftigt wären!

Der Juriſt heißt Sie Gefängniſſe, ja vielleicht Galgen und Rad nicht vergeſſen; aber, lieber Himmel, Sie vergeſſen ja ſich und die ganze Welt.

Der Arzt will Ihnen ſchnell zur Ader laſſen; aber halten Sie ihm ſtill?

Bey alle dem läßt ſich doch nicht ableugnen, daß Sie ſelbſt im Zuſtande der höchſten Leidenſchaft immer noch das edle Fünkchen aus Gott, die Vernunft behalten; wollen Sie aber ihrer auch mächtig bleiben, ſo halten Sie es wie der achte Weiſe, der indeſſen nur ein Deutſcher war.

Und wie hielt der's? Er gab ſich ein für allemal das unverbrüchliche Geſetz, keine Beleidigung früher für empfangen anzunehmen, als bis ſie zu ſchmerzen aufgehört hatte.

Sie meinen, das ſey auch ſo viel, als nichts geſagt; nun ſo haben Sie die Güte etwas Beſſeres zu ſagen. Mein Latein, ſo wie mein Deutſch iſt hier zu Ende.

dixi
Ernſt Woldemar.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Febr.

(Beſchluß.)

Unter Trommetenſchmettern der voranfliegenden Fama, von anpreiſenden Anzeigen im Voraus angekündigt, füllte ſich das Haus mehr, als bey einer erſten Darſtellung gewöhnlich, wie der Name: Die Waiſe von Genf, auf dem Zettel ſtand. Eine größere Zuſammenhäufung von Unwahrſcheinlichkeiten und Albernheiten hatte man hier lange nicht geſehen. Das Stück, obgleich es eigentlich nicht gefiel, hat doch Abenteuerlichkeit und unterhält die beliebte Spannung genug, um bey mehrern Vorſtellungen das Haus zu füllen; was aber dieſem Stück de parade, wie man dergleichen in Frankreich nennt, in Paris und Wien leicht den größten Reiz geben mag, eine kunſtreiche und ſorgfältig aufgeſtellte Dekoration, geht ihm hier nicht allein ab, ſondern es ſchien wirklich der Direktion gefallen zu haben, die innere Unwahrſcheinlichkeit des Stücks durch eine eben ſo große äußere ſymboliſch andeuten zu wollen. So ſahen wir hier z. B. einen faſt im Vorgrunde angebrachten Proſpekt, der in der Mitte, von unten bis ganz oben, abgeſchnitten war, und eine höchſt lächerliche Abtheilung in der Luft verurſachte, welche an der einen Seite der Bühne auf den halben Hintergrund flach gemalt war, und an der andern Seite ein überirdiſches Gewölbe bildete, das tief auf der Bühne hineinging. Eigentlich ſoll wohl nun das Stück in einer Scheune ſpielen, wo die auftretenden Perſonen, trotz dem Ungewitter, von außen ſich frey bewegen und unterreden können. Allein hier ſah man nur in die Scheune hinein, und die Spielenden traten vor dieſe in den Vorgrund heraus, wo eine klare Luft, zwar von der düſtern im Hintergrunde mit Leinwand abgetheilt, über ihnen wehte, indeſſen es außer der Scheune regnete, donnerte und blitzte. So war die innere und äußere Lächerlichkeit gleich anſchaulich, und die eine durch die andere völlig ausgeſprochen. Die wohl nicht beabſichtigte Uebereinſtimmung iſt das Geringſte, was die Direktion entſchuldigen kann, die, ſonſt äußerſt aufmerkſam was die Anordnung und innere Geſtaltung der Ausführung betrifft, Auge und Sinn für die äußern Forderungen der Bühne ſeit lange verloren zu haben ſcheint. Unbegreiflich iſt es ſonſt, daß die Direktion länger einen Maſchiniſten dulden kann, der faſt alle Abende, wo nur die kleinſte ungewöhnliche Scenerey vorfällt, die Geduld des Publikums auf die Probe ſtellt, ja ſelten geht ein Abend hin, ſelbſt bey ganz gewöhnlichen Dekorationen, wo nicht entweder ein Vorhang in der Mitte hängen, oder eine Kouliſſe ſtehen bleibt — ja einmal während einer Vorſtellung von Götz von Berlichingen ging eine ganze Scene verloren, weil die Bühne zu früh verwandelt wurde. Man wirft Iffland vielleicht mit Recht vor, daß er an die Berliner Bühne zu viel unnützen Aufwand verwandte; hier verwendet man im Gegentheil auf ein anſtändiges Aeußeres zu wenig. Es iſt nicht genug, daß die auftretenden Perſonen gut und zeitgemäß koſtümirt ſind, der Raum, worin ſie auftreten, muß auch mit den Forderungen der Dichtung übereinſtimmend ſeyn, wenigſtens darf die Vernachläſſigung nie ſo weit gehen, daß man in einem Stücke Bauwerke von allen Epochen der Baukunſt wahrnehmen kann, oder in verſchiedene Gegenden der vier Welttheile verſezt wird. Unmäßigen Aufwand fordert kein Kenner, kein gebildeter Zuſchauer — er verlangt nur ſolche Umgebungen, welche die Illuſion nicht zerſtören. — Zwar kann man nicht verlangen, daß die Direktion in einem alten zerbrechlichen Hauſe, wo die vorgenommenen Einrichtungen gewiſſermaßen nicht einmal ihr Eigenthum werden, ſich in große Koſten ſetzen ſoll, allein um ſo mehr wäre es zu wünſchen, daß die prekäre Lage der Direktion und der Bühne recht bald eine ſichere Geſtaltung gewinnen möchte. Hr. Gide, der in eben erwähntem Stücke den alten Verwalter machte, hatte bey den ſpätern Darſtellungen den unverzeihlichen Einfall, vor der Scheune einen Regenſchirm zur größten Ergötzlichkeit des Publikums aufzuſpannen, wodurch er, gewiß ohne es zu wollen, jene lächerliche Dekoration am witzigſten parodirte. — Die Bemühungen der Schauſpieler konnten nicht verhindern, daß die vielen Unwahrſcheinlichkeiten des Stücks nicht in der Seele der Zuſchauer aufblitzten, doch wurden die Hauptperſonen bey jeder Darſtellung beynahe gerufen — und in der That ſie verdienten es; als eine ſeltene Gerechtigkeit eines Publikums darf es nicht vergeſſen werden, zu bemerken, daß dieſe Auszeichnung vor Allen dem Hrn. Weißgalt, der den verruchten Böſewicht Stedmdorf darſtellte. Der Inhalt iſt aus Pittevals causes celebres genommen, wo ohne Zweifel die Begebenheit natürlicher und menſchlicher motivirt, ſich mit Intereſſe leſen läßt.

Doch dieß hors d'œuvre wurde bald über dem Freyſchütz vergeſſen, der nun an der Tages Ordnung iſt. — Es hat mich gefreut, durch die verſchiedenen Beurtheilungen dieſer intereſſanten Erſcheinung bemerkt zu haben, daß man endlich auch in Deutſchland nicht länger den Text einer Opern-Muſik a priori geringſchäzt. Ich habe zwar den in Rede ſtehenden nicht geleſen, und wage daher nicht ein Urtheil darüber zu ſprechen, doch kann ich noch nicht der Meinung beyſtimmen, die ihn ſehr hoch ſtellt; vielleicht ſteht Apels ſchöne Erzählung mir noch zu lebendig vor dem Sinn. Der Ausgang will mich nicht recht befriedigen; es kommt mir immer vor, als ſey dieſer der Anlage des Ganzen zuwider. — Die Muſik ſcheint auch hier, je öfter man ſie hört, zu gefallen — und in der That wird auch dieſe mit mehr als gewöhnlicher Präciſion ausgeführt. Uebrigens haben ja faſt alle Blätter zur Genüge über dieſen Text gepredigt, und wahrſcheinlich wird der Freyſchütz bald in der Heymath des Morgenblatts ſeinen Fehlſchuß thun.

Uebrigens iſt es hier in der Literatur ziemlich ſtill. Die meiſten Tageblätter, ſelbſt die Leſefrüchte, die doch in einer Subſcriptions-Anzeige Buße gethan und Beſſerung verſprochen haben, vor allen aber die geſchäftige Biene, fahren fort ſich vom Raube zu ernähren. — Nur dem Herausgeber der Originalien, Hrn. Lotz, iſt es gelungen, der auf das Walter Scottiſche Romanweſen erpichten Leſewelt eine willkommene Gabe zu bringen. Denn während Ihr Morgenblatt, die Abendzeitung und mehrere Blätter den Inhalt von dem Piraten aus den engliſchen Blättern in gedrängter Kürze gaben, hat der genannte Herausgeber ſehr intereſſant verbundene, und ſo eine einzige zuſammenhängende Erzählung bildende, Bruchſtücke von dieſem Roman in ſeiner oben erwähnten ſehr geleſenen Zeitſchrift mitgetheilt, und ſo ſein Verſprechen, der Erſte ſeyn zu wollen, der dieſe brittiſche Pflanze auf deutſchen Boden übertragen würde, redlich gelöſt. Es iſt freylich kein glänzendes Zeichen des Zuſtands der Literatur und des Buchhandels, wenn man die vielerley Kunſtgriffe, und Ränke, möchte ich beynahe ſagen, betrachtet, deren ſich mitunter Buchhändler und Gelehrte bedienen, um die Ueberſetzung von den Werken eines Mode-Lieblings zu erhaſchen. Früher war in der Leſe- und Buchhändler-Welt die erſte Ankündigung der Ueberſetzung eines Werkes ein Heiligthum. Jezt iſt es ſo nicht mehr; wer zuerſt zur Mühle kommt, muß ſich mit den Nachdrängenden herumbalgen.

In dieſen Tagen iſt in Altona der bekannte Obergerichts-Advokat Jakobſen, Verfaſſer mehrerer geſchäzter juridiſcher Schriften, und der kürzlich herausgegebenen Lebensbeſchreibung der berühmteſten engliſchen Dichter geſtorben.

β.

Beylage: Literaturblatt Nro. 16.

Nro. 83.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 6. April 1822.

> Macht alle Bahnen recht!
> Die Thal' laſſt ſeyn erhöhet!
> Macht niedrig, was hoch ſtehet!
> Was krumm iſt, gleich und ſchlecht!
>
> Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

4.

Wie die Könige fuhren.

Doch war die Reiſe noch ſo fern,
So ging die Fahrt doch wunderleicht,
Vor jedem wandelt hin der Stern,
Der Sterne, Mond und Sonne bleicht.
Kein Hunger kam, kein Schlaf auf ſie,
Es war ein ew'ger, gleicher Tag.
Nach keinem Futter ſchnaubt ihr Vieh,
Es gehn die Hufen Schlag auf Schlag.

In keiner Herberg hält der Zug,
Ihn lockt nicht Luſt, ihn hemmt nicht Qual,
Durch Stepp' und Fruchtfeld geht's im Flug,
Durch Land und Waſſer, Berg und Thal.
Weit offen iſt der Städte Thor,
Sie ſtäuben durch mit Roß und Mann,
Der Klang fährt durch der Städter Ohr,
Das Auge kaum ſie ſchauen kann.

Dann zeuget die zerſtampfte Flut,
Daß es kein wüſtes Traumbild war,
Und jeder ſpricht: ſiehſt du die Spur?
Und ſaheſt du die blanke Schaar?
Woher, wohin kam dieſer Hauf?
Gilt es um einen Königsthron? —
So fährt die Sage bangend auf,
Doch Jene ſind ſchon längſt davon.

5.

Wie die Könige zuſammenkamen.

Als nun die zwölfte Nacht vergangen,
Die doch war keine Nacht zu nennen;
Da ward ein Nebel umgehangen,
Daß auch erloſch des Sternes Brennen.
Da blieb der Sonne Licht verborgen,
Da mußte von der Nacht befallen
Das erſte Mal ſeit dreyzehn Morgen
Der Zug der Fürſten mühſam wallen.

Auf eines Hügels Felsgeſteinen
Hielt an der eine mit dem Traben;
Er lagerte ſich mit den Seinen,
Das war der König der Araben.
Sie ſahn ſich in den Finſterniſſen
Vergebens um nach Stern und Sonnen,
Sie lagen ohne nur zu wiſſen,
Was ſie für Stätte ſich gewonnen.

Da tönte nebenan Getoſe,
Als ob vom Roß auch Andre ſtiegen,
Da raſchelt es im Bergesmooſe,
Als thäten Andre neben liegen.
Und Antwort ward auf das Gebrülle
Der Stier' in des Araben Heerde: —
Jezt ſtieg empor des Nebels Hülle,
Und Tag ward wieder auf der Erde.

Er ſtand auf eines Kreuzwegs Mitten,
Ihm gegenüber hielt ein Andrer,
Vom zweyten Pfade hergeſchritten,
Ein männlich wohlgethaner Wandrer;
Und hinter ihm die Schaar der Reiter,
Der Schaafe Heerden, der Kameele;
Da zieht von Beyden Keiner weiter,
Ein Staunen fliegt durch Beyder Seele.

Und noch ſind ſie im Schaun verloren,
Da kommt auf drittem Weg ein Dritter,
In einer ſtolzen Schaar von Mohren,
Er ſelbſt ein junger, ſchwarzer Ritter.

„Was bringt euch, rief er, aus der Ferne,
So edlen Mann, ſo würd'gen Greiſen?
Wärt ihr geführt von einem Sterne,
Wie ich, ihr würdet luſt'ger reiſen!"

Der Zweyte ſprach: „Wohl einem Sterne
Vertraut' ich meine feſten Tritte!
Nicht blindlings zieht ein Mann zur Ferne,
Nach ſichrem Gut lenkt er die Schritte!"
Der erſte ſprach: „Es muß den Greiſen
Ein helles Licht zum Wandern laden:
Mich hieß das Licht der Seele reiſen,
Ein Himmelslicht ſchien meinen Pfaden."

Ein Jeder ſprachs in ſeiner Zungen;
Als wär's die eigne, däucht's dem Andern;
Ein Jeder weiß vom Geiſt durchdrungen,
Woher, wohin, zu wem ſie wandern.
Sie reichen ſich die Hand zum Bunde,
Sie ſind Ein Herz und Eine Seele;
Sie küſſen ſich mit Brudermunde,
Und loben Gott mit ein'ger Kehle.

Der Nebel zwar, der aufgeſtiegen,
Hat ihrem Blick den Stern verborgen,
Doch ſich zu Füßen ſehn ſie liegen,
Das Ziel (ſo glauben ſie) der Sorgen.
Da liegt ſie an des Berges Tiefen,
Zu der des Sternes Strahlen luden,
Sie ruht im Schatten der Oliven,
Die königliche Stadt der Juden.

O wüßtet ihr, auf welchem Hügel,
Ihr Fürſten, euer Zug gehalten,
Und warum ſeiner Strahlen Flügel
Der Stern darob nicht mag entfalten!
Nicht iſt er in der Stadt geboren,
Nicht ſuchet da den Königserben;
Doch dieſer Hügel iſt erkoren,
Darauf er ſoll am Kreuze ſterben!

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika*).

Neu-York.

Ungeachtet des angenehmen, wohlhabenden und luſtigen Anſehens dieſer Stadt, dürfte ſich ein Europäer doch zu der Bemerkung verleitet fühlen, daß, wenn die Natur alles für ſie gethan, die Kunſt zu ihrer Verzierung wenig beygetragen habe. Ausgenommen das Stadthaus hat ſie nicht ein einziges öffentliches Gebäude, das der Erwähnung verdiente; aber man findet — was weit beſſer iſt — Straßen von oft zierlichen und allzeit bequemen Privathäuſern. Wohin man ſich auch wendet, da ſcheint beglückter Fleiß ſeine Wohnung aufgeſchlagen zu haben. Keine dunkeln Gäßchen, deren enger und geräuſchvoller Dunſtkreis die Gegenwart einer übergroßen, leidenden Bevölkerung anzeigt; keine Hütten, in deren verfallenen Dachſtuben oder dunkeln Keller die unglücklichen Schlachtopfer des Laſters und der Krankheiten zuſammengedrängt liegen, und welche die Armuth zur Verzweiflung treibt, ehe ſie ihnen ihr Grab öffnet. — Die Kenntniß der Amerikaner von allem, was auf ihr Vaterland Bezug hat, iſt ſehr groß, ſelbſt bey den gemeinſten Bauern; als ein Beleg hiervon und dem Stolze, womit auch Leute aus dieſer Klaſſe ihr Vaterland zu betrachten pflegen, erzählt die Verfaſſerinn die folgende intereſſante Anekdote: — „Als ich vor einigen Wochen in einer der ſchnellſegelnden Schaluppen, welche man auf dieſen Gewäſſern ſo häufig ſieht, über den Nordfluß ſezte, bemerkte ich am andern Ende des kleinen Fahrzeuges einen Mann, deſſen intereſſantes Aeußere mich gleich Anfangs anzog. Er trug die einfache Kleidung der ackerbauenden Landleute. Sein graues Silberhaar und ſeine gerunzelte Stirne zeigten an, daß er der lezten Herberge aller Erdenwaller nahe war, während ſeine aufrechte Geſtalt und ſein heiteres Ausſehen zugleich verkündeten, daß er ſich derſelben ohne Beängſtigung näherte. Im Geſpräch mit ihm erfuhr ich, daß er ein Jerſeyer Bauer war, welcher ſich der Unabhängigkeitserklärung erinnerte, zu deren Erlangung er mitgefochten hatte. Er erinnerte ſich des erſten Erſcheinens des „gemeinen Menſchenverſtandes" (Commun Sense, von Paine) und des elektriſchen Schlages, welches das Buch im ganzen Lande hervorgebracht hatte. Er erinnerte ſich aller der Umſtände des Krieges und aller der Hoffnungen, Beſorgniſſe und Freudenbezeugungen des Volkes; Alles, um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen, als ſey es geſtern geſchehen. „Ich habe es erlebt," fuhr er fort, „mein Vaterland in ſeinen Rechten begründet; deſſen Bevölkerung verdreyfacht, und von aller Parteyen-Eiferſucht und Faktionen frey zu ſehen; und ich denke, ſagte der Greis lächelnd, ich habe nun lang genug gelebt." — Als das Boot das Ufer berührte, ſagte er: „Es ſcheint, Sie ſind eine Fremde; möchten Sie bald eine Bürgerinn werden, denn mich dünkt Sie ſind es werth, eine Bürgerinn unſeres Landes zu ſeyn." Dieß ſah der greiſe Patriot als ein Kompliment an; und als ein ſolches nahm ich es an und fühlte ich es auch.

Die Frauen.

Ich glaube, ich habe ſchon früher über die Schönheit der jungen Frauenzimmer, ich ſollte ſagen Mädchen, denn ihre Schönheit iſt gemeinhin zu fünf und zwanzig im Abnehmen, meine Bemerkungen gemacht. Vor dieſem Alter iſt ihre Farbe im Allgemeinen äußerſt lieblich; das Roth und Weiß ſo ſanft auf ihren Wangen vermengt, als habe ſie nie ein rauher Wind berührt; ihre Züge fein und regelmäßig, als wären ſie von Feenhänden gebildet, und die Geſichter ſo heiter und lachend, als habe nie ein trauriger Gedanke die innere Seele getrübt. Es iſt Schade, daß die neidiſche Sonne ihnen ſo frühzeitig die Lilien und Roſen von den Wangen ſtiehlt, und vielleicht iſt es auch Schade, daß die häuslichen Sorgen ſo bald der gedankenloſen Heiterkeit ihrer Herzen Einhalt thun.

---

*) Aus: View of society etc. London 1821. (Von einer Engländerin verfaßt.)

und ſie lehren ſollen, daß das menſchliche Leben kein Traum von wechſelnden Vergnügungen iſt, ſondern ein Traum voll Sorgen und getäuſchter Hoffnungen. Die Vortheile, welche frühe Ehen begleiten, ſind ſo wichtig, und das Land, worin ſie ausführbar ſind, iſt in einem ſo glücklich phyſiſchen und moraliſchen Zuſtande, daß ich mich beynahe ſchäme, das zu erwähnen, welches einen müßigen Beobachter als tadelnswerth vorkommen mag, und welches die Folge einer ſo ſchönen Ordnung der Dinge iſt. Die amerikaniſchen Jünglinge und Mädchen verheirathen ſich meiſtens vor ihrem zwey und zwanzigſten Jahre; und nichts iſt gewöhnlicher als ein achtzehnjähriges Kind, Weib und Mutter zu ſehen. Es wäre ohne Zweifel möglich, ſie vor dieſer Zeit wo nicht wiſſenſchaftlich zu bilden, doch wenigſtens mit nützlichen und allgemeinen Kenntnißen zu bereichern und ſie geſchickt zu machen, nicht nur die Mütter, ſondern auch die vernünftigen Erzieherinnen ihrer Kinder zu werden. Die Männer haben in allen Ländern beſſere Gelegenheit zur Erlangung von Kenntnißen, und beſonders zu deren Erlangung in der beſten aller Schulen, der Welt, als die Frauen. Ich meyne hier nicht die Welt der Moden, ſondern die Welt der gemiſchten Geſellſchaft, worin der Jüngling ſeine Anmaßung, und das Vorurtheil ſeine Hartnäckigkeit verliert, und worin man Selbſtkenntniß erlangt, indem ſich der Geiſt mit andern Geiſtern meſſen muß, und ſo die Seichtigkeit ſeiner Kenntniſſe und die Grundloſigkeit ſeiner Meinungen entdecken lernt. In dieſem Lande, wo jeder Mann berufen iſt, die Verfaſſung ſeines Vaterlandes zu ſtudieren, und nicht nur die Maßregeln, ſondern ſelbſt die Grundſätze der Regierung zu unterſuchen, werden ſelbſt die Geſetze ſeine Lehrer; und in der Ausübung ſeiner Rechte und Pflichten eines Bürgers, wird er mehr oder weniger ein Philoſoph. Seine Erziehung dauert demnach durchs ganze Leben hindurch, und obgleich ihm abſtracte Wiſſenſchaft und glänzende Kenntniſſe immer fremd bleiben ſollten, ſo vermehrt ſich doch ſein Vorrath an nützlichen Kenntnißen täglich, ſeine Urtheilskraft wird beſtändig geübt, und ſein Geiſt allmählig an Aufmerkſamkeit und Nachdenken gewöhnt. Bis jezt hat man ſich nur wenig um die Erziehung der Frauen bemüht; verheirathet, ohne etwas vom Leben zu kennen, als ſeine Unterhaltungen, und dann ſchnell in häusliche Geſchäfte und die Erziehung der Kinder verwickelt, ſtehen ihnen nur wenige von den Gelegenheiten zu Gebote, wodurch ihre Gatten täglich an Verſtand und Kenntnißen gewinnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Dugong.

Unter den naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, welche der Gouverneur von Bencoolen, Sir Thomas Stamford Raffles, nach England geſendet hat, befindet ſich das Gerippe eines großes Seefiſches, welchen die engliſchen Berichte den, wahrſcheinlich javaniſchen Namen, Dugong geben. Sir Everard Home, nachdem er daſſelbe aufgeſtellt geſehen hat, ſagt von ihm, daß dieſes Thier von den Wallfiſch-Geſchlechten ſehr verſchieden ſey: Seine Geſtalt gleicht einem umgeſtürzten Boote ohne Kiel, ſo daß, befindet er ſich in ſeinem Elemente, die Mitte ſeines Rückens der höchſte Punkt ſeines Körpers iſt. Da ſeine Lungen ſich in großer Länge nahe am Rückgrat herziehen, ſo machen ſie das Thier zum Schwimmen fähig, und der Körper muß, wenn er keine Muskelbewegung macht, ſich in einer horizontalen Richtung halten. Da dieſes Thier — das einzige der Art, was wir bisher kannten — ſich von den im Grund des Meeres wachſenden Kräutern nährt, muß es, da ihm die Beine fehlen, eine eigene Mechanik haben, um ſeinen Körper über den Kräutern, die es abweiden will, ſchwebend zu erhalten.

Das Flußpferd, welches ſich auf ähnliche Art nährt, erhält ſich vermöge der Stärke ſeiner Gliedmaßen unter dem Waſſer; da dem Dugong dieſe fehlen, ſchenkte ihm die Natur eine Bildung, bey welcher die Höhe ſeines Rückens den Schwebepunkt hergibt, gleichwie der Balken zweyer Wagſchalen. Die Eigenheit dieſer Stellung erklärt die Form ſeiner Kinnladen, welche herabhangend, mit dem Schädel einen Winkel machen. — Eine Bildung, die wir bey keinem andern Thier finden. — Dieſe neue Bildung vermehrt den Reichthum der Natur. Der Wallfiſch, welchen die Naturforſcher balena mysticete nennen, welcher ſich bis zum Boden der unermeßlichen Meerestiefe ſenkt, um die kleinſten Fiſcharten in ſeinem Kiefernetz zu fangen, iſt mit ſeinen Speckknollen wie mit einem Schwimmgürtel umgeben; der ungeheure Spermaceti-Wallfiſch, dem ſeine Beute nicht ſo tief in dem Meeresgrund angewieſen iſt, hat die zarte Fettmaſſe, welche wir Wallrath nennen, in einer knochigen Höhle auf dem Schädel; — das Hayfiſch Geſchlecht hat eine Leber, die von öhligem Fette ſtrozt, beynahe an eben dem Platz wie der Dungon ſeine Lungen. Da, wie man weiß, in den tiefen Meeresgründen keine Gräſer wachſen, ſo iſt der Bau unſers neuen Fiſches darauf berechnet, ſich in Buchten und in der Ufernähe aufzuhalten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. März.

Nachdem ich im vorigen Schreiben die neueſte Pariſer Theater-Chronik abgehandelt, bleibt mir noch übrig, von einigen andern, das Schauſpielfach nahe berührenden, Darſtellungen und Anſtalten zu reden. Dahin gehören Mätzels Vorzeigungen des ſchachſpielenden Automaten und des mechaniſchen Seiltänzers. Leztern hat er an einen Engländer verkauft, aber ſogleich darauf einen neuen verfertigt. Mit dem ſchachſpielenden Automaten hat es eine eigene Bewandniß. Bekannt iſt die v. Kempelenſche Maſchine, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ſo viel Aufſehen erregte, und worüber ſich ſo viele Mechaniker und Nicht-Mechaniker die Köpfe zerbrachen. Dieſe Maſchine wurde, wie man weiß, zu Wien aufbewahrt, und kam um die Zeit des Aufenthalts der Franzoſen daſelbſt weg. Sie iſt in den Beſitz einer Perſon gerathen, die ſie Mätzel anvertraut zu haben ſcheint, welcher ſie nun wohl in den jetzigen Stand geſetzt, und vielleicht auch verbeſſert hat. Er hat ſie in London und Paris eine Zeitlang ſehen laſſen; Alle, welche mit dem hölzernen Manne geſpielt, haben gegen ihn verloren. Neulich wurde Mätzel mit ſeinem Wundermann bey einem glänzenden Abendzirkel der Herzogin von Berry in den Tuilerien berüfen, und auch hier bey Hofe war der mechaniſche Spieler ſo unbeſieglich, und gewann den beſternten und bekreuzten Herren, welche ihm die Ehre anthaten, mit ihm zu ſpielen, die Partie ab; ein lebendiger Automat würde ſich gewiß ſolch eine Unhöflichkeit nicht haben zu Schulden kommen laſſen. Der Herzog von Reggio verlor ſowol, wie ein anderer, und hätte der König geſpielt, ſo hätte der unerſchütterliche Schachſpieler wahrſcheinlich eben ſo wenig Zeremonie gemacht. Es ſind nun bereits über ein Dutzend Abhandlungen über den Wundermann geſchrieben worden, ohne daß die wahre Beſchaffenheit deſſelben errathen worden iſt. Nicolai, welcher in ſeiner Reiſebeſchreibung dieſen Gegenſtand ſehr umſtändlich erörtert, und mit ſeiner gewöhnlichen durchdringenden Einſicht darüber urtheilt, beſteht mit vielem Rechte darauf, daß das Spiel der Figur unmöglich die Wirkung eines Mechanismus ſeyn könne, und daß alſo das Ganze auf einer fein verborgenen Täuſchung beruhen müſſe. Er meinte, es ſtecke etwa ein Knabe in dem Kaſten unter der Figur. So vernünftig dieſes nun auch lautet, ſo wird es jezt dadurch widerlegt, daß das Inwendige der Figur durch und durch offen gelaſſen wird. Als die Figur neulich nach Hofe gebracht und in einem Zimmer ohne Vorbereitung aufgeſtellt wurde, ſo ließ ſich kein Blendwerk vorausſetzen, und dennoch kann der geſunde Menſchenverſtand nichts weiter hier vorausſetzen, als was Nicolai vermuthete, nämlich eine ſehr geſchickt angelegte Täuſchung. Indeſſen könnte es ſeyn, daß der Mechanismus nur einer ſehr geringen Leitung bedürfte, um ſeine Wirkung hervorzubringen. Auf jeden Fall iſt gewiß die Kempelen-Mälzelſche Maſchine eins der merkwürdigſten Werke, welche der menſchliche Erfindungsgeiſt in der Mechanik je hervorgebracht hat. Sie erinnert mich an einen hieſigen wenig bekannten Künſtler O'Connor, welcher in einem andern Fache etwas ebenfalls Außerordentliches, und dem Anſcheine nach Unbegreifliches, leiſtet. Dieſer Mann reducirt nämlich die Abdrücke der Kupferplatten zu einer beliebigen Größe. Bringt man ihm z. B. eine Platte von 18 Zoll Höhe und Breite, und verlangt, daß die Abdrücke nur 12 oder 10 oder 8 oder 6 Zoll Höhe und Breite haben ſollen, ſo geht O'Connor in ſeine Werkſtatt, und nach einigen Stunden kommt er mit den Abdrücken in verjüngtem Maaßſtabe wieder hervor, ohne daß der geringſte Zug des Originals darin fehlt. Ich muß geſtehen, als ich zuerſt von dieſem Verfahren hörte, glaubte ich, es ſey ein Spaß; allein Mitglieder der Kommiſſion, welche die Aufmunterungs-Geſellſchaft zur Unterſuchung der Wahrheit ernannt hatte, haben mich verſichert, daß ſie ſich von ihm haben Proben ablegen laſſen; auch hat er einige bey der lezten Kunſt-Ausſtellung vorgezeigt. Man vermuthet, und anders läßt ſich auch, glaube ich, die Sache nicht erklären, daß er die Kupferplatte auf eine im Rahmen ſtark geſpannte Fläche von elaſtiſchem Harze abdrückt, dieſe Fläche dann nach Belieben zuſammenzieht, und den verjüngten Abdruck auf Papier preßt. Er ſoll der Regierung ſein Geheimniß für ungefähr 10 000 Franken angeboten haben, welches aber nicht angenommen worden iſt.

Neulich iſt der Cercle des arts eröffnet worden, und hat ſeitdem mehrere öffentliche Sitzungen oder Darſtellungen gehalten. Dieß iſt nun wieder eine der weitausſehenden Anſtalten, wie ſie in dieſer Hauptſtadt zuweilen den Projektmachern einfallen. Ein gewiſſer St. Huard hat ſich an die Spitze einer Geſellſchaft von Aktienträgern geſtellt, auf deren Koſten für 18,000 Franken ein prächtiges Hôtel auf den Kays gemiethet worden iſt. Dieſes Hôtel iſt gerade dasjenige, welches Graf Decazes während ſeines Miniſteriums bewohnte, und deren Mauern Zeugen ſo mancher Schmeicheleyen, Bücklinge, Bitten und Empfehlungen geweſen ſind. Die großen Säle dieſes Hôtels ſollen nun zu Kunſt-Ausſtellungen dienen, wozu jedweder Künſtler ſeine Produkte liefern kann. Finden ſich Käufer zu denſelben, ſo zieht die Geſellſchaft 10 Prozent für ihre Mühe und Unkoſten ab, und überliefert den Reſt dem Urheber des Kunſtproduktes; bleibt das Werk unverkauft, ſo will ſie nichts für die Ausſtellung verlangen. Ferner hält ſie Leſezirkel, und hat auch einige Profeſſoren beſoldet, um Vorleſungen zu halten zu Gunſten der Abonnenten; dieſe Vorleſungen wechſeln dann mit Muſikſtücken ab, um auch die Damen herbeyzulocken. Außer der Klaſſe der Aktienträger, welche ihre Kapitalien hergeben, und derjenigen der Abonnenten, welche die Zinſen davon zahlen ſollen, gibt es bey der Anſtalt noch eine dritte Klaſſe, diejenige nämlich der Korreſpondenten; was dieſe zu hoffen oder zu zahlen haben, weiß ich nicht. Dann wird auch noch von der Geſellſchaft eine Art von Kunſtjournal: Le mémorial des arts, herausgegeben, das ſich aber mehr auf mechaniſche, als bildende Künſte zu erſtrecken ſcheint, und auch ſtatiſtiſche und topographiſche Aufſätze enthält, und ſehr ſauber gedruckt wird. Dieß iſt bis jezt der ganze Wirkungskreis dieſer Anſtalt, die in ihren erſten Reden ſich ſelbſt als eine unentbehrliche Ergänzungs-Anſtalt der Künſte angekündigt hat. Wie dieſes Ergänzen ſoll verſtanden werden, ſehe ich noch nicht recht ein, man möchte denn etwa den Künſtlern die Mittel zu ergänzen ſuchen, ihre Produkte abzuſetzen, wozu allerdings das öffentliche Ausſtellen das Seinige beytragen kann; jedoch ſolcher Ausſtellungen gibt es ſchon einige, als z. B. der Bazar français und die Girouxſchen Säle. Die Vorleſungen waren bisher nicht ſehr bedeutend. Ich hörte da eine Abhandlung über den Zodiakus von Denderah, der bekanntlich nun in Paris angelangt iſt, und der Regierung zu Gebote ſteht, wenn ſie ihn kaufen will; diejenigen, welche ihn auf ihre eigenen Koſten haben von Egypten kommen laſſen, thun in den Zeitungen und bey den Miniſterien ihr Möglichſtes, um die franzöſiſche Regierung zum Ankaufe zu reizen; bis jezt iſt ſie noch ſehr unſchlüſſig, zumal da ſich mehrere Ankäufe egyptiſcher Alterthümer darbieten. Der Profeſſor, welcher die Vorleſung hielt, erklärte die egyptiſchen Hieroglyphen, als ob er den Schlüſſel dazu in einer Pyramide oder in einem Felſengrabe Egyptens aufgefunden hätte, und es ſchien, als ob das Leſen der Papyrus ihm nicht mehr Mühe koſtete, als das Leſen der Zeitung. Dazu wünſche ich ihm viel Glück, die andern Gelehrten ſind bis jezt noch nicht ſo weit gekommen. Durch ſeine Vorleſungen wird der Cercle des arts ein Nebenbuhler des Athenäums und der berüchtigten Société des bonnes lettres, die ſich dieſen Winter, oder eigentlich ſeitdem die Ultras ganz zur Macht gelangt ſind, wieder gehoben hat. Den Herren und Damen, beſonders die bereits mit Perücken verſehenen, und überhaupt Alle, die dem Zeitgeiſte gram ſind, weil er Schuld daran iſt, daß man ihnen die aus dem Mittelalter geerbten Annehmlichkeiten weggeſchnitten hat, beſuchen die Bons hommes de Lettres ſehr fleißig an den Tagen, wo von dem Katheder in den zierlichſten Ausdrücken und mit dem ächten Tone der Bonne société auf die Revolution und die Leute geſchimpft wird, welche während derſelben gehandelt haben. Lacretelle, nachdem er früher die Revolution, und ſpäter das Bonapart'ſche Syſtem gelobt hatte, beſteigt zu Zeiten dieſen Katheder, um zu beweiſen, daß die Hommes monarchiques allein die Kunſt zu regieren verſtehen, und daß außer ihrer Parthey kein Heil zu hoffen iſt; davon iſt ſein Auditorium im Voraus ſchon ſo verſichert, daß es den Hrn. Profeſſor mit Klatſchen dafür belohnt, daß er ihnen ſo aus der Seele ſpricht. Doch befinden ſich unter den Zuhörern nicht blos alte, bey denen der Haß gegen die neue Ordnung der Dinge leicht zu begreifen iſt, ſondern auch junge.

(Der Beſchluß folgt.)

Räthſel.

Des Tages Pforte bin, des Tages Jugend ich,
Auch nennet ihr den Tag der Auferſtehung mich.

Auflöſung der Charade in Nr. 77:
Hochzeit.

Nro. 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. April 1822.

Ach, wie erſchrickt die böſe Welt
Für Gottes Freund und Kindern,
Wie wird ihr Angeſicht verſtellt,
Wenn ſie nicht kann verhindern,
Daß ſie im Glauben fahren fort,
Des Herren Werk an allem Ort
Zu treiben und zu bauen.

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

6.

Wie die Könige in Jeruſalem eingezogen, und zu Herodes kamen.

Der Nebel ſchwand im Sonnenlichte,
Da glänzte Tempel, Burg und Stadt;
Als nun die Schaar, die reiche, dichte,
Durch die erhellten Thore trat,
Erfüllung wurde da den Worten:
„Es kommt, o Stadt! mit Gold und Gut
Der Heiden Kraft, und deine Pforten
Umlagert der Kameele Flut.“

Doch zitterten, die drinne wohnen,
Als ſie die Heereskraft erblickt,
Die Völker, die aus fernen Zonen
Der Aufgang, der erregte, ſchickt.
Die Stadt, ſie faſſet ſie nicht alle,
Der Markt iſt voll, es ſtockt das Thor,
Die Andern lagern ſich am Walle,
Und liegen, wie ein Feind, davor.

Da dachte man der Väter Zeiten,
Die ſahen all der Völker Zahl,
Um Wall und Mauer feindlich ſtreiten,
Und ſie beſtürmen all' zumal.
Da ward manch banges Wort gehöret:
„Der Indier iſt da, der Mohr!
Der Ahnherr hat die Stadt zerſtöret,
Wer weiß, was uns der Enkel ſchwor!“

Den alten König aus dem Schlafe,
Auch den Herodes weckt der Klang,
Er hört es nahn wie Himmelsſtrafe,
Er ſieht vom Fenſter aus den Drang.
Bald merkt er, wie der laute Schrecken
In ſtille Freude ſich verkehrt,
Die Neugier liſpelt an den Ecken,
Was ihr der Fremden Mund beſcheert.

Er hört das leiſe Wort der Leute:
„Geboren iſt, den Gott verheißt!“
Und des Propheten Spruch tritt heute
Gerüſtet vor den finſtern Geiſt.
Die Schriftgelehrten und die Prieſter
Beruft er in den hohen Rath,
Und frägt mit ſcheuer Haſt: „Wo iſt er,
Den Gott dem Volk verheißen hat?“

Sie ſprechen all' aus *einem* Munde:
„Du kenneſt des Propheten Wort,
Nicht deutet es, o Herr, die Stunde,
Doch wohl bezeichnet es den Ort:
Du kleines *Bethlem*, biſt erkoren,
Vor allem Juda ſey erfreut!
Der Herzog wird aus dir geboren,
Der ſeinem Iſrael gebeut.“

Der König hat genug vernommen,
Er ſendet nach den Fremden aus,
Er bittet ſie, zu ihm zu kommen,
Man führt ſie heimlich in ſein Haus.
Da treten herrlich ausgeſchmücket
Die Fürſten vor ſein Angeſicht.
Er ſteht ſo ärmlich, ſo gebücket:
Nein! ſolch ein König iſt er nicht.

Doch ſprechen ſie mit würd'gem Neigen:
„Wir ſehn, du biſt der Fürſt des Lands;
Du wollſt das Königskind uns zeigen,
Das aufging dieſes Volkes Glanz.
Es deutete, was da geſchehen,
Ein alter Seherſpruch uns ſchon,
Wir haben ſeinen Stern geſehen:
Sprich! iſt's dein Enkel, iſt's dein Sohn?“

Doch der im Herzen ſchwer betrübet,
Sprach da mit lächelndem Geſicht,
In aller Falſchheit wohl geübet:
„In meinem Hauſe ſuchet nicht.
Es künden die Prophetengeiſter
Wohl einen andern, größern Herrn!
Auch mir erzählten's meine Meiſter,
Und ich — fürwahr, ich hört' es gern.“

„Drum ſagt mir, wann ſein Stern erſchienen,
Erforſchen möcht' ich es mit Fleiß;
Ich ſelber, glaubt mir, will ihm dienen,
Sobald ich ſeine Stätte weiß.
Es laſſen ihn die alten Kunden
Aus Bethlem, Davids Stadt, erſtehn.
Eilt, ſagt mir's, wenn ihr ihn gefunden;
Nicht dürft ihr mich vorübergehn!“

Er ſchweigt, und aus des Buſens Schwärze
Füllt ſich ſein Angeſicht mit Nacht;
Der fromme Blick, das lichte Herze
Der Kön'ge nimmt es nicht in Acht.
Sie künden ehrlich Tag und Stunde,
Daran das Licht erſchienen iſt,
Sie grüßen mit getreuem Munde,
Und ziehen weiter nach dem Chriſt.

Und Dromedar' und Stier' und Schaafe,
Und Roß und Mann ziehn aus der Stadt;
Jeruſalem legt ſich zum Schlafe,
In dem es vor gelegen hat.
Nur in dem Schloß, da wacht und zittert
Herodes vor der Fremden Wort;
Er rechnet hin und her, er wittert
Trug und Verrath; er ſinnt auf Mord.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Die Sitten der Weiber ſchienen ſich mir beſonders durch Milde, Naivität und Lebhaftigkeit auszuzeichnen; ſie haben, in meinen Augen wenigſtens, eine gewiſſe natürliche Anmuth und Herzensmunterkeit an ſich, welche eben ſo fern von der erkünſtelten engliſchen Kälte und Gleichgültigkeit, als von der nicht weniger erkünſtelten franzöſiſchen Lebhaftigkeit und Zierlichkeit iſt. Sie werden ſehr früh in die Geſellſchaft eingeführt, ja bey weitem zu früh, um ſich einer gebührenden Aufmerkſamkeit auf die Bildung ihres Geiſtes widmen zu können. Indeſſen ſind mir mehrere auffallende Ausnahmen von dieſem allgemeinen Gebrauche bekannt. Es gibt einige Mütter in dieſer Stadt (New-York) welche ſorgfältig über die Erziehung ihrer Töchter wachen, und denen es mehr darum zu thun iſt, deren Geiſt mit ſoliden Kenntniſſen anzufüllen, als ſie mit zierlichen Fertigkeiten auszuſtaffiren, und ich habe Urſache zu glauben, daß im nächſten Geſchlecht ſolche Perſonen nicht mehr als Ausnahmen daſtehen werden. In Europa würde dieſes zu viel gehofft ſeyn, aber in dieſem Lande ſieht e i n Geſchlecht Wunder. In den Abendgeſellſchaften ſieht man beynahe keine andere als junge Leute. Ein volles Zimmer iſt hier ein artiger Anblick, der aber nicht für Perſonen über ein gewiſſes Alter gemacht iſt. Die Kleidung dieſer jungen luſtigen Geſchöpfe iſt nicht ſo zierlich als ſie anſtändig iſt. Sie iſt zuweilen prächtiger und koſtbarer, als den Töchtern einer Republik geziemt; ſpricht aber nie dem Anſtande Hohn, wie es bey unſern engliſchen Frauenzimmern geſchieht, die mich oft für ihr Geſchlecht und ihre Nation erröthen gemacht haben. Die hieſigen Moden ſind eine Nachahmung der franzöſiſchen; ſie ſollen aber nicht ganz ſo veränderlich ſeyn, und man ſcheint es für klüger und paſſender zu halten, die Taille und Schultern lieber da zu tragen, wo die Natur ſie hingeſezt, als ſie in einem Monat bis zu den Ohren zu erheben und ſie im Folgenden bis zur Tiefe unſerer Großmütter hinabzuſenken. Auch die Tänze (und dieſe jungen Mädchen tanzen mit vieler Leichtigkeit, Anmuth und Munterkeit) ſind franzöſiſch und meiſtens Quadrilles. Die Jünglinge ſcheinen mir im Allgemeinen nicht die Anmuth ihrer ſchönen Gefährtinnen zu beſitzen, auch überhaupt nicht ihre Leichtigkeit im Benehmen und in der Unterhaltung. Wenn ſie einen Fremden anreden wollen, nehmen ſie oft einen ſo feyerlichen Blick an, daß man ſich ganz erſchrocken fühlt. Sie ſehen aus, als warteten ſie bis man „ſeinen Mund in Weisheit öffne,“ oder als wenn ſie ſich vorbereiteten, daſſelbe auf ihrer Seite zu thun. Ich ſelbſt habe oft bey einer ſolchen Gelegenheit ſchnell meine erſchreckte Sinne zuſammen gefaßt, in der Erwartung durch irgend eine gelehrte Unterſuchung über die Geſchichte der Vergangenheit oder die Begebenheiten der Zukunft zum Höchſten gebracht zu werden. Und ich wüßte Ihnen kaum die plötzliche Erleichterung zu beſchreiben, welche ich fühlte, wenn man mir eine einfache Frage über die Neuigkeiten des Tages oder meine Meinung über Lord Byrons Gedichte vorlegte. Aber nicht nach den jungen Leuten in dem müßigen Geſellſchaftsſaal darf der Fremde ſein Bild von einem Amerikaner entwerfen. Er muß dieſe Jünglinge anſehen, wenn ihnen das männliche Alter den Stempel aufgedrückt hat, wenn ſie berufen worden ſind, ihre Bürgerrechte zu üben, und wenn ſie die Geſchichte und Verfaſſung ihres Landes nicht nur ſtudirt haben, ſondern auch von den Grundſätzen ſeiner Regierung und von jener Philoſophie durchdrungen ſind, welche ihre liberale Regierungsform ſo ſehr einzuflößen geneigt iſt. — Die jungen Leute von beyden Geſchlechtern genießen hier einer Freyheit des Umganges, welche den ältern und mehr ceremoniellen Ländern Europas fremd iſt. Sie tanzen, ſingen, gehen und fahren zuſammen beym Sonnenſchein und Mondſchein, ohne daß auch nur ein unbedachtſamer Schritt beſorgt würde. In dieſem geſegneten Lande fürchtet man die Ehe ſelten als eine Unbedachtſamkeit, und daher gibt man ſich auch keine Mühe, die Bildung früher Bekanntſchaften zu verhindern. Es iſt merkwürdig anzuſehen, wie ſchnell dieſe luſtigen Mädchen in liebende Gattinnen und treue Mütter, und dieſe leichtſinnige Jünglinge in fleißige Bürger und nachdenkende Politiker verwandelt werden. — Die Hochzeiten werden gewöhnlich im elterlichen Hauſe der Braut gefeyert, und das junge Paar bleibt gewöhnlich die erſten ſechs oder zwölf Monate darin wohnen. Selten bringt die Frau ein Heirathsgut mit, und ſelten hat der junge Mann mehr, um anzufangen, als einen friſchen Muth und gute Hoffnungen; welche ſelbſt dann noch nicht erlöſchen, wenn ihm ſein Gewerbe als Arzt, Advokat oder Kaufmann mißlingt, denn ihm bleibt noch immer das weite Feld der gütigen Natur offen, und er kann ſich mit ſeiner Gattinn und Kindern in die Wüſte begeben, wo er Schätze findet. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Schottiſche Anekdote.

Im Jahr 1795 hatte die Breadalbaniſche Miliz Streit in Glasgow, einige von ihnen wurden in Verwahrſam gebracht und ſogar mit körperlichen Züchtigungen bedroht; darüber wurden ihre Kameraden ſo aufgebracht, daß ſie wagten, dieſelben gewaltthätig zu befreyn. Dieſer militäriſche Ungehorſam mußte beſtraft werden, man ergriff die Anſtifter und machte ihnen den Prozeß. Allein es waren ſo Viele in der Sache verwickelt, daß es ſehr ſchwer war, den Schuldigen zu entdecken. Man bemühte ſich, die Verhafteten von der Strafwürdigkeit ihres Betragens zu überzeugen, und dieſe wackern Schotten ſahen dieſe ſo lebhaft ein, daß ſich deren viere freywillig anboten, ſich für ihre ſämmtliche Waffenbrüder vor Gericht zu ſtellen. Dieſe Wackern wurden auch ſogleich nach Edinburgh Caſtle gebracht und ihr Prozeß eingeleitet; ſie wurden zum Tode verurtheilt, doch nur einer wirklich erſchoſſen, die drey andern ließ man frey. Auf ihrem Weg nach Edinburgh fand eine Begebenheit ſtatt, welche dem Charakter der Hochländer zur höchſten Ehre gereicht.

Der eine der Gefangenen vertraute unterwegs dem Offizier der Sicherheitswache, daß er ſein Schickſal wohl voraus ſähe, er habe aber in Glasgow Geſchäfte für einen Freund zu beſorgen, die er vor ſeinem Tod noch ſehr gern beendigt hätte. Wolle ihm nun der Offizier erlauben, nach Glasgow zurück zu kehren, um dieſe Geſchäfte abzuthun, ſo würde er ſo ſchnell damit fertig werden, daß er nach wenigen Stunden, noch ehe der Haufen Edinburg erreicht, wieder zu ihm ſtoßen und ihn als Gefangner begleiten würde. Sie haben mich ja von Kindheit an gekannt, ſezte der Arreſtant hinzu, Sie kennen mein Land und meine Verwandten, Sie wiſſen wohl, daß ich mein Verſprechen nicht brechen werde, ich bin wieder da, ehe ſie das Caſtel erreichen.“ Das war nun für einen Offizier, der den Dienſt kennt, ein ſehr kitzlicher Vorſchlag, aber das menſchliche Gefühl ſiegte, er vertraute dem Flehenden; dieſer kehrte in der Nacht zurück nach Glasgow, berichtigte ſein Geſchäft und machte ſich vor Tag wieder auf den Weg, ſein Verſprechen zu löſen. Um nicht als Ausreißer aufgefangen und nach Glasgow zurück geſendet zu werden, nahm er einen großen Umweg durch Thäler und Wälder, durch welche Vorſicht er die vorgeſchriebene Stunde wirklich verſäumte. Wie der Offizier mit ſeinem Haufen bis in die Nähe von Edinburgh gekommen war, und ſein Gefangener ſich noch immer nicht einſtellte, gerieth er in große Verlegenheit; er rückte langſam weiter, allein kein Arreſtant ließ ſich ſehen — endlich mußte er in das Caſtel einziehen, und wie er eben beſchäftigt war, die Gefangenen abzugeben, drängte ſich Macmartin, blaß aus Angſt und Ermüdung, athemlos aus Eile, um nicht durch zu ſpätes Kommen ſeinem Wohlthäter Vorwürfe zuzuziehen, unter ſeine Kameraden.

In welchem Licht man des Offiziers (Oberſt Colin Campell) Benehmen betrachten will, ſo wäre zu wünſchen geweſen, daß die edle Worttreue des Schotten als Sühne für ſeine und ſeiner Kameraden militäriſches Vergehen hätte können angeſehen werden; allein einer von ihnen ſollte dem Geſetz zum Opfer fallen, ſie mußten looſen, doch nicht Macmartin, aber doch einen ſeiner Gefährten traf das Todesgeſchoß!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. März.

(Beſchluß.)

Ein Theil der jetzt aufkommenden Generation wird alſo den Haß gegen die neue Ordnung der Dinge von den Vätern und Müttern erben; weiter wird er aber wohl nicht gehen, denn bey der nachfolgenden Generation wird der durch die Revolution hervorgebrachte Zuſtand der Dinge beynahe auch ſchon zum alten gehören, wofern er nicht durch unglückliche Zufälle einſtweilen ganz über den Haufen geworfen werden wird. Doch dagegen, wie überhaupt gegen alle Schritte der ſich ſelbſt ſo nennenden Hommes monarchiques, finden ſich beſtändig unvorgeſehene Hinderniſſe vor. So z. B. iſt es ihnen wohl gelungen, den Miſſionarien unverſehens den Gebrauch der ſchönen und großen Genovefen-Kirche oder des ehemaligen Pantheons zu verſchaffen, und die nicht ſäumſeligen Miſſionarien oder Jeſuiten, oder was ſie ſonſt ſeyn mögen, haben ſchnell Beſitz davon genommen. Allein nun ſtehen ſie da und warten auf Geld, um in dieſer geräumigen und leeren Kirche etwas aufzuſtellen; unterdeſſen haben ſie ſich nur zwey-

Altärchen, ein Predigtſtühlchen, an dem man mit einer Leiter hinanſteigt, und eine Hauslampe, die an einem Seilchen hängt, verſchaffen können; das nimmt ſich denn unter der erhabenen Kuppel ſehr ſonderbar aus. Freylich, wenn es von den Ultras abhinge, ſo würden bald einige hundert tauſend Franken vergeben werden, um die Kirche auszuſchmücken; allein das Budjet muß der Kammer unterworfen werden, und dort gibt es Leute, die einen Artikel nach dem andern unterſuchen, und genau wiſſen wollen, wozu das Geld gebraucht werden ſoll; jedoch zweifle ich nicht, daß wenn die Ultras fortfahren ſollten, mit vollen Segeln umherzuſchiffen, wie ſie jetzt thun, ſie auch bald Geld ausmitteln werden, (es iſt indeſſen bewilligt worden), um das Genovefen-Gebäude ſtattlich auszuſchmücken, und diejenigen, die es bedienen, mit fetten Pfründen zu verſehen. In der Erwartung deſſelben haben die Miſſionarien ſeit einigen Tagen wieder begonnen in den andern Kirchen zu ſingen und zu predigen, und da ſie mit der volkreichſten Vorſtadt fertig waren, ſo haben ſie ſich dießmal ins Innere der Stadt gewagt, und zwar in eine Kirche nicht fern vom Palais royal; hier laufen aber die Sachen nicht ſo ruhig ab, als in der Vorſtadt, wo einhundert Gensd'armen wenigſtens vermögend waren, die Unwilligen ziemlich im Zaum zu halten. Neben dem Palais royal aber entſteht jeden Abend nach den Predigten der Miſſionarien ein großer Tumult, woran einerſeits die Vertheidiger der Miſſionarien, und andererſeits ihre Gegner Schuld ſind. Vom Wortſtreit kommt es zum Prügeln und Schlagen; dann kommen die bewaffneten Gensd'armen dazu und ſtieben den Auflauf aus einander. So endigt ſeit einigen Tagen jeden Abend dieſer neue Gottesdienſt.

Um zu dem oben erwähnten Zodiak von Denderah zurückzukommen, ſo iſt den Franzoſen ſo wenig beygefallen, dieſes gewaltſame Abreißen eines Theils eines ägyptiſchen Tempels zu tadeln, da ſie doch Elgins ähnliches Verfahren laut mißbilligt haben, daß nur eine einzige periodiſche Schrift ſich dawider ausgeſprochen hat, und noch dazu ſoll der Aufſatz von einem Mitgliede der ägyptiſchen Kommiſſion herrühren, dem bange war, das Publikum möchte das Original mit der Abbildung in dem großen Werke über Egypten vergleichen, und einen großen Unterſchied zwiſchen beyden finden. Und wirklich iſt dieſer Unterſchied ziemlich erheblich, nicht ſo ſehr in den Figuren, die ziemlich getreu dargeſtellt ſind, obſchon es ſeine Schwierigkeit hatte, dieſelben von einem dunkeln, unebenen Plafond abzuzeichnen, als in dem ganzen Styl der Skulptur, welcher im Original ziemlich plump iſt, dagegen die von der ägyptiſchen Kommiſſion gelieferte Abbildung derſelben eine Zierlichkeit hat, die ihm wirklich fehlt. So mag es wohl mit mehrern Kupfern in dieſem großen Werke gegangen ſeyn; Leute, welche die Originalzeichnungen geſehen haben, verſichern, daß es oft ſo undeutliche und ſchülerhafte Umriſſe waren, daß unmöglich die darnach ſo ſchön geſtochenen Kupfer genaue Abbildungen ſeyn können. Da die Kommiſſion ihre Arbeit unaufhörlich in den Zeitungen herausſtreichen läßt, ſo kann es nicht undienlich ſeyn, das Publikum auch auf die Mängel derſelben aufmerkſam zu machen, damit es nicht mehr von derſelben erwarte, als ſie wirklich leiſtet.

D g.

Schweiz.

Unter den Nonnenklöſtern der öſtlichen Schweiz, die von ausländiſchen Reiſenden, beſonders deutſchen und engliſchen (proteſtantiſchen) Frauen am meiſten beſucht werden, gehört beſonders das, vier Meilen von Altdorf im Kanton Uri gelegene, Benediktiner-Kloſter in Seedorf, unfern der Reuß. Schon die Lage deſſelben, zunächſt an einem ſchauerlichen Tannenwald, der die tiefere Einfaſſung des hohen Gitſchberges bildet, mehr noch das hohe Alter der erſten, in mancher Hinſicht ans Mährchenhafte grenzenden, Stiftung des für ein Nonnenkloſter ziemlich ſtattlichen Gebäudes, zieht unwillkührlich die Aufmerkſamkeit des Reiſenden an. Iſt man indeſſen neugierig, der alten Legende näher zu kommen, ſo weiſen die im Chor der Kloſterkirche angebrachten mittelmäßigen Fresko-Gemälde, dann ein im Speiſeſaale befindliches, ebenfalls mittelmäßiges, Oelgemälde aus, wie der ausſätzige König Balduin von Jeruſalem im Abendlande Geneſung geſucht hat, und wirklich 1124 in der Abtey zu Seedorf gereinigt worden iſt; deßwegen Balduin dem Gotteshauſe nicht nur reiche Schenkungen gemacht, ſondern auch deſſen Stiftsfrauen zur Annahme des St. Lazarus-Ordens beredet hat. Der ſtiftungseifrige Fürſt führte auch daſelbſt ein Ritterhaus des Streits und Verpflegungs-Ordens vom St. Lazarus und ein großes Spital auf, vergabte beyden Stiften Klein-Aſien und Torus (?), und bewirkte ihnen vom Kaiſer Heinrich IV. herrliche Privilegien. Das und Mehreres noch beſagt die alte Kloſter-Chronik. Als die erſten Kommenthure des Ritterhauſes nennt ſolche den Ritter Laurent v. Poitiers, erſter Kommenthur, ſeiner Schweſter Sohn, Emanuel v. Normandie, Heinrich v. Montfort, Sebaſtian v. Roan, Euſtace v. Burgo, Teutgart v. Flandern, Veromund v. Franken, Hug v. Frieſen, Edmund v. Dobeſſit, Hermet v. Agari, Karl v. Franken, Baſil v. Normandie, Hermet v. Haldenſtein, Konrad v. Kom, Burkhart v. Habsburg, Hieronymus Stoker v. Hirzfeld, Joun Rottenbach, Melchior v. Bereldingen, und erwähnt dieſe alle als tapfere und berühmte Ritterleute, welche wider die Ungläubigen geſtritten, zu Seedorf geſtorben, und im daſigen Münſter beerdigt worden ſeyn ſollen. Späterhin brannte das Ritterhaus ab und der Orden erloſch. Graf Arnold v. Brienz ſtiftete bald darauf eine Frauen-Abtey, welche, nebſt der übrigen Beſitzung des St. Lazarus-Ordens, 1243 von Berchtold v. Schenk von Habsburg reich begabt wurde. Anfangs des ſechszehnten Jahrhunderts ward dieſelbe durch erneuerte Stiftungen zu einer Frauen-Abtey Benediktiner-Ordens wieder eingerichtet, die aber in der Peſtzeit 1518 wieder zu erlöſchen drohte, indem ſämmtliche Nonnen daran ſtarben, und nur die Meiſterin, Apollonia Scheitler, lebend blieb. Mit nöthiger Sichtung deſſen, was die alte Chronik von Balduin ſagt, ſpricht alles Uebrige unläugbar vom hohen Alter dieſes Stiftsbaues, und die im Jahr 1600 und 1607 in den Kloſtergärten ausgegrabenen Alterthümer werden jedem darnach Fragenden willfährig gezeigt. Vieles iſt in großen Schränken in der Sakriſtey aufbewahrt, und beſteht in mehrern uralten ſilbernen Schüſſeln in getriebener Arbeit von ſehr fleißiger Vollendung, alten Schlüſſelringen, einem ſehr alten in kaum lesbaren Lettern geſchriebenen Miſſale oder Meßbuch, dem Ordensſtatuten-Buch der Kommenthure, einem Wehrſchild der erſten Lazariten-Ritter, Grabſteinen und noch mehrern andern Dingen. Nur iſt zu bedauern, daß die guten Nonnen von dem ſich unter ihnen fortgeerbten Wahn nicht wollen belehren laſſen, es dürfe nicht weiter (obgleich zuverläſſig noch wichtige Ausbeute zu hoffen wäre) nachgegraben werden, bis gewiſſe Zeichen ſich würden ausgewieſen haben, wo dann ohne Weiteres damit werde fortgefahren werden. Es haben ſich hin und wieder einzelne Partikularen erboten, die Nachgrabungen auf eigene Koſten zu betreiben, was aber nicht angenommen wurde. Außer dieſen Seltenheiten ſchätzen Kenner noch das alte ſehr wohl erhaltene Altarblatt im Chor, die Auferweckung des Lazarus. Dieſes beweiſt durch manche Eigenthümlichkeit ſein Alterthum. So befindet ſich z. B. auf dieſem Gemälde auf der einen Seite ein knieender Ritter, ihm gegenüber eine knieende Frau in der unſerer Nonnentracht ähnlichen Kleidung, wahrſcheinlich die Stifter des Altars.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 28.

Nro. 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. April 1822.

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mähr;
Der guten Mähr' ich bring' ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will:

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

2.

Was den Königen auf ihrer Fahrt nach Bethlehem begegnet.

Wie lieblich grünend ſtehn die Auen,
Durch die der Pfad nach Bethlem führt,
Wie vollbelaubte Hügel ſchauen
Ins Thal, das keinen Winter ſpürt.
Es weiß nichts von des Hagels Schlägen,
Und bleibt im Sommer unverſengt,
Es wird zur Zeit der kalten Regen
Mit warmem Frühlingsguß beſprengt.

Durch ſolches geht die Winterreiſe
Der Könige mit Lenzesmuth;
Die Sonne ſinkt, da gießt ſich leiſe
Durchs grüne Feld Smaragdenglut.
Die Berge ſind von Golde trunken,
Der Bäche Silber leuchtet fern;
Wohl iſt die Sonne längſt verſunken,
Doch über ihnen geht der Stern.

Heut wandelt er mit ihren Tritten,
Er geht ſo feſt, ſo raſch voran;
Ja, ſeine Strahlen gleichen Schritten,
Und laſſen Spuren ihrer Bahn.
Wie wenn ein lichter Regenbogen
Durchs Thal, nicht durch die Wolken geht,
So haben ſie den Pfad gezogen,
Und eine Furche Golds geſät.

Dort liegt an eines Hügels Saume,
Gelagert eine Hirtenſchaar,
Erweckt aus ihrem erſten Traume
Hat ſie der Stern ſo wunderklar.
Er deckt mit weiſſen, weichen Lichtern
Der Schaafe ſchlummernd Häuflein ganz,
Und auf den frommen Angeſichtern
Der Hirten ſpiegelt ſich ſein Glanz.

Da kommt der Fürſten Heer gezogen,
Die Hirten richten ſich empor;
Auf flücht'gem Roß herbeygeflogen
Sprengt an der Tharſis-Fürſt, der Mohr:
„Erzittert nicht, ihr Hirtenleute!
Wir ſind kein feindlich Kriegesheer;
Wir fallen nicht auf euch nach Beute,
Wir werfen nicht nach euch den Speer!“

Ihm tritt ein alter Greis entgegen,
Neigt ſich, und ſpricht: „Gewaltge Herrn!
Es iſt ein Wunder allerwegen:
Hier ſolches Heer, und dort der Stern!
Doch ſchreckt uns nicht, was wir gewahren,
Und blendet dieſer Glanz uns nicht,
Denn wißt, wir ſahn des Himmels Schaaren,
Und ſchauten mehr als Sternenlicht.“

„Wir lagen ſtill bey unſrer Heerde; —
Dreyzehnmal ward ſeitdem es Nacht —
Da goß ſich Klarheit auf die Erde,
Da wallt' ein Glanz um uns mit Macht,
Da hatt' im Kleid, aus Licht gewoben,
Ein Jüngling ſich herabgeſenkt,
Ein Hirte dücht' es uns, der droben
Des Himmels goldne Schaafe tränkt.“

„Er ſprach: "Getroſt! ich bin Verkünder
Des Heils, das heut euch wiederfährt:
Euch iſt der Heiland aller Sünder,
Der Chriſt, in Davids Stadt beſcheert.
Bewahrt das Wort von meinen Lippen,
Sucht, bis das Zeichen ſich erfüllt:
Ihr findet dort in einer Krippen
Ein Kind in Windeln eingehüllt!“

„Er ſprachs, und alsbald war die Menge
Der Himmelsſchaaren um ihn her,
Da rauſchten ſelige Geſänge,
Da wogt' um uns des Lichtes Meer.
Wir aber gingen anzubeten,
Wir kennen unſern König jezt:
Seit hat von Erden-Luſt und Nöthen,
Uns nichts erfreut, uns nichts entſezt.“

Nun wurden Kön'ge bald und Hirten
In freudigen Geſprächen eins,
Und Beyder Heerden traulich irrten,
Vermengt im Glanz des Sternenſcheins.
Da war nicht Jude mehr und Heide,
Sie waren Beyd' ein Volk des Herrn.
Zu einem Reich berufen Beyde,
Vom Engel die, und die vom Stern.

Die ſchweizeriſchen Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte.

(Im Auszuge aus den Neujahrs-Blättern der Zürcherſchen Hülfs-Geſellſchaft für 1821.)

Die Geſchichte ſchweizeriſcher Auswanderungen könnte mit der großen Wanderung der alten Helvetier zu den Zeiten von Julius Cäſar eröffnet werden, von der jedoch ſo wenig als von den ſpätern Kriegszügen und von dem Reislaufen (fremder Kriegsdienſt) der Schweizer, die allerdings bedeutende und fürdauernde Auswanderungen geweſen ſind, die Rede ſeyn ſoll. In engerem Sinne handelt ſichs hier nur von den friedlichen Auswanderungen einer größern oder kleinern Zahl Familien, um in fremden Ländern ſich häuslich niederzulaſſen; dieſe begannen im Grunde erſt nach den Zeiten der Glaubensverbeſſerung.

Irrige Religionsbegriffe bey Untergebenen auf der einen; die Strenge der Regierungen und der Geiſtlichkeit gegen alle Sektirer auf der andern Seite, ſcheinen die Veranlaſſung zu den erſten dieſer Ereigniſſe geweſen zu ſeyn. Ein Wiedertäufer (Peter Hottinger aus dem Kanton Zürich) hatte ſich gegen Ende des Jahrs 1574 zu Schaidawitz in Mähren niedergelaſſen. Von da ſchrieb er an ſeine Bekannten, rühmte ſein Glück, und daß er erſt jezt bey dem rechten Volke Gottes ſey, wo man keine Verfolgung leide und noch viele Platz finden könnten. Dieſer Brief ward bey den Angehörigen ſeiner Sekte herumgeboten; anderweitige Einladungen mochten dazu kommen; die Regierung des damals noch herrſchenden Kaiſers Maximilian II. war mild in Rückſicht auf Glaubensſachen; den Grundeigenthümern konnte es erwünſcht ſeyn, öde Landſtriche durch thätige Ankömmlinge bepflanzt zu ſehen; es erſchienen Leute, die ſich zu Führern anboten, die Sache leicht und reizend ſchilderten; kurz die Wanderung fing an in dem Maße überhand zu nehmen, daß die Regierungen verſchiedener Kantone aufmerkſam wurden, und als viele der Abgereisten krank, elend und durch ihre betrügeriſchen Führer ausgeplündert zurückkehrten, ſuchten jene durch ernſtere Maßnahmen größerem Uebel zuvorzukommen. In Zürich blieb es zwar jedem bewilligt, mit ſeinem Vermögen wegzureiſen; es ward ihm aber angezeigt, daß er ſeines Landrechts verluſtig werde und allfällig Zurückkehrende weggewieſen würden. Bern verſtattete ebenfalls die Abreiſe, aber das Vermögen der Auswanderer blieb ſo lange unter der obrigkeitlichen Verwaltung zurück, bis man von der Ankunft, Aufnahme und glücklichen Niederlaſſung an dem Ort ihrer Beſtimmung hinreichende Beweiſe hatte. Die Kantone der innern Schweiz behandelten den Verſuch als ein Verbrechen und zogen ohne weiters das Vermögen der Auswanderer zu Gunſten des Landesſeckels ein. Nach und nach erkaltete die Begierde zu reiſen, und nach Verfluß einiger Jahre hörte man wenig mehr von ſolchen gewagten Unternehmungen. Sie erneuerten ſich indeß im ſiebenzehnten Jahrhundert.

Weniger zwar als das benachbarte Deutſchland, aber dennoch empfindlich, litt auch die Schweiz unter den Folgen des dreyßigjährigen Krieges. Theurung, Verdienſtloſigkeit, Geldmangel lagen ſchwer auf der bedürftigen Volksklaſſe. Die innern Unruhen in verſchiedenen Kantonen mochten den Mangel an Vertrauen zu den Regierungen, ſo wie Unzufriedenheit mit der Landesverfaſſung erhöhen. Das Beyſpiel von Nachbarn, die damals ſchon nach Nordamerika auswanderten, und die Entvölkerung der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, für die von den daſigen Behörden neue Niederlaſſungen gewünſcht und erleichtert wurden, zogen viele Schweizer da oder dorthin. Verſchieden war der Erfolg; aber die mehrern hatten wohl die Urſache, den übereilten Schritt zu bereuen. Vorzüglich hatte damals der Schwindel im Kanton Baſel um ſich gegriffen. Es ſchien, als ob der Anblick des durchfließenden Rheines zur Einſchiffung und Wanderung doppelt einlade. Durch eine warnende Kundmachung vom 11. Brachmonat 1649 ſuchte die Regierung dem Uebel zu ſteuern; in andern Kantonen wurden die vorerwähnten Maßnahmen erneuert.

Mehr aber nahm die Wanderſucht im folgenden Jahrhundert überhand. Noch mitten im Winter von 1712 faßten unter andern fünf und dreyßig Haushaltungen der zürcherſchen Herrſchaft Sax, in 188 Perſonen beſtehend, den Entſchluß, nach Preußen zu ziehen. Ueberſchwemmungen, durch den austretenden Rhein verurſacht, und Armuth ſcheinen ihre Beweggründe geweſen zu ſeyn. Der Landvogt erhielt den Auftrag, unter die ärmſten Haushaltungen etwas Getreide zu vertheilen, den übrigen aber Vorſtellungen zu machen, und da dieſe umſonſt waren, ſie nach Bezahlung des üblichen Abzuggeldes und Aufkündigung des Landrechts ziehen zu laſſen.

Beynahe um die nämliche Zeit begannen die ungleich bedeutendern Auswanderungen nach Süd-Carolina und Georgien ſich anzubahnen. Schon im Jahr 1711 war von einem daſelbſt lebenden Basler, Namens Ochs, eine ſehr günſtige Beſchreibung jener Erdſtriche und der Vortheile daſiger Niederlaſſungen ſammt einer Charte erſchienen und in beträchtlicher Auflage ſchnell verkauft worden. Nicht lange nachher begab ſich der Oberſt Pury aus Neuenburg, mit einer Schaar ſeiner Landsleute, denen mehrere Deutſche folgten, dahin, und gründete am Ufer des Savannah-Fluſſes zwiſchen Süd-Carolina und Georgien die Kolonie Purysburg. Die brittiſche Regierung ermunterte dieß Unternehmen, um dadurch einen neuen Damm gegen die Einbrüche der Creeks, eines Stammes wilder Indianer, zu erhalten; vorzüglich aber um in ihren nord-amerikaniſchen Pflanzungen den Weinbau einzuführen, für den man Klima und Boden von Süd-Carolina geeignet hielt. Als Pury von da gegen Ende des Jahrs 1733 eine Reiſe nach der Schweiz unternahm, brachte er mehrere Briefe von Auswanderern mit ſich, die ſämmtlich große Zufriedenheit mit ihrem neuen Vaterlande bezeugten. Auch er ſelbſt machte einige Nachrichten über Carolina bekannt, die, nebſt jenen Briefen ins Deutſche überſezt, unter dem Titel: „Der nunmehro in der neuen Welt vergnügt und ohne Heimweh lebende Schweizer“ gedruckt und überall verbreitet wurden. Gelockt durch dieſe Beſchreibungen, vermehrten ſich bald die Auswanderer. Der Flecken Savannah ward größtentheils durch Schweizer bevölkert und ſpäter ebenfalls durch ſolche in Nord-Carolina Neu-Bern gegründet. Man hat bemerkt, daß zu jener Zeit nur durch den einzigen Paß bey Wallenburg im Kanton Baſel mehrere hundert Familien in wenigen Jahren gezogen ſind. Eine der zahlreichſten Scharen, aus Bewohnern der öſtlichen Schweiz beſtehend, ging unter Führung des, in den damaligen Appenzeller-Unruhen ſeiner Stelle entlaſſenen Landshauptmanns Tobler und eines St. Galliſchen Predigers, Zuberbühler, ab. Dem Berichten des leztern zufolge, waren ſie nach einer Ueberfahrt von ſieben Wochen glücklich in Charlestown angelangt, hatten während der Reiſe von 250 Perſonen nicht mehr als zwey Kinder verloren, genug fruchtbaren Landes, überall eine freundſchaftliche Aufnahme und alle Urſache gefunden, bey Fleiß und Ordnung ihres künftigen Wohlſtandes ſicher zu ſeyn, ſo daß, wie er beyfügte, ſein Sohn nächſtens nach St. Gallen zurückkehren und noch funfzig bis ſechszig Familien abholen werde. Die Verordnungen der Regierung verhinderten dieſes, indeſſen blieben Tobler und Zuberbühler noch geraume Zeit mit ihrem Vaterlande in Verbindung, und erſterer, in der Meß- und Sternkunde nicht unerfahren, eignete auf das Jahr 1754 den Ständen Glarus, Appenzell und den drey Bünden einen Kalender zu, der eine Beſchreibung von Süd-Carolina enthielt, und auf der Ueberſchrift ihn ſelbſt als Friedensrichter von Granwil-County in jenem Staate benannte. — Nicht alle ſeine frühern Reiſegefährten waren indeß mit ihrem Schickſal in gleichem Maße zufrieden geweſen. Mehrere kehrten in elendem Zuſtande nach Europa zurück: unter dieſen gab Bernhard Trachsler, aus dem Kanton Zürich, eine kurze Reiſebeſchreibung heraus, worin er ſich über die Beſchwerden der Reiſe, Unfreundlichkeit des Klima und der Bewohner, ſchlechte Nahrungsmittel und Wohnungen, Krankheiten, wilde Menſchen und Thiere bitter beklagte, und jedermann warnte, hinzureiſen; auch erſchien mit dieſem Berichte ein Jammergedicht der in Carolina Zurückgebliebenen, worin unter andern folgende Strophe vorkommt:

„Ich zog aus einem freyen Land,
Lebt' drinnen ehrlich, brav;
Carolina war mir nicht bekannt,
Jezt bin ich dort ein Sklav;
Kein' Freyheit hab ich nimmermehr.
Ach! großer Gött, dein Gnad beſcheer!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 15. Febr.

Das Karneval iſt zu Ende, und da man doch ſeinetwegen im Winter die Hauptſtadt vornehmlich beſucht, ſo ſollte auch ein wohlgezogener Korreſpondent billig allerley Intereſſantes davon zu erzählen wiſſen; allein wer, wie Referent, weder zu den großen, noch zu der reichen, noch — fugit irreparabile tempus! — zu der jungen Welt gehört, bekommt es, wie einſt Moſes das gelobte Land, nur aus der Ferne zu ſehen, und da will es ihm bisweilen bedünken, als ob Milch und Honig der Unterhaltung dort mindeſtens nicht in ganzen Strömen flöſſen. Die Opern, die jezt gegeben werden, außer der Olympia von Spontini, ſind längſt ein Gemeingut der alten Mutter Zeit, und gehören dieſem ihrem Winterdöchterchen nicht beſonders an. Zu originellen Schlittenfahrten fehlt, wo nicht das Geld, doch der Schnee, und Redouten ſind — Redouten! Man ſagt, ein geſcheiter Mann könne über die Liebe keine Viertelſtunde reden, ohne ins Abgeſchmackte oder Aberwitzige zu verfallen. Wir wollen zur Ehre der Liebe, wie der geſcheiten Männer hoffen, daß das eine derbe Unwahrheit iſt; wer aber von unſern gewöhnlichen Mummereyen mehr erzählt, als daß ſie — geweſen ſind, thut vielleicht nicht ſo ganz Unrecht, wenn er ſich alles Ernſtes frägt: wo er den Kopf gelaſſen hat?

Bey ſo bewandten Dingen ſieht es heute um den Stoff der Unterhaltung in der That ein wenig ärmlich aus, zumal da dem Referenten ein Talent abgeht, das übrigens in unſerer großen Hauptſtadt nicht gerade zu den ſeltenſten gehört, das Talent nämlich — die Wahrheit zu verbeſſern. Zwar könnte er Ihnen berichten, wie ein zweyter (oder, weil Pinetti ſchon der zweyte war) ein dritter Philadelphia bey uns erſchienen iſt, der ſich Bartolomäo Bosco nennt; allein da zupft ihn wieder der Laokoon am Oehrchen und warnt ihn, nicht von Dingen zu ſchreiben, die durchaus mit eigenen Augen geſehen ſeyn wollen. Das Eine, und weßhalb er wahrſcheinlich auch vor der Satyre eines Lichtenbergs Gnade gefunden haben würde, läßt ſich an unſerem neueſten Zauberer ſchriftlich loben, daß er ſo wenig Charletan bey ſeiner Kunſt iſt, als man es dabey nur immer zu ſeyn vermag. Auch rühmt man — und was gäbe es hier auch ſonſt groß zu rühmen? — die außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit, womit er alle ſeine Tauſendkünſte zu Stande bringt. Ein nettes Figürchen, ſteht er mit ein Paar zierlich aufgeſtreiften Mannsarmen da und bewegt ſie mit einer ſo unbegreiflichen Schnelligkeit, als ob er wirklich mit Fauſts Kunſtverwandten in einem geheimen Bündniſſe ſtände.

Es gehört mit zur praktiſchen Weltklugheit ſolcher Wundermänner, daß ſie auch außer dem Theater mit Anſtand von ſich zu reden geben; oder hat ihm vielleicht einer der vorhin erwähnten Verbeſſerer der Wahrheit ſeine Liebesdienſte neuerdings im Publikum bewieſen, ſo hat er es mit dem Künſtler wenigſtens nicht ſchlecht gemeint, und wir andern werden lächeln und in den alten Refrain einſtimmen: Se non é vero, é ben trovato. Genug, man erzählt ſich von Hrn. Bartolomäo Bosco ſeit einigen

Tagen folgendes luſtige Anekdötchen: Er ſey auf den Markt zu einer Frau, die Eyer feil hatte, mit der Frage gekommen: Wie theuer das Stück? Sie antwortet: Einen Münzgroſchen. Schnell nimmt er eins davon, zerſchlägt es und findet — ein Viergroſchenſtück darin. Hierauf greift er nach einem zweyten von etwas größerem Durchmeſſer: Ha, ſpricht er, das hat ſchwerer geladen! und richtig, bey der Oeffnung kommt ein Achtgroſchenſtück zum Vorſchein. Nun erbietet er ſich, die ſämmtlichen Eyer für den verlangten Preis zu kaufen und mit nach Hauſe zu nehmen, allein unſere sancta simplicitas iſt keine Närrin, den Handel einzugehen; ſie ſchleicht ſich vielmehr eiligſt in das nächſte Haus und zerſchlägt mit eigener Hand das beſte halbe Dutzend von ihren Eyern, um — Vier- und Achtgroſchenſtücke daraus zu ſammeln!

Uebrigens iſt ſo ein Mann wirklich recht eigentlich im Geiſte der Zeit, der den Glauben an das Wunderbare zu fördern ſucht, wo er kann. Doch viel wird man in dieſer Hinſicht mindeſtens mit unſerm Mittelſtande nicht ausrichten; denn der hat ſeit 1740 in der Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes dermaßen gute Schule gemacht, daß er ſich ſo leicht das Concept nicht wieder verrücken läßt. Möcht' er in Hinſicht des Geſchmacks nur gleich feſt und ſicher ſeyn! Allein hier läßt er ſich, mit wenigen Ausnahmen, von der Mode ſo gut tyranniſiren, wie alle übrigen, und das Wort neu iſt auch für ihn ein wahres Zauberwort.

Die Intendantur des Theaters, die unverkennbar für die Aufrechterhaltung des guten Geſchmacks zu wirken bemüht iſt, und ſchon dadurch, daß ſie die wirklich klaſſiſchen Werke von Schiller und Goethe in nicht zu langen Zwiſchenräumen immer wieder geben läßt, ſieht ſich, wie es ſcheint, genöthigt, dem hinreißenden Strome der Mode wenigſtens zum Theil nachzugeben; denn warum vermißte man ſonſt die Namen: Jünger, Großmann, Brandes, Stephanie, Schröder faſt beſtändig, und das Faktotum des wahren und ächten Geſchmacks, den in ſeiner Art einzigen Leſſing, ſo oft auf unſerm Repertoir?

Kaum ſollte man glauben, daß der Zepter der Mode ein ſo eiſerner Zepter ſeyn könnte! Und doch muß Referent verſichern, daß ihm in Sachen des Geſchmacks wahre Widerſprüche aufgefallen ſind, die kein Sterblicher, der unbefangen und frey urtheilt, ſich je zu Schulden kommen laſſen wird. So iſt es z. B. ein Faktum, daß das Meiſterwerk unſers unvergeßlichen Graun, der Tod Jeſu (eine Muſik, die ſowol, was die Korrektheit und Gründlichkeit der Harmonie, als was die Einfachheit, Natur und Schönheit der Melodie betrifft, ewig ein klaſſiſches Werk bleiben wird) eine ſo große Anzahl von Verehrern hier findet, daß ſie alljährlich und mehr als einmal wieder gegeben werden kann. Gleichwol ſind es oft die nämlichen guten Leute, die bey dieſer Aufführung dem wahren Genius der Kunſt huldigen, und die bey einer andern Gelegenheit den unausſtehlich bizarren und barokken neueſten Beethovenſchen Künſteleyen ihr lautes Bravo zurufen. „Sit, quodvis, simplex duntaxat et unum.“ Dieſen Hauptregeln für alle Künſte wie für alle Zeiten hat ſich Graun, haben ſich auch neuerdings noch Haydn und Mozart beſſer zu Nutze gemacht, als der Meiſter des Fidelio, der in dieſem Augenblicke ſein herrliches Talent blos vergeudet, um — Staunen zu erregen und auffallend zu ſeyn!

Ein hieſiger Recenſent in einer politiſchen Zeitung ſagte vor einigen Monaten von einer neuen Kompoſition, welche, ich weiß nicht mehr wer, von einem Niemeyerſchen Drama verfertigt hatte, ſie ſey eine zeitgemäße Muſik. Ein Kunſtwerk, gehöre es zu der praktiſchen, plaſtiſchen oder rhetoriſchen Gattung, darf aber nicht für eine beſtimmte, am wenigſten für die jetzige, an einem nicht zu rechtfertigenden Geſchmack kränkelnde, ſondern muß, wie der Homer, für alle Zeiten berechnet ſeyn, wenn es einen wahren Werth haben ſoll. Allein wie ſchlecht verſteht ſich ein politiſcher Recenſent auf den? Ein ſolcher horcht immer ins Haus, um zu erfahren, was die Geiſter der Mode über ein neues Kunſtwerk meinen, dann ſpickt er dieſe Meinung mit einigen gelehrt klingenden Phraſen aus, ſpricht von grandioſen Effekten, von ſceniſchen Menſchen und andern dergleichen neuäſthetiſchen Herrlichkeiten und glaubt dann wirklich, auch etwas geſagt zu haben. Nur zu leicht erinnert ein ſolcher unberufener Kritiker an den drolligen Einfall Shakeſpears: „Hätten die Engel ein Zwergfell, ſo müßten ſie ſich längſt über die Narrheiten zu Tode gelacht haben!“

Unſere Regierung wird, ſo heißt es wenigſtens, die ſehr reiche und vortreffliche Sammlung architektoniſcher Zeichnungen des auf der Reiſe mit dem General Minutoli in Cairo leider zu früh verſtorbenen Profeſſor Ludwig Liman an ſich kaufen. — Ferner hat der Herausgeber des Geſellſchafters, Profeſſor Gubitz, für dieſes ſein Blatt eine ſehr gute Acquiſition gemacht, und den Nachlaß von den Briefen berühmter Männer an Nicolai erſtanden. Es iſt aus einer eigenen Schrift, welche der Geheime Finanzrath v. Göcking über dieſen Nachlaß herausgegeben hat, bereits bekannt, wie letzterer den theuern Schatz einer ſchönen Zeit ſorgfältig durchſah und ordnete, und daß darin Briefe von Mendelsſohn, Abt, Leſſing, Ebeling, Archenholz, Dohm, Rammler, Adelung u. ſ. w. befindlich ſind.

Bey den Gebrüdern Henſchel iſt eben ein Werkchen ganz eigener Art erſchienen, ob es viel Glück machen wird, muß die Zeit lehren. Es enthält in gemiſchter Manier theils Crayon-, theils manière lavée bildliche Darſtellungen aus Goethe's Leben, namentlich aus dem erſten Bande von Wahrheit und Dichtung, und beſteht aus acht Bildern, welchen Goethe's Porträt beygefügt iſt. Eine Vorrede von Franz Horn beſagt das Weitere.

Zwey hier neuerdings ſehr gefeyerte Künſtlerpaare, Hr. und Mad. Stich, und Hr. und Mad. Wolf, ſtehen im Begriff, auf Reiſen zu gehen, die erſtern nach Hamburg, die letztern nach Leipzig. Dafür wird uns aber die von Vielen ſehnlichſt erwartete Mad. Neumann aus Karlsruhe wieder beglücken, und es heißt, daß ſie zu Anfange des Aprils unfehlbar eintreffen wird. In dem darauf folgenden Wonnemonde — der Himmel gebe, daß der heurige, offenbar zu kurz gekommene Winter ſich nicht an ſeiner Wonne räche! — ſoll auch Dem. Lindner aus Frankfurt am Mayn noch bey uns erſcheinen.

Die ohnlängſt neu erſtandene Berliniſche Monatſchrift iſt ſchon wieder Todes verblichen. Ob die Herausgeber an dieſem ſchnellen Hinſcheiden nicht einigermaßen ſelbſt Schuld ſind, muß man ihrer eigenen Beurtheilung überlaſſen. Uns will es ſo vorkommen, als hätten ſie der lieben Modephiloſophie zu viel gehuldigt. Dieſe Dame macht aber bey den Deutſchen bekanntlich nur in ihren eigenen vier Pfählen noch einiges Glück. Die Exoteriker, bey Weitem die größere Anzahl der Leſer, ruft immer und längſt überſättigt: „Græca sunt, non leguntur!“

Der Engländer Eduard Solly, der ſich vor einigen Jahren hier niederließ, und ſich als Kenner und Liebhaber eine bedeutende Sammlung ſonderlich älterer Gemälde aus allen Schulen anlegte, iſt gegenwärtig wieder in London, hat ſich aber neuerdings für inſolvent erklärt. Der Staat hatte ihm ſchon längſt ſeine Kunſtſachen abkaufen wollen, Solly aber immer bisher ganz übertriebene Forderungen gemacht. Jetzt hört man bereits, daß er in ſeinen Preiſen ſehr nachgelaſſen hat, und daß ſonach auch dieſe Sammlung den öffentlichen Kunſtſchätzen nächſtens beygefügt werden dürfte.

Vielpomene hat uns ſchon wieder mit einem neuen Trauerſpiel beſchenkt. Der Titel iſt: Anna Boleyn; als Verfaſſer nennt man einen Herrn Eduard Gehe, (Advokaten zu Dresden). Uebrigens wird es hier ſchon einſtudirt. C. W.

Beylage: Literaturblatt Nro. 29.

Nro. 86.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Mittwoch, 10. April 1822.

O ihr hochgelobten Krippen
Unſers Heilands Schirm und Raſt,
Und, o Stall! daß du nicht Lippen,
Daß du doch nicht Zungen haſt,
Daß du ſelber könnteſt ſingen
Von den wunderſamen Dingen!

Flemming.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

8.

Wie die Könige zu Bethlehem das Kind Jeſus fanden und es anbeteten.

Vor Bethlems Mauern hält der Zug;
Da luden ſie von den Kameelen,
Was jedes edler Schätze trug,
Gold, Silber, Purpurkleid, Juwelen;
Sich ſelbſt ſie ſchmückten königlich,
Den höchſten König zu empfangen,
Und hinter ihnen reihte ſich
Die Heereskraft in ſtolzem Prangen.

Der greiſe König Melchior,
Dem, als der Stern, das Auge flammte,
Ging wie ein Prieſter Allen vor,
Im faltenreichen Purpurſammte:
Das blaue Stahlgewand umſchließt
Den Balthaſar, wie angeboren;
Aus Rothgold, wie aus Feuer, ſprießt
Das ſchwarze Haupt Jaſpar des Mohren.

So ziehn ſie durch den kleinen Ort
In tiefen, fragenden Gedanken;
Doch macht des Engels ſeltſam Wort
Den Greiſen und den Mann nicht wanken.
Dem Jüngling nur, dem Mohren, pocht
Das Herz noch zweifelnd an die Rippen:
Zu räumen hat er nicht vermocht
Die Königswürde mit der Krippen.

Doch nicht mehr zweifeln läßt der Stern,
Er hält in ſeines Laufes Mitte,
Feſt, unbeweglich krönt ſein Kern
Das Haupt von einer morſchen Hütte.
Ein grau, zerfallen, alt Geſtein,
Ein Strohdach kärglich überkleidet:
Soll das des Königs Wohnung ſeyn?
Ja! ſpricht der Greis, der Stern entſcheidet!

Umringt iſt ſchnell der ſchnöde Stall
Von aller Erde Herrlichkeiten.
Es drängt ſich rings der Diener Schwall,
Der Gaben reichſte zu bereiten.
Die Fürſten treten ein gebückt,
Das Sternlicht fließet durch die Wände.
Sie ſind von ſolchem Strahl durchzückt,
Daß ſich ihr Haupt ſenkt in die Hände.

Als ſie den Blick nun aufgethan,
Und als das Licht gelernt ertragen,
Wer doch vermag, was da ſie ſahn,
Der es nicht ſelbſt geſchaut, zu ſagen?
Da wird die ſtolze Sprache ſtumm;
Doch iſt ein Schein davon geblieben?
Schau dich nach frommen Bildern um,
Dort findeſt, Sänger, du's geſchrieben.

In dem zerfallenen Gebäu,
Da ſizt beym Eſelein und Rinde
Im öden Stall, auf armem Heu,
Ein ſtilles Weib bey ihrem Kinde.
Ein Weib? O ſchaut ihr Angeſicht!
Fürwahr, ſie weiß von keinem Manne,
Mit jungfräulichem Augenlicht
Hält ſie der Erde Luſt im Banne.

Und doch, es iſt ihr eigner Sohn,
Den ſie hält mütterlich umſchlungen;
Sie hat, entſtrömt dem Himmelsthron,
Des Allerhöchſten Kraft durchdrungen.
Der ſtolze Mutterblick es ſagt,
Es ſagt's die Hand auf reinem Herzen,
In dems von Gottes Luſt nur tagt,
Und nachtet nur von Gottes Schmerzen.

Nicht Krone brauchet ſolche Frau,
Nicht der Gewänder farb'ge Gluten;
Nur Eines Mantels Dunkelblau
Sieht man den reinen Leib umfluten.
Und, als der ächten Gottesbraut,
Wallt ihr ums Haar der weiße Schleyer,
Doch allverklärend überthaut
Der Stern ſie mit dem ew'gen Feuer.

Der Stern beſtrahlt das zarte Kind,
Das Angeſicht von Milch und Roſe,
Es iſt, wie andre Kinder ſind,
Ruht hülflos, nackt, im Mutterſchooſe.
Es liegt ſo ſtill und wonniglich,
Daß ſie im Schauen ſind verloren;
Und willig beugt der Nacken ſich
Des ſtolzen, jugendlichen Mohren.

Verwirrt von ſolcher Lieblichkeit
Vergaßen ſie der reichen Gaben,
Das nächſte, was der Diener beut,
Das kleinſte ſie ergriffen haben.
Ein wenig Goldes faßt der Greis,
Der Mann ſtreut Weihrauch aufs Geſchirre,
Der Jüngling ſucht in Thränen heiß,
Und greift — nach einer Handvoll Myrrhe.

Die Jungfrau neigt ſich mildiglich
Zu eines jeglichen Geſchenken,
Ihr Blick füllt mit dem Geiſte ſich,
Er ſcheint in Deutung ſich zu ſenken:
Dem Gott wird Weihrauch dargebracht,
Gold wird dem Könige geboten;
Doch Myrrhe? Myrrhe ſchmückt die Nacht
Des Grabes, und die Gruft der Todten!

Gott, König, Menſch dem Tod geweiht!
Sie ringt mit dem verborgnen Sinne,
Ob ſie dem Staunen Worte leiht? —
Die Fürſten werden es nicht inne,
Sie ſind dem König zugewandt,
Sie ruhn in Andacht vor der Krippe,
Und drücken ſtill die zarte Hand
Des Kindes an die heiße Lippe.

Doch lenkt den weiſen Melchior
Der Geiſt auf ſeine beſte Gabe;
Den goldnen Apfel langt er vor,
Er war einſt Alexanders Habe;
Zu ſeines Zepters Schmuck beſtellt,
Des runden Weltalls köſtlich Zeichen,
Geſchmelzt vom Zins der ganzen Welt; —
Was läßt ſich mehr dem Kinde reichen?

Mit ſeinem Blick und ſeinem Hauch
Hat dieſes kaum den Ball berühret,
Sieh! der verſtob zu Aſch' und Rauch;
Wohin er fuhr, ward nicht verſpüret. —
Verwandelt iſt das Angeſicht
Des Kindes da vor ihren Blicken,
Auf ſeinen Wangen wohnt das Licht,
In dem die Himmel ſich erquicken.

Und welch ein Aug', — ein Aug' iſt ſein,
Geformt aus Gottes Feuerflammen;
Ein Aug', — es ſpricht: die Welt iſt mein,
Ich kann erlöſen und verdammen! —
Jezt taget es in ihrem Geiſt,
Die alten Finſterniſſe fliehen,
Und die entſezte Zunge preiſt
Des Schöpfers Macht, vor der ſie knieen. —

Wer aber ſteht zur Seite ſtill,
Und ſinnt, auf ſeinen Stab gelehnet,
Andächtig, was da werden will,
Nicht an ſo Herrliches gewöhnet?
Ein wohlbejahrter, frommer Mann,
Ein treuer, irdiſcher Berather;
Sprich, wo man beſſern finden kann
Zu ſolches Kindes Pflegevater?

Der nimmt die Kön'ge bey der Hand,
Und führt ſie freundlich aus der Klauſe.
Sie ſtehen lang noch umgewandt
Vor dem zerfallnen, alten Hauſe,
Iſt es doch wie ein grauer Reſt
Geſtürzten Tempels anzuſchauen.
Der Gott, der drin ſich niederläſſt,
Der wird ihn herrlich wieder bauen!

So ſtanden in Gedanken ſie,
Und zogen fürbas in Gedanken:
Doch da begann der Roſſe Knie,
Und der Kameele Tritt zu ſchwanken.
Und Hungers, Durſtes, Schlafs Gewalt
Fing an im Haufen ſich zu regen;
Und ſelbſt die Fürſten muſſten bald
Zu Mahl und Schlaf ſich niederlegen.

Und ſieh! ein Traumbild warnt ihr Herz,
Es nahen zarte Kinderſeelen,
Und winken ihnen, heimathwärts
Sich einen andern Pfad zu wählen.
„Nicht in Herodes falſches Haus!"
Hell klingt das Wort in ihren Ohren,
Sie wachen auf, ſie ziehen aus —
Nacht iſt's, der Stern iſt längſt verloren.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

Hr. Campell, ein engliſcher Miſſionar, der ſich ſchon durch mehrere Nachrichten von den von ihm beſuchten Gegenden Achtung und Zutrauen erworben, gibt in ſeiner

Beſchreibung einer Reiſe in dem Innern des ſüdlichen Afrika manche intereſſante Notizen, von welchen wir unſern Leſern einige mittheilen wollen. Ohne ihn durch die von frühern Reiſenden beſchriebenen Landſchaften nachzufolgen, eilen wir bis via Beauford Smits, die Grenze der Kolonie. Dort hat ein Herr Smits ſeine Beſitzungen. Hr. Campell fand ihn von einem Haufen von mehr wie fünfzig Buſchmännern umgeben, die er nicht braucht, aber in ſeinem Dienſt behält, um ſie am Rauben und Plündern zu verhindern; denn was man dieſen Leuten anvertraut, halten ſie hochheilig, da ſie ſich hingegen in jedem andern Verhältniß den Diebſtahl erlauben. Hr. Smits iſt ſeit ſeiner Kindheit mit den Buſchmännern in Verkehr und ihrer Sprache gänzlich kundig. Er ſagt, daß ſie nicht an Gott als einen himmliſchen Vater glauben, ſondern an den Teufel, der, wie ſie meinen, alle Dinge, doch mit der linken Hand, gemacht hat. Sie glauben an eine Auferſtehung, deßhalb legen ſie jedem Todten eine Assegay, d. h. eine Art Wurfſpieß auf die Bruſt, und bedecken ihn dann mit Steinen und Zweigen. Dieſer Wurfſpieß ſoll ihm dienen, ſich nach der Auferſtehung gegen ſeine Feinde zu vertheidigen und Wildprett zu erlegen. Haſſen ſie den Todten, ſo bekommt er keinen Spieß mit ins Grab, ſondern bleibt nach ſeiner Auferſtehung Mord und Hunger ausgeſezt. Einige Zeit nach der Auferſtehung hoffen ſie in ein Land zu kommen, wo es vollauf gutes Eſſen gibt. Die Ehe iſt bey ihnen gar keinen Geſetzen unterworfen, ſie haben mehrere Weiber und tauſchen ſie unter einander aus.

„Die Buſchmänner, in dieſen, wie in allen von ihnen bewohnten Gegenden, ſagt Hr. Campell, vergiften ihre Pfeile. Hr. Smits ward einſt nahe am Herzen von einem ſolchen getroffen, glücklicher Weiſe hatte er eine kleine Druckſchrift von zwanzig bis dreyßig Blättern in die Jacke geknöpft, durch welche der Pfeil durchdrang, ehe er ſeine Haut verlezte, wo er denn zum Erſtaunen der Buſchmänner wieder hergeſtellt ward. Das ſtärkſte Gift, deſſen ſie ſich in dieſer Abſicht bedienen, wird von der gelben Schlange genommen; ſie ſchneiden ihr den Kopf ab, und drücken das Gift aus den beyden, unter der Kinnlade liegenden Säcken. Die alſo gewonnene Subſtanz verhärtet ſich bald und wird mit etwas von dem rothen Stein, mit welchem ſich die Buſchmänner den Körper zu bemahlen pflegen, zerſtoßen, der Saft der Knollenwurzel (Illiterie) wird darunter gemiſcht, und mit dieſem Gemiſch die Pfeile vergiftet. Die „ſchwarzen Gifte“ ſammeln ſie auf gewiſſen Felſen — entweder iſt es der Unrath gewiſſer Inſekten, oder dieſe tragen ihn ein, (etwa wie die Bienen das Wachs?) oder endlich ſchwizt er aus dem Felſen aus. Hr. Smits ſah dergleichen in großer Menge in ſeiner Nachbarſchaft, unter vorragenden Felsſtücken, eben ſo wie ich ſolches in einer frühern Reiſe bey Sneuberg antraf. Dieſe lezte Vermuthung ſcheint aber noch unwahrſcheinlicher, wie die andere. — Keine Schlange kann der Wirkung des Tabaköls widerſtehen, ein oder zwey Tropfen ziehn ihr Zuckungen und Tod zu.“

Von der Grenze der Kolonie kamen die Reiſenden in die Bezirke der wilden Buſchmänner. Sie ſchoſſen Springböcke, die in Heerden von Tauſenden umherirren; Strauße ſahen ſie in Haufen von vierzigen beyſammen; auch hörten ſie oft Löwen brüllen. Einen dieſer lezten fanden ſie todt, in der Stellung, welche er als Anſatz zum Sprunge annimmt, ſo daß die Jäger auf ihn feuerten, ehe ſie merkten, daß er leblos ſey. Hr. Campell ſagt: „Die Hitze war ſo groß, daß der Zucker hart ward wie Kieſel, die Dinte trocknete im Schreibzeug, das mitgenommene Waſſer ward in ſeinen Gefäßen ſo heiß, wie man in England den Thee trinkt, ja die Wägen waren ſo erhitzt, daß ich ſie nirgend ohne Schmerz angreifen konnte. Der Thermometer zeigte im Schatten auf 96° Fahr.“ — Die Reiſenden gingen über den großen Orangefluß, wo er gegen eine Viertelmeile breit war. Hr. Campell erneuerte ſeine Bekanntſchaft mit den Griquas, und während er bey ihnen war, erhielt er den Beſuch eines andern Stammes: der Corannas. „Dieſe ergözten ſich beſonders an Zeichnungen von Thieren. Beym Anblick einer Abbildung des Hauſes, das ich am Cap bewohnte, konnten ſie nicht begreifen, was es ſey, einer von ihnen, der ein paar Worte holländiſch konnte, befragte mich und theilte ſeiner Landsleute Erſtaunen, wie er hörte, daß die Weißen in ſolchen Dingen wohnten. Der eine dieſer Wilden hatte einen tiefen, noch nicht geheilten Schnitt queer über den Rücken, welchen er ſich, ein Lendenübel zu heilen, hatte machen laſſen; viele hatten knollige Narben über den Schlafbeinen, wo ſie ſich, das Kopfweh zu heilen, Einſchnitten unterworfen hatten. Mehrere hatten dicke Lagen von Kuhmiſt als Zierde über die Stirn gelegt, andre dieſelbe mit Ocker roth angemalt. Dem größten Theil der Corrannas fehlte ein Glied ihres kleinen Fingers. Man löſt es mit einem ſcharfen Stein in der Abſicht ab, ſtatt einem Aderlaß irgend eine Krankheit zu heilen. Bey der Beſchäftigungsweiſe dieſer Menſchen fällt ihnen der Verluſt eines Fingergliedes gar nicht ſchwer. Nachdem die Reiſenden Griqua verlaſſen, fanden ſie einen ſonderbaren Brunnen: „es war ein, ſagt Hr. C., wenige Ellen vom Weg entlegnes, durch den Regen des vorigen Tages angefülltes Loch, aus dem unſre Führer reichlich tranken. Mein Fuhrmann ſagte, dieſes Loch habe ein Zebra, bevor er ſich zum Schlaf niedergelegt, mit den Vorderfüßen gekrazt. Das alſo feſtgeſtampfte Erdreich iſt waſſerdicht und bietet in der Wüſte oft Mittel den Durſt zu löſchen, wodurch denn der Zebra, indem er für ſeine eigne Bequemlichkeit ſorgt, Andern einen Dienſt leiſtet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Napoleon'ſche Kinderpuls.

Bisdahin glaubte man zu wiſſen, daß die Kinder einen viel ſchnellern Puls haben als die Erwachſenen. Der geweſene Erzbiſchof von Mecheln, Hr. de Pradt, iſt darüber anderer Meinung. In ſeinem neueſten Werk, L'Europe et l'Amerique en 1821 (T. 2, p. 100) meldet er die große phyſiologiſche Merkwürdigkeit, nach welcher der Kaiſer Napoleon einen höchſt gleichförmigen, nicht über dreyßig Schläge auf die Minute betragenden Puls gehabt haben ſoll — wie kleine Kinder! Die Vergleichung iſt ſo übel gewählt, daß man auch das Zeugniß für die dreyßig Schläge von der Hand des Hrn. Erzbiſchofs für verdächtig achten wird. Seine Worte aber lauten alſo: „Der Blutumlauf geſchah bey Napoleon äußerſt langſam und ſein Puls ſchlug nicht über dreyßigmal in der Minute. Nach einer ſehr lebhaften Erörterung ſagte er mir einſt: ich werde ihn in großer Bewegung finden, er ſey dieß jedoch innerlich gar nicht. Zugleich hielt er mir den Arm entgegen, und, meiner Weigerung der überraſchenden Einladung zu entſprechen ungeachtet, mußte ich ihm den Puls fühlen: er glich dem Puls eines kleinen Kindes."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, März.

Das Denkmal, welches den in der Schlacht bey St. Jakob gefallenen Schweizern an der Stelle errichtet werden ſoll, wo vormals eine Kapelle ihr Andenken erhielt, dürfte nun wohl in Bälde und auf eine befriedigende Weiſe zu Stande kommen. Das durch Hrn. Wocher in verjüngtem Maßſtabe in Holz ausgeführte Modell iſt zur Schau ausgeſtellt, und eine nochmalige Einladung der Künſtlergeſellſchaft an die ehrenwerthe Bürgerſchaft erſucht ſie um die noch mangelnden Beyträge, welche, über die bereits zuſammengelegten 6000 Schweizerfranken hinaus, erforderlich ſind, um das Denkmal aus gegoſſenem Eiſen zu errichten, und dadurch das öffentliche und unbewachte Monument gegen Muthwillen und Roheit auf Jahrhunderte zu ſichern. Dem Tadel des gewählten gothiſchen Styls iſt mit ſehr überzeugenden Gründen in dieſer Einladung begegnet worden. Zugleich wird noch manches andere treffende und kräftige Wort hier geſprochen, um die Bürger der von Gott mit Glücksgütern geſegneten Stadt zum kleinen Opfer zu ermuntern, wodurch jeder Einzelne der Ehre theilhaft wird, am Denkmale mitgewirkt zu haben, das den gefallenen Schweizern die Bürger von Baſel geſtiftet haben: Hier lerne der Schweizer, deſſen Aufmerkſamkeit in unſern Tagen ſo oft vom Allernächſten abgezogen und auf ein ſehr entferntes Ziel gerichtet wird, daß das Vaterland den erſten Anſpruch auf ſeine Wirkſamkeit hat; und er kehre immer von dieſem Denkmal der Vaterlandsliebe in ſeinen Vaterort zurück mit dem ernſten Entſchluſſe, in einem Wirkungskreiſe, wo er des Guten, des Nothwendigen ſo vieles für ſeine Mitbürger thun und ſtiften kann, auch von ſeinem Vaterlandsſinne rühmliche Spuren zurückzulaſſen. Und ſo Mancher, deſſen Wirkſamkeit für Vaterſtadt und Vaterland ſo oft der Kaltſinn, der Undank und die ungerechteſte Beurtheilung lähmt, finde in dieſem Denkmale, das ſo laut von Anerkennung wahrer Verdienſte durch die Nachkommen zeuget, finde in dieſem ehrenden Urtheile der Nachwelt den Troſt und die Ermuthigung, welcher er beym täglichen Kampfe gegen die Verſuchungen des Unmuthes ſo ſehr bedarf! Und wenn Eidgenoſſen bey dieſem Denkmale zuſammentreten, das den Männern von Bern, Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug, Baſel und Solothurn, die hier fielen, geweiht iſt; ſollten ſie nicht da ſich verewigen in der erhebenden Betrachtung: was Eidgenoſſen einander ſeyn können in Noth und Gefahr, was je der kleinſte Kanton dem größten, wenn Männerkraft die Männerzahl erſezt? Alle kleinlichen Intereſſen des Orts- und Kantonsgeiſtes, und was ſonſt die Brüder trennt und die heiligſten Bande löſt, werden ſie nicht verſchwinden vor dem großen Gedanken an die Stärke des Bundes, den Vaterlandsliebe geſchloſſen, und Eintracht aufrecht erhält? Wird ſich nicht der Zaghafte ſchämen, wenn er hier bedenkt, was der kräftige Wille derer vermag, die, den Tod verachtend, zuſammenſtehen in Gefahr? Lehrt nicht das Denkmal glauben an eine nicht zu berechnende gewaltige Kraft, die nie dem Volke entſtanden iſt, die nur geweckt und geleitet werden darf, um ſich zum Heil und Schuz des gemeinſamen Vaterlandes und zum Schrecken jedes Drängers zu äußern? Und wenn dieſes Denkmals Gründung und Weihe Veranlaſſung würde zur Stiftung eines jährlichen Volksfeſtes, das dort Greiſe wie Männer und Jünglinge auf eine angemeſſene Weiſe feyerten; wenn hingewieſen würde auf die große That, die dort einſt geſchah, und auf das, was jezt Noth thut dem Vaterlande, der Vaterſtadt; wenn da hingedeutet würde auf Alles, was wir noch Gemeinſames haben, und auf die Mittel zur nähern Vereinigung derer, die nur das Vorurtheil, nicht das Herz von einander ferne hält; wenn an einem ſolchen Feſte aus der blühenden Jugend munterer Kreiſe ſolche hervortreten würden, die entfaltend ihre Körperkraft und Gewandtheit, des Vaterlandes Hoffnung auf wackere Vertheidiger ſeiner Freyheit feſtigten; wenn andere in kräftiger Rede zeigten, wie der Knabe und Jüngling dem Vaterlande angehöre, und ſchon frühe zu gemeinnützigem Wirken ſich bilden, alles, was er jezt thut, mit ſeinen künftigen Pflichten gegen das Vaterland in Einklang bringen, ihm ſo leben müſſe, daß er nie ſich unfähig fühle, in dem Wirkungskreiſe, den ihm die Vorſehung einſt anweiſet, des Vaterlandes Wohl zu fördern; wenn vaterländiſche Lieder an ſolchem feſtlichen Tage die Verbindung klar machen, in welcher wahre Religioſität mit der Vaterlandsliebe ſteht, und der Hinblick auf den Gott der Väter und auf den, der das Leben gab für ſeine Brüder, jene Stimmung unterhielte, in welche die Erinnerung an der Väter Thaten jedes reine Gemüth verſezen muß — urtheilt ſelbſt, ob nicht dann Jeder, der zu Errichtung dieſes Denkmals beygetragen, ſich freuen müßte eines ſolchen Erfolges auch ſeiner That?

Welches Verdienſt die Künſtlergeſellſchaft ſich inzwiſchen auch durch dieſes Denkmal erwirbt, ein noch ſchöneres iſt doch dasjenige, wodurch die Kuratel der Univerſität nun endlich im Ernſt und durch Ergreifung des einzig wirkſamen Mittels, die Reſtauration dieſer einſt berühmten Lehranſtalt verwirklicht. Die erledigten Profeſſorate werden mit vorzüglichen Männern beſezt, und Vorgänge im Ausland ſind weiſe benuzt worden, um ſeltene Talente für die Baſelſche Hochſchule zu gewinnen. Der ehrwürdige De Wette wird mit dem 1. May ſeine Vorleſungen eröffnen; diejenigen des geiſtvollen Oken werden zum Theil von den erſten Staatsmännern beſucht, und man hofft, auch er werde ſeinen bleibenden Wohnſiz hier aufſchlagen.

Vom vormaligen Bisthum Baſel, das jezt den Gebieten der Kantone Bern, Baſel und Neuenburg einverleibt iſt, hat der eidgenöſſiſche Genie-Offizier, Hr. Buchwalder in Delsperg, eine ganz vortreffliche und ungemein ſchöne Karte ſo eben erſcheinen laſſen, die ein Werk mühſamer und vieljähriger Arbeit in Paris von Michel geſtochen iſt. Weil ihr Maßſtab der nämliche iſt, den die zierliche Oſterwaldſche Karte vom Fürſtenthum Neuenburg hat, nämlich der 96tauſendſte Theil der wahren Länge, ſo kann ſie als nordweſtliche Fortſezung dieſer leztern und alſo des Juragebirgs betrachtet werden. Alles iſt darin umſtändlich, ſorgfältig und genau verzeichnet; nichts iſt bloß oberflächliche Form; alle Gebirgsrücken, Dörfer, Straßen und jede Unebenheit der Thalgründe iſt mit der äußerſten Richtigkeit aufgetragen. Die Karte iſt nicht nach franzöſiſcher Manier von der Abendſeite her, ſondern nach deutſcher Methode aus dem Zenith beleuchtet, und die von ihr befaſſenen Gränzgegenden der Nachbarländer ſind mit gleicher Sorgfalt wie das Gebiet des Bisthums ſelbſt dargeſtellt.

Nro. 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 11. April 1822.

Der vorſchreibt Sturm und Winden
Die angewieſ'ne Bahn,
Der wird auch Wege finden
Wo dein Fuß wandeln kann.

Kirchenlied.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

9.

Wie Joſeph mit der Jungfrau und dem Kinde floh.

Es ging der Kön'ge Zug hinaus,
Und manche Nacht kam ohne Stern,
Und öde war's im dunkeln Haus:
Da trat der Engel ein des Herrn.
Sein Auge, ſchauend in der Nacht,
Ruht auf der Jungfrau, auf dem Sohn,
Den ſelig ſchlummernden, und ſacht
Berührt des Vaters Ohr ſein Ton:

„Fleuch nach Aegypten, Mann, geſchwind;
Harr' aus, bis ich dich rufe dort:
Herodes Mordſtahl ſucht das Kind;
Mit ihm und mit der Mutter fort!“
In Joſephs Traume ſpiegelt ſich
Des Boten ſelige Geſtalt,
Der Schlaf entfloh, der Engel wich,
Aufſteht er mit Marien bald.

Das Eſ'lein aus dem Stall er führt,
Er löst es mit dem Opfergold,
Und ſorgſam dann, wie ſichs gebührt,
Hebt er hinauf die Jungfrau hold;
Das Knäblein ſchläft an ihrer Bruſt,
Er wandelt, an dem Zaum die Hand,
Und mit der Morgenſonne Luſt
Sind ſie ſchon weit im offnen Land.

Der Inderſchätze reiches Gut,
Es hat ſich wunderlich geſchmiegt,
In einem Bündelein es ruht,
Das auf des Thieres Rücken liegt,
Und leicht und fröhlich geht die Fahrt,
Und überall auf ihrer Spur
Die Menſchen werden beſſrer Art,
Und freundlicher wird die Natur.

Die Lüfte bleiben warm und rein,
Der Berg wird eben ihrem Schritt,
Und in den öden Wüſteneyn
Entſproſſen Roſen ihrem Tritt.
Und ſtehen wo im Heidenland
Die Götzenbilder rieſig, ſtumm:
Wo nur ihr Pfad ſich hingewandt,
Da wanken ſie und ſtürzen um.

Und nach der zwölften Tagfahrt ſchon
Winkt aus Aegyptens heißem Sand,
Und beut den kühlen Blumenthron
Ein ſelig blühend Inſelland.
Dort iſt der Himmel ewig hell,
Dort athmen ſie des Balſams Duft,
Dort ruhen ſie am ſchatt'gen Quell,
Und harren, bis der Engel ruft.

10.

Wie Herodes die Kindlein in Bethlehem ermorden ließ.

Zu Bethlehem am ſelben Tage,
Da Joſeph mit dem Kind geflohen,
Erhebet ſich Geheul und Klage,
Da jammern Frauen, Würger drohen.

Und gehn, wie Tiger in der Wüſten,
Auf Raub mit mörderiſchem Muthe;
Da miſchet an der Mutter Brüſten
Die Milch ſich mit des Säuglings Blute.

Das kleinſte Kind wird nicht verſchonet,
Muß, eh' es lächeln kann, verderben,
Und dem ſchon Luſt im Auge wohnet,
Nicht Gnade kann ſein Blick erwerben
Dort ruft mit halb gelöſter Zunge
Ein anderes dem Vater lallend;
Da kommt ein Schwert mit raſchem Schwunge
Ihm in ſein ſtammelnd Bitten fallend.

Und nieder ſchaut von dem Gebürge
Auf die mit Blut getränkten Matten,
In das Geſchrey, in das Gewürge,
Der Stammfrau jammervoller Schatten.
Eins um das Andre ſieht ſie faſſen,
Sie weint, ſie küßt, ſie kanns nicht hindern,
Rahel will ſich nicht tröſten laſſen,
Denn es iſt aus mit ihren Kindern.

Doch des Herodes Henkersknechte,
So ſicher ſie auch ſpähn und ſchlagen,
Sie treffen nimmermehr das rechte:
Das wandert ſänftiglich getragen. —
In ſeinen Traum am Mutterherzen
Verirrt ſich nicht der Mörder Toben;
Es iſt ein Kind, zu andern Schmerzen,
Und andrem Sterben aufgehoben.

Ein Mann, wird er das Land durchwandeln,
Und Zeichen thun, und göttlich lehren,
Mit ſeinem Wort, mit ſeinem Handeln
Zum Himmelreiche viel bekehren,
Zu einem Reich, vor dem kein König
Den Thron mit Morde braucht zu wahren.
Zu einem Reich, dem unterthänig
Nur Seelen ſind, und Engelſchaaren.

Er aber, dieſes Reiches Gründer,
Er wandelt nicht den Weg zum Throne,
Er geht den Weg verdammter Sünder,
Von Dornen trägt er eine Krone.
Er wird am Kreuz den Fluch der Erde,
Die Welt erlöſend, göttlich büßen.
Den Geiſt durchbohrt von einem Schwerde
Steht ſeine Mutter ihm zu Füßen.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Fortſetzung.)

Unter mehrern dieſer Stämme hat der Schulunterricht der Miſſionaren großen Fortgang. Wir übergehen hier aber alle zwiſchen liegende Orte, welche Hr. Campell ausſchließend in dieſer Hinſicht erwähnt, und finden ihn in Kurichane, der Hauptſtadt der Marotzi an der äußerſten Grenze, und bey weitem auf dem wichtigſten Punkt ſeiner Reiſe in dieſer Gegend, wieder. Dieſer Wohnplatz zählt 16000 Einwohner; nach dem Uebergang über den Fluß Lukumhai beſchreibt Hr. Campell die Umgegend folgendergeſtalt: „Ein ſchönes ſanft aufſteigendes Thal lag vor uns, an beyden Seiten von waldigen Hügeln begrenzt. Der ſich durch daſſelbe ſchlängelnde Fluß ward den Wagen, wegen des öftern Hindurchfahrens, ſehr läſtig; wir erreichten endlich ſeine Quelle, an der wir uns faſt in gleicher Höhe wie die umgebenden Hügel befanden, der Abhang war aber ſo allmählig, daß er dem Blick faſt wie eine Ebne erſchien. Weſtlich liefen Hügel von Süden nach Norden, vor uns ſtreckte ſich eine andre Hügelreihe von Weſt nach Oſt — das Ganze bildete dem Charakter nach eine wahrhaft italieniſche Landſchaft, aber die einzelnen Theile, Pflanzen, Bäume, Vögel waren gänzlich verſchieden. Nachmittags kamen wir durch eine ſchmale, aber lange Ebne mit Kornfeldern bedeckt; endlich erblickten wir die längſt erwünſchte Stadt auf einem der höchſten Hügel dieſes Theils von Afrika gelegen. Moilway, der älteſte Sohn des lezten Königs von Marotzi, obgleich nicht ſeiner älteſten Königinn, und zwey ſeiner Begleiter, die von der Jagd kamen, ſtießen zu uns; der Fürſt war ein wohlgeſtalteter mildausſehender Mann von fünf und zwanzig Jahren, der uns die noch bis zur Stadt zurück zu legenden fünf Meilen, als Führer diente.

So bald wir die Kornfelder erreicht hatten, eilte das Volk, jedes Alters und Geſchlechts herbey; die Männer kamen nahe an die Wägen, die Weiber hielten ſich in ehrerbietiger Entfernung, und bey der geringſten Bewegung der Peitſche, die unſre Fuhrleute machten, um die Ochſen zu regieren, liefen ſie im größten Schrecken davon. Am öſtlichen Ende der Felder kamen wir an einen ſteinigen Hügel; jeder Stoß des Wagens auf den Felsklötzen ging uns zu Herzen, bey der Furcht ſie hier zu zerbrechen, wo uns kein Mittel ſie auszubeſſern zu Gebot ſtand. Ströme von Menſchen ergoſſen ſich aus jeder Richtung, uns zu empfangen, aus der Stadt dem Hügel-Abhang herab; und indem man die Wagen rund um den Hügel führte, um die Steile zu vermeiden, und wir hingegen grade aufwärts ſtiegen, drängte man ſich in dichten Haufen um uns her, um nur einen Blick auf uns werfen zu können. In Kurichane angelangt, führte man uns anfangs auf einen freyen Platz, wo man uns drey Zoll hohe Sitze, von Lehm aufgehäuft, zum Ausruhen anwies. Hier umringte uns das neugierige Volk; bald führte man uns aber durch mehrere von Menſchen angefüllte Gaſſen, unter denen der Anblick weißer Menſchen ein ausgelaſſnes Gelächter erregte; auf die Jüngern wirkte er noch heftiger, dieſe ſchrien laut auf und eilten erſchrocken ſich in irgend einem Winkel zu verbergen.*) Der Lärm war ungeheuer, allein von einer Art, die ſolchen Gelegenheiten beſonders eigen ſchien.“

Späterhin ſagt Hr. Campell: „es iſt merkwürdig, wie wenig Nachrichten man von dieſen ſüdafrikaniſchen Völkerſchaften ſelbſt von den Stämmen, die ſie beſucht haben, erhalten kann. Sie haben eine für die andere nicht die mindeſte Theilnahme, ſo bald es etwas anders als ihr Hornvieh und Glasperlen betrifft. Die Maruhis waren die ſiebente Völkerſchaft, die ich jenſeits der Kolonien beſuchte, allein keine von ihnen fragte mich je, aus welcher Gegend, von welchem Volke ich komme. Glasperlen und Hornvieh ziehen einzig ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, Selbſtſucht iſt die herrſchende Neigung aller wilden Völker.“

(Der Beſchluß folgt.)

Die Aufbewahrung der Eyer.

Im Jahr 1820 erhielt ein Lieferant der Pariſer Halle (ſo erzählt Hr. Cadet, im Journ. de Pharm. VII. 456) vom Polizey-Präfekt die Erlaubniß, Eyer auf dem Markt zu verkaufen, die er ſeit Jahresfriſt in einer Kompoſition, aus der er ein Geheimniß machte, aufbewahrt hatte. Von dieſen Eyern waren ſchon über 30,000 Stücke verkauft worden, ohne daß irgend eine Klage gegen den Lieferanten ſich erhoben hatte, als der Geſundheitsrath den Auftrag erhielt, Muſter von dieſen Eyern zu unterſuchen. Sie wurden faſt ſo friſch gefunden wie neu gelegte, und von gewöhnlichen Eyern unterſchied ſie einzig nur ein Ueberzug von kohlenſaurem Kalk, den ich auf ihrer Schale wahrnahm. Dieß führte mich auf die Entdeckung des Verfahrens für ihre Aufbewahrung, und ich ſtellte nachfolgenden Verſuch an, der völlig gelungen iſt:

Am 24. Nov. 1820 legte ich ein halb Dutzend friſche Eyer in einen Glas-Pokal, den ich mit ſtark geſättigtem Kalkwaſſer bis oben an füllte: am 9. Sept. 1821 beauftragte der Geſundheitsrath die Herren Marc von Pariſet, das Ergebniß des Verſuches mit mir zu erwahren. Eines der Eyer, das zufällig geſpalten war, ohne zu zerbrechen, war völlig verdickt und geronnen, ohne jedoch irgend einen widrigen Geruch zu verbreiten; die übrigen Eyer waren voll, und hatten ihre Durchſichtigkeit behalten. Nach drey Minuten in ſiedendem Waſſer lind gekocht, waren ſie ſehr angenehm und ſchmackhaft zu ſpeiſen.

Das Kalkwaſſer hat demnach die Eyer während neun und einem halben Monat vollkommen gut erhalten; man erhielte, glaub' ich, den gleichen Zweck, mit einer ſchwach geſättigten Auflöſung ſalzſaurer Kalkerde (muriate de chaux). Es wird dieß Verfahren ſeit einiger Zeit auch mit gutem Erfolg zur Erhaltung anatomiſcher Präparate und naturhiſtoriſcher Gegenſtände benuzt. Die ſalzſaure Kalkerde erſezt, wie man behauptet, vollkommen gut den viel koſtbareren Weingeiſt, oder die Alaunauflöſung, welche die Subſtanzen leicht angreiſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 23. März.

Es war nahe daran, daß wir den heiligen Vater zu betrauren gehabt hätten. Er hatte eine Unverdaulichkeit mit Fieber, und war einige Tage dieſe Woche wirklich in Gefahr, befindet ſich aber nun im vollen Wege der Beſſerung, jedoch wird er ſchwerlich im Stande ſeyn, die ermüdenden Funktionen der heiligen Woche mitzumachen. Es kommen bereits viele Reiſende, um dieſes Schauſpiel zu genießen, und wer Rom nur allein dieſen Winter ſieht, muß ein ſehr ſonniges Bild davon mit nach Hauſe bringen, denn ein herrlicheres Wetter für müßige Reiſende kann man ſich nicht denken, als wir ſeit dem 27. Dec. 1821 haben.

Unter den Gelehrten, welche ſich hier eingeſtellt haben, nenne ich Ihnen den Archivar Pertz aus Hanover, welcher ſehr wichtige Entdeckungen rückſichtlich der Quellen der deutſchen Geſchichte gemacht hat, und einen ruſſiſchen Gelehrten, Hrn. v. Strandmann, welcher die älteſten Spuren des ruſſiſchen Volkes und Landes in den Handſchriften der Vatikaniſchen Bücherſammlung aufſuchen wird.

Endlich iſt nun gegründete Hoffnung, daß wir Mai's Ausgabe des Cicero de republica in dieſem Sommer werden erſcheinen ſehen.

Kardinal Severoli hat auch in dieſem Jahre einen Hirtenbrief an ſeine Diöceſen in Viterbo erlaſſen, welcher dießmal wider die Veglioni (Maskenbälle) gerichtet iſt, und ſeinen ältern Brüdern nichts nachgibt, weder an Schönheit des Styls, noch an Stärke der Gründe. Der Maestro del Sagro Palazzo hat eine Schrift wider Settele's Phyſik und Maſtro Fini's Logik geſchrieben, und natürlich ſich ſelbſt das „si bonum videbitur“ nicht verſagt.

Sonſt liegt die Literatur, wie immer, brach, und ſelbſt die ſonettenreichen Sitzungen der Arkadier und Tiberiner wollten dieſen Winter nicht ziehen. Es iſt kein gutes Zeichen, daß die Poeſie immer weniger Jünger zählt. Sollte dieſes Volk einmal recht im Ernſte ernſt werden, was freylich ſchwer geſchehen wird, ſo möchte ſich ſein Charakter von einer ganz neuen Seite zeigen.

Aus dem Meklenburgiſchen, Anfang Febr.

Schwerin und Strelitz können wir hier zuſammenfaſſen, weil wir auf einem Punkte ſtehen, von dem wir beyde Meklenburgiſche Lande in ihren Hauptmomenten überſehen können;

---

*) Unſer guter Miſſionar ſcheint es in der Darſtellung der Wirkung, welche ſeine Ankunft auf dieſe Wilden hervorbrachte, an Deutlichkeit fehlen zu laſſen. Alt und Jung drängt ſich zu ihnen hin, und wie ſie beginnen durch die Stadt zu gehen, lachen die Aeltern bis zu Gichtern (convulsiv laughter) und die Jüngern entfliehen in paniſchem Schreck. Wie reimt ſich das mit dem ehrerbietigen Hinzudrängen zu den Wagen?

beyde leiden jezt beſonders an einem nicht günſtigen Abſatze ihrer ländlichen Erzeugniſſe! — Geſchloſſen iſt der Handel der weiten See für dieſe Produkte, geſchloſſen, weil es an Nachfrage fehlt. Auf den großen Kaufmannsſtaat, England, fing man im Herbſte an, Rechnung zu machen, die aber bis jezt fehl ſchlug, denn immer noch will die in Deutſchland ſo ſehr bekannte Kornbill noch nicht wanken und weichen. Jezt richtet man ſeine Hoffnung auf das Frühjahr; denn der immer zum Hoffen aufgelegte Menſch verſezt ſich gern mit jener, wenn er in der Gegenwart mit ihr Schiffbruch litt, in die Zukunft. — Auf den Handelsplätzen wurden im verfloſſenen Jahre ſchon mehrere Aufkäufe gemacht, die aber bald wieder eingeſtellt wurden, weil man ſich überzeugt hatte, daß die vermeintliche Hoffnung trügeriſch ſey. — Nur die angrenzenden Preußiſchen Provinzen allein, wiewol zum größten Unwillen der dortigen Landwirthe, welche mit gleichem Rechte über zu niedrige Kornpreiſe klagen, gewähren noch einigen Abſatz. Wenn man hier nicht wohlfeiler, als in manchen andern Gegenden produzirte, nicht die vielen großen Güter hätte, von denen die Ueberflüſſe weder durch Fabrikation, noch durch Conſumtion verwendet werden können, und wenn die Verlagskapitalien nicht noch zum großen Theil die Wirthſchaften für kommende beſſere Zeiten aufrecht erhalten könnten; ſo wäre es nicht möglich, daß für die gegenwärtigen niedrigen Kornpreiſe, wo z. B. der Scheffel Roggen zwiſchen 16 und 18 Gr. Pr. Crt. ſchwankt, noch verkauft werden könnte, zumal da hiermit gewöhnlich noch ein Transport von mehrern Meilen, und eine, wenn gleich nur unbedeutende, Zollabgabe an der Preußiſchen Grenze verknüpft iſt. Meklenburg krankt noch an einigen Auswüchſen des phyſiokratiſchen Syſtems. Das Induſtrie-Syſtem will ſich immer noch nicht allgemein und wohlthätig genug mit dieſem verſchmelzen. — Zu wenige Dörfer und freye Bauern, im Verhältniß zu der großen Menge an Gütern, theils Domänen, theils von Privaten, adlichen und bürgerlichen Standes, auch jüdiſcher Religion, beſeſſen, ſind allerdings ein hier noch vorherrſchender Uebelſtand. — Das Legen der Bauernhöfe, ſelbſt in den frühern deutſchen Reichsgeſetzen unterſagt, hat hier ſeit vielen Jahren zur Tagesordnung gehört. Hier fand und findet man noch das alte Unterthänigkeits-Verhältniß der Bauern, die Leibeigenſchaft, welche von der Slaven-, der Vandalenzeit her hier hängen geblieben iſt, nur daß ſie einen gemäßigtern Charakter annahm. Mit dem Jahre 1821 ſollte dieß aufhören. Wie weit man damit gekommen, könnte uns ein Mitglied des Landſtandes am beſten ſagen. Einmal hieß es: die Bauern wollten nicht freye Leute werden, ſondern ihr altes Unterthänigkeits-Verhältniß, bey dem ihnen ſo wohl ſey, beybehalten. — Wohl ihnen denn, wenn's wahr iſt! —

Im Schweriniſchen Lande ſieht man mit dem herannahenden Frühling einem Ereigniß entgegen, woran man allgemeinen Antheil nimmt. Der Erb-Großherzog, welcher bisher viel auf Reiſen war, wird dann ſeine Braut als Gattin heimführen. Seine Hochzeit mit der königlichen Tochter Alexandrine wird in Berlin gefeyert werden. Ihre Ausſtattung wird gegenwärtig beſorgt. — Der Großherzog von Meklenburg-Schwerin hat ſeit dem lezten Sommer viel gekränkt; er hat daher auch in dem verfloſſenen Jahre ſeinen Lieblings-Aufenthalt in Dobberan wenig genießen können. — Daß das Meklenburgiſch-Schweriniſche Land ſeit ein Paar Jahren ein neues Bad aus dem Schoße ſeiner Erde aufblühen ſah, und daß dieß in dem unbedeutenden Städtchen Goldberg von einem dortigen Bürger, dem Senator Kychenthal, ſorgfältige Wartung gefunden, ward durch öffentliche Blätter bekannt. Dieß Bad hat bisher ſeine Wirkſamkeit ganz beſonders den Gichtkranken bewährt, und zeichnet ſich durch ſchnelle Hülfe aus, wovon wir uns im verfloſſenen Jahre durch den Augenſchein überzeugt haben. Ob es ein Radikalmittel gegen dergleichen Krankheitsſtoffe ſey, das muß die Erfahrung, da die Einrichtung noch neu iſt, erſt mehr beſtätigen. — Beyde genannte Bäder waren im verfloſſenen Jahre ziemlich zahlreich beſucht. Das erſtere zieht bis jezt noch mehr diejenigen an ſich, die zum Vergnügen in die Bäder reiſen, und die Anzahl ſolcher iſt verhältnißmäßig bedeutend. — Es gehört hier in Meklenburg ebenfalls zum guten, oder vielmehr vornehmen Ton, ein Bad zu beſuchen, und da man dergleichen in der Nähe hat, noch weit mehr, als in manchen andern, von Bädern entferntern Gegenden. — Auch gibt es hier noch verhältnißmäßig Viele, welche dieſen guten Ton, ohne ihrer ökonomiſchen Lage zu ſchaden, verwirklichen können; denn wenn es hier gleich verhältnißmäßig lange nicht ſo viel Arme, als in dem reichen England gibt: ſo hat doch Meklenburg dadurch eine Aehnlichkeit mit dieſem, daß ſein Reichthum in den Händen Einiger iſt. Zu dieſen gehören die großen Güterbeſitzer, einige Kaufleute und Juden. Bey der geringen Bevölkerung finden die übrigen Menſchenklaſſen auch ihr Stückchen Brod, wenn ſie Luſt haben, es zu ſuchen. — Ein großes Heer von Advokaten hat das Land überſchwemmt, dieſe nagen, wie die Meklenburger ſelbſt zu ſagen belieben, an des Landes Mark. In keinem deutſchen Lande gibt es aber auch wohl eine gemiſchtere Geſetzgebung, als gerade hier. Nicht allein die Unzahl von deutſchen ſtädtiſchen Rechten iſt es, welche hier dem Advokatenſtande ein ſo weites Feld darbietet; auch Römer- und Schwabenrecht iſt hier noch anzutreffen. — Die nicht ſeltenen Concurſe, welche die gegenwärtige Zeit noch befördern helfen wird, und die vielen Güterkäufe und Verkäufe ſind dem Advokatenſtande beſonders gewinnbringend. Der Eintritt in dieſen Stand iſt den jungen Juriſten ebenfalls ſehr erleichtert, und die unabhängige und glänzende Auſſenſeite zieht Manchen hinein.

Ein reges wiſſenſchaftliches Leben iſt hier gerade nicht ſichtbar; man beſchränkt ſich im Ganzen mehr auf das Praktiſche. Den Schlüſſel hierzu liefert der Zuſtand des Landes, namentlich die geringe Bevölkerung. Einige Tagesblätter, die ſich faſt alle nicht über die politiſche Nothdurft erheben, und mit praktiſchen, die bürgerlichen Verhältniſſe betreffenden, Nachrichten und Ankündigungen den größten Raum füllen, während ſie das wiſſenſchaftliche Feld unbebaut liegen laſſen, erſcheinen zwar im Lande. Nur eine Zeitſchrift erhebt ſich etwas über dieſen gewöhnlichen Stand; nach einiger Ruhe hat ſie ihre Wirkſamkeit von Neuem begonnen.

Etwas ergiebiger iſt das Feld der Kunſt. Der Großherzog von Meklenburg-Schwerin begünſtigt die Künſtler, und hat beſonders Maler und Tonkünſtler um ſich geſammelt. Unter den erſtern verdienen Suerland, Vater und Sohn, genannt zu werden. Der Vater hat indeß das Alter des Greiſes völlig betreten, und iſt der ſchaffenden Kunſt ziemlich abgeſtorben. Der Sohn bildete ſich mit Großherzoglicher Unterſtützung in Italien. An den Arbeiten beyder iſt die Meiſterhand unverkennlich, und wir bezweifeln nicht, daß beſonders der junge Suerland viel leiſten könnte, wenn nicht ihn auch der Geiſt ſeines Landes zu ſehr mit ſich fortzuziehen angefangen hätte; denn die einträgliche Porträt-Malerey, worin er allerdings viel leiſtet, ſcheint den größten Theil ſeiner Thätigkeit in Anſpruch zu nehmen.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

In der erſten Romanze der Legende von den heiligen drey Königen, von Guſtav Schwab, Nro. 81 des Morgenblatts ſind die erſten vier Zeilen der erſten Strophe ſo zu korrigiren:

Umſtrömt von ſeiner Kräuter Düften,
Und überwallt von edlem Holz,
Der höchſte, ſteigt aus blauen Lüften
Ein Berg, des Morgenlandes Stolz; u. ſ. w.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 29.

Nro. 88.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 12. April 1822.

Wie lieblich iſt der Boten Tritt!
Sie kündigen Frieden uns an.
Sie bringen freudige Botſchaft,
Die Botſchaft unſers Heils!

Herder.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

II.

Wie die Könige nach Hauſe kamen, und was weiter geſchah.

Die Kön'ge, die in dreyzehn Tagen
Der wundervolle Stern geführt,
Daß ſie von keiner Reiſe Plagen,
Von keines Wegs Verdruß geſpürt,
Seit ſie zuſammen heimwärts kehren,
Wie langſam geht ihr Zug voran,
Daß ihnen ewig däucht zu währen
Die jüngſt ſo raſch durchflogne Bahn.

Bald gähnt ein Schlund vor ihrem Fuße,
Bald ſteigt ein Berg vor ihnen auf,
Vor einem brückenloſen Fluſſe
Steht jetzo, jäh gehemmt, ihr Lauf.
Und iſt er überbaut, durchſchwommen,
So wandern ſie im öden Land;
Und wenn ſie ins bewohnte kommen,
Faßt Niemand ihres Worts Verſtand.

Doch wo durch Zeichen und durch Worte
Sie öffnen können Aug' und Ohr,
Erzählen ſie von ihrem Horte,
Und bringen ihre Wunder vor.
Mit Demuth und mit ganzer Liebe
Beſchreiben Mutter ſie und Kind,
Und wecken heißer Sehnſucht Triebe,
Wo Menſchen, die es hören, ſind.

Und ziehen fort, am Leib ermüdet,
Am Geiſte fröhlich und getroſt,
Im Herzen ſeliglich befriedet,
Wenn um ſie Sturm und Wetter toſt.
Es trennt ſich keiner von dem andern,
Und endlich, nach dem zweyten Jahr,
Sieht man hinauf den Berg ſie wandern,
Wo erſt der Stern erſchienen war.

Dorthin beſcheiden ſie die Fürſten,
Und ihrer Völker manchen Mann,
Die nach des Sternes Heile dürſten, —
Und kündigen das Wunder an.
Da regen ſich mit froher Schnelle
Der Arme viel von Jung und Alt,
Und eine freudige Kapelle
Glänzt auf des Berges Spitze bald.

Der Götter trübe Mißgebilde,
Sie blieben dieſem Tempel fern,
Man ſah da nur in ſel'ger Milde,
Des Kindes Bild in einem Stern.
Jetzt eckelte vor ihren Göttern
Der Völker aufgethanem Sinn,
Sie gingen fort, ſie zu zerſchmettern,
Und ſtellten Stern und Kindlein hin.

Drauf haben leiblich ſich geſchieden
Die frommen Kön'ge Hand aus Hand,
Und trugen ihres Kindes Frieden
Ein jeder in ſein eigen Land;
Doch ihre Herzen allerwegen,
Die bleiben bey einander ſtets,
Und jährlich kamen ſie, zu pflegen
In der Kapelle des Gebets.

Und jedesmal, ſo oft ſie kamen,
Da wuſſten ſie der Wunder viel,
Verkündeten, wie guter Samen,
In ſo viel neue Herzen fiel.
Von unſichtbarer Hand getrieben
Wird ihnen leicht ihr Fürſtenamt,
Ein kindlich Hoffen, Glauben, Lieben
Hat ihrer Völker Herz entflammt.

Gar manches Jahr vergieng den Frommen
In ſolches Kinderglaubens Strahl,
Und auf dem Berg zuſammenkommen
Sind ſie ſchon mehr denn dreyßig Mal.
Es war der König der Araben
Gebeugter, hundertjähr'ger Greis;
Des Mohrenjünglings Haupt umgaben
Die ſonſt ſo ſchwarzen Locken weiß.

Und alſo knieten einſt die Greiſen
Zuſammen vor des Kinds Altar,
Und um die drey, da ſtand der weiſen,
Der edeln Morgenländer Schaar.
Da kam zu der geweihten Schwelle
Herein ein ſchlichter Pilgersmann,
Er ſchaut ſich um in der Kapelle,
Er hebt getroſt die Botſchaft an.

Es iſt ein Bote von dem König!
Wie horcht der Männer glaubig Ohr
Wie wußten ſie ſeither ſo wenig,
Welch neues Bild ſchwebt ihnen vor!
O martervolle Kreuzerhöhung!
O Tod von unerforſchter Art!
O wunderbare Auferſtehung!
O wonnereiche Himmelfahrt!

Der Bote bringt die rechten Kunden,
Er hat kein Traumbild ausgehegt,
Hat in des Meiſters Seitenwunden
Die zweifelsbange Hand gelegt,
Er gieng, und auf dem Pilgerlaufe
Rief ſeinen Herrn und Gott er aus,
Und heute fordert er zur Taufe
Die Greiſen in des Kindes Haus.

Eine Stelle aus Tacitus auf die Bildung unſrer heutigen Jugend angewendet. *)

> Cnaeus Julius Agricola aus der Kolonie Forli gebürtig, war von ritterlicher Abkunft. Den Vater verlor er früh durch gewaltſamen Tod. Die Mutter war Julia Procilla, eine Frau des unbeſcholtenſten Rufes. Unter ihren Augen erzogen, brachte er das Knaben- und Jünglings-Alter in der Kultivirung alles guten Wiſſens hin.

Freunde, was ich mein ganzes Leben hindurch that, auch hier huldige ich den Frauen! Der Vater iſt beſchäftigt, abweſend, launig, zwiſchen ihm und dem Kind iſt die Diſtanz zu groß. Der Mutter milder und verſtändiger Sinn, ihre zärtliche Sorgfalt pflegt die erſten Keime, gibt die erſten Maximen des Guten und Schicklichen, öffnet des Lebens Bahn, dringt durch alle Wege und Pfade in Gemüth und Herz. Wie ſie zu jeder Stunde die phyſiſchen Uebel bewachen, das bewährte Heilmittel ausfindig machen, ſpähen ſie mit wunderbarem Inſtinkt, entdecken ſie auch die böſen Spuren des verderbenden Gemüths und bekämpfen Ungeſtümm, Zorn, Haß, Dünkel und Unart. Wie ſie dem ſtarren Blick freundlichere Richtung geben, das Lächeln hervorrufen, den geſenkten Kopf aufrichten, die gepreſſten Schultern rückwärts biegen, ſo dämpfen ſie ſpäter den Uebermuth, ſo zügeln ſie den Leichtſinn, ſo vertreiben ſie die Faulheit, ſo weiſen ſie richtig auf des Lebens Pflichten hin. Richtig fühlend, richtig ſehend, die Ahnung der Zukunft in ihrer Seele, wecken ſie ſo die beſſern Triebe, und ſo weihe ich noch dem Andenken der Meinigen alle Empfindungen des Dankes und der Rührung. Wir bedurften vor Kurzem ihres entſchloſſenen Zurufs, und wir haben ihn zu rechter Zeit gehört. Und da der jugendliche Sinn jezt der Zügelung, des Rappells bedarf, ſo zähle ich feſt auf ihren Eindruck und ihre Warnung; wie immer ſie das ihren Lieblingen einprägen mögen: Vergreift euch nicht an dieſer mütterlichen Erde, verwüſtet ſie nicht, ſondern rüſtet euch, ihre Bürde einſt auf ſtarke Achſeln zu nehmen.

> Es hielt ihn ab von verführeriſchen Vergehungen noch außer ſeinem guten graden Naturell, daß er gleich von kleinem an Marſeille zum Sitz und zur Meiſterinn ſeiner Studien hatte, jenen Ort durch griechiſche Bildung und die den Provinzen eigene Mäßigkeit ſo wohl temperirt und wohl geeignet.

Das iſt das ſtärkſte Gegengift gegen jenen Grobianism und Barbarism, den ihr erſt Derbheit nennt, und dann mit Stärke und Energie ſo leicht und ſo gern und ſo fälſchlich verwechſelt; glaubend, euch ſelbſt täuſchend, mit einem Mantel von ſo ſchlechter Wolle die Blößen lang zu decken. Jene feinere Bildung ſeyd ihr allerdings nicht fähig — alleſammt euch in gleichem Grade anzueignen, obgleich auch hier der Frauen Hand ſo vieles leiſten mag. Ihr vertheilt euch bald in die Rollen des bürgerlichen Lebens! Wo kann jemals dieſes ſogenannte Derbſeyn unvermiſcht euch frommen? Dem Offizier vor ſeinem Oberſten? dem Sohn vor dem Vater? dem Jüngling, wenn er freyt? Auf der Kanzel fürwahr nicht immer, am Krankenbett viel weniger, vor dem Richter höchſt ſelten. Und den Oberrichter ſelbſt, der die Urtheile diktirt, kleidet edler Anſtand viel beſſer, er wirkt vielmehr, als wenn er plump die Sache ſagt. Und eben die Aermeren unter euch ſollten im Kreiſe der Familien wieder der Jugend Führer werden! Bereits ſcheut man euch, ich will nicht ſagen eure Dolche, aber

---

*) Aus: „Der Einſiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik.“ welches kleine Werk nächſte Meſſe in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint.

Digitized by Google

Grillen, Maximen und Anmaßungen. So, die ihr des Lebens beſſre Bahn brechen wolltet, beſtreut ihr ſie mit grobem Granit zu des Wagens beſſrem Rollen! Und am meiſten trifft der Vorwurf die Trotzigen, die Reichen, denen es wohl iſt, und wahrſcheinlich ſeyn wird. Ihr ſchadet dem Dürftigen, der des täglichen Unterhaltes bedarf, welchen ihr ihm im Voraus raubt oder erſchwert.

Vergeblich hofft ihr auf euren eignen künftigen Schutz — auf die gereichte Hand! Ibell und Löhning ſehen nothwendig die Sachen aus ganz andern Geſichtspunkten an: Montgelas, Zwackh, Dalberg vielleicht, behalten auf hohen Stellen ſehr wenig von den Maximen der Illuminaten. Und vergeblich klagt ihr dann über Untreue; ihr verlangt etwas wider die Natur; ihr verlangt, daß der Kirchthurm, der euch auf eine Meile Wegs groß wie eine Meſſerklinge erſcheint, euch nun näher gerückt, noch eben ſo vorkomme! Die blauen Berge der Jugend werden zu Dörfern, Aeckern, Wald und Haide mit allen den Höhen und Tiefen, die des Lebens zackige Bahn bezeichnen.

> Ich erinnere mich noch wie er zu erzählen pflegte, daß er ſich in erſter Jugend dem Studium der Philoſophie ſchärfer, und mehr als es dem Römer und dem Senator geziemt, gewidmet haben würde, wenn nicht die Klugheit der Mutter das erhizte und lodernde Gemüth in Schranken gehalten hätte!

Hier bezeichnen offenbar der Sittenrichter der Römer und dieſe kluge Mutter nicht die praktiſche Weltweisheit, deren man nie genug ſchöpfen und üben kann, der ſicher Cornelius Tacitus eifrig genug anhing, ſondern eben Syſteme und Sucht der Syſteme, jene blendenden theoretiſchen Sätze, die nur auf der Erde und in unſrem Bezing nicht anwendbar ſind! Jene Syſteme von Menſchenrechten, die bey den Nachbarn den Dienſtboten ſtatt domestique, ſtatt Glied des Hausweſens, zum attaché ſtempeln, und ihn nur um ſo ſichrer zur Untreue und zur Unzufriedenheit führen, ohne ihn im mindeſten zu dispenſiren vom Gehorſam, oder Lohn anzunehmen. Jene Syſteme von Gleichheit, die des Lagers Diſciplin aufheben, und in ihren Extremen beſtändig das Eigenthum gefährden; und beſtändig die Erde mit Blut färben werden! Und ich füge hinzu, jene Sucht metaphyſiſche Syſteme ſelbſt zu ſchaffen, ſie zu vervielfältigen, eine conventionelle Wortbedeutung den gewöhnlichen Begriffen unterzuſchieben, die geſunde Vernunft, die jede Sache ausdrücken kann, in eine Seiten-Loge zu verbannen, und am Ende mit Hoffahrt, aber im Nachtheil, den helleren Köpfen gegenüber zu ſtehen, die ſich nicht die Mühe nehmen, dieſe Dutzende von Kartenhäuſern in Augenſchein zu nehmen. Zufrieden, wenn ſie etwa mit Leibnitz und Kant vertraut geworden, das Labyrinth beſucht, und mit Platner und Garve wieder die Heerſtraße aufgeſucht haben; zufrieden, wenn ſie mit Montagne und Pope und Hume und den edleren Zweiflern zweifeln. Zufriedener noch, wenn ſie ſich mit den edelſten Chriſten vereinigen.

(Der Beſchluß folgt.)

Gegengift des ätzenden Sublimats.

Der Doktor **Taddei** hat gefunden, daß Getreidemehl und Kleber (Gluten) den ätzenden Sublimat zu Kalomel machen, und daß Thiere, ohne nachtheilige Wirkung zu verſpüren, eine anſehnliche Menge einer Miſchung aus Sublimat und Getreidemehl oder aus Sublimat und Gluten vertragen mögen. So ließ Hr. Taddei Kaninchen, in weniger denn zwölf Stunden, über vierzehn Gran Sublimat, ohne ſpürbaren Nachtheil, verſchlucken; während ohne die Beymiſchung ein Gran ſie zu tödten hingereicht hätte. Die ſchädlichen Wirkungen von einem Gran Sublimat werden durch fünf und zwanzig Gran friſchen Kleber, durch dreyzehn Gran trocknen Kleber und durch fünf- bis ſechshundert Gran Getreidemehl neutraliſirt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Meklenburgiſchen; Anfang Febr.

(Beſchluß.)

Die Großherzogliche Kapelle, welche theils die Kirchenmuſik aufführt, beſonders aber für die Beluſtigung und Ergötzung des Hofes und Publikums in Konzerten wirkſam iſt, kann in mancher Beziehung vorzüglich genannt werden; mancher größere Hof hat wenigſtens eine ſolche nicht aufzuweiſen.

Das Meklenburg-Strelitzſche Haus ſteht mit dem kleinern Lande in noch näherer Berührung und iſt ſehr beliebt. Beſonders iſt es auch dem Preußiſchen Volke ehrenwerth, weil es ihm die unvergeßliche Königin Luiſe gab.

Im Allgemeinen findet man im Meklenburgiſchen viel Luxus, beſonders hinſichtlich der Kleidung. Die vornehmern Stände ſcheinen hierin den Reſidenzen in größern Ländern nicht nachſtehn zu wollen, auch kann man darin bey dem weiblichen Geſchlechte, wenn es gleich die bunten Farben vorzugsweiſe zu lieben ſcheint, Geſchmack nicht verkennen.

Der Umgang mit den Meklenburgern hat nichts Beengendes und iſt beſonders mit dem vornehmen Bürgerſtande angenehm. In dieſem findet man ein offnes Weſen, eine gutmüthige Gefälligkeit und überhaupt ein Betragen ohne Verkünſtelung. — Der Adel ſondert ſich gern ab und will einen gewiſſen Ton behaupten und angeben. Dieß findet man ſelbſt in den Bädern. Dem Ausländer, namentlich dem Preußen, iſt dieß beſonders auffallend; denn wenn auch in dieſem Lande hin und wieder ein ähnlicher Kaſtengeiſt hervorblickt, ſo iſt doch hier der gebildete Theil der Nation im Ganzen vielmehr verwachſen. Deßhalb ſondert ſich denn auch der Preußiſche Adel in den Meklenburgiſchen Bädern größtentheils von dem Meklenburgiſchen Adel ab, und ſchließt ſich dem größern Theil der Geſellſchaft an. Dieß fand auch namentlich in der lezt verfloſſenen Badezeit ſtatt. — Gewöhnlich hört man in den Meklenburgſchen Geſellſchaften aller Stände die niederdeutſche oder plattdeutſche Mundart reden, welche in dem Munde des Gebildeten nichts Unangenehmes, vielmehr etwas die Geſellſchaft einander näher Führendes hat. Eine gewiſſe gutmüthige Biederkeit iſt das unverkennliche Gepräge dieſer, in den vornehmen Ständen der mehrſten andern Gegenden Deutſchlands ganz verſchwundenen Mundart. Selbſt die feine Meklenburgiſche Gräfin verſteht und ſpricht ihr Plattdeutſch. — Auch der Gelehrte und Geiſtliche läßt ſich in dieſer landesüblichen Sprache vernehmen, und miſcht, wenn er recht verſtändlich oder eindringlich werden will, auch wohl in ſeine öffentlichen Vorträge plattdeutſche Worte und Perioden.

Das höhere Schulweſen befindet ſich hier in einem mittelmäßigen Zuſtande. Die Landes-Univerſität Roſtock iſt nicht ſtark beſucht, weil ſelbſt die Inländer die Hochſchulen anderer Lande, beſonders **Berlin**, Halle und Jena, auch Göttingen und Heidelberg aufſuchen. Auch ſind nicht alle für den akademiſchen Unterricht erforderliche Fächer ſo beſezt, daß die Studirenden hier eine vollſtändige Ausbeute finden könnten. — Uebrigens ſtudiren viele junge Meklenburger. Ein großer Theil derſelben hält ſich freylich nur ſtudirenshalber, oder weil es Mode iſt, auf fremden Univerſitäten auf; dieß gilt namentlich von dem begüterten Adel. Auffallend iſt es, daß ſich nach der Rückkehr ins Land auch bey dieſen jungen Männern wieder der Trieb nach kaſtenmäßiger Abſonderung zeigt, der am wenigſten auf den deutſchen Univerſitäten ſtattfindet, wo ein wahres Gleichheitsſyſtem vorherrſchend iſt. In Göttingen mag dieß zwar etwas weniger, als auf den übrigen deutſchen Univerſitäten ſichtbar ſeyn, und dahin begeben ſich denn auch die jungen Adlichen Meklenburgs zum großen Theil. — Die niedern Volksſchulen, beſonders auf dem platten Lande, ſind nur noch im dürftigen Zuſtande. In dem angrenzenden Preußiſchen Staate iſt man mit Verbeſſerung derſelben ernſtlich beſchäftigt, wovon man indeß hier nichts Kennliches erfährt. Die Staats-Behörden im Preußiſchen haben jezt bey der Verbeſſerung des bisher auch in vielen Provinzen dieſes Landes noch ſehr dürftig geweſenen Schulunterrichts auf dem platten Lande den wohl unwiderſprechlichen Grundſaz aufgeſtellt und zur Ausführung zu bringen geſucht: Will man von den Landſchullehrern ein Mehreres, als bisher, verlangen, was allerdings nöthig iſt, ſo verbeſſere man ihre Stellen in ſo weit, daß ſie leben können! Es iſt im Preußiſchen der Grundſaz geſezlich ausgeſprochen worden: den Schullehrerſtellen auf dem platten Lande, bey eintretenden Separationen der Gemeinden, zwey Morgen guten Landes zuzulegen. In ſehr vielen Gemeinden iſt auf dieſe Weiſe den Schullehrerſtellen eine Verbeſſerung bereits zu Theil geworden, in andern ſoll die Ausführung noch an dem wenig guten Willen der Gemeinden, beſonders aber in juriſtiſcher Spizfindigkeit, die neben dem Geſeze noch einen Schlupfwinkel gefunden hat, geſcheitert ſeyn. Auch iſt ſeit einigen Jahren das Schulgeld auf dem Lande gewiſſermaßen etatsmäßig geworden, wonach jedes ſchulfähige Kind, es mag in die Schule kommen oder nicht, das Schulgeld nicht blos für die Wintermonate, wie früher, ſondern für das ganze Jahr bezahlen muß. Auch wird für die Nachbildung der bereits angeſtellten Schullehrer und die beſſere Ausbildung und ſtrengere Prüfung der Anzuſtellenden ernſtlich geſorgt. Man hat auch äußerlich dieſen Stand dadurch zu heben geſucht, daß man ihn aus der frühern Meiſterſchaft in den jezt beliebtern Herrenſtand verſezte, und ihn nicht ferner in dem rauhen Er, ſondern in dem feinern Sie anredet. Viele dieſer neuen Herren wiſſen ſich freylich in ihre neue Würde noch nicht recht zu finden, ſo geizig ſie auch bereits auf dieſelbe geworden ſind, werden's aber mit der Zeit wohl lernen. — Wir haben dieß beyſpielsweiſe deßhalb angeführt, da man aus dieſen getroffenen Beſtimmungen auch in manchen andern deutſchen Landen manches Brauchbare herausfinden könnte. Die Verbeſſerung des Landſchulweſens hat in Preußen, wo in der neuern Zeit nicht allein ſo manches Gute angeregt, ſondern auch ausgeführt ward, das allgemeine Intereſſe für ſich gewonnen, und wer das Landſchulweſen hier noch vor einigen Jahren kannte, und es in ſeiner jezigen Einrichtung unpartheyiſch prüft, der muß ſich wirklich wundern, daß in einigen wenigen Jahren ſo viel zur Verbeſſerung deſſelben geſchehen konnte.

Gr.

Berlin, den 8. März.

Das merkwürdigſte Ereigniß des Tages, mindeſtens für den denkenden Theil unſerer Reſidenz, iſt in dieſem Augenblick ein ganz neuer Verein, der ſich unter dem Namen *einer Geſellſchaft zur Beförderung des Chriſtenthums unter den Juden zu Berlin* ſo eben gebildet hat. Es cirkuliren darüber vier Oktavblätter als Aktenſtücke, welche 1) ein Vorwort, 2) die Grundverfaſſung der Geſellſchaft, 3) die königliche Beſtätigung enthalten. In einer ganz kurzen Einleitung zu dieſen drey Stücken wird geſagt: daß ſich die Geſellſchaft aus freyem Antriebe gebildet, und mit den in *London* und *Frankfurt am Mayn* bereits beſtehenden einerley Abſicht habe, nämlich chriſtliche Erkenntniß unter den Juden zu befördern, oder, wie der eigentliche Ausdruck lautet, zu verbreiten.

Man hat den Deutſchen bekanntlich allen Wiz abgeſprochen; die aber hier reichlich zu leben haben, wiſſen von dieſem feindſeligen Urtheile nichts, und ſuchen gewiß bey jeder, auch der ernſthafteſten Gelegenheit, wo nicht laut, doch im Stillen auf ihre eigene Hand wizig zu ſeyn. So hat man bereits unter den Juden eine ähnliche Geſellſchaft zur Beförderung jüdiſcher Erkenntniß unter den Chriſten entſtehen laſſen, und verſichert, daß ſie weit beſſere Geſchäfte machen würde, als jene, indem ſie mehr *anzubieten* hätte.

Ernſtlich von der Sache geſprochen, ſcheint es, oder wird vielmehr in den erwähnten Aktenſtücken ausdrücklich verſichert, daß ſie mit den bekannten Bibelgeſellſchaften einerley Hauptabſicht habe, ſo daß wohl erſt Jahre abzuwarten ſind, ehe man ein ganz richtiges Urtheil darüber fällen kann. Uebrigens haben ſich Männer mit unterſchrieben, deren Namen Mancher hier nicht erwartet hätte, und die, ſollte man glauben, doch wohl wiſſen mußten, was ſie thaten, als ſie ſich unterſchrieben.

Während an dieſem Vereine Viele Vieles auszuſezen haben mögen, iſt aber ein anderer beſchäftigt, ein Feſt zu begehen, an welchem gewiß die ganze Hauptſtadt, ohne Ausnahme auch nur eines Einzigen, den aufrichtigſten, wohlgemeinteſten und herzlichſten Antheil nimmt, und das iſt das Dienſtjubiläum ihres älteſten und außerordentlich verdienten Stadtarztes, des allgemein beliebten Geheimen Hofrathes *Heim*. Dieſer Ehrenmann iſt im eigentlichſten Sinne des Wortes der Liebling der Reſidenz, und verdient es nach dem Urtheile Aller, die ihn perſönlich kennen. Ob er gleich im Wohlſtande lebt, und längſt in den Jahren iſt, wo Jeder die Ruhe liebt, ſo wird er doch nie ſeine Hülfe verweigern, und ſchickte der Aermſte aus dem entlegenſten Winkel mitten in der Nacht zu ihm. Da er das beſizt, was keine Kunſt und kein Genie erſezen kann, einen reichen Schaz der vielſeitigſten Erfahrung; ſo wird er allgemein wie ein Orakel über Leben und Tod angeſehen. Dabey findet man ihn ſo frey von allem Dünkel, daß er ſehr oft ſelbſt erzählt, wie arm und kümmerlich er in ein Leben eingeführt wurde, deſſen lezte Station ſo glänzend für ihn ausfallen ſollte.

Es iſt in der Regel, daß vorzüglich geſchickte praktiſche Aerzte bey aller Noth und allem Elende, davon ſie tägliche Zeugen ſeyn müſſen, dennoch die heiterſte Laune zeigen; allein unſern Heim möchte man einen wahren Virtuoſen der Heiterkeit und des Frohſinns nennen. Wer weiß, ob er nicht allein durch die gute Laune, die er ſtets zu ſeinen Patienten mitbringt, einen großen Theil derſelben wieder geſund gemacht hat?

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 30.

Digitized by Google

Nro. 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. April 1822.

Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen,
Und lichte Sterne ſeyn.

Novalis.

Die Legende von den heiligen drey Königen.

12.

Wie die Könige Abendmahl hielten, und ſtarben.

Vom Geiſte waren ſie erfüllet,
Getauft mit ſeines Feuers Glut;
Vom prieſterlichen Kleid umhüllet,
Hoch hielten ſie des Mittlers Blut
In einer goldnen Opferſchaale,
Und hoch des Mittlers Leib empor,
Und riefen zu dem Abendmahle
Die Brüder in des Tempels Chor.

Hier theilen ſie die hohen Gaben
Mit milden Händen ſelig aus.
Wie ſie einſt froh geopfert haben
In dem zerfallnen Tempelhaus.
Jezt kommt das Opfer von dem Kinde,
Das überſchwängliche, herab,
Das Opfer, das vertilgt die Sünde,
Und das den Stachel nimmt dem Grab.

Als wunderbar mit Trank und Speiſe
Sie darauf Alle rings erfreut,
Da nahte ſich der Greis dem Greiſe;
Das Mahl dem andern jeder beut.
Wie ward ihr welkes Haupt erhoben,
Wie ward ihr müdes Herz erquickt!
Und auf ihr Antlitz ward von oben
Ein lichter Strahl herabgeſchickt.

Und feurig brennt es durch die Scheiben,
Das Haus füllt ſich mit weicher Glut;
Die Steine wollen Roſen treiben,
Die Wände färben ſich, wie Blut.
Der Kön'ge Purpur ſteht in Flammen,
Im Jugendſchein ihr Angeſicht. —
Woher ſtrömt ſo viel Licht zuſammen?
Der Stern iſt's, der durch Wolken bricht!

Da hebt der Greiſe Blick ſich trunken,
Und ſenkt ſich wieder ſänftiglich,
Da iſt ihr altes Haupt geſunken,
Als neiget' es zum Schlafe ſich;
Da weichen Knie und alle Glieder
Des ſüßen, ew'gen Schlummers Drang;
Da legt ihr Geiſt die Hülle nieder,
Der ſich hinauf zum Sterne ſchwang.

Es lächelt nieder auf die Leichen
Sein Lebenslicht der Stern noch lang.
Der Bote winkt mit ſtillem Zeichen,
Da hebet ſich ein Grabgeſang.
Den Erſtlingen der Heiden ſchallet
Der Brüder ſchmerzlich ſüßer Ton;
Und in die Erdenklage hallet
Der Engel Lob vor Gottes Thron.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Fortſetzung.)

„Ein Einwohner von Kurrichane lud uns, ſagt Hr. Campell, ein, ſein Bier zu koſten. Wir begaben uns gegen Mittag zu ihm; ſein Bier war von Weizen gekocht, ſah wie fette Milch aus und war ſo dick wie Gerſtenſuppe. Im Geſchmack glich es dem engliſchen Bier, eine Stunde, nachdem ſolches aus dem Braukeſſel kommt; dasjenige, was ich bey dieſen Wilden trank, war am ſelben Morgen geſotten worden. Man ſezte ein irdenes, bis an den Rand mit dieſem Getränk angefülltes Gefäß, ohne Henkel, das drey Gallons (etwa zwölf Maas) enthielt, vor unſern Wirth; er ſchöpfte mit einem kleinen Flaſchen-Kürbis daraus, um es zum Beweis, daß es kein Gift enthalte, zu koſten, darauf ging der Kürbis von Hand zu Hand unter Allen, die gegenwärtig waren. Es mochten ſich wohl hundert und funfzig Zuſchauer eingefunden haben. Ich beſchenkte meinen guten Wirth (einer der Häuptlinge des Stammes) mit einigen mitgebrachten Waaren, die er „hübſch, hübſch, hübſch" (pretty) nannte, und mir dagegen einen Elephanten Zahn verſprach, welches er aber nachmals vergaß."

Die Heilkunde dieſer Menſchen kann man einigermaßen daraus beurtheilen, daß Hr. Campell eine Weibsperſon ſah, der eine andre mit einem Meſſer einen großen Einſchnitt in den Schenkel machte, um ihr einer Unpäßlichkeit wegen, Blut zu laſſen. Dieſes mit der früher erwähnten Wunde auf dem Rücken und den Narben über den Schläfen, beweiſt zur Gnüge, daß die gewaltſamen Mittel hier beliebt ſind. Die Kinderblattern impfen ſie zwiſchen den Augenbraunen ein. Glasperlen ſind die einzige gangbare Münze in dem Innern von Süd-Afrika; ſie vertreten ganz die Stelle der Kowries oder Muſcheln in Indien und Nord-Afrika, oder unſrer geprägten Münzen. „Der größte Reichthum mehrerer auf verſchiedner Stufe der Rohheit ſtehenden afrikaniſchen Stämme, ſagt Hr. Campell, iſt hier, ſo wie bey geſitteteren Völkern, in Kiſten aufgehäuft, wo er auf eine günſtige Gelegenheit angebracht werden zu können wartet. Ich beſorge, die Gefahr, welche Reiſenden hier zu Land droht, könnte aus der Furcht entſtehen, daß ſie den Werth der Glasperlen niederdrücken, weil jede Völkerſchaft, durch die ſie reiſen, von der weiter gelegenen Vortheil zieht. Hohle Glasperlen, wie ſchön gefärbt ſie auch ſeyn mögen, werden nicht geachtet, man will ſie feſt, um weder dem Zerbrechen, noch der Reibung ausgeſezt zu ſeyn. Knöpfe, beſonders weiſſe, Einlegmeſſer, rothe Taſchentücher, eben ſolche gewobne Nachtkappen, ſind als Geſchenke wohl annehmlich, aber als Kaufpreis von wenigem Werth. Dieſe Leute wollen Geld, das heißt Glasperlen, einnehmen.

Die Stille, welche nächtlich in Kurichane herrſcht, befremdet einen Fremden ganz beſonders. Sie iſt ſo groß, daß, wenn bey ruhiger Luft irgend Jemand huſtet, alle Hunde in der Runde umher bellen. Vielleicht hat man dieſe Stille zum Geſetz gemacht, um die Annäherung eines Feindes ſogleich zu vernehmen; aus eben der Urſache darf nach Sonnenuntergang niemand pfeifen; da dieſes das Zeichen eines feindlichen Angriffs iſt, würde es die Stadt aufſchrecken. Die hieſigen Einwohner haben ſehr viel Hornvieh. Abends bey der Rückkehr der Heerden in die Gehäge um die Wohnungen, ſah ich den Weg auf zwey Meilen weit mit Vieh bedeckt. Das Pfeifen der Hirten, indem ſie ihre Heerde begleiten, gleicht dem Vogelgeſang ſo täuſchend, daß ich am Morgen, ehe ich von meinem Wagen ſtieg, nicht unterſcheiden konnte, ob ich Vögel- oder Menſchenſtimmen hörte. — Wenn dieſe Völkerſchaft einen Regenmacher bedarf, läſſt ſie ihn aus den benachbarten Gegenden kommen, denn ihre eigene haben keine Geltung bey ihnen; ſie müſſen, wie anderwärts die Propheten, ihre Anhänger auswärts ſuchen. Der Fürſt ſagte zu Hrn. Campell, ſie erhielten den, zur Impfung nöthigen Blattergift von den Mahalatſelas, die gegen Nordoſt wohnen, Kleider tragen, auf Elephanten reiten und Götter ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Stelle aus Tacitus auf die Bildung unſrer heutigen Jugend angewendet.

(Beſchluß.)

> Er that die erſten Kriegsdienſte in Britannien unter Suetonius Paullinus, einem emſigen und geſitteten Feldherrn, der ihn würdig fand, in ſein Gefolg zu treten. Agricola ließ ſich keine Ausſchweifungen zu Schulden kommen, nach Art der Jünglinge, die den Soldatenſtand dazu für bequem achten; noch mißbrauchte er müßig ſeine Berechtigung und ſein Tribunen-Amt zu Luſt und Gemächlichkeit. Die Provinz genau zu kennen, ſich dem Heer zu empfehlen, von den Erfahrnen zu lernen, die beſten Muſter zu befolgen, nichts mit Prahlen auszuſprechen, nichts aus Beſorglichkeit von ſich zu weiſen, überall aufmerkſam, nachdrücklich, fürſichtig, ſorgſam zu Werk zu gehen, waren ſeines Lebens Regeln.

Jünglinge, auf jeder Stufe ſeyen ſie die eurigen, euren Beruf für jene Provinz genommen! Der Deutſche durch die Mannigfaltigkeit ſeiner innern Einrichtungen hat viel mehr zu lernen als jeder andere. Durch die Neuheit ſeines Zuſtandes wird der Stoff ſeines Wiſſens ungemein vervielfältigt. Er muß das Alte kennen, und das Neue wiſſen, und ſo vergleichen und kombiniren, und den Uebergang ebnen. Sey es im Dienſt des Fürſten, in der Verwaltung, auf den Bänken der Gemeinde und Provinz, oder in den ſtändiſchen Sälen. Er bedarf weniger der Reichsgeſchichte, um ſo mehr der Nationalgeſchichte und Weltgeſchichte. In David Hume und Rapin Thoyras iſt mehr ächter Gehalt zur Geſtaltung oder Abwägung der Vorkommniſſe rund um uns her, als in allen metaphyſiſch-politiſchen Schriften unſrer Zeit. Ja, um von unſrer Zeit zu reden, mehr Gehalt im Moniteur ſeit der Revolution; weil alle die Tiraden, Gemeinplätze, fromme Wünſche, extravagante

Digitized by Google

Grillen faſt im Zirkel der Möglichkeit darin neben ſo vielem Trefflichem enthalten ſind, und in viel eleganterer Form, in viel geiſtreicherem Gewande, als man ſie uns täglich auftiſcht. — Die Spittler, die Heeren, die Wachler, die Beck, ſo manche andre, ſind bewährte, ja berühmte Lehrer und Muſter; aber noch beſſere Wegweiſer um mehr zu ſuchen. — Welchen Umfang hat nicht die Frage von den Finanzen und der Staatswirthſchaft; vom einfachen Addiren und Subtrahiren, bis zu den Lehren der Smith und Malthus; oder der Büſch und Nebenius unter den unſrigen — und bis zu den Verpflichtungen und den Verhältniſſen von Necker und Calonne, und dem compte rendu; eine Rolle, die jedem Staatsmann, als Hauptperſon oder Gehülfe zu Theil werden kann. Wie iſt nicht Naturlehre und Chemie und Mathematik und Mechanik in die großen Fragen vom Handel, ja in alle Verzweigungen des Menſchenlebens verflochten? — Was verlangten nicht Cicero und Quintilian vom Redner, welch weites Feld iſt nicht dieſe Redekunſt, da wo die eigne Sprache noch ſo ſehr der Nachhülfe und Veredlung empfänglich iſt? Was iſt dieſe Redekunſt anders als ein eitles Geplauder, wenn ſie nicht auf Weltweisheit und ſolider Rechtskenntniß beruht; wenn ihr nicht alle Bilder und Verhältniſſe des Lebens, die Früchte der Geſchichte und Mythologie, mit den Allegorien und Metaphern, mit den Ueberlieferungen und Kernworten der großen Sterblichen zu Gebot ſtehen. Und wenn ich vom Recht rede, nicht die Kunſtgriffe der Advokaten, ſondern durch dieſe Prüfungszeit hindurch, jenen höhern Standpunkt, von welchem Cicero der vortrefflichſte unter den Sachwaltern ſo nachdrücklich ſagte: justitia in qua virtutis splendor est maximus, ex qua boni viri nominantur. Und Naturrecht, und des römiſchen Rechts, und der alten Formen Verhältniſſe zu den neuen! Und Religion, und Kirchengeſchichte, das Gegeneinander-Verhalten der Glaubens-Partheyen unter uns. Fürwahr da genügen nicht die Diatriben gegen Päbſte und Jeſuiten, oder gegen Luther und Janſenius. Mit der Wirklichkeit muß man bekannt ſeyn. Es genügen nicht, nein, im Bundesſyſtem, im vaterländiſchen Dienſt gelten nichts, die Vorurtheile der alten Weiber, und die Klagelieder der Kurzſichtigen, gegen die Diplomaten und die Politik überhaupt; und die Weiſen anderer Nationen mögen uns belehren, wie Nivernois in den mémoires de l'académie:

> La politique est une science respectable, dont le but est de resserrer les liens de la société entre les hommes, et tout ce qui tend à les rompre, non-seulement ne saurait être attribué à cette science, mais va directement contre sa nature et sa fin.

Und dann jene Proportionen der Gewalten, das jus regium, der Klaſſen und Stände und Gewerbe Rechte, Anſprüche und Mißbräuche; des Volkes Sinn, Hoffnungen und wahre Bedürfniſſe! Ja, ich wiederhole es, das iſt alles in des Tacitus Worten enthalten: sed noscere provinciam — nihil ob formidinem recusare — simulque anxius et intentus agere. Und das iſt die Gattung der Unerſchrockenheit, die ich jezt im Namen des Vaterlandes nachdrücklich an euch geſinne.

Atmoſphäriſcher Gallertſtoff.

Am 13. Auguſt 1819 (meldet die Zeitſchrift von Edinburgh) hatte man zwiſchen acht und neun Uhr Abends zu Amherſt, im Staat Maſſachuſetts, eine Kugel bemerkt, von der Größe einer vollen Blaſe, die ein helles und weiſſes Licht verbreitete. Das Meteor fiel in der Nähe eines Hauſes nieder und ward von Hrn. Rufus Graves, vormaligem Profeſſor der Chymie am Darmouth-Collegium, unterſucht. Er hatte die Geſtalt einer Schüſſel, von acht Zoll Durchmeſſer und ein Zoll Dichte; ſeine Farbe war die eines Büffelfells; auf der Oberfläche nahm man einen ſehr feinen Flaum wahr, demjenigen von ſchönem Wolltuch ähnlich. Nach Wegnahme dieſer Hülle blieb eine ſulzige Materie zurück, der weichen Seife an Dicke gleich und einen eckelhaften, erſtickenden Geruch ausdünſtend. Als dieſelbe einige Minuten in freyer Luft geſtanden hatte, erhielt ſie eine ſchwarzblaue, dem Venenblut ähnliche Farbe. Die Feuchtigkeit der Atmoſphäre ward von der Materie ſo ſchnell angezogen, daß eine Portion derſelben, die in ein Glas gebracht ward, ſchmolz, und die Conſiſtenz ſowol als Farbe der Stärke, wie ſie im Haushalt gebraucht wird, annahm: drey Tage reichten zu Verdünſtung des Geſammt-Inhalts vom Glaſe hin; ſo daß im Grund und an den Seitenwänden deſſelben nur eine geringe Menge eines aſchfarben, geſchmack- und geruchloſen Pulvers übrig blieb. Die Salz- und Salpeterſäure, ſchwach oder concentrirt, zeigten keine Wirkung auf die Meteor-Subſtanz; hingegen ward dieſelbe durch concentrirte Schwefelſäure, unter ſtarkem Aufbrauſen, mit Gasentwicklung, faſt gänzlich aufgelöſt.

Dieſer Erzählung fehlt nun freylich — die Hauptſache, der Beweis nämlich, daß die Gallertmaſſe wirklich aus der Luft niedergefallen ſey, worüber unverwerfliche Zeugen-Ausſagen erforderlich wären. In Hrn. Chladni's Verzeichniß weicher, trockner oder feuchter atmoſphäriſcher Niederſchläge, deren die Geſchichte erwähnt, kommen nur wenige vor, die dem von Hrn. Rufus Graves erzählten Vorfall zur Seite ſtehen mögen, und ihre Realität iſt eben auch — nicht beſſer erwieſen. Es ſind folgende: Um die Mitte des neunten Jahrhunderts fielen Stoffe geronnenem Blut gleich: Im Jahr 1416 fiel zu Luzern eine Maſſe wie geronnenes Blut. Am 6. Nov. 1548 fiel in Thüringen eine Feuerkugel mit ſtarkem Getöſe zur Erde; die Kugel beſtand aus röthlicher, geronnenem Blut ähnlicher Subſtanz. Am 24. März 1718 fiel auf der Inſel Lethy in Indien eine aus Gallertſtoff beſtehende Feuerkugel zur Erde. Am 8. März, 1736 ward, nach dem Sturz einer Feuerkugel in der Lauſitz, eine klebrige Materie gefunden. Ich beſitze davon (ſagt Hr. Chladni) eine kleine Portion, die an Farbe und Geruch einem bräunlichen, völlig ausgetrockneten Firniß gleicht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 8. März.

(Beſchluß.)

Es gibt eine Menge von Anekdoten, die man ſich vom Doktor Heim im Publikum erzählt, und die ſämmtlich eben ſo ſehr den edeln Menſchen, als den Mann von Geiſt verrathen. Man ſollte die intereſſanteſten davon ſammeln und ſie zu ſeinem immerwährenden Andenken auch der deutſchen Welt überhaupt mittheilen. Referent will von den vielen, die er gehört hat, nur eine beybringen, die den freymüthigen deutſchen Mann ganz nach dem Leben zeichnet. Einſt wird er zu einer ſehr vornehmen Dame gerufen; er erſcheint, erklärt aber gleich beym erſten Eintritt, daß er nur unter drey Bedingungen der Arzt von Ihrer Hoheit ſeyn und werden könne, wenn er nämlich erſtens nie im Vorzimmer zu warten nöthig habe, (denn er wolle und müſſe auch Andern helfen); zweytens: in Stiefeln erſcheinen dürfe, (denn das ſey er einmal gewohnt); und drittens: nicht Er genannt werde, (denn das könne er nicht wohl vertragen).

Uebrigens iſt der 17. April der frohe Tag, an welchem dieſer glückliche Sohn Aeskulaps der Huldigung aller edlen Seelen in Berlin, vor allen aber ſeiner nicht zu zählenden Gönner und Freunde, gewiß ſeyn darf. Vorläufig weiß man ſo viel, daß ſich alle hieſigen Aerzte um die Wette beeifern, dieſes Feſt ihres trefflichen Kunſtverwandten ſo glänzend als möglich zu machen. Der Bildhauer Tiek hat den Auftrag erhalten, ſeine Büſte zu modelliren; ſie ſoll in Erz gegoſſen und auf einem Piedeſtal von Marmor aufgeſtellt werden.

Wenn die Berliniſche Welt ſeit dem lezt verfloſſenen halben Jahrhundert, neben dieſem ihrem eben ſo geſchickten, als glücklichen praktiſchen Arzte, auch noch einen Moliere beſeſſen hätte, welche beträchtliche Anzahl munterer und kräftiger Greiſe müßte ſie aufzuweiſen haben? Denn gewiß hat Sterne vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß der Menſch, ſo oft er wirklich von Herzen lacht, jederzeit an ſeiner Lebensverlängerung arbeitet. Allein ein ähnlicher deutſcher Geiſt, ſo ſehr er auch, in dieſem Augenblicke ſonderlich, ein unläugbares Bedürfniß wäre, fehlt uns leider ganz. Man merkt und fühlt es von allen Seiten, daß man ſich an Trauerſpielen überſättigt hat, und ſo iſt es wohl eben nicht zum Verwundern, wenn man mit einer Gattung des Komiſchen vorlieb nimmt, für welches der Beyname *niedrig* oft noch viel zu edel klingt, um nur endlich doch das Zwerchfell wieder einmal erſchüttern zu laſſen. Staberls Reiſeabenteuer haben daher in der lezten Zeit nicht wenig an die Reihe gemußt. Hr. Walther, vom Karlsruher Theater, hat freylich reichliche Lorbeern dabey eingeerntet, aber wahr bleibt es doch ewig, daß uns ſelbſt in der Poſſe die sancta simplicitas von Rechts und Geſchmacks wegen nicht allein unterhalten ſollte. Gleichwol verſichert man, daß Hr. Walther noch in einer Hochzeit Staberls, (in der freylich die komiſchen Effekte wohl nach ganz andern Prinzipien angelegt ſeyn möchten, als in der beliebten des Figaro,) ja noch in mehreren andern Stücken der Art auftreten werde.

Hr. Wolf iſt in Angelegenheiten des Luſtſpiels auf etwas conſiſtentere Speiſe von Spanien her bedacht geweſen, und hat uns ein Stück nach Calderon unter dem Titel: „Die ſchwere Wahl," geliefert; allein eines Theils gibt man ihm Schuld, daß er ein wenig zu ſichtlich Hrn. v. Malsburgs Ueberſetzung benutzt habe, andern Theils iſt er in der nicht kleinen Kunſt, den Geiſt der heutigen Friwolität zu bannen, hier in der That weniger glücklich geweſen, als in manchem ſeiner andern Theaterprodukte. Uebrigens kann man ſich freylich zu einer Zeit, wo ſelbſt eine Minna von Barnhelm von ſehr Vielen langweilig gefunden wird, über ſo einen mißgeglückten Verſuch eher tröſten, als in jeder andern.

Unter unſern allerneueſten Erfindungen mechaniſcher Art hat die friedliche Sacktreppe (ein Apparat zur Selbſtrettung bey Feuersgefahr, wenn die gewöhnlichen Ausgänge in den obern Geſchoſſen bereits in Flammen ſtehen) mancherley Federkriege veranlaßt. Da in dergleichen Angelegenheiten die beſte Friedensſtifterin jederzeit die Erfahrung zu ſeyn pflegt, ſo ſollte man glauben, daß die Ruhe gleich in den erſten acht Tagen wieder herzuſtellen geweſen wäre; allein man darf ſich nur an die beyden Nachtwächter in der bekannten Gellertſchen Fabel erinnern, um das Gegentheil eben ſo wenig für unglaublich zu halten. Uebrigens iſt der Fall in einem Zeitraum von höchſtens acht Jahren ſchon zweymal da geweſen, daß in Berlin (wo doch die Löſchanſtalten ſeit langen Zeiten wirklich muſterhaft ſind) aus Mangel eines ſolchen Rettungsapparats Menſchen theils wirklich ums Leben gekommen, theils in die größte Lebensgefahr gerathen ſind. Es läßt ſich alſo kaum zweifeln, daß die Regierung bey dieſer Gelegenheit ihren ſo äußerſt lobenswerthen Feueranſtalten ſelbſt die Krone aufſetzen, und ſo auch dieſe ſchreckliche Gefahr möglichſt beſeitigen werde. Bey den erwähnten Streitigkeiten iſt indeſſen die Frage: ob dieſe Vorrichtung auch hier wirklich zuerſt ausgedacht worden ſey? ſo viel ſich Referent erinnert, nicht mit aufgeworfen worden; trügt ihn aber ſein Gedächtniß nicht, ſo iſt ſie ſchon längſt bey den Engländern im Gebrauch geweſen. Suum cuique. Die deutſche Nation iſt ſo reich an eigenen Erfindungen, daß ſie eben nicht Urſache hat, auf dieſe eiferſüchtig zu ſeyn.

Schließlich iſt für diesmal noch anzuzeigen, daß die HH. Inſtrumentmacher Grießling und Schlott eine neue Vorrichtung an den Klappen der Flöte ausgeſonnen haben, wodurch dieſes angenehme Inſtrument abermals ſehr verbeſſert ſeyn ſoll. Man darf ſich deßhalb auf das Urtheil Hrn. Schröcks, der bekanntlich ſelbſt unter unſere erſten deutſchen Virtuoſen auf der Flöte gehört, berufen; auch ſteht zu erwarten, daß der eben hier angekommene berühmte Flötiſt, Hr. Drouet, Notiz von der Sache nehmen, und die wackern mechaniſchen Künſtler durch ſeinen Beyfall zu ähnlichen Verbeſſerungen ermuntern wird. Hat gleich in neuern Zeiten das Klarinett auf Koſten der Flöte geglänzt, ſo bleibt doch leztere, ſonderlich für dichteriſche Ohren, ewig ein vorzüglich liebliches Inſtrument. ***.

Charade.

Von zwey Sylben.

Als die *Erſte* Demeter erfand,
Feſſelt' ſie unſtätes Weiterringen;
Heilig nennet ſich in Griechenland
Meine *Zweyte*; mög' ihr Müh'n gelingen!
Furchen läßt zurück das harte *Ganze*.
Doch — drinn ſproſſt der Keim zum Erntekranze.

Dr. A.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 83.

Morgen.

Nro. 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. April 1822.

> Die Milde lohnet wie die Saat,
> Von der man wohl zurück empfaht,
> Demnach man ausgeworfen hat.
>
> Walther von der Vogelweide.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Philadelphia.

Obgleich wir einigen Quietismus in der hieſigen Geſellſchaft gefunden, ſo ſahen wir doch weniger eigentlichen Quietismus als wir vermuthet hatten; und ich muß geſtehen, daß ich meine Erwartungen einigermaßen getäuſcht fühlte, als ich mich im Zimmer umſah und nicht einen einzigen braunfarbigen Sohn Penns erblickte. Es iſt freylich niemand darum beſſer, weil er einen braunen Rock trägt, mich dünkt aber, er iſt zuweilen beſſer, wenn er zu den Freunden gehört.

Die Geſellſchaft hat hier weislich von ihrer Strenge nachgelaſſen. Ihre Mitglieder ſind nicht länger gebunden, allen unſchuldigen Vergnügen oder ehrlichen Gewerben zu entſagen; auch ſieht man es nicht mehr als etwas wichtiges an, das Du ſtatt dem Ihr in der Anrede zu gebrauchen, oder ſich des braunen Tuches, oder perlfarbener Seide vor allen andern zu bedienen. Aber dieſelbe Rückſicht auf Moralität und Ehrlichkeit im Handel beſtehet noch immer; ſie müſſen redliche Mitglieder der Gemeinde ſeyn, dann mögen ſie ſich kleiden wie ſie wollen. Indeſſen zeigt man große Nachſicht gegen die Thorheiten und ſelbſt die Irrthümer der Jugend. Ein wilder junger Menſch wird heimlich zurecht gewieſen, und man geſtattet ihm lange Zeit, um Weisheit zu ſammeln und ſich zu beſſern, ehe er von der Geſellſchaft ausgeſtoßen wird. Ausſchließung wird daher als ein wahrer Schandfleck im Charakter eines Mannes angeſehen, ſelbſt von Perſonen eines andern Glaubens, indem ſolche bekanntlich nur in Fällen von eingewurzelter Laſterhaftigkeit oder überwieſenem Betrug angewandt wird.

Wilhelm Penn hat die Menſchheit den erſten Entwurf jenes herrlichen Strafgeſetzbuches zu verdanken, welches jezt die Bewunderung aller aufgeklärten Staatswirthe in der ganzen Welt ausmacht. Indem er die Todesſtrafe noch für den Mörder beybehielt, ſchien ſein milder Geiſt ſich mehr nach dem Ausſpruche des alten Teſtamentes: „Blut für Blut," bequemt, als nach Ueberzeugung gehandelt zu haben. Das Geſetzbuch dieſes menſchlichen Geſetzgebers wurde von der Regierung abgeſchafft, ſo wie die duldſamen Geſetze des milden Calvert. Nach der Revolution trat durch das ernſtliche Bemühen mehrerer menſchenfreundlichen Bürger, worunter der ehrwürdige Franklin, Wilhelm Bradford, Caleb Lowndes und Dr. Ruſh, ſich beſonders auszeichneten, das abgeſchaffte Geſetzbuch des Vaters von Penſylvanien wieder an die Stelle der blutigen Geſetze Englands.... Nie ging ich durch die Straßen einer Stadt mit ſo vielem Vergnügen als durch die Straßen von Philadelphia. Die Nettigkeit und Reinlichkeit aller belebten und unbelebten Dinge, Häuſer, Pflaſter und Bürger iſt unübertrefflich. Die Stadt hat freylich nicht die herrliche Lage von Neu York, welche dieſer ein ſo erhabenes und prachtvolles Anſehen geben, ſie hat aber mehr das Anſehen einer vollendeten, langſtehenden Hauptſtadt. Die Straßen haben freylich zu viele rechte Winkel und gerade Linien, um dem Auge ganz zu gefallen, aber ſie ſehen alle ſo munter, reinlich und bequem aus, daß es eine Tollheit heißen würde, ſolches tadeln zu wollen. Die Seitenpflaſter (Trottoirs) werden regelmäßig alle Morgen von den Mägden eines jeden Hauſes gewaſchen, ein Gebrauch, welcher den dünnen Damenpantoffeln nicht ſehr zuträglich ſeyn mag, welcher aber ſehr viel zu dem guten Anſehen, und ohne Zweifel auch, zur Geſundheit der Stadt beyträgt. Die Backſteinwände nebſt allem Holzwerk an den Häuſern werden jährlich einmal angeſtrichen. Die Hausthüren ſind gewöhnlich weiß und werden ungemein rein gehalten, welches mit den weiſſen Marmorplatten vor denſelben und den grünenden Bäumen, welche die Straßen zieren, den Hauptſtraßen ein Anſehen von Munterkeit und Zierlichkeit gibt, wovon man in den berußten gedrängten Städten Europas ſchlechterdings nichts weiß.

Die öffentlichen Gebäude zeichnen ſich beſonders durch ihre Niedlichkeit und einige durch reine, klaſſiſche Zierlichkeit aus. Man denkt daran, eine andere Bank nach dem einfachen Muſter der Penſylvania-Bank zu erbauen. Ich hoffe, die Bürger werden nie den reinen Bauſtyl aufgeben, welchen ſie jezt zu befolgen ſcheinen; beſonders hoffe ich, daß ſie nie das Gothiſche verſuchen werden, worin ein Fehlgriff, als ein Fehlgriff in dem Erhabenen, von allen Fehlgriffen der größte iſt. Die Akademie der Künſte enthält eine kleine, aber wohlgewählte Sammlung von Gemählden, worunter ich mit dem größten Vergnügen zwey neue Stücke betrachtet habe — eine herrliche Niobe von Rehberg, und ein meiſterhaftes bibliſches Stück von dem amerikaniſchen Maler Allſton. Es iſt wahrhaft zum Erſtaunen, wie fruchtbar dieſes jugendliche Land bereits an Malern geweſen iſt. Weſt, Leslie, Copley, Trumbull und Allſton ſind die in beyden Halbkugeln bekannten und geachteten Namen. Der leztgenannte Künſtler ſcheint beſtimmt zu ſeyn, ſich auf eine hohe Stufe hinanzuſchwingen.

Das Staathaus

in nichts mehr Staathaus als dem Namen — iſt für den Fremden ein anziehender Gegenſtand, und ohne Zweifel in den Augen eines Amerikaners ein Heiligthum. Ich muß geſtehen, ich fühlte mich ein wenig gekränkt, als ich ausgeſtopfte Vögel, Thiere und Mammuthſkelette die Stellen von Senatoren und Weiſen einnehmen ſah. Es würde vielleicht einen beſſern Geſchmack verrathen, wenn man die obern Zimmer des leeren Heiligthumes für eine Bibliothek verwendet hätte, ſtatt es zu einem Muſeum natürlicher Seltenheiten und einem Mauſoleum todter Ungeheuer zu machen.

Militärſchule.

Die Militärſchule zu Weſtpoint, welche unter dem Auge der Centralregierung blühet, ward im Jahr 1802 angelegt. Ihre erſte Errichtung ward vom Kongreß dem verſtorbenen, verdienſtvollen General William übertragen. Im Durchſchnitt befinden ſich zwiſchen 230 und 250 Jünglinge in dieſer Akademie; für jeden Cadet werden jährlich 366 Thaler verwendet, und die Erhaltung der Anſtalt wird von der Regierung auf 150,000 Thaler gerechnet. Die in dieſer Akademie gelehrten Zweige der Wiſſenſchaften ſind dieſelben wie in der Militärſchule zu Woolich und der polytechniſchen Schule zu Paris. Ungefähr 1000 Jünglinge aus allen Gegenden der Union haben hier eine liberale und gelehrte Erziehung erhalten. Einige wenige von dieſen begleiten jezt ehrenvolle Poſten in dem Artillerie- und Ingenieurkorps und andern Fächern des kleinen Heeres, das ſich auf ein paar Tauſend beläuft, welche aber in dieſem ungeheuern Reiche vertheilt, mit der Errichtung und Erhaltung der Forts, der Beſchützung der indiſchen Grenze, mit der Entwerfung von Grenzlinien, Straßen u. ſ. w. thätig beſchäftigt ſind. Bey weitem die größere Zahl aber zieht ſich aus dieſer kleinen Feſtung in den Schatten des Privatlebens als friedliche Bearbeiter des Bodens zurück, von welchem mehrere durch die Stimme ihrer Mitbürger zu den ehrenvollſten bürgerlichen Aemtern berufen worden ſind; und welche alle beym erſten Ruf des Vaterlandes bereit ſeyn würden, ſich in die erſten Reihen ſeiner Vertheidiger zu ſtürzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ſchweizeriſchen Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte.

(Fortſetzung.)

Noch mit ungleich mehrerem Ungemach hatte eine Schaar Zürcheriſcher Angehörigen zu kämpfen, die im Herbſt des Jahrs 1734 abreiſte. Moritz Götſchi, geweſener Pfarrer zu Saletz, unter den Bauern als ein gewaltiger Kanzelredner berühmt, daher ſelbſtgefällig und ſich zu allem geſchickt glaubend, bewogen überdieß durch beſondere Urſachen ſein Vaterland zu verlaſſen, hatte dieſe Leichtſinnigen angeworben, deren Zahl bis auf vierhundert anſtieg. Sie litten ſchon großes Ungemach auf der Rheinfahrt und befanden ſich in troſtloſem Zuſtande in den Niederlanden. Milde Beyträge erleichterten einigen die Heimkehr ins Vaterland, andre gingen nach England über, traten hier oder da in Dienſte, verſchiedene waren geſtorben; der Ueberreſt gelangte nach viel ausgeſtandenem Ungemach im Frühjahr nach Penſylvanien, wo indeß der Schiffseigenthümer ſie, um die Ueberfahrtskoſten zu erhalten, üblicher Weiſe auf eine gewiſſe Zahl von Jahren verkaufte.

Erfahrungen ſolcher Art mußten natürlich verſchärftere Maßnahmen der Regierungen zur Folge haben. Wirklich ward auch ſämmtlichen Schiffern auf Limmath, Aare und Rhein verboten, fernerhin Auswanderer wegzuführen; die

Beamten erhielten den Auftrag, heimlichen Werbern nachzuſpüren und dieſelben zur Verantwortung zu ziehen; alles Drucken und Herumbieten anreizender Schriften ward ſtreng unterſagt, Minderjährige ſollten gar keine weiterhin weggelaſſen werden; an verſchiedenen Punkten wurden Wachtpoſten ausgeſtellt. Dieſes, und vorzüglich auch der Anblick und die Nachrichten der als Bettler heimkehrenden Leichtſinnigen, machten für einige Zeit den Wandereifer erkalten.

Im Jahr 1768 aber ſchien derſelbe wieder aufleben zu wollen. Der ſpaniſche Miniſter Aranda ſuchte damals, um durch fremdes Beyſpiel den Ackerbau und Kunſtfleiß ſeiner Nation zu beleben, deutſche Koloniſten ins Land zu ziehen, denen unter beſonderer Aufſicht und Fürſorge des Grafen Olavides weitläufige Ländereyen in der Sierra Morena, einer der ſpaniſchen Gebirgsgegenden, angewieſen wurden. Der Major Jauch aus Uri ließ eine kleine Schrift erſcheinen, die auch Schweizer zur Theilnahme an dieſem Unternehmen einlud. Voreilig zogen mehrere Familien hin; einige fanden auf der Reiſe ihren Untergang, andere kehrten, durch unvermuthete Schwierigkeiten, die ſie getroffen hatten, geſchreckt, zurück. Das Verbot jene Einladungen weiter zu verbreiten, ſo wie auch die Verfolgungen der ſpaniſchen Geiſtlichkeit, welche die wohlthätigen Plane des Grafen Olavides ſchon bald nach ihrer Entſtehung zu vereiteln wußte, hinderten, daß dieſen nicht fernere nachzogen.

Einleuchtender waren die Beweggründe derjenigen, die in ſtärkern Scharen zwölf Jahre ſpäter zu dem gewagten Schritt ſich entſchloſſen. Schwer drückte damals die Theurung von 1770 und 1771 die untern Volksklaſſen, und weckte bey denſelben den, in ſolchen Zeiten gewöhnlichen, Glauben, daß die Kräfte des Landes zu Ernährung von deſſen Bevölkerung nicht länger hinreichen. Wenige Jahre vorher hatte der ſiebenjährige Krieg ſein Ende gefunden, durch den verſchiedene Gegenden Deutſchlands beynahe in Einöden waren verwandelt worden. Es entſtand das Gerücht, daß für mehrere derſelben, vorzüglich von Seite der preußiſchen Regierung, neue Anſiedler gewünſcht und ſehr begünſtigt würden. Eine gedruckte Einladung, unterſchrieben durch einen gewiſſen von Müllern, angeblich preußiſchen Reſidenten in Ulm, ward, freylich ohne Anzeige bey den Regierungen, überall im Lande herumgeboten. Sie enthielt die ſchönſten Verſprechungen, und wirkte außerordentlich auf die, in ihrer Bedrängniß doppelt leichtgläubige Menge. Scharenweiſe ſah man Auswanderer nach Preußiſch-Pommern ziehen. Die Regierungen ließen Warnungen anſchlagen und von den Kanzeln verleſen; die höhern kirchlichen Behörden, die einzelnen Geiſtlichen baten, ermahnten. Viele brachte dieſes zu Aenderung ihres Entſchluſſes; nicht alle. Bald aber zeigten ſich die ſchlimmen Früchte der Thorheit. Als Bettler kehrten Einzelne zurück mit den traurigſten Berichten über das Schickſal ihrer Gefährten. Ueberall hatten ſie unerwartete Schwierigkeiten gefunden, Theurung und Hungersnoth, wie im Vaterlande. Ihr mitgebrachtes Geld war meiſt aufgezehrt, ehe ſie an dem Orte ihrer Beſtimmung anlangten. Dort erhielten ſie wohl Felder und Haiden, aber mit mehrjährigem Unkraut die erſtern, die leztern unfruchtbar. Ihnen fehlten Geräthſchaften, Vieh, Geld, um beydes zu kaufen. Von den Behörden fanden ſie wenig Aufmunterung: man hatte wohlhabende Koloniſten, nicht arme, erwartet. Die Bedürfniſſe einer Landwirthſchaft, nach Schweizerweiſe eingerichtet, ſind bedeutend, und mit Schrecken ſahen die freyen Anwohner der Rebgelände am Ufer des Rheines die elende Lebensart der pommerſchen Bauern in Hütten, die kaum aus dem Sande oder Kothe hervorragten, unter dem Stocke des Frohnvogts, bey Dünnbier und ſchwarzem Brod. Das Heimweh regte ſich, aber für viele zu ſpät. Es gab Haushaltungen, von denen nur ein oder zwey Kinder auf der Armenfuhre verwaiſet zurückkamen. Eltern, Geſchwiſter waren im Elend geſtorben. Zur Warnung für Andere ließ man die Schickſale ſolcher möglichſt bekannt machen, und da das Uebel vorzüglich in einigen Gegenden des Kantons Zürich um ſich gegriffen hatte, ſo wurden, zum abſchreckenden Beyſpiel, im März 1771 verſchiedene wieder heimgekehrte Angehörige verurtheilt, in einer dazu auserſehenen Kirche (der Gemeindeſtadel) nach einer paſſenden Predigt die anweſenden Obervögte knieend um Vergebung zu bitten, worauf ſie von dieſen die Anzeige empfingen, daß die Regierung ihnen zwar aus Gnaden das verwirkte Landrecht wieder ertheilt, zugleich aber ſie auf Lebenszeit aller öffentlichen Beamtungen unfähig erklärt habe. Milder als ſolche Strafexempel wirkte die Vertheilung bedeutender Gemeinde-Ländereyen zur Bepflanzung, welche hier und da Statt fand.

Die Theurung ging vorüber, es folgten Zeiten reichen Erwerbes und eines, ſelbſt bis zu den unterſten Klaſſen herniederſteigenden Wohlſtandes. Niemand dachte mehr ans Auswandern. Erſt während und nach den Revolutionsjahren erneuerte ſich dieſe Begierde. Unzufriedenheit mit dem Gang der Ereigniſſe, oder unbefriedigte Erwartungen mochten die Einen, erlittene Kriegsdrangſale Andere wegführen. Hr. Dufour von Montreux bey Vevay, der ſchon im Jahr 1793 mit einer Familie von eilf Perſonen in Nordamerika am Ufer des Kentucky, nahe bey der Stadt Lexington, ſich niedergelaſſen, und daſelbſt nicht ohne Gedeihen mit dem Weinbau und Verfertigung von Ahornzucker beſchäftigt hatte, beſuchte nach der Revolutionszeit ſein ehemaliges Vaterland. Die Schilderungen, die er von den Vortheilen ſeiner Niederlaſſung machte, bewogen eine Kolonie von Waadtländern, ihm nach Amerika zu folgen. Es gehörten zu derſelben meiſtens gebildete, auch ziemlich wohlhabende Leute; einige von ihnen waren Beamte der helvetiſchen Regierung geweſen. Ihre Reiſe und Anſiedlung wurde mit Verſtand unternommen und geleitet, und ſie ſcheinen ſich in ihrem neuen Vaterlande wohl zu befinden. Vom Kentucky, der ſich in den Ohio ergießt, haben ſie ſeither ihre Pflanzungen an das rechte Ufer dieſes leztern Fluſſes hinüber verlegt, und daſelbſt die Stadt Neu-Vevay gegründet, die im Jahre 1815 bereits 188 beſcheidene Wohnungen zählte.

(Der Beſchluß folgt.)

Seguidillas.

12.

In den Herzen wächst die Liebe,
Gleich einer Pflanze —
Es erquicket ſie die Milde,
Kälte ſie tödtet.
Willſt du ſie ausziehn?
Mit der Wurzel zerreißeſt du
Blutig das Herz.

13.

Meines Herzens treue Liebe,
Gleichet dem Schatten.
Wenn der Körper ſich entfernet
Wächst ja ſein Schatten.
Und ſo geſchieht es,
Daß je kälter du mich meideſt,
Je heißer ich liebe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im März.

Unter den aufs Neu aufgeſtellten Cosmoramen des Hrn. Karl Bertreau befindet ſich jezt auch ein Panorama von Konſtantinopel, welches die Beachtung recht ſehr verdient. Dieſes Rundgemälde ſtellt nicht allein jene merkwürdige Stadt ſelbſt, ſondern auch die Vorſtädte Pera, Galatha, Tophana und einen Theil der Vorſtadt St. Dimitri dar, und gibt nebenbey eine Anſicht von der Küſte von Klein-Aſien, dem Mare di Marmora mit den Prinzen-Inſeln, und dem Hafen von Konſtantinopel, denn es ward von einem Thurm der Vorſtadt Galatha aus aufgenommen. Alles iſt mit Genauigkeit und Ortkenntniß aufgefaßt und ausgeführt; die Kleidung der im Vordergrunde erſcheinenden Perſonen iſt ganz nach der Natur; beſonders zieht eine Gruppe Janitſcharen in ihrem ſeltſamen Koſtüm an, ſo wie eine andere, welche griechiſche Frauen an einem Brunnen beſchäftigt darſtellt. Die Sauberkeit, womit die einzelnen Gegenſtände behandelt und ausgeführt ſind, ſezt in Erſtaunen, beſonders wenn man erwägt, welche Arbeit ſich hier dem Künſtler darbot, der ſo Vieles in einen kleinen Raum zuſammendrängen mußte. Hr. Bertreau zeigt neben dieſem Panorama auch ein herrliches Transparent-Gemälde von König, Tells Kapelle darſtellend. Die Beleuchtung dieſes außerordentlichen Bildes, das die Seele mit einem ſüßen Entzücken erfüllt, geſchieht bald durch den Mond, der zum Theil aber von einer Wolke bedeckt iſt, bald durch eine Fackel, die das Gebäude und die davor ſtehenden Perſonen beleuchtet. Die Wirkung dieſer verſchiedenartigen Lichter iſt bewunderungswürdig, doch da Goethe ſich über dieſe Gemälde in Kunſt und Alterthum bereits zur Genüge ausgeſprochen, verweiſe ich die Leſer auf dieſes Werk ſelbſt, wohl fühlend, daß es Vermeſſenheit wäre, ſich nach dieſem Meiſter noch über daſſelbe äußern zu wollen. — Die herrlichen Schweizer-Gegenden von Bleulers Pinſel ſind gleichfalls dieſes Jahr wieder aufgeſtellt und von außerordentlicher Wirkung. Eine Anſicht der ſchönen Liebfrauen-Kirche zu München von Quaglio iſt von hohem Werthe, beſonders in Hinſicht der Perſpektive. — Auch Hr. Profeſſor Suhr hat in dieſem Winter ſeine bekannten Rundgemälde aufgeſtellt.

Ein Konzert zum Beſten der Familie Romberg iſt ſehr gut ausgefallen, ſo auch ein anderes, welches im weißen Apollo-Saale zum Vortheil zweyer blinden Waiſenknaben Statt fand, die ſich durch muſikaliſches Talent auszeichnen. Der reine Ueberſchuß dieſes leztern betrug über 4000 Mark Cour., welche zum Nutzen und zur fernern Ausbildung der beyden Blinden verwandt werden ſollen. Sehr wirkſam ward dieß Konzert von mehreren Künſtlern und Künſtlerinnen unſers Stadt-Theaters unterſtüzt; ſo gab auch der jetzige Beſitzer des Apollo-Saals das Lokal unentgeldlich zu dem edeln Zweck her, welches einer rühmlichen Erwähnung werth iſt. Die jungen Virtuoſen haben eine ziemliche Fertigkeit auf der Flöte erlangt, und ſollen jezt von der für ſie eingegangenen Summe in ihrer Kunſt ſo vervollkommt werden, daß ſie in der Folge im Stande ſeyn werden, ſich ihren Unterhalt zu erwerben. Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß das muſikaliſche Talent bey Blinden beſonders hervorſtechend iſt, denn wir haben ſchon viele ausgezeichnete blinde Muſiker geſehen.

Dem. Paaſche, eine ausgezeichnete junge Sängerin, ſeit Kurzem zur Bühne übergetreten, gab den 2. März ein großes Konzert, und hat ſich der Theilnahme des Publikums zu erfreuen gehabt, indem alle Pläze des Theaters ſchon ſeit längerer Zeit beſtellt waren. Der Freyſchüz, von Kind, Muſik von Karl Maria v. Weber, hat hier den ungemeſſenſten Beyfall gefunden.

Dem überhandnehmenden Unweſen des Myſticiſmus wird hier auf eine kräftige Art jezt ein Damm geſezt; mehrere Geiſtliche, die den Myſticiſmus auf eine handgreifliche Art zu verbreiten ſuchten, werden aus ihren Stellen entfernt. Auch in Pommern hat, nach öffentlichen Blättern, das Sektenweſen ſo überhand genommen, daß die Behörden einſchreiten mußten, um dem Unweſen zu ſteuern.

Die fortdauernden Stürme dieſes Winters haben großes Unglück an unſern Oſt- und Nordſee-Küſten angerichtet; ſo verunglückte abermals auf dem Dybre-Strande eine Brig von Hull mit [illegible] und Baumwollenzeuge nach Rotterdam beſtimmt. Die Mannſchaft ſuchte Rettung durch das Boot, das aber gleich von den empörten Wellen umgeſchlagen ward, und obgleich ſich zahlreiche Zuſchauer am Strande befanden, wagte es doch keiner, den Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, die das Wrack wieder ſchwimmend erreicht hatten. Gegen zwey Uhr Mittags — das Schiff ſtrandete am hellen Tage — ſchwamm der Kapitän ans Land und traf Anſtalten zur Rettung der Uebrigen. Gegen drey Uhr zertrümmerte das Hintertheil des Schiffs, und nun ergriff der Schiffsjunge eine Trümmer, mit der er glücklich ans Land getrieben ward. Es waren jezt noch drey Mann, und ein Frauenzimmer als Paſſagier, auf dem Wrack; gegen ſieben Uhr entſchloſſen ſich einige Strandbewohner, mit Aufopferung ſelbſt ihres Lebens, dieſe Unglücklichen zu retten, welches edelmüthige Vorhaben ihnen auch nach unglaublichen Anſtrengungen und Hinderniſſen gelang. Das Frauenzimmer hatte in der Todesangſt den Maſt erklettert und ſich daran feſtgebunden; dieſes war nun am ſchwerſten zu retten, denn es war ſo ermattet und erſtarrt, daß es ſich nicht mehr losbinden und herabſteigen konnte. Das Wrack lag ſchon auf der Seite und ward von den Wellen überſpült, einer der herbeyeilenden Retter erklomm den Maſt, band das ſprach- und faſt ſinnloſe Frauenzimmer los und trug es in das Boot, das glücklich das Ufer erreichte.

— A. S. —

Beylage: Kunſtblatt Nr. 30.

Nro. 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 16. April 1822.

> Ich hab' Lande viel erſehen,
> Und der beſten nahm ich gerne wahr.
> Uebel müßte mir geſchehen,
> Könnt' ich je mein Herze bringen dar,
> Daß ihm wohlgefallen
> Wollte fremde Sitte!
> Was denn hülfe mich, daß ich mit Unrecht ſtritte?
> Deutſche Zucht geht doch vor allen.
>
> Heinrich von der Vogelweide.

Die ſchweizeriſchen Auswanderungen der vier lezten Jahrhunderte.

(Beſchluß.)

Beynahe um die nämliche Zeit, da dieſe ebenerwähnten Landsleute nach Weſten reiſten, wanderten andere nach Oſten aus. Es hatte ſich nämlich das Gerücht verbreitet, daß die ruſſiſche Regierung neue Anſiedlungen in der Halb-Inſel Krimm zu begründen wünſche. Wirklich erſchien auch ein Kommiſſär in der Schweiz, welcher allen, die zu dem Unternehmen Luſt haben würden, gute Verpflegung durch jene Regierung von ihrer Abreiſe aus der Schweiz bis zur Ankunft am Orte ihrer Beſtimmung, dort aber große Begünſtigungen verſprach, ſie auch einlud in Konſtanz zur gemeinſamen Abreiſe ſich zu verſammeln. Im Oktober 1803 waren bey dritthalb Hundert Geworbene in dieſer Stadt vereinigt, wo ſie aber kein Geld erhielten, ſondern ihr mitgebrachtes zuſammenlegen mußten. In Regensburg und Wien ging es nicht beſſer; verſchiedene kehrten um, andere zerſtreuten ſich oder gingen zu Grund, und der wenig zahlreiche Ueberreſt langte nach vielem Ungemach erſt im Spätjahr 1804 in der Krimm an. Für die Angelangten ward von Seite der Regierung geſorgt. Das Land, welches ihnen lebens- und nicht eigenthumsweiſe überlaſſen ward, gehört zu den Krongütern, wovon nichts verkauft werden darf. Eben ſo wenig iſt es ihnen möglich, eigenthümliche Ländereyen zu kaufen, da nur Beſitzthümer von mehrern hundert Morgen im Großen veräußert werden. Aller angewieſene Grund und Boden wurde in Familienbezirke abgetheilt, deren jeder drey und zwanzig Deſſiatinen (ein Flächenmaß, das der Jauchart nahe kommt) betrug. Während der erſten zehn Jahre blieben die neuen Anſiedler abgabenfrey; ſeit dieſe verfloſſen ſind, bezahlt ein Hausvater von jeder Mannsperſon ſeiner Familie jährlich einen Rubel Kopfgeld, und von jeder Deſſiatine Landes zwanzig Kopeken (deren hundert auf einen Rubel gehen), wofür indeß dieß Land vom Zehnten und er ſelbſt vom Kriegsdienſte frey bleibt. Die Kolonie dieſer Anſiedler von ungefähr ſiebenzig Familien, unter denen indeß auch Deutſche ſich befinden, hat den Namen Zürichthal erhalten, und liegt vier Stunden landeinwärts von der Stadt Feodoſia, ehmals Kaffa, einem aufblühenden Seehafen am ſchwarzen Meere. Sie ſteht mit den übrigen deutſchen Niederlaſſungen jener Gegend unter einer beſondern Regierung, die dann hinwieder für jedes Dorf ein Unteramt beſtellt hat.

Der bedenkliche Zuſtand des Handels durch die Erſchütterungen beym Sturze des franzöſiſchen Uebergewichts in Europa, und die Theurung, welche die ländererſchöpfenden Heereszüge und einige Jahre des Mißwachſes herbeyführten, erneuerten nach einer kurzen Friſt, ſtärker als noch je die Auswanderungen. Bewohner des Kantons Baſel, unter dieſen eine nicht unbedeutende Zahl verarmter Bandweber-Familien, machten im Jahr 1816 den Anfang. Ihre Reiſe ging nach Nordamerika. Dieſen folgten in den Jahren 1817 und 1818 andere aus den Kantonen Aargau, Luzern, Solothurn u. ſ. f. Bauern, Handwerker, mitunter

Digitized by Google

auch wohl Müſſiggänger und Abenteurer; wohlhabend, verſtändig ausgerüſtet, ihres Vorhabens bewuſſt, Verſchiedene; leichtſinnig, dem allgemeinen Zuge folgend, ohne genugſame Hülfsmittel und Kentniß die Mehrern. Ihre Zahl mag ſich auf etliche Tauſend belaufen. Die einzelnen Schickſale dieſer Schaaren können hier nicht dargeſtellt werden. Sie vermengten ſich mit den ungleich größern Zügen aus den Staaten von Würtemberg, Baden, dem Elſaß und den deutſchen Provinzen am Rheine, die mit ihnen gemeinſchaftlich auf dieſem Fluſſe ſich einſchifften. Bey den meiſten blieb es dem Zufall überlaſſen, ob ſie in Holland in redliche oder in betrügeriſche Hände gerathen ſollten, und das Leztere ereignete ſich am öfterſten. Beyſpiele der Grauſamkeit und Habſucht, die an ihnen verübt wurden, ſind manche bekannt geworden. Auch durch die Ungeſchicklichkeit der Führer muſſten viele dieſer Auswanderer leiden. Nicht minder ungleich war auch ihr Schickſal nach der Ankunft in Amerika. Die einen, außer Stande, die Ueberfahrt zu bezahlen, ſahen ſich verkauft, getrennt, oft ſogar von den Ihrigen, und auf eine gewiſſe Reihe von Jahren ihrer Freyheit, hier unter mildrer, dort unter ſtrengerer Herrſchaft beraubt. Die andern blieben entweder in den bevölkerten Küſtengegenden, fanden aber bald, daß bey Mangel an Sprachkenntniß, bey der allgemeinen Theure der Lebensbedürfniſſe, bey der Menge von Mitwerbern in jeder Berufsart hier wenig zu gewinnen ſey; oder ſie entſchloſſen ſich kühner zu Niederlaſſungen im Innern, wo denjenigen, die weder Entſagung noch Mühe ſcheuen, die Ausſicht auf einen allmälig zu begründenden Wohlſtand ſich öffnet, deſſen ruhigen Genuß indeß erſt ihre Kinder und Enkel erwarten dürfen.

Ein planmäßigeres Unternehmen ward gegen Ende des Jahrs 1818 in Bern angebahnt. In einem ausführlichen Entwurf zu Anlegung einer Kolonie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, worin die Gründe, die Hülfsmittel, die Einrichtung und Ausführbarkeit der Sache ruhig und belehrend dargeſtellt ſind, anerboten ſich der Hauptmann Steiger von Granſon und der Notarius Reichenbach, an die Spitze allfälliger Koloniſten zu treten, und im Frühjahr 1819 trat auch wirklich Hr. Steiger mit einem erſten Transport die Reiſe an, andere ſollten demſelben folgen, was jedoch unterblieb, als der Führer ſich in Neu-York von einem guten Theil ſeiner Begleiter heimlich verlaſſen, und auch in einigen andern Erwartungen betrogen ſah. Das Morgenblatt hat im verfloſſnen Jahr den Reiſebericht des Hrn. Steigers geliefert, und eben ſo ſind darin von Zeit zu Zeit Nachrichten über die bedeutendſte der neuern Auswanderungen mitgetheilt worden, die unter Einleitung und Vorſchub ſchweizeriſcher Regierungen im Sommer von 1819 nach Braſilien erfolgte, und in etlichen Tauſend Perſonen beſtund, von denen 873 dem Kanton Freyburg, 587 dem Kanton Bern, ungefähr 300 dem Kanton Wallis, die übrigen denjenigen von Luzern, Schwyz, Solothurn, Aargau, Waadt und Neuenburg angehörten. Leider haben auch dießmal habſüchtige Leute, der Aufſicht der Regierungen ungeachtet, an ihren armen Mitbürgern Trug und Tücke verübt.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Da ein jeder, weß Standes er auch ſey, in der Bürgermiliz zu dienen verpflichtet iſt, ſo iſt es ſehr weiſe, auf dieſe Art für den Nothfall militäriſche Kenntniſſe unter den Bürgern auszuſtreuen. Dieſe Anſtalt bringt aber auch noch andere Vortheile. Dieſe Jünglinge, in den verſchiedenen Staaten geboren, werden hier vom Norden, Süden, Oſten und Weſten dieſer ungeheuern Union zuſammengebracht und für die Vertheidigung des großen Ganzen erzogen und zwar unter der elterlichen Pflege der Regierung dieſes Ganzen, und lernen nothwendiger Weiſe alle jene kindiſche Nebenbuhlerey und ſelbſtſüchtige Anſichten vergeſſen, welche einmal beynahe dieſe ſchöne Republik getrennt hätte. Wenn dieſe Söhne der Republik wieder nach den vier Winden ausgeſtreut ſind, nehmen ſie die großherzigen Grundſätze, die ſie hier einſogen, mit ſich hinweg, um ſie vielleicht im Senat wieder auszuhauchen, ſollten ſie ſie nicht im Felde zu vertheidigen haben; und ſie durch ihre Kinder auf künftige Geſchlechter zu verbreiten. . . .

Unter den meiſt verſprechenden Schülern, die ſich jezt zu Weſt-Point befinden, ſind zwey Indianer, Söhne von Oberhäuptern. Bey einem neulichen Examen trugen ſie in der zweyten Klaſſe mehrere der Prämien davon. Vor einigen Jahren hatte man hier ein ähnliches Beyſpiel; ehe dieſer Knabe aber ſein ſechzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er ſeine Diagramen (er hatte ſich beſonders in der Meßkunſt ausgezeichnet), lief in die Wälder und zeigte keinen andern Ehrgeiz, als einer der beſten Jäger zu ſeyn. Ein Offizier der Akademie, welcher mir dieſes erzählte, ſezte hinzu, er zweifle nicht, daß die beyden Gegenwärtigen bald ſeinem Beyſpiele folgen würden.

Sie ſehen wohl aus dem Vorhergehenden, daß es nicht die Abſicht der Regierung iſt, hier ein regelmaßiges Korps zu bilden. Die Jünglinge ſind keineswegs verpflichtet, in den Dienſt der Republik zu treten; und ſelbſt, wenn ſie es wollten, würde es nicht immer in der Gewalt der Regierung ſtehen, ihrem Wunſche zu willfahren.

Erziehung.

Die Erziehung der Jugend, welche ſo zu ſagen die Baſis der amerikaniſchen Regierung bildet, wird in jedem Staate als eine Volksſache angeſehen. Die Gegend, wo man ſich am früheſten und am meiſten auf die Erziehung der

Jugend gelegt, iſt Neu-England. Der Staat von Connecticut hat einen Fond von anderthalb Millionen Thaler für die Unterhaltung öffentlicher Schulen ausgeſezt. In Vermont iſt ein Theil des Landes einer jeden Ortſchaft (Towns ship) auf die Seite geſezt, deſſen Ertrag demſelben Zwecke gewidmet iſt. In den andern Staaten legt ſich jede Ortſchaft eine ſo große Steuer auf, als die Schulen koſten, worin alle Einwohner im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden. In größern Städten werden auch die Erdbeſchreibung und die Anfangsgründe des Lateiniſchen gelehrt. Dieſe Schulen ſtehen der Jugend beyderley Geſchlechts offen. In den volkreicheren Gegenden werden noch Seminarien von einer höheren Klaſſe unterhalten, in welchen die Hälfte der Koſten von einem beſtimmten Fond beſtritten, und eine kleine Zulage von dem Schüler verlangt wird. Die hier ertheilte Erziehung macht die Jünglinge für die Kollegien geſchickt, deren ſich eines in jedem Staate befindet. Die Univerſität von Cambridge in Maſſachuſſets iſt die älteſte Anſtalt dieſer Art und die berühmteſte in der Union. Vielleicht dürfte die Menge dieſer Kollegien für den Wachsthum ausgezeichneter Univerſitäten nicht günſtig ſeyn. Sie entſpricht aber am beſten dem vorgeſezten Endzweck, indem es nicht ſo ſehr darum zu thun iſt, einige gelehrte Bürger zu erziehen, ſondern eine wohl unterrichtete helldenkende Bürgerſchaft zu bilden. Das Kind eines jeden Bürgers, Mätchen oder Knabe, Weißen oder Schwarzen, darf eine einfache Erziehung verlangen, und wo der Fond nicht hinreicht, legt entweder die Legislatur oder die Ortſchaften ſelbſt den Einwohnern eine Steuer dazu auf.

Der Amerikaner fühlt nie, weder in der Kindheit, noch in dem männlichen oder Greiſenalter, die Hand des Druckes. Jede Art von Gewaltthätigkeit in den Schulen und Gefängniſſen, iſt aufs ſtrengſte unterſagt; und überall, wo eine Herrſchaft geübt wird, muß ſie ohne Schläge geltend gemacht werden. Vor Kurzem erſt wurde ein Schulmeiſter in einem benachbarten Staate von einer öffentlichen Schule entlaſſen, weil er einen Knaben geſchlagen hatte. In einem Augenblick wurde der kleine Burſche von einem Sträfling in einen Ankläger verwandelt. „Wie wagen Sie es, mich zu ſchlagen? Sie ſind mein Lehrer und nicht mein Tyrann.“ Sogleich machte die Schule gemeinſchaftliche Sache. Die Sache wurde unterſucht und der Lehrer verabſchiedet. Man ſuchte keine Entſchuldigung in der Natur des Vergehens, welches den Lehrer zu dem Schritte gereizt. Wie mein Referent bemerkte: „man dachte, daß ein Mann, der ſeine eigenen Leidenſchaften nicht bemeiſtern könne, auch nicht fähig ſey, die Leidenſchaften Anderer zu meiſtern; überdieß hätte er die Regeln der Schule übertreten und die Achtung ſeiner Schüler verloren.“ Durch dieſe frühe Befreyung von eigenmächtiger Gewalt, erlangt der Knabe Gefühle und Gewohnheiten, welche ihn durch das ganze Leben nicht verlaſſen.

Auf die Erziehung der Frauen ſcheint Neu-England bisher eine beſondere Sorgfalt verwendet zu haben. Die Frauenzimmer in den öſtlichen Staaten beſitzen oft die ſolideſten Kenntniße, die neuen und ſelbſt die todten Sprachen und eine große Beleſenheit; die Folge davon iſt, daß ſie in ihrem Weſen geſezter ſind, als meine muntern jungen Freundinnen in dieſer Gegend. Ich habe ſchon in einem meiner frühern Briefe bemerkt, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit jezt allenthalben auf die Aufklärung des weiblichen Geſchlechtes gerichtet iſt. In einigen Staaten hat man Mädchen-Collegien unter dem Auge der Legislatur angelegt, in welchen alle wichtigen Kenntniße gelehret werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Seguidillas.

14.

Säete ſchüchtern einen Blick,
Keimte die Sehnſucht,
Leiſ' erblühte d'raus die Hoffnung
Lieb' ihre Frucht.
Glücklich der Säemann,
Der am Ziele ſeiner Mühe
Ernten, wie ich kann.

15.

Nach der Kirche geht mein Weg,
Deiner dahinter.
Wenn den deinen du nicht änderſt,
Triffſt du mich nimmer.
Willſt du mein Schatz ſeyn,
In den Gaſſen mußt mich ſuchen,
Nicht in den Gäßlein.

16.

Niemand baue ſeinen Weinberg
Neben der Straße;
Denn ein Jeder, der vorbey geht,
Nimmt ſeine Trauben,
Bis daß am Ende
Einer ſachte nach dem Andern
Kahl ihn geleſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nürnberg, März.

Im Sommer 1816 ging ich durch dieſe Stadt ins nördliche Deutſchland; im Frühjahr 1822 kehre ich durch dieſelbe in meine Heimath zurück, und finde in Nürnberg eine Veränderung, wie ich ſie nicht erwartete. — Von Erlangen kommend, ſehe ich nicht weit von den Mauern Nürnbergs, an der ſogenannten Bucherſtraße, eine zierliche Anlage, die dem Vorübergehenden eine einladende Anſicht und dem darin Verweilenden einen angenehmen Spaziergang gewährt. Hier ſtand ehedem ein Landhaus ohne anziehende Umgebung; jezt hat es der Beſitzer, deſſen Name mir entfallen iſt, mit lieblichen Gärten geziert. Unmittelbar vor dem Eingange der Stadt, am neuen Thor, wartete eine neue Ueberraſchung auf mich. Rechts und Links um die Mauern Nürnbergs öffnete ſich mir eine Allee von jungen Pappeln, die faſt die ganze Stadt umgibt. Die Nähe dieſes Spazierganges, den die Zeit immer bedeutender machen wird, muß dem Nürnberger um ſo erfreulicher ſeyn, als er bis dahin (die Hallerwieſe ausgenommen) jede Erquickung dieſer Art entbehrte. — Vor ſechs Jahren war die vormals reichsſtädtiſche Verwaltung in den Händen der königlichen Polizey; jezt treffe ich ſie wieder in den Händen ihrer eigenen Munizipalität. Seitdem ſtarb Merkel, einer der wackerſten Bürger dieſer alten Stadt, aber er lebt noch in der dankbaren Erinnerung ſeiner Mitbürger als ein Muſter für ſie und ihre Nachkommen. Mehrere gut abgefaßte Schriften, und eine von Dallinger trefflich gearbeitete Denkmünze, haben ihn geehrt. Unter den Gelehrten, die bey meinem vorigen Aufenthalt hier lebten, vermißte ich ein und den andern, dagegen fand ich Veillodter im theologiſchen, und Leuchs im politiſchen, ökonomiſchen und merkantiliſchen Fache. Der Graf Soden, gleich geſchäzt als poetiſcher und ſtatiſtiſcher Schriftſteller, lebt jezt hier, und hat ein gutes Werk über den baierſchen Landtag herausgegeben. — Ich war angenehm überraſcht, als man mir im Gaſthofe ein elegant geſchriebenes und mit ſchönen Kupfern geſchmücktes Taſchenbuch über Nürnberg, das den Reiſenden als Führer dienen kann, vorlegte. Es kam bey Riegel und Wießner heraus. — Schon ehemals beſah ich die Veſte mit ihrer herrlichen Ausſicht, die Kirchen, Viſchers Grabmal Sebaldi, die Gemäldegallerie auf der Burg, den Johannis-Kirchhof, das berühmte Bild Albrecht Dürers bey der Familie v. Holzſchuher, die Frauenholziſche Kunſthandlung, und Reindels Kunſtwerkſtätte. Doch ich enthalte mich der Wiederholung desjenigen, was ich damals über alle dieſe Gegenſtände in einem öffentlichen Blatte ausgeſprochen habe. Nur bemerke ich, daß der wackere Reindel unterdeſſen an Fleiſchmann einen ebenfalls wackern Nebenbuhler bekommen hat. Jezt zum Erſtenmal ſah ich die treffliche Privatſammlung von Gemälden des rühmlich bekannten Buchhändlers J. Campe. Sie iſt für einen Privaten ſehr anſehnlich, indem ſie einige erleſene Gemälde aus jeder Schule beſizt. Außer dem großen Genuß, den mir der Anblick dieſer Kunſtwerke gewährte, nahm ich noch die beſonders angenehme Empfindung mit mir hinweg, daß es dem umſichtvoll thätigen Eigenthümer gelungen war, durch errungene Wohlhabenheit einen ſo theuern Lieblingsgeſchmack zu nähren. — Vor ſechs Jahren wurde ich, als ich nach der Poſt fragte, an ein Haus verwieſen, das den Einſturz drohte; jezt fand ich ein ſchönes Gebäude aus jenem Schutte erſtanden. Sehr unangenehm war es mir aber, zu ſpät erfahren zu haben, daß, ebenfalls im Lauf dieſer Jahre, ein unſchäzbarer Nachlaß von Alterthümern und Kunſtgegenſtänden des in Theſſalien geſtorbenen Architekten v. Haller hier bey ſeiner Familie angekommen und zu ſehen ſey. — Unter die vortheilhaften Veränderungen der neuen Zeit gehört auch das Entſtehen eines guten Gaſthofs. Mit einem ſolchen hat Hr. Auernheimer Nürnberg bereichert. Er hat das ehemalige Wirthshaus zum Bitterholz, unter dem Namen des Baierſchen Hofes, in einen ſehr ſchönen bequemen und billigen Gaſthof umgeſtaltet. Derſelbe betriebſame Mann war es, der vor zwey und zwanzig Jahren das Nürnberger Schauſpielhaus zurichtete und nachmals zehn Jahre lang die hieſige Bühne dirigirte.

Sollte ich nach ſechs Jahren die Fortſchritte zum Beſſern hier in eben dem raſchen Takt gethan finden, ſo könnte das ehrwürdige Nürnberg hoffen, noch einmal ein ſchönes Zeitalter entblühen zu ſehen.

London, März.

Der in dieſem Monat hier ſtatt gefundene Mord einer getauften Jüdin, Frau Donatty, weist manches Sonderbare auf. Die Frau, welche gar nicht ohne Vermögen war, Wittwe eines Kunſthändlers, lebte ganz allein in einem Haus, welches zehn wohl meublirte Zimmer enthielt, in denen beſonders einige gute Gemälde befindlich ſeyn ſollen. Nach einigen Winken in den Verhören zu urtheilen, ſcheinen ihr dieſe feil zu ſeyn. Sie hatte gar keine Bedienung, ein fünfzehnjähriges Mädchen kam Abends zu ihr, um die Nacht bey ihr im Hauſe zuzubringen, und Frau Donatty's Bett ſtand in der Küche. Die Verſtorbene kam an ihrem Todestage Abends gegen neun Uhr nach Hauſe, ſprach, auf ihrer Thürtreppe ſtehend, noch mit ihren Nachbarn, und ſchloß ſich dann in ihr Haus ein. Gleich darauf hörte eine Nachbarin ſie um Hülfe rufen, allein die Thüre war verſchloſſen; man rief die Nachtwache herbey, ſie klopfte ans Haus, Niemand antwortete. Bey der geſezlichen Ehrfurcht des Engländers für die Sicherheit des eigenen Heerdes, getraute ſich die Wache, da kein Hülferuf mehr erſchallte, nicht, in das Haus zu brechen, ſie berathete ſich lange, und erſt gegen eilf Uhr ſtieg ſie durch eine Leiter in das Fenſter des erſten Stocks. Die grauſam auf ihrer Hausflur Erſchlagene war kaum gefunden, ſo traf das junge Dienſtmädchen ein, um, ihrer Gewohnheit nach, die Nacht bey Frau Donatty zuzubringen. Wie ſie ihre Ermordung vernahm, äußerte ſie kaltblütig: „ſo habe ſie nicht nöthig da zu bleiben,“ und ging wieder nach Hauſe. Bis jezt gelang es den aufmerkſamſten Unterſuchungen, den vielfältigſten Verhören einer großen Anzahl von Menſchen nicht, den Mörder zu entdecken. Der Verdacht fiel auf einen Neffen des verſtorbenen Donatty, allein kein Umſtand hat ihn bis jezt gerechtfertigt, ja ein ſchauderlicher Moment, welcher ſtatt fand, kann als moraliſcher Beweis zu ſeinen Gunſten dienen. Es waren nämlich bey dem Begräbniß der Erſchlagenen auch die Verwandten ihres verſtorbenen Mannes zugegen. Der Sarg ward in ihrer Gegenwart, im Hauſe der Todten, noch einmal geöffnet, und die jüdiſchen Vettern nahmen Abſchied von ihr. Drey Donattys, worunter der Verdächtige, legten die Hand auf ihre Stirn und machten eine freundliche Bemerkung, der eine ganz ausdrücklich über das heitere Geſicht der Gemordeten. Wenn es dem Gerichtshof gelingen ſollte, den Thäter zu entdecken, will ich auf dieſen Vorfall zurückkommen.

Die ſchottiſche Geiſtlichkeit hat die Stimmung des jezigen Miniſteriums in Frankreich für günſtig gehalten, um einen Biſchof dahin zu ſchicken, der um die Rückgabe der ihr ehemals gehörigen geiſtlichen Stiftungen unterhandle, beſonders ſolche, in welchen ehemals Miſſionarien für die Bekehrung in Schottland gebildet wurden. Die vorigen Staatsverwaltungen hatten ihr dieſe ſchon mehrmals wiederholte Bitte ſtets abgeſchlagen. Ihre Einwilligung würde der jezigen vielleicht einige Gunſt unter dem engliſchen Volk verſchaffen, deren ſie bisher ſehr mangelt, denn ſo wenig Theil die Maſſe des engliſchen Volks an Allem nimmt, was nicht ihre Inſel angeht, drücken die engliſchen Blätter mit wenig Ausnahme ihr Mißfallen aus, wenn ihren Nachbarn ſolche Berechtigungen abgeſtritten werden, die ſie ohne vieles Nachdenken für ſo gebührlich, wie das Athemholen und einige andere Lebensbedingungen halten. Bey Gelegenheit der über dem Kanal beſchränkten Preßfreyheit ſah man manchen breitſchultrigen Citymann bey franzöſiſchen Artikeln ſeiner Zeitungen den Kopf verdrießlich ſchütteln und ein Paar derbe Flüche murmeln, die ungefähr den Sinn hatten: Hm! was zu arg iſt, iſt zu arg, und man muß auch dem . . . . Recht widerfahren laſſen! Oder ſo — weiter kann die Billigkeit eines gemeinen Britten gegen ſeine öſtliche Nachbarn nicht gehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 31.

Digitized by Google

Nro. 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. April 1822.

> Die Macht der Einbildungskraft ſcheint grenzenlos im Schaffen und Zuſammenfügen, und doch ſehen wir die Weſen, welche ihr Daſeyn einzig ihr zu verdanken haben, in allen Klimaten und allen Zeitaltern ſo viel Aehnlichkeit unter einander beſitzen, daß man den Gedanken gar nicht vermeiden kann, die Einbildungskraft habe an ihrer Geſtalt und Bildung wenig Antheil.
>
> — ? —

Des Barons Hochzeittag.

Ich war ſchon mehrere Stunden lang mit meiner Flinte und meinem Hunde zwiſchen dem Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes herumgeklettert, und der Tag war beynahe halb vorüber, als ich meinem Hunde pfiff und mich auf den Weg machte, um die Wohnung eines alten Hochländers aufzuſuchen, zu welchem ich ſchon bey mehrern andern Gelegenheiten meine Zuflucht genommen hatte. Ich wurde mit der gewohnten Herzlichkeit in des Alten Hütte (denn an keine beſſere Benennung konnte ſeine Wohnung Anſpruch machen) aufgenommen; ſie war ziemlich geräumig und bequem und von jener Zufriedenheit und Glückſeligkeit belebt, welcher die Wohnungen der Reichen oft entbehren müſſen. Drey Geſchlechter ſaßen um die helle Herdflamme her. Von dieſen bildeten Donald ſelbſt und ſeine alte Gattinn eins; ein junges Weib, ihre Tochter mit ihrem Ehemann, bildeten das zweyte Glied in dieſer Familienkette; und deren Kinder, ein ſchwatzhafter Knabe und ein Mädchen, die ſich bald an des Großvaters Knie hingen oder den geduldigen Haushund zerrten, bildeten das dritte. Nachdem ich mich erfriſcht und eine Zeitlang mit meinem alten Freund geſchwazt hatte, erinnerte mich der dunkelwerdende weſtliche Himmel daran, daß, wenn ich nicht ſehr eilte, die Nacht mich übereilen würde, ehe ich die Heimat erreicht. Ich fragte nach dem nächſten Weg; und der Alte zeigte mir eine Art von Fußſteig, welcher ſich über einen hohen Berg wand und auf der andern Seite abwärts nach der Landſtraße führen ſollte, auf welcher ich dann nach meinem Dorfe gelangen könnte. „Aber,“ wandte ich ein, „es muß doch gewiß einen nähern Weg geben, als über den Berg?“ — „Freylich gibt es noch einen Weg, aber“ — der Alte hielt inne, ſah ſich vorſichtig um und ſchien zweifelhaft, ob er weiter reden dürfe. — „Aber was? wenn es einen nähern Weg gibt, warum ſollte ich ihn nicht nehmen?“ „Es iſt gefährlich, jenen Weg zu gehen,“ erwiederte er; „beſonders da der Abend herannaht.“ — „Was, hat man ſich vor Räubern in Acht zu nehmen?“ — „Ach, nein, aber“ — „Nun, was ſonſt gibt es zu fürchten?“ — „Die Straße, wovon ich rede,“ erwiederte der Alte, „führt über eine Stelle, wo ſich fürchterliche Dinge ſehen laſſen.“ — „O, wenns nur ein Geiſt iſt, der euch bange macht,“ verſezte ich, „ich fürchte mich nicht vor den Bewohnern einer andern Welt; zeigt mir alſo nur den Weg, damit ich fortkomme! — „Ihr dürft, ihr ſollt nicht gehen,“ riefen Vater und Sohn zu gleicher Zeit: „wenn ihr den Geiſt ſähet, ſo könnte es auch das Leben koſten.“ — „Wie, wie ſo, und aus was für Urſache ſpukt dieſer Geiſt auf jenem Flecke, vor dem es euch ſo angſt iſt?“ — „Es iſt eine ſonderbare, ſchreckliche Geſchichte,“ erwiederte Donald, „und würde euch länger aufhalten, als es eure Zeit erlaubt.“

Meine Neugierde aber war nun einmal aufgeregt und ich bewog ihn zulezt, daß er mir die Geſchichte dieſes unheimlichen Thales erzählte. — „Ohne Zweifel,“ fing der Alte an, „haben Sie auf Ihren Wanderungen einen Thurm bemerkt, welcher allein zwiſchen Steinhauſen aufrecht ſtehet, Dieſer Thurm iſt alles, was noch von einem ſtolzen Schloſſe, das ſich einſt dort erhob, übrig blieb; — dieſer Thurm hat ſich erhalten, während dickere Mauern und ſtärkere Dächer eingeſtürzt ſind — während andere Gebäude vor der Gewalt der Zeit und der Stürme darnieder geſunken ſind, hat dieſer Thurm den Winden und den Wetterſtrahlen getrozt, die ſo oft auf ſeine Spitze herabgeſchleudert werden. — Eine übernatürliche Gewalt, ſagt man, ſolle ihm dieſe Stärke verleihen, in Folge der Begebenheiten, die ſich darin ereignet haben. Vor vielen Jahren, ſo erzählte man mir (denn Ihr müßt wiſſen, daß, was ich Euch mittheilen will, ſich lange vor meiner Zeit zugetragen hat) war die Feſte, zu welcher dieſer Thurm gehörte, die Wohnung eines Edelmannes, von welchem die Sage viele böſe Dinge berichtete. Der Lord von Glenliscair war ehrgeizig, finſter und rachſüchtig; von ſeinen Lehnsleuten gefürchtet und verabſcheuet; und von Seinesgleichen und den Vornehmern gehaßt; mürriſch und ſtolz, verkündigte ſein Blick den Zuſtand ſeiner Seele. Seine finſtere Stirne war unter dem darüber hangenden ſchwarzen Haare halb verſteckt, ſein Auge aber ſoll das merkwürdigſte in ſeinem Geſichte geweſen ſeyn; es war ſchwarz, flammte aber mit einem ungemeinen Feuer, und nur wenige konnten ohne Entſetzen deſſen unbeſchreiblichen Blick ertragen. Es hatte einen wilden entſchloſſenen und beynahe teufeliſchen Ausdruck. Seine Perſon war groß, ja beynahe rieſenhaft, welches ihm ein erhabenes Anſehen gab, das in Verbindung mit ſeinem ſtrengen Geſichte, einen unwillkürlichen Schauer, und ein Gefühl der Furcht einflößte, als wäre das Weſen, das man anſah, von einer andern Natur, der Bewohner einer andern Welt. Der Lord von Glenliscair hatte eine Gemahlinn, die ihm ſo wenig glich, als der Morgen der Mitternacht; es war die Vereinigung eines Engels mit einem Teufel, der Reinheit mit der Verderbtheit. Einige Jahre nach ihrer Heirath bot ſich dem Baron eine Gelegenheit dar, durch eine Heirath ſeine Macht und Reichthümer zu vermehren, — aber er war bereits verehlicht. Ehrgeiz war ſeine herrſchende Leidenſchaft, ſeine Gattinn ſtand zwiſchen ihm und dem Gegenſtand ſeiner Wünſche, und er haßte ſie; und ſeine grauſame Behandlungsweiſe entſprach ſeinen Gefühlen nur zu ſehr. Plötzlich aber veränderte ſich ſein Betragen, er wurde ſanft in ſeinem Weſen und liebevoll in ſeinem Benehmen, und ihr dankbares Herz belohnte ihn zehnfach. Eines Tages ſchlug er eine Jagdparthie für den folgenden Morgen vor, und wünſchte, daß ſie ihn begleiten möchte. Sie willigte gern ein und er bezeugte ſich zärtlicher gegen ſie als je. Die Jagd ward bis zum Abend fortgeſezt, als es ſich auf einmal entdeckte, daß der Baron und ſeine Gemahlin fehlten. In der Hitze der Jagd war dieſes nicht bemerkt worden und das Gefolge fing an, beſorgt zu werden. Sie warteten vergebens; ſie ſuchten, konnten ſie aber nicht finden. Endlich, da alles Suchen ohne Erfolg geblieben, und die Jäger alle auf einer Stelle verſammelt waren und einander ihre Vermuthungen über das wahrſcheinliche Schickſal der Geſuchten mittheilten, rief einer aus, er ſehe den Baron. Alle Augen waren nach einem Punkte hingewendet und ſie ſahen deutlich ihren Gebieter in vollem Gallopp heranſprengen, ſein Pferd mit Schaum bedeckt und athemlos und er ſelbſt in heftiger Bewegung. — „Wo iſt eure Frau, habt ihr eure Frau geſehen. Redet, wißt ihr etwas von ihr?“ rief er aus. — Unſere Frau! — Die Frau von Glenliscair! war die erſtaunte Antwort. — „Ja, ihr Elenden, wo iſt ſie? habt ihr ſie geſehen? Redet, oder beym Teufel —“ Wir haben nicht; wir haben weit umher nach ihr und Ihnen, Mylord, geſucht, aber vergebens! — Sein Zorn entbrannte, aber mitten in dem Ausbruch hielt er inne und erzählte: „Mitten in der Jagd bemerkte ich, daß ſie fehlte; beſorgt, daß ihr irgend ein Unfall begegnet ſeyn könnte, ritt ich allein zurück, indem ich meine Beſorgniſſe nicht wollte laut werden laſſen. Einmal kam es mir vor, als ſähe ich ſie in der Ferne; ich ſpornte mein Pferd, aber der Gegenſtand verlor ſich mir aus dem Geſichte; und müde, erſchöpft und voller Zweifel und Furcht, hinſichtlich des Schickſals eurer Frau kehrte ich um; da ich mich aber in dem vergeblichen Suchen nach ihr verirret hatte, dauerte es lange, ehe ich mich zu euch zu finden vermochte; jezt aber, ach! macht ihr meine Furcht zur Verzweiflung; und mein Zweifel zur Gewißheit! — Aber ich darf keine Zeit verlieren; — folget mir!“ — und mit dieſen Worten fingen ſie noch einmal ihre Nachſuchungen nach der unglücklichen Frau an, die ſie in menſchlicher Geſtalt wenigſtens, nicht mehr erblicken ſollten.

(Der Beſchluß folgt.)

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Religion.

Ich bemerke keinen Mangel an Religion in Amerika. Es gibt Gegenden im Lande, wo man glauben möchte, es ſey zu viel davon da, wenigſtens, daß ſie in ihrem Weſen zu ſtreng und dogmatiſch ſey. Dieß hat man ſchon lange über Neu-England bemerkt, wo freylich die Abſtammung der Bürger von puritaniſchen Eltern noch ſehr ſichtbar iſt, ſowol in der Kälte im Benehmen, als in der Strenge ihrer Glaubenslehre. Aber es iſt zum Erſtaunen, wie ſchnell dieſe Auszeichnungen verſchwinden. Ein Marine-Offizier, der in Neu-England geboren war, ſagte zu mir, daß er als Knabe eher jemanden am Sonnabend die Taſchen geleert, als am Sonntag gelacht haben würde. „Seitdem habe ich, ſagte er, alle Theile der Union und einen großen Theil der übrigen Welt durchreiſt, und habe gefunden, daß es vielerley

Digitized by Google

Denkungsarten gibt; und ich finde nun, daß meine Landsleute daſſelbige einſehen lernen.“

Sie können ſich denken, welch eine Veränderung in der religiöſen Denkungsweiſe in den öſtlichen Staaten vorgefallen ſeyn muß, wenn ich Ihnen ſage, daß der unitariſche Glaube ſeit Kurzem eingeführt worden iſt, und in einigen Gegenden ſolche ſchnelle Fortſchritte macht, daß man der baldigen Verdrängung der puritaniſchen Lehren entgegenſehen darf. Natürlich gab es einiges Kanzelgedonner in Maſſachuſſets, als dieſe milden Lehrer der Moral und des einfachen Chriſtenthumes zuerſt auftraten.

Philadelphia und ſelbſt Neu-York hatte ſeine Zeloten eben ſo gut als Boſton. In der letzten Stadt waren es wenige, aber gerade darum um ſo lauter. Vor einigen Jahren rief ein calviniſtiſcher Prediger den Unerwählten unter ſeinen Zuhörern zu: Ha! ha! ihr denkt dadurch durch die Himmelsthüre zu kommen, indem ihr euch an meinen Rock hängt; aber ich will ſchon dafür ſorgen, daß ich die Schöße in die Höhe halte.“

Indeſſen iſt die Religion in Amerika, von welcher Sekte ſie auch ſeyn möge (und hier finden ſich alle Sekten unter der Sonne) von einem ruhigen und unanmaßenden Charakter; nirgends Diſputation, ſelbſt wo ſie mehr doktrinair iſt, als die meiſten für nöthig halten. Hierunter begreife ich freylich nicht die wandernden Methodiſten, ſchüttelnde Quacker und andere Sekten mit unausſprechlichen Namen und überſpannter Einbildungskraft, welche man in einigen Winkeln dieſer weiten Welt antrifft, und welche den Takt zu Mutter Annas Hymnen ſchlagen und das tauſendjährige Reich durch eheloſes Leben herbey zu bringen ſuchen.

Die Schüttler (Shakers) wie man ſie nennt, wanderten vor ungefähr vierzig Jahren nach Amerika aus. Anna Lee, oder Mutter Anna, ihre geiſtliche Führerinn, war eine Nichte des berühmten General Lee, welcher an dem Revolutionskrieg einen ſo thätigen Antheil nahm. Sie wurde verrückt, wie man ſagt, durch Familienunglück; hielt ſich für eine zweyte Jungfrau Maria, und fand Jünger, wie Johanna Southcott und Jemima Wilkinſon nach ihr gethan.

Es liegt ein ſonderbarer Stift des Widerſpruches im Menſchen. In England beſchwert man ſich über gottesläſterliche Flugſchriften. Hier kennt man dergleichen nicht; und warum? Weil es einem jeden frey ſteht, dergleichen zu ſchreiben, und weil ein jeder ſich ſeiner eigenen Meinung erfreut, ohne ſich darum zu ſtreiten. Wo der Glaube nie ſich mit der Macht bewaffnet, iſt er nie verhaſſt; wo ſie beſcheiden bey dem häuslichen Heerde ſitzt und der Kindheit und dem Greiſenalter Frieden und unſterbliche Hoffnungen zuflüſtert, da wird ſie immer geachtet, ſelbſt von denjenigen, welche nicht ſelbſt die Gewalt ihrer Gründe fühlen ſollten.

Preßfreyheit.

Die Amerikaner ſind ohne Zweifel ein ruhiges, vernünftiges, höfliches und ordentliches Volk; es iſt nicht dem Zank und Schimpfen ergeben, wirft man aber einen Blick in ihre Zeitungen, ſo möchte man es für eine Truppe heſſiſcher Soldaten halten. Die unbeſchränkte Preſſe ſcheint das Luftloch (safety walve) ſeiner freyen Verfaſſung zu ſeyn, und dieß ſcheint es einzuſehen, denn es kehret ſich nicht mehr an all das Geräuſch und Gepraſſel, welche dieſelbe verurſacht, als an das Brüllen des Dampfes auf ſeinen Dampfböten. Läſe ein Fremder gleich beym Landen eine Zeitung, (beſonders wenn ſeine Ankunft ſich zur Zeit einer Wahl ereignen ſollte,) ſo dürfte er glauben, die ganze Staatsmaſchine ſtehe im Begriff über den Haufen zu fallen, und daß er gerade angekommen ſey, um unter deren Trümmer begraben zu werden. Sollte er aber die Zeitungen nicht geleſen haben, ſo dürfte er ſelbſt am Wahltage durch die Straßen gehen, und würde niemals errathen, daß dieſelbe vor ſich gehe, es ſey denn, daß er, wie mir geſchah, einen Haufen um eine Stange mit einer Freyheitsmütze verſammelt, und Männer zu einer Thüre eines Hauſes hineingehen und aus der andern herauskommen ſehen ſollte. Sollte er dann einen Freund bey ihm vorbeyeilen ſehen und ihn fragen, was vorgehe? ſo würde er wohl zur Antwort erhalten: „die Wahl der Stellvertreter; gehen Sie nur zu, ich gehe nur eben hinein, um meine Stimme zu geben, und werde Sie gleich einholen.“ — Werden aber die Deklamationen der Preſſe überſehen, ſo übt ihr geſundes, durch Thatſachen unterſtütztes, Räſonnement eine Gewalt, wovon man in Europa keinen Begriff haben kann. Hier gibt es keinen Pöbel. Ein Redner oder Schriftſteller muß ſich den Weg zu den Gefühlen des amerikaniſchen Volkes durch deſſen Vernunft bahnen. Es muß erſt mit ihm zu denken gebracht werden, ehe es mit ihm zu fühlen anfängt; iſt es aber endlich in beyden mit ihm eins, ſo läßt es ſich auch durch nichts mehr abhalten, mit ihm zu handeln. — Kein Land kann mehr mit Zeitungen überſchwemmt ſeyn, als dieſes; man hat ſie nicht nur in der engliſchen, ſondern auch in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache, und wahrſcheinlich werden deren bald in ſpaniſcher Sprache erſcheinen. Es iſt hier nicht nur der Zeitvertreib, ſondern auch die Pflicht eines jeden Mannes, zu wiſſen, was ſeine öffentlichen Beamten thun; zuerſt hat er ſich nach dem Benehmen der allgemeinen Regierung, und dann nach den Schritten ſeiner eigenen Staats-Legislatur umzuſehen. Nebſt dieſem thut es ihm auch Noth, zu wiſſen, was in den andern Staaten der Union vorgeht, und da dieſe Staaten ſich bereits auf zwey und zwanzig belaufen, nebſt mehreren, die im Werden ſind, ſo fehlt es nicht an innerer Politik, um die Zeitungen auszufüllen; dann kommt die europäiſche Politik, welche, beyläufig geſagt, hier oft beſſer beurtheilt wird.

als auf eurer Seite des Oceans. Aber außer der Politik findet man in dieſen Tageblättern eine wunderbare Sammlung vermiſchter Literatur; es läßt ſich kein Gegenſtand im ganzen Gebiete des menſchlichen Wiſſens denken, über welchen ſie nicht auf eine oder die andere Weiſe handeln, und das nicht ſelten mit vieler Geſchicklichkeit, während die enthaltenen Thatſachen und vertheidigten Grundſätze oft der Nation vom höchſten Nutzen ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beſchluß.)

Ein Vorfall, der, da er ohne Unglück ablief, den Muthwilligen etwa beluſtigend ſcheinen dürfte, fand vor Kurzem in Troon, in einem am (ſchottiſchen) Meeresgeſtade liegenden Verſammlungshauſe der Diſſenters Statt. Die Fluth ſtieg während der ſonntäglichen Zuſammenkunft zu ſo einer außerordentlichen Höhe, daß ſie das ganze Gebäude umgab. Da der Verſammlungsſaal im Oberſtock war, und den Andächtigen, der Lokalität wegen, das Wogengeräuſch nichts Befremdliches ſeyn mochte, bemerkte keiner den Vorgang, bis die Predigt beendigt war und man nach Hauſe gehen wollte — wo ſich dann die gläubige Gemeinde unverhofft auf einer rund um meerumfloſſenen Inſel erblickte. Mit der Zeit der Ebbe bekannt, ging ſie geduldig in den Betſaal zurück, wo ſich ihr würdiger Geiſtlicher bequemte, ihr ſogleich eine zweyte Predigt zu halten; indeß verlief ſich das Waſſer hinreichend, um eine Menge Karren und Kutſchen herbey fahren zu laſſen, welche die Gemeinde durch die wimmelnden Seefiſche hindurch nach Hauſe rettete.

Die deutſche Leſewelt hat, trotz ihrer Theilnahme an dem Looſe der Griechen, ſich den Anaſtaſius überſetzen laſſen, und der Verleger verſichert, auch fleißig geleſen. Ich hätte das nicht geglaubt, da der Verfaſſer mit einem Wohlgefallen, das ſeine eigene moraliſche Kraft verdächtig macht, das Volk der Hellenen in das widrigſte Licht ſtellt. Man wendet ſich mit Ekel von dem Gemälde weg, aber man ahnet zugleich, daß es von einem Auge aufgefaßt ward, das ſeine herabgewürdigten Geſtalten vor andern auswählte, andere bemerken zu können nicht geübt war. So wie der verworfene Anaſtaſius einer der Nachahmer des edeln Scythen Anacharſis war, und uns Griechenland in ſeiner tiefſten Erniedrigung zeigt, erſcheint vor Kurzem ein Theodor Ducas, herausgegeben von Charles Mill, und verſezt uns in den Beginn des Zeitabſchnitts, deſſen Ende vielleicht herannaht, den, wo Konſtantinopel in die Hände der Türken fiel. Theodor entfloh damals als vierzehnjähriger Knabe nach der Erſtürmung dieſer Stadt, fand bey Leo X. Schutz, und, wie er das Mannsalter erreicht hatte, Unterſtützung, um Europa zu bereiſen. Italien iſt das Land, welches er zuerſt beſchreibt. Dieſe Gattung von Schriften findet zahlreiche Leſer, weil ſie die ernſtere Geiſtesanſtrengung des Studiums der Geſchichte erſpart, und bequemen Leuten nach Leſen eines ſolchen Buchs doch zu Muthe iſt, als hätten ſie Geſchichte gelernt. Ohne Zweifel wird Theodor Ducas bald einen deutſchen Ueberſetzer finden, und dann mögen die Leſer urtheilen, ob Hr. Mill das Loos ſeiner Landsleute verdient. Ein anderes Werk, aus dem unſere Journaliſten die weitläufigſten Auszüge machen, gehört der franzöſiſchen Literatur an, und ich erwähne deſſen nur, um den Geſchmack des engliſchen Publikums zu beurkunden. Es iſt der Renegate des Grafen Arlincourt, des Verfaſſers des Solitaire, welchen die Ultrablätter in Frankreich einmüthig zum Himmel erheben, und den, wie die böſen Zungen ſagen, die rechtgläubig vornehme Welt ſoll auf Verabredung untereinander aufgekauft haben, um dem Publikum glauben zu machen, daß er reißend abginge. Ihre Leſer werden dieſes kraft- und haltungsloſe Machwerk kennen, und auch den Renegaten — dieſe deklamatoriſch ſchimmernden Tiraden, weinerlichen Leidenſchaften und ſanftmüthigen Böſewichte erſparen dem Leſer im pſychologiſchen Fach ſo viele Mühe, wie die Gattung des Athanaſius im hiſtoriſchen, und mag alſo aus ähnlichen Gründen Beyfall finden.

Drurylane Theater gab vor Kurzem eine Vorſtellung eines Schauſpiels von Meſſenger, der einer von Shakeſpears nächſten Nachfolgern war. Es mußte alle Freunde der engliſchen Dichtkunſt freuen, nach langer Zeit wieder einen ihrer Lieblinge erſcheinen zu ſehen, indem das Schauſpiel immer mehr zur leeren Augenluſt, mit heftigem Sinnenſchauer abgewechſelt, entweiht wird. Die Schnelle, mit welcher abenteuerliche Romane auf die Scene gebracht, und vermöge gemalter Leinwand und Lampen dem Geiſt entrückt und den Sinnen näher gebracht werden, benimmt unſerm Publikum immer mehr den Geſchmack an wirklicher Mimik und wirklicher Poeſie. Wir müſſen jede Bemühung der Theater-Direktion, ein gutes altes Stück zu geben, mit Dank erkennen, und zur Ehre unſers Volks hoffen, daß dieſe elende Gattung, die wie Pilze in der Wärme des Modegeſchmacks aufſchießt, auch wieder in Vergeſſenheit gerathen werde.

Noch müſſen Sie mir vergönnen, einige Irrthümer zu berichtigen, die im vorigen Jahre in Ihrem Blatt in einem Aufſatze über „engliſche Wettluſt“ vorkamen (Nr. 58—59.). Was dort über die Theilnahme der engliſchen Orts-Obrigkeiten an den häufigen Wetten in England geſagt wird, iſt durchaus ungegründet. Die Wettkämpfe der Boxers zum Beyſpiel werden immer ſehr geheim gehalten, damit die Obrigkeiten ſolche nicht verhindern. Oefters verſammeln ſich die Kämpfer auf den Grenzen einer Grafſchaft (shire), um ſich ſogleich der Gerichtsbarkeit der ſtörenden Obrigkeit entziehen zu können. Der Umſtand, daß ein Konſtable neben dem berühmten Fußgänger Eaton einherſchritt, iſt kein Beweis irgend einer Theilnahme der Obrigkeit. Jeder Privatmann kann bey jedem Geſchäfte, bey jeder Vergnügung oder Luſtbarkeit einen oder mehrere Konſtables in ſeinem Hauſe haben, ohne ſolche von der Obrigkeit zu erbitten, und ohne der leztern Mitwiſſen. Selbſt die bekannten beſten Ober-Polizeybedienten, wie Townſend und andere, werden bey großen Gaſtereyen und Bällen in Privathäuſern gebraucht. Davon weiß die Obrigkeit nichts, nur müſſen dieſe Herren bezahlt werden, und ſie laſſen ſich Dienſte dieſer Art ziemlich theuer bezahlen. Jeder Konſtable hat übrigens das Recht, wo er ſich auch befindet, ohne von einer Obrigkeit abgeſchickt zu ſeyn, für die öffentliche Ruhe zu ſorgen, und deren geringſte Störung zu verhindern.

Die Wettluſt der gemeinen Engländer rührt zum Theil auch von dem Umſtande her, daß durchaus keine Art Karten, Dominos, oder irgend ein anderes Spiel, in den öffentlichen Bier- und Kaffehäuſern (public houses and Coffeehouses) geduldet wird. Alles, was im Gebiete der Möglichkeit, und worüber der Ausgang ungewiß iſt, wird als wettfähig betrachtet; und dieſe beſondere Wettluſt hat ſich allerdings den höhern Ständen mitgetheilt. So erzählt man von einem der jetzigen Mächtigen Europa's, daß er einſt, bey einem ſtarken Regen, da die Tropfen an den Fenſterſcheiben herunterrollten, eine anſehnliche Wette auf den zuerſt herunterkommenden Tropfen gewonnen habe.

Nro. 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 18. April 1822.

Dankt mir nicht für meine Treue,
Seyd auch nicht mir darum verbunden;
Denn es iſt ja ſolches ſchuldig
Seinem König der Vaſall.

Alte ſpaniſche Romanze.

Don Alonſo Guzmann, der Getreue.*)

„Don Alonſo! Don Alonſo!
Schau herunter von den Zinnen
Und dann ſag' uns, ob du endlich
Willſt Tariſa übergeben?“ —

Auf die Zinnen tritt der alte
Don Alonſo Perez Guzmann;
Sieht gefangen von den Mohren
Seinen Sohn, den Erſtgebornen,
Der ſein Troſt in ſeinem Alter,
Und das Licht iſt ſeiner Augen,
Und der Spiegel ſeiner Jugend,
Und die Ehre ſeines Stammes;
Sieht die Schwerter ſchon erheben,
Hört den Hohn der frechen Heiden: —

„Willſt du tauſchen, Don Alonſo?
Für das Leben deines Sohnes
Uns Tariſa übergeben,
Oder lieber bleich und blutig,
Sehn ſein Haupt auf unſern Spießen?“ —

Schweigend hörts der alte Vater,
Sieht gen Himmel ſtarr und ſtumm,
Reißt ſein eignes tapfres Schwert dann
Aus der Scheide, wirfts hinunter
Zu den Henkern ſeines Sohnes:

„Meinem Gott und meinem König
Opfert ihn, mit meinem Schwerte.“

Mit der Linken faſſt er zitternd
Seinen Bart, den ſilberweißen;
Lehnt die Stirne an die Mauer —
Bis der Heiden lauter Jubel
Ihm verkündet, daß im Blute
Seines Sohnes Haupt jezt rollet
Und Tariſa iſt gerettet. —

Darum wird auf ew'ge Zeiten
Don Alonſo Perez Guzmann
Zubenamet, der Getreue.

A. H.

Des Barons Hochzeittag.

(Beſchluß.)

Innerhalb ſechs Monaten nach dieſer Begebenheit traf Lord Glenliscair Vorbereitung zu einer zweyten Ehe; die dunkeln Zeichen der Trauer machten glänzenden Verzierungen Platz; und jeder Gedanke des Barons ſchien von dem an ſeine herannahende Hochzeit verſchlungen zu werden. Endlich kam der Tag heran; unter Saus und Braus ging er vorüber; alle Augen glänzten von Fröhlichkeit; und endlich erſchien der Augenblick, welcher den Baron mit dem neuen Gegenſtand ſeiner Liebe, oder vielmehr ſeines Ehrgeizes, vereinigen ſollte. Alles war bereit; der heilige Mann, welcher die Ehe einſegnen ſollte, hatte bereits angefangen; als er aber fragte, ob irgend jemand einen Einſpruch gegen dieſe Ehe zu machen habe, da rief eine Stimme vom fernern Ende des Saales — Ich! — Die Stimme kam allen Gegenwärtigen bekannt vor, ausgenommen der Braut, jedoch konnte ſich in dem Augenblick keiner recht darauf beſinnen. Der Baron runzelte die Stirne. „Wer wagt es?“ wollte er eben ausrufen, als eine Geſtalt zwiſchen ihn und die Dame glitt und rief: „Ich wage es! Ich verbiete ſie.“ — Alle ſtarrten entſezt den unwillkommenen Boten an; es war die Geſtalt eines Weibes, angeſchwollen und entfärbt: ihre langen Haare tropften von Waſſer und ihre todtenblaſſe Wangen ſchienen die Wohnung der Verweſung. Ihre blauen, wäſſerigen Augen waren auf den Baron geheftet, während ſie mit einer Stimme, die durch alle Adern drang, folgende Strophen ſang:

---

*) Ein Brief, den Ferdinand III. (im dreyzehnten Jahrhundert) an Don Alonſo Perez Guzmann ſchrieb, von ſpaniſchen Geſchichtſchreibern aufbewahrt, bezeugt dieſen geſchichtlichen Zug. Der Brief lautet: „Wir haben mit Bewunderung erfahren, daß Ihr Euer Blut dahingegeben und Euern erſtgebornen Sohn dargeboten habt, für unſern Dienſt und dem Dienſt Gottes vorerſt und für Eure Ehre. Darin habt Ihr dem Vater Abraham nachgeahmt, welcher, um Gott zu dienen, ihm ſeinen Sohn zum Opfer gab, und darin habt Ihr dem edeln Blute ähnlich bleiben wollen, aus dem Ihr ſtammt. Darum verdient Ihr der Getreue genannt zu werden, und ſo nenne ich Euch und ſollt Ihr von nun an heißen, denn es iſt billig, daß der, welcher Treue übt, den Namen des Getreuen trage.

„Der Mondſtrahl, der aufs Waſſer fällt,
Scheint auf dein Hochzeitbett;
Wo die Fluth, die iſt deines Liebchens Grab,
Soll fließen über dein Haupt.
Ich fleht' umſonſt. — du warfſt mich 'nein,
Wo tief die Wogen rollen;
Doch ſchwer ſoll dieſes Bubenſtück
Dich noch im Tode drücken.
Dann weg! hinweg! heut' Nacht du ruhſt,
Wohl in den finſtern Fluthen;
Dein Pfühl ſoll ſeyn meine verweſende Bruſt,
Und ich will deine Braut ſeyn!“

Die ſchreckhafte Geſtalt verſchwand und der Baron, an den des Geiſtes Geſang gerichtet war, fiel leblos zu Boden; — aller Beyſtand war vergebens, er hatte der Ladung gehorcht! Und ſeit dieſer Zeit iſt das Thal von Strathenwater der Aufenthalt des Geiſtes der Lady Glenliscair; alſo laſſet euch erbitten,“ ſchloß der Alte, „und vermeidet jenen unheimlichen Fleck, denn weh dem Manne, der auf ſolche verbotenen Dinge ſein Auge richtet.“

Ich muß geſtehen, daß mein Vorſatz durch dieſe Erzählung etwas erſchüttert ward, obgleich ich ſie nicht glaubte, nicht glauben konnte, aber es war nur einen Augenblick lang. Ich verbannte bald jede Geiſterfurcht und trat troz der ernſtlichen Bitten der Familie meine Wanderung an. Mein Hund begleitete mich und ich ging ſo ſchnell als möglich, um vor Nacht nach Hauſe zu kommen. Dieß glaubte ich noch bewerkſtelligen zu können, obgleich die Sonne bereits untergegangen war; aber noch ſchimmerten ihre vergoldenden Strahlen auf den Wolken und der Abend war einer der ſchönſten in der Natur. Endlich kam ich an die Stelle, die nach der Beſchreibung des Alten der Schreckensort ſeyn mußte. Ich ſezte mich für einen Augenblick auf einen Stein nieder, um mich auszuruhen, denn ich fühlte mich ſehr müde, und dachte an die wilden Erzählungen der hochländiſchen Sage, an Oſſian, an den Geiſt Brumas, als es mir einfiel, daß ich wohl eben jezt auf dem Stein der Macht ſitzen dürfte. Ich ſprang auf, um ihn zu unterſuchen; da er aber, ſeiner Geſtalt nach, neueren Zeiten zu gehören ſchien, wagte ich es, mich wieder darauf zu ſetzen — da ſchien es mir, als nähmen alle Gegenſtände um mich her eine neue Form an; fremdartige Erſcheinungen bewegten ſich um mich her, und ich erkannte mit Entſetzen die ſchreckliche Geſtalt der Ermordeten, wovon man mir erzählt hatte, wie ſie geſchwollen, blaß und todtengleich aus dem Waſſer emporſtieg! — Ich hörte ſie mit ihrer gräßlichen Stimme die Worte ſingen, die ſie an des Barons Hochzeit geſungen. Der ſchreckliche Ton war mit dem Geſchrey der Vögel, und dem Gebrüll des Waſſerfalles vermiſcht; aber ich vernahm ihn deutlich vor allen. Ich fühlte eine unſichtbare Hand, die mich nach dem Geiſterſee hinzog! — Ich zitterte nicht, denn das Entſetzen hatte mich beynahe erſtarren gemacht. Ich ſuchte zu reden, aber meine Stimme verſagte mir den Dienſt! Mit unwiderſtehbarer Gewalt wurde ich zum Waſſer hingezogen, als ich mit Anſtrengung aller meiner Kräfte zurückſprang, und da ich zugleich aus meinem unruhigen Schlafe auffuhr, befand ich mich noch immer auf dem Steine ſitzend, wo mein Hund des Wartens müde, mich bey den Rockzipfeln zerrte. Ich mußte an zwey Stunden da geträumt haben, denn der Mond war aufgegangen und ſchien im lieblichen Glanze auf die Wellen. Ich machte mich nun noch einmal eilig auf den Heimweg, und erreichte endlich meine Wohnung, indem ich im Innern meines Herzens den böſen Feind verfluchte, der mich ſo lange von meinem bequemen Feuerheerd entfernt gehalten hatte.

Der Theebaum von Paraguay oder der Caà *).

Die Blätter des Caà werden, da man ſie gleich dem indiſchen Thee als heißen Aufguß benuzt, Paraguay-Kraut genannt. Der Baum hat aber nichts mit der Theeſtaude gemein; er wächst nicht einzeln, ſondern in Wäldern, hundert Meilen von der Stadt Aſumpcion entfernt; ſo wie Rohr, gedeiht er am liebſten in ſumpfigen Gegenden, ſeine Blätter gleichen denen des Orangebaums, ſind aber weicher, er ſelbſt übertrifft ihn bey weitem an Größe; er hat eine kleine weiße Blume mit einem fünfblättrichen Kelch. Ihr Saame gleicht dem amerikaniſchen Pfeffer, ausgenommen, daß drey oder vier kleine weißliche Kerne unter der Hülſe zu ſehen ſind. Die Zweige werden mit einem Gartenmeſſer abgeſchnitten und über Latten eine Zeit lang über

---

*) Aus The account of the Abiponis, an Equestrian people of Paraguay. From the latin of Martin Dobrizhofer eightin year a Missionary in that country. London 1822.

Digitized by Google

das Feuer gelegt; dann legt man die kleinen Zweiglein nebſt den Blättern auf den Boden, wo man ſie mit Stäben zu Pulver ſchlägt. Auf dieſe Weiſe bereitet, heißt das Kraut Yerva de palos, weil es aus Blättern und Stengeln beſteht. Ein Aroba oder fünf und zwanzig Pfund dieſes Pulvers, koſtet in den Wäldern faſt zwey Gulden; in der Stadt Aſſumpcion iſt es, des ſchweren Transports wegen, doppelt ſo theuer. Nach einer ſorgfältigern Bereitung, wo die Blätter von den Stengeln und holzigen Theilen getrennt ſind, nennt man dieſe Blätter Caà miri und ſie ſind noch einmal ſo hoch im Preiſe; ſie ſind dann nicht zu Pulver geſtoßen, und behalten viel mehr Geſchmack und Geruch. Dieſer Geruch iſt von Natur ſchon ſehr angenehm, der Thee gewinnt aber an Lieblichkeit, und ſteigt an Werth, wenn ſie mit etwas Wenigem von den Blättern, oder der Fruchtrinde der Quabira vermiſcht ſind. Da der Geſchmack des Caà bitter iſt, trinkt man ihn mit Zucker, obſchon die ärmere Klaſſe der Indianer und Spanier ſich deſſelben begeben. Obgleich der Caà nur in den fernſten Wäldern des Nordoſt von Paraguay wächst, iſt ſein Gebrauch dennoch auch bey den Peruvianern und den Chiliern einheimiſch. Dieſe Völkerſchaften alle trinken ihn von früh bis Abend, mit eben der Begierde wie der Deutſche ſein Bier oder ſeinen Wein, doch ohne ſo erniedrigende Folgen, denn der Aufguß des Caà betäubt nicht, er hat die Wirkung des indiſchen Thees, gelinde zu reizen und als warmes Getränk, die Haut bey der trocknen Hitze oder ſcharfen Kälte zu erweichen. Da dieſes Kraut auf Mauleſeln verſendet, von den äußerſten Enden von Paraguay nach Chili und Peru einen weiten Weg hat, und ſchweren Zoll zahlt, iſt es, an Ort und Stelle angekommen, ſehr theuer. Man bereitet dieſen Thee in Gefäßen die von Zellen oder von einem getheilten Flaſchenkürbis gemacht, bey vornehmen Leuten mit Silber beſchlagen und verzinnt ſind; in dieſe thut man einen Löffel voll Blätter, feuchtet ſie mit kaltem Waſſer an, und gießt dann ſiedendes darauf. Viele Perſonen miſchen Zitronenſaft hinein; an dem Röhrchen des Gefäßes befindet ſich ein durchlöcherter Knopf, um die Blätter ſicherlich zurückzuhalten, denn dieſe hält man für ſchädlich. Die gemeinen Indianer ſind aber über dieſen Punkt nicht ſehr gewiſſenhaft. Eine ſcharfe Lauge mögen ſie enthalten, denn ihr Aufguß wird, wenn das Waſſer lange auf ihnen ſteht, ſo ſchwarz, daß es zur Bereitung der Dinte ſehr nützlich ſeyn könnte.

Da haben alſo unſre Theetrinker eine große Bürgſchaft für ſich, daß der Thee, als ſolcher, nicht ſchwächt. Ob die Chineſen gerade zu ſchwach ſind, ſcheinen ſich die Engländer noch nicht überzeugt zu haben — ſie trinken Thee; daß die Engländer nicht ſchwach ſind, ſcheinen wir überzeugt zu ſeyn — ſie trinken Thee; ob die Paraguay Chili Peru Amerikaner ſchwach ſind — ſollten wir anſtehen zu bezweifeln und ſie trinken Thee; daß wir nicht vom Thee ſchwach ſeyn können, liegt am Tage — denn in Deutſchland trinkt man deſſen ſehr wenig. Gehen wir alſo mit leichtem Herzen an den Theetiſch!

Neues Rettungsmittel bey Feuersgefahr.

Hr. John Murray hat einen Pfeil zur Führung einer Leine von einem geſcheiterten Schiffe aufs Land oder von dort aufs Schiff erfunden, welcher aus einer gemeinen Flinte geſchoſſen werden kann. Der Pfeil iſt aus Eſchen, oder aus anderm leichten Holze verfertigt und muß locker im Laufe ſitzen, welcher mit weniger Pulver als gewöhnlich geladen wird. Der Pfeil iſt drey bis vier Fuß länger als der Lauf, an der Spitze mit Eiſen beſchlagen, in welchem ſich ein Loch zur Befeſtigung der Leine befindet. Das untere Ende paßt in eine Vertiefung ein, welche feſt auf dem Pfropf ſitzen muß. Die Leine bricht nie, und die Entfernung, wie weit ein ſolcher Pfeil mit ſeiner Log-Leine geſchoſſen werden kann, beträgt im Durchſchnitt 230 Fuß; bey einer Gelegenheit wurde eine eiſerne Ruthe 333 Fuß weit getrieben. Auch kann der Pfeil über brennende Häuſer geſchoſſen und durch die daran befeſtigte Leine eine Strickleiter von der andern Seite aufs Dach hinaufgezogen werden; ein leichtes Mittel, um den Einwohnern heraus zu helfen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, Ende März.

Der 16. dieſes Monats war für die Parthey der Liberalen ein ſehr erfreulicher Tag, und in ſo fern wir bey ſolchen Gelegenheiten den Charakter einer Nation ſich ausſprechen ſehen, mögen einige Züge des Betragens der Madrider bey dieſem Anlaß, ohne alle Hinſicht auf Meynung, Antheil erregen. Das zweyte Bataillon des Regiments Aſturien, welches Riego an jenem 1. Jenner 1820 anführte, wo die Konſtitution ausgerufen wurde, ſollte auf ſeinem Marſche nach Saragoſſa hier durchkommen. Da es die Verfaſſung verbietet, daß ſich der Verſammlung der Cortes auf zwey Meilen weit Truppen nahen, ertheilte man, nach vorhergegangener Berathung, dem erwähnten Bataillon die beſondere Erlaubniß, die Stadt zu betreten. Aus allen Volksklaſſen zog man ihm entgegen, vor allen ſtrömten die Nationalgarden, ſie zu bewillkommen, hinaus. Sie marſchirten nicht in geſchloſſenen Gliedern, ſondern zwanglos mit den Bürgern vermiſcht. Sobald man in der Ferne die von Aſturien erblickte, begrüßte man ſich gegenſeitig mit lautem Lebehoch! Bey dem Zuſammentreffen der beyden Partheyen entzündete ſich unter den neu begrüßten Menſchen ein ſo hinreißendes Freudengefühl, daß der Gleichgültigſte, wenn auch nicht von Theilnahme, doch von tiefer Empfindung mußte ergriffen werden. Das ganze Bataillon beſtand in wenig mehr als hundert Mann; viele aus ihrer Mitte blieben auf dem Zuge mit Riego, andere erhielten ſeitdem ihren Abſchied, und Mancher riß zu Anfang des Beginnens aus, weil es ihm nicht gefiel. Dieſer kleine Haufe ſah ſo zerlumpt aus, wie möglich; außer ihrer blanken Bewaffnung war kein gutes Stückchen an ihnen; die Offiziere hatten das Anſehen von Räuberhauptleuten. Dieſes Aeußere bildete einen ſonderbaren Gegenſatz zu dem ſtolzen Bewußtſeyn, mit dem ſie den Zuruf: Vivan los heroes de las Cabezas! Viva el batallon de Asturias! beantworteten, mit dem ſie die glänzenden, zierlichen Milicianos empfingen. Nach der erſten Begrüßung zog alles vereint der Stadt zu. Manche der Milicianos nahm den Neuangekommenen Gewehr und Torniſter ab; die Reiter nahmen manch einen der Müden hinter ſich aufs Pferd, ſo nahte der Stadt. Je mehr Volk ſchloß ſich dem Zuge an und ſtellte ſich in Reihen. Zuletzt traten auch die Soldaten der Garniſon und die Offiziere der Garde hinzu. Im Gehen ertönte beſtändiges Viva und Geſang patriotiſcher Lieder, vor allen die Hymne Riegos, wobey aber das Tragala und Lairon nicht fehlte — beydes zeitgemäße Gaſſenhauer, die keine Aufmerkſamkeit verbitten, und ohne daß gegen ſie durch die vorigen Cortes ergangene Verbot nicht erregt hätten. Vivas bekam alle Welt — z. B. die Konſtitution, Riego, die National-Miliz, die Liberalen von Frankreich, zu meiner Verwunderung auch der General Berton, und los Gorros und los escaminatas — da haben wir alſo die alte Geſchichte der Geuſen, der Sansculottes und der White Boys — immer Spottnamen, welche eine Parthey der andern im Uebermuth gab, und die von dieſer zum gefährlichen Feldzeichen geſtempelt und mit Troz geführt wurden. Riego, die Konſtitution und die congreso soberano behielten aber die Oberhand in dem Geſchrey, bey dem ſich Niemand ausſchloß, indem wohlgekleidete Bürger, anſehnliche Leute, ſowol wie der arme Volkshaufe den Escaminadas ihr Lebehoch brachte. An der Brücke von Segovia bildete ſich das Bataillon, ein Offizier von der National-Miliz übernahm, mit Erlaubniß des Oberſten und unter lautem Zuruf, die Fahnenwache — ſo zog es zur Puerta de San Vincente ein, und ſtellte ſich vor dem Pallaſt der Cortes auf. Was in der Verſammlung vorging, hat der Universal getreu erzählt. Riegos Benehmen war nichts wie geſezmäßig; aber es iſt tröſtlich, wenn das blos Geſezmäßige ſolche Wirkung hervorbringt. Nachdem er nämlich als Präſident der Verſammlung angekündigt, daß die Deputation des Bataillons vorgelaſſen zu werden bitte, ſezte er hinzu: „Ich muß meinen Plaz verlaſſen, weil ich zu viel Theil an dieſem Bataillon genommen habe.“ Als einige Deputirte ihn nöthigen wollten, ſeinen Plaz zu behalten, rief Riego lebhaft: „Wie kann ich als Präſident zu meinem Bataillon ſprechen? Der Kongreß ſoll entſcheiden!“ Der Beſchluß fiel dahin aus, daß der Vice-Präſident ſeine Stelle einnehmen ſollte, und Riego ſezte ſich unter die übrigen Deputirten. Hierauf trat die Deputation, den Kommandanten des Bataillons an der Spize, vor die Schranken; dieſer ſagte zum Präſidenten: „Herr, die Dankbarkeit des zweyten Bataillons Aſturien entſpricht der hohen Ehre, deren es gewürdigt wird, und meine ſchwache Stimme kann unmöglich die Erkenntlichkeit ausdrücken, von der es die Auszeichnung, die ihm die Stellvertreter der Nation ſchenken, durchdrungen hat. Die Streiter dieſes Bataillons wiſſen zwar, wie gering ihr eigenes Verdienſt iſt, um ſo tiefer fühlen ſie den Werth der Ehre, mit welcher der Kongreß ein glorreiches Unternehmen lohnt. Mit Enthuſiasmus ſchwört das Bataillon von Neuem, die Sache der Freyheit, bis zum lezten Blutstropfen eines jeden ſeiner einzelnen Mitglieder, zu vertheidigen.“ — Die Antwort des Vice-Präſidenten war anſtändig und am rechten Fleck; unter andern gefiel mir's, daß er ſagte; „Der verdiente Dank dieſer Verſammlung, und die Erlaubniß, die euch der König geſtattet, in die Hauptſtadt einzuziehen, beweiſt euch, wie ſehr wir die Denkungsart (pronunciamento auf Spaniſch) und die Cabezas de San Juan ehren, und die Liebe, die wir zu den Stüzen der Freyheit tragen“ u. ſ. w. Darauf händigte der Vice-Präſident dem Kommandeur das neue Feldzeichen, den goldnen Löwen, an, welches fortan das ſpaniſche Heer, und das Bataillon von Aſturien zuerſt, führen ſoll, und überreichte ihm ein Exemplar der Konſtitution. Wie der Kommandeur des Bataillons dem Kongreß Riegos Degen überreichte, und was darüber beſchloſſen worden, erzählen die Zeitungen. Die Deputation trat darauf ab, ihr folgte die Kommiſſion, welche dem Bataillon das neue Feldzeichen übergeben ſollte. Der Präſident derſelben reichte ſie vor dem verſammelten Volk dem Kommandeur der Aſturier mit einigen Worten, die ich nicht verſtehen konnte; der Kommandeur wollte antworten, konnte aber vor Bewegung nicht dazu kommen, ſondern brach endlich in lautes Schluchzen aus — und wahrlich! er war nicht der Einzige, ſowol im Kongreß, als hier unter den Kriegern und verſammelten Volk, der ſich der Thränen nicht ſchämte.

Als ſich endlich das Bataillon wieder in Bewegung ſezte, ging die allertiefſte Stille dieſes zahlloſen Menſchenhaufens wieder in den ungemeſſenſten Jubel über. So ging es durch die Plaza de la constitucion, wo der Konſtitutionsſtein begrüßt wurde, durch die Calle de Alcala zum Thor hinaus. Die Menge der Begleiter nahm noch immer zu, bis nach der Venta del Spirito Santo, eine halbe Stunde vor der Stadt, wo das Ayuntamiento dem Bataillon ein Abendeſſen hatte zurichten laſſen. — Da gings denn hoch her! — Die ſchönſten Damen brachten den verlumpten Aſturiern die Töpfe, reichten ihnen zu trinken, bedienten ſie förmlich. Eben das thaten die Offiziere von der Garde, und andre anſehnliche Leute. Allein die oberwähnte Damen und die Milicianos ſpeiſten mitunter vor lauter Patriotismus den armen hungrigen Soldaten die beſten Biſſen weg, und ich ſah manchen der ehrlichen Kriegsmänner, der mit bitterſüßem Blick ſeine Bohnen und ſeinen Speck in fremde Hände gehen ſah, und ſich mit einem herzhaften viva Riego aushalf. — Riego kam endlich ſelbſt heraus, und da ging das Rufen und Singen von Neuem an. Er hielt eine kleine Anrede an ſeine Kriegsgefährten, worin er unter andern ſagte: „Kinder, wir werden kein Blut zu vergießen brauchen, glaubt es mir! Bleibt einig und ſingt; auf dieſe Art werdet ihr eure Gegner am beſten überwinden, und weiter braucht es nichts.“ — So lag man dort auf den Feldern herum bis in die Nacht, wo die Madrider nach Haus gingen, während beyde Theile, ſo weit ihre Stimme reichte, ſich noch ihr Viva zuriefen.

Den 20. (März) iſt der Jahrestag der Konſtitution, ohne Befehl der Autoritäten und ohne beſonderes Gepränge, feyerlich begangen worden. Früh Morgens ſammelten ſich die Milicianos, Kavallerie und Infanterie, ganz auf eigenen Antrieb, im Prado, zogen auf den Konſtitutionsplaz, wo ſie ſich in ein Quarree formirten, die gewöhnlichen Vivas riefen, und dann aus einander gingen. Abends waren die Hauptſtraßen und die Pläze erleuchtet, und bis nach Mitternacht zog man auf den Straßen herum.

In dieſen Tagen iſt man mit der Rekrutirung für das Heer beſchäftigt geweſen; da nun in frühern Zeiten Madrid davon befreyt war, ſo mußte man im Voraus fürchten, daß es einige Unordnung geben würde. Man hat vor dem Rathhaus, auf dem Plaz der Konſtitution, eine Art Hütte aufgeſchlagen, wie man bey uns bey Jahrmärkten ſieht; ſie iſt vorn ganz offen, mit alten Gobelintapeten behangen. Darunter ſizen die Herren vom Ayuntiamento, das Volk ſteht um ſie her und ſieht dem Verlooſen zu. Die Dragoner del principe waren vor dem Gerüſt aufgeſtellt. Patrouillen von Miliz und Linientruppen zogen auf dem Plaz und den Straßen herum. Da das Regiment del Principe nicht für ſehr liberal gilt, fanden ſich bald einige ſchlechte Burſche, welche die Dragoner reizten, es kam zu Wortwechſel, endlich zu Raufereyen; allein die Milicianos und übrigen Truppen zeigten gleich Anfangs den gebührenden Ernſt, und verhafteten einige unnüze Geſellen. Die Händelſtifter riefen ihnen zwar zu: das hätte man ſich nicht zu ihnen verſehen, daß ſie, die Nationalmiliz, mit den serviles del Principe gemeine Sache machen würden u. ſ. w.; aber dieſe ließen ſich nicht ſtören, jagten das Geſindel fort, und fortan ging die Verlooſung ruhig ihren Gang. Iſt die Ziehung für dieſen Tag beſchloſſen, ſo gegen vier Uhr, ſo wird in der Calle mayor ein Eſſen zugerichtet, welches die Milicianos bezahlen und die Neugeworbenen dazu einladen. Die Speiſen beſtehen in Käſe, Brod und Reis! Davon ſtehen und liegen ſie in größter Einigkeit auf den Straßen herum und ſingen mit ihrem Mund voll Käſe die ſchönſten Lieder — wobey der Weinſchlauch die Runde macht. Die Gewehre ſind in Reihen geſtellt, die Pferde eben ſo, und die jungen Madrider Schnurrbärtchen kommen ſich dabey ganz kriegeriſch vor.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 31.

Nro. 94.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 19. April 1822.

> Immer möchte man nicht recht thun in die Erzählungen der älteſten Art Zuſammenhang bringen zu wollen; denn ſchwerlich möchte unſer Hang zum Zuſammenhang, ihrer Neigung zum Räthſelhaften immer gewachſen ſeyn!
>
> Jean Paul.

Gau, der deutſche Reiſende nach Nubien.

(Man kennt in Deutſchland noch wenig die großen Verdienſte, die ſich Herr Gau aus Cölln durch ſeine aufopfernde Reiſe nach Nubien und deren Bekanntmachung erwarb; wir glauben unſre Leſer nicht beſſer davon unterrichten zu können, als indem wir ihnen dasjenige mittheilen, was Mazoi in der Revue encyclopedique über deſſelben Werk: Die Denkmäler Nubiens — ſagt. Dieſe Nachricht iſt zugleich ein Beweis, wie unparteyiſch die Franzoſen die Bemühungen unſrer gelehrten Landsleute beurtheilen.)

Wenn ein müßiger Menſch, der entfernte Gegenden durchreist hat, ein Buch ſchreibt, um uns zu ſagen: „da und dort bin ich geweſen, und dieß und jenes iſt mir aufgeſtoßen,“ ſo gibt es wohl keinen unſchuldigern Gebrauch der Feder, aber auch keinen, der weniger Nutzen brächte. Reiſebeſchreibungen dieſer Art mögen in den Salons einen Augenblick lang Aufſehen machen, allein man vergißt ſie von heute auf morgen, wie eine vergängliche Mode, oder wie eitle Tagesgeſchichte.

Ganz anders aber verhält es ſich mit jenen ernſten Reiſe-Unternehmen, die in einem höhern Berufe begonnen und in der Hoffnung ausgeführt werden, die Naturgeſchichte oder die Geſchichte unſerer Gattung durch neue Kenntniſſe zu erweitern. Die Arbeiten des Institut d'Egypte ſind ein denkwürdiges Beyſpiel ſolch kühnen Beſtrebens. Allein wenn man die große Zahl der damaligen Mitarbeiter, die rieſenmäßige Größe jenes Unternehmens und ſeines Erfolgs ins Auge faſſt, ſo kann man dem jungen Künſtler, der allein und mit ſchwachen Mitteln, durch eine faſt abenteuerliche Reiſe, das von den Siegreichſten und Geiſtvollſten ſeiner Zeit angefangene Werk zu vollenden unternimmt, einen ganz ungetheilten Beyfall und lebhaftes Intereſſe nicht verſagen. So aber war die Abſicht des Herrn Architekten Gau, als er ſich das Ziel ſtellte, das noch entferntere Nubien zu bereiſen. Die franzöſiſche Expedition hatte bey der Inſel Phila ein Ende genommen. Hr. Gau muſſte alſo noch weiter vordringen, er muſſte bis dahin gelangen, wo die lezten Spuren der Civiliſation anzutreffen waren, und wo er allein das Bild vollenden konnte, das die berühmten Künſtler und Gelehrte zu unternehmen angefangen hatten, welche vor ihm dieſen Theil Afrika's bereiſeten. Doch auf wie viele Widerwärtigkeiten und Hinderniſe muſſte er nicht ſtoßen! Ungeachtet Hr. Gau gleich bey ſeiner Ankunft in Egypten einen Reiſegeſellſchafter verlor, auf den er ſicher gezählt hatte, ungeachtet er nun allein auf ſeine eigenen ſchwachen Mittel zurückgeführt war, ſo blieb er in ſeinem Entſchluſſe doch gleich feſt. Wir ſehen ihn ohne Bedienung, ohne Führer, ohne Habſeligkeiten ganz allein die Reiſe von Alexandrien durch die Wüſte antreten, wo er ſich einer kleinen Karavane anſchloß. Ohne mit irgend einem Vorrath verſehen zu ſeyn, ohne die Landesſprache zu kennen, verdankte er hier ſeinen Lebensunterhalt der Gaſtfreundſchaft der reiſenden Araber, die ihn jeden Abend einluden, ihre Mahlzeit mit ihnen zu theilen. Nach den beſchwerlichſten Mühen und harten Entbehrungen, konnte ſein Auge endlich die Pyramiden erreichen, ein Anblick, der ihn alle Leiden vergeſſen ließ.

Doch ihn erwarteten andere Prüfungen zu Cairo, wo er zum erſten Mal allen Hinderniſſen begegnen ſollte, welche die Mittelmäßigkeit, der Neid und die Habſucht mit ſo viel Eifer und Beſtändigkeit jedem edlen Unternehmen entgegenſchicken. Ein nicht unwürdiger Nebenbuhler Lord Elgins, der ſeine Nation und ſich für ausſchließend bevorzugt hält, mit Antiquitäten Handel treiben zu dürfen, wollte es unſerem jungen Architekten nicht leicht werden laſſen, bis er ſeinen Plan ausführen dürfte, und ſuchte daher all ſeinen diplomatiſchen Einfluß beym Paſcha dahin zu verwenden, daß Hr. Gau die Erlaubniß weiter zu reiſen abgeſchlagen wurde. Während er dieſe nachzuſuchen hatte, verfloß immer mehr Zeit, das für die Reiſe geſammelte Geld erſchöpfte ſich und ſchon wollte Verzweiflung ſich unſers jungen Reiſenden bemächtigen, als der achtbare Hr. Drovetti, ehemals franzöſiſcher General-Konſul, von ſo viel Ausdauer und Kummer gerührt ward. Durch ſeine Bemühungen erhielt Hr. Gau endlich den zu einer Reiſe nach Ober-Egypten nothwendigen Ferman, und gelangte in zwey und dreyßig Tagen nach Theben, wohin ihm Drovetti vorausgegangen war. Dieſer würdige Beſchützer ſucht die Aufopferung unſers Künſtlers nur zum Beſten der Wiſſenſchaften zu benutzen; er theilt ihm einige der in ſeinem Dienſt befindlichen Araber zu, befiehlt ihnen, für die Sicherheit ſeines jungen Freundes zu wachen, und verſpricht ihnen Belohnung, wenn ſie ihn geſund und wohlbehalten zurückbringen würden. Eine kleine Barke mit Matten bedeckt, ward nun mit einer Ladung Zwieback, Reis und getrockneten Früchten befrachtet und nahm ſodann die kleine Reiſegeſellſchaft auf, welche ſich durch vier Matroſen, einen Steuermann und einen franzöſiſch ſprechenden Mamelucken vermehrt hatte. Wie ſehr war nicht das Aeußere von Gau's Reiſe-Art verſchieden von dem prächtigen Pomp, mit welchem einige Engländer und Engländerinnen eine nutzloſe Reiſe nach den Ruinen von Theben gemacht hatten. Auf dem Nil wie in unſerm gebildeten Europa ſtrebte ſo das beſcheidene Verdienſt, von vornehm leerer Reichheit verdunkelt, einen unbeachteten Weg zum Ruhm.

Nachdem Hr. Gau Theben verlaſſen, beſuchte er die Ruinen von Ermenti, Edfu, Com-Ombos und gelangte nach einer Reiſe von vierzehn Tagen nach Eſſuan, wo die Ruinen des alten Syene entdeckt worden ſind. Er hatte die Erlaubniß erhalten, über die Cataracten hinauf zu reiſen, und gegen die gewöhnliche Sitte, die arabiſchen Matroſen beyzubehalten, welche er von Theben mitgebracht hatte; mit Hülfe eines nubiſchen Schiffers und eines Dollmetſch für die barabariſche Sprache, welche man in Nubien ſpricht, ſteuerte er nun die erſte Cataracte hinauf, ganz auf die Art, wie dieß ſchon zu Herodots Zeiten bewerkſtelligt wurde. Um von den erſten Cataracte bis zur zweyten ſtromaufwärts zu gelangen, mußte Hr. Gau die eben günſtigen Winde benutzen, und konnte ſo nur ſchnell die intereſſanten Punkte bemerken, welche er bey ſeiner Rückkehr kennen lernen und bearbeiten ſollte. Flußabwärts durfte er ſein Fahrzeug nur ſich ſelbſt überlaſſen und hatte Gelegenheit jeden Augenblick anzuhalten und auszumeſſen und zu zeichnen, wo immer ein Gegenſtand ihm würdig ſchien, gekannt und mitgetheilt zu werden. Auf dieſe Art machte er auf dem rechten Nil Ufer folgende Plätze zum Gegenſtand ſeines Nachforſchens, als Mebaraika, Sabagoura, Robahn, Derri, Ibrim, Balague und Gouſtou und auf dem linken Deboute, Gartas, Jebſa, Kaladſché, Dandour, Girſché, Dequé, Kiſſeh, Mabarraga, Eſſaboua, Ammadon, Karramot, Maſmas, Abouſſamboul, Pharas, Serakeheb und Artiſſab. An dieſen verſchiedenen Orten fand er wohl zwanzig verſchiedene Monumente, die zum Theil noch nicht bekannt gemacht ſind, zum Theil aber noch von Niemand beſucht worden, und die in der Kunſtgeſchichte eine um ſo intereſſantere Reihe bilden, als ſie mit der grauſten Vorzeit der in jenen Gegenden erwachenden Civiliſation beginnt, und mit den Zeiten der Dynaſtie der Ptolemäer aufhört. Zu dieſen archäologiſchen Schätzen gehören noch mehr als hundert Inſchriften, deren Interpretation der gelehrte Niebuhr übernommen, und welche in die ſo wenig bekannte Geſchichte jenes Landes einige Klarheit bringen ſollen.

Es ſind die Reſultate dieſer langen und gefährlichen Reiſe, welche Hr. Gau unter obigem Titel heraus gibt. Da der Zweck ſeines Strebens der geweſen, die Description de l'Egypte gleichſam fortzuſetzen, ſo hat er auch die Ausführung ſeines Werkes denjenigen Künſtlern aufgetragen, deren Meiſterhand man die unübertrefflichen Kupferſtiche jener umfaſſenden Sammlung verdankt. Er mußte alſo Paris zur Herausgabe ſeines Werkes wählen und wir müſſen ihm für den Vorzug Dank wiſſen, den er unſerm Lande erzeigt. Zwar iſt dieſer Vorzug gegründet, denn in Frankreich verlangt man von einem nützlichen oder berühmten Mann nie einen Herkommensſchein, es iſt das Aſyl des Talents und der Wiſſenſchaft. Wer mit ausgezeichnetem Verdienſt, oder mit dem Ergebniß merkwürdigen Forſchens dahin kommt, wird ſchon deßhalb als Franzoſe anerkannt.

Schon ſind drey Lieferungen erſchienen, die an Ort und Stelle mit Talent und Treue genommenen Zeichnungen ſind im Stich mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt. Mit einem Wort, es iſt ein großes, unübertreffliches Prachtwerk.

Mit wahrem Vergnügen zolle ich der Ausdauer und dem Talent des Verfaſſers der nubiſchen Antiquitäten dieſes geringe Lob. Ich wünſche ſeinem Unternehmen den Erfolg, den es verdient. Eine maleriſche Reiſe nach Syrien wird dieſem Werke folgen, die beyde dem Hrn. Gau einen gerechten Anſpruch auf die Erkenntlichkeit aller Kunſt- und Alterthums-Freunde geben.

Fragmente aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

Es ſcheint uns zu dem unausweichbaren Schickſalsgang unſrer Tage zu gehören, daß faſt zu gleicher Zeit in Paris und in London, ein Höfling, einer aus den höchſten Ständen, nach ſeinem leiblichen Tod nach der Welt ein ſo ekelhaftes Bild ſeiner Standesgenoſſen, zum Theil auch der Fürſten darlegt, in deren Gunſt er ſich ſonnte, deren vorgezogner Diener zu ſeyn, der Zweck ſeines Lebens war. Es ſind von dem Herzog von Lauzun in dem verfloſſnen Jahre Memoires erſchienen, die durch ihren Inhalt dem weiblichen Theil unſrer Leſer unzugänglich ſind, und Horace Walpoole hat Denkwürdigkeiten bekannt gemacht, welche die Sitten zwar weniger verletzen, aber beyde, wenn wir manchen Vorgang unſrer Zeit bis zu ſeinem Urſprung verfolgen, uns an das derbe alte Sprichwort erinnern: „wie mans treibt, ſo gehts.“ Beyde Schriften verunehren den Todten, der ſie ſchrieb, weil er das Andenken ſeiner Mitlebenden ſchonungslos ſchändet. Ich möchte dabey an den Spruch des Evangeliums erinnern: „es muß ja Aergerniß ſeyn“ u. ſ. w. und der Mitwelt anrathen, ſo zu leben, als wenn an jedem Hof ein Lauzun und ein Walpoole Memoiren ſchrieb, die nach ihrem Tode erſcheinen würden, deyher aber alle, die mit Recht dieſe poſthume böſe Leumundmacherey verwünſchen, fragen: ob ſie glauben, daß ein wirklich edler Menſch durch dieſe ſchlechten Bücher beſchimpft werden könne? Die Verneinung dieſer Frage möchte die Klagen der, durch die Indiskretion der publizirten Memoiren hochgekränkter vornehmen Familien in London und Paris zum Stillſchweigen bringen, denn entweder wagten es jene Memoirenſchreiber nicht, ihre wirklich edeln Vorfahren anzutaſten, oder ſie dürfen ſie in ihren Gräbern durch kaltes Nichtachten frecher Verläumdung verſöhnen. Das Geſchrey dieſer Menſchen reizt zur Nachforſchung des Grunds oder Ungrunds von Lauzuns, von Walpooles Anſchuldigungen, und da möchte der Gewinn ſelten ſehr groß iſt. — Darum ſollen wir alle das Gericht walten laſſen, dem früher oder ſpäter keiner von uns entgeht.

Die Vorrede ſagt, daß die Handſchrift dieſes Buchs von dem lezten Lord Ormond in einem Käſtchen verſiegelt, an Lord Waldegrave überſchrieben ward, mit der Anweiſung ſolches erſt in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre zu öffnen. Dieſe und zehn andre Jahre verfloſſen, bis die Siegel des Käſtchens gebrochen wurden, und dann fand man, benebſt mehreren andern Heften, die beyden der hier erwähnten Denkwürdigkeiten von Georg II. Hofe.

Das erſte Bild, auf welches wir ſtoßen, iſt Friedrich, Prinz von Wallis, des leztverſtorbnen Königs Georg III. Vater. Er war an einer Lungenentzündung krank gelegen, aber ſo weit hergeſtellt, daß er den König in die Pairskammer begleiten konnte. Hier war ihm ſehr heiß. Bey ſeiner Rückkehr nach Carletonhaus kleidete er ſich um, ging dann in Kew ſpazieren, und legte ſich beym Nachhauskommen in einem Zimmer im Erdgeſchoß auf einen Sopha, wo er drey Stunden verweilte, ſich verkältete, und einen Rückfall bekam. Im vorhergehenden Sommer hatte er bey einem Fall einen Stoß auf den Magen erhalten, von dem er ſeitdem oft Schmerzen verſpürte. Nach drey Tagen ſchien er auf der Beſſerung. Des Abends wie die Aerzte Wilmot und Hawkins bey ihm waren, huſtete er ſtark; der erſte freute ſich deſſen, weil er meinte, nachdem ſich der Schleim nun gelöst, werde der Prinz eine ruhige Nacht haben; Hawkins im Gegentheil, verließ das Zimmer mit den Worten: „Das Ding iſt nicht richtig.“ — Der Huſten dauerte fort; der Prinz legte ſeine Hand auf den Magen und ſagte: Je me sent mourir (ich fühle den Tod). Pavonarius, ſein vertrauter deutſcher Kammerdiener, der ihn unterſtüzte, fühlte ihn zittern und rief: „Gott im Himmel, der Prinz ſtirbt!“ Die Prinzeſſinn von Wallis, die zu Füßen des Bettes ſaß, ergriff eine Kerze, aber ehe ſie das Bett erreicht hatte, war er ſchon todt (1754). Es war ein Geſchwür aufgebrochen, das nach der Aerzte Urtheil nicht durch den Fall, ſondern drey Jahre früher durch einen Ball verurſacht worden war, welcher ihn auf den Magen getroffen. „So ſtarb, ſagt Walpoole, Friedrich, Prinz von Wallis, der ſeinem Vorfahr, dem ſchwarzen Prinzen, in nichts glich, als daß er auch vor ſeinem Vater ins Grab ſank. Daß er ſich nicht im Kriege hervorthat, war freylich nicht ſeine Schuld, er hatte um das Kommando gegen die ſchottiſchen Aufrührer gebeten; obgleich man behauptet, nur aus Eiferſucht gegen ſeinen Bruder Cumberland, nicht weil der Muth ihn antrieb. Das iſt hart, denn was er konnte, das that er. Wie das königliche Heer vor Carlisle lag, gab der Prinz ſeinem Hofe und Günſtlingen eine große Abendtafel, wie es ſein Gebrauch war, wenn die Prinzeſſinn im Kindbett lag; auf der Tafel ſtand auf ſeinen Befehl die Citadelle von Carlisle in Zuckerteig und er, nebſt den Hoffräuleins, beſchoſſen ſie mit Bombons.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Madrid, Ende März.

(Beſchluß.)

Bey der beſchriebenen Nüchternheit dieſer Bewirthungen iſt unſer einer, der in unſern ſüddeutſchen, nah an den größern Städten gelegenen Wirthshäuſern und ſelbſt ehrbaren Kneipen gewohnt iſt, die köſtlichſten Leckereyen an Zwiebelkuchen, Schinken, Backfiſchen, gebratenen Hühnern auftragen zu ſehen, ganz erſtaunt, hier über einreiſſende Unmäßigkeit, über Verluſt alter kaſtilianiſcher Nüchternheit klagen zu hören. Beobachten wir z. B. in Schwaben den Bürger, der in das Wirthshaus geht. Eine feſte Bank, ein tüchtiger Tiſch, ein derber Pfeifenkopf, ein anſehnlicher Krug Bier oder Flaſche Wein ſind die Präliminarien, auf welche erſt die Frage folgt: ob ſich's da wohl gut ſeyn laſſe? — Der Franzoſe bedarf viel weniger in ſeinen Guingettes, aber er bewundert ſein ſchmales Bänkchen, ſeine piquette und Weißbrödchen, als ſey ſie die Bedingung ſeines Behagens — dagegen ſich die Leutchen hier in Madrid! — Das einzige Wirthshaus der Art, wo man hingehen könnte, vor dem Thore von Alcala, nicht weit von der Plaza de Toros, iſt eine elende Kneipe ohne Schatten, ohne die geringſte Anſtalt zu einer Niederlaſſung, mitten unter einem Schutthaufen von eingefal-

Armen oder eingeriſſenen Gebäuden. Sonntags iſt dieſer Ort voller Menſchen, und man trifft da „Händel von der beſten Sorte." Da ſezt ſich der Wertheſte auf den erſten beſten Stein oder Kloz oder die bloße Erde, und breitet ſeiner Wertheſten neben ſich ſeinen Mantel aus — wobey noch zu bemerken iſt, daß die Weiber der untern Stände hier ungemein häßlich ſind. So ſizen ſie in holder Einigkeit, indem der Mann, ſtatt aller Erquickung, ſein Cigarrchen raucht. An dieſer Art Plätzen haben die Männer ein Spiel, welches ſie juego de la barra nennen, oder tirar la barra. Da wird eine ſchwere eiſerne Stange, etwa drittehalb Fuß lang und zwey Zoll im Durchmeſſer, ſo weit geworfen, wie die Kräfte des Spielers erlauben. So bald ein ſolches Spiel beginnt, bildet ſich gleich ein anſehnlicher Kreis von Zuſchauern darum her. Ein anderes Spiel, das ſehr viel getrieben wird, erinnert an das Discuswerfen der Alten. Ein etwa ein Fuß hoher Pflock, an dem oben eine kleine Scheibe befeſtigt iſt, wird in die Erde geſtoßen, und nach ihm wirft man in der Entfernung von fünfzig bis ſechzig Schritt mit eiſernen Platten von etwa ſechs Zoll im Durchmeſſer. Zur Leibesſtärkung der eifrigen Spieler und aufmerkſamen Zuſchauer ziehen dann einige Aguaderos herum mit irdenen Waſſerkrügen auf dem Rücken. — Und mit ein Paar Gläſer Waſſer und ſeinem Cigaro bleibt der Madrider den ganzen Nachmittag in der Sonne ſtehen. Doch die, welche den Luxus nicht entbehren können, haben noch die Naranqueras (Orangeverkäufer) und Pinnoneras. Dieſe lezten verkaufen Zirbelnußkerne (pinus sembra?), die hier ſehr häufig gegeſſen werden. Wer aber unerſättlich iſt in ſeinen Gelüſten, dem bieten ſich noch ein Paar ſchmuzige Burſche dar, die mitten auf der Chauſſee eine Art Krapfen oder Kränze in Oel backen, und ſie an Stangen gereiht, noch triefend, unter dem Publikum herumtragen. Da aber, um hier ſein Glück bey den Damen zu machen, die dulces gar nicht zu entbehren ſind, ſo trifft der galante Madrider ganz nahe am Thor ein Paar ambulante Zuckerbäckerinnen zu ſeinem Befehl! —

Damit ich aber nicht in den Verdacht komme, mich hier einzig für den Pöbel zu intereſſiren, wiederhole ich von der gentry (beſſern Geſellſchaft), was ich in einem meiner erſten Briefe ſchon erwähnte. Ich habe gefunden, daß hier, ſo wie überall, die Annehmlichkeit, die Kurzweil, die Zwangloſigkeit der Geſellſchaft von dem Eingeladenen, eben ſo gut wie von dem Einlader abhängt. Meiſtens findet ein Jeder in der Geſellſchaft, was er mit hinein bringt. Vom Einladen iſt aber hier nicht viel die Rede. Der Fremde wird von einem Bekannten in ein Haus eingeführt, ſein Name wird dem Herrn vom Hauſe genennt, beym Weggehen gibt ihm dieſer in der üblichen Form: Esa casa es suya (dieſes Haus iſt das Eure), die Erlaubniß, wieder zu kommen, ſo oft es ihm gefällt; trifft er zur Eßſtunde ein, ſo ſezt er ſich mit zu Tiſch; keine Ceremonie, kein Titel erſchwert das Geſpräch. Man nennt einander mit dem Taufnamen: Don Mateo, Don Victor — ich glaube, die mehrſten meiner Bekannten kennen mich nur bey dieſem. In den eigentlichen Soirées, hier Tertulien genannt, iſt die Form zu Anfang geregelt. Die Damen ſizen rund an den Wänden, die Männer drehen ſich in der Mitte umher; doch es währt nicht lange, ſo findet ſich, was ſich ſucht. Das Geſpräch iſt ſehr zwanglos, und manche Aeußerung würde bey uns zu frey ſcheinen. Muſik iſt eine der Hauptunterhaltungen. Außer den hergebrachten Formeln der Sprache, gibt man ſich wenig mit Komplimentiren ab.

Baſel, Febr.

Die Verhandlungen der Geſellſchaft des Guten und Gemeinnüzigen in Baſel vom Jahr 1821, dem fünf und vierzigſten ihres Beſtandes, bieten abermals manche Einzelnheiten dar, die auch auswärts nicht ohne Theilnahme vernommen werden dürften. Zu der Stärke von 108 Oktavſeiten iſt der dießmalige Bericht durch die ausführliche Rede des leztjährigen Vorſtehers angewachſen: aber auch die Zahl der wirklichen Mitglieder des wohlthätigen Vereins mehrt ſich noch immer, und iſt jezt auf 388 geſtiegen. Von dem guten Fortgang der ältern Stiftungen der Geſellſchaft wird kurzer, umſtändlicher vom verſchiedenen neuern, auch einigen erſt noch im Werden begriffenen Anſtalten geſprochen. Zu jenen gehört die Pflegeeinrichtung für arme Kranke, die Suppenaustheilung, die Verſorgung von Lehrknaben zu Handwerkern, die zinstragende Erſparnißkaſſe, die Leſeanſtalt für die Jugend u. ſ. w. Unter den jüngeren iſt auch dießmal der Bericht über den ſogenannten Schullehrer-Konkurs oder die mit Prämien begleiteten jährlichen Prüfungen der dazu eingeladenen Elementar-Schullehrer von erfreulichem Inhalt. Es hatten leztes Jahr ſechzehn Schullehrer der Einladung entſprochen und an dem Konkurs Theil genommen, fünfzehn vom Land und nur einer aus der Stadt. Vom Erfolg bezeugt der Bericht unter andern folgendes: „Im Rechnen, Schönſchreiben und Verfertigen eigener Aufſäze haben ihre Zöglinge mehr geleiſtet, als man von zahlreich beſezten Dorfſchulen billigerweiſe fordern kann. Um es ſo weit zu bringen, müſſen die Lehrer unſtreitig durch angeſtrengten Fleiß und Gebrauch aller ihnen zu Gebote ſtehenden Hülfsmittel ſich einen hohen Grad von Lehrfähigkeit erworben haben, von inniger Pflichttreue und Vorliebe für ihren ſchönen aber auch mühſamen Beruf erfüllt ſeyn. Sie führen den Thatbeweis: daß man ſelbſt in Dorfſchulen für menſchliche Bildung mehr thun könne, als bloß den nothdürftigſten Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen zu ertheilen. Wahrhaft rührend ſind die ſchriftlichen Aeußerungen der Freude, welche ſo viele Schüler darüber bezeugen, daß ihnen auch in der Erdkunde und Naturgeſchichte einiger Unterricht ertheilt wird. Dieſe, wenn auch ſehr unvollkommene Erweiterung ihres Ideenkreiſes, kann nicht anders, als wohlthätig auf ihren Verſtand, und bey weiſer Anwendung, ſelbſt auf ihr Herz wirken. Wenn einmal auf dieſe Weiſe der Verſtand zum Beobachten und Denken aufgeregt iſt, ſchreitet der Menſch nicht mehr gedanken- und gefühllos durch's Leben hin; im geſelligen Leben, im Anblick der Natur und in der Beobachtung ſeiner Schickſale, findet er täglich Stoff zu weitern heilſamen Selbſtbelehrungen und lernt ſo auch ſeine Menſchenwürde immer beſſer kennen." In ziemlich auffallendem Abſtich hiermit ſteht, was von dem Widerſtand gemeldet wird, den die Einführung des neuen Geſangbuches mehr als je findet. „Ihre Theilnahme an jüngſter Reformationsfeyer (heißt es) glaubte die Geſellſchaft damals nicht ſchicklicher bezeugen zu können, als durch das Anerbieten, zu mehrerer Erbauung und Verbeſſerung des Kirchengeſangs auf der Landſchaft, die Einführung unſers neuen Geſangbuchs kräftig zu unterſtüzen. Nebſt dem damit beabſichtigten Guten, hoffte ſie zugleich auch eine für unſer kleines Ländchen wünſchenswerthe Einheit zu erzielen. Allein noch nie hat ſich die Abneigung vieler unſerer Herren Landgeiſtlichen gegen dieſen Vorſchlag ſo beſtimmt ausgeſprochen, als in gegenwärtigem Jahr. Derſelben Anſichten und Gründe fanden zwar in unſern Verſammlungen eben ſo achtungswerthe als warme Vertheidiger; dem ungeachtet konnte die Geſellſchaft ſich nicht überzeugen, daß eine Sammlung geiſtlicher Lieder, welche als menſchliches Werk von Mängeln freylich nicht frey ſeyn wird, jedoch zur Erbauung, zum Troſt und zur Erhebung des religiöſen Gefühls aller, ſelbſt der unterſten Klaſſe unſerer Stadtbürger beyträgt, und in muſikaliſcher Hinſicht keine unüberwindlichen Schwierigkeiten darbietet, den nämlichen Zweck bey unſern Landbewohnern verfehlen ſollte, und ſie kann demnach nur bedauern, ihren guten Willen gelähmt zu ſehen, ohne deßwegen die Luſt oder die Befugniß zu haben, hierin etwas erzwingen zu wollen."

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 32.

Nro. 95.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. April 1822.

Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd' ich froh!
So verrauſchet Schmerz und Luſt,
Und die Treue ſo.

Goethe.

Treue.

Es ſauſet der Sturmwind um Mitternacht,
Die Blätter, ſie fallen mit Macht mit Macht,
Und d'runten da ſtehet ein einſames Haus,
D'rin ſieht es ſo wüſt, wie der Garten rings, aus;
So wüſt!

Die's hatten, die wohnen im Häuschen nicht mehr,
Sie zogen von hinnen, und ließen es leer;
Nun hauſet im Kämmerlein nächtlicher Graus,
Und Mondſchein blickt einſam zum Fenſter heraus;
Ach einſam!

Von hinnen, weit, weit in die Fremde gereist!
Ach Gärtchen, ach Häuschen, wie biſt du verwaist!
Die Freunde, die grünten und blühten einſt dort,
Sie wehten, wie Blätter des Herbſtes, all' fort;
All' fort!

Nur Eins iſt geblieben — o rührende Treu'! —
Ihr Vöglein, das liebe, dort fliegt es herbey;
Wie Nachts auch es finſter und ſtürmiſch mocht' ſeyn,
Lieb Vöglein, das treue; das ſtellte ſich ein;
Lieb Vöglein!

Wohin nun, lieb Vöglein, in Nachtſturm und Graus?
Kein Liebchen kommt heute und nimmer nach Haus;
Still iſt es im Garten, das Kämmerlein leer,
Du ſiehſt wohl dein liebliches Mädchen nie mehr;
Nie mehr!

So flatt're nicht länger zum Fenſter hinauf!
Hin hin iſt, vergebens, ſie thut nicht mehr auf.
Komm mit mir! — O Treue! O liebender Sinn! —
All' Abend noch fliegt es zum Fenſterlein hin;
All' Abend!

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Amerikaniſche Literatur.

Man iſt in den lezten Zeiten gewohnt geweſen, die amerikaniſche Literatur vor den europäiſchen Richterſtuhl zu ziehen, und den Ausſpruch gegen amerikaniſchen Witz und amerikaniſche Wiſſenſchaft zu thun. Nachſichtigere Ausländer pflegen wohl den Mangel an klaſſiſchen Werken in Proſa oder Vers in Amerika dem jugendlichen Zuſtand der Geſellſchaft in dieſem Lande zuzuſchreiben: andere, dünkt mich, leſen dieſe Erklärung ohne irgend eine genaue Meinung mit den Worten zu verbinden.

Freylich iſt die Schriftſtellerkunſt in dieſem Lande noch nicht zum Handwerk geworden; für die Armen iſt ſie wohl überall ein armſeliges Handwerk; und viele würden dieſelbe vielleicht nicht zum Geſchäft wählen, wenn ſie ſich mit etwas beſſerm zu helfen wüßten — indeſſen, wie dem auch ſeyn möge, ſo haben ſich bis jezt viele Urſachen gezeigt (und viele derſelben dürften wohl nie zu wirken aufhören), welche das amerikaniſche Genie verhinderten, ſich in Werken der Einbildungskraft oder mühevoller literariſcher Arbeit auszuzeichnen. Für jezt müſſen wir noch immer bedenken, daß das Land ſelbſt nicht ein halbes Jahrhundert alt iſt. Kaum iſt noch das Geſchlecht erloſchen, deſſen Kräfte alle von dem Unabhängigkeitskampf in Anſpruch genommen wurden.

Amerika ſchlief nicht während der dreyßig Jahre, die Europa es vergeſſen hatte: es war thätig beſchäftigt mit ſeiner Erziehung; — mit der Entwerfung und dem Verſuchen von Regierungsſyſtemen; mit der Ausrottung von Vorurtheilen; mit der Beſiegung innerer Feinde; mit der Wiederanfüllung ſeines Staatsſchatzes; mit der Abtragung ſeiner Schulden; mit der Verbeſſerung ſeiner Geſetze; mit der Feſtſtellung ſeiner Politik; mit den Bemühungen, ſich für die mit ſeinem Blute erkaufte Freyheit geſchickt zu machen; mit der Gründung von Schulen zur Verbreitung allgemeiner Kenntniſſe; ohne zu erwähnen, der Wiederauflebung des Handels; der Urbarmachung einer Wildniß nach der andern; der Erleichterung der Binnenſchiffahrt; der Verdoppelung und Verdreyfachung ſeiner zur Ausübung der Freyheitsrechte und zur Achtung der durch die Stimme ihres Vaterlandes genehmigten Einrichtungen, erzogenen Bevölkerung. Dieß waren die Beſchäftigungen Amerikas. Es trägt ſeine Geniewerke an ſich; wir müſſen ſie nicht in Bücherſchränken ſuchen. Seine Kenntniſſe ſind in Thaten ausgeprägt; ſie leben in ſeinen Verfaſſungen, ſeinen Geſetzen; ſie ſprechen ſich aus in ſeinem Senate; ſie handeln in ſeinem Kabinet; ja ſie athmen von den Wällen ſeiner Städte und dem Bord ſeiner Schiffe. Betrachtet, was es gethan und was es iſt; berechnet ſein Alter; und dann ſprecht euer Urtheil über ſein Genie. Seine Politiker ſind nicht ſcharfſinnige Theoretiker, ſondern praktiſche Staatsmänner; ſeine Soldaten ſind keine Eroberer geweſen, aber Patrioten; ſeine Philoſophen ſind keine weiſe Denker, ſondern weiſe Geſetzgeber. Für den Amerikaner war und iſt ſein Vaterland das Feld, worauf er handelt; jeden geſchickten Kopf, jeden nervigten Arm ruft es in ſeinen Dienſt. Das Ausland hört nichts von ihren Thaten und lieſt keine ihrer gelehrten Schriften; aber das Vaterland erntet die Früchte ihrer Weisheit und fühlt die Kräftigkeit ihrer Dienſte; und in dem Wohlſtande, der Stärke, dem Frieden, der Glückſeligkeit, der guten Regierung, und den gutverwalteten Geſetzen des Landes müſſen wir ſeine Kraft und ſein Genie ſuchen und bewundern.

In Europa pflegen wir den Grad der allgemeinen Bildung eines Volkes nach der größern oder kleinern Anzahl ſeiner Geiſtesprodukte zu berechnen. Selbſt in jenem Welttheil iſt dieſes vielleicht eine ungerechte Beurtheilungsweiſe. Niemand wird beſtreiten wollen, daß Frankreich ſeit der Revolution bedeutend in Kenntniſſen fortgerückt iſt, und dennoch iſt ſeit jenem Zeitraum ſein literariſcher Ruhm ſtille geſtanden. Die Urſache hievon iſt ſehr einleuchtend — ſein Genie ward aus dem Studierzimmer in den Senat und ins Feld berufen; ſeine Geſchichtſchreiber und Dichter wurden plötzlich in Soldaten und Politiker umgewandelt; ſeine friedlichen Gelehrten wurden thätige Staatsbürger, und bey den Mitlebenden durch ihre Tugenden oder Laſter bekannt. Statt Trauerſpiele, Sonette und philoſophiſche Werke, machten ſie Geſetze und befehligten Armeen; widerſezten ſich Tyrannen oder fielen als deren Opfer, oder ſpielten ſelbſt die Tyrannen.

Barlow, den man nur in England als den Verfaſſer der Columbiade kennt, war ein Diplomatiker und ein geſchickter politiſcher Schriftſteller. Der ehrwürdige Dwight ward hier in Ehren gehalten, nicht als der Verfaſſer der „Eroberung Canaans,“ ſondern als der Beſchützer der Gelehrſamkeit; der eifrige Lehrer der Jugend, und ein beliebter, kräftiger Schriftſteller des Tages. Ich könnte auf dieſelbe Weiſe vieler lebenden Männer erwähnen, deren meiſterhafte Geſchicklichkeit ſich in den Kabinetten von Europa fühlbar gemacht, und deren Wirkſamkeit in allen bürgerlichen Berufsſachen gefühlt wird. Dieſe Männer, welche in andern Ländern das Feld ihrer Nationalliteratur erweitert haben würden, beleben hier den Puls des Nationalglückes; beredt, unterrichtet, geſchickt im Kabinet, füllen ſie die höchſten Aemter in der Republik, und werden für ihre ſchweren, unausgeſezten Arbeiten durch die Achtung ihrer Mitbürger und die zunehmende Stärke ihres Vaterlandes belohnt.

Aber während Amerika ſo von aufgeklärten Männern geſucht ward, zeigen die Parlamentsreden und Flugſchriften der Zeit, wie wenig damals dem engliſchen Volke der Charakter der Koloniſten bekannt war. Weil die Regierung es ehemals für gut befunden, aus Virginia eine Botany-Bay zu machen, (ein Schimpf, der nicht wenig dazu beytrug, das Land zur Revolution vorzubereiten), wurde das Vaterland der Frankline, Waſhingtone, Patrick Henry's, Jefferſone, Schuyler, Gaten, Greenen, Allene, Dickenſone, Laurenſe, Livingſtone, Hamiltone, Jaye, Ruſhe, Adamſe, Ritterhouſen, Madiſone, Monroen und tauſend anderer hochherzigen Männer, Soldaten, Redner, Weiſen und Geſetzgeber, als ein Sammelplatz von Beutelſchneidern und rohen Bauern angeſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragment aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

(Fortſetzung.)

Gleich nach der Ueberkunft aus Hannover, hatte ſich der Prinz nicht ganz durch ſeine Schuld mit dem König und der Königinn entzweyt. Der König wollte ſeine, in Hannover zurückgelaſſene Schulden nicht bezahlen, und außerdem liegts ein bischen im Blut der Familie, die älteſten Söhne zu haſſen. Der Prinz ſelbſt, obſchon ein beſſrer Vater, war in dieſem Stück ſelbſt nicht aus der Art geſchlagen, denn er liebte ſeinen zweyten Sohn, Eduard, auch vorzugsweiſe. Die Königinn übte zu viel Herrſchaft über

Digitized by Google

ihn und ſpähte ſeine Angelegenheiten aus; Prinzeſſinn Emilie, die ſein gänzliches Vertrauen erworben hatte, verlezte ihre Pflicht gegen die Königinn nicht dadurch, ihr ſeine Geheimniſſe zu verſchweigen. Lord Bolinbroke, welcher durch den Plan, der Vater ſolle ſeine Anſprüche ſeinem älteſten Sohn abtreten, an des Prätendenten Hofe Zwietracht geſtiftet hatte, wiederholte hier, bey der erſten Nachricht von des Prinzen Mißvergnügen, daſſelbe Spiel, und die ſämmtliche Oppoſition war unterrichtet, daß ſie den muthmaßlichen Thron-Erben ihre Dienſte gegen die Krone und die Miniſter anbieten ſolle. Der Prinz liebte die Schmeicheley und hatte mehrere Berührungspunkte mit Lord Cheſterfield, Doddington und Littelton. Der lezte, den Doddington einführte, bewirkte nachmals den Sturz ſeines Wohlthäters. Jeder, der in St. James ungern geſehen wurde, konnte bey dem Prinzen eines freundlichen Empfangs gewiß ſeyn. Vergeblich verwies man ihm dieſen Mangel an Ehrerbietung. Wie er endlich ſeine Gemahlinn, während ſie wirklich ſchon in Kindesnöthen war, ihr und ihres Kindes Leben offenbar gefährdend, ohne Königin und König davon zu benachrichtigen, von Hampton Court fortführte, ward der Bruch ruchbar. Dazu kam noch, daß er mit ſeiner Mutter, die ſogleich herbeyeilte, die Prinzeſſin zu beſuchen, gar kein Wort ſprach, bis er ſie an ihren Wagen geführt, wo er, im Angeſicht der verſammelten Menge ſich auf ein Knie in Koth niederließ und mit dem ehrerbietigſten Ausdruck ihre Hand küßte. Nun ſchritt er mit der Oppoſition fort, bis zum Sturz des Sir Robert Walpole, wo er ſich mit dem König ausſöhnte, doch ohne daß dieſer mit ihm ſprach. Bey Lord Granvills Ungnade erzürnte er ſich wieder; nachdem ihn aber alle ſeine Anhänger betrogen und verlaſſen, widerſezte er ſich nicht mehr öffentlich, bis die Pelhams alle geſcheute Leute, die ſeine Abſichten hatten befördern können, aufgekauft hatten. Uebrigens war der Prinz ſeinen Anhängern nicht treuer, wie ſie ihm. Wie er einſt mit Lord Donneraille zürnte, weil er nicht öfterer im Parlamente redete, ſagte er: „Denkt er, ich ſoll ihn unterſtützen, wenn er meinen Willen nicht thut? Bedenkt er nicht, daß, wer auch meine Miniſter ſeyn mögen, ich doch König ſeyn werde?“

Seine Hauptleidenſchaft waren die Weiber, allein ſo wie bey den andern Männern ſeines Hauſes, war Schönheit keine nothwendige Eigenſchaft. (Die Herrechnung eines halben Dutzend Frauen von Stande, welche ihm ihre Gunſt ſchenkten, iſt uns gleichgültig, indeß ſie vielleicht ihre Familien in England kränkt.) Obgleich dieſe Liebſchaften ziemlich anerkannt waren, blieb er ein guter Ehemann, und der ruhige, paſſive Menſchenverſtand der Prinzeſſinn, ſcheint immer Einfluß über ihn behalten zu haben. Das Spiel war ſeine zweyte Leidenſchaft; die Art, ihr zu genügen, machte ihm weniger Ehre wie der Zeitvertreib ſelbſt. Dieſe ſeine „Geſchicklichkeit“ übte er ſogar in wichtigern Unterhandlungen *) und rühmte ſich ihrer noch obendrein. Eines Tages in Kenſington, wie er eben von Lord Doddington 5000 Pfund geborgt, und dieſer unter ſeinem Fenſter vorbey ging, ſagte er zu Hedges, ſeinem Sekretär: „der Mann gilt für einen der klügſten in England und ich habe ihn doch ſo eben um 5000 Pfund geprellt.“ Er war wirklich kindiſch in der Eitelkeit, mit welcher er mit ſeiner Liebe zu Wiſſenſchaft und Künſten prunkte, und ſein höchſtes Beſtreben war den berüchtigten Herzog Regenten von Orleans nachzuäffen. In dieſer Abſicht dichtete er auch ein Paar alberne franzöſiſche Liederchen. Seine beſte Eigenſchaft war Freygebigkeit, ſeine ſchlimmſte Lügenhaftigkeit, Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit; und dieſe ward ſo bald merklich, daß Lord Stanhope ſchon von Hannover aus an Lord Holland ſchrieb: „Er hat ſeines Vaters Kopf und ſeiner Mutter Herz.“

Nachdem der Prinz verſchieden war, blieb die Prinzeſſin noch vier Stunden in ſeinem Zimmer, ehe ſie ſich überzeugen konnte, daß er todt ſey. Früh um ſechs Uhr brachte man ſie zu Bette, allein um acht Uhr ſtand ſie ſchon wieder auf, ließ den Dr. Lee rufen, und verbrannte in ſeiner Gegenwart ihres Gemahls ſämmtliche Briefſchaften — ſo ſagte ſie wenigſtens. — Gleich nach deſſen Tode beauftragte man Lord North, ſolchen dem Könige zu melden. Dieſer ſaß beym Spieltiſch; er ging ſogleich herunter zu Lady Yarmouth (einer geſchiedenen hannövriſchen Edelfrau mit Namen Wallmoden), ſah ſehr blaß und verſtört aus und ſagte: Il est mort (er iſt todt)! Darauf ſendete er der Prinzeſſin eine ſehr liebevolle Botſchaft, und den folgenden Morgen noch eine ſchriftliche durch den dienſthabenden Kammerherrn Lord Lincoln. Sie war allein bey ſeinem Empfang, ſie ſaß mit niedergeſchlagenem Blick, ließ dem König nebſt vielem Dank ſagen, daß ſie ſobald möglich ſchreiben würde, ihm aber bis dahin ihr armes Selbſt (her miserable self) und ihre Kinder empfähle. Von dieſem Augenblick an nahm Jedes von ihnen beyden ſeinen feſten Entſchluß; ſie warf ſich ganz in des Königs Arme, wobey ſie ſehr liſtig ſich ſelbſt und des Prinzen Freunden ſo viele Vortheile wie möglich zu verſchaffen ſuchte, er, indem er den zärtlichen Großvater darſtellte, welches ihm, der nie den zärtlichen Vater geſpielt hatte, ſo wohl gefiel, daß er im Ernſte ein ſolcher ward. Wie man ihn den Morgen nach des Prinzen Tod abrief, fand man ihn ganz angekleidet in tiefem Schweigen in ſeinem Zimmer umher gehen. Prinzeſſin Emilie, die ſich, im Fall ihr Bruder König geworden wäre, mit keiner großen Gunſt ſchmeicheln konnte, ſchickte ſogleich nach Windſor zum Herzog (von Cumberland, ihren Bru-

---

*) Walpole ſagt in einer Note: Wie der Prinz noch ein Knabe war, beklagte ſich ſein Erzieher eines Tages über ihn, bey ſeiner Mutter. Die Königin, die ihn, wie der König behauptete, immer entſchuldigte, ſagte (auf franzöſiſch): „Ach, ich denke, das ſind nur Pagenſtreiche!“ — Der Erzieher antwortete: „Wollte Gott, es wären Pagenſtreiche! Nein, es ſind Lakayen- und Schelmenſtreiche.“

der), der bey der Nachricht des Todesfalls lächelnd ſagte: „Es iſt ein groſer Schlag für das Land; ich hoffe aber, es wird ſich bald erholen.“ Er glaubte nicht, daß er von dieſem Schlag am heftigſten erſchüttert werden ſollte. Er ſchickte Lord Cathcart, um Prinz Georg (des Verblichenen Sohn, nachmaligen Georg III.) zu begrüßen; dieſer weinte heftig. Sobald der Tod des Prinzen bekannt ward, rief man Klagelieder auf der Gaſſe aus, wobey der Rufer hinzufügte: „O wär' es doch nur ſein Bruder geweſen!“ Und an der Börſe und in der City: „O wär's doch der Metzger geweſen!“ — Kurz, die Beſtürzung, daß Cumberland auch nur zur Regentſchaft gelangen könnte, und ſo eine Zeitlang die Gewalt in Händen haben, war ſo groß, als da die Rebellen in Derby einrückten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baſel, Febr.

Des Britten Cunnigham's Bemerkungen über die Straf- und Zucht-Anſtalten der Schweiz, haben bey der Regierungs-Behörde ſowol, als bey der Geſellſchaft des Guten und Gemeinnützigen in Baſel, die beabſichtigte Wirkung und den feſten Entſchluß, die mangelhaften Einrichtungen zu verbeſſern, hervorgebracht. Zwey Mitglieder der Geſellſchaft ſind als ſolche in die Direktion der Zucht-Anſtalten aufgenommen worden. „Ihre Bemühungen, durch zweckmäßigere innere Einrichtungen unterſtützt, beabſichtigen vor allem Beſſerung des Züchtlings. Mit Liebe und Theilnahme nähern ſie ſich ihm, um Zutrauen einzuflößen, ſuchen den Trieb zur Arbeit als vorzügliches Mittel zur Verſcheuchung böſer Gedanken, und wichtigen Schritt zur ſittlichen Umwendung anzufachen, verſchaffen ihm Gelegenheit nicht nur ſein pflichtmäßiges Tagewerk, ſondern noch ein mehreres zu vollbringen, und ſichern ihm auf leztern einen Lohnantheil zur Bildung eines Sparpfennigs. Schon hat dieſe Verfügung vortheilhaft gewirkt auf diejenigen, welche wohldenkenden Privaten eine ſchickliche und hinreichende Beſchäftigung verdanken. Gewiß würde dieſelbe bey den meiſten übrigen den erwünſchten Zweck eben ſo wenig verfehlen, wenn beſonders für das männliche rüſtige Perſonale, dem jede Verweichlichung zum Schaden gereicht, eine Anſtrengung erfordernde, jedoch einfache und das ganze Jahr hindurch fortdauernde, Arbeit ebenfalls ausgemittelt werden könnte.“

Die neueſte, von der Geſellſchaft zum Theil ausgehende und von ihr unterſtützte, hinwieder dann aber auch ſelbſtſtändig arbeitende, gemeinnützige Stiftung iſt der landwirthſchaftliche Verein, welchen im verfloſſenen Jahr die Berathung über die zweckmäßigſte Einrichtung einer Kantonal-Viehverſicherungs-Anſtalt, und andere Vorſchläge mehr zur Aufnahme und Verbeſſerung der Viehzucht beſchäftigt haben.

Mit dem zweyten (auf 1822 ausgegebenen) Neujahrs-Blatt der Geſellſchaft für Baſels Jugend beginnt eine Erzählung der Geſchichte von Baſel, die ſich mit dem Auszug der Raucher zum Meere der Helvetier (den ein wenig gelungener Steindruck bildlich vorſtellt), mit Erinnerungen von der alten **Augusta Rauracorum** und mit Kunden vom Urſprung des jetzigen Baſels eröffnet.

In **Luzern** hat, bey Anlaß der Liebesſteuer für die unglückliche **Schweizer-Kolonie in Braſilien**, der Stadtpfarrer Hr. **Thaddäus Müller**, am 27. Jenner leztbin eine (ſeither gedruckte) Predigt gehalten, die über den Leichtſinn der Auswanderungen und deſſen Begünſtigung den Regierungen und dem Volk gleich treffende und kräftige Erinnerungen ans Herz legt. Nachdem der Redner, was das Vaterland ſeinen Söhnen gewährt und gewähren kann, und was dieſen hinwieder jenem zu leiſten obliegt erörtert hat, ſchließt er ſeinen Vortrag folgendermaßen: „Thue jeder an ſeinem Ort und an ſeiner Stelle das Seine; laſſe ſich Niemand Kälte, Gleichgültigkeit, Unſorge oder Sorgloſigkeit zu Schulden kommen, wenn es an ihm iſt, zum allgemeinen Wohl beſonders beyzuwirken. Förderung des allgemeinen Wohls und Achtſamkeit auf den wahren Zuſtand und auf die Leiden des Volks ſey keinem ein Gegenſtand und eine Sorge, die er ſeiner nicht werth achtet, als Menſch, als Bürger, als Vorſteher. Man ſuche die Laſten des Volkes zu erleichtern, ſo viel es das Nöthige und Geziemende, was die Staatsverwaltung erfordert, geſtattet. Man ſteure dem Aufwand der öffentlichen Lebensweiſe, dem Leichtſinn der Sitten und der Laſterhaftigkeit, welche die allgemeinſte Quelle jedes Verfalls und des Untergangs der Völker iſt. Jeder Hausvater ſetze ſich, wie er kann, entgegen dem übertriebenen Luxus ſeines Hauſes, und werde ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter, wie das erſte Beyſpiel nüchterner, genügſamer, einfacher, beſcheidener und ehrwürdiger Sitten unter den Seinigen. Man nehme den Müſſiggang der Jugend keines Standes in Schutz, und dulde ihn nicht, und zwinge Jünglinge in nützlicher Arbeit Achtung und Ehre zu ſuchen. Enger knüpfe ſich zugleich unter allen Ständen das Band der Eintracht und der Liebe, und man unterdrücke Alles, was der Samen gerechter Unzufriedenheit der Bürger werden könnte, wodurch das Vaterland dem Einen oder dem Andern minder werth gemacht würde. So wird doch nicht ſobald ein Tag wiederkommen, wo man ein gewiſſes, ſchätzens- und beneidenswerthes Glück mit einem ungewiſſen, oder mit dem gewiſſeſten Unglücke in einem fremden Welttheile vertauſchen wird. Und wenn neue Einladungen zur Auswanderung aus dem Vaterlande geſchehen, und der Schwindelgeiſt wieder viele ergreifen würde, ſo hindre die Regierung das unbeſonnene Unternehmen, das die Kinder des Landes dem offenbaren Unglück zuführt. Sie hat das Recht, das Land vor Entvölkerung zu bewahren, und Leuten, die Mündlingen gleich zu achten ſind, die Freyheit zu beſchränken. Einzelne mögen ihr Glück mit angeborner Kraft in allen Welten verſuchen, und ihres freyen Willens ſeyn. Aber ein Gemiſch von einſichtsloſen und betrogenen Perſonen darf von verwegenen Schritten, denen bald die Nachreue folgt, durch alle Mittel der Klugheit und durch feſtes Bemühen abgehalten werden.“

Räthſel.

Ich harre aus auf meinem Poſten,
Und ſcheue mich vor keinem Feind.
Gering ſind meines Daſeyns Koſten,
Und Speiſe hab' ich ſtets verneint.

Mag ſich Gewitterluft erheben,
Und Sturm und Hagel mich bedräun,
Ich fürchte niemals für mein Leben,
Und lebe meiner Pflicht allein.

Was du nicht weißt, kann ich dir ſagen,
Gern nimmſt du meine Warnung an.
Weh denen, die nicht nach mir fragen,
Sie wählen oft die falſche Bahn!

Auflöſung der Charade in Nr. 89:
Pflug-Schaar.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Digitized by Google

Nro. 96.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 22. April 1822.

Was recht und gut iſt, ſcheuet nicht das Licht.
Was fremdes Urtheil drüber kann verbreiten.

Raupach.

Fragmente aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

(Fortſezung.)

Wie wenig Achtung und Vertrauen der Herzog von Cumberland in ſeiner eignen Familie und im Auslande genoſſen, beweiſt Walpoole durch eine Anekdote, die wir ſchon anderswo geleſen zu haben glauben. Nach dem Verluſt der Schlacht von Lafelt (im Brabant 1745) ſagte ein engliſcher Kriegsgefangner zu einem franzöſiſchen Offizier: „Sie waren auf dem Punkt den Herzog gefangen zu nehmen.“ — „Dafür haben wir uns wohl gehütet, antwortete dieſer, der nuzt uns beſſer, wenn er eure Heere anführt.“ — — Bald nach der Bill, nach ſeines Bruders Tode, welche die Regentſchaft feſtſezte, beſuchte Prinz Georg (nachmaliger Georg III.) ſeinen Oheim und bat, ihm ſeine Zimmer zu zeigen, die wenig Schmuck, aber viele Waffen enthielten, denn der Herzog liebte weder Seltenheiten noch Pracht. Um dem königlichen Knaben die Zeit zu verkürzen, nahm er ein Schwert von der Wand und entblößte es. Der junge Prinz ward blaß und zitterte, meinend, ſein Oheim wolle ihn ermorden. Cumberland war ſehr unwillig, und beklagte ſich bey der Prinzeſſin über die nachtheiligen Begriffe, die man dem Kinde über ihn eingeflößt hatte.

*

Der Herzog von Grafton war ein außerordentlicher Mann; bey viel geſundem Verſtand und Menſchenkenntniß, brachte ers dahin, daß man ihn für einen Thoren hielt; weil man das that, glückte es ihm, immer gut bey Hofe zu ſtehen, und es doch ſo einzurichten, daß man es nicht wahrnahm. Doch prahlte er einſt, eine kleine Weile in der Oppoſition, aber bald feſt entſchloſſen geweſen zu ſeyn, ſich nie wieder zu ihr zu ſchlagen. Er hatte eine große würdevolle Geſtalt, und drückte ſich langſam aus, worüber er ſelbſt ſcherzte. Er hatte die größte Fertigkeit, die ich je kannte, Anderer Schwächen auszufinden, und Wiz, ſie zu verſpotten. Gegen ſein eignes und ſeiner Freunde Unglück war er gleichgültig; er kannte den Hof vollkommen, und da er ſelbſt von königlichem Blut zu ſtammen glaubte, hielt er nichts ſeiner Theilnahme würdig, als was dieſes betraf. Da er keine Veranlaſſung fand, daſſelbe für eine nähere Verwandtſchaft aufzuopfern, ſind wir nicht in der Nothwendigkeit zu ſagen, daß er es verrathen habe; zum Verrath hatte er kein Talent; er begnügte ſich undankbar zu ſeyn, wenn ſeine Wohlthäter ins Unglück geriethen. Seine Glücksumſtände kümmerten ihn wenig, er ſorgte nur, daß kein Sturm ihn aus ſeiner Lage reißen möchte. Einſtens verlautete, daß ſein Ehrgeiz weiter gehe, als einzig bey Hofe zu glänzen. Bey dem Tod der Königin, die er immer haßte, verſpottete, aber gegen den König lobte, war er ſo unvorſichtig in einem vertraulichen Geſpräch mit Sir Robert Walpoole und dem Herzog von Newcaſtle mit dieſem lezten zu ſtreiten, wer die Gewalt in Händen haben ſollte, und beyde waren ſo thöricht, in Sir Roberts Gegenwart überein zu kommen, daß dieſer ſie nicht länger behalten ſolle. Grafton glaubte ihn hinlänglich zu ehren, wenn er ihn unter ſeinem Einfluß handeln ließ, und ſagte endlich zornig zum andern Herzog: „Mylord, einziger Miniſter zu ſeyn, bin ich nicht fähig, aber erſter — Gott v. m., das will ich ſeyn!“ — Beyde gründeten ihre Hoffnung auf ihre Gunſt bey der Prinzeſſin Emilie, die man verdächtigte, Graftons Liebe eben ſo gütig zu erhören, wie ſie Newcaſtles Neigung abwies. — Dieſer machte viel Lärmens um ihretwillen, allein er fing alles links an. Die Königin hatte einen wahren Abſcheu gegen Grafton wegen der Freyheiten, die er ſich mit Jemand ihres erhabnen Blutes nahm. Hätte ſie Sir Robert Walpoole nicht abgehalten, ſo hätte ſie ſich über ihn beym König beklagt, eines Abends wie die Prinzeſſin und der Herzog, die alle Wochen ein paar Mal zuſammen jagten, ſich von ihrem Gefolg entfernt und in ein Privathaus in den Windſor-Forſt begeben hatten, von wo ſie ſehr ſpät nach Hauſe kamen. Sie haſſte ihn auch, weil ſie wuſſte, daß er ſie durchblicke. Er ſpottete immer über ſie und behauptete: ſie liebe keinen Menſchen. Er hatte in Deutſchland ein Geſchichtchen aufgeleſen, welches behauptete, ſie habe irgend einen Prinzen geliebt. „Ach! ich möchte den Mann ſehen, den Ihre Majeſtät haben lieben können,“ pflegte er zu ſagen. — „Wie? glauben Sie, ich liebe den König nicht?“ fragte ſie ernſt. — „Gott v. m., antwortete er, wäre ich König von Frankreich, ich wollte mir Gewißheit verſchaffen, ob Sies thun, oder nicht.“

*

In Littelton hatte die Abgeſchmacktheit die Oberhand; ſie zeigte ſich in ſeiner Politik, ſeinen Apologien, ſeinen öffentlichen Anſprüchen und Privat-Geſprächen überwiegend. Mit der Geſtalt eines Geſpenſtes und der Geſtikulation eines Gliedermannes, hielt er, im Naſenton, heroiſche Reden, deklamirte bey einem Beſuch, kramte hiſtoriſche Fragmente, oder Stellen pindariſcher Oden am Spieltiſch aus. Er konnte eine romantiſche Liebſchaft anſpinnen, bey der er nichts von einem Liebhaber an ſich hatte, als daß er nicht wuſſte, was er that, und nichts von einem Poeten, als nicht zu wiſſen, was er wollte. Doch an Talenten fehlte es ihm nicht; er ſprach gut, wenn er ſeine Reden ſtudiert hatte, und war geneigt in Andern das Verdienſt zu fördern und zu lohnen. Seine politiſche Abtrünnigkeit war ſo weltkundig wie Pitts. Dieſer lezte rühmte ſich deren, allein Littelton, nachdem er gezwungen ward, die Tugend hintan zu ſetzen, hing ſich an die Frömmigkeit, und verſuchte der Welt glauben zu machen, daß er ſeine Abſichten einzig auf den Himmel gerichtet; grade in der Zeit, wo er am meiſten ſtrebte ſeinen Vortheil auf Erden zu finden, ja er war ſo vollſtändig abgeſchmackt, daß er im Stande war, ſich ſelbſt für redlich und angenehm zu halten.

(Der Beſchluß folgt.)

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Fortſetzung.)

Negerſklaverey.

In vielen auswärtigen Zeitungen wird der Regierung der Vereinigten Staaten die Verbreitung der Negerſklaverey zur Laſt gelegt. Dem iſt aber nicht ſo. Jedes Geſetz, das dieſe Regierung über dieſen Gegenſtand gegeben hat, hatte die Unterdrückung derſelben zum Zweck; denjenigen aber, welche derſelben die Sklaverey in Kentucky und Louiſiana zum Verbrechen machen, iſt wahrſcheinlich die Ausdehnung und Natur ihrer Gerichtsbarkeit unbekannt; und diejenigen, welche ihr das Verdienſt abſprechen, jede Republik, welche unter ihrer Gerichtsbarkeit entſprungen iſt, von dieſem Fluche befreyt zu haben, laſſen ihr keine Gerechtigkeit widerfahren.

Es befinden ſich jezt zwey und zwanzig Republiken in der Union; von dieſen ſind zwölf für Schwarze und Weiſſe frey gemacht worden; die übrigen zehn ſind noch immer mehr und weniger durch Negerſklaverey befleckt. Von dieſen ſind fünf alte Staaten, und die übrigen fünf trennten ſich entweder von dieſen oder wurden aus dem erworbenen Gebiete vom franzöſiſchen Louiſiana gebildet. Auf dieſe Weiſe wurde Kentucky zu einem unabhängigen Staate durch einen Vertrag mit Virginia erhoben, wovon es ehedem einen Theil ausmachte. Teneſſee trennte ſich auf dieſelbe Art von Carolina. Miſſiſſippi ward der allgemeinen Regierung von Georgia abgetreten, um, wenn es alt genug ſeyn würde, in einen unabhängigen Staat erhoben zu werden; mit dem beſondern Vorbehalt aber, daß es den Einwohnern von Georgien frey bleiben ſolle, ſich mit ihren Sklaven dahin zu begeben. Das eigentliche Louiſiana, gebildet aus einem kleinen Theil des unter dieſem Namen abgetretenen Gebietes, kam im Beſitz der Vereinigten Staaten mit der Negerſklaverey in ihrer gräßlichſten Geſtalt und dem Sklavenhandel, der mit der herzloſeſten Barbarey betrieben ward. Dem leztern Verbrechen ward ſogleich ein Ende gemacht, und unter dem aufklärenden Einfluß milder Geſetze und geiſtiger Bildung haben ſich die Schreckniſſe des Sklavenweſens allmählig vermindert.

Im Jahr 1787 machte der Kongreß ein Geſetz zur Bildung einer proviſoriſchen Regierung für die kleinen Niederlaſſungen am Ohio; und die damals eingeſezte Regierung hat ſeitdem für alle in der leeren Wildniß gebildeten Staaten zum Muſter gedient. Das damalige Geſetz enthielt eine Klauſel, welche ſich auf das gänzliche Gebiet der Nation weſtlich vom Ohio ausdehnte. Durch dieſe wurde Sklaverey und gezwungene Dienſtbarkeit aufs beſtimmteſte von der allgemeinen Regierung von jenen Gegenden ausgeſchloſſen. Ohio, Indiana, Illinois und Michigan ſind bereits im Buſen jener Wildniß entſprungen; die drey erſtern unabhängige Staaten, und das leztere, auf dem Punkt aus dem Stand der Vormundſchaft gleichfalls zur Unabhängigkeit überzugehen.

Auf dieſelbe Weiſe gegen die ſchändliche und verderbliche Anſteckung der afrikaniſchen Sklaverey geſichert, hat dieſe junge Republikenfamilie ihre Laufbahn mit einer Reinheit und Stärke des Charakters begonnen, von welcher die Weltgeſchichte kein Beyſpiel hat. Ohio, welches vor fünf und zwanzig Jahren eine leere Wüſte war, zählt jezt eine halbe Million Einwohner, und ſchickt ſechs Stellvertreter in den Nationalkongreß. In den andern, jüngern Gliedern der weſtlichen Familie iſt das Verhältniß der Vermehrung eben ſo groß. Es iſt merkwürdig, daß der kühne Koloniſt noch am Leben iſt, welcher den erſten Baum jenſeits der Alleghanies fällte. Die Holzhütte des Daniel Boon ſteht jezt an den wilden Ufern des Miſſouri und ein Heer feſtgegründeter Republiken dehnt ſich zwiſchen ihm und der Wohnung ſeiner Jugend aus.

Daniel Boon.

Unter andern erwähne ich mit Vergnügen dieſes braven und kühnen Nord-Caroliners, welcher in der Geſchichte von Kentucky eine ſo ausgezeichnete Rolle ſpielt, des ehrwürdigen Obriſten Boon. Dieſer achtungswürdige Greis wohnt in ſeinem 85ſten Jahre am Salzfluſſe am obern Theil des Miſſouri. Er iſt umgeben von ungefähr vierzig Familien, die ihn als einen Vater lieben und unter einer Art von patriarchialiſchen Regierung, im Beſiz alles zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit Erforderlichen, durch ſeinen Rath und Beyſpiel geleitet, leben.

Dieſer „Alte der Wildniß.“ Daniel Boon, obgleich ſein Auge jezt etwas trübe iſt, und das Alter ſeine Glieder geſchwächt hat, trifft noch immer den wilden Vogel im Flug mit der Geſchicklichkeit, um die ihn in ſeinen frühern Jahren die indianiſchen Jäger beneideten. Das Grab dieſes Verehrers der Natur, wilder Abenteuer und unbeſchränkter Freyheit wird von den ſchwächern Kindern kommender Geſchlechter mit derſelben Verehrung beſucht werden, wie die Griechen die Gräber ihrer frühern Halbgötter betrachten mochten. Die Seele dieſes ſonderbaren Mannes ſcheint ſich am deutlichſten in ſeinen eigenen Worten abzumalen: „Keine volkreiche Stadt, mit allen ihren Mannigfaltigkeiten des Handels und ſchöner Gebäude kann meiner Seele ſo viel Vergnügen gewähren, als die Naturſchönheiten, welche ich hier finde.“

(Der Beſchluß folgt.)

Chroniken von Er-i.

Die lang erwarteten Chroniken von Er-i ſind endlich auf den Anfang des April angekündigt. Der Inhalt derſelben iſt ſo wunderbar, daß man beynahe befürchten möchte, der Herausgeber habe aus Vorbedacht den bedeutungsvollen Aprilanfang (vielleicht den erſten) zu deren Erſcheinung gewählt. Dieſe Chroniken fangen an mit den früheſten hiſtoriſchen Zeiten, und durch Colus, Prinz der Gael von Schiot, von Iber, welcher vierzehnhundert Jahre vor Chriſti Geburt in Gael-ag herrſchte, über Perioden von mehrern Jahrtauſenden, auf frühere Sagen zurückgeführt. Dieſe beſtehen noch in alten Pergamentrollen in der phöniziſchen oder gäliſchen Sprache, welche ſeit vielen Jahrhunderten im Beſiz der Familie O'Connor geweſen, und von welchen einige dem Referenten gezeigt worden ſind. Die gegenwärtige Ueberſezung iſt das Werk des Oberhauptes der Familie O'Connor, der ſich an dreyßig Jahre damit beſchäftigt, und von dem ſich eine lange Abhandlung am Eingange des Werkes befinden wird. Dieſe Chroniken beweiſen, daß die Sprache von Er-i wirklich phöniziſchen Urſprungs, und ſeine Religion nicht druidiſch geweſen. Sie zeigen den Urſprung des Geſchlechts, und geben den genauen Zeitpunkt an, wann es von Ib-er über Aoi-mag und dem mittelländiſchen Meere nach Gael-ag, dem jezigen Gallizien in Spanien, ausgewandert ſey. Sie ſtimmen gänzlich mit den Sagen der Ebräer überein hinſichtlich des Umſturzes der ſcythiſchen Herrſchaft in Aſien, und der Gründung von Eis-oir (Aſſyrien) auf deſſen Trümmer, und des Baues von Babylon und Ninive. Sie erwähnen des Noah, Japheth und Og, und ſcheinen die Stelle der Schrift zu erklären, wo es heißt: „Und der Anfang ſeines Königreichs war Babel ꝛc. im Lande Schinar: von dieſem Lande ging aus Aſchur und baute Niniveh.“ Dieſe Chroniken zeigen Begebenheiten von dem bildlichen Gewande, worin die Ebräer ſie gekleidet haben, entblößt, deren Identität ſich nicht verkennen läßt. Sie geben die wahren urſprünglichen Namen der Flüſſe Indus, Tigris, Euphrat, dem Euxinus und Hyrkaniſchen Meere, dem Gebirge Kaukaſus, den Ländern Armenien, Colchis, Iberien, Albanien, Phönizien und Spanien, und allen Flüſſen, Bergen, Vorgebirgen und Hauptörtern in Gallizien und Biscaya in Spanien. Sie beſchreiben den Handel der Phönizier mit den ſüdlichen Theilen von Britannien, und bezeichnen die Periode, wenn die Scilly-Inſeln von dem Feſtlande getrennt wurden. Sie erklären die Meinung des Namens Caſſiterides und die Urſache, weßhalb die Phönizier ihnen denſelben gaben: um ſich im alleinigen Beſiz der auf dieſen Inſeln befindlichen Bergwerke zu erhalten, von welchen ſie große Einkünfte bezogen. Sie beweiſen, daß der unter dem Namen Jakobs Pfühl bekannte Stein, welcher ſo ſorgfältig in Heinrich VII. Kapelle in der Weſtmünſter-Abtey aufbewahrt wird, nicht Liafail, der berühmte Stein des Schickſals ſey, worauf viele Könige von Er-i gekrönt wurden, und welchen Feargus, Sohn Ere's, nach Elib-bim mitzunehmen geſtattet war, um ihm, nach der Meinung ſeiner Zeit, die Erhaltung ſeines

Geſchlechts in Elib-bim zuzuſichern. Sie zeigen, daß Däne der älteſte Name des Volkes von Dänemark ſey, und ſie beſtimmen die Zeit der Ankunft der Gael, von Foetar, in dem ſüdlichen Theil von Britannien, und der ſcythiſchen Räuber in Lancaſhire, Yorkſhire, Weſtmoreland, Cumberland und Durham. Sie beſtätigen die Genauigkeit der ebräiſchen Sagen hinſichtlich der Bevölkerung der Inſeln durch die Nachkommen Javans. Sie beſtimmen aufs Genaueſte die Zeit der Ankunft der Gälen in Er-i, den Namen der Inſeln und viele andere damit verknüpfte Dinge. Von der Zeit des Colus an wurden dieſe Chroniken von dem jedesmaligen Ard-Olam von Gallizien geſchrieben, und von der Zeit der Ankunft dieſer Kolonie in Er-i waren ſie das Werk der Ard-Olams von Ullàd, und wurden von denſelben bey den großen Volksverſammlungen von Er-i, auf dem Berge Tob-ad, in Gegenwart der Könige, Fürſten, Edelleute, Olams, Volksvorſteher und ernannten Richter vorgeleſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. März.

Die Pariſer Miſſionarien haben in dieſem Monat die Erfahrung gemacht, daß ſie in dieſer Hauptſtadt ihr Amt nicht, ohne die Ruhe zu ſtören und die Volksmenge wider ſich aufzubringen, treiben können. Die Miſſionarien ſind ein eigener Schlag Leute, meiſtens ungebildete Geiſtliche, die bloß etwas Theologie im Kopfe haben, auf den äußerlichen Kultus erpicht ſind, und denen ihre Zeit ſo wenig verſtändlich iſt, daß ſie nicht einmal wiſſen, was in ihr vorgeht. Gebildete, vorurtheilsfreye, wohlwollende Miſſionarien hätten ſogleich nach der Revolution, und auch jezt noch bey dem Mangel an Seelſorgern auf dem Lande, manches Gute ſtiften können; allein die wandernden Prediger, die unter jenem Namen ſeit der Wiedereinſetzung des königlichen Thrones Frankreich durchſtreifen, die Dörfer in Bewegung ſetzen und die Gemeinden mit geiſtloſen Predigten überladen, ſtiften wahrlich wenig Gutes, und zuweilen richten ſie ſogar Schaden an; in den meiſten Köpfen dieſer Geiſtlichen nämlich werden Philoſophen, Aufklärer, Reformatoren, Jakobiner, Revolutionäre, Konſtitutionelle durch einander geworfen, mit einander vermengt und verdammt; ſie kennen nichts anders, als womit ſie auferzogen worden ſind, das heißt das alte Frankreich; in demſelben hatte die Geiſtlichkeit beträchtliche Reichthümer, großen Einfluß und eine Menge von bequemen Stellen, ihnen dünkt alſo nichts vortrefflicher, als jener Zuſtand; Alles, was ſeitdem geſchehen, kommt ihnen wie eine Empörung vor, und ſie meinen recht ernſtlich einen großen Dienſt zu leiſten, wenn ſie den Leuten Haß gegen die Neuerungen, und blinde Anhänglichkeit an das Alte einflößen; ob das Neue nicht beſſer und zweckmäßiger ſey, als das Alte, und ob ſich die Nation am Gängelbande rückwärts leiten laſſe, darum haben ſie ſich nie bekümmert. So predigen ſie denn mit vielem Eifer, und zuweilen mit einiger Beredſamkeit, zu Gunſten des geiſtlichen wie des leiblichen Zwanges, denn nach ihrer Meinung müſſen die Bürger thätig eingezwängt werden, um willig zu gehorchen. So lange dieſe Leute bloß Dörfer und Landſtädte durchzogen, ließ man ſie gewähren, wiewol auch hie und da Klagen wider dieſe unregelmäßige Geiſtlichkeit erhoben, und man in den freyſinnigen Zeitſchriften manchen Unfug von ihnen anführte. Bis dahin war es der Geiſtlichkeit noch nicht eingefallen, die Bekehrung der Stadt Paris durch die wandernden Prediger zu verſuchen. Sie begannen dieſelbe, wie ich früher gemeldet habe, mit den Vorſtädten. Hier ging die Sache noch ziemlich ruhig von ſtatten: freylich mußte eine Kompagnie Gensd'armen den Gottesdienſt unterſtützen und beſchützen; allein außer dem Abfeuern von Knallpulver und dergleichen Neckereyen hatten die Miſſionarien keine Störung erfahren. Dann wagten ſie ſich aber mitten in die Stadt hinein, und eröffneten ihre Andachtsübungen in einer neben dem Palais royal gelegenen Kirche. Hier ging es anders zu. Der Vorfall mit der Tochter des Engländers Douglas Loveday hatte das Publikum ſchon ſehr übel geſtimmt. Zudem konnte es ihm nicht unbekannt ſeyn, daß in gewiſſen ſüdlichen Ländern, wo die Jeſuiten ſich wieder eingeſchlichen haben, dieſelben jezt gebraucht werden, um den Geiſt des Volks gegen die Aufklärung zu bewahren. Der nachdenkende Theil der Bewohner des Innern Paris mußte mit Widerwillen den Verſuch anſehen, den Obſcurantismus bis mitten in die Hauptſtadt zu verpflanzen. Die gemeine Sprache, deren ſich die Miſſionarien zu bedienen gewohnt ſind, da ſie faſt beſtändig mit dem Landvolke zu thun haben, und die Gemeinplätze ihrer Predigten, waren auch nicht dazu geeignet, eine vortheilhafte Meinung von ihren Predigertalenten beyzubringen, ſo wenig, als ihre polternden Ausfälle wider alle Freunde der Aufklärung zu Gunſten ihrer Denkungsart zeugte. So begannen denn in der Kirche der Petits-Pères dieſelben Vorfälle, wie in den Kirchen der Vorſtädte, aber außerdem entſtand jedweden Abend ein Auflauf vor der Kirche, und die verſammelte Volksmenge gab ihren Widerwillen deutlich genug zu erkennen. Der neue Polizey-Direktor hielt den Zeitpunkt für wichtig, um ſeinen Dienſteifer an den Tag zu legen, und ließ es daher an Gensd'armen zu Fuß und zu Pferde nicht ermangeln; es nahm ſich wirklich ſonderbar aus, wie die Miſſionarien von einigen völlig bewaffneten Menſchen zum Predigerſtuhle und wieder heim geleitet wurden; eben ſo ſonderbar war es, beſonders für einen Fremden, die Rotten von Leuten aus verſchiedenen Ständen vor der Kirche verſammelt zu ſehen, worunter ſich einige Schreyer von verdächtigem Aeußern hervorthaten, und über den Nutzen und Schaden der Miſſions-Andachten ſtritten, indeß die Gensd'armen herbeygeflogen kamen, und mit dem Säbel in der Fauſt dem Streit ein Ende machten, worauf dann aber vom Volke ein wüthendes: à bas la Calotte! erfolgte, und dieß wiederum mit einem Angriffe der Gensd'armen erwiedert wurde. Neben der St. Euſtache-Kirche am großen Markte, dem Aufenthalte der Fiſchweiber und Laſtträger, ging es etwas derber her: denn hier wurden einige Scheiben der Kirche eingeſchlagen, und auch die Gensd'armen ſollen mit Steinen empfangen worden ſeyn; allein ein unbewaffneter Haufe konnte einer Schwadron völlig bewaffneter Kavallerie, denen eine Menge verkleideter und nicht verkleideter Polizeydiener voranging und folgte, unmöglich lange widerſtehen; der Sieg der Gensd'armerie war alſo bald errungen, zumal da die Polizey-Agenten Alles, was ihnen vorkam, beſonders ſolche, die etwas bewegt ſchienen, ohne weitere Unterſuchung auf die Wache führten. Wie rückſichtslos die untere Polizey ſich bey dieſer Gelegenheit ſogar wider die Nationalgarde benommen habe, iſt aus den Debatten der Deputirtenkammer deutlich genug hervorgegangen. Die Bürgermiliz war über die ihr geſchehene Unbilde höchſt unzufrieden: allein die Gegenparthey gab den Polizey-Agenten ihren Beyfall; ja einer unter dieſen, welcher ſich am gröbſten wider zwey Deputirte betragen hatte, iſt ſogleich zu einer höhern Stelle ernannt worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 32.

Digitized by Google

Nro. 97.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Dienſtag, 23. April 1822.

Dein Sehnen gab dir die Natur,
Dich zum Gefühl der Kraft zu wecken;
Du willſt ein Paradies entdecken,
Es öffnet ſich dem Schöpfer nur.

Müllner.

Rath des Glücklichen.

Der Suchende.

Ich möchte gern recht glücklich ſeyn,
Du hochberühmter Mann,
Laß mich in deine Schule gehn,
Nimm mich zum Lehrling an.

Der Meiſter.

Suchſt du in Wiſſenſchaft dein Glück,
So kömmſt du recht zu mir;
Natur und Geiſt, und Welt und Gott
Enthüllt der Meiſter dir.

Der Suchende.

Ich weiß ſchon vieles, vieles nicht,
Doch fand ich dort kein Glück,
Und zog mich nur betrübter noch
In Einſamkeit zurück.

Der Künſtler.

Tritt in die ideale Welt,
Die meine Kraft erſchuf,
Und ſchaffe gleich dem Schöpfer mit,
Da findeſt du Beruf.

Der Suchende.

Die jugendliche Phantaſie
Hat ſich einſt ſo erfreut;
Ich habe lang genug geträumt,
Und ſuche Wirklichkeit.

Ein Glücklicher.

So nimm ein gutes treues Weib,
Schließ deine Rechnung ab,
Und leb' in Frieden mit der Welt
Und dir, bis an dein Grab.

Fragment aus den Denkwürdigkeiten der lezten zehn Regierungsjahre Georg II. von England, von Horace Walpoole. London 1822.

(Beſchluß.)

Den 12. December 1751 ſtarb Lord Bolinbroke, ein Mann, den die Nachwelt nicht weniger für außerordentlich anſehen wird, wie ſeine Zeitgenoſſen, obſchon aus verſchiedenen Gründen. Die leztern betrachteten ihn entweder als den größten Staatsmann, von Faktionen unterdrückt, das größte Genie vom Neide verfolgt, oder den abgefeimteſten Schurken aus Nachſicht geſchont, den verrätheriſchſten Politiker, von allen Parteyen, die er eine nach der andern betrogen hatte, verlaſſen. Popes Schriften zufolge, muß ihn die Nachwelt als den größten Philoſophen anſehen, als einen Schriftſteller von unbegrenztem, ganz eigenthümlichem Genie. Um ihn im wahren Lichte zu ſehen, muß man alle des, ihm von den Torys dargebrachten Weihrauchs nicht achten, noch den Schmähungen der Whigs Glauben beymeſſen. Wir müſſen annehmen, daß er, der keines der größten Genies war, von allen den Tugenden und Fehlern zuſammengeſezt geweſen iſt, die ſich ſelbſt bey dem größten Genius vereint finden. Bewies es denn nicht wirklich Talent, daß er, noch ein Jüngling, die zweyte Rolle beym Sturz eines ſolchen Miniſteriums (das von Robert Walpoole) ſpielte und einer ſolchen Ruhmes-Fluth einen Damm ſezte, wie Lord Godolphin und den Herzog von Marlbrough trug? Gehörte keine Geſchicklichkeit dazu, wie er aus der Verbannung zurückkehrte ohne die günſtigen Gelegenheiten ſein Rednertalent in einem der beyden Parlamentshäuſern üben zu können, ſo manches Jahr lang, eine Macht, wie die Sir Robert Walpooles, abzuwehren? War es kein Triumph, zu dem Fall dieſes Miniſters vorzüglich beygetragen zu haben? War es nicht rühmlich, die Berathungen und Thätigkeit ſolcher Männer wie Sir William Windham, Lord Bath und Lord Granville zu leiten? — Und gehörte keine Kunſt dazu, den ſelbſtgefälligſten und größten Dichter (Pope) zu überreden, daß der Verfaſſer (der Lord ſelbſt) des Craftsmann ein erhabnerer Genius ſey, als der Verfaſſer der Dunciade? Hat er keine Geſchicklichkeit gezeigt, wie er den mißfälligen Frieden von Utrecht bemäntelte? Iſt es ihm nicht in ſeinen Briefen über dieſen Gegenſtand gelungen, Behauptungen und Hypotheſen vorzubringen, welche die hartnäckigſten Thatſachen faſt aufwägen? Hat er nicht, um ſeine eigne Schuld zu verſtecken, unſre Aufmerkſamkeit durch Mitleid mit unſerm großen Feind, in deſſen Sold er ſein Vaterland verrieth, abgezogen? — Und auf der andern Seite: welche Schändlichkeit den Sieger an den Beſiegten zu verkaufen! Welche Undankbarkeit an dem Fall eines Miniſters zu arbeiten, der ſeine Zurückberufung bewirkt hatte! Wie vielfach betrog er die Königin, der er diente, den Prätendenten (dem Stuart), der ihn aufgenommen und unterſtützt, den lezten König (Georg I.), der ihn zurückrief! Welche nichtige Künſte wendete er an, um die Gunſt des vorigen Königs durch Lady Kendale zu gewinnen, und des gegenwärtigen (Georg II.) durch Lady Suffolk! Welch unermüdlicher Ehrgeiz ſchon im ſiebzehnten Jahr, den Plan künftiger Macht durch die Gunſt des Prinzen von Wallis zu begründen? Welche Tücke, die Schmutzigkeit Popes, der ihn vergöttert hatte, aufzudecken! — Welche Philoſophie bedurfte er nicht, um in dem Untergang der Catalonier eingeweiht zu ſeyn, um während der Höhe ſeiner Gunſt an der Wiederherſtellung willkürlicher Macht und des Pabſtthums zu arbeiten und den Lauf nach ſeinem Ziel zu beſchleunigen, erſt durch den an des Prätendenten Hof angezettelten Plan: daß der Vater dem Sohn ſeine Rechte abtreten ſollte (Jakob II., ſeinem Sohn, dem Chevalier Saint George) und dann Zwietracht zwiſchen Georg II., der ihm doch alle ſeine Verräthereyen verziehen hatte, und ſeinen Sohn (den Prinzen von Wallis) zu ſäen.

Sir Robert Walpoole und Lord Bolinbroke waren ſchon in der Schule Nebenbuhler geweſen; ſie blieben es ihr lebenlang und ſtarben beyde, in dem ſie Quackſalber, ſie getödtet zu haben, beſchuldigten. Allein die Verſchiedenheit, die während ihres Lebens zwiſchen ihnen ſtatt gefunden hatte, verließ ſie auch nicht im Tode. Der erſte ſtarb mit der Ruhe zur Gewohnheit gewordner Philoſophie, der zweyte mit einer Wuth, welche ſeine vorgebliche Philoſophie nicht zu verbergen vermochte. *)

König Georg II. kam oft in der Königin Zimmer, indeß Miſtriß Howard, ihre Kammerfrau, die ſeine Maitreſſe war, ſie ankleidete. Er nahm ihr einſt das Halstuch aus der Hand, das ſie ihrer Herrin eben umlegen wollte, und ſagte: „weil Sie ſelbſt einen häßlichen Hals haben, wollen Sie der Königin ihren verbergen.“ Die Königinn hingegen, die ſie dabey immer „meine gute Howard“ nannte, fand ihre Freude daran, dieſe Frau zu den niedrigſten Dienſten zu gebrauchen. Der König war gegen ſeine Gemahlin ſo geſchwätzig, daß Miſtriß Selwyn, eine andere ihrer Kammerfrauen eines Tages zu ihm ſagte: er würde der lezte Mann ſeyn, mit dem ſie ſich einließ, da er es ſicherlich bey der Königin ausſchwatze. Wenn er in Hannover war, ſchrieben ſich beyde Gatten unausgeſezt ſo lange Briefe, daß er ſich beklagte, wenn einer von der Königin nur neunzehn Seiten enthielt. Wie ſein Verhältniß zu Lady Yarmouth begann, ſchrieb er ſeiner Gemahlin anfangs verſchiedne Male: „Sie werden die Walmoden gewiß gern haben, weil ſie mich liebt.“ Der alte Blandonre, Erzbiſchof von York, ſagte eines Tages zur Königin: „er habe mit Sir Robert Walpoole wegen der neuen Maitreſſe geſprochen, und ſey ſehr erfreut, daß Ihre Majeſtät eine ſo vernünftige Frau ſey, welche es gut heiße, daß ihr Gatte ſich die Zeit vertreibe.“ Allein obſchon ſie ſich ſo anſtellte, machte es ſie doch ſehr unglücklich; ſie fürchtete Lady Yarmouth Ankunft und bereute Lady Suffolk, die ganz macht- und einflußlos war, bey der erſten günſtigen Gelegenheit vertrieben zu haben. — Der König war in ſeinen Stunden der allerpünktlichſte Mann. Jeden Abend um ſieben Uhr ging er herab in Lady Suffolks Zimmer; da konnte er oft eine Viertelſtunde mit der Uhr in der Hand in ſeiner Gallerie auf- und abgehen, um den Glockenſchlag, der ihn zu ſeiner Geliebten rief, abzuwarten.

Einiges über die Vereinigten Staaten in Nord-Amerika.

(Beſchluß.)

Burlington.

Vor kaum vierzig Jahren war der Boden, worauf dieſes ſchöne Städtchen mit 2000 Einwohnern jezt ſtehet, eine von Tigern und Bären bewohnte Wüſte. Das amerikaniſche Zeitwort to progress, fortſchreiten (obgleich einige meiner hieſigen Freunde behaupten, es ſey kein Amerikanismus) iſt gewiß in vieler Hinſicht zu entſchuldigen; ſelbſt der Ausländer muß bekennen, daß die zahlreichen Beweiſe des Vordringens, welche ſein Auge in dieſem Lande begrüßt, ein neues Wort erfordere, um daſſelbe auszudrücken.

Dieſe neue Stadt iſt mit einem Kollegium geziert, wel-

---

*) Es ſcheint mir charakteriſtiſch, daß Horace Walpoole die Anſchuldigung von Atheismus, mit welcher die engliſchen Kirchlichgeſinnten, und nach ihnen alle übrigen, Bolinbrokes Andenken bezeichnen (ein Theil ſeiner Schriften ward durch einen biſchöflichen Befehl verboten), bey ſeinem Sündenregiſter gar nicht erwähnt.

ches im Jahr 1791 gegründet wurde, und neulich bedeutende Vergrößerungen erhalten hat. Der Staat Vermont, worin ſie liegt, und welcher eine Bevölkerung von etwas weniger als 300,000 Seelen enthalten mag, unterhält zwey Anſtalten dieſer Art; und vielleicht in keinem Theil der Union wird eine größere Aufmerkſamkeit auf die Erziehung verwendet.

Das unter dem Namen Vermont begriffene Gebiet wird von Norden nach Süden von einer mit immergrüner Waldung bedeckten Gebirgskette durchſchnitten, welche dem Lande den Namen gibt. Dieſes Gebirge, welches ſich zuweilen bis auf 4000 Fuß erhebt, nimmt beynahe die Breite des Staats ein; iſt aber allenthalben in Schluchten und Thäler zerſchnitten, welche reichlich von Flüſſen bewäſſert werden, die ſich öſtlich in den ſchönen Connecticut und weſtlich in den herrlichen Champlain ergießen. Die rieſenmäßigen Waldungen von Weißtannen, Pechtannen, Cedern und andern immergrünen Bäumen, welche die wellenförmigen Abhänge der Berge bis zu den Gipfeln hinauf bekleiden, vermiſchen zuweilen ihr dunkles Grün mit der Eiche, Ulme, Buche, den Ahorn u. ſ. w., welche die Thäler beſchatten. Dieſe Wälderwelt iſt von offenen Weidengegenden durchſchnitten, und die reichen Landſtriche, welche ſich längs den Gewäſſern hinziehen, verwechſeln ſchnell ihre Urwälder für die Reichthümer des Ackerbaues. Die volkreichſte Stadt in dieſem Staate enthält weniger als 3000 Seelen; und die Bewohner, Bauern oder Schäfer, ſind entweder einzeln über die Thäler und Hügel zerſtreut, oder wohnen beyſammen in kleinen Dörfern an den Ufern der Seen und Flüſſe.

Der Regierungsplan iſt einer der einfachſten, den man in der ganzen Union finden kann. Der geſetzgebende Theil beſteht aus einem Hauſe, deſſen Mitglieder durch die gänzliche männliche Bevölkerung des Staates erwählet werden. In dieſer Berggegend, von einem Geſchlecht einfältiger Bauern bewohnt, darf man vermuthen, daß die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung wenige Schwierigkeiten darbiete; auch hat man es nicht nothwendig befunden, die Geſetzgebung dadurch zu erſchweren, daß man ſie durch zwey Feuerproben gehen ließ. In der Verfaſſung von Vermont trifft man eine andere Eigenheit, welche von einem Volke zeugt, das auf ſeine Freyheit eiferſüchtig iſt. In den andern Republiken hielt es das Volk für hinlänglich, ſich das Recht vorzubehalten, eine Convention verſammeln zu können, um ſeine Regierungsform, ſo oft es ſolches für nöthig halten ſollte, zu verändern oder zu verbeſſern; die Vermonteſer aber, als wenn ſie ihrer eigenen Wachſamkeit mißtrauten, haben die beſtimmte Wahl eines Cenſorenrathes verordnet, der nach dem Verlauf aller ſieben Jahre für ein Jahr berufen wird, und deſſen Geſchäft es iſt, zu unterſuchen, ob die Verfaſſung unverlezt erhalten worden iſt; ob die geſetzgebenden oder ausübenden Zweige der Regierung ihre Pflicht als Vormünder des Volks erfüllet, oder ſich größere Gewalten angemaßt haben, als ihnen die Verfaſſung einräumt; kurz um jede öffentliche Handlung nebſt dem ganzen Lauf der Verwaltung, welcher ſeit der lezten Verwaltung der Cenſoren befolgt worden, in Unterſuchung zu nehmen.

Die Verſammlung hat jezt in der, in einem abgelegenen mitten im Staat liegenden Thale befindlichen, Stadt, Montpelier, ihren Sitz. Da der Regierungsſitz endlich den Mittelpunkt gefunden hat, ſo wird er auch wahrſcheinlich da bleiben. Es iſt eine ſonderbare Neuheit in den Augen eines Europäers, in einer kleinen, einſam liegenden dorfähnlichen Stadt Geſetzgeber verſammelt zu finden, die ſich über Staatsſachen berathen.

Die Männer von Vermont ſind gemeinhin unter dem Namen Grünberg-Jungen (Green-mountainboys) bekannt; ein Name, worauf ſie ſelbſt ſtolz ſind, und welcher, wie ich bemerkt habe, von den Bürgern der benachbarten Staaten mit großem Vergnügen, und nicht ſelten mit einem Ausdruck von Liebe und Bewunderung erwähnt wird.

Poſten in den hintern Niederlaſſungen.

(Bak-settlements.)

Die Art, wie die Briefe gewöhnlich in den weniger bevölkerten Gegenden vertheilt werden, hat mich oft unterhalten. Ich erinnere mich, als ich einmal in einem Fuhrwerke, welches nach irgend einer Niederlaſſung am ſüdlichen Ufer des Eri-Sees beſtimmt war, einen Abſtecher queer durch Land machte, wie ſehr es mir auffiel, als der Fuhrmann bald ein Zeitungsblatt rechts bald wieder links hinwarf, wo nichts die Spur eines menſchlichen Weſens verrieth. Ich fragte ihn, ob es Neuigkeiten für die Bären wären; worauf man mir erklärte, daß ein Koloniſt in der Nähe wohne, welcher entweder ſelbſt, oder eines ſeiner Kinder für ihn hätte da ſeyn ſollen. „Wenn ich ſie aber nicht da finde, ſo werfe ich das Blatt unter einen Baum; und ich verſichere Sie, ſie geben ſich ſchon Mühe genug, es aufzufinden; man iſt immer auf Neuigkeiten erpicht, in dieſen wilden Gegenden;“ und neugierig genug ſchien man zu ſeyn, denn wir kamen nicht vor einer Hütte vorbey, wo dieſer Aufklärer der Wüſte nicht eine Zeitung ausgeworfen hätte. Dann und wann hielt er bey irgend einer einſamen Wohnung an, wo er mit ſeinem Briefbeutel hineintrat, und, wenn er ſich den Beyſtand des Bauern verſchaffen konnte, welcher hier das Amt eines Poſtmeiſters verwaltete, den ganzen Inhalt des Felleiſens auf den Boden ausleerte, und alle Augen und Hände in Bewegung ſezte, um die in die Nachbarſchaft gehörigen Briefe aus dem Haufen herauszuſuchen, welcher alsdann wieder zuſammengerafft, wieder in den ledernen Behälter gepackt und auf den Wagen geworfen ward; zuweilen aber geſchah es, daß der Bauer nicht zu Hauſe war. Bey einer Gelegenheit, erinnere ich mich, war weder Mann, Frau noch Kind zu finden; der Fuhrmann pfiff und ſchrie, ging um das ganze Haus, ſprang über die Hecke und durchſtrich das ganze Maisfeld, rief in den Wald hinein, aber alles vergebens. Nachdem er ſich alſo wieder aufgeſezt hatte und weiter fuhr, fragte ich ihn, wie die Briefe ihre Beſtimmung erreichen ſollten, da wir ſie mitnahmen, der Himmel wiſſe, wohin? erwiederte er: „O, die bleiben auf jeden Fall im Lande; ſehr wahrſcheinlich gehen ſie den Ohio hinab und machen eine kleine Reiſe durch die Staaten; dieß geſchieht zuweilen; ohne Zweifel kommen ſie zulezt nach Waſhington; und dann treten ſie aufs neue ihren geraden Lauf hierher an, und ſind heute übers Jahr, oder höchſtens über zwey Jahre wieder glücklich hier.“

In Carthago fanden wir, ſpät in der Nacht, den Poſtmeiſter ganz natürlich im feſten Schlafe; nach vielem Pochen an ſeine Thüre und hölzerne Wände erſchien er mit einem Lichte in der Hand, und wie gewöhnlich wurde das Felleiſen auf dem Boden ausgeleert. Der arme Carthager rieb ſich die Augen, indem er einen Brief nach dem andern aufhob; aber er ſchien noch immer zu träumen: „Nicht einen einzigen Buchſtaben kann ich ſehen,“ rief er aus, rieb ſich noch einmal die Augen und puzte das Licht: „Freund, leiht mir eure Augen, ſonſt mögt ihr euren ganzen Kram wieder mitnehmen.“ „Ich bin keiner der Geſchickteſten, um Geſchriebenes zu leſen,“ erwiederte der Fuhrmann. „Nun ſo muß ich meine Frau herbey rufen, die iſt euch ſo fein, wie eine Nadel.“ Die Frau ward gerufen, und erſchien bald in der Nachtjacke und Schlafmütze; das Licht und die Briefe in der Mitte, fingen nun der Mann, die Frau und der Fuhrmann an, die Hieroglyphen zu enträthſeln; hätte die Frau nicht den Ruf gehabt, ſo fein wie eine Nadel zu ſeyn, ſo würde ich mir wenig von den Arbeiten dieſes Triumvirats verſprochen haben. Indeſſen war die Auswahl, gut oder ſchlecht, bald getroffen, und das Archiv aufs Neue dem Wagen anvertraut.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. März.

(Fortſetzung.)

Der gebildete Theil des Publikums war über dieſe Umtriebe ſo ungehalten, daß er mit der, den Franzoſen angebornen, Lebhaftigkeit im Theater Moliere's Tartuffe enthuſiaſtiſch beklatſchte, und alle Abende dieſes Stück verlangte. Die alte Komödie wider die Gleißnerey zog die Menge herbey, als ob es eine dramatiſche Neuigkeit wäre; alle Stellen, die ſich auf die jezige Zeit anwenden ließen, wurden vom Publikum herausgehoben und mit einer Salve von Beyfallsbezeugungen begrüßt. Die beyden Haupttheater hätten mit dem veralteten Tartuffe eine hübſche Geldſumme gewinnen können, wenn nicht die Polizey die fernern Vorſtellungen einſtweilen hintertrieben hätte. Es wurde nun ſogleich eine wohlfeile Ausgabe des Tartuffe veranſtaltet, welche reißenden Abgang hatte; und man lief haufenweiſe zu den Vorſtellungen des Trauerſpiels Sylla, und beklatſchte unbändig Talma, welcher Bonapartes Haare, Mienen und Geberden täuſchend in der Rolle Sylla's nachahmte; um das Stück ſelbſt bekümmerte man ſich weniger, als um den Schauſpieler, oder um den kleinen Kunſtgriff, den er angewandt hatte; zu einer andern Zeit hätte man denſelben vielleicht als eines ſo großen Schauſpielers unwürdig angeſehen; allein dießmal traf der Umſtand ſo wohl mit der Stimmung der Pariſer zuſammen, daß Talma nichts als Lob und Beyfall einerntete. Bey der großen Spaltung der Franzoſen über Freyſinn und Sklaverey, über Aufklärung und Obſkurantismus, iſt es keineswegs auffallend, daß ſich die Jugend ebenfalls in zwey Partheyen trennt, wovon die eine den freyen konſtitutionellen Grundſätzen, und die andere den ſervilen anhängt; der aufbrauſende jugendliche Sinn mußte nothwendig an der herrſchenden Gährung Theil nehmen, und ſeine Meinung an den Tag legen; dieß fehlte auch nicht lange; unter der Vorleſung eines Profeſſors der juriſtiſchen Fakultät kam es zu einem Streite zwiſchen konſtitutionellen und ſervilen Jünglingen; die Gensd'armerie war gleich zur Hand; die Profeſſoren wollten aber dieſe Dazwiſchenkunft nicht, und die Studenten eben ſo wenig, ſie mußte alſo den Hof des Schulgebäudes verlaſſen; allein auch die Studenten brachen hervor und ſezten auf dem freyen Platze vor dem Gebäude ihren Streit, und was bey den Studenten damit verbunden zu ſeyn pflegt, ihre Schlägerey fort; hier hatte denn die Gensd'armerie gute Gelegenheit, ihre Thätigkeit und Tapferkeit zu zeigen, woran ſie es auch nicht ermangeln ließ, und rechts und links, nach vorn und nach hinten manövrirte, und zwar mit ſolchem Muthe, daß ihr Niemand zu widerſtehen vermochte. Die Rechtsſchule ward geſchloſſen, und an den folgenden Tagen war das ſogenannte Pays latin oder lateiniſche Gebiet (ein Name, den man dem Revier der St. Jacques-Straße, wegen der darin befindlichen Kollegien und Fakultäten, beylegt) in großer Bewegung. Die konſtitutionell geſinnten Studenten zogen in großer Menge durch die Straßen, wobey es denn augenſcheinlich war, daß ſie die Mehrheit ausmachten, und ließen dabey ein: Vive la charte! ertönen; die Gensd'armen liefen von einer Straße in die andere und den Studenten nach; allein ſie hatten viele Mühe mit den raſchen Burſchen Schritt zu halten. Die Gährung theilte ſich der medizinischen Fakultät mit, und bey dem Kurſus der Chemie des Profeſſors Thenard im botaniſchen Garten, kam es auch zu einiger Unruhe, die durch das Zureden des Profeſſors ſchnell beygelegt, aber auch eben ſo ſchnell von ſehr dienſtfertigen Leuten nach außen hin berichtet wurde, worauf denn die eilfertige Polizey ſogleich ihre Gensd'armen anrücken ließ, die den Hörſaal wie eine Feſtung belagerten, und Niemand hinauslaſſen wollten; kaum konnte der Profeſſor ſelbſt bey dieſem rüſtigen Belagerungsheere Gehör finden. Die Jünglinge, die aber noch flinker waren, als die Gensd'armen, flüchteten ſich durch die Fenſter in den botaniſchen Garten, und hier nun galoppirten die Kavalleriſten mit dem Säbel hinter den Flüchtlingen her, und verfolgten ſie wie Böſewichter durch den geräumigen Garten, und verwundeten mehrere. Dieß iſt einer der empörendſten Auftritte, welche bey allen dieſen Unruhen ſtatt gehabt haben, und die freyſinnigen Redner haben mit Nachdruck wider dieſes geſetzwidrige Betragen der Militärpolizey geſprochen. Cuvier, welcher im Pflanzengarten wohnt, und eine Hauptſtelle im Unterrichtsrathe einnimmt, hätte dieſem Unweſen ſteuern oder zuvorkommen ſollen; auf die Vorwürfe, die man ihm wegen ſeiner Sorgloſigkeit gemacht hat, hat er geantwortet, daß er abweſend, und jene Militärexpedition im Pflanzengarten ein Irrthum geweſen ſey. Es iſt ein Glück, daß dieſer Irrthum Niemanden das Leben gekoſtet hat, wie es ſo leicht hätte geſchehen können, indem man nicht weiß, durch welche Verfügung faſt keine Civil-Behörde bey dieſem Kavallerie-Angriff zugegen war. Cuvier hätte billigermaßen die Sache der wehrloſen Jugend vertheidigen, und die Kavalleriſten aus dem Pflanzengarten vertreiben, oder wenn die That nicht mehr zu ändern war, Klage über dieſen Unfug führen ſollen. Ueberhaupt wird Cuviers Bragen ſehr mißbilligt; als Naturforſcher behauptet er einen ausgezeichneten Rang; mit dieſer verdienten Auszeichnung konnte und ſollte er um ſo wirkſamer jedem Unfug, er mag herrühren, woher er will, ſteuern.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 33.

Digitized by Google

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. April 1822.

Die Melodie iſt fort, der Lärm iſt uns geblieben.

Walthers von der Vogelweide Standpunkt in der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt. *)

(Da dieſe neueſte Arbeit des geſchäzten Verfaſſers eine tiefe Forſchung in der Geſchichte von ſeines Dichters Zeitalters veranlaßte, ſchien uns vorliegender Abſaz beſonders geeignet, den Leſern unſers Blattes einen Beweis zu geben, wie viel Unterricht ihnen das kleine Büchlein verſpricht.)

Der innere Werth, die Menge und Mannigfaltigkeit von Walthers Liedern, die Länge und die poetiſche Wichtigkeit des Zeitraums, in welchem er geſungen, müſſen ihm ſchon auf den erſten Anblick eine bedeutende Stelle ſichern. Sein dichteriſches Wirken umfaſſt vollkommen die glänzendſte Zeit der altdeutſchen Liederkunſt. Er reicht hinauf in die erſte Blüthe des Minneſängers im lezten Viertel des zwölften Jahrhunderts, er reicht hinunter in den Uebergang dieſer Dichtungsweiſe zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des dreyzehnten; ja er ſelbſt erſcheint als Derjenige, der zuerſt das jugendlich ſpielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüthe der Phantaſie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit ſie vermögend ſeyen, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche, zu faſſen. Wenn er gleich über den Zerfall des Minneſanges Klage führt, ſo hat doch gewiß er ſelbſt, nur in andrem Sinne, zerſtörend auf denſelben gewirkt. Je mehr die Wichtigkeit des Stoffes ſich geltend machte, um ſo merklicher muſſte das zartere Spiel der Poeſie erliegen, und wenn in Walthers Liedern noch der Ernſt des Gedankens überall mit Poeſie getränkt und umkleidet iſt, ſo tritt dagegen bey ſeinen Nachfolgern immer mehr die Betrachtung in einſeitiger Trockenheit und proſaiſcher Blöße hervor.

Soll die Fortbildung der Dichtkunſt nach den bedeutendſten Meiſtern bezeichnet werden, ſo grenzt Walther in aufſteigender Reihe zunächſt an *Reinmar den Alten*, in abſteigender an *Reinmar von Zweter*. Der Erſtere lebt noch ganz in den Empfindungen und dem Tönereichthum des Minneſanges, der Leztere, faſt nur noch in *einem* ſtreng gemeſſenen Tone dichtend, hat ſich völlig der Betrachtung und der Lehre zugewendet; und in demſelben Verhältniß, in welchem Walther den Erſtern an Kraft und Reichthum der Gedanken übertrifft, zeichnet er ſich vor dem Leztern durch Farbenglanz und mannigfaltige Anmuth der Behandlung aus.

Wie häufig Walthers Lieder nachgeahmt wurden, kann ſchon die flüchtigſte Anſicht der alten Liederſammlungen ergeben. Daß er von der Singſchule unter die zwölf Altmeiſter des Geſanges, die Stifter der Kunſt, gezählt wurde, iſt gleich Eingangs berichtet worden.

Meiſter hieß zu Walthers Zeiten Jeder, der ſich der Ausübung irgend einer Kunſt mit Auszeichnung widmete. *Meiſter* hießen daher auch unter den Dichtern vorzugsweiſe diejenigen, welche die Sangeskunſt zu ihrer eigentlichen Beſchäftigung gemacht hatten. Diejenigen dagegen, welche den Geſang weniger ausſchließlich und fruchtbar trieben, denen zugleich ſchon durch ihren Stand ein anderwärtiger Hauptberuf angewieſen war, Fürſten und Ritter, wurden mit ihren fürſtlichen oder adelichen Namen bezeichnet, obgleich ihre Kunſt dem Weſen nach dieſelbe war. Es iſt hienach leicht zu erachten, daß Walther von Gleichzeitigen und Späteren als **Meiſter** benannt wird. Wenn übrigens der Truchſeß von **Singenberg** ihn: „unſres Sanges Meiſter“ nennt, und wenn derſelbe Dichter, ſo wie der **Marner** und ein Ungenannter in der Pf. Hdſ. „mein Meiſter“ von ihm ſprechen, ſo kann hieraus, nach der Sprache der Zeit, kein Verhältniß des perſönlichen Unterrichts gefolgert werden. Es heißt nicht mehr, als wenn im **Titurel** geſagt wird: „mein Herr Walther.“ Am wenigſten aber darf aus dem Meiſternamen überhaupt auf damaliges Beſtehen einer förmlichen Dichtergilde geſchloſſen werden.

---

*) Aus: „Walther von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter, geſchildert von Ludwig Uhland.“ welches nächſtens in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ausgegeben werden wird.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß eine ſo ausgebildete Dichtkunſt, wie die deutſche in der erſten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, eine Dichtkunſt, die mit wirklichem Geſang und begleitendem Saitenſpiel innig verſchwiſtert war, nicht wild wachſend ſich verbreitete, ſondern durch Unterricht fortgepflanzt wurde. Davon gibt unſer Dichter klares Zeugniß, wenn er meldet, daß er in Oeſterreich ſingen und ſagen gelernt habe. Zugleich weiſen ſeine Lieder nicht blos im Allgemeinen durch ihren wohl abgemeſſenen Bau, ſondern auch durch einzelne nähere Andeutungen, auf Kunſtregel und Kunſtgebrauch, z. B. wenn er von dreyerley Art des Sanges ſpricht, wenn er die Meiſter den Schnarrenzern gegenüberſtellt, wenn er Wandels Recht begehrt. Nirgends aber, weder bey ihm, noch bey den andern Dichtern ſeiner Zeit, findet ſich der Beweis, daß unter den **Sangesmeiſtern** des dreyzehnten Jahrhunderts zunftmäßige Genoſſenſchaften ſich gebildet hatten, wie ſie unter den **Meiſterſängern** der ſpäteren Jahrhunderte beſtanden.

Gleichwol iſt zwiſchen beyden unläugbar ein geſchichtlicher Zuſammenhang. Es ſind verſchiedene Stufen einer ſtetigen Entwicklung und Ausbildung, Entartung und Erſtarrung des deutſchen Geſanges. Die Regel wurde ſtets enger gezogen und der Geiſt entſchwand. In der Singſchule der Handwerker war es der Form nach auf mühſame Künſtlichkeit, dem Inhalt nach auf nützliche Erbauung angelegt. Aber auch, in dieſem Zuſtande vergaß die Kunſt ihres Urſprungs nicht. Die Meiſter dieſer Singſchulen erhielten, wie billig, das Gedächtniß ihrer geſchichtlichen Verbindung mit jenen alten Meiſtern. Walther wird mit Eſchenbach, Oſterdingen, Klinſor, Reinmar u. A. zu den Stiftern der Kunſt gezählt und einige nach ihm benannte Töne (der **lange**, der **übergüldte**, der **Kreuzton** Walthers von der Vogelweide,) laufen in den Töneverzeichniſſen der Schule fort. Das Kolmarer Meiſtergeſangbuch enthält Gedichte von ihm nebſt Meiſterliedern vom Ende des ſechszehnten Jahrhunderts.

Allerley aus Spanien.

Du mußt nicht erwarten, daß der Carneval mir in Madrid beſonders auffallende Schauſpiele gegeben habe. Er iſt hier kein alt hergebrachtes Thorheitsfeſt wie in Italien und an der Donau. Masken waren bisher ganz verboten, und ſind dieſes Jahr — ich glaube auch nur mit Einſchränkungen — erlaubt worden. Die Maskenbälle im Theater waren hier, wie ſie überall ſind. — Von großen und gelehrten mythologiſchen oder hiſtoriſchen Umzügen, Hierodulen u. dgl. war, Gottlob! nichts zu ſehen. Da wir hier auch keine jener eleganten Almanachsgelehrten haben, die darüber Abhandlungen ſchreiben könnten, ſo verliert niemand was dabey. Freylich hat es mich gewundert, daß gar keine Masken mit politiſchen Anſpielungen und Bedeutungen vorkamen. Die Paar, die man ſo hätte nennen können, waren ſo albern und platt, das ſie blos deßhalb verdienen, daß ich dir etwas davon ſage! Da war z. B. einer, der auf einer hohen Mütze das Wort Konſtitution geſtickt hatte und darunter einen Todtenkopf (muerto) und ſtelle dir vor, daß die Leute unſchuldig oder albern genug waren, dieſen Einfall ſehr zu bewundern. Ein andrer hatte ſich in einen Inquiſitionsrock mit dem San Benito geſteckt (eine ſpitze gelbe Mütze mit Teufeln und Flammen bemahlt) und an dieſen einen ſchlechten Kupferſtich gehängt, der einige Inquiſitionsquälereyen vorſtellte; darüber ſtand Alerta! — Das war alles. Recht hübſch waren die vielen Trachten aus allen Ständen und allen Provinzen Spaniens, die eben ohne Anſprüche herumliefen und ſich jeder auf ſeine Art kurzweilte, ſeine Liebesabenteuer verfolgte u. ſ. w. — kurzweilte, nämlich in ſo fern man ſich kurzweilen kann, ohne Athem zu holen, und herumlaufen ohne zu einem Schritte Raum zu haben, indem es ſo voll Menſchen war, daß man ſich fortſchieben laſſen mußte. Dabey war das noch am luſtigſten, daß eine ganze Kompagnie milicia nacional, die zur Theaterwache beſtellt war, ſich nach und nach vom Anblick der Luſt angezogen, auch in den Saal drängte. Von der Ungeſchicktheit aller polizeylichen Maßregeln beym Ein- und Auslaſſen, beym Billette abgeben, haſt du keinen Begriff! Früh um acht Uhr fing man ſich an bey der Kaſſe zu drängen, bald ſtieß und balgte man ſich. Die Polizey wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie ein Dutzend Küraſſier beorderte einen Haufen hinzudrängender wie in eine Hürde einzuſchließen, dieſer nahm ſeine Billetts, wurde dann freygelaſſen und ein anderer umzingelt, mit dem man eben ſo manövrirte. Da die Carnevalsthorheit ſich hier nicht auf den Straßen ſehen laſſen kann, und die Masken, die auf die öffentlichen oder Privatbälle zogen, ſich weiter nicht aufhalten, ſo kann ich dir, wie eben geſagt, nichts erzählen. Das einzige, was mir wirklich Spaß machte, war ein maskirtes Stiergefecht, was ad majorem dei gloriam zwey Sonntage hinter einander gegeben wurde. Da war alle Welt maskirt, ſogar der Stier. Die banderilleros als Teufel, die picaderos auf Eſeln als alte Weiber, und in allerley andre tolle Geſtalten verkleidet. Einem Pferd hatte man weite Hoſen und Jacke angezogen und es zum Elephanten herausgeputzt, darauf ſaßen auch ein Paar lächerliche Figuren; in der Mitte des Platzes hatte man einen Blinden mit ſeiner Leyerorgel hingeſtellt, und wenn der Stier ihm nahe kam, gab ihm der lazarillo ein Zeichen, damit er ſich in eine Grube werfen konnte, die man da gegraben hatte, was den armen Stier ſehr in Verlegenheit brachte, da der Blinde, weil er nicht maskirt war, die einzige Figur war, an die er ſich halten konnte. Der Auftritt mag dir nun noch ſo gemein vorkommen, ich verſichere dich, es war wirklich lächerlich, alle dieſe Fratzen durch einander rennen oder über und durch einander ſich bewegen zu ſehen. — Wenn der Stier aus lauter Angſt Eſel und Menſchen und Elephant auf einen Haufen zuſammengeworfen hatte, und ſich denn deſto mehr davor fürchtete — Die Eſel ſchienen aber wirklich unſterblich zu ſeyn! nachdem ſie zehnmal von dem Stier auf dem Boden herumgezogen worden, ſtanden ſie immer wieder munter auf. Da ich mir ein für allemal alle moraliſchen Betrachtungen bey ſolchen Sachen abgewöhnt habe, ſo wirſt du dir ſie auch hier ſelber machen müſſen. — Außerdem denk ich, ſo lange wir privilegirte Spielhäuſer und Lotterien haben, ſteht uns ſchlecht an, die Spanier über ihre Stiergefechte zu verketzern.

Du weißt, daß ich mich eben nicht leicht durch gewiſſe Aeußerlichkeiten aus dem Concept bringen laſſe. Nun muß ich dir aber doch geſtehen, daß ich bey der am 14ten März erfolgten Eröffnung der ordentlichen Cortes meine rechte Freude über die Leute hier gehabt habe; und glaube mir, wenn es in mein Fach ſchlüge, ſo könnte ich davon Gelegenheit zu einer gewaltig poetiſchen Epiſtel voll Erhebungen und Enthuſiasmus nehmen. Der damit ſo oft getriebne Mißbrauch hat mich aber zu verſchämt gemacht. Enthuſiasmus und Jubel war auch hier, aber, leider! — er galt nicht dem Fürſten. In den Saal ſelbſt konnte ich nicht kommen, da ſchon früh ſieben Uhr die Tribünen gedrängt voll waren, außerdem lag mir vielmehr daran draußen herum zu ſtreifen und die Leute zu beobachten. — (Dabey muß ich eines andern Augenblicks hoher Begeiſterung gedenken, welcher am zehnten März ſtatt fand. Unerwartet traten nämlich die Deputirten von Cadix in tiefer Trauer gehüllt unter die verſammelten Cortes und Galiano, der eine von ihnen, hielt eine Rede, bey der mancher der wackern Männer Thränen vergoß.)

Uebrigens kannſt du dir denken, wie geſpannt Alles auf die Art war, wie Riego als Präſident der Kortes dem König antworten würde. Die Servilen hatten wieder auf dieſen 14. lauter Unheil vorausgeſagt; auch ſtanden die Nationalmilizen und die Truppen unter den Waffen. Aus der Infanteriekaſerne zunächſt bey den Kortes, hörte man gewaltig viel ſingen und mitunter ſogar ein Stückchen Tragala und muerta los serviles; wahrſcheinlich mehr um die Dragoner del principe zu ärgern, die gegenüber aufgeſtellt waren, und ſchiefe Geſichter machten. Dieß Regiment iſt das einzige, was für ſervil gehalten wird. Dieſe Servilen ſcheinen aber einzuſehen, daß ſie wenig vorwärts kommen; Darum laſſen ſie auch immer nur die ſogenannten descamisados, goeros, republicanos u. ſ. w. auftreten, und ſo ſollten dieſe ihrer Angabe nach auch heute die ſtrafbare Abſicht haben, die Kortes auseinander zu jagen, und dergleichen mehr. Da ſich aber auch dießmal keiner hat ſehen laſſen, ſo fängt der Glauben an dieſe Geſpenſter nach grade an ſehr aus der Mode zu kommen, und man wird ſich bald auf etwas anders beſinnen müſſen. Nun alſo gegen zehn Uhr kam der König mit ſeiner Familie (der hieſige Kunſtausdruck iſt los reyes) heran. Kein Menſch rief Viva, die Muſik der Truppen ſpielte den Himno de Riego, und jedermann ſprach davon, was Riego jezt wohl ſagen werde. —

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. März.

(Beſchluß.)

Bey allen dieſen Vorfällen waren eine Menge Jünglinge aufgerafft worden, die zum Theile noch im Gefängniſſe ſitzen, bis die Unterſuchung über jene Unruhen vor Gericht verhandelt werden wird. In den Ultrablättern wird das Aufbrauſen der Studenten außerordentlich hämiſch, und zwar als ein offenbarer Aufruhr, dargeſtellt, der, Gott weiß mit welchen Sekten, Ländern und Verſchwörungen in inniger Verbindung ſtehe, wogegen die freyſinnigen Blätter behaupten, die Studenten wären von Leuten, die ſo ziemlich geheimen Ausſpähern ähnlich ſähen, zu Unruhen gereizt worden; ich glaube nicht, daß eine einzige dieſer Behauptungen gegründet iſt; wenn die Erwachſenen in einer Gegend oder einer Stadt ſo bis auf den Grund entzweyt ſind, daß keine Vereinigung zu hoffen ſteht, ſo iſt es ganz natürlich, daß die Söhne von der Gährung der Väter angeſteckt werden, dazu bedarf es keiner Sekten und keiner beſoldeten Aufwiegler. Es iſt eine ganz natürliche Folge des jetzigen Zuſtands der Meinungen in Frankreich; ſollten einmal die Väter wieder einig werden, ſo werden ſich auch die Söhne nicht mehr mit einander über ihre politiſchen Grundſätze ſtreiten; allein erſtere Ausſicht ſcheint leider entfernter, als zuvor. Ein merkwürdiger Umſtand iſt es, daß von den vielen kleinen Theaterſtücken, welche kurz nach der Rückkehr des Königs in der Abſicht gedichtet und aufgeführt wurden, um eine allgemeine Ausſöhnung unter den Franzoſen zu bewirken, faſt keines mehr gegeben wird, obſchon ſie damals mit enthuſiaſtiſchem Beyfall aufgenommen wurden. Zu jener Zeit waren die Gemüther zur Ausſöhnung geſtimmt, und da man in der Hauptſache ziemlich übereinſtimmend dachte, ſo mußte man glauben, daß man über Kleinigkeiten ſich bald vereinbaren würde. Seitdem aber haben ſich die Dinge außerordentlich geändert. Es hat ſich eine furchtbare Parthey gebildet, die am Umſturze aller derjenigen Einrichtungen arbeitet, welche von dem übrigen Theile der Nation als die Stütze des Staatsgebäudes betrachtet und verehrt werden. Bey ſo verſchiedenen Abſichten iſt keine Vereinigung denkbar. Ein Profeſſor der Rechtsſchule wurde im Journal des Debats ſehr gelobt, daß er nicht, wie dieſer und jener Lehrer, den Jünglingen von Freyheit ſpräche, ſondern ihnen ächt monarchiſche Geſinnungen einflößte, worauf dieſer kluge Profeſſor in einem Antwortſchreiben erwiederte, er lehre weder ächt monarchiſche, noch unmonarchiſche Grundſätze, ſondern das Civilrecht; dieſes hat ihm der biſſigſte der Ultra-Journaliſten, nämlich der Drapeau blanc, gewaltig übel genommen; nach dieſem Drapeau blanc verdient ein Profeſſor, der ſo ſpricht und handelt, ſogleich abgeſezt zu werden, da es nicht genug wäre, Jurisprudenz, Mathematik, Fortifikation zu lehren, ſondern die Lehrer auch verpflichtet wären, monarchiſche Lehren einzuſtreuen.

Dg.

Stuttgart, im April.

Hr. und Mad. Genaſt, und Mlle. Böhler, Mitglieder des Leipziger Theaters, haben in einer Reihe von Gaſtdarſtellungen großen und verdienten Beyfall bey uns erhalten. Mad. Genaſt trat in Eliſe Valberg als Fürſtin zum Erſtenmale auf. Das Iffland'ſche Hofgemälde, wozu dem Verfaſſer Leſſings Emilie Galotti den Impuls gegeben haben mag, welches aber freylich durch die Schwäche der Motive und durch die eben nicht ſehr bedeutende Frage: Hofdame werden, oder nicht werden? die während fünf langer Akte ſtets wiederholt wird, weit hinter ſeinem Vorbilde zurückgeblieben; das Iffland'ſche Hofgemälde, ſage ich, ließ vor fünf und zwanzig Jahren, und wohl früher ſchon, ſelbſt in der beſten Darſtellung, das Publikum kalt, und vermag nun vollends jezt, wo der allgewaltige Zeitgeiſt auch in den Gewohnheiten der Höfe ſo Manches verändert hat, nicht mehr anzuſprechen; denn die Sitten und Gewohnheiten der Gegenwart ſpiegeln ſich in den Iffland'ſchen Dramen ab, (und darin liegt auch wohl ihr höchſtes und einziges Verdienſt.) und ſie können daher, wenn dieſe Gegenwart abgeſchieden iſt, durchaus keine Wirkung mehr hervorbringen. — Mad. Genaſt gab die gerade nicht ſehr dankbare Rolle der Fürſtin mit vielem Anſtande und ſicherer Haltung, und war auch in den erſten Scenen, troz der höfiſchen Schroffheit, die hier vorherrſchend iſt, noch eine äußerſt liebliche Erſcheinung. Ihre lezte Scene ſprach an's Herz; doch ſchien ſie in dieſer die Fürſtin der erſten Akte etwas vergeſſen zu haben. — Da dieſer Bericht nur von den Leiſtungen der Gäſte eine kurze Rechenſchaft ablegen ſoll, ſo enthält ſich Ref. von den gelungenen, wie auch von einigen verfehlten Darſtellungen der hieſigen Schauſpieler in dieſem Drama etwas zu ſagen, und beſchränkt ſich blos auf die Bemerkung, daß ihm geſchienen, als ob Manches, was wohl bey Höfen herkömmlich zu ſeyn pflegt, in der hieſigen Darſtellung vernachläſſigt worden wäre. Durch ſolche Nachläſſigkeitsſünden aber werden gar zu leicht Pinſelſtriche an den Gemälden dieſes Dramatikers verwiſcht, bey deſſen Arbeiten, da ſie mit denen der niederländiſchen Maler-Schule verglichen werden können, auch nicht der kleinſte charakteriſtiſche Zug fehlen darf. Auf der Stadtbühne in Hamburg, wo Ref. vor einigen Jahren dieſes Drama geſehen, ließ man ſich in dieſer Hinſicht weit weniger Vernachläſſigungen zu Schulden kommen, als hier auf der Hofbühne. — In der Donna Diana befriedigte uns Mad. Genaſt ſchon weit mehr; denn hier war künſtleriſche Einheit, und vollkommen ſichere Charakterhaltung. Wollten wir etwas tadeln, ſo wär' es allenfalls, daß die Schauſpielerin den Charakter wohl ein wenig zu tragiſch genommen; — jedoch wie ſie ihn nahm, ſo führte ſie ihn auch conſequent durch bis an's Ende, — und das iſt ein großes Verdienſt, aller Anerkennung werth. — Mlle. Böhler zeigte ſich uns zuerſt in dem Weiſſenthurn'ſchen Luſtſpiele: welcher iſt der Bräutigam, als Bauermädchen, und beurkundete durch die Darſtellung deſſelben, eine große Meiſterſchaft in dieſem Fache. Hier war alles Natur; alles ungekünſtelt, und höchſt liebenswürdig; nichts von jener gemachten Natur, die wir nur allzuhäufig auf den Brettern ſehen, und die man uns gern für die wahre verkaufen möchte. — Im Don Juan gab Hr. Genaſt die Hauptrolle, und befriedigte durch ſeinen Geſang; auch ſein Spiel verdiente alles Lob, ob wir gleich in ſeiner Haltung mehr Grazie gewünſcht hätten, ſo wie in ſeinem Benehmen eine größere Gewandtheit, die die innere Liebenswürdigkeit, die einem ſolchen Wüſtlinge fehlt, zu erſezen ſtrebt, und durch welche er, ob man ihn gleich verachtet, ſich dennoch den Menſchen angenehm zu machen weiß. Für einen noch ſo jungen Mann, wie der fremde Künſtler, bleibt übrigens die Darſtellung des Don Juan immer eine ſehr ſchwierige Aufgabe. — Mlle. Böhler war als Zerline zwar höchſt liebenswürdig, doch berechtigte ſie uns durch ihre erſte Darſtellung zu Erwartungen, die wir in dieſer Rolle doch nicht ganz befriedigt fanden. Ihre Stimme iſt angenehm, und für ſolche Partieen ganz geeignet. — Als tragiſche Künſtlerin zeigte ſich uns Mad. Genaſt in den Rollen der Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans. Mit dem erſten Akte in der Maria waren wir minder zufrieden, wie mit den folgenden, in welchen denn die Künſtlerin ihr tragiſches Talent auf eine ſehr erfreuliche Weiſe entfaltete. In der lezten Scene hätte Ref. jedoch mehr Erhebung gewünſcht, welche nothwendig aus der Seelengröße hervorgehen muß, mit welcher der Dichter die unglückliche Königin den ſchweren Schritt, den Schritt zum Blutgerüſte, thun läßt. — Ihre Jungfrau von Orleans war durchgehends eine höchſt vorzügliche Darſtellung, die vollkommen im Geiſte des großen Dichters gedacht und geleiſtet ward. — In den beyden Luſtſpielen: Das war ich; und Minna von Barnhelm, hatten wir das Vergnügen, die beyden ausgezeichneten Künſtlerinnen neben einander zu ſehen. Als Minna und Franziska muß ihr meiſterhaftes Zuſammenſpiel beſonders gelobt werden. Mad. Genaſt lieh dem Fräulein die höchſte Liebenswürdigkeit, Mlle. Böhler dem Kammermädchen alle Schalkheit und frohe Laune, die der Dichter in dieſen Charakter gelegt. Dieſe Vorſtellung eines alten gediegenen Meiſterwerks des unſterblichen Leſſings, müſſen wir zugleich als eine — obſchon nur zufällige — Feyer ſeines Andenkens betrachten, da ſie in die Periode fiel, wo manche andere Bühnen ſich beeilten*), das Andenken des großen Mannes würdig zu begehen. Die Direktion hätte allerdings ſich ſelbſt und ein gebildetes Publikum geehrt, wenn es ihr gefällig geweſen wäre, eine ſolche Feyer auch hier zu veranſtalten, und unſtreitig würde ſie dadurch auf den Geiſt der Mitglieder ihrer Bühne ebenfalls vortheilhaft eingewirkt haben. — Hr. Genaſt zeigte als Seneſchall im Johann von Paris ein vorzügliches Talent für Karikatur-Rollen, und führte die Geſangparthie befriedigend aus. Der Vollſtändigkeit wegen bemerkt Ref., daß dieſer Künſtler noch außerdem in Roſſini's Barbier von Sevilla und im Joſeph und ſeinen Brüdern aufgetreten iſt, welchen Vorſtellungen beyzuwohnen der Berichterſtatter jedoch verhindert ward. Auch Mlle. Böhler hatte im Joſeph den Benjamin übernommen, und ergözte uns noch früher als Frau des luſtigen Schuſters im Pär'ſchen Singſpiele. — Die fremden Künſtler wurden, wie ſie es verdienten, in allen ihren Darſtellungen mit lauter Anerkennung von unſerm Publikum aufgenommen.

---

*) Z. B. die Bühne von Karlsruhe, nach einem Berichte in Nr. 70. des Morgenblatts.

Nro. 99.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Donnerſtag, 25. April 1822.

> Das was wir Schickſal nennen, iſt weiſe Ordnung, ſobald der Menſch überall in des Lebens Drängniſſen und Begebenheiten ſein beſſeres Selbſt ernſtlich und vorurtheilsfrey zu retten ſich bemüht.
>
> Eugenius Severus von Hillebrand.

Ein Tag im Siebengebirg.

Aus dem Briefe an eine Freundin.

Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen, feyerlich läuteten die Glocken von beyden Rheinufern den Vorabend ein, die blühende, grünende und duftende Natur ſchien es mitzufeyern. — Der Wunſch es im Freyen zu begehen, nicht minder andächtig in Gottes weiter Schöpfung, der Zeugin ſeiner Allliebe und Allweisheit, als ſelbſt in des ehrwürdigen Doms erhabener Gewölben, entſtand in meiner Seele, ich theilte ihn meiner jungen Freundin Aloyſie mit, ſie gieng darauf ein, die nächſte Stunde ſah uns auf dem Weg nach Godesberg; fern aus den dunklen Mauern des uralten Kölns, deſſen alterthümliche, nicht verfallene, nicht kleinliche, Kirchen und öffentliche ja ſelbſt Privatgebäude uns das ganze Leben und Seyn einer großen Reichsſtadt im Mittelalter in die Gegenwart rückt.

Du kennſt Aloyſien; ihre Güte und Anmuth, die jungfräuliche Reinheit ihres Weſens, der innige Liebreiz, der ihre Schönheit ſo unwiderſtehlich macht, zogen auch dich an, du wundertest dich gleich vielen andern, daß die junge holdſeelige Wittwe, von Natur und Zufall wie Wenige zum glücklich ſeyn und machen ausgeſtattet, doch es nicht ſey, du hätteſt ſo gern die ſanfte Schwermuth, die ſo leſerlich auf ihren Zügen lag, wegzaubern mögen, du hoffteſt mit mir, daß es ihrer Stimmung wohlthun würde, wenn ſie mich auf eine Reiſe an den Rhein, wohin mich Familienangelegenheiten riefen, begleitete, dort den Frühling erwachen ſähe. Der wohlgemeinte Vorſchlag hat den günſtigſten Erfolg gehabt, und in ſo fern darf ich mich doch als thätiges Werkzeug zu Aloyſiens Zufriedenheit betrachten, wenn ſie auch durch ganz andre Fügungen, als ich muthmaaßen konnte, ſolche erreichte.

Ehe ich in der Erzählung der Begebenheiten unſrer kleinen Reiſe, die auf Aloyſiens Geſchick ſo bedeutenden Einfluß hatte, fortfahre, muß ich aber erſt einiges über die liebe Frau ſelbſt ſagen, was ich damals, als du ſie kennen lernteſt, aus einer vielleicht zu weit getriebenen Discretion nicht thun mochte.

Aloyſie, kaum funfzehn Jahr alt, wurde von ihrer Mutter, einer rechtlichen, aber ſtrengen, herrſchſüchtigen, und den Werth der irdiſchen Güter allzuſehr berückſichtigenden Frau, überredet, und wenn man ſo will, gezwungen, ihre Hand einem Greis zu reichen, der bey einem Aufenthalte in ihrem damaligen Wohnort im ſüdlichen Deutſchland zufällig ihre Bekanntſchaft machte, ſie liebgewann, und in ihr eine treue Pflegerin zu finden glaubte. Die Mutter meinte, Aloyſie könne leichtlich einige Jugendjahre aufopfern, um dann für ihr ganzes übriges Leben ſich ein behagliches Daſeyn zu ſichern, und die Verſorgerin ihrer Geſchwiſter zu werden. Das kindliche Mädchen hegte manche Bedenklichkeiten nicht, die eine ältere, erfahrenere in ihrer Lage wohl gehabt haben würde, ſie ſcheute ſich nur mit einem alten Mann, der ihr ſolche Ehrfurcht, ſelbſt Furcht einflößte, allein ſo weit weg von Hauſe zu ziehen, ihre Geſpielinnen, die Vergnügungen ihrer jugendlichen Jahre, und ſo manche liebe Erinnerung zu verlaſſen. Da die Mutter aber verſprach bald nachzukommen, tröſtete ſie ſich einigermaßen, bedingte ſichs aber aus, ehe Bergmann ſie heimführte, noch einmal die Baſe, die ſie ſo mütterlich liebte, und alle die Lieblingsplätzchen zu beſuchen, die ihr die gute Frau ſo annehmlich zu machen gewuſſt hatte. Bey ihr lernte ſie einen jungen Offizier der —ſchen Truppen kennen, und lieben, obgleich ſie ſichs kaum ſelbſt, weit weniger einander geſtanden, aber doch, wie ſcharfſichtig macht nicht die Liebe! erkannte Aloyſie ſogar, daß der intereſſante Fremde warme Neigung für ſie empfände! —

Ihr Betragen als Frau war muſterhaft, ſie pflegte den kränklichen, öfters grämlichen Bergmann, mit der zärtlichen zuvorkommenden Sorgfalt einer liebevollen Tochter, und das alles nicht aus kluger Beſonnenheit, ſondern allein aus unbewuſſtem Trieb, indem ſie den Eingebungen ihres ſchönen Herzens folgte. Selbſt der Neid, die Verläumdung wagte es nicht, ihren fleckenloſen Ruf anzutaſten. Bergmann erkannte, welches Kleinod ihm der Himmel in ihrem Beſitz beſchieden hatte, mit väterlichem Eifer nahm er ſich ihrer höhern Ausbildung an, berichtigte ihre Begriffe und Anſichten aus dem reichen Schatz ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen, oder ſorgte für guten Unterricht in manchem Zweig des das Leben erheiternden, verſchönernden, einer Frau wohl anſtehenden Wiſſens; und ſah mit Freude, welche mächtige Fortſchritte die fähige, talentvolle Aloyſie machte. Oft linderte ſie ſeine Schmerzen, wenn ſie mit ihrer ſüßen Stimme und gefühlvollen Vortrag ein Lied vorſang, auf dem Flügel oder der Guitarre ſich dazu begleitend, oder ihm durch ihr einfaches und doch ausdrucksvolles Vorleſen in manchem Lieblingsdichter und Schriftſteller neue Schönheiten entdecken ließ.

Bergmann hätte es gerne geſehen, wenn Aloyſie an den ihrer Jugend geziemenden Freuden Theil genommen hätte; aber ſie war nicht mehr das harmloſe, fröhliche Kind, ſondern durch eine edle Liebe ſchnell erwachſen, zum Ernſt geſteigert, mochte ſie ſich nicht in luſtigen Reihen drehen, oder ähnliche Vergnügungen genießen, wenn der Mann, dem ſie Treue geſchworen, einſam, oft unter Schmerzen daheim blieb.

Nach etlichen Jahren, die ihr in ruhiger, gleichförmiger Zufriedenheit verfloſſen, erfuhr ſie durch einen Reiſenden, den ſie ſonſt eintgemal in Riesheim's (ſo hieß jener ihr unvergeßliche Offizier) Geſellſchaft geſehen, daß dieſer in Spanien geblieben ſey. Kaum vermochte ſie in des Fremden Gegenwart ihre Thränen zurückzuhalten, unaufhaltſam ſtrömten ſie, als ſie mit ihrem väterlichen Freund ſich wieder allein ſah. Er, der Herzenskundige, der bald errieth, warum ſich Aloyſie ſo heftig betrübe, machte ihr ſanfte Vorwürfe, ſich nicht vor ihrer Heyrath ihm vertraut zu haben, er würde dann auch öffentlich in das natürliche Verhältniß zu ihr getreten ſeyn, ſie als Tochter angenommen haben, ſtatt ihr den Namen ſeiner Gattin zu geben, um ihr für die Aufopferung einiger Jahre und liebevolle Pflege ſein anſehnliches Vermögen zu ſichern, das er ungern in dem Beſitz habſüchtiger Verwandten wiſſe, die ſchon jezt reich ſeyen, und prahlhaft und knickerig zugleich, einen ſo ſchlechten Gebrauch von ihrem Reichthum machten, daß es jeden nicht ganz Stumpfſinnigen ſchaudern müſſe, ihnen Mittel zu neuen Thorheiten und Ungerechtigkeiten in die Hände zu geben. Aloyſie entſchuldigte ſich mit ihrer Schüchternheit, die ihr keine Blicke in ihr eigenes Herz geſtattet hatte, wie er und ſeine großmüthige Geſinnung ihr ja faſt fremd geweſen, und wie es ihr als ein Verbrechen geſchienen, daß ihre Gefühle nicht mehr dieſelben nach, als vor ihrer Reiſe geweſen ſeyen. Bald darauf ſtarb Bergmann, ihre Geſchwiſter wurden verſorgt, aber fern von ihr, die Mutter drang in ſie, ſich wieder zu verbinden, und begünſtigte vor allen einen jungen Mann, den ſie ihrer Tochter für würdig hielt. So ſtrenge Anſichten Aloyſie nun auch von kindlicher Pflicht hatte, konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, zum Zweytenmale ſich dem Willen der Mutter zu opfern, und wieder ihre Hand ohne ihr Herz zu vergeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Beſchluß.)

Nach einer kleinen Viertelſtunde kam der König wieder heraus, er ſah unzufrieden aus und das Volk erlaubte ſich ſehr unangenehme Bemerkungen darüber. Nur aus den Manſardenfenſtern der königlichen Marſtälle, die dicht dabey ſind, ließen ſich einige einzelne Vivas hören, und Wenige in den Haufen ſchwangen die Taſchentücher. Die Rede des Königs und Riegos Antwort, wirſt du, denk ich, ſchon in den Zeitungen geleſen haben. Riego hat durch die Art, wie er ſich betrug und durch die feſte und beſonnene Antwort jedermann erfreut und überraſcht; und da die Antwort wirklich aus dem Stegreif geweſen ſeyn ſoll, ſo kann ſie kaum beſſer verlangt werden, da er auf die ganz unbedeutende Formel des Königs, ohne ſich in Weitläufigkeiten einzulaſſen, und aus der Ceremonie herauszugehen, mit Ernſt und Wahrheit zu verſtehen gab, daß dieſe Kortes entſchiedner, wie die vorigen zu handeln gedächten. Riego wurde beym Heraustreten mit einem allgemeinen viva empfangen und verfolgt bis nach der Puerta del Sol, und ich verſichere dich, von den Leuten, die hinter dem Wagen herzogen, ſahen die meiſten ſo honett aus, wie — ich; und wer nicht mitlief, blieb wenigſtens ſtehen und nahm den Hut ab, indem er vorbeyzog. Er grüßte ſehr anſtändig rechts und links herum; auf der Puerta del Sol ſezte ſich Quiroga zu ihm in den Wagen, und mit viva Riego! viva la constitucion! viva el congreso! viva Quiroga! ging es bis nach ſeiner Wohnung. Die Truppen zogen mit patriotiſchen Liedern und Muſik nach ihren Quartieren, die Nationalmilizen begleiteten ſie mit der größten Eintracht und nachher ſah man überall die Soldaten der verſchiedenen Korps und die Bürger in den Tavernen zuſammen eſſen und trinken. Und ſo ging der Tag ohne die geringſte Unordnung zu Ende.

Ich geſteh es, ich begreif' es nicht, wie es möglich iſt, daß bey dieſer unendlichen Verwirrung der Adminiſtration, Mangel an Geld, Schwäche und Schwanken des Gouvernements in dieſen lezten Monaten, die öffentliche Ruhe nirgends ernſtlich geſtört worden iſt. Es iſt wirklich kaum glaublich, daß in der Zeit höchſtens acht Menſchen in ganz Spanien umgekommen ſind — davon natürlich die Vorfälle in Navarra ausgenommen ſind, indem ich hier blos von den eigentlichen Aufläufen, Unordnungen u. ſ. w. in den Städten ſpreche, wovon man immer ſo viel zu erzählen weiß.

Außer der Hitze, die nach grade ganz arg wird, beſonders da es ſeit faſt zehn Wochen nicht geregnet hat, würde man hier eigentlich wenig vom anfangenden Frühjahr merken (beſonders dieſes Jahr, wo die Bäume des Retiro und Prado vor Trockniß nicht ausſchlagen können) — wenn man uns den Frühling nicht auf Karren und Maulthieren hereintrüge. Längs der Calle de Alcala werden ganze Wägen voll Orangen und Limonen ausgeladen und auf dem Pflaſter in hohen Haufen aufgeſchichtet, daß die ganze Gegend darnach riecht. Dabey ſtehen und liegen mit Weib und Kind die andaluſiſchen Fuhrleute und Verkäufer, mit braunen Spitzbubengeſichtern und ganz weiſſer leinener Tracht, ein buntes Tuch um den Kopf, und zuweilen in eine geſtreifte rothe Wolldecke gewickelt. Sie ſehen gegen die Kaſtilianer ganz mauriſch und afrikaniſch aus, und in der ganzen Stadt hörſt du dieſes Volk wie beſeſſen ſeine Waaren ausſchreyen: a dos quartos, a escoyer, naranjes y limones! a dooooos! Damit ſind die hieſigen Verkäufer zufrieden, aber die Andaluſier machen immer noch eine Menge Lobreden dazu: naranjas! pero valga me dios! y que naranjas — a las bonitas! las rebonitas, a doooos! — Die Kinder kriechen und kugeln mitunter ganz nackt unter den Orangen herum. Die Frau ſizt dabey und näht, oder reinigt des Mannes Kopf und ſo gegenſeitig. Dann die Olivenverkäufer mit groſſen Körben voll Oliven — ſchreyen nicht weniger. Du weißt, daß die Andaluſier die ſpaniſchen Gascons ſind, d. h. was das Windbeuteln betrifft; (denn die Adelſucht gibt man hier den Biskayern und Aſturiern, den Monteñeres, ſchuld). — Da hab' ich lezthin einen Streit mit angeſehen, wo ein Krämer einem Käufer eine Grobheit geſagt hatte, und ihm zum Spott vorwarf: man höre wohl, daß er von der Alpujarra ſey. Da hätteſt du aber ſehen ſollen, wie der Andaluſier mit Ehre und Alpujarra um ſich warf: „Wenn ich von den Alpujarras bin, ſo bin ich ein Ehrenmann, mir bedünkt es ehrenvoller als zu Euer Gnaden Sippſchaft zu gehören“ u. ſ. f. Dabey mußt du wiſſen, daß die Andaluſier das r ganz hinten in der Gurgel ausſprechen, beynahe wie das kaſtilianiſche j — ſo daß die vielen r, die der Ehrenmann vorbrachte, das kaſtilianiſche Auditorium nicht wenig ergözten.

Du verlangſt, daß ich dir auch etwas von den ſpaniſchen Kindern ſchreibe; darüber mache ich leider grade nur zu viele Erfahrungen, denn in meinem jetzigen Quartier hauſt ſo ein kleiner Dämon — ein Mädchen von fünf bis ſechs Jahren, die mit ihrem no quiero! (Ich will nicht!) das ganze Haus beunruhigt, alles verſchleppt und verderbt, und täglich ein Paar Mal ganz ernſthaft in meine Stube kommt, und wenn ich ſie frage: was willſt du, Mädchen? ſo antwortet ſie quiero ver el Ingles (ich will zu dem Engländer) wenn ich ausgehe; chica que quienes? ſo fehlt es nicht, daß ſie mir aufpaſſt und ſobald ich zur Thüre hinaus bin, im ganzen Haus herumruft: allà va el Ingles! — Da vor mir in der Stube ein Engländer gewohnt hat, hält ſie alles, was darin lebt, für Engländer — zuweilen hieß ich aber doch el Ingles aleman. Neben mir an, und halbwegs mit in der Familie wohnt ein alter Herr el tio Miguel (der Oheim Michel), der das kleine Ding leſen lehrt; aber das thut ſie nun mit einem Eifer, daß man ſich gar nicht davor retten kann — im ganzen Haus buchſtabirt ſie herum. Luſtig iſts, daß zu gleicher Zeit Vater und Mutter leſen lernen, die Mutter ſo hie und da den Tag über, und der Vater Abends nach der Arbeit (er iſt ein Zimmermann) und da hat die Kleine dann ihre gewaltige Freude, wenns der Papa nicht ſo gut machen kann, wie ſie. Da wirſt du nun glauben, daß die Leute zuſammen leben, como noos santos; aber im Gegentheil! das iſt die heilloſeſte Wirthſchaft, die du dir denken kannſt; der Mann, ein ernſthafter, finſterer Kaſtilianer, und die Frau eine Biskayerin, die ſo viel agirt und perorirt, wie nur eine Franzöſin. Gewöhnlich geht es beym Tiſch- oder Abendgebet los; der tio Miguel betet vor, dann der Papa und dann die Frau, die weiß aber unglücklicher Weiſe kaum ihren padre nuestro, und macht ordentlich l'esprit fort. Da fängt dann der Mann an zu zanken: „du weißt dein Gebet nicht, biſt eine Proteſtantin, biſt ärger wie eine Jüdin“ — dann erwiedert ſie: und du haſt den Roſenkranz in der Hand u. ſ. w.; läuft ihr aber die Galle ganz über, ſo fängt ſie an von den Freyheiten und Vorrechten der baskiſchen Provinzen zu reden — und ſchließt gewöhnlich mit einem: maldito seas tu, maldita sea tu casta y el primer Castellano que naci; picaro, birbonazo, ladron (Fluch dir und deinem Geſchlecht, und dem erſten Kaſtilianer, der geboren ward! du Erzgauner u. ſ. w.) Wenns denn etwa bis zu Schlägen kommt, ſo fängt der Alte an zu beten, und zu beſchwören: por dios, por Maria santissima, por la virgen del Carmen, und was weiß ich. — Da haſt du ein Familiengemälde. Dabey ſind aber beyde wirklich gewiſſenhaft ehrlich, und mit point d'honneur.

Neu-Süd-Shetland.

Die neueſten brittiſchen Reiſen haben die Kunde beſtätigt, welche Hr. Smith vom Daſeyn eines ſüdwärts vom Cap Horn gelegenen Landes ertheilt hatte; ſein Klima ſcheint hingegen ſehr roh und der Beſchreibung dieſes Seefahrers nicht zuſprechend. Hohe, felſige Ufer erheben ſich plötzlich und faſt überall ſenkrecht aus dem Meer; große Schneefelder, aus denen hin und wieder, wie auf Spitzbergen, ſchwarze, nackte und unfruchtbare Felsgipfel emporſtehen, ſind das Einzige, was ſich dem Auge darſtellt. Niemand hat Spuren von jener Vegetation geſehen, von der Hr. Smith ſpricht. Der Kapitän der Betty verſichert, die Südküſte von Neu-Shetland verfolgt zu haben. Seiner Angabe nach findet ſich hier ein bloſſer Archipel, und nicht, wie geglaubt ward, ein Auſtral-Feſtland. Den neueſten Berichten zufolge halten Wallfiſche und See-Löwen ſich an den Küſten von Neu-Shetland in Menge auf; inzwiſchen ſcheint doch der Fiſchfang ſo ergiebig nicht geweſen zu ſeyn, als man gehofft hatte. Es ſind die Längen- und Breiten-Angaben von dreyzehn Inſeln, aus denen der Archipel von Neu-Süd-Shetland beſteht, bekannt gemacht worden. Am Lande fand man die Trümmer eines geſtrandeten Schiffes. Dieß Fahrzeug war vermuthlich ein Schiff von 74 Kanonen, das vor ungefähr zwey Jahren aus Spanien nach Lima abging, und von dem man nie weiter etwas gehört hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

Nachdem durch die Beendigung der Miſſions-Andachten Paris wieder ſo ruhig geworden war, als ob nicht das Mindeſte vorgefallen wäre, und einige Pfarrer die kluge Vorſicht gehabt hatten, ſich die Miſſionsbeſuche in ihren Pfarrkirchen zu verbitten, wenigſtens des Abends, ſo wurde Berengers Kriminal-Prozeß vor Gericht gebracht. Von dem Lieder-Prozeß dieſes Dichters habe ich früher ausführliche Meldung gethan; die Zeit ſeiner Gefängnißſtrafe ging um die Mitte Märzes zu Ende; allein nun hatte man ein Mittel erdacht, ihm einen neuen Kriminal-Prozeß anzuhängen, und zwar deßwegen, weil er die ſämmtliche Verhandlung ſeiner Verurtheilung, und mitunter auch die als ſtrafbar verdammten Lieder oder Stellen daraus hatte drucken laſſen. Dieß war eine ſonderbare Beſchuldigung in einem Lande, wo die Gerichtsverhandlungen öffentlich vorgehen, und da folglich der Beklagte nichts weiter gethan hatte, als daß er dem großen Publikum gedruckt mitgetheilt, was Jedermann hatte mit eigenen Ohren anhören können. Auch fand das Geſchwornen-Gericht das Anſinnen, Berenger deßhalb nochmals zu verdammen, ſo widerſinnig, daß es nicht den geringſten Anſtand nahm, ihn ſogleich freyzuſprechen, und aus der ihm zugedachten Verfolgung wurde für den Nationaldichter (denn als ſolcher wird er immer mehr und mehr anerkannt) ein wahrer Triumph, da man noch im Gerichtsſaale haufenweiſe auf ihn zueilte, und ihm die allgemeine Freude über ſeine Freyſprechung zu erkennen gab. Glücklicherweiſe hatte er ſich noch des vermittelnden Schutzes der Einrichtung des Geſchwornen-Gerichts zu erfreuen gehabt; vierzehn Tage ſpäter hätte ihn das neue Geſetz dieſer Wohlthat beraubt, und alsdann würde er ſeinem Urtheile wohl nicht ſo ruhig haben entgegenſehen können.

Am Tage der Mitfaſten, welcher hier ein Nachklang des Karnevals zu ſeyn pflegt, erblickte man nochmals viele Masken auf den Straßen und Boulevards, des Abends gab es wenigſtens zwanzig öffentliche Bälle, und man beluſtigte ſich, als ob keine Ultras und keine Miſſionnäre auf der Welt ſeyen. Dieſer Tag iſt, ich weiß nicht warum, den Wäſcherinnen, den Waſſerträgern, den Schiffern, kurz allen, die mit Waſſer zu thun haben, die Weinhändler ausgenommen, ein Feſttag in Paris; die Waſchböte auf der Seine werden mit bunten Bändern und grünen Zweigen geſchmückt; eben ſo ſchmücken die Waſſerträger ihre Waſſertonnen; die Wäſcherinnen, anſtatt zu arbeiten, gehen in ihrem beſten Putze ſpazieren, oder tanzen in ihren Böten. Den St. Joſephstag feyern die Zimmerleute, auch wie es ſcheint, nach altem Brauche, doch nur in den Vorſtädten. Ich ſah einen langen Zug, welcher ſich nach der ehemaligen Karmeliterkirche hinwandte; voran gingen drey oder vier alte Fiedler, dann kam eine dicke Frau mit einem ungeheuern Blumenſtrauße und von zwey Kindern begleitet, darauf folgten die Zimmerleute zwey und zwey mit bunten Bändern, einige Führer gingen zur Seite mit Stöcken und viel breitern Bändern, vor ihnen her wurde ein großes rundes Schaubrod, das in der Kirche ſollte geweiht werden, von zwey Geſellen getragen, wie auch ein kleines Meiſterſtück von Zimmerarbeit, nämlich eine niedlich gearbeitete Kanzel; vermuthlich wird dieſes Muſter dem heil. Joſeph dargebracht. Die Frau wird, wie ich hörte, von den Handwerkern gewählt, um das geweihte Brod auszutheilen, nach dem allgemein herrſchenden Gebrauche in den franzöſiſchen Kirchen. Nach dem Gottesdienſte begeben ſich die Zimmerleute, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in die Schenke außerhalb den Barrièren; der Tag und der Abend vergeht mit Zechen, und mitunter auch mit Schlägereyen; dießmal war, wie ich am folgenden Tage vernahm, einem Zimmermann ein Bein entzwey geſchlagen worden. Die Zimmerleute hatten doch des Morgens bey dem Zuge ſo ehrbar und friedfertig ausgeſehen; aber freylich iſt ein großer Unterſchied bey den Leuten zwiſchen Morgen und Abend.

Nach einem andern Brauche haben die größern Theater mit Anfang der Charwoche zu ſpielen aufgehört und ihr theatraliſches Jahr geſchloſſen, um am Oſtermontage ein neues anzufangen, bey welchem denn manche Veränderungen einzutreten pflegen, da die alten Engagements mit Schluß des Theaterjahres aufzuhören pflegen. So wird es auch dießesmal gehen. Erſtlich wird das Odeontheater, das bereits den Titel second Théatre français hatte, auf Rechnung des Miniſteriums des königlichen Hauſes verwaltet werden, wie die große und italieniſche Oper. Die Schauſpieler verwalteten bisher ihre Angelegenheiten ſelbſt, konnten aber, wegen aller ſich durchkreuzenden Anmaßungen und Forderungen nicht eins werden; ſtatt nun unter ſich einen Direktor zu wählen, oder die Verwaltung des Theaters einem Privatunternehmer zu übergeben, haben ſie ſich ihre Freyheit rauben laſſen und ihre Unabhängigkeit verloren. Ob ſich das Theater nun unter der Aufſicht des Miniſters des königlichen Hauſes, oder unter der Aufſicht ſeiner Kommis beſſer ſtehen werde, daran läßt ſich zweifeln; zum Glück beſitzt dieſes Miniſterium eine ſtets volle Kaſſe; wenn alſo das Publikum ſein Geld nicht hergeben will, ſo wird der Miniſter des königlichen Hauſes doch im Stande ſeyn, den Mangel zu erſetzen, und ſtatt des Publikums das Schauſpiel aufrecht zu erhalten. Was ihm an Geſchicklichkeit abgehen mag, dem wird er durch den Beutel nachhelfen können. Die italieniſche Oper verliert ihre beſte Sängerin, Mad. Mainvielle Fodor, die vermuthlich wieder nach Italien zurückkehren wird, obwol ſie eine Franzöſin iſt. Seit Mad. Catalani hat keine italieniſche Sängerin in Frankreich ſolchen Beyfall gefunden, als Mad. M. Fodor, und manche Muſikliebhaber ſchätzten ſie noch höher, als die Catalani. Freylich beſitzt ſie kein ſo außerordentlich geſchmeidiges und zu allem ſich bequemendes Singorgan, als dieſe; aber dagegen hat ſie ungleich mehr Gefühl und Seele, und auch im anmuthigern Fache ſingt ſie mit einer ſo meiſterhaften Grazie, daß ſie die Dilettanten zum Entzücken bringt; die Roſſiniſche Muſik ſcheint ganz für ſie komponirt zu ſeyn, und ich zweifle, ob das Di piacer mi balza il cor aus der Gazza ladra von irgend einer Sängerin beſſer geſungen wird, als von ihr. Mad. M. Fodor hat viel dazu beygetragen, die italieniſche Oper, welche unter Leitung der Catalani oder Nichtleitung ganz darnieder geſunken war, wieder beym Publikum in Anſehen zu bringen. Seit zwey Jahren wird dieſelbe ſehr beſucht, und die meiſten Logen des freylich kleinen Schauſpielhauſes ſind aufs Jahr gemiethet. Auch hat man die Sorgfalt gehabt, lauter gute Sänger und Sängerinnen in Italien ſelbſt auszuwählen; Mad. M. Fodor wird nun durch Mad. Paſta erſetzt, die zwar die vortreffliche Sängerin nicht in Vergeſſenheit bringen wird, aber die Dilettanten doch über die Abreiſe derſelben ziemlich tröſten kann, beſonders in Paris, wo die Abweſenden ſehr leicht vergeſſen werden, weßhalb auch das franzöſiſche Sprichwort ſagt: Les absens ont tort. Wahrſcheinlich wird man dieſer Sängerin nicht wie einer andern ihres Namens, aber ſehr mittelmäßigen, aus dem Parterre Basta! zurufen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 33.

Nro. 100.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Freitag, 26. April 1822.

Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen?
Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach! ſchon die Seele nicht mehr.

Schiller.

Saul und Samuel.

(Nach Lord Byron.)

1.

Du, die machtvoll Todte ruft,
Zeige den Propheten mir.
„Samuel, ſteig' aus deiner Gruft!
„König, ſchau, er ſteht vor dir."

Die Erde gähnt: er ſteht im Wolkenflor;
Das Licht brennt blau; da tritt er langſam vor.
Jn Tod erloſchen iſt des Auges Glut,
Die Hand iſt welk, die Adern ohne Blut.
Sein Fuß, dem Elfenbein an Schimmer gleich,
Verſchrumpft und ſehnenlos, ſtrahlt gräßlich bleich.
Von Lippen, ſtarr und ohne Lebenskraft,
— Wie hohler Wind, — tönts dumpf und geiſterhaft.
Saul ſieht's und fällt; ſo fällt die Eich' im Thal,
Mit Eins zerſchmettert von dem Donnerſtrahl.

2.

Wer ſtört den Schlaf mir in der Gruft?
Wer iſts, der die Todten ruft?
König, du? Schau die Geſtalt,
Blutlos iſt mein Leib und kalt;
Meiner, morgen deiner auch,
Wenn dich rührt des Todes Hauch.
Eh das Morgen iſt entflohn,
Biſt du ſo, ſo auch dein Sohn.
Leb' wohl; heut noch lebend hier,
Dann zuſammen modern wir.
Dein Geſchlecht (o grauenhaft!)
Liegt durchbohrt von manchem Schaft;
Und dein Schwert, — von deiner Hand
Wird es auf dein Herz gewandt.
Kronlos endet im Gefecht
Sohn und Vater, Sauls Geſchlecht.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſetzung.)

Obgleich Aloyſie nichts that oder ſagte, was den eifrigen Bewerber zu Hoffnungen berechtigen konnte, wies ſie ihn doch nicht, aus Rückſicht gegen ihre Mutter, ſo entſchieden ab, wie die übrigen Bewerber, welches dem Zuverſichtlichen die Meinung gab, die ſchöne reiche Wittwe doch noch zu gewinnen. Er und ſeine Bekannte ſprachen wie von einer ausgemachten Sache davon. Der Tod der Mutter vernichtete aber mit eins dieſen kecken Glauben, Aloyſie lebte eingezogner als je, nur wenigen ihr ſchönes Gemüth aufſchließend.

Doch nun ende die Abſchweifung, geſchwind wieder nach unſerm freundlichen Godesberg, das wir eben noch zeitig genug erreichten, um die Quelle auf einer Anhöhe zwiſchen Baumgängen gelegen, das ziemlich große Dorf, und die übrigen Bade-Anſtalten zu beſehen. Der Geſundbrunnen ſchmeckt nach Tinte, ſcheint aber nicht viel fixe Luft, oder wie die Chemiker den prickelnden, ſchäumenden Beſtandtheil im Pyrmonter, Selter, und andre mineraliſchen Waſſern, nennen mögen, zu enthalten. Das Bad wird nicht häufig beſucht, doch haben mehrere Familien ihren Sommerauſenthalt da, und an gewiſſen Tagen finden ſich Köllner und Bonner, u. ſ. w. in große Menge ein, und können, wenn man nur eben in dieſen Stunden dort eintrifft, leicht zur Täuſchung veranlaſſen, es ſey überaus glänzend und lebhaft hier. Unſer ganz elegantes Wirthshaus „zur ſchönen Ausſicht,“ verſprach wie mitunter Büchertitel, und Handelsanzeigen auch mehr als es hielt, die Ausſicht, eigentlich nur in einen mit Bäumen bepflanzten Platz beſtehend, kann man allenfalls angenehm, aber ſicherlich nicht ſchön nennen.

Wir erwachten mit den Vögeln, und beſtiegen gleich den eigentlichen Godesberg, auf dem die Trümmer der Burg gelegen ſind. Den Ringmauern nach zu urtheilen, muß ſie von bedeutendem Umfang geweſen ſeyn. Nirgends, am Rhein und Neckar, am alten Schloß in Heidelberg ausgenommen, rankt ſich der Epheu in ſolcher Fülle, und ſo dickſtämmig wie hier, von der zarteſten Feinheit an, wie hingehaucht und einer künſtlichen Chenilleſtickerey zu vergleichen, bis zur Stärke eines mäßigen Birnbaums iſt er zu finden, und eben ſo verſchiedenartig in der Form der Blätter, und zwar an einem Stamm, eine Eigenthümlichkeit, welche wenig andre Gewächſe beſitzen. Möchte doch aus jedem Verfallnen ein ſo friſches Leben erſtehen, wie hier der Epheu aus den düſtern Mauern, die er ſo traulich umhüllt! — Man ſoll dieſen, wie Sachkundige es bemerken, anſehen, daß ſie römiſchen Urſprungs ſeyen. Kaiſer Julian Apoſtata ſoll da gehauſt haben, und noch jezt ſein Geiſt, der auch jenſeits die Ruhe nicht fand, die den Zweifelnden, in Wahn und Unklarheit Befangenen auf Erden floh, zu Zeiten hier ſpuken.

Vielleicht ſtände die alte Feſte noch, wenn nicht Kurfürſt Gebhard von Kölln mit ſeiner reizenden Agnes von Mannsfeld hieher ſich geflüchtet hätte, der, als er ſich mit ihr verheirathet, und den katholiſchen Glauben abgelegt hatte, der Chur entſezt, und von Nachbarn und Unterthanen bekriegt wurde. Sein Nachfolger zerſtörte die einſt ſo ſtattliche Burg. Ein Thurm iſt noch erhalten, und durch die franzöſiſchen Gewalthaber, die ihn als Warte benuzten, in beſſern Stand wie vorher geſezt. Eine neue Treppe führt auf eine Plattforme, um welche ſich ein köſtliches Panorama ausbreitet. Von dieſer Höhe gewahrt man wieder die herrlichen Fluthen des grünlichen Rheins, an ſeinem rechten Ufer dehnt ſich das majeſtätiſche Siebengebirg ins ehemalige Bergiſche, oder wie es jezt noch heißt, nach Deutſchland hinein, unzählige größere und kleinere Ortſchaften feſſeln das Auge. — Manchem Gebäude ſieht man ſeine frühere Beſtimmung, die klöſterliche, noch deutlich an, und da drängt ſich ganz von ſelbſt die Bemerkung auf, daß die Gegend ſicherlich an romantiſchem Reiz verloren, ſeit die Klöſter zerſtört, oder zu andern Zwecken benuzt wurden. Auch am linken Ufer iſt die Landſchaft anmuthig und fruchtbar, und in ihrer Bebauung mannigfaltig, am ſeltenſten gewahrt man Wieſen und hohe Bäume, wie denn überhaupt am linken Rheinufer hin, die Wälder ſehr gelichtet werden, und man faſt nur noch Gebüſch, Unterholz und neue Bepflanzungen gewahrt.

Wie wir ſo eine Weile uns der ſchönen Ausſicht erfreut hatten, bemerkten wir nach und nach nicht allein jubilirende Vögel, ſondern auch feſtlich heitre Menſchen. Alle Kreuze, Muttergottes- und Heiligenbilder, auf den Wegen, und Feld und Buſch, die am Abend noch nicht bekränzt wurden, erhielten jezt ihren Blumenſchmuck, oder die verwelkten Blumen wurden mit friſchen vertauſcht. Ein kleiner Altar ward vor der Kirche, die auch auf dem Godesberg ſich befindet, errichtet, und die erſte Frühmeſſe hier geleſen. Wir miſchten uns unter die Andächtigen, in dieſer lieblichen hehren Morgenſtunde ſchwang ſich die Seele empor, das Herz fühlte ſich begeiſtert, ermuthigt, recht innerlich fromm. Es möchte wohl dieſer Gottesdienſt im Freyen für einen Maler ein erfreulicher Anblick geweſen ſeyn, dieſe Menſchen im ländlichen Feſtſchmuck, die Mädchen waren meiſt weiß oder in helle Farben gekleidet, auf den üppigen Raſen, neben ehrwürdigen Bäumen und Trümmern knieend, in der ſchönſten Beleuchtung zu ſehen! Und in welcher Umgebung! fürwahr es bedurfte nur eines treuen Kopirers, und eine ideale Landſchaft war entworfen. Als die Meſſe geendigt, der Geſang verſtummt war, fragte ich eine junge Bäuerin, die neben mir gekniet hatte, und welcher das weiſſe Tuch, in maleriſchen Falten über das Mützchen geſchlungen, der nationelle Kopfputz dieſer Gegenden, ob denn auch im Winter der ſteile, beſchwerliche Weg auf den Godesberg nicht geſcheuet, und die Kirche fleißig beſucht würde, und freute mich, als ſie dieß bejahte. Nur meinte ſie, wäre es gefährlich, bey Glatteis die Leichen auf den Kirchhof da oben zu tragen, der noch dazu ſo weit vom Dorf entlegen ſey. Mit gemüthlicher Inbrunſt ſprach ſie von dem Bittgang in der vorlezten Woche, wo ſie auch mitgegangen ſey, und für das Gedeihen der Feldfrüchte und des Weinſtocks gebetet habe. In der That iſt es eine der ſchönſten, frommen, von unſern Vorvätern uns überkommene Sitte, daß mehrere Gemeinden nach Geſchlecht und Alter geordnet, unter Vortretung ihrer Geiſtlichen, an den Grenzen der Gemarkungen ſich vereinigen, Gott um ſeine Hülfe für die Früchte der Erde, mit Gebeten und Geſängen anzuflehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſehr auffallend, daß die Volksſtämme der ſüdlichen Spitze von Afrika, bey einer durchgängigen Apathie des Charakters eine allgemeine Liebe zu dem Tanz haben.

Digitized by Google

Eine der apathiſchſten Völkerſchaften, die Maroohers, gaben Hrn. Campell davon das überzeugendſte Beyſpiel. Er ward eines Abends vom Schall der Muſik auf einem Platz nah bey des Königs Hauſe gerufen, wo er an funfzig ältliche Männer fand, deren jeder auf einer Rohrpfeife blies, wobey ſie taktmäßig, wie die Fröſche in einem Kreis umher ſprangen. Der König führte den Tanz an und zeichnete ſich dabey durch nichts aus, als daß er eine lange Ruthe, die weit über ihn hinaus ragte, in der Hand hielt. Sein älteſter Sohn war der einzige Jüngling, der an dem Tanze Theil nahm; ein oder das andre der gegenwärtigen Weiber trat nach freyer Willkür herbey, und ſprang ſingend und händeklatſchend ein Paar Mal um den Kreis her. Ein andres Mal hatten ſich zwölf Weiber ſingend und händeklatſchend unter einen Mimoſabaum geſtellt; eben ſo viele Männer tanzten in zwey Reihen vor ihnen, wobey ſie alberne Bewegungen mit der Hand und wahrhaft blödſinnige Geſichter machten; die Frauen verließen einzeln ihren Platz, näherten ſich den Tänzern und geberdeten ſich eben ſo. Eine von des Königs-Verwandtinnen hatte ihr Geſicht abenteuerlich bemalt, zwar wie die andern mit rothem Ocher, aber daneben mit orangefarbnen Strichen über und unter den Augen, auch über die Beine. Zuweilen ſcheinen ihre Bewegungen pantomimiſch zu ſeyn; ſo hielten ſie die Hände über den Kopf, als höben ſie eine Decke empor; ſtreckten ſie hinter ſich, als wollten ſie etwas abwehren, bewegten ſie vor ſich, als wickelten ſie Bänder um ihre Arme; dann ſchien es, als würfen ſie mit Unwillen Etwas auf die Erde, ein andres Mal machten ſie die Bewegung von Menſchen, die mit ſolcher Scheu an einem unangenehmen Gegenſtand vorüber gehen, daß ſie ſich ſogar vor deſſen Berührung mit ihren Kleidern hüten. — In der Dämmerung, ſagte Hr. Campell, beſuchte ich den Tanzplatz noch einmal und nun hatte ſich die Scene verändert. Die Weiber verlieſſen eine oder die andre ihre Reihe, rennten auf die Männer zu und ſtießen mit den Stirnen gegen ſie, wie die Ochſen — gelang es einer von ihnen, einen der Männer umzurennen, ſo entſtand ein ungeheures Gelächter! — Ich beobachtete einen jungen Mann, der einem mit Glaskorallen beladnen Mädchen, um umgerannt zu werden, ausdrücklich in den Weg trat. Allgemeines Beyfalls-Geſchrey lohnte ſie! Der Auftritt hatte etwas ſo Rohes, ſo Wildes, daß ich glaube, ein muthiger europäiſcher Kriegshaufe, der unvermuthet auf ihn geſtoßen, hätte ihn ſelbſt vor einen Hexenſabbath gehalten.

Gegen zehn Uhr hörte der Tanz auf. Er hatte ſechs Stunden ununterbrochen gedauert; wäre Mondlicht geweſen, ſo würde man bis Tagesanbruch fortgefahren haben, worauf die Weiber, wie nach einer beſt durchſchlafenen Nacht an ihre Feldarbeit gegangen ſeyn würden. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Leute während dieſer anhaltenden Leibesbewegung, bey der ſie in fortwährendem Schweiß ſind, dennoch nie trinken.

Die Corannas ſind von allen afrikaniſchen Volksſtämmen derjenige, bey welchen die Miſſionaren die wenigſte Empfänglichkeit fanden. Wenn ein ſolcher Gottesmann in einen ihrer Craals kommt, hören ſie ihn an — er kann bleiben, wenn er will, ſie laſſen ihn ohne Verhinderung abziehen, wenn er ſie verläſſt. Jede Anregung des Leibes und der Seele iſt ihnen zuwider. Fragt ihr einen Coranna, wie viel Kinder er hat, ſo blickt er eine Zeitlang vor ſich hin, zählt dann an den Fingern, fragt die Umſtehenden, um von ihnen die Sache zu erfahren, zählt noch einmal ſeine Finger, ſtarrt euch ins Geſicht und antwortet: Drey! — Einem Europäer ſcheint das unbegreiflich, allein ein Hr. Saß, der lange Jahre unter den Corannas gelebt hatte, verbürgte es. Dieſe Leute melken früh Morgens nicht ihre Kühe, um nicht früh aufſtehen zu dürfen. Wenn ſie am Morgen nach langem Schlaf erwachen, ſtrecken ſie die Hand nach dem Feuerherd aus, ſuchen ſich einen Funken und ſtecken ihre Pfeife an. Sobald die Sonne ſteigt, kriechen ſie auf allen Vieren nach einem Baum hin, in deſſen Schatten ſie wieder einſchlafen; verfolgt ſie ſpäterhin die Sonne in dieſem Schutzort, ſo ſuchen ſie einen andern. Zu Mittag, wenn das Vieh zur Tränke kommt, ſtehen ſie mühſelig auf, melken ihre Kühe und trinken, ſo viel ſie vermögen, von der friſchen Milch; darauf rauchen ſie und ſchlummern dazwiſchen, bis die Abendkühle ſie einigermaßen aufweckt. So gehts Tag aus Tag ein. Nur eine Reiſe unterbricht dieſen Lebensweg. Steht ihnen eine ſolche bevor, ſo ſchlachten ſie ein Schaaf, und eſſen davon ſo viel ſie nur vermögen, begeben ſich dann auf den Weg und genießen nun in mehrern Tagen keinen Biſſen mehr. Sie ſchnüren ſich in dieſem Fall, wie die mehrſten Wilden, mit einem breiten ledernen Gürtel den Leib zuſammen, immer feſter je hungriger ſie werden.

Noch eine wunderliche Sitte iſt ihnen eigen: dem älteſten Sohn eines Häuptlings iſt es, ſo lang er ein Knabe iſt, kaum zu gehen erlaubt; man hält ihn bey vollkommnem Müſſiggang in der Hütte eingeſperrt und läſſt ihn, damit er ſtark werde, ſo viel Milch trinken wie möglich. Er darf ſich nicht ſelbſt bedienen, die Milch wird ihm zugetragen. Wenn ſein Vater meint, daß er zum Mann geworden, bringt er zwey Kiris herbey, Stöckchen an beyden Enden mit Knöpfen verſehen, das eine gibt er ſeinem Sohn, das andre behält er; mit dieſem fechten ſie oftmals; ſo bald es dem Sohn gelingt, den Vater zu Boden zu ſchlagen, erklärt dieſer jenen ſogleich für mündig und ſezt ihn an ſeiner Statt zum Häuptling des Craals ein.

Die Corannas ſetzen, ſo wie die Buſchmänner, ihre bejahrten Leute aus, um von den wilden Thieren zerriſſen zu werden. Zur Entſchuldigung dieſes grauſamen Gebrauchs ſagen ſie, dergleichen Perſonen ſeyen zu nichts mehr nutz, und verzehren nur unthätiger Weiſe die Nahrung, welche Andere genießen könnten. — Dieſe Leute thuen nichts, umſich Unterhalt zu verſchaffen, als daß ſie ihre Kühe melken, ſie bereiten nicht einmal die Häute zu ihrer Kleidung, ſondern tauſchen ſie gegen ihr Vieh von den Bootſchuanas ein. Eben ſo wenig geben ſie ſich damit ab, ſelbſt den Ocher zum Bemalen ihres Geſichts zu holen; ſie tauſchen ihn von den Griquas gegen Ochſen und Schaafe ein.

Welchen Weg müſſen dieſe Völkerſtämme durchwandern, bis ſie zu einiger Bildung gelangen können! Sollte es den Miſſionaren gelingen, ihnen die erſten Schritte auf ihm thun zu laſſen, ſollten ſie auf ihm einzig durch friedliche Geiſtesentwicklung fortſchreiten, wie dieſe wackern Männer es vorhaben, ſo müßte die Kultur, aus dem Todtenmeer dieſer Halbmenſchen entſproſſen, ganz befremdliche Blüthen entfalten. Bis jezt gelang den frommen Männern keine Bekehrung, weil dieſes Volk ſeinen alten Sitten und Begriffen unerſchütterlich ergeben iſt. Sollte ſich einer ihrer Häuptlinge bekehren, ſo würde er der feindſeligſten Verfolgung ausgeſezt ſeyn; einer aus der Klaſſe der Armen oder ein Greis würde weniger Aufſehen erregen, weil dieſe ſehr verachtet ſind. Die Häuptlinge verdachten es den Miſſionaren jedesmal, wenn ſie wahrnahmen, daß ſie ſolchen Verachteten Nahrung mittheilten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz - Nachrichten.

Paris, den 2. April.

(Fortſezung.)

Obſchon Roſſini hier einen bedeutenden Anhang von Dilettanten erworben hat, ſo haben doch nicht alle ſeine Opern Aufnahme gefunden; ſeine Elisabetha, welche im Saale der großen Oper zur Benefizvorſtellung der Mad. Mainvielle Fodor gegeben wurde, wäre beynahe durchgefallen, wenn in dem großen Opernſaale, wo das Publikum weit ernſthafter und geduldiger iſt, als bey den andern Theatern, jemals ein Stück durchfiele. Die Gazza ladra und der Barbiere di Siviglia ſind die einzigen, welche fortwährenden Beyfall erhalten haben, ob zwar in Hinſicht der leztern Oper geklagt wird, daß die Italiener jezt das komiſche Fach, in welchem ſich ihre Opern auszeichneten, verlaſſen, und ſich in die langweiligen Dramen und in die gräulichen Melodramen der Pariſer Boulevards Theater werfen, wozu ihre Muſik nicht geſchaffen iſt, und folglich nicht paßt. Allein andererſeits hatte man ſich auch ſo ſehr über den elenden Text der meiſten komiſchen italieniſchen Opern beklagt, und die Italiener ſelbſt hatten dieß Elende ſo wohl gefühlt, daß es ihnen wahrlich nicht zu verdenken iſt, wenn ſie endlich eine andere Bahn zu brechen geſucht haben. Nur müſſen freylich ihre Kompoſiſten ſich auch nach dieſer Veränderung fügen, und nicht, wie Roſſini in der Gazza ladra, ein Todeslied im Tempo eines Walzers ſchreiben, denn ſonſt würde der Ruf der Abgeſchmacktheit, den ſich die Verfertiger der Libretti zugezogen hatten, von dieſen Textſchreibern zu den Tonkünſtlern übergehen. Jedoch bleibt noch immer die Frage, ob die italieniſchen Tonkünſtler auch eben ſo viele Anlage zur pathetiſchen Muſik beſizen, als ſie in der komiſchen ſtets bewieſen haben.

So wie die italieniſche Oper an Mad. M. Fodor eine Hauptſtüze verliert, ſo erleidet auch das Gymnase dramatique an dem vortreflichen Komiker Perlet einen großen Verluſt, womit es eine eigene Bewandniß hat. Als dieſes Theater vor einigen Jahren errichtet wurde, wurde ihm zur Hauptbedingung gemacht, daß wenn die königlichen Theater einen Schauſpieler vom Gymnase dramatique verlangen würden, es genöthigt ſeyn ſolle, ihn herzugeben; man hatte nämlich die Unternehmung des Gymnase dramatique als eine Pflanzſchule für angehende Schauſpieler der Regierung dargeſtellt, und dieſe hatte daher auch ſogleich Vortheil aus dieſem Unternehmen ziehen wollen, und daher jene Bedingung mit der Erlaubniß zu ſpielen verbunden. Vielleicht hatten die Unternehmer ſelbſt das Drückende einer Bedingung nicht eingeſehen, wodurch ſie ſtets von allen guten Schauſpielern, die ſich am Gymnase zeigen oder bilden würden, beraubt werden kann. Dieſer Fall iſt wirklich eingetreten. Durch ſein großes Talent im Komiſchen hat Perlet ſich einen ſolchen Ruf erworben, daß die gentils hommes de la chambre, welche die Aufſicht über das Théatre français haben, ihn für dieſes Haupttheater gut genug befunden, und daher dem Gymnase dramatique den Befehl haben zuſtellen laſſen, Perlet zu verabfolgen. Dieſen Befehl hat denn das Gymnase dramatique dem Schauſpieler notifiziren müſſen. Perlet aber, der keinem Kammerherrn in der Welt zu Gebote ſtehen will, und nicht die mindeſte Luſt hat, zum Théatre français überzugehen, hat den Ruf ausgeſchlagen, wozu er auch das völlige Recht hatte; aber in dem Fall ſoll er auf keiner Bühne von Paris mehr auftreten können, und deßhalb hat er der Direktion des Gymnase dramatique einen Prozeß angehängt, weil ſie, anſtatt ihren Kontrakt mit ihm zu erfüllen, ihn auffordert, zu einem andern Theater überzugehen, womit er nichts zu ſchaffen hat. Die arme Direktion befindet ſich ſehr in der Klemme; ſie hat Perlet aufſagen müſſen, weil es eine Bedingung ihres Patentes war, und nun muß ſie gegen ihn Prozeß führen, um ihr Aufſagen zu rechtfertigen, obſchon ſie ihn gern behalten möchte: gewinnt ſie den Prozeß, ſo verliert ſie den Schauſpieler; verliert ſie aber den Prozeß, ſo erleidet ſie einen doppelten Verluſt. Unterdeſſen hat Perlet aufgehört zu ſpielen; das Publikum ſchreit, daß man ihm ſeine Freude verdirbt, und ihm einen Schauſpieler raubt, welcher ihm alle Abende die ſtarken Auflagen und die Umtriebe der Obſkuranten in Vergeſſenheit brachte. Da man hier das zahlende Publikum der Theater nicht gern vor den Kopf ſtößt, ſo vermuthe ich, daß man es doch für rathſam erachten wird, ihm nachzugeben, wofern nicht etwa die obern Theater, welche auf das kleinere Gymnase dramatique neidiſch geworden zu ſeyn ſcheinen, es zu hintertreiben ſuchen.

Wie Perlet mit der Direktion des Gymnase dramatique in den Haaren liegt, um ſich nicht von einander trennen zu müſſen, ſo hatte Potier, der längſt bekannte komiſche Schauſpieler, aus entgegengeſezten Gründen einen Prozeß mit dem Theater der Porte St. Martin, das er gern wieder verlaſſen wollte, um zu der Brunetſchen Bühne zurückzukehren, worauf er ſeine Laufbahn rühmlichſt begonnen hatte. Schon einmal war er dazu verdammt worden, noch fernerhin auf der Bühne der Porte St. Martin jährlich 30 000 Franken zu gewinnen; dem ungeachtet wollte er fort, und begann von Neuem an zu prozeſſiren. Da ſich dieß aber ſehr in die Länge zog, und ihm, wie es ſcheint, die Geduld ausging, ſo nahm er neulich unerwartet ſeinen Abſchied von der Porte St. Martin, und trat des Abends mit großem Beyfall unter ſeinen alten Kameraden wieder auf; und noch jezt läßt er Advokaten und Richter über die Frage, ob er berechtigt ſey, die Porte St. Martin zu verlaſſen, den Civil- oder den Handelskodex nachſchlagen. Dieß Ausreißen wird von ſeinen Bewunderern als das beſte Stück angeſehen, das er noch geſpielt hat, und bey ſo bewandten Umſtänden wird die Direktion des Theaters der Porte St. Martin es wohl fürs Klügſte halten, ihn fahren zu laſſen. Dieſes Boulevard Theater beſteht ſich auch beſſer bey den grauſenden Melodramen, bey welchem dem Volke die Haare zu Berge ſtehen, und worin es tüchtige Gefechte, leidende Unſchuldige und unerbittliche Tyrannen gibt, als bey kleinen witzigen Luſtſpielen und Vaudevillen, welche dieſer Klaſſe nicht ſo ſehr zuſagen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 34.

Digitized by Google

Nro. 101.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. April 1822.

> Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
> Für den erträglichern zu halten.
>
> Nathan der Weiſe.

Fragmente aus einer Miſſionsreiſe im ſüdlichen Afrika.

(Beſchluß.)

Eine andre Völkerſchaft, die Latakoo, ſcheinen weniger ſtumpfſinnig. Wenn einer ihrer Häuptlinge einen Sohn hat, ſucht er, ſobald er ein Paar Jahr alt iſt, den Sohn eines ſeiner Diener von gleichem Alter, um ihn mit dem ſeinen wie Freund zu Freund aufwachſen zu laſſen. Knaben, die auf dieſe Art der Dienſtbarkeit enthoben ſind, erhalten von ihren Herrn oft die Erlaubniß, einige Tage lang den Schmuck eines Häuptlings zu tragen; gelingt ihnen bey ihren Wanderungen irgend eine That, ſo dürfen ſie in den öffentlichen Zuſammenkünften ſprechen, aber keinen Vorſchlag thun. Gewöhnlich ſchließen ſie ſich in ſolchen Verſammlungen dem Könige an, und vertheidigen ihn gegen die Reden der Häuptlinge, die ſie Thoren zu nennen die Freyheit haben; eben ſo dürfen ſie für, oder gegen ihre Gebräuche ſprechen. Der König hält ſtrenge Juſtiz, und vollzieht ſie ſelbſt. Der Miſſioner ſah ein Beyſpiel, wo ein junger Burſch, weil er eine Ziege geſtohlen, von des Königs eigner Hand, indem er einen ſeiner Diener zum Gehülfen hatte, mit Gerten vom Rhinoceros-Fell, grauſam gegeiſſelt wurde. Nachdem beyde eine Zeitlang zugeſchlagen, forderten die Umſtehenden: der König ſolle aufhören; und er that es ſogleich. Der Beſtrafte ſchien murren zu wollen, ward aber von einem der Umſtehenden hart geſtoßen und am Sprechen verhindert, worauf er ſich auch bedeuten ließ und ſeine Kleidung wieder anlegte. Dem König ſchien der ganze Vorgang wenig Gemüthsbewegung zu machen, und ganz im Geſchäftsſtyl zu ſeyn. Nach den Begriffen dieſer Leute würde es ſo unmännlich ſeyn, bey einer ſolchen Züchtigung Schmerz zu äußern, daß der Miſſionar meint, man würde dieſen Burſchen bey der geringſten Klage umgebracht haben.

Der König ſcheint in Latakoo als einziges Oberhaupt anerkannt zu ſeyn und wird Malende O-Iſſ genannt. Die andern Häuptlinge werden als ſeine vornehmeren Diener betrachtet und heißen Calla Koß, die geringern aber, Maklamka. Der König darf Ländereyen vergeben, allein nur ſolche, welche kein Häuptling im Beſitz gehabt hat, wenigſtens nicht ſo lange dieſer lebt. Was das große Anſehen des Königs noch mehr beweiſt, iſt der Einfluß, welchen man ihm bey dem Regenmacher zumiſſt. Bey anhaltender Dürre bittet ihn das Volk, dieſem wichtigen Mann Geſchenke zu geben, weil man glaubt, daß die ſeinen mehr wie die Anderer erlangen werden.

Dieſe Völkerſchaften haben alle eine Menge Aberglauben. Mancher ſcheint urſprünglich auf einer uns freylich unbekannten oder falſch beurtheilten örtlichen Naturbeſchaffenheit zu beruhen. Die Bootſchuanas halten alle Fiſche für unrein und ſpeiſen ſie nicht. — So lange das Getreide auf dem Felde ſteht, dürfen verſchiedne Baumarten nicht gefällt werden, weil dieſes den Regen verhindern würde. — Sollte vor den Monat December ein neblicher Morgen eintreten, ſo darf niemand eine Reiſe antreten, oder im Felde arbeiten; das würde auch den Regen verhindern. Die Weiber übertreten hie und da dieſes Gebot, werden aber von den Männern ſtets zurück getrieben. Den Tag, an welchem Jemand in der Stadt ſtirbt, darf Niemand aufs Feld gehen. — Lufterſcheinungen erſchrecken ſie ſehr. Wie ſich einſt eine ſolche während ihres Tanzes ſehen ließ; hörten ſie ſogleich auf, und ſchlichen nach Haus. — Elephanten müſſen, während das Getreide im Wachsthum iſt, getödtet werden; auch darf kein Zahn eines ſolchen Thieres berührt werden, bis es hinlänglich geregnet hat, ſonſt könnte es zu früh aufhören. — Der Miſſionar bat einſt gleich nach dem Frühſtück einen ſeiner Gefährten ihm eine ihrer Geſchichtchen zu erzählen, erhielt aber zur Antwort: vor Sonnenuntergang dürften ſie das nicht, ſonſt fielen ihnen die Wolken auf den Kopf herab. — Der Neumond wird ſtets als ein Feyertag begangen; wie es in einem Lande ſehr natürlich iſt, wo es an Kerzen und Lampen fehlt. Alles Gute, was ihnen wird, ſchreiben ſie den Regenmachern zu; alles Ueble, Krankheit, ſchlechte Ernten, Tod, glauben ſie von einem überirdiſchen Weſen zu empfangen, das feindſelig gegen die Menſchen geſinnt iſt. — Einige Bootchuanas trugen ein Wieſel, oder ähnliches ſehr lebenvolles Thier an ihrem Körper, weil ſie glaubten, daß es den Tod von ihnen abwehren ſollte. — Wenn ein Weib Zwillinge gebiert, wird eines der Kinder getödtet; wirft eine Kuh zwey Kälber, trifft das eine eben dieſes Loos, oder es wird in die Wildniß gejagt.

Wir fügen noch ein Wort von dem ſogenannten Einhorn hinzu, welches Hr. Campell in Mashow geſehen hat, und wovon ſich jezt ein Schädel in dem Muſeum der Geſellſchaft der Miſſion in London befindet. Anfangs hielt man es für ein Rhinoceros; nach genauer Unterſuchung weicht aber die Form des Schädels von ihm ab. Engliſche Journale haben Abbildungen von dem Kopfe dieſes Thiers gegeben, allein es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie ſehr treu ſind, da die ganze untere Kinnlade, weil der ganze Kopf zum Transporte zu ſchwer war, an Ort und Stelle, wo das Thier getödtet ward, abgelöſt wurde. Dieſer Unterkiefer fehlt auch dem im obenerwähnten Muſeum befindlichen Schädel. Die Londner Gelehrten halten das Thier für das Einhorn der heiligen Schrift. Der Kopf hat die Größe eines Fäßchens, das achtzehn bis zwanzig Maas hält. er mißt drey Fuß von dem Rachen zum Ohr. Da er ſolcher Geſtalt viel größer iſt, wie der Rhinoceros-Kopf, iſt zu vermuthen, daß es auch größer wie dieſes eilf Fuß Länge meſſende Thier ſey. Die Eingebornen äußerten gar keine Befremdung bey dem Anblick dieſes Kopfes; ihr Stumpfſinn machte ſie entweder unachtſam darauf, oder ſein Anblick war ihnen nicht fremd. Das lange, grade, über der Naſe ſtehende Horn gleicht an Geſtalt dem Einhorn des engliſchen Wappens: ein kleines, wenige Zoll hinter dem erſten ſtehendes, iſt in einiger Entfernung nicht ſichtbar. Das Große hat keine Höhlung; die Einwohner machen aus einem derſelben vier Stiele zu Aexten. Die Begleiter des Miſſionars verwundeten ein zweytes dieſer Thiere, das ſie vor noch viel größer hielten. Die Hottentotten verſicherten, es ſey ſo groß wie vier Ochſen, oder vier Pferde, und nähre ſich gänzlich von Kräutern. Hoffentlich werden ſich die engliſchen Naturforſcher bald genaue Zeichnungen des ganzen Thiers zu verſchaffen wiſſen.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſetzung.)

Aloyſie war tief bewegt, ſie hatte Blumen gepflückt, und konnte kaum die Thränen unterdrücken. Ich faßte ſie unter dem Arm, und eilte mit ihr nach Mehlem zu. Als ich in ſie drang, mir die Urſache ihrer ungewöhnlichen Rührung anzugeben, ſagte ſie mir: Ach, es war auch am heiligen Pfingſttag, wie ich zu der Muttergotteskapelle wallfahrtete, die heilige Jungfrau um ein recht zufriedenes ergebenes Herz zu bitten, damit ich nicht die ernſten Pflichten, die meiner harrten, mit Widerwillen vollzöge. Es ward mir wohl nach meinem eifrigen Gebet, aufrichtig zu jedem Opfer bereit, und doch ſo recht von Herzen demüthig; ich äußerte denn auch die Zuverſicht der Erhörung meiner mich begleitenden Baſe. — „Ja gewiß, die heilige Jungfrau hat das Gebet der frommen Unſchuld erhört, die ja nichts anders flehen konnte, als um Dauer des Seelenfriedens, der aus dieſen Zügen ſpricht, und ſie zur Engelreinheit verklärt." — Ein junger ſchlanker Mann, mit dem Blick ernſter Schwermuth in den wunderſchönen Augen, hatte dieſe Worte geſagt. Die verſtändige Baſe antwortete ſtatt meiner, da ich noch verlegner durch dieſe Ueberraſchung des Worts nicht mächtig war, dem ſich unbemerkt uns genäherten Fremden. Ja, ſagte ſie, möge Gott und die hohe Himmelskönigin dieß gute Kind in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten ſtärken, und ihr den frommen, gläubigen Kinderſinn, höher als Vernunft, erhalten. — Wie, fiel jener ein, ſollte auch dieſer holden Geſtalt der ſchreckliche Kampf zwiſchen Pflicht und Herz drohen? O, es kann nicht ſeyn, nein, ſolcher zarten Jugend werden nur leichte Bürden aufgelegt, keine der Art wie ſie mein Inneres zerreißen, o beten Sie für mich, (das ſagte er zu mir gewendet), daß die furchtbare Entzweyung in mir ſich ende und wäre es auch durch den Tod. — Ich ſtammelte in meiner Befangenheit etwas, was beruhigen und Glück verheißen ſollte, heraus, er gab mir ein Sträußchen von Ehrenpreiß, Mannsſchild, Marienſchuh und Tauſendgüldenkraut (ich bewahr es noch) und ſprach dazu: Zur Erinnerung der Morgenſtunde, die erquickenden Hoffnungsſchimmer in ein entmuthigtes Herz geträufelt. — Da oben auf dem Godesberg blühen auch ſolche Blümchen, ach, muß denn alles, alles mir ſein Bild zurückrufen! — Die Baſe nahm ſein Anerbieten an, uns auf einen wenig bekannten Waldpfad, den er auf ſeinen Streifereyen zufällig entdeckt, nach Haus zu führen, und ſo der

Hitze und dem Staub zu entfliehen. Der Fremde war ihr ſo lieb wie ein Sohn geworden, und da ſie nicht vermuthete, daß er uns mehr wie ein Bruder werden könne, ſo geſtattete ſie Riedheimen, oder wie ich ihn lieber nenne, Roderichen, den Zutritt in ihr Haus; während ihn Dienſtgeſchäfte in unſerer Stadt hielten.

Roderich war der Sohn eines ſehr reichen Kaufmannes. Im Ueberfluß erzogen, hielt ihn doch eine ernſte, zum Beſchaulichen ſich neigende Sinnesart ab, ſich im Strudel der Zerſtreuungen zu verlieren, und mit einer oberflächlichen Bildung ſich zu begnügen; er litt weder an Uebermuth, noch an Ueberdruß, wie ſo manche das Leben bis zur Hefe ausſchlürfende Jünglinge. Eben hatte er die Univerſität verlaſſen, und bereitete ſich zu einer Reiſe durch einen Theil Europas vor, als der völlige Bankerott ſeines Vaters, und kurz darauf auch deſſen Tod erfolgte, und ihn ganz allein auf ſich verwies. Nur die Gläubiger wollte er befriedigen, ſich ſelbſt dabey vergeſſend, und ſo blieb ihm kaum ſo viel übrig, ſich auszurüſten. Schmerzliche Erfahrungen begleiteten ihn auf ſeine neue Laufbahn. Ein Mädchen ihm zur Gattin beſtimmt, die ihn wärmer zu lieben ſchien, als ers je vermocht, wandte ſich von dem Verarmten bitter und ſchonungslos ab, ähnliche Zurückſtoßungen erfuhr er von Freunden und Bekannten; und auch den Stand des Kriegers wählte er aus Nothwendigkeit, nicht aus Neigung. Ihn hatte das Loos bey der Konſcription getroffen, und ſeine mathematiſchen Kenntniſſe beförderten ihn bald zum Offizier; wie gern hätte er für ſein Vaterland, für ſeine Idee ſein Blut vergoſſen, aber die Sache, für die er focht, konnte ihn nicht begeiſtern, des Weltüberwinders großartige Eigenſchaften verblendeten ihn nicht gegen ſeine verderblichen, er ſah in ihm nicht den Helden, nur den Unterdrücker Deutſchlands, der mit ſeinem Ehrgeiz nur erſchüttern nicht wieder aufbauen kann, und recht oft mußte ſich Roderich es vorſagen, daß er auch als willenloſer Söldner noch mancher Unbill ſteuern und eine Saat ausſäen könne, die, wenn auch ſpät, doch gewiß zur fruchtbaren Ernte reiſe, um nicht das Gewehr wegzuwerfen, unbekümmert, was daraus für ihn entſtehen könnte. Nie erklärte er mir in deutlichen Worten ſeine Liebe, vielmehr ſagte er mehr als einmal, daß es die ſchärfſte Ahndung verdiene, wenn Jemand in ſeinen Verhältniſſen an ſein trauriges Geſchick noch ein geliebtes Weſen binden wolle, aber ich errieth doch ſeine herzliche Neigung zu mir, und ich mag's denn wohl auch nicht ſo ganz verhehlt haben, daß ich durch ihn zu einem lebhaftern Gefühl, als meine harmloſe Jugend es gekannt, erwacht ſey. — Ach, er war ſo tapfer und edelmüthig, und gut und ſchonend, ein Löwe in der Schlacht, ein Tröſter und Helfer den Beſiegten im Standquartier. — Auch in Spanien, ſo erzählte einer ſeiner rückkehrenden Kriegskameraden, war er der wenigen Einer, die nicht von Partheywuth fortgeriſſen, immer menſchlich blieben. Kurz vor ſeinem Tode erhielt er noch durch Muth, Geiſtesgegenwart und Güte, einem vornehmen Spanier und ſeiner Tochter Leben und Ehre. — Nein, ich kann nicht wieder lieben, und meine Hand ohne mein Herz weggeben, nimmermehr! Darum wer mir gut iſt, ſpreche mir nicht von einer zweyten Ehe.“

Wir hatten indeſſen Mehlem erreicht, von wo aus uns ein leichter Nachen hinüber nach Königswinter trug; welchen Flecken wir nicht erſt beſahen, ſondern gleich auf den Drachenfels wanderten. Es iſt dieſer Berg wohl nicht der höchſte, aber gewiß an Ausſicht der ſchönſte des romantiſchen Siebengebirgs. Faſt ſenkrecht ragt er dicht am Rhein empor, jenſeits verläuft er ſich ſanfter. Der Weg hinauf führt durch ſo liebliches Grün, auf ſo weichem Boden, daß auch des Gehens Ungewohnte ihn nicht beſchwerlich finden. Weit über hundert Perſonen waren mit uns auf der herrlichen Höhe, natürlich nicht zu gleicher Zeit, kommend und gehend, in größern und kleinern Geſellſchaften, jedes Alters und Standes. Das bunte Treiben war in Uebereinſtimmung mit dem hellen ſonnigen Morgen, dem in Laub und Luft ſingenden und rauſchenden gefiederten Chor, der überaus-fröhlichen Gegend; der laute Tag fordert Gewühl, wie die Morgen- und Abendröthe Einſamkeit; jener iſt Gegenwart, dieſe ſind Zukunft und Vergangenheit, ſie erregen Sehnſucht, jene eine hoffend ahnende, dieſe eine wehmüthig beſänftigende, und ſo bedingen ſie Stille. — Nahe am Gipfel des Bergs iſt ein Denkmal für die deutſchen Freywilligen der Rheingegenden des Jahrs 1814 errichtet, mit paſſenden Inſchriften. Auf dieſem Platz war das Wogen und Drängen am lebhafteſten. Zu Nutz und Frommen der Kaffeeliebhaber war eine Art von Marketenderey unfern der Spitzſäule aufgeſchlagen. So ein tüchtig dampfendes Feuerchen gehört nothwendig zu einer Landparthie, es erinnert an das Treiben der Zigeuner, das in der Idee ſo romantiſch ausſieht. Manche Leute hatten denn auch ein Frühſtück mitgenommen, und verzehrten es, gruppenweis ins Grüne gelagert. Auch Aloyſie und ich, mehrere Bekannte treffend, ſezten uns bald hier bald da zu den Schmauſenden, und gaben unſer Gutachten über den Geſchmack der verſchiedenen mineraliſchen Waſſer, die man, nach ächt rheinländiſcher Sitte, mit Wein gemiſcht, ſich trefflich munden ließ. Erkannte man nun auch den Brunnen von Selters als Oberherrn, ſo gabs doch auch Vaſallen, die ſich neben ihm recht gut ſehen, d. h. ſchmecken laſſen durften, und es iſt wohl nur zufällig, wenn dieſer und jener im Auslande mehr beliebt iſt. Der Tongesſteiner wurde von Vielen und auch von uns hoch geprieſen, er iſt ungemein erfriſchend, und perlt und ſchäumt, wie irgend einer. Er entſpringt unfern der Grabſtätte der heiligen Genoveva, nicht weit vom wunderbaren Laagerſee, dem man den vulkaniſchen Urſprung ſo deutlich anſieht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Krämer und der Scharfrichter.

Eine hiſtoriſche Anekdote.

In der handſchriftlich hinterlaſſenen Haus-Chronika des Pfarrers Jakob Meyer von Winterthur, wird unter den Nachrichten aus der Schlacht bey Kappel (1531) erzählt, was folgt:

„Andreas Geßner (ein Oheim des großen Conrad Geßner und der Stammvater der gegenwärtig in Zürich blühenden Familie Geßner), ein Gewürzkrämer, empfing in während dem Conflict vierzehn Wunden, lag auch ſehr ausgeblutet mit unter allem Jammer. An den alſo halb Todten kam beſagter Scharfrichter (der Scharfrichter von Zug, der alle Verwundeten enthaupten mußte) auch, ſeinen grauſamen Befehl zu exequiren. Dem ruften die andern örtiſchen Knecht zu: Schone, ſchone, das iſt unſer Andresli Geßner, der uns Gewürz bracht; wir wollen ihn nehmen! Ward geheilet und hernach von ſeinen Zünften zur Saffran (der Krämerzunft in Zürich) mit der Zunftmeiſterſtelle geehret. Als er dort ſterben ſollte, ſchreibt man, habe er auf der Allment geſprochen: O! Verzeihe mir Gott meine Sünden, ich bin ein Krämer gſyn; deſſen der Nachrichter ſelbſt gelachet habe.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, vom 24. Febr. und 24. März.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.“

Schiller.

Der Kurze iſt ſchuld, daß die Batterie das Februar-Manövre verſäumt hat. Sie wartete auf ſeine Munition, die am beſten knallt, und daher zu Signalſchüſſen am brauchbarſten iſt; er ließ aber darauf warten bis zum März.

Brief des Kurzen.

„Wollt' eigentlich gar nicht mehr theaterkritiſiren, keine Ehre mehr dabey! Donnerwetter! wenn getadelte Schauſpieler ſich's herausnehmen dürfen, auf öffentlicher Bühne die Theater-Recenſenten in effigie mit pöbelhaften Injurien zu bedecken;“ (iſt denn das in Berlin paſſirt? Nicht möglich!) „ſo iſt ja die ganze deutſche Breter-Republik unter aller Kritik;“ (Oho!) „und man muß ſich ſchämen, in irgend einer Berührung mit ihr zu ſtehen.“ (Bah! Um wieviel geht's denn in der literariſchen Republik beſſer her?) „Freylich iſt's allemal ein Schächer, der ſich ſo weit vergißt;“ (Talma hat ſich gegen Geoffroi noch weiter vergeſſen) „aber wenn nun gar ganze Theater in Maſſe gegen die Kritik ausziehen mit antikritiſchen Pamphlets, Paſquinaden u. ſ. f.! Das ſollten doch die Direktionen nicht leiden!“ (Manche leiden es auch nicht. Bey dem Leipziger Stadt-Theater beſteht, ſo viel ich weiß, ein Geſetz, nach welchem der Schauſpieler einen Theil ſeiner Gage verliert, wenn er an irgend einer Diſcuſſion in öffentlichen Blättern über dieſes Theater Theil nimmt.) „Wofür ſpielen ſie denn, wenn ſie nicht beurtheilt ſeyn wollen?“ (Das wollen ſie, aber ad modum der Abendzeitung.) „Neu Stück: Quintin Meſſis von J. v. Voß. Ein Malerſchauſpiel, ein Künſtlers Erdenwallen in einem andern Gebiete, hie und da ein wenig zu ſchleppend, aber gut.“ (Siehe den Dramaturgen) „nur zuviel auf den diametralen Gegenſatz losgearbeitet. Die Geſchichte ſteht in ſeinen Erzählungen, iſt die Magdalene. Gut beſetzt, z. B. die Stich, Beeſchort, Wolff, Lemm. Wolff war = Quintin – x, weiß nicht, woran's lag, doch war das x nicht groß. Der Kontraſt von Handwerk und Kunſt kam mir zu gemacht vor, kann auch am Dichter liegen; vielleicht war nur Wolff äuſſerlich nicht Schmied genug.“ (Realiſmus!) „Novize: Dem. Reinwald d. j. Clärchen im Verräther, hat Anlage.“

Aus den Briefen des Dramaturgen.

„Ich weiß nicht, unter welche Gattung von Malerſchauſpielen der Verf. des Vandyk, der dieſe Gattung aufgeſtellt hat, den Quintin Meſſis rechnen würde; aber ſo viel weiß ich, daß er im Hauptgedanken dem Vandyk weit vorzuziehen iſt. Liebe und Kunſt ſtehe im Widerſtreit, das widerſteht dem unbefangenen Kunſtſinne. Im Quintin iſt's umgekehrt: das Maler-Talent ſchläft im Schmiedegeſellen, die Liebe zur Künſtlerstochter weckt es, facht es an, bringt's zum Ausbruche. Ohne die Tableaux-Spielerey iſt doch viel Theatraliſches im Stücke, nur merkt man deſſen Abſichtlichkeit bisweilen.“

Briefe der conſtitutionell geſinnten Dame.

„Da man jezt nichts Geſcheidtes ſpielt; ſo will ich was leſen. Schreiben Sie, was iſt jezt das berühmteſte, dichteriſche Drama!“ (Der Freyſchütz, Leipzig b. Göſchen.) Auch gefällt mir die franzöſiſche Deputirtenkammer, das Türkenthum, und die von einem Kapuziner bekehrte Königin von Thibet nicht — die ganze Welt gefällt mir nicht, ich muß mich nur in mich ſelbſt zurückziehen, ich will etwas zur Erbauung leſen, ſchreiben Sie, was!“ (Die Gedanken einer frommen Gräfin vom Verfaſſer der falſchen Wanderjahre.)

„Haben Sie ſchon wieder einmal Krieg? Ich meine den, wegen der nicht ganz abgedruckten Vertraulichkeit über den Oreſtes und über Ihr unförmliches Literaturblatt. Sie ſind und bleiben ein Quermenſch! Was Sie nicht ſollen drucken laſſen, das laſſen Sie drucken, und was Sie ſollen drucken laſſen, das laſſen Sie nicht drucken. Wo iſt denn mein Februarbrief?“ (Hier oben ſteht er.) „Gewiß ſtecken Sie wieder einmal in Leipzig.“ (ich bin ſeit vor. Sommer nicht aus W. gekommen; es iſt gar zu hübſch hier) „und ſehen die Wolffs, und ſchreiben dann wieder eine Ellenlange Kritik drüber in das Morgenblatt, wie vor drey Jahren.“ (nicht kapable mehr, ich bin ganz aus der Routine gekommen) „da kann ich warten auf die Vierundzwanziger bis zum Strahlauer Fiſchzuge. Wolff hat etwas aus Malsburgs Calderon bearbeitet, die ſchwere Wahl (?) glaub' ich, ich kenn' es noch nicht, es wird aber wohl ſchön ſeyn, denn der Aeſthetiſche bewitzelt es giftig, er verſteht das Zarte und Ritterliche nicht, er iſt nicht von Adel. Koreffs Oper Aucaſſin und Nicolette iſt aufgeführt, ſie gefällt mir. Aber wer hat denn geſagt, im Lit. Blatte, ſie könnte nicht aufgeführt werden, es wäre zu viel Verſtand und Poeſie für eine Oper darin?“ (Ich nicht.) „Man hat das Ueberleſe heraus gethan, und damit gut. Der gebrochene Offizielle iſt wieder geſund.“

Ich gratulire. Müllner.

Räthſel.

Mein Haus iſt eng und dicht verſchloſſen,
Von keinem Menſchen aufgebaut,
Ich harre darin unverdroſſen,
Ob mir des Daſeyns Morgen graut?

Iſt mir das Leben aufgegangen,
Heb' ich mich über dich empor,
Sehnſüchtig folgt mir dein Verlangen,
Und gerne leih'ſt du mir dein Ohr.

Nichts kann mich gegen dich beſchützen,
Wenn deines Heerdes Feuer brennt,
Nach Laun' und Willkür mich zu nützen,
Ward dir vom Schickſal ſelbſt vergönnt.

Man findet mich in jedem Lande,
Bald bin ich klein, bald groß zu ſehn,
Doch weiß man an des Niles Strande
Am beſten mit mir umzugehn.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 95.

Wegweiſer.

Digitized by Google

Nro. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. April 1822.

> Wo der Geiſt iſt, da iſt Freyheit. Je mehr wir des Lebens in uns haben, je freyer ſind wir.
>
> Aus einem Brief Georg Forſters.

Bolivar.

Bolivar (Simon) Generaliſſimus der Independenten von Venezuela und Präſident der Republik Columbia, iſt geboren gegen das Jahr 1785 und der Sohn ausgezeichneter Eltern zu Carracas. Er gehörte unter die kleine Zahl der Koloniſten, welchen man erlaubte, Europa zu bereiſen. Nachdem er ſeine Studien in Madrid gemacht hatte, begab er ſich nach Frankreich. Das Angenehme ſeiner Manieren, und andre perſönliche Eigenſchaften, verſchafften ihm Zutritt in Geſellſchaften; allein mitten unter den Vergnügungen ließ ihn ſeine ſtarke, heiße Einbildungskraft ſchon vorempfinden, was er einſtens in ſeinem Vaterlande unternehmen könnte: in einem Alter von 22 bis 23 Jahren faßte er ſchon den Entſchluß, es unabhängig zu machen. Während ſeines Aufenthalts zu Paris, wendete Bolivar beſondern Fleiß an, ſich die dem Krieger wie dem Staatsmanne nöthigen Kenntniße zu erwerben; und knüpfte damals ſchon Verbindungen an, die ihn in ſeinen Hoffnungen nur mehr beſtärkten. Unter die Zahl ſeiner Freunde gehörten auch Alexander von Humboldt und Bonpland; er reiſ'te mit ihnen; und zur Vollendung ſeiner Studien und ſeiner Bildung durchſtreifte er England, Italien, und einen Theil Deutſchlands. Nach ſeiner Zurückkunft nach Madrid, vermählte ſich Bolivar mit der Tochter des Marquis d'Uſtariz. Bald darauf ging er nach Amerika, und war in dem Augenblicke an Ort und Stelle, als ſeine Mitbürger ſich entſchloſſen, die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen. Bolivar vereinigte alle Vortheile, die geeignet waren, ihn einſtens an die Spitze der Revolution von Carracas zu ſtellen; da er aber das von dem Kongreß von Venezuela angenommene Syſtem nicht billigte, ſo wollte er ſich nicht mit Don Lopez Mendez für das Intereſſe der neuen Regierung nach England begeben: er entzog ſich ſogar den Geſchäften, ohne jedoch aufzuhören, unter die Zahl der Freyheitsfreunde zu gehören. — Im Monat März 1812 brachte ein Erdbeben großes Unglück über die Provinz, und zerſtörte außer mehrern Städten auch Carracas, ſo wie alle Kriegsvorräthe und Magazine. Neue Unruhen folgten dieſer Kataſtrophe, die ungefähr 20,000 Menſchen das Leben gekoſtet hatte, und die bald der Gegenſtand eines nicht ſehr patriotiſchen Eifers wurde. Die Prieſterſchaft ſchmeichelte ſich, mit Benutzung dieſes unglücklichen Ereigniſſes, ein abergläubiges Volk wieder unter die alte Ordnung der Dinge zu bringen, und führte an, der Himmel zürne über ihre Vermeſſenheit, und unterließ nicht, begreiflich zu machen, der Tag der Verheerung ſey gerade der Jahrestag der Inſurrektion geweſen. Die leichtgläubigen Geiſter wurden durch dergleichen verführende Predigten verwirrt oder unterjocht; die dadurch verurſachte Zwietracht ſchwächte die Independenten ſehr, und der ſpaniſche General Monteverde, der ſich beeilte, ſie in dieſer traurigen Lage anzugreifen, erfocht mehrere Vortheile über ſie. Die Gefahr, worin das Vaterland ſchwebte, erlaubte Bolivar nicht länger unthätig zu bleiben: er begab ſich zu dem General Miranda, der zu Dumouriez Zeiten in den Reihen der franzöſiſchen Armee gefochten hatte, und nun in einer andern Hemiſphäre der Sache der Freyheit diente;

dieſer General aber hatte beſonderes Unglück erfahren, und war genöthigt bis nach Vittoria ſich zurückzuziehen; Bolivar ſelbſten war nicht glücklich in ſeinen erſten Unternehmungen. Er hatte, mit dem Grade eines Obriſten, das Kommando von Puerta-Cabello erlangt; dieſe Stadt muſſte aber geräumt werden, um ihren Untergang zu vermeiden; ſie ſah ſich einer gänzlichen Zerſtörung durch die Gefangnen bedroht, denen es gelungen war, ſich der mit Artillerie verſehenen Citadelle zu bemächtigen. Der Verluſt eines ſo wichtigen Platzes, machte großen Eindruck bey der Armee, ohne jedoch Bolivars Gewalt und Einfluß zu ſchwächen. Man erhielt für ihn bey dem Kongreß von Neu-Granada das Kommando über ein Korps von 6000 Mann, mit welchem er die Gebirge von Tunja und Pamplona durchſchnitt, und bis an die Grenzen von Neu-Granada an den Ufern der Tachira vordrang. Er zerſtreute einige feindliche Haufen und ging auf Ocaná los, um von dieſer Seite in das Land von Venezuela einzudringen. Sein Lieutenant Rivas brachte ihm Verſtärkung, welche der Kongreß bewilligt hatte; er griff alſo den Feind bey Cucata an, brachte ihn in Unordnung, und detachirte eine von Don Nicolas Briceno angeführte Abtheilung gegen Guadalito. Nachdem er daſelbſt Aushebungen gemacht hatte, bemächtigte ſich dieſer Obriſt der Provinz Barinaz. Zu gleicher Zeit beſezte Bolivar, der bey Grita geſiegt hatte, das Departement von Merida. Unterdeſſen fiel Brecino, über den die Königlichen geſiegt hatten, in dieſer Hände, mit ſieben andern Offizieren. Damals war es, als die Spanier gegen ihre eignen Kolonien das grauſame Kriegsſyſtem annahmen, wovon man ihnen ehemals in Europa das Beyſpiel gegeben hatte, unter dem Vorwande, daß jedes Mittel erlaubt ſey, die Angreifenden zurück zu drängen. Tilcar, der Gouverneur von Barinas, ließ alle Gefangnen erſchießen, ſo wie mehrere Einwohner, die zu den angeſehenſten Familien gehörten, die aber beſchuldigt waren, mit den Independenten im Einverſtändniß zu ſeyn. Dieſe Mordthaten erweckten bey Bolivar, der bisher den Krieg mit vieler Mäßigung geführt hatte, den heftigſten Unwillen; er ſchwur, ſeinen Waffenbruder Briceno zu rächen; und erklärte, daß alle Königliche, die in ſeine Hände fallen würden, der Rache des Soldaten preisgegeben werden ſollten. Allein dieſe vergeltende Gerechtigkeit, dieſe unerbittliche, lag keineswegs in Bolivars Charakter; und man verſichert, daß er dieſe Drohungen nur bey einer einzigen Gelegenheit wirklich ausführte, wo das Heil der Seinigen es unumgänglich nothwendig machte. — Seine Armee wuchs täglich an, und er glaubte, ſie vertheilen zu müſſen; eines ſeiner beyden Korps vertraute er Rivas, und an der Spitze des andern marſchirte er durch Truxilo und Barinas, auf Carracas zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſetzung.)

Waren denn nun die Meiſten bedacht, ſich mit Speiſe und Trank zu erquicken, ſo gabs auch wieder Andere, die, während ſie ſich vergnügten, auch für die allgemeine Zufriedenheit thätig wurden; indem ſie im Chor oder einzeln ſangen, und ſich mit der Guitarre begleiteten. Unter einem ſo blauen Himmel, auf einer ſo blühenden Erde findet man harmoniſch, was uns im Zimmer kaum mittelmäßig dünken würde, und ſo wurden wir auch befriedigt, obgleich wir doch uns eingeſtanden, daß im Durchſchnitt unter dem Volk am Rhein weniger gute Singſtimmen zu finden ſeyn, als in andern Gegenden Deutſchlands, und die Inſtrumentalmuſik vollends im Argen liege; verſteht ſich, daß Städte mit trefflicher Kapelle, wie z. B. Darmſtadt, Mannheim, von dieſer Behauptung ausgenommen ſind. — Die Trümmer der Burg zum Drachenfels wurden fleißig durchkrochen, durch eine Spalte ſchlüpft man in einen Thurm, deſſen ungeheure dicke Quadern der Zeit trotzen. Es gab Wagehälſe, die von außen hinaufkletterten, und uns Frauen in Angſt und Schrecken verſezten, weil wir nur die Gefahr bedachten, — denn ein Fehltritt und ſie ſtürzten in den Rhein, oder zerſchellten in den Felſenſchluchten — und außer Acht ließen, wie ſolche Verwegenheit die Jugend kleidet, ja in des Kindes- und Jünglingsnatur gegründet iſt, und wenn auch etwas Eitelkeit mit unterliefe. Ein eingegangener Steinbruch, der einſt die Materialien zum Kölner Dom lieferte, blieb nicht unbeſucht; mit noch größerer Theilnahme wurde jedoch eine Höhlung, das ſogenannte Drachenneſt beſchaut, worin der Drache, der den Hort der Nibelungen bewachte, und von Siegfried erſchlagen wurde, gehauſt haben ſoll.

Mehr als alles andere zog aber die wunderſchöne Ausſicht, man mochte nun ſtromauf- oder abwärts, oder über den Strom hinüber ſehen, an. Nur ins Land hinein iſt der Blick durch vortretende Berge beſchränkt. Welche von jenen dreyen vorzuziehen ſeyn, darüber konnte man ſich nicht ſo recht vereinen, die eben betrachtete däuchte die ſchönſte, doch waren die meiſten für den überaus reizenden Anblick ſtromauf, wo man das Eiland Nonnenwörth, und das Vorgebirg Rolandseck, mit ſeinen Trümmern liegen ſah. Dem im Sonnenſchein flimmernden Rhein dienten eine Menge Fahrzeuge zur anmuthigſten Stoffage, voll von jubelnden, feſtlich geputzten Menſchen, und damit kein Reiz und Zierde ermangele, ſo fuhren auch einige Nachen mit Wallfahrern hinab. Der Vollſtändigkeit wegen hatten mehrere Anweſende gewünſcht, daß auch zu Pfingſten, wie es am Niederrhein von Andernach an, in der Faſtnacht-Woche üblich iſt, wo auch der Aermſte ſich verkleidet; und ſogar der Bettler Poſſen treibt, maskirte Geſellſchaften umher ſchwärmten. Es wäre recht artig, meinte der eine, wenn ſo eine luſtige Kameradſchaft den Berg heraufkömme, und ein Luſtſpiel aus dem

Stegreif, in gebundener, oder ungebundener Rede, wie im Faſching in Häuſern der Bekannten und Unbekannten zu geſchehen pflegt, aufführte! — O der König der deutſchen Flüſſe, der edle Vater Rhein, fiel ein für die Vorzüge ſeiner Heimath ſchwärmender Jüngling ein, braucht ſolches Aufputzes nicht, um zu gefallen, wahrhaftig ihn und keinen andern Strom hat Goethe gemeint, wenn er ſeinen Fiſcher das Herz ſo ſehnſuchtsvoll wie bey der Liebſten Gruß wachſen läßt; der Dichter hat ſeine Herrlichkeit erkannt; auf, leert die Römer auf das Gedeihen des edelſten Erzeugniſſes ſeiner Ufer, des Weinſtocks, klingt an auf das Wohl des Mannes, deſſen Geburtsort der Nachbar Main umſpühlt. — Auf Claudius Manen ward eine Libation geſpendet, und noch auf das Lebehoch manches andern ausgezeichneten Dichters getrunken. Unſer Enthuſiaſt ſtieß nun zwar auf Schillers Andenken mit an, aber er ſchaltete gleich darauf die Bemerkung ein, daß er es ihm nicht ſo recht vergeben könne, die ſchöne Sage von Nonnenwörth und Rolandseck auf einen Ritter Toggenburg übergetragen zu haben. Aloyſie, für die ein Lieblingsdichter keine ſchwache Seite hat, und ich, die in dem großen Entſchlafenen, den ich einſt perſönlich kannte, eben ſo den vortrefflichen Menſchen, als den begeiſterten Sänger ehrte, wollte die Rüge nicht gelten laſſen, und widerlegten freylich mehr mit gutem Willen, als mit von den übrigen für triftig befundenen Gründen ſeine Einwürfe. „Verrückt man eine Sage, ſo ſprach der ſchwärmeriſche Rheinländer, von dem Boden, aus dem ſie entſproßte, ſo iſt der Lebenstrieb geknickt, und könnte man denn wohl jener Geſchichte eine poetiſchere Heimath erfinden, als die kleine Inſel es wirklich iſt, die nur durch einen ſchmalen Arm von Grafenwörth getrennt iſt, und auf der das anſehnliche Kloſter zwiſchen Fruchtbäumen ſo mahleriſch liegt, in ruhiger und doch nicht öder, oder wilder Abgeſchiedenheit? Das Geräuſch der Städte iſt entfernt, die Meyerey der Halbinſel Grafenwörth zeigt blos ländliche Geſchäftigkeit, und erregen je die vorübergleitenden Schiffe eine Neigung, ſich in den Strudel der Welt zu miſchen, ſo beruhigt der Gedanke bald wieder, daß es an wenig Orten der Erde anmuthiger ſey wie hier. In tiefem Schweigen verkünden Rolandsecks Trümmer die Wahrheit jener Sage. — Es mag viele Grafen Toggenburg gegeben haben, man denkt ſich bey dieſem Namen nicht mehr wie bey jedem andern, aber Roland, der gewaltige Paladin, der heldenmüthige Neffe Karls des Großen, deſſen-männliche Ritterthaten zu genialen Dichtungen begeiſterten, die ewig im Lied und Volksbuch fortleben, ja, wenn der ſich eine Burg, ſo wie jener eine Klauſe baut, unverwandt nach der Geliebten Zellen-Fenſter ſchaut, und auch im Tode das blaſſe Angeſicht ſich ihm zukehrt, ja dann iſts ein anders Ding. dieſe Mauern könnten kecklich die Männer den Frauen entgegenſtellen, wenn dieſe uns ſpöttiſch fragen, ob wir denn nur Einen Stein aufzuweiſen hätten, der wie die Trümmer von Weinsberg, dem heroiſchen Denkmal der Weibertreue, auch von Männertreue ſpräche?“ — Das mußte der heftige Streiter und die ihm Gleichgeſinnten doch zugeben, daß die Treue des Ritter Toggenburgs doch ungleich idealiſcher ſey, als die des Roland, dieſer war geliebt, jener nicht. Hernach ward wieder geſtritten, welche der beyden von einander abweichenden Sagen die poetiſchere ſey, und um zu beſtimmen, nach welcher die ſchöne Hildegund mehr gelitten, ward in aller Eil ein Liebeshof eingerichtet, und mit ſpitzfindigen Gründen ſich angegriffen und vertheidigt, und zuletzt durch Mehrheit der Stimmen das Endurtheil abgefaßt, daß die Hildegunde der zweyten Sage die beklagenswerthere ſey. In der erſten ſchickt ſie einen Eilboten an ihren Verlobten Roland, ihn zu entbieten, dem Vater mit Heeresmacht beyzuſtehen, weil dieſer von einem boshaften Ritter treuloſer Weiſe überfallen wurde. Der nicht ſäumende Roland ſtößt auf einen Kriegerhaufen, der die feindliche Feldzeichen trägt, er wird mit ihm handgemein, und erlegt den Anführer. Er öffnet deſſen Viſir, es iſt der Vater der Braut, welcher aus einer ihm verderblichen Kriegsliſt, die Farben des Widerſachers aufſteckte. Der Sterbende verzeiht ihm und fordert ihn auf, ihn an dem wortbrüchigen Ritter zu rächen, es geſchieht, aber Hildegund kann ſich mit des Vaters ſchuldloſen Mörder nicht vermählen, ſie ſtiftet von ihrem reichen Erbe ein Nonnenkloſter, und wird deſſen Aebtiſſin. In der zweyten Sage zieht Roland nach Paläſtina gegen die Ungläubigen, und auf das Gerücht ſeines Todes beredet Hildegund ihren Vater, ein Kloſter zu bauen, in dem ſie für das Seelenheil ihres Geliebten beten könne. Roland kommt zurück, wie bereits unauflösliche Gelübde ſie binden. Ihrer Leichtgläubigkeit menſchlicher Willkür mußte ſies beymeſſen, daß Roland in Sehnſucht nach ihr ſein Leben vertraurte, ſie in ſtiller Wehmuth ſich verzehrte. Dort peinigten ſie keine Selbſtvorwürfe, bey dem unfreywilligen Mord waltete allein der Zufall, der nicht ohne Grund als eine höhere Schickung zu betrachten iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Ein, zu Anfang dieſes Jahrs im 78ſten Altersjahre in Zürich verſtorbener Franzoſe, Jean Baptiſte Duboz, der ſeit 1776 als Sprachlehrer,*) ſtill und beſcheiden in jener Stadt gelebt hatte, hinterließ über die merkwürdigen Schickſale ſeines frühern Lebens einen handſchriftlichen Aufſatz, der vermuthlich nicht gedruckt wird, obgleich er, zumal für die Kenntniß des Kloſterweſens manche beachtenswerthe Züge enthält, und neben anderm dasjenige durchaus beſtätigt, was nach den Briefen aus dem Noviziate in Zimmermanns Werk über die Einſamkeit (Kap. XII.) über die Beſtrafung kleiner Vergehen und die dabey in den Klöſtern gebräuchlichen Formen erzählt wird. Der Sohn eines Landmanns im Dörfchen Villars-Chef im franzöſiſchen Doubs-Departement, ward J. B. Duboz im Jahr 1744 geboren; ſeine Mutter (der Vater war frühe geſtorben) erzog ihn mit einer ſeltenen Treue und in der höchſten Eingezogenheit. Bey guten Fähigkeiten entſtand in dem wohlgearteten Knaben ein großer Hang zum Leſen und dadurch zum Kloſterleben; die fromme Mutter billigte denſelben und brachte ihren Sohn auf einige Schulen, wo er guten Unterricht empfing, bis er in das Kapuziner-Kloſter zu Salins aufgenommen wurde. Nach wenigen Monaten ſah er ſchon völlig ein, wie ſehr er ſich in ſeinen Erwartungen vom Kloſterleben getäuſcht hatte; er verließ ſeine Zelle heimlich und kam in die franzöſiſche Schweiz, von wo er ſich, dem Rath eines Wohlthäters folgend, nach den Niederlanden begeben wollte; allein ſchon in Köln zwang ihn die Noth, ſich an das dortige Kapuziner-Kloſter zu wenden, wo man den Reuenden aufnahm, um ihn wieder an ſein Kloſter in Salins auszuliefern; hier mußte er ſich der Gefangenſchaft unterziehen, und neuerdings entſchloß er ſich, die Pflichten ſeines Mönchsſtandes mit Ergebung zu erfüllen. In das Kloſter zu Gy verſezt, ward er bey Unpäßlichkeit mit ungerechter Härte behandelt, und ſchnell bildete ſich der Entſchluß, abermals zu entſpringen. Er wandte ſich auch jezt nach der Schweiz, diente als Taglöhner in Neufchatel, und nachher in Solothurn in gleicher Eigenſchaft beym Bau der St. Urſuskirche; zu Hüningen nahm er franzöſiſche Dienſte und kam nach Straßburg, ward als ehemaliger Kloſtergeiſtlicher des Dienſtes bald wieder entlaſſen, und flüchtete ſich abermals in die Schweiz, wo er nach einiger Zeit unter der Genfer Garniſon Dienſte nahm. Hier trat er zur reformirten Kirche über; der würdige Claparede konfirmirte ihn 1769. Die Unruhen wegen der Natifs verleideten ihm aber ſeinen Soldatenſtand; um ſo mehr, da er ſich lebhaft ſehnte, ſeine Mutter wieder zu ſehen; er wagte es, ſie zu beſuchen; ward aufgehoben und ins Kapuzinerkloſter zu Beſançon abgeliefert, das den Flüchtling abermals nach Salins ſandte; allein, eingedenk des Werthes der äußern Freyheit und der des Gewiſſens, wußte er wieder nach der Schweiz zu entfliehen, und kam nach Yverdun, wo er theils als Drucker und Setzer, theils als Lehrer des Lateiniſchen und Franzöſiſchen ſein Brod fand; bis er nach verſchiedentlich verändertem Aufenthalt in Lauſanne, Lyon, Neufchatel, Genf und Biel, von lezterem Orte nach Zürich eingeladen ward, wo er dann eben ſo ruhig und genügſam ſein Auskommen als Sprachmeiſter ſuchte, wie er früher unſtät nach Freyheit und beſſerer Erkenntniß geſtrebt hatte.

---

*) Als ſolcher hat er 1787 eine franzöſiſche Sprachlehre, und ſpäterhin ein franzöſiſches Leſebuch im Druck ausgegeben.

Als Probe des oberwähnten handſchriftlichen Aufſatzes (Histoire de la vie du frère Nicolas, depuis son enfance jusqu'a sa trente deuxième année.) mag folgendes Bruchſtück dienen: -- — (1754) „Sobald ich leſen konnte, ward ich ein ſo großer Liebhaber von Büchern, daß ich faſt beſtändig eines in den Händen hatte, wenn man mir nichts anders zu thun gab. Im Winter, wo die Nächte ſo lang und die Tage ſo kurz ſind, las ich in der Küche bey der Helle des Feuers, und mit deſto größerer Luſt, weil Niemand war, der mich ſtörte, denn ich war faſt immer allein mit meiner lieben Mutter, die ich immer über das fragte, was ich las, und da ſie ſehr fromm war, ſo machte ſie ſich ein Vergnügen daraus, alle meine Fragen zu beantworten. Noch habe ich die Titel der Bücher nicht vergeſſen, die wir beſaßen, und die mein ſeliger Vater wahrſcheinlich bey Miſſionarien in der Nachbarſchaft gekauft hatte. Darunter war eines in ſechs Bänden, das den Titel führte: Unterricht für Landleute; ein anderes, das: Chriſtliche Gedanken, betitelt war. Aber das merkwürdigſte von allen, das ich auch mit der größten Gier las, hatte den Titel: Der Schatz der Seelen im Fegfeuer, und war voll Geſchichten von ſolchen, die aus jener Pein zurückgekommen waren, um Gebete und Meſſen zu begehren, oder das ins Werk ſetzen zu laſſen, was ſie auf dem Sterbebette verordnet hatten, und das man zu vollbringen verſäumte; auch von ſolchen, die zum ewigen Feuer verdammt waren, weil ſie ungerechtes Gut beſeſſen und behalten hatten. Man kann ſich leicht denken, daß ein Kind, welches immer allein und von früher Kindheit an unter den Augen ſeiner Mutter und ohne eigene Verbindung mit der Welt geblieben war, nothwendiger Weiſe Alles glauben mußte, was in ſolchen Büchern vorkam. . . . Meine Mutter ließ mich auch nie mit den andern Kindern meines Alters gehen, außer in die Schule. Beſonders durfte ich nie ſolchen Vergnügungen beywohnen, die des Nachts ſtatt fanden, wie am Neujahr, wo die jungen Leute in meinem Geburtsorte den Gebrauch hatten, beym Eintritt der Nacht ein Freudenfeuer zu machen und daran Fackeln anzuzünden, die ſie herumtrugen und dabey aus vollem Halſe in ihrem Patois ſangen: Gutes Jahr, komm wieder, mit Brod, mit Wein und allen deinen Gaben (Bona anna revins, di pan, di vin, e di to las te bins)! Dieß geſchah auf einer Anhöhe in einiger Entfernung von den Häuſern des Dorfes. Man denke ſich, wie dieſes Freudengeſchrey mir aufs Herz fallen mußte, da ich nicht mit den andern laut werden und mich erluſtigen durfte. Ich erinnere mich aber nicht, auch nur Einmal meiner Mutter nicht gehorcht zu haben, ſeit ich in den vernünftigeren Jahren war, und ſo hielt ich dieſe Beſchränkung freylich ungern, aber mit Geduld aus, denn meine Mutter wollte mir nicht erlauben hinzugehen, damit mir nichts begegne, und wirklich waren auch ſchon Unfälle und Unſchicklichkeiten vorgefallen. . . In unſerer Nachbarſchaft aber befand ſich ein junger Menſch, achtzehn Jahr alt, mit verwachſenem Körper; dieſer hatte ſeine Eltern verloren, und wohnte mit zwey Geſchwiſtern bey einer Tante. Da er zu keinen Feldarbeiten gebraucht werden konnte, und hingegen einen lebhaften und durchdringenden Verſtand beſaß, ſo war er beſtändig thätig, ſuchte ſich zu unterrichten, entweder durch Leſen, oder durch Unterredung. Was er nur mit den Augen geſehen, das wußten ſeine geſchickten Hände nachzumachen, ohne daß er jemals in den verſchiedenen Handarbeiten oder Künſten, die er ausübte, einen Meiſter gehabt hätte; er konnte zeichnen, kleine Figuren in Holz ſchneiden, Bücher binden, muſikaliſche Inſtrumente verfertigen, als Violine, Orgeln, Leyern u. ſ. w. Da er ſehr brav, und von allen, die ihn kannten, geliebt war, ſo erhielt ich leicht die Erlaubniß, ihm beym Arbeiten zuzuſehen; und weil er ein großer Liebhaber vom Leſen war, und aus allen Häuſern im Dorfe Bücher bekam, die man ihm gerne anvertraute, weil er die höchſte Sorge dafür trug, ſo lieh er mir auch welche, da ich ebenfalls ungemein ſorgfältig damit umging. Einſt erhielt ich von ihm das Leben der Heiligen, ein Buch, worin man ſehen konnte, wie die meiſten Heiligen gelebt, und welche Wunder ſie verrichtet haben; obgleich dieß Buch einen mächtigen Eindruck auf mich machte, ſo war derſelbe doch noch gering gegen den Eindruck eines kleinen Traktätchens von zwey Bogen mit mehrern Kupfern, und betitelt: Der Sünderſpiegel. Das erſte Kupfer ſtellte einen Menſchen in halber Geſtalt vor, darüber ſtand: Bild des ſündigen Menſchen, aufgedeckt in ſeinem Innern; da ſah man denn in ſeinem Leibe eine Menge Kröten, Schlangen, Nattern und andere häßliche Thiere, als ſo viele Sinnbilder der Laſter im Herzen des Menſchen. Auf dem folgenden Blatte ſah man das Bild des Gerechten und Bußfertigen, mit abgezehrtem Geſicht, fließenden Thränen und gefalteten Händen; auf ſeinem Herzen ſtand: Jeſus, Maria und Joſeph; ſo wie man das Blatt umwandte, erblickte man den Satan, gerüſtet mit einer fürchterlichen Gabel, die herangedrängten und ſich in den Höllenpfuhl ſtürzenden Seelen der Verdammten zu empfangen; dann kam das Fegfeuer, wo in hohen Flammen die Seelen gebrannt wurden und die Hände jammernd gen Himmel ſtreckten. Dieſe Darſtellungen machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich von dem Tage an, wo ich ſie geſehen hatte, mich entſchloß, an nichts anders zu denken, als wie ich mein Heil bewirken könne, und demnach auf alle Vergnügungen des Lebens zu verzichten, um einzig nur zu beten. Mein Freund Dionys, ſo hieß jener Jüngling, bemerkte eine Veränderung in meinem Betragen, machte mir Vorſtellungen und ſagte: er hoffe ſein Heil auch zu bewirken, aber ohne ein Mönch oder Einſiedler zu werden; man müſſe ſeinen Geſchäften obliegen, thun was der Beruf mit ſich bringe, Gottes Gebote und die Vorſchriften der Kirche halten; dieſes ſey auch das, was der liebe Gott fordere.“

Beylage: Kunſtblatt Nr. 34.

Nro. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. April 1822.

Lieblich wiegt des Duftes Wallen
Aus der Roſe ſich hervor;
Alſo ſteigt zu deinen Hallen,
Holdes Bild, mein Lied empor.
Lieblich, wenn der Tag geſchieden,
Iſt mit Thau die Roſ' erfüllt;
So berührt mit leiſem Frieden
Mich dein Gruß, du holdes Bild.

Schulz.

Das Weib.

(Nach Barry Cornwall.)

Ihren Wangen entweichet die roſige Gluth,
Nimmer hauchen die Lippen balſamiſche Fluth;
Und der Glanz ihrer goldenen Locken verbleicht,
Und reizloſe Bläſſe das Antlitz beſchleicht.

Und der Geiſt, der geleuchtet aus ſanftblauem Aug',
Erſtarret des Todes eiſigem Hauch;
Und kein ſüßes Lächeln den Mund mehr umſchwebt,
Kein Reiz mehr ihr bleibt — die jezt man begräbt.

Die ihr knechtiſch gehorcht im Lenz ihrer Macht,
Sie entflohen des Lebens wintriger Nacht;
Und der Schwarm, der zu ſterben ſchwur, würd' er geliebt,
Hat ihr lezter ſterbender Hauch zerſtiebt.
— So Männertreue kund ſich gibt!

Nur das Weib allein kann mit reinerem Sinn
Dieſes Lebens Idole all ſehen entflieh'n,
Und heißer noch lieben, und lächelnd ihn ſegnen,
Den Geliebten, dem Schmach und Verderben begegnen.

Al. Frdrch.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Fortſetzung.)

Aloyſie erkundigte ſich angelegentlichſt nach dem Zuſtand des Kloſters und verrieth Luſt, es zu beſuchen. Alle widerriethen es ihr, die alten Nonnen ſeyen über die Maaßen neugierig und geſchwätzig, von da oben nehme ſich überhaupt das Kloſter weit beſſer aus, als von innen, der geſchmackloſe Flitterputz der Kirche mache ihre Verfallenheit nur noch merkbarer. Ein denkender Mann behauptete noch, der geſunkene Zuſtand dieſes Kloſters beſtehe nicht in Trümmer einer großen untergegangenen Zeit, die zur erhabenen Trauer aufforderten, ſondern dem Betrachter würden blos kleinliche Beſtrebungen ſichtbar, das aufzuhalten, was ſich überlebt, und von der Natur und dem Schickſal zum Untergang beſtimmt ſey. —

Einige neue Ankömmlinge veränderten das Geſpräch, der eine war noch entzückt von ſeiner Streiferey nach Andernach und der Umgegend. Andernachs römiſche und auſtraſiſche Alterthümer, die herrliche Ausſicht von dem nahen Rheineck, eine der maleriſchſten am Rhein, die nicht weniger mannigfaltige vom Apollinarisberge, machten ihn ſogar ungerecht gegen unſern lieben Drachenfels. Beſonders war des Ruhmes des Apollinarisberg kein Ende, bald wurden die Krümmungen des Fluſſes ins hellſte Licht geſezt, bald des eigenthümlichen Reizes der vielen Burgtrümmer auf den Anhöhen umher gedacht, und auch das wohl erhaltene ſtattliche Kloſtergebäude und die alte Kirche im ſogenannten byzantiniſchen Styl gelobt. Wir gaben das willig zu, aber unſerm Berg lieſſen wir ſein Verdienſt nicht ſchmälern und behaupteten, daß jener Gegend mit allen ihren Schönheiten doch das liebliche Nonnenwörth und abenteuerliche Rolandseck fehle.

Ein andrer Neuangekommner war noch ganz entrüſtet über die muthwillige Zerſtörung der einſt ſo prächtigen, reichen und gaſtfreyen Abtey Haiſterbach, am Fuß des Siebengebirgs gelegen. Die Franzoſen verſchleuderten Haiſterbach, gleich vielen andern Kloſtergütern, um einen Spottpreis, und doch genügte es dem Käufer nicht, aus Weinbergen und Wäldern, Aeckern und Wieſen, den dreyfachen Gewinn zu ziehen, er ließ die herrliche Ciſterzienſer-Abtey abtragen, um die Werkſtücke zu verkaufen. Der edle Graf Solms, dem der Niederrhein-Bezirk ſo viel verdankt, rettete noch die lezten Ueberreſte, er kaufte den Kloſtergarten und die noch ſtehenden Baulichkeiten. Uralte Ulmen und Nußbäume tragen noch in unvergänglicher Schöne die grünen Häupter, während die zierlichen Waſſerkünſte, Blumenbeete und Lauben nur ſo weit noch erhalten ſind, um errathen zu können, daß es einſtens hier recht freundlich und anmuthig geweſen ſeyn mag. Einſchnitte in der äußerſt maſſiven Mauer des umfangsreichen Gartens, die ſchöne Durchblicke gaben, ſind mit Diſteln und Unkraut verwachſen, die Nichtigkeit jedes menſchlichen Schaffens predigend; mit Trauer und Widerwillen wendet ſich das Auge von der verwilderten, in rohſten Naturzuſtand übergehenden Kunſt. Ein Eingangsthor, ein Gebäude außer der Klauſur und das Chor der Kirche, (welches der Graf gegen die Witterung verwahren ließ) ſtehen noch. Die großartigen Verhältniſſe des leztern zeugen, wie herrlich einſt der ganze Bau geweſen, der über zwanzig Altäre in ſich geſchloſſen. Die kleinen Gallerien von außen, deren Säulen die zierlichſten und mannigfaltigſten Knäufe tragen, ſo ſcharf und ſauber ausgeführt, als man es an altdeutſchen Gebäuden aus der beſten Zeit gewohnt iſt, geben der Vermuthung Raum, daß die Kirche im eilften Jahrhundert erbaut ſey. Die Wölbungen ſollen, wie die Herren verſicherten, mit Meiſterſchaft zuſammengefügt, und die grauen und weiſſen, kunſtreich ausgehauenen Steinmaſſen eben ſo klug in ihrer Zuſammenſetzung berechnet, als wohlgefällig fürs Auge ſeyn. Ohne dieſe frevelhafte abſichtliche Zerſtörung, hätte das Gebäude noch Jahrhunderte geſtanden.

Könnten nun dieſe Klagen Stoff zu einer Elegie geben, ſo wäre aus der Behauptung eines Dritten eine luſtige Romanze zu dichten. Es ſezte nämlich dieſer außer allen Zweifel, daß auf dem Drachenfels der Teufel die ihm auferlegte Pein, in gewiſſen Nächten auf dem Siebengebirg zu ſpuken, vollbrächte. Ganz gewiß müſſe der ſchwarze Herr, vermuthlich eine Höllenperſon niedern Ranges darum büßen, weil er das Gold, das er in Drachengeſtalt bewachte, ſich von Siegfried entreißen ließ, ja vielleicht noch mehr deßhalb, weil er das Verſenken des Horts im Rhein nicht verhinderte. Wie viel Seelen hätte der Schatz, wäre er auf der Erde geblieben, noch ins hölliſche Reich liefern können, weil deſſen Beſitzer entweder unglücklich, oder ruchlos wurde, und die bloße Begierde darnach ſchon zu Schandthaten verlockte. Vermuthlich müſſe der arme Teufel in den Nächten ſeiner Fahrläſſigkeit ſpuken, und eher ende ſich die Strafe nicht, bis der Hort nicht wieder aufgefunden ſey, und die Felſen, in denen er als Drache gehauſt, noch über den Rhein ragen.

Glühende Sonnenſtrahlen, die ſenkrecht auf unſre Scheitel brannten, und gegen die das grüne Laubdach nicht hinlänglich ſchüzten, hätten uns ermahnt, einen kühlern Aufenthalt zu ſuchen, wenn auch der Magen nicht an den Drachenfels Nro. 2, das Wirthshaus im Königswinter erinnert hätte. Berühmte Namen ſind für deren Inhaber durch die Anſprüche, die man an ſie macht, immer unbequem, indeſſen kann ich doch verſichern, daß das Eſſen im Gaſthof recht gut, die Bedienung flink, alſo für Menſchen es ganz behaglich da war. Wer weiß, ob es der Drache, ſein Namensheld, ſo gefunden hätte. An der Tafel wurden mancherley Pläne für den Nachmittag gemacht, die wollten ruhen, jene Rolandseck beſteigen u. ſ. w., aber beynahe alle gegen Abend nach Godesberg gehen, wo man ſich Vergnügen und Geſellſchaft die Hülle und Fülle verſprach.

(Der Beſchluß folgt.)

Bolivar.

(Fortſezung.)

Nach verſchiedenen Gefechten, deren Ausgang ſowol Bolivar als Rivas günſtig war, wurden beyde Anführer bey Geſtaguanes von der Elite der Truppen des Monteverde angegriffen, und das Gefecht war hartnäckig; als aber die Kavallerie zu den Independenten überging, ſo entſchied dieß ſogleich den Sieg. Mit den Trümmern ſeiner Armee, flüchtete ſich Monteverde nach Puerto-Cabello. Bolivar verfolgt ſeine Vortheile, ſtellt ſich vor Carracas, und dieſe Stadt kapitulirt auf den Antrag einer Junta, die ſich eilig gebildet hatte. Bolivar ſezte keine harte Bedingungen; er ließ bekannt machen, daß wegen ſeiner Meinung niemand beunruhigt werden würde, und daß ſogar jeder, der abziehen wolle, ſeinen Beſitzthum mitnehmen könne. Während aber Bolivar in die Stadt einrückte, entwich der Gouverneur, überließ dem Sieger 1500 Königliche, und ſchiffte ſich nach Guayra ein. Monteverde ſelbſt legte, troz der Umſtände, einen Hochmuth an den Tag, der ganz geeignet war, den gänzlichen Untergang der Kolonien zu beſchleunigen; er verſagte dem Vertrag die Ratifikation, und ſagte: es wäre die Würde von Spanien verlezt, wenn man mit dieſen Rebellen unterhandelte. Ein Stolz edlerer Art gebot dem General der Rebellen, dieſe Privat-Ungebühr nicht zu rächen. Mit Begeiſterung wurde er am 4. Auguſt 1813 zu Carracas empfangen. In den öſtlichen Provinzen machte ein anderer Independenten-Chef, Marino, nicht minder Fortſchritte, und das ganze Land Venezuela, mit Ausnahme von Puerta Cabello, hatte die Fahne der Freyheit aufgepflanzt. Da Bolivar in dieſem leztern Erfolg nur eine vermehrte Erleichterung fand, ſeinen großwürdigen Geſinnungen zu folgen, ſo ließ er dem Monteverde die Auswechslung der Gefangnen vorſchlagen. Obſchon die Zahl derſelben nicht gleich war, ſo ließ doch der ſpaniſche Stolz nicht zu, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen. Monteverde hatte Verſtärkung erhalten, und zog vor, die Republikaner bey Agua-Caliente anzugreifen; er ſcheiterte gänzlich; die meiſten der Seinigen kamen um, und nur mit vieler Mühe wurde er ſelbſt gerettet und ſchwer verwundet bis nach Puerta-Cabello gebracht. Bolivar hatte gehofft, der Sieg werde das Ende des Ungemachs, welches der Krieg mit ſich führt, beſchleunigen; er ſandte neuerdings einen Parlementär zu den Royaliſten, und wählte dazu den Salvador Garcia, einen tugendhaften Prieſter, der bey beyden Parteyen in Achtung ſtand. Allein der neue General der Königlichen hatte von ſeinem Vorgänger alle unpolitiſche Maximen und rohe Laune geerbt; dieſer ließ den ehrwürdigen Prieſter in Eiſen legen und in ein tiefes Gefängniß ſtecken; man könnte ſagen, daß die Spanier ſich bemühten, die Gemüther zu erbittern und einen Krieg noch grauſamer zu machen, wovon ſie doch zulezt das gröſte Ungemach zu erleiden hatten. Puerta-Cabello, lebhaft angegriffen zu Land und zu Waſſer, übergab ſich bald; dieſen ſchnellen Erfolg hatte man hauptſächlich dem jungen Elugar zu verdanken, den der Obergeneral mit der Leitung dieſer Belagerung beauftragt hatte. Nur die Citadelle wollte ſich nicht übergeben; ſie ſchlug jede Kapitulation aus, obſchon Krankheiten darin herrſchten, Mangel an Lebensmitteln obwaltete, und an keinen Entſatz zu denken war. Dieſer edle Widerſtand beſtimmte Bolivar, ſie nur eingeſchloſſen zu halten, und keinen zu mörderiſchen Sturm zu wagen. Während dieſer Belagerung hatte ein Bataillon, das von einem Royaliſten-Korps angegriffen worden war, die Unzufriedenheit Bolivars verdient, und er hielt es ſogar der Vorſicht angemeſſen, ſolches zu entwaffnen; — bald darauf wollte dieſes Bataillon ſeine Ehre wieder gewinnen, waffnete ſich mit Picken, ſtürzte ſich auf den Feind und nahm ihm die Waffen ab, die ihm fehlten. Dieſe That verherrlichte den Sieg bey Araure, und dieſer Feldzug trug überhaupt wieder zum Triumph der Sache der Independenten bey. Beynahe aber wäre derjenige, dem man dieſe glänzende Erfolge verdankte, hier am Ziele ſeines Einfluſſes geweſen. Bolivar hatte von dem Kongreß zu Neu-Granada den Befehl erhalten, die Civil-Verwaltung in der Provinz Carracas wieder herzuſtellen; allein, — ſey es daß er dieſe Maßregel für zu gefährlich, oder zu voreilig hielt, ſey es, daß der Reiz der oberſten Gewalt ihn einen Augenblick verführte, — er widerſezte ſich dem Befehl, die Art Dictatur niederzulegen, die man ihm zur Zeit anvertraut hatte, als die Umſtände ſchnelle und ſogar ſtrenge Maßregeln nothwendig gemacht hatten. Wie in allen jungen Republiken, waren die Einwohner der Provinz Carracas eiferſüchtig auf eine Freyheit, welche ſie ſo viele und große Opfer gekoſtet hatte; nicht ohne Mißtrauen ſahen ſie, daß man dem Bolivar eine Gewalt ließ, deren ſeine Lieutenants ſich öfters auf eine Art bedienten, die ihre Furcht nur vermehren mußte; und obgleich der General ſeine Macht perſönlich nie mißbrauchte, ſo erregte dieſe Widerſetzlichkeit doch eine Unzufriedenheit, die er ſelbſt in der Mitte ſeiner Armee bemerkte. Da ſah er ein, daß der Augenblick gekommen ſey, die Gewalt niederzulegen. In einer General-Verſammlung, die auf den 2. Jenner 1814 zuſammenberufen, und aus den erſten Militär- und Civil-Beamten zuſammengeſezt war, wollte er auf dieſe dictatoriſche Gewalt verzichten, nachdem er eine genaue Rechnung über ſeine Operationen, ſo wie über ſeine Plane abgelegt haben würde. Seine Macht hatte angefangen wankend zu werden; dieſe Maßregel befeſtigte ſie wieder. Die Vornehmſten und Angeſehenſten aus Venezuela, — jene Männer, deren Vaterlandsliebe nicht zweydeutig war — Don Carlos Hurtado de Mendoza, Gouverneur von Carracas, Don J. Eh. Rodriguez, Präſident der Munizipalität, ſo wie der achtungswürdige Don Alzuru, alle fühlten, wie nothwendig der Republik noch ein Oberhaupt wie Bolivar ſey, und die Diktatur wurde ihm von Neuem anvertraut. Er ſollte ſie ſo lange behalten, bis die Provinz von Venezuela mit Neu-Granada vereinigt werden könnte. Unterdeſſen beſchloß die königliche Parthey, überzeugt von den Schwierigkeiten dieſes Kampfs gegen die independenten Provinzen, die Sklaven, welche ſie gefangen hielt, gegen dieſelbe zu bewaffnen, und ſandte heimlich Agenten aus, um dieſe unregelmäßigen Banden zu organiſiren. Man bemerkte darunter vorerſt den Neger Palomo, ſchon lange des Raubes und Mordes ſchuldig; den berüchtigten Puy, den die ganze Gegend verabſcheute; und endlich Leute, die ganz einer ſolchen Miſſion würdig waren. Aufgefangene Depeſchen gaben dem Bolivar Kenntniß von dieſem Raubplan, dennoch konnte er ſeine Ausführung nicht gänzlich hintertreiben. Ein Land, worin ſo lange ſchon der Krieg herrſchte, konnte wohl keinen Mangel an Leuten haben, die ſich bereit fanden, im Namen der guten Sache zu rauben und zu plündern; allein die Thätigkeit des Independenten-Generals ließ ſie nur kurze Zeit ihr unſeliges Handwerk treiben. Puy, der blutgierigſte dieſer Räuberchefs, kam nach Barinas; da er fürchtete, die Einwohner würden Parthey gegen ihn machen, ſo ließ er ſogleich fünfhundert derſelben niederſchießen. Nur vier und ſiebenzig verdankten ihre Rettung dem plötzlichen Erſcheinen Bolivar's. Einige Tage ſpäter indeſſen überfiel der königliche Agent ein zweytes Mal dieſe unglückliche Stadt, und mordete den Reſt der auserſehnen Opfer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

(Fortſetzung.)

Walter Scott hatte für ſolche Theater, wie das der Porte St. Martin, einen vortrefflichen Stoff in ſeinem Roman, Kenilworth, zugeſchnitten; die Melodramenſchreiber hätten ihn nicht beſſer erfinden können, das Ende beſonders iſt ganz im Geſchmack der hundert und einen Melodramen, welche die drey oder vier hieſigen Boulevards-Theater Jahr aus Jahr ein aufführen. Deßhalb hat auch genanntes Theater wenig andere Mühe gehabt, als den Augen des Volks recht ſinnlich darzuſtellen, was der Dichter dem Geiſte ſeiner Leſer geſchildert hat. Natürlich durfte die umſchlagende Brücke, die den Roman ſchließt, nicht vergeſſen werden. Die Bühne jenes Theaters iſt äußerſt hoch und geräumig. Nun denke man ſich die Tochter des alten Robſart, die in einer Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß aus ihrer Kammer tritt, den Fuß auf die Brücke ſezt, mit derſelben umſchlägt und in einen grauſenden Abgrund ſtürzt! Es gibt keine Näherin und Köchin unter den Zuſchauerinnen, deren ganze Empfindſamkeit bey dieſem Sturze nicht erſchüttert würde und in ein Jammergeſchrey ausbräche. Ein loſer Journaliſt bemerkt, dieß Jammergeſchrey, und die während der ganzen Vorſtellung allmählich herabrinnenden Thränen, verſezten den Theaterkaſſierer in Entzücken; und ein Ultrablatt ſezt zu der Beſchreibung der umſchlagenden Brücke die Anmerkung hinzu, die Bascüle habe von jeher Unheil geſtiftet, obſchon Graf Leiceſter, die Direktion der Porte St. Martin und noch andere, die man nicht nennen wolle, eine Zeitlang hübſchen Nuzen daraus gezogen hätten. Um gegen den Zulauf, den die in den Abgrund ſtürzende Robſarts-Tochter am Porte St. Martin-Theater erregt, anzukommen, hat das Gaité-Theater, das ſeines fröhlichen Namens ungeachtet doch auch gern die Zuſchauer zum Weinen bringt, weil die weinenden Zuſchauer wieder zu kommen pflegen um nochmals zu weinen, und ihre Freunde und Nachbarn mitbringen, Paoli auf die Bühne gebracht, doch nicht den gegen die Franzoſen fechtenden Korſikaner, ſondern einen Paoli, der unter der Regierung Ludwigs XIV. die genueſiſche Herrſchaft von Korſika abzuwerfen ſtrebt. Es kamen in dieſem Stücke mehrere energiſche Stellen über die Ungerechtigkeit der Unterdrückung edler aber ſchwacher Völker vor, weßhalb die Ultra-Blätter auch ziemlich ungehalten wider den Paoli des Gaieté-Theaters ſind, und beynahe diejenigen als Carbonari verſchreyen, welche ſo kühn ſind, dem Paoli Beyfall zu geben. Dieſer Kühnen gibt es eine übergroße Menge. Bey der erſten Aufführung entſtand ein rauſchendes Beyfallklatſchen über eine Stelle, worin geſagt wurde, nicht Reichthümer, ſondern weiſe Geſeze und Freyheit flößten den Bürgern Liebe zu ihrem Vaterlande ein. So wohlklingend war dieſe Stelle für die Zuhörer, daß der Schauſpieler ſie wiederholen mußte, und als ſich einige Ultrapfeifchen dieſem allgemeinen Wunſche widerſezten, ruhte man nicht eher, als bis dieſe mißlichen Pfeifchen zum Schweigen gebracht, und ſogar aus dem Saale geſchafft worden waren. Die Polizey machte ſcheele Augen dazu, die Theater-Cenſoren mußten die Scheere zur Hand nehmen, um einen kleinen Einſchnitt in die beliebte Stelle zu machen, und bey der zweyten Vorſtellung war die „Freyheit“ weggeſchnitten: ſie ſteht aber in den liberalen Zeitungen bemerkt, und wird auch wahrſcheinlich in dem gedruckten Texte des Stücks wieder vorkommen, ſo daß alſo wenig dabey verloren geht. Ueberhaupt ſcheint ſeit dem Triumphe der Obſkuranten das Publikum die Stellen in den Theaterſtücken wider leibliche und geiſtige Unterdrückung ämſiger als zuvor herauszuheben und mit Beyfall zu bezeichnen. Da die jezige Polizey ſo ſchonungslos wider die öffentliche Meinung verfährt, ſo glaubt vermuthlich das Publikum auch eben nicht nöthig zu haben, ſich nach dem Sinn der herrſchenden Parthey zu betragen. Wie wenig es ſich die Polizey angelegen ſeyn läßt, die nicht ſiegende Parthey glimpflich zu behandeln, ſieht man aus den ſatyriſchen Volksliedern, die ſie hat fabriziren laſſen, und von den in ihrem Solde ſtehenden Bänkelſängern abſingen läßt; wäre völlige Freyheit für alle Partheyen da, ſo ließe ſich wider Lieder gegen die Freyſinnigen, und mehr noch gegen Volksdeputirte, welche bey den lezten Miſſionsunruhen mißhandelt worden ſind, wenig ſagen; denn die Freyſinnigen würden ſich bald durch Lieder wider die Servilen rächen; dennoch würde es der Polizey nimmer anſtehen, bey ſo kleinlichen und hämiſchen Ausfällen die Hand im Spiele zu haben. Die jezigen Umſtände ſind aber ganz anders; die Servilen haben einſtweilen den Sieg, ſie bemächtigen ſich aller Aemter und Ehrenſtellen; ihre Blätter beſchimpfen täglich ungeſtraft, und zwar auf die niedrigſte Art, die edelſten Männer der Nation; nun kömmt noch die Polizey dazu, läßt von ihrem Buchdrucker Lieder wider die Freyſinnigen und einige ausgezeichnete Redner in der Deputirtenkammer drucken, und dieſelben auf den Gaſſen abſingen! — — Auch erheben ſich alle unabhängigen Journale wider ein ſo unbilliges Verfahren, welches zu neuen Unruhen Anlaß geben könnte, dagegen die Ultra-Blätter, beſonders aber der Drapeau blanc, die Polizey anfahren: ſie mache es ſo recht, man müſſe die Rebellen von allen Seiten angreifen und verfolgen und ihnen keinen Schlupfwinkel übrig laſſen. In ſolchem Tone mögen wohl während der Schreckenszeit die ärgſten Blätter in Frankreich geſprochen haben. Es iſt unbegreiflich, wie die Ultras nicht einſehen, daß die Erbitterung, die ſie auf eine ſo unvorſichtige Art erregen, für ſie ſelbſt ſehr ſchädliche Folgen haben kann. Jedoch dafür mögen ſie ſelbſt ſorgen.

In Hinſicht der Sommer-Beluſtigungen ſcheint der Stadt Paris ein großer Verluſt bevorzuſtehen; es iſt nämlich die Rede davon, daß der Tivoli-Garten, der gewiß zu den ſchönſten Luſtgärten irgend einer Hauptſtadt gehört, verkauft worden iſt, und daß die Ankäufer Willens ſind, den Grund deſſelben zu Anlegung neuer Straßen zu benuzen. Dieſer Garten iſt ſo geräumig, daß eine ganze Stadt in demſelben ſtehen könnte. Nun iſt das Stadtrevier, worin dieſer Garten liegt, ſeit einigen Jahren ſo bebauet worden, daß der leere Grund darin zu hohen Preiſen ſteigt, und die Spekulanten es für ein gewinnreiches Unternehmen anſehen, neue Häuſer darauf zu bauen. Es wäre alſo leicht möglich, daß der Eigenthümer des Kunſtgartens wirklich bewogen würde, einen noch größern Vortheil aus ſeinem Eigenthum zu ziehen, und denſelben ganz bebauen zu laſſen, woraus denn ein ganz neues und ſchönes Quartier entſtehen würde, beſonders wenn die Bauten, wie die Rede davon geht, nach einem großen und regelmäßigen Plane ſollten angelegt werden. Der Luſtgarten aber würde ſchwerlich zu erſezen ſeyn, und wahrſcheinlich würde innerhalb der Stadtmauern kein Plaz mehr dazu aufgefunden werden können, vorzüglich nach der Nordſeite hin, wo dieſer Garten liegt; denn gerade in dieſer Richtung hin ſcheint ſich die Stadt Paris jezt beſonders bevölkern zu wollen, ſie rückt dem Montmartre Berge nahe, und es wäre möglich, daß nach Verlauf eines halben Jahrhunderts der Berg ſich innerhalb der Stadt befände; auf der Süd- und Oſtſeite wird weit weniger gebaut, und vielleicht wird hier der Grund und Boden in dem Maße verlaſſen werden, als die Stadt den Montmartre hinaufrückt. Vor der Revolution behauptete man, die Stadt ginge auf Verſailles zu; dieſe Richtung hat ſie aber verloren, und wenn Verſailles ſich nach Paris begeben könnte, ſo würde es wohl gern dieſe Reiſe unternehmen; denn ſeitdem Verſailles aufgehört hat, der Aufenthalt des Hofes und der Regierung zu ſeyn, ſtehen die großen Hotels daſelbſt zum Theil leer, und das ehemalige Wohlleben der Einwohner, wozu ſie leider die Ueppigkeit des Hofes gewöhnt hatte, iſt zu einer großen Mittelmäßigkeit herabgeſunken.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 35.

Digitized by Google

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Mai 1822.

> Es gibt der allherrſchende Gott
> Unvermiſcht von Schmerz den Sterblichen nichts;
> Freud' und Gram drehen im Kreiſe ſich,
> So wie des Pols Wagen ſich dreht.
>
> Sophokles.

Ein Tag im Siebengebirg.

(Beſchluß.)

Aloyſie und ich ſchritten nach einer kurzen Raſt durch ſtille Gründe, an maleriſch gelegenen einzelnen Häuſern vorbey, dem Löwenberg zu, der mit dem Oelberg um den Rang ſtreitet, der höchſte des Gebirgs zu ſeyn. Auf allen dieſen Bergen bemerkt man Spuren, daß ehemals Gebäude hier ſtanden. Die Ausſicht vom Löwenberg iſt nach der Landſeite hin viel ausgedehnter, wie die vom Drachenfels, aber lange nicht ſo mannigfaltig und romantiſch, wie von dieſem, dem Rhein ſo nahen; auch fehlt jener eine eigenthümliche Sage. Aloyſie ſehnte ſich nach Rolandseck, das nun von Beſuchern frey wurde. Schnell wanderten wir rüſtigen Fußgängerinnen nun dem Rhein zu, ein leichter Nachen brachte uns an Nonnenwörth vorbey, nach dem Vorgebirg. Die liebe Frau ſang mit ihrer melodiſchen Stimme, die, obgleich kunſtvoll gebildet, doch nur Natur ſcheint, weil ſie frey von jeder Manier iſt, nicht glänzen oder Erſtaunen erregen, ſondern nur ihre Herzensgefühle in der einzigen Sprache, die es vermag, der Muſik, ergießen will, das himmliſche „O sanctissima u. ſ. w.“ — Wie friedlich ruhte das Kloſter in ſeinen grünen Umgebungen! Mit Wohlgefallen betrachteten wir es, wie wir am Fuß des Berges ruhten; die Inſel iſt vom linken Ufer ganz und weit näher zu überſchauen, der ſchroffe Drachenfels gibt einen anziehenden Augenpunkt, und die ſonderbaren Formen des Vorgebirgs nehmen ſich von unten herauf geſehen ſehr maleriſch aus, alſo auch von dieſer Seite iſt die Gegend ungemein ſchön. Wir konnten uns nicht ſogleich von dieſer Stelle losreißen, es dauerte eine Weile, ehe wir den Berg erſtiegen. Aloyſie heftete ſehnſüchtige Blicke auf das Kloſter, ich las in ihrer Seele den Wunſch, in gänzlicher Abgeſchloſſenheit ihr Leben zu enden, und ohne daß ſie ihren Vorſatz ausſprach, machte ich ihr Einwürfe dagegen, freylich nicht ohne alle Gemeinplätze. So ſtellte ich ihren Klagen, daß auch dieß Kloſter ausſterben ſolle, ſtatt ihm eine dem Geiſt der Zeit angemeſſene Umbildung zu geben, entgegen, daß, was einmal zur Vernichtung ſich neige, nicht zu erhalten ſey; ihre Zufriedenheit, daß noch fromme Stiftungen vorhanden ſeyen, die einem gekränkten Gemüth Ruhe, einem beſchaulichen Nahrung gäben und dabey liebevolle Thätigkeit für die leidende und aufblühende Menſchheit, den eben nicht neuen Ausſpruch entgegen, daß man auch in der Welt das Elend von Kranken und Armen lindern, Bekümmerte tröſten, Kinder erziehen könne, wenn man, ſo wie ſie, das rechte Herz und auch die äußeren Mittel dazu habe, ohne gerade barmherzige Schweſter, Urſulinerin und engliſches Fräulein zu ſeyn. Der romantiſche Boden begeiſterte mich zur Seherin, „ich meinte denn ſo,“ daß vielleicht auch ſie von falſcher Nachricht getäuſcht worden ſey, und ihr Roland vielleicht geſund aus Spanien noch heimkehre. Aloyſie verſicherte, daß ihr auch nicht der leiſeſte Zweifel über die Gewißheit ſeines Todes bleiben könne, und mir that es leid, durch mein unvorſichtiges Geſpräch ihre Trauer erneut zu haben. — Es war ſtill um uns geworden, alles war dem lauten Godesberg und ähnlichen Vergnügungsörtern zugeeilt, ſeltner wurden Nachen, Fußgänger und Reiter, und des Poſthorns ſehnſüchtiger Klang. — die Sonne neigte ſich zur Ruhe, ein mildes Abendroth legte ſeinen roſigen, verſchönernden Glanz auf Berg und Thal, und goß einen leuchtenden Wiederſchein auf jede Welle, — der Zauber der Natur übte auch über uns ſeine Gewalt, die Unruhe ward beſchwichtigt, wir ſahen erſt jezt uns auf Rolandseck um. Noch iſt ein Bogen der Burg völlig erhalten, nicht ſo die übrigen Bruchſtücke, kahl ſind die Trümmer nach dem Rheine zu, die nach der Landſeite mit Epheu und Geſträuch bewachſen. So erſtarrt ein Gemüth, wenn es mit dem Schickſal trotzend, auf die eigne Kraft ſich ſtützend, die Tröſtungen abweiſt, womit Freundſchaft und Poeſie den Gram zwar nicht wegräumen, aber mild verſchleyern, und das gequälte Herz in ſüßen Schlummer einwiegen. Die Ausſicht von da oben iſt nicht ſo bedeutend, als die von unten, die geringe Höhe beſchränkt den Blick, und dann fehlt die Anſicht von Rolandseck ſelbſt; landeinwärts iſt ſie ausgedehnter.

Der Platz, die Einſamkeit führte Betrachtungen herbey, über das Weſen der Liebe, wie ſie in einer weiblichen Bruſt nie erſterbe, und wie ein Frauenherz ewig jung bleibe — Aloyſie war die Rede zu arm für ihre Empfindungen, ſie ſang ſie mit den Worten, die die Liebe ſelbſt dem Dichter eingegeben. — Sinnend blieb ihr Blick auf den Rhein geheftet, als ſie ihr „freudvoll und leidvoll“ geendet; ich, nicht ſie, vernahm ein Rauſchen im Gebüſch, zwey Männer traten heraus, die edle Geſtalt, das ausdrucksvolle Geſicht des einen zog mich an, — meine junge Freundin aus ihren Träumen erwachend, kehrte ſich nach ihm hin, den eben der Sonne lezte Strahlen beleuchteten — Aloyſie, Roderich, riefen beyde zu gleicher Zeit — und das alte Gemäuer war auch einmal Zeuge der Wonnethränen beglückter Liebe. —

Die Liebenden überzeugten ſich bald, daß Roderich wirklich lebe, Aloyſie nicht zum zweytenmal vermählt ſey, wie ihn Perſonen aus ihrem Wohnort, mit denen er in Paris zuſammentraf, verſichern wollten.

Von Riedheims Freund erfahr ich deſſen Schickſale. Er lag auf den Tod verwundet auf dem Schlachtfeld, jener alte Spanier, dem er Helfer in der Bedrängniß geworden, ſuchte ſeinen Sohn, dem Roderich, als er gefangen wurde, die Freyheit verſchaffte, auf dem Wahlplatz; neben dem leicht Verwundeten lag der edle Deutſche, vom dankbaren Don Ramiro erkannt. Seinen Bemühungen gelangs, den kaum noch glimmenden Lebensfunken in ihm wieder zu entzünden; er beredete ihn leicht, bey ſeinem Regiment fernerhin für todt zu gelten, um nicht wieder eintreten, und gegen ein wackres Volk, das ſich befreyete, kämpfen zu müſſen. Als Roderich genaß, und die Bundestruppen Spanien verlieſſen, da folgte er den Fahnen Wellingtons über die Pyrenäen nach Frankreich, und wurde in der Folge in Geſchäften nach London geſchickt. Hier fand er einen Univerſitätsfreund wieder, ſeinen Begleiter, der ihm auch behülflich war, große Summen von einem Handelshaus einzuziehen, das ſich wieder erholt, nachdem es eine Zeitlang die Zahlungen eingeſtellt hatte, wodurch der Fall von Roderichs Vater veranlaſſt wurde. Derſelbe Freund wirkte ihm den Abſchied von den —ſchen Truppen aus, Wellington ſelbſt verwandte ſich für ihn, der nach geendigtem Feldzug ſich in einer ſchönen Gegend ankaufen, und als Landwirth leben wollte. Mehrere ſeiner Briefe gingen verloren, oder waren an Perſonen gerichtet, mit denen Aloyſie in keine Berührung kam, ſo blieb ihr ſein Wiederaufleben unbekannt, und ohne den Gang nach Rolandseck wäre es vielleicht auf immer ihr geblieben, denn bald nach unſrer Rückkehr nach Kölln wollten wir durch Weſtphalen heimreiſen, und Aloyſie eine Reiſe nach Italien unternehmen. Roderich ſchwankte, ob er ſich am Rhein, oder an der Donau anſiedeln ſollte, ſeinen Freund, einem Rheinländer, zu Gefallen, bereiſte er zuerſt dieſe Gegenden. Der ſchöne Abend hatte ſie aus dem Wagen getrieben, ſie ſchickten dieſen nach Remagen, wo ſie übernachten wollten, voraus, die Stimme von Rolandseck herab, dünkte Roderichen bekannt, er zog den ruhigen Freund mit ſich hinauf, — des Lebens ſchönſter Moment war ihm erblüht. In wenig Tagen werden ihre Hände im ehrwürdigen Dom von Kölln zuſammengefügt, Aloyſie genießt ihr Glück mit Dankbarkeit und Demuth, und es wird kein flüchtiger Rauſch ſeyn.

Siebentes Kapitel aus der Chronik von Eri.

(Dieſe Chronik, von welcher in Nro. 96. unſers Blattes ſchon eine Nachricht gegeben, und von der nächſtens eine deutſche Ueberſetzung erſcheinen wird, ſcheint dem Geſchichtforſcher großes Intereſſe zu verſprechen. Mancher unſerer Leſer wird ſich erinnern, daß engliſche Blätter vor geraumer Zeit den Fund von alten Handſchriften ankündigten, die in den Kellern eines alten irländiſchen Schloſſes gefunden ſeyn ſollen. Sie geriethen in die Hände der Familie O'Connor, welche ſie lange geheim hielt, weil die engliſche Regierung von jeher ſehr bemüht war, Alles, was die Geſchichte von Irland anging, zu unterdrücken. Die nähere Nachricht von der Auffindung und Eigenthümlichkeit dieſer alten Handſchrift wird der Ueberſetzung ins Engliſche, die Herr O'Connor verfertigt, und Sir R. Philipps herausgibt, beygefügt werden. Wir theilen unſern Leſern indeß ein einzelnes Kapitel dieſer ſonderbaren Schrift mit, deren anſpruchsloſer Charakter das hohe Alterthum, das man ihm zuſchreibt, zu bezeugen ſcheint. Die Pergamentrollen ſelbſt, welche unſer Londoner Korreſpondent in Händen hatte, tragen Spuren des größten Alterthums, die Schriftzeichen ſind klein und regelmäßig, die Zeilen von ungleicher Länge. — Da wir nächſtens Näheres über die Sprache, in welcher dieſe Chronik geſchrieben iſt, zu erfahren hoffen, hüten wir uns, durch Vermuthungen falſche Anſichten zu erregen, und geben folgendes Bruchſtück ohne weitern Zuſatz.)

Die Regierung des Breas, Sohn Elims von Iber, ein Zeitraum von neun Ringen (Jahren) von 516 bis 517 (v. C. G.)

Aoda, der Sohn Nuads, ward erwählt zum König in Gaelen. Und Breas, der Sohn Elims, vom Geſchlechte Iber, war Andri. Als nun Cairbre regieret hatte, zwanzig Ringe und vier, da geſchah es eines Tages, daß ein kleines Schifflein getrieben ward auf das Ufer des großen Waſſerſtromes, der da läuft gegen Sonnenuntergang, unterhalb Dun Sobairce; und in demſelben waren ſechs Jünglinge und ein Knabe. Der Wind hatte ſie auf den Wellen von dem Lande, auf der andern Seite des engen Meeres, das gegen Sonnenaufgang lieget, hergetrieben. Und die Gefahr der Leute ward entdeckt von Neilte und ſeinen Kindern und ſie eilten mit Serb, einem Nachbar Neiltes, denſelben auf dem Meere zu helfen und brachten ſie glücklich ans Land. Und Neilte führte die Fremden in ſeine Hütte, und die Frau Neiltes ſtellte Speiſe vor ſie hin. Und als ſie mit einander redeten, verſtanden die Leute von Ullad ihre Sprache und Neilte ſagte zu den Jünglingen, als ſie gegeſſen und ſich erfriſcht hatten: Woher kamet ihr? — Und einer antwortete: Wir ſind von Tain Breoccean. — Und Neilte ſagte: wenn es dein Wille iſt, ſo wollen wir in das Haus des Königs gehen; aber die jungen Leute waren ſehr erſchrocken. — Und das Weib Neiltes ſagte, (als ſie ſah, daß ſie erſchrocken waren und ſie ſagen hörte, „führ' uns nicht dahin.") „Fürchtet euch nicht; der Vater, der dich erzeugt, noch die Mutter, die dich geboren, würden dich zärtlicher behandeln: Glücklich iſt der Mann, der da ſteht, im Angeſicht des Königs von Ullad." — Und Neilte und das Weib Neiltes und Serb mit den ſechs jungen Männern und dem Knaben zogen gen Dun Sobairce, um die Zeit, da ſie das Haus des Königes erreichten, war Cairbre auf die Jagd gegangen. — Und als er wiederkehrte von der Jagd und hörte von den Männern, ſagte er: „Sorget für die Männer und alle, die mit ihnen gekommen, in den Zelten des Königes." — Und als man Cairbre ſagte: „die Herzen der Fremdlinge ſind in Aengſten aus Furcht vor dem Könige," ſagte Cairbre: „laſſt ſie zu mir kommen." — Und als ſie vor Cairbre ſtanden und er ſah Furcht in ihnen, ſagte er, die Männer anlächelnd, zu Neilte: „ſage zu ihnen, fürchtet euch nicht; ruhet in Frieden unter dem Schirme der Zelte des Königes; morgen wollen wir mit euch reden." — Und am Morgen befahl Cairbre: „laſſt die Männer vom Meere zu mir rufen." Und ich Urla war bey dem Könige, die Chronik von Ullad vor mir. — Und die ſechs jungen Männer und der Knabe und Neilte und Serb traten in des Königes Gemach; als man Cairbre berichtete, das Weib Neiltes harre allein am Eingange der Zelte des Königes, ſagte Cairbre: „laſſt das Weib ebenfalls hereinkommen und hören die Geſchichte der Männer, die ſie geholfen hat von den Gefahren der Wellen zu befreyen." — Und Cairbre ſaß und ich Urla ſaß bey dem Könige. — Und als das Weib Neiltes ins Gemach trat und ſie und die Männer vor dem Könige ſtanden, ſagte Cairbre: „die oft erzählte Geſchichte vergnüget das Ohr des Zuhörers fürs Erſtemal, ſie ermüdet aber den Geiſt des Erzählers. — Setzet euch alle." — Und die Fremdlinge ſahen einander mit Erſtaunen an; und das Weib des Neilte ſagte zu den Jünglingen: „warum lagert ihr euch nicht? Habt ihr nicht vernommen die Worte des Königes?" — Und alle ſezten ſich nieder auf den Boden. — Cairbre aber ſagte: „Woher kamet ihr?" — Und einer der jungen Männer ſtand auf vor dem Könige, erhob ſeine Stimme und ſprach: — „Dieſer iſt mein Bruder, und dieſe beyde ſind Brüder, und dieſe beyde auch; und der Knabe iſt meiner Schweſter Sohn. — Und es iſt nicht lange her, daß eine Jungfrau, die Mutterſchweſter dieſes Knabens, als ſie gerade allein in der Wohnung ihrer Brüder verweilte, bis ſie vom Gebirge wiederkämen, von einer Geſellſchaft von Jünglingen auf den Wellen der See entführt ward, die gegen Imenar hinrollen (die Inſel Mann). — Und wir ruderten unſer Schiff auf den Waſſern des Meeres, und nicht lange da blieſen die Winde laut, und trieben unſer Boot, deſſen Stärke nicht glich dem Wirken der Wellen, aus dem Wege, der da führet nach Imenar, bis es aufs Ufer des Landes lief, auf welchem ich vor dem Könige ſtehe." — Und Neilte und Serb verſtanden mehr von den Worten, die der junge Mann redete, als der König oder Urla, und Neilte machte uns alle die Worte klar. — Und als der Jüngling zu Ende war, ſtand der Knabe auf und er ſtand an der Seite Cairbres und ſagte traurig zu ihm: „Wollte doch der König uns hinwegſchicken, daß wir nach Inta forſchen, auf deren Knien Moran erzogen ward." — Und Cairbre ſprach zärtlich zum Knaben: „Morgen ſollſt du gehen, mein Kind." — Und Cairbre redete Worte zu Neilte, und Neilte ſprach zu den Männern, ob ſie wohl wüßten, von wannen ihre Väter gekommen ſeyen? — Und die jungen Männer, bald der eine, bald der andere, ſprachen: — „Wir ſind von den Gagl von Breoccaen in Gaelag; unſere Voreltern kamen in den Schiffen der Kaufleute nach Breatain." — Und Cairbre fragte, was ſie wüßten von Gealag. — Und die Männer ſagten: „Unſere Vorältern kamen von dorther, um zu arbeiten in den Eingeweiden der Erde, und die Kaufleute meinten, ſie gefangen zu halten. Und unſere Väter in jenen Tagen brachen hervor, und verließen die Höhlen der Welt, und zogen gegen die Finaer (?) von Baal auf den Waſſern der Tiefe, und wohnten wo wir wohnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Seguidillas.

17.

Kind, der Mandel rothe Blüthe
Gleicht deine Liebe:
Schnell erblüht, beym erſten Winde
Schnell auch vertrocknet.
Nicht ſo die meine,
Da der Froſt ſie nicht getödtet,
Kalten Vermeidens.

18.

Soll ein Weib ich einmal nehmen,
Nehm' ich eine Kleine. —
Denn vom Uebel, ſagt das Sprichwort,
Wähle das kleinſte.
Wird ſie doch endlich,
Wie klein ſie auch ſeyn mag,
Schlimm genug werden.

19.

In dem Prado geſtern Abend
Schlich ein Alter,
Sezt die Brille auf die Naſe,
Winkte und nickt mir.
Mütterlein, ſage mir:
Gelt, den Roſenkranz zu beten,
Winkte der Herr mir?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. April.

(Beſchluß.)

Bey Gelegenheit der Erwähnung von großen Spekulationen, verdient auch der Zodiak von Denderah einer neuen Erwähnung, denn dieſes egyptiſche Denkmal iſt aus bloſer Spekulation aus Egypten abgeholt worden; allein die Unternehmer ſcheinen etwas zu ſehr auf die Liebe zur Archäologie gerechnet zu haben, denn ſie haben ihren Stein, der ſo ziemlich einer Eiſenplatte aus dem Kamine ähnlich ſieht, zu der ungeheuern Summe von 300,000 Franken angeſchlagen. So gern nun auch die Regierung den egyptiſchen Thierkreis ankaufen möchte, ſo iſt doch eine ſolche Forderung wohl geeignet, ſie abzuſchrecken; denn wie ſollte ſie ſich entſchließen, für einen einzigen Stein eine Geldſumme herzugeben, die ihr ein ganzes egyptiſches Muſeum verſchaffen könnte? Nun gehen zwar die ſtärkſten Poſten der Miniſter-Rechnung mit Hülfe der gefälligen Majorität in der Deputirtenkammer ohne große Schwierigkeit durch, allein der jetzige Miniſter des Innern, dem nur der Klerus am Herzen liegt, ſcheint für Alterthümer wenig Sinn zu haben, und auf den Zodiak nicht gut zu ſprechen zu ſeyn, weil Dupuis und andere Gelehrte aus dieſem Monumente haben ſchließen wollen, die Erde ſey viel älter, als es die Bibel angibt. Auch iſt ein Auszug aus dem Dupuis'ſchen Werke, über den Urſprung der Gottesdienſte, der bey Gelegenheit der Ankunft des Zodiaks gedruckt wurde, ſogleich in Beſchlag genommen und vor Gericht angegeben worden, wiewohl das Dupuis'ſche Werk ſelbſt bisher immer ohne Hinderniß von Neuem wieder aufgelegt worden iſt. Der Stein wird denn wohl für den Dupuis büßen müſſen, und nicht ins Muſeum kommen, woſern nicht die National-Eiferſucht hiebey ins Spiel kommt. Schon das Herbeyholen des Steins ſcheint eine Wirkung der ewigen Rivalität zwiſchen England und Frankreich zu ſeyn. Man wußte in Frankreich, daß die Engländer willens wären, den Stein mit dem alten Thierkreiſe von der Decke des Tempels zu Denderah abzulöſen und nach England zu ſenden, der engliſche Generalkonſul Salt ſoll ſchon deßhalb die nöthigen Maßregeln getroffen haben. Nun kommen aber unvermerkt die Franzoſen, laſſen ſich vom Paſcha, mit dem ſie gut ſtehen, eine Erlaubniß geben, und nehmen den Stein weg. Salt will ſie aufhalten; allein der franzöſiſche Agent zieht ſein weißes Schnupftuch aus der Taſche, heftet es an einen Stock, und pflanzt dieſen als Nationalflagge auf ſein Nilboot, worauf denn die Araber es nicht mehr wagen, die Schiffsladung anzugreifen. Der einzige Grund, den Salt für ſein Betragen angegeben, iſt, daß der Tempel von Denderah in ſeinem Revier läge. Bekanntlich haben ſich die beyden Generalkonſuln Frankreichs und Englands in die egyptiſchen Alterthümer dergeſtalt getheilt, daß jedweder im ganzen Ernſte behauptet, der von ihm bezeichnete und in Beſitz genommene Boden ſey ſein Eigenthum, und kein Fremder dürfe auf demſelben nur einen Stein verrücken; ja es iſt bekannt, daß man Hrn. Gau auf dem engliſchen Boden nicht einmal wollte zeichnen laſſen. Aus dieſen kleinlichen Anmaßungen rühren alle die kleinlichen Streitigkeiten her, wovon Belzoni zuerſt das Publikum in Kenntniß geſezt hat, und welche den phlegmatiſchen Muſelmännern recht närriſch vorkommen mögen, da ſie nicht begreifen können, wie man ſich um Steine halber, die ihnen ſelbſt keinen Heller werth ſind, zanken und beynahe die Hälſe brechen kann. Ein Mitglied der Akademie der Inſchriften, Hr. St. Martin, hat eine gelehrte Abhandlung über den egyptiſchen Thierkreis herausgegeben, worin er die Geſchichte der Ueberbringung deſſelben nach Frankreich und die Beſchreibung der Figuren gibt, und das Alter des Denkmals zu beſtimmen ſucht. Mit den höflichſten Umreden von der Welt ſucht der Verfaſſer darzuthun, daß die Abbildung des Thierkreiſes in dem großen Werke über Egypten von der franzöſiſchen Kommiſſion beynahe ganz verfehlt iſt. Recht franzöſiſch iſt ſeine Bemerkung, die auf dem alten Steine abgebildeten Figuren ſeyen ſo ſteif und inkorrekt gezeichnet, daß es nicht zu verwundern ſey, daß die Kupferſtecher ſie nicht ſo dargeſtellt hätten; Leute, die gewohnt wären, ſchön zu arbeiten, hätten unmöglich ſchlecht arbeiten können! Wenn die Leute dieſe Bemerkung doch nur ſelbſt gemacht hätten, vielleicht hätte ſich dann mancher Gelehrte die Mühe erſpart, den in Kupfer geſtochenen Thierkreis ſo gewiſſenhaft zu erläutern! Freylich iſt die Bildhauerey ſo wenig erhaben, und der Stein ſchon ſo alt, daß es ſchwer hält, eine ganz genaue Abzeichnung davon zu geben. Das Alter des Monuments ſezt Hr. St. Martin ungefähr auf 2500 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung zurück, indem er eben ſowol Dupuis, welcher ein Alter von 13.000 Jahren annahm, als Visconti, welcher es bis ins erſte Jahrhundert nach Chriſti Geburt vorrückte, zu widerlegen ſucht, und zwar mit folgenden Hauptgründen: das Zeichen des Löwen, womit der Thierkreis zu beginnen ſcheine, beweiſe gar nicht, wie es Dupuis angenommen habe, daß zur Zeit, als der Thierkreis verfertigt worden ſey, die Sonnenwende in dieſem Zeichen begonnen habe. Gegen Visconti bemerkt er, daß die Inſchrift, welche immer den Namen des Königs, unter deſſen Regierung die Denkmäler verfertigt wurden, enthalte, keinen der Ptolemäer nenne, die man aus der Inſchrift von Roſetta kenne; daß ſie mithin einen frühern König angeben müſſe. Eine auf Anſuchen der Regierung ernannte Kommiſſion des königlichen Inſtituts hat die Meinung abgegeben, es ſey zu wünſchen, daß ein ſo wichtiges Denkmal vom franzöſiſchen Staate möchte angekauft werden. Wenn nun aber die Eigenthümer auf ihrer Forderung von 300,000 Franken beſtehen, ſo könnte der Thierkreis doch noch zulezt nach England wandern, aller Mühe ungeachtet, die man angewandt hat, um ihn vor England zu ſchützen. Die Kunſtwerke haben ſich ſtets in den Ländern zuſammengetroffen, wo das meiſte Geld ſteckt; dieß iſt eine unvermeidliche Wirkung der magnetiſchen Kraft der edeln Metalle.

Dg.

Beylage: Monats-Regiſter April.

Nro. 105.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. Mai 1822.

> Auch Patroclus iſt gefallen, und war herrlicher als du.
>
> Homer.

Panorama von Conſtantinopel.

(Hiezu ein Steindruck.)

Indem wir das Panorama dieſer großen, ſchon ſeit den fernſten Jahrhunderten, und unter drey Namen in der Geſchichte berühmten, Stadt unſern Leſern vorlegen, können wir uns eine kleine Anrede an dieſelben nicht verſagen. Wären wir der Cicerone, der ſie von dem Thurm in Galata aus, dem Standpunkt, den der Maler zu ſeinem Rundgemälde wählte, mit jeder Einzelnheit dieſer Anſicht bekannt zu machen bemüht wäre, ſo würden ſie uns ein freundliches, wenn auch nicht immer aufmerkſames, Ohr verleihen; träten ſie in den Raum, wo das Urbild dieſes Panorama gezeigt wird, ſo würden ſie der eingelernten Erklärung des angeſtellten Vorzeigers ausgeſezt ſeyn — wir möchten nicht dem Einen gleichen, nicht dem Andern, ſondern wir ſtehen recht ernſten Geiſtes in der Mitte dieſes herrlichen Erdenpunktes, und blicken mit feyerlicher Ahnung um uns her. Mancher von Ihnen hat vielleicht das Gefühl kennen lernen, das uns ergreift, wenn wir einen, durch unheilbare Krankheit dem Tode Heimgefallenen beſuchen. Er erſcheint uns wie ein geweihtes Opfer; der Prieſter ſchnitt ſchon die Locke von ſeiner Stirn, und ſeine kleinſte Handlung wird uns feyerlich, weil wir ſie als ſeine lezte betrachten. So ſtehen wir mit unſerer Phantaſie in der Mitte von Conſtantinopel; ſeine Stunde ſcheint ſich zu nahen, und im Tod barbariſch, wie im Leben, ahnen wir, daß Hekatomben an ſeinem Grabe gebracht werden müſſen.

Noch athmet dieſe weit ausgebreitete Stadt Ruhe; ſie iſt von der mäßigen Beweglichkeit eines morgenländiſchen Wohnorts belebt, deſſen Rührigkeit nie der unſerer Städte gleich kommt. Der Orientale bedarf nicht ſo Vieles, wie wir, und unter dem Wenigern iſt Ruhe das Gewünſchteſte. Daher iſt ſein Bewegtſeyn endlich ſo ſchrecklich! Denn nicht Trieb der Thätigkeit regt ihn an, Leidenſchaft reißt ihn empor, und da er zwiſchen ihr und Ruhe keinen Mittelzuſtand kennt, hat die Leidenſchaft keine Grenzen.

Zu der Zeit, wo Conſtantinopel unter dem Namen Lygos kaum bekannt, wo unter dem Namen Byſanz ſeine erſten Mauern von Phidalia, ihrem Gemahl Byzos zu Ehren, erbaut wurden, galt es für einen ſo herrlichen Wohnort, daß man die Wahl ſeiner Oertlichkeit Apollos Ausſpruche zuſchrieb. Doch dieſe Zeiträume liegen uns zu weit entfernt, um ſie bey deſſen jetzigen Anblick zurückrufen zu wollen. Die Sage, daß der delphiſche Gott den megariſchen Seefahrern dieſe Halbinſel zur Erbauung einer Stadt andeutete, beweiſt nur die Vortrefflichkeit ihrer Lage. Apollo vermeinte gewiß, ſie zum Vereinigungspunkt der ganzen alten Welt werden zu ſehen. Von allen Reichthümern der Natur überſchüttet, durch die Küſtenfahrt, der einzig damals möglichen, längs des Pontus und der Geſtade des Mittelmeers den Handelsleuten Europas, Aſias und Afrikas zugänglich, war Byſanz ganz geeignet, ein Weltmarkt zu ſeyn. — Und dennoch iſt dieſe Stadt, ſeit ſie in die Geſchichte des Abendlandes verwickelt ward, ihm nur zum Unfrieden gediehen! So wie ſie einen chriſtlichen Namen erhalten hat, trift ſie als der Schauplatz widerſinnigen Ehrgeizes, verworrener Begriffe, deſpotiſchen Geiſteszwangs, unmenſchlicher Grauſamkeiten auf; durch eine politiſche Convulſion — man geſtatte uns dieſen prezioſen Ausdruck! — zu Conſtantins Zeit ins Leben gerufen, hat ſich ihr Daſeyn in gewaltſamen Zuſtänden fortgeſezt, und wird vielleicht bald in furchtbaren Zuckungen enden.

Conſtantin wollte durch ſein Herrſcherwort Rom eine Nebenbuhlerin ſchaffen. Er ließ ſie mit einer Menge alter Kunſtſchätze aus den öſtlichen Städten des römiſchen Reiches bereichern; chriſtliche und türkiſche Barbaren zernichteten dieſe in der Folge der Zeit, ſo daß uns nur Das übrig geblieben iſt. was als Kriegsbeute ins Abendland gerettet ward. Was von alterthümlichen Kunſtwerken, wenige Kirchen ausgenommen, ſparſam und verſtümmelt noch jezt in Conſtantinopel zu ſehen iſt, ſind Trümmer der römiſchen Vorzeit, die Conſtantins Zeit und Conſtantins Kirche fremd waren. Er baute eine Menge Palläſte, ſeine Höflinge beeiferten ſich, den Lieblings-Aufenthalt ihres Kaiſers durch prachtvolle Wohnungen zu verſchönern; allein Gibbon ſagt uns, und das Zeugniß der Reiſenden beweiſt es, daß der Herrſcherwille wohl ſchnell eine Schöpfung aus dem Nichts hervorrufen konnte, aber ihren Werken nicht die Dauer geben, welche National-Denkmale vor dem Zeitſtrom ſchützen. Die unter Conſtantin eilig erbauten Paläſte ſollen unter ſeinen nächſten Nachfolgern ſchon wieder eingegangen ſeyn.

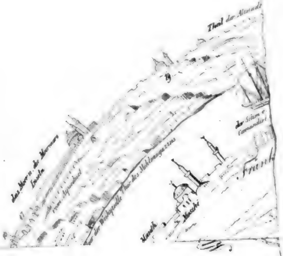
Obgleich ein betrachtender Geiſt in der Weltgeſchichte die Ueberzeugung eines moraliſchen Zwecks des Menſchengeſchlechts findet, trifft er doch auf einzelne Abſchnitte, wo er nur mit dem muthigſten Glauben an zukünftig höhere Einſicht ſeinem erhabenen Standpunkt behaupten kann. Einen ſolchen troſtloſen Abſchnitt der Geſchichte bietet das öſtliche Reich von dem Augenblick dar, wo ſeine Glaubensſtreitigkeiten beginnen, bis es unter den Kreuzzüglern (im Jahr 1204) fällt. Der Geiſt, der die abendländiſchen Eroberer trieb, war nicht von der Art, daß ein Fürſt aus ihrer Mitte Einigung, Sitte, Bürgerthum unter der geſpaltenen, verderbten, in Selbſtſucht verſunkenen Maſſe des Volks, das dieſem neuen lateiniſchen Kaiſerthum zugetheilt wurde, hervorbringen konnte. Hinfällig, wie Alles, was die Gewalt aufdringt, dauerte es kaum ſechszig Jahre, ſo ſtürzte der neue Thron wieder ein; volksthümliche Fürſten erbauten ihn von neuem, allein ſie wählten ihrem Volke verhaßte Mittel, um ihn zu ſtützen: Michael Paleologus hatte mit fremder Hülfe (durch die Genueſer) ſein Reich erobert, er ſchmiegte ſich unter den Papſt, um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen; ſeine Nachfolger bettelten bey allen europäiſchen Fürſten um Mittel, ſich auf ihrem morſchen Herrſcherſtuhl zu erhalten — aber der Fürſt, der fremde Hülfe ſucht, beweiſt ja ſchon, daß ſein Volk ihn nicht ſchützen will, und nach ein Paar Jahrhunderten in Schmach und Zerrüttung hingelebt, (von 1261 bis 1453) eroberte Muhamed der zweyte die Stadt, in welche endlich das ganze Morgenländiſche Reich zuſammengeſchrumpft war, und unter dem Namen Stambul ward ſie die Hauptſtadt des ottomanniſchen Reichs.

Wie der Geiſt manches Kranken, welcher Jahre lang unter der Laſt phyſiſcher Uebel gelähmt lag, in dem Augenblick des Todes noch einmal, die ihn ſo lang erniedrigenden Hinderniſſe durchbricht, noch einmal die ſchwere Zunge beflügelt und in einem leuchtenden Aufblicken der trüben Augen ſeinen Urſprung beurkundend, der irdiſchen Hülle ſich entrafft, ſo beurkundete Conſtantin des neunten edelmüthiger Tod auf den Mauern der Kaiſerſtadt, wozu Muhamed ſie beſtürmte, daß es ein mächtiges Reich ſey, das jezt falle, daß es der Staat ſey, wohin Wiſſenſchaft und Kunſt einſtens aus dem Abendland ſich gerettet, der jezt in ſeines Fürſten wackern Kriegertod zu Grabe geh. Und ſo glich Conſtantins muthiges Ende beym Fall ſeines Reichs, dem hellen Aufblicken des Geiſtesgelähmten im Tode.

Der ungeheure türkiſche Staat, den die kriegeriſche Gewalt einiger kräftiger Deſpoten nun bildete, war von keinem wahren Lebensgeiſte beſeelt, und iſt nie ein freudig ſich fortbildender Baum der Völker geworden, deſſen Zweige, wenn auch vom Hauptſtamme getrennt, wieder Wurzel treibend zu ſelbſtſtändigen Stämmen heranwachſen, deren jeder ſeine Geſchichte und ſeine Blüthezeit hat. — Seit der Eroberung Muhameds iſt die Geſchichte des türkiſchen Reichs Krieg und Verderben. Verwüſtung, wo der Osmann als Sieger, Geiſtes Erſtarrung, wo er als Regent auftritt. Ja nach vier Jahrhunderten ſeiner Herrſchaft hat in mancher, fruchtbaren Provinz, die Natur ſelbſt der türkiſchen Macht weichen müſſen, und der ehedem reiche Boden, von Sklaven ſparlich bewohnt, verſagt ſeinen erniedrigten Kindern den Genuß ſeiner Gaben.

Nur eines Volkes Charakter und Geiſt unter der großen Völkerheerde, die Muhameds Nachfolger bis zu Selim den zweyten zuſammen gepfercht hatte, behielt vier Jahrhunderte lang das peinigende Gefühl ſeiner Schmach. Gebildet und den Barbaren dienſtbar, Chriſt und dem Muhamedsdiener unterthänig zu ſeyn; die Gräber ſeiner Ahnherrn, deren Geiſt von jeher die edelſten Geiſter entzündet, von fanatiſchen Unwiſſenden entehrt zu ſehen, war das Loos dieſes Volkes. — Das war das Schickſal der Griechen. — Bald ſchüttelten ſie trotzig ihre Ketten, bald biſſen ſie in hülfloſer Wuth ſie, bald wollten ſie ſich ſelbſt ihre Schmach erleichtern, indem ſie ihre unwiſſende Ueberwinder ſich durch die Gewandtheit ihres Geiſtes zinsbar machten — ein Paarmal ließen ſie ſich durch fremde Staatskunſt bethören in dem großen Bagno, zu dem ihr Zwingherr ihr herrliches Vaterland für ſie umgewandelt hatte, die Fahne der Empörung aufzupflanzen. Sie träumten goldne Träume, bis, an ihren heißen Wunden erwachend, ſie erkannten, daß man ſie betrog. —

Digitized by Google


Theil der Alexande
19
17
vom Aquaeduct
Thor des Mehlmagazins
Moschê

Digitized by Google

Wir haben gebührende Achtung für den Sohn des gedrückten Taglöhners, der ſich durch innere Kraft zum tüchtigen, ja wohl berühmten Mann emporarbeitet — welche Achtung verdienen denn die Söhne des Griechenvolkes, die, aus der Knechtſchaft des Geiſtes emporſtrebend, ſeit einer Reihe Jahren ſich auf den hohen Schulen des Abendlandes zu Rettern ihres Volkes gebildet? Und der Vergleich iſt nicht billig: der Sohn des Taglöhners ſieht den Gewinnſt, den geübte Kräfte bringen, rund um ſich her; nicht ſo die Griechen, die, kein Mittel zum eignen Emporkommen beſitzend, nur das Beyſpiel der Verſunkenheit in ſinnlicher Luſt von ihren Beherrſchern empfingen.

Die Schandthaten und Verrücktheiten, welche innerhalb dieſer weit ausgedehnten Mauern verübt wurden, ſo lange ſie der Sitz des Morgenländiſchen Kaiſerthums waren, die trotzige Menſchenverachtung, der Grauſamkeit furchtbarſte Quelle, mit der ſeitdem hier unſre Glaubens-Brüder behandelt wurden — ſchaut von dieſem Thurm um euch her und ſucht die Schauplätze dieſer Vorgänge auf! Von dem Hyppodrom, wo unter den Kaiſern oft und zahlreiche Opfer um eines Wortes willen bluteten, das keiner der beyden Kämpferhaufen verſtand, bis zu den neuern Tagen, wo eines frommen Patriarchen Blut das Waſſer des Füllhorns färbte, (ſo ward der Hafen dieſer Stadt ehmals genannt, weil er das Land umher mit Gütern überſchüttete) und wo der Bosporus ſeine verſtümmelte Leiche hinweg trug, kann Euer Blick alle dieſe Punkte überſehen, von denen keiner ein Denkmal ſchöner Menſchlichkeit darbietet! — — So laßt ihn dann weiter gleiten, bis dahin, wo fernere Zeiten ſchönere Bilder zuruckrufen! — Seht den Horizont jenſeits des Hafens mit Bergen begrenzt und unter ihnen eine Höhe aufſteigen, die in zwey Gipfel geſpalten euch den Olymp darſtellt, auf welchem die Vorwelt ihre Götter verſammelte — damals

„Da der Dichtung zauberiſche Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand“ —

(Schiller „die Götter Griechenlands.“)

Laßt Euer Auge jezt nach Weſten hin wandern und es findet den Thurm, von dem Hero ihrem Liebling entgegenſah. Durchdrungen von dem Geſang, in welchem unſer großer Dichter das Schickſal dieſer Liebenden erzählt, blickt ihr ſchmerzvoll in die Fluthen, die in unſern Tagen nicht zum erſtenmal, wenn gleich früher für einen ſehr menſchlichen Gott, gefallne Opfer, auf ihren Wegen dahin rollten.*)

Prägen wir uns dieſes Bild in unſer Gemüth ein! dieſe Stadt wird vielleicht bald von neuem das Loos treffen, das ihr unter Murzuphlus, und unter Conſtantin dem neunten fiel — Aber was würde alſo zerſchlagen, das der Gott, für den unſre griechiſchen Brüder ſtreiten, nicht wieder aufzurichten vermögte, und welcher Kampf flößte unſern Herzen und unſerm Gewiſſen je ſo zuverſichtliche Theilnahme ein, als der jezt in Oſten beginnt?

Siebentes Kapitel aus der Chronik von Eri.

(Beſchluß.)

Und Cairbre fragte nach dem Könige des Landes; aber die Männer wußten von keinem ſolchen, ſie hatten nur gehört, daß die da über ihnen ſtanden andere hätten, größer als ſie. — Und der König fragte nach der Schlacht. Sie hatten nicht von der Schlacht gehört. Sie wohnten nahe an den Waſſern des ſalzigen Meeres, und der Klang der Schlacht war fern von ihnen. Um viel mehr Dinge wurden ſie gefragt, aber wenig wußten ſie; und obgleich ſie an der Seite des Meeres wohnten, waren ſie doch nicht in Imenar geweſen, obwol ſie den Namen davon kannten. — Und Cairbre ſagte zu ihnen: „Bleibet heute in den Zelten des Königs mit dem Weibe und den Männern von Eri, morgen mögt ihr reiſen.“ Und Cairbre ſagte zu Urla: „Befehle, daß alle nothwendigen Dinge den Männern gegeben werden, laß es ihnen an nichts fehlen, fern von dem Schall der Stimme, die ihr Ohr gewohnt iſt zu hören, in dem Lande ihrer Verwandtſchaft.“ — Und der König machte ein Geſchenk von Tuch an die Frau des Neilte, und ſechs ſchöne Rinder gab er Neilten, und eben ſo viel dem Serb, indem er ſagte: „Nehmet dieſes als ein Zeichen des Dankes von dem Könige für die Güte, die ihr den Seefahrenden unſers Geſchlechts in einem fremden Lande erwieſen habt.“ Und die Jünglinge von Tain Breoccean erhoben ihre Hände und baten Baal, alle Zeiten des Königs zu beglücken. Darauf gingen ſie ihres Weges. — Und als ſie wiederkehrten in die Wohnung des Neilte und fragten nach ihrem Schiffe, ſiehe, da war ein Boot des Königs bereit mit allen nöthigen Dingen für ſie. Und das Boot des Königs ſchwamm auf den Waſſern von Foiſte. Und die jungen Männer und der Knabe ſtiegen in daſſelbe im Angeſicht einer großen Verſammlung der Kinder von Ullad, und ſie ſchifften beruhigt auf der Oberfläche des Waſſers gen Sonnenaufgang, ausgenommen wegen Iuta, an welche der Gedanke ihre Seele ſchmerzte. — Um dieſe Zeit löſte ſich ein großer Theil von dem Rücken des Ronard und trennte ſich davon, und rutſchte ſeinen ungeheuern Abhang hinab, und hielt nicht an in ſeinem Laufe, bis er das Thal unten erreichte, über einen Theil von deſſen Oberfläche er ſich ausbreitete. Und dieß geſchah in der Finſterniß der Nacht, und drey Gezelter der Gaal wurden davon niedergelegt, und alle darin kamen um, auch blieb von dem Bergſturz nicht ſo viel beyſammen, um einen Namen zu haben. — Nun war es an der Zeit, daß die Verſammlung ſtatt finden ſollte auf Tobrad, und Cairbre begab ſich dahin; und während er verweilte auf Tobrad, waren die Winde und der Regen ungemein groß, und Cairbre mußte viele Tage

---

*) Hoch in ſeinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott der heiligen Leichen,
Und er ſelber iſt ihr Grab.

(Schillers Hero und Leander.)

lang in ſeinem Zelte liegen bleiben. Und er wurde ſchlimmer von dem Wunſche, in Ullad zu ſeyn, und Urla bat ihn, zu verweilen bis ſeine Stärke wiederkehre, vergebens; da zogen wir zu Dun Sobraice Min, Oberhaupt von Ard Deas, in Geſellſchaft mit dem Könige. Und wir errichteten die Gezelte von Ard Deas, weiter ging Cairbre nicht. Und als er ſein Ende nahe fühlte, ſagte er zu Min und zu mir: „Urla, wenn ich aufhören werde, laſſt mich in dieſem Lande begraben: iſt nicht Ard Deas von Ullad?“ Und Cairbre athmete zum Leztenmal in den Armen Urlas. Und Worte gingen von dem Munde des Min zu den Ohren der Prinzen und Edeln, dem Olam, und Häuptern des Volks auf Tobrad, daß Cairbre nicht mehr ſey. — Und als Breas hörte, was vorgefallen war, befahl er den Herolden, die Verſammlung zuſammen zu berufen in dem hohen Gemach von Teacmor. Und als alle beyſammen waren, ſtand Ardri auf und ſagte: „Cairbre, der König in Ullad war, iſt nicht mehr, er liegt in den Gezelten des Min in Ard Deas; Breas will ſtehen bey dem Hügel Cairbres.“ Und alle ſtanden auf und alle ſagten: „Wir alle wollen folgen den Schritten Ardris.“ — Und als der Tag kam, da die Könige, Prinzen und Edeln und eine mächtige Verſammlung verſammelt waren, um nach Ard Deas zu ziehen, und als man die Könige, Prinzen und Edeln von Mumain und von Gaelen, und das Oberhaupt und die Edeln von Oldanmact mit Schwertern und Schildern ſah, da erhob Fionn, der Erſtgeborne Cairbres, ſeine Stimme und ſagte: „Wenn doch die Schwerter und Schilder blieben auf Tobrad, Cairbre ſoll in Ullad begraben werden. Der Geiſt Cairbres fand Vergnügen im Frieden, kein Kriegsgeſang muß gehört werden. Die Augen der Kinder von Ullad haben nie geſehen die Waffen der Krieger, während ihre Ohren vernehmen den Todtengeſang des Oberhaupts.“ — Und die Schwerter und Schilder blieben auf Tobrad, und die Mäntel wurden eng angegürtet, und die Verſammlung zog ihres Weges. — Und der Hügel Cairbres ward erhoben, und ich Urla erhob den Todtengeſang des Königs; die Worte ſind Worte des Fearadan von Ard Deas, und ſind aufbewahrt unter den Schriften der Barden von Mur Olamain von Dun Sobairce. — Und Ardri und alle von Mumain und von Gaelen kehrten zurück nach Tobrad, wir von Ullad zogen nach dem Lande unſerer Heymath. Und die Verſammlung von Ullad ward zuſammenberufen, und Fionn der Sohn Cairbres ward erwählt. Und als Fionn regieret hatte einen Ring, und ich Urla bey dem König in ſeinem Zimmer innerhalb Dun Sobraice ſaß, ſagte er zu mir: „Sind die Worte der Chronik auf Mur Olamain angeſehen worden, ehe ſie auf dem Berge gehört werden?“ — Und ich antwortete: „Nein.“ — Und der König ſagte: „Man leſe mir die Zeit von Cairbre vor.“ Und ſie wurde geleſen. — Und der König ſagte: „Es iſt gut, daß ich verlangt hatte, die Worte zu hören. Urla hat nicht niedergeſchrieben die Geſchichte des jungen Oberhauptes Mis und Clannadon, ihre Beſtändigkeit in der Freundſchaft, ihre Wärme in der Liebe.“ — Urla aber antwortete: „die Geſchichte gehört zu den Schriften der Barden, und liegt in Mur Olamain von Dun Sobraice.“ Auch ſehe ich keine Erwähnung von dem Bergſturz des Ronard, der ſich von ſeinem Rücken losriß und über die Ebene verbreitete.“ — Und die Worte des Königs waren recht, und ich machte den Zuſatz in der Gegenwart des Königs in ſeiner gehörigen Zeit, von der vorher niedergeſezten Schrift hervorſtehend. (Im Originale iſt die Geſchichte dieſer Begebenheit auf einem Streif Haut geſchrieben, welcher von der Rolle heraus ſteht. Anm. d. Originalüberſetzers.) Und als Breas geherrſcht hatte neun Ringe, ſtarb er. Und ſein Name iſt niedergeſchrieben in der Rolle der Könige, wo er Breasvig genannt wird. Denn er ſagte: „Elim mein Vater war Ardri; Breas iſt der Sohn eines Königs.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

Der muſikaliſchen Produktionen während der dießjährigen Faſtenzeit waren ſo viele, daß man ſich eines ähnlichen Zuſammenfluſſes kaum erinnern kann. Unter den fünfzig bis ſechzig Anſchlagzetteln, womit gewöhnlich die Straßenecken beklebt ſind, fanden ſich faſt alle Morgen drey bis vier neue Ankündigungen von Concerten und muſikaliſch-deklamatoriſchen Akademien, zum Privatvortheil und zu wohlthätigen Zwecken, dann von dramatiſchen Akademien, von Mittags- und Abendunterhaltungen, und wovon nicht noch! ſo daß einige unſerer Notizenblätter ſich ſogar beſchwerten, daß ſie mit den Rezenſionen nicht fertig werden könnten, und das will viel ſagen. Aber freylich, über Leiſtungen im Gebiet der Tonkunſt kann nicht jeder Schulknabe Rezenſionen machen, wie über ein Schauſpiel. Es gehören Leute dazu, die etwas gelernt haben, ſonſt beweiſen einem die Kunſtverſtändigen ſogleich buchſtäblich, daß ein C. kein B. iſt. Aber die Sucht der jungen Leute, Kritiken zu ſchreiben, greift wüthender um ſich, als das gelbe Fieber. Was man nur mit reifem Verſtand, gebildeten Geſchmack, und einer Fülle von Erfahrungen ausüben ſollte, das treiben ſie als ein Exercitium zu bloßem Zeitvertreib. Des Abends vergeuden ſie die koſtbare Zeit in den Schauſpielhäuſern, und des andern Tags mit übrigten Skribeleyen, ſchnappen aus älteren Rezenſionen eine Hand voll Redensarten auf, ſchreiben Autoren und Künſtlern ſodann vor, wie ſie es machen ſollen, und theilen Lob und Tadel mit einer unbegreiflichen Keckheit aus. Darüber herrſcht nur Eine Meynung unter den Vernünftigen, und dieſer Unfug verdient eine laute, ernſtliche Rüge, Lehrern und Erziehern zur Ermahnung, weil dadurch die Würde der Kritik entweiht wird. Basta! — Viele werden mir's im Herzen danken.

Zuerſt erſchien Maria von Weber in unſrer Mitte, mit Enthuſiasmus aufgenommen. Er dirigirte ſein unſterbliches Werk zum Vortheil der Sängerin Wilhelmine Schröder, bey übervollem Hauſe. Als der Meiſter ins Orcheſter trat, begrüßte ihn ein dreymal wiederholter, rauſchender Applaus. Nach jedem Stück erhob ſich ein Sturm des Beyfalls. Zwiſchen dem erſten und zweyten Akt mußte W. auf der Scene erſcheinen, ein Lorbeerkranz und Gedichte wurden ihm von oben zugeworfen; den erſtern weigerte ſich der anſpruchloſe Künſtler, anzunehmen, leztern gab ihre Beſtimmung den eigentlichen Werth. Nach geſchloßner Vorſtellung wurde er abermals gerufen, und führte die junge hoffnungsvolle, eben ſo beſcheidene Sängerin, W. Schröder, mit heraus. Uebrigens war die künſtleriſche Krönung auf der hieſigen Bühne wohl die lezte. Einige Tage nachher wurde die Oper unter des Komponiſten Leitung wiederholt. Die Bewegung einiger Tempo's wurden faſt unmerklich verändert, deſto deutlicher ſprach ſich in dem das Ganze belebenden Geiſt, den nur der Schöpfer ſeinem eignen Werk verleihen kann, deſſen Nähe aus. Man bemerkte vorzüglich die große Ruhe und Beſonnenheit, womit W. jedes Inſtrument und jede Nuancirung unabläſſig lenkte und bewegte. Eigenheiten des Taktirens, z. B. das wiederholte Niederſchlagen bey den zwey lezten Vierteln, beſonders im Crescendo, will ich übergehen. Auch in dem Concert eines hieſigen Virtuoſen dirigirte unſer Gaſt die von ihm ſelbſt verfertigte, treffliche Jubel-Ouvertüre zur Feyer der fünfzigjährigen Regierung ſeines Königs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylagen: Ein Steindruck und Kunſtblatt Nr. 35.

Nro. 106.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 3. Mai 1822.

Die Zaubergeiſter.

Ihr ſollt dem Menſchen im dunkeln Leben,
Das er durchwandert, ein fremdes Land,
Wenn drohend ihn Gefahren umſchweben,
Winken mit leiſer, rettender Hand.

Raupach.

Die Zauberſchiffe.

(Eine ſchottiſche Sage.)

Von zwey Zauberſchiffen geht die Sage,
Schottland's Grenze und der Solwayſtrand
Zeiget ihre Trümmer Tag' um Tage,
Schwarz ſich hebend an des Ufers Sand:
Und wie wachſend auch die Fluten ſchwellen,
Wie die Woge Alles rings verheert,
Nichts ſich rettet aus der Wuth der Wellen —
Dieſe Trümmer ragen unverſehrt.

Dänen hatten dieſe Schiff erbauet:
Leuchtend weht die Flagg' auf hoher See:
Doch wo man die blut'gen Wimpel ſchauet,
Droht den Schauenden Gefahr und Weh.
Raub und Plündrung an dem ſtillen Strande,
Grauſamkeit und Mord auf offnem Meer
Folgt den Spuren der Piratenbande,
Schrecklich, ſchreckend gleich dem wilden Heer.

Doch des Himmels Strafe folgt den Frechen,
Und ſie ſcheitern in Blowhally's Bucht:
Angſtruf tönt, die hohen Maſten brechen,
Alle ſinken, ewiglich verflucht,
Daß ſie irre gehn auf ihren Schiffen
Jede Nacht, bis hell der Morgen blinkt!
Unbewachte lockt's zu Felſenriffen,
Wo im Zauberklang Verderben winkt.

Wann die ſtille Mitternacht gekommen,
Seht die dunkeln Trümmer ihr belebt,
Lichter ſeht ihr ſtrahlend dort entglommen,
Wo der Schiffe Rieſenbau ſich hebt:
Jubel tönt von den Verdecken nieder,
Aus den Fenſtern ſtrömet goldnes Licht.
Schließt das Ohr dem Klang der Zauberlieder,
Ihrer ſüßen Lockung achtet nicht.

Manchen führte glühendes Verlangen,
Kühn zu theilen jener Feſte Glück,
Aus der Liebe Arm, die ihn umfangen,
Von der Gattin Bruſt, doch — nie zurück.
Wenn Muſik und Becherklang dort tönet
In der ſternumglänzten Mitternacht,
Schließt die Hütten und mit Gott verſöhnet
Fleht um ſeine Hülfe, ſeine Macht. —

Eines Abends vor der Sonne Scheiden
Sah man auf der Solway einen Kahn
Längſt dem Ufer Schottlands niedergleiten
Und Blowhally's ſtiller Bucht ſich nahn.
Singend ſizt ein Mädchen in dem Nachen,
Zierlich lenkt ihn ihre zarte Hand,
Und die ſchönen Augen ſpähend wachen,
Wo ſie rudern könnt' an's ſichre Land.

Ihrer Stimme zauberſüßes Klingen
Lockt die Strandbewohner all herbey;
Sehn will jeder, die er hörte ſingen,
Und erfahren, wer die Fremde ſey.
Reizend war ihr Antlitz; dunkle Haare,
Die ein leuchtend Purpurtuch umwob,
Floſſen nieder; Mitleid will der klare,
Sanfte Blick erflehn, wenn er ſich hob.

Anmuthvoll umſchlang die zarten Glieder
Ein geſtreiftes, wollenes Gewand;
Bunt und breit verbrämt floß es hernieder,
Zeigend kaum der feinen Knöcheln Rand.
„Wer erbarmt ſich mein, ihr guten Leute.“
Rief ſie — Engelſtimme ſcheint zu fleh'n —
„Mich in ſeiner Hütt' empfangend heute;
„Morgen find' ich wohl der Heimath Höh'n.“

Und die Holde ſteht umringt von Allen,
Jeder dränget ſich zu ihr heran,
Beut dem ſchönen Gaſte ſeine Hallen,
Will ſie wirthlich pflegend dort empfahn.
„Obdach muß ich nah am Strand erflehen,
„Denn der Tag ſinkt,“ ſpricht ſie mild und hehr:
„Müde bin ich, kann nicht weiter gehen,
„Und nach ſtiller Ruh verlangt mich ſehr.“

Raſch dann ſchreitet ſie zur nächſten Hütte,
Wo ſie dankend das Geleit entließ,
Wo ein junges Weib in trauter Sitte
An der Thüre ſie willkommen hieß.
„Gottes Segen walt’ ob deinem Dache,
„Frommes Weib! der Jungfrau Gnadenblick
„Und dein guter Engel ſchützend wache
„Ueber dein und deines Gatten Glück!“

Lange, lang’ iſt ſie dann ſtumm geſeſſen,
Himmelan ihr mildes Aug’ gewandt
War’s als habe ſie ſo ganz vergeſſen,
Daß ſie weile an dem Erdenſtrand;
Doch das junge Weibchen angſtbeklommen
Feſſelt auf die ſchmale Thür den Blick,
Ungeduldig harrt ſie; kommen, kommen
Soll ja nun ihr Gatte und ihr Glück.

Sprach dann jene: „Sieh nicht trauernd nieder,
„Heut erblickſt du deinen Willie nicht;
„Morgen kehrt der treue Gatte wieder,
„Morgen mit des Tages erſtem Licht.
„Von Claffortſhire her ſind manche Meilen,
„Wilder ſtürmt die Fluth, trüb iſt die Nacht!
„Soll ſein Kahn die dunkeln Wellen theilen,
„Wenn der Zauberſchiffe Glanz erwacht?“

Aber Anna’s Auge ſchwamm in Thränen,
„Willie! Willie!“ rief ſie weinend aus;
Doch dem Klagelaut, dem heißen Sehnen
Klingt nur Antwort von dem Fluthgebraus:
Stund’ um Stund’ entflieht: die Wellen ſchweigen,
Und am Himmel ſtrahlt der Sterne Pracht,
Und es zeigt ihr goldner Flammenreigen
Auf die nahe Stund der Mitternacht.

Und die Geiſterſtund’ iſt jezt gekommen,
An dem Felſenufer wird es laut,
Wonniglich iſt Lichterglanz entglommen,
Trümmer ſtehn zu Schiffen aufgebaut;
Jubel tönt von den Verdecken nieder
Tönet aus der Schiffe innerm Raum;
Becherklang erſchallt und frohe Lieder
Locken zu des Stromes Klippenſaum.

Anna hebt die Hände, betend leiſe,
Betend für des theuern Gatten Heil:
Lauter klingt der frohen Lieder Weiſe,
Lauter von den Klippen ſchroff und ſteil.
Und da ſcheint ihr Name zu erklingen:
„Anna! Anna!“ hört ſie’s dumpf und bang
Von dem Zauberſchiff herüber dringen,
Ach und Willie’s, Willie’s Stimme klang.

Schwer beengt ſtockt da des Buſens Leben,
Und ihr ſchönes, klares Auge bricht:
Plötzlich reißt ſie ſich empor, es beben
Ihre Lippen, Worte hört man nicht.
Eilen, fliegen will ſie aus der Hütte,
Theilen ihres Gatten Mißgeſchick;
Doch der hehre Gaſt hemmt ihre Schritte,
Strafend ſie mit ruhig ernſtem Blick.

„Läßt du dich vom falſchen Wahn berücken,
„Lockt dich der Verſuchung Zauberſchein,
„Wo du ſollteſt auf zum Himmel blicken,
„Der des Frommen Tröſter iſt allein?“
Demuth ſenkte Anna’s Augenlieder,
Neue Hoffnung ſchmelzt des Blutes Eis;
Und der Schiffer Sang ertönet wieder,
Wie verſchwebend klingt er, mild und leis.

Horch, und durch die ſanften Nachtgeſänge
Tönt es wieder; „Anna! Anna!“ bang;
Anna höret kaum die Schmerzensklänge,
So erwacht der ungeſtümme Drang:
Doch der Fremden Ernſt und milde Güte
Heißt ſie beten und dem Gott vertraun,
Den der Wurm ja, den ſelbſt Baum und Blüthe
Als Erhalter und als Vater ſchaun.

Nah hört ſie die theure Stimme klingen,
Banger, banger tönt der Klagelaut;
Doch ſie hat auf glühnden Andachtſchwingen
Sich erbebend Gottes Schirm vertraut:
Durch das Fenſter ſah ſie, wie vom Schiffe
Man den Theuern ſtürzte in die Fluth,
Wie er Rettung ſucht’ am Felſenriffe
Wie hinab ihn riß der Wellen Wuth.

Angſtruf bricht aus ihres Buſens Tiefen;
Doch wie ſie den Blick zur Fremden kehrt,
War’s, als ob ihr tauſend Stimmen riefen:
„Willie lebt und athmet unverſehrt.“
Herrlich ſproßt in ihrer Bruſt der Glauben,
Und ſie fühlt ihr Herz ſo frey, ſo leicht;
Das Vertraun kann ihr kein Schreckbild rauben,
Und ſo harrt ſie, bis die Nacht entweicht.

Sieh, des Morgens erſte Roſen blühen,
Und in Trümmer liegt der Schiffe Bau:
Goldgeſäumt des Stromes Wogen glühen,
Glanz und Duft beleben friſch die Au,
Und der Solway klare Wellen wiegen
An das Ufer Willie’s kleinen Kahn:
Anna eilt, ihm in den Arm zu fliegen,
Hand in Hand ſie froh der Hütte nahn.

Doch die Fremde war nicht mehr zu finden,
Wo auch Anna geht und fragt und ſucht,
In der Solway wilden Thalgewinden,
In den Hütten von Blowbally’s Bucht. —
„Die als Retterin mir hold erſchienen“
— Sprach dann Anna: — „wohnt in ſchönern Höhn!
„Laß uns fromm dem güt’gen Himmel dienen,
„Und der Jungfrau fernern Schirm erflehn.“

Adrian.

Vertrauliche Briefe.

1.

Ich habe Ihnen alles auf das ſchönſte beſorgt, und Sie werden Ihren Diener loben. Doch nein, nicht Alles, Oblaten von der Kleinheit, wie Sie ſie wünſchen, waren nicht zu haben. Vielleicht ſuchte ich auch nicht emſig genug, denn es war grade kein Geſchäft, das mich erquickte. Zwanzigmale fragte ich mich auf dem Wege zum Papierladen: Für wen mögen ſie wohl beſtimmt ſeyn? das ſind ja die größten Geheimniſſe, die man mit den kleinſten Oblaten verſiegelt. Und da ſchwebte mir Ihr Onyx vor, der auch klein, und worauf, ich weiß nicht, welches Kind eingegraben iſt; ich glaube, Ihr Brüderchen. Daß Sie mich zu Ihrem Literatur-Miniſter ernannt haben, machte mich ſehr lachen. Sie ſind doch immer neu! Welcher Menſch hat ſich je an einen Kriminalrichter gewendet, daß er ihm einen treuen Bedienten verſchaffe? Und ich ſoll Ihnen gute Bücher empfehlen? Ich, ein Buchrichter, ich, ein Blutmenſch? Was kümmern mich die guten Werke der Leute! Nicht ihnen verdanke ich Amt und Brod. Alle Fehler Goethe's und Jean Pauls ſtehen in meinem Regiſter verzeichnet, aber von dem, was ſie Edles haben, erfährt nur mein Herz, in den ſeltenen Stunden der Rührung. Doch es ſoll geſchehen. Ich will meine Gerichtsferien benutzen, Leſeproben für Sie zu halten. Seyen Sie aber dankbar, und wenn ich einſchlafe, entſchädigen Sie mich mit angenehmen Träumen.

Haben Sie den Freyſchütz gehört und geſehen? Ich glaube geleſen zu haben, daß man euch dieſe Oper verkündigt. Hier wurde ſie ſeit vierzehn Tagen dreymal aufgeführt. Die guten Leute waren entzückt davon, und das hat mich etwas ängſtlich gemacht; denn wenn man berauſchte Menſchen vor ſich ſieht, bedenkt man ſich, auch nur zum mäßigen Genuſſe, das Glas in die Hand zu nehmen. Ich habe aber doch getrunken, und den Wein feurig genug, lieblich, und ganz rein und zuträglich gefunden. Das iſt ein ächt deutſcher Rebenſaft, wie ihn nur der alte Vater Rhein ſchenkt; das iſt — doch ich kann es vor Lachen nicht vollenden; nachher mehr davon, wenn ich wieder vernünftig geworden bin.

Wenn etwas, ſo iſt es die Muſik, worin die Gemüthsart eines Volks ſich ausdrückt, und behaupten, daß wir eine deutſche Muſik gar nicht haben, das heißt behaupten, daß das deutſche Volk gar keinen Charakter habe. Und ſo iſt es auch. Weber gab uns in ſeinem Freyſchützen die erſte deutſche Oper, und weil ſie ſo iſt, haben wir durch ſie, noch mehr gewonnen als ſie allein; ein ſchönes Zeichen einer ſchönern Sache. Ich bin eigentlich kein Muſik-Kenner, ich vermag für die Wahrheit meiner Gefühle keine gerichtliche Beweiſe darzubringen, aber ich weiß, Sie vertrauen mir. Denken Sie ſich einen deutſchen Don Juan, aber Einen, der nicht Champagner trinkt und Donnas liebt, ſondern Landwein und Landmädchen — ſo iſt dieſer Freyſchütz. Die Ouvertüre iſt in einem ſehr edlen Style gedichtet, und auch der Scherz darin, wie in allen Stücken der Oper, mit dem feinſten Anſtande durchgeführt. Das Schelmlied, welches der böſe Jäger ſingt, wird Ihnen gefallen; die Pickelpfeifen ſchreyen ſo frech heraus — ein ſehr guter Einfall. Ach, und das Brautlied! Man möchte verſchmelzen vor Luſt. Unſere jungen Mädchen huſten ſchon vierzehn Tage, und können die Kehle nicht frey bekommen von dem ſüßen Liede. „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide." Welch ein Zauber in dieſer veilchenblauer Seide, man könnte einen Simſon damit binden! Den Jägergeſang im dritten Akte hört gewiß Jeder, vornehm oder gering, mit großem Vergnügen. Die genannten Muſikſtücke ſind vielleicht nicht die beſten der Oper, aber ſie ſind die liebenswürdigſten, die ſich durch Einſchmeicheln vordringen. Der Geiſterchor vor der Erſcheinung der wilden Jagd, und der dieſen begleitende furchtbare Geſang, ſind von großer Wirkung; doch iſt mir dieſer Theil der Muſik noch nicht recht klar geworden, weil die Aufmerkſamkeit durch die mannigfaltige Scenereyen, die das wilde Heer darbietet, abgelenkt und das Ohr betäubt wird. Liebe Freundin, welch' ein Toſen, welch' ein Grauen, welch' ein furchtbarer Anblick! In Kaſſel iſt ein armer Menſch darüber verrückt geworden, ſo daß man ihn ins Tollhaus bringen und feſſeln mußte. Hier aber iſt ſo etwas nicht geſchehen. —

Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.

Aber nicht alle in den Schoos. Mehrere Schönen haben den Kopf abgewendet, und andere in der höchſten Angſt und Verzweiflung, recht ſtarr in das Entſetzliche hineingeſehen.

Einige Muſikfreunde wollen bemerkt haben, daß Weber in ſeiner Oper ſich manches ihm nicht Zugehörige angeeignet habe; aber vielleicht täuſchten ſie ſich hierin. In jedem Werke deutſchen Geiſtes muß ſich Bekanntes finden; denn das iſt ja eben die Art der Deutſchen, daß ſie die Farben der Kunſt und Wiſſenſchaft, worin das Völker-Prisma ſich getheilt, wieder verſammeln, um das reine Licht der Erkenntniß darzuſtellen. Doch das heißt nicht ſich Ungebührliches zuwenden, denn Farben ſind ja die Töchter des Lichts. . . Sie werden ſich langweilen bey meinem Prisma, und wiſſen wollen, wie unſere Herren und Damen geſpielt und geſungen, dann ſind Sie auch eins von den neugierigen Kindern, die nicht einſchlafen können, wenn ſie nicht alle Tage erfahren, wie jede Mad. Müller in ganz Deutſchland jeden Abend geſungen, und ob ſie herausgerufen worden. Die Oper wurde vortrefflich aufgeführt. Die Intendanz, welcher die Leitung des Ganzen oblag, der Kapellmeiſter, der die Oper einſtudirt, alle Sänger und Sängerinnen, verdienen wegen ihrer Leiſtungen großes Lob, unter den Sängerinnen vorzüglich diejenige, welche die Rolle der Agathe hatte. Auch der Maſchiniſt, der ſich bey dieſer Gelegenheit ſehr lächerlich hätte machen können, hat ſich mit Ehre aus der Teufelsverwirrung gezogen. Nur um von der Hahnenfeder eines Kritikers das Spitzchen zu zeigen, bemerke ich, daß, wie mir ſchien, das Lachchor mit zu vieler Bosheit zu Werke gegangen, welches beſonders bey den Lacherinnen auffiel. Max hat zwar ſchon eine Braut, aber er bleibt doch immer ein ſchmucker Menſch, und ſpäter erfährt man ja, daß ihn alle Welt geliebt. Warum ihn ſo giftig necken in ſeinem gerechten Verdruſſe? Ferner glaube ich, daß das Tempo des Jägerliedes zu ſchnell genommen worden iſt. Fragen Sie mich aber nicht, was ich von dem poetiſchen Theile der Oper halte. Ich will meine Gerichtsferien genießen, und es mir ſo bequem als möglich machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz - Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortſetzung.)

Kurz vor der Abreiſe ließ ſich **Maria von Weber** in einem andern, zu ſeinem Vortheil beſtimmten, Concert als Meiſter auf dem Fortepiano hören. Die Verſammlung war nicht unbedeutend, aber doch weniger zahlreich, als man erwartet hatte. Mit dieſem Verhältniß ſtimmte auch die Theilnahme, die ſein Spiel erregte, überein, wiewohl niemand läugnen konnte, daß er große Fertigkeit beſizt; die Rechte übertrifft jedoch die Linke. In der freyen Phantaſie vermißte man den künſtlichen ausgeführten Fugenſatz; das Rondo gefiel durchaus; die Kompoſitionen, lauter eigne Werke, waren des Meiſters würdig. Das Auditorium beſtand größtentheils aus Muſikkennern, und vielleicht waren mehr als vierzig tüchtige Klavierſpieler zugegen. Gemäßigtes Lob, ſelbſt mit Rügen untermiſcht, aus dem Munde Kunſtverſtändiger, überwiegt den Strudel von Lobpreiſungen eines kindiſchen Critikaſterſchwarms. — Im Herbſt will W., glaube ich, wiederkehren und ſeine neueſte Oper mitbringen, wozu eine bekannte Schriftſtellerin das Textbuch geliefert hat. Der Stoff iſt aus einem Roman genommen, deſſen Verfaſſer zu den vorzüglichſten Schriftſtellern Deutſchlands gehört. Die Handlung geht vor im Land der Troubadours. Mehr darf ich nicht aus der Schule ſchwatzen. Ein Preis von drey hundert Dukaten ſteht darauf. — Wohlan, meine Herren! wer will mit dem Freyſchützen um die Wette zielen? — Daß dem Gaſt auch in Familienkreiſen vielfache Ehrenbezeugungen widerfuhren, läßt ſich denken. Charaden, die auf ſein Meiſterwerk Beziehung hatten, wurden improviſirt, und bey einer ſolchen Gelegenheit überreichte ihm die Tochter des Hauſes ein Gedicht, nachdem ſie es mit herzlich rührendem Tone rezitirt hatte. Ich kann mir das denken, denn ein recht herzig kindlicher Ton ſpricht ſich ſchon in den Verſen aus, die uns der **Sammler** zum Beſten gab; ſchade dießmal — ohne grade auf die Form zu ſehen — daß der Name des Verfaſſers nicht unterſchrieben war!

Dann gab die berühmte Graſſini eine dramatiſche Akademie, wiewol etwas ſpät in der Jahreszeit, wir verſezten uns aber, der kunſtreichen Sängerin zu Liebe, in die Frühlingszeit ihres Lebens zurück. Ihr Vortrag iſt im Geſchmack der ältern Schule, doch viele junge Sängerinnen, die beklatſcht und geprieſen werden, könnten zu ihr noch in die Schule gehen. Alles iſt hier Leben und Darſtellung im Geſang, und kein Wort des Textes geht verloren. Sie waltet frey mit ihren Melodien, und nur den allzu großen Reichthum künſtleriſcher Ausſchmückung könnte man ihr oft zum Vorwurf machen. Ihr Triller iſt ausdrucksvoll, man darf ihn vollendet nennen. Ihre größte Meiſterſchaft beweiſt ſie aber im Vortrag des Recitativs, worin ſie ſchwerlich übertroffen wird. Sie wurde mit Jubel aufgenommen, indeſſen gab es, wie gewöhnlich, auch wohl Leute genug, die einer Sängerin nicht verzeihen können, daß ſie über zwanzig zählt. Sie üben auch im Grunde nur Vergeltungsrecht aus, denn die Damen pflegen **uns** dieſen Fehler ebenfalls nicht zu verzeihen. Beſſer wäre es geweſen, die große Künſtlerin hätte ſich blos in einigen Geſangſtücken hören laſſen, ſtatt eine aus lauter Bruchſtücken zuſammengeſezte Oper (die Horatier und Curiatier von Cimaroſa) aufzuführen. Eine junge Sängerin, die zum Erſtenmal die Bühne betrat, hörten wir zugleich, aus einer italieniſchen Familie, in Wien geboren, denn hier wachſen die Sängerinnen aus der Erde. Hübſche Stimme, italieniſche Manier, wenig Bildung und viele Diſſonanzen noch!

Nun kam Hr. **Alexandre de Boucher**, Ober-Intendant des Orcheſters und erſter Violiniſt Sr. Maj. des geweſenen Königs von Spanien, wie es einmal hieß, an die Reihe. Alle Welt iſt darüber einverſtanden, daß dieſer Virtuoſe Kunſtfertigkeiten beſizt, die noch Keiner zu erwerben ſich verleiten ließ. Er überwindet unbeſchreibliche Schwierigkeiten, oft auf Koſten des guten Geſchmacks. Seine Bewegungen ſcheinen darauf abzuzielen, die Virtuoſität noch mehr ins Licht zu ſtellen. Seine kühnen Sprünge ſetzen in Erſtaunen, ſein Staccato iſt unübertrefflich. Zwey und dreyßigſtel Noten nimmt er einzeln mit vollem Striche, wie man ſonſt ganze Paſſagen greift. Zuweilen läßt er wohl, wie Sonnenblicke im April, den Adel und die Würde ſeiner Kunſt im vollen Glanze ſtralen, doch dem Anſchein nach nur um zu zeigen, wie er leuchten könnte, wäre ihm nicht noch mehr daran gelegen, zu blenden. Der Ton des Inſtruments iſt vorzüglich, eine Stradivarius-Geige, auf eine eigne Art bezogen, nämlich ſo, daß die Corden nicht an den Saitenhalt, ſondern an den Rand des hintern Theils der Violine befeſtigt ſind. — Mad. **Celeste de Boucher** iſt eine beyfallswürdige Harfenſpielerin, die ihr Inſtrument nach ſeinem ganzen Umfang, eben ſo, wie nach den Geſetzen des guten Geſchmacks, zu behandeln weiß. Einmal ſprangen ihr die Saiten, und eine längere Unterbrechung wurde veranlaßt; flugs ergriff Mons. de Boucher die Violine, und phantaſirte ein ſo ungeheures Capriccio, daß die Zuhörer, im Wirbelſchwung einer Tarantella fortgeriſſen, nicht eher zu ſich ſelbſt kamen, bis Alles in der Ordnung war. Zu Berlin ſoll dieſer Künſtler ſiebzehn Konzerte gegeben haben; hier hat er acht nur feſtgeſezt, wird ſich aber vielleicht etwas davon abdingen laſſen.

Kapellmeiſter **Kreutzer**, den wir ehemals den unſrigen nannten, hat Beweiſe ſeiner immer fortſchreitenden Meiſterſchaft auf dem Fortepiano abgelegt. Bey ſo vielen Gelegenheiten, die Kunſt auf ihren höchſten Stufen zu bewundern, iſt es kein Wunder, wenn hier junge Virtuoſen beyderley Geſchlechts zu finden ſind, über welche ſelbſt die Meiſter ſich verwundern. So iſt da z. B. eine kleine **Leopoldine Blahetka**, von etwa vierzehn Jahren, die nächſtens eine Reiſe wieder unternehmen und dem Auslande neuerdings die Ueberzeugung zurücklaſſen wird, daß etwas daran ſeyn muß, wenn Tonkünſtler in **Wien** Bewunderung erregen. — **Kreutzer** ſpielte auch das hier vor längerer Zeit erfundene **Panmelodikon**, welches Töne der Klarinette, des Fagots, des Waldhorns und der Orgel in hoher Lieblichkeit vernehmen läßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 36.

Digitized by Google

Nro. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Mai 1822.

Die Freyheit geht gewöhnlich nur als Selbſtmörderin unter.

Ueberlieferungen.

Bolivar.

(Fortſetzung.)

In dem Innerſten empört über die grauſame Handlungsweiſe ſeiner Gegner, verläugnete endlich Bolivar ſeinen Charakter, und gab den Befehl, die in ſeiner Gewalt befindliche Gefangnen, achthundert an der Zahl, niederzuſchießen. Dieſe unglückliche Exekution brachte den gefangnen Inſurgenten zu Puerto-Cabello den Untergang; bis hieher hatte ſie der Gouverneur geſchont; nun aber gebrauchte er Repreſſalien. Mitten in dieſer abſcheulichen Unordnung wurde ein ehrbarerer Krieg mit Hitze fortgeſezt; Bolivar beſiegte bey Vittoria einen der bedeutendſten Royaliſten-Chefs; Rivas erhielt einen minder wichtigen Vortheil über die von dem Mulatten Roſette, befehligte Bande; endlich wurde das Korps des Parteygängers Yanès auseinander gejagt, und er ſelbſt im Gefecht getödtet. Demungeachtet verloren der Befehlshaber Bovès und der Parteygänger Roſette den Muth nicht; ſie hatten beträchtliche Verſtärkung erhalten und nahmen wieder die Offenſive. Sie gingen auf Carracas los, und griffen Bolivar an; aber Marino und Montilla unterſtüzten ihn ſo tapfer, daß er bey Bocachica einen vollkommnen Sieg über die Royaliſten erfocht. Als ſich Urdaneta und Marino mit ihm am 28. Mai vereinigt hatten, ſiegte er abermals über die von dem tapfern Cagigal befehligten Spanier. Durch dieſe ſchnell aufeinander gefolgten Vortheile wurde indeſſen die Sache der Inſurgenten gefährdet; — man verfolgte den Feind mit zu großer Zuverſicht, — die Generale mußten ſich trennen, und Bolivar wurde in einer ungünſtigen Lage, mitten in den Ebenen von Cura, wo die ſpaniſche Kavallerie frey agiren konnte, angegriffen; nach einigen Stunden Widerſtand mußten die Independenten das Schlachtfeld räumen. Dieſer Vortheil belebte die Hoffnung ſeiner Feinde: Cagigal, Borès, und Calgadas vereinigten ihre Streitkräfte, bedrohten die Diviſion Marino und zwangen ſie ſich in Cumana einzuſchließen. Die Folgen dieſer Unfälle waren ſehr traurig; da die Einwohner die Vortheile nicht mehr genoſſen, welche ſie bewogen hatten, eine militäriſche Regierung zu billigen oder zu dulden, ſo fiel ihnen das Drückende einer ſolchen jezt unleidlich ſchwer. Bald ſahen ſie mit einer Art Gleichgültigkeit den ſchlechten Fortgang des Kampfes für die Freyheit. Bey dieſer Lage der Sache konnte ſich die Independenten-Armee nicht länger halten; ſie mußte die Belagerung von Puerto-Cabello aufheben und ſich nach Cumana einſchiffen, wohin Bolivar nur Trümmer mitnahm. Die Spanier gewannen wieder Guayra und Carracas, und die Einwohner von Valencia wurden trotz ihres Muthes doch dahin gebracht, eine Kapitulation zu unterzeichnen. Man beſchuldigt die Ueberwinder, dieſe Kapitulation ſchrecklich verlezt zu haben; nach der Beſitznahme des Platzes wurde der beredte Eſpejo umgebracht; gleiches Schickſal mußten mehrere Offiziere der Garniſon erdulden. Einige Tage vor dieſen Unfällen gab ein junger Offizier, aus einer der erſten Familien von Santa-Fé, einen erhabenen Beweis ſeiner Ergebung für die Sache der Freyheit,

— der junge Ricante befehligte das Fort San-Matteo; in einiger Entfernung von demſelben ſchlug man ſich; ein Royaliſten-Chef faſſte plötzlich den Entſchluß, ſich dieſes Poſtens, der nur ſchwach beſezt war, zu bemächtigen, und eilt mit einem beträchtlichen Haufen, ſich ihm zu nähern. Ricante ſah, daß jeder Widerſtand vergeblich ſeyn würde, er ſchickte von der noch offnen Seite alle ſeine Krieger zu ihren Waffenbrüdern auf das Schlachtfeld; der Feind dringt in das Fort und glaubt es geräumt: allein der junge Held befindet ſich verſteckt darin, legt Feuer in die Minen, und begräbt ſich mit den Spaniern unter die Trümmer eines Platzes, welchen er nicht vertheidigen konnte. Ungeachtet ſo vielen Ungemachs wurde doch Bolivar nicht entmuthigt; er erſchien wieder in der Provinz Barcelona; aber trotz einer bedeutenden Macht, die er zuſammengebracht hatte, muſſte er bey Araguita unterliegen. Er ſchiffte ſich nach Carthagena ein, um daſelbſt glücklichere Tage abzuwarten. Rivaz und Bermudez indeſſen befanden ſich in Poſitionen, die ihnen geſtatteten, mit den Truppen unter ihrem Kommando in dem Lande zu bleiben; bald geſellten ſich zu Mathurin mehrere entſchloſſene Männer zu ihnen, die unter dem ſpaniſchen Joche nicht länger ſchmachten wollten, und ſolche, die kein anderes Heil, als in dem Triumph einer einmal ergriffenen Sache zu erwarten hatten. Moralès und Bovès (die ſpaniſchen Anführer) machten zu ihrer Vernichtung anfänglich umſonſt alle Anſtrengungen; da ſie aber täglich Verſtärkung erhielten, ſo erfochten ſie am 5. December einen vollſtändigen Sieg über die Inſurgenten und nahmen Mathurin. Rivas wurde gefangen und erſchoſſen; allein Bermudez flüchtete ſich auf die Inſel Margarita, wovon er nicht wich, bis der ſpaniſche General Morillo anrückte. Als die von dieſem berühmten Chef befehligte Armee Carthagena nahte, in der Abſicht, dieſe Stadt zu belagern, verließ Bolivar dieſelbe und begab ſich nach Tunja, woſelbſt der Kongreß von Neu-Granada verſammelt war. Nachdem er den Befehl über einige Truppen übernommen hatte, nahm er Santa-Fé de Bogota; ein gleiches Unternehmen gegen Santa-Martha ſcheiterte aber durch die Eiferſucht des D. M. Caſtillo, Gouverneur von Carthagena. Entrüſtet, daß die Verſtärkung ausblieb, welche ihm der Kongreß zugeſagt hatte, beſchloß Bolivar, mit den Waffen in der Hand in Carthagena einzudringen, als Marillo die Belagerung dieſes wichtigen Platzes anfing. Bolivar, ſeine eigne Kränkung vergeſſend, vereinigte ſeine Truppen mit der Garniſon, er ſelbſt ſchiffte ſich nach Jamaika ein; dort hoffte er ſo beträchtliche Verſtärkung zu erhalten, daß er die Belagerung aufzuheben im Stande ſeyn würde. Der Mangel an Geld verdoppelte die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, und die Hülfe traf erſt ein, wie der Platz bereits übergeben war. Die Garniſon hatte fürchterlich gelitten; ſelbſt die Ueberwinder wurden erſchüttert, als ſie den ſchrecklichen Zuſtand ſahen, worin Hungersnoth und Krankheit dieſelbigen verſezt hatte. So ſchien die Hoffnung der Independenten gänzlich zerſtört. Aber der Glücksſtern der Freyheitskämpfer fing wieder an, ihnen zu lächeln: ſo wie ihre ſchönſten Thaten die Veranlaſſung zu ihrem größten Unglück geweſen waren, ſo fanden auch die Spanier in ihren Siegen ſelbſt die Grundlagen zu ihrem Verderben. Sie hatten ihren Triumph, ohne Demüthigung der Ueberwundenen, für unvollſtändig gehalten; ihr Uebermuth empörte aber die Koloniſten, die ihrer Sache treu geblieben waren, und ſie erklärten ſich für die Sache der Inſurgenten. Neu ermuthigt durch dieſe Freunde, bildeten die unermüdeten Republikaner, jene, die ſich nach dem Tage von Urica nicht einmal ergaben — Guerillas-Haufen unter den Befehlen von Monagas, Zaraza und mehreren. Bald zeigten ſie ſich furchtbar gerüſtet; ihre immer unerwartete Einfälle und Streifereyen, und die Schnelligkeit ihrer Märſche, verſchaffte ihnen den Namen der amerikaniſchen Tartaren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Vertrauliche Briefe.

I.

(Beſchluß.)

Warum ich vorhin ſo gelacht habe? Wie ſollte ich nicht! Bin ich ja recht ins Deutſchen hineingekommen, wie die Andern. Hat es mich endlich auch erwiſcht! Aber bey mir iſt es ein Fieber, das vorübergehen wird, bey den Andern aber iſt es ein ſchleichendes Uebel. Die guten Leute ſind zu bedauern und nicht zu tadeln. Voltaire hat geſagt: „wenn es keinen Gott gäbe, müßte man Einen erfinden.“ So könnte man ſagen: wer kein Vaterland hat, erfinde ſich Eins. Die Deutſchen haben es verſucht auf allerley Weiſe, ſie haben es mit deutſchen Röcken, mit den Nibelungen, mit der deutſchen Malerſchule verſucht, und ſeit dem Freyſchützen thun ſie es auch mit der Muſik. Sie wollen einen Hut haben, unter den man alle deutſche Köpfe bringe. Man mag es den Armen hingehen laſſen, daß ſie ſich mit ſolchen Vaterlandsſurrogaten gütlich thun. Nur ſollten ſie nicht vergeſſen, daß es nicht Tugenden, ſondern Fehler ſind, die jedem Volke diejenige Eigenthümlichkeit geben, die es von andern Völkern auszeichnet. Die Tugend iſt das Gemeingut aller. Sie ſollten nicht von deutſcher Treue, von deutſcher Beharrlichkeit, von deutſchem Fleiße ſprechen; das iſt höchſt lächerlich und Gottvergeſſen.

Welch' ein ohrenzerreißendes Jubelgeſchrey haben ſie nicht über dieſen Freyſchützen erhoben, blos weil es ein deutſches Werk iſt. Kann es Weber ſchmeicheln, wenn man ihn am meiſten wegen ſeiner geographiſchen Verdienſte lobt? Da haben ſie geſchrieben: von der Sehnſucht, „den Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, deſſen herrliches Talent, unſerer in Nacht gehüllten Tonkunſt eine neu aufgehende Sonne verſpricht.“

Digitized by Google

Ein anderer ließ ſich vernehmen: „Zur Ehre Deutſchlands, iſt es nun endlich einem Deutſchen gelungen, die Parteyen, die ſich ſo lange leidenſchaftlich befehdden, unter dem Panier der einfachen Natur und Wahrheit zu vereinen.“ Ein Dritter ſchrieb: „Die Nation blickt auf ihn mit Stolz und Freude.“ Von Wien aus melden ſie, der Freyſchütz habe „einen Enthuſiasmus hervorgebracht, der bey jeder Wiederholung gleich der ins Thal rollenden Lauwine ſich vergrößert.“ (Das wäre alſo gefrornes Feuer!) Am lauteſten aber hat die kleine Abendzeitung geſchrieen, die, wie gewöhnlich, nicht im langſamen Wege der Natur, ſondern auf egyptiſche Art, im Backofen ihre Lobſprüche ausbrütet. Unter andern enthält ſie folgendes Sonett an Maria von Weber.

Der freye Schütze hat ins Ziel geſchoſſen —
Es war ſein raſtlos, eifriges Beſtreben,
Des Denkens Muth, was ihm das Ziel gegeben —
Ein Gott hat mächtig ſeinen Pfeil gegoſſen.

Er drang durch Wolkenſchleyer unverdroſſen;
Ein Zauberſchlag — erweckt' er neues Leben,
Zum Sinn der Töne Chaos zu erheben,
Das Joch zu brechen deutſcher Kunſtgenoſſen.

Es ſoll alſo ein muſikaliſcher Befreyungskrieg geführt werden, um den Tyrannen Roſſini zu ſtürzen. Daß es ihnen nur nicht ergehe wie mit Buonaparte — „den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.“ . . . Das Sonett fährt fort:

Wohl uns, wir dürfen einen Meiſter loben,
Mit Stolz ein deutſches Kunſtwerk nun betrachten.
Die Mutter preiſen, ob des Hochgebohren!

Doch iſt es Deutſch — den Edlen auserkohren,
Den Vater ſchweigend gleichſam zu verachten?
Ein Kind hat dich, Maria, hoch erhoben. —

An Brennholz hat es uns Deutſchen nie gefehlt, aber an Feuer. Nun da es flammt, werden die lieben Leute alle herbeygelaufen kommen, um ihren Reisbündel hinein zu werfen. Der Himmel ſey uns gnädig! Doch genug vom Freyſchützen. Laſſen Sie ſich nur noch erzählen, daß Weber mit der Kompoſition zweyer neuen Opern beſchäftigt iſt, mit einer ernſten Namens Euriante, von Frau von Chezy, die ſchon die Wiener Cenſur paſſirt hat, welches ſehr ſchmeichelhaft iſt, ſowol für die Dichterin, als für die ganze deutſche Nation; und mit einer komiſchen: „Die beyden Pinto's,“ von Th. Hell gedichtet. Man ſchrieb mir aus Dresden, der viel liebe Liederkreis dort habe ſich in einen Opernkreis verwandelt, und die Mitglieder alle würden, Einer nach dem Andern, ächt deutſche Opern verfertigen, um „das Joch zu brechen deutſcher Kunſtgenoſſen.“

Leben Sie wohl, ſchönes Frauenzimmer . . . aber bald hätte ich es vergeſſen. Schon vor ſieben Briefen haben Sie mich gefragt, für wie alt ich Sie hielte. Sie wollten wahrſcheinlich meinen Witz auf die Probe ſtellen. Freylich, ſo ſchnell iſt er nicht, wie der der indiſchen Gymnoſophiſten, die dem großen Alexander Rede ſtanden. Ich habe mir dieſe wichtige Sache drey Monate lang reiflich überlegt. Ich habe Cheſterfields Briefe, Knigge's Umgang mit Menſchen, und Wenzels Mann von Welt zu Rathe gezogen. Ich habe mehrere alchymiſtiſche Bücher geleſen, um daraus die gehörige Miſchung von Grobheit, Feinheit, und Wahrheit zu lernen — und ich habe endlich folgendes zu Stande gebracht. „An Verſtand, Orthographie und Blüthe der Schönheit, gleichen Sie einem ſechzehnjährigen Mädchen; Sie mögen aber ſchon fünf und zwanzig Jahre und mehr alt ſeyn, ſonſt wäre Ihnen eine ſolche Frage gar nicht in den Sinn gekommen.“ — Das, für die kleinen Oblaten!

Wie es in den hochgeprieſenen engliſchen Spitälern zugeht.

Zur Beruhigung für diejenigen, die über unſere deutſchen Spitäler klagen zu müſſen glauben.

„In einem gewiſſen Spitale zu London,“ erzählt Hr. D. Gregory*), lag ein Patient auf der ärztlichen Abtheilung an einem böſen Beine, mit welchem die Aerzte nicht fertig werden konnten, und das ſie für verloren geben zu müſſen glaubten. Sie riefen daher die Wundärzte des Spitales zur Berathung, damit dieſe das Bein unterſuchen und beſtimmen möchten, was damit geſchehen ſolle. Die Wundärzte kamen, unterſuchten das Bein, hielten ein Concilium über daſſelbe und beſchloſſen einmüthig, nemine contradicente, daß daſſelbe durchaus nicht geheilt werden könnte und abgenommen werden müßte. Sie nahmen auch wirklich daſſelbe alſogleich ab. Aber, ſonderbar genug, als die Aerzte des andern Morgens ihren Kranken beſuchten, fanden ſie zu ihrem großen Erſtaunen das Bein, das ſie für verloren gaben, und jezt für abgenommen hielten, noch ſo feſt, wie zuvor, an ihrem Patienten. Das Räthſel klärte ſich bald auf. Der arme Mann hatte nämlich zwey Beine, und beyde waren ſehr böſe: das eine derſelben glaubten die Aerzte jedoch erhalten zu können, und nur das andere hielten ſie für unheilbar: die Wundärzte hatten indeſſen dasjenige abgenommen, welches die Aerzte noch retten zu können glaubten. Die Aerzte, wie die Wundärzte, ſchienen über dieſes quid pro quo etwas betroffen; allein, da es ihnen zu hart ſchien, dem Unglücklichen beyde Beine abzuſchneiden, ſo ließen ſie ihm dasjenige, welches abgeſchnitten werden ſollte, noch am Leibe, und, ſiehe da! das Bein, das die Herren für verloren gaben, ward wieder heil, und der arme Teufel hatte die ihm bezeigte Aufmerkſamkeit nur mit ſeinem beſſern Bein zu bezahlen.“

---

*) In ſeinem Additional Memorial to the Managers of the Royal Infirmary, p. 265. Dieſe unglaubliche Thatſache iſt nun ſchon drey Mal durch den Druck bekannt gemacht; erſtens: in Gregory's eben angeführtem Werke; zweytens: in dem Philadelphia Journal of the Medical et Physical sciences Nro. 3. Jahrgang 1821, in Gibſons Abhandlung über Knochengeſchwülſte (on bony tumours); drittens: in einer der neueſten und beſten engliſchen Zeitſchriften, in des ehemaligen Präſidenten der London Society for Encouragement of Arts etc., in Thom. Gills technical Repository, Nro. II. Febr. 1822. S. 122.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

Seit unſerm lezten Schreiben, welches in Nro. 62, 63 und 64 des Morgenblatts zu finden iſt, haben wir hier auf unſerer normal-teatixen Bühne ein halbes Dutzend neuer Stücke nach dem Spaniſchen und Franzöſiſchen geſehen. Wenn nach ſo viel als hinter bedeuten ſoll, ſo haben alle dieſe Bearbeitungen einen ſo gleichen Werth, daß es eine ſchwere Wahl ſeyn dürfte, eines derſelben beſonders zu beachten, weßhalb wir auch nur ihr Geſammtdaſeyn ſummariſch anzeigen. Ein anderes halbes Dutzend neuer Stückchen war aus der dießjährigen Taſchen-Literatur genommen. Auch von dieſen wiſſen wir nichts weiter zu ſagen, als daß unſer Verskünſtler heftig darob ergrimmt war. Und zwar nicht etwa, weil ihm die Diktion mißfiel, wie man wohl vermuthen könnte, ſondern weil unter dieſen Stückchen ſich eines befand, das er ſelbſt fabrizirt und bereits vor einem Jahre der Direktion unſers normal-deutſchen Theaters für drey Dukaten angeboten, aber mit dem Beſcheid zurückerhalten hatte: Stücke von einem Akt wären zu kurz, um die ſchweren Koſten von drey Dukaten zu tragen. Wie ſehr nun der Verskünſtler ſich erboßte, daß man Kunſtwerke mit der Elle meſſe, und daſſelbe Stück, deſſen Manuſcript man von ſich gewieſen, nun ſo gedruckt ſey, aufführe, und wie der alte Eulenbock den armen Poeten aufhezte und zugleich für'n Narren hielt; wie er ihm von dem fürſtlichen Erwerb der Byron, Walter Scott, Etienne, Roſſi- und Spontini erzählte, und zugleich behauptete, Reichthum wäre das Grab der Kunſt, daher es ein Beweis wahrhafter Kunſtliebe ſey, daß die Deutſchen ihre Dramatiker in der durchaus nothwendigen Dürftigkeit erhielten; alles dieſes und noch mehr mag ſich der einſichtige und phantaſiereiche Leſer denken; wir — ſchweigen davon, indem wir ihm Wichtigeres zu berichten haben. Nach langen Berathſchlagungen, ob es unſerer deutſchen Normal-Bühne, die bisher nur Pariſer Lokal-Späße geduldet, wohl ziemen dürfte, ſich auch zu einer Berliner oder Wiener Poſſe herzugeben, nach langen ſchwierigen Berathungen hierüber, wurde endlich beſchloſſen, den Stralower Fiſchzug und Staberles Reiſeabenteuer zu geben. Beyde Stücke haben den großen Vorzug, weder vom engliſchen Adel, noch von der ſpaniſchen Geiſtlichkeit, noch vom franzöſiſchen Bürgerſtande verfaßt zu ſeyn, und verdienen ſchon deßhalb Antheil und Anerkennung. Die Recenſenten ſind ungehalten über das Berliner Volksſtück, weil ſie in denſelben mitſpielen. Man kann von ihnen ſagen, daß ſie mauvaise mine à bon jeu machen — das ſollten ſie nicht thun; ſie ſollten lieber einſehen, daß ein Theater-Recenſent diejenige gravitätiſch-komiſche Perſon iſt, die ſich am allermeiſten zum deutſchen Luſtſpiel eignet; wenn man nämlich einige noch ſpaßhaftere Leute ausnimmt, die man nicht auf die Scene bringen darf. Jene Herren widerſprechen ſich alſo ſelbſt, indem ſie über Mangel an deutſchen Luſtſpielen klagen, und zu gleicher Zeit böſe werden, wenn man ſich über ſie luſtig macht. Finden ſie aber in dieſer Berliner Poſſe mehr ſchneidende Satyre, als abſichtsloſen Scherz, mehr abſtoßende Karrikatur, als gemüthliche Laune, mehr Luſt an Unluſt, als Luſt an froher Luſt, ſo kommt dieſes daher, weil der Stralower Fiſchzug eben eine Berliner Poſſe iſt. Staberle iſt in dieſer Hinſicht ſo rein und ſchuldlos, daß Cato ſelbſt, wenn er noch lebte und ſein ſtrenges Amt verwaltete, kein Jota von dieſem Luſtſpiel ſtreichen würde; er könnte es unmöglich für ſittenverderblich und noch weniger für ſtaatsgefährlich halten, daß ein Regenſchirmfabrikant von der Iſter dumm, und ein Lord von der Ituninſel verliebt ſey. Aber, was noch mehr ſagen will, er würde — nein er müßte lächeln, wenn Staberle glaubt, daß ſein Lord ein liebendes Mädchen ſey; wenn er in den Kleidern ſeines Herrn die Kaffee-Viſite abſtattet, und wenn er als muthmaßlicher Dieb verhört wird. Uns drängen ſich bey Gelegenheit dieſer ganz vortrefflichen Poſſe zwey Fragen auf, die ſich der kunſtſinnige Leſer ſelbſt beantworten möge. Erſtlich: Was erheiſcht mehr angeborne Dichtergabe, und was läßt ſich eher nach einer gegebenen Regel erlernen: Schickſale zu erſinnen, die Thränen auspreſſen, oder Situationen zu erfinden, bey denen man ſich des Lachens nicht erwehren kann? Zweytens: Was iſt ſeltner in Deutſchland, ein Dramatiker, der eine Poſſe, wie Staberles Reiſeabenteuer, oder einer, der in Jamben und Trochäen zu ſchreiben vermag? — Die leztere Frage iſt leicht zu beantworten, denn welcher Schulknabe wüßte nicht wie durch und durch lyriſch unſere teutſche Bühne in neueſter Zeit geworden iſt. Und doch bringt dieſe neueſte lyriſch-romantiſche Zeit kein lyriſch-dramatiſches Gedicht hervor, wenigſtens keines von Bedeutung; ſo daß ſie ſich genöthigt ſieht, dieſe unentbehrlich gewordene Gattung von den Franzoſen zu entlehnen, von einem Volke, das ja, ihrer Meynung nach, ſo entfernt von der Romantik iſt, als Mecklenburg von Indien. — Der einſichtige Leſer begreift wohl, daß wir unter obiger Benennung — lyriſch-dramatiſches Gedicht — keine von jenen Tragödien verſtehen, in denen das lyriſche Element, oder wohl gar das Lirum-Larum, ſo unabſehbar vorwaltend iſt, ſo ringsum Alles überſchwemmt, daß Handlung und Charaktere, Sinn und Verſtand darin untergehen, und nur einige nackte Schickſalsfelſen aus dieſer Waſſerwelt hervorragen. Noch weniger verſtehen wir darunter jene melodramatiſche Ritter-, Räuber- und Zigeuner-Stücke, die ſelbſt dann, wenn ſie in Verſen geſchrieben ſind, doch nicht auf den eignen Füßen ſtehen können, und alſo von der Muſik ſich einige nothdürftige Krücken borgen müſſen. Nein, ſo verſtanden wir die Benennung: lyriſch-dramatiſches Gedicht, keineswegs; wir meinten die Oper damit; und von der Oper meinen wir, daß ihr ein Gedicht zu Grunde liegen müſſe, in welchem die dramatiſchen Elemente ſich der Muſik (der eigentlichſten Lyrik) fügen und unterordnen. Der Dichter ſoll bey Erfindung, Anordnung und Ausführung ſeines Stoffes ſo feſt die Tonkunſt im Auge behalten, ſo unabläſſig auf ihre Bedürfniſſe und mögliche Wirkungen hinarbeiten, daß die Muſik ſtets als nothwendig und von dem Stoffe unabtrennbar ſich bewähre, damit ſie nicht — wie dieſes bey dem Luſtſpiel mit Geſang, bey der Operette vielleicht erlaubt iſt — nur als zufälliger Schmuck, als konventionelles Beywerk erſcheine.

(Die Fortſetzung folgt.)

Charade.

Von zwey Sylben.

Im Kommen und im Gehn macht dir die erſte Schmerzen,
Sie macht dich ſchön und ſie verhäßlicht dich.
Die zweyte fühleſt du — auch Du, in deinem Herzen,
Wenn deines Glückes Stern in Nacht und Graus verblich.
Das Ganze kann dir nur die erſte Sylbe geben.
Du fürchteſt es mit Recht, kein Arzt kann oft es heben.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 101.

Ey.

Nro. 108.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. Mai 1822.

Die groß im Kriegsgetümmel und im Rathe ſind,
Seyn ſie auf Glanz und Zierlichkeit doch nie bedacht,
Nein: ſtets auf große Entſchlüſſe, der das Volk bedarf.

Euripides.

Bolivar.

(Fortſetzung.)

Der Krieg begann von neuem; der Inſurgenten-General Arismendi, mehrmalen ſiegreich, nahm Beſitz von der Inſel Margaritha; und Bolivar zu einſichtsvoll, um dergleichen Umſtände nicht zu benutzen, beeilte ſich, die Vorkehrungen eines Feldzugs zu beenden, zu dem einige Privatleute die Koſten beſtritten. Unter dieſe Anzahl gehörte Brion, der ein ſehr beträchtliches Vermögen beſaß, und deſſen Anhänglichkeit an die Sache der Inſurgenten geprüft war; er hatte das Kommando über zwey Kriegs- und dreyzehn Transportſchiffe, woraus die Seemacht dieſer Expedition beſtund. Gegen Ende März 1816 ging Bolivar, der von Port-au-Prince durch den Präſidenten Pethion zwey Bataillon Neger als Hülfstruppen erhalten hatte, mit ſeiner kleinen Armee unter Segel; unterwegs nahm er einen ſpaniſchen Kreutzer und zwey Handelsſchiffe in einem Gefecht, worin Brion verwundet wurde, landete auf der Inſel Margaritha, wo die Spanier nur das Fort Pampatar beſezt hatten. Zu Carupano, welches die Royaliſten zu räumen gezwungen waren, ſtießen einige Korps Guerillas zu ihm; — von da wandte er ſich gegen Occumare, woſelbſt er ſeinen Vortrapp unter dem Befehle des Mac-Gregor ließ, welcher ſich Maracay und Cabrera bemächtigte. Der Augenblick ſchien entſcheidend; Bolivar verbreitete in der Provinz Carracas zur Erklärung ſeiner Abſichten und zur Belebung des patriotiſchen Geiſtes ein Manifeſt, in welchem er den Freunden Ordnung und Geſetzlichkeit, denen, die ſich zu ſeiner Partey wenden würden, brüderliche Aufnahme, den Beſiegten menſchliche Behandlung verſprach. Die Proklamation, ganz geeignet, den Patriotismus zu wecken, hatte die Wirkung, den Habſüchtigen zu mißfallen. Vergebens ging der General ſelbſt mit dem Beyſpiel voran, daß er ſeinen Negern die Freyheit gab, und ſie als Freywillige unter ſeinen Fahnen mitkämpfen ließ; es wurden dadurch die vornehmſten Einwohner — beſorgter, ihre Sklaven zu verlieren, als geneigt, ſich an den Spaniern zu rächen, um ihre reichen Pflanzungen zu behalten — bald die Feinde ihrer eignen Sache. Dieſe Widerſetzlichkeit gegen die Befreyung der Sklaven hatte die unangenehmſten Folgen. Bolivar, der ſicher auf die Mitwirkung der Einwohner zählen zu dürfen glaubte, hatte ſich geſchwächt, indem er Mac-Gregor in einer andern Provinz ließ; er konnte nun den Angriff der Spanier unter Moralès nicht aushalten, und mußte ſich nach einem hartnäckigen Widerſtand, der ihn ſeine beſten Offiziere koſtete, in Unordnung zurückziehen. Die zwey von Haïti gekommenen Bataillone deckten tapfer den Rückzug ihrer Waffenbrüder; allein die Amerikaner, dem Eiſen der Spanier entgangen, fanden den Tod, wo ſie eine Zuflucht ſuchten, — ſie wurden unbarmherzig von denen erſchlagen, die ſie zu vertheidigen ſich aufopferten. Mac-Gregor ſeinerſeits konnte eben ſo wenig allein den ſiegreichen Spaniern widerſtehen; er mußte ſich nach Barcelona zurückziehen; nur mit Mühe und fechtend gelang ihm dieß. Die Wunde, die er bey dieſem Rückzug erhielt, verhinderte ihn jedoch nicht, bald darauf zwey Vortheile über

Moralès ſelbſt zu gewinnen. Ariſmendi, deſſen Poſition günſtiger war, wie die ſeine, bemächtigte ſich Pampatar, ließ nicht einen Spanier auf der Inſel Margaritha (?), und ſchiffte ſich ſogleich, mit einem Theile ſeiner Truppen, nach Barcelona ein, wo er ſich mit Bolivar vereinigen ſollte. Sogleich machte ſich auch Bolivar, der wieder die Offenſive mit einer anſehnlichen Macht zu nehmen gedachte, von Cayes auf den Weg. Seine Feinde erwarteten dieſes keineswegs; ſie glaubten ihn in Cayes meuchelmörderiſch umgebracht, welches auch ohne den Irrthum des ſpaniſchen Agenten, der anſtatt dem General, ſeinem Hauswirth den Dolch in die Bruſt ſtieß, der Fall geweſen ſeyn würde. Auf Margaritha angelangt, berief Bolivar durch eine Proklamation die Stände von Venezuela zu einem General-Kongreß. Hierauf begab er ſich nach Barcelona, wo er eine proviſoriſche Regierung einſezte. Morillo zeigte ſich vor dieſer Stadt mit 4000 Mann, von ſeiner ganzen Seemacht unterſtüzt; er gewann am 15. Febr. 1817 einen theuer erkauften Vortheil, den übrigens Bolivar dadurch unnütz machte, daß er ſeine eigne Schiffe verbrannte. Den 16ten, 17ten und 18ten ſchlug man ſich mit Wuth, Bolivar bemächtigte ſich endlich des feindlichen Lagers, erlitt aber ſelbſt einen ſo großen Verluſt, daß er die Spanier, vor der Ankunft einer bedeutenden Verſtärkung, nicht verfolgen konnte. Morillo, der auf dieſem Rückzug viel gelitten hatte, wurde in den Ebenen von Banco-Cargo von dem General Paëz geſchlagen. Die Independenten erfochten noch andere Vortheile, unter den Befehlen des Piar in dem Diſtrikt von Corana, und der Copcara, wo Zaraza ſie anführte, der ſich aus wilden Pferden eine Kavallerie, welche ſeiner Partey am meiſten fehlte, geſchaffen hatte. Gegen Ende deſſelben Jahrs wurde Bolivar zum oberſten Chef von Venezuela ernannt, und nahm ſein Hauptquartier zu Anguſtura, um von da aus alle Civil- und andere Geſchäfte zu regieren. Am 31. December begab er ſich mit 2000 Mann Kavallerie und 2500 Mann Fußvolk auf den Weg; er ſezte über den Orenoko, vereinigte ſich unterwegs mit den Generalen Cedeno und Paëz, und nach einem Marſch von zwey und vierzig Tagen, langte er am 12. Februar 1818 an den Wällen von Caloboſo, 300 Stunden von Anguſtura an. Nach verſchiedenen kleinen Gefechten, muſſte ſich Morillo von dieſer Stadt zurückziehen. Bolivar verfolgte ihn, griff ihn den 16ten und 17ten zu Sombrero an, und zwang ihn, ſich nach Valencia zu begeben. Da aber ſeine eignen Truppen zu ſehr ermüdet und von dieſen Scharmützeln geſchwächt waren, ſo glaubte er Halt machen und ſich den Rücken decken zu müſſen; zur Beſitznahme von San-Fernando de Apure, beorderte er Cedeno und Paëz. Bolivar hatte nicht mehr als 1200 Pferde und 4 bis 500 Mann Fußvolk, als er ſich plötzlich von Morillo angegriffen ſah. Man ſchlug ſich vom 13. bis zum 17. März zu Cabrera, Marçay und Puerta. Der ſpaniſche Befehlshaber wurde verwundet. Der General Cedeno ſo wie Paëz, welcher aus England einige Verſtärkung erhalten hatte, vereinigten ſich mit Bolivar, der am 26ſten die Höhen von Ortiz angriff, und den Spaniern, die damals von dem General La Torre befehligten Poſitionen wegnahm. Der Feind aber richtete ſeinen Rückzug gegen Caloboſo, und machte ſich dieſer Stadt am 30. März Meiſter.

(Der Beſchluß folgt.)

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

Verfolgung und Fang einer Wallfiſch-Heerde.

Ich hatte am Hauſe des Hrn. Leiſk von Burra Voe in Yell gelandet, als ein Fiſcherboot die Nachricht brachte, daß eine Heerde von Ca'ing Wallfiſchen (Delphinus Deductor, ſelten über 22 Fuß lang) in den Yell-Sund gegangen ſey. Bey dieſer freudigen Botſchaft drängten ſich Weiber und Kinder aus den Hütten hervor und ließen die Hügel von frohem Jubel widerhallen. Die Fiſcher bewaffneten ſich mit einer ſchlecht gearbeiteten Art von Harpune, eilten zum Strand, beluden den Boden ihrer Boote mit großen Steinen und ſtießen in die See. Auf dieſe Weiſe hatte ſich bald von allen Theilen der Küſte eine große Flotte von Yawls vereinigt, welche ſich nach dem Eingang des Sunds begaben. Ein kleines unregelmäßiges Wallen der See zeigte an, wo ſich der Wallfiſchzug näherte. Zuweilen ſah man ſie eine Viertelſtunde lang auf der Oberfläche des Oceans ſpielen, dann verſchwinden und bald wieder heraufkommen und blaſen. Der Hauptzweck war, ſie auf das ſandige Ufer von Hana Voe zu treiben, und bald zeigte es ſich, daß ſie mit dem Feinde im Rücken dieſe Richtung nahmen. Die meiſten der Böte folgten ihnen im Halbzirkel auf einer Entfernung von ungefähr 50 Ellen. Einige Fahrzeuge aber hielten ſich als Reſerve in größerer Ferne, um den Wallfiſchen begegnen zu können, im Fall ſie ihren Lauf verändern ſollten. Die dunkle Heerde ſchien einigen Führern zu folgen, welche, wie man fürchtete, geneigt waren, die Sandbänke zu vermeiden, worauf man ſie zum Stranden zu bringen gedachte. Sogleich fingen die hintern Böte aus Leibeskräften zu rudern an, und zwangen die Thiere endlich durch lautes Schreyen und durch ins Waſſer geworfene Steine ihren frühern Weg wieder einzuſchlagen. Durch dieſe kurze Diverſion kamen die zunächſt verfolgenden Böte in Unordnung, aber es war zum Erſtaunen, mit welcher Gewandtheit die Shetländer ihre Ruder gebrauchten, und wie bald ſie wieder ihren Halbzirkel gebildet hatten. Noch einmal verſuchten die Wallfiſche zu entrinnen, und eben ſo ſchnell trieben ſie die hintern Böte wieder zurück,

Digitized by Google

die vordern bildeten eine neue Schlachtlinie, und ſo wurden die Verfolgten endlich in den Hafen von Hana Voe getrieben. Jezt erſchallte die Luft von dem Geſchrey der Fiſcher, während ſie Steine nach den erſchrockenen Thieren ſchleuderten, um ſie auf das ſandige Ufer einer engen Bucht zu treiben; ehe dieß aber gelang, wandten ſich die Wallfiſche mehrere Male um, und wurden eben ſo oft zurückgetrieben. Keiner derſelben aber war bis jezt mit der Harpune berührt worden, denn wenn ſich dieſe Thiere im tiefen Waſſer verwundet fühlen, ſuchen ſie auf jede Gefahr die offene See zu gewinnen. Die Führer der Heerde geriethen bald auf den Grund, wobey ſie ein ſchwaches, murmelndes Hülfsgeſchrey ausſtießen. Der Sand am Boden der Bucht ward aufgerührt, und das Waſſer verlor ſeine Durchſichtigkeit. Die folgenden Wallfiſche vermehrten die Trübe der Bucht ſo wie ſie den Grund berührten; wüthend rollten ſie ſich umher, unentſchloſſen, aus Mangel an Führern, ihres Laufes ungewiß, und durch das Geſchrey der Bootleute und die geworfenen Steine ſo ſchüchtern gemacht, daß es keine Mühe mehr war, ihre Rückkehr in die hohe See zu verhindern. Eine Menge Einwohner, von jedem Geſchlecht und Alter, hatte ſich um die Ufer hergedrängt, begrüßte mit lautem Jauchzen die Annäherung der willkommenen Gäſte von den nordiſchen Meeren, und fingen dann das Werk der Zerſtörung an. Zwey mit Spießen bewaffnete Männer rannten bruſttief ins Waſſer, und indem ein jeder eine Finne des nächſten Wallfiſches ergriff, ſchleppten ſie denſelben ohne Widerſtand aufs Land. Einer dieſer Feinde der Bewohner der Tiefe hob gemächlich eine Finne auf und ſtieß dem Thiere unter derſelben die Harpune bis ins Herz. Nach dieſem Stoß lag das Thier lange ſinnlos, worauf die ſchrecklichſten Zuckungen erfolgten; das Opfer ſchlug mit dem Schwanze ſo gewaltſam ins Waſſer, daß es weit auf dem Lande umherſprizte. Eine andere todtenähnliche Pauſe folgte; Zuckungen, die immer ſchwächer wurden und immer ſchneller hinter einander kamen, folgten ſo lange, bis es endlich bewegungslos am Ufer lag. Die Schlächter, zu denen ſich noch andere zu derſelben Verrichtung geſellten, begaben ſich jezt nach einer andern Seite. Mütter, die ihre Jungen ſuchten und Junge, die ſich eben ſo ängſtlich nach den mütterlichen Brüſten ſehnten, wurden auf gleiche Art von der tödtenden Harpune in ihrem Laufe aufgehalten. Bald lag das Ufer voll getödteter Wallfiſche, während andere in großer Entfernung ſich in dem dicken und blutigen Waſſer rollten, ungewiß, wohin ſie ſich wenden ſollten, glichen ſie Ochſen, die die Rückkehr des Fleiſchers erwarten. Muthwillige Knaben und Weibsbilder zeigten eine ſolche Luſt am Blutvergießen, daß ſie aufs neue in die blutenden Todeswunden hineinbohrten, und zwar mit größerem Eifer als die, deren eigentliches Geſchäft es war. Endlich ging die Sonne über die blutige Bucht unter, und die Ufer lagen mit den Körpern von achtzig Wallfiſchen von allen Größen zwiſchen ſechs, und zwanzig Fuß bedeckt; nicht ein einziger war entkommen. Mehrere der Eingebornen begaben ſich jezt, um einiger Ruhe zu genießen, nach Hauſe; da aber die Dämmerung in dieſer nördlichen Höhe den Untergang der Sonne nicht vermiſſen ließ, ſo blieben viele bey der Arbeit zurück, um ſich gleich des drey bis vier Zoll dicken Speckes zu verſichern. Man vermuthete, daß der beſte Fiſch ungefähr ein Fäßchen Oel liefern würde; und man ſchäzte den Werth der Fiſche im Durchſchnitt auf zwey bis drey Pfund Sterling, indem man den Werth der größten auf ſechs Pfund berechnete. — Ehemals wurden die auf dieſe Weiſe gefangenen Wallfiſche in drey Theile getheilt, wovon der Admiral einen, einen der Grundeigenthümer des Bodens, worauf ſie getrieben worden, und einen die Fänger erhielten; der Pfarrer machte gewöhnlich Anſprüche auf den Zehnten vom Ganzen, welchen er auch erhielt; und der Ortsvorſteher, welcher die Aufſicht beym Vertheilen führte, auf die Köpfe, die ihm der Admiral auch zukommen ließ, wenn er mit ihm zufrieden war. Als der Graf Morton die Admiralitätseinkünfte genoß, verkaufte er ſeine Anſprüche, der häufigen Streitigkeiten beym Vertheilen wegen, für eine beſtimmte Summe Geldes; ſeine Nachfolger aber ſchienen den Anſprüchen gänzlich entſagt zu haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Thaler von 1684.

Wem der Anblick eines mit harten Thalern angefüllten Sacks eine beſonders angenehme Augenweide verſchafft, dem muß auch die Inſchrift der ſpaniſchen Thaler (Duros) von 1684: Unus non ſufficit (ein Thaler iſt nicht hinreichend), ganz vorzüglich gefallen. Betrachtet man aber aufmerkſamer das Gepräge, und erblickt man in demſelben die beyden Hemiſphären, über ihnen eine Königskrone und eine ſtarke Säule zwiſchen beyden, ſo wird das ehemalige ſtolze ſpaniſche Wort daraus: Eine Welt genügt uns nicht. — Und doch finden wir jezt bey einem ernſten Blicke nach Amerika die lieben Pflegekinder von dem Mutterlande faſt gänzlich losgeriſſen! —

B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Wir können hier ſchicklicher-Weiſe zu einer beſtimmten deutſchen Original-Oper übergehen, und zwar zu der, die in kurzer Zeit zu einem ſolchen Ruhme gelangt iſt, eine ſo allgemeine

Theilnahme, ein ſo großes Aufſehen erregt hat, wie ſeit Menſchengedenken keine andere. Auch auf unſerer idealen Normal-Bühne iſt der Freyſchütz würdig dargeſtellt und zum öftern wiederholt worden. Wie unſere Almanachs-Dichterin und unſere Gurli, der Kavallerie-Lieutenant und der Verskünſtler, der gelehrte Inſtrumentendreyer, der Redakteur, die Logen der bonne société und unſere andere Kommittenten über dieſe Oper ſich geäußert haben, das iſt bereits in zahlloſen Flugblättern abgedruckt, ſo daß wir nicht nöthig haben, es zum tauſendſten Male zu wiederholen. Wie der italieniſche Sopraniſt über deutſchen Geſang ſonder Gurgeley ſich in allerley Ausrufungen vernehmen ließ, möge man ſich denken, eben ſo was Eulenböck ſprach, der nichts ungehudelt läßt; die einfach-naive Schlußbemerkung des Naturkritikers aber wird man aus dem Ganzen abnehmen können. Möge doch Niemand, der dieſen Eingang zur Beurtheilung des Freyſchützen lieſt, den ungerechten Argwohn faſſen, als wären wir Willens, ein Kunſtwerk in den Staub zu ziehen, das in ganz Deutſchland ſo allgemeinen, ſo lebendigen Antheil erregt hat. Es iſt dieſe regſame, lebendige Theilnahme an Kunſt, dieſe aufmunternde Verehrung der Künſtler eine in unſerm nordiſchen Vaterlande, leider! ſo ſeltene Erſcheinung, daß es nur der Stumpfſinn ſeyn kann, der dieſen Enthuſiasmus verhöhnen, oder der Neid, der ihn zerſtören möchte. Eine unpartheyiſche, unperſönliche Kritik, wie wir ſie in unſern frühern Berichten zu geben verſprachen, kann das nicht wollen; kann es ſelbſt dann nicht wollen, wenn ſie ſich auch einbildete, es zu können. Aber ſie hat andere Pflichten; ſie darf ſich durch kein Dogma beſtechen, durch keine Autorität blenden, von keiner Majorität, ja ſelbſt nicht von der Unanimität, ſchrecken laſſen. Im Gegentheil, je mehr Aufſehen ein Kunſtwerk macht, um ſo mehr iſt ſie verbunden, es zu unterſuchen und zu zergliedern, ja ſeine Schwächen aufzudecken. Ein anderes iſt es, ſich einem Werke genießend hinzugeben, ein anderes, es kritiſch zu beurtheilen; dort eilen wir über das, was unſern Genuß ſtört, ſchnell hinweg; hier verweilen wir gerade dabey, und ſuchen die Mängel in ihren Grundurſachen zu erkennen. Ein Kunſtwerk ohne Mängel möchte es aber ſchwerlich geben, und eine Kritik, die dieſer nicht erwähnte, würde eine Apologie, aber keine Kritik ſeyn. Bis jetzt haben wir nur Apologien über den Freyſchützen geleſen, oder kurzen, d. h. unbegründeten, Tadel. Um ſo mehr halten wir es für unſere kritiſche Pflicht, an dieſes verehrte Kunſtwerk den ſtrengſten Maßſtab anzulegen, d. h. es mit Werken von Mozart in Parallele zu ſetzen, ein Verfahren, welches zwar ganz gegen unſere Maxime läuft, welches aber dadurch gerechtfertigt wird, daß jene Apologien dieſe Parallele zuerſt aufſtellten, und alſo die öffentliche Meinung ſchon daran gewöhnt haben. Sollte nun aus dieſer Vergleichung eine Differenz hervorgehen, welche zeigte, daß man ein vortrefflicher Tonſetzer ſeyn kann und dennoch kein Mozart; kein Mozart, der deßhalb ein Genie genannt wird, weil er mit nie ausbleibender Eingebung eine ſo wahrhafte und doch ſo eigene Welt von Tönen erbaute, mit allumfaſſender Erfindungskraft ſeine Kunſt zu ſo ungeheurer Höhe emportrug, daß mit ſeinen Leiſtungen auch eine neue Aera derſelben begann. — Geſetzt, dieſe Differenz würde gezeigt, ſo könnte dieß für den Komponiſten des Freyſchützen um ſo weniger niederſchlagend ſeyn, da er ſelbſt ja mit rühmlicher Beſcheidenheit ſich gegen jene ſeiner Freunde öffentlich verwahrte, die ihn über, oder auch nur neben Spontini ſetzen wollten. Was den Dichter betrifft, ſo hat dieſer ſchon deßhalb auf allgemeinen Dank Anſpruch, weil er ſeinen bewährten Autornamen zu einem in deutſchen Landen verrufenen ſogenannten Operntexte hergab, den man eben ſo wenig achtet, als man zu gleicher Zeit viel und allerhand, man weiß nicht recht was, von ihm verlangt. Er, der, wie er ſelbſt ſagt, „durch dieſe Dichtung Andere zu ähnlichen Beſtrebungen ermuntern möchte,“ wird es als einen Beweis der Achtung erkennen, und es der Kritik Dank wiſſen, wenn ſie, ebenfalls „um der Oper höhere Würde zu verleihen,“ ſein Werk ſorgfältig beleuchtet und mit partheyloſer Strenge beurtheilt.

So viel (eigentlich unnütze) Worte mußten wir als Einleitung niederſchreiben, um den überhand nehmenden Vorwurf der Autoren zurückzuweiſen, die jede nicht unbedingt lobende Beurtheilung ihrer Werke für hämiſch, partheyiſch und voll verächtlicher Kunſtgriffe erklären, nicht einſehend, daß der Tadel des ſtrengen Unterſuchers ſie eben ſo hoch ehrt, als die Apologie der Ungründlichen ſie herabwürdigt. Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſagt: „Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir „ſeine Vollkommenheiten einſehen und empfinden, wenn wir „auch noch ſo viel Geſchrey davon machen, ehe er nicht merkt, „daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. „Er ſpottet bey ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, „und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß „er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.“ Und ſo beginnen wir nun getroſt! — Töne kann man nicht vor Gericht ſtellen. Und doch wollen wir hier über eine Oper urtheilen und unſer Urtheil begründen. Sollen wir zu dieſem Zwecke die Partitur abdrucken laſſen und ſie mit theoretiſchen Bemerkungen verſehen? Oder ſollen wir die Muſikſtücke nach ihrer Reihenfolge durchgehen und von jedem derſelben ſagen, wie es unſer Gefühl angeſprochen oder nicht angeſprochen hat? Das erſte Verfahren möchte eben ſo trocken, als unerſprießlich für dramatiſche Tonkunſt ſeyn, das andere eine individuelle Stimmung, aber kein Urtheil ausdrücken. Demnach werden wir unſere Unterſuchung da anknüpfen, wo dem beurtheilenden Verſtande mehr haltbarer Stoff dargeboten wird, als in der muſikaliſchen Sphäre wandelbarer Gefühle. Von dem Gedicht aus wollen wir unſere Betrachtungen anſtellen, weil dieſes der Muſik zum Grunde liegt und ſie beſtimmt, erſtlich eine dramatiſche Muſik überhaupt, ſodann die einer beſondern Gattung, und endlich die ſich individuell unterſcheidende Muſik des Freyſchützen zu ſeyn. Der Autor nennt ſein Gedicht ſchlechtweg eine Oper, ſagt dadurch weiter nichts, als daß es keine Operette, keine Opera buffa iſt, und überläßt es dem Publikum, nachzuſehen, ob es eine Hirten-, Helden-, Götter- oder Feenoper ſey. Wir finden in dieſer Oper Bauern und Jäger (alſo ein paſtorales Element), zwey Mädchen der geringeren Volksklaſſe (alſo Elemente zur Operette), einen ſtreng und ernſthaft gehaltenen Fürſten (alſo ein Element der geſchichtlichen Opera seria), überdieß einen Böſewicht, einen Eremiten und den Teufel, der Samiel heißt. Unſtreitig alſo ſoll dieſe Oper eine romantiſche ſeyn. Dagegen kann die Kritik nichts einwenden, denn keine Gattung eignet ſich mehr zu einer Grundlage für dramatiſche Muſik, als dieſe. — Sehen wir aber, ob der Dichter die verſchiedenartigen Elemente ſeines Stoffes gehörig aus einander gehalten und in reizendem Kontraſt gegen einander geſtellt; ob er die Charaktere, dem Weſen der Oper gemäß, mit wenigen und breiten Strichen hingeworfen und gehalten; ob er den Zuſchauer in ſeine Wunderwelt ſogleich verſetzt und darin feſtgebannt, und hauptſächlich, ob er einzig und unabläßlich darauf hingearbeitet hat, dem Komponiſten Gelegenheit zu wahrhaft dramatiſcher Muſik zu geben, worunter wir ſolche verſtehen, welche die fortſchreitende Handlung begleitet, nicht aber Konzertſtücke, wobey dieſe halbe Akte lang ſtehn bleibt. Es wird ſich auf dieſe Weiſe zeigen, wo der Komponiſt mehr und wo er weniger leiſtete, als der Dichter, wo der Muſiker ſich hoch über den Stoff erhob, und wo er ſich von dem Gedicht auf Irrwege verleiten ließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 36.

Nro. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 7. Mai 1822.

Wirf von dir zufälliges Gut;
Um zu ſchwimmen mußt du nackt ſeyn.
Sinken wirſt du in die Fluth,
Wenn du wirſt zu ſchwer bepackt ſeyn.

Rückert.

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Fortſetzung.)

Der Klippfiſchfang im Haaf.

Nördlich von dem Kirchſpiel Northmavine endigen ſich die niedrigen, von der See in Spalten und Höhlen gebildeten Felſenwände in einer Strecke unebener Küſte, von welcher ſich eine anmuthig grüne enge Landzunge weit in den nördlichen Ocean hinaus erſtreckt, welche den Namen Feideland trägt, eine Benennung von ächt ſkandinaviſchem Urſprung, welche Debes in ſeiner Beſchreibung von Feroe erklärt. Stellen, ſagt er, wo ſich Gras in ſolcher Menge und ſo ſaftig vorfindet, daß die Ochſen Sommer und Winter darauf weiden können, werden Feideland genannt; und es iſt merkwürdig, ſezt er hinzu, daß ſolche Feidelander ſich immer gegen Nordoſten oder Norden kehren. Allenthalben iſt die Küſte furchtbar wild, auf allen Seiten bilden dieſelbe ſteile Felswände, in welcher ſich zuweilen fürchterliche Oeffnungen zeigen, in welche die See heulend hineintobet, während eine Menge Felſenſpitzen ſich aus dem brüllenden Meere hervorheben. Dieß iſt die Hauptſtation für den Fang des Klippfiſches, welche in der Mitte des Mai anfängt und am 12. Auguſt aufhört. Wenn ſich ein Fiſcher zum Erſtenmal an eine dieſer bequemen Stellen begibt, ſo geſtattet ihnen das Geſetz ſich auf irgend einer offenen und unangebauten Stelle innerhalb 100 Yards vom hohen Waſſerzeichen eine Hütte zu bauen. Dieſe werden von unbehauenen Steinen, ohne irgend einen Lehm errichtet und ſind gerade groß genug, um der Mannſchaft von einem ſechsruderigen Boote Obdach zu geben. Das Dach beſtehet aus Schindeln mit Torf belegt; im Innern der Hütte ſtreuen ſie dann ein wenig Stroh, worauf ſie nach ihren ſchweren Arbeiten ihre kurze Ruhe erhaſchen. Auf der engen, ſumpfigen Erdzunge, welche die Halbinſel Feideland mit dem Feſtlande verbindet, liegen dieſe rohen Hütten, (die man Sommerlagen nennt) in all der Unordnung eines Zigeunerlagers umherzerſtreut und in der Mitte ſteht die Hütte des Faktors, worin der Fiſch geſalzen wird. Hier fand ich durch die Güte des Hrn. Hoſeaſon, welcher von ſeinem Hauſe in Lochand alle mögliche Erfriſchungen und ein Bett hingeſchickt hatte, vortreffliche Bewirthung. Feideland iſt eine ſehr intereſſante Stelle; die Menge Böte, welche nach dem Haaf ſegeln und von dort mit Fiſchen zurückkehren, bilden eine muntere Scene; — einige Männer ſind beſtändig mit dem Wägen von eingebrachten Fiſchen beſchäftigt; andere mit dem Ausbreiten ihrer Leine auf den Felſen zum Trocknen, oder mit der Zubereitung der Speiſen für ihre fiſchenden Kameraden, oder mit dem Bürſten, Oeffnen oder Salzen der Fiſche, welche vor die Thüre der Bude gebracht werden. Aber der Naturforſcher, welcher einige Tage hier verweilte, wird ſich durch die Menge der von den Fiſchern mit ihren Leinen beſtändig heraufgezogenen Pflanzen, welche ſie für ein kleines Trinkgeld aufbewahren würden, reichlich belohnt finden.

Haaf iſt die Benennung für jede Gegend außerhalb der Küſte, wo Klippfiſche, Kabeliau und Tuſk zu fangen ſind. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert wurde der Klippfiſch- und Kabeliaufang weit näher an der Küſte betrieben, als jezt, und die Fiſcherſtellen, Raiths genannt, werden durch gewiſſe Grenzſteine, Meiths genannt, ſo bezeichnet, daß ein jeder ſein eigenes Raith erkennen konnte, und ein unerlaubter Eingriff in denſelben wurde als eben ſo geſetzwidrig betrachtet, als wenn er in einer Einzäunung auf dem Lande geſchehen wäre. Die Fiſcher finden es aber heutiges Tages zu ihrem Vortheil, ſelbſt bis auf dreyßig bis vierzig Meilen hinauszufahren.

Die im Haaf benuzten Männer ſind von achtzehn Jahren und darüber. Sechs Pächter vereinigen ſich in einem Boote, welches ihr Gutsherr für ſie von Norwegen kommen läſſt und hier blos zuſammengeſezt wird; dieſes bildet ein Yawl von ſechs Rudern, von achtzehn bis neunzehn Fuß lang und ſechs breit, und iſt mit einem viereckigen Segel verſehen.

Am 25. Mai oder 1. Juni begeben ſich die Fiſcher auf ihre verſchiedenen Poſten. Hier ſuchen ſie entweder die zwölf Monat alten Jungen des Kohlfiſches zur Lockſpeiſe zu angeln, oder ſie leſen dafür zur Ebbezeit die Muſcheln auf; und gehen dann fünf bis ſechs Meilen in die See hinaus, wo ſie ihre Angeln nach Haddock (eine kleine Art von Stockfiſch) auswerfen, welche ſie für fernere Lockſpeiſe bewahren.

Da das Feideland Haaf dreyßig bis vierzig Meilen vom Lande liegt, ſo ſuchen die Fiſcher ihre Station am Morgen eines Tages zu verlaſſen, um im Laufe des folgenden Tages zurückkehren zu können. Und wenn ſie durch ſtürmiſches Wetter lange in ihren Hütten gehalten worden ſind, und ein Boot ſich endlich in die See wagt, ſo folgen die übrigen augenblicklich deſſen Beyſpiel; es iſt daher nichts ungewöhnliches, daß man in einer Flotte von Yawls beynahe in demſelben Moment alle Segel aufgezogen und alle Ruder in Bewegung ſieht. Jedes Boot merkt ſich bey der erſten Wendung, die es macht, den Stand der Sonne, und arbeitet dann, um das erſte am Ziele zu ſeyn.

Einige wenige Fiſcher enthalten ſich während der Fahrt, aus Aberglaube, der Nennung von mehrern Worten, ausgenommen in der Norsſprache, oder in Worten von ihrer eigenen Erfindung, z. B. ein Meſſer, eine Kirche, der Geiſtliche, der Teufel, oder eine Katze. Sind die Böte im Haaf angekommen, ſo legen ſie ihre mit Haken verſehenen Leine aus. Dieſe Leine, welche von drey Tonnen getragen werden, erſtrecken ſich auf eine Entfernung von 5 bis 6000 Klaftern und ſind mit ungefähr 1200 Haken geſpickt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bolivar.

(Beſchluß.)

Am 17ten des folgenden Monats (April) ſtund Bolivar auf dem Punkt, durch einen ſeiner Obriſten den Spaniern überliefert zu werden; der Verräther Lopez drang mit zwölf Mann in deſſen Schlafzelt; Bolivar aber entwich glücklich. Kaum war er wieder bey ſeinem Armee-Korps angelangt, als er von dem ſpaniſchen General, Antonio Pla, lebhaft angegriffen wurde, wobey Bolivar 400 Mann verlor. Einige Tage nachher verſammelte Morillo die Truppen mehrerer Garniſonen, und vereinigte ſich mit La Torre; den 2. Mai griff ſie Paez, in den Ebenen von Sebanos de Coredo an; dieſes Gefecht, gleich traurig für beyde Theile, machte dem Feldzug im Innern des Landes ein Ende. Unterdeſſen hatten die Unterbefehlshaber Bolivars ſich einiger Seehäfen bemächtigt; Morillo hatte Cariaco genommen; und der Admiral Brion, nachdem er die ſpaniſche Flotille zerſprengt und in den Orenoko einiges Geſchütz, 10,000 Flinten und Munitionen aller Art gebracht hatte, überfiel am 30. Auguſt die Feſte Guiria. So belebten ſich wieder die Hoffnungen der oft durch das Glück getäuſchten und verrathenen Independenten. Am 15. Febr. 1819 eröffnete Bolivar zu Anguſtura den Kongreß von Venezuela; er legte den Plan zu einer republikaniſchen Verfaſſung vor und zugleich die oberſte Gewalt nieder; er muſſte aber den dringenden Bitten — eine Autorität, die ſo nöthig werden könnte, noch zu behalten — nachgeben. Während der Regenzeit hatte er ſeine Armee neu organiſirt. Den 26. Febr. machte er ſich auf den Marſch, um in Neu-Granada den General Morillo, der ſich die feſte Inſel Achagas zur Poſition gewählt hatte, anzugreifen. Die ſpaniſchen Truppen in dieſer Provinz waren durch den General Santander geſchlagen.

Bolivar fühlte, daß von ſeiner Vereinigung mit ihm das Schickſal des Feldzugs abhangen würde. Nachdem er eine Verſtärkung von 2000 Engländern erhalten und den General La Torre geſchlagen hatte, gelang es ihm am 13. Juni ſich mit Santander zu vereinigen. Er empfing damals Deputirte aus mehrern Städten von Neu-Granada und beſchloß, einen Marſch über die Cordilleres zu verſuchen. Seine Truppen wurden auf dieſer ſteilen, wilden, mit reißenden Strömen durchſchnittenen Region, außerordentlich ermüdet; nachdem ſie ihre Artillerie, und alles Gepäck verloren hatten, kamen ſie den 1. Juli bey Tunja, in dem Thal Sagamoſo an. Die Spanier, 3500 an der Zahl, befanden ſich auf den Höhen; Bolivar griff ſie ſogleich an, überwand ſie, und Tunja fiel in ſeine Hände. Einige Tage darauf, öffnete ihm die Schlacht von Boyaca die Thore von Santa-Fé. Dieſe beyde Siege befreyten Neu-Granada; der ſpaniſche Obergeneral Barreyro mit den Trümmern ſeiner Armee wurde gefangen. Bolivar fand in Santa-Fé,

Digitized by Google

aus dem der Vice-König Samono nur mit Mühe entwiſcht war, eine Million-Piaſter, und Hülfsquellen aller Art; eine Menge Rekruten erſezten den Verluſt, welchen er bey dieſen beyden Schlachten ſowol, als jenen, den er beym Uebergang des Gebirgs erlitten hatte. Dieſe Provinz empfing ihn als ihren Befreyer; zu Santa-Fé wurde er zum Präſidenten von Neu-Granada ernannt, und ſeine Proklamation vom 8. Sept. entſchied, dem allgemeinen Wunſche gemäß, die Vereinigung dieſer Provinz mit Venezuela. Bald darauf kündigte er an, daß er zu einer neuen Expedition abgehen werde; er ernannte den General Santander zum Vice-Präſidenten, und ſchlug dem Vice-König Samono die Auswechslung der Gefangnen vor. Er regulirte überhaupt alles, was die Verwaltung betraf, hob 5000 Mann aus, und machte ſich darauf nach Anguſtura auf den Weg. Der Ruf ſeiner Siege belebte in dem ganzen Lande Venezuela das Vertrauen wieder; ſeine Ankunft glich überall einem Triumphzug. Den 17. September ſprach der Kongreß die Vereinigung beyder Provinzen unter dem Titel der Republik von Columbia aus. Es ſoll eine neue Hauptſtadt erbaut werden, die Bolivars Namen tragen wird; proviſoriſch verſammelt ſich der Kongreß zu Roſario-Cucuta.

Sieben Tage nach dieſen feyerlichen Vorgängen, machte ſich Bolivar wieder auf den Weg; er war an der Spitze der ſtärkſten Armee, welche die Independenten noch jemals zu verſammeln vermochten; die Eintracht kehrte zurück und alles ſchien ihnen glorreiche Tage zu verſprechen; der Zeitpunkt war gekommen, wo der Friede möglich war, und die wahren Freunde der Freyheit hatten von nun an keine andere Wünſche als ihn. Am 5. Januar 1820 hatte ſich Bolivar Meiſter von Caloboſo gemacht, und mehrere Vortheile dadurch gewonnen; da er aber unterdeſſen, die ſeit dem 1. Januar 1820 bewirkte glückliche Veränderungen in Spanien vernommen hatte, ließ er dem Morillo vorſchlagen, einen Krieg zu beendigen, der zum Unglück der Völker ſchon zu lange gedauert habe. Der ſpaniſche Feldherr empfing dieſe Eröffnungen mit Sehnſucht; die Kommiſſarien vereinigten ſich zu Truxillo bald über einen Waffenſtillſtand, worin Bolivar in ſeiner Eigenſchaft als Präſident oder als Oberhaupt der Republik Columbia anerkannt wurde. Vergeblich verſuchten es die ſpaniſchen Bevollmächtigten, die Souverainetät von Spanien über dieſe Provinzen zu erhalten; und ſpäterhin machte der General Morillo über dieſen Gegenſtand ebenfalls nur fruchtloſe Verſuche. Man hat bemerkt, daß während dieſen, unter der Anleitung von Bolivar und Morillo unternommenen Unterhandlungen, dieſe beyde gleich berühmte und achtungswerthe Anführer zu Truxillo, eine ganze Nacht in einem Zimmer mit einander zugebracht haben. Dieſe großen Landſtriche ſcheinen nun, troz dem im Innern noch herrſchenden Gährungen, auf immer von dem Mutterland getrennt zu ſeyn; den lezten Nachrichten zu Folge iſt der Kongreß zu Cucuta wirklich eröffnet; wenn es ihm glückt unter Bolivars Einfluß, der neuen Republik äußere Anerkennung und innern Frieden zu verſchaffen, ſo könnte Bolivars Namen einſt neben Waſhingtons Namen in der Geſchichte der neuen Welt glänzen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Der Grund und Boden dieſer romantiſchen Oper iſt die Zauber- und Wunderwelt, und zwar nicht die heitere Sphäre der Feen und Genien, ſondern das unterirrdiſche Reich böſer Dämonen, oder vielmehr ihr irrdiſcher Wirkungskreis, in den ſie ſchlichte Naturmenſchen: einen jungen Waidmann und ſein geliebtes Mädchen, hineinziehen wollen, welches aber ſo wenig gelingt, daß der Pfeil auf den Schützen zurückfliegt. Unſchuld, Liebe und Natur; dämoniſche, böſe Zauberkraft: ſcharf ſich trennende Elemente, wie ſie für die Oper ſich eignen, weil ſie Gelegenheit zu ächten deutſchen muſikaliſchen Gegenſätzen geben. Wenn der Erzähler einen ſolchen Stoff behandelt, ſo iſt es ihm vielleicht erlaubt, uns erſt dieſe Unſchuldswelt zu zeigen, ſie landſchaftlich auszumalen, und dann nach und nach das Böſe hineinbrechen zu laſſen; denn er hat alle Zeit und kann ſich nach Luſt und Laune die bequeme Stelle wählen wo er die Vorfabel nachholen, und wo er den Leſer eben mit dem Geiſterreiche überraſchen will. Der Dramatiker hat andere und der Operndichter noch vielfachere Rückſichten zu nehmen. So wie der Vorhang aufrollt, ſoll der Zuſchauer ſich in der beſtimmten Welt des darzuſtellenden Dramas befinden, und in der Oper ſoll ihm ganz und gar kein Zweifel darüber bleiben, weil hier der Dichter gar keine Zeit und keinen Raum zum Nachher-Erklären und Motiviren hat; denn Motivirungen und Erklärungen können nicht in Muſik geſezt werden, ſie dehnen, ſie halten auf, und die früheren Muſikſtücke waren unverſtändlich. Deßhalb beginnt Don Juan mit einem Mord und die Zauberflöte mit geheimnißvollen Perſonen und Zauber. Der Freyſchütz aber beginnt mit einem ländlichen Feſte. Der Zuſchauer, der den Zettel nicht geleſen hat, oder der bey Leſung des Worts: ſchwarzer Jäger, nicht Unrath merkte, kann nichts anders vermuthen, als daß man ihm eine Paſtoral-Operette darſtellen wird; ja wenn er ſpäter die gelungene Muſik des Spott-Chors hört, die unwiderſtehlich zum Lachen reizt, ſo muß er eine vortreffliche Opera buffa erwarten. Auch rief unſer italieniſcher Sopraniſt bey dieſem Chore: O che burla! — So wird das Publikum ganz von jener Zauberwelt entfernt, in welcher das Drama ſpielt, kann ſich ſpäter (post festum) gar nicht mehr hinein verſezen, und glaubt um ſo weniger an den nachherigen Spuk, als der alte Erbförſter und das muntere Mädchen daran zweifeln, und die übrigen Perſonen keinen Beweis ihrer Gläubigkeit geben. Man denke ſich in der Zauberflöte gleich in den erſten Scenen teh Zweifel an der Wundermacht Saraſtros und der Königin der Nacht ausgeſprochen, und folgere! — In einer Zauberoper muß der Zuſchauer ſogleich auf den Boden des Wunderbaren geſtellt werden, und demnach ſollte der Freyſchütz mit einer nächtlichen Scene im Walde beginnen, wo Samiel den Kaſpar bedeutete, daß heute der Tag ſey, an dem er ihm verfallen wäre. Kaſpar müßte den Vorſchlag machen, ſeinen Jagdgeſellen zu verführen, wenn er die Friſt verlängern wollte u. ſ. w. Dieſe Scene gäbe zugleich eine klare dramatiſche Expoſition, und eine impoſante, dem Stoffe gemäße, muſikaliſche Introduktion, die den Zuſchauer ſogleich und würdig verſezte. So kann eine Erzählung — nicht beginnen; ſo aber muß beginnen eine Oper. Hieraus ginge nun der muſikaliſche Vortheil hervor, daß ſich von dem dunkeln Grunde dieſer nächtlichen Scene die ländlich-fröhliche des Freyſchießens um ſo effektvoller abheben würde. Ohne eine Note zu ändern, würde der komiſche Spott-Chor Grauſen erregen, da wir ſeine Folgen ahnen könnten, und ſelbſt der burleske Bauernmarſch und der ſpätere Walzer trügen die Lokalfarbe des Unheimlichen, ſtatt daß dieſe Muſikſtücke, ſo geſtellt, nur niedlich ſind, und als Expoſition gar keinen dramatiſchen Sinn und Werth haben. So viel kommt bey der Oper auf das Gedicht an!! — Durch die vorgeſchlagene Einleitungs-Scene und das darauf folgende Freyſchießen würde ſich der ganze erſte Akt anders und gewiß bequemer und verſtändlicher geſtalten laſſen; nun aber muß der alte Erbförſter (eine leicht zu entbehrende und durchaus keinen dramatiſchen Antheil erweckende Perſon) auftreten, um das Stück zu exponiren, und zwar nach franzöſiſcher Weiſe, wo dem Vertrauten (hier dem Volke) eine Geſchichte erzählt wird, die er eigentlich ſchon längſt wiſſen ſollte. Doch in der Oper nimmt man's nicht ſo genau, wenn die Geſchichte nur ergreifend wäre. Aber der Bräutigam ſoll ſich die Braut erſchießen! Das iſt nun wieder komiſch, und doch wollte der Dichter eine ernſte Wirkung damit bezwecken, und läßt auch ſeine Perſonen ſich ſehr pathetiſch darüber vernehmen, ſo daß der einſichtige Zuſchauer bey ſo bewandten Umſtänden weder darüber lachen kann, noch ernſthaft geſtimmt wird, und alſo ganz gleichgültig bleibt. Denn geſezt, daß in einem ächten Märchen ein fabelhafter König ſeine Erbtochter demjenigen verhieße, der irgend ein zauberhaftes Ziel treffen werde, ſo läßt man ſich das ſehr wohl (zumal in der Zauberoper) gefallen, und es kann ſogar pathetiſch behandelt werden; aber ein böhmiſcher Fürſt aus der uns ſo nahen Zeit des dreyßigjährigen Krieges, der eine Erbförſterey und eine Jungfrau zum Preis des beſten Flintenſchuſſes ausſezt, und die Angſt und der Jammer und die Ahnung, daß man nicht treffen werde, ſind weder phantaſtiſch-märchenhaft, noch lyriſch-pathetiſch; und deßhalb hat der Dichter gefehlt, daß er ſeine Fabel in einer beſtimmten Zeit und in einem beſtimmten Lande ſpielen läßt. Nun aber ſagt ſogar der Förſter, höchſt aufgeklärt, zu Waidmanns-Stellen, zu Freykugeln, zu allem Wunderbaren: Poſſen! und zwingt ſo das Publikum ebenfalls aufgeklärt zu ſeyn und ſtill bey ſich zu denken: Poſſen! Es verſteht auch nicht, was Kaſpar damit ſagen will, wenn er ruft: „Dank Samiel!“ ſo wie er ſpäter über ſein: „Hilf Samiel!“ lacht. Die Kritik aber begreift ganz und gar nicht, wie der Verführer ein ſo dummer Teufel ſeyn und öffentlich in Gegenwart des Förſters und alles Volkes dem Max rathen kann, Hexenwerke zu treiben und auf nächtlichem Kreuzwege den großen Jäger herbeyzurufen? Wie kann er ſich ſo verdächtig machen?! Nach ſolcher Expoſition wird nun — man weiß nicht warum — ein Terzett mit Begleitung eines Jäger-Chors geſungen, das, als ein großes Enſemble-Stück, den bedeutenden Fehler hat, daß die Handlung dabey ſtock ſtill ſteht, und die Leute von der Scene wollen und nicht können, weil ſie noch ſingen müſſen. Dergleichen ſollte der Operndichter ſorgfältig vermeiden, denn es beſtärkt die Gegner der Oper in der Meynung, daß dieſe Gattung ein Gemiſch von Unſinn und Konvention ſey. Aber wir wollen annehmen, daß hier der ſchickliche Plaz geweſen ſey, wo die bedeutendſten Perſonen der Oper verſchiedenartige Leidenſchaften und Empfindungen ausdrücken mußten, und dann fragen wir: Sind dieſe den einfachen Charakteren der Perſonen gemäß ausgeſprochen; ſind ſie gehörig vorbereitet? „O dieſe Sonne, furchtbar ſteigt ſie mir empor!“ Iſt es ein Held, der hier am Vorabend der Entſcheidungsſchlacht ſo ſpricht, oder — ein Jägerburſche? Iſt es der Chor der griechiſchen Tragödie, der da ausruft: „Seht, wie düſter iſt ſein Blick! Ahnung ſcheint ihn zu durchbeben!“ oder rufen ſo böhmiſche Hofjäger? „Unſichtbare Mächte grollen!“ mit dem unſchuldigen, ehrlichen, braven Jägerburſchen? „Bange Ahnung füllt die Bruſt!“ weil er auf dem Schützenplaz nicht getroffen hat? Das heißt den Tonſezer zu Geſangſtücken verleiten, die ohne vorbereitetes Intereſſe ſind, und überdieß ein dem Ganzen durchaus heterogenes Kolorit annehmen müſſen. Zum Glück endet das Terzett mit einem Jäger-Chor, deſſen Worte dem Waidmannsgeſchäft entſprechen; wir ſind wieder unter Jägern und Landleuten, und vergeſſen gern, daß wir einige Zeit in einer Opera seria waren. Die nächſtfolgende Arie des Jägerburſchen leidet an denſelben Mängeln. Er hat beym Freyſchießen nicht getroffen, und iſt deshalb ausgelacht worden; ſonſt iſt vorher nichts vorgefallen, ſonſt weiß man nichts von ihm, noch von einer Wunder- und Zauberwelt, in die uns einzuführen der Dichter vergeſſen hat — wie ſoll man alſo Antheil nehmen an ſeiner tragiſchen Angſt vor dem Schickſal, an ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen: „Für welche Schuld muß ich bezahlen? Herrſcht blindes Schickſal? Lebt kein Gott?“ mit welcher ſchwer zu kompenirenden Frage der Skepſis dieſe Arie ſchließt. Man begreift weder die Angſt vor „den finſtern Mächten,“ noch warum dieſe dem armen Menſchen etwas anhaben wollen. Und ſo hat denn auch dieſes Muſikſtück weder *dramatiſchen* Werth noch Intereſſe, und iſt nur eine recht ſchön geſezte Konzert-Arie. Der Dichter ſelbſt ſcheint dieß gefühlt zu haben, er läßt daher das Theater bey dieſem Geſang düſter machen und ſeinen Samiel im Hintergrunde der Bühne erſcheinen. — Aber wiſſen wir denn, wer *ſein* Samiel iſt? Gibt es einen im Volksglauben erſcheinenden böſen Geiſt, der Samiel heißt? Sahen wir ihn ſo gekleidet in unſern Fibeln und Bilderbüchern? Oder gedenken wir wohl gar, wenn wir ihn ſehen, an jene gepuzte Mohren, die zuweilen hinten auf Staatswagen ſtehen? Aber geſezt auch, es wäre der Teufel ſelbſt mit Horn und Pferdefuß, ſo würden wir noch immer nicht wiſſen, wie der Teufel in dieſe Operette käme, und weßhalb er da im Hintergrunde ſteht, und was er da will und zu thun hat. Wie anders, wie muſikaliſcher wäre dieſe Scene einzurichten geweſen, wenn Samiel ſchon aus der Introduktion bekannt, und, ſtatt einer melodramatiſchen, eine ſingende Perſon wäre! Das folgende Trinklied ſteht ganz an ſeiner Stelle, bildet zu der vorhergehenden Arie einen ächt-muſikaliſchen Gegenſaz, bleibt dem Charakter, der Situation, dem Stoffe überhaupt getreu, und iſt auch in poetiſcher und techniſcher Hinſicht gut gearbeitet. Daher war auch der talentreiche Tonſezer im Stande, hier nicht nur ein ſchönes und pikantes Lied, ſondern ein wahrhaft charakteriſtiſches Muſikſtück zu geben, das von klarer und ſtarker dramatiſcher Wirkung iſt. Dem darauf beginnenden Geſpräche können wir dieſe Vorzüge nicht einräumen; es iſt zu gedehnt, zu ſehr ins Einzelne ausgeführt, und der Dichter würde der Moralität ſeines Helden weniger geſchadet haben, wenn dieſer, von blinder Leidenſchaft getrieben, des Verführers Rettungsmittel raſch ergriffen hätte, ſtatt er hier nach und nach, ſchwach und bedächtlich, zur Sünde ſich endlich entſchließt. Nach dieſem Geſpräche endet nun der Akt, nicht mit Finale, ſondern mit einer Arie. Sie iſt der Sache angemeſſen geſchrieben, ſie iſt, bis auf die etwas ſüßliche Paſſage: „Nichts kann vom tiefen Fall dich retten!“ würdig komponirt, und würde inmitten oder zu Anfang des Akts von großer Wirkung ſeyn; aber ſoll der Akt einer großen Oper mit einer Arie, ſey ſie auch noch ſo impoſant, ſchließen? Iſt es der Akt eines Trauerſpiels, wo allenfalls nach einem Monologe der Vorhang fallen darf? Iſt der Gebrauch der Finale ein Werk des Zufalls, das keine im Weſen der Muſik gegründete Urſache hat, auf keine dramatiſch lebendige Wirkung berechnet iſt? Hätte der Aufzug, wenn nun durchaus keine allgemeinere Handlung herbeyzuführen war, hätte er nicht mit der Erſcheinung Samiels und mit einem Duette zwiſchen dieſem und Kaſpar, begleitet von einem Chor ſichtbarer Höllengeiſter, ſchließen können, oder vielmehr ſchließen *ſollen*? Der Leſer erwäge den Eindruck, den er empfand, als nach jener Arie der Vorhang fiel, und beantworte ſich dann unſere Fragen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 110.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Mai 1822.

Das iſt des Mannes Ehre,
Daß er feſt im Wechſel bleibt,
Und die Wog' im Lebensmeere
Nicht von ſeiner Bahn ihn treibt.

Raupach.

Der Paſtetenbäcker von Madrigal.

Der Paſtetenbäcker von Madrigal, ein kleiner Marktflecken in der Provinz Avila in Alt Kaſtilien, iſt eine hiſtoriſche Sage, welche der Geſchichtſchreiber nicht verachten kann. Ich enthob ſie aus einem in kaſtilianiſcher Sprache eng geſchriebenen 54 Bogen ſtarken Manuſcripte vom Jahr 1596. welches ſich in der Bibliothek des Herrn Hofkammerraths von Biſpach in Neuburg an der Donau befindet, durch deſſen Güte mir daſſelbe mitgetheilt wurde.

Es war gegen das Ende des Monats December 1594, als ein Fremder Namens Gabriel Eſpinoſa mit zwey Bedienten in Valladolid ankam, der, ausgenommen daß er den Armen vieles Gute that, einen äußerſt geringen Aufwand machte. Seine Kleidung war einfach, aber ſehr reinlich. Bald nach ſeiner Ankunft beſtahl ihn einer ſeiner Diener um 150 Dukaten, und verſchwand. An ſeinem Platze nahm er einen andern, doch durfte ihn keiner von beyden außer dem Hauſe begleiten; weil er mit äußerſter Sorgfalt jede Art von Aufſehen zu erregen vermied. Er pflegte ſie, wenn er die Stadt verließ, vorauszuſchicken, wo ihn der eine an einem beſtimmten Orte erwarten, dann den andern überflügeln mußte, bis er auch bey dieſem eintraf, der dann die Rolle des erſten übernahm, und ihn darauf wieder an einem dritten Orte erwartete. Die Urſache dieſer Vorſicht ſucht der Verfaſſer darin, daß Eſpinoſa auf der einen Seite keine Zeugen ſeiner Handlungen, und auf der andern immer Boten haben wollte, die ihn von jedem für ihn intereſſanten Vorfall in Kenntniß ſetzen konnten.

Auf einem dieſer einſamen Spaziergänge traf er einſtens mit einem Bereiter eines benachbarten Grafens zuſammen, der ein ſehr ſchönes Pferd am Leitſeile führen ließ. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen, und einem gleichgültigen Geſpräche, machte der Bereiter die Bemerkung, daß ſich bis jezt noch kein Reiter gefunden hätte, der dieſes äußerſt hitzige Thier zu bändigen verſtände. Eſpinoſa antwortete mit Sachkenntniß, und vergaß ſich endlich ſo weit, daß er dem Anſuchen des Bereiters nachgab, und das Pferd zu beſteigen probirte. Hier zeigte er zum höchſten Erſtaunen des Fremden und des ihn begleitenden Reitknechtes eine bewundrungswürdige Fertigkeit, verbunden mit einem ſo hohen Anſtande, daß ſich der Bereiter der Bemerkung nicht entwehren konnte, Eſpinoſa müſſe eine ſehr vornehme Erziehung genoſſen haben, was er aber läugnete, plötzlich vom Pferde ſprang, und nach der Behauptung, er hätte in ſeiner Jugend unter der Carabinergarde des Königs von Portugall gedient, gleich darauf auf einem einſamen Pfade ſeinen Spaziergang verfolgte.

Der Reitknecht wollte geſehen haben, daß er ſich nach einiger Entfernung mit der flachen Hand vor die Stirne ſchlug. Dieſer geringfügige Umſtand, verbunden mit der Anzeige eines Bettelweibes, die regelmäßig alle Wochen ein reiches Almoſen von Eſpinoſa erhielt, nach welcher ſie behauptete, einen koſtbaren Diamantring bey ihm geſehen zu haben, der in den Händen eines ſo gemein gekleideten Menſchen bey ihr den Verdacht errege, er könne ihn geſtohlen haben, veranlaſſte den Corregidor von Valladolid, ihn aufſuchen und gefänglich einziehen zu laſſen. Erſteres war jedoch nicht ſo leicht, da Eſpinoſa wöchentlich mehrmale ſeinen Wohnort zu verändern pflegte. Man verhaftete ihn im Bette. Seine Nachtkleider waren von der feinſten holländiſchen Leinwand. Die Juwelen wurden gefunden, und beſtanden: in einem reich beſezten Becher von Elfenbein von ſeltener Arbeit. Ein Gebetbuch mit einem goldenen Einbande. Einen Ring mit einem Stein, in welchem das Bild des Königs Philipp II., als Kind, geſchnitten war. Dieſen Ring hatte der König einer reichen Nonne aus dem Kloſter der heiligen Maria in Madrigal in frühern Zeiten zum Geſchenk verehrt gehabt. Der Verfaſſer nennt dieſe Nonne, Donna Anna de Auſtria; wer aber dieſe öſterreichiſche Prinzeſſin eigentlich war, übergeht er mit Stillſchweigen. Viertens, aus einigen ſehr koſtbaren mit reichen Steinen beſezten Heiligenbildern. Einen großen Stein von unſchäzbarem Werth in Gold gefaſſt; und endlich in einer mit Steinen beſezten kleinen goldenen Uhr, wie man ſie damals auf der Bruſt zu tragen pflegte, und in mehrern dergleichen Dingen, die nicht ſpeziell genannt ſind.

Delinquent ſagte bey dem erſten Verhör aus: daß er Gabriel Eſpinoſa heiße, Paſtetenbäcker aus Madrigal wäre, wo er ſich ſeit einem halben Jahre fixirt, und die genannten Pretioſen von obiger Fürſtin Anna zum Verkauf erhalten hätte, weßwegen er ſich auch in Valladolid aufhielte. Auf die Bedrohung der Folter, wenn er die Wahrheit verheimlichte, lächelte er, und antwortete mit Stolz, daß ihn Se. Majeſtät der König von Spanien zu gut kenne, und ſich wohl hüten würde, ihn einer ſolchen Schande, und ſolchen Schmerzen auszuſetzen. Er beklagte ſich hierauf bitter über die zu erduldende gemeine Behandlung, erhielt aber von dem Richter den Beſcheid, daß dieſelbe mit dem Stande harmonirte, von dem zu ſeyn er angegeben hätte, und er folglich die Urſache davon auf Rechnung ſeiner eignen Ausſage ſchreiben müſſte.

Zu jener Zeit hielt ſich in den Umgebungen von Valladolid eine fremde Dame mit zwey kleinen Kindern auf, die, was ſich ſpäter ergab, öfters vertraute Boten an Eſpinoſa abgefertigt, und auch nicht ſelten Nachrichten von ihm erhalten hatte. Kaum aber hatte dieſe die Verhaftung deſſelben vernommen, als ſie plözlich mit ihren Kindern abreiſte, und aller denkbaren Nachforſchungen ungeachtet, glücklicherweiſe für ſie und die unſchuldigen Kleinen, unentdeckt blieb.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Fortſetzung.)

Die Tiefe, worin der Klippfiſch gefangen wird, iſt zwiſchen funfzig bis hundert Klafter. Beym Legen der Leine zerſchneidet ein Mann die zum Spicken der Haken gebrauchten Fiſche, zwey Männer ſpicken und legen die Leine aus und die übrigen rudern das Boot. In gewiſſen Entfernungen laſſen ſie Steine hinab, um die Leinen am Boden zu halten. Wenn alle dieſe Arbeit vollendet iſt, welche bey gutem Wetter drey bis vier Stunden währet, ruhen ſich die Fiſcher bey zwey Stunden lang aus und nehmen ihr karges Mahl zu ſich, welches ihrer großen Armuth wegen aus nichts weiter beſtehet als aus Haferbrod und Waſſer. Ihre harte Arbeiten haben noch nicht das Mitgefühl der brittiſchen Regierung erregen können; denn der ſchweren Auflagen wegen können ſie ſich nicht einmal ein Glas Whisky (Schnapps) mitnehmen. Zulezt zieht einer der Männer die Leinen herauf, — ein andrer nimmt die Fiſche von den Haken und wirft ſie in den hintern Theil des Bootes. — ein dritter nimmt ſie aus und legt ihre Köpfe und Lebern in die Mitte des Boots. Mit dem Klippfiſch wird zu gleicher Zeit auch eine bedeutend geringere Anzahl Kabeliau und Gadus Brosme oder Tuſk gefangen; dieſe ſind alle ſehr ſchäzbar. Sechs bis zehn naſſer Klippfiſche wiegen bey einem Zentner, weßwegen 120 bis 140 Fiſche als ein ziemlich guter Zug und 300 bis 320 als ein ſehr guter Zug angeſehen werden; — 400 Fiſche werden ſelten gefangen, in welchem Fall aber Köpfe, Eingeweide und kleine Fiſche alle über Bord geworfen werden, und ſelbſt durch dieſes Mittel wird das Boot noch nicht leicht genug, um nicht bis am äußerſten Rand im Waſſer zu gehen. Die gefangenen Plateiſen und Skates werden für den Tiſch der Fiſcher vorbehalten. Jener ſchrecklich ausſehende Fiſch, der Steinbeißer (Anarhichus Lupus), wird gleichfalls für wohlſchmeckend gehalten. Wenn alle die Leinen aufgehoben ſind, werden ſie in den Schnabel des Bootes zuſammengelegt. Wenn das Wetter ſchön iſt, ſo darf ſich ein Boot nicht über anderthalb Tage im Feidelano-Haaf aufhalten. Aber zu oft kommt ein Sturm, — die Fiſcher ſchneiden nicht gern ihre Leinen ab und dieß hat oft die ſchrecklichſten Folgen. Vor ungefähr zwey Jahren meldete der ehrwürdige Geiſtliche von Northmadine ein auffallendes Beyſpiel von den Unglücksfällen, welchen die Fiſcher ausgeſezt ſind. Eine Anzahl Böte nämlich ward von einem Sturme überfallen und es dauerte drey Tage, ehe ſie ans Land kommen konnten; zwey Männer ſtarben vor Hunger und Ermattung, ehe ſie das Ufer erreichten, und die Ueberlebenden waren ſo ermattet, daß ſie nicht gehen konnten.

Die Inſel Stenneß, die von Scraada und No Gring of Nawir.

Die Inſel Stenneß, und das Skerry (ein hoher aus dem

Meer hervorragender Felſen) von Eſhaneß, zeigen ſich aus geringer Ferne, all der Wuth des weſtlichen Oceans ausgeſezt. In ſtürmiſchen Wintern werden ungeheure Steinblöcke losgeriſſen und zu einer beynahe unglaublichen Entfernung eine leichte Anhöhe hinaufgetrieben. Im Winter von 1802 wurde eine tafelartige Maſſe von 8 Fuß 2 Zoll bey 7 Fuß und 5 Fuß 1 Zoll dick aus ihrem Bett geriſſen und auf eine Entfernung von 80 bis 90 Fuß geworfen. Ich maß das Bett, aus welchem ſie im vorigen Winter (1818) weggeriſſen worden war, und fand daſſelbe 17½ Fuß bey 7 Fuß und 2 Fuß 8 Zoll tief. Die weggeführte Maſſe war auf eine Entfernung von 30 Fuß geſchleudert und hier in 12 bis 13 kleinere Stücke zerſchmettert worden, und von denen einige bis auf 120 Fuß weiter getrieben wurden. Ein Block 9 Fuß 2 Zoll bey 6¼ Fuß und 4 Fuß dick wurde 150 Fuß die Anhöhe hinauf geführt. So groß ſind die Verwüſtungen, welche unter dieſen Trümmern der Natur vorfallen. Dicht bey der Inſel Stenneß iſt der Skerry von Eſhaneß, welcher ſich furchtbar aus dem Meere erhebt und auf ſeiner weſtlichen Seite eine ſteile Wand zeiget, gegen welche alle die Stärke des Weltmeeres ſich erſchöpft zu haben ſcheint: er bildet einen Zufluchtsort für Myriaden von Seevögeln, deren Geſchrey mit dem Schlagen der Wellen einen wilden Akkord bildet. — Beym Stenneß-Haaf iſt gleichfalls eine einträgliche Fiſcherey. In Anſehung der Gefahren, welchen die Böte beym Fiſchen ausgeſezt ſind, hat man vor ungefähr fünfzig Jahren einen Verſuch mit bedeckten Fahrzeugen gemacht, der aber wegen ſchlechter Führung mißlang. Von Eſhaneß, wo ich einen aufgeworfenen Granitblock von nicht weniger als drey Ellen im Durchmeſſer ſah, richtete ich meinen Lauf nordwärts, längs einer allmählig ſteigenden Felſenwand, die oben mit dem feinſten Graſe bedeckt iſt und den Einwohnern von Northmavine an ſchönen Sonntagsabenden zum Spaziergange dient. Nach einer Entfernung von drey Meilen hört dieſer erfreuliche Anblick von Fruchtbarkeit auf und aufs neue erblickt man die wilden Gegenden, aus welchen Hiatland meiſtens beſtehet. Bey dem Bergſee von Houland, wo eine dicht am Ufer auf einem Felſen erbauete Burg ihr verfallendes Gemäuer emporhebet, nimmt die Küſte wieder ihre wilde Geſtalt an. Eine große hölenartige, 90 Fuß breite Oeffnung zeigt den Anfang von zwey nebeneinander liegenden, ungeheuren Oeffnungen, die unter dem Namen der Löcher von Scraada bekannt ſind, in deren einen, welche ſich 250 Fuß tief ins Land zieht, die See bis ans äußerſte Ende fließt. Eine jede derſelben hat eine Oeffnung in einiger Entfernung vom Meere, welche zum Theil das Sonnenlicht einläßt. Weiterhin gegen Norden erblickt man andere Verwüſtungen des Meeres. Eine Felſenmaſſe die ungefähr 12 — 13 Fuß im Durchſchnitt und 4½ oder 5 Fuß der Dicke enthalten mag, wurde zuerſt vor ungefähr 50 Jahren aus ihrem Bette gehoben und 30 Fuß weit geſchleudert, und iſt ſeitdem zweymal umgewälzt worden. Die erhabenſte Scene aber iſt da, wo eine Felswand von Porphyr, die der Auflöſung, welche die übrigen Küſten verwüſtet, widerſtanden hat, wie ein Wall gegen den Zudrang des Meeres daſtehet; — wenn das Weltmeer durch Winterſtürme aufgeregt wird, ſchlägt es mit all der Gewalt von wirklichem Geſchütz gegen dieſelbe an, — und die Wellen haben ſich durch ihre wiederholten Stürme endlich einen Eingang erzwungen. Dieſe Breſche, the Grinol of the Nivar genannt, wird mit jedem Winter von der fürchterlichen Brandung erweitert, welche große Steine von ihrer Stelle reißt und ſie bis auf 180 Fuß weit fortdrängt. An ein Paar Stellen liegen dieſe Bruchſtücke in ungeheuern Haufen aufgeſchichtet, welche, da ſie meiſtens viereckig ſind, das Anſehen haben, als ſeyen ſie aus einem nahen Steinbruche herbeygeſchafft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bibliothek zu Paris.

Bey einer aus Gelegenheit der Erörterung des Budgets des Miniſters des Innern gehaltenen Rede ſtellt Bourienne den Antrag, die Gebäude-Reihe der Straße Rivoli vollenden zu laſſen, dorthin das Finanz-Miniſterium mit all ſeinen Bureaux zu verlegen, ſodann aber das Hotel, welches die Kaſſen des Schatzes inne haben, (das Eckgebäude der Straße Vivienne und Neuve- des petits-champs) zu Erweiterung der Bibliothek herzuſtellen.

Um dieſen Antrag zu motiviren, führt der Redner folgende Umſtände an:

Nicht die Hälfte all der Schätze, welche die Bibliothek beſizt, können dem Publikum zum Gebrauche dienen, weil ein großer Theil der Bücher auf dem Boden liegen bleiben mußte, indem, wegen Mangel an Platz, zahlloſe Manuſcripte noch nicht aus den Kiſten gehoben werden konnten, und endlich, weil aus derſelben Urſache die Bücherfächer doppelt vor einander ſtehen, wodurch das Aufſuchen unendlich erſchwert wird. Alle Bücher vom Jahr 1820, 1821 und der drey Monate von 1822 liegen ebenfalls noch auf dem Boden.

Die Hälfte der zum Antikenkabinet gehörigen Gegenſtände liegt in Sälen, zu denen man dem Publikum den Zutritt nicht geſtatten kann.

Dieſe immer zunehmende Anhäufung wird noch begreiflicher, wenn man weiß, daß bey der im Jahr 1791 vorgenommenen Zählung, die Anzahl der Bände ſich auf 150,000 belief, während ſie jezt 450,000 Bände beträgt, eben ſo viele Flugſchriften und zuſammengebundene Piecen nicht gerechnet. Wenn man weiß, daß im Jahr 1783 ungefähr 2700 Portefeuilles mit Kupferſtichen vorhanden waren, während ſich deren Zahl heute bis auf 5700 beläuft, und wenn man ganz ſicher annehmen darf, daß die Bibliothek ſich jährlich um 9000 Bände vermehrt (wovon 3000 fremde und 6000 einheimiſche Werke), und daß ſie alſo in funfzig Jahren ſich noch um 450,000 Bände vermehrt haben wird.

Schon dieſe Vermehrung erfordert ein andres Local, dieß iſt aber eine der höchſten Nothwendigkeiten, wenn man bedenkt, daß das Bibliothek-Gebäude, wo man das ganze Jahr hindurch weder Feuer noch Licht geſtattet, an die Schatz- und Kaſſen-Gebäude, die mit Oefen und Kamins angefüllt ſind, ſtößt; daß in eben dem Local unten und oben die Büreaux des Schatzes, in der Mitte die Bibliothek ſich befindet, und daß im Erdgeſchoß des Kaſſen-Gebäudes der Schatz und im erſten Stock die Manuſcripte, mehr als 60,000, ſich befinden. Die griechiſchen Manuſcripte aber, der koſtbarſte Reichthum, iſt oberhalb eines Büreaus des Schatzes, wo nicht nur den ganzen Tag, ſondern auch oft des Nachts, gefeuert wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortſetzung.)

Endlich erſchien — viva il Maestro! — der Lieblingskomponiſt unſerer Zeit in ganz Europa, Joachim Roſſini. Ja, ja, es iſt nicht anders. Nehmt ihm Alles, aber laſſt ihm nur die Kleinigkeit, die ſo mancher tief- und ſcharfſinnige Kopf, der nicht aufhört, die Vortrefflichkeit ſeiner eignen Schöpfungen zu bewundern, ſich vergebens andemonſtrirt: — die Gabe zu gefallen. Als er zum Erſtenmal ſich im Theater zeigte, bey Vorſtellung ſeiner Donna del Lago, entſtand ein doppeltes Gedränge ſeitwärts, der Loge des Geſandten von Neapel gegenüber, worin er mit dem Prinzen v. S—o Platz genommen hatte. Zugleich iſt Sgra. Colbran eingetroffen, mit der er ſich unterwegs, auf ihrer Villeggiatura bey Bologna, trauen ließ. Unſer Buffo cantante, Forti, hatte ſich ſchon geſchmeichelt, er würde ſeine Benefice-Oper, La Cenerentola, dirigiren, es wurde jedoch abgelehnt, und Roſſini wird überhaupt nicht dirigiren. Dafür ſtand auf dem Zettel: „Unter Anleitung des Tonſetzers," weil dieſer bey den Hauptproben war, wo er Manches abgeändert hat. Roſſini ſoll auch ein vorzüglicher Tenor alla Camera ſeyn. Ein deutſches Gedicht, im italieniſchen Styl, iſt ſchon erſchienen. Einige ſagten von Caſt—i; daran will Niemand glauben. Wie die ſchon längſt fertigen Sonette, in der Nationalſprache, angebracht werden ſollen, weiß man nicht. Die erſte Oper von den fremden Sängern iſt bereits angekündigt, oder vielmehr, wenn dieſe Notiz geleſen wird, ſchon vorüber; Zelmira, Opera seria, des Komponiſten leztes, und wie verlautet, beſtes Werk. Von Neapel aus ſchreibt man: „Wie die Oper Moses alle andern dieſes Meiſters übertrifft, ſo auch Zelmira den Moſes." Wie werden unſere Kunſtrichter dieſen Lobſpruch übertreffen? Ich wüßte wohl, z. B.: „So weit der Himmel —" Doch ich will mein Geheimniß nicht verrathen.

Auf dem großen Operntheater gab man uns unterdeſſen auch ein neues Ballet: Margaretha, Königin von Catanea, in drey Akten. Wer in der Cataneenſiſchen Reichsgeſchichte bewandert iſt, wird wiſſen, woher dieſe Königin ſtammt. Der Stoff und die Verwicklung bilden eine ſehr gewöhnliche theatraliſche Staatsaktion. Ein ungetreuer Diener ſeines Herrn ſucht deſſen Gemahlin zu verführen, und entführt aus Rachſucht ihren Knaben, weiß es aber doch ſo einzurichten, daß Alles bald entdeckt wird. Die Handlung bildet ſehr glückliche Situationen für die pantomimiſche Darſtellung und iſt mit hübſchen Tänzen verbunden. Die Millière beſiegte wieder Alles. Die junge Heberle macht ſich allerliebſt; ſie ſchwebt dahin, wie eine Nymphe. Freylich wirft ſie ſich ein wenig ſtark, aber der friſchen, blühenden Jugend läßt das gut, und die Muſik bringt es wohl ſo mit ſich. Der [illegible] iſt in dieſen Charakter recht eingedrungen. Wer wünſchte nicht, ſo durchs Leben zu hüpfen! Ein mimiſches Pas de deux, von Royer und Madame getanzt, iſt ſehenswerth. Ueberhaupt läßt ſich das Ballet-Perſonal jezt vorzüglich nennen. Mad. Courtin trat als Margarethe auf, und gefiel ſehr, vielleicht mehr der Form, als des mimiſchen Talents wegen. Man ſieht hier im Grunde nur die gewöhnliche tragiſche Manier der franzöſiſchen Aktricen; die Wahrheit des Ausdrucks fehlt, aber Anſtand und Biegſamkeit erſetzen Vieles. Sie zeigte ſich in beyden Gattungen des Tanzes. Die Haltung iſt ſchön, und die Gewandtheit im mezzo comique gewinnt den Vorzug. Man hat dieſe Tänzerin sans façon mit der Bigottini verglichen. Piano pianissimo! Darin ſind noch einige Stadien zu überſpringen. Hat man doch ſchon eine Sängerin, etwa vom — zweyten Rang (mezzo soprano) jüngſthin mit der Catalani verglichen. — Die Muſik vom Grafen Gallenberg iſt glücklich und bezeichnend im pantomimiſchen Theil; im choreographiſchen bieten ſich anſprechende Motive dar, auch eins aus dem Jäger-Chor im Freyſchützen. Der ſehr graziöſe Tänzer Taglioni hat Glück mit ſeinen Ballet-Kompoſitionen.

Auf dem Hoftheater wurden, nach vieljähriger Ruhe, die Huſſiten vor Naumburg neu in die Scene geſezt, aber blos von Zwiſchenmuſik und Märſchen begleitet, ohne Chöre, weil die Direktion des Operntheaters gegen dergleichen melodramatiſche Produktionen Einſpruch macht. Die Viertelsmeiſterin war durch Sophia Schröder beſezt. Soll man des großen Effekts, den ſie hervorbrachte, noch erwähnen? — Mir gefällt ſie dennoch immer beſſer im antik-tragiſchen Koſtüm. Ein ſehr gewöhnlicher Fehler iſt es, daß bey den meiſten deutſchen Bühnen ſonſt die erſten jugendlichen Liebhaberinnen auf dieſe Rolle Anſpruch machen.

Nun erſchien zum Erſtenmal auf dieſem Theater: Das Leben ein Traum, nach der Bearbeitung von C. A. West; vorher nur auf dem Theater an der Wien gegeben. Kettel war im Beſitz der Hauptrolle, die er mit großem Eifer und vielfachem Gelingen durchführte. Unſer Publikum, das den Heurteur darin erwartet hatte, zögerte anfangs mit dem Beyfall, erkannte aber endlich das Beſtreben des jungen Künſtlers dankbar an. Die Löwe bezauberte im Charakter der Roſaura. Ihre glückliche Vermiſchung der ritterlichen Haltung mit anmuthiger Weiblichkeit iſt ein beſonderer Vorzug. Am meiſten gefiel ſie in der Portrait-Scene, ob ſie gleich hier ein wenig in den beliebten Konverſationston verfiel. Doch dieſer iſt nicht unpaſſend, er gefällt, und ſie kennt ihren Vortheil. Bey dieſer Gelegenheit kam auf den kritiſchen Tribunen wieder viel und mancherley zur Sprache. Ein Beurtheiler, der ſich jezt ſelten oder gar nicht mehr vernehmen läßt (Hr. Berling), behauptete, die Grundidee des Stücks liege nicht in dem Gedanken: „Das Leben iſt ein Traum," ſondern in dem, was eigentlich die tragiſche Lehre enthält. Aber wiewol auch von dieſer Seite und als Schickſals-Tragödie betrachtet, dieſes Werk ganz eigenthümliche Schönheiten beſizt, ſo liegt doch die Grundidee geradezu in jenem Gedanken, und das Bewunderungswürdige darin, daß aus dem Zweifel des Prinzen, ob das Vergangene oder Gegenwärtige Wahrheit oder Traum geweſen, dieſer Charakter und die Handlung wie aus Einem Punkt, in einem fortlaufenden Doppelfaden ſich entwickeln. Hr. Berling hat ſich geirrt, oder vielleicht nur übereilt, und er indem etwas Neues zu ſagen glaubte, iſt ihm etwas Falſches entſchlüpft. Ich bin überzeugt, daß er jezt andrer und mit mir derſelben Meinung iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Digitized by Google

Nro. 111.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Donnerſtag 9. Mai 1822.

Such' in der Wirklichkeit nicht Ideale,
Schmerz und Erbitterung iſt dein Gewinn.

Georg Fellinger.

Blick nach Jenſeits.

Du glaubſt des Wunſches Ziel zu ſehen;
Umſonſt, das eitle Traumbild ſinkt.
Die Hoffnung ſiehſt du untergehen,
Die kaum halbſchimmernd dir gewinkt.
So manches Pflänzlein ſteigt zu Tage,
Daß es der Reif der Wurm zernage.

Und wie der Sturm herangeflogen,
Der Wolk' auf Wolke brauſend häuft,
So kömmt das Schickſal auch gezogen,
Wann deines Unglücks Stunde reift —
Der Hagel ſtürzt vernichtend nieder —
Die Sonne aber kehret wieder.

Und froh iſt, was ſich immer reget;
Die Blüthe hebt den Kelch empor,
Das Blatt von ſanftem Hauch beweget,
Es grünet fröhlich wie zuvor.
Die Bäche ſiehſt du ruhig fließen
Und alles ſtrebt nun zu genießen.

Doch du, o Herz! was darfſt du hoffen?
Aus heiter'm Himmel fährt der Strahl
Des Schickſals, und es fällt getroffen
Sein ſchuldlos Opfer ohne Wahl;
Und ſtandhaft lang erduld'te Leiden,
Verbürgen dir nicht künft'ge Freuden.

Doch ſtehe feſt — die Morgenröthe
Des beſſern Lebens bricht heran;
Der Lebenskampf wird zum Gebete,
Begleitet Sehnſucht deine Bahn
Nach jenem Land, wo dir beſchieden
Der Hoffnung Lohn, der ew'ge Frieden.

Der Paſtetenbäcker von Madrigal.

(Beſchluß.)

Bis der Richter einen Boten an die Nonne nach Madrigal abfertigte, war es auch einem ſeiner unverhafteten Diener gelungen, Nachricht nach ſeinem vormaligen Wohnplatz gelangen und ein kleines Schreibpult aus ſeiner dortigen Wohnung hinweg ſchaffen zu laſſen, von dem ſpäterhin keine Spur mehr vorgefunden wurde. Unglücklicherweiſe ging aber aus dieſem ein Brief verloren, der dem Kriminal-Richter in die Hände fiel. Er war von dem Beichtvater der Nonne Miguel de los Santos geſchrieben, ein geborner Portugieſe und ein in der dortigen Gegend äußerſt beliebter Mann, der in dem Rufe der ſtrengſten Rechtſchaffenheit ſtand. In dieſem Briefe titulirte der Geiſtliche den Gefangenen, „Euere königliche Majeſtät“ theilte ihm wichtige Familien-Verhältniſſe mit, aus denen erhellte, daß jene Dame ſeine Gattin, und die beyden Kinder die ſeinigen waren, und jezt war es was leichtes zu erfahren, mit wem man zu thun hatte; denn in dem erſten Verhöre, das mit dem Geiſtlichen vorgenommen wurde, ſagte dieſer aus, der Gefangene wäre der ſeit der Schlacht von Alcaſſar in Afrika — 3. Auguſt 1578 — welche ſo unglücklich für die Portugieſen ausfiel, vermißte König Don Sebaſtian von Portugall. Er gibt zwölf erhebliche Gründe zur Beſtätigung der Wahrheit ſeiner Ausſage an, unter welchen vorzüglich zwey bemerkt zu werden verdienen. „Ich habe, ſagt Miguel de los Santos, den König, als er noch

Kronprinz war, perſönlich gekannt, ſeine Züge ſind dieſelben. Jedoch ein kleiner Umſtand, an den ich ihn erinnerte, nämlich, als er einſtens in ſeinem achten Jahre mit ſeinem Bruder, den jetzigen Kardinal Heinrich, in dem Hofgarten von Liſſabon ſpielte, verloren die Prinzen eine in goldgefaßte Reliquie, die von mir, der in Geſellſchaft eines andern jungen Geiſtlichen ſpazieren ging, gefunden, und ihnen zurückgeſtellt wurde; der Umſtand, daß er die Fontaine wuſſte, an der wir die beyden Prinzen trafen, genau die Reliquie beſchrieb, die ich in Händen hatte, ſich der Worte noch erinnerte, die der ihn begleitende Hofmeiſter in unſerm Beyſeyn zu ihm ſprach, ſo wie der naiven Antwort ſeines Bruders, dieß alles überzeugte mich, daß es derſelbe iſt, für den ich ihn ausgebe; doch überdieß, brachte er, deſſen Königreich nun einmal für ihn verloren iſt, als er einen Zufluchtsort bey mir ſuchte, zwey Briefe mit, von denen der eine von der Hand ſeines Herrn Bruders des Kardinals, der andere von jener eines vornehmen Geiſtlichen aus meinem Vaterlande geſchrieben war, die mich, da ich dieſe Handſchriften kenne, aufs bündigſte überzeugten, der Ueberbringer könne kein Betrüger ſeyn.“

Dieſe Briefe wurden dem Corregidor übergeben, der dann den ganzen Vorfall nach Hof berichtete, und dieſelben beylegte.

Bald darauf erſchien ein königlicher Kommiſſär aus der Hauptſtadt, der ſeine Kriminal Unterſuchung damit anfing, den Beichtvater der Fürſtin auf die Folter ſpannen zu laſſen. „Ich kann nicht, ſagte er, gegen meine innere Ueberzeugung ſprechen; mein Gewiſſen, der Stand, den ich begleite, verbieten es mir.“ Neue Qualen im dritten Grade. — „Nun ja, fing er endlich an — Gott! der Allwiſſende wird mir verzeihen, wenn ich lüge. Es kann ſeyn, daß der Gefangene ein Betrüger, nicht der König iſt, für den ich ihn ausgebe.“

Weiter war weder durch Drohen noch durch die härteſte Behandlung und durch Hunger in dem ſchlechteſten Loche des Kriminal-Gefängniſſes ein Wort aus ihm herauszubringen.

Nun kam die Reihe, von einem Unmenſchen verhört zu werden, an Eſpinoſa. Mit einem Schimpfworte wurde er empfangen. — „Ein Betrüger bin ich nicht, ſagte er, ich heiße Gabriel Eſpinoſa, wurde auf der Treppe der heiligen Sebaſtian-Kirche in Liſſabon gefunden, kenne folglich meine Eltern nicht, war lange Zeit Soldat in der Reiterey des portugieſiſchen Königs, und die Sprachen, die ich ſpreche, lernte ich im Umgange mit andern Soldaten verſchiedener Nationen, kann zwar leſen, jedoch ſchreiben kann ich nicht. Ich bin ein Paſtetenbäcker aus Madrigal.“ Nach gemachter Probe fand es ſich, daß er von dieſem Handwerke ſehr wenig verſtand. Doch hatte er ſich die Conceſſion dazu käuflich erworben gehabt, und auch die Nonne Donna Anna beſtätigte die Wahrheit ſeiner erſten Ausſage, nämlich daß ſie ihm die Juwelen zum Verkaufe anvertraut hätte.

Auf die Frage, ob er den König Don Sebaſtian gekannt, und ob er der Schlacht bey Alcaſarquivir beygewohnt habe? antwortete er: „Warum ſoll ich ihn nicht gekannt haben, ich focht ja an jenem unglücklichen Tage in ſeiner Garde.“ Eine zweyte Frage, ob er ſich nicht ſelbſt für den verlornen König ausgegeben hätte, verneinte er aber, und nun wurde auch er den Folterknechten übergeben. Jezt wurde der, der bis auf dieſe Minute eine männliche Standhaftigkeit in ſeinem Verhöre bewieſen hatte, wüthend. Mit der Verzweiflung ringend, wehrte er ſich gegen Jeden, der ſich ihm zu nahen wagte, bis er endlich der Uebermacht unterliegend nachgeben muſſte, und auf die Folter geſpannt wurde. Standhaft beſtand er alle Grade, ſchien aber des Befehlens ſo gewöhnt, daß er es ſelbſt unter den heftigſten Schmerzen, und unter den Händen der Henkersknechte nicht zu vergeſſen vermochte. Umſonſt waren alle Verſuche ihn zu einer andern Ausſage zu vermögen. Jezt kam das Verhör nach Madrid, wo man ihm das Urtheil fällte, auf den Richtplatz geſchleppt, gehängt, und geviertheilt zu werden, welches auch, Mittwochs den 2. Auguſt 1595, auf dem Markte in Madrigal an ihm vollzogen wurde.

Als er auf die Leiter des Galgens kam, wollte er noch ſprechen. Da hielt ihm der ihn begleitende Franziskaner-Mönch das heilige Bild des Gekreuzigten dicht vor den Mund, der Scharfrichter ergreift ihn rücklings, wirft ihn ſo über die Leiterſproſſe, ſpringt ihm auf die Schultern, und nach wenigen Minuten war er nicht mehr.

Der Geiſtliche Miguel de los Santos ward öffentlich ſeines Amtes entſezt, der Civil-Gerechtigkeit übergeben, nach Madrid gebracht, und auf dem dortigen Hauptplatze einen Monat darauf gehängt.

Auch der Nonne fiel ein hartes Loos. Sie, und zwey Frauen aus ihrer Bedienung muſſten Buße am Altare thun, und wurden dann getrennt.

Donna Anna mußte beſchwören, zehn Jahre lang kein Wort ſprechen zu wollen, durfte nie ihre Zelle als zur Meſſe verlaſſen, und muſſte alle Freytage faſten. Doch vor Verlauf der erſten Monate dieſer langen Zeitfriſt hatte auch ſie ſchon ihr Leben geendet.

Um die Möglichkeit einer ſo ſcheußlichen Handelsweiſe zu begreifen, muß ſich der Leſer erinnern, daß Alba, nach Sebaſtians Verſchwinden bey der Schlacht von Alcaſſar, Portugall für Philipp II. eroberte, dieſer furchtbare Menſch alſo jeden, der ſich für Sebaſtian ausgab, als einen Uſurpator zu behandeln, für gut fand.

Der Verfaſſer des weitläufigen Manuſcriptes, der ein Geiſtlicher geweſen zu ſeyn ſcheint, verſichert, daß er ſelbſt den Delinquenten während der lezten Tage ſeines Lebens im Gefängniſſe beſucht, — und die Verhöre aus dem Munde glaubwürdiger Augenzeugen hätte.

Digitized by Google

Auszüge aus Dr. Hebberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Fortſetzung.)

Ueber die religiöſe Schwärmerey der Shetländer.

Die Kirche war ungemein voll, da eine Predigt über die Einſetzung des Abendmahls gehalten werden ſollte; bey welcher Gelegenheit ich die gichteriſche Zuckungen ſah, welchen religiöſe Verſammlungen in Shetland unterworfen ſind. Die erſte Erſcheinung dieſer Krankheit in dem Lande wird von ungefähr einem Jahrhunderte an angerechnet, und einem Weibe zugeſchrieben, das gewöhnlichen epileptiſchen Zufällen ausgeſezt war, deren einer ſich während des Gottesdienſtes ereignete. Unter den erwachſenen Weibsperſonen und ſechsjährigen Knaben wurden alsdann Nervenanfälle ſympathetiſch. Die Leidende beklagte ſich eine lange Zeit über Herzklopfen, worauf eine Ohnmacht folgte, in welcher ſie über eine Stunde unbeweglich dalag. Im Lauf der Zeit aber ſoll dieſe Krankheit die Veränderung erlitten haben, die ſie heut zu Tage zeiget. Die davon befallene Weibsperſon fällt plötzlich nieder, wirft ihre Arme umher, krümmt ihren Körper auf mannigfaltige Weiſe, bewegt den Kopf ſchnell von Seite zu Seite, und ſtößt, ſtarr und unbeweglich, das ſchreckhafteſte Geſchrey aus. Befällt ſie der Zufall bey einer öffentlichen Luſtbarkeit, ſo miſcht ſie ſich, ſo bald ſie ſich wieder erholt, wieder unter die Geſellſchaft und ſezt die Beluſtigung fort, als wenn nichts vorgefallen wäre. Paroxismen dieſer Art herrſchten am meiſten während der warmen Sommermonate und vor ungefähr funfzig Jahren gab es kaum einen Sonntag, wo ſich nicht dergleichen ereigneten. Starke Leidenſchaften der Seele von religiöſem Enthuſiasmus hervorgebracht, waren auch die Urſachen dieſer Anfälle; aber wie alle ſolche falſche Zeichen von göttlichen Einwirkungen, ließ ſich leicht durch das Gefühl der Scham entgegenarbeiten: auf dieſe Weiſe ſind ſie unter der Herrſchaft eines jeden Geiſtlichen, der ſich die Mühe geben will, das Thörichte von ſolchen Dingen zu zeigen, wenn man einer leicht zu widerſtehenden Sympathie nachgibt, oder ſolche Anfälle gar gefliſſentlich herbeyführt. Ein Geiſtlicher in Shetland erzählte mir, daß, da er bey ſeinem Amtsantritt dieſe Anfälle ſehr häufig fand, wodurch die Andacht der Kirche ſehr verhindert ward, er dem Uebel dadurch abhalf, daß er ſeine Pfarrkinder verſicherte, daß es kein beſſeres Mittel dagegen gäbe, als wenn man die Leidende in kaltes Waſſer tauche, und da ſich ſeine Kirche grade in der Nähe eines Sees befand, ſo erklärte er, daß immer Leute bereit ſeyn ſollten. das nothwendige Heilmittel anzuwenden. Der Erfolg entſprach ſeiner Erwartung. Die Furcht aus der Kirche und ins Waſſer getragen zu werden, wirkte wie ein Zauber und der würdige Pfarrer durfte ſich ſeit mehrern Jahren rühmen, eine der anſtändigſten Gemeinden in Shetland zu haben. Als ich mich in der Kirche von Baliaſta befand, gab ein weiblicher Schrey die Andeutung von einem gichteriſchen Anfall; der Geiſtliche hielt mit ſeiner Rede inne, bis die Störerin hinweggebracht war; und nachdem er allen diejenigen, welche glauben mochten, daß ſie auf gleiche Art befallen werden könnten, erſucht hatte, die Kirche zu verlaſſen, gab er inzwiſchen einen Pſalm zum ſingen. Auf dieſe Art wurde die Gemeinde gegen weitere Unterbrechung geſchüzt; aber als ich die Kirche verließ, ſah ich mehrere Weibsperſonen, die ſich auf dem Graſe wälzten, da ſie ſich aus Furcht vor einer Strafrede von der Kanzel nicht innerhalb der Kirche ſo zu zeigen gewagt hatten.

Die Burg Mouſa, eine teutoniſche Feſte.

Unfern der Bucht von Sandwick erhebt ſich die kleine Inſel Mouſa aus dem Buſen des Meeres. Dicht an deren Ufer ſteht die alte Burg, welche den Namen der Inſel trägt. Sie iſt völlig rund, und, wenn ſie oben ſpitz zuliefe, einem neuern Glashauſe zu vergleichen. Ihr äußerer Umfang iſt etwas über 50 Fuß im Durchmeſſer, und ſie iſt aus Steinen von mittelmäßiger Größe und ziemlich gleichem Umfange ohne irgend eine Art von Kitt erbaut. Dieſes einfache runde Gebäude iſt 42 Fuß hoch; von dem Boden biegt es auswärts, läuft aber nach oben wieder einwärts, und biegt dann noch einmal nach außen, welche ſonderbare Bauart darauf berechnet iſt, das Erklettern der Mauern zu verhindern. Nach dem offenen Raum im Innern führt ein enger Gang, durch welchen ſich nur auf Händen und Knien kriechen läßt, und hier ſcheint die Mauer 15 Fuß dick zu ſeyn, welches natürlich auf eine innere Höhlung ſchließen läßt. Innerhalb dieſes Gebäuſes fand ich einen kreisförmigen offenen Platz von ungefähr 21 Fuß im Durchmeſſer. An der Mauer, welche ſich dem Eingange gegenüber befindet, bemerkt man drey bis vier Reihen Löcher, wie an einem Taubenſchlage, von acht bis achtzehn an der Zahl. Dieſe ſcheinen augenſcheinlich zu Luftlöchern für die innern hohlen Räume beſtimmt zu ſeyn. Unter dem Ganzen in einer geringen Entfernung vom Boden befindet ſich eine Thür, die zu einer 3 Fuß breiten Wendeltreppe führt, welche mit allen dieſen Gemächern in Verbindung ſteht; hier entdeckte ich, daß das Gebäuſe der Burg aus zwey gleichlaufenden Mauern von $4\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß Dicke beſtehet, zwiſchen welchen ein Raum von ungefähr gleicher Weite zu den innern Gemächern beſtimmt war. Die Treppe ſtand mit mehrern Gallerien in Verbindung, welche über einander um das ganze Gebäude herliefen. Dieſe waren alle hoch genug, um aufrecht in denſelben gehen zu können. Die der unterſten Gemächer bilden den Boden der zweyten, und auf dieſe Weiſe hatte man ſieben Stockwerke errichtet. Oberhalb auf der Mauer zeigte ſich keine Spur, als wenn dieſe Burg je ein Dach gehabt hätte. Die Höhe der innern Mauer betrug weniger als die äußere; welche Verſchiedenheit zum Theil wohl von den im Hofe angehäuften Steinen und Erde herrühren mochte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Fortſetzung.)

Zweytens wurde König Lear, nach Voſſens Ueberſetzung, und für die Bühne eingerichtet, neu zum Vortheil der HH. Hoftheater-Regiſſeurs mit glänzender Beſetzung vorgeführt. Man hat dieſen Herren wegen ihrer Wahl ſehr viele Komplimente gemacht, und es iſt ein Glück, daß ſie kein neueres oder allerneuſtes Werk, das ihnen beſſer konvenirte, bey der Hand hatten, ſonſt wäre der gute alte König nicht zum Beneſice geladen worden, und Anſchütz hätte nicht ſobald in dieſer Rolle einen neuen theatraliſchen Triumph gefeyert. Seine Darſtellung hat eine Art von Epoche gemacht. Einer drängt den Andern ins Theater, um den Künſtler zu ſehen. Er nimmt den Charakter in der Anlage mehr nach Schröders Anſicht, als nach Ifflands, alſo kräftiger, was ſeiner Perſönlichkeit beſſer zuſagt. Die Entwicklung iſt nicht durchaus techniſch gleich; aber die ſchwächern Parthien gewinnen durch die größeren. Unter dieſen glänzt vorzüglich der Ausſpruch des Fluches über Ganeril, und heller noch das Erwachen aus dem Wahnſinn bey Erkennung der Cordelia. Einige Britten ſetzen ihn dem Kean an die Seite. Krüger gab den Narren mit Verſtand. Die erſte Vorſtellung währte vier volle Stunden. Will man einige geſchwätzreiche Recenſionen leſen, um den tief verborgenen Verſtand auch hier heraus zu finden, ſo koſtet es noch einmal ſo viel Zeit zum wenigſten, da geht man denn doch lieber ins Theater, um den Anſchütz zu hören.

Eine einzige Gaſtſpielerin ſahen wir bisher auf dieſer Bühne: Mlle. Bandini, als Elsbeth im Turnier von Kronſtadt, und als Eliſene. Im erſteren gelangen ihr einige Masken-Charaktere beſonders gut, und in der Theatergarderobe dieſer Gräfin findet die eine Schauſpielerin hier, die andere dort ein paſſliches Gewand. Schon vor einigen Jahren zeigte ſich die Gaſtſpielerin auf der hieſigen Hofbühne und gefiel; nachdem ſie einige Jahre gefeyert hat, iſt ihr mehr Beyfall noch zu Theil geworden, das will auch etwas ſagen. Ihre Geſtalt wirkt vortheilhaft, und ſie kann als engagirtes Mitglied jezt für eine brauchbare Acquiſition gehalten werden.

Auf dem Palffyſchen Theater hat ein ritterliches Familien-Gemälde von Weidmann, die Scharfenecker genannt, ſonſt der Verkannte, troz dem Familienweſen und dem Ritterthümlichen, gefallen. Ein neu hinzu gekommenes Vorſpiel, mit einer auf dieſe Bühne eigens berechneten Kavalkade und mit einem Jagd-Chor, trug zur guten Aufnahme das Seinige bey. — Die Schweſtern von Janvier, Drama von Mad. Weißenthurn, machten wenig Senſation. Der Inhalt bezieht ſich auf die erſte Revolutions-Geſchichte von Domingo. In dem Gemetzel werden zwey Mädchen wunderſam gerettet. Einige Situationen ſind mehr gräßlich, als rührend oder theatraliſch. Die Schwarzen ſind lauter Teufel, die Weißen lauter Engel. Das mag auf Domingo ſo geweſen ſeyn; in Europa weiß man eigentlich nie recht, wie man mit der Farbe dran iſt. Genug aber, die weißen Zuſchauer wollten den ſchwarzen Rebellen keinen Pardon angedeihen laſſen. — Aber nun wurden die Bräutigamsleiden des Herrn von Kälbele gefeyert, Poſſe in drey Aufzügen. Nach dem alten franzöſiſchen Stück (was aber nicht angemerkt war): Le sourd, ou l'Auberge pleine. Eine Bräutigamsfopperey. Der „taube Liebhaber“ enthält etwas Aehnliches; aber der verdeutſchte Fopper, oder wer ſonſt, benahm ſich ſo plump, und es gab ſo viele Prügeleyen vor der Hochzeit, wie in unſern engliſchen und deutſchen Pantomimen; ſo daß die Gäſte vor Angſt das Eſſen und Trinken ſtehen ließen und mit Widerwillen aus dem Hauſe gingen. — Bald nachher zeigte ſich das Häuschen in der Aue, nach dem Franzöſiſchen des Caignez. Ein Verkleidungsſpiel, aber ein ganz kleines. Fürchten Sie keine Langeweile, meine Werthgeſchätzten, es hat nur Einen Akt. Sie können nicht immer müßig gehn, und wir können nicht immer müßig gehn, alſo überſezt man Eins, und Sie ſchenken uns gütigſt Ihren Beyfall. So geſchah es auch. Die Zuſchauer fanden das Häuschen in der Aue ganz behaglich. Man ſchaut hinein, man ſchaut hinaus — gute Nacht! Wie geſagt, es iſt nur eine Ueberſetzung, allein die Darſtellung der Hauptrolle (von Demmer), die franzöſiſche Leichtigkeit erfordert, war ſo durchgreifend, daß man ein Originalſtück zu ſehen glaubte.

Das Volkstheater wird immer ſtark beſucht, obgleich in dieſem Jahr erſt eine einzige Neuigkeit gegeben wurde: Der blöde Ritter, Poſſe mit Geſang, Tanz u. ſ. w. von Adolph Bäuerle. Nach dem Ballet gleiches Namens von Duport. Der Zettel läßt ſich ſchon ſehr luſtig an; die Ritter und Fräulein haben doppelte Namen, aus der ritterthümlichen und aus der modernen Welt, z. B. Sargines, eigentlich Johann, Adelgunde, eigentlich Liſette; ſie haben nämlich eine eigene Art von Narrheit, und bilden ſich ein, in einem andern Jahrhundert zu leben. Hierin liegt noch eine beſondere Anſpielung auf einen Gegenſtand, der zwar an ſich ein Scherz iſt, hier aber nicht erörtert werden kann. Ignaz Schuſter macht den Sargines. Das Stück hat ſeine guten und ſchwachen Seiten, wird aber oft gegeben.

In der Joſephſtadt war man ſchnell mit einer Art von Parodie bey der Hand: Das Leben ein Rauſch, in verſchiedenen Tableaux. Nämlich: Der Weinrauſch, der Bierrauſch, der Branntwein- und der Liebesrauſch. In der Darſtellung des leztern ſah ich dort einmal über ein halbes Dutzend Künſtlerinnen mit einander wetteifern. Indeſſen iſt die treffende Charakteriſtik der verſchiedenen Wirkungen verſchiedener geiſtiger Getränke allerdings keine undankbare Aufgabe für einen tüchtigen Komiker, wie J. Schuſter, oder wie ſein glücklicher Rival, der talentvolle Raimund, von dem er durch Feuer und Lebendigkeit oft übertroffen wird.

Die Witterung in der Charwoche war der Wanderung zu den heiligen Gräbern nicht ſehr günſtig. Freytags und Sonnabends um die Veſperzeit ſtrömt eine außerordentlich zahlreiche Menge in die verſchiedenen Kirchen der Stadt, von den entlegenſten Gründen der umher liegenden Vorſtädte. Dieſe Pilgerfahrten dauern bis nach Mitternacht. Die im Centrum der Reſidenz ſich durchkreuzenden und zu der Kathedrale St. Stephan führenden Straßen wimmeln dann von Menſchen aus allen Klaſſen und Ständen. Viele wandern freylich mit umher, deren Weg wohl zu den Gräbern, aber nicht zu den Heiligen führt. Merkwürdig iſt es, daß an keinen andern Tagen durchs ganze liebe Jahr ſo viele ſchöne Frauen und Mädchen ſich zuſammenfinden, als eben jezt. Ein reizendes Geſicht macht das andere ſchnell vergeſſen; ſie ſchweben vorüber und werden oft nicht mehr geſehen. Ihre Heymath ſind die entfernteren Theile der Vorſtädte, wo ſie größtentheils ihr anſpruchloſes Leben in ſtiller Häuslichkeit verbringen. Wer das Unglück hätte, ſein Herz plötzlich an eine dieſer holden Pilgerinnen zu verlieren, der müßte wenigſtens bis zu dieſer Zeit im nächſten Jahr der Hoffnung des Wiederſehens in Geduld entſagen; vergebens würde er, wie Hölty ſeiner ſchönen Wallerin am Frohnleichnams-Feſt, vor allen Kirchenthüren ihrer harren.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 37.

Nro. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. Mai 1822.

Ich erſchrecke oft, wenn ich wahrnehme, wie leichtſinnig liebende Eltern oft gegen ihre Kinder die Rolle der Schickſalsgöttin übernehmen. Wenn dieſe in ihrem hehren Gange ihre kurzſichtigen Beſchlüſſe vernichtet, ſchreyen ſie dann über Unglück. — —

— r. —

Die früh Verlobten.

Madame Salmon, die Wittwe eines reichen Kaufmanns in —rth, war eine pflichterfüllte, aber beſchränkte Frau. Ihr Gatte, ein lebensluſtiger beſtimmter Mann, fand in ihr, was er bedurfte: Liebestreue und ſteten Beyfall ſeiner Handelsweiſe, die nur von der Gattin zum Gatten dem Vorwurf der Schmeicheley und Unterwürfigkeit entgehen können. Madame Salmon, welche ihres Mannes Willen ſtets vor den beſten, und den ihren ganz mit ihm übereinſtimmend gehalten hatte, gerieth endlich auf den Wahn, daß ihr Wille auch eben ſo vernünftig und zweckmäßig ſey wie der ſeine, und nach Salmons Tode waren ihre nächſten Umgebungen ganz erſtaunt, wie dieſe Frau, welche nie einen Willen gehabt, nun plötzlich ohne Rückſicht befahl. In ihren Handelsgeſchäften hatte das keinen Einfluß, denn der alte Buchhalter Groſcheck, welchem Hr. Salmon ſelbſt nachgegeben, behielt da die erſte Stimme, allein auf ihre beyden Töchter hatte die Beharrlichkeit ihrer Beſchlüſſe einen ſchädlichen Einfluß.

Sophie und Urſule — denn wie das Kind getauft ward, dachte man nichts Böſes dabey, einen Namen franzöſiſch auszuſprechen, weil er deßhalb beſſer klang, als in der Mutterſprache — waren ihr — die jüngſten, von mehrern Kindern — allein übrig geblieben und Salmon hatte ſie den Söhnen ſeines Freundes Ottur zu verheirathen gewünſcht; ihr Alter paſſte ſich; die Jünglinge waren jeder vier Jahre älter wie ihre beſtimmten Bräute, und durch Vermächtniſſe eigenſinniger Verwandten Markus reicher wie Sophie, ſein Bruder Ariſt aber reicher wie Urſule. Die Vermögens Vortheile glichen ſich demnach aus. Der Jünglinge Vater war den Plan ſehr zufrieden, und obgleich er das Schickſal ſeiner Söhne noch erlebte, war er ſo ausſchließend nur Kaufmann, daß wir ihn kaum zu nennen bedürften.

Wie Salmon ſtarb, hielt ſich Markus und Ariſt im Ausland auf; der erſte im Süden, der andre im Norden; ſpäterhin wechſelten ſie den Ort ihres Aufenthalts, doch ohne ihre Vaterſtadt wieder zu ſehen, denn Salmon hatte ſich in ſeiner Weisheit überzeugt, daß die Liebe der beyden Brautpaare beyder Wiederſehen höher entflammen müſſte, wenn ſie das Bild des geliebten Gegenſtandes in kindlichem Liebreiz unverändert im Herzen trügen, bis ſie ſich einander in vollblühender Jugend entgegen träten.

Bis zu der Jünglinge Abreiſe ſchien die Neigung der jungen Leute Salmons Wünſchen zu entſprechen; ja, das was er für Neigung anſah, hatte ihn eben ſowol als äußere Convenienzen zu dem Plan dieſer doppelten Heirath verleitet. Ottur war in frühern Jahren mehrmals Salmons Reiſegefährte geweſen, ſie hatten zuſammen ſpekulirt, waren zuſammen wohlhabend geworden; denn beyde vereint, Salmons Handelskenntniß und ſchneller Blick, Otturs Behutſamkeit und unermüdeter Fleiß — ſtellten das höchſt zweckmäßige Ganze eines vollkommnen Kaufmannes dar. Späterhin kauften ſie benachbarte Landgüter und bauten ſich nebeneinander artige Stadthäuſer. — Was ein recht ſeltner

Fall iſt — die beyden Frauen ſtörten dieſes gute Verhältniß nicht, doch ohne es zu theilen. Frau Ottur war eine Marſeillerin von deutſchen Eltern, und mit andern Waaren Hrn. Ottur durch einen Handelskontrakt übermacht worden. Sie konnte das Land der Liebe und des Geſangs nie vergeſſen, und ſehnte ſich dahin zurück bis ſie ſtarb; allein ihre Sehnſucht ergoß ſich mehr in Epigrammen als in Thränen, und da Salmon, um eines guten Einfalls Willen, es mit der Vaterlandsliebe nicht ſo genau nahm, erhielt Frau Ottur troz ihres Mißfallens an Deutſchland, das geſellſchaftliche Leben der beyden Familien aufrecht. Von ihr kam zuerſt der Einfall, die beyden Salmoniſchen Töchter die Herrinn (les maitresses) der Otturſchen Söhne zu nennen. Sie ſah daraus, daß Monsieur Marc offroit son bras à Mademoiselle Sophie, und Mademoiselle Ursule acceptoit un bouquet de Mr. Ariste, daß die vier Leutchen Liebespaare werden müßten. Zum Glück wurde der Scherz alt, ſchadete demnach der Sittlichkeit der Kinder wenig, aber ihre verſchiedenen Charaktere entwickelte er frühzeitiger und deßhalb beſtimmter, wenn gleich nicht vollendeter, wie es ohne dieſen Umſtand geſchehen wäre; Sophie und Marc, das ältere Paar, neigten ſich beyde zu dem, was wir, nachdem wir uns an dem Wort Empfindſamkeit überſättigt haben, lieber gemüthsvoll nennen. Dieſe Hinneigung gab ihnen wahrſcheinlich auch den Inſtinkt des Franzoſenhaſſes, der in den Jahren, wo dieſe jungen Leute gefliſſentlich in geſellſchaftliche Nähe zuſammen gebracht wurden, ſo ein nothwendiges Element der Deutſchheit war, daß er auch Kinder und Knaben ergriff. Sophie konnte ihre ſchönen blauen Augen ganz ſchmachtend auf Markus heften, wenn er zuverſichtlich von den vorgeblichen Niederlagen unſers übermüthigen Siegers ſprach, und verhieß ihm eine Schärpe zu ſticken, ſo bald es einmal gälte, das Vaterland zu rächen. Ariſt empfand den Einfluß der galliſchen Luft, welcher in ſeiner Mutter Geburtsland wehete: er war ein lebhafter Bewunderer der Größe des verderblichen Heros, wies mit Ernſt des Bruders müßige Schimpfreden zurück und ſagte einſt recht gefährlich: — ich hätte Brutus werden mögen, aber dann wär ich der erſte bey Cäſars Leiche zu trauern. — Das iſt abſcheulich! liſpelte Sophie; mit blitzenden Augen reichte Urſule dem Schwärmer die Hand, und Marcus ſuchte — wie es von je der Inſtinkt ſeiner Meinungsgenoſſen mit ſich brachte, wenn ihnen ein kühner Gedanke in den Weg geworfen wird — ſuchte ſtolz auf den Bruder herab zu ſehen. Die jungen Leute waren zu gut geartet, als daß dieſes kindiſche Parteynehmen ihr Verhältniß als Geſchwiſter geſtört hätte, Urſule ward Mad. Ottur vorzüglicher lieb, weil ſie für ihr ſchönes Geburtsland eine vorzügliche Vorliebe zeigte, Markus gewann dagegen den Vorzug bey Sophiens Mutter, die den Inſtinkt der Legitimität hatte, wie er gehorſamlichen Weibern geziemt.

Es war im Herbſt des Jahres 1811, als Ariſt nach Marſeille und Markus nach Kopenhagen geſchickt ward. Die beyderſeitigen Eltern der jungen Leute hatten dort noch Familien-Verbindungen, Ottur im Norden, aus dem er ſtammte, ſeine Frau in Marſeille ihre dort eingebürgerte Vetterſchaft. Sophie und Markus ſprachen viel von ihrer Trennung, weinten oft, ſchlichen ſich, ſo wenig ihnen das Beyſammenſeyn verboten war, doch in den lezten Wochen manch liebes Mal auf gegebne Zeichen bey hehrem Mondesſchein in den Hausgarten, ſchenkten ſich die vielfältigſten Andenken, und verabredeten ſich, jeden Abend vor Schlafengehen den kleinen Bären am Himmel aufzuſuchen und einer des andern zu gedenken. Da einſt von der weiten Ferne, die ſie trennen ſollte, die Rede war, ſagte Urſule zu Ariſt: „ſo oft Sie einen verkrüppelten Krieger ſehen, ſuchen Sie ihm Allmoſen zu geben und denken an mich — und überhaupt, wenn Ihnen etwas Großes und Tüchtiges vorkommt — ich will indeß Ihre liebe Mutter pflegen und ihr von Ihnen vorſchwatzen.“ — Madame Ottur entließ ihre Söhne mit ſehr tiefer Wehmuth, denn ſie fühlte, daß ihr ſinkendes Leben ihre Rückkehr nicht abwarten werde. Urſule hielt das ihrem Freund gegebne Verſprechen, ſie widmete ſich ganz der Pflege ſeiner Mutter und zwey Jahre nach der jungen Leute Abreiſe ſchloß ſie ihr mit kindlich frommer Sorgfalt die Augen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus Dr. Hibberts Beſchreibung der Shetland-Inſeln.

(Beſchluß.)

Hier ſah man nun deutlich, auf welche Weiſe dieſe Burg den alten Bewohnern von Shetland gegen plötzlich landende Abenteuerer Schutz zu gewähren vermochte. Die innern Gemächer ſicherten den Weibern und Kindern eine Zuflucht gegen jede Art von Wurfgeſchütz und dienten zugleich zu Behältern für Getreide und andere Vorräthe und Güter. Die kleine Thüre ließ ſich leicht durch große Steine zulegen. Man hat von den ähnlichen rohen Feſten, die ſich an den Ufern von Skandinavien befinden, die Bemerkung gemacht, daß ſie ſelten von einem Feinde genommen worden, ausgenommen durch einen Ueberfall, oder nach einer langen Belagerung; daß der Feind öfters Aufwürfe an der niedrigſten Seite der Mauer errichtet, von wo aus er die Belagerten mit Steinen, ſiedendem Waſſer, oder kochendem Pech beunruhigte, die ins Fort geworfen wurden; und die man von innen reichlich zurückgab. — Die Geſchichte der Burg von Mouſa beſtätiget die Richtigkeit dieſer Bemerkung; ihre hohen, vom dem Fundament an auswärts ſtrebenden Mauern trozten jedem Verſuch zum Sturme; und die Feſte war beſonders dazu geeignet, den ehemaligen Seeräu-

Digitized by Google

dern dieſer Meere zu widerſtehen, welche bey dem kurzen Sommer dieſer Gegenden und der Unfähigkeit ihrer Fahrzeuge eine Winterfahrt auszuhalten, keine langwierige Belagerung wagen durften. — Ehe ich die Burg verließ, verſuchte ich es, einige der Gallerien zu unterſuchen, die Fußböden aber waren allenthalben ſo gebrechlich, daß ich es nicht wagen durfte. Ein Geſchichtſchreiber hat bemerkt, daß in alten Zeiten dieſe Räume vornehmen Frauenzimmern zum Aufenthalt gedient haben, indem ſie bey den vielen kühnen Kriegern, welche auf Abenteuer umherzogen, nie ſicher waren. Auch wird vermuthet, daß die Gallerien in ſolchen Mauern der Art ihrer Wendung wegen, oft unter der Benennung von Schlangen oder Drachen bekannt waren; woher es in vielen allegoriſchen Romanzen heiße, daß Prinzeſſinnen von berühmter Schönheit von einem ſolchen Ungeheuer bewacht worden ſeyen. Es iſt nur ſchade, daß eine der lezten in den finſtern Windungen der Mouſaburg eingeſchloſſenen Damen etwas über das erſte Jugendalter hinaus wer. Im vierzehnten Jahrhundert, als Orkney von zwey Grafen beherrſcht wurde, ließ ſich die verwittwete Mutter des einen von einem jungen Menſchen verführen. Harold, Frau Margarethens Sohn, erzürnt über dieſen Familienſchimpf, verbannte den Verführer ſammt dem unehelichen Kinde ſeiner Mutter. Bald aber fand ſich für Frau Margarethen ein neuer Liebhaber und zwar keine geringere Perſon als Harolds Mitherrſcher in der Grafſchaft Orkney in Shetland, Erlend. Da Harold die Verbindung nicht zugeben wollte, verband ſich das Paar gegen ſeinen Willen und floh eilig nach Mouſa. Harold verfolgte ſie dahin mit wüthender Haſt; da ſchloſſen ſich die Liebenden in der Feſte ein, in deren dunkele Gemächer ſie ſich wie ein Paar Turteltauben einniſteten. Die Burg ward belagert, aber Harold fand bald, daß ihm kein anderes Mittel zur Einnahme bliebe, als im Abſchneiden aller Zufuhr und einer langwierigen Blokirung. Harold aber hatte anderwärts mächtigere Feinde zu bekämpfen, daher ließ er ſich den Rath ſeiner Freunde gefallen, das Familienband mit Erlend anzuerkennen und ſich einen Freund aus ihm zu machen. Eine Ausſöhnung fand alſo ſtatt, und alle Betheiligten, wohl zufrieden mit einander, kehrten zu ihrer Beſchäftigung zurück. Dieß iſt die von Torfäus niedergeſchriebene Geſchichte der Belagerer von Moſevaburgam und der Liebſchaft der Frau Margaretha und Erlend ihres lezten Gatten.

Art des Aderlaſſens.

Die Shetländer haben mehrere ihnen eigene Heilmittel für verſchiedene Krankheiten; ihre Art, zur Ader zu laſſen, iſt am merkwürdigſten, indem dieſelbe ſeit undenklichen Zeiten im Gebrauch war. Wenn der Ortsfeldſcheer herbeygerufen worden, ſo fängt er damit an, den Theil, wo der Aderlaß geſchehen ſoll, mit warmem Waſſer zu baden; dann zieht er ſeine Schröpfmaſchine hervor, welche aus nichts als dem obern an der Spitze geöffneten, Theil eines Widderhorns beſtehet, um welchen ein weicher, wollener oder baumwollener Lappen gewunden iſt. Dieſes hält er an die Haut und ſaugt etwas von der enthaltenen Luft heraus, nimmt dann das Horn ab und macht auf der Oberfläche des ſanft gehobenen Theiles ſieben oder acht leichte Einſchnitte, ſe[illegible] dann den Schröpfkopf noch einmal an, zieht die Luft völlig heraus und verhindert das Eindringen von friſcher Luft, entweder dadurch, daß er ſeine Zunge in die Oeffnung ſteckt, oder dieſelbe mit einem Stück Leder oder Blaſe zubindet. Hierauf gebraucht er grobes, mit warmem Waſſer ausgerungenes Tuch, um den Blutfluß zu befördern, und wenn das Horn halb voll iſt, verläßt es die Haut und fällt ab. Dieſer Prozeß wird ſo lange wiederholt, bis eine hinlängliche Ausleerung der Gefäße ſtatt gefunden hat. Es iſt merkwürdig, daß die von Mungo Park beſchriebenen afrikaniſchen Neger eine ähnliche Art zu ſchröpfen haben.

Das Leben.

(Nach Walter Scott.)

Spinnt und webt, vermiſchet immer
Schmerzensthränen, Freudenſchimmer,
Furcht und Hoffnung, Kampf und Frieden:
Webt der Menſchen Loos hienieden!

Wenn der Faden ſich entſponnen,
Wenn des Kindes Seyn begonnen,
Welche ſüße Freudenfülle
Lacht ihm aus der Dämmerhülle!

Ach, und Luſt und Leid erwachen,
Inn're Stürme, Weinen, Lachen,
Furcht und Hoffen, Kampf und Frieden
Sind der Menſchen Loos hienieden.

Adrian.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im März.

(Beſchluß.)

Ich beſuchte am Char-Freytag um die Mittagsſtunde den majeſtätiſchen Dom, der den Namen des heiligen Stephan führt. Feyerliche Stille herrſchte in den weiten Hallen, und die kleine Zahl der Andächtigen verlor ſich vollends ganz darin. Der Hauptaltar, von oben herab bis unten mit einer ſchwarzen Trauerdecke überhangen, erhob ſich rieſenhaft in hehrer Finſterniß, die rechts und links nur von dem nicht ganz verhüllten Rand der gothiſchen Fenſter glühend im gedämpften Farbenglanz erhellt wurde. Die Stimmen der geweihten unſichtbaren Beter drangen aus dem Hintergrund hervor, und das Bild des Gekreuzigten ſchwebte farblos auf der dunkeln Decke, nur die Wunden blutig roth. Ich kehrte mich ins Seitenſchiff zur Rechten, und eine grauenvolle Nacht umfing mich hier, wie ſie in der Todesſtunde über Jeruſalem hereinbrach, denn Alles war mit Trauer überkleidet, und mühſam dämmerte der gelbe Schein der Kerzen, vierzig an der Zahl, aus der Tiefe vom Altar herüber. In ſtiller Andacht drängten ſich die Gläubigen hinunter. Inmitten der Kirche betete eine Landfrau mit nonnenhaft verhülltem Haupt ihr: Maria! heilige Mutter Gottes, die du biſt gebenedeyet unter den Weibern, bete für uns arme Sünder! Mit frommer Inbrunſt wiederholten die Gefährtinnen: Bete für uns arme Sünder! — Gegenüber hing das Bild der Heiligen im antiken Styl, das Jeſuskindlein in den Armen, umgeben von einem ſilbernen Rahmen, mit ſilbernen Palmen geſchmückt, und Engel hielten eine goldene Krone drüber hin. Am heiligen Abend wird von fünf Uhr des Nachmittags an in allen Kirchen zu verſchiedenen Stunden das Feſt der Auferſtehung gefeyert, unter Läutung aller Glocken. Bey Trompeten- und Paukenſchall und Anſtimmung des Gloria wird das Hochwürdigſte in der Kirche umher getragen, und in der kaiſerlichen Burg, unter Paradirung des Militärs, begleitet von den allerhöchſten Herrſchaften, aus der Kapelle in die Hofburg Pfarrkirche feyerlichſt gebracht. Die ganze Stadt und alle Vorſtädte ſind in Bewegung, und ſcheinen ſich in einem einzigen Mittelpunkt vereinigen zu wollen.

Zacharias Werner, jezt Prieſter aus der Geſellſchaft des Erlöſers (der Redemtoriſten, nach der Regel des heiligen Liguori), predigte während der Faſtenzeit wieder in verſchiedenen Kirchen. Am grünen Donnerſtage hörte ich ihn bey den Kapuzinern und fand ihn ſitzend auf der Kanzel, von einer zahlreichen Verſammlung umgeben. Obgleich er ſeine Stimme laut erhob, ſo ſchien er doch unverſtändlicher als ſonſt, und größerer Anſtrengung zu bedürfen, ohne daß er ſeine Worte mit den gewöhnlichen lebhaften Bewegungen anſchaulich zu machen ſuchte. Dieſe Predigten ſind, als Werke der Beredſamkeit angeſehen, wohl nicht den Vorträgen unſerer hieſigen vielgeſchätzten Kanzelredner der evangeliſchen Gemeinden, die Zuhörer aus allen Konfeſſionen herbeyziehen, gleich zu ſetzen; aber ſie wirken auf das Gemüth und treffen das Herz, im Sinne der römiſch-katholiſchen Kirche. **Werner** erklärte damals das Evangelium vom reichen Manne. Mit donnerndem Accent begleitete er die Worte: „Alſo wird der Herr zu den Hartherzigen und Tyrannen ſprechen: Gehet hin, ihr Verfluchten!“ — Solche Phraſen verfehlen nicht ihre Wirkung.

7, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Wir gehen zum zweyten Akte über. Die Grundlinien deſſelben hat der Dichter mit Verſtand, mit einſichtigem Blick in das weſentliche Bedürfniß der Oper gezogen. Zwey große Gegenſätze ſind in ſcharf ſich trennenden Maſſen ſo hingeſtellt, daß einer von dem andern ſich maleriſch und muſikaliſch abhebt: erſt die lichte Unſchuldswelt bräutlicher Liebe, Sehnſucht und Beſorgtheit, die von heiterm Scherz und neckiſcher Zuverſichtlichkeit beſchwichtigt wird; dann das nächtliche Zauberreich böſer Dämonen voll Graus und Gräuel und Schrecken des Abgrunds. So richtig dieſer Akt nun im Allgemeinen angelegt iſt, ſo wenig läſſt ſich die Ausführung vertheidigen. Warum die erſte Scene zwiſchen Agathe und Aennchen in ein altes düſteres Jagdſchloß verlegen? Entweder macht dieſes eine ſchauerliche Wirkung, und dann ſchwächt es ſowol das Idylliſche dieſer, als das Grauſen der Waldſcene; oder es macht keine ſchauerliche Wirkung, und dann iſt es unnütz. Warum erblicken wir nicht das liebende Mädchen und ihre heitere Freundin zuerſt unter freyem Himmel im Kreiſe ihrer Geſpielinnen; warum erwartet ſie den Geliebten am Fenſter und geht ihm nicht entgegen? Das Förſterhaus braucht ja nicht mitten im Walde zu liegen. Die Introduktion des zweyten Akts wäre dann eine viel lebendigere geworden; des alten Ahnherrn Bild hätte nicht nöthig gehabt, nach neueſter Novellenmode ſich von der Wand herab zu bemühen, und der Witz (Witz iſt ſchwer in Muſik zu ſetzen) mit dem Nagel, der ein Knecht genannt wird, weil er ſeinen (?) Herrn tragen muß, hätte nicht nöthig gehabt komponirt zu werden. Wäre dann Agathe dem Geliebten entgegen gegangen, und hätte ihn am Saume des Waldes ſinnend gefunden, ſo wäre dieß eben ſo einfach geweſen, als es herbeygezwungen iſt, daß Max, kurz vor ſeinem ſchauerlichen Vorhaben, noch geſchwind eine kleine Fußreiſe macht und die Geliebte beſucht, deren Anblick er in ſeiner Gemüthsſtimmung ſcheuen ſollte. Was wir aus Aennchen machen ſollen, wiſſen wir auch nicht; ſie greift durchaus nicht in die Handlung ein (wie Zerline im Don Juan), und iſt doch auch keine konventionelle luſtige Bühnenperſon (wie die Zofe im unterbrochenen Opferfeſt), keine Maske (wie Papagena). Wie leicht hätte ſie mit Kilian, der zu allererſt ſpricht und ſingt, und den wir nicht wieder zu ſehen bekommen; wie leicht hätte ſie mit dieſem in wirkſame Beziehung gebracht werden und ſo als nothwendig erſcheinen können? — Wer das große Talent des Tonſetzers gründlich erkennen will, der merke auf die, wahrlich nichts darbietende, Situation der erſten Scene, der leſe die Worte des Duetts und höre dann, welch ein liebliches und ſinnreiches Tonſtück der Komponiſt hier erfand, wie weit er dem Dichter voreilte. Hat man es einmal auf Glauben angenommen, daß Aennchen die luſtige Perſon der Oper ſey, ſo iſt das folgende Lied: „Kommt ein ſchlanker Burſch gegangen,“ nett und niedlich gemacht und gar einſchmeichelnd komponirt. Aber mit Agathe's nächſtfolgender Arie oder Scene hat der Dichter den Komponiſten wieder verleitet, theils zu Weitſchweifigkeit, theils zu falſcher Charakterzeichnung. Die unbedingten Liebhaber dieſer Oper mögen es uns glauben, daß wir die Schönheiten dieſes Muſikſtückes tief empfunden haben. Erhebend und bewältigend iſt das Gebet aus E dur: „Leiſe, leiſe, fromme Weiſe,“ mit einfacher Quartettbegleitung. In jedem Ohr klingt er nach, der ſüß melodiſche Geſang: „Konnt' ich das zu hoffen wagen?“ Aber iſt die ganze Scene ſo geſezt, daß man in den verſchiedenen Uebergängen und Melodien das liebende Mädchen des Idylls und nur dieſes hört, oder könnten auch Donna Anna und die Veſtalin alſo ſingen? Oder iſt etwa Agathe eine erhabene Perſon? Das können wir nicht glauben, da der Dichter ſie z. B. ſagen läſſt: „Sey doch nicht ſo haſtig, du fähreſt mir in die Augen — —.“ und dann: „Es heilt noch vorm Brautgang, du ſollſt dich drum deines Bräutchens nicht ſchämen.“ So ländlich-natürlich ſpricht ja nicht einmal die idylliſche Heldin der Schweizer-Familie! — Daß übrigens das Gedicht zu dieſer Scene allzuweitſchichtig iſt, das bezeugt der Tonſetzer ſelbſt, denn die vielen verſchiedenen Abſätze deſſelben nöthigten ihn, viele und verſchiedene Motive und Melodien zu erfinden, von denen allen er, kaum begonnen, ſchon wieder hinwegeilen muſſte, um nur Zeit zu ſparen. Und dennoch muſſte er auch dieſe allzu ſchnell vorüberſchwindenden Motive durch Rezitative verbinden, wie z. B. das erwähnte ſchöne Gebet deßhalb durch ein Rezitativ unterbrochen und dann wiederholt wird, weil der Dichter einen ganz heterogenen Satz zwiſchen die beyden Stanzen eines Gebets eingeſchoben hat. Und ſo iſt denn dieſe ſchöne Muſik zu lang und zu kurz. Zu kurz, weil uns die vielen ſchönen Motive zu unausgeführt vorüberfliegen; zu lang, weil die Dauer einer Arie weit überſchritten iſt. Das folgende anziehende Terzett hat zwar denſelben Fehler, daß die Leute von der Bühne wollen und nicht können; doch iſt dieſes Nicht-Können hier mehr durch die Natur der Dinge motivirt. Bis zu dem: „Leb wohl!“ wird der Hörer fortgeriſſen und bewegt; aber daß hier das Stück nicht ſchließt, daß Max zurückkommt und das Abſchiednehmen noch einmal losgeht, das erkältet den Zuſchauer; und ſo ſchön der folgende Kanon auch ſeyn mag, er gibt ihm keinen Erſatz dafür, daß man ihn gewiſſermaßen zum Beſten hielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 38.

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Mai 1822.

> Führe ich gen Himmel, ſo biſt du da; bettete ich mich in die Tieſe, ſiehe ſo biſt du auch da.
>
> Pſalm.

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

Zu den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten des Königreichs der Niederlande, gehören die Steinbrüche des, in der Nähe von Maſtricht, zwiſchen der Maas und dem Flüßchen Jaar oder Jecker gelegenen, etwa 180 Fuß hohen St. Petersberges. Der kalkartige Tufſtein, den die Eingeweide dieſes Berges liefern, iſt bekannt unter dem Namen des Maſtrichter- oder Sandſteins, und ſeit undenklichen Zeiten zu Bauten aller Art gebraucht worden, obwol er, was die zum Theil davon aufgeführten Thürme von Maſtricht und der jezt zur Meierey Lichtenberg gehörige, ſo geheißene Cäſars-Thurm zur Genüge beweiſen, den Wechſel und Andrang der Witterung auf die Dauer nicht aushält. Aber auch die ſandartigen, vom Schneiden und Sägen der Bauſteine ſich ergebenden Ueberreſte ſind von großem Nutzen für die Landwirthſchaft und werden, als der beſte Dünger der Felder, begierig geſucht. Und da die Nähe der Maas den Transport der Steinplatten und Blöcke ſowol als des Sanddüngers nicht wenig erleichtert, ſo iſt von alten Zeiten her in das Innere des St. Petersberges eingegraben worden, und noch gegenwärtig werden die ihres Abſatzes verſicherten Steinbrecher nicht müde, ſich, wenn es auch nur um des Düngerſandes willen ſeyn ſollte, nach allen Richtungen in die Tufſteinſchichten des Berges hineinzuarbeiten. Inzwiſchen bauen dieſe Leute die ſchöne Jahrszeit über ihre Felder, und nur ſelten ſieht man ſie, ſo lang als der Pflug oder die Ernte ihrer Arme bedarf, das Licht des Tages um den blaſſen Lampenſchimmer vertauſchen; ſobald aber das Feld ihre Thätigkeit nicht mehr hinlänglich beſchäftigt, ſteigen ſie, als neue Troglodyten, wieder in ihre unterirdiſchen Gänge herab und benutzen den Winter, um Ladungen von Steinen oder Sandhaufen zum Abführen auf das kommende Frühjahr zu rüſten. Hier verbringen ſie, in der mildeſten Temperatur und ohne an der Trauer der Natur Theil zu nehmen, die düſtern Tage, während welcher Schnee, Regen und Stürme ſich um die Oberherrſchaft im Himmel und auf dem Erdboden ſtreiten. Gewohnt, wie ſie ſeit langen Jahren es ſind, dieß weitſchichtige, unter ihrer Hand immer unentwirrbarer werdende Labyrinth zu durchwandern, haben ſie Kenntniß von den kleinſten Krümmungen deſſelben, und wiſſen ſich, mit Hülfe von Zeichen, die ſie auf die Wand mahlen, hindurch zu finden. Gleichwol hat ſich ſchon mehr als einer dieſer Steinbrecher in den dädaliſchen Gängen alſo verloren, daß er ein Raub der Verzweiflung und des Todes geworden iſt. Ich war, — alſo erzählt der neueſte Reiſende durch die unterirdiſchen Welten von Maſtricht *) — erſt ungefähr zweyhundert Schritte weit in dieſe Gänge eingedrungen, als ich

---

*) Hr. Bory de Saint-Vincent. Die Schrift führt den Titel: Voyage souterrain, ou Description du plateau de Saint Pierre de Mastricht etc. Paris 1821.

meine Phantaſie von der düſtern Vorſtellung eines endloſen Labyrinthes ergriffen fühlte, in welchem jeder ſich ſelbſt Ueberlaſſene unvermeidlich den Tod finden muß. Schon hatte ich mehr als zwanzig Querſtraßen gezählt, deren Ende ein tiefes Dunkel beherrſchte. Steine, mit kraftvollem Arme nach verſchiedenen Richtungen geſchleudert, fielen ohne alles Geräuſch nieder, woraus ſich ſattſam auf die beträchtliche Länge jener Quergänge ſchließen ließ. Was das Schauerliche der auf dieſen Unglück weiſſagenden Höhlen laſtenden Dunkelheit noch vermehren hilft, iſt die tiefe, daſelbſt herrſchende Stille, welche die menſchliche Stimme kaum zu unterbrechen vermag. Die Töne auch des lauteſten Rufens bleiben dumpf und ſtocken, gleich als ob ſie ſich durch eine Finſterniß von ſolcher Dichtigkeit nicht fortzupflanzen vermöchten: auch wiederhallt keiner derſelben von den ganz unelaſtiſchen Gewölben und Wänden, die vielmehr jeden Laut zu ertödten ſcheinen. Sogar das Echo, welches der in der Wüſte irre gegangene Reiſende wenigſtens noch befragen kann, flieht dieſe ſtummen Höhlungen des Erdballs. Wenn ich mich etwa von meinem Führer ein wenig entfernte, um die Wirkung, welche unſere Fackeln und Stimmen in dem düſtern Dunkel thun würden, zu beobachten, ſo bemerkte ich, daß die Fackeln, indem ſie ein ruhiges Licht von röthlicher Farbe verbreiteten, zu einem genauern Erkennen der ihnen nahe liegenden Gegenſtände nichts beytrugen, und unſere Stimmen ſich ohne alle Reſonanz in den unzähligen Kreuzſtraßen verloren. Wer, Wunders wegen, das Drückende der Einſamkeit, in die man ſich hier begraben findet, in ſeiner ganzen Größe begreifen, und wer faſſen will, was an dieſem Orte das Verirren ſeyn müßte, der hat, nachdem er die Verkettungen des Labyrinthes bis gegen ſeine innerſte Tiefe hinein erforſcht, mit einmal die Fackeln zu löſchen und den Führer anzuweiſen, ihn einige Augenblicke ſich ſelbſt zu überlaſſen. Alſobald wird er ſich von einer Art von Schrecken ergriffen fühlen. Ein unwiderſtehlicher Inſtinkt wird ihn zu den nächſten Mauern hintreiben, um ſich vermittelſt des Gefühls die Gewißheit zu verſchaffen, daß ihm wenigſtens noch ein Sinn übrig bleibe, der einzige, der an ihm nicht zum Verräther wird, und vermittelſt deſſen er es vielleicht verſuchen könnte, ſeine Tritte in dieſer gänzlichen Verlaſſenheit zu leiten, wo ſein Auge ſich umſonſt nach einem hülfebringenden Lichtſchimmer umſieht, kein auch noch ſo leiſes Geräuſch Troſt bringend in ſein Ohr tönt, den Lebenden die Leere des Grabes umgibt, und der Schrecken ihm alle die Marter der Verzweifelnden vergegenwärtigt, deren Thränen und Jammergeſchrey, heißes Flehen und vergebliche Wuthausbrüche ſich in der öden Unermeßlichkeit dieſer Räume verloren haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Sophie war jezt ſechszehn, Urſule funfzehn Jahr alt, aber die Ausbildung dieſer jüngſten Schweſter hatte in jeder Rückſicht vorzügliche Fortſchritte gemacht. Der nähere Umgang mit Madame Ottur hatte ihren Anſichten, die der franzöſiſchen Nationalität eigene Klarheit, ihren Entſchlüſſen Beſtimmtheit gegeben; die Geſundheit der verehrten Mutter war ſtets der wichtigſte Gegenſtand ihrer Briefe an Ariſt, und als ihr Geheimſchreiber hatte ſie auch manches Familien-Intereſſe abzuhandeln, das aus ihren Briefen das müßige Nachhängen nach Empfindung verdrängte. Da der Zuſtand der Kranken ſie keineswegs im Bett hielt, und ihr humanes Weſen die Hausfreunde anzog, ſammelte ſich um ihren Sopha bis in die lezte Zeit ihres Lebens eine kleine Zahl vernünftiger Männer, deren gehaltvolleres Geſpräch in einzelnen Abendſtunden Urſulas Geiſt mehr entwickelte, als ſyſtematiſcher Unterricht Weiberköpfe zu entwickeln vermag. Madame Ottur behandelte Urſule ganz mütterlich, allein über ihr Verhältniß zu ihrem Sohn ſcheint ſie ſich nie ſehr ausgelaſſen zu haben, auch erwähnte ſie desjenigen, welches Sophie mit Marc vereinigte, nur ſehr ſelten. An dieſem Stillſchweigen kann ihre Abneigung gegen das vorherrſchend Gemüthliche in Sophien Schuld geweſen ſeyn; vielleicht hatte ſie aber, durch die Muße welche ihre Kränklichkeit ihr vergönnte, zum Nachdenken gereift, das Gefährliche eingeſehen, eine ſo ernſte Verbindung wie die Ehe auf die nichtsbedeutende Neigung unverſtändiger Kinder zu gründen.

Nach Madame Otturs Tod würde ſich Urſule in ihrer Eltern Hauſe etwas fremd gefunden haben, hätte ſie ſich nicht ihrem Vater angeſchloſſen. Dieſer hatte, wie es vielen Vätern geht, ſein Kind wenig gekannt; da er aber die Gattin ſeines alten Freundes und Handelsgenoſſens, während ihrer langen Unpäßlichkeit fleißig beſuchte, flößte ihm Urſules verſtändiges Benehmen und ihre große Faſſung bey ihrer Freundin Tod, mit der Herzlichkeit ihrer Trauer verbunden, Achtung ein, und er ſchenkte ihr von da an ſein beſondres Vertrauen — beynahe ſo wie er einen Sohn in ſeine Nähe gezogen hätte, und ſo ward ihr Verhältniß zu ihrem Vater, von dem ihrer Schweſter zu ihm, gänzlich verſchieden. Sophie wurde allgemein für ſchöner als Urſule gehalten, ihr hoher voller Wuchs, blondes, gelocktes Haar, weiche, ſanfte Bewegungen, zogen die Männer ungemein an, und die romantiſche Emphaſe, mit der ſie das öffentliche Geheimniß ihrer Liebestreue gegen Marcus Ottur behandelte, gefiel den gemüthvollen, damals (es war grade der Wendepunkt der neuern Geſchichte) grade ein bischen in Gährung gerathnen Jünglinge gar wohl. Der patriotiſche Enthuſiasmus ließ ihr gar artig, obgleich boshafte Leute bemerken wollten, daß ſie nicht unwillig geweſen wäre, ihren

Marcus durch ſeinen damaligen Aufenthalt in England, von aller Theilnahme am Freyheitskampf losgeſprochen zu ſehen. Ariſt befand ſich in den beyden lezten Kriegsjahren in Kopenhagen, er fragte in einem Brief ſeinen Vater und Salmon ſehr beſtimmt: ob es ihre Verhältniſſe als Ehrenpunkt heiſchten, daß er ſich an die deutſchen Freywilligen anſchlöſſe? in dieſem Fall würde er es unverzüglich thun, weil Befreyung von fremdem Einfluß auch ſein Wunſch ſey; da aber Frankreichs Unglück nicht zu dieſem Wunſch gehöre, könne er nur durch den Ruf der Ehre, nicht des Gefühls, bewogen werden, den Rhein zu überſchreiten. Die beyden alten Herrn verbaten ſich ſeinen Ehrenpunkt, und nun begnügte ſich Ariſt, den ganzen Jahrgehalt, den er von ſeinem Vater bezog, der Verpflegung deutſcher Krieger zu überlaſſen und ſich als Handelsdiener des —ken Hauſes von ſeiner Beſoldung zu erhalten.

Dieſe kleinen Züge reichen hin, um die Verſchiedenheit der Denkart und der Verhältniſſe dieſer beyden Geſchwiſterpaare zu bezeichnen. Wir treffen ſie nun bey der Rückkehr der beyden Jünglinge im Spätherbſt des Jahres 1815 an, wo die Politik aufhörte, gewaltſam in die Familien Begebenheiten einzugreifen. Hier that es aber das Schickſal, denn wenig Tage bevor ſie eintrafen, ward der Vater Salmon von einem Schlagfluß hingerafft, ſo daß die Jünglinge ihre jungen Freundinnen in der tiefſten Trauer fanden. Sophie war in Schmerz aufgelöſt und fand eine unbeſchreibliche Süßigkeit in dem Troſt, den ihr Marcus Theilnahme und Aufmerkſamkeit gewährte. Dieſer widmete ſich ganz der Bemühung um ſie und ihre Mutter, die ihren großen Verluſt mit der ihrem Geſchlecht natürlichen Hingabe nachhing. Groſcheck, der alte Buchhalter, war gleich nach dem unerwarteten Todesfall mit Urſule, deren ernſtes Verhältniß zu ihrem Vater er wohl gekannt hatte, zu Rathe gegangen, und, nach einer erſten Ueberſicht der Angelegenheiten, fanden ſie es ſehr wünſchenswerth, daß Herr Ottur zum Vormund der beyden Waiſen ernannt werden, und daß Marcus vermöge einer Emancipation mündig erklärt, am Schluß der Trauerzeit ſich mit Sophien verbinden möchte. „Ich würde lieber ſehen, daß Hr. Ariſt mündig erklärt werden könnte und Sie, geehrte Jungfer, zuſammen träten,“ ſagte der gute alte Groſcheck, dem Urſules fähiger Kopf viel Achtung einflößte, allein ſie unterbrach ihn ſchnell und ſagte ſehr beſtimmt: „davon ſoll nie die Rede ſeyn und meine Heirath überhaupt nie in unſern Geſchäftskreis gezogen werden.“ Die Ernennung des alten Ottur zum Vormund, fand an dem Tage ſtatt, wo ſeine Söhne eintrafen; Urſule empfing Ariſt mit einem tiefen ſtillen Schmerz, der ihr blühendes, lebenvolles, wenn gleich nicht regelmäßiges Geſicht, ſehr wunderbar verſchönte. — „Zwey theure Todte fordern uns auf, Freunde zu ſeyn, ſagte ſie, ihm ihre Hand reichend, und zwey theure Lebende fordern unſere Sorgfalt, unſere Liebe. Helfen Sie mir ſchwere, meinem Alter, meinem Geſchlecht unangemeſſne Obliegenheiten erfüllen.“ Dieſer Empfang konnte einem Liebhaber wenig genügen, aber Ariſt war das auch nicht. Ariſt hatte eine ſehr lebhafte Phantaſie, die in Urſules ernſten Briefen keine Nahrung gefunden, weßhalb er in Süden und Norden Neigungen für liebenswürdige Frauen gehegt, ſich aber weder gebunden, noch andre getäuſcht hatte. Er ſah ſich auch durch Salmons und ſeines Vaters Verabredung nicht für gebunden an, fand ſich aber auch nicht bewogen ihren Abſichten zu widerſtreben, wenn nicht ſeines Herzens Glück dabey gefährdet werden müßte. Urſules Benehmen überraſchte ihn, es zog ihn an; aber es verhinderte ihn von dem Augenblick ſeiner Heimkehr an, mit ihr, ſo wie ſein Bruder mit Sophien that, in das Verhältniß des Liebhabers zu treten. Um ſo mehr, da ihr Beyſammenſeyn einen ganz eigenen Charakter annahm. Der alte Ottur war mit den Jahren ſehr bequem geworden, einige ziemlich ernſte Geſchäftsverwicklungen, die durch Erbe und Ankauf liegender Gründe entſtanden waren, mit dem ſich Salmon in ſeinen lezten Lebensjahren befaßt, lagen ganz außerhalb ſeinem Geſichtskreis, er beauftragte deßhalb ſeinen Sohn Ariſt, der um ſeines Handelgeſchäfts willen die Rechte erlernt hatte, mit Hrn. Groſcheck zu arbeiten, und Hr. Groſcheck brauchte den Beyſtand der Fräulein Urſule, die von Herrn Salmons Familien-Angelegenheiten viel beſſer, wie des Verblichenen Wittwe ſelbſt, unterrichtet war. Da ſaßen nun die beyden jungen Leute Vormittage lang, um Kaufbriefe, Akten, Quittungen zu durchlaufen, zu kollationiren u. dgl. Durch einen Rabuliſten-Kniff des Verkäufers waren Salmons Rechte ſehr gefährdet, und der Antritt der Vormundſchaft erſchwert. Durch dieſe gemeinſchaftliche Beſchäftigung ſtellte ſich zwiſchen Ariſt und Urſule ein Freundesverhältniß feſt, das die Liebe nicht aufkommen ließ, ja das ſie in den beyden ſehr reizbaren Gemüthern ſogar als etwas Untergeordnetes zurückdrängte, ihnen eine Art Furcht oder Abneigung gegen ſie einflößte. Eine Abneigung, die durch den Anblick der beſtändigen Extaſe, in der Marcus mit Sophie lebte, genährt ward.

(Die Fortſetzung folgt.)

Feindſchaft durch einen Druckfehler.

Voltaire ſchrieb, als ſein Ehrgeiz rege wurde, ſich als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften aufnehmen zu laſſen, ein Werk unter dem Titel: Les elemens de la philosophie de Newton mis à la Portée de tout le monde, und ſchickte, um ſich deſto ſicherer den Weg in die Akademie zu bahnen, Exemplare davon an alle Mitglieder der leztern. Troz dieſer captatio benevolentiæ wurde er jedoch für dieſesmal — abgewieſen. Der bekannte Abbe Deſfontaines machte, dieſen Umſtand benutzend, in einem Literaturblatte eine ſehr vortheilhafte Anzeige von dieſem Werke, rügte aber als einen groben Druckfehler auf dem Titel, daß das accentuirte é in dem Worte portée zu viel wäre; es ſolle geleſen werden: Mis à la Porte de tout le monde.

Dieſer beißende Witz gab Veranlaſſung zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft, welche beyde Gelehrte mit ins Grab nahmen.

B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Fortſetzung.)

Was nun die große Schau- und Schauer-Scene in der Wolfsſchlucht betrifft, ſo hat dieſe ſo zahlloſe und mannigfaltige Freunde gefunden, daß wir es nicht wagen, den Eindruck, den ſie auf uns machte, unverholen auszuſprechen. Wir wollen alſo nur einige Fragen aufſtellen. Iſt dieſes Tonſtück ein Melodram oder Finale, oder iſt ein Melodram ein Finale? Hat der Tonſetzer hier wirklich, im Gebiete des Schauerlichen und Grauſenerregenden, den Schöpfer des Don Juan — im Gebiete der Tonmalerey bewegter Elemente, den Schöpfer der Zauberflöte erreicht? Wann ſträubt ſich unſer Haar vor Geiſterſchrecken empor, wenn das Hundegebell der wilden Jagd vorüberzieht, oder wenn der ſteinerne Gaſt an die Thür pocht — wenn wirkliche Bäume entwurzelt auf die Bühne ſtürzen, oder wenn Don Juan endlich dem Geiſt die Hand gibt und erſchreckt ausruft: „Kalt biſt du, wie der Tod!“? Würden die unſichtbaren Chöre: „Milch des Mondes.“ und: „Durch Berg und Thal.“ nicht weit effektvoller wirken, wenn man die Höllengeiſter ſähe, ſtatt daß wir ſie auf unſerm ſchwach beſezten Normaltheater vor lauter Maſchinenlärm durchaus nicht vernommen haben? Sollte Samiel nicht hier, ſtatt zu deklamiren, in gewaltig-zerreißenden Tönen ſingen, oder ſollte der Geiſt im Don Juan ſprechen? Wer weiß, wenn er das Buch nicht geleſen hat, was die ebenfalls nicht ſingenden pantomimiſchen Geſtalten hier bedeuten ſollen? Wer kennt die Mutter des Max, von der nie die Rede war, wer erkennt Agathe; und wenn man ſie erkennt, wie kommt ſie hieher? Iſt es wirklich der Schatten der Lebendigen, die bey geſundem Leibe umgeht? Iſt ſie magnetiſirt und hellſehend, oder iſt dieſe Erſcheinung nur ein Phantaſiebild ihres eben nicht ſehr muthigen Liebhabers? Wenn das Lezte der Fall iſt, ſo mögen auch wohl der weiße Geiſt ſeiner Mutter, der ſchwarze Eber, Jäger, Hunde und Samiel Erſcheinungen ſeiner kranken Einbildung, und er und wir getäuſcht ſeyn. — Dieſe Spukſcene iſt ein wirklicher Spuk, denn man kann nicht ſagen, daß erlaubte, von der Kunſt erlaubte, Mittel angewendet wurden, um den großen Haufen zu bezaubern. Und wer hier nur an die myſtiſchen Scenen der Zauberflöte oder an die Grauſen erregenden des Don Juan denkt, der hat es nur auf Glauben angenommen und nachgeſagt, daß Mozart ein bahnenbrechendes Genie war, aber er hat es nie gedacht, noch weniger ſelbſt lebendig empfunden.

Der dritte Akt dieſer großen Oper beginnt, wie nur der einer Operette beginnen darf, mit Geſpräch, ſtatt mit einer muſikaliſchen Vorbereitungs-Scene zu der neuen Handlung. Der Tonſetzer hat das Mißſtändige dieſes Anfangs gefühlt, und, ſo viel er es vermochte, durch einen Inſtrumental-Satz, durch ein Zwiſchenſpiel gemildert. Zwey Ouvertüren zu Einer Oper ſcheinen uns aber um die Hälfte zu viel. Ueberdieß eröffnen unbedeutende, an Statiſten grenzende Perſonen dieſen Akt, und wir hören wieder aufgeklärtes Läugnen der Zauberwelt. Was den Dekorationsmaler, den Maſchiniſten und den Lampen-Inſpektor in der vorigen Scene ſo viel Mühe und Nachdenken gekoſtet, daß nennt der erſte Jäger jezt „Fratzen!“ — Was ſpäterhin Kaſpar, wenn er die ſechste Kugel verſchießt, mit dem Ausruf ſagen will: „Wohl bekomm's der ſchönen Braut!“ konnten wir durchaus nicht verſtehen, da wir ja den unſichtbaren Chor: „Milch des Mondes.“ nicht vernommen hatten, und dieſes die einzige Stelle im ganzen Drama iſt, wo darauf hingedeutet wird, auf welche Weiſe die ſiebente Kugel äffen (?) ſoll. Dieſes Aeffen ſoll nämlich darin beſtehen, daß die Freykugel die ſchuldloſe Braut treffe; und dieſes tödtliche Treffen mußte nothwendig Aeffen genannt werden, weil treffen und äffen gereimt iſt. Man kann alſo nicht ſagen, daß dieſes sans rime et sans raison geſchah. Wüßten wir aber nur klar und beſtimmt, daß die ſiebente Kugel Agathen tödten ſolle, ſo würde uns dieſes in Schrecken verſetzen und Mitleid erregen; doch es wird nur dunkel angedeutet, weil der Dichter vorzog, uns augenblicklich mit einem Knall zu überraſchen, ſtatt uns zu feſſeln und dauernden Antheil zu erregen. Wie einfacher wäre es geweſen, und wie viel mehr auf die Wirkung muſikaliſcher Gegenſätze berechnet, wenn dieſer Akt mit ſeiner zweyten Scene begonnen hätte! Das wilde Tongewühl des nächtlichen Gräuels hätte noch im Gemüth des Zuſchauers ſchauerlich nachgeklungen, und da wäre es ihm nun ein erwünſchter und beruhigender Anblick geweſen, Agathen bräutlich geſchmückt an ihrem Hausaltar zu ſchauen, und ihren andächtigen und wehmüthigen Geſang zu vernehmen. Die Hälfte des ſchönen Eindrucks, den dieſes treffliche Muſikſtück machen könnte, geht aber nun durch das vorhergehende kalte Expoſitions-Geſpräch verloren. Wir übergehen die folgende Nummer, wo Annchen Agathen tröſten will, ſingend von der Baſe und der Naſe, und — von Nero dem Kettenhund. Dieſe Romanze und Arie, jezt der Wehmüthig-Ahnenden zum Troſt vorgeſungen, ſtörten ſo alle Stimmung, daß wir es der Berliner Sängerin wenig Dank wiſſen, daß ſie expreſſe für ſie eingelegt wurden. Wie viel freundlicher und herzerquickender wird Agathe getröſtet, wenn die Brautjungfern ihren heitern, einſchmeichelnden Unſchuldsgeſang anſtimmen! Wie ſind hier die einfach-ſchönen, charakteriſtiſchen Worte ſogar nicht von der einfach-ſchönen, charakteriſtiſchen Muſik zu trennen! Ein Lobgedicht müßte man ſingen, um dieſen Sang zu preiſen. Doch iſt dieß nicht nöthig; das Lied lebt ſchon im Munde des Volkes, und wird noch lange, lange darin fortleben. Dieß ſein Ruhm und ſein Preis! — Ja ſo ergreifend hat dieſer Geſang auf uns nachgewirkt, daß wir uns gar nicht darum bekümmerten und gar nicht nachfragten, wohin die darauf folgende Epiſode mit dem Todtenkranz führe und was ſie bedeuten ſoll, da ja Agathe am Leben bleibt? Eben ſo ließen wir's uns gefallen, daß mit einem Male von einem Eremiten geſprochen ward, von dem bis jezt noch mit keinem Worte die Rede war. Wie hätten wir auch Zeit gehabt, an vergleichen zu denken, da ja mit der nächſten Scene jener kräftige, lebensfrohe Jäger-Chor eintritt, von dem eben das und in eben ſo reichem Maße gilt, was wir von dem Geſang der Brautjungfern geſagt haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Charade.

Die beyden erſten Sylben waren
Sehr theuer erſt vor wenig Jahren,
Jezt freut ſich ihrer jedes Kind.
Die dritte Sylbe kann dich ſtützen,
Das Ganze kannſt du ſo benützen,
Daß man die erſte draus gewinnt.

Auflöſung der Charade in Nr. 107:

Zahnweh.

Nro. 114.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. Mai 1822.

Gewohnheit macht beym Wunder kalt.

Der lezte Miniſtrel von Walter Scott.

Geiſtliches Drama aus Spaniens Vorzeit.

Referent las neulich mit Vergnügen in dem Morgenblatte einige Berichte eines deutſchen Gelehrten über Madrid und Spanien überhaupt, die ihn um ſo mehr anſprachen, als er ſelbſt einige Jahre ſeines Lebens in jenem Lande zubrachte. Wie ganz anders hat ſich dort alles geſtaltet! — Bey dem Ueberblicke der Nachrichten über das jetzige ſpaniſche Theater erinnerte er ſich, daß ihm im Jahre 1808 in Burgos ein Büchlein aus dem vorigen Jahrhunderte, ein ſogenanntes auto sacramentale, eine Art geiſtlicher Theaterſtücke, die ſonſt vorzüglich in der Faſtenzeit gegeben wurden, zufällig in die Hände fiel. Die Bearbeitung des Sujets iſt ſo einzig in ihrer Art, und trägt ſo auffallend den Stempel einer ächten sancta simplicitas, daß Referent ſich erlaubt, einen kurzen Auszug deſſelben dem deutſchen Publikum vorzulegen, indem er zugleich darauf aufmerkſam macht, wie ſchwach und nachſichtig die auf jedes ketzeriſche Wort, jeden in Religionsſachen unanſtändigen Ausdruck ſo wachſame Inquiſition in Beurtheilung dergleichen den menſchlichen Erfindungsgeiſt herabwürdigenden Produkte geweſen iſt. — Die Ritter von St. Jago halten in ihrem Kapitel eine feyerliche Sitzung — Chriſtus ſelbſt erſcheint, und bittet um Aufnahme in ihren Orden. Die Wappenherolde ſammeln die Stimmen; mehrere haben bereits ihre bejahenden Stimmen gegeben; da erhebt ſich der Ordensmeiſter von ſeinem Throne, mit ihm einige der älteſten Ritter von ihren Seſſeln, und ſtellen vor, daß die Ordensgeſetze einen Bürgerlichen aufnehmen zu dürfen verbieten, und doch ſey im vorliegenden Falle St. Joſeph, ein Zimmermann, und die heilige Jungfrau eine Nähterin geweſen. Während der Zeit wartet Chriſtus in der hellerleuchteten Ordenskapelle auf die Entſcheidung, und bittet in einem langen Monologe den Himmel um gnadenvolle Erfüllung ſeines Vorhabens. Die Entſcheidung fällt endlich im Kapitel dahin aus, daß, um den Orden von St. Jago nicht zu kompromittiren, ein neuer Orden, nämlich der Chriſtusorden, geſtiftet werden ſolle. Eine rauſchende Symphonie ertönt, Trompeten ſchmettern, Wappenkönige und Herolde erſcheinen, eine lange Prozeſſion wallt von Fahnen und Krucifixen begleitet unter geiſtlichen Geſängen über das Theater. Chriſtus ſelbſt tritt in den Ritterſaal, andächtig fallen die Ritter von St. Jago auf ihre Knie; ein blinkendes Schwert in der Hand ſchlägt ſie Chriſtus zu Rittern des neuen Chriſtusorden. — Und ſolchen in die Grenzen der Blasphemie hinüberſtreifenden Unſinn konnte die heilige Inquiſition dulden und erlauben! Solchen Vorſtellungen ſahe ſonſt das ſpaniſche Parterre mit großer Erbauung zu! — Ob wohl jetzt? Tempora mutantur, et nos mutamur cum illis. —

B.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Marcus und Sophie genoſſen, nach der gemeinen Anſicht, das ganze Glück einer erſten Liebe. Sophie hatte ſich von Kindheit an auf den vorgeſchriebnen Bildungsgang wohlhabender Töchter guter Bürgerhäuſer fortbewegt, und der ſorgfältigſte Unterricht hatte ihr Wiſſenſchaft und Künſte zur Ausſchmückung des geſellſchaftlichen Lebens gelehrt. Marcus hatte eben dieſe Talente entwickelt. Er begleitete Sophiens Geſang auf dem Klavier, oder ihren Flügel mit ſeiner Geige, er zeichnete mit ihr, er drappirte die Damen bey der Darſtellung von Tableaux — er war ein Mann, wie die Weiber ſich ihn wünſchen, und dabey unterrichtet genug, um in gründlichen Männern die Hoffnung zu erhalten, daß er ſeine Stutzerjahre wohl wieder einbringen könnte. Madame Salmons Betrübniß über ihres Gatten Tod war grade von der Art, welche Zerſtreuung ſucht, ohne ſich dadurch tröſten zu laſſen. So lange der kleine Kreis ihrer Kinder und Bekannten um ſie verſammelt war, ließ ſie ſich aufheitern mit der Einſamkeit kehrte ihr Leid zurück, um der Geſellſchaft wieder Platz zu machen. Ariſts Bemühungen in ihren Familien-Geſchäften erkannte ſie gern, anfangs meinte ſie auch, Marcus ſolle daran Theil nehmen; dieſer entſchlüpfte aber den Geſchäftsgeſprächen wie ein Aal und Madame Salmon gewöhnte ſich, Ariſt wie einen Sachwalter zu betrachten, der in der Ausſicht, den Erfolg ſeiner Arbeit vermöge Urſules Beſitz zu theilen, eigentlich ſeine eigene Sache betriebe. In geſellſchaftlichen Vereinen war Ariſt und Urſule demnach die Seele des Zeitvertreibs, oft ohne deſſen Theilnehmer zu ſeyn, beſonders wenn es muſikaliſche Uebungen galt, zu der beyde kein Geſchick hatten. Aber Ariſt ſezte ſie in Gang, er ſchlug die Lektüre vor, und Urſule hatte ein ausgezeichnetes Talent, die kleinen mimiſchen Spiele zu ordnen, in welcher Sophiens ſchöne Geſtalt ſehr zu ihrem Vortheile auftrat. War dann das Spiel eingerichtet, ſo konnte Urſule mit Ariſt im Hintergrund ſitzen und durch daſſelbe veranlaſſt, ſehr lebhafte Geſpräche führen. Der Jüngling erſtaunte über die Eigenthümlichkeit von Anſichten, die ſich ſeine junge Freundin über Lebensverhältniſſe gebildet, über die ihr Geſchlecht ſelten nachdenkt, und fand, daß ſie auf den wenigen Reiſen, die ſie mit ihrem Vater gemacht, ſo ſcharf beobachtet und richtig geurtheilt hatte, daß ihr Geſpräch ſelten des Erzählens von fremden Orten bedurfte, um unterhaltend zu ſeyn, ſondern ſich mehr mit Reſultaten, in denen die beyden jungen Köpfe ſich freylich auf gefährliche Höhen verſtiegen, beſchäftigte.

Auf dieſe Weiſe waren die erſten ſechs Monate der Trauer verfloſſen; Marcus hatte ſeinen Wünſchen gemäß die Zuſicherung eines Staatsdienſtes im Handels-Departement, zu dem er ſich durch ſeine Studien fähig gemacht hatte, erhalten; Ariſt, der die Vermögens-Angelegenheiten des verſtorbnen Salmons aufs Vortheilhafteſte geordnet, war von ſeinem Vater mit der gänzlichen Geſchäftsführung ſeines Handels beauftragt worden. Da Sophiens Verbindung nun weiter nichts mehr im Wege ſtand, wartete man, um ſie zu vollziehen, nur die Ankunft einer alten Freundin des verſtorbnen Salmons ab, die durch Familien-Verhältniſſe ſpät zur Unabhängigkeit gelangt, jezt in ſpäten Jahren ihrem Verlangen, die Welt zu ſehen, nachgeben wollte. Madame Salmon fragte indeß Urſule ſehr dringend, wie ihr Verhältniß zu Ariſt beſchaffen ſey, und äußerte ihre Empfindlichkeit, daß dieſer nicht ihre Einwilligung, ſich zu gleicher Zeit wie ſein Bruder zu verbinden, nachgeſucht habe. Urſule bat ihre Mutter mit ſichtbarer Gemüthsbewegung, dieſen Umſtand nicht zu berühren, ſondern die Zeit darüber walten zu laſſen. „Ich würde mich, ſagte ſie, nicht Ihren Befehlen widerſetzen, allein nach meiner Denkart könnte ich bey den Anſichten, die ich jezt von der Ehe habe, kein Glück in ihr finden.“ Madame Salmon konnte ſich in Urſules Denkweiſe nicht finden, ſie tadelte ſie deßhalb unbedingt, allein ihre Abneigung, zu heirathen, war ihr jezt eben nicht läſtig. Marcus bedurfte einen Theil von ſeiner Braut Ausſteuer zu ſeiner häuslichen Einrichtung; dieſe wurde demnach dem Handel entzogen, und der alte Groſcheck, ſo lieb ihm Urſule war, hatte doch Madame Salmon angedeutet, daß es vortheilhafter ſey, jezt kein Kapital weiter aus dem Handel zu ziehen, welches Hr. Ariſt bey den großen Unternehmungen, die er im Sinne habe, doch wünſchen und alſo Fräulein Urſules Mitgabe baar fordern würde.

Frau von Halten, Hrn. Salmons Jugendfreundin, kam an, von einem jungen Gelehrten aus Kopenhagen, Doktor Jarl, begleitet; die ſehr gebildete, geiſtreiche Frau hatte den jungen Mann, der dem Alter nach faſt ihr Sohn ſeyn konnte, in Hamburg kennen lernen, und ſich, da er nach Italien zu reiſen gedachte, gern auf dieſen Theil des Wegs mit ihm vergeſellſchaftet. Jarl war von der Natur mit Eigenſchaften begabt, die ihn ſeiner nordiſchen Nationalität zu entfremden ſchienen; er beſaß eine ungemeine Leichtigkeit des Umgangs, Redegabe, Gewandtheit des Körpers, viel Phantaſie, viel Geſchmacksbildung. Auf frühen Reiſen nach England und Frankreich, hatte er die Welt geſehen, und Dank ſeiner Lebens-Klugheit, die er warmen Herzens wohl nicht in ſo jungen Jahren erworben hätte, nicht über das Maas genoſſen. Jarl war noch nicht dreyßig, konnte alſo ziemlich darauf zählen, Thorheiten zu vermeiden; ob er Glück im edlern Sinne zu erwarten berechtigt war, hätte einem Seelenforſcher zweifelhaft ſcheinen können. Frau von Halten kannte von der Familie Salmon Niemanden wie Urſule; dieſe ſah ſie vor zwey Jahren in Spaa, wohin ſie ihr Vater bey einer Handels-Reiſe nach Aachen geführt hatte. Die geſcheute Frau hatte ſich über Urſules Geiſtesbildung und unabhängige Denkart ſehr gefreut, aber entzück ihren Jugendbekannten wieder zu ſehen, in den wenigen Stunden ihres Beyſammenſeyns, ſich mehr mit dieſem beſchäftigt. Salmons Tod hatte ihr das Andenken dieſer Tochter um ſo werther gemacht, ſo daß ſie bey ihrer Ankunft im Salmonſchen Hauſe mit der Zuverſicht einer alten Bekannten auf ſie zutrat und beyde in der Erinnerung der Verewigten Thränen vergoſſen. Indeß die Frauen ſich bewillkommten, fand zwiſchen Ariſt und dem Dänen eine Erkennungsſcene ſtatt; Ariſt war in Kopenhagen durch ſeine perſönlichen Vorzüge, ſo wie durch ſeine Eigenſchaft als Ausländer in angenehmere geſellſchaftliche Verhältniſſe getreten, als dem Handel gewidmeten Jünglingen ſonſt zu Theil werden. Bey einer ſehr gebildeten, Deutſchland angehörenden Frau, welche in Kopenhagen lebt, hatte er Jarl kennen lernen, und von der Lebhaftigkeit ſeines Verſtandes, und der Uebereinſtimmung in politiſchen Anſichten gewonnen, ſeine Geſellſchaft ſehr geſchäzt. Weiter als zur Diskuſſion an Frau * Theetiſch, ging aber ihre Bekanntſchaft nicht, weßhalb ihnen gegenſeitig ihre Verhältniſſe fremd blieben und ſie jezt ſehr angenehm überraſcht waren, ſich einander wieder zu finden. Jarl, der nur die Höflichkeit beabſichtigt hatte, ſeine Reiſegefährtin in die Arme ihrer Freunde zu führen, und dann ſich entfernen wollte, ward der Familie nun als Ariſts alten Bekannten vorgeſtellt und aufs Verbindlichſte eingeladen, die Damen zu beſuchen. Er ermangelte nicht, dieſem Rufe zu folgen, und Madame Salmons kleiner Sallon ſah jezt wirklich einen Zirkel, den Geiſt und Talente auszeichneten, verſammelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Fortſetzung.)

Kaum daß man einige Minuten, die Wände des weiten Grabes befragend, in dieſen Katacomben umhergeirrt iſt, ſo fängt man auch an, ſich für verloren zu halten. Selbſt der Unerſchrockenſte verzagt, ſteht ſtill, ruft ſeinen Führer, will wieder Licht ſehn, und der erſte Funke, der dem Kieſel entſpringt, oder die erſte rußige Flamme der Pechfackeln, die ihm in dem Nebenwege eines fernen Ganges ins Auge fällt, verurſacht ihm ein unausſprechliches Wohlbehagen. Man empfiehlt den Perſonen, welche das Unglück haben ſollten, in dieſen Grüften irre zu gehn, ſobald ſie die ihnen drohende Gefahr bemerken, Halt zu machen, weil ſie Gefahr laufen würden, ſich durch ein Suchen, das auf keinen Fall mit kaltem Blute Statt finden kann, noch tiefer zu verirren. Stehn ſie ſtille, ſo bleibt ihnen wenigſtens Hoffnung übrig, daß, nachdem ihr Verſchwinden auf der Erde bemerkt worden, die ihnen zu Hülfe Eilenden nahe genug bey ihnen vorbey paſſiren werden, daß ſie den Schein ihrer Hülfsfackeln würden erblicken, oder gar den Ton ihrer Stimme vernehmen können. Wer hingegen mit beharrlichem Sinne ſich auf dem verlornen Pfade in der Unermeßlichkeit dieſer Gallerien ſelbſt wieder zurecht finden will, kann ſich nur allzuleicht in eine Sackgaſſe oder irgend einen verlaſſenen Gang verlieren, wo ihn ſchwerlich jemand wieder findet. Der bekannte Schriftſteller Faujas erzählt in der Beſchreibung ſeiner Wanderungen unter die Abplattung des St. Petersberges, der franzöſiſche Offizier, der ihm als Führer diente, habe ihn in einen weiten und ſehr in die Höhe gehenden Gang geführt, der ſich von den bereits zurückgelegten darin weſentlich unterſchieden habe, daß er nicht wie jene nach allen Richtungen durchbrochen war, ſondern zwiſchen zwey zuſammenhängenden Mauern durchging. „Hier, ſagt Hr. Faujas, befindet ſich der Reiſende in einer langen und breiten, von den übrigen Gallerien gewiſſermaßen iſolirten Straße, die von weitem keinen andern Ausgang, als denjenigen, durch welchen man in dieſelbe eingetreten, zu haben ſcheint. Wir mochten ungefähr zur Hälfte in die Tiefe dieſer Höhle vorgedrungen ſeyn, als wir aus ziemlicher Ferne beym Fackelſcheine einen Gegenſtand erblickten, der einem ſchlafenden Menſchen glich. Je näher wir kamen, deſto mehr feſſelte dieſer Anblick unſere Aufmerkſamkeit; jezt fiel ein Lichtſtrahl auf den Gegenſtand, und ſiehe der ſchlafende Menſch war ein Leichnam. Der Ort und der Zuſtand des Unglücklichen verſezten uns in eine mit Entſetzen vermiſchte Beſtürzung. Der Entſeelte war nichts weiter mehr, als ein ausgetrocknetes Skelett, mit einem Kleide angethan. Bey ſeinem Kopf lag ein Hut, ein Roſenkranz neben der einen Hand, und die Schuhe waren ihm von den Füßen gefallen. Aus ſeinem Anzuge zu ſchließen, mochte der Verblichene ein Arbeiter ſeyn, der ſich vermuthlich in dem weiten Labyrinthe verloren hatte, und vor Hunger und Verzweiflung umgekommen war. Aus dem Zuſtande völliger Austrocknung, in welchem er ſich befand, ließ ſich vermuthen, daß wohl ſechszig Jahre konnten verfloſſen ſeyn, ſeitdem er lebendig in ſein Grab eingegangen war. Seit dieſer Zeit iſt dieſe Gallerie wahrſcheinlich von Niemand betreten worden. Die trockene, in dieſen Steingruben herrſchende, Luft hatte, in Verbindung mit dem alle Arten von Inſekten verſcheuchenden Dunkel, die Erhaltung dieſes Leichnams durch völliges Eintrocknen, nach Art derjenigen, die ehemals in den Grüften der Franziskaner zu Toulouſe zu ſehen waren, bewirken mögen.“ Die Führer, unter deren Leitung die Reiſenden dieſe unterirdiſche Welt durchſtreifen, ermangeln nicht, ihnen die Geſchichte einiger Kanoniere zu erzählen, die zur Zeit der Belagerung Maſtrichts durch die Armeen der franzöſiſchen Republik ſich prahleriſch und ohne Begleitung in die Steingruben hinein wagten, aber nicht wieder zum Vorſchein kamen. Dieſelben Führer erzählen auch noch, es haben in der Epoche, als der Mißbrauch der Konſcription ſchwer auf dem Lande laſtete, verſchiedene junge Leute, geleitet von dem feſten Entſchluß, ſich dieſer Art von Rekrutirung um jeden Preis entziehn zu wollen, in den unterirdiſchen Gängen des St. Petersberges eine

Schutzſtätte gegen die Gensd'armen geſucht; einige derſelben ſeyen ſo glücklich geweſen, ſich als in einer großen verlaſſenen Stadt zurechte zu finden, und in den Tiefen des Erdballs auf die auf der Oberfläche deſſelben für ſie nicht mehr vorhandene Freyheit zu treffen, andere hingegen habe tückiſcher Weiſe in ihren Irrgängen und im Schweigen der Nacht der Tod in ſeine Arme geſchloſſen, dem ſie im Kriege wenigſtens mit mehr Ruhm und auf eine minder grauſame Weiſe zum Opfer geworden wären. Ich ſelbſt — erzählt Hr. Bory de St. Vincent noch weiter — habe in einigen der von mir durchwandelten Gänge menſchliche Knochen gefunden, traurige Ueberreſte von Unglücklichen, deren moraliſche Leiden wohl noch ſchrecklicher haben ſeyn müſſen, als die phyſiſchen Peinigungen, unter welchen ſie ihren lezten Athem aushauchten. An verſchiedenen Stellen findet es ſich mit Kohlen an die Wand geſchrieben, daß hier ein Leichnam ſey aufgefunden worden; auch an Abbildungen ſolcher, in dieſen weiten Todtengrüften lebendig Begrabener, fehlt es nicht; zuweilen ſind Nachrichten von ihrem jammervollen Ende beygefügt. Hier ſieht man einen Arbeiter, der, nachdem er den rechten Weg verloren, in dieſem Labyrinth ſo lange herum ging, als der Fackelſchein hinreichte, um die verworrenen Pfade einigermaßen zu beleuchten, alsdann die lezten, zur Beleuchtung ſeiner Tritte nicht mehr hinreichenden Funken in ſeiner Hand unterhalten, und endlich ſich mit angebrannten Fingern gegen die Wand eines abgelegenen Ganges hingeſezt hat, wo der Tod ſeinem Leiden ein Ende machte. Dort fand ein anderer den Tod, deſſen Lampe umſtürzte, und der den Ausweg aus einem unbeſuchten Gange nicht mehr hatte finden können, in deſſen Tiefe er ſich, in der Hoffnung auf eine reiche Ausbeute, hinein gewagt hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. März.

(Beſchluß.)

Leider aber müſſen wir geſtehen, daß von nun an, von dieſer Lichthöhe des Ganzen, die Muſik ſich ſenkt, und daß der Schluß, das Finale der Oper, den frühern Eindruck ſchwächt. Wir wollen es uns gefallen laſſen, daß der Fürſt Ottokar ſo ſpät auftritt, da wir ihn doch wenigſtens ſchon aus der Expoſition kennen; wir wollen es hingehen laſſen, daß der alte Erbförſter bis zu Ende des Stücks nichts von ſich hören läßt: aber rügen müſſen wir's, daß Kilian, der das Stück eröffnet, nicht wieder zum Vorſchein, und dagegen im lezten Finale eine Perſon, die wir nicht die Ehre haben zu kennen, ein Eremit, angegangen kommt und eigentlich nichts thut, als was der Fürſt Ottokar auch ohne ihn hätte thun können. Rügen müſſen wir auch, daß dieſer Ehrfurcht erregen ſollende Klausner, der mit Poſaunenſchall auf die Scene geführt wird, kurz nachher bey tanzartiger Fidelbegleitung ſingt. Rügen müſſen wir es, daß man nicht weiß, ob es dieſer Deus ex machina iſt, der Agathe rettet. Der Dichter zeigt es nicht durch die That; im Gegentheil, er läßt früher den Samiel ſagen: „Er oder Du." und ſo iſt denn dieſer grauſenhafte Samiel im Grunde ein ganz guter Teufel, da er mit einer Seele vorlieb nimmt, wo ihm doch ſchon zwey anheim gefallen waren. Ja, ja! Es iſt ſchwer, aus einem Mährchen mit tragiſchem Ausgang eine Oper mit luſtigem Ende zu machen! Eben ſo ſchwer iſt es, ein Final zu dichten, d. h. eine Scene voller Handlung zu erfinden, aber ſolcher Handlungen voll, die ſich zur Kompoſition eignen und vorher ſo klar motivirt ſind, daß ſie, ohne daß man auf die Worte genau zu merken braucht, verſtanden werden, gleichwie man ein Ballet verſteht. Ein ſolches an Handlung reiches Finale gehört aber in die früheren Akte und nicht zu Ende der Oper, wo die Auflöſung vorbereitet und ſich leicht und gleichſam von ſelbſt machen ſoll. Abgeſehen davon, daß Agathe, man weiß nicht warum, ſo mal a propos dem Gebüſche in den Schuß kommt, und daß ihr Fallen und Wiedererwachen keinen rechten Sinn gibt, und daß man ſo Vielerley zu gleicher Zeit ſehen muß, daß man nicht weiß, wo man zuerſt hinſchauen ſoll; abgeſehen davon, ſo fragen wir, ob ſich das Ende der Oper nicht gewaltſam überſtürzt, da in den lezten zwölf Minuten ſo viel Neues vorgeht, als kaum in allen vorhergehenden Scenen? Wie konnte der Muſiker ſo Viel und Vielerley noch ganz geſchwind ſetzen? Darunter mußte die Muſik leiden, und ſie hat darunter gelitten, wie dieſes am geeigneteren Orte gezeigt werden kann. Bis dahin bleibt es wahr, daß keiner der mannigfaltigen Geſänge dieſes Finales von ſo ergreifender und dramatiſcher Wirkung iſt, wie es z. B. Stücke aus den Finalen des Figaro, des Don Juan, der Zauberflöte oder auch nur des unterbrochenen Opferfeſtes ſind.

Sollte nun ein wohlwollender Freund der Kunſt, der dieſe ausführlichen Betrachtungen geleſen hat, uns entgegnen, oder auch nur zu ſich ſelbſt Folgendes ſagen: „Ich will es annehmen, „ich will, ob dem ernſten Ton, der in dieſer Kritik herrſcht, es „ſogar glauben, daß ſie eben ſo unpartheyiſch und ohne Nebens„abſicht, als frey und rückſichtslos ſprach. Ich will es ihr auch „zugeſtehen, daß ſie, ihrem Zwecke gemäß, über die anerkann„ten Schönheiten des beurtheilten Werkes leicht hinweg ſchlü„pfen, und gerade bey den Mängeln und deren Urſachen ver„weilen mußte — ich frage aber: Wie konnte dieſe hier ſo viel„fältig getadelte Oper einen ſo tiefen Eindruck machen, eine ſo „lebendige Theilnahme erregen und zu einem Ruhme gelangen, „der von einem Ende Deutſchlands bis zum andern wiederhallt?" Darauf erwiedern wir: Es wäre ungerecht, wenn wir dieſe Theilnahme und dieſen Ruhm als Folgen der früher erwähnten Apologien ausgeben wollten; es wäre platt, wenn wir ſagten: Et libelle habent sua fata. Nein ganz im Gegentheil, wir ſagen mit Voltaire: On ne trompe ni toute une nation ni tout un siècle. Ganz Deutſchland hat einen lauten und einſtimmigen, einen ſeltenen Antheil an dieſem Werke genommen; und die eigentlichſte Grundurſache dieſes Antheils iſt ein Kunſtvermögen des Komponiſten, deſſen Gebrauch für die Oper eben ſo neu als lobenswerth iſt. Dieſes Vermögen hat der lyriſch-dramatiſchen Kunſt eine neue Bahn eröffnet, und dem Muſiker den Namen eines genialen Künſtlers mit Recht erworben, wenn gleich unbedingte Lobpreiſer vergeſſen haben, uns zu ſagen, worin ſeine Genialität beſteht, und obſchon ſie ihn dem Neide zur Schau mit Mozart, dem Univerſal-Genie, auf gleiche Stufe ſtellen. Die gewaltige Kraft des neuen Meiſters beſtehet in dem Vermögen, Geſangſtücke zu erfinden, die den Charakter deutſcher Nationalität unläugbar und jedem Ohre vernehmbar tragen. Bisher verſtand man unter deutſcher Muſik, Muſik die man nicht verſtand, und die man daher gelehrt hieß. Unſer Meiſter hat ächten populären Nationalgeſang auf die Bühne gebracht; was Wunder, daß die Nation begeiſtert aufjauchzt, und daß ſie den Komponiſten der Lützower Jagd, des Brautjungfern-Chors und anderer krönt und vorzugsweiſe ihren Sänger nennt? Hier liegt der wahre Grund des ungemeinen Aufſehens, das dieſer Muſiker jezt macht. — Fern ſey es von uns, zu behaupten, daß er nicht auch in andern Gattungen Schönes hervorzubringen vermag; aber die Sphäre des National-Geſangs bleibt ſein ſchönſtes, wohl erworbenes Eigenthum. Möchte es daher einen Dichter finden, der ihm eine Oper verfertigte, die ſtreng in dieſer Sphäre bliebe. Möchte es der Dichter des Freyſchützen ſelber ſeyn, der ein ſolches Singſpiel erfände. Beyden Künſtlern würde dann höchſter Ruhm und der Dank aller Deutſchen zu Theil werden.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 38.

Nro. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 14. Mai 1822.

Der Reiche höre nicht, Hohnlächeln im Geſichte,
Des Armen kurze, doch belehrende Geſchichte.

Gray.

Aus der Vorrede des von Goethe eingeführten deutſchen Gilblas *).

„Das Schickſal eines Familien-Sekretärs“ ruft in einem unſrer ältern Luſtſpiele, voller Verachtung, eine Dame, der es höchſt komiſch vorkommt, daß ein armer kleiner Notärier ſich anmaßt, ein Schickſal gehabt zu haben! Gäb es noch ſolche Damen zu unſrer Zeit, was würden ſie zu den Schickſalen eines vagirenden Bedienten ſagen? — Denn das müſſen wir geſtehen, daß Hr. Johann Chriſtoph Sachſe mehr Zeit ſeines Lebens außer Dienſt, als im Dienſt zugebracht hat, wobey die Urſachen, warum er den Dienſt verläßt, nicht immer klar werden, ſo wie der Held der Geſchichte überhaupt, durch die allerlebendigſte Nationalität, dieſer Nationalität nicht ſchmeichelhaft auftritt. Goethe ſagt in ſeiner Vorrede:

„Da wir (dieſes Buch) unter dem Titel: der deutſche Gilblas nunmehr gedruckt einführen, ſo müſſen wir, um nicht übermäßige Hoffnungen zu erregen, dieſen Schritt ſogleich bevorworten und vor allen Dingen erklären: daß der franzöſiſche Gilblas ein Kunſtwerk, der deutſche dagegen ein Naturwerk ſey, und daß ſie alſo in dieſem Sinne durch eine ungeheure Kluft getrennt erſcheinen.“

„Allein ſie laſſen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu; denn auch bey dem deutſchen iſt der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemet, der ſich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menſchen braucht, von ihnen abhängt, nimmts nicht genauer als ſie es ſelbſt haben wollen, und ſo iſt denn unſer Held latitudinariſch geſinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln. Weil er aber durchaus ſeine rechtlich bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, ſo verdirbt er ſich jederzeit ſeinen Zuſtand, wenn er ſtreng-ſittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieſes alles, den Umſtänden zu Folge, ganz natürlich zugeht, und nicht etwa eine kunſtreiche Ironie uns zum Beſten hat; ſo beſticht der gute ruhige Vortrag von immer menſchlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen, Ereigniſſen. Jedoch iſt auch das wachſende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, ſich ſelbſt Umtreibende, von mancherley neueren Weltereigniſſen Zeuge wird.“

Le Sages Gilblas iſt ein Kunſtwerk, ja! allein je vollendeter ein Kunſtwerk in ſeiner Art iſt, je lebendiger ſtellt ſich die Natur in ihm dar; in ſo fern darf man den Gilblas als eine Darſtellung der höchſten Wahrheit halten, und da ſcheint uns die unerfundne wahre Nationalität Joh. Chr. Sachſe faſt komiſch nachtheilig neben dem ſpaniſchen Abenteurer zu ſtehen. Linkheit, Geiſtesfurchtſamkeit (bey derben Fäuſten, wenn ſie erſt einmal ins Spiel gezogen werden) Pinſelhaftigkeit, die von keiner Erfahrung belehrt wird, charakteriſiren den ehrlichen Sachſe. — Doch hat Goethe vollkommen recht, wenn er ſagt:

---

*) Der deutſche Gilblas, eingeführt von Goethe. Oder Leben, Wanderungen und Schickſale Johann Chriſtoph Sachſe's, eines Thüringers. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1822.

„Man dürfe dieſes Buch, die Bibel der Bedienten und Handwerksburſche nennen, denn es iſt in den untern Ständen wohl niemand, der ſeine Schickſale nicht hie und da abgeſpiegelt fände. Auch der Mittelſtand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; beſonders nimmt ſich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen ſolche privilegirte junge Landſtreicher gar löblich aus, und charakteriſirt ſich verſchieden in den verſchiedenen Landen. In Niederdeutſchland und Holland kommt dem vagirenden Geſellen die Erinnerung an Gatten und Söhne, auf und über dem Meere, gar ſehr zu ſtatten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutſchland gefunden, ſo bringt uns zulezt eine Franzöſin zum Lächeln. Unſer Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten, aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlaſſen ihre Leute, und dieſe, um nicht zu verhungern, müſſen ſich aufs Plündern legen. Der unſrige wird von einem franzöſiſchen Landmann, aus deſſen Hof er eben eine Henne wegträgt, feſtgehalten und mit großem Geſchrey ins Haus geſchleppt. Die Frau ſieht der Sache geruhig zu und ſpricht: laß ihn doch, es iſt ein armer deutſcher Bedienter, der auch einmal von einer franzöſiſchen Henne koſten wollte.“

„Selbſt die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchleſen, beſonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl ausſehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntniſſe ſchrieben. Und ſo geſtehen wir denn ebenfalls, daß wir, bey Leſung dieſes ziemlich ſtarken Bandes, zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zulezt eine moraliſche Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen, im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menſchen auf dieſen Erdenräumen zu beſchäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zulezt durch Ausbildung zu beſchwichtigen, und mit einer geringen Ruheſtelle zu entſchädigen.“

„In dieſem Sinne kann man ſolche Bücher wahrhaft erbaulich nennen, wie es der Roman, moraliſche Erzählung, Novelle und dergleichen nicht ſeyn ſollen: denn von ihnen als ſittlichen Kunſterſcheinungen verlangt man mit Recht eine innere Conſequenz, die, wir mögen durch noch ſo viel Labyrinthe durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in ſich ſelbſt abſchließen ſoll.“

„Das Leben des Menſchen aber, treulich aufgezeichnet, ſtellt ſich nie als ein Ganzes dar; den herrlichſten Anfängen folgen kühne Fortſchritte, dann miſcht ſich der Unfall drein, der Menſch erholt ſich, er beginnt, vielleicht auf einer höhern Stufe, ſein altes Spiel, das ihm gemäß war, dann verſchwindet er, entweder frühzeitig, oder ſchwindet nach und nach, ohne daß auf jeden geknüpften Knoten eine Auflöſung erfolgte.“

„Wie man nun aber von keinem Roman, groß oder klein, ſagen ſoll. hier ſey viel Lärmen um nichts, denn dieß könnte man auch von der Ilias behaupten, noch weniger verdient ein Menſchenleben verächtlich behandelt zu werden, weil es offenbar im Leben aufs Leben und nicht auf ein Reſultat deſſelben ankommt, und wir den Geringſten mit Achtung anzuſehen haben, wenn wir in ſeiner einfachen Geſchichte bemerken, daß eine höhere Hand ſich vorbehalten hat, unſichtbar einzugreifen, und dem verdüſterten trübſeligen, im Augenblick Hülfloſen, über einige Schritte hinweg, auf eine glatte Bahn zu helfen.“

„Wie denn auch Johann Caſpar Steube, Schumacher-Meiſter in Gotha, ſeine unruhigen Irrfahrten erzählend, ſo wie Plutarch, ein weiſer, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beyde ſich nicht anders zu helfen wiſſen, jener in eigenen, dieſer in weltgeſchichtlichen Begebenheiten, als daß ſie ein über alle waltendes höchſtes unerforſchliches Weſen annehmen.“

Wir haben dieſe beyden Abſchnitte wieder und immer wieder geleſen und mit inniger Rührung dem verehrten Greis in Weimar dafür gedankt. Wie viel milde, fromme Weisheit iſt in dieſen wenigen Zeilen enthalten! Bedächten alle jene theilnahmloſe Menſchen — und leider ſind ſie, von einer weit verzweigten, noch immer florirenden Sippſchaft! — bedächten ſie dieſe Worte, ſo würde keines Familien-Sekretärs Schickſal ihnen ein Unding ſcheinen — ja dann wäre der Nebel des Irrthums, der uns vielfältig in der Irre umhertreibt, plötzlich vertheilt! Segen unſerm alten Lehrer und Freund, der ihn uns mit den Strahlen ſeines milden Geiſtes wenigſtens andeutet.

Nachdem Goethe darauf einige Schriften von ähnlicher Art wie Joh. Chr. Sachſe's Leben dem Leſer empfohlen hat, kehrt er zu ſeinem Helden zurück und bemerkt: „daß an unſere Naturproſaiſten ſich auch Naturpoeten unmittelbar anſchließen, welche zuſammen wohl eine beſondere Rubrik in der deutſchen Literatur verdienten, weil die ſich vermehrende Erſcheinung aller Aufmerkſamkeit und Ermunterung werth iſt.“

„Unſere Naturpoeten ſind gewöhnlich mehr mit rhythmiſchen als dichteriſchen Fähigkeiten geboren, man geſteht ihnen zu, daß ſie die nächſte Umgebung treulich auffaſſen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu ſchildern verſtehen; wobey ſich denn ihre Produktion, wie alle poetiſche Anfänge, gegen das Didaktiſche, Belehrende, Sittenverbeſſernde, gar treulich hinneigt.“ Worauf er auf einige Naturpoeten, die in dem lezten Jahrhundert geſungen haben, und auf den jungen Auguſt von Hagen in Königsberg aufmerkſam macht, den das Morgenblatt vom Jahr 1819 Nro. 79 mit einem Bruchſtück ſeines Epos, Alfried und Liona, welches wahrſcheinlich daſſelbe iſt, das unter dem Namen Alfried und Liſena im Druck erſchienen iſt, dem Publikum zuerſt bekannt machte.

Mit großem Fug und Recht ſagt Goethe in dieſer Vorrede, daß Joh. Chr. Sachſens Geſchichte dadurch an Intereſſe gewinnt, daß er Zeuge eines Theils der Begebenheiten war, welche das Jahr 1792 und 1793 anfüllten. Es iſt ſehr nothwendig, daß unſere Zeitgenoſſen, daß unſer aufwachſendes Geſchlecht, an jene Zeiten erinnert werden, welche neuere Geſinnungen noch mehr wie neuere Begebenheiten in den Hintergrund drängen. Joh. Chr. Sachſe ſchildert die beyden Parteyen damaliger Zeit in ſeiner nächſten Umgebung ſo lebendig, daß wir den Werth mancher hiſtoriſchen Bearbeitung jener Epoche dadurch erleuchtet finden. — Dringend bitten wir unſre Leſer ſich zu einer Lektüre herabzulaſſen, die ihnen für ihr Zeitalter und ihren National-Charakter einen ſichereren Ueberblick gibt, als die wohlmeinende Emphaſe mancher unſerer gelehrten Geſchichtsbücher.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Frau von Halten war bey einer ſehr lebhaften Phantaſie und regbarem Herzen von jeher im alltäglichſten Lebensgang eingeengt geweſen. Salmen war auf ſeinem Weg nach England, als Jüngling, in ihres Vaters Haus gekommen, ſie hatten ſich geliebt, aber ſeine Lage bot ihm damals keine Ausſicht — er durfte weder hoffen noch bitten, und damit war der romantiſche Lebenslauf dieſer beyden Menſchen beſchloſſen. Wie kurz die Dauer dieſer Liebe geweſen ſeyn mochte, ſo war ſie doch die Sonnenhöhe in beyder Leben geweſen, und da das Weib ſo gern die Blüthe vor dem ſchönſten Moment ihres Daſeyns hält, weil deſſen Frucht ſo oft unter ihrem trüben Lebenshimmel nur kümmerlich reift, gedachte Frau von Halten ihrer während deſſen leeren übrigen Raum, wie der an ſeine Werkſtatt gefeſſelte Handwerker des höchſten Feſtes im Jahr. Salmon hatte das Bedürfniß zu lieben in ſeinen Handelsſpekulationen und Geldmäckeleyen, an der Seite ſeiner pflichtergebnen Frau, beym Aufwachſen ſeiner beyden Töchter ſchon längſt vergeſſen. Frau von Halten, der die Wirklichkeit gar keinen Gegenſtand der zweckmäßigen Thätigkeit bot, hatte ſich für den Zwang, den ihr die Gegenwart eines ihr aufgedrungnen Gatten auflegte, für die leere eines durch Geiz beſchränkten Haushalts durch Romanen-Leſen entſchädigt. Ganz ohne Erfahrung, bey warmen Herzen und lebhafter Phantaſie, hatte ſie ſich ein ſehr gewagtes Syſtem der Moral ausgebildet, und nach und nach als feſte Anſicht angenommen, daß ein Leben ohne Liebe ſehr bedauernswerth und einer edeln Seele unwürdig ſey. Ihre Lage hütete ſie vor Verſuchungen, die ihr ſittliches Gefühl hoffentlich abgewehrt haben würde, allein dieſes ſittliche Gefühl ſelbſt gab ihr ein ſo keckes Vertrauen in die Kraft der Tugend, daß ihre romantiſche Phantaſie mit der Gefahr als eine würdige Gelegenheit, Kräfte zu üben, lieber ſpielte, als ſie floh. Seit Hr. v. Haltens Tod ihr Freyheit gegeben hatte, Geſellſchaft zu beſuchen, hatte ſie in fremden Schickſalen die Empfindungen, die Leidenſchaften mit erlebt, aus denen ihre Romanendichter ihre Stoffe gewoben. Sie nahm an allen Verhältniſſen zwiſchen Liebes- und Eheleuten, zwiſchen Eltern und Kindern den eifrigſten Antheil; ihre Phantaſie ſteigerte die Empfindungen der Betheiligten; wenn man ſie von Menſchen ſprechen hörte, ſo waren es die pathetiſchen Liebes- und Leidensgeſchichten, wenn in der Wirklichkeit ein Liebespärchen wegen Ausſteuer oder Amtsverſorgung ein Jährchen hatte warten müſſen, oder wenn grauſame Eltern eine Tochter verhindert hatten, mit einem Lieutnant auf halben Sold zu entfliehen. Die Verhältniſſe, die ſie in Madame Salmons Familie vorfand, ſezten ihre Phantaſie in Bewegung. Sophiens Hingabe in Liebe gegen ihren künftigen Lebens-Gefährten — Marcus Liebeskultus gegen ſeine ſchöne Braut, ſchien ihr das Ideal eines glücklichen Liebespaares zu verwirklichen; Urſules ruhige Einigkeit mit Ariſt blieb ihr längere Zeit unverſtändlich. Dieſes Paar in der erſten Blüthe der Jugend zu dem zärtlichſten Bande beſtimmt, lebte in unbefangner Heiterkeit, geiſtigem Austauſch und geſellſchaftlicher Fremdheit wie Freunde oder Geſchwiſter. Sie ſahen ſich ohne Rührung, ſie trennten ſich ohne Betrübniß, ſie ſtritten ſich ohne Leidenſchaft, ſie beharrten auf ihrer Meinung ohne Schmollen; Urſule rechnete auf Ariſts Dienſte, auf ſeine Thätigkeit und Aufopferung, wie eine Herrin; Ariſt belehrte, tadelte, ja verweigerte Urſulen, wie einer Untergeordneten. — Welches unnatürliche Verhältniß zwiſchen Mädchen und Jüngling, wenn alles zu zärtlicher Neigung ſie einlädt! Neugier und Theilnahme bewog ſie, zu forſchen — Madame Salmon, welche nur mit Sophiens Glück beſchäftigt war und nur ihres Gatten Willen vor Augen hatte, verſicherte ſie, daß Urſule und Ariſt ein Paar werden würden. Sophie erzählte ihr auf ihre vertraulichen Fragen manches Beyſpiel von Ariſts ſtrengen Anſichten des Lebens, von Urſules früher Gewohnheit, ſich erſt in die Launen der kränkelnden Mad. Ottur, dann ihres Vaters, endlich ihres Bräutigams zu fügen, weßhalb ihr Gefühl nie erwacht, ſondern ſie eine eigentliche Verſtandes-Perſon geworden ſey, die jezt der Liebe ſpotten zu können glaube. Aus dieſen Umſtänden ſezte ſich Frau v. Halter, vermöge ihrer romantiſchen Denkart, nach und nach die Ueberzeugung zuſammen, daß Urſule einem ſehr unglücklichen Looſe entgegen gehe. Früh oder ſpät mußte ſie Liebe bedürfen, und dann war ſie an der Seite eines kaltherzigen Mannes in einen Pflichtenkreis gebannt, der ihrem liebebedürftigen Herzen nirgend Nahrung gab. Sie gelobte ſich nun, die beyden Leute genau zu beobachten, und ihre Verbindung, wenn ſie ſich nicht über die Natur ihrer Charaktere geirrt habe, da es noch Zeit ſey, zu trennen.

Jarl war ein ſehr gern geſehenes Mitglied in dem Salmonſchen Familienkreiſe geworden. Er behandelte Sophie mit der anſpruchsloſen Huldigung eines Mannes, der nichts zu hoffen hat, daher ſeine Empfindungen weder verſchweigt, noch ihnen widerſtrebt, noch ſie nährt. Es iſt dieſes ein ſehr liſtiges Spiel grundſatzloſer Männer. Das argloſe Weib, auf das ſie's münzen, wird dadurch ſicher, jedes andere behandelt ihn als ſchon in ſeiner Wahl beſtimmt, und unter dem trügenden Schein der Unſchädlichkeit geſtehen ſie ihm alle aus vorgeblichem Mitleid kleine Begünſtigungen zu, und leiden Zudringlichkeiten, zu denen er als bewerbender und begünſtigter Liebhaber einer Einzigen nie gelangen würde. Ariſt unterhielt ſich viel mit ihm, ſein Verſtand hatte während ihrer Trennung noch an Gewandtheit gewonnen, Urſule hörte ihnen gerne zu, ſie nahm je mehr und mehr Theil an ihren Geſprächen, und ſo kam es, daß dieſe drey jungen Leute als geſellſchaftlichen Zeitvertreib ſehr viele Sätze der Moral und des praktiſchen Lebens mit übermüthiger Verſtandesfreyheit abhandelten. Bey Jarl war die gemüthsloſeſte Sophiſterey nicht zu verkennen, aber von der Vernunftanſicht bürgerlicher Verhältniſſe ausgehend, ſchien er der Tugend und dem Recht, als ihren feſten Stützen, zu huldigen. Urſule, von ihrer Geiſtesthätigkeit hingeriſſen, durch Reinheit der Sitten und Unerfahrenheit unfähig, die Folgerungen mancher Vorderſätze zu überſehen, fand ihr Vergnügen an ſpitzfindigen Erörterungen und überſpannten Anſichten des Lebens, bey der ſie die ſonderbarſte Sinnenruhe zu Tage legte, die wahrer Weiblichkeit eigen iſt, weil die Phantaſie bey weitem das Uebergewicht in den Elementen ihrer Zuſammenſetzung hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

Da ich Ihnen in meinem vorigen Briefe die Aufmerkſamkeit bemerklich machte, mit welcher mehrere engliſche Blätter die frömmelnden Romane des Herrn Grafen d'Arlincourt behandeln, deſſen lezter, le rénegat, wohl größtentheils in die literary Gazette aufgenommen iſt, könnten Sie auf den Irrthum kommen, als gewänne dieſes katholiſche Kolorit bey dem engliſchen Publikum an Gunſt. Sie irrten ſich ſehr, wenn Sie die engliſche Folgerechtigkeit deſſen beſchuldigten. Indeß die engliſche Kritik den franzöſiſchen Herrn Grafen höchlich bewundert, wenn er ſeine Helden ſich in Eremiten-Klauſen verkriechen läßt, und ſeine unerbittliche Rechtgläubigkeit durch keine Tugend, wenn der Glaube an Rom ſie nicht begleitet, verſöhnen läßt, gehen ſie mit ihren eigenen Landsleuten, wenn ſie ſich ein kleines Bischen in die katholiſche, ja nur reinweg myſtiſche, Schwärmerey wagen, gar arg um. Da hat ein Herr Wordsworth Memorials of a tour on the Continent geſchrieben, in welchen er gar gemüthlich in Verſen und Proſa Alles eintrug, was ihm eben durch den Kopf glitt. Vielleicht wird er ſchon in Ihren Tagblättern überſezt und von Ihren Leſern bewundert. — Die pedantiſche engliſche Kritik behauptet, daß z. B. (in den Schweizer Gebirgen) „eine Brücke von der Jungfrau zum Mont Roſa gewölbt ſey," auf welcher er im Geiſte ſteht und artige Dinge unter ſeinen Füßen beobachtet, baarer Unſinn wäre; und will gar nicht verſtehen, wenn der Dichter nach mannigfaltigen Betrachtungen äußert: „Die Zeit gleitet unter uns hin, gleich dem Rücken des Regenbogens, auf dem wir ſtanden." — Was würden dieſe Menſchen ſagen, wenn ſie eine Menge Ihrer Sonette und Taſchenbücher-Gedichte zu kritiſiren hätten! Der arme Wordsworth ſingt einmal, wie er auf dem Rheinſchiff gar unſchuldiglich vor einem Chriſtus-Kreuz dichtet, das er im Sturm anruft und eine recht verſtändliche Strophe mit den Worten ſchließt:

All unſer Hoffen ruht in Dir,
Miserere Domine! —

Aber das bekommt ihm ſchlecht! Das nennt ein engliſcher Kritiker „in dem heuchleriſchen Pathos eines überſpannten Sektirers" ſprechen. Die Verſchiedenheit kritiſcher Anſichten, auf die Verſchiedenheit gewohnter Erſcheinungen gegründet, fiel mir vor Kurzem bey einer andern Gelegenheit auf. Die Anzeige eines Lebens des berühmten Dichters Goldſmid hob folgenden Zug aus: Goldſmid, ſchon nachdem ſein „verlaßnes Dorf (the deserted village, ein kleines idylliſches Epos) ſeinen Ruhm begründet," habe ſich über die geringſchätzige Vernachläſſigung eines namhaften Mannes zu beklagen gehabt, bey welcher Gelegenheit er geſagt habe: „So behandelt man einen Mann von meinem literariſchen Ruf!" Der engliſche Kritiker ſieht dieſe Aeußerung des hochverehrten engliſchen Dichters als das Superlativ von Autor-Eitelkeit an. — Welche jungfräuliche Beſcheidenheit, ſollte man meinen, müſſe noch unter den engliſchen Schriftſtellern herrſchen, wenn eine ſolche einfache, die mäßigſten Anſprüche des Selbſtgefühls kaum ausſprechende, Aeußerung bey ihnen für Autor-Eitelkeit gilt. Gott erhalte ſie bey ſolchen Geſinnungen! —

Am Charfreytag predigte der Dekan von Weſtmünſter in der königlichen Kapelle von St. James vor dem verſammelten Hofadel. Daß bey ſo einem Gottesdienſt der Nicht-Adel nicht vorſezlich ausgeſchloſſen iſt, verſteht ſich wohl; hier wirkt dieſelbe Gewalt der Meynung im Menſchen, welche einſt am 10. Aug. das aufgeregte Pariſer Volk vermochte, ein dreyfarbiges Band, quer über die Terraſſe der Tuillerien gezogen, gleich einer eiſernen Schranke zu ehren. Dieſe Predigt in dieſer Kapelle ſichert wahrſcheinlich die Meynung vor allem profanen Zutritt. Wenn aber dieſe Thatſache — nicht von tadelſüchtigem Vorwitze, nicht von philoſophiſchem Tiefſinn, ſondern vom ſchlichten Menſchenverſtand unterſucht würde — welche Betrachtungen böte ſie? An dem Tage, wo der Größte im Himmel und auf Erden erniedrigt ward zur hülfloſeſten Knechtsgeſtalt, ſondern ſich Brüder von Brüdern ab, um ſich ſtandesmäßig verkünden zu laſſen, daß alle Menſchen gleich ſind vor ihm.

Das Ausland hat ſchon oft ſein Aergerniß an einigen Unfeinheiten genommen, die ſich das ſchöne Geſchlecht, und die ſich das Geſetz gegen das ſchöne Geſchlecht in den brittiſchen Reichen herausnimmt. Zu dem erſten gehört das Boxen und Wettrennen der alten Weiber, zu dem lezten das Verkaufen der Ehefrauen. Es wäre ſehr unbillig, das Befremdliche in Ueberbleibſeln alter Sitten für nationelle Rohheit zu halten. Dürfte man das, ſo müßte auch ein einzelner Zug entgegengeſezten Charakters das entgegengeſezte Urtheil rechtfertigen. Dem zu folge wäre der ächte Rittergeiſt, welchen Ihre Dichter beſchwören, in England allein noch einheimiſch, weil man hier den Mädchenraub (die gewaltthätige Entführung) mit dem Tode beſtraft. Wirklich ward Hr. Leahy, welcher eine Miß Goold gegen ihren Willen entführte, den 29. März bey Newcaſtle in Irland hingerichtet. Leider iſt das Blutvergießen in dieſem unglücklichen Lande ſo ſehr an der Tagesordnung, daß der einzelne Jammer in dem allgemeinen verhallt, und für den Verbrecher wie für die Richter der Maßſtab des Rechts verloren iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 39.

Digitized by Google

Nro. 116.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Mai 1822.

> Wer ſchlägt den Löwen? Wer ſchlägt den Rieſen?
> Wer überwindet jenen und dieſen?
> Das thut jener, der ſich ſelber zwinget.
>
> **Walther von der Vogelweide.**

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Ariſt war von früher Jugend zum Handel beſtimmt geweſen, ſein Unterricht hatte daher nicht bezweckt, ihn zum Denker zu machen, gute Gewohnheiten und glücklicher Einklang der Kräfte hatten ihn mehr wie Grundſätze vor Unrecht geſchüzt, und erſt im Laufe des Lebens hatte er klare Einſicht für das Gute, und feſte Grundſätze über das Böſe entwickelt. Bey mehr Anlagen als Bildung des Verſtandes ſchäzte er den Verſtand faſt zu hoch, er ſuchte den Umgang mit geiſtreichen Menſchen, er las, um ſich fortzuhelfen, ſehr viel, oft nicht das Zweckmäßigſte. Dieſe Vorliebe für Verſtand hatte ihn für Urſule eingenommen, von der Zeit an, da ſie ſtatt ſeiner Mutter mit ihm Briefe gewechſelt; bey ihrem Wiederſehen hatte ihre vereinigte Arbeit in der väterlichen Verlaſſenſchaft ſeine Meinung von Urſules Verſtand noch erhöht, weil dieſer doch aber nicht das natürlichſte Bindungsmittel zwiſchen Jüngling und Mädchen iſt, war ihre Verbindung wirklich ausgeartet und glich mehr der Freundſchaft zwiſchen Männern. Beyde gefielen ſich in dieſem freyen Verhältniß, ſeine Seltſamkeit mochte auch ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Der ſtarre Willen, mit dem Madame Salmon Urſules Verbindung mit Ariſt als einen geſchloſſenen Handel betrachtete, reizte ſowol den ſeinen, als Urſules Unabhängigkeitstrieb auf, und ſo kam es, daß ſich zwiſchen beyden eine ſtillſchweigende Uebereinkunft entſpann, keine Liebende zu ſeyn und ſich nicht heyrathen zu wollen. Für Ariſt mußte Jarl ein ſehr anziehender Geſellſchafter ſeyn; er übte ſeinen Verſtand und blendete ihn dergeſtalt, daß er unbeſorgt, ja mit Wohlgefallen ſeine Sophismen anhörte und Urſules brillanten, bald kühnen, bald weiblich flüchtigen Vernünfteleyen ſeinen Beyfall gab.

Jarl gefiel ſich ſehr in dieſem ſonderbaren Kleeblatt. Frau von Halten beobachtete es mit immer neugierigerem Blick. Sophiens Hochzeitfeyer veranlaßte manche Familien-Feſte und glänzende Geſellſchaften, bey deren Zubereitungen Jarls artiſtiſche Fertigkeiten in ſehr günſtigem Lichte erſchienen. Solche Verabredungen ſind Veranlaſſungen zu endloſen Unterredungen, Verheimlichungen, Befragungen, Annäherungen, welche den Augenblick zum Zweck haben, aber ehe man ſichs verſieht zu Gewohnheiten werden. — Urſule kam mit Jarl in vielfältige Berührung; ſie führte den Haushalt, alſo mußte er mit ihr alle Einrichtungen zu einer dramatiſchen Darſtellung, zu Balldekorationen, zu der Erleuchtung des Gartens verabreden. Ariſt taugte dazu nicht, er war Reiter, Jäger, Zimmermann, Mahler, ward alſo überall Handlanger, wo jener dirigirte; aber mit ungetrübter Heiterkeit, denn wenn Jarl alles mit Urſule abgeredet, wendete dieſe ſich zu ihm und fragte zutraulich: Ariſt, iſt das Ihnen recht? Oder: mein Freund, berechnen Sie, ob wirs beſtreiten können. — Bey dieſer häuslichen Vertragſamkeit flog wohl eine leichte Röthe über Jarls meiſt bleiches Geſicht, und das Zucken ſeiner Unterlippe, wenn Ariſt ruhig wie ein theilnehmender Bruder die Frage bejahte oder verneinte, hätte Urſule warnen ſollen. Urſule verſtand aber dieſes Lächeln nicht und bemerkte nicht, wie Jarl Veranlaſſungen herbeyführte, die Ariſt in die Nothwendigkeit ſezten, ſeinen Beyfall zu verſagen, und die Ausführung eines Planes zu ſtören. In ſo einem Fall trat Jarl dann ſchnell hinzu, bewies deutlich, daß Ariſt in Irrthum ſey, ſich von einer Laune regieren ließ, legte aber, ehe dieſe Bemerkung nur Zeit hatte zu verletzen, einen neuen Plan vor, der Urſule entſchädigte, den Ariſt nicht ohne Unbilligkeit verwerfen konnte, aber mit Empfindlichkeit gut hieß. Ehe Urſule es ſelbſt ahnete, hatte ſie mit Jarl Verabredungen, die Ariſt vorenthalten blieben; ſeine Ueberraſchung bey deren Erfolg wurde mit leichtem Scherz beantwortet, von dem nun Verſtimmten aber nicht ſcherzend aufgenommen; und ſo kam es, daß, wie die Hochzeit-Feſte vorüber waren und das ſtille Familienleben wieder Platz nahm, die Verhältniſſe des Kleeblatts von Tage zu Tage mehr verändert erſchienen.

Indeß Marcus mit ſeiner jungen Gattin in der Seligkeit der Honigmonate ſchwelgte, fing ein Geiſt des Mißverſtändniſſes an, zwiſchen den drey Freunden bemerkbar zu werden. Jarl und Urſule ſahen wie verbündet gegen Ariſt aus, der je mehr und mehr ihren Meynungen widerſprach, ihre Anſichten tadelte, und mit einer gewiſſen Störrigkeit, die Jarl altväteriſche Moral nannte, gegen die freyen Lebensanſichten des Weltweiſen und ſeiner gewandten Freundin zu Felde zog. Madame Salmon zog ſich immer mehr in ihr Zimmer zu ihrem Gebetbuch zurück; Frau von Halten fand ihre Rolle bey dem neu vermählten zärtlichen Turteltaubenpaar etwas linkiſch und ihre Anſicht, Urſule von Ariſt los zu reißen, und mit dem geiſtvollen Dänen, der ſie offenbar mit Leidenſchaft liebte, zu verbinden, reifte, ſobald ſie die entkeimende Uneinigkeit wahrnahm, zu einem beſtimmten Plan.

Da dieſe Menſchen in geſellſchaftlichen und Geſchäftsverhältniſſen lebten, die ihnen nicht erlaubten, ſich ungehindert mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, ſo entwickelten ſich die Gefühle in ihnen nur allmählig, und geſtalteten ſich nicht plötzlich in ſcharfen Formen. Doch der oberflächlichſte Beobachter muſſte bemerken, daß Ariſt aus dem ruhigen Freund ein verdrießlicher Mentor geworden war, daß Urſeles Unbefangenheit in leidenſchaftliches Schwanken gewandelt ſey, — nur Jarl trat feſt und ungeſcheut als Urſules Anbeter auf. Die geiſtreichen Diskuſſionen hörten auf, Ariſt brach ſie mit Gründen einer fromm bürgerlichen Denkart ab, die ſehr beglückend und rühmlich iſt da, wo einfache Verhältniſſe nie dem Kampf der Leidenſchaften ausſetzen, oder wo ſie der Erwerb reicher Lebenserfahrungen iſt; die aber den gährenden Leidenſchaften als Feſſel, dem unruhigen Geiſt als Schranke aufgedrängt, eng und gehäſſig erſcheint und ihren Verkünder leicht des Deſpotismus verdächtig machen kann.

Wäre Frau von Halten ſo weiſe wie theilnehmend geweſen, ſo hätte ſie das innere Leben dieſer drey Menſchen erkannt. Urſule war durch Umſtände verleitet worden, in ihrer Verbindung mit Ariſt von den natürlichen weiblichen Verhältniſſen gegen den Mann abzuweichen; ſich ſelbſt überlaſſen, hätten dieſe Beyde den rechten Weg wahrſcheinlich wieder gefunden, jezt trat aber Jarl zwiſchen Beyde, und ließ vor Urſule die Erſcheinungen der Liebe in der Geſtalt vorüber gehen, wie in unſerm geſellſchaftlich gebildeten Leben, dieſes den Menſchen auf jeder Stufe der Sittigung zu ſeiner Entwicklung verliehene Gefühl, ſich darſtellt. Darum iſt der Liebe göttlicher Urſprung erwieſen, weil ſie gleich der Religion in jeder Form für das wahrhaft nach ihr bedürftige Herz Glückſeligkeit gibt, weßhalb ſie vielleicht eben deßhalb, ſo wie ihre göttliche Schweſter, ſo oft vom Böſen verſtellt und mißbraucht wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Erziehungs-Anſtalt in Nürnberg.

Die Ueberzeugung, daß Unterricht ohne Erziehung nur den geringſten Theil der Jugendbildung umfaſſe, und daß es einer Anſtalt möglich ſey, beyde in inniger Durchdringung zu vereinigen, hat ſchon manchen pädagogiſchen Verſuch veranlaßt; ob aber die Aufgaben vollkommen gelöſt worden, möchte ſchwer zu bejahen ſeyn. Wir ſahen Erziehungs-Anſtalten aller Art in Deutſchland entſtehen, zum Theil auch wieder verſchwinden, aber noch hat ſich nirgends ein Familien-Verein zur Durchführung einer eigentlich nationalen Erziehung nach feſten wohl durchdachten Grundſätzen gebildet. Noch werden Söhne vornehmer Eltern in auswärtige Anſtalten geſandt, und beynahe könnte man fürchten, daß das viele Gute, welches unzweifelhaft durch alle jene Verſuche angeregt worden und zu Stande gekommen, verloren gehen möchte, wenn nicht das Werk immer von Neuem mit Liebe und Beſonnenheit angegriffen würde.

Um ſo mehr iſt wohl an der Zeit, einer Anſtalt zu gedenken, welche ſeit einigen Jahren in Nürnberg, beſonders durch Unterſtützung des menſchenfreundlichen Kreisvorſtehers Grafen v. Drechſel beſteht. Die HH. Dittmar, Groſch, Gersbach, Steinlein, Lochner, Marx und Kirchner haben ſich zu einer Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalt für allgemein vorbereitende und gelehrte Bildung vereinigt, welche jene Aufgabe aufs Neue zu löſen ſucht und bereits ein ausgebreitetes Vertrauen beym Publikum genießt. Mit Vorſicht und Beſonnenheit die Freyheit ihres Wirkens ermeſſend, folgen ſie der Peſtalozziſchen Anſicht, ohne deßhalb ihr Inſtitut ein Peſtalozziſches genannt wiſſen zu wollen. Im Gegentheil verwahren ſie ſich vor Methodenſucht durch Benutzung alles Guten, was irgend im pädagogiſchen Fach zu Tage gefördert wird.

In dieſer Anſtalt, wie ſie bisher beſtand, werden Knaben und Jünglinge, meiſt aus den bemittelten Ständen,

Digitized by Google

für die Wiſſenſchaften oder das höhere Gewerbsweſen herangebildet. Bey ihrer Annahme dürfen ſie nicht unter ſieben, und die ſich dem Gewerbe, nicht über elf, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, nicht über funfzehn Jahre alt ſeyn. Nur Kinder deutſcher Zunge und chriſtlichen Bekenntniſſes werden aufgenommen. Der Unterricht in der Religion, in der Tonkunſt (wobey der Verein auf Geſangmuſik beſonderes Gewicht legt, ſie ſogar als Element der Erziehung betrachtet), in der Schöpfungskunde, welche aus Naturkunde (Minen-, Pflanzen-, Thier- und Kräftekunde) und aus Erdkunde beſteht, ferner in der Geſchichte, in der Mutterſprache, in der Größenkunde (Zahlen- und Raumlehre), Bildekunſt (Zeichnen und Handarbeit) fängt in den Klaſſen der Jüngeren an, und vermehrt ſich bey den Heranwachſenden mit dem Unterricht in den ältern und neuern Sprachen. Auch auf Leibesübungen für jedes Alter wird beſondere Aufmerkſamkeit verwandt.

Die Haupttendenz der Anſtalt iſt Familien-Erziehung. Jedes Mitglied des Vereins ſoll künftig in Stand geſezt ſeyn, eine Familie zu gründen; die Zöglinge werden, mit Berückſichtigung ihrer beſondern Charakterverſchiedenheit und Bedürfniſſe, unter die vereinigten Familien vertheilt, und indem ſie ſo unter väterlicher Zucht und mütterlicher Pflege ſtehen, welchen ja zunächſt die Entwicklung des Charakters und des moraliſchen und religiöſen Sinns anbefohlen iſt, wird zugleich eine weit fruchtbarere Forthülfe beym Lernen in den Nebenſtunden möglich.

Dieſe Anſichten und Zwecke hat der Verein in einer kürzlich erſchienenen Schrift unter dem Titel: „Die Beſtrebungen des Erzieher-Vereins in Nürnberg,“ dem Publikum vorgelegt. Nicht leicht werden pädagogiſche Grundſätze mit mehr Klarheit, Eindringlichkeit und Eigenthümlichkeit entwickelt worden ſeyn. Die Anſichten der Verfaſſer, oft von dem Herkömmlichen abweichend, erheiſchen ernſte, ruhige Prüfung, und müſſen aus der klaren Anſchauung philoſophiſcher Prinzipien, worauf ſie ſich gründen, nothwendig zur Erkenntniß des Guten führen. Ein reiner kräftiger Geiſt der Religioſität durchdringt ihre Schrift; man ſieht, daß das Werk der Jugenderziehung ſich hier auf dem feſten Grunde des chriſtlichen Glaubens aufbaut, und fühlt recht lebendig, wie Männer, welche mit ſolchem Sinne arbeiten, im freudigen Gefühle Gott gefälliger That glücklich leben und gedeihlich wirken müſſen.

Aus dieſen Geſinnungen läßt ſich leicht der Wunſch des Vereins erklären, mit der beſtehenden Anſtalt eine Waiſenanſtalt zur Bildung künftiger Volksſchullehrer verbinden zu können. Seinen Grundſätzen nach könnte er von Anfang an auf die Begünſtigung Verzicht leiſten, eine eigentliche Staatsanſtalt zu werden; wohl aber wünſcht er unter den Schutz des Staats geſtellt zu ſeyn, und deſſen Unterſtützung zur Gründung des neuen Inſtituts zu erhalten. Dieß iſt die nächſte Veranlaſſung der erwähnten Schrift, die der Verein den verſammelten Ständen des Königreichs Bayern vorgelegt und durch den Druck bekannt gemacht hat. Der erſte Sekretair der Deputirten-Kammer hat über das Geſuch bereits einen Antrag geſtellt, welcher in der Sitzung vom 11. März mit Auszeichnung an den betreffenden Ausſchuß gewieſen worden iſt. Auch der König von Bayern und der Reichsrath Graf von Arco gaben dem Verein ihre ermunternde Beyſtimmung zu erkennen und erklärten ſich zu thätiger Hülfe bereit.

Gewiß werden verwaiſte Knaben von unverdorbenem Herzen und guter Anlage im Kreiſe der Familienerziehung am zweckmäßigſten zum künftigen Berufe der Volksſchullehrer vorbereitet. Der mäßige Bedarf zur erſten Einrichtung der Anſtalt beläuft ſich nach der Berechnung des Vereins auf 2500 fl. Der Verein hofft, daß durch einzelne, freywillige Beyträge vielleicht dieſe Summe zuſammen gebracht werden könnte, und nimmt dazu die Mildthätigkeit reicher Menſchenfreunde in Anſpruch. Vom Staate wünſcht er zur Sicherung des Fortbeſtandes jährlich eine beſtimmte Geldſumme, freye Wohnung, nebſt Holz, das nöthigſte mathematiſche und phyſikaliſche Geräthe nebſt Sammlungen von Natur- und Kunſterzeugniſſen, ſo fern ſolche vielleicht andernorts unbenuzt liegen und noch brauchbar ſind, und überhaupt für das ganze Unternehmen den beſondern Schutz der Regierung.

Möge dieſer fromme Wille freundliche Unterſtützung finden und zu glücklicher Ausführung gelangen. Auch dieſe Zeilen ſollen allen Menſchenfreunden als Aufruf zur liebevollen Theilnahme gelten.

Neue Erfindungen.

Hr. Cobbett erwähnt in einer ſeiner Flugſchriften, daß ein Bauermädchen von Connecticut in Amerika einen aus Gras verfertigten Damenhut bey der Geſellſchaft der Künſte eingeſandt habe, den man weit beſſer als die italiäniſchen Strohhüte gefunden. Das Gras iſt die Poa pratensis, hier gemeinhein Speergras genannt. Hr. Cobbet hat ſich einigen Saamen davon kommen laſſen, und iſt der Meynung, daß Roggen und Weizenſtroh ſehr fein gezogen werden könnte, wenn blos das Stroh beabſichtigt würde, und daß, wenn man es kurz vor dem Reifwerden abſchnitte, es Hüte geben würde, die den italiäniſchen gleich kämen. Denn es iſt das Reifen, welches das Stroh zerbrechlich macht.

*

Man hat die Erfahrung gemacht, daß das Pechöl oder Kohlentheer, welches von den Gasverfertigern bisher als ein Abfall betrachtet wurde, wenn es mit trockenen Sägeſpänen, faulem Holz oder Gelbholz zu einem Brei vermiſcht wird, woran man nachher das Waſſer abziehen läßt, eine größere Menge Gas liefert als eine gleich große Maſſe von Steinkohlen. Auch mag dieſer Prozeß ſo lange wiederholt werden bis aller Theer aufgegangen iſt. — Dieſer Theer, mit gelbem Ocker vermiſcht, gibt auch eine vortreffliche grüne Farbe, zur Erhaltung grober Hölzer und anderer Dinge.

Korreſpondenz - Nachrichten.

London, April.

(Beſchluß.)

Das dem Andenken ſeiner leztverſtorbenen Majeſtät beſtimmte Denkmal hat bey der zu deſſen Bewerkſtelligung ernannten Kommiſſion viel Debatten veranlaßt. Hrn. Wyatts Plan ward von ſeinem Gönner, Sir Charles Philipps, mit Ausdrücken, welche ein Theil des Publikums aufgeblaſen nannte, empfohlen; er ſezte das von Wyatt entworfene Werk hoch über Alles, was alle engliſche Denkmale, über Alles, was Rom und Griechenland aufzuweiſen vermöchte. Die Gegenparthey wagte einige Einwürfe, ward aber von Wyatts Gönnern überſtimmt, und dem Publikum liegt nun der Wunſch nahe, daß er dem Ruhm, der ihm vorangegangen iſt, entſpreche.

Die fürchterliche Thätigkeit der Mordbrenner, welche im ſüdöſtlichen Frankreich ſolchen Schrecken und Abſcheu erregt, läßt ſich auch in mehrern Gegenden Englands (z. B. in Suffolk, Lankaſter u. ſ. f.) verſpüren. Ihr Frevel trifft beſonders die Getreide-Vorräthe. Es iſt herzzerreißend, Tauſende von Garben durch die ſinnloſeſte Unthat in Rauch aufgehen zu ſehen, indeß die Kirchſpiele mit Menſchen überladen ſind, die ihr Brod der öffentlichen Barmherzigkeit danken. Das iſt das hochbeglückte England, deſſen Gebrechen eure Reiſebeſchreiber verſchweigen, und deſſen urſprünglich herrliche Inſtitutionen ihr nicht nachahmen könnt.

Eines der Londner Blätter, the Guardian, gibt in jedem Stück eine kurze Kritik anderer engliſchen Zeitſchriften. In Deutſchland würde man das ſehr übel nehmen, beſonders wenn der Nagel ſcherzhaft auf den Kopf getroffen würde. Unſers, von ſeinen deutſchen Freunden oft bewunderten, Ackermanns Repository trifft ein ziemlich derber Spott über die Seichtigkeit ſeiner Artikel, welche größtentheils dem Unterricht des ſchönen Geſchlechts gewidmet ſind. Es iſt ſchön, wenn die Engländer wünſchen, ihre Frauen durch kräftigere Speiſe erſtarken zu ſehen, denn einer der ältern deutſchen Dichter ſagte einſt, was ich nicht im Versmaas zu wiederholen weiß: „Das Weib gleicht überall dem Manne; wo er kräftig iſt, iſt ſie kräftig wie er, aber milder*).“ Die Kritik klagt hie und da — und nicht mit Unrecht — über das Ueberhandnehmen der myſtiſchen Hochlandsmährchen. Es iſt dem Ausländer, wie lange er hier auch gelebt hat, ſchwer zu unterſcheiden, was von dieſen zahlreichen Spukgeſchichten Volksſage, oder Erfindung ſchreibſeliger, oft geſchickter, Erzähler iſt. Beſonders wir Deutſche theilen in Rückſicht des ſchauerlichen Mährchens, den ſchottiſchen Geſchmack. Ich bewundere Walter Scott, daß er in ſeinen zahlreichen, höchſt abenteuerlichen Dichtungen dieſes Mittel, Theilnahme zu erregen, jederzeit verſchmäht hat. — Ein anderes Blatt, the London, verſuchte in einem ſeiner lezten Stücke das ältere engliſche Luſtſpiel zum Nachtheil des neuern, durch die ſonderbarſten Sophismen zu vertheidigen. Es ſagt: „Seine Sittenloſigkeit iſt gänzlich erſonnen, und keineswegs Darſtellung des wirklichen Lebens.“ Das iſt eine wunderliche Anſicht, welcher die, ſo das Luſtſpiel für ein Sittengemälde halten, unmöglich beyſtimmen können. Es ſagt ferner: „Ins wirkliche Leben übertragen, ſind Congreves und Wycherley's (die beyden vorzüglichſten Luſtſpieldichter der engliſchen Bühne, die zwiſchen dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert lebten) Charaktere Lüderliche, und feile Dirnen; ſie haben keinen andern Beruf, als geſezlos ihren Lüſten zu fröhnen; wäre ihr Betragen allgemein befolgt, ſo ſtürzte die Geſellſchaft in ein Chaos zuſammen. Allein wir thäten Unrecht, ſie nach dieſer Anſicht zu beurtheilen. In der vorgeblichen Welt, in der ſie leben, bringen ſie dergleichen Chaos nicht hervor, denn ſie ſind ſelbſt chaotiſche Menſchen; ſie erkennen keine geehrten Sazungen an, alſo übertreten ſie deren keine; ſie verlezen keine Familienbande, denn kein ſolches hält ſie umſchlungen; ſie zerreißen kein Ehebündniß, denn keiner von ihnen ſezt eines voraus; ſie kennen weder Recht noch Unrecht, weder Eltern- noch Kindespflicht, weder Anſprüche noch Pflichte.“ — Mir däucht, alle ſchlaffe, lüſterne, frömmelnde, phantaſtiſche Romanſchreiber ſollten the London den lebhafteſten Dank zollen, für eine Rechtfertigung ihrer Geiſtesgeburten, auf welche der geſunde Menſchenverſtand nicht gekommen ſeyn würde. Da Congreve und ſeine Zeitgenoſſen in Deutſchland nicht unbekannt ſind, wird es Ihren Leſern leicht ſeyn, die Gründlichkeit dieſer gewagten Anſicht zu unterſuchen.

Cordova, im April.

Wie ich die flache Wüſte von la Mancha hinter mir hatte, und dieſſeits der Höhen von Sierra Morena herunter gekrochen war — erlaube mir den Ausdruck! der Bewegung meines Fahrzeugs, eines kleinen Bauernwagens mit einem Tuch bezogen, auf dem ich lebte, aß und ſchlief, erlaubt keinen andern — kurz, nachdem ich die Höhe herabgekommen war, befand ich mich in einer ganz neuen Welt. In dem blühenden, duftenden, von lauen Lüften gefächelten Andaluſien waren mir alle meine alten Bekannten an Bäumen, Pflanzen, Blumen abhanden gekommen, und ich begegnete auf jedem Schritt, mir dufteten entgegen, mir wölbten ſich über dem Haupte lauter vornehme Gewächſe, die wir bey uns ehrerbietig in Gewächshäuſern ziehen, und uns mühſelig nach ihnen bücken müſſen oder bequem über ſie herüber ſehen. In Andujar ſah ich hie und da ſogar Palmen über die Gartenmauern blicken. Die Hitze fand ich bis jezt lange nicht ſo drückend, wie man ſie bey uns ſich vorſtellt. In la Carolina, einer von den Kolonien des Olavides in der Sierra Morena, welche ich gerade in den Oſtertagen durchzog, wurden bunte Oſtereyer in großer Menge verkauft, ſo wie bey uns, und die Knaben ſpielten damit, und man trat auf die farbigen Schalen umher, wie in Bern, München, Stuttgart — — ein Paar Spanier, die mit mir reiſten, waren faſt noch verwunderter wie ich über dieſe Erſcheinung. Wie ich nach ihrem Urſprung fragte, antworteten mir die Leute: „Das führten die Deutſchen hier ein.“ Endlich fand ich eine alte Frau aus der Gegend von Worms, eine der noch übrigen erſten Koloniſtinnen; ſie ſprach noch rein pfälziſch, als ſey ſie erſt dieſes Jahr ausgewandert, und hatte eine, mit jedem Worte zunehmende, höchſt rührende Freude, wie ich deutſch mit ihr ſprach, ihre Geburtsgegend beſchreiben konnte, ihr von deren Schickſalen erzählte. —

Auf dem Wege von Andujar nach Cordova brachte ich, immer auf meinem Tartarenkarren, zwey Tage lang zu — dieſe Zeilen ſollen dir nur ſagen, daß ich da bin — daß ich Alles darum gäbe, dich hierher zu zaubern. Wohin ich trete, ſtrömt mir Roſenduft entgegen, wenn ich eine Hausthür öffne, erblicke ich Roſen mit Myrthen verſchlungen, von Orangen beſchattet, in den kleinen Höfen, die jedes Haus in ſeiner Mitte hat. Darin plätſchert dann oft ein Brunnen, und in der Höhe nickt eine Palme. Da iſt ein Platz vor dem Dom, oder vielmehr, in dem Dom, wenigſtens gehörte er, als jener noch Moſchee war, in ihren Bezirk, da findeſt du dieſe herrlichen Gewächſe, reich und kräftig — einige hundert Orangebäume, und hinter den Roſen und Myrthenzweigen blickt die mauriſche Architektur des Doms hervor! — Die erſten Tage war ich hier wie ein Seliger, ohne Wunſch und Entſagung. Ich blickte in die Welt hinein, und hätte, glaube ich, Alles vergeſſen, wenn nicht die Begierde, euch dieſe Herrlichkeiten mit genießen zu laſſen, mir die menſchliche Bedürftigkeit wieder fühlbar gemacht hätte. Nächſtens folgt ein vernünftigerer Bericht.

---

*) Einer der Stollberge ſagt etwas Aehnliches.

Nro. 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 16. Mai 1822.

Und welcher Sterbliche wirft ſehnend nicht den Blick
In eine ſchöne Flur, die er verließ, zurück?

Gray, Elegie auf einem Dorfkirchhofe.

Jephtha's Tochter.

Nach Lord Byron.

Wenn, o mein Vater, unſer Volk und Gott
Von dir verlangen deines Kindes Tod;
Wenn ein Gelübde dich mit Siegsruhm füllt,
So triff den Buſen, der ſich dir enthüllt!

Nicht werd' ich ängſtlich um mein Leben flehn,
Die Berge ſollen mich nicht wiederſehn.
Führt die geliebte Hand den Todesſtahl,
So iſt dem Tod genommen ſeine Qual.

Und glaub', o Vater, was mit frohem Muth
Ich künde: rein iſt deiner Tochter Blut;
Rein wie dein Segen, eh mein Blut entfließt,
Sey der Gedank' auch, der mein Auge ſchließt.

Wenn Salems Jungfraunſchaar auch um mich klagt,
Der Richter und der Held ſey unverzagt!
Die große Schlacht gewonnen hab' ich dir,
Und Volk und Vater danken Freyheit mir.

Iſt längſt das Blut, das du mir gabſt, verraucht,
Und dieſer Ton, den du ſo liebſt, verhaucht,
Sey eingedenk des Ruhms, den ich erwarb,
Und o vergiß nicht, daß ich lächelnd ſtarb.

D.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Jarl hatte mit ſeinem Wohlgefallen an Sophie nie eine andre Abſicht verbunden als dadurch, wie wir früher erwähnten, in dem Zirkel der Frauen, in den er gerathen war, als unſchädlich zu erſcheinen. Urſules unabhängig kühner Geiſt erregte gar bald ſeine Aufmerkſamkeit, es ſchien ihm anziehend, dieſen zu unterjochen und Schmerz und Wonne an die Stelle des Vertrauens und der Ruhe, die bisher in ihrem Buſen geherrſcht hatten, zu erwecken. Es gelang ihm nur zu gut, und Ariſt, der es wohl in ſeiner Hand gehabt hätte des Dänen Ränke zu entkräften, that ihm durch Irrthum Vorſchub. Er hatte Jarls Verſtand bewundert, und mit einer Eitelkeit, die bald eines Bruders, bald eines Verlobten Karakter trug, Urſules Geiſt vor ihm bewundern hören, ohne je darüber nachzudenken, ob die zwiſchen ihnen aufgeſtellten Anſichten, über Leben, Liebe, Ehe und Freundſchaft, die Elemente eines würdigen Lebens, eines feſten Muthes in Freude und Leid enthielten. Bey der erſten Spur von Vorzug, den Jarl in Urſules Herzen zu gewinnen ſchien, entdeckte er, daß er ſeine Rechte auf ihre Hand nie behauptet hatte, weil er ſich in denen auf ihr Herz ohne Nebenbuhler glaubte, Eiferſucht machte ihn zum Moraliſten, er erkannte Jarls glänzende Sophismen für Verführungsmittel, er hielt Urſules geiſtreiche Faſeley für Sympathie mit demſelben, und aus dieſer Anſicht entſtand der Unmuth, mit dem er Urſules Vertrauen erwiederte, und als Gegenpart in den ſonſt freundſchaftlichen Erörterungen auftrat. Es gab manchen Augenblick, in dem Ariſt Urſules Stimmung mit Entſagung ſeiner Perſönlichkeit anſah und dann fühlte er Unruhe und Kummer über die wirkliche Gefahr, in der ſie ſchwebte, Grundſätze, über deren Unwerth Eiferſucht ihn hellſehend gemacht hatte, auf das wirkliche Leben anzuwenverloren, er konnte ihn nicht fähig halten, ſeiner Freundin Führer und Berather zu ſeyn. Würde nun dieſes theure Mädchen an der Seite eines ſolchen Mannes in einem fernen Lande bey ihren Ideen von Weltbürger-Sinn, Liebe ohne Ehe, Ehe ohne Liebe und Unabhängigkeit von äußern Umſtänden, glücklich ſeyn können? faſt zweifelte er, ob ſein Bruder, der einen Kinder-Roman bis zu einer nichtsbedeutenden, auf flache Zärtlichkeit gegründeten Ehe fortgeſponnen, nicht einen beſſern Weg genommen hätte, wie er in dem Bedürfniß freyer Entwicklung ſeiner Gefühle. — Doch der Anblick von Jarls Bemühung um die ihm nun verlorne Braut, Urſules Thränen, die nicht ihm floßen, ihr ſeelenvolles Lächeln, das nicht er erregte, rieſen wieder die Betrachtung ſeines perſönlichen Verluſtes in ihm auf, und er haßte je mehr und mehr den Störer ſeiner Ruhe.

Alle dieſe innern Herzens-Vorgänge entſchlüpften Frau von Haltens befangnem Blick. Sie ließ ſich einzig von ihrer Lebenstheorie leiten, der zu Folge „Liebe die Blüthe des Lebens" war, der jede kleinliche Rückſicht ſolle weichen. Jarls leidenſchaftliches Betragen gegen Urſule, das er vor ihr allein, da er ihre Schwäche wohl kannte, nicht verbarg, bedünkte ihr Ariſts ernſten, jezt oft ſcharfen Ton ſeinen ehedem brüderlich ruhigen Umgang mit Urſule weit vorzuziehen, und mit unverzeihlicher Unvorſichtigkeit begünſtigte ſie Urſules Verirrung zu Jarls Gunſten, indem ſie das arme Kind damit vor einer kalten Convenienz-Ehe zu ſchützen vermeinte.

Um dieſe Zeit erfüllte Sophiens Geſellſchaft ihres jungen Gatten Tageszeit etwas weniger, wie in den erſten Monaten ihrer Ehe. In dem Moment, wo Ueberdruß die Stelle der ſchwelgenden Zärtlichkeit einzunehmen drohte, wurde ihm von einem benachbarten Fürſten ein Geſchäft mit ſeinem Stadtmagiſtrat aufgetragen; es fehlte ihm dazu weder an Kenntniſſen noch Geſchick, das Behagen einmal ein andres Intereſſe zu erfaſſen, als ihm die Anbetung ſeiner Frau gewähren konnte, machte ihm die Arbeit lieb, das Lob, welches er erntete, erregte ſeinen Ehrgeiz und er verfolgte die betretne Geſchäftsbahn um ſo eifriger, da Sophie durch Mangel an Theilnahme ihn kränkte, und durch Anſprüche und Klagen ihn zu ſeinen alten Gewohnheiten zurückführen wollte. Wie der von Weichlichkeit gepflegte Sinnenzauber vorüber war, blieb in Marcus Herzen kein Vorſprecher für Sophie, er hatte ihren Geiſt, ihre Bildung nie in Anſpruch genommen. Urſules Geſellſchaft bot ihm, was er nach ernſter Tages Arbeit bedurfte: heitre Unterhaltung oder geiſtreiche Beſchäftigung, und Sophie — blieb allein. Ariſt bemerkte die Veränderung in den Verhältniſſen von ſeines Bruders Ehe, er klagte den Bruder darum an, der den Mann aufſuchte, den er zu haſſen begann, und brachte hie und da eine Abendſtunde, während die Geſellſchaft bey Frau von Halten der Kunſt und den Wiſſenſchaften huldigte, mit den. Jarl hatte aus mehr wie einer Urſache ſein Vertrauen Sophie bey Madame Salmon zu, wo es ihm vergönnt war, in eintönigem Trüb ſeine Zeit zu vertreiben, indeß Sophie in der Blüthe der Jugend ſchon die traurige Entſchädigung zur Hand nahm, auf welche die Frauen ſo leicht verfallen, wenn es ihnen nicht glückt, Aufmerkſamkeit zu erregen — ſie machte ſichs zur Beſchäftigung nervenſchwach zu ſeyn, und gab Marcus gern zu verſtehen, daß ſeine Vernachläſſigung ſie krank mache.

Bey ſo geſpannten Verhältniſſen bedurfte es nur eines gelegentlichen Anſtoßes, um ſie zu zerreißen. Marcus ward von dem vorerwähnten Fürſten mit einem Auftrag beehrt, der ihn auf längere Zeit nach der Reſidenz deſſelben berief. Er ſah ſich jezt in die Laufbahn eingeführt, nach der er ſeit einiger Zeit ſtrebte. Seine Jünglings-Eitelkeit war Ehrgeiz, ſeine Zärtlichkeit Genuſſesluſt geworden. Ehrenſtufen und die abwechſelnde Annehmlichkeit, welche eine Hauptſtadt bot, verſprachen ihm ein wünſchenswerthes Loos. Die Troſtloſigkeit ſeiner Schwiegermutter war ihm leid, aber er urtheilte ſehr richtig, daß die Gattin ihrem Gatten zu folgen beſtimmt ſey, und betrieb ſeine Angelegenheiten ſo geſchickt, daß er nach kurzer Zeit als Finanzrath in fürſtliche Dienſte trat. Sophie ward durch die Neuheit der Ausſicht zerſtreut, durch die Vorbereitung zur Abreiſe beſchäftigt; ſie klagte weniger über ihre körperlichen Beſchwerden, und ohne die Honigwochen zu erneuern, ſtellte ſich ein beßres Einverſtändniß zwiſchen den beyden Eheleuten her, und bey dem Abſchied konnte man eine Ehe, wie wohlhabende, anſtändige Leute ſie ſo leicht führen können, für ſie hoffen. Ariſt liebte ſeinen Bruder mit der feſten Treue, die allen ſeinen Empfindungen eigen war, ſeine Schwägerin hatte ihm in der lezten Zeit viele Theilnahme eingeflößt, die Trennung von beyden ward ihm ſchwer. Es war ein Aufheben vorhandner Gewohnheiten, es war eine Ahnung in ihm, das Gebäude frühen Familienlebens möchte, einmal angeregt, gänzlich zuſammen fallen.

Die Unſicherheit von Marcus Eheglück, die er ſo lange ohne beſondere Unruhe wahrgenommen, fiel ihm nun, da er es nicht mehr ſollte täglich beobachten können, ſchwer aufs Herz. Seine Stimmung ward bey der Annäherung des Abſchieds weicher, als gewöhnlich; der Gedanke, daß eine offene Erklärung mit Urſule vielleicht ihre Anſicht von Jarl berichtigen, daß ſie vielleicht in ihrem Herzen die Entdeckung machen würde, die er ſich nicht mehr ableugnen konnte: daß ihr Verhältniß der Liebe nie fremd geweſen war, fing an ihn zu beſchäftigen, und ward nach und nach zur feſten Ueberzeugung. Die Familie verabredete ſich, die Abreiſenden bis zur erſten Station, einem bekannten Luſtort, zu begleiten. Ariſt hoffte, Urſule allein nach Hauſe fahren und ihr dann ſein Herz ausſchütten zu können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Etwas über Südafrika.

Die folgenden Auszüge ſind von dem eben erſchienenen erſten Band der Reiſen des Hr. Burchell in jenen Gegenden. Sein Aufenthalt in Afrika dauerte 5 Jahre (von 1810 bis 15) und es dauerte an 7 Jahre mehr, ehe er einen Theil der Reſultate deſſelben im beſagten erſten Bande der Welt vorlegte. Dieſer enthält eine Beſchreibung von der Reiſe aus der Capſtadt nach Klaarwater, einer Hottentotten-Niederlaſſung außerhalb der Kolonie, jenſeits des Gariep- (gelben) Fluſſes, an welche ſich mehrere engliſche Miſſionarien angeſchloſſen haben; ſeinen Aufenthalt in Klaarwater nebſt einigen Ausflügen in der Gegend bis zur Rückkehr in die Kolonie in der Richtung von Graafreynet. Während ſeiner Reiſen erklärt Hr. B. nicht weniger als 63000 Gegenſtände (mit Einſchluß der Duplikate) in allen Fächern der Naturgeſchichte geſammelt zu haben. Von 289 auf den Reiſen geſchoſſenen vierfüßigen Thieren, erhielt er 120 Felle, worunter 80 Gattungen; die Vogelſammlung enthält 265 verſchiedene Arten. Zu dieſen fügte er über 500 Zeichnungen.

Das erſte Geſchäft des Hottentotten bey der Ankunft auf einer Station iſt, daß er ein Feuer anzündet. Hierzu bedarf es keines Befehls des Herrn: hierin vergeſſen ſie nie ihre Pflicht. Im Winter wie im Sommer ſcheint ihnen ein Feuer gleich nothwendig; ſie können ohne daſſelbe nicht ſitzen. Die Hottentotten verſammelten ſich in zwey oder drey Abtheilungen um eben ſo viele flackernde Feuer her und nahmen ein geſchäftiges Anſehen an, indem ein jeder darauf bedacht war, ſein Stück Fleiſch zu röſten. Dieß war kaum geſchehen, als er es mit der Hand ergriff und ſeine Mahlzeit anfing und endigte, ohne einen beſondern Mangel an Gabel, Teller oder Tiſch zu fühlen. Meiſtens verrichteten ſeine Zähne die Pflicht des Meſſers; und ſeine nackten Arme, Beine und Füße vertraten die Stelle einer Serviette; wobey er ſehr beſorgt ſchien, daß kein Fett verloren ginge. Dieſer Gebrauch, wie unreinlich er auch ſeyn mag, läßt ſich von einem Hottentotten durch manche Gründe entſchuldigen; denn die Erfahrung hat dieſes Volk, ſo wie in andern verſchiedenen Theilen der Welt gelehrt, daß das Einſchmieren ihres Körpers mit Fett das leichteſte und wirkſamſte Mittel iſt, um ihre Haut gegen die unangenehmen und ſchmerzhaften Folgen einer brennenden Sonne zu beſchützen. Dieſe Nachtſcenen haben immer etwas maleriſches, und die bey den Wagen liegenden Ochſen vermehrten den geſelligen Charakter der Gruppe; während die beſtändig umherlaufenden wachſamen Hunde uns die Sicherheit und das Vertrauen einflößten, daß uns keine Gefahr nahe kommen könne, ohne zeitig bemerkt zu werden.

Die Eigenheit eines fleiſchichten Auswuchſes an dem Hintertheile des Körpers iſt durch die Anſicht einer Hottentottin in den vornehmſten Städten Europas ziemlich allgemein bekannt worden. Sie findet ſich oft bey den Hottentottenweibern, ſelten aber ehe ſie das mittelere Alter erreicht haben. Es iſt aber ein Irrthum, wenn man meynt, daß das ganze Hottentottengeſchlecht ſo gebildet ſey; auch gibt es keinen Stamm unter denſelben, welchen dieſe Steatopyga (wie man es nennen könnte) eigen wäre; dieß iſt bey den Buſchmännern nicht gemeiner als bey den übrigen Hottentotten. Wir werden uns nicht ſehr irren, wenn wir uns einen Begriff von deſſen Häufigkeit dadurch machen, daß wir ſolche mit der Korpulenz von Perſonen unter den europäiſchen Nationen vergleichen. Es iſt wahr, das Hottentottengeſchlecht zeigt viele Beyſpiele davon; während ich mich auf der andern Seite keines dergleichen unter den andern afrikaniſchen Stämmen erinnere, die ich auf dieſer Reiſe beſucht.

Der Fluß (Angeluckfluß) war ganz trocken, ausgenommen zwey oder drey Pfützen ſchlechten Waſſers. Wir lagerten uns in deſſen Bett, wo ein Ueberfluß an Karre-Dorn und großen Karree-Bäumen uns gegen den heftigen Südoſtwind Schutz verlieh, welcher ſich des Nachmittags erhob. Wir hatten kaum den Ochſen die Joche abgenommen, als uns ein Bauer beſuchte, welcher hier mit ſeiner Heerde lag. Wir begleiteten ihn zu einer nahe gelegenen elenden Hütte, um ihm einige Schaafe abzukaufen. Seine einzige Nahrung beſtand aus Hammelfleiſch, ohne Brod oder irgend eine Art von Gemüſe. Seine Schaafe waren zahlreich und in gutem Stande, obgleich ſie nichts zu freſſen hatten als Gebüſche. Rindvieh hatte er keines, da das Land im Karro und Roggen das für Kühe und Ochſen erforderliche Wieſengras nicht hervorbringt. Unſeres Gaſtes Stelle auf der Bildungsleiter würde beynahe am Boden ſeyn, wenn ſie nicht gar unter die Null käme: ſeine geiſtigen Kräfte ſchienen auf eine gleiche Stufe mit dem Vieh hinabgeſunken zu ſeyn, das allein ſeine Gedanken beſchäftigte. Er ſchien ein bloßes thieriſches Daſeyn zu führen; er konnte Fleiſch eſſen, einen Schnaps trinken, eine Pfeife rauchen, ausſpeien und einige andere ekelhafte rohe Verrichtungen ausüben, welche leztern Genüſſen er ſich ohne Umſtände und faſt ohne Unterlaß ergab. Er ſprach ſelten, denn er wußte nichts zu ſagen; und ein unbelebtes Auge verrieth die Leerheit ſeiner Seele. Indeſſen luden wir ihn während unſeres hieſigen Aufenthaltes bey den Wagen ein und behandelten ihn höflich.

Ein junger Bauer zu Pferde mit zwey Handpferden zum Wechſeln auf dem Wege nach einem entfernten Theil der Kolonie, kam bey uns vorüber; als er uns aber ſah, kam er heran und ſtieg ab; begrüßte uns mit „Dag!“ und gab einem jeden von uns der Reihe nach die Hand und zwar auf eine kalte nichts ſagende Weiſe, indem er blos das Innere der Hand berührte. Man hätte denken ſollen, er würde ſich mit dem andern Bauern in ein langes Geſpräch eingelaſſen haben; da er aber an nichts dachte, ſo ſtanden ſie an fünf Minuten lang und ſahen einander an, ohne ein einziges Wort zu wechſeln. Der Fremde, den Niemand zu kennen ſchien, wiederholte hierauf ſein Dag.

welches wir alle auf dieſelbe Art erwiederten, beſtieg ſein Pferd, und ritt weiter. Dieſe Ceremonie, daß vorüberreiſende Fremde einander begrüßen, iſt lange bey den in den fernen Enden des Landes wohnenden Koloniſten im Gebrauch geweſen, obgleich im Abnehmen. Selten beſuchend oder beſucht, denken ſie, daß man bey keinem Chriſtenmenſchen (wie ſie alle Weiſſe nennen) vorübergehen müſſe, ohne ihn zu grüßen. Dieſer Gebrauch kam ohne Zweifel urſprünglich von dem Vergnügen her, welches die erſten Siedler empfinden mußten, wenn ſie in dieſen fernen Gegenden ihrer Verbannung von der Welt mit einem weiſſen Menſchen zuſammentrafen, ein Zuſammentreffen, welches in jenen Tagen nur ſehr ſelten ſtatt finden konnte. So wie ſich die Bevölkerung vermehrt, nehmen dieſe Gefühle ab und mit ihnen die darauf gegründeten Gebräuche, die nicht mehr das Zeichen des nachbarlichen und gegenſeitigen Wohlwollens ſind, welches es ſonſt anzeigte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Leipzig, den 24. April 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen."

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Dudeldumm, Dudeldumm, Dudeldummdumdey!
Hab' ſatt die Karerdudeley,
Geflöt' und Raſſeltöpfe.
Rühreldumdumm, rühre zum Brey das Ey!
Der Sang-Klang-Lärm macht Niemand frey,
Und bringt nichts in die Köpfe."

(Karerdudeley? Raſſeltöpfe? Karien war bekanntlich das Vaterland der Sklaven, und der Raſſeltopf ein muſikaliſches Inſtrument des griechiſchen Marktvolks. Soviel erhellet u. a. aus Ariſtophanes, Fröſche, Vers 1301 ff., und aus den Anmerkungen von Voß dazu; aber was der Kurze mit ſeinen ariſtophaniſchen Verſen ſagen will, das iſt nicht leicht zu ſagen. Auf jeden Fall macht ihn die antithetiſche Erwähnung der Sklavendudeley und des Freymachens demagogiſcher Grundſätze verdächtig, und ich werd' ihn von ſeinem — freylich nur dramaturgiſchen — Lehramte ohne Urthel und Recht abſetzen müſſen, wenn er ſich nicht beſſert.)

Brief des Dramaturgen Sauerampfer.

„Emilia Galotti hat ihre goldene Hochzeit, ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeyert. Es iſt zu loben, daß die Direction dieſe Gelegenheit benutzt hat, um einige Matadore zur Uebernahme von ſogenannten Nebenrollen zu beſtimmen; aber die ganze Darſtellung war — ein ziemlich leeres Compliment, welches unſer Varietäts-Theater der tragiſchen Dichtkunſt machte. Emilia ſchien mir noch nicht recht dahinter gekommen zu ſeyn, daß ſie eigentlich eine geheime Schwachheit für den Prinzen in ſich fühlt;" (hat ſie denn Klingemanns Beweis dafür nicht geleſen?) „und ohne dieſen Zug iſt mir die ganze Sache nichts. Nur das Gefühl dieſer Schwachheit, welcher Emilia als Appiani's Gattin zu entrinnen hoffte, kann es motiviren, daß ſie, nach des Bräutigams Tode, in ihrem eigenen Tode Schutz vor der mächtigen Verſuchung ſucht, und des Vaters ſtrenge Ehrliebe benutzt, um deſſen Dolch in ihre Bruſt zu locken. Der Entſchluß, lieber zu ſterben, als einer Leidenſchaft zu unterliegen, die bey der Standeshoheit und dem Wankelmuthe ihres Gegenſtandes nur zur Schmach und zum Unglück führen kann, iſt einer tragiſchen Heldin würdig. Aber jene Leidenſchaft muß da ſeyn im ſchwellenden Keime. Emilia muß fühlen, daß ihr Herz für den Prinzen beſtochen iſt; denn wenn ſie blos Kuppeley-Aufregung der Sinnlichkeit oder gar offenbare Gewalt fürchtet, wie ſie den Vater überreden will; ſo iſt ſie eine moraliſch miſerable Perſon, die wir nicht achten können, wie hoch ſie auch die Ehre weiblicher Unbeflecktheit zu achten ſcheint. Sich tödten, weil das widerſpenſtige Herz liebt, wo es nicht ſollte, das laſſ' ich für tragiſch gelten; aber den Tod ſuchen, weil man fürchtet, einem Manne zu unterliegen, für den man keine Liebe fühlt, das wäre die Schwäche einer Jungfrau, die beſſer erzogen, als geboren iſt, die von ihrer weiblichen Würde einen Verſtandesbegriff, aber kein lebendiges Gefühl hat. Freylich läſſt der Dichter dieſe Leidenſchaft, die ſich ſelbſt weniger kennt, als empfindet, nur in kleinen, unendlich feinen Zügen hervorblicken; aber darin liegt eben die Kunſt der Dichtung. Odoardo war mir in ſeiner natürlichen Manier höchſt zuwider. Die rechte Orſina war verreiſt."

Brief des Leipziger Allgemeinen.

„Das Wolffiſche Ehepaar von Berlin hat uns mit Gaſtrollen erfreut. Werden Sie, in Betracht daß dieſes Künſtlerpaar doch immer ein Theil der Berliner Bühne iſt, mir wohl erlauben, in Ihren Batterieberichten darüber einige Worte im Allgemeinen zu ſprechen?" (Warum nicht? Aber warum nur im Allgemeinen?) „Sie wiſſen, wie hoch ich dieſe beyden Talente ſchätze." (Das weiß ich nur im Allgemeinen.) „Seit ich dieſelben nicht geſehen, ſind ſie auf ihrer Bahn zur Vollendung ſichtbar fortgeſchritten, und obwol ich, mit Ausnahme der Elvire, der Sappho und des Leiceſter, ihre Rollen ſchon vor einigen Jahren hier geſehen, ſah' ich ſie doch mit neuem, erhöhten Genuſſe wieder. Doch bekenn' ich, daß ich ſie lieber in anderen, neueren, ſchwierigern Aufgaben bewundert hätte, und das Publikum ſcheint im Allgemeinen denſelben Wunſch gehegt zu haben. Es war ſtets ergriffen und enthuſiaſtiſch in ſeinem Beyfalle; aber ſelten zahlreich, welches freylich dem dermaligen hieſigen allgemeinen Freyſchützenthum zum Theil beyzumeſſen iſt. Es geht damit ſo weit, daß man in unſeren Materialgewölben Freyſchützen-Kanaſter verkauft, und ſolche Zeitpunkte der Moderage für optiſche und akuſtiſche Frivolitäten ſind den Leiſtungen der wahren dramatiſchen Kunſt ſelten günſtig." (Deutſchland hat überhaupt wohl keine Bühne dafür.) „Iphigenia, und Eliſabeth in Maria Stuart, waren das Preiswürdigſte, was man ſehen kann. Sappho war von minder wirkſamen Schlagmomenten, als die Schröderſche, aber im Allgemeinen weit vollkommener, korrekter, edler gehalten, und eine wahre Verbeſſerung des Dichters." (Iſt nichts geſagt. Wenn der Schauſpieler die Rolle nicht verändert, wie will man beweiſen, daß er ſie beſſer aufgefaßt und dargeſtellt habe, als der Dichter ſie gedacht?) „Im Allgemeinen möchte man an beyden Künſtlern mehr Unſichtbarkeit des Studium, mehr freyes Walten der von der Natur verliehenen innern Kraft, mehr Kühnheit und Hingebung des Augenblickes wünſchen." (Die hangt vom Augenblicke, und das Glück des Augenblickes von tauſend zufälligen Umſtänden auf und vor der Bühne ab.) „Leider ſah' ich dießmal Hrn. Wolffs trefflichen Hamlet nicht." (gab er ihn denn nicht?) „und die Brunhilde, worin Mad. Wolff in Berlin mich hinriß, gehört hier, leider! —" (mich gehorſamſt zu bedanken) „überhaupt noch unter die böhmiſchen Dörfer."

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 39.

Digitized by Google

Nro. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. Mai 1822.

> Wehe, wenn die Herzen ſich mißverſtehn! Der Verſtand hilft dann nur ſie einander unverſtändlicher zu machen. — —
>
> Aus Miß Sara Bidulph.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Bald nach Ariſts Rückkehr in die Vaterſtadt, hatte er Madame Salmon bewogen, Urſules großen Wunſch, ein Reitpferd beſteigen zu dürfen, nachzugeben. Unter ſeiner Begleitung hatte ſie ihr Klepperchen recht geſchickt regiert, ihre Eigenthümlichkeit machte ihr die Wagniſſe lieb, ſie hatte ſich oft mit ihrem Begleiter entzweyt, weil er ihr auf manchen ſchattigen Fußſteg, auf manche luftige Höhe zu reiten abſchlug, indem der eine Moorboden, die andre Geklipp habe; ſeit Jarl ſich zuweilen an ihre Spazierritte anſchloß, war ſeine Vorſicht oft überſtimmt, und der Däne, weil er nur ihre kühne Laune befriedigte, ihr vorgezogner Begleiter geworden. Urſule mißkannte Ariſts Beweggründe nicht, er fürchtete für ſie — denn ſie hatte ihn mit Jarl Reitkünſte machen ſehen, bey denen dieſer auf den Sand kam, indeß jener ſicher zum Ziel flog, aber ſeit ſie ihren armen Freund in Allem mißverſtand, empfand ſie ſeine Behutſamkeit als Herrſchſüchteley. Bey der Begleitung der Abreiſenden hatte ſichs Urſule vorbehalten, reiten zu dürfen, Ariſt freute ſich deſſen, ſagte aber ſeiner oben erwähnten Hoffnung eingedenk, ſogleich, daß er ſeine Chaiſe nachkommen laſſen würde, damit ſie den Rückweg in der ſcharfen Herbſtluft bey Abend nicht zu Pferde mache. Urſule lehnte das ab, wollte aber nicht ausdrücklich widerſprechen, weil ſie hoffte, durch die Umſtände über ſeinen Eigenſinn zu ſiegen. Jarl ſchloß ſich ihnen an. Man ſpeiſte zuſammen, die Geſchwiſter ſchieden bald, um noch ein paar Stationen vor der Nachtherberge zurückzulegen, der Abend war wirklich mild und Urſule erklärte nach Hauſe reiten zu wollen. Ariſt, der die Entſcheidung ſeines Schickſals nun einmal von der nächſten Stunde erwarten zu müſſen glaubte, ſuchte ſeine Freundin zu bereden, vielleicht zu dringend — ach, wer erſt zu mißfallen anfängt, hat die Zauberformel verloren und beſchwört die Dämonen mit eben den Worten, mit denen er ſonſt gute Geiſter herbeyrief. — — Indeß die jungen Leute noch ſtritten, fuhr die Berline ab, in welcher Madame Salmon mit dem ältern Theil der Geſellſchaft ſich befand. Ariſt ließ ſeine Chaiſe vorfahren, Jarl erwartete, ſchon auf ſein Pferd geſtiegen, die Abfahrt der Freunde, als Urſule luſtig rief: „Ariſt, nun ſind die Hofmeiſter aus dem Weg, und wir reiten zur Stadt.“ Ueberraſcht konnte Ariſt ſeiner inneren Bewegung nicht gleich Herr werden, Urſules Hand ergreifend, zog er ſie zur Chaiſe, ſie machte ſich frey, ſchwang ſich vogelleicht auf ihr Pferd, das der Reitknecht, welcher Ariſten ſeines ſchon beſtiegen hatte, am Zaum hielt, und, indem ſie lachend: mir nach! Ariſten zurief, flog ſie in leichtem Trabe den Wieſenweg hinab. Jarls erſte Bewegung mußte es ſeyn, der Unvorſichtigen zu folgen und gewiß dachte er dabey nur an ihre mögliche Gefahr, gar nicht an Ariſts unangenehme Verlegenheit. Seine Begleitung kam auch Urſule nicht ganz ungelegen, denn durch ihr muthwilliges Antreiben gereizt, von dem zufälligen Bellen einiger Dorfhunde erhizt, war ihr Pferdchen aus dem Trab in Gallopp gerathen und führte ſie ſehr ungeſtüm dem Walde zu. Sie ſah auf dem Wieſenſteg keine Gefahr, allein Jarl fürchtete für ſie, da weiterhin Gräben die Fläche durchſchnitten, er gab ſeinem Roß die Spornen, flog rechts ab, machte einen halben Bogen und kam Urſule entgegen, wie ſie ſich in der Nähe eines ziemlich breiten Grabens vergeblich bemühte, das unruhige Thier zum ſtehen zu bringen. Er fiel ihm in Zügel, Urſule athmete doch auf und fragte rückwärts blickend: „wo bleibt denn Ariſt?“ — Der wird in der Chaiſe den Fahrweg genommen haben, antwortete Jarl nicht ohne Bosheit. „Unmöglich! rief die Amazone, da hätte ich ja den albernſten Streich von der Welt gemacht. Kommen Sie, laſſen Sie uns längs dieſes Grabens fortreiten, ſo müſſen wir jenſeits des Birkenholzes auf die Chauſſee kommen.“ — Das iſt nicht möglich! Die Wieſe iſt Moorgrund, der Reihen zu ſchmal und zwiſchen uns und der Chauſſee ein Dutzend Gräben. — „Nun ſo reiten wir ins Poſthaus zurück.“ — Da finden wir ihn in keinem Fall mehr. Laſſen Sie uns langſam nach Hauſe reiten. Sie ſind ängſtigend erhizt, und iſt Ariſt zu Pferd geſtiegen, ſo holt er uns ein. — Urſule mußte das für das Beſte anerkennen, ſie ritt fort, anfangs immer rückwärts horchend, rückwärts blickend, wo der Herbſtabend Nebel niederſenkte, indeß vor ihnen die ſinkende Sonne alle Gegenſtände mit glühendem Licht übergoß. Sie ritten längs einem Eichenwäldchen hin, deſſen Laub vielfarbig glühte, die blaue Chichorie nickte in der reinen Luft, die Zeitloſe in kleinen Trüppchen auf der jugendgrünen Wieſe zerſtreut, ſchienen wie ſpätgeborne Kinder den alternden Eltern, zur Sonne zu lächeln. Urſules Herz ward ſehr ſchwer. Sie fühlte Unrecht, und ahnete Uebles. Jarl ſuchte durch Witz und Schmeichelrede ſie zu zerſtreuen; er beläſtigte ſie damit. Sie bat ihn, auf einem ſchmalen Fußpfad voraus zu reiten, da nahm ſie wahr, wie ſich eine zahlloſe Menge Sommerfäden, die vom warmen Herbſttag geboren, in der Luft umher ſchwammen, an ſeinen Kopf, um ſeine Schultern gehangen, ſo daß er einen geiſtergrauen Nebel lang nach ſich zu ziehen ſchien. Dieſer zufällige Umſtand kam ihr ganz ſchaurig vor, ſie blickte rückwärts, um zu entdecken, ob ſie auch ſo einen ſonderbaren Schleyer aufgefaßt habe, da erblickte ſie einen höchſt häßlichen Alten, mit einem Bündel Reiſig auf dem Rücken, der ihr zunickte und grinſend auf ihren Begleiter hinzeigte.

Die Stadt ward erreicht, ohne daß Ariſt ſie eingeholt hatte. Urſules Unmuth gegen ſich und ihn ſtieg mit jedem Augenblick, Jarl las in ihrer Seele und war klug genug ſein Betragen ſo einzurichten, daß er in ihren Augen nicht verlieren konnte. Er ſuchte gegen das Ende des Wegs nicht mehr ihren Trübſinn zu zerſtreuen, ſondern nahm ſelbſt das Anſehen zunehmender Schwermuth an, gab einige Winke über ſein feindſeliges Schickſal, das ihm eine Stunde vergällte, die ſein guter Genius ihm habe zuwenden wollen, und von dem blinden Glück, das dem lächle, der ſeine Gaben mit ungeſchickten Händen nicht zu ergreifen wiſſe. Urſule antwortete nicht, oder auf eine Weiſe, welche die Bedeutung ſeiner Reden zurückwies. So bald ſie an das Haus gelangten, fragte ſie eilig, ob Ariſt bey ihrer Mutter ſey? man verneinte es. Jarl hob ſie vom Pferd, bat den Reitknecht, das ſeine nach Haus zu führen, und ſagte zu ſeiner Begleiterin, daß er Ariſt aufzuſuchen eile. Urſule fuhr erſchrocken auf, ſchien aber von einem zweyten Gedanken zurückgehalten, dankte Jarl für ſeine Aufmerkſamkeit, und ging in das Haus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über Südafrika.

(Fortſetzung.)

Gegen vier Uhr ſpannten wir die durſtigen Ochſen aufs neue an; und als wir eben abfahren wollten, kamen zwey auf Ochſen ſitzende Männer auf uns zugeritten. Es waren Buſchmänner, die zu einem Kraal (ein Hottentottenwort, welches Dorf oder Horde bedeutet) am Zackfluß gehörten. Die Bewohner dieſes Kraals lebten auf freundlichem Fuße mit den Bauern und wurden daher Makke Boſchiesmans (zahme Buſchmänner) genannt. Einer derſelben, der ſich Kapitän nannte, trug das Zeichen ſeiner Würde in der Hand, einen Stab, ungefähr vier Fuß lang, mit einer Kupferplatte an der Spitze, worauf die Worte eingegraben ſtanden, daß er vom Gouverneur Caledon zu dieſem Rang erhoben worden. Von dieſen Stäben ſind eine Menge von der engliſchen ſowol, als der holländiſchen Regierung weggegeben worden, meiſtens an Hottentotten-Häupter. Sie werden mit dem dazu gehörigen Anſehen dem Erbrechte zu Folge vom Vater an den Sohn überliefert; und der Beſitzer wird immer als das Oberhaupt und von den Beamten der Kolonie als der geſetzliche Stellvertreter ſeines eigenen Kraals angeſehen; weßwegen ihm die Landdroſte und Feldcornets einige Achtung erweiſen, oder doch erweiſen ſollten. Dieſes politiſche Verfahren von Seiten der Kolonialregierung hat in den meiſten Fällen den Erfolg, daß ſie ſich die Unterwürfigkeit und Freundſchaft eines ſolchen Kraals damit erwirbt, beſonders da es oft, vielleicht immer, von einem gewiſſen jährlichen Gehalt oder Geſchenk begleitet wird. — Dieſe zwey Buſchmänner waren, wie ſie uns ſagten, von den am Zackfluß wohnenden Bauern mit einem Briefe an den Landdroſten von Tulbagh geſchickt worden, um deſſen Beyſtand und Schutz gegen eine Abtheilung Kaffern zu verlangen, die ſich in der dortigen Gegend niedergelaſſen, und deren Drohung eines feindlichen Angriffes ſie bewogen hatte, ihre Wohnungen zu verlaſſen. Dieſer Hauptmann, deſſen Kraal gleichfalls durch die Kaffern litt, war jezt mit des Landdroſten Antwort auf dem Rückwege; hatte aber hier etwas von dem geraden Weg ausgebogen, um eimen Packochſen zu holen, den er auf ſeiner frühern Reiſe, wegen allzugroßer Ermüdung hatte zurücklaſſen müſſen. Nachdem er uns dieſe Nachricht und das Verſprechen gegeben, am folgenden Tag zu uns zu ſtoßen, trabten ſie ſchnell hinweg. Dieſe Ochſen werden gewöhnlich, ehe ſie noch ein Jahr alt ſind, zugeritten. Das erſte Geſchäft iſt, daß die Naſe zur Annahme des Zaumes durchbohrt wird; in welcher Abſicht man ſie auf den Rücken wirft und ihnen einen Einſchnitt durch den Naſenknorpel macht, groß genug um einen Finger hindurchzuſtecken. In dieſes Loch ſteckt man einen von Rinde entblößten Stock, welcher an einem Ende gabelförmig iſt, um das Durchſchlüpfen zu verhindern. An jedem Ende wird ein ſtarker Riemen befeſtigt, welcher lang genug iſt, um über den Hals hinzureichen und den Zügel zu bilden; ein Schaaffell mit der Wolle über den Rücken nebſt einem andern über demſelben zuſammengefaltet und mit einem Riemen, der mehrere Male um den Leib herumgeht, befeſtigt, bildet den Sattel. Dieſem wird zuweilen ein Paar Steigbügel hinzugefügt, welches blos aus einem über den Sattel geſchlungenen Riemen beſteht, der an beyden Enden Schlingen hat. Oefter werden dieſe Schlingen durch ein Stückchen Holz auseinander gehalten, um dem Fuß eine beſſere Stütze zu geben. Während des Ochſen Naſe noch wund iſt, wird er beſtiegen und zugeritten; er wird gewöhnlich in ein Paar Wochen ſchon dem Reiter unterwürfig gemacht. Die Leichtigkeit und Geſchicklichkeit, womit die Hottentotten die Ochſen regieren, hat oft meine Bewunderung erregt. Der Reiter läßt ihn nach Willkür im Schritt gehen, traben oder galloppiren; und da derſelbe längere Beine hat und überhaupt leichter gebauet iſt, als der Ochſe in England, ſo läuft er mit größerer Leichtigkeit und Schnelle, und gehet drey bis vier Meilen die Stunde, trabt fünf und galloppirt im Nothfall ſieben bis acht. — Am folgenden Nachmittag ſtieß der Buſchmannkapitän zu uns; er war von vier andern begleitet, worunter ſich ſein Vater befand, ein kleines altes Männchen, welches ganz ſo viel Lebhaftigkeit und Stärke beſaß, als ſein Sohn. Alle ritten auf Ochſen; ſie ſchienen ſich zu freuen, daß ſie uns begegnet, und ein freundliches Zutrauen in unſere guten Abſichten gegen ſie zu ſetzen. — Dieſes Geſchlecht war mir mit den elendeſten Farben geſchildert worden, und da man mich nichts anderes erwarten ließ, als eine Menſchengattung ohne Vernunft oder Verſtand, ſo freuete ich mich jezt, daß man ſie in einem viel günſtigeren Lichte anſehen könnte, und daß die erſten Perſonen aus dieſer Nation, mit denen wir zuſammentrafen, Leute von lebhaften Sitten und ſcharfſinnigem Verſtande waren. Sie waren alle von kleinem Wuchs (ungefähr 5 Fuß), und theils in der Kolonialweiſe, theils in ihrer eigenen gekleidet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Seehoſen.

Bey der großen Unwiſſenheit, in der wir uns annoch über die wahren Urſachen der Waſſerhoſen (trombes) befinden, müßen die von verſtändigen Perſonen beobachteten Erſcheinungen ſolcher Art ſorgfältig geſammelt werden. Für dieſen Behuf hat das Edinburgh philosophical Journal aus den Tagebüchern des verſtorbenen Hrn. Maxwell die nachſtehenden Angaben enthoben.

Im Augenblick des Entſtehens einer Waſſerhoſe bemerkt man, daß ein Theil einer Wolke, deren Fläche zuvor wagerecht ſtund, ſich in Geſtalt eines umgekehrten Kegels in die See niederſenkt; die Grundfläche des Kegels iſt der Wolke zugekehrt, ſeine Spitze nach unten gerichtet. Geraume Zeit, ehe dieſe das Waſſer erreicht, fängt dieß leztere zu wallen an. Ein Dunſt, der wie Rauch ausſieht, ſteigt von der See allmählig in die Höhe, bis er endlich die Wolke erreicht: in dieſem Moment ſtellt ſich die Erſcheinung am furchtbarſten dar. . Einige Augenblicke vor dem völligen Verſchwinden der Waſſerhoſe, bemerkt man zwiſchen der Spitze des obgedachten umgekehrten Kegels und der See, eine dünne und durchſichtige Röhre, die an der Stelle, wo das Meer noch ſprudelt, ſich endigt. . Die merkwürdige Wahrnehmung einer ſolchen ſenkrechten und durchſichtigen Röhre zwiſchen der Wolke und der See, war bereits auch ſchon im Jahr 1701 von Alexander Stewart gemacht und in den philoſophiſchen Transactionen beſchrieben worden. Dieſer Beobachter fügte noch weiter hinzu, man könne ganz deutlich ſehen, wie das Seewaſſer ſich in Mitte der Röhre emporhebe, gerade eben ſo wie der Rauch in einem Kaminrohre aufſteigt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Leipzig, den 24. April 1822.

(Beſchluß.)

Brief der Ekkleſiazuſe, vulgo conſtitutionell-geſinnten Dame.

„Wenn Sie ein artiger Menſch wären; ſo ließen Sie mich nicht immer mit der Beantwortung meiner Briefe warten, bis die Schneckenpoſt des Morgenblattes ſie gedruckt bringt. Ich habe Sie doch gebeten, mir etwas Dramatiſches und etwas Erbauliches zur Lektüre vorzuſchlagen; aber da kann ich warten, bis es etwa ſo gegen Pfingſten dem MBl. einfällt, den Berliner Märzbericht nach Berlin zu ſchicken! Es iſt ein wahres Elend, daß hier gar keine conſtitutionellen Stücke zu haben ſind, beſonders ſeit den Kriegsrüſtungen der Türken. Ich klage meinem Aeſthetiſchen die Noth, und frag' ihn, ob denn die Griechen keine geſchrieben; da lacht er ſchälkiſch, und ſagt: O ja, ein echt weiblich conſtitutionelles, die Ekkleſiaſuſen. Ich merkte, daß er mit dem Gräuelnamen mich zum Beſten haben wollte, that daher, als ob ich den Spaß vollkommen verſtünde, und ſagte: Ach, dieſes neugriechiſche Drama iſt mir ſchon viel zu alt.“ (Alt genug wenigſtens, es iſt geraume Zeit vor Chriſti Geburt, in der 96ſten Olympiade, zu Athen auf die Bühne gekommen.) „Bey Tiſche frag' ich aber unſeren Etu denten — das iſt ein Vetter meines Ultra-Mannes, der hier Theologie ſtudirt — wie er wohl das griechiſche Wort Ekkleſiazuſen auf Deutſch geben würde. Beſte Frau Tante, ſagte er, Ekkleſia heißt die Kirche. Ekkleſiazuſen ſind mithin Kirchen-Suſen, wie man zu den Zeiten der griechiſchen Republik, mit attiſchem Witze, die Betſchweſtern nannte. Mein Mann, der den Studenten eigentlich nicht leiden mag, weil er ihm nicht ſervil genug denkt, und raſend für Riego iſt, fing unbändig an zu lachen, ordentlich grob, ſag' ich Ihnen, und behauptete, der Vetter irre ſich. Ekkleſia, ſagte er, heißt überhaupt eine Verſammlung, und insbeſondere eine Volks-Verſammlung, ekkleſiazein —ſo ſprach er's aus— heißt: eine Deputirtenſitzung halten, und Ekkleſiazuſe iſt ſo viel als Verſammlungs- oder Conſtitutions-Suſe. — Nun denken Sie, das maliziöſe Ultra-Geſicht! — Aber der Vetter bekam's noch beſſer, denn der Herr Onkel fuhr fort: Du weißt, Neffe, es iſt das weibliche Geſchlecht das Parcipium" (Participium), „im männlichen hat es Ekkleſia-Sohn, das iſt ſoviel als Conſtitutions-Michel. Der Student wurde roth" (ohne Noth; ſeine Kirchen-Suſen ſind ein recht artiger Einfall), und ich weiß nun immer noch nicht, woran ich bin. Reden Sie, wie iſt es mit dem griechiſchen Stück?" (Ganz ſo, wie es A. W. Schlegel in ſeinen berühmten dramat. Vorleſungen Thl. I. S. 303. beſchreibt. Die Ekkleſiazuſen ſind ein Luſtſpiel des Ariſtophanes. Die Frauen, in Männerkleidung, ſchleichen ſich in die Volksverſammlung ein, und ſetzen eine neue Verfaſſung durch, welche auf dem Grundſatze der Güter- und Frauen-Gemeinſchaft baſirt, alſo, in Bezug auf die Frauen, rein antitürkiſch iſt. Der alte Voß hat es unter dem Titel: die Weiberherrſchaft überſezt. Die Hauptperſonen ſind ein Chor von conſtitutionell geſinnten Damen, und die Chorführerin heißt Proragora. Ich rathe der liberalen Korreſpondentin, ſtatt der Jeanne Pauline, lieber dieſen griechiſchen Namen anzunehmen, und habe ſie bereits oben, proviſoriſch, die Ekkleſiazuſe genannt.) „Und dann ſagen Sie — im Morgenblatt hat Einer uns Vierundzwanziger die Müllneriſchen Automaten genannt. Wer iſt denn der Menſch?" (Kann's nicht ſagen) „Ich bin doch wahrhaftig kein Automat, und wie kann denn der Ruſſe einer ſeyn, den hier alle Welt kennt? und der Kurze, den ich nun auch kenne?" (Wirklich? Sollte mich wundern.) „Alſo, was will der Berliner Korreſpondent damit ſagen?"

Daß meine ſchöne Proragora gar nicht lebt. Und davon mag ich das Gegentheil wahrhaftig nicht beſchwören; denn geſehen hab' ich ſie ſelbſt noch nicht, und an ihrer Weiblichkeit trag' ich einigen Zweifel. Indeſſen, das ſchadet nicht; Alles in unſerer neueſten Litteratur braucht ja nicht weiblich zu ſeyn.

Müllner.

Paris, den 28. April.

In dieſem Monat wurden mehrere öffentliche Sitzungen gelehrter Geſellſchaften gehalten, die nicht allein in Hinſicht der darin abgehandelten Materien, ſondern auch in ihrer Verbindung mit dem Gemeingeiſte und den öffentlichen Angelegenheiten merkwürdig waren. Was mir dabey das Anziehendſte geſchienen hat, will ich hier in der Kürze zuſammenſtellen. Zuerſt hielt die königliche Ackerbau-Geſellſchaft ihre jährliche öffentliche Sitzung, welche ſtets am Sonntage nach Oſtern ſtatt hat, und vom Miniſter des Innern präſidirt zu werden pflegt. Da nun die Miniſter häufig gewechſelt werden, ſo hat ein und derſelbe Miniſter nicht oft die Mühe des Vorſitzens. Dießmal war es zum Erſtenmale der Hr. Corbière. Er eröffnete die Sitzung mit einer kurzen froſtigen Rede, woraus ich geſchloſſen habe, daß der Ackerbau nicht zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen gehört, oder daß andere Dinge ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Beſchlag genommen haben. Dann folgte ein langer Bericht des General-Sekretärs, Hrn. Silveſtre, über die leztjährigen Arbeiten der Geſellſchaft, nebſt Vorſchlägen zur Verbeſſerung und Aufmunterung des Ackerbaues in Frankreich. Ich vermuthete, er würde die Miniſter im Namen der Geſellſchaft zur Aufrechthaltung der konſtitutionellen, dem Ackerbau und jedem rechtlichen Gewerbe, jeder Beſchäftigung nützlicher Kräfte begünſtigenden Geſetze auffordern; ſtatt deſſen ſprach er ganz im miniſteriellen Sinn. Er ſagte z. B.: Es würde gerathen ſeyn, die Vereinigung von großen Gütern zu begünſtigen; der Handel ſey gut, aber vor allem ſoll die Regierung dem Ackerbau zu Hülfe kommen, und nicht zu viel Gewicht auf den Handel legen. Dieß paßt ſehr gut mit den beſtändigen Ausfällen der Ultras wider den Handelsſtand, welcher glücklicherweiſe allzu unabhängig iſt, als daß er ſich in ihre Meinungen fügen wolle. Man braucht nur einige franzöſiſche Blätter zu leſen, um ſich bald zu überzeugen, daß der Handelsſtand in Frankreich größtentheils auf Seiten der Liberalen iſt, und daher von der entgegengeſezten Parthey bitter angefeindet wird. Man wird untenhin aus einer andern öffentlichen Sitzung erſehen, daß es ihm an Vertheidigern keineswegs fehlt. Indeſſen abgeſehen von den Parteyſachen, findet man in Frankreich, wie anderswo, den Ackerbau im Streite mit dem Handel. Die landbauende Klaſſe wünſcht wenige Mauthgeſetze, damit ſie auch in andern Ländern wenige antreffe, und deſto leichter ihre Produkte abſetzen könne; die Fabrikklaſſe will dagegen viele Mauthgeſetze, damit ſie keine Konkurrenz von fremden Fabrikanten zu befürchten habe; indem ſie aber die Einfuhr fremder Fabrikwaaren verhindern will, wünſcht ſie andererſeits die Einfuhr des rohen Materials zu befördern, und dagegen ſträubt ſich denn wieder die Klaſſe der Landeigenthümer. Beyde Theile zufrieden zu ſtellen, dürfte wohl keine leichte Aufgabe ſeyn, es müßte denn einmal durch eine allgemeine Uebereinkunft völlige Freyheit der Aus- und Einfuhr in Europa angeordnet werden, wozu es wohl nicht eher kommen wird, als bis man ſich einander durch Mauthgeſetze wird aufgerieben haben. Der Sekretär that noch einer Unterſuchung der Ackerbau-Geſellſchaft Meldung, deren Reſultat auch für andere Länder Intereſſe haben muß. Man habe nämlich ſeit Kurzem viel Aufhebens von fremden Kornarten gemacht, welche weit einträglicher ſeyn ſollten, als die einheimiſchen. Die Geſellſchaft habe einer Kommiſſion aufgetragen, hierüber vergleichende Prüfungen anzuſtellen. Aus dieſen gehe hervor, daß die neuerdings eingeführten Kornarten keineswegs vorzüglicher ſeyn, als die in Frankreich angebauten, und mithin des Rühmens nicht werth ſeyen, das man von ihnen gemacht habe. Da jedoch bey einem ſolchen Gegenſtande die Prüfungen nicht häufig genug ſtatt haben könnten, ſo würde die Komiſſion ſie immer noch fortſetzen. Es wurden dann Belohnungs- und Aufmunterungspreiſe ausgetheilt, oder auf die künftigen Jahre ausgeſezt. Ueberhaupt fehlt es dem franzöſiſchen Ackerbau keineswegs an Aufmunterung. Außer dieſer Central-Geſellſchaft, welche Preiſe bis zu dem Werthe von 3000 Franken austheilt, hat faſt jedes Departement ſeine beſondere Ackerbau-Geſellſchaft, welche mindere Preiſe austheilt und Schriften drucken läßt. Außerdem wird vom Miniſterium des Innern und von den Departements-Räthen Manches gethan. Allein ſo lange nicht durch Kanäle und gute Wege für gleichmäßige Verbindung zwiſchen den Departementen wird geſorgt werden, wird ſtets ein Theil Frankreichs hinter dem andern in Hinſicht der Fortſchritte des Ackerbaues weit zurückſtehen, wie es bisher der Fall geweſen iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 40.

Nro. 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Mai 1822.

Rings umher von Nacht umfloſſen,
Ach, von Schaudern übergoſſen,
Wank ich bebend an mein Grab.
Leite mich im finſtern Thale,
Quell des Lichts, mit deinem Strahle
Sende Licht zu mir herab!

Aus Gerſtenbergs Ugolino.

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Fortſetzung.)

Von allen Geſchichten dieſer Gattung, iſt die von vier im Jahr 1640 in den Steingruben des St. Petersberges umgekommenen Franciskanern, die jammervollſte. Dieſe vier Religioſen hatten den Plan entworfen, in der tiefen Verborgenheit eines unterirdiſchen Aſyles eine Kapelle auszuhauen. Zum Behufe dieſes frommen Vorhabens wandelten ſie oft in dieſen Grüften umher, um eine Stelle auszuſuchen, die ſich, vermöge des majeſtätiſchen Ausſehens der anſtoßenden Gallerien, zu ihrem Vorhaben vorzüglich gut eignete. So wie ſie anfingen, mit den Gängen etwas bekannter zu werden, erachteten ſie es für überflüſſig, ſich durch Führer begleiten zu laſſen. Eines Tages verſehen ſie ſich, in der Abſicht in weniger bekannte und von den Steinbrechern ſeit langer Zeit nicht mehr beſuchte Tiefen einzudringen, mit einem Knäuel Zwirn, deſſen Anfangsfaden ſie an der Stelle befeſtigten, wo ſie vom gewohnten Wege abgehend, anfingen, in die alten Grubenwerke einzutreten. Nun ſchritten ſie vorwärts, ſo weit als es der Knäuel geſtattete und kamen zuletzt an ein ganz abgelegenes und unbekanntes Plätzchen, an deſſen Eingange einer von ihnen eine zur Stunde noch vorhandene Ausſicht von der Abdachung der Plattforme von St. Peter, von der Seite der Maas genommen, wo man das Kloſter, dem die Mönche angehörten, im Auge hat, mit Kohlen an die Wand zeichnete, und ſeiner Skizze das Datum beyfügte. Dann waren die Franziskaner auf ihren Rückzug bedacht; aber nicht lange, ſo bemerkten ſie, daß der Zwirn, der ſie leiten ſollte, und den ſie angefangen hatten aufzuwinden, zu ihnen zurückkam: er war durch einen Zufall geriſſen. Was die Religioſen in dieſer ſchrecklichen Lage für eine Parthie mögen ergriffen haben, iſt unbekannt; ihr Superior aber, der um den Grund ihrer unterirdiſchen Wanderung wuſſte, ertheilte, als er ſie nicht zurückkommen ſah, ſofort Befehl, ſie in den Steingruben aufzuſuchen. Dieſe Steingruben aber ſind von ſo ungeheuerm Umfange, oder vielmehr die Höhlungen aus alter Zeit, in denen jene Unglücklichen den Tod fanden, ſo gänzlich verlaſſen, daß die Leichname erſt nach Verfluß von ſieben Tagen gefunden wurden. Sie lagen alle vier, das Geſicht nach dem Boden gekehrt und den Roſenkranz in der Hand, in kleinen Entfernungen von einander auf der Erde, gleich als wären ſie in der Stellung von Betenden, die ihren lezten Seufzer zum Himmel empor ſandten, danieder geſunken. Mit entſetzlicher Wahrheit finden ſich die Bildniſſe dieſer Unglücklichen, gegenüber der Stelle, wo jeder derſelben iſt aufgefunden worden, mit Kohlen an die Wand gezeichnet. Traurige Gedanken erfüllen bey dieſem Anblicke das Gemüth des Reiſenden und unter Empfindungen des Mitleids, über das jämmerliche Loos dieſer Opfer eines und deſſelben heiligen Eifers, verliert er ſich in Nachdenken über die Unerforſchlichkeit der Rathſchlüſſe der Gottheit.

Gewohnt wie der Volksglaube von Alters her war, an unterirdiſche Welten und Finſterniſſe die Vorſtellung von böſen Geiſtern anzuknüpfen, hat er nicht ermangelt, dergleichen auch in die Steingruben von Maſtricht zu verſetzen. Auch in dieſer ſpielt der Böſe eine bedeutende Rolle, und an mehr als einem Orte findet ſein Bild ſich, nach verſchiedenen Phantaſien, an die Wände hingekleckſt. Ganz beſonders aber erſcheint an einer Stelle, welche die Hölle heißt, tief im Hintergrunde einer abgelegenen Höhle, der Fürſt der Finſterniß, umgeben von ſeinem Hofſtaate und einer zahlloſen Menge phantaſtiſcher Figuren, von denen es einigen nicht an Originalität fehlt. In dieſem Theile der Grüfte hat der gelehrte Van-Swinden in den Jahren 1782 und 1792 einige Beobachtungen über die unterirdiſche Temperatur angeſtellt. Nicht weit von der Hölle liegt das ſogeheißene Paradies. Hier ſieht der Reiſende die Geſammtheit der himmliſchen Heerſchaaren, nebſt den Apoſteln, um eine groteske Dreyeinigkeit her, an die Mauer gekritzelt. Profane Gegenſtände, Marſias z. B. wie er vom Apollo geſchunden wird, und hier und da angebrachte, bunte Bambocciaden beweiſen, daß auch geſchicktere Künſtler es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, an den Wänden der Gallerien hier und da ein Denkmal ihrer unterirdiſchen Wanderungen zu hinterlaſſen. An mehr als einer Stelle erhalten die in bald höher bald tiefer angemahlten unförmlichen Geſtalten und Namen, eine gewiſſe Wichtigkeit vermöge ihres Alterthums und der Aufſchlüſſe, die ſich rückſichtlich auf die Epoche, in welcher dieſer oder jener Bezirk der Stein- und Sandgruben möchte bearbeitet worden ſeyn, aus denſelben herleiten laſſen.

In einigen Gallerien ſind die zu leſenden Namen, faſt ohne Ausnahme ſpaniſche. In andern drehen ſich die ſämmtlichen Jahrszahlen um das Jahr 1500; doch gibt es auch welche von 1400. Noch an einem andern Orte, wo zu Folge der Behauptung des Führers eine Menge griechiſche Inſchriften zu finden ſeyn ſollten, ſind die ſämmtlichen Namen in dem alterthümlichen gothiſchen Style der älteſten Handſchriften des Mittelalters angeſchrieben.

Vermittelſt dieſer Namen Neugieriger aus verſchiedenen Jahrhunderten findet ſich eine ganze Reihe von Geſchlechtern durch daſſelbe Gefühl mit einander in Verbindung geſezt. Aus eben denſelben erhellet auch, wie die Gänge nach und nach größer werden. Die älteſten Namen ſtehen immer zuoberſt und zunächſt an der Wölbung der Gallerien, während die von neuerm Datum insgeſammt ſich in der Tiefe angeſchrieben finden, wo man, ohne eine gezwungene Stellung anzunehmen, mit Bleyſtift oder Griffel den Stein beſchreiben kann. Es fangen nämlich die Grubenarbeiter ihr Werk in der Höhe an, und ſo nahe als möglich bey dem obern Theile der Tufkalkſtein-Schicht. Die erſten, durch dieſe Schicht gebrochene Gänge ſind nie uber fünf bis ſechs Fuß hoch und acht bis zehn Fuß breit, und in dieſer Zeit ihrer Niedrigkeit müſſen die gegenwärtig in bedeutender Höhe befindlichen Namen angeſchrieben worden ſeyn. Wenn die Steinbrecher merken, daß ſie ſich von dem Eingang ihrer unterirdiſchen Werkſtatt allzuweit und ſo weit entfernt haben, daß es auch mit dem Herausſchaffen der Steine und des Düngerſandes nicht mehr ſchnell genug von Statten geht, ſo fangen ſie an, von dem anfangs gebrochenen Wege abwärts zu graben und arbeiten ſich von nun an immer mehr in die Tiefe. So findet ſich nach einiger Zeit ein anfänglich eingeengter, unſcheinbarer Gang in eine Gallerie von impoſantem Anſehen umgewandelt. Mehrere dieſer Gallerien ſind nicht weniger als fünf und vierzig Fuß hoch und ungefähr funfzehn Fuß breit, ſo daß die durch den Uberglauben ſo berühmt gewordenen, zwey bis drey Fuß breiten und acht bis zehn Fuß hohen, Katakomben Roms mit dieſen unterirdiſchen Welten Maſtrichts ganz und gar nicht zu vergleichen ſind. Die einzigen Souterrains, welche mit den Steingruben des St. Petersberges füglich zu vergleichen ſeyn dürften, ſind diejenigen, welche man unlängſt in der Provinz Kentuky, in der Nähe des grünen Fluſſes entdeckt hat. In dieſe Gewölbe fahren beſpannte Wagen hinein, um den Salpeter, der in einer Entfernung von zwey engliſchen Meilen vom Eingange bereitet wird, herauszuholen. Hier hat der Reiſende, Hr. Ward, die engſten Seitengänge durchwandernd, einen Weg von zehn Meilen unter dem Boden zurückgelegt, und in eben dieſen Höhlen hat man ein weibliches Skelett aufgefunden, deſſen Länge nicht minder als ſechs Fuß betrug. Dieſes Skelett lag in einem, aus fünf großen Kalkſtein-Platten zuſammen geſezten Behälter; die Knie waren gegen die Bruſt zuſammengezogen, und dieſe, ſo wie auch der übrige Theil des Körpers mit allerley Leinwandſtreifen umwickelt; auf dem Schädel ruhte eine Art von Krone.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Frau von Halten kam Urſule im Vorzimmer entgegen, ſah ihr eindringlich ins Geſicht, drückte ſie tragiſch an ſich und ſagte: „erholen Sie ſich nur, mein Kind, es kann noch alles gut gehen.“ Urſule ſah ſie befremdet an, hatte aber nicht Luſt, eine Erklärung zu fordern, ſondern eilte zu ihrer Mutter. Sie fand ſie weinend, troſtlos — der Abſchied von Sophien, die Angſt um Urſules unvorſichtigen Ritt, um ihr unbegreifliches Ausbleiben, hatte ihre Nerven abgeſpannt. Wo iſt Ariſt? war ihre erſte Frage, und: wo bleibſt du ſo lange? ſezte ſie, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu. „Ich weiß nicht, wo Ariſt iſt, und habe nicht gewußt, daß es ſo ſpät iſt,“ antwortetete die Tochter und blickte auf die Pendeluhr, die wirklich auf ſieben Uhr denkete. Urſule erſchrack, und beſann ſich, wie ſie ſo lange unterwegs habe ſeyn können. Jarl hatte ihr geſagt, daß ſie ihr erſter Vorſprung, wie ſie vom Poſthaus ſo thörichterweiſe forttrottirte, viel zu weit links geführt; daß er ſie, abſichtlich, um den Weg zu verlängern, noch weiter abgeleitet, ahnete ſie nicht, noch hatte ſie bemerkt, wie viel Zeit ſie anfangs mit Warten auf Ariſt, mit Horchen und Unentſchloſſenheit zugebracht hatte. Der Gedanke, daß Ariſt ihr zu Pferde gefolgt, ſie geſucht, geſtürzt ſeyn könnte, erſchreckte ſie, ſie zog die Schelle an und befahl dem eintretenden Diener ſogleich bey dem alten Ottur nach Ariſt zu fragen. „Er ritt ſo eben vorbey auf des alten Herrn Haus zu,“ berichtete dieſer. Er hatte alſo keinen Unfall gehabt und konnte heute Abend nicht mehr mit Jarl zuſammentreffen. So weit beruhigt erwartete nun Urſule jeden Augenblick Ariſts Beſuch und ſuchte indeß ihre Mutter durch ablenkende Gründe zu beruhigen.

Ariſt befand ſich nicht in der Faſſung ſeine Freundin dieſen Abend zu beſuchen. Wie er ſie vor dem Poſthaus verſchwinden und Jarl ihr nacheilen ſah, vergingen einige Minuten, ehe er zu der Fähigkeit eines Entſchluſſes kam. Der gebildete Menſch (im ſittlichen, nicht conventionellen Sinne) kann und darf ſeine Leidenſchaften nicht zernichten, er muß ſie beherrſchen lernen und in dem Moment des ſchrecklichſten Streites gegen ſie, iſt alles, was er als rationelles Weſen vermag: daß er ſich zu handeln verbiete, bis ihr Toben geſchwächt iſt. Ariſt hatte Kraft zu dieſem Gebot. Er verſagte ſich dem Verräther, wofür er Jarl hielt, nachzujagen und ihn Angeſichts ſeiner verführten Freundin zur Rechenſchaft zu ziehen. Noch ein Paar Sekunden und ſein Edelmuth ſprach Urſule von allem Planmachen frey, aber zu der Unziemlichkeit, die ſie beging, war ein Grad Leidenſchaft nöthig, die ihm gebot, ſein Herz von ihr loszureißen. Bey dem erſten Satz hatte er ſein bisher heftiges Umherſchreiten unterbrochen — bey dieſer Folgerung ſtand er ſtill und ging auf ſein Pferd zu. „Ihnen iſt nicht wohl, Herr Ottur, ſagte ſein alter Diener, ſteigen Sie lieber in die Chaiſe.“ — Ich reite Fräulein Urſule nach, antwortete er, indem hohe Röthe ſeiner Todtenbläſſe folgte, ſetze du dich zum Kutſcher. Mit dieſen Worten nahm er den Zügel mit zitternder Hand, ſchwang ſich in den Sattel und ritt langſam auf eben die Seite, nach welcher Urſule ihren Weg nahm, gegen den Wald zu. Da er kein Unrecht auf ſich geladen hatte, kämpfte er ſeine Heftigkeit bald nieder, aber in dem Maaß, wie ſie ſchwand, wuchs ſein Gram. Er ward ſich immer klarer bewußt, wie ſehr er Urſule geliebt hatte, aber zugleich auch, daß der feſte Grund des Liebens, ſo wie der Schlußſtein des Eheglücks: Achtung und Vertrauen, in ſo einem Grade in ihm erſchüttert ſey, daß er ihr entſagen müſſe. In ſolchen Momenten unausſprechlicher Herzensqual ſind die Gegenſätze leichter zu finden wie der Mittelpunkt. Ariſt hatte, ehe er zu Haus anlangte, bey ſich beſchloſſen, ſeinen ganzen Einfluß anzuwenden, um Urſules Verbindung mit Jarl zu bewirken. Er ſah den Widerſtand voraus, den er von Seite der Mutter finden würde, und entſchloſſen alle Schuld des Bruches auf ſich zu nehmen, ſtrebte er, ſeinen Haß gegen Jarl zu bekämpfen und in ihm die Eigenſchaften zu entdecken, von welchen Urſules Glück fortan abhingen. Vergebens war ſein Bemühen! Er rief ſich die Zeit zurück, wo er Jarls Verſtand bewundert hatte, und erröthete, daß er damals den vernünftelnden Geiſt alſo vom moraliſchen Leben habe trennen können. Er blickte auf jene ſo jüngſt verfloſſne Zeit zurück, wie auf Knaben-Spiele, und geſtand ſich, daß jener Aufwand von Spitzfindigkeit, Beleſenheit, Vernünfteley und Pathos, keinen einzigen Bürgen verlieh für Jarls Fähigkeit, ein guter Gatte und ein hülfreicher Menſch zu ſeyn. Da griff er in ſeinen eignen Buſen und ſein Haß gegen Jarl erſtarb. Hatte er nicht Jarls Geſchwätz bewundert, hatte er nicht Urſule aufgemuntert, gegen die Sitte ihres Geſchlechts ſich mit männlicher Kühnheit in Männergeſpräche zu miſchen? Hatte er nicht die Freyheit der Wahl angeprieſen, welche ein Kind berechtigte, dem Willen der Eltern nicht blind zu gehorchen, welche einer reinen Liebe das Recht gäbe, ſich über Verhältniſſe zu erheben? — Wenn er Urſules weiſer Freund im Umgange geweſen wäre, wie er bey ſeiner Rückkehr in das Vaterland in Geſchäften es ward, ſo hätte er die günſtigen Verhältniſſe, in denen er ſich befand, unverkünſtelnd benuzt, er hätte ſie vor der Gefahr geſchüzt, die ihr jezt an der Hand eines unwerthen Gatten drohte, und hätte das Glück ſeines Lebens gewonnen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz - Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Fortſetzung.)

Die öffentliche jährliche Sitzung der Geſellſchaft zur Beförderung des Elementar-Unterrichts wurde einige Tage nach der Sitzung der Ackerbau-Geſellſchaft gehalten. Bey dem Volks-Unterricht iſt leider der Parteygeiſt außerordentlich wirkſam. Bekanntlich iſt die Methode des wechſelſeitigen Unterrichts den Obſkuranten ein Dorn im Auge; in Frankreich, wie in andern Ländern, wo die Feinde der Aufklärung Macht und Anſehen haben, wird eine Lehrmethode, welche den Vortheil hat, den Unterricht zu erleichtern und abzukürzen, als eine gefährliche Neuerung verſchrien und angefeindet, und ſo geſchieht es, daß der wechſelſeitige Unterricht, welcher unter Lainés und unter Decazes Miniſterium einen ſo ſchnellen Aufſchwung in Frankreich genommen hatte, jezt darnieder ſinkt, und bald wieder zu Grunde gehen würde, wenn nicht zum Glück eine Menge von Menſchenfreunden, denen das Wohl ihrer ärmern Mitbürger am Herzen liegt, aus eigenen Mitteln die neueren Anſtalten unterſtüzten, welche zum Zweck haben, den Volks-Unterricht zu verbreiten. Hr. Degerando hielt eine Rede, worin er der Schwierigkeiten erwähnte, welche die Geſellſchaft in ihrem Streben angetroffen habe, wie auch der ungegründeten Vorwürfe, welche man der neuen Lehrmethode mache; jedoch, fügte er hinzu, ſey es erfreulich, daß, als dieſe Vorwürfe auch in der Deputirtenkammer vorgebracht worden, ſo manche treffliche Redner aufgeſtanden ſeyen, um den wohlthätigen wechſelſeitigen Unterricht gegen Beſchuldigungen und Verläumdungen zu vertheidigen. Einer der kräftigſten Gegner des wechſelſeitigen Unterrichts iſt der bekannte Hr. v. Bonald, der irgendwo ganz ernſthaft behauptet, die neue Lehrmethode mache die Jugend taub und närriſch, wegen des vielen Geräuſches, das bey dem Herſagen der Lektionen vorgehe! Nach Hrn. Degerando's Bericht wurde, wie in den vorigen Jahren, ein anderer Bericht von Hrn Jomard vorgeleſen, worin dieſer die Geſchichte der Verbeſſerung des Volks-Unterrichts fortſezte, und eine Ueberſicht über den Zuſtand der neuen Schulen während des Jahres 1821 lieferte. Der Berichterſtatter geſtand mit Schmerzen, daß der Volks-Unterricht in einigen Ländern, beſonders in Oeſterreich und Italien, rückwärts geſchritten ſey, und daß auch in Frankreich derſelbe einen großen Stoß erlitten habe; jedoch im Allgemeinen gewähre der Zuſtand des verbeſſerten Schulweſens in Europa und in den andern Welttheilen einen erfreulichen Anblick, da auch im vorigen Jahre ſehr viel zur Verbreitung des Volks-Unterrichts gethan worden ſey. Dank ſey vorzüglich den unabläſſigen Bemühungen der Londner Schulgeſellſchaft, welche den Unterricht in den unermeßlichen engliſchen Beſitzungen feſt zu begründen ſucht, und auch in andern Ländern gern jedwedes Streben der Menſchenfreunde unterſtützt. Und wenn auch der wechſelſeitige Unterricht in den öſterreichiſchen Heeren aufgehoben worden iſt, ſo wird er dagegen in das ſpaniſche Heer eingeführt; was alſo die Humanität einerſeits verliert, gewinnt ſie andererſeits wieder. Auch meinte der Berichterſtatter, daß der Druck, den der Volks-Unterricht in einigen Ländern erleide, nicht beſtändig dauern könne. Uebrigens bewährt ſich der Nutzen der wechſelſeitigen Lehrmethode in Paris immer mehr; in vielen Erziehungs-Anſtalten bedient man ſich derſelben mit augenſcheinlichem Vortheil; außer den nöthigen Elementarkenntniſſen wird auch Muſik und Zeichnen ſo gelehrt; der Unterricht geht ſchneller von ſtatten, es herrſcht mehr Wetteifer unter den Kindern, und für Lehrer ſowol als Zöglinge iſt mehr Aufmunterung und Antrieb. Daß die Jugend dadurch aus den Händen der frères ignorantins geräth, iſt ein Nebenvortheil, den die Geſellſchaft zwar nicht bezweckt hatte, der aber auf die Erziehung des Volks heilſam wirken muß. Graf Chabrol, Präfekt des Seine-Departements, hatte den Vorſitz bey dieſer Verſammlung, und hielt eine Rede; auch Graf de la Rochefoucauld, einer der thätigſten Beförderer des Volks-Unterrichts, ſprach, wie in den vorigen Jahren, kräftig zu Gunſten des Zwecks der Geſellſchaft. Es wurden dabey eine Menge von Arbeiten aus den Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts vorgewieſen; worunter beſonders ſchöne Zeichnungen und Schriften vorkamen. Dann wurden auch Medaillen zur Aufmunterung fleißiger und geſchickter Schullehrer ausgetheilt. Schon dieß allein gereicht der Pariſer Geſellſchaft zum Verdienſt, denn ſie iſt die einzige Anſtalt, welche je in Frankreich daran gedacht hat, etwas zur Aufmunterung der Volks-Schullehrer zu thun. Um jedoch dieſes Verdienſt noch zu erhöhen, ſollte ſie nicht ſo ſehr auf die Schullehrer in Paris ſehen, denen es ohnedem nimmer an Belohnung fehlt, als die alten Schullehrer auf dem Lande aufſuchen und thätig unterſtützen; denn dort fehlt es am meiſten an Hülfe und Belohnung.

Das königliche Inſtitut hielt in dieſem Monate zwey öffentliche Sitzungen; die erſte war die jährliche allgemeine Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften. Hr. Ampère ſezte darin die im vorigen Jahre begonnene Geſchichte der Oerſtedſchen Entdeckung der magnetiſchen Kraft der Voltaiſchen Säule fort, worüber im Laufe des Jahres mehrere neue Verſuche gemacht worden ſind. Er nannte dieſe Entdeckung eine der wichtigſten, womit die Naturwiſſenſchaft in unſerer Zeit bereichert worden ſey. — Hr. Delambre las eine Abhandlung über einen jezt auf dem Horizonte vorhandenen Kometen vor. — Girard ſezte die Geſchichte der in Hinſicht des Kanalgrabens zur Erleichterung der Zufuhr der Lebensmittel in der Umgegend von Paris unternommenen Arbeiten auseinander, und Cuvier hielt in ſeiner Eigenſchaft als General-Sekretär der phyſikaliſchen Abtheilung der Akademie eine hiſtoriſche Rede auf ein im Jahr 1816 verſtorbenes Mitglied derſelben, den Hrn. Duhamel, welcher viel zur Verbeſſerung der Bergwerke in Frankreich beygetragen hat, und Lehrer der Mineralogie war. Es ſcheint, Cuvier wollte dieſe Gelegenheit benutzen, um ſich mit der öffentlichen Meinung wieder auszuſöhnen, welche er bey den Unruhen wegen der Miſſionen und Dragonaden beleidigt hatte. Er ließ deßhalb am Ende einer Periode eine Art von Sentenz einfließen, die eben nicht ſehr mit dem vorhergehenden in Verbindung ſtand, und worin er ſagte, die herrſchenden Geſinnungen der heutigen Jugend würden, wofern ſie gut wären, über alle Hinderniſſe ſiegen, und am Ende doch die Oberhand gewinnen. Obſchon der Hr. Staatsrath ſeine Aeußerung ſo äußerſt vorſichtig bedingt hatte, daß ſie nicht viel mehr bedeutete, ſo wurde ſie doch, eben weil man ſie von Cuvier nicht erwartet hatte, als baare Münze aufgenommen, und mit einem zweyfachen Beyfallklatſchen belohnt. Bey der Lebensgeſchichte Duhamels ſprang der Hr. General-Sekretär ſehr behende über die Epoche der franzöſiſchen Republik und des Kaiſerthums, wie es die General-Sekretäre aller vier Akademien zu thun pflegen, um ſich bey der jetzigen Regierung nicht in Verlegenheit zu ſetzen, wodurch nothwendig eine Lücke in ihren biographiſchen Notizen entſtehen muß. Cuvier erwähnte die großen Fortſchritte, welche die franzöſiſche Bergwerkskunde in neuern Zeiten gethan habe. Daß aber dieſe Fortſchritte hauptſächlich dem großen Aufſchwunge zu verdanken ſind, welchen die praktiſche Naturkunde unter der republikaniſchen Verfaſſung bekam, wagte er nicht zu geſtehen. Den Unterſchied zwiſchen ehemals und jezt erſieht man aus den Umſtänden, daß Duhamel, blos um die gewöhnlichen Verfahrungsarten der Bergwerkskunde zu erlernen, eine lange Reiſe nach Deutſchland unternehmen mußte, und daß gegenwärtig, bey dem Beginnen eines in Frankreich neuen Gewerbes, nämlich des Bearbeitens einer Salzgrube, in den Pariſer Blättern erklärt wird, man habe nicht nöthig, dieſes Bearbeiten in Polen zu ſtudiren, wie man es behauptet habe, ſondern der franzöſiſche Bergrath beſitze Einſicht und Kenntniſſe genug, um keiner fremden Hülfe zu bedürfen. Es mag etwas Eitelkeit mit unterlaufen; allein gewiß iſt, daß die Franzoſen, als ſie in der Fremde Herrn und Meiſter waren, ſehr viele Kenntniſſe durch ihre Gelehrte haben einſammeln laſſen, und dieſer Erfolg ihrer Siege iſt beſſer und dauerhafter geweſen, als Kontributionen und Eroberungen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dreyſylbige Charade.

Welch gräßlich Wort ſchallt mir zu Ohren!
O wehe, wer dazu geboren,
Ihn trug ein unglückſel'ger Schooß!
Dem Uebel hat er ſich verdungen,
Und in der Sünde Netz verſchlungen
Beſchleunigt er das Schreckensloos!

Was dir die lezten zwey Sylben beſagen,
Pflegt man bald heimlich, bald offen zu tragen.
Oft wohl prangt es in Sammt und in Seide,
Oft auch mit Gold und mit Perlen geſchmückt.
Oefter doch wird es im leinenen Kleide
Oder in Häuten von Thieren erblickt.
Ewig ſo wechſelnd an Stoff und Geſtalten,
Wechſelt es Titel auch, wechſelt es Amt.
Dennoch wird treu es den Namen behalten
Von dem Geſchlechte, aus welchem es ſtammt.
Aber es mag auch erſcheinen, wie immer,
Keiner beym Anblick des Spruches vergißt:
Daß man den Werth nicht nach äußerem Schimmer,
Sondern nach innerm Gehalte ermißt.

Das Ganze, es birgt im verſchwiegenen Schooße
Der künftigen Schöpfung verworrenen Knäul,
Doch ſpielend entwickelt der Stoff ſich und loſe
Durch künſtlicher Hände geſchäftige Eil.

Auflöſung der Charade in Nr. 113:
Zuckerrohr.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Digitized by Google

Nro. 120.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. Mai 1822.

Harret unſer mit dem Lorbeerkranze,
Denn ihr werdet uns im Siegesglanze
Oder nie auf Erden wiederſehn;
Können wir die Freyheit nicht erringen,
Mögt ihr uns den Kranz zum Orkus bringen.

Raupach.

Sauls Geſang vor ſeiner lezten Schlacht.

Nach Lord Byron.

Krieger und Feldherrn, umfängt mich der Tod,
Weil ich euch führe zum Kampfe für Gott,
Laſſet des Königes Leich' auf der Statt,
Tauchet die Speer' in die Herzen von Gath!

Du, der mir nachträgt Bogen und Schild,
Würde Sauls Volk mit Entſetzen erfüllt,
Streck' mich im Augenblick todt auf den Grund:
Mein ſey das Loos, den (?) ihr Muth nicht beſtand.

Fahrt wohl, ihr andern, doch nimmer, o Sohn,
Scheid' ich von dir, du mein Erb' auf dem Thron.
Hell ſey der Goldreif, unendlich an Macht,
Oder ſein würdig der Tod in der Schlacht.

D.

Vertrauliche Briefe.

2.

Zwey Wochen und zwey Tage, haben Sie mich auf Ihren Brief warten laſſen; Sie haben ein gepflaſtertes Herz. Jezt auf dem Lande, was machen Sie denn nur mit all' Ihrer eingewickelten Ewigkeit? . . Sie wiſſen nicht, was eingewickelte Ewigkeit heißt? Sie wiſſen aber auch gar nichts. Eingewickelte Ewigkeit, heißt: Zeit. „Die Zeit iſt eine eingewickelte Ewigkeit, und die Ewigkeit eine ausgewickelte Zeit“ — hat kürzlich ein Marodeur im Freymüthigen geſagt. Seyen Sie brav, prägen Sie ſich das ein, lernen Sie es auswendig, damit es Ihnen wohl ergehe. Was iſt die Zeit? — eine eingewickelte Ewigkeit. Was iſt die Ewigkeit? — eine ausgewickelte Zeit. Gut geantwortet, Sie ſind ein feiner Kopf, Sie könnten Profeſſor werden. Weil Sie ſo gelehrig ſind, will ich auch von Büchern mit Ihnen ſprechen.

Ich habe wegen Ihrer, ein neues Werk von Fouque geleſen: Der Verfolgte, eine Ritterſage. Aber darf ich auch davon ſprechen? Man kann nicht lieben, was man nicht begreift, und ein redlicher Menſch mag nur ſeine Freunde tadeln. Wie könnte ich nun Fouque's Werke lieben, wie könnte das ein geborner Bürger, oder ſonſt jeder andere, dem nur ein Herz ſchlägt für Freyheit und Recht, und der diebiſch-falſches oder ungleiches Maas weder gibt noch annimmt? Wie zwerghaft ſchrumpfen wir zuſammen, neben Fouque's Rittern; wie erbärmlich quieken unſere Stimmchen zu jener herrlich feſten Stimme; wie plump erſcheinen wir zur Seite zierlicher Ritterſitte; wie mattherzig iſt unſere Luſt, während jene mit einem Zuge den Becher leeren; und wenn ſie mit Schwungeskraft ihr gutes Schwert führen, wie ohnmächtig iſt unſer Arm dagegen! Sogar ein Ritterpferd hat mehr Verſtand als Unſer Einer, und man gäbe froh ſeine Menſchlichkeit für ihr Pferdethum. Ja, Verſtand haben ſie! Fouque ſagt es in allen ſeinen Büchern, centauriſch ſind ſeine ſämmtlichen Romane. Dieſer Gegenwärtige iſt es auch. Mit welcher Freundſchaft und Hochachtung wird vom Grauroß geſprochen, vom Rothroß, vom Braunroß, vom Silberrößlein, von Karol's Schimmel, und vom treuen Roſſesherzen! Und weil ſie Verſtand haben die Pferde, können ſie ihn auch verlieren. Ein ganzes Kapitel handelt „von dem raſenden Pferd.“ Es kommt mit geflügelten Schritten den Berg herab geſtürzt. Das gemeine Volk entſezt ſich und flieht. Stellt euch nur hinter mir, Ihr widrig furchtſamen Leute, ſpricht der Ritter, und zieht ſein gutes Schwert. Das raſende Pferd, alſobald es ihn gewahrt, bleibt in ehrfurchtsvoller Entfernung ſtehen, worauf der Ritter ruft mit herrlich feſter Stimme: „Nun, Rothroß, ſo komm denn nur vollends heran. Was willſt du denn eigentlich von mir?“ Und das Rothroß kam, und erkannte ſeinen verlornen Herren, und da kam ihm auch die Vernunft zurück, und es ſchmiegte ſein treues Roſſesherz an die edle Bruſt des Gebieters.

„Die heilige Ehre“ — Fouque's Göttin. Wie kann heilig ſeyn, was geboren, was nicht immer war? Curtius, Leonidas, Brutus, Cäſar auch, waren ſo ehrenwerthe Männer als Bayard, Guesclin und der Vendeer Jaquelin; aber die heilige Ehre war ihnen fremd. Sie ſtarben für das Vaterland, und ſtreckten nicht den geduldigen Hals auf die Schlachtbank der Laune und der Herrſchſucht nieder. Schön und groß war der Tod des Einen, welcher ſtarb für Alle, und weil er ſtarb für Alle, wird er ewig leben. Klein aber und häßlich iſt der Tod Aller für Einen, und ſie werden vergeſſen werden, die, welche ihn ſtarben.

Wie uns der Himmel nur blau erſcheint, weil wir tief unter ihm ſtehen, ſo erſcheint uns die Zeit des Mittelalters romantiſch, nur weil ſie vergangen und entfernt iſt. Sie war es nicht für die, welche darin lebten. Das iſt der lächerliche Irrthum Fouque's und Aller, welche dichten wie er, daß ſie ihre Wehmuth und ihre Sehnſucht in das Herz jener kräftigen Menſchen hineinlügen, die ſtark waren, klar, lebensfroh, und weder rückwärts noch vorwärts ſahen, gleich den Griechen und Kindern. Selbſt die Frommheit jener Tage war nur im Volke, welches troſtbedürftig, und in den Weibern, welche einſam waren; in den Rittern war ſie nicht.

Wollen Sie den geſchichtlichen Inhalt der Ritterſage wiſſen? Siegaminne, ein Rittertöchterlein, wird in ſeinem ſechſten Jahre, vom Saſſenritter Engelſchall aus räuberiſchen Händen befreyt, und dem Vater zurückgebracht. Das Kind hat herrlich blaue Augen, und kann ſchon reiten. Der Ritter zieht auf Thaten aus. Unterdeſſen wächst das Mädchen zu achtzehn Jahren, das Buch zu drey Bänden heran, und endlich heirathen ſich die Liebenden, wie wir gemeine Bürgersleute es auch machen. Nur daß ſich vor der Kapelle, worin getraut wird, die lieben Unterſaſſen verſammeln, und froh durch die geöffneten Thüren hineinſchauen. Später bekommen ſie Wein und Kuchen. —

Ein junges Frauenzimmer aus Karlsruhe, „welches Caroline Schleicher geheißen iſt“ (ſo würde Fouque ſchreiben), hat ſich vor einigen Tagen auf der Klarinette und der Violine hören laſſen. Ich war ſehr begierig zu ſehen, wie ſolche Inſtrumente als Kunkel-Lehen verwaltet werden. Aber die Künſtlerin hat ſich gut aus der Sache gezogen; den männlichen Theil der Klarinette ließ ſie liegen, und hielt ſich blos an den weiblichen. Mit der Violine machte ſie es eben ſo; doch war ihr Bogenſtrich muthig und kräftig genug.

Morgen werden wir den erſten Maitag ganz herrlich feyern. Der Brunnen der Luſt ſoll aus hundert Röhren ſpringen. Wenn Sie mir recht bald ſchreiben, und mich artig bitten, erzähle ich Ihnen auch ganz genau, wie es wird hergegangen ſeyn; die Farbe keines Bandes ſoll mir entgehen. Dafür quälen Sie mich auch nicht mehr mit dem andern. Schelten Sie mich nicht leichtſinnig. Schelten! Ach, daß ich es noch wäre! So ſchön iſt die Jugend, daß, hat man ſie verloren, es noch ein Troſt iſt, wenn uns eine ihrer Schwächen bleibt. Aber ich bin es nicht mehr. Ich habe alles bis auf den kleinſten Bruch berechnet. Reden Sie mir nicht von Glück. Frey ſeyn, nur das allein heißt glücklich leben. Der Tod iſt unſer Aller König, ich brauche keinen andern. Thoren, welche zweymal ſterben!

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Fortſetzung.)

Der Reiſende nimmt, ohne daß ihm ſeine Führer dieſen Umſtand beſonders bemerken dürfen, in den Steingruben des St. Petersberges zwey ſehr verſchiedene Gattungen von Arbeiten wahr, neue und alte. Jene gehören den Einwohnern des Landes an; dieſe ſind höchſt wahrſcheinlich ein Werk römiſcher Krieger, die einſt in dieſen Gegenden ſtationirt haben. Der Eingang in dieſe alterthümlichen Gallerien iſt der Neugier der Reiſenden lange Zeit entzogen geblieben; vor Kurzem aber hat der Eigenthümer des Schloſſes Caſter, ein Mann, der die natürliche Lage ſeiner Beſitzung auf eine geſchmackvolle Weiſe zur Verſchönerung derſelben zu benutzen weiß, jene Eingänge frey machen, den Schutt von denſelben hinwegräumen und ſieben unterirdiſche Hallen gleichſam ans Tageslicht bringen laſſen, ſo daß ſie jezt, ungefähr an der Mitte des Bergabhanges, mit dem äußerſten Ende eines der Luſtgänge ſeines pittoresken Parks zuſammenſtoßen. Dieſe langen und majeſtätiſchen Gallerien, denen Menſchen, die von den Ufern der Tiber nach denen der Maas wanderten, jenes Gepräge von Größe, welches alles Römiſche an ſich trägt, aufgedrückt haben, ſind in den heutigen Tagen neuerdings ſehr beſuchte Straßen geworden, in denen man ſich leichter als anderwärts zurechte finden kann, weil daſelbſt jederzeit friſche Fahrleiſen auf Ausgänge hinweiſen. Dieſe Fahrleiſen gehn tief hinein, bis an das weſtliche Ende der Gallerien, wo die Wagen hinkommen, um Steine zu holen. An das Zugvieh vor dieſen Karren klammern, vielleicht Kühlung ſuchend, die Schnacken ſich an und gehn in den Finſterniſſen zu Grunde. Zu Tauſenden ſieht man ſie blaß und ſterbend an den Wänden der abgelegenſten Gänge kleben, wo, in Ermanglung des wohlthätigen Tageslichtes, kein Geſchöpf eine längere Zeit zu leben oder zu vegetiren vermag.

Unter einer dieſer Römiſchen, an jenen ſiebenfachen gleichſam einen Tempel bildenden Porticus anſtoßenden Gallerien hat ein Steingrubenaufſeher ſeine Wohnung aufgeſchlagen.

Zufolge der Verſicherung dieſes ſehr verſtändigen Mannes könnte man ſich von hier aus unter der Erde bis nach den Gewölben des Forts von St. Peter führen laſſen, mit denen die Gallerien von Caſter Kommunikation hätten; doch ſoll die Unternehmung wegen verſchiedener, den Durchpaß hemmender Verſchüttungen gegenwärtig gefährlich ſeyn. Die Art, wie der Aufſeher ſeine Hausthüre garnirt hat, beweiſt, daß die Eule hier herum ſehr gemein iſt; Füchſe und Hausmarder werden in dieſen Souterrains ebenfalls häufig gefangen. Auch finden ſich bey dem Aufſeher mancherley Verſteinerungen, von den Arbeitern Figuren genannt, für die Liebhaber zum Verkaufe in Bereitſchaft.

Die Eingänge der Hallen von Caſter tragen einen ganz eigenthümlichen Charakter an ſich, mit dem ſich durchaus nichts, weder von neuen, noch von alten Arbeiten vergleichen läßt. Ihre Vorderſeite erhebt ſich gleich der eines Periſtils über einem, von Menſchenhänden geebneten, mehrere Schritte breiten Raume, der einem Platze von einem öffentlichen Monument gleicht. Durch jene Hallen gelangt man zu einer zahlloſen Menge ſchnurgerader, ſich unter rechten Winkeln durchſchneidender Neben- und Querſtraßen, die wegen ihrer Breite, und mehr noch wegen ihrer Höhe bemerkenswerth ſind, und flache Decken haben. Die Tragepfeiler dieſer Gewölbe ſind in ablang viereckiger Form ausgehauen, ſehr maſſiv, einige bis auf zwanzig Schritte lang und keiner unter fünf und vierzig Fuß hoch. Hier und da ſieht man an denſelben parallele und perpendiculare Auskehlungen, und um jeden läuft eine Art von Karnieß, das ihm, ſo einfach es iſt, ein monumentartiges Ausſehen verſchafft. Die modernen Arbeiten ſind die zunächſt an der Stadt Maſtricht gelegenen. Die gegenwärtig in denſelben beſchäftigten Steinbrecher ſind es ſelbſt nicht in Abrede, daß die antiken Gallerien ungleich ſchöner und verſtändiger angelegt ſeyen, als die ihrigen, welche größtentheils niedriger, ſchmäler, unregelmäßiger und ohne Verzierung ſind, und zwar auch platte, aber keineswegs ſorgfältig gearbeitete Decken haben.

Bemerkenswerth iſt unter den zahlloſen unterirdiſchen Gängen des St. Petersberges auch derjenige, aus welchem, im Jahr 1770, fünfhundert Schritte vom Eingang, jene berühmte foſſile Kinnlade hervorgezogen wurde, die ſich in zwey Schriften des Hrn. Faujas, ſeinen geologiſchen Verſuchen und in der Geſchichte des St. Petersberges, abgebildet findet, und nun in den Sälen des Muſeums der Naturgeſchichte zu Paris aufgeſtellt iſt. Hr. Faujas hält dieſe Kinnlade für einen koſtbaren Ueberreſt eines antediluvianiſchen Thier- und zwar Krokodillgeſchlechtes; auf jeden Fall ſcheint ſie einem gigantiſchen Thiere aus der Familie der Eidechſen anzugehören.

Die ſogeheißene große Höhle von Maſtricht iſt weiter nichts, als ein gewöhnlicher Eingang, den die Bauern aus der Nachbarſchaft, zur Zeit als man hier mit den Arbeiten aufhörte und dieſelben etwas mehr ſüdwärts verlegte, erweitert haben mögen, um daſelbſt ihre Wohnungen aufzuſchlagen. Noch jezt ſieht man da Spuren einer in den Felſen eingehauenen Wohnung, eines Stalles und einer Tenne, zum Ausdreſchen des Getreides.

Der ſchönſte und merkwürdigſte aller Eingänge in die Gewölbe des St. Petersberges iſt derjenige, den man auf der Straße nach Tongres aus weiter Entfernung zu Geſichte bekommt. Er iſt etwas über vierzig Fuß hoch und fünfzig Fuß breit, und gewährt, aus der Nähe nicht weniger als aus der Ferne geſehen, einen überaus impoſanten und maleriſchen Anblick. Dieſer in die Seitenwände eines Haufens von Kalkfelſen eingegrabene, ungeheure Bogengang ſteht in einem unterirdiſchen Zuſammenhange mit demjenigen, was man das ſüdliche Glacis der Feſtung des St. Petersberges nennen könnte. Zur Zeit der Belagerung, welche Maſtricht in die Gewalt der franzöſiſchen Republik fallen ließ, wurde dieſer Bogengang von franzöſiſchen Chaſſeurs der Belagerungsarmee in Beſchlag genommen. Ueber ihrem Haupte hielten die Oeſterreicher das Fort St. Pierre beſezt. Unglücklich wie dieſe in ihren Ausfällen von oben waren, beſchloſſen ſie, die Sache von unten zu verſuchen, und ſtiegen durch eine im Innern des Forts angebrachte Treppe in die unterirdiſchen Gallerien hinab, in der Hoffnung, ihre am Eingange derſelben kantonnirenden Feinde zu verjagen. Allein der Fackelſchein, der ihrem ſtillen Geheimmarſche leuchtete, ward an ihnen zum Verräther. Die Chaſſeurs witterten ſchnell den Plan aus, brachen mit Wolfsſchritten auf die Fackel los, überrumpelten diejenigen, von denen ſie ſelbſt ſollten überfallen werden, und trieben, vermittelſt eines wohl unterhaltenen Feuers, alles, was nicht entweder unter dem mörderlichen Bley fiel oder gefangen wurde, in die Tiefen des Labyrinthes hinein.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

Die Bühne hat ſeit Anfang dieſes Jahres ſich ſehr thätig bewieſen. Nach dem trefflichen Gaſtſpiel des Hrn. Unzelmann vom Dresdner Theater, der durch ſeinen Karl Ruf im der Schachmaſchine uns noch aus früherer Zeit in friſchem Andenken war, und dem Auftreten ſeiner Frau, welche, durch Stimme wenig begünſtigt, einige Arien in den Zwiſchenakten und die Parthie der Königin der Nacht ſang, wurden mehrere größere Werke des recitirenden Schauſpiels erneuert. Dieß waren: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Sappho und die Albaneſerin. Die Darſtellung der erſtern und der leztern Tragödie war beſonders fleißig und gelungen. Namentlich muß von der erſtern bemerkt werden, daß Mad. Genaſt immer tiefer in den Charakter der Maria eindringt, und der Styl immer einfacher und größer wird, in welchem ſie dieſen herrlichen Charakter entfaltet. Mad. Miedke, welche jezt auch mit Beyfall Sappho gibt, hat auch die Rolle der Eliſabeth mit unverkennbarem Studium ausgeführt. Melvill hat durch die gemüthvolle und milde Darſtellung des Hrn. v. Zieten gewonnen. Der Raum verbietet mir, über dieſe Vorſtellung mehr zu ſagen.

Neu war das kleine Luſtſpiel: Die Freunde, von Hofrath Rochlitz, ein Converſationsſpiel mit feiner Charakterſchilderung. Wäre der Ausgang nicht zu ſehr in Reden verwickelt, ſo wäre der Eindruck vollkommen geweſen; denn der Ton wurde von den Spielenden, und beſonders von Mad. Genaſt, ſehr fein getroffen. Ferner war neu das Melodram: Die Waiſe aus Genf, ein Kriminalſchauſpiel, welches Waiſe und Mörder zum Vorbild hat, aber nicht mit der Geſchicklichkeit gearbeitet iſt, welche leztern Melodram das Intereſſe der Gemüthsſpannung gibt. Endlich wurde noch im Monat Januar die kleine Oper: Der Kyffhäuſer Berg, von Kotzebue, komponirt von dem Muſikdirektor Präger, in Scene geſezt. Das Alberne und Platte des Textes mißfiel; die Muſik hat einige gut gearbeitete Stücke, iſt aber für die hier vorkommenden Situationen und Charaktere zu pathetiſch. Von Opern wurde noch die Zauberflöte, das Zauberglöckchen, Freyſchütz, Waldemar und das Opferfeſt gegeben, wobey wir nicht umhin können, den Fortſchritten des Baſſiſten Köckert, welche wir in der Parthie des Saraſtro und Mafferu wahrnahmen, verdientes Lob zu zollen.

Im Februar hatte die Direktion, deren Unternehmungen überhaupt der verfloſſene Winter günſtig war, eben ſowol für die Menge, als für die Gebildeten, und eben ſo ſehr für die Kaſſe, als für die Kunſt geſorgt. Denn neu einſtudirt waren: Das Donauweibchen (2ter Theil) und Egmont von Goethe. In der Darſtellung des leztern Trauerſpiels war das Schwierigſte, nach meiner Anſicht, das Gelungenſte, — ich meine die Volksſcenen, die mit großer Lebendigkeit gegeben wurden. Hrn. Stein als Egmont gelingt vornehmlich der Ausdruck des unbekümmert Liebenden, und der Vortrag des berühmten Monologs: Süßer Schlaf ꝛc., iſt tadellos. Uebrigens macht die Phantaſie des Leſers dem Darſteller des Egmont die Aufgabe faſt unauflösbar. Mad. Genaſt leiſtet als Klärchen ebenfalls, was ihre Individualität nur irgend erlaubt, aber es iſt doch nicht Goethe's Klärchen, was ſie darſtellt. — Um dieſe darzuſtellen, muß alle Abſicht und Befangenheit verſchwinden, muß nur der Gedanke reiner Hingebung an den bewunderten Geliebten walten und bis zu leidenſchaftlicher Aufopferung ſich ſteigern. — Die laute Stimme des Publikums bewies ſich der jungen talentvollen Darſtellerin des Ferdinand ſehr beyfällig; ſoll dieß dieſelbe nicht zu theatraliſcher Manier verleiten, ſo muß ihr immer klarer werden, daß lebhafte und richtige Deklamation noch nicht theatraliſche Darſtellung iſt.

Im Februar trat ferner der Baſſiſt Fiſcher vom Münchner Hoftheater als Figaro in der Hochzeit des Figaro von Mozart, und in Roſſinis Barbier von Sevilla auf. Ich erinnere mich nicht, in der deutſchen Oper größere Feinheit und Gewandtheit des Spiels, mit ſo angemeſſenem italieniſchem Vortrage vereint, geſehen zu haben. Sein Figaro beherrſcht die Verhältniſſe mit dem ſichtbaren Uebergewichte, welches Witz und Verſtand geben, und wenn er in dem feineren Mozartſchen Figaro die Gewandtheit des gebildeten Mannes in einzelnen Situationen vielleicht zu ſehr hervortreten läßt, ſo kann man doch nicht umhin, die Freyheit und Eleganz der Darſtellung mit Vergnügen wahrzunehmen, je ſeltner ſie, ſelbſt auf unſerer deutſchen Schaubühne, geworden iſt. Aber ein ganz vollendetes Charakterbild ſtellte Hr. Fiſcher als Barbier auf; denn es ſtand der pfiffige und ſchelmiſche Gelegenheitsmacher, ſo wie er ſich gleich in der erſten Arie voll Leben und Bewegung ankündigt, bis zum Schluſſe, wo er ſein Laternchen auslöſcht, mit belebender Luſtigkeit vor uns, und ſein Spiel war in jeder einzelnen Situation (wie z. B. in dem Auftritt, wo er ſich an der Verwirrung des Bartolo ergözt, und aus dem Lehnſtuhl die Scene überſchauend, ausruft: Seht nur den Bartolo ꝛc.) mit ſolcher Leichtigkeit ausgeführt, daß kein Charakterdarſteller ſich dieſer Leiſtung würde ſchämen dürfen. Dazu kommt nun noch die Einheit, welche in dieſer Darſtellung zwiſchen Spiel und Geſang herrſchte, die Leichtigkeit der Zunge, wie ſie faſt nur auf italieniſchen Opernbühnen gefunden wird, die Sauberkeit des Vortrags (wovon ſelbſt die kleine unbedeutende Cantilene im Figaro: „Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen!“ ein einleuchtendes Beyſpiel gab), die geſchmackvolle Anwendung der halben Stimme, die Aufſparung der Tiefe zu komiſcher Wirkung, und der oft faſt unmerkliche Uebergang des parlando in den eigentlichen Geſang, womit das fortgehende Spiel in ſeiner Uebereinſtimmung ſtand; — alle dieſe Vorzüge wird man ſelten auf der Opernbühne zu ſolcher Virtuoſität verbunden finden, und darum wird uns dieſe Darſtellung unvergeßlich ſeyn. In Figaros Hochzeit und im Barbier verlangte das Publikum die Wiederholung der erſten Arien des Figaro. Hr. Fiſcher wiederholte ſie in italieniſcher Sprache zu allgemeinem Vergnügen. Vor ſeinem Auftreten auf der Bühne gab er mit ſeiner Pflegetochter ein Konzert im Saale des Gewandhauſes, in welchem er im ſeriöſen Style die treffliche Baßarie: Pensa che sei etc. von Righini, im komiſchen die eben angeführte Arie aus Roſſinis Barbier, und mit ſeiner Pflegetochter ein Duett von Mosca vortrug. Mag ſich auch Hrn. Fiſchers Stimme jezt mehr dem Buffogeſang angeeignet haben, ſo hat uns doch die Kraft und Würde, mit welcher er die Righiniſche Arie ausführte, bewieſen, daß er den ernſten Styl wohl verſteht. Die Stimme ſelbſt hat in der Tiefe noch ungewöhnliche Kraft, wogegen die Mitte etwas ſcharf und ungleich iſt; durch Anwendung der halben Stimme aber und eines gewandten Falſets weiß dieß Hr. Fiſcher oft geſchickt zu verbergen. Seine Virtuoſität im italieniſchen Buffogeſang trat hier übrigens um ſo glänzender hervor, je ſchwieriger es iſt, denſelben im Konzertſaale anzuwenden. — Dem. Fiſcher hat unverkennbaren Fleiß auf die Ausbildung ihrer ziemlich umfaſſenden und kräftigen Stimme verwendet, und ihre Fertigkeit kann man bedeutend nennen. Vielleicht wird es durch jenen Fleiß ihr auch möglich werden, das Rauhe und Gellende, welches ihre Töne durch zu großen Antheil der Naſe bey der Bildung des Tons haben, hinwegzubringen, und eine reinere Vokaliſation zu erlangen. Gelänge dieß nicht, ſo würden wir überhaupt rathen, ſich mehr dem einfachen, großen Geſang, als dem künſtlich verzierten Geſange der Neu-Italiener zu widmen, da bey ſchnellen Paſſagen, beſonders in herabſteigenden Figuren, jener Fehler beſonders hervortritt. Sonſt iſt es überhaupt eine Verirrung, in welche junge deutſche Sängerinnen jezt ſo häufig verfallen, indem ſie die neuere italieniſche Geſangsweiſe mit Uebertreibung wiedergeben, und einer erzwungenen Kunſt opfern, was ihnen an natürlicher Anmuth verloren geht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 40.

Nro. 121.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 21. Mai 1822.

> Die Kunſt, die du gelernt, ſey dir lieb; im Uebrigen vertraue den Göttern, und ſey Niemandes Tyrann, noch Jemandes Knecht.
>
> Marc Aurel.

Ein Beytrag zur Gallerie von ſeltnen Nürnbergern, geſammelt auf einer Reiſe im Oktober 1821.

Von merkwürdigen Menſchen zu Nürnberg, die dem dortgeführten, vornehm bürgerlichen Leben einer alten Reichsſtadt angehören, und ſo zu ſagen ein Stück von ihm geworden ſind, wird mir beſonders der alte 72jährige Bäckermeiſter Burger unvergeßlich ſeyn. Auf dem breiten Fundament des bürgerlichen Gewerbes ruht ſein Haus. Unten ein Bäckerladen, im Hofe Schweine; gleich vor den Treppen, am Eingang Gänſe, die, wie einſt bey Philemon und Baucis, den fremden Ankömmlingen ihren Gruß entgegen ſchnattern. Durch eine enge, altväteriſch gewundene Treppe — Albrecht Dürer hat in keinem beſſern Hauſe gewohnt, — gelangt man zu dem Patriarchen aller Nürnberger Bäcker. Noch ſteht die kleine freundlich heitere Geſtalt, mit ehrwürdigen Zügen, geradem, ſchlichten Geſicht, in einer bürgerlichen Ermelweſte, ohne Rock, vor mir da. Ich ſehe den ehrſamen Handwerksmann, wie er uns empfing, und in ſeine Bibliothek, die zugleich eine Werkſtätte iſt, hineinnöthigte. Hier ſieht es aus, wie bey weiland Fauſt.

„Die Wände, bis zur Deck herauf
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Urväter Hausrath drein geſtopft.“

Man glaubt einen Magus zu wittern. — Viele Bücher — Jacob Böhme, Gichtel, ſo wie alle übrigen Theoſophen, in den ſchönſten und vollſtändigſten Ausgaben. Dazwiſchen meſſinge Microſcope, die eine ungeheure Vergrößerungskraft beſitzen, und die er ſelbſt verfertigt hat. Er iſt mehrere Jahre hindurch dem berühmten Mechanikus Hahn zur Seite geweſen. Er wollte uns in einem derſelben einen Tropfen geſtandenen Waſſers, und in ihm Infuſions- oder Räderthierchen, Kreaturen, wie er ſich ausdrückte, zeigen, wovon funfzig auf dem Rücken einer Haarſpitze Platz hätten, und dabey doch ſo bequem neben einander wegſpazierten, wie die Leute über die große Brücke von Nürnberg. Man könne bemerken, wie die Räder an ihren Köpfen, beſonders wenn man Lichter anzünde, förmlich in die Runde gingen. — — Auf den Tiſchen ſtanden ebenfalls, von dem alten Nürnberger Magus ſelbſt verfertigte Uhren, Glaskugeln, welche leztern, auf eine kleine Vorrichtung mit Schrauben, ſobald man dieſelbe umdrehte, ſogleich eine Flamme fahren ließen. Dieſer Mann ſpricht ganz in der Nürnberger Mundart, die, aus Grübels Gedichten, nun auch dem größern Publikum geläufig iſt. Er unterrichtet junge Leute, die Luſt dazu haben, drey bis vier Stunden täglich in der Algebra und Geometrie, und backt zugleich ſo gutes hausbacknes Brod, wie irgend ein andrer Bäckermeiſter in Nürnberg. Ich glaube faſt, daß, durch ganz Deutſchland hindurch, Kunſt, Wiſſenſchaft und Gewerbe, außer Nürnberg und vielleicht noch in der Schweiz, in dieſer treuherzigen Verbindung nicht wieder auftreten. Ueber Art und Bildung der Handwerksleute Nürnbergs, zu Hans Sachſens, des Rothgießers Viſchers, und Albrecht Dürers Zeiten, und deren Würdigkeit, kann wohl dieſer 72jährige Bäckermeiſter Burger die beſte Auskunft geben.

Er ſelbſt, wie er da ſo ſchlicht in ſeiner kurzen Ermelweſte ohne Schöße, in ſeiner höchſt naiven Nürnberger Mundart vor unſern Augen daſteht, iſt beydes zugleich ein lebendiges Beyſpiel und Denkmal daran. Er kennt Schelling, Kanne, Schubart, Lavater; faſt alle groſe Gelehrte beſuchten ihn perſönlich, und bey alle dem ſteht er doch, ganz bürgerlich originell und völlig in ſich abgeſchloſſen, da. Ein fremder Einfluß kann ihm nur wenig anhaben. Ich beſuchte ihn in Geſellſchaft des Hrn. Dittmar und zweyer anderer Lehrer des Nürnberger Erziehungs-Inſtituts, der Herren Groß und Marks. Er behandelte uns ſämmtlich, wie jüngere Leute. Das iſt das Recht der Greiſe. Bey angeborner Höflichkeit und einer faſt holdſeligen Freundlichkeit der Sitte, kein Kratzfuß, keine zierliche eingelernte Redensart, wie ſie zu Anfang unſerer Geſpräche üblich ſind, als: „Wen habe ich die Ehre zu ſehen? — Es freuet mich ungemein u. ſ. w.“ Nach erfahrenem Namen, nur ein kurzes: „Nun Kinder ſezt euch!“ Und welche witzigen, geiſtvollen Schlagreden, von denen ſein Mund überfloß, mit welchem gutmüthigen und ächt deutſchen, drolligem Humor vorgetragen: — — Ich weiß nicht, wie, unter andern theoſophiſchen Geſprächen, die Rede darauf kam: „Ob der Teufel auch was erſchaffen könnte?“ — Ganz recht, nun entſinne ich mich: es war von den Hinderniſſen die Rede, welche Ekel und Vornehmthun des jetzigen Weltweſens der Armen Erziehung von allen Seiten in den Weg legen. Freylich, ſagte ich, wird Jeder, der das Volk anfaßt, auf manche Unbequemlichkeit ſtoßen. Es handelt ſich wohl je zuweilen davon, ſelbſt auf den Vorzug einer geſunden Luft in den Wohnzimmern, wofern man die Sache väterlich treibt, Verzicht zu thun und ſich auf Bekämpfung von Gegenſtänden einzulaſſen, die den egyptiſchen Landplagen in der Regel nur allzunahe verwandt ſind. Zumal in Kriegszeiten! Ich weiß, daß in einer frommen Anſtalt dieſer Art, der Ausſatz nebſt einem andern, unter dem Gewühl der eingewanderten Völkerſchaften nicht ungewöhnlichen Uebel unter den Kindern, ſo ſchrecklich überhand nahm, daß im Laufe eines Jahres 100 Rthlr. und dieß reichte kaum — in den Apotheken für Gegenmittel aufgingen. Obgleich man dieſe Gegenmittel ihrer Natur nach, vor zarten Ohren kaum nennen darf: ſo kann ich doch verſichern, daß recht viel zarte, allerliebſte und bildungsfähige Kinder darunter waren, denen man jezt die Uebel, welche ſie damals heimſuchten, nicht anſieht. Sonach iſt Volkserziehung freylich keine Aufgabe für zarte und ſchwache Nerven, wiewohl auch von ihnen Manches durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott in dieſem Stück überwunden werden kann. Ein rechter Volkserzieher lebt ſo zu ſagen beſtändig im Lazareth, und die Wohlgerüche Arabiens kommen ſelten in die engen Schulzimmer; es müßte denn ſeyn, daß ein Stengel weiſſer Lilien in Waſſer geſezt, für ein zufriednes Herz dieſe erſetzen könnte. — Sie ſagen, was ein eigentlicher Volkserzieher ſey, führe ein Leben wie im Lazareth? Das thut eigentlich Jeder, der in der Welt iſt, erwiederte der fromme Bäckermeiſter Burger, nur mit dem Unterſchied, daß er es nicht halb ſo gut weiß wie Jener, und da iſt der Vortheil offenbar auf Seiten des Schulmeiſters oder Volkserziehers! Doch wir kommen von unſerer Hauptfrage ab: Ob der Teufel auch etwas Rechtſchaffenes erſchaffen könne? Soll ich meine Meinung ſagen; ſo denke ich ſo: Fröſche, Finſterniß, Läuſe, Mäuſe, Flöhe und ſolche Geſchmeiß, das kann er halt genug zuſammen bringen; ſo weit geht ſeine ſchwarze Kunſt, aber weiterhin hat es aufgehört? Wer ſich nun durch ſolche Schwärmgeiſter bey Anlegung von Volksſchulen erſchrecken und irre machen läſſt, mit dem iſts gar, (in Sachſen ſagt man alle) und er taugt überall nicht dazu!“ Ein andermal ſagte Einer von uns: Wir würden Hr. Burger wohl vom Eſſen abhalten; wir wollten uns lieber deßhalb entfernen. Man hatte ihn bereits zweymal gerufen. Da fiel er aber alsbald ein und ſagte: „O du arm Seel', wenn dir, Eſſensbalger, ein Geſpräch mit Freunden nit ſo lieb iſt, daß du lieber gar nit eſſen möchteſt! Wie ſoll J' das von euch verſtehn, Kinder? Bleibt doch nur halt ſitzen, weil ſo jung und ſo geſcheit wir doch nit wieder dahier in Nürnberg z'ſammen kommen!“ Iſt dieſes nicht eine wahrhafte Höflichkeit? Oder ſoll es etwa die ſeyn, die es ſchwer empfindet, wenn ſie über eine Viertelſtunde den Mittagstiſch verſchiebt, und ſich daher durch eine vorhergegangene, zierliche Anordordnung aus dem geiſtreichſten und angenehmſten Geſpräch abrufen läſſt, und dem Freund, den ſie mit dem Mund höflich zum Dableiben einladet, durch die Hand oder den ſtummen Eintritt eines Bedienten ein conventionelles Zeichen zum Aufbruch gibt. Unter den Büchern waren die Werke von Lavater, Jung Stilling, welche beyde er ſehr hoch ſchäzte, zu ſehen; auch ſtand Spinoza in ſeiner Bibliothek da. Wir glaubten etwas Einſeitiges zu vernehmen, als wir Burger baten, ſein Urtheil über dieſen ſeltenen und ſo häufig verkannten Geiſt abzugeben. „Deß braucht's nit, gab er uns zur Antwort, das könnt ihr ſelbſt leſen, Kinder, und zwar in der leſerlichſten Handſchrift! Hier holte er uns Lavaters Phyſiognomik; zeigte uns des Spinoza ſtillheiters, freundlich — zugleich hold- und trübſeliges Geſicht in der Abſchrift, — und indem er mit ſeinem Zeigefinger auf das nicht weit davon befindliche höhniſch ſchwammigte Conterfey des franzöſiſchen Gottesläugners La Metrie hindeutete, ſagte er mit der ſeelenvollſten Miene von der Welt nichts weiter, als: „Könnt ihr leſen? Das iſt halt ein Geſicht, fuhr er darauf nach einer Pauſe fort, während deſſen er mit dem Blick der Liebe und des innigſten Mitleides über Spinoza hing, was Einem den Spruch: „Richtet nit, ſo werdet ihr auch nit gerichtet,“ recht lebhaft wieder ins Gedächtniß ruft. Das iſt gewiß ein Iſraelite, in dem kein Falſch iſt!“ Hierauf las er die ganze Charakteriſtik des Spinoza aus Lavater vor. Ich bemerkte zum Schluß: wie es eine ſelige

Unwiſſenheit gebe, die aus Gott komme und unmittelbar zu ihm zurückführe, wie z. B. Vögel des Paradieſes Gott in ihrer Unſchuld geſungen hätten, und es nicht gewußt; wie die Bäume des Paradieſes Gott in ihrem lieblichen Säuſeln gerauſcht, ja ſein Lob bis in die Sterne getragen hätten, und es ebenfalls nicht gewußt. So ſey es auch nicht ſelten mit ſolchen Geiſtern beſchaffen; darum pflege ich ſie manchmal Paradiesvögel zu nennen, und ſey feſt überzeugt: daß manche aus Gemüth und Herzen in einem aſcetiſchen Herbario vertrocknete Gläubige, Wunderthäter und Propheten es ſchwerlich an jenem Tage, an Blüthe und Frucht, mit ihnen im Garten Gottes, dem wir alle, als abtrünnig gewordene Paradiesvögel zueilen, einſt aufnehmen würden; in welche Behauptung mein frommer Bäckermeiſter, der ja ſelbſt ein recht anmuthiger Paradiesvogel iſt, mir mit freundlichem Kopfnicken beyſtimmte, indem er zugleich ein Paar Mal mit freudiger Unruh ſein Nürnberger Käppel verſchob oder zurecht ſezte, als wollte er, mit funkelnden Augen, ſagen: „Eya, wären wir da!“ Von Jakob Böhmens Geiſt ſprach Burger wie von etwas ganz Ueberſchwänglichen. Dem ſey, durch alle Reiche der Natur hindurch, der Geiſt Gottes mit dem ewigen Licht, wodurch er alle Dinge erſchaffen habe, gleichſam vorangegangen und habe ihn über Blumen, Pflanzen und Metalle erleuchtet. Was ſeyen nicht in ſeiner Aurora allein für Entdeckungen, Ahnungen, Aufſchlüſſe ꝛc. die ſchon jezt beſtätigt erſchienen, für alle Reiche der Natur enthalten!“ Als wir fortgingen, ſagte Burger: „Ihr habt doch nichts dagelaſſen, Kinder? „Ein Stück meines Herzens, redlicher, alter Vater,“ gab ich ihm zur Antwort. „Lebt wohl, Kinder! Fallt nicht auf den Steigen; bey uns in Nürnberg gehts enge her!“ — — Das ſind die lezten Worte, die ich von ihm gehört habe.

Weimar, den 17. März 1822.

Johannes Falk.

Die Steinbrüche des St. Petersberges unweit Maſtricht.

(Beſchluß.)

Endlich verdient in den Katakomben des **St. Petersberges** auch noch der ſo geheißene „Brunnen“ erwähnt zu werden. Unter ſehr niedrigen Gewölben und in einer Art von Kreuzſtraße trifft der Wanderer auf einen ſeltſam geformten, ſich etwas über den Boden erhebenden Steinblock, der in der Mitte nach Art eines Schwenkkeſſels ausgehölt und mit, wenn auch nicht gutem, doch friſchen und und keinen widrigen Geſchmack habenden, Waſſer angefüllt iſt. In dieſem, dem Weihwaſſerkeſſel einer ärmlichen Dorfkirche gleichenden, Brunnenbette geht das Waſſer nie aus. Durch gewaltige, theils von der Decke herabfallende, theils einem kanariſchen Filtrirſtein entquillende, Tropfen erneuert es ſich immerfort wieder. Es war in der Nähe dieſer ſo geheißenen Brunnquelle, daß Landleute aus der Umgegend von **Maſtricht** ſich einen Zufluchtsort vor den Gräueln des Krieges ausſuchten. Sie hatten ſich mit ihren Hausthieren und Vorräthen, als die Oeſtreicher vor den Soldaten der franzöſiſchen Republik fliehen mußten, vor der Raubgier der im unordentlichen Rückzuge begriffenen Krieger nach jenem Aſyl geflüchtet, und der Sieger, nachdem er ſich in dem ruhigen Beſitze des Landes feſtgeſezt, ſah nicht ohne Verwunderung zahlreiche Familien ſammt ihren Heerden aus den Tiefen der Erde hervorgehen. Spuren dieſes unterirdiſchen Landlebens fanden ſich noch vor, als **Faujas** die Steingruben des **St. Petersberges** beſuchte. Ihm wies man, etwa dreyhundert Schritte vom Eingange, in einem nichts weniger als beſchränkten Raume, einen in die Felſenmaſſe ſehr künſtlich eingehauenen Ofen zum Brodbacken, und ein auf ähnliche Weiſe in den Felſen eingehauenen Kamin, aus welchem, zur Hinwegſchaffung des Rauchs, ein Rohr in einen der Seitengänge geführt war. Ganz in der Nähe hatte man Kuh- und Schafſtälle und Verſchläge für Schweine eingerichtet. Auch mit Brennöl waren dieſe Leute verſehen, mit etwas Hausgeräth, gedörrten Gemüſen, Mehl, Hafer und Futter für das Vieh. Auf dieſe Weiſe ermangelten ſie eigentlich keines ganz unentbehrlichen Bedürfniſſes, und da in dieſen weiten unterirdiſchen Welten eine geſunde Luft und eine milde Temperatur herrſcht, ſo hatten ſie ſich auch einer vollkommnen Geſundheit zu erfreuen. Uebrigens wußten ſie ſich um ſo geduldiger in ihr einſames, man möchte ſagen, in ihr Grabeleben, zu fügen, weil ſie ſich vor aller Gefahr geſichert glaubten, indeß die übrigen Landleute, nachdem ſie ihre geſammte Habe eingebüßt, ſich zu Schanzarbeiten unter den feindlichen Kanonen gezwungen ſahn. Dieſe Vergleichung war geeignet, ihnen das Langweilige ihrer traurigen Gefangenſchaft zu verſüßen. Inzwiſchen wagten ſie es doch nicht, die ganze Tiefe ihres finſtern Aufenthaltes zu ergründen, immerhin aber konnten ſie, zumal da mehrere von ihnen in einigen dieſer Steingruben gearbeitet hatten, eine ziemliche Anzahl von Gängen durchlaufen, ohne irre zu gehen; ja ſie hatten ſich ſogar mit mehrern entfernten Ausgängen bekannt gemacht, um, wenn ſie etwa überfallen werden ſollten, entwiſchen zu können. So wußte dieſe kleine unterirdiſche Republik eine geraume Zeit ihr Daſeyn zu friſten. Einmal aber wäre ſie beynahe durch ein Schwein verrathen worden. Dieſes Thier, das vielleicht gern wieder die freye Luft eingeathmet hätte, fand Mittel, aus ſeinem Verſchlage zu entrinnen und machte ſich mit möglichſter Schnelligkeit davon, ohne zu wiſſen, wohin die Krümmungen des Weges, den es eingeſchlagen hatte, um ans Tageslicht zu gelangen, führen würden. Es lief ſo ſchnell, daß es, nachdem es eine weite Strecke Weges zurückgelegt, ohne einen Ausgang zu finden, zulezt aus Furcht, oder aus einer Art von Inſtinkt ein durchdringendes, lang anhaltendes Geſchrey erhob, als wollte es irgend ein lebendiges Weſen zu Hülfe rufen. Da dieß in ziemlicher Nähe eines von den franzöſiſchen Soldaten beſezten Ausganges vorging, ſo hörten es dieſe, und ſuchten dieſe Gelegenheit, zu Verbeſſerung ihrer in dem erſchöpften Lande und während einer mühſeligen Belagerung ſehr ſchmal gewordene Koſt, nach Möglichkeit zu benutzen. Sie fingen das Thier und geriethen bald auf den Gedanken, daſſelbe werde dieſe dunkeln Steingruben nicht allein, noch auch von freyen Stücken bewohnen. Um ſich deſſen zu verſichern, drangen ſie etwas vor, machten dann aber, aus Furcht irre zu gehen, Halt, und fingen an, ſich ihres Fanges, als eines Köders zu bedienen. Sie machten das Thier aus Leibeskräften ſchreyen; das Geſchrey zog bald einige andre Schweine herbey und die Soldaten freuten ſich der willkommenen Beute. Ihre Freude aber dauerte nicht lange; und ſey es nun, daß die Bauern, wegen des Ausreißens ihrer Hausthiere Gefahr witternd, ſich in abgelegenere von dem Militärpoſten weiter entfernte Gänge zurückgezogen, oder daß ſie ihre Verſchläge mit mehr Sorgfalt verſchloſſen; — genug, das Geſchrey des Gefangenen blieb ohne fernere Wirkung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

(Fortſetzung.)

Nach Hrn. Fiſcher trat der Komiker Wurm wiederum als Gaſt auf unſerer Bühne auf. Ich war gehindert, ſeine Darſtellungen zu ſehen, unter welchen einige neue, nämlich der Bürgermeiſter von Saardam in den beyden Petern, und Joel Freund in den Liebes-Intriguen auf der Frankfurter Meſſe von Unbefangenen gelobt worden ſind. Auch wurden zwey Redouten im Theater gehalten, und ein Hr. Boai aus Turin ließ ſich auf der ſogenannten Lippen-Harmonika ohne Inſtrument hören, d. h. er brachte durch Schlagen und Kneipen der Lippen eine gewiſſe Tonfolge hervor; — eine Art von Kunſtleiſtung, die in der Bude eher an ihrem Ort geweſen wäre.

Im März wurde Weigels Oper: Die Uniform, aber, wie es ſchien, nicht mit großem Erfolge (vielleicht die Schuld einiger Längen, beſonders im zweyten Akte), und Körners Zriny, erneuert, und der Freyſchütz mit veränderter Beſetzung (wobey vornehmlich das Beſtreben des Hrn. Köckert als Kaſpar zu loben iſt) wiederholt. Außerdem ſuchte uns die Direktion für die Abweſenheit der Familie Böhler-Genaſt durch das Gaſtſpiel des Wolff'ſchen Ehepaars zu entſchädigen. Die Darſtellungen deſſelben brachten dem Publikum die Vorſtellung eines wahrhaften Styls in der Schauſpielkunſt, einer gehaltenen Ausführung der Charaktere wieder einmal näher, und erweckte eine höhere Begeiſterung für dieſe Kunſt. Selbſt diejenigen, welche der bildenden Jugend einen höhern Werth beylegen, als der ausgebildeten Kunſt, ſchienen doch einzuſehen, wie weit eine ins Allgemeine verlaufende Sprechkunſt, die mit gewiſſen konventionellen Bewegungen und Geberden begleitet wird, von der höhern Darſtellungskunſt entfernt iſt, die das Charakterbild feſt und und kräftig durchführt, was dem Künſtler vor der Seele ſteht. Die genannten Künſtler eröffneten die Reihe ihrer Darſtellungen mit Goethe's Iphigenia. Unterzeichneter ſah dieſe Darſtellung des Wolff'ſchen Ehepaars vierzehn Tage ſpäter in Dresden, und will zu dem, was er früher im Leipziger Kunſtblatt darüber geſagt hat, nur folgende wenige Bemerkungen hinzufügen. Eine ausgebildetere Darſtellung in dieſer, der antiken Tragödie ſich annähernden, Gattung läßt ſich auf der deutſchen Bühne gegenwärtig wohl kaum finden, und das Spiel beyder Künſtler iſt durch den Vortheil der Wiederholung ſelbſt ausgebildeter und einſtimmiger geworden, ſo daß kein Motiv eines verſtändigen Zuſammenſpiels unbenutzt geblieben iſt, welches die Situationen, in welchen Oreſt und Iphigenia hier vorkommen, darbietet. Ein im großartigen Rhythmus fortſchreitendes, in einer Reihe der bedeutſamſten Bilder und Gruppen ſich entfaltendes, Spiel ſtellt uns den Sieg der Wahrheit und Menſchlichkeit über Irrſinn und Rohheit lebendig vor Augen. Es öffnet uns eine Heroenwelt, wie ſie das poetiſche Auge des modernen Dichters auffaßte; von dieſem Standpunkte gefaßt, können auch die Kleinigkeiten, welche auf dem Standpunkte des ſogenannten Romantiſchen ſich erheben, kein Gewicht haben. Man hat getadelt, daß Wolff bey den Worten: „Hier iſt das Schwert, mit dem er (Agamemnon) Troja's tapfre Männer ſchlug" ꝛc. das Schwert zog, Iphigenia, welche zwiſchen Oreſt und Thoas ſtand, es ergriff und dem leztern hinwies. Eine Nothwendigkeit, dieß zu thun, iſt allerdings nicht vorhanden; auch ſteht bey Goethe kein Wort davon, und ziemlich abgeſchmackt wäre es, wenn dieſes Spiel als bloße Rekognition des Königsſchwertes angeſehen werden ſollte. Aber wenn Iphigenia dieſes Schwert mit dem Ausdruck der Heiligkeit, welche das Heldenſchwert für ſie und Oreſt hat, ergreift, und dem Thoas hinhält, ſo möcht' ich wiſſen, was dagegen einzuwenden wäre, vorausgeſezt, daß beider Spiel den Fortgang der Rede bey dieſer Stelle nicht ungebührlich aufhält? — Man hat die Geberde des Segnens in der Scene zwiſchen Iphigenia und Pylades, als der antiken Sitte unangemeſſen, an erſterer getadelt; — aber iſt nicht der Ausdruck auch modern: Geſegnet ſeyſt du ꝛc.? — Möge man, ſtatt ſolcher Kleinigkeitskrämerey, lieber anerkennen, mit welcher Größe eine deutſche Schauſpielerin ſich in ganz fremdartiger Sphäre bewegt, wie ſie Geſtalt und ſelbſt ein beſchränkteres, monotones Organ meiſterhaft handhabt, um in einer Region, die über dem Ausdruck gewöhnlicher Leidenſchaft und alles Conventionellen hoch erhaben iſt, ein Bild des Reinmenſchlichen darzuſtellen, das an die Bildungen antiker Götterwelt grenzt, wie ſie, um Einzelnes anzuführen, z. B. mit geiſterhafter Gewalt das Lied der Parzen ſpricht, wie ſie die Verſtellung großartig niederkämpft, mit rührender Unſchuld den geheilten Bruder umfängt u. ſ. w. Eben ſo ſchön und kühner noch iſt Wolffs Darſtellung als Oreſt, und wenn es ihm im dämoniſchen Zuſtande jezt etwas an phyſiſcher Kraft zu mangeln ſchien, ſo war doch die für die Darſtellung ſo gefährliche Umwandlung aus dieſem, und die Rückkehr der Geiſtesfreyheit nach der milden Viſion des Elyſiums von unnachahmlicher Gewalt und Wirkung, — ſo wie überhaupt im dritten Akte dieſes Dramas das Spiel beyder Künſtler ſich gegenſeitig bedingend und unterſtützend, zu den höchſten Wirkungen ſteigt. — Zum zweyten Male traten beyde in Leipzig in Houwalds Bilde auf. Er nahm den Maler Spinarosa auf eine und höchſt überraſchende Weiſe, durch welche dieſer Charakter und das ganze Stück ungemein gewann; denn er ſtellte die ſentimentale Weichheit, welche dieſer Charakter von aus Haus zu haben ſcheint, vom Anfang an in den Hintergrund, und hob die ſanfte Würde des tüchtigen Künſtlers hervor, der das Leben niedergekämpft hat, um von demſelben nun aufs Neue ſchmerzlicher berührt zu werden. Daß ſeine Versdeklamation in einem ſolchen Stücke ſich von der in Schillers oder Goethe's Dramen durch Leichtigkeit und größere Details unterſcheidet, beweiſet ſeinen richtigen Takt und ſeine Einſicht in die Sache. Mad. Wolff mäßigt die Wehmuth der Camilla dadurch, daß ſie die Lebendigkeit des ſüdlichen Naturells und die Heiligkeit der Blinden für dieſen Charakter zu benutzen weiß; doch muß ich geſtehen, daß ungeachtet vieler eben ſo vortrefflich gedachter, als ausgeführter Momente, mir dieſe Darſtellung im Ganzen etwas hart und ſchroff erſchienen iſt, wozu vielleicht die grandioſe Figur der Darſtellerin und die Monotonie ihres Organs mit beygetragen haben mag. Die leztere empfindet man am meiſten in den lyriſchen Stellen im dritten Akt. Daß ſie die Staarblinde mit geſchloſſenen Augen ſpielt, läßt ſich, wenn auch nicht ophthalmologiſch, aber doch gewiß in künſtleriſcher Hinſicht rechtfertigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 41.

Nro. 122.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Mai 1822.

Nun iſt der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut.
Doch was ich dir geſchworen,
Hat mich noch nie gereut.

O könnteſt du ihn meſſen,
Den Schmerz, den ich nie maß,
Du würdeſt nie vergeſſen
Den, der dich nie vergaß. — —

Aus Sophiens Reiſen.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Mit ſo trübem Nachdenken beſchäftigt, aber nicht immer ſo ſtreng gegen ſich, ſo mild gegen Urſule — denn oft ſtieß ſeines Herzens Schmerz neu ausbrechend ſeine Gedanken zurück, wie ein neuer Blutſtrom den Verband einer Wunde — kam Ariſt ſpäter wie Urſule in der Stadt an. Heute Abend ſie noch zu ſehen, hatte er noch nicht Faſſung genug, er wollte ſeine Perſönlichkeit, er wollte alle Rückſicht auf ſich erſt niedergekämpft haben, ehe er mit ihr ſprach, er wollte ſeiner Faſſung ſicher genug ſeyn, um bey dem bevorſtehenden Geſpräch aller Ungewißheit in Urſules künftigen Verhältniſſen ein Ende zu machen. Zuweilen glaubte er zuerſt mit Jarl ſprechen zu ſollen, beſonders wie er bey ſeiner Heimkehr hörte, daß dieſer ihn aufgeſucht hatte. — Sein Zartgefühl ſagte ihm aber, daß er nur als Urſules Vertrauter in dieſem Augenblick Herr ſeiner nächſten Unterredung mit Jarl ſeyn könnte — er erwartete alſo mit Spannung den über ſo vieles entſcheidenden folgenden Tag.

Urſule hatte nicht den Vortheil, dieſen Abend unangeregt von außen mit ihren Gedanken ſich beſchäftigen zu können. Sie konnte ihrer Mutter den Vorgang bey der Poſtſtation nicht verhehlen, da die Rückkehr der leeren Chaiſe ihr denſelben ſchon zum Theil verrathen hatte; Sophiens Abſchied hatte in Madame Salmon den Wunſch, daß Urſule nun ihres Vaters Willen vollziehen und ihr durch ihre Heirath mit Ariſt den abgereiſten Schwiegerſohn erſetzen möchte, aufs neue lebendig gemacht. Sie tadelte ſchon lange Urſules Zögern; ſeit Kurzem ahnete ſie Jarls Einfluß auf dieſe Tochter, und bey dieſer Gelegenheit ergoß ſie Klagen und Vorwürfe auf eine ſehr unſchonende Art. Frau von Halten ſuchte ihr Einhalt zu thun, indem ſie Ariſts Verhältniß zu Urſule einen Charakter beylegte, welchen die gute Madame Salmon, weder verſtanden, noch unverſtanden gut heißen konnte; denn es ſah keiner Brautſchaft ähnlich. Urſule wußte das der alten Dame Dank; — zum Theil, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, daß ihr Betragen gegen Ariſt, im Urſprung ſo edel, von Frau von Halten anerkannt worden ſey. Um ihre Mutter zu beruhigen, behauptete ſie, was ſie bis dieſen Augenblick ſelbſt zu glauben ſuchte: daß Ariſt und ſie einverſtanden wären. Jezt ſchien Frau von Halten den rechten Augenblick getroffen zu haben, um Urſule ihr eignes Herz verſtehen zu lehren. Nachdem ſie von Madame Salmon, die von der Gemüthsbewegung des Tags ermüdet, ſich früh zurückzog, gute Nacht gewünſcht hatte, begleitete ſie deren Tochter uneingeladen in ihr Kabinet und fragte, nachdem ſie ſehr geſchäftig die Thür verſchloſſen, die Lampe auf einen Trümeau geſezt und ſich fern von ihr in den Winkel eines Divans gedrückt: liebe Urſule, was hats gegeben, das alle dieſe Bewegung hervor bringt? — Urſule war zartfühlend und ſtolz; dieſe Frage verlezte ſie, außerdem hatte ſie jezt auf Einſamkeit gehofft und die Fehlſchlagung war ihr drückend. „Bewegung, meine gnädige Frau? erwiederte ſie mit angenommenem Befremden, ich weiß von keiner Bewegung. Meine gute Mutter hatte ſehr recht, über meine kindiſche Amazonenfahrt ungehalten zu ſeyn.“ — „O mein liebenswürdiges Starrköpſchen, kennte ich Ihr ſchönes Gemüth nicht beſſer, ſo könnte ich Ihren Selbſtbetrug für Koketterie halten.“ — „Das iſt ein … rauhes, wenn kein verletzendes Wort. Wie komme ich dazu, Sie zu dieſem Wort zu verleiten?“ — „Durch Ihre angenommene Ruhe, indeß Ihr Innres ſtürmt. Es iſt Freundſchafts-Pflicht zu warnen, ſelbſt auf die Gefahr verkannt zu werden. Urſule, bedenken Sie wohl, daß Sie ſo, wie Sie empfinden, Ariſt nicht glücklich machen können, Jarl aber höchſt unglücklich machen müſſen.“ — Urſule glühte vor Zorn, ſich zur Rede geſtellt, vor Schaam ſich errathen zu ſehen, wo ſie ſelbſt ſich nicht zu verſtehen vorgenommen hatte. Bey ſehr gutem Gewiſſen würde ſie jezt, wie ſchon mehrmals geſchehen war, einer Erörterung ausgewichen ſeyn, denn ſo ſehr ſie Frau von Haltens Geiſt ſchäzte und in ihr die Freundin ihres verewigten Vaters liebte, hatte ſie ſich doch, der Unabhängigkeit ihres Charakters gemäß, immer vor Herzensergießungen gehütet. Statt zu entſchlüpfen, wollte ſie aber gereizt, wie ſie heute war, recht behalten; und ſo gab ſie der geſchäftigen Freundin Gelegenheit ihre Ab- und Anſichten alle auseinander zu ſetzen. Urſule war aufs höchſte betroffen, ſich einer Leidenſchaft für Jarl anklagen zu hören; ſie gerieth in höchſten Unwillen, daß Ariſts Betragen gegen ſie Frau von Halten den Verdacht einflößen konnte, als ſey ſie von ihm verblendet, ja wohl gar von ihm abhängig geweſen. Daß Ariſt ſie in ſo ein falſches Licht ſetzen konnte, beleidigte ihren Stolz ſo ſehr, wie die Anſchuldigung, Jarl zu lieben, ſie empörte. Jezt ſah ſie die ganze lezte Vergangenheit in einem neuen, höchſt widerlichen Licht. — Sie glaubte das Spiel der zwey jungen Männer geweſen zu ſeyn, wenigſtens Andern als ſolches zu erſcheinen, und konnte ſich nicht läugnen, daß ſie nicht weniger, und viel gefährlicher, das Spiel ihres eignen Leichtſinns geworden war. Frau von Halten ward ganz irre an dem Herzen dieſes Mädchens. Je ſchmerzvoller dieſe die Verkehrtheit ihres Betragens, die gewaltſame Auflöſung ihrer bisherigen Verhältniſſe empfand, je beharrlicher und kälter verſicherte ſie ihre romantiſche Freundin, daß ſie ſich in allen ihren Vermuthungen irre, daß ihre Verbindung mit Ariſt ſtets freundſchaftlich geweſen ſey und bleiben werde, daß ſie aber, da ihre unvorſichtige Lebhaftigkeit Jarls Benehmen einen zweydeutigen Charakter anzunehmen verleitet habe, es ihrer weiblichen Würde gemäß halte, ſeine Beſuche nach und nach zu verhindern. Frau von Halten legte die ſeltenſte Seelenkunde dar; ſie bewies ihr aus den ſcharfſinnigſten Beobachtungen, daß ſie ihr eignes Herz mißverſtehe, daß es Jarl liebe, daß es Liebe bedürfe, aber nie in dem grübelnden, abgemeſſnen, für die Welthändel glühenden, ſeine Liebe aber nur durch Herrſchſinn bezeichnenden Ariſt, den Widerhall ſeiner Gefühle finden würde.

Weder Ariſtens noch Urſules Augen ſchloß der Schlaf. Beyde arbeiteten an der Ausführung eines Entſchluſſes, der ihr Herz zerriß, der auf Irrthümer gegründet, aber in dieſem Augenblick ſo nöthig war, ins Werk geſezt zu werden, als hätte ihn die klarſte Einſicht vorgeſchrieben. Von dem Punkt aus, wie ſie jezt ſtanden, konnten ſie nicht als Gatten vereint durch das Leben gehen. Ihre Gefühle waren zu aufgereizt, ihre Köpfe zu vernünftelnd, um ſie in der ſtillen Lebensluft einer würdigen Ehe behaglich athmen zu laſſen. Sie mußten ſich trennen, um gegen einander in einen ſo entfernten Geſichtspunkt zu treten, wie es nöthig war, um ſich einander richtig zu beurtheilen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das ſchreckliche Schickſal eines Dampfbootes auf dem Champlain-See in Amerika *).

Eines der ſchönſten Dampf-Packetboote, die in Amerika verfertigt worden ſind, iſt ganz kürzlich auf dem Champlain-See furchtbar ſchrecklich verunglückt. Der Kapitän des Bootes von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen, hatte den Befehl über das Fahrzeug ſeinem zwanzigjährigen Sohn übertragen. Mehr denn vierzig Paſſagiere befanden ſich im Boote, das bey äuſſerſt heftigem Gegenwind den Hafen St. John erreichen ſollte. Der hohen Wellen ungeachtet ging die Fahrt vollkommen gut von Statten und um ein Uhr nach Mitternacht war die Mitte des Sees erreicht. Ein Paſſagier, der im Eßzimmer ſich etwas Speiſe geholt hatte, ließ unvorſichtiger Weiſe auf einem Fachbrett deſſelben eine brennende Kerze ſtehen, ohne zu merken, daß die Flamme das obere Brett erreichen konnte.

Einer der Schiffsleute nahm eine Helle wahr, die ihm verdächtig ſchien; er eilte hin, hörte das Feuer praſſeln und ſah, daß die Thüre des Zimmers ſchon brannte; in dieſem Augenblick hatte ſich die Flamme Bahn nach außen geöffnet und ſchlug gegen ihn auf. Er lief zu einer kleinen Thüre, die ins Schlafzimmer der Frauen führte; ſie war von innen verſchloſſen. Sein Rufen und Klopfen ward über dem Getöſe der Wellen und des Windes nicht gehört. Er eilte aufs Verdeck, um dem Kapitän die Schreckensbotſchaft zu bringen und gelangte hierauf durch eine andere Thür ins Zimmer der Frauen. Im gleichen Augenblick drang aber auch die Flamme ſchon ein und hatte das nächſte Bett ergriffen. Der junge Kapitän rief ſeine ganze Mannſchaft aufs Verdeck, um ſie in kurzen Worten zu fragen: ob, weil

---

*) Aus den Briefen einer brittiſchen Dame über Geſellſchaftsleben und Sitten in den vereinten Staaten von Amerika, geſchrieben in den Jahren 1818, 1819 und 1820. London 1821.

die Schaluppen Alle nicht aufnehmen könnten, ſie ihre Zuſtimmung geben wollen, daß die Paſſagiere gerettet werden, er und die Mannſchaft aber, den kaum zu bezweifelnden Tod in den Wellen erwarten ſollten? Es erfolgte die einmüthige Beyſtimmung. Die Schaluppen wurden in die See gebracht. Schon ſtunden die Maſten in Mitte der Flammen und dem Steuermann brannten die Kleider an, während er das Steuerruder noch feſt hielt. Durch die Hitze des Feuers war die Wirkſamkeit der Dampfmaſchine verſtärkt worden. Das brennende Schiff flog über die Wellen und näherte ſich der Inſel, auf welche hingeſteuert ward. Man war beſchäftigt, die jammernden Frauen und Kinder in die zwey Schaluppen zu bringen, als das Steuerruder, länger nicht haltbar, der Hand des Piloten entging, das Schiff ſich plötzlich im Kreiſe drehte, und in umgekehrter Richtung, unleitbar, wie eine Boje, fortgetrieben ward. Der Dampfmaſchine ſich zu nähern war unmöglich; als aber endlich die Nahrung ihr ausging, fand ſich ihre Kraft erſchöpft und das Fahrzeug war nun den Wellen und dem Winde preisgegeben.

Die Paſſagiere befanden ſich in den Schaluppen, wohin der Kapitän und ſeine Mannſchaft ihnen die den Flammen entriſſenen Weiber und Kinder reichten. Umſonſt wurden dieſe braven Leute gebeten, ſich gleichfalls in die ohnedieß überladenen und von der Flamme bedrohten kleinen Fahrzeuge zu retten; ſie blieben zurück und bemühten ſich einzig nur, die Geretteten möglichſt ſchnell zu entfernen. Jezt erſt nahm man wahr, daß eine Frau und ein ſechszehnjähriger Jüngling vergeſſen waren. Der leztere wurde alsbald an ein Bret gebunden und ein tüchtiger Schwimmer ſtürzte ſich mit ihm in die See, um wo möglich noch eine der Schaluppen zu erreichen. Der wackere Kapitän hielt die von Schrecken beſinnungslos gewordene Frau im Arm und blieb auf dem brennenden Oberlof ſo lange ſtehen, bis ſeine ganze Schiffsmannſchaft, mit Bretern verſehen, ſich ins Waſſer geſtürzt hatte. Hierauf warf er ein dazu bereit gehaltenes Tiſchbret in die See und ſich darauf, ohne die Unglückliche fahren zu laſſen, welche er zu retten hoffte. Dieſe aber, durch Furcht außer ſich gerathen, würgte ihm den Hals dermaßen, daß er ſich loswinden mußte. Eine Welle riß die Frau fort und bey vergeblicher Anſtrengung ihr nachzukommen, ſah er nur noch, wie ſie vor dem lezten Unterſinken ein dampfendes Holzſtück zu greifen verſuchte.

Der kühne junge Kapitän fuhr fort, um das brennende Schiffs-Gerippe her zu ſchwimmen und die Unglücks-Gefährten, welche ihn hören mochten, zu ermahnen, gleichfalls in ſeiner Nähe zu bleiben, weil die Schaluppen, wenn ſie die Paſſagiere abgeſezt hätten, wieder dem Schiffe zurudern würden. Die Matroſen der Schaluppen ihrerſeits, mußten zwey Meilen gegen Wind und Wellen ankämpfen, ehe ihnen gelang, die Paſſagiere an ein ödes Ufer, mitten in finſterer und ſtürmiſcher Nacht auszuſetzen. Sie kehrten dann ſogleich zu ihren Unglücksgefährten zurück. Der Tag war angebrochen, ehe ſie das rauchende Schiffs-Gerippe entdeckten; in der Nähe deſſelben lag auf einem ſchwimmenden Brette eine menſchliche Geſtalt. Es war der junge Kapitän. Er befand ſich ohne Beſinnung, aber noch lebend. Man hob ihn ſorgſam auf und ſeine Rettung gelang. Von den Matroſen mochte nur ein einziger gerettet werden; er hatte ſich acht Stunden lang mit Hülfe eines Bretes ſchwimmend erhalten und befand ſich auf dem Punkte völliger Erſchöpfung. In Bordentown ward dem Kapitän und den Paſſagieren die ſorgfältigſte Pflege zu Theil.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im April.

(Fortſetzung.)

Hatten wir nun Hrn. und Mad. Wolff in dem heroiſchen und im bürgerlichen Drama würdig auftreten ſehen, ſo ergözten ſie uns auch im Luſtſpiel durch einige vortreffliche Darſtellungen: — zuerſt durch das kleine, ausfüllende Luſtſpiel: Männertreue, in welchem Er den leichtfertigen Sünder, Sie die Bekehrende mit humoriſtiſcher Leichtigkeit darſtellte (in Dresden, wo ich dieſe Darſtellung zum Zweytenmale ſah, fand ich von weiblicher Seite dieſelbe noch lobenswerther, und doch hatte ſie nicht an Leichtigkeit eingebüßt); dann in dem, nach dem Engliſchen von Kotzebue bearbeiteten Luſtſpiel: Die eiferſüchtige Ehefrau. In dieſem ſtellt Wolff eines der ergözlichſten Charakterbilder als Regierungsrath v. Uhlen auf. Ein gutmüthiger aber durchaus ſchwacher Ehemann, der unter dem Pantoffel ſeiner launigen und eiferſüchtigen Frau ſteht, und von außen angetrieben, mannigfaltige Verſuche macht, ſeinen eignen Willen wieder zu gewinnen, ſteht von Anfang bis zum Ende unverrückt vor uns. Schon das Aeußere iſt ſehr glücklich gewählt, die Farbe der Kleidung (grauer Frack, ſchwarze Unterkleider) und das beſcheiden geſcheitelte Haar, das dem Kopf etwas Gedrücktes gibt. Schade, daß es uns an Raum gebricht, dieſes Bild durch einzelne Situationen zu verfolgen; nur das ſey bemerkt, daß die höchſte komiſche Kraft ſich in den fruchtloſen Verſuchen offenbarte, die zum Gehorſam gewohnten Glieder freyer zu bewegen, in der ſtotternden Haſtigkeit, mit welcher er, aufs Höchſte gereizt, ſeinen Aerger entladet, in der affektirten Gleichgültigkeit, die ſich ſingend kund gibt. — Dinge, die man ſehen und hören muß, um den Humor des Künſtlers zu würdigen. Nie glaubte ich, daß Wolff, der tragiſche Künſtler, einer ſolchen Darſtellung fähig ſey. In Dresden ſah ich dieſe Darſtellung zum Zweytenmale mit vielen vortrefflichen Variationen, die den freyen Künſtler wahrnehmen laſſen; aber dort wurde ſein Spiel leider durch den Darſteller des Major v. Uhlen ſichtbar geſtört, und gleichſam durch ein Bleygewicht in ſeiner Entwicklung aufgehalten. Daß ſich der Regierungsrath (er kann auch bloß Titularrath ſeyn) bis zum Tanzen verſteigt, finde ich im Zuge des Humors nicht anſtößig, und wenn alles Aeußere in der Darſtellung dazu mitwirkt; — darum war es bey der Leipziger Darſtellung äußerſt wirkſam, bey der ſpätern Darſtellung in Dresden aber zu gewagt. Doch wäre es immer lächerlich, wenn man vom Herabziehen des Charakters reden wollte, der ja gar nicht ſo hoch ſteht, daß er durch einen

Zug der Laune verlieren könnte. Wenn Mad. Wolff die den Charakter jener launiſch eiferſüchtigen Ehefrau in allen Schattirungen gut entwickelt (was ihr vorzüglich in Dresden gelang), hier gegen den Ehemann etwas zurückſteht, ſo darf man nicht vergeſſen, daß jene Rolle an und für ſich dankbarer iſt, weil jeder das Joch der edlen Frau mitempfindet. — Ferner trat die Künſtlerin als Sappho auf, eine der reichſten Darſtellungen derſelben. Sie nimmt dieſen Charakter weit großartiger, als die Schröder, und ſtände ihr das anſprechende und beugſame Organ der leztern zu Gebote, ſo würde man auch das bewundern, was in ihren Darſtellungen mißlungen zu ſeyn ſchien. Nirgends, wie hier, zeigte ſich ſichtbarer, wie ein Künſtler die theatraliſche Umgebung nützen kann und ſoll, und hier hätte ein Maler reichen Stoff zu herrlichen Darſtellungen gefunden. Betrachten wir nur die ſteigende Aufmerkſamkeit, mit welcher Sappho auf dem Ruhebett (oder richtiger Raſenbank) ſitzend die Erzählung des Phaon anhört, den Ausdruck der Vernichtung, als dieſer ſie verſchmäht, und der Betäubung, in welcher ſie die Nachricht von den Verfolgten erwartet — gleichſam die Kriſe, aus welcher ein höheres Leben hervorbricht — ſo werden wir das große mimiſche Verdienſt der Künſtlerin, die ſich den Charakter in einem höhern Sinn gedacht hat, nicht verkennen. In einem Punkte insbeſondere aber ſetze ich ihre Darſtellung unbedingt über alle andere, die ich geſehen habe, und dieß iſt die zarte Auffaſſung und Behandlung des Verhältniſſes zu Phaon. Dagegen will ich auch nicht läugnen, daß die Künſtlerin, wenigſtens in Leipzig, den Monolog von dem Unbeſtand der Männer etwas zu ſehr als Rede an das Publikum geſprochen. Unſere Schauſpieler unterſtützten dieſe Darſtellung ſehr gut. — Die Darſtellung des ältern Grafen von Klingsberg in den beyden Klingsbergen durch Wolff habe ich nicht ſehen können; ſie ſoll in Dresden nach dem Urtheile eines Sachverſtändigen noch gelungener und ausgeführter geweſen ſeyn. — Seine Darſtellung des Poſa war immer eine der würdigſten und ergreifendſten; dießmal fand ich ihn — allzubeſonnen, vorbereitet, ich möchte ſagen diplomatiſch, ſelbſt in der großen Scene mit dem König im dritten Akte, da doch die impoſante Gegenwart des Königs den Enthuſiasmus eines Poſa nur mäßigen kann. — In Müllners Schuld trat hierauf Mad. Wolff als Elvire auf. Tiefer und gehaltener habe ich dieſen Charakter nie darſtellen ſehen mit der ſüdlichen Gluth der Leidenſchaft; aber auch nie einen ſo karikirten Hugo geſehen, als den, welchen ein gewiſſer Hr. Kunſt vom Bremer Stadttheater aufſtellte. Mangel an Totalanſchauung, im Einzelnen ſinnloſes Zerreißen der Verſe und Sätze, völlige Willkür in der Modulation, ſo wie in Stärke und Schwäche der Stimme, kleinliche Malerey, übertriebene Bewegungen und Stellungen waren für jeden unbefangenen Beobachter um ſo ſchmerzlicher wahrzunehmen, da eine äußerſt wohlgebildete Geſtalt nebſt einer vollen kräftigen Stimme ihn vor Vielen begünſtigen. Ein Theil des Publikums ſchien ſich aus leztern Grunde für ihn äußerſt günſtig zu erklären; denn es rufte ihn — neben Mad. Wolff! — hervor, und als er nach einigen Tagen in Schillers Kabale und Liebe den Ferdinand ganz in derſelben Manier, wie den Hugo, tragirt hatte, wünſchte man ſogar im hieſigen Tagblatte, der Künſtler möchte öfter auftreten, — wobey zu bemerken, daß ſolches anonyme Wünſchen in Betreff der Bühne ſeit einiger Zeit bey uns Mode geworden iſt. Die Direktion iſt wohl zu vernünftig, um auf alle Wünſche, die ſich in dieſer Form äußern, einzugehen. — Lady Milford war eine wohlgedachte, aber weniger durch den Reiz der Phantaſie belebte Darſtellung der Mad. Wolff. — Darauf trat Wolff in der Rolle des Günther in Houwalds Drama: Fluch und Segen, auf; die eiferſüchtige Frau wurde mit allgemeinem Beyfall zum Zweytenmale geſehen. In der erſtgenannten Darſtellung, in welcher er das Durchbrechen der Herzensgüte bey einer etwas rauhen Natur trefflich ſchilderte, hat es mir ſehr gefallen, daß er, als er von dem Seiltänzer und ſeinen Künſten redet, gleichſam mit noch nachwirkendem Staunen auf den „Künſtler" ſo viel Accent legt, wodurch ſein Entſchluß, den Knaben bey demſelben anzuvertrauen, doch etwas von ſeiner Anſtößigkeit verliert. — Das lezte Gaſtſpiel der beyden Künſtler halte ich auch für das größte, zumal da es für diejenigen, welche beyde auf frühern Stufen ihrer Kunſtbildung geſehen haben, den augenſcheinlichen Beweis ablegt, daß hier zwey mimiſche Talente auf dem Wege der Bildung ſich zu der Höhe der Freyheit erhoben haben, welche das Genie durch Vernachläſſigung der Bildung oft ſogar verliert. Dem Künſtler Wolff gelingt die ſchwere Aufgabe, die ich bisher noch nie gelöſt ſah, den zweydeutig ſchwankenden Grafen Leiceſter in einem lebendigen Bilde hinzuſtellen, und nicht nur alle Momente dieſer Rolle in dem konſequenteſten Zuſammenhange zu verbinden, ſondern auch das Ganze mit der höchſten Eleganz und Freyheit des Benehmens anmuthig zu überkleiden, mit dem wir den Günſtling einer ſolchen Fürſtin uns vorzuſtellen gewohnt ſind. In dieſer Sphäre der Darſtellung ſich mit künſtleriſcher Freyheit zu bewegen iſt deutſchen Schauſpielern nur ſelten gelungen. Wie fein ſchimmerte des Höflings Denken und Beſtreben, der, als ihm die eine Königin entgeht, der andern ſich zu nähern ſucht, durch die Maske der Empfindung, in den Scenen mit Eliſabeth, hindurch. Aber wie vernichtend iſt auch am Schluſſe die Wirkung der fürchterlichen Wahrheit auf dieſes, an glänzenden Schein gewöhnte, Gemüth. Jezt, da die Königin in aller Hoheit der Seelenruhe und Schönheit vor ſeinen Augen in den Tod geht, jezt empfindet er zum Erſtenmale den Verluſt eines ſchönen Glücks — „welche Perle warf ich hin!" — und der wiederkehrende Entſchluß, die einmal übernommene Rolle auszuführen, findet keine Thatkraft; — unwiderſtehliche Furcht ergreift ihn, die gewandten Glieder dienen ihm nicht mehr, er vermag auch nicht zu entfliehn, die Schritte ſind an dieſen Boden gleichſam durch eine Nemeſis gefeſſelt; er muß anhören, und vor ſeiner aufgeregten Einbildungskraft vorgehen ſehen, was ihm anzuſchauen graut, bis er in dumpfe Ohnmacht hinſinkt. Man kann den Monolog, in welchem dieſes geſchildert wird, nicht mit größerer Wahrheit und Mannigfaltigkeit ausführen, als Wolff that, der damit auch ſeinen Darſtellungen die Krone aufſezte. Von Mad. Wolff brauche ich nur zu ſagen, daß ſie den Charakter der Eliſabeth, über deſſen Darſtellung früher in dieſen Blättern die Rede geweſen iſt, noch ungleich freyer und ſicherer, als früher, ausführte, vornehmlich in der Scene, wo ſie, ohne den Anſtand königlicher Würde zu vergeſſen, dem Mortimer „von fern den Preis ihrer Gunſt zeigt," und in der Situation, wo ſie durch Burleigh gereizt, dem Grafen Leiceſter zürnt, und dieſer ihren Zorn auf Mortimer ableitet. Immer wird uns auch bey dieſer Rolle der Troz vor Augen ſtehen, mit welchem ſie in dem ergreifenden Schlußmomente die ſchauerliche Einſamkeit zu ertragen ſtrebt, die ihr verkündigt wird. — Man rufte den trefflichen Künſtlern, die durch unſere Bühne, beſonders in der lezten Darſtellung, ſehr gut unterſtützt wurden, ein dankbares Lebewohl nach. Ich ſchließe dieſen durch das Intereſſe der Gegenſtände verlängerten Theaterbericht mit dem Wunſche, daß viele deutſche Schauſpieler durch den Erfolg ſolcher Ausbildung aufgemuntert, ſich das ernſte Studium dieſer Künſtler zum Vorbild dienen laſſen möchten.

A. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Nro. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 23. Mai 1822.

> Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! — Und Dieſe treibt ein hohles Wort des Herrſchers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beyſpiel gebe.
>
> Goethe's Egmont.

Heldentod der vierhundert Bürger von Pforzheim in der Schlacht bey Wimpfen am 6. Mai 1622.

(Die Schlacht, bey welcher die wackern Pforzheimer Bürger ſich aufopferten, ward zwiſchen Tilly und dem Markgrafen Friedrich von Durlach gefochten. Tillys Truppen ſchlugen ſich mit doppelter Heftigkeit, weil ſie ihren, am vierzehnten April bey Mingolzheim erlittnen Verluſt zu rächen hatten. Markgraf Friedrichs Schlachtſtellung ſoll damals nicht die beſtgewählteſte geweſen ſeyn, und der tapfre Tod der 400 Pforzheimer, die ſeine Leibwache machten, bewies ihre unerſchütterliche Treue gegen ihren Fürſten, hatte aber in Urſach und Folgen mit dem Kampf bey Termopylä nicht die geringſte Aehnlichkeit. Die poetiſche Lizenz des Dichters, ſie mit ihr zu vergleichen, vermindert aber den Werth ſeines Gedichts nicht, und nicht den des Opfertodes der wackern Pforzheimer Leibwache.

Nachfolgendes Gedicht ward für die Feyer des Tages dieſer Schlacht bey Wimpfen geſungen, zu der, wie wir aus den uns zugekommnen Nachrichten erſehen, ein Schreiben des Hrn. Zeune in Berlin die Veranlaſſung gegeben zu haben ſcheint. Er forderte die Pforzheimer gewiſſermaßen zu dieſer Feyer auf, und ſendete zu dieſem Behuf zwey Gedichte nebſt dazu gehöriger Kompoſition, wovon wir das eine unſern Leſern mittheilen. Die Anordnung der Feyerlichkeit war gänzlich kirchlich, mit Begleitung des Bürger-Militärs. — Ob der Geiſtliche in ſeiner Rede die hiſtoriſche Veranlaſſung der Feyer erzählt hat, iſt uns unbekannt. Nach beendetem Vormittags- und Nachmittags-Gottesdienſt, in welchem letzten nachfolgendes Lied von einem Muſik-Chor und der Gemeine abwechſelnd geſungen, ſeine Stelle fand, ward der Tag mit Darſtellung des vaterländiſchen Schauſpiels: „die vierhundert Bürger von Pforzheim“, deſſen Verfaſſer uns unbekannt iſt, beſchloſſen.)

Wohlan denn! ſo erhebe deine Schwingen!
Verſuch dem Aare gleich dich hoch zu ringen,
Mein edler deutſcher Vaterlandsgeſang!
Laut ſprich es aus mit kühnem Selbſtvertrauen,
Daß man es hört in allen deutſchen Gauen,
Was glühend längſt ſchon meinen Geiſt durchdrang!

Laut ſprich es aus, damit des Jünglings Wange
Die Röthe der Begeiſterung umfange,
Wenn er die Großthat ſeiner Väter hört,
Damit er nie ſich einem Joche neige,
In gleichem Fall auf gleiche Weiſe zeige,
Auch er ſey ſeiner großen Ahnen werth!

Warum wollt ihr denn ſtets in hohen Weiſen
Die Sparterſchaar und ihren König preiſen,
Die hohes Muths des Hades Reich betrat!
Kannſt du denn nur in Thermopylens Gründen
Ein Beyſpiel ſolches Heldentodes finden,
Mein Volk, haſt du denn keine gleiche That?

Darauf kann dir ſeit längſt verfloſſnen Tagen
Das Blutfeld Wimpfens ſtolze Antwort ſagen,
Wo gegen Spaniens und Oeſtreichs Macht
Mit ſeinem kleinen wegemüden Heere
Der Markgraf Badens für des Landes Ehre
Und Glauben focht in mörderiſcher Schlacht.

Wohl lange ſchwankt an dieſem blut'gen Tage
Des Sieges Glück in ungewiſſer Wage;
Mit Löwenmuthe kämpft das kleine Heer,
Und endlich muß der Heldenkraft gelingen,
Die Ueberzahl der Feinde zu bezwingen;
Es hat geſiegt, ſchon ſchwankt die Schlacht nicht mehr.

Doch — wehe! wehe! — wie vom Blitz zerſchlagen,
Zerſtäuben plötzlich des Geſchützes Wagen,
Hin ſinkt ein Theil der Sieger in den Tod;
Der andre ſchwankt mit furchterfüllten Blicken
Und wendet bald in wilder Flucht den Rücken,
Wie auch der Markgraf bittet, mahnt und droht.

Und vorwärts dringt der Feind mit neuem Muthe
Und färbt ſein Schwert in der Erſchrocknen Blute. —
Doch was hemmt plötzlich ſeines Sieges Lauf?
Iſt ihm Entſetzliches begegnet? halten
In ſeiner Blutbahn himmliſche Gewalten
Vielleicht voll Unmuth ſeine Schritte auf?

Nein, das warſt du mit deinem kühnen Helden,
— In lautem Ton ſoll es mein Loblied melden —
Du meines Vaterlands Leonidas.
Dein Bürgermeiſter wars mit deinen Bürgern,
O Sparta-Pforzheim, der ſich mit den Würgern
Der Flüchtigen in blut'gem Kampfe maß.

Nur ſie allein — vierhundert Männer — wagen,
Der Sieger Wuth zu brechen und zu tragen.
Ach! Alles flieht in ungeſchloſſnen Reihn,
Wie von der Hand des Ewigen getrieben;
Mit ihrer Schwerter rieſenhaften Hieben
Kalt und entſchloſſen ſtehn nur ſie allein.

Zwey Mal wird Gnade ihnen angetragen,
Und zwey Mal wird ſie muthig ausgeſchlagen,
Die Tapfern wollen ſolche Gnade nicht:
Mag auch das Blut aus tiefen Wunden traufen,
Wohl theuer muß der Feind den Sieg erkaufen:
Der Sterbende hält noch ſein Schwert und ficht.

Nicht wilde Wuth, nicht der Verzweiflung Stärke
Gibt ihnen Kraft in dieſem blut'gen Werke,
Kein Aechzen wird gehört, kein Klageton;
In ſeinem Blute ſieht mit blaſſen Zügen
Der Bruder thränenlos den Bruder liegen,
Der Vater ohne Klage ſeinen Sohn.

„Du haſt uns Alles — Ehre, Gut und Leben —
Ach! Alles, Alles haſt du uns gegeben,
Du heißgeliebtes, heilges Vaterland!
Hier, wo der Hoffnung lezte Funken ſchwinden,
Sollſt du nicht ſchwach, nicht undankbar uns finden,
Wir halten bis zum lezten Seufzer Stand!“

Sie hielten Stand und keiner wankte, keiner,
Von viermal hundert Männern auch nicht einer;
Ob auch das Feld ihr Blut in Strömen trinkt,
Sie achtens nicht, kein Schmerz wird mehr empfunden,
Bis auch der lezte überdeckt mit Wunden,
Tod gebend und empfangend, niederſinkt.

Was Groſſes auch der Vorzeit Bücher melden
Im Lobgeſang von hochgeſinnten Helden
Von tapfrer That und kühnem Heereszug,
So herrlich ward noch keine Schlacht geſchlagen,
So männlich nie der Feinde Wuth ertragen,
So nie gehemmt ihr wilder Siegesflug.

Doch wie, du Erſter in den Helden-Reigen,
Wie könnt' ich deinen Namen wohl verſchweigen,
Deimling-Leonidas, der du voran
Mit feſtem Schritte wallteſt an der Spitze
Des kühnen Haufens mit des Schwertes Blitze
Des Heldentodes blutbeſprengte Bahn!

Ihr Alle, deren Herzblut im Gefechte
Für Freyheit, Vaterland und Menſchenrechte
Das Feld in jener groſſen Stunde trank!
Hat auch die Zeit die Namen nicht behalten,
Soll doch der That Gedächtniß nie veralten,
Und nie erſterben Eures Volkes Dank!

Zwar haben wir ſeit zwey Mal hundert Jahren
Des Böſen viel, unendlich viel erfahren
Und ſelbſt der Knechtſchaft Joch hat uns bedrückt;
Doch wiſſen wir noch Herrliches zu ehren,
Den alten Geiſt zu feſſeln, zu bethören
Iſt dennoch der Verruchtheit nie geglückt.

Um Eure That zu nennen und zu preiſen,
Erhebt kein kalter Stein, kein todtes Eiſen,
Kein ſtolzer Marmorberg ſich himmelwärts;
Nein, Euer Denkmal voll von Glut und Leben,
Dem Wechſel und der Zeit nicht Preis gegeben,
Iſt Eures Vaterlandes groſſes Herz!

Anton Dietrich.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Sobald es die Stunde erlaubte, ſuchte Ariſt ſeine Freundin auf. Man hätte bey ihrer gegenſeitigen Begrüßung nicht geahnet, daß ſie Treue und Bund aufzuſagen zu einander kämen. Urſule war ſehr mild, denn ſie wollte es wagen Ariſt weh zu thun, Ariſt war ſehr mild, denn er hoffte mit Aufopferung ſeines ganzen Glückes glücklich zu machen. Das Mädchen reichte ihm die Hand zum Gruß, wie ſie gewohnt war, aber ſie zitterte und fühlte das Zittern der ſeinen, dennoch führte ſie ihn zu einem Sitz, wo ſie unzählige Mal, ein kleines Tiſchchen zwiſchen ſich, geſeſſen hatten. „Das iſt gütig, meine Freundin, fing Ariſt mit wankender Stimme an, daß Sie mir durch den freundlichen guten Morgen mein Beginnen erleichtern. Ich wage, nach redlicher Prüfung meiner ſelbſt, zu thun, wozu ich die Kraft errungen. Ich gebe das mir von Ihrem Vater hinterlaſſene Recht auf, um Ihre Liebe zu werben, und bitte Sie nur um eine Entſchädigung — als Sühne des Ungehorſams gegen Ihres Vaters Willen — Ueberlaſſen Sie es mir alle Hinderniſſe, die Ihrer Verbindung mit Jarl entgegen ſtehen, aus dem Weg zu räumen.“ — Wie von einer Todtenhand fühlte Urſule ihr Herz ergriffen, bey der unerwarteten, unerhörten Demüthigung, welche dieſe Worte für ſie enthielten. Nicht genug, daß ihr leichtſinniges Wohlgefallen an Jarls ſcheinbaren Vorzügen vor Aller Augen offenbar geworden war, muſſte es ja, da ſie jeden Gedanken an eine Verbindung mit dem Dänen mit Abſcheu zurückwies, in

Ariſts Augen ſogar wie Verbuhltheit erſcheinen. Faſt hätte dieſe Empfindung von todter Kälte an ihrem Herzen ſie der Beſinnung beraubt, wenn nicht eine glühende Röthe ihr Geſicht bedeckt, eine brennende Hitze ihre Glieder durchlaufen hätte. Auf Koſten des phyſiſchen Lebens hielt ihr Stolz ſie aufrecht. Mit äußerſter Anſtrengung ſagte ſie: „Der erſte Theil Ihrer Rede, Ariſt, kommt der Bitte zuvor, die ich heute an Sie wagen wollte. Unſre Eltern hatten nicht das Recht unſre Hand zu verſprechen, wir wollen das Schickſal nicht anreizen, ihre Unvorſichtigkeit, durch eine Verbindung, der unſre Weſen widerſtreben, zu ſtrafen, ſondern zufriedne Freunde geworden zu ſeyn, unſern Entſchluß in kein näheres Verhältniß treten zu wollen, beſtimmt erklären. Erfreuen Sie Ihren Vater durch eine würdigere Tochter. — Aber in dem zweyten Theil Ihrer Rede liegt ein unerträglicher, mich tödtlich verletzender Irrthum. Eben ſo klar, wie ich mir bewußt bin, nicht für Sie als Gattin zu paſſen, bin ich es, Jarl als Gemahl zu verabſcheuen, ſeiner nie in dieſer Verbindung gedacht zu haben. — Und wenn Sie mir einen Beweis der Freundſchaft geben wollen, die zwiſchen uns aufrecht zu erhalten mein höchſter Wunſch iſt, ſo beſchwöre ich Sie, finden Sie Mittel dieſen Menſchen von mir, von hier, zu entfernen — ich bitte, ich fordre es…“ — Urſules Heftigkeit nahm mit jedem Worte zu, das ſie ſprach, ſo wie Ariſts Betroffenheit und peinigende Zweifel. „Urſule, rief er endlich mit gedämpfter Stimme, betrügen Sie ſich, oder mich?“ — „Keines von beyden, jezt keines. Ich habe mich betrogen, ich habe aus Unkunde meines Herzens gefrevelt — es wird mir noch klar werden, jezt verſteh' ichs nicht, nur das Reſultat iſt mir klar. — Ich verabſcheue Jarl und ich bleibe unverehligt.“ — Urſule verbarg, von Schaamröthe übergoſſen, ihr Geſicht. — „Sie haſſen Jarl und faſſen dieſen unnatürlichen Entſchluß? Urſule, das ſezt Liebe voraus — geſtern — geſtern haßte ich auch, denn ich liebte — und heute wollte ich entſagen, denn ich liebte…“ — „Nein, bey Gott, nahm das Mädchen, ihr Geſicht enthüllend und einen großen offnen Blick in Ariſts banges Auge gerichtet, das Wort, ich liebte Jarl nie — ich haſſe ihn jezt, weil er mir den Verdacht einer unleidlichen Thorheit zuzog, weil er uns veranlaßt, nicht wie freye Weſen, ſondern wie gemeine Thoren einander gegenüber zu ſtehen…“ — Ariſt konnte ſeine ruhige Stellung nicht mehr aushalten; er ſchien von dem Sturm in ſeinem Innern getrieben, ſtand auf und ſchritt bald heftig, bald ſinnend im Zimmer umher, indeß Urſule dem Anſchein nach geſammelt, nach einer Näharbeit griff.

Nach einer Weile trat er vor ſie und fing mit ſehr mühſamer Faſſung an: „ſollte es uns nicht möglich ſeyn, wie freye Menſchen zu handeln?“ — „Jezt nicht, Ariſt, die Kettenmale ſind zu neu; wir müſſen erſt ausheilen. Was wir thun können, iſt: vereint an unſrer Trennung zu arbeiten; dann thut die Zeit das Uebrige.“ — „Nein, Urſule, dieſe Male zu heilen vermag nur die Wahrheit und wir ſind nicht in ihr.“ — — „Ich bins.“ — „Aber ich nicht, Urſule, ich habe Sie betrogen, ich habe Sie geliebt, ſeitdem ich in die Heimath zurückkehrte; Eigennutz, weil mich unſer befremdliches Verhältniß beglückte, Widerſpruchsgeiſt, weil meines Bruders Bräutigamsſchaft mir anſtößig war, Eitelkeit, dem liebenswürdigſten Mädchen nur Freund ſcheinen zu wollen…“ — „Genug, Ariſt, ich ließ mich hintergehen, ich hinterging mich ſelbſt, wir geriethen auf Abwege, Sie verſäumten, mich zur rechten Zeit zu warnen, ich verſäumte, in Ihnen zur rechten Zeit den Freund um Rath zu fragen, wir müſſen weiſer werden, laſſen Sie uns beginnen.“ — „So entſchloſſen, zerſtören Sie meine wie Jarls Hoffnungen?“ — Hoffnungen? was wagte er zu hoffen?“ — Mit glühender Zornesröthe ſprach ſie das, „heil'ger Gott, iſt es dahin gekommen? habe ich mich beſchimpft? O, mein Vater, warum mußte ich dich verlieren. Ariſt, bin ich ein Spott…“ — „Meine Freundin, wo gerathen Sie hin?“ ſagte Ariſt, ihre Hände ergreifend und mit ſchnell wiederkehrender Faſſung ihre Heftigkeit beſchwichtigend. „Hätte Jarl ſich gegen Sie vergangen, ſo würde ich Sie gerächt, nicht ſein Glück von Ihnen erbeten haben. Ich fürchte, er verdient das Glück nicht, das ich Raſender mir nicht zu ſichern wußte, aber nie hat er Sie beleidigt.“ — „Gewiß nicht? Ariſt, Sie können nie, nie mein Gatte werden, ich muß Sie verabſcheuen, wenn Sie daran denken, aber mein Bruder, mein Wohlthäter ſollen Sie ſeyn, wenn Sie mir die Qual erſparen, dieſen Menſchen je wieder zu ſehen.“ Ariſt betrachtete das ſtürmiſche Mädchen zweifelnd und ſinnend — je länger, je bewegter ſchien ſein Gemüth. Endlich ſagte er: „jezt, unmittelbar, weiß ich kein Mittel, aber ich verſpreche die Sache, heilig und feſt. Jezt bedarf ich Erholung. Sie ſcheinen mich nicht zu verſtehen, und das ſpricht mein Urtheil mehr wie Ihr Entſchluß. Ueberzeugt, daß ich Jarl von Ihnen entfernen werde, empfangen Sie ihn mit Faſſung, wenn er kömmt, machen Sie ſich die Ueberzeugung zu eigen, daß Ihr Betragen ihn zu Hoffnungen verleitete, aber ihm keine Rechte gewann.“ — Urſule legte mit heftiger Geberde ihre gefaltete Hände über ihre Augen, gewaltſam ſich das Reden verſagend, und Ariſt ließ ſie allein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, April.

Die Charwoche hat in unſerer Stadt einen frommen, eigenthümlichen Reiz, und der Fremde, der ſich in dieſen Tagen hier aufhält, begreift es, wie München vor dreyßig Jahren, bey dem Beſtande von etwa fünfzehn Klöſtern, das deutſche Rom genannt werden konnte. Die am Freytage vor dem Palmſonntage beliebte Promenade nach der ſogenannten ſchmerzhaften Kapelle, eine halbe Stunde von der Stadt gelegen, wurde dießmal wie den Pariſern ihre nach Longchamp, durch eine ungünſtige Witterung verkümmert, und nun begannen die Umgänge, ſtillen Metten, Stabat-Maters u. ſ. f., wie ſie das römiſche Rituale für dieſe Woche vorſchreibt. Einen vorzüglichen Genuß gewährte den Freunden des ſchönen, ächten Kirchengeſanges das Miserere des Orlando di Laſſo, Kapellmeiſters Wilhelm V. (1550), das am Charfreytage in unſerem herrlichen Tempel zu St. Michael mit Würde und Einklang durchgeführt wurde; Tags vorher hatte bey Hofe die gewöhnliche Fußwaſchung ſtatt, wobey dießmal der älteſte, voriges Jahr noch ſehr rüſtige Greis, Anton Abner, ungern vermißt wurde, welcher vier Wochen früher zu Berchtesgaden im 117ten Jahre verſtarb. — Daß die ſonſt an dieſen Tagen gewöhnlichen Darſtellungen aus der Leidensgeſchichte des Erlöſers im Iſartheater unterblieben, zeugt von dem richtigen Takt der gegenwärtigen Intendanz, und Jeder, der Gefühl für Schicklichkeit hat, wird ihr dafür Dank wiſſen. Dieſer Umſtand ſoll mir zugleich zur Brücke dienen, um von dem Heiligen zum Profanen überzugehen. Seit meinem lezten Berichte gingen einige merkwürdige Erſcheinungen, und zwar zum Erſtenmale, über unſere Bühne, die jedoch auswärts ſchon vielfältig und ausführlich beſprochen ſind. Ich habe es daher weniger mit ihrem Gehalte, als mit der Darſtellung und dem Eindrucke zu thun, den ſie auf unſer Publikum hervorbrachten. Ich beginne mit Müllners Albaneſerin. Wahrlich, es thut wohl, nach ſo manchem ſüßlichen Bilde, für deſſen ſchwankende und marmorirte Beleuchtung der Zierrahmen einer blendenden Diction unmöglich ſchadlos halten kann, auf ein kerniges Charaktergemählde zu ſtoßen; das mit Verſtand entworfen, mit ſichrer Hand gezeichnet, und mit kräftigem Pinſel gemalt iſt. Wenn dieſe Dichtung nicht auf jeder Bühne große Wirkung hervorbringt, ſo kann der Grund, meiner Meinung nach, größtentheils nur in der Darſtellung liegen. Dieſe war jedoch hier, dem allgemeinen Urtheile nach, eine der fleißigſten und gelungenſten, die wir ſeit vielen Jahren geſehen, ja ich zweifle, ob ſelbſt Müllners ſcharfes Kennerauge weſentliche Mängel entdeckt haben würde. Die drey Hauptaufgaben des Stücks, Baſil, Enriko und Albana wurden aufs Glücklichſte gelöst. Erſterer, von Eßlair gegeben; war eine würdevolle Erſcheinung. Dem Meiſterſpiele der Mad. Spitzeder-Fries gelang es, in den vom Dichter eben nicht väterlich behandelten Charakter der Albana Wärme, Leben und Harmonie zu bringen, und Enriko wurde von Hrn. Urban mit tiefem Studium, mit ergreifender Wahrheit und einem bewundernswürdigen Aufwand phyſiſcher Kraft dargeſtellt. Wir glauben, ohne Vorurtheil für dieſen Künſtler, daß ihn in dieſer Rolle nicht leicht ein Tragöde Deutſchlands übertreffen wird. — Der Beyfall war zu zweyenmalen enthuſiaſtiſch, ein Beweis, daß wir uns nicht nur gern anſingen und antanzen, ſondern auch anſprechen laſſen, wenn anders der Sprecher unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln verſteht. — Eine zweyte intereſſante Neuigkeit war das öffentliche (!) Geheimniß, nach Calderon und Gozzi von Lembert. (Daß das ſpaniſche a voces beſſer mit laut ausgeſprochen überſetzt wäre, iſt, glaube ich, ſchon anderweitig gerügt worden.) Dieſes ſinnreiche Intriguenſtück muß durch die Zuſammenſtellung pikanter Situationen, durch die Feinheit der Wendungen und Beziehungen, und durch ſeinen treffenden Witz auf jeder Bühne Wirkung thun. Daß Hr. Lembert die Ueberſetzung von Gries ſichtlich benützte, dafür wollen wir ihn eher loben als tadeln. Die Darſtellung war gerundet, ſchade nur, daß die Rolle des Vito, offenbar die dankbarſte des Stücks, von dem ſonſt achtbaren Schauſpieler, wie es uns ſcheint, nicht richtig aufgefaßt wurde. Dieſer ſpaniſche Gracioso will anders genommen werden, als ein pfiffiger Bedienter in einem deutſchen Luſtſpiele. Koſtüm und Dekorationen waren, wie wir es nunmehr gewohnt ſind, ſchön, geſchmackvoll und zeitgemäß. — Und nun zur dritten denkwürdigen Erſcheinung: Dem Freyſchützen. Auch bey uns iſt nur eine Stimme darüber, daß dieſe Oper in der Geſchichte deutſcher Muſik einen eignen Abſchnitt bildet, und ſelbſt die geſteigerte Erwartung von dieſem Werke ſcheint übertroffen worden zu ſeyn. — Die Aufführung dieſer Oper war ſowol von Seite des Orcheſters, als unſerer Geſangkünſtler ausgezeichnet zu nennen. Die Rolle der Agăthe (nicht Agāthe, wie hier ungriechiſch geſprochen wird) ward von unſerer Veſpermann mit jener Innigkeit und frommer Rührung aufgefaßt, die dieſen Charakter bezeichnet. Auch Dem. Sigl war in der Rolle der muntern und naiven Anne eine überaus liebliche Erſcheinung. Der wackere Staudacher gab ſich als Kaſpar alle Mühe, dieſer ſchwierigen Parthie in Geſang und Spiel zu genügen, und ſeine lobenswerthe Leiſtung ward auch vom Publikum dankbar anerkannt. Hr. Löhle iſt ein trefflicher Tenorſänger, übrigens gab er den Max, man könnte auch ſagen, der Max gab den Hrn. Löhle. — Noch verdient Hr. Auguſti in der Rolle des aufgeblaſenen Bauernſchützenkönig, vor allem aber das männliche Chorperſonale, ſeines trefflichen Enſembles wegen, lobende Erwähnung. Von Seite der Intendanz ward nichts geſpart, um dieſes Werk glänzend auszuſtatten. Dekorationen, Koſtüm, Feerey, kurz Alles war über jede Erwartung gerathen. Man erinnert ſich nicht, je auf unſerer Bühne ein ſo glänzendes und wohlgeordnetes Ganzes geſehen zu haben, und der Intendant, Hr. v. Stich, der mit umſichtiger Thätigkeit alle Proben leitete, ſo wie der wackere Horſchelt, der ihm als Gehülfe zur Seite ſtand, verdienen für ihre unverdroſſne Anſtrengung laute Anerkennung, welche ihnen auch zu Theil ward, als am Schluſſe des zweyten Akts im anhaltenden Jubel ihre Namen ertönten. Mehrere Tonſtücke, z. B. das Jägerchor, das Brautjungfernlied u. a. ſind von der Bühne ins Leben übergegangen, und werden unaufhörlich auf den Straßen getrillert, ein Beweis, daß der Strahl getroffen und gezündet hat. — — Im choregraphiſchen Elemente ward uns ein neues Ballet von Horſchelt, die Wildſchützen, worin ſich drey Kinder, die Hr. Horſchelt von Wien mitbrachte, durch Geſchicklichkeit und mimiſchen Ausdruck auszeichnen. Das Süjet iſt ſinnreich und intereſſant, wenn auch, wie ein hieſiges Blatt meint, Gegenſtände des Schreckens und Scenen aus dem gemeinen Leben keine vortheilhaften Motive für das idylliſche Ballet ſeyen. In der zweyten Abtheilung erhielten die Krafttouren des Hrn. Laroche (ebenfalls aus Wien) ungemeſſenen Beyfall, auch Hr. Schneider und die Dlles. Ertner und Horſchelt, die ſich durch Kunſt und Grazie auszeichneten, fanden verdiente Würdigung.

Leipzig.

Unſer ſo eben erſchienenes allgemeines Bücher-Verzeichniß für die Oſter-Meſſe 1822 iſt wieder ſehr dickleibig ausgefallen. Von 364 Buchhandlungen bringt es uns, auf 274 Seiten verzeichnet, mehr als 2800 neue Werke (die in auswärtigen Sprachen nicht gerechnet) in großen und kleinen Titeln zu Markte, wovon ſchwerlich ein bedeutender Theil zur Bereicherung der Wiſſenſchaften dienen wird. Folgende Buchhandlungen haben (Commiſſions-Artikel nicht mitgerechnet) 25 und mehr Werke geliefert:

Arnold in Dresden 37; Brockhaus 25; Cotta'ſche Buchhandlung 50; Hammerich 27; Hinrichs 37; Krüll 32; Landes-Induſtrie-Comtoir in Weimar 34; Reimer 40.

Da aus der Anzahl der Artikel auf die Ausdehnung und Gehalt derſelben aber kein Schluß gezogen werden kann, und mancher einzelne Artikel mehr Fonds und Aufwand erfordert, als dreyßig andere, ſo läßt ſich übrigens aus obiger Zuſammenſtellung, ohne genaue Prüfung des Einzelnen, kein begründetes Urtheil fällen.

Unter die die meiſten Leſer des Morgenblatts intereſſirenden Bücher möchten vorzüglich folgende zu zählen ſeyn:

Briefe eines hannöver'ſchen Offiziers aus Columbia; Büſching, Begebenheiten Ritter Hans von Schweinichen, 2r Th.; Byrons Poeſien; Converſations-Lexikon; Conz Schriften; Creuzer, Symbolik der Mythologie der alten Völker; Cuvier, Anſichten von der Urwelt; Caroline v. Fouqué, Vergangenheit und Gegenwart; v. Gagern, der Einſiedler; Gau's Denkmäler von Nubien; Goethe, aus meinem Leben; Grimms Mährchen; Hamanns Schriften; Heeren, hiſtoriſche Werke; Herminia, moraliſche Erzählungen; Jakobs Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten; Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens; Knorring, geb. Tiek, Flore und Blanſcheflur; Legende von den heil. drey Königen, mit zwölf Romanzen von Schwab; Müllners Vers und Reim auf der Bühne; Pichler, Caroline, Werke; Rochlitz Schriften; Schellings Vorleſungen über die Mythologie; Schlegels, Fr. v., ſämmtliche Werke; Schuberts, Fr., vermiſchte Schriften; Stolbergs Werke; Uhland, Walther von der Vogelweide. — Romane: Chezy, Erzählungen; Claurens Scherz und Ernſt; Conteſſa, Erzählungen; Fouqué, Baron, die Herzogin Montmorency; Fouqué, Fr., Ritter Elidouc; Gilblas, der deutſche, mit Vorwort von Goethe; Hoffmann, Meiſter Floh; Huber, Thereſe, Ellen Percy; Lafontaine, A., die Stiefgeſchwiſter; Laun, Fr., Erzählungen; Oehlenſchläger, Hroar; Schillings, G., Schriften; Schreibers, Al., neueſte Erzählungen; Tauſend und Eine Nacht, Fortſetzung. — Schauſpiele: Grillparzers goldnes Vließ; Kind, Freyſchütz; Oehlenſchläger, Starkother; Raupach, Königinnen; Weiſſenthurn, neue Schauſpiele.

(Neue Auflagen, Ueberſetzungen, Reiſebeſchreibungen und die fortlaufenden periodiſchen Werke ſind hier nicht angeführt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 41.

Nro. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Mai 1822.

> Wohl dem, den ſein Geſchick
> So liebreich und zugleich ſo ſtreng wie dich erziehet,
> Den kleinſten Fehltritt ihm nicht ſtraflos überſiehet.
> Wohl ihm! denn ganz gewiß, das reinſte Erdenglück
> Erwartet ihn.
>
> Wieland im Oberon.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Jarl kam zur allgemeinen Geſellſchaftsſtunde, und machte es Urſule ſehr leicht, ihm neben der Beſorgung des Theetiſches mit allgemeiner Höflichkeit zu begegnen. Er ſezte ſich an Madame Salmons Ruhebett, ließ ſich von ihrer gefliſſentlichen Kälte nicht abſchrecken, fragte nach ihrer Geſundheit, bezeigte ihr die größte Theilnahme, ſchlug ihr Mittelchen vor, ließ ſie ihre Konſultationen mit Wedekind und Knapp erzählen, und ehe der Abend verging, hatte er ſie ſo zerſtreut, daß ſie ihre liegende Stellung verließ, und bey ſeinem Abſchied es ihr erſt wieder einfiel, warum ſie ihm gram geweſen war. Ariſt ſtellte ſich den ganzen Abend über nicht ein, auch der folgende Morgen führte ihn nicht her. Nach Tiſch kam der alte Ottur und erzählte halb ärgerlich, halb ſchläfrig, daß er Ariſt bey ihr erwarten wolle, um mit dem alten Buchhalter zu Rathe zu gehen, wegen einer Spekulation, die er bisher von ſich gewieſen, die aber ſeinem Sohn ſo ſolide ſchien, daß er davon ſpreche, ſelbſt den Rhein herunter zu gehen, um ſie an Ort und Stelle einzuleiten. Urſule las in ihrer Mutter Geſicht einen ſonderbaren Streit zwiſchen Fehlſchlagung und Neugier. Ohne Handelskenntniſſe intereſſirte ſie der Gewinn, und die Hoffnung, daß ihre Fonds in Ariſts Händen wuchern konnten, feſſelte ihre Ungeduld jezt, wo ſie der Vollziehung der langbeſchloſſnen Heirath näher zu ſeyn glaubte, ein neues Hinderniß eintreten zu ſehen. Ehe ſie den alten Herrn ausfragen konnte, ließ der Buchhalter ihn abrufen, aber am andern Mittag benachrichtigte ſie Groſcheck, daß Ariſt nach Elberfeld zu reiſen im Begriff ſey, und wenn ſich die Sache dort ſo fände, wie die Umſtände ſich anließen, ſo würde es ſehr gerathen ſeyn, bey dem Unternehmen Aktien zu nehmen. Urſule, die geſtern bey Hrn. Otturs Aeußerung ſehr betroffen war, zeigte jezt keine Theilnahme. Sie war ernſt und ſchweigend, wie man ſelten ſie ſah, und Groſcheck wunderte ſich, daß ſie, die gewöhnlich mit Einſicht und Uebung über Handelsgeſchäfte ſprach, jezt ſo gleichgültig blieb. Ariſts Abreiſe war ihr nichts Neues, ſie hatte den vorigen Morgen von ihm folgenden Brief erhalten.

„Sie haben recht, meine Freundin, wir ſind nicht fähig, wie freye Menſchen zu einander zu treten — ich nicht, weil ich an mir das wunderbarſte erfahre: — Nachdenken, welches ſonſt Leidenſchaften beſänftigt, facht die meine an. Ich werde mir mit jedem Augenblick deutlicher bewußt, daß alles, was ich für Sie empfand, Liebe war, daß aber eine unbegreifliche Verſtandes-Verkünſtelung mich verhinderte, Sie aus dem Geſichtspunkt des Liebenden anzuſehen. Unſrer Eltern Thorheit war daran ſchuld. Sie ſtreiften den Duft von der Blüthe meines Lebens, indem ſie mir erſparten, zu werben, zu fürchten, zu hoffen, indem die rohe Sicherheit des Erlangens meine Phantaſie unbelebt ließ, und ſo fand ſie eine erkünſtelte Nahrung in dem Verſtandes-Spiel, mit dem wir — mit dem ich thöricht die Stunden meines Glückes anfüllte. Mennes Bruders Individualität führte ihn einen andern Weg — ſeine Sinne ſtellten den Mißbrauch väterlicher Weisheit wieder her. — Ich... ward Ihr Geiſtesgenoß und.... O, Urſule ich bin zu hart geſtraft für einen Irrthum, dem Tugend zum Grund lag.“

„Geſtern, wie ich zu Ihnen kam, glaubt ich Ihr Glück befördern zu können; nach der mir noch immer unbegreiflichen Abneigung, die Sie gegen einen Mann bezeigen, den ich für vorgezogen hielt, ſah ich Sie unglücklich, wie ich es bin, und glaubte, es würde mir vergönnt ſeyn, neben Ihnen, wir beyde dem Glück entſagend, zu leben. Schon in Ihrer Gegenwart ahnete ich die Thorheit dieſes Anſchlags, und eilte darum früher hinweg. Bald ward mirs klar, daß ich nicht in Ihrer Nähe leben konnte, ich liebe Sie jezt mit allen Wünſchen, die Natur und Geiſt in des Mannes Bruſt legten — es wäre mir eine Pein, hier zu bleiben, es würde mir eine Herabwürdigung Ihrer ſcheinen, die ich über Alles ehre, täglich von meinen Wünſchen beläſtigt, von meinen Blicken verzehrt zu ſeyn; eine Herabwürdigung für mich, um Sie zu ſeufzen. Ich reiſe ab — nicht wie ein müſſiger Geck, der ſeiner Verzweiflung pflegen will; ich habe einen ſchönen Plan, deſſen Ausführung zu erſtreben meine Seele beben, — der gelungen, ein Andenken dieſes furchtbarſten Schmerzen meines Lebens ſeyn ſoll, und durch den Segen, den er vielleicht Tauſenden bringt, Ihr Unrecht: ein des Glückes höchſt empfängliches Weſen zerſtört zu haben, ſoll verſöhnen. Ja, Ihr Unrecht — Sie hätten uns dieſes Weh erſparen können, durch ernſtere Prüfung ihrer Empfindung. Wäre denn nicht Jarl, wenn er ein Herz hätte, jezt eben ſo unglücklich, wie ich? — Er hat keines; aber Ehre hat er im gewöhnlichſten Sinn, und ſo ward mirs ſehr leicht, ihm zu beweiſen, daß er ...frih verlaſſen ſollte. Eine Spannung mit Ihrem Hauſe ſezte ihn ohnehin mit dem geiſtreichſten Zirkel in Mißverhältniſſe — er reist ab, um ſo lieber, da ihm eine unerwartete Erbſchaft ſo eben ganz frey ſtellte, den Ort ſeines Aufenthalts zu wählen.“

„Dieſen Wunſch habe ich Ihnen alſo gewährt, aber nun bitte ich Sie, um Ihrer Ruhe willen, ſeyn Sie fortan behutſam im Beſitz Ihrer Anmuth — ein Redlicherer wie Jarl, könnte durch Sie unglücklich werden. Ich danke Ihnen meinen Schmerz. Sie ſchenkten mir doch die ſüßeſten Momente meines Lebens, und ohne Anſprüche — die ſind immer Raſerey — ohne Hoffnung, höre ich nicht auf, Sie zu lieben.“

Ariſt reiste ab. Es trat eine ſehr trübe Zeit für Urſule ein. Madame Salmons Geſundheit ohne ernſte Beſorgniß zu erregen, wirkte doch ſehr nachtheilig auf ihre Laune und hier ward Frau von Haltens Nähe zu einer wahren Wohlthat. Sie leiſtete jeden Tag der Kränkelnden treue Geſellſchaft, obſchon der jugendliche Kreis, der ſie ſonſt umgab, nun zerſtreut war; ja ſie entſagte manchem Abendzirkel von Dichtern und Weiſen, die ſie gern verſammelte, und die bey ihr mehr Sprachraum und Zuhörer fanden, wie in unhöflichen Muſeen, wo ein jeder ſein Geld zahlt, um alle Urbanität bey Seite ſetzen zu dürfen. Urſule ſah die Trennung von Ariſt als Folge ihrer Thorheit an, ertrug ſie ſtill und brachte dem Abweſenden, ohne ſich deſſen ganz bewußt zu ſeyn, ihr ganzes Herz zur Sühne. Daß ſie nur Irrthum gegen Irrthum ausgetauſcht habe, ſah ſie nicht ein. Sie hatte das Band, was ſie mit Ariſt vereinte, nicht für Liebe erkannt, und dadurch es zerriſſen; jezt geſtand ſie ſich ein, ihn zu lieben, machte ſich aber glauben, daß dieſe Liebe nie ein Band zwiſchen ihr und Ariſt knüpfen könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber das Seeweſen der nordamerikaniſchen Freyſtaaten. *)

Der Muth der amerikaniſchen Matroſen erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß ſie freywillig in Seedienſt treten und ſich nur auf drey Jahre verpflichten. Der Matroſe verliert nie, wie weit er auch von ſeinem Vaterland entfernt ſey, (ſo lange er in deſſen Dienſt ſteht) die Vortheile ſeiner Geſetze. Er iſt gegen willkürliche Züchtigungen von Seiten ſeiner Offiziere geſichert. Strafen für kleine Ordnungs- oder Mannszuchtsvergehen werden von dem dienſthabenden Offizier, welcher Zeuge derſelben war, zugeſprochen; das Urtheil über ſchwerere Verbrechen wird verſchoben, bis ein geſetzlicher Gerichtshof, entweder in einer Stadt der Freyſtaaten, oder auf einem amerikaniſchen Schiff verſammelt werden kann; dann kann der Kapitän den Angeklagten vor Gericht fordern und ſeine Kameraden für oder wider ihn zeugen. Körperliche Züchtigung wie alle körperliche Strafen, ſind unterſagt. Es iſt begreiflich, daß ſolch eine Behandlung den Charakter heben, und ſchöne Erfolge hervorbringen muß. In Europa behauptet man unaufhörlich, der Zwang ſey zu der Mannszucht des Seedienſts unentbehrlich — der amerikaniſche Seedienſt widerlegt dieſe Behauptung. Das Ausreißen iſt in ihm unbekannt, Empörung findet auf ſeinen Schiffen nie ſtatt, ſie ſtellen das Beyſpiel von Mannszucht, Thätigkeit, Ordnung und Muth auf. Wahr iſt es, daß ihre Mannſchaft meiſt aus Leuten von beſſerm Stande wie bey andern Völkern beſteht; es

---

*) Aus den Briefen einer brittiſchen Dame über Geſellſchaftsleben und Sitten in den vereinten Staaten von Amerika, geſchrieben in den Jahren 1818, 1819 und 1820. London 1821.

ſind Kinder rechtlicher Eltern, ſie haben Leſen und Schreiben gelernt, leſen die Geſchichte ihres Landes, kennen ihre Geſetze und ſind ſtolz auf ihr freyes Land. Man findet auf ihren Schiffen auch Freywillige, welche von Handelsſchiffen zur Erlernung des Seeweſens dahin gegeben werden. Daraus erklärt ſich die, allen Fremden auffallende, Ueberlegenheit der Seeleute auf den Schiffen der Union.

Ehe ein Schiff den Hafen verläßt, nimmt man eine genaue Zählung der Mannſchaft, und wenn es deren enthält, der Reiſenden vor. Der Kapitän iſt für ſie alle verantwortlich. Bey ſeiner Rückkehr im Hafen iſt er verpflichtet, wie weit ſeine Reiſe war und wie lange ſie auch dauerte, Beweiſe abzulegen, daß er zu Land und zu Waſſer die ihm anvertrauten Perſonen beſchützt habe. Er muß ſie vorſtellen, oder durch das Zeugniß eines amerikaniſchen Konſuls, oder einer andern geſetzlichen Behörde beweiſen, daß ſie todt ſind, oder ſich freywillig von ihm getrennt haben. Wenn der Kapitän ſeine Obliegenheiten verſäumt, wenn er willkührliche Strenge übt, kann er von den Beeinträchtigten in dem erſten amerikaniſchen Hafen, wo das Schiff anlegt, belangt werden, und die ganze Mannſchaft gegen ihn zeugen. Dieſe Verordnungen, welche mit Strenge geübt werden, empfehlen dem Kapitän Wohlwollen gegen die Matroſen und nöthigen ihn, menſchlich mit ihnen zu verfahren; denn litt einer von ihnen Schaden, ſo wüßte er, daß die Republik Rechenſchaft von ihm forderte. Ich will zum Beleg dieſer Behauptungen ein Beyſpiel anführen, das mir ein ſehr geachteter Schiffskapitän von Neu-York erzählte. Während ſein Schiff vor Lima vor Anker lag, ward ſein Koch, ein Neger, in dem Augenblick vom Schlag todt niedergeworfen, wie er in die Kajüte, wo der Kapitän ſich mit Schreiben beſchäftigte, eingetreten, dieſem ſeine Chokolade zum Frühſtück überreichte. Ein Schiffsjunge, der ſo eben die Kajüte verließ, hörte den Fall und eilte ſogleich zurück, um deſſen Urſache zu erfahren. Der Kapitän rief um Hülfe, und nachdem alle Verſuche, den Neger zum Leben zu bringen, vergeblich waren, trug er ihn in die Todtenliſte ein, zugleich mit allen Umſtänden des Vorfalls und dem Zeugniß des Schiffsjungens, ſo weit dieſes gültig ſeyn konnte. Damals befand ſich kein amerikaniſcher Konſul in Lima; da der Kapitän die erforderlichen Formalitäten deßhalb nicht beobachten konnte, erſuchte er einen Arzt aus dieſer Stadt, den Leichnam zu öffnen und die Urſachen ſeines Todes zu bezeugen. Dieſer war nicht dazu zu bewegen; nun wendete er ſich an ein Mönchskloſter, von dem er durch vieles Geld die Beerdigung des Leichnams erlangte, die er gerichtlich bezeugen ließ. Bey ſeiner Rückkehr nach Neu-York wurde ſeiner Ausſage, ſo ſehr man ihn perſönlich ſchätzte, nicht geglaubt; er mußte ſich vor Gericht ſtellen, die Mannſchaft wurde, Jeder einzeln, über die Umſtände bey dem Tod des Negers verhört, und der Kapitän erſt nach völlig geſchloſſner Unterſuchung entlaſſen.

Durch ſolche Mittel ſorgt das Geſetz für das Leben und die Sitten der amerikaniſchen Seeleute, und ermuntert rechtliche Leute, ihre Kinder dem Seedienſt zu widmen. Man findet manchen See-Offizier, der ſeine Lehrzeit als Schiffsjunge eines amerikaniſchen Handelsſchiffes aushielt, wo ſie einer ſehr guten Schule genießen.

Die Engländer haben behauptet, daß das amerikaniſche Seeweſen ſeine ſchnelle Entwicklung den zahlreichen zu ihm übergehenden engliſchen Ausreißern verdanke. Während des lezten Kriegs hat kein einziger, als Ausreißer anerkannter, engliſcher Seemann auf einem amerikaniſchen Schiffe gedient; das Geſetz verbot es, wie folgender Vorfall beweiſt. Die Fregatte, „der Präſident" ſtieß, indem ſie den Hafen verließ, auf den Grund und erhielt ein anſehnliches Leck in dem Augenblick, wo ſie ein feindliches Schiff nahm. Dieſes Schiff, welches durch das Gefecht ſehr beſchädigt war, ward verlaſſen und die Mannſchaft in die, auch ſich in übeln Umſtänden befindende, Fregatte herüber genommen. Dieſes fand im Angeſicht des engliſchen Geſchwaders ſtatt; man mußte ſich nehmen laſſen, oder das Schiff verſenken. Ohne Bedenken wählte man das lezte, zog aber ſogleich alle Segel auf, um wo möglich einen Hafen der Union zu erreichen. Der Kapitän hatte aber den größten Widerwillen wackere Leute, die ſich eben ſo tapfer geſchlagen hatten, das Schickſal der Mannſchaft theilen zu laſſen, er ſteuerte deßhalb auf die ganz nahe engliſche Küſte, um ſeine Gefangene aus Land zu ſetzen. Unter dieſen befand ſich ein Irländer, der in der Trunkenheit mit ſeinen Kameraden Streit gehabt hatte, der Kapitän ſperrte ihn zwey Stunden lang in den Schiffsraum und wie er nüchtern geworden, gab er ihm einen Verweis. Wie das Schiff ſich der Küſte von Neu-Schottland näherte, ließ man eine Schaluppe in See, bemannte ſie mit den Kriegsgefangnen, gab ihnen Lebensmittel und Anweiſungen, den nächſten Hafen zu gewinnen. Der Irländer, der ſich hinter den großen Maſt verſteckt hatte, erklärte, das Schiff nicht verlaſſen, an der Pumpe, die der Arme höchſt nothwendig habe, arbeiten und muthig fechten zu wollen. Der Kapitän beſtand auf ſeiner Entfernung und machte ihn aufmerkſam, daß er, falls man ihn gefangen nähme, aufgeknüpft werden würde. Wie alles Zureden nicht half, ließ er ihn mit Gewalt zu ſeinen Gefährten ins Boot ſetzen. Kaum war dieſes abgefahren, ſo vernahm man ein Geſchrey von daher, und erblickte den Irländer, der ſich in das Meer geworfen und nach dem Schiffe zurückſchwamm. Mit dem größten Mitleid beharrte der Kapitän auf ſeine Rückkehr in die Schaluppe, „denn ſagte er: die Geſetze des Union verbieten ſolche Aufnahmen." Dieſe Fregatte ward aber dennoch von den Engländern angegriffen und genommen. Das wäre wohl in jedem Fall ihr Schickſal geweſen, allein der edle Entſchluß des Kapitäns, die engliſchen Kriegsgefangenen zu retten, machte ihre Eroberung unvermeidlich.

Wie der Krieg ausbrach, beſtand die amerikaniſche Seemacht aus fünf Fregatten und hundert und eine Kanonier-Schaluppen. Die vereinigten Staaten zählten nur 30,000 Mann, in der Eile zuſammengerafft und von Offizieren ohne alle Erfahrung befehligt. Flüchtige Beobachter konnten mitleidig lächeln über ihren wahrſcheinlichen Erfolg. Wer aber die Hülfsquellen der Republik kannte, wußte, daß ſie ſich kräftig zeigen würde. Wirklich reichten ihr wenige Monate hin, um ſich eine furchtbare Seemacht zu ſchaffen. Die Anſtrengung der Seeſtädte kam der Regierung zu Hülfe, einzelne Bürger brachten große Opfer, die Kreuzer mehrten ſich, und die Handelsſchiffe, zum Krieg gerüſtet, von geſchickten Seeleuten geführt, wurden einer allgemeinen Vorſchrift unterworfen, um die Seemacht der Vereinigten Staaten zu bilden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Fortſetzung.)

Am 24. April, als am Jahrestage der Landung des Königs, hatte die ſeit 1817 verordnete öffentliche Sitzung der vier Akademien ſtatt, wobey bekanntlich ein Repräſentant einer jedweden Akademie eine Vorleſung hält, gleichſam als Muſter oder Probe der Arbeiten, womit ſie ſich abgibt. Ein wiſſenſchaftlicher Zweck kann hiebey nicht beabſichtigt werden. Das Ganze iſt eine bloße Feyerlichkeit, welche das Inſtitut der königlichen Familie darbietet. An ſehr gründliche Vorleſungen darf daher an dieſem Tage vor einem ſehr gemiſchten Publikum nicht gedacht werden; Unterhaltung muß hier die Hauptſache ſeyn; denn nur um angenehm, und beyläufig auch etwas nützlich unterhalten zu werden, kommen alle die zuhörenden Herren und Damen zuſammen. Für das königliche Inſtitut iſt die Auswahl der Stücke eine wahre Plage; denn es gibt zwar viele Gelehrte in den Akademien, allein wenige dieſer Herren Gelehrten ſind amüſant; auch iſt es nicht immer ihre Schuld, wenn das größere Publikum in ihren Forſchungen nichts Amüſantes findet. Wahrſcheinlich zeigen ſich auch an jenem Tage wenige Akademiker bereitwillig, die Laſt des Amüſirens auf ſich zu nehmen. Dießmal waren die HH. Dupin, Quatremère de Quincy, Choiſeul und Raynouard die repräſentirenden Redner der vier Akademien des königlichen Inſtituts. Dupin iſt durch ſein großes Werk über das engliſche Maſchinenweſen und die Waſſerbaukunſt bekannt. Ihn wählt die Akademie der Wiſſenſchaften gern zum Vorleſen, weil er immer etwas Populäres vorzutragen pflegt und die Gefühle ſeiner Landsleute in Anſpruch zu nehmen weiß. Auch hat er eine ganz beſondere Art vorzuleſen; er deklamirt, ſieht nur wenig aufs Papier, ſcheint ſeine Abhandlung beynahe aus dem Stegreif herzuſagen, geſtikulirt ſtark und häufig, und thut ungefähr, als ob er auf der Bühne ſtände. In einer Akademie kommt ſo etwas ſonderbar vor, beſonders uns kalten Deutſchen; allein die Franzoſen lieben dieſe Wärme, dieſe Bewegung ſehr, und ermangeln nicht, jeder heftig deklamirten Periode lebhaften Beyfall zu zollen. Das Thema, welches ſich Hr. Dupin gewählt hatte, war: Der Einfluß des Handels auf die Bildung der alten Völker. Ueber ſolch eine Aufgabe läßt ſich ohne große Mühe eine halbe Stunde lang diskuriren. Um das wiſſenſchaftliche Erörtern derſelben ſchien es dem Verfaſſer auch nicht ſonderlich zu thun zu ſeyn; denn ſeine Vorleſung war vielmehr eine Art von hiſtoriſcher Lobrede auf den Handel. In der Ackerbau-Geſellſchaft hatte ich den Landbau auf Unkoſten des Handels rühmen hören; hier im Inſtitute hatte ich das Vergnügen, das Gegenſtück zu bekommen; der Verfaſſer ging kurz und lebhaft die alte Geſchichte durch, um zu zeigen, daß Freyheit und Aufklärung überall aus dem Handel entſproſſen ſey; er hub mit den Phöniziern an, denen man die Schriftkunſt verdanke, eine der größten Wohlthaten der Menſchheit, aus welcher man aber in neuerer Zeit ein Monopolium habe machen wollen, und deren Verbreitung durch den wechſelſeitigen Unterricht auf eine für die Obſkuranten wirklich verzweifelnde Art befördert werde. (Heftiges Klatſchen.) Von den Phöniziern ging der Redner zu den Karthaginenſern über, und zeigte, wie auch bey ihnen Freyheit, Wiſſenſchaft und Wohlhabenheit dem Handel entkeimt wären. Ihre Herrſch- und Eroberungsſucht, ihr deſpotiſches Betragen wider die unterjochten Völker, das ariſtokratiſche Weſen ihrer Republik überging Hr. Dupin klüglich, da es nicht in ſeinen Plan paßte. Dann kam er auf die Griechen, ſagte hübſche Sachen über den Glanz ihrer Freyſtaaten, den er mit ihrer tiefen Erniedrigung unter dem muſelmänniſchen Joche verglich. Dann nahm er einen pathetiſchen Ton an, und ſprach von dem jetzigen Zuſtande Griechenlands und ſeiner nahen Wiederaufſtehung. Der Peloponneſus und Groß-Griechenland, ſagte er, haben einander geſchworen, ihre Freyheit und Selbſtſtändigkeit wieder zu erkämpfen, und ich begleite dieſen edeln Kampf mit den heißeſten Wünſchen des Menſchen, des Bürgers. Bey dieſen Worten erſchell ein ſo heftiges Beyfallrufen aus allen Theilen des Saales, daß es für die kämpfenden Griechen ein köſtlicher Anblick geweſen wäre, eine ſo allgemeine Theilnahme zu erblicken. Ueberhaupt iſt es erfreulich, zu ſehen, wie ſich die jetzigen Völker durch dieſe gegenſeitige Theilnahme an ihrer Freyheit oder ihrer Unterdrückung ehren; von dieſem edeln Gefühle finden ſich wenig Spuren in den vorigen Jahrhunderten; es wird ſich hoffentlich immer lebhafter äußern, je mehr die Völker den Werth ihrer eigenen Freyheit und Selbſtſtändigkeit ſchätzen lernen werden. Daß Hr. Dupin nicht ermangeln würde, von den Griechen zu den Franzoſen überzugehen, war leicht vorherzuſehen. Dieß fehlte denn auch nicht. Der Redner hoffte, auch Frankreich werde in einem ausgebreiteten Handel den Grundſtoff der Wohlhabenheit und eines freyen, aufgeklärten Zuſtandes finden, und ſeine Schiffe würden mit Ladungen von Waaren und Produkten aus allen Welttheilen ſeine Häfen anfüllen. Schon Bernardin de St. Pierre hat den frommen Wunſch gehegt, die Völker möchten künftighin nur noch zum Austauſche ihres Ueberfluſſes mit einander Verkehr treiben; die franzöſiſchen Schiffe möchten mit dem Oelzweige des Friedens oben am Maſte den noch rohen Völkern die Früchte der europäiſchen Bildung bringen, und die farbigen Menſchen möchten brüderlich die franzöſiſchen Häfen beſuchen, und überall auch als Brüder aufgenommen und bewirthet werden. Bis es dahin kommen könne, werden ſich manche Dinge ändern müſſen." Wenn heut zu Tage die franzöſiſchen Schiffe mit Ladungen von fremden Gütern aus allen Welttheilen und mit reiſenden farbigen Menſchen einlaufen, ſo würden die Douaniers die Ladungen konfisziren oder bis zur Bezahlung des Einfuhrzolles in ihre Magazine ſtecken, und die farbigen Menſchen würden von den Gensd'armen aus Mangel an Päſſen, von einer Obrigkeit zur andern geſchleppt und zuletzt gar ins Gefängniß geſperrt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 42.

Digitized by Google

Nro. 125.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Mai 1822.

Für Arbeit nur verkauft die Gottheit uns das Glück.

Epicharmos.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

Die Veranlaſſung zu dieſer Reiſe des Hrn. Jaubert war ein Brief, den der Kaiſer Napoleon im Jahr 1805 von dem Könige von Perſien erhielt, worin ſich dieſer ſeine Freundſchaft und ſeinen Beyſtand ausbat. Zu der gleichen Zeit war in St. Petersburg der Abſchluß eines Vertrags zwiſchen Rußland und England ganz nahe, mit dem ſich noch mehrere europäiſche Mächte vereinigen ſollten. Man war indeſſen in Paris nicht ganz darüber im Reinen, ob der nach Konſtantinopel durch einen Armenier, der ſich für einen Kaufmann ausgab, überbrachte Brief auch wirklich ächt ſey; ſogar fanden darüber Zweifel ſtatt, ob der ſich für den Souverain ausgebende Fürſt in der That der Beherrſcher Perſiens wäre. Eben ſo wenig kannte man ſeine Macht und ſeine Hülfsmittel, wegen der großen Entfernung dieſes Landes, und wegen der vielfachen Umwälzungen, die es ſeit dem Tode des Nadir-Schah erfahren hatte. Unter dieſen Umſtänden hielt man es zur Einziehung ſicherer Nachrichten am zweckmäßigſten, einen eigenen Agenten in jene Länder abzuſchicken. Napoleon ertheilte dieſen Auftrag dem Hrn. Jaubert, der ihn früher als Sekretär-Dollmetſch für die orientaliſchen Sprachen in ſeinen Feldzügen nach Syrien und Egypten begleitet hatte, und in ſpätern Zeiten nach Cairo, nach Syrien und den joniſchen Inſeln, und vor Kurzem ſogar an den Großherrn von ihm abgeſchickt worden war.

Dem Verfaſſer dieſer Reiſe wurde die größte Eile, und das ſtrengſte Geheimhalten des Zwecks derſelben empfohlen. Dieß war der Wunſch des Schachs von Perſien, neben dem, daß die Pforte in ihren aſiatiſchen Provinzen nicht gerne europäiſche Reiſende ſah, und mit allem Recht vermuthet werden konnte, daß die bey der ottomaniſchen Pforte beglaubigten engliſchen und ruſſiſchen Agenten alles anwenden würden, bey der Kenntniß des Zwecks der Reiſe dieſelbe zu vereiteln. Der Verfaſſer verließ Paris am 7. März 1805 und kam über Deutſchland, Ungarn, Siebenbürgen u. ſ. w. am 10. April in Konſtantinopel an. Er traf den Sultan Selim, an den er auf Befehl ſeiner Regierung einen Brief abzugeben hatte, ſehr traurig geſtimmt. Die Unruhen in ſeinem Reiche und die Ueberlegenheit der aufrühreriſchen Janitſcharen über ſeine Miniſter, drückte ſich in allen Zügen dieſes unglücklichen Monarchen aus, der gleichſam von einem Vorgefühle der Kataſtrophe beherrſcht zu ſeyn ſchien, die bald ſeine Regierung und ſein Leben enden ſollte.

Erſt nach Vollbringung dieſes erſten Theils ſeiner Sendung war es ihm möglich, ſich mit ſeiner Reiſe nach Perſien zu beſchäftigen. Der franzöſiſche Geſandtſchaftsrath, Hr. Ruffin, unterſtützte ihn dabey. Er beſprach ſich mit dem Armenier, der den Brief des Schachs gebracht, und eine Antwort in Konſtantinopel erwartet hatte. Man hat zwiſchen drey Wegen nach Perſien die Wahl; der eine führt über Bagdad, den die Karavanen befolgen; der andere durch Kleinaſien, auf dem man über Tokat und Erze-Rum kommt,

Digitized by Google

und ein dritter von Trebizonde nach Erivan über Erze-Rum. Der erſte bot große Schwierigkeiten dar. Man mußte einen großen Umweg nehmen, und im Anfang des Sommers die brennenden Wüſten von Meſopotamien durchwandern. Auch hatte Hr. Jaubert dabey den Einfluß des in Bagdad wohnenden engliſchen Agenten zu fürchten. Der Armenier rieth zu dem Weg über Tokat. Hier war aber ein im Aufruhr befindliches Land zu durchreiſen, und außerdem bey jedem Schritt eine Erkennung zu fürchten. Er entſchloß ſich, den Weg zur See zu nehmen, ſo ſchwer es auch damals war, einen griechiſchen Schiffspatron zu finden, der die Schifffahrt von Konſtantinopel nach Trebizond genau kannte, und ſo vielfach beſchwerlich der Uebergang über die Gebirge von Kolchis zu werden drohte. Hr. Franchini, damals erſter Dragomann der Pforte, verhalf ihm zu einem leichten Fahrzeug mit fünf Ruderbänken, ſo wie zu einem Firman der türkiſchen Kanzley, der ihm gewiſſermaßen als Paß dienen konnte. Nachdem er in einer Audienz bey dem Großvezier Jsmaël Pacha die Antwort des Großherrn auf ſeinen überbrachten Brief erhalten, und dieſen einer vertrauten Perſon zur Beſorgung abgegeben hatte, reiſte er nach dem Fort Fanaraki, am Eingang des ſchwarzen Meeres ab, wo ſein Fahrzeug vor Anker lag.

Aus Beſorgniß, ein erſter Abgeordneter möchte das Ziel ſeiner Reiſe nicht erreichen, hatte man noch einen zweyten in der Perſon des General-Adjutanten Romieux mit gleichen Aufträgen abgeſchickt, der einen Monat ſpäter in Konſtantinopel ankam, den Weg nach Bagdad einſchlug, unter unſäglichen Beſchwerden und Gefahren in Teheran ankam, und dort aus noch ganz unbekannten Veranlaſſungen den Tod fand.

Hr. Jaubert reiſte am 30. Mai von Konſtantinopel ab, gelangte nach ſieben Tagen an die Küſte von Phaſis und von da nach Trebizond. Er gab dort ſeine Briefe an den franzöſiſchen Konſul, Hrn. Dupré, ab, der ihn ſeinen Verhaltungsbefehlen zu Folge als einen Kaufmann bey dem Aga oder Gouverneur der Stadt vorſtellte.

Der Aga war damals mit dem äußerſt rohen Volke der Laſken im Kriege, und er empfing ihn nicht nur mit der bey den Ottomanen gegen die Fremden gewöhnlichen Kälte, ſondern bezeugte auch keinen Eifer, ihm die Mittel zu ſeiner Reiſe nach Erze-Rum zu erleichtern. Zum Glück trug er am 10. Juni einen bedeutenden Sieg über die Laſken davon, der ihn für längere Zeit von der Furcht befreyte, ſie in ſeiner Nähe zu ſehen, und ihn dann auch dem Anſuchen des Hrn. Jaubert geneigt machte, der hierauf am 11. Juni abreiſte.

Derjenige Theil des Kaukaſus, welcher das Pachalik von Erze-Rum von dem Gebiete von Trebizond trennt, zeigte damals nichts als verheerte und geplünderte Dörfer und eingebrochene Brücken. Am 19. näherte ſich Hr. Jaubert der Stadt mit ſeinem Führer, der ihm auch den Rath gab, ſeinen eigenen Landsleuten, den Armeniern, nicht zu trauen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Doch die Trennung von Ariſt und die ſie begleitenden Umſtände ſelbſt, waren es nicht allein, die Urſule drückten. Die Nachrichten, welche ſie aus der Reſidenz von Sophiens häuslicher Lage erhielt, regten die ernſteſten Beſorgniſſe in ihr auf. Marcus kannte kein anderes Ziel ſeines Strebens mehr, als die Zunahme an Rang und Einfluß. Zu den Mitteln gehörte auch der Beyfall, welchen ſeine Gattin durch ihre Annehmlichkeit und Talente in der Geſellſchaft erwarb. Seine vortheilhafte Glückslage erlaubte ihm mehr Aufwand, als den meiſten ſeiner Kollegen; ohne eigentlich ein Haus zu bilden, verſammelte Sophie ſehr bald die Auswahl der Geſellſchaft um ſich her, und die Vornehmſten zogen ſie in manche ihrer Zirkel, wo ſie bey dramatiſchen Spielen und artiſtiſchen Darſtellungen, durch ihr Talent unerſetzbar war. Leider hatten die Umſtände nun dieſe beyden Menſchen auf den Weg geführt, auf denen ihrer beyder Hang, das Glück außer ſich ſelbſt zu ſuchen, ſie fortriß. Sophie war kein halbes Jahr in der Reſidenz, ſo klagte der alte Ottur, daß ſein Sohn beträchtliche Summen aus ſeinem Handel ziehe, und Sophie, die in den erſten Wochen, wo häusliche Einrichtung doch ihre Zeit beſchränkte, kaum einen Poſttag vorbeygehen ließ, ohne der Mutter zu ſchreiben, ließ lange vergeblich auf Briefe warten, und dann meldeten dieſe nur, wie dieſer Ball, jene Aſſemblee, die Veranſtaltung eines lebenden Gemähldes, das Lernen einer Rolle, ſie abhielt zu ſchreiben. Madame Salmon, die von der mißverſtandnen Eitelkeit des deutſchen Handelsſtandes nicht frey war, der noch immer meint, der Adel könne ſeiner Länge eine Elle zuſetzen, fühlte ſich durch den Umgang ihres Schwiegerſohns, mit Geſandten und Miniſtern geſchmeichelt, Urſule aber empfand tief, daß Ariſts Herz um keinen Pulsſchlag leichter klopfen würde, wenn ein Orden es deckte, und das Andenken an ſie auch im Abglanz des Hofs nicht vertilgt werden könnte. Bang gedachte ſie des lockern Bodens, auf dem Sophie ihr Wohl gründete, bald ward ſie aber viel beſorgter, wie Sophie in einem jezt ungewöhnlich langen Brief erzählte, daß Jarl angelangt, Marcus beſucht habe und ſehr artig von ihm aufgenommen ſey. Er habe ſich noch günſtiger ausgebildet, und von ihr in einige Geſellſchaften eingeführt, werde er überall eingeladen, und ſcheine überall unentbehrlich. Er politiſire mit den Männern, ſpiele hoch mit alten Podagriſten, leſe den geiſtreichen Damen vor und gebe den Fräuleins Charaden auf. Er habe Empfehlungen an die Gräfin Baldi mitgebracht, eine Dame, um welche der Fürſt ſich ſehr bemühe, und ſolle dieſen ſelbſt bey ihr geſprochen haben.

Urſule erſchrack. Sie überſah alles Ueble, was Jarl bey Sophie ſtiften konnte, und hatte kein Recht ihr abzurathen, denn ſie hatte ihr zu ihrer eignen Klugheit kein Vertrauen einflößen können. Nach einigen Wochen meldete Sophie, daß Jarl fürſtlicher Leibarzt geworden ſey. Man erzähle eine abenteuerliche Geſchichte, wie des Fürſten verlaſſne Geliebte der Gräfin Baldi Kammerdiener beſtochen, ihr beym Frühſtück ein vergiftetes Glas Wein zu reichen. Der Fürſt überraſchte ſie von einem Spazierritt kommend, Jarl war gegenwärtig, die Farbe des Weins hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen — wie der Fürſt, durſtig vom Ritt mit einer zärtlichen Schmeicheley das für die Gräfin beſtimmte Glas ergriff, fühlte er ſich von ſolch einem Schreck überfallen, daß er plötzlich des Fürſten Arm ergriff und ihm, das Glas wegnehmend, ſeinen Verdacht, daß es vergiftet ſeyn möchte, ausſprach. Es ward unterſucht; der Beweis war unwiderlegbar, der Kammerdiener geſtand, wer ihn angeſtiftet. Dieſer Elende verſchwand und da er ein Fremder war, den die Gräfin mit ſich gebracht hatte, glaubte man leicht, er ſey in ſeine Heimath zurückgekehrt; die verlaſſne Geliebte reiſte nach der Schweiz, und fand den Leman ſo anmuthig, daß ſie ſich an ſeinen Ufern niederließ, und Jarl ward zweyter Leibarzt — eigentlich aber einziger, da der ältere, aus Achtung für ſeine langen Dienſte, der Aufwartung beym regierenden Fürſten ganz überhoben ward. Sophie erzählte dieſe Umſtände ſorglos und ohne alle Kritik, weil das lezte Reſultat, Jarls Beförderung, ſie allein intereſſirte. „Witzige Leute ſagten, ſchrieb ſie, die ganze Geſchichte beweiſe vielmehr, daß er ſich gut aufs Giftmiſchen verſtehe, als daß er ein guter Arzt ſey, die Geſellſchaft freue ſich aber, daß ihr ein ſo angenehmes Mitglied geſichert ſey. Nach ſeiner Dekretirung habe er ein artiges Feſt gegeben; unter dem Vorwand eines bloßen Thees, das niedlichſte Impromtu, mit welchem einige ältliche Damen nicht ganz zufrieden geweſen waren, weil er Sophie zu ſichtlich zur Königin deſſelben gemacht habe. Aber das ſchade ihm nichts, denn ſo bald er wolle, ſchwatze er die Malekontenten zu ſeinen Beſchützern um.“ Urſule erkannte in dem allen den Mann, der ihre Ruhe geſtört, und hätte ſich gern der Demüthigung unterworfen, Sophien zu ſagen: „Schweſter, mit dieſen Künſten verleitete mich dieſer Menſch zu Thorheiten, die meinen Frieden untergruben.“ Aber ſie hatte erfahren, daß ſie Ariſts Warnungen für Wirkungen der Eiferſucht gehalten, und fürchtete Sophiens Heftigkeit, die ſie an Jarl verrathen und ſeine Rache reizen könnte. Sie glaubte deßhalb ſich auf allgemeine Ermahnungen einſchränken zu müſſen, und gerade dieſe brachten Sophie auf.

Jarl war zu geſättigt mit der Weltluſt, als daß es ihm bey ſeinen Planen auf Sophie einzig um den Genuß einer ſchönen Frau zu thun geweſen wäre. Er machte gern Experimente mit fremder Seelenſeligkeit, deßhalb beſchäftigte es ihn gar angenehm, Sophiens Gunſt durch die Macht der Eitelkeit ihr ſelbſt zu verdanken zu haben. Daß er ſich geſchmeichelt hatte, Urſule durch Sophismen zu verführen und der Augenblick hatte kommen müſſen, wo ihr geſundes Gefühl ihn zurückſtieß, hatte ſeine Eitelkeit gewaltig gekränkt; es iſt auch zu fürchten, daß er durch eine wohlmeinende Unvorſichtigkeit der gefühlvollen Frau von Halten mehr wie nöthig war, von Urſules gegen ihn entſtandnen Abſcheu und ihrer Mutter Mißbilligung ſeiner Bemühungen um ihre Tochter erfahren hatte — denn bey ſeinem Betragen gegen Sophie, ſchien Rache gegen ſie und ihre Familie im Spiele zu ſeyn. Er begann damit, ihr die überſpannteſten Begriffe von ihren Reizen, ihrem Verſtand, ihren Anſprüchen an allgemeine Bewunderung zu geben, dann ſuchte er ſie in nähern Umgang mit der Gräfin Baldi zu bringen, welche trotz ihrer Gunſt beym Fürſten der Adel vermied, weßhalb ſie ſich einen genialen Zirkel von Künſtlern und Schriftſtellern bildete, deſſen Ton ſo fein und anſtändig war, daß Sophie ohne alle Gefahr für ihre Sittlichkeit ſich anſchließen konnte. Die Gräfin nährte und belebte ihren Geiſt unter dieſen Menſchen, was Wunder, wenn er Hülfsquellen beſaß, den Fürſten zu unterhalten, die den ſittenſtrengſten und ſtandesmäßigſten Damen des Hofes nicht zu Dienſt ſtanden. Denn der ſorgfältige Unterricht thuts nicht, nicht leſen und empfinden, die Phantaſie entwickelt ſich nur in der ernſten Betrachtung, oder in den mannigfachſten Verhältniſſen des Lebens, in welche die Gräfin ſich verſezte, indem ſie theilnehmend in die freymüthigen Geſpräche ihres bunten Geſellſchaftkreiſes einging. Sophie verlieh dieſem Kreis wirklich einen neuen Reiz. Das Leben in dem beſſern Bürgerſtand, ſo viel der Luxus auch ſchon an ihm in [illegible] wie allenthalben verdorben hat, gibt dem Gemüth, durch eine praktiſchere Kenntniß des Volks noch tauſend Bildungsmittel, die ſelbſt dem verarmten Adel verſchloſſen ſind. Wirft dieſen auch die Noth unter die häuslichen Verhältniſſe einer bürgerlichen Raths-, Profeſſors-, Kaufmanns Familie, ſo lebt er doch kein Volksleben; er ſteht auf keinem angebornen Grund, er wird für eine Beläſtigung der Geſellſchaft, einen Eingedrängten angeſehen und da ſein Standpunkt verſchoben iſt, faßt er die Gegenſtände auch in keinen reinen Umriſſen auf. Deßhalb hat das unbefangene Geſpräch vernünftiger Bürgerlicher jedes Berufs, meiſtens ſo viel Anziehendes für große Herrn, es zeigt ihnen den wahren Menſchen, der auf ihrem Standpunkt bey ihrem ſchweren Beruf, unter ihren gewöhnlichen Umgebungen ein mährchenhaftes Intereſſe gewinnt und vom ihrem edlern Innern doch immer geahnet wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Fortſetzung.)

Nach Hr. Dupin trat Hr. Quatremere de Quincy auf, um ſeine Zuhörer über den Irrthum zu unterhalten, welchen Dichter und Maler dadurch begehen, daß ſie die Theorie der Verwandtſchaft der beyden Künſte allzuweit treiben. Auch dieſe

Vorleſung war etwas Zeitgemäßes. Seit einiger Zeit hat nämlich die beſchreibende Dichtkunſt (poésie descriptive), gewaltigen Einbruch in die franzöſiſche Literatur gethan; es gibt Dichter und Proſaiſten, welche den häufigen Naturbeſchreibungen, die in ihren Werken vorkommen, einen großen Theil ihres Rufes verdanken. Chateaubriand hat das Beyſpiel gegeben; eine Menge mittelmäßiger Schriftſteller, denen ſein Genie fehlt, haben ſeinen Fehler weit übertrieben; da dieſe Neuerung aber nicht ohne Reiz iſt, ſo findet ſie bey der Menge auch Beyfall. Die ärgſte Uebertreibung in dieſer Art wird wohl von dem berüchtigten Vicomte d'Arlincourt begangen, deſſen bombaſtiſcher Styl eine ganz neue franzöſiſche Sprache enthält, deren Wendungen und Ausdrücke mit dem ſogenannten klaſſiſchen Styl nicht viel gemein haben. Nun hat Hr. Quatremère de Quincy gedacht, dieſer Fehler käme hauptſächlich daher, weil ſich die Schriftſteller den Horaziſchen Satz: Ut pictura poësis, zu ſehr als einen unabläſſigen Grundſatz zu Gemüthe führten, und glaubten, ſie müßten in ihrer Beſchreibung völlig ſo malen, als es der Künſtler mit dem Pinſel thut; um den Leuten dieſen Irrthum zu benehmen, hat ſich Hr. Quatremère die Mühe gegeben, ſeine Abhandlung zu ſchreiben, welche blos ein Kapitel einer noch herauszugebenden Theorie der Nachahmungskunſt ausmachen ſoll. Er bemerkte erſtlich, aber nicht der erſte, daß der Maler, welcher Alles darſtellen wolle, was der Dichter meiſterhaft beſchrieben habe, ſehr ſchlechte Gemälde liefern würde, z. B. die Harpyen, welche ſich in den Virgiliſchen Verſen ſehr wohl ausnähmen, würden mit ihrem Unflate in einem Gemälde ſcheußlich werden. Eben ſo verhalte es ſich mit dem Dichter, welcher die Malerey ſklaviſch nachbilden wolle. Die alten Schriftſteller hätten ſich vor dieſem Fehler der neuern wohl gehütet. Wenn z. B. Virgil einen Sturm beſchreibt, ſo begnügte er ſich in einigen Hauptzügen die Naturſcenen zu entwerfen; die neuern aber wollen das Bild völlig ausmalen; es werden alſo die phantaſtiſchen Geſtalten der irrenden Wolken, die geheimnißvollen Töne der Natur, welche das Gemüth mit unnennbarer Wehmuth erfüllen, die, ihre wollüſtigen Kelche ſchließenden Blumen u. ſ. w. geſchildert, nicht zu vergeſſen der grau bemooſten Trümmer der Vorzeit u. ſ. w. Der Redner führte als Belege einige ſchwülſtige Stellen aus neuern franzöſiſchen Schriften an, welche die Zuhörer nicht wenig ergötzten. Es iſt gut, daß Hr. Quatremère die deutſche Literatur nicht kennt; denn hätte er ähnliche Stellen aus neuern deutſchen Schriften ausgeſucht, und z. B. die Stelle aus einem bekannten Trauerſpiele angeführt, worin die von der Morgenſonne glühenden Schweizergletſcher als geweihte Kerzen dargeſtellt werden, welche der Küſter zu den Frühmetten im Dome des Herrn angezündet hat, ſo würde das ehrbare Pariſer Auditorium vor Lachen zerplazt ſeyn. Ich glaube, daß im Allgemeinen Hr. Quatremère völlig Recht hat, wenn er auf die edle Einfalt der dichteriſchen Beſchreibungen der Alten hinweiſt, und dadurch dem in die jetzige Literatur einbrechenden Schwulſte und der Sucht, die Natur bis auf die kleinſten Fäſerchen zergliedern zu wollen, einen Damm zu ſetzen ſucht, beſonders für die Franzoſen, bey welchen die klaſſiſchen Meiſterwerke den Geiſt der Sprache dergeſtalt beſtimmt und geregelt haben, daß, wer ſich von demſelben entfernen will, Gefahr läuft, ſich bis zu der vorigen Kindheit der Sprache zu verirren. Man könnte jedoch dem Hrn. Quatremère einwenden, daß die Alten die Natur nicht genug beobachtet hatten, um alle ihre Schönheiten und Wunder zu kennen, und daß die jetzigen Dichter in dieſer Hinſicht einen Schatz von Kenntniſſen vor ſich haben, den es unverzeihlich wäre nicht zu benutzen.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 119:
Strickbeutel.

Dreyſylbige Charade.

Die beyden erſten Sylben.

Ausgeglommen ſind des Tages Gluten,
Linde Kühlung hebt ſich aus den Fluten,
Stille herrſcht in der Natur.
Sanfter tönt des Hirten Laut im Thale,
Und die Sonne ſinkt mit goldnem Strahle
Segen ſtrömend durch die Flur.
In dem dicht belaubten Haine
Tönt mit zauberiſcher Magie
Bey des Abendrothes Scheine
Philomelens Melodie.
Einſam in den heil'gen Schatten lauſchend,
Ruht der Jüngling, Lieb' um Liebe tauſchend,
Mit der vielgeliebten Braut.
Seligkeit entſtrömet ſeinen Blicken,
Und durchglüht von innigem Entzücken,
Dankend er zum Himmel ſchaut.
Angefacht von ſüßen Trieben,
Glücklich wie noch Keiner war,
So genießt er mit der Lieben,
Meiner erſten Sylben Paar.

Die lezte Sylbe.

Um des Helden heil'ge Ueberreſte,
Zu begehn Patroklos Leichenfeſte,
Sammelt ſich der Griechen Macht.
Noch umnebelt von des Kummers Wolke,
Redt der Pelide zu dem Volke:
„Hört, was euch Achilles ſagt:
„Laſſt die Spiele uns beginnen
„Zu des Todten Ehr' und Ruhm,
„Wer den Kampfpreis wird gewinnen,
„Führt ihn heim als Eigenthum."
Tauſend ſchmetternde Drommeten tönen,
Roſſe wiehern, daß die Lüfte dröhnen,
Staub umwirbelt ſchon die Bahn.
Ruhm und Kampfpreis ſiegend zu gewinnen,
Fliegt im Wettlauf pfeilſchnell jezt von hinnen
Mann und Roß auf ebnem Plan.
Stentors Ruf hört man erſchallen,
Dort ſtürmt Ajas Telamon,
Dort Odyſſeus, und vor Allen
Des Oileus ſchneller Sohn.
Keiner will im Lauf dem Andern weichen,
Meiner Sylben lezte zu erreichen,
Spornet Jeden der Gewinn.
Hat der Sieger mühvoll ſie ereilet,
Will er, daß der Freund ſie mit ihm theilet,
Doch in einem andern Sinn.
Freudevoll ſie zu genießen,
Sammelt ſich der Helden Reihn;
Gold muß in den Bechern fließen,
Soll man ihrer ſich erfreun.

Das Ganze.

Horch! Was tönt ſo feyerlich vom Dome?
Warum bringt das Volk in breitem Strome
In des Tempels Heiligkeit?
Plötzlich regt die Orgel ſich von oben,
Alles kniet, und tauſend Kehlen loben
Dich, den Herrn der Herrlichkeit.
In des Tempels heil'gem Kreiſe
Bietet ſich mein Ganzes dar,
Schmachtend nach der Himmelsſpeiſe
Sammelt ſich die gläub'ge Schaar.

Carl Br. v. Norbeck.

Digitized by Google

Nro. 126.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Montag, 27. Mai 1822.

> Wenn Jemand eine Reiſe thut,
> So kann er was erzählen;
> Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
> Und thät das Reiſen wählen.
>
> Claudius.

Albreiſe im April.

1822.

1.

Abmarſch.

Angelegt den Sommerrock,
Auf, ergriffen Hut und Stock,
Himmel ſteht im blau'ſten Kleide,
Erd' in ihrer grünſten Seide.

Ey, wie lacht des Wandrers Herz
Heut, am lezten Tag im März,
Wann iſt wo ein Mai erſchienen
Mit ſo hellen, ſel'gen Mienen?

Luft und Licht, und Farb' und Glut!
In den Adern ſchwillt das Blut,
Heißt uns ferne Reiſen wagen
In ſo wunderſchönen Tagen.

Morgen grüßt mich der April,
Was doch der erſt bringen will?
Ringsum tauſend Knoſpen träumen;
Morgen blühn ſie von den Bäumen!

2.

Im Eyachthal bey Ebingen.

Ueber Nacht iſt das Thal beſchneit,
Ueber Nacht wards Winterszeit!
Schneeweiß blühn alle Bäume;
Das ſind mir Blüthenträume!

3.

Am Buſſen.*)

Weithin, weithin wollt' ich ſtreifen
Auf des freyen Hügels Rand,
Der dem Blick läßt ferne ſchweifen
In der Schneegebirge Land.

Dort im Grünen und im Blauen,
Auf dem alten Mauerſtein,
Durch das Fernrohr ſpähend ſchauen,
Welche Wonne wird es ſeyn!

Solchen Wunſch in meinem Herzen
Hört der launigte April,
Fängt mit Flocken an zu ſcherzen,
Zaubert her mir, was ich will.

Meine Röhre kann ich drücken
Ruhig in das Futteral,
Darf mich nicht zur Ferne bücken:
Schneegebirg' iſt überall!

4.

Haingen auf der Alb.

Sey mir willkommen, Städtchen,
In dieſer ſchlimmen Zeit!
Hat dich Aprilgeſtöber
Auf das Gebirg verſchneit?

---

*) Ein Berg bey Riedlingen an der Donau, mit unermeßlicher Ausſicht nach Oberſchwaben und den Alpen der Schweiz.

So ſchmutzig und ſo enge
Mag wohl kein andres ſeyn;
Es nimmt der Straßen Länge
Dein kleines Rathhaus ein.

Und nieſt einmal die Schildwacht
An deinem obern Thor,
Gleich ſchallt ein helles: Proſit!
Vom unterſten empor.

Doch bin ich armer Wandrer
An deinem Obdach froh;
So durſtig iſt kein Andrer,
Und müde keiner ſo.

In einer grauen Stube
Reichſt du mir Speiſ' und Trank;
Dir thaun die Phantaſien
Des Dichters auf zum Dank.

Die Thore will ich zimmern
Aus ew'gem Cedernholz;
Ein goldnes Dach ſoll ſchimmern
Auf Thurm und Kirche, ſtolz.

Ich pflanze Bäum' und Reben
Auf deiner kahlen Au,
Und über alles wölb' ich
Des Sommerhimmels Blau.

Dann zahl' ich meine Zeche;
Leb' wohl, du ſel'ger Ort,
Ich muß durch Berg und Fläche
In Schnee und Regen fort!

5.

Im Bergwirthshaus.

Braunes Bier und ſaure Geſichter!
Saures Bier, brauner Augen Lichter,
Hell und freundlich, treu und gut: —
Wirthin, mir wird wohl zu Muth!

6.

Riedlinger politiſche Zeitung.

Wahrlich, auch die Zeitungsblätter
Haben heut Aprilenwetter,
Geſtern blies noch gar zu lind,
Gar zu lau darin der Wind.

Selig hießen die Monarchen,
Daß die Kriegesfurien ſchnarchen;
Heut, in dieſer Sturmesnacht,
Plötzlich ſind ſie aufgewacht.

Mahmud ſitzt im Kaiſerſaale,
Ali's Kopf ſteckt auf dem Pfahle,
Und aus finſtrer Wolke Sitz
Stürmt der Hagel, ſchießt der Blitz.

Auf zum Kampf, ihr Erdengötter!
Doch iſt's nur Aprilenwetter,
Und im Oſten führt der Mai
Sel'ges Morgenroth herbey.

7.

Uebers Gebirge.

Laß dich den Schnee durchdringen,
Laß dich den Sturm durchwehn:
Denn, kann die Lerche ſingen,
So kannſt du wohl noch gehn!

8.

Im Lauterthal.

Was lachen mich die Männer,
Die ſchmucken Mägdlein aus,
Daß ich ſo eifrig ſchaue
Nach dem zerfallnen Haus?

Daß ich ſo ſehnlich folge
Des Fluſſes krummem Lauf,
Daß ich ſo rüſtig ſteige
Den hohen Berg hinauf?

Sie mögen es nicht glauben,
Daß mir durch Thal und Höhn
Die Luft den Schritt beflügelt
Bey dieſer Stürme Wehn;

Sie loben Stadt und Ebne,
Und ſchielen halb mit Neid
Auf meine weichen Hände,
Und auf mein ſtädtiſch Kleid.

Ihr Männer des Gebirges!
Es thut mir herzlich weh,
Daß ihr die Nahrung kärglich,
Abzwinget eurem Schnee;

Daß euren ſchlanken Töchtern
Die Laſt den Rücken beugt,
Und euer Berg dem Durſte
Kein Tröpfchen Weins erzeugt.

Doch däucht mir noch viel bittrer,
Als euer Durſt und Schweiß,
Daß euer Geiſt vom Schönen,
Von Gottes Bild nichts weiß.

Die Noth, an der ihr zehret,
Der euer Leib ſich bückt,
Hat euch ins Herz getroffen,
Hat euch den Sinn erdrückt!

In Seiner Leidenswoche
Durchwandl' ich dieſes Thal:
Er kennet jeden Kummer,
Er heilet jede Qual!

Geb' Er dem Jahre Segen,
Daß es euch tränkt und ſpeiſt,
Und löſe dann die Binde
Von dem verhüllten Geiſt!

9.

In Urach.

Schnee und Blüthe hängt am Baum,
Doch gewinnt die Blüthe Raum,
Lacht ſich von den Flocken
An der Sonne trocken.

Das Gebirg liegt hinter mir,
Ferne winkt der Ebne Zier,
Mai hat ſie durchwoben:
Du, April, bleib droben!

Drunten blüht es ohne Schnee,
Drunten thut kein Froſt mir weh,
Wehn die Lüfte linder,
Blüh'n mir Weib und Kinder!

Flügle, Wandrer, deinen Schritt,
Nimm die leichten Lieder mit,
Die in ſolchen Mühen
Dennoch mochten blühen.

Iſt ein Ton auch halb verweht,
Irgendwo ein Reim verdreht,
Was April gedichtet,
Wird nicht ſtreng gerichtet!

Guſtav Schwab.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Die Unterſuchung bey der erſten Zollſtätte, drey Stunden von Erze-Rum, war nicht ſehr ſtreng, und der Uebergang über den Euphrat war leicht zu Stande gebracht. Noch glücklicher war der Verfaſſer bey ſeiner Ankunft in der Stadt. In einen dicken Pelz gehüllt, das Geſicht von einem großen Turban halb bedeckt, lag er auf ſeinem Gepäck auf einem Wagen. Die Thorwache hielt ihn für einen kranken Muſelmann, und begrüßte ihn mit den Worten: „Bruder, du ſcheinſt zu leiden? Vielleicht biſt du verwundet. Reiſe glücklich, der Segen des Himmels geleite dich.“ Nach ſeiner Ankunft in der Caravanſerey Dervich-aga-khany, erhielt er Nachrichten aus Perſien, und erfuhr, daß der Hof ſich in Tauris, einer Stadt, befinde, wohin er noch gegen ſechszehn Tagreiſen zurück zu legen hatte. Er ſuchte daher Erze-Rum ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, ſofern ihm die Beamten der türkiſchen Regierung an der perſiſchen Grenze keine Hinderniſſe entgegenſetzen würden. Der Intendant der Zollſtätte, der in dem Rufe eines ſehr ſtrengen Hüters ſtand, ließ Hrn. Jaubert, der mit den perſiſchen Kaufleuten angenommenen Sitte zufolge, bis auf den folgenden Tag bewachen. Kurz nach dem Morgengebet ließ er ihn zu ſich rufen. Hr. Jaubert fand ihn mit Schreiben beſchäftigt. Er hieß Ahmedbey, galt für ſehr reich, und zeichnete ſich durch eine freundliche Geſichtsbildung aus. Auf ſeine arabiſche Begrüßung betrachtete er Hrn. Jaubert genau, und ſagte ihm dann: „Deine Geſtalt iſt mir nicht unbekannt; ich muß dich irgendwo geſehen haben. Entweder in Bagdad, in Jeruſalem, oder in der Karavane der heiligen Stadt? Doch, nein! Ich erinnere mich, es war in Egypten zu der Zeit, wo die Franzoſen dieſes Land beſezt hatten.“ Ahmed befahl durch ein Zeichen allen Umſtehenden, ſich zu entfernen, richtete von neuem ſeine Blicke auf ihn, und fuhr dann zu großem Erſtaunen des Hrn. Jaubert fort: „Du biſt ein Franzoſe, ſuche es nicht zu läugnen? Was willſt du in dieſem Lande? Weißt du nicht, daß noch andere außer mir dich erkennen dürften? Haſt du unſern unverſöhnlichen Haß gegen die Chriſten vergeſſen? Und ſollte es dir unbekannt ſeyn, daß ſchon ſeit beynahe hundert Jahren kein Europäer in dieſes Land gedrungen iſt? Fürchte indeſſen nichts von mir; ich werde niemals das Gute mit Böſem belohnen. Ahmed iſt nicht undankbar, er weiß empfangene Wohlthaten ſeinem Gedächtniß tief einzuprägen.“ So ſehr ich mich auch gewöhnt hatte, ſagt Hr. Jaubert, eine Art von orientaliſchem Phlegma bey großen Verlegenheiten anzunehmen, ſo war es mir doch beynahe unmöglich, hier nicht in Aeußerungen des Erſtaunens auszubrechen. Der Zoll-Intendant ſchien dieß zu bemerken, und fuhr dann fort: „Du ſollſt wiſſen, durch welchen Zufall ich dich kennen gelernt hatte. Ich war gerade auf einer Wallfahrt nach Mecca, als Egypten von den Franzoſen erobert wurde. Da ich in mein Vaterland zurückkehren wollte, ohne den Weg über Suez, deſſen ſich die Franzoſen bereits bemeiſtert hatten, zu nehmen, ſo ſchiffte ich mich zu Djedda ein, um nach der entgegengeſezten Seite zu fahren. Ich landete zu Koſſeir, und begab mich von da, durch die große Wüſte, nach Keneh. Man hatte mich verſichert, die Franzoſen führten den grauſamſten Krieg gegen alle Muſelmänner, vorzugsweiſe aber gegen die Osmannen, meine Landsleute und ich waren ſehr geneigt, dieß zu glauben. Ich hielt es daher, gerade wie du es gemacht haſt, für das zweckmäßigſte, mich zu verkleiden. Wie ſehr erſtaunte ich aber, als ich bey meiner Ankunft in dem ſchönen Thale von Said, (ſo nennen die Landesbewohner Ober-Egypten) erfuhr, daß es von einem Manne (der General Deſaix) regiert wurde, der ihm gleiche Wohlthaten erzeigte, wie die Gewäſſer des Nils, die es befruchten. Man nannte ihn den Sultan el a'del (den Gerechten). Ganz beruhigt beſchloß ich nun, den Nil hinunter zu ſchiffen. Da aber der Wind ungünſtig war, ſo wurde ich mit meiner Geſellſchaft bey Manfalouth an ein ödes Ufer geworfen. Bald darauf fielen uns die Araber vom Stamme Abaddes an, und plünderten uns aus. Von allem entblößt, nahmen wir unſern Weg nach Cairo, in der Hoffnung, dort einige Hülfe zu erhalten. Allein unglückliche Menſchen, die beynahe nackt in einer reichen Stadt ankommen, finden nur ſelten Freunde daſelbſt. Wir machten dieſe traurige Erfahrung, und fühlten uns in Cairo noch fremder, als ſelbſt die Franzoſen. Einer von den in Egypten befehlenden Generalen, hatte von unſerm Unglück gehört, uns zu ſich rufen laſſen, und uns mit den Worten empfangen: „Pilger, wir führen mit Euch keinen Krieg. Woher ſeyd Ihr? Wohin wollt Ihr? Was fehlt Euch?“ Und du warſt es, fuhr Ahmed lächelnd fort, der dieſe Troſtworte an uns richtete. Wir ſtanden ſtumm vor Erſtaunen; du mußt dich deſſen noch erinnern. Wir hatten bey denen, die unſern Glauben bekannten, vergebens um eine Freyſtätte und um Brod gefleht, wie konnten wir ſolches Wohlwollen von einem Ungläubigen, von einem Chriſten, erwarten? Einer aus unſrer Mitte gab zur Antwort, wir wünſchen nach Konſtantinopel zu reiſen und den Weg über die Inſel Candia zu nehmen. Man gab uns ein Fahrzeug, Geld, Lebensmittel und Empfehlungsſchreiben nach Damiette, wo wir gut aufgenommen wurden, und uns nach Acre einſchifften. Dort ſahen wir den Djezzar-Paſcha, der uns über unſere Anſicht der franzöſiſchen Armee befragte. Wir bekannten ihm ohne Furcht die ganze Stärke derſelben. Nach dreyjähriger Abweſenheit ſah ich die Mauern Konſtantinopels wieder, und traf dort mein Harem und meine Freunde.

Ich bin indeſſen zu beträchtlichem Reichthum gelangt; die empfangene Wohlthaten haben mir Glück gebracht. Hältſt du es für gut, mir den Zweck deiner Reiſe zu vertrauen, ſo werde ich ſuchen, dir nützlich zu ſeyn. Glaubſt du aber ſchweigen zu müſſen, ſo werde ich dein Geheimniß achten, und kann dir blos eine baldige glückliche Rückkehr in dein Vaterland wünſchen.“ Hr. Jaubert antwortete blos, er wünſche nach Erivan wegen eines Gelübdes und wegen Handelsgeſchäften zu reiſen.

Ahmed fragte ihn hierauf um Nachrichten über verſchiedene franzöſiſche Generale, von denen er in Egypten gehört hatte. Bey der Erzählung des Todes des Generals Deſaix bezeugte er den lebhafteſten Schmerz. Hierauf ließ er ſeine Leute hereinkommen, um ihnen wegen ſeiner Befehle zu geben und rieth ihm, nicht lange in Erze-Rum zu verweilen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Zu Anfang des vorigen Monats erfüllte die Nachricht der zu Freyberg, vier Meilen von Dresden, geſchehenen Ermordung des Stadtſchreibers Klemm, eines höchſt verdienten Mannes, um ſo mehr Jedermann mit Schauder, da ſie faſt in dieſelbe Zeit fiel, wo vor zwey Jahren der gräßliche Mord an dem unvergeßlichen Kügelchen verübt worden war. Auch er ward nämlich in der Dämmerſtunde gegen 6 Uhr bey einem Spaziergange um die Stadt von Mörderhand durch einen von hinten kommenden Schuß darniedergeſtreckt, und ſtarb noch in derſelben Nacht. Er hatte ſeinen Mörder nicht geſehen, konnte, nur wenige Momente noch ſeines Bewußtſeyns mächtig, keine nähere Bezeichnung deſſelben geben, aber der Verdacht fiel bald auf einen gewiſſen, ſonſt beym Bergweſen angeſtellt geweſenen, ſeit mehrern Jahren aber entfernten, Funkhänel, welcher um dieſe Zeit wieder nach Freybergs Umgegend zurückgekehrt war, und ſchon früher ſeine Rachluſt gegen Klemm nicht verhehlt hatte. Dieſer war nämlich früher Urſache davon geweſen, daß der ſchon damals als ein zweydeutiger und roher Menſch bekannte Funkhänel ein der Vormundſchaft Klemms anvertrautes Mädchen adlicher Herkunft, welche ein bedeutendes Vermögen beſaß, und die er für ſich einzunehmen gewußt, nicht ehelichen konnte, ſondern vielmehr, um das Mädchen deſſen gefährlichen Nachſtellungen zu entziehn, aus der Gegend entfernt und anderweit untergebracht ward. Von da an ſchwur Funkhänel Klemm Rache, verſchob ſie aber, durch Verhältniſſe verhindert, von einer Zeit zur andern, bis er ſie jezt eben ſo beſonnen als gräßlich ausübte. Der Verbrecher hatte ſich auf die Flucht begeben, ward aber, indem ein Preis von 600 Thlr. auf ſeine Entdeckung geſezt war, ohnweit Pilſen in Böhmen aufgefunden, und es wird jezt die Unterſuchung über ihn geführt.

Hier ſtarb am 4. März der Kantor an der Kreuzkirche, Uber, welcher früher Muſik-Direktor bey mehrern Bühnen geweſen war. Er beſaß gründliche muſikaliſche Kenntniſſe, und hat ſich auch durch Kompoſitionen wie von Oratorien, ſo auch von ein Paar kleinen Opern, bekannt gemacht. Körperliche Schwäche hinderte jedoch in den lezten Jahren ſeine Thätigkeit, und bedrängte häusliche Lage gab ihr wenig Ermuthigung. Eines ſeiner geläuterſten Werke war unſtreitig die Kantate beym Regierungs-Jubelfeſte des Königs von Sachſen.

Auch verlor am 8. März die Stadt einen ihrer trefflichſten Mitbürger durch den Tod des Bankier Heinrich Baſſenge. Er hatte das hieſige unter dieſem Namen in großer Achtung ſtehende Wechſelhaus begründet, und ihm lange Zeit mit Kenntniß und Eifer vorgeſtanden. Als er ſich aber vor einigen Jahren zurückzog, um ſein ſpäteres Alter in Ruhe zu verleben, widmete er ſich doch noch uneigennützig und ohne andern Lohn, als den in ſeiner Bruſt, den mannichfachſten Kaſſengeſchäften bey Rath und That, der Spaarkaſſe und andern öffentlichen Anſtalten, mit unermüdeter Treue, und blieb bis an ſein ihm ſanft und ſchnell überraſchendes Ende der Freund und Vater vieler Bedrängten und Nothleidenden. Er gehörte zur hieſigen reformirten Gemeinde, deren Conſiſterialis er lange Jahre war.

Den gewöhnlichen monatlichen Ueberblick über die hieſige Bühne können wir mit der größten Schnelligkeit machen. Auch in dieſem Monate, wie in dem vorigen, hemmte die deutſche die Krankheit einiger Mitglieder, beſonders der ausgezeichneten Künſtlerin Mad. Schirmer. Es ward daher weder ein neues Stück gegeben, noch konnte unter den bereits einſtudirten ſelbſt eine erfreuliche Auswahl getroffen werden. Nur die Gaſtrollen der Dem. Maas am Schluſſe des Monats gaben eine Art von Erhebung. Dieſe Künſtlerin hat ſich ein ganz eigenes Spiel zu Theil gemacht, welches allerdings da, wo es zum Charakter der Rolle paßt, recht vortheilhaft, und mindeſtens ſehr anſtändig, wenn auch nicht grandios, wirkt, bey Darſtellung anderer Charaktere aber oft ganz verkehrte Anſichten bietet. So ward die Baronin in: Stille Waſſer ſind betrüglich (warum nicht tief?), welcher nur für Alles, was ſie unternimmt und geſchehen laſſen will, dadurch Verzeihung zu Theil werden kann, daß ſie als eine höchſt lebhafte, unbeſonnene, rückſichtlos ſich dem Impulſe des Moments hingebende, jedoch junge Dame dargeſtellt wird, durch die abgemeſſene, kalte, ſteif gehaltene Art und Weiſe, wie Dem. Maas ſie darſtellte, eine faſt widerliche Erſcheinung, und mindeſtens höchſt unmoraliſch, dagegen daſſelbe Spiel der Künſtlerin wieder in der Donna Diana ſehr zu ſtatten kam, wo ihr denn auch entſchiedener und wohl verdienter Beyfall zu Theil ward. Aber auch wieder in der dritten Rolle, der Baronin Waldhüll im lezten Mittel, trat dieſe Kälte, Gemeſſenheit, und eine zwar alt-vornehme, aber nicht modern-graziöſe Haltung von Neuem ein, und verdarb dadurch manches Gute, das die ſonſt ſehr gebildete, wohl ausſprechende, richtig betonende und achtbare Künſtlerin wohl in einzelnen Momenten zur Anſchauung brachte. Man darf hoffen, daß ein längerer Aufenthalt bey einer Bühne, welche Natur mit Kunſt verbindet, ihr Gelegenheit geben werde, wieder mehr zur erſtern ſich zu wenden, und dadurch ſich ſelbſt Genüge zu thun. Wir erwarteten, ob die Kroneberg'ſche Aufforderung, am 13. März das Jubelfeſt der Leſſing'ſchen Emilia Galotti durch eine Darſtellung derſelben zu feyern, auch hier Eingang finden werde, da aber der 13. eben auf einen italieniſchen Operntag fiel, ſo konnte es ſchon deßhalb wohl nicht geſchehen, auch war dieſes Stück erſt kurz vorher gegeben worden.

Die italieniſche Oper, welche im vorigen Februar durch das Wiederaufleben des Sargino ſich ſehr gehoben hatte, wurde leider durch die bedeutende Krankheit des herrlichen Tenor Cantù für lange Zeit eine ihrer erſten Zierden beraubt, und mußte daher vor der Hand feyern. Doch hofft man den wackern jungen Sänger für die Kunſt erhalten zu ſehen, nur wird ihm eine gänzliche Ruhe von mehrern Monaten nothwendig werden. Unterdeß iſt unſer Kapellmeiſter Morlacchi aus Venedig, wo ſeine neueſte ernſte Oper ungemein gefiel, mit einem jungen Baſſiſten, Zezi, zurückgekehrt, welcher bey ſeinem erſten Geſang in der katholiſchen Hofkirche ſehr ſchöne Hoffnungen erregte, und den wir nun auch bald in einer Oper ſehen ſollen.

Die königliche muſikaliſche Kapelle hat ihre ſechs Winter-Konzerts vorgeſtern durch die Aufführung der Naumanniſchen Pellegrini beſchloſſen, worin die Sandrini, Mitſch, Tibaldi und G. Baſſaroli, ſo wie eine brave Dilettantin, Mad. Drowig, geb. Gaudain, ſangen. Doch konnte nur der herrliche Pilgergeſang ſich einer tiefen Anſprache erfreuen, ob man ſchon das Ernſt-Gediegene dieſes Werkes von Neuem bewundern mußte.

—n.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 42.

Nro. 127.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 28. Mai 1822.

> Nur der gefaßne Menſch iſt Herr des Lebens,
> Und Ruh im Innern zwingt den äußern Sturm.
>
> Raupach.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Bey Hrn. Jauberts Rückkehr traf er die Karavanſeraï voll von arabiſchen, armeniſchen, türkiſchen und perſiſchen Kaufleuten. Darunter waren auch einige Wechabiten, die Mahomet nicht als einen Propheten, ſondern blos als einen weiſen Mann betrachten und überdieß jede höhere Verehrung von Moſes, Jeſus Chriſtus, und Ali verwerfen. Nach den getroffenen nöthigen Vorbereitungen kehrte er zu Ahmed zurück, der ihm zum Zeichen ſeiner Freundſchaft ein ſchönes tartariſches Pferd ſchenkte, und ihn mit den Worten entließ: „Beeile deine Abreiſe; benütze die Dunkelheit der Nacht. Laß dir dieſen Abend für Geld das Thor der Karavanſeraï öffnen; dieß wird dir nicht ſchwer ſeyn, ich werde dir von meiner Seite die Mittel, aus der Stadt zu kommen, erleichtern. Komm gegen Mitternacht an das Thor von Tauris; dort wird dir einer von meinen Leuten öffnen. Der Segen des Himmels möge dich überall hin geleiten!“

Die Benutzung des angeführten Mittels fiel ganz zu Gunſten des Hrn. Jaubert aus. Am 29. Juni war er mit Sonnenaufgang ſchon weit von Erze-Rum entfernt. Schon glaubte er ſich aller Gefahr enthoben, als ihm mehrere Armenier begegneten, die ausgeplündert waren, und ihm von der Ermordung mehrerer Reiſenden durch die Kurden erzählten. Er ſezte mit ſeinem Geleite ſeine Reiſe ſo eilig fort, als die Müdigkeit ſeiner Pferde es geſtattete, und ſtieß bey der Wendung eines Thales auf einen Haufen Kurden, die ihn und ſein kleines Geleite mit düſterm Blicke betrachteten, ohne dabey ein Wort zu ſprechen. Sie waren der Form ihrer Mützen nach von dem Stamm der Yeziden, der den Satan anbetet, und den Arabern, den Türken, und vorzüglich den Perſern ein Gräuel iſt.

Die Kurden machen ihre Angriffe auf Reiſende gewöhnlich nur des Morgens, oder bey Sonnenuntergang. Des Abends ließen ſich viele auf den Gipfeln der Berge ſehen, und die Führer des Hrn. Jaubert geriethen dadurch in ſolchen Schrecken, daß ſie ſich eiligſt in ein ſchmales und tiefes Thal retteten. Der Armenier, der alle Fußſteige genau kannte, führte ſie im Hintergrunde deſſelben in eine Höhle, wo ſie einen Theil der Nacht zubrachten. Einer ihrer Führer hatte ſich um Mitternacht entfernt, um die Pferde zuſammen zu treiben. Sie hielten ihn in der Dunkelheit für einen Kurden, und ſchoſſen auf ihn, zum Glück ohne ihn zu treffen. Aus Furcht aber, dadurch ihren Zufluchtsort verrathen zu haben, ſezten ſie ſogleich wieder ihren Weg fort. Zu Cara-Kiliſſiah, einem armeniſchen Dorfe, erfuhren ſie, daß der Paſcha von Bayazid, deſſen Paſchalick ſie nun zu durchreiſen hatten, ein höchſt ungerechter und grauſamer Mann ſey. Am 4. Juli gelangten ſie an die Hauptquelle des Euphrats, der kaum aus dem Schooße der Erde entſprungen, ſich majeſtätiſch in einem geräumigen und tiefen Thale fortwälzt. Dieſes Thal hat aber das Unglück, den Verwüſtungen der Kurden ausgeſezt zu ſeyn. Vergebens beſorgt der Landmann ſeine Ausſaat; die Ernte wird ihm, ehe ſie noch an der Sonne gereift iſt, geraubt; er muß ſeine Felder verlaſſen, mit Frau, Kindern und ſeinen Heerden entfliehen, um ſich vor der Wuth der Räuber, und vor den Bedrückungen der herrſchenden Paſchas zu retten. So gibt es in dieſem unglücklichen Lande für ihn weder Vaterland, noch Sicherheit, noch Ruhe.

Am linken Ufer des Fluſſes ſteht ein chriſtliches Kloſter, das von einigen andächtigen Anachoreten bewohnt wird, die troz ihrer Armuth häufigen Anfällen ausgeſezt ſind. Tag und Nacht in ihre Mauern eingeſchloſſen, bringen ſie ihr Leben im Gebet zu. Wenn ein Reiſender ſie um Unterſtützung anfleht, ſo werfen ſie ihm von der Mauer eine Strickleiter entgegen, an der er zu ihnen kommen kann. Etwas Brod und Milch iſt ihre einzige Nahrung, die ſie ihm zu gewähren im Stande ſind.

Der Anblick vieler verbrannten und verlaſſenen Dörfer hatte die Stimmung des Hrn. Jaubert bereits in große Trauer verſezt, als er bey einem großen armeniſchen Dorfe, Arz Ab, wo alle Thore verrammelt waren, mit ſeinem kleinen Gefolge ankam. Die auf den Vorplätzen ihrer Häuſer verſammelten Weiber beſchworen ſie aufs dringendſte, ſich zu entfernen, als der Kiahia, oder Vorſteher des Orts, durch das Geſchrey aufmerkſam gemacht, herbeykam, und jene Weiber mit Drohungen zur Stille zwang. Er begrüßte dann die Reiſende, und lud ſie ein, bis zu Sonnenuntergang bey ihm auszuruhen, wo er ihnen dann ſichere Führer und ſchützendes Geleite geben würde. Er warnte ſie vor Abdallah, dem Oberhaupt der Siblis, der mit ſeinen Leuten den Weg über das Gebirge beſezt hatte, und mit ihrem Paſcha im Kriege ſey. Zugleich ließ er mehrere Erfriſchungen herbeybringen. Als ſie aber bey einbrechender Nacht abreiſen wollten, ſo erklärte ihnen der Kiahia an der Spitze eines Haufens bewaffneter Bauern aufs beſtimmteſte, daß ſie nicht abreiſen könnten, und daß jeder Widerſtand fruchtlos ſeyn würde, bis Mahmoud-Paſcha weitere Befehle ertheilen würde. Hr. Jaubert ſchien diſe Erklärung mit Ruhe aufzunehmen, und bemerkte ſogar, daß er ſelbſt den Paſcha zu ſprechen wünſche. Er ſah ſich nun aber auf einmal von ſieben mit Piſtolen und Dolchen bewaffneten Reitern umgeben, die, ohne ein Wort mit ihm zu ſprechen, ihren Taback rauchten. Der Aga derſelben betrachtete ihn aufmerkſam und mit Verachtung, und fragte ihn endlich, wer er ſey, und welchen Zweck ſeine Reiſe habe. Er antwortete ihm, daß er von Konſtantinopel komme, und als Pilger eine Reiſe nach Erivan vorhabe, wo er zugleich von dem Patriarchen der drey Kirchen eine Geldſumme einzuziehen hatte. Der Aga ſuchte ihm nun Vertrauen einzuflößen, und ſagte ihm, dieſe kurze Verzögerung werde ihm günſtig ſeyn; ſie würden bey Tagesanbruch nach Bayazid reiſen, und von ſeinem Gebieter gut aufgenommen werden. Der Aga und ſein Geleite entfernten ſich hierauf und ſchloſſen Hrn. Jaubert in ein Zimmer ein, das ſie außen bewachen ließen. Dieſer benuzte den Augenblick, ſein Gepäck zu öffnen, die wichtigſten Papiere, und mehrere für den Hof von Perſien beſtimmte koſtbare Geſchenke herauszunehmen, und ſie in den weiten Falten ſeiner Verkleidung zu verſtecken. Er ſezte gleich darauf einige Zeilen an den Patriarchen der drey Kirchen auf, um ihm ſeinen Unfall zu berichten. Kaum war er aber damit zu Ende, als die Lampe im Zimmer verlöſchte, ein Umſtand, der von ſeinem Tartar und den Armeniern für eine ſehr ungünſtige Vorbedeutung erklärt wurde. Sie reiſten übrigens mit dem ſo verdächtigen Gefolge am andern Morgen nach Bayazid ab, wo ſie am Mittag bey dem Paſcha Gehör fanden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der amerikaniſche Arzt und Oberſt Eugee.

Ich bin, — ſo erzählt die Verfaſſerinn der Bemerkungen über Geſellſchaft und Sitten in den vereinten nordamerikaniſchen Staaten (Views of society and manners in America. London, 1821. 8.), ich bin mit nahen Verwandten jenes Oberſt Eugee bekannt, welcher während der Gefangenſchaft des Hrn. von La Fayette ſich ſo rühmlich ausgezeichnet hat. Er iſt in Süd-Karolina geboren und gehört einer geiſt- und charaktervollen Familie an. Er befand ſich, mit dem Studium der Heilkunde beſchäftigt zu London, als er die Gefangenſchaft des Hrn. de la Fayette in Olmütz inne ward. Dieſen General hatte er von Kindheit an, als den Kriegsgefährten ſeines Vaters und den Vertheidiger ſeines Vaterlandes hochachten und bewundern gelernt. Alſogleich faſſte er den Entſchluß, ſeine Zeit und Kräfte, auch wenn es nöthig wäre ſein Leben, der Befreyung deſſelben zu widmen. Ein ihm befreundeter Studiengenoſſe*) aus Deutſchland ward ſein Vertrauter und beyde ſchifften ſich zuſammen nach Holland ein. Wie der Rettungsverſuch, im Augenblick, wo ſein Gelingen gewiß ſchien, geſcheitert iſt, hat man ſeiner Zeit ziemlich richtig inne geworden. Die Gefangenſchaft des Generals ward verſchärft und die beyden Jünglinge wurden eingekerkert. Für Eugee war in ſeinem feuchten und dunkeln Gewölbe der peinigendeſte Gedanke dieſer, daß er das Schickſal deſſen, den er retten wollte, vielleicht verſchlimmert und den Gefährten ſeiner Unternehmung unglücklich gemacht habe. Die Vorſtellung einer endloſen Gefangenſchaft, mit allen Schrecken, welche ſeine Phantaſie ihr verlieh, ergriff ihn ſo mächtig, daß er krank ward, und drey Wochen bewußtlos am Fieber lag.

Wie er in dem feuchten Gewölbe, ohne Pflege und Hülfe, allmählig wieder geneſen konnte, iſt faſt unbegreiflich. Während ſeiner Geneſung entwarf er, um ſich zu zerſtreuen, einen Lebensplan, auf den Fall, wo er ſo glücklich wäre, wieder frey zu werden; das merkwürdigſte hierbey iſt, daß er dieſen Plan ſeither wirklich befolgt hat.

---

*) Bollmann, deſſen edelmüthige Aufopferung für La Fayette noch nicht in Deutſchland vergeſſen iſt.

Die erſte menſchliche Stimme, welche der Wiedergeneſene hörte, war das Schreyen eines Kindes. Da muſſte alſo eine Frau ſeyn, und wo eine Frau ſich findet, da iſt Mitleid zu hoffen. Er ſuchte eine Gitteröffnung zu erklimmen, durch welche die Luft, die Kälte und einiges Licht Zutritt in ſeinem Kerker fanden. Auf ſeinen flehenden Ruf näherte ſich eine Frau dem Gitter. Er ſprach franzöſiſch zu ihr und glücklicherweiſe konnte ſie ihm antworten. „Sie haben ein Kind, ſagte er, ſeyen ſie mitleidig gegen mich um meiner Mutter willen.“ Die Rede gewann ihm Theilnahme und er vernahm jezt, daß ſein Freund in der gleichen Feſtung gefangen, und daß der General La Fayette ſtrenger als je bewacht, jedoch bey ziemlich guter Geſundheit ſey. Er hatte die Frau um eine deutſche Sprachlehre erſucht, die ſie ihm zu verſchaffen und durch das Gitterfenſter zuzuſchieben wuſſte. Später erhielt er auf gleiche Weiſe ein anderes deutſches Buch, wodurch er ſich einige Kenntniß dieſer Sprache verſchafft hat.

Nach Verfluß einiger Zeit ſagte er zu der Frau, die deutſche Sprachlehre habe ihm ſo angenehme Zerſtreuung gewährt, daß er dieſelbe gern auch ſeinem Freunde verſchaffen mochte; ſie ſollte daher die Güte haben, ihm das Buch durchs Gitter ſeines Gefängniſſes zukommen zu laſſen. Weil er nichts hatte, womit er auf das Buch ſchreiben konnte, half er ſich auf eine eigenthümliche Weiſe. Aus Gipsblättchen, die er von der Mauer abgeſchält hatte, bildete er Buchſtaben auf ein dunkelfarbiges Tuch, worein das Buch gewickelt ward. Nach wenigen Tagen empfing er daſſelbe zurück, mit ein Paar engliſchen auf ſeine Decke geſchriebenen Zeilen, die ihn über des Freundes Geſundheit beruhigten.

Seine Gefangenſchaft dauerte acht Monate. Die Verwendung des General Waſhington bewirkte ſein und ſeines Freundes richterliche Beurtheilung. Eugee vertheidigte ſich in franzöſiſcher Sprache. Er konnte unſchwer darthun, daß ihrem Verſuche, den General La Fayette zu befreyen, kein politiſcher Plan zum Grunde lag, ſondern ausſchließlich nur die Bewunderung ſeiner Verdienſte und die Theilnahme an ſeinem Schickſal. Sie erhielten ihre Freyheit, mit der Weiſung, Olmütz alſogleich zu verlaſſen. Der Vorſitzer des Gerichts, nachdem er das Urtheil ausgeſprochen hatte, trat zu Eugee und ſagte: „Junger Mann, Sie ſind unvorſichtig geweſen, aber wenn ich eines treuen Freundes bedürfte, würde ich ihn in Amerika ſuchen.“

Seine Geſundheit hatte die furchtbare Probe überſtanden; aber die Haare waren ihm nach ſeiner Krankheit ausgefallen, ohne wieder nachzuwachſen. Dieß machte einige Jahre durch ſeltſamen Abſtich mit ſeiner Jugend und ſeinem blühenden Ausſehen. Nachdem Hr. Eugee etliche Jahre als ausübender Arzt in Charlestown zugebracht hatte,' ſiedelte er ſich in einem der Weſt-Staaten an, wo er im Schooß einer zahlreichen Familie geachtet und glücklich lebt. Er hat den Obriſtrang während des lezten Krieges, worin er ſich auszeichnete, erhalten.

Thränen und Lächeln.

Nach Lord Byron.

Ich ſah dich weinen: — thränenhell
War deines Auges Blau;
Ein Veilchen am bemoosten Quell,
Benezt mit Tropfen Thau.
Ich ſah dich lächeln: — der Saphir
Verlor all ſeinen Glanz;
Dem Stral, der aus dem Auge dir
Vordrang, erblich er ganz.

Wie dem Gewölk' die Sonn' erthellt
Ein Roth, ſo tief und mild,
Das dann am Himmel noch verweilt,
Wann Dunkel ihn umhüllt:
So lächelt auch dem trübſten Sinn
Solch Lächeln Freude zu,
Ein Sonnenglanz fährt drüber hin,
Und wiegt ihn ein in Ruh.

D.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. April.

(Beſchluß.)

Nach Hr. Quatremère wurde eine Abhandlung über den Verfall des chriſtlichen Reiches von Jeruſalem vom Grafen von Choiſeul verleſen. Der Verfaſſer hieß unter der kaiſerlichen Regierung Hr. Maxime de Choiſeul-Aillecourt; vermuthlich hat ihm unter der jetzigen Regierung ſein Name zum Grafentitel verholfen. Er hatte, ehe er in die Academie des Inscriptions gelangte, mit dem Profeſſor Heeren den von der Akademie beyden Mitbewerbern zuerkannten Preis wegen einer Abhandlung über den Einfluß der Kreuzzüge getheilt; als beyde Abhandlungen im Druck erſchienen, fand ſich nun freylich, daß diejenige des Profeſſor Heeren zehnmal beſſer war; allein Hr. Maxime de Choiſeul hatte den einflußreichen Grafen von Choiſeul-Gouffier, Mitglied der Akademie, zum Oheim, und ſolch ein Verhältniß iſt immer, wie die Engländer ſagen, good for some thing. Seine dießmalige Abhandlung war eine trockne, kalte Arbeit ohne irgend eine große Anſicht; nach den gedankenreichen beyden vorigen Vorleſungen nahm ſie ſich ziemlich übel aus, und war für dieſe Verſammlung ſchlecht gewählt. Der Verfaſſer ſprach ein Langes und Breites von allen den tapfern franzöſiſchen Rittern, welche ſo fromm geweſen waren, ins gelobte Land mit bewaffneter Hand einzufallen, und wie billig (!) und politiſch es geweſen ſey, dieſen Herren, die Alles verlaſſen hatten, oder die in ihrem Vaterlande weder Haus noch Hof beſaßen, das eroberte Land zu vertheilen und zu ihrem Erbgute zu machen. Nun hätten ſie ein allgemeines Band unter ſich knüpfen, ihr König hätte ſich mit einer Unterthanin verheyrathen ſollen u. ſ. w. Von dem Kapitel desjenigen, was hätte geſchehen ſollen, hätte der Verfaſſer noch weit mehr anführen können; jene Seigneurs hätten keine Barbaren ſeyn, und ehe ſie ſich zu Herren des gelobten Landes einſezten, zuerſt die Sprache und die Sitten des Landes ſtudiren ſollen. Allein dieſe Cadets de famille waren nur herzlich froh, als ſie Stücke Landes bekamen, und kümmerten ſich um weiter nichts. In den freyſinnigen Blättern wird die Abhandlung des Grafen von Choiſeul eine Dissertation féodale genannt; es ſah auch ſo ziemlich darnach aus, als ob der Verfaſſer die Zeit des Fauſtrechts und heilloſen Feudalweſens für die glänzendſte Epoche der franzöſiſchen Geſchichte halte. Zu bemerken iſt, daß ſich von der großen, d. h. zahlreichen, Choiſeulſchen Familie einige Zweige zu den freyſinnigen bekennen, und daß die andern wahrſcheinlich in den entgegengeſezten Reihen ſtehen. In der erwähnten öffentlichen Sizung wurden auch zum Erſtenmale die neuerdings von zwey Wohlthätern geſtifteten Preiſe vertheilt. Der eine betraf die beſte der im Laufe des Jahres erſchienenen Sittenſchriften; dieſer nüzliche Preis iſt bekanntlich von dem menſchenfreundlichen Monthyon nebſt andern Aufmunterungen und Belohnungen geſtiftet worden, und zwar zweymal, vor und nach der Revolution. Es iſt merkwürdig, daß die Frauen dieſen Preis häufiger, als die Männer zu erlangen ſcheinen. Vor der Revolution erhielt ihn einmal Mad. d'Epinay wegen ihrer Conversations d'Emilie, (ihren nachgelaſſenen Memoiren würde die Akademie ſchwerlich den Sittenpreis zuerkannt haben). Auch Frau v. Genlis hat, wo ich nicht irre, einmal den Preis davon getragen. Dießmal bekam ihn Mad. Guizot wegen ihres Romans: Der Schüler, oder Raoul und Viktor. Daß ein Roman als das ſittlichſte im Laufe des Jahres erſchienene Werk von der Akademie gekrönt werde, iſt allerdings auffallend; mich dünkt, die Akademie hätte das Ding nicht bey ſeinem Namen nennen und bloß die Tendenz der Schrift, nicht aber ihre Form erwähnen ſollen, denn ſonſt könnte man glauben, die Gattung der Romane werde von der Akademie als ein preiswürdiger Gegenſtand betrachtet. Der Verleger hat in den Zeitungen ankündigen laſſen, er habe dieſe Schrift für zwölftauſend Franken angekauft; allein ſolche Aufſchneidereyen, die bey einigen hieſigen Buchhändlern zur Gewohnheit werden, muß man, um der Wahrheit nahe zu kommen, auf die Hälfte, und zuweilen auf ein Drittel oder Viertel reduziren. Als Aufmunterung wurde aus derſelben Stiftung einer andern Dame Namens Belloc ein Preis wegen ihrer Familien-Bibliothek zuerkannt. Dieſe Familien-Bibliothek erſcheint ſeit einem Jahre in kleinen monatlichen Heften, und enthält meiſtens Auszüge aus andern Werken zur Bildung und zum Unterricht der Jugend und der ärmern Klaſſen. Schriftſtelleriſchen Werth kann eine ſolche Kompilation wenig haben, vermuthlich hat die Akademie bloß die gute Abſicht in Betracht genommen, und zur Abfaſſung von Volksſchriften, woran es noch fehlt, ermuntern wollen. Mehr als die Monthyonſche Stiftung macht der Akademie diejenige des Grafen v. Volney zu ſchaffen. Bekanntlich hatte dieſer Mann eine Lieblings-Idee, nämlich er wollte den Gebrauch europäiſcher Buchſtaben als Schriftzeichen der aſiatiſchen Sprachen einführen, und um dieſe Idee in Ausführung zu bringen, hat er dem königlichen Inſtitute eine Stiftung vermacht, woraus ſie einen jährlichen Preis ertheilen ſoll zur Beförderung und Aufmunterung jedweder Arbeit, welche zum Zwecke haben wird, die von Volney vorgeſchlagene Methode ins Werk zu ſezen. Wahrſcheinlich hätte das königliche Inſtitut ſich gern dieſer Mühe überhoben, denn erſtlich gibt es wohl keinen wahren Orientaliſten, welcher nicht überzeugt wäre, daß man zu aſiatiſchen Sprachen die ihnen eignen Buchſtaben gebrauchen muß, und zweytens iſt es etwas langweilig, ſich jährlich, ohne Aufhören, mit dieſem ziemlich unnüzen Projekte zu beſchäftigen. Allein da die Stiftung nun einmal da iſt, ſo hat das königliche Inſtitut verſucht, derſelben doch einigen Nuzen zu verſchaffen, und daher ſehr klüglich mit der Frage begonnen, auf welche Art der Wille des Teſtators am beſten ins Werk zu ſezen ſey, und in wie fern man die Anwendung ſeiner Methode einſchränken müſſe. Lezteres iſt ein wahrer Pfiff der Herren Akademiker; ſie haben nicht geradezu ſagen wollen: uns dünkt die Methode des Grafen v. Volney von ſehr geringem Nuzen zu ſeyn; allein ſie haben die Preisbewerber aufgemuntert, es zu ſagen, und dieſe haben denn auch, wie es ſcheint, keinen Anſtand genommen, deutlich zu beweiſen, daß ſich mit der Volneyſchen Lieblings Idee nicht viel anfangen läßt; das erſte Geld, was aus ſeiner Stiftung gewonnen wird, muß alſo dazu dienen, um diejenigen zu belohnen, welche beweiſen, daß das Geld eine ziemlich überflüſſige Beſtimmung hat. Da das königliche Inſtitut über die gekrönten Preisſchriften der beyden deutſchen Gelehrten, Schreber und Schleiermacher, einen ausführlichen Bericht hat drucken laſſen, ſo brauche ich mich hier nicht darüber einzulaſſen; fürs folgende Jahr wird nun als Preisaufgabe angekündigt, die Verfertigung eines Alphabets, womit man das Hebräiſche und die daraus entſprungenen Sprachen, ferner das Perſiſche, Türkiſche, Armeniſche, Chineſiſche ſchreiben könne und das Sanskrit. Geſezt nun, ein ſolches Alphabet wird eingeſchickt und gebilligt, ſo iſt die Sache abgethan, und das königliche Inſtitut muß dann verlegen werden, was es fernerhin noch mit der Stiftung anfangen ſoll. Der Stifter hätte wohl gethan, wenn er bloß die Aufmunterung zum Studiren der morgenländiſchen Sprachen zum Ziele geſezt und das weitere dem Inſtitute überlaſſen hätte. Am Ende dieſes vielleicht zu langen Schreibens über die öffentlichen Sizungen der gelehrten Geſellſchaften in Paris verdient auch die berüchtige Société des bonnes Lettres wieder einer Erwähnung. Seitdem die freyſinnigen Blätter dieſem Ultra-Vereine einen lächerlichen Anſtrich gegeben haben, nahmen ſie weiter keine Notiz von ihm; allein man braucht nur die Annales de la litérature et des arts zu leſen, worin ziemlich regelmäßig Bericht über die Arbeiten jenes Vereins abgeſtattet wird, um ſich zu überzeugen, daß derſelbe eine ſehr furchtbare, und man kann ſagen, revolutionäre Tendenz hat. So z. B. iſt am 26. März daſelbſt ein Dithyrambus von einem gewiſſen Pezenas vorgeleſen worden, welcher in den beſagten Annalen ſeiner ganzen Länge nach abgedruckt worden. Aus der erſten Strophe, die ich hier als ein merkwürdiges Stück abſchreibe, kann man erſehen, daß ſie nichts mehr und nichts minder enthält als poetiſchen Unwillen darüber, daß man den Liberalen das Tageslicht gönne; ob der menſchenfreundliche Dichter ſie verjagt, eingeſperrt oder todtgeſchlagen wiſſen will, habe ich nicht erfahren können. Der Dithyrambus beginnt folgendermaßen:

> Ils respirent encore, ces juges exécrables,
> Ces monstres assassins des rois!
> D'or et de sang insatiables,
> Ils respirent encore, protégés par nos lois.
> Que dis-je? méprisant un pardon magnanime,
> L'oubli de leurs forfaits leur semble injurieux!
> C'est trop long tems subir le triomphe du crime;
> Son insolente audace a fatigué les Dieux.

Sollte man wohl glauben, daß es ſanfte Geſichtchen und Händchen gibt, welche ſolchem fürchterlichen Ausbruche, wie er in der Schreckenszeit gewöhnlich war, Beyfall zollen, und daß gewiſſe Zeitungen einen Verein, wo dergleichen Gedichte an der Tagesordnung ſind, als einen ächt monarchiſchen, ächt moraliſchen, ächt literariſchen Zirkel lobpreiſen?

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 43.

Digitized by Google

Nro. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Mai 1822.

Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts, doch ein Weib das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.

Sprüche Salomons.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Marcus hatte ſeine Frau zu den erſten Geſellſchaftstriumphen ſelbſt angeführt. es gab ihm eine gewiſſe Zuverſicht in ſeinen Amtsverhältniſſen, die Männer in ſeiner Frau Salon als erfreute Gäſte zu ſehen, die im Collegium höher wie er ſaßen; aber er hatte nie die Abſicht, durch Hintanſetzung der Ehre ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen. Allein wenn wir einer Leidenſchaft Herrſchaft eingeräumt haben, ſo wird es ſchwer, ihr die Mittel zu ihrer Befriedigung zuzumeſſen; und ſo kam es, daß Marcus über manchen Punkt, der nach ſeiner Väter Begriff nicht zuläſſig war, begütigend hinwegſah. Jarls Bekanntſchaft war ihm ſehr lieb, es ſchmeichelte ihm, daß er, den man überall gern ſah, ſeinen Salon jedem andern vorzog. Wie er anfing, Morgenbeſuche bey Sophien zu machen, ſann er nach, ob ſeine Mutter deren je angenommen habe? — Das hatte ſie nicht, aber ihre Beſchäftigung war von Sophiens ihrer verſchieden geweſen. ihre Tagesſtunden waren es, er ſah in den Häuſern, mit denen es ihm am vortheilhafteſten war, Umgang zu pflegen, die Hausfrau mit Morgenbeſuchen umlagert, warum ſollte Sophie dieſe Sitte nicht mitmachen? So wie dieſe Eine Nachſicht gegen den Gang der Welt, übte er deren mehr; auf die Länge hatte er ſich die Mittel, ſeine Nachſicht zu beſchränken, genommen, und gerade dann kam es ihm ein, Strenge zu zeigen. Sophiens häufige Beſuche bey der Gräfin Baldi fielen ihm zuerſt als über dem Maas der erlaubten Verletzung ſtrenger Sitte auf. Er war dieſer Dame vorgeſtellt, er beſuchte die geladnen Geſellſchaften in ihrem Hauſe, aber der Ehrgeiz des Geſchäftsmanns hatte die kleinen Dilletanten-Talente ſchon ſo in ihm erſtickt, daß er dem geiſtreichen Privat-Zirkel der Dame, in welchem ſeine Frau glänzte, nicht beywohnte. Er bat ſie, ſich dieſer zu enthalten, aber ſie bewies ihm ziemlich ſiegend, daß es unbillig von ihm ſey, ihr einen ihrem Geiſte ſo angemeſſenen Genuß zu verkümmern. Nun ſah er der Sache wieder eine Weile zu, bis er zufällig wahrnahm, daß Jarl ſie jedesmal von der Gräfin nach Hauſe begleitete. Ihm fiel plötzlich bey, daß keine Rückſicht ſeine Frau zu dieſem tête à tête nöthige, und er erinnerte ſich, daß es unter Umſtänden nicht gleichgültig ſeyn könnte. Eine abſchlägige Antwort ſeines Vaters, den er um abermaligen Vorſchuß gebeten, weil ein neuer Stadtwagen, neue Pferde angeſchafft werden mußten, hatte ihn gereizt; er verbot Sophien, dem fürſtlichen Leibarzt ihren Wagen zum Nachhauſefahren anzubieten, und wie er einmal im Athem war, den Herren zu ſpielen, bat er von neuem und in einem ſehr befehlenden Ton, ihre Beſuche bey der Gräfin ſeltner zu machen. Sophie war über das Gebot ſo betroffen, daß ſie ihre Faſſung nur durch bittre Empfindlichkeit über die Bitte wieder gewinnen konnte. Sie warf ihrem Mann Inkonſequenz vor, welche immer erfolgen müſſe, wenn man Halbheiten beging — und auf ſeine zornige Frage, worin dieſe beſtehen, antwortete ſie: „Du haſt dich aus dem Reichsſtädter herausgearbeitet, aber wo es deine Bequemlichkeit ſtört, haſt du noch immer eine

Pfalbürger Reminiſcenz im Rückhalt, um nicht eigentlicher Mann von Welt ſeyn zu dürfen.“ — Solche Reden vergiften die Ehe, wenn auch, wie hier der Fall war, die Frau noch klug genug iſt, nicht das lezte Wort behalten zu wollen.

Sophie blieb nun öfterer zu Hauſe, aber Jarl ſtellte ſich bey ihr ein, und wenn Marcus von ſeinem Arbeitszimmer kam, fand er ſie in irgend einer Lektüre begriffen, nach der ſeiner Frauen Auge voll Thränen ſtand, und Jarl ſtatt eines Geſprächs zu pflegen, ſich am Flügel in wilden Phantaſien verlor. „Warum haſt du keine Geſellſchaft eingeladen?“ fragte er, wie er das einigemal erlebt hatte. — „Alles, was Geiſt und Sinn hat zu einem kleinen Zirkel, iſt bey Gräfin Balbi und zu einer größern Geſellſchaft bin ich nicht geſtimmt,“ antwortete Sophie in ſo mild melancholiſchem Ton, ihr Auge war ſo ſchön, ihre nachläſſige Stellung ſo reizend, daß ſein Unmuth wich. Er mußte ihr in der Sache ſelbſt recht geben — die Gräfin verſammelte die geiſtreichſten Männer um ſich, und da Jarl in dieſem Augenblick Abſchied nahm, um ſich gegen ſeine Gewohnheit ohne Sophie dorthin zu begeben, ließ er ihn in einer ſehr freundlichen Stimmung zurück. Sophie muß ſie ſehr gut benuzt haben, denn von dieſem Tag an nahm ſie wieder häufig an der Gräfin kleinen Abendzirkel Theil.

Eines Abends, wo ſie ſich auch dort befand, ging Marcus in eine Männergeſellſchaft. Man ſprach von Politik, Geſchäften, bis ein heftiger Streit im fernen Winkel des Zimmers ihn aufmerkſam machte. Der ältere der beyden Eiferer war ſein College, der jüngere erſt vor Kurzem deſſen Schwiegerſohn. Die beyden Männer hatten leiſe geſtritten, bis den Alten der Zorn übermannte und er einmal über das andre rief: „ich bedanke mich für eine ſolche Vorſprache; die ſchändet einen ehrlichen Mann.“ Marcus, dem es bekannt war, daß der College bey einem einzigen Glas Wein die Faſſung leicht verlor, ging zu ihm, um ihn zu beruhigen, ward aber nicht wenig beſtürzt als der alte Finanzrath ihn perſönlich angriff, indem er ſeiner Bemühung, Frieden zu ſtiften, mit den Worten begegnete: „Nein, Herr College, ich gedenke mich nicht zu beruhigen, ſondern werfe Ihnen vor an dem Uebel ſchuld zu ſeyn. Ihre Frau hat meiner Schwiegertochter das böſe Beyſpiel gegeben, warum leiden Sie, daß Sie zu dieſer vornehmen…“ — „Vater, Sie machen ſich unglücklich!“ rief der Schwiegerſohn und trat in höchſter Bewegung in das, die Gruppe umgebende, Gedräng zurück. Die Geſellſchaft war nicht ſtill genug, um des zornigen Finanzraths unvorſichtige Rede allgemein zu verſtehen, die Nächſtſtehenden zogen ihn in ein Nebenzimmer, Marcus ging aber nach wenigen Minuten in der größten Erbitterung nach Hauſe. Er hatte den beleidigendſten Beweis gehört, daß die Verbindung ſeiner Frau mit Gräfin Balbi von der entehrendſten Seite angeſehen wurde, und verfluchte ſeine Schwäche, die ihm ein ſo unziemliches Verhältniß hatte geſtatten laſſen. In heftiger Bewegung durchſchritt er die Straßen; ſein Weg führte ihn vor Jarls Wohnung vorbey, er ſah dort einen Wagen halten, ein Frauenzimmer trat an des Leibarztes Arm aus dem Haus und ſtieg mit ihm ein — es war ſeine Frau!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Germanen und Griechen, Eine Sprache, Ein Volk, Eine auferweckte Geſchichte.

Es iſt ein herzerhebender, in ſeiner Wurzel religiöſer Gedanke, daß alle Völker urſprünglich Einer großen Familie angehören, ein Gedanke, vor dem ſelbſt die ſcheinbar ungeheure Kluft die Sitte, Charakter und Sprache zwiſchen den einzelnen befeſtigt, bey näherer Betrachtung verſchwinden muß. Auch für bürgerliche Freyheit und Unabhängigkeit — dieß thut die neueſte Zeit zur Genüge dar — wirkte dieſer Gedanke größere Wunder, als ein noch ſo gewaltiger Nationalſtolz und Nationalhaß, wie man ihn noch kürzlich uns Deutſchen, deren frommer und weltbürgerlicher Sinn jenem ſchönen Gedanken von jeher entgegengekommen iſt, künſtlich einzuimpfen bemüht war. Beſonders lieb aber wird uns dieſe Anſicht, wenn ſie, am Einzelnen ſich erprobend, uns ſo zu ſagen in unmittelbare Freundſchaft und Verwandtſchaft mit einem Volke ſezt, nach dem ſich eben unſre Augen mit neugieriger Theilnahme richten, von dem wir aus vergangener Zeit Herrliches wiſſen und in zukünftiger nicht Kleines erwarten. In dieſer Hinſicht verdient eine eben erſchienene kleine Schrift unſre beſondre Aufmerkſamkeit und unſern herzlichen Dank. Sie führt den Titel, den wir dieſem Aufſaz geben, und iſt die erſte, die eine hier und da hingeworfene, noch nie von einem Gelehrten ausgeführte Idee mit Ernſt und bis ins Einzelne gehend verfolgt.

Nach dem erſten Hefte, das bis jezt erſchienen *) iſt des Verfaſſers **) Abſicht, zu beweiſen, daß *unſre Mutterſprache in Maſſe* griechiſch iſt, d. h. daß jedes deutſche Wort (doch wohl nur Haupt- und Stamm-Wort?) im Griechiſchen, und umgekehrt, ſich wieder findet, und das, weil wir und die Hellenen Ein Volk ſind; — ohne daß die Schrift eben in die Dunkelheit des Urſprungs der Völker eindringen will. Die Beweiſe für dieſe Sprache-Einheit, wie ſie der Verfaſſer mit kecker Hand aufbaut, ſind in manchen Stellen auch für den Layen von überraſchender Ueberzeugungskraft. Schon der erſte greift in die geſchichtlichen Ergebniſſe der uralten deutſchen und griechiſchen Ver-

---

*) Hamm, im Auftrag bey Schulz und Wundermann. 1822.

**) Johann Wilhelm Kuithan, Direktor des Gymnaſiums zu Dortmund.

Digitized by Google

faſſung zu des Herakles und Odyſſeus Zeiten ein. Altdeutſche Namen und Verhältniſſe dieſer Art findet der Verfaſſer ſchon hinaus über das homeriſche Zeitalter, ſo alt wie die Heroen, mit welchen er ſeine Liſte beginnt, und in welchen er das lateiniſche Herus, das niederdeutſche Heer, das hochdeutſche Herr erkennt. So heißen bey Homer zunächſt die Fürſten der Griechen, der Trojaner, jedes andern Volks, dann alle Edle, ſelbſt der Herold, der Sänger, endlich die jungen Söhne der Heroen, ja alle freyen Achäer. Der ganze Begriff des homeriſchen Heros hat ſich im deutſchen Herr erhalten. Fürſten, Adel, Obrigkeit, Gelehrte, Künſtler, kurz — was im Homer Herr heißt, heißt es auch in Deutſchland. Der griechiſche Meſtor, eine andre Benennung des Herrn im Homer, iſt der niederdeutſche Meſter, der hochdeutſche Meiſter, lateiniſch Magiſter. Ein Ariſtos bey den Griechen iſt der niederdeutſche Aerſte, der hochdeutſche Erſte oder Fürſt. Die Eſthloi der Hellenen ſind unſre Edle. In allen ſeinen Bedeutungen kommt das griechiſche Wort mit dem unſern ſo überein, daß es ſcheinen könnte, als wenn Adelung die Bedeutung nachgeſchrieben habe. „Adel: 1) Vorzug des Standes und Geſchlechts; 2) Eigenſchaften des Geiſtes, namentlich unter adelig, Großmuth, Tapferkeit, Vortrefflichkeit; 3) Auch von Fürſten, Grafen und andern. Selbſt das Lebloſe, das gut und ausgezeichnet in ſeiner Art iſt, führt bey beyden Völkern dieſen Namen. Nur iſt der Unterſchied, daß im Deutſchen die moraliſchen Eigenſchaften als abgeleitet vom Adelſtande betrachtet werden, im Griechiſchen aber die moraliſche Bedeutung die erſte iſt. Und hiedurch ſind wir auch auf den wahren Urſprung des Adels hingeführt. Die Gutsbeſitzer und Meiſtbeerbten, oder überhaupt die Reichern, welche die Mittel zu ihrer Ausbildung beſaßen, theils durch ihre Vorfahren, theils durch ſich ſelbſt Anſehen und Einfluß hatten, zu Anführern im Kriege und öffentlichen Aemtern gewählt wurden, und ſo neue Gelegenheit fanden, ſich durch Tapferkeit und Geſchicklichkeit noch mehr auszuzeichnen, — das waren die Eſthloi in Griechenland, und die Edeln in Deutſchland. Sobald andre im Volke eben dieſelben Eigenſchaften erwarben, traten dieſe in die Rechte des Adels, und die verarmten Familien, die auch jeden andern Vorzug an Geiſt und Tapferkeit verloren hatten, verſanken ſodann in Vergeſſenheit. Wer auch die Sitten und Geſinnungen des helleniſchen Adels mitten unter uns ſehen will, denke nur an die Kampfſpiele am Hofe des Alcinous, an denen im Kreiſe vieler tauſend Zuſchauer nur Edle Theil nahmen, und ſtelle ihnen die Turniere des Niebelungen und des Mittelalters entgegen, bey denen nur anerkannt-alter — turniermäßiger — Adel zugelaſſen wurde.

Man erinnere ſich, was Euryalus dem Odyſſeus ſagt, als er die Einladung zu den Wettkämpfen ausſchlug: „Du biſt alſo kein Edler, verſtehſt keine Künſte, biſt wohl ein Seefahrer, Kaufmann, dem es nur um Gewinn zu thun iſt?“ Eben ſo hießen unſere Unedeln bey den Griechen Aethlioi, die Guten Agathoi; ja ſelbſt der Beſſere hieß Belteros, Benteros, der Beſte Beltiſtos, Bentiſtos. Ferner: wer muß bey dem griechiſchen Keles, Kawalles (Rennpferd) nicht an Gaul, Kavalliere, Ritter denken? Im griechiſchen Ochlos, das auf äoliſch Olchos, auf cretiſch Polchos hieß, findet unſer Verfaſſer ganz das deutſche Volk; im homeriſchen Laos unſer Leute und Layen; im Thés (Lohnarbeiter) das ſchwediſche Thyr (Knecht) das deutſche Dirne; im Opedeter unſer (aus dem neudeutſchen offenbar grammatiſch unerklärliches) Bedienter; in Kratiſtoi Kräftigſte, Cortes; in Geraios und Geron unſer Gran oder Graf, (Greis) u. ſ. w.

Der Raum erlaubte uns nur, das Gerippe dieſes erſten Beweiſes zu geben. In des Verfaſſers Schrift hat es Fleiſch und Leben. Indeſſen genügt vielleicht doch dieſer Auszug, um auf das Ganze die Aufmerkſamkeit ſelbſt des nicht gelehrten Leſers zu lenken. Einen zweyten Beweis führt der Verfaſſer aus unſern ſämmtlichen Ortsbenennungen, und zieht daraus Schlußfolgen für die Geſchichte der Burgen und Städte in Deutſchland. Burg, Stadt, Flecken, Platz, Hof, Haus, Schloß, Veſtung, Graben, Wall, Mauer, Thurm, alles findet er im Helleniſchen und zum Theil im Lateiniſchen, das ihm eine Mundart des Griechiſchen iſt. Daraus läßt ſich auf gemauerte Burgen und Städte im vorgeſchichtlichen Deutſchland, auf weit ältere Bürgerverfaſſungen als in Frankreich und England ſchließen. So hört auch die Nachricht des Tacitus, die er als germaniſche Volksſage anführt, daß Ulyſſes und Helenen in Deutſchland gewohnt und gebaut, auf, ein Mährchen zu ſeyn. Alles das wird dadurch klar, daß Griechen und Deutſche nur Ein Volk ſind. Einen dritten Abſchnitt bildet der aus dem Bisherigen abgezogene Gewinn für die griechiſchen Lexika. Das Ganze iſt mit inniger Liebe und Begeiſterung geſchrieben, und wir möchten dem Beweiſe aus dem Buchſtaben, den der Verfaſſer führt, und der denn doch manchem unſicherer ſcheinen möchte, einen Beweis aus dem Geiſte beyfügen, aus dem Geiſte, der auch dieſe Schrift beſeelt, aus dem Geiſte der Wiſſenſchaft und Kunſt, durch den ſich der Deutſche verwandter mit griechiſchem Geiſte erweiſt, als irgend ein Volk der Erde. Gewiß läßt der geiſtreiche Verfaſſer dieſen Beweis auch noch neben dem ſeinigen gelten, und, wie es ungerecht wäre, wenn wir behaupten wollten, daß ſein Buchſtabe tödtet, ſo wird er uns doch erlauben, zu ſagen, daß vor Allem der Geiſt ſeiner Schrift lebendig mache.

Guſtav Schwab.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

Zu Rom iſt im lezt abgewichenen Spätjahr der Jahrestag von Dante's Tod von einer Geſellſchaft ausgezeichneter Gelehrter und Künſtler in einem außerhalb der Milviſchen Brücke gelegenen Landhauſe feyerlich begangen worden. Alles war nach Art der Leichenfeyerlichkeiten der Alten, der ſo geheißenen Parentalien, zugerüſtet und angeordnet. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch zum Behufe des Banketts. Oben an demſelben erhob ſich ein Fußgeſtell mit dem Bruſtbilde Dante's und folgender Inſchrift:

Danti Aligherio
Italicae poëseos parenti
Qua die fato obiit
Quingentos post annos
Carmina et epulum funebre.

Die Feyerlichkeit war mit Libationen und literariſchen, auf den Zeitumſtand ſich beziehenden, Unterhaltungen, nach Art der Saturnalien des Macrobius, begleitet.

Nach dem lezten Ausbruche des Veſuvs haben ſich in der, ſeinen vulkaniſchen Kegel umgrenzenden, Ebene ſechs andere mehr oder weniger tiefe Kegel gebildet. Einer derſelben geht etwa ſechzig Fuß in die Höhe, und hat einen Umkreis von beynahe zweyhundert Fuß. Quer durch denſelben läuft in der Tiefe ein ſehr flüſſiger und glühender Lavaſtrom. Dieſer Kegel iſt es, in deſſen Krater ſich am 11. Jenner v. J. der junge franzöſiſche Offizier, Louis Coutrel, um ſeinen durch die Langeweile vergifteten Tagen ein Ziel zu ſezen, geſtürzt hat.

In dem Giornale encyclopédico di Napoli (Nr. I. u. II. v. J. 1821.) findet ſich die Beſchreibung einer außerordentlichen Lufterſcheinung, die man am 19. Nov. 1820 an mehrern Orten des Königreichs Neapel, und namentlich zu Lecce, wahrgenommen hat. Dieſelbe kündigte ſich gegen ſieben Uhr Abends durch eine, einem Piſtolenſchuß gleichende, Exploſion an, auf welche, nach wenigen Augenblicken, eine zweyte, ſtärkere, folgte. Unter dumpfem Brüllen beſchrieb ſie eine Parabole von Norden nach Süden, ließ einen Streifen flammenden Lichtes hinter ſich zurück und verſchwand nach der lezten Exploſion. Man glaubte ſie in der Gegend von Kalabrien ins Meer fallen zu ſehen. Die ganze Dauer des Phänomens betrug drey Minuten. Sein Hauptbrennpunkt ſcheint Lecce geweſen zu ſeyn. Wenn dem alſo iſt, ſo muß der Umſtand nicht wenig auffallen, daß zu Neapel, d. h. in einer Entfernung von dreyßig italieniſchen Meilen, das Licht davon ſo hell war, daß in den Straßen gerade dieſelbe Heitere herrſchte, wie bey Sonnenſchein um den Mittag.

Eine Unterrichts-Anſtalt in Italien, die ſich ſeit mehr als vierhundert Jahren ſo zu ſagen fortwährend in einem blühenden Zuſtande erhalten hat, iſt das Spaniſche Kollegium zu Bologna. Daſſelbe ward im Jahr 1365 durch den in den Jahrbüchern der Geſchichte berühmten Kardinal Albornoz, Erzbiſchof von Toledo, geſtiftet. Es hatte nämlich der beſagte Kardinal vor den Verfolgungen Peters des Grauſamen, Königs von Kaſtilien, ſich in den Schooß des damals zu Avignon reſidirenden Papſtes geflüchtet, und, nachdem er von dieſem zum Legaten a latere in Italien ernannt worden, mit glücklichem Erfolge in dieſem Lande Krieg geführt, und neben andern Staaten auch Bologna wieder unter die Botmäßigkeit des päpſtlichen Stuhls gebracht. Um dieſe Zeit hatte ſich Bologna bereits durch ſeine Univerſität und namentlich durch die Art und Weiſe, wie dort das Studium des kanoniſchen Rechts betrieben wurde, berühmt gemacht. Nun gerieth der Kardinal auf den Gedanken, ebendaſelbſt auch noch eine zweyte wiſſenſchaftliche Anſtalt für Jünglinge ſpaniſcher Abkunft zu gründen, und verordnete auch wirklich in ſeinem Teſtament die Stiftung einer ſolchen Inſtitution. Ein großer Theil ſeines Vermögens fand ſich zu dieſem Zwecke beſonders ausgeſezt, und die übrige Ausführung des Plans hatte er ſeinem Neffen, Gil d'Albornoz, Großwürdeträger von Valencia, aufgetragen. Bald ſchwang ſich das neue Kollegium zu einem hohen Grade von Berühmtheit empor. Eine große Anzahl ausgezeichneter Spanier, neben andern die in der gelehrten Welt nicht unberühmten Anton von Lebrija, Anton Auguſtin und Ginés von Sepulveda ſind aus demſelben hervorgegangen. Bis auf unſere Tage hat ſich die Anſtalt bey ihrem Rufe erhalten, und ſelbſt während des Krieges der franzöſiſchen Republik in Italien und noch lange nachher denſelben zu behaupten gewußt. Erſt im lezten ſpaniſchen Kriege ließ die franzöſiſche Regierung, als Repreſſalien gegen Spanien, die Güter des Kollegiums in Beſchlag nehmen und verkaufen. Beym allgemeinen Frieden aber ward die Anſtalt von der Gerechtigkeitsliebe Pius VII. durch Anweiſung auf andere, nicht an Partikularen verkaufte, Güter gebührend entſchädigt. Gegenwärtig fängt die ſpaniſche Regierung, unter deren unmittelbarem Schuze das Kollegium fortwährend geſtanden hat, neuerdings an, Zöglinge dahin abzuſchicken, die, wie früherhin immer, aus den im Studium der Theologie ſowol als der Rechtswiſſenſchaft vorgerückten Jünglingen gewählt werden.

Die Akademie der katholiſchen Religion zu Rom hat ein Verzeichniß der Gegenſtände bekannt gemacht, welche die Mitglieder derſelben für ihre Vorleſungen gewählt haben. Die meiſten dieſer Abhandlungen beſchäftigen ſich mit geologiſchen Gegenſtänden und haben die Tendenz, zu beweiſen, daß die Moſaiſche Kosmogonie, buchſtäblich verſtanden, mit der Natur übereinſtimme, und daß ſich alle geologiſche Phänomene überaus leicht aus derſelben erklären laſſen. Das Diario Romano erwähnt dieſer Abhandlungen und ihres Gegenſtandes öfter; doch weiß man noch nicht eigentlich, nach welchen Prinzipien jene neue Akademie zur Erreichung ihres Zweckes zu Werke geht.

Bekanntlich hatte ſich im Jahr 1813 der Graf Camillo Borgia, älteſter Sohn des zu Velletri domicilirenden Ritters Borgia, von Neapel nach Tunis begeben, war mit Erlaubniß des dortigen Regenten tiefer ins Innere des Landes eingedrungen, und hatte ſich nicht nur eine genaue Kenntniß von den Sitten, dem Thun und Treiben der tuneſiſchen Provinzen erworben, ſondern auch einen reichen Schaz von Alterthümern aus jener berühmten Gegend zuſammengebracht. In Betreff der Ueberreſte des alten Karthago, ſo wie der Lage von Utika, hat er ſich eben ſo wichtige als zuverläſſige Notizen verſchafft, von zweyhundert und fünfzig im Schutte liegenden Städten und Dörfern Plane aufgenommen und ihre Ueberbleibſel beſchrieben. Neben vier von ihm gezeichneten geographiſchen und Reiſekarten, auf denen auch die Militär-Straßen bemerkt ſind, hatte der Graf Borgia ſein Augenmerk fortwährend auch auf Gegenſtände der Naturgeſchichte, Phyſik, Architektur und Geologie gerichtet gehalten. Aus all dieſem Stoffe ſollte ein in mancherley Beziehung intereſſantes Reiſewerk hervorgehn, mit deſſen Redaktion ſich der Verfaſſer nach ſeiner Rückkehr nach Neapel und nach einem ſechszehnmonatlichen Aufenthalte in den Staaten von Tunis beſchäftigte, als ihm ein frühzeitiger Tod unverſehens dahin raffte. Inzwiſchen hat ſeine Gattin, die Gräfin Adelaide, die ſämmtlichen Handſchriften ihres verſtorbenen Gatten einem ſachverſtändigen Mann in die Hände gelegt, ſo daß man der baldigen Erſcheinung dieſes Reiſewerks in drey verſchiedenen Sprachen entgegen ſieht.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Digitized by Google

Nro. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Mai 1822.

Jeder Tag hat ſeine Plage.
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Goethe.

Die Nacht.

Wenn Lebewohl der Abend lächelt,
Der Nachtwind ſanft um Blüthen fächelt,
Im Mondenſchein die Thäler glänzen,
Die Höhn mit weichem Duft ſich kränzen;
  Dann wandl' ich ſtill, die Bruſt voll Liebe.

Dann wandl' ich einſam im Gefilde,
Umweht von holdem Traumgebilde:
Das Mädchen ſteht vor meinen Blicken,
Die einſt mein Leben, mein Entzücken,
  Der glühend ſchlägt die Bruſt voll Liebe.

Ich ſehe ſie mit Blüthenringen
Das ſonnenhelle Haar umſchlingen;
Mir tönen ihre Harfenklänge,
Zum Herzen ſtrömen die Geſänge,
  Die einſt ſie ſang, die Bruſt voll Liebe.

Sie ſchlägt das ſchöne Auge nieder,
Ihr ſüßer Gruß umweht mich wieder,
Der junge Buſen klopft in Bangen —
O dürft' ich wieder ſie umfangen,
  Wie einſt ich that, die Bruſt voll Liebe.

Umſonſt! das holde Bild entfliehet,
So wie der junge Tag erblühet;
Was glühend ich im Traum umſchloſſen,
Iſt wie der Morgenduft verfloſſen,
  Und nichts blieb, als — die Bruſt voll Liebe.

Adrian.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Marcus fühlte, daß er in dieſem Augenblick eine Zuſammenkunft mit ſeiner Frau und Jarl vermeiden mußte. Ob er bey kaltem Blut nicht den Tod wählen würde, wußte er nicht, aber im tollen Muth wollte er ihn nicht geben, nicht empfangen, alſo mußte ſich das Toben in ſeinem Buſen erſt legen. Sophie war vor mehrern Zeugen in den Wagen geſtiegen — eine Schildwache, die einem im gleichen Hauſe wohnenden Oberſten gehörte, ſah ihr zu, eine weibliche Bediente hielt eine Kerze, aber ſie ſchienen alle, bis auf den Bedienten, der den Wagentritt leiſe herab ließ, bedacht, kein Aufſehen zu machen, und Sophie hatte ſich nicht geſcheut, faſt getragen von Jarls unterſtützenden Arm, vor dieſen Leuten zu erſcheinen. Sie waren alſo Vertraute, ſie waren gewohnt, ſie zu ſehen. — Statt ſein Blut abzukühlen, ſprudelte es bey längerem Nachdenken heißer auf, aber wenn anfangs Rache ſein einziges Gefühl geweſen war, geſellte die Zergliederung von Sophiens Betragen Verachtung hinzu, und Verachtung erkaltet, ja ertödtet das Herz; er kam deßhalb, nachdem er mehrere Straßen durchirrt hatte, mit einem beſtimmten Entſchluß nach Hauſe.

Sophiens Kammermädchen ſagte ihm, ihre Frau ſey Unpäßlichkeit halber früh zu Bett gegangen, überhob ihn alſo der Nothwendigkeit, ſie heute zu vermeiden. Er ſchrieb ſeinem Präſidenten ein Billet, in welchem er hinreichende Auskunft gab, warum er eine kleine Amtsreiſe, die erſt in einigen Tagen ſtatt finden ſollte, ſchon morgen unternähme, und vor Tages Grauen fuhr er mit Poſtpferden aus der Reſidenz ab. Sophie war den vergangenen Abend zu Gräfin Baldi in einen kleinen Zirkel geladen, weil aber ihre eignen Pferde den Abend nicht brauchbar waren, nahm ſie das Anerbieten der Gräfin ſich ihres Wagens zu bedienen an. Man trennte ſich ſpät. Jarl, der auch gegenwärtig war, hatte eines ſehr rauhen Halſes wegen, der Geſellſchaft Gelegenheit zu Scherzen, und den Damen zu der Art befliſſnen Vorſorge gegeben, mit der ſie begünſtigte Männer ſo gern auszeichnen. Beym Weggehen legte es die Gräfin Sophien zur Pflicht auf, Jarl, der zu Fuß gekommen war, nach Hauſe zu fahren, und da dieſe ſich der Gräfin Wagen bediente, konnte ſie es nicht ablehnen. Ganz nahe an Jarls Wohnung brach beym ſchnellſten Fahren die vordere Wagenfeder, der Kaſten ſtürzte mit einem ſo heftigen Stoß vorne über, daß Sophie auf den Vorderſitz geſchleudert, ſich am Kopf verwundete und tödtlich erſchrocken des Leibarztes Vorſchlag, in ſeine Wohnung zu treten und ſeinen Wagen zu ihrem Nachhauſeweg anſpannen zu laſſen, dankbar annehmen mußte. Daß eine ſolche Gelegenheit einen Mann, wie Jarl ſehr begünſtigen kann, vermögen wir nicht zu läugnen, daß er ſie benuzte, müſſen wir fürchten, doch nach den Anſichten der Geſetze macht ein verirrtes Herz noch kein gefallnes Weib, und in ſo fern war Marcus Ehre nicht beleidigt. Sophie bat um Beſchleunigung des Anſpannens und kehrte faſt zur gewöhnlichen Zeit in ihres Gatten Wohnung zurück. Sie war ſehr erſchüttert, die Ruhe war ihr ein Bedürfniß, und ſie fand ſie, ohne den nächſten Morgen zu ſcheuen. Ihre Ueberraſchung war daher unſäglich, als ſie ihres Gatten Abreiſe erfuhr und ihr ein von ihm zurückgelaſſner Brief befahl, unverzüglich zu ihrer Mutter zurückzukehren. Marcus ging in keine Details ein, ſondern ſagte ihr, daß er ſelbſt hätte hören müſſen, wie ihre unanſtändigen Verbindungen ihn dem Verdacht der ehrloſeſten Schleichwege um Hofgunſt ausſetze, daß er ſie ſelbſt vor Zeugen zu nächtlicher Stunde an Jarls Arm geſehen hätte, und ſich vor geſchieden von ihr erkläre. Von ihrem Mitgiſt werde ihr ſein Vater rückzahlen, was noch da ſey, denn ihre thörichte Verſchwendung habe von dem Ihrigen wie dem Seinigen vieles geſchmälert; er überlaſſe es ihr, ihre Mutter von der Urſache ihrer Trennung zu unterrichten, ſeinem Vater melde er, ſie ſey auf allgemeine Unverträglichkeit und übeln Haushalt gegründet.

Sophie fühlte die Furchtbarkeit dieſes Vorgangs in ſeinem ganzen, zerſtörenden Umfang, anfangs bis zur höchſten körperlichen Ohnmacht, ſo daß ihre Kammerfrau Anſtalt machte, ſogleich zum Leibarzt zu ſchicken. Das verbot ſie ſtreng, machte eine ſchmerzliche Anſtrengung, und der Gedanke, daß ſie an den Vergehen, die Marcus ihre vorwerfe, unſchuldig ſey, gab ihr körperliche Spannung genug, um ſogleich Anſtalten zu ihrer Abreiſe zu treffen. Sie befahl ihrer Jungfer, niemand vor ſie zu laſſen; ward aber ſehr betroffen, wie dieſe in einem vertraulichen Ton fragte: Aber doch den Herrn Leibmedikus? — Auch den nicht; befahl Sophie herriſch und erſchrack über des Mädchens höhniſches Geſicht. Jezt war es als ſinke ein Nebel vor ihr nieder. Jezt fühlte ſie nicht nur ihres Gatten Zorn, ſein Unrecht, ſondern auch die furchtbare Laſt der öffentlichen Nachrede und ſie begriff, daß dieſer Dienſtbote, der bisher, ohne eigentlich ihr Vertrauen gehabt zu haben, dennoch gewiſſermaßen ihre Vertraute geweſen war, nun, da ihr Gatte ſie verſtieß, ſie in ihrer Gewalt zu haben glaubte. Die Vergangenheit ging Schritt vor Schritt in tauſend Bildern vor ihr vorüber und zeigte ihr lauter begangne Thorheit, kleine Schwächen, geringfügige Verhehlungen, Eitelkeiten, die eines wackern Weibes, einer treuen Gattin, einer edel gearteten Frau unwürdig waren. Gleichſam in einem doppelten Daſeyn, die Seele voll des tiefſten Schmerzes, den Kopf zur Aufmerkſamkeit auf die Anordnung ihrer Abreiſe beſchäftigt, brachte ſie den Tag zu, und reiſte, nachdem ſie folgenden Brief an ihren Gatten auf die Poſt geſendet, noch denſelben Abend nach ....rth ab.

„Ich gehorche dir und verlaſſe dein Haus. Das iſt jezt das zuerſt Nöthige, unwiderruflich Ausgeſprochne. Verfüge über mich, was du willſt, du kannſt mir den Namen deiner Gattin rauben, aber dem Kinde, was ich, nun zu meinem Schrecken! — in meinem Schooß trage, nicht den Vater — deßhalb darf ich Gott flehen, daß ſeine Geburt mich ins Grab ſenke.“

„Ich bin ſehr ſtrafbar, denn ich habe die Schmach der Welt auf mich geladen, wie du mir ſchreibſt; aber ich bin ſehr unſchuldig an dem Vorgang, der deinen Zorn zum Ausbruch brachte. Befrage die Geſellſchaft der Gräfin, ſie wird dir ſagen, daß dieſe mich nöthigte, den Leibarzt in dieſer Dame Wagen nach Hauſe zu führen; befrage ihre Leute, ſie werden bezeugen, daß dieſer Wagen vor der Brüdergaſſe brach; befrage die Schildwache bey Oberſt von Arnold, ſie wird dir ſagen, daß man mich blutend aus dem Wagen hob, und zulezt befrage Jarls Hausjungfer, die mir auf der Treppe begegnete — ſie werden bezeugen, daß ſie mich nie vorher erblickt haben, daß ich in Jarls Wagen ſtieg, ſobald er angeſpannt war. Aber deine und meine Ehre iſt angegriffen, als wenn ich ſchuldig wäre — ſtrafe mich nachdrücklich, um niemand anders ſtrafen zu müſſen, und lebe wohl, wenn du kannſt. Dein Name brachte Wehe uns Schweſtern. Ariſt betrog Urſule um ihre Jugend-Freude, und du, unfähig des ſchwachen Weibes Stütze zu ſeyn, zogſt mich ſelbſt zur Bahn der Eitelkeit hin und am Abgrund angelangt, rufſt du jezt: klimme allein fort. — Lebe wohl, wenn du kannſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Fortpflanzung des gelben Fiebers.

(Schlußſtelle der Schrift des Hrn. Moreau de Jonnès: Sur les phénomènes de la propagation de la fièvre jaune. Paris, 1822. 8.)

Die Ergebniſſe (ſagt Hr. Moreau de Jonnès) meiner eigenen Erfahrungen ſowol als der über ſechshundert von mir geſammelten ärztlichen und hiſtoriſchen Zeugniſſe über die Verhältniſſe der Fortpflanzung des Anſteckungsſtoffes im gelben Fieber laſſen ſich folgendermaßen zuſammenfaſſen: Wo dieſe peſtartige Krankheit zum erſtenmal, oder nach langer Zwiſchenzeit wieder erſcheint, da iſt ſie immer von außen auf dem See- oder Landwege eingebracht worden. Sie wird durch Perſonen oder Waaren, an denen ihr Anſteckungsſtoff haftet, eingebracht und fortgepflanzt. Es iſt nicht der Fall, daß ſie auf irgend eine andere Weiſe, durch Klima, Erdbeben, Unreinlichkeit, Unmäßigkeit, oder irgend eine andere Urſache, die unter dem Namen örtlicher Anſteckung (infection locale) begriffen iſt, erzeugt werde. Sie iſt eine Krankheit eigenthümlicher Art, die zur Klaſſe der anſteckenden gehört, und die der Peſt und dem Typhus verwandt iſt. Sie wird, wie dieſe beyden, unter beſondern Verhältniſſen entwickelt und fortgepflanzt. Dieſe Verhältniſſe oder Bedingungen ſind ein gewiſſer Grad von Wärme und eine von der See oder von Flüſſen herrührende Feuchtigkeit; hinſichtlich der Individuen aber, welche der Einwirkung des Krankheitsſtoffes ausgeſezt ſind, jener Grad von Excitabilität des Hautſyſtems, der bey ſtarken und kräftigen Konſtitutionen, vorzüglich beym ſanguiniſchen Temperament und in der europäiſchen Menſchenraçe angetroffen wird. Landſchaften und Perſonen, denen dieſe Bedingungen mangeln, bleiben insgemein von der Krankheit frey, die ſich eben darum auf vom See- und Flußſtrande entfernte Gegenden nicht erſtreckt, zur Winterszeit ſich in unſerm Klima nicht fortpflanzt, hochliegende Orte nicht erreicht und ſowol die Menſchen afrikaniſcher Abſtammung, als größtentheils auch die Inwohner der Küſtenländer des heißen Erdſtrichs mit der Anſteckung verſchont. Hingegen wüthet dieſelbe überall da, wo ſie in Landſchaften eingebracht ward, in welchen die ihrer Entwicklung und Fortpflanzung günſtigen Umſtände vorhanden ſind. Ihr Keim ſcheint hauptſächlich durch die Hauteinſaugung in den Körper zu gelangen, wodurch öhlige oder andere fette Einreibungen, als ein Vorbeugungsmittel angezeigt werden. Der Keim vervielfacht ſich im menſchlichen Körper mittelſt der verähnlichenden Thätigkeit der Lebenskräfte und unter dem Einfluß der für ſeine Entwicklung erforderlichen Bedingungen. Wofern, in Ermanglung der einen oder andern dieſer Bedingungen, die Entwicklung nicht oder nur unvollkommen geſchieht, ſo findet die Vervielfachung des Keimes der Krankheit auch nicht ſtatt, und dieſe erſcheint alsdann nur einzeln oder ſporadiſch. Wofern hingegen eine durch den Einfluß feuchter Luft und der phyſiologiſchen Beſchaffenheit der Individuen aufgeregte verähnlichende Thätigkeit der Lebenskräfte, den Stoff des gelben Fiebers mächtig vervielfacht, ſo verflüchtigt ſich derſelbe aus dem Körper und bildet eine anſteckende Atmoſphäre um denſelben her. Die den Stoff der Krankheit enthaltenden Ausdünſtungen theilen dieſe an ſolche Perſonen mit, welche in ihrem unmittelbaren oder mittelbaren Bereich ſich befinden. Wahrſcheinlich beruht die Wirkſamkeit dieſer krankhaften Ausdünſtungen theils auf ihrer Quantität und theils auf ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit; der Kreis ihrer Wirkſamkeit ſcheint ſich unter gewohnten Umſtänden nicht über zehn Fuß Entfernung auszudehnen. Die Behauptung iſt grundlos, derzufolge dieſe Ausdünſtungen durch Winde von einem Ort zum andern gebracht werden ſollen; eben ſo wenig mögen ſie in freyer Luft auf eine große Entfernung wirken, oder die ganze Atmoſphäre einer Stadt verpeſten. Aber allenthalben, wo ſtockende Luft vorhanden iſt, im Zwiſchendeck der Schiffe, in den meiſten Krankenſälen der Spitäler, in den engen Häuſern der europäiſchen Städte, da ſammeln ſich dieſe Ausdünſtungen alſo, daß ſie an Menſchen und Waaren haften, und daß durch beyde die Krankheit fortgepflanzt werden mag. Dieſe Umſtände erklären die Anomalien, welche die Anſteckung des gelben Fiebers darbietet. Man begreift, wie die Krankheit ſich an einem Orte fortpflanzt, nicht aber am andern; wie ſie in einem engen Krankenzimmer anſteckender als die Peſt iſt, und wie ſie hingegen anſteckend zu ſeyn aufhört auf einem Berge, auf einem Inſelfels, oder in einem Lazareth, worin ein ſtarker und beſtändiger Luftzug unterhalten wird. Das Heilverfahren, welches auf dieſem Wege, durch Zerſtörung ſeines anſteckenden Charakters, gegen das gelbe Fieber angewandt werden mag, erreicht jedoch ſeinen Zweck nur alsdann, wenn die Krankheit in ihrem Urſprung alſo ergriffen wird, daß ihre Fortſchritte gehemmt werden und ſie gleichſam noch im Keime erſtickt. Denn wir müſſen das traurige aber nur allzuwahre Bekenntniß thun: wenn einmal der Anſteckungsſtoff des gelben Fiebers durch Sorgloſigkeit oder Habſucht in eine Stadt eingebracht, ſich unter dem Schutze der Unwiſſenheit oder des Syſtemgeiſtes an hundert Orten alltäglich vervielfacht und mittelſt aller geſelligen Verhältniſſe weiter fortpflanzt, ſo vermag alsdann nichts mehr ſeinen Verheerungen Schranken zu ſetzen, wenn die vorgerückte Jahrszeit durch die Kraft des Froſtes ihnen ein Ziel ſezt, ſo deutet ſie auch wieder hin auf ihre verderbliche Rückkehr im Sommer, und es ſcheint Europa mit dem Schickſale jener Völker des Alterthums bedrohet, welche an Ungeheuer einen jährlichen Tribut von Menſchenopfern leiſten mußten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

In Betreff der von S. M. Ferdinand I. angekauften und nunmehr mit dem **Muſeo Borbonico** vereinigten **Muſeo Borgiano** enthalten neapolitaniſche Blätter folgende Nachrichten.

Der Eigenthümer des **Muſeo Borgiano**, auch **Muſeo Veliterno** genannt, war der **Kardinal Borgia** geweſen, Oheim des unlängſt über der Herausgabe ſeines tuneſiſchen Reiſewerks verſtorbenen Grafen **Camillo Borgia**. Die Kunſtſammlung war zu Velletri aufgeſtellt geweſen, wo der Kardinal ſeine ganze von Staatsgeſchäften freye Zeit im Schooß der Seinigen und in Geſellſchaft ſeiner Freunde, großentheils Dänen und Deutſchen, einzig mit ſeinem Muſeum beſchäftigt, verlebte. Ungeachtet es in dieſem Muſeum auch an Statüen und vortrefflichen Gemälden keineswegs fehlte, ſo war in demſelben doch ungleich mehr auf den Archäologen, als auf den bloßen Liebhaber der ſchönen Künſte Bedacht genommen. Und zwar ging die Abſicht des Kardinals hauptſächlich dahin, neben den Monumenten des klaſſiſchen Alterthums eine Sammlung von Denkmalen zum Behuf der ethnographiſchen Wiſſenſchaft zuſammen zu bringen. Hierbey leiſtete ihm ſeine Stelle als Sekretär der Propaganda die vortrefflichſten Dienſte, indem die in allen Welttheilen, namentlich im Oriente zerſtreuten Miſſionäre gern, was ſie nur konnten, zur Bereicherung ſeines Muſeums beytrugen. Zu dieſem günſtigen Umſtande geſellte ſich der Eifer des Kardinals ſelbſt und ſeine entſchiedene Neigung für Alles, was Kunſt und Literatur hieß; eine Neigung, die ſeine Jugend verſchönte, und ihm ſpäterhin, in ſeinem Unglücke, zum Troſt ward. Mitten unter den Denkmälern der alten Roma aufgewachſen, hatte er ſich ſchon durch ihren täglichen Anblick einen großen Reichthum von Kenntniſſen erworben, der durch ſeinen anhaltenden Fleiß nicht weniger, als durch ſeinen Umgang mit den unterrichtetſten Fremden, die er ungemein liebte und ſehr häufig zu Rathe zog, noch einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Einer von dieſen Ausländern war der wackere **Zoega**. Dieſes Mannes bediente ſich der Kardinal bey der Vergrößerung ſeines Muſeums hauptſächlich. Sein Urtheil entſchied über den Werth der einzelnen Stücke. Kein bedeutender Kauf wurde ohne dieſen unzertrennlichen Gefährten abgeſchloſſen. Er verwahrte ihn vor allen den Schlingen, in welche die Antiquitäten-Sammler ſo häufig zu fallen pflegen; daher denn auch der Kardinal ſich mit Recht rühmen konnte, kein unächtes Stück in ſeinem Kunſtkabinette aufgeſtellt zu haben. Einen der bedeutendſten Beſtandtheile des Borgianiſchen Muſeums machte die Münzſammlung aus. Dieſe wollte der Kardinal bey ſich zu Rom haben. Durch ununterbrochne Uebung, durch eigene mannichfache Beobachtungen, und vermittelſt der gelehrten Mittheilungen **Zoegas** erwarb er ſich nach und nach eine vollſtändige Kenntniß der Numismatik. Und wenn ſich auch von ihm nicht gerade wie von dem Kardinal **Albani** ſagen ließ, daß er es durch den bloßen Sinn des **Gefühls** auszumitteln gewußt habe, ob eine Münze ächt oder unächt ſey, ſo war er wenigſtens auf den erſten **Blick** im Stand, den Gehalt eines jeden Stückes zu würdigen. Uebrigens enthielt dieſe Sammlung nicht allein römiſche und griechiſche, ſondern auch kufiſche Münzen. Ueber ihren Werth haben **Zoega** und **Adler** ſich ſattſam ausgeſprochen. Was ihre Zahl betrifft, ſo erhellet aus einem Briefe **Zoegas**, daß dieſer ſchon im Jahr 1783, zur Zeit des Anfangs ſeiner Bekanntſchaft mit dem Kardinal, und nachdem er den Auftrag erhalten, das Ganze zu ordnen und zu katalogiſiren, ganze Säcke voll Münzen vorgefunden. In der Folge wurden auch noch beträchtliche Ankäufe gemacht, und bey Vollendung des Katalogs hatten ſich die egyptiſchen Kaiſermünzen allein auf 1800 belaufen. Was aus dieſer Sammlung geworden ſey, weiß man nicht; ſo viel iſt gewiß, daß dieſelbe, als man den Kardinal nach **Padua** ins Exil ſchickte, von Seite der Familie in die ſtrengſte Verwahrung genommen wurde. Auch in Betreff der Borgianiſchen Gemmen-Sammlung weiß man nichts Zuverläſſiges. Dieſe war von dem Kardinal zu Velletri angefangen und zu Rom fortgeſezt worden. Im Jahr 1800 hatte ſich, nach dem von Zoega davon verfertigten Verzeichniß, ihre Zahl auf 434 belaufen. Der Kardinal hatte Zeichnungen davon verfertigen laſſen, in der Abſicht, dieſelben zugleich mit dem Katalog herauszugeben, in welchem die Qualität und Größe jedes Steins angegeben, die Arbeit gewürdigt und der Gegenſtand derſelben namhaft gemacht war. Das Ganze theilte ſich in drey Klaſſen. Die erſte enthielt die Gemmen von egyptiſcher Hand; die zweyte die perſiſchen, perſiſch-egyptiſchen und perſiſch-griechiſchen; die dritte die griechiſchen, griechiſch-egyptiſchen und römiſch-egyptiſchen Arbeiten. Es iſt zu bedauern, daß die Herausgabe dieſes Catalogs, der, wie ſich ebenfalls aus einem von Zoega's Briefen ergibt, wenigſtens in Abſicht auf die egyptiſche Mythologie ein großes Intereſſe hätte gewähren müſſen, nicht zu Stande gekommen iſt. Einen der wichtigſten Beſtandtheile des Muſeo Borgiano machten die egyptiſchen Handſchriften aus. Unter dieſen zeichnete ſich die von Schow erläuterte Papyrus-Handſchrift, die einzige dieſer Gattung, welche der Barbarey der Türken hat entgehen mögen, ganz beſonders aus. Dieſes, zumal für die Paläographie höchſt wichtige Manuſkript enthält ein Verzeichniß der Künſtler, welche unter den Römern an den Nil-Kanälen gearbeitet haben, ſo wie auch der Ober-Aufſeher über dieſe Arbeiten. Aber auch die übrigen Manuſkripte waren von großem Werthe, wie man ſie nicht leicht in einer öffentlichen oder Privat-Bibliothek beyſammen findet. Alle dieſe Codices hat **Zoega** durchgegangen, geordnet, und in dem auf Koſten des Kardinals davon herausgegebenen Katalog Auszüge daraus, auch Schriftproben geliefert. Beſonders koſtbar iſt die in dem Borgianiſchen Muſeum ſich vorfindende Sammlung egyptiſcher Denkmäler. Durch die Bemühungen des Ritters M. **Arditi**, General-Directors der königlichen Muſeen zu Neapel, und der Ausgrabungen von Antiquitäten, iſt dieſe Sammlung nunmehr mit einer ſchon vorhandenen des Bourboniſchen Muſeums zuſammengeſchmolzen und in einer der Hallen des Erdgeſchoſſes dieſes leztern aufgeſtellt worden, ſo daß nun dieſer Portikus an Monumenten von Hornſtein edler Art (pietre dure), von Bronze, Email, Elfenbein, Holz, ferner an irdenen und gebrannten Gefäßen und egyptiſchen Mumien über ſechshundert Stücke enthält. Unter den Stücken von pietre dure und Marmor ſind vorzüglich bemerkenswerth: ein Obelisk von rothem Granit, Fragmente von einem Sarkophag, ein Altar mit zwey und zwanzig mumienartigen Figuren in Basrelief, fünf Tafeln von einem kalkartigen Stein mit erhabenen Figuren in der Höhlung, eine in dem Iſistempel zu Pompeji aufgefundene ſehr merkwürdige Iſis-Tafel, mehrere harpokratäiſche Tafeln, ein Prieſter in Baſalt, etwas unter Lebensgröße, aus dem Palaſt Farneſe, ein Torſo von Baſalt mit hieroglyphiſchen Inciſionen von ſolcher Eleganz und Genauigkeit, daß ſie das Ausſehen von eben ſo vielen Cameen haben, ein Kopf von rothem Smaragd, zwey kleine Figuren von Lapislazuli, eine ſchöne Iſis von weißem Marmor aus dem Tempel dieſer Göttin zu Pompeji, eine männliche Figur aus kalkartig-magneſiſchem Münzſtein, ein Bildniß des Ptolemäus V. aus pariſchem Marmor, ein thronender Serapis zu Pozzuoli gefunden u. ſ. w.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 43.

Nro. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. Mai 1822.

> Es iſt klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegen zu gehn.
>
> Goethe's Egmont.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Mahmoud, Paſcha von Bayazid, war ein Mann von 32 Jahren, mit ſchönen und regelmäßigen Geſichtszügen, ſtrengem Blick, kalter Miene, und verbarg unter einem impoſanten Aeußern ein niedriges und falſches Herz. Er ſtand im Rufe einer mehrfachen Eidbrüchigkeit in ſeinen Verträgen, und mehrere ſeiner nächſten Verwandten waren bereits als Opfer ſeiner argwöhniſchen Herrſchſucht und ſeiner Mordbegierde gefallen. Gegenwärtig befand er ſich mit ſeinem eigenen Bruder, Ibrahim Paſcha, im Kriege.

Mahmoud empfing die Reiſenden mit Trockenheit und Kälte, las den Firman durch, und ſagte dann zu dem Chef ſeiner Tartaren: „Dieß ſcheint mir verdächtig. Gieb einmal, ob du den Begleiter dieſes Fremden als einen Janitſcharen erkennſt. Halte den Armenier, der ihn geleitet, hier zurück, und führe den Fremden, wenn er es wünſcht, in eine Caravanſerey der Stadt.“ Hr. Jaubert war entſchloſſen, auch ohne ſeinen Tartaren und den Armenier die Reiſe fortzuſetzen, aber ſeine Pferde waren auf Befehl des Paſcha zurückgehalten. Kein Menſch, nicht einmal Chriſten, hatten aus Schrecken vor dem Paſcha gewagt, ſich ihm in dem Wirthshauſe zu nähern. Der Paſcha hatte indeſſen den Tartaren und den Armenier ausfragen laſſen. Der erſte wurde, als Muſelmann, noch mit einiger Milde behandelt, und wollte, als man in ihn drang, ſeinen Reiſenden zu verlaſſen, nicht darein willigen. Der Armenier wurde aber ohne alle Schonung behandelt, in ein elendes Loch geworfen, auf die Folter geſpannt, wo man ihm einige Geſtändniſſe abzwang, und hierauf dem Befehl Mahmouds zufolge erwürgte.

Am folgenden Morgen wurde Hr. Jaubert von dem Paſcha, der mit Mollas und kurdiſchen Agas umgeben war, mit folgenden Worten empfangen: „Junger Mann, ich will die reine Wahrheit wiſſen; fürchte nichts: eröffne mir die Gründe deiner Hieherreiſe, und ſage mir, wo du unſere Sprache gelernt haſt; bedenke wohl, daß ich durch Gewalt das erfahren kann, was ich mit Güte von dir verlange.“ Da er aber jedes Geſtändniß verweigerte, ſo fuhr Mahmoud mit zornigem Tone fort: „Ich ſchwöre bey dem Ewigen und bey dem Propheten, ich will alles, und ſogar aus deinem Munde erfahren! Du biſt ein Chriſt, und ein Europäer; du gehſt nicht blos nach Erivan, du gehſt an den Hof von Perſien; du haſt reiche Geſchenke, und vielleicht einen wichtigen Brief bey dir! Wollteſt du wohl ferner läugnen, was mir dein Armenier ſchon bekannt hat?“ Jedes Wort des Paſcha vermehrte ſeine Unruhe und ſeine Verwirrung. Nachdem er ſich aber verrathen ſah, ſo ging er aus dem Winkel des Zimmers, in dem er bisher geweſen war, gerade auf den Paſcha los, ſetzte ſich an ſeine Seite, und erwiederte ihm folgendes: „Nein, ich will nicht länger läugnen, da man ſo niederträchtig geweſen iſt, dir alles zu bekennen! Ich bin bereit, nach Konſtantinopel zurückzukehren; wenn du aber glaubſt, mich von der Reiſe nach

Perſien abhalten zu dürfen, ſo bedenke auch deine Verantwortlichkeit.“ Nach Konſtantinopel zurückkehren, antwortete der Paſcha mit einem angenommenen Lächeln? Gott bewahre dich, daran zu denken. Weißt du nicht, daß ich, dem Anſchein nach ein Vaſſal der hohen Pforte, in der That nur ein Vaſſal des Schachs von Perſien bin? Ich ſollte einem Europäer, der ſich an ſeinen Hof begibt, ihm Briefe und Geſchenke überbringt, Hinderniſſe in den Weg legen? Gewiß nicht; ich werde vielmehr dem Himmel danken, mir die Gelegenheit ertheilt zu haben, dem großen König einen Beweis meines Eifers zu geben. Beruhige dich; weit entfernt dir zu ſchaden, werde ich dir zu nützen ſtreben, und dich wie eine Blume, die man vor rauhen Winden ſchützen will, in den Händen tragen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, dich auf den perſiſchen Boden niederzuſetzen. Reiſe daher nach Erivan ab. Durchreiſe, wenn du willſt, Perſien und Indien; aber verſäume nicht, mich bey deiner Rückkehr zu beſuchen; ich werde ſehr erfreut ſeyn, dich wieder zu ſehen, und dir einige Aufträge nach Konſtantinopel an Youſſuf Paſcha vertrauen. Ich werde dich durch meine treueſten Diener begleiten laſſen, und hoffe, daß du mit ihnen zufrieden ſeyn wirſt. Erlaube mir als Lohn für meine Bemühungen die einzige Gnade von dir zu erbitten, daß du, an dem Orte deiner Beſtimmung angelangt, dem Namen Mahmouds nichts ſchlimmes nachſagſt. Du ſollſt noch dieſe Nacht mit deinem Führer zuſammengebracht werden.“ Er ging hierauf in einen immer zutraulichern Ton über, warnte ihn vor der Falſchheit der Perſer, bey allen ihren ſanften, ſchmeichelhaften und verführeriſchen Formen, ließ ſich ein Verzeichniß ſeiner Geſchenke geben, verſprach ihm ſelbſt bey ſeiner Rückkehr ein Andenken, und übergab ihn hierauf einem ſeiner Agas, mit dem Befehle, ihn nach Erivan zu geleiten.

Die Reiſe wurde Nachmittags angetreten, und die Kurden, welche den Wechſel der Empfindungen der Freude und des Schreckens auf dem Geſichte des Hrn. Jaubert laſen, ſuchten ihn durch militäriſche Spiele und Evolutionen zu zerſtreuen. Einer derſelben bot ihm einen Blumenſtrauß mit den Worten dar: „Nimm dieſe Blumen, ihr flüchtiger Glanz iſt ein Bild des Lebens, der Augenblick ihres Welkens iſt nahe. Der Wind der Wüſten, der ihre Blätter zerſtreuen wird, zieht heran. Unſer Loos im Lande Selivan (Provinz Bayazid) vergönnt dem Menſchen ſelten eine längere Lebensdauer, als dreyßig Jahre.“ Auf der Reiſe geſellten ſich in gewiſſen Entfernungen immer neue Reiter zu der Geſellſchaft, von denen Khalil Aga behauptete, daß ſie ſich unter den Schutz ſeines Geleites begeben.

Am Fuße des Bergs Ararat ſtießen ſie auf einen Fluß, der ſich in das caſpiſche Meer ergießt, und der die Grenze des perſiſchen und türkiſchen Reichs ausmacht. Der Aga forderte ihn zur Ruhe auf, und wünſchte ihm zu ſeinem Eintritt auf das perſiſche Gebiet Glück. Hr. Jaubert hatte ſich aber kaum einige Zeit niedergelegt, als ihn ein Kurde von hinten um den Leib faſſte, ein anderer ihm die Arme band, und ein dritter ihm, mit der Drohung, ihn zu erſchießen, die Piſtole aus dem Gürtel riß. Hier war an keine Vertheidigung zu denken. Man verband ihm die Augen, legte ihn mit dem Geſicht gegen die Erde, und einer dieſer Niederträchtigen ſtellte ſeinen Fuß auf ſeinen Rücken. Der Tartar und zwey Bediente hatten gleiches Loos, und man hob ſie nun gebunden auf die Pferde. Erſt im Hintergrunde eines entlegenen Thals wurde ihnen die Binde von den Augen genommen, und die Kurden verſicherten nun Hrn. Jaubert, daß er nicht ſterben ſollte. Der eine entriß ihm ſeine Uhr, und eilte mit derſelben nach Bayazid, um dem Paſcha die Nachricht und den Beweis ſeiner Gefangennehmung zu überbringen. Nach Sonnenuntergang vernahmen ſie aus der Ferne einige Schüſſe. Die Kurden ſtanden mit den Worten auf: „Dieß iſt das Zeichen.“ Sie führten den Gefangenen durch ſchauderhafte Abgründe, von allen gangbaren Wegen entfernt, und brachten ihn in der Nacht in ein einzelnes Haus, wo er im Zimmer mehrere aufrecht ſtehende Männer, und nur einen nachläſſig gekleideten, in Gedanken vertieften, Menſchen ſah. In lezterm erkannte er bald den Paſcha, der ihm erklärte, er hätte in dem Augenblick ſeiner Abreiſe von Konſtantinopel den Befehl erhalten, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, wobey er indeſſen ruhig ſeyn könnte. Hr. Jaubert machte ihn auf ſeine verbrecheriſche Handlung, und die nothwendige Folge einer Rache von Seite ſeiner Regierung aufmerkſam. Der Paſcha nahm ihm hierauf ſeine Bande ab, ſagte, der Tartar, den er nach Konſtantinopel geſchickt hätte, würde nach vierzig Tagen eine Antwort bringen, und ließ hierauf den Reiſenden in die Citadelle von Bayazid ſchleppen, und dort mit ſeinen drey Reiſegeſellſchaftern in ein unterirdiſches Gefängniß werfen, das in den Felſen gehauen, ſechszehn Fuß lang und fünf breit war. Dort trafen ſie weder einen Tiſch, noch einen Stuhl, noch ein Lager. Auf dem Boden war etwas Stroh, und in einer Ecke ein Krug.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Der Empfang eines Briefs von Sophie bewegte Marcus ſo heftig, daß er ihn uneröffnet bey Seite legte. Nicht aus Tiefe des Gefühls, ſondern aus Widerwillen, ſich in ſeiner nun gemäßigten Stimmung aufs neue ſtören zu laſſen. Er war in der Provinzſtadt, weil die in Rede ſtehenden Beamten ihn zu gewinnen wünſchten, mit ausgezeichneter Ehre behandelt, das Geſchäft ließ ſich zur allgemeinen Befriedigung abthun, weil der Fürſt edelmüthig ſein Vorrecht,

Digitized by Google

dem Recht opferte — und Marcus gefiel ſich in dieſem Verſuch der unmittelbaren Stellvertretung des Fürſten ſo wohl, daß die Befriedigung ſeines Ehrgeizes ſeinen häuslichen Kummer eingeſchläfert hatte. Er ſah voraus, daß dieſer Brief ihn wecken würde. Endlich mußte er geleſen werden, und ſeine Furcht hatte ſo gut errathen, daß ihm nichts anders übrig blieb, als ſich gegen ſein Gefühl gänzlich zu verhärten. Sophiens Anſchuldigung gegen Ariſt erleichterte es ihm, Gründe dazu aufzufinden. Sein Bruder hatte ihn bey ihrer Rückkehr ins Vaterhaus gewarnt: „feſſle dich nicht ſo früh an Sophie, hatte er geſagt; deine Neigung für ſie iſt Eitelkeit, nicht Liebe; du biſt ehrgeizig, du mußt nicht heurathen, ehe du deine bürgerliche Laufbahn beſtimmt haſt. In dir iſt es nicht, dem häuslichen Glück Opfer zu bringen.“ Allein Marcus war verliebt und hörte die Warnung nicht. Jezt wendete er Urſules Vorwurf zurück und beſchuldigte ſie und ihre Schweſter, ſein und ſeines Bruders ſchnelles Fortſchreiten gehemmt zu haben. Ariſt, deſſen Handels-Unternehmung kühnen Einfluß, weite Reiſen, angeſtrengte Arbeit erfordert hätte, ſey durch Urſules herriſchen Geiſt zu zeitraubenden Verſtandes-Uebungen verleitet worden, er ſelbſt ſtehe nun in Gefahr durch Sophiens ungeziemenden Leichtſinn ſeine Ehre verlezt, ſein amtliches Anſehen gekränkt zu ſehen. Das Geſchäft, welches ihn aus der Reſidenz gerufen, ließ ihm noch zwey Tage Zeit, die Maßregeln zu überlegen, durch welche er dieſen Widerwärtigkeiten zuvorkommen könnte — Jarl ſelbſt war es aber, der ſeine Wahl endlich beſtimmte.

Kaum in die Reſidenz zurückgekehrt, ſo trat der Leibarzt zu ihm in ſein Kabinet, mit der Art entſchiedner Zuverſicht, die ſich ihrer Zuhörer verſichert, worauf es denn ferner ſehr ſchwer iſt, für das Gute oder Böſe, ſo einem Eingang zu widerſtehen. Er griff den Faden der Begebenheit in der Mitte auf, erklärte „durch Sophiens Kammerkätzchen, die ſo wenig wie eine ihres Gelichters taugt,“ von allem, was vorgefallen, unterrichtet zu ſeyn, er habe ſich ſogleich Marcus Ankunft melden laſſen, damit ſie beyde, ehe die Baſen dazwiſchen klatſchten, ſich als vernünftige Männer gegen einander erklären könnten. „Nun bitte ich Sie nur um Gotteswillen, liebſter Finanzrath, fuhr er fort, was hat meine arme Wenigkeit bey der Sache zu thun?“ — Liſtiger konnte Jarl ſich nicht in Vortheil ſetzen, als, indem er zu einer Anklage aufforderte. Marcus fühlte, daß er ſich ſelbſt ins lächerlichſte Licht ſtellte, indem er, ein hintergangner Ehemann zu ſeyn eingeſtehe. — „Sie, Herr Leibarzt? ſagte er endlich mürriſch, gar wenig; denn daß Sie mit meinem Geſinde Einverſtändniſſe haben, gereicht Ihnen, nicht mir zum Vorwurf.“ — „Lieber Ottur, Sie ſind auf falſcher Fährte. Sie haben Ehrgeiz, und Talente ihn zu unterſtützen, aber hie und da Reminiſzenzen aus der alten Reichsſtadt, die als wahre Anomalien in Ihrer Denkart erſcheinen. Ariſt hatte eben die Eigenheit, und wie ich höre, iſt er damit bey ſeiner Braut geſcheitert, ſo wie es Ihnen in der großen Welt geſchehen kann. — Nur mit dem Unterſchied, daß Ihr Bruder im Zug war, ein Philoſoph zu ſeyn und Sie auf dem beſten Weg Finanzminiſter zu werden.“ — „Jarl, Sie wollen Beleidigungen mit ....“ — „Ich will mit Ihnen als ein vernünftiger Mann reden. Ein Mann meiner Art ſchmeichelt der Zofe, um ſich das Anſehen zu geben, als dürfe er nach der Herrinn Gunſt ſtreben. Das iſt der Schlüſſel zu meinem Verhältniß mit Jungfer Liſette. Daß die .... die Frechheit hatte, mir den Inhalt des Briefes zu melden, den Sie Ihrer armen Frau geſchrieben, und den ſie mit ihren Luxaugen abgeſpäht, indeß Frau von Ottur ihr ſchönes Haupt in die Hand ſtützte, war Routine, denn die Schlange hatte bey ihren vorigen Herrſchaften das Intrigiren gelernt — da! leſen Sie ſelbſt den Brief, in dem ſie mirs meldet. Sie ſehen darin, daß Ihre Frau mich vor ihrer Abreiſe nicht ſehen wollte, und daß keine Heimlichkeit zwiſchen uns war.“ — — „Und das Urtheil der Welt?“ rief Marcus, ſich ſelbſt zum Zorne aufreizend, weil er ſich ſchämte, je länger je weniger Recht zu behalten. — „Was nennen Sie ſo? Ihren Kollegen, den alten Seyfried, habe ich ſo artig bearbeitet, daß er ſich geſtern Abend bey Gräfin Baldi hat vorſtellen laſſen. Das jetzige Geſuch ſeines Schwiegerſohns, worüber der Alte in halben Trunk die dumme Scene machte, iſt ihm abgeſchlagen; aber eine viel vortheilhaftere Beförderung ſteht ihm in wenigen Tagen bevor. — „Sie können denken, daß der alte Geck jezt nur bey der Gräfin ſchwört, und Andere, die den Vortheil einſehen, den ihre Huld bringt, werden ſich wohl hüten, ferner zu raiſonniren.“ — „Dann habe ich eine eben ſo raſende Thorheit, als unbarmherziges Unrecht begangen, da ich meine Frau wegſchickte,“ ſagte Marcus, der den unſichern Boden der Rachſucht gänzlich verlaſſend, jezt auf dem noch grundloſern des herzloſeſten Egoismus ſtand, auf dem man, um ſich Unmuth zu erſparen, zu jedem Selbſtbetrug bereit iſt. Jarl zuckte ſchweigend die Achſeln. — „Wahrlich, Sie bezeigen wenig Theilnahme an einer Frau, die Sie noch vor Kurzem ſehr zu intereſſiren ſchien!“ rief Marcus, ärgerlich über die dumme Rolle, in der er ſich befangen fühlte. „Am Ende zürnen Sie, weil ich nicht Ihrer Frau Liebhaber bin?“ fragte Jarl mit ſatyriſchem Lachen. „Laſſen Sie uns doch wie beſonnene Männer ſprechen, nicht wie tragirende Studenten. Es iſt unrecht, daß Sie Ihre Frau wegſchickten, und die Art, wie Sie's thaten, hat es ſtadtkundig gemacht“ . . . . . „Ich habe nichts ſtadtkundig gemacht,“ fiel Marcus heftig ein, mein Brief . . . .“ — „Sie, oder Ihre Frau — die Art macht jede Verſöhnung unmöglich, alſo wär's das beſte, Sie ließens dabey. Ihr Grund . . . . eine bürgerliche Frau war Ihnen immer ein Bischen im Wege, und dieſe . . . . verzeihn Sie! brauchte vieles Geld — beweiſen Sie durch eine ſtrenge Reform Ihres Hausweſens, daß es Ihnen mit der Trennung ein Ernſt iſt, und ſchreiten Sie, von Eheſorgen unbeſchwert, auf Ihrer Bahn fort. Wir, die wir keinen Stammbaum haben, müſſen uns mit keiner überflüſſigen Laſt behängen, um dahin zu gelangen, wo unſere Talente uns hinweiſen — das heißt, über die Stammbäume. Aber Gott mit Ihnen! ich muß ſehen, wie meinem gnädigen Herrn der Chokolat ſchmeckt.“ — Damit bot er Marcus die Hand. — Konnte dieſer ſie abweiſen? Er faßte ſie hocherröthend, und der Mann, der über den eigentlichen Sinn der Ehre im Unklaren war, gerieth bald dahin, Jarls Rathſchlägen zu folgen, indem er ſeine Grundſätze noch zu verabſcheuen vermeinte. Er gab ſein Haus auf, richtete ſich als Junggeſelle auf einen eleganten Fuß ein, beſuchte — was er ſeit längerer Zeit aus Arbeitseifer verſäumt hatte, Theater und Konzerte; er würde ſich ohne Bedenken ſogar in Gräfin Baibis Abendzirkel haben einführen laſſen, aber das lag nicht in ſeinem Plan; der Fürſt geſtand ihr zu, Hofjunker, Kapellmeiſter und Schauſpieler zu empfehlen, für ſeinen Finanzpräſidenten forderte er jedoch anderweitige Zeigniſſe, als das Wohlgefallen einer ſchönen Frau.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

Den 12. wurde von den Operiſten des Theaters San Carlo in Neapel auf dem hieſigen großen Operntheater zum Erſtenmal aufgeführt: Zelmira, Drama in due Atti. Musica del Signor Gioacchino Rossini. Der Text, wie wir beyläufig erfahren haben, iſt von dem Hrn. Andrea Leone Tottola, dramatiſchen Dichter des oben genannten Theaters. Dieſer Verfaſſer hat ſeinen Stoff aus einem Stück des Hrn. de Belloi genommen: Zelmire, Tragédie en cinq actes, das ſich im erſten Theil der Oeuvres choisies des Dichters befindet, und dem vor mir liegenden Original zufolge im Jahr 1701 zuerſt erſchienen iſt. Man darf die Wahl des Gegenſtandes glücklich nennen, und die Behandlung hinſichtlich der muſikaliſchen Situationen, deren es, vorzüglich im zweyten Akt, ſehr effektreiche gibt, verräth den geübten Theaterdichter, nur ſind die Materialien zu breit aus einander gezerrt, und der erſte Theil der Oper dauert zwey volle Stunden. Was den Tonſetzer betrifft, ſo hat dieſer in der That eine neue Bahn betreten, und ein glückliches Beſtreben gezeigt, aus ſich ſelbſt heraus zu gehen. Dieß iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als ob er immer ſchnurgerade ſeinen Weg verfolgte; o nein, er macht einen Zickzack hier und dort, auch verläugnet er ſich nicht ſo ganz, daß man ihn nicht erkennen ſollte. Den heitern, anziehenden und lebensluſtigen Roſſini erkennt man alſobald, wenn man ihn Einmal nur geſehen und gehört hat. Unter ſeinen ernſthaften Opern iſt jedoch Zelmira, das jüngſte Kind ſeiner blühenden Phantaſie, zugleich das reizendſte und wohlgerathenſte. Sie behauptet überall eine gewiſſe Beſonnenheit, Adel und Würde, ſelbſt da, wo ſie ſich ihren Launen überläßt. Mit andern Worten: in dieſer Kompoſition waltet ein Reichthum von Ideen, von anmuthigen Themen, eine Glut der Einbildungskraft, ein friſches, blühendes, kräftiges Leben in der höchſten Fülle, daß man ſich unter den joniſchen Himmel verſetzt glaubt. Aber man findet auch charakteriſtiſche Wahrheit und zuweilen eine gewiſſe Tiefe des Gefühls darin, die das Gemüth ergreift, wie z. B. in der rührenden Romanze des vor ſeinem Verfolger entflohenen Polydors, in dem Duett der Zelmira und ihrer Begleiterin Emma, mit Akkompagnement des engliſchen Horns, das klagend in die Seele dringt und von der Harfe unterſtützt wird. Dieſes Geſangſtück athmet eine ſolche Lieblichkeit, daß man es dem reizenden Briefduett in Cosi fan tutte an die Seite ſetzen kann. — Hu! was die ſtrengen Herren für Geſichter machen. Kommt mir nur nicht gleich mit eurer Korrektheit, euern Dominanten, Quinten und Sexten! Wir haben dergleichen Korrektheiten vor Kurzem auch gehört, und können ein Lied davon ſingen. Eine nach dem Kanon des Polyklet geformte Schönheit iſt zwar die höchſte, doch nicht die einzige zu nennen. Habt ihr nichts von Wundern der alten Baukunſt gehört, die auf ganz andre Regeln gegründet ſind, und doch als Meiſterwerke anerkannt werden müſſen? — In andern Parthien herrſcht wieder eine Gewalt der Leidenſchaft, die unwiderſtehlich hinreißt, wie z. B. in dem Duett zu Anfang des zweyten Akts zwiſchen dem König von Lesbos und ſeinem Schwiegerſohn, dem Fürſten Ilo. Der Ernſt dieſer Griechen ſcheint übrigens der Tanzluſt ziemlich abgeneigt, und kommt ihnen ja ſo eine kleine Zuckung von einem Polacca Tempo oder einem Rondeau in die Glieder, ungefähr wie in der erſten Scene des Uſurpators Antenore, im tempo rubato, ſo machen ſie alsbald die feyerlichſte Miene wieder, daß man ſich ſelbſt getäuſcht zu haben meint. Aber genug! denn ich will keine Kritik ſchreiben; übrigens iſt Vieles ſchon geſchrieben worden, und zum Theil recht Schönes; ich dürfte nur ab- oder ausſchreiben, indeſſen verkaufe ich nicht gern Anderer Anſichten für die meinigen, auch habe ich dieſe Oper ſieben Mal gehört, und ſchäme mich deſſen nicht. Um verſtändiger zu werden, braucht man nicht immer einen Schritt vorwärts zu machen, es muß zuweilen auch wol einer rückwärts gethan werden. Nun zu den Sängern, denn der Aufführung verdankt dieſes Werk doch den größten Theil des unerwartet glücklichen Erfolgs, wiewol dieſer das Erſtemal nicht ſo glänzend war, und wegen Unbekanntſchaft der Künſtler mit dem Publikum und dem Lokal auch nicht ſeyn konnte, als er bey jeder Wiederholung in fortſchreitendem Verhältniß wurde.

Signora Rossini, nata Colbran, gehört unter die berühmteſten Sängerinnen Italiens. Ihre Stimme hat den Glanz der Jugend verloren, doch Gewandtheit und das ſchöne Maß der Umſicht und Beſonnenheit erſetzen Alles. Auch beſitzt ihre Stimme noch immer eine große Lieblichkeit, und ſelbſt in den höhern Tönen, deren Anklang etwas mehr Anſtrengung erfodert, iſt ſie metallreich und ſpricht zum Herzen. Die Intonation zeigt ſich ungleich, in einigen Tönen läßt ſie ſich immer rein vernehmen, in andern ſchwankt ſie faſt beſtändig. Triller, Paſſagen, Rouladen ſind untadelhaft, und der Charakter des Vortrags edel im höchſten Grad. Ihr Benehmen möchte man etwas kalt nennen; ſie vereinigt aber auch hier Anſtand mit Beſonnenheit, ohne in den affektirten Pathos des alten Kothurns zu verfallen. Als eine Spanierin, deren Nationalgepräge nicht zu verkennen iſt, wird dieſe Mäßigung an ihr beſonders rühmenswerth. Als Prima Donna im muſikaliſchen Drama gibt ſie die Zelmira. — Eine ſehr anmuthige Erſcheinung iſt Sgra. Eckerlin (Emma), eine geborne Schweizerin, ſeit ihrer Kindheit im Conſervatorio zu Mailand gebildet. Sie beſitzt eine der ſchönſten Alt Stimmen, von beträchtlichem Umfang. Jeder Ton iſt rein, voll und gerundet. Klang und Stärke ſind durch alle gleich vertheilt. Der feinſte Geſchmack und die Regeln einer ächten Kunſtſchule beherrſchen ihren Vortrag; ſie überſchreitet nie die Grenzen und weiß die Verwendung ihrer höchſten Kraft bis auf den rechten Zeitpunkt zu verſparen. . . Es gibt Stimmen, die mehr zum Herzen ſprechen; die Schönheit des Geſanges ſcheint das Hauptgeſetz dieſer Sängerin zu ſeyn. Eine Arie im zweyten Akt wurde hier erſt für ſie geſetzt, und gehört zu den beſten Geſangſtücken. Ihr Vortrag erregt freudigen Enthuſiasmus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 44.

Nro. 131.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Juni 1822.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterſcheinung iſt geflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird ſich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.

Schiller.

Freyheit.

Ihr ſagt, der Menſch ſey frey geboren,
O! nein; als ſeines Strebens Ziel
Iſt ihm die Freyheit zwar erkohren,
Und wer ihr freudig zugeſchworen,
Der trozt dem Sturm mit ſchwachem Kiel.

Doch auf des Lebens ernſtem Gange,
Bedarf er ſchon des Führers Hand;
Der Abgrund droht am Klippenhange
Und Andrer Herzen ſchlagen bange,
Ihn hält der Liebe zartes Band.

Und wie er ſorglos weiter ſchreitet,
Erſteh'n die Feind' im eig'nen Haus,
Und die Gefahr, die ihn begleitet,
Ihr Netz um ſeine Freyheit breitet,
Sie geht ja von ihm ſelber aus.

Mit manchen Wünſchen muß er ringen,
Und die Vernunft muß Herrſcher ſeyn,
Soll es ihm wahrhaft auch gelingen,
Zur Freyheit ſich empor zu ſchwingen,
Vermeidend falſchen Glückes Schein.

Haſt du dieß treu und tief empfunden,
So blüht dir ſtets des Lebens Mai,
Doch der Tyrann, der dich gebunden,
Er heilt nicht deines Herzens Wunden,
Denn er iſt Sklave — du biſt frey.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Das Publikum war von der erſten Nachricht von Sophiens Verweiſung vor Verwunderung außer ſich! — Wie der von ſeinem ganzen Collegium geſchätzte Finanzrath ſeinen Haushalt ſo ſtreng reduzirte, meinten die Männer: der Mann habe ſich zur rechten Zeit vor dem Bankerott gerettet; die Frau habe unſinnig verthan! Jarl erwähnte ſie und de Marcus mit ernſter Achtung, und ſchwieg bey Sophiens Namen mit geheimnißvoller Diskretion; da er zugleich, ohne vertraulich ſeyn zu wollen, dem Finanzrath, wo er ihn traf, mit Unbefangenheit begegnete, ſchloſſen die Weiber: Sophie habe ſich Jarl an Kopf geworfen; nur die Achtung für den Gatten habe ihn genöthigt, deſſen Haus zu beſuchen; wie endlich Marcus mehr im Publikum geſehen ward und nach abgehaſpeltem Rechnungstagwerk ſein verarmtes Weſen an ein paar langweiligen Theetiſchen herumſchleppte, winkten ſich die erwartungsvollen Fräuleins zu: man ſiehts ja! der Mann lebt, ſeitdem er ſein Hauskreuz los iſt, ordentlich auf. — Und Sophie ward verurtheilt.

Sophie kam nach einer peinlichen Reiſe in dem bejammerungswürdigſten Geſundheitszuſtand bey ihrer Mutter an. Der Anblick ihres entſtellten Geſichts, die Nothwendigkeit ſogleich einen Arzt herbey zu holen, nahmen anfangs alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch, ſo daß der Leidenden Erklärung: eine Geſchäftsreiſe ihres Gatten habe ihr Gelegenheit gegeben, ihre längſt gehegte Sehnſucht nach ihrer Mutter zu ſtillen, Madame Salmon genügte. Urſule verſtand ſich beſſer auf ihrer Schweſter Ausdruck, ſie ahnete Unglück und gerieth in die ängſtlichſten Beſorgniſſe, wie der Arzt der Mutter entdeckte, daß eine angehende Schwangerſchaft die Haupturſache des nur anſcheinend bedenklichen Zuſtandes ihrer Tochter ſey; ihre Nerven ſeyen unbegreiflich abgeſpannt, ſie müſſe daher der vollkommenſten, aber erheiternden Ruhe genießen. Indeß Madame Salmon ſich kindiſch über die Ausſicht zur Großmutterſchaft freute, und eben ſo kindiſch ſich über alle die Gefahren im Voraus ängſtigte, die ihrer Tochter möglichſt begegnen könnten, ſaß Urſule an ihrer Schweſter Bett, und ließ ſich das traurige Geheimniß ihrer unerwarteten Ankunft erklären. Sie bedurfte ihrer ganzen Charakter Stärke, um ſich ſelbſt einzugeſtehen, daß ihres Vaters althergebracht rechtlicher Name in dieſer Schweſter Schickſal entehrt ſey. Sophie überſah ihre Lage nicht. Ihre Hoffnung, über welche der Arzt ihr erſt jezt Gewißheit gegeben, hatte den Wahn in ihr erzeugt, als würde ihr Gatte die Mutter ſeines Kindes billiger beurtheilen, wie das ſo wenig ſtrafbare Weib. Urſules umſichtiger Verſtand begriff ſogleich, daß grade dieſe Hoffnung unter den unſeligen Verhältniſſen, welche Sophiens Trennung von ihrem Gatten herbeygeführt hatten, die Schmähſucht der Welt, und die Verlegenheit ihres Gemahls nur erhöhen müſſe. Sie wagte nicht, ihrer armen getäuſchten Schweſter ihre bange Vermuthung mitzutheilen, niemand konnte ihr rathen, welches die beſänftigendſte, verſöhnendſte Weiſe ſey, ihren Schwager zu behandeln, beſchloß aber um Mutter und Kind zu ſchonen, ihre Schweſter in ihrem beruhigenden Irrthum zu erhalten. Nach ſehr kummervollem Nachſinnen, ſchrieb ſie Ariſt, der ſelbſt eine Reiſe nach den amerikaniſchen Freyſtaaten gemacht hatte, und um dieſe Zeit kaum wieder auf dem alten Feſtland eingetroffen war, den ganzen unglücklichen Vorgang. Ihr kräftiger Charakter und ihr reines Herz widerſezte ſich dem Gedanken einer Rückkehr ihrer Schweſter zu dem unbilligen, aber vor der Welt beleidigten Gatten. Sie hielt die Heiligkeit der Ehe ſo hoch, daß ihrer Anſicht nach, Gatten, die ſich einander ſolche Vorwürfe gemacht hatten, wie Marcus und Sophie, nie mehr die Würde ihres Standes gegen einander behaupten könnten — eine Würde, die auf einem ſo feſten Vertrauen beruht, daß keiner von beyden Gatten irgend einen Gedanken an die Vergangenheit zu vermeiden wünſchen ſoll. Dieſe Möglichkeit war für Marcus und Sophie dahin, und fortan, in Urſules Augen, ihre Ehe kein heilges Bündniß mehr. Marcus mußte die Achtung ſeiner Gattin verloren haben, denn er hatte nicht als Gatte, nicht als Freund Kraft und Feſtigkeit gezeigt, nur als tyranniſcher Richter. Doch, daß er ſeiner Frauen Unſchuld, daß er ſein Kind anerkenne, ſchien ihr nothwendig um ihres Vaters Gedächtniß; dieſes herbey zu führen, hielt ſie Ariſts Dazwiſchenkunft ſehr nothwendig; bis dieſe ſtatt finden konnte, beſchloß ſie, allein von ihrem geſunden Gefühl geleitet, Marcus den Zuſtand ſeiner Frau zu melden, Sophiens Trennung von ihrem Hausweſen nicht weiter zu erwähnen, ſondern ernſt und ohne Vorausſetzung des mindeſten Zweifels von ſeinen Pflichten gegen Mutter und Kind zu ſprechen. Bis ſie in nähere Erläuterungen einzugehen brauchte, hoffte ſie, Ariſt anlangen zu ſehen, und die Sache in ſeine Hände zu legen.

Marcus, der ſeiner Schwäche nur durch Starrſinn zu einer Kraftäußerung emporhelfen konnte, ward durch die Nachricht von Sophiens Geſundheitszuſtand ſehr erſchüttert. Er war von den Rechten, die ſein Weib an ihn hatte, vollkommen überzeugt, da aber ſein ganzer Unwille auf das Urtheil der Welt, nicht auf ſtrenge moraliſche Begriffe gegründet war, mußte Sophiens Mutterſchaft ihn nur von neuem empören. Im Streit ſeiner beſſern Gefühle mit der elenden Außenwelt, in die er ſich immer mehr einſpann, ließ er, ohne zu antworten, ein Paar Wochen vergehen; am Ende derſelben war er ſeine Lebensweiſe ſchon ſehr gewohnt, die Erinnerungen an ſeine Frau, welche äußere Zufälle anregten, wurden viel ſeltner, und der Gedanke einer Vaterſchaft unter dieſen Umſtänden ſo unleidlich, daß er ſeiner Schwägerin in einem ſehr gezierten, halb empfindſamen, halb rabuliſtiſchen Brief zu verſtehen gab: er wolle dem Kind, um ſeiner Verwandten willen, erlauben, ſeinen Namen zu führen, glaube aber übrigens genug gethan zu haben, wenn er Sophiens Mitgift aus ſeiner, von ſeinem Vater zu hoffenden Erbſchaft gänzlich zurückzahle, und ihre Ausſteuer unverſehrt abliefere. Wirklich langten wenig Tage darauf Kiſten und Kaſten an, und zum erſtenmal fand Urſule nöthig, ihre Mutter zu hintergehen, indem ſie ihr das Gepäck unter einer andern Rubrik in den Büchern anzeichnen ließ und den alten Buchhalter, ohne ihn zum Vertrauten zu machen, bat, bis zu Ariſts Ankunft über alles, was ihre Schweſter anging, zu ſchweigen. Der alte Mann war ſo thöricht wie Madame Salmon. Er freute ſich kindiſch, einen Enkel ſeines Prinzipals auf den Armen zu wiegen, und zweifelte nicht, daß Ariſt mit ſeinem Verſtand und Rednergabe den vorwaltenden kleinen Ehezwiſt beylegen würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Am andern Morgen wurden den Gefangenen durch eine Fallthüre etwas Brod und ſaure Milch an einem Strick hinuntergelaſſen. Dieß war die tägliche einzige Nahrung während ihrer langen Gefangenſchaft. Nur der Aga des Schloſ-

Digitized by Google

ſes und eine Armenierin verſüßten ihnen zuweilen durch ihr Mitleiden und ihre Geſpräche durch die Fallthüre ihre Gefangenſchaft. In der zehnten Nacht wurde Hr. Jaubert mittelſt eines Stricks, den er ſich um den Leib befeſtigen mußte, aus dem Gefängniß gezogen und in die Verſammlung der nämlichen Kurden geſchleppt, die ihm ſein Unglück bereitet hatten. Daſelbſt mußte er ihnen den Gebrauch der verſchiedenen Waffen, Uhren, Fernröhre u. ſ. w., die ſie in ſeinem Gepäck gefunden hatten, erklären. Auch las er ihnen einen Theil ſeiner Verhaltungsbefehle vor, um ihnen einigen Schrecken einzuſtößen, und wurde dann wieder in ſein Gefängniß zurückgebracht.

Der Paſcha bediente ſich aller Mittel, um die Gefangennehmung der Reiſenden zu verheimlichen. Die Armenierin ſagte ihnen, er hätte geſchworen, ſeine ganze Familie zu vertilgen, wenn Jemand von ihrem Hierſeyn ſpräche. Auch habe er dem Aga den Auftrag gegeben, ihre Nahrung täglich mehr zu beſchränken, damit der Hunger ſie aufreiben möchte, und er dann in den Augen der Gottheit für ihren Tod nicht verantwortlich würde.

Der Aga des Schloſſes erkundigte ſich in ſeinen Geſprächen mit den Gefangenen häufig nach den Wundern von Europa, nach den Grundſätzen ihrer Religion, nach ihren Sitten und Geſetzen. Er bewunderte die Moral des Evangeliums, und rühmte die Achtung der Europäer für das Leben und das Eigenthum ihrer Mitbrüder. Er bezeichnete mit Scharfſinn die Unwiſſenheit und den Fanatismus als Beweiſe der Schwäche der Reiche und als Urſachen ihres Untergangs. Er kam ſelten, ohne ihnen Blumen, Früchte und Weihrauch zur Verbeſſerung der Luft in ihrem elenden Gefängniſſe zu bringen, und ſie mit den Segnungen ſeiner Wünſche zu überſchütten. Indeſſen hatte ſich ihre Lage in zwey Monaten ausnehmend verſchlimmert. Ihre Kleider waren zerriſſen, ſie waren voll Schmutz, und Bläſſe und Magerkeit war über ihren ganzen Körper verbreitet.

Der Paſcha ließ indeſſen in der Provinz die Sage verbreiten, ein Europäer, der Aufträge an den perſiſchen Hof gehabt hatte, ſey von einem kurdiſchen Nomadenſtamm ermordet worden, und ſuchte auf dieſe Art den Verdacht ſeines Verbrechens von ſich zu entfernen.

Nach Verfluß von drey Monaten brach in dem Gebiete und in der Stadt Bayazid die Peſt aus, nachdem ſie ſeit achtzig Jahren dieſe Gegenden verſchont hatte. Zuleila, die Favoritin im Harem des Mahmoud, wurde davon ergriffen und ſtarb. Der mitleidige Aga bekam gleichfalls einen Anfall, wurde aber gerettet. Die Gefangenen glaubten durch die Hülfe der Armenierin und einer andern mitleidigen Frau in der Verwirrung entfliehen zu können. Leztere mißrieth aber dieſen Schritt, und machte ſich anheiſchig, einen Brief des Hrn. Jaubert an den perſiſchen Hof zu beſorgen, damit dieſer ſeine Auslieferung verlangte. Die Gefangenen berechneten indeſſen die Zeit, wann ihnen Hülfe kommen könnte, als eines Tages jene mitleidige Frau, eine Verwandte des Aga, ihnen die Worte zurief: „Der Himmel hat Erbarmen mit euern Leiden; euer Verfolger iſt von der Peſt befallen.“ Sie hielten dieſe Nachricht für eine glückliche, wußten aber nicht, daß das Schwert über ihrem Haupte ſchwebte, daß Mahmoud den Befehl zu ihre Hinrichtung gegeben, und daß nur der mitleidige Aga der Ausführung ſich widerſezt hatte. Nach einigen Tagen kündigte ihnen der leztere in Trauer gehüllt den Tod des Paſcha an.

Die Provinz Bayazid wählte nach ſeinem Tode den Ahmed Beg, einen Sohn Mahmouds, zum Paſcha. Dieſer umgab ſich ſogleich mit ſeinen Kurden, die das Vertrauen ſeines Vaters genoſſen hatten. Einer der wildeſten Anhänger des Leztern unterrichtete ihn über die geheimen Angelegenheiten des Paſchalicks, und namentlich über die Gefangenſchaft der Europäer. Er ſtellte ſie als Feinde des Islams dar, und als Verdächtige, die Sachen von großem Werth nach Perſien brächten, deren Raub er ihm anrieth. Da die Sache ganz geheim ſey, ſo würde nicht die geringſte Gefahr bey dieſer Handlung ſtatt finden. Er breitete zugleich vor den Augen Ahmeds die Waffen und die Diamanten aus, die man den Gefangenen entriſſen hatte, und beſtimmte ihn auf dieſe Art zum Entſchluß, ihren Untergang zu vollenden. Da er indeſſen von Seiten des Agas einen Widerſtand fürchtete, ſo ſuchte er dieſen zuvor von Bayazid zu entfernen, und gab ihm den Auftrag, ſeine Mutter, die bisher in der Verbannung zu Tobrac-Caleh gelebt hatte, mit einem zahlreichen Gefolge abzuholen. Der Aga mußte gehorchen; ahnete aber einen Anſchlag auf das Leben der Gefangenen, und ließ ſich einen Eid ablegen, daß man es während ſeiner Abweſenheit verſchonen würde. Ahmed war aber nicht geſonnen, dieſen zu halten, und ſie verdankten ihre Rettung aus dieſer dringenden Gefahr nur dem Umſtande, daß auch der neue Paſcha von der Peſt ergriffen, und von ſeiner ankommenden Mutter ſterbend getroffen wurde. Ahmed hielt in ſeinen Fieberphantaſien ſeine und ſeines Vorgängers Krankheit für eine Strafe, welche die Gefangenen durch widernatürliche Mittel über ſie verhängt hätten; er ließ ſie durch den Aga beſchwören, den Himmel mit ihm zu verſöhnen, und verſprach ihnen die Freyheit. Allein Ahmed ſtarb zwey Stunden nach dieſem Auftrag, und ſeine Mutter folgte ihm kurze Zeit darauf ins Grab. Sein Oheim Irahim wurde nun als Paſcha von Bayazid ausgerufen.

Die mitleidige Verwandte des Aga hatte indeſſen ihr Verſprechen erfüllt, und den Brief nach Perſien geſchickt. Der Gouverneur von Erivan verlangte daher in Folge der Befehle ſeines Hofs durch eigens abgeſchickte Offiziere die Auslieferung der Gefangenen. Da aber dieſe Forderung ohne Erfolg blieb, ſo wurde ſie durch neue Abgeſandte mit Drohungen wiederholt. Ibrahim erklärte ſich außer Stand, vor eingeholter Entſcheidung der hohen Pforte über die Pefreyung der Gefangenen zu verfügen. Da indeſſen das Daſeyn derſelben kein Geheimniß mehr war, ſo erhielten ſie doch wenigſtens die Erleichterung, aus dem unterirdiſchen Gefängniß gezogen, und in einem Stall an dem Hauſe des Aga verwahrt zu werden, wo ſie aber von dem Aga und andern ſeiner Bekannten die troſtreichſten Unterſtützungen erhielten. Endlich kamen die Befehle von Konſtantinopel an, nach welchen Hrn. Jaubert ſeine Papiere und ſein Gepäck zurückgegeben, er ſelbſt aber unter Begleitung in das Lager von Youſſouff Paſcha, der nach langer Ungnade zum Gouverneur von Trebizond, Erze-Rum und Ma'aden ernannt worden war, abgeführt werden ſollte. Dieſer vormalige Vezier, durch ſeinen Einfall in Egypten zur Zeit der Beſatzung dieſes Lands durch die Franzoſen und durch die Schlacht von Heliopolis bekannt, rückte gerade mit einer Armee nach Armenien vor, um die Rebellen von Djanik und Gudjik zu züchtigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Fortſetzung.)

Der Tenor David (Ilo, Principe di Troja) iſt ein Rieſe des Geſangs. Sohn des berühmten franzöſiſchen Tenoriſten gleiches Namens, der noch jezt als Kirchenſänger in Italien lebt, hat ſeine Darſtellungsweiſe den Styl der tragiſchen Schule der Franzoſen angenommen — zu ſeinem großen Vortheil. Die Stimme an ſich iſt wenig bedeutend, wenn man den außerordentlichen Umfang abrechnet; aber die Virtuoſität ungeheuer, ſo wie der Ausdruck und die Darſtellungskraft, durch welche der Geſang belebt wird, allgewaltig wirken. Seine Mitteltöne ſind zuweilen grell, fallen oft ins Burleske — ich möchte ihn gern den Boucher der Sänger nennen — aber ſchnell folgt der lieblichſte Schmelz und die anmuthigſte Rührung. Er malt den Sturm empörter Leidenſchaft und die Schwärmerey der Liebe mit gleicher Kunſt und mit allem Farbenzauber des Geſanges. Die Schönheit opfert er oft der Wahrheit und der Kraft auf; ſein Ausdruck iſt dann von einem brauſenden Feuer erfüllt. Ihr entſezt euch vor dieſem Feuer, aber ihr ſtürzt geblendet in die Flammen: der Schrey des Schmerzens, der Ausdruck des Entzückens reißt euch hin; es iſt die Sprache der Natur, es iſt die Sprache der Kunſt, im mächtigſten Einklang. Triller, Mordenten, Rouladen, Paſſagien, Cabaletten und Figuren folgen blitzſchnell auf einander, und alle ſind lebendige Accente des Gefühls. Er fängt mit einem Triller an, er trillert in jeder Tonlage, er führt den Triller fort durch alle Nüancirungen, er macht was er will, erregt euer Befremden und eure Bewunderung; ihr lacht mit Thränen in den Augen, und während ihr den Kopf ſchüttelt, ruft ihr Viktoria, daß der Saal erſchallt. Auf der Bühne bewegt er ſich frey, wie ein Held auf dem Schlachtfeld, nimmt ſich ſo behaglich im griechiſchen Mantel, wie mancher deutſche Künſtler in ſeinem lieben alten Schlafrock aus. Ein ſtürmiſcher Applaus verkündigt ſeine Ankunft in jeder Scene. Einige unſerer Tenoriſten beſitzen ein weit begünſtigteres Stimmorgan von der Natur aus, beſonders Roſner, aber dieſer junge Sänger hält ſich zu lange im Zeichen des — Schützen auf; er wandre muthig vorwärts, wenn er ſich nicht ſelbſt eine Grenzlinie gezogen hat, aus Beſorgniß, ſeine reizbare Einbildungskraft möchte durch den kühnen Aufſchwung allzu ſehr exaltirt werden, was leicht geſchehen kann, wenn auswärtige Blätter fortfahren, die Lebensgeſchichte eines jungen Mannes mitzutheilen, der durch Leiſtungen ſein Leben erſt bedeutend machen und unſere Erwartungen rechtfertigen muß.

Eine der ſchönſten Baßſtimmen hat Sgr. Ambrogio (Polydoro, Re di Lerba). Hier iſt Umfang, Fülle, Kraft, Weichheit, höchſter Wohlklang in der Tiefe, und dieſes Alles mit Einfachheit und Würde in der Ausführung, ja mit einer auf rührende Weiſe charakteriſtiſchen Bezeichnung des Greiſenalters verbunden. Jedoch, ob dieſes wirklich ein Vorzug des Künſtlers oder Eigenheit der oberen Stimmlagen iſt, muß ſich erſt in der nächſten Opera semiseria: Corradino, ossia Bellezza e cuor di ferro, ebenfalls von Roſſini, ausweiſen. — Ein ausgezeichneter Bariton iſt Sgr. Rozzari. Innerhalb zweyer Oktaven, von A bis A, bewegt ſich ſein auf dem Rückweg begriffenes Organ mit hoher Bildung, Kraft und Biegſamkeit. Das griechiſche Koſtüm ſteht dieſen römiſchen Phyſiognomien beſonders gut. Nächſtens werden wir Sgra. Mombelli und den Buffo cantante, Baſſi, hören. Das Enſemble iſt unübertrefflich. Könnte ich doch meine Schrift in Harmonie verwandeln, um dir, geliebter Leſer, einen Begriff zu geben von der geiſtvollen Präciſion, mit welcher das Quartett im Finale des erſten Akts, und das Quintett im zweyten ausgeführt wird! Roſſini verſteht es aber auch, für ſeine Sänger zu komponiren, wie es ſich gehört, und ſo läſſt ſichs begreifen, wie eine Oper durch die Sänger allein Glück machen kann. Jede Hauptperſon wird bey dem erſten und folgenden Auftritt begrüßt, nach dem Abgang fuori gerufen, und wie viele Mal z. B. David in einer Parthie durch Applaudiren unterbrochen wird, läſſt ſich ſchwer berechnen. Nach dem erſten Akt wurde Roſſini noch immer auf die Scene gerufen, wo er die beyden erſten Cantatricen und den primo Tenore mit hervorführte, nach Endigung der Oper eben ſo, und zulezt muß gewöhnlich noch Sgra. Eckerlin erſcheinen. Der Jubel iſt unbegreiflich. Voll war das Haus bey erhöhten Preiſen, am ſchönſten Frühlingsabend, auch bey der achten Wiederholung. Sammt dieſer gerechten Würdigung der ausländiſchen Künſtler zeigt ſich das Publikum immer theilnehmend gegen die deutſchen Sänger, und läſſt ſogar untergeordneten Talenten größere Nachſicht widerfahren, als zuvor. Während nach der fünften Vorſtellung die Beyfallsbezeigungen unaufhaltſam fortdauerten, äußerte ſich ein alter Herr lächelnd gegen ſeinen Nachbar: „Was werden die auswärtigen Blätter von uns ſagen?“ — Mein Herr! das Morgenblatt zum wenigſten wird abermals die Gelegenheit ergreifen, den Kunſtſinn und die Unpartheylichkeit des Wiener Publikums zu rühmen. — Roſſini verläſſt uns erſt mit der Geſellſchaft, bleibt alſo drey Monate hier; dieſe ſind in dem unpartheyiſchen Korreſpondenten zu drey Jahren angewachſen. An eine Reiſe nach Paris und London hat er noch nicht gedacht.

Der Hofſchauſpieler Lange, der im vorigen Jahre nach der Feyer ſeines Jubiläums in den Ruheſtand trat, hat nun als Belohnung fünfzigjähriger Dienſte die große goldene Civil-Ehren-Medaille mit Oehr und Band erhalten, die ihm auf Befehl des huldreichen Monarchen von dem Intendanten des k. k. Hoftheaters, Grafen Moritz v. Dietrichſtein, in Gegenwart des ſämmtlichen Künſtlerperſonals feyerlichſt eingehändigt wurde. So lange das Hoftheater beſteht, erhielt noch kein Künſtler dieſe Auszeichnung; aber einer Künſtlerin wurde ſie unter der Regierung des großſinnigen Joſeph II., dem die Bühne zuerſt ihren Aufſchwung und feſten Beſtand verdankt, gleichfalls zu Theil, nämlich der Weidnerin, die durch des Kaiſers Gnade, auch einer freyen Einnahme und eines Geſchenks von hundert Dukaten ſich zu erfreuen hatte. (Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 115:

Abendmahl.

Logogriph.

Das Ganze iſt, ſo ſpricht ein großer Dichter,
Der Menſchheit ewige Beglaubigung;
Nimm ihm den Kopf, ſo iſts von anderem Geſichter,
Und dient den Hungernden zur Sättigung.

Beylage: Monats-Regiſter May.

Nro. 132.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 3. Juni 1822.

> — Mit dem Rechte ſoll der Menſch nicht ringen;
> Es giebt nur einen hellen Punkt des Rechtes,
> Und ringsum liegt die Finſterniß der Sünde.
>
> Raupach.

Admiral Byng.

Wir kehren noch einmal zu Walpole's Denkwürdigkeit zurück, um das, was er als Zeitgenoſſe von Admiral Byng's Prozeß erzählt, in unſer Blatt aufzunehmen. Byng's Verurtheilung ward von den Tory's als geſetzlich gerühmt, und wohl dreyßig Jahre ſpäter, wie des Mannes Verdienſte lebendiger im Andenken waren, als der ihm vorgeworfene Dienſtfehler, brüſteten ſich loyale Anhänger der engliſchen Regierung gern damit, ſein Urtheil für eine große Handlung des unbeſtechlichen engliſchen Geſetzes auszugeben. Walpole ſtellt uns eine andere — leider ſehr deutliche Anſicht dieſes Prozeſſes dar.

John Byng, Sohn des Admirals von Großbritannien, Georg Byng's (Lord Torrington) wurde 1705 geboren, trat früh in Seedienſte und erwarb ſich durch ſeine Handlungen und ſeinen Charakter den Namen eines unerſchrockenen Kriegers und eines eifrigen Bürgers, ſo wie er ſich bald zum Admiral von der weiſſen Flagge emporſchwang. Die Engländer hatten Minorca ſeit 1708 beſeſſen; im Utrechter Frieden war ihnen der Beſitz dieſer Inſel zugeſichert worden. Im Jahre 1756 landeten die Franzoſen daſelbſt mit zwölf Linienſchiffen unter dem Admiral Galiſſonnière und nahmen von der Inſel Beſitz. Admiral Byng wurde mit dreyzehn Linienſchiffen und vier Fregatten abgeſendet, die Franzoſen an der Einnahme von Mahon zu hindern. Er lieferte der franzöſiſchen Flotte am 20. Mai ein Treffen, in welchem er nicht Sieger blieb. Er wurde darauf nach London vorgefordert, vor ein Kriegsgericht geſtellt und angeklagt, er habe ſich Zögerungen zu ſchulden kommen laſſen und ſo dem Feinde Zeit gegeben, ſich zur Vertheidigung zu rüſten; er ſey in Portugal gelandet, um engliſche Waaren zu verkaufen, mit denen ſeine Schiffe beladen geweſen; er habe ſein Geſchütz nur von weitem gebraucht, ſich dem franzöſiſchen Admiralſchiffe nicht genug genaht und dergleichen mehr. Wir laſſen nun Walpole's Bericht wörtlich überſezt folgen.

Byng ward, ſtreng bewacht, um ihn vor dem Pöbel zu ſchützen und zugleich deſſen Zorn zu entflammen, von Portsmouth nach Greenwich gebracht. Sein Benehmen war fortwährend ſo heiter, feſt und furchtlos, daß die, welche am gemäßigtſten von ſeinem Dienſtverhalten dachten, auch eben ſo von ſeinem Verſtande denken mußten. Lord Anſon hatte im Jahr 1755 das beſtimmteſte Zeugniß zu Gunſten Byng's gegeben und ihn vorzüglich zu wichtigen Dienſten als einen Mann empfohlen, auf deſſen Kopf und Herz man ſich ſtets verlaſſen könnte. Als Vorbote von dem Schickſale des Admirals, welches das Miniſterium ſo ſehr verlangte und ſo ſehr bezweckte, wurde General Fowke zu ſeinem Verhör vorgefordert, um wegen Byngs Ungehorſam gegen die empfangene Befehle auszuſagen. Dieſer führte die Ausdehnung und Unbeſtimmtheit ſeiner Befehle, ſo wie die drohende Gefahr ſeines bedeutenden Poſtens an. Obgleich dieſe Gefahr durch die Wahrſcheinlichkeit vermehrt wurde, daß Frankreich entweder Minorca opfern würde, um eine Allianz mit Spamen, oder deſſen Hülfe durch Wiedererlangung Gibraltar's zu erkaufen, ſo konnte ihn doch weder Fowke, noch die Verſchiedenheit der Meinungen ſeiner Richter retten; allein es ging aus ihren Urtheilen hervor, daß ſie keinesweges glaubten, daß er der Strenge der Geſetze verfallen könne, indem ſie ihn nur auf ein Jahr ſeiner Stelle verluſtig erklärten, weil er ſeine Befehle mißverſtanden habe.

Eine Menge Adreſſen gegen Byng wurden eingegeben, wegen des Verluſts von Minorca, worauf Fowke's Benehmen ſo großen Einfluß gehabt hatte. Die ſtärkſte und fehleriſchſte aber war die der Londner City, auf welche die ſchwachen Miniſter den König überredeten, ſein Wort zu geben, daß er des Schuldigen nicht ſchonen werde. Der Herzog von Newcaſtle konnte den König beſſer als andre zu dieſem Verſprechen bewegen; er hatte, als die Abgeordnete der City bey ihm gegen den Admiral einkamen, ausgerufen: „Ha, er ſoll unmittelbar verhört, er ſoll ſogleich gehangen werden.“

Byng hatte, als er hörte, daß zu ſeinem Verhöre geſchritten werde, ſeine Zeugen verlangt; er hatte der Liſte dieſer noch dreyßig andere hinzugefügt, welche aber nicht angenommen wurden. Unter den leztern befand ſich auch ein Kapitän Young, welcher einer der lauteſten Tadler des Admirals war. Wenn dieſer Schritt unklug ſchien, ſo zeigte er doch, daß Byng ſich keiner Schuld bewußt war. Das Volk, welches von dem erſten Augenblick an Parthey gegen den Admiral genommen hatte, fuhr, nebſt dem Miniſterium, fort, ihn als einen Verbrecher zu behandeln: das leztere verſtärkte,; auf das bloße Gerücht hin, Byng habe ſich bemüht, zu entfliehen, ſeine ohnedieß ſchon ſehr ſtrenge Gefangenhaltung. Byng klagte bey dem Sekretariat der Admiralität über die rohe Behandlung, welche ihm von dem Admiral Townshead, dem Gouverneur von Greenwich, geworden; allein es ward ihm keine Hülfe: ein dienſtbares Weſen konnte nicht leicht menſchlicheres Gefühl haben, als deſſen Vorgeſezte. Cleland antwortete Byng in beleidigenden Ausdrücken und dieſer glaubte nun, die Zeit ſey gekommen, wo es ihm nicht mehr genügen konnte, ſeine Unſchuld der guten Sache anzuvertrauen, ſondern wo er Gegenvorſtellungen machen und ſeine Sache der Oeffentlichkeit vorlegen müſſe.

Eine Schrift, welche er in der Gefangenſchaft verfaßte, wurde dem Publikum übergeben: er ſtellte darin die augenſcheinlichſten Beweiſe von den Ränken und Künſten dar, welche man angewendet hatte, ihn zu ſtürzen; auch verfehlte dieſe Schrift ihre Wirkung nicht, denn man ſah nun klar, wie alles zuſammenhing. Es erhellte, daß ein Brief des Admirals, welcher ſeine Verurtheilung vorzüglich bewirkt hatte, auf eine, rechtlicher und edler Männer unwürdige, Weiſe entſtellt und verfälſcht worden war. Manche Stellen daraus hatte man ganz unterdrückt, ſo daß dadurch andere zu Unſinn wurden. Diejenigen Stellen aber, welche die Gründe ſeines Betragens, als Folge der erhaltenen Befehle aufſtellten, waren ſo geändert, daß ſie zu einer wahren Schurkenſprache wurden: z. B. für das Allgemeine: „ich wollte Gibraltar decken“ ſezte man: „ich ging ohne Zögern nach Gibraltar.“ Auf dieſe Weiſe unterdrückte das Miniſterium ſeine eigene, beſtimmte und durch die Umſtände nothwendig gewordene Befehle, damit Admiral Byng das Anſehen erhalte, als habe er ſich um ſeiner eignen, nicht um Gibraltar's Erhaltung willen zurückgezogen. Andere, frühere Berichte machte Byng in derſelben Schrift bekannt; in dieſen hatte er den ſchlechten Zuſtand der Flotte geſchildert, die man ihm zu dem gedachten Unternehmen anvertraut hatte. Man kann mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß dieſe Beſchwerden über die Vernachläſſigung der Kriegsſchiffe die erſten Urſachen ſeines Verderbens waren; denn die, welche die Schuld dieſer Vernachläſſigung trugen, ſuchten die Strafe dafür auf den, welcher ſie entdeckt hatte, zurück zu wenden.

Byng's Zuſtand erregte Mitleiden und Unwillen; man ſprach jezt allenthalben von ihm mit Mäßigung und von den Miniſtern mit Abſcheu: allein — es dauerte drey Monate, ehe man den Admiral zum Verhöre ließ; er war gefangen, ſeine Gegner mächtig; man vergaß ſeine Schrift; an die Stelle alter Verläumdungen traten neue; der König wurde beſtürmt, bedroht, ſogar Frauen ſollen ſich eingemiſcht haben, um den Schuldloſen zu verderben.

Er wurde endlich verhört. Seine Vertheidigung, die Einſprache ſeiner Freunde waren ohne Erfolg; ſein Urtheil wurde geſprochen: er ſollte erſchoſſen werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Am Morgen der Abreiſe ließ Ibrahim-Paſcha den europäiſchen Reiſenden alles zurückgeben, und ſich von Hrn. Jaubert zuſchwören, daß er keine Empfindlichkeit für die Vergangenheit zurückbehalten würde. Er erblickte bey dieſer Gelegenheit mit einem wahren Schauer die Kurden, die ihn gefangen geſezt hatten, ſo weit ſie von der Peſt verſchont worden waren. Einer darunter war noch ſo kühn, ihm zu ſagen: „Bedenke, daß du uns das Leben verdankſt. Wir hätten dich eben ſo gut tödten, und dann ſagen können, du hätteſt uns durch deinen Widerſtand dazu genöthigt.“ Der Aga und alle Perſonen ſeines Hauſes waren am Tage des Scheidens in ihren Feſtkleidern. Eben ſo wohlwollend als unintereſſirt wollten ſie troz der lebhafteſten Bitten kein Geſchenk annehmen. Nach der Rückkehr des Hrn. Jaubert nach Frankreich, ſchickte ihnen aber Napoleon Beweiſe ſeiner Dankbarkeit. Beym Abſchiede ließ ihnen Hrn. Jaubert auf ihre Bitten eine lateiniſch und türkiſch verfaßte Schrift folgenden Inhalts zurück:

Digitized by Google

Im Jahr 1805 nach Chriſti Geburt, und 1220 der Hegira.

Ein mit einer diplomatiſchen Sendung an Feth-Aly, Schach von Perſien, abgeſchickter Franzoſe, wurde aufs niederträchtigſte verrathen, angehalten, und in ein Gefängniß in der Citadelle von Bayazid geworfen. Er verdankt die Erhaltung ſeines Lebens der Großmuth Mahmoud Agas, des Gouverneurs jenes Schloſſes. Mögen Reiſende, welche dieſes Land beſuchen, dieſen ehrwürdigen Gaſtfreund wohl und glücklich antreffen!

Das Land Kurdiſtan, in dem ſich der Verfaſſer bisher aufgehalten hatte, und das die Landſtrecke begreift, die von dem alten Colchis nach Norden, von den beyden Medien öſtlich, von Chaldäa ſüdlich und von Klein-Armenien weſtlich begrenzt iſt, iſt eine der einträglichſten Provinzen des türkiſchen Reichs. Wegen der großen Weiden werden daſelbſt ſehr viele Schaafe und Ziegen gezogen, und man rechnet allein 500,000 ſolcher Thiere, die jährlich aus dieſer Provinz, in Heerden von 1500 bis 2000 Stück nach Konſtantinopel gebracht werden. Eine ſolche Heerde braucht beynahe anderthalb Jahre, bis ſie von Van nach Konſtantinopel gelangt. Der nördliche Theil dieſer Provinz iſt ſehr reich an Getreide, und der Boden liefert außerdem viel Operment, Schwefel und Alaun. Die Einwohner zeichnen ſich durch die Größe und Schönheit ihrer Augen, durch Adlernaſen, eine weiſſe Hautfarbe, und ſchlanken Wuchs aus. Sie haben eine leichtere Kleidung als die übrigen Türken. Kriegeriſche Uebungen ſind ihre Lieblingsbeſchäftigung. In den Stunden ihrer Muſe unterhalten ſie ſich gerne mit Erzählungen, oder Geſängen der Liebe, und der Schlachten. Ihre Muſik hat viel Ausdruck und Melancholie. Ihre vorherrſchende Leidenſchaft iſt der Raub; doch ſind gerade diejenigen, die denſelben am meiſten nachhängen, oft in Ausübung der Pflichten der Gaſtfreundſchaft die allerſtrengſten. Man verläßt ſelten die Zelte der Kurden, ohne zum Dank für das Vergnügen, das man ihnen durch die Benutzung ihrer Gaſtfreundſchaft gewährt hat, ein Geſchenk zu erhalten. Dieſes beſteht bald in einer Ziege, einem Lamm, oder ſogar einem Mauleſel oder einem Pferde. Nur ſehr ſelten knüpft Liebe und Achtung das Band ihrer Ehen. Keine Heirath kann indeſſen ohne Einwilligung der Eltern ſtattfinden. Hr. Jaubert erzählt in dieſer Beziehung folgendes merkwürdige Beyſpiel: der oben erwähnte Mahmoud-Aga, Kommandant des Schloſſes von Bayazid, war mitten unter laſterhaften Menſchen dem Pfade der Tugend gefolgt. Oft hatten ſich ſeine Freunde der Weisheit ſeines Raths zu erfreuen, und ſeine Feinde zitterten vor der Stärke ſeines Arms. Huſſein, ſein Enkel, ein tapferer Krieger, wollte ein Mädchen heirathen, das er aufs zärtlichſte liebte; er konnte aber trotz der inſtändigſten Bitten die Einwilligung ſeines Großvaters nicht erhalten. Thränen, und ſelbſt die Verwendung des Paſcha, hatten ſich fruchtlos gezeigt. Die übrigen Verwandten kamen nun auf den Einfall, daß hier das Flehen eines Gefangenen vielleicht von glücklicherem Erfolge ſeyn würde. Man beſchwor daher Hrn. Jaubert, ſeine Fürbitte einzulegen, der nicht begreifen konnte, wie die Stimme eines Unterdrückten, und eines Ungläubigen in den Augen des Agas von Gewicht ſeyn könnte. Er trug indeſſen ſeine Bitte unter der Aegide der Gaſtfreundſchaft vor. „Fremdling, antwortete ihm der Greis, mein Wille und mein Intereſſe widerſtreben deiner Bitte. Ich bin bey den Thränen einer flehenden Familie, und bey den Drohungen eines ſtrengen Herrn unerſchüttert geblieben. Aber die Bitte eines Gaſtes iſt heilig. Die Stimme des Unglücklichen iſt die Stimme der Vorſehung, und ſeine Bitte ein unwiderſtehlicher Befehl. Du willſt es; nun die Liebenden ſollen vereinigt werden; aber erinnere dich, daß dieß die höchſte Gunſt iſt, die ich dir zu erweiſen im Stande bin. Bedenke, daß, wenn ich trotz meiner grauen Haare nicht erröthe, deiner Jugend und deiner Unerfahrenheit nachzugeben, dieß aus Achtung für deine Ketten geſchieht, und glaube mir, daß man Gott dadurch angenehm wird, daß man ſeine Entſchlüſſe vor demjenigen beugt, auf dem das Unglück laſtet. Mein Sohn, möge dir dieſes Beyſpiel zur Lehre dienen! Sollteſt du den Himmel, dein Vaterland und die deinigen je wiederſehen; ſollte dir Gelegenheit aufſtoßen, deinem Mitmenſchen zu dienen, ſo vergiß nie, daß die Großmuth die ſchönſte Zugabe der Macht iſt.“ Dieſe Unterhaltung wurde durch die Ankunft Huſſeins unterbrochen, der von Dankgefühl durchdrungen, ſich an die Bruſt ſeines Großvaters warf. Die beyden Liebenden wurden am folgenden Tage getraut, und Hr. Jaubert nahm an der Freude derſelben in ſeinem Gefängniſſe Theil, wohin ſie ihm eine Schale Sorbet und einen Blumenſtrauß geſchickt hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Beſchluß.)

Unter den Bronze-Stücken in dem Bourbonico-Borgianiſchen Muſeum zeichnen ſich neben andern aus: ein ſitzender Anubis, ein ſtehender Harpokrates, ein Patäkus aus dem Herkulanum nebſt mehreren egyptiſchen Gottheiten. Unter den Emaille-Arbeiten: eine Anzahl mumienartiger Figuren, ein Prieſter in gebückter Stellung, zu Pompeji aufgefunden, und eine für die Kunſtgeſchichte nicht unwichtige Figur in Moſaik. Unter den irdenen Gefäßen: eine große Opferſchale und ein Topf mit Iſiſchen Figuren, beyde aus Päſtum, und zwey Salbengefäße mit roth gemalten Abbildungen der Iſis und des Oſiris. Unter den Mumien: zwey Kindermumien. Neben dieſem allem haben die übrigen Abtheilungen des Borgianiſchen Muſeums welche nun insgeſammt den entſprechenden Abtheilungen der Bourboniſchen Sammlung einverleibt ſind, noch eine große Menge ſehr ſeltener und merkwürdiger Stücke enthalten, von denen man nur noch aus der Kufiſchen Abtheilung einen von dem arabiſchen Aſtronomen und Mechaniker Caiſſar, auf Befehl des Muhamed Alkamel VI., Königs von Egypten, im Jahre 1225 der chriſtlichen Zeitrechnung verfertigten, metallenen Himmelsglobus mit ſeinem von Aſſemanni erläuterten Meridian, aus der indiſchen Abtheilung, neben einer großen Anzahl Gottheiten von Holz und gebrannter Erde, eine groſe illuminirte Vorſtellung des Himmels und der Hölle der Braminen, und einige Scenen aus dem Mabarabat, vorſtellend den Krieg der Affen mit ihrem Könige Komnan, (dem größten Theile nach erläutert von Giorgis und dem der Sanskrit-Sprache kundigen P. Paolino); aus der Etruskiſchen Abtheilung eine Anzahl beſchriebener Opferſchalen und kleiner Sepulcral-Säulen, und aus der Volsciſchen Abtheilung eine (von Lanzi, Paolino u. A. erläuterte) Inſchrift in Bronze, herausheben will. Die griechiſche Abtheilung hatte unter andern viele kleine Idole von Bronze und Köpfe von Marmor, die römiſche mehr denn ſechshundert Stücke von Gold, Silber, Bronze, Marmor, Elfenbein und gebrannter Erde, die chriſtliche endlich über zweyhundert Stücke an Crucifixen, Diptychen, Gemälden, Kelchen, Siegeln und Siegelringen von Biſchöfen, Kirchen u. ſ. w. enthalten. Hierzu kommen noch mancherley heilige ſowol als profane Inſchriften auf Aſchenkrügen, Altären, Fußgeſtellen und Marmortafeln.

Der berühmte ſizilianiſche Gelehrte Hr. Brocchi, der ſich früherhin nicht ohne Erfolg mit der Geognoſie und Mineralogie der nördlichen Gegenden Italiens, namentlich der Thäler Trompia, Saſſa, Gandino, der Bergwerke von Viconago u. ſ. w. beſchäftigte, hat nun neuerlich auch den Boden der Stadt Rom und das Latium, und die phyſiſche Beſchaffenheit dieſes Landes, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, in Unterſuchung genommen. Eine vor einiger Zeit aus ſeiner Feder erſchienene, den erwähnten Gegenſtand abhandelnde, Schrift iſt reich an anziehenden, zum Theil neuen, Bemerkungen und Konjekturen, und dient zugleich als Kommentar und Erläuterung einer von demſelben Gelehrten herausgegebenen, ſehr ſorgfältig bearbeiteten, Carta fisica del suolo di Roma, ne' primi tempi della fondazione di questa città. Sümpfe voll Schlamm hatten anfangs ihr Standlager auf eben dem Grund und Boden, von welchem ſpäter der Circus hervorging, das majeſtätiſche Forum und prächtige Tempel. Dichtes in ſich verſchlungenes Buſchwerk ſproßte vormals in eben den Räumen, in denen nachgehends die bevölkertſten Stadtviertel (rioni) ſich ausbreiteten. Die Tiber, in ungeregeltem Laufe, hielt Erdſtriche überſchwemmt, die gegenwärtig im Trocknen liegen; Quellen, die ſich immer gleich lebendig von den Abhängen der ſieben Hügeln ergoſſen, ſind entweder verſiegt, oder ſchlängeln ſich unbeachtet unter Schutt und Ruinen. Mit Hinſicht auf Zahl und Umfang der von Hrn. Brocchi angegebenen und beſchriebenen Sümpfe Roms muß man ſich allerdings wundern, wie ſolch ein Boden in den älteſten Zeiten habe bewohnt ſeyn und von den erſten Anſiedlern zur Gründung einer Stadt gewählt werden können, die ſich bald zu einer ſo außerordentlichen Größe empor hob. Der gelehrte Italiener iſt der Meynung, es müſſe auf dem palatiniſchen Hügel die Luft zu der Zeit, als noch die Sumpfgewäſſer der beyden Velabern den Fuß deſſelben beſpülten, allerdings weniger geſund geweſen ſeyn; inzwiſchen ſey eben dieſer Berg doch als die Wiege des römiſchen Reichs anzuſehen, von wo aus ſich, wenigſtens von den Zeiten des Romulus an, jener kräftige und kriegeriſche Menſchenſtamm vermehrt und vervielfältigt habe, der zulezt Herr des Erdbodens geworden, und mit den heutzutägigen Bewohnern jenes Reviers, die ſogar durch den Geruch einer Roſe oder Jonquille an ihrer Geſundheit Schaden leiden, einen gewaltigen Kontraſt bilde. So über die Maßen groß iſt nämlich dermal die Abneigung der Siebenhügel-Städter vor ſtärkern Gerüchen, daß unlängſt der Beſitzer eines Gartens vor einer obrigkeitlichen Behörde hat erſcheinen müſſen, um gerichtlich angehalten zu werden, einige Orangen-Gewächſe aus dem Grunde abzuſchaffen, weil die Blüthen derſelben in den benachbarten Familien Krankheiten veranlaßten. Ein Apotheker ſieht ſich gezwungen, ſeinen Biſam unter der Kuppel der Univerſitäts-Kirche verwahrt zu halten, und ein ganz leichter Andrang dieſes Geruches in ein nahe gelegenes Theater hatte zur Folge, daß Niemand mehr das Schauſpiel beſuchte. Was die phyſiſche Beſchaffenheit des Latiums in jenen fernen Zeiten betrifft, wo der jungfräuliche Boden, noch von keiner Pflugſchar verlezt, ſeiner urſprünglichen Wildheit überlaſſen war, ſo glaubt Hr. Brocchi, die dortige Luft ſey damals noch verpeſteter geweſen, als jezt: allein die Alten verſtanden die Kunſt, in einem ungeſunden Klima ein geſundes Leben zu führen. Dieß ergibt ſich aus der übermäßigen Bevölkerung und der reißenden Schnelligkeit ihrer Fortſchritte. Es fehlte den Alten aber auch nicht an ſichern und kräftigen Mitteln, um ſich in einem ſo ungünſtigen Klima bey unangefochtener Geſundheit zu erhalten. Dieſe Mittel waren: eine mäßige Lebensart, verbunden mit geſunden Nahrungsmitteln, Reinlichkeit der Wohnungen, Richtung derſelben nach einer geſunden Gegend und die alterthümliche Kleidertracht. Auch Form und Schnitt der Kleider waren ungleich mehr als heut zu Tage geeignet, die Hautorgane vor dem Andrange der in der ſchädlichen Luft enthaltenen Krankheitskeime zu verwahren. Alle dieſe Hülfsmittel ſind heut zu Tage gänzlich vernachläſſigt. Es wird häufig, zumal von Ausländern, gefragt, warum, nachdem die Urſachen der Zerſtörung, als da ſind: Verlegungen des Regierungsſitzes, Einfälle der Barbaren, Auswanderungen, der Krieg mit allen ihm im Gefolge gehenden Kalamitäten, ſeit vielen Jahrhunderten weggefallen, die im Lande Zurückgebliebenen im Verfolge der Zeiten und Generationen nicht neuerdings das Latium bevölkert haben, und warum Rom bis auf den heutigen Tag von öden und unbebauten Triften umgeben bleibe. Jeden, der ſolche Fragen aufwirft, möchte man bitten, ſein Augenmerk auf die Hügel von Albano, von Tuskulum und ihre Umgegend zu richten. Hier bietet ſich, ſowol rückſichtlich auf die daſelbſt blühende landwirthſchaftliche Induſtrie, als auf die überaus große Bevölkerung, ein ganz anderer Anblick dar, als um Rom her. Jenes Hügelland genießt der Wohlthat einer ſehr reinen Luft, in der Ebene hingegen iſt die Atmoſphäre verpeſtet, und die Einwohner, übel mitgenommen durch das Fieber, haben fortwährend mit einem höchſt gebrechlichen, für die Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchlechtes nachtheiligen Zuſtande zu kämpfen. Die Entvölkerung iſt demnach auf Rechnung der ſchlechten Luft und der wenigen Sorge zu ſchreiben, die man anwendet, um den Körper vor ihrem Einfluſſe zu bewahren. Wohl könnte dießfalls die Agrikultur von einigem Nutzen ſeyn, und die Beſchaffenheit der Luft durch mehrern landwirthſchaftlichen Fleiß etwas von ihrer Verderblichkeit verlieren: der Geſundheit zuträglich aber wird dieſe Luft nie werden; es wäre denn, daß man die ſämmtlichen Sümpfe und Kothlachen austrocknen und ſomit die materielle Urſache ihrer Schädlichkeit aus dem Wege räumen würde.

Der erwähnte Gelehrte hat bey ſeiner Unterſuchung der verſchiedenen Formationen der Felſen Siziliens unter andern auf dem Berge Pellegrino, unweit Palermo, in ungleicher Höhe Löcher wahrgenommen, aus deren Geſtalt erhellet, daß ſie das Werk des Mytilus lithophagus geweſen ſeyn müſſen. Dieſe Oeffnungen finden ſich an mehr als einem Orte in ſo großer Anzahl zuſammengereiht, daß ſie das Ausſehn von Bienenzellen haben; auch erſtrecken ſie ſich bis oben auf den Gipfel des Berges. Nun beträgt aber, zufolge der von den Pariſer Aſtronomen angeſtellten Meſſungen, die Höhe des Pellegrino 1850 Pariſer Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres. Es läßt ſich alſo hieraus abnehmen, bis zu welcher Tiefe das Meer nach und nach müſſe geſunken ſeyn. Aehnliche Löcher finden ſich in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß über die Meeresfläche im dießſeitigen Kalabrien, zwiſchen Fuscaldo und Scalea, gegen das Vorgebirge des Palinurus hin, und ſelbſt im jenſeitigen Kalabrien, an den Küſten des joniſchen Meeres.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 44.

Digitized by Google

Nro. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 4. Juni 1822.

> Nächte hüllen nicht ewig die Sterblichen ein und nicht ewig
> Drücket ſie die Laſt des Geſchicks;
> Ewig iſt nicht die Dauer des Segens! Genuß und Entbehrung
> Wechſeln mit plötzlichem Schwung. —
>
> Sophokles.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Nach einer ſehr beſchwerlichen und gefährlichen Reiſe über die mit Schnee bedeckte Gebirgskette von Djedeck, wo nach Xenophon die Griechen ſo viel zu leiden hatten, kam der Verfaſſer am Ende des Februar wieder in Erze-Rum an, wo er wegen der Kälte fünf Tage lang verweilte. Der Intendant der Zollſtätte Ahmed-Bey, der ihn bey der erſten Durchreiſe ſo gefällig bewillkommt hatte, war nicht daſelbſt. Man hatte ihn für einen Anhänger des tapfern und unglücklichen Admirals Huſſein-Paſcha gehalten, und auf eine Inſel im Archipel verwieſen.

Das Lager Youſſuffs war bey dem Dorfe Eudrès, 80 Stunden weſtlich von Erze-Rum. Der Verfaſſer kam daſelbſt am 24. Tage ſeiner Abreiſe von Bayazid am 14. März 1806 an. Seine Gefangenſchaft hatte ſomit acht Monate und dreyzehn Tage gedauert. Youſſuf kannte ihn ſchon früher perſönlich, und hatte ihn, da er noch Großvezier geweſen war, bey einer frühern Geſandtſchaftsreiſe dem Sultan Selim vorgeſtellt. Er hatte zuvor die Nachricht von dem glänzenden Siege bey Auſterlitz erhalten, und empfing Hrn. Jaubert ſehr freundlich, und mit öffentlichen Hochachtungs-Bezeugungen. „Mein Freund, ſagte er zu ihm, du biſt hier nicht mehr unter den Kurden. Ich bin der Diener der hohen Pforte, die mir die Regierung von Armenien anvertraut hat. Ich werde dir den Aufenthalt im Lager möglichſt angenehm zu machen ſuchen. Ich bedaure, nicht in Erze-Rum zu ſeyn, wo ich dich beſſer empfangen, und dir den hohen Werth beweiſen könnte, den ich auf deine tapfere und großmüthige Nation ſetze. Von Konſtantinopel hoffe ich bald günſtige Nachrichten für den Zweck deiner Reiſe zu erhalten. Du wirſt den Hof von Perſien beſuchen, den König und ſeine Prinzen ſehen; du wirſt die Urſachen jenes Luxus ohne Würde, jener Höflichkeit ohne Redlichkeit, jener ſo trügeriſchen Annehmlichkeit der Sitten, die in eurem Europa ſo ſehr gerühmt wird, zu würdigen im Stande ſeyn; und du wirſt bey deiner Rückkehr nach Frankreich, wie ich hoffe, ein gutes Andenken von den Osmanen, und beſonders von Youſſuf-Paſcha bewahren.“

Youſſuf-Paſcha war in einem Alter von mehr als 70 Jahren noch mit einer außerordentlichen Geiſtes- und Körperkraft begabt. Er hatte einen großen Wuchs, und einen lebhaften durchdringenden Blick. Er war in Georgien geboren, und von dort in ſeiner erſten Jugend als Sklave nach Konſtantinopel gebracht worden. Man hatte ihm eine ganz militäriſche Erziehung gegeben, die vollkommen mit ſeinem kriegeriſchen Charakter harmonirte, und er hatte ſich von den niederſten Stufen zu den höchſten Würden des Reichs emporgeſchwungen. Eben ſo geſchickt in Ausforſchung der Geheimniſſe des Serails, als tapfer an der Spitze der Armeen, hatte er ſich die Achtung und das Vertrauen des Selim, mit dem er gleichſam aufgewachſen war, zu erwerben gewuſſt. Sein Anſehen muſſte in der That ſehr groß ſeyn, da er trotz der gänzlichen Niederlage, die ſeine Armee in Egypten gegen die Franzoſen unter dem Befehle des Generals Kleber erfahren hatte, und trotz ſeiner Entfernung von dem Hofe und den Intriguen von einer Menge Mitbewerber ſich ſieben Jahre hindurch im Vezirate zu erhalten gewuſſt hatte. Seine Abſetzung war indeſſen gerade erfolgt, wo Hr. Jaubert durch Konſtantinopel nach Perſien reiſte. Jeder andere Vezier würde in einer ähnlichen Lage das Leben verloren haben, oder in eine Verbannung geſchickt worden ſeyn. Man verlangte aber von ihm blos die Bezahlung von zwey Millionen Piaſtern, und ſeine Entfernung von den öffentlichen Geſchäften. Er zog ſich zuerſt in ein Landhaus am Ufer des Bosporus zurück, wurde aber bald wieder zu der oben angeführten Beſtimmung abgeſchickt.

Während ſeiner Anweſenheit in dem ottomaniſchen Lager wurde es dem Verfaſſer geſtattet, die große Ebene von Endrès zu durchreiſen, und die dort häufig verbreiteten chriſtlichen Dörfer zu beſuchen. Der Paſcha ließ ihnen allen Schutz angedeihen. Die Armenier bauten trotz des verheerenden Kriegs in ihrer Nähe ihre Felder im Frieden; ihre Frauen zeigten ſich ohne Furcht entſchleyert vor den Soldaten; ihre Kirchen wurden geachtet, und blieben Tag und Nacht geöffnet.

Im Orient gewähren die chriſtlichen Kirchen keinen ſo impoſanten Anblick, wie im Occident. Sie zeugen von der Abhängigkeit, in der die Bekenner der Chriſtus-Religion leben. Der Eingang unterſcheidet ſich von dem bey gewöhnlichen Wohnungen nur durch ein Kreuz. Im Innern machen ein ganz einfacher Altar und einige ſchlechte Gemälde die einzigen Zierden derſelben; aber die Armenier betreten ſie nur mit entblößten Füßen. Die Prieſter haben weiſſe Gewänder, und ihre Geſänge ertönen mit dem Aufgang der Sonne. Alles verkündet auf dem Lande in Armenien Wohlwollen und Sanftheit der Sitten. Hier trifft man die wahre patriarchaliſche Einfachheit und die glückliche Unſchuld der erſten Zeitalter. Die zärtliche und unterworfene Gattin wagt es kaum, ihren Gatten anzublicken; ſie würde erröthen, wenn ſie mit einem andern Manne als ihm, ſprechen ſollte; die Tochter ſezt ſich niemals in Gegenwart ihres Vaters, und der Greis gebietet mit einem Blick, und ſieht ſeine Wünſche im Augenblick erfüllt.

Der Umgang mit dieſen Menſchen bildete für Hrn. Jaubert einen großen Kontraſt gegen die fanatiſche Aeußerungen der Krieger im Lager, wo ſich unter andern mehrere rühmten, an der Ermordung des franzöſiſchen Generals Kleber in Egypten Antheil zu haben. Endlich kamen die erwarteten Befehle von Konſtantinopel an, deren Inhalt aber Youſſuf drey Tage geheim hielt. Nach Verfluß dieſer Zeit lud er Hrn. Jaubert zur Tafel, wo er ihm lächelnd ſagte, er würde bald nach Konſtantinopel zurückkehren und ſein Vaterland wieder ſehen. Es dürfte ihn auch gar nicht reuen, die Perſer nicht kennen gelernt zu haben, da ſie in Europa in einem ganz unverdienten Rufe ſtehen, u. ſ. w. Nach der Tafel verlangte er die Firmans der Pforte, entließ die ganze Geſellſchaft, und gab ihm dieſelben. Bey der erſten freudigen Aeußerung, die Hr. Jaubert machen wollte, unterbrach er ihn mit den Worten: „Unvorſichtiger, weißt du nicht, daß hier alles geheim ſeyn muß? Du wirſt nach Perſien unter einem angenommenen Namen reiſen. Mache dich bereit; aber gib vor, du reiſeſt nach Konſtantinopel zurück. Du muſſt ſelbſt zuerſt dieſen Weg einſchlagen. Ein Offizier wird dieſe Nacht zu dir ſtoßen. Du haſt aber ohne Zweifel nicht alle die Koſtbarkeiten wieder erhalten, die du den Auftrag hatteſt, nach Perſien zu bringen. Es iſt nicht genug, daß du den Ort deiner Beſtimmung erreichſt, du ſollſt daſelbſt auch gut aufgenommen werden.“ Der vormalige Vezier ließ nun reiche Stoffe von Aleppo, Uhren, und verſchiedenen andern Schmuck herbeybringen, zu deſſen Annahme er Hrn. Jaubert nöthigte, und deren Vorrath er, jemehr dieſer ſich weigerte, vermehrte.

Am 1. April 1806 verließ er das Lager des Youſſuf-Paſcha, mit einer Begleitung von zwanzig Mann, unter dem Befehle eines Aga, Namens Muſtapha. Am erſten Tage reiſte er immer in der Richtung nach Konſtantinopel, dann aber ſchlug er den Weg nach Perſien ein. Von Erz-Inghian bis nach Ilidjah, wo eine heiße Waſſerquelle entſpringt, drey Stunden von Erze-Rum, brauchte er fünf Tagereiſen. Dem Befehle zufolge muſſte er leztere Stadt vermeiden, und über Kian, Haſſan, Caleh, Kullikdenes, Conzli über hohes Gebirg, und dann über den Euphrat bey Melez-Ghird reiſen.

Von Van, einer Stadt von 15,000 Einwohnern, reiſte er am 30. April mit einer neuen Begleitung unter der Anführung eines Aga, Namens Suleiman, ab. Die kleine Karawane ſchlug den Weg gegen den See Erdjek ein, und gelangte endlich ohne beſondere Schwierigkeiten durch das Thal Cotourab in das lezte türkiſche Dorf gleichen Namens. Der Fluß Cotourab gelangt, ſo wie ſich das Thal erweitert, in die ſchöne Ebene von Khoi, wo Alles auf einmal, wie durch Bezauberung, ein neues Anſehen gewinnt. Das mildeſte Klima iſt hier im Einklang mit dem ſorgfältigſten Anbau des Bodens und dem Wohlſtand der Einwohner.

(Die Fortſetzung folgt.)

Admiral Byng.

(Beſchluß.)

Der 14te März des Jahres 1757 war zur Vollziehung des Urtheils beſtimmt, als ein unerwartetes Ereigniß der Sache eine andere Wendung geben zu wollen ſchien. Die Londner City hatte des Admirals Byng Beſtrafung oft laut

Digitized by Google

gefordert. Wie der Pöbel immer zuerſt die Strenge der Geſetze in Anſpruch nimmt, ſo fühlt er auch gewöhnlich am erſten und oft allein dann Mitleiden mit ſeinem Opfer, wann es zu ſpät iſt. Das Lieblings-Schauſpiel der Menge iſt ein ſtandhafter Dulder; ſie zeigte aber dieſes Mal ihr Mitgefühl früher, als gewöhnlich. Am 9. März, um eilf Uhr Nachts, gingen vier Aldermen von Seiten der Tory zu Dickinſon, dem Lordmayor, und verlangten, er möge den Stadtrath verſammeln und die Bitte, des Admirals zu ſchonen, an den König gelangen laſſen. Der Gerichtsmann, fühllos, förmlich, als wär' er die erſte Magiſtratsperſon im Königreich, verſezte kurz, es ſey zu ſpät, er wolle aber am nächſten Tag bis zum Nachmittag zu Hauſe ſeyn. Man ſandte nochmals zu ihm, mit der Bitte, das Geſuch zu unterſtützen, allein er hörte die Abgeordneten nicht mehr.

Auf dieſe Weiſe war das lezte Rettungsmittel verloren. Wäre die erſte Bitte, die man um Mitternacht gemacht hatte, angenommen worden, ſo hätte man eine günſtige Wendung der Sache hoffen können; wenigſtens hätte der König dann ſeine Strenge nicht durch das Verſprechen, welches er der City gegeben (nämlich Byng hinrichten zu laſſen) entſchuldigen können.

Der traurige Morgen kam; ohne Furcht ſah ihm der Admiral entgegen: ſein ganzes Benehmen war würdig, entſchloſſen und gefühlvoll. Während er gleich einem ſchuldloſen Opfer fühlte, handelte er wie ein Held. Stets hörte er mit Unwillen ſeine Freunde von Vorſchlägen zu einer Flucht ſprechen; tief verachtete er den Vortheil, welcher ihm aus einer Bewegung unter dem Volk erwachſen konnte. Von ſeinem Schickſal redete er mit Gleichgültigkeit. Am Tag vor ſeinem Ende erklärte er feſt, daß er kein Tuch über ſeinem Angeſicht dulden würde, damit man wahrnehmen könne, ob er das geringſte Zeichen von Furcht ſehen laſſe. Sein Vorſatz blieb derſelbe, als der lezte Augenblick kam. Heiter ſagte er ſeinen Freunden Lebewohl, hielt die zur Vollziehung des Urtheils Beauftragten nicht einen Augenblick auf und ſezte ſich männlich entſchloſſen auf den für ihn beſtimmten Stuhl.

Einige menſchlich fühlende Offizianten ſtellten ihm hier vor, daß er die traurige Pflicht derer, welche ſein Urtheil vollſtrecken mußten, durch ſein unverhülltes Geſicht erſchwere und ſie ſchrecke, und baten ihn, ein Tuch um die Augen zu binden: er erwiederte: „Es mag ſo ſeyn, da es ſie ſchreckt; mich ſchrecken ſie nicht.“ Seine Augen wurden verbunden, man ſchoß, eine Kugel ging ihm durch den Kopf, eine zweyte durch das Herz und er ſank. —

Wir ſchließen dieſe Darſtellung mit einem Briefe Walpole's, der einen Nachtrag zu dem obigen bildet und jezt erſt aus der Handſchrift abgedruckt wurde.

Den 17. März 1757.

Admiral Byngs's Tragödie ging am lezten Montag zu Ende — eine wahre Tragödie, denn man fand da vielfache Verwicklungen, Schurkerey, Mord und einen Helden. Seine Leiden, Verfolgungen, Verläumdungen, die Zerrüttung, nein, die gänzliche Auflöſung aller ſeiner bisherigen Verhältniſſe hatten nicht den geringſten Einfluß auf ſeinen Geiſt: ſein ganzes Betragen war natürlich und feſt. Wenige Tage vor ſeinem Tode ſtand einer ſeiner Freunde bey ihm und ſagte: „Wer von uns beyden iſt der größte?“ Der Admiral erwiederte ruhig: „Wozu dieſe Ceremonien? Ich weiß, was das ſagen will; laßt den Mann kommen und das Maaß zu meinem Sarge nehmen.“ Er ſagte, daß er, freygeſprochen von dem Vorwurfe der Feigheit und überzeugt durch das kaltblütigſte Nachdenken, nach ſeinem beſten Wiſſen gehandelt zu haben, gern und willig ſterbe. Er verlangte auf dem Hinterdeck erſchoſſen zu werden und nicht an dem Platz, wo man gemeine Miſſethäter hinrichtet; er kam um zwölf Uhr dahin, ſezte ſich in einen Stuhl, denn er wollte nicht knieen, und ließ ſich erſt auf das Erſuchen der Vorſtrecker ſeines Urtheils bewegen, die Augen zu verbinden: dann gab er das Zeichen und fiel, von zwey Kugeln getroffen.

Alles iſt eitel, ſpricht der Prediger.

Nach Lord Byron.

1.

Ruhm, Weisheit, Lieb' und Macht war mein,
Reichthum auf Segensauen;
Aus goldnen Bechern trank ich Wein,
Umringt von holden Frauen.

Ich ſonnt' in ihrer Schönheit Glanz
Mein Herz; in Lieb' erglüht' ich;
Der Hoheit reichen Blumenkranz
Gab mit der Himmel gütig.

2.

Mein Leben laß ich, Tag vor Tag,
Am Geiſt vorüberſchweben,
Ob mich kein Reiz wohl locken mag,
Es nochmal zu durchleben.

Kein Tag und keine Stund' entſchwand
Uneingetaucht in Wermuth;
Kein Gold, kein reiches Prachtgewand
Hielt fern den Geiſt der Schwermuth.

3.

Des Feldes gift'ge Schlangenbrut
Vermag die Kunſt zu bannen;
Die Schlange, die am Herzen ruht,
Wer treibt uns die von dannen?

Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
Kein Wohllaut kann ſie locken;
Dort ſticht ihr Stachel ewig fort,
Das Herz, es muß verſtocken.

D.

Ein Wink an die Blumenmacherinnen.

Wir hören aus England, daß kein anderes Material zur Verfertigung künſtlicher Roſen geſchickter ſeyn ſoll, wie das Häutchen, welches das Eydotter von der Schale trennt. Die Zartheit und weiche Oberfläche dieſer Haut ſcheint uns auch ganz zu dieſem Gebrauch geeignet, allein unſre Blumenkünſtlerinnen müſſen unſre Chemiker zu Rathe ziehen, um ein Mittel zu finden, das ihr die Biegſamkeit erhält, welche ihr Gebrauch nöthig macht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, May.

Ein ſehr anſtößiger Rechtsſtreit wurde ſo eben auf eine ziemlich unziemliche Weiſe vor dem Kanzley-Gerichtshof (court of Chancery) geführt. Ein Taglöhner auf dem Lande, ſcheint es, ward mit einer reichen Mündel dieſes Gerichtshofes ſo vertraut, daß die Verwandten des jungen Mädchens um einen Befehl anhalten mußten, der ihm allen weitern Umgang unterſagte. Deſſen ungeachtet ward das unglückliche Geſchöpf im ſechszehnten Jahr von ihm ſchwanger. Der Gerichtshof ſchickte ihn demnach, als einen Verächter ſeiner Würde, ins Gefängniß, wo er nun jezt ſchon ſeit drey Jahren von 4 Pence des Tages, die ihm das Gefängniß geſtattet, abgemagert hat, während ſeine Frau und Kinder, ſeines Beyſtandes beraubt, im größten Elend darben. Ein Advokat nahm ſich der Sache freywillig an und bat um deſſen Befreyung; dagegen reichte der Advokat der Familie die beeidigte Angabe derſelben ein, und der Vicekanzler entſchied — ohne dem Gefangenen oder deſſen Advokaten dieſe Angabe ſehen oder deren Inhalt wiſſen zu laſſen — daß die Sache nach ſechs Monaten wieder beſprochen werden ſolle!! Als Grund zu dieſem Verfahren gab er an, daß der Inhalt derſelben nicht für Oeffentlichkeit geſchickt ſey, indem er den Frieden der Familie aufs Neue verwunden würde. — Die Sache ward indeſſen vor den Großkanzler gebracht, der, da ſie, wie er ſich ausdrückte, die Freyheit eines Unterthanen betraf, nicht ſo leicht von der Hand wies. Er hörte die Advokaten von beyden Theilen und zwar im Privatzimmer, welches, lezteren Umſtandes wegen, ihm eine Zeitung bitter tadelte, und — ſo groß iſt hier die Achtung eines Richters gegen die öffentliche Meinung — der Großkanzler entſchied dahin, daß der Angeklagte nach gegebenem eidlichen Verſprechen, nie mehr Umgang mit der Mündel des Gerichts zu haben, ſeiner Haft entlaſſen werden ſollte.

Das Unterhaus hat ein Verzeichniß der Verbrecher bekannt machen laſſen, welche vom 5. Jenner 1816 bis 5. Jenner 1822 transportirt, das will ſagen, in die Kolonien der Auſtralländer verwieſen worden ſind. Sie weiſen 15.218 männliche und 1155 weibliche Verurtheilte aus. Der Zahlunterſchied zwiſchen beyden Geſchlechtern ſcheint mir ſehr merkwürdig. Worauf gründet er ſich? auf größere Sittlichkeit? unmöglich! auf größere Leichtigkeit für das andere Geſchlecht, in der Unſittlichkeit ohne Verbrechen beharren zu können? — Welche troſtloſe Verderbtheit ahnen wir dann in der niedern Klaſſe der Weiber! Denn unter rohen Menſchen ruft die Erſchütterung beym Anblick eines beſtraften Mitgenoſſen noch manchmal das Beſſere zur Thätigkeit auf, dahingegen die ruhige Gemeinſchaft mit dem Verworfenen, von der doch alle Verhöre zeigen, den Schlamm der Schlechtigkeit zu dem eigentlichen Element der niedern Weiberklaſſe machen muß. Innerhalb ſechs Jahren ſind demnach mehr wie ſechszehntauſend entehrte Menſchen zur Bevölkerung der Auſtral-Kolonien abgeſchickt! — Wenn wir hören, daß bey der Eröffnung der halbjährigen Sitzung des einzigen Gerichts von Old-Bailey, 284 Gefangene ihren Prozeß erwarteten, und danach ſo ziemlich die Zahl der Gefangenen in den übrigen Londoner Kerkern zu berechnen iſt, ſo begreift man die Zahl der Verwieſenen, und ſegnet den gefundenen Ausweg, der ſich Dem, der eines guten Entſchluſſes fähig iſt, „ein neuer Menſch zu werden,“ in der neuen Welt darbietet. Die Zahl der Verbrecher, ſo wie die Natur der Verbrechen, welche man in den öffentlichen Blättern angeführt findet, flößt Schauder ein — nicht wegen der verwickelten Bosheit, die den berüchtigten Fualdez-Prozeß charakteriſirte, und jezt bey dem Fontiſchen auffällt, ſondern wegen der leidenſchaftlichen oder kaltblütigen Rohheit, die überall bey dieſen Thaten hervorſticht. Tragen ſie nicht dieſen Charakter, ſo ſind es Unthaten, zu denen die unſeligen Finanzverhältniſſe dieſes Landes führen: Verfälſchung und Geldbetrug — die Zahl der Verbrecher dieſer Gattung muß den Menſchenfreund doppelt betrüben, weil ſie zum großen Theil aus gebildetern Menſchen beſteht. Doch auch abgeſehen von den Verbrechen, welche die ungezügelte Begier nach Genuß erzeugt, muß die Arbeitloſigkeit, welche die Zunahme der Maſchinen-Arbeit, nebſt der Stockung im Handel, herbeyführet, auch ſonſt rechtliche Leute den gefährlichſten Verſuchungen ausſetzen. Unter den vielfältigſten Beyſpielen dieſer Arbeitloſigkeit fiel mir folgendes auf: Am 11. April ſah ich neunzehn Taglöhner, welche den Gemeinde-Vorſteher von Stockbury vergeblich um Arbeit gebeten hatten, von Langerweile verzehrt den ganzen Tag mit Schnellkügelchen ſpielen, wobey ſie ſich unter einander beaufſichtigten, als wären ſie in der Arbeit. — Das ſind Uebel, bey welchen alle Verſicherungen vom Flor unſerer Fabriken keine Bürgſchaft der Volks-Glückſeligkeit gewähren.

Provinzial-Blätter ſprechen ſehr emphatiſch von dem glänzenden Erfolg der Silber- und Bley-Bergwerke, welche in Cornwallis eröffnet ſind. Man ſchmeichelt ſich, daß ſie in kurzer Zeit das ganze Königreich hinlänglich mit Silber verſehen werden. In der Grube des Sir Chriſtoph Lawkins daſelbſt, hat man eine Silberſtufe von 400 Pfund gefunden. Dieſe Grube gibt zwey, zuweilen drey ſolche Ausbeuten in einem Monat. Iſt das gegründet, ſo würde die Betriebſamkeit und die Noth ihr Heil fortan unter der Erde zu ſuchen angelockt ſeyn.

Die öffentlichen Blätter ſagen auch dem Feſtland, mit welchem Eifer man ſich hier mit der Erleichterung der landbauenden Klaſſe beſchäftigt; aber dem Ausland wird es in ſeiner Mitte nicht an Beyſpielen fehlen, wie ſchwer eine Verbeſſerung des Ganzen auszuſinnen iſt, bey welcher der kräftige moraliſche Entſchluß jedes Einzelnen mitwirken muß. Ein öffentliches Blatt beſchließt ſeinen Artikel folgendergeſtalt: „Wir ſehen kein Mittel gegen dieſes Uebel, als in der Rückkehr zu den urſprünglichen Sitten und Verhältniſſen der Geſellſchaft. Wie der Pächter den wohlhäbigen Kapitaliſten noch nicht nachahmte, gehörte ſein Geſinde zu ſeiner Familie. Die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel wird manchen zu dieſer Sitte zurückführen. Der Landmann fängt an einzuſehen, daß dieſe Maſchinen, welche ihn in Elend ſetzen, verarmte Marktflecken mit ſeinen Landeserzeugniſſen zu überſchwemmen, ſeinen Wohlſtand nicht erhöhen. Der Dreſchflegel möchte wohl ſeine alten Rechte wieder gewinnen. Es wäre möglich, daß der Nothdrang der Ackerbauer den Keim der Verbeſſerung entwickelte, und daß der derbe Bauernſtand noch dem Bettelſtabe entginge, wenn deſſen einzelne Mitglieder dem unnatürlichen Charakter von Getreide-Wucher entſagen wollten. Ja wir hoffen den alten engliſchen Pflüger-Pacht wieder unter uns aufleben zu ſehen.“ (The Guardian.) Ich ſage Amen! Amen! aber ſehe die Möglichkeit dazu nicht ein. Schon Pope ſagt einmal bey einer ganz andern Gelegenheit: „daß Vergeſſen die ſchwerſte Aufgabe für den Menſchen ſey“ — und das werden alle die, durch Luxusgewohnheiten aus ihren natürlichen Verhältniſſen Geriſſenen, beweiſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 45.

Nro. 134.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Juni 1822.

Ich rathe allen ſtolzen Gemüthern, ſich nur ſelten ein edeln Unwillen zu erlauben; dieſes Gefühl grenzt zu nahe an ihre vorwaltende Schwäche.

Aus einem engliſchen Roman.

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Niemand war leichter zu behandeln wie der alte Oktur. Seine Handelsſpekulationen hatten ihm je länger je näher am Herzen gelegen, ſeiner Söhne Nähe hatte ſich bey ihrer Rückkehr gleichſam zwiſchen ſie gedrängt, ſeit den zwey Jahren, wo ſie nun fern waren, hatte Gewinnſtesliebe ihren Raum eingenommen, und das Alter in ſchnellern Fortſchritten das Herz erkältet. Die Nachricht, die ihm Marcus von ſeiner Uneinigkeit mit Sophien gab, war ihm höchſt läſtig geweſen: denn er ſah ſogleich ein, daß die Mitgift herausgegeben werden müßte; er hütete ſich alſo wohl, die Nothwendigkeit einer Scheidung anzuerkennen, und that gegen die Salmonſchen Frauen, als ſäh er Sophiens Anweſenheit im mütterlichen Hauſe als temporär an. Seine bequemen Gewohnheiten hätten bey einem Bruche ſehr gelitten. Der Sonntags-Kaffee, der obere Platz bey allen Salmonſchen Ehreneſſen, wäre bey einer Erläuterung wahrſcheinlich eingegangen — das ſind Dinge, die man nach dreyßig Jahren Genuß ungern aufgibt. Sophie war nicht zu betrügen, und nach Urſules Anſicht ſollte ſie auch nicht betrogen werden, doch nur ſo weit als Urſule ſie nicht abläugnen konnte, machte ſie die ſtets Fortkränkelnde mit ihres Mannes Härte bekannt. Ob ſie Hoffnung hegen wolle, überließ ſie ihr ſelbſt, denn ihre Anſicht glaubte ſie ſich nicht berechtigt ihr aufzudrängen; und ſo hoffte denn die Arme — ja von ihrer Mutter Irrthum verleitet, gerieth ſie in den von ihrer Schwäche begünſtigten Wahn, als wenn ſie wirklich nur von ihrer Kränklichkeit verhindert werde, ernſte Schritte zur Rückkehr in ihres Gatten Haus zu thun.

Unter dieſen Umſtänden langte Ariſt an. Sein Wiederſehen mit Urſule war ganz unbefangen. Sie drückte ihm ihre Zuverſicht, an ihm eine Stütze, an ihm den Beſchützer ihrer Schweſter zu finden, mit Innigkeit aus; erſt wie ſie in die näheren Umſtände von ihrer Schweſter Lage einging, überwältigte ſie das Gefühl, ſie weinte heftig — eine Wohlthat, die ſie ſich neben denen, die von ihr Troſt zu fordern gewohnt waren, nie erlaubte, und verhehlte ihrem Jugendfreund nicht, daß ſie noch vor niemanden andern geweint, und daß ſie ihn auffordere, fortan der Stärkere zu ſeyn. Ariſt hatte bey der Nachricht, die ihm Urſule von ſeines Bruders geſtörter Ehe gab, ihre Aufforderung nur rückſichtlich dieſes Bruders verſtanden; da er ſeit ſeiner Abreiſe nach Elberfeld nie mehr in unmittelbarem Verkehr mit dem geliebten Mädchen geweſen, hielt er ihr Gefühl noch für humoriſtiſch, ihren Verſtand für überſpannt, wie ſie ehemals waren. Ihr Brief erweckte eine lebhafte Sehnſucht, ſie jezt wieder zu ſehen, allein ſeine Reiſe in die Heimat beſchleunigte er aus Bruderliebe, aus Gerechtigkeit; denn er glaubte in Urſules kunſtloſem Bericht den ſichern Beweis von Marcus Ubereilung zu leſen. Der herzliche Empfang, das milde Weſen des geliebten Mädchens überraſchte und entzückte ihn, doch er hütete ſich wohl, dieſe Empfindung zu verrathen. Menſchen von ſehr empfindlichem Herzen finden gewöhnlich in einem äußern Gleichmuth das beſte Mittel, das Gleichgewicht im Innern zu erhalten. Sie wehren die Wirkungen der Außenwelt im erſten Andrange ab, denn erreichten ſie dieſes Innre, ſo wärs um ihre Faſſung geſchehen. Da ſie nun aber von den Umſtänden um ſie her, in dem Augenblick dieſes Andrangs oft zum Reden und ſogar zum Handeln getrieben werden, ſo ſind ſie genöthigt den Eindruck von Außen in ihren Verſtand aufzunehmen, damit ſie ihn vom Gefühl abzulenken Herr ſind, und ſo kommen ſie, aus Uebergefühl, faſt ſo weit wie die Verſtandes-Menſchen.

Nachdem Ariſt von der ganzen Lage der Sachen unterrichtet war, ließ er ſich zu der Mutter und Sophien führen, und obgleich die lezte beſonders in ſehr heftige Gemüthsbewegung gerieth, that es ihnen beyden unausſprechlich wohl, ſich von ihm, die eine mit kindlicher Ehrerbietung, die andere mit brüderlicher Herzlichkeit behandelt zu ſehen. Die Welt überſieht gar leicht das entmuthigende, ſchmerzliche Gefühl, das, alles andre Weh abgerechnet, das Weib als Wittwe und Waiſe erleidet, weil ſie den Schutz eines männlichen Weſens verlor. Es gibt kleine, nichtsbedeutende, aber immer wiederholte Unbilden in der Geſellſchaft, die des armſeligſten Mannes Nähe entfernt — ſie ſtürmen unausweichbar auf das vereinzelte Weib, und die Geiſtesſtärkſte empfindet ſie wie die Schwächſte, weil ſie die zarte Würde ihres Geſchlechts richtiger erkennt.

Ariſt war nach dem erſten Beſuch bey Sophien bemüht, ihren Arzt zu ſprechen. Ihr Zuſtand war ihm weit bedenklicher vorgekommen, als ihre nächſten Verwandten ihn anzuſehen ſchienen. Er hatte richtig geurtheilt, der Arzt nannte einen Zeitpunkt, der ſehr nahe war, wo die Symptome des Uebels ſich ändern mußten, wenn — wie er fürchtete, nicht ſowohl die Schwangerſchaft, als eine Abzehrung, deren Fortſchritte von dieſer gehemmt würden, an ihrem Leiden ſchuld ſey. Beſtätige ſich dieſes, ſo würden ihre Kräfte nach der Niederkunft ſehr eilig erſchöpft werden. Innig betrübt kehrte Ariſt an das Lager des armen, durch ihren und Andrer Leichtſinn hingeopferten Weibes zurück. Sie ahnete ihre Zukunft nicht, alle traurige Anzeigen ihres Zuſtandes legte ſie zum Vortheil ihrer Zukunft aus, und wenn ſie Ariſt bey des Tages Sinken, ihrer Kraft beraubt vom täglich wiederkehrenden Fieber, auf ihren Divan ausgeſtreckt fand, reichte ſie ihm ihre ehmals ſo runde, nun nur noch blendend weiſſe aber trocken glühende Hand, und rühmte ſich ihrer Vernünftigkeit, ſich ſo zu ſchonen, da ihr wahrlich gar nichts fehle, als ein bischen Athmen und Kraft. Die vom Arzt beſtimmte Zeit ging vorüber, und keine der günſtigen Anzeigen trat ein. Ariſt bat den Arzt: „opfern Sie das Kind, deſſen Zukunft ſo unſicher iſt, und erhalten Sie die Mutter!“ — Der Arzt ſagte ſtrafend: „Herr, das hat die Natur nur in ſeltnen Fällen möglich gemacht — ob erlaubt, weiß ich immer noch nicht. In dieſem Fall gibt ſie den Stamm auf und ſorgt nur für den Sprößling. Trifft meine Vermuthung ein, ſo geneſet dieſe arme Frau eines ſehr geſunden Kindes, um ſelbſt zu erlöſchen.“

Länger konnte Ariſt ſein trauriges Geheimniß nicht allein tragen; es ward ihm leicht Urſule, die ihn ganz als ein Mitglied der Familie behandelte, allein zu ſprechen; er forderte ſie zum Muth auf, und vertraute ihr ihrer Schweſter höchſt wahrſcheinliche Zukunft, ſo wie ſeine Abſicht, nun er dem Arzt eine beſtimmte Erklärung entriſſen, nach der Reſidenz zu eilen, um ſeinen Bruder zu einer Verſöhnung zu bewegen. Hier erwachte Urſules ganzer herriſcher Stolz. Sie ſtellte Verſöhnung und Demüthigung in dieſem Fall in eine Reihe, und erklärte, wenn ihrer Schweſter Tod ſtatt fände — den ſie ſchon den Muth gehabt habe, ſich als möglich zu denken, das Kind anzunehmen und ihm Vater- und Mutterliebe zu erſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die neueſten Berichte aus dem nördlichen Grönland.

Vom däniſchen Pflanzorte Lichtenau auf der Weſtküſte Grönlands ſchreibt der Miſſionar Kleinſchmidt, am 17. Juli 1821 neben anderm folgendes:

Ich trat den 3. Juli in Geſellſchaft der Gehülfen Benjamin, Sem und Friedrich, mit zwey grönländiſchen Weiber-Booten eine Reiſe an, von der ich geſtern zurückgekommen bin. Auf dieſem Beſuche in Süden kam ich nicht nur bis zur äußerſten Spitze des feſten Landes, ſondern auch eine gute Tagreiſe weiter, längs der öſtlichen Küſte. Auf dieſem Wege bis zur Inſel Staatenhuk, welche vor der Landſpitze liegt, habe ich viele Heiden angetroffen, und was ich ihnen von ihrem ewigen Heil ſagte, haben ſie mit großer Aufmerkſamkeit angehört. Einmal hatte ich über 300 Zuhörer. Dieſe machten den erſten Zug aus, den ich antraf; ſie hatten vier und zwanzig Zelte, und auf eine Zelt-Geſellſchaft kann man wenigſtens funfzehn Perſonen rechnen. Nach ihrer Aeußerung und meiner nachmaligen Beobachtung würde die Anzahl der in dieſer Gegend wohnenden Heiden wohl auf fünfhundert zu ſchätzen ſeyn.

Sobald ich ans Land getreten war, wurde ich von jenen wie von einem Schwarm umgeben, und noch ehe ich anfing zu reden, ertönte von Alt und Jung der Zuruf: „Es iſt gewiß unſer ganzer Ernſt, wir wollen uns Alle bekehren!“ Sie waren äußerſt erfreut über den Beſuch, äußerten oft ihren Dank dafür, und bey den Verſammlungen, die ich hier wie anderwärts unter freyem Himmel hielt, ſchien Niemand in ſeinem Zelte zurück zu bleiben. Die meiſten von dieſer Geſellſchaft, nämlich die Einwohner von vierzehn Zelten, begleiteten mich mit ihren Booten bis zu ihrem Wohnort bey Staatenhuk, wo überhaupt die meiſten wohnen. Dieſes Land heißt Narkſamio, das iſt: Wohnung auf einem flachen Lande. Sie führten mich bald und gleichſam in Prozeſſion nach einer Halbinſel auf einen beſonders ſchönen grünen Platz, der an beyden Seiten einander gegenüber Seebuchten hat, die zu Seehäfen dienen können, und ſie zeigten mir eine Stelle, wo wir ein Haus bauen könnten. Daß es auf eine Niederlaſſung bey ihnen abgeſehen ſey, davon hatte ich ihnen kein Wort geſagt; aber die drey Gehülfen hatten aus meinen vielen Erkundigungen auf ſo etwas geſchloſſen, und es ihnen beygebracht. Darüber war nun das arme Volk vor Freuden wie außer ſich. Bald fragten mich dieſe bald jene: Ob das denn wirklich wahr ſey? Ich kam darüber ſehr in Verlegenheit und ſuchte mit der Antwort auszuweichen. Für jezt, ſagte ich, ſey ich nur gekommen, um ſie und ihr Land zu ſehen, und ihnen etwas vom Heiland zu ſagen. Allein ſie drangen hart in mich und hörten nicht auf, zu fragen; ob es denn auch wirklich wahr und keine Lüge ſey, daß wir zum Wohnen zu ihnen kommen würden? Endlich mußte ich ſagen: ja, es werde geſchehen, ſo bald es möglich ſey. Hierauf äußerten ſie oft wiederholt gegen die Gehülfen: „O, laßt doch die Lehrer recht eilen, damit ſie zu uns kommen, ehe wir ſterben! Wir werden es nicht erwarten können. Möchte doch das Jahr nur recht kurz ſeyn!“ — Sie vermutheten nämlich, daß es gleich im nächſten Jahr geſchehen werde. Ich ſuchte ſie daher zu überzeugen, daß dieſes gar nicht möglich ſey, da wir erſt den Sinn unſerer Brüder in Europa darüber vernehmen müßten. Nun baten ſie, ich möchte ihnen doch ſchreiben, daß ſie großes Verlangen trügen, ſich zu bekehren, damit, wenn ſie ſtürben, ihre Seelen einen guten Weg haben möchten. Sie fügten hinzu: „Wenn inzwiſchen doch nur ein Lehrer von unſerer Nation unter uns wohnen könnte!“ Kurz, es regte ſich ein Verlangen unter dieſem armen Volke, dergleichen ich in meinem Leben nicht geſehen habe.

Ich will nur noch einige kurze Bemerkungen aus meinen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen beyfügen. Gedachtes großes und flaches Stück Land, Narkſamio, welches ziemlich die äußerſte Spitze des feſten Landes iſt, von welcher Staatenhuk als eine große Inſel durch einen ſchmalen zur Oſtſeite führenden Sund getrennt wird, iſt in aller Hinſicht ſehr ſchön, und wie von der Natur ſowol zu einer Niederlaſſung für Europäer, als auch zu Wohnorten der Grönländer bezeichnet. Die See friert daſelbſt nie zu; im Winter und im Sommer iſt immer etwas zu erwerben, und die Einwohner dürfen nie Mangel leiden. Mit dem Treibeiſe ſcheint es dieſelbe Bewandtniß wie bey Lichtenau zu haben: es kommt und geht fort nach Beſchaffenheit der Winde. Im Winter iſt gar kein Treibeis da, ſondern es kommt erſt im Frühjahr. Ein Schiffer wird es freilich kaum wagen, von der See gerade auf Staatenhuk zu an Land zu gehen, wiewohl bey meinem Daſeyn kein Eis auf der See, ſo weit bei klarem Wetter das Auge reichen konnte, zu ſehen war, und von Südweſt herein, nach dem Lande zu, keine Inſeln vorliegen. Nach dem ſüdlichſten däniſchen Handels-Platze, Nennortelik, welcher acht bis zehn Meilen von Staatenhuk entfernt iſt, geht jährlich ein oder zweymal ein kleines Schiff von Julianenhaab, um Proviant dahin zu bringen, und Seehunds-Speck zurück zu nehmen. Hätte man zu dem Vorhaben überhaupt erſt eine königliche Bewilligung, welche allerdings nöthig iſt, ſo könnte dieſes kleine Schiff, auf gehöriges Anſuchen, auch Baumaterialien nach Narkſamio bringen, weil dahin bis in den Hafen mit Nordwind bequemes Fahrwaſſer iſt, vorausgeſetzt, daß gerade kein Eis im Wege ſey. Von Lichtenau iſt Narkſamio nur drey kleine Tagereiſen entfernt; alſo wäre der Transport des Proviants von da mit Weiber Booten ſchon möglich. Der däniſche Miſſionar bey Julianenhaab reiſet jährlich ein- oder zweymal nach obgenannter ſüdlichſter Handelsloge und nicht weiter; daher bliebe das Arbeitsfeld deſſelben unberührt, wenn bey Staatenhuk ein Miſſionsplatz angelegt würde. Dieſe Gegend wäre auch darum die vorzüglichſte, weil ohne Zweifel auch Bewohner der Oſtſeite dahin ziehen würden. Einige derſelben haben, wie mir erzählt wurde, vor wenig Jahren einen Winter daſelbſt gewohnt, und ſich geäußert, ſie wollten ſich gern bekehren, könnten aber nicht, weil ſie keinen Lehrer hätten. Einer von dieſer Oſtländern, welcher zurückgeblieben war, gab ſich mir bald zu erkennen, und bezeugte ebendaſſelbe von ſich und ſeinen Landsleuten. Ich redete viel mit ihm von der Oſtſeite, und auf meine Frage: wie lange man fahren müßte, um zu ihren Wohnplätzen zu kommen, erwiederte er: „O da muß man ein ganzes Jahr fahren, bis man zu Menſchen kommt; dort wohnen aber ſehr viele.“

Hungersnoth in Irland.

Die engliſchen Blätter des Mai-Monats, die nicht erklärt miniſterial ſind, machen ſehr bedeutungsvolle Zuſammenſtellungen der zu niedrigen Fruchtpreiſe in England, und des Hungertod nach ſich ziehenden Mangels an Nahrungsmitteln in vielen iriſchen Provinzen.“ Der Guardian zählt namentlich die Kirchſpiele in der einzigen Grafſchaft Clare her, und die Zahl der in einem jeden darin aller Lebensmittel Entblößten, die erhungern, rauben, betteln oder ſich einander ſelbſt aufzehren müſſen, — ſie beträgt 14767 Menſchen. — In Clareabbey fand man am Palmſonntag folgenden Anſchlag an der Kirchenthür, der in der

Urſprache, durch Schreibart und Ausdruck noch viel wehmüthiger iſt, wie wir ihn zu überſetzen vermögen:

„Gute, barmherzige, vornehme Leute.

„Der arme Einwohner von Clare ſtirbt wirklich Hungers; denn er lebt von einer Mahlzeit den ganzen Tag, und die eine Mahlzeit iſt ſo gar ſchlecht! Wir hoffen, Ihr werdet uns unverzüglich zu Hülfe kommen, denn wir ſterben wirklich Hungers. Wenn Ihr uns nicht ſogleich beyſteht, ſo müſſen die unter uns, die Kinder haben, kleine Kinder um ſich her, lieber auf Raub ausgehen, ehe ſie dieſe Hunger ſterben ſehen vor ihren Augen, indem ſie ſelbſt ſchon halb todt ſind.“

Zum Reichen in der Hölle wird in der Parabel geſagt, „ſie haben Moſes und die Propheten“ — wehe wenn einſt eine Parabel von unſerm Zeitalter erzählte: ſie haben Irland und Griechenland gehabt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, May.

(Beſchluß.)

Ein Paar neue Dramas haben ſeither das Publikum beſchäftigt, und die öffentlichen Blätter veranlaßt, um andere Dichter oder das Publikum zu beſchämen, für ſie in die Lobpoſaune zu ſtoßen. „Sir Marmaduke Maxwell,“ von Hrn. Cunningham, iſt eines davon; es iſt ein ſchottiſches Vaterlands-Drama voll Ahnungen, Geiſtererſcheinungen, Schaudern und Schrecken. Daneben erlaubt es ſich die Kontraſte des Höchſten und Niedrigſten. Der Verfaſſer, der vielleicht Einwürfen dagegen begegnen wollte, ſagt ſelbſt in der Vorrede: „Daß in meinem Gedicht das Lächerliche neben dem Ernſthaften ſteht, und thörichte, launiſche Phantaſie ſich in wichtige, bedeutende Gegenſtände miſcht, könnte man mir vorwerfen; allein dieſes ſcheint mehr der Welt, als mir zu ſchulden zu kommen; die menſchliche Natur hat ſich mir immer alſo gezeigt.“ Der Schauplatz des Drama iſt das feſte Schloß Caerlaverock beym Untergang der Republik unter dem zweyten Cromwell. Wir ſehen anfangs Lord Maxwell ruhig lebend auf ſeinem Schloß, glücklich in der Liebe ſeiner Gattin, ſtolz auf die Tugenden ſeines Sohnes Marmaduke. Halbert Comyne, des Lords Vetter, wird mit mehrern Raubgenoſſen an das Ufer des Solway getrieben, und lohnt die Gaſtfreundſchaft ſeines Blutsfreunds mit deſſen Mord; Marmaduke und ſeine Mutter entwiſchen Halberts verderblichen Fallſtricken. Das Intereſſe des Drama wird durch die Hinderniſſe ſehr erhöht, welche Halberts Verrath der Liebe Marmadukes und Marie Douglas in den Weg legt; allein die Liebenden ſiegen über ihren Unterdrücker, und die poetiſche Gerechtigkeit iſt durch die Niederlage von Halberts Bande und ſeinem geheimnißvollen, von Geiſtesqualen begleiteten, Tod befriedigt. Zwiſchen den beyden Liebenden fallen einige ſehr ſchöne Momente vor, die wirklich durch unſchuldvolle Innigkeit, ohne Nachbeterey zu verrathen, an Romeo und Julies Liebe erinnern; dennoch iſt das Ganze ein Produkt des Modegeſchmacks an ſchottiſchen Sagen und geſchichtlichen Zügen, wobey die Nationalität mehr oder weniger etwas einer Charaktermaske gleicht. — Ein höheres Streben ſcheint Hr. Croly in ſeinem „Catilina“ zu verrathen. Dieſes Trauerſpiel, ſo wie Byrons Doge und Milmans Fazio geben der ſtrengern Kritik Hoffnung, daß ſich auf der engliſchen Bühne, von der wir ſo wenig, wie vom Staat, eine völlige Reform hoffen können, doch eine Oppoſition bilden wird, die den Spukgeſchichten, Mörderhöhlen und Höllengeiſtern einen Damm entgegenſezt. Croly hat ſeinen Catilina dargeſtellt als einen Mann von anerkanntem Talent und heftigen Leidenſchaften, der durch Armuth und öffentliche Fehlſchlagungen niedergehalten, eine zeitlang beſtürzt und betäubt der, einem ſtolzen Gemüth eigenen, Niedergeſchlagenheit nachhängt; nach und nach macht er ſich aber zum Widerſtand auf, und gürtet ſich endlich, um eine große Anſtrengung von Ehrgeiz und Verzweiflung zu machen, mit ſeiner ganzen ihm inwohnenden Kraft. Catilinas Gattin, des Marius Tochter, die ihres Vaters unbeugſamen Geiſt größtentheils erbte, befördert ſein ſtrafbares Beginnen. Es iſt dem Dichter gelungen, das Verbrechen mit ſo viel großen Eigenſchaften zu vereinen, daß uns bey dem Sturz des Verbrechers die Hoffnung erhebt, ſein Tod verſöhne die Götter.

An des Königs Geburtstag (25. April) ward eine Oper aufgeführt: „Peter der Eremit,“ welche der Dichter der Muſik von Roſſinis Moſes Note vor Note untergeſchoben hat. Statt der Egypter und Juden ſingt hier ein Araber Noradin und Peter der Eremit, und die iſraelitiſchen Chöre haben ſich alle zu glaubenseifrigen Chriſten bekehrt. Entweder mußte Roſſini's Muſik keinen Charakter haben, oder der fremde Text ſich wenig zu dem der Muſik paſſen. — Menſchen von gebildetem Geſchmack konnten dieſem pot pourri keinen Geſchmack abgewinnen. Dieſe haben ſichs aber auch müſſen gefallen laſſen, daß Trauerſpiele, wie das „Schloßgeſpenſt“ (the castle spectre), wenn ſie gleich nicht mehr erſtarrendes Staunen unter den athemloſen Zuſchauern hervorbringen, ſich noch auf unſern Theatern erhalten. Die ſchnellen Fortſchritte der geiſtigen Bildung ſind wohl nirgend ſo ſichtbar, wie in dem kalten Blut, mit welchem jezt Knaben und Mägdlein die jungen Fräulein in zarte Leichentücher gehüllt, mit blutenden Seitenwunden und von einer Schwefelwolke umgeben auf dem Theater herumſpazieren ſehen, wie ſie aus Flügelthüren, die von unſichtbarer Hand aufſpringen, hervorſchreiten, ſich in geheimnißvollen Bewegungen geberden und dann verſchwinden. Solche ſchöne Sächelchen gehen in dem Schloßgeſpenſt vor, der gröbſten Anachronismen und Sittenverſtöße nicht zu gedenken.

Es ſind in dieſem Augenblick nicht weniger als vier öffentliche Gemäldeausſtellungen, nämlich die brittiſche Gallerie, die Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben, die königliche Akademie und die Gemälde des Hrn. Martin, namentlich deſſen neueſtes Werk: Belſchazars Feſt. In allen dieſen ſieht man bey einigem Guten und Vortrefflichen ſehr viel Mittelmäßiges und Schlechtes. Der geniale Wilkie zeichnet ſich wieder wie immer aus. In Porträtmalerey iſt vieles geleiſtet worden, und unter den Künſtlern in dieſem Fache zeichnet ſich Sir Thomas Lawrence mit einem Gemälde vom Könige und einem andern vom Herzog von York vorzüglich aus. Die allgemeine Sünde, wie in jedem Jahr, iſt die übertriebene Auflegung von Farben, worin es einer dem andern zuvorzuthun ſucht, indem ſonſt ihre Gemälde bey den Ausſtellungen in Schatten fallen würden. Auch Sir John Leiceſters und Lord Staffords Gallerien ſind wieder offen; die erſtere hat einige neue Stücke erhalten.

Die Theater bemühen ſich, theils durch die Wiederauflebung Shakeſpear'ſcher und anderer Stücke, theils durch neue Farcen und Pantomimen das Publikum anzuziehen; aber leider haben die ſchlechten Zeiten ſo viele Familien theils auf das Feſtland getrieben, theils auf dem Lande behalten, daß nicht nur die Künſtler in jedem Fache, ſondern alle Fächer des ſtädtiſchen Lebens darunter leiden werden.

Nro. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 6. Juni 1822.

— unmündige Knäblein
zu verſtändigen ſind Lehrmeiſter beſtellt; den Erwachſenen aber die Dichter.
Ja durchaus liegt nutzbares Reden uns ob.

Ariſtophanes.

Griechenland.

Von Louiſe Brachmann.

1.

Wie? ſollten ſie zurück ins Elend ſinken
Die kühnen Helden, deren edles Blut
Längſt überſättigt Hellas Fluren trinken?
Wär dieß der Lohn für ſolchen Heldenmuth?

Grundloſer Vorwurf! daß ſie lang entadelt
Gelebt unwürdig ihrer Abkunft Licht; —
Wer herzlos ſo die Mitleidswerthen tadelt,
Der kennt der Knechtſchaft tödtend Wirken nicht.

O ſchrecklich! wenn ſie jezt emporgerungen,
Zurück nun ſtürzten in des Elends Nacht,
Weil nicht in unſer Felſenherz gedrungen
Ihr Todesruf aus mörd'riſch blut'ger Schlacht.

Kann größern Heldenmuth die Mitwelt fodern
Als mancher Held, als manche Schlacht dort bot?
Still ging, indeß Jordaki's Flammen lodern,
Sein edler Kampfgenoß zum Henkerstod! —

Wohl mußt' in martervollem Tod erblaſſen
Manch edler Menſch, floh mancher Geiſt zu Gott,
Weh! weil *wir* ſie in tiefſter Noth verlaſſen!
Das Chriſtenkreuz ward roher Feinde Spott! —

Sind wir denn werth die Großen zu erheben,
Die herrlichen Hellenen, ruhmgeweiht?
Sie, deren hohes thatenvolles Leben
Zum Leitſtern ward für ſpäte Folgezeit.

O ſteigt vom Himmel nieder, edle Schatten!
Kodrus, Epaminond, Pelopidas!
Wer nennt die Großen all? — Im Kampf ermatten
Seht Euer Volk! im Kampf mit Wuth und Haß!

Wie todverachtend, ſchön dahin geſunken
Leonidas; — und wie mit heiterm Blick,
O Sokrates, den Giftkelch du getrunken —
Nehmt Euer Bild vor unſerm Aug zurück!

Ja Heucheley iſt's, wenn bey todten Zeilen
Wir ſtehn, von der Hellenen Werth entzückt,
Wenn jezt ihr Volk wir nicht zu retten eilen;
Auf ewig ſey ihr Lichtglanz uns entrückt!

2.

Was flammt dort fern ſo blutig roth im Himmel?
Wärs Morgenroth? — Nein! blut'ger iſt der Schein
Und heft'ger wogt die Glut im Volksgetümmel; —
O möcht' es Morgenroth der Menſchheit ſeyn! —

Die Flamme ſchlägt empor mit wildem Praſſeln,
Zu übertönen der Gequälten Laut;
Dazwiſchen tönt der Ketten dumpfes Raſſeln;
Ein Altar iſt, ein ſchrecklicher gebaut; —

Sein Nam' iſt: Scheiterhaufen. — Und wer blutet,
Wer endet auf dem grauſenden Altar
Voll Glut? Von Qualen ohne Maaß umflutet?
Er, der ein Leitſtern ſeinen Brüdern war.

Wer geht von blut'ger Henkershand zu ſterben?
Voll Wunden ſchon die herrliche Geſtalt,
Aus heißer Schlacht? Kühntrotzend dem Verderben,
Im Feldherrnſchmuck, von hehrem Glanz umwallt.

Ha, Chriſten ſinds! in edelm Kampf erlegen;
Von Mordſucht hingewürgt auf Hellas Flur.
Die rohen Henker, die die Qualen regen,
Empören nicht ſie Volksrecht und Natur?

Das Blut, die Flammen, die zum Himmel fodern,
Unedler Säumniß klagen ſie uns an!
Wird Rechenſchaft von uns die Gottheit fodern,
Daß wir geflohn der Brüder Todesbahn?

Die früh Verlobten.

(Fortſetzung.)

Ariſt, nachdem er Urſule in ihrer Lebhaftigkeit nicht unterbrochen hatte, ſagte ruhig und feſt: „Urſule, wenn das Kind eine Waiſe wird, ſind unſre Rechte gleich vor dem Geſetz, und gleich vor unſern Herzen, und dann wollen wir in dieſem Kind unzertrennlich zum Guten ſeyn — nicht wahr, meine Freundin?“ ſo ſagte er zu der, durch ſeinen Ton zur Ruhe genöthigten Urſule, faßte ihre Hände, und ſah ihr offen und zärtlich ins Auge. „Zum Guten verbunden ſeyn! ja, Ariſt, das wollen wir, aber nicht zur Demüthigung meiner Schweſter.“ — „Wäre Sophie nicht Mutter geworden, ſo wäre ich ganz Ihrer Meinung. Die Ehe ohne Kinder iſt ein Bündniß, das nur gegenſeitige Uebereinkunft zuſammenhält; der Elternſtand erhebt ſie aber zu ſo einer heiligen Verbindung, daß es ſogar Thiergeſchlechter gibt, die als Eltern, Treue üben — Kinder machen die Ehe zu einer unauflöslichen Verbindung.“ — „Wie, eine ſchlechte Ehe?“ —„Eine Ehe, wo ein Theil viel trägt? ja, dieſe auch. Nur da, wo das böſe Beyſpiel eines Theils den Kindern nicht verborgen bleiben kann, ſollten Familiengerichte die Ehe trennen; ſelbſt wenn der ſittliche der beyden Gatten die Schwachheit hätte, bey dem unſittlichen verweilen zu wollen.“ — „O wie können Sie glauben, daß Marcus je ſeinen Kindern ein gutes Beyſpiel geben werde?“ — Ariſt erröthete, weil er für ſeinen Bruder empfand. — „Liebe Urſule, mein Bruder war ſtrafbar, aber nicht durch Verletzung der Sittlichkeit.“ — „Dann könnte ich noch für unſre Schweſter hoffen; denn für jeden Fehler, der eingeſehen werden kann, gibt es Beſſerung.“ — „Mein Bruder fehlte aus Egoismus, dem Fehler, den ſchon ſeine Kindheit genährt — und für den gibt es keine Beſſerung, denn ſein erſter Keim verſchließt ja die Pforte des Gefühls, durch welches allein er beſiegt werden könnte.“ — „Was denn hoffen Sie von Ihrer Reiſe, wenn Sie das ſelbſt eingeſtehen?“ — „Unſer Gewiſſen zu retten; damit wir nicht erſchrecken, wenn Sophiens Kind uns einſt fragt: warum habe ich keinen Vater?“ — Urſule ſchauderte und reichte, ihre weinenden Augen verhüllend, Ariſt ihre Hand. Er faßte ſie unter ſeinem Arm, und ſchritt ſchweigend den herrlichen Gartenpfad, auf dem ihr Geſpräch ſtatt fand, mit ihr herab. Es war als ſezten ihre Seelen in Geheim das Geſpräch fort, und verſtändigten ſich gänzlich über einen Gegenſtand, den auch das mildeſte Wort für ein weibliches Ohr, für das einer Schweſter vor allen, nicht zart genug ausdrückte. Urſules Gang ward gemächlicher, ſie lehnte ſich vertraulich auf ihres Führers Arm. Da kamen ſie an einen von Roſen umzäunten Platz am Ende des Ganges; „Ariſt, rief Urſule mit trübem Blick, wie wir hier ſo oft als Kinder ſpielten....“ Weiter vermochte ſie vor Wehmuth nicht zu ſprechen. — „Da wars ſchön, meine Freundin. Ich erinnere mich wohl, daß Sie mir einmal, wie ich Sie ſchmählte, daß Sie hier, von dieſem Buſche in eben dieſer Jahrszeit, die lezte Roſenknoſpe brachen, mir zuverſichtlich antworteten: was iſts denn mehr? aufs Jahr blühen ihrer genug neue!“ — Urſule lächelte, aber ſagte dann ſchnell, weil ihre Stimme ihr gebrach. „Die neuen, Ariſt, die neuen, legen wir auf Sophiens Grab.“ — „Wohl denn, Urſule, ſo ſteigre ich mein Symbol und deute Ihnen dorthin, wo die Roſen unverwelklich entblühen.“ Das Mädchen nickte, unvermögend zu ſprechen, ein paar Mal bedeutend mit dem Haupt und ließ ſich nach Haus führen.

Unter dem Vorwand einer Geſchäftsreiſe in eine benachbarte Handelsſtadt, nahm Ariſt am nächſten Tag von der Kranken und ihrer Mutter Abſchied und reiſte in die Reſidenz. Er fand ſeinen Bruder ſchon ziemlich eingepuppt in die herzloſe Wohllebeley eines Mannes, der auf den Eheſtand verzichtet hat: — eine niedliche Wohnung, ein gutes Reitpferd, den Tiſch im beſten Gaſthof, und jeden Abend in der Woche ſeinen beſtimmten Zeitvertreib. Er hatte Ariſts Ankunft in der Vaterſtadt erfahren, und Gründe zur Rechtfertigung ſeiner Handelsweiſe, bey ſeinem vorauszuſehenden Beſuch, in Bereitſchaft geſezt. Ariſt kam nicht ſogleich, und ſo behielt er Zeit ein paar Monate lang ſich von ſeinen Gründen ſelbſt je länger je mehr zu überzeugen, ſo daß er ſie Ariſt, ohne ſich deſſen Gegengründe im Mindeſten zu Herzen gehen zu laſſen, mit ſtarrer Beharrlichkeit wiederholte. Die Wahrſcheinlichkeit von Sophiens Tod wies er mit ſo ſchaalem Unglauben ab, daß er ganz wider ſeinen Willen dadurch die Bewegung ſeines Gewiſſens verrieth; über die bürgerlichen Rechte des Kindes ſprach er herzlos, aber leider ſehr wahr ab, indem er ſagte: „Was hilft es dem armen Wurm, wenn ich ihn anerkenne? Die Welt hält ihn darum nicht mehr für mein Kind als vorher, mich aber für einen gutmüthigen Pinſel.“ — Ariſt hatte um Sophiens willen während des ganzen peinlichen Geſprächs die unerſchütterlichſte Geduld bewieſen, bey dieſer herzloſen Anſicht trat aber das Bild der verlaßnen Mutter vor ſeine Seele, wie ſie würde ihr Kind ihm zur Schmach gebären und ſich zum Tode; — er wendete ſich heftig von ſeinem Bruder ab: „Schweig, rief er, ſchweig, damit ich nicht mit Verachtung von dir ſcheide.“ — Marcus entglühte vor Zorn, aber Ariſt fuhr fort: „Du willſt alſo Sophie ihren Tod durch keinen verſöhnenden Beſuch verſüßen?" — „Nein!" ſprach der durch Zorn noch mehr zur Selbſtſucht Gereizte. — „Und das Kind, gegen deſſen Anſprüche du ſelbſt keine Gründe angibſt, als die Meinung einer fühlloſen Welt, erkennſt du nicht für das Deine?" — „Ich will nichts mit ihm zu ſchaffen haben, ſo lange die Geſetze mich nicht zwingen." — „Das werden ſie nie. Ich adoptire es, wenn es nicht mit ſeiner Mutter vor Gott tritt, dich zu verklagen." — Mit dieſen Worten verließ Ariſt den Bruder und kehrte, ohne ihn wieder zu ſprechen, nach der Heimath zurück.

Mit der ſchmerzlichſten Empfindung hinterbrachte er Urſule die gänzliche Fehlſchlagung ſeines Reiſezwecks. Er erſparte ihr die Einzelnheiten, und ſagte nur, ohne Marcus Herzloſigkeit zu beſchönigen: „in meines Bruders Herzen ſpricht keine Stimme, weder für die Mutter noch für das Kind — alles Mitgefühl iſt in ihm erſtorben." — „Das erleichtert mir meine ſchwere Aufgabe!" rief Urſule nicht ohne einige Bitterkeit: „da ſeine Gegenwart uns nicht mehr drohe, ſtirbt ſie von Liebe umgeben, und ihr Kind ſoll nie Mutterpflege entbehren." — „Und Vaterſorge, Urſule," ſagte Ariſt mit dringendem Ernſt. Sie blickte ihn einen Augenblick an, wiederholte dann aber langſam und bekräftigend: „und Vaterſorge, wo Mutterliebe nicht ausreicht." Ariſt, mit ſich ſelbſt uneins, das Rechte nicht ſagen zu können, ließ ihre Hand, die er gefaßt hatte, langſam los, indeß ſein Blick, Fehlſchlagung ausdrückend, noch auf ihr ruhte.

Nun folgte eine trübe drückende Zeit, in welcher aber wie in den umwölkten, herzbeklemmenden Tagen des Vorfrühlings, ſich die Keime neuer Schöpfungen entwickeln. Sophie hörte nach und nach auf von ihrer Rückkehr zu ihrem Gatten zu ſprechen; alles, was in der Reſidenz vorgegangen war, ſchien ſie in den Hintergrund ihres Gedächtniſſes zu drängen, und beſchäftigte ſich dagegen viel mit der frühern Vergangenheit, wo ſie mit Marcus als Kind, und ſpäter als Braut frohe Stunden genoſſen hatte. Sie verweilte bey den oft kindiſchen Details mit einem Ernſt und unterbrach ſie durch ein ſo begeiſtertes Nachdenken, daß es oft ſchien, als ſeyen ihre Aeußerungen ihren Gedanken gar nicht gewachſen. Ihre Hoffnungen hatten jezt ein andres Ziel: ſie nahm ſich vor, gleich nach ihrer Geneſung ins ſüdliche Frankreich zu gehen, um dort ganz zu erſtarken. Urſule und die Mutter ſollten mit ihr ziehen. „Darf ich nicht auch mit?" fragte Ariſt ſcherzend, indem er, ſeiner Wehmuth immer Meiſter, willfährig ihrer Phantaſie nachgab. Sophie ſah Urſule bedeutend an, zog ſie zu ſich, als wolle ſie ſie von Jemand entfernen, und ſchüttelte das Haupt. Ariſt und Urſule glaubten, daß ſie damit die Ueberzeugung ausdrücke, daß ein näheres Verwandtſchaftsband ihn nicht mehr dazu berechtige, ſie glaubten ſich deßhalb der harten Nothwendigkeit enthoben, ſie über dieſen traurigen Gegenſtand je zu unterrichten und ſannen nur darauf, wie die lezten Lebensträume ſo leicht wie möglich ihr müdes Haupt umgaukeln möchten.

Die Abgeſchloſſenheit eines Krankenzimmers unter der Pflege liebender Freunde wiegt den Todgeweihten in ein Trugleben ein, das in den Augen der ernſten Weiſen verletzend gegen die Wahrheit abſticht, die ihn ſo bald Jenſeits empfangen ſoll. Der Kranke, der täglich an Kräften abnimmt, meidet die ſchmerzlichen Gedanken ſo gern, wie die läſtige Lage, das harte Hauptkiſſen; er horcht auf das ſchmeichelnde Wort, wie er nach einer Labung ſeiner dürren Lippen greift. — Er weiß, daß jenes nicht buchſtäblich zu nehmen, daß dieſe nicht heilend iſt, aber den Augenblick lindert beydes; und ſo lebt er die Augenblicke fort, bis ihn der lezte ereilt. Die Natur ging ſo wohlthätig mit ihrem ärmſten Kinde, dem Menſchen, um, daß ſie ſeine Seelenkräfte bey der langſamen Annäherung der großen Verwandlung ſo in den unſichtbaren Mittelpunkt ihrer Wirkſamkeit zurückzieht, daß die oſtenſible Zubereitung zum Abſchiede ſelbſt endlich dem Sterbenden nur das angenehme Gefühl einer lezten Thätigkeit zu geben ſcheint. Indeß alle Umſtehende in Thränen zerfließen, iſt der Sterbende meiſtens gefaßt.

Der einzige Zwieſpalt, der in Sophiens Seele vorhanden zu ſeyn ſchien, fand zwiſchen ihrer vertrauensvollen Liebe für Ariſt und der Furcht ſtatt: er möchte dennoch ihrer Schweſter Unglück veranlaſſen. Offen ſich über dieſen Punkt zu erklären, hielt ſie ihre, jede Erſchütterung ſcheuende Schwäche zurück, ſie glaubte aber ihr Ziel dadurch zu erreichen, daß ſie, ihrer Schweſter frühere Aeußerungen benutzend, es als ausgemacht annahm, daß ſich Urſule gar nicht verheirathen wolle, und ihre jetzige Verbindung mit Ariſt als ein freyes, keinem Geſetz und keiner Schwäche unterworfnes Freundſchaftsband behandelte. Sonderbarerweiſe ſezte ſie dieſe Beyden damit in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt in dieſer Stellung zu verhalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verbrechen.

In den erſten Tagen des Mai ſtürzten in London Budge row, Canon street, drey Häuſer ein, begruben mehrere ihrer Bewohner und verlezten andere. Unter dieſen lezten waren Herr und Frau Bowies, aber ihr einziges Kind ward todt aus den Trümmern gegraben. Den nächſten Sonntag (5. Mai) ward dieſes Kind auf dem nächſten Kirchhof begraben; die unglücklichen Eltern, von den Wunden, die ſie beym Einſturz des Hauſes erhielten, kaum des Lebens fähig, wankten neben des Kindes Bahre an ſein Grab. Da gab es Elende, unmenſchlich genug, ihre Abweſenheit zu benutzen — denn der Dieb in einer volkreichen Stadt erkundigt ſich genau, wo die Hausbewohner ſich befinden, deren Wohnung er zu plündern gedenkt — die Elen=

den brachen in der Zeit, wo Herr und Frau Bowles ihr Kind zu Grabe geleiteten, in ihre Wohnung ein und leerten ſie aus. Wie die Leidenden von dem Mitleid und dem Gebet des Trauergeleits begleitet nach Hauſe kamen, fanden ſie ſich aller Beſitzthümer von einigem Werth, welche ſie unter den Trümmern ihrer Wohnung ausgegraben hatten, beraubt. Ein Gerücht, daß Hr. Bowles 300 Pfd. baares Geld wiedergefunden habe, veranlaßte dieſes Verbrechen; allein dieſes Geld war nur anvertrautes Gut, und ſomit zwey Menſchen um ihr Eigenthum gebracht.

Vor einem moraliſchen Gericht iſt dieſer Diebſtahl herzzerreißend ſtrafbar! Er verräth eine gänzliche Abweſenheit von Furcht vor Gott und Mitleid mit den Menſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, im Frühjahr.

(Verſpätet.)

Die Witterung war hier noch ſehr rauh und unfreundlich. Demungeachtet begegnete man nach allen Thoren hin Wagen mit Hausgeräth beladen, die nach den Sommerwohnungen fuhren, in die ſich die Berliner, ſobald unſer rauhes Klima es nur geſtattet, vom Geräuſch des Stadtlebens zurückziehen. Troz der dürftigen Gegend um Berlin iſt die Sehnſucht nach dem Landleben des Sommers über ſo ſtark, wie ſie nur in einer mit den reizendſten Umgebungen ausgeſtatteten Stadt ſeyn kann. Die Sommerwohnungen, faſt alle in ſandiger, öder Gegend gelegen, werden ſehr vom ewigen Staube, einer hieſigen Landplage, heimgeſucht, nur die liebliche Waſſergegend von Treptow und Stralau, berühmt durch den Stralauer Fiſchzug, bietet romantiſche, wahrhaft ſchöne Partien dar.

Das Leben der Geſellſchaft fing mit dem Frühling an abzunehmen. Einen ſehr brillanten Maskenball gab der Herzog Karl von Meklenburg. Es erſchienen hier Gruppen aus Walter Scotts Werken; da der Dichter die Koſtüme ſeiner Perſonen genau angibt, und dieß auf das Strengſte nachgeahmt wurde, ſo zeigten ſich die Gruppen mit großer Wahrheit. Pracht und Mannigfaltigkeit, vorzüglich die aus „Kenilworth,“ wo Eliſabeth, ihr Hof, ihr Günſtling mit ſeinen Umgebungen in allem Glanz auftraten, den der Dichter über das Feſt in Kenilworth verbreitet. Der Cirkel des Hofes und der reiche Adel der Provinz, der den Winter größtentheils in Berlin zubringt, waren zu dieſem Feſt geladen. Der Sohn Sir Walter Scotts, der ſich jezt zur Vollendung ſeiner Studien hier befindet, war auch ein Gaſt des Feſtes, und erſchien unter den Gebilden ſeines Vaters in der auffallenden Tracht der Bergſchotten.

Die herrlichen Aufzüge aus dem vorjährigen Feſtſpiel: „Lalla Rookh,“ wurden unſerer Erinnerung durch die Darſtellungen des Malers Henſel vergegenwärtigt. Er hat wieder zwey Gebilde des irländiſchen Dichters vollendet: die Großfürſtin Alexandra als Lalla Rookh und den Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, als Aurengzeb. Lalla Rookh, der Großfürſtin ſprechend ähnlich, ſizt im vollen prächtigen Koſtüm in einer orientaliſchen, vom Monde matt erleuchteten Landſchaft, den Hintergrund derſelben verdunkelt ein Palmenwald, an deſſen Saume das Meer ſchimmert. Zum Motto dieſer Landſchaft paſſen folgende Strophen aus Lalla Rookh:

Der Mond ſcheint über Obmanus Meer,
Und Palmeninſel, Perlenſtrand
Glänzt in dem Lichtſtrahl ſtill und hehr,
Blau, lächelnd ſchläft das Fluthenland.

Vom hellen Sonnenſchein beſtrahlt, im Angeſicht einer indiſchen Stadt, die mit Studium der orientaliſchen Architektur entworfen iſt, ſizt Aurengzeb, ſchön wie der Gott des Tages, und bildet einen glänzenden Kontraſt mit Lalla Rookh, die wie die Göttin ſanfter Schwermuth in den Gefilden der Nacht erſcheint.

Konzerte fahren fort der äſthetiſche Hauptgenuß der Berliner zu ſeyn, und man erſtaunt, immer von überfüllten Sälen reden zu hören, da der Eintrittspreis, beſonders für ganze Familien, nicht unbedeutend iſt, und der Wohlſtand der Berliner im Durchſchnitt nicht Reichthum genannt werden kann; das Theater iſt dagegen öfters leer, und es iſt wohl anzunehmen, daß das Sehen und Geſehenwerden im Licht-Meer der geräumigen Säle den Konzerten einen größern Reiz verleiht, als das Inkognito im Halbdunkel des Opern- oder Schauſpielhauſes. — Das zweyte Konzert, welches Hr. Drouet, vielleicht der größte Flötenſpieler der Gegenwart, am 28. gab, fand allgemeinen Beyfall. Die große Kunſtfertigkeit des Meiſters, der alle Schwierigkeiten überwindet, und ſein Talent, die Erwartung der Zuhörer ſtets zu ſpannen und zu feſſeln, welches bey einem ſo leicht ermüdenden Inſtrumente, wie die Flöte, ſehr ſchwierig iſt, verdient Bewunderung. Vorzüglich gefiel eine Scene aus Paers Griſelda, geſungen von Mad. Seidler und von Drouet in der Tonart Es dur begleitet.

Im Opernhauſe ſahen wir ein ſehr ſchönes Ballet: „Aline, Königin von Golkonda.“ Die Pantomimen waren ſprechend, die Tänze, beſonders der Glocken- und Shawl-Tanz, lieblich, die Gefechte täuſchend und Pracht bis zum Ueberfluß geſteigert.

Im Schauſpielhauſe ging Shakeſpeares Schatten im Hamlet über die Bühne. Hr. Krüger gab den Hamlet mit vielem Studium und Fleiß. Die Rolle der Königin hätte man von Mad. Schröck zu ſehen gewünſcht, da dieſe ganz der äußern Schilderung der Königin nach dem Dichter entſpricht, und Hamlet ſo oft wiederholt: „eine ſo ſchöne Königin! — „Staberle's Hochzeit,“ ein Vorläufer ſeiner Reiſeabenteuer, obgleich ſpäter erſchienen, wurde hier dreymal hinter einander gegeben. Ein Zeitblatt meint, es ſey nun damit genug, weil aller guten Dinge drey wären. — „Aucaſſin und Nicolette, oder die Liebe aus der guten alten Zeit,“ eine Oper von Dr. Koreff, komponirt von Schneider, füllte mehrmals das Haus.

Zur Oſtermeſſe ſehen wir mancher neuen Erſcheinung in der Literatur entgegen. Jezt findet „Vergangenheit und Gegenwart,“ ein Roman von Frau v. Fouqué, wie man ſagt, gemeinſchaftlich mit einer hohen Perſon geſchrieben, als ein Erzeugniß des Tages viele Leſer; auch Hr. v. Fouqué hat uns mit einem neuen Roman: „der Verfolgte,“ beſchenkt. Die große Vorliebe des Publikums für Walter Scotts Werke läßt ſich wohl daher erklären, daß unſer Zeitalter den Morgenträumen der Phantaſie entwachſen iſt, und hellen Sonnenſchein der Wirklichkeit begehrt. Darum drängen hiſtoriſch treue Umriſſe der Vorzeit eine Mährchen-, Wunder- und Ritter-Welt, die ſie anders als im Gebiete der Phantaſie lebte, in den Schatten.

Man tritt der Hoffnung näher, bald den lang gehegten Wunſch befriedigt zu ſehen, daß Berlin nach der Weiſe anderer großer Städte auch ein Volkstheater erhalten wird. Als Lokal dazu bezeichnet man ein Gebäude auf dem Alexanderplaz, und als Unternehmer einen — Iſraeliten.

C.

Druckfehler.

In geſtriger Nro. 134 bittet man im Motto ſtatt: ein edeln Unwillen, einem edeln Unwillen zu leſen.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 45.

Digitized by Google

Nro. 136.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Freitag, 7. Juni 1822.

Des Menſchen Lebensſtraße
  Geht über flücht'gen Sand,
Wie tief der Fuß auch ſinke
In dieſes lockre Land.
Es weht der Sturm der Jahre,
  Hin über die leichte Flur.
Und ſchnell verlöſcht und verwehet
Iſt unſre loſe Spur.

Raupach.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Die Reiſenden kamen am 4. Mai vor den Thoren von Khoi an, die ſehr ſorgfältig bewacht waren. Bey ihrer Ankunft wurden ſie mit neugierigen und unbeſcheidenen Fragen aller Art über den Zweck ihrer Reiſe überhäuft. Erſt nach einigen Stunden wurden ihnen die Thore geöffnet, und ſie hatten Mühe nach Durchwanderung der ganzen Stadt endlich in dem Hauſe eines Aga, der ſie kalt aufnahm, unterzukommen. Ein perſiſcher Offizier erklärte ihnen am andern Morgen, ſie ſollten wieder zurückkehren. Hierauf gerieth Suleiman in Wuth und eilte in den Palaſt des Gouverneurs. „Was habt ihr vor, ſagte er zu ihm; wir kommen von dem äußerſten Aſien, um einen Mann zu euch zu führen, der mit Briefen und Geſchenken für euren Schach verſehen iſt, einen Mann, der von Räubern ausgezogen und in ein Gefängniß geworfen wurde, einen Mann endlich, der hundertmal ſein Leben für euch ausſezte, und ihr habt die Frechheit uns in dem Augenblick zu verabſchieden, wo wir ankommen. Elende Ketzer, verfluchte Apoſtaten! ihr verdient, wie ich immer behauptet habe, den Zorn des Propheten und die Verachtung der Rechtgläubigen." Mit unbegreiflicher Kaltblütigkeit erduldete der Gouverneur nach perſiſcher Sitte dieſe Schmähungen, bezeugte aber dann ſein lebhaftes Bedauren über den ihnen zu Theil gewordenen ſchlechten Empfang. „Sollte etwa, rief er aus, der Fremdling, von dem ihr ſprecht, der ſo lange erwartete Franzoſe ſeyn? Ich werde mich ſogleich durch einen Offizier bey ihm entſchuldigen laſſen. Der Elende, der ohne meine Befehle es gewagt hat, bey ihm zu erſcheinen, ſoll der gerechten Strafe nicht entgehen."

Der Gouverneur der Provinz, Huſſein-Khan, empfieng nun Hrn. Jaubert aufs höflichſte, und gab ihm alle Unterſtützung zu ſeiner Reiſe über Merend nach Tauris. Auf dieſem Wege war ein Wüſte von 12 Stunden zurückzulegen. In der Gegend von Tauris hatten Erdbeben furchtbare Verwüſtungen angerichtet, und wahrſcheinlich verdankt der große See Ormiah, einige Stunden von Tauris, mit ſeinem bituminöſen und ſalzigen Waſſer, das keine Fiſche duldet, ſo wie der See bey Wan, vulkaniſchen Eruptionen ſeinen Urſprung.

Der Gouverneur der Provinz Aderbaidjan, wovon Tauris die Hauptſtadt iſt, war damals der perſiſche Prinz Abbas Mirza. Sein Lieutenant, oder Feth-Aly-Khan war Ahmed, der Hrn. Jaubert ſogleich entgegen kam, ſo wie er ſeine Annäherung erfuhr. Er nahm ihn in ſeinem Palaſt auf, und ließ ihn durch ſeine Leute bedienen. Die Annehmlichkeit ſeiner Sitten und die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe unterſchieden ihn ſehr vortheilhaft von ſeinen übrigen Landsleuten. Er erkundigte ſich mit vieler Neugierde über die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, der Künſte, der Induſtrie und der Civiliſation im Occident. Die Erzählung der Siege der Franzoſen verſezten ihn in eine wahre Begeiſterung. Er ſagte: „Die Franzoſen ſind allerdings eine beſondere Art von Menſchen, da ſie als die Gelehrteſten unter den Gelehrten, und die Tapferſten unter den Tapfern erſcheinen. Was nüzt uns der Ruhm unſerer edlen Herkunft, die Weisheit unſerer Vorfahren, und der Glanz unſerer Helden? Ihr habt die Jahrhunderte des Rouſtam, Cahraman und Khosroës erneuert. Eure Weiſen haben die ganze Wiſſenſchaft des Zoroaſter geerbt; ſo wie eure Krieger die Tapferkeit des Alexander. Warum trennen uns ſo viele Meilen, und warum ſtellen Völker, die noch größere Feinde der Menſchheit als unſeres heiligen Glaubens ſind, unſern Verbindungen unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen? Ohne ſie, ohne jene Kurden, jene Araber, jene argwöhniſche, wilde und barbariſche Turkomanen, die das Land von Roum verwüſten, würden unſere Caravanen bis zu dem äußerſten Occident, bis an die Ufer des atlantiſchen Oceans vordringen. Wir würden ihnen haufenweiſe die Stoffe unſerer Fabriken, die Perlen unſerer Ufer, alle Schätze Indiens bringen; und beladen mit den Produkten eurer Induſtrie, und mit einem Theil eurer erhabenen Kenntniſſe bereichert zurückkehren." Feth-Aly-Khan konnte ganze Nächte in ſolchen Geſprächen zubringen.

Der Verfaſſer reiſte nun nach Ardebil, wo ſich der perſiſche Prinz Abbas-Mirza im Lager aufhielt. Er iſt der zweyte Sohn des gegenwärtig regierenden Königs von Perſien, und ſtand damals in einem Alter von 19 Jahren. Er hat eine hohe Geſtalt, längliches Geſicht, regelmäßige Züge, lebhaften Blick, und eine freundliche und anſprechende Miene. Die Natur hat ihn mit einer leichten Faſſungskraft, mit Beſonnenheit, einem ſchon öfters erprobten Muth, und mit einer Leutſeligkeit begabt, die ihm alle Herzen gewann. Er beſizt hinreichende Kenntniſſe, um den Durſt zu weiterer Belehrung zu empfinden. Vorzüglich ſchäzt er die Wiſſenſchaften und Künſte von Europa, und die reinen Grundſätze der Chriſtuslehre. Schon in ſeinem 17. Jahre wurde ihm von ſeinem Vater der Befehl einer zahlreichen Armee, und die Regierung einer wichtigen Provinz anvertraut. War er auch in ſeinen Unternehmungen gegen Georgien nicht immer glücklich, ſo bewies er ſich doch den Ruſſen als ein gleich tapferer und großmüthiger Feind. Er behandelte die Gefangenen jederzeit mit ſo viel Menſchlichkeit, daß häufig das Loos der Ueberwundenen die Eiferſucht der Sieger erregte. Nie ließ er ſich zu ungerechter Strenge hinreißen, ſo unerbittlich er gegen wirkliche Bosheit war. Dieß beweist folgender Zug: Nazar Aly Beg, ein Perſer von hoher Geburt, ausgezeichneter Schönheit und erprobter Tapferkeit, war ſein Liebling. Dieſer Offizier ſah eines Tags, beym Herausgehen aus dem Bade, eine junge und ſchöne Armenierin, in die er ſich ſterblich verliebte. Mit Hülfe einiger Sclaven raubte er dieſelbe, brachte ſie in ſein Zelt, und überließ ſich gegen ſie der ganzen Mißhandlung einer geſteigerten Leidenſchaft. Kurz darauf wollte er die aufſteigenden Gewiſſensbiſſe über ſein Verbrechen beſchwichtigen, ließ ſich geiſtige Getränke, die von dem Propheten verboten ſind, bringen, und verfiel in die Verirrungen der Trunkenheit, die bey den wahren Muſelmännern für noch verabſcheuungswürdiger, als die der Liebe gehalten werden. Die junge Armenierin benüzte dieſe Gelegenheit, um aus dem Zelte ihres Räubers zu entfliehen. Abbas Mirza erfuhr die That und verſprach den Schuldigen zu beſtrafen. Vergebens legten ſeine Freunde Fürbitten für ihn ein, und ſuchten das Herz des Prinzen für ſeinen Günſtling aufzuwärmen. Abbas-Mirza hörte blos die Stimme der Gerechtigkeit, und Nazar-Aly mußte ſterben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die früh Verlobten.

(Fortſezung.)

Die zärtliche Neigung, mit welcher Urſule und Ariſt früher aus verſchrobner Jugendanſicht geſpielt hatten, hielten ſie jezt aus Schüchternheit und Zartgefühl gegen die Hirngeſpinſte einer geliebten Kranken verborgen, doch die Liebe verlor dabey nichts, nicht einmal an zartem Genuß; denn der holden Vertraulichkeit, welche dem anſpruchsloſen Freund neben dem Lager der leidenden Schweſter geſtattet wurde, wäre die Geliebte durch irgend eine vorſichtige Maßregel zuvorgekommen, und der Liebhaber, indem er als ſolcher ſich vor Allen um ſeine Herrin bemüht, hätte das Vertrauen der Freundin nicht in dem hohen Grade gewonnen. So wie ſie jezt einander gegenüber ſtanden, gab es oſtenſible Gründe eines dem Andern Freude zu machen, und ohne ſich das Wenn und Wie zu geſtehen, hofften ſie eine beſſere Zukunft, und waren bemüht Andern die Gegenwart zu erleichtern.

Niemand ward durch die Umwege, welche das Gefühl dieſer Menſchen nahm, mehr getäuſcht wie die alte Freundin von Halten. Sie leiſtete der Mutter Salmon treulich Geſellſchaft ſo bald es aber dieſe ihr liebe Pflichterfüllung geſtattete, brachte ſie gern eine Stunde in Sophiens Zimmer zu und half ihr phantaſieren - denn ſo möchte man die Leichtigkeit nennen, mit der ſie ſich in alle Reiſeplane oder Kindheits-Erinnerungen der Kranken verſezte. Wahrſcheinlich machte dieſe ſie zur Vertrauten ihrer Furcht, daß Urſule durch Männerliebe, durch Ariſts Liebe zuerſt, die Ruhe ihres Lebens verſcherzen könnte, wie ſie ſelbſt ſolche verſcherzt hatte. Frau von Halten, der das Leben nicht genug Begebenheiten darbot, beobachtete das Freunde-Paar ſpähend, und hielt manche ſchöne Rede über den Werth eines Bundes, der nie die Täuſchungen der Liebe gekannt; erſt jezt erinnerte ſie ſich, wie die kleine Liebesgeſchichte, die ſie als ſechzehnjähriges Mädchen mit Urſules Vater gehabt,

Digitized by Google

eine ſolche Verbindung zwiſchen ihnen gegründet, und wäre ſelbſt wirklich glücklicher darum, ſich einer ſo treuen, eitler Liebe von je fremden, Verbindung rühmen zu können. Ariſt ſchwieg bey Sophiens liebevoll-ängſtlichem Winken, aber die bunte Phantaſie der wohlmeinenden alten Dame erregte ſeine Laune, ſo daß er mit vielem Ernſt, ihrer Meinung beypflichtend, gefühlvolle Tiraden herunter ſpann, bis er einſt plötzlich Urſules Auge von Thränen gefüllt überraſchte, und als er beſtürzt und entzückt — denn er wagte dieſen Unwillen günſtig für ſich auszulegen — unter dem Vorwand ihr Sophiens Theeſchaale zu reichen, ihr näher trat, und ſie hocherröthend ſich abwendete, glaubte er ſeines Glückes ſich ſchmeicheln zu dürfen, und ſuchte dieſem Gegenſtand des Geſprächs der Hausfreundin und der lieben Kranken auszuweichen, oder ihn mit freundlichem Scherz zu beſtreiten. Eines Tages hatte ein geſchäftiger Damen-Beſuch an Sophiens Lehnſeſſel, ohne auf die nahe Beziehung, die ſie mit ihrem Schickſal darin finden konnte, Rückſicht zu nehmen, als Stadtneuigkeit die rückgängige Heirath eines, zu dem ehemaligen Geſellſchaftszirkel des Salmoniſchen Hauſes gehörigen Paares erzählt. Die Damen beſchuldigten den Mann der leichtſinnigſten Treuloſigkeit, und dieſes Urtheil leuchtete auch aus Sophiens ungewöhnlich lebhaftem Antheil an dem Bericht, den Frau von Halten Ariſt von der erhaltenen Neuigkeit gab. Ariſt ließ ſich ruhig erzählen, that einige Fragen, um zu erfahren, was alles für Umſtände die Referentinnen gemeldet hatten, und ſagte dann nach einer langen Pauſe zu Sophie, welche den lezten Klagepunkt mit mehr Lebhaftigkeit, als ihre erſchöpften Kräfte erlaubten, vorgetragen hatte: „Man thut dem Manne Unrecht . . .“ Sophie und Frau von Halten fuhren auf: „Wie? Sie vertheidigen den Verrath an einem Weibe?“ — Urſule, die an dem ganzen Geſpräch keinen Antheil genommen, blickte ihn ernſt verwundernd an. Ariſts Auge begegnete dem ihren, und die Strenge des ihrigen ſchmolz vor dem ſtillen Vertrauen, mit dem es auf ihm geheftet blieb. „Urſule, glauben Sie das auch?“ fragte er ſanft, „iſt es recht, daß ihr Frauen uns nur allein beſchuldigt, wenn die Vereinigung mißglückt? Runde, von dem hier die Rede iſt, hat einen Vorwurf verdient: — er hat im erſten Drange der Leidenſchaft zu viel Unterwürfigkeit gezeigt. Amalia hatte ſich eine falſche Anſicht von ſeinem Charakter bilden müſſen. Wie er Bräutigam worden, trat er in ſeinen männlichen Charakter wieder ein, er ſuchte Amalie für ſeine ernſten, würdigen Lebensanſichten zu gewinnen, er machte ſie zur Theilnehmerin ſeiner Sorgen, ſeiner Hoffnungen, er behandelte ſie in intellektueller und ſittlicher Hinſicht ſchon als Gefährtin ſeines Lebens. — Dem war das eitle Mädchen nicht gewachſen, ſie machte die Anſprüche einer petite maitresse, er ſuchte ſie auf dem Weg des Gefühls, der Vernunft zu gewinnen, aber ihre Seelen begegneten ſich nie. Wie nun ſeine Mutter ſtarb — er hatte ſie unausſprechlich geliebt und ihr Alter durch die kindlichſte Hingabe verſüßt — machte Amalia ihm einen unangenehmen Auftritt, weil er die erſten zwey Tage nach ihrem Hinſcheiden nicht bey ihr geweſen — außer ſeinem Büreau nirgends, ſondern an der Mutter Sarg — man ſagt leſend, auch weinend geſeſſen. Bey ſeinem erſten Beſuch am Begräbnißtag brachte er Amalien irgend ein Kleinod, ich glaube ſo ein Ding, wie die Frauen ehemals an den Hals hingen, Amalie nahm es ſehr zärtlich, ſagte: ſie wolle es modern faſſen laſſen, und als Gürtelſchnalle tragen. — Runden ſchauderte, aber er ſchwieg. Gleich darauf war mit einem indeß eingetretnen Beſuch von einer großen Landparthie die Rede, die in den nächſten vierzehn Tagen ſtatt finden ſollte. Runde hörte, ohne an dem Geſpräch Theil zu nehmen, daß Amalie an ihm Theil zu nehmen gedenke. Wie der Beſuch fort war, fragte er Amalie: ob ſie ſich wirklich zu dieſem Feſte verbindlich gemacht hätte? ſie erröthete, ſagte aber unbefangen: da unſre Verbindung noch nicht erklärt iſt, befiehlt mir der Anſtand noch nicht, eine Trauerzeit zu halten. — Runde verſichert, er habe ihr nichts geantwortet, ſondern ihr den folgenden Tag geſchrieben, daß er dieſe Zeit wo der Anſtand ihnen noch keine Pflichten auflege, benutze, um aus freyem Muthe wahr gegen ſie zu ſeyn. — Er habe ſich in ihr geirrt, indem er ſie geneigt gehalten ſeine Freuden und ſeine Leiden zu theilen, und ſie ſich in ihm, wenn ſie ihn des Ernſtes für unbedürftig gehalten. Er bat ſie dringend um Verzeihung, ihren Irrthum veranlaßt zu haben, und bot ſich an, ſich ganz als verurtheilte Partey aufführen zu laſſen. — Amalie ſoll bey dem ländlichen Feſte höchſt reizend geweſen ſeyn und Runde bat um die Kommiſſion beym neuen Hoſpitalbau, wo er ſechs Jahre der verdrießlichſten Arbeit ohne allen Lohn, zu der man ſeit einer Reihe Jahren Niemand fand, vor ſich hat. Das iſt Runde's Geſchichte. — Urſule, hat er nun Amalia aufgeopfert? — „Ich habe nicht mit geurtheilt, Ariſt; mir kommt es nicht zu“ — „Zu urtheilen? Doch, meine Freundin, zu verurtheilen, wie heute Ihr Beſuch that, das kommt keinem guten Menſchen zu. — Mir liegt Rundens Sache als Sache meines Geſchlechts am Herzen. Runde hat ſich vielleicht von ſeiner Leidenſchaft verleiten laſſen, während er um Amalia warb, bey den Hinderniſſen, die ihre Vormünder ihm in den Weg legten, ſeine Geliebte zu vergöttern, allein wenn die Erlangung ſeiner Wünſche ihn ruhig genug machte, um ſie männlich und vertrauend von dem Abgott ſeiner Träume zur Theilnehmerin an ſeiner Wirklichkeit zu erheben, und ſie an dieſer gar keinen Theil zu nehmen geneigt war — wenn ſie das in den ſorgloſen Tagen des Brautſtandes nicht wollte, was durfte er hoffen, daß ſie thun würde, wenn trübe Zeiten, Krankheit und Schmerz ihn heimſuchte?“ — Dann würde ſie ihre Pflichten erfüllt haben, rief Sophie weinend. — „Sah Runde die Sache ſo an, ſo that er recht,“ ſagte Urſule und reichte Ariſt ihre Hand. Er drückte ſie ſanft in der ſeinen und gab dem Geſpräch eine heitere Wendung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Mai.

In der Charwoche wurden, dem alten Gebrauche nach, die von jeher bemerkten glänzenden Spazierfahrten der großen und kleinen Welt nach Longchamps angeſtellt, obſchon ſeit lange kein Longchamps mehr vorhanden iſt, und der Abend ward, ebenfalls nach altem Brauche, im Concert spirituel zugebracht, obſchon auch das Spirituel größtentheils daraus verſchwunden iſt. Bekanntlich iſt der Longchamper Spaziergang nichts weiter als ein Zurſchauſtellen neuer Moden, neuen Anzuges, neuer Equipagen; wer nichts Neues aufzuweiſen hat, begnügt ſich freylich mit dem Alten; dann muß er aber auch auf das Vergnügen Verzicht leiſten, Aufſehen zu erregen, warum es doch ſo vielen in Paris zu thun iſt; einige Zeitungen behaupten, es habe dießmal bey der Longchamper Promenade ſehr traurig ausgeſehen; allein um dieß zu glauben, müßte man die Pariſer nicht kennen. Wie auch immer die politiſchen Verhältniſſe ſtehen mögen, ſo werden doch die Gelegenheiten, ſich zu beluſtigen, von den Müßiggängern nicht verſäumt. Das, bald witzige, bald unbedeutende Blatt Le miroir gab auf Veranlaſſung dieſes Spazierganges ein Karrikaturblatt aus, worauf der Zug der Journaliſten der Ultraparthey nach Longchamp dargeſtellt war. Alle dieſe monarchiſchen Leute waren auf einem großen Krebſe, ſtehend und reitend, abgebildet, alle mit martialiſcher Miene, kämpfender Stellung, und einſtimmig ausrufend: rückwärts marſch! Dieß Loſungswort läßt ſich in der That aus ihren Blättern ſehr deutlich hören. Die Concerts spirituels wurden wie gewöhnlich von der großen Welt ſehr beſucht; denn wenn die Leute einmal im Putze ſind, ſo laſſen ſie ſich an demſelben Tage lieber zweymal als einmal ſehen; daher ſind dieſe Konzerte der Charwoche eine Fortſetzung der Longchamper Promenade. Es wurde den Muſikliebhabern Manches aufgetiſcht, und meiſtens Gutes; jedoch behagte nicht Alles auf gleiche Weiſe. Beethovens Oratorium, der Heiland am Oelberge, welches zum erſtenmal in Frankreich aufgeführt wurde, fand vielen Beyfall, wie auch mehrere Soloſtücke für Inſtrumente; ein Schüler Kreuzers ſpielte ſehr fertig ein Violinkonzert ſeines Meiſters, dem er viel zu verdanken hat; er geigte als armes Kind auf der Gaſſe. Kreuzer, welcher vorbey ging, hörte ihn einſt ſpielen, bemerkte, daß der Knabe viele Anlagen habe, nahm ihn mit ſich, unterrichtete und bildete ihn aus; das Spiel des Schülers bewies, daß die Mühe und Sorgfalt des Lehrers nicht vergeblich geweſen war. Roſſini's Muſik hatte ebenfalls zu den Concerts spirituels beytragen müſſen, obſchon das Erbauliche eben nicht der Charakter dieſer Muſik iſt. Ein kleiner Umſtand, welcher bey dieſen Konzerten vorfiel, ſchien mir recht charakteriſtiſch. Auf dem Anſchlagzettel waren Variationen für die Oboe auf das bekannte God save the King angekündigt worden. Mehr bedurfte es nicht, um eine Art von Gährung hervorzubringen, beſonders unter den Anhängern der Militärparthey. Ein engliſches Nationallied in einem franzöſiſchen Konzerte, welcher Frevel! Der Konzertſaal ward an dieſem Abende voller als den vorigen, und vermuthlich war irgend ein heftiger Auftritt verabredet worden; allein der Adminiſtration war ſchon ſo bange geworden, daß ſie das God save the king abbeſtellen ließ; es wurde dafür ein anderes Stück geſpielt. Der Miroir legte bey dieſer Gelegenheit außerordentlich großen Nationaleifer an den Tag, und bemerkte nach dem Ausgange der Sache, dieß ſey eine Lehre für die Schauſpiel- und Konzertdirektoren, daß man, um keinen Unwillen bey den Franzoſen zu erregen, vor ihnen nichts aufführen dürfe, als was national et français ſey. Wer den Leuten hätte beweiſen wollen, daß man deßwegen noch kein Engländer wird, weil man Variationen auf eine engliſche Melodie ſpielt, und daß der Patriotismus durch keine Oboe gefährdet werden kann, würde ſich vergebliche Mühe gegeben haben; das Vorurtheil iſt einmal vorhanden, und man hat eine Art von Antipathie gegen das arme God save the king, das man ſogar in muſikaliſcher Hinſicht angegriffen, und als ein altfränkiſches, ſchleppendes Lied dargeſtellt hat, das ſich mit dem franzöſiſchen Nationalliede: Vive Henri IV. gar nicht meſſen könne. In der That kann das langſam gezogene des einen Liedes, und das hüpfende des andern ziemlich wohl zur Bezeichnung der Verſchiedenheit der Charaktere beyder Nationen dienen.

Gegen das Unedle des halb polizeylichen Abſingens ſatyriſcher Lieder wider die freyſinnigen Deputirten haben ſich ſo viele Stimmen erhoben, daß der Miniſter des Innern es endlich anerkannt hat, daß dieß nicht der rechte Weg ſey, um Ruhe und Frieden zu ſtiften, zumal da die beſchimpften Freyſinnigen anfingen ſich, bey Ermanglung der Dazwiſchenkunft der Obrigkeit, an den Bänkelſängern perſönlich zu rächen; es iſt unbegreiflich, wie die Polizey ſich hat ſo blindlings gefällig gegen die Ultras zeigen, und einen ſehr achtbaren Theil der Nation ſo niedrig beſchimpfen laſſen können. Die Ultras haben zwar eingewendet, die Liberalen hätten in ihren Blättern auch mehrmals Spottlieder auf ſie gemacht; o ja, in den öffentlichen Blättern, und die Ultras erwiederten dieſe Angriffe, oder erwiederten ſie nicht, in ihren eigenen Blättern; in dieſem Kampfe hatten die beyden Parteyen gleiche Standpunkte; keine konnte ſich beklagen. Aber bey den letzten Vorfällen lag das Unedle eben darin, daß man den Liberalen nicht erlaubte, die Angriffe zu erwiedern. Die Bänkelſänger wurden von der Polizey beſchützt; auf der Gaſſe griffen ſie die Freyſinnigen an, und dieſen ſtand nicht derſelbe Weg offen, ſie mußten ſchweigen, oder ſich ſelbſt Recht verſchaffen; denn das Klagen half nicht; da ihnen die Geduld verging, ſo wäre es täglich zu Handgemengen gekommen, wenn nicht zuletzt die Obrigkeit die Ungerechtigkeit ihres eigenen Verfahrens eingeſehen, und dem Unfuge der Gaſſenſängerey Einhalt gethan hätte. Die öffentliche Meinung, welche auf der Gaſſe beleidigt wurde, ſuchte ſich wie gewöhnlich im Schauſpiele und durch die Preſſe Luft zu verſchaffen. Alle diejenigen Theaterſtücke, welche die Polizey fürchtet, vor der Hand aufführen zu laſſen, werden in kleinen, wohlfeilen Ausgaben gedruckt, und gehen reiſſend ab; beſonders iſt dieß mit dem Tartuffe und mit Voltaires Mahomed oder der Fanatismus der Fall. Scheinheiligkeit und Fanatismus ſind zwey Eigenſchaften, welche das franzöſiſche Publikum mehr als je verabſcheuet, und dieſen Abſcheu hält es für gut deutlich an den Tag zu legen, damit diejenigen, welche dieſe Untugenden befördern, erfahren, wie ſie werden aufgenommen werden. Bey einem neuen Trauerſpiele des Obrons: Attila, hatte die, leider noch vorhandene, dramatiſche Cenſur, alle mögliche Sorgfalt angewandt, um durch fleißiges Ausmerzen und Expungiren keinen Stein des Anſtoßes zu laſſen; allein das Publikum iſt noch ſcharfſinniger als die Cenſoren; es war ihnen ein Vers entwiſcht, welcher ungefähr ſo heißt: les francs suivent un chef, mais ne reconnaissent pas de maitre. An dieſen Vers hielt ſich das Publikum, das ſonſt keine Anſpielung fand, ſogleich feſt, und beklatſchte ihn unbändig. Die Polizey gerieth in Aengſten, und forderte das Manuſcript wieder, um es noch einmal auf das Bette des Procuſtes zu legen, und nach ihrem Eigendünkel zuzuſchneiden; jedoch wird der berüchtigte Vers beym Abdrucke gewiß nicht ausgelaſſen werden, da die Preſſe glücklicher Weiſe von keiner Cenſur mehr abhängt. Paoli und Scylla ziehen, eben weil ſie der öffentlichen Meinung Gelegenheit geben, ſich auszulaſſen, noch immer das Publikum an und ſind Lieblingsſtücke. Talma's perruque impériale in der Rolle Scyllas, iſt ſo in Gang gekommen, daß die Perückenmacher angefangen haben, die Herren à la Sylla zu ſchneiden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 46.

Nro. 137.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Juni 1822.

Die kleine Moral tödtet ſehr oft die große.

Frau von Stael.

Griechenland.

3.

Wie lang ſchon tönt vom blut'gen Mordgeſtade
Von Algier, Tunis her, der Jammerlaut
Der unglückſel'gen Brüder! deren Pfade
Kein Hoffnungsſtrahl erhellt, kein Troſt bethaut!

In jener frühen Zeit, da Wahn und Dunkel
Noch oft umzog der Wahrheit hellen Schein,
Drang doch in kräft'ge Bruſt das Lichtgefunkel,
Der Lieb' und der Begeiſt'rung tief hinein.

Zur Lanze griff der Knapp ſo wie der Ritter,
Der freye Mann; und ferner Brüder Band
Zu löſen, heftig wie ein Sturmgewitter
Brach' er ins mächt'ge Sarazenenland.

Er ließ daheim den ſichern Heerd der Laren,
Ließ Lieb' und Glück; frey gab er eignes hin
Für fremdes Heil; und ſtürzt' in Kampfgefahren,
Mit dunkelm, aber wahrem Heldenſinn.

Jezt wo, Vernunft, dein Lichttag aufgegangen,
Wo hell und frey der Geiſt die Schwingen regt,
Iſt nur das Herz in enger Haft befangen,
Daß über ſich hinaus kein Zug es trägt?

Doch nein! verbreitet iſt ja rings die Kunde,
Erſtanden ſey der Geiſt der Ritterſchaft
In unſrer Zeit; ſo tönts von Mund zu Munde;
Errege neu der Herzen Muth und Kraft;

Und duldet er, daß tauſend, tauſend Brüder
Hülflos verſchmachten, in der Knechtſchaft Qual
Jenſeits des Meers? — Man malt und malt es wieder
Des Elends Bild, — doch ſchläft der Rettung Stahl? —

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Abbas Mirza hatte ſich die Achtung und Liebe der Bewohner dieſer Provinz ſo ſehr erworben, daß ſie die größten Hoffnungen auf ihn ſezten, und in ihren Geſprächen öfters die Formel gebrauchten: „Wir ſchwören bey dem Haupte unſeres Regenten, und dem ſeines geliebten Sohnes.“ Hr. Jaubert kam am 17. Mai zu Ardebil an, wurde im Hauſe des Veziers aufs glänzendſte empfangen, und zwey Tage darauf bey dem Prinzen vorgeſtellt. Dieſer bezeugte ihm ſeine Freude über ſeine Ankunft, und ſeinen lebhaften Wunſch, die neueſten europäiſchen Ereigniſſe aus ſeinem Munde zu vernehmen. Hr. Jaubert wollte ihm ſeine Glückwünſche über ſeine Thaten bey Erivan ausdrücken, der Prinz ſenkte aber den Blick, erhob ſeine Hand an die Stirne, wie von einer traurigen Erinnerung überraſcht, und ſagte folgendes: Fremdling, du ſiehſt dieſe Armee, dieſen Hof und alle dieſe Prachtanſtalten. Glaube aber nicht, daß ich glücklich ſey. Wie ſollte ich es auch ſeyn? Wie die aufgethürmten Meereswogen hoch an unerſchütterlichen Felſen brechen, ſo ſind alle meine Anſtrengungen gegen die ruſſiſchen Phalangen geſcheitert. Das Volk rühmt meine Thaten, ich allein kenne meine Schwäche. Womit hätte ich denn die Achtung der Krieger des Occidents verdienen können? Wie habe ich den Einfall in unſere Provinzen gerächt? Ich kann nicht ohne Erröthen die Augen auf die mich umgebende Armee werfen. Wie wird es erſt dann werden, wenn ich vor meinem Vater erſcheinen ſoll! Der Ruf hat die Siege der franzöſiſchen Armeen zu mir getragen. Ich weiß, daß der Muth der Ruſſen ihnen nur einen eitlen Widerſtand entgegengeſezt hat. Dennoch bedroht eine Handvoll Europäer, die alle meine Truppen in Athem ſezt, uns mit immer neuen Fortſchritten; und der Araxes, jener Fluß, der vormals ganz im Schooße perſiſcher Provinzen floß, entſpringt gegenwärtig auf fremdem Boden, und ergießt ſich in ein mit feindlichen Schiffen bedecktes Meer."

Der Verfaſſer unterhielt ſich in den wenigen Tagen ſeiner Anweſenheit im Lager ſehr oft mit dieſem Prinzen, deſſen trauriges Ende vor Kurzem das gebildete Europa mit Mitleiden vernommen hat. Seine Fragen bezogen ſich immer auf wichtige Gegenſtände. „Welche Macht, ſagte er eines Tags, gibt euch eine ſolche Ueberlegenheit über uns? Was iſt die Urſache eurer Fortſchritte und unſerer beſtändigen Schwäche? Ihr kennt die Kunſt zu regieren, die Kunſt zu ſiegen, die Kunſt alle menſchliche Kräfte in Thätigkeit zu verſetzen, während wir zu einer ſchmachvollen Unwiſſenheit verurtheilt zu ſeyn ſcheinen, und kaum an die Zukunft denken. Sollte denn der Orient weniger bewohnbar, weniger fruchtbar, weniger reich, als euer Europa ſeyn? Sollten die Strahlen der Sonne, die uns früher beleuchten, ehe ſie zu euch gelangen, für unſere Häupter weniger wohlthätig ſeyn; und ſollte der Schöpfer, der alle ſeine Gaben nach ſeiner Güte vervielfältigte, euch mehr als uns haben begünſtigen wollen? Ich kann dieß kaum denken. Sage mir, Fremdling, was zu thun iſt, um eine Wiedergeburt bey den Perſern zu Stande zu bringen? Soll ich, wie jener moſkowitiſche Zaar, der ſeinen Thron verließ, um eure Städte zu beſuchen, ſoll ich Perſien und allen dieſen eitlen Prunk von Reichthümern verlaſſen? Oder ſoll ich mich mit Weiſen umgeben, die mich in allen den Pflichten eines Prinzen unterrichten? Man hat mir von merkwürdigen Abenteuern eines jungen Joniers erzählt, der vormals die Ufer von Ithaka verließ, um ſeinen Vater aufzuſuchen, und der mit Nutzen die Küſten und die Inſeln des weiſſen Meers (ſo nennen die Perſer das mittelländiſche Meer), Syrien, Egypten und Griechenland durchwanderte. Sage mir, ob ich dieſen Erzählungen glauben darf? Belehre mich, in welchem Zuſtande ſich gegenwärtig dieſe Länder befinden, die uns faſt ganz unbekannt ſind. Erinnert man ſich dort noch aller der berühmten Könige, deren Namen kaum zu uns gelangten, und durch die wir blos eine dunkle Vorſtellung von der Größe der Alten erhalten haben?"

Dieſe vielfache Fragen ſezten Hrn. Jaubert in großes Erſtaunen. Er hatte in der Türkey nur Menſchen gefunden, die in der tiefſten Unwiſſenheit hinbrüteten, oder höchſtens oberflächliche und unnütze Kenntniſſe zeigten. Er konnte des Prinzen Neugierde nur unvollkommen befriedigen, ſuchte ihm übrigens die Urſachen begreiflich zu machen, die von unſern berühmteſten Politikern als diejenigen betrachtet werden, die den größten Einfluß auf das Schickſal der Nationen ausüben. Häufig befragte ihn auch der Prinz über Napoleon. „Wie alt iſt er? Welche Geſtalt, welche Geſtaltsbildung, welche Farbe der Haare hat er? Trägt er einen dicken Bart? Hat er viele Frauen? Spricht er perſiſch?"

Der Ruf der Tapferkeit, den die Mameluken ſo lange Zeit genoſſen, und der Einfluß, den die Eroberung von Egypten durch die Franzoſen auf den politiſchen und moraliſchen Zuſtand des Orients hätte hervorbringen können, waren hinreichende Beweggründe, einen nach Belehrung und Ruhm verlangenden Prinzen zu Fragen über nähere, jenes denkwürdige Ereigniß betreffende Umſtände zu veranlaſſen. Bey einer Unterhaltung über dieſen Gegenſtand nannte Hr. Jaubert eines Tags den Namen des rohen Djezzar, des Paſcha von Acre. „Sage mir doch," rief ſogleich Abbas Mirza aus, „was du von dieſem Ungeheuer weißt, das ein ebenſo erklärter Feind der Anhänger des Aly, als der Schüler des Chriſtus war, von dieſem gehäſſigen Ketzer (raſeny), der die perſiſchen Pilger ſo oft beraubt, und ſelbſt mehrere derſelben ermordet hat." Wir glauben unſern Leſern einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir hier die ganze Antwort des Verfaſſers herſetzen. Mein Prinz, antwortete er ihm, nachdem der Abſchluß eines vorübergehenden Friedens unſerer Regierung geſtattete, ſich mit Wiederherſtellung der Handels-Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Egypten zu beſchäftigen, ſo wurde ein durch ſeine Tapferkeit, wie durch ſeine Talente gleich ausgezeichneter Offizier, der Obriſt Sebaſtiani, mit einem wichtigen Auftrag in lezteres Land abgeſchickt, ich erhielt den Auftrag ihn zu begleiten. Wir wurden daſelbſt wie Landsleute, wie alte Freunde, und, mit einem Wort, wie hier in Perſien empfangen. Wir beſuchten Alexandrien, Cairo und Damiette; und wollten nun nach Acre abreiſen. Mehrere Männer von Bedeutung und Verſtand riethen uns von dieſem Vorhaben ab. „Hütet euch, ſagten ſie, an dieſer unwirthbaren Küſte zu landen. Der Tod oder die furchtbarſten Qualen würden der Lohn eurer Unvorſichtigkeit ſeyn." Da der Obriſt indeſſen den beſtimmten Befehl hatte, ſo konnte ihn nichts davon abhalten. Wir kamen nur darin überein, in einem arabiſchen Briefe den Djezzar zu fragen, ob er uns aufnehmen würde. Unſer Schiff legte am Fuße des Berges Carmel, drey Stunden vor Acre, vor Anker, und wir ſuchten Mittel, dem Paſcha den Brief zuzuſchicken. Allein auf dieſer Küſte, von der die Gerechtigkeit verbannt iſt, erblickten wir weder ein Boot, noch einen Menſchen. Unter dieſen Umſtänden warf der Obriſt ſeinen Blick auf den jüngſten ſeiner Offiziere und auf mich. Wir reiſten ab. Das Meer war ſtürmiſch, und unſer Beſuch drohte es noch mehr zu werden. Bey Anbruch des Tags kam unſere Schaluppe am Fuß der Mauern von Acre an. Der Anblick dieſer verheerten Feſtungswerke, dieſer Thürme, der traurigen Wohnungen des Unglücks und der Verzweiflung erfüllten meine Seele mit Unmuth und Schauer. Die Reſte eines alten Leuchtthurms und die Spuren chriſtlicher Kirchen erinnerten uns an den Wohlſtand des alten Ptolomais. Unſer Boot ſegelte in den Hafen, und wir ſtiegen bey der Zollſtätte ans Land. Die erſten Perſonen, die wir dort erblickten, ſchienen über unſere Ankunft eben ſo beunruhigt wie erſtaunt zu ſeyn. Sie baten uns zu ſitzen, brachten uns Caffee und Pfeifen, und nach langem Stillſchweigen befragte uns der Zollaufſeher über den Zweck unſerer Ankunft. Ich ſagte ihm denſelben. Er begab ſich ſogleich in das Schloß, von wo er uns bald folgende Antwort brachte: „Unſer Herr wird überlegen, was hier zu thun iſt. Ihr ſollt ſeinen Entſchluß in einer Stunde erfahren.“ Dieſe Stunde kam uns wie ein Jahrhundert vor. Nach Verfluß derſelben erſchienen mehrere Bewaffnete, die uns ein Zeichen gaben, ihnen zu folgen. Wir kamen an Bazars vorüber, deren verfallenes Aeußere von den Verheerungen der Zeit und den Verwüſtungen durch die franzöſiſche Artillerie vor zwey Jahren zeugte. Bey unſerer Ankunft auf dem Schloßplatz ſahen wir auf der einen Seite eine Reihe von Kanonen vor dem Thore des Pallaſts aufgeſtellt, und auf der andern ein ſorgfältig bewachtes Gefängniß, deſſen Thore aber geöffnet waren, damit das Volk die dort verwahrten, in Ketten ſchmachtenden, und zur Folter und Hinrichtung beſtimmten Unglücklichen ſehen konnte. Man führte uns durch das Thor und durch dunkle verworrene Gemächer in einen großen Saal. Nun eröffnete ſich ein zweytes Thor, und wir befanden uns in einem Garten. Hier zogen ſich unſere Wachen zurück, ohne ein Wort zu ſprechen. Erſtaunt über dieſes geheimnißvolle Betragen giengen wir den nächſten Weg zwiſchen den Bäumen, als wir an dem Ende eines langen Laubgeländers einen Greiſen auf der Erde im Schatten eines Palmbaumes ſitzen ſahen. Sein Bart war weiß und dünn. Er hatte grobe Kleider, und ein Schawl war um ſein Haupt gewunden. Wir hielten ihn bey dieſem elenden Aeußeren für einen Fakir. Es war aber Djezzar ſelbſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pferde-Bazar.

Die Engländer lieben die, abenteuerlich aus Sprachen der fernſten Welttheile zuſammengeſetzten Namen; welcher geſchmackloſe Gebrauch aus ihrem tagtäglichen Weltverkehr ſehr natürlich hervorgegangen iſt. So nennen ſie „Pferde-Bazar“ eine in London befindliche Anſtalt, von der ich nicht weiß, ob eine große Stadt des Feſtlandes ſie auch beſitzt: einen Ort, wo Pferde in Koſt gegeben, zum Verkauf ausgeſtellt und zugeritten werden können. Der Eigenthümer der hier erwähnten heißt George Young und gibt dem Publikum folgende Kunde von ſeinem Inſtitut.

Es nimmt zwey Morgen Landes ein, hat Platz für 300 bis 400 Pferde, ein großes Reithaus, und eben ſolchen Exerzierplatz von hohen Mauern umſchloſſen. Sonntag ausgenommen, nimmt man im Sommer täglich, von früh neun Uhr bis Abend acht, Pferde zum Verkauf an, des Winters, bis es dunkel wird. Dieſe werden beym Eintritt erſt vom Pferde-Arzt beſichtigt, um ſich vor anſteckenden Krankheiten zu hüten. In dieſen Stunden werden auch alle Handelsgeſchäfte abgethan. Zu dieſen iſt eine Kommiſſion ernannt, für die von der Kaufſumme fünf Procent als Honorar abgezogen werden. Der Preis der Fütterung, die ausgeſucht gut, angemeſſen und reichlich iſt, richtet ſich nach dem Marktpreiſe. Die Pferde werden täglich eine Stunde ſpazieren geführt und wöchentlich einmal in leichtem Trott in Schweiß geritten, wobey ſie doppelte Decken erhalten. Kutſchpferde zeigt man auf Verlangen im Geſchirr, und ſie dürfen außer dem Bazar verſucht werden; Reitpferde hingegen läßt man nur innerhalb des hinreichend großen Raumes des Bazars probiren. Stuten und Pferde werden mit ihren Stallknechten aufgenommen; dieſe leztern müſſen ſich aber der Ordnung des Bazars unterwerfen. Ein geſchickter Arzt, Wundarzt und Schmid iſt eigens zur beſtändigen Aufſicht bey der Anſtalt beſtellt; die Stallknechte ſind erprobt geſchickte, ſorgfältige Leute, jede Nacht iſt ein Wächter beſtellt, um die unangenehmen Zufälle, welche das Losreißen u. ſ. w. in den Ställen veranlaſſen kann, zu verhüten. — Jede Kaufſumme muß baar bezahlt werden, und dieſes beym Abholen des Pferdes, ſpäteſtens zwey Tage nach geſchloſſenem Kaufe, ſonſt iſt dieſer aufgehoben; die Eigenthümer der verkauften Pferde erhalten das Kaufgeld vier Tage nach dem Verkauf, nachdem deren Unterhalt und die Kommiſſions-Koſten abgezogen ſind. Der Eigenthümer des Bazars gibt ſich perſönlich gar nicht mit Pferdehandel ab, auch darf ſich keiner ſeiner Angeſtellten damit befaſſen u. ſ. w.

Es iſt angenehm zu bemerken, welche beſondre Gabe dieſe engliſche Nation hat, in alle ihre Betriebſamkeits-Unternehmungen eine gewiſſe Vollſtändigkeit und Zweckmäßigkeit zu bringen. Die gegenwärtige würde vielleicht in unſern großen Hauptſtädten Nachahmung verdienen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Mai.

(Beſchluß.)

Der berüchtigte Oberſt Touquet iſt ſeit anderthalb Jahren ſo emſig mit dem Verlegen von Voltaires Werken zum Behufe der Volksklaſſen beſchäftigt, daß er ſchon ein Dutzend Ausgaben zu verſchiedenen Preiſen veranſtaltet hat, die zu einer großen Fabrik Anlaß gegeben haben, da er mit gegoſſenen Platten druckt, nach dem Verfahren des Stereotypendruckes. Es wäre intereſſant zu erfahren, welche ungeheure Menge von Abdrücken dieſer thätige Spekulant, dem das Lob der Liberalen und das Schimpfen der Servilen gleich wohlthätig geweſen iſt, ſchon in Umlauf geſezt, und wohin ſich dieſer Abſatz hauptſächlich verbreitet hat. Wenn der größte Theil davon in Frankreich geblieben iſt, wie zu vermuthen ſteht, ſo muß es nicht viele Familien geben, welche nicht wenigſtens theilweiſe ihren Voltaire beſitzen. Bey dem außerordentlichen Abſatze, den ſeit einigen Jahren die Aufklärungsſchriften in Frankreich haben, iſt es einem Buchhändler, welcher geiſtliche Schriften verlegte, eingefallen, ſeinerſeits unter dem Schirm und Beyſtande der Ultras eine Menge von Andachtsbüchern, polemiſche Schriften der ältern franzöſiſchen Theologen, hiſtoriſche Werke der ehemaligen Abbés u. ſ. w. wieder abzudrucken. Dieſer Buchhändler hat ſo eben fallirt, ſeine Schuldenlaſt beläuft ſich weit über eine halbe Million; einem einzigen Buchdrucker iſt er hundert tauſend Franken ſchuldig, woraus man auf die ungeheure Bücherhaufen ſchließen kann, die er in ſeinen Magazinen muß liegen haben. Für unſere nehmende Verleger in Frankreich eröffnet ſich jezt eine Ausſicht, wie ſie ſich wohl nie in der Welt eine dargeboten hat, nämlich das Herausgeben ſpaniſcher Bücher zum Behufe Amerikas. Spanien ſelbſt iſt zu träge und hat nicht Spekulationsgeiſt genug, um die ſich jezt eröffnende Quelle ſtark zu benutzen. In Amerika iſt der Druck und Buchhandel noch im Entſtehen; dagegen wird in Frankreich ſchnell, gut und nicht theuer gedruckt, und an Gelegenheit zum Verſenden fehlt es nicht. Einige Unternehmer, welche die Wichtigkeit der ſich darbietenden Ausſicht fühlen, haben daher bereits angefangen, von emigrirten Spaniern in Frankreich mehrere Aufklärungsſchriften überſetzen und drucken zu laſſen, und dieſe Ausgaben beynahe ganz nach den neuen Freyſtaaten zu verſenden; nur erfordert dieſe Spekulation freylich große Kapitalien, und ſichere Verbindungen mit Amerika. Da Buchhändler in einem ſo entfernten Welttheile leztere nicht wohl bekommen können, ſo ſind ſie genöthigt, ſich der Vermittlung von Bankiern und Kaufleuten in den Seehäfen zu bedienen, und dieß vermindert dann den Vortheil ihres Unternehmens. Die Sache der Obſkuranten und Servilen muß wohl in dem freygewordnen Amerika weit weniger Anhänger haben, als in einigen Ländern Europas; denn ich ſehe keine einzige Schrift dieſer Art ins Spaniſche überſetzen; mit ſolchem Zeuge ſind die Kolonien freylich während der ſpaniſchen Herrſchaft genug überſchwemmt worden; es wäre alſo kein Wunder, wenn ihnen jezt davor ekelte. De Pradts Schrift: Europa und Amerika im Jahr 1821, iſt von der Madame Zea, Frau des hier anweſenden Präſidenten der Republik Columbia, ins Spaniſche überſezt worden. Dieſe Auflage iſt vermuthlich auch für Amerika beſtimmt. Mich dünkt, der deutſche Buchhandel könnte über Hamburg an dieſen Spekulationen Theil nehmen, nur müßte auf beſſeres Papier gedruckt werden, als auf dem gewöhnlichen grauen und dünnen, welches dem Abſatze der in Deutſchland gedruckten Bücher in den ſüdlichen Ländern äußerſt ſchadet. In Frankreich wenigſtens beklagt man ſich häufig über das elende deutſche Druckpapier; die deutſchen Auflagen alter Klaſſiker, welche mit Recht hier geſchäzt werden, würden weit mehr Abſatz finden, wenn die Bücherliebhaber nicht durch das häßliche Papier abgeſchreckt würden, das von dem franzöſiſchen ſo ſehr abſticht. Die Eleganz des Druckes nimmt überhaupt in Frankreich bedeutend zu; England hat zuerſt das Beyſpiel gegeben; das wetteifernde Frankreich will ſeinen Nebenbuhlern hierin nicht nachſtehen; alſo wird auch Deutſchland wetteifern müſſen, um gegen dieſe beyden Völker anzukommen. Eben ſo ſteigt der Luxus in der franzöſiſchen Buchbinderey; in einem neulich eröffneten großen Buchladen einer jüngſt erbauten Gallerie im Palais royal ſind alle ausgeſtellten Bücher Meiſterwerke der Pariſer Buchbinderey, und zwar iſt jedes Werk auf beſondere Art eingebunden; die Kunſt, die dabey angebracht worden, iſt wirklich erſtaunenswerth. Die Buchbinder, welche auch ihr Point d'honneur haben, nehmen es ſehr übel, daß der engliſche Reiſende Dibdin behauptet hat, die franzöſiſchen Buchbinder ſtänden den engliſchen noch weit nach; ja einer hat aus patriotiſchem Eifer die Feder ergriffen, und eine Widerlegung der Dibdinſchen Behauptung geſchrieben, mit dem ernſthaften Motto: „Laßt uns Franzoſen ſeyn und bleiben.“ Indeſſen bemerkt man doch, daß, ungeachtet dieſer National-Eitelkeit, die neue Pariſer Buchbinderey ſich zum Theile nach den koſtbarſten engliſchen Muſtern gerichtet hat.

Am 24. April begann die dießjährige Kunſtausſtellung; bey der ſich hinzudrängenden Menge läßt ſich in den erſten Tagen wenig unterſuchen. An ausgezeichneten Stücken iſt dießmal Mangel; man iſt überhaupt mit der jezigen franzöſiſchen Schule nicht ſehr zufrieden, wofern man ſie nach den ausgeſtellten Produkten beurtheilen darf. Einige meinen, dieß käme daher, weil die Künſtler keine feſte Richtung mehr hätten, und dem Einfluſſe der politiſchen Begebenheiten unterlägen. Während der wollüſtigen, ausſchweifenden Regierung Ludwigs XV. ſchweiften auch die Mahler aus, und ſo entſtand der Boucherſche Styl, der ſich in den rothen fetten Amors äußerte, die überall angebracht wurden. Während der republikaniſchen Regierung führte David den ſtrengen hiſtoriſchen Styl wieder ein, und aus Enthuſiasmus für die Alten übertrieb er die Darſtellung ihrer Heldenthaten. Dann kam die kaiſerliche Regierung mit ihren Schlachtſtücken. Als nun die Mahler ziemliche Fertigkeit in dieſer Gattung erlangt hatten, ſo hörten Kaiſerthum und Schlachten auf; die armen Künſtler nahmen nun zu den alten Rittern und zu Legenden ihre Zuflucht; allein da ein großer Theil der Nation auf die Feudalherren und die Legenden wenig hält, ſo gewähren ihnen die Ritter und Heilige keinen großen Troſt, und ſie ſind wahrlich verlegen, was ſie mahlen ſollen, um ihre Kunſtſtücke abzuſetzen; denn nur wenige ſind vermögend genug, um nach eignem Sinn arbeiten zu können, und der Zuſtimmung des Publikums nicht zu bedürfen. Der großen Gemälde gibt es dießmal auch nur wenige: Horace Vernet hat ſeinen berühmten Ahnherrn, Vernet den Marinemahler, dargeſtellt, wie er ſich an den Maſt des Schiffes binden läßt, um einen Sturm zu beobachten; allein er hat ſeine Kompoſition ſehr flüchtig behandelt und ausgeführt; andre Stücke von ihm ſind nicht ausgeſtellt worden, da ſie Schlachten aus der republikaniſchen und kaiſerlichen Zeit darſtellen. Der kleinen Stücke, welche leicht einen Käufer finden, gibt es eine Menge, und der Porträte eine noch größere. Was da für Geſichter vorkommen! Es iſt die Rede davon, alle dieſe langweiligen Mienen aus den Sälen zu ſchaffen; durch ein ſolches Verbannungsurtheil würde man die Eigenthümer der dargeſtellten Geſichter noch mehr kränken, als die Urheber der Gemälde. Der Damen, welche Gemälde ausgeſtellt haben, hat man achtzig gezählt. Wenn ſie alle von der Mahlerey leben ſollen, würden manche darunter zuweilen etwas darben müſſen; als Zeitvertreib mag es hingehen, zumal da in Paris die Damen in den mittlern und höhern Ständen, durch ihre Lage und Lebensart Muße genug haben, um irgend eine angenehme Kunſt, ſey es Muſik, Mahlerey u. ſ. w., treiben zu können. Wenn ſie auch keine Meiſterſtücke hervorbringen, ſo beſchäftigen ſie ſich doch ſehr angenehm, und die Ehemänner müſſens ihnen Dank wiſſen, daß ſie keinen koſtſpieligern Zeitvertreib ſuchen.

Dg.

Auflöſung des Logogriphs im Nr. 131.

Zähren. Aehren.

Dreyſylbige Charade.

„Laßt den Hammer, und die Kelle liegen,
„Und genug ſey's nun mit Schaffen und mit Plagen,“
Höret man den Meiſter den Geſellen ſagen.
Die Geſellen folgen mit Vergnügen,
Ruhn ermüdet von der Arbeit aus.
Aller Laſt und Mühe ſind ſie jezt entnommen,
Denn die beyden Erſten ſind herbeygekommen,
Und zum Dritten ſammelt ſich das Haus.

Das Ganze.

Einſt ein hoher Meiſter war erſchienen,
Als des höchſten Meiſters Wille er vernommen,
Ließ er die Geſellen alle zu ſich kommen,
Und er reichte dann das Ganze ihnen.
Durch das Ganze ſind auch wir geweiht,
Daß wir, ob wir gleich den Meiſter nicht mehr ſchauen,
Doch an ſeinem großen Werke emſig bauen,
Das da dauren wird in Ewigkeit.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Nro. 138.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Montag, 10. Juni 1822.

Die Lehre
Hab' ich gegeben jedem Böſewicht,
Der einen Freybrief ſucht für ſeine Laſter,
Daß, wer des Schwertes Gunſt weiß zu erwerben,
Sich leicht empor ſchwingt über das Geſetz.

Raupach.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Nachdem uns Djezzar Paſcha (fährt Hr. Jaubert in ſeiner Erzählung zu Abbas Mirza fort), düſter und ſtreng angeblickt hatte, ſo gab er uns ein Zeichen uns zur Erde niederzulaſſen. „Chriſten, ſagte er zu uns, was wollt ihr von mir? Kommt ihr vielleicht mit irgend einer ſchlimmen Botſchaft, um meinen Zorn von Neuem aufzureizen? Und wißt ihr nicht, daß Djezzar, unerſchütterlich wie ein Stück Marmor, ſeinen Feinden widerſteht, und daß Nichts ihn bändigen kann?“

Ich ſagte ihm: Ein von unſerer Regierung abgeſchickter Offizier hat uns beauftragt, euch dieſen Brief zu übergeben, und um eine Antwort zu bitten. Er nahm den Brief, und ſprach, ohne den Brief zu öffnen, folgendes: „Ich bin ein guter Freund und ein guter Feind. Man ſagt, Djezzar ſey grauſam und roh; er iſt blos gerecht. Ich habe die Franzoſen immer geliebt. Was habe ich ihnen aber gethan, daß ſie mir den Krieg erklärten? Dennoch bewundere ich ſie, ſeitdem ich ſie in der Nähe geſehen habe. Warſt du bey der Belagerung von dieſer Stadt?“ Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Wohlan! ſo mußt du auch gehört haben, daß bey einem der mörderiſchen Stürme einer von euren Generalen den Gipfel unſerer Mauren erſtiegen hat. Daſelbſt vertheidigte er ſich wie ein wüthender Löwe gegen meine Leute. Ich war ſelbſt herbeygeeilt, und im Begriff, ihn zu tödten, als ich von ſo hoher Tapferkeit hingeriſſen wurde. Nein! rief ich aus, man ſoll nicht ſagen können, Djezzar habe einem ſolchen Helden das Leben geraubt! Ich entriß ihm blos ſeinen Säbel, den ich noch aufbewahre, und führte ihn aus der Breſche, ohne ihm etwas Schlimmes zuzufügen. Nun iſt der Friede geſchloſſen. Es braucht keiner weitern Verträge. Mein Wort gilt ſo viel, als alle Firmans von Konſtantinopel. Für mich gilt ein Ja ein Ja, und ein Nein ein Nein. Wenn eure Kaufleute hieher kommen, ſo werden ſie gut aufgenommen werden, ſo lange ſie ſich nicht in meine Angelegenheiten miſchen. Es bedurfte eurer Ankunft nicht, um ſie gut zu behandeln; nicht als ob ich ſie und ihre Waare nöthig hätte; denn ich habe, Gott ſey dank, alles, was ich brauche; aber ich kenne die Gebräuche, und weiß, daß man mit der ganzen Welt im Frieden leben muß. Ich ſchätze die Franzoſen, die Ruſſen, die Engländer, die Italiener und die Sklavonier, da ich ſelbſt ein Europäer, und in Bosnien geboren bin. Meine Familie war ſo arm, daß wir nicht einmal einen Topf beſaßen, und ihn von unſern Nachbarn borgen mußten. Ich war der elendeſte Menſch; jetzo bin ich Herr von Syrien. Gott hat es ſo verfügt; indem er mir aber die Gewalt verlieh, befahl er mir auch, ſtreng zu ſeyn.“

Als Djezzar geendigt hatte, bemerkte ich ihm, daß wir eine Anwort auf den Brief, den er in ſeiner Hand hielt, erwarteten. Er öffnete ihn dann, las ihn flüchtig durch, und ſagte: „Wozu ſo viel Umſchweife und Worte! Wenn der Offizier, der euch ſchickte, mich ſprechen will, ſo mag er kommen. Er ſoll gut aufgenommen werden. Dieß iſt meine Antwort.“ Wir haben den Befehl, um eine ſchriftliche Antwort zu bitten, erwiederte ich. „Nein, antwortete der Paſcha: dieß iſt nicht mein Gebrauch, wie ſoll man auf mein Geſchriebenes vertrauen, wenn man meinem Worte nicht glaubt.“ Ich wollte ihm bemerklich machen, daß eine ſolche Weigerung als ein Mangel der nöthigen Rückſichten betrachtet werden würde, da wir nicht als Eingeweihte in den Inhalt des ihm übergebenen Schreibens betrachtet werden könnten. „Du weißt den Inhalt nicht, rief er zornig, und doch haſt du ſelbſt den Brief geſchrieben! Du behaupteſt, ich beobachte die nöthige Rückſichten nicht. Wiſſe, wenn Youſſuf Paſcha, jener einäugige Vezier, der das Reich regiert, hieher gekommen wäre, ſo würde ich ihm nicht erlaubt haben, an meiner Seite niederzuſitzen, wie dieß mit euch beyden der Fall iſt. Glaubſt du mich zu täuſchen, und denkſt du, ich wiſſe nicht, warum du eine geſchriebene Antwort verlangſt? Du willſt dich bey dem, der dich abſchickt, geltend machen; du möchteſt ihm gerne ſagen: Djezzar wollte nicht ſchreiben, aber ich habe ihn doch zu einem andern Entſchluß gebracht. Gehe, du biſt nur ein junger Menſch, du wirſt mich nicht irre führen.“ Wir kehrten zu dem Oberſten zurück, der, ſo unzufrieden er auch über die uns wiederfahrene Aufnahme war, doch keinen Anſtand nahm, ſelbſt zu dem Paſcha zu gehen. Seine Kühnheit wurde durch Erfolg gekrönt. So grob Djezzar am Morgen gegen uns war, ſo freundlich benahm er ſich am Abend. „Biſt du ganz überzeugt, ſagte er zu dem Oberſten, daß, wenn die Stunde unſeres Tods im Himmel geſchlagen hat, nichts dieſelbe verſchieben kann?“ Allerdings, antwortete ihm dieſer Geſandte. „In dieſem Fall fürchte heute nichts von Djezzar. Du biſt ohne Firmans, ohne Schreiben gekommen; du haſt wohl dran gethan. Ich werde dir nichts, ſelbſt kein Waſſer anbieten laſſen; du könnteſt glauben, es ſey vergiftet. Ich werde dich nicht mit zwanzig Kanonenſchüſſen begrüßen laſſen; ich kann mein Pulver beſſer anwenden; aber ich werde mein Verſprechen treu erfüllen. Ich habe deinen Brief nicht beantwortet; du weißt vielleicht den Grund davon nicht? Höre einmal folgende Geſchichte: Ein ſchwarzer Sclave, der ohne alle Familie war, hatte in der Wüſte einen Winkel Erde, von einigen Palmen beſchattet, von einer Quelle friſchen Waſſers bewäſſert, und mit Zuckerrohr bepflanzt angetroffen. Er hatte ſich daſelbſt niedergelaſſen. Ein vorübergehender Reiſender ſagte ihm, unſerer Sitte zufolge: Glück mit dir! Der Sclave antwortete ihm: Der Fluch des Himmels ruhe auf deinem Hauſe! Wie, erwiederte der Reiſende, ich wünſche dir die Segnungen des Himmels, und du antworteſt mir durch Beſchimpfungen! Ich habe meine Gründe, ſagte der Sclave; und wiederholte ſeinen vorigen Ausſpruch. Er hatte auch ganz Recht. Hätte er freundlich geantwortet, ſo würde der Reiſende ſtillgehalten haben; er hätte ſich niedergeſezt; er hätte Waſſer und Datteln genommen; er hätte ſie gut gefunden; er hätte ſich an dieſem Aufenthalt feſtgeſezt, und hätte am Ende den Eigenthümer davon vertrieben. Heute oder morgen wird mein Daſeyn aufhören. Bis dahin aber will ich Herr in meinem Eigenthum ſeyn. Ich weiß, daß man zur Regierung der Menſchen dieſes Lands nicht ſtreng genug ſeyn kann; allein, wenn ich mit der einen Hand ſchlage, ſo belohne ich mit der andern. Auf dieſe Art habe ich mir ſeit dreyßig Jahren, aller Welt zum Trotz, den freyen Beſitz von allem Lande zwiſchen dem Orontes und dem Jordan erhalten.“

Nach dieſer Unterredung unterhandelte der Oberſt über die verſchiedenen Zwecke ſeiner Sendung mit dem Djezzar, und ſchiffte ſich dann wieder ein.

Wenige Tage vor der Abreiſe des Verfaſſers von Ardebil, hielt Abbas-Mirza noch eine große Revue, nach der er ihn in ſein Zelt berief. Jaubert drückte ihm ſeine Bewunderung über die Schönheit ſeiner Reiterey und ihre raſche Schwenkungen aus. Abbas-Mirza fragte ihn, ob man in Europa ſo ſchöne Truppen hätte. Er bejahete ihm dieß, und ſagte ihm, daß man in Europa auch Küraſſiere und Lanzenträger hätte. Ueberdieß bemerkte er ihm, daß man daſelbſt ſehr viel auf leichte Artillerie und auf Infanterie halte, die dort vorzüglich geſchäzt würden. Der Prinz ſchien dieß anfangs kaum glauben zu wollen. Bald aber erinnerte er ſich der Siege der Ruſſen über ſeine eigenen Truppen, und der neueſten der Franzoſen über die Ruſſen ſelbſt. „Sollten denn die Perſer, ſagte er, niemals den Europäern gleich kommen können? Werden ſie nicht den Gebrauch der Artillerie, des Bayonnetts, und aller jener kräftigen Mittel erlernen, deren man ſich in Europa zum Siegen bedient? Wir gleichen doch nicht den Türken, unſern Nachbarn, die ſich bey dem Vorſchlag der geringſten Veränderung empören. Die Perſer ſind geneigt, ſich jede neue Erfindung anzueignen, und werden niemals ihre Unwiſſenheit oder ihren Irrthum durch den Ausſpruch zu rechtfertigen ſuchen: Es iſt ſo Sitte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Was Kunſt und Gewerbfleiß dem Menſchen ſind.

Am Schluſſe der feyerlichen Eröffnung der dießjährigen Lehrcurſe beym Conſervatorium der Künſte und Handwerke in Paris, am 8. Januar 1822. ſprach der Profeſſor des Gewerbshaushalts (économie industrielle) Hr. J. B. Say ungefähr folgendes:

Zweifeln Sie nicht, meine Herren, der Kunſtfleiß und die Geſittung ſind ſo nahe verwandt, daß ſie ein und daſſelbe Ding heißen können. Wodurch unterſcheiden wir uns vor den barbariſchen Horden, welche die öden Landſchaften von Afrika und Amerika durchziehen? Uns iſt das Bedürfniß Erzeugniſſe zu verbrauchen und die Kunſt dieſe hervorzubringen eigen. Unſere Bedürfniſſe erzeugen die Künſte und die Künſte hinwieder erzeugen die gute Ordnung in der Geſellſchaft. Aus beyden gehen die Liebe zur Arbeit und die Achtung für Gerechtigkeit hervor; und wenn durch ſie der Menſchen natürliche Rohheit und Laſter nicht gänzlich vertilgt werden mögen, ſo wird doch eine weſentliche Milderung ihrer Stärke und ihrer verderblichen Folgen damit erzielt.

Wenn wir durch die Künſte beſſer werden, ſo iſt viel gewiſſer noch, daß wir durch ſie glücklicher werden. Neben der Zufriedenheit, welche ein ruhiges Gewiſſen und das Bewußtſeyn, ſeiner Familie, dem Vaterlande und der Menſchheit, ſo viel man vermochte, genützt zu haben, dem Menſchen gewährt, beruht ſein irdiſches Glück zunächſt auf dem Gefühle ſeiner Lebensthätigkeit und der möglichſt großen Entwicklung ſeiner Kräfte; ſeine Lebensthätigkeit iſt aber um ſo vollſtändiger und ſeine Kräfte werden um ſo mehr geübt, als er mehr hervorbringt und verbraucht. Eine unbedingte Beſchränkung der Begierden nähert den Menſchen dem Thiere. Was der Himmel ihnen ſchenkt, das genießen die Thiere, und ſie entbehren ohne Klage, was der Himmel ihnen verſagt. Dem Menſchen aber ward vom Schöpfer ein beſſeres Loos zugetheilt. Er ward fähig gemacht, die ihm nöthigen oder angenehmen Dinge zu vervielfältigen und dadurch den Kreis ſeiner Genüſſe zu erweitern. Dem Zwecke der Schöpfung und der Beſtimmung unſers Daſeyns iſt demnach angemeßner, unſere Begierden beſchränken zu helfen.

Es iſt vielfältig über die eingeführten Genüſſe des Kaffee, der Chocolade und hundert anderer überflüſſiger Dinge geklagt worden, die, ſagt man, unſere Väter recht gut entbehren konnten. Sie konnten auch die Hemden entbehren, und doch iſt wohl beſſer, daß wir das Bedürfniß ihres Tragens angenommen haben, obgleich dieß Bedürfniß uns nöthigt, ſie zu verfertigen; wenn wir zumal auch bedenken, daß die Leinwandweber aus ihrem Verdienſte ſich wieder andere ähnliche Genüſſe verſchaffen mögen. Ich konnte nie begreifen, warum man vernünftiger Weiſe ſich Genüſſe verſagen ſollte, die Niemanden ſchaden, ſondern vielmehr Andern nützlich ſind, und worin das Verdienſt von Entbehrniſſen; die Niemand zu gut kommen, beſtehen ſollte.

Man glaube aber ja nicht, daß aus den Erzeugniſſen des Kunſtfleißes die Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe einzig nur hervorgehe. Wenn uns vergönnt iſt durch wiſſenſchaftliche Forſchungen unſern Geiſt aufzuklären; wenn wir den Erdball bereiſen und die Himmelsräume meſſen können; wenn unſere Gedanken einzig nur in Zeit und Raum beſchränkt ſind; wenn wir die Meiſterwerke der Künſte der Phantaſie bewundern, wenn Dichtkunſt und Schauſpiel uns angenehme Zerſtreuungen gewähren, ſo iſt es die Blüthe des Kunſtfleißes, der wir alle dieſe Gaben verdanken. Tauſend Beweiſe hiefür liegen vor Augen, und wer ſie muſtern will, der wird ſich gründlich und vollſtändig überzeugen, wie weit unſere Geſittung bereits vorgeſchritten iſt, und wie noch gar viel weitere Fortſchritte dieſelbe machen kann.

Es gibt in der Welt Leute, die von einer Art Waſſerſchen gegen alles, was Fortſchritte heißt, befallen ſind; Leute, die, weil ſie ſich unfähig fühlen zu den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes beyzutragen, von Fortſchritten, Entdeckungen und Aufklärungen überall nichts wiſſen wollen. Sie bewundern die Vorzeit, ſie ſind blind für das Verdienſt der Gegenwart und ſie möchten uns die Hoffnungen der Zukunft rauben. Wir dürfen aber kecklich, meine Herren, ihre Einſprüche verachten, die, um mich eines Ausdrucks von Montesquieu zu bedienen, nur leeres Geſchwätz und der Unwiſſenheit Erzeugniß ſind. Laßt uns gehen, vor den Augen derer, welche die Bewegung läugnen: ſolche Antwort geziemt ihnen und uns einzig nur.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Fortſetzung.)

Die langen Reihen von Gaſtſpielen haben wieder ihren Anfang genommen. Der Schauſpieler Wilhelmi, vom Theater in Prag, iſt in neun Rollen aufgetreten. Ein guter Ruf ging ihm voraus, und an Empfehlungen hat es nicht gemangelt. Sein ausgebreiteter Wirkungskreis verſchafft ihm auf der heimathlichen Bühne indeſſen mehr Bedeutung, als es hier in kurzer Zeit geſchehen konnte. Als Koke in Partheywuth zeigte er ſich zuerſt. Dieſe Darſtellung hatte einen ſehr gewöhnlichen Anſtrich; eine gewiſſe Mäßigung gereichte ihr zum Lobe. Uebrigens wurden einige Stellen unzweckmäßig hervor gehoben, andre zu ſchwach bezeichnet. Jemand ſagte, er habe einen, durch das Feuer der Leidenſchaft mehr, als durch phyſiſche Schwäche Abgeſtumpften charakteriſiert, und ſich deßhalb eines Krückenſtocks mit gutem Fug bedient. Alſo der verzehrenden Leidenſchaft gibt man den Krückenſtock zum Attribut? — Faſeley! Aber Stöcke, Hüte und dergleichen dienen oft den Mimikern zum Stützpunkt und Behelf der ſicheren Bewegung. An Beyfall gebrach es nicht, der Eindruck war ſchwach. In der Darſtellung des Paolo Manfrone wurde die Charakteriſtik der Nationalität beſonders gerühmt: Wenn man dieſe etwa in der Ajuſtirung gefunden hat, ſo iſt zu wiſſen, daß rabenſchwarzes Haar mit hohen Ecken und tiefen Winkeln eine ſehr gangbare Maske der Theater-Intriganten zu ſeyn pflegt. Die Schlußſcene trat hervor. Unter die beſten Leiſtungen war der Hofrath in dem Schauſpiele: Die Advokaten, zu rechnen, und der Gaſt zeigte vorzügliche Gewandtheit im Konverſationsſpiel," worin auch die ſtarke Seite dieſes Kunſtinſtituts bisher zu ſuchen war. Denn auch die Rolle des Onkels in Conteſſa's Räthſel, Paul Werner, in Minna von Barnhelm, erſchien etwas zu moderniſirt. Das Stück hat eine geſchichtliche Baſis, und ſo müſſen hauptſächlich die militäriſchen Charaktere das Gepräge der Zeit mehr oder weniger an ſich tragen. Zu den am wenigſten gelungenen Rollen läßt ſich die Durchführung des Poſert rechnen; Auszeichnung verdiente hingegen die lezte: Skarabäus, in der unterbrochenen Whiſtpartie. Dem Gaſtſpieler gereicht eine anſehnliche Geſtalt, ein gutes Sprach-Organ im Allgemeinen, Einfachheit und Klarheit der Entwicklung zum beſondern Vortheil. Er iſt außerdem vielſeitig, und eine gewiſſe Oberflächlichkeit läſſt ſich in dieſem Fall oft nicht vermeiden. Des öftern Hervorrufens will ich nicht einmal Erwähnung thun, denn es iſt ein Alltagskompliment für Gäſte. Luſtig wäre es, wenn einmal ein Recenſent mit ſeiner Brille herausgerufen würde, weil die hochweiſen Herren doch ſo großen Werth auf dieſe Ehrenbezeigungen legen. Sollte Hr. **Wilhelmi** ein Mitglied des Hoftheaters werden, für das Fach der Intriganten, an **Ochſenheimers** Stelle, der ſich leider allzufrühzeitig ſelbſt überlebt hat, ſo kann der Kunſtverein nur dadurch gewinnen.

Den Tag nach einer Vorſtellung der italieniſchen Sänger trat ein hier ſchon bekannter Baſſiſt, **Gned**, in der Oper: **Die Italienerin zu Algier**, als **Dey** auf die Scene. Er kam ſo mit blauem Auge noch davon; hätte er **vor** dem Dey gaſtirt, es wäre ihm vielleicht weniger gut ergangen. Wie man ſich ſo ohne alle Erforderniſſe, ſogar das der Perſönlichkeit nicht ausgenommen, an eine ſolche Rolle, auf einer ſolchen Bühne wagen kann, iſt ein Räthſel, wozu nur der gewöhnliche Theaterdünkel den Schlüſſel gibt.

Neues iſt auf dem Hoftheater kürzlich nichts gegeben worden, doch unter der ſehr gangbaren Firma: „neu in die Scene geſezt,“ paſſirte erſtlich eine heitre und gewandte Kleinigkeit: **Die Wendungen**, von Hutt, dann das alte, ſonſt beliebte Luſtſpiel von **Spieß**: **Das Ehrenwort**. Faſt alle Stücke dieſes Schriftſtellers haben gewiſſermaßen eben ſo viel Glück gemacht auf der Bühne, wie ſeine wunderbaren Romane in der Leſewelt. Die Zuſammenſtellung der Charaktere in dem hier genannten, die den Schauſpielern gutes Spiel verſchaffen, und die Wendung, ſo unmotivirt ſie iſt, wirkte immer vortheilhaft. Das Stück erſchien dießmal mit einer neuen Politur, vorzüglich des Dialogs, auch die gar zu grellen Charakterzüge ſind etwas verwiſcht. Manches iſt noch geblieben, und man thut wohl daran, einem akkreditirten alten Stück nicht ſo Vieles auf einmal von ſeiner Eigenthümlichkeit zu rauben. Die romanhafte **Baronin** bietet der **Löwe** ein ſehr einträgliches Feld dar.

(Die Fortſezung folgt.)

Berlin, April.

(Verſpätet.)

Zu den mancherley Gebrechen der lieben Menſchheit mag wohl auch das mit gehören, daß ſich ein neuer Feſttag viel leichter unter uns einführen, als ein alter wieder abſchaffen läßt. Friedrich der Zweyte, ſo ſehr es ihm auch bey der Einziehung der dritten Feyertage der drey hohen kirchlichen Feſte um fleißige Hände zu thun ſeyn mochte, ſcheint doch, was mindeſtens ſeine eigene Hauptſtadt betrifft, nur deſto mehr thätige Füße dadurch geſchaffen zu haben. Bey nur leidlich günſtigem Wetter, wie wir z. B. heute haben, verhält ſich die Menge der Spazierengehenden zu der der Arbeitenden gewiß wie drey zu zwey. Wollte man hier alſo nach Wolkiſcher Methode rechnen, was für ein Meer verſchwendeter Zeit ließe ſich an dieſem dritten Feſttage für beynahe 200,000 Menſchen auskalkuliren? Da indeſſen die Sucht zu feyern ſo ziemlich die Erbſünde aller großen Städte und von Adam her zu ſeyn pflegt; ſo wollen wir uns als unpartheyiſche Korreſpondenten die Sache für dießmal nicht weiter ſehr zu Herzen gehen laſſen, und lieber nach einer andern Seite hinſteuern, von der ſich für den geneigten Leſer vielleicht etwas Eigenthümlicheres auffinden läßt.

Schon ſeit einer Reihe von Jahren pflegte von dem Herrn Profeſſor Zelter am Charfreytage und (wie manche der Meinung waren) nicht eben an dem ſchicklichſten Orte, das heißt, in dem Schauſpielhauſe, der Tod Jeſu aufgeführt zu werden; allein dießmal hat von dieſer langbefolgten Regel eine Ausnahme Statt gefunden, und man hat in dem großen Konzertſaale des neuerbauten Hauſes den Händelſchen Meſſias gegeben. Obwohl nun Referent ganz eigentlich zu den enthuſiaſtiſchen Verehrern des erſten und unübertroffenen Heros der Kirchenmuſik gehört; ſo fürchtete er doch bey dem allgemeinen Verlangen, an dieſem der Chriſtenheit heiligem Tage auch eine der Feyer entſprechende fromme Muſik zu hören, eine ſo drückende Ueberfüllung des Saales, daß er lieber in behaglicher Einſamkeit den Saiten ſeines Inſtruments zuhörte und ſich an der himmliſch einfachen Melodie des „O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc.“ erbaute. Nur wenige können auf denſelben Einfall gerathen ſeyn, denn man verſichert, daß in dieſer frommen Verſammlung eine wirklich glühende Hitze geherrſcht haben ſoll. In der Regel iſt das für die Berliniſche Welt kein Unglück; „es war voll, recht ſehr voll!“ Dieſer Ausruf muß einem Genuſſe, an dem man in der That etwas gehabt haben ſoll, erſt das wahre Siegel der Vollkommenheit aufdrücken, ſonſt ſteht es nur ſo ſo mit ihm.

Zu verwundern iſt übrigens, da man öffentlich die Bemerkung gemacht hat: „die glühende Luft möge dem Unternehmer „wohl angenehmer zugeweht haben, als den meiſten Theilnehmern“ — was bey genauerer Unterſuchung leicht falſch befunden werden dürfte — daß man gleichwol noch nach einem anderweitigen Grunde unterſucht, weßhalb der Tod Jeſu dießmal dem Händelſchen Meſſias ſeinen Platz einräumen mußte. Unſerm geringen Dafürhalten nach hatte man in obiger Bemerkung wirklich ſchon den rechten Schlüſſel zur Löſung dieſes kleinen Räthſels. Es iſt nämlich der hieſige Organiſt der Petrigemeinde, Herr Hausmann, auf den ſehr natürlichen Gedanken gerathen, die Graun'ſche Paſſionsmuſik an eben dem Orte aufzuführen, für welchen ſie von ihrem erſten Schöpfer zunächſt nur allein berechnet ward, das heißt in der Kirche. Auch haben die größere Schicklichkeit des Lokals ſowol als das geringere Eintrittsgeld (verſteht ſich, bloß zu einem wohlthätigen Zwecke beſtimmt) in dieſem, wie bereits im vorigen Jahre eine außerordentlich zahlreiche Verſammlung bewirkt. Dieſer ſehr ins Auge ſpringende Umſtand mußte wohl den Herrn Profeſſor Zelter auf eine andere Muſik denken laſſen, wenn er durch die nur gleichſam wieder publici juris gewordene Graunſche nicht gar zu ſehr verlieren wollte. Ein glücklicher Erfolg hat bewieſen, wie ſehr der Herr Profeſſor mit der Berliniſchen Welt bekannt iſt; und es läſſt ſich vorausſehen, daß in dieſer ſeiner Privatverſammlung künftig wohl kaum mehr von dem Tode Jeſu die Rede ſeyn werde. Um ſo mehr wäre aber vielleicht die Frage zu unterſuchen: „Soll dieſe ächt klaſſiſche Muſik des unſterblichen Graun in Zukunft nicht als ein Theil der öffentlichen Gottesverehrung alljährlich und regelmäßig an dem Tage aufgeführt werden, deſſen Feſtlichkeit ſie eigentlich gewidmet wurde?“ Wenn man erwägt, wie dieſe himmliſche Muſik Gebildete und Mindergebildete mit der nämlichen Allgewalt zu ergreifen pflegt; ſo ſollte man glauben, es wäre kaum etwas mehr in dem Geiſte der Zeit, als theils die unbedingte Bejahung jener Frage, theils die öffentliche Verfügung, die ganz natürlich daraus fließt.

(Der Beſchluß folgt.)

Berichtigung.

Im Morgenblatt d. J. Nr. 81. S. 323 ſind, wie uns ein aufmerkſamer Leſer bemerkt, einige ſpaniſche Worte (wozu der Verf. des Aufſatzes nie das Deutſche daneben ſezt) in Abweſenheit unſers gewöhnlichen Ueberſetzers falſch verdeutſcht worden. Das Spaniſche heißt: Pero, per Dios, Madre, que hay fuera de Espana? auf deutſch: „Wie, Mutter, giebts außer Spanien auch noch Länder wo Menſchen wohnen?“

Beylage: Kunſtblatt Nro. 46.

Digitized by Google

Nro. 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 11. Juni 1822.

Hier iſt Kampf — dort iſt Verſöhnung.

Ingemanns Hirt von Toloſa.

Die früh Verlobten.

(Beſchluß.)

Faſt ſchien es, als wenn der Fluch, welcher auf unſre erſte Mutter gelegt ward, Sophiens Haupt nicht getroffen hätte. Wie ihre Stunde kam, gab ſie einem geſunden Knaben das Leben — faſt ohne Schmerz — aber von dem Augenblick an, wie er ſein Auge dem Lichte aufſchloß, dunkelte ſich das ihre. Sie lag in ſanftem Schlummer und erwachte nur, um liebevoll lächelnd den erloſchnen Blick auf ihre Lieben zu richten, die ihr mit Liebesworten zuſprachen. Ihr Bewußtſeyn ſchien keineswegs geſchwächt, ſondern in ihrem Innern klarer zu werden, denn in den wenigen Worten, die ſie in ihrem wachen Zuſtande ausſprach, war ein Fortſchreiten richtigerer Schätzung der Dinge unverkennbar. Sie trug Ariſt Grüße der Verſöhnung und Verzeihung an ihren Gatten auf. „Ich hatte unrecht, aber ich war unſchuldig,“ ſagte ſie. — Ein andermal, da ihr Auge beym Erwachen ihre Schweſter und ihren Freund neben ihrem Lager zu unterſcheiden begann, winkte ſie mit der Hand, der es ſchon an Kräften gebrach, um Freundeshand zu faſſen, und wie beyde ſich zu ihr neigten, ſagte ſie: „Vereint eure Hände, denn eure Herzen ſind es — und vermeidet, was mein Glück verhinderte.“ — Ariſt blickte überraſcht auf Urſule, aber nur einen Moment! in dem nächſten lagen ihre Hände in einander, als ſtünden ſie vor dem Prieſter, in Sophiens gebrochnem Auge loderte ein freudiges Licht auf, ſie liſpelte leiſe: „liebt mein Kind!“ und der Schlummer, in den ſie nun wieder verſank, ward zum Tode.

Was von nun an mit Ariſt und Urſule geſchah, war nur Geſchichte ihres äußern Lebens, denn die ihres Innern ward durch keinen Zwieſpalt mehr kund. Madame Salmon hielt die Verbindung ihrer Tochter mit dem Gatten, den ihr Eheherr ihr beſtimmt, für den verſpäteten Gehorſam für ihr Gebot; und die Schonung, mit welcher Ariſt ſie behandelte, die frohe Häuslichkeit, welche aufs neue um ſie her entſtand, tröſtete ſie für Sophiens Verluſt. Sie ſtand Anfangs in Verſuchung, Großmutterrechte geltend zu machen und ihren Enkel unter ihre ſogenannte Obhut nehmen zu wollen. Ariſt zeigte ſich hier aber ſo feſt, daß die gute Dame glaubte, Urſule auf einen ſehr herriſchen Ehemann vorbereiten zu müſſen. Dieſe aber lächelte und ſagte: „würde er herriſch, ſo müßte ich nachgeben, aber in dieſem Fall habe ich gleiches Intereſſe wie er — Sophie vermachte uns Beyden ihren Sohn.“ — Dieſe Erinnerung wuſch Madame Salmons Unwillen mit Thränen hinweg, und haben unwillige Frauen erſt geweint, ſo wird ihr Gemüth wieder ruhig.

Für Marcus war die Nachricht von Sophiens Hinſcheiden ſo ſchädlich, wie aller Schmerz für den wird, der nicht gelernt hat, ſeine Kraft am Schmerz zu ſtählen. Seiner Weichlichkeit, ſeiner gekränkten Eitelkeit, ſeinem Wohlleben hatte es behagt, ſeiner Gattin Zuſtand durchaus nicht für gefährlich zu halten, und ſo lange verſchloß er ſein Herz auch jedem Gedanken an die Rechte, die ihr Kind an ihn haben konnte. Die Geſellſchaft hatte die kurze Erſcheinung des artigen Weibes vergeſſen, manches weibliche Mitglied derſelben, das ſich ihrer Annehmlichkeit ſehr wohl entſann, hütete ſich aus ſehr guten Gründen, den reichen und angeſehnen Finanzrath an ſie zu erinnern; — ſo hatte er ſich vor jedem Rückblick in die Vergangenheit verwahrt; er gönnte nur Sophiens Unrecht einen Raum in ſeinem Gedächtniß und dieſen Gegenſtand mied er, weil ſich ihm das ſeine zugleich aufdrang. Eines Abends, der einen ſeiner farbloſen Tage beſchloß: — Sitzung, Amtsarbeit, table d'hôte, Billard oder Ausreiten, einige Amtsbeſuche oder Geſchäftsgänge, dann ein Lhombre — damit füllte er, wie ſo viele, die ihm ähneln, die Zeit, die ihn zur Ewigkeit führte — an ſo einem Abend fand er viele Briefe auf ſeinem Tiſch, ließ ſich auskleiden, ſezte ſich bequem, ſteckte ſeine Pfeife an und — — las Sophiens Tod. — Der Mann hatte das Aeußere des kühlen Epikuriſten, des abgeſchloſſenen Weltmanns zu beſtimmt vor der Welt behauptet, als daß er ſich hätte entſchließen können, die Qualen, welche ihn bey dieſer Nachricht ergriffen, auch nur ahnen zu laſſen. Er wollte ſeinen Charakter behaupten, allein ſeine Collegen fragten den folgenden Tag bey ſeinem Eintritt in das Seſſionszimmer voll Beſtürzung: was ihm widerfahren? er ſehe aus, als habe er ein langes Krankenlager verlaſſen. — Seine Billardgegner gewannen ihm jede Parthie ab, am Lhombretiſch ſpielte er ohne allen Sinn. Man hielt ihn für krank, bis der Zufall Sophiens Tod in der Reſidenz bekannt machte, und Marcus wieder als der gerechtfertigte Gatte erſchien, da er von dem Dahinſcheiden einer Treuloſen ſo gerührt ſeyn konnte. Rührung war es nicht, was ſeinen Zuſtand hervorbrachte, ſondern die peinlichſte Bemühung eines Egoiſten, ſeine Behaglichkeit mit der Anerkennung ſeiner Schuld zu vereinen. Nach dem erſten fürchterlichen Eindruck, den die Todesnachricht auf ihn gemacht, ſuchte er alle Gründe auf, die ihn bis dahin gegen Sophiens Anſprüche an ſein Mitleid, gewaffnet hatten. Sie wollten die furchtbare Wahrheit ihres Todes nicht ſchwächen. — Er ſchritt haſtig im Zimmer umher, und nahm nicht wahr, daß er eine Kerze zu nahe an eine Wand geſezt, an der ein Bildniß Sophiens, als Terpſichore gemahlt, hing. Da das phantaſtiſche Koſtüm nicht das Urbild bezeichnete, und es ein ſehr ſchönes Kunſtwerk war, hatte er es als Zimmer-Aufputz behalten, und war den Anblick gewöhnt. Jezt nahm er nochmals Ariſts Brief auf, und las: „ihr gebrochner Blick ſegnete dich“ — da zog eine Helle ſeinen Blick nach jenem Gemälde; die Kerze hatte die Papiertapete entzündet, ein ſchmaler Streif war an der Wand hinaufgelaufen bis unter das Gemälde, das ſie eine Weile barg und hinter dem ſie jezt ſonderbarerweiſe durch die Augen hervorbrach. Furchtbar erſchien dieſer flammende Blick in dieſem Augenblick dem ohnehin erſchütterten Mann. Er riß das Bild herab, und beeilte ſich, die brennende Papier-Tapete zu löſchen, ohne in dieſem Augenblick, der ſeine Schwäche verrathen hätte, Hülfe herbey zu rufen; dieſer Zufall hatte eine faſt abergläubige Wirkung auf ihn. Er konnte ſich Sophien nicht verſöhnt denken — immer trat das Bild mit den flammenden Augen vor ſeine Seele. Wie er am folgenden Morgen das verunglückte Gemälde betrachtete, ſteigerte ſein ſchrecklicher Anblick ſeine Unruhe. Das heitre Kolorit war vom Feuer gebräunt, unter dem entfärbten Blumenkranz blickte ein leichenfarbiges Geſicht mit hohlen, leeren Augenhöhlen hervor — Marcus warf das Bild von ſich, ſtreckte die Hände gen Himmel und weinte wie ein Kind.

„Wiederhole mir, daß Sophie mir verzieh;“ ſchrieb er an eben dieſem Tag an Ariſt, „erzieh meinen Sohn zu einem glücklichern, iſt es möglich, zu einem beſſern Menſchen wie ich bin. Er iſt mein Erbe; aber dringt mir nicht mehr ab — kein Gefühl — ich ertrag es nicht.“

Und nun ſezte er ſein gewohntes Leben wieder fort. Die Theilnahmloſigkeit, in die er ſich eingepuppt hat, wird ihn wohl ohne Anſtoß, wie auf den Schwanenhälſen eines Leichenwagens, durchs Leben führen — ſollte irgend ein menſchliches Ereigniß, etwa genußraubende Krankheit, die gewöhnliche Folge des Lebensgenuſſes, wenn er Geiſt und Gefühl ausgeſchloſſen hält, ſeinen ebnen Pfad abkürzen, ſo wird wahrſcheinlich ſein und Sophiens Sohn ſeine Leiden lindern und ſeinen Lebensabend erfreuen, denn Ariſt und Urſule erziehen ihn ſo, daß Sohnes-Pflicht in der Summe der Liebe bey ihm den erſten Platz einnimmt.

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Fortſetzung.)

Der Verfaſſer begab ſich nun über Khalkhal, Zenghian, Sultanieh, durch das Thal Khourembereh nach der Stadt Cazbin, wo er in dem Palaſt des Baba-Khans, Lehrers des Mehemed-Aly-Mirza, des älteſten perſiſchen Prinzen, abſtieg. Baba-Khan dachte von Morgen bis Abend an nichts, als an ſybaritiſche Genüſſe, und an Erwerbung von Reichthümern zur Beſtreitung derſelben. Der älteſte Prinz hat ſich gleichfalls ſchon ſehr früh durch ſeine Tapferkeit ausgezeichnet. Dazu hatte ſich aber eine ſolche Strenge und Eigenmächtigkeit geſellt, daß ihn Feth-Aly-Schah von der Armee zurückrief, und ihm den Geſchmack der Waffen durch die Genüſſe des Harems zu entleiden ſuchte. Der Prinz zeigte bey mehrfachen Gelegenheiten eine große Eiferſucht gegen die Gunſt, in die ſich Abbas-Mirza zu ſetzen gewußt hatte, und weit entfernt, ſich den Wolläſten zu überlaſſen, ergab er ſich der Jagd in den Wüſten von Cazbin, und verfolgte dort Wölfe und Tiger. Endlich wußte er auch wieder den Oberbefehl über eine Armee zu erhalten, die man gegen Aly, den Paſcha von Bagdad, auszuſchicken im Begriff war. Er erfocht ſpäterhin in dieſem Feldzug einen Sieg; aber die Folgen deſſelben wurden durch den abgeſchloſſenen Frieden ſehr unbedeutend.

Am 5. Juni langte der Verfaſſer in Teheran an, wo er die erſten Tage, der Sitte gemäß, mit Beſuchen bey den Großen des Reichs zubringen mußte. Dann erhielt er ſeine Audienz bey dem Schach, die mit ihren nähern Umſtänden in öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde. Sie dauerte länger als eine Stunde, weil dieſer Fürſt ſehr genau von dem Zweck ſeiner Sendung unterrichtet ſeyn wollte, und weil er ſich gerne mit einem Europäer, ohne Vermittlung eines Dolmetſchers, unterhielt. Feth-Ali-Chah war damals etwa 40 Jahre alt. Er iſt zutraulich, großmüthig, aber äußerſt ſtreng, und unverſöhnlich im Zorn. Er unterhält ſich ſehr gerne mit unterrichteten Fremden, hat Geſchmack an den Wiſſenſchaften, und iſt geſchickt im Schwingen der Lanze, und in den Uebungen der Jagd. Er behält ſich immer die oberſte Leitung der Regierungs-Angelegenheiten vor, und bekleidet nicht, wie es in der Türkey die Sitte iſt, ſeine Veziere mit dem ganzen monarchiſchen Anſehen. Seine Diener und ſeine Umgebungen athmen die größte Pracht.

Nach den eingezogenen Nachrichten und Vergleichungen ſchätzt der Verfaſſer die Anzahl der dem Schach von Perſien unterworfenen Unterthanen 6,362,000, und die Einkünfte deſſelben auf 50,000,000 Franken. Die perſiſche Armee beträgt 254.000 Mann, worunter 20,000 Mann auf europäiſche Art geübt ſind.

Hr. Jaubert bekam in Teheran mehrere Fieberanfälle, und ſollte doch am 5. Juni dem Hofe nach Sultanieh ins Lager folgen. Der König ſchickte ihm ſeinen Leibarzt, der ihm ganz ſonderbare Verordnungen verſchrieb, und die Gründe ſeiner Handlungsweiſe auf eine Art entwickelte, die den in Europa herrſchenden ärztlichen Anſichten ſehr fremd waren. Uebrigens kannte er das Syſtem des Kreislaufs des Bluts, und wußte auch den Gebrauch der China und der Brechmittel, die ihm aber, ſo wie die Impfung der Blattern, als eine gefährliche Neuerung erſchienen. Er wachte mit der größten Aufmerkſamkeit über Hrn. Jauberts Geſundheit, und erſtattete jeden Morgen dem Hofe Bericht über den Zuſtand ſeines Patienten. Der Verfaſſer war anfangs über ſeine große Sorgfalt gerührt und erſtaunt, erfuhr aber bald die wahre Urſache derſelben. Es war ihm eine große Belohnung verſprochen, wenn er ſeinen Kranken rettete; im Gegentheil aber war er mit dem Verluſt ſeines Kopfes bedroht. Er zitterte zugleich für ſein eigenes, und für das Leben ſeines Patienten. Jeden Morgen erweckte er mit Tagesanbruch den Hrn. Jaubert, blos um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, und er erblaßte jedesmal, wenn irgend ein ſchlimmes Symptom ſich eingeſtellt hatte. Es war nämlich Hrn. Romieux, von dem oben die Rede war, gelungen, nach Teheran zu kommen, und den Verfolgungen der Araber in der Wüſte Orfa zu entgehen. Feth-Aly-Chah hatte ihn eben ſo ehrenvoll, wie ſpäterhin Hrn. Jaubert, empfangen; bald nach ſeiner Ankunft wurde er aber in einem Augenblick von dem Tode überraſcht. Sein Freund, der ihn begleitete, hatte das gleiche Schickſal, und hauchte ſein Leben unter den Thoren von Bagdad aus. Hr. Outrey, ein Schwager des Verfaſſers, und gegenwärtig Vice-Konſul in jener Hauptſtadt, der Hrn. Romieux aus den erſten Schlingen, die ſeinem Leben gelegt waren, gerettet hatte, wurde gleichfalls krank, und nur durch ſeine äußerſt ſtarke Natur gerettet. Die Perſer waren bey dem Anblick des Körpers eines franzöſiſchen Kriegers, der ganz mit ehrenvollen Wunden überdeckt war, gerührt. Trotz der Religionsverſchiedenheit errichteten ſie ihm ein öffentliches Denkmal. Der Arzt wußte alle dieſe Vorfälle, und fürchtete daher, Hr. Jaubert ſey von irgend einem geheimen Feinde vergiftet worden. Zum Glück genaß er aber bald wieder. Unwillkührlich drängt ſich hier die Frage auf, welches perſönliche oder National-Intereſſe zur Erreichung ſeiner Abſichten, und zur Vermittlung von Freundſchafts- und Handels-Verhältniſſen zwiſchen andern Völkern, zu denen alle Nationen durch die Geſetze der Civiliſation mit gleichem Rechte berufen ſind, ſich ſo ſchauderhafter Mittel bedienen könne? Jede ausdrückliche Vermuthung würde hier nicht nur die betreffende Regierung, ſondern das ganze Volk mit der tiefſten Verachtung brandmarken. Solche Gräuel werden doch wohl nicht mehr aus Europa entſpringen!

(Der Beſchluß folgt.)

Homer, Oſſian, Milton.

Du hohes Drey von ehrfurchtswerthen Blinden,
Wer mag den Schlüſſel deiner Welten finden,
Die Sichtbarkeit, ſie gibt ihn nicht.
Ich muß mit dir mich Sinnenland entraffen,
Und geiſtig mir ein and'res Leben ſchaffen,
Voll Harmonie und Himmelslicht.

Nacht iſt es ſtets dem blöden Erdenſohne,
Wenn nicht ein Strahl aus einer höhern Zone
Sein inn'res Auge aufgeblitzt.
Doch, wo ſich Kräfte des Genies entfalten,
Da mag ſich wohl das höchſte Seyn geſtalten,
Ob auch der Leib im Dunkeln ſitzt!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Beſchluß.)

An der Wien hörten wir eine neue Oper, zum erſten und vielleicht auch zum letzten Mal: Der Zauberſpruch, in drey Aufzügen nach Gozzi's tragikomiſchem Mährchen: Der Rabe. Muſik von F. Pixis. Der Berliner Hofmann hat dieſen Stoff irgendwo zu einer Bearbeitung für Muſik empfohlen; ein hieſiger übernahm die Ausführung, hätte jedoch die Ihre ſehr unglücklich auf. Ein Kompoſitſt, der Tag für Tag Gelegenheit hat, den Theater-Effekt zu ſtudieren, ſollte wenigſtens wiſſen, was ihm nützlich iſt. Das ſchöne Selbſtvertrauen des Hrn. Pixis muß man zuvörderſt loben, da er nicht nur nach ſeiner etwas mißlungenen Kompoſition der Almazinde, die vor einigen Jahren erſchien, ſondern auch grade in dieſer glänzenden Epoche der italieniſchen Oper mit ſeinem neuen Werk muthig in die Schranken trat. Es ſcheint freylich Manchem, als ob's ein bloßes Kinderſpiel wäre, über Roſſini den Sieg davon zu tragen, wenn man nur das Tadelnswürdige betrachtet. Manchen ergreift dann wohl eine Art von negativer Begeiſterung, etwas Beſſeres hervorzubringen. Und wirklich iſt in dieſem Zauberſpruch Vieles, was dort vermißt wird: Studium, Fleiß, Gründlichkeit, regelrechter Satz, Mühe und Berechnung — aber, o Himmel! die Gevatterin Fee hat vergeſſen, dem lieben Kindlein die Hauptgabe zu ertheilen: Die Zauberkraft. Ueber all' der Gründlichkeit ſchlafen die Zuhörer ein; die Sänger martern ihre Kehlen, die Orcheſterſpieler ihre Inſtrumente, es ſind ſo viele Modulationen, daß man kaum errathen kann, aus welcher Tonart ein Muſikſtück geht — und das undankbare Publikum gähnt, während die Kunſtverſtändigen den Verfaſſer hervorrufen. Einige waren doch zulezt noch aufgeräumt genug, ein Bonmot in Umlauf zu bringen; das auf dem lokalen Jargon beruht, und des andern Tages ordentlich zum Sprüchwort ward. Freylich bonmotiſiren iſt leicht; aber diejenigen hatten ſicher Unrecht, die mit zwey einſilbigen Worten über das fleißig gearbeitete Werk des Hrn. Pixis abſprechen wollten. Das ſchlechte Wortſpiel begründete ſich aus des Tonſetzers Namen — allein ich höre mir zurufen: ſachte, Herr Referent! haben Sie vergeſſen, daß Reminiſcenzen und Anklänge genug darin vorkommen, aus den Werken eben jenes Meiſters, dem dieſer Meiſter am weitſten aus dem Weg gehen wollte“? — Ganz richtig“, ich erinnere mich; und Sie, meine Herren, haben dieſes für das Beſſere erklärt; mögen Sie es ſelbſt verantworten!

Mehr Glück machte am folgenden Abend ein kleines Singſpiel in Einem Akt: Die muſikaliſche Akademie. Nach Marſollier, von Treitſchke. Der Stoff iſt langweilig und die Ausführung matt; die Muſik dagegen lebendig, beſonders die Inſtrumentirung, auch etwas buntſcheckig. Der Geſang iſt luſtig. Bald glaubt man, die Sänger werden eine Polonaiſe, bald wieder einen ſogenannten Deutſchen tanzen — ſo einen rechten, tüchtigen „Waterlooer.“ Es kommen auch einige ſehr gelungene charakteriſtiſche Züge vor. Die Akademie kommt zulezt und könnte auch allein kommen; ſie beſteht aus konzertanten Variationen über das Thema des Brautjungfrauen-Chors, aus dem Freyſchützen, ſehr angenehm zu hören; einem Spiel auf der hier oft vorkommenden Phyſharmonika, wozu die Liebhaberin des Stücks die rechte Hand gebraucht, indem ſie mit der linken auf dem Pianoforte ſich akkompagnirt; endlich aus dem Final, worin die Liebenden verbunden werden. Die Beſetzung war ſo wenig gut, wie möglich, und wenn z. B. Herr Mehlig ſich auf dieſem Theater (am Kärnthnerthor) gefallen, wenn man ſeine prunkvolle Erſcheinung einigermaßen natürlich finden ſollte, ſo müßte er etliche Jahre entfernt bleiben und in den erſten Elementen abgerichtet werden. Da ihm dieſes Niemand noch gerathen hat, wiewol es Jeder denkt, ſo wird ihm der Freundſchaftsdienſt von mir erwieſen, um ſo lieber, weil ſeine Stimme für den zweyten Tenor wirklich brauchbar iſt.

Alexandre de Boucher kündigte ſein zweytes Koncert mit der Bemerkung an: „Leztes Konzert aus H mol von Rode, dem Verlangen gemäß, Note für Note vorgetragen.“ Man hatte nämlich den Wunſch geäußert, er möchte einmal der Kunſt allein huldigen. Es iſt aber in der That ein ſeltſames Verlangen! Soll denn Einer wie der Andere ſpielen? Boucher, wie Rode, dieſer wie Laſont, und Lezterer wie Paganini? — Reizt nicht die Eigenheit jedes Künſtlers die Aufmerkſamkeit des Zuhörers vorzüglich? Und man hat Unrecht, dieſe Eigenheit des Hrn. B. Charlatanerie zu nennen; ſie iſt in ſeinem innerſten Weſen gegründet, und der Künſtler ſelbſt, im gemeinen Leben, ſo unbefangen und anſpruchlos, wie gewiß wenige ſeiner Rezenſenten. Was beſagtes Konzert betrifft, ſo hielt er ſein Verſprechen nicht ganz wörtlich, bewährte aber ſeine Meiſterſchaft auf eine würdige Weiſe. Dieſe Produktion hatte im Opernhauſe, um die Mittagsſtunde, und daher nicht vor einer zahlreichen Verſammlung Statt. Das dritte und lezte Konzert wurde im Schauſpielhauſe des Grafen Palfy, ebenfalls mit erhöhten Preiſen aufgeführt, und der Zuſpruch war groß, wie auch der Beyfall. Eine Ouvertüre hatte man angekündigt, aus der wenig bekannten Oper von Mozart: La Villanella rapita. Erſtlich aber, verſicherte ein geſchätzter Tonſetzer, iſt hierzu keine Ouvertüre von Mozart vorhanden, und nur einige Geſangſtücke in dieſer Oper können ihm überhaupt zugeſchrieben werden; zweytens pflegte man damals keine Ouvertüre aus G dur zu ſetzen, eben ſo aus Es, und dieſe leztere Tonart hat Mozart zuerſt auf ſolche Weiſe in der Zauberflöte angewendet. Hr. B. ließ auch ein muſikaliſches Gewitter hören. Zulezt ſpielte Mad. Celeſte Boucher die Harfe mit der Rechten, und das Fortepiano mit der Linken — meiſterhaft.

Es iſt zum Erſtaunen, wie weit hier die Bereitwilligkeit zur Unterſtützung der Nothleidenden geht. Lezthin wurde das Elend einiger durch Feuersbrunſt verunglückten Gemeinden mit einem Aufruf an die Menſchenfreunde geſchildert, und ſchon am dritten Tag hörte man von 1500 fl., die an baarem Geld allein in einem beſtimmten Ort zuſammengefloſſen waren. Einige Tage ſpäter fanden ſich von ungenannten Individuen 100 bis 300 in C. M. ein; mehrere Geſellſchaften bildeten ſich zur Einſammlung, deren Vorſteher mit gutem Beyſpiel vorangingen. Zu gleicher Zeit fand man eines Morgens an einem öffentlichen Ort im Freyen ſchriftliche Einladungen zu einer muſikaliſch-jovialiſchen Abendunterhaltung in einem Vorſtadtgarten, deren Ertrag, nach freywilliger Beyſteuer, zur Unterſtützung einer „ſehr unglücklichen Wittwe“ beſtimmt war. Abends ſah man den Verſammlungsort voll und gewiß nicht von lauter Neugierigen. Kommt her, Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd — oder nein, kommt lieber nicht; es gibt auch hier deren immer noch genug.

Die geprieſenen Vorſtellungen des engliſchen Mimikers Lewin haben ihre Endſchaft bereits erreicht. Die erſte ging in kurzer Zeit an vierzig Mal bey angefülltem Hauſe. Die zweyte: „Arlekin im Zaubergarten,“ verunglückte das erſte Mal, weil das Maſchinenwerk nicht rollen wollte. Auch nachher, als Alles in einander griff, machte ſie kein großes Glück, ob ſie gleich mit Verwandlungen, Maſchinerien, und gymnaſtiſchen Sprüngen, hier hinaus und da hinein, noch reichlicher, als die erſte, ausgeſtattet war. An komiſchen und ergötzlichen Apparationen fehlt es nicht. So z. B. werden auf einmal alle Stücke einer Bildergallerie in natürlicher Größe lebendig: Der Spielmann geigt, der Hund bellt, der Tiger rollt ſeine funkelnden Augen u. ſ. w. Alle dieſe Kunſtſtücke halten aber blos durch den Kitt des gröbſten Unſinns an einander, darum wird man ihrer bald überdrüßig; und daß ein ſpekulativer Mann, wie Hr. Lewin, (vielleicht Levi?) keine intereſſante Colombine hat, ſondern mit einem Diminutivum aus dem weiland Kinderballet ſich behelfen muß, iſt dem Verkehr wenigſtens nicht förderlich.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 47.

Digitized by Google

Nro. 140.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Juni 1822.

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weiſen Weltenplane;
Still lenke ſie zum Ozeane
Der großen Harmonie.

Schillers Künſtler.

Griechenland.

4.

Liedeskühnheit.

An Europa's edle Herrſcher.

Jezt wär' es Zeit das ſchnöde Joch zu brechen,
Das lang entehrend auf Europa lag.
Jezt wo, Jahrhunderte voll Schmach zu rächen,
Ein Volk erwacht zu heil'gem Freyheitstag.

Wohl lang ſchon tönt vom blut'gen Nordgeſtade
Von Algier, Tunis her der Jammerlaut
Der unglückſeel'gen Brüder! deren Pfade
Kein Hoffnungsſtrahl erhellt, kein Troſt bethaut.

Auch ihre Ketten wären leicht zu ſprengen,
Des Muſelmanns verworfne Sclaverey
Auf einmal jezt von uns zurück zu drängen,
Würd' erſt vom Joch das ſchöne Hellas frey.

Manch edle Heldenſeele muß der Jugend
Vollkräft'ge Zeit im Sclavenjoch verziehn!
Manch lichter Geiſt, manch Herz voll Ehr und Tugend
Dort ſchmachvoll in des Elends Nacht verglühn!

Das Vaterland ſah nicht ſie wiederkehren,
Ungern entbehrend, die der Muth entführt,
Indeß um ſie Verlaßner Blick durch Zähren
Sich fern aufs weite, wüſte Meer verliert.

Noch bluten die im Kampf empfangnen Wunden;
Doch drückt ſchon den Gefangnen Feſſelnlaſt;
Die Geißel treibt in brennend heißen Stunden
Zur Arbeit; Kerkers Graus empfängt zur Raſt. —

Und unſres Glaubens, unſres Stamms Verwandte
Sie ſollen ſeufzen unter Henkerswuth
Unmenſchlicher Barbaren? — Ihre Bande
Soll überſtrömen edles Celtenblut?

Und in Europa's Häfen drängs von Schiffen?
Die Wimpel wehn zum prächt'gen Siegeslauf;
Und tauſend Schwerter ſind zum Kampf geſchliffen;
In tauſend Herzen brauſt die Jugend auf.

O leuchte, Gott, von deinem Himmel nieder!
Send' einen Blitzſtrahl zündend in das Herz
So manches edeln Herrſchers! daß der Brüder
Geſchick ihn aufreg! und ihr Folterſchmerz.

Nicht länger tön' in unſre Freudenchöre
Geklirr der Ketten vom Tuneſer Strand!
Und einen heil'gen, großen Bund beſchwöre
Der Fürſten Zahl, und jedes freye Land!

Nicht unter Euch entflammt der Schlachten Feuer,
Wo oft ins eigne Herz der Stahl ſich kehrt!
So lang von dort um muthige Befreyer
Der Angſtruf tönt, giebts Arbeit für das Schwert. —

Es harren Eurer dort in Todeswüſten,
Unzähl'ge Opfer frecher Grauſamkeit. —
Unwillig ſchlägt das Meer an jene Küſten,
Die der Korſaren Mörderſchaar entweiht.

Das heil'ge Meer muß ſolche Herrſchaft tragen,
Die unſre Säumniß Jenen nur verlieh! —
Sie dürfen Scherz mit unſrer Kampfmacht wagen,
„Wo ſind Europens Ritter?“ jubeln ſie.

Selbſt jene Helden die, ein Damm, den Wogen
Noch widerſtanden, Maltha's Ritterheer
Hat jezt der Sturm des Zeitſtroms fortgezogen
Und ihr romantiſch Banner winkt nicht mehr. —

O hört, Ihr Herrſcher über Millionen!
O hört den Waffenruf der Menſchlichkeit!!
Durch Thaten ſteigt, die Engelskränze lohnen,
Auf lichten Flügeln zur Unſterblichkeit!

Und könnt Ihr Euch ein ſtolz'res Feſt bereiten?
Als Götter glänzt in dem erſtaunten Kreis
Der qualentriſſnen jauchzenden Befreyten!
Euch grüßt des Danks, des Segens Thräne heiß. —

Dann wird der Geiſt der Vorwelt auf uns weilen,
Nicht mehr beſchämend unſre Zeit voll Licht.
Und ſo wie wir das Weh der Brüder theilen,
Verlaß einſt Gott auch uns im Tode nicht!

Amadeus Jaubert, Reiſe nach Armenien und Perſien, in den Jahren 1805 und 1806. Paris 1821.

(Beſchluß.)

Nach einem vierzigtägigen Aufenthalt in der Reſidenz des perſiſchen Königs, erhielt der Verfaſſer am 12. Juli ſeine Abſchieds-Audienz, und reiste mit dem Bild des Schachs, mit verſchiedenen perſiſchen Manuſcripten, mit Waffen, perſiſchen Stoffen und Pferden beſchenkt, wieder nach Europa ab. Hr. Dupré, Sohn des franzöſiſchen Konſuls zu Trebiſond, der die Nachricht von dem Abſchluß des Friedens von Preßburg an den Hof von Perſien gebracht hatte, war von der Geſellſchaft, ſo wie der perſiſche Leibarzt mit Dienerſchaft, der Tartar von Konſtantinopel und der Armenier, welche leztere die harte Gefangenſchaft mit dem Verfaſſer getheilt hatten. Ihr Geleite beſtand aus zwanzig perſiſchen Reitern. Ihre Reiſe ging über Zeughian, Arman-Khaneh, Ak-Keud auf den Gebirgen von Caplan-Kouh, Tauris, Dizi-Khalil an dem See Ormiah, nach Khoi, wo ſie drey Tage verweilten. Hier verabſchiedete ſich der Verfaſſer von den meiſten Perſern, die ihn begleitet hatten. Der Arzt konnte dabey, troz aller Anhänglichkeit, die er ihm jederzeit bewieſen hatte, doch ſein Vergnügen nicht verhehlen, ſich von ihm zu trennen, und nicht mehr mit ſeinem Leben für das Leben des Hrn. Jaubert verantwortlich zu ſeyn. „Reiſe glücklich, ſagte er, die Segnungen des Aly begleiten dich! Du haſt mir zwey Monate hindurch große Qual aufgelegt, und ich fange erſt heute wieder an, frey zu athmen. Auch erlaſſe ich dir gerne jedes Geſchenk. Gehe nur über die Grenze, und überliefere mir einen Schein, daß ich dich bey guter Geſundheit verlaſſen habe. Dieß iſt alles, was ich von dir verlange.“ Hr. Jaubert gab ihm den verlangten Schein mit einer verhältnißmäßigen Geldſumme, und reiste am 4. Auguſt von Khoi ab. Er ſchlug den Weg durch das Thal Cotonrah nach Kanein, kam nach Ardjek, und hielt ſich nun mehr weſtlich über Aganes, und erfuhr am 13ten den Tod des ehrwürdigen Greiſen, des Kommandanten der Citadelle von Bajazid. Dieſer ſein Retter war in einem Treffen mit den Perſern an einem Lanzenſtich gefallen. Am 15. ſezte Hr. Jaubert bey Melez-Ghird über den ſüdlichen Arm des Euphrat, kam über das Gebirg Ak-Dagh nach Tuſli, dem Befehle Jouſſuf-Paſchas zu Folge, berührte er Erze-Rum nicht, und begegnete am 21. Hr. Jouannin, der von Hrn. Ruffin an ihn abgeſchickt war, und der ihm Nachrichten aus Frankreich, Briefe von ſeiner Familie und Geld überbrachte. Hr. Joannin reiste hierauf nach Perſien ab. Der Verfaſſer erhielt zu Tebiſtlik von Jouſſuf-Paſcha die Erlaubniß über Trebiſond zu reiſen, und Empfehlungsſchreiben für die weitere Reiſe, mit Beyfügung eines Geſchenks. Der Verfaſſer ſchiffte ſich in Trebiſond ein, und trennte ſich dort von ſeinem treuen Armenier. Ein Sturm verſchlug ihn nach Coumdjugdaz, wo es ihm nach mehrern Tagen gelang, ein nach Sinope ſegelndes Schiff durch Zeichen zur Näherung zu veranlaſſen. Die griechiſchen Matroſen nahmen ihn mit ſeinem Gefolge auf, und brachten ihn am 30. September nach Sinope. Von da reiste er zu Lande nach Ineboli, ſezte ſich neuerdings zu Schiff, und kam am 18. Oktober im Hafen von Kidros an. Von hier aus fuhr er zur See an Amastrah vorüber, und landete bey Philos. Beſtändigen Stürmen ausgeſezt, entſchloß er ſich hier den Landweg einzuſchlagen, und kam auf dieſe Art nach Heraclea. Hier lag ein Kriegsſchiff von vierzig Kanonen im Hafen, dem er ſich nun anvertraute und von dem aus er bey Tarapia, einem vier Stunden von Konſtantinopel liegenden Dorfe, landete, wo ihn der franzöſiſche Geſandte, General Sebaſtiani, der hier ein Landhaus bewohnte, bewillkommte. Nachdem er ſich daſelbſt von ſeinen großen Beſchwerden und dem erneuerten Fieber erholt hatte, ſo begab er ſich über Wien und Warſchau in das Hauptquartier des Kaiſers nach Firkenſtein und Danzig, von wo er hierauf am 21. Juni wieder nach Frankreich zurückkehrte. . . . . . .

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

Ehe ich dir einige einzelne Geſtalten und Bilder von meiner Reiſe von Madrid nach Sevilla entwerfe, will ich dir einige Nachricht von den verſchiednen hier üblichen Reiſe-Arten geben, woraus du erſehen wirſt, daß es deren ſo viele wie anderwärts gibt und eine immer ſchlechter, als die andre. Von der unterſten anzufangen, und der älteſten zugleich, nenne ich dir zuerſt die Maulthiertreiber. Dieſe ſcheint mir die beſte für Einen, der Land und Volk recht kennen zu lernen wünſcht; auch iſt ſie die ſicherſte, denn man reiſt förmlich in Karavanen, wodurch dieſe Reiſeart etwas morgenländiſches und altteſtamentliches erhält. — Sie iſt wohlfeil und rechtlich und geſchwinder wie mit Fuhrwerken, die Diligencen und Lohnkutſcher ausgenommen. Leider fängt dieſe Art des Waaren-Transports und Fortkommens an, ſeit fünf bis ſechs Jahren, von den zweyräderigen Karren verdrängt zu werden. Vor wenigen Jahren wurden dieſe noch für eine gottloſe Neuerung verſchrien, ſo wie jezt die Diligencen. Sie ſind eigentlich nur für Waaren beſtimmt, und die Paſſagiere müſſen ſich zwiſchen den Kiſten und Ballen, ſo gut es gehen will, einen Sitz ausmitteln. So ein Karren legt täglich ſechs bis ſieben Leguas zurück. Etwas erträglicher ſind die Galeras, vierrädrige Wagen, mit Leinwand bedeckt und etwas zweckmäßiger zum Fortbringen menſchlicher Geſchöpfe eingerichtet; dieſe Galeras haben auch eine beſtimmte Zeit der Abfahrt und Ankunft, und machen des Tages doch acht bis neun Leguas. Schon etwas vornehmer iſt eine Art kleiner Kaleſchen für zwey Perſonen, man reist mit ihnen etwas ſchneller, aber viel unbequemer und mit der angenehmen Ausſicht ihrer ſchlechten Bauart und Geſpanns wegen, von Zeit zu Zeit umzuwerfen. Auf dieſe folgen dann die eigentlichen Lohnkutſcher, große altväteriſche, bequeme Kaſten, mit acht, zehn Maulthieren beſpannt — heillos theuer, und nach der Diligence, die ſeit drey oder vier Monaten zweymal die Woche in vier Tagen von Madrid nach Sevilla, und in eben ſo vielen nach Madrid zurückgeht, das vornehmſte Fuhrwerk. Dieſe Diligence iſt eben ſo wie das zwiſchen Madrid, Irun und Barcelona eingerichtete Fuhrweſen, das Unternehmen der ſogenannten Sociedad de los Catalanes. Das einzige Unbequeme dieſes Fuhrwerks iſt der ungemein hohe Preis (250 Franken für einen Sitz im Wagen) und das Verbot, daß kein Paſſagier mehr wie fünf und zwanzig Pfund Gepäck bey ſich haben darf und wegen der Unſicherheit des Wegs nur ſo viel Geld, als er auf die vier Tage der Reiſe nothwendig brauchen kann. Die Summe iſt beſtimmt. Die Wagen werden aber auch außerdem an einigen Stellen von einer Schutzwache begleitet. Nun fehlt nur noch die Eſelreiterey, die ſehr gebräuchlich iſt, beſonders von der Chauſſee abwärts von einem Ort zum andern; und zulezt die ſchnellſte und theuerſte Art zu reiſen: auf Poſtpferden. Die verſchiedenen Fuhrleute mögen hier nicht ſchlimmer ſeyn, als anderswo, aber ſchlimm genug. — Die Katalonier und Andaluſier werden im Ganzen für die verdächtigſten Geſellen gehalten, die Altkaſtilier, Gallizier u. ſ. w. für die ehrlichſten Leute.

La Mancha. Wenns nicht gar zu gemein wäre, ſo könnt' ich wohl irgend jemanden anrufen, eine Muſe oder ſo was, ſo gut wie eine — es gilt nichts Geringeres, als von einer Reiſe durch eine Wüſte wie die Mancha, auf einem heilloſen Karren, worin wir zu fünf Mann aufgeladen waren, einen erträglichen Bericht abzuſtatten. — Bedenke, daß auf den fünf und dreyßig Meilen von Madrid bis nach der Venta de Cardenas in der Sierra Morena höchſtens alle fünf Leguas ein Dorf, oder andre menſchliche Wohnungen zu finden ſind, und dieſe nur an der Chauſſee; denn zu beyden Seiten ſieht man höchſtens alle zehn bis zwölf Stunden ein Dorf in der Ferne oder einzelne Häuſer, und das in einer wörtlich ganz kahlen Ebene, du ſiehſt keinen Strauch, gar nichts. Die Kornfelder erquicken das Auge nicht, denn das bischen Grün verliert ſich ganz unter dem röthlich grauen Einerley des Ganzen. Zeit hatte ich genug, um dieſe Herrlichkeit zu betrachten, da wir während der fünf bis ſechs Stunden, die wir täglich zu machen hatten, zuweilen ſchon morgens um vier Uhr den Ort vor uns ſahen, wo wir Abends um ſieben ankommen ſollten. Da legt man die ſchlechte Gewohnheit ab, Anſprüche an die Gegend zu machen, und ich habe ein Paar kahle Hügel, die ſich bey Aranguez, La Guardia, und weiterhin dem Puerto de Lapiche von Toledo her, in die Ebene herabziehen, als Berge verehrt. Der Boden iſt aber nichts weniger als unfruchtbar, das Getreide und hie und da etwas Saffran, gedeiht faſt ohne alle andre Arbeit, als die Erde ein wenig aufzukratzen und den Samen hinein zu ſtreuen. In den meiſten Gegenden der Provinz würden Oehlbäume recht gut fortkommen, und überhaupt alle Arten Bäume und ſonſt allerley. Doch die Betrachtung über vernachläſſigte Kultur würde mich ſehr abſeits führen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

(Beſchluß.)

Die Spazierfahrten nach dem Prater waren in den erſten ſchönen Tagen dieſes Monats ſo glänzend, wie kaum in irgend einem andern Jahr. Wagen an Wagen in unabſehbarer Reihe aus dem Mittelpunkt der Stadt bis an die Hauptallee, und von zwey Seiten Nebenreihen, die ſich anzuſchließen ſuchten. Dieſe Fahrt gehört zum Luxus der Saiſon. Ihr müßt Euch nicht wundern, wenn ihr jezt eine Principessa in ihrer Prachtequipage erblickt, die dort aus der Seitenallee von eleganten Reitern begrüßt wird; dann einen teutſchen Lord neben ſeinem Jockey im Tilbury, und gleich hinterher in einem Fiakerfuhrwerk einen Faun mit ſeiner wohlbekannten Nymphe. Das „Maderl" geht ſonſt rüſtig zu Fuß, trotz einem Landboten, und ſezt den linken über den rechten ganz [illegible]; heute muß ſie fahren, denn es iſt einer der erſten ſchönen Sonntage des Jahres. Die Zuſchauer, die rechts und links in dreyfachen Reihen den Weg bordiren, aus allen Fenſtern bis zum fünften Stock hinauf, von Balkons und Mauern herunter, und an beyden Seiten des Donaukanals herüber und hinübergaffen, wollen freylich nicht ſo recht begreifen, worin das Vergnügen juſt beſteht, wenn man im Schritte ſchleichend fährt, und dann wieder halbe Stunden warten muß, bis die Stockung aufgehoben iſt. Habt Ihr es denn nicht vernommen? Es gehört zum Frühlingsluxus. Wenn Euch das Schauen Langeweile macht, ſo wandert weiter, und zerſtreut Euch in die Jägerzeile, wo die Jahrmarktswunder aufgeſtellt ſind. Tretet ein zur großen Schweizerin, die über ſechs Schuh in der Länge mißt und Euch mit ihrem kräftigen Gebirgswitz unterhalten wird. Das wohlgeſtaltete Kalb mit ſechs Füßen iſt gleich dabey. Ein wenig weiter findet Ihr ein vierbeiniges Geſchöpf aus der Heerde Epikurs, erſt neun Monate alt und über acht Centner ſchwer. Promenirt nun vollends in den Prater hinab. Dort aus dem Circus des Hrn. de Bach, ſchallt Euch türkiſche Muſik entgegen, und die kunſtreiche Geſellſchaft des Sieur Tourniaire ladet Euch zu ihren halsbrecheriſchen Mirakeln ein. Aber den Cäſarritt, auf zwey ſchräg nebeneinander galoppirenden Pferden, in aufrechter Stellung, müßt Ihr abwarten. Klitſch klatſch! — Luſtig Bajazzo! — Wollt Ihr links hier nun die optiſchen Vorſtellungen (geophyſiſche genannt) des tauſendkünſtleriſchen Wälſch-Tyrolers Girandoni beſuchen? — Die Sonne neigt ſich ſchon zum Untergang, er wird ſie Euch jedoch ſogleich in aller Pracht des Aufgangs zeigen. Ihr kommt noch zeitig genug hinunter zu dem glänzenden Feuerwerk des Herrn Profeſſor Müllers, der an dieſem Abend den Schönen Wiens „die reizendſten Gaben des Frühlings" im Brillantfeuer ſpendet. Gern, meine Herren und Damen, würde ich Ihnen rathen, wenn es nicht zu ſpät wäre, nach dem Theater der Joſephſtadt zu fahren, wo dieſen Abend die letzte Vorſtellung gegeben, dann aber geſchloſſen wird, bis das Haus gebaut und erweitert iſt, weil der Direktor Hensler gegen Herbſt eine neue Geſellſchaft einführen und eine Art von Vaudeville, glaub' ich, errichten will. Das lezte Stück führt den Titel: Alles durcheinander, oder Ende gut, Alles gut. (Wie gelebt ſo geſtorben!) Schade um die intereſſanten, ächttragiſchen Titel, die man hier zu leſen bekam; als: Hedwig, die Banditenbraut, oder die Schreckensnacht auf Felsecks Schloß." — „Das Todtengerippe in der Schauergruft." — „Evakathel, oder: Der Grauſenwald" u. ſ. w. Ein anderes Intereſſe boten die kontraſtirenden Dialekte auf der Bühne dar. Hier hörte man einen ſchnarrenden Brandenburger, dort einen vollmäuligen Lerchenfelder, (der gröbſte Jargon); da, myſtiſches Deutſch von ſtockböhmiſcher Zunge, hier einen Miſchmaſch von allen Provinzial-Accenten. Zuweilen wollte der Brandenburger den Lerchenfelder nachäffen, ein andres Mal dieſer jenen verſpotten. — Die Hauptſtadt beſitzt alſo gegenwärtig nur vier Theater, der Comus des zweyten Volkstheaters iſt verſtummt.

Berlin, April.

(Beſchluß.)

Um durch das ſtets offene Hinterthürchen des natürlichen Kontraſtes von den geiſtlichen Angelegenheiten auf die weltlichen zu kommen, ſo muß ich Ihnen als die allerneueſte Neuigkeit melden, daß, nach einem für ganz zuverläſſig gehaltenen Gerüchte, ein zweytes dem Burlesken und Niedrigkomiſchen gewidmetes Theater bereits einem Deſſauer Juden, Namens Cerf (zu Deutſch Hirſch) in Entrepriſe gegeben worden iſt. Es wird auf unſerm Alexanderplatz, an der nämlichen Stelle aufgeführt werden, wo bisher weder der genuine Sohn der Semele ſelbſt, noch ſein unächter deutſcher Bruder, der ſich leichter errathen, als beſchreiben läßt, bey allem guten Willen eben ſonderlich glückliche Geſchäfte machen konnten. Wir müſſen es den ſcharfſichtigen Herren, die in Sachen der Conſtellation geübter ſind, als wir, zur Beurtheilung anheim ſtellen, ob der erwähnte Umſtand für das neue Unternehmen von günſtiger oder ungünſtiger Vorbedeutung zu achten ſey. Uebrigens wünſchen wir mit allen den wackern Leuten, die gleich uns das Lachen mehr lieben als das Weinen, der Sache den beſten Fortgang von der Welt, fragen aber doch ein wenig bedenklich: „Wo ſollen die Stücke herkommen, die man auf dieſem Theater zu geben gedenkt, und wo ſind die Schauſpieler, die ſolchen Stellen gewachſen wären?" Um mit Glück närriſch zu ſcheinen, bedarf es fürwahr mehr Kopfes, als manche ſich einbilden, und ſo wahr das Sprichwort: „Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen," auch immer ſeyn mag, ſo wüßten wir doch, da das liebe Pärchen unſerer dermaligen Komiker für ſo etwas theils zu alt, theils auch wohl noch zu vornehm ſcheint, unter unſerm ganzen Theaterperſonale auch nicht einen ausfindig zu machen, der mit einigem Erfolge am Alexanderplatze auftreten könnte. Unterdeſſen kommt Zeit, kommt Rath und wie oft hat ſich nicht gerade da, wo die Noth am größten war, der wohlthätige Gott Zufall ins Mittel geſchlagen?

Das der höhern Reitkunſt ſeit vorigem Sommer aufgeführte und ſo eben vollendete Gebäude vor dem Brandenburger Thore iſt in dieſen Tagen von dem Herrn Blondin, dem Direktor einer großen Reiterakademie, wie er ſich nennt und ſchreibt, feyerlichſt eingeweiht worden. Alles Neue wirkt mit wahrer Zaubergewalt auf den Großſtädter und namentlich den Berliner, für den ſogar der Zuſatz: „Neu einſtudirt," auf den Anſchlagezetteln ein etwas veraltetes Schauſpiel wieder genießbar machen kann. An Zuſpruch dürfte es ſonach Herrn Blondin vor der Hand mindeſtens nicht fehlen. Er iſt auch ſeiner Sachen ſo gewiß, daß er ſich dem Publikum, wie ſonſt immer Gebrauch war, Vormittags mit ſeiner Geſellſchaft nicht in Parade zu zeigen pflegt. Man kann den Grund, warum er dieſe Galla-Aufzüge unterläßt, keinesweges mißbilligen; denn es iſt nur zu wahr, was er zu ſeiner Entſchuldigung anführt, daß nämlich das Publikum durch dergleichen Schau- und Prunk-Reiterey ſehr oft getäuſcht worden ſey. Sollte indeſſen der Fall eintreten — wofür Referent, ohne je Direktor einer Reiterakademie geweſen zu ſeyn, doch eben nicht gut ſagen möchte — daß die Berliniſche galante Welt den Zug von ſchönen Pferden nebſt den ihnen entſprechenden Reitern und Reiterinnen, die Herr Blondin mit ſich gebracht hat, auch einmal öffentlich auf ihren nicht häßlichen freyen Plätzen und großen Hauptſtraßen innigſt zu ſehen wünſchte, nun ſo wird ſich der Herr Direktor gegen einen ſo höchſt verzeihlichen Wunſch gewiß nicht unerbittlich finden laſſen und darf dann hoffen, daß ſo ein einzelner Paradeaufzug erklecklicher auf ſeine Kaſſe zurückwirkt, als wenn andere dergleichen täglich und oft mit großer Aermlichkeit unternahmen. Was er und die Geſellſchaft in der höheren Reitkunſt leiſten, davon vielleicht nächſtens ein Mehreres.

Heute ſey es uns vergönnt, noch mit ein paar Worten eines neuen Sterns zu erwähnen, der ſo eben in Berlin für eine Kunſt aufgegangen iſt, bey der wir und gewiß ſehr viele Andere mit uns ungleich lebhafter intereſſirt ſind, als bey der oben genannten, die wir übrigens doch auch in ihren Würden laſſen wollen. Referent hat nämlich von mehreren Muſikverſtändigen in allem Ernſte behaupten hören, daß ein Enkel des weiland ſo berühmten Philoſophen Moſes Mendelsſohn, ein junger Felix Mendelsſohn, in einem Alter von kaum 13 Jahren wirklich Mozart'ſche Anlagen verrathe. Man erzählt in der That kaum glaubliche Dinge von dieſem kleinen Glücklichen; er ſoll nicht bloß ganze komiſche Opern, ſondern ſogar die ſchulgerechteſten Fugen komponirt haben. Was Referent indeſſen als Ohrenzeuge verſichern kann, iſt vor der Hand nur dieſes, daß er neulich dem Herrn Alois Schmitt aus Frankfurt ein nichts weniger als leichtes Doppelkoncert von Duſſeck mit großer Fertigkeit, Taktfeſtigkeit und Präciſion, ſo wie mit vielem Ausdrucke, vortragen half. Dieſes neue Meteor am muſikaliſchen Himmel intereſſirt uns viel zu ſehr, und iſt ſonderlich in unſeren nördlichen Gegenden eine allzuſeltene Erſcheinung, als daß wir ihm nicht unſere ſorgfältigſte Beobachtung widmen und vielleicht ſchon bey unſerem nächſten Berichte wieder auf daſſelbe zurückkommen ſollten.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Nro. 141.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Juni 1822.

> O käm ich zu dem Ziel, beſiegend mein Geſchick,
> Doch endlich —,—
>
> Euripides in den Flehenden.

Lebensſkizze Patrick Henrys, des virginiſchen Redners.

Einer der ausgezeichnetſten, und in Europa faſt am wenigſten bekannten Männer, die in Amerika während ſeines Revolutionskampfs geblüht, war der berühmte Patrick Henry. Revolutionen ſind natürlich Hervorbringer des Genies; aber Henry war auch in einer Revolution eine außerordentliche Erſcheinung. Während ſich Waſhington durch Anſtrengungen, Entbehrung und Niederlagen zur Unſterblichkeit hinanarbeitete; während ſich Franklin durch anhaltenden Fleiß zum Philoſophen und Politiker bildete, ſah Amerika mit Erſtaunen eines ſeiner rohen Kinder in der Kleidung eines Jägers und den Sitten eines Bauers aus ſeinen Wäldern hervorbrechen; ein Findling der Freyheit, ein Zögling der Natur, ohne Freund oder Beſchützer oder beynahe einen Bekannten, lenkte er deſſen Weiſen, ſchreckte ſeine Vornehmen, ward er der erſte ſeiner Advokaten, bezauberte ſeinen Senat und riß dieß erſtaunte Land unwiderſtehlich zu einer frühzeitigen und unverhofften Befreyung empor. Ein ſolcher Mann war Patrick Henry.

Er war in der Grafſchaft Hanover in der virginiſchen Kolonie am 29. Mai 1736 geboren; ſeine Verwandten waren arm, aber geachtet. Von ſeinem Vater, einem Schulmeiſter, lernte er die Anfangsgründe des Lateiniſchen, welches mit etwas Rechenkunſt ſeinen ganzen Kenntnißvorrath bildete. In ſeiner Jugend, ja durch ſein ganzes Leben, war er die Trägheit ſelbſt. Seine beſtändige Beſchäftigung war entweder die Jagd oder die Fiſcherey. Liebe zur Einſamkeit war ſeine vorzüglichſte Leidenſchaft, und ſelbſt an den Spielen ſeiner Schulgefährten nahm er nur ſelten Antheil. Immer gedankenvoll, immer zerſtreut, war er dennoch ein thätiger Beobachter alles deſſen, was um ihn vorging; und wenn der Haufe, welchen er gar nicht zu beachten geſchienen, ſich getrennt hatte, ſo war nicht ein bemerkenswerther Ausdruck entfallen, den er nicht wiederholen konnte, und nicht ein merkwürdiger Charakter, den er nicht beſchrieb. Dieſes Perſonenſtudium, welches ſich mit ſeiner Trägheit ſehr gut vertrug, zeichnete ihn im Knabenalter aus; gegen jedes andere Studium aber hatte er eine unüberwindliche Abneigung: und wenn er nicht in der Sonne ausgeſtreckt lag, ſo durchſtrich er die Wälder, ſo wild und ſo behende als das Thier, das er verfolgte. Nichts an ihm verrieth ſeine nachmalige Größe. Seine Unterhaltung war trübſinnig, ſeine Kleidung nachläſſig und ſein ganzes Weſen ſo, daß es ſelbſt dem Vater alle Hoffnung benahm.

Dieſer hatte neun Kinder; und im fünfzehnten Jahre ſeines Alters wurde Patrick bey einem Landkrämer in die Lehre gegeben. Nach einem Jahr ſchon glaubte er ſein Geſchäft zu verſtehen, und fing mit einem Bruder, träge und unbeholfen wie er ſelbſt, ein Geſchäft auf eigene Hand an. Was Wunder, daß ſchon nach ein Paar Monaten die Handlung zu Grunde ging, und mehr Schulden hinterließ, als eben ſo viele Jahre bezahlen konnten. Während der kurzen Zeit ſeiner Kaufmannſchaft ſoll er ſich faſt ausſchließlich damit beſchäftigt haben, die Gemüther und Neigungen ſeiner Kunden zu ſtudieren. Dieſe Forſchungen betrieb er mit einer Geſchicklichkeit, die ſein Alter weit überſtieg. Fand er ſeine Leute geneigt, ſich ohne Rückhalt auszulaſſen, ſo war er ganz Ohr — nicht eine Bemerkung entging ihm — er horchte in athemloſer Stille. Fand er ſie aber im Gegentheil zurückhaltend, ſo ſuchte er alles mögliche hervor, um ſie zum Reden zu bringen, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ſie durch eingebildete oder wirkliche Fälle zum Diſputiren zu bewegen, und ſo zu entdecken, wie verſchiedene Menſchen in irgend einem angenommenen Fall gehandelt haben würden. Auf dieſe Weiſe erwarb er ſich diejenige Menſchenkenntniß, wodurch er ſich ſpäter eine ſolche unwiderſtehliche Gewalt über die Herzen erwarb.

Das Unglück macht die Kinder des Genies ſelten vorſichtig. Im achtzehnten Jahr heirathete er, ungeachtet der übeln Lage, worin ihn ſein Handelsverſuch verwickelt hatte, eine Miß Shelten, die Tochter eines unbemittelten Pächters in der Nachbarſchaft. Mit der Beyhülfe ihrer Eltern, verſchafften ſie ſich indeſſen einen kleinen Meyerhof; und hier arbeitete nun der nachmalige Cincinnatus des Senats, von Schulden gedrückt und mit einer Familie belaſtet, um ein armſeliges Daſeyn zu erhalten, ohne auch nur zu träumen, welche Rolle er in Kurzem auf der Bühne der Welt zu ſpielen haben würde, der er noch gänzlich unbekannt war. Wie wunderbar und verborgen ſind die Wege der Vorſehung! Dieſer arme Bauer war bald nachher dazu berufen, die Unentſchiedenheit ſeines geängſtigten Vaterlandes zu lenken, Kräfte zu erwecken, deren es ſich unbewußt war, und einen mächtigen Fürſten durch die Macht ſeiner Beredtſamkeit auf ſeinem Thron zu erſchüttern.

Der Ackerbau mißlang Henry noch mehr als der Handel, und am Ende von zwey Jahren mußte er denſelben ſchon aufgeben. Er legte ſich aufs neue auf den Handel und ging noch einmal zu Grunde. Er war damals noch nicht vier und zwanzig Jahr alt. Mit Weib und Kindern, von Schulden darnieder gedrückt, die wiederholte Beyſteuer ſeiner Freunde erſchöpft, und ohne einen Heller, um die herannahende Hungersnoth abzuhalten. Dieß war, ohne alle Uebertreibung, ſeine Lage. Dennoch ließ ihn bey allem dieſem Elend ſein inneres Gefühl nicht ſinken, und, wie Jefferſon ſagt, der damals mit ihm bekannt wurde, weder in ſeinem Geſichte noch in ſeinem Benehmen ließ ſich irgend eine Spur von ſeinem widrigen Geſchicke entdecken. Es iſt freylich merkwürdig, daß bis zu dieſer Zeit niemand etwas von dem außerordentlichen Talent ahnte, das in ihm lag; das Unglück ſelbſt vermochte nicht einen Funken des Genies aus ihm zu ſchlagen — man hielt ihn noch für weniger als einen gewöhnlichen Menſchen — für einen, der vieles verſucht, und dem nichts gelang. Jezt verfiel er auf ein Mittel, das an Tollheit zu grenzen ſchien. Zum Kaufmann wie zum Bauern ungeſchickt, meldete er ſich zum Kandidaten — als Advokat! Abſchreckend in ſeinem Aeußern, tölpelhaft in ſeinem Benehmen, ohne die geringſte juriſtiſche Kenntniß, und mit ſehr wenig ſonſtiger Beleſenheit, ſtellte er ſich nach einer ſechswöchentlichen Vorbereitung den drey Examinatoren vor, deren Unterſchriften der juriſtiſchen Aufnahme in Amerika vorhergehen müſſen. Zwey derſelben ſchienen aus bloßem Mitleiden gegen ihn ihre Namen hergegeben zu haben; mit dem dritten fand er große Schwierigkeit. Dieſer, John Randolph, ein ſehr geſchickter Rechtsgelehrte und äußerſt gebildeter Mann, der nachmals zum königlichen Fiskal für die Kolonie ernannt wurde, fühlte beym bloßen Anblick des Kandidaten einen ſolchen Widerwillen, daß er ihn nicht einmal verhören wollte. Nachdem er aber vernommen, daß er die beyden andern Unterſchriften bereits beſäße, veränderte er ſeinen Entſchluß, und fand bald Urſache deſſen Voreiligkeit zu bereuen. Henry, den er mit den wirklichen Geſetzen unbekannt fand, erſtaunte ihn durch ſeine Geiſtesſtärke, die Schärfe ſeiner Gründe, und das Glänzende in ſeinen Beweisthümern. „Sie vertheidigen Ihre Meinung gut, mein Herr,“ ſagte Hr. Randolph; „jezt aber zu den Geſetzen und Zeugniſſen;“ und nachdem er die Geſetzbücher eröffnet, fuhr er fort: — „Sehen Sie die Gewalt der natürlichen Vernunft; Sie haben gewiß weder dieſe Bücher noch dieſen juriſtiſchen Grundſatz je geſehen; dennoch haben Sie recht, und ich habe unrecht; und nach der Lehre, die Sie mir gegeben — entſchuldigen Sie mich, daß ichs Ihnen ſage — will ich nie mehr dem Schein trauen. Hr. Henry, kömmt Ihr Fleiß nur um die Hälfte Ihrem Genie gleich, ſo zweifle ich nicht, daß es Ihnen glücken werde und Sie eine Zierde und Ehre Ihres Standes werden können.“ Auf dieſe Art ward er ein Advokat in Virginia.

Während der erſten drey Jahre blieb er in völliger Dunkelheit. Seine Familie litt dabey die bitterſte Noth. — Er war genöthigt bey ſeinem Schwiegervater zu wohnen, welcher neben dem Gerichtshof ein kleines Wirthshaus hielt; und hier wartete er zuweilen den Gäſten auf. Um dieſe Zeit entſtand ein Streit zwiſchen der amerikaniſchen Geiſtlichkeit und ihren Gemeinden über die Weiſe, wie dieſen ihr Gehalt bezahlt werden ſollte. Der Geiſtlichkeit war der Prozeß ſchon ſo weit gelungen, daß es ſich nur noch blos um das Quantum der Entſchädigung handelte, auf die ſie Anſpruch machten; und der Advokat, den das Kirchſpiel angenommen hatte, gab zulezt entmuthigt und der Sache überdrüſſig dieſelbe auf. In dieſer Lage wandten ſich die Einwohner nothgedrungen an Henry. Als der wichtige Prozeß vorkam, ſchien ſich die ganze Grafſchaft Henover verſammelt zu haben; da es eine Sache war, die Jedermann anging. Der erſte, dem der angehende Advokat vor dem Gerichtshauſe begegnete, war ſein eigener Oheim, ein Mitglied der Geiſtlichkeit, der als Kläger in der fraglichen Sache gegen das Gelingen ſeines Neffen ſeyn mußte. Henry bedauerte dieſen Umſtand gegen ihn. „Warum?“ fragte der Oheim. „Darum,“ erwiederte Henry, weil ich, wie Sie wiſſen, noch nie öffentlich geſprochen, und Ihre Gegenwart mich ſo abſchrecken würde, daß ich meinen Clienten nicht dürfte genug thun können; überdieß werde ich mich auch harter Ausdrücke gegen die Geiſtlichkeit bedienen müſſen, und ich möchte Sie doch nicht gern ärgern.“ — Nun, Patrick, erwiederte der Oheim, „was die harten Ausdrücke betrifft, die du gegen die Geiſtlichkeit gebrauchen könnteſt, ſo möchte ich dir wohl rathen, ſolche wegzulaſſen; und meine Gegenwart, mein Junge, denk' ich, kann dir in einer Sache wie dieſe weder nützen noch ſchaden; indeſſen da es dir aber doch ſo wichtig ſcheint, ſo will ich deinen Wunſch befriedigen.“ Mit dieſen Worten ſtieg er wieder in ſeinen Wagen und fuhr weg.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Um die ganz unſägliche Nichtswürdigkeit der ſpaniſchen Regierung ſeit Karl V. recht zu fühlen, muß man geſehen haben, wie hier aus einem fruchtbaren Land eine kahle Wüſte geworden iſt. Denn daß die Dürre und der Mangel an Waſſer nicht ſchuld iſt, ſondern umgekehrt der gänzliche Mangel an Bäumen ſchuld an der Dürre, begreift jeder Naturkundige. — Dieſe Provinzen von Alt und Neukaſtilien, Eſtremadura und la Mancha hatten früher Wälder und hinlängliche Wäſſerung; ſeitdem die Wälder nach und nach zerſtört ſind, verſiegen Flüſſe und Bäche, und oft gehen drey bis vier Monate hin ohne Regen. Von den wenigen, halbwegs anſehnlichen Ortſchaften, durch die wir kamen, iſt auch weiter nichts zu ſagen, als daß ſie ärmlich genug ausſehen; auch in den Dörfern iſt ein Haus an das andere gebaut, meiſt von Lehm, kurz ganz ſchlecht. Faſt jeder ſolche elende Ort hat eine ſtattliche Kirche und ein Paar Klöſter. Bemerkenswerth iſt weiter nichts an ihnen, als etwa die Kirche von Madrigalejos, die Don Juan de Auſtria bauen ließ. Der Baumeiſter, wahrſcheinlich aus der Schule Herreras, iſt in dem eigentlichen Plan des Gebäudes ganz der gothiſchen Architektur gefolgt, der innere Ausbau dagegen iſt antik: die Säulen doriſch. Das Ganze macht ſich ſehr gut, iſt aber nicht vollendet. Da ich einmal dabey bin, muß ich dir auch eine Erfindung mittheilen, die nicht ſo ganz albern iſt. Zwiſchen Manzanares und Valdepeños ſteht eine einzelne Kapelle, eine ganz einfache Rotonde mit einer Kuppel, darin fielen mir ein Paar Bildſäulen von Apoſteln oder Heiligen auf, beſonders wegen der guten Ausführung der Gewänder, Faltenwurf u. ſ. w. — wie ich aber die Geſtalten näher anſah, merkte ich, daß blos Kopf, Hände und Füße in Stein gearbeitet waren, und die Gewänder aus ſtarker grauer Leinwand blos drüber geworfen und zurecht gelegt und mit einer Art Stärke fixirt *) Da ſie aber ganz die Farbe des Steins hatten, machte ſich das recht gut. Eine ſolche Entdeckung mit der hübſchen Kapelle, mitten in der Einöde und ſogar ein Paar Rudimente von Bäumen, macht mich immer auf ein Paar Stunden glücklich. Da hat man außerdem ein Stückchen Gebirge vor ſich, und in der Ferne, auf einer Höhe, das Schloß und die alte Stadt Conſuegra, und noch weiter Calatrava, der alte Hauptſitz des Ordens. Die Form dieſes Gebirges, das größtentheils aus grobkörnigem Granit beſteht, d.h. der Kern deſſelben, der auch in der Ebene hin und wieder zu Tage liegt, zeigt deutlich, wie alle dieſe Provinzen nördlich der Sierra Morena bis nach der Sierra de Guadarama eine große Gebirgs-Ebene iſt. Dieſe Arme der Sierra de Toledo erheben ſich ganz ſteil aus der Ebene, die wie ein See den Zwiſchenraum ausfüllt, indem dann wieder wie kleinere Inſeln einzelne Granit- oder Hornſteinfelſen hervorſtehen. Von Süden erſtrecken ſich eben ſo einzelne Arme der Sierra Morena hin, oder beſſer: es gehen Theile des Gebirgs aus der Ebene zu Tage; denn es iſt nicht ein Gebirg, das ſich nach und nach in die Ebene verliert, wie es auf der andern Seite nach Andaluſien hin der Fall iſt; ebenſo kommen von Oſten Arme der Gebirge, von Cuenza; dagegen von Norden das Guadaramagebirge ſich ſchon mehr allmählig in die Ebene verliert. — Von Madrid bis nach der Höhe des Paſſes von Deſpennaperros in der Sierra Morena erhebt ſich das Land faſt gar nicht, es geht faſt ganz eben fort, dagegen man von da nach dem Thal des Guadalquivirs ſehr tief hinunterſteigt. Der Boden dieſer Ebene hat durchaus den Charakter eines ehemaligen Waſſerbeckens; hier und da weite Strecken von Moor und Sumpf, außerdem ſcheint er hauptſächlich aus Kalk zu beſtehen, auch Gypslager finden ſich viel, auch dergleichen von ſehr weichen, bröcklichen Muſchelfabrikationen. Ob alle dieſe ſchönen Sachen hierher gehören, magſt du ſelbſt ausmachen — inſofern ſie zur Charakteriſtik des Landes und alſo der Leute gehören, glaub' ich, daß du es ſchon mit Geduld leſen mußt. Dieſe Ebene wird vom Manzanares, dem Tajo, Guadiana u. ſ. w. von Oſten nach Weſten durchſchnitten; das Bett der Flüſſe iſt aber viel tiefer als das Niveau der Ebene, beſonders der Tajo, der ſich überall bis in das Urgebirge, die Grundlage eingewühlt hat, daher auch ſein Name Tajo iſt ein Einſchnitt, eine Schlucht. Die Guadiana im ebenſten Theil der Mancha hat aber ſo wenig Fall, daß ſie bey Caſarnuevo del Rey ganz zu einem Sumpfe wird, und erſt drey bis vier Meilen weiterhin wieder zum Vorſchein kommt. Ueber dieſen Sumpf hat man angefangen einen Damm zu bauen (unter der Regierung Carls III. denke ich) ein gewaltiges Werk, mit großen Mitteln und der augenblicklichen Laune irgend eines Günſtlings oder der Könige angefangen, dann halbvollen-

---

*) Dieſe Art von Plaſtik ward im letztverfloſſenen Jahr in Berlin bey irgend einer öffentlichen Gedächtniß-Feyer zur Darſtellung von marmornen Bildſäulen auch angewendet, wie unſre Leſer ſich aus öffentlichen Blättern erinnern werden.

der liegen gelaſſen und die Gelder untergeſchlagen oder verſchleudert. Das iſt das Schickſal faſt aller öffentlichen Bauten in Spanien. Uebrigens iſt das eigentlich ſehr klaſſiſcher Boden, als der Schauplatz von Don Quixottes Ebenteuer. Die Campos Montiel, Lagunas de Ruidera und Calva de Monteſinos und der Puerto Lapiche, der auch genannt wird, liegen wenige Legues in der Runde nach der Sierra morena hin. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Mai.

Die eben geendigte Oſtermeſſe wird in Hinſicht vieler bedeutenden Artikel der lezten Michaelismeſſe vorgezogen. Die einheimiſchen Fabrikartikel fangen nun mehr an geachtet zu werden, und es freut uns, zu vernehmen, daß die denſelben ſo günſtige Unternehmung der rheiniſch-weſtindiſchen Compagnie einen glücklichen Fortgang gewinnt. Die erſte Ladung, ungefähr 100,000 Rthlr. betragend, wurde bekanntlich in Domingo vortheilhaft abgeſezt, jezt iſt ſchon eine neue nach Weſtindien unterwegs. Die Theilnahme vermehrt ſich, und noch kürzlich zeichnete Se. Maj. der König von Preußen 40 Aktien. —

Uebrigens ging es in der verfloſſenen Meſſe ziemlich lebhaft her. Das Theater war immer voll, — wenn Webers Freyſchütz gegeben wurde, was in jeder der drey Meßwochen (mit abwechſelnder Beſezung des Caſpar und der Agathe) zweymal geſchah. Deſſen ungeachtet fielen noch mehrere ächt wackere Vorſtellungen im recitirenden Schauſpiel und in der Oper in dieſe Zeit, welche die Aufmerkſamkeit des Publikums wohl verdient hätten; — denn von der Wiedereröffnung der Bühne, ſeit dem Oſtertage, kann ich wegen Abweſenheit nicht ſprechen. Zu jenen ausgezeichneten Vorſtellungen rechne ich die des Don Juan, von Mozart. Ein nie zu vertilgendes Feuer, das von dieſer großen Muſik auszuquellen ſchien, verbreitete ſich über Sänger und Orcheſter. Alles ging vortrefflich und rund zuſammen; Hr. Genaſt als Don Juan und Dem. Böhler als Zerline (von Stuttgart zurückgekehrt) belebten die Scene vorzüglich durch braves Spiel; Mad. Werner ſang die Parthie der Donna Anna heute mit Kraft und Begeiſterung. Mad. Neumann-Seſſi trug die Parthie der Elvira, und Hr. Höfler die des Don Ottavio mit Kunſt und Ausdruck vor; die ſchöne Stimme des Hrn. Köbert griff heute in den feyerlichen Tönen des Comendatore kräftig durch, und alle übrigen Parthien trugen wirkſam zum Ganzen bey; und ſo glaube ich, daß unſere Bühne in dieſer Darſtellung ſich mit jedem deutſchen Theater meſſen kann. Die kleinen Luſtſpiele: Das war ich (von Hutt), worinnen die Schweſtern Mad. Genaſt und Dem. Böhler ſo liebenswürdig ſind, und Hr. Thieme, als Pächter, ſo leicht und angenehm darſtellt, Mad. Wohlbrück als Nachbarin vollkommen an ihrem Plaze iſt; ferner die Liebesintriguen auf der Frankfurter Meſſe, worin Hr. Koch Wurms Rolle übernommen und ſehr ergözlich ausgeführet hat, das in dieſer Meſſe zum erſten Male gegebene burleske Vaudeville der Bär und der Baſſa, konnten ſehr beluſtigen. Uebrigens war auf dem Repertoir Zriny, von Körner, worin Herr Thieme die Hauptrolle mit vollkommen verdientem Beyfall, und Hr. von Zieten, der nun völlig an des kürzlich verſtorbenen Wohlbrücks Stelle, als Regiſſeur getreten iſt, den Soliman mit ſehr angemeſſenem Spiel ausführte; ferner der Kaufmann von Venedig (dieſe Vorſtellung wurde von Seiten des Shylok, der in dieſer Meſſe wohl zu ſehr beſchäftigt war, nicht gelobt), das öffentliche Geheimniß nach Calderon, Kätchen von Heilbronn nach Kleiſt, die drey Wahrzeichen, des Herzogs Befehl, die lezten Mittel, die Waiſe aus Genf, das Kinderdivertiſſement, Aſchenbrödel, die Uniform, und das Gaſtſpiel eines Hrn. Hinze vom Deſſauer Hoftheater (der in Wurm'ſchen Rollen auftrat) wurden dem Publikum dargeboten. — Aber es erging der Theaterdirektion in der zweyten Hälfte der Meſſe gerade wie dem Terenz mit ſeiner Hecyre. Die kühnen „Aſcenſionen" der Brüder Kolter auf dem geſpannten Seile, vorzüglich anlockend durch die ſpielende Leichtigkeit und Grazie, mit welcher ſie mit und ohne Balancirſtange, vornehmlich von dem jüngern Bruder, ausgeführt wurden, und die Thaten des Herkules Frank, der mit nordiſcher Stärke franzöſiſche Gewandtheit und Tournüre auf ſeltſame Art verbindet, lockten jedesmal eine ſolche Zuſchauermaſſe in den Garten der Funkenburg, daß man ſagen konnte: „es war als ob die Menſchheit auf der Wanderung wäre." — Außerdem wurde noch die ausgezeichnete Menagerie des Hrn. Tourniaire mit dem Gnuh, Känguruh und den hier noch nie geſehenen Schlangen, und die große Königsſchlange des Hrn. Hill ſehr zahlreich beſucht, und von Naturfreunden bewundert; der nicht zu verachtenden Anſichten unter dem Titel: Panoramen und Diaphanoramen, der Wachsfiguren (jezt vornehmer akademiſche Gallerie, und plaſtiſche Kunſtgruppen genannt), und vieler anderer Schauſpiele, welche jede Meſſe mit ſich bringt, gar nicht zu gedenken. —

In der lezten Woche der Oſtermeſſe verſammelte ſich ein zahlreicher Kreis ehemaliger Zöglinge der hieſigen Thomasſchule von nah und fern zu einem erinnerungsreichen Wiederſehn, und feyerte dabey zugleich das 600jährige Beſtehen dieſer Schule. Der gegenwärtige Rector dieſer Schule, Prof. Roſt, hat es übernommen dieſe Vielen intereſſante Feyer in einem deutſchen Programm zu beſchreiben, in welchem auch die bey dieſer Gelegenheit gehaltenen Reden und erſchienenen Gedichte zuſammengedruckt werden.

Was die Literatur und den Buchhandel anlangt, ſo hat man kaum jemals ſo viel von ſogenannten Krebſen unter den Buchhändlern reden hören, als in dieſer Meſſe. Mehrere tauſend Centner ſollen am hieſigen Plaze verladen worden ſeyn. Man erzählt ſogar die Anekdote, daß ein Buchhändler von einem ſeiner Verlagsbücher ein Exemplar mehr zurückbekommen, als verſendet habe. Indeſſen hat man doch am Schluſſe der Meſſe weniger Klagen vernommen, als man hiernach hätte erwarten können; eine poetiſche Aufkarwoniren, die ſich über dieſen Gegenſtand ſehr humoriſtiſch ausſpricht, und daher ſelbſt den Betheiligten Vergnügen gemacht hat. Sie war „als Manuſcript gedruckt" unter dem Titel Remittenda oder Leiden eines zur Meſſe reiſenden Buchhändlers im Umlauf, und es heißt unter andern von dem leidenden Buchhändler darin ſehr ſcherzhaft:

„Und wie bey Schiller ſteht geſchrieben,
„Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
„Und ach, es fehlt kein einz'ges Haupt."

Von Muſik haben wir zu erwarten vier neue Ouverturen von Beethoven, der, wie wir aus guter Quelle erfahren, gegenwärtig an mehreren neuen Kompoſitionen fleißig arbeiten ſoll, und ein großes Quintett für Pianoforte und vier Streichinſtrumente (op. 87 auch für zwey Pianoforte eingerichtet) von Hummel. Dieſe Werke erſcheinen im Steiner'ſchen Muſikverlage in Wien, welcher auch von Stadlers früher genanntem Oratorium: Die Befreyung Jeruſalems, gegenwärtig einen, von dem Komponiſten ſelbſt eingerichteten Clavierauszug geliefert hat. — C. Maria von Weber arbeitet in Dresden fleißig an ſeiner Oper Euryanthe (von Frau von Chezy gedichtet), die er mit durchgehendem Recitativ zu componiren geſonnen iſt. Seinen Freyſchütz brachten in der eben verfloſſenen Meſſe mehrere Muſikhandlungen in verſchiedener Geſtalt, z. B. auch ohne Worte (wie die Ausgabe von Lebsdorf bey Steiner in Wien) und außerdem unzählige Variationen auf Themen aus demſelben. K. W.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 47.

Google

Nro. 142.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. Juni 1822.

Der Menſch lebt nicht vom Brod allein, ſondern von einem jeden Wort, das der Geiſt Gottes ſpricht.

Worte der Schrift.

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Bey alle dem, was ich dir von dem Mangel an Anbau der Mancha ſagte, kann man aber doch eigentlich nicht ſagen, daß Land und Leute arm ſind; denn ſie haben genug und weit mehr als ſie brauchen, d. h. Brod, Wein und Fleiſch; und es gibt gewiß wenige Einwohner, die nicht genug haben, um ihre täglichen Bedürfniſſe zu ſtillen. Die Sache iſt nur, daß zehnmal ſo viel Menſchen, als darin wohnen, eben ſo gut Platz und Nahrung finden könnten, wenn der Boden benuzt würde. Du ſiehſt alſo, daß von den Dekorationen auf dieſem Wege wenig zu genießen noch zu erzählen war; wir müſſen uns darum ſchon an die Akteurs halten. Wirklich iſt das vorüberziehende Volk die einzige Abwechslung, die man hat; und bey alle dem, was man Lebendiges begegnet, hat man eine Sicherheit mehr, keine Facioſos (Banditen) anzutreffen. Züge von hundert bis zweyhundert Maulthieren, meiſt mit eingemachten Früchten von Malaga, dabey immer ein funfzehn bis zwanzig Leute, der Herr auf einem abſonderlich ſtattlichen Thier voran, alles mit Gewehren, ziehen einher. Die vorderſten und hinterſten Maulthiere tragen eine Art von wunderlicher, langer Glocke, faſt bis auf den Boden, aber nicht am Hals, ſondern an der einen Seite des Sattels. Als faſt die Einzigen, die zu Fuß reiſen, müſſen auch die Züge der Leute angeführt werden, die von den Gebirgen von Soira und Calatajud, an der Grenze von Kaſtilien und Arragon, nach Andaluſien gehen, um die Oliven-Ernte zu machen, das Oehl zu preſſen u. ſ. w. Denn das thun die Andaluſier nie ſelber; das bequemſte iſt freylich zu ſagen: Sie ſind zu faul; allein ganz vernünftige Leute haben mir geſagt, daß ſich in Andaluſien genug Menſchen fänden, die dieſen Erwerb gern annähmen; da aber die Verwalter der wenigen großen Landbeſitzer, denen Andaluſien gehört, es für ſich vortheilhafter finden, ihre Kontrakte mit Fremden zu machen, denen ſie einen Theil deſſen, was ſie ihren Herren ſtehlen, überlaſſen, um den andern um ſo ſicherer für ſich zu behalten, ſo iſt es ſeit langer Zeit hergebracht, dieſen ganzen Erwerbzweig den Bewohnern jener Gebirge zu überlaſſen, die den Winter über in Andaluſien genug verdienen, um im Sommer in ihren Gebirgen zu leben. Wir begegneten mehreren Haufen ſolcher Zugvögel, die gar vergnügt ihren Weg wanderten; hie und da einmal eine andaluſiſche Guitarre in ihrer Mitte, denn zuweilen ein Paar ſehr ſtattliche Herren auf ſtarken Pferden, wohl geputzt, mit ihrem Criado (Knecht) hinterdrein, alle wohl bewaffnet, einen beträchtlichen, ledernen Gurt oder Geldkatze umgeſchnallt, einen Mantelſack auf ihren Thieren. Auch dieſes ſind ſtehende Charaktere auf dieſer Bühne. Sie kommen aus dem ſüdlichen Theil von Andaluſien, beſonders von der Gegend von Antequera, dort treiben ſie Kontrebande mit Gibraltar, führen engliſche Waaren ein, und mit dem Gelde und auch mit den Waaren ziehen ſie dann nach den Märkten von Kaſtilien und Arragon, wo dieſe Verkäufer Maulthiere einhandeln, und ſie in Andaluſien wieder mit Vortheil verkaufen. Wem es bekannt iſt, welche anſehnliche Figur in Spanien ein Contrabandiſta vorſtellt, kann ſich ſchon denken, daß dieſe Leute Gentlemens ſind und noch mehr. Da ſich wo möglich hier alles in Karavanen vereint, ſo ziehen auch die Karren meiſt mehrere zuſammen herum. Die Galeren und noch mehr die Miethkutſchen ſind gewöhnlich von ein Paar Bewaffneten begleitet. Indeſſen werden dieſe jezt ſehr wenig mehr gebraucht, da die Leute, die ſonſt den unverſchämten Preis bezahlten, jezt mit mehr Bequemlichkeit und wohlfeiler in der Diligence reiſen. Das iſt das Perſonale, woran man ſich unterwegs die Langeweile vertreiben kann. Außerdem hie und da einmal ein Bauer, der thut, als wenn er pflügt; das heißt: er geht auf ſeinem Feld ſpazieren mit ein Paar Mauleſeln und einem Pflug vor ſich her; — aber was für ein Pflügchen! — ſo mag der Urvater aller Pflüge ausgeſehen haben. Er beſteht aus zwey Stücken Holz, eines arbeitet in der Erde, oben mit einer Handhabe, das andere, das die Deichſel vorſtellt, iſt in das erſte eingefügt. Das iſt alles. Und in dieſer einfachen Geſtalt ſieht es den Pflügen, die auf den älteſten Münzen abgebildet ſind, ähnlich, und ihr Anblick rief mir immer ein Kupfer — ich glaube in Schröckhs Weltgeſchichte zurück, wo der König Seſoſtris, einen ſolchen Pflug führend, vorgeſtellt iſt. Zu den Unterhaltungen auf dieſer Straße gehören am Ende auch die Kreuzchen, die hier und da am Chauſſeegraben ſtehen. Aqui hizieron un milagro iſt eine Art von ſtehender Witz bey den Fuhrleuten; wo jemand von Räubern erſchoſſen, oder ſonſt umgekommen iſt, wird jedesmal ein ſolches hölzernes Kreuz in die Erde geſteckt, wenns hoch kommt, ſteht auch darauf aqui murio fulano de mano airada, ruegue por el alma. Jeder gute Chriſt, der vorübergeht, betet denn ein Ave Maria und wirft einen Stein an das Kreuz, oder was noch beſſer thut, einen Büſchel von einer ſehr aromatiſchen Pflanze, die hier und da wächſt! — Solch ein Kreuz in einer romantiſchen Gegend zwiſchen Wald und Fels, bey Mondlicht in guter Geſellſchaft angeſehen, mag ganz intereſſant ſeyn, und zu der poetiſchen Zwieſprache helfen; aber am hellen lichten Tag bey klarem Himmel, heißer Sonne, in einer noch weniger wie proſaiſchen kahlen Gegend, hatte es etwas Fatales.

(Der Beſchluß folgt.)

Lebensſkizze Patrick Henry's, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

Der Prozeß der Geiſtlichkeit mit ihren Gemeinden ward vor dem Gerichtshofe bald vorgenommen. Auf der Bank ſaßen über zwanzig Geiſtliche, die geſchickteſten und gelehrteſten Männer in der Kolonie; und da ſaß auch in irgend einem amtlichen Beruf Patricks Vater. Jeder Winkel des Saales war von dem ängſtlich erwarteten und aufgebrachten Volke bis zum Erſticken voll. Der Advokat für die Geiſtlichkeit eröffnete die Sache in einer gedrängten, unwiderlegbaren Rede. Der Anfang von Henrys Rede erfüllte ſeine Klienten mit Schrecken — er war beynahe verächtlich — die Geiſtlichen fingen an einander anzuſchielen, der unglückliche Vater hing den Kopf in Verzweiflung; und der tölpelhafte Bauer erregte nur Erſtaunen über ſeine Anmaßung, ſo daß ſie das Mitleiden mit ſeiner Schwäche kaum zu beſänftigen vermochte. Aber in kurzer Zeit — wie veränderte ſich da die Scene! So wie Henry warm ward, ſchien er ſeine Natur abzuwerfen — die bäueriſche Schale fiel von ihm ab — ſeine Perſon ſchien eine geheimnißvolle Umbildung zu erleiden — ſein Geſicht ward majeſtätiſch — ſeine Augen blizten — die Töne ſeiner Stimme ergriffen das Herz und er ſtand vor ſeinen ſtummen, unterwürfigen Zuhörern als ein begeiſtertes Weſen! — Die Wirkung war unglaublich! — erſchreckt durch die Kraft eines ſeiner ſtärkſten Ausdrücke, ſtoben die Geiſtlichen ängſtlich von ihren Sitzen; und die Jury ſeinem Befehle gehorchend gab ihnen einen Pfennig Entſchädigung. — Noch bis auf dieſen Tag, wenn ein virginiſcher Bauer einem Redner das höchſte Lob geben will, ſagte er: „er gleicht beynahe Patrick, als er gegen die Pfaffen ſprach.“

Henrys Ruhm verbreitete ſich ſchnell in Virginia und er hatte bald ſeinen vollen Antheil an der magern Praxis, welche deſſen Gerichtshöfe liefern konnten. Das Volk, das ihn als einen aus ſeiner Mitte betrachtete, betete ihn beynahe an; und er, welcher die Vortheile einſah, die ihm dieſe Anhänglichkeit gab, nährte ſie aus allen Kräften. Er aß wie das Volk, befolgte deſſen Sitten, ſprach deſſen Mundart, ſuchte deſſen Vertraulichkeit und bis an ſein Ende beugte er ſich vor der „Majeſtät des Volkes.“ Ohne Zweifel fühlte er, daß die politiſchen Zuckungen, welche jezt das Land zu bewegen anfingen, ihn bald zur Uebung ſeiner Kräfte berufen würden; auch ſah er, daß die ſelbſtſüchtige und ſtolze Ariſtokratie einen Bauern natürlich von ſich weiſen würde, und er huldigte alſo der Menge, von der allein er Unterſtützung und Auszeichnung erwarten konnte. Zu ſeiner Ehre müſſen wirs ſagen, daß, ſelbſt in ſeinem ſpätern Leben, als ihn der Ruhm gehoben und er im Schoß des Glückes ſaß, er nie die Beſchützer ſeines frühern Lebens vergaß, ſondern ſtarb, wie er gelebt hatte, als einer vom Volk.

Bald nach ſeinem Triumphe in dem geiſtlichen Prozeß zog er in die Louiſa-Grafſchaft, an deſſen Gerichtshof er ſeinen Beruf verfolgte. Seine alten Gewohnheiten hingen aber noch immer feſt an ihm: er ging auf mehrere Tage auf die Jagd, wobey er ſeine Lebensmittel mitſchleppte und die Nächte unter freyem Himmel zubrachte! „Wenn die Jagd vorüber war,“ ſagen ſeine Lebensbeſchreiber, „ging er oft aus dem Wald in den Gerichtshof, gekleidet in einem groben Tuchrock von allen den Trophäen der Jagd befleckt, ſchmierigen, ledernen Hoſen auf dieſelbe Art ausſtaffirt, ledernen Kamaſchen ſtatt der Stiefeln, und einem Waldſack

Digitized by Google

auf den Schultern. So ausgerüſtet trat er in den Gerichtsſaal, ergriff die erſte Sache, die vorgerufen ward, und wenn ſich eine Gelegenheit für ſein eigenes Talent fand, ſezte er jeden durch die Ergießung ſeiner natürlichen Beredtſamkeit in Erſtaunen.“ Er ſcheint einen gewiſſen Zauber beſeſſen zu haben, der alle Schwierigkeiten beſiegte und alle, die ihn hörten, unwiderſtehlich feſſelte. Einer der Richter der Grafſchaft ſagte: „Ich konnte einen Brief, eine Anklage oder Erklärung mit eben der Leichtigkeit im Gerichtsſaal ſchreiben als in meiner Stube, ausgenommen wenn Patrick ſprach; ſo oft dieſer aber aufſtand, und war es auch eine Kleinigkeit wie eine Vorladung oder Geſuch um zwanzig Schillinge, ſo mußte ich meine Feder niederlegen und vermochte nicht eine Sylbe weiter zu ſchreiben bis die Rede geendigt war.“ Auf dieſe Weiſe lauten alle auf uns gekommene Nachrichten von dieſem außerordentlichen Manne. Seine Gewalt über die Zuhörer war beynahe deſpotiſch und in ſeinen Tönen ſoll etwas gelegen haben, das, wie man ſich ausdrückt, „aufs Ohr und Herz fiel, auf eine Weiſe, die ſich nicht durch Worte ausdrücken läßt. —

Unſer Raum geſtattet uns indeſſen nicht, ihm auf dieſer ſeiner frühern Laufbahn zu folgen. Der Tag war gekommen, wo der virginiſche Bauer ins Buch der Unſterblichkeit ſchreiben — wo er ſeine Stelle unter den Männern einnehmen ſollte, deren Angedenken den künftigen Kindern Amerikas, als der Stifter ihrer Nationalgröße ewig theuer ſeyn muß. Um aber ſeine Anſtrengungen recht zu verſtehen, müſſen wir einen kurzen Rückblick auf die Lage ſeines Vaterlandes werfen, als es ihn in ſeinen Senat berief. Im März 1764 nahm das brittiſche Parlament die Vorbereitungsbeſchlüſſe zu dem berühmten und unglücksvollen Stempelgeſetz an. Dieſe Beſchlüſſe wurden dem Haus der Bürger von Virginia durch den dortigen Colonial-Agent vorgelegt, und der Erfolg war eine Bittſchrift an den König, ein Memorial ans Ober- und eine Zurechtweiſung ans Unterhaus. Der Ton in dieſen Schriften iſt indeſſen ziemlich unterwürfig. Sie reden die Sprache von Leuten, denen es mehr darum zu thun war, ein Unglück abzuwenden, als welche in ſich die Kraft fühlten, dagegen zu kämpfen. Aber alles Bitten war umſonſt — eingebildete Macht ſchien den damaligen Staatsmännern Englands für Recht gegolten zu haben; und im Januar 1765 erhielt das Stempelgeſetz die königliche Zuſtimmung und ſollte am folgenden November ins Leben treten. Die Ankündigung dieſer Nachricht ſchien Amerika zuerſt zu lähmen. Die Schüchternen überließen ſich der Verzweiflung und ſelbſt die Unerſchrockenſten ſchienen Widerſtand als eine undenkbare Sache anzuſehen. Die geringe Bevölkerung der Kolonien allein ſchon bildete ein unüberwindliches Hinderniß; und daß dieß die Meinung ſelbſt von den weiſeſten und kühnſten der Republikaner war, erhellt aus Franklins Botſchaft, die er um jene Zeit Ingerſoll bey deſſen Rückkehr nach Amerika mitgab: „Gehen Sie heim, und ſagen Sie Ihren Landsleuten ſo ſchnell als möglich Kinder zu erzeugen.“ Ja ſelbſt den Allerentſchloſſenſten ſchien keine Wahl als zwiſchen Tod und Sklaverey möglich zu ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Griechiſche Schleuderer.

(Aus einem Privatbrief aus Ungarn.)

Einige deutſche Zeitungen ſprachen von der ſogenannten Schleuder (auf magyariſch Parituya, franzöſiſch la fronde, lateiniſch Funda) der griechiſchen Freyheits-Streiter. Ich glaube, der jetzige Zeitpunkt gibt dieſem Gegenſtand hinlängliches Intereſſe, um unſre Leſer davon unterhalten zu dürfen. Man ſchreibt uns aus Ungarn: „Dieſe für ein paar Kreuzer zu fertigende Waffe, iſt keineswegs verächtlich noch unſchädlich. Wir alle in Nieder-Ungarn verſtehen mit dieſem grauſamen Spielwerk umzugehen, ſowol, als der bekannte Hirten-Knabe David, der damit ſeinen ſtolzen Rieſen-Gegner Goliath erlegt hat. — Dieſes fürchterlichen Gewehrs bedienten ſich wenigſtens noch vor etlichen Jahren, ehe es wegen verübten Unglücks verboten ward, die Weingärtenhüter in der berühmten Stadt Debreczin, gegen die Weintrauben-Raubvögel, die Amſel, Droſſel u. ſ. w.

„Dieſe Schleuder iſt folgender Geſtalt beſchaffen: Stellen Sie ſich ein von dünnem Bindfaden zweyfach geflochtenes Schnürchen vor, deſſen ganze Länge, nach der verſchiedenen Höhe der damit umgebenden Menſchen, 6 bis 7 Schuh betragen mag. In der Mitte dieſes zweyfädigen Schnürchens wird von grobem Zwirn oder dünnem Bindfaden ein ziemlich langes, ſpitzig-ovales Säckchen ganz roh mit Hülfe eines hölzernen Pfriemens, durch die Oeffnungen der zweyfachen Schnur (indem die Schnur um die gebogene Linie feſt gebunden liegt) eingewebt, das Gewebe ſoll die Feſtigkeit des Segeltuchs haben. Die Breite des geſpitzten 5 bis 6 Zoll langen Säckchens oder Schleuder-Socke ſoll 1¼ bis 1½ Zoll ſeyn. An dem einen Ende der Schnur, deren ganze Länge wir zu 7 Schuh annehmen wollen, befeſtigt man eine Schleife, das andere Ende bleibt glatt und ohne Knopf, damit es beym Schleudern leicht aus der Hand rutſchen kann. Dieſe zwey Enden der Schleuder, wenn ſie ganz fertig iſt, müſſen in der ganzen Länge ganz gleich lang ſeyn.

Nun hängt der griechiſche David, wenn die Schlacht angeht, die Schleife der Schnur an das zweyte Glied ſeines rechten Zeigefingers, das glatte Schnur-Ende aber faßt er mit dem rechten Daumen und dem nämlichen Zeigefinger; dann nimmt er mit der linken Hand einen runden Kieſelſtein oder eine von Ton gemachte getrocknete Kugel von ungefähr 1½ Zoll Durchmeſſer aus der hartledernen Seitentaſche, ſteckt ſie in das Säckchen in der Mitte der Schleuder, hält ſie mit dem linken Daumen, indem er das linke glatte Ende der Schnur mit dem bereit gehaltenen rechten Zeigefinger faßt, feſt darauf, und die rechte Hand in der Höhe ſeiner Bruſt, etwas hinter- oder ſeitwärts, indeß er die linke Hand, die zwey Leitſeile geſpannt haltend, ſchräg gen

Himmel hebt, und ſo, die beſchwerte Schleuder aus der Hand frey laſſend, mit der in Spannung begriffenen Rechten von der Bruſthöhe herabfährt; ſo bald das Kügelchen fortgeſchleudert iſt, fängt daſſelbe Manöuvre wieder an, wobey alle 5 Sekunden eine Kugel geſchleudert wird. Dieſe fortwährend kreisförmige Bewegung der Schnur theilt ihr eine ſo außerordentliche Schwungkraft mit, daß ſie einen Bogen von zwey- bis dreyhundert Klaftern im Durchmeſſer beſchreibt, indem der Schleuderer das glatte Ende der Schnur aus der Rechten gewaltſam mit der Linken entreißt. — Ein geübter Burſche von vierzehn bis fünfzehn Jahren iſt im Stande fünfhundert bis ſiebenhundert ſolcher Kugeln, wenn er den Vorrath tragen könnte, in einer Stunde zweckmäßig fortzuſchleudern.

Ein geübter Schleuderer trifft das Ziel ſicherer, als ein gewöhnlicher Schütze mit der Flinte. Auf achtzig bis hundert Schritt ſchleudert man ganz eben und ſchnurgerade. Keine gewöhnliche Flinte, ſchwerlich ein Stutz, trägt ſo weit ſicher ans Ziel.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Mayn, Ende Mais.

In denjenigen Städten Deutſchlands, deren reizende Lage und nächſte Umgebungen vorzugsweiſe zum Genuſſe der ſchönen Jahreszeit auffordern, gehört unzweifelhaft unſere Stadt. Einen beſonders anmuthigen Proſpect gewährt ſie in dem Blüthenmonat; denn alsdann erſcheint die ganze bedeutende Häuſermaſſe wie in Mitte eines blühenden Gartens verſezt, den die, an die Stelle der ehemaligen Feſtungswerke angelegten Spaziergänge und Parthien bilden. Des nahen Geräuſches der regſamen Bevölkerung, des Getümmels der Luſtwandelnden ungeachtet, entzücken hier des Waldes befiederte Sänger. Selbſt die liebliche, holde Nachtigall hat in dieſen Gärten ſich niedergelaſſen; eine frevelhafte Hand wagte es, ihr Schlingen zu legen, allein die Polizey rächte es ſo nachdrücklich, daß dieſe Unthat nicht wiederholt wurde.

Unter diejenigen Tage, welche hier als eigentliche Volksfeſte gefeyert werden, gehört der Pfingſt-Dienſtag. Alsdann begibt ſich faſt die ganze bewegbare Bevölkerung nach dem, eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen, Forſthauſe und in das daſſelbe umgebende Wäldchen. Den Vornehmen und Reichen erblickt man dort in glänzender Equipage und neben ihm den beſtaubten Fußgänger, der einen Theil ſeines Weges dadurch abgekürzt hat, daß er in demüthigem (?) Nachen ihn auf dem Maine zurücklegte. Die Spaziergänge um die Stadt ſind an dieſem Tage verödet; ſelbſt das Theater iſt geſchloſſen, aus weiſer Vorausſicht des Mangels an Zuſchauern. Dieſesmal wurde jenes Volksfeſt noch lebendiger durch die unerwartete Erſcheinung des Pſeudo-Philoſophen Pittſchaft, die, man kann es nicht läugnen, eine deſto ſtärkere Wirkung erregte, als ſeine jüngſt in Frankfurt erlebten Schickſale ihn zum Manne des Volks erhoben hatten. Da auf ihm die ſchon drey Mal ausgeſprochene Acht noch ruhete, ſo ſtreckte die Polizey ihren gewaltigen Arm gegen ihn aus und nöthigte ihn abermals zur widerwilligen Entfernung aus Frankfurts Staatsgebiet. Hochſtrebende Gemüther ſchreckt kein Hinderniß; jeder Widerſtand ſtachelt ſie zu deſſen Bekämpfung. Am folgenden Abende brachte das Mainzer Marktſchiff Hrn. Pittſchaft wieder nach Frankfurt. Kaum ans Land getreten, ward er von der Strandwacht ergriffen, und aller Bereitwilligkeit ungeachtet, das ungaſtliche Ufer ſofort zu fliehen und ſelbſt die Nacht in ſeiner Barke zubringen zu wollen, hat man ihn jezt in den Kerker geworfen; denn hielt man ihn auch Anfangs für einen Wahnſinnigen, ſo iſt man doch von dieſem Wahne zurückgekommen, einſehend vielleicht, daß in ſeiner Narrheit zu viel Methode ſey. Wie man erfährt, ſo befaßte Hr. Pittſchaft innerhalb ſeiner koſmopolitiſchen Zwecke, zu deren Erreichung er allen hier ihm drohenden Gefahren Troz bot, auch die Beförderung der Intereſſen unſerer Theaterkaſſe. Schon bey ſeiner frühern Anweſenheit hatte er ſich erboten, den Zram auf der hieſigen Bühne zu geben, und dieſe Idee war, nach ſeinen lezten Aeußerungen, fortwährend in ihm lebendig. Jedoch die Konſequenz der vollziehenden Gewalt durfte es nimmer verſtatten, ihr Anſehen um eines vollen Hauſes willen aufs Spiel zu ſetzen, und ſo müſſen denn die Aktionäre der hieſigen Bühne einſtweilen nach andern Mitteln ſich umſehen, um das Defizit zu erſetzen, das auch bey dem Schluſſe ihrer dießmaligen Jahresrechnung ſich ergeben.

Es beläuft ſich jenes Defizit, zu Folge der vor einigen Wochen ſtatt gefundenen Rechnungsablage, bey einer Einnahme von etwa 114,000 fl., auf 12 000 fl., wovon der Börſe eines Jeden der Theilhaber 170 fl. und einige Kreuzer zur Laſt fallen. Dermalen haben dieſe den Ausweg ergriffen, den Eintrittspreis in das Parterre um 12 kr. zu erhöhen. Perſonen indeſſen, die mit den eigentlichen Motiven dieſer Maßregel genauer bekannt ſeyn wollen, behaupten, daß man hiermit keineswegs finanzielle Abſichten verknüpfe, deren Erreichung ohnedieß auf dieſem Wege nicht nur problematiſch iſt, ſondern wogegen ſelbſt die Erfahrungen einer frühern Periode ſprechen. Es ſoll dieſelbe vielmehr eine Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe im Parquet bezielen, die zu Unannehmlichkeiten Anlaß gaben. Ob die Wünſche der Verehrer der dramatiſchen Kunſt durch den Bau eines neuen Lokals oder Erweiterung des gegenwärtigen bald befriedigt werden ſollen, davon iſt dießmal gar keine Rede geweſen, es wird aber laut gewünſcht. Indeſſen geht mit dieſem Jahre der Geſellſchaftsvertrag der Aktionäre zu Ende; man tröſtet ſich daher mit der Hoffnung auf das folgende.

Dem. Canzi hat auch in dem verfloſſenen Monate die Forderungen des Publikums nicht unbefriedigt gelaſſen. Die bejahrte Künſtlerin trat niemals aus der Reihe, in welcher zu erſt ihr Alter, Figur und Umfang ihres Talentes ſie berufen. Gegenwärtig iſt ſie nach Darmſtadt gegangen; wir werden ſie aber nach einiger Zeit wieder ſehen und uns hoffentlich noch einige Zeit ihrer genußreichen Gegenwart erfreuen dürfen.

Wie man vernimmt, iſt gegenwärtig die Theater-Direktion darauf bedacht, die Lücke auszufüllen, welche der Mad. Brauer ſeit einiger Zeit etwas geſchwächter Geſundheitszuſtand in dem Perſonale der Oper öftmals fühlbar macht. Zu dieſer ehrenvollen Stelle iſt eine Dem. Rothkammer auserſehen, die, obwol ſie noch Novize auf der Bühne iſt, und demnach der Nimbus künſtleriſchen Ruhms ſie noch nicht umgibt, durch ein ausgezeichnetes Talent, wie Kenner, vor denen ſie Proben davon abgelegt hat, behaupten, darauf hoffen darf. Den 5. künftigen Monats wird ſie zum Erſtenmale als Amenaide im Tankred vor dem hieſigen Publikum auftreten.

Ein Hr. Birowski, deſſen Vaterland Polen, iſt ſeit mehreren Tagen hier. Er wird in der nächſten Woche ein Singkonzert geben, unter Selbſtbegleitung auf der Guitarre. Des Geſichtsſinnes beraubt, erregt dieſer Künſtler ſchon um deßwillen eine gewiſſe Theilnahme, weil er ganz allein reiſet, und ſo vertrauungsvoll ſeine Perſon und Intereſſen der Gutmüthigkeit einer ihm fremden und unſichtbaren Welt auf Diskretion übergibt. Es muß aber dieſe Welt doch nicht ſo im Argen liegen, wie Manche wollen, denn noch nie fand er Veranlaſſung, über deren Verderbtheit zu klagen. Ueberall fand er gegentheils Menſchen, die, weit entfernt aus ſeinem Gebrechen Vortheil zu ziehen, mit hülfeleiſtender Bereitwilligkeit ihm zur Seite traten.

Nach der Menge der Fremden zu urtheilen, die, aus den nordöſtlichen Gegenden kommend, hier durchreiſen, werden die Heilquellen des Taunus ſich frühern und zahlreichen Beſuchs in dieſem Jahre zu erfreuen haben.

Beylage: Literaturblatt Nro. 48.

Nro. 143.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Juni 1822.

> Wer die wahre Vernunft kennt und ihre Wege wandelt, kann weder an dem Nutzen, noch an der Fülle des Vergnügens zweifeln, das ſich aus ihrer Quelle ergießt.
>
> Moſes Mendelſohn.

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

In welchem Alter iſt der Mann am liebenswürdigſten? Nicht blos Frauen, ſondern auch die Männer ſelbſt, werden, ohne ſich zu beſinnen, antworten: in den Jünglingsjahren. Ohne ſich zu beſinnen — denn thäten ſie es, würden ſie anders ſprechen, ſie würden ſagen: in ſeinen reifern Jahren iſt der Mann am liebenswürdigſten. Der Geiſt, ungleich den Pflanzen, trägt eher Früchte als Blüthen, und nur, wenn der Ernſt feſt gewurzelt ſteht im Herzen, kann der Scherz unſchädlich durch ſeine Wipfel ſpielen. Erſt in der Mitte, auf dem Gipfel des Lebens, erlangen wir die freye Ausſicht, welche uns die Dinge der Welt, in ihrer Ausdehnung, in ihrer Beſchränkung und in ihrem Zuſammenhange zeigt. Da verlernen wir, zu verachten, zu tadeln, zu bewundern, und da gefallen wir jedem, weil uns keiner mißfällt. Der hinaufſteigende Jüngling ſieht die Welt nicht, die vor ihm liegt, der herabkommende Greis die rückgelegene nicht mehr. Den Blick nur nach einer Seite frey, iſt ihnen die halbe Welt fremd, und darum werden ſie es ihr. Die Jugend iſt zu rührend, um liebenswürdig zu ſeyn, denn nichts, was rührt, gefällt; weil nur ein Zephyr, der die Empfindung kräuſelt, willkommen iſt, nicht aber der Sturmwind, der das Herz in ſeinen Tiefen aufwühlt. Die Jugend iſt rührend, denn das Heranwachſen zum Leben iſt eine Auferſtehung aus dem Tode, ein Glied bewegt ſich nach dem andern, ein Sinn erwacht nach dem andern, und wie die Morgenröthe, der Abendröthe gleich, an die Nacht grenzt, ſo grenzt die Jugend dem Alter gleich an den Tod. Der Jüngling träumt, ſchwankt, liebt und haßt, und Liebe und Haß ſtören, denn ſie machen ſtörrig. Es gibt Tugenden, die nur ſchön ſind, wenn ſie angeboren; es gibt andere, die es nur ſind, wenn ſie erworben. So die Mäßigkeit, ſo die Sparſamkeit, ſo auch die feine Weltſitte, wodurch man gefällt. Wer die Kunſt zu gefallen ſchon als Jüngling kennt und übt, den hat die Natur nur gering begabt, und mit der Blüthe der Jugend wird ſein ganzer Werth verduften.

Leſerinnen werden meynen, das verſtünden ſie beſſer, und darüber lachen, daß ich die Liebenswürdigkeit ſo ſchwerfällig behandelt, und, gleich jener Bäuerin, aus dem feinſten Karavanen-Thee, ein fettes Gemüſe gekocht. Das muß ich geduldig über mich ergehen laſſen, denn ich kann mich nicht rechtfertigen. Ich habe den Faden meiner Gedanken verloren, und begreife ſelbſt nicht, wie ich dazu kam, von der Liebenswürdigkeit zu ſprechen, da ich mir doch vorgeſetzt von dem allgemeinen Anzeiger der Deutſchen zu reden. Da aber Frauen nur ſolche Feſſeln lieben, die ſie ſelbſt angelegt, ſo werden ſie, wenn ich ſie darum bitte, ſich willig zeigen, mich von den Banden der Logik frey zu machen.

Vielleicht lag mir folgendes im Sinn. Wird der allgemeine Anzeiger der Deutſchen, den ich in die weibliche Leſewelt einführen will, auch dort willkommen ſeyn? Er gleicht einem bejahrten Manne, iſt gar nicht flink, vielmehr vierſchrötig zu nennen, trägt eine Perrücke, iſt ſchlicht im ſeinem ganzen Aeußern, und ſieht nach der Uhr, ob es Zeit zu lächeln ſey. Werden ſich die Leſerinnen nicht mit Kichern von ihm abwenden, ihn ſtehen laſſen, und zu ihren ſüßen, ſchmeichelnden, flatterhaften und tändelnden eleganten Blättern, zu ihren muthwilligen und zierlichen Geſellſchaftern zurückkehren? Wagt es mit ihm, rufe ich den ſchönen Abgeneigten zu. Er reizt nicht, daß man ſich ihm nähere, feſſelt aber Jeden, der ſich ihm genaht. Er kann auch gefallen, aber nur den Verſtändigen, denn er will belehren, indem er unterhält. Er kann auch witzig ſeyn, wirft aber die Pfeile ſeines Witzes nicht in die blaue Luft, nur um zu zeigen, wie hoch ſie fliegen, ſondern nach einem vorgefaßten würdigen Ziele… wagt es mit ihm!

Nur vier Wochen von den Blättern des allgemeinen Anzeigers liegen vor mir, aber des Lieblichen und Scherzhaften iſt ſo viel darin enthalten, daß ich nur einen Theil davon den Leſerinnen darbieten kann. Freylich mußte ich, um zu dieſen Roſen zu gelangen, mich durch einen Wald von Dornen winden, die mir Geſicht und Hände blutig ritzten — durch Ziffer, Steckbriefe, Verpachtungen, Kleeſaamen, Verſchollenheits-Erklärungen, Edictal-Ladungen, Präcluſivbeſcheide, Mittel gegen die Klauenſeuche, Anerbieten von Apothekerſchachteln und Todesanzeigen — aber im Dienſte der Frauen darf man nicht ermüden.

1.

Drey Männer ſuchen drey Frauen, um ſie zu heirathen, nämlich Jeder eine. Da der Dritte der Suchenden ein ſehr vornehmer Herr iſt, der mit den beyden andern Bürgern ſchicklicherweiſe nicht zuſammengeſtellt werden kann, ſo ſoll von ihm an einem beſondern Orte die Rede ſeyn. Ich geſtehe, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich dieſe Gelegenheit benutzen würde. Die Jünglinge unſerer Zeit lieben zu rein, zu uneigennützig, und der baare Vortheil des Heirathens kommt ihnen bey ihren Bewerbungen niemals in den Sinn. Läßt die Mutter der Geliebten nur das leiſeſte Wörtchen von ehelicher Verbindung fallen, erzürnt ſich der edle Anbeter, ſpricht mit aufgeregter Empfindlichkeit: Madame, das habe ich nicht verdient, Sie verkennen mich — geht fort, und läßt ſich nicht wieder ſehen. Findet ſich nun ein ſeltener junger Mann, der weniger zarte Geſinnungen hat, dann ſollte man eilig zugreifen. Ich kann die beyden Bewerber, von welchen hier die Rede iſt, mit gutem Gewiſſen empfehlen. Doch wir wollen ſie ſelbſt hören. „Ein gebildeter, junger Mann, 33 Jahr alt, von geſundem Körperbau und gutem ſanften Charakter, in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geübt, wünſcht, ſeinem heißen Verlangen gemäß, eine treue Freundin und Lebensgefährtin baldigſt zu heirathen. Er beſitzt zwar nur weniges Vermögen, treibt aber ein einträgliches ehrenvolles Geſchäft. Sollte ein Mädchen, oder eine junge Wittwe, welche 2 bis 3000 Rthlr. in Vermögen hat, geneigt ſeyn, hierauf Rückſicht zu nehmen; ſo wird ſie ergebenſt gebeten, die dießfallſige Nachricht an die Expedition des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen in Gotha franco einzuſenden. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die heiligſte Verſchwiegenheit beobachtet wird.“ Der Bewerber hätte gar nicht nöthig gehabt, zu bemerken, daß er einen guten und ſanften Charakter habe; denn da er in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften geübt iſt, ſo verſteht ſich das von ſelbſt. Er ſagt geübt, nicht bewandert, alſo er iſt er ausübender Künſtler. Er ſpielt Klavier, zeichnet wohl auch, und macht ohne Zweifel Verſe; denn heißes Verlangen iſt unſtreitig, Bruchſtück eines Gedichts. Nicht genug zu loben iſt die ſtyliſtiſche Zartheit, mit welcher er zu verſtehen gibt, daß er von einer jungen Wittwe 1000 Thaler mehr fordert, als von einem Mädchen; denn ſo meinte er es eigentlich. Wäre er grob geweſen, oder ein Kanzley-Styliſt, hätte er geſagt: „ein Mädchen oder eine junge Wittwe, welche respective 2 und 3000 Thaler hat.“ Daß er ſich die brieflichen Anträge franco erbittet, zu welchen traurigen Betrachtungen gibt dieß nicht Anlaß! Als Künſtler kann er unmöglich ſo geizig, als ein Mann mit einem einträglichen Geſchäfte, nicht ſo unbemittelt ſeyn, daß er das Porto für einige Dutzend Briefe, nicht ſollte beſtreiten wollen oder können. Aber nicht unbekannt mit dieſer lieb- und männerloſen Zeit, mußte er auf einige hundert Briefe gefaßt ſeyn, und ſich vorſehen. — Der zweyte Freyer ſpricht aus einem ganz andern Tone. Auch iſt er reicher und zehn Jahre jünger als der vorige. Heilige Verſchwiegenheit gelobt er keineswegs, macht aber auch das Frankiren der Briefe nicht zur Bedingung. Er bittet nicht ergebenſt, ſondern ſagt kurz weg: „man beliebe ſich zu wenden.“ Er ſchildert ſich wie folgt. „Ein junger, wohlgebildeter Mann, ſchöner Statur und Anſehen (ſchönen Anſehens), von 23 Jahren und anerkannt gutem Charakter, welcher einen bedeutenden, ſehr beſuchten, wohl eingerichteten Gaſthof nebſt Grundſtücken, gerichtlich zehntauſend Reichsthaler taxirt, in einer der ſchönſten Städte des Herzogthums Sachſen ererbt hat, ſucht eine Perſon von gleichem Alter, auch wohl jünger, zur Frau, welche ſechstauſend Reichsthaler Vermögen mitbringt, um ſich mit den Geſchwiſtern gänzlich auseinander zu ſetzen, und noch einige Verbeſſerungen zu machen.“ Gewiß nicht aus abgeſchmackter Kleinlichkeit, habe ich die zwey eingeklammerten Worte verbeſſernd hinzugefügt, ſondern nur um zu zeigen, wie beſucht ein Gaſthof ſeyn müſſe, deſſen Wirth nicht Zeit hat, ſeine Handſchrift noch einmal zu überleſen, um die etwa eingeſchlichenen grammatiſchen Verſehen, daraus zu vertreiben. Ich glaube, Sachkenner werden dieſem Bewerber den Vorzug geben; er iſt nicht ſo liebenswürdig, aber dauerhafter als der andere. Er ſpricht nicht von heißem Verlangen, ſondern geſteht offenherzig, daß er eine Frau ſuche, um vermittelſt ihrer noch einige Verbeſſerungen in ſeinem Gaſthofe anzubringen. Schwäbiſche Mädchen, in deren Landen

Digitized by Google

man nach Gulden rechnet, danken es mir gewiß, daß ich für ſie herausgebracht, wie viel 6000 Rthlr. Gulden machen; nämlich: 10800. Allerdings viel Geld!

(Die Fortſetzung folgt.)

Lebensſkizze Patrick Henrys, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

In dieſer kritiſchen Lage ward Henry zum Mitglied der virginiſchen Kolonial-Legislatur für die Grafſchaft Louiſa ernannt. Dieß geſchah im Mai 1765. Der erſte Gegenſtand, worüber er ſprach, war gegen die Einführung einer unnöthigen Arbeit zu Gunſten gewiſſer Perſonen, und die er gegen den ganzen aufgebrachten Verein der Ariſtokratie vereitelte. Dieß brachte ihm natürlich bey allen denen, welche ſich als die unumſchränkten Herrſcher in der Kolonie anzuſehen gewöhnt waren, allgemeinen Haß zuwege; und verſchaffte ihm die häufigen Benennungen eines Demagogen, Unzufriedenen und Deklamator. Auf der andern Seite aber pries ihn das Volk als ſeinen Vertheidiger und fühlte in dem Triumphe eines Mannes, der aus deſſen Mitte entſprungen, ſich ſelbſt erhoben. Bey ſeiner Wahl aber hatte man eigentlich beabſichtigt, daß er ſich dem Stempelgeſetz widerſetzen ſolle; hierüber aber verhielt er ſich mehrere Tage lang ſtille, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß irgend ein Mann von Gewicht und Erfahrung ihm vortreten würde. Da er indeſſen bis innerhalb drey Tage vor dem Schluſſe der Sitzung vergeblich gewartet hatte, trat er endlich mit ſeinen weltberühmten Beſchlüſſen hervor. Es waren deren fünf: ſie beſchuldigten den König und die beyden Parlamentshäuſer von Großbritannien der Tyranney und des Deſpotismus. In der lezten beſonders, worauf ſich der nachmalige Kampf eigentlich gründete, erklärte er, daß niemand als die geſetzgebende Verſammlung der Kolonie das Recht habe, derſelben Steuer aufzulegen. Die folgende, kurze, aber intereſſante Beſchreibung des kühnen Verſuches iſt von Hrn. Jefferſon. „Herr Henry ſchlug dieſe Beſchlüſſe nach einander vor und Hr. Johnſon unterſtützte ſie. Ihnen widerſezten ſich alle alten Mitglieder des Hauſes, deren Einfluß bis jezt ununterbrochen geweſen war. Aber Ströme herrlicher Beredtſamkeit von Henry durch Johnſons ſolide Gründe unterſtüzt, ſiegten. Der lezte und härteſte Beſchluß aber ging nur mit einer Stimme durch. Die Debatte darüber war äußerſt heftig. Ich war damals noch ein Student und ſtand die ganze Zeit über an der Thüre zwiſchen der Kammer und dem Vorzimmer; und ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß, nachdem die Zahl der Stimmen vom Präſidenten erklärt worden, Peyton Randolph, der königliche Fiskal bey mir vorbey kam und ſagte: bey Gott, ich hätte für eine einzige Stimme 500 Guineen gegeben; denn eine Stimme würde das Haus getheilt haben; und der Präſident würde die Entſchlüſſe verworfen haben. Herr Henry verließ die Stadt dieſelbe Nacht.“

Es iſt bemerkenswerth, daß er dieſe Beſchlüſſe vorher nur zweyen Perſonen gezeigt hatte. Sie wurden ſogleich von allen Verſammlungen der übrigen Kolonien angenommen, und verbreiteten die Flamme der Freyheit über das ganze Kontinent. Bey ſeinem Tode fand man unter ſeinen Papieren eine verſiegelte Abſchrift von dieſen Beſchlüſſen, auf deren Rückſeite er mit einfachen, beſcheidenen Worten die Geſchichte von deren Entſtehen und Annahme erzählt und die endliche Befreyung des Landes als deren Reſultat anerkennt. „Ob dieſes,“ ſo ſchließt er, „zum Segen oder Fluch gereichen werde, wird von dem Gebrauch abhängen, welches unſer Volk von den Gaben macht, welche Gott uns geſchenkt. Iſt es klug, ſo wird es groß und glücklich; iſt es aber das Gegentheil, ſo wird es unglücklich ſeyn. Rechtlichkeit allein kann es als eine Nation erheben. Leſer, wer du auch ſeyſt, bedenke dieſes, und in deinem Kreiſe übe Tugend und befördere ſie in andern. P. Henry.“ Von jener merkwürdigen Debatte iſt uns leider nichts geblieben, als was die Sage aufbehalten. Die folgende Anekdote aber, die ein Mitglied der Verſammlung erzählt, mag als Beleg zu der merkwürdigen Beſinnungskraft dienen, die man ſo ſehr an Henry gerühmt hat. Mitten in der Wuth und dem Sturme ſeiner Beſchuldigungen gegen Großbritannien rief er aus: „Cäſar hatte ſeinen Brutus — Karl I. ſeinen Cromwell — und Georg III. („Verrätherey!“ ſchrie der Präſident, „Verrätherey, Verrätherey!“ hallte es aus allen Theilen des Saales wieder.) „Ja,“ ſagte Henry, ohne einen Augenblick zu zaudern, und indem er einen Feuerblick auf den Präſidenten warf, „und Georg III. — mag ſich ein Beyſpiel an ihnen nehmen — wenn dies Hochverrath iſt, ſo thun Sie, was Sie wollen.“ Ein ſolcher Vorfall überzeugt auf einmal; um ihn aber recht zu würdigen, muß man ſich in Henrys Lage verſetzen: allein in einer Verſammlung, wovon ein Drittel ſeine geſchworenen Feinde waren, und zu einer Zeit, als das Zünglein der Wage zwiſchen Sklaverey und Freyheit ſchwebte. Die Wirkung war elektriſch — jede Stunde gewann ſie an Stärke, und endlich als der November herankam, wo das Stempelgeſetz ſeinen Anfang nehmen ſollte, hätte England eben ſo wohl verſuchen mögen, den Niagraſtrom mit einer Kinderhand zurück zu drängen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Londoner Rechtsausſprüche.

Am 18. May gab der Gerichtshof der königlichen Bank ſein Urtheil gegen den Grafen v. Weſtmeath wegen öffentlicher Beſchimpfung und nachmaliger Herausforderung eines Hrn. Wood, eines ſechzig- bis ſiebenzigjährigen Greiſes, welcher bey einer zwiſchen dem Grafen und deſſen Gemahlin vorgefallenen Streitigkeit den Frieden zwiſchen denſelben herzuſtellen geſucht hatte. Das Gericht verurtheilte den edeln Lord zu einem dreymonatlichen Gewahrſam in dem

Kingsbench-Geſängniſſe und einer ſtarken Bürgſchaft, ſich nachher ruhig zu verhalten. Der Graf beſchuldigte die ſiebenzehnjährige Tochter des Hrn. Wood, ſie habe ſeine Gemahlin gegen ihn aufgehezt, und nahm es ihr beſonders darum übel, weil er ſie in die große Welt eingeführt habe. Die erſte Beſchuldigung leugnete ſie, und Hrn. Wood's Advokat, Hr. Denmann, hielt es für eine Beſchimpfung, daß der edle Lord es der engliſchen Gentry zur Ehre anrechnete, unter dem Adel eingeführt zu werden! Des Gegners Advokat, Hr. Brougham, erwiederte hierauf: es gebe freylich keinen Adel, als den des Verdienſtes, nur dürfte ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren vielleicht nicht ſo denken. So ſpricht man hier von der Würde des Adels vor Gerichtshöfen! — Dieſer Gerichtshof zeigte auch durch ſein neuliches Urtheil gegen die Herausgeber der John-Bull-Zeitung, daß die Geſetze auch die Ehre der Todten beſchützen und rächen; dieſe Leute wurden nämlich zu einer dreymonatlichen Gefängnißſtrafe und einer Geldbuße verurtheilt, und zwar wegen der in ihrem Blatte enthaltenen Schmähungen gegen die verſtorbene Königin. — Vor Kurzem that in einer der hieſigen Kirchen auf Befehl des Konſiſtoriums eine Frau öffentliche Kirchenbuße. Sie hatte ihre Schwägerin eine H— geſcholten, und ſollte dafür in einem weißen Tuche gehüllt vor der Kirchenthüre in Gegenwart der Gemeinde ihre Reue bekennen. Das weiße Tuch ward ihr erlaſſen, aber der übrige Theil der Ceremonie fand in Gegenwart einer großen Volksmenge, welche die Neuheit des Schauſpiels herbeygezogen, wirklich Statt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf. Mai.

Der kürzlich ausgegebene zweyte Bericht, welchen der Profeſſor Boiſſier über den Zuwachs und die Ausdehnung des vor ein Paar Jahren erſt geſtifteten akademiſchen Muſeums in Genf, einer am 31. Decemb. v. J. abgehaltenen Verſammlung der Wohlthäter dieſer Anſtalt erſtattet hat (second rapport sur le musée academique de Genève. 32 S. 8.), liefert freudige und beynahe erſtaunenswerthe Beweiſe der großen Theilnahme, welche das dem kleinen Freyſtaat Ehre und Ruhm bringende Werk bey den Behörden und unter allen Klaſſen der Einwohner gefunden hat. Das Morgenblatt gedachte des erſten Berichtes über die Gründung des Muſeums und nachher auch des Elephanten, der unter ſonderbaren Umſtänden in Genf ſeinen Tod fand und in deſſen Beſitz das Muſeum gekommen iſt. Dem Rieſenthier fehlte es an Raum in den ſonſt geräumigen und eben erſt eingerichteten Sälen. Die Geſellſchaft wandte ſich an die Regierung, und dieſe war ſo gefällig, alsbald eine an die bereits vorhandenen Säle anſtoßende ſchöne und von der Decke herab beleuchtete Gallerie aufführen zu laſſen, in der nun nicht nur der doppelte Elephant (ſein Beingerippe nämlich und die kunſtvoll zubereitete über eine hölzerne Form und Füllung gedehnte Oberhaut des Thiers) und die ganze Sammlung der Vierfüßer, ſondern auch noch andere Zweige der Zoologie, die Fiſche, die Weichthiere und die Inſekten des Muſeums Platz gefunden haben. An Einwendungen fehlte es zwar auch nicht. Warum man, ſtatt alle Geſchöpfe des Erdballs vereinbaren zu wollen, ſich nicht auf diejenigen des ſchweizeriſchen Vaterlandes beſchränken möge, fragten manche Leute. Ihnen antwortet Hr. Boiſſier: Die Erzeugniſſe des Vaterlandes werden keineswegs vernachläſſigt, ſondern vorzugsweiſe beachtet; aber bey ihnen ſtehen zu bleiben wäre ſehr unweiſe ſeyn, weil ſolche blos örtliche Sammlungen für den Unterricht und das Studium der Naturwiſſenſchaften völlig unzureichend, und, da die nöthigen Vergleichspunkte fehlen, auch wohl eher nachtheilig als vortheilhaft zu achten ſind.

Es folgt nun eine lange Herzählung reicher und merkwürdiger Geſchenke aus beynahe allen Fächern der Naturgeſchichte, welche das Muſeum innerhalb Jahresfriſt erhalten hat, meiſt von Mitbürgern, die im Auslande leben, und theils in wiſſenſchaftlichen, theils in kommerziellen Verhältniſſen beynahe über den ganzen Erdball zerſtreut ſind. Der Profeſſor de Candolle befand ſich in Paris, als der vom Cap zurückgekommene Reiſende, Hr. Lalande, ſeine mitgebrachten Naturſchätze feil bot, und alsbald wurden, einerſeits in Genf, und andererſeits unter den in Paris angeſiedelten Genfern, ſehr bedeutende Summen unterzeichnet, um die eine Menge dieſer vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommenden afrikaniſchen Seltenheiten angekauft wurden. Hinwieder verbanden ſich die Naturforſcher in Genf zu planmäßigen, die geſammte Naturwiſſenſchaft umfaſſenden, Vorträgen, die für Zuhörer der gebildeten Stände und beyder Geſchlechter in den Sälen des Muſeums, mit Verweiſungen und Verſuchen begleitet, gegeben werden, und deren Ertrag (das anſehnliche Honorar, ſo die Beſucher zahlen) für die Vermehrung der Sammlungen verwandt wird. Auch ein Antiken-Saal und ein ſtatiſtiſcher ſind im Muſeum eröffnet; der leztere befaßt Erzeugniſſe des Kunſt- und Gewerbfleißes: darin findet ſich bereits eine vom Doktor Goſſe geſchenkte Sammlung kleiner Modelle alles Hausgeräthes, der Waffen und Werkzeuge der Karaiben, von einem Künſtler aus dieſem Volke ſelbſt verfertigt; das von Hrn. Gremus-Saladin übergebene gleichartige Modell einer ihrer Hütten; vielerley Werkzeuge, Waffengeräth und Schmuck der Inſulaner vom Südmeer und der Neger am Senegal, in Geſchenken der HH. Pictet, Bacle, Humbert u. ſ. w.; Zeugſtoffe, Papiere, Fußbekleidungen und Inſtrumente der Chineſen, die Hr. von Conſtant ſchenkte; aus den Faſern der Pitt-Aloe (Agave americana) gewobene Schürzen und geflochtene Körbe; Arbeiten der Kamtſchadalen, vom Profeſſor Pucrary überreicht, und viel anderes mehr.

Hr. Picot, bereits durch verſchiedene hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Arbeiten vortheilhaft bekannt, hat ſo eben eine beachtenswerthe kleine Schrift über den Verbrauch im Allgemeinen und denjenigen der Stadt Genf insbeſondere herausgegeben (Examen des consommations en général et en particulier de celles de la ville de Genève. 49 S. 8.). Es handelt ſich darin von dem Verbrauch der Lebensmittel, und die Genferiſche Finanz-Verwaltung hat den Verfaſſer durch Mittheilung ihrer Octroi-Regiſter in den Stand geſezt, über ſehr Vieles genaue und zuverläſſige Angaben zu liefern. Die Lehre vom gegenſeitigen Einfluß des Verbrauchs, des Preiſes und der Erzeugniß der Lebensmittel, Waaren u. ſ. w., wird im Eingange ſummariſch auseinandergeſezt, und eben ſo ihr Verhältniß zur ab- und zunehmenden Bevölkerung einer Landſchaft. Aus den Angaben von Genf werden alsdann merkwürdige Folgerungen über den induſtriellen und commerziellen Zuſtand und den Reichthum dieſer Stadt gezogen, zum Theil in angeſtellten Vergleichungen mit andern größeren Städten.

Auflöſung der Charade in Nr. 137:

Abendmahl.

Räthſel.

Nun ſagt, was kann man haben,
Und hat drum doch gar nichts;
Ja, Manchen ſieht mans haben
Auch noch dazu um nichts;
Und wieder kann mans haben,
Und kommt damit zu nichts;
Doch mit dem Gegentheil gepaart
Iſt's, wie man ſagt, von rechter Art.

Nro. 144.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 17. Juni 1822.

Zwar Blut bedeckt und Freyheit niedertretend,
Dennoch der Freyheit rieſengroßer Sohn.

Eine Stimme von St. Helena.

Dieß, ſagt das London Magazine, iſt der Titel eines noch in der Preſſe befindlichen Werkes,*) (von Hrn. Omeara, Napoleons Arzt) wovon man uns die Ueberſicht des erſten Bandes erlaubt hat; und das für diejenigen, welche den wahren Charakter Bonapartes kennen zu lernen wünſchen, weit intereſſanter iſt als alle vorhergehenden. Es zeigt ihn uns in ſeinem Privatleben, in jenen Augenblicken, wo der Kaiſer ſich im Menſchen verliert, und der Schauſpieler von der Bühne abgetreten iſt: wir finden Napoleon in vertraulicher Unterhaltung mit uns, worin er uns wo nicht treffende, doch wenigſtens auffallende Schilderungen ſeiner Zeitgenoſſen gibt, von der Revolution an bis auf die Schlacht von Waterloo herab; politiſche Betrachtungen über die Lage Englands anſtellt, und von ſeinen eigenen Thaten ſpricht, als gehörten ſie andern Zeiten an...

Der Verfaſſer fängt mit einer genauen Erzählung der Begebenheiten an, die ſich auf der zehn Wochen langen Reiſe nach St. Helena zugetragen, während welcher Zeit er das Vertrauen des Verbannten gewonnen zu haben ſcheint, wenn man anders ſagen kann, daß Bonaparte je einen zum Vertrauten gemacht hat. Genug erſieht man indeſſen aus dieſem Bande, um zu beweiſen, daß er eben ſo einſam in ſeinen Leiden als in ſeiner Größe war; ſeine Seele bedurfte nicht der Mittheilung zu ihrer Aufrechthaltung, deßwegen ließ es ſich nicht erwarten, daß er ſeine Gefühle zur Schau tragen würde, wie es von den meiſten Menſchen in der Stunde des Elends der Fall iſt. Es iſt nur Schwachheit, die das Leiden ſchwatzhaft macht, aber Napoleons Leiden hatten keine Schwäche, ausgenommen die des Zornes; aber alles dieſes und noch vieles wichtigere müſſen wir für jezt aus Mangel an Raum unberührt laſſen, und ſchreiten zu der Geſchichte ſeiner Lebensweiſe auf St. Helena.

Der Verfaſſer des erwähnten Werkes erzählt: „Napoleons Ruheſtunden waren unbeſtimmt, und hingen beſonders von dem Grad der Ruhe ab, den er während der Nacht genoſſen hatte. Sein Schlaf im Allgemeinen war ſchlecht und oft ſtand er um drey oder vier Uhr auf, in welchem Falle er bis ſechs oder ſieben Uhr las oder ſchrieb, worauf er, wenn das Wetter ſchön war, zuweilen in Begleitung einiger ſeiner Generale ausritt, oder ſich auch wieder für ein Paar Stunden niederlegte. Wenn er ſich zu Bette begab, ſo konnte er nicht einſchlafen, wenn man nicht vorher durch die Verſtopfung einer jeden Spalte, wodurch ein Lichtſtrahl fallen konnte, völlige Dunkelheit hervorgebracht hatte, obgleich ich ihn zuweilen bey hellem Tage habe auf dem Sopha für einige Minuten einſchlafen geſehen. Wenn er ſich nicht wohl befand, las ihm Marchand manchmal vor, bis er einſchlief. Zu Zeiten ſtand er um ſieben auf und ſchrieb oder diktirte bis zum Frühſtück, oder, wenn der Morgen ſehr ſchön war, ritt er aus. Wenn er in ſeinem eigenen Zimmer frühſtückte, geſchah es gewöhnlich auf einem runden Tiſchchen und zwar zwiſchen neun und zehn, wenn er es mit ſeinem Gefolge einnahm, um eilf; es beſtand allzeit aus einem Gabelfrühſtück. Nach dem Frühſtück pflegte er einem aus ſeinem Gefolge einige Stunden lang zu diktiren, und um zwey oder drey Uhr empfing er die Beſuchenden, deren Vorſtellung voraus beſtimmt war. Zwiſchen vier und fünf, wenn es das Wetter zuließ, ritt oder fuhr er von ſeinem ganzen Gefolge begleitet eine oder zwey Stunden lang aus; dann kehrte er zurück, las oder diktirte bis um acht, (oder ſpielte auch gelegentlich eine Parthie Schach), um welche Zeit das Mittagseſſen angekündigt ward, welches ſelten über zwanzig Minuten oder eine halbe Stunde dauerte. Er aß begierig und ſchnell, und ſchien reichgewürzte Speiſen nicht ſonderlich zu lieben. Eines ſeiner Lieblingsgerichte war eine gebratene Hammelskeule, wovon ich ihn zuweilen das Ganze von der braunen Außenſeite abſchälen ſah; Hammelscotelets aß er gleichfalls ſehr gerne. Selten trank er über einen Schoppen Bordeaux-Wein beym Eſſen, und dieß mit vielem Waſſer verdünnt. Nach Tiſch, wenn ſich die Dienerſchaft entfernt und keine Gäſte da waren, ſpielte er zuweilen Schach oder Whiſt, am öfteſten aber ließ er ſich einen Band von Corneille oder irgend einen andern geſchätzten Schriftſteller bringen und las eine Stunde lang laut oder ſchwazte mit den Damen und den andern aus ſeinem Gefolge. Gewöhnlich ging er gegen zehn oder eilf Uhr in ſein Schlafzimmer und gleich darauf zu Bette. Wenn er allein in ſeinem Zimmer (à l'intérieur) zu Mittag aß oder frühſtückte, ließ er zuweilen einen von ſeinem Gefolge zu ſich kommen, um ſich während der Mahlzeit mit ihm zu unterhalten. Er aß nie mehr als zwey Mahlzeiten des Tages und ſeitdem ich ihn gekannt, trank er nie mehr als eine kleine Taſſe Kaffee nach jedem Eſſen und nie zu einer andern Zeit. Auch hörte ich von denen, die funfzehn Jahre lang in ſeinen Dienſten geſtanden, daß er nie, ſeitdem ſie bey ihm geweſen, mehr getrunken.“

---

*) In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung wird die Ueberſetzung dieſes Werks in Kurzem erſcheinen.

Während der erſten Wochen hatte der Rear-Admiral, Sir Georg Cockburn, die Aufſicht über den verbannten Kaiſer, und im Ganzen ſcheinen er und ſein Gefangner in ziemlich gutem Verſtändniß mit einander gelebt zu haben. Aber ihm folgte bald Sir Hudſon Lowe, und wenn Bonaparte mit ſeinem erſten Hüter nicht ganz zufrieden war, ſo war ihm der zweyte gänzlich verhaßt. In Kurzem kam es zwiſchen beyden auf dem gewöhnlichen Wege zum offenbaren Kriege, indem Bonaparte immer verdrießlicher und der Gouverneur immer ſtrenger ward, und die Härte der Amtspflicht durch die Gefühle des Menſchen eine dunklere Farbe annahmen. Man kann ſich einen ziemlich guten Begriff von Bonaparte's Gemüthsſtimmung aus den Ausdrücken machen, deren er ſich bey den Seinigen gegen Sir Hudſon Lowe bediente; „bugiardo,“ sbirro, „Siciliano,“ imbecile, „bavard,“ capo di spioni, waren nicht die ärgſten ſeiner Schimpfnamen. Indeſſen ſcheint er einige Urſache zu ſeiner heftigen Erbitterung gehabt zu haben, indem man ihm einen verdrießlichen Zwang auflegte, und die natürlichen Unannehmlichkeiten Longwoods durch den Mangel an den erforderlichen Einrichtungen doppelt läſtig machte, vorausgeſezt, daß die Angaben unſeres Verfaßers alle buchſtäblich wahr ſind. Die ganze Inſel ſcheint äußerſt unangenehm zu ſeyn, vor allen aber Longwood. Zuweilen konnte Napoleon aus Mangel an Waſſer kein Bad haben, einen Genuß, woran er ſich doch ſo ſehr gewöhnt hatte, und wenn er ſeine Wohnung verließ, wurde er entweder von der Sonne verbrannt, oder vom Nebel erſtickt: „hier,“ pflegte er zu ſagen, „bläst entweder ein raſender Wind, che mi toglia l'anima, und wenn es an dieſem fehlt, il sole me brucia il cervello, wegen des Mangels an Schatten.“ Auch ſcheinen dieſe Klagen nicht ohne Grund geweſen zu ſeyn, denn er litt beſtändig von Kopfſchmerzen, geſchwollenen Gaumen und Wangen und Seitenſchmerzen, welches leztere wohl ſeiner Leberkrankheit zuzuſchreiben war. Da alles dieſes aber vom Klima herrührte, ſo konnte Sir Hudſon Lowe ihm nicht abhelfen; ob aber die engliſche Regierung nicht einen gelindern Kerkermeiſter hätte wählen können, iſt eine andere Frage. Ueber dieſen Gegenſtand wollen wir aber nichts weiter ſagen, und nachdem wir eine Beſchreibung von des Gefangenen Schlafzimmer als ein Muſter von ſeiner Wohnung gegeben haben, wollen wir zu andern Gegenſtänden übergehen, die nicht zum Tadel auffordern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

(Fortſetzung.)

2.

„Aber du haſt ja keinen Biſſen gegeſſen! Was fehlt dir, Alter, was geht dir im Kopfe herum? Haſt gewiß wieder Verdruß mit dem Superintendenten gehabt.“ Der gute Pfarrer von Grünau, ſchweigt, ſeufzt, und geht mit großen Schritten das Zimmer auf und ab. Am andern Morgen bringt der Bote den allgemeinen Anzeiger aus der Stadt, mit heißhungrigen Blicken durchfliegt ihn der Pfarrer, ſtuzt, lächelt, Eßluſt und Heiterkeit kehren ihm zurück, und noch nie war er freundlicher gegen ſeine Confirmanden geweſen, als an dieſem glücklichen Tage.... So mahle ich mir die Sache aus. Ich denke mir eine ſtille Pfarrwohnung, die leeren Stunden darin, und den glücklichen Bewohner des Hauſes, der ſeit dreyßig Jahren an einer lyriſchen Anthologie ſammelt, oder an einem Verzeichniſſe ſämmtlicher deutſcher Dichter und ihrer Werke. Jezt findet er ein Lied, deſſen Verfaſſer er nicht weiß. Keines ſeiner Bücher löst das Räthſel, er wird unruhig, und fragt im allgemeinen Anzeiger; „Von welchem Dichter mag das alte Lied ſeyn:

Digitized by Google

Ich liebte nur Ismenen,
Ismene liebte mich — ?"

Nach vierzehn Tagen kommt die Antwort, und — nicht die Moldau und Wallachei, nicht das Ultimatum, nicht der Freyſchütz, nicht Herr Puſtkuchen und die falſchen Wanderjahre kümmern ihn; er weiß jezt, von wem das Lied iſt: „Ich liebe nur Ismenen" — er iſt glücklich.

3.

Der edle Fouqué wird ſchaudern, wenn er folgendes lieſt. Der Pfarrer von Bardewitz bey Treuenbriezen, kaufte ſich auf dem Jüterbogker Markte eine Stute ſammt Fohlen, aus einem von dort vier gute Meilen entfernten Orte gebürtig, und nahm ſie in ſeinen von Fichtenwäldern umgebenen Wohnort mit. In der darauf folgenden Nacht, während der Pfarrer im Bette lag und an nichts Böſes dachte, machte ſich die Stute mit ihrem Jungen aus dem Staub, um in ihre Heimat zu ihrem angeſtammten Herrn zurückzukehren; ſchlug aber nicht den gebahnten Weg ein, den ſie hergekommen, ſondern nahm durch Gräben, Wieſen und Fichten, die richtige von ihr noch nie betretene Seitenſtraße, auf der ſie in der kürzeſten Zeit zu ihrem Geburtsorte gelangen konnte, und ſie hätte auch dieſen wirklich erreicht, wäre ſie nicht eine Stunde davon angehalten worden. „Die heutige Naturphiloſophie (ſagt der Mahler dieſes Pferdeſtückes) findet hier ein reiches Feld." Allerdings! Aber Staatskunſt ein noch reicheres, wenn auch nur trauriger Betrachtungen. War es ein Ritterpferd, das ſo ſchöne Treue und heilige Ehre gezeigt? Ach nein, es war nicht einmal ein Bürgerpferd. Es war das Pferd eines *Baumanns der Lehren*, das ſich herausgenommen ſo viel Verſtand zu haben! Und ſo wuchern die Lehren, welche jene gottvergeſſenen Menſchen ausſtreuen, die ſich Liberale nennen! Und ſo ſtürzen die Scheidewände ein, welche die weiſe Natur, zwiſchen Ritter- Bürger- und Bauernpferde aufgerichtet! Und ſo darf der Franzmann hohnlächelnd nach Jüterbogk weiſen, und ſagen: das auch haben wir gethan!

4.

„Ein Frauenzimmer von guter Herkunft und nicht vernachläſſigter Erziehung wünſcht, nachdem ſie bereits in mehreren herrſchaftlichen ſowol, als bürgerlichen Häuſern Gelegenheit gehabt, ſich auszubilden, und ihren Grundſätzen Feſtigkeit zu geben, eine möglichſt dauernde Anſtellung." Wer ſich nur etwas auf Menſchen und ihre Sprache verſteht, erräth leicht, daß das ungenannte Frauenzimmer, welches ſich hier als Geſellſchafterin anbietet, niemand anders iſt, als die bekannte konſtitutionelle Dame in Berlin. Ihre demokratiſche Geſinnung und Abneigung gegen die höheren Stände, ſprechen ſich deutlich genug aus. Sie ſagt, ſie wäre von *guter* Herkunft und *nicht* vernachläſſigter Erziehung. Sind denn die Leute von guter Herkunft etwa gewöhnlich vernachläſſigter Erziehung, daß es dieſer ausdrücklichen Bemerkung bedurfte? Ihr ironiſches Vorhaben bringt die konſtitutionelle Dame, in der Aeußerung, daß ſie, ſowol in herrſchaftlichen als bürgerlichen Häuſern, Gelegenheit gehabt, *ihren Grundſätzen Feſtigkeit zu geben*, noch offner an den Tag. Denn natürlich hat ſie damit ſagen wollen, daß ſie Gelegenheit gehabt, die Feſtigkeit ihrer Grundſätze zu *erproben*. Das Frauenzimmer, wie man ſieht, hat gute Laune, und wäre eine vortreffliche Geſellſchafterin auf Reiſen — nur nicht nach Italien, wegen ihrer höchſt wahrſcheinlichen carbonariſchen Verbindungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 13. Mai.

Ich komme ſo eben von einer recht ſchmerzlichen, aber auch wieder freudig-erhebenden Feyer, von der Beerdigung des italieniſchen Sängers Cantù zurück. Dieſer junge, wohlgebildete, liebenswürdige Mann kam vor drey Jahren, in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre, aus dem muſikaliſchen Conſervatorio in Mayland nach Dresden, und ward Mitglied der italieniſchen Hofoper, auch Kirchenſänger. Seine Stimme enthielt alle Keime der Trefflichkeit, die ſie nachher entwickelte, und ihn bald zum Lieblinge aller Kunſtfreunde machte; auch ſein Spiel verbeſſerte ſich mit jedem Jahre, und er ſtand in voller Blüthe der Kunſt da, als ihn vor neun Wochen ein Blutſturz aufs Krankenlager warf, und am 9. d. M. ſein plötzlicher Tod alle Herzen tief betrübte. In der That war er die Zierde der italieniſchen Oper neben andern auch ſehr ausgezeichneten Künſtlern. Sein Tenor war ſo voll und kräftig, wie er ſelten gehört war, der Umfang ſeiner Stimme groß, die Geläufigkeit bewundernswerth und vielleicht einzig, die Manier trefflich. Dazu kam ein ſehr vortheilhaftes Aeußere und ein eiſerner Fleiß im Studio. Sein Gemüth war das wohlwollendſte, ſein Umgang der angenehmſte, ſeine Beſcheidenheit die anſprechendſte. Er unterſtützte aufs Reichlichſte ſeine wenig bemittelte Familie in Mayland, er war ein Freund ſeiner Freunde, und ſein Herz zarter und dauernder Gefühle fähig. So ſtand er in der Blüthe ſeines Lebens, wie ſeiner Kunſt, und Niemand ahnete den in ſeinem Innern ſchlummernden Grund des Todes. So hatte er noch zulezt mehreremale als Sargino die Huldigungen der entzückten Menge geerntet und einen wahren Triumph gefeyert, als ihn am Tage nach der lezten Vorſtellung dieſer Oper die Krankheit ergriff, und er ein Opfer eines Lungenübels ward, dem, wie die Sektion zeigte, keine ärztliche Hülfe eine volle Heilung hätte gewähren können. Die Nachricht von ſeinem Tode erfüllte alle Herzen mit Trauer, und dieſe allgemeine Theilnahme zeigte ſich bey ſeiner Beerdigung unverſtellt. Zahlloſe Kränze, Blumenkronen und Blumengewinde umgaben ſeinen Sarg, zum Theil von den höchſten Händen, zum Theil von ganz fremden Perſonen, von allen mit der herzlichſten Wehmuth geſpendet. Die königliche muſikaliſche Kapelle und die beyden Hoftheater folgten ſeinem Sarge, viele Freunde und Gönner ſchloſſen ſich unaufgefordert an. Die Kapellknaben der katholiſchen Hofkirche und das Singchor des Theaters, mit Blumenſträußen in den Händen, giengen ihm voraus. Zunächſt dahinter ward auf Kiſſen eine Lyra, von weißen Roſen und Lorbeern geflochten, mit einem Cypreſſenkranze umwunden, und einem ſchwarzen Flor bedeckt, getragen, neben ihr zwey reiche Kränze von Lorbeern und Cypreſſen, Gaben der Liebe von ſeinen italieniſchen und deutſchen Kameraden. Die Lyra ruhte auf ſeiner mit Trauerflor umwundenen Rolle aus Sargino. Es war der lezte Kunſtgenuß, den er uns ſchenkte. Der Zug ging durch viele Straßen zu dem weit entlegenen Begräbnißplatze, und konnte ſich kaum durch die Menſchenmenge hindurchwinden, welche umherſtand. Wo man hin blickte, ſah man thränenvolle Augen, die dem Lieblinge der Muſen und Grazien das letzte Opfer der dankbaren Erinnerung in tiefer Rührung brachten. Als ſich das Grab auf dem ſtillen Friedhofe öffnete, ließen die Begleiter die Blumen, die ſie in den Händen trugen, darein fallen, und der Sarg ward auf Blumen gebettet, dann ſenkten ſich die Kränze hinab, und hüllten ihn ganz wieder ein, ehe die Hände der trauernden Freunde die Erde darüber häufen konnten. Sanft ruhe der wackre Jüngling und der treffliche Künſtler! Viele Geſänge ſind ihm, dem Geſangreichen, nach- aber auch mit ihm verhallt!

Wenden wir uns zu lachendern Erſcheinungen. Das Künſtler-Paar Wolff aus Berlin hat ſie uns in einer Reihe von Darſtellungen gegeben, die unſerm Gedächtniß nie entſchwinden werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nur leichte Andeutungen geben kann, eine Entwicklung ihres Spieles würde für den mir vergönnten Raum bey weitem zu ausführlich ſeyn, ob es ſchon zu wünſchen wäre, daß in einer beſondern Schrift eine ſolche aufgeſtellt, und beſonders in den weſentlichen Unterſcheidungs-Charakter von Leiſtungen eingegangen würde, welche ſich ſo ſehr von denen der gewöhnlichen Künſtlermenge auszeichnen, daß ſie ſchon in dieſer Hinſicht die ausgezeichnetſte Beachtung verdienen. Wolffs traten zuerſt in den Rollen von Iphigenia und Oreſt in Goethe's Meiſterwerke auf. Freude des Willkommens tönte ihnen entgegen, und ihr Spiel riß im Fortgang des Dramas immer mehr hin. So und nur ſo darf dieſes dem griechiſchen Alterthum ſich annähernde Stück geſpielt werden, ſo nur treten dieſe klaſſiſchen Geſtaltungen wirklich vor uns hin, vereinen ſich mit der erhabenen Einfachheit des Dialogs und der Handlung ſelbſt, und werden zu Bildern, und gebieten einer Tonreihe, deren Erinnerung uns fortbegleitet durch lange Zeit. Man rief ſie vor, um ihnen nochmals Dank zu ſagen. Die nächſte Darſtellung bot ein anderes Feld für ihre Virtuoſität. Im Luſtſpiele auch bewährten ſie dieſelbe. Männertreue und die eiferſüchtige Frau (zweymal) gaben zu einem höchſt ergötzlichen Rollenwechſel in den eiferſüchtigen Empfindungen Veranlaſſung. Man verſtand freylich nicht allgemein die hohe Komik, welche Wolff in den Regierungsrath von Uhlen legte, gleichſam die feine Perſiflage des ganzen Stücks, aber doch ergriff das letzte Gemälde unwillkürlich alle Anweſende, und auch heute ſprach man die Theilnahme durch Hervorrufen aus. Als Sappho gab dann Mad. Wolff einen neuen Beweis ihrer tragiſchen Würde, als alter Graf von Klingsberg (zweymal) Hr. Wolff den der größten Mannigfaltigkeit in den Charakteren des Luſtſpiels. Herrlich trat nun die Darſtellung der Maria Stuart — auch eine Meiſterbildung unſerer Schirmer — ein, wo ſie als Eliſabeth der Krone würdig war, er als Leiceſter den ſchweren Charakter, welchen Schiller hier entwarf, bis in die feinſten Nüancen eindringend trefflich darſtellte. Eben ſo bewunderte man ihn als Poſa in der edeln Schwärmerey des Gemüths, bey aller Beſonnenheit der Erfahrung und Haltung, wie es dem fürſtlichen Hofe Philipps II. geziemte, während ſie als Prinzeſſin Eboli die leidenſchaftliche Spanierin mit der verſchmitzten Hofdame paarte, und in ihrer Zerknirſchung jede Grenzlinie des Schönen beobachtete. Voll Wahrheit und Leichtigkeit, fein und doch kräftig, dem Spiegel des einfachen Lebens entnommen und doch in hundert Farbenſchattirungen abgeſtuft war die Darſtellung des Profeſſor Erlenhofs und ſeiner Frau in den argwöhniſchen Eheleuten (verbannte Amor) von Kotzebue. Laut gerufen am Schluß wiederholte ſich bald daſſelbe Spiel, nur noch durch treffliche Deklamation etwas ſchlechter Verſe gehoben, in der Aufführung von Scherz und Ernſt, wo liebliche Neckerey zuletzt den Sieg über jeden Wechſel des bunten Spiels davon trug. Endlich zeigte ſich auch noch der Meiſter als Meiſter Spinarosa im Bilde, und deſſen Gattin als Camilla. Es war nur Eine Stimme über die Trefflichkeit, mit welcher ſie auch dieſe Zeichnungen des von ihnen ebenfalls vor Vielen geliebten Houwalds ins Leben riefen, und ein lauter Wunſch des Wiederſehens miſchte ſich in die Töne, welche am Schluſſe ihr nochmaliges Erſcheinen auf der Bühne veranlaßten. Mit herzlichen, das Publikum wie die Künſtler ehrenden, Worten nahmen ſie von Dresden Abſchied, und raubten uns die Hoffnung nicht, recht bald ähnlichen Genüſſen uns hingeben zu können.

Auch ein anderer Gaſtſpieler, Hr. Siebert aus Wien, folgte ihnen im Gebiete der Oper nicht ohne Beyfall. Er gab den Seneſchall, Richard Boll und Oſmin. Seine Stimme iſt ſehr gebildet, voll Umfang und metallreich, nur verkünſtelt er ſie zuweilen. Sein Vortrag zeigt gute Schule. In der Deklamation fehlte ihm aber dieſe noch vielfach, und er muß ſich nach guten Muſtern in Sprache und Haltung bilden. Wird er der hieſigen Bühne, wie es heißt, erworben, ſo kann dieſes nicht fehlen.

Endlich ſahen wir auch einmal ein Paar Neuigkeiten, Freylich nur Kleinigkeiten, aber doch willkommen. Es wurden nämlich am 10. Mai die Vorſtellungen auf dem Sommertheater am Linke'ſchen Bade durch einen Prolog eröffnet. Theodor Hell hatte ihn gedichtet. Hr. Hellwig ſprach ihn recht gut. Hätten wir ihn nur auch im Druck erhalten, um das Flüchtige ein wenig mehr feſſeln zu können. Darauf folgten die beyden Duennen, dramatiſche Bagatelle nach dem Franzöſiſchen, von Caſtelli. Die Darſtellung muß die Hauptſache dabey thun, und — die war gut; ſo möchten wir mit Adam in dem darauf folgenden Dorfbarbier ausrufen. Die Damen Hartwig und Weedy waren Frau Urſula und Frau Brigitta, und verdienen volles Lob. Die erſtere war in ihrer Komik ausgezeichnet, und das Publikum ſprach das mehreremale aus. Im Dorfbarbier gewann beſagter Adam den Preis, welchen Hr. Unzelmann mit köſtlicher Trockenheit und als ein wahres Charakterbild gab. Man rief ihn dafür.

In der italieniſchen Oper erfreute uns ein neues junges Talent, dem ſchon die beſten Hoffnungen vorausgingen, welche auch das Publikum durch ein Entgegenklatſchen anerkannte. Am 20. April nämlich debütirte die Tochter des Sängers Tibaldi, Conſtanze, als Tancredi. Es war ihr erſter theatraliſcher Verſuch und alſo die höchſte Furcht unausbleiblich, aber bald fand ſich die wohltönende, gleiche, reine Stimme wieder, ein tiefer Sopran, der zwar keinen großen Umfang, aber dafür deſto mehr Anmuth hat, von einer ſehr guten Schule zeigt, und für die Zukunft immer noch mehr verſpricht. Dazu geſellte ſich ein einnehmender Reiz der großen, wohlgewachſenen Geſtalt, und des wahrhaft ſchön zu nennenden Geſichts. Die Aktion und Deklamation waren ſo angemeſſen, frey und doch graziös, daß ſie den angenehmen Eindruck verſtärkten und ihn zu einem Hervorrufen ſteigerten. Da nun auch Dem. Willmann in dieſer Oper mit einer Fertigkeit und Bravour ſingt, die zum Staunen hinreißt, ſo ward die Oper bey vollem Hauſe und allgemeinem Beyfall viermal hinter einander gegeben. Bald hofft man nun den jungen Baſſiſt Zezi, welcher am Charſonnabend im Oratorio ſehr brav ſang, auch auf der Bühne erſcheinen zu ſehen.

Eine allgemein bewunderte Erſcheinung war auch der berühmte Flötenſpieler Drouet, welcher ſich ſowol im Theater, als auch in einem beſondern Konzerte hören ließ. Schwerlich dürfte er je an Fertigkeit und Präciſion übertroffen werden, und dabey leidet ſein Ton nicht von der Schärfe, die nur zu oft die Begleiterin des erſtern iſt, er bleibt ſanft und wohllautend. Das Publikum war enthuſiasmirt. — n.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 48.

Digitized by Google

Nro. 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 18. Juni 1822.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling ſcheiden und kehren zurück.
So ſpielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmt fort!

Lehre der Braminen.

Der Frühling. *)

Ach über die fröhlichen Weiſen!
Ach über die Freude, das Glück!
Kehrt endlich der Frühling von Reiſen,
Der liebende Vater, zurück.

Schon brachten die fröhliche Kunde
Voreilige Schwalben uns her;
Doch traut man dem plaudernden Munde,
Der luſtigen Sänger nicht ſehr.

Nun aber, nun ſteht's ja geſchrieben;
Der Schwarzdorn tritt blühend hervor,
Hält Briefe vom Vater — die lieben! —
Mit freudigen Armen empor.

D'rauf ſteht es: Ich komme, ich ſchließe
An's Herz dich, ſo lieb und ſo traut!
Ich laſſe, ob alles dich ließe,
Dich nimmer, du ewige Braut.

Da ſchauet die Mutter gar heiter,
Und lächelt, und öffnet den Schrein,
D'raus langt ſie die blumigen Kleider,
Und ſchmückt ſich mit glänzendem Schein.

Und wecket die Kinder, die liegen,
Und ſchlummern, und ſcheinen wie todt
In grünen, ätheriſchen Wiegen;
Nun blinzeln ſie, Bäcklein ganz roth.

Geſchaukelt vom zärtlichen Weſte,
Lieg'ſt, Röschen, lieb Schweſterlein du!
Das Brüderchen wieget aufs Beſte,
Und Vöglein die ſingen dazu.

O Freude! O welch Jubiliren
Auf Fluren, im Garten und Wald!
Die munteren Kleinen probiren
Den Gruß für den Vater alsbald.

Nun kömmt er — o ſüßes Beglücken!
Ueberſchwenglicher Liebe Luſt!
O ſchauet der Mutter Entzücken,
Die Kindlein an ſeliger Bruſt!

Schneeglöckchen in blendendem Kleide,
Und Primeln und Tauſendſchön
Steh'n paarweis auf grünender Weide,
Und ſchau'n nach den ſonnigen Höhn. —

So komm doch, lieb Veilchen! du ſcheueſt,
Was birgſt du dich ſchüchtern in Nacht?
Hat Mutter dir nicht auch ein neues
Blauſammetnes Röckchen gemacht? —

Ach über die fröhlichen Weiſen!
Ach über die Freude! das Glück!
Kehrt endlich der Frühling von Reiſen,
Der liebende Vater, zurück.

Karl Sondershauſen.

Eine Stimme von St. Helena.

(Fortſetzung.)

Bonapartes Schlafzimmer war ungefähr 14 Fuß lang und 10 oder 12 Fuß hoch. Die Wände waren mit braunem Nankin überzogen und hatten einen Rand von gemeinem grünem Papier und kein Getäfel. Zwey kleine Fenſter ohne Zuggewichte, wovon eins geöffnet und mit einem

---

*) Dieß Gedicht, ſo wie die vorangehenden, wozu auch das in Nro. 95 mitgetheilte gehört, als Probe einer Sammlung.

Stäckchen gekerbten Holze offen gehalten wurde, gewährte die Ausſicht auf das Lager des 52ſten Regiments. Fenſtergardinen von weiſſem Baumwollenzeug, ein kleines Kamin, eine abgenuzte Feuerſtelle, mit dazu paſſenden Feuereiſen und einem elenden hölzernen, weißangeſtrichenen Geſimſe darüber, worauf eine kleine marmorne Büſte von ſeinem Sohne ſtand. Ueber dem Geſimſe hing das Gemälde Maria Louiſens und vier oder fünf des jungen Napoleons, deren eines von den Händen der Mutter geſtickt war. Ein wenig mehr zur Rechten hing auch ein Miniaturgemälde von der Kaiſerin Joſephine, und links hing die Weckeruhr des großen Friedrich, die Napoleon zu Potsdam gefunden hatte; während auf der Rechten die Konſularuhr, auf die der Buchſtabe B. geſtochen war, bey einer aus Maria Louiſens Haar geflochtener Kette auf einer in die Nankintapete geſteckten Nadel hing. Den Boden bedeckte ein alter Fußteppich, welcher einſt das Speiſezimmer eines Lieutenants von der St. Helener Artillerie geziert hatte. In der Ecke rechter Hand ſtand die kleine einfache eiſerne Feldbettſtelle, auf der Napoleon auf den Feldern von Marengo und Auſterlitz geſchlafen. Zwiſchen den Fenſtern befand ſich eine unanſehnliche alte Kommode; und zur Linken der Thüre, welche ins nächſte Zimmer führte, ſtand ein alter Bücherſchrank mit grünen Blenden. Vier oder fünf grüngefärbte Rohrſtühle ſtanden im Zimmer umher. Vor der Hinterthür ſtand ein mit Nankin überzogener Schirm, zwiſchen welchem und dem Kamin ein mit weiſſem Baumwollenzeug bedecktes altmodiſches Sopha ſtand, worauf Napoleon in ſeinem weiſſen Schlafrock und weiten Hoſen mit Strümpfen, zu ſitzen pflegte. Auf ſeinem Kopfe trug er ein gewürfeltes Madrastuch und ſein Hemdekragen ohne Halstuch ſtand offen. Sein Geſicht war traurig und trübe. Vor ihm ſtand ein kleiner runder Tiſch mit einigen Büchern darauf und unter demſelben lag in Unordnung ein Haufen anderer, die er ſchon geleſen hatte; und am Fuße des Sophas, ihm gegenüber hing ein Gemälde der Kaiſerin Maria Louiſe mit ihrem Sohn auf dem Arme. Vor dem Kamin ſtand Las Caſes mit über einander geſchlagenen Armen und einigen Papieren in einer Hand. Von all der ehemaligen Pracht des einſt ſo mächtigen Kaiſers von Frankreich, war nichts hier als ein prächtiger Waſchtiſch mit einem ſilbernen Becken und Waſſerkrug in der linken Ecke."

In demſelben Lande hatte man immer geglaubt, Napoleon habe nicht anders auf die Franzoſen einwirken können, als durch die Furcht, aber, wie es ſcheint, ſchlieſſen wir auf unſere Nachbarn von uns ſelbſt, denn das iſt gewiß, daß wir ihn eben ſo ſehr fürchteten, als wir ihn haßten. Wir hatten gute Gründe dafür; die ſie aber nicht hatten, oder wenigſtens glaubte doch Napoleon, daß ſie ſie nicht hätten; er bildete ſich ein, das franzöſiſche Volk habe ihn geliebt und er erzählte einige Anekdoten, die, wenn ſie wahr ſind, ſolches ziemlich zu beweiſen ſcheinen; da dieſelbe ungefähr in ſeinen eigenen Worten gegeben ſind, ſo können wir nicht beſſer thun, als wenn wir eine derſelben mit Hrn. O'Mearas Worten erzählen.

„Napoleon zeigte mir die Narben zweyer Wunden, die eine, eine tiefe Schramme über dem linken Knie, welche er, wie er ſagte, in ſeinem erſten Feldzuge in Italien erhalten hatte, und welche ſo ernſthaft geweſen war, daß die Wundärzte eine Zeit lang zweifelten, ob es nicht zulezt nothwendig ſeyn würde, das Glied abzunehmen. Er bemerkte, daß, wenn er verwundet worden, es immer geheim gehalten wurde, um die Soldaten nicht zu entmuthigen. Die andere war an der Zehe und er hatte ſie bey Eckmühl empfangen. „Bey der Belagerung von Acre," fuhr er fort, „fiel eine von Sidney Smith geworfene Bombe vor meinen Füßen nieder. Zwey naheſtehenden Soldaten ergriffen mich und ſchloſſen mich eng in ihre Arme, der eine von vorn und der andere von der Seite und machten mit ihren Körpern einen Wall um mich her gegen die Bombe, welche ſprang und uns mit Sand verſchüttete. Wir ſanken in das Loch, welche ſie im Berſten gemacht hatte. Der eine von den Männern war verwundet. Ich machte ſie beyde zu Offizieren. Einer derſelben verlor ſeitdem ein Bein zu Moskau, und ward Kommandant zu Vincennes, als ich Paris verließ. Von den Ruſſen zur Uebergabe aufgefordert, erwiederte er, daß, ſobald ſie ihm ſein Bein, das er zu Moskau verloren, wieder ſchicken würden, er die Feſte übergeben wolle. Viele Male in meinem Leben," erzählte er weiter, „bin ich von Soldaten und Offizieren gerettet worden, die in der größten Gefahr ſich vor mich geworfen. Als ich bey Arcole vordrang, warf ſich der Obriſt Meuron, mein Adjutant vor mich, bedeckte mich mit ſeinem Körper und empfing die Todeswunde, die mir beſtimmt war. Er fiel zu meinen Füßen und ſein Blut ſpritzte mir ins Geſicht. Er gab ſein Leben hin, um das meinige zu erhalten. Nie glaube ich, haben Soldaten jemand ſolche Ergebenheit gezeigt, als meine Soldaten gegen mich gethan. In allen meinen Unglücksfällen hat ſich nie ein Soldat, ſelbſt im Sterben, gegen mich vergangen, nie iſt einer von ſeinen Truppen treuer bedient worden. Mit dem lezten Tropfen Blut, das ihnen aus den Adern ſprang, riefen ſie: Es lebe der Kaiſer!"

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Aranjuez. Von Madrid bis Aranjuez iſt die Chauſſee noch ziemlich regelmäßig mit Bäumen bepflanzt, mitunter recht ſchöne und große. Zu ihrer Unterhaltung wird gar nichts gethan, wie ſich von ſelbſt verſteht. Die Gegend iſt übrigens ſo kahl, die Dörfer ſo elend, wie in-

Digitized by Google

ganz Caſtilien. Man bedenke, daß der König gerade dieſen Weg ſo oft macht, und komme dann mit dem abgedroſchenen Geſchwätz: „Der König iſt gut, will das Gute u. ſ. w. aber ſeine Umgebung!“ — Hier ſieht er mit ſeinen Augen, wo es fehlt. Dieſe Vernachläſſigung gab mir aber um ſo mehr üble Laune, da wir nachher, kurz vor Aranjuez, über die lächerlich ungeheure Brücke kamen, die über den kläglichen Manzanares führt. Er mag zuweilen 50 Fuß breit ſeyn, die Brücke hat aber mehr als zwanzig Bögen, ganz aus großen Granitquadern gebaut. Dabey ſteht ſie ſo ganz ohne Umgebung, ohne die nöthigen Verzierungen des Lokals, mitten in der öden Gegend da. — Die Anlagen in Aranjuez ſind wirklich recht angenehm; es iſt eine Oaſe in der Wüſte. Allein die Alleen u. ſ. w. ſind ganz vernachläſſigt, mit Gras bewachſen u. ſ. w. Indeſſen hat eine Parthie längs dem Tago hin vielleicht durch dieſe Nachläſſigkeit gewonnen; man kann kein ſchöneres, verwachſeneres Baum- und Buſchwerk ſehen, wie hier, voll duftiger, farbiger Blüthen; die Tempelchen, Brunnen, Bildſäulen u. ſ. w. nehmen ſich dabey doch ganz gut aus. Der Palaſt hat äußerlich nichts Beſonderes, der Hof iſt mit Gras bewachſen, kurz alles verfallen. Innen konnte der Palaſt nicht geſehen werden, da der König gerade gegenwärtig war. Alle weitere Beſchreibung mußt du mir erlaſſen! Es iſt auch wirklich nicht der Mühe werth. So viel iſt gewiß, daß ich mir am folgenden Morgen in meinem Karren und in der Wüſte ſehr tragiſch ſagen mußte: „Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind vorbey, mein Prinz“ u. ſ. w.

Ventas, Poſadas u. ſ. w. Geſchimpft iſt über die Wirthshäuſer von Spanien hinlänglich und genug, ſo daß ich wohl einmal verſuchen kann, ſie ein bischen zu Ehren zu bringen. — Ich behaupte alſo keck, daß man alle nöthigen Bequemlichkeiten, d. h. ſolche, mit denen ein geſunder Menſch recht leidlich leben kann, darin findet, und daß es blos Ausnahme iſt, wenn man nicht ein eßbares Gericht, herrliches Brod und guten Wein antrifft; einen bequemen Sitz am Kamin, eine Kammer, wo es wenigſtens nicht hineinregnet, zum Schlafen, und Platz, um ſich gehörig auszuſtrecken, ſind da. Was will man mehr? — und meiſt ſehr ehrbare und noch ergötzliche Geſellſchaft. Alles, das verſteht ſich, ganz volksmäßig. Wer verzogen iſt, iſt freylich verloren; wer das Ding aber herzhaft angreift und zubeißt, gewinnt ihm gewiß eine recht luſtige und ſogar bequeme Seite ab. Als Muſter der Wirthshäuſer im nördlichen Theil von la Mancha will ich dir die ſogenannte Venta de los Gitanos im Puerto de Lapiche vorführen. Die Mitte des Hauſes nimmt ein großer bedeckter Hof ein, ringsum mit Säulengängen, links führt eine Thüre in die Küche, die zugleich Wirthsſtube und alles iſt, daran ſtößt eine kleine Stube für die Hausfrau und den Wirth und die leckerern Vorräthe; rechts gehts von dem Hof nach den Ställen. Die Karren ſtehen im Hof, wie in Abrahams Schooß; das Vieh im Stall noch beſſer! Ringsum unter dem Säulengang legen ſich die Fuhrleute u. ſ. w. auf ihre Decken und ſchnarchen ungeſtört. — Nun aber die Küche; da ſizt alles auf einer Art von umgeſtürzten Bienenkörben (ſo ſiehts aus) um den Heerd und ſchwazt. Die Fuhrleute flicken ihr Geſchirr, die Neugierigen und täglichen Gäſte aus dem Ort kommen auch heran, y se arma la tertulia — was das Ding noch luſtiger macht, ſind die vielen verſchiedenen Trachten der Provinzen, die da beyſammen ſitzen. — Glaube mir, die Converſation iſt nicht ſo gar verächtlich, und wenn etwas Vernünftiges aufgebracht wird, ſo hört gern jeder zu oder ſpricht mit. Das Nachteſſen wird dann Jedem oder jeder Geſellſchaft auf einem niedrigen Tiſchchen vorgeſezt; im Ganzen ziemlich ſchmutzig. Gläſer ſind gar nicht Sitte; es gibt gewiß keine reinlichere Art zu trinken, als aus den gläſernen Gefäßen, die ausſehen wie eine Kaffeekanne, mit ſehr enger Röhre und engem Hals. Die Röhre wird in großer Entfernung vom Munde gehalten, der Kopf zurückgebogen und ſo läßt man den feinen Weinſtrahl hineinfallen, ohne das Gefäß zu berühren. Das Ding iſt übrigens nicht ſo leicht, und ich gieß mir noch jezt das Beſte meiſt ins Halstuch — ſieht aber hübſch aus. Kurz, ich habe mich immer auf dieſe Küchenparthie gefreut, und das Einzige, was mir etwa zur Laſt fiel, war ein bischen Rauch; aber wie viel eleganter iſt die zierliche ſpaniſche Zigarre, als unſere Pfeifen! Im obern Stockwerk, oder unter dem Dach ſind die Kammern für Fremde. Ich ſchlief zwar immer im Karren, bin aber überzeugt, daß, wer ſchläfrig iſt, überall recht gut ſchlafen wird. Flöhe und Wanzen gibts bey uns ſowol, wie hier. Noch romantiſcher ſind einige venta's (z. B. die venta de Cardenas) in der ſüdlichen Mancha, da iſt die Küche eins mit dem großen Karrenhof, d. h. im Hintergrund des bedeckten Hofes iſt der Heerd, der, wohlbemerkt, hier wie dort nichts iſt, als ein großes Feuer auf ebener Erde, mit einem Kamindach darüber, da wird denn gekocht und gebraten, und rings um ſich hat man die Karren ſtehen. Das ſind die Wirthshäuſer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hungersnoth in Irland.

Das Elend in Irland ſoll nach Zeitungsberichten ſo groß ſeyn, daß Eltern ihre Kindern auf den Landſtraßen ausſetzen, um ſie nicht unter ihren Augen verſchmachten zu ſehen. Dabey ſind die Lebensmittel in jenen Gegenden ſo ſpottwohlfeil, daß man ſie nach England ausführt. Dem unglücklichen Bauern aber, der ſeinen Vorrath durch die ſchlechte Witterung verloren hat, fehlt es ſowol an Geld als an Geldeswerth und Kredit, um neue zu kaufen. In Irland ſowol als in England, werden indeſſen große Anſtrengungen gemacht, um den Armen durch Subſcriptionen zu Hülfe zu kommen. Die Londoner Committee kündigte ihre Einnahme allein ſchon auf 64.000 Pf. an. Der Schauſpieler Keane gab edelmüthig alle Vortheile eines ſeiner Benefizſtücke zu Gunſten der Irländer auf. Unter den hieſigen Großen ſchritt man zu dem ſonderbaren Mittel zu Gunſten der verhungernden Irländer einen glänzenden Ball zu geben. Dieſer fand auch wirklich unter dem unmittelbaren Schutz und in der Gegenwart des Königs im Opernhauſe ſtatt, und war gewiß eine der glänzendſten Erſcheinungen, die man ſich denken kann. Die Geſellſchaft ſollte auserleſen ſeyn, und es wurde deßwegen ein vom König genehmigtes Verzeichniß verfertigt. Indeſſen kamen aber doch viele Eintrittskarten in die Hände des Hrn. Ebers, der Eigenthümer des Hauſes, und von dieſem kaufte der berühmte Belzoni eine für zehn Guineen, zu ſeinem Erſtaunen aber ward er an der Thüre angehalten und die Karte für falſch erklärt; ein vorübergehender Edelmann gab ihm hierauf die Seinige, und er trat in den Saal. Hier aber ergriffen ihn drey Polizeydiener und brachten ihn vor den Oberpolizeykommiſſor in ein anderes Zimmer und dieſer befahl, ihn aus dem Haus zu ſtoßen. Nur durch die Vermittelung des genannten Edelmannes ward ihm zulezt geſtattet, wieder in den Saal zu gehen. Ueberhaupt erzählt man ſich manches ſonderbare von dieſem menſchenfreundlichen Balle, und ſpricht von Ausſchließungen, die an die Zeiten Ludwigs VII. und einer Pompadour erinnern. Von den zehn Guineen, welche für jedwede Karte bezahlt wurden, ſollen eigentlich nur zwey für die Armen, in deren Namen alles ging, beſtimmt ſeyn!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Mai.

Herr Emanuel von Fellenberg hat ſo eben eine „Darſtellung des religiöſen Bildungsganges der wiſſenſchaftlichen Erziehungs-Anſtalten in Hofwyl (Aarau bey Sauerländer. 90 S. 8.)“ herausgegeben, die, theils im Auszuge einer vor drey Jahren ſeinen Mitarbeitern an jenen Erziehungs-Anſtalten gegebenen Erklärung über ſeine Lebenszwecke und über den von ihm eingeſchlagenen Gang, theils in einer Reihe von kurzen religiöſen Vorträgen beſteht, welche der Stifter von Hofwyl im Kreiſe des geſammten Perſonals ſeiner Anſtalten gehalten hat. „Ich bin nun einmal überzeugt (heißt es unter anderm in dem kurzen Vorworte), daß nichts mehr Noth thut in dieſer Zeit, als dem Heidenthum (es werden unter dieſem Namen die Verkehrtheiten der Myſtiker wie der Ungläubigen verſtanden), mit dem man von ſo vielen Seiten auf uns eindringt, zu widerſtehen, und dieß kann nur dadurch mit gutem Erfolg geſchehen, daß an die Stelle des ſeichten, unzuſammenhängenden und unhaltbaren Religionsunterrichts dieſer Zeit, unſern noch unverdorbenen Generationen eine gründliche, mit allen weſentlichen Anlagen und Bedürfniſſen der Menſchheit wohl einverſtandene, völlig geſunde, von aller Schwärmerey und Heucheley abgeſchiedene, ſittliche und religiöſe Bildung zugeſichert werde; eine ſittliche und religiöſe Bildung, die endlich einmal in der That, auch für die übrige Bildung unſerer Zeit genügend, darſtelle, was uns unſer Heiland durch ſein Leben, durch ſeine Lehre und durch ſeinen Tod am Kreuze gewähren und auf jede Zeit hinaus zuſichern wollte.“

Das Ergebniß der Erklärungen des Hrn. von Fellenberg an ſeine Mitarbeiter über den in religiöſer Hinſicht zu befolgenden Erziehungsgang iſt kürzlich dieſes: Weil das vollkommenſte Syſtem der Moral, als das Reſultat unſerer vollendetſten naturgemäßen Bildung, vollkommen übereinſtimmt mit demjenigen, das aus der Offenbarung des Heilandes hervorgegangen iſt; — ſo möge kein haltbarer Grund gefunden werden, für die Abſcheidung der Sittenlehre aus dem Chriſtenthum, noch für diejenige der natürlichen Religion aus dem Syſteme des Sittengeſetzes; wohl aber walten viele Gründe, um die natürliche Religion und die von ihr unzertrennliche Sittenlehre mit dem Chriſtenthume und mit der daſſelbe charakteriſirenden Moral in der zwiſchen beyden beſtehenden und aus dem Innerſten ihrer weſentlichſten und unverwüſtlichſten Eigenheiten hervorgehenden gegenſeitigen Verbindung aufs Gewiſſenhafteſte und Sorgfältigſte zu pflegen und fortzuſetzen. „Eine Offenbarung (ſo drückt ſich der Verfaſſer unter anderm aus), die uns ein Sittengeſetz gegeben hat, das eben ſo wenig die ſeither verfloſſenen achtzehn Jahrhunderte in Vortrefflichkeit zu übertreffen, als die frühern Jahrtauſende ſolche Vortrefflichkeit zu erreichen vermochten; eine Sittenlehre, die aus dem eigentlichen Heiligthum der Menſchennatur hervorgegriffen, keine Tiefe und keine Höhe derſelben unerſchöpft läßt, und allen ihren Eigenheiten, in ihren geheimſten Trieben, wie in ihren offenſten Beſtrebungen, aufs Genugthuendſte begegnet; eine Offenbarung, die achtzehn Jahrhunderte hindurch ſich durch alle Schwächen ihrer Träger durchgewunden, gegen alle Anfechtungen ihrer Feinde behauptet und nun erſt durch ſo viele Kämpfe, wie durch bewährende und läuternde Prüfungen, zu ihrer höchſten Menſchlichkeits- und Göttlichkeits-Glorie gelangt: wie ſollte es möglich ſeyn, daß eine ſolche Offenbarung unbefangene menſchliche Gemüther unergriffen ließe, beſonders in einer Zeit, in der eben ſo anmaßliche und freche, als armſelige Freygeiſterey, und manchmal noch ſchlimmere Schwärmerey, ihr verderbliches Spiel wie noch nie bis dahin, mit dem höchſten Gute unſers Geſchlechts und mit ſeinem alleinigen Heiligthum treiben!“ — „Es iſt mir (heißt es dann weiterhin) in allen Beziehungen höchſt wichtig, daß die Gemüthskraft eines jeden unſerer Zöglinge, mit allem Guten, das ſie feſſeln ſoll, ſo wie in ſeiner Familie und in ſeinem Vaterlande, ſo beſonders auch in der Kirche der Familie und des Vaterlandes, welchen er angehört, als in dem Tempel ſeines ewigen Heils, die tiefſten Wurzeln ſchlage; ich ſehe ohnedieß bey unſern Zöglingen keineswegs zu der Einheit, zu der Innigkeit, Tiefe und Fülle, noch zu der Würdigkeit und Höhe ſittlicher, äſthetiſcher, rein menſchlicher, in Gottähnlichkeit ſich ausprägender Kraft zu gelangen, deren befriedigendſte Entwickelung, Steigerung und Ausbildung mir für ſie und für ihre Verhältniſſe am meiſten am Herzen liegt. Daher wird jede der drey chriſtlichen Konfeſſionen unſers Vereins durch einen Seelſorger ihrer Konfeſſion zu der Kenntniß ihrer Sakramente und zu ihrem beſondern Kultus geführt. Im allgemeinen chriſtlichen Geiſte aufs Freundſchaftlichſte mit einander verbunden, achtet ein Jeder die Eigenheiten des Andern in der Glaubensform u. ſ. w., ſo innig er auch die ſeinige erfaßt, und ſo unerſchütterlich feſt er ſie doch in Ehren hält, als das Kleinod ſeiner Familie, ſeines Vaterlandes und ſeiner Kirche, und als eine unſchätzbare Bedingung ſeines eignen Heils.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 49.

Nro. 146.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Juni 1822.

> Die Zeit wird die Binde von ihren Augen reißen, und dann wird der heutige Tag noch einmal auferſtehen. Vielleicht daß du ihn ſiehſt? —
>
> Klingers Damokles.

Eine Stimme von St. Helena.

(Fortſetzung.)

Die Geſchichte von Moreaus Tod, wie ſie Napoleon ſelbſt erzählt, iſt werth angeführt zu werden.

„In der Schlacht vor Dresden ließ ich die Verbündeten durch die beyden Flügel meines Heeres angreifen. Während die zu dieſem Endzwecke nothwendigen Bewegungen gemacht wurden, blieb das Centrum unbeweglich ſtehen. In einer Entfernung von ungefähr wie von hier bis ans äußere Thor, bemerkte ich eine Gruppe von Perſonen zu Pferde verſammelt. Da ich ſchloß, daß ſie meine Bewegungen zu beobachten ſuchten, ſo wollte ich ſie ſtören und rief einem Artilleriehauptmann, der eine Feldbatterie von achtzehn bis zwanzig Stück befehligte, zu: jettez une douzaine de boulets à la fois dans ce groupe-là, peut être Il y a-t-il quelques petits généraux.“ (Werfen Sie ein Dutzend Kugeln unter jene Gruppe dort, vielleicht befinden ſich einige kleine Generäle darunter.) Es geſchah augenblicklich. Eine der Kugeln traf Moreau, riß ihm beyde Beine ab und ging durch ſein Pferd. Viele andere, die ſich in ſeiner Nähe befanden, wurden, glaube ich, getödtet oder verwundet. Einen Augenblick vorher hatte Alexander mit ihm geſprochen. Moreaus Beine wurden nicht weit davon abgenommen. Einer ſeiner Füße mit dem Stiefel daran, den der Wundarzt auf den Boden geworfen hatte, wurde von einem Bauern dem König von Sachſen überbracht, mit der Nachricht, daß irgend ein großer Offizier von einer Kanonenkugel getroffen worden wäre. Da der König glaubte, der Name deſſelben lieſſe ſich vielleicht durch den Stiefel ausfinden, ſchickte er ihn mir zu. Man unterſuchte ihn in meinem Hauptquartier, aber man brachte weiter nichts heraus, als daß der Stiefel weder von franzöſiſcher noch von engliſcher Arbeit wäre. Den andern Tag erfuhren wir, daß es Moreaus Bein war. „Es iſt nicht wenig merkwürdig,“ fuhr Napoleon fort, „daß in einem Treffen, das kurz nachher vorfiel, ich demſelben Artillerie-Offizier mit denſelben Kanonen unter beynahe denſelben Umſtänden befahl, achtzehn bis zwanzig Kugeln zugleich in einen Haufen von Offizieren zu werfen, durch welche General St. Prieſt, auch ein Franzoſe, ein Verräther und ein Mann von Talenten, der in dem ruſſiſchen Heer befehligte, nebſt vielen andern erſchoſſen wurde. „Nichts,“ fuhr der Kaiſer fort, „iſt verderblicher als das Feuer von einem Dutzend oder mehr Kanonen auf einmal unter einem Haufen. Einer oder zwey mögen ſie entgehen; von ſo vielen Schüſſen zugleich iſt es beynahe unmöglich. Nach der Schlacht von Eßlingen, als ich mein Heer auf die Inſel Lobau übergeſezt hatte, war durch eine allgemeine und ſtillſchweigende Uebereinkunft zwiſchen den Soldaten auf beyden Seiten, nicht durch einen Vertrag der Generäle, das Feuern eingeſtellt worden, indem daſſelbe ohne Wirkung geblieben war und nur ein Paar unglückliche Vorpoſten getödtet hatte. Ich ritt täglich in verſchiedenen Richtungen aus. Keiner auf beyden Seiten ward beunruhigt. Eines Tages indeſſen, als ich mit Oudinot ausritt, hielt ich einen Augenblick am Rande der Inſel en, welches ungefähr achtzig Toiſen vom entgegengeſezten Ufer war, wo der Feind ſtand. Man bemerkte uns und da man mich an meinem kleinen Hut und grauen Rock erkannte, ſo feuerte man einen Dreypfünder auf uns ab. Die Kugel fuhr zwiſchen Oudinot und mir und uns beyden ſehr nahe hindurch. Wir ſezten unſern Pferden die Sporen in die Seite und waren bald aus dem Geſichte. Unter den damaligen Umſtänden war der Verſuch wenig beſſer als ein Mord, und hätten ſie ein Duzend Kanonen zugleich gefeuert, ſo müßten ſie uns getödtet haben.“

Wir kommen jezt zu einem für den engliſchen Leſer beſonders intereſſanten Gegenſtand, nämlich der Schlacht bey Waterloo — eine Schlacht, der in der Hitze des Gefechtes ſowol als der Wichtigkeit des Erfolgs keine ſeit den Tagen von Marathon gleich gekommen iſt. Jeder Engländer wird natürlich gern Napoleons Meinung über ſeinen großen Nebenbuhler hören wollen, wir fürchten aber, daß es ihn wenig befriedigen wird, wenn er ſie gehört hat. Napoleon behauptet, der Herzog habe zwey Hauptfehler begangen: erſtens, daß er ſich habe überrumpeln laſſen; und zweytens, daß er eine Schlacht geliefert, indem, wenn er geſchlagen worden, er gänzlich verloren geweſen wäre, da er ſich nicht durch den Wald, der hinter ihm lag und zu dem nur eine Straße führte, zurückziehen konnte. Hätte er ſich aber im Gegentheil nach Antwerpen zurückgezogen, ſo würde Napoleon von den verbündeten Heeren von 3 bis 400,000 Mann, die gegen ihn heranrückte, erdrückt worden ſeyn. Wie weit dieſes Urtheil richtig ſeyn möge, ſind wir nicht Taktiker genug, zu entſcheiden; wir beſitzen aber Philoſophie genug, um zu wiſſen, daß der Erfolg nichts auf einem oder dem andern Wege beweiſet. Zugleich muß man auch in Wahrheit bemerken, daß Napoleon in dieſer Sache ein etwas partheiiſcher Richter zu ſeyn ſcheint; er behauptet, die Engländer ſeyen nicht dazu geeignet, ſo gute Soldaten zu bilden, als die Franzoſen, hatte aber der General unrecht, wenn er die Schlacht wagte, und waren ſeine Soldaten ſchlechter, wie geſchah es, daß er ſiegte? Und mit was kann er ſich entſchuldigen, daß er ſich von Feinden ſchlagen ließ, denen er in jeder Hinſicht ſo ſehr überlegen war. Vielleicht hat er eher Recht, wenn er ſagt, die Stärke dieſes Landes liege in ſeiner Marine, und gleichfalls in der Beſchreibung, die er von unſern Schmugglern gibt, welche die verwegenſten Menſchen ſind, die ſeit den Zeiten Schwarzbarts (?) auf Erden gelebt. Wir kennen etwas von dieſen wilden Abenteurern, deren Thaten, Reden und Sitten eine romantiſche Schrecklichkeit an ſich haben, welche den jetzigen Zeiten nicht angehört; und wir könnten unſern Leſern manch eine Erzählung von ihnen auftiſchen, welche ihre Wangen mehr bleichen würde, als die wildeſten Unwahrſcheinlichkeiten der Einbildungskraft. Die Einwohner dieſes Landes wiſſen nur wenig von ihrer Lebensart und den Auftritten, die ſich neulich an der Küſte ereignet, bey dem Verſuche, ſie zu unterdrücken; ein Verſuch, der all der Wachſamkeit unſerer Seeleute nicht gelingen wird. In ihren Handlungen ſowol als in ihren Leiden liegt etwas Romantiſches: als Bauern verkleidet durchſtreichen ſie in der Todtenſtille der Nacht die wildeſten Gegenden des Landes, um mit dem erwarteten Boote zuſammen zu treffen, obgleich das Geheimniß der Landungsſtelle nur einem bekannt iſt, dem die Uebrigen in blindem Gehorſam folgen. Wird das Boot von unſern Seeleuten entdeckt, ſo werfen ſie ein Licht in die Höhe oder laſſen das Pulver auf einer Piſtolenpfanne abbrennen, das Boot ſtößt ſogleich wieder ab und verſchwindet in der Dunkelheit. Wenn ſie angegriffen werden, ſo wehren ſie ſich verzweiflungsvoll, obgleich ihre nachmaligen Leiden, wenn ſie verwundet werden, alle Beſchreibung übertreffen: die Nothwendigkeit der Heimlichkeit geht allen andern Rückſichten vor, und Wundärzten läßt ſich nicht immer trauen. Uns war wirklich der Fall von einem ſolchen verwundeten Unglücklichen bekannt, der Wochenlang eiternd auf einem Strohſack am Boden lag, bis das Stroh ſo gänzlich von dem unreinen Eiter, der aus der Wunde floß, durchnäßt war, daß wirklich Schwämme aus der Feuchtigkeit hervorzuwachſen anfingen. Aber nichts kann ſie bezähmen und es iſt unmöglich, ſie zu überzeugen, daß ihr Beruf etwas moraliſch Schlechtes an ſich habe. Hievon ſahen wir ein ſtarkes Beyſpiel von einem Schmuggler, deſſen Sohn in einem Gefecht mit unſern Seeleuten erſchoſſen worden war: der Lieutenant, ein äußerſt menſchlicher Mann, bat, flehte von dem Alten, während die Leiche von deſſen Sohn vor ihm ausgeſtreckt lag, von einem ſolchen Leben abzulaſſen, oder wenigſtens ſeinen jüngern Sohn nicht auch zu ſo einer gefahrvollen Lebensweiſe zu erziehen; aber alles war vergebens; er erwiederte, und wenn er zwanzig Söhne hätte, ſo ſollten ſie alle daſſelbe thun, und dieß bekräftigte er mit einem zur Wiederholung zu gräßlichen Fluche.

Von dieſen Männern, die in ihren kleinen Böten aller Wachſamkeit unſerer großen Schiffe Trotz boten, war es, daß Bonaparte während des Krieges ſeine Nachrichten erhielt, und ihre Treue ſtand immer ihrem Muthe gleich. Aber wie es ſcheint, waren Nachrichten nicht die einzigen verbotenen Waaren, womit ſie handelten; ſie wußten oft franzöſiſche Gefangene aus dieſem Lande hinüber zu ſchmuggeln, und dieſer Handel ward auf folgende Weiſe betrieben: Ein Franzoſe, der einen Freund oder Verwandten aus engliſcher Gefangenſchaft zu befreyen wünſchte, ſchloß einen Vertrag mit den Schmugglern, die es über ſich nahmen, ihn für eine nach Umſtänden größere oder kleinere Summe hinüber zu bringen; und es war ſelten, daß ihnen ihr Unternehmen fehlſchlug; alles, was ſie für die Sache bedurften, war der Name und das Alter des Gefangenen mit irgend einem Zeichen, um ſich ſeines Zutrauens zu verſichern. Zuerſt ward dieſen genii terribili, wie ſie Bonaparte nennt, Dünkirchen zum Aufenthaltsort angewieſen, aber ſie wurden bald ſo unruhig; und ſpielten ſolche wilden Streiche, daß er ſich gezwungen ſah, ihnen einige Schranken zu ſetzen. Es wurde ihnen demnach bey Gravelines ein Lager in gewiſſen Grenzen geſteckt. Hier waren ihrer oft an 500 verſammelt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Da ich nun einmal aus der öden und wüſten la Mancha einen beſondern Abſchnitt gemacht habe, will ich dir auch über den Zuſtand der öffentlichen Meinung, ſo viel ich habe abſtrahiren können, ein Wort ſagen. Im Ganzen iſt dieſe Provinz wohl die allerindifferenteſte, ſie hat keine große Stadt, von der die Impulſe der neuen Ideen ausgehen könnten, hat keinen Handel, weniger große Landeigenthümer, wie in andern Provinzen, weniger reiche Geiſtlichkeit, die durch Aktion eine thätigere Reaktion hervorbringen könnten — kurz ein gar unſchuldiges Ding. Die Begriffe ſo ſich von Madrid aus dahin verlieren, müſſen ſich nach und nach ausbreiten. Hier, wie in ganz Spanien, ſind der eigentlich entſchieden gegen die Konſtitution Geſtimmten und Handelnden gar wenige, und von dieſer, wie von jeder durch die Zeit ſelbſt erzeugten Idee kann man wohl umgekehrt wie Chriſtus ſagen: Wer nicht gegen uns iſt, der iſt für uns. La Constitucion es una cosa muy santa, muy bendita, pero no sirve de nada (die Konſtitution iſt eine ſehr heilige, ſehr geſegnete Sache, aber ſie dient zu nichts), ſagte mir ein ehrbarer Bauersmann, und ſo denken gewiß die meiſten und haben bis jezt leider nicht ſo unrecht. In jedem Ort ſind wohl einige etwas entſchiedenere Liberale, die mitunter ihre Albernheiten machen. Die Richter und Schreiber ſind faſt durchgehends pflichtlos, und nebſt den Pfarrern und was näher dran hängt, die einzigen, die wirklich gegen die neuen Einrichtungen ſind, den übrigen iſt gar wohl im alten Unrath, wenn man ſie aber allmählig in einen neuen Stall ſchöbe, ließen ſie's ſich auch gefallen, ſie wollen aber handgreiflichen Vortheil dabey ſehen — ſo gehts bey uns auch — und haben Recht. Die Liberalen haben denn an einigen Orten ein Lokal, wo man zuſammen kommt und Zeitungen vorlieſt und die ſchönſten Sachen ſagt. Das riecht mitunter ein bischen nach Logenweſen. In Valdepeñas gerieth ich mit einem alten abgedankten Offizier ins Geſpräch, und als er ſah, daß ich gut Freund war, zeigte er mir eine Art von Saal, den hatten ſie gar ordentlich angeſtrichen mit Sprüchen aus der Konſtitution, mit Namen der Helden der ſpaniſchen Freyheit von den alten Comuneros an; da waren die Leute ſelber dran, ſchleppten Waſſer und Kalk herbey und Steine, und meintens eben gar gut. Das Ding macht Anfangs Aufſehen, die Devoten ſkandaliſiren ſich, die jungen Leute kommen aus Neugierde dazu und helfen am Ende mit; der Saal iſt aller Welt offen — ſo mags an andern Orten auch zugehen. Am meiſten Spaß von der ganzen Geſchichte hat die liebe Jugend — und die Alten mögen ſeyn wie und was ſie wollen. die liebe Jugend zieht überall in den Straßen herum und ſingt ihr Tragala und Lairon, daß einem die Ohren gellen *). Und es iſt wahr, das Tragala iſt ein ganz heillos insultantes Lied (mir fällt kein gutes deutſches Wort ein), weit mehr in der Melodie und dem Refrain, als in den Worten. Luſtig war mirs, zu ſehen, wie ſich die neuen Geſänge von Madrid aus in den neuen Provinzen verbreiten. Den Tag, ehe ich von dort abreiste, war eben alle Welt daran, ein neues Lied einzuſtudiren, der Refrain iſt:

Ya no la arrancas,	Wirſt ſie nicht entreißen,
Ya no la arrancas	Wirſt ſie nicht entreißen,
Ni con palancas	Nicht mit Stahl und Eiſen
A la nacion.	Unſrer Nation.

Da ſtanden Soldaten und Milicianos und alles durcheinander auf den Plätzen und Straßen beyſammen und ſangen wie beſeſſen, um das Ding einzuſtudiren und einer wollt's immer beſſer können, als der andere — auf dem Weg hieher hört ich daſſelbe Liedchen ſchon überall in den Kneipen fragmentariſch in Stall und Küche herumklingen, und nun iſt es in ganz Spanien a la Mode, ich will dir's doch bey Gelegenheit ſchicken.

Recht ſchlimm traf es mich grade während der heiligen Woche durch dieſe Städtchen zu reiſen, ſtatt ſie in irgend einer großen Stadt zuzubringen, und die verſchiedenen Prozeſſionen zu ſehen — ſo hatte ich aber nichts davon als eine kleine Prozeſſion in Valdepeñas, wo die Leute ganz vermummt in violetten Mänteln und hohen Zuckerhutmützen herumlieſen, und eine Menge ſchlechten Stockfiſch, mit dem wir überall faſten mußten. Uebrigens bitte ich dich, ſtatt dir von den Wirthshäuſern etwas zu erzählen, beſſer auf den Don Quixotte und ſeine ventas verweiſen können, beſonders was den Ton betrifft, und die Maritorne.

Despeñaperros u. ſ. w., ein ominöſer Name, früher ſoll dieſer Paß auch weit ſchlimmer geweſen ſeyn, jezt iſt er ſehr fahrbar; es iſt durchaus der einzige Weg, der von Kaſtilien und la Mancha durch die Sierra Morena nach Anda-

---

*) Eine Ausnahme in der Mancha macht das ganz anſehnliche Städtchen Manzanares: da iſt alle Welt liberal bis an den Hals, ſogar der Sakriſtan, der uns die Kirche zeigte; aber da es zufällig der Pfarrer auch iſt, und, was noch mehr, ein braver, vernünftiger Mann, ſo iſt das nicht zu verwundern. Der lieben Jugend wird, wie recht und billig iſt, in der Schule die Konſtitution gelehrt. Die kleinen Kerls ſind alle uniformirt als Milicianos, und wenn die Papas exerziren, ziehen ſie ganz ernſthaft neben her in Reih und Glied, und machen bey den Manoeuvres die Avantgarde — Knäbchen von acht bis fünfzehn Jahren. Die Mode, den Kindern die Uniform der Nationalmiliz zu Sonntagskleiderchen machen zu laſſen, iſt übrigens in Spanien allgemein.

luſſen fährt, die Franzoſen haben zwey Jahre davor gelegen, ohne durchdringen zu können. Wer die Päſſe und Felſen der Alpen geſehen hat, wird dieſen freylich eben nicht ſo gefährlich finden; zu beyden Seiten hohe, ſcharfgezackte Felſen (Glimmerſchiefer in ſenkrechten Richtungen) links von der Straße tief unten ein ſchäumender Bach, voilà tout. Das Gebirge iſt meiſt überwachſen mit einer Art von Eiche, mit dunkeln, ſtachlichen Blättern; dieß gibt der Sierra Morena die dunkle Farbe, die ſie beſonders am nördlichen Abhang hat, den Namen — es iſt der Schwarzwald von Spanien – übrigens iſt das Gebirge im Ganzen weder ſehr hoch, noch ſehr ſchroff und ich hatte mir eine ganz andere Vorſtellung davon gemacht. — Hundert Schritte von der venta de Cardenas, am Eingang des Paſſes, ſteht ein Pfeiler als Grenzſtein zwiſchen Kaſtilien und Andaluſien; auf der Seite von Kaſtilien iſt die Virgen del Sagrario de Toledo, auf der von Andaluſien die Santa Faz de Jaen in Stein gehauen. Hier ſchon fängt die Vegetation an friſcher zu werden, ſo wie man aber auf die Höhe des Paſſes kommt, wohin man nur eine kleine Strecke hat, und auf der andern Seite herunter ſteigt, iſt es eine ganz andere Welt, die Abhänge rings mit blühenden, aromatiſchen Sträuchern bewachſen, Roſen, Lorbeer, Jasmin, Rosmarin, waren die einzigen bekannten, auch eine Menge Tuberoſen, dann beſonders ein ſehr herziger Strauch, mit großen, weiſſen Blumen, (vier Blätter) mit purpurrothen Flecken, damit iſt weithin alles bedeckt, ich konnte mich gar nicht finden in dieſe Mannigfaltigkeit von Pflanzen, und Gerüchen; übrigens iſt das Land auch hier noch wenig bebaut, doch fangen hier ſchon die Koloniſtenhäuſer an, und Sta Elena, Carolina, Guaroman u. ſ. w. bis Andujas hin, ſind die Ueberbleibſel der von Olavides angelegten deutſchen Kolonien.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, Mai.

(Beſchluß.)

Welches immer auch die beſondere Verumſtändigung ſeyn mochte, die den Hrn. von Fellenberg gerade jezt beſtimmt hat, ſich über das religiöſe Verhältniß ſeiner Bildungs-Anſtalten umſtändlich zu erklären; wer ihn und ſeine Beſtrebungen kannte, wird nichts Neues und noch viel weniger etwas Ueberraſchendes darin finden. Die eigene Bildung des Stifters von Hofwyl ging von Religioſität aus, ſie erhielt ihre Grundlage in dieſer (die religiöſe Mutter hatte dieſelbe gelegt!), und ſie hat dieſe Grundlage nie verlaſſen. Untrennbar mit ihr verbunden haben jener feſte Wille, jenes Vertrauen und die Kraft ſich entwickelt, welche ſo Seltenes zu Stande brachten. Die gleichen Ueberzeugungen, welche in der vorliegenden Schrift ausgeſprochen werden, liegen in allen früheren und überall zu Tage, wo Hr. von Fellenberg ſeine pädagogiſchen Zwecke und die Mittel, deren er ſich dafür bedient hat, kund machte. Umfaſſender und vollſtändiger ſoll dieß nun vollends in den nächſtens zu eröffnenden pädagogiſchen Blättern von Hofwyl geſchehen. Was die hier abgedruckten Vorträge anbetrifft, welche der Pflegevater von Hofwyl in ſonntäglichen Andachtsſtunden ſeinen Hausgenoſſen und ſeinen „hundert und dreyßig Adoptivkindern" gehalten hat, ſo erinnern dieſelben an die vor vierzig Jahren viel geleſenen, auch wohl jezt noch nicht gänzlich vergeſſenen, Gottesverehrungen von Schnepfenthal, und ſie verdienten vielleicht eine nähere Vergleichung mit dieſen Salzmanniſchen. „Es ſind die wichtigſten Vorwürfe des religiöſen Nachdenkens, die darin erörtert werden. Die Beſtimmung des Menſchen, das Gebet, das Himmelreich auf Erden, die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, die chriſtliche Liebe in ihrem dreyfachen Verhältniſſe zu Gott, zu den Menſchen und zu uns ſelbſt, liefern den Stoff für Betrachtungen, die den Verſtand und das Gemüth gleichmäßig in Anſpruch nehmen und dadurch die Klippe meiden, daß der eine, was ohne ihn unverſtändig dem andern nur eingeflößt werden wollte, bald wieder zerſtöre. Wenn eine längere Probe hier auszuheben vergönnt wäre, würde Ref. dafür die Paraphraſe des Pauliniſchen Textes über die chriſtliche Liebe wählen. Eine kürzere entheben wir dem Vortrage über das Himmelreich auf Erden, deſſen Quelle in der ſittlichen Kraft des Menſchen nachgewieſen wird. „Ihr habt es alle ſchon vielfältig erfahren, meine Freunde! (ſo drückt ſich der väterliche Ermahner aus) wie Gottes Geboten gemäß von eurem Willen jede eurer Handlungen abhängt; dieſer Wille überwindet ſogar eure hartnäckigſten Angewöhnungen, ſobald euer ſittliches Urtheil ſie einmal recht entſchieden verworfen hat; euer Wille ſchafft in euch zur genußreichſten Fertigkeit um, was euch früher höchſt mühſam, ja unerringbar vorgekommen ſeyn würde; euer Wille führt in euch Kenntnißgebäude auf, durch die ihr mit der Zeit nicht nur euch ſelbſt, ſondern auch den geliebten Familien und dem Vaterlande, denen ihr angehört, ja, mit Gottes Hülfe, der ganzen Menſchheit ſegenreiche Dienſte zu leiſten haben werdet. Euer Wille macht in euch zur reichſten Quelle eurer Freude den Fleiß, der Andern zur größten Beſchwerde gereichen würde; er gewährt euch im Gutesthun den höchſten Lebensgenuß, und reißt jeden neuen Ankömmling, der in eure Kreiſe tritt, mit euch auf die Bahn der Veredlung und der Tugend fort. Durch unſern Glauben, durch unſer vernünftiges Vertrauen könnten wir ſogar Berge verſetzen, ſagte unſer Heiland, d. h. wir werden, wie wir es in unſerm Verein bereits ſo ſegensreich erfahren haben, jede Schwierigkeit überwinden, die unſerer Beſtrebung, Gottes Reich, des Heilandes Anweiſung gemäß, in unſerer Mitte feſtzuſetzen, und es auch weiterhin verbreiten zu helfen, entgegentreten möchte."

Baden, im Aargau.

Aus der Rechenſchaft der Bad-Armen-Kommiſſion über die Verwendung der Beyſteuer für die badenden Armen zu Baden im Jahr 1821 (die muſterhafte Rechnung wird alljährlich gedruckt), verdient die Schenkung erwähnt zu werden, welche ein im vorigen Jahre verſtorbener Handelsmann zu Brugg, Hr. Heinrich Meyer von Rufenacht, mit achtzehntauſend Schweizerfranken den benachbarten Heilbädern von Baden und Schinznach gemacht hat; ihre Zinſen vermehren nun die aus andern Stiftungsgeldern und Beyſteuern an Badarme zu verwendenden Summen, welche im Sommer 1821 nur in Baden allein auf 674 arme Badende vertheilt, bey 9081 Schweizer Franken betragen haben. Ein blindes Mädchen (Louiſe Egloff) in den Bädern zu Baden hat die neue Schenkung in einem Liede beſungen, von dem eine Strophe den milden Geber alſo anredet:

Wenn dann erquickt von deines Wohlthuns Wonne
Der ſchwache Kranke ſich vom Lager hebt,
Wenn neu ihm ſtrahlt der Stärkung helle Sonne,
So iſt's dein Geiſt, der himmliſch ihn umſchwebt.

Nro. 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 20. Juni 1822.

> Alles Schöne, von welcher Art es auch ſey, iſt an ſich ſchön und wird in ſich ſelbſt begrenzt, ohne Lob zu ſeiner Vollendung zu bedürfen; daher es auch durch das Lob weder beſſer, noch ſchlechter wird.
>
> Marc Aurel.

Walter Scott's neueſter Roman: „Nigel's Schickſale."

Indem wir die Leſer des Morgenblattes mit dem Erſcheinen des neueſten Romans von Walter Scott bekannt machen, geben wir zugleich die Analyſe deſſelben nebſt einigen Bruchſtücken und Bemerkungen, wie wir ſie in den neueſten engliſchen Zeitblättern gefunden haben.

Das Erſcheinen eines neuen Romans von Scott fährt fort in der literariſchen Welt Epoche zu machen. Wir gehören zu denen, welche ſich aufrichtig freuen, daß dieſe Epochen kurz ſind. Es iſt ein Feyertag für uns, wenn ein neues Werk dieſes Verfaſſers erſcheint, und ſuchen oft, ermüdet durch trockne Arbeiten, eine Erzählung des Verfaſſers von Waverley — wie der Wandrer in der Wüſte auf einem grünen, fruchtbaren Fleckchen ruht, umgeben von dürren Sandmeeren. Von ſolch einer Freude haben wir jezt Bericht abzuſtatten; denn Nigel's Schickſale ſind des Verfaſſers von Waverley würdig. Welch einen Beweis gibt er hier von dem Reichthum ſeiner Hülfsquellen! Einige unſerer beſorgten Freunde fürchten, er möge ſich erſchöpfen; darf aber das Bächlein, das die Themſe ihre ſtolzen Wogen in das Meer gießen ſieht, ſagen: „Der Strom kann nicht lang fließen; er muß bald verſiegen?"

Die Einleitung zu der Erzählung macht die Mittheilung einer Unterhaltung des Kapitäns Clutterbuck, mit dem Eidolon, oder dem Repräſentanten des Verfaſſers von Waverley. Sie iſt launig, bezeichnet die Fehler, welche man dem Autor vorwarf und widerlegt ſie. Hinſichtlich ſeines Incognito's theilen wir folgendes Bruchſtück daraus mit:

„**Autor.** Ihr erinnert Euch der feingegliederten Kette von Wahrſcheinlichkeiten, welche auf ſo kunſtreiche Weiſe Francis als den Verfaſſer von Junius Briefen hinſtellten und faſt keine Gegenrede mehr erlaubten; das Beſprechen der Sache hörte endlich auf und Junius iſt dem Publikum ſo unbekannt, als jemals. Ich werde mich aber nie wieder verleiten laſſen, über dieſen Gegenſtand ein Wort zu ſagen. Angeben, wer ich nicht bin, wäre der erſte Schritt, zu ſagen, wer ich bin: Die Sache war des Lärms nicht werth, der darüber gemacht wurde.

Kapitän. Indem Ihr zugebt, l. H., daß Ihr weder Euern noch deſſen perſonlichen Ruf achtet, dem man Eure Fehler aufbürdet, müſſt Ihr auch zugeben, daß die gewöhnliche Dankbarkeit gegen das Publikum, das Euch ſo freundlich aufnahm, und gegen die Kritiker, welche Euch ſo gelind behandelten, Euch abhalten müſſen, ſie länger über Eure Geſchichte in Ungewißheit zu laſſen.

Autor. Ich bitte Euch, mein Sohn, Euch nicht bethören zu laſſen. Die Kritiker haben ihr Geſchäft, ich das meinige. Ich bin ihr dienſtbares Schakal, zu geſchäftig, ſie mit Nahrungsmitteln zu verſorgen, um Zeit zu haben für das Ueberlegen, ob ſie dieſelben verſchlingen oder nicht. — Das Publikum betreffend, ſo bin ich wie der Briefträger, welcher ein Packet an der Thüre eines Menſchen abgibt. Enthält es erfreuliche Nachrichten, ein Briefchen von der Geliebten, von dem abweſenden Sohn, den Wechſel von einem Korreſpondenten, den man für bankerutt hielt, ſo iſt die Botſchaft willkommen, wird geleſen und wieder geleſen, dann zuſammengefaltet und ſorgfältig in das Bureau gelegt: ſind die Nachrichten unangenehm, ſo flucht man dem Schreiber, wirft den Brief ins Feuer und bedauert von Herzen die Auslage für das Poſtgeld. Während allem dem denkt man in jedem Fall an den Ueberbringer ſo wenig als an den lezten Weihnachtsſchnee. Der höchſte Grad von Freundſchaft zwiſchen einem Autor und dem Publikum iſt, daß die Welt einigermaßen nachſichtig iſt, mit den ſich folgenden Werken des Günſtlings, wär' es auch nur auf Rechnung der Gewohnheit, die ſich des Geiſtes ſeiner Leſer bemächtigt hat, während der Schriftſteller ganz natürlich die beſte Meinung von dem Geſchmack derer hat, welche ſeinen Erzeugniſſen ſolchen Beyfall ſchenkten. An eine Dankbarkeit iſt aber weder von der einen noch der andern Seite Anſpruch zu machen.

Kapitän. Die Achtung vor Euch ſelbſt muß Euch lehren, vorſichtig zu ſeyn.

Autor. Wenn dieſe Vorſicht nämlich den glücklichen Erfolg meiner Arbeit vermehrte. Allein, die Wahrheit zu ſagen, die Werke und Stellen, in welchen der Erfolg glücklich war, wurden alle in der größeſten Schleunigkeit geſchrieben; und wenn ich manche von dieſen Andern gegenüber geſtellt, und als vollendeter empfohlen ſah, ſo dürfte ich auf Feder und Tintenfaß mich berufen, daß die Nichtgeprieſenen bey weitem am meiſten ausgearbeitet waren. Nebenbey bezweifle ich die günſtige Wirkung, wenn man zu lange zögert und dieß bezieht ſich auf den Autor, wie auf das Publikum. Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es heiß iſt, und die Segel hiſſen, wenn der Wind gut iſt. Wenn ein begünſtigter Autor von der Bühne geht, nimmt ein Andrer ſogleich ſeinen Platz ein. Wenn ein Schriftſteller zehn Jahre zubringt, ehe er ein zweytes Werk ſchreibt, ſo wird er durch Andere erſezt; oder, wenn die Zeit ſo geiſtesarm iſt, daß dieß nicht eintrifft, ſo iſt ſein eigener Ruhm ſein größtes Hinderniß. Das Publikum wird erwarten, das neue Werk ſey zehnmal beſſer, als das vorhergehende, und der Autor, es werde zehnmal beſſer aufgenommen werden, und es iſt hundert gegen zehn zu wetten, daß ſich beyde verrechneten.

Kapitän. Das mag einen gewiſſen Grad von Beſchleunigung in der Herausgabe eines Werks rechtfertigen, aber nicht jene allzu große Eile. Ihr ſolltet Euch wenigſtens Zeit nehmen, Eure Geſchichte zu ordnen.

Autor. Das iſt ein ſchwerer Punkt bey mir, mein Sohn. Glaubt mir, ich war nicht ſo thörigt, die gewöhnlichen Vorkehrungen zu vernachläſſigen. Ich habe mein zukünftiges Werk wiederholt erwogen, es in Bände und Kapitel getheilt und mich beſtrebt, eine Geſchichte zuſammenzuſetzen, von der ich glaubte, daß ſie ſich ſtufenweiſe und anziehend entwickele, die Täuſchung unterhalte, die Neugierde ſpanne, und endlich mit einer hinreißenden Kataſtrophe ſchließe. Aber ich glaube, es iſt ein böſer Geiſt, der ſich auf die Schwingen meiner Feder ſezt, und ſie, ſobald ich zu ſchreiben anfängt, von dem feſtgeſezten Plane abdringt. Die Charaktere dehnen ſich unter meiner Hand aus; die Vorfälle häufen ſich; die Geſchichte ſtockt, während der Stoff ſich anhäuft; das regelmäßige Gebäude verkehrt ſich in gothiſche Ungleichförmigkeit und das Werk iſt hinlänglich lang, ehe ich zu dem Ziele kam, das ich mir vorſezte.

Kapitän. Dieſem Uebel müßte feſter Entſchluß und Strenge gegen ſich ſebſt abhelfen.

Autor. Ach, Herr, Ihr kennt die Gewalt väterlicher Liebe nicht. — Wenn ich Charakteren, wie Baillie Jarvie oder Dalgetty, begegne, ſo wird es heller und klarer in mir und um mich bey jedem Schritt, den ich in deren Geſellſchaft machte, obgleich es mich manche mühſame Meile weit von meinem regelmäßigen Wege abführt und mich zwingt, über Hecken und Sümpfe zu ſpringen, um wieder auf die Straße zu kommen. Wenn ich der Verſuchung widerſtehe, wie Ihr mir anrathet, ſo werden meine Gedanken proſaiſch, flach und ſtumpf; ich ſchreibe mir ſelbſt zur Qual und mit dem Bewuſſtſeyn des Ermattens, welches mich nur noch mehr ermattet: der Sonnenſchein, mit welchem die Phantaſie die Begebenheiten ſchmückte, verliert ſich und läßt alles in Düſterkeit und Dunkel. Ich bin nicht mehr derſelbe Schriftſteller, als der Hund in dem Rade, verdammt ſtundenlang umher zu gehen, derſelbe Hund iſt, der luſtig nach ſeinem eignen Schwanz jagt und in all der Wonne unbeſchränkter Freyheit umherſpringt. Kurz, bey ſolchen Gelegenheiten glaube ich behext zu ſeyn.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Stimme von St. Helena.

(Beſchluß.)

Zwiſchen dieſer Erzählung und dem Brand von Moskau, finden ſich viele merkwürdige Anekdoten, die wir für jezt unberührt laſſen müſſen. Napoleons Bezeichnung der Charaktere ſeiner Zeitgenoſſen iſt wunderbar. Alexander, der König von Preußen, Moreau, Soult, Pozzo di Borgo, Fouché, Talleyrand, Carnot, Robespierre, Joſephine und hundert andere der Geſchichte geweihete Namen ſind mit einer ſtarken, obgleich ſchnellen Hand gezeichnet, und der Stempel der Wahrheit ruht auf allen. Die Metzeley zu El-Ariſch und die Vergiftung der Gefangenen zu Jaffa ſind weitläufig erzählt: aber dieſe und viele andere wichtigere Dinge müſſen wir für jezt übergehen, und ſchließen unſere Nachricht von dieſem Bande mit Napoleons Beſchreibung des Brandes von Moskau.

„Ich war in der Mitte einer ſchönen Stadt, für ein-

Jahr verproviantirt, da ſich die Ruſſen immer für mehrere Monate vor dem Anfange des Froſtes mit Lebensmitteln verſehen. Vorräthe jeder Art waren im Ueberfluß vorhanden. Die Häuſer der Einwohner waren wohl verſehen, und viele hatten ſogar ihre Dienerſchaft zurückgelaſſen, um uns aufzuwarten. In den meiſten fand ſich ein von dem Eigenthümer zurückgelaſſenes Billet, worin die franzöſiſchen Offiziere, die davon Beſitz nahmen, gebeten wurden, ihre Möbeln und ſonſtige Sachen in Acht zu nehmen; daß ſie alles, was zu unſerer Nothdurft erforderlich ſey, zurückgelaſſen hätten, und hofften in ein Paar Tagen zurückzukehren, wenn der Kaiſer Alexander alles in Ordnung gebracht haben, und wie es ſie freuen würde, uns zu ſehen. Viele Frauenzimmer waren da geblieben. Sie wußten, daß ich mit meinen Heeren zu Berlin und Wien geweſen, und daß die Einwohner keinen Schaden dabey gelitten hatten; und überdieß erwarteten ſie einen ſchleunigen Frieden. Wir hofften der Winterquartiere zu genießen und hegten die beſten Ausſichten für den Frühling. Zwey Tage nach unſerer Ankunft entdeckte man ein Feuer, welches man anfangs nicht für bedeutend hielt, ſondern meinte, es ſey durch die Soldaten entſtanden, die vielleicht ihre Feuer zu nahe an den Häuſern angezündet haben mochten, welche alle von Holz ſind. Ich war aufgebracht darüber, und gab ſehr ſtrenge Befehle über dieſen Punkt an die Regiments-Befehlshaber und andere. Den andern Tag war es weiter gerückt, aber noch nicht ſo, um ernſtliche Beſorgniſſe zu erregen. Aus Furcht aber, daß es weiter um ſich greifen möchte, ritt ich aus und gab alle mögliche Weiſungen, um es auszulöſchen. Den folgenden Morgen erhob ſich ein heftiger Wind und das Feuer verbreitete ſich mit der größten Schnelligkeit. Einige hundert Elende, die man dazu gedungen hatte, zerſtreuten ſich in den verſchiedenen Theilen der Stadt, und ſteckten mittelſt Lunten, die ſie unter ihren Mänteln verborgen trugen, ſo viele auf der Windſeite gelegene Häuſer an, als ſie nur konnten, welches ſich wegen der brennbaren Materialien, womit ſie erbaut waren, ſehr leicht thun ließ. Dieß nebſt der Heftigkeit des Windes machte alle Anſtrengung, das Feuer zu löſchen, vergeblich. Ich ſelbſt kam mit genauer Noth mit dem Leben davon. Um ein Beyſpiel zu zeigen, wagte ich mich mitten in die Flammen, und hatte mein Haar und meine Augenbraunen geſengt, und meine Kleider auf dem Leibe brannten; aber es war umſonſt, da man die meiſten Pumpen zerſtört hatte, deren es über tauſend gab; unter denen wir, glaube ich, nur eine fanden, die brauchbar war. Uebrigens liefen die von Roſtopſchin gedungenen Schurken mit ihren Lunten in der Stadt umher und verbreiteten das Feuer, wobey ihnen der Wind nur zu ſehr beyſtand. Dieſer ſchreckliche Brand richtete alles zu Grunde. Ich war auf alles vorbereitet, ausgenommen auf dieſes. Es war unvorhergeſehen, denn wer hätte daran denken ſollen, daß eine Nation ihre Hauptſtadt anzünden würde? Die Einwohner ſelbſt thaten inzwiſchen alles mögliche, um den Brand auszulöſchen, und mehrere derſelben verloren dabey das Leben. Sie brachten auch viele von den Mordbrennern mit ihren Lunten vor uns, die wir mitten in einem ſolchen Gewirre wohl nicht hätten ſelbſt auffinden können. Ich ließ ungefähr 200 dieſer Elenden erſchießen. Wäre nicht dieſes unglückliche Feuer geweſen, ſo hatte ich alles, was meine Armee bedurfte; vortreffliche Winterquartiere; Vorräthe jeder Art im Ueberfluß, und das nächſte Jahr würde es entſchieden haben. Alexander würde Friede gemacht haben, oder ich würde in Petersburg geweſen ſeyn.“ — Ich fragte ihn, ob er glaube, er würde Rußland haben gänzlich unterjochen können. „Nein,“ erwiederte Napoleon, „ich würde aber Rußland gezwungen haben, einen Frieden einzugehen, wie ihn die Vortheile Frankreichs erheiſchen. Ich verließ Moskau fünf Tage zu ſpät. Mehrere Generäle,“ fuhr er fort, „wurden aus ihren Betten herausgebrannt. Ich ſelbſt blieb im Kremel bis mich die Flammen gänzlich umgaben. Das Feuer drang weiter vor, ergriff die chineſiſchen und indiſchen Lagerhäuſer und verſchiedene Oel- und Branntweinlager, die in Flammen hervorbrachen und alles überſtrömten. Ich begab mich nach einem dem Kaiſer Alexander gehörigen Schloſſe, welches ungefähr eine Stunde von Moskau lag, und Sie können ſich einen Begriff von der Gewalt des Feuers machen, wenn ich Ihnen ſage, daß man die Hand nicht an die gegen Moskau hingelegenen Mauer oder Fenſter halten konnte, ſo groß war ihre Hitze. Es war der Anblick eines Feuer-Meeres mit ſeinen Wogen, eines Himmels von Feuerwolken; Berge von rollender rother Glut, wie die mächtigen Wogen des Meeres, die bald hervorbrachen und ſich bis zum Feuerhimmel erhoben, bald wieder in das Flammenmeer darunter hinabſanken. O, es war der größte, der erhabenſte und ſchrecklichſte Anblick, den die Welt je geſehen!!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

Durch den Tod des Abbé Sicard hat nicht allein das Taubſtummen-Inſtitut, dem er vorſtand, ſondern auch die franzöſiſche Gelehrten-Republik einen beträchtlichen Verluſt erlitten, wiewol ihn ſchon ſeit mehrern Jahren ſeine Altersſchwäche verhindert hatte, an gelehrten Arbeiten Theil zu nehmen: ſogar die ſo berühmten monatlichen Prüfungen der Taubſtummen, worüber er ſonſt ein ſo hohes Intereſſe zu verbreiten wußte, und die für Fremde beſonders zu den Merkwürdigkeiten dieſer Hauptſtadt gehörten, wurden ſeit mehrern Jahren von ihm nicht mehr geleitet, und ſchwerlich wird ein Anderer im Stande ſeyn, das große Publikum für jene Geiſtesübungen ſo zu gewinnen, als er es that. Er beſaß die beſondere Kunſt, bey ſolchen Prüfungen, welche drey bis vier Stunden zu dauern pflegten, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer ſtets zu beſchäftigen, obſchon er faſt ganz allein ſprach, und zwar über Materien, welche den Nichtgelehrten ſelten der Aufmerkſamkeit würdig ſcheinen. Er pflegte mit allgemeinen Betrachtungen über die Aeußerungen unſerer Geiſtesfähigkeiten zu beginnen, und dann unvermerkt zu den beſondern Erſcheinungen überzugehen, wodurch ſich dieſe Fähigkeiten bey den Taubſtummen äußern, und ſie durch die Prüfungen ſelbſt handgreiflich darzuthun. Was den Taubſtummen-Unterricht und die Lehre von den Zeichen betrifft, ſo hatte es ſein Vorgänger, der berühmte Abbé de l'Epée, ſchon weit darin gebracht; Abbé Sicard ſetzte dieſes Unternehmen rühmlichſt fort, und brachte es dahin, den Taubſtummen ſehr abſtrakte Begriffe beyzubringen, und dieſelben von ihnen durch äußerliche Zeichen ausdrücken zu laſſen. Seine ſinnreichen Mittel, das Denkvermögen dieſer Unglücklichen zu ſchärfen, gehören zu ſeinen rühmlichſten Arbeiten, ſo wie er durch ſeine allgemeine Sprachlehre bedeutende Blicke in die Philoſophie der Sprachen geworfen, und den Genius der franzöſiſchen Sprache insbeſondere ſehr erleuchtet hat. Freylich hat nicht Jedermann das häufige Zurſchauſtellen ſeiner Schüler und ihrer Fortſchritte gelobt; Mancher hat einen Zug von Eitelkeit und ſogar von Charlatanerie darin bemerken wollen; allein Sicard hat dadurch das Gute bewirkt, daß er unaufhörlich die Theilnahme des Volks an eine unglückliche nur zu ſehr vernachläſſigte Menſchenklaſſe erregte, und auch in andern Ländern die Verbeſſerung des Taubſtummen Unterrichts beförderte. Seine Zöglinge haben bis mitten in Nordamerika ſeine Unterrichtsmethode fortgepflanzt. In Betreff ſeiner Nachforſchungen über den Bau der franzöſiſchen Sprache, iſt ihm widerfahren, was ſo manchem andern Sprachforſcher widerfahren iſt, welcher die Sprache oder die Rechtſchreibung der Sprache ſeines Volkes hat verbeſſern wollen; ſeine Neuerungen ſind nämlich verworfen worden. Da es einem römiſchen Kaiſer nicht hat gelingen wollen, neue Buchſtaben ins Alphabet hineinzubringen, ſo läßt ſich leicht begreifen, warum Sicard es hat nicht dahin bringen können, die Schreibart des Franzöſiſchen umzuändern. Nur Voltaire hat den Ruhm, eine ſolchartige Revolution hervorgebracht zu haben, indem er ſtatt des oi des franzöſiſchen Imperfekts, das ai eingeführt hat; ein Theil der franzöſiſchen Nation iſt noch dazu der alten Schreibart treu geblieben, derjenige Theil nämlich, welcher alle Neuerungen, gute oder ſchlechte, blindlings und halsſtarrig verwirft, und lieber eine alte Unbequemlichkeit beybehält, als eine neue Bequemlichkeit annimmt. An der Art, die franzöſiſchen Imperfekte zu ſchreiben, läßt ſich ſogar erkennen, ob der Schriftſteller oder der Drucker zu dem alten oder neuen Frankreich, zu den Verfinſterern oder den Freunden der Aufklärung gehört. Die Redaktoren der Gazette de France und anderer altfränkiſchen Blätter würden glauben die Schuld revolutionärer Umtriebe auf dem Gewiſſen zu haben, wenn ſie ſich erlaubten, ai wie Voltaire zu ſchreiben, und ſie würden ihr altes oi eben ſo wenig fahren laſſen, als ihre Lehre von der Vortrefflichkeit der willkürlichen Staatsgewalt und einer ausſchließlichen allein herrſchenden Religion. Der Verſuch des Abbé Sicard, das ſtumme e aus der franzöſiſchen Rechtſchreibung zu verbannen, hatte einen gewiſſen Gelehrten, Crouzet, welcher vor mehrern Jahren als Vorſteher eines der Pariſer Lyzeen geſtorben iſt, veranlaßt, an den Sprachforſcher eine ſcherzhafte Epiſtel zu richten, worin er ſich ſehr witzig des ſtummen e annimmt, und darüber klagt, daß ein Mann, welcher den Stummen ſo wichtige Dienſte geleiſtet habe, einen Stummen aus der Buchſtabenzahl verdrängen wolle. Dieſes Gedicht, welches zu den gelungenſten Stücken dieſer Art in der neuern franzöſiſchen Literatur gehört, aber nicht ſehr bekannt iſt, beginnt folgendermaßen:

Réformateur de l'alphabet!
J'avais conçu quelqu' espérance
A titre de sourd et muet,
D'intéresser ta bienveillance.
Mais quand à la société
Tu rends mes malheureux confrères,
Pourquoi suis je persécuté,
Et proscrit par tes lois sévères?

Sehr ruhmvoll iſt es für den Abbé Sicard, daß er ſich unter den verſchiedenen Regierungswechſeln, die in einem Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren in Frankreich auf einander gefolgt ſind, ſtets auf ſeinem Poſten hat erhalten können, und von allen Partheyen geachtet worden iſt. Der Abbé Sicard hat allen Stürmen der Revolution unerſchütterlich widerſtanden, und er iſt als Direktor der Taubſtummen-Anſtalt geſtorben, wozu ihn die Republik ernannt hatte. In ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen hat dieſem merkwürdigen Manne ein an ſich ſehr lobenswerther Zug ſeines Charakters, der bey ihm aber in Schwachheit ausartete, nämlich ſeine Gefälligkeit, nicht wenig Ungemach zubereitet. Wer ſich um Schutz, Unterſtützung, Fürſprache an ihn wandte, konnte ſogleich auf ſeinen Beyſtand rechnen, er ſchrieb Empfehlungen und ſprach zu Gunſten von Leuten, die er kaum kannte, und die er für rechtſchaffen hielt, weil er rechtſchaffen war. Vor mehrern Jahren zeigte ein Verbrecher, welcher vor Gericht gezogen worden war, zu ſeiner Rechtfertigung ein Zeugniß ſeiner Moralität von Abbé Sicard vor, und dieſer, welcher als Zeuge erſcheinen mußte, fand ſich in nicht geringer Verlegenheit, als Beſchützer eines Menſchen aufzutreten, der ſeiner Achtung nicht werth geweſen war. Man hat zuweilen drey bis vier Perſonen in ſeinem Kabinette angetroffen, welche ſämmtlich Briefe und Zeugniſſe zu ihren Gunſten ſchrieben, die der gefällige Abbé dann unterſchrieb, ohne ſie kaum geleſen zu haben. Sogar Schuldbriefe ſoll man ihn unterzeichnen laſſen und ihn dadurch bey ſeinem hohen Alter in nicht geringe Verlegenheit geſtürzt haben. Eben ſo fand ſich nach ſeinem Tode, daß er zwey verſchiedene Perſonen zu ſeinen Nachfolgern empfohlen hatte, und es entſtand in den Zeitungen ein Streit über das Nachfolgerecht zufolge der Sicardiſchen Empfehlung, die Empfehlungen wurden gedruckt. Weil einer von beyden ein Abbé iſt, und ſchon als Lehrer bey der Taubſtummen-Anſtalt zu Bordeaux ſteht, ſo wird dieſer wahrſcheinlich bey dem jetzigen für die Abbé's günſtigen Winde zu der Direktorſtelle der Pariſer Anſtalt gelangen. Da der Tod des Abbé Sicard eine Stelle in der Académie française leer läßt, ſo iſt auch ein Abbé in Vorſchlag gebracht, um ihn zu erſetzen. Hier hängt aber glücklicher Weiſe die Wahl nicht von der Hofgunſt, ſondern von den andern Akademikern ab. Jedoch ſoll ſich der Hof viele Mühe geben, um die Wahl auf den Abbé Frayſſinous fallen zu laſſen, welcher ſeit zehn oder zwölf Jahren ſogenannte Konferenzen in der St. Sulpiz-Kirche hält. Dieſe Konferenzen, bey welchen eine zeitlang die Damen ſich mit großem Schmucke einfanden, ſind Vorleſungen oder eher Reden aus dem Stegreife, worin der Hr. Abbé die ſogenannten Feinde der katholiſchen Lehre widerlegt; da ihm Niemand widerſpricht, ſo behält er ſtets Recht, und einige Ultrablätter ermangeln nicht, von Zeit zu Zeit das Publikum zu benachrichtigen, wie der beredte Hr. Abbé alle Einwürfe wider die herrſchende Kirche zu nichte gemacht habe. Für dieſen apoſtoliſchen Eifer nun ſoll ihm, wie es ſcheint, einer der vierzig Seſſel der Académie française zu Theil werden. Seine Mitbewerber ſind mehrere junge Dichter, welche großentheils die unabhängigen Mitglieder der Akademie für ſich haben; alle übrigen, die von der Regierung abhängen, oder die Hofgunſt nicht verſcherzen wollen, ſcheinen für den Abbé Frayſſinous angeworben zu ſeyn. Hier wird es alſo gerade wie bey den Deputirtenwahlen gehen. Können die Hülfstruppen der Höflinge die Zahl der Unabhängigen nicht überwältigen, je nun, ſo behalten dieſe den Sieg.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 49.

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. Juni 1822.

> Wir gleichen Spielern am Kartentiſche: das Schickſal iſt nicht in unſerer Hand, aber das Spiel iſt es.
>
> Jeremy Taylor.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege. *)

Indeß Xaver Mina — der, wie bekannt iſt, im Jahr 1816 mit einem Truppenkorps zur Unterſtützung des mexikaniſchen Freyheitskampfs England verließ, und nach manchem mit ſeiner kleinen Schaar erfochtenen Siege, das Innere des Gebiets von Mexiko glücklich erreichte — indeß dieſer General ſeine Einrichtungen in Fort Sombrero machte, und die möglichſt beſten Anſtalten für künftige Kriegsoperationen traf, waren ihrerſeits auch die Royaliſten ungewöhnlich thätig. Die ſpaniſche Regierung hatte ſchon früh dem Vicekönig Befehl geſchickt, wenn es nöthig ſey, für den Augenblick alles Andere aufzugeben, und ſein ganzes Streben auf Mina's Vernichtung zu wenden. Der Vicekönig hatte darauf gerechnet, daß, nach den vorläufig getroffenen Maßregeln, die große im Innern des Landes befindliche Macht zur Unterdrückung deſſelben hinreichen werde; erſt als die Nachricht von dem Treffen bey Peotillos Mexiko erreichte, ward er zur klaren Erkenntniß der Gefahr geweckt. Die Stimmung in der Hauptſtadt war ſo, daß ſie ſeine Beſorgniße vermehrte; denn lange ſchon hatte es dort eine große Anzahl heimlich republikaniſch Geſinnter gegeben. Doch da die Revolution unglücklicher Weiſe unter dem ärmſten und unwiſſendſten Theil des Volkes begann, und wilde Zügelloſigkeit in ihrem Gefolge war, ſammelten ſich faſt alle Einwohner aus den gebildeteren Ständen um die königlichen Fahnen; des Augenblicks harrend, wo der Revolutionsſchwindel unter dem Pöbel nachlaſſen, oder ein bedeutenderer Führer auftreten werde, als bis jezt geſchehen war; dann würden auch ſie das Gewicht ihrer Anſtrengungen bey der erſten günſtigen Gelegenheit in die Schale des Vaterlandes geworfen haben. In Mina erkannten ſie endlich den Mann, auf welchen ſie bauen konnten. Zu ihm blickten ſie empor, als zu dem, der die Fahne der Freyheit in Mexiko's Hauptſtadt aufpflanzen werde. Auch fand ſich dieſe Geſinnung nicht bey den Creolen allein. Manche europäiſche Spanier hingen mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung an Mina, und trauerten nur darüber, daß er mit einer zu geringen Truppenzahl gelandet ſey, um volles Vertrauen zu erwecken. Denn obgleich ſein Name allein Schrecken unter den Royaliſten verbreitete, und die Parthey ſeiner Anhänger ſich täglich mehrte, ſtand es doch nicht in ſeiner Macht, irgend eine Gewißheit perſönlichen Schutzes zu geben. Und da unter einer wachſamen und deſpotiſchen Regierung Zeit und Vorſicht durchaus nothwendig waren, um einen feſten Bund zu ſchließen, wurden manche brave Bürger abgehalten, die Ihrigen den Gefahren auszuſetzen, die, wie ſie wohl wußten, ein zu früher Uebertritt auf die Seite der Republikaner zur Folge haben mußte. Rückſichten dieſer Art wirkten hemmend auf die patriotiſchen Einwohner der Hauptſtadt und anderer königlicher Städte; doch heimlich wünſchten ſie ſehnſuchtsvoll Mina's Annäherung, und waren bereit, ſich im erſten günſtigen Augenblick mit ihm zu verbinden.

---

*) Aus William Robinſons Memoiren über die mexikaniſche Revolution.

Der Muth ſeiner Anhänger war durch ſein außerordentliches Waffenglück ſchon ſo ſehr geſtiegen, daß ſie an öffentlichen Orten in der Stadt Mexiko zuſammenkamen, ſich über die Neuigkeiten des Tages beſprachen, und ihre Hoffnungen und Beſorgniſſe ſo deutlich verriethen, daß ſie der Aufmerkſamkeit der Regierung nicht entgehen konnten. Strenge Maßregeln wurden gegen einige angeſehene Bürger genommen, allein demungeachtet nahm die Gährung in der Hauptſtadt nicht ab.

Nach dem Treffen von Peotillos ward es, wie ſchon erwähnt iſt, dem Vicekönig klar, Mina's Auftreten bekomme ein gefährliches Anſehen, und gar leicht könne Alles verloren gehen, wenn ſeinen Fortſchritten nicht augenblicklich gewehrt werde. Aufgeſchreckt durch die bedenkliche Lage der Dinge zog er, ſo ſehr es irgend die Umſtände geſtatteten, die europäiſchen Truppen aus den zahlreichen königlichen Cantonnements zuſammen, um ſie mit der aus Eingebornen beſtehenden Infanterie und den beſten creoliſchen Reitern zu verbinden. Allein ſo dringend die Nothwendigkeit war, konnte er doch nur ungefähr fünftauſend Mann zuſammenbringen. An dieſer Armee hing das Schickſal der Regierung, und ward ſie zerſtört — was gewiß geſchehen wäre, wenn Torres, der Oberfeldherr der Patrioten, pflichtmäßig gehandelt hätte — ſo ließ ſich keine ähnliche Macht wieder aufſtellen.

Das Kommando der zur Mina's Unterdrückung beſtimmten Armee ward dem Feldmarſchall Don Pasqual Linan übertragen. Er hatte außerdem noch die ausgezeichnete Stelle eines General-Inſpektors von Mexiko, welche nach der des Vicekönigs die erſte im Lande iſt. Durch ſchnelle Märſche erreichte Linan die Provinz Guanaxuato, wo Sombrero liegt, in der Mitte des Julius (1817). Mina erhielt aus den eigenen Städten des Feindes genaue und regelmäßige Nachricht von den Bewegungen deſſelben; allein da er feſt auf die Ankunft der Unterſtützung an Munition, Lebensmitteln und Truppen rechnete, welche, nach Torres Verſprechen, jede Stunde erwartet werden mußte, und da er überhaupt nicht zweifelte; Torres ſowol, als die übrigen Anführer der Patrioten würden, der Verabredung gemäß, ihre Macht zuſammenziehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, beſchloß er, die Ankunft Linan's in Fort Sombrero zu erwarten. Mina's Truppen in der Feſtung beſtanden um dieſe Zeit, alles zuſammengezählt, etwa aus fünfhundert Mann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Lebensſkizze Patrick Henry's, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

Es liegt nicht in unſerm Zwecke, den Fortgang der Revolution zu verfolgen. Henry ſchien deren Anfang und Ende mit einem Male vorhergeſehen zu haben. Lebende Perſonen, deren Zeugniß ſich nicht bezweifeln läßt, erzählen von ihm, daß, als er ſich, ehe noch ein Tropfen Blut vergoſſen worden, bey einem Obriſt Overton in Geſellſchaft befand, ſein Wirth ihn fragte, ob er wohl glaube, daß Großbritannien ſeine Kolonien aufs äußerſte treiben werde? er erwiederte aber: „Ja, es wird uns aufs äußerſte treiben — kein Vergleich wird ſtattfinden — die Feindſeligkeiten werden bald anfangen, und ein blutiger Kampf wirds werden!“ „Aber denken Sie, Hr. Henry,“ hob der Obriſt wieder an, „daß eine junge Nation, wie die unſrige, ohne Kriegskenntniſſe, Waffen, Munition, Kriegsſchiffe oder Geld um deren zu kaufen, im Stande ſeyn werde, ſich den Flotten und Heeren Englands mit Erfolg zu widerſetzen?“ — „Ich will aufrichtig mit Ihnen ſeyn,“ ſagte Henry, „ich zweifle, ob wir *allein* im Stande ſeyn würden, mit einer ſo mächtigen Nation zu kämpfen. Aber (fuhr er mit großem Feuer fort, indem er vom Stuhle aufſtand) wo bleibt dann Frankreich? Wo Spanien? Wo Holland? die natürlichen Feinde Großbritanniens — wo würden dieſe die ganze Zeit über bleiben? Glauben Sie, daß ſie müßige Zuſchauer des Kampfes abgeben werden? Wird Ludwig XVI. dieſe ganze Zeit über ſchlafen? Glauben Sie mir, er wird nicht — wenn er einmal durch unſern ernſten Widerſtand und unſere Unabhängigkeitserklärung eingeſehen hat, daß alle Ausſicht zur Ausſöhnung vorüber iſt, dann, und nicht eher, wird er uns mit Waffen, Munition und Kleidung verſehen; und nicht allein mit dieſen, ſondern er wird auch ſeine Flotten und Heere ſenden, um unſere Schlachten fechten zu helfen; er wird ein Schutz- und Trutzbündniß gegen unſere unnatürliche Mutter mit uns ſchließen. Spanien und Holland werden dem Bunde beytreten, unſere Unabhängigkeit wird begründet werden und wir eine Stelle unter den Völkern der Erde einnehmen.“ Bey dem Worte Unabhängigkeit erſchrack die ganze Geſellſchaft — es war das erſte Mal, daß jemand dieſen Gedanken ausſprach — aber die Art, womit Henry ihn ausſprach, hatte all die Wärme eines Propheten, und die folgenden Ereigniſſe ließen ihn beynahe als einen ſolchen erſcheinen.

Bey dem großen Continental-Kongreß zu Boſton im September 1774, welcher bald darauf ſtatt fand, war er gegenwärtig. Bey ſeiner Rückkehr fragte man ihn Manches über die Talente der verſchiedenen Mitglieder. „Spricht man von Beredtſamkeit,“ erwiederte er, „ſo iſt Hr. Rutledge von Süd Carolina bey weitem der größte Redner; ſpricht man aber von ſoliden Kenntniſſen und geſunder Urtheilskraft, ſo iſt *der Obriſt Waſhington bey weitem der größte Mann dort.*“ Zu jener Zeit war für den gemeinen Beobachter an Waſhington nichts merkwürdig, außer einer natürlichen Beſcheidenheit, die beynahe an Schüchternheit grenzte. Wie bald und wie vollkommen ſich jene Meinung aber begründete, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Jezt verſammelte ſich der geſetzgebende Rath von Virginien wieder. England hatte damals den Krieg noch nicht erklärt gehabt; aber ſeit den Unruhen in Boſton hatte es im Stillen an der nördlichen Küſte von Amerika Truppen zuſammengezogen. Dieß war für Henry genug, ſeine Beſorgniſſe wurden dadurch aufgeregt, und er ſchlug die bewaffnete Organiſation der Kolonie vor. Die Rede, welche er bey dieſem wichtigen Schritte hervordonnerte, ſcheint auf die Amerikaner dieſelbe Wirkung hervorgebracht zu haben, als die Rede des Demoſthenes auf die Athener: „Laßt uns gegen Philipp ziehen, laßt uns ſiegen oder ſterben.“ — „Meine Herren (ſagte er darin) es iſt dem Menſchen natürlich, ſich den Täuſchungen der Hoffnung hinzugeben. Es iſt uns eigen, unſere Augen gegen eine ſchmerzliche Wahrheit zu verſchließen und auf den Geſang der Syrene zu horchen, bis ſie uns in Thiere verwandelt. Geziemt dieß aber weiſen Männern, die in einem Kampf für die Freyheit begriffen ſind? Ich für meinen Theil habe nur eine Lampe, um meine Schritte darnach zu lenken, und dieſe iſt die Lampe der Erfahrung. Ich kenne kein anderes Mittel, um die Zukunft zu beurtheilen, als die Vergangenheit; und urtheilen wir bey dem Vergangenen, was war da in dem Benehmen der Britten ſeit zehn Jahren, um die Hoffnungen zu rechtfertigen, denen ſich einige unter uns ergeben? Iſt es jenes gnädige Lächeln, womit unſere lezte Bittſchrift aufgenommen worden? Trauen Sie ihm nicht. Fragen Sie ſich ſelbſt, wie dieſe gnädige Aufnahme ſich mit den militäriſchen Vorbereitungen vertrage, die unſere Meere bedecken und unſer Land verdunkeln? Bedarf es der Flotten und Heere zu einem Werke der Liebe und Ausſöhnung? Betrügen wir uns nicht. Dieß ſind die Werkzeuge des Krieges und der Unterjochung; die lezten Gründe, deren ſich Könige bedienen. Hat Großbritannien irgend einen Feind in dieſem Theil der Welt, welcher dieſe Anhäufung von Heeren und Flotten nothwendig machte? Nein — es hat keinen. Sie ſind für uns beſtimmt; ſie können es für niemand anders ſeyn. Man hat ſie herüber geſandt, um uns jene Ketten anzulegen und anzuſchmieden, die das brittiſche Miniſterium ſo lange bereitet hat. Und was haben wir denſelben entgegen zu ſetzen? Sollen wir Vorſtellungen verſuchen? Meine Herren, dieß haben wir ſeit zehn Jahren gethan. Haben wir etwas neues darüber zu ſagen? Nichts. Wir haben die Sache in jedem möglichen Lichte dargeſtellt, und alles vergebens. Sollen wir zur Bitte und zum demüthigen Flehen unſere Zuflucht nehmen? Welche Ausdrücke könnten wir finden, die nicht ſchon erſchöpft wären? Ich bitte Sie, täuſchen wir uns nicht länger. Wir haben alles mögliche gethan, um den heranahenden Sturm abzuwenden. Wir haben gebeten, wir haben Vorſtellungen gemacht — wir haben gefleht — wir haben uns vor dem Thron niedergeworfen, und deſſen Hülfe angefleht, um den tyranniſchen Händen des Miniſteriums und des Parlaments Einhalt zu thun. Unſere Bittſchriften hat man verächtlich behandelt — unſere Vorſtellungen haben neue Gewaltthaten und Beſchimpfungen erzeugt — unſer Flehen wird überhört, und wir ſind mit Hohn vom Throne geſtoßen worden. Umſonſt denn hegen wir nach allem dieſem die Hoffnung zum Frieden und zur Ausſöhnung. Es iſt kein Raum mehr zum Hoffen da. Wenn wir wünſchen frey zu ſeyn — wenn wir jene unſchätzbaren Vorrechte, für die wir ſo lange geſtritten haben, unverlezt erhalten wollen — wenn wir den edlen Kampf, in dem wir ſo lange begriffen geweſen, nicht niederträchtiger Weiſe verlaſſen wollen, welchen wir nicht zu verlaſſen uns verbürgt haben, bis der ruhmwürdige Zweck unſers Strebens errungen — ſo müſſen wir fechten! — Ich wiederhole es, — wir müſſen fechten! Unſere einzige Zuflucht ſind die Waffen und der Gott der Heerſcharen. Man ſagt uns, wir ſeyen ſchwach und nicht im Stande uns mit einem ſo furchtbaren Feinde zu meſſen. Aber wann werden wir ſtärker ſeyn? Etwa die künftige Woche, oder künftiges Jahr? Etwa wenn man uns gänzlich entwaffnet, und man vor jedes Haus eine brittiſche Wache geſtellt hat? Werden wir durch Unentſchloſſenheit und Unthätigkeit Stärke ſammeln? Meine Herren, wir ſind nicht ſchwach, wenn wir einen guten Gebrauch von den Mitteln machen, die der Gott der Natur uns in die Hände gegeben. Drey Millionen für die heilige Sache der Freyheit bewaffnete Menſchen, und in einem Lande wie das unſrige, ſind unüberwindlich für jede Macht, die unſer Feind gegen uns ausſenden konnte. Ueberdieß werden wir auch den Kampf nicht allein kämpfen. Es gibt einen gerechten Gott, der über die Schickſale der Völker wachet; und der uns Freunde erwecken wird, die für uns kämpfen werden. Der Sieg iſt nicht des Starken allein; er iſt des Vorſichtigen, des Thätigen, des Tapfern. Aber wir haben auch keine Wahl. Wären wir niederträchtig genug, um es zu wünſchen, es iſt jezt zu ſpät, uns dem Kampfe zu entziehen. Wir können ihn nicht vermeiden, als in Unterwerfung und Sklaverey — unſere Ketten ſind geſchmiedet — wir können ſie auf den Ebenen von Boſton raſſeln hören. Der Krieg iſt unvermeidlich, und ſo mag er kommen. Es iſt vergebens, die Sache zu bemänteln. Einige Herren mögen rufen: Frieden, Frieden! Aber es iſt ſchon kein Friede mehr. Der Krieg hat wirklich angefangen. Der nächſte Wind, der aus Norden bläſt, wird uns den Schall klingender Waffen zuführen. Unſere Brüder ſind ſchon im Felde! Warum ſtehen wir hier müſſig? Was wünſchen die Herren? Was möchten ſie? Iſt das Leben ſo theuer oder der Friede ſo ſüß, daß man ſolche für Ketten und Sklaverey einkaufe? Verhüte es der Allmächtige! Ich weiß nicht, was Andere beſchließen werden; aber was mich betrifft — (rief er mit aufgehobenen Armen, gerunzelter Stirne, und ſein ganzes Weſen von dem Feuer der ihn belebenden Begeiſterung durchdrungen) — man gebe mir Freyheit oder den Tod!“ — Dieß entſchied — ſein Vorſchlag ging, allem Widerſpruche zum Troz, durch. Die Mitglieder ſollen einige Augenblicke lang, nachdem er geendigt, in einer Art von Entzückung da geſeſſen haben, worauf eine unwillkürliche Wiederholung ſeiner lezten Worte: Freyheit oder Tod! folgte. Die Verſammlung vertagte ſich zu einem beſtimmten Tage unter dem Zujauchzen der Virginier und den ohnmächtigen Drohungen des Lord Dunmore, ihres Gouverneurs

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Fortſetzung.)

Da durch den Tod des Herzogs v. Richelieu eine zweyte Stelle in der Academie française leer geworden iſt, ſo hat ſich auch die Zahl der Mitbewerber vermehrt. Auf jeden Fall wird alſo wohl einer der jungen Dichter, die ſich durch ihre Theaterſtücke mehr oder minder Ruhm erworben haben, als Lebrun, Verfaſſer des Trauerſpiels Ulyſſes und der Nachahmung der Schillerſchen Jungfrau; C. Delavigne, Verfaſſer der Sizilianiſchen Veſper, des Paria, der Komödianten; D'avigny, Verfaſſer der Nachahmung der Schiller'ſchen Maria Stuart, und einer der Verſtümmler der neuen Theaterſtücke, in ſeiner Eigenſchaft als Theater-Cenſor aufgenommen werden. Hoffentlich wird man keinen Herzog wieder in die Akademie hineinbringen, wofern er nicht, wie etwa der Herzog v. Levis, zugleich ein ausgezeichneter Schriftſteller iſt. Denn was ſoll die Akademie mit den Höflingen anfangen, oder wozu bedürfen dieſe der akademiſchen Ehren? Freylich war vor der Revolution die Academie française mit hochbetitelten Herren vollgepfropft; allein ſie thaten der Akademie mehr Schaden, als Nutzen; mancher freyſinnige Schriftſteller wurde durch ihre Umtriebe von dem akademiſchen Seſſel entfernt gehalten, und dagegen mancher mittelmäßige Schriftſteller, deſſen Hauptverdienſt in den Schmeicheleyen beſtand, womit er Hof und Höflinge überladen hatte, wurde durch ihr Bemühen hineingeſchoben. Man kann in Duclos, Dalemberts und Marmontels Schriften leſen, wie manche Intrigue in der Akademie durch die Hofparthey entſtanden; dieſem Unfuge hätte man in der jetzigen Zeit ſorgfältig vorbeugen ſollen. Dennoch ſind im Jahr 1817 bey der Umſtaltung des Institut de France eine Menge von Grafen, Pairs und Herzogen in die Akademie hineingerathen, worin man ſie aber ſelten erblickt, außer wenns ans Stimmen geht, und hier pflegen ſelten die unabhängigen, freymüthigen Schriftſteller das Glück zu haben, die Stimmen dieſer Herren zu bekommen.

Seit einem Monate ſchauet ſich ganz Paris an der Kunſtausſtellung ſatt, die in der That ſo mannigfaltige Augenweide und ſo vielen Geiſtesgenuß gewährt, daß man zuletzt von dem Anſchauen ganz ermüdet wird. Es iſt auch keine Kleinigkeit, ungefähr zehn Säle und eine lange Gallerie durchzugehen, die alle von Gemälden, Zeichnungen und Kupferſtichen voll hängen oder mit Bildhauerſtücken angefüllt ſind. Von den Hauptgegenſtänden haben alle Pariſer Blätter, politiſche und litterariſche, ſo umſtändlich geſprochen und geurtheilt, daß es, hier wenigſtens, unnütz ſeyn würde, dieſelben der Reihe nach durchzugehen. Es werde mir nur vergönnt, einige Bemerkungen aufzuzeichnen, wie ſie mir beym Betrachten der Kunſtgegenſtände aufgeſtoßen ſind. Ich muß zuerſt bemerken, daß die Pariſer beynahe niedergeſchlagen ſind über das viele Mittelmäßige und das wenige wahrhaft Schöne, das ſich in dieſem Schwarm von Gemälden darbietet, und da man in Paris immer nur nach dem Eindrucke des Augenblicks zu empfinden und zu urtheilen pflegt, ſo wird ſchon in mehrern Blättern über den jetzigen unerwarteten Verfall der Kunſt in Frankreich geklagt, und über die traurige Ausſicht, welche dieſer Umſtand auf die Zukunft gewähre. Man ſieht freylich wenig große hiſtoriſche Kompoſitionen, und von dieſen ſind die meiſten noch dazu ſehr mittelmäßig. Ein Journal meint, die Künſtler müßten immer einen Beweggrund zur Begeiſterung haben; dieſer ſey ihnen während der republikaniſchen Regierung durch das Wiederaufleben der alten republikaniſchen Größe, während der kaiſerlichen Regierung durch die außerordentlichen Kriegsthaten der Franzoſen gewährt worden; unter der erſtern ſey ein David, unter der zweyten ein Gros und viele andere vortreffliche Schlachtenmaler entſtanden. Jetzt aber ſey keine Art von Begeiſterung vorhanden; alles drehe ſich um die kümmerlichen Alltagsbegebenheiten und die heimlichen diplomatiſchen Schliche herum; der religiöſe Enthuſiasmus, der ehemals den hohen Aufflug der italieniſchen Meiſter bewirkt habe, ſey auch verſchwunden, da die kalte Vernunft ihr Recht wieder gefordert habe; ſomit ſey die Kunſt alles Antriebes zum Aufſchwunge beraubt. Es mag hierin viel Wahres liegen, beſonders was Frankreich betrifft, da der Franzoſe leicht durch die ihn umgebenden Umſtände begeiſtert wird; in der That iſt das Zeitalter Ludwigs XIV. der Kunſt ſehr günſtig geweſen, eben weil es dieſen Aufſchwung gab, wogegen unter dem weichlichen Ludwig XV. die Kunſt wo nicht ganz in Verfall gerieth, doch wenig Großartiges mehr hervorbrachte, und ſogar unter den Händen einiger Künſtler, als Boucher und anderer, eine falſche Richtung nahm. Dieſes fürchtet man auch jetzt. Einen andern Grund des Mangels an Aufſchwung glaube ich in der veränderten Regierungsform zu entdecken. Deſpoten, als Ludwig XIV. und Napoleon waren, ſaugen mit ihren Auflagen und Kriegsſteuern die Länder aus, und da ſie der Nation von der Verwendung der Gelder Rechenſchaft ablegen oder nicht, wie es ihnen gut dünkt, und folglich nach Belieben damit ſchalten und walten, ſo verſchwenden ſie auch ungeheure Summen an Kunſtwerke, weil ſie wohl wiſſen, daß ſich durch das Beſchützen und Befördern der Künſte ein dauerhafterer Ruhm gründet, als durch Eroberungen und Plünderungen. Das Genie wird durch große Belohnungen angeſpornt und ſchafft erhabene Kunſtwerke. Unter einer konſtitutionellen Regierung aber, wo die Nation mit Recht genaue Rechnung über die Staatsausgaben fordert, und nicht mehr beyzutragen geſonnen iſt, als unumgänglich erfordert wird, muß das Nothwendige vor dem Ueberflüſſigen den Vorzug haben, und wenn noch dazu die Nation unter einer ſchweren Laſt von Abgaben ſeufzt, ſo kann für die Künſte nicht ſo viel gethan werden, als die Nation ſelbſt wohl wünſcht, denn es iſt noch nöthiger, daß das Volk zufrieden und glücklich leben könne, als daß die Künſte blühen. Dieß iſt einigermaßen der Fall mit Frankreich. So viele Beſtellungen von Kunſtwerken, als unter der vorigen Regierung, können jetzt nicht mehr gemacht werden, und in der That, wenn man bedenkt, daß die Schlachten aufgehört haben, ſo kann man ſich über den Mangel an guten Schlachtſtücken ſchon ziemlich tröſten, beſonders wenn eins die Bedingung des andern ſeyn ſoll. Außer den Beſtellungen der Regierung kann aber nicht leicht ein Künſtler eine große hiſtoriſche Kompoſition unternehmen, die ihm mehrere Jahre Zeit koſtet, und wo er nur mit Mühe einen Käufer findet; denn wie wenig Privatleute können in ihren Wohnungen 10 oder 12 Schuhe lange und breite Gemälde aufſtellen! Nun fangen freylich die Kirchen wieder an einige Beſtellungen zu machen, allein es ſind deren doch nur wenige; denn vor allem iſt die Geiſtlichkeit darauf bedacht, ihre Pfründen und Benefizien zu verbeſſern, und überläßt das Ausſchmücken der Zeit, wenn ſie ſelbſt wenig mehr zu wünſchen haben wird, womit es denn freylich noch ins Weite geht. Dadurch wird nun leicht begreiflich, warum ſich bey der Ausſtellung eine ſo große Menge von kleinen Gemälden der Art, welche die Franzoſen Tableaux de genre oder de chevalet nennen, vorfindet. In dieſen gelingt es dem Künſtler weit eher, der Vollkommenheit nahe zu kommen; es gehört kein ſo geübtes Kennerauge dazu, um ihren Werth zu ſchätzen, und jedweder findet leicht einen Platz in ſeinem Hauſe oder Gemache, um ſie aufzuſtellen. In dieſer Gattung iſt viel Schönes geleiſtet worden, und mich dünkt, die Franzoſen beklagen ſich mit Unrecht über den Verfall der Kunſt bey einer ſolchen Menge von niedlichen Staffeleygemälden. Vielleicht kommt das Großartige einmal wieder, wenn ſich die Zeitumſtände ändern werden. Ich ſollte meinen, die jetzige Zeit ſey zu großen Begebenheiten ziemlich aufgelegt, und nicht mehr geneigt, ſich in die kleinliche Unthätigkeit der alten Zeit zu verlieren; dieſen Hang geben die Völker nicht undeutlich zu erkennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Juni 1822.

Wer ſich ergab, den laſſt in Frieden ſchlafen.
Wer triumphirt als Retter, den beſingt.
Und hadert nicht um Lohn, um Sold, um Strafen.
Genug, wenn aller Welt ihr Heil gelingt.
Corona von de la Motte Fouqué.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Am Morgen des 30. Julius kam Nachricht, daß der Feind in der Ebene vor dem Fort erſcheine, und bald nachher ſah man Linans Armee die Höhen in der Nähe deſſelben erſteigen. Sie beſtand nach der eigenen offiziellen Angabe des Feindes aus wenigſtens 3500 Mann. Wahrſcheinlich iſt dieſe Angabe zu gering; allein ſelbſt als richtig angenommen, war ſolch eine Truppenzahl eine furchtbar drohende Macht für die kleine Garniſon. Indeſſen, wie bedeutend auch die Stärke des Feindes erſchien, Mina hoffte ſo vertrauend ihn zurück zu treiben, daß er eine rothe Fahne an der Batterie aufpflanzen ließ, welche den kegelförmigen Hügel innerhalb der Feſtung krönte.

Der Zuſtand des Forts war weder geeignet, einen kräftigen Angriff noch eine lange Belagerung auszuhalten. General Torres hatte nichts von den erwarteten Lebensbedürfniſſen geſchickt, und auch an Munition konnte leicht Mangel entſtehen; es waren davon nur noch fünf und zwanzig Kiſten vorräthig. Doch noch ein weit ſchlimmeres Uebel fand ſtatt: die dritte Diviſion des Feindes war nämlich ſo geſtellt, daß ſie alle Annäherung der Garniſon an die Quelle im Felſenthal auf der Oſtſeite des Forts abſchnitt, und einzig durch dieſe Quelle konnten die Belagerten mit Waſſer verſorgt werden. Da indeſſen eben jetzt die Regenzeit angefangen hatte, ſo hoffte man, dieß Uebel werde nicht drückend gefühlt werden. — Die einzige Unterſtützung, welche die Garniſon etwa zwey Tage vor der Ankunft des Feindes durch Torres erhielt, beſtand aus ſechzig Mann Kavallerie unter Anführung des Don Michael Borja. Die ganze Stärke der Garniſon, mit dieſer und einer kleinen Anzahl von Don Ortiz Reitern, betrug nicht mehr als 650 Mann. Rechnet man nun noch die Landleute hinzu, welche bey den Arbeiten gebraucht wurden, und die Frauen und Kinder, ſo belief ſich die ganze Menſchenzahl in der Feſtung etwa auf neunhundert.

Bey Tagesanbruch begann der Feind ein heftiges Feuer mit Kugeln und Bomben, welches bis zur Dunkelheit der Nacht unaufhörlich fortwährte; mitunter ward daſſelbe vom Fort aus erwiedert. Dieß dauerte, mit kleinen Unterbrechungen, die ganze Zeit der Belagerung hindurch; und an manchen Tagen warfen die Belagerer von ihrer Batterie auf der Höhe nicht weniger als ſechshundert Bomben und Kugeln in die Stadt. Der Garniſon ſchien dieß eine unnütze Munitionverſchwendung, wenn ſie nicht dienen ſollte, die großen Hülfsquellen und unermüdeten Anſtrengungen des Feindes zu zeigen; denn da die Hauptgebäude unter dem Schutz des kegelförmigen Hügels innerhalb der Feſtung waren, die übrigen, ihrer Lage nach, durch die Felſen beſchützt wurden, und niemand anders als durch Pflicht gezwungen ſein Obdach verließ, ſo war das Feuer des Feindes von ſehr geringer Wirkung. Seine Kugeln fielen, ohne zu ſchaden, zwiſchen die Felſen, oder flogen völlig über das Fort hinüber. Ja, ihre Artillerie ward ſo ungeſchickt bedient, daß ſie ihre eigenen Werke an der Südſeite zerſtörte. So fuhr man denn mehrere Tage unermüdet fort, auf dieſe Art blindlings zu feuern, ohne daß irgend eine andere Verwüſtung dadurch entſtand, als unter den Pferden, welche um das Fort herumſtreiften.

Ohne allen Zweifel ſchmeichelte der Feind ſich mit der Hoffnung einer leichten Eroberung, und erwartete, daß der erſte Sturm die Uebergabe der Feſtung zur Folge haben würde. Am fünften Auguſt ward um zwey Uhr nach Mitternacht, an drey Punkten, welche man für die ſchwächſten hielt, ein kräftiger Angriff auf dieſelbe unternommen; allein der Verſuch mißlang, und der Feind mußte ſich mit einigem Verluſt zurückziehen. Bey dieſer Gelegenheit zeigte General Mina, welcher ſelbſt am Hauptthor das Kommando hatte, ſeine gewohnte Unerſchrockenheit. Eine Lanze in der Hand, war er der Erſte, dem Feinde Widerſtand zu leiſten; wobey er jedoch eine leichte Wunde davon trug.

Allein jezt verurſachte ein anderer Umſtand ernſtlichere Beſorgniß als die Angriffe des Feindes. Die Verbindung mit der Quelle im Felſenthal war, wie ſchon geſagt iſt, völlig abgeſchnitten durch die dritte Diviſion der Belagerer, welche ſich in einer unüberwindlichen Stellung dicht am Waſſer verſchanzt hatte; und zur Nachtzeit ward das Thal mit einer Kette von Kanonen beſezt.

Mina ſowol, als der Patrioten-Chef Don Pedro Moreno, hatten vergeblich darauf gerechnet, daß es möglich ſeyn würde, die Quelle vom Fort aus zu decken; und der drohenden Noth durch Aufbewahren eines Waſſervorraths in der Feſtung vorzubeugen, war unmöglich geweſen, da ſich in derſelben nur ein kleiner Behälter befand, welcher höchſtens ſo viel faſſen konnte, als auf einige Stunden nöthig war. Jezt gab faſt nur noch die eingetretene Regenzeit Beruhigung, die aller Wahrſcheinlichkeit nach vor Waſſermangel ſchützen mußte. Jede beruhigende Ausſicht für die Garniſon zeigte ſich indeſſen hier leider als Täuſchung. Die Streifpartheyen, welche nächtlich ausgeſandt wurden, um Waſſer zu ſchöpfen, kamen gewöhnlich unverrichteter Sache zurück, oder mit ſo geringer Aushülfe, daß ſie von keinem weſentlichen Nutzen ſeyn konnte; und obgleich es beſtändig rings umher regnete, fiel doch in der Feſtung kein Regen. — Um an die Quelle zu gelangen, ging der Weg den Abhang einer ſehr ſteilen Felſenſchlucht hinab, ſo daß es unmöglich war, bey dieſen Streifereyen auch nur den geringſten Grad von Ordnung beyzubehalten. Der Feind ward immer von der Annäherung der Streifpartheyen unterrichtet, und war alſo bereit ihren Verſuchen zu wehren; weßhalb niemals bedeutende Hülfe erlangt werden konnte. Wer nicht ſelbſt die mexikaniſchen Felsthäler ſah, hat kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten, welche ſie für Unternehmungen ſolcher Art bey jedem Schritt in den Weg legen. Ungeheure Felsklippen, Abgründe, und dickes, dichtverwachſenes Gebüſch machen es unmöglich, jemals eine militäriſche Bewegung mit Ordnung und Zuſammenhang auszuführen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Walter Scott's neueſter Roman: „Nigel's Schickſale.“

(Fortſetzung.)

Alles dieſes iſt entzückend und ſtellt uns einen Schriftſteller dar, in welchem wahres Genie, geſunde Urtheilskraft und die ſeltenſte Herzensgüte bezaubernd vereinigt ſind. Wenden wir uns aber zu Nigel's Schickſalen, — zu dem vollendetſten Gemälde der Zeit Jakobs I., das je entworfen wurde, zu einer der Natur ſo getreuen Nachbildung der Charaktere, als hätte der Maler unter ihnen gelebt und ſie ſein ganzes Leben lang ſtudirt, und zu einer Schreibart, die der Scene ſo angepaßt iſt, als hätte Shakeſpeare ſelbſt die Erzählung vollendet.

Nigel Olifaunt, Lord von Glenvarloch, der Held des Romans, wird durch einen Streit eingeführt, in den ſein Diener Richard, oder Richie Moniplies, ſich mit den Lehrburſchen in der Fleet-ſtreet verwickelt. Richie wird befreyt durch zwey dieſer Helden, Jenkins Vincent, oder Jin Vin, und Frank Dunſtal, Lehrburſchen des Davy Ramſay, eines ſchottiſchen Chronometermachers und Uhrmachers des Königs. Ramſay iſt den tiefſinnigſten Calculationen ergeben, hat aber demungeachtet eine ſehr ſchöne Tochter mit einem unabhängigen jährlichen Einkommen von 200 Pfund; ſie iſt die Heldin der Erzählung. Wie Richie mit ſeinem durchlöcherten Kopfe in das Haus des Uhrmachers gebracht wird, tritt ein gewiſſer Meiſter Georg zufällig ein, erfährt, wer er ſey und wo ſein Herr wohne, nämlich bey John Chriſtie, am Paul's Kai, der ein ſtilles Weibchen hat, zwanzig Jahre jünger, als er. Der Meiſter Georg iſt Heriot, ein reicher, würdiger Mann, des Königs Juwelier und ein Günſtling deſſelben, einflußreich durch ſeinen Reichthum an einem Hofe, bey dem der arme Nigel faſt hoffnungslos mit ſeiner Klage einkam, daß er im Begriff ſtehe, ſein Erbtheil zu verlieren, weil zu deſſen Auslöſung die Summe, welche die Krone ſeinem edlen Vater ſchuldete, nicht ausbezahlt werde.

Der Goldſchmied entſchließt ſich, zu verſuchen, was er zu Whitehall (Reſidenz des Königs) für Nigel thun könne. Er findet Gelegenheit, ſeine Sache vorzutragen, und erhält eine Summe, wodurch Nigel einſtweilen geholfen wurde, ſo wie die Erlaubniß, daß dieſer ſelbſt ſeine Rechte am Hofe nachſuche. Ehe dieſes geſchieht, gibt Heriot ihm zu Ehren ein Mittagsmahl in ſeinem Hauſe in der City, wo wir in der Perſon des Sir Mungo Malagrowther von Girnigo Caſtle, einen Cyniker „vom erſten Waſſer“ kennen lernen. Lord Nigel macht hier auch die Bekanntſchaft der Miß

Margaret Ramſay; und beym Nachmittagsgebet die eines blaſſen und myſteriöſen Mädchens, welche in tiefer Abgeſchloſſenheit in Heriot's Hauſe wohnt und deren Geſchichte ſich am Ende im Zuſammenhang mit der der übrigen Perſonen dieſes Drama's auflöst. Ein anderer und ganz verſchiedener Charakter tritt unmittelbar hernach in Urſula Suddlechops auf, der Frau eines Barbiers und Mündel der berüchtigten Mutter Turner's: wir müſſen beyfügen, daß ſie in Liebesnöthen zu helfen verſteht und einem leichtfertigen und betrügeriſchen Leben zugethan iſt. Dieſes weiſe Weib iſt jedoch auch die Vertraute in dem Stadtviertel bey unſchuldigen Dingen, und wenn der armen Margot Ramſay Herz bey Heriot's Mahl durch Lord Nigel's Anblick verwundet wurde, ſo iſt es Urſula, deren Rath man erbittet, und deſſen Folgen in dem Gang der Geſchichte ſichtbar werden. Nigels Anſprüchen widerſezt ſich der Günſtling Jakobs I., Buckingham, und der Prinz Charles, welche ſich Nigel's Schloß Glenvarloch heimlich zu einem Jagdſchloß beſtimmt haben. Der Kampf zwiſchen des Königs Gerechtigkeitsliebe und ſeiner Furchtſamkeit iſt herrlich gezeichnet und wo Jakob erſcheint, wird ſein Charakter meiſterhaft behandelt; auch die Sitten des Hofes ſind vortrefflich geſchildert, da wo durch Vermittlung eines alten, und geehrten Edelmanns, des Lord Huntingten, Nigel des Königs Unterſchrift für den Betrag ſeiner Forderung erhält.

Im Verlauf der Dinge wird Nigel in dem Hauſe ſeines Freundes, des Lord Huntingten, mit deſſen einzigem Sohne, Lord Dolgarno, vertraut, der mit dem Herzog von Buckingham in der größten Innigkeit lebt. Um Nigel zu verderben, lockt er ihn in ein Spielhaus, (ein Ort, wo Nigels Vater ihm verboten hatte jemals einzutreten) und beſtrebt ſich, ihn mit den Ausſchweifungen eines galanten Stadtlebens vertraut zu machen.

Hier endigt ſich der erſte Band, und ſo weit gekommen, zeigt ſich des Verfaſſers Kunſt in dem höchſten Glanze. Seine Kontraſte: Nigel und Dolgarno — der offene, freyſinnige Edle, und der elende Höfling; ſo Dolgarno und ſein Vater, — die alte und neue Schule; die zwey Lehrlinge, Vincent und Tunſtall; die Diener Richie und Lutin, — der eine ganz Treue, der andere ein ſchurkiſcher Schelm; die Frauen, Margaret Ramſay und Lady Hermione — die erſte ganz Weib, die zweyte das Bild zertrümmerter Frauenhoffnungen. Außer dieſen die zahlreichen und feingeſchiedenen Charaktere: der König, Prinz Charles, Buckingham, der alte Malagowther, Heriot, der alte Ramſay, John Chriſtie, ſeine Frau Nelly, die zwanzig Jahre jünger iſt, als ihr Mann, und Frau Suddlechops; jedes einzelne Bild höchſt vollendet. — Dieſe Individualitäten oder Verwirklichungen des Lebens; die bewunderenswerthe Entwicklung des Charakters des Königs; der natürliche Fortgang der verwickelten Begebenheiten — alles vereinigt ſich, die Phantaſie zu täuſchen und ihr die Dichtung als ein wahrhaft Geſchehenes aufzudringen. Nur ein einziges Mal iſt dieß nicht der Fall. Die epiſodiſch eingeſchalteten Begebenheiten der Lady Hermione in Spanien ſind kunſtreich; allein ihre Befreyung aus dem Kloſter iſt aller Wahrſcheinlichkeit entgegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Kempelen'ſche Schachſpieler.

In den Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris, Nr. 83, dieſer Blätter, wird der lebhafte Wunſch geäußert, endlich die wahre Natur des Kempelen'ſchen Schachſpielers, dieſes Wundermannes, der jezt in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſeine Rolle ſpielt, kennen zu lernen." Unterdeſſen finde ich über denſelben in den „Mémoires d'un Voyageur qui se repose, par M. Dutens; Paris, Bossange, 1806; T. I. p. 366 (einem in Deutſchland wenig bekannten und doch in mehreren Rückſichten einzigen Werke) folgende merkwürdige Notiz:

„Ich hatte von einem, von Hrn. v. Kempelen, einem ungariſchen Edelmann erfundenen, wundervollen Automaten, welcher Schach ſpielte, ſprechen hören. Ich verlangte ihn zu ſehen und ſpielte eine Parthie Schach mit ihm in Gegenwart einiger fremder Geſandten und Leuten von Stand. Keiner konnte die Art des Verkehrs entdecken, welche Hr. v. Kempelen mit dem Automaten hatte. Ich habe ihn durch die Beſchreibung, die ich von dieſer Schachparthie in alle Journale und andere Zeitſchriften Europas damals einrücken ließ, ſo bekannt gemacht, daß ich hier weiter nichts davon ſagen will."

Was ſind das für Journale (der Vorfall fällt kurz nach der Anweſenheit Joſeph II. zu Rom)? Das wird unſer Erſch wiſſen; und dann kann den Zweifeln auf einmal ein Ende gemacht werden.

Dr. Nürnberger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, im Mai.

Es iſt ein ganz eigenthümlicher Zug in dem Charakter unſerer großen Hauptſtadt, und gewiß kein ſchlechter, daß ſie oft nur eine einzige zahlreiche Familie auszumachen ſcheint. Der Hof und Alles, was ſich zu ihm hält, gehört nach der Meinung des geringſten Lampenputzers nicht mehr zu dieſer Familie, wie er ſelbſt; und wenn er ſein vollthönendes Wir hören läßt, ſo kann man Tauſende verwetten, daß er die ſämmtlichen hieſigen Prinzen und Prinzeſſinnen nicht minder, als die kleine Schaar, woraus ſein Hausweſen beſteht, in Gedanken hat. Alle vorzüglich traurige oder fröhliche Ereigniſſe der Zeit erzeugen bey uns ein gemeinſchaftliches Intereſſe; es liegt in unſerem Blute, daß wir uns nur mit einander freuen oder betrüben, nur in Gemeinſchaft glücklich oder unglücklich ſeyn wollen. Ja dieſes familienartige Zuſammenhalten der Reſidenz erfährt ſchon jeder bedeutende Fremde, der ſich von Seiten der Kunſt, der Wiſſenſchaft oder auch nur durch hervorſtechende Talente des Umganges auszeichnet. Er gehört während ſeines Hierſeyns der ganzen Stadt an, und lebt unter uns, wie unter den lieben Seinigen, ſobald über ſeinen Werth einmal entſchieden iſt. Es war daher nur eine neue Beſtätigung dieſer längſt gemachten Beobachtung, welche Referent während des Abends in dem neuerbauten Schauſpielhauſe wahrzunehmen Gelegenheit hatte, als die beliebte Mad. **Neumann** in Ifflands Hageſtolzen als Margarethe bey uns auftrat. Jedes Auge blickte auf ſie, als auf eine geborne Berlinerin, und ſchwerlich möchte ſie den Weg zu unſerm Herzen ſo ſicher haben treffen können, hätte ſie ſich ſelbſt nicht ganz einheimiſch unter uns geglaubt.

Der unvergeßliche Iffland hat das höchſt liebenswürdige Mädchen, das Mad. Neumann den Abend vorzuſtellen hatte, recht eigentlich für dieſe von der Natur nicht wenig begünſtigte Künſtlerin geſchaffen, und die Schöpfung iſt ihm ſo meiſterhaft gelungen, daß wir es ihm fürwahr nicht verargen würden, wenn er, wie weiland der Theokrit der Deutſchen, der gefühlvolle Geßner in die Geliebte ſeines erſten Schiffers, ſich nach der Vollendung ſelbſt ein wenig in ſie verliebt hätte. Ueberhaupt gehört das ganze Stück nicht blos zu den gelungenſten Ifflands, ſondern gleich ſehr zu den vorzüglichſten unſerer dramatiſchen Literatur im Allgemeinen. Der Plan, welcher bey den Hageſtolzen zum Grunde liegt, iſt eben ſo einfach, als nicht alltäglich; die Haupthandlung ſteht darin nicht einen Augenblick ſtill, der Zuſchauer kann alſo, wenn er anders ſeine Augen und Ohren dazu gebraucht, wozu ſie ihm der liebe Himmel gegeben hat, durchaus keine Langeweile empfinden; die Charaktere ſind eben ſo mannigfaltig, als in den reizendſten Kontraſten unter einander, und ſtets gut gehalten; die Situationen ſind, wenn auch nicht immer von überraſchender Neuheit, doch höchſt abwechſelnd ungeſucht herbeygeführt und im höchſten Grade rührend; die Sprache iſt überall natürlich und doch gewählt, herzergreifend und doch nie überladen, ganz im Ton des Umgangs und doch nie gemein. — Was alſo könnte die ächte Kritik (ein Paar zu ausführliche Deklamationen gegen Verbildung und Unnatur abgerechnet, die Iffland nie laſſen konnte) wider ein ſolches Stück wohl einzuwenden haben?

Referent hat auch, troz der überweiſen Bemerkung des Gegentheils, bey der lezten Aufführung der Iffland'ſchen Hageſtolzen wahrgenommen, daß dieſes intereſſante Schauſpiel von den Zuſchauern mit eben der Liebe geſehen und gehört wurde, mit welcher man es gab. Allerdings trug dazu dießmal das Spiel der Mad. Neumann ganz vorzüglich bey. Sie hat Alles, was zu einer ſolchen Rolle gehört, Jugend, Lebendigkeit, Zartheit des Gefühls und Schönheit der Geſtalt wie des Geſichts, ſonderlich des Auges. Wer beobachtete nicht mit inniger Freude ihr ſprechendes Auge? den ungekünſtelten Ausdruck ihrer himmliſchen Gutmüthigkeit, ihrer ſchamhaften Zärtlichkeit, ihrer zuvorkommenden, unverholenen und doch beſcheidenen Liebe? Schon wenn man ſie längſt nicht mehr ſieht, hört man noch immer den ſüßen Zauberton der frommen Rede, womit ſie dem unglücklichen aber wackern Reinhold eine gute Nacht wünſcht: „Und wenn ſie dich gekränkt, dich beleidigt, dir Unrecht gethan haben, dann helfe dir Gott, wie du uns geholfen haſt, guter, edler Mann!“

Sie ſprach dieſe Worte, der Zeit und den Umſtänden gemäß, mit gehaltener Stimme und ſo leiſe, daß ſie nur eben noch gehört werden konnten, machte aber nichts deſto weniger den tiefſten Eindruck damit auf jedes gefühlvolle Herz. Manche von unſern Schauſpielern, ſelbſt manche unter denen, welchen man es nicht ableugnen kann, daß ſie ihre Rollen wirklich ſtudiren, bilden ſich dennoch ganz fälſchlicher Weiſe ein, daß eine rührende Stelle nie anders den rechten Effekt machen könne, als bis man ihr mit einem kräftigen Fortissimo der Stimme zu Hülfe komme. Sie fordern oft bey leidenſchaftlichen Tiraden das Auditorium mit einer Stentorſtimme zum Klatſchen heraus. Ach, möchten ſie doch, da ſie es weiland von dem Meiſter in der Deklamation, von Iffland ſelbſt, nicht gelernt haben, es jezt von dieſer anſpruchloſen, milden und ſanften Frau lernen, daß man auch ohne mit ſeiner Stimme faſt wie ein Beſeſſener zu raſen, gleichwol die größten Wirkungen hervorzubringen vermag, wenn man innerlich nur ſelbſt gerührt iſt, und es etwa äußerlich nicht blos ſcheint. Auf den großen Haufen der Zuhörer iſt freylich der Lärm ganz leidlich berechnet; allein bey dem geſchmackvollen und gebildeten Zuſchauer iſt er in der Regel nur ſehr übel angebracht. Dieſer wird zum Lachen verſucht, wo er weinen ſoll, und nicht ſelten kalt wie Eis bleiben, wo man ihn gern gerührt ſehen möchte. Alles, was uns aus der Vorzeit von wirklich großen Schauſpielern, einem Garrick, einem Le Cain, einem Eckhoff gemeldet und geſchrieben wird, widerſpricht gerade zu dem wüthenden Toben, das heutiges Tages unſere Schauſpieler bey leidenſchaftlichen Tiraden zu erheben gewohnt ſind. Auch Iffland, den wir ſehr oft zu beobachten Gelegenheit hatten, ſchonte weislich ſeine Lunge, und wußte ſelbſt im höchſten Affekt mit der Stimme noch Haus zu halten. Nicht ſelten haben wir ihn, wenn er z. B. als Oberförſter in den Jägern dem nichtswürdigen Amtmann das nicht kleine Regiſter ſeiner begangenen Sünden vorlegte, von dem leiſeſten Piano anfangen, in dem etwas verſtärkten eine Zeitlang fortfahren, dann in ein mäßiges Forte übergehen, und nur die Paar lezten kräftigen Worte: „Und Sie wiſſen doch wohl, wie viele Bäume dazu erforderlich ſeyn möchten!“ in dem wirklichen Fortissimo deklamiren hören.

Es gibt überhaupt, ſo ſehr wir uns auch gegenwärtig der feinſten Bildung rühmen, auf und bey unſern Theatern noch ſehr viel Geſchmackloſes, wozu wir, nach unſerm geringen Dafürhalten, auch das lärmende Herausrufen der geehrten Schauſpieler und Schauſpielerinnen rechnen müſſen. Wer noch keinen recht anſchaulichen Begriff von den Corybanten der Alten hatte, kann ihn ſich recht füglich bey ſolchen Gelegenheiten erwerben. Man denke ſo viel hin und her, als man will; ſo wird es doch unmöglich ſeyn, ſich an Ehrenbezeugungen zu erinnern, die auf eine den feinen Wohlſtand mehr beleidigende Art erwieſen würden, als eben dieſe. Auch dießmal erhob ſich das furchtbarſte Geſchrey, aus dem kaum vernehmbar war, ob es mehr dem Hrn. Lemm gelten ſollte, der den Hofrath Reinhold, oder mehr der liebenswürdigen Neumann, die das reizendſte Gretchen geſpielt hatte.

Als nach langer Zögerung, die freylich bey einer ſolchen Einladung ſehr natürlich ſcheint, endlich beyde vor dem Vorhang erſchienen, ſagte das niedliche Gretchen ſtatt des Dankes zu ihrem Geliebten: „Siehſt du wohl, auch das hat die ſelige Mutter gemacht!“

Nun leugne mir einer noch, daß nach einem furchtbaren Gewitter der liebliche Regenbogen nicht die erfreulichſte Erſcheinung wäre!

Ernſt Woldemar.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 143.

Eile.

Logogriph.

Zwey weibliche Geſtalten zeigen
Sich in des Räthſels kurzem Wort;
Wirſt gern dich zu der erſten neigen,
Weilſt gern in ihrem ſtillen Port.
Doch fehlt dem Ganzen nur ein Zeichen,
Wird ſchaurig die Geſtalt erbleichen.
Sie bringt dann quälend bittern Schmerz,
Daß Herberes kaum kennt das Herz,
Und wer die erſte nicht geehrt,
Gar leicht der zweyten angehört.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Nro. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. Juni 1822.

Einſam ſitzeſt du auf deinem Throne
Wie die eiſerne Nothwendigkeit,
Und dein Name tönt durch jede Zone
Als die blut'ge Geißel ſeiner Zeit.

Belſazars Geſicht.

Der König thront; es ſitzen
Die Großen rings im Saal;
Wohl tauſend Lampen blitzen
Beym feſtlich hohen Mahl.
Aus tauſend heil'gen Bechern
Jehova's blinkt ihr Schein;
Es beut gottloſen Zechern
Jehova's Gold den Wein.

Im Saal, zu dieſer Stunde,
Erhebt ſich eine Hand
Am lichten Hintergrunde,
Und ſchreibet wie auf Sand.
Es regen ſich in Eile,
Die Finger an der Wand,
Und eine dunkle Zeile
Steht dort wie eingebrannt.

Der König ſiehts mit Bangen,
Dahin iſt alle Luſt;
Blutlos ſind ſeine Wangen,
Er ächzt aus hohler Bruſt:
„Verſammelt die Geſcheuten,
„Die Weiſeſten im Land,
„Dieß Graungeſicht zu deuten,
„Das unſre Luſt verbannt."

Hell ſehn Chaldäa's Seher,
Doch hier verſagt die Kraft;
Die Schrift bleibt dem Chaldäer
Verhüllt und räthſelhaft.
Geübt ſind Babels Greiſe
In tiefer Wiſſenſchaft;
Doch nun ſind ſie nicht weiſe,
Ihr Auge ſinkt erſchlafft.

Gefangen lebt am Orte
Ein Knab' aus fernem Land;
Er hört des Königs Worte,
Er ſieht der Schrift Verſtand.
Die Lampen glühn im Saale,
Die Schrift ſteht offenbar,
Spät deutet ers am Mahle,
Früh zeigt's der Morgen wahr.

Belſazars Lebenstage
Sind hingewelkt wie Laub,
Gewägt auf Gottes Wage
Liegt er, ein leichter Staub.
Entrückt dem goldnen Throne,
Liegt er im Grabgewand;
Der Perſer hat die Krone,
Der Meder hat das Land.

D.

Lebensſkizze Patrick Henrys, des virginiſchen Redners.

(Fortſetzung.)

Dieſe Rede entſchied den Charakter des Streites und gab ihm auf einmal ein kriegeriſches Anſehen. Alle Unterhandlung war jezt zu Ende, und die ganze Bevölkerung Virginiens erſchien in Waffen. Bald nach der Vertagung der Kammer der Bürger, ereignete ſich eine Gelegenheit, wobey er ſeine Vaterlandsliebe auch thätig an Tag legen konnte. Einem Plan zu Folge, nach welchem man im Fall eines Ausbruches wirklicher Feindſeligkeiten, die Amerikaner ſo viel wie möglich der Kriegsvorräthe entblößen wollte, landeten einige Truppen zu Williamsburgh, den Hauptort von Virginien und wie es hieß unter dem Befehl des Lord Dunmore, und nahmen zwanzig Fäſſer Schießpulver daraus hinweg. Dieß ward als ein öffentlicher Schimpf angeſehen, und bey einer Volksverſammlung, die deßwegen zu Newcaſtle ſtatt fand, entflammte Henry das Volk ſo ſehr, daß er ſich bald an der Spitze von 5000 Mann befand, mit dem Entſchluſſe, die Zurückgabe zu erhalten, oder das Vergeltungsrecht zu üben. Sein Plan war auf einmal gefaſſt; er marſchirte gerade auf Williamsburgh, dem Sitze der Regierung los, auf welchem Marſche ſein Haufe ſich immer mehr vergrößerte. Vor ſeiner Ankunft aber ſchon willigte der Gouverneur in alle ſeine Forderungen, und der Obereinnehmer gab ihm einen Schein für den ganzen Betrag des hinweggeführten Pulvers. So, nachdem er den erſten Anſtoß zur Revolution in Virginien gegeben hatte, war er auch der erſte, welcher eine militäriſche Expedition anführte. Er erhielt nachher eine Befehlshaberſtelle in der Revolutions-Armee, wobey er ſich aber nicht ausgezeichnet zu haben ſcheint. Daß er aber ſeinen Charakter behauptet, geht daraus hervor, daß die Heeresabtheilung, die er befehligte, bey ſeinem Abſchied, den er wegen einer nach ſeiner Meinung ihm widerfahrenen Beleidigung, nahm, Trauer anlegte. Der Staat von Virginien erwählte ihn auch drey Mal zu ſeinem Gouverneur, und es würde zum vierten Mal geſchehen ſeyn, wenn er es nicht als verfaſſungswidrig entſchloſſen abgelehnt hätte.

Um dieſes Opfer recht zu würdigen, müſſen wir nicht vergeſſen, daß er immer noch arm war und eine große Familie hatte, und daß die Beſoldung, der er auf dieſe Weiſe entſagte, ſich ohne die Nebengefälle, auf tauſend Pf. Sterling belief.

Man kann annehmen, daß die Gefangennehmung des Lord Cornwallis zu Klein-York, im Jahr 1781 die amerikaniſche Revolution zum Schluß brachte, und den Vereinigten Staaten, nach Henry's Prophezeyung, „eine Stelle unter den Völkern der Erde gab.“ Der Friede kam, aber das ſchwere Werk der Wiedergeburt der Nation muſſte jezt vorgenommen werden; und hier zeigte ſich Henry eben ſo thätig und glänzend als zuvor. Den Augenblick, wo der Sieg errungen war, ſchienen ſeine Feindſeligkeiten aufgehört zu haben — er war der erſte, welcher dem Feind, den er überwunden hatte, die Hand zum Frieden und zur Ausſöhnung darreichte, und ſich hoch über Haß und Rache erhebend, war er nur darauf bedacht, die Uebel zu lindern, die er nicht abzuwenden vermochte. Als eine Probe hievon, geben wir die Rede, welche er bey dem Vorſchlag, den brittiſchen Emigranten die Rückkehr zu geſtatten, hielt. Sie vereinigt den Geiſt eines Chriſten mit der Weisheit eines Staatsmannes und iſt in Hinſicht auf Beredſamkeit eine der beſten. Die Maßregel war äußerſt verhaſſt — ein brittiſcher Emigrant — das bloße Wort erregte beynahe Abſcheu, und Henry ſezte ſich lauten Verweiſen aus, als er zu ihren Gunſten ſeinen Vorſchlag machte. Der Richter Tyler, der Sprecher der Verſammlung widerſezte ſich ihm am heftigſten, und fragte im Ausſchuß des Hauſes: „Wie Er vor Allen daran denken könne, einen Feind in ſeine Familie einzuladen, von deſſen Beſchimpfungen und Mißhandlungen er ſo viel erlitten.“ Da antwortete er ſchnell mit der folgenden herrlichen Rede.

„Ich bekenne freylich, Sir, daß ich mich über viele perſönliche Beleidigungen zu beſchweren habe; wenn ich aber in dieſen Saal der Geſetzgebung trete, ſo ſuche ich, ſo weit als die menſchliche Schwäche es geſtattet, alle perſönliche Gefühle hinter mir zu laſſen. Dieß iſt eine Nationalſache und, wenn Sie anders weiſe ſind, werden Sie bey der Entſcheidung derſelben nichts als das Intereſſe der Nation betrachten. Auf dem Altar meines Vaterlandesheils bin ich bereit jeden Privathaß und Beleidigung niederzulegen, und ich bin überzeugt, daß ich mir ſehr thöricht ſchmeicheln würde, wenn ich mir einbildete, ich ſey der einzige in dieſem Hauſe, der im Stande wäre, ein ſolches Opfer zu bringen. Wir haben, Sir, ein großes Land, ohne Bevölkerung. Was kann politiſcher ſeyn als ein ſolches Land zu bevölkern? Menſchen bilden die Stärke und machen den Reichthum einer Nation aus. Ich möchte gern unſere ausgedehnten Wälder etwas früher angefüllt ſehen, als im gewöhnlichen Laufe der Natur geſchehen könnte. Ich wünſche die Staaten ſchnell zu dem Range unter den Nationen emporſteigen zu ſehen, zu welchem ſie ihre natürliche Lage berechtigt. Werfen Sie Ihre Augen, Sir, über dieſes große Land — bemerken Sie die Geſundheit Ihres Klimas, — die Verſchiedenartigkeit und Fruchtbarkeit Ihres Bodens, und ſehen Sie dieſen Boden in allen Richtungen von mächtigen, ſchiffbaren Flüſſen durchſchnitten, nach Oſten und Weſten fließend, als zeichnete der Finger Gottes den Lauf Ihrer Niederlaſſungen vor, lade Sie zu Unternehmungen ein und zeige Ihnen den Weg zu Reichthümern. Sir, Sie ſind beſtimmt zu einer oder der andern Zeit ein großes, ackerbauendes und Handels-Volk zu werden; die einzige Frage iſt, ob Sie dieſen Punkt auf langſamen Abſtufungen und in irgend einer fernen Periode, und durch eine lange und kränkliche Minderjährigkeit hinſchmachtend erreichen — und unterdeſſen den Machinationen, Beleidigungen und Bedrückungen auswärtiger und innerer Feinde, ohne die Stärke ſie zu züchtigen und ihnen Trotz zu bieten, ausgeſezt ſeyn wollen, oder ob Sie lieber, ſo zu ſagen, auf einmal zu dem vollen Genuß jenes hohen Geſchickes hinrennen und im Stande ſeyn wollen, allein mit dem ſtolzeſten Unterdrücker der alten Welt zu kämpfen. Ziehen Sie den leztern Weg vor — wie ich nicht bezweifle ſo ermuntern Sie die Einwanderung, ermuntern Sie den Bauern, den Handwerker, den Kaufmann der alten Welt hierher zu kommen und ſich in dieſem Lande der Verheißung niederzulaſſen, machen Sie es zur Heimath des Geſchickten, des Fleißigen, des Reichen und Glücklichen ſowol, als zum Zufluchtsort des Bedrängten — füllen Sie das Maas Ihrer Volksmenge voll, ſo bald Sie können durch die Mittel, die Gott Ihnen in die Hand gegeben — und ich wage es vorher zu ſagen, daß es der jezt Lebenden gibt, die dieſes Land unter den mächtigſten der Erde erblicken werden — im Stande, Sir, ſich ſelbſt zu ſchützen, ohne zu jener allzeit ſo gefährlichen, obgleich zuweilen unvermeidlichen Politik ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen, fremden Beyſtand anzurufen. Ja, Sir, Sie werden es groß ſehen, in Künſten und in den Waffen, wenn ſeine goldenen Ernten über unermeßliche Felder wogen — ſein Handel bis zu den entfernteſten Meeren dringen, und ſeine Kanonen die eitle Pralerey derjenigen zum Schweigen bringen werden, die ſich jezt die Herrſchaft der Wellen anmaßen. Aber, Sir, dazu bedarf es Menſchen. Jene dichten Wälder von ſchätzbarem Holze, unter welchem Ihr Land ſeufzet, müſſen ausgerodet — jene ungeheuern Reichthümer, die die Oberfläche Ihres Bodens bedecken, ſowol als diejenigen, welche in ſeinen Eingeweiden verborgen liegen, können nur durch die Geſchicklichkeit und den Fleiß der Menſchen entwickelt und eingeſammelt werden — Ihr Bauholz muß in Schiffe verarbeitet werden, um die Erzeugniße des Bodens zu verſenden. Sie müſſen Handelsleute und Handelskapitalien haben, um Ihre Produkte zu verkaufen und die beſten Märkte im Auslande dafür zu ſuchen. Ihr großer Mangel iſt der Mangel an Menſchen, und dieſe müſſen und werden Sie bald haben, wenn Sie weiſe ſind. Fragen Sie, wie Sie ſie bekommen ſollen? Oeffnen Sie Ihre Thore und ſie werden hereinkommen — die Bevölkerung der alten Welt iſt zum Ueberfließen voll — und dieſe Bevölkerung erliegt unter dem Drucke der Regierungen, unter welchen ſie leben. Sir, ſie ſtehen ſchon auf den Fußſpitzen an ihren vaterländiſchen Küſten und ſehen mit verlangenden und ſehnſuchtsvollen Blicken nach Ihren Ufern — ſie ſehen hier, geſegnet mit natürlichen und politiſchen Vortheilen, welchen keine in irgend einem Lande auf Erden gleich kommen — ein Land, auf das eine gütige Vorſehung ihr Füllhorn ausgegoſſen — ein Land, über das jezt der Friede ſeine weiſen Schwingen ausgebreitet, und wo Zufriedenheit und Ueberfluß ſich vor jedweder Thüre lagern! — Sir, ſie ſehen etwas noch anziehenderes als alles dieſes — ſie ſehen ein Land, worin die Freyheit ihre Wohnung aufgeſchlagen — jene Freyheit, die ſie als eine fabelhafte Göttin nur in der Einbildungskraft der Dichter lebend anzuſehen gewohnt waren — hier ſehen ſie ſie eine wirkliche Gottheit, deren Altäre ſich von jedweder Hand in allen dieſen glücklichen Staaten erheben — deren Ruhm drey Millionen Zungen feyern — und von deren ſegenreichen Einfluß das ganze Land lachet. — Laßt ſie nur ihre ſchöne Hand den Völkern der alten Welt entgegenſtrecken, ſaget ihnen, ſie ſollen kommen und heißt ſie willkommen und ihr werdet ſie von Norden, von Süden, von Oſten und Weſten herbeyſtrömen ſehen; Ihre Wildniß wird geſäubert werden, Ihre Wüſten werden lächeln; Ihre Reihen werden ſich füllen und Sie werden bald im Stande ſeyn, der Macht eines jeden Widerſachers Troz zu bieten. Vieles wendet man gegen jeden Zuwachs aus Großbritannien und beſonders gegen die Rückkehr der brittiſchen Ausgewanderten ein. Sir, ich fühle die Stärke ſolcher Einwendungen nicht. Das Verhältniß, in dem wir gegen dieſe irre geleiteten Menſchen und ihr Volk ſtanden, ſind nicht mehr dieſelben. Ihr König hat unſere Unabhängigkeit anerkannt — der Streit iſt vorüber — der Friede iſt wiedergekehrt und hat uns ein freyes Volk gefunden. Laßt uns denn die Großmuth haben, allen Widerwillen auf die Seite zu legen und ſehen wir die Sache in einem politiſchen Geſichtspunkte an; jenes iſt ein unternehmendes und geldreiches Volk — es kann uns durch die Abnahme des Ueberfluſſes unſerer Erzeugniſſe nützlich werden, und uns während des unmündigen Zuſtandes unſerer Fabriken mit den nothwendigen Bedürfnißen verſehen. Ich hege kein Vorurtheil gegen daſſelbe — ich fürchte es nicht — was, ſollen wir, nachdem wir den brittiſchen Löwen zu unſern Füßen niederſtreckten, vor ſeinen Jungen Furcht zeigen! Entſagen Sie einer ſolchen ungegründeten Furcht, und ſolchen ſchmachvollen Vorurtheilen — löſen Sie die Feſſeln des Handels — laſſen Sie ihn frey ſeyn wie die Luft, verlaſſen Sie ſich darauf, er wird die ganze Schöpfung durchfliegen und auf den Flügeln der vier Himmelswinde zurückkehren, um dieſes Land mit Reichthümern zu überſchütten.“

Es iſt unmöglich, die Weisheit dieſer Gedanken zu verkennen. Henry's Vorſchlag ging durch, und jedes folgende Jahr beweiſt, daß ſeine Erwartungen wohl gegründet waren. Amerika entdeckte bald die Politik ſeiner Pläne, und mit jeder Fluth hat ſeitdem die Einwanderung fortwährend Wohlſtand und Verbeſſerung über deſſen Staaten verbreitet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kartoffel-Wucher in Irland.

Im Lauf des Mai's kam ein Schiff mit 43 Tonnen Laſt von Jerſey in Dublin an. Der Eigenthümer hatte dort 20 Schillinge für die Tonne gegeben (2000 Pfd. Gewicht). Gleich nach ſeiner Ankunft kam ein Spekulant an Bord und kaufte die Ladung zu 45 Schilling die Tonne. Auf ſeinem Weg von Spithead zum Point fand der Käufer einen andern Spekulanten, der ihm 50 Schilling für die Tonne gab; wenige Stunden darauf handelte ſie ein dritter Käufer zu 80 Schilling die Tonne ein. Werden die

Kartoffeln nun im Kleinen nach dem jetzigen Marktpreis verkauft, wie wohl nicht zu zweifeln iſt, ſo kommt die Tonne, welche 10 Schilling koſtete, wahrſcheinlich auf 7 Pfd. 6 Sch. 8 Den. Sieben Schiffslaſten von Kartoffeln, die ſeitdem in Dublin ankamen, haben den Preis etwas vermindert, allein der Noth nicht geſteuert, denn der Arme kann weder die theuren noch die wohlfeilen kaufen — er hungert. — Wirklich nennt eine Bittſchrift von einer Anzahl namhafter Männer in Dublin die Namen von drey Leuten, die im Lauf des Monats Hungers ſtarben. Den 23. Mai ward in London zum Beſten der Hungernden ein Ball von 500 Perſonen gegeben, der 300 Pfd. eintrug. Mit welchem Gefühl tanzen denn dieſe Menſchen, wenn der Verſchmachtete auf ihren lezten Hopſaſa wartet, um ein Stück Brod zu erhalten, das ihn vom Tod rette, und mit welchem Grad der Verachtung wird einſt ein menſchlicheres Zeitalter das unſere brandmarken, das ſeine Barmherzigkeit mit Entrechats begleitet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Mai.

Die Verhandlungen der mathematiſch-militäriſchen Geſellſchaft in Zürich, vom März 1821 bis dahin 1822, deren Einzelnheiten theils ohne allzuumſtändliche Erörterung keine Theilnahme wecken können, theils dem Morgenblatte fremdartig ſind, verdienen dennoch durch ihre Gemeinnützigkeit ein großes Publikum, dem wir ſie eifrig empfehlen.

Die naturforſchende Geſellſchaft zu Zürich hat am 6. Mai, in der Eröffnungsſitzung ihres Normaljahrs, den Bericht der Jahresverrichtungen von dem Aktuar, Hrn. Dr. Schinz, gefertigt, angehört. Einen Auszug davon zu geben wäre unmöglich, und ein Verzeichniß der gehaltenen Vorträge bliebe ohne Intereſſe. Darum gedenken wir aus vielen nur etlicher. Der Staatsrath Eſcher hat von ſeinen lezjährigen alpiniſchen Ausflügen Bericht erſtattet. Es iſt kein Zeitgenoſſe, der ſo lange wie er, ſo ununterbrochen und überall hin die Schweizeralpen beſucht hat; auch hat von den Vorgängern kaum einer mit ſo viel Einſicht, Kenntniß, ächtem Beobachtungsgeiſt und wiſſenſchaftlichem Eifer die Alpenwelt erforſcht. Die kaiſerliche Akademie der Naturforſcher, welche ihn jüngſthin zum Mitgliede gewählt hat, gab ihm den Geſellſchaftsnamen Sauſſure II.; wenn Hr. Eſcher dem erſten Sauſſure in einigen Beziehungen zur Seite, in andern vor ſteht: ſo bleibt er, leider! hinter demſelben zurück durch den gänzlichen Mangel ſchriftſtelleriſchen Ehrgeizes, der ihn, bey viel anderweitigen Geſchäften, von Bekanntmachung der reichen Schätze ſeiner Beobachtungen zurückhält, und dadurch zu einer wiſſenſchaftlichen Calamität wird. Dießmal waren es verſchiedene wenig beſuchte und mangelhaft gekannte Glarner'ſche und Bündtner'ſche Bergthäler, welche der treffliche Geologe für ſeine Forſchungen gewählt hatte. Der Dr. Schinz wies mehrere in der Umgegend von Zürich gefundene Foſſil-Knochen vor. Es ſind ſchön erhaltene Zähne die Cuvier's Mastodon angustidens angehören, aus den Steinkohlengruben von Käpfnach (am Zürchersee); andere Zähne aus dem Steinkohlenlager bey Elgg (im Bezirk Winterthur), die erſten, welche hier ſind gefunden worden, und die ganz unbezweifelt dem Thiere angehören, welches Cuvier Palæotherium medium nennt; ferner das Geweihe und Knochengerippe von einem Hirſch, der dem Edelhirſch ſehr nahe ſtehend, doch von ihm verſchieden geweſen zu ſeyn ſcheint, und in einem Torfmoor bey Rüti ausgegraben worden iſt. Die Geweihe unterſcheiden ſich von denen des Edelhirſches weſentlich durch Umfang und Form; ſie ſind bedeutend größer als jene, haben keine Kronen, ſondern blos ein Paar Zinken am Ende, welche etwas platt gedrückt ſind. Ob dieſe Hörner einer noch lebenden oder zu Grunde gegangenen Hirſchart angehören, darüber mangeln nähere Vergleichungen. Der Hofrath Horner trug die Lehre von den Waſſerhoſen und Erdtromben vor. Die Geſetze dieſer Meteore ſind nach ihm etwa folgende: 1. Waſſerhoſen entſtehen meiſt blos in der Nähe des Landes, wo unbeſtändige Winde und Temperaturen herrſchen; 2. ſie ſind immer mit heftigen Gewittern und mit elektriſchen Erſcheinungen begleitet, aber nie erſcheinen ſie bey ausgedehnten Gewittern; 3. ſie ſind nie die Wirkung eines allgemeinen Windes und um ſie her herrſcht meiſt Windſtille; 4. ſie führen alle von ihnen ergriffenen Gegenſtände wirbelnd in die Höhe; 5. ſie entſtehen bald von oben aus den Wolken, bald von unten aus dem Waſſer; 6. ihre Maſſe beſteht nicht aus dichtem Waſſer, ſondern blos aus Waſſerdunſt; 7. ihre Größe iſt verſchieden, von 1 bis 100 Fuß im Durchmeſſer, von 30 bis 1500 Fuß Höhe; 8. die Landtromben haben einerley Urſprung mit den Waſſerhoſen, ſie ſind aber viel heftiger wirkend und zerſtörender, weil durch das Entgegenkommen des Waſſers das Gleichgewicht der Elektricität erhalten oder hergeſtellt und dadurch die Wirkung geſchwächt wird. Der Staatsrath Uſteri beſchrieb die Epidemie zu Cadiz vom Jahr 1819 aus dem ſanitäts-polizeylichen Standpunkte u. ſ. w.

Rom, den 5. Juni.

Die Theater halten ſich in erträglicher Mittelmäßigkeit, und es muß ſich nun bald zeigen, ob der Generalpächter der italieniſchen Theater, Barbaja, auch die hieſigen Bühnen erhalten wird. Im Fall daß dieſes nicht geſchieht, fürchte ich, daß ſein Einfluß nachtheilig für künftigen Winter auf unſere Beluſtigungen wirken wird. Das Ballonſpiel hat wieder begonnen, und man kann ſich, beſonders an Feſttagen, der naiven Theilnahme des römiſchen Volkes erfreuen.

Am Pfingſtfeſte ertheilte der Papſt den Segen außerordentlicher Weiſe vom Balkon des Quirinalpalaſtes herab. Der Anblick der verſammelten Volksmenge war wegen der Unebenheit des Bodens ſehr maleriſch, und die Koloſſe überragten herrlich den bewegten Ameiſenhaufen.

Die Reiſenden haben uns beynahe alle verlaſſen, und wirklich iſt die Hitze ſo drückend, daß ſelbſt die Römer beynahe darunter erliegen.

Die meiſten Glieder der Familie Bonaparte ſind für den Augenblick abweſend. Der Graf St. Leu iſt für den Sommer nach Florenz, die Prinzeſſin Borgheſe nach Viareggio, der Fürſt von Canino nach Brüſſel gegangen. Man ſagt, ſein Sohn werde in Zukunft mit ſeiner Gattin, der Tochter Joſeph Bonapartes, ſich hier niederlaſſen und den Palaſt Nunnez bewohnen, den der Prinz Lucian hat einrichten laſſen.

Die Räuber laſſen gegenwärtig nichts von ſich hören, außer einem, deſſen Kopf von ſeinen Genoſſen nach Terracina gebracht worden iſt.

Die Herzogin von Devonſhire iſt hieher zurückgekehrt, die Grafen Butturlin und Demidoff ſind nach Florenz abgereiſt. Gegenwärtig beſitzen wir die Infantin von Lucca auf ihrer Durchreiſe hier. M.

Beylage: Kunſtblatt Nro. 50.

Digitized by Google

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 25. Juni 1822.

Kinder bedürfen einer Liebe, die keinen Lohn fordert — und das vermag Mutterliebe allein. Mutterliebe gleicht der Mühe eines Mannes, der eine Eiche pflanzt: er wird ihren Schatten nie genießen; aber ſie wird aufwachſen und Gottes Erde verſchönern.

Der Kindertauſch in der deutſchen und franzöſiſchen Schweiz. *)

Es iſt eine alte, neuerlich vielmehr zu- denn abnehmende Sitte in mehreren deutſchen Kantonen der Schweiz, daß Eltern ihre Kinder der ihnen bekannten Familie eines andern Schweizerkantons vertrauen, wo Franzöſiſch geſprochen wird, und dagegen die Kinder einer ſolchen Familie, welcher eben ſo viel daran liegt, daß die ihrigen Deutſch ſprechen lernen, als *Tauſch* aufnehmen. Durch dieſe Einrichtung, welche Bedürfniß und Sparſamkeit herbeygeführt haben, wird vielen Unkoſten und manchen Nachtheilen ausgewichen, die mit dem Verſenden in franzöſiſche Penſions-Anſtalten verbunden ſind. Denn die Vortheile des *Familienlebens*, das dem zarten Kinde weit beſſer als das Leben in ſtark beſezten Penſionen zuſagt, ſind in Hinſicht auf Vorbildung zum bürgerlichen Berufe und zur geſchickten Führung des Haushaltes ſehr groß; ſie können ſelbſt durch die ſorgfältigſte Aufſicht der Penſions-Vorſteher und durch die dort ſich anbietende beſſere Gelegenheit zur Erwerbung nützlicher Kenntniſſe und Fertigkeiten niemals erſezt werden.

Dieſer Austauſch iſt alſo nicht nur inſofern den Eltern deutſch ſprechender Kinder vortheilhaft, als er ihnen beträchtlichen Aufwand erſpart; er gewährt den Kindern auch das nicht in ſeinem vollen Werthe anerkannte Glück des Aufenthalts in einer achtbaren *Familie*, und macht es denſelben möglich ſolche Hausgeſchäfte fortzuſetzen und noch zu erlernen, die in keinem andern Kreiſe erlernt werden können. Auch iſt die Beſorgniß geringer wegen der Austilgung jenes *Sinnes für Häuslichkeit*, deſſen allmähliges Verſchwinden zu den unerfreulichen Erſcheinungen unſrer Zeit gehört. Ein andrer Gewinn dieſes Austauſches iſt der *allgemeine* Vortheil, den das Verſetzen der Kinder aus dem gewöhnlichen Kreiſe in eine fremde Gegend und unter andere Menſchen gewährt. Sind ſchon kleine Reiſen für Knaben wie für Töchter ein ſchätzbares Bildungsmittel, da ſie an manche Entbehrungen ſich gewöhnen, manches, wie man zu ſagen pflegt, mit andern Augen anſehen lernen und zur Einſicht gelangen, daß vieles nicht nur anders iſt als in ihrem Hauſe und an ihrem Orte, ſondern auch anders ſeyn darf; erweitern ſchon ſolche kleine Reiſen den Geſichtskreis und bereiten vor zu unbefangenem Urtheil über viele Lebensverhältniſſe: wie viel mehr ein langer Aufenthalt unter Fremden, das Bekanntwerden mit *anderer* Lebensweiſe. Zwar iſt die gute *Lebensart*, auf die man ſo hohen Werth ſezt, nicht immer die *beſſere Lebensweiſe*; denn die Außenſeite des Menſchen iſt nicht der Menſch ſelbſt, und das Abſchleifen nimmt den Kern weg. Aber im Kreiſe einer achtbaren wälſchen Familie, welcher nach reifer Ueberlegung ein Kind anvertraut wird, hat ſchon mancher deutſche Schweizer nicht nur die ihm für ſein beſſeres Fortkommen unentbehrliche fremde Sprache, ſondern auch vieles andere gelernt, was der Wohn-

---

*) Nach einer jüngſt erſchienenen Gymnaſialſchrift des Rektors und Profeſſors *R. Hanhart* in *Baſel*.

ort nicht geben konnte. Mancher geſteht, dort viele Vorurtheile, beſonders aber eine ihm und Andern läſtige Befangenheit und Unbehülflichkeit abgelegt zu haben. Andern war es, wie ſie ſagen, ſehr heilſam, daß ſie dort einſehen lernten, wie der genügſame und thätige Menſch auch mit Wenigem, oft ſehr Wenigem glücklich und ſehr vergnügt leben kann. Wie Viele begleitet die Erinnerung an die dort genoſſenen geſellſchaftlichen Freuden, an kleine Reiſen längs der lieblichen Geſtade des Neuenburger- und Genfer-Sees, die ſie ſonſt nie hätten machen können, erquickend durch das ſpätere Leben. Selbſt den Eltern und Geſchwiſtern wird die Begleitung der Ihrigen und das Abholen in die Heimat ein ſchönes Familienfeſt. Noch verdienen Erwähnung, der wohlthätige Einfluß ſolcher Entfernung, inſofern ſie die Vorzüge der Heimat erkennen und dankbar ſchätzen lehrt; die angenehmen und nützlichen Verbindungen, die zwiſchen wälſchen und deutſchen Schweizern geſchloſſen werden, und die Veranlaſſung zu Anknüpfung freundſchaftlicher Verhältniſſe zwiſchen Einwohnern derſelben Stadt, die im fremden Lande ſich begegnend freundſchaftlicher einander die Bruderhand reichen. Inzwiſchen muß ein ſolcher Tauſchverkehr, wofern ſeine guten Zwecke erreicht werden ſollen, mit Umſicht und Sorgfalt behandelt, und es müſſen dabey zwey Umſtände hauptſächlich beachtet werden:

Zuerſt das Alter der Kinder. Die Eltern der deutſchen Knaben ſenden dieſelben in die franzöſiſche Schweiz, damit ſie durch den Umgang mit franzöſiſch Sprechenden, die ihnen wünſchbare Fertigkeit im mündlichen und wo möglich auch im ſchriftlichen Ausdruck erhalten, oder die ſchon erlangte vervollkommnen. Dieſe Abſicht wird um ſo viel ſchneller und ſicherer erreicht, je beſſer vorbereitet der Knabe hinkommt, und wenn er die fremde Sprache zuvor grammatikaliſch erlernt hat. Schon viele, die eine Reihe von Jahren hindurch in Frankreich ſelbſt unter Gebildeten ſich aufhielten, haben unumwunden erklärt, wie ſchwer es ihnen jezt falle, einen Aufſatz in franzöſiſcher Sprache abzufaſſen, und haben es bedauert, daß ihnen früher die Gelegenheit zu gründlicher grammatikaliſcher Vorbildung gefehlt. Selbſt die Fertigkeit im mündlichen Ausdruck, die ſolche weder franzöſiſch noch deutſch richtig ſprechende und ſchreibende Kinder als Frucht ihres Aufenthalts in Wälſchland nach Hauſe zurückbringen, geht nur zu bald wieder verloren, und ſpäte Reue kann die Uebereilung nie wieder gut machen.

Dazu kommt und verdient nicht weniger der Eltern ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit, daß der Knabe, welchem der Aufenthalt in der Fremde die obberührten Vortheile bringen ſoll, bereits einen gewiſſen Grad von Beſonnenheit und Charakterfeſtigkeit beſitzen muß. Man hat mit großer Unbill ſchon oft den Univerſitäten alle Schuld der moraliſchen Verdorbenheit vieler Jünglinge beygemeſſen, da doch nur diejenigen der Vorwurf traf, welche, taub gegen die ernſten Warnungen wohlmeinender Lehrer, unreife Knaben, die unmöglich ſich ſelbſt regieren konnten, dahin geſandt. Daſſelbe gilt von den Vorwürfen, die man dem Wälſchland oder wohl gar der guten Stadt Paris gemacht: als ob da verhältnißmäßig weniger ſittlich-gute Menſchen lebten denn anderswo, oder als ob die Gefahren der Einſamkeit nicht eben ſo groß wären, als die Gefahren der Geſellſchaft. Jene Vorwürfe laſten auf der unvorſichtigen Eile, mit welcher die Verſetzung unter Fremde betrieben wird. Treu beſorgte Eltern laſſen ſich weder durch die unverſehens ſich darbietende Gelegenheit zu einem Tauſch, noch durch die blos ſcheinbare Vortheile gewährende, ſehr trügeriſche Hoffnung auf frühere Verſorgung ihrer Kinder verleiten, den angemeſſenen Lehrkurs ihren Knaben ohne Noth zu verkürzen oder in der Mitte abzubrechen. Den in jeder Hinſicht erſtarkten Schülern dürfen dann hingegen beſorgte Eltern bey der Verſetzung ins Wälſchland deſto ruhiger nachſehen, je mehr ſich bey ihnen jener religiöſe und wiſſenſchaftliche Sinn ausgebildet, der dem Menſchen in jeder Lage des Lebens gegen alle Arten der Verführung die ſicherſte Schutzwehr gewährt.

Der zweyte zu beachtende Umſtand iſt der Ort. Oft werden, unter einladend erſcheinenden Verhältniſſen, ſelbſt aus kleinern Dörfern des Münſterthals oder angrenzender Thäler ſolche Tauſche angeboten. Nähere Erkundigungen ſind dabey unerläßliche Vorſicht. Denn ſollten, wie ſchon öfters geſchehen iſt, dieſe lehren, daß der Tauſch wegen Mangel an Aufſicht und an Bildungsmitteln jeder Art dem Ankömmling nicht die geringſten Vortheile darböte, ja ſelbſt nicht einmal Gelegenheit, die franzöſiſche Sprache zu lernen (denn das Patois verhält ſich zum Franzöſiſchen wie das Schweizerdeutſche zum Hochdeutſchen), ſo würde das Herz der Eltern ſich gegen eine ſolche Verſetzung empören. Aus vielen Gründen iſt dieſe auch wohl allzeit in irgend ein franzöſiſches Dorf abzurathen. Die großen Flecken, die kleinern und größern Städte der franzöſiſchen Schweiz, Neuenburg beſonders, wo ſich noch nicht durch den Aufenthalt vornehmer Fremder eine Art von Hofſitten eingeſchlichen hat, bieten dem deutſchen Knaben ganz andere Hülfsmittel zu ſeiner Fortbildung und beſſere Geſellſchaft. Dort lernt er zugleich Menſchen von ſehr verſchiedenen Berufs- und Erwerbsarten kennen; und wer weiß nicht, wie entſcheidend für Viele, in Hinſicht auf die Wahl des eigenen Berufes, wie einflußreich auf das ganze übrige Leben dieſe in den Jugendjahren gemachte Bekanntſchaft geworden. So wichtig iſt alſo der Ort der Verſetzung.

Digitized by Google

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

(Fortſetzung.)

5.

Neid, hungriger Rabe! .. Doch ſtill. Wer nicht hat Shakeſpeare's Aug', oder Buonarottis Farben, oder Mozarts Töne — der kann den Neid nicht ſchildern. Ich hätte weinen mögen vor Schmerz und Zorn, als ich es las. Da liegt im Königreiche Sachſen ein Städtchen, Schirgiswalde genannt, und glückliche Menſchen leben darin. Väter, Mütter, Kinder, Brüder und Schweſtern ſcheinen ſie alle zu ſeyn, denn ſo ſtark wie ein verwandtſchaftliches, hält ſie das Band der Liebe und Freundſchaft umſchlungen. Dort theilt der Reiche mit dem Armen, Mangel hilft dem Mangel, Ueberfluß wird gegen Ueberfluß getauſcht. Auch der fremde Bettler verläßt freundlich begabt das Städtchen, denn kein hartes Geſetz verbietet hungrig und menſchlich zu ſeyn. Die Treue, kein Notar, unterzeichnet die Verträge. Streit um Recht und Beſitz, Betrug, Uebervortheilung, Verweigerung des Schuldigen, das Alles iſt ihnen unbekannt. Nur der Tod, nicht der rauhe Spruch des Richters ſcheidet Gatten. An Feſttagen, wenn Tanz und Wein das Blut der jungen Leute erhitzen, geſchieht es nie, daß die Luſt in Zank und blutigen Streit ausarte. .... Ich weiß es nicht, ob die Bewohner von Schirgiswalde ſo glücklich leben, ich hörte es nicht erzählen, aber wie kann es anders ſeyn? Wäre nicht Frieden unter ihnen, konnten ſie, Haß, Zank, Betrug, Rechtsſtreit, blutige Händel, würden ſie der Häſcher, Gefängniſſe, Richter und Amtleute nicht entbehren können. Aber ſie haben das alle nicht, ſie leben ſchon dreyzehn Jahre, ohne Obrigkeit. Ja, ſo iſt es! Im Jahre 1809 kam das Städtchen Schirgiswalde, durch den Wiener Frieden von der böhmiſchen Krone, an das Königreich Sachſen, und die ſächſiſche Regierung vergaß, es in Beſitz zu nehmen. Doch vergaß ſie es wohl nicht, ſie wollte vielleicht den verwöhnten Menſchen zeigen, daß das Herz auch ein Geſetz, daß Liebe ſo ſtark ſey wie ein Schwert, und Treue ſo richtig als die Wage der Gerechtigkeit. Wenn der Herr des Landes zur Freyheit von Schirgiswalde ſchwieg, wer hatte ſonſt noch das Recht dagegen zu ſeyn? Wer dürfte jene Menſchen in ihrem Glücke ſtören? Aber da tritt ein Ungenannter im Allgemeinen Anzeiger, tückiſch und giftig auf, der ſpricht ein Langes davon, „daß dieſer Ort weit und breit der einzige iſt, der keine Landesobrigkeit hat und keine Landesabgaben zahlt ...“ daß dieſes auf die Umgegend nachtheilig wirke, und beſonders die liebe Polizey gar ſehr dadurch beſchränkt werde. Er endigt ſeine Verrätherey mit den Worten: „es würde gewiß vielen angenehm ſeyn, von Sachkundigen durch dieſe Blätter zu erfahren, was es mit dem politiſchen Verhältniſſe des Städtchens Schirgiswalde eigentlich für eine Bewandtniß habe?“ — — Frauen ſollen nicht haſſen, aber dieſen böſen Mann haßt nur. Kein Blick, kein Lächeln, kein freundliches Wort, werde ihm zugewendet. Nicht zum Altare, nicht zum Tanze reiche ihm Eine ihre Hand. Verſchmäht und vergeſſen werden, das ſey ſein Loos, bis er einſt erkrankt und hülflos wird. Dann wartet ihm ſchweſterlich, damit er beydes erfahre: wie wehe Liebloſigkeit und wie wohl die Liebe thue.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Frieden.

Der Strom der großen Welt umfließt
Den Blüthenſtrand des Friedens nicht;
Aus üpp'ger Sinnenluſt entſprießt
Wohl nie der Ruhe Himmelslicht.

Der Freund nimmt euch des Todes Hand,
Ach, treulos flieht der Liebe Glück,
Und was euch an das Leben band,
Verlangt das Leben ſelbſt zurück.

So ſteht ihr an dem Grabesſtein,
Und blicket auf zur Sternenwelt:
Auch dort verglüht der goldne Schein, —
Dann graut der Tag, der Schleyer fällt.

Guido.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Fortſetzung.)

Warum man aber eine ſo große Menge von Porträten aller Größe und aller Gattung in die Kunſtausſtellung mit aufgenommen habe, iſt nicht leicht einzuſehen; was ſoll doch durch das Ausſtellen aller dieſer trivialen Geſichter bewirkt werden, wovon manche ſehr ſchlecht gemalt ſind, und vielleicht es nicht verdienten, beſſer gemalt zu werden? Man ſollte glauben, alle häßlichen Leute von Paris hätten ſich unter einander verabredet, ſich für die Ausſtellung malen zu laſſen, und dort ihre Phyſiognomie zum Beſten zu geben. Das Aergſte iſt, daß die Alten noch mehr Eitelkeit gezeigt haben, als die Jungen, und daß man unter zehn weiblichen Geſichtern wenigſtens acht antrifft, welche Müttern oder Großmüttern angehören. Manche haben es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, ſich in allem ihrem Schmucke darzuſtellen, um die verblühten Reize zu erſetzen; ich erblickte das Porträt einer Frau, welche, nach dem Anſehen zu urtheilen, ſchon ſehr füglich Großmutter ſeyn kann, und doch die Eitelkeit gehabt hatte, ſich mit nacktem Buſen, wie eine Hebe, und mit ſehr gezierten Kopfputze abbilden zu laſſen, welches ſich denn aufs Widerlichſte ausnahm; daneben hatte ſich ein junger Akademiker in ſeinem geſtickten Inſtitutionskleide und mit breitem rothen Bande im Knopfloche zur Schau geſtellt; wenn man einigen hundert Porträten die Thüre verſchloſſen hätte, ſo wäre die Ausſtellung dadurch um wenig oder nichts ärmer geworden. Einige Journaliſten haben auch nicht ermangelt, über dieſe Schaar langweiliger Antlitzer zu ſpotten. Beſonders haben ſich die Freyſinnigen über das Porträt eines gewiſſen Waffenhelden luſtig gemacht, welcher ſich mit einem Packe von Ordensbändern und in ſeinem Gallaornate hat abbilden laſſen, und in der gedruckten Notiz nicht allein ſeinen Namen angegeben hat, ſondern auch einen Zunamen, den er im Revolutionskriege bekommen haben ſoll, und Tranche-montagne heißt; vermuthlich ſoll dieſer Name ſo viel bedeuten, daß man ihn der Tüchtigkeit ſeiner Hiebe wegen für fähig hielt, ganze Berge zu ſpalten. Ueber ſolch einen Scanderbeg, von dem die Kriegsannalen bisher kein Wörtchen gemeldet hatten, und der nun ſo auf einmal mit ſeinem furchtbaren Helden- oder Mördernamen öffentlich auftritt, hat man ſich unendlich ergötzt, auch ihm zu Ehren ein Karrikatur-Blatt [illegible], worauf er mit der fürchterlichſten Miene von der Welt ſich anſchickt, ſeinen Säbel zu ziehen und einen Berg zu ſpalten, der wie ein Zuckerhut vor ihm ſteht. Unten lieſt man die Worte: Gare en arrière! Nehmt euch in Acht vor hinten — eine feine Anſpielung auf das Rückwärtsagiren der Ultras, wozu dieſer furchtbare Bergſpalter gehört. Ueber den Vicomte d'Arlincourt, welcher alle vierzehn Tage, oder ſpäteſtens alle Monate, ein neues Titelblatt vor ſeine ſchwülſtigen und grauſenden Romane kleben läßt, um den Leuten weiß zu machen, als würden die Exemplare wie Pfefferkuchen abgeſetzt, und als ob die Preſſen beſtändig mit neuen Auflagen ſeiner Werke beſchäftigt wären, hat man auch geſpöttelt, da er ſich in einer luſtigen und phantaſtiſchen Kleidung hat abmalen laſſen, gleichſam als ob ein Genie ſeiner Art ſich mit der Kleidung gewöhnlicher Sterblichen nicht begnügen könne, und ſeinen Beruf ſchon durch das bloße Aeußere beurkunden müſſe. Ja wenn noch alle Porträte demjenigen der Geliebten des Tizians glichen, welches Mad. Jacotot nach dem Tizian kopirt hat! Das Originalgemälde iſt bekannt; Mad. Jacotot, welche durch ihre beſtändige Uebung, die Meiſterwerke der Malerey auf Porzellan zu kopiren, es in der Nachahmung ſehr weit brachte, hat über die ſchöne Figur der Geliebten einen außerordentlichen Liebreiz verbreitet; es läßt ſich kein ſchöneres Geſicht denken. Die lebhafte Inkarnation und das Wollüſtige des Originalgemäldes wird in dieſer Kopie vermißt; dagegen hat Mad. Jacotot, gewiß mit Fleiß, etwas Jungfräuliches darüber verbreitet, welches eine himmliſche Geſtalt aus dieſer Geliebten macht. Granet hat das Gegenſtück zu ſeinem berühmten Kapuziner-Chor geliefert, nämlich das Innere der unterirdiſchen Kapelle von St. François de Aſſiſi. Das Licht kommt hinten aus dem Grunde durch ein Fenſter über dem Altar, und verbreitet ſich über den Boden, wo mehrere Leute knien und beten. Dieſer Sonnenſchein auf dem Boden, welcher in dem Maaße abnimmt, als er ſich dem Vordergrunde naht, iſt täuſchend; gerade ſo nimmt ſich die Sonne, wenn ſie durch ein gelbliches Fenſter fällt, auf einem modernden Boden eines unterirdiſchen Gewölbes aus. Dergleichen Lichteffekte trifft man auf mehreren Gemälden der jetzigen Ausſtellung an; ſie ſind faſt alle gelungen, doch keins ſo vollkommen, als in Granets unterirdiſcher Kapelle. An Kapellen, Kirchen, Mönchen und Klauſnern iſt überhaupt dießmal ein großer Vorrath; man ſieht, daß die Künſtler nach dem Geſchmack des Tages ſich bequemen, und die Romantik auch dem Auge darzuſtellen ſuchen. Einige haben dergleichen Möncherey in reizenden ſüdlichen Landſchaften dargeſtellt und ihre Gemälde recht poetiſch komponirt. Andere haben geglaubt, die bemalten Fenſter müßten eine große Wirkung hervorbringen, und daher gothiſche Gebäude mit großen Fenſtern dargeſtellt, deren Scheiben mit den grellſten Farben bemalt ſind; da ſie aber nicht bedacht haben, daß ſolche Fenſter von außen geſehen, dunkel und nicht helle ſehen, ſo nahmen ſich dieſe Malereyen wie bunte Karten aus, die man anſtatt der Scheiben eingeklebt hat. Auf einem Gemälde ſieht man einen offenen Saal einer halb verfallenen Ritterburg auch mit ſo bunten Scheiben, die ſich ſehr grell ausnahmen. Der Burgherr iſt mit ſeiner Familie aus dieſem großen Saale in einen Luſtgarten hinabgetreten, von wo aus man die Ausſicht auf eine große und ſchöne, tiefer liegende Landſchaft genießt. Ein Page, welcher, nach ſeinen goldenen Locken zu urtheilen, ein Mädchen zu ſeyn ſcheint, hat ſich nachläſſig, aber anmuthsvoll, auf die ſteinernen Stufen hingeworfen, ſpielt auf der Laute und ſcheint dazu zu ſingen, entweder über Liebe, über Ritterthaten, oder über die Schönheit der Natur. — — Wären nur die grellen Farben der Scheiben und die theatermäßige Kleidung der Perſonen nicht, ſo ließe das Gemälde wenig zu wünſchen übrig. Auf einem andern Gemälde tragen die Karthäuſer ein als Knappe verkleidetes Mädchen hinein, welches in der Schlacht bey Marignan gefochten hatte und tödtlich verwundet worden war. Die dunkle Karthauſe, deren Thüre etwas offen ſteht, die hagern Mönche mit ihrer ſchönen Bürde, die Leiden des Mädchens, alles dieſes natürlich und ohne Zwang dargeſtellt, machen viel Eindruck. Gros, der Schlachtenmaler, hat ſich an die Bibel gewagt, und David und Saul gemalt; allein für dieſen Maler iſt es Schade, daß die kaiſerliche Armee keine Schlachten mehr liefert, die bibliſche Geſchichte ſcheint ihn nicht anzufachen wie die Bulletins der großen Armee. In den erſten Wochen hatte der Maler Gérard nichts ausgeſtellt, zufolge einer gewöhnlichen Koketterie der Hauptkünſtler in Paris, welche erſt dann mit ihren Werken hervortreten, wenn das Publikum ſich an den andern Gemälden ſo ziemlich ſatt geſehen hat, und der Künſtler daher auf eine faſt ungetheilte Aufmerkſamkeit der Zuſchauer rechnen kann. Gérard kam denn endlich mit ſeiner längſt erwarteten Corinna hervor, wovon das Morgenblatt bereits einen Umriß und eine Beſchreibung geliefert hat. Unter den großen Gemälden möchte dieſem Kunſtwerke wohl der Vorzug gebühren, und die Tagesblätter haben es mit außerordentlichem Lobe bewillkommt. Indeſſen ſtimmt das ganze Publikum nicht unbeſchränkt in dieſes Lob ein. Außer der Hauptfigur, der Corinna, die eine vortreffliche Schöpfung iſt, iſt das Uebrige des Gemäldes mit wenigem Fleiße gemacht, und ſollte auch, wie es ſcheint, nach dem Plane des Künſtlers ganz aufgeopfert werden. Die Figuren ſtehen alle im Dunkeln, die Nacht bricht über die Landſchaft ein; nur Corinna allein iſt hell beleuchtet, nur ihr ſchlanker Körper, ihr die Leyer haltender Arm, ihr begeiſterter, ſich gen Himmel richtender Blick glänzt und zieht den Zuſchauer unwiderſtehlich an. Mir ſcheint die Figur Corinnens nicht idealiſch genug. Der Maler hat Frau v. Stael's Geſichtszüge zu ſeiner Corinna genommen; nun war aber Frau v. Stael nichts weniger als eine Schönheit; hier wäre es, dünkt mich, beſſer geweſen, von der Wahrheit abzugehen, und ſich der Phantaſie zu überlaſſen. Von Horace Vernets Gemälde, das ſeinen Großvater, den berühmten Marinemaler Joſeph Vernet vorſtellt, wie er ſich am Schiffsmaſte hat anbinden laſſen, um den Sturm deſto ſicherer beobachten und deſto beſſer malen zu können, iſt viel Weſens gemacht worden; jedoch geſchah dieß vielmehr wegen der Perſönlichkeit des Malers, als wegen des Verdienſtes ſeines Stückes. Der, am Maſte gebundene Joſeph Vernet iſt in ſeidenen Strümpfen und ſchön angezogen; vermuthlich befand er ſich damals in beſſern Umſtänden, als zu der Zeit, da er zu Rom ſeinem Schneider ein koſtbares Gemälde zur Bezahlung einer Hoſe und Weſte abließ. Daß dieſes Gemälde nur wenig Effekt hervorbringe, beweiſe, meint ein hieſiges Journal, die längſt anerkannte Wahrheit, daß nicht alle Gegenſtände, die in der Erzählung und in der Dichtkunſt ſehr anziehend ſcheinen, auch als Gemälde dargeſtellt werden können. Gilbert habe die Anekdote von Vernets Liebe zur Kunſt vortrefflich geſchildert; allein der Maler, welcher geglaubt habe, dieſelbe eben ſo gut mit Farben zu ſchildern, habe ſehr geirrt. Iſt dieß wirklich gegründet, ſo ſcheint nur die Urſache darin zu liegen, daß wenn der Maler den Vernet auf dem Schiffe zu ſehr hervorhebt, der Sturm dadurch zur Nebenſache wird und mithin wenig Eindruck auf den Zuſchauer macht; läßt er hingegen das Schiff mit dem Vernet zurücktreten, ſo vergißt der Zuſchauer dieſen über den grauſenden Sturm, welcher das Gemälde anfüllt. Die Wirkung des Ganzen würde alſo dadurch geſchwächt, daß der Maler nicht wie der Dichter zwey verſchiedene Auftritte darſtellen kann, ohne den einen oder den andern zu ſchwächen. Nicht weit von dieſem Vernet'ſchen Gemälde erblickt man eins von einem gewiſſen Delavel, welcher einen ſitzenden Chineſen, beynahe in Lebensgröße, abgebildet hat, und zwar nach dem Leben. Das ſieht man dem Gemälde wohl an. In der gedruckten Anzeige wird bemerkt, daß er auch mit chineſiſchen Farben gemalt habe, und beynahe ſollte man glauben, daß er auch einen chineſiſchen Pinſel gebraucht habe. Indeſſen iſt dieſer poſſierliche Chineſe mit ſeiner leicht ſeidenen rothen Jacke doch ein auffallendes Gemälde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 50.

Digitized by Google

Nro. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Juni 1822.

> Der Einzelne lebt ſich in eine beſtändige ſubtile Selbſtvergiftung hinein, die nur das Gemeinſame wieder ausheilt.
>
> Wöhrlen.

Ein Reiſeabenteuer.

(Nach dem Engliſchen.)

Es war ein regniger Sonntag in dem trüben Novembermonat. Eine leichte Krankheit, von der ich mich eben erholte, hatte mich auf einer Reiſe aufgehalten; ich hatte noch Fieberſchauer und mußte mich daher den ganzen Tag über in meiner Wohnung, einem Wirthshauſe in dem Städtchen Derby, aufhalten. Ein regniger Sonntag in einem Wirthshauſe auf dem Lande! Wer das Glück gehabt hat, einen ſolchen zu erleben, vermag allein meine Lage zu beurtheilen. Der Regen ſchlug gegen die Fenſter; die Glocke läutete mit traurigem Klang zur Kirche. Ich trat ans Fenſter, um irgend eine Unterhaltung fürs Auge zu ſuchen; es ſchien aber, als habe man mich gefliſſentlich der Ausſicht auf alles beraubt, das Unterhaltung gewähren konnte. Die Fenſter meiner Schlafſtube gingen auf Ziegeldächer und Feuermauern hinaus und die meines Wohnzimmers hatten eine freye Ausſicht auf den Hof vor den Ställen. Mir iſt nichts bekannt, das einem Menſchen das Leben überdrüſſiger machen könnte, als ein ſolcher Hof beym Regenwetter. Der Platz lag mit von Reiſenden und Stalljungen zertretenem naſſem Stroh überſtreut; in einem Winkel war die Miſtpfütze, die eine Kothinſel umgab; ein Haufen naſſer Hüner hatte ſich unter einem Karren zuſammengedrängt, unter denen ſich ein armer, trauriger Hahn befand, dem die Näſſe alle Lebensgeiſter ausgelöſcht zu haben ſchien und über deſſen wie in einer einzigen Feder zuſammengeklebten Schwanz das Waſſer vom Rücken hinabſtrömte; neben dem Karren ſtand eine halbſchlafende, wiederkäuende Kuh, die es geduldig auf ihre Haut herabregnen ließ, von welcher der Dampf in Wolken emporſtieg; ein blinder Gaul, den die Einſamkeit des Stalles langweilte, ſtreckte ſeinen geſpenſterartigen Kopf durch eine Ladenöffnung unter die Dachtraufe, von welcher das Waſſer auf ihn herabſtrömte; ein armſeliger Hund, der nicht weit davon angekettet lag, ſtieß von Zeit zu Zeit einen Ton zwiſchen einem Gebell und Geheul aus; ein ſchmutziges Küchenmädchen trollte auf eiſernen Stelzen durch den Hof hin und her, und ſah ſo trübſelig aus als das Wetter ſelbſt; kurz alles war traurig und elend, ausgenommen ein Haufen zechender Enten, die ſich wie eine Geſellſchaft luſtiger Trinker um eine Pfütze her verſammelt hatten, und einen fürchterlichen Lärm über ihre Säuferey machten.

Ich fühlte mich ſo einſam und unbeholfen, daß mir mein Zimmer bald unerträglich ward; begab mich alſo in das Gaſtzimmer. Ein ſolches findet ſich beynahe in allen Gaſthöfen und iſt für reiſende Handlungsdiener beſtimmt, die das ganze Jahr hindurch das Königreich in Kaleſchen, zu Pferde oder im Poſtwagen durchziehen. Sie ſind, ſo viel ich weiß, heut zu Tage die einzigen Nachfolger der irrenden Ritter der Vorzeit. Sie führen dieſelbe wandernde

---

*) Aus dem ſo eben erſchienenen neuen Werke des Amerikaners Anonymus Geoffrey Crayon, in zwey Bänden, welches in kurzen lebhaften Skizzen das engliſche Leben auf dem Lande, vom Edelmanne bis zum Taglöhner darſtellt, und Bracabridge-Hall betitelt iſt.

abenteuerliche Lebensweiſe, nur daß ſie die Lanze mit der Peitſche, den Schild mit der Muſterkarte, und den Harniſch mit dem Rockolor vertauſcht haben. Statt die Reize einer unvergleichlichen Schönheit zu verfechten, fahren ſie umher und verbreiten den Ruhm und die Solidität irgend eines Kaufmannes oder Fabrikanten, und ſind immer bereit in ſeinem Namen einen Handel zu ſchließen; da es heutzutage die Mode iſt, mit einander zu handeln und nicht zu fechten. Und ſo wie in den guten alten Fechtzeiten die Stube in der Herberge des Nachts mit den Rüſtungen der müden Ritter umhangen zu ſeyn pflegte; ſo iſt das Gaſtzimmer mit dicken Oberröcken, Peitſchen aller Art, Sporen, Kamaſchen und wachstuchbedeckten Hüten ſtaffirt.

Ich hoffte einen von dieſen guten Leuten anzutreffen, um mit ihm zu ſchwatzen, fand mich aber getäuſcht. Es waren deren freylich zwey oder drey im Zimmer, aber es ließ ſich nichts aus ihnen machen. Der eine war eben mit ſeinem Frühſtück fertig geworden, brummte über ſeinem Butterbrod und fuhr den Kellner an; ein anderer knüpfte ein Paar Kamaſchen an, unter vielen Flüchen über den Schuhknecht, der ihm ſeine Schuhe nicht rein genug gemacht hatte; ein dritter ſaß mit den Fingern trommelnd an einem Tiſch und ſah dem Regen zu, wie er an den Fenſterſcheiben herablief; alle ſchienen unter dem Einfluß der Witterung zu ſtehen und verſchwanden einer nach dem andern, ohne ein Wort gewechſelt zu haben.

Ich ſchlenderte ans Fenſter und ſah die Leute mit bis zu den halben Waden aufgehobenen Röcken und tropfenden Regenſchirmen ihren Weg nach der Kirche ſuchen. Die Glocke hörte auf zu läuten und die Straßen wurden ſtille. Alsdenn unterhielt ich mich mit der Beobachtung der Töchter eines gegenüberwohnenden Krämers, die, aus Furcht, ihren Sonntagsſtaat zu verderben, zu Hauſe bleiben mußten, und jezt an den Straßenfenſtern ihre Reize bey den zufälligen Bewohnern des Wirthshauſes geltend zu machen ſuchten. Zulezt wurden ſie von einer wachſamen, grämlichen Mutter hinweggerufen und mir blieb außerhalb nichts mehr, das mir Unterhaltung gewähren konnte.

Was ſollte ich nun thun, um den lieben langen Tag los zu werden? Ich war äußerſt unruhig und einſam; und alles in einem einſamen Wirthshauſe iſt dazu geeignet einen trüben Tag zehn Mal trüber zu machen. Alte, nach Bier und Taback riechende Zeitungen, die ich ſchon ſechs-Mal geleſen hatte, nichtsnutzige Bücher, die noch ſchlechter waren als Regenwetter. Ich plagte mich zu Tode über einem alten Band des Lady's Magazine. Ich las all die unbedeutenden Namen, die ehrgeizige Reiſende an die Fenſterſcheiben gekritzelt hatten; und entzifferte mehrere Verſe einer Wirthsfenſter-Poeſie, die ich in allen Theilen der Welt gefunden.

Der Tag blieb ſchwül und trübe; die trägen, zerriſſenen, ſchwammigen Wolken zogen ſchwerfällig vorüber; nicht einmal eine Verſchiedenheit im Regen; ein ewiges, einförmiges Sch — ſch — ſch! ausgenommen, bis dann und wann das Raſſeln der Tropfen auf einem vorbeygehenden Schirm mich durch den Gedanken eines ſchnellern Schauers ermunterte.

Es war daher ganz erquickend, als auf einmal ein Horn blies und ein Poſtwagen mit Außenſeite-Paſſagieren bedeckt, die unter baumwollenen Regenſchirmen ſtacken und zuſammenſchwizten und dampften, heranrollte.

Der Schall brachte einen Haufen lumpiger Jungen und Hunde, und den rothköpfigen Stallknecht, und den Schuhknecht und alles andere Geſindel, das ſich um die Gaſthöfe her aufhält, heraus; aber der Lärm dauerte nicht lange; die Kutſche fuhr weiter; all das Geſindel kroch wieder in ſeine Löcher zurück; die Straße wurde aufs neue ſtille und es regnete fort. Wirklich war auch nicht die geringſte Hoffnung da, daß es ſich aufhellen würde; der Barometer zeigte auf Regen; der Wirthin Katze ſaß beym Feuer und puzte ſich die Schnauze; und als ich in den Kalender blickte, fand ich eine ſchreckhafte Prophezeyung, die ſich über die ganze Seite und durch den ganzen Monat hin erſtreckte. „Erwartet — vielen — Regen — um — dieſe — Zeit!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Der geringe Waſſervorrath, den jeder Einzelne beym erſten Erſcheinen des Feindes geſammelt hatte, war bald erſchöpft. Der einzige Brunnen im Fort, welcher bey Don Pedro Moreno's Hauſe war, hatte nie Waſſer gehalten. Alles ſtehende Waſſer in den Pfützen rings um die Feſtung war verbraucht; die Schreckniſſe des Durſtes wurden furchtbar. Man nahm ſeine Zuflucht zu wildem Sellery, welcher glücklicher Weiſe in der Umgegend der Feſtung wuchs, er ward mit Lebensgefahr gepflückt. Doch auch dieß gab nur geringe Erleichterung. Manche der Truppen brachten vier Tage hin, ohne einen Tropfen Waſſers zu koſten. —

Der Zuſtand der Garniſon näherte ſich ſchnell einer Criſis. Die Truppen auf den Poſten wurden durch das Uebermaß der Beſchwerden mit jedem Tage unfähiger zu dienen. Pferde und andere in der Feſtung befindliche Thiere ſchlichen im größten Elend umher. Das Geſchrey der Kinder, welche von ihren unglücklichen Müttern Waſſer verlangten, verdoppelte das Schreckliche der Scene. Die Miene des Generals zeigte, wie tief er die Leiden ſeiner Gefährten mit empfand; doch tröſtete er ſie mit der Hoffnung, daß Gott, der Beſchirmer der gerechten Sache, der Lenker jedes Ereigniſſes, ſie nicht verlaſſen werde. Er zeigte auf die ſchweren Wolken, mit denen der Himmel bedeckt

Google

war, als auf eine Ausſicht zu ſchneller Linderung; und ſo viel vermochte ſein Beyſpiel und ſein beruhigendes Wort, daß jeder nun zwiefach mit dem andern wetteiferte, die Schwere des Druckes ſtandhaft zu tragen. Mit angſtvollem Harren ward die Annäherung des dunkeln, regenſchweren Gewölks beobachtet; mit ſehnſüchtiger Hoffnung, daß die durch ſie verheißene Linderung bald kommen werde. Jedes Gefäß war in Bereitſchaft, die ſegenreiche Fluth zu empfangen. Die Frauen trugen die Bilder ihrer Heiligen hinaus ins Freye, und flehten um ihr Fürwort die Hülfe zu erlangen, welche der Himmel allein verleihen konnte. — Die Wolken bedeckten das Fort: kein Laut ward gehört, in der allgemeinen Angſt der bedrängten Garniſon, als der Donner der Artillerie des Feindes, deſſen Truppen von ihrer Stellung an dem Hügel mit wilder Schadenfreude auf die Belagerten herabſahen. Die hülfeverheißenen Wolken zogen langſam über das Fort: mit immer ſteigendem Verlangen ward der Augenblick erwartet, welcher die furchtbar nothwendige Erleichterung bringen ſollte — einige wenige Tropfen fielen — jezt erreichte die Angſt den höchſten Grad: aber die Wolken zogen vorüber, und brachen in einer kleinen Entfernung vom Fort. Die Sprache hat keinen Ausdruck, die Verzweiflung zu beſchreiben, welche ſich in dieſem Augenblick auf jedem Geſicht malte. Mehrere Tage fuhren die Wolken fort, ſo vorüberzuziehen, ohne auch nur einen Tropfen Labung für die verſchmachtende Garniſon zu ſpenden, welche zum Uebermaß der Qual den großen See Lagos beſtändig vor Augen hatte, und überdieß noch den peinlichen Anblick, die Feinde täglich durch Regen erquickt zu ſehen. — So ſchwer waren die Prüfungen, welche an dieſem unheilbringenden Ort getragen werden mußten. Endlich, nach Verlauf von vier Tagen, fiel ein leichter Regenſchauer. Alle Gefäße, die nur Waſſer faſſen konnten, waren längſt in Bereitſchaft, und ungeachtet des unaufhörlichen Feuers der Feinde ward ein Vorrath geſammelt, der wenigſtens für den Augenblick den leidenden Truppen Erleichterung geben konnte. Etwas Weniges war ſogar noch für künftige Noth aufbewahrt.

Jezt konnte der Mehlvorrath in der Feſtung angewandt werden, der aus Mangel an Waſſer bisher nicht zu benutzen geweſen war; und ſo wurden endlich die Truppen auch wieder durch Nahrung erquickt. Manche der creoliſchen Rekruten waren in der lezten Zeit der Noth deſertirt, welches die Stärke der Garniſon bedeutend vermindert hatte.

Während dieſer Zeit war General Torres von Fort Remedios mit einem Truppencorps und einem kleinen Vorrath an Lebensmitteln vorgerückt; allein da er hier, wie immer ſeine gewohnte Achtloſigkeit zeigte, fiel er in einen Hinterhalt, den der Feind bei Silao gelegt hatte. Seine Truppen leiſteten faſt gar keinen Widerſtand und waren bald zerſtreut; jeder floh ſeiner Heimath zu. Torres nahm ſeinen Weg wieder nach Remedios. Die Vorräthe waren mit dem Nachtrab etwas zurück, und kamen nicht in die Hände des Feindes; allein eben ſo wenig in die der hülfebedürftigen Belagerten in Sombrero. — Keine weitern Verſuche wurden von Torres gemacht, die Feſtung zu unterſtützen, obgleich er wußte, daß ſie ohne ſchleunige Hülfe unvermeidlich fallen müſſe. Alle ſeine Verſprechungen an Mina wurden vergeſſen oder abſichtlich gebrochen.

Ungeachtet jener großen Ueberlegenheit hatte der Feind bey'm neulichen Angriff ſo unerwarteten Widerſtand gefunden, daß er vermied, einen zweyten Verſuch zu wagen, und jezt ſein ganzes Augenmerk darauf richtete, durch Hungersnoth die Uebergabe des Forts zu erzwingen; wohl wiſſend, daß es ohne Waſſer und Lebensmittel ſich unmöglich lange mehr halten könne. Piquets von Reitern wurden in allen Richtungen ringsumher ausgeſtellt, um ſowol das Einbringen von Vorräthen, als auch den möglichen Abzug der Garniſon zu verhindern. Demungeachtet brachten einige entſchloſſene Männer jede Nacht etwas Weniges herein. Doch war es eine Aushülfe, welche von keinem weſentlichen Nutzen für die Belagerten ſeyn konnte. Der Feind unterhielt noch immer ein beſtändiges Feuer von der Höhe herab, doch entſtand, aus den früher angegebenen Urſachen, nur wenig Verluſt. Indeſſen konnten die Poſten nur zur Nachtzeit, und auch dann nur mit großer Gefahr abgelößt werden, wegen des feindlichen Feuers, welches ſelbſt dann von Zeit zu Zeit erneuert ward. Die Munition der Belagerten nahm ſehr ab, und konnte nur noch einzelne Gegenwehr leiſten; allein da die fremden Truppen, beſonders die aus dem nordamerikaniſchen Freyſtaat weit beſſere Schützen hatten, als der Feind, ſo wurde von deſſen Streifparteyen gar mancher zum Tode getroffen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Handels-Unternehmung.

Das Schiff the Spring, Schiffer Stare, ging am 17. März a. c. von Yarmouth in See, ſegelte geraden Weges auf die Küſte von Norwegen zu, und hundert engliſche Meilen nördlich von Drontheim nahm es eine Ladung Eis ein, gegen dreyhundert Tonnen jede zu zwanzig Centner an Gewicht, womit es wohlbehalten den 8ten d. M. in der Themſe einlief. Ein Herr Leſtwich, einer unſerer Kuchenbäcker hatte das Schiff gemiethet, und machte die Reiſe ſelbſt mit. Seine ganze Baarſchaft beſtand in dreyßig Pfund Sterling, und da dieſe nicht hinreichten, die Koſten der Verladung in Norwegen zu beſtreiten, ſo war er genöthigt, ſeine Uhr als Pfand zurückzulaſſen, und zwar für drey Pfund Sterling. Dieſe Ausgaben ſind aber nur eine Kleinigkeit gegen das, was jezt kommt. Wer lieſt nicht mit Erſtaunen, daß der arme Mann in der Themſe von Zollhausbedienten angehalten wurde, und zwar ſo unbarmherzig lange, daß er wegen der eingetretenen Hitze mit Grund fürchten mußte, ſeine ſchöne kalte Ladung werde, im eigentlichen Sinn des Worts, zu Waſſer werden. Denn die Herrn auf dem Zollhauſe ſtanden hier, wie gewiſſe Thiere am Berge. In ihren Büchern war nichts von dieſem Artikel erwähnt; unter keiner Art von Auflagen. Nachdem ſie ſich endlich an dieſem abenteuerlichen Vorkommen zur Genüge ergözt, auch ſich unnützer Weiſe die Köpfe darüber zerbrochen hatten, belegten ſie den armen Teufel mit einem willkührlichen Zoll von 20 Procent von dem Werthe, und es hat ſich nun ſpäterhin gefunden, daß ſich ſeine hieſigen ſämmtlichen Unkoſten an Zollgebühren, Ladegeld, Verpackung in Kellern, auf 1000 Pfd. Sterling belaufen haben. Demungeachtet rechnet er auf einen gewiſſen reinen Gewinn von wenigſtens 5000 Pfd. Sterling. Denn da wir hier von vorigem Oktober bis jezt weder Schnee noch Eis zu ſehen bekommen haben, ſo entſtand unter unſern Fiſchhändlern und Kuchenbäckern eine ſchreckliche Noth. Dieſe hörten daher nicht ſobald von der Ankunft einer ganzen Ladung von dieſer unſchätzbaren Waare, als ſie ſchaarenweiſe hinſtrömten, und dem Eigner 12 Pf. Sterling für die Tonne boten. Hiermit nicht zufrieden verkaufte dieſer ſein Eis in kleinern, und verhältnißmäßig theurern Portionen, und gelangte auf dieſe Weiſe zu einem unerhörten Gewinn. Das Ausladen des Eiſes und deſſen Verkauf an die Tauſende von gierigen Fiſchhändlern und Kuchenbäckern gewährte hier ein Schauſpiel, dergleichen hinſichtlich der Neuheit und Sonderbarkeit noch nie war geſehen worden. Obige Umſtände ſind uns von Perſonen, die dabey betheiligt waren, aufs gewiſſenhafteſte mitgetheilt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Es hat mich oft gewundert daß die engliſchen Theaterdichter ihre Stoffe nicht auch aus der Geſchichte und den Sitten fremder Nationen genommen, mit denen der Handel ſie ſo vertraut hätte machen ſollen. Bisher geſchah es nur in ſofern ſie einzelne Charaktere ſolcher Nationen in engliſche Sujets verflochten, oder höchſtens den Schauplatz engliſcher Sitten zu ihnen verlegten. Kürzlich ward aber im Coventgarden ein Drama aufgeführt, das durch Scenerey und Perſonal ganz nach Java verſezt. Das Intereſſe beruht hauptſächlich auf dem giftigen Upasbaum. Einem Eingebornen von Macaſſar wird ſein Kind und ſein Weib entriſſen und in des Sultans Harem geführt; er macht einen Verſuch, ſie zu befreyen, wird aber ergriffen und verurtheilt ein Maaß von dem Gifte des Upas, mit welchen die Macaſſaren ihre Waffen tödtlich machen, einzuſammeln. Dieſes Geſchäft koſtet unausbleiblich das Leben. Auf ſeinem Wege dahin begegnet der Beraubte einem Prieſter, den er für ſeinen Vater erkennt, dann findet er einen Unglücklichen, der ebenfalls das Gift des Upas, doch auf ſeine eigene Rechnung geſammelt hat; er war damit auf ſeiner Rückkehr bis an die Grenze des, um die Bäume her, Gift aushauchenden Bezirks gelangt, erlag nun der Macht des Giftes, überläßt dem Helden des Stücks ſeine Ernte und ſtirbt. Der Prieſter, deſſen Vater, zeigt ein Geſez auf, dem zu Folge dem, welcher das verlangte Gift herbeyſchaft, ſein Weib als Lohn zurückgegeben werden muß. Dieſem Drama fehlt auch die ſpaßhafte Miſchung nicht; ein reiſender Holländer und ein naives Mädchen oder Frau erregen das Gelächter des, derbe Scherze bedürfenden, engliſchen Publikums. Aus dieſen Indiſchen und Auſtral-Ländern wäre unſern Dichtern ein reicher Quell unerhört neuer Gegenſtände des Grauſens und Erſtaunens für die Bühne entſprungen.

Die Reiſe des Königs nach dem Feſtlande wird von den Perſonen, welche dem Hofe näher ſind, ſehr in Zweifel gezogen; der Monarch ſelbſt erwähnt ſeit einer Zeit Deutſchland nie mehr, entfernt auch alle Geſpräche über Deutſchland von ſeiner Tafel. Ein paar luſtige Köpfe aus ſeiner Umgebung ſind daher auf den Einfall gekommen, ihrem Herrn den neuen Beynamen Tacitus de moribus Germanorum zu geben. Da dieſer Fürſt ſelbſt ein ſehr ſeltenes Talent ſchneller Antworten und witziger Einfälle haben ſoll, würde er über dieſen ſchwerlich zürnen. Als Beweis dieſes ſeines Talents kann Folgendes dienen: Als der König im verfloßnen Winter darauf beſtand in einem ſehr leichten Domino einen Maskenball zu beſuchen, rieth es ihm ſein Leibarzt ſehr dringend ab, und rief endlich ſogar: wenn Ihro Majeſtät alſo angekleidet dahin gehen, kann es Ihnen den Tod bringen. — Gut verſezte der König lachend, ſagt die Schrift nicht: Beati ii qui in Domino moriuntur? (Apokalypſe Kap. XIV.) Der Arzt muß ſich geirrt, oder der König nachgegeben haben, denn lezterer kam glücklich von dem Maskenball nach Haus.

Der Ladendiener des berüchtigten Carliſle, der ſeinen Namen nicht hergeben wollte, iſt endlich ohne Namen gerichtet und ohne Namen zu einer achtzehnmonatlichen Gefängnißſtrafe verurtheilt worden; und zwar von Herrn Denman, dem berühmten Vertheidiger der verſtorbenen Königin, in ſeinem neuen Charakter als zweyter Stadtrichter (Common Sergeant) der Altſtadt London. Seine Strafe war, wie ihm der Richter ſagte, darum ſo ſehr erſchwert, weil er die in der von ihm verkauften Flugſchrift enthaltenen Grundſätze als die ſeinigen anerkannte und vertheidigte. Dieſe Freyheit, welche ſich die engliſchen Richter in Libellſachen oft erlauben, iſt offenbar im Widerſpruch mit der Geſchwornen-Anſtalt, indem der Angeklagte einen Zuſatz von Strafe für ein Verbrechen erhält, worüber dieſelben ihn nicht ſchuldig befunden haben. — Es bereiten ſich jezt zwey Beſchreibungen der bey der Krönung des Königs ſtatt gefundenen Feyerlichkeiten, vor. Die erſte von dem Waffenkönig Sir Georg Naylor, auf königlichen Befehl, ſoll auf großem Folio und von mehr als 70 illuminirten Kupferſtichen und einer großen Menge Vignetten begleitet in fünf Lieferungen erſcheinen. Nach den Handzeichnungen und andern Proben zu urtheilen, wird dieſes ein prächtiges Werk werden, und ganz die 25 Guineen werth ſeyn, die der Subſcriptionspreis beträgt. Die Unkoſten der Herausgabe werden auf 20,000 Pf. Sterl. angeſchlagen. Unter den hohen Namen, welche das Subſcriptions-Verzeichniß enthält, befindet ſich auch der Sr. Maj. des Kaiſers von Oeſterreich. — Das zweyte Werk druckt Herr Whittacker, der Herausgeber der Magna Charta in Goldſchrift, auf dieſelbe Weiſe. Der Druck iſt äußerſt prachtvoll und nimmt ungefähr zwanzig Seiten in Super-Royal-Folio ein und iſt von Kupferſtichen begleitet, welche man ohne die genaueſte Beobachtung für die ſchönſten Malereyen halten möchte. Die Figuren ſind meiſtens gelungene Portraits (wie in dem obigen Werk) und obgleich nur ſechs Zoll hoch, in allen Theilen des Coſtumes mit der größten Genauigkeit gezeichnet. Ein breiter Rand bleibt für die Familienwappen der Subſcribenten offen und der Subſcriptionspreis eines Exemplars iſt 30 Guineen. Für beyde Werke nehmen die Herren Treuttel und Würz dahier Beſtellungen an. Ein beſonderes Prachtwerk von dieſem Gegenſtande iſt für den Kaiſer von Rußland in der Arbeit und ſoll 1000 Guineen koſten.

Digitized by Google

Nro. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 27. Juni 1822.

Dem das Leben feil iſt jede Stunde,
Was vermöcht' ihn erdwärts noch zu ziehn?
Doch die Menſchlichkeit im ſchönern Bunde,
Oft auch ſchmückt mit holdem Lohn ſie ihn.
Luiſe Brachmann.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Zeit hielten die Belagerer zuweilen Zuſammenkünfte mit der Garniſon. Einige der ſpaniſchen Offiziere, welche im Vaterlande mit Mina genau bekannt geweſen waren, näherten ſich häufig den Wällen der Feſtung, um ihn zu ſehen. Sie machten jeden erdenklichen Grund geltend, Mina zur Annahme der königlichen Amneſtie zu bewegen. Sie führten, den Vorſchlag zu unterſtützen, ſeine hülfloſe Lage und die Unmöglichkeit ſie zu verbeſſern an. Mina antwortete ihnen offen, entwickelte die Urſachen, welche ſeine Schritte beſtimmt hatten, und ſchloß mit der Erklärung, ſein Entſchluß ſey zu ſiegen oder zu ſterben. Sie trennten ſich mit den wohlwollendſten Geſinnungen, und die Spanier beklagten aufrichtig Mina's Unerſchütterlichkeit. Ein augenblicklicher Waffenſtillſtand hatte indeſſen ſtatt gefunden, doch ſo wie die Offiziere an ihren Poſten zurückgekehrt waren, begannen die Feindſeligkeiten von Neuem.

Drey Nächte nach dem Verſuche des Feindes, in das Fort einzudringen, wagte Mina von der Südſeite deſſelben mit zweyhundert und vierzig Mann einen Ausfall. Die Reſte der Ehrengarde und des Regiments der Union, dreißig an der Zahl, alle Amerikaner, mit dem General an ihrer Spitze, überfielen und nahmen die Redoute auf dem Hügel. Das Hauptkorps des Feindes, deſſen Lager etwas weiter rückwärts war, gerieth in Unruhe und war auf ſeiner Hut, ehe es von den Amerikanern erreicht werden konnte. Wären dieſe gehörig von ihren creoliſchen Gefährten unterſtützt, ſo hätte vielleicht etwas Bedeutendes geſchehen können. Aber die Creolen wollten nicht vorwärts, und ließen die Amerikaner allein in einem heißen Gefecht, bis ſie, durch die Stärke der Anzahl überwältigt, ſich nach dem Fort zurückziehen mußten. Dieß geſchah unter heftigem Feuer des Feindes, welches Mehrere tödtete und verwundete. Unter ihnen waren eilf von der kleinen Schaar der Ausländer. Einige der Verwundeten konnten nicht mit nach dem Fort zurückgeſchafft werden; ſie fielen alſo dem Feinde in die Hände. Und es iſt Thatſache, ob man es gleich kaum für möglich halten wird, daß der barbariſche Befehlshaber dieſe verwundeten Männer gerade in's Angeſicht des Forts führen, und dort vor den Augen ihrer von Wuth und Schmerz gleich heftig bewegten Kameraden erdroſſeln ließ. Ihre Leichen wurden, aller Kleidung beraubt, zur Nahrung der Geyer in den Abgrund des Felſenthals geworfen. —

Der General ſah jezt, daß ohne ſchleunige Hülfe von außen die Feſtung unvermeidlich fallen müſſe; und da Torres keine ſeiner Verſprechungen erfüllte, noch irgend eine Diverſion zum Vortheil der Belagerten machte, faßte er den kühnen Entſchluß, dieſen ſelbſt aufzuſuchen und ſo die Unterſtützung herbeyzuſchaffen, auf die er noch immer von ihm rechnete. Dem zufolge verließ er, in der Nacht nach dem erwähnten Ausfall, das Fort, den Oberbefehl in demſelben dem Obriſt Young übertragend. Er war nur von dreyen ſeiner Gefährten begleitet: von Don Michael Borja, Don Ortiz, und ſeinem Adjutanten. Sie täuſchten mit Mühe die Wachſamkeit des Feindes. In kurzer Zeit machte Mina einige Verſuche, Waſſer und Vorräthe in die Feſtung zu ſchaffen, allein da er nur eine kleine Anzahl Ortiziſcher Reiter bey ſich hatte, ward ſein Vorhaben durch die Wachſamkeit und Uebermacht des Feindes vereitelt.

Auch der tiefe Schmerz war ihm beſtimmt, bald zu erfahren, daß Torres ganze Angabe über die Truppen, die er zuſammenziehen könne, leere Erdichtung ſey; oder richtiger, daß er gar keinen Verſuch gemacht hatte, dieß Zuſammenziehen zu bewerkſtelligen, welches ſehr leicht hätte geſchehen können. Alle Hoffnung auf Unterſtützung von Torres war eitel. Unter dieſen Umſtänden ſandte der General dem Obriſt Young Befehl, die Garniſon aus der Feſtung zu ziehen.

Indeſſen ſezte der Feind die Belagerung eifrig fort. Das Feuer dauerte den Tag über unaufhörlich, und ward zuweilen ſogar während der Nacht nicht eingeſtellt. Einige wenige der Belagerten wurden getödtet, mehrere verwundet. Der während des lezten Regens geſammelte Waſſervorrath war erſchöpft, und die Leiden der Garniſon, ſowol durch Hunger als Durſt, wurden von Neuem unerträglich. Mehrere Tage waren unter gänzlichem Waſſermangel vergangen. Die Kinder verſchmachteten vor Durſt und der Zuſtand mancher Erwachſenen grenzte an Wahnſinn. In dieſem Zuſtande ſtahlen ſich mehrere zur Nachtzeit hinab in das Felſenthal, und fliehend vor der furchtbaren Ausſicht, durch Durſtesqual zu ſterben, fanden ſie den Tod durch das Schwert des Feindes. Unter dieſen Umſtänden äußerten die Belagerer einen Zug von Edelmuth. Der ſchreckliche Zuſtand der Frauen erweckte ihr Mitleid, und ſie erlaubten ihnen, an das Waſſer herabzukommen und zu trinken; allein ihnen ward nicht vergönnt, auch nur einen Tropfen mit in die Feſtung zurückzunehmen. Dieſe einzige Handlung der Menſchlichkeit war indeſſen eher eine Kriegsliſt, da der Feind auf dieſe Weiſe durch die Frauen genaue Nachricht über die Lage der Dinge im Fort erhielt; und was noch ſchlimmer war, als einſt die feindlichen Truppen eine beſonders große Anzahl von Frauen am Waſſer erblickten, bemächtigten ſie ſich ihrer mit unbarmherziger Treuloſigkeit und ſandten ſie als Gefangene nach der Stadt Leon.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Reiſeabenteuer.

(Fortſetzung.)

Ich war äußerſt hypochondriſch. Es ſchien als wollten die Stunden nie vorüber kriechen. Selbſt das Picken der Wanduhr ward mir läſtig; als endlich die Stille des Hauſes durch ein Klingeln unterbrochen ward. Kurz nachher hörte ich die Stimme eines Kellners: „der fette Herr in Nro. 13 will ſein Frühſtück haben. Thee und Butterbrod mit Schinken und Eyern; die Eyer nicht zu hart.“ — In einer Lage, wie die meinige, wird jeder Vorfall wichtig. Hier zeigte ſich mir ein Gegenſtand zum Nachdenken und volle Beſchäftigung für meine Einbildungskraft. Ich habe einen Hang in mir, mir Bilder vorzumalen, und fand jezt Materialien genug, womit ich zu Werke gehen konnte. Hätte man von dem Gaſt blos als dem Herrn in Nro. 13. geſprochen, ſo würde er mir gleichgültig geblieben ſeyn; aber, „der fette Herr!“ — Selbſt der Name hatte etwas Maleriſches in ſich. Er malte mir ein Bild; er verkörperte die Perſon meinem Seelenauge und meine Einbildungskraft that das Uebrige. — Er war fett; und folglich, aller Wahrſcheinlichkeit nach ältlich. Da er ſo ſpät und in ſeinem Zimmer frühſtückte, ſo mußte er ein Mann ſeyn, der es ſich wohl ſeyn ließ und nicht nöthig hatte, früh aufzuſtehen; ohne Zweifel ein runder, blühender, alter Herr. — Ein anderes heftiges Klingeln folgte — der fette Herr war ungeduldig nach ſeinem Frühſtück: Es war augenſcheinlich eine wichtige Perſon, dem es in der Welt nach Wunſche ging; an ſchnelles Aufwarten gewöhnt; von ſtarkem Appetit, und wenn ihn hungerte, ein wenig mürriſch — „vielleicht,“ dachte ich, „iſt's ein Londener Aldermann, oder vielleicht gar ein Parlamentsmitglied?“

Das Frühſtück wurde hinauf geſchickt und es blieb eine kurze Zeit lang ſtille; ohne Zweifel machte er ſeinen Thee. Gleich aber kam ein heftiges Klingeln; und ehe noch jemand hinauf kommen konnte, ein noch heftigeres Klingeln. „Mein Gott! welch ein zorniger alter Herr!“ Der Kellner kam mit rothem Geſichte herunter. Die Butter war ranzig, die Eyer zu hart, der Schinken zu geſalzen; — der fette Herr war augenſcheinlich delikat in ſeinem Eſſen; einer von denen, welche eſſen und murren, den Kellner beſtändig auf den Beinen halten, und mit dem Geſinde in beſtändigem Kriege leben. — Die Wirthin gerieth in Hitze. Sie war ein munteres, verbuhltes Weibchen; etwas zänkiſch, ein wenig leichtfertig und ziemlich hübſch; ſie hatte einen Eſel von einem Manne, ſo wie ſie Zänkerinnen zu haben pflegen. Sie zankte das Geſinde tüchtig durch, daß es ſo ein ſchlechtes Frühſtück hinaufgeſchickt, ſagte aber nicht ein Wort gegen den fetten Herrn; woraus ich deutlich ſah, daß er ein Mann von Gewicht ſeyn mußte, der ſich laut machen und den Dienſtboten in einem Landgaſthofe Mühe machen durfte. Andere Eyer, Schinken, Brod und Butter wurden hinaufgeſchickt. Dieß ſchien gefälliger aufgenommen worden zu ſeyn; wenigſtens hörte ich keine weitere Klage. — Ich war noch nicht lange im Gaſtzimmer auf- und abgegangen, als es aufs Neue klingelte. Gleich darauf gab es Bewegung im Hauſe — der fette Herr verlangte die Times- oder Chronicle-Zeitungen: Ich erklärte ihn demnach für einen Whig; oder vielmehr, da er ſich ſo herriſch zeigte, wo er eine Gelegenheit hatte, ſo vermuthete ich, er wäre ein Radikal. Hunt, hatte man mir geſagt, ſey ein ſtarker Mann; „wer weiß,“ dachte ich, „vielleicht iſts Hunt ſelbſt?“

Meine Neugierde erwachte, und ich fragte den Kellner, wer der fette Herr ſey, der all dieſen Lärm machte, niemand aber ſchien ſeinen Namen zu wiſſen. Die Wirthe vielbeſuchter Wirthshäuſer bekümmern ſich ſelten um die Namen oder Geſchäfte ihrer Gäſte. Die Farbe eines Rockes, die Geſtalt oder Größe einer Perſon, iſt hinlänglich, um einen Reiſenamen herzugeben. Da heißt's entweder der lange Herr, oder der kleine Herr, oder der Herr im ſchwarzen, oder der Herr im braunen Rocke; oder, wie im jetzigen Falle, der fette Herr. Eine auf dieſe Weiſe einmal beſtimmte Benennung, entſpricht allen Bedürfniſſen und macht alles weitere Fragen entbehrlich. — Regen — Regen — Regen! unbarmherziger, unaufhörlicher Regen! Man kann keinen Fuß vor die Thüre ſetzen, und im Hauſe weder Beſchäftigung noch Unterhaltung. — Nach einiger Zeit hörte ich jemand über mir gehen. Es war in des fetten Herrn Zimmer. Offenbar war es ein ſtarker Mann nach der Schwere ſeines Schrittes; und ein alter Mann, da er ſolche krachende Sohlen trug. „Ohne Zweifel,“ dachte ich, „iſts irgend ein alter vierſchrötiger Burſche, der jezt nach dem Frühſtück ſich ſeine regelmäßige Bewegung macht.“

Jezt las ich alle die Ankündigungen von Poſtwagen und Gaſthöfen, die über dem Kamin ſtacken, durch. Das Lady's Magazine war mir zum Ekel geworden; da ich alſo gar nichts zu thun wuſſte, ſo ging ich wieder in mein Zimmer hinauf. Ich war noch nicht lange darinnen, als ich in einem nahen Zimmer ein Gekreiſch vernahm. Ein Thüre öffnete ſich und ward heftig zugeſchlagen; ein Stubenmädchen, deſſen rothes, munteres Geſicht mir vorher aufgefallen war, ſchoß mit heftiger Eile die Treppe hinab. Der fette Herr hatte ſich Freyheiten gegen ſie erlaubt. — Dieß ſandte ein ganzes Heer meiner frühern Folgerungen mit einmal zum Henker. Dieſer Unbekannte konnte kein alter Herr ſeyn; denn alte Herrn pflegen die Stubenmädchen nicht ſo zudringlich zu behandeln. Er konnte auch nicht ein junger Herr ſeyn; denn junge Herrn pflegen nicht einen ſolchen Zorn zu erregen. Es muß ein Mann von mittlern Jahren und noch dazu entſetzlich häßlich ſeyn, ſonſt würde das Mädchen ſeine Freyheit nicht ſo hoch genommen haben. Ich muß geſtehen, ich wuſſte mich nicht zurecht zu finden. —

In ein Paar Minuten hörte ich die Stimme meiner Wirthin. Ich ſah ſie mit glühendem Geſicht, fliegender Mütze und beweglicher Zunge keifend die Treppe herauf eilen. „Sie wolle kein ſolches Skandal in ihrem Haus dulden, ſie ſey gut dafür! Wenn Herrn viel Geld verzehrten, ſo hätten ſie doch dazu kein Recht. Sie wolle keine ihrer Mägde an der Arbeit ſo behandeln laſſen, nein, gewiß nicht!“ — Da ich Zänkerey haſſe, beſonders mit Weibern, und vor allem mit hübſchen Weibern, ſo ſchlich ich wieder in mein Zimmer zurück und lehnte die Thüre an, aber meine Neugierde war zu ſehr angeregt, daß ich mich hätte des Horchens enthalten können. Die Wirthin zog kühn gegen des Feindes Citadelle, die ſie im Sturm betrat; die Thüre ſchloß ſich hinter ihr, und ein Paar Augenblicke lang vernahm ich ihre Stimme laut und ſtürmiſch. Dann wurde ſie allmählig leiſer; dann folgte ein Gelächter; dann hörte ich nichts mehr.

Nach einer kurzen Zeit kam die Wirthin mit einem ſonderbaren Lächeln auf dem Geſichte aus der Stube und ſetzte ihre Mütze zurecht, die ſich etwas verſchoben hatte. Als ſie die Treppe hinunter kam, fragte ſie ihr Mann, was es gäbe: „O nichts,“ erwiederte ſie, das Mädchen iſt eine Närrin.“ — Ich wuſſte nun gar nicht, was ich aus dieſem unbegreiflichen Mann machen ſollte, der ein gutmüthiges Stubenmädchen aufzubringen und eine zänkiſche Wirthin mit lächelndem Geſicht zu entlaſſen vermochte. So konnte er doch nicht ſo alt, ſo mürriſch oder häßlich ſeyn. — Ich mußte nun ſein Gemälde aufs neue anfangen und ihn ganz verſchieden malen. Ich erklärte ihn nun für einen der fetten Herrn, die man ſich vor den Thüren der Landwirthshäuſer herumtreiben ſieht. Durſtige, luſtige Brüder mit farbigen Halstüchern, zu deren Dicke das Bier etwas mitgeholfen hat. Männer, die die Welt geſehen; die an Wirthshausleben gewöhnt, alle die Schelmenſtreiche der Wirthe verſtehen und mit den Wegen ſündiger Bierſchenker bekannt ſind. Verſchwender in einem kleinen Maßſtabe; die ſich mit weniger als einer Guinee luſtig machen können; die Kellner alle beym Namen nennen, die Mägde necken, mit der Wirthin am Schenktiſch ſchwatzen und über einen Schoppen Wein oder einem Glas Wein und Waſſer nach dem Mittageſſen den Redner machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bonaparte, Oswald und Oſſian

(Aus der Verlaſſenſchaft des Hrn. Stephens.)

Ich war mit dem amerikaniſchen Obriſt Oswald bekannt. Er lebte in London zwiſchen 1787 und 1790 und gab ein beredſames Schriftchen unter dem Titel: „The cry of Nature“ heraus, worin er die Grauſamkeit im Schlachten und Eſſen der Thiere darzuthun ſuchte. Er war ſo ſehr für die Freyheit eingenommen, daß er bald nach der Einnahme der Baſtille nach Paris hinüberging und ein Korps von Lanzenträgern errichtete, worin ſeine beyden Söhne als Offiziere dienten. Im Jahr 1794, als das unwiſſende Landvolk der Vendee, durch die Waffen und das Geld Englands verleitet, und von ſeinen Prieſtern und Edelleuten angeführt, einen ausrottenden Bürgerkrieg anfing, führte Oswalds Eifer ihn mit ſeinem Regimente mitten unter dieſe barbariſchen Fanatiker; und in einem jener blutigen Gefechte, wo kein Quartier gegeben ward, wurde dieſer philoſophiſche Soldat, nebſt ſeinen beyden Söhnen, an der Spitze ihres Regiments erſchlagen.

Dieſes ſein Ende wurde erſt drey bis vier Jahre nachher in England mit Gewißheit bekannt, und inzwiſchen fing Bonaparte ſeine Laufbahn in Italien an. Die erſten Gemälde von ihm glichen Oswalden, und verſchiedene Anekdoten von ihm ſtimmten mit Oswalds Charakter überein. Man ſagte insbeſondere von ihm, daß er, wie Oswald, dem Studium des Oſſian ergeben ſey, — wovon er immer ein Exemplar bey ſich getragen haben ſoll. Dieſe Umſtände verleiteten viele zu der Meinung, Bonaparte ſey niemand anderes als Oswald unter einem angenommenen Namen; jemand gab eine Flugſchrift heraus, um dies zu beweiſen, und die Sache fand ſo lange Glauben, bis Paoli und einige corſikaniſche Verwandte Bonapartes nach England kamen, und über ſeine Familie Auskunft gaben. Oſſian blieb dieſer große Mann durch ſein ganzes Leben zugethan; Oſſian und Homer waren ſeine beſtändigen Gefährten, und als nach dem Siege Blüchers, Bülows und Wellingtons bey Mont St. Jean und Planchenoit ſein Wagen von den Preußen genommen ward, fand man ein vielgebrauchtes Exemplar vom Oſſian darin.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Mai.

Mitten unter den häufigen Wiederholungen des Freyſchützen wurden wir durch die Aufführung eines Calderon'ſchen Stücks: „die ſchwere Wahl,“ bearbeitet von Wolff, angenehm überraſcht. Gut — und beſonders ſo vorzüglich wie hier dargeſtellt — muß es immer anſprechen, allein ſchwerlich wird es ſich ſo lange auf der Bühne erhalten, wie die Dichtung an ſich es verdient, weil es ſelbſt jedem Gebildeten nicht, und um ſo weniger dem großen Publikum geſtattet iſt, ſich in die ſtrenge Denkart der Zeit, worin es geſchrieben, und in den ſpaniſchen Geiſt, der darin weht, zu verſetzen, und doch iſt dieß ganz nothwendig, wenn es uns nicht anekeln ſoll, daß ein wahrhaft edles und ſtolzes Herz in einem faſt unnatürlichen Kampfe die höchſten Reize des Lebens, die Freundſchaft, die Liebe — ja ſelbſt eine flammende Eiferſucht dem blinden Gehorſam gegen einen Fürſten aufopfert, der die blinde Anhänglichkeit des Lehnsmanns nur braucht, um ſeinen eigenen Leidenſchaften zu fröhnen. Dieſer Sklavenſinn, der mit den Begriffen von wahrem Ritterweſen doch ſchwerlich übereinſtimmen kann, kommt uns in unſerer liberalen Zeit gar zu ſpaniſch vor, und kann uns leicht, ſelbſt gegen unſern Willen, den Genuß verderben, den dieſe gehaltreiche Dichtung uns ſonſt darbietet. Freylich ſpielt der Zufall, und nicht immer auf die wahrſcheinlichſte Weiſe, eine ſehr große Rolle in dieſem Stücke, allein intereſſante Situationen, eine blühende Sprache, Phantaſie, Gemüth und Witz machen, daß wir dieſe kleinen Fehler, und ſelbſt den Mangel an ausgezeichneter Charakterzeichnung leicht überſehen; beſonders iſt die Schlußſcene eben ſo theatraliſch anziehend, als poetiſch ſchön. — Hinſichtlich der Darſtellung, die brav und gut war, kann die Ueberzeugung, daß ſie noch beſſer hätte ſeyn können, nur der Direktion zum Vorwurf werden. Ungeachtet die Gewandtheit des Hrn. Lebrun gar nicht in der Rolle des Fürſten zu verkennen iſt, macht dieſer Künſtler doch ſein Talent eigentlich nur im Luſtſpiel und beſonders in unkoſtümirten Rollen recht geltend. Die Darſtellung fürſtlicher Perſonen, ſobald dieſe durch Leidenſchaftlichkeit an der tragiſchen oder nur an die ernſtere Poeſie ſtreifen, iſt nicht mehr das Fach, worin er unſerer bewundernden Theilnahme gewiß iſt, dagegen iſt er in dem ſpaniſchen Grazioſo faſt unerreichbar. Hätte man ihm, ſtatt Hrn. Midtel, über deſſen Sphäre dieſe Rollen liegen, den Meco, und dem Hrn. Kühne, der für die Repräſentation geboren zu ſeyn ſcheint, den Fürſten zugetheilt, obgleich der Grazioſo dieſes Stücks wohl der unbedeutendſte aller iſt, die von Calderon gedichtet ſind, ſo wäre gewiß die Darſtellung noch abgerundeter geworden. Dieſe Nachbildung des Hrn. Wolff ſcheint mit Geſchmack und Sachkenntniß ausgearbeitet zu ſeyn, obgleich der Referent nur vermuthen kann, da er das Original nicht kennt. In allen Fällen iſt ſie weit verdienſtlicher als Perliſa; ſchade nur, daß die Grundidee dieſelbe bleiben mußte.

Die nächſte Neuigkeit war der treffliche „Prinz von Homburg“ von Kleiſt. Dieſe Dichtung iſt ſchon ſo vielſeitig beſprochen, daß es dem Referenten nur übrig bleibt, zu bemerken, daß ſie ſich hier einer liebreichen und anerkennenden Aufnahme zu erfreuen hatte. Auch ſahen wir darin, was hier ſonſt etwas Seltenes war, zwey neue, und — was hier noch ſeltener iſt — treffliche Dekorationen. Ein gothiſches Schloß von Hrn. Toichl, und ein altfränkiſcher Saal von Hrn Gropius in Berlin. Die Fehler, welche bey den beyden ins Auge fielen, fallen einzig der Direktion zur Laſt. Das gothiſche Schloß z. B. war im hellen Tageslicht gemalt, und nun mußte es ſich — was beſonders das Erſtemal auffallend iſt — im nächtlichen Dunkel und bey ſchlechter Mondbeleuchtung zeigen, wodurch natürlich der nächſte Zweck der Aufſtellung einer neuen Dekoration, „geſehen zu werden,“ entweder wegfällt, oder, wenn ſie, ſo wie hier, doch geſehen werden kann, geſchieht es auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit (denn die Scene ſpielt um Mitternacht) und in einem falſchen Lichte. In dieſem Stücke iſt ſogar die ganze Dekoration unnütz; denn da bey den meiſten Bühnen ſchwerlich Dekorationen für Nachtdunkel gemalt werden, und, wie bekannt, eine helle Tagesluft und ſtarke Schlagſchatten bey halb ausgelöſchten Lampen ſich lächerlich ausnehmen, ſo müſſen dergleichen nächtliche Scenereyen nur aus Setzſtücken zuſammengeſtellt und mittelſt eines Horizonts im gehörigen Lichte gehalten werden, wenn der beabſichtigte Zweck, „Täuſchung,“ erreicht werden ſoll. Allein dergleichen Rückſichten ſind leider hier — böhmiſche Wälder! — Ein hieſiger Kritiker will ſogar an dem fränkiſchen Saal des Hrn. Gropius wahrgenommen haben, daß zu ſchöne Dekorationen, wie er ſich ausdrückt, die Aufmerkſamkeit von der Dichtung ableiten. Dieß iſt durchaus falſch. Nur die Ungewöhnlichkeit, eine Dekoration zu ſehen, die den Namen von Kunſtwerken verdient, zieht die Aufmerkſamkeit unverhältnißmäßig an; da wo künſtliche Operationen und eine genaue Beobachtung der künſtleriſchen Forderungen des Stücks in allen, ſelbſt den kleinſten Theilen, in der Regel ſind, erhöht ſogar die Scenerey die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe, weil ſie die Täuſchung befördert. Wenn will man doch einmal aufhören dem eignen Vortheil dadurch zu ſchaden, daß man die verſchiedenen Künſte einander unterordnet, da ſie doch ſchweſterlich und genau verbunden ſeyn müſſen, um ein dramatiſches Kunſtwerk würdig darzuſtellen. Die Dekoration des Hrn. Gropius iſt augenſcheinlich für dieſe Bühne zu hoch gemalt, doch hätte dieſem Fehler bey einer nicht ſchwierigen Operation mit den Luftdecken leicht abgeholfen werden können, wenn nicht der Maſchiniſt dieſer Bühne, in ſo fern ein ſolcher wirklich exiſtirt, nicht zu Allem unfähig, und die Direktion ſelbſt alles Sinnes, wie es ſcheint, für die Scenerey beraubt wäre. Dieß muß man um ſo mehr annehmen, da die in der lezteren Zeit gelieferte neue und treffliche Dekorationen bezeugen, daß jene keine Koſten ſpart, um dem Kunſtſinn des Publikums zu genügen; man kann alſo die häufigen kleinen Anſtöße gegen denſelben nur auf die Rechnung eines ſolchen Mangels von der Seite der Direktion und vielleicht auch von der der hieſigen Kunſtrichter ſetzen. Bey dieſer Gelegenheit wollen wir nicht vergeſſen zu bemerken, daß es hier etwas ſehr Gewöhnliches iſt, daß der Abtretende die Bühne durch eine Wand, ein Fenſter oder durch ein Stakett verläßt; das lezte iſt bey Beuthers Garten Dekoration ſogar eine traurige Nothwendigkeit. Die Koſtüme waren in dieſem Stück auf eine lobenswerthe Art beobachtet, indem alles Geſchmackloſe jener Zeit davon beſeitigt war. Die Darſtellung ſelbſt war Schröders Schülern würdig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 51.

Nro. 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 28. Juni 1822.

> Und er ſprach zu ihnen: „O ihr Thoren und träges Herzens, zu glauben alle dem, das die Propheten geredet haben.“
>
> St. Lucä, K. 24. V. 25.

Der Weg nach Emmahus.*)

Spiegelnd gleitet der Fluß durch ſanftumduftete Fernen,
Rings an den Höhen umher weilet des Abendroths Schein;
Traulich winket das Städtchen im Schatten des weſtlichen Berges,
Wo mit den Pappeln empor zierlich der Rauch ſich erhebt:
Zartgewipfelte Bäum' erröthen im roſigen Glanze.
Sabbath'sruh, du umſchwebſt Fluß und Hügel und Thal!
Reizend zu folgen dem Weg von ſinkender Höh' am Geſtade,
Und wie ſchmachtet der Geiſt, ſehnend zu folgen dem Strom!
Dieſer verlieret ſich bald in verſchränktem Vorſprung der Berge,
Doch es ſpürt ihm der Blick weit durch die Fernungen nach:
Heilige Dämm'rung umwallt ſchon die ſchroff geſenkten Tiefen,
Aber Wonne beglänzt Berghöh', Himmel und Luft!
Sehet die Jünglinge dort mit dem hohen Wandrer; zuſammen
Reden ſie eifrig, doch er redet mächtig und hehr!
Jüngling' erblicket ihr nicht das Himmelslicht um die Scheitel?
Ach, und das Himmelswort, Jüngling' erfaſſet ihrs nicht?
Schon entbrennet ihr Herz, doch noch iſt ihr Auge gehalten,
Aber der Seligkeit nah' ſtrömt ſie den Glücklichen ſchon!
Hinter dem ſchattenden Berg' ſteigt der Weg in Emmahus Thore,
Herr! dort brichſt du das Brod, und ſie erkennen dich ſchnell!
Kennen dich an der Gab' und erkennen dich im Gebete:
Ach, im Gebet' auch noch, finden wir dich, o Herr!

Friederike Brun, geb. Münter.

Walter Scott's neueſter Roman: „Nigel's Schickſale.“

(Fortſetzung.)

Wir finden Lord Nigel in dem zweyten Bande im Spielhaus des Chevalier Beaujeu, deſſen Portrait ſehr gut gelungen iſt. Der verdachtloſe Nigel fällt in die Schlingen ſeiner Gegner, und häuft, ohne durchaus laſterhaft zu werden, alle Schuld der größten Laſterhaftigkeit auf ſich. Gerade ſeine Klugheit erſchwert die Vorwürfe, denn man bürdet ihm auf, er ſpiele nie hoch, und richte kleine Spieler zu Grund, ſtatt ſein Alles mit Seinesgleichen zu wagen; man hält ihn für den Schänder von Chriſtie's Ehebett, blos weil er nicht Muth genug hatte, die ſcherzhaften Anſpielungen des wirklich Schuldigen, Dolgarno's, von ſich zu weiſen. Zu dieſer Zeit entſchließt ſich der ſeltſame, aber kecke Richie Moniplies, ſeinen Herrn zu verlaſſen und die Scene zwiſchen ihnen im Gefolge dieſes Entſchluſſes iſt unübertrefflich. —

„Wenn mein Herr (ſpricht Richie zu Chriſtie) dieſes ſeines Londner Lebens nicht müd' iſt, ſo kenn' ich einen, der's iſt — nämlich ich; und ich bin feſt entſchloſſen, Arthur's Sitz wieder zu ſehen, eh' ich einige Wochen älter werde.“

---

*) Nach einer ſchönen Landſchaft vom Freunde der Dichterin, Hrn. Profeſſor Ludwig Lund. Es iſt dieſelbe mit den bezeichneten Figuren höchſt anmuthig ſtaffirt, und erinnert in Ton und Kompoſition an jene reizenden kleinen Kabinetſtücke von Domenichino.

Richie Moniplies hielt ſein Wort. Zwey oder drey Tage, nachdem der junge Lord von ſeiner neuen Wohnung Beſitz genommen, erſchien er vor Nigel, als dieſer ſich eben ankleiden wollte, und ſein Bett eine Stunde ſpäter, als er in vorigen Zeiten zu thun pflegte, verlaſſen hatte. Als Nigel auf ſeinen Diener blickte, bemerkte er eine aufſteigende Düſterheit in den feyerlichen Geſichtszügen, welche entweder vermehrte Wichtigkeit, oder neues Mißvergnügen, oder einen Theil von Beyden ausdrückten. „Wie nun,“ ſagt' er, „was gibt's dieſen Morgen, Richie, daß dein Geſicht jenen grotesken Masken dort unten gleicht?“ — auf die Templerkirche deutend, auf welches gothiſche Gebäude ſie von dem Fenſter aus ſehen konnten.

Richie neigte den Kopf ein wenig zur rechten Schulter, aber ſo ſchwerfällig, als hätt' er einen ſteifen Hals, nahm aber ſogleich ſeine Stellung wieder an und ſagte: „Unheil hier, Unheil da — aber von ſolchen Dingen hab' ich jezt nicht zu reden.“ — „Und von was für Dingen willſt du denn reden?“ fragte ſein Herr, den die Umſtände gewöhnt hatten, einen guten Theil Freyheit von ſeinem Diener zu ertragen. — „Herr“ ſagte Richie, und hielt inne und huſtete, als ſtocke das, was er zu ſagen hätte in ſeiner Gurgel. — „Ich errathe das Geheimniß,“ ſagte Nigel: „du brauchſt etwas Geld, Richie; ſind fünf Guineen für den Augenblick hinreichend?“ — „Herr,“ ſagte Richie, „ich glaube wohl einiges Geld zu brauchen, und bin zu gleicher Zeit froh und betrübt, daß Ihr deſſen jezt in größerm Ueberfluß habt, als ehemals.“ — „Froh und betrübt, Menſch?“ ſagte Lord Nigel: „warum? Du ſprichſt in Räthſeln mit mir, Richie!“ — „Mein Räthſel iſt gleich gelöst,“ ſagte Richie: „Ich komme, Euch um Eure Aufträge nach Schottland zu bitten.“ — „Nach Schottland? biſt du wahnſinnig, Menſch?“ fragte Nigel: „Kannſt du nicht warten und mit mir dahin gehen?“ — „Ihr würdet meiner wenig bedürfen,“ ſagte Richie, „da Ihr einen andern Pagen und Aufwärter annehmen wollt.“ „Wie? eiferſüchtiger Thor,“ ſagte der Lord: „Wird die Bürde deiner Pflicht dadurch nicht leichter? Gehe, frühſtücke, trinke dein Ale doppelt ſtark und laß ſolche Albernheiten aus deinem Kopfe fahren: deine Tollheit könnte mich in Verlegenheit bringen — aber ich vergeſſe nicht, wie ſehr du mir im Unglück zugethan warſt.“ — „Das Unglück hätte uns nie getrennt,“ ſagte Richie; „im ſchlimmſten Falle hätt' ich ſo ſtattlich gehungert, als Ew. Herrlichkeit, oder noch beſſer, da ich gewiſſermaßen daran gewöhnt bin; denn obgleich ich in eines Fleiſchers Laden auferzogen wurde, ſo war ich doch nicht mein Lebenlang allzu innig mit Fleiſchbiſſen vertraut.“

„Was ſoll aber nun all der Plunder?“ ſagte Nigel: „oder hat er ein andres Ziel, als meine Geduld in Anſpruch zu nehmen? Du weißt hinlänglich, daß ich, wenn ich zwanzig Diener hätte, doch den treuen Burſchen, der mir in meinem Unglücke nahe ſtand, als den Würdigſten aller dieſer anſehen würde. Aber es iſt ganz widerſinnig, mich mit deinen feyerlichen Capricio's zu quälen.“ — „Herr,“ ſagte Richie, „wenn Ihr Euer Vertrauen zu mir bezeigt, thut Ihr, was Euch Ehre macht, wenn ich demüthig ſo ſagen darf, und was von meiner Seite keineswegs unverdient iſt. Nichts deſto weniger müſſen wir uns trennen.“—„Aber warum denn, Menſch?“ ſagte Lord Nigel: „warum, wenn wir gegenſeitig zufrieden ſind?“ — „Herr,“ ſagte Richie Moniplies: „Ew. Herrlichkeit Beſchäftigungen ſind der Art, daß ich ſie durch meine Gegenwart nicht zugeben oder unterſtützen kann.“ — „Wie das, Kerl?“ ſagte ſein Herr zornig. — „Nichts für ungut, Herr,“ ſagte der Diener: „Ihr theilt ungleich, wenn mein Reden und mein Schweigen euch gleich beleidigt. Wenn Ihr geduldig die Gründe für meine Abreiſe hören wollt, ſo möchte das nach meinem Dafürhalten das Beſte ſeyn für Jezt und die Zukunft — wenn nicht, ſo laßt mich ſchweigen und Abſchied nehmen, und ſo nichts mehr darüber.“ — „Weiter, ſprich deine Gedanken aus,“ ſagte Nigel, „nur vergiß nicht, mit wem du redeſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Reiſeabenteuer.

(Beſchluß.)

Der Morgen ging hin unter dieſen und ähnlichen Vermuthungen. So oft ich ein Glaubensſyſtem gebildet hatte, warf es euch irgend eine Bewegung des Unbekannten über den Haufen, und ſezte alle meine Gedanken wieder in Verwirrung. So ſind die Arbeiten eines fieberhaften Gemüthes in der Einſamkeit. Meine Nerven waren, wie geſagt, ſehr ſchwach; und das beſtändige Nachdenken über die Angelegenheiten des unſichtbaren Mannes fing an zu wirken: ich gerieth in die größte Unruhe.

Die Tiſchzeit kam endlich heran. Ich hoffte, der fette Herr würde im Gaſtzimmer ſpeiſen, und ich dürfte ihn endlich zu Geſichte bekommen; aber nein — er ließ ſich das Eſſen aufs Zimmer bringen. Was konnte dieſe Einſamkeit und Heimlichkeit zu bedeuten haben? Er konnte kein Radikal ſeyn; es lag etwas zu Ariſtokratiſches in ſeiner Abſonderung von der übrigen Welt, und ſeinem Alleinſeyn an einem ſo langen unfreundlichen Tage. Auch lebte er für einen unzufriedenen Politiker zu gut. Es wurden ihm nicht wenig Schüſſeln hinaufgetragen, und er hielt ſich an ſeinen Wein, wie ein ächter Freund des Wohllebens. Auch machte er meinen Zweifeln hierüber bald ein Ende, denn ſeine erſte Flaſche konnte noch nicht geleert ſeyn, als ich ihn ein Lied ſummen hörte, und als ich horchte, war es God save the King. Er war alſo kein Radikal, ſondern ein getreuer Unterthan; einer, der über ſeiner Flaſche loyal wurde und bereit war, bey ſeinem König und der Verfaſſung zu ſtehen, wenn er bey nichts anderm mehr zu ſtehen vermochte. Aber wer konnte es ſeyn? Meine Muthmaßungen lieſen in die Irre. War es nicht irgend ein vornehmer Mann, der Incognito reiste? „Gott weiß," ſagte ich ganz verplüfft, „vielleicht iſts wohl gar einer von der königlichen Familie, was weiß ich, das ſind ja alle fette Herren?"

Es regnete noch immer. Der geheimnißvolle Unbekannte blieb in ſeinem Zimmer und ſo weit ich vermuthen konnte, auf ſeinem Stuhl, denn ich hörte keine Bewegung von ihm. Inzwiſchen als es ſpäter wurde, ward das Gaſtzimmer lebhafter. Einige, die eben angekommen waren, kamen in ihre Oberröcke gehüllt herein; andere fanden ſich ein, die ausgegangen geweſen. Einige aßen zu Mittag, andere tranken Thee. Wäre ich in einer andern Gemüthsſtimmung geweſen, ſo würde ich wahrſcheinlich in dem Studium dieſer beſondern Menſchenklaſſe Unterhaltung gefunden haben. Vor allen waren derer zwey, welche die bekannten Spaßmacher unter den Reiſenden zu ſeyn ſchienen, und mit allen auf der Landſtraße üblichen Schnurren vertraut waren. Der Aufwärterin, die ſie bald Louiſe, bald Ethelinde und bey einem Dutzend anderer ſchöner Namen nannten, wußten ſie eine Menge Zweydeutigkeiten zu ſagen, und freuten ſich ungemein über ihre eigenen Scherze. Ich war aber zu ſehr mit dem fetten Herrn beſchäftigt: er war den ganzen langen Tag von meiner Einbildungskraft verfolgt worden, ich konnte alſo auch jezt die Jagd nicht aufgeben.

Der Abend ging allmählig vorüber. Die Reiſenden laſen die Zeitung zwey bis drey Mal durch. Einige verſammelten ſich ums Feuer und erzählten lange Geſchichten von ihren Pferden, ihren Abenteuern und Unfällen auf der Landſtraße. Sie beſprachen den Ruf verſchiedener Kaufleute und Gaſthöfe; und die Spaßmacher wußten manches von hübſchen Stubenmädchen und gutherzigen Wirthinnen zu erzählen. Alles dieſes geſchah während ſie ihre ſogenannten Nachtmützen zu ſich nahmen, d. h. Gläſer voll ſtarker Miſchungen von Branntwein oder andern geiſtigen Getränke mit Waſſer und Zucker; worauf Einer nach dem Andern den Schuhknecht und das Stubenmädchen herbeyklingelte und in alten, gar wunderſamen, unbequemen Pantoffeln von zerſchnittenen Schuhen zu Bette gingen.

Es blieb nur noch ein Mann zurück; ein kurzbeiniger, langrumpfiger, vollblütiger Kerl mit einem ungemein dicken gelben Kopf. Er ſaß allein über einem Glas Portwein und Waſſer mit einem Löffel, ſchlürfend und rührend, nachſinnend und ſchlürfend bis nichts mehr im Glaſe blieb als der Löffel. Allmählig ſchlief er dann kerzengrad auf ſeinem Stuhle ſitzend, mit dem leeren Glaſe vor ſich, ein; und auch die Lichter ſchienen einzuſchlafen, denn der Docht wurde lang, dick und breit an der Spitze und verdunkelte das wenige Licht, das im Zimmer geblieben war. Die herrſchende Finſterniß ward anſteckend. An den Wänden umher hingen die unförmlichen und beynahe geiſterähnlichen Oberröcke der Reiſenden, die jezt ſchon lange im Schlaf begraben lagen. Ich vernahm nur das Picken der Uhr, mit den ſchweren Athemzügen des ſchlafenden Trinkers, und das Tröpfeln des Regens, von der Dachtraufe; die Kirchenglocken läuteten Mitternacht. Plötzlich fing der fette Herr über mir ſich zu bewegen an und ſchritt langſam auf und ab. In allem dieſem lag etwas ungemein Schauerhaftes, beſonders für einen in meinem Nervenzuſtande. Dieſe geſpenſteriſchen Oberröcken, dieſes Schnarchen und die krachenden Schritte jenes geheimnißvollen Weſens. Seine Schritte wurden ſchwächer und ſchwächer und verloren ſich endlich ganz und gar. Ich fühlte mich zu dem verzweifelten Muthe eines Romanenhelden getrieben. „Sey er, wer er wolle," rief ich bey mir ſelber, „ich muß ihn ſehen!" Ich ergriff ein Licht und eilte nach Nro. 13. hinauf. Die Thüre war angelehnt. Ich zauderte — ich trat hinein. Das Zimmer war leer. Da ſtand ein großer, breitſitziger Armſeſſel beym Tiſch, auf welchem ſich ein großes, leeres Glas und ein Blatt von den Times befanden, und die Stube roch ſtark nach Käſe.

Der geheimnißvolle Fremde hatte ſich eben erſt entfernt. Ich begab mich voll Verdruß in mein Zimmer, welches man mir im vordern Theil des Hauſes eingeräumt hatte. Als ich über den Gang wegſchritt, bemerkte ich ein großes Paar Stiefeln, mit ſchmutzigen, gewichsten Umſchlägen vor der Thüre eines Schlafzimmers. Ohne Zweifel gehörten ſie dem Fremden; aber einem ſo ſchrecklichen Weſen in ſeine Höhle zu folgen, war doch gefährlich; er konnte mir eine Piſtole oder noch etwas Schlimmeres nach dem Kopf feuern. Ich ging daher zu Bette und blieb die halbe Nacht hindurch in der größten Unruhe wach liegen; und ſelbſt als ich eingeſchlafen war, verfolgte mich der Gedanke an den fetten Herrn und ſeine große Stiefeln.

Ich ſchlief etwas lange am folgenden Morgen, und ward durch ein ungewöhnliches Laufen und Rennen im Hauſe geſtört; ein Poſtwagen hielt vor dem Thore. Auf einmal riefs: „Der Herr hat ſeinen Regenſchirm vergeſſen; ſeht doch nach in Nr. 13!" Den Augenblick darauf hörte ich das Rennen eines Stubenmädchens über den Gang, und ihre gellende Stimme rief im Laufen: „Hier iſt er; hier iſt des Herren Regenſchirm!" Der geheimnißvolle Fremde war alſo auf dem Punkte abzureiſen. Dieß war der einzige Moment, wo ich ihn noch ſehen konnte. Ich ſprang vom Bette, lief ans Fenſter, riß den Vorhang hinweg, und erblickte nur eben noch den hintern Theil eines Mannes im Kutſchenſchlage. Die Schöße eines braunen Rocks ſtanden hinken von einander und gewährten mir eine volle Ausſicht auf die breite Scheibe eines Paares grünlicher Beinkleider. Der Schlag flog zu — „alles richtig (all right)!“ war das Wort — der Wagen rollte fort: — und dieß war Alles, was ich je von dem ſelten Herrn erfahren habe!

Korreſpondenz · Nachrichten.

Hamburg, im Mai.

(Fortſetzung.)

Die Direktion ſcheint das Theaterjahr hindurch, wenigſtens was den Geſchmack des Publikums betrifft, eine glückliche Wahl gemacht zu haben. Noch mehr als bey den vorhergenannten Stücken war das Haus bey den wiederholten Darſtellungen von „des Königs Befehl,“ Luſtſpiel in vier Aufzügen von C. Töpfer, gefüllt. Dieß Luſtſpiel hat, in ſo fern es dem Referenten bekannt, auf allen Bühnen, wo es bis jezt aufgeführt worden, allgemeinen Beyfall gewonnen. Es ſchließt auch Alles in ſich, was dem allgemeinen Geſchmack anſpricht — komiſche Situationen, Charakterzüge, witzige Wendungen, Derbheiten, ein glückliches Einmiſchen bekannter Anekdoten, und vor allem einen ſehr gut gelegten Plan, der, obgleich locker geknüpft, doch ungezwungen und mit Leichtigkeit durchgeführt iſt. Obgleich nun dieß Stück, genau betrachtet, hinſichtlich der Charaktere und der Kompoſition gar nichts Neues enthält, iſt doch die ganze Zuſammenſtellung neu und originell. Es iſt eine glückliche Idee, allgemein bekannte und von der ganzen Nation anerkannte Männer uns, eben ſo wie in den franzöſiſchen Vaudevilles, auf der Bühne, ſelbſt in ähnlichen körperlichen Umriſſen, vorbeyzuführen. So ſehen wir in dieſem Stück Friedrich II. und Voltaire; beyde, wenigſtens auf der hieſigen Bühne, getreu und ohne mehr Karrikatur dargeſtellt, als ihre wirkliche Erſcheinung darbot, ſind mit den Koſtümen des lezten Viertels des verfloſſenen Jahrhunderts uns hier lebendig vor die Augen hingeſtellt, und ſo wird uns und unſerer Jugend die nächſt vergangene Welt, deren Spuren wir noch in unſerer Kindheit geſehen haben, faſt zum Erſtenmale auf der Bühne vergegenwärtigt. Dieſe zwey neue Seiten verleihen in den Augen unſers neuheitsgierigen Publikums den vorher genannten guten draſtiſchen Eigenſchaften des Stücks einen neuen Relief; denn es iſt dem Verfaſſer, der das Publikum kennt, nicht allein gelungen, den gebildetern Theil deſſelben durch bekannte Charakterzüge des großen Mannes, den wir hier im einfachen Hauskleide, ohne Paradepferd der Tragik, erblicken, zu befriedigen, ſondern ihm auch wenigſtens ein Lächeln abzugewinnen, indem das Paradies-Publikum unter brüllendem Gelächter jauchzt, wenn der Schrecken bey dem plözlichen Anblick eines ſtämmigen Grenadiers den karrikirten Grafen de la Folie zu Boden wirft. Man hat Anſtoß daran genommen, daß ein ſo ausgezeichneter Held der Nation, wie Friedrich II., unter ſelbſt niedrig komiſchen Charakteren auftritt; allein man muß bedenken, daß der große Mann immer zugleich Gewohnheits-Menſch bleibt, und daß es immer erbaulich, ja ſelbſt erhebend iſt, auch dieſen walten zu ſehen. Die Dichter laſſen zwar gern ihre Helden, ſelbſt die geſchichtlichen, idealiſcher, als ſie im Leben geweſen, erſcheinen, was allerdings in der höheren Dichtung zu loben iſt; aber das Luſtſpiel iſt der Spiegel des wirklichen, nicht des idealiſirten Lebens, und dann muß der größte Mann in ſeinen täglichen Verhältniſſen zu ſeiner nächſten Umgebung hervortreten; genug, daß ſo wie hier durch einzelne charakteriſtiſche Züge und beſondere Angewohnheiten der Geiſt hervorſchimmert, deſſen Großthaten wir unter mehr erhebenden Umgebungen bewundern. Auch dürfen wir hier nicht vergeſſen, daß der Verfaſſer, obgleich er vielleicht einen ſolchen Vorwurf nicht voraus geſehen hat, jedoch von einem ſehr richtigen Gefühl geleitet, alles Grell-Komiſche des Stücks von der Gegenwart des Königs getrennt hat, darum macht auch das einzelne entſchlüpfte Punktum aus dem Munde des darüber erſchrockenen Barons eine um ſo herrlichere Wirkung. Hr. Töpfer trat ſelbſt als König auf; ſein bloßer Anblick erregte ſtürmiſchen Beyfall. Da er überall nur in dieſer Rolle wegen ſeiner dieſer entſprechenden Perſönlichkeit auftritt, halte ich mich für unbefugt, mehr über ihn als Schauſpieler zu ſagen, als daß er hierin allen Forderungen Genüge leiſtet. Das Spiel jedes einzelnen Schauſpielers zu würdigen, erlaubt hier der Raum nicht; im Ganzen war die Darſtellung gut. Auf einen Fehlgriff erlaube man mir aufmerkſam zu machen, weil er ziemlich allgemein auf unſern Bühnen begangen wird. Er betrifft Hrn. Weiß Darſtellung des Grafen de la Folie, mit dem Referent nicht ſo zufrieden war, wie der größte Theil des Publikums, der ihm großen Beyfall zollte. Dieſer Graf darf allenfalls lächerlich ſeyn, und iſt es genug durch die affektirte Vergeſſenheit ſeiner deutſchen Mutterſprache, allein er darf kein Chevalier aus dem Sonntagskinde ſeyn. Er hat ja doch die beſten Geſellſchaften beſucht, und ſeine Lächerlichkeit muß mehr geiſtig als körperlich erſcheinen. Die tändelnde, tanzende Art, womit er faſt jedesmal auftritt, kommt uns höchſt verfehlt vor. Wie wäre es möglich, daß der Baron Wendel einen ſolchen Schellen tragenden Geck zum Schwiegerſohn erwählen, und Voltaire, blos weil er zum Geck in Paris geworden, ihn protegiren könne. Auch kann Referent nicht ſo zufrieden mit dem Koſtüm dieſes Stücks, wie mit dem des Prinzen von Homburg ſeyn. In der Tragödie können die Trachten wohl etwas idealiſirt werden, in einem Spiegelbild dagegen, wie dieß Luſtſpiel, müſſen alle gleich treu ſeyn; gegen das Koſtüm der Schauſpieler war nichts einzuwenden, allein die Eitelkeit der Schauſpielerinnen konnte dieſes nicht geſtatten, in den Kleidern und Moden ihrer Mütter von 1770—80 *) zu erſcheinen.

Ein kleines Luſtſpiel, „Cyprian und Barbara,“ auch von Hrn. Töpfer, wurde ziemlich lau aufgenommen; das iſt begreiflich, weil das Stück ſelbſt zu der Menge jezt oft geſehener Kalenderſtücke gehört, und bietet im Grunde nur einige neue Wendungen dar; die Charaktere ſind wahre Stereotypen. So viel ich von einer Darſtellung urtheilen kann, iſt der Dialog rein und leicht verſificirt.

Mit dem ſchon erwähnten Hrn. Töpfer gehen wir zu den Gaſtrollen über, um ſo mehr, da die übrigen Neuigkeiten der lezten Zeit nur eine Folge von dieſen zu ſeyn ſcheinen. — Nachdem ich des Hrn. Grapow und der Dem. Frühwirth, zwey junge Subjekte, in welchen die Direktion einen recht glücklichen Erwerb für die zweyte Singpartie gemacht zu haben ſcheint, nur vorläufig erwähne, eile ich, von drey Berliner Gäſten Bericht abzuſtatten. — Als eine alte und geſchäzte Bekannte begrüßten wir Mad. Schröck, einſt Flecks Wittwe, und die Mutter unſerer hochverdienten Frau Dr. Unzer wieder. Ihre beyden Gaſtrollen, die Fürſtin in Elſe von Walberg, und Eulalia, waren noch reich vorhandene beaux reſtes einer noch ſchönern verblühten Zeit; genug, um das Publikum gemüthlich anzuſprechen, obgleich nicht genug, um die Begeiſterung zu erregen, welche zwanzig Jahre früher den Triumphwagen ihrer Kunſt bis an die Wolken emportrug. —

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Das Stück ſpielt im Jahr 1751, alſo muß das Koſtüm um Vieles älter ſeyn; und es gewinnt dabey.

D. R.

Beylage: Literaturblatt Nro. 51.

Digitized by Google

Nro. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Juni 1822.

> Siehe nur hin auf die Schnelligkeit, mit der Alles in Vergeſſenheit ſinkt, auf die Unendlichkeit der Zeit, auf die Eitelkeit des Lebensgetöſes, auf die Nichtigkeit fremden Urtheils und den engen Raum, den unſer Ruhm begrenzt, und höre auf dich zu quälen.
>
> Mark Aurel.

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung von Nro. 146.)

Die Häuſer der von Olavides in der Sierra Morena angelegten Kolonien, ſind ganz gleichmäßig an beyden Seiten der Straße gebauet; oder ſie bilden vielmehr zwey lange Gebäude, in viele Wohnungen abgetheilt, jede von einem Erdgeſchoß, einer Thüre und zwey Fenſtern. *) Die Thüre führt in die Küche, die zu gleicher Zeit Wohnſtube und Schlafſtelle iſt, und zu beyden Seiten zwey kleine Kammern mit eben ſolchen Fenſtern hat. Carolina, als der Mittelpunkt dieſer Kolonien, macht ſchon mehr Anſprüche. Die Häuſer haben ein Stockwerk und vier Fenſter; vor ſich einen kleinen Garten. Der Ort hat einen ſchönen Marktplatz und Kirche, ein ſehr großes Gefängniß und ſogar einen königlichen Palaſt, eine ſchöne Allee mit Feldern, Maulbeer- und Olivenbäumen zu beyden Seiten. Auf dem Marktplatz mußte ich gewaltig über ein paar Schilde lachen, die an zwey Säulen angebracht, im reinſten Nürnberger Styl, die Anlegung der Kolonie, die Ausrottung des Waldes, den Häuſerbau u. ſ. w. in Stein gegraben, erzählten. Ueber der Erzählung befand ſich auf der einen Karl III., auf der andern des Infanten Bruſtbild, nebſt einer ſehr devoten, deutſch-ſpaniſchen Inſchrift und Dedikation. Gleich daneben die Lapide de la Constitucion mit ein Paar Kernſprüchen aus dem Kodex der Soberania del Pueblo español y libre y independiente u. ſ. w. Schade, daß dieſes alles ſo ganz vernachläſſigt iſt! Ganze Straßen dieſer hübſchen Gartenhäuschen ſtehen unbewohnt. — Kurz das ganze Unternehmen ſieht ſchon recht ſpaniſch aus, auch iſt die deutſche Sprache unter den Kindern der erſten Koloniſten ſchon vergeſſen; nur einige Wenige der erſten Ankömmlinge ſind übrig geblieben, im Verhältniß weit mehr Frauen wie Männer. Ich ſchrieb dir ſchon in meiner Ankunfts-Anzeige aus Cordova, daß ich in Guaroman eine alte Pfälzerin gefunden, die ſich unausſprechlich freute, einen Deutſchen zu ſehen, der die Wege und Stege ihres Vaterlandes kannte. Bis zum Kriege waren dieſe Kolonien meiſtens ſehr wohlhabend, da ſie aber alle an der Heerſtraße liegen, wurden ſie ganz ausgeſogen. Früher bezahlten ſie keine Abgaben, ſeit 1820 ſind ſie beſteuert. Dennoch ſind dieſe Leute ſehr liberal. Die alte Pfälzerin verſicherte mich auch im Vertrauen, „im Reich“ werde man auch bald eine Konſtitution machen, wie hier. — Denn daß irgend etwas „am Reich“ verſchoben worden, konnte

---

*) Wer manche Kolonien an der Donau und in Franken geſehen hat, wird die treffende Aehnlichkeit von deren Bauart mit der in der Sierra nicht verkennen. Die unſers Vaterlandes fiel uns immer durch ihre gänzliche Zweckwidrigkeit auf, indem ſie den Bewohner eines ſolchen Hauſes mit den Nachbaren in ſchädliche Berührung bringt, das Gefühl des Eigenthums, welches auf eigenen Grenzen beruht, ſchwächt, und der Ausbreitung des Hausweſens durch angeſtrengten Fleiß und gelungene Spekulationen gar keinen Raum erlaubt. Auch beweiſt der Zuſtand und der Leumund ſolcher Koloniſten in den mehrſten Fällen, wie wenig dieſe Dörfer gute Landleute beherbergen. Was wir von des wohlmeinenden Olavides Kolonien wiſſen, widerlegt dieſe Anſicht ebenfalls nicht.

ich ihr auf keine Weiſe begreiflich machen; ſo wie man über den Rhein ſey, müſſe man, ihrer Anſicht nach, noch immer aufs Reich treten, oder wie Herr Urian, hinter Nürnberg, auf gar Nichts. Einen Nachhall deutſcher Gebräuche fand ich in den Oſtereyern, die außer dieſen Kolonien in Spanien unbekannt ſind. Da ich ſie grade in den Oſtertagen durchzog, machten ſie den Anblick dieſer künſtlichen Völkerverpflanzung nur noch auffallender. Das ward mir beſonders merklich, als mir die Knaben, welche ich damit, ganz nach Art der Berner- und Münchner-Knaben ſpielen ſah, auf Spaniſch antworteten: „dieſe Sitte haben die Deutſchen daher gebracht.“

Die Geſchichte dieſer Kolonien iſt hinreichend bekannt, ich wollte auch nur an ſie erinnern. Leider bezeigt ſelbſt das Gute und Nützliche, was unter der lezten ſpaniſchen Regierung verſucht ward, durch die Verkehrtheit in den Mitteln und Zweckwidrigem des Entwurfs, in wie elenden Händen ſie war.

Von Guaromana aus hat man zum erſten Mal einen Blick über die weiten, grünen Hügel von Andaluſien, und gegenüber die Sierra de Jaen mit dem Kaſtell von Jaen, Baeza und noch weiterhin die Gebirge von Granada. Da die ganze Gegend mit Oliven bepflanzt iſt, hat ſie etwas ſehr einförmiges, beſonders da es ihr an Menſchenwerken fehlt. Von Carolina aus werden die Aloen immer häufiger, ſie wachſen Mannshoch längs den Straßen, ſind auch als Hecken um die Felder gepflanzt. Da die Stacheln dieſer Pflanze eine ſehr gefährliche, faſt unheilbare Wunde machen, ſo iſt ſie zu Befriedigungen ſehr geeignet. Gar wunderlich ausländiſch nehmen ſich dieſe ſchroffen Pflanzenwände mit der trocknen, blaßgrünen Farbe aus, beſonders wo ſie zwiſchen lebendigem Grün hervorſtechen. Außerdem benuzt man auch die zähen Faſern ihrer Blätter, um Seile aus ihnen zu drehen. Bis Andujar geht der Weg noch in der Sierra Morena fort, die mitunter noch durch Felſen und Abgründe ſehr wilde Strecken hat. Allein kühne, zackige Formen haben ſie nicht, da hier überall der Granit zu Tage geht. Das Schlachtfeld von Baylen mit ſeinem alten Kaſtell, gehört mit zu den intereſſanteſten Punkten auf dieſem Wege. Dicht bey der Brücke iſt ein kleiner freyer Platz; hier wurden die Waffen des franzöſiſchen Heeres aufgehäuft, nachdem ſie von den Soldaten, ſo wie ſie über die Brücke zogen, niedergelegt waren. Dieſe Schlacht iſt eine der merkwürdigſten, nicht blos in dem ſpaniſchen Kriege. Die Ehre des Siegs gehört nach dem Urtheil der mehrſten Deutſchen, Reding und nicht Caſtannos, der fünf Stunden davon in Andujar war, und nur herbey kam, um die Uebergabe anzunehmen. Ich halte es für einen ſehr kühnen Gedanken, ſich mit 6000 Mann zwiſchen zwey Heere von 16000 und 8000 Mann einzuklemmen, und ſie beyde zur Uebergabe zu zwingen. Dupont zog ſich, um Caſtannos zu entgehen, von Cordova zurück; während ihm die Diviſion Wedell 8000 Mann ſtark, von Carolina her zu Hülfe kam. Reding trennte ſie, indem er die Höhen von Baylen beſezte, und hielt den Angriff des viel ſtärkern Dupont'ſchen Heerhaufens aus, bis Caſtannos herbey gekommen und Dupont ihn von der andern Seite einſchloß, worauf er ſich ergeben mußte. Aber faſt in demſelben Augenblick ward Reding im Rücken von der Diviſion Wedell angegriffen; ergab ſich ihr zum Schein, oder unterhandelte doch eine Uebergabe, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, weil er ihrer gewiß war, ſo bald das Dupontſche Korps die Waffen geſtreckt haben würde. Seine Berechnung fand ſich, wie der Erfolg bewies, völlig richtig. So erzählten Krieger und Landleute mir den Vorgang an Ort und Stelle. Ich weiß wohl, daß Kriegsberichte nicht in „das Allerley“ meiner Irrfahrten gehören, es iſt mir auch mehr darum zu thun, die Männer zu nennen, welche hier Ruhm erwarben. Es iſt eine ſehr ſonderbare Sache um den Ruhm im Auslande. Caſtannos iſt hier zu Lande bey weitem nicht ſo gelobprieſen, wie er es bey uns war. Er ſieht freylich auch nicht ſehr heldenmäßig aus; ein dickes, gepudertes, lebhaftes und doch bequemes Männchen, ſervil bis über die Ohren. Als Dupont ſich ihm ergab, ſagte er zu Caſtannos mit Thränen in den Augen: „General, das iſt die erſte Schlacht, die ich verliere.“ Caſtannos antwortete ganz zufrieden und die Hände über ſeinem Bauch zuſammenlegend: „Und die erſte, General, die ich gewinne.“ Eben ſo urtheilt man jezt hier zu Lande über Palafox und die Vertheidiger von Saragoſſa ganz anders, wie bey uns. Es un bruto, tiene cabeza de Aragones. Das heißt ſo viel als, man könnte Thürme mit ihm umrennen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Walter Scott's neueſter Roman: Nigel's Schickſale.“

(Fortſetzung.)

„Gut, gut, Herr: ich rede demuthsvoll, (ſagte Richie, der aber nie eine trotzigere Würde gezeigt hatte, als in dem Augenblick, wo er dieß Wort ausſprach;) aber glaubt Ihr, Ew. Herrlichkeit gezieme dieſes Würfeln, Kartenmiſchen, Umhertreiben in Wein- und Spielhäuſern? Ich bin überzeugt, daß es mir nicht ziemt.“

„Narr, du biſt ein Preciſianer oder Puritaner geworden, glaub' ich!“ ſagte Lord Glenvarloch lachend, obgleich es ihm, zwiſchen Reue und Scham, ſchwer ward, zu lachen. „Ich kenne den Sinn Eurer Frage, Herr!“ ſagte der Diener: „Ich bin vielleicht ein Biſchen von einem Preciſianer und wünſche vom Himmel, des Namens würdiger zu werden: aber laßt uns das übergehen. Ich habe die Pflichten eines Dieners ſo weit ausgedehnt, als mir mein nordiſches Gewiſſen erlaubte. Ich kann darauf meinem

Digitized by Google

Herrn oder meinem Geburtsland, wenn ich in der Fremde bin, mein gutes Wort geben, wenn ich auch die nackte Wahrheit zuweilen ein wenig hinter mir ließ; ja, und ich werde mich mit jedem herumſchlagen, der mir das abſprechen will. Aber das Schwelgen, Würfeln, Umziehen in den Spielhäuſern iſt mein Element nicht — ich kann darin nicht Athem holen, und wenn ich höre, daß Ew. Herrlichkeit einem armen Teufel 'was weniges abgewonnen hat, das er nur mit Noth miſſen kann, — bey meiner Seele, wenn Ihr's braucht, wollt' ich, eh' Ihr es von ihm gewinnt, mich mit Euch an den Weg legen, und dem erſten beſten Viehhändler „Stehe!“ zurufen, der mit dem Geld von ſeinen Eſſex-Kälbern in dem ledernen Beutel von Smithfield her auf uns ſtößt.“

„Du biſt ein Pinſel,“ ſagte Nigel, der aber viele Gewiſſensbiſſe fühlte: „ich ſpiele nie um kleine Summen.“ — „Ach, Herr!“ — verſezte der ſtarrköpfige Diener: „die Sache wird dadurch nicht beſſer. Wenn Ihr mit Euresgleichen ſpieltet, ſo wäre zwar die Sünde eben dieſelbe, aber es wäre doch mehr weltliche Ehre dabey. Ew. Herrlichkeit weiß, oder ſollt' es aus eigner Erfahrung wiſſen, die noch nicht viele Wochen alt iſt, daß kleine Summen von dem ungern entbehrt werden, der ſonſt nichts hat, und ich muß es Euch grade ſagen, daß man von Euch ſpricht, als ſpieltet Ihr mit armen Unglücklichen, welche nur gar wenig zu verlieren haben. — „Niemand wage das zu ſagen,“ verſezte Nigel, ſehr aufgebracht: „ich ſpiele, mit wem ich will, und werde nur um die Einlage ſpielen, die mir gefällt.“ — „Das gerade ſagen die Leute, Herr,“ ſprach der unbarmherzige Richie, deſſen natürlicher Hang zum Hofmeiſtern, ſo wie die Derbheit ſeines Gefühls, ihn hinderte, ſich die Qual zu denken, in die er ſeinen Herrn verſezte: „das ſind ganz ihre Worte. Ew. Herrlichkeit beliebte erſt geſtern, wie gewöhnlich, von jenem Edelmännchen mit dem karmoiſinſammtnen Wamms und der Hahnenfeder auf dem Sturmhut, fünf Pfunde oder ſo was zu gewinnen. Ich ſah ihn durch den Saal kommen und wenn er nicht bey Heller und Pfennig ausgeplündert war, ſo hab' ich in meinem Leben keinen ruinirten Menſchen geſehen.“ — „Unmöglich!“ rief Lord Glenvarloch: „wer iſt er? Er ſah wie ein Mann von Mitteln aus.“ — „Nicht alles iſt Gold, was glänzt, Herr!“ verſezte Richie: „Stickerey und goldne Knöpfe machen leere Beutel. Und wenn Ihr fragt, wer er ſey, ſo habe ich wohl eine Vermuthung, werde ſie aber nicht ausſprechen.“ — „Wenigſtens will ich,“ ſprach Nigel, „wenn ich ſolch einem Mann ein Unrecht that, wiſſen, wie ich es wieder gut machen kann!“ — „Greift Euch drum nicht an den Bart, Herr,“ ſagte Richie: „für ihn wird geſorgt werden; denkt an ihn, wie an einen, der dem Teufel mit Extrapoſt in die Arme eilt und dem ihr auf der Reiſe weiter geholfen habt. Ich aber will ihn aufhalten, wenn Vernunft es kann, und ſo braucht Ew. Herrlichkeit nicht mehr nach ihm zu fragen, denn es hilft nichts, daß Ihr es wißt, ſondern vielmehr das Gegentheil.“

„Höre, Kerl,“ ſagte der Herr, „ich habe Geduld mit dir gehabt bis jezt, aus gewiſſen Gründen; mißbrauche aber meine Güte nicht länger, — und da du nothwendig fort mußt, ſo geh' in Gottes Namen, und hier iſt Reiſegeld.“ So ſprechend legte er Gold in ſeine Hand, welches Richie, mit der größten Genauigkeit, Stück für Stück, zählte. „Es iſt richtig gezählt — oder haben die Stücke vielleicht das Gewicht nicht — oder was T— haſt du, da deine Eile vor fünf Minuten noch ſo groß war?“ ſagte der junge Lord, nun ganz erboßt über die Anmaßung, mit welcher Richie ſeine Moral predigte.

„Die Summe iſt richtig,“ ſagte Richie, mit der unwandelbarſten Gravität, „und was das Gewicht betrifft, ſo ſind ſie zwar hier in der Stadt ſehr genau und machen ein Geſchrey über ein Stückchen, das ein Bischen zu leicht iſt, oder am Rand 'was weniges eingebüßt hat, in Edinburgh aber fallen ſie drauf, wie der Habicht auf die Taube. Gold iſt dort nicht ſo häufig, leider!“ — „Um ſo thöriger iſt's von dir,“ ſagte Nigel, deſſen Zorn nur vorübergehend war, „ein Land verlaſſen zu wollen, wo man deſſen genug hat.“ — „Herr,“ ſagte Richie, „kurz und offen, — Gottes Gnade iſt beſſer, als Goldſtücke. Wenn Goblin, wie ihr jenen Monſieur Lutin nennt, (Ihr könntet ihn eben ſo gut Gibbet (Galgen) nennen, denn mit ſo etwas ſcheint er doch zu enden.) Euch einen Pagen empfiehlt, ſo werdet ihr wenig ſolcher Lehren von ihm hören, wie Ihr von mir hörtet. Und wenn es meine lezten Worte wären,“ — ſagte er, ſeine Stimme erhebend — „ſo würde ich ſagen, daß Ihr irre geleitet ſeyd, daß Ihr nicht den Pfad geht, den Euer ehrwürdiger Vater vor Euch betrat, und was mehr iſt, Ihr geht — ich ſag' es aber immer unmaßgeblich — mit einem Scheuerlappen zum Teufel, denn die, welche Euch in dieſe Nebenwege führten, lachen Euch noch aus.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Fortſetzung.)

Der Maler Boilly: welcher in kleinen Gemälden ausgezeichnete Fertigkeit beſizt, hat zwey vortreffliche Kabinetſtücke ausgeſtellt; nämlich den Tag des Ausziehens einer Familie aus ihrer alten Wohnung, und eine Vertheilung von Wein und Lebensmitteln bey einem Volksfeſte in den Champs élysées zu Paris. Im leztern kommen wohl fünfzig kleine Figuren vor, die alle ſo rein und ausdrucksvoll gemalt ſind, als ob das Gemählde dazu beſtimmt ſey, ganz in der Nähe betrachtet zu werden. Was das für unvergleichliche pöbelhafte Figuren ſind, die ſich da mit Hüten, Holzſchuhen, Eimern u. ſ. w. herzudrängen, um Wein zu erhaſchen, ſich balgen und raufen, oder ſchon betrunken herumſchwanken und über die wohl angekleideten Leute fallen, welche etwas weiter davon dem ſchmutzigen Auftritte zuſehen! Dieſes Gemälde ſollte man im Hôtel de ville oder bey der Polizey aufhängen, damit ſich die Obrigkeit einen genauen Begriff von den Folgen der ſogenannten Volksfeſte in Paris machen könne, die in den Zeitungsartikeln ſo reizend erſcheinen, und in der That ſcheußlich und unmoraliſch ſind. Das kleine Gemälde iſt voll Wahrheit und Witz; die ganz ſinnlichen und gedankenloſen Pöbel-Phyſionomien hat der Maler vortrefflich aufgefaßt, nur hat er nicht gut dafür geſorgt, daß der Zuſchauer das Ganze mit einem Blicke überſehen könne; von einem Ende bis zum andern des Gemäldes hängt eine Figur an der andern, und das Auge hat ein wenig Mühe, ſich aus dieſem Wirrwarr wieder herauszufinden.

Zu der Ausſtellung von Kupferſtichen haben nicht allein franzöſiſche, ſondern auch deutſche und engliſche Künſtler ihren Beytrag geliefert, und von vielen Prachtwerken, die in Paris erſcheinen, erblickt man hier Proben. Ein Baumeiſter hat da Blätter von einem Werke aufgeſtellt, worin er Denkmäler der Baukunſt aus verſchiedenen Zeitaltern und von verſchiedenen Völkern zuſammenſtellt, um die Style miteinander zu vergleichen. Von den egyptiſchen und nubiſchen Felſentempeln an, bis zu dem Triumphbogen des Karouſſel-Platzes in Paris, der als Muſter der franzöſiſch-militäriſchen Baukunſt dienen ſoll, findet man auf ſeinen Blättern Abbildungen, die aber freylich ſehr klein ausgefallen ſind. Ein anderer Baumeiſter hat eine fleißig ausgefertigte Arbeit über das römiſche Forum geliefert mit genauen Aufriſſen und umſtändlichen Beſchreibungen. Unter einer großen geätzten Anſicht vom Heidelberger Schloß ſteht mit Bleyſtift geſchrieben, ſie ſey vom Hrn. Charles de Graimberg, die Perſpective aber vom Hrn. Charpentier hineingebracht worden; was hat denn Hr. Charles de Graimberg hineingebracht? In einem der zur Ausſtellung beſtimmten Säle erblickt man nun auch vier große Schränke mit hetruriſchen Vaſen; dieß iſt die erſte Sammlung, die davon in Paris öffentlich aufgeſtellt wird; die einzigen, die man zuvor ſah, waren auserleſene Muſter, und dienten blos zur Verzierung zwiſchen den Säulen der großen Gemäldegallerie. In den Schränken ſind meiſtens kleinere Vaſen vereinigt, einige ſind nichts weiter als Töpfchen. Eigentlich ſollte dieſe Sammlung ſich nicht im Louvre, ſondern im Antiken-Kabinet der königlichen Bibliothek befinden; denn an Muſtern der Kunſt kann dieſe Menge von Apothekertöpfchen gewiß nicht viel darbieten; als Vergleichung aber mit den alten, im Antiken-Kabinet vorhandenen, Hausgeräthe kann ſie nützlich werden. Die Schränke ſind mit ſo vieler Sorgfalt bearbeitet und ſo feſt verſchloſſen worden, als ob ſie den größten Schatz enthielten. Die Koſten dazu hätte der Hr. Direktor des Muſeums füglich erſparen können. Allein es geht hier wie anderswo; einerſeits verſchwendet man, und andererſeits wird gekargt. So hatte man aus Italien einen ungeheuern Block karrariſchen Marmor kommen laſſen, um, ich weiß nicht welche Bildſäule daraus zu verfertigen. Dieß ungeheure Stück war über 10 Schuh lang und 8 Schuh breit; der Quadratſchuh hatte wenigſtens 100 Fr. gekoſtet. Statt nun dieſen mit ſo vielen Unkoſten herbeygeſchafften Block zu einem großen Denkmale anzuwenden oder aufzubewahren, hat man ihn in kleine Stücke geſägt, zu den Basreliefs, welche ein kleines Denkmal des Herzogs v. Berry zu Lille bekleiden ſollen; eben ſo bleiben, nachdem man mit großem Pompe den Grund zu einer Kunſtſchule an der Stelle des vor wenigen Jahren barbariſch zerſtörten Muſeums der franzöſiſchen Denkmäler gelegt und ſchon einige hundert tauſend Franken verſchwendet hatte, die Arbeiten ſtill liegen; dieſer Mangel an übereinſtimmenden Maßregeln rührt von den häufigen Miniſterveränderungen her. Ein neuer Miniſter ſezt auch neue Chefs de bureaux ein, kümmert ſich wenig um das, was ſeine Vorgänger begonnen haben, und arbeitet auch wohl ihrem Unternehmen ſchnurſtracks entgegen, oder giebt ſeine Einwilligung zu den kleinlichen Umtrieben her, die in ſeinen Bureaux entſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stuttgart, den 25. Juni.

Mad. Marconi-Schönberger, deren ausgezeichnetes muſikaliſches Talent wir ſchon vor mehrern Jahren auf dieſer Bühne bewunderten, hat uns unlängſt an zwey verſchiedenen Abenden durch ihren Geſang einen ſchönen Kunſtgenuß bereitet. Sie ſang zuerſt in dem Abſchieds-Benefiz ihrer Schweſter, Mlle. Joſephine Marconi (einer in naiven Rollen trefflichen Künſtlerin, welche unſere Bühne verläßt); ſodann gab Mad. Schönberger ein Konzert, in welchem ſie die großen Erwartungen, die ihr erſtes Auftreten erregt hatte, noch übertraf. Ihre tiefe Altſtimme, die ſogar in den Tenor hinüberreicht, iſt einzig in ihrer Art, und verſezt den Hörer, durch die Seltenheit einer ſolchen weiblichen Stimme, in eine andere Sphäre. Reinheit, Präciſion, Anmuth und Kraft im Vortrage; gefühlvolle, ſprechende Deklamation, durch Methode und Geſchmack in ein Ganzes verflochten, geben ihrem Geſange einen eigenen Zauber, und erheben ihn zu einer Sprache, die unmittelbar ſich dem Gefühl verſtändlich macht. Unnachahmlich ſchön ſang ſie die Romanze aus „Joſeph und ſeine Brüder.“ von Mehul; mit nicht geringerer ächter Kunſt trug ſie die Cavatine aus Tankred von Roſſini vor; den Triumph ihrer Kunſt aber feyerte ſie in einer Arie mit Chor aus Quinto Fabio von Roſſini. — Mad. Schönberger hat ſich mehrere Jahre in dem Vaterlande der Muſik, in Italien, aufgehalten, und dort, ſo wie in England und Frankreich den Beyfall ihres Talents geerntet. Gegenwärtig lebt ſie in Darmſtadt. Ihr Gatte iſt der berühmte Landſchaftsmaler Schönberger, deſſen Meiſterwerke ſich in den Gallerien von England, Deutſchland, Frankreich und Italien finden. — Deutſchland kann ſtolz auf dieſe edle Künſtlerfamilie ſeyn; denn auch Mad. Schönberger, obgleich die Tochter eines Italieners, iſt eine geborne Deutſche.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 149.
Treue. Reue.

Charade.

Das Erſte — Dieſer hält es hoch,
Und Jener kann's nicht leiden;
Der möcht' es beugen unter's Joch,
Der nie von Freyheit ſcheiden.
Sie ſtreiten oftmals hin und her
Was eigentlich das Rechte wär?

Das Zweyte kennt ihr grasegrün,
Dann auch von Schnee'es Weiße;
Und mit dem lezten Ziele müh'n
Sich ab in regem Fleiße.
Auf künſtlich mühevolle Art
Wird Schönes oft dadurch bewahrt.

Das Ganze — nun, es iſt das Zweyte,
Doch ſpricht's vom Erſten immer,
Und möchte künden, weit und breit,
All ſeines Leuchtens Schimmer;
Was es nur ſelber je erfährt,
Es treu und redlich wieder lehrt.

Beylage: Monats-Regiſter Juni.

Nro. 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. Juli 1822.

> Die Bruſt iſt dunkel, und im Dunkeln ſieht
> Man leicht Geſpenſter.
>
> Raupach's Erdennacht.

Der mütterliche Traum.

Dieſe Geſchichte ward von einer Frau erzählt; — ihre Stimme war leiſe und ſanft und beſaß jene fromme ſchottiſche Melodie des Ausdruckes, welche einen ſolchen alterthümlichen Reichthum und eine ſolche Anmuth über die Rede verbreitet. Unter dem Schatten eines langen Schleyers ſuchte ſie ein Geſicht zu verbergen, wovon früher Schmerz die Roſen abgebleicht und auf einer ungemein weiſſen und hohen Stirne Spuren eines unvergänglichen Grames eingeprägt hatte. In ihrem Auge aber lebte noch immer ein Theil des Feuers von frühern Jahren und ſie glänzten oder verdunkelten ſich, je nachdem die Freuden oder Schmerzen der Gatten- oder Kindesliebe ihrer Erzählung höheres Intereſſe gaben.

Wenn das Weib jung iſt, ſagte ſie mit einem Seufzer, zeigt ſie ſich gern in den vollen Straßen und bey den Wohnungen der Menſchen — wenn ſie weiſer wird, die Eitelkeiten des Lebens geſehen und deſſen Bitterkeiten und Schmerzen gekoſtet hat, ſucht ſie einſamere Gänge und Unterhaltung in ihrer eigenen Seele und fliehet die Freuden und die Fröhlichkeit der Welt. Als das Leiden, welchem nur wenige entrinnen, mich erreicht und gattenlos gemacht hatte, ging ich einmal bey dem ſchönen Waſſerſpiegel, Lady's Love, ſpazieren. Es war mitten im Sommer; die Hügel, zwiſchen welchen der See ſich ſenkte, bedeckte ein lichtes Grün; Schaafe weideten zerſtreut an ihrem Abhang; auf ihren Gipfeln ſaßen Schäfer; während ſich der Raſen, der bis dicht an das ſtille reine Waſſer reichte, ſo lebendig in dem See abſpiegelte, daß das Auge nicht immer zu unterſcheiden vermochte, wo das Land und der See einander begegneten. Große Lotus und Waſſer-Lilien, die an der Oberfläche lagen, wurden nur durch den Zug von einem Paar wilder Schwäne bewegt, die ſeit Jahren auf dem graſigten Ufer geweidet und auf dem Boden des Sees ihre Nahrung gefunden hatten.

Dieſe friedliche Ruhe gehörte mehr den neuern als den alten Zeiten an. Bey großer Sommerhitze, wenn das Waſſer im See niedrig ſtand, erblickte man noch die Ueberreſte einer engen und zertrümmerten Kunſtſtraße, die aus viereckigen, innerhalb einer ſtarken Eichenverpfählung liegenden Steinen gebildet war und von einer kleinen Bucht an der nördlichen Seite gerade nach der Mitte des Sees hinführte. Die Sage, gab dem See ein Eiland, dieſem ein Schloß und erzählte von dieſem Schloſſe viele Geſchichten von Gefahren, Blutvergießen, Ritterthaten und Liebe. Dieſe Sagen, welche nach der Phantaſie der Landleute mancherley Veränderungen erleiden, endigen ſich alle mit einer faſt unglaublich ſchrecklichen Geſchichte. Sie ſpricht von einer blutigen Schlacht, die am ſüdlichen Ufer ſtatt gefunden haben ſolle. Mitten in der Schlacht ſah man die Geſtalt und vernahm man die Stimme einer Dame. Dieſe entführt der Herr des Schloſſes dem noch ſichtbaren Waſſerwege zu, während das See-Ufer mit Todten und Sterbenden bedeckt iſt. Sie ſieht ihren Vater und Bruder in ihrer Vertheidigung fallen; ihren angetrauten Geliebten, dem ſie entriſſen worden, an ihrer Seite ſterben; und noch erinnert man ſich des fürchterlichen Fluches, den ſie gegen ihren Räuber, das Schloß, und den See, die ihn ſchützten, ausſprach; er iſt aber zu gräßlich, um in den Geſchichten eines ernſthaften frommen Volkes eine Stelle zu finden. In jener Nacht, heißt es, habe man eine Stimme vernommen, wie von einem Geiſte, der rund um den See wanderte, und einen Fluch gegen denſelben ausſprach; die Waſſer brauſeten auf und um Mitternacht vernahm man ein Gekreiſche. Am Morgen war das Schloß von Ladye's Love verſunken, und die Waſſer des Sees wogten ſieben Klafter tief über dem Schlußſtein des Thurmes.

Diejenigen, welche an dieſe wilde Legende glauben, bringen manches zu ihrer Beſtätigung vor. Sie ſagen, daß, wenn im Sommer das Waſſer klar iſt, oder wenn im Winter das Eis helle unter dem Fuße des Schlittſchuhläufers liegt, ſehe man die Mauern des Schloſſes deutlich, ohne daß ein Stein daran fehle. Einige behaupten ſogar, einmal im Jahre um Mitternacht, ſteige das Schloß aus dem Buſen des Sees hervor, von den Schießſcharten und Thürmchen ſtröme dann ein überirdiſches Licht hervor, während auf der Spitze, wie ein ausgeſpreiztes Banner, ein weißgekleidetes Frauenzimmer mit gen Himmel gebreiteten Händen flehe und laut ſchreye. Dieſe abergläubiſche Mährchen haben Ladyes Love zu einer Einöde gemacht; der Fiſcher ſchont deſſen treffliche und zahlreiche Fiſche, und der Jäger deſſen Schwäne. Selten beſucht ein Bauer deſſen Ufer und fürchtet ſich darin zu baden; und wenn das Wintereis die muntere Jugend auf deſſen Oberfläche lockt, da ſchütteln die Greiſe ernſthaft die Köpfe und ſagen: „der Ladye's Love will ſein Opfer haben;" und wie die Sage geht, hat er jährlich ſein Opfer gehabt, ſeitdem das Schloß iſt untergegangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Bey Anduja ſteigt man endlich in das Thal des Guadalquivir herab, man verläßt die Sierra Morena, die ſich rechts längs dem Strome hinzieht. Andujar iſt eine ganz erträgliche kleine Stadt, hat hübſche weiſſe Häuſer, viele Kirchen, ein altes Rathhaus mit Zinnen und Thürmen, eine ſchöne Brücke über den Guadalquivir (der übrigens ſo viel ich bis jezt noch geſehen, wenig und ein leimigtes Waſſer hat.) Es war bey meiner Ankunft grade Oſtermontag, viel Volk auf den Straßen, die Weiber weißgekleidet mit einer Menge friſchen Roſen in den Haaren, die Männer in einer ſchwarzen, kurzen Jacke, eben ſolchen kurzen Beinkleidern, ledernen Kamaſchen und glatten, runden Hut. Dieſes iſt die gewöhnliche Tracht in dem nördlichen Theil von Andaluſien, bis Cordova und weiter hin; was die Sevillier noch gar nicht zu Andaluſien gerechnet haben wollen.

Von Andujar bis Cordova iſt an dieſem Ort weiter nicht viel zu ſagen. Von der Sierra Morena an iſt das ganze Land ziemlich grün und beſſer angebaut wie die Mancha; wenig Getreide, faſt ausſchließend Oliven, hie und da große Eichenpflanzungen, zur Schweine-Maſt, an denen das Land ſehr reich iſt, beſtimmt. Man ſieht wenig Dörfer, dagegen viel einzelne Höfe (Cortijos), die mitunter recht hübſch ſind und ſchneeweiß aus den Bäumen hervorblicken. So wie am ganzen Abhange der Sierra Morena, ſind hier die Wohnungen viel reinlicher, als in der Mancha; die fatalen Kreuzchen am Wege werden zwar häufiger, dafür geht aber auch alle Welt bewaffnet, und man iſt auf Selbſtvertheidigung gefaßt. Wir begegneten zuweilen ganzen Familien von Pächtern, die ſich einander in den Feyertagen beſuchten. Das war immer ein förmlicher Reiſezug! Voran zwey ſtarke Männer, welche kundſchafteten; dann folgten die Weiber auf Eſeln und Maulthieren, ein jedes von einem Manne begleitet, zulezt wieder zwey Bewaffnete zu Fuß, den Zug zu decken. Doch gibt es hier nur einige Stellen, die man für gefährlich verſchreyt. Man unterſcheidet hier genau die ſogenannten raterillos und eigentlichen Ladrones. Die erſten ſind arme Teufel und ſtehlen ſo gut ſie können, was ihnen unter die Hände fällt; die andern aber, ſind ſtattliche Reiter auf ſchönen Pferden, in reichen Kleidern mit vielen ſilbernen Gehängſeln, Kettleins, beſonders einer großen Reliquie in Silber gefaßt. Dieſe Herrn ziehen ſelten zu mehr als vier oder fünf zuſammen, ein jeder hat mehrere Gewehre am Sattel hängen; wenn ſie Widerſtand vermuthen, laſſen ſie ſich nie in ein Handgemenge ein, ſondern beſchießen die Karavane aus der Ferne, jeder einzeln vom Pferde herab, bis man ſich ergibt; da man das weiß, thut man dieſes denn bey Zeiten. Die Karren werden abſeits geführt, die Leute gebunden, die Waaren auf die Maulthiere geladen, die beladnen Maulthiere, die ſich vorfinden, mit weg geführt, in das Gebirg. Sind ſie recht bey Laune, ſo bleiben ſie einen halben Tag an derſelben Stelle, und halten alles an, was heran kommt, ſo daß ſie zuweilen einen Haufen von hundert, oder hundert fünfzig Perſonen zuſammen bringen, ehe ſie abziehen — nicht nach irgend einer Höhle oder Felſenwohnung wie Gilblas beſagt, ſondern blos jeder nach ſeinem Dorf, wo ſie den Raub mit dem escribano oder Richter theilen, und ſehr ordentlich leben, bis ein neuer Zug beſchloſſen wird.

„Dieſe heilloſe Weiſe wird ſo lange dauern, bis man zwey Drittel der Richter und Schreiber in Spanien aufhängt," ſagte mir ein ganz vernünftiger Mann, der ſein Vaterland vielfach bereiſt hatte. Dieſe Klage hörte ich überall: „Man will mit den alten Akteurs das neue Stück aufführen; ehe nicht das Perſonal in den mittlern weltlichen

Digitized by Google

Aemtern verändert wird, kann das Volk die Vortheile der Konſtitution nicht gewahr werden," ſagten andre.

Dieſes Räuberſignalement wird dir gar nicht kurzweilig vorkommen; da dieſe braven Leute hier aber in jeder Rückſicht eine ſehr wichtige Rolle ſpielen, beſonders im Volksgeſpräch, ſo kannſt du mirs nicht verargen, wenn ich mich bey ihnen aufgehalten habe. Ich bin übrigens gar nicht begierig, ihnen auf dem Weg zu begegnen. Es mag nicht ſüß ſeyn nach einer ſolchen Begegnung, mit zerſchlagnem Kopf in der brennenden Sonnenhitze auf der kahlen Ebene ausgeſtreckt liegen zu bleiben, bis ein gutherziger Samariter heran kommt.

Aldea del Rio, Piedrava, Arcolea, ſind recht hübſche Dörfer am Guadalquivir. Bey Arcolea führt eine ganz prächtige, ſteinerne Brücke von vier und zwanzig Bogen über den Fluß. Es ſcheint, als habe man in Spanien den Mangel an Brücken in ſo vielen Gegenden durch ein Paar einzelne recht ungeheure, erſetzen wollen. Denn mit dieſer und der über den Manzanares könnte man einen guten Theil des ganzen Landes mit den nöthigen Brücken verſehen. Diejenigen über den Guadalquivir müſſen übrigens von großer Feſtigkeit ſeyn, da er in der Regenzeit außerordentlich anſchwillt, Bäume und Felſen fortreißt, oft die Bogen der Brücke beſchädigt und überall viel Verwüſtungen anrichtet. Carpio zwiſchen Piedrava und Arcolea iſt ein alter Ort auf einem Hügel, mit einem ſehr großen, alten Thurm in der Mitte. Hier hat der Herzog von Alba große Beſitzungen, ſchöne Oliven-Wälder und eine Oehlmühle, welche die ſchönſte in ganz Spanien ſeyn ſoll. Er hat zur Bewäſſerung ſeiner Ländereyen eine Maſchine in dem Fluß erbauen laſſen, die zwey Räder, jedes etwa von funfzig Fuß im Durchmeſſer, in Bewegung ſezt, welche das Waſſer emporheben und in Bewäſſerungs-Kanäle leiten. Dieſe Maſchine iſt freylich ſo einfach wie möglich, indem das Rad an ſeinem Umkreis mit Schöpfeimern verſehen, nichts thut, als, während es ſelbſt vom Fluß getrieben iſt, das geſchöpfte Waſſer ausleeren. Die Gegend iſt ſehr ſchön, und hier ſah ich die erſten Orangenbäume — deren Früchte mich nun ſchon ſo lange ergözt, — ohne alle Schonung im Freyen gedeihen. Ein alter Bauer, der am Wege arbeitete, und den wir fragten, wem dieſer und jener Hof, oder Olivengarten gehörte, konnte wie Jener im geſtiefelten Kater nichts anders antworten, als: es gehört dem Herzog von Alba; und endlich ſagte er: Caballeros, todo lo que se ve et lo que no se ve, es del Sennor Duque de Alba. (Meine Herren, alles was Sie ſehen, und alles, was Sie nicht ſehen, gehört dem Herzog von Alba.)

Kurz vor Cordova zeigten mir die Fuhrleute den Platz, wo die in Romanzen viel beſungne Siete infantes de Lara durch den Verrath ihres Oheims Ruy Velazquez von den Mauren erſchlagen wurden; — eine Erhöhung in einer von Hügeln umſchloſſnen kleinen Ebene. Wer das nicht glauben will, hat eine Freude weniger, wie ich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Glaube und Unglaube.

Auf welchem Urgrund wähneſt du,
O Schwärmer, daß die Welt beruh'?
Erblick in jenem Sonnenlicht
Den Anfangspunkt, das Weltgericht,
Im Gähren, Treiben der Natur,
Den blinden Zweck, des Zufalls Spur;
Genieße *raſch* die kurze Zeit,
Du ſinkſt hinab in Ewigkeit.

So ruft der Spott die Tugend an,
Und drängt ſie von des Glaubens Bahn;
So lebt der Sinnenmenſch in Pracht,
Als hab' der Zufall ihn gemacht,
So find't er über'm Sternenzelt
Kein Richtmaaß, keinen Herrn der Welt.
Zeuch hin! *Mir* bringt ein frommer Blick
Erhebung, Freude, Troſt und Glück.

Ein *Etwas*, wunderbar und groß,
Rief mich aus dunkler Zeiten Schooß,
Haucht' in mich den lebend'gen Geiſt,
Der meine *Würde* mir beweiſt;
Zeigt mir, ſo weit das Auge geht,
Die ew'ge Kraft und Majeſtät;
Und lehrt mich forſchen, tief und weit,
Nach Wahrheit und Vollkommenheit.

Sey es nun Geiſt, ſey es Gemüth,
Was durch die große Schöpfung glüht,
Sey's Freyheit, Liebe, Harmonie,
Was die Vernunft dem Höchſten lieh.
Wie ihrs auch immer nennen mögt,
Wer ſolche Kraft in mich gelegt,
So großes hat an mir gethan,
Den preis ich hoch, den bet' ich an.

M.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Fortſetzung.)

In Betreff der jetzigen Kunſtausſtellung hat ein Pariſer Journal ſarkaſtiſch bemerkt, daß das Beſte derſelben nicht innerhalb der Säle, ſondern außerhalb derſelben zu finden ſey. Dieſe Uebertreibung muß man dahin zurückführen, daß einige Gemälde, welche man einfältigerweiſe von der Kunſtausſtellung ausgeſchloſſen hat, doch auch des Beachtens noch werth ſind. Bekanntlich hat die jezt herrſchende Parthey es ſich zum Grundſatz gemacht, Alles, was auf die kaiſerliche und republikaniſche Regierung Bezug hat, in Vergeſſenheit zu bringen, und dagegen die alte Regierung als das goldene Zeitalter Frankreichs unaufhörlich herauszuſtreichen. Die Nation aber, welche dieſe Abſicht ſehr wohl merkt, hängt immer leidenſchaftlicher an dem Kriegsruhm, den ſie ſeit 1789 erworben hat, und aus Oppoſitionsgeiſt beſchäftigt ſie ſich deſto mehr damit, je weniger man will, daß ſie ſich damit beſchäftigen ſoll. Dem eben erwähnten Grundſatze der Ultras zu Folge hatte man die Schlachtenſtücke aus der neuern Zeit in die jetzige Ausſtellung nicht aufnehmen wollen. Horace Vernet hatte zwey derſelben verfertigt, die wahrlich keinen Einfluß auf die öffentliche Denkungsart haben konnten, denn ſie waren rein hiſtoriſch und ihres Inhalts wegen nicht einmal merkwürdig: das eine ſtellt nämlich einen Theil der Jemmaper Schlacht dar, und das andere die Bewachung einer Barrière von Paris im März 1814. Dieſen Gemälden den Eintritt ins Muſeum zu verſagen, hieße die

Volksgeſinnung beleidigen und ſich über das Nationalgefühl hinausſetzen. Die Beleidigung iſt auch ſehr tief empfunden worden. Man billigte allgemein den Entſchluß H. Vernets, ſein einziges Gemälde auszuſtellen, wenn man die beyden erwähnten Gemälde ausſchließen wollte, nur das vorhin beſchriebene, ſeinen Großvater J. Vernet vorſtellende, Gemälde konnte er nicht zurückziehen, weil er es auf Beſtellung der Regierung verfertigt hatte. Da dieſer H. Vernet nun einer der fruchtbarſten Maler iſt, und in Zeit von wenig Jahren an vierzig Gemälde, freylich meiſtens kleine, verfertigt hat, ſo konnte er ein eigenes Muſeum bilden; dieß geſchah denn auch; ſeine Ausſtellung wurde öffentlich, wie diejenige der Regierung veranſtaltet, und ganz Paris ſtrömte herbey, um die Gemälde zu beſehen, deren Ausſtellung der Direktion des Muſeums ſo höchſt gefährlich geſchienen hatte; ſie erregten zehn Mal mehr Aufſehen, als wenn ſie im Muſeum aufgeſtellt worden wären, zumal da die beyden Schriftſteller, Jay und Jouy, welche dem Militärgeiſte ſehr geſchickt zu ſchmeicheln wiſſen, und in beſtändiger Bewunderung des franzöſiſchen Kriegsruhms ſchweben, die Erklärung der Vernet'ſchen Gemälde übernahmen. Durch ihre Maßregel haben die Ultras alſo, wie gewöhnlich, gerade das Gegentheil ihres Zweckes bewirkt, und wenn ſie fähig wären, kaltblütig nachzudenken, ſo würden ſie ſich überzeugen, daß man nichts dadurch gewinnt, wenn man den Volksgeiſt ohne alle Schonung beleidigt. Schriftſteller, welche, wie Jouy, Jay, Arnault und Andere, die Volksſtimmung vortrefflich zu nutzen wiſſen, werden durch den glänzendſten Erfolg dafür belohnt. Dem erſtern hat ſein Trauerſpiel Sylla, das bereits über vierzig Mal gegeben worden iſt, mehr als 60.000 Franken eingebracht, und dieſen hohen Preis verdankt er hauptſächlich Talma's perruque impériale. In einer Zeitſchrift der Ultras: Annales de la Literature et des arts, wirft man Talma und Jouy Undank gegen Bonaparte vor, der ſie mit Penſionen und Geſchenken überhäuft hätte, und den ſie jezt in der gehäſſigen Rolle Sylla's darſtellen. Es iſt allerdings ſonderbar, daß dieſe beyden Bewunderer Napoleons nicht eingeſehen haben, daß es eben kein Ehrendenkmal für ihn iſt, wenn der Schauſpieler, welcher den grauſamen römiſchen Diktator ſpielt, Napoleons Geberden, Mienen und deſſen Art die Haare zu tragen, dazu annimmt. Allein dieſe Spielerey gefällt dem Volke und bringt Geld ein; ſolch eine Rückſicht muß jeder andern weichen. Eben ſo haben die eben genannten Schriftſteller auf ihre Koſten eine Biographie der Zeitgenoſſen unternommen, die wohl 25 bis 30 Bände ſtark zu werden droht, und außer in den Hauptartikeln ſehr nachläßig und fehlerhaft abgefaßt wird, beſonders was die bibliographiſchen Nachweiſungen und Anzeigen betrifft, wovon die HH. Verfaſſer gar keine Kenntniß zu haben ſcheinen. Dennoch zählt dieſe zuſammengeſtoppelte Kompoſition über 4000 Abonnenten, und der Conſtitutionel ermangelt nie, bey Erſcheinung jeweden Bandes die Unpartheylichkeit der Verfaſſer, ihre fleißigen Nachforſchungen u. ſ. w. zu rühmen. Ihre Unpartheylichkeit beſteht darin, daß ſie diejenigen rühmen, welche in der Biographie moderne, einer ähnlichen, aber von Royaliſten abgefaßten, Sammlung getadelt worden ſind, und vice versa; dieſe beyden Sammlungen werden zwey Seitenſtücke abgeben, worin zum großen Vergnügen der Leſer Pro und Contra immer parallel laufen. Außerdem haben dieſelben Verfaſſer noch eine Geſchichte Frankreichs ſeit 1789 unternommen, und zwar unter dem Titel: Fastes civiles de la France; da bey dieſem Plane glücklicherweiſe ihr Steckenpferd, die Gloire militaire, bey Seite gelaſſen werden muß, obſchon ſie hie und da durchſchimmert, ſo iſt das Werk doch viel vernünftiger, als was ſie ſonſt ſchreiben; der zweyte Band beſonders, welcher die Geſchichte der konſtituirenden Verſammlung enthält, und von dem Hrn. Pagès abgefaßt iſt, iſt der Lacretelle'ſchen, ſehr einſeitig und partheyiſch geſchriebenen, vorzuziehen. Pagès Geſchichte mag auch wohl nicht von aller Partheylichkeit freyzuſprechen ſeyn; allein ſie geht doch wenigſtens von unabhängigen Grundſätzen aus, und ſchmeichelt denjenigen nicht, welche die Macht in Händen haben.

In einem Ultra Blatte, welches ungeſtraft die liberalen Deputirten beſchimpft, iſt in dieſen Tagen ein großer Aufwand von Witz gemacht worden über die Wahlen der Pariſer Deputirten, welche bekanntlich, aller Umtriebe der Obſkuranten ungeachtet, meiſtens alle unter den aufgeklärten Männern ausgeſucht worden ſind. Einer dieſer Deputirten iſt ein reicher Lederhändler, Namens Salleron. Da nun im Franzöſiſchen ton, Lohe, und tems, Zeit, dieſelbe Ausſprache bekommen, ſo hat das biſſige Journal la foudre ein Lied gegeben, worin beſtändig mit dieſen gleichlautenden Worten geſpielt wird, und welches betitelt iſt: Le retour du bon ton; es heißt unter andern darin von dem neuen Deputirten: Il ne peut devenir girouette, puisqu'il sait le ton qu'il fera. Ein Lederhändler, welcher zum Volksrath berufen wird, iſt freylich ein Dorn im Auge der Leute dieſer Parthey; da ſie nun einmal die Stellvertretung des Volks nicht abſchaffen können, ſo ſehr ſie es auch wünſchen, ſo möchten ſie gern lauter Marquiſe und Barone zu Volksrepräſentanten haben, wobey dann allerdings die Parthey ſehr wohl beſtehen würde. Glücklicherweiſe haben ſich die Bürger in Paris wenig an dieſen Wunſch gekehrt und Leute gewählt, die wirklich die allgemeinen Angelegenheiten zu Herzen nehmen und des Volkes Beſte befördern können.

Im Vaudeville-Theater ereignete ſich neulich wieder ein kleiner Vorfall, welcher bewies, wie die Volksſtimmung unaufhörlich den Obſkuranten entgegenſtrebt. In einem neuen Stücke: Der erſte Preis, kam ein Endreim vor, worin der Verfaſſer geſagt hatte:

Corneille, Racine, Voltaire
Auront toujours le premier prix.

Der Voltaire war den Theater-Cenſoren allzu bedenklich geweſen, und der Dichter hatte daher Molière an ſeine Stelle ſetzen müſſen. Vermuthlich war dieſes ſchon vor der Aufführung ruchbar geworden; denn ſobald als vom Theater das Wort Molière geſungen wurde, erſcholl im ganzen Parterre ein einſtimmiges Voltaire. Hier hatte alſo der Zwang wieder nichts anderes bewirkt, als daß er dem Publikum Gelegenheit gab, ſich auf eine entgegengeſetzte Art zu äußern. Attila hat wieder die Bühne betreten können, aber mit Mahomet oder dem Fanatismus ſcheint man es noch nicht zu wagen, aus Furcht vor einem Ausbruche der öffentlichen Geſinnung. Paoli oder die freyen Korſikaner iſt ein Lieblingsſtück des Volks geworden und beynahe ſchon fünfzig Mal gegeben worden. Wenn jedoch einige Theater guten Erfolg haben, ſo gibt es dagegen andere, welche in Stocken gerathen. In Hinſicht des erſten Theatre français wird ſo eben die ewige Klage über die ſchlechte Verwaltung wiederholt; ein königl. Kommiſſär iſt freylich vor einem Jahre bey dieſer Bühne ernannt worden; allein dieſer Kommiſſär ſcheint ungefähr dieſelben Dienſte zu leiſten, als das fünfte Rad am Wagen, und das Beziehen ſeines Gehalts ſein wichtigſtes Amt zu ſeyn; wenn man auch zehn Kommiſſäre ernennte, ſo würden die Hauptſchauſpieler, die allein im Stande ſind die Kaſſe zu füllen, doch immer thun was ſie wollen; denn das Theater bedarf ihrer mehr, als ſie des Theaters bedürfen. Talma und Mlle. Mars haben allein neulich eine Reihe von zahlreich beſuchten Vorſtellungen des Schauſpiels Menſchenhaß und Reue bewirkt. Ueberhaupt iſt dieſe Bühne, die erſte Frankreichs, beſtändig ſchwer zu lenken geweſen, weil die Hauptſchauſpieler ſich in ihrem Eigenſinn auf die Gunſt des Publikums verlaſſen, welches ihnen auch viel nachgibt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 52.

Nro. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 2. Juli 1822.

> Du gehörſt nicht mehr unſer! Still ſteht für dich die alles heilende Zeit. Wandle hin in deinen ſchauerlichen Träumen; die unſern ſind heller, aber nicht weniger Träume.
>
> Klingers Damokles.

Der mütterliche Traum.

(Fortſetzung.)

Ich hatte den Rand des Sees erreicht, und als ich längs des Ufers hinblickte, wurde mein Auge durch eine menſchliche Geſtalt gefeſſelt, welche am Boden ausgeſtreckt zu liegen ſchien. Ich trat näher und erblickte einen Mann mit dem Geſichte gegen die Erde und ausgebreiteten Armen. Ich dachte, der Tod habe ihn hier ereilt; und während ich einem Schäfer herbey winkte, um mir ihn aufheben zu helfen, hörte ich ihn ächzen und dann einen leiſen traurigen Schrey ausſtoßen; zugleich fuhr er in die Höhe, ſetzte ſich auf eine alte Baumwurzel, legte das Haupt in beyde Hände und ſtarrte unverwandt auf den See. Es war ein junger Mann; er trug noch Spuren von Geſundheit und Schönheit; aber ſein einſt ſchön gelocktes Haar hing wild um den Scheitel; ſeine Wangen waren eingefallen und blaß, und ſeine Augen, einſt die munterſten und hellſten in der Gegend, ſchienen jetzt mit einem wilden, grauen, unmenſchlichen Lichte. Als ich ſo auf dieſe traurigen Trümmer von Jugend und Stärke blickte, tauchte der Unglückliche beyde Hände ins Waſſer und ſpritzte ſolches wie Regen über ſich umher. Während er dieſes fortſetzte, ſang er mit wildem Tone und ſtammelnder Stimme, die folgenden ſonderbaren abgebrochenen Worte. — „Verflucht ſeyſt du, o Waſſer, um meinetwillen! — Unglück denen, die ihre Hände in dich tauchen! — Möge das wilde Geflügel deinen Strand verlaſſen, — die Fiſche nicht mehr in deinen Wellen ſpringen! — Möge der Wirbelwind dich gänzlich zerſtreuen, — und der Blitz dich austrocknen! Möge die Lilie nicht mehr blühen auf deinem Buſen, — und der wilde Schwan fliegen von deinen Fluthen!

Verflucht ſey du, o Waſſer, um meinetwillen! — Das ungeborne Kind ſoll nie dich ſegnen! — Mögen die Heerden, die von dir trinken, verderben! — Möge der Mann, der ſich in die badet, gequält und verflucht ſeyn, durch unbelohnte Liebe, und kinderlos hinabſteigen ins Grab. — Wie ich dich verfluche mit wahnſinniger Zunge, — will ich dich ſchänden mit meiner unſeligen Hand!

Wie dieſes Waſſer, in den vorübergehenden Wind geworfen, — nicht mehr wiederkehren wird in deinen Buſen, — ſo ſoll dich das Licht des Morgens verlaſſen, — und Dunkel der Nacht dich verſchlingen. — Wie dieſer Kieſel in deine Tiefe ſinket, — und jene Feder auf deinen Wellen fließet — So ſoll der Gute und Heilige dich verfluchen, — und der Wahnſinnige dich ſchänden mit Staub!

Mögeſt du verflucht bleiben um meinetwillen, — um derentwillen, die du getödtet! — Um des Vaters, der für den Sohn getrauert, — um die Mutter, die da jammerte um ihr Kind! — Ich hörte die Stimme des Jammers an deinen Ufern, — und eine Mutter trauern bey deinem Waſſer! — Ich ſah ſie ihre weiſſen Hände über dich ausſtrecken, — und weinen für ihren hellockigen Sohn!“ —

Der Klang des Geſanges floß leiſe und traurig über die Oberfläche des Sees. Nie hörte ich einen ſo rührenden Ton. Während des dritten Verſes hob der Singende Waſſer in der hohlen Hand empor und ſchleuderte es in den Wind. Dann warf er einen Kieſelſtein und eine Feder in den See; und ſammelte Staub zwiſchen dem Strandgeſtein und ſtreute ihn über das Waſſer. Als er ſein wildes Lied vollendet, ſtieß er einen lauten Schrey aus, und warf ſich plötzlich wieder aufs Angeſicht, ſtreckte die Hände aus und zitterte und ſtöhnte wie einer, der in den lezten Zügen liegt. —

Inzwiſchen kam ein junges Weib im Wittwengewand und einem Geſichte, noch trüber als ihr Trauerkleid, längs des See-Ufers auf mich zu. Sie glich einer meiner liebſten Jugendgefährtinnen, das lieblichſte und munterſte Mädchen im ganzen Annandale. Ich war auf ihrer Hochzeit und tanzte, als wenn es keine Leiden mehr gebe; und als ich ſie in der Kirche ſo reizend und ihren Gatten ſo ſchön daſtehen ſah, da ſagte ich in der Einfalt meines Herzens: dieſe werden lange und glücklich auf Erden leben. Als ich ihn wieder ſah, lag er im Sarge, und ſie weinte mit einem Knabchen auf dem Schooſe neben der Leiche. Solche Erinnerungen können nie vom Herzen weichen, und ſie drangen alle auf mich ein, als die Gefährtin meiner Jugend naher kam. Wir waren lange getrennt geweſen. Ich hatte in einem fernen Theil des Landes gelebt, bis der Verluſt alles deſſen, was mir theuer war, mich zurückbrachte, um in meiner Heimath, in den Wohnungen abgeſchiedener Freunde und den Plätzen jugendlicher Freuden Frieden zu ſuchen.

Ein ſanftes Lächeln ſchien auf ihrem Geſichte, als ſie mich erblickte, aber es verdunkelte ſich ſogleich wieder; fürs erſte ſprachen wir wenig; die Geſchichten unſerer Leiden ſtanden auf unſern Zügen; wir bedurften der Sprache nicht. „Ach!“ ſagte ſie endlich, „ein guter Gatte und drey liebe Kinder, alle zu dem grünen Kirchhof gegangen! — aber du warſt glücklich beym Verluſt deiner Kinder, im Vergleich mit mir. Einer Mutter Auge weinte über ſie, einer Mutter Knie wiegte ſie, und einer Mutter Hand that alles, was einer Mutter Hand thun konnte, bis ihr Athem durch die ſüßen Lippen gen Himmel entfloh. O Liebe, Liebe, du warſt glücklich im Vergleich mit mir!“ Und ſie ſchluchzte laut und blickte auf den See, welcher hell und eben vor uns lag. Als der junge Mann ihre Stimme vernahm, richtete er ſich auf, warf einen trüben Blick auf meine Freundin, ſtieß einen Schrey aus, bedeckte das Geſicht mit beyden Händen und fiel wieder flach auf den Boden, wo er unbeweglich liegen blieb.

„Seh hin, ſeh hin,“ ſagte ſie zu mir, „er heißt Benjamin Spedlands, er war einſt der ſchönſte Jüngling im Dorfe, jezt aber ruht die Hand Gottes ſchwer auf ihm: groß war ſein Vergehen, aber groß iſt auch ſeine Strafe. Ich bat ſie, mir deſſen Geſchichte zu erzählen. „Es iſt eine eben ſo merkwürdige als traurige Geſchichte,“ erwiederte ſie, „aber es gibt meinem Herzen Beruhigung, wenn ich ſie erzähle. O, ich war einſt ein munteres und glückliches Geſchöpf, mit einem Geſichte fröhlich wie das Tageslicht; ſeit acht langen Jahren habe ich nichts erlebt als freudenloſe Tage und trübe Nächte; traurige Gedanken und beunruhigende Träume. Im Traume kam das Leiden zu mir, aber es wird nicht von mir ſcheiden bis am Grabe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Journaliſten-Taktik in England.

Folgender Aufſatz, der im Monthly Magazine ſtand, kann viel Wahres enthalten und ſtellt in der gigantiſchen Ausartung, in welcher wir in Großbritannien ſo vieles vorgehen ſehen, das wir nur im Diminutiv kennen, ein „Zumachen-wiſſen“ dar, das bey uns ſehr im Kleinen auch ſtatt findet. Unſer literariſches Gemeinweſen möchte einige Züge dieſer Berichterſtatter (Gentlemen of the Press) aufzuweiſen haben:

Einer meiner Freunde, ein Mann vom ſtrengſten Ehrgefühl, hatte einen Proceß in einem der Gerichtshöfe, von deſſen vortheilhaften Entſcheidung er eben unterrichtet worden war, als man ihm einen Hrn. C. anmeldete. — „Ich ſchreibe für die Zeitungen,“ ſagte er, „und habe über Ihren heutigen Prozeß Bericht zu erſtatten, und da ich wohl glaubte, daß Sie einen gründlichen Bericht bekannt zu machen wünſchten, ſo komme ich, um Ihnen meine Dienſte anzubieten.“ „Natürlich,“ erwiederte mein Freund, „wünſche ich, wenn ein Bericht über die Sache gegeben wird, daß er der Wahrheit gemäß ſey; da Sie aber ſo gefällig ſind, Ihre Dienſte anzubieten, ſo erwarten Sie wohl ein Douceur.“ „O freylich,“ verſezte der Mann, „wir erwarten allzeit ein Präſent bey ſolchen Gelegenheiten.“ „Wir! was habe ich denn mehrere zu bezahlen?“ — „O, nein!“ war die Antwort, ich bin der einzige Berichterſtatter, der da war; aber wir helfen einander, und die Geſchenke, die wir auf dieſe Weiſe erhalten, geben in eine gemeinſchaftliche Kaſſe: was Sie zu geben für gut finden ſollten, wird zwiſchen unſer ſieben oder acht vertheilt. Einige Perſonen geben fünf, andere zehn Pfund; und bey einigen beſondern Gelegenheiten erhalten wir wohl auch ein Douceur von funfzig Pfund.“ „Wahrhaftig! rief mein Freund; wie aber, wenn die Leute ſich nun weigern ſollten, etwas zu geben?“ „O dann (erwiederte Jener) geht die Sache ihren Gang. Es gibt, wie Sie wohl wiſſen, zweyerley Arten, eine Geſchichte zu erzählen, und zum wenigſten liefern die Reden der Advokaten allzeit Materialien.“ Jezt verlor mein Freund die Geduld. „Das iſt ja ſchändlich!“ rief er, „wie viele werden gehangen und deportirt, die auf den Landſtraßen mit weniger Schändlichkeit Geld abgefordert; geht auf der Stelle, oder ich übergebe euch der Polizey.“ Der Mann entfernte ſich ſchnell, indem er etwas vor ſich hin murmelte. Mein

Freund, dem der Prozeß war aufgedrungen worden, um ſich gegen ein ſchurkiſches Komplott zu vertheidigen, und der nie vorher weder jemand verklagt hatte, oder von jemand verklagt worden war, erwähnte den Beſuch des Berichterſtatters, als ein Beyſpiel von Gelderpreſſung; und fühlte ſich ſogar beleidigt als einige ſeiner Freunde die Köpfe ſchüttelten und ihm üble Folgen prophezeyten. Er ſchlief ruhig; aber am andern Morgen kamen ſeine Nachbarn, einer nach dem andern, mit verſchiedenen Zeitungen in der Hand, ihm ins Haus gelaufen, und riefen: „Um's Himmelswillen, Sie ſind verloren. Sehen Sie, welche Schurkenſtreiche man Ihnen hier aufbürdet. Sie dürfen ſich nicht wieder im Publikum ſehen laſſen.“ Er ſah nun nach, und fand fünf oder ſechs verſchiedene Berichte, die ſich zwar alle in der Sprache unterſchieden, aber alle gleich übertüncht und entſtellt waren; und ſtatt, daß er das Opfer eines Komplotts geweſen, ward er als der oberſte, wo nicht der einzige Betrüger dargeſtellt. Nichts war geradezu behauptet, aber alles war durch Anſpielungen beygebracht, und die Gründe des Advokaten der Gegner waren künſtlich als Thatſachen im Prozeß angeführt. Sein Advokat ging zu den Zeitungs-Komptoiren und mein Freund begnügte ſich mit einer Erklärung, aber ein jeder hatte das Original-Libell geleſen und ſeine Freude daran gehabt, während wenige ſich die Mühe gaben, die Erklärung zu leſen; und noch nach Jahren brachte man die falſche Beſchuldigung zu ſeinem Verdruſſe und zum Nachtheil ſeines Handels gegen ihn vor.

Eine Zeitung allein hatte den Bericht nicht aufgenommen, und da mein Freund nun einſah, wie theuer er für ſeine Geradheit hatte zahlen müſſen, ſo ging er zu dem Redakteur derſelben, und obgleich er es unter ſeiner Würde fand, ſein eigener Berichterſtatter zu ſeyn, ſo nahm er doch des Redakteurs Verſprechen, daß er den entſtellten Bericht nicht einrücken wolle. Inzwiſchen aber wandten ſich die in ihrer Erwartung betrogenen Gegner im Prozeſſe (zu denen, wie es ſich nachher zeigte, jener Glücksritter gleichfalls gekommen, von ihnen aber ſeine Beſtechung erhalten hatte) an einen der Eigenthümer deſſelben Blattes; und gegen die Erlegung von 25 Pfund ließ man ſie ihren eigenen Bericht einrücken, der meinen Freund vom Kopf bis zu den Füßen anſchwärzte. Jezt verklagte er die Eigenthümer wegen Verläumdung ſeines Charakters, nahm die Anklage jedoch zurück, als ſie ihm die Verfaſſer ſtellten, welche niemand anders waren als ſeine Gegner im Prozeſſe. Gegen dieſe Schurken, welche Banquiers von gutem Ruf waren, fing er nun einen neuen Prozeß an; wegen mancherley Umſtände aber und techniſcher Schwierigkeiten kam die Sache nie zur Entſcheidung und er mußte am Ende ſeine eigenen Unkoſten bezahlen.

Bey einer andern Gelegenheit brachte eine bekannte Dirne ihre Heyrath als ein Mittel vor, um ihre eingegangenen Schulden nicht bezahlen zu dürfen, und da ich meine Verwunderung bezeugte, daß die Sache nie in den Zeitungen erſchienen, antwortete ſie: „Ich machte es beſſer, ich aſſekurirte meinen guten Ruf.“ „Wirklich, ſagte ich, und wo iſt denn das Komtoir und wie viel die Aſſekuranz?“ „O, ſagte ſie, das Komptoir war hinter einem Tiſche in einem Kaffeehauſe bey Weſtminſterhalle, und die Aſſekuranz 25 Pfund, die unter einigen Berichterſtattern (Gentlemen of the Press) zum Beſten ihrer Weiber und Kinder vertheilt werden ſollten, und Sie wiſſen, ich bin gern mildthätig.“ „Gerechter Himmel, rief ich, und iſt dieß der Gebrauch und Mißbrauch der Preſſe, und ſind dieß die Perſonen, die mit ſo vieler Beredſamkeit gegen Beſtechlichkeit ſchmähen?“ — Als ich dieſes abſcheulichen Syſtems nachher in mehrern Geſellſchaften erwähnte, da ſagte man mir im parlamentariſchen Ausdruck, die Sache ſey offenbar wie das Tageslicht, und die Gerichtshöfe ſeyen von einer Klaſſe hungriger Skribler umlagert, wovon einige nicht einmal mit einer Zeitung etwas zu thun haben, die ſich aber für Berichterſtatter oder doch als Bekannte jener Beſchützer des öffentlichen Rufes oder Verläumdungshändler ausgeben. Daher aber kommt es, daß nur wenige Perſonen kühn genug ſind, um ihr Eigenthum in einem Gerichtshof zu vertheidigen, weil ihnen die doppelte Gefahr droht, nicht nur ihr Vermögen durch die Schliche der Advokaten, ſondern auch ihren guten Namen durch die Schliche der Zeitungsſchreiber zu verlieren. Man hat mich ſogar verſichert, daß ſelbſt Parlamentsmitglieder und alle öffentliche Perſonen ihren Tribut entrichten.

Liedchen.

(Schottiſch.)

Laß' ab, mein Lieb', auf mich zu ſehen,
Ich ſeh' auf dich nicht mehr!
Laß' ab von Bitten und von Flehen,
Es drückt das Herz ſo ſehr!
Ich mag nicht lächeln, kann nicht grollen,
Werd' nie mehr fröhlich ſeyn,
Vom Auge ſieh die Thräne rollen —
Du kannſt mein Lieb' nicht ſeyn!

Die Mutter zürnt ſo ſehr, ſo lange,
Sprech' ich mit dir vertraut;
Sie ſagt, ein Anderer verlange,
Ein Reicher, mich zur Braut:
Doch kann ich keinen Andern lieben,
Mein Herz iſt nicht mehr mein;
In tiefer Bruſt ſteht mir's geſchrieben,
Dein bin ich, ewig dein.

Adrian.

Korreſpondenz - Nachrichten.

Hamburg, im Mai.

(Beſchluß.)

Der Mad. Schröder folgten als Gäſte auf unſerm Theater Hr. Stich und ſeine Frau, die Hamburg bis jezt nur dem Rufe nach kannte, und folglich blickte es Ihnen mit geſpannter Erwartung entgegen. Dieſe wurde aber bey dem erſten Auftreten der Mad. Stich keinesweges erfüllt. Die kleinen menſchlichen Mängel, die jedes Individuum an ſich trägt, und die bey einer längern Bekanntſchaft nicht mehr auffallen und ſogar ganz überſehen werden, fallen bey einem früher nie geſehenen Künſtler um ſo mehr in die Augen, als ihn der Ruf auf eine bedeutendere Stufe der Kunſt ſchon erhoben, und wir nur von deſſen Vollkommenheiten haben ſprechen hören. Da man aber inne ward, daß dieſe erſte Rolle, Kathinka im Mädchen von Marienburg, weniger als alle nachfolgende den angebornen oder angelernten Vorzügen der Schauſpielerin entſprach, wurde es auch bald klar, daß manche kleine Eigenheiten uns hier wie Fehler vorgekommen und ſolche wirklich waren, die wir in andern Rollen und andern Verhältniſſen als Vorzüge anerkennen mußten. Daher folgte, daß das anfangs etwas geſchwächte Intereſſe für dieſe ausgezeichnete Künſtlerin ſich faſt mit jeder Rolle vermehrte, bis wir ſie auf ihrem ſchönſten Culminations-Punkt in der höchſten Glorie der Kunſt, in Donna Diana und Stella erblickten, von welchen die erſte uns von Anfang bis Ende nichts zu wünſchen übrig ließ, und die zweyte, obgleich wir mit einzelnen Stellen (die verliebten möchte ich ſagen) nicht ganz zufrieden waren, uns dagegen in andern zu der lebhafteſten Bewunderung hinriß. Hr. Stich wurde beſonders wegen ſeiner Gewandtheit und Routine nicht ohne Beyfall geſehen. Die Kritiker im Gegentheil wollte es bedünken, als fehle ſeinem Spiel die Gemüthlichkeit und Anmuth, welche der innere Genius über ſeine Leiſtungen immer zu verbreiten weiß, ſo wie auch die feinern Schattirungen, die verwandte Charaktere von einander trennen, und ohne welche die Perſönlichkeit des Künſtlers auf Koſten der dargeſtellten Rollen immer hervortritt. Es iſt ungerecht, wenn wir von den fremden Künſtlern fordern, daß ſie die einheimiſchen verdunkeln ſollen. Es iſt immer verdienſtlich und genug, wenn ſie dieſen würdig an der Seite ſtehen, zu belehrenden Vergleichungen Anlaß geben können, und durch entſchiedenes Talent kleine Mängel erſetzen; allein wenn Künſtler aus Deutſchlands großen Reſidenzen auftreten, darf man billig verlangen, daß ſie nicht weit nach den hieſigen zurückbleiben ſollen, (welches freylich der Fall bey dem Hrn. Stich im Vergleich mit unſerm Lebrun iſt,) ſonſt wird man leicht mißtrauiſch gegen den Ruf, welchen die Kritiker in den Reſidenzen ihren Bühnen gern beylegen möchten. So kann Referent nicht läugnen, daß die Berliner Gäſte ihn in ſeiner Vermuthung, daß die Berliner Bühne ſich keineswegs großer Vorzüge vor dem Hamburger Stadttheater und den Wiener Hofbühnen zu rühmen hat, nur beſtärkt haben. Freylich hatte der Umſtand, daß ihm ſelbſt die beyden leztern längere Zeit, als die erſten, die er nur von einem zweymaligen kurzen Sommer-Aufenthalt kennt, zu prüfen vergönnt war, ihn gegen ſein eigenes Urtheil mißtrauiſch gemacht, allein die meiſten Berliner Gäſte, die er ſpäter auf mehreren Bühnen geſehen hat, geben ihm die Ueberzeugung, daß die Berliner Bühne ſich ſchwerlich des genau übereinſtimmenden Zuſammenſpiels, welches der Triumph der Wiener Hofbühne iſt, rühmen könne, und daß ihr auch die anſpruchloſe Einfachheit der Schröderſchen Schule abgehe; man will dieſe freylich veraltet nennen, ſpielt daher auf Moments los, und begnügt ſich damit, alles im Geiſt unſerer Zeit ſtückweiſe zu liefern.

Dem Berliner Künſtlerpaar haben wir mehrere Neuigkeiten zu verdanken. „Der Oberſt," ein kleines franzöſiſches Stück von Scribe, das troz ſeiner Unwahrſcheinlichkeit beluſtigt und ergözt, und worin Mad. Stich mit vieler Liebenswürdigkeit auftritt; zu wahr iſt ſie allerdings, denn unter der Verkleidung des Oberſt ſchimmert die weibliche Scheu ſo ſehr hindurch, die vorhergehende Dreiſtigkeit iſt ſo ganz verſchwunden, daß wir kaum begreifen, daß ſie nur einen Augenblick gewagt hat, als Mann aufzutreten, doch iſt dieſe Scheu uns begreiflicher, als ihre männliche Umgebung, die erſt im allerlezten Augenblick die Verkleidung durchblickt. — Den herzlichen Dank, den wir Mad. Stich für dieſes kleine Stück ſchuldig ſind, können wir ihrem Mann für ein kleines Stück: „der Hagelſchlag," nicht in gleichem Grade zollen, welches uns, ſeines braven Spieles ungeachtet, dem nur die Unbiegſamkeit ſeines Organs Abbruch that, ungeheuer langweilig vorkam. Noch müſſen wir der ausgezeichneten Künſtlerin den doppelten Genuß verdanken, nicht allein Shakeſpeare's „Romeo und Julie" und Goethe's „Stella" nach der lezten Umarbeitung, ſondern auch ſie als Julie und Stella geſehen zu haben. Beyde Rollen haben ihren verdienten Ruf bewährt; von den Stücken ſelbſt hat das erſte den Erwartungen des Referenten, weil das erforderliche Theatermaß zu ſehr an ſeines Lieblings Dichtung genagt hatte, und das lezte den Erwartungen des Publikums nicht entſprochen, das ſich mit dem jezigen tragiſchen Ausgange nicht befreunden konnte. Merkutio in Romeo und Julie gehört unter die beſſern Rollen des Hrn. Stich. In einer wiederholten Darſtellung der „Donna Diana" betrat ſeine Frau zum Leztenmal bey dieſem Beſuch unſere Bühne; mögen die herzlichen Gefühle, womit das Publikum ſich von ihrem lieben Anblick trennte, ſie bald an das Ufer der Elbe zurückzaubern.

Noch hat ein ſüdlicher Gaſt uns ein Paar der beliebten Volksſtücke der Wiener Bühne vorbeygeführt; von dieſen hat nur „Staberls Reiſeabenteuer" gefallen, eigentlich wohl nur der lieben Neuheit willen, denn die Wiener Lokalſtücke können unmöglich hier intereſſiren. Hr. Walter als Staberl beluſtigt, doch ſcheint er mehr in Haſenhut's Fußſtapfen als Kasperl und Lorenzrl, als in Schuſters als Staberl zu treten. Er iſt gewiß nicht ohne Verdienſt, doch geht ihm der lebendige ſchöpferiſche Geiſt der HH. Carl und Schuſter ab.

Noch darf ich eine literariſche Anzeige, die gewiß die mehreſten deutſchen Bühnen intereſſiren wird, nicht vorbeygehen. Der Direktor des Stadttheaters Schmidt hat nämlich eine Sammlung Hamburger Bühnenſtücke, ſo wie dieſelben hier nach ſeiner Anordnung und Zuſchnitt gegeben werden, angekündigt. Der erſte Band wird aus den „Neugierigen Weibern," von ihm ſelbſt, aus „Kleiſt's zerbrochenem Krug" und „Gleiche Schuld gleiche Strafe," nach dem Franzöſiſchen: Un moment d'imprudence, beſtehen. Mit dem erſten Stück, das beſonders in Wien vielen Beyfall erhalten haben ſoll, habe ich mich nie recht befreunden können. Die beyden lezten, von berühmten Verfaſſern, das eine dramatiſch, das andere franzöſiſch bearbeitet, ſind von dem Hrn. Schmidt für die deutſche Bühne ſo vortrefflich theatraliſch eingerichtet, daß ſie als ein Muſter, wie ſolche Veränderungen vorgenommen werden müſſen, und als ein Beweis dienen können, wie viel Geiſt und Gemüth nothwendig iſt, um eine ſonſt ſtörende Theaterwand in eine neue Zierde zu verwandeln. Auch hier iſt die gründliche Vertheidigung des Hrn. Grüner in Darmſtadt gegen eine ungerechte Recenſion nicht unbeachtet geblieben. Sie iſt ein ſo erfreulicher Beweis der Tiefe und der Kenntniſſe des Künſtlers, daß es nur zu bedauern iſt, daß er ſie auf einen Gegenſtand verwendet hat, der ohne ſeine gehaltvolle Vertheidigung, die jenen aufs Neue ins Leben gerufen, ſchon längſt im Lethe untergegangen war.

Beylage: Literaturblatt Nro. 52.

Nro. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Juli 1822.

Es ſtehen zwey Fäſſer geſtellt an der Schwelle Kronions,
Voll das eine voll Gaben des Wehs, das andre des Heiles.
Wem nun vermiſcht austheilt, der donnerfrohe Kronion,
Solchen trifft abwechſelnd ein böſes Loos und ein gutes.
Wem er aber ein böſes austheilt, den verſtößt er in Schande.
Und herznagende Noth auf der heiligen Erde verfolgt ihn.
Daß nicht Göttern geehrt noch Sterblichen, er umher irrt.
Ilias.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Doch nicht Durſt allein quälte die Belagerten; auch ihre Lebensmittel waren jezt beynahe völlig erſchöpft. Jedes Unkraut im Umkreis des Forts ward gepflückt, und manche von der Garniſon verſuchten ſogar, ſich durch Bleykauen Linderung zu verſchaffen. Pferde-, Hunde- und Eſelsfleiſch gab noch einige Aushülfe.

Die Ausdünſtung der Thiere, welche aus Mangel an Nahrung oder von feindlichen Kugeln getroffen ſtarben, und die todten Körper, welche die Belagerer ringsumher unbegraben liegen ließen, verpeſteten die Luft bis zum Unerträglichen. Schaaren von Geyern, durch die furchtbare Lockung herbeygezogen, ſchwebten beſtändig über dem Fort, und minderten glücklicher Weiſe ein Uebel, welches ſonſt auf das Alleräußerſte geſtiegen ſeyn würde.

Unter dieſen ſchrecklichen Umſtänden deſertirten manche der Truppen, ſo daß nicht mehr als hundert und funfzig dienſtfähige Männer blieben. Die Munition ging ſo ſehr auf die Neige, daß nur noch ſehr ſelten das Feuer des Feindes erwiedert werden konnte. Eine Zeitlang hatte man die Kanonen mit feindlichen Kugeln geladen, welche, zur Nachtzeit aus dem Schutt um die Feſtung hervorgegraben, den Belagerern am Morgen zurückgeſandt wurden.

Das unausſprechliche Leiden der Garniſon bewog einige Offiziere zu dem Verlangen an Obriſt Young, es möge eine Parlementairfahne abgeſchickt werden, um zu erfahren, welche Kapitulation der Feind bewilligen wolle. Der Obriſt war beſtimmt gegen dieſe Maßregel, ward aber von der Garniſon ſo dringend um ſeine Einwilligung beſtürmt, daß er ſie endlich, wiewol mit Widerſtreben gab; hinzufügend, man möge ſich erinnern, daß dieſer Schritt mit ſeinem eigenen Urtheil im Widerſpruch ſtehe.

Der Parlementair kehrte mit der Antwort Linan's zurück: die Ausländer müßten ſich auf Discretion ergeben, und den Eingeborenen ſolle die Wohlthat der königlichen Amneſtie zu Theil werden. Dieſe Antwort vernehmend erklärte Obriſt Young: ſie ſey, wie er ſie erwartet habe, und er hoffe, niemand von der Garniſon werde ihm ferner von Kapitulation mit einem Feinde ſprechen, von dem weder Ehre noch Großmuth zu erwarten ſey.

Die Belagerer hatten ſeit Kurzem ihr Hauptfeuer auf den Vorderwall gerichtet, und da er von ungebrannten Ziegelſteinen und anderm lockeren Geſtein aufgebaut war, begruben die eindringenden Bomben ſich in demſelben, und thaten beym Entladen dem Werk unerſezlichen Schaden. Der Wall war ſo zerſtört, und ſein Schutt füllte den Graben ſo ſehr an, daß er einen breiten, bequemen Weg in die Feſtung bahnte. Die bisher in dem Wall entſtandnen Breſchen waren zur Nachtzeit ausgebeſſert worden, allein jezt war er ſo völlig zu Grunde gerichtet, daß alle Verſuche, ihn wieder herzuſtellen, fruchtlos waren. Kurz, die Feſtung war, ſowol aus dieſem Grunde als wegen Mangels an Munition, wegen verminderter Stärke der Garniſon, und Unleidlichkeit der Hungers- und Durſtesqual nicht länger haltbar; Obriſt Young beſchloß alſo, ſie zu räumen. Indeß am Abend des 17. Auguſts hinzu Anſtalten gemacht wurden, begab ſich der Obriſt in Don Pedro Moreno's Quartier, um den Plan des Abzugs zu verabreden. Don Pedro, Major Mauro, welcher die Reiterey der Diviſion kommandirte, und mehrere creoliſche Offiziere waren daſelbſt verſammelt. Sie verſicherten den Obriſten, das Fort könne noch vertheidigt werden, und ſie allein, ohne Hülfe der Amerikaner, wollten dieſe Vertheidigung übernehmen. Der Obriſt fühlte ſich beleidigt durch Major Mauro's leere Prahlereyen, und beſchloß den Abzug zu verſchieben.

Don Pedro's Betragen während der ganzen Belagerung war höchſt unwürdig geweſen. Er nahm nicht den geringſten thätigen Antheil an der Vertheidigung, und indeß die Garniſon mit der größten Hungersnoth rang, lebte er vergleichungsweiſe im Ueberfluß, von Vorräthen, die er in ſeiner Wohnung zurückgehalten hatte. Etwas Weniges ward, wie ſchon früher geſagt iſt, von Zeit zu Zeit eingebracht; er wählte aus, was ihm brauchbar ſchien, und nur der Verkauf des Uebrigen ward erlaubt. Er wollte ſogar nicht zugeben, daß Schafe und Schweine, die er in der Nähe ſeines Hauſes hielt, zum Gebrauch für die Männer geſchlachtet würden, welche ſein Vaterland, ihn ſelbſt und ſeine Familie vertheidigten. Während des empfindlichſten Mangels verkaufte er zu ungeheuern Preiſen kleine Portionen Schweinefleiſch, Speck, Zucker, Zigarren, ja ſelbſt einiges Waſſer, welches er zur Zeit des Regens hatte ſammeln laſſen. Es war deßhalb eine allgemein verbreitete Meinung, er habe bey ſeinen Einwürfen gegen den vom Obriſt Young beſtimmten Abzug nichts anderes beabſichtigt, als Zeitgewinn, um ſein Geld bey Seite zu ſchaffen. — Im Verein mit Männern wie er und Torres handeln zu müſſen, war das ſchwere Loos Mina's und ſeiner braven Offiziere während dieſer kritiſchen Zeit.

Jezt entſchloſſen, die Feſtung bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen, erklärte Obriſt Young, er werde der Lezte ſeyn, der ſie verlaſſe; und er fiel, ein Opfer dieſes Entſchluſſes.

Am 18ten ertönte der Klang der feindlichen Hörner durch das Felſenthal, und verkündigte irgend eine Bewegung der Belagerer. Es ward bemerkt, daß ihre Infanterie ſowol am Waſſer als auf der Südſeite des Forts ſich ordnete, und man vermuthete einen bevorſtehenden Angriff. Jede mögliche Vertheidigungsanſtalt ward von den Belagerten gemacht; obgleich an Zahl ſehr vermindert, und durch harten Mangel erſchöpft, waren ſie dennoch entſchieden, dem Feinde den Eingang zu wehren, oder in der Breſche zu ſterben. Obriſt Young, immer thätig und entſchloſſen, nuzte ſeine wenigen Truppen ſo gut als möglich. Sechzig Mann wurden zur Vertheidigung des Vorderwalls beſtimmt, indeß die übrigen an den ſchwächſten Punkten der Feſtung dem Feinde begegnen ſollten. Einige der wenigen übriggebliebenen Frauen ſchienen die Schreckniſſe vorher zu ſehen, denen das Eindringen des Feindes ſie ausſetzen würde; ſie eilten, mit Lanzen und Steinen bewaffnet, freudig zur Verſtärkung ihrer Vertheidigung herbey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der mütterliche Traum.

(Fortſetzung.)

„Es war im Sommer, daß ich meinen Gatten verloren; ich war niedergeſchlagen und einſam und mein beſter und einziger Troſt war die Sorge für meinen verwaiſten Sohn. Es war ein liebes Kind; und an dem Tage, wo er zwey Jahre alt war, wenn ich hätte fröhlich ſeyn und Ihm danken ſollen, der die Wittwe und den Waiſen beſchüzt hatte, fühlte ich mich betrübter als ſonſt, denn böſe Ahnungen beklemmten meine Bruſt, und meine Thränen benezten die Wangen meines Kindes. Du warſt ſelbſt Mutter und weißt, welche Zärtlichkeit und Liebe, ſelbſt der Säugling, einer betrübten Mutter zeigt. Er ſchlang ſein Aermchen um meinen Nacken, verbarg ſein Köpfchen in meinem Buſen, murmelte und ſang ſo gefühlvoll und traurig, daß ich ihn ſegnete und lächelte, auch der Knabe lächelte, und ſo ſchliefen wir beyde ein. Es war ungefähr um Mitternacht, als ich jenen furchtbaren Traum hatte.“ —

„Mir träumte ich ſäße vor meiner eigenen Hausthüre und hielt mein Knäbchen der Sonne entgegen: o der Schlaf gewährt uns viele Freuden, die uns beym Erwachen fliehen, und zeigt uns vieles Unglück, die ſich durch Leiden bewähret. Mir däuchte mein Mann ſtehe mir zur Seite; aber obgleich er lächelte, ſo war doch ſein Blick ernſthafter als im Leben, und ein Licht ſchien ihn zu umfließen, reiner als das Licht des Tages. Jezt ſchien mir die Sonne über den grünen Hügeln zu ſinken. Ich hörte den Geſang der Mädchen, die von den Schaafheerden zurückkehrten; ſah die Dohlen in langem, dunkeln unſichern Zug nach ihren gewohnten Fichten hinziehen; und dann einen großen Stern und dann wieder einen am Himmel erſcheinen. Und ich blickte wieder, und ſah eine kleine ſchwarze Wolke zwiſchen Himmel und Erde hängen; ſie wurde größer und größer, bis ſie die ganze Luft erfüllte, vom Himmel bis zur Bucht des Ladyes Love hinab. Noch war ich erſtaunt, was dieß bedeuten möchte, als ſie ſich zu bewegen und über die Erde zu rollen anfing; ſo kam ſie immer näher und näher, bis ſie alle die grünen Felder bedeckte und alles Licht des Himmels verfinſterte. Und als ſie näher kam, deuchte es mir, als ſähe ich die Geſtalten von Männern, und vernähme Stimmen heller als Menſchenſtimmen. In der Entfernung eines Steinwurfs blieb die Wolke ſtehen. Mir wurde äußerſt bange und ich drückte mein Kind an die Bruſt und wollte entfliehen, aber ich konnte nicht von der Stelle; die

Digitized by Google

Geſtalt meines Gatten war verſchwunden, und ich hatte Niemand der mich tröſtete. Und ich blickte wieder, und ſiehe, da ſchien die Wolke geſpalten, und ich ſah einen ſchwarzen Wagen von ſechs ſchwarzen Roſſen gezogen aus derſelben hervorkommen, und einen Schatten, der ſie lenkte, und vernahm eine Stimme, die rief: „Ich bringe Weh den Söhnen und Töchtern der Menſchen, es ſind deren acht an der Zahl.“ Und weg flogen die Roſſe, und als ſie an meine Schwelle kamen, da verweilte das Phantom und ſagte: „Wehe dem Sohn der Wittwe Rachel!“ Da ſtand ich auf und erblickte im Wagen die Särge von ſieben Kindern, und ihre Namen und Alter ſtanden darauf. Aber noch ein anderer Sarg ſtand daneben, und als ich mich über ihn beugte, da las ich den Namen meines Sohns, und die Zahl ſeiner Jahre war ſechs; eine Thräne entfiel meinem Auge und die Buchſtaben verſchwanden. Und ich hörte den Schatten ſagen: „Weib, was haſt du gethan? Können deine Thränen mir widerſtehen?“ Und ich ſah eine Hand wie eine ſchreibende Hand wieder über den Sarg hinfahren; da blickte ich hin, und ſah den Namen meines Sohnes, und die Zahl ſeiner Jahre war neun. Da befiel mein Herz eine Angſt, und meine Augen wurden trübe, und ich ſuchte mit meinen Thränen die Augen auszuwaſchen, als der Schatten ſagte: „Weib, Weib, nimm dein Wehe und gehe deines Weges! Ich habe der Häuſer ſieben heimzuſuchen und darf nicht verweilen um deiner Thränen willen; drey Jahre habe ich deinem Weinen gegeben, mehr geben darf ich nicht!“

„Ich habe mich oft über meine damalige Stärke verwundert, obgleich alles nur im Traum war: „Geſpenſt!“ ſagte ich, „iſt deine Botſchaft von dem Böſen, ſo peitſche deine Höllenpferde und heb' dich hinweg.“ Als ich ſo ſprach, verfinſterte ſich der Schatten: „Geſpenſt!“ ſagte ich wieder, „wenn deine Botſchaft von Ihm kömmt, der auf dem heiligen Berge thronet, — der Herr gibt und der Herr nimmt, gelobet ſey ſein Name; verrichte dein Amt und gehe!“ — Und plötzlich ſtellte man den Sarg vor meine Thür, die Roſſe und der Wagen entflohen, die dicken Wolken folgten und ich ſah ſie nicht mehr. Ich ſtarrte den Namen und die Zahl neun an; und während ich hinblickte verſchwand alles; und ich erwachte weinend und fand mein Haar im Schweiß gebadet und mein Buſentuch von Thränen getränkt. Ich erzählte meinen Traum, welcher alle Leute des Ortes mit Erſtaunen erfüllte; und diejenigen, welche Kinder hatten, zitterten für deren Leben.“

„Ein Weib aber, welches beym Baumbrunnen wohnt, kam zu mir und ſprach: „Ich höre, ihr habt einen böſen Traum geträumt; wißt ihr, wie ihr ihn hintertreiben könnet?“ Ich antwortete: „Ich weiß es nicht, ausgenommen durch Gebet und Unterwerfung!“ Da ſagte die Frau: wundert euch nicht über das, was ich euch ſage; ich bin alt und die Weisheit alter Zeiten iſt mit mir; ſolche Weisheit, welche thörichte Menſchen dem Böſen zuſchrieben. — Höret meine Worte: Nehmt das Unterkleid eueres Kindes, und taucht es um Mitternacht in das Waſſer des Ladye's Love und hängt es auf und laſſt es im neuen Mond trocknen. Nehmt die Bibel auf den Schoos und haltet Wache dabey — groß iſt der Muth des Weibes, wenn das Kind, das an ſeinem Buſen geſaugt, in Gefahr ſchwebt. Und eine Geſtalt wie die eines Weibes, wird vom See emporſteigen und ſuchen das Kleid eueres Sohnes umzukehren; laſſt euch nicht den Schrecken übermannen, ſondern ſtehet auf und ſaget: „Geiſt, bey all dem Heil, das zwiſchen den Deckeln dieſes Buches enthalten iſt, befehle ich dir, dich zu entfernen und dieſes Kleid nicht zu berühren.“ Während dieſes Weib ſo ſprach, da kam ein anderes Weib, die Frau eines Mannes, der nach fernem Lande geſegelt war, und ſie mit zwey lieben Kindern Namens Samuel und Johann zurückgelaſſen hatte. Johann nun war ein hübſches, angenehmes Kind, das Ebenbild ihres Mannes, aber er war nicht der Liebling ſeiner Mutter, denn ſie liebte Samueln, welcher einem ähnlich ſah, den ſie in ihrer Jugend geliebt; und dieſes betrübte ihren Gatten, und bewog ihn nach einem fernen Lande zu reiſen. Als ſie hereinkam, ſagte ſie: „Alſo habt ihr einen böſen Traum geträumt und euch an dieſes böſe Weib vom Baumbrunnen gewandt, um ihn euch erklären zu laſſen? Iſt euch Uebel gedroht, ſo iſt der Weg übel, auf dem ihr es zu vermeiden ſucht. Lieber höret mich an; der Wind wehet wie ihm gelüſtet; die Wege Gottes laſſen ſich durch Menſchenwitz nicht verändern; die Vorſehung will vielleicht euer Kind zu einem Heiligen machen; ſeht zu, daß ihr es nicht dem Teufel in die Hände werfet, wenn ihr euch mit Zauberſprüchen und heilloſen Hexen abgebet. Ich habe zwey hübſche Kinder; das eine iſt des Vaters Liebling; das andere iſt der meine. Sagt, ſaht ihr nicht den Namen Johann auf einem der Särge ſtehen? Denn ich hoffe, Samuel wird noch lange die Zierde der grünen Erde ſeyn, ehe er ins finſtere Grab ſinkt.“ Da rief die Frau vom Baumbrunnen zornerglühend. Hört doch was das unverſchämte Weib ſpricht! ſie ſucht den Tod des ehelichen Kindes und wünſcht die Erhaltung des Kindes der Sünde. Hört ſie doch! ſag' ich. Aber ihre böſen Wege ſollen für ſie zur Trauer werden, und was ihr Freude gebracht, ſoll der Welt zum Spott, ihr zum Fluch dienen. Des Vaters Liebling wird ſterben, wie ſie es wünſchet, aber lang und voller Uebel wird das Leben deſſen ſeyn, den ſie vorzieht. — Und nun fingen dieſe Weiber an ſich einander Werke der Sünde und der Finſterniß vorzuwerfen; und durch ihre Worte immer mehr und mehr erbittert, wurden ſie endlich handgemein und das Lärmen ihrer Zungen wurde immer größer.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 31. Mai.

(Beſchluß.)

Erſt vor Kurzem hat Mlle. Georges, die ſich manchmal eigenſinnig bewieſen hat, in einer Benefiz-Vorſtellung, wozu die vier Haupttheater beygetragen hatten, 25,000 Franken eingenommen.

Wenn eine Schauſpielerin auf ſolch eine Freygebigkeit des Publikums rechnen kann, wie ſollte ſie nicht ihren Werth zuweilen fühlen laſſen? Eine ſchöne Einrichtung iſt die Unterſtützung, welche ſich die vier oder fünf Haupttheater wechſelſeitig zu ihren Benefiz-Vorſtellungen zukommen laſſen. Tritt ein Schauſpieler von einem dieſer Theater nach verfloſſener Dienſtzeit ab, oder bekömmt er in Betracht ſeines Verdienſtes eine Benefiz-Vorſtellung, ſo wird ihm eine Vorſtellung eingerichtet, worin Schauſpiel, Muſik und Tanz vereinigt ſind, und woran die ausgezeichnetſten Mitglieder der Theaterperſonale Theil nehmen. Es gehört freylich nicht wenig Mühe dazu, um ſo viele Menſchen zu einem Zwecke zu vereinigen, und mehr als einmal muß die Einrichtung verändert werden, ehe ſie unwandelbar feſtgeſezt wird; wird ſie aber auch einmal zu Stande gebracht, ſo kann ſie dem Benefizier genug eintragen, um ihn wenigſtens vor Mangel zu ſchützen. Bey der komiſchen Oper wird von den Theaterdichtern und Tonkünſtlern ein großes Geſchrey erhoben wegen des Entſchluſſes, welchen dieſes Theater gefaßt hat, einige italieniſche Opern auf die Bühne zu bringen, und zu dieſem Behufe den Text ins Franzöſiſche übertragen zu laſſen; mit Mozart's Figaro ſoll der Anfang gemacht werden. Nun befinden ſich ungefähr zwanzig noch nicht aufgeführte Operetten im Archiv dieſes Theaters; einige der Verfaſſer, welche ſchon Jahre lang warten, bis die Reihe an ſie kommt, haben mit Schrecken jenen Entſchluß vernommen, wodurch die Aufführung ihrer Stücke noch einige zwanzig Jahre kann vertagt werden. Sie machen daher ihre Privatangelegenheit zu einer Nationalſache, und behaupten, daß es unſchicklich, ungerecht, unordentlich ſey, daß man auf einer franzöſiſchen Bühne italieniſche Operetten aufführen wolle, da ja ein beſonderes Theater für die italieniſche Muſik vorhanden ſey. Dieſe Herren bedenken aber nicht, daß die neuen Operetten, womit die komiſche Oper überlaufen wird, oft ſehr mittelmäßig ſind, wenig Zuſpruch haben, und daher die Direktion in die Nothwendigkeit verſetzen, ſich nach einem Hülfsmittel umzuſehen. Man hat auf dieſer Bühne neulich eine Art von Olla potrida gegeben, wozu Dalayrac den Stoff noch vor ſeinem Tode hergegeben hatte, welches freylich ſchon lange her iſt. Unter den vielen Operetten dieſes Künſtlers ſind manche von der Bühne gekommen, oder haben anfangs keine gute Aufnahme gefunden. Aus dieſen ins Grab der Vergeſſenheit geſunkenen Operetten hatte Dalayrac eine Auswahl gezogen und einige neue Stücke hinzugefügt, und zu dieſer Sammlung hatte denn der bekannte Melodramen-Dichter Gibert de Pixerecourt einen Text komponirt, wie Duclos einſt zu einer Sammlung von Kupferſtichen einen Roman verfertigt hatte. Ein Journaliſt bemerkt, daß Gibert de Pixerecourt wie ein witziger Mann die Schwierigkeit überwunden habe, dadurch nämlich, daß er gar keine Operette, ſondern bloß eine Reihe von Auftritten geſchrieben habe. Ein Theaterſtück hat er aber doch wirklich geliefert, ob ein gutes, möchte wohl verneint werden können. Genug, dieſe Olla potrida hat Beyfall gefunden, wiewol ſich dieſer Beyfall mit demjenigen der Boyeldieu'ſchen Operetten nicht meſſen kann.

Es iſt nun kürzlich ein junger Komponiſt, Hr. Baton, von ſeiner Kunſtreiſe zurück gekommen; da er ſchon nach Erhaltung des erſten Preiſes am königlichen Inſtitute und vor ſeiner Reiſe eine Operette mit vielem Beyfall gegeben, und man darin den Reichthum der Mozart'ſchen Harmonie erkannt oder geahnet hatte, ſo hofft man jezt noch weit Vorzüglicheres von ihm. Nach der neuen Vorſchrift des Miniſteriums hat er nicht allein Italien, ſondern auch Deutſchland durchreiſet; leider hat er, wie ein hieſiges Journal bemerkt, das Schickſal gehabt, daß er die Italiener mit Mayerbeer'ſcher, und die Deutſchen mit Roſſiniſcher Muſik ganz beſchäftigt gefunden hat! Bey welchen Umſtänden ihm dann freylich die Reiſe durch Deutſchland nicht von großem Nuzen geweſen ſeyn mag. Außer der oben erwähnten Klage der Theaterdichter und Komponiſten wider die komiſche Oper, wird von denſelben noch eine andere vorgebracht. Sie beſchweren ſich nämlich über das Geſetz aus der Revolutionszeit, welches den Verfaſſern von Theaterſtücken das Eigenthumsrecht auf die Stücke, die ſie auf die Bühne bringen, nur bis zehn Jahre nach ihrem Tode gewährt. Etienne hat ſich an die Spitze dieſer Unzufriedenen geſtellt, die bereits eine Bittſchrift an die Deputirtenkammer gerichtet haben, um eine Abänderung jenes Geſetzes zu bewirken. Ihre Klage ſcheint mir nicht ſehr billig. Jenes Geſetz iſt ſehr vernünftig, und nach ſehr kritiſchen Debatten angenommen worden. Wenn ein Stück bis zehn Jahre nach dem Tode des Verfaſſers Nuzen bringt, ſo kann es ihm, wenn es gut iſt, ſchon viel einbringen; hat doch Etienne mit ſeinen Operetten, die kaum fünfzehn Jahr alt ſind, ſchon beynahe 100,000 Franken eingezogen; dem bekannten Bouilly haben die ſeinigen weit mehr eingetragen. Lange Zeit nach dem Tode eines Verfaſſers leben die Erben oft zerſtreut von einander; zuweilen ſind es entfernte Verwandte, denen der Künſtlerruhm des Verſtorbenen wenig am Herzen liegt. Sollte ſich die komiſche Oper mit ſolchen Erben abzufinden haben, welche aus Eigenſinn oder andern Abſichten die Aufführung eines oder mehrerer Stücke hindern könnten, ſo würde das Vergnügen des Publikums manche Unterbrechung leiden. Allerdings wäre es zu wünſchen, daß das Eigenthum der geiſtigen Produkte, ſo wie der materiellen, ſich vom Vater auf den Sohn vererben, und der Familie beſtändig zum Nuzen gereichen könnte. Da dieß aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo hat das Geſetz einen Ausweg treffen müſſen. Das Gymnase dramatique, welches anſtatt ſeinen Perlet wieder bekommen zu können, genöthigt iſt, wider denſelben Prozeß zu führen, da er gerichtlicherweiſe nicht weniger als 80,000 Franken von der Direktion als Entſchädigung fodert, hat wieder zu der kleinen Leontine Fay ſeine Zuflucht genommen, für die man fortfährt, eigene Stücke zu dichten, und die auch wirklich ein ſo reizendes Talent an den Tag legt, daß das Publikum ihres Spieles nicht ſatt werden kann. Da nun auch andere kleine Theater geſucht haben, ſich mit ſolchen Wunderkindern zu verſehen, ſo hat dieſe Sucht nach kleinen Schauſpielern ein Vaudeville-Stück auf dem Variétés-Theater veranlaßt, worin man ſich über dieſelbe luſtig macht, und worin es unter andern heißt: Plus l'enfant est mince, et plus le bénéfice est gros.

Dg.

N. S. Ein im April eingerückter Bericht von mir über den Mälzl'ſchen Schachſpieler könnte in ſo weit mißverſtanden werden, als ob nach der Einnahme Wiens die Kempel'ſche Maſchine durch die Franzoſen fortgeſchafft worden ſey. Hr. Mälzl wünſcht daher, ich möge erklären, daß er damals das Eigenthum dieſer Maſchine hatte, und es mit verſchiedenen andern Kunſtwerken an den Prinzen v. Leuchtenburg abtrat, welcher ihm darauf ſehr freygebig den Gebrauch derſelben auf eine unbeſtimmte Zeit überließ. Dieſer Gunſt zufolge hat ſich der Schachſpieler ſeitdem in London und Paris ſehen laſſen, und iſt durch das Reiſen ſchon gelehrter geworden, da er jezt, wenn ſein Gegner verliert, das Wort Échec ausſpricht, das er vorher nicht wußte. Ein kleiner mechaniſcher Seiltänzer, den Mälzl verfertigt, ſpricht ganz deutlich Mama aus, und ein zweyter, woran er eben arbeitet, wird nicht allein Mama, ſondern auch Papa ſagen. Wer weiß ob dieſe hölzernen Figuren eines Tages nicht ganze Reden halten werden. Grimm ſpricht in ſeiner Korreſpondenz ſchon von einer Kempel'ſchen Redemaſchine, und zählt beynahe zwanzig Wörter auf, die ſie ſoll ausgeſprochen haben. Er macht dabey die drollige Bemerkung, man könnte vielleicht eine kurze Rede auf eine ſolche Maſchine bringen und ausſprechen laſſen, wie man ein Orgelſtück abſpielen läßt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Digitized by Google

Nro. 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 4. Juli 1822.

> Es iſt beſſer, im Winkel auf dem Dache ſitzen, denn bey einem zänkiſchen Weibe in einem Hauſe beyſammen.
>
> Sprüche Salomon.

Der mütterliche Traum.

(Fortſetzung.)

Mitten unter aller dieſer Narrheit trat ein Mann zu mir ein, wohlerfahren im Ackerbau und bewandert in der Heilung des ſtummen Viehes. Als er die Balgerey zwiſchen den beyden Weibern ſah, da lachte er laut in großer Freude. „Heftig ſey der Streit,“ rief er, „und lang mög' er dauern; denn angenehm iſt die Fehde zwiſchen dem Raben und der Krähe, und die Vögelein zwitſchern, wenn die Geyer der Luft ſich balgen. Jenes Weib hat die Erſtlinge der Heerden umgebracht, den ſäugenden Schaafmüttern die Euter vertrocknet, und die Reichthümer derer vermindert, die ſich von ſüßem Käſe und gemäſtetem Vieh ernähren. Auch hat ſie ihren Zauber über die tiefen Waſſer Annan und Ae verbreitet; die Fiſche ſind entflohen, und der Fiſcher wirft umſonſt ſeine Netze aus. Ja ſelbſt die Vögel der Luft haben die Tücke ihrer Hand empfunden; die wilden Schwäne haben Ladye's Love verlaſſen, die wilden Gänſe ſind von den königlichen Seen von Lochmaben verſchwunden; und der Auerhahn und die Schnepfe fliegen nicht mehr in die Schlinge des Voglers. Laßt ſie daher ſchreyen und weinen unter der ſtarken Hand und dem ſcharfen Nagel ihrer erzürnten Feindin. Und was das andere Weib betrifft, ſie, deren Gatte auf den tiefen Waſſern lebt und dem ſie Kinder gebähret in anderer Männer Ebenbild, laßt ſie, ſag' ich, ſich beugen unter der Fauſt jener Hexe: angenehm iſt der Kampf zwiſchen den Böſen; und wehe der Zunge, wehe der Hand, die ſie zu trennen ſuchen. — Nun, was deinen ſonderbaren Traum betrifft, ſo habe ich dir ein Wort zu ſagen, und es iſt dieſes: Glaub nicht daran, es iſt das Werk des großen Baumeiſters des menſchlichen Elendes, der die Menſchen durch Träume und Nachtſchatten zu verleiten ſucht. Bey Menſchen, deren Herzen warm und deren Blut jung, läßt er ſich in ſanften wollüſtigen Erſcheinungen blicken. Ich ſelbſt habe ein Mädchen mit ſchmachtenden und einnehmenden blauen Augen in einem mitternächtlichen Traum bey meinem Bette ſtehen ſehen; und dieß zwar gerade in jener Nacht als meine innern Tugenden und Gnadengaben mich von einem geringen Pflüger zu einem Kirchenälteſten unſerer frommen Kirchen erhoben hatten; Segen dieſem Lohn, und möge die That von den Menſchen gelobt werden. Aber es iſt nicht allein den Geſetzten und Frommen, denen der böſe Feind in Träumen erſcheint; dem Krieger zeigt er eingebildete Gefilde der Gefahren und des Blutes, und entzückt ſein Ohr mit dem Schlachtgeräuſch und Trompetenſchall. Dem Mädchen zeigt er ſich in zierlichen Geſtalten und koſtbaren Kleidern, zierlichen Verneigungen und anlockendem Tanze beym Klang der Flöte und Schalmey. Dem ſchlafenden Auge einer Mutter wirft er das Grab des Säuglings ihres Buſens auf und legt ihren Liebling an den Rand unergründlicher Ströme. Er zeigt ihr Todtenhemde und leere Särge; Geſtalten, die in weißer Leinwand ausgeſtreckt liegen, und Leichenzüge, und erzeugt in ihrem Ohre das Jammern der Mütter und den Todtengeſang. Kehre dich daher nicht an

Träume; ſie ſind die Blendungen deſſen, der unſere Seele zu verderben ſucht. Sondern lobe deinen Gott und liebe dein Kind; halte ſeine Füße von übeln Pfaden, und ſeine Hand von übeln Dingen, und ſeine Zunge von thörichter Rede; und der Knabe wird zum Jüngling und der Jüngling zum Manne reifen, weiſe in allen ſeinen Wegen und berühmt in ſeinen Tagen und du wirſt der Fülle der Freuden genießen."

Während dieſer fromme Mann ſo mein Herz mit ſeinem Rath erheiterte, hatten auch dieſe beyden thörichten Weiber zugehört; ihnen mißfiel die Weisheit ſeiner Rede, ſo wie ſeine Worte über ſie ſelbſt, und ſie begannen plötzlich mit einem wilden Geſchrey. „Ein ſchöner Aelteſter, wahrhaftig, ſagte die Frau vom Baumbrunnen, der hierher kommt im Schatten der Dunkelheit und Nacht, um einer jungen, blühenden Wittwe Träume zu erklären. Ich bin gewiß, es würde euch nicht kümmern, wenn das Knäbchen am Boden des Ladre's Love wäre, ſo lange eine reiche Meyerey, ein volles Haus und ein liebes Weib in ſchneeweißem Linnen zu haben wären. Ich wollte, ich wär' eine wahre Hexe um ſeinetwillen, er ſollte mir eins tanzen." Die Worte des Matroſenweibes klangen dazwiſchen. „Ein ſchöner Aelteſter, in der That," ſchrie ſie, indem ſie ihre Hände dicht unter ſeiner Naſe zuſammenſchlug, „er kommt her und ſpricht von ſündlichen Träumen und Flöten, dem Lächeln bezaubernder Augen; und doch, ſollte das Kind einer armen Frau hübſcher ausſehen als ihr eigener Mann, droht er einem mit Kirchen-Cenſur und Seſſionsverweis, obgleich jedermann weiß, daß Mütter nicht über das Geſicht ihrer Kinder gebieten, noch die Zeit beſtimmen können, wenn es der Vorſehung gefällt, ſie weinend in die Welt zu ſchicken. Da iſt mein eigener Sohn Samuel; ſein Vater war erſt zehn Monate und einen Tag abgeſegelt, als das liebe Kind kam; wo war da das Wunder? Gäbe es keine Nachſicht und wunderbare Wohlthaten und Segnungen, die in der Geſtalt von Kindern auf die Seeleute herabgegoſſen werden, ihr Leben würde traurig ſeyn, ſo fern von ihren Weibern auf dem tiefen großen Gewäſſer."

„Weib, Weib," ſagte der Kirchenälteſte, „ich bin nicht gekommen, um dein Bekenntniß zu vernehmen; geh heim, bereue, und laß mich die Eigenthümerin dieſes Hauſes hinſichtlich des Traumes zu vermahnen, der ſie ſo ſehr beunruhigt." „Vermahnen!" ſagte des Seemannes Frau, „wie unterſteht Er ſich ein ſolches Wort der Verachtung und des Kirchenſkandals gegen die Frau eines braven Mannes zu gebrauchen. — Vermahnen? ja freylich! Wenn Er des gnadenreichen Geiſtes der Berathung und Vermahnung ſo voll iſt, warum kommt er nicht, mich in meiner einſamen Wohnung zu erheitern, wo ich nichts habe als zwey Kinder, um die Trauer von meinem Heerd zu verſcheuchen. Mein Gatte ſegelt auf der großen Tiefe und iſt mir ſeit drey Jahren nicht vor Augen gekommen, ſehr bedarf ich eines Freundes, um mein wittwengleiches Loos zu mildern; ich könnte Ihm Stellen in der Bibel zeigen, die Ihm eine ſolche Gefälligkeit zur Pflicht machen, wovon Er nichts weiß." Mit dieſen Worten ging das Weib ihres Wegs; der Mann verweilte nur eine kurze Zeit; und das Weib vom Baumbrunnen entfernte ſich gleichfalls, nachdem es mir noch einmal eingeſchärft, mich ſeiner Worte zu erinnern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Um ein Uhr ließ der Feind vom Hauptquartier aus zum Anmarſch blaſen, welches von den verſchiedenen Diviſionen erwiedert ward. Bald erſchien eine ſtarke Kolonne, welche den Hügel herab vordrang; zugleich rückte die bisher am Waſſer poſtirt geweſene Diviſion den Hügel hinan, die Oſtſeite des Forts bedrohend; indeß eine dritte Abtheilung von der Südſeite mit Sturmleitern verſehen, den Hügel erſtieg. Die feindlichen Truppen rückten kühn über den Damm gegen die Breſche vor, unter dem Schutz eines heftigen Feuers von ihrer Batterie auf dem Hügel, und im Angeſicht eines nicht gelindern von der Feſtung aus. Als ſie ſich bis auf wenige Schritte genähert hatten, brachte die Gewalt des Feuers ſie zum Stehen; vergebens waren die Bemühungen der Offiziere, ſie bis an die Breſche zu bringen: ſie wichen in der größten Unordnung zurück. Auf den andern Punkten des Angriffs war das Glück ihnen eben ſo wenig günſtig. An der Südſeite, wo der Hügel ſehr ſteil war, drangen ſie langſam und mit Mühe vor; und ſo wie ſie ſich näherten, empfing ſie auch hier ein zerſtörendes Feuer, indeß die Frauen große Steinmaſſen herabrollten. Unfähig, ſich lange gegen einen ſo kräftigen und unerwarteten Widerſtand zu behaupten, wichen ſie auch hier mit ſtarkem Verluſt zurück.

In dieſem Augenblick fiel ein ſtarker Regenſchauer; es war ſeit vielen Tagen der erſte, welcher die Garniſon erfriſchte. Der Feind erkannte, daß dieß ein günſtiger Augenblick zur Erneuerung des Angriffs ſey, da das Feuergewehr durch den Regen unbrauchbar ward, und jezt die Ueberlegenheit der Anzahl es, allem Anſchein nach, leicht möglich machte, ſich den Weg in die Feſtung mit Gewalt zu bahnen. Von Neuem blieſen die Hörner zum Anmarſch, und die Kolonne drang zum zweytenmal vor, eine ſchwarze Fahne in ihrer Mitte, als Sinnbild des Looſes, welches die Belagerten erwartete. Die Macht des Geſchützes war jezt für beyde Partheyen verloren; der Feind drängte ſich mit Ungeſtüm weiter, und nur Stein- und Lanzenwürfe konnten angewandt werden, ihm zu wehren. Zum Glück hörte in

Digitized by Google

dieſem Augenblick der Regen auf. Er hatte die Vertheidiger der Feſtung geſtärkt, und jezt unterſtüzte das Geſchüz ſie von Neuem. Die Träger der Sturmleitern fielen. Von den Offizieren angereizt, drangen indeſſen die feindlichen Truppen immer noch vor; doch in einer kleinen Entfernung von der Breſche empfing ſie ein ſo wüthendes Feuer, daß ihre Reihen zum zweytenmal gebrochen wurden. Sie flohen in der größten Unordnung, zwiſchen Felſen und Gebüſch Schuz ſuchend, bis die einbrechende Nacht ihnen den Rückzug erleichterte.

In dieſem Gefecht erlitt die Garniſon bedeutenden Verluſt; den härteſten aber durch den Tod des tapfern Obriſts Young, der im Augenblick des Sieges rühmlich fiel. Voll Eifer die Bewegungen des Feindes beobachtend, hatte er bey deſſen leztem Rückzuge furchtlos ſein Leben gewagt, indem er auf einen hohen am Walle liegenden Stein trat; und in dem Augenblick, wo er mit einem andern Offizier über das Waffenglück des Tages, und die vom Feinde bewieſene Feigherzigkeit ſprach, nahm der lezte Schuß von der feindlichen Batterie ſein edles Haupt mit hinweg. Ihn hatte, nächſt Mina, der amerikaniſche Theil der Diviſion am meiſten geehrt und bewundert. In jedem Treffen war er bedeutend geweſen, durch ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen kühnen Muth. Mina ſezte unbegrenztes Vertrauen auf ihn. Geſammelt in der Stunde der Gefahr, gab er ſeine Befehle mit Beſtimmtheit, und das Schwert in der Hand war er überall am gefährlichſten Punkt des Gefechts. Ehre und Feſtigkeit bezeichneten alle ſeine Handlungen. Edelmüthig war er in hohem Grade, und trug Entbehrungen mit einer Heiterkeit, in welcher kein anderer Offizier der Diviſion ihm gleichkam. Er hatte als Obriſtlieutenant des neun und zwanzigſten Infanterie-Regiments im Dienſt der Vereinigten Staaten geſtanden. Seine Leiche ward von den wenigen Amerikanern, welche nicht durch Dienſtpflicht abgehalten wurden, mit jedem möglichen Zeichen der Achtung und Verehrung zur Erde beſtattet; und die allgemeine Trauer, welche in der Diviſion herrſchte, war das würdigſte Opfer, welches dem Andenken ihres edeln Führers gebracht werden konnte.

Der Oberbefehl ging jezt auf Oberſt-Lieutenant Bradburne über. Die Garniſon ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß der Feind, an der Möglichkeit die Feſtung mit Sturm einzunehmen verzweifelnd, die Belagerung aufheben werde. Allein dieſer kannte den hülfloſen Zuſtand ſeiner Gegner zu gut, um eine Beute, wie Minas Offiziere, ſich entgehen zu laſſen. Auch hatte die heldenmüthige Vertheidigung des Forts ihn gelehrt, es enthalte ein Korps für die königliche Sache höchſt gefährlicher Männer; und er vermuthete, daß Mina, der mit ihm angekommenen fremden Truppen beraubt, ſchwerlich noch im Stande ſeyn werde, unter den Royaliſten ernſtliche Beſorgniſſe zu erregen.

Die feindlichen Diviſionen machten am folgenden Tage nicht die geringſte Bewegung, welche das Aufheben der Belagerung anzudeuten ſchien; ſowol Lebensmittel als Kriegsbedürfniſſe waren gänzlich erſchöpft, es ward alſo unmöglich, die Feſtung länger zu halten. Man beſchloß deßhalb ſie zu räumen; und da alle Zubereitungen gemacht waren, ward feſtgeſezt, daß der Abzug in der Nacht des 18ten ſtatt haben ſollte.

Bey Unterſuchung des Schazes fanden ſich in demſelben nur noch etwa 18000 Dollars. Er würde bedeutender geweſen ſeyn, ohne die Lücken, welche durch Vorausbezahlung mehrerer Summen an Torres für Lebensmittel, und durch andere ähnliche Ausgaben in den Fonds entſtanden waren. — Dieſer Ueberreſt ward vergraben, nebſt einigen Waffen und Artillerieſtücken, welche leztere vorher in unbrauchbaren Zuſtand geſezt wurden.

Da alles in Bereitſchaft war, ſchickte die Garniſon ſich zum Abmarſch an. Jezt kam eine ſchaurig ergreifende Stunde. Die Nothwendigkeit, die unglücklichen Verwundeten zurück zu laſſen, war gebietend, da die Beſchaffenheit des Felſenthals, durch welches der Weg genommen werden mußte, es unmöglich machte, ſie mit hinwegzuführen. Das Hoſpital war angefüllt mit dieſen Opfern, deren Mehrzahl aus Offizieren und Gemeinen von Mina's Korps beſtand. Da die meiſten derſelben gebrochene Glieder hatten, waren ſie unvermögend, irgend eine körperliche Anſtrengung zu ertragen. Der Abſchied von dieſen Männern, die ſo brav gefochten hatten, und ſo treu an der einmal erwählten Sache hingen, war herzzerreiſſend. Einige ſahen das Schickſal vorher, welches ſie erwartete, und flehten um den Tod von der Hand ihrer Freunde; andere hielt noch eine ſchwache Hoffnung auf die Barmherzigkeit der Spanier aufrecht; indeß wieder andere, von Gram und Verzweiflung überwältigt, ihr Geſicht bedeckten, und unfähig waren, den Abſchied zu nehmen, der ihnen unter ſo furchtbaren Umſtänden als der lezte erſchien.

(Die Fortſezung folgt.)

Färbung des Meerwaſſers.

Die Meere des Polarkreiſes erſcheinen von verſchiedener Farbe, vom Dunkelblauen bis zum Olivengrün. Dieſe Färbung hängt nicht von der Luftbeſchaffenheit ab, ſondern einzig von der Tiefe des Waſſers. Sie theilen ſich in verſchiedene gefärbte Streifen, in welchen die Fiſcher häufiger, als in allen andern Theilen der Gewäſſer Wallfiſche finden. Man glaubte lange, das Waſſer erhalte ſeine grüne Farbe von dem Meeresgrund, Hr. W. Scoresby, Wallfiſchfahrer-Kapitän und Mitglied der königlichen Societät in Edinburg, hat aber, vermöge des Mikroſkops, in dieſen Gewäſſern eine Menge länglich runde, halb durchſichtige, von vielen Faſern, gleich ganz feinen Haaren, begleitete Kügelchen entdeckt. Dieſe Kügelchen haben $\frac{1}{30}$ und $\frac{1}{20}$ Zoll im Durchmeſſer, und auf ihrer Oberfläche zwölf Flecken, die aus bräunlichen Spitzen, je vier bis fünf Paare beyſammen, beſtehen. Hr. Scoresby rechnet dieſe Kügelchen zum Geſchlecht der Meduſen; die Faſerbüſchel haben in ihrem größten Durchmeſſer $\frac{1}{10}$ Zoll, unter der ſtärkſten Linſe ſcheint jede Faſer eine Gelenkfortſetzung, deren Zahl in dem größten Faſerbündel gegen 300 beträgt; der Durchmeſſer einer jeden einzelnen iſt nicht mehr als $\frac{1}{40}$ eines Zolls. Obſchon dieſe Subſtanz oftmals das Ausſehen änderte, konnte Hr. Scoresby doch nicht beſtimmen, ob ſie, da ſie ſich von einem Ort zum andern bewegt, aus lebendigen Thieren beſtehe; allein er iſt überzeugt, daß die verſchiedenen Schattirungen der Polarmeere von ihnen herrühren. Er berechnet, daß ein Kubikfuß Waſſers 110,592 ſolche Meduſen enthalten kann, und eine Kubikmeile gegen 23.888,000 Hunderte von Millionen. Er vermuthet, daß dieſe zahlloſe Thierchen den vielen Mollusken der Polarmeere zur Nahrung dienen, wogegen dieſe hinwieder die verſchiedenen Wallfiſch-Gattungen dieſer Meere ſpeiſen müſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

Obgleich der dießjährige Wonnemond mit einem kühlen und ſtürmiſchen Morgen eintrat, ſetzte doch am erſten Tage, wie gewöhnlich, die Promenade nach dem Augarten, die man als eine Frühlings-Feyer betrachten kann, und die wohl an jene bekannte Fahrt der Pariſer ſchönen Welt nach Longchamp erinnert, im Uebrigen aber nicht mit dieſer zu vergleichen iſt, eine Menge von Equipagen, Reitern und Fußgängern in Bewegung. Der Zuſammenfluß bildet ſich erſt im Garten, wo der eigentliche Spaziergang Statt findet, einzeln und ohne Ordnung begibt man ſich, zum Theil noch vor dem Frühſtück, dorthin, und bringt in dem unterwegs eingeſchluckten Staub, beſonders bey konträrem Wind, eine ziemliche Grundlage mit an Ort und Stelle. Zwiſchen acht und neun Uhr ungefähr begegnet man ſchon einem Schwall von Zurückkehrenden, die ſich der ſchönen Natur zu Liebe den Schlaf abgebrochen haben, um an ihrem Tagewerk und ihrer Betriebſamkeit nichts einzubüßen. Daher läßt ſich denken, daß es zum großen Ton gehört, ſo ſpät wie möglich erſt zu kommen. Man verliert ja nichts, als etwas Zeit, und was verliert man lieber, — als die Zeit! Bis gegen zehn Uhr hat ſich die Mittelklaſſe, eine Stunde ſpäter die vornehme Welt vollends ganz verſammelt. Dieſe erſcheint aber ſo einfach und prunklos, daß wenn man dieſen und jenen nicht perſönlich kennt, ſich der Unterſchied des Standes ſchwer erkennen läßt, und man erſt auf dem Rückweg aus der im Vorhof einen großen Halbkreis bildenden Menge von herrſchaftlichen Wagen auf die Anzahl der Spaziergänger von Stande im Garten ſchließen kann. Außerhalb dieſes Raumes ſtellen ſich die Miethwagen auf. Der elegante Sommerpalaſt, gleich am Eingang gelegen, beherrſcht gleichſam den Garten; vor ihm hin breitet ſich ein weites, impoſantes Rundtheil aus. Seitwärts laſſen Muſikbanden ihre luſtigen Töne erſchallen, dießmal in lauter Melodien von Roſſini und Weber, von Weber und Roſſini. Rechts und links ſtehen zierlich ſervirte Tafeln bereit, weil Einer und der Andere aus der großen Welt einem gewählten Zirkel gegen Mittag ein Frühſtück (Déjeuné à la fourchette) zu geben pflegt. Um neun Uhr beginnt in dem geſchmackvoll und mit vergoldeten Lüſtern dekorirten Saal, der den Gemächern gegenüber liegt, wo in unaufhörlicher Ebbe und Fluth die hungrigen Spaziergänger bewirthet werden, das Kammer-Konzert, welches irgend ein ausgezeichneter Künſtler zum eigenen Beſten gibt. Hier ſchwelgen die Freunde der göttlichen Tonkunſt in Harmonien, während drüben hundert Stimmen durch einander rufen: „Würſtel mit Kraut, und Chocolate! Roſtbratel und Chadeau (sic)! Schwarzen Kaffee und Melange (Weißen)!“ Die Nordländer, wenn ſie die Mode mitmachen wollen, früh Morgens Gebratenes und Geſottenes zu genießen, wundern ſich, daß keine Bratbüdchens hier zu haben ſind; derweile prangen auf fünfzig Speiſekarten die Zauberworte: „Gebackne Hendeln und gebratne Hendeln, heiß abgeſottne und frikaſſirte Hendeln.“ Wir werden in dieſem Gedränge wenig bekommen, alſo wenden wir uns zur Seelen erquickenden Harmonie, womit uns der geſchätzte Violinkünſtler Clement bewirthet. Nach ihm ließ ſich unter Andern auch eine kleine Schülerin der berühmten Klaviermeiſterin Fräulein Paradies hören. Zum Schluß produzirte der Mechaniker Mälzel wieder ſein neuerfundenes Trompeten-Harmonikon, das Märſche und Appells aus ſechs und dreyßig Inſtrumenten ſchmetterte, als wäre die Feſtung Belgrad berennt worden. Da der Ton dieſes Kunſtwerks keiner Modifikation fähig iſt, obgleich der Anſchlag präcis und taktmäßig geſchieht, ſo kann man's nur im Freyen ohne Ungemach ertragen. Auch eine Sängerin Geyer, aus Peſth, (nach der Ankündigung aus Breslau,) gab als Gaſt eine Arie von Zingarelli zum Beſten; ihre Stimme ſcheint gleichfalls für eine Produktion im Freyen mehr geeignet. — Es iſt Schade, daß der großartige, anmuthige Luſtgarten mit ſeinem freundlich einfachen Sommerpalaſt, ſeinen hochgewölbten Kaſtaniengängen, freyen Plätzen und grünen Raſenteppichen, ſammt den harmoniſchen Liedern beflügelter Sänger, außer an dieſem Einen Tag im ganzen Jahre, wenig oder gar nicht mehr beſucht wird. In geringer Anzahl ſtellen ſich zwar dann und wann bey dem während der Sommerzeit hier ſtationirten Reſtaurateur, der zu einer mehr und minder glänzenden Bewirthung eingerichtet iſt, einzelne Parthien ein; ſonſt findet der Wanderer den ſchönen Park verödet, und ſelten flüchtet ſich ein Freund der Einſamkeit oder ein liebendes Paar mit ſeinen Freuden und ſeinen Hoffnungen in die friedlichen Schatten.

Am erſten Mai in aller Frühe halten auch die hier befindlichen herrſchaftlichen Laufer jährlich ein Wettrennen; ſonſt nach einem weiteren Ziele, dießmal war ein kürzeres gewählt, nämlich vom Anfang der großen Prater Allee, bis zu dem ſogenannten Jägerhaus, welchen Weg man, fahrend und im beſten Trab, hin und her nur knapp in einer Stunde macht. Die Laufer legten ihn in etlichen vierzig Minuten zurück. Der erſte ergreift eine in die Erde geſteckte Fahne und ſchwingt ſie empor. Alle werden dann mit umgeworfenen Mänteln langſam abgeführt. Der große Preis beträgt beyläufig fünfzig Dukaten, dann gibt es noch zwey kleinere, etwa ein Blumenſtrauß mit Silberſtücken behangen u. dergl. Der dießjährige Sieger hatte früher zwey Mal ſchon den erſten Preis errungen. Muß einmal das neu erfundene Rückwärtslaufen verſuchen, wird ohnehin nicht weit mehr vorwärts laufen. Mancher lief dem alten Freund Hein ſchon in die Hände. Zu rühmen iſt, daß dieſe Wettrenner von den erhaltenen Geſchenken, der Geſellſchaft adelicher Frauen, durch deren Betriebſamkeit und Milde ſo manches ſchöne, wahrhaft adeliche Werk gedeiht, die Summe von 100 Gulden zur wohlthätigen Verwendung übergaben. An fünfzehn Tauſend Zuſchauer mochten heuer aus allen Klaſſen ſich verſammelt haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 53.

Nro. 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. Juli 1822.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche:
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen!

Goethe.

Lebensſkizze Patrick Henrys, des virginiſchen Redners.

(Beſchluß. M. ſ. Nr. 150.)

In dieſer Verſammlung ſchlug Henry eine eben ſo wichtige, als wegen ihrer Neuheit kühne und merkwürdige Maßregel vor. Die Indianer von der Grenze der Vereinigten Staaten hatten die Weiſſen immer als Räuber des Bodens betrachtet, den der große Geiſt ihnen angewieſen. Deßwegen waren ſie auch immer bereitwillige Werkzeuge in den Händen eines jeden Feindes; und ſelbſt im Frieden hingen ſie wie eine verderben-ſchwangere Wolke an der Grenze bereit, ſich bey der erſten günſtigen Gelegenheit zerſtörend über das Land zu ergießen. Kein Vertrag vermochte ſie zu binden. Henry in der Hoffnung, daß eine engere Verbindung zwiſchen den weiſſen und rothen Menſchen durch gegenſeitige Ehen dem Uebel endlich abhelfen würde, ſchlug daher vor, daß der Staat zur Beförderung ſolcher Ehen gewiſſe Vortheile anbieten ſolle. Der Geſetzesvorſchlag ward zum erſten- und zweyten Mal verleſen; inzwiſchen aber ward er durch ſeine Erwählung zum Gouverneur des Staates, der Verſammlung entzogen, und in ſeiner Abweſenheit ward die Bill verworfen.

Bald darauf zwangen ihn ſeine Schulden, deren er ſich während des Revolutionskampfes nicht hatte entlaſten können, ſich vom öffentlichen Leben zu entfernen. Er zog in die Prinz-Eduard-Grafſchaft. Hier rieth ihm ein Freund, den Advokatenſtand aufs neue zu ergreifen, welches er im fünfzigſten Jahre ſeines Alters that; und ſchon in ſechs Jahren hatte er ſich ſo viel Vermögen erworben, daß er ohne weitere Arbeit leben konnte.

Inzwiſchen aber wurde er noch einmal zur Geſetzgebung berufen. Die Convention von Philadelphia hatte die Föderalverfaſſung zur Berückſichtigung der Staaten ergehen laſſen, und dieſes Dokument erfüllte den demokratiſchen Geiſt Henrys mit Furcht. Um die Maßregel zu hintertreiben, übernahm er die Vertretung der Prinz-Eduard-Grafſchaft bey der Convention zu Richmond, wo er, ſich auf die Beſorgniß gründend, daß ein ehrgeiziger Präſident an der Spitze des Heeres und Herr des öffentlichen Schatzes ſich mit leichter Mühe zum unumſchränkten Herrſcher machen könne, ſich der Annahme der Verfaſſung kraftvoll widerſetzte. Sein Widerſtand aber blieb ohne Erfolg; eine große Mehrheit ſtimmte für die Annahme der Föderativ-Verfaſſung, und unter dieſer — merkwürdig genug — zwey nachmalige Präſidenten, Madiſon und Monroe. Als das Reſultat der Abſtimmung bekannt wurde, hielt Henry eine kurze Rede, worin er ſeine Unterwerfung, aber auch zugleich ſeinen Proteſt gegen die Maßregel erklärte.

Henry hatte von Natur einen unüberwindlichen Verdacht gegen jeden Mann, der an der Spitze eines Heeres ſtand. Ueber dieſen Punkt wird eine merkwürdige Anekdote von ihm erzählt. Als man im Jahr 1798 in ſeiner Gegenwart der Siege Bonapartes in Italien erwähnte, ſchüttelte er bedeutend den Kopf und rief: — „Alles geht ſo nicht — das jetzige Geſchlecht in Frankreich iſt durch langen Deſpotiſmus zu ſehr herabgewürdigt — es beſitzet ſo wenige von den Tugenden, welche das Leben und die Seele des Republikaniſmus ausmachen, daß es nicht eine richtige und genaue Würdigung vernünftiger Freyheit zu machen weiß. Seine Revolution wird anders endigen als ſie erwarten — dem Zuſtand der Anarchie wird Deſpotiſmus folgen, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn gerad der Mann, über deſſen Siege ſie ſich freuen, wie Cäſar die Freyheit ſeines Vaterlandes umſtürzen ſollte. Alle, die mich kennen (fuhr er fort) wiſſen, daß ich ein feſter Vertheidiger der Freyheit und des Republikaniſmus bin: ich glaube einige Proben hiervon gegeben zu haben. Ich wünſche, es möchte nicht ſo ſeyn, aber ich fürchte, der Erfolg wird meine Prophezeyung rechtfertigen.“

Um dieſe Zeit kam der berühmte Rechtsſtreit hinſichtlich der „brittiſchen Schulden“ vor, worin Henry ſich als Advokat am meiſten auszeichnete. In dieſem Prozeß war der Staat von Virginia beſonders verwickelt, und das Vermögen mehrerer ſeiner reichſten Bürger ſtand auf dem Ausgange. Die Frage war, ob die Veränderung in der amerikaniſchen Regierung die von einem amerikaniſchen Bürger gegen einen brittiſchen Unterthan vor der Revolution eingegangenen Schulden vernichtet habe. Henry behauptete, ſie habe es, und ſoll ſich zur Vertheidigung des Punktes mit dem ungemeinſten Fleiß vorbereitet haben. Das erregte Intereſſe war ſo groß, daß der Sprecher des Hauſes der Volksvertreter mit ſeinem Schreiber allein ſitzen blieb, indem die Mitglieder in Maſſe nach dem Gerichtshof gegangen waren. Seine Rede dauerte einen ganzen Tag; aber es fehlt uns an Raum auch nur einen kleinen Auszug davon zu geben.

Die Annahme der Verfaſſung, welcher ſich Henry vergebens in der Verſammlung von Virginien widerſezt hatte, ſollte nun in dem National-Kongreß entſchieden werden, und Henry beſchloß, ſich auch hier derſelben zu widerſetzen. In dieſer Abſicht bot er ſich im Jahr 1799 als Kandidat für die Charlotte-Grafſchaft im Hauſe der Abgeordneten dar. Kein Wunder, daß, ſobald er ſich zeigte, das Volk ihm beynahe anbetend folgte. Es ſah ihn, wie er ſich in vorigen Zeiten, allein, ohne Beyſtand, ohne Rathgeber in der Verſammlung von Virginien erhoben und Maßregeln vorſchlug, die den Grund zu ſeiner Unabhängigkeit legten, und dieſelben einer wüthenden Ariſtokratie zum Trotze durchſezte; es ſah ihn, wie er ſpäter durch die Sorge für ſeine Familie gedrückt und von Schulden belaſtet einem einträglichen Amt entſagte, weil er deſſen Annahme als verfaſſungswidrig anſah; es ſah ihn, auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhmes, eine halbe Welt auf ſeine Stimme horchend, einfach und ohne Stolz ſo frey und vertraulich mit dem ärmſten Bekannten, als wenn er in ſeiner Jugend das Reh im Walde verfolgte; — kein Wunder alſo, daß es ſich jezt in ſeinem Alter Freude taumelnd um den Patrioten und Freund herdrängte. Henry ſcheint dieß auch dankbar, obgleich mit chriſtlicher Demuth, anerkannt zu haben. Man erzählt, daß ein eifriger Prediger, den die Ehrerbietung des Volkes gegen einen Menſchen ärgerte, daſſelbe laut ermahnte und fragte, warum es Henry'n ſo folge: „Hr. Henry ſey kein Gott.“ „Nein, wahrhaftig nicht, mein Freund,“ erwiederte Henry, der ihn hörte, „ich bin ein armer Erdenwurm — ſo unbedeutend und nichtig als der Schatten einer Wolke, die über eure Felder hingleitet, und dann vergeſſen iſt.“ Sein Ton und Ausdruck rührten einen jeden — dieſe Gefühle verkündeten, was nur zu bald geſchehen ſollte. Ehe noch der Kongreß zuſammentrat, für den er, wie zu erwarten, erwählt worden, war er wie jener Schatten verſchwunden — aber gewiß nicht, um vergeſſen zu werden! Am 6. Juni 1799 verlor Amerika ſeinen großen Redner.

In ſeinem Privatleben war er liebenswürdig, wohlwollend und beliebt — ein guter Gatte — ein guter Vater und ein aufrichtiger Chriſt. Sein Benehmen war ohne alle Anmaßung, und zuweilen erlaubte er ſich einen gutmüthigen Scherz. In einer Geſellſchaft zu Richmond, worin er ſich befand, verbreitete ſich Hr. Lee, ein ſehr beredter und ausgezeichneter Senator, ſo ſehr über das Genie des Cervantes und die Thaten des Donquixotte, daß die Geſellſchaft anfing augenſcheinliche Proben von der Länge der Rede zu geben. Henry, der dieß bemerkte, that als pflichte er ihm bey, und bemerkte: „Hr. Lee, Sie haben in Ihrem Lobe eines der beſten Dinge im Buch überſehen.“ — „Wirklich, was iſt es?“ — „Jener göttliche Ausruf Sanchos: geſegnet ſey der Mann, der zuerſt den Schlaf erfunden; er bedeckt einen über und über wie ein Mantel.“

Henry's Genie hatte, wie wir geſehen, wenig von der Erziehung geborgt. Bis im ſpäten Alter beharrte er auch bey der Meinung, daß ſich von dem großen lebendigen Buche, der menſchlichen Natur, mehr lernen laſſe, als von Allem, was die philoſophiſchen Werke zuſammen geben könnten. Einſt begegnete er einem ſeiner Nachbarn, einem blinden Bücherwurm, in einem Buchladen: „Wie, Herr Wormley, rief er, kaufen Sie noch immer Bücher?“ „Ja, war die Antwort, ich habe eben von einem neuen Buche gehört, das ich haben muß.“ — „Glauben Sie mir, Herr Wormley, wir ſind zu alt zum Bücherleſen — leſen Sie Menſchen — ſie ſind das einzige Buch, das wir mit Vortheil leſen können.“ — Dieſes Buch hatte er auch wirklich ſorgfältig ſtudirt, und dieß gab ihm eine ſo große Gewalt über die Menſchen — das menſchliche Herz war für ihn ein Saitenſpiel, deſſen Taſten und Töne er alle kannte, und worauf er nach Belieben ſpielte.

Digitized by Google

Walter Scott's neueſter Roman: Nigel's Schickſale."

(Fortſetzung.)

Auf dieſe Weiſe ſcheiden Nigel und ſein Diener, Richie Moniplies, und es iſt, als wäre Nigel nun von ſeinem guten Genius verlaſſen; er überzeugt ſich von Lord Dalgarno's Verrätherey, und zieht den Degen gegen dieſen in dem Park, der zu dem königlichen Bezirk gehört, wodurch er ſich bey der Sternkammer (ein geheimer Gerichtshof in England, der nun abgeſchafft iſt) einen böſen Handel zuzog, welcher ihn die rechte Hand koſten konnte. Bange vor dem Vortheil, den ſeine Feinde nicht verfehlen würden aus dieſem Umſtande zu ziehen, ſucht Nigel Sicherheit in Alſatia, von welchem außerordentlichen Zufluchtsorte eine anziehende Beſchreibung gegeben wird. Er wohnt hier nach der Beſtimmung des Herzogs Gildebrod in dem Hauſe von Trapbois, einem Knicker und Geldverleiher, mit einer einzigen Tochter, Martha, häßlich und zänkiſch, aber ein ſchöner und bemerkenswerther Charakter. Margaret Ramſay macht einen heimlichen Anſchlag, ihn der Einſamkeit ſeines Aſyls zu entreißen. Die Flucht wird aber beſchleunigt durch den ſchrecklichen Mord ſeines Wirthes und durch die furchtbaren Umſtände bey dieſer That, welche damit endigt, daß Martha Theilnehmerin an Nigel's Flucht wird. Er will nach Greenwich gehen, ſich des Königs Gnade übergeben, und ſendet daher die unglückliche Theilnehmerin ſeiner Flucht und ihre koſtbare Kiſte in Chriſtie's Haus; der Zufall aber führt ſie in die Arme von Richie Moniplies, und ſo erwächſt ein neues Intereſſe für die Entwicklung. Nigel's Schiffleute, von Margaret gedungen, wollen ſeine Bewegungen leiten, er zwingt ſie aber, zu landen, wo er wünſcht. Hier fällt er in die Hände eines muntern Barbiers, von dem er Mancherley über ſeine Bekannten auf folgende, drollige Weiſe erfährt:

„Ja, Herr — Malcrowder, Herr, wie Ihr ſagt, Herr — die Schotten haben harte Namen, Herr, für einen engliſchen Mund. Herr Mungo iſt ein hübſcher Mann, Herr — vielleicht kennt Ihr ihn — bis auf ſeine verlornen Finger, und ſeine lahmen Beine und ſein langes Kinn. Herr, es nimmt mir eine Minute zwölf Sekunden mehr Zeit weg, ſein Kinn zu ſcheren, als irgend ein Kinn in der Stadt Greenwich, Herr. Bey allem dem iſt er ein ſehr artiger Mann, und gefällig, ein recht gefälliger Edelmann, und gutmüthig, Herr — nur daß er ſo taub iſt, daß er niemals Gutes von Jemand hören kann, und ſo klug, daß er es niemals glaubt; aber er iſt drum doch ein guter Herr, ausgenommen, wenn einer zu leiſe ſpricht, oder wenn ein Haar ſich ſchief krümmt. — Hab' ich Euch geſtreift, Herr? Wir werden es gleich wieder gut machen, mit Einem Tröpſchen Styptik — ja, mein ſtyptiſches Waſſer, oder vielmehr das meiner Frau, — ſie macht es ſelbſt, Herr. Ein Tropfen Styptik, Herr, und ein wenig ſchwarztaftnes Pflaſter, gerade dick genug, um der Sattel eines Flohes zu ſeyn, ja, Herr, das hilft. Der Prinz hatte neulich ein Pflaſter, und der Herzog."

„Aber Sir Mungo Malacrowther?" fiel ihm Nigel wieder ein.

„Ach ja, Herr — Sir Mungo, wie Ihr ſagt. Ein gefälliger, luſtiger Mann. Jezt (denn Ihr wollt ihn ſprechen, Herr, nicht?) nimmt er, wenn er nicht von einem Andern zum Frühſtück eingeladen ward, ſeinen Knochen gebratenes Fleiſches bey meinem Nachbar Ned Kilgerkin dort oben zu ſich. Ned hat ein Speiſehaus, Herr, das wegen ſeiner gebratenen Schweinsrückchen berühmt iſt. Sir Mungo kann Schweinefleiſch aber ſo wenig vertragen, als des Königs heiligſte Majeſtät, oder Lord Herzog Lennox oder Lord Dalgarno, — nein, gewiß, Herr, wenn ich Euch jezt ſtreifte, ſo war's Eure Schuld, nicht meine. Aber nur Ein Tropfen Styptik, und ein andres kleines Pflaſter, das ein Wamms für einen Floh abgäbe, gerad unter dem linken Schnurrbart; es wird euch beym Lächeln ſchön ſtehen, ſo ſchön, wie ein Grübchen, und wenn Ihr Eure ſchöne Herrin grüßt — aber Vergebung, Ihr ſeyd ein geſezter Edelmann, ſehr geſezt, für einen ſo jungen Herrn. Ich hoffe, Euch nicht beleidigt zu haben — es iſt meine Pflicht, Herr, meine Kunden zu unterhalten — meine Pflicht und mein Vergnügen, Herr. — Sir Mungo Malcrowther? Ja, Herr, ich wag' es zu ſagen, daß er in dieſer Minute in Ned's Speiſehaus iſt, denn er wird jezt ſelten eingeladen, da Lord Huntinglen nach London ging. Ich könnte Euch noch einmal ritzen, Herr — dort werdet Ihr ihn finden bey einer Kanne einfachen Ale's, denn er nimmt nie ſtarke Getränke, ausgenommen Lord Huntinglen — Kopf in die Höhe, Herr — oder einem andern, der ihm ein Frühſtück gibt, zu Gefallen — einfaches Bier trinkt er bey Ned, mit Rind oder Hammelfleiſch — vielleicht auch jezt von einem Lamm, der Jahreszeit wegen, Herr — aber kein Schweinefleiſch, obgleich Ned deßwegen ſo berühmt iſt. Aber die Schotten eſſen kein Schweinefleiſch — ſeltſam das, manche halten ſie drum auch für eine Art von Juden. Eine Aehnlichkeit iſt da, Herr! Meint Ihr nicht? Denn ſie nennen unſern gnädigen Souverain Salomon den Zweyten, und Salomon, wißt Ihr, war König der Juden; das Ding geht, ſeht Ihr. Ich glaube, Herr, Ihr ſeyd nun zu Eurer Zufriedenheit aufgeſtuzt; die ſchöne Herrin Eures Herzens ſoll darüber urtheilen. Ihr zürnt nicht, hoff' ich. Bitte, ſeht in den Spiegel — noch ein Strich mit der Kräuſelzange, jenen Nachzügler zurückzubringen. Dank Eurer Freygebigkeit, Herr — hoff' Eure Kundſchaft, ſo lang Ihr in Greenwich ſeyd."

Nigel erhält Zutritt in dem Park, und begegnet dem König auf der Jagd.

Ein einzelner Reiter folgte der Jagd auf einer ſo an die Zügel gewohnten Stute, daß ſie der Berührung derſelben gehorchte, als wäre ſie ein mechaniſches Getriebe, bewegt durch die feinſte Maſchinerie; ſo, daß der Reiter, tief im Sattel ſitzend und vor dem Fallen faſt gänzlich geſichert, ohne Wanken oder Zaudern, den Gang des Pferdes beſchleunigen oder einhalten konnte; das Pferd ging, ſelbſt wenn die Jagd am belebteſten war, niemals ſchneller, als den gewöhnlichen Jagd-Gallopp, nie von dem eingelernten Schultritt laſſend. Die Sicherheit, mit welcher er dieſes Lieblings- und gewöhnlich etwas gefährliche Vergnügen betrieb, ſo wie ſein ganzer Aufzug, bezeichnete den König Jakob I. Kein Diener war zu erblicken; es war oft ein feiner Zug von Schmeicheley, den Monarchen glauben zu laſſen, er habe das ganze Jagdgefolge überritten und hinter ſich gelaſſen.

„Gut gemacht, Bath — gut gemacht, Battie!“ rief er aus, als er näher kam: „Bey der Ehre eines Königs, ihr ſeyd eine Zierde eurer Race! Halte mein Pferd, Menſch —“ ſo rief er Nigel zu, ohne ſich aufzuhalten, um den anzuſehen, den er anredete: „Halte meinen Klepper und hilf mir aus dem Sattel — biſt du nicht bey dir, Burſche, kannſt du nicht eilen, ehe jene faulen Laffen kommen? — Halte den Zügel leicht, laß ihn nicht fallen — jetzt halte den Bügel — ſo, Menſch, nun ſind wir auf terra firma.“ So ſprechend, zog der freundliche König Jakob, ohne einen Blick auf ſeinen Diener zu werfen, das kurze ſcharfe Jagdmeſſer (die einzige, einem Schwert ähnlich kommende Waffe, deren Anblick er gern ertrug) aus der Scheide, und ſtieß die Klinge mit großem Behagen durch den Schlund des Hirſches, der blutend ſank.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortſetzung.)

Die zweyte italieniſche Oper, betitelt: Corradino, ossia Bellezza e Cuor di ferro, Dramma semiserio nel due Atti, (komponirt von Roſſini.) hat das Erſtemal Fiasco gemacht. Erſtens ſchon darum, weil die Erwartungen zu hoch geſpannt waren, zweytens ſchienen die Kehlen nicht alle in der beſten Stimmung zu ſeyn; drittens aber und hauptſächlich hatte die ungünſtige Aufnahme ihren Grund in der Länge dieſer Oper, die nach vier Stunden noch nicht beendigt war. Einige Tage ſpäter wurde ſie mit „Abkürzungen“ angekündigt, und erhielt von der nicht zahlreichen Verſammlung ausgelaſſenen Beyfall, iſt auch mehrmals wiederholt worden, wird ſich aber nicht erhalten. Roſſini hat ſie ſchon vor längerer Zeit komponirt, und für Wien mit neuen, dem deutſchen Geſchmack angemeſſenern, Muſikſtücken bereichert. In Rom fand die Oper unter dem Titel: Mathilde di Chabran, keinen Beyfall. Die Wahrheit zu ſagen, ſo zeigt ſich der Tonſetzer hier wie er leibt und lebt, mit ſeinen Vorzügen und ſeinen Mängeln. Aber es finden ſich gut gearbeitete Geſangſtücke, beſonders im zweyten Akt, auch in dieſem Werk; liebliche Melodien, effektvolle Inſtrumentirungen, und durchgehends Friſche, Kraft, Feuer und Beweglichkeit, die ſelbſt das Vorurtheil überwältigen. Man hat offenbar dieſe Muſik zu tief, und die Kompoſition der vorhergehenden Oper etwas zu hoch geſtellt. Wie ſchwer iſt es, die Mittelſtraße zu finden! Viele gerathen nie darauf. Man muß dieſe Muſik aber auch mit ſolcher Energie exekutiren, wie die italieniſchen Sänger und unſer deutſches Orcheſter. Der Text gehört unter die gebrechlichen Libretti, wofür ein povero Poeta 80 bis 100 Francs erhält, und auch nicht mehr verdient. Ein Herr Ueberſetzer bekommt wohl zum wenigſten zwey Mal ſo viel, und auf Lebenslang frey Entree für ſich und die liebe Familie, oder ſonſt Jemand obendrein. Zwey unbekannte Mitglieder des Perſonals traten uns in dieſer Oper näher. Erſtens Sgra. Mombelli (Mathilde di Chabran). Ein ächt italieniſches Profil, durch ein Paar dunkelglühende Augen beleuchtet. Die Geſtalt iſt klein, aber gut geformt, ihr Spiel lebendig, theatraliſch und nicht ohne Zierlichkeit, (ich will eben nicht mit den Grazien ſo um mich werfen,) auch glaube ich nicht, daß ihre Art, häufig mit dem Schnupftuch in der Hand zu ſpielen, mehr als Gewohnheit iſt, und möchte ſie nicht dem Mangel an freyer Bewegung zuſchreiben. Uebrigens würde Sgra. Mombelli eine beſonders brauchbare Soubrette ſeyn, wie ſie auf deutſchen Bühnen oft genug vermißt wird. Die Stimme iſt nicht ſehr kräftig, und vielfältig entſchlüpft ihr das rechte Maß des Tones, doch beſitzt ſie Bildung, Lebendigkeit des Ausdrucks, einen reinen Vortrag und bedeutende Geläufigkeit. — Zweytens: Sgr. Baſſi, Buffo cantante, (als Isidoro, Poeta) der eigentlich mehr ſpricht, als ſingt, aber trefflich rezitirt, und mit einer edlen, kräftig gebildeten Phyſiognomie eine treffliche Mimik verbindet, das heißt: es iſt Form, Darſtellungskraft und Zuſammenhang in ſeinen Bewegungen. „So was!“ hör' ich ſagen; „die liebe Natur! ich lobe die Natur!“ — Nein, nein; die liebe Natur langt nicht überall aus, im Hochtragiſchen nicht, und nicht in der Buffonnerie, am allerwenigſten in ſolchen mezzo-komiſchen Parthien, die allerdings etwas Anſtrengung erfordern. Uebertreibung kann dem Sgr. Baſſi nicht vorgeworfen werden; aber Züge eines wahrhaft künſtleriſchen Talents wären überall nachzuweiſen. Dieſer Sänger iſt mit wenigen Worten ſehr richtig beurtheilt worden in einer muſikaliſchen Recenſion, wenn ich nicht irre — von Fr. Kanne, dem einſichtsvollen, ſeinem Fache ganz gewachſenen Redakteur der hieſigen allgemeinen muſikaliſchen Zeitung, die bey „Blicken auf die deutſchen Zeitſchriften“ nicht überſehen zu werden verdiente, wie man es in einem ähnlichen Fall mit Bedauern unlängſt wahrgenommen hat. — David, als Eiſenberz, beſiegt ſich ſelbſt. Er entwickelt ganz neue, bisher noch nie gehörte Kunſtfertigkeiten, er zeigt ſich als wirklich begeiſterter Sänger, der während des Geſangs zum Tondichter und Schöpfer wird, dem alle Mittel zu Gebote ſtehen, die ſeine Phantaſie erheiſcht. Nimmt er nicht das hohe C mit einer ungemeinen Kraft und Ausdauer, macht einen chromatiſchen Lauf, wie ein Perlenſchnürchen, und ſchwingt ſich wieder hinauf — Hurrah! daß die Zuhörer zwiſchen Erſtaunen und Bewunderung ſchwindeln!! Hätte dieſer David auch eine Tenorſtimme, wie ſich's gehört, welcher Rieſe würde ſich ihm gegenüber ſtellen? — Ambrogi (Aliprando, Medico) hat uns in dieſer zweyten Parthie völlig überzeugt, daß er durch die zitternde Bewegung des Tones in der erſten, als königlicher Greis, das leidende Alter bezeichnen wollte, was ihm auch ſo gut gelang, daß man die Abſicht zu bezweifeln geneigt war; deſſen ungeachtet bemerkt man bey unbefangener Aufmerkſamkeit auch, daß dieſer metall- und umfangreichen, kräftigen, und, was den Körper des Tons betrifft, durchgehends gleichen Stimme, in der mittleren Lage eine gewiſſe Härte und eine leichte Diſpoſition zum Tremuliren unverkennbar eigen ſind. Was wäre ſonſt an dieſer ſeltnen Baßſtimme wohl noch auszuſetzen? — Die Eckerlin benimmt ſich in jugendlicher Ritterkleidung ſo edel und ungezwungen, daß man im Geringſten nicht an die Verkleidung erinnert wird. — Eine Deutſche, (Mlle. Unger, noch ein wenig Anfängerin,) hatte eine nicht ſehr bedeutende Parthie übernommen, und kam ziemlich gut damit zurecht. Es gehört aber auch dazu, daß man bey der Toilette mit Sorgfalt die einer jeden Phyſionomie, beſonders wenn dieſe etwas eigenſinnig iſt, anſtändigſte Coëffure wähle. In der fünften Vorſtellung etwa hatte ſie die Soubrette dieſer Herrin (Signora) glücklicher getroffen. — Die franzöſiſche Bühne hat das nämliche Süjet, die Muſik iſt von Mehul, aber das Textbuch, verſteht ſich, beſſer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 53.

Nro. 161.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Juli 1822.

Die Thorheit und der Frevel ſind Geſchwiſter.

Euripides.

Walter Scott's neueſter Roman: „Nigel's Schickſale.“

(Beſchluß.)

Lord Glenvarloch (Nigel), der die Jagdpflichten wohl kannte, zu welchen die Gelegenheit ihn aufrief, hängte den Zügel des königlichen Pferdes an den Aſt eines Baums, kniete pflichtmäßig nieder, drehte das getödtete Thier rücklings, und hielt ſo die Vorderläufe deſſelben, während der König, zu aufmerkſam auf ſein Lieblingsvergnügen, um irgend etwas anderes zu beachten, die Bruſt des Thieres mit ſeinem Meſſer öffnete, secundum artem. Als er einen Kreuzſchnitt gemacht hatte, um ſich der Breite des Bruſtfettes zu verſichern, rief er, in einer Art von Entzückung aus: „Drey Zolle Fett auf dem Bruſtſtück — herrlich, herrlich, ſo wahr ich ein gekrönter Sünder bin. Bey G—, ein Hirſch von acht Enden und der erſte im Jahr. Baſh und Battie, Segen über euch — küßt mich, küßt mich, meine Lieben!“ Die Hunde ſprangen ſchmeichelnd an ihm hinauf, leckten ihn mit dem blutigen Mund, und ſezten ihn bald in einen Zuſtand, daß es ſchien, als habe man ſich mit Hochverrath an ſeinen geſalbten Leib gewagt. „Fort, fort!“ rief der König, faſt niedergeworfen durch die Liebkoſungen der großen Hirſchhunde. „Ihr ſeyd, wie die andern Leute; gibt man euch einen Zoll, ſo wollt ihr die ganze Elle haben. — Und wer ſeyd Ihr, Freund?“ — ſagte er, nun Zeit findend, auf Nigel zu ſehen, und bemerkend, was dem Waidmann in der erſten Freude entgangen war. „Ihr ſeyd keiner Unſres Gefolgs, Menſch. Im Namen Gottes, wer Teufels ſeyd Ihr?“

„Ein Unglücklicher, Sire,“ verſezte Nigel.

„Das glaub' ich,“ ſagte der König zürnend: „ſonſt hätt' ich nichts von Euch geſehen. All ihr Glück behalten meine Unterthanen für ſich, vom kleinſten Mißgeſchick aber muß ich ſogleich hören.“

„Wem anders können wir aber auch klagen, als Ew. Majeſtät, die des Himmels Stellvertreter bey uns iſt,“ erwiederte Nigel.

„Recht — recht, Menſch, — ſehr gut geſagt — aber Ihr ſolltet des Himmels Stellvertreter auch ein wenig Ruhe auf Erden gönnen!“

„Wenn Ew. Majeſtät auf mich blicken wollte“ (denn der König war bisher ſo beſchäftigt, theils mit den Hunden, theils mit dem Auswaiden des Thiers, daß er nur einen flüchtigen Blick auf Nigel geworfen hatte),“ ſo würdet Ihr ſehen, wen die Noth zu einer Zudringlichkeit zwingt, deren er ſich nie wieder ſchuldig machen wird.“

König Jakob blickte auf; das Blut wich aus ſeiner Wange, und man ſah daſelbſt nur die Blutflecken von dem Thiere, das zu ſeinen Füßen lag; er ließ das Meſſer aus ſeiner Hand fallen, blickte verlegen rückwärts, als denke er an Flucht oder ſähe ſich nach Beyſtand um, und rief dann aus: „Glenvarlochide! ſo wahr ich Jakob Stuart heiße! das iſt ein gutgewählter Ort, ich allein und dazu zu Fuß.“ Bey dieſen Worten eilte er auf ſein Pferd zu kommen.

„Vergebt mir, daß ich Euch unterbrach, mein Fürſt,“ ſagte Nigel, ſich zwiſchen den König und das Pferd ſtellend — „hört mich nur einen Augenblick.“

„Ich hör' Euch am beſten zu Pferd,“ ſagte der König: „ich kann nicht ein Wort zu Fuß hören, Mann, nicht ein Wort; und es iſt nicht ſchicklich, daß wir uns ſo vertraut am Wege gegenüber ſtehen. Aus dem Wege, Herr, wir befehlen's Euch, bey Unſrer Gnade. — Der T— hat ſie alle, was können ſie mir thun?“

„Bey der Krone, welche Ihr tragt, mein Fürſt,“ ſagte Nigel, „und für die meine Vorfahren würdig fochten, beſchwör' ich Euch, gefaßt zu ſeyn und mich nur einen Augenblick zu hören.“

Es ſtand nicht in des Königs Macht, zu bewilligen, was Nigel forderte. Die Furcht, die Jakob zeigte, war nicht gemeine Feigheit, welche zur Flucht antreibt, und nur Mitleid oder Verachtung erregt, ſondern ein mehr belachenswerthes und gemiſchtes Gefühl. Der arme König war beſtürzt und erzürnt zugleich, er ſuchte ſich ſicher zu ſtellen, und ſchämte ſich, ſeiner Würde etwas zu vergeben; ſo ging er auf ſein Pferd zu, ohne auf Lord Glenvarloch's Auseinanderſetzungen zu hören, und wiederholte: „Wir ſind ein freyer König — wir laſſen uns von keinem Unterthan Rechenſchaft abfordern. — In dem Namen Gottes, wo bleibt Steenie? Und, ſein Name ſey geprieſen, ſie kommen — halloh, ho, — hier, Steenie, Steenie!“

Der Herzog von Buckingham ſprengte an, gefolgt von mehreren Höflingen und Jagdbedienten, und begann mit ſeiner gewöhnlichen Vertraulichkeit: „Ich ſehe, das Glück hat unſern lieben Papa, wie gewöhnlich, begünſtigt. Aber was iſt das?“

„Was es iſt?“ ſagte der König: „Verrätherey, ohne Zweifel, und alles Eure Schuld, Steenie. Euer lieber Papa und Verwandter kann ermordet werden, was kümmert's Euch?“

„Ermordet? haltet den Schurken feſt,“ rief der Herzog. „Beym Himmel, es iſt Oliſaunt ſelbſt.“ Ein Dutzend Jäger ſtiegen jezt ab und ließen ihre Pferde wild durch den Park laufen. Einige bemächtigten ſich Lord Glenvarloch's, der es für Thorheit hielt, ſich zu widerſetzen, während andere ſich um den König beſchäftigten.“ Seyd Ihr verwundet, Gebieter? ſeyd Ihr verwundet?“

„Nicht daß ich wüßte,“ ſagte der König in dem Anfall ſeiner Furcht (welche jemanden von ſo furchtſamer Gemüthsart zu verzeihen iſt, der ſo manchen Gefahren ausgeſezt geweſen war),“ nicht daß ich wüßte — aber ſucht ihn aus; ich bin gewiß, er trug Feuergewehr unter ſeinem Kleid; ich bin gewiß, ich roch Pulver — ich bin deſſen ganz gewiß.“

Man ſtreifte Lord Glenvarloch das Kleid ab und entdeckte ſeine Piſtolen. Lauter Ruf des Staunens und Verwünſchungen über das geglaubte, verbrecheriſche Vorhaben ſtiegen unter dem Gefolge auf, das ſich in jedem Augenblick vermehrte....

Ein Knabe, angeblich ein Mitſchuldiger des jungen Lords, wird mit ihm in daſſelbe Gefängniß gebracht. Dieſer Knabe iſt die verliebte Margaret, und nicht allein ihr Geſpräch und Betragen, ſondern auch eine Unterredung mit Chriſtie, welcher kommt, ſein ſchwaches Weib von ihrem angeblichen Verführer zurückzufordern, und eine andere mit Heriot ſind im glücklichſten Style gehalten. Die Geſchichte neigt ſich nun zu dem Ende. Dalgarno's Niederträchtigkeiten kommen ans Licht und König Jakob (denn die reizenden Einzelnheiten der Entwicklung hier auszubreiten, dafür möchte uns die geringſte Anzahl der vielen ſchönen Freundinnen Scott'ſcher Romane kaum Dank wiſſen) verbindet Lord Nigel und die liebvolle Margaret, während der treue Richie Moniplies ſammt Martha, ſo wie alle übrige Charaktere dieſes anziehenden Romans, nach Verdienſten belohnt und beſtraft werden.

Allerley auf dem Wege von Madrid nach Sevilla.

(Fortſetzung.)

Cordova. Um an Cordova Wohlgefallen zu finden, bedürfte es wohl nichts als den Orangeduft, den uns der Wind ſchon bey unſrer Annäherung entgegen führte; und obgleich die Gegend von dem Fuß der Sierra an ziemlich mit Grün geſchmückt iſt, ſo liegt doch dieſe Stadt mit den vielen ſie umgebenden Gärten wie ein Smaragd der Inſel im dem bläulich-grünen Meer der Oliven-Wälder, die den größten Theil des Thals, welches der Guadalquivir durchſtrömt, bedecken. Bey Cordova nähert ſich die Sierra Morena wieder dem Fluß und läßt aber dennoch zwiſchen dieſer Stadt und ihm eine ausgebreitete Ebne. Dieſe iſt nun ganz von Orange, Zitronen, Feigen und Granat-Bäumen bedeckt, die ſich für das Auge noch und nach in lieblichem Gemiſch mit den Eichenwäldern des Gebirgs verſchmelzen. Die blühenden Geſträuche ſind in ſolcher Menge, daß ſie wirklich den Uebergang von den Gärten zum Wald faſt unmerklich machen; nur hie und da wird das ſaftige Grün durch die bleichen Oliven unterbrochen. Aber was für ein Grün! Ich geſteh es dir ungern, ſelbſt das ſchönſte Grün der Schweiz muß vor dem Schmelz eines Orangenwaldes die Segel ſtreichen. Ueber die goldnen Früchte, die Blüthen, haben ſchon Tauſende von Reiſenden ihr Entzücken ausgedrückt und werden es noch thun — warum ſollt ich es nicht auch? — Ich geſtehe dir, wenn ich das ſo anſah, hatte ich oft Augenblicke, wo ich ohne allen weitern Wunſch war — mein erſtes bewußtes Gefühl war Freude, ein Menſch zu ſeyn, der das empfände. — Und zwiſchen der lachenden Schattirung der Orangen, das dunkle Grün der Granaten, mit ihren glühenden Blumen, die einen an die Edelſterne in dem Garten aus Aladins Lampe erinnern, wie denn überhaupt dieſe Herrlichkeiten uns Nordlands Söhnen anfangs wie ein orientaliſches Mährchen vorkommen müſſen. Dazu noch die dunkeln Cypreſſen, die wie ein Todtenmal aus dem fröhlichen Grün hie und da emporſteigen! — — Du mußt aber nicht glauben, daß das eigentliche Gärten ſind, es ſind blos Felder, bey denen man die Menſchenhand ganz vergißt. Denke dir nun gar die alten, mauriſchen Zinnen und Thürme der Stadt hinzu, einige Klöſter und ein paar Dutzend ſchlanke, hohe Palmen, die ſich in der blauen Luft wiegen; am Abhange der Hügel freundliche Landhäuſer, wovon wieder jedes ſeinen Orangenhain hat — und dann bleibe ungerührt.

Weiter hinauf nach dem Gipfel der Sierra zu ſtehen hie und da Felſen hervor, und dazwiſchen ſteigen einzelne Rauchſäulen der Kohlenſtätten empor. Nach dem Fluſſe hin ſind die Mauern der Stadt hie und da eingeſtürzt, und da quillt die Pflanzenfülle aus den Gärten, beſonders dem des alten Alkazars, wie ein Fluß, der den Damm durchbrochen hat, im eigentlichen Sinn über die Trümmer hervor. Eine Brücke aus der Araber-Zeit, ein Thor, das überall für ein antikes gelten würde, gegenüber ein alter mauriſcher Thurm — und über alles das der dunkelblaue Himmel — da haſt du das Aeußere von Cordova! — — —

Was nun das Innere betrifft, ſo ſollte ich dich gleich vor Allem in die Kathedrale führen, wohin ich natürlich zuerſt lief; aber dazu muß ich vorher wieder einen Anſatz nehmen. Außer ihr ſind wenig gute Gebäude da. Die Straßen ſind eng, winkelig, ziemlich Berg auf und Berg ab; viele Klöſter, an den Straßenecken viele Heiligenbilder, vor denen Blumentöpfe aufgeſtellt ſind, wo etwa ein Paar andächtige Bauersleute auf ihr Gewehr geſtützt ſtehen, den Hut in der Hand, hinter ſich das Pferd oder ſonſt ein Thier — im frommen Gebet. Die Häuſer in dem beſſern Theil der Stadt ſind drey, vier Stockwerk hoch, haben ächt orientaliſch eigentlich gar keine Fronte nach der Straße hin, höchſtens ein oder zwey ganz vergitterte Fenſter über der Thür. Nach dem Hof hin ſind ſie aber offen, mit Säulengängen verſehen. — Am beſten gefiel mir der untere Theil der Stadt, wo die armen Leute in kleinen Häuſerchen wohnen, Häuſerchen, nicht größer wie Pomadebüchschen — aber ihr Hof ſteckt voller Orangen, Roſen, Granatbäume; alle ganz unſäglich voll Blüthen! — Da kugeln die Kinder drunter herum, der Vater ſchläft irgendwo im Schatten, die Mutter flickt, die Tochter ſäubert irgend einem der Lieben den Kopf und ſingt die ſchönſten Liedchens. — Aber der Geruch, der einem aus ſo einem Höfchen entgegenquillt, iſt doch das Beſte! — An den vielen Schwarzröcken und Mönchen, die überall herumlaufen, ſiehſt du bald, daß Cordova ein Domſtift hat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Denkſprüche.

Wer ſein Brod gibt in die Ferne,
Findet's in der Nähe gerne,
Theilt er's unter ſieben, acht,
Hat's ihm ſtets noch Segen bracht,
Keiner weiß, denn Jeder irrt,
Was für Unglück kommen wird.

*

Iſt die Wolke trüb und ſchwer,
Bricht ein Regen ſchnell daher;
Wenn der Wind den Baum zerſchellt,
Bleibt er liegen, wie er fällt.
Doch, wer auf den Wind nur achtet,
Säet nicht;
Und wer Wolken nur betrachtet,
Erntet nicht.

*

Mit dem frühſten Morgen ſäe,
Laß' nicht ab des Abends ſpät,
Denn du weißt nicht, wie es gehe,
Und ob dieß, ob das geräth;
Und geriethe beydes dann,
Wärſt du ſo viel beſſer dran.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, im April.

(Verſpätet.)

Dieſer Monat, der im ſchönſten Blüthenſchmucke prangt, hat dem geſelligen Treiben hier Waffenſtillſtand bis zum Winter angeſagt. Die Linden, dieſe herrliche Allee iſt neu ergrünt, und führt in ſchnurgerader Linie durch das im Geſchmack griechiſcher Architektur erbaute, mit der Siegesgöttin gekrönte, Brandenburgerthor, zum maigrünen Waldmeer des Thiergartens hinaus — ein erfreulicher Anblick! Auch wandelt die ſchöne Welt Berlins fleißig unter der Lindenallee. Blumenverkäuferinnen haben zu beyden Seiten derſelben ihre Schätze ausgeſtellt, die die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen. — In dem Maße, wie die natürlichen Blumen zunehmen, vermindern ſich in den Putzladen die künſtlichen, die nun nicht mehr zu Aſſembleen und Bällen gebraucht werden, oder vielmehr die künſtlichen Früchte, denn dieſen Winter hatte die launiſche Modegöttin, um etwas Neues zu geben, die Köpfe der Damen mit Diademen aus Weintrauben, Borsdorfer Aepfeln, Vogelbeeren u. ſ. w. geſchmückt, auch trug man viel Blumen mit Früchten vermiſcht, Roſen, die auf Stachelbeerzweigen gewachſen waren, Birnen und Lilien, Waldbeeren und Gänſeblümchen zuſammen, und Niemand bemerkte, daß dieſer Putz neu ſey, wenn ihn auch nicht alle geſchmackvoll fanden. Den Beſchluß großer kunſtſinniger Verſammlungen des erſten Zirkels gab eine Geſellſchaft beym Hofmarſchall Graf Gröben, wo lebende Gemälde aus Taſſo's befreytem Jeruſalem aufgeführt wurden, nach des Malers Hrn. Henſel kunſtſinniger Anordnung. — Da nicht nur die Theilnehmer ihre Kleidung mit den Mitteln des Geſchmacks und Reichthums ſelbſt beſorgten, ſondern auch die Garderobe des Theaters benutzt wurde, ſo erſchienen die Bilder in hoher Pracht und Wahrheit. — Der Engel Gabriel in einem langen Gewande von weißem Atlas mit ſchwanenweißen Flügeln, um den Kopf einen goldnen Heiligenſchein, deſſen Mittelpunkt der Morgenſtern bildete; Gottfried von Bouillo ten, in voller Rüſtung; Chlorinde, die mit Tigermilch auferzogene Heldenjungfrau, in eine Tigerhaut gehüllt; Erminia in einem Kranze weißer Roſen u. ſ. w. — Die Hauptſcenen des herrlichen Gedichts gingen hier dem Anſchauer auf, von Jugend, Schönheit und Pracht vergegenwärtigt. Bey der Blut-Taufe trug Chlorinde ein rothes Kreuz auf der Bruſt.

Die Wintervorleſungen der Gelehrten wurden auch im Anfang dieſes Monats beendigt. Dr. Franz Horn, der über die neuere Literatur las, trug dießmal die Analyſe der Werke Goethe's und Schiller's vor, und gab nach dieſen noch einige leichte Umriſſe von Bürger's und Jean Paul's Leiſtungen.

Ueber das Theater ſage ich heute nichts, da andere Blätter deſſen wichtigſten Moment dieſes Monats, die Aufführung der Emilia Galotti, genugſam erwähnt haben. Bey dieſer Gelegenheit will ich noch als charakteriſtiſch erwähnen, wie ſich ein hieſiges Tageblatt über die oft gehörte Klage ausdrückt, daß ſo wenig Trauerſpiele gegeben würden: „Der Geſchäftsmann jeder Menſchenklaſſe — heißt es darin — will nach Beendigung ſeiner Tagesgeſchäfte nicht weinen, ſich betrüben oder ängſtigen, auch nicht die Schattenſeite des menſchlichen Lebens ſehen; wäre der Hang zum Trauerſpiel vorherrſchend, ſo würde ſich beſtätigen, was Schlegel ſagt: der Menſch iſt eine ernſthafte Beſtie.“ — Der Redakteur nimmt indeſſen in einer Note das Trauerſpiel, „als das Höchſte der Dichtkunſt,“ in Schutz, und das mit Recht, auch werden ächte Trauerſpiele mehr erheben, als betrüben; letzteres kann man vorzüglich denen Schuld geben, die Schiller „naſſen Jammer“ nennt. Das hochtragiſche, antike, hiſtoriſche Trauerſpiel erhebt und beruhigt das menſchliche Gemüth. Indeſſen bleibt das Reſultat, daß man hier hauptſächlich nur Opern, Luſtſpiele, Poſſen und Ballets ſieht. In der Provinz ſcheint hierin ein anderer Geſchmack zu walten, denn kürzlich wurde in einem Krähwinkel ſogar „der Freyſchütz“ als Trauerſpiel aufgeführt.

Eine junge Rieſin, ſtark wie Brunhilde in den Nibelungen, läßt jetzt hier die Ausſtellungen ihrer Körperkraft für Geld ſehen, den Kopf auf einen Stuhl, die Füße auf einen andern gelegt, läßt ſie auf dem in der Luft ſchwebenden Mittelkörper vier ſtarke Männer ausruhen, oder ſie zieht ein kleines Pferd an ihrem Haar zu ſich hinauf, ohne deßhalb an Hinda und den Gheber in Lalla Rookh zu erinnern. — Kunſtreiter und Gaukler haben eben ſowol ihr Spiel im Cirkus begonnen.

In der Literatur wird hier mit Theilnahme eine gute deutſche Ueberſetzung von Lady Morgans „Italien“ (Leipzig, bey Brockhaus) aufgenommen. Die Lektüre dieſes Buchs bietet unwillkürlich Vergleichungen zwiſchen der Brittin und Frau von Stael dar, die in ihrem letzten Werke, „dix années d'exil,“ Napoleon ſtets nur von ſeiner Schattenſeite ſchildert, während Lady Morgan ihn zum Halbgott verklärt. — Von Wilhelm Müllers „Liedern der Griechen“ iſt ein zweytes Heft erſchienen, worin „die Eule“ und „der kleine Hydriot“ als vorzüglich zu bezeichnen ſind. — Von Tiek, dem man auch hier Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird in Kurzem eine Novelle erwartet: „Die Cevennes,“ eine Vendee, aus der Zeit, wo das Blut der Proteſtanten Frankreichs Erde röthete. — Von Paul Bouche iſt die fünfte Auflage ſeines „Zimmer- und Fenſtergartens“ erſchienen (bey Maurer). Der Verfaſſer iſt competent als Beſitzer eines der trefflichſten Gärten und der vorzüglichſten Treibhäuſer von Berlin. Gegen ein monatliches Abonnementsgeld von drey Louisd'or verſorgt er die Zimmer der Vornehmen und Reichen, nach Art einer botaniſchen Leih-Bibliothek, immer mit friſch blühenden Blumen in Töpfen. — In ſolchen Fenſtergärten bergen ſich gewöhnlich Bauer mit Nachtigallen, deren Geſang um Mitternacht gar lieblich durch die Straßen tönt, und idylliſche Empfindungen mitten im Sitz der Künſte erregt, dazwiſchen klingt denn wohl auch noch ſo ſpät, von Orgel- oder Harfentönen begleitet, das hier zum Volkslied gewordene: „Wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide,“ aus dem „Freyſchütz.“ — Profeſſor Stuhr hat eine Anti-Kritik gegen die Recenſion ſeiner Schrift: „Deutſchland und der Gottesfriede,“ austheilen laſſen, die der Verfaſſer ſelbſt in ſeiner Anzeige eine „nüchterne“ (sic) Beleuchtung der berüchtigten Görres'ſchen Schrift: „Deutſchland und die Revolution,“ nennt. Ich erwähne dieſes deßhalb, um folgendes Goldbröckchen aus dieſer Anti-Kritik nicht fallen zu laſſen: „Mögen ſich Viele (ja wohl!) in Deutſchland noch ſo ſehr dagegen ſträuben wollen, ſo wird dennoch ſchon ſeit hundert Jahren der Geiſt des deutſchen Volks von Berlin aus beherrſcht, denn hier iſt Sparta und Athen zugleich, hier redet man nicht in hochtönenden Worten, ohne zugleich ſich zu umgürten mit dem heiligen Schwert, um die Worte auch durch die That zu bewähren.“ Da haben Sie's; ich überlaſſe Ihnen nun künftig, meine Artikel ad libitum aus Sparta oder Athen zu datiren, wodurch Sie zugleich die jetzt ſo geſuchte Acquiſition eines Korreſpondenten „aus Griechenland“ machen können. — Es iſt indeſſen nicht zu läugnen, daß Berlin, ſowol wie Wien, eine gewiſſe Originalität in ihren Sitten, Gebräuchen und Meinungen behaupten, während andere Städte Deutſchlands ſich Vorbilder wählen; ſo erſcheint Frankfurt a. M. als ein zweytes Paris, Hamburg als ein zweytes London — aber mit dem „Herrſchen“ hat es wohl nicht ſo viel auf ſich; denn bis jetzt iſt die Geiſtes-Autonomie Deutſchlands noch nicht das Erbtheil irgend einer Metropole geworden.

C—.

Auflöſung der Charade in Nr. 155:
Kunſtblatt.

Räthſel.

Die trauliche Verſammlung, kennſt du ſie? —
Sie ſtehet ſchweigend, flüſternd lang,
Bis ſie von fern hört des Gewitters Gang.
Dann iſt's, als wenn die Stimm' er ihnen erſt verlieh.
Iſt dieß die Ehrfurcht, die ſie ihm bezeugen? —
So tief ſie auch ſich vor ihm niederbeugen,
Wenn ernſt und donnernd er die Stimme läßt erſchallen,
So kräftig laſſen ſie die ihre wiederhallen.
Sie ſtehn in weitem luft'gem Saale,
Oft nippend aus vergoldetem Pokale;
Doch nicht nach Art der großen Herrn,
Stets ſpeiſen ſie zu Nacht zur Zeit der Bauern gern.
Wenn Abends kaum der Hirt die Heerde wiederbringt,
Und kaum der ſanfte Thau herab vom Himmel ſinkt,
So nehmen ſie ihr Abendmahl,
Und trinken ohne Maß und Zahl.
Voll Stürme iſt oft ihre lange kalte Nacht,
Und doch nicht Einer iſt dadurch je aufgewacht.
Und iſt die Sonne ihnen einmal aufgegangen,
Sieht man ſie lang und lang an ihrem Tage prangen.
Und ihre Sprache, die oft als Geſang hier ſpricht —
Wer einmal ſie verſtand — o! der vergißt ſie nicht! —
Sieht er von ferne nur die treuen Freunde ſtehn,
Erſteigt ſelbſt Berge er, um wieder ſie zu ſehn! —
Gern reichte ihnen er bewegt die treue Hand,
Doch ſeht, die ihren ſind dem Himmel zugewandt.
Drum iſt's bey ihnen auch ſo heimiſch ihm zu Muthe,
Hier iſt's ihm, als ob er im Mutterſchooße ruhte.
Die heitre Ruh — die ſanftbelebte Still' vergeß' ich nie! —
Die trauliche Verſammlung, kennſt du ſie? —

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Nro. 162.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 8. Juli 1822.

Ich nenne wahrlich die mit Ruhm Geſtorbenen
Mehr lebend, als wer ruhmlos ſchaut das Sonnenlicht.

Euripides.

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Um eilf Uhr Nachts begab ſich Obriſt Bradburne mit der Diviſion an den Ort, von wo aus der Abzug ſtatt haben ſollte. Der Weg durch das Felſenthal war der einzige, auf welchem eine Möglichkeit des Entkommens ſich zeigte. Mit Erſtaunen erfuhr Obriſt Bradburne, als er die beſtimmte Stätte erreichte, daß Don Pedro, welcher früher angekommen war, unvorſichtiger Weiſe den Weibern und Kindern erlaubt hatte, der Diviſion vorauszugehen. Sie geriethen bald in Verwirrung, machten durch ihr Rufen und Angſtgeſchrey den Feind aufmerkſam, und verriethen ſo, was im Werke war. Die Beſchaffenheit des Felſenthals machte es den Truppen unmöglich, in geſchloſſener Reihe zu marſchiren; aus dieſem Grunde ſowol, als wegen der Dunkelheit der Nacht wurden ſie bald getrennt; jeder bahnte ſich nun ſeinen eigenen Weg, und ſorgte für ſich, ſo gut er konnte.

In der Tiefe des Thals ſtieß man auf feindliche Wachen und Piquets, mit denen ein beſtändiges Plänkeln anhielt. Manche der Flüchtlinge ſanken vor Erſchöpfung nieder; andere wurden von den auf blindes Ungefähr ringsum ſauſenden Kugeln des Feindes getroffen. Das Geſchrey der Weiber, der Wiederhall des feindlichen Feuergewehrs, der dumpfe Sterbelaut der Fallenden, das Aechzen der Verwundeten, und die tiefe, ringsum herrſchende Finſterniß gaben der Scene etwas unbeſchreiblich Gräßliches. Einige, beſonders unter den Frauen, hatten ſo ſehr den Muth verloren, daß ſie in die Feſtung zurückkehrten, die Möglichkeit einer Begnadigung den Todesſchrecken vorziehend, welche ſie unvermeidlich vor ſich zu ſehen glaubten. Der größere Theil indeſſen hatte beym Dämmern des Morgens die jenſeitigen Höhen des Felſenthals erreicht. Hier glaubten manche die Gefahr vorüber; allein die Ausländer, noch wenig bekannt mit der Umgegend des Forts, waren ungewiß, wohin ſie ihre Schritte lenken ſollten, und mußten jeden Augenblick fürchten, ſich ſelbſt in die Gewalt des Feindes zu liefern. Sie nahmen ihren Weg, wie der Zufall ſie führte, in kleinen Abtheilungen von drey, vier oder ſechs Mann. Bald nach Tagesanbruch wurden ſie von feindlichen Reiterhaufen umringt, welche auf die Höhen hinausgeſandt waren, ſobald es bekannt ward, die Garniſon habe die Feſtung verlaſſen. Jezt begann eine neue Schreckens-Scene. Die Reiter drangen wild auf die einzelnen, um Gnade flehenden Flüchtlinge ein. Kein Pardon ward gegeben. Mit dem Schwert niedergehauen, oder von Lanzen durchbohrt, ward bey weitem die größere Anzahl hingeopfert. Die wenigen, welche entkamen, dankten ihre Rettung dem trüben und neblichen Zuſtande der Luft; unter ihnen war Don Pedro Moreno. Das bey den Schlachtopfern gefundene Geld nebſt den Kleidungsſtücken ward ihren Verfolgern zur Beute, welche deßhalb die Flüchtlinge lieber umbrachten als gefangen nahmen. Denn hätten ſie ihnen das Leben geſchenkt, und ſie als Gefangene ins Hauptquartier geführt, ſo wäre der Gewinn geringer geweſen, da ſie in dieſem Fall wahrſcheinlich die Kleider verloren haben würden.

Auf dieſe traurige Weiſe ward des edeln Mina's Hoffnung getäuſcht, daß mit Hülfe der Nacht vielleicht eine bedeutende Anzahl der Truppen die Berge in der Nähe von Sombrero erreicht habe, wo ſie von der Reiterey unter Don Ortiz Beyſtand zu hoffen hatten. Als er ſpäterhin mit dieſem Feldherrn zuſammentraf, kamen ihm neunzehn Mann von ſeiner aus Sombrero vertriebenen Diviſion entgegen. „Wo ſind die übrigen?“ fragte er mit lebhafter Unruhe. „Wir ſind die einzigen, welche bis hieher gekommen ſind!“ war die Antwort, die er erhielt. — Der Schlag war hart; im Ausdruck ſeines Geſichts verrieth ſich der tiefe Schmerz ſeiner Seele, und den Schenkel quer über den Sattelknopf legend, beugte er das Haupt tief auf die Hand herab. Die Thräne des Gefühls, die auch den Krieger ehrt, glänzte in ſeinem ſchönen Auge; bald indeſſen hatte er ſich geſammelt, und gab auch ſeinen Geſichtszügen die gewöhnliche feſte Haltung wieder. Er nahm vier Offiziere und ſechs Gemeine von den neunzehn Mann wieder unter ſeine Truppen auf, und ordnete an, daß die übrigen unter Don Ortiz Befehlen bleiben ſollten. — Doch zurück zu dem Trauerſpiel in Sombrero.

Am Morgen des 19. Auguſt zog der Feind triumphirend in das verlaſſene Fort ein. Dann folgten Entſetzlichkeiten, auf Befehl des durch der Gegner Widerſtand bis zur Wuth gereizten Linan, die mit hinreichend nächtlichen Farben zu ſchildern jeder Verſuch vergeblich ſeyn würde. Das Hoſpital war, wie ſchon erwähnt iſt, mit Verwundeten angefüllt; die Meiſten derſelben waren Ausländer, hauptſächlich Amerikaner. *)

Die, welche ſich noch bis zu dem wenige Schritte entfernten freyen Platze bewegen konnten, zwang man dieß zu thun; indeß andere, deren gebrochene Glieder ihnen jede Bewegung unmöglich machten, auf die unbarmherzigſte Weiſe am Boden dahin geſchleift wurden. Dort ſtand der blutgierige Linan, ſich an dem Anblick weidend. Achtlos ihres elenden Zuſtandes, ihres früheren tapfern Betragens, und der Milde und Menſchlichkeit, welche ſie gegen royaliſtiſche Gefangene bewieſen hatten: — achtlos jeder Rückſicht dieſer Art, befahl er, den Unglücklichen alle Kleider abzureißen, und ſie dann einen nach dem andern niederzuſchießen.

Drey Tage hindurch zwang er die übrigen Gefangenen, welche im Fort gefunden wurden, die Feſtungswerke zu zerſtören; nachdem dieß geſchehen war, wurden auch ſie an den erwähnten freyen Platz geführt, und dort erſchoſſen. Wenige Augenblicke vorher, ehe ihn die Reihe traf, zeigte einer der Gefangenen den Ort an, wo der Schatz und manche andere Dinge vergraben lagen; allein auch dieſe Entdeckung war nicht hinreichend, ſein Leben zu retten. —

So endete die Belagerung von Sombrero. Von den zweyhundert und neun und ſechzig Mann, welche mit Mina eingerückt waren, entkamen nur funfzig.

(Der Beſchluß folgt.)

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1822. *)

I.

Aus Lorenzos Briefen.

1.

Welch' eine blühende und volkreiche Stadt! — ſo ſchreibt Lorenzo aus der Quarantaine bey Barcelona, wohin er, nach einem langen Exile an Südamerikas Küſten, zu der Königin ſeines Herzens,“ der Gräfin Inès v. B.... zurückgekehrt war, unterm 28. Juli 1822. — Ohne Uebertreibung kann ſie eine der ſchönſten Städte Europas heißen. Ihrem Wohlſtand beneiden beyde Hemiſphären, und ihr Alter reicht an die Zeiten der Heroen hinauf. Von den hohen Mauern unſers Kloſters betrachte ich den ungeheuern Umfang ihrer Wälle, und zähle die Gebäude und Paläſte, an denen man den Marmor, gleich als in den Städten Italiens, verſchwendet ſieht. Auch fallen von hier aus die lachenden Landhäuſer ins Auge, die ſich längs den Ufern des Beſos und Llobregat hinziehen, einer zweyten Stadt gleichend, die mitten aus Olivenbäumen, Johannisbrod- und Zimmtbäumen, Aloen und Reben Gehängen, an die erſtere ſich anſchließend, emporſteigt.

Seit zweyhundert Jahren haben die im Aufwande ſich gefallenden Einwohner von Barcelona ihre Stadt mit einer Menge von Denkmälern, Theatern, Bibliotheken, Muſeen und Tempeln verſchönert. Heute ſcheint mir die Luft daſelbſt reiner, als jemals, ergiebiger das Erdreich und milder das Klima! Welch eine Betriebſamkeit! Welch eine rege Bewegung und thätiges Leben! Ich höre die Wagen über die prächtigen Steinplatten, womit die Straßen gelegt ſind, und über die geſchmackvoll geſchmückten Plätze hinwegrollen, und Schiffe aus allen Weltgegenden laufen mit vollen Segeln in den Hafen ein. Die Einwohner preiſen ſich über das Loos, welches ihnen gefallen iſt, glücklich, und ermangeln nicht, ihre Freude zwiſchen den Stunden des Gebetes mit lärmendem Jubel kund zu thun.

Einen beſonders wohlgefälligen Anblick gewähren die terraſſirten Dächer der Stadt. Sie ſind mit Blumen und

---

*) Der Verfaſſer, ſelbſt aus den Vereinigten Staaten von Amerika gebürtig, ſcheint mit der Benennung „Amerikaner“ an mehrern Stellen vorzugsweiſe ſeine Landsleute zu bezeichnen.

*) In freyen Auszügen aus „Dernières lettres de deux amans de Barcelone, publiées à Madrid par le Chevalier Henarès Y. de L.; traduites de l'espagnol. Paris 1822. 291 S. in 8.“

Geſträuchen bedeckt. Jeder Balcon gleicht einem Blumen-Beete. Unzählige, zu Taubenſchlägen dienende Thürmchen, erheben ihre Schieferdome, auf denen Schaaren von buntgefiederten Tauben in der Sonne ſpielen, als Vögel des Friedens und der Hoffnung, ſchwebend und ſich durchkreuzend hoch über Barcelonas Mauern, mittlerweile der Geſang der jungen Mädchen, die vor ihren Häuſern ſitzen, um die Maulbeerblätter zuzubereiten, zum Himmel emporſteigt. Das Ganze gewährt einen überaus lieblichen und lachenden Anblick....

2.

Mit dem ſchönen **Barcelona** — ſo ſchreibt der ſelbſt vom gelben Fieber geneſende **Lorenzo** unterm 17. Auguſt — iſt eine ſchauervolle Veränderung vorgegangen. Eine furchtbare Seuche hat ſich in ſeinen Mauern verbreitet, die von Tage zu Tage feſtern Fuß faßt, und von welcher bald jedes Leben unter den ſchrecklichſten Symptomen bedroht wird. Seit drey Tagen haben nur allein in den Straßen von **Argentière**, **Traverſière**, **Moncade** und des **Grafen von Ajalto** hundert und fünfzig Perſonen ihr Daſeyn ausgehaucht. Schulen, Magazine und Schauſpielhäuſer ſind geſchloſſen, die Familienbande zerriſſen, und Jeder verſchanzt ſich in ſein Haus, gleich als in eine Feſtung. Man ſpricht davon, dem Volke den Eingang in die Kirchen, welche die Anſteckung nicht wenig befördern helfen, zu unterſagen. Die Unglücklichen! Sie kamen dahin, um Hoffnung zu ſuchen und etwas Kühlung gegen die brennende Sonnenglut. Die Temperatur iſt drückend, und der Thermometer ſteht im Schatten auf 24 bis 25°. Der Wind von **Medina**, hier **Solano** genannt, läßt ſeinen mächtigen Einfluß verſpüren und ſteigert die nervöſe Reizbarkeit der Kranken aufs Höchſte. Aeußerſt ſeltſam ſind die Symptome dieſer Krankheit. Sie kündigt ſich in der Regel durch Ermattung und Kopfſchmerzen an, durch Schlafloſigkeit und eine gänzliche Abneigung vor allem, was Bewegung heißt. Unter welcher Geſtalt ſie aber erſcheine, ſo bemächtigt ſie ſich meiſt ſchnell ihrer Beute. Auf ſchmerzhafte Fieberſchauer wird die Stirne roth und glühend. Die Glieder, vor allen die Lenden, werden der Sitz von einem unerträglichen Reißen. Auch die leiſeſte Bewegung ruft ein durchdringendes Geſchrey hervor. Die Augen überfließen von beißenden Thränen: die ſämmtlichen auf ihrer Oberfläche befindlichen Gefäße ſtopfen ſich ſolchergeſtalt mit Blut, daß der Blick dem einer Furie gleicht, und in ſeinem automatiſchen Hinſtieren Grauen erweckt.

Im holländiſchen Konſulate, in der Straße von **Moncade**, waren der Konſul dieſer Nation, Baron von **Stemhoe** und ſeine ſämmtlichen Angeſtellten, wegen der Nachbarſchaft des Hotels Olivadès, unter den erſten welche ſtarben. Die Dienerſchaft desſelben Hotels hatte die Epidemie in **Barcelonetta** verbreitet. Auch der Marquis von **Alfarras**, zweyter Alcade, hat bereits unterliegen müſſen. Die Stadtbehörden begeben ſich nach **Eſparaguera**, einem am Fuße des **Mont-Serrat** gelegenen Dorfe, und der franzöſiſche Konſul begibt ſich nach **Vich**. Bis jezt ſind es in der Regel die kräftigſten Männer, die von der Seuche ergriffen werden. Am fünften, zuweilen am ſiebenten Tage, oft auch nach wenigen Stunden ſtellt ſich der Tod ein.

Einſtweilen hat es die General-Intendanz von Catalonien dieſem unglücklichen Lande nicht an Unterſtützungen fehlen laſſen. Tauſend Douros (5000 Francs) werden jeden Tag zu Hülfsleiſtungen verwendet. Jeder Dürftige erhält täglich fünf Realen (fünf und zwanzig Sous). Die Handarbeiter, die in den Fabriken nichts mehr zu ſchaffen haben, thun ihren regelmäßigen Dienſt als Nationalgarden (milicianos) und erhalten dieſelbe Bezahlung. Aus fünfthalbtauſend ſolcher Leute iſt gegenwärtig die Garniſon von **Barcelona** zuſammengeſezt. Schon zum dritten Mal ſeit zwey Tagen iſt in den Straßen Tumult entſtanden, der nicht ohne Mühe hat geſtillt werden können. Mitten unter der gräßlichen Zerrüttung hebt das Laſter ſein Haupt frecher empor, und während die Menſchlichkeit und das Wohlthun ſich an den Dienſt der Leidenden hingibt, wird auch die Habſucht einiger Verworfenen alſo rege, daß ſie bereits laut von Plünderung ſprechen. Um dieſe Frevler, die unſerer Schwäche und Verlaſſenheit Hohn ſprechen, im Zaume zu halten, ſoll ein Theil der Garniſon von **Monte Joui**, wohin ſie ſich zurückgezogen hat, herabberufen werden, und uns durch einen Cordon einſchließen.

Mit **Barcelonetta** werden nur noch ſehr entfernte Verbindungen, nämlich durch einige Franziskaner, unterhalten, die denjenigen, welche von dieſer eben noch ſo thätigen und durch ihren Hafenverkehr mit ſo leichter Mühe reich gewordenen Bevölkerung noch übrig ſind, Lebensmittel zutragen. Dieſe Lebensmittel werden den Empfängern durch das Gitter einer enge verwahrten Pforte zugeſchoben. Oede und leer ſteht auch der Hafen. Kaum daß hier und da ein Fiſcher ab- oder zufährt, um ſein ungewiſſes Daſeyn zu friſten. In der ſonſt ſo belebten und volkreichen Stadt wird des Geräuſches von einer Stunde zur andern minder. Der Geſang der Arbeiter iſt verſtummt, der Hammer der Handwerker läßt ſich nicht mehr vernehmen, und die Häuſer, in welche ſonſt das Bedürfniß das Volk am häufigſten hinrief, ſtehn kaum mehr auf wenige Augenblicke offen.

Gegen Abend werden in den Kreuzſtraßen Feuer angezündet. Man will dadurch verſuchen, die Atmoſphäre zu reinigen, und in die Wohnungen der Armen beſſere Luft zu ſchaffen. Beym Scheine dieſer flüchtigen, ſonſt der Freude geweihten Flammen, mag dann Jeder ſeinen Nachbar betrachten und durch ſeinen Anblick ſich der ihm ſelbſt bedrohenden Gefahr vergewiſſern, ſo daß es bey uns bald heißen möchte, wie über dem Eingange der Bibliothek zu Murcia: Los muertos abren los ojos a los que viven (Hier öffnen die Todten dem Lebendigen die Augen). Kein Reiſender geht mehr in dieſe furchtbaren Wälle ein; bald wird ſich auch keiner mehr von denſelben entfernen dürfen. Von Madrid haben wir noch nichts erhalten, weder Hülfe, noch Geld, noch Aerzte. Sollte man uns denn wirklich unſerm Schickſale überlaſſen wollen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

Eines der neueſten Hefte der Biblioteca italiana enthält, neben andern, aus der Feder des Geologen und Mineralogen Brocchi eine anziehende Beſchreibung des durch die Dichter des Alterthums gefeyerten, ſechs und zwanzig Meilen nordwärts von Rom und ſieben Meilen von Civitá Caſtellana entlegenen, Soractes. Es bietet dieſer Berg eine große, ringsum vereinzelte Maſſe dar, welche, von den Apenninen durch einen weiten Raum abgetrennt, mitten aus einer, mit niedrigen Hügeln verſetzten, Ebene hervorgeht, über die er majeſtätiſch ſeinen waldbekränzten Gipfel empor hebt. Obgleich ſeine Höhe, zufolge der Shuckburg'ſchen Meſſungen, nicht mehr als 2271 Fuß über die Meeresfläche beträgt, und er alſo die Vergleichung mit dem 2965 Fuß hohen albaniſchen Berge in dieſer Hinſicht nicht aushält, ſo hat er gleichwol, vermöge ſeiner iſolirten Lage, ein rieſenhafteres Ausſehen, als dieſer, und zieht den Blick eines längs der flaminiſchen Straße nach Rom oder Civitá Caſtellana hin Reiſenden auf ſich. Der Soractes bildet zwar nur eine zuſammenhängende, von keinen Thälern durchſchnittene, Gebirgsmaſſe von länglicher Form; doch laſſen ſich, ſelbſt aus der Ferne, an ſeinem Grate fünf beſondere Spitzen, la Quadrara dell' Aquila, la Rocchicciuola, San Silveſtro, la Madonna delle Grazie und Santa Lucia, unterſcheiden. Dieſes ſind die arces Soractis, von denen Virgil ſpricht. Der höchſte der genannten Punkte iſt der von San Silveſtro. Auf dieſem ſteht ein Kloſter deſſelben Namens, welches, wie die Chroniken melden, im Jahr 746 von Karl dem Großen erbaut worden; gegenwärtig iſt es unbewohnt und ſeiner Zerſtörung nahe, indeß einige Mönche einſiedleriſch in einem anſtoßenden Gebäude, Madonna delle Grazie genannt, verweilen. Von dieſer Höhe genießt man einer weiten, das große Tiberthal und die ganze Gegend zwiſchen dem Soractes und den Gebirgen des Sabiner-Landes umfaſſenden, Ausſicht. Der ganze Soractes, deſſen Abhänge zum Theil mit vulkaniſchen Stoffen bekleidet ſind, zwiſchen denen hie und da ein Gebüſch von Steineichen emporkeimt. Tiefer hinab indeß, an den Abhängen gegen San Oreſte, finden ſich Pflanzungen von Wein und Oliven, die von Alters her hier gebaut wurden, und die Haupteinnahme des Ordenshauſes von San Silveſtro ausmachten. Den Felſen fehlt es an lebendigen Quellen, und das Waſſer, womit die geringe Bevölkerung von San Oreſte den Durſt ſtillt, fällt vom Himmel und wird in Ciſternen aufgefaßt. Eine im Jahr 1813 entſtandene Hoffnung, am Fuß der Spitze von Santa Lucia eine Quelle zu finden, ging nicht in Erfüllung. Große Höhlen finden ſich hier und da mitten in den Felſen. An dem Bergabhange in der Nähe der Kapelle von Santa Romana ſtößt der Wanderer auf drey tiefe, ganz nahe beyſammen liegende, großen Sodbrunnen gleichende, Abgründe. Steine in ihren Schlund hineingeworfen, verurſachen ein dumpfes, lang anhaltendes Getöſe. Trotz der Oede und Unfruchtbarkeit des Soractes findet man in ſeinen Gebüſchen Schwämme in Menge: ſie werden von den Bauern zur gehörigen Zeit geſammelt und nach Rom verhandelt. Ob das Geſchlecht der wilden Ziegen, von denen Cato erzählt, daß ſie zu ſeiner Zeit die Abhänge des Soractes bewohnt und Sprünge von mehr als ſechzig Fuß gemacht haben, ſich bis auf unſere Tage erhalten hat, iſt unbekannt. Als Hr. Brocchi mitten im März den Soractes beſuchte, war die Vegetation noch ſehr weit zurück, doch hatten einige von Flora's früheſten Kindern, die Viola odorata, die Anemone nemorosa und apennina und mehrere andere bereits angefangen, ihre Blüthen zu entfalten. Das Klima iſt übrigens im Winter ſehr mild. Nach Ausſage der Einwohner ſchneyt es nur ſelten, und wenn Horaz in jenen bekannten Verſen von dem mit tiefem Schnee bedeckten Soractes, von Bäumen, welche die Laſt des Schnees darnieder drückt und von zu Eis erſtarrten Flüſſen ſpricht, ſo muß er wohl auf einen einzelnen, beſonders herben Winter haben anſpielen wollen. Der Archäologe dürfte ſeinen Geſchmack auf dem Soractes nur wenig befriedigt finden. Von den auf den Gipfeln von Rocchicciuola und Quadrara dell' Aquila ſich vorfindenden Mauern weiß Niemand, welcher Epoche noch was für einem Gebäude ſie angehört haben. Daſſelbe gilt von den Ruinen in der Olivenpflanzung, eine halbe Meile von San Oreſte, die der Garten genannt wird. Hingegen wird von dem Gemäuer bey Cercona, im Bezirk Cerco, behauptet, er ſey die Ruine eines Feronia-Tempels.

Zu Neapel gewinnt die Anſtalt zur Bekehrung der Chineſen zur katholiſchen Religion immer feſtern Fuß. Sie iſt als eine Art von Seminar zu betrachten, welches beſtimmt iſt, junge Chineſen aufzunehmen, die ihrem Vaterlande nicht ſelten mit Liſt oder Gewalt entriſſen werden. In der Anſtalt erhalten ſie Unterricht in der chriſtlichen Religion, und geloben, für die Vertheidigung ihres Glaubens zu ſterben. Nach vollendetem Unterrichte bindet man ihnen, als Symbol des Märtyrerthums, einen rothen Gürtel um die Lenden, und ſobald ſich eine Gelegenheit darbietet, in die Heimath zurückzukehren, reiſen ſie ab, um daſelbſt der Verkündigung des Glaubens, zu dem ſie geſchworen haben, zu leben oder zu ſterben. Am 1. Sept. v. J. ſind vier ſolche chineſiſche Jünglinge zu Neapel angekommen und in die Anſtalt eingetreten. Der älteſte von ihnen iſt vier und zwanzig, der jüngſte ſechzehn Jahr alt. Sie wurden von dem Superior des chineſiſchen Seminars oder Kollegiums nach dem Palaſt Capo di Monte geführt, wo der König ſie mit Wohlwollen empfing und ſich, nach dem Kreiſen, mit welchem allein der Kaiſer von China ſalutirt wird, durch einen Dollmetſcher drey Viertelſtunden lang mit ihnen unterhielt, auch ihnen die Erlaubniß ertheilte, in ſeinem Park und Garten zu ſpazieren. Am 16. Sept. legten die vier Ankömmlinge aus China in der Kirche des Seminars, in Gegenwart des Königs, der königlichen Familie und zahlreicher Zuſchauer ihre Landestracht ab, um ſich mit dem geiſtlichen Habite anzuthun. Sie ſind Söhne bereits zum katholiſchen Glauben übergetretener Chineſen, und aus eigenem Antriebe ſowol, als auch mit Einwilligung ihrer Eltern, nach Europa gekommen, um ſich auf Koſten der Anſtalt unterrichten zu laſſen.

Zu Piacenza hat der Marcheſe Mandelli das Bruſtbild des Hrn. Angelo Mai in Marmor ausarbeiten laſſen, um mit demſelben Bergamo, die Vaterſtadt dieſes Gelehrten, zu beſchenken. Sie ſoll auf der dortigen Bibliothek mit einer ſchönen italieniſchen Inſchrift, durch welche Hr. Mandelli in ſeinem und des Vaterlandes Namen eine dem Hrn. Mai nicht unverdiente Huldigung darbringt, aufgeſtellt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 54.

Nro. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. Juli 1822.

Ach es iſt lieblich
In kühnen Hoffnungen
Langes Leben auszudehnen!
Und mit ſchimmernder Wonne
Zu laben das Herz.

Aeſchylos.

Der mütterliche Traum.

(Fortſetzung.)

„Es war am dritten Abend, nachdem ich meinen Traum geträumt, daß ich an die Worte des Weibes dachte; und ich überlegte bey mir ſelber, ob ſolches Suchen in die Zukunft mittelſt Zauberformeln und Sprüchen vernünftig ſey und Gottes Wort gemäß. Aber alter Glaube, Legendenſagen und die Verſicherungen vieler vernünftigen und ehrwürdigen Leute, haben ſich immer ſtärker gezeigt, als die Lehren der Vernunft und das reine Licht des Evangeliums; und ich dachte an meine Großmutter, der am Abend vor Walpurgisnacht meines Großvaters Perſon in einer Erſcheinung gezeigt wurde, obgleich er ſich in fernem Lande befand, und ſo ging ich meiner Wege. Es war nahe um Mitternacht als ich Ladye's Love erreichte; ich ſezte mich an die Stelle, wo ich jezt ſitze, und blickte traurig gen Himmel und betrübt aufs Waſſer. Die Mondes-Sichel war eben aufgegangen; die Sterne ſtanden um ihn her; die Schafe lagen in weiſſen Haufen an den Hügeln; die wilden Schwäne ruderten paarweiſe über die ſtille Fläche des Sees; und der einzige Schall, den ich vernahm, war das Schnattern einer Ente, die ihren Schwarm gelber Jungen ans Ufer zur Weide führte. Ich hatte, wie mir das Weib geheiſſen, das Unterkleid meines Kindes genezt und es auf einen kleinen Buſch zum Trocknen aufgehängt; da ſaß ich nun, bewachte es, und dachte nach über mein Loos und die Freuden und Leiden einer Mutter. Mitternacht kam heran; der See lag ſtill und herrlich vor mir; von Zeit zu Zeit vernahm man das Rauſchen des Windes im Gebüſche, und mit einem ſanften einſchläfernden Laut leiſe über das Waſſer hingleiten. Ich blickte und dachte, und dachte und blickte, bis meine Augen, vom Wachen müde, ſich ſchloſſen. Während ich ſo ſaß, kam eine Art vom Traumgeſicht über mich, und ich weiß jezt noch nicht, ob ich ſchlummerte oder wachte. Der Sommer, kam mir vor, habe ſich in Winter verwandelt, das Rohr bey den Bächen war gefroren, der Schnee lag weiß und blendend am Boden, und eine dicke, durchſichtige Eiskruſte bedeckte die Fläche des Ladye's Love. Und als ich hinblickte, da füllte ſich der See mit Menſchen; ich ſah die Geſichter vieler Bekannten, und hörte die Eisſchollen, mit welchen die Knaben nach einem Ziel warfen, raſſeln und klingen, wie ſie über das Eis hinglitten und einander trafen; und das Gelärm und Geſchrey der Männer ſchallte weit umher. Und mein Sohn erſchien mir, nicht mehr als ein Kind, ſondern als ein groſſer, hübſcher Knabe, ſein lichtes Haar hing ihm gelockt auf die Schultern hinab — mein Herz hüpfte vor Freude. Und ſieben Jünglinge waren bey ihm; ich erkannte ſie alle als ſeine Schulgefährten; und ihre ſieben Mütter kamen, und ſtellten ſich, däuchte mich, mir zur Seite und wir blickten hin und ſprachen von unſern Kindern. Sie glitten über das Eis und hielten einander bey den Händen und ſangen ein Lied; vor allen vernahm ich die Stimme meines Sohnes, und mein Herz freute ſich. Sobald der Geſang zu Ende war, hörte ich ein Geſchrey, als von vielen Ertrinkenden, aber ich ſah nichts, denn das Eis war verſchwunden, und alles, was man noch ſehen konnte, waren die wilden Schwäne mit einigen kleinern Waſſervögeln. Auf einmal aber ſah ich meinen Sohn vom Boden des Meeres heraufkommen; ſeine Locken waren verworren und durchnäßt; und Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht. Jemand trug ihn auf den Armen aus dem Waſſer und legte ihn am Ufer zu meinen Füßen. Ich ward ohnmächtig; und als ich wieder zu mir ſelber kam, erblickte ich die herannahende Morgenröthe, und die Waſſervögel verbargen ſich im Schilf; und von Kälte ſteif und mit ſchwerem Herzen begab ich mich nach Hauſe.

„Jahre vergingen — mein Sohn erwuchs ſchön und liebenswürdig, übertraf ſeine Mitſchüler in der Schule, und ward die Freude der Jugend und das Vergnügen des Alters. Ich dachte oft an meinen Traum, wenn ich den Knaben anblickte; und ich ſagte in dem Uebermaß des mütterlichen Stolzes, gewiß es war eine nichtsbedeutende, eitle Erſcheinung; denn ein Weſen ſo voller Leben, Stärke und Munterkeit kann wohl nicht vor dem Mannesalter die Erde verlaſſen. Zu andern Zeiten jedoch lag es mir ſchwer auf dem Herzen und ich hatte mit bittern Ahnungen zu kämpfen; aber ich vertraute dem Allmächtigen und erheiterte mein Gemüth, ſo gut ichs vermochte. Ich ging mit meinem Sohn in die Kirche, begleitete ihn auf den Markt, ich wandelte mit ihm auf den grünen Hügeln, und an den Ufern der tiefen Flüſſe; ich war bey ihm auf dem Tanzboden, und mein Herz freute ſich, wenn ich ihn alle andere Kinder übertreffen ſah; wohin er auch immer ging, folgte ihm immer meine Sorge. Einige lachten über meine Einbildungen und nannten mich die träumende Wittwe; während andere mit Vergnügen von ſeiner Schönheit, ſeinen Vollkommenheiten ſprachen, und ſagten: es ſey ein glücklicher Sohn, der eine ſo zärtliche und ſorgfältige Mutter habe.

„Es geſchah ſieben Jahre nach meinem Traume, daß ein großes Curling Bonſpiel (das Schleudern mit runden Eisſchollen) zwiſchen den unverheiratheten und verheiratheten Männern des Ortes geſpielt werden ſollte; und es entſtand ein Streit, auf welchem See es ſollte ſtattfinden. Es war mitten im December; der Winter war mild und klar geweſen; als plötzlich ein Sturm eintrat und die Seen ſchnell zufroren, ſo daß ſie ſchon nach der erſten Nacht das Gewicht eines ſchweren Mannes ertrugen. Mehrere überfrorne Waſſerbecken wurden genannt; alte Sagen und alter Glauben hatten Ladye's Love mit einem Zauber umgeben, den nur wenige zu brechen Luſt hatten; und die ältern und ernſthaftern Perſonen unter den Bauern, ſahen es als eine berufene Stelle an, wo viele ſich verſammeln, aber nur wenige ſich trennen würden. Allem dieſem widerſezte ſich ein eitler und vorwitziger Jüngling, der die Sagen der Vorzeit als die Träume leichtgläubiger Menſchen verſpottete, im Stolze menſchlichen Wiſſens ſich rühmte, daß er nichts glaubte. Er ſchlug vor, man ſolle das Bonſpiel auf Ladye's Love ſpielen — ſeine thörichten jungen Gefährten unterſtüzten ſeinen Wunſch; und nicht wenige von den geſeztern Männern entſagten ihren Beſorgniſſen und entſchloſſen ſich, das Spiel auf dem gefährlichen Waſſer mitzumachen. Jung und Alt drängte ſich jezt um die Ufer des verderblichen Sees, um den Wettſtreit mit anzuſehen; ich hörte das Jauchzen ihrer Zungen und das Raſſeln ihrer Eisſcheiben, während ich bey meinem Feuerheerde ſaß.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Belagerung von Sombrero, ein Nachtſtück aus dem ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege.

(Beſchluß.)

Sobald die Zerſtörung des Forts völlig beendigt war, kehrte Linan, frohlockend über die vollbrachten Thaten, nach Villa de Leon zurück. Da er auf ſo furchtbare Weiſe eine Rolle bey den hier mitgetheilten Ereigniſſen ſpielt, iſt es vielleicht nicht unpaſſend, zum Schluß, noch einige Worte über ſeine Herkunft und ſeine frühere Laufbahn zu ſagen.

Paſqual Linan war gemeiner Soldat bis zu der Zeit, da König Ferdinand Frankreich betrat. Er begleitete ihn dorthin als Bedienter, und blieb bey ihm bis zu ſeiner Rückkehr nach Spanien. Ferdinand faßte viel Wohlwollen für ihn, und da er wünſchte, ihm die geleiſteten Dienſte in reichem Maße zu vergelten, forderte er ihn auf, die Weiſe zu nennen, wie er am beſten ſeine Treue belohnen könne. „Machen Ew. Majeſtät mich zum Feldmarſchall!“ ſagte Linan. Ob den König nun gleich dieſe Bitte befremden mochte, ſo gefiel ihm doch die Art, wie Linan ſie vortrug, ſo wohl, daß er antwortete: „Nun es ſey!“ Und zum Erſtaunen der ſpaniſchen Offiziere ward Paſqual Linan zu einer Feldmarſchallsſtelle ernannt, und als General-Inſpektor nach Mexiko geſchickt. Es fehlt ihm an aller Erziehung, und obgleich ſeine äußere Erſcheinung vortheilhaft iſt, ſind doch ſeine Sitten ſo roh und ſeine Geſpräche ſo leer, daß ſein Umgang Männern und Frauen gleich läſtig wird. Die unter ihm ſtehenden Offiziere haſſen und verachten ihn, und obgleich ſie ihm perſönlichen Muth nicht abſprechen können, finden ſie doch auch nur dieß einzige, und faſt das lezte, Erforderniß für einen Oberbefehlshaber in ſeiner Seele. Während der Belagerung von Sombrero, that er niemals einen Schritt über das Hauptquartier hinaus, und verließ ſich, ſowol was den Entwurf als die Ausführung der Kriegsoperationen betraf, völlig auf andere Offiziere.

Es würde weder gerecht noch edelmüthig ſeyn, aus Linan's Betragen folgern zu wollen, daß die von ihm genommenen blutigen Maßregeln von den Offizieren ſeines Korps gebilligt wurden; und es darf kein Schluß gegen den ſpaniſchen Charakter im Allgemeinen daraus gezogen werden, daß manche Bevollmächtigte der grauſamen und rachſüchtigen Regierung gleich dem Ungeheuer Linan handelten. Der Verfaßer dieſer Schrift hat viele ſpaniſche Offiziere gekannt, deren edle, menſchliche und großmüthige Geſinnungen den Bewohnern jedes Landes zur Ehre gereicht haben würden.

Die Mitglieder der europäiſchen Regimenter unter Linans Befehl äußerten ſich mit vorzüglichem Eifer gegen ſein ſchreckliches Verfahren. Sie baten dringend um Aufſchub der Hinrichtung der Gefangenen, bis über die Abſichten des Vicekönigs Nachricht eingegangen ſey; und obgleich Linan unerbittlich blieb, beharrten ſie doch bis zum lezten Augenblick bey ihren Verſuchen, ihren Abſcheu gegen dieſe Barbarey mit dreiſter Offenheit ausſprechend. Man erfuhr ſpäterhin, daß wirklich ein Befehl, die Gefangenen zu begnadigen, aus Mexiko angekommen ſey; allein es war zu ſpät; ihr Blut hatte ſchon die Rachgier des unmenſchlichen Siegers geſtillt. Auf ſeinem Haupt alſo haftet die Schuld des gräßlichen Mordes der tapfern Fremdlinge, und anderer, welche in ſeine Hände fielen, und ihm allein ſind die Abſcheulichkeiten zuzuſchreiben, welche die Eroberung von Sombrero bezeichnen.

Die ſpaniſchen Offiziere ſprechen in Ausdrücken des lebhafteſten Unwillens und der tiefſten Empörung von dem ſchanderhaften Verfahren dieſes Mannes, und ſelbſt die Bürger der Städte ſeiner eigenen Parthey, die nur irgend jemals in einer öffentlichen Verbindung mit ihm ſtanden, fürchten und verabſcheuen ihn. Er hielt ſich noch im Jahr 1820 in der Provinz Vera Cruz auf, wo er Statthalter war; allein ſein Betragen dort war ſo unwürdig, und verlezte jedes Gefühl von Ehre und Sittlichkeit ſo ſehr, daß es ihm nicht nur die Verachtung aller Eingebornen, ſondern auch die ſeiner eigenen Landsleute zuzog.

E.

Schwediſche Journale.

(Aus der Revue encyclopédique.)

Im Vergleich ſeiner geringen Bevölkerung beſizt Schweden viele Journale; es würde deren wahrſcheinlich noch mehr haben, hätten die unabhängigen Journalſchreiber, ſo wie allenthalben, nicht immer den ungleichen Kampf gegen die Obermacht zu beſtehen, welche ſtets eifrig iſt, jede Rüge von Mißbräuchen vor die Gerichtshöfe zu ziehen. Die älteſte ſchwediſche Zeitung iſt die post och Inrikes Tidings, die ſeit einem Jahrhundert beſteht. Sie iſt der Stockholmer Moniteur. Hofneuigkeiten, Beamten-Berichte, nehmen ihren meiſten Raum ein. Erörternde Betrachtungen ſind ſelten darin, und ſie macht dem Redakteur wenige Unkoſten. Dieſer iſt beſtändiger Sekretär der ſchwediſchen Akademie und muß ſich wohl dem Geſchäft unterziehen, da dieſes Blatt, welches vielleicht 2500 Abonnenten hat, (eine große Zahl für dieſes Land) einen großen Theil ihrer Einkünfte abwirft. Eine andre Zeitung, Stockholms Posten, die von dem Dichter Kellgren 1778 gegründet ward, ſeitdem aber in weniger geſchickte Hände kam, iſt ſo nichtsbedeutend, daß man faſt ihr Daſeyn vergißt. Dennoch ſoll ſie noch 7 bis 800 Abonnenten haben. Das Almaenna Journalen erſtickt ſie; der Rath Wallmark ſtiftete dieſes Blatt 1809. Das damalige Jahr begründete die Freyheit der ſchwediſchen Preſſe, die ſo lange von den Königen von Schweden gehindert, aber von der neuen Regierung — welche ſich ſehr gut dabey befunden hat — um die Volksgunſt zu gewinnen, endlich eingeführt ward. Dieſes Journal ſoll 2000 Abnehmer haben und vertheidigt den klaſſiſchen Geſchmack, den die ſchwediſche Akademie gegen die Romantik in Schutz nimmt. Auch macht es das ſchwediſche Publikum hie und da mit Aufſätzen aus den liberalen, franzöſiſchen Blättern bekannt, von denen die Hofzeitung nicht ſpricht. Dennoch ſoll dieſe Zeitung miniſteriell ſeyn. Für den literariſchen Theil hatte Hr. Wallmark anfangs in dem von Aſklarf herausgegebnen Polyfem einen furchtbaren Gegner, aber nach zwey Jahren trat dieſer Polyphem vom Schauplatz ab. Ein andres Journal: Anmaerkaren (der Bemerker) hörte nach einigen Monaten plözlich auf — er tadelte alle Staatsbeamte, rügte jeden ihrer Schritte, und das oft ſehr unſanft. Dem Miniſterium war das läſtig, es benuzte eine Unvorſichtigkeit, welche ſich das Blatt zu Schulden kommen ließ, und hob es auf. Der muthige Redakteur deſſelben hieß Cederburgh; er ſchrieb verſchiedene Romane, ſein Blatt hatte an 1500 Abnehmer und gehörte in den dritten Rang. Die Herren Johanſon und Scheutz fingen 1820 den „Argus“ an; ſeine Mannigfaltigkeit, die Weitläufigkeit, mit welcher er die berühmteſten Rechtshändel erzählte, und noch mehr die Gunſt des Hauptes der Oppoſition im Reichstag, Grafen Schwerin, verſchaffte ihm anfangs Leſer; ſobald die Redaktoren aber ihren eignen Kräften überlaſſen wurden, konnten ſie ſich nicht halten, obſchon ſie verſprochen hatten, ſich über jede literariſche und politiſche Parthey hinwegzuſehen.

Die in Upſala gedruckte ſchwediſche Literatur-Zeitung erſcheint einmal in der Woche; der Phosphorus, ein andres literariſches Blatt, iſt zerfallen, obgleich Atterbom es anfangs mit Beyträgen bereicherte; das Lyceum, das Hammerſkoeld und Hoyer herausgaben, hatte ein gleiches Schickſal; Iduna hatte und verdiente ein beſſeres Loos. Anfangs war ſie einzig archäologiſch, ſpäter nahm ſie auch ſchönwiſſenſchaftliche und poetiſche Beyträge auf, unter welchen Geyer, Profeſſor der Geſchichte in Upſala, und Tegner, Profeſſor des Griechiſchen in Lund, ſehr werthvolle Gedichte einſendeten. Schröder, der Aufſeher des Münzkabinets in Upſala, trug ſchäzbare Aufſätze über ſchwediſche Alterthümer bey. Ein periodiſches Werk ſcheint unter dem Namen Svea alle menſchliche Kenntniſſe umfaſſen zu wollen; und enthält viele intereſſante Artikel, als eine „Abhandlung über den alten Geſang der nordiſchen Völker, mit der Tonleiter der alten Schweden“ vom Kapellmeiſter Höffner, eine von „Palmblad über Thibet“ eine andre über „das Feudalweſen, von Geyer“ u. ſ. w. Seit Kurzem begann ein neues periodiſches Werk: „Hermes,“ deſſen vorzüglichſter Redakteur Herr Kanzleyſekretär Armquiſt iſt. Hr. Hammerskoeld, Schwerin, und Palmblad ſind ſeine Mitarbeiter. Schwerin iſt ein geſchickter Redner, Palmblad beſchäftigt ſich viel mit orientaliſcher Literatur.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

Von dem Biſchofe von Louiſiana, Hrn. Dubourg, iſt vor einiger Zeit der Abbate Ingleſi nach Italien geſchickt worden, um bey den Freunden der Religion und der Menſchheit um Unterſtützungen zum Behufe der dortigen wichtigen Miſſions-Anſtalt anzuſuchen. Die Summe, welche Hr. Ingleſi zu dieſem Zweck zuſammenbrachte, und wovon ein Theil bereits nach Amerika abgegangen iſt, belief ſich auf nicht weniger als 150.573 Fr. Hierzu haben beygetragen: der Papſt 20.400 Fr., der Kaiſer von Oeſtreich 20.000 Fr., der Kaiſer von Rußland 20.000 Fr., der Großherzog von Toskana 11.474 Fr., die Prinzeſſin von Lucca 10.200 Fr., der Kardinal Conſalvi 471 Fr., verſchiedene Miniſter 21.804 Fr., mehrere Privaten 46.224 Fr. Gegenwärtig befindet ſich Hr. Ingleſi zu Turin, wo ſeine frommen Bemühungen wohl auch nicht ohne Erfolg bleiben werden.

In welcher Geſtalt ſich die Umgegend von Palermo, von woher nur ſelten etwas vernommen wird, den Blicken des Weltbeſchauers darbiete, und welch eines herrlichen und mannigfaltigen Pflanzenlebens ſich dieſelbe erfreue, darüber läßt ſich ein einheimiſcher Schriftſteller, Domenico Scina, Profeſſor der Phyſik an der Univerſität zu Palermo, in ſeiner, vor einiger Zeit erſchienenen, mit lehrreichen und intereſſanten Notizen nichts weniger als kärglich ausgeſtatteten, Topografia di Palermo e suoi contorni etc. neben andern alſo vernehmen: „Die ganze Ebene, aus deren Schooße Palermo hervorgeht, und die mit einer nicht tiefen, wie es ſcheint durch das Regen- und Meerwaſſer gebildeten, Lage von vegetabiliſcher Erde bedeckt iſt, wird von einer zahlloſen Menge von Quellen, die in den benachbarten Bergen entſpringen, bewäſſert. Oeſtlich fließt, in geringer Entfernung von der Stadt, der Oreto, alſo genannt, wie Einige glauben, von dem Goldſchimmer, den er einſt mit ſich geführt. Etwas weiter hinaus ſtrömt der Ficarozzi, der ſich zwey Meilen von Palermo ins Meer ergießt. Obgleich das Erdreich leicht und etwas ſandig iſt, ſo macht dennoch der Ueberfluß an Waſſer, in Verbindung mit der Hitze des Klimas, daſſelbe außerordentlich fruchtbar. Allein ein, mit Bevölkerung zu Stadt und Land in ſolchem Grad überladener, Fleck der Erde hat einen allzu hohen Werth, als daß auf demſelben die Cerealien im Großen ſollten gebaut werden können. den ganzen Raum nehmen vielmehr Gemüſepflanzungen und Obſtgärten ein. In dieſen letztern ſind die Citronen- und Pomeranzenbäume kunſtreich geordnet, durch ihre Krümmungen und Gänge das berühmte Labyrinth von Creta nachahmend, und von allen Seiten eine bezaubernde Landſchaft darbietend. Die Gegenden zwiſchen den Bergen Pellegrino, Gallo und Billemi ſind über und über mit prächtigen Gebäuden in gutem Geſchmack beſetzt. Am Fuße des Pellegrino dehnt ſich der Luſtgarten des Königs, und am Fuße des Caputo der des Herzogs von Kalabrien. Auch die Wohnungen der Landleute ſtechen von all dieſen Herrlichkeiten keineswegs nachtheilig ab; ſie tragen vielmehr von innen und außen das Gepräge des Wohlſtandes und der Induſtrie ihrer Beſitzer. Die Stadt iſt mit Quellwaſſer nicht minder reichlich verſehen, als die Landſchaft. Daſſelbe iſt klar und rein und hat fortwährend ungefähr dieſelbe Temperatur, nämlich von 13° Reaumur. In einem Lande, wo es nicht gefriert, und die längſte Nacht nicht über 14 Stunden 33 Minuten währt, kann es keineswegs befremden, die Landſchaft den Winter über, anſtatt mit Schnee, mit den weißen Blumen der Meer-Alyſſe und der nackten Raute, und mit den violetten Blüthen der gefiederten Iris bedeckt, die Luft mit balſamiſchen Düften von Jasmin, Reſeda, Veilchen, farneſiſchen Akazien, Zitronen- und Orangenblüthen erfüllt, und die Gärten, zum Behufe des Tafel-Luxus, mit Pflückerbſen und Artiſchoken prangen zu ſehen. Auch der Terpentin-Baum wächst auf den Bergen von Palermo wild, und ſein Terpentin kommt demjenigen von Chios gleich. Der zahme Piſtazien- und der Maſtix-Baum ſind ebenfalls in großer Menge vorhanden. Auch der Oelbaum würde, bey größerer Aufmunterung zur Kultur derſelben, eine der vorzüglichſten Zierden der Ebene von Palermo ausmachen. Es ſollte auch, nach der wohl ganz richtigen Anſicht des Hrn. Scina, der Olivenbau überall in Sicilien, wo ſich ſolches nur irgend thun ließe, betrieben werden, um den Verluſt, welchen die Inſel durch die Eröffnung des Marktes zu Odeſſa rückſichtlich auf ihren Getreidehandel erlitten hat, erſetzen zu helfen. — Aber auch ſchöne Gewächſe fremder Zonen gedeihen unter dem palermitaniſchen Himmel, der Floripondio aus Chili, der peruvianiſche Flaſchenbaum, der Baumwollen-Baum aus Indien und das Zuckerrohr. Bemerkenswerth iſt, daß zu Neapel dieſelben Gewächſe im Freyen nicht fortkommen, und daß hinwieder das Klima von Palermo die an den afrikaniſchen Küſten leicht reif werdenden Früchte des Bruſtbeer-Baums der Lotophagen nicht zur Zeitigung zu bringen vermag. Die mittlere Temperatur der genannten Oerter iſt folgende: Neapel 14°, Palermo 15°, Algier 17½°.“

Zu Rom hatte am 25. April in dem Archiginnasio Romano die zweyte jährliche Verſammlung der Akademie der katholiſchen Religion, in Beyſeyn mehrerer Kardinäle, Prälaten und anderer ausgezeichneter Perſonen, Statt gefunden. In derſelben las der Abbate Bellenghi, General-Vikar der Camaldulenſer-Mönche, eine Abhandlung vor, worin er zu zeigen ſuchte, daß die geſunde Vernunft, ſelbſt nach der Strenge der Grundſätze der Sokratiſchen Philoſophie, in dem ſchmählichen und ſchmerzvollen Tode Jeſu keinen Grund finden könne, um daran zu zweifeln, daß er Gott und Menſch ſey. Der Schluß ſeines Vortrages lautete dahin, daß, wenn, ſelbſt nach dem Geſtändniſſe der Heiden, der wahre Ruhm, das ächte Verdienſt und die eigentliche Größe des Menſchen, nach der aufgeklärten Vernunft, allein in der Tugend beſtehe, eben dieſe Vernunft uns auch überzeugen müſſe, daß Jeſus durch ſeine ruhmvolle und bewunderungswürdige, keineswegs auf den Beyfall der Mitwelt berechnete, ſondern ſich ſelbſt durch das eigene ſtille Bewußtſeyn genügende, Tugend, in Verbindung mit ſeinem Tode, die menſchliche Natur in ſeiner eigenen Perſon auf die oberſte Höhe von Größe und Ruhm, auf eine ſolche empor gehoben habe, die nur für einen Gottmenſchen habe paſſen können.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Nro. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Juli 1822.

Keine Willkür
Iſt in Gottes Richterſprüchen.
Er iſt ſelber das Geſetz.

Die Königinnen, von Raupach.

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1822.

(Fortſetzung.)

II.

Aus einem Briefe des Pater Almeido an Lorenzo.

Barcelona, 15. September.

.... Die Seuche macht unbegreiflich ſchnelle Fortſchritte. Tortoſa, Méquinenza, Praga, das geſammte Littorale und ein ſehr großer Theil von Catalonien ſind ihren Schreckniſſen zum Raube geworden. Sie ſoll ſogar in Andaluſien eingedrungen ſeyn, und Xerès de la Frontere erreicht haben, den Port von Santa Maria und die Hauptſtadt von Majorka, das unglückliche, ſchon von ſo mancherley Ungemach heimgeſuchte Palma. Alles, was Tortoſa betritt, erkranket und ſtirbt. Die geographiſche Lage dieſer Stadt widerlegt die lange Zeit beglaubigte Meinung, daß Oerter, die mehr denn dreyhundert Klafter über dem Meere liegen, von der Seuche verſchont bleiben. Die Einwohner von Tortoſa, eben ſo, wie wir, durch einen Truppen-Cordon von der übrigen Welt abgeſchnitten, ſollen einen durch die Verzweiflung ihnen eingegebenen Verſuch, von ihrem Berge herunter zu ſteigen, gewagt und ſich mit dem Bajonnette geſchlagen haben. Barcelonetta hat ſeine vier Aerzte bereits verloren und mit ihnen die kürzlich von Madrid dahin gekommenen Doktoren Minteſta und Coll.

Tauben und einige arme, dieſem Klima getreu gebliebene Schwalben ſind im Durchfliegen durch die Atmoſphäre der Stadt Barcelonetta, dieſes erſten Brennpunkts der Peſt, todt zur Erde gefallen. Eine Heerde Schafe, die man in den erſten Tagen der Gefahr in die Stadt trieb, hat bis auf wenige Stücke, das Leben eingebüßt. So groß der Jammer iſt, ſo ſchlägt er den Fanatismus und Parteygeiſt dennoch nicht nieder. Mönche, denen das Wort Freyheit ein Gräuel iſt, und die ſich nach den Zeiten des Inquiſitions-Gerichtes zurückſehnen, beſteigen die Kanzel vor einer blaſſen, entkräfteten und zitternden Zuhörerſchaft, und erfrechen ſich zu behaupten, dieſe Landplage ſey eine Strafe, die der Himmel wegen der Abſchaffung jener durch die Religion ſanktionirten Hinrichtungen und wegen Freygebung der Meinungen über das Land verhängt habe.

Inzwiſchen veranlaſſte die außerordentliche Stockung aller Geſchäfte auch außerordentliche Ausgaben. Aus den leeren, oft angeſprochenen Kaſſen von Madrid konnten dieſe nicht beſtritten werden. Eine in Valenzia, Sevilla, Saragoſſa, Reuß und Tarragona veranſtaltete Subſcription entſprach dem Umfange des Bedürfniſſes ebenfalls nicht; durch eine Aufforderung an den Edelſinn der reichen Barceloneſer wurden auch nicht über 15,000 Realen zuſammengebracht. Gerade diejenigen, welche vermöge ihres Reichthums, ihrer Einſichten, und der von ihnen bekleideten öffentlichen Stellen am nützlichſten hätten werden können, der oberſte Staatsbeamte, der General-Kapitän und der Intendant haben uns aus Furcht im Stiche gelaſſen, und ſind über die Grenze des Cordons entwichen. Unſere Spitäler ſind ohne Aufſicht; die Auflagen werden nicht mehr bezogen, der Richter hat ſich von ſeinem Stuhle entfernt und das Volk bleibt ſich ſelbſt überlaſſen. Auch die einfachſten Maßregeln der ärztlichen Polizey können, weil es an Geld fehlt, nicht ausgeführt werden. Bereits ſind eine Menge Kranke, aus Mangel an Hülfe, die ſelbſt für ſchweres Geld niemand mehr leiſten will, geſtorben. In den erſten Tagen der Seuche hatte der Schrecken eine gänzliche Trennung der Einwohner veranlaßt, und die Stadt einer weiten Einöde voll verſteckter Menſchen geglichen. Dann ging es ans Auswandern. Die Armen machten den Anfang. Die Reichen folgten ihrem Beyſpiele. Die Seeleute zogen ſich mit ihren Familien auf die Schiffe und Barken zurück und kommen nun aus der ſchwimmenden, ihnen auch keinen Schutz mehr gewährenden Stadt von Zeit zu Zeit ans Land zurück, um ſich friſch zu verproviantiren. Mit den Lebensmitteln geht nicht ſelten auch der Keim der Seuche an Bord, deren Verheerungen das enge Beyſammenwohnen nicht wenig begünſtigt. Anfänglich unterlagen jeden Tag 15 bis 17 Perſonen, dann 50, ſpäterhin 200, noch ſpäter 300. Das heutige Bulletin der Intendanz gibt 350 Todte und ſelbſt bey dieſer Angabe ſucht man noch die Wahrheit zu verhehlen.

Der König hat 100,000 Francs geſchenkt, und ein reicher amerikaniſcher Kaufmann, Chavarri, 250,000 Francs vorgeſchoſſen, die ihm ſeiner Zeit aus den faſt in allen Städten von Spanien eröffneten Subſcriptionen wieder erſtattet werden ſollen. Dieſem edeln Manne iſt jezt das Kommando der Milicianos und das Amt eines Regidors von Barcelona anvertraut.

Inzwiſchen werden außerhalb der Wälle am Fuße des Mont-Joui und in der Gegend von Clot und Saint-Martin zwey Dörfer, deren nördliche Lage vor den Fortſchritten des Fiebers Schutz gewährt, zweyhundert Hütten gebaut. Dieſes Lager von Holz und Stroh hat bereits eine Menge von Flüchtlingen aufgenommen, von denen die ärmern einige Unterſtützung von den Behörden erhalten, welche hoffen, durch Verminderung der Bevölkerung der Wuth der Seuche, da wo ſie am größten iſt, einigermaßen Einhalt zu thun und die Luftmaſſen zu reinigen.

Zu Tortoſa haben die Geiſtlichen ſich muſterhaft benommen. Zehn Franziskaner, welche aus verſchiedenen Gegenden der Halbinſel dorthin gekommen waren, um den Kranken beyzuſtehen, haben über ihren Hülfleiſtungen ihr Leben eingebüßt.

Ein Troſt gewährendes, das Gemüth wieder zu einiger Achtung für die ſchwache Menſchheit ſtimmendes Gegenſtück zu den in dieſen Tagen verübten Plünderungen und Diebſtählen, zu den beharrlichen Weigerungen ſo mancher Aerzte, ſich nach Barcelona zu begeben, zu den überall umherſchleichenden Böſewichtern, dem Frevel, der im Blute nach Gold wühlt, und dem Elende in Perſon den Biſſen Brod aus den Händen reißt, bildet die Entſagung, die Demuth und Erhabenheit der Geſinnungen, welche in der Beylage ſich ausſpricht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der mütterliche Traum.

(Beſchluß.)

„Einer der lauteſten bey den Spielen auf dem unglücklichen Eisſpiegel,“ fuhr die trauernde Mutter fort, „war Benije Spedland —“ Hier aber ſtieß der unſinnige Jüngling, der bisher unbeweglich am Ufer gelegen hatte, plötzlich einen Seufzer aus, ſprang auf, und ſtellte ſich uns zur Seite. Er warf ſein langes, feuchtes Haar von der brennenden, wilden Stirn hinweg, und indem er der Erzählenden feſt ins Geſicht blickte, fragte er ſie: „Rachel, kennſt du mich?“ Die Arme antwortete ihm nur mit ihren Thränen und winkte ihm zu gehen. „Ob du mich kennſt! O du mußt mich ja kennen — war es doch um meinetwillen, daß ſich dieſes tödtliche Waſſer öffnete und deinen Liebling verſchlang. Wenn deine Zunge fluchen, wenn dein Herz haſſen kann, ſo fluche mir und haſſe mich, daß man mich nicht länger dulde auf dieſer lieben Erde. Denn das Tageslicht iſt mir zur Qual, und die Wolke der Nacht bringt mir Elend und Leiden. Meine Vernunft verläßt mich, und ich gehe und wohne mit den Thieren des Feldes — ſie kommt wieder, und ich fliehe das Angeſicht der Menſchen; aber wohin ich gehe, höre ich das Angſtgeſchrey der acht lieben Knaben, und die Flüche ihrer Mütter ſchallen mir ins Ohr.“ „Junger Menſch, ſagte ſie, ich will dir nicht fluchen, obgleich deine Thorheit mich kinderlos gemacht hat; auch will ich dich nicht haſſen, denn ich darf das Ebenbild des Höchſten nicht haſſen; aber geh' mir aus dem Geſicht und lebe mit den Thieren, oder bleibe unter den Menſchen, und ſuche dein leidendes Gewiſſen durch den Umgang mit den Guten und herzinniger Reue zu heilen.“ „Reue? rief er mit gräßlicher Wildheit, was habe ich zu bereuen? Machte ich dieſen tiefen See? Warf ich deinen Sohn und die Söhne der ſieben Mütter in ſeinen Abgrund? Bereuen muß der, der Böſes begangen — Kummer iſt deſſen Loos, der es unvorſichtig Andern gebracht; und dieß war mein Unglück. Höret und urtheilt ſelbſt!“ — Mit dieſen Worten ſezte er ſich an den Rand des Sees nieder, nahm acht Kieſel in die Hand und ließ ſie, einen nach dem andern, ins Waſſer fallen, dann wandte er ſich zu uns und hob wieder an: „Gerade ſo wie ſich das Waſſer über jene acht Kieſel geſchloſſen, ſo ſah' ich es über acht liebe Kinder zuſammenſchlagen. Das Eis krachte, die Kinder ſchrieen auf, und als ſie ſanken, da ergriff mich eines, und dieß war dein Sohn, am Fuß und ſagte: O Benjie, rette mich — rette mich!

Aber die Lebensluſt überwältigte mich, denn ich ſah das tiefe, grundloſe Waſſer, und weit darunter erblickte ich das Gemäuer des alten Schloſſes, und ich dachte an die, welche dieſer Zauber-See jährlich zum Opfer heiſcht, und ſuchte meinen Fuß von der Hand des unſchuldigen Knaben zu befreyen. Er aber hielt mich feſt und ſah mir hinauf ins Geſicht und rief: O Benjie, rette mich — rette mich! Und ich dachte daran, wie ich ihn von ſeiner Mutter Schwelle hinweggelockt und ihn mit ſeinen ſieben Geſpielen mit dem Verſprechen, ihnen das bezauberte Schloß zu zeigen, nach der Mitte des Sees geführt; aber die Angſt um mein eigenes Leben war zu groß; ich ſtreckte alſo meine Hände hinab, befreyte meinen Fuß, und über das Eis fliehend ließ ich ihn mit ſeinen Gefährten ſinken. Kurz, ſehr kurz war ſein Kampf — das treuloſe Eis krachte — die grundloſe Tiefe öffnete ſich — ein durchdringender Schrey jugendlicher Todesangſt, und Alles war mit ihm vorüber — aber mir blieb unruhiger Schlaf, ein brennendes Gehirn und das Bild der Ertrinkenden, das mich nie verläßt.“

Ehe er noch ausgeredet, war die jammervolle Mutter aufgeſprungen, ſtreckte ihre Hände über ihn aus, und mit einem Geſicht voll Jammer raffte ſie Stärke zuſammen, um dem Unglücklichen zu fluchen. „O elendes und verächtliches Geſchöpf! rief ſie, wär ich nur ein Mann, ſo wie ich nur ein ſchwaches Weib bin, ich würde dich wie den Staub unter meinen Füßen zertreten, denn du biſt nicht werth zu leben. Gott gab dir ſeine eigene Geſtalt, und gab dir Hände zum retten, nicht um ſein herrlichſtes Werk zu zerſtören; aber welches andere Herz, als das deine, hätte dem Geſchrey um Barmherzigkeit von einem ſo holden Knaben widerſtehen können? Geh aus meinen Augen! — krieche — denn du biſt's nicht werth, wie ein Menſch aufrecht zu gehen — krieche wie das Gewürm, und laß dich von den Bergen bedecken oder die Tiefen verſchlingen; denn wer könnte dein elendes Daſeyn verlängert zu ſehen wünſchen? Die Mutter iſt ſegenlos, die dich gebahr, und unglücklich iſt wer deinen Namen trägt. Die Menſchen ſollen ſich ſchämen, dich unter ihre Verwandtſchaft zu zählen. Du haſt keinen Bruder, um eines Bruders Schmach zu fühlen — keine Schweſter, um einer Schweſter Leiden zu empfinden — keinen Verwandten, um den Schandfleck in dem Familienblut zu betrauern. Verflucht ſey die, welche für dich den heiligen Namen der Gattin auf ſich nähme! Lieber möchte ich ſieben Söhne aus der Tiefe des unſeligen Sees ziehen ſehen, wie den Einen; ſie ſehen über meine Schwelle tragen, und mit den langen Zöpfen ihres ſchönen Haares den Boden benetzen, wie mein eigener lieber Knabe gethan, und ihre weißen Glieder in die Leinwand ſtecken, die meine Hände für ihr Hochzeitbett geſponnen, ſo wie ich mein eigenes Kind ausgeſtreckt ſah — ehe ich die Mutter eines ſolchen Elenden wie du ſeyn möchte!“ Dieſem ſchrecklichen Fluche ſuchte der Unglückliche nicht zu entfliehen, er warf ſich mit ausgeſtreckten Händen aufs Angeſicht und ſeufzte wie zuvor, während die ſchmerzzerriſſene Mutter nach ihrer traurigen Wohnung und ihrem einſamen Heerd zurückkehrte. Sie überlebte nicht lange den Fall ihres Hauſes. Zu oft für ihren Frieden wanderte ſie bey dem See und auf den Gräbern ihres Gatten und Sohnes, und jezt wächst das Gras des Kirchhofs grün und hoch auf ihrem Grabe. Aber über dem Grabe Benjie Spedlands wird kein Gras wachſen. Vermieden und gehaßt von Alt und Jung erlitt er die Strafe ſeiner ſelbſtſüchtigen Grauſamkeit im Wahnſinn und Schmerz über den Tod der acht Kinder. In einer äußerſt ſtürmiſchen und finſtern Nacht, gerade ein Jahr nach jenem unglücksvollen Tage, vernahm man ſein Geheul bis ſpät um Mitternacht am See; dann ward es ſtill. Am Morgen fand man ſeinen Hut am Ufer ſchwimmen; ihn ſah man nicht wieder. An ſeinen Todtenlichtern, die noch lange nachher auf dem See glänzten, erkannten Viele, daß er, vielleicht aus eigenem Wahnſinn, ſein Grab in deſſen Tiefen gefunden.

Denkſprüche.

Wenn jemands Weg den Herrn erfreut,
So thut ihm auch ſein Feind kein Leid.

*

Am guten Tag
Hab guten Muth;
Den böſen Tag
Nimm auch für gut;
Denn dieſen führ
Gott auch herbey,
Daß keiner ſpür
Was künftig ſey.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortſetzung.)

Auf dem Hoftheater gab der Schauſpieler **Becker**, vom Frankfurter National(?)-Theater, zwölf Gaſtrollen mit nicht ſehr glücklichem Erfolg, am wenigſten in der erſten. Don Cäſar (Braut von Meſſina), wo das manirirte Benehmen und der einförmige Kanzelton nicht anſprechen wollten, obgleich eine gefällige Bildung und ein gutes, nur etwas zu tief liegendes Organ den Gaſtſpieler begünſtigten. Haltung und Stellungen zeigten keine künſtleriſchen Formen. Beſonders auffallend war es, daß er die Erzählung von dem Zuſammentreffen beym Begräbniß ſo taktmäßig mit abgezogenem Baret und zuſammengelegten Händen begann und durchführte. In dieſem Styl war ungefähr das Ganze. Man hatte viel erwartet, und warf den ausländiſchen Theaterberichten Partheylichkeit vor. Damit muß man's ſo genau nicht nehmen, ſondern immer etwas ab- und zurechnen. In der nächſtfolgenden Rolle, als Graf in dem Luſtſpiel: Wie man ſich täuſcht (Trau, ſchau, wem!), von **Schall**, war der Gaſtſpieler mehr an ſeinem Platz, und wirkte ſo vortheilhaft, daß er dießmal, wie auch nachher mehrmals gerufen wurde.

Der Theatergeck gelang ihm gut, dennoch fand man, daß er den Charakter einſeitig aufgefaßt hatte; er ſtellte ihn nämlich zu ſehr als Fopper dar, und ließ den Gimpel fallen, der von Andern gefoppt wird. Dieſe Rolle hat er ſpäter wiederholt. Von jezt an zeigte er ſich mehr in dieſem und angrenzenden Fächern mit wechſelndem Erfolg, und vor einer meiſtentheils nicht zahlreichen Verſammlung. Als Ruf, in der Schachmaſchine, überließ er ſich unbedingt der Leitung des freygebigen Autors, der ſeinen Zögling ſo überflüſſig ausgeſtattet hat, daß er nicht leicht in Verlegenheit kommen kann; durch Oekonomie bewährt ſich aber die Beſonnenheit des Künſtlers. Der Gaſt hat ſich auch im Luſtſpiel dieſe und jene Attitüde angewöhnt, die auf der Bühne nicht wohl angebracht iſt, und ſelbſt im gemeinen Leben nur durch Vertraulichkeit entſchuldigt wird; dahin gehört das Uebereinanderſtellen der Füße, wobey der eine auf der Spitze ruht. Die Wahl des jungen Förſters (die Jäger) läßt ſich heut zu Tage wohl nicht glücklich nennen. Endlich und zulezt kam ein Nachtrab von tragiſchen Charakteren: Phaon, Sigismund (das Leben ein Traum), und Don Carlos. Dieſe Darſtellungen genügten nur theilweiſe, und ſämmtliche Gaſtſpiele überhaupt machten einen ſo äußerſt ſchwachen Eindruck, daß die kritiſchen Blätter, ſelbſt die geſchwäztigſten, nur wenig Luſt ſie zu beſprechen zeigten. — Die Natur hat dieſem Schauſpieler Kerians manche Gabe verliehen; die Kunſt wird hoffentlich das Ihrige noch beytragen, und dann — der Eine findet hier, der Andere dort ſein Glück. Vorwärts, Wandrer, zage nicht!

Ein kleines Stück: Hans am Scheideweg, in einem Aufzug, machte Glück. Als ländliche Scene, wie man es bezeichnet hat, iſt es zu breit, aber es unterhält durch die geſchickte und nette Ausführung, obgleich die Anlage auf einer charakteriſtiſchen Unwahrſcheinlichkeit beruht. Hans wird ſeiner Geliebten, eines Dienſtes in der Stadt wegen, ungetreu. Eiferſucht weckt die Reue. Hans und Gretchen werden ein Paar. Wie geſagt, recht artig ausgeführt und voll anziehender Details. Der Name des Verfaſſers iſt noch unbekannt, obgleich das Manuſkript durch die Hände eines Frauenzimmers gegangen iſt. Gewiſſe Provinzialismen machen es wahrſcheinlich, daß er ein Inländer iſt. — Einige Zeit früher erſchien Octavia, neu in die Scene geſezt, nach dem Tod der beliebten Künſtlerin Rooſe zum Erſtenmal. Die Darſtellung der Hauptrolle gehörte unter ihre vorzüglichſten; jezt der Sorgfalt einer nicht minder accreditirten Darſtellerin anvertraut, brauchte man die Vergleichung nicht zu ſcheuen. — Die Mumie der Königin von Egypten hatte ſich gut erhalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Italien.

(Beſchluß.)

Als ein großmüthiger Menſchenfreund erſcheint in den Sardiniſchen Staaten der General Graf v. Boigne, welcher der Municipal-Verwaltung ſeiner Vaterſtadt Chambery 40,000 Francs jährlicher Einkünfte, und ein Kapital von 400,000 Francs in der Meinung ausgeſezt hat, daß dieſe Fonds theils zur Errichtung neuer gemeinnütziger Anſtalten, theils aber zur Unterhaltung, Verſchönerung und Erweiterung ſchon beſtehender Inſtitute verwendet werden. Namentlich ſoll von den angewieſenen Geldern Gebrauch gemacht werden, allererſt zur Errichtung eines Jeſuiten-Kollegiums zur Erziehung der Jugend — der einzige von den philanthropiſchen Vorſchlägen des Hrn. v. Boigne, welchem Ref. nicht beypflichten kann — ſodann eines Armenhauſes, auch zu einer Nachhülfe von zehn Betten im Hoſpital zu Chambery, die ausſchließlich für anſteckende Kranke beſtimmt ſeyn ſollen; ferner zu Anſchaffung von vier neuen Betten, für unterwegs erkrankte Reiſende in derſelben Anſtalt; weiterhin zum Ankauf und Abbrechen der Krambuden der Straße des Cabornes und der bedeckten Gaſſe, ſo wie auch zum Durchbrechen einer Quer- und Kommunikations-Straße von dem Schloßplatz nach dem Boulevard, zu welchem Bau der Graf der Stadt, falls ſie ſich entſchließen ſollte, einen Theil deſſelben ſelbſt zu übernehmen, ein Kapital von 200,000 Francs als Darlehn anerbietet; und endlich zur Aufführung einer neuen Façade des Rathhauſes, und zum Ankaufe und Wegſchaffung der Krambuden auf dem Marktplatze vor dem Bibliothek-Gebäude, die dann durch eine Bruſtlehne und ein Gitter zu erſetzen wären. Aber auch noch mit unzähligen andern Gutthaten hat der Graf v. Boigne ſeine Vaterſtadt ſeit einer Reihe von Jahren überſchüttet. Unter denſelben nimmt eine von ihm geſtiftete vortreffliche Anſtalt zu Gunſten des Alters die erſte Stelle ein.

Von Maſcali in Sizilien wird unterm 10. Mai, hauptſächlich zu Handen etwaiger Reiſender, zweyer bemerkenswerther Gegenſtände Erwähnung gethan. Das eine iſt ein Vulkan von Thon, welcher unlängſt am öſtlichen Abhange des Aetna, in einer, hundert Schritte von der Küſte des Meeres, anderthalb Meilen nordwärts von der Rhede von Riposto und beynahe eben ſo weit ſüdwärts von der Mündung des kalten Fluſſes gelegenen Ebene hervorgebrochen iſt. Der Krater dieſes ſeltſamen Vulkans hält nicht über zwey Palmen, die ſchlammige, aus demſelben hervorquillende Thonerde erhebt ſich etwa zwey Fuß über die Ebene und hat ſich in die Runde herum alſo verbreitet, daß ſie eine Art von Pfütze bildet, die eine Meile im Umfange hat. Dieſer Thon iſt zu allen Arten von Töpfergeſchirr von vortrefflichem Gebrauche. — Der zweyte, einer beſondern Beachtung nicht unwürdige Gegenſtand, iſt das ebenfalls im Gebiete von Maſcali und an der öſtlichen Senkung des Aetna gelegene Dorf Sant Alfio, welches ſein neuerliches Entſtehen dem Prieſter D. Pietro Calatabiano zu verdanken hat. Dieſer Geiſtliche, ein Mann von einfachen und alterthümlichen Sitten, hat vor etwa dreyßig Jahren durch ſeine zahlreiche Verwandten ein Gehölz an der äußerſten Grenze der bebaubaren Region des Aetna umhauen und gänzlich ausreuten laſſen. Die Ergiebigkeit des Erdreichs entſprach den Hoffnungen der emſigen Landbauer, und durch hinreichende Kapitalien ſahen ſie ſich bald in den Stand geſezt, ihre Arbeiten zu erweitern. So entſtand eine Kolonie, die nach und nach zunahm, und gegenwärtig leben über tauſend Menſchen in einer überaus angenehmen Gegend, wo unlängſt unnützes Geſträuch ſproßte. Der Prieſter Calatabiano lebt jezt noch, bekleidet die Würde eines Seelſorgers ſeiner Koloniſten, die ihn eigentlich als Vater verehren, und ſcheint die Sittlichkeit ſeiner Untergebenen mit dem beſten Erfolg zu beaufſichtigen.

In der feyerlichen Sitzung der ſo viel als ausſchließlich dem Dienſt der Poeſie geweihten Tiberiniſchen Akademie zu Rom, welche am 15. Mai vor einer ſehr anſehnlichen fremden und einheimiſchen Zuhörerſchaft Statt fand, hatte der Rath de Romanis ſich mit einer mythologiſchen Abhandlung, der Profeſſor Morelli mit einem lateiniſchen, der Advokat Barberi mit einem Gedichte in reimloſen Verſen, der Graf Muzzarelli mit einem Sonette, der Profeſſor Roſſani mit einem lateiniſchen Epigramme und deſſen italieniſcher Ueberſetzung eingeſtellt, welches ſo großen Beyfall fand, daß es wiederholt werden mußte. Dann waren auch der Cenſor Pieromaldi mit einem Gedicht in Terzinen, Hr. Randanini mit einer Anakreontiſchen Dichtung hervorgetreten; die poetiſche Ader des Hrn. Seſtini hatte ſich in ein Gedicht in Ottaven, die des Hrn. Spada in ein Klinggedicht ergoſſen, und ſchließlich die Dame Enrica Stalli ſich ebenfalls mit einem Sonett vernehmen laſſen.

Nro. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 11. Juli 1822.

Nur des Schickſals gefährlichſtes Spiel,
Kann die Sehnſucht des Mannes dämpfen;
Ruhm iſt des Strebens würdigſtes Ziel,
Freude liegt im Kriegen und Kämpfen.

—•—

Frithiof.

(Fragment einer nordiſchen Heldengeſchichte.)

Erſte Romanze.

Frithiof und Björn.

Dieſe und die folgenden Romanzen ſind Fragmente einer poetiſchen Behandlung der kühnen friſchen **Frithiofs Saga**, welche der geniale Dichter Tegneer im achten Hefte der Iduna mitgetheilt hat, deren Ueberſetzung jedoch nur einen ſchwachen Begriff des in Schweden mit dem größten Beyfall aufgenommenen volksthümlich kräftigen Originals gibt.

Da ich nicht vorausſetzen kann, daß alle Leſer der folgenden Romanzen mit den Einzelnheiten der nordiſchen Mythologie und Sage bekannt ſeyen, habe ich es für räthlich gehalten, die hierauf Bezug habenden Stellen mit möglichſt kurzen Erläuterungen zu begleiten, die ich ſelbſt größtentheils der Gefälligkeit des Dichters verdanke.

Frithiof.

Björn, ich hab' endlich des Meers genug,
Sind doch die Wogen unſtäte Geſellen! —
Schau' Norwegs Klippen, die ſchneeigten, hellen,
Locken mich landwärts mit mächtigem Zug. —
Glücklich iſt der, der im Lande geblieben,
Dort, wo die Aſche der Väter ihm ruht.
Ach, allzulang' hab' ich um mich getrieben,
Friedlos ſchwimmend auf wüſter Fluth! —

Björn.

Tadle das Meer nicht, ſo herrlich vor andern!
Freyheit und Freude bewohnen es gern,
Weichliche Ruh' iſt auch dieſen ja fern,
Lieben's, den Wellen gleich, wechſelnd zu wandern.
Werd' ich einſt alt, nun, da wachſ' ich wohl auch
Feſt mit dem grünenden Gras an der Erde;
Jetzt, in der Seeluſt erſtarkendem Hauch
Zech' ich, befreyt von des Hauſes Beſchwerde.

Frithiof.

Jagte doch eben das Eis uns ans Land;
Rings an der Küſte ruhn ſtarrend die Wogen,
Fühl' mich zum wirthlichen Heerde gezogen,
Fern von dem rauhen, einſamen Strand.
Jul 1) will ich noch in gezimmerten Hallen
Feyern bey Ring, der mir raubte die Braut:
Sehn ihres Lockenhaars goldiges Wallen,
Hören der Stimme geliebteſten Laut.

Björn.

Gut, ich verſteh', König Ring ſoll erfahren,
Daß du die Rache vergeſſen nicht haſt.
Mitternachts zünd' ich die Burg mit den Schaaren,
Und mit der Schönen entfliehet der Gaſt.
Oder ihn ehrend nach Wikingerweiſ'
Stellſt du dem Alten zum Holmgang 2) dich fertig,
Ladeſt zur Heerſchlacht den Fürſten aufs Eis —
Sag' wie du's willſt, und ich bin dir gewärtig. —

---

1) Jul halten (fira Julen) war, wie bekannt, ein altes Nationalfeſt im Norden, längſt vor Einführung des Chriſtenthums, ſtimmt aber mit unſerer Weihnachts Zeit überein, weßhalb dieſer auch derſelbe Name geblieben; wie im Volke ſich mit dem chriſtlichen Freudenfeſte noch bis auf dieſe Stunde mehrere, aus dem Heidenthum herſtammende, und auf uralten Aberglauben gegründete Gebräuche vermiſcht finden.

2) Dem größten Theil der Leſer dürfte bereits die Sitte jener im Alterthum berühmten großartigen Seeräuber bekannt ſeyn, ſich zum Zweykampfe auf einem Eilande zu entbieten, (hiervon

Frithiof.

Sprich mir von Krieg nicht und nenne nicht Brand,
Fried' iſt mein Gruß, was ich immer erduldet.
Nicht König Ring hat — noch ſie es verſchuldet,
Mich trafen Götter mit rächender Hand.
Hoffnung nicht lockt mich mit trüglichem Scheine,
Abſchied nur geh' ich zu nehmen von ihr —
— Abſchied für ewig — ergrünen die Haine,
Früher vielleicht noch — zurück bin ich hier.

Björn.

Frithiof, ich muß ob der Thorheit dich ſchelten,
Hemmt ſie der Heldenbahn rühmlichen Lauf.
Sind doch fürwahr nicht die Weiber ſo ſelten,
Leicht haſt für eine du hundert im Kauf. —
Willſt du's, ſo hol' ich dir gleich von dem Kram
Reichliche Ladung aus Lilien und Roſen:
Mädchen des Südens, wie Lämmer ſo zahm;
Friedlich wie Brüder dann laß uns drum looſen.

Frithiof.

Björn! Klar und heiter den Freunden ein Licht,
Klug biſt im Rathe du, tapfer im Streite —
Odin und Thor, du kenneſt ſie beyde,
Freya, [3]) die himmliſche, kenneſt du nicht.
Laß uns um Götter-Gewalten nicht hadern,
Wecke nicht trotzend die rächende Macht,
Daß dir nicht früh oder ſpät in den Adern
Feindlich der ſchlummernde Funken erwacht.

Björn.

Geh, doch allein nicht, leicht wirſt du gefangen!

Frithiof.

Einſam nicht geh' ich, mir folget mein Schwert!

Björn.

Hagbarts [4]) gedenk, der am Baum ward gehangen.

Frithiof.

Wer ſich läßt greifen, iſt Hängens auch werth.

Björn.

Fällſt du, mag Ring ſich des Aergſten verſehen,
Blut-Adler [5]) ritz ich ihm dampfend und hohl.

Frithiof.

Unnöthig, Björn; denn den Hahn hört er krähen
Länger nicht, als ich ihn höre! — Leb' wohl! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1822.

(Fortſetzung.)

III.

Brief des erſten Staatsbeamten des Königreichs Valencia, Franz Placencia, und des Präſidenten des Sanitäts-Collegiums der beſagten Provinz, Mathias von Velano an die Superiorin der, das Hoſpital der Stadt Valencia bedienenden, barmherzigen Schweſtern, nebſt der Antwort der Superiorin.

(Beylage zu Nr. II.)

Tortoſa, den 24. September.

Sehr geliebte Schweſter!

Der Geſundheitsrath der Stadt Tortoſa, daniedergedrückt von allem, was die Menſchheit Jammervolles treffen kann, iſt endlich dahin gelangt, eine Anſtalt für Geneſende einzurichten, deren Leitung er den barmherzigen Schweſtern des Inſtitutes von St. Vincenz de Paula und ihren jungen, mit einem grenzenloſen Eifer dienenden Zöglingen anvertraut hat. Allein da die Anzahl dieſer Schweſtern mit den Bedürfniſſen der Kranken in keinem Verhältniſſe ſteht, ſo nimmt hiermit der Geſundheitsrath von Tortoſa zu der Bereitwilligkeit derjenigen Schweſtern deſſelben Inſtituts, welche zu Valencia Eurer Obſorge anvertraut ſind, ſeine Zuflucht, und erſucht dieſelben, und zwar ihrer zwey, ſich nach unſerer unglücklichen Stadt zu begeben, damit die Reconvaleſcenten der Tröſtungen, deren ſie zur Stunde noch entbehren müſſen, theilhaftig werden. Die Reiſekoſten, ſey es nun für den Poſtwagen, oder für irgend ein anderes Fuhrwerk, deſſen man ſich ſollte bedienen wollen, um das Eintreffen einer Hülfe zu beſchleunigen, welche die Umſtände ſo dringend erheiſchen, wird der Geſundheitsrath dankbar erſtatten. Wir bitten Euch um baldige Mittheilung Eueres Entſchluſſes, damit wir die an uns ergangene Anfrage beantworten können. Möge Gott Euch noch viele Jahre erhalten!

Antwort der Superiorin.

Valencia, den 24. Sept.

Die unwürdigſte der Barmherzigſten Schweſtern, welche die Ehre hat, Superiorin der Schweſtern des allgemeinen Hoſpitals von Valencia zu ſeyn, ſäumt nicht, den von Ew. Gnaden erhaltenen ehrenvollen Auftrag zu beantworten. Zwey Dinge ſchmerzen meine Mitſchweſtern

---

die Benennung Holmgång): eine Inſelklippe, wie die Küſten der nordiſchen Meere deren ſo viele zeigen, um dort, in unausweichbarer Nähe die blutige Entſcheidung des Zwiſtes zu beſchleunigen.

3) Unter Odin wird, wie bekannt, im Norden das höhere intellectuelle Vermögen, unter Thor die rohe Naturkraft — Freya aber als Göttin der Liebe verehrt.

4) Hagbarts Liebe zu ſchön Signe und ihr unglückliches Ende iſt ſeit uralter Zeit, ſowol in Schweden als in Dänemark, als Volksſage verbreitet, und in beyden Ländern zeigt man ſich noch die Orte, welche, durch beyde Namen bezeichnet, der Schauplatz ihres kurzen Glücks geweſen ſeyn ſollen. — Oehlenſchläger hat den romantiſchen Stoff des Volksliedes zu einem Trauerſpiel benutzt.

5) Den Blutadler ritzen, kommt oft in alten Sagen vor. Es beſtand darin, ſeinen Feind auf die Weiſe zu tödten, daß man auf deſſen Rücken die Geſtalt eines Adlers einſchnitt, und ſo das Rückgrat von den Rippen trennte. Dieſe Strafe wurde jedoch nur an dem bitterſten Widerſacher oder auch an demjenigen vollzogen, welcher irgend ein Bubenſtück verübt hatte. Das Skalpiren der amerikaniſchen Wilden zeigt etwas Aehnliches, obwol ſich jene Operation auf den Kopf beſchränkt.

und mich. Das eine, daß der Ruf allein dahin geht, die Reconvaleſcenten zu bedienen, was für den Eifer, der unſere Geſellſchaft beſeelt, nicht genug iſt: das andere, daß die kleine Zahl, die verlangt wird, für den Bedarf von Tortoſa lange nicht ausreicht.

Aus dieſen Gründen werden demnach von der Superiorin nicht blos die verlangten zwey, ſondern die ſämmtlichen, unter ihrer Leitung ſtehenden Schweſtern an Ew. Herrlichkeiten ſowol, als an das Geſundheits-Bureau zu Tortoſa, welchem hievon auch noch beſondere Anzeige gemacht wird, zutrauensvoll zur Verfügung geſtellt. Die ſämmtlichen Schweſtern, mit Einſchluß derjenigen, welche die Ehre hat die Geſinnungen der übrigen kund zu thun, finden ſich mit Freuden zu einem Opfer bereit, welches die chriſtliche Liebe, zu der ſie ſich bekennen, ihnen angenehm macht. Es würde ihnen ſehr empfindlich ſeyn, wenn ihr Anerbieten nicht ſollte angenommen werden, und wenigſtens ſechs derſelben dringen darauf, unverzüglich abreiſen zu können. Wir vermuthen, es geſchehe blos aus einem Gefühl von Schonung, daß die Mitglieder des Geſundheitsraths von Tortoſa nur zwey von uns verlangen. Dieſe Vermuthung gründet ſich auf die angelegentlichen Bitten unſerer dortigen Schweſtern, daß wenigſtens vier von uns ihnen zu Hülfe kommen möchten, und auf die Ueberzeugung, daß auch dieſe Zahl viel zu gering ſeyn müßte, wenn alle Pflichten, welche der bejammernswürdige Zuſtand jener anſehnlichen Stadt auflegt, erfüllt werden ſollten.

Die ſämmtlichen barmherzigen Schweſtern dieſer Gemeinde nähren daher die Hoffnung, daß Ew. Herrlichkeiten das freywillige Anerbieten, welches ſie Ihnen hiermit machen, nach Tortoſa zu kommen, um ſich daſelbſt freudig und mit Leib und Seele zu Hülfleiſtungen für die Kranken hinzugeben, genehmigen werden. Von der Geſellſchaft ſind ſchon wirklich zur Abreiſe gerüſtet: Schweſter Maria Antonia Bargon, Peregrine Martinez, Katharina Ferrer, Lucia-Villnuova, Thereſia Boph und Maria von der Menſchenwerdung Colomé. Diejenigen Schweſtern, welche nicht das Glück haben ſollten, mit den ſechs erwähnten die Reiſe antreten zu können, ſind von den gleichen Geſinnungen belebt, und hoffen derſelben Vergünſtigung theilhaftig zu werden, ſo bald das Bedürfniß der Kranken auch ihren Beyſtand erfordern wird.

Schließlich bitten wir Gott, daß er Ew. Gnaden ein langes Leben verleihen möge.

Schweſter Paulina Figuière, Superiorin.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der allgemeine Anzeiger der Deutſchen.

(Beſchluß.)

6.

Gleich Taſchenſpielern, Seiltänzern und Kunſtreitern, producire ich mein ſchönſtes Stück am Schluſſe der Vorſtellung, damit ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum, mitten in der Verwunderung nach Hauſe gehen, und das nächſte Mal wiederkommen. Denn allerdings ſollen dieſe Auszüge des Allgemeinen Anzeigers, wenn ſie Beyfall finden, fortgeführt werden. Die Sache, von der hier geſprochen werden ſoll, iſt ernſthaft, doch heiter zugleich. Man höre, „Ein Edelmann, aus einem altadelichen Geſchlechte, in einem der größern Staaten Deutſchlands, fühlt ſich in den Verhältniſſen, in denen er gegenwärtig lebt, durch unverſchuldete Zurückſetzung gekränkt und hegt daher den Wunſch, ſeine dermalige Lage mit einem andern, anſtändigen Geſchäftskreiſe zu vertauſchen. Die Verwaltung des Hofſtaates und der Kammer eines fürſtlichen oder andern vornehmen Hauſes, wobey er auch die Stelle eines Kavaliers zu bekleiden ſich vermögend fühlt, die Intendantur und Aufſicht über Schlöſſer, Domainen und andere Beſitzungen, die Begleitung hoher Perſonen auf Reiſen würden ſeinen Wünſchen, vor allen andern Anſtellungen, entſprechen. Zeugniſſe ſeines bisherigen Wohlverhaltens, ſeiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe und ſeines ganz arrangirten Etats dürften ihm nicht ſchwer fallen, von ſeinen zeitherigen Vorgeſezten beyzubringen. Portofreye Briefe unter der Adreſſe: 6×7 = 42 nimmt die Expedition dieſer Blätter zu weiterer Beſorgung an.“ Schon oft habe ich gewünſcht, acht Tage in jedem Jahre ein Hofmann zu ſeyn. Zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu handeln — man wird es müde. Und warum ſollten Geiſt und Herz nicht auch ihren Sabbath haben, an dem ſie ausruhen? Warum ſoll der Menſch, um in der Unthätigkeit neue Thatkraft zu ſammeln, nicht von Zeit zu Zeit hinabſteigen dürfen, in das Reich des Schlafes, zu Pflanzen und Steinen, die ſo glücklich ſind, weil ſie ſorglos, und ohne Sorgen, weil ſie keinen Willen haben? Ja ich ſchmeichelte mir, als Hofmann meine Sache vorzüglich gut zu machen. Ich lächelte wie eine Frühlingslandſchaft von Claude Lorrain; möchte es ſchneyen oder blitzen, Winter oder Sommer ſeyn, ich bliebe Mai und lächelte. Ich wäre noch geſchmeidiger als ein Handſchuh, denn ich paſſte zu beyden Händen, und ſo ſchnell ſollte mein lederner Daumen in einen Ohrfinger zuſammenſchrumpfen, daß es das ſchärfſte Auge nicht wahrnehmen ſollte. Ich rankte mich an den Nerven meines Gebieters hinauf, bis ich in ſein Gehirn, und kroche durch die Höhlen ſeiner Adern, bis ich in ſein Herz gelangte. Ich hätte nur ein Wort für Ja und Nein, und hundert Worte für jede Gleichgültigkeit. Ich wäre wie gutes Waſſer, ohne Geſchmack und Geruch, und hätte keine andere Geſtalt und Farbe, als die mir mein Gefäß gäb'. Auf dieſe Weiſe würde ich mich acht Tage behaupten, und mein Gebieter würde früher ſeinen Günſtling, als dieſer die Gunſt ſeines Gebieters verlieren. Ich wartete nicht, wie unſer Edelmann, bis ich gekränkt und zurückgeſezt würde. Aber aus deſſen klagender Bekanntmachung ſieht man doch, wie Zeiten und Menſchen ſich gebeſſert haben. Die Hofliſt ſchleicht nicht mehr im Verborgenen, ſie ſpricht ſich frey und offen im Allgemeinen Anzeiger aus. Welcher kühne Sprung aus einer Antichambre in eine Wirthsſtube! Was mit der Stelle eines Cavaliers für Geſchäfte verbunden ſind, iſt mir nicht bekannt, doch muß viel dazu erforderlich ſeyn, denn der Edelmann drückt ſich, mit faſt ängſtlicher Beſcheidenheit, aus, daß er ſich dazu vermögend fühle. Aufſicht über fürſtliche Schlöſſer, wenn ſie in einer reizenden Gegend liegen, und eine Gemähldeſammlung beſitzen, möchte ich wohl ſelbſt haben. Was ein ganz arrangirter Etat heißt, weiß ich nicht; ich denke mir zehen verſchiedene Dinge darunter, und vielleicht iſt keines das rechte. Aber an der Feinheit der angegebenen Adreſſe: 6×7 =42, wird jeder den gewandten Hofmann erkennen. Wegen der Leſerinnen, die oft große Kenntniſſe haben, aber ſelten kleine, iſt es nöthig zu bemerken, daß jene Zahlen, aus der algebraiſchen Sprache in die arithmetiſche überſezt, ſo viel heißen ſoll, als: 6 mal 7 iſt 42. Nicht blos zufällig wurde dieſe Adreſſe gewählt; der gekränkte Edelmann wollte vielmehr dadurch zu verſtehen geben, daß er 42 Jahr alt ſey. Sein Alter anzugeben ſchien ihm nothwendig, weil er, wenn er keine Anſtellung finden ſollte, nicht abgeneigt wäre, „eine Parthie einzugehen.“ Dieſer Herr nämlich iſt einer jener drey Heirathsluſtigen, von welchen eben die Rede war, und ſeine angeführte Bekanntmachung hat noch einen andern Theil. Darin erklärt er, daß er im Genuſſe einer vollkommenen Geſundheit ſtehe, daß ſeine Perſönlichkeit nicht unter die unangenehmen gezählt werden, und er überdieß auch von ſich ſelbſt überzeugt ſeyn dürfe, ohne den Grenzen der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, daß eine Frau, die keine überſpannten Forderungen an einen Mann macht, durch ihn gewiß nicht unglücklich werden könnte. Briefe werden Porto-frey erbeten.

D. B.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortſetzung.)

Auf dem Operntheater ließ ſich eine Sängerin Ernſt, von einer Provinzialbühne, als engagirtes Mitglied, im Charakter der Conſtanze hören. Die kleine Zahl der Zuhörer beſtrebte ſich, ihren Enthuſiasmus für den deutſchen Meiſter mit allem Nachdruck an den Tag zu legen. Von der Ouvertüre an wurde jedes Geſangſtück ausgezeichnet. Auch die Sängerin erhielt in der erſten Arie reichlich ihren Theil des Beyfalls. Erſt in der zweyten mochte die kritiſche Parthey ihre Brillen aufgeſezt haben; oder verließ ſich die Fremde zu ſehr auf die gute Laune der Verſammlung, und übernahm ſich daher ein wenig? — Gleichviel! Das Einverſtändniß war bald wieder hergeſtellt. Die Stimme iſt nicht übel, hat Klang und Umfang, auch natürliche Biegſamkeit, und die Geſtalt empfiehlt ſich ſelbſt. Fragt man aber nach der Bildung? in welcher Schule, in welchem Conſervatorium die Scala, der Triller ꝛc. geübt worden? ſo wird die Antwort ohne Zweifel ſeyn: Verzeihen Sie! ich habe mir das Alles ſelbſt zu danken. Man hört es aber auch an beyden! Das ſind ſo Kleinigkeiten, wobey die Mehrzahl der deutſchen Sängerinnen ſich nicht aufzuhalten pflegt. — Bald nachher hörten wir ſie auf dem großen Vorſtadt-Theater als Elvira im Don Juan. Das Entzücken, dieſes bewunderungswürdige Werk wieder zu genießen, äußerte ſich faſt ungeſtüm. Die Ouvertüre mußte repetirt werden, was um ſo auffallender iſt, weil der Schluß durch leiſe Modulationen in die Introduktion übergeht. Aber das Urtheil fiel ſtrenger aus, in Bezug auf die künſtleriſchen Leiſtungen, und unſere Debutantin war dießmal weniger glücklich. Es entfuhren ihr gleich Anfangs einige Diſſonanzen, wozu eine katharraliſche Indispoſition mit beytragen mochte, die keine gute Wirkung auf die Zuhörer machten. Die Rückwirkung vermehrte ſie wahrſcheinlich; genug, die Unpäßlichkeit nahm dergeſtalt zu, daß im zweyten Akt eine andere die Parthie übernehmen mußte. Hr. Weblo hatte den Maſetto in der folgenden Vorſtellung ebenfalls abgegeben, weil das Publikum auch einmal für gut fand, ſeine Meinung auszudrücken. Iſt es doch wie wir öfters ſchon erfahren haben, als ob dieſes Wunderwerk keine Mittelmäßigkeit vertrüge, wenn man ſich nicht ziemlich lange daran gewöhnt hat.

Auf dieſem Theater wurde als Neuigkeit gegeben: Abenteuer aus Liebe und Liebe zu Abenteuern. Luſtſpiel in vier Aufzügen, nach dem Engliſchen des Cibber, von Vogel. Wir haben eine Bearbeitung dieſes Stücks von Schröder, unter dem Titel: Die Wankelmüthige, und eine frühere von Leonardi: „Sie meint es nicht ſo böſe.“ Die neueſte kann alſo keine große Mühe verurſacht haben; aber ſie hat gefallen und iſt in kurzer Zeit mehrmals wiederholt worden auf dieſer Bühne, obgleich nicht mit großem Zuſpruch. Verwicklungen gibt es hier, auf die Entwicklung kommt es nicht an, wenn die Komödie nur ein Ende nimmt; ferner weibliche Verkleidungen, Verlegenheiten und derbe Komik mit etwas Langeweile vermiſcht. Die Darſtellung war dem Charakter angemeſſen, und ſo macht dieſe Gattung von Stücken leicht am genannten Ort Effekt. Der Bearbeiter hatte ſich das Erſtemal nicht genannt, wurde aber doch gerufen. Hat man ihn erkannt? und woran? am engliſchen oder deutſchen Schnitt? — Doch es gibt Leute, die einen halben Wink verſtehen, und Andere, die man nicht, wie den falſchen Wanderer aus Quedlinburg, in ritterlichen Verſen aufzufordern braucht, die Maske abzulegen. Man kann auch größtentheils etwas Beſſeres thun. Die Schwächlinge freuen ſich ohnedieß, wenn ein großer Mann, wär es nur zum Schein, hier und da ein wenig rücken muß, damit ſie ſelbſt mehr Raum gewinnen, bilden ſie ſich ein.

Doch wie erging es dir, Monsieur Deschalumeau, mon pauvre petit drôle? — Mons. Deschalumeau, ſo nannte ſich ein neues komiſches Ballet, von der Erfindung des Hrn. Titus, das auf dem Theater am Kärnthner Thor gegeben gegeben wurde. Der Erfinder zeigte hier weder Erfindungskraft, noch komiſche Mimik in der Hauptrolle, eine Art von Chevalier Dupe, der mit ſeinem gimpelhaften Diener abſolut in das Schloß des Herzogs von Villars dringt, weil er es für ein Gaſthaus hält, obgleich mit breitem Bandelier ein Portier am Eingange paradirt; worauf das erlauchte Paar ſich verabredet, den ungebetenen Gaſt zu foppen. Als nun die beyden Wanderer ſchlafen wollen, fliegen ihre Betten in die Luft, Eins um das Andere, und immer fort und wieder fort, daß ſie nicht zur Ruhe kommen. Dieſes Pantomimenſtückchen enthält den Kern der Handlung und hat eine ſo äußerſt langweilige Spaßhaftigkeit, daß ſelbſt die Orcheſter-Inſtrumente gähnende Akkorde hören ließen. Das Ballet fiel total, ungeachtet die Tänzer alle ihre Kunſt aufboten. Ein recht unfreundlicher Windſchauer erhob ſich, als der Vorhang herabfiel, und ein mauvais plaisant wollte auf dieſes Werk anwenden, was jener Pariſer einſt anbrachte, als der Titus des Herrn de Belloi gefallen war: Titus perdit un jour, un jour perdit Titus. (Mauvaise plaisanterie!)

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 55.

Nro. 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. Juli 1822.

> Nun luſtig, Kinder! laßt das Horn herumgehn;
> Spart mir den Meth nicht, er iſt alt und gut.
>
> Hakon, von Oehlenſchläger.

Frithiof.

(Fortſetzung.)

Zweyte Romanze.

Frithiof kommt zu König Ring.

Im Hochſitz [1]) ſaß der König zur Julzeit und trank Meth,
Die Königin zur Seit' ihm, ſchön wie ein Blumenbeet;
Wie Lenz und Herbſt die beyde ſah man beyſammen ſtehn,
Sie war der junge Frühling, Er, kühler Herbſt zu ſehn. —

Da, unbekannt den Gäſten, trat dort ein Greis herein,
Vom Haupt bis zu den Füßen hüllt Bärenfell ihn ein.
Gebeugt ging er am Stabe, wie von des Alters Joch,
Und höher als die Andern erſchien der Alte doch.

Er ſezt auf ferne Bank ſich zunächſt der Thür im Saal;
Das iſt der Armen Stelle, noch heut' wie dazumal.
Die Hofherrn aber zeigten, drob lächelnd und voll Hohn,
Mit Fingern ſich einander der Wildniß rauhen Sohn.

Da ſcharf blizt's aus den Augen des Fremdlings tief ergrimmt,
In Einer Hand er haſtig der Junkherren Einen nimmt,
Kehrt wahrſam auf und nieder den Hofmann mit Bedacht,
Gleich ſchwiegen da die Andern; man hätt's wie ſie gemacht. —

Was gibt's für Lärm da drunten? — Komm, daß man mit dir ſpricht,
Du Alter, der vermeſſen des Königs Frieden bricht.
Wie iſt dein Nam'? — Was willſt du? — Wo iſt dein Vaterland?
Ruft zornig Ring dem Greiſe, der fern im Winkel ſtand.

Gar viel fragſt du, o König, doch Antwort geb' ich dir,
Nur meinen Namen nimmer, denn der gehört nur mir:
In Reu' bin ich erzogen, Noth heißt mein erblich Gut,
Vom Wolfeslager komm' ich, wo ich zulezt geruht.

Ich ritt auf Drachen-Rücken [2]) ſo froh in beſſ'rer Zeit,
Der hatte ſtarke Schwingen, und flog ſo ſtolz und weit,
Nun liegt er eingefroren, gelähmt auf eb'nem Land,
Alt bin ich ſelber worden und brenne Salz am Strand. [3])

Ich kam zu ſchau'n die Weisheit, womit der Ruf dich krönt,
Mit Hohn ward mir begegnet, deß bin ich nicht gewöhnt:
Ich faßt' n'en jungen Gecken und wand mir um das Ding,
Doch ſtand er auf ganz ſchadlos! — Vergib mir's, König Ring!

---

[1]) Bekanntlich ſaß der König oder Gebieter zu jener Zeit im erhöhten Theil des Saales mit den vornehmſten Gäſten, indeß die Hofhaltung und die niedern Diener Raum an den untern Tafeln fanden, zu denen ſelbſt Unbekannte zugelaſſen wurden, wie ſogar dem Geringſten nicht der Eintritt in die gaſtliche Halle verwehrt ward, wo man dem Bettler vergönnte, auf der lezten Bank auszuruhen. Von dieſer alt-nordiſchen Bauart lieſt man eine genaue Schilderung in Ivanhoe von Walter Scott, (nach den Worten Walter Scotts) an der Burg Rotherwood des Cedric; da die Angelſachſen dieſelbe nach Britanien gebracht hatten. Spuren derſelben ſollen ſich noch in Weſtphalen bey alterthümlichen Gebäuden finden.

[2]) So nannten die Wikinger ihre Schiffe, auch Seepferd, wie ſie darauf nach Kampf und Beute zogen.

[3]) Noch jezt ein Nahrungszweig der armen Küſtenbewohner des Nordens.

Nicht übel, ſpricht der König, ſtellſt du die Worte dein,
Die Alten muß man ehren – ſollſt Tiſchgenoß mir ſeyn;
Laß fallen die Vermummung, zeig' wie du biſt, dich mir,
Verſtellung ſcheucht die Freude, und Freude will ich hier.

Und ſchon vom Haupt des Gaſtes ab fällt die Bärenhaut,
Daß jeder ſtatt des Greiſes den ſchönſten Jüngling ſchaut;
Hoch von der offnen Stirne um breite Schultern rollt
Die Fülle lichter Locken gleich einer Fluth von Gold.

Da zeigt Gewand und Mantel des blauen Sammtes Pracht,
Der Gürtel handbreit Silber, drauf kunſtreich angebracht,
Des Waldes wilde Thiere, die jagten luſtiglich
Rund um des Helden Mitte, im Kampfe tummelnd ſich.

Und Wucht der goldnen Ringe ziert ihm den Arm ſo reich,
Zur Seit' ihm hing ſein Schlachtſchwert, geſtähltem Blitze gleich,
Der Blick ſo heldenruhig der Gäſte Reih' durchflog,
Schön ſtand er da wie Baldur, [4]) wie Thor ſo kühn und hoch.

Da ſteigt in bleiche Wangen der holden Frau das Blut,
So färbet Schneegefilde des Nordlichts Purpurglut.
Und wie zwey Waſſerlilien, wenn hoch die Wellen gehn,
Sich ſchaukeln auf den Fluthen, ihr Buſen war zu ſehn. —

Jezt bläst das Horn zur Stille; 's iſt der Gelübde Zeit, [5])
Herein trug man den Eber, Gott Freyers Feſt geweiht [6])
Die Kränz' um Bug und Rücken, des Apfels Zier im Mund,
Füllt er, die Knie gebogen, der Silberſchüſſel Rund.

Und König Ring erhebet ſein Haupt, in Würd' ergraut,
Des Thieres Stirn berührend, gelobt er alſo laut:
Frithiof will ich beſiegen, wie groß der Held auch ſey;
So ſteh' ſammt Frey und Odin, mir Thor, der Starke bey.

Da trotzig lächelnd hebt ſich der Fremdling raſch vom Sitz,
Sein Antlitz überflieget des Helden Zornes-Blitz:
Er ſchlägt das Schwert zur Tafel, daß es im Saal erklang,
Und von den eichnen Bänken auf jeder Kämpe ſprang.

Und höre du, Herr König, auch mein Gelübde laut! —
Verwandt iſt jener Frithiof, ein Freund, mir werth und traut.
Ihm beyzuſtehen ſchwör' ich, in Schutz und Trutz bewährt,
So helfe mir die Norne [7]) hiernächſt mein gutes Schwert!

Dreiſt ſprichſt du, lacht der König, heut nicht zum erſtenmal,
Doch — frey ja iſt die Rede in Nordens Königsſaal;
Füll', Frau, das Horn mit Wein ihm, vom beſten den du haſt,
Will hoffen, dieſer Fremdling bleibt unſer Wintergaſt.

Da nahm die ſchöne Herrin das Horn, ſo vor ihm ſtand,
Von Ures Stirn gebrochen, umfaßt von goldnem Band,
Auf blanken Silberfüßen, mit Bildern wunderbar
Und Runenſchrift bedeutſam es rings gezieret war.

Und wie geſenkten Blickes ſie zitternd es ihm bot,
Schwankt das Gefäß und netzet die Finger purpurroth;
Wie Abendröthe ſäumet der Lilienblätter Rand,
So brannten dunkle Tropfen ihr auf der weiſſen Hand.

Er nimmt von ihr es heiter die treu er heimlich minnt. —
Nicht leerten's nun zwey Männer, wie Männer jetzo ſind —
Doch der Gewalt'ge leeret (die Frau ſich d'ran ergözt)
Das Horn in langem Zuge, nicht einmal abgeſezt.

Drauf nahm der Skald' die Harfe, er ſaß beym König dort,
Und ſang ein Lied, ſo rührend, von treuer Lieb' im Nord,
Sang Hagbart und Schön Signe; [8]) durch Stahlesharniſch drang,
Die Heldenherzen ſchmelzend, der tiefen Stimme Klang.

Von Wallhall's [9]) Sälen ſang er, und der Einherier [10]) Preis,
Von tapfrer Väter Thaten zu Feld, auf Meer und Eis;
Da flammten kühn die Blicke, griff jede Hand zur Wehr,
Und fleißig ging im Kreiſe das tiefe Horn umher.

Gar ſcharf ward da getrunken im edeln Königshaus:
Und tücht'gen Julrauſch nahm ſich ein jeder mit vom Schmaus,
Ging fort dann auszuſchlafen, von Kummer frey und Sorg',
Doch König Ring, der Alte ſchlief mit Schön-Ingeborg.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

[4]) Baldur, Odins Sohn, der Liebling aller Götter, mit deſſen Tod die Unſchuldswelt verſchwand. Nanna, ſeine Gattin, verbrannte ſich mit auf ſeinem Scheiterhaufen.

[5]) Eine durch den ganzen alten Norden verbreitete Sitte, welche ſich auch in der Ritterzeit wiederfindet und wovon die Geſchichte uns mehrere merkwürdige Beyſpiele aufbewahrt.

[6]) Freo oder Freyer ward als derjenige Gott verehret, welcher den Gaben der Erde vorſtand, und ihm opferte man, um eine reichliche Ernte für das Jahr zu erlangen.

[7]) Die Schickſals-Göttin überhaupt. — Es gab deren, wie bekannt, drey: Urd, Wardandi und Skuld genannt, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft regierten.

[8]) Wir beziehen uns auf die frühere Erklärung und fügen nur hinzu, daß dieſe beyden Namen ungefähr die Bedeutung im Norden haben, die Romeo und Julie, Abälard und Heloiſe im Süden und Weſten ſich erworben.

[9]) Wallhall, der Sitz der Götter, wo ihre verſchiedenen Burgen mit reinem Golde gedeckt und unvergänglich mitten in der Weltzerſtörung ſtehn.

[10]) Einherier, Helden, welche in Vollbringung großer Thaten gefallen, und von Odin ſelbſt empfangen, mit [illegible] Spielen, dem Abbild ihres Erdenlebens, in Wallhall ergözt werden.

Nachträgliche Notiz über Aërolithen.

(Vergl. Nr. 40 ff. d. Bl.)

Bey der lebhaften Theilnahme, welche die Theorie der Aërolithen und Feuer-Meteore überhaupt, gegenwärtig im Publikum rege macht; bey dem Streite, der ſich in Folge der neueſten Behauptung, „es ſey in den wäſſerigen Niederſchlägen dieſes Jahres meteoriſches Eiſen entdeckt worden," zwiſchen den Telluriſten und Cosmiſten bald mit neuer Heftigkeit erheben dürfte: wird es den Leſern meines Aufſatzes über dieſen Gegenſtand, in Nr. 40 ff. unſerer Blätter nicht unlieb ſeyn, hier noch einige darauf bezügliche Bemerkungen zu finden, die mir der Urheber der l. c. dargeſtellten cosmiſchen Anſicht, unſer Chladni, ein Freund meines Vaters und meiner Jugend, darüber mittheilt, und die ich hier ausführlicher entwickele. Die ganze Idee von Meteorſteinen iſt durch Chladni unter die Phyſiker gekommen, und zwar zuerſt durch ſeine frühere Schrift: Ueber den Urſprung der von Pallas gefundenen, und anderer ihr ähnlichen Eiſenmaſſen. Leipzig, 1794. gr. 4. Dieſer hatte im Jahre 1772 in Sibirien, am Jeniſei, eine auf 1600 Pf. geſchätzte Maſſe von Gediegen-Eiſen aufgefunden, worin ſich [illegible] eingeſprengt findet; und außerdem waren, um nur bey den merkwürdigſten übrigen Fällen dieſer Art, von welchen bereits ein anderer im erſten Aufſatze mitgetheilt worden, ſtehen zu bleiben, in der ſüdamerikaniſchen Provinz Chaca Gualamba, und in Mexiko, in der Provinz Durango, ähnliche Maſſen entdeckt worden, von denen beſonders die erſte, nachher durch Rubin de Celis unterſuchte, wegen ihres ungeheuern, an 30,000 Pf. geſchätzten Gewichtes, die größte Aufmerkſamkeit verdient. Aus der chemiſchen Natur dieſer Maſſen nun leitete Chladni ihren cosmiſchen Urſprung her, ohne jedoch mit ſeiner ganzen Behauptung über Meteorſteine, in Deutſchland, außer bey Olbers u. w. a. ſonderlichen Eingang zu finden; man wollte nicht einmal die Thatſachen zugeben. Auch in Frankreich fand ſeine Meinung keine günſtigere Aufnahme; in England dagegen gab Edward King, theils mit Benutzung des Chladniſchen Werkes, theils auf Veranlaſſung des (ſchon in meinem erſten Aufſatze erwähnten) Meteorſteinfalles in Yorkſhire, und des Steinregens bey Siena, wo die Aerolithen, in deren einem ſich ein durchſichtiges Kügelchen auszeichnet, unter ſchrecklichen Blitzen, in großer Menge aus der Atmoſphäre auf die Erde ſtürzten, heraus: Remarks concerning stones, said to have fallen from the Clouds in these days and in the ancient times (Bemerkungen über die Steine, welche ſowol in unſern Tagen als auch in der Vorzeit aus den Wolken gefallen ſeyn ſollen) London, 1795; in welcher Arbeit aber die Sache eben ſo weitſchweifig als ungeſchickt behandelt wird. Unterdeſſen ereignete ſich im Jahr 1798, ein neuer Meteorſteinfall bey Benares in Indoſtan, durch welchen Howard und Graf Bournon zu chemiſchen, mineralogiſchen und allgemeinen Unterſuchungen über dieſes bewundernswürdige Phänomen veranlaßt wurden, deren Reſultat ſie in einem Aufſatze in den Phil. Transact. for 1802 (nicht 1792, wie es bey mir, nach Fiſcher, heißt) niederlegten, und, auf dieſe Veranlaſſung, Chladni's Buch, als eine vielmehr vor ihnen benutzte, vortreffliche Vorarbeit, mit verdientem Lobe erwähnen. — So ſteht die Sache; und ich halte für meine Pflicht, dem Deutſchen das ganze Verdienſt der Priorität zu vindiciren, herzlich wünſchend, daß die oben angeführte angebliche Entdeckung von Meteor-Eiſen in den wäſſerigen Niederſchlägen dieſes Jahres, der cosmiſchen Hypotheſe überhaupt keinen Eintrag thun möge!

Dr. Nürnberger.

Eiſtelvod, ein walliſiſches Geſanges-Feſt.

Unſern Leſern wird es aus öffentlichen Blättern bekannt ſeyn, daß unter dieſem alten brittiſchen Namen ſeit einer Reihe Jahren ein Feſt in London geſtiftet iſt, welches das Andenken der alten walliſiſchen Barden und ihrer Dichtkunſt ſowol feyern, als auch erhalten ſoll. Es ſteht unter königlichem Schutz, die Großen des Landes ſind Mitglieder der Verſammlung; man vereinigt ſich einmal des Jahrs, die walliſiſchen Sänger, welche entweder ſich wirklich noch von alten Zeiten her fortgepflanzt haben, oder ſo wie unſre Minneſänger ſich wieder einzulernen bemühen, ſingen zu der noch hie und da gebräuchlichen Harfe walliſiſche Lieder, welche von dem allerkleinſten Theil der Geſellſchaft verſtanden werden, dieſe hingegen läßt ſich auch engliſche, bey dieſer Veranlaſſung gedichtete Lieder vortragen, und am Ende erhält der beſte walliſiſche Barde zum Preis des Geſanges eine kleine ſilberne Harfe. Dieſes wiederholen wir nur beyläufig, um eines Geſangs zu erwähnen, der dieſes Jahr (den 22. Mai) die vorzügliche Zierde der Zuſammenkunft war. Der Geſang heißt Pennillion. Zwey Harfner ſpielten eine gewiſſe Weiſe; in deren Fortgang ſtanden mehrere Pennillon-Sänger nach einander auf, fielen in den zweyten oder dritten Takt der Muſik ein, und ſangen walliſiſche Lieder. (Alſo eine Art Canon). Es wird angenommen, daß der Sänger dem Harfner folge; wenn es dieſem gefällt ſeine Weiſe zu ändern, oder Variationen darüber zu machen — der Sänger muß dann innehalten und ſeinen Geſang mit der Muſik enden. Man hält die für Meiſter, welche die Stanzen, ſo ſie in verſchiednen Versarten ſingen, ein und derſelben Melodie anpaſſen können, und die vier und zwanzig, von den Barden-Geſetzen und der Dichtkunſt anerkannten Versarten, in ihrer Gewalt haben. (Das erinnert doch ſehr lebhaft an Heinrich von der Vogelweide und den Herrn von Lichtenſtein.) Ob die Sänger des Eiſtelvod dieſe Regeln alle befolgen, konnte unſer Berichterſtatter nicht beurtheilen, aber unläugbar ſchien es ihm, daß dieſer Pennillion ein höchſt belebender, ergötzlicher Geſang ſey.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Beſchluß.)

Auf dem Volkstheater iſt eine neue Medea erſchienen. Man vermuthet ſogleich eine Traveſtie oder Parodie darin zu finden. Es hat von beyden etwas, im Grunde iſt es aber eine ſehr mißlungene Poſſe, in drey Abtheilungen, wovon der erſte die Ueberſchrift führt: Der Schmarotzer. (der erſte Theil des goldnen Vließes heißt der Gaſtfreund); dann folgt Jaſon, zuletzt Medea. Phryxus wird hier Pfrorel genannt. Dieſe Abtheilungen haben die Wirkung eines Schlaftrunkes in verſtärkten Doſen, wie man es denn häufig findet, daß der Anfang beſſer, als das Ende iſt. Sonſt zeigt ſich der Verfaſſer, C. Meisl, noch am glücklichſten unter den Komödienſchreibern dieſer Bühne. Es gelingt ihm doch ungefähr ein Mal um's andere etwas, das ſich längere Zeit auf dem Repertoire erhält, ohne dem Publikum gerade aufgedrungen zu werden. Auch verkauft er nicht unaufhörlich triviale Schnurren (Fiakerſpäßchen) für „ſprudelnden Witz." und [illegible] für „humoriſtiſchen Geiſt." Wenn er in einer theatraliſchen Klatſchzeitung aus Unverſtand und böſem Willen oft unbillig verurtheilt worden, ſo iſt davon keine Notiz zu nehmen, da die ſchmutzige Partheylichkeit, die in ſolchen Blättern herrſcht, jene kläglichen Skribenten, die größtentheils ihren Tummelplatz darin haben, nebſt den unwürdigen Mitteln, die zum Vertrieb des Debits aufgeboten werden, aller Orte nur gerechte Indignation erregen. Sonach kann man es verzeihen, wenn Leute, die ohnehin irrige Begriffe von der fremden Literatur haben, durch dergleichen Erzeugniſſe, mit denen ſie ſich übrigens zum Glück nicht viel befaſſen, in ihrem Vorurtheil beſtärkt werden.

Die Oper von F. Paris, der Zauberſpruch betitelt, iſt nach einer Zwiſchenzeit noch einmal zum Vorſchein gekommen, doch vor einem ziemlich leeren Hauſe, und der Zauber hat nun ſeine Wirkung ganz verloren. Geklatſcht wurde von den Wenigen für Viele, das rettet aber kein Werk; die Kenner ſelbſt mußten abermals geſtehen, daß der harmoniſche Theil dieſer Kompoſition ſeinen Werth habe, der melodiſche und dramatiſche dagegen mißlungen ſey. Zum Glück hat der Tonſetzer bereits vor der erſten Aufführung einen Klavier-Auszug beſorgt. — Anton Boucher gab noch ein allerliebſtes Konzert, und kündigte an, er werde das unlängſt erfundene, ihm von dem Inſtitut der Muſik zu Paris geſchenkte Inſtrument hören laſſen, das er vor dem königlich franzöſiſchen Hofe produzirt habe. Der Form und Geſtaltung nach (die Zahl der Saiten abgerechnet) hat dieſe Violine Aehnlichkeit mit einer Guitarre; der Ton ſteht aber dem ſeiner vorher gehörten Stradivarius-Geige nach. Mad. Boucher beſitzt eine überraſchende Gewandtheit im Gebrauch beyder Hände bey ſo kontraſtirenden Bewegungen, wie das Zuſammenſpielen der Harfe und des Fortepiano erfordert.

Louis Drouet, erſter Flötenſpieler des Königs von Frankreich, ließ ſich in einer Akademie hören, und entzückte die Verſammlung. Er leiſtet das Beſte, was auf dieſem Inſtrument gehört worden, und möchte ſchwerlich von irgend einem Meiſter beſiegt werden. Talent und Kunſt haben ihn begabt in gleichem Grade. Ton und Umfang, Anſatz und Zunge, (bekanntlich nehmen die Virtuoſen in Beziehung auf Geſchwindigkeit einfache, doppelte und Trippelzunge an,) Zartheit, Kraft und Ausdruck, ſind Vorzüge, die ihm Niemand ſtreitig machen darf, und indem zur größten Fertigkeit Anſtand und Ruhe ſich geſellen, iſt man geneigt, den Maßſtab der erſtern immerwährend zu vergrößern.

Der Fürſt Alexander von Hohenlohe hat unlängſt in der Kapelle des fürſtlich Schwarzenbergiſchen Sommerpalaſtes Meſſe geleſen, wobey eine zahlreiche Verſammlung, vorzüglich aus den Familien des höhern Adels, zugegen war. — Hinter dieſem herrlich gelegenen Prachtſitz breitet ſich einer der ſchönſten Gärten in und um Wien mit ſeinem Park in drey Abtheilungen aus, der dem Publikum zu allen Zeiten des Tages offen ſteht, daß Jeder frey und ungeſtört, von keinem Späher verfolgt, von keinem Wächter belauſcht, dem Frieden der Natur und dem Glück der Einſamkeit ſich überlaſſen darf.

Winterthur, Juni.

Zum dritten Male ſeit der glücklich vollbrachten Verbeſſerung der Knaben- und Töchterſchule in dieſer gewerbsfleißigen Stadt wurde im abgefloſſenen Monat das jährlich zu feyernde Schulfeſt begangen, deſſen Zweck und Beſtimmung iſt, die Theilnahme an Erziehung und Bildung der Jugend unter den Einwohnern fortgehend zu erfriſchen, zu wecken und zu beleben. Die Handlung ward in der Kirche von dem Präſidenten des Stadtraths, (welcher ſelbſt ein ehrwürdiger Veteran der Erziehungs-Schriftſteller iſt, als Verfaſſer der unvergeſſenen Schrift: „Mädchenwerth und Mädchenglück.“) dem Hrn. J. Rud. Sulzer, mit einer Anrede an die Bürgerſchaft voll Kraft und zweckmäßiger Erinnerung, eröffnet. Nach ihm trat der Rektor, Hr. J. C. Troll, auf, um Rechenſchaft zu geben vom Zuſtande der Schulen und der Schüler, von dem dreyfachen Zwecke ausgehend, welchen der Schulunterricht durch ſittliche und religiöſe, fernach durch geiſtige und wiſſenſchaftliche, endlich durch bürgerliche Erziehung und Bildung der Kinder erreichen ſoll. Die drey Zwecke greifen übrigens in einander, und die Mittel ihrer Erreichung ſind untrennbar. Auf die ſittlich-religiöſe, als die Grundlage aller ächten Menſchenbildung, ſind die Einrichtungen der Schule überall berechnet. Daß für die geiſtige und wiſſenſchaftliche Bildung alle Söhne und Töchter der Bürger zu dem gleichen Unterricht verbunden ſind, „dieß iſt gerade (ſagt Hr. Troll) das Rühmlichſte und Wohlthätigſte an unſern Schulen, ja ein ächt republikaniſcher Zwang. Die Schulen, ſelbſt die höhern Unterrichts-Anſtalten, ſind nicht für die Vornehmen und Reichen allein; denn dieſe können ſich auch ohne ſolche durch eigene Mittel die nöthige Geiſtesbildung verſchaffen. Die Schulen müſſen, wie die unſrigen, für Alle berechnet ſeyn, beſonders für den achtbarſten Theil der Bürgerſchaft, für die große Mittelklaſſe, in welcher eben ſo viel Wahrheitsſinn, eben ſo viel Luſt und Eifer für das Gute, eben ſo viel Bildungsfähigkeit, eben ſo viel Kraft, eben ſo viel Rath, eben ſo viel Hülfe zu ſuchen und zu finden iſt, als bey jenen. Darum muß durch die Schulen vorzüglich auf die Bildung und Veredlung der Mittelklaſſe eingewirkt werden. Eine Stadt heißt noch nicht beleuchtet, wenn nur an ihren beyden Enden ſparſam ein Licht brennt; die Lichtmaſſe muß ſich gleichmäßig durch alle Gaſſen verbreiten, dann erſt wird's helle. Und daß es hell und licht werde bey uns im geiſtigen Sinne, daß uns geiſtig auf- und nach- und durchgeholfen werde, darauf weiſet ein ſichtbares Deuten und ein mächtiges Rufen unſerer Zeit.“ Der Redner kommt wieder eben hierauf zurück, wo er die Bildungs-Anſtalt eine Pflanzſchule fähiger und tauglicher Bürger zunächſt deßhalb nennt, weil ſie ein Haus der Arbeit iſt. „Ernſt und bedeutungsvoll ſind die Zeiten (ſo drückt er ſich nun weiter aus), in denen wir leben. Große und wichtige Veränderungen, die tief in unſer bürgerliches Leben eingreifen, haben wir bereits erlebt. Noch größere ſtehen uns bevor. Es erhebt ſich ein Kampf, der nicht durch rohe Kraft, nicht mit geballter Fauſt entſchieden werden kann, ſondern wo nur die Uebermacht des Geiſtes und des Verſtandes, das Uebergewicht der Kenntniſſe und Fähigkeiten ſiegt. Es iſt nöthig, es iſt unerläßlich nöthig, daß wir uns zu rechter Zeit und ſchnell für dieſen Kampf rüſten, wenn wir nicht völlig erliegen und zurückbleiben wollen. Die Vorrechte des Orts, die einmals unſer bürgerliches Fortkommen ſichern mochten und konnten, hat die Zeit abgethan; die Schutzbriefe des Standes und Berufes hat ſie zerriſſen oder ſonſt ungültig gemacht. Die Zeiten ſind verſchwunden, wo man mit ungeſchickten Händen für geſchickt gelten und ſeinen Unterhalt finden, wo man in blinder Unwiſſenheit ſein Glück machen kann. Ein Zuſammentreffen Vieler aus der Nähe und Ferne, ein Ringen und Rennen und Streben Aller um das Nämliche und Wenige und immer Wenigere iſt eingetreten — und wird dauern. Wer auf dieſem Kampfplatz zu ſchwach erſcheint, der erliegt; wer auf dieſer Rennbahn ſich zu langſam, zu unbehülflich und ungeſchickt bewegt, der bleibt zurück; dem wird durch ſeine eigene Schwerkraft, die ihn zu Boden zieht, ſein künftiger Standort und Ruhepunkt angewieſen; dem bleibt nichts übrig, als, weil er ſich ſelbſt zum Wurme gemacht, ſich auch wie ein Wurm mit Füßen treten zu laſſen; dem bleibt nichts übrig, als etwa ein Klagelied anzuſtimmen, wie wir deren jetzt ſchon viele hören — über ſelbſtverſchuldete Zurückſetzung; über Mangel an Arbeit, die doch dem Arbeitsfähigen nie und nirgends entſteht, über Entziehung des Brodes durch Andere und durch verhaßte Fremde, und über unerträgliche Zeiten, in denen er ſelbſt der Unerträglichſte iſt.“ Die treffliche Rede iſt gedruckt erſchienen: Von dem Zweck unſerer Schulen. Winterthur. 22 S. 8.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Nro. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Juli 1822.

O der Wonne, vor Gott gelebt zu haben!
Gute Thaten um ſich zu ſehen in vollen Schaaren —
— Sie folgen dir nach in das ernſte Gericht.
Klopſtock.

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1822.

(Fortſetzung.)

VI.

Aus Almeidos Briefen.

Barcelona, den 27. September.

.... Fünf auserleſene Männer aus den Akademien und Spitälern von Paris, Aerzte von bewährtem Beobachtungsgeiſte, geſchätzt und hochgeachtet in ihrem Vaterlande und von den glänzendſten Hoffnungen umgeben, entreißen ſich den Armen der Ihrigen, um ſich mitten in eine Peſtſeuche hinein zu werfen; verlaſſen Frankreichs reinen Himmel und ſeine geſunde Luft, um die giftige Atmoſphäre von Barcelona einzuathmen; laſſen die Schätze, welche ihr Genie zuſammengehäuft hat, im Stiche, um das Studium eines ihnen ſchon bekannten Uebels von neuem zu beginnen; iſoliren ſich von der menſchlichen Geſellſchaft, um die Thore einer zur Hälfte entvölkerten Stadt hinter ſich zuzuſchließen, und gegen das Ungeheuer zu kämpfen, um es entweder zu Boden zu ſchlagen oder zu ſterben. Wo iſt eine Kunſt, die zu erhabenern, des Himmels würdigern Geſinnungen begeiſtern kann?

Noch befinden ſich zwar unſere Stützen und Retter nicht in unſern Mauern, aber ihre Namen ſind bereits unter tauſend Segnungen durch ganz Europa erſchallet. Mit ihnen unternehmen zwey barmherzige Schweſtern, welche einer in Frankreich und ſelbſt zu Paris, wo ſie geſtiftet iſt, noch wenig bekannten Anſtalt angehören ſollen, die heilige Reiſe. Dieſe Congregation voll Demuth beſteht aus nicht mehr als ſechs Frauen. Sie hat ihren Namen von der heiligen Camilla. Die beyden jüngſten Mitglieder derſelben ſind es, die ſich dem Dienſte der Unglücklichen in Katalonien geweiht haben. Dieſe verdienſtvollen Frauen, mehr darauf bedacht, Gutes zu thun, als Gönner zu ſuchen, und die Augen der Regierung auf ſich zu ziehen, haben von dieſer bis jetzt noch keine Unterſtützung, ja nicht einmal ein Quartier erhalten. Sie leben in einer evangeliſchen Armuth und ſehen das Weſentliche der Religion weniger in äußere Formen, als in der Ausübung der Chriſtentugenden. Als den wichtigſten Akt ihres Gottesdienſtes betrachten ſie die Nutzbarkeit ihrer Gegenwart in den Wohnſitzen des Leidens. Der Welt ſind ſie nur wenig bekannt; der Allmächtige allein weiß um das Geheimniß des Guten, das von ihnen ausgeht. Dieſe Schweſtern von Santa-Camilla ſollen dieſelben ſeyn, welche vor einigen Jahren knieend auf den Schlachtfeldern vor Paris, Menſchen aus allen Nationen, welche die Sache der Könige auf einen und denſelben Schauplatz des Schmerzes und Mordens zuſammen geführt hatte, unter tauſend Gefahren mit Dienſtleiſtungen und thätlichem Troſte überhäuft haben. Glänzende, von fremden Monarchen, in deren Dienſt ſie übertreten ſollten, ihnen gemachte Vorſchläge wurden von ihnen von der Hand gewieſen, zu einer Zeit, wo ſie, um die franzöſiſchen Verwundeten zu verbinden, nichts weiter hatten, als ihre eigenen Kleider, und um den Hunger Nothleidender zu ſtillen, nichts als das Brod, welches ihnen ſelbſt zur Nahrung dienen ſollte.

Zu Perpignan ſuchte man die beyden nach Barcelona hineilenden Schweſtern Sankt-Joſeph und Sankt-Vincenz in ihrem Eifer zu hemmen, und ſchildert ihnen die Gefahren, die ihrer in jener Stadt warteten, aus deren Ringmauern niemand mehr herausgelaſſen werde. Mögen immerhin, antworteten die Schweſtern, ſtrenge aber unumgängliche nothwendige Maßregeln die Todesſtrafe über jeden Einwohner verhängen, der zu entfliehen ſucht! Sie berühren diejenigen nicht, welche die Barmherzigkeit hinführt. Und hiermit ſetzen ſie ihre gefährliche Reiſe weiter fort.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten über die vorgeblichen Pontes longi des Domitians, welche man in dem Drenthner Moraſt im Königreich der Niederlande entdeckt zu haben vermeinte. *)

Der nördliche Theil des Königreichs der Niederlande, iſt vom ehemaligen Weſtphalen, dem jetzigen Königreich Hannover durch große, in der ſchlechten Jahrszeit ungangbare Moräſte getrennt. Sie verſorgen die Umgegend mit Torf, hie und da ſind auch kleine Strecken den Sommer über angebaut. In einiger Entfernung von einander hat man kleine Forts errichtet, die Grenze zu decken. Dem Vorgeben nach ſollten die Römer auf dieſem Weg nach Nieder-Deutſchland vorgedrungen ſeyn, und man glaubte nicht fern von dieſem Moraſt den Ort, wo Varus geſchlagen ward, entdeckt zu haben. Auch der Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, führte ſeinen Heerhaufen über dieſen Moor, wie er im ſiebzehnten Jahrhundert, die innern Unruhen der Republik der Vereinigten Niederlande, oder den Krieg, den ſie mit England und Frankreich zu führen hatte, benutzen wollte. Seine zwey Einfälle hatten in den Jahren 1665 und 1672 ſtatt, und man kennt bis zum heutigen Tag einen Damm, der zum Andenken dieſes kriegeriſchen Fürſten, Biſchops Dam, von ſeinem General, der ſeine Truppen befehligte, aber Gorgas genannt wird.

Die Bauern, welche die trocknern Stellen dieſes Moores anbauen, ſo wie die Torfgräber hatten von Zeit zu Zeit Balken, Breter, Baumſtämme aus dem Boden oder Torf hervorgezogen, die lange Zeit dort verborgen geweſen zu ſeyn ſchienen; allein erſt ſeit Kurzem bemerkten die Ingenieurs, welche bey der Grenzziehung beſchäftigt waren, daß jene Trümmer in einer beſtimmten Richtung verſenkt zu ſeyn ſchienen; man grub nach und fand ein unterirdiſches Zimmerwerk, einem Pfad gleichend, das in der Breite von vier Meters fünfzehn tauſend Meters weit fortging und auf eine etwas ſandige Höhe in der Mitte des Moraſtes gerichtet zu ſeyn ſchien. Dieſer Pfad beſtand aus Balken, Bohlen, Bretern und Baumſtämmen dicht neben einander geſezt und durch lange Stangen mit hölzernen Zapfen der Länge nach verbunden. Die Arbeit war nachläſſig gemacht, nur mit der Axt ohne Spuren der Säge und des Hobels. Die Baumſtämme ſind zuweilen in der Mitte geſpalten, auch hatte man oft die Zweige nur abgehauen, und ohne Unterſchied mit den Balken und Bretern benuzt. Das Ganze beſtand faſt ohne Ausnahme aus Tannenholz, nur die Zapfen waren von Eichenholze verfertigt; aber Eiſen fand ſich nirgend, auch keine Spur von Roſt, der doch, wenn je welches daran gebraucht worden wäre, hätte zurück bleiben müſſen. Die Erdſchichte, welche dieſes Zimmerwerk deckte, war von ſehr verſchiedner Dicke, von einem bis vier Meter.

Eine ſolche Entdeckung führte auf verſchiedene Vermuthungen. Zuförderſt ſchrieb man den Römern einen Pfad zu, der auf drey Meilen über einen Moraſt führte, und ihren Verkehr mit Niederdeutſchland erleichtert haben mußte. Die Tiefe, in welcher dieſes Denkmal gefunden, der Mangel aller mündlichen Nachweiſung über daſſelbe, deutete auf ein hohes Alterthum, und aller Zweifel ſchien gelöst, wenn man Tacitus Worte über die von Domitius angelegte und von Caecina wieder hergeſtellte pontes longi auf daſſelbe anwenden wollte. Tacitus ſagt in ſeinen Annalen Bd. I. C. 63: Angustus is trames, vastas inter paludes, et quondam a L. Domitio aggeratus: Caetera limosa, tenacia gravi coeno aut rivis incerta erant.

So einleuchtend dieſe Vermuthung ſchien, und ſo ſehr ſie die Gelehrten begünſtigten, glaubte die zweyte Klaſſe des Institut des Pays bas ſich mit neuen Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand beſchäftigen zu müſſen; um ſo mehr da ein Mitglied dieſer Klaſſe in den Memoires du Comte de Guiche, welcher perſönlich den weſtphäliſchen Krieg im ſiebzehnten Jahrhundert mitgemacht hatte, die Nachricht fand, daß der münſterſche General Gorgas in einem dieſer Kriege in größter Eile eine Brücke über dieſe Moräſte geſchlagen hätte. Dieſe Nachricht, welche ſich auf das Lokal der entdeckten Zimmerarbeit ſo gut anwenden ließ, fand Beyfall; das Inſtitut ernannte eine Kommiſſion, um Alles, was dieſen merkwürdigen Bau betraf, zu unterſuchen und wo möglich eine Anſicht deſſelben feſtzuſetzen. Wir wollen nun unſern Leſern den von ihr eingegangnen Bericht im Auszuge mittheilen. Ihm zufolge verdankt der ſonderbare Pfad weder den Römern, noch den münſterſchen Heerführern ihren Urſprung. er ſtellt eine dritte Anſicht auf, welche ſpätere Erfahrungen noch beſtätigt haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Aus der Revue encyclopédique.

Walter Scott's Halidon Hill.

Unter dieſem Titel läßt der beliebte ſchottiſche Schriftſteller in kurzer Zeit eine dramatiſche Skizze, wie er es nennt, erſcheinen; die Litterary Gazette nimmt Anlaß, uns über das Material zu dieſem Drama zu unterrichten, indem ſie ein Bruchſtück aus Pinkerton's Geſchichte von Schottland, das ſich auf jene unglückliche Schlacht bezieht, aushebt, kürzlich folgenden Inhalts:

Der Zeitpunkt der Geſchichte fällt ins fünfzehnte Jahrhundert. Douglas, tief betrübt über den Verluſt ſeiner braven Freunde und Landsleute, und entflammt von Wuth gegen March, ſeinen perſönlichen Feind, wandte ſich ſchleunig an Albany, um durch neue Truppen ſeine Macht zu vermehren, und den Einfall in England vorzubereiten. Der Gouverneur willigte ein und beorderte eine beträchtliche Macht unter Murdac, ſeinem älteſten Sohne; die Grafen von Angus und Moray vereinigten ſich gleichfalls mit Douglas, der England mit einer Armee von 10,000 Mann betrat und den Mauern von Newcaſtle Schrecken und Verheerung brachte. Heinrich IV. war eben in dem Walliſer Kriege gegen Owen Glandower verwickelt; aber der Graf von Northumberland und ſein Sohn, der Hotſpur (Tollkopf) Percy, mit dem Grafen von March ſammelten einen großen Anhang und warteten der Rückkehr der Schotten, mit Beute beladen bey Milfield, in dem nördlichen Theil von Northumberland. Douglas hatte auf ſeinem Rückzug Wooler erreicht und, den Feind gewahrend, eine feſte Stellung zwiſchen den zwey Heeren genommen, Homildon Hill genannt. Die Engländer ſchritten zum Sturme vor und Henry Percy wollte ſie eben den Hügel hinauf führen, als Graf March ſeinen Zügel faßte und ihm rieth, nicht weiter vorwärts zu gehen, ſondern dem Feind einen tödtlichen Regen engliſcher Pfeile zu ſenden. Dieſer Rath ward mit dem gewöhnlichen Glücke befolgt, denn zu allen Zeiten war der Bogen das Siegeswerkzeug der Engländer, und obgleich die Schotten, und vielleicht auch die Franzoſen im Gebrauch der Speere überlegen waren, ſo war dieſe Waffe nutzlos, wenn der fernzielende Bogen den Kampf entſchieden hatte. Robert der Große fühlte das und ließ in der Schlacht von Banocburn eine Abtheilung der Reiterey in die engliſchen Bogenſchützen beym Beginn des Kampfes einhauen, um ſie gänzlich zu zerſtreuen und der Gefahr vorzubeugen. Aber Douglas gebrauchte dieſe Vorſichtsmaßregel nicht und deſſen Folge war, daß ſeine Leute an dem Hügel dem Feinde bloßgeſtellt wurden und keiner der engliſchen Pfeile ſeinen Mann verfehlte. Die Schotten fielen ohne Kampf und ungerächt, bis ein muthiger Ritter, Swinton, laut ausrief: „O meine braven Landsleute, welch ein Zauber hält euch heute gefangen, daß ihr ſteht wie das Thier, um euch erlegen zu laſſen, ſtatt euern alten Muth zu zeigen und euch mit dem Feind handgemein zu machen? Laßt die, welche wollen, mit mir hinab gehen, um zu ſiegen, um als Männer zu leben oder zu fallen.“ Als das gehört wurde von Adam Gordon, zwiſchen dem und Swinton ein alter tödtlicher Haß beſtanden, der manchem Anhänger den Untergang gebracht hatte, fiel er ſogleich vor Swinton auf die Knie und bat ihn um Vergebung und verlangte zum Ritter geſchlagen zu werden von ihm, den er als den weiſeſten und kühnſten dieſes Standes in Britannien anſehe. Als die Ceremonie vorbey war, ſtiegen Swinton und Gordon den Hügel nieder, nur von hundert Mann begleitet, und eine verzweifelte Tapferkeit bereitete dem ganzen Haufen den Tod. Hätte derſelbe Geiſt die ſchottiſche Armee beſeelt, ſo wäre wahrſcheinlich dieſer Tag anders ausgegangen. Douglas, dem gewiß die bedeutendſten Eigenſchaften eines Anführers fehlten, verſuchte endlich, als er ſah, daß ſeine Truppen ſich zerſtreuten, vom Hügel herabzugehen; die engliſchen Bogenſchützen zogen ſich aber ein wenig zurück und ſandten eine ſolche Maſſe von Pfeilen auf ihn, daß keine Rüſtung widerſtand: der ſchottiſche Führer ſelbſt, deſſen Panzer ſehr feſt war, fiel unter fünf, obgleich nicht tödtlichen Wunden. Die engliſchen Waffenmänner, Ritter oder Herren, rührten ſich nicht, ſondern blieben Zuſchauer der Niederlage, die nun vollkommen war. Viele Schotten waren geblieben, gegen fünf hundert ertranken in dem Fluſſe Tweed auf der Flucht. Unter den bedeutenden Gefangenen war Douglas, deſſen Hauptwunde ihn des einen Auges beraubte; Murdac, Albany's Sohn, die Grafen von Moray und Angus und ungefähr vier und zwanzig Edelleute von hohem Stand. — Wir bemerken noch, daß Gordon zuerſt fiel und daß Swinton getödtet wurde, während er über der Leiche ſeines ehemaligen Feindes ſtand und ſie vertheidigte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

Ich habe in meinen Berichten noch von dem Bedeutendſten zu ſprechen, was uns die Muſik in dem nun abgelaufenen Muſikjahre dargeboten hat. Im Ganzen ſcheint ſich leider auch bey uns der Sinn des Publikums von den einfachen Leiſtungen jeder Kunſt mehr und mehr abzuwenden, und ſich der Pracht des Zuſammengeſetzten hinzugeben. Man zieht den einfachen Wirkungen der Muſik Vergnügungen, bey welchen Augen und Ohren zugleich, und wenn es möglich, noch mehrere Sinne, genießen, mit Ungerechtigkeit vor, und betrachtet die Künſte meiſt nur als Gegenſtände der Mode und des Zeitvertreibes. Den Einfluß dieſer ſich immer mehr verbreitenden Denkart hat vornehmlich das hieſige Abonnements-Konzert, die größte Anſtalt für reine Muſik, die wir hier beſitzen, ſeit einigen Jahren empfunden. Es iſt entſchieden, daß ein Inſtitut, das mehrere weit größere Städte, als Leipzig, entbehren, und das bey ſeinen mannigfaltigen Mängeln dennoch mit allen Inſtituten, die unter ähnlichen äußern Bedingungen beſtehen, wetteifern kann, Leipzig zur größten Zierde gereicht. Darum ließe ſich, wenn auch nicht ein größerer Antheil, doch eine größere Unterſtützung vom denen erwarten, die durch ihre Verhältniſſe aufgefordert ſind, zum fernern Beſtehen dieſer rühmlichen Anſtalt beyzutragen. Das Direktorium hat in dem verfloſſenen Winter Alles gethan, was bey den ihm zuſtehenden Mitteln zur Erhaltung und Verbeſſerung des Ganzen verſucht und gethan werden konnte. Den einzigen fühlbaren, und dieſer Anſtalt ſeit zwey Jahren vorgeworfenen Mangel, — einer großen Konzertſängerin, zu heben, bedürfte es ganz anderer Aufopferungen, als ſie zu bringen das Publikum gegenwärtig geneigt ſeyn möchte, geſetzt, es wäre eine große Konzertſängerin von ſchöner und zugleich viel umfaſſender Stimme, gebildetem, ausdrucksvollen Vortrag und zugleich von bewundernswürdiger Bravour, ja ich möchte auch hinzuſetzen, von anziehender äußerer Bildung — ſo leicht aufzutreiben, als ein großer Theil des Publikums glauben mag, der dieſe Anforderungen macht. Man wird alſo wohl ſolche Anſprüche mäßigen und überdieß bedenken müſſen, daß die Arie, welche die Konzertſängerin zu ſingen hat, nur einen Theil der Konzertleiſtungen ausmacht.

In dem verfloßnen Winter ſind fünfzig neue und zum Theil ſehr bedeutende Muſikſtücke unter der eifrigen Direktion des Muſik-Direktors Schulze zur Aufführung gebracht worden, was von der Thätigkeit dieſes Inſtituts den deutlichſten Beweis ablegt. Sie einzeln zu nennen, würde den uns hier vergönnten Raum völlig überſchreiten, und für den Unmuſikaliſchen, wenn auch Muſikliebenden — eine trockne Lektüre ſeyn. Die Namen der Künſtler, welche wir beſitzen, oder die uns als Gäſte durch ihr Talent ergötzten, ſo wie einige der neuſten oder vorzüglichſten Muſikſtücke, müſſen hinreichen. Der bis gegen Oſtern anweſende Komponiſt Clementi bezeugte denſelben ſeine Zufriedenheit, und führte, außer der ſchon früher erwähnten, noch zwey neue Symphonien von ſeiner Kompoſition in dem Abonnements-Konzerte in eigener Perſon auf. Mad. Wieck machte als Konzertſpielerin bedeutende Fortſchritte. Hr. Klengels kräftiger Ton befriedigte uns beſonders. Der herzoglich-deſſauiſche Kammermuſikus Fuchs trug als Gaſt ein Concertino für das Waldhorn von Karl M. v. Weber (etwas fragmentariſch), und ein Concertino von eigner Kompoſition vor; ſein Ton iſt ſchön, die Fertigkeit bedeutend, doch iſt noch einiges Erzwungene in ſeinem Spiel. Da ich bey dem ſpäter veranſtalteten Extra-Konzert des Horniſten Schunk aus Stuttgart nicht anweſend war, ſo kann ich keine Vergleichung anſtellen. Dem. Reger ſang in den Abonnements-Konzerten, und das Extra-Konzert, welches ſie kurz vor dem Schluſſe ihres Engagements gab, war eines der ſchönſten dieſes Winters. Mad. Weiß, eine unſerer ausgebildetſten Dilettantinnen, trug zu deſſen Vortrefflichkeit bey, allein trotz alles Anziehenden, was es darbot, war dieſes Konzert nur mäßig beſucht. — Außerdem wurde zum Beſten der Armen Niemeyers deutſches Requiem (hier Todtenfeyer genannt) mit Friedrich Schneiders Muſik aufgeführt. Auch dieſes herrliche Werk beweiſt, mit welcher umfaſſenden Kenntniß und Beherrſchung der Tonmittel, und mit welcher Einſicht in die poetiſche Oekonomie ſeines Textes dieſer Komponiſt arbeitet. Es gibt in dieſem Werke Stücke, welche mit dem ſeines Weltgerichts wetteifern, ja ſelbſt einige, welche darüber hinausgehen. Wenn deſſen ungeachtet dieſe Todtenfeyer im Ganzen nicht die Wirkung des eben gedachten Oratoriums hervorgebracht hat, ſo liegt dieß wohl mehr an der größern Einförmigkeit des Gegenſtandes, als an der muſikaliſchen Bearbeitung. — Ein anderes Oratorium, welches ebenfalls zum Erſtenmal von uns gehört wurde, (es wurde zum Beſten des Fonds für alte und kranke Muſiker des hieſigen Orcheſters gegeben,) war Stadlers Befreyung Jeruſalems. Dieſes Werk hat herrliche Chöre, eine oft ſehr gelungene Charakteriſtik, und immer reine Harmonien; aber es wollte im Ganzen doch nicht anſprechen und begeiſtern. Der Grund davon liegt wohl zum Theil darin, daß dieſes Werk doch mehr Erzeugniß des Verſtandes, als einer reichen und urſprünglich wirkenden Phantaſie iſt, daß manche veraltete Figuren ſich hervordrängen, die den Zuhörer kalt laſſen, und letzterer bey der eilend fortgehenden Behandlung der Maſſe von Text, die dieſem Werke zum Grunde liegt, zu wenige Ruhepunkte findet. — In der Hauptkirche führte der würdige Schicht kürzlich wiederum ſein gehaltvolles Oratorium: Das Ende des Gerechten zu allgemeiner Erbauung auf; ferner einen ſchönen Pſalm von Fesca und andere treffliche Stücke. — Das von dem Konzertmeiſter Matthäi auf Abonnement veranſtaltete Quartett iſt nun auch für dieſen Winter geſchloſſen — wir loben an demſelben, daß man ſowol die klaſſiſchen ältern Quartette und Quintette von Haydn, Mozart, Beethoven, als durch die neuern Quartette von Spohr, den beyden Rombergen, Ries, Onslow, Fesca, und überhaupt das Neuſte in dieſer Gattung, wenn es nur irgend von Bedeutung iſt, hören kann. Hr. Matthäi zeigt dadurch, daß er von künſtleriſcher Einſeitigkeit frey iſt, die alles auf höchſtens drey Namen zurückführen möchte, und aus der Wahl wie aus der Aufführung läßt ſich ſeine Einſicht und ſein feiner Geſchmack in dieſer Hinſicht erkennen. Ob bey dieſen Aufführungen der Charakter und Styl jedes Komponiſten immer gebührend hervorgehoben werde, iſt eine Frage, die ich nicht bejahen will; — wahrſcheinlich iſt zum Einſtudiren und Einſpielen nicht genug Zeit übrig.

Von dem Handbuch der muſikaliſchen Literatur (oder wie es auch heißen könnte, von dem muſikaliſchen Meßkatalog) erſcheint bey Hofmeiſter in der gegenwärtigen Oſtermeſſe der fünfte Nachtrag. Bey demſelben erſcheinen auch eben ſechs bisher noch ungedruckte, vierſtimmige Hymnen des Abt Vogler, von Gottfr. Weber herausgegeben, welche Reliquie den Sing-Akademien und Andren ſehr werth ſeyn wird. Busby's Geſchichte der Muſik von C. F. Michaelis überſetzt und durch Anmerkungen erweitert, iſt mit dem zweyten letzten Theile vollendet. Sie wird zur Ergänzung des Forkel'ſchen Werks in manchen Parthien (namentlich Muſik der Engländer) ſehr brauchbar ſeyn.

A. W.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 161.

Der Wald.

Logogriph.

Wenn ich es mit St Liſettchen glänzend zeigte,
So bin ich faſt gewiß, daß ſie's mit H mir reichte:
Denn ſie hegt eitlen Sinn, drum liebt ſie's auch mit L,
Und nahm es immer gern aus meiner Hand mit B.

Mit W umgab es uns, wenn ich am Winterabend
Ihr gegenüber ſaß, am hellen Blick mich labend;
Doch jetzt, wo der Lenz den rauhen Nord verſcheucht,
Da weilt ſie, wo's mit L ihr friſche Blumen reicht.

Doch läßt ſie mir's mit Pf, die Zweifel mir zu enden,
Und braucht ſie's oft mit S ein Briefchen zu vollenden;
Dann ſey ſie überzeugt, daß treu mein Herz ſie liebt
Bis dahin, wo's mit R mein dunkles Grab umgibt. —

H. W.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Nro. 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Juli 1822.

Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daſeyns ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfriſchenden Windesweben
Kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.

Schiller.

Frithiof.

(Fortſetzung.)

Dritte Romanze.

Die Eisfahrt.

Zum Gaſtgebot hin fährt das Königspaar —
Den See deckt Eis noch ſo ſpiegelklar.

„Fahrt nicht“ — warnt der Fremdling — „auf Eiſes Pfad,
„Es bricht, und zu tief iſt das kalte Bad!“

„Ein König“ — ſagt Ring drauf — „ertrinkt ſo leicht nicht. —
„Der geh' längs dem Strand hin, dem Muth gebricht.“ —

Auf blicket der Fremdling mit finſterm Hohn;
Um ſchnallt er den Stahlſchuh ſich haſtig ſchon.

Mit Macht beginnet das Roß den Lauf.
Es ſchnaubet Flammen, es wieh'rt hell auf.

„Greif aus!“ — ruft der König — „mein Traber gut! —
„Laß ſehn, ob du ſtammeſt aus Sleipners 1) Blut.“

Fort geht's, wie der Sturmwind ſauſt über Seen,
Nicht achtet der Greis ſeiner Frauen Flehn. —

Doch ſteht mit dem Stahlſchuh der Kämpe nicht ſtill,
Er läuft ihm vorüber, ſo oft er will.

Er ſchreibt manche Rune aufs Eis im Flug;
Schön Ing'borg befährt ihres Namens Zug. 2)

So eilen ſie vorwärts auf glatter Bahn,
Doch rauſcht unter ihnen die falſche Ran. 3)

Jetzt ſtößt ſie ein Loch in ihr Silberdach —
Ein ſtürzt's unterm Schlitten mit dumpfem Krach.

Schön Ingeborgs Wange, ſie wird ſo bleich,
Doch windſchnell herbey fliegt der Gaſt zugleich.

Feſt bohrt er den Stahlſchuh ins Eis, gefaßt;
Und greift in des Renners Mähne mit Haſt;

Mit einem Ruck dann vom Spalt hervor,
Schwingt Roß er und Schlitten auf's Eis empor.

„Den Zug muß ich loben!“ der König ſpricht:
„Selbſt Frithiof, der Starke, könnt's beſſer nicht!“ —

Und kehrete zur Hofburg alsbald mit Schaam;
Dort weilte der Fremdling, bis Frühling kam.

(Der Beſchluß folgt.)

---

1) Sleipner war Odins Roß, mit wunderbarer Schnelligkeit begabt. S. Edda.

2) Eine Sitte, welche ſich noch unter der kühnen, gewandten Jugend in Schweden erhalten hat, wie dort die geübten Schlittſchuhfahrer dieſe halsbrechende Huldigung ihren Schönen darzubringen pflegen, wo auch Wettrennen mit kleinen Schlitten auf dem Eiſe gebräuchlich ſind.

3) Der ſchwediſche Volksname für die Meerfey oder Waſſernixe.

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1822.

(Fortſetzung.)

V.

Aus Lorenzos Briefen.

Barcelona, den 10. Oktober.

.... Geſtern Abends um fünf Uhr bin ich in Barcelona eingetroffen.... *) Dieſe Stadt durchwandern, heißt die Hölle nach ihrem ganzen Umfange durchgehen, die ſchauervolle Mannigfaltigkeit ihrer Marter betrachten, die zahlreichen Schlachtopfer, und die ſteten Wechſel-Scenen von Verzweiflung, Wuth, und andern Leidenſchaften, welche die Herzen der Verdammten zernagen. Ueber dieſem unendlichen Jammer wölbt ſich ein reiner Himmel, die Luft iſt ruhig und mild. Dieß erfüllt, einem grenzenloſen Elende gegenüber, die Seele mit einem Schrecken eigener Art und verwirrt das Nachdenken deſſen, der Religion im Herzen trägt.

In den ſämmtlichen Stadtvierteln herrſcht eine außerordentliche Unruhe. Aus dem unſichern Gange der jezt vorwärts, dann wieder rückwärts ſchreitenden einzelnen Einwohner ſollte man vermuthen, es ſtehe irgend ein großes Ereigniß bevor. Es ſind wandelnde Schatten, von denen keiner eines beſtimmten Entſchluſſes fähig ſcheint. Die Hauptſtraßen ſind auf unzählige Arten verſperrt. Das Anſehen der Polizey iſt ſo viel als verſchwunden. Umſonſt verheißt und verſchwendet man Gold. Jezt könnte der Geizhals ſeine Geldkiſten offen im Freyen ſtehen laßen. Der Tod hat Grenzlinien gezogen, welche auch die gierigſte Gewinnſucht ſich nur ſelten zu beſchreiten erkühnt. Bey jedem Schritte ſtößt man auf Geräthſchaften aller Art. Hier und da bilden dieſelben Haufen von beträchtlicher Größe, die gewiſſermaßen als ephemere Denkmale der Ereigniſſe jedes Tages zu betrachten ſind.

Die Häuſer ſtehen, mit wenigen Ausnahmen, offen. Sie ſind größtentheils leer an lebendigen Weſen. Hier hat man in Eile auf eines derſelben ein hölzernes Kreuz aufgepflanzt. Die Kranken, welche daſelbſt ihr Leben ausgehaucht, liegen noch darin. Nur Einer ſchleppt ſich noch, mit der Gleichgültigkeit, in welche das Uebermaß des Schmerzes verſenkt, nicht ohne Mühe, ſo zu ſagen über die Leichen hin. Man trifft auf einander und ſieht ſich an, ohne daß man zu ſprechen wagt. Der Inſtinkt tritt an die Stelle der ſchwindenden Vernunft; man meint, der Rede deſſen, der ſelbſt angeſteckt iſt, könne nichts anderes als Anſteckung im Gefolge geben.

Ein ekelhafter Leichengeruch herrſcht überall und hat alles durchdrungen, Belebtes und Lebloſes. Geräthſchaften, Stoffe, ſelbſt die Wände der Häuſer bergen dieſen Geruch und pflanzen ihn fort. Vermöge dieſes Charakters gleicht dieſe Peſt einem plötzlich entſtandenen Elemente, in welchem ſich Weſen, die nicht darin leben können, mit ſchrecklichen Zuckungen kämpfend umher werfen. Auch in der Luft findet jene furchtbare Ausdünſtung ſich überall wieder.

Nicht ſelten beginnt das gelbe Fieber ohne vorhergehende Andeutungen. Hinwieder kündet es ſich öfters durch finſtere Vorboten an. Das Angeſicht der Kranken gewinnt die Bläſſe eines ſchon ſeit mehrern Tagen dem Tode zum Raub gewordenen Cadavers. Die Luft, welche ſeine Bruſt aushaucht, iſt brennend, wie Feuer. Die Glieder hingegen bleiben, zumal an den Extremitäten, anſtatt warm zu ſeyn, kalt. Der Puls, von dem man denken ſollte, er müßte an Lebhaftigkeit zunehmen, ſchlägt im Gegentheil ſchwächer. Das Athemholen iſt das verderbliche Medium, welches jenes feine, dem Leben feindſelige, und den ganzen Haushalt des Körpers, bis auf die zarteſten Fibern vergiftende Prinzip in das Innere aller Organe hineinleitet. Kaum iſt das Fieber offenbar geworden, ſo hat ſein Gift auch ſchon den Körper des von demſelben Angefochtenen überflügelt. Mit reißender Schnelligkeit vermehren ſich die Schmerzen, dazu geſellt ſich ein ſchwarzes Erbrechen. Die Zunge wird trocken und dürr, immer peinlicher der Durſt. Das Furchtbare ſtreitet mit dem Abſcheu Erregenden um den Vorrang. Die Kranken, nachdem ſie erſt Schrecken verbreitet, werden ein Gegenſtand des heftigſten Ekels. Sie hauchen ſtinkende Dünſte aus und in ihrer Bruſt finden ſich Leben und Verweſung, auf eine mit Entſetzen erfüllende Weiſe vereinbart.

Ganz beſonders aber gewähren die in den Straßen der Stadt ſich in mannigfachen Richtungen durchkreuzenden Kranken einen Anblick mit deſſen Seltſamkeit ſich nichts Bekanntes auf dem Erdboden, es wären denn die Phantome, welche der Alp erzeugt, vergleichen läßt.

Dieſe Märtyrer tragen das Siegel ihres Verhängniſſes auf die Stirne gedrückt. Es ſpricht ſich nicht durch die Bläſſe allein aus, ſondern durch das ganze Spiel der Geſichtszüge, welches ſich nicht ſchildern wohl aber ſchauen — oder vielmehr nicht ſchauen läßt.

Zuweilen ſcheint die Wuth der Krankheit mit einmal nachzulaſſen: allein dieſer Aufſchub iſt nichts weiter, als ein Spiel der Grauſamkeit, und bald beginnen die Qualen, denen nur der Tod ein Ziel zu ſetzen vermag, von neuem.

Um den zweyten oder dritten Tag — das ſcheußliche Trauerſpiel kann jedoch auch bis auf neun Tage dauern und iſt hinwieder manchmal ſchon nach wenigen Tagen ausgeſpielt — beginnt die ganze Maſchine ſtufenweiſe ſchwächer zu werden. Den gepeinigten Gliedern wird etwas Ruhe zu Theil. Eine Gelbſucht verbreitet ſich über das Geſicht und nach und nach über den ganzen Körper. Das Athemſchöpfen wird leichter. Wiederholter Schweiß ſcheint eine günſtige Kriſe ankünden zu wollen; aber auch dieß iſt nur Täuſchung.

---

*) Gegen den ausdrücklichen Willen der ſelbſt auch am gelben Fieber darnieder liegenden Gräfin Inès.

Lippen und Zähne überziehen ſich mit einer ſchwarzen Rinde und das Erbrechen ſtellt ſich wieder ein. Inzwiſchen nehmen manchmal die Kräfte wieder etwas zu und die Kranken, ſich beeilend, von dieſem Umſtande Gebrauch zu machen, laufen mit einer Art von Hitze, gleich Sklaven, die ihre Ketten zerbrochen haben, durch die Straßen. Aber bald iſt der Würgengel ſolcher Zögerung müde. Die Geſichtszüge ſinken zuſammen. Das Athemholen wird geräuſchvoll und langſam, eine kalte Luft geht aus der Bruſt hervor.

Als Vorbedeutungen des ſich nähernden Endes erfolgen ſchreckliche Blutſtürze, aus Naſe, Mund, Augen und Ohren. Selbſt durch die Haut dringt das Blut und fährt fort zu fließen, bis zum Augenblicke des Todes, der, ſo furchtbar er iſt, doch meiſt ganz leiſe heranrückt. Das beſtändige Erbrechen iſt mit einer Gaumen, Zunge und Lippen aufs heftigſte reizenden Schärfe verbunden. Ein ſchmerzliches Reißen im Magen und die Beſorgniß, durch den Genuß von Getränken, dieß Uebel noch zu vergrößern, macht, daß der Kranke alle Flüſſigkeiten von ſich weiſt. Der Körper, jezt ſchon ein allgemeiner Sitz der Verweſung, überzieht ſich von außen mit linſenförmigen, die unglücklichen Sterbenden auf eine ſcheußliche Weiſe entſtellenden Flecken. Alle Wunden, auch ältere, am Körper vorhandene Mahle, bis auf die leichteſte Aderlaß-Narbe, öffnen ſich von ſelbſt wieder, werden krebsartig und verbreiten einen unerträglichen Geruch. Endlich meldet der Tod ſich, aber langſamen Schrittes und grauſam, nicht ohne ſein Schlachtopfer durch unzählige Martern hindurch geſchleppt zu haben. . . .

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten über die vorgeblichen Pontes longi des Domitians, welche man in dem Drenthner Moraſt im Königreich der Niederlande entdeckt zu haben vermeinte.

(Fortſetzung.)

Die Kommiſſion begann zuvörderſt damit, nachzuforſchen, ob kein Umſtand das Alter dieſes Zimmerwerkes mit einiger Sicherheit auswies? Dieſes gelang nicht; es iſt bekannt, daß ſich das Holz im Waſſer ſehr lange erhält, die gelehrten Herren Burgmanns, von Marum und Bennet ſtimmten aber doch in der Meinung überein, daß dieſes Holz noch keine achtzehn Jahrhunderte im Waſſer verſenkt gelegen hätte. Die Dicke der Torfſchichte, deren Wiedererzeugung und Zuwachs bekannt iſt, ſchien zunächſt Licht über dieſe Sache verbreiten zu können, allein auch dieſes Mittel ſchlug fehl; der Wachsthum des Torfs iſt nicht unter allen Umſtänden, noch zu jeder Zeit gleich; das Zimmerwerk mußte auch ſeiner Schwere wegen bey zunehmender Verſumpfung des Bodens einſinken; alſo war die Dicke der Torfſchichte, ſelbſt wenn das Wachsthum des Torfs hätte genau berechnet werden können, kein zureichender Beweis.

Die Kommiſſion ſchritt nun zu der Unterſuchung der Vermuthung, daß die münſterſchen Truppen dieſen Pfad gebaut hätten. Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Guiche, des Augenzeugen bey dieſem Feldzug, erzählen, daß der General Gorgas von den Truppen der Republik überraſcht, ſeinen Rückzug vermittelſt einer eiligſt verfertigten Brücke über die, außerdem ungangbaren Moräſte bewerkſtelligt habe. Alpen, Hofrath und Miniſter des Grafen von Münſter, welcher dieſes Unternehmen beſchrieben hat, beſtätigt dieſe Ausſage;*) eben das ſagt eine anonyme holländiſche Beſchreibung, die ſich auf der königlichen Bibliothek befindet.**) Allein dieſe beyden Schriftſteller ſagen, daß dieſe Brücke von den Trümmern benachbarter Häuſer gebaut wurde — ein Umſtand, der ſich auf das beſagte Zimmerwerk nicht anwenden läßt. Die münſterſchen Truppen gingen mit allem Gepäck, grobem Geſchütz, Reiterey und vielem geraubtem Vieh über ihre Brücke — dazu wäre der entdeckte Pfad nie feſt genug geweſen. Endlich, ſo haben die Holländer dieſe Brücke, welche den Rückzug der Feinde hätte begünſtigen können, zerſtört. Wie hätte auch über den verſunknen Pfad, wenn er erſt vor 150 Jahren gebaut worden wäre, ſich gar keine Nachricht oder Sage erhalten ſollen? Nicht in den Archiven umliegender Städte, nicht in den damaligen öffentlichen Erzählungen der Begebenheiten? Wie ſollte man es ſich erklären, daß die Arbeit ganz von Tannenholz iſt, deſſen die Gegend ſo wenig hervorbringt — und beſonders, daß man ſich bey dem Bau gar keines Eiſens bedient hat?

Alle dieſe Gründe bewogen zur Verwerfung der Annahme, als haben die Münſterſchen Truppen dieſe Zimmerwerke errichtet. Mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit hätte man es in die ſpaniſchen Kriege verſetzen können, hätte nur ein einziger Beweis eine ſolche Vorausſetzung unterſtützt.

Wir ſind ſo gewohnt, die Größe römiſcher Arbeiten zu bewundern, daß die Liebhaber des Alterthums durch die Entdeckung eines römiſchen Werkes auf niederländiſchem Boden ſich geſchmeichelt fühlten. Verſchiedene in der Nähe gefundne römiſche Münzen beſtärkten dieſe Anſicht und ſchloſſen ſich an die Meinung einiger Gelehrten, welche nicht weit davon die Spuren eines römiſchen Lagers zu finden glaubten. Allein die Kommiſſion glaubte demnach dieſe Folgerung verwerfen zu müſſen. Zuvörderſt läßt ſich Tacitus Beſchreibung der pontes longi nicht auf dem neuerlich entdeckten Breterpfad anwenden. Erſtlich iſt es nicht ausgemacht, ob die geographiſche Lage von Drenthe mit jenem römiſchen Kriegszug übereinſtimmt, ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ſie nicht auf dieſem Weg nach Deutſchland eingedrungen ſey. Zweytens ſagt Tacitus ausdrücklich, daß des Domitius Weg zerſtört worden ſey, daß Cocinus die Abſicht gehabt habe, ihn wieder herzuſtellen, aber nicht, daß es ihm gelungen. Drittens erlaubte die Lage, in welcher ſich Cocinus befand, von den in den Wäldern verſteck, ten Deutſchen unaufhörlich beunruhigt, keineswegs ein ſo langwieriges Geſchäft zu unternehmen. Der Verfolg von Tacitus Erzählung beweiſt uns, daß es ihm an dieſem Tage kaum gelang, ſich an einen Platz, den er den folgenden Tag wieder verließ, zu verſchanzen. Viertens, wenn Domitians Brücken bey Cöcinus Kriegszug ſchon vor Alters eingegangen waren, woher kommt es, daß die des Cöcinus ſo viele Jahrhunderte dauerten? *) Fünftens ſpricht der römiſche Geſchichtſchreiber von keinem Pfad oder gediehlten Weg, er nennt ihn tramos aggeratus, im guten Latein ſeiner Zeit, und darunter kann er nur eine künſtliche Erhöhung verſtehen, einen Hochweg, wahrſcheinlich mit Pfoſten geſtützt, wie Juſtus Lipſius ihn auslegt. Sechstens paßt endlich die Beſchreibung des Ortes, wo Cöcinus ſchlug, gar nicht auf den Drenther Moor. Sie erwähnt Berge und von ihnen herabfließende Gewäſſer; auch läßt ſich nicht denken, daß Cöcinus ſein Heer mitten im Moraſt auf einer vier Meter breiten Brücke würde haben lagern wollen.

---

*) De Vita ac rebus gestis Christophori Bernardi. Monast. 1693.

**) Den gantschen Heyrtocht vereenigde Nederlandsche en Bisschop Munstersche legerschaeren, met al het gene van den Aanvank tot den 28 Dec. 1665 van wedersyden is gepasseerd. Schoonhoven 1665.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Da möchte Ueberſetzer doch bemerken, daß Cöcinus Brücke durch den überwachſenden Torfmoor gerade erhalten wurde — durch welchen Umſtand der Torf damals ſo ſchnell zunahm, könnte uns Erhöhung der Gegend und vielleicht Naturerſcheinungen, wie die Rothfluten, erklären, von denen uns voriges Jahr engliſche Nachrichten erzählten.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Es iſt ſchon durch öffentliche Blätter bekannt worden, daß unſer verdienter Hr. v. Hammer zum Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris erwählt worden iſt. Er hat bey dieſer Gelegenheit an den Sekretär der erwähnten Akademie, Hrn. Abel Remuſat, ein Schreiben geſendet, deſſen Inhalt nicht allein der Akademie, die ihn durch ihre Aufnahme geehrt, den wahren wiſſenſchaftlichen Eifer ihres neuen Kollegen beweiſt, ſondern auch für das wiſſenſchaftliche Publikum im Ganzen ſehr richtige Bemerkungen enthält. Hr. v. Hammer, nachdem er in dieſem Schreiben für ſeine Aufnahme gedankt, und ihr zu ſeinem Antritt Auszüge aus Ibn Caldoun, dem Montesquieu der Araber, überreicht hat, bittet, einen Artikel in dem erſten Heft der Pariſer aſiatiſchen Akademie zu berichtigen, welcher erklärt, daß die „Fundgruben des Orients“ aufgehört hätten, worüber Hr. v. Hammer ſich alſo ausdrückt:

„Dieſe Fundgruben können nicht aufhören, da Graf Rzewuſky, auf deſſen Koſten ſie gedruckt wurden, und ich, der ſie redigirte, unſere beyderſeitige Aufgabe nicht aufgegeben haben. Nach der Ankündigung der Fundgruben ſollten ſich die verſchiedenen Hefte, ohne an eine beſtimmte Zeit gebunden zu ſeyn, folgen. Auf dieſe Weiſe erſchienen in den erſten zehn Jahren ſeit ihrer Begründung, ſechs Hefte. Wenn Reiſen und augenblickliche Hinderniſſe ſeit drey Jahren die Zuſendungen der nöthigen Gelder hinderten, iſt es deßhalb noch um ſo viel weniger nothwendig, daß die Fundgruben des Orients aufhören, da, im Fall Hr. v. Rzewuſky (auf einen beſtimmten Termin ſich zu erklären aufgefordert) nicht mehr im Stande wäre, die Auslagen zu beſtreiten, die öſterreichiſche Regierung, um ein Journal, welches dem Ihrigen (dem der Pariſer aſiatiſchen Akademie) in der Laufbahn voranging, nicht eingehen zu laſſen, dieſelben zu übernehmen bereit iſt.“

„Wenn ſich das aſiatiſche Journal rückſichtlich der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände weitere Grenzen ſteckte, wie die Fundgruben, ſo iſt es andererſeits in dem Fall, nur in ein und derſelben Sprache verfaßte Denkſchriften aufzunehmen, und hiemit die Arbeiten deutſcher Orientaliſten und der anderer Nationen, welche nicht franzöſiſch zu ſchreiben geübt ſind, auszuſchließen. Die Fundgruben und das aſiatiſche Journal können alſo neben einander fortſchreiten, ohne ſich zu ſtören. Ihr gegenſeitiges Daſeyn kann nur dem allmähligen Anbau der orientaliſchen Literatur zum Nutzen gedeihen. Nichts verhindert, daß die Mitarbeiter jedes dieſer Blätter zu dem andern beytragen, und da ich mich bemühen werde, nie zu den Nachzüglern des aſiatiſchen Journals zu gehören, ſchmeichle ich mir hinwieder, daß die franzöſiſchen Orientaliſten ſo wie bisher den erſten Platz unter den Mitarbeitern der Fundgruben des Orients einnehmen werden. Dieſer ſchöne Wetteifer für zwey nach einerley ſehr ehrenvollem und nützlichem Ziele ſtrebenden Unternehmungen iſt das ſchönſte Beyſpiel, was die franzöſiſchen und deutſchen Orientaliſten den Gelehrten anderer Nationen von einer Uneigennützigkeit geben können, die nicht allein über allen Ehrenſold, ſondern auch über alle perſönliche und nationelle Eiferſucht erhaben iſt.“

Eine ſo edle Hoffnung iſt in einer Zeit herzerhebend, wo Bedürfniß und perſönliche Rückſichten die Gemüther erkalten und den Geiſt verdüſtern. Möge der Erfolg Hrn. v. Hammers Abſichten krönen!

Dresden, den 2. Juni.

In dieſem Augenblicke erfreut ſich Dresden des Beſuchs mehrerer ausgezeichneter Gelehrten und Dichter, welche die Schätze der Natur und Kunſt, die ſich hier von allen Seiten dem Blicke entfalten, zu uns gezogen haben. Intereſſant iſt es, Abends auf der Brühl'ſchen Terraſſe, wo bey den jetzigen heißen Tagen dann von der vorbeyfluthenden Elbe aus, die erquickende Kühlung weht, oft ſie alle vereint zu finden, luſtwandelnd Arm in Arm mit unſern hieſigen Kennern und Freunden des Schönen unter dem Dache grüner Linden, oder an der Seite der reizenden und geiſtreichen Frauen und Mädchen, die ſo gern ſich denen anſchließen, die Bildung und zartere Sitte gegenſeitig empfangen und nehmen. Vor allen zieht Jean Paul Friedrich Richter unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. In ſeiner einfachen Innigkeit, dem milden Glanze ſeines Auges, dem gutmüthig witzigen Lächeln des Mundes, der geiſtreichen, umfaſſenden Stirn, iſt er uns eine recht leicht vertraute Erſcheinung, und ſelbſt ſein treu ihn begleitender weißer Pudel gehört mit zu dem Ganzen. Es freut uns, daß es ihm hier wohl zu gefallen ſcheint, und warum ſollte es dieß auch nicht, da beſonders das ſchöne Geſchlecht dem Bildner ſo lieblicher weiblicher Charaktere mit Huldigungen entgegenkommt. Dort geht Müllner in ſeiner gedrängten Feſtigkeit, das Funken ſprühende Auge kühn umher ſendend, lebendig erregt, und mit geiſtiger Fülle ausſpendend. Aber ſeht nur den freundlichen Zug um den Mund, die heitere Stirn, das Lebensfrohe des ganzen Mannes, er meynt es gewiß nicht ſo bös, wenn er manchmal auch neckt, und er kann dafür auch gewiß in Ehren halten, was er einmal im Geiſt und Herzen trägt. Auch auf ihn ſcheint Natur und Kunſt angenehm zu wirken, und gar ſchön wär es, wenn der Ausflug hieher ihn zu neuen geiſtigen Weiſen für Ernſt oder Scherz ermunterte. Auch der leider ſo lang ſchweigſame Mahlmann wird euch begegnen, bittet ihn doch, daß er uns bald einmal wieder ſeine ſanfttönende Lyra rühre, oder in einer reizenden Erzählung neue Engel erſcheinen laſſe. Wenn ihr mich noch ein wenig begleitet, ſo begegnen wir auch dem philoſophiſchen Wendt, der in ſeinem Kunſturtheil wie in ſeinen Gedichten uns Allen achtbar iſt, dem feinen Kenner des alten und modernen Drama's, dem Entwickler der Schickſalsidee in denſelben, Blümner, und weiterhin an des kunſtliebenden und fördernden Quandt's Seite den Sprachkenner und geiſtvollen Uebertrager, Adolph Wagner. Und noch hoffen wir, daß der fernere Verlauf des Sommers uns noch mehrere Geiſtesverwandte dieſer Männer in unſer Elbe Athen führen ſoll. (Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 56.

Nro. 169.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 16. Juli 1822.

> — Ihr wollt das Ahnen
> Einer ewig wachen Liebe
> Mir als Troſt und Balſam reichen!
> O Ihr ſeyd ein weiſer Arzt!
> Doch nur für ein ſchuldlos Herz. —
> Hier iſt eure Kunſt verloren! —
>
> Der Leuchtthurm, von Houwald.

Frithiof.

(Fortſetzung.)

Vierte Romanze.

Frithiof's Verſuchung.

Frühling kommt, der Vogel zwitſchert, Wald belaubt ſich, Sonne lacht,
Und zum Meere tanzet brauſend der gelöſten Ströme Macht;
Glühend wie der Freya Wangen bricht die Roſ' aus grüner Huth,
Und im Menſchenherzen regt ſich Hoffnung, Lebensluſt und Muth.

Jagen will der alte König; Königin ſoll mit zur Jagd,
Und ein froh' Gewimmel, ſammelt ſich des Hofes bunte Pracht.
Bogen klingen, Köcher raſſeln, Roſſe-Tummeln regt den Staub,
Und die Kappen über'm Auge ſchrey'n die Falken nach dem Raub.

Schau, dort kommt des Feſtes Zierde! — Armer Frithiof! — ſeh' nicht hin! —
Wie den Stern das Lichtgewölk, trägt weiſſes Roß die Königin;
Freya 1) halb iſt, Rota 2) halb ſie, ſchöner doch die holde Frau,
Und von leichtem Purpurhute wehen hoch die Federn blau.

Sieh nicht in der Augen Himmel, ſieh nicht auf der Locken Gold,
Das ihr längs dem ſchlanken Nacken reich um vollem Buſen rollt;
Blicke nicht auf Roſ' und Lilien, wechſelnd ihr im Angeſicht,
Horche der geliebten Stimme, ſanft wie Mailuft ſäuſelnd, nicht.

Und die Jägerſchaar iſt fertig: Halloh über Berg und Thal
Schmettern Hörner, Falken fliegen grad' empor gen Odins Saal;
Zagend fliehn des Forſts Bewohner tief in Waldes Schlucht hinein,
Doch mit vorgeſtrecktem Spieße die Walkyrn hinter drein.

Folgen kann der alte Fürſt nicht, wie die Jagd brauſt kühn und toll;
Frithiof bleibt allein zur Seit' ihm, ſchweigend und gedankenvoll.
Dunkle wehmuthsvolle Bilder, die zur Qual der Geiſt ſich ſchuf,
Drängen, wo er hin ſich wendet, ſich um ihn mit Klageruf.

O, warum verließ das Meer ich, der Gefahr, der größten blind?
Scheut der Kummer doch die Wogen — fährt dahin mit Well' und Wind.
Sorglos ſchaukelt muntrer Wiking auf beſonnter Flut ſich dort,
Und wo Leid ihn kommt zu ſuchen, iſt er glücklich längſt ſchon fort.

Doch hier iſt es anders worden: Unausſprechlich Sehnen ſchlägt
Ruhlos um mein Haupt die Schwingen, wo der Fuß mich träumend trägt;

---

1) Freya iſt bereits als Göttin der Liebe genannt worden.

2) Rota iſt eine der Walkyren, Jungfrauen, welche auf dem Schlachtfelde die Helden wählen, küren, die da fallen ſollen, und ſie in Wallhalla einführen.

Kann nicht Baldurs Hain vergeſſen und den Eid nicht, den ſie ſchwur,
— Den ſie brach — doch nein, ihn brachen die erzürnten Götter nur;

Denn die Erdgebornen haſſend, ſehn ſie neidvoll ihre Luſt.
Und ſo raubten ſie mein Röslein, legten's an des Winters Bruſt.
Was ſoll Winter denn mit Roſen? — Ach, nicht kennt er ihren Preis,
Und ſein kalter Hauch umkleidet Knoſp' und Blatt mit ſtarrem Eis.

Alſo klagt er: — Und ſie kamen eben in ein einſam' Thal —
Düſter, enggeklemmt in Berge, nie berührt vom Mittagsſtrahl;
Stieg vom Roß der Fürſt und ſagte: Sieh, wie ſchön und kühl der Hain,
Laß uns ruh'n hier, müde bin ich, ſchliefe gern ein Weilchen ein.

Schlafen wolleſt nicht, o König, auf dem Boden hart und kalt,
Schwerer Schlummer! — Beſſer! — führ ich heimwärts dich zur Burg alsbald! —
„Schlaf kommt gleich den andern Göttern unerwartet: gönnt der Gaſt.
„Seinem Wirth:“ ſo ſpricht der Alte, „nicht die Stunde ſüßer Raſt?“ —

Und den Mantel breitet Frithiof unter Birken, hell belaubt;
Auf des Jünglings Knie vertraulich legt der Fürſt ſein greiſes Haupt —
Schläft — ſo ruhig, wie der Tapfre nach des Kampfes wilder Luſt
Auf dem Schild, ſo ſanft wie's Kindlein ſchlummert an der Mutterbruſt.

Und kaum ſchläft er, horch, da kohlſchwarz ſingt ein Vogel dort vom Zweig;
Eile, Frithiof, triff den Alten! end' den Zwiſt mit einem Streich;
Nimm ſein Weib, denn Dein gehört ſie, die Dir erſte Liebe gab —
Hier ſieht Dich kein menſchlich Auge und es ſchweigt das tiefe Grab!

Frithiof lauſcht — da, horch! ſingt ſchneeweiß noch ein Vogel dort vom Zweig:
Sieht Dich auch kein menſchlich' Auge, Odins Auge ſieht den Streich:
Frevler! — willſt den Schlaf Du morden? — in dem Greiſe ſonder Wehr? —
Was Du auch Dir magſt gewinnen, Heldenruhm doch nimmermehr.

Alſo ſangen beyde Vögel: und ſein Schlachtſchwert faßt alsbald
Frithiof, ſchleudert's mit Entſetzen weit von ſich in dunkeln Wald.
Tief gen Naſtrand 3) fleucht der Schwarze, doch auf leichtem Schwingenpaar
Schwebt wie Harfenton der Weiße klingend auf zum Himmel klar.

Und erwacht iſt auch der König: Viel war dieſer Schlaf mir werth!
Lieblich ſchlummert's ſich im Schatten, unterm Schutz vom tapfrem Schwert.
Doch, wo iſt die Kling', o Fremdling, die man Blitzes Bruder nennt,
Wer hat Euch, die nie müßt ſcheiden, von einander hier getrennt?

„Gleichviel:“ Frithiof ernſt erwiedert: „G'nug des Stahls find' ich im Nord;
„Scharf iſt Schwertes Zunge, König, redet nimmer Friedens Wort.
„Finſtrer Geiſt wohnt in dem Stahle, Geiſt den Nifelheim 4) gebar,
„Nicht der Schlummer iſt ihm heilig und ihn reizt das Silberhaar.

Nicht hab' ich geſchlafen, Jüngling, aber prüfen wollt ich Dich —
Unverſuchtem Mann und Klinge nie vertraut der Kluge ſich.
Frithiof biſt Du! — Dich erkannt' ich, als den Saal betreten haſt,
Ring der Alte, wußte lang ſchon, was ihm barg der ſchlaue Gaſt.

Warum ſchmiegteſt o verkappt, Du Dich in meine Wohnung ein? —
Wofür anders, als des Alten Weib zu rauben konnt' es ſeyn?
Nam'los ſetzet nicht die Ehre ſich zum gaſtlichen Gelag.
Offen leuchtet frey ihr Antlitz, blank ihr Schild, gleich wie der Tag.

Einen Frithiof hört' ich nennen, Göttern und der Menſchen Schreck —
Schilde ſpaltet, Tempel zündet gleich verwegen er und keck.
Bald (ſo glaubt' ich) dir entgegen rückt mit Heerſchild 5) er in's Land,
Und er kam: — gehüllt in Lumpen, Bettlerſtab in ſeiner Hand.

Warum ſchlägſt das Auge nieder? — War auch jung einſt, ob's ſchon lang',
Leben iſt ein Streit vom Anfang, Jugend deſſ' Berſerkergang. 6)
Wie geklemmt in Schildesdrange muß der wilde Geiſt verglühn —
Drum hab' ich geprüft, beklaget, hab' vergeſſen und verziehn.

Siehſt Du's? Alt bin ich geworden, ſteige bald im Hügel ein:
Nimm mein Reich dann, mein Gemahl nimm, Jüngling, die von Anfang Dein.
Sey mein Sohn indeß und zeche fröhlich mit mir, wie vorher,
Schwertlos iſt, der mich beſchützet, und kein Argwohn trennt uns mehr.

Düſter Frithiof d'rauf entgegnet: „Nicht kam ich ein Dieb zu Dir;
„Wollt ich Dein Gemahl Dir ſtehlen, ſprich, wer unterſagt' es mir?

---

3) Die Unterwelt, der Ort der Strafe und Trauer, gleichbedeutend mit unſerer Hölle. Nifelheim lag bey Naſtrand (Leichenufer.)

4) Dieſer Name findet in der obigen Note ſeine Erklärung.

5) Nach dem alten Gebrauch des Nordens vertrat ein hochvorgetragener Schild die Stelle der Fahne, und mit dem Heerſchild kommen, galt als Kriegserklärung.

6) Iſt gleichſam der Kampf auf Leben und Tod, die eigentliche Begeiſterung der Streiter, welche, die ſchützende Rüſtung verſchmähend, ſich der eigenen Kraft vertrauten; daher in dieſer Bedeutung das Bild vorzüglich treffend hier angewendet iſt.

„Meine Braut nur wollt' ich ſchauen — einmal, ach zum lezten Mal,
„Weh! und halb gelöſchte Flamme zündet' ich zu neuer Qual! —

„Schon zu lang' in Deiner Halle weilt' ich — zeche dort nicht mehr.
„Unverſöhnter Götter Zürnen ruht auf meinem Haupte ſchwer:
„Baldur mit den hellen Locken, er, der alle Weſen liebt,
„Haßt nur mich, den er dem Elend, der Verbannung übergiebt.

„Ja, ihm ſteckt' ich an den Tempel. — Welf heiß' ich im Heiligthum.
„Kinder ſchrey'n bey meinem Namen; — dieſes iſt mein finſtrer Ruhm
„So verſtieß die Erde zürnend ſelbſt den Sohn, den ſie gepflegt —
„Der im Heimathland nicht Frieden — der ihn nicht im Buſen trägt!

„Und nicht ſuch' ich mehr ihn fürder auf der grünen Erde Raum,
„Heiß brennt's unter meinen Füßen, Schatten giebt mir nicht der Baum.
„Ingeborg hab' ich verloren, die der alte Ring gefreyt,
„Mir erloſch des Lebens Sonne, rings um mich iſt Dunkelheit.

„Darum fort zu meinen Wogen!" — Hoch hinaus, mein Drache gut!
„Bade Dir die ſchwarzen Seiten luſtig in der ſalz'gen Flut!
„Heb' die Schwingen zu den Wolken, wie Dein Schweif die Welle ſchlägt,
„Fleuch' ſo fern die Sterne leiten, und die Welle folgſam trägt.

„Laß mich Sturmes Heulen hören — Donnerſtimme mir zur Luſt! —
„Wenn mich laut der Kampf umtobet — dann iſt Ruh' in Frithiof's Bruſt.
„Schilderklang, der Pfeile Regen, ſo geht grimmer Seeſchlacht Lauf —
„Froh dort fall' ich, geh' gereinigt zu verſöhnten Göttern auf!" —

Nachrichten über die vorgeblichen Pontes longi des Domitians, welche man in dem Drenthner Moraſt im Königreich der Niederlande entdeckt zu haben vermeinte.

(Beſchluß.)

Warum hätte Domitian bey ſeinem Marſche, oder Cäcina bey ſeinem Rückzug, oder bey irgend einer andern Gelegenheit, dieſe Arbeit, welche jezt unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigt, haben machen wollen? Sie hätte nur als ein Kriegsweg zum Verkehr mit den anſtoßenden Ländern gebraucht werden können, oder konnte nur zum Transport beym Nachrücken von Verſtärkungen und Sicherung des Rückzugs dienen. Warum gleicht dieſer Pfad aber in dieſem Fall nicht den anderwärts von den Römern erbauten Heerſtraßen? Warum iſt er nicht ſo dauerhaft, warum untüchtig Reiterey und Gepäck darauf fortzuſchaffen? Warum wäre er blos für das Fußvolk beſtimmt geweſen, was ſeiner hinwiederum nicht bedurfte, da der einzelne Krieger mit ſeinen Waffen auch ohne denſelben einen Weg über den Moraſt finden konnte? Fanden die Römer aber für Gepäck und Reiterey einen andern Weg, warum erbauten ſie dieſe Brücke? Scheint alſo die Länge dieſer Brücke ein den Römern würdiges Unternehmen, ſo kann man ihnen, der geringen Breite und Haltbarkeit wegen, dieſelbe nicht zutrauen.

Abgeſehen von dieſen Betrachtungen finden wir in dem Bau ſelbſt Gründe, ihn nicht für römiſch zu halten. Die Bohlen und Breter, aus denen er beſteht, ſind von leichtem Holz, eben ſo die ſie verbindenden Stangen; obſchon die Zapfen von Eichenholz ſind und dieſer Baum in der Gegend häufig wächst, hat man ihn bey dem Baue nicht gebraucht; alles Metall iſt dabey vermieden, das Holzwerk iſt nicht ſorgfältig gearbeitet, nur die Axt ſcheint dabey allein gebraucht worden zu ſeyn. Wenn ein römiſches Heer einen ſolchen Weg zum Heerweg gebaut hätte, würde ſie ihn nicht dauerhafter, zu zierlicher gebaut haben? Die römiſchen Heere hatten ſtets Abtheilungen von Handwerkern, Vorräthe von Handwerksgeräth bey ſich, ſie würden alſo zierlicher gearbeitet und die eiſernen Nägel nicht geſpart haben, auch hätte der Gebrauch der Säge ihre Arbeit befördert. Hätten ſie aber dieſen Weg in der Eile, in der Noth eines Rückzugs gemacht, warum bedienten ſie ſich dann nicht der ihnen unter den Händen befindlichen Materialien, der Eichen aus der Umgegend, und verfertigten mühielig hölzerne Zapfen, wo ſie gewiß Nägel in der Nähe hatten.

Nach allen dieſen Bemerkungen kommt man auf die Vermuthung, daß kein in mechaniſchen Arbeiten geüb'ter Römerhaufen, ſondern die Bauern des Landes ſelbſt das erwähnte Zimmerwerk erbaut haben. Ihnen fehlte Handwerkszeug, ſie hatten kein Eiſen und andres Metall, ſie hatten dringende Gründe; die Eichen um ihre Wohnorte zu ſchonen. Mühe und Zeit ſtanden ihnen allein zu Gebot. — Dieſe Gründe bewogen die zweyte Klaſſe des Inſtituts, den römiſchen Urſprung des Zimmerwerkes zu verwerfen, und nun kam es nur darauf an, eine geſchichtliche Begebenheit zu finden, welche über dieſes Unternehmen Aufklärung darbot. Dieſes iſt Herrn Spandaw, der ſeitdem Mitglied des Inſtituts ward, und Hrn. Ypey, Korreſpondenten der zweyten Klaſſe, gelungen, und ſie haben ihre Folgerungen in zwey, dem Inſtitut übergebnen Memoiren dargelegt.

Mitten in dem Moraſt von Drenthe, in der Richtung dieſes gebielten Wegs, befindet ſich eine kleine ſandige Anhöhe, wie eine, von oft überſchwemmten Ländereyen umgebene, Inſel. Hier ward ein Kloſter erbaut, der Apol genannt, das noch heut zu Tage ſteht. Alte, aus den Archiven von Gröningen gezogene Akten, welche jenen Memoiren angehängt ſind, beweiſen, daß 1464 ein Pfarrer von Lopperſun, Wilting genannt, der Abtey St. Maria von Schiltwelde das unter dem Namen der Apol bekannte Landſtück hat abgekauft, ſolches der General Priorey dem Orden vom Heiligen Kreuz geſchenkt, um darauf ein Kloſter dieſes Ordens zu bauen, mit dem Verſprechen, daſſelbe auszuſtatten, ſobald ſich eine hinlängliche Zahl von Mönchen dort verſammelt hätte. Schon das folgende Jahr war das Kloſter gegründet, hatte einen Prior, drey Mönche und drey Layenbrüder, und der Stifter erfüllte ſein Verſprechen.

Es war phyſiſch unmöglich, in dieſer Gegend die zu dem vorhandenen Gebäude nöthigen Steine zu finden. Die Herbeyſchaffung derſelben, ſo wie alles andern nöthigen Materials, und das Hin- und Hergehen der Bauleute, mußte, beſonders bey der naſſen Jahrszeit, Hinderniſſe finden; dieſe zu heben, reichte ein Pfad, wie der, deſſen Trümmer in unſerer Zeit aufgefunden ſind, zu. Dieſes Werk ſcheint, wenn es Landleute fertigten, ungeheuer! allein die Frömmigkeit jener Zeit machte es verdienſtlich, es galt einem Kloſterbau, Ablaß und andere geiſtliche Güter, und vermöge ſolcher Beweggründe ward die Arbeit befördert. Dieſe Erklärung macht auch alle Eigenthümlichkeiten dieſes Zimmerwerks begreiflich. Die Bauern dieſer Gegend ermangelten damals, die Holzart ausgenommen, wahrſcheinlich aller Werkzeuge; ſie waren nicht im Stand, Eiſen und Metall zu kaufen, ſie ſchonten die Eichen ihrer Waldungen als ihren nützlichſten Baum, und erſezten durch Ausdauer und Mühſeligkeit Alles, was ihnen an Mitteln und Geſchicklichkeit abging. Offenbar konnten die zu dieſem Zimmerwerk nöthigen Materiale nicht von einer einzigen Seite zugeführt werden, viele Wohnplätze der Gegend mußten beytragen. Wirklich entdeckt man auch, von dem Hauptpfad aus, Verzweigungen in verſchiedener Richtung, welche den vielſeitigen Verkehr befördert haben müſſen. Dieſer Pfad iſt wahrſcheinlich bis zur Reformation unterhalten worden, da Andacht und Bedürfniß ſolches erheiſchten; nachdem das Kloſter aufgehoben war, mochte der Verkehr dahin ſehr abnehmen, die Ausbeſſerung des Zimmerwerks wurde vernachläſſigt, es ſank durch eigene Schwere in den Sumpfboden ein, der Torf überwuchs es, und im Laufe von zwey Jahrhunderten ging ſeine Spur ſo verloren, daß es in unſern Zeiten erſt wieder durch einen Zufall entdeckt werden mußte.

Obiges iſt der Erfolg der Kommiſſion des Inſtituts. Er beweiſt die Nichtigkeit gelehrter Hypotheſen, dient aber auch zugleich zu einem Wink für künftige Unterſuchungen, ſeine Nachforſchungen auf kein Zeitalter zu beſchränken.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 2. Juni.

(Beſchluß.)

Viele Fremde werden fortwährend durch die Struve'ſche Brunnen-Anſtalt hieher gezogen. Der treffliche Chemiker Struve hat im vorigen Jahre eine Reiſe zu den berühmteſten deutſchen Bädern gemacht, ihre Beſtandtheile und Miſchungs-Verhältniſſe ſelbſt auf das Genaueſte unterſucht, und ſich dadurch und durch die koſtbaren Maſchinenvorrichtungen, welche er ſchon früher aufgeſtellt, ſich in den Stand geſezt, faſt alle dieſe Brunnen aufs Genaueſte, Wirkſamſte und Sicherſte nachzuahmen, ſo daß man jezt mehr als zehn verſchiedene Brunnen-Arten in dieſer Anſtalt trinken kann. In dieſem Monate ſind bereits mehr als zweyhundert einheimiſche und fremde Brunnengäſte Theilnehmer an derſelben, und alle, die bereits einige Zeit Gebrauch davon gemacht haben, verſpüren dieſelben Wirkungen, als ob ſie an den Brunnenorten ſelbſt geweſen wären, nach denen die nachgeahmten Waſſer ſich benennen.

Vor einigen Wochen ſtarb ein ſehr wackrer Mann in der Nähe Dresdens, der Direktor des Erziehungs-Inſtituts für Knaben, Doktor Lange. Er hatte ſeit mehreren Jahren dieſe Anſtalt auf einen großen Weinberg bey Dresden, welcher von ſeinem erſten Anleger den Namen Wackerbarts-Ruhe führt, verlegt, und dort in der reizendſten Natur des Elbthals, unter milder und zweckmäßiger Leitung, in geräumigen, ſchönen Gebäuden, und bey wohlwollender Mithülfe gedieh die Anſtalt zu allgemeiner Freude. Er war ganz Vater der ihm anvertrauten Knaben, und ſorgte für geiſtige wie für leibliche Erziehung. Die Zahl der Zöglinge überſtieg nicht fünfzig, und die Auswahl der Lehrer, von denen zwey Lange's Schwiegerſöhne wurden, machte dem Vorſteher große Ehre. Leztere, Doktor Vogel und Hinze, ſetzen nun, nachdem Lange plözlich an einer Darm-Entzündung, mitten im Arbeiten an ſeiner ſchönen Pflanzung ſtarb, dieſelbe nach gleichen Grundſätzen fort, und dürfen daher auf gleiches Vertrauen hoffen. Vogel iſt unlängſt von einer Reiſe durch England und Schottland zurückgekehrt, deren Reſultate er bald dem Publiko vorlegen wird, wo neben Ausbildung in der Sprache die Unterſuchung aller dortigen Erziehungs-Anſtalten und Ueberzeugung ihrer zweckmäßigen Einrichtungen ſein Zweck war.

Ein merkwürdiger Todesfall ereignete ſich auch auf einem der am meiſten beſuchten Punkte der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz, der Baſtey, einem Felſenvorſprunge an der Elbe, wo jedoch gaſtliche Hütten zu Bewirthung der häufig dorthin Wallfahrenden aufgeſchlagen ſind.

Unſere Bühne hat von der Mitte des Mays bis heute meiſt Darſtellungen auf dem Sommer-Theater am Linke'ſchen Bade gegeben, und bey der eingetretenen ungemeinen Hitze vielen Schweiß gekoſtet. Von Neuigkeiten haben wir etwas ſehr Antikes und etwas ſehr — Altes gegeben. Zuerſt nämlich den Zinngießer, nach Holberg, von Treitſchke. Er wollte doch nicht recht anſprechen, obgleich Unzelmann den Lehrjungen mit ungemeiner Laune, und Geilina den Zinngießer mit einer ergözlichen Gravität ſpielte. Geſpannter war die Erwartung bey den am 28. May gegebenen Brüdern, nach Terenz, mit Masken. Die Einſiedel'ſche Bearbeitung iſt bekannt. Meiner Meinung nach thut ſie auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig. Der alte Terenz mußte entweder ganz moderniſirt, oder mit ſeinem vollen Roſte gelaſſen werden. Jezt thun die hie und da durchbrechenden Derbheiten bey weitem weher, als es der Fall ſeyn würde, wenn man den Römer völlig gelaſſen hätte, wie er ſchrieb. Dann wären auch die Masken am Ort und Stelle geweſen, denn wir hätten ein ächt römiſches Stück geſehen. Was ſie aber jezt ſollen, begreife ich nicht, und den meiſten Zuſchauern ſchien es wie mir zu gehen, denn nur Unzelmanns ächt tolles Spiel als Syrus reizte zum Lachen und Klatſchen, während die übrige Darſtellung nicht eben unterhielt. Dem Vernehmen nach ſoll Manches charakteriſtiſcher geſtaltet werden, wenn das Stück einmal in der Stadt bey größerem Raume und friſcherem Klima gegeben wird, und da gefällt es vielleicht beſſer. Auch Fanchon war neu einſtudirt worden, wollte aber auch keine große Wirkung hervorbringen, obſchon Mad. Unzelmann in der Hauptrolle ſich alle Mühe gab. Es gehört das feinſte Spiel aller Theilnehmer dazu, um dieſes zarte Gewebe zu beleben und für ein großes Publikum genießbar zu machen. Dem. Lindner aus Frankfurt hat mit dem Schluſſe Mays eine Reihe Gaſtrollen begonnen, von denen ich in meinem nächſten Berichte ſprechen werde.

— R.

Nro. 170.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Juli 1822.

Du fällſt — und froh erhebt ſich wieder,
Des Rieſen ſpottend, rings die Welt,
Die nun gefahrlos auf dich nieder
Zu ſchmähn, für Ehr und Tugend hält.
Durch ſolche Rache ſich zu ſchänden,
Gebühret ſolchem Sklaven-Chor!
Stieg nicht, geſtreut von euern Händen,
Der Opferrauch ihm ſonſt empor?

Nach dem Franzöſiſchen des Parny.

Eine Stimme aus St. Helena, von Dr. O'meara.

(Fortſetzung von Nro. 147.)

Den 21. Januar 1821. Ich ſah Napoleon am Abend, und übergab ihm Pillet's Schmähſchrift, mit Anführung einiger darin enthaltenen Unwahrheiten; unter andern über die unnatürliche Unzüchtigkeit, die nach den Behauptungen dieſes ſchlechten Menſchen in England vorzugsweiſe herrſchen ſollte. Er ſchien darüber erſtaunt und empört, und bemerkte, die Bosheit werde meiſtens durch ſich ſelbſt widerlegt. Als ich ihm erzählte, Pillet habe verſichert, die franzöſiſchen See-Offiziere manövrirten beſſer, als die engliſchen, ſo lächelte er mit Verachtung und bemerkte: „in der That, ſie haben dieß durch das Reſultat ihrer Schlachten bewieſen.“

Ich erzählte ihm hierauf, daß ich ein Buch, unter dem Titel: Amours secrèts de Napoléon Bonaparte (geheime Liebſchaften Napoleon Bonaparte's) bekommen habe, daß es aber ein höchſt drolliges Werk ſey. Er lachte, und bat mich, es ihm zu bringen. „Es gibt mir wenigſtens Stoff zum Lachen,“ ſezte er hinzu. Hierauf brachte ich es ihm. Er bemerkte einen Kupferſtich in dem Buche, der ihn in der Handlung darſtellt, wie er einen Degen in einen Luftballon ſtößt, weil ihn der Eigenthümer deſſelben nicht mitaufſteigen laſſen wollte. Er bemerkte darüber: „Einige Leute glauben, ich hätte das gethan, was hier vorgeſtellt iſt, und ich habe ſogar gehört, daß dieß von Perſonen verſichert wird, die mich gut kannten. Es iſt aber nicht wahr. Die dargeſtellte Geſchichte hat ſich allerdings ereignet, aber die handelnde Perſon gehörte zu dem Comité, und war ein junger Mann von großem Muthe, von ſonderbarem Anſehen und eigenthümlichen Sitten, der ſich immer auf den Zehenſpitzen hielt, und gern am Rande von Abgründen ging.“

Es kamen hierauf einige Perſonen in das Zimmer, denen er zurief: „oh bien, voilà mes amours secrèts.“ Er durchblätterte alsdann das Buch, las einige Abſchnitte daraus, lachte ſehr herzlich, bemerkte aber, es ſey übermäßig einfältig; man hätte ihn ſelbſt nicht einmal als einen böſen Mann beſchrieben. Nachdem er ſich noch etwas weiter an Stellen, die ich noch nicht geleſen, umgeſehen hatte, ſo gab er es wieder zurück, und bemerkte, es ſey nicht ein wahres Wort an den Anekdoten; und ſogar die Namen der meiſten darin erwähnten Frauen ſeyen ihm unbekannt.

Napoleon blieb bis ſpät in der Nacht auf, um Pillet zu leſen, und ich hörte nachher, daß er mehrmals in ein lautes Lachen ausgebrochen ſey.

Den 23. Napoleon war bey guter Laune. Er ſprach über Pillet's Buch, und bemerkte, daß er ſich durchaus dieſes Namens nicht erinnere. „Wahrſcheinlich, ſagte er, iſt Pillet ein Mann, der von euch in euren Pontons (den Schiffen für die Gefangenen) ſehr mißhandelt worden iſt, und im Aerger und Haß gegen die Engländer, den er ſehr deutlich an den Tag legt, dieſes Werk geſchrieben hat. Mir ſcheint, fuhr er fort, nur eine Schilderung in dem Werke richtig zu ſeyn, nämlich die in Beziehung auf die Behand-

Digitized by Google

lung der Gefangenen in den Pontons. Es war eine grauſame Maßregel von Seite eurer Regierung, einen Haufen armer Schelme von Soldaten, die gar nicht an die See gewöhnt waren, am Bord der Schiffe alle Nächte, ohne alle friſche Luft, einzumauern. Es lag einmal, fuhr er fort, etwas ſchauderhaftes in der Behandlung der Gefangenen in England. Schon der Gedanke, an Bord eines Schiffs gebracht, und daſelbſt mehrere Jahre verwahrt zu werden, hat etwas ſchreckliches. Selbſt eure Matroſen haſſen den Gedanken, immer am Bord der Schiffe zu ſeyn, und eilen zu den Beluſtigungen der Küſte, ſo wie es ihnen möglich iſt. Nichts hat die Nationen des Continents ſo ſehr gegen euch erboßt. Denn eure Miniſter ſchloſſen nicht nur Franzoſen, ſondern die Gefangenen von allen Nationen, mit denen ſie im Kriege waren, daſelbſt ein. Ich habe ſo viele Klagen über die grauſame Behandlung erhalten, die ſie in den Pontons zu erfahren hätten, über eine Behandlung, die ſo ſehr mit der gegen die engliſchen Gefangenen in Frankreich beobachteten im Widerſpruch war, daß ich zuletzt den Befehl gab, alle engliſche Gefangene an Bord von Pontons zu bringen, die zu dem Ende zubereitet waren, und ſie ganz wie meine Gefangene in England zu behandeln. Wäre ich in Frankreich geblieben, ſo würde dieß ausgeführt worden ſeyn, und wahrſcheinlich einen guten Erfolg gehabt haben. Ich würde zugleich den Engländern alle Gelegenheit verſchafft haben, von hier aus ihre Klagen bekannt zu machen, und euer Miniſterium hätte alsdann, wider ſeinem Willen, die Franzoſen von den Pontons entfernen müſſen, damit die gleiche Maßregel gegen die Engländer in Frankreich aufhörte."

Ich bemerkte, die Behandlung der franzöſiſchen Gefangenen in England ſey bey weitem nicht ſo ſchlecht geweſen, wie Mehrere, beſonders aber Pillet, behauptet hätten. Napoleon erwiederte: „Ich zweifle nicht, daß die Darſtellung übertrieben iſt, in jedem Fall aber wurden ſie auf eine barbariſche und bedrückende Weiſe behandelt. Schon das bloße Verſetzen der Soldaten auf Schiffe iſt an ſich grauſam. In Frankreich aber wurden alle Engländer gut behandelt; wenigſtens waren meine Abſichten gegen ſie gut. Ohne Zweifel gab es auch Mißbräuche wie immer unter ſolchen Umſtänden; dieß war aber nicht meine Schuld. So wie ich etwas davon erfuhr, ſo wurde der Schuldige immer beſtraft. Ein ſolcher Fall kam mit Virion vor; ſo bald ich ſeine Räubereyen erfuhr, ſo ließ ich ihn vor Gericht ziehen; und ich würde ihn haben aufknüpfen laſſen, wenn er nicht aus Furcht vor dem Ausgang ſich ſelbſt getödtet hätte. Andere thaten das Gleiche. Unmöglich kann eine Regierung mildere Vorſchriften zur Behandlung der Kriegsgefangenen gegeben haben, als die bey mir galten; dabey konnte ich aber doch manche Mißbräuche nicht verhindern. So wie ich hingegen die Thäter erfuhr, ſo wurden ſie immer beſtraft. Man frage die Tauſende von engliſchen Gefangenen, die in Frankreich geweſen ſind, aufrichtig über die Art, wie ſie behandelt wurden. Es befinden ſich einige derſelben hier auf der Inſel. Wenn ſie zu entwiſchen verſuchten, und wieder gefangen wurden, dann wurden ſie allerdings feſtgeſetzt; doch niemals wurden ſie auf eine ſo unmenſchliche Weiſe behandelt, wie die meinigen auf euren Pontons. Eure Miniſter erhoben ein großes Geſchrey darüber, daß ich franzöſiſche Gefangene, die ihr Ehrenwort gebrochen hatten und entflohen waren, wieder angeſtellt habe. Die Gefangenen eurer Nation waren aber die erſten, die das Beyſpiel der Flucht gaben, und eure Miniſter ſtellten ſie nachher wieder an. Aus Wiedervergeltung habe ich dann das Gleiche gethan. Ich habe die Namen verſchiedener Engländer, welche ihr Ehrenwort gebrochen haben, noch ehe irgend ein Franzoſe ſo gehandelt hatte, und die nachher bey euch angeſtellt wurden, bekannt gemacht. Ja ich habe ſogar noch mehr gethan; ich habe euren Miniſtern das Anerbieten gemacht, alle franzöſiſchen Gefangenen, die ſeit dem Anfang des Kriegs ihr Ehrenwort gebrochen hätten, zurückzuſchicken, wenn ſie von ihrer Seite auch alle engliſchen, die in dem gleichen Falle wären, zurückſchicken würden. Dieß wollten ſie aber nicht. Was konnte ich nun mehr thun? Eure Miniſter machten ein großes Geſchrey, daß ich engliſche Reiſende in Frankreich zurückbehielt; obſchon ſie ſelbſt das Beyſpiel dazu gegeben hatten, indem ſie alle franzöſiſche Schiffe und Perſonen am Bord derſelben, die ſie entweder in ihren Häfen, oder zur See, noch vor der Kriegs-Erklärung, bekommen konnten, feſtnahmen; und zu einer Zeit, wo ich in Frankreich noch keinen Engländer anhielt. Ich ſagte damals: wenn ihr meine Reiſende zur See anhaltet, wo ihr thun könnt, was euch beliebt, ſo will ich die eurigen zu Land anhalten, wo ich eben ſo mächtig bin. Nachher aber bot ich ihnen an, alle Engländer, die ich vor der Kriegs-Erklärung in Frankreich angehalten hatte, wieder zu entlaſſen, wenn ſie auf gleiche Art die Franzoſen und ihr Eigenthum, das ſie am Bord der Schiffe genommen, frey geben wollten. Eure Miniſter gaben eine abſchlägige Antwort.

„Eure Miniſter, fuhr er fort, machen nie die Wahrheit ganz bekannt, wenn ſie es nur immer vermeiden können, oder wenn ſie nicht wiſſen, daß die Welt durch einen andern Weg zur vollen Kenntniß gelangen kann; in andern Fällen verdrehen, entſtellen, oder unterdrücken ſie Alles, je nachdem es ihren Abſichten am angemeſſenſten iſt."

(Die Fortſetzung folgt.)

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1822.

(Fortſetzung.)

Barcelona, den 22. Oktober.

. . . . Auf meinem Wege nach dem allgemeinen Hoſpital, wo die franzöſiſchen Aerzte ihre ſegensvolle Kunſt üben, zog, in der Nähe des Platzes Bateros, ein ſich über meinem Haupte mit Heftigkeit aufſchlagendes Fenſter meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich ſtand ſtill und ward in einem zweyten Stock einen Menſchen mit einer Fackel in der Hand . . . nein, eine Geſpenſtergeſtalt gewahr, braun und blau von Geſichte; die verſtörten tief liegenden Augen ſchienen aus ihren Höhlen herausſpritzen zu wollen. Während ich meinen Blick auf dieſen Unglücklichen gerichtet hielt, ſah ich ihn ſeinen abgefleiſchten Arm in die Höhe halten, mit einer konvulſiviſchen Bewegung ſich bekreuzen, und alsdann ſich auf die Straße hinunterſtürzen. Die Luft, durch den Fall auseinander getrieben, hat mir ins Geſicht geſchlagen, und auf dem Pflaſter haben meine Augen ſein Blut fließen geſehen.

Oft wenn in einem ſolchen Hauſe die Senſe des Todes in wenigen Tagen den größten Theil der Einwohner dahin gerafft hat, ſo ſehen die Ueberlebenden in ihrem Jammer ſich mit Gegenſtänden umgeben, die ſich unmöglich weit fortſchaffen laſſen; auch erſtickt der um ſie her herrſchende Schrecken jedes andere Gefühl, als das ihrer Rettung. Zuweilen verſuchen ſie durch gemeinſchaftliche Anſtrengung ſich von jenen läſtigen Umgebungen frey zu machen, und ich ſelbſt bin Zeuge geweſen, wie man Kleider, ganze Betten, auch etwa ein Paar blutige Matratzen, die eine Bettdecke zuſammenhielt, von den Fenſtern in die Straße warf. Aus der Schnelligkeit des Falles dieſer leztern, und aus dem dumpfen Widerhall, der auf den Fall folgte, ließ ſich unſchwer abnehmen, was zwiſchen denſelben verborgen ſeyn möchte. Die Leichen werden alle durch einander auf weite Karren geladen, dergleichen jede Pfarrgemeinde einen zu liefern hat. Langſam durchfahren dieſe Leichenwagen das nämliche Dunkel, und nehmen von Thüre zu Thüre den Tribut ein, den jedes Haus zu entrichten hat. Seiner Langſamkeit wegen geht dieſer Rundgang ununterbrochen die ganze Nacht fort. Ein einziger Prieſter trägt ein hohes Kreuz von ſchwarzem Holze voran, und eine Wachskerze, deren Flamme in ſeiner zitternden Hand umher flackert. Dazu murmelt er mit dumpfer Stimme ſeine Todten-Litaneyen, und ſezt ſeinen gleichmäßigen Gang unter eintönigem Gebete beſtändig fort, von den Pforten ſeines Kloſters bis zu der Sandfläche des Kirchhofes, die ihren Schlund aufthut, um die Entſeelten alle, ohne Unterſchied des Geſchlechtes, Standes und Alters, zu verſchlingen.

In den Schreckniſſen ſolcher langen Nächte ſieht man auch diejenigen Unglücklichen umherirren, welche, ausgeſtoßen aus den Wohnſitzen der Lebendigen, umſonſt ſuchen, wo ſie ihr Haupt hinlegen können. Es ſind dieß vieljährige Diener, nach erſchöpfenden Nachtwachen am Kopfkiſſen ihrer Herren, durch die vom Schrecken verhärteten Erben, aus dem Hauſe verjagt, welches ſie als das ihrige anſahn; es ſind hülfloſe, verlaſſene Kinder; Brüder, die einen Bruder nicht dahin zu erweichen vermocht; es iſt ein Vater, den zwey Ungeheuer, die er noch jezt ſeine Söhne nennt . . . . die Feder verſagt den weitern Dienſt. Aber im Stillen und vom Dunkel begünſtigt, wacht auch die chriſtliche Liebe, und ermuthigt ſich zu Heldenhandlungen des Mitleids und der Barmherzigkeit. Hier iſt eine Tochter, welcher ihr Edelſinn Kräfte genug verleiht, um ihre von der Seuche befallene Mutter, in der Hoffnung, ſie der Gefahr zu entrücken, auf die Schultern zu laden: dort gehen Waiſen, welche, die Augen noch mit den Thränen benezt, die ſie um verlorne Geliebte vergoſſen haben, ſich verſtohlener Weiſe nach dem Hoſpital begeben, um wieder andere Opfer zu warten, und ſich zur Linderung fremden Schmerzes neuen Anſtrengungen zu widmen. . . . .

Nicht ohne Mühe gelang es mir, bis zu dem allgemeinen Hoſpital und in die Nähe der franzöſiſchen Aerzte vorzudringen. Eine Menge von Greiſen, Weibern und Kindern, kaum zur Noth mit Lumpen bedeckt, hielten alle Zugänge verſperrt. In den Fluten dieſer Menge wurden Todte und mit dem Tode Kämpfende mit fortgeriſſen. Mehr als einmal hielt es ſchwer, zu beſtimmen, ob der fürchterliche Gegenſtand, mit dem man in Berührung kam, dem Leben oder dem Tode angehöre. Näher hin an dem Hof des Hauſes, der keinen Ausgang hat, wird das Gedränge noch größer. Wenn es Mühe koſtete, hinzukommen, ſo war es vollends unmöglich, wieder umzukehren. In der Mitte des Hofes iſt ein kleiner Raum, zum Dienſte der Transporte frey gelaſſen. Hier ſieht man die Unglücklichen, die man zuläßt und wieder wegſchafft, ſich in ſteter Bewegung auf ihrem Wege durchkreuzen. Wie viele Kranke unterliegen auf dieſer Treppe, bevor ſie noch über die erſte Schwelle hinweg ſind, und müſſen auf der Unglücksbahre denſelben Weg wieder zurückkehren, den ſie mit ſo großem Kraftaufwande hatten durchlaufen müſſen. Weit entfernt, über die Zahl der Schlachtopfer, die man von einer Stunde zur andern verſchwinden ſieht, zu ſeufzen, ſcheint jeder der Sollicitanten ſich dieſelben einzig in der Abſicht zu bemerken, um für ſeine Perſon des Augenblicks, der ihm an ihrer Stelle auf das Bett des Schmerzes verhelfen ſoll, deſto gewiſſer zu ſeyn. In ſolchen Augenblicken ſieht man zuweilen die natürliche Brutalität dieſer Leute ſich aufregen, und mehr als ein ſcheußlicher Kampf iſt von ſolchen Sterbenden, um den traurigen Vortheil, ſeinen Geiſt in den Sälen des Hoſpitals aufgeben zu können, beſtanden worden. Mitten unter dieſen Vorrichtungen und Zuthaten des Schreckens und des Mitleids ſtehen, ſchwarz gekleidet, die Aerzte und beſuchen, geſezten Sinnes, die der Reihe nach ſtehenden, mit Zahlen und Kreuzen gleichmäßig bezeichneten Lagerſtätten des Jammers, eine nach der andern, gießen ſchon durch ihre Gegenwart Balſam der Hoffnung in die Gemüther, und laſſen in einer von ihnen nur kümmerlich und in fremder Mundart geſprochenen Sprache manch tief eingreifendes Wort, das Kräfte verleiht und Zutrauen einflößt, über die Lippen gehen.

. . . . Auf meinem Rückwege bekam ich dieß Volk von Leichen nochmals zu Geſichte. Manche waren unter Zuckungen längs den Häuſern gelagert, andre irrten hier und da durch die ſtillen Gaſſen. In der Straße Eſcudelleros begegnete mir ein Hauptmann der Milicianos zu Pferde, der ſachte ſeines Weges fort ritt und alles um ſich her mit den Augen muſterte, als ob er noch einige Ordnung handhaben wollte. Ein Kind, deſſen Mutter traurig an der Ecke eines verlaſſenen Hauſes ſaß, näherte ſich ihm und flehte um ein Almoſen, der Reiter machte Halt, ſchien jedoch von Entſetzen ergriffen. Er ſchob ſeinen Mantel auseinander, langte einige Stücke Geldes hervor, warf ſie mit der einen Hand dem Kinde hin und hielt mit der andern den Säbel gezückt, zum Zeichen, daß es nicht näher treten ſolle. So war auf ſeinem Geſichte in demſelben Augenblicke das Mitleidswort: Hier armer Kleiner! und die Drohung: Elender, wenn du dich näherſt, ſo biſt du des Todes! zu leſen. Was von Einwohnern auf der Straße umher geht, trägt meiſt lange Stöcke, mit denen man nicht blos die vorkommenden Menſchen, ſondern auch die Hunde, wenn ſie ſich nähern, aus dem Wege ſchiebt. Dieſe Thiere, die ihre Herrn durch Tod oder Elend verloren haben, ſuchen bey jedem Vorübergehenden Freundlichkeit und Brod, ſind, da ſie überall verjagt werden, auf beſtändiger Flucht, und ſtoßen von Zeit zu Zeit ein klägliches Geheul aus; auch hat man ſie oft ſich aus Hunger auf die Leichname werfen geſehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich.

Der Synodalrede des verfloſſenen Jahrs, worin der Kanonikus von Orell ſeine vaterländiſche Kirche als ein Denkmal des Schutzes der göttlichen Vorſehung während der fünf lezten Dezennien darſtellte, iſt kürzlich im Morgenblatte gedacht worden. Da ſie gewiſſermaßen auch ein Sittengemälde von Zürich während des verfloſſenen halben Jahrhunderts, und neben einem Uebermaße des Lobes, das nach allen Seiten ausgeſpendet ward, hinwieder mancherley, zwar verdeckten, Tadel enthielt, ſo iſt dieſelbe, der barbariſchen Schreibart ungeachtet, viel geleſen und beſprochen worden. So eben hat nun ein achtzigjähriger Greis, welcher bis zur ſchweizeriſchen Staatsumwälzung Mitglied der Regierung, und alſo nicht blos Zeuge, ſondern Mithandelnder während des gefeyerten Zeitraums iſt, freymüthige Bemerkungen über die Synodalrede des Hrn. von Orell (24 S. 8.) herausgegeben, die, zwar mit großer Milde, aber ungemein treffend und kräftig, den ungemeſſenen Lobredner (temporis acti, se puero) und den einſeitigen Tadler (qui incognita pro cognitis habet — wie das Motto beſagt) zurechtweißt. Hr. von Orell iſt früher, während der Revolutionszeit zumal, als ein gewaltiger Strafprediger bekannt geworden. „Die Strafpredigten (heißt es nun hier im Eingang), wenn ſie gegen eine beſondere Klaſſe oder Perſon gerichtet ſind, ſchmeicheln den Leidenſchaften der übrigen Zuhörer. Der Redner bedarf keines tiefen Nachdenkens; iſt die Darſtellung des Gegenſtandes lebhaft, ſind ſeine Bilder wohl gewählt, ſo iſt er des Effekts gewiß.“ Und hinſichtlich auf den providenziellen Rahmen, welchen der Redner der Synode für ſeine Bilder gewählt hatte: „Alles gehört in den höchſt weiſen Plan des Ewigen, das Gute ſo wie das Böſe, der Eroberer, der die Welt erſchüttert, und der ruhige Landmann, der die Furchen zieht. Alles iſt in dem engſten Zuſammenhang, kein Ring in der unermeßlichen Kette iſt entbehrlich; die göttliche Weisheit umfaßt die kleinſten Naturkräfte, wie die erſten Naturgeſetze, die das Weltſyſtem erhalten, auf das allervollkommenſte; aber wir Sterbliche, in unſerer Schwachheit, ſehen die Wohlthaten, die uns zufließen, als eine beſondere Leitung an; da dieſe in den Zuſammenhang des Ganzen gehören, ſollen wir jedesmal das Gute, ſo uns zukommt, mit tiefer Anbetung erkennen, aber vor gewagten oder beſchränkten Urtheilen uns hüten.“

Die Klage des Fünfzigers (älter iſt Hr. von Orell nicht) über die Abnahme des Kirchenbeſuchs (die doch wahrlich in Zürich ſo groß nicht iſt!) veranlaßt den achtzigjährigen Mitbürger zu folgenden Betrachtungen: „Man ſollte ſich nicht darüber aufhalten, wenn zu unſern Zeiten der öffentliche Gottesdienſt nicht mehr ſo regelmäßig beſucht wird, wie vor achtzig und hundert Jahren bey uns geſchehen iſt. Da ſah man am Sonntag, Morgen und Abend, jeden Hausvater, zu deſſen Seite ſeine Gattin, vor ihnen her die blühenden Kinder, und nach ihnen die Dienſtboten, in einem feyerlichen Zuge nach der Kirche wandeln. Bey Hauſe fand man Erbauung in dem einzigen damals bekannten Gebetbuch und in dem Leſen der heil. Schriften nach ihrer Ordnung, ohne Aufſchluß und Erläuterung. Seit dieſer Zeit hat die Geiſtesbildung Fortſchritte gemacht, und nun bedarf man einer ihr angemeſſenen Nahrung. Umſonſt beſtreitet man den Geiſt unſerer Zeiten; er iſt eine nothwendige Entwicklung der Vorzeit; aber mit religiöſem moraliſchem Sinn ſollte man ſeinen Fortſchritten behülflich ſeyn und ihm eine heilſame Richtung geben; ein vorurtheilsfreyer, humaner Geiſt wird zu dieſem Zweck hinarbeiten.“ — Der Zürcherſche Kanonikus hatte das alte Frankreich (vor der Revolution), deſſen Hauptſtadt und ihre Philoſophen-Häupter, namentlich Voltaire, Rouſſeau, Helvetius, d'Alembert, der Verführung der Jünglinge ſeiner Vaterſtadt beſchuldigt. Ein ſachkundiger Beleuchter, der unſtreitig mit der franzöſiſchen Literatur beſſer vertraut iſt als der Prediger, rügt zunächſt die abgebroſchene Zuſammenſtellung der verſchiedenſten Geiſter, und er würdigt dieſelben hierauf einzeln. Ueber die zwey glänzendſten dieſer Geſtirne drückt er ſich alſo aus: „Mit Grund hielt man Voltaire für den gefährlichſten Feind des alten und neuen Bundes. Sein launiger, beiſſender, unerſchöpflicher Witz hatte die Oberflächlichkeit und den Leichtſinn ganz für ſich gewonnen. Zwey ſeiner Geiſtesprodukte, für die er eine beſondere Vorliebe hatte, beleidigen das moraliſche Gefühl, aber durch ihre reizende Schreibart haben ſie nur zu ſehr gefallen. Voltaire erwarb ſich Reichthum und Ruhm, indem er dem Zeitalter und den Großen fröhnte; dieſer Glanz hatte Viele verblendet. Wenn ſein ungezähmter Witz, der Mangel an Gefühl für das Erhabene und Große die Haupturſache ſeiner Verirrung war, ſo ſoll man nicht bergen, daß das Zeremonienweſen, die finſtern Glaubensartikel, die Herrſchſucht und der Reichthum der Geiſtlichkeit, ſo man ihm als Chriſtenthum vorgab, viel dazu beytrug. Er verabſcheute das ſogenannte Volk Gottes wegen ſeiner Grauſamkeit gegen die überwundenen Feinde, wegen ſeiner Abgötterey und Verwilderung, und deßwegen bekämpfte er die Intoleranz und Verfolgungsſucht der chriſtlichen Prieſter mit Muth und Gefahr. Seinem poetiſchen Genie hat man unſterbliche Werke zu verdanken, und ſeine ernſthafte Proſa hat großes Verdienſt. Jean Jacques Rouſſeau gehört nicht zu den Männern, mit denen er hier zuſammengeſtellt wird; er ſah ſie als ſeine Feinde an, und in ſeinen Schriften that er Ausfälle auf ſie. Einſichtsvolle Männer erkannten in ihm einen Verehrer der Religion von Chriſtus. Der Weltweiſe Eberhard ſagt von ihm: „Er habe mit hellem Verſtande und warmem Herzen die Anſicht der chriſtlichen Religion aufgefaßt.“

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 18. Juli 1822.

> Der Weiſen Weiſeſtes, der Milden Milde,
> Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
> Vermähltet Ihr in einem Bilde,
> Und ſtelltet es in eine Glorie.
>
> Schiller.

Oſterlieder.

Nach den heiligen Bildern in meinem Zimmer.

Da Vinci's Chriſt zwiſchen den Phariſäern.*)

Er ſteht ſo ſtill, er ſteht ſo hehr,
Mit lichtvollſchauendem Blicke,
Und um ihn ſtehn die Verſucher her,
Doch wichen ſie etwas zurücke!
Sie lauſchen mit tiefer Hinterliſt,
Und mit ſtillverſchloſſenem Grimme,
Doch ihnen ertönt nach kurzer Friſt
Des Gottmenſch melodiſche Stimme:

Still hebt er die ſegnende Hand empor,
Um die Stirn die geſcheitelten Locken;
Unſichtbar lauſchet der Engel Chor,
Rings flüſtert's wie Maienglocken;
„Meiner Lehre Inhalt begehret Ihr?
„Den will ich Euch kürzlich ſagen;
„Ich zähl' ihn Euch gleich an den Fingern hier,
„Ihr ſollt mich nicht zweymal fragen!

„Ueber alles zu lieben den Vater Gott,
„Iſts zuerſt, was mein Mund Euch lehret;
„Auch Euer iſt das hohe Gebot,
„Doch habt ihr's übel verkehret!

„Den Nächſten ſollſt du lieben wie dich;
„Dieß zweyte hab' ich gegeben:
„Ich gab's und beglaub' es ewiglich
„Und beſiegl' es mit meinem Leben.“

---

*) Die Verfaſſerin ſchätzt ſich ſehr glücklich, eine Kopie dieſes charakteriſtiſchen Meiſterwerks des großen Lionardo da Vinci, in Waſſerfarben punktirt, von Büry's Meiſterhand zu beſitzen, um ſo mehr, da das Original, man weiß nicht recht auf welche Weiſe, aus der kleinen Bilderſammlung des Kardinal Aldobrandi (im Palaſte Borgheſe zu Rom) ſchon im Jahr 1747 verſchwunden war.

Eine Stimme aus St. Helena, von Dr. O'meara.

(Fortſetzung.)

Ich machte einige Bemerkungen über die verläumderiſchen Behauptungen von Pillet, namentlich über die allgemeine Verdorbenheit unter den Engländerinnen, und die ſchändlichen Verſicherungen, die er darüber aufſtelle. Ich behauptete dagegen, daß man in keinem Lande weniger Beyſpiele in dieſer Beziehung finden würde; und daß nirgends zartfühlendere, und in ihrer Lebensart vorwurfsfreyere Frauen angetroffen werden dürften. Ich ſagte dem Kaiſer, Pillet müſſe ſich offenbar an ſehr ſchlechte Geſellſchaft gehalten haben. Dieß beweiſe ſein Ausdruck Schätzchen (sweetheart), ein Wort, das nur bey Kammermädchen, Krämermädchen, und ähnlicher Geſellſchaft gebraucht werde, obgleich Pillet die Unverſchämtheit habe, zu verſichern, daß dieſer Ausdruck bey jungen Damen von der beſten Erziehung ganz gewöhnlich ſey. „Sicher; ſagte Napoleon, ich glaube wohl, daß er nie eine engliſche Dame am Bord ſeines Schiffs, mit Ausnahme von puttane der niederſten Art geſehen hat. Er hatte, fuhr er fort, an den Bord eines Pontons ſieben oder acht Jahre gebannt, eine ſchöne Gelegenheit, die Sitten und das Benehmen der Engländerinnen kennen zu lernen. Er widerlegt ſich ſelbſt; denn er hat an einzelnen Stellen ſo viele Lügen und Gräuel von den Engländern erzählt, daß die Wahrheit, die er an andern Stellen ſagen mag, nun nicht mehr geglaubt wird. Sein Buch iſt wie jene Schriften, die mich als ein Ungeheuer dargeſtellt haben, das ſein Entzücken im Blutvergießen, in Verbrechen und in Schändlichkeiten finde; jene Schriften, die von mir ſagen, ich wäre aus bloßer Blutgier in der Schlacht über die Körper der Todten und Verwundeten hergefahren. Pillet's Buch iſt eben ſo wahr, verfehlt aber auf gleiche Art die Abſicht des Herausgebers. Es gewährte mir in der That Vergnügen, dieſe leidenſchaftlichen Werke zu ſehen, da ich wußte, daß ihnen niemand, mit Sinn und Verſtand begabt, Glauben beymeſſen würde. Solche Werke, die mit einem Schein von Mäßigung und Unparteylichkeit geſchrieben ſind, wären die einzigen, die ich zu fürchten hätte.“

Ich fragte hierauf den Kaiſer, ob er Miots Geſchichte des Feldzugs in Egypten ſchon geleſen hätte? „Wie, des Kommiſſärs? erwiederte er. Ich glaube Las Caſes hat mir eine Abſchrift davon gegeben; überdieß erſchien ſie noch zu meiner Zeit öffentlich.“ Er bat mich hierauf, im Fall ich ein Exemplar hätte, es ihm zu bringen, damit er ſie vergleichen könnte. Er bemerkte: „Miot war ein polisson, den ich ſammt ſeinem Bruder aus dem Staube hervorzog. Er ſagte, ich hätte ihm wegen der Herausgabe ſeines Buchs gedroht; dieß iſt eine Unwahrheit. Ich ſagte einmal zu ſeinem Bruder, es wäre beſſer geweſen, er hätte keine Unwahrheiten drucken laſſen. Er war ein Mann, der immer Geſpenſter ſah. Was ſagt er von der Vergiftungsgeſchichte, und dem Todtſchießen zu Jaffa?“ Ich erwiederte, in Rückſicht auf das Vergiften erkläre Miot, er könne nicht mehr ſagen, als daß man dieß damals allgemein erzählt hätte; er verſicherte aber beſtimmt, daß er (Napoleon) 3 bis 4000 Türken einige Tage nach der Einnahme von Jaffa hätte niederſchießen laſſen. Napoleon antwortete: „Es iſt nicht wahr, daß es ſo viele waren. Ich ließ etwa 1000 bis 1200 erſchießen. Der Grund war folgender: Unter der Beſatzung von Jaffa entdeckte man eine Menge türkiſcher Truppen, die ich kurz zuvor zu El-Arieh gefangen, und auf ihr Ehrenwort, nicht wieder gegen mich zu dienen, oder ſich vor einem Jahr bewaffnet gegen mich antreffen zu laſſen, nach Bagdad entlaſſen hatte. Ich hatte ſie zwölf Stunden weit auf ihrem Wege nach Bagdad durch eine Diviſion meiner Armee begleiten laſſen. Statt aber ihren Weg nach Bagdad fortzuſetzen, warfen ſich dieſe Türken nach Jaffa, vertheidigten es aufs äußerſte, und koſteten mich eine beträchtliche Anzahl tapferer Soldaten zur Einnahme deſſelben, deren Leben nicht geopfert worden wäre, wenn ſie die Beſatzung von Jaffa nicht verſtärkt hätten. Ehe ich den Angriff auf die Stadt machte, ſchickte ich ihnen überdieß einen Antrag zur Gnade durch einen Parlamentär. Kurz darauf ſahen wir den Kopf des leztern auf einem Pfahl über den Wall hervorragen. Hätte ich ſie nun noch einmal geſchont, und auf ihr Ehrenwort entlaſſen, ſo würden ſie ſogleich nach St. Jean d'Acre gezogen, und dort wieder die gleiche Rolle, wie in Jaffa, geſpielt haben. Aus gerechter Fürſorge für das Leben meiner Soldaten, — die jeder General wie ſeine Kinder, und ſich wie ihren Vater betrachten muß, — konnte ich dieß nicht dulden. Einen Theil meiner Armee aber, die bereits klein und durch den Kampf mit dieſen Schurken geſchmälert war, als Bewachung zurückzulaſſen, war nicht möglich. Hätte ich hierin anders gehandelt, als ich wirklich handelte, ſo würde wahrſcheinlich die Zerſtörung meiner ganzen Armee die Folge davon geweſen ſeyn. Ich ſtüzte mich daher auf das Kriegsrecht, das die unter ſolchen Umſtänden ergriffenen Gefangenen zu tödten berechtigt, abgeſehen von dem Rechte, das die Eroberung der Stadt durch Erſtürmung, und die Wiedervergeltung gegen die Türken an die Hand gab, und befahl, die bey El-Arieh gefangen gemachten Türken, die troz ihrer Kapitulation mit den Waffen gegen mich ergriffen worden waren, auszuſuchen und zu erſchießen. Die übrigen, die eine bedeutende Anzahl ausmachten, wurden verſchont. Ich würde, fuhr er fort, morgen wieder eben ſo handeln, und ſicher würde ſich Wellington, oder jeder andere General, unter ähnlichen Umſtänden nicht anders benehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1822.

(Fortſetzung.)

All dieſer mannigfaltige Anblick des Jammers erzeugt in Gemüthern von gewöhnlichem Schlage eine Verwirrung, die nicht minder verderblich iſt, als die Seuche ſelbſt, deren Verwüſtungen hierdurch bedeutend vergrößert werden. Hinwieder gibt es aber auch, was ans Unglaubliche grenzt, Leute, die durchaus keine Furcht anwandelt, und die ihre Kräfte einzig dazu verwenden, die Schwachen zu überwältigen. Solche Menſchen ſchleichen ſich, in Augenblicken, wo Jeder mit der Sorge für ſeine eigene Erhaltung beſchäftigt iſt, dem Nachbar keine Hülfe mehr leiſtet, aber ihn auch nicht mehr argwöhniſch beobachtet, in die Häuſer ein, und begehen daſelbſt ungeſtraft jede Frevelthat. Unter dieſen ruchloſen Böſewichtern hat zeither ein Ausländer, deſſen tragiſches Ende zu allerley Muthmaßungen Anlaß gab, die Gemüther in vorzüglichem Grade beſchäftigt. Das Volk von Barcelona, in ſeinem katholiſchen Eifer und Aberglauben, behauptet, er wäre ein Jude; Reiſende verſichern, er ſey zu Tunis geboren; andre machen einen Armenier aus ihm; noch andre einen Renegaten. Hier will einer wiſſen, er habe zu Smyrna Seeräuberey getrieben; dort will ihn ein Andrer zu der und der Zeit, ſo und ſo gekleidet angetroffen, ja ſogar gekonnt haben. Von allen dieſen Angaben beruht keine auf ſicheren Grundlagen; wohl aber war ſein anerkannter Beruf der eines Kaufmanns. Als ſolcher hatte er ein ſehr großes Vermögen zuſammengehäuft, und genoß eines unbegrenzten Kredites.

Dieſer Mann, den man wegen ſeines langen, weiſſen Bartes für einen Patriarchen hätte nehmen können, war Augenzeuge aller der Peſtſeuchen geweſen, die in den lezten Zeiten das türkiſche Reich verwüſtet haben. Sobald er — alſo erzählt man von ihm — hörte, daß eine Seuche irgendwo in einer Stadt herrſche, machte er ſich ſo fort auf den Weg dahin. Das Räthſel ſeiner Reiſen ſuchte er durch den Vortheil zu löſen, der ihm dadurch zu Theil werde, daß er in ſolchen ausgeſtorbenen Gegenden ſeine Handlungsartikel zu wohlfeilern Preiſen als gewöhnlich einkaufen könne; nach wie vor aber befremdete es nicht wenig, wie die Geldgier bey ihm in ſolchem Grade über die Liebe zum Leben die Oberhand behaupten und der ohnehin ſo reiche Alte fortwährend einem unausweichlichen Tode entgegen gehen könnte. Fragen, die man an den ſeltſamen Pilger in dieſer oder jener Beziehung richtete, wurden niemals mit der gewünſchten Klarheit beantwortet.

War er an einem ſolchen Sammelplatze des Todes angelangt, ſo hüllte er ſich vom Kopfe bis zu den Füßen in eine Kleidung von beldeerter Leinwand, bedeckte ſeine Hände mit Handſchuhen von ſchwarzem Leder, das Geſicht aber mit einer gläſernen Maske und drang dann auf Stelzen und mit einem Stocke verſehen, an deſſen Ende ein eiſerner Haken befeſtigt war, in die verpeſteten Häuſer ein. Hier nahm er alles in Beſitz, was er nur vorfand, bemächtigte ſich verborgener Schätze, ſo wie der koſtbarſten Geräthſchaften und riß den Entſeelten ihre Kleinodien vom Leibe. Mehr wie einmal ſoll er den Ausgang der nicht ſchnell genug wirkenden Peſt beſchleunigt und den Schlachtopfern, deren Geſchrey ihn bey ſeinen Plünderungen geſtört haben würde, den Todesſtoß beygebracht haben. Führte der Zufall ihn etwa in ein Haus, welches von der Seuche noch nicht ergriffen war, ſo gab er ſich für einen Arzt aus, und wehe alsdann jedem, der ſeinen treuloſen Anerbietungen Gehör gab. Mit Schätzen beladen kehrte er jedesmal nach **Venedig** zurück, wo er, von jedermann über den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmungen bewundert, das Zeichen zu einem neuen Fange erwartete, dem Raben des Winters gleich, den jeder Ort, der einen Leichnam birgt, in ſeine Nähe lockt.

Auch die Kunde des Jammers von **Barcelona** war für dieſen Ruchloſen eine feſtliche Nachricht geweſen, und wirklich hatte er ſchon ſeit vierzehn Tagen ſein abſcheuliches Handwerk unter uns ausgeübt, als er ehegeſtern, gerade in dem Augenblicke ertappt wurde, da er einen in Geiſtesverwirrung verſenkten Kranken erdolchte. Dieſer Kranke war ein junger franzöſiſcher Kaufmann, den man zu Barcelona wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und anderer achtungswürdiger Eigenſchaften allgemein liebte. So eben hatte er ſeine Gattin und ſeine beyden Söhne verloren, und kämpfte nun ſelbſt noch gegen die Seuche, welche bis jezt geſchienen hatte, ſich nicht an den Muthvollen, mit Zärtlichkeit ſich an ſeine Familie Hingebenden, wagen zu wollen. Dieſer Edle iſt, ſo zu ſagen, in den Armen des Hauptmanns R...., ſeines Landsmanns, ermordet worden. Der Hauptmann befand ſich nämlich in der Nähe ſeines Freundes, in einem Nebenzimmer. Bey dieſem öffnet jemand die Thüre und das Geräuſch veranlaſſt ihn zu dem Kranken zurück zu kehren. Er kommt, erblickt jenen Böſewicht, wie er ſeinem Freunde das Herz durchbohrt, ſpringt auf ihn los, ergreift ihn, und wirft ihn nach einem hartnäckigen Kampfe, worin der verwünſchte Alte ungleich mehr Kraft entwickelte, als ſich von ihm hätte erwarten laſſen, zu Boden.

Herr, ſagte der Böſewicht, als er im Begriff ſtand zu unterliegen, ſollten Sie mich umbringen wollen?

Elender, was haſt denn du gethan?

Aber er war ſo krank . . .

Und dieſe Sachen da, die du ſchon vorher entwendet hatteſt?

Ich glaubte, es wäre Alles ausgeſtorben. Schenken Sie mir das Leben; ich will Sie zum reichen Manne machen.

Du wagſt es, mir dein mit Blut beflecktes Gold anzubieten?

Herr, ſeyn Sie unbeſorgt; ich habe geheime Mittel gegen die Peſt. Ich will Ihnen ſo viel Zechinen geben, als Sie von der Stelle zu tragen vermögen.

Und wenn du mir zwey Arroben anböteſt . . . .

Ihrer zehn ſollen Sie haben, ſagte der Mörder, und hatte den Degen des Hauptmanns in der Bruſt.

Die Stadtbehörden haben den Leichnam des angeblichen Iſraeliten in Beſchlag nehmen und an einer Ecke der Straße **Régomir** aufhängen laſſen. Zugleich verfügte man ſich in das Haus, welches er bewohnt hatte, und ließ Alles, was bey ihm gefunden wurde, zum Beſten der Armen verkaufen. Was ſeine Brieftaſche an Papieren enthielt, iſt in einer fremden Sprache geſchrieben, welche bis jezt noch Niemand hat entziffern können. Werden ſie einmal überſezt ſeyn, ſo wird es ſich zeigen, wer dieſer **Ben-Schéla** geweſen ſey, und dann müſſen auch alle die Mährchen von ſelbſt fallen, die auf ſeine Rechnung ſind herumgetragen worden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Die dießjährige Feyer des Frohnleichnams-Tages war, wiewol von der Witterung begünſtigt, minder glänzend wie gewöhnlich, indem das belebende Prinzip aller Feſte, die Theilnahme des Hofes, fehlte. — Dieſer Tag iſt offenbar der intereſſanteſte in München. Wer ſich einen Begriff ſowol von dem Reize unſerer Reſidenz überhaupt, als auch von dem Glanze ihrer Schönheiten machen will, muß am Frohnleichnams-Tage hier verweilen. Jezt beginnen die Glocken ihr harmoniſches Geläute, und die ſinnliche Zerſtreuung muß dem religiöſen Ernſte weichen; Alles iſt geſpannt und drängt ſich voll Erwartung hin den Zug zu ſehen. So wie die Prozeſſion in einer Straße vorüber iſt, ſo werden die eingeladenen Gäſte bewirthet, wobey nach alter Obſervanz der Bratwürſte und eines Getränkes nicht vergeſſen werden darf, das man Bock nennt, und das ſehr ſtark und berauſchend iſt.

Unſere Schaubühnen fahren mit löblichem Eifer fort, uns Neues vorzuführen; daß dieſes Neue nicht immer auch trefflich ſeyn kann, liegt in der Natur der Sache. Vorzüglich unſerm großen Hoftheater fällt es ſchwer, das Publikum nach dem Freyſchützen, der bey jeder Wiederholung größere Senſation hervorbringt, und bey der andauernd ſchönen Witterung, durch irgend eine neue Erſcheinung anhaltend zu fixiren. Wir ſahen ſeit meinem lezten Berichte die viel beſprochene Präcioſa, die, troz der herrlichen Ausſtattung von Seite unſerer Intendanz, Webers trefflichen Chören und Horſchelts charakteriſtiſchen Tänzen, wohl ſchwerlich viele Darſtellungen erleben dürfte. Wer ſollte auch dieſem wunderlichen Produkte einer verwirrten Phantaſie, dem durchaus alles poetiſche Intereſſe mangelt, Geſchmack abgewinnen? Mad. Karl gab die Zigeunerhuldin mit aller Liebenswürdigkeit, die ihr eigen iſt, ſo wie Mad. Kramer die Rolle der Pflegemutter mit ungemeiner Kunſt und Natur. Die ganze Darſtellung war gelungen zu nennen.

Eine intereſſantere Neuigkeit waren die erſten Theile von Grillparzers Trilogie: Der Gaſtfreund und die Argonauten. Wir behalten uns vor, über dieſes Werk in unſerm nächſten Berichte zu ſprechen, wenn wir auch den dritten Theil, der wegen Krankheit der Dem. Pfeiffer aufgeſchoben werden mußte, geſehen haben. Dieſe Künſtlerin entwickelte in der Rolle der Medea viele Kunſt und eine bewundernswerthe phyſiſche Kraft, und hauptſächlich ihrer lobenswerthen Bemühung im Vereine mit jener der HH. Veſpermann, Urban und Hölken verdankte die Darſtellung der Argonauten den ausgezeichneten Beyfall, der ihr zu Theil wurde. — Von neuen Luſtſpielen ſahen wir nur den buckeligen Liebhaber, aus dem Franzöſiſchen, von Caſtelli. Ein körperliches Gebrechen, das den Inhaber zum Gegenſtande des Bedauerns macht, ſollte nie der Stoff eines Lachſtücks ſeyn. Abgeſehen von dieſem Uebelſtand, iſt die Intrigue für ein einaktiges Stück ziemlich komplizirt, und mit Wiz und Laune durchgeführt. Die Kleinigkeit gefiel, doch wohl nur wegen des trefflichen Spiels der HH. Veſpermann und Urban als Onkel und Neffe. — Als Gaſt trat in dieſem Theater Hr. Karl Heigl von Frankfurt in mehreren Rollen auf. Ref. hat ihn nur als Felix Wahr im leichtſinnigen Lügner geſehen, und einen braven routinirten Schauſpieler gefunden, der übrigens die ihm ſchon früher zu Schuld gekommene Affektirtheit in Sprache und körperlicher Haltung keineswegs abgelegt hat. Das Publikum behandelte ihn als einen alten Bekannten, und als den Sohn eines verdienten Vaters, mit vieler Güte. — Für den Monat Juli werden Hr. Korn und Dem. Weber aus Wien zu Gaſtrollen erwartet. — Von der deutſchen Oper wird Roſſini's Zelmira einſtudirt.

Im italieniſchen Hof-Opernhauſe ſahen wir als Neuigkeiten: Il castello dei Spiriti, Muſik von Mercadante. Das Sujet dieſer Oper iſt unterhaltend und vernünftig. (Wie ſelten iſt dieß bey italieniſchen Operntexten der Fall?) Mit der Muſik, die aller Originalität entbehrt, waren zwar die Kenner nicht zufrieden; da jedoch die Formen roſſiniſch, die liebliche Schiaſetti bey Stimme, und der Buffo Ranfagna bey Laune war, ſo erhielt die Oper Beyfall. — Größern Antheil gewann ſich die Oper Fedra, mit Muſik von dem hieſigen wackern Geſanglehrer Orlandi, der ſich hier als origineller Tonſezer beurkundete, und die Gediegenheit der ältern Schule mit der Anmuth der neuern zu paaren verſteht. Sgra. Bonſignori, ſo wie Sgra. Schiaſetti als Fedra und Ippolito, wußten, erſtere durch ihr gelungenes Spiel, leztere durch ihren ſchönen Geſang, das Publikum ſehr für ſich einzunehmen. Euripides und Racine mögen ſich freylich den Sohn der Amazone anders gedacht haben. — Eine dritte Neuigkeit endlich war die Oper: Il trionfo del bel sesso, von unſerm verehrten Veteran Ritter v. Winter, vor dreyßig Jahren für eine fremde Bühne geſchrieben, und nun für die hieſige italieniſche Geſellſchaft aufgefriſcht. Das Werk ſoll einſt vielen Beyfall erhalten haben, es iſt auch ganz im Geſchmack der beſſern italieniſchen Opern früherer Zeit komponirt. Einige Muſikſtücke fanden ungetheilten Applaus, doch Vieles wollte dem großen Publikum als veraltet erſcheinen, und nur die beſondern Verehrer des geachteten Meiſters anſprechen. Darſteller und Orcheſter thaten Alles, das Werk zu heben.

(Der Beſchluß folgt.)

Zürich.

(Beſchluß.)

Der Synodalredner hatte die Bibelgeſellſchaften als ein wirkſames Heilmittel gegen die Verderbniſſe der Zeit geprieſen, und, ihrem Grundſaze huldigend, die Bibelerklärungen für entbehrlich erachtet, obgleich er auch ſelbſt der aus Mißverſtändniſſen und ſinnloſen Erklärungen der heil. Schriften entſpringenden Nachtheile gedenkt. Sein Beleuchter iſt anderer Meinung: Soll man (ſagt er unter andern) die mißverſtandenen Stellen der Bibel nicht erläutern und aufklären? Dadurch würde man jenem Uebel, ſo viel es in unſern Kräften ſteht, abhelfen. Die heil. Schrift ſcheut nicht das Licht der Vernunft. Dieſe forſcht nach deren Sinn und Geiſt. Dem Unwiſſenden den bloßen Text vorlegen, iſt beynahe eben ſo viel, als die Mißverſtändniſſe fortſezen wollen; oder kann man glauben, daß man bey Eröffnung des Buches über jene ſchwierigen Stellen aufgeklärt werde? Was ſteht einer gründlichen Auslegung im Wege? Nicht einzig die Beſchränktheit des menſchlichen Verſtandes, ſondern die Vorliebe für ein angenommenes religiöſes Syſtem, und die Leidenſchaft, mit der man es durchſezen will. Dem Redner ſelbſt hat an einer Stelle die Kraft der Wahrheit das Geſtändniß abgedrungen, daß ein Auszug der Bibel für Kinder wohlthätig ſeyn würde. Man darf glauben, er wäre es auch für Erwachſene. Ein ſolcher, mit wahrhaft religiöſem Sinne abgefaßter, der Gottesliebe, Menſchenliebe und Lebensweisheit verbreiten würde, wäre von unausſprechlichem Werth. Dieſe Arbeit wäre einer Geſellſchaft würdig, die ſich Verbreitung der chriſtlichen Moral zu ihrem *Hauptzwecke* gemacht hätte. Solche Vereine in mehreren Ländern wären weit wichtiger und ſegenreicher als andere. — Die Reihenfolge ſeiner beachtenswerthen Betrachtungen ſchließt der ehrwürdige Greis mit der nachſtehenden: „Wenn man aufgeklärte Männer, die durch ihre Philoſophie und die neuern Fortſchritte in der Philologie und Exegeſe zu neuen Anſichten gelangt ſind, verfolgt und ihrer Stellen entſezt: ſo mißkennt man das köſtlichſte Geſchenk Gottes, thut der menſchlichen Vernunft Gewalt an, und iſt im höchſten Grade intolerant. Sie ſollen ihre Anſichten mit Klugheit vortragen, um nicht den großen Haufen zu beunruhigen und zu verwirren. Selbſt das Volk, nach ſeiner Faſſungskraft, nimmt, obgleich etwas langſam, an der Aufklärung Antheil.“

Beylage: Kunſtblatt Nro. 57.

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Juli 1822.

> Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat; deß lebt er noch eins ſo lange.
>
> Jeſus Sirach.

Der Cicisbeo.

Erzählung von Fr. Laun.

1.

Die Fenſter klirrten gewaltig. Das alte Jahr, das in drey Stunden dem neuen weichen mußte, warf noch mit Schnee und Eiszapfen um ſich herum. Uns Fünf am runden Tiſche konnte dergleichen nicht anfechten. Seit zehn Jahren ſaßen wir an dieſem Abende allezeit beyſammen. Jeder von uns hatte die Uebrigen ſo bereits zwey Mal bey ſich geſehen, bis auf den Oberſteuerprokurator Thomian, an welchen heute die Reihe kam. Wäre uns der Mann weniger lieb geweſen, ſo hätten wir neidiſch werden können auf ſein koſtbares, neues Quartier und die ganze Einrichtung. Hierin durfte ſich keiner von uns mit ihm meſſen. Den Speiſen fehlte auch durchaus nichts, als daß ſie zu kalt waren. Ganz natürlich; der Wirth war unverheirathet und ſein eigener Heerd die kälteſte Stelle im ganzen Hauſe. Was aufgetragen wurde, hatte ſeinen Weg durch Schnee und Sturm nehmen müſſen. Wir andern Vier konnten ihm auch keine Vorwürfe über ſeine Eheloſigkeit machen, weil wir eben ſo wenig mit Frauen verſehen waren. Bey uns fiel nur die Kälte der Speiſen und mancher ſonſtige Uebelſtand weniger auf, da es in unſern Quartieren mit der Ordnung im Allgemeinen nirgend recht richtig war. Grade Thomians neue, häusliche Verklärung erſt, weckte dasmal unſere Kritik. Auf den ſchönen franzöſiſchen Kriſtallgläſern merkte man den Staub viel eher, als auf den halbblinden in ſeiner frühern Wohnung und in der unſrigen, und wenn wir auch unſere Gaſtfreyheit nicht ſelten auf einige Spinnen mit erſtreckten, ſo ſah doch Niemand ſie leicht in den ziemlich durchräucherten Mauerwinkeln. An Thomians koſtbaren Tapeten hingegen, nahmen ſie ſich, wie die bitterſte Satyre auf dieſe ſelbſt aus. Seine köſtlichen Rheinweine, Burgunder und Champagner aber wuſchen die Flecken von der ſchönen Einrichtung wieder ab.

Gleichwol mußten wir darauf zurückkommen. Die allzuheiße Temperatur im Kopfe des Muſikdirektors Wunder wollte mit einem Glaſe Waſſer etwas gemäßigt ſeyn, und in dem Waſſer, welches die Aufwärterin hereinbrachte, ſchwamm ein Kellerwurm.

Drauf verlangte ein andrer Freund, der Stadtrichter Stabeiſen, von unſerm Wirthe zu wiſſen, warum der verwünſchte Kerl, der Johann, ſo eben wieder eine friſche Flaſche hergeſetzt habe, da die alte, mit der er hinausgegangen, noch ziemlich halbvoll geweſen ſey.

Ach — ſeufzte der Oberſteuerprokurator — für das, was mich die dumme rothe Naſe des Burſchen koſtet, und die Unreinlichkeit der Aufwärterin, mit der er zuſammenhält, könnte gewiß manch armer Mann nebſt Frau und Kindern hinreichend auskommen.

Ad vocem Frau und Kinder! rief ich aus: Wißt ihr wohl, Freunde, daß wir uns nun auch einmal nach dergleichen umthun möchten? Zehn Jahre tuckmäuſern wir nun ſchon hier in Philiſtäa und rufen uns noch immer, wenn wir ſo unter uns ſind, das alte Burſchenleben zurück. Laßt

Digitized by Google

uns endlich doch im Ernſt auf ein ordentliches, zweyſchläfriges Hausweſen bedacht ſeyn. In Einer Hinſicht iſt uns unſer lieber Thymian mit ſchönem Beyſpiele vorgegangen. Ein allerliebſtes, geräumiges Quartier und glänzendes Hausgeräth iſt allerdings ſchon etwas. Aber ohne legitime, weibliche Aufſicht fehlt es doch hinten und vorn, und man merkt nur um ſo beſſer, wo einen der Schuh drückt. Laßt uns denn, lieben Brüder, im alten Jahre noch einen einzigen geſcheidten Vorſatz faſſen, den nämlich, daß wir in den nächſten fünf Jahren wenigſtens, insgeſammt verheirathet ſeyn wollen.

Hm — ſagte der Protonotarius Kegel — wer nur nicht, wie ich, beym Konſiſtorium angeſtellt wäre! Die Scheidungen, welche da, ich kann wohl ſagen, mein tägliches Brod ſind, denn ich ſtehe mich abſeiten der Kaſſe, Gott ſey Dank, recht leidlich dabey, verderben in der That allen Appetit zum Eheſtande. Und oft ſind es hübſche, gar hübſche Pärchen. Wenn man ſie aber reden hört wider einander, ſo möchte man doch manchmal auf der Stelle das Kloſtergelübde ablegen, um nur ja nicht einmal einem Paar hübſcher Weiberaugen in die Falle zu laufen.

Ey — verſezte der Stadtrichter — wen, wie dich, ſein Beruf an die Schattenſeite der heiligen Ehe geſtellt hat, dem kann es freylich gehen, wie mir vor Kurzem noch, als ich der Kirchthür gegenüber wohnte, wo die Trauerleute hineinzugehen pflegen. Verdrüßlich über die ewige Erinnerung an den Tod, zog ich da, wie ihr wißt, auf die andere Seite der nämlichen Kirche. Hier habe ich nun Hochzeiten und Kindtaufen tagtäglich im Auge. Das hat mich auch ſchon oft zu dem Wunſche gebracht, ſelber einmal mit einer lieben Braut über die geſtreuten Blumen die Kirchentreppe hinauf zu ſtolziren. Nun kann ich dir, Bruder Protonotar, zwar nicht rathen, den einträglichen Zoll aufzugeben, den die menſchliche Thorheit dir darbietet, das Beſte aber würde doch wohl ſeyn, daß du zur Stärkung deines ſchwachen Glaubens, die heilige Ehe im eigenen Hauſe in ein recht ſchönes Licht ſtellteſt. Denn das wirſt du mir nicht einreden wollen, daß es lauter miſerable Ehen in der Welt gäbe. Grade ſo, als wenn ich, von den vielen Spitzbuben, zu deren nicht immer ſehr intereſſantem Umgange mich mein Offizium nöthigt, auf die Idee kommen könnte, daß man gar keine ehrlichen Leute mehr in der Stadt fände.

Das gewiß nicht! verſezte Thymian, und er und ich beſtürmten Freund Kegeln ſo ſehr mit glänzenden Beyſpielen, daß er ſich endlich ergab.

Wir waren einig, bis auf den Muſikdirektor Wunder, der während der Zeit gänzlich geſchwiegen hatte.

Als ich nun deßhalb in ihn drang, ſagte er zu mir: Ja, lieber Cajus, ich glaube recht gern, daß ich, neben meinem Muſikchore, auch noch eine hübſche Frau dirigiren könnte, wenn es nicht ſonſt ſeine Mucken hätte. Ihr alle ſizt, mehr oder weniger, in der Wolle. Ich aber ſcheine bey meiner wahrlich nicht müheloſen Stelle, rückſichtlich der Einwohner ſtillſchweigend auf diejenigen Opern gewieſen zu ſeyn, die ich nebenher ſchreiben könnte, wenn mir Muße dazu bliebe. Nun habe ich auch in der That eine ſchon angefangen. Allein bevor ſie vollendet iſt und den ſchweren Schritt bis in das mit Zuhörern angefüllte Schauſpielhaus gethan, auch ihr der noch weit ſchwerere, Gnade zu finden bey dem vielköpfigen Ungeheuer, Publikum genannt, gelungen iſt, muß ich meinem Heirathsorgans, (wenn es, wie mich meine Gemüthsſtimmung häufig überreden will, ein ſolches Organ gibt) ganz nothwendig Schweigen auferlegen.

Beym nähern Geſpräch über den Punkt ergab ſich's wirklich, daß Wunder den Junggeſellenſtand noch nicht aufgeben konnte, ohne Unbequemlichkeiten auf ſich zu laden, die dem dergleichen Ungewohnten auch in ſeinem geiſtigen Streben Eintrag gethan hätten. Daher wurde ihm noch ein Moratorium bis zu Eintritt beſſerer Zeiten geſtattet.

Wir vier Andern aber hoben die Gläſer empor, und verpflichteten uns in den nächſten vier Jahren dem Vorſatze gewiß ſämmtlich Gnüge geleiſtet zu haben. Das Feyerliche der Sache wurde dadurch um Vieles erhöht, daß grade, wie es geſchah, die Mitternachtglocke den Jahresſchluß anzeigte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Barcelona und ſeine Umgebungen im Jahr 1821.

(Nachtrag des Ueberſetzers.)

Wir wollen die Schilderung, welche die vorhergehenden Briefe von den Schreckniſſen des gelben Fiebers geben, keineswegs für übertrieben halten; unter Umſtänden, wie die damaligen, konnte es an ſolchen ſchaudervollen Momenten nicht fehlen, und das ergriffne Gemüth eines in dieſe Schreckniſſe Verwickelten, kann die einzelnen Gruppen als allverbreiteten Charakter des Gemäldes darſtellen, ohne übertreiben zu wollen. Er ſah nur das, was er ſchilderte. Da aber dieſe grauſenvolle Schilderung nur ergreift, ohne zu unterrichten, wiſſen es uns unſre Leſer gewiß Dank, wenn wir die Hauptpunkte aus dem Bericht der von der franzöſiſchen Regierung nach Barcelona geſchickten Aerzte ausheben, um ſie mit dem, was polizeylich über die Urſachen und Verwüſtungen der Seuche bekannt geworden iſt, bekannt zu machen. Sollte man den Verdacht hegen, daß das Uebel in dieſem Bericht abſichtlich vermindert ſey — und die widrige Neigung, eine einmal gefaßte Vorausſetzung durch Anſchuldigung der Unwahrheit in andrer Darſtellung zu bekräftigen, iſt ſehr gewöhnlich — ſo bemerken wir dagegen, daß die franzöſiſchen Aerzte, wenn ſie der Wahrheit nicht treu bleiben wollten, einmal eine entgegengeſezte Darſtellung der ſpaniſchen Aerzte fürchten mußten, zweytens, daß ihre Ei-

Digitized by Google

telkeit dabey gewann, das Uebel zu vergrößern, nicht es zu vermindern.

Drey der franzöſiſchen Aerzte verſichern in ihrem Bericht, daß ſie in Barcelona und deſſen Hafen weder Unreinlichkeit, noch ſchlechten Geruch, als Veranlaſſung des Uebels bemerkt haben, überzeugten ſich aber durch die eifrigſten Unterſuchungen, daß die in Barcelona herrſchende Krankheit das die Antillen und die Oſtküſte von Nord-Amerika ſo oft heimſuchende gelbe Fieber ſey. Es ward von Schiffen, die aus der Havanna kamen, eingeführt, und durch die Unvorſichtigkeit der Schiffsherrn auch auf ein Paar andre Schiffe verbreitet. Wie es ſich ſchon auf drey Schiffen erklärt hatte, ward die Obrigkeit aufmerkſam, und befahl die Fortſchaffung der Kranken in das Lazareth, ſo wie die Entfernung und ſogar Verſenkung der Schiffe. Allein das Volk widerſezte ſich dieſen Maßregeln; es entriß die Kranken den mit ihrer Hinwegſchaffung beſchäftigten Soldaten. Bald verbreitete ſich das Uebel allenthalben: die Obrigkeit entfloh mit einer großen Zahl der Einwohner und die Seuche wüthete hundert Tage nacheinander; von der lezten Woche des Auguſts bis zur zweyten des Decembers. Von 70,000 Einwohnern, welche in der Stadt geblieben waren, wurde ein Drittel von dem Fieber ergriffen und 1700 erlagen ihm *). — Weiber, Kinder, Perſonen, die einer ſtarken Schweißabſonderung gewöhnt ſind, ſcheinen der Anſteckung weniger ausgeſezt. Dieſe Anſteckung geſchieht durch große Nähe der Kranken, ihrer Kleidungsſtücke, und gebrauchten Geräthes. Die hinreichende Sicherung gegen Anſteckung iſt völlige Trennung von den Kranken. Daher ward die Citadelle und die Gefängniſſe von der Seuche verſchont, ſie wüthete in den ſchönſten, geſundeſten Straßen, und ging das ſchlechteſte Quartier der Stadt, wohin ſich dreyhundert arme Fiſcher-Familien geflüchtet hatten, vorüber, weil es ſich alles Verkehrs mit den übrigen Einwohnern enthalten hat.

Ein vierter, ebenfalls von der franzöſiſchen Regierung, mit den vorher genannten, geſendeter Arzt, Hr. Rochoux, faßte eine ganz verſchiedne Anſicht der Seuche auf, trennte ſich deßhalb von ſeinen Gefährten, beobachtete allein, und machte ſeinen Bericht einzeln bekannt. Hr. Rochoux hält dieſe Seuche nicht für das gelbe Fieber, er glaubt nicht, daß ſie aus der Havanna eingeführt wurde, ſondern erklärt ſie für einen Typhus, der durch Unreinlichkeit und Mangel an Polizey auf den im Hafen zuſammen gedrängten Schiffen entſtanden ſey (hier geht alſo nicht nur ſeine Anſicht von der Entſtehung der Seuche, ſondern die des Sachbeſtandes gänzlich von der der andern Aerzte ab), und zählt acht und zwanzig peſtartige Seuchen, die in Barcelona ſeit dem vierzehnten Jahrhundert gewüthet haben ſollen. Auch er hält die gänzliche Abſonderung von den Kranken für das einzige Sicherungsmittel. — Beſtätigt ſich dieſe lezte, bey aller anderweitigen Verſchiedenheit der Anſichten, übereinſtimmende Bemerkung der Aerzte, ſo läßt ſich hoffen, daß eine wachſame und kräftige Handhabung ärztlicher Polizey dieſes ſchreckliche Uebel, eben ſo gut wie die Peſt, von Europa entfernt halten kann.

---

*) 1700 ſteht in dem Auszug des Berichts, welchen die Revue encyclopédique uns gibt. Uns ſcheint die Zahl gegen die allgemein aufgenommenen Nachrichten ſo gering, daß wir einen Druckfehler für möglich halten, oder die Zeitungs-Berichte über das gelbe Fieber mit dem Theil der ehemaligen Armee-Bülletins vergleichen müſſen, welcher die erſchlagenen Feinde aufzählt.

Neue Erfindung.

Ein engliſches Journal beſchreibt die Erfindung eines Hrn. P. M. van Heythuſen, vermöge derſelben Boote ohne Pferdegeſpann auf Kanälen fortgeſchafft werden können. Sie beſteht in einem Gangrad, welches an dem Vordertheil der Barke oder zu zweyen, an dem Hinter- und Vordertheil, befeſtigt werden und in denen ein Mann gehen ſoll. Die Achſe geht durch das Gangrad und ragt gegen zwanzig Zoll an den Seiten des Fahrzeugs hervor, an dieſem iſt auf beyden Seiten ein Schaufelrad befeſtigt, wie die, welche zur Bewegung der Dampfboote dienen. Jedes dieſer Räder hat ſechs Schaufeln. Nehmen wir nun an, der Mann, welcher in dem Rade geht, wiege 136 Pf. und ziehen 35 Pf. für die Reibung ab, ſo dreht er das Rad mit der Kraft von 100 Pf. Der Vorzug dieſes vor dem vorigen Verfahren iſt folgender: ein Mann zieht beym Rudern das Ruder in einer Minute vier und zwanzigmal durch das Waſſer, wobey jeder Ruderſchlag zu dreyßig Pfund gerechnet wird. Bey Hrn. von Heythuſens Verfahren thun die beyden Schaufeln in einer Minute 136 Ruderſchläge, und da jedesmal nur zwey Schaufeln im Waſſer ſind, rudert jede mit der Kraft von fünfzig Pfund. Ein Kanal geſtattet nicht Raum genug, um Ruder zu brauchen. Dieſe neue Mechanik iſt ſehr einfach, ſie kann ſogleich vom Fahrzeug abgenommen, und von einem einzigen Mann fortgetragen werden. (?) Zwey Männer können auf dieſe Weiſe eine Barke in einer Stunde fünf Meilen (eine deutſche Meile) weit fördern. Die Koſten, welche die Erhaltung des Pfades für die Pferde und dieſe ſelbſt erfordern, ſind damit erſpart, und der Aufwand auf das Taglohn des Radgehers herabgeſezt.

Man hat der Erfindung des Hrn. van Heythuſen den Einwurf gemacht, daß die Bewegung, welche die Ruder dem Waſſer mittheilen, dem Bett der Kanäle durch Ausweichen zu ſchädlich ſeyn würde, da der Schritt der Zugpferde, ſo bald er nur einigermaßen zu beſchleunigt ſey, ihm ſchon gefährlich werden könnte. Die Erfahrung muß entſcheiden. Uns, die wir im Trocknen ſitzen, kommt die Erfindung des Hrn. van Heythuſen gar artig vor.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Beſchluß.)

Unſer Hoftheater am Iſarthor weiß ſich auch bey dermaliger fortdauernder günſtiger Witterung, die aber der Kaſſe ungünſtig iſt, ſo ziemlich ſein Publikum zu ſichern. Dieß kann nur durch immerwährenden Wechſel möglich werden, dem ſich auch die Regie zum Hauptgrundſaz gemacht hat. Jede Woche wenigſtens ein neues Stück, gut oder ſchlecht, gleichviel, einmal lockt auch das Schlechte. So ſahen wir kurz nacheinander: Der Eheteufel auf Reiſen, eine erbärmliche Poſſe des bekannten Gleich in Wien. Das Stück wurde zum Benefiz der unermüdeten Karl gegeben, und ſo ſehr wir dieſer wackern Künſtlerin die bedeutende Einnahme gönnten, ſo weh that es uns, ſie ſelbſt darin ſpielen zu ſehen, die unſere Thekla iſt und unſere Bertha. — Die Kaiſerwahl zu Worms, Ritterſchauſpiel von Kozebue (?), hat einige intereſſante Momente, vorzüglich gewährt die Verſammlung der Fürſten im vierten Akt einen wahrhaft impoſanten Anblick. — Sehr vielen Beyfall erhielt jedoch der kleine Schwank: Die Tauben, Gegenſtück zu den Papageyen. Wie in dieſem leztern die Mädchen die Männer für Vögel halten, ſo glaubt in jenen der junge Graf in den Mädchen nur Tauben zu ſehen, die er dann in ſeinen Taubenſchlag ſperrt.

Noch muß ich Ihnen zwey nicht unintereſſante Neuigkeiten melden: Der hieſige Kammerſänger, Hr. Fiſcher, hat gegen eine verhältnißmäßige Entſchädigung ſeinem hieſigen Engagement entſagt, und wird nächſtens München verlaſſen, und Hr. Kammerherr Freyherr v. Priuli hat als Intendant der italieniſchen Oper ſeine Entlaſſung genommen. Leztere wird nun der deutſchen Intendanz einverleibt, und dadurch manchem Uebelſtande abgeholfen. Bey dem Eifer und der Thätigkeit des nunmehrigen Intendanten Hrn. v. Stich dürfen die Freunde des italieniſchen Inſtituts nur Gedeihliches erwarten. Möge die Anſtalt nur ſelbſtſtändig und rein italieniſch erhalten werden. — Im Gebiete der Literatur iſt des Hammelburgers fünfte Fahrt für Freunde ächten Humors eine erfreuliche Erſcheinung, wenn auch der geiſtreiche v. Lang hierin des Wizes weniger, wie in den frühern, ſpendet. — Auch hier (bey J. A. Finſterlin) erſchien vor Kurzem eine intereſſante Schrift: Die Akademie der Wiſſenſchaften und ihre Gegner, von dem Ober-Finanzrath und Akademiker Dr. v. Yelin. Dieſelbe iſt gegen die Ausfälle mehrerer Deputirten in diesjähriger Ständeverſammlung, namentlich gegen jenen des Präſidenten v. Weinbach, gerichtet. Der alte Freyherr machte nämlich in der Sizung der zweyten Kammer vom 20. April d. J. bey Gelegenheit der Diskuſſion über die Aufhebung der Zugvieh-Steuer — würdige contraria juxta se posita! — der hieſigen Akademie gar arge Vorwürfe. (Dieſelben ſind im gedruckten amtlichen Protokolle S. 396 zu leſen.) Dieſe ſucht nun der gelehrte Verfaſſer mit vielem Scharfſinne zu widerlegen. Es gibt jedoch Perſonen, die meinen, es ließen ſich beſagter Akademie ganz andere Vorwürfe machen, als die ihr von den Ständen gemacht worden ſind, von welchen ſie ſich wohl ſchwerlich möchte reinigen können. Doch freylich, es iſt das Schickſal aller Akademien, angefeindet zu werden.

Leipzig, Juni.

Im Mai war die ſchöne Jahrszeit der Bühne durchaus ungünſtig. Ein Hr. Hinze (vom Deſſauer Theater), welcher einige komiſche Rollen in gewöhnlicher Manier ſpielte, machte das Haus nicht voller. Auch einige Neuigkeiten, zu denen das kleine Luſtſpiel: Der bucklige Liebhaber, nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli, nebſt dem burlesken Vaudeville: Der Bär und Baſſa, und das von Holbein nach Shakeſpeare (äußerſt) frey bearbeitete Luſtſpiel: Die bezähmte Widerſpenſtige, das neu einſtudirte Kozebue'ſche Drama: Eduard in Schottland, und die wieder in Scene geſezte nette Oper: Der Kalif von Bagdad, von Boyeldieu, gehört, äußerten wenig Anziehungskraft.

Mehr Aufmerkſamkeit erregten Eßlair's Gaſtrollen, obgleich nicht in dem Maße, als man erwartet hatte. Er trat den 6. Juni zuerſt als Tell auf. Ueber dieſe Darſtellung habe ich mich in der Zeitung für die elegante Welt ausführlich geäußert. Die zweyte war Nathan der Weiſe, nach meiner Anſicht zwar im Ganzen mehr gehalten, aber ohne innere Kraft und Wärme. In Geberde und Bewegung trat mehr der gewöhnliche jüdiſche Handelsmann, als die ausgezeichnete Geiſteskraft und Würde hervor, durch welche ſich Nathan den Ruf des Weiſen erworben hat. Dieß bemerkten wir z. B. in der Scene mit dem Sultan, vor dem er ſeine Würde nicht genug geltend macht. Der Vortrag war in bedeutenden Reden breit und langweilig gedehnt; — man hätte dieſen Nathan eher Nathan den Sprachſeligen nennen mögen, jedes Wort gleichſam auf dem Präſentirteller gereicht, wie in dem erſten Geſpräch mit dem Tempelherrn, wo Nathan (doch mit Wärme) von der Allgemeinheit der menſchlichen Tugend ſpricht; — in minder eminent poetiſchen Stellen faſt zu dem Ton gewöhnlicher Converſation herabgezogen. So wurde das Didaktiſche dieſer Rolle um ſo läſtiger, die Charakterzeichnung verlor an Intereſſe und konnte nicht genügen. Es mag übrigens wohl auch ſeyn, daß der Darſteller durch das leere Haus verſtimmt war, und zu lebendigerem Vortrag keine Anregung empfing. Zu den Lichtpunkten der Darſtellung gehörte vornehmlich Nathans zartes Verhältniß zu Recha, und daß überall, wo von der theuren Pflegetochter die Rede iſt, die zärtlichſte Vaterliebe hervorbricht; daher auch die Rede, in welcher Nathan mit ſo viel Zartheit von dem Eindrucke ſpricht, den des Tempelherrn rauhes Benehmen auf die dankbar Gerettete gemacht haben müſſe, vortrefflich von ihm gefaßt wurde. Eben ſo die Stelle, wo Nathan den verſengten Mantel des Tempelherrn küßt; ferner die Erzählung ihrer Rettung vor dem Sultan, und der ſpäter hervorbrechende Wunſch, ſie als ſeine Tochter zu behalten. Alles aber übertraf an Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks die Erzählung von der Ermordung ſeiner Kinder, an deren Stelle ihm der Himmel dieſe Pflegetochter gab (IV. Akt), und der unnachahmliche Schmerz der Erinnerung. Auch war Nathans Selbſtgeſpräch und die ihm folgende Erzählung von den Ringen mit Fleiß behandelt. Stellen dagegen, wo der oben gerügte Converſationston eintrat, waren z. B. folgende: „Das leztere iſt Recha's Fall: ſie ſchwärmt;“ — die Wiederholung der Worte Recha's: „weißen Fittiche!“ Eßlair legt in beyde Stellen den Ton einer gewöhnlichen Ironie. Eben dieſer Ton trat in der Behandlung der Daja ſtörend hervor, wie z. B. in den ſchlichten Worten: „So geh', geh' wenigſtens ihn anzuhalten“ ꝛc., und dann wieder in der Scene mit ihr und dem Tempelherrn, in den Worten: „Geh' nur wieder, geh!“ — „das wird ſich zeigen, geh' nur, geh!“ Mag auch in jenen Worten einige Ironie des Dichters liegen, und mag auch Daja's Geſchwäzigkeit dem Nathan etwas läſtig ſcheinen; ſo ſtehen doch die Perſonen in Leſſings Drama noch lange nicht in dem Verhältniß des gewöhnlichen Luſtſpiels, wo dieſer Ton am Plaze ſeyn würde. Eben ſo mag es wohl ſchwer ſcheinen, z. B. in der Unterredung mit dem Sultan, wo dieſer ſagt: „Ich bin ſtets ein Freund geweſen von Geſchichten gut erzählt,“ den Ton der Antwort richtig zu treffen: „Ja, gut erzählen, das iſt nun wohl eben meine Sache nicht;“ — und in die Schlußworte der Erzählung, die Nathan nach einer Pauſe beyfügt: „Faſt ſo unerweislich, als uns jezt — der rechte Glaube,“ (die lezten Worte von Eßlair äußerſt ſchwach und bedächtig geſprochen) nicht zu viel Ironie hineinzulegen — aber der Darſteller wird doch nur die Grenze überſchreiten können, und die Rede herabziehn, wenn ihm der Charakter nicht nach ſeiner innern Größe fortdauernd vor Augen ſteht, ſo daß jede einzelne Aeußerung aus dieſer Anſchauung hervorgeht.

Berichtigung.

Man bittet den Leſer, in Nr. 170, gleich in der erſten Zeile des Textes, zu leſen: Den 21. Januar 1827, ſtatt: 1821.

Beylage: Literaturblatt Nr. 58.

Nro. 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Juli 1822.

> Es möchte wohl leichter ſeyn, gleich einem Märtyrer zu ſterben, als gleich einem Chriſten zu leben.
>
> Aus dem Engliſchen.

Oſterlieder.

Von Friederike Brun, geb. Münter.†)

Der ſterbende Chriſtus, von Carlo Dolce*).

O Haupt voll Schmerz und Wunden,
Dem blut'ger Thau entquoll;
Wie biſt du tief empfunden,
Dir rinnt der Thränen Zoll!
O ſeelenvolles Schauen,
Sanft himmelwärts gekehrt;
Ergebung und Vertrauen,
Dein ſtilles Schmachten lehrt!

Die weiſſe Stirne röthet,
Schweiß von Gethſemane,
Die offne Lippe betet,
Im tiefſten Seelenweh!
Die Locken ſanft ergoſſen,
Umfließen ſtill das Haupt,
Wo blut'ge Roſen ſproſſen,
Vom Dornenkranz umlaubt!

Die ſanfte Bruſt enthauchet
Den lezten Liebeston,
Die bleiche Wange tauchet,
In Todesſchatten ſchon!
Und Blick, und Ton und Mienen,
Sie flehen wehmuthsvoll;
„Vergib, o Vater, ihnen,
„Für die mein Blut entquoll!“

Eine Stimme aus St. Helena, von Dr. O'meara.

(Fortſetzung.)

„Ehe ich von Jaffa abzog, fuhr Napoleon fort, und nachdem die meiſten Kranken und Verwundeten eingeſchifft worden waren, wurde mir berichtet, daß noch einige Soldaten in dem Hoſpital ſo gefährlich krank lägen, daß man nicht im Stande ſey, ſie zu transportiren. Ich ließ ſogleich die Chefs des ärztlichen Stabs verſammeln, und ſie fragen, was hier zu thun wäre, und bat ſie, mir ihren Rath über die Sache mitzutheilen. Sie ſtellten daher ihre Unterſuchung an, und fanden, daß ſieben oder acht Soldaten ſo gefährlich krank waren, daß an kein Aufkommen derſelben zu denken ſey, und daß ſie höchſtens noch 24 bis 30 Stunden leben würden; überdieß litten ſie an der Peſt, und man laufe Gefahr, alle diejenigen, die ſich ihnen nähern würden, angeſteckt zu ſehen. Einige derſelben, die noch Bewußtſeyn hätten, und bemerkten, daß man ſie zurücklaſſen würde, bäten aufs dringendſte, ſie zu tödten. Larrey war der Meinung, es ſey keine Wiedergeneſung möglich, und dieſe armen Soldaten würden in wenigen Stunden den Geiſt aufgeben; da es indeſſen möglich ſey, daß ſie bey dem Einzug der Türken in die Stadt noch lebten, und die Erfahrung lehrte, welch' grauſame Martern dieſe gewöhnlich ihren Gefangenen auflegten, ſo halte er es für eine Handlung der Menſchlichkeit, ihre Wünſche zu erfüllen, und ihr Ende um einige Stunden zu beſchleunigen. Desgenettes war nicht dieſer Meinung, und erwiederte, ſein Amt gebiete ihm, die

---

†) Das Gedicht in Nr. 171. iſt von derſelben Verfaſſerin.

*) Nach einer ſehr gelungenen Handzeichnung meiner Tochter Ida Bombelles. Das Original iſt in der Sammlung von Bildern, welche der Ritter Weſt zuſammenbrachte, und der König von Dänemark ihm abkaufte. —

Kranken zu heilen, und nicht ihr Ende zu beſchleunigen. Larrey kam gleich nachher zu mir, erzählte mir alle Umſtände, und die Aeußerung Desgenettes's, mit dem Zuſatz, daß Desgenettes vielleicht Recht hätte. Aber, fuhr Larrey fort, dieſe Leute können nur noch 24, oder höchſtens 36 Stunden leben, und wenn Sie einen Nachtrab von Reiterey zum Schutz derſelben gegen Streifkorps zurücklaſſen wollen, ſo wird dieß hinreichend ſeyn. Ich ließ daher vier bis fünfhundert Mann Reiterey zurück, mit dem Befehl, den Platz nicht eher zu verlaſſen, als bis ſie alle todt wären. Sie blieben zurück, und berichteten mir nachher, daß alle noch vor ihrem Abzug geſtorben wären. Ich habe aber indeſſen erfahren, daß noch einer oder zwey lebend waren, als Sidney Smith dort anlangte. Dieß iſt der wahre Hergang dieſer Geſchichte. Ich glaube ſagen zu dürfen, daß Wilſon ſelbſt jetzo weiß, daß er getäuſcht wurde. Sidney Smith hat dieſen Umſtand niemals für Wahrheit ausgegeben. Mir ſcheint dieſe ganze Vergiftungsgeſchichte aus einer Aeußerung von Desgenettes entſprungen zu ſeyn, der ein Schwätzer (bavard) war. Seine Aeußerung wurde wahrſcheinlich ſpäterhin mißverſtanden, oder nicht genau wiederholt. Desgenettes, fuhr er fort, war ein guter Mann, und obſchon er die Veranlaſſung zu dieſer Erzählung gab, ſo war ich doch nicht darüber beleidigt, und hätte ihn in mehrern ſpätern Feldzügen nahe um meine Perſon angeſtellt. Nicht als ob ich es für ein Verbrechen gehalten hätte, wenn Opium gegeben worden wäre; im Gegentheil, ich würde es für eine Tugend gehalten haben. Ich glaube, es wäre wahrhaft grauſam geweſen, wenn man einige arme Unglückliche, die nicht geneſen konnten, zurückgelaſſen hätte, um ſie durch die Türken nach ihrer gewöhnlichen Sitte, unter den jammervollſten Martern niedermachen zu laſſen. Ein General muß mit ſeinen Soldaten ſo handeln, wie er gegen ſich ſelbſt handeln würde. Würde nun aber nicht jeder vernünftige Menſch unter ähnlichen Umſtänden einen leichten Tod einige Stunden früher der Hinrichtung unter den Martern dieſer Barbaren vorgezogen haben? Sie waren unter den Türken und kennen dieſe Menſchen; ich frage Sie, wenn Sie ſich an die Stelle von einem dieſer Kranken denken, und gefragt würden, was Sie vorziehen wollten, den Qualen dieſer Niederträchtigen ausgeſezt zu ſeyn, oder Opium zu nehmen, was würden Sie antworten?" Ich erwiederte, daß ich ohne alles Bedenken das Leztere vorziehen würde. „Allerdings, ſagte Napoleon, ſo würde jeder Mann von Gefühl wählen: wäre mein Sohn (und ich glaube meinen Sohn eben ſo ſehr zu lieben, wie irgend ein Vater ſein Kind lieben kann) in einer ähnlichen Lage, wie dieſe Soldaten, ſo würde ich dazu rathen; und wäre ich ſelbſt in dieſer Lage, ſo würde ich feſt darauf beſtehen, wenn ich noch genug Beſinnung und Kraft hätte, es zu verlangen. Allein, wie geſagt, die Umſtände waren noch nicht ſo dringend, und ich konnte noch eine Abtheilung zu ihrem Schutze zurücklaſſen, wie ich wirklich gethan habe. Hätte ich die Maßregel, ihnen Opium geben zu laſſen, für nöthig erachtet, ſo würde ich einen Kriegsrath verſammelt, die Nothwendigkeit dieſer Maßregel dargeſtellt, und einen Tagsbefehl bekannt gemacht haben. Es wäre kein Geheimniß aus der Sache gemacht worden. Glauben Sie wohl, daß, wenn ich fähig geweſen wäre, meine Soldaten ins Geheim zu vergiften (da eine nothwendige Handlung, unter dem Schleyer des Geheimniſſes ausgeführt, das Anſehen eines Verbrechens hat) oder ſolche Schändlichkeiten zu begehen, wie man von mir erzählt, z. B. über Leichname und über noch blutende Verwundete zu fahren, glauben Sie wohl, meine Truppen würden dann mit dem Enthuſiasmus und mit dieſer Liebe ohne Gleichen für mich gefochten haben? Nein, nein, ſo etwas hätte ich nicht zum zweytenmal unternehmen dürfen. Sicher würden mich einige im Vorüberfahren erſchoſſen haben. Selbſt diejenigen Verwundeten, die noch hinreichende Kraft gehabt hätten, den Hahnen zu ſpannen, würden mich aus der Welt befördert haben.

„Ich habe, fuhr Napoleon fort, in meiner ganzen politiſchen Laufbahn niemals ein Verbrechen begangen. Ich kann dieſes Bekenntniß in meiner Todesſtunde ablegen. Wären Verbrechen meine Sache geweſen, ſo würde ich jezt nicht hier ſeyn. Ich würde die B*** haben ermorden laſſen. Denn es hing blos von meiner Einwilligung ab, ſo war ihr Leben zu Ende.

„Man hat mir ferner die Schuld gegeben, fuhr der Kaiſer fort, ich hätte ſolche ganz unnöthige Verbrechen begangen, und Pichegru, Wright und andere ermorden laſſen. Statt den Tod des Wright zu wünſchen, lag mir alles daran, durch ſein Zeugniß ganz offenkundig zu machen, daß Pitt Mörder in Frankreich landen ließ, mit der Abſicht und mit ſeinem Vorwiſſen, mich zu ermorden. Wright brachte ſich ſelbſt um, wahrſcheinlich um ſeine Regierung nicht zu kompromittiren. Welchen Beweggrund konnte ich haben, Pichegru zu ermorden? Ein Mann, der ganz offenbar ſchuldig war, gegen den alle Beweiſe klar vorlagen. Seine Verurtheilung konnte keinem Zweifel unterworfen ſeyn. Ich würde ihn vielleicht begnadigt haben. Ja, wenn Moreau todt gefunden worden wäre, dann hätte das Volk ſagen können, ich hätte ihn ermorden laſſen, und ſelbſt mit hoher Wahrſcheinlichkeit, da er der einzige Mann war, den ich mit Grund zu fürchten hatte, und der damals noch für unſchuldig gehalten wurde. Er war blau, wie ich; Pichegru war weiß; man wußte, daß er aus England gekommen war, und ſein Tod war entſchieden." Napoleon beſchrieb hierauf die Art, wie man den Pichegru gefunden habe, und bemerkte, ſchon die ganz ungewöhnliche Todesart deſſelben ſey ein Beweis geweſen, daß er nicht ermordet worden wäre. „Niemals, fuhr er fort, iſt noch ein Mann zu dem hohen Gipfel von Macht, den ich erreicht habe, gelangt, ohne ſich durch Verbrechen beſudelt zu ha-

Digitized by Google

den. Ich bin der einzige. Ein engliſcher Lord, ein Verwandter des Herzogs von Bedfort, der bey mir auf Elba ſpeiſte, erzählte mir, man glaube allgemein in England, der Herzog von Enghien ſey keiner gerichtlichen Unterſuchung unterworfen, ſondern während der Nacht in ſeinem Gefängniß ermordet worden, und war erſtaunt, als ich ihm erzählte, daß ein regelmäßiges Gericht über ihn gehalten, und das Urtheil vor der Hinrichtung bekannt gemacht worden ſey.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Cicisbeo.

(Fortſetzung.)

2.

Aller Anfang iſt ſchwer. Das ergab ſich wieder einmal daraus, daß keiner der Erſte ſeyn, jeder vielmehr gern das Beyſpiel eines ſeiner Freunde voraus haben wollte. Am Ende kam es noch dahin, daß dem Looſe die Entſcheidung der Sache anvertrauet wurde. Dasjenige, welches den erſten künftigen Ehemann von uns kreiren ſollte, enthielt die Zeichnung eines Ringes; die andern drey gar nichts. Wunder machte die vier Looſe und warf ſie auf einen Teller.

Noch eins zuvor! ſprach jezt der Hauswirth, und damit Niemand noch zulange von dem außerordentlichen Gerichte, deckte er einen zweyten Teller über die Looſe. Unſer zeitheriges Verhältniß darf durch die einzuführende Neuerung in nichts verändert werden.

In gar nichts! erwiederte der Protonotar. Wir müſſen zuſammenkommen und mit einander ſeyn, ſo oft wie zeither. Das ſey unſer erſtes und hauptſächlichſtes Statut.

Der Stadtrichter und ich ſtimmten bey.

Und ſollten — fügte ich, Wunders Hand ergreifend, hinzu — ſollten, was der Himmel verhüten möge! deine Umſtände nach vier Jahren noch immer kein zweytes Bett nebſt Zubehör in dein Schlafgemach laſſen wollen, ſo mußt du doch geloben, auch in ſo böſem Falle die Hand nicht abzuziehen von uns und der Alte zu bleiben wie zeither.

Er verſprach mir's mit Handſchlag. Die Andern reichten ihm auch die Hand und ſo ſchlugen alle ein, der Eine mit dem Andern.

Die Alten wie zeither und das für immer und ewig! riefen wir aus und leerten die Gläſer, und ein jeder ſah in des Freundes Wimper dieſelbe Rührung ſchimmern, die aus dem eigenen Herzen heraufſtieg.

In Gottes Namen denn! begann nun der Hauswirth nach den beyden Tellern greifend, zwiſchen denen unſer Verhängniß ſchlummerte.

Da faßte jedoch Wunder die Hand, welche ſchon die Decke herunter werfen wollte, und rief: Halt! Ein Einziges muß ich zuvor bemerken, wodurch euch und mir eine gar große Erleichterung geſchehen könnte.

Alle harreten wir verlangend auf ſeine Eröffnung und er ſprach: Nehmt euch, wo möglich, keine jungen und hübſchen Weiber. Unchriſtliche Verhältniße erzeugen nicht ſelten auch unchriſtliche Wünſche. So gelüſtet mich's heftig nach der Frau meines Nächſten, wenn ſie jung iſt und hübſch. Selbſt die Freundſchaft, glaube ich, würde ein zu ſchwacher Damm dagegen ſeyn. Zu Unarten zwar ſollte es nicht kommen. Aber vor einem verderblichen Geſchmachte, vielleicht gar vor einer Art von Liebeserklärung, wären ſelbſt eure Weiber nicht ſicher bey mir. Ich ſpreche über dieſen Punkt nicht gern; ihr müßt mir indeſſen angemerkt haben, daß, wenn ihr zuweilen ein vorübergehendes Weibchen prieſet und eure Blicke vereint nach ihrem Geſicht hinüber loderten, ich mein Auge verdrüßlich nach der andern Seite zu wenden pflegte. Das geſchieht lediglich, mir dergleichen aus dem Sinne zu ſchlagen. Ich hüte mich daher auch, wie vor Feuer, vor allen Bekannten, welche mit hübſchen Weibern geſegnet ſind. Bey euch ginge das nicht an, drum wäre der Teufel los.

Meinen drey Kollegen ſchien bey ſo geſtalteten Dingen ein Bedenken aufzuſteigen, ich aber ſagte: Lieben Kinder, alle, wie wir hier ſind, ſtehen bereits zwiſchen dem zwey- und vier und dreyßigſten Jahre, haben mithin die höchſte Zeit geſcheidt zu werden, wenn wir darauf nicht für immer verzichten wollen. Wunder iſt alt genug, um einzuſehen, daß er Thorheiten gegen uns und unſere künftigen, ſo Gott will, trefflichen, Weiber nicht begehen darf. Er hat uns dazu auch wohl viel zu lieb. Wir aber ſind alt genug, um ihm zu verzeihen, ſo bald er nur nicht drauf ausgeht, unſre Ehe im eigentlichen Sinne zu beeinträchtigen. Kann doch in Italien jede Frau öffentlich ihren Cicisbeo haben. Kein Hahn kräht darüber. So viel Philoſophie muß ein Doktor derſelben, wie ich, als alter Knabe von drey und dreyßig Jahren doch wohl beſitzen, um nichts Arges darin zu finden, wenn ein guter Freund ſeiner Frau den Hof macht. Und ihr andern drey, dächte ich, wohl auch?

Allein noch immer ſchienen Zweifel in ihnen aufzuſteigen. Es gelang mir indeſſen, ſie, nach einigen Dutzend Toaſten auf bekannte, hübſche Frauen, mit Hülfe meines geringen Rednertalents niederzuſchlagen, oder doch wenigſtens einzuſchläfern.

Uebrigens — fügte ich lachend hinzu — werden wir in unſern Jahren uns ſchwerlich von dem oft nur allzu argen Dämon der Schönheit blenden laſſen, wo es auf nichts Geringeres, als ein lebenslanges Bündniß ankommt, und bedaure im Voraus, Bruder Wunder, wenn meine gute künftige Frau vielleicht im Aeußern ſo vernachläſſigt ſeyn ſollte, daß du es gar nicht der Mühe werth fändeſt, ihr aufzuwarten.

Hiermit waren die Prolegomena beendigt. Der Schickſalsteller ward aufgethan. Haſtig griff jeder von uns hinein, und wer den Ring hatte, das war — ich. Bald drauf ſchieden wir, nachdem wir die Sache durch den Toaſt auf mein Wohl als künftiger, erſter Ehemann und auf das Fortbeſtehen unſerer alten Freundſchaft noch mehr befeſtiget hatten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

(Fortſetzung.)

Von der übrigen äußerſt braven Vorſtellung habe ich zu bemerken, daß Hr. Stein als Tempelherr in der kräftigen Auffaſſung und Durchführung manchen Vorzug vor dem Gaſte hatte. Im Einzelnen hätte ich nur zu tadeln das häufige Schlendern mit den Händen, und daß der an Darſtellung der Liebe gewohnte Künſtler, welcher auch als Tempelherr die Scene mit Recha mit Wärme und Wahrheit ausführte, der edeln Freundſchaft ihre eigenthümliche Wärme nicht zu geben wußte — in den Worten, die er zu Nathan ſagt: „Wir müſſen — müſſen Freunde werden!“ Vielleicht nimmt er auch die Scene mit dem Kloſterbruder im erſten Aufzuge etwas zu ſcherzend. Mad. Schmidt (bisher Dem. Hanſ) ſehen wir ſeit kurzer Zeit in heitern, ruhigen Charakteren, zu denen ſich auch ihr Sprachorgan beſſer, als zu ſentimentalen und leidenſchaftlichen eignet, ſich vortheilhaft bilden. Davon gab uns auch ihre Darſtellung der Recha einen Beweis. Die zarte Empfänglichkeit, Klarheit und Unbefangenheit dieſes Charakters wußte ſie anziehend zu ſchildern, und auch die unangenehme Wirkung des Räſonnements zu mildern, das die Freude des erſten Wiederſehens in der Scene mit dem Tempelherrn leicht erkältet. — Der Sultan wurde von von Hrn. Thieme mit Würde dargeſtellt. Auch der Patriarch (Hr. Brand) war richtig geſchildert. Dem Kloſterbruder (von Hrn. Reinecke dargeſtellt) müßte man es in der erſten Scene mehr anhören, daß er nur als Organ ſeines Obern ſpricht. Hrn. Jermann gelang es nicht vollkommen, den Derwiſch, den „edeln Wilden,“ mit ſeiner aufbrauſenden Güte und haſtigen Biederkeit zu zeichnen.

Für eine der ſchwächſten Eßlair'ſchen Darſtellungen halte ich die darauf folgende des Oberförſters in Ifflands Jägern. Hr. Eßlair nimmt dieſen Charakter zu alt und kraftlos, und läßt von der Natur des rüſtigen, barſchen Waidmanns wenig zum Vorſchein kommen. Einer der höchſten Momente des Stückes, die Stelle nämlich, wo die Alte dem Plane der Heyrath zwiſchen Anton und Friderike ihre Bedenklichkeit wegen Verſchiedenheit der Religion entgegenſetzt, und der friedliebende Mann ſein Staunen darüber, ſeinen Unwillen, ſeinen Zorn in das einzige Wort: „Weib!“ zuſammenfaßt und dann hinausſtürzt; dieſer Moment, mit welchem in dem Verhältniſſe zwiſchen ihm und der Alten eine bedeutende Veränderung vorgeht, blieb ganz ohne die gehörige Wirkung; andere, wie in der Scene mit dem Amtmann, und nach der vernommenen Unglücksnachricht, die den Sohn betrifft, waren wirkſamer, doch bey weitem nicht ſo rührend und ergreifend, als ſie in Ifflands gehaltener Charakterzeichnung hervortreten. Ja, ich erinnere mich, dieſen Charakter ſchon von mehrern Schauſpielern von weit minderm Ruf, als Eßlair, kräftiger angelegt und ausgeführt geſehen zu haben. Daß das Verhältniß des Oberförſters zu ſeiner Frau in dieſer Darſtellung ſehr vernachläſſigt war, in ſo fern aus dem Aerger über ihre Plauderhaftigkeit und Hartnäckigkeit keine Spur von Liebe und Wohlwollen hervorſchimmerte, die ihm eben die Schwächen der Alten ertragen läßt, würde ich minder rügen, (da das allzu große Mißverhältniß zwiſchen ihm und der hieſigen Darſtellerin dieſes Charakters, in Hinſicht auf Statur, ihm das Spiel ungemein erſchweren mußte,) wenn nicht einige Züge aufgefallen wären, welche dieſes Verhältniß geradezu herabgezogen hätten, wie z. B. die komiſche Geſte, mit welcher Hr. Eßlair dem werbenden Paſtor bedeutete: er müſſe erſt ſeine Alte fragen. — Eine weit richtigere und gehaltenere Charakterzeichnung ſtellte Mad. Wohlbrück als Oberförſterin auf; ſie iſt eben ſo drollig in ihrer Umſtändlichkeit, in der Beſorgniß um des Sohns Bekleidung, bey dem Empfang der großgewachſenen Friderike, als ſie in ihrer Gewiſſenhaftigkeit, nach erlittener Kränkung von dem geliebten barſchen Eheherrn, und vorzüglich in dem Auftritt rührend iſt, in welchem ihr gutmüthiges, bewegliches Weſen durch den Schmerz der Mutterliebe gebrochen erſcheint. Von Mad. Schmidt gilt daſſelbe, was ich beym Nathan ſagte; denn ſie führte die Rolle der Friderike mit dem Anſtand erworbener Bildung und innern Werthes, unbeſchadet der Natürlichkeit, durch, welche dieſer Charakter fodert. Hr. Stein ſchildert die edle Natürlichkeit und Gutmüthigkeit des Anton mehr, als die auffahrende Hitze dieſes jungen Waidmanns, die ihm von Friderike und dem Vater vorgeworfen wird. In den übrigen Rollen, z. B. in der Rolle des Schulzen und des Gerichtshalters, von Hrn. Fiſcher und Hrn. Koch dargeſtellt, wurde noch manches Gelungene geleiſtet, was ich wegen Kürze des Raums übergehen muß. Auch die Anfängerin verdient Aufmunterung, welche die Rolle der Wirthin übernommen hatte.

Die gediegenſte Charakterzeichnung Eßlairs im Gebiete des Familienlebens war ſeine bekannte Darſtellung des Kriegsraths Dallner in Ifflands Dienſtpflicht. Denn wenn man auch hier ſagen könnte, dieſer Charakter ſey von ihm noch ein wenig zu alt und kraftlos genommen worden, und der ſtrenge Ernſt des Mannes könne noch mehr bezeichnet werden, welcher von dem Sohn ſo gefürchtet wird (ich glaube ſelbſt, daß die erſten Worte, die der alte Geſchäftsmann zu dem Sohne ſpricht, wo er ihn zur Pünktlichkeit ermahnt, nicht ſo leicht genommen werden müſſen, da ſie für die Schilderung des Verhältniſſes zwiſchen Vater und Sohn von Wichtigkeit ſind); ſo war doch das Ganze eine im Tone ſehr gehaltene, ausgeführte und höchſt anziehende Schilderung, die ihr Höchſtes in den Scenen erreicht, wo die durch Mitleid aufgeregte Sohnesliebe mit ſtrenger Dienſttreue in Kampf geräth (der herrliche Moment, wo der Alte von ſeiner Familie umgeben, mit zum Himmel gehefteten Blick, die Hand auf ſeinen Sohn gelegt, ausruft: „daß ich keinen verliere, den du mir gegeben haſt!“ verdient vor allen herausgehoben zu werden) und beruhigend endet, indem die Kraft der Wahrheit die Gewebe der Lüge durchdringt. In der Scene, wo Dallner nach fruchtloſem Kampfe unerwartet aus dem Kollegio nach Hauſe kommt, ſollte man dagegen die Spuren der verwendeten Kraftanſtrengung in der Wehmuth, Reſignation und Gebrochenheit der äußern Kraft noch mehr wahrnehmen, durch welche das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht verklärend hindurchſchimmert.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 167.

Stand, Hand, Tand, Band, Wand, Land, Pfand, Sand und Rand.

Charade.

Es wünſcht, ob viel ihm ſey gegeben,
Der Menſch umſonſt der erſten Sylben Paar;
Nur in der Seele ewig regem Streben
Stellt geiſtig ſich der beyden Walten dar.
Die Hülle löst, als ſey ſie nur das Zweyte,
Der freye Geiſt, und ſchwebt in lichter Weite.

Allein, wie hoch ſich auch dein Sinn erhoben,
Wie kühn dein Geiſt in fernen Welten lebt,
Du denkſt der Zeit, da noch, wie Glanz von oben,
Nie ſcheidend, Freud' und Hoffnung dich umſchwebt;
Der Zeit, da du, in längſt entfloh'nen Tagen,
Ein glücklich Kind, das Ganze noch getragen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Nro. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. Juli 1822.

> Friſch gewagt, iſt halb gewonnen;
> Hurtig läßt ſich Traute freyn.
> Schauſpiel, Ball und Mummerey'n
> Gehen nun von Neuem an.
>
> Gotter.

Der Cicisbeo.

(Fortſetzung.)

3.

Der helle Neujahrstag leuchtete ſchon um die Wette mit dem Schnee auf den Dächern, als mich die Glocken der benachbarten Eliſabethskirche aus dem Schlafe rieſen. Ich hatte ſtark an meinen Augen zu reiben, ehe die Toaſte der Nacht ſich herauswiſchen ließen.

Aber als ſie auch ſchon hineinſtarrten in den weißen Winter, wollte es in meinem Innern noch immer nicht klar werden, ob die gefahrvolle Lotterie, worauf ich mich eingelaſſen hatte, im Traume oder im Wachen ſtattgefunden.

Das gezogene Loos mit dem Ringe, das ich als Wahrzeichen zu mir geſteckt hatte, überzeugte mich endlich vollkommen, daß die Sache kein Traum, und daß ich ein *wirklicher* Kandidat des heiligen Eheſtandes geworden war.

Beym Kaffee dachte ich weiter nach über das Vorhaben. Zu mißbilligen war es durchaus nicht. So weit reichten meine Einkünfte, um als Gatte und auch als Familienvater auskommen zu können. Große Sprünge durfte man freylich nicht machen. Ich liebte dergleichen auch nicht und noch weniger die Weiber, die ſich darauf einlaſſen. Zudem hatte ich zum Treffen einer guten Wahl den außerordentlichen Vortheil, daß ich nicht verliebt war. In früherer Zeit war ich's auch geweſen. Alles zuſammengenommen etwa ſechs- bis achtmal. Seitdem mich aber eine der empfindſamſten weiblichen Seelen tüchtig über das Ohr gehauen hatte, nahm ich mir vor, mich mit meiner Liebe künftig nur an die Oberfläche zu halten. Als ich dieſen Vorſatz faßte, war ich neun und zwanzig Jahr alt und ihm bis jezt ziemlich treu geblieben. Im drey und dreyßigſten glaubte ich das, in der Regel nur junge Perſonen treffende, Scharlachfieber der Liebe gar nicht mehr befürchten zu dürfen.

4.

Von Stunde an lebte ich mit ſteter Rückſicht auf die mir binnen Jahresfriſt zu erfüllen obliegende Schuldigkeit und betrachtete daher die junge Frauenwelt aus ganz andern Auge als zeither. Ich wurde, meiner Erkundigungen halber nach einer Menge, zum Theil von Anſehen gar nicht ſonderlicher, Mädchen in Geſellſchaft bisweilen der neugierigſte Menſch unter der Sonne geſcholten, und grade am Tage, wo der Frühling im Kalender anfing, ſtaunte man allenthalben über die Verlobungskarten, die ich herumgeben ließ. Man ſoll ſich dabey mitunter nicht zum Beſten über den Schritt ausgelaſſen haben. Schon darum nicht, weil der Name, der neben dem meinigen ſtand, durchaus keiner bekannten Familie angehörte.

Ich kam auch ſeltſam genug zur Bekanntſchaft mit meiner Braut. Aufrichtig zu geſtehen, ſo war es von meiner Seite auf eine gewiſſe Schriftſtellerin abgeſehen, als ich im Konzerte dem Negociationsrath Miteſſer meinen Wunſch zu erkennen gab, ſein neues Haus und deſſen Einrichtung, worauf er ſich beſonders viel einbildete, auch einmal gelegentlich bewundern zu dürfen. Jene Schriftſtellerin nämlich — nennen will ich ſie nicht, weil ſie es übel nehmen und beſonders darüber lachen könnte, daß ich Abſichten auf ſie gehabt habe und ſie doch gewiß nicht die mindeſten auf mich — war in der Famile des Negociationsraths grade ſo zu Hauſe wie in allen nicht politiſchen Zeitungen und Almanachen. Nun bin ich in dem Falle geweſen, einige höchſt liebenswürdige Schriftſtellerinnen kennen zu lernen, welche zugleich die trefflichſten Hauswirthinnen waren, und konnte mir den Zauber ſolch eines Vereins des Guten und Schönen in der eigenen Hausfrau nicht groß genug denken.

Es ging mir aber konträr mit meiner Hoffnung. Zwar unterließ der Negociationsrath nicht, meine Bereitwilligkeit, mich ſeinen Bewunderern beyzugeſellen, beſtens zu benutzen und mir ſchon am folgenden Morgen eine Einladungskarte für den nächſten Sonntag zuzuſenden. Allein grade dasmal mußte dieſe Schriftſtellerin nicht von der Parthie ſeyn! Es war ordentlich grauſam zu nennen. —

5.

Ich war ein Stündchen früher geladen, als die übrigen Gäſte, weil der Negociationsrath meine Sehnſucht nach ſeiner eleganten Einrichtung viel zu ernſthaft genommen hatte. Ich mußte mit ihm Treppe auf und Treppe ab ſteigen. Von ſeiner Seite war wirklich alles Mögliche geſchehen für die häusliche Bequemlichkeit. Um ſo übler zeigte er ſich auch gelaunt, weil hier und da die nachhelfende Hand vermißt wurde.

Ach Gott — ſagte er oben im zweyten Stocke, wo allerdings mehr Staub auf dem Geräthe lag, als nöthig war — ſo ſieht das niemals aus, wenn unſre gute Linner ſich der Sache annehmen kann.

Auf dem Obſervatorium, wo er mich die außerordentliche Ausſicht wollte genießen laſſen, war alles mit altem Gerülle ſo überfüllt, daß man erſt wegräumen mußte, um zum Fenſter zu gelangen.

Abſcheulich — rief er da wieder aus. — Mein Dienſtvolk verwildert völlig. Wenn die wackere Linner kommen und ſehen wird, wie es in meinem ſchönen Hauſe drunter und drüber geht!

Mit ganz beſonderer Vorliebe war der Keller eingerichtet. Vorzüglich gab es ein geräumiges Gemach darin mit zwey Kronleuchtern an der Deckenwölbung. Rings an den Wänden Schränke, denen ein geſchickter Maler das Anſehen von Bücherreihen ertheilt hatte.

Mein Sommerbibliothekzimmer für Auserwählte! erläuterte der Negociationsrath, einen der Schränke aufſchließend, welcher von unten bis oben mit Rheinweinflaſchen gefüllt war.

Das iſt der Anfang! ſagte er. Ohne große Mühe kann ich hier einen Freund, der mit mir in der Runde herumſpaziert, eine ſolide Rheinreiſe zu Fuße (keine wäſſrige Fahrt) machen laſſen, welche den großen Vorzug hat, daß die unbedeutenden Weinorte insgeſammt überſprungen werden. Der Abbruch, der vielleicht der geographiſchen Accurateſſe geſchieht, wird reichlich erſetzt, durch die abgemeſſenſte Stufenleiter, bis man endlich, ſogar den Nektar Rüdesheims und Hochheims und Bacharachs vergeſſend, auf dem Gipfel der Weinhöhe (ohne im mindeſten durch Steigen incommodirt zu werden) zum Genuſſe des Saftes vom Berge des heiligen Johannes gelangt.

Wir machten dieſe Rheinreiſe. Jeder Schrank ward aufgeſchloſſen und voll befunden.

Nur der Vorwand, daß meine Geſundheit den Wein vor Mittag nicht vertrage, konnte mich gegen das Anſinnen des Verſuches derſelben ſchützen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Stimme aus St. Helena, von Dr. O'meara.

(Fortſetzung.)

Ich fragte Napoleon nun, ob es wahr ſey, daß T*** einen von dem Herzog von Enghien geſchriebenen Brief bis zwey Tage nach des Herzogs Hinrichtung zurückbehalten habe? Napoleon antwortete: „Allerdings, der Herzog hat einen Brief geſchrieben, ſeine Dienſte angeboten, und ein Kommando in der Armee von mir verlangt, einen Brief, den dieſer Schurke (scelerato), T..., erſt zwey Tage nach ſeiner Hinrichtung bekannt machte.“ Ich bemerkte, T... ſey durch ſein ſtrafbares Verhehlen des Briefs eigentlich an dem Tode des Herzogs Schuld.“ T..., erwiederte Napoleon, iſt ein Niederträchtiger (briccone), und jedes Verbrechens fähig. Ich, fuhr er fort, ließ den Herzog von Enghien deßwegen arretiren, weil die B... Mörder in Frankreich landen ließen, die mich niedermachen ſollten. Ich war entſchloſſen, ihnen zu zeigen, daß das Blut eines ihrer Prinzen für ihre Angriffe büßen müßte, und er wurde daher als ein Mann gerichtet, der die Waffen gegen die Republik getragen hatte, ſchuldig gefunden, und nach den beſtehenden Geſetzen gegen ein ſolches Verbrechen erſchoſſen.

„Niemals, fuhr Napoleon fort, werden euch eure Miniſter in Sachen, die Frankreich betreffen, die Wahrheit ſagen. Euer großer Lord Chatham ſagte, wie er von eurer Nation ſprach: wenn wir billig und gerecht gegen Frankreich verfahren, ſo wird England keine vier und zwanzig Jahre beſtehen.“

Den 27. Januar 1817. Ich ſagte ihm, daß ich ein Buch geleſen hätte, das Nachrichten über eine Geſellſchaft der ſogenannten Philadelphen enthalte, und drückte ihm mein Erſtaunen aus, daß er niemals unter den Hän-

Digitized by Google

den von Verſchwörern gefallen ſey. Er erwiederte: Niemand wußte fünf Minuten früher, daß ich etwas ausführen wollte, daß ich im Sinn hatte, auszugehen, oder wohin ich gehen wollte. Dadurch wurden die Verſchwörer irre geführt, da ſie nie wußten, wohin ſie den Schauplatz ihrer Unternehmung verlegen ſollten. Kurz, nachdem ich zum Konſul ernannt worden war, bildete ſich eine Verſchwörung von etwa funfzig Perſonen gegen mich, wovon die meiſten früher mir ſehr ergeben geweſen waren. Sie beſtanden aus Offizieren der Armee, Gelehrten, Malern und Bildhauern. Sie waren alle ſtrenge Republikaner mit erhitzter Phantaſie; jeder ſah ſich für einen Brutus, und mich für einen Tyrannen, für einen zweyten Cäſar an. Unter dieſen war mein Landsmann, Arena, ein Republikaner, und ein Mann, der früher große Anhänglichkeit an mich gezeigt hatte; nun aber hielt er mich für einen Tyrannen, entſchloß ſich, mich auf die Seite zu ſchaffen, und glaubte dadurch Frankreich einen großen Dienſt zu erweiſen. Außerdem war ein gewiſſer Ceracchi, ein anderer Corſe, darunter, ein ausgezeichneter Bildhauer, der zu der Zeit, als ich in Mailand geweſen war, eine Bildſäule von mir verfertigt hatte. Er war mir überdieß ſehr ergeben, entſchloß ſich aber, als ein fanatiſcher Republikaner, mich zu tödten. Er kam daher nach Paris, und bat mich um die Ehre, noch eine Bildſäule von mir verfertigen zu dürfen, unter dem Vorwande, die erſte ſey für einen ſo großen Mann nicht gut genug ausgeführt worden. Obſchon ich damals noch nichts von der beſtehenden Verſchwörung wußte, ſo verweigerte ich doch meine Einwilligung, da ich nicht gern noch einmal die Unannehmlichkeit, zwey oder drey Stunden täglich in der gleichen Stellung vor ihm zu ſitzen, erdulden wollte. Dieſer Umſtand rettete mein Leben; denn er hatte die Abſicht, mich während des Sitzens mit einem Dolche zu ermorden. Mittlerweile waren ihre Plane gereift. Es befand ſich ein Kapitän unter ihnen, der ein großer Bewunderer von mir geweſen war. Dieſer Mann war mit den übrigen darüber einig, daß der Tyrann geſtürzt werden müſſe, aber zu meinem Tode wollte er ſeine Einwilligung nicht geben, obſchon er in allem übrigen ganz mit ihnen einig war. Hingegen beſtanden die leztern einſtimmig auf der Nothwendigkeit, mich zu tödten, als dem einzigen Mittel, Frankreich von der Sklaverey zu retten. Sie behaupteten, es ſey, ſo lange ich lebe, keine Hoffnung zur Freyheit. Nachdem ſie dieſer Kapitan trotz aller ſeiner Gründe und Bitten entſchloſſen ſah, mein Blut zu vergießen, ſo entdeckte er mir ihre Namen und ihre Plane. Sie wollten mich in der erſten Nacht, wo ich in das Theater gehen würde, in dem Durchgang bey meiner Rückkehr tödten. Es wurde alles mit der Polizey angeordnet, ich begab mich noch den gleichen Abend in das Theater, und ging in der That durch die Verſchwörer; von denen ich mehrere perſönlich kannte, und die mit Dolchen unter ihren Mänteln bewaffnet waren, um mich beym Herausgehen zu durchbohren. Kurz nach meiner Ankunft hob die Polizey ſie alle auf. Sie wurden durchſucht, und die Dolche bey ihnen gefunden. In Frankreich kann niemand eines Mordplans ſchuldig erklärt werden, wenn man nicht die Werkzeuge des Todes bey ihm findet. Sie wurden nachher vor Gericht gezogen, und einige derſelben hingerichtet.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pfarrerwahl.

Ein Biſchof von Ermeland von dem litthauiſchen Geſchlecht der Gradovsky, ſoll mehrere Sonderbarkeiten gehabt haben, aber er äußerte ſich auch zuweilen als ein ſehr ſcharfſinniger Mann. Einſt hatte er eine ſehr gute Pfründe zu vergeben. Es wurden ihm, den Statuten gemäß, drey Kandidaten dargeſtellt, unter denen er einen zur beſagten Pfründe wählen ſollte. Der Biſchof erklärte ihnen die Nothwendigkeit, ſie, da geiſtliche Amtspflichten mit dieſer Pfründe verbunden ſeyen, erſt einige Zeit, um ihre Charaktere und Fähigkeiten kennen zu lernen, unter ſeinen Augen zu behalten. Die Kandidaten geſtanden das zu und thaten einige Wochen lang ihr Möglichſtes, die gute Meinung des Biſchofs zu erwerben. Zu der anberaumten Zeit ſtellten ſie ſich wieder dem Biſchof dar, und dieſer ſagte nun zu ihnen: „Sie haben ohne Zweifel Ihre theologiſchen Studien ſorgfältig gepflogen, ich laſſe ſie alſo unberührt, und will, nach dem Beyſpiel unſers Heilands, Ihnen nur ein Paar einfältige Fragen aus dem gemeinen Leben vorlegen: Was würden Sie, wandte er ſich an den einen der Kandidaten, was würden Sie thun, wenn Ihnen ein ſchwer beladenes Laſtthier anvertraut wäre, um es zu einer beſtimmten Zeit an einen beſtimmten Ort zu führen, und ſolches nahe am Ziele der Reiſe unter der Laſt zu erliegen drohte?“ — „Ich würde, antwortete der Kandidat, ſo lange darauf los hauen, bis es den kleinen Weg vollends gemacht hätte.“ — „Nun, das wäre ſo ziemlich militäriſch, bemerkte der Biſchof. Und Sie, junger Mann!“ fragte er den zweyten. — „Ich würde ein zweytes Maulthier oder einen Karren miethen, die Ladung dem Laſtthier abnehmen, und zur rechten Zeit an Ort und Stelle bringen.“ — „Nun, und das arme Laſtthier, wo blieb das?“ — „Ja, für dieſes miethete ich einen Mann, der es nachführte.“ — „Gut, dazu bedarfs aber einen ſtets vollen Beutel. Und was thäten Sie in gleichem Falle?“ fragte er nun den dritten Bewerber. — „Ja, lieber Gott! ich nähm dem Eſel ſo viel wie möglich von ſeinem Gepäck ab, und trüg' es ſelbſt, damit wir glücklich ans Ziel kämen.“ — „Und Sie ſollen die Pfründe haben! rief der Biſchof fröhlich, denn Sie haben gefühlt, daß es unſere Pflicht iſt, dem, welcher müde und beladen iſt, die Laſt, ſelbſt auf Koſten unſerer eigenen Bequemlichkeit, zu mildern. Handeln Sie dieſem gemäß!“ —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Juni.

In den erſten Tagen des Monats ging es gerade wie in den vorigen beyden Jahren. Die Studenten der Rechtsſchule wollten durch ein Seelenamt das Andenken ihres im Jahr 1820 beym Aufruhr todt geſchoſſenen Mitſchülers Lallemand feyern; die Polizey hatte Kirche und Gottesacker von Gensd'armen zu Pferd und zu Fuß beſetzen laſſen, als ob ein ganzes feindliches Kriegsheer im Anzuge ſey. Die Studenten wurden unwillig über dieſe Maßregel, die Gensd'armen rückten mit dem Säbel auf ſie los, und ſchleppten die kühnſten zur Polizey, wo dann ſpäterhin einige vom Gerichte zur Geld- und Gefängnißſtrafe verurtheilt wurden. Dieſer Auftritt ſcheint künftighin mit dem Juni-Monate ſo regelmäßig als die warme Witterung und die Kirſchenzeit eintreten zu wollen, und durch die Wiederholung deſſelben ſcheinen beyde Partheyen eine gewiſſe Fertigkeit zu erlangen, die Gensd'armen im Angreifen, und die Studenten im Widerſtehen. Leztere hatten ſich dießmal mit Steinen verſehen und beobachteten eine gewiſſe Taktik, beſonders wider die Polizey-Agenten, die, weil ſie nicht bewaffnet ſind, hier nicht zum beſten wegkamen. Da man ſich an Alles gewöhnt, ſo iſt denn auch ſchon dieſer regelmäßig wiederkehrende Auftritt den Pariſern etwas Gewöhnliches geworden, und im folgenden Jahre werden ſie wahrſcheinlich am 2. Juni ſagen: Morgen, am Jahrstage der Ermordung Lallemands, wird der Kampf zwiſchen Studenten und Gensd'armen ſtatt haben. Daß dießmal zwey liberale Redner der Deputirtenkammer, Benj. Conſtant und Gen. Tarayre an dem Leichenamte in der St. Euſtache-Kirche Theil nehmen wollten, und deßhalb von den Polizey-Beamten grob und beynahe ſchimpflich behandelt wurden, iſt aus den Zeitungen und aus den Verhandlungen der Kammer bekannt geworden. Ein Ultrablatt, La Foudre, treibt die Frechheit ſo weit, daß es Benj. Conſtant beſchuldigt, er habe die Ermordung Lallemands veranlaßt, da es doch hinlänglich erwieſen iſt, daß der Auflauf im Jahr 1820, worin jener Student ohne Veranlaſſung, und zwar von hinten, todt geſchoſſen ward, wider die liberalen Redner gerichtet war, und daß Benj. Conſtant ſelbſt dabey in Lebensgefahr gerieth, ohne daß er je Genugthuung und auch nur eine gerichtliche Unterſuchung dieſes meuchelmörderiſchen Anfalles hat erlangen können. Nun hat zwar der General-Prokurator Bellart in eben dieſem Monate Juni eine tüchtige Strafpredigt wider das geſammte jezige liberale Geſchlecht ergehen laſſen, und in dieſem gerichtlichen Dokumente ſeinen Groll wider die herrſchenden Geſinnungen geäußert. Dieſes leidenſchaftliche Aktenſtück hat aber blos bewieſen, daß der alte, mit ſeiner Zeit entzweyte Hr. Bellart dieſelbe gar nicht verſteht, und anſtatt ſich an demſelben zu erbauen, ſind die liberalen Schriftſteller ſo frey geweſen, daſſelbe Satz für Satz zu widerlegen. Mit Schimpfen auf die jezige Zeit wird überhaupt nichts gewonnen; ein ganzes Zeitalter wird gewiß nicht die herrſchend gewordenen Geſinnungen ablegen, welche hie und da Jemand mißfallen und ihn in ſeiner behaglichen Ruhe ſtören. In Paris äußern ſich dieſe herrſchenden Geſinnungen fortwährend in den Schauſpielen mit vieler Heftigkeit, und ſogar mit einer Art von Enthuſiasmus, weil das Schauſpiel dem Volke die einzige Gelegenheit darbietet, ſich zu verſammeln und gemeinſchaftlich ſeine Meinung an den Tag zu legen. Ein neues Trauerſpiel, Regulus, von Arnault dem Sohne, hat dazu wieder neue Veranlaſſung ergeben. Daß der Verfaſſer abſichtlich die Geſchichte Regulus gewählt habe, um Anſpielungen auf Zeitbegebenheiten hervorzubringen, kann ſeyn, und ſcheint mir ſogar ſehr wahrſcheinlich, wie auch, daß er auf dieſe Anſpielungen gerechnet hat, um ſeinem Stücke durchzuhelfen. Denn ſonſt würde er ſchwerlich dieſe Epiſode aus der römiſchen Geſchichte gewählt haben, an welcher bereits mehrere franzöſiſche Tragiker geſcheitert ſind, wie denn überhaupt die römiſchen Helden-Charaktere, mit Ausnahme einiger wenigen, zu einem franzöſiſchen Trauerſpiele wenig geeignet ſcheinen, das ſeine fünf Aufzüge, Einheit des Orts und der Zeit ſtrenge verlangt, und alles Nicht-tragiſche eben ſo ſtrenge ausſchließt; wozu noch kommt, daß eine Liebesintrigue ſich mit dieſen ernſthaften Charakteren ſchlecht verträgt, und daß ohne dieſelbe das Stück das Gefühl der Zuſchauer, und beſonders der Zuſchauerinnen, kalt läßt. Auch Arnault iſt es nicht ganz gelungen, ſeinen Helden nach den Erforderniſſen des franzöſiſchen Trauerſpiels tragiſch darzuſtellen; allein das Publikum überſieht die Fehler bey den vielen Stellen, die kräftig und kühn Regulus Heldenmuth und Vaterlandsliebe ſchildern, wie auch ſeine Gleichgültigkeit wider die harte Behandlung der Karthaginenſer, in deren Gefangenſchaft er gerathen iſt, und die ihm die Niederlagen wieder entgelten laſſen, die ſie von ihm erlitten haben. Was für einen Regulus und was für Karthaginenſer Arnault eigentlich gemeint habe, iſt nicht ſehr ſchwer zu errathen, und dem franzöſiſchen Publikum koſtet es auch nicht viele Mühe, ſich an die Stelle der Römer zu ſetzen, und das Bild derſelben auf ſich anzuwenden. Es wird daher unbändig bey jedweder Vorſtellung geklatſcht und Beyfall gerufen, ſogar bey dem republikaniſchen Verſe: Le peuple est maitre à Rome, et veut être obéi, obſchon ſich von demſelben nicht die mindeſte Anwendung machen läßt; vielleicht wird hier der Beyfall durch die Erinnerung an das Frankreich, wie es gerade heut vor zwanzig Jahren ſtand, veranlaßt. Dieſes Hinzudrängen, Lärmen und Beyfallrufen bey den Vorſtellungen Sylla's, Regulus und dergleichen Stücke, wie auch des Molière'ſchen Tartuffe, der endlich doch hat wieder aufgeführt werden können, mißfällt den Ultras außerordentlich, welche immer noch hoffen, es mit Hülfe der Abbé's dahin zu bringen, daß Frankreich wieder unbedingt dem Krummſtabe und dem Zepter gehorche, ohne den geringſten Gebrauch von ſeiner Vernunft zu machen. Richtig bemerkt bey Gelegenheit der Aufführungen Regulus ein neues Journal, Le Diable rose, das von einem neulich aus dem Gefängniſſe entlaſſenen Schriftſteller, Viktor Ducange, abgefaßt wird: „Merkwürdig iſt es, bey jedweder Veranlaſſung, unter andern bey dem Trauerſpiele Regulus, zu ſehen, mit welcher unaufhaltbaren Beharrlichkeit der Nationalgeiſt faſt überall mit gleichem Schritte auf dem Wege zu den erhabenen, gerechten, wahren und ſtrengen Ideen fortſchreitet, und ſich ohne Anſtrengung, ſo wie ohne Anſtoß, dem Ziele nähert, das ihm Dummheit, Unwiſſenheit und Geiſtesſchwachheit vergebens aus den Augen zu rücken bemüht ſind. Dieſes Ziel iſt die Philoſophie, die Vernunft, die Wahrheit, als Quelle, als Mittel des Nationalwohlſtandes und der Nationalkraft betrachtet. Ein Volk, bey welchem die geſammte Jugend von dieſer großen Idee angefüllt und durchdrungen iſt, und dieſelbe bis in ſeine Vergnügungen verfolgt, eine Jugend, bey welcher dieſe große Idee unaufhörlich durch tiefe Studien und durch diejenigen Vortheile, welche die Theorie der konſtitutionellen Regierung gewährt, befeſtigt, geleitet und entwickelt wird, ſchreitet nimmer mehr zu der Finſterniß des Deſpotismus zurück, unter welcher Geſtalt man ihm auch denſelben darbieten mag. Volk und Jugend ſteigen heute zu der Spitze hinauf, wo die Aufklärung ſchimmert, dieſe ſuchen ſie; ſie aufzuhalten iſt unmöglich, denn nicht eine Klaſſe ſchreitet voran, ſondern der menſchliche Geiſt, das ganze Zeitalter rückt einer ankommenden Zukunft entgegen; keine Kanone, keine Bajonette vermögen die Druckkraft, die Zeit und die Zukunft aufzuhalten.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 58.

Nro. 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 23. Juli 1822.

> Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein
> auf ſie.
>
> Evangelium Johannis.

Oſterlieder.

Von Friederike Brun, geb. Münter.

Magdalena.

Nach einem Oehlgemälde von Ludwig Lund.

An dem dunklen Schmerzenshügel
Weilet ſtät und fromm mein Geiſt;
Andacht leiht ihm Seraphsflügel,
Glaub' Erhörung ihm verheißt!
Und in Thränen hingegoſſen
Vor dem ſanftgeſchloßnen Blick,
O du, deſſen Blut gefloſſen,
Fühlt die Seele Schmerzensglück!

Seligkeit thaut mild hernieder,
Hoffnung ſprießt aus deinem Blut;
Und in hoher Engel Lieder,
Stimmt des Herzens tiefe Gluth!
Düfte wehen mit den Tönen,
Reiner noch als Frühlingsluſt,
Wie von Paradieſesſchwänen,
Hergeweht aus Himmelsluſt!

Mit des Lenzes frohem Keimen,
Rangſt du dich vom Leben los:
Unter hohen Palmenbäumen,
Stiegſt du aus des Grabes Schoos;
Veilchen ſproßten in die Tritte,
In des heil'gen Fußes Spur,
Und mit ihrer Stimmen Bitte,
Huldigte dir die Natur.

Und die Sterne ſanken milde,
Von des Himmels tiefem Blau;
Freudig weinten die Gefilde,
Jede Blum' im Thränenthau:
Als zu ihres Meiſters Füßen,
Magdale voll Inbrunſt ſank,
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Die der heil'ge Boden trank!

Ach wie ſie dahingegoſſen,
Lieg' ich, Herr, vor deinem Fuß!
Thränen wie die ihren floſſen,
Mir im Schmerz- und Wonn'-Erguß!
Reuevoll, voll tiefen Bebens,
Halt' ich deine Knie umfaßt;
Du der Werke ew'gen Lebens,
Ewigen Erbarmens haſt!

Du getödtet, du erſtanden!
Friedensfürſt, du Glaubenshort!
Die, der Erd' und Himmel ſchwanden,
Hält ſich feſt an deinem Wort:
Das dem Zagen, das dem Beben,
Himmelvoll Erhörung gibt:
„Deine Sünden ſind vergeben,
„Weib, denn du haſt viel geliebt!“

Burkhardts Reiſen in Syrien und dem heiligen Lande.

Dieſes ſo eben erſchienene Werk (ein dicker Quartband) iſt auf Veranſtaltung der Afrikaniſchen Geſellſchaft, auf deren Koſten der Verewigte gereiſt war, herausgegeben worden, und enthält, wie der früher erſchienene Band von Burkhardt's Reiſen in Egypten und Nubien, ſehr viel Intereſſantes. Obgleich erſt jezt erſchienen, waren doch dieſe Reiſen ſeine erſten. Es war bekanntlich zu Aleppo, wo der ſelige Burkhardt ſich in der Sprache und den Sitten der Araber bildete, wodurch er ſpäter im Stande war, unerkannt die heilige Stadt zu beſuchen; und von hier aus machte er mehrere Ausflüge durch Syrien, beſonders aber nach ſolchen Theilen, die bis jezt am wenigſten bekannt waren. Die vorzüglichſten geographiſchen Entdeckungen, die er hier gemacht, betreffen die Natur des Landes zwiſchen dem todten Meer und dem Buſen von Aelana, jezt Akaba; die Ausdehnung, Bildung und weitläufige Topographie des Hauran; die Lage Apameia's am Orontes, eine der wichtigſten Städte Syriens unter den Makedoniern; die Lage von Petrea; und die allgemeine Bildung der Halbinſel Sinai; eine der wichtigſten Entdeckungen aber iſt die Bildung des atlantiſchen Meerbuſens, welcher bis jezt ſo wenig bekannt war, daß man denſelben in den Karten entweder gänzlich ausgelaſſen, oder mit einem Einſchnitt am Ende dargeſtellt hatte, der, wie es ſich jezt zeigt, nicht vorhanden iſt. Dieſe Verlängerung des Jordanthales beweiſt, daß der Jordan ſich einſt ins rothe Meer ergoſſen, und beſtätigt die Wahrheit jener in der Bibel erzählten großen vulkaniſchen Erſchütterung, welche den Lauf des Flußes unterbrach, die blühende Ebene, worauf Adma, Zeboim u. ſ. w. ſtanden, in einen See, und das ganze Thal ſüdlich von jener in eine Sandwüſte verwandelte. — Von den Handſchriften des Hrn. Burkhardts, welche ſich im Beſitz der Geſellſchaft befinden, werden noch zwey Quartbände erſcheinen, wovon der eine Burkhardt's Reiſen im Hedjaz, und der andere weitläufige Bemerkungen über die Araber, die Wüſte, beſonders aber die Wehabis enthalten wird.

Das gegenwärtige Werk beſteht eigentlich aus ſechs verſchiedenen Journalen; wovon die erſten ſich auf in den Jahren 1810, 1811 und 1812 unternommene Ausflüge beziehen; das ſechste aber auf eine Reiſe nach dem Berg Sinai im Frühling von 1816. Den erſten Ausflug unternahm er im September 1810 von Damaskus nach den Gegenden des Libanon und Anti-Libanon. Er begleitete eine kleine nach Tripoli beſtimmte Karavane. In drey Tagen erreichte er Zahle, welches vor fünf und zwanzig Jahren nicht mehr als 200 Häuſer enthielt, jezt aber eine der vorzüglichſten Städte unter dem Emir Beſchir iſt. Die Einwohner, die ſich an 5000 belaufen, ſind mit Ausnahme von vier oder fünf türkiſchen Familien, alle katholiſche Griechen. — Die Chriſten haben einen Biſchoff, fünf Kirchen und ein Kloſter; die Türken haben keine Moſchee. Die Stadt gehört zur Landſchaft der Druſen und ſtehet unter der Herrſchaft des Emir Beſchir, ein Theil derſelben aber gehört noch immer der Familie Aamara, deren einſt ſo großer Einfluß im Gebirge neulich durch den Emir ſo ſehr geſchmälert worden iſt, daß er jezt unumſchränkter Herr der Stadt iſt. Er empfängt das Miri, welches gewöhnlich das Doppelte von dem iſt, was es anfänglich war (in Belad Baalbek iſt es das Dreyfache), und überdieß nimmt er zuweilen die Stadt im Ganzen in Anſpruch. Noch ein Paar Wochen vor Burkhardts Ankunft hatte ſie ihm fünf und vierzig Beutel gegeben. Inſofern gleicht des Emir Beſchirs Regierung völlig der Herrſchaft der Osmanlis in dem öſtlichen Theil Syriens; aber einen großen Vortheil genießt das Volk unter ihm, nämlich eine völlige Befreyung von aller perſönlichen Erpreſſung und eine unpartheyiſche Rechtspflege, welche auf gleiche Weiſe dem Chriſten und dem Türken ertheilt wird. Es iſt merkwürdig, daß unter einer ſo großen Menge Menſchen ohne irgend eine geſetzliche Macht der Friede erhalten wird; Streitigkeiten werden von den beyderſeitigen Freunden entſchieden, zeigen ſich die Parteyen aber hartnäckig, ſo entſcheidet der Emir Beſchir zu Deir el Kammar. Die Einwohner, obgleich nicht reich, ſind durchgängig wohlhabend; jede Familie bewohnt ein Zimmer, höchſtens zwey. Die Häuſer ſind aus Erde erbauet, das Dach wird von einem oder zwey hölzernen Pfoſten getragen, die mitten in dem Hauptgemach ſtehen, und über welche Balken von Fichtenholz kreuzweis über einander gelegt ſind; auf dieſen liegen Eichenzweige und dann die Erde, welche das flache Dach des Hauſes bildet!

In der Nähe von Baalbek befindet ſich ein achteckiger Tempel, welchen acht ſchöne Granitſäulen trugen, die noch alle ſtehen. Sie ſind von einer Ordnung, die der doriſchen nahe kommt; die Kapitäler treten nur wenig über den Schaft hervor, welcher ohne Fußgeſtell iſt. Je zwey von den Pfeilern tragen einen großen Stein, welcher das Architrav bildete, über welchem noch das wenig verzierte Geſimſe zu ſehen iſt; das Dach iſt eingefallen.

Zedern.

Burkhardt ging über den Libanon, deſſen Abhang in einem der tiefen Thäler endigt, die nach dem See Ufer hinlaufen. „Ich ließ," ſagt Hr. Burkhardt, „meinen Führer auf der kleinen Ebene, und begab mich rechts zu den Zedern hin, welche von der Spitze des Berges ſichtbar ſind und eine halbe Stunde von dem graden Wege nach Biſchirrai, am Fuße der ſteilen Abhänge der höhern Theile des Berges ſtehen. Sie ſtehen auf unebenem Boden und bilden ein kleines Gehölz. Von den alten und ſchönſten Bäumen zählte ich eilf oder zwölf; fünf und zwanzig ſehr große; ungefähr funfzig von mittlerer Größe; und über 300 kleinere und junge. Die alten Bäume zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie das Laub und die kleinen Zweige nur oben haben und vier, fünf und ſelbſt ſieben Stämme aus einer Wurzel entſpringen; die Zweige und das Laub der andern war niedriger, ich ſah aber keine, deren Aeſte, wie bey denen in den Gärten zu Kew, bis an den Boden reichten. Die Stämme der alten Bäume ſind mit den Namen der Reiſenden und andern Perſonen, die ſie beſucht haben, bedeckt; ich ſah ein Datum vom ſiebzehnten Jahrhundert. Die Stämme der Bäume ſcheinen ganz todt zu ſeyn; das Holz iſt von einer graulichen Farbe; ich ſchnitt ein Stück davon ab; dieß wurde aber nachher mit mehrern Muſtern von Mineralien, die ich vom Zahle nach Damaskus ſandte, geſtohlen!

Kanobin.

Kanobin hat ein Kloſter. Es ſtehet auf einer ſteilen Felswand auf der rechten Seite des Thales, eine halbe Stunde Weges vom Fluſſe, und ſieht aus, als hänge es in der Luft, indem es durch eine hohe Mauer geſtützt wird, die gegen die Seite des Berges gebauet iſt. Dicht dabey iſt eine Quelle. Die Kirche, welche aus den Felſen gehauen und der heiligen Jungfrau gewidmet iſt, iſt mit den Gemälden von einer großen Menge Patriarchen geſchmückt. Während des Winters pflegen die Bauern ihre Seidenwürmer in Säckchen unter das Gemälde irgend eines Lieblingsheiligen zu hängen und deſſen Fürbitte zu einer reichen Seidenernte anzuflehen; von dieſem Gebrauch zieht das Kloſter viel Geld.

Kanobin iſt der Sitz des Patriarchen der Maroniten, der an der Spitze von zwölf maronitiſchen Biſchöffen ſtehet, und hier brachte er in vorigen Zeiten die Sommermonate zu und begab ſich im Winter nach **Mar Hanna**; die Neckereyen und Mißhandlungen aber, denen die Patriarchen von den **Matawellen** auf ihren Streifzügen und von Baalbek ausgeſetzt waren, bewog ſie ſeit vielen Jahren, dieſen Aufenthalt zu verlaſſen. Der jetzige Patriarch iſt der erſte, der ſeit vielen Jahren wieder zu Kanobin ſeinen Sitz genommen. Obgleich ich keinen Empfehlungsbrief an ihn hatte und in der Kleidung eines Bauern erſchien, ſo lud er mich doch zum Mittagsmahl ein, und an ſeiner Tafel traf ich ſeinen Sekretär, Biſchof Stefano, der zu Rom erzogen worden, und einige Kenntniſſe von Europa hat. Während ich mich dort befand, empfing ein unwiſſender Bauer die Prieſterweihe. Kanobin hatte einſt eine beträchtliche Bibliothek, ſie iſt aber nach und nach zerſtreut worden und jezt iſt keine Spur davon vorhanden. Die Zellen der Mönche ſind meiſtens in Trümmer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

Cordova. Schon eine gehörige Beſchreibung eines gewöhnlichen Gebäudes kann ich mir nicht anmaßen zu machen, da ich die Kunſtausdrücke nicht kenne, wie ſoll ich nun wagen, die Kathedrale von Cordova zu beſchreiben? Mancher ſattelfeſte Beſchreiber würde für die fremdartigen Verhältniſſe, Verzierungen, Formen keine Ausdrücke finden, vielleicht neue zuſammenbacken, aber dir doch keinen deutlichen Begriff geben. Ich will dir nun beſchreiben, wie mir's vorkam; wirſt du nicht daraus klug, ſo wende den Vers großmüthig auf mich an: „Vielleicht war er zu ſtark, ſie nenn' ich mir zu ſchwach;“ nämlich die Kathedrale war zu ſtark, oder der vortreffliche Herr Abderaman II., der 760 die Moſchee alſo wunderlich zu bauen begonnen, und 800 beendete. Er hat es ſehr hübſch gemacht! — Unter der Regierung Karl V. iſt das Gebäude verhunzt worden, indem man das eigentliche Schiff der Kirche neu aufbauen ließ, in halb gothiſchem Styl, zwar ſehr ſchön an und für ſich, aber ſehr am unrechten Platz. Dieſe und andere Veränderungen will ich als nicht beſtehend annehmen, und dir die Moſchee ohne Entſchuldigungen bekannt machen. Die ganze Länge hat 620, die Breite 440 Fuß — das gibt dir einen Maßſtab. Allein ungefähr ein Viertel der Länge iſt von einem Höfchen eingenommen — aber was für ein Höfchen! Ganz mit Orangen bepflanzt — dem Eingang gegenüber, befindet ſich ein ſchöner Brunnen mit einem großen Becken des klarſten Waſſers voller Goldfiſchchen (die Goldfiſchchen ſind hier von ganz weſentlicher Wichtigkeit), ein hoher Palmbaum und einige zarte ſchlankäſtige Mirthenbäume faſſen ihn ein. Außerdem ſind noch vier kleinere Brunnen unter den Bäumen angelegt, um zu rieſeln und zu plätſchern, indeß die Mirthen ſäuſeln, die Orangen duften und die Palme wankt. Zu beyden Seiten hat man beym Eintritt durch ein hohes gewölbtes Thor einen offnen Säulengang, und gegenüber blickt man durch die Orangenbäume durch in den Säulenwald der Moſchee, die nach dieſer Seite zu ganz offen iſt, von etwa dreyßig Bogen und Säulen, die dann im Innern der ganzen Länge des Gebäudes fortlaufen. Dieſe Säulen ſcheinen, von dem Hofe aus geſehen, gleichſam eine Fortſetzung der Orangenſtämme; auch iſt die Höhe der Säulen nur 15 Fuß, die der Bogen (welche alle die bekannte mauriſche Hufeiſenform haben) über den Säulen etwa 10, und darüber ein zweyter Bogen, ſo daß die ganze Höhe bis zur Decke höchſtens 50 Fuß ausmacht. Die Anzahl der Säulen iſt wirklich unzählbar! Sie ſind theils kanelirt, theils mit gewundenen Rinnen, meiſtens glatt mit einer Art von korinthiſchen Kapitelen, oder vielmehr einem Anſatz dazu; nicht ſo reich und ausgeführt wie jene. Der Sockel iſt verhältnißmäßig ſehr niedrig, der Durchmeſſer der Säulen etwa anderthalb Fuß. Einzeln genommen ſind ſie nicht beſonders ſchön; aber das Ganze dieſes Waldes von Säulen, die wunderlich durch einander geſchlungenen und gezackten Bogen, die offene Ausſicht auf die grünen Orangebäume voller Früchte und Blüthen, die gleichſam die Vorhalle des Tempels bilden, die Wogen von Blüthendüften, die das ganze Gebäude erfüllen, das Plätſchern der Brunnen, der Geſang der Vögel in den Bäumen — — und da denke dir nun ſtatt der dicken Kanonici und ſchwarzen Pfaffen bunte, reiche, orientaliſche Trachten hierher, ſo haſt du die Moſchee von Cordova.

Von den eigentlichen Details der mauriſchen Architektur ſind nur zwey Kapellen oder Niſchen an der Weſtſeite übrig. Ob längs dieſer und den übrigen Seiten ähnliche Niſchen waren, weiß ich nicht. Dieſe wurden zufällig beym

Durchbrechen einer Mauer entdeckt. Sie nehmen ganz die Stelle der Seitenkapellen in den gothiſchen Kirchen ein, und meſſen die Breite des Bogens zwiſchen den zwey korreſpondirenden Säulen, alſo ungefähr 15 Fuß; da ſie aber Kuppeln haben, ſind ſie etwas höher als das übrige Gebäude; wenigſtens ſo wie es jezt iſt. Doch von der Zierlichkeit dieſer beyden Kapellen haſt du gar keinen Begriff, und ich kann dir ihn wahrlich nicht mittheilen, weil die Beſchreibung emphatiſch, und, was mir noch unleidlicher iſt, verworren ausfallen würde. Beſonders gut erhalten iſt die eine, welche, wie die Leute meinen, die Hauptkapelle der Mauren war. Die Kuppel beſteht aus ſo vielen wunderlichen verſchlungenen Sternen, Bogen und Niſchen, mit vergoldeten Rippen und Leiſten, daß ich wirklich nicht dazu kommen konnte, mir einen deutlichen Begriff zu machen, wie das Ding zuſammenhing. So leicht, auf den erſten Blick ohne Regel, wie Laubwerk, das jezt die Luft bewegen könnte, unter einander verſchlungen — und das ſteht nun ſeine tauſend Jahre! — Die ganze Rückwand dieſer Kapelle iſt mit einem Moſaik von farbigen Glasſcherben in allerley zierlichen Figuren und Verſchlingungen, die hie und da zu ordentlichen Schriftzügen und Inſchriften werden, bedeckt. — — Und das alles ſo friſch, als wenn es geſtern erſt gemacht wäre. — In der Mitte dieſer Rückwand iſt ein vergoldetes Gitterfenſter, wozu man durch eine kleine Thür, die in eine Niſche und zu einer kleinen Treppe führt, gelangt. „Dahinter haben el cura de los moros (die mauriſchen Pfarrer) gepredigt,“ meinte der Sakriſtan. Die Kapelle daneben iſt auf ähnliche Weiſe, nur nicht ſo reich, verziert. Man muß es den HH. Kanonici ſchon Dank wiſſen, daß ſie dieſe beyden Alterthümer geſchützt und nicht zu chriſtlichen Kapellen umgearbeitet haben, wie mit allen andern Seitenkapellen der Fall iſt, angenommen, daß ſie ehedem dieſen beyden beſchriebenen geglichen haben. Neben der erſten iſt an einer Säule ein Chriſtus am Kreuz eingekrazt, und wird el Christo del Cautivo genannt; dieſen hat ein gefangner Chriſt, den die Mauren an die Säule geſchmiedet, mit den Nägeln in den Stein gekrazt, um ſich gegen den leidigen Satan zu verwahren. — Er wird ſehr verehrt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Juni.

(Beſchluß.)

Ein anderer eingeſperrter Schriftſteller, Cauchois Lemaire, wurde im Gefängniſſe übel behandelt; er richtete eine Vorſtellung an den Polizey-Präfekten, der wenig darauf achtete, wie ſolche Beamte zu thun pflegen. Cauchois Lemaire ließ nun ſeine Vorſtellung drucken, die öffentliche Meinung ließ ſich hören, und der Polizey-Präfekt hielt es für gut, ſich zu bewegen, und den klagenden Schriftſteller beſſer behandeln zu laſſen. Eben weil die Schriftſteller die Macht der öffentlichen Meinung kennen, wenden ſie ſich gern an dieſelbe, wiewol die Macht dieſer Meinung nicht immer vermögend iſt, durchzudringen. So z. B. iſt ſie bey der Wahl der beyden Akademiker, welche den Abbé Sicard und den Herzog v. Richelieu erſezen, nicht gehört worden. Welche Mühe ſich der Hof oder die Höflinge gegeben haben, die Stimmen der Akademiker auf den Abbé Frayſſinous zu lenken, habe ich bereits in einem vorigen Schreiben erwähnt; ſeitdem iſt immer fortgearbeitet worden, dieſem Abbé, dem plözlich alle Ehrenſtellen zugeregnet ſind, als ein Bisthum in partibus infidelium und die Großmeiſterſtelle der Univerſität, alle Stimmen zuzuwenden, und dadurch die jungen unabhängigen Dichter auszuſchließen, die ſich um den akademiſchen Siz bewarben. Vergebens ſtellten die freyſinnigen Journaliſten vor, daß ein Abbé, der in einer Kapelle ſogenannte Konferenzen wider die Philoſophen gehalten hat, deßhalb noch nicht zu einem Akademiker geeignet ſey; es war nun einmal beſchloſſen, der Académie française einen Abbé zu beſcheeren, und eben der Mann, der ſo eben an die Spitze des öffentlichen Unterrichts geſtellt worden war, obſchon er ſich in einer ſeiner Konferenzen wider den Nuzen des Volks-Unterrichts erhoben hatte, wurde durch Stimmen-Mehrheit in die Académie française aufgenommen. Nachdem die Ultras dieſen Sieg davon getragen hatten, hätten ſie wenigſtens dem Caſimir Lavigne, oder einem andern der Mitbewerber, die zweyte noch ledige Stelle gönnen ſollen; aber nein, um alle Freyſinnigen oder Unabhängigen zu entfernen, hat man den alten Hrn. Dacier, der bereits über achtzig Jahre zählt, und immerwährender Sekretär der Académie des Inscriptions iſt, angetrieben, ſich um die ledige Stelle zu bewerben, und dieſem die Stimmen-Mehrheit verſchafft. Mehrere ſolcher unpaſſenden Wahlen würden die Académie française bald herunterbringen. Denn wozu ſollen ihr die beyden neuen Mitglieder dienen? Ob Abbé Frayſſinous ein Schriftſteller ſey, iſt bisher noch unbekannt, der achtzigjährige Dacier wird wahrlich die Akademie mit wenig Arbeit bereichern, und beyde haben Stellen und Einkommen genug, um der akademiſchen Penſion nicht zu bedürfen; den jungen Dichtern, die wahrlich mehr in Hinſicht des Styls (dem einzigen Verdienſt, das die Académie française zu beachten hat) geleiſtet haben, als Frayſſinous und Dacier, würde der Siz in der Akademie Aufmunterung und Belohnung geweſen ſeyn. Dieſe Ernennungen hatten dießmal eine ſolche Wichtigkeit, daß ſich die politiſchen Blätter ſehr ernſthaft damit befaßten. Nach den Wahlen bemerkte der Drapeau blanc mit höhnendem Tone, ſo würden die Liberalen jezt überall geſchlagen. Ein liberales Blatt hat dagegen allerhand Späße über den Abbé in partibus gemacht, und bemerkt, es ſey nicht zu verwundern, daß Hr. Dacier in die Académie française hineingedrungen ſey, denn wer könnte einem ſo furchtbaren Manne, der von Stahl und Eiſen ſey (Wortſpiel auf d'Acier) Widerſtand leiſten? In einem andern Aufſaze, worin derſelbe Journaliſt verſchiedene Dinge aufzählt, die er thun würde, wenn er ein Ultramann wäre, bemerkt er unter andern: „Wäre ich ein Ultramann, ſo würde ich doch die ſchriftſtelleriſchen Ehren dem Gelehrten überlaſſen, und nicht meine politiſchen Meinungen als ein Anſpruchsrecht auf einen Siz in der Akademie vorzeigen. Wäre ich ein Ultramann, ſo würde ich zwar mit Freuden ſehen, wie ſich die Seminarien in Frankreich vermehren; aber ich würde mich doch auch über die Ermordung der Chriſten im Oriente betrüben.“

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Nro. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Juli 1822.

> Wie könnt' ich doch dem ſchönſten Triebe,
> Den je des Sängers Traum auf Erden
> Erwärmt, ſo falſch abtrünnig werden!
> Wie kann mein Mund die Liebe nennen,
> Und nicht mein Herz in Flammen brennen.
>
> Walter Scott's letzter Miniſtrel.

Der Cicisbeo.

(Fortſetzung.)

6.

Beym Hinausgehen aus dem Keller wäre ich beynahe über einen Flaſchenkorb gefallen.

O Sodom und Gomorrha! rief der Negociationsrath im höchſten Zorne. Welch eine ſcheußliche Unordnung! den Ausgang eines Weinkellers, den man in der Regel mit ſchwerem Kopfe zu paſſiren hat, auch noch durch ſolche Fußangeln unwegſam zu machen. Es wäre wahrlich nicht auszuhalten, wenn die treffliche Linner noch lange wegbleiben ſollte. Die wird Augen machen!

Ich wünſchte ſehr zu wiſſen, wer die gerühmte Dame ſey, und er ſagte: Es iſt unſere Wirthſchafterin, Geſellſchafterin und Alles in Allem, nun aber, leider, ſchon ſeit zwey Monaten abweſend in der Heimath, am Bette eines kranken Vaters. Wenn die Linner hier ſchaltet, da fallen all die verdrüßlichen Dinge weg, welche uns heute das Leben ſo grauſam erſchweren. Da ſtößt man im ganzen Hauſe ſo wenig auf ein Hinderniß, wie der Knabe im Ringelrennen. — Meine gute Frau inklinirt nun einmal nicht zur Aufſichtsführung. Schon ihr körperlicher Umfang ſteht der Allgegenwart im Wege, welche die Direktion ſolch einer Wirthſchaft erfordert. Meine beyden Töchter aber, die zeichnen und malen und ſingen und tanzen ganz aller allerliebſt, doch im Hauſe könnte vor ihnen alles drunter und drüber gehen. Und wenn ich mich deßhalb herauslaſſe, ſpricht die Mutter verdrüßlich: Das wird ſich ja alles noch finden, wie war's denn bey mir? Es war, wie's war! könnte man freylich drauf antworten! — fügte er ſeufzend hinzu.

7.

Bey unſerer Rückkehr in's Wohnzimmer trieb mir die äußerſt korpulente Frau Negociationsräthin ihre beyden gar nicht übel gebildeten Töchter vor. Wir freueten uns angeblich wechſelſeitig, einander kennen zu lernen, wurden aber zum Glück ſehr bald darin durch die Ankunft der übrigen Gäſte unterbrochen.

Der Negociationsrath, oder Negationsrath, wie er der Kürze halber, zumal im Feuer des Geſprächs, häufig genannt wurde, war mein Tiſchnachbar.

Ach Gott, die Linner, die Linner! ſeufzte er kopfſchüttelnd bey der angebrannten Suppe, wie bey dem Roſtbeef, an deſſen Härte die Zähne ſtumpf wurden.

Gott gebe der Linner heute einen guten Tag! ſagte er, als — ein ausgezeichnetes Mißgeſchick! — ſtatt des Ungarweins Eſſig herumpräſentirt wurde. Dabey ſah er die Frau Negociationsräthin von der Seite mit einem nicht ganz ungrimmigen Blicke an, ſo daß ſie auch eine kurze Bemerkung über die Unausſtehlichkeit mancher Männer nur halb mit den Zähnen zerbiß.

Späterhin kam eine Flaſche Champagner, welche beym Einſchenken ſich ſogleich aus einander gab.

Kein Menſch — rief er da wieder — ſieht doch nach etwas, wenn die Linner abweſend iſt!

Im Garten nach Tiſche fand ſich, daß der Gärtner die frühen Veilchen, welche der Negociationsrath den Damen präſentiren wollte, auf dem Markte verkauft hatte. Auch daran — rief er — würde die Linner gedacht haben.

Mit Einem Worte, der Name dieſer Perſon war allezeit, wenn etwas Gutes vermißt und etwas Schlimmes wahrgenommen wurde, ſein ſchmerzlicher Refrain. Ich hatte meine eigenen Betrachtungen darüber. Aus bloßer Inklination konnte ihr der Negociationsrath ſo vieles Lob ſchwerlich ertheilen. Wenigſtens würde er dann vor Frau und Kinder nicht ſo laut damit geworden ſeyn.

8.

Ich zog am folgenden Tage hier und da genaue Erkundigungen über die hochgerühmte Perſon ein. Alle Nachrichten ſtimmten zuſammen: Thereſe Linner war die Thätigkeit, die Ordnung, die Sittſamkeit, die Herzensgüte ſelbſt; dabey erſt zwanzig bis zwey und zwanzig Jahr alt.

Hübſch ſah ſie ſchwerlich aus, hiervon war ich ſo feſt überzeugt, daß ich nicht erſt danach fragen wollte. Schon darum nicht, weil man ſich vielleicht allzu umſtändlich über ihre Häßlichkeit ausgelaſſen hätte. Eine Frau, wie dieſe, war offenbar ein Glück für jeden Mann, möchte ſie noch ſo gering ausſehen, und wer, wie ich, die Wahl ſeiner Zukünftigen dem Verſtande allein überlaſſen wollte, der, meinte ich, konnte durchaus nicht beſſer thun als ſchreiben ſobald als möglich. Ich verſchaffte mir ihre Adreſſe und erließ folgenden Brief an ſie:

Verehrteſte! Ein Menſch von drey und dreyßig Jahren, der, ſeines Erachtens, weder von außen noch von innen der allerſchlechteſte iſt, würde ſich glücklich preiſen, wenn Sie ihn mit Ihrem Herzen und Ihrer Hand beſchenken wollten. Er hat nie das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen; er weiß nicht einmal, ob die Natur Ihrer trefflichen Seele, Ihrem einſichtsvollen Geiſte, ein großes, oder ein kleines, ein geräumiges, oder ein enges Gehäuſe verlieh, aber er hofft ſo ſehr auf das Heil ſeiner Zukunft durch Sie, daß dergleichen Nebendinge gar nicht in Frage bey ihm kommen. Sein geſunder Verſtand hat ihn an eine Perſon von Ihren Eigenſchaften gewieſen. Entſcheiden Sie mit ja oder nein über den Antrag. —

Noch füge ich hinzu, daß ich ſelber dieſer Mann bin und ein Einkommen habe, mit dem unſer künftiger Haushalt (ich erbiete mich zu den dießfallſigen Nachweiſungen) ſogar bey einer ſtarkbevölkerten Kinderſtube, ſich wird beſtreiten laſſen, wenn wir uns als mäßige, ſparſame Leute erweiſen.

In Erwartung baldigſter Antwort mit der ausgezeichnetſten Hochachtung, Ihr ganz ergebener

Ferdinand Cajus.
Doktor der Weltweisheit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Burkhardts Reiſen in Syrien und dem heiligen Lande.

(Fortſetzung.)

Mangel an Gaſtfreyheit in Akoura.

Wenn die Gebirgsbewohner auf der Reiſe ſind, denken ſie niemals daran, einen Para für Eſſen, Trinken und Herberge zu bezahlen. Kommen ſie des Abends in ein Dorf, ſo treten ſie im Hauſe eines Bekannten ab, wenn ſie anders einen haben, welches meiſtens der Fall iſt, und ſagen zu dem Eigenthümer: „ich bin dein Gaſt" Djay Deyfak. Der Wirth gibt ſeinem Gaſt ein Abendbrod, welches aus Milch, Brod und Borgul beſtehet; und iſt er reich und freygebig, ſo füttert er auch ſein Pferd oder ſeinen Mauleſel. Hat der Reiſende keinen Bekannten im Ort, ſo ſteigt er bey irgend einem beliebigen Hauſe ab, bindet ſein Pferd an und raucht ſeine Pfeiſe, bis ihn der Hausherr einladet, der es als eine Ehre anſieht, ihn als einen Freund zu bewillkommen und ihm ein Abendbrod zu reichen. Am Morgen zieht er mit einem bloßen Lebewohl weiter. Dieß iſt der allgemeine Gebrauch in dieſen Gegenden; die Einwohner von Akoura aber ſind dafür berüchtigt, daß ſie keinen Reiſenden aufnehmen und ihm weder ein Abendbrod geben, noch Lebensmittel für Geld überlaſſen wollen; die Folge davon iſt, daß die Akouraner auf der Reiſe ihren Geburtsort verheimlichen müſſen, wenn ſie auf dem Wege etwas zu eſſen bekommen ſollen. Mein Führer hatte einen Freund zu Akoura, der aber gerade abweſend war; wir ſtiegen daher vor einem andern Hauſe ab, wo wir mit vieler Mühe etwas Gerſte für unſere Pferde bekamen; und wir würden uns haben ohne Abendbrod niederlegen müſſen, wäre ich nicht zum Scheikh gegangen, den ich beredete, ich ſey ein Kurde (meine Kleidung kam wirklich der kurdiſchen etwas nahe) im Dienſte des Paſcha von Damaskus und auf meinem Wege zum Emir Beſchir. Da ich mit Ernſt ſprach, ſo gerieth der Scheikh in Angſt und ſchickte uns einige Laib Brod und etwas Käſe; bey meiner Rückkehr fand ich meinen Führer mitten unter einem großen Haufen Volkes, dem er wegen ſeiner Knauſerey Vorwürfe machte.

Religionszuſtand dieſer Gegenden.

Es bedarf hier kaum der Erwähnung, daß viele von den Sekten, welche in den frühern Jahrhunderten des Chriſtenthumes Europa und Aſien zerriſſen, noch immer in dieſen Ländern beſtehen. — Griechen, Katholiken, Maroniten, Syrier, Chaldäer und Jakobiten, alle haben ihre eigenen Kirchſpiele und Kirchen. Da ſie der Religion ihrer ſtolzen Herrſcher, den Türken nichts anhaben können, ſo wenden ſie die einzigen Waffen, die ſie beſitzen, Verläumdung und Kabale, mit Wuth gegen einander, und jede Sekte iſt toll genug, zu glauben, daß ihre Kirche auf den Trümmern ihrer ketzeriſchen Brüder blühen würde. Der größte Haß beſteht zwiſchen den Katholiken und den Griechen; von den leztern ſind viele Tauſende zum Katholicismus übergetreten, ſo daß im nördlichen Theil von Syrien alle Katholiken, ausgenommen die Maroniten, ehemals zur griechiſchen Kirche gehört hatten: dieß iſt der Fall zu Aleppo, Damaskus und in der ganzen dazwiſchen liegenden Gegend; nur in der Nähe von Jeruſalem und Nabolus findet man Gemeinden von urſprünglich lateiniſchen Chriſten. Natürlich ſehen die Griechen dieſen Uebertritt ihrer Brüder, welcher täglich größer wird, mit großem Verdruſſe an, und rächen ſich an den Abtrünnigen durch den wüthendſten Haß. Auch ſtehen ihnen die griechiſchen und urſprünglich lateiniſchen Chriſten in dieſen Gefühlen keineswegs nach; und dieß erzeugt oft die ſchmählichſten Auftritte für die Chriſtenheit. In ſolchen Gegenden, wo keine Griechen leben, ſo wie in dem Gebirge des Libanon, wenden die verſchiedenen Sekten der Katholiken ihren Haß gegen einander, und die Maroniten ſchlagen ſich mit den übergetretenen griechiſchen Katholiken oder Lateinern, ſo wie ſie es zu Aleppo mit den Bekennern des griechiſchen Glaubens thun. Dieſes Syſtem der Unduldſamkeit, worüber die türkiſchen Befehlshaber lächeln, weil ſie immer dabey gewinnen, wird ſo weit getrieben, daß an manchen Orten der durchreiſende Katholike genöthigt iſt, die griechiſchen Kirchengebräuche mitzumachen, um ſich den Wirkungen des Fanatismus der Einwohner zu entziehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, vom Anfange Juli.

Den Bildſäulen der Generale **Scharnhorſt** und **Bülow** — beyde durch Entwurf und That hellglänzend in den Reihen preußiſcher Helden — war der Jahrestag von Belle-Alliance zum Weihfeſte beſchieden. Beſſer als jede angeordnete Ceremonie, als jede vorbereitete Rede es vermocht hätte, ſprach die einfache Thatſache dieſes Gedächtnißtages den bedeutungsvollen Inhalt des Vorgangs aus, und die am frühen Morgen enthüllten, weißglänzenden, marmornen Standbilder, an dieſem Tage, an ſolcher Stelle und mit dieſen Attributen, führten ihr eigenes Wort ohne Predigt und Feyerlichkeit. Außerordentlich bezeigte ſich der Antheil des Publikums, in allen Klaſſen ſchien das Gefühl belebt, daß hier mehr als eitler Prunk und willkürliches Spiel, daß hier der Ernſt und die Kraft einer Nationalſache walte, die jeden Preußen, ja jeden Deutſchen angehen dürfe. Aus den Gruppen des Volks und der Soldaten, welche beſonders in den erſten Tagen den Platz erfüllten, gingen bey dieſer Gelegenheit Urtheile und Bemerkungen hervor, die, geſammelt, ein originelles Gemälde der im Volke lebenden Bildungsſtoffe und Meinungsrichtungen liefern würden. Nicht minder lebhaft äußerte ſich die Theilnahme im höheren Geiſteskreiſe, dem edlern Eindrücken der Kunſt und des vaterländiſchen Gegenſtandes zwiefach eröffnet. Die Dichtkunſt verſäumte ſolch willkommenen Anlaß nicht, und unter dem Ausgezeichneten verdient beſonders das Lied in der Spener'ſchen Zeitung von **Friedrich Förſter** das Lob einer eigenthümlichen, kräftig-heitern Stimmung. Vor Allen aber war der vaterländiſche Dichter der herrlichen Kriegsgeſänge, deren Heldenſtimme einſt mit kühnem Muth unter größten Gefahren raſtlos zum Kampfe rief, und dann mit Siegesfreude alle Schlachten, alle Gefechte verherrlichend begleitet, vor Allen war dieſer berufen ein Ereigniß zu feyern, welches den Inhalt ſeiner Geſänge ſo lebhaft aufregt, und dieſe ſelbſt wetteifernd wecken muß. Unſer hochverehrter Ruhmesſänger, der geheime Staatsrath v. **Stägemann**, iſt auch dießmal ſeinem Rufe gefolgt, und hat dem Anlaß eine Ode gewidmet, die in jedem Betracht ſelbſt eine merkwürdige Erinnerung der Zeit iſt. Die Gedankenfülle, die Kühnheit und Eigenheit der Bilder, das Feuer der Geſinnung, welche die Lieder dieſes trefflichen Sängers auszeichnen, ſind längſt gewürdigt und anerkannt. Aber damit iſt es noch nicht genug, ein Dichter ſolcher Art muß nicht nur mit ſtets friſcher Poeſie, ſondern auch mit ſtets friſchem Muth erſcheinen, und dieſer iſt's, der auch vor allen dieſe Zeilen wieder beſeelt! Da das Gedicht zwar gedruckt, aber nur in wenigen Abdrücken vorhanden, und nicht ins Publikum gekommen iſt, ſo verſprechen wir uns Dank bey vielen, wenn wir eine ausführlichere Nachricht hier mittheilen.

Das Gedicht iſt den beyden Staatsminiſtern v. **Beyme** und v. **Boyen** zugeeignet; edle, gefeyerte Namen, die ſogleich in das Gebiet des Verdienſtes und der Vaterlandsliebe verſetzen, und den Kreis der Geſinnung bezeichnen, innerhalb deren das Ganze verweilen will.

Wie man aus tiefen Schachten und Brunnen heraufblickend auch am Tage die Sterne wahrnimmt, die ſonſt nur die Nacht erblicken läßt, ſo erhebt der Dichter aus der Tiefe des Geiſtes ſein Auge in das Reich hoher Ahnungen, und forſcht in Sternenſchrift, von andern minder tief Hervorblickenden unwahrgenommen, die Zukunft der Völker, zunächſt des Vaterlandes.

Str. 3. Der Brennenheimath auch, ein arkadiſches-
Stillleben nicht, kein blühender Myrthenhain,
Ach, eine Landſchaft, Ungewitters
Voll und der Schlachten mit Sturm und Schiffbruch!

Der Blick in die Zukunft aber, wenn er nicht im Geſtaltloſen ſchweifen ſoll, muß die Bilder der Gegenwart hinübertragen; indem er nun dieſe erfaßt, durchdringt ihn die Fülle großer Hoffnungen mit tiefer Rührung, die Schätze der Empfindung, die Pracht der Blüthen und den Segen der Früchte in gleichem Bilde vereinend;

Str. 5. Dann hängt das Aug' in ſchimmernden Tropfen,(?) nennt
Sie Thränen, nennt ſie Perlen verſchloſſner Bruſt,
An jedem Zweig des Knoſpenmonats,
Jedem verheißenden Halm Demeters.

Aber ſelbſt der Seher wird hier ungewiß. Wo bricht die neue Knoſpe auf, wo iſt die neue Saat ausgeſtreut? fragt er. Keine Gewähr iſt hierüber dem Sterblichen gegönnt. Die ſorgliche Bekümmerniß möglichen Mangels wird jedoch gemäßigt durch den Reichthum der Gaben, die aus der Ernte großer Vergangenheit überſchwenglich in die Zukunft reichen. Geſichert iſt das Land, denn

Str. 8. Wer wagt die Fauſt, Pechfackeln entzündend, wer
An **Friedrichs** Thron? Grenzhüter, in Fels gehau'n,
Entſtieg ein Heldenpaar dem Schatten:
That in der Ehren verherrlicht Weichbild.

Dieſe raſche Wendung hat uns zur Sache des Tages geführt.

Die beyden Feldherren, von denen heute die Rede iſt, werden in ihrer Eigenthümlichkeit geſchildert. Zuerſt Scharnhorſt, deſſen Verdienſt hauptſächlich den Entwurf betrifft, dann Bülow, vom Glück in entſcheidender Ausführung begünſtigt.

Str. 9 – 11. Als Preußens Aar von Galliens Geier — izt
Nur fabelhaft — verwundet in Haſſes Kampf,
Die Schwingen mühſam jüngſt zum Abend-
Strahle des ſinkenden Ruhms emporhob:

Da blickte Scharnhorſt heiter zu Sternen auf,
Da ſann er früh Kriegsmärſche zu Waffentanz,
Den Morgenſtrahl willkommen heißend,
Als er die brennenden Augen aufſchlug:

Da zuckten fern erſt, aber doch Flamme ſchon,
Durch ſtill Gemüth die Träume der Geiſterwelt.
Das war ein heftig Wetterleuchten
Deiner ſich nahenden Donner, Bülow!

Doch die Helden auch bedürfen leitender Ordnung, die höhere Macht geſetzlichen Anſehns muß ihren Beruf weihen.

Str. 12. Da ſchlug der König ſtark an den Brennenſchild,
An ſeiner Jugend kriegeriſch Heldenherz.
Sie kam, ſie ſah den Feind, ſie warf ihm
Siege zu Füßen, zerpflückten Lorbeer.

Wie damals zum Streite, ſo ruft der König jezt ſein jugendliches Volk zum Dankgebete, mit dem er die Denkbilder des Heldenthums errichtet, als Edelahnen künftiger, doch ſchwerlich größerer, Thaten. Denn Kriegsweſen blühte auch früher in Preußen, zahlreich ſind ſeine Heere und Feldherren auf der Bahn unſterblichen Ruhmes vorangegangen; dießmal aber wurde Volksbewaffnung alles künftigen Kriegesſturmes Vorbild. Hier, in dieſen neu aufgerichteten Bildern, iſt ihr Entſtehn, ihre Anwendung, ihr Sieg verherrlicht. Dieſe Betrachtung ſcheint der Dichter im Sinne zu haben, wenn er plözlich ausruft:

Str. 16. Hier ſey der Landwehr Bundesaltar, allhier,
Im Sternenlicht vollendeter Brüder, hier,
Jedwedem Erbfeind unverſöhnlich,
Schwöre ſie Kampf bis zum lezten Pulsſchlag.

Die Landwehr gibt das einleuchtendſte Bild gerechten und nothwendigen Kampfes, darum wird ſie beſonders genannt; ihre Antriebe werden aufgezählt, ſie ſind nur edler Art; die Stürme der Geſchichte haben mit anderer Schmach und Rohheit endlich auch die Unwürde des Kriegers hinweggetilgt; der Kampf der Landwehr iſt

Str. 17. Des Glaubens Kampf, der Ehre, der Treue, nicht
Um Knechtes Broſam, welchen ein Wolkenbruch
Des Erdenſchickſals neben Foltern,
München und Heulen des Wolfs zurückließ.

Allein was trübt plözlich das Auge des Dichters, welches dunkle Bild ungewiſſer Ereigniſſe ſchwebt ihm vor?

Str. 18. Nicht immer ſchmückt die Krone des Irdiſchen
Das ſchöne Ziel der heiligen Märtyrer;
Nicht jederzeit grünt aus vergoßnem
Blute der Tapfern die Saat der Freyheit.

Selbſt ein ſo edler Kampf, wie der bezeichnete, kann traurig ausgehn, und ſeine Helden ohne Denkmal erſterben laſſen.

Str. 19. Ein dunkler Geiſt, voll Sturmes die Flügel, weht
Den dürren Meerſand über den Raſen auch,
Wo Helden ruhn, und ihres Lorbeers
Spizen begräbt die erſtorbne Wildniß.

Schon hat ſich des Dichters Blick von der frohen Betrachtung des ſiegprangenden Vaterlandes erweitert zum Ueberſchauen anderer Volksgeſchicke, naher und ferner; die Geſchichte zeigt die Unvollendung der evangeliſchen Glaubensreinigung, und ſo vielleicht auch jezt wieder bereitet ſie den Sieg der Barbarey über verſuchten edleren Aufſchwung!

Str. 20. Viel Weltgerichte warnen, der Heldenzeit
Geſchichte viel, der untergegangenen.
Das Schwert zerſchlug den Kelch; des Lebens
Fackeln erſtickten im Rauche Böheims.

Der Menſch vermag die Rathſchlüſſe des Himmels nicht zu durchforſchen, er wandelt hienieden im Dunkel.

Str. 21. Dort, ſonnenjenſeit, waltet der Tag, nur dort,
Allwo des Lichts lebendige Quelle ſtrömt.
Die Zeit, des Todes ungeheurer
Schatten, verfinſtert die Bahnen dieſſeit.

Selbſt in dieſem Dunkel aber iſt er nicht ganz verlaſſen, ihm bleiben Zuflucht und Troſt im Heiligthume des Innern.

Str. 22. Doch wehen dieſſeit kühlende Palmen auch,
Wohin der Strahl des Tages die ſiegenden
Genoſſen ſendet, tapfre Streiter,
Licht der Gedanken, der Herzen Inbrunſt.

In dieſer Richtung, zu dieſem Ziele, findet der Dichter ſogleich ſich als Preuße wieder, und als ſolcher mit freudiger Zuverſicht jedem Zweifel enthoben. Er iſt der lezten Siegeskämpfe, aus denen zwey Helden ihm hier vor Augen, wieder eingedenk.

Str. 23. Zum Licht empor! Dieß Banner entſchied, als wir
Die Felſenburg des Glücklichen ſtürmten, der
Nachtwandelnd jüngſt des Augenblickes
Winken gebot und der Macht des Zufalls.

Wie in der zunächſt vergangenen Weltwendung, ſo auch in der nächſtkünftigen ſieht er dieſem Zeichen vertrauend Preußens Geſchick in allen Verwickelungen glorreich bewahrt.

Str. 24. Dieß Banner Friedrichs, Brennen, geleitet euch,
Wenn einſt die flammgeborne Verkünderin
Der Schrecken, einſt gewitterſchwüle
Stille, den Athem in Blizen aushaucht:

Solcher heimſuchenden Welterſchütterung müſſen die Völker auch ja fernerhin gewärtig ſeyn.

Str. 25. Wenn einſt der Blutſchuld Richter den Arm erhebt,
Den Brudermord zu ſtrafen, zu welchem jezt
Der Menſchenwiz, der keinen Gott glaubt,
Feigen Barbaren den Stahl geſchärft hat.

Dieß bedarf hier keiner weitern Deutung. Der Blick des Dichters lieſt aus der Tiefe des Geiſtes hervor in der Sternenſchrift die Schickungen der Völker. —

Dieſe erläuternde Nachweiſung des Ganges, den der Dichter in ſeiner lyriſchen Betrachtungsweiſe genommen, wünſcht nur den Genuß eines Gedichtes allgemeiner zu machen, welches im Schwunge erhabenen Ausdrucks die großartigſte Geſinnung darlegt, an deren vaterländiſcher Flamme jede höhere Angelegenheit der Menſchheit ſich entzündet. Möge ſolcher Geiſt, möge ſolche Geſinnung in unſerer Heimath nie erlöſchen!

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Nro. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 25. Juli 1822.

— Freut der Schmetterling
Des bunten Staubes ſich auf ſeinen Flügeln,
Und ſorgt er ängſtlich für den nicht'gen Glanz?
Er, dem das Schickſal kaum die Zeit vergönnt,
Den Honig von zwey Blumen aufzufangen.

Raupach.

Oginsky's Polonaiſe*).

Von Blüthenduft und Morgenglanz umgeben,
Erſchien das heit're, leicht verdeckte Leben
Und liebend nahte ihm das junge Herz;
Die freundlichen Geſtalten zu umfangen,
Die nahen Blumenkronen zu erlangen,
Die Luſt zu fühlen und den ſüßen Schmerz.

Allein das Leben haßt die Hoffnungsfrohen;
Verletzend iſt der holde Traum entflohen
Und ſchnell entblättert iſt der reiche Kranz.
Die Lieben ſchwanden, die das Herz errungen,
Der Anmuth Schmeicheltöne ſind verklungen,
Und Nacht verhüllet den verheißnen Glanz.

Das arme Herz, es bleibt allein und traurig,
Die Gegenwart iſt blüthenlos und ſchaurig,
Unwiederbringlich hin iſt die Vergangenheit.
Die glänzenden Beherrſcher früh'rer Stunden,
Das heit're Glück, die Hoffnung iſt verſchwunden —
Und Schmerz durchhallt die trübe Einſamkeit.

Da nahet Wehmuth, die in milden Tönen
Die harten Schickſalsmächte will verſöhnen,
Da naht der Sehnſucht liebes Aetherbild.
Von dieſen Engeln ſanft hinweg getragen,
Löſt ſich der Todesſchmerz in leiſe Klagen,
Und ſein verderblich Wüthen iſt geſtillt.

Und mächtig von den Thränen angezogen,
Glänzt Frieden auf die wild bewegten Wogen,
Wie Morgenſtrahl nach einer Sturmesnacht.
Und der Erinn'rung tröſtende Geſänge,
Der unverlornen Liebe Himmels-Klänge
Und alle Ahnungs-Zauber ſind erwacht.

Da leuchten einer ſchön'ren Freude Sterne,
Eröffnet iſt die Ausſicht in die Ferne,
In's Wunderland, wohin die Sehnſucht eilt.
Die Klage löst ſich auf in Harmonien
Und alle Wünſche, alle Kräfte ziehen
Zum Glanz, in dem die höchſte Hoffnung weilt.

Schnabel.

Eine Stimme aus St. Helena, von Dr. O'meara.

(Fortſetzung.)

Ich fragte Napoleon Einiges über die Geſchichte der Höllenmaſchine. Er erwiederte Folgendes: „Es war ungefähr um Weihnachten, wo große Feſtlichkeiten vorbereitet waren. Man ſprach mir ſehr zu, in die Oper zu gehen, ich war aber den Tag über ſo ſehr beſchäftigt geweſen, daß ich mich Abends ſchläfrig und erſchöpft fühlte. Ich legte mich in dem Zimmer meiner Frau auf ein Sopha, und ſchlief ein. Joſephine kam einige Zeit nachher herein, weckte mich auf und verlangte durchaus, ich ſollte mit ihr ins Theater gehen. Sie war eine treffliche Frau, und wünſchte, daß ich alles Mögliche thäte, mich bey dem Volke beliebt zu machen. Sie wiſſen, wenn ſich die Frauen einmal etwas in den Kopf ſetzen, ſo führen ſie es durch, und man muß ſie gewähren laſſen. Nun gut! ich ſtand auf, und ſtieg, ganz gegen meine Neigung, in den Wagen, in Geſellſchaft von Lannes und Beſſières. Ich war aber ſo ſchläfrig, daß ich im Wagen einſchlief. Bey der Exploſion erwachte ich, und ich erinnere mich, daß ich beym Erwachen eine Empfindung hatte, wie wenn das Fuhrwerk aufgehoben worden wäre, und nun durch eine große Waſſermaſſe getrieben würde. Die Anſtifter davon waren ein gewiſſer St. Regent, Imolan, ein religiöſer Mann, der ſeither nach Amerika gegangen und Prieſter geworden iſt, und einige Andere. Sie verſchafften ſich einen Karren und ein Faß, der den in Paris gewöhnlichen Waſſerkarren ähnlich waren, nur daß das Faß quer darüber lag. Dieſes hatten ſie mit Schießpulver gefüllt, und den Karren ſowol, als ſich ſelbſt an der Ecke der Straße, durch die ich fahren ſollte, aufgeſtellt. Mich rettete nur der Umſtand, daß der Wagen meiner Frau äußerlich wie der meinige ausſah, und bey jedem eine Wache von funfzehn Mann war. Imolan wußte nicht, in welchem Wagen ich ſaß, und zweifelte ſogar, ob ich in einem derſelben wäre. Um ſich beſtimmt davon zu überzeugen, ging er vorwärts, und ſah in den Wagen, um von meiner Gegenwart gewiß zu ſeyn. Einer von meinen Gardiſten, ein groß gewachſener ſtarker Mann, ungeduldig und ärgerlich darüber, daß ſich ein Mann in den Weg ſtellte, und in den Wagen ſtarrte, ritt auf ihn zu, und gab ihm einen Stoß mit ſeinem großen Stiefel, unter dem Ausruf: „Geh' aus dem Wege, Pekin,“ und warf ihn nieder. Ehe er ſich aufraffen konnte, war der Wagen ſchon etwas vorüber. Imolan, wahrſcheinlich durch ſeinen Fall und den innern Kampf ſeiner Abſichten verwirrt, bemerkte nicht, daß der Wagen ſchon vorüber war, eilte dem Karren zu, und ließ ſeine Maſchine zwiſchen den zwey Wagen aufſteigen. Das Pferd von einem meiner Gardiſten wurde getödtet, und der Reiter verwundet, mehrere Häuſer ſtürzten zuſammen, und es wurden vierzig bis funfzig Gaffer (badauds), die mich beym Vorüberfahren anſahen, getödtet oder verwundet. Die Polizey ſammelte alle Ueberreſte des Karrens und der Maſchine und forderte die Handwerksleute in Paris auf, ſie einzuſehen. Einige erkannten die Stücke als ihre Arbeit. Der eine ſagte, er hätte dieß, der andere, er hätte jenes verfertigt, und alle ſtimmten darin überein, daß ſie von zwey Männern bezahlt worden ſeyen, die ihrer Ausſprache nach Niederbretagner geſchienen hätten; allein es ließ ſich nichts weiteres auskundſchaften. Kurz darauf gaben die Miethkutſcher, und andere Leute dieſer Art, meinem Kutſcher Ceſar ein Feſt, in der Meinung, er habe mir durch ſeine Geſchicklichkeit und Thätigkeit in dem Augenblick der Exploſion das Leben gerettet. Dieß war aber nicht der Fall; denn er war gerade betrunken. Eigentlich rettete mich der Gardiſt, welcher den Burſchen niederwarf. Mein Kutſcher mag immer dazu beygetragen haben, indem er unſinnig um die Ecke fuhr, und in ſeiner Trunkenheit auf nichts achtete. Er war ſo toll, daß er die Exploſion für eine Begrüßung zu Ehren meines Beſuchs im Theater hielt. Bey dieſem Eſſen tranken ſie alle reichlich, und brachten Ceſars Geſundheit aus. Einer unter ihnen ſagte in der Trunkenheit: „Ceſar, ich kenne den Mann, der den erſten Conſul vor Kurzem in die andere Welt befördern wollte. In der Straße, und in dem Hauſe (er benannte ſie) ſah ich an jenem Tage einen Karren, wie einen Waſſerkarren, der aus einem Durchgang kam, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, da ich nie zuvor dort einen Waſſerkarren durchfahren geſehen hatte. Ich bemerkte den Mann und das Pferd, und würde ſie wieder erkennen.“ Man ließ den Polizeyminiſter kommen, der ihn ausfragte, und er brachte ſie dann an das von ihm erwähnte Haus, wo ſie noch das Maß fanden, womit die Verſchwörer das Pulver in das Faß gebracht hatten. In demſelben fand man noch einige anhängende Pulverkörner. Auch zeigte ſich noch etwas Schießpulver auf dem Boden zerſtreut. Der Hausbeſitzer erklärte bey dem Verhör: es ſeyen vor einiger Zeit Leute hier geweſen, die er für Schleichhändler gehalten hätte; ſie ſeyen an jenem Tage mit dem Karren ausgefahren, in dem er eine Ladung Contrebande vermuthet hätte. Er ſezte noch hinzu, ſie ſeyen Niederbretagner, und einer derſelben ſcheine der Herr der beyden andern zu ſeyn. Da ich nun eine Beſchreibung ihrer Perſonen hatte, ſo wurde überall nach ihnen geforſcht, St. Regent und Cardon ergriffen, vor Gericht gezogen, und hingerichtet. Ein ſonderbarer Umſtand war noch, daß ein Polizeyaufſeher den Karren lange Zeit an der Straßen-Ecke geſehen, und dem dabey befindlichen Mann befohlen hatte, ihn hinweg zu fahren. Allein dieſer entſchuldigte ſich, mit der Behauptung, es ſey hinlänglich Raum; und da der andere die Maſchine für einen Waſſerkarren hielt, mit einem ſchlechten Pferde beſpannt, das keine zwanzig Franken werth war, ſo vermuthete er auch nichts Schlimmes.

---

*) Der Dichter hat dieſen Zeilen die Empfindungen auszudrücken geſucht, welche dieſes beliebte Tonſtück in ihm erregte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Nun muß ich dir aber den ganzen Spaß verderben, ſo wie die Leute die Moſchee verdorben haben: die Bögen nach dem patio de los naranjas hin, (Orangen-Hof) ſind alle vermauert, bis auf drey, die als Eingang dienen; der eine ſteht als Haupteingang nicht einmal in der Mitte. Uebrigens ſcheint er auch zur Zeit der Mauren als ſolcher gedient zu haben, da er dem Eingang in den Hof, über den ein Thurm emporſteigt, und der auch nicht in der Mitte der Mauer befindlich iſt, gegenüber liegt.

Das Schiff und der Kreuzgang der Kirche iſt, wie ich dir ſchon geſagt habe, im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts neu gebaut worden; ſie ſind viel höher als das übrige Gebäude und machen eigentlich eine Kirche für ſich aus, hindern aber, da hier, wie faſt in allen alten ſpaniſchen Kirchen, das Chor und der Haupt-Altar, mit einer Mauer umgeben, in der Mitte ſteht, die Ueberſicht des Gebäudes.

Digitized by Google

Außerdem hat man hier und da noch einige Altäre und Kapellen in der Kirche aufgeführt und längs der Mauer die Niſchen zu kleinen, dunkeln Kapellen benuzt; ſo daß das Ganze, wie es da iſt, ziemlich bunt durch einander geworfen erſcheint. Man kann ſich, bey einiger Unachtſamkeit zwiſchen dem Säulen-Gewirr beynahe verirren. Die Geſchichte ſagt: wie Karl der Fünfte die Veränderung ſah, welche das Domkapitel in der Moſchee vorgenommen hatte, er ihm gewaltig die Köpfe wuſch und verſicherte, daß er nie ſeine Einwilligung gegeben hätte, wenn er gewußt hätte, wovon die Rede geweſen ſey. — Das hätte er freylich wiſſen ſollen. Die neue Kathedrale — wie man das Schiff nennen könnte — iſt in dem Styl erbaut, den die Spanier estilo plateresco (der verzierte) nennen; es iſt der, welcher durch Berruguete, Hernan Ruiz, Gil de Antannon (?) als Uebergang zu der eigentlich antiken Architektur der Schule Juan de Herrera und Valdurros (?) eingeführt wurde. Sie iſt eine Miſchung der gothiſchen und antiken, und neigt ſich bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern. Sie iſt in der Sculptur an Verzierungen beynahe noch reicher als die gothiſche Baukunſt, und hierin zeigten dieſe Meiſter vorzüglich, daß ſie Italiener, beſonders Michel Angelo kannten. Dieſe Kirche von Hernan Ruiz hat mehr Gothiſches als Antikes und verdient allein eine beſondre Beſchreibung — aber davor werde ich mich hüten! — Die Chorſtühle ſind von einem gewiſſen Pedro Cornejo mit bibliſchen und heiligen Geſchichten in Holz geſchnizt, verziert. Eben ſo die Kanzel; zwar nicht ſo ſchön als ältere Arbeiten dieſer Art, aber doch für den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ausgezeichnet gut — denn von dieſer Zeit bis zu der unſrigen findet man in Spanien, wiewol auch in andern Orten, nichts als wahre Kunſtverhöhnungen; auch in den koſtbarſten Gebäuden. Mit abgeſchmackten vergoldeten Altären, (Promontorios de madera, wie ſie Einer nannte,) ſind die ſpaniſchen Kirchen angefüllt. Man muß der Akademie von San Fernande in Madrid wirklich Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ſo viel möglich einige Regeln in dieſe Altäre gebracht hat. Es ſind unter ihrer Leitung hie und da recht gute Altäre entſtanden. Daß Akademien der Malerey aufhelfen können, wenn einmal:

Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Phlegma uns geblieben —

glaube ich nun und nimmermehr. Mir ſchien es immer, als ſähe ichs einem Gemälde auf den erſten Blick an, ob es von einem Akademiker verfertigt ſey. — Der Architektur möchte ſie nützlicher ſeyn können, weil man ſich da an feſtgeſezte Ebenmaße und Vorbilder halten kann, der Sculptur aber eben ſo wenig. — Dieſe Gedanken bitte ich zu entſchuldigen — ſie gehörten gar nicht hieher, wenn ſie dir nicht einen Maßſtab gäben, wie weit du meinen Bemerkungen über Kunſt einigen Werth beylegen darfſt.

Die fünf oder ſechs Thüren der Kathedrale, außer der nach dem Orangenhof, ſind alle mit mauriſchen Verzierungen und ſolchen Inſchriften bedeckt. Eine wunderliche Figur machen in der Kirche ein Duzend ungeheuer große Hunde, die ſehr gravitätiſch darin herumſtreifen und Nachts Wache halten. Sie haben ſich eine ſehr ehrwürdige Haltung angewöhnt, und ſehen aus wie verzauberte Canonici. — Es iſt aber recht ſchlecht von mir, daß ich über dieſe Canonici und andere geiſtliche Herren Spaß treibe, da ich ſie hier und überall immer ſehr gefällig und huldreich gefunden habe. Wenn man ihre Sachen lobt und ihnen etwas vom Türkenkriege vorfabelt, kommen ſie einem auf halbem Weg entgegen. Ein Hochwürdiger lief in Hemdärmeln — ich überraſchte ihn gerade in der Kapelle bey ſeiner Toilette — mit mir in der Kirche herum und war höchſt gutmüthig. Wenn er mir irgend ein Kleinod zeigte, das ihm beſonders am Herzen lag, fragte er ganz nachläſſig den Sakriſtan, der dabey ſtand: „Quantos millones vos quisieron los Ingleses por ello? (wie viel Millionen wollten die Engländer dafür geben?)“ Bey den Auguſtinern in Cordova fand ich zufällig in der Bibliothek ein Buch, woraus ich etwas abſchreiben wollte; da hätteſt du ſehen ſollen, wie die dicken Männerchen herumſprangen, um mir alle mögliche Bequemlichkeit dazu herbeyzuſchaffen. Und wie es 11 Uhr ſchlug, kam einer und lud mich ſehr dringend ein: para hacer las once — das heißt, ein ſehr ſubſtantielles Frühſtück einzunehmen. Da die armen Leutchen erſt um 12 Uhr zu Mittag eſſen, ſo müſſen ſie ſich freylich mit etwas hinhalten. Ich habe aber auch recht vortreffliche Männer unter dieſen Menſchen gefunden.

Was die politiſche Stimmung von Cordova angeht, kannſt du dir leicht denken, wie ſie in einer Domkapitel- und Pfaffenſtadt ſeyn kann. Der ſicherſte Maßſtab dafür iſt faſt immer die Zahl der freywilligen Nationalmilizen, welche ein Ort ſtellte. Dieſer Milizen haben ſich in Cordova auf eine Bevölkerung von 60,000 bis 80,000 Menſchen, 500 geſtellt. — (Cadix hat bey einer ähnlichen Bevölkerung 6000 Streiter aus ſeiner Mitte hervorgehen ſehen,) eine Zahl, die dennoch hinreicht, Ordnung zu halten. Vor achtzehn Monaten, als ſie ſich zum erſtenmal verſammelten, erſchienen ihrer nur funfzig, und die Servilen ſtanden umher und verhöhnten ſie. — Das hat ſich ſeitdem nun wohl geändert. Sie ſind gut bewaffnet und uniformirt; der Adel iſt im Ganzen weniger gegen die Konſtitution oder fühlt ſich ſchwächer als die Geiſtlichkeit. Einige der Häupter der erſten Familien des Landes ſind entſchieden Liberale; unter der Miliz von Cordova iſt ein Grande von Spanien, der Schildwach ſteht, ſo gut wie einer; und mit ihm drey bis vier Marquesas und Condes — den einen dieſer lezten hat ſeine Kompagnie ſo eben zum Kapitän erwählt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz=Nachrichten.

Leipzig, Juni.

(Fortſetzung.)

Im Macbeth zeigte uns Eßlair ganz, was er mit ſeinem großen Naturell zu leiſten vermochte. Ich ſage vermochte — denn um etwas Vollendetes, Ganzes in ſolcher Charakterdarſtellung zu leiſten, müßte er vorerſt die ganze Rolle feſt und ſicher im Gedächtniß haben; allein dieß war nur höchſtens bis in den dritten Akt der Fall. In der That fand ich den Charakter ſo großartig angelegt, wie ich ihn ſonſt nie auf der Bühne geſehen habe, und Eßlairs rieſenmäßige Erſcheinung trug herrlich dazu bey, den Helden aus der ſchottiſchen Sagenzeit vor uns hinzuſtellen. Gleich der Anfang war vortrefflich. Der Held tritt mit dem Bewußtſeyn des kühn errungenen Sieges auf. Der Gedanke eines höhern Ziels, das die Prophezeihung der Hexen ihm vorhält, ergreift ſogleich ſeine Einbildungskraft. Vor dieſen nicht; vor jenem Gedanken ſchaudert er einen Augenblick zurück, denn er fällt wie ein Funke in ein ehrgeiziges Gemüth. Daher der gebieteriſche beſchwörende Ruf: „Bleibt ꝛc. und ſagt mir mehr!" und der Wunſch: „daß ſie noch da wären!" der die Begierde recht lebendig ausſpricht, die jener Gedanke erregt hat, die Begierde, den Schleier von der Zukunft noch mehr zu heben. Ja, man iſt ſelbſt verſucht, die Erſcheinung für Viſion zu halten, wenn man Eßlair auf Bonko's verwundernde Frage antworten hört: „In die Luft (ſind ſie), und was uns Körper ſchien, zerfloß wie Athem in alle Winde!" — Als die Erfüllung der Verkündigung auf dem Fuße folgt, da ſahen wir ihn ſchon mit dieſer Prophezeihung innerlich beſchäftigt, das Größte erwarten. Er vergißt ſchon faſt die um ihn Stehenden, und iſt in jenen Gedanken ganz verſunken. Der Gedanke wird ſchon zur Verſuchung, zur Mordthat des Gebieters. Mit ſteigendem Intereſſe verfolgt Eßlair dieſen Gedanken; mit ängſtlich geheimem Ton und zurückgehaltener Bewegung trägt er den dahin gehörigen Monolog Macbeths vor, und zeigt, wie das Edlere ſeiner Natur ſich der Verſuchung entgegenſtellt. Nur würden die Worte: „Will es das Schickſal — ſo krönt mich's, und ohne daß ich's ſuche," mehr im Tone des edleren, die Verſuchung abweiſenden, Entſchluſſes genommen werden müſſen. — Doch der Gedanke an das höhere Ziel iſt damit nicht verſchwunden, und die Erwartung bleibt in der Seele zurück; daher die nochmalige Sammlung in den Worten: „Komme, was kommen mag" ꝛc. — Macbeth wird mit Ehren von ſeinem Könige überhäuft, aber in demſelben Augenblicke regt ſich mit Macht der Neid gegen den höher ſtehenden Prinzen von Cumberland. Von nun an ſteht ein finſterer ſchwerer Ernſt auf dem Geſicht des Helden, der uns ganz deutlich verräth, was in der Seele ſich bewegt, und Lady Macbeth treibt den ſchwarzen Gedanken immer mehr hervor ans Tageslicht. Der Monolog: „Wär' es auch abgethan" ꝛc., von Eßlair vorgetragen, iſt die herrlichſte Schilderung des mächtig aufſteigenden Ehrgeizes; nur ſollten die beſſern Reflexionen, die das noch unbefleckte Gewiſſen ihm vorwirft: „Er ſollte zweyfach ſicher ſeyn" ꝛc. „Ueber dieſes Alles hat dieſer Duncan ſo gelind regiert" ꝛc. mit weit mehr Herzlichkeit und Gemüth geſprochen werden, damit man erkennte, wie der in ſeiner Leidenſchaft verſinkende Held für das Beſſere wohl empfänglich war. Die raſche, vorwärts ſtrebende Haltung des Macbeth in dieſer Scene verräth ſchon, welcher Theil der ſiegende ſeyn wird. Als die zurückkommende Lady ihn zur Ausführung drängt, erſchrickt er noch einmal vor dem blutigen Vorſatz, und ſetzt Gründe mancher Art entgegen. Das leiſe, geheime Sprechen, deſſen ſich Eßlair hier bedient, ſpannt die Furcht des Zuſchauers ungemein; aber die Worte: „Gebier mir keine Töchter!" die er zur Lady ſagt, müſſen mit mehr innerem Schauder geſprochen werden, denn Macbeth erſchrickt vor der Grauſamkeit ſeines eignen Weibes. — Größer aber können die folgenden nicht wohl ausgedrückt werden: „Weib, ich bin entſchloſſen!" als ſie Eßlair faßte; denn in der That, alle Sehnen des Körpers „ſpannten ſich nun zur That des Schreckens an," und zur gewaltſamen Unterdrückung aller Skrupel des Gewiſſens. — Im zweyten Akte war die Viſion unübertrefflich. Macbeth iſt allein, nachdem er den Bedienten fortgeſchickt hat, und der Augenblick der That nähert ſich. Er geht in Gedanken verſunken langſam vorwärts. Auf einmal erſchrickt er heftig; ſein blut'ger Gedanke tritt aus den Augen heraus, und zeigt ihnen den Weg. Der Schreck Macbeths war allgemein erſchreckend, und die Stille der Einſamkeit wurde auch von dem Zuſchauer mit Grauen empfunden. Aber weiterhin, wo der Vortrag ganz ins Malen überging, wo wir die „groß=weitausgeholten Räuberſchritte des Mords" ſehen ſollten, und wo bey dem Wort: „zuſammenklingend," das ſchon vorher locker gemachte Wehrgehänge herabfallen, und das tiefe Todesſchweigen unterbrechen mußte, — derſelbe Schauſpielercoup, den auch Klingemann, laut ſeines dießjährigen Theater=Almanachs geſehen, aber nicht gerechtfertigt hat — da ging die Wahrheit und Wirkung des Vortrags wiederum verloren. Nach dem Läuten der Glocke reibt er ſich die Augen, gleichſam um alle ſeine Sinne zur That zu ermuntern, und treibt ſich „raſch vorwärts." Als er wieder zurückkehrte, hielt ſich Eßlair wohl zu lange auf der Schwelle des Gemachs auf, aus dem ihn das Grauſen forttreibt. Unmittelbar nach der That tritt die Reue in das Herz, und der Gedanke iſt nun immer zurück auf die vollführte That gewendet. Daß er nicht Amen ſprechen konnte, und daß es ihm zuzurufen ſcheint, er habe den Schlaf gemordet, verkündet die elende Reue. Manierirt, in franzöſiſcher Weiſe, ſprach Hr. Eßlair die ſchönen Worte über den Schlaf, mit unſtät modulirender Eile und willkürlicher Betonung einzelner Worte. Das Niederfallen am Tiſche nach dem Rufe war auch nicht genug motivirt; aber ſehr wahr ausgedrückt die Weigerung, noch einmal in jenes Gemach zurückzugehen, und dann das Aufſchrecken bey dem Klopfen an der Thür; ſo auch die tiefe Seelenqual in dem Ausruf: „Nur dieſer That bewußt zu ſeyn!" — Aber die Worte beym Abgang: „Poch' ihn nur auf aus ſeinem Todesſchlaf" ꝛc. waren unſtreitig zu ſtark aufgetragen. Die Vorſtellung bey der Entdeckung des Mords wurde durch breiten, redneriſchen Vortrag, beſonders der Worte: „O wär' ich eine Stunde nur vor der That aus dieſer Welt gegangen" ꝛc. ebenfalls mit großem Anſtand ausgeführt. Der Zuſchauer aber ſieht, daß hier etwas unterdrückt wird, was ſpäter um ſo quälender emporſteigt. — Im dritten Akt war Macbeths Geſpräch mit den Mördern, zu welchen er als Herr, ſitzend, ſprach, ſo wie die ſpätere Unterredung mit denſelben nach Banquo's Ermordung, ausgezeichnet. Daß Hr. Eßlair bey der Erſcheinung des Banquo an der Tafel, auf die Tafel losgeht, und, dem Platze, auf welchem Banquo erſcheint, faſt gegenüber, ſich erſchreckt an die Tafel anhält, iſt unwahr, da dieſe Viſion ihn vielmehr von dieſem Platz zurückſchrecken müßte; dagegen iſt es eben ſo wahr als wirkſam, wenn er im Abgehen mit Lady am Schluſſe des Akts an dieſem Orte, faſt unwillkürlich, noch einmal ſtehen bleibt, gleichſam um die aufſteigende Furcht zu verdrängen. — Vom vierten und fünften Akte weiß ich wenig Rühmliches mehr auszuheben; die Worte fehlten dem Sprechenden oft hörbar, und alles ging in eine monotone Wuth ohne Steigerung und Grenze auf. Unter den Mitſpielenden verdiente Mad. Miedke als Lady Macbeth vorzügliche Anerkennung. Ihr kräftiges, nicht anhaltendes Zuſpiel unterſtützte Eßlair'n bedeutend. Die Scene, wo ſie als Nachtwandlerin erſcheint, hatte eine furchtbare Wahrheit, ohne widrig grauſenhaft zu ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 59.

Nro. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. Juli 1822.

Schaukelt uns nicht die Liebe bald dahin bald dorthin?
Iſt die Luft, die uns treibt, irgend von ſicherm Beſtand?

Properz.

Der Cicisbeo.

(Fortſetzung.)

9.

Acht Tage drauf erhielt ich folgendes Antwortſchreiben:

Werthgeſchätzter Herr Doktor! Meinen aufrichtigen Dank für das große Zutrauen, welches Sie mir durch Ihr gütiges Schreiben erwieſen haben. Verzeihen Sie mir aber auch, wenn mein Verſtand nicht geſund genug ſeyn ſollte, um ſich bis zur Höhe des Ihrigen erheben zu können. Ich bin nämlich, leider, die Indifferentiſtin nicht, um ſelbſt den beſten Mann, für den ich Sie gern halten möchte, meine Hand zu verſprechen, bevor ich weiß, wie ſein Geſicht und hauptſächlich ſein Auge dem meinigen zuſagt, und bevor er ſich auch ſelbſt durch eigenes Anſchauen überzeugt hat, ob meine Phyſiognomie nicht etwas Abſchreckendes für ihn enthalte. Denn, mein Herr Doktor, wie mühſam Sie auch im Reiche der Häßlichkeit herumgeſucht haben möchten, um auf die mißlungenſte Form gefaßt zu ſeyn, dieſes weitläufige Reich iſt nicht zu erſchöpfen, und grade mir könnten vielleicht die Ihr Auge für immer zurückſtoßenden Züge oder Blicke zugefallen ſeyn. —

Aufrichtig geſtanden, fürchte ich, daß Sie, verleitet durch die Würde eines Doktors der Weltweisheit, ſich der letztern in dieſem ſchwierigen Punkte zu viel zugetrauet haben. Uebrigens freue ich mich, bey meiner in acht bis zehn Tagen erfolgenden Rückkehr in die Reſidenz, auf die Ehre dort vielleicht Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. In der Hoffnung hierauf würde ich auch die ſchriftliche Antwort ganz unterlaſſen haben, hätte ich's nicht für beſſer gehalten, Ihnen dieſe aufrichtige Zeilen zuzuſenden, als mich durch Schweigen in den Verdacht zu bringen, als ob ich Ihres Zutrauens nicht würdig ſey, oder ſolches doch nicht zu würdigen wüßte. Hochachtungsvoll Ihre ergebene Thereſe Linner.

Kein Menſch wird läugnen wollen, daß der Brief eine komplette Naſe enthielt. Das Gefühl ſolche vollkommen verdient zu haben, machte ſie nur noch unerträglicher. Uebrigens benahm mir dieſe Antwort wenigſtens nicht alle Hoffnung.

10.

Der neunte Tag, der für manchen Kranken entſcheidend ſeyn ſoll, war dieß auch für mich. Mit großer Freude kündigte mir am Abende zuvor in der Reſſource der Negociationsrath an, daß die längſterſehnte Reorganiſation ſeines jetzigen, ſehr anarchiſchen Hausweſens morgen Vormittag, unmittelbar nach dem Eintreffen der Mamſell Linner, ſtattfinden werde, und lud mich zu dem kleinen Souper, welches ſie dirigiren ſollte.

Mit dem Dirigiren aber war es nichts. Zwar hatte Mamſell Wort gehalten; allein beym Umſturz ihres Wagens dicht vor der Stadt war ihr der rechte Arm ſo verletzt worden, daß der herzugerufene Arzt ſie zur völligen Ruhe verurtheilte. Auch Stirn und Naſe hatte ſie ſich dergeſtalt aufgeſchlagen, daß man, als mich der Hausherr zu

Ihr führte, vor den Tüchern, mit denen ihr Geſicht umwunden war, nur ſehr wenig davon ſehen konnte.

Es war ein ganz eigener Glücksfall, daß der Negociationsrath in den erſten Augenblicken ſogleich wieder abgerufen wurde, und ich ſo zu einem Tete a Tete mit ihr gelangte, ich wußte nicht wie. Ich führte die Rede auf unſern Briefwechſel und äußerte, daß, nun die wahre Herzensgüte in ihren Augen mein Herz ſelbſt anſpreche, wie jetzt, ihre Geſichtszüge gewiß nichts Abſchreckendes für mich hätten, möchten ſie auch ſeyn, wie ſie wollten. Sie geſtand ebenfalls, daß mein Aeußeres ihr keine Abneigung einflöße.

Ein kleines Viertelſtündchen und der Kontrakt zwiſchen uns war abgeſchloſſen, von meiner Seite ganz verbindlich, von ihrer hingegen nur dann, wenn ſich binnen drey Tagen nichts Nachtheiliges gegen mich offenbaren ſollte.

Wie ſehr ich aber auch meiner Sache gewiß war, daß dieß nicht der Fall ſeyn könne, ſo hatte ich doch während dieſer drey Tage, in einſamen Augenblicken manche Angſt darüber auszuſtehen. Nichts Nachtheiliges! Das Wort war gar zu unbeſtimmt. Der Bosheiten war ich mir auch nicht einer bewußt, ſchwache Stunden indeß hatte ich wohl gehabt, und nachtheilig iſt eine jede ſchwache Stunde, ſey es auf dieſe, oder auf jene Art. Wenn Thereſe ſtreng verfuhr, ſo kam ich um die muſterhafteſte der Hausfrauen; denn der Verräther ſchläft niemals.

Am Abende des dritten Tages, wo ſie endlich ſich mir völlig zuſagte, war mir daher ungleich leichter um's Herz.

11.

Als mir am folgenden Morgen Wunder auf der Treppe begegnete, fiel ich ihm um den Hals mit der Nachricht, daß meine Beſtimmung nun nächſtens in Erfüllung gehen werde. Als er die nähern Umſtände und das mit erfahren, daß ich noch nicht einmal das Geſicht meiner Zukünftigen im Zuſammenhange geſehen hatte, rief er aus: Wahrlich, das nenne ich die Vernunft lieben über alle Vernunft, wenn man in ſeiner Ehefrau weiter gar nichts ſucht, als eine Maſchine für die häuslichen Bequemlichkeiten. Weißt du wohl, daß dir dergleichen verdammt unbequem werden kann? Dein Liebchen ſcheint nicht wenig ſchlau zu Werke gegangen zu ſeyn. Erſt reizt ſie dich noch mehr dadurch, daß ſie deinen höchſt unvorſichtigen ſchriftlichen Antrag mit einer ausweichenden Antwort abfindet. Dann ſtellt ſie ſich, als ſey ihr beym Wagen-Umſturze das Geſicht mit beſchädigt worden; allem Vermuthen nach lediglich, um ihre höchſt wahrſcheinlich äußerſt ungünſtigen Züge deinem Auge zu verbergen, bis du recht feſt ſitzeſt in ihrem Garne. Guter Cajus, ſtellte dir nur zum Beyſpiel vor, ſie hätte eine Naſe, wie die — oder die — oder die. — Er nannte wirklich einige Frauen, mit deren Naſen ich meine Zukünftige nur denken durfte, um vor der werthen Perſon zuſammenzuſchaudern.

Nein, Cajus — fuhr er fort — wenn ich den Rath gab, ihr möchtet euch, meiner dummen Begehrlichkeit wegen, mit keinen hübſchen Weibern verſehen, ſo meinte ich durchaus nicht, daß ihr euch Fratzengeſichter zulegen ſolltet. Nur mit einer allzugroßen Appetitlichkeit eurer Frauen ſolltet ihr mein darauf ſehr gieriges Auge verſchonen. Was gilt die Wette, du haſt in dieſer Linner eine erwiſcht, auf die man mit Fingern deutet, wenn ſie einmal öffentlich an deinem Arme erſcheint?

Ich hatte aber um ſo weniger Luſt mich auf die Wette einzulaſſen, je geſchickter er bey der nähern Auseinanderſetzung ſeiner Behauptung zu verfahren wußte.

12.

Trotz dieſer Behauptung aber fand ſich bald, daß die nur noch heimlich mit mir Verlobte nach abgenommenen Geſichtsbinden als eine überaus reizende Perſon erſchien. Der Negociationsrath merkte kaum unſer Geheimniß, ſo ſtürzte er auch eines Morgens athemlos in mein Zimmer. Die Angſt perlte aus ſeiner Stirn; er examinirte mich ſcharf. Achſelzuckend geſtand ich mein Vorhaben. Er beſchwor mich, um alles in der Welt davon abzuſtehen, fragte, wodurch ich von ihm beleidigt worden ſey, daß ich eine ſo muthwillige Störung in ſein ganzes Hausweſen bringen könne, da ich mich ja ſelbſt der angebrannten Suppe und der übrigen Fehler am Tage meines erſten Mittageſſens bey ihm erinnern werde. Er habe ſich ſeit der Rückkehr der Linner wieder wie im Paradieſe befunden, und nun wolle ich ihn, den Unſchuldigen, auf's Neue ſo grauſam daraus verjagen.

Das Seltſamſte dabey ſchien mir, daß das Alles augenſcheinlich ſein voller Ernſt war. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Stimme aus St. Helena, von Dr. O'meara.

(Beſchluß.)

„Zu Schönbrunn, fuhr der Kaiſer fort, entkam ich nur mit genauer Noth. Kurz nach der Einnahme von Wien hielt ich eine Heerſchau über meine Truppen zu Schönbrunn. Ein junger Menſch, von etwa achtzehn Jahren, ſtellte ſich mir vor. Er kam ſo nahe an mich, daß er mich einmal berührte, und mir ſagte, er hätte mit mir zu ſprechen. Berthier, der mich in dieſem Augenblick nicht gern geſtört ſehen wollte, drängte ihn auf die Seite, und ſagte ihm: Wenn Sie den Kaiſer ſprechen wollen, ſo iſt jetzt keine Zeit dazu. Er rief alsdann Rapp, der ein Deutſcher war, herbey, und ſagte ihm: Hier iſt ein junger Menſch, der den Kaiſer ſprechen will, ſehen Sie, was er will, und laſſen Sie ihn den Kaiſer jetzt nicht ſtören. Er rief alsdann dem jungen Menſchen, und ſagte ihm, Rapp ſpreche deutſch, und würde ihm antworten. Rapp ging zu ihm, und fragte ihn, was er wolle? Er erwiedert, er wolle dem Kaiſer eine Bittſchrift übergeben. Rapp ſagte ihm, ich ſey beſchäftigt, und er könnte ſelbſt nicht länger mit ihm ſprechen. Er hatte die ganze Zeit über die Hand in der Bruſt, wie wenn er die Schrift darin verwahrt hätte. Da er trotz dieſer abſchlägigen Antwort darauf beſtand, mich zu ſprechen, und ſich vordrängte, ſo gab ihm Rapp, der ein Hitzkopf iſt, einen Schlag mit der Fauſt, warf ihn nieder, oder drängte ihn hinweg. Er kam nachher, als die Truppen vorüber marſchirten, wieder. Rapp, der ihn im Auge behielt, befahl einigen Gardiſten, ihn zu halten, und bis zum Ende der Heerſchau zu bewachen, alsdann ihn aber in ſeine Wohnung zu bringen, damit er ſeine Klage anhören könnte. Da die Wache bemerkte, daß er ſeine rechte Hand immer in der Bruſt hielt, ſo zog ſie ihm dieſelbe hervor, und unterſuchte ihn. Unter ſeinem Kleide fand man ein Meſſer von der Länge meines Arms. Als man ihn fragte, was er mit demſelben bezweckte, erwiederte er ſogleich, „den Kaiſer zu tödten.“ Kurze Zeit darauf ließ ich ihn zu mir führen. Ich fragte ihn, was er wollte? Er antwortete: Sie tödten! Ich fragte ihn, was ich ihm gethan hätte, daß er mir das Leben zu rauben wünſche? Er erwiederte: ich hätte ſeinem Vaterlande großes Unglück bereitet; ich hätte es durch den Krieg, den ich gegen daſſelbe führte, verheert und zu Grunde gerichtet. Ich fragte ihn, warum er ſtatt meiner nicht den *** tödte, da dieſer die Urſache des Kriegs ſey, und nicht ich? Er erwiederte: nur wenn Sie todt wären, ſo würde ſich nicht ſo leicht wieder ein ſolcher Mann finden. Er ſagte mir, er ſey von Gott berufen, mich zu tödten, und führte Judith und Holofernes an. Er ſprach viel über Religion, träumte ſich an die Stelle der Judith, und nahm mich für den Holofernes. Er führte mehrere Stellen des Teſtaments an, die auf ſein Vorhaben paſſen ſollten. Er war der Sohn eines proteſtantiſchen Predigers in Erfurt. Seinem Vater hatte er nichts von ſeinem Vorhaben entdeckt, und ſein Haus ohne Geld verlaſſen. Ich glaube, er hatte ſeine Uhr verkauft, um ſich das Meſſer anzuſchaffen, womit er mich tödten wollte. Er ſagte, er hätte ſich auf Gott verlaſſen, die Mittel zur Ausführung zu finden. Ich ließ Corviſart kommen, der ihm den Puls fühlen und unterſuchen ſollte, ob er nicht wahnſinnig ſey. Er unterſuchte ihn, und fand ihn ganz ruhig. Ich ließ ihn nun hinwegführen, unter Aufſicht eines Gensd'armen in ein Zimmer bringen, und ihm vier und zwanzig Stunden keine Nahrung geben, außer kaltes Waſſer, ſo viel er wollte. Ich wollte ihm Zeit laſſen, ſich abzukühlen und nachzudenken, und ihn dann bey leerem Magen und zu einer Zeit wieder fragen, wo kein äußerer Einfluß von irgend etwas, das ihn erhitzen, oder ſeine Einbildungskraft ſteigern könnte, ſtatt gefunden haben konnte. Nach Verfluß von vier und zwanzig Stunden ließ ich ihn zu mir bringen, und fragte ihn: Wenn ich Ihnen verzeihe, werden Sie wohl einen zweyten Verſuch auf mein Leben machen? Er beſann ſich lange, endlich aber erklärte er, mit großer Ueberwindung, er würde es nicht thun, indem es Gottes Rathſchluß nicht geweſen zu ſeyn ſcheine, mich zu tödten, ſonſt würde er ihm ſchon das erſtemal dazu geholfen haben. Ich entließ ihn hierauf. Ich hatte anfangs die Abſicht, ihn zu begnadigen; allein man ſtellte mir vor, daß ſein langes Beſinnen nach einem vier und zwanzigſtündigen Faſten ein ſicheres Zeichen einer böſen Abſicht ſey, und daß er noch fortwährend den Gedanken hege, mich umzubringen. Er ſey ein Enthuſiaſt, ein Fanatiker, und es würde ein ſehr böſes Beyſpiel geben. Nichts, fuhr er fort, iſt gefährlicher, als ein ſolcher religiöſer Enthuſiaſt. Sie zielen immer entweder auf Gott oder den König. Er wurde ſeinem Schickſal überlaſſen.

„Ein andermal, fuhr der Kaiſer fort, ſchrieb mir der König von Sachſen die Nachricht, es werde Jemand Stuttgart an einem beſtimmten Tage verlaſſen, nach Paris reiſen, und wahrſcheinlich an einem gleichfalls angezeigten Tage in Paris ankommen. Dieſer Menſch hätte die Abſicht, mich zu ermorden. Dabey war eine genaue Beſchreibung der betreffenden Perſon. Die Polizey ergriff ihre Maßregeln, und der Mann kam an dem beſtimmten Tage an. Er wurde immer beobachtet. Man ſah ihn in meine Kapelle gehen, wohin ich mich, wegen der Feyer eines Feſts, begeben hatte. Er wurde arretirt und unterſucht. Er geſtand ſeine Abſicht, und ſagte, er hätte mich beym Niederfallen des Volks aus Gelegenheit der Erhebung der Hoſtie nach ſchönen Frauen gaffen geſehen; anfangs hätte er auf mich losgehen und mich erſchießen wollen (er war in der That in jenem Augenblicke nahe zu mir her gekommen); er hätte ſich aber beſonnen und gedacht, dieß ſey nicht ſicher genug, und ſich entſchloſſen, mich mit einem Meſſer niederzuſtechen, das er dazu mitgebracht habe. Ich litt es nicht, daß man ihn hinrichtete, und befahl, ihn gefangen zu ſetzen. Als ich nicht mehr am Staatsruder war, wurde dieſer Mann, der ſieben Monate lang nach meiner Abreiſe von Paris im Gefängniß verwahrt, und, wenn ich nicht irre, mißhandelt worden war, in Freyheit geſetzt. Er hatte kurz darauf erklärt, er hätte nun nicht mehr die Abſicht, mich zu tödten, ſondern er wolle den König von Preußen morden, weil er die Sachſen und ihr Land mißhandelt habe. Nach meiner Rückkehr von Elba war ich bey der Eröffnung des geſetzgebenden Körpers, die mit großer Pracht und Feyerlichkeit vor ſich ging. Als ich die Kammer eröffnen wollte, fiel derſelbe Menſch, der ſich eingedrängt hatte, durch irgend einen Zufall auf den Boden, wobey ein in ſeiner Taſche befindliches Päckchen mit irgend einer chemiſchen Zubereitung zerplatzte und ihn heftig verwundete. Man konnte ſeine damaligen Abſichten nie ins Klare bringen.

Unter dem geſetzgebenden Körper entſtand dadurch große Unruhe, und er wurde arretirt. Ich habe ſeitdem gehört, daß er ſich in die Seine geſtürzt hätte.“

Oeffentlicher Unterricht in Egypten.

Mehemed Ali Paſcha in Egypten, hat ein Inſtitut nach dem Muſter der franzöſiſchen Lyceen gegründet. Nureddin Effendi, ein Mann, der eine gänzlich europäiſche Bildung erhalten hat, iſt an die Spitze deſſelben geſtellt. Der Paſcha ſcheint wirklich das Fortſchreiten in Künſten und Wiſſenſchaften zu begünſtigen, und der franzöſiſche Konſul Drovetti, deſſen Rath er oft hört, ſo wie die Arbeiten des franzöſiſchen Ingenieurs Pascal Coſte, der mit der Ausgrabung des Kanals Mamuhdieh beauftragt iſt, werden einſt in der Geſchichte der Wiedergeburt Egyptens genannt werden. In dieſe gehören auch die Namen des Hrn. Baſili Fakr, welcher mehrere Arbeiten von Volney, Rollin, Fenelon, Voltaire, Beccaria ins Arabiſche überſezt hat und ſo eben das Leben Alexanders beendigt. Auch der junge Hadji Othmann gehört hierher, der voll Kenntniſſe und mit philoſophiſchem Geiſt begabt, von ſeinem Herrn, dem Paſcha, zur Vollendung ſeiner Studien nach Paris geſchickt worden iſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

(Beſchluß.)

Hierauf trat Eßlair in zwey kleinen Converſationsſtücken, in Babo's „Puls“ als Graf, und in den „Kleinigkeiten“ von Steigentesch als Wellen auf. Vor allen war in der erſten Darſtellung von dem Grafen nichts zu ſehen, als der Stern, und, nach dem Aeußern zu ſchließen, hätte man den Arzt, welchen Hr. Thieme darſtellte, weit eher dafür halten können. Sonſt aber trat der lebensluſtige Mann mit ſeiner aufopfernden Liebe zu dem kranken Sohne durchaus nicht recht anſchaulich und intereſſant hervor; die Schilderung von dem Zuſtande ſeines Sohnes hätte dann ſchon mehr Antheil einflößen müſſen. — Weit lebendiger ſprach ſich der zweyte Charakter in den komiſchen Aeußerungen des Aergers und der getäuſchten Eiferſucht aus, obwol wir auch hier die Feinheit des Tons vermißten, welchen die Steigentesch'ſchen Converſationsſpiele faſt ſämmtlich fordern.

Daß ich Eßlair's Otto von Wittelsbach zu ſehen verhindert wurde, bedaure ich, weil dieſer unter allen von Eßlair dargeſtellten Charakteren die meiſte Wirkung auf unſer Publikum hervorgebracht haben ſoll, und Eßlairs Individualität ſich für die Darſtellung ſolcher Charaktere gewiß vorzüglich eignet. Ueberdem kann ſein großes mimiſches Talent ſich hier ohne den Zwang, welchen ihm zuweilen die Poeſie anzuthun ſcheint, in kräftigen Momenten wirkſam hervorthun.

Hierauf folgte ſein Abbé de l'Epee, welcher den Zuſchauer kalt ließ; ein gewöhnlicher, würdiger Landgeiſtlicher, mit predigendem Tone, aber nicht der große, warme Menſchenfreund, deſſen weiſe, uneigennützige Thätigkeit allen Menſchen Liebe und Ehrfurcht einflößt. Selbſt die Haupterzählung, im zweyten Akte, in welche Iffland ſo viel Intereſſe zu legen wußte, indem er die lauſchenden Zuhörer mit ſteigendem Tone von Entdeckung zu Entdeckung führte, und mit dem Blick der wärmſten, menſchenfreundlichſten Herzlichkeit erquickte, fand ich ganz kalt und monoton. Gern ſpräche ich mehr von den Verdienſten der Mitſpielenden um dieſe Vorſtellung — ich muß mich aber auf die kurze Bemerkung beſchränken, daß die Rolle der Mad. Franval, von Mad. Wohlbrück vorgeſtellt, ein wohl getroffenes Charakterbild war, der ſentimentale Advokat von Hrn. Thieme mit Empfindung und Anſtand, eben ſo der junge Derlemont von Hrn. Stein, der Taubſtumme von Mad. Schmidt mit lebhaftem Ausdruck, und der alte Dominique von Hrn. Fiſcher mit angenehmer Geſchwätzigkeit dargeſtellt wurde, ſo wie endlich die Darſtellung des alten Derlemont von Hrn. Jerrmann ein recht braver Verſuch war.

Lear iſt im Gebiete des Hochtragiſchen der Charakter, den der Künſtler am wahrſten und lebendigſten aufgefaßt hatte, und, wenn auch nicht in ununterbrochenem Zuſammenhange wie Iffland und Devrient ausführte, doch gewiß in den bedeutendſten Momenten aufs Erſchütterndſte verſinnlichte. Wir ſehen den Gemüthszuſtand des Lear in ſeiner tiefſten Quelle und in ſeiner mächtigen Aeußerung, und empfinden und begreifen, wie die ſonſt übermüthige und gebieteriſche Natur (darauf deuten auch einige Stellen im Wahnſinn) im Alter die Strafe der Vaterſchwäche trägt, und von dem grimmigen Schmerz des kindlichen Undanks bis zum Wahnſinn fortgetrieben, durch die Dornenkrone, die das ehrwürdige Haupt des königlichen Greiſes umwindet, geheiligt wird. Der Fluch, den der gereizte Vater gegen Gonerill ausſpricht, der natürliche Zug zu Regan, der Unglaube an ihre Unkindlichkeit, dann die mit dem Donner ſich vermiſchende Drohung und Verwünſchung beyder, (in dieſer Scene iſt der Ausdruck des ſich ſelbſt bekämpfenden Schmerzes in den Worten: „Ich will nicht weinen; ihr ſollt mich nicht weinen ſehen!“ unnachahmlich ſchön,) und wieder der hervorſtrömende Schmerz, der die Bruſt zu zerreißen droht, und, mit dem Sturm der Natur im Einverſtändniß, das Licht des Gedankens verlöſcht, der Uebergang des Wahnſinns vor Allem, aus dem die Majeſtät des Königs immer hindurchſcheint, und den rührendſten Kontraſt von menſchlicher Größe und Niedrigkeit hervorbringt — dieß ſind die Hauptmomente, in welchen Eßlair die Phantaſie des Zuſchauers ergreift und das Herz erſchüttert. Und weil der Künſtler in dieſen Momenten ſo viel Großes und Vortreffliches wirkte, ſo übergehe ich gern den Tadel, der ſich auf den Zuſammenhang des Einzelnen bezieht. — Auch die Mitſpielenden wurden durch die Größe der Aufgabe gehoben; bey dem Graf Glocester aber ging dieſelbe offenbar über die Kräfte hinaus.

Der Theſeus in Racine's „Phädra“ war die lezte Gaſtdarſtellung des Hrn. Eßlair. Dem. Eßlair, die in dieſem Stücke zugleich ihre einzige Gaſtrolle als Aricia gab, iſt noch ſichtbar Anfängerin, wohlgewachſen und mit einem wohllautenden Sprachorgan begabt. — Irre ich nun nicht, ſo war in Eßlairs Darſtellung des Theſeus ſonſt mehr Friſche und Haltung, und wohl iſt es möglich, daß ein Darſteller nach ſo oft wiederholter Leiſtung ſolcher Art gegen die Aufgabe gleichgültiger werden konnte. Jezt bemerkten wir in dieſer Darſtellung denſelben Mangel an innerer Energie, durch welche ein Charakter in ſeinen Aeußerungen zuſammengehalten wird, dieſelbe Ungleichheit des Spiels und Vortrags, daſſelbe Uebergehen aus dem höhern tragiſchen Ton in die Converſationsſprache, dieſelbe Manier der Deklamation, welche wir in den frühern Darſtellungen mehr oder weniger antrafen. In den Kraftmomenten der Rolle aber, in denen ſich die plaſtiſche Erſcheinung auch günſtig entwickeln kann, und am meiſten in dem fürchterlichen Gebete zu dem Neptun, da ward uns die göttliche Abkunft dieſes Theſeus wieder nah vor das Auge geſtellt, und es ward uns klar, daß Hr. Eßlair nach dem Höchſten in ſeiner Kunſt zu ſtreben durch ſeine Natur berechtigt und aufgefordert iſt.

A. W.

Beylage: Literaturblatt Nr. 60.

Nro. 179.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Juli 1822.

> Was tönt die Leyer? Sie tönet laut:
> Die ſchönſte das iſt nicht die beſte Braut.
> Doch wenn wir dich unter uns zählen ſollen,
> So mußt du das Schönſte, das Beſte wollen.
>
> Goethe's weſt-öſtlicher Divan.

Der Cicisbeo.

(Fortſetzung.)

13.

In den nächſten Tagen reiſete ich mit der Linner und einer Alten, an der nichts Merkwürdiges war, als die Größe ihrer Schnupftabacksdoſe, zu meinem künftigen Schwiegervater. Neben ſeiner Einwilligung, die wir einholten, wollte Thereſe vorzüglich auch ſehen, wie ihre Schweſter, welche zuvor eine ähnliche Stelle, als ſie in des Negociationsraths Hauſe, anderwärts, bekleidet hatte, mit der Krankenabwartung fortkomme. Der Vater äußerte ſeine vollkommene Zufriedenheit. Ein gar ſchmuckes Mädchen war meine künftige Schwägerin ebenfalls. Ganz beſonders aber gefiel ſie mir durch auffallende Aehnlichkeit mit Thereſen.

Uebrigens kehrten wir froh in jeder Hinſicht wieder zurück. Denn der Arzt verſicherte uns, daß, wenn es mit unſerer Hochzeit noch vierzehn Tage Zeit hätte, er auch dem Vater erlaube, daran Theil zu nehmen. Denn die Gefahr, in der er eine Zeitlang geſchwebt habe, ſey ſeit einigen Tagen gänzlich vorüber.

Eingedenk der wenig verbindlichen Art, mit welcher der Negociationsrath Thereſen eine Woche früher den erbetenen Urlaub bewilligt hatte, waren wir bey der Rückkehr in ſein Haus auf ein freundliches Geſicht von ihm nicht gefaßt. Allein wir hatten uns hierin verrechnet. Er mochte ſich's inzwiſchen überlegt haben, daß er mir allzuviele Schonung ſeiner häuslichen Bequemlichkeit angeſonnen hatte. Das Meiſte aber zu ſeiner Beruhigung trug wohl der Umſtand bey, daß ihm in einer ziemlich thätigen, aber freylich durchaus unhübſchen Wittwe, eine Stellvertreterin für Thereſen geworden war, die ſich in ſein Hausweſen ebenfalls außerordentlich gut zu ſchicken wußte.

Da die Wittwe bereit war, auf der Stelle die Wirthſchaft zu übernehmen, ſo würde es das Beſte geweſen ſeyn, ſogleich wieder mit Thereſen in ihren Geburtsort zurückzukehren und dort Hochzeit zu machen. Allein die unglückliche Correktur eines eben unter der Preſſe befindlichen wichtigen Werkes, welche ein abweſender alter Freund mir auf die Seele gebunden hatte, feſſelte mich an die Stadt wenigſtens auf vier Wochen. Daher wurde die Hochzeit hier gefeyert. Gewiſſermaßen war es auch beſſer. Wenigſtens hatte der Arzt an Thereſen geſchrieben, daß er doch lieber ſähe, wenn ihr Vater Feſten dieſer Art noch nicht beywohnte und daher auch die früher dazu ertheilte Erlaubniß jetzt mißbillige. — Der Negociationsrath führte den erſten Tanz bey unſerer Hochzeit mit meiner Braut auf.

14.

Die drey andern Glieder des vierblättrigen Kleeblattes, welches in der Neujahrsnacht den Vorſatz gefaßt hatte, binnen vier Jahren ſich in ein achtblättriges, die etwanigen Ableger ungerechnet, verwandeln zu wollen, halfen mir

Digitized by Google

natürlich das Feſt auch mitfeyern, ſo gut wie Freund Wunder. Sie ſahen Thereſen insgeſammt zum erſten Male. Die drey erſten prieſen mich ſehr glücklich wegen der getroffenen guten Wahl. Denn daß ſie wirklich gut war, ſchien ihnen aus der ganzen Art meiner Braut einzuleuchten. Nur Wunder benahm ſich ſo ſeltſam, daß ich ihn hätte wunderlich heißen mögen. Er winkte mir in's Nebenzimmer und ſagte da: Das Glück beweiſt doch heutiges Tages wieder einmal recht, daß es eine ganz verwünſchte Metze iſt! Vor Tauſenden, die ſeine Thür vom Morgen bis zum Abend umlagern, welche Huldigung und Opfer an daſſelbe verſchwenden, läßt es ſich keck verläugnen, während es ſolchen nachläuft, von denen es auf die ausgezeichnetſte Weiſe brüskirt wird. — Sage mir, Cajus, ob du, deinem blinden Zutappen, und allen möglichen Umſtänden nach, nicht die beſte Hoffnung hatteſt, eine Frau zu bekommen, um welche kein Teufel dich beneiden konnte? Gleichwohl iſt dir ein ganz köſtliches Fömininum aus den himmliſchen Heerſchaaren zugefallen, dem zur Vollkommenheit durchaus nichts abgeht, als ſtatt des ſchwarzen, blondes Haar. Poche jedoch nicht allzuſehr darauf, daß dieſe Conditio ſine qua non bey allen meinen zeitherigen Liebſchaften mich abhalten ſollte, deine Braut in mein Herz zu ſchließen. Bey ſo vielen andern köſtlichen Eigenheiten, ſoll mich auch ihr ſchwarzes Haar nicht zurückſchrecken. Eben ſo wenig verſprich dir von meiner Freundſchaft. Was ich thun kann deiner Frau zu gefallen und zwar beſſer zu gefallen, als du, das ſey verſichert, ſoll nicht unterlaſſen werden. Nur darum bitte den Himmel, daß er mich von recht groben Verſtößen gegen unſer altes Bündniß abhalten möge. Ich ſelber will ihn drum bitten; denn daß mich der Gottſeybeyuns mit dem Bilde deiner Thereſe anfechten wird, wo ich gehe und ſtehe, das ſehe ich kommen.

Bey der Trefflichkeit meiner Braut glaubte ich nun zwar nicht die mindeſte Furcht vor irgend einer feindlichen Exploſion ſeiner Leidenſchaft gegen unſer eheliches Verhältniß hegen zu dürfen, um ſo mehr aber Mitleid mit dem armen Kranken. Denn daß er wirklich krank war, bewies ſein glühendes Geſicht und ganzes Benehmen.

Lezteres fiel auch nicht nur unſern übrigen Freunden ſondern ſogar dem dicken Negociationsrathe auf. Hören Sie einmal, lieber Doktor — ſagte der zu mir — in dem Herrn dort haben Sie einen recht eifrigen Nebenbuhler. Dort wird es ihm zwar nicht gelingen; denn Ihre Geliebte iſt die Rechtlichkeit und Tugend ſelbſt; wenn's aber vom Muſikdirektor Wunder abhinge, ſo wären Sie, mein Seel, geprellt. Sehen Sie nur, wie der Mann ohne Aufhören nach ihrer Hand haſcht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Burkhardts Reiſen in Syrien und dem heiligen Lande.

(Fortſetzung.)

Ezra.

Dieß iſt eines der größten Dörfer im Haouran; es enthält ungefähr 150 türkiſche und druſiſche Familien und ungefähr funfzig von griechiſchen Chriſten: — „Ezra war einſt eine blühende Stadt, deren Trümmer zwiſchen drey und vier engliſche Meilen im Umfang haben. Die jetzigen Bewohner leben fortwährend in den alten Gebäuden, welche durch die Stärke und Dicke ihrer Mauern noch meiſtentheils in gutem Zuſtande ſind. Sie ſind, wie alle Häuſer in den Dörfern des Haouran und Djebel Haouran, von Ghabarib bis nach Boſzra, ſo wie auch diejenigen in der Wüſte hinter dem leztern, aus Stein erbauet. Im Allgemeinen hat jedes Haus einen kleinen Eingang, welcher in einen Hof führt, um welchen her ſich die Zimmer befinden, deren Thüren gewöhnlich ſehr niedrig ſind. Das Innere der Zimmer iſt aus großen Quaderſteinen gebildet; quer über dem Mittelpunkt befindet ſich gewöhnlich ein einziger Bogen von zwey bis drey Fuß Breite, welcher das Dach trägt; dieſer Bogen erhebt ſich von niedrigen Pfeilern auf beyden Seiten des Gemaches, zuweilen aber auch unmittelbar vom Boden; über dem Bogen liegt das Dach, welches aus flachen Steinen von einem Fuß Breite, zwey Zoll Dicke und ungefähr die Hälfte des Zimmers in Länge, beſtehet, von denen das eine Ende auf kurzen von der Mauer hervorſpringenden Steinen und das andere auf dem Bogen ruhet. Bey den meiſten liegen die Steine dicht bey einander; in einigen Häuſern aber bemerkte ich, daß das Dach aus zwey Lagen beſtand, wovon die Steine zunächſt dem Bogen kleine Zwiſchenräume hatten und die zweyte Lage von derſelben Größe dicht nebeneinander quer über dieſe gelegt war. Die Gemächer ſind ſelten über acht oder neun Fuß hoch und haben keine andere Oeffnung als eine niedrige Thüre und zuweilen ein kleines Fenſter über derſelben. In vielen Häuſern ſah ich zwey oder drey ſolcher gewölbten Zimmer über einander, die ſo viele Stockwerke bildeten. Dieſe feſte Bauart zeigt ſich auch in den meiſten alten öffentlichen Gebäuden, die man noch im Haouran findet, ausgenommen, daß bey den leztern der Bogen ſtatt von den Wänden oder dem Boden, von zwey kurzen Säulen emporſteigt. Auf meiner ganzen Reiſe ſah ich nur einen oder zwey Bogen, die hoch geſprengt waren, im Allgemeinen, ſelbſt in den öffentlichen Gebäuden ſind ſie drückend niedrig. Um die Dauerhaftigkeit dieſer Wohnungen vollkommen zu machen, waren vor Alters die meiſten Thüren von Stein, und von dieſen ſind noch viele vorhanden; zuweilen ſind ſie aus einem Stück gebildet, zuweilen ſind es auch Flügelthüren; ſie drehen ſich auf Angeln, die aus dem Steine gear-

Digitized by Google

beitet ſind, und ſind ungefähr vier Zoll dick, und ſelten über vier Fuß hoch, obgleich ich deren einige über neun Fuß hoch ſah.

Keſr Lata auf dem Berg Richa.

Dieſes Dorf enthält vierzig oder funfzig Häuſer, alle ſchön aus Quaderſteinen erbauet, die man von den Gebäuden einer Stadt aus der ſpätern Römerzeit, die auf derſelben Stelle geſtanden, genommen. Die Trümmer verdienen, wegen der großen Menge der ſteinernen Särge und Gräber der Erwähnung. Der Berg iſt ein nackter, kalkartiger Felſen von geringer Härte. In einigen Stellen findet man kleine Flecken fruchtbaren Bodens, wo die Einwohner Gerſte und Dhourra ziehen. Am Ufer des Flüßchens befinden ſich einige Obſtbäume. Wir brachten den ganzen Morgen mit der Beſichtigung der Nachbarſchaft des Dorfes zu, welches einſt der allgemeine Begräbnißplatz aller großen Familien der Gegend geweſen ſeyn muß; da die Anzahl der Gräber für eine ſo kleine Stadt wie Keſr Lata geweſen zu ſeyn ſcheint, viel zu groß iſt; auch keine ſolche Gräber oder doch ſehr wenige ſich unter den Trümmern der großen Städte finden, die wir nachher auf demſelben Gebirge ſahen. Ich fing auf der weſtlichen Seite des Dorfes an und zählte ſechszehn Särge und ſieben Höhlen; die Särge ſind alle aus dem Felſen gehauen; die größten ſind neun Fuß lang und viertehalb Fuß breit; die kleinern ſieben Fuß lang und drey Fuß breit; ihre Tiefe iſt gewöhnlich fünf Fuß. Bey dem meiſten befindet ſich auf einer Seite eine gekrümmte Niche in den Felſen gehauen, welche ungefähr vier Fuß lang und zwey Fuß breit iſt. Alle dieſe Särge waren urſprünglich mit ſteinernen Deckeln von einem Stücke verſehen, welche die Oeffnung deſſelben genau verſchloſſen. Nur wenige derſelben ſind noch ganz, einige aber ſind unverletzt geblieben. Ich ſah deren nur zwey oder drey, auf denen ein Fries oder Geſimſe über die ganze Länge des Deckels ausgehauen war; die meiſten haben nur einige geringe Verzierungen an den beyden Enden.

Die Oeffnungen der Särge ſind alle mit der Oberfläche des Bodens gleich, und man ſieht blos die Deckel von außen, als wenn ſie auf dem flachen Boden lägen.

Die Grabhöhlen ſind in ihrer Größe ſowol als ihrem Bau unterſchieden; der Eingang iſt gewöhnlich durch eine niedrige Thüre, die zuweilen durch kurze Wandpfeiler verziert iſt, in ein aus dem Felſen gehauenes gewölbtes Gemach, deſſen Größe von ſechs bis funfzehn Fuß in die Länge und von vier bis zehn Fuß in die Breite hält; zuweilen endiget die Höhle auch in einem flachen Dache. Sie enthalten alle Särge oder Gräber für Todte; in den kleinern Gemächern befindet ſich ein Sarg auf jedweder von den drey Seiten, die größeren enthalten vier bis ſechs Särge, zwey dem Eingange gegenüber und einen auf jeder Seite, oder zwey auf jeder der drey Seiten; die Särge ſind im Durchſchnitte ſehr ungeſchickt geformt. Einige der natürlichen Höhlen enthalten gleichfalls künſtliche Särge, gleich den oben beſchriebenen; dieſer Höhlen habe ich viele in verſchiedenen Theilen Syriens geſehen. Die ſüdliche Seite des Dorfes iſt nicht ſo felſig und man findet deßwegen dort weder Höhlen noch Särge. Auf der öſtlichen Seite zählte ich ein und zwanzig Särge und fünf Grabhöhlen; von den erſteren befinden ſich vierzehn innerhalb eines ſehr engen Raumes; die meiſten derſelben ſind einfach, an einigen Stellen aber bilden ſie Paare und berühren einander beynahe.

Ungläubige Thiere.

Es iſt eine allgemeine Sage und ein allgemeiner Glaube unter den Türken, daß das ganze Thierreich von ihrem Propheten zum wahren Glauben bekehrt worden ſey, ausgenommen das wilde Schwein und der Büffel, welche Ungläubige geblieben; es iſt deßwegen, daß dieſe beyden Thiere oft Chriſten genannt werden. Man kann ſich nicht wundern, daß das wilde Schwein dieſen Namen trägt; aber da das Fleiſch des Büffels ſehr beliebt iſt, und die Milch der Kühe genoſſen wird, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, warum dieſes Thier ſo in Ungnade gefallen iſt; die einzige Urſache, die ich dafür hören konnte, war, daß der Büffel wie das Schwein, ſich im Koth zu wälzen und im Sommer in die kothigen Pfützen bis an die Naſe zu werfen pflegt, welche allein über dem Waſſer ſichtbar bleibt.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein antideluviſcher Fund.

Folgende Nachricht ward der ſchottiſchen Geſellſchaft der Alterthümer zugeſchickt. Indem man an dem Unions-Kanal grub, welcher durch die Grafſchaft Mid Lothian geführt wird, mußte man in dem Hügel Wilkie, der den Ratho-Sumpf begrenzt, einen tiefen Einſchnitt machen. Nachdem man durch einen 9 Fuß tiefen, dichten, verhärteten Raſen gedrungen, dann durch 7 Fuß hohen Sand, kamen die Arbeiter auf ein Lager feſten, blau-ſchwarzen Thon. In dieſem Lager, 4 Fuß unter der Fläche wo es den Sand berührt, fand man eine Schlachtaxt vom feinſten Kupfer. Sie hat eine merkwürdige Form, iſt 3 Zoll breit und 5 lang. Die Tiefe, wo man ſie fand, in einem feſten Thon, mit mehrern Fuß hohen Sand bedeckt, macht glauben, daß ihr Urſprung der Fluth, welche dieſe letzte Erdſchichte abſetzte, voranging. Wahrſcheinlich wird dieſe Entdeckung der Hypotheſe: daß vor dem Einbruch des Oceans die Völker ſchon Mordwerkzeuge gegen ihre Mitgebornen gebrauchten, zur Stütze dienen müſſen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 8. Juli.

Dem Direktor des königlichen Muſeums geht es bey der Kunſtausſtellung beynahe wie dem Bauer in der Fabel, der mit ſeinem Sohne ein Laſtthier trieb, und bald auf- bald abſtieg, je nachdem die Vorübergehenden ſchwätzten, und zuletzt gar das Laſtthier auf dem Rücken trug. Die Künſtler hielten die zweyjährige Friſt zwiſchen den Ausſtellungen für zu kurz; dießmal ſind ihnen drey Jahre verſtattet worden; nun iſt die Friſt zu lang, beſonders für diejenigen, welche auf den Abſatz ihrer Werke harren, um zu leben. Die Künſtler beklagten ſich, daß man ihre Werke zu nahe bey den alten Meiſterwerken in der Gallerie ausſtellte, und daß das Publikum nicht Raum genug habe, um bequem zu betrachten; dießmal hat man eine Menge leerer Säle im Louvre dazu genommen; jetzt klagen ſie, daß ihre Werke zu zerſtreut aus einander hingen, und einige wie in die Einſamkeit verbannt wären. Sie beklagten ſich, daß man die begünſtigten Gemälde in ein vortheilhaftes Licht ſtellte, und dagegen die andern in dunkle Ecken ſchöbe; ja einige wollten ſogar Eiferſucht und Neid von Seiten der Direktion bey dieſer Vertheilung argwöhnen. Um dieſer Klage abzuhelfen, läßt der Direktor dießmal ungefähr alle zehn Tage die Gemälde umherwandern, die hohen werden erniedrigt, die niedrigen erhöht, die glänzend waren, werden ins Dunkel geſtellt, die dunkeln werden ans Tageslicht gezogen: nun, ſollte man meinen, werden alle Künſtler zufrieden ſeyn; keineswegs; jetzt klagen ſie, daß man nie auf einen ſichern Ausſtellungsort rechnen könne, und man alle zehn Tage eine Entdeckungsreiſe unternehmen müßte, um ſeine Gemälde wiederzufinden. Kurz, der Direktor mag es machen wie er will, ſo ſtößt er die Leute doch immer vor den Kopf. Indeſſen iſt der Direktor des königlichen Muſeums doch auch ſo unſchuldig nicht, als es ſcheinen möchte. Erſtlich hat er die Künſtler zu lange in der Ungewißheit gelaſſen, ob die Ausſtellung nach Verlauf von zwey oder drey Jahren ſtatt haben würde, und dadurch mehrere große Arbeiten verhindert, und durch das Aufſchieben die Ausſtellung der kleinern Gemälde zu ſehr verſpätet. Zweytens werden allerdings mehrere Gemälde begünſtigt, und nicht alle ſind dem Wanderungs- und Verwieſungs-Geſetz unterworfen, welches dießmal in Ausführung gebracht wird; daher auch einige nicht begünſtigte Gemälde vergebens die zehn Säle hindurchwandern, ohne je den beſten Platz zu treffen, wie es mit den Menſchen auch wohl zu geſchehen pflegt. Doch nicht über den Direktor allein, ſondern auch über die Journale klagen die Künſtler ſehr; das eine hat gelobt, was gar nicht zu loben war, das andere hat zu ſtrenge getadelt u. ſ. w. Wie ſollten auch die franzöſiſchen Künſtler dießmal mit den Journalen zufrieden ſeyn, da letztere faſt ſämmtlich, als ob ſie heimlich einverſtanden wären, den plötzlichen Verfall der Kunſt in Frankreich bejammert, und ſehr ernſtlich nachgeforſcht haben, woher das Uebel komme. Künſtler, welche Gemälde ausgeſtellt haben, verſichern, es ſey von keinem Verfall das geringſte Zeichen vorhanden, und es ſehe bey der dießjährigen Ausſtellung ſehr glänzend aus; dazu ſage ich ſehr willig mein Amen; wenn es ihnen nur nicht geht, wie gewiſſen Kranken, welche behaupten, ſie befänden ſich recht wohl, indeß Jedermann ihr Abzehren bemerkt! In das allgemeine Verdammungsurtheil iſt auch von mehrern Schriftſtellern Gérard's Corinna mit einbegriffen worden, beſonders von den Ultrablättern, wozu jedoch wohl die Corinna und das Andenken an die liberale Verfaſſerin mag beygetragen haben; hätte Gérard ſeinen Stoff aus einer alten erbaulichen Legende gezogen, ſo hätten ihn dieſe Blätter vermuthlich beſſer behandelt. Ueberhaupt aber beklagen ſich die Künſtler, daß ſie in den Journalen von Gelehrten beurtheilt würden, denen das Praktiſche ihrer Kunſt unbekannt ſey, und die folglich die Gemälde nur nach dem allgemeinen Eindruck beurtheilten. Würden ſie von Künſtlern kritiſirt, ſo würden ſie wahrſcheinlich behaupten, dieſelben urtheilten nicht unpartheyiſch genug. Alſo auch in dieſem Fache wird es ſchwer fallen, ihnen völlige Genüge zu leiſten. Um auf Gérards Corinna zurückzukommen, muß ich bemerken, daß das Gemälde den Erwartungen nicht entſprochen hat, welche diejenigen, die es in der Werkſtatt des Künſtlers geſehen, davon beym Publikum erregt hatten. Ein Pariſer Blatt erklärt dieſen Umſtand dadurch, daß es in der Werkſtatt des Künſtlers beſonders durch ſeinen friſchen Glanz blendete, und daß dieſer Glanz in einem Zeitraum von zwey oder drey Jahren beynahe ganz verſchwunden iſt. In der That ſieht das Gemälde bey der Ausſtellung, neben ſo vielen friſchen, ſchon veraltet aus; daſſelbe iſt dem Gemälde David's: die Sabinerinnen, widerfahren, ſey es, daß die jetzigen berühmten Künſtler Frankreichs die Zubereitung und Vermengung der Farben vernachläſſigen, ſey es, daß den neuern überhaupt hierin einige Kenntniſſe der ältern Maler abgehen. Eins der beſten unter den ausgeſtellten Gemälden dürfte die Corinna immerhin noch bleiben; allein ihren innerlichen Gehalt will man allgemein nicht hoch ſchätzen, wenigſtens hatte man von Gérard etwas Höheres erwartet. Der Figur der begeiſterten Sängerin ſcheint alles Uebrige aufgeopfert worden zu ſeyn. Es gewinnt dadurch der Künſtler, daß der Zuſchauer auch nur auf ſie ſeine ganze Aufmerkſamkeit richtet. Dadurch verliert aber die Kompoſition außerordentlich, und man wird geneigt, das Gemälde als eine bloße Porträtur anzuſehen. In Porträten bewährt Gérard ſtets ſeine Vortrefflichkeit: es iſt von ihm bey der Ausſtellung ein Porträt des bekannten Wundarztes Dubois zu ſchauen, welches die Freunde Dubois grüßen möchte, ſo lebendig iſt dieſer Kopf. Die Porträte ſind Gérard auch einträglicher, als die hiſtoriſchen Kompoſitionen. Für eine ganze Figur läßt er ſich 10- bis 30.000 Franken bezahlen, nach dem Stande und der Eitelkeit der zu malenden Perſonen, und an ſolchen Gemälden pflegt der Meiſter nur das Geſicht zu malen und die ganze Figur zu entwerfen, das Uebrige wird von ſeinen Schülern und Helfern vollendet. Wie für die mechaniſchen Künſte, ſo gibt es auch in Paris für die bildenden Künſte Leute, welche in kleinen Theilen derſelben eine große Fertigkeit erlangt haben, und in den Werkſtätten großer Künſtler Beſchäftigung und Unterhalt finden. So z. B. gibt es Sammetmaler, Händemaler, Spitzen- und Leinwandmaler u. ſ. w. Dieſe Leute, die in ihrem beſchränkten Fache oft geſchickter ſind, als es der Geſchichtsmaler in demſelben ſeyn würde, werden gebraucht, um die in ihr Fach einſchlagenden Theile des Gemäldes hineinzumalen, welches dann hernach einzig unter dem Namen dieſes oder jenen großen Künſtlers paſſirt. Aber geht es nicht ſo in allen Ständen, von dem Miniſter an bis zu dem Handwerker?

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 173:

Flügelkleid.

Charade.

Das Erſte biſt du ſelbſt, doch magſt du es nicht heißen,
Das Zweyte iſt ein Bild von Ewigkeit und Welt.
Willſt du das Ganze ſehn, ſo mußt du dich befleißen
Zum Himmel aufzuſehn, von Phöbus nicht erhellt.

Nro. 180.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 29. Juli 1822.

Keiner, als der Held, iſt der Schönen werth.

Drydens Alexandersfeſt.

Zolkiewski's Helm.

Nach dem Polniſchen des J. U. Niemcewicz, im Originale 1786 gedichtet.

Am wilden Dnieſter, auf Cezora's Heide,
Da wo Zolkiewski tapfern Tod erlitten,
Kam ſchwermuthvoll Sieniawski hergeritten,
Auf weiſſem Roß, in blankem Waffenkleide.

Der Mai entfaltet' eben Laub und Blüthen,
Die ſtille Nacht war licht von Mondesſtrahlen,
Daß Helm und Silberbüſchel Funken ſprühten,
Der Ritter aber ſeufzt in ſtillen Qualen.

Durch blaue Augen muß ſein Herz erkranken,
Seit deren Strenge ihm die Ruhe raubte,
Er ſeufzt, ſein Roß fügt ſich des Herrn Gedanken,
Denn langſam geht es mit geſenktem Haupte.

So träumt er fort, bis er im blaſſen Scheine
Was blitzen ſieht, wie Stahl in den Geſträuchen;
Ein Helm iſt's, d'ran auf köſtlich edlem Steine
Zolkiewski's Wappen und von Blut noch Zeichen.

Gerührt betrachtet ſeinen Fund der Ritter,
Es weint der Tapfre, weint recht herzensbitter,
Betrachtet das berühmte Schlachtgefilde,
Dann ſitzt er ab, und ſingt, wehmüthig milde:

„Cézore's Auen, und ihr dichten Haine,
Ihr, deren Wipfel mit der Windsbraut ringen,
Laßt fernhin meine Klagelaute dringen,
Um's theure Heldenhaupt, das ich beweine!“

„Mann, der des Ruhms Trieb mit der Milch geſogen,
Zemoyski ſchon erkannte deine Tugend,
Als unter ihm du, noch im Lenz der Jugend,
Ein Strahl des Tod's der Schweden Heer durchflogen.“

„Wie erſt, da du als Haupt von all den Rittern
Den prächt'gen Heeren anfängſt vorzuglänzen?
Dein Arm erweitert ſieghaft Polens Gränzen,
Bezwinget Reiche, Moskau muß erzittern.“

„Und wie nun ſinkt, ſammt ihren ſtarken Thürmen,
Die alte Burg, gelingt es deinem Degen
Der Moskowiten Schaaren zu zerſtürmen,
Den Zaaren Siegesfeſſeln anzulegen.“

„Ruhmvoller Held durch jegliches Jahrhundert,
Tag, deſſen Angedenken nimmer ende,
Als nach dem Zug, den ſpäte Zeit bewundert,
Du die Gefangnen ſtellteſt vor die Stände!“

„Auf goldnem Thron ſaß Siegmund, ihm zur Seite
Die würd'gen Väter all in Prachttalaren;
Wie ſich der junge Wladyſlaw da freute,
Als nun Zolkiewski eintrat mit den Zaaren!“

„Mein König, und du, Volk, ſo frey, ſo mächtig,
Hier bring ich die beſiegten tapfern Zaaren,
Nicht als ein Schauſpiel prahleriſch und prächtig,
Nein als ein Spiel des Glücks, des wandelbaren.“

„Erhalte Gott, der heut uns Heil gewährte,
Die Adler Polens auf des Sieges Bahnen,
Und nehmen nimmer mit ergrimmtem Schwerte,
Die Enkel Rache um den Fall der Ahnen!“

„Vertilg dort, Wladyſlaw, des Drangſals Spuren,
Durch mich gelobt dir Moskau Dienſt und Treue,
Beherrſche es, doch nie vergiß der Fluren,
Der alten Heimat über deine neue.“

So ſprach der Feldherr; wer nach ſolchen Siegen
Konnte ſo ſchlimmen Wechſel wohl vermuthen?
Daß er der Türken Macht muß unterliegen,
Sein edles Haupt an ihrem Schwert verbluten!

Das ganze Heer, in tiefem Schmerze gründet
Ein Denkmal ihm und birgt darin die Leiche,
Wo dieſe Inſchrift Fall und Werth verkündet:
„Ein Bollwerk war des Helden Bruſt dem Reiche!“

„Du theurer Helm haſt ihm das Haupt gekränzet,
Die Haare, grau von Krieges Müh und Darben,
Im Kampf den jungen Rittern vorgeglänzet,
Du deckteſt auf der edeln Stirn die Narben!“

„Ich ſchwör's, daß ich mit dir mein Haupt nicht decke,
Eh ich mit Feind'sblut meinen Helm nicht röthe,
Des Feldherrn Schatten Opfer niederſtrecke,
Nicht Feindeshaufen um Cezore tödte!“

So ſingt Sieniewski; will, ein ächter Ritter,
Eh untergehn, als daß nicht Ruhm ihn kröne,
Und, er hält Wort! — im Siegeskranze tritt er
In dem furchtbaren Helm vor ſeine Schöne.

Von blauen Augen wird er ſüß empfangen,
Die nur zu Helden freundlich hold ſich neigen,
Da iſt gar freud'ge Zeit ihm aufgegangen:
Den Lorbeer tauſcht er mit der Myrthe Zweigen.

A. v. D.

Burkhardts Reiſen in Syrien und dem heiligen Lande.

(Beſchluß.)

Kesrouan.

Die Landſchaft Kesrouan, die ich jezt betrat, bietet einen äußerſt intereſſanten Anblick dar; auf der einen Seite hohe und ſteile Berge, voller Dörfer und Klöſter, die auf ihren felſigen Abhängen erbauet ſind; und auf der andern eine ſchöne Bucht und eine Ebene von ungefähr einer Meile in Breite, die ſich vom Gebirge ans Meer erſtreckt. Es gibt in ganz Syrien kaum eine für den Ackerbau weniger geeignete Gegend als das Kesrouan, dennoch iſt es der bevölkertſte Theil des Landes geworden. Das Vergnügen, in der Nähe heiliger Orte zu wohnen, Kirchenglocken zu hören, die man nirgend wo anders in Syrien trifft, und im Stande zu ſeyn, ſich religiöſer Wildheit zu überlaſſen und mit dem Muſelmann in Fanatismus zu wetteifern, ſind die vorzüglichſten Vortheile, welche die katholiſchen Chriſten in das Kesrouan gezogen haben, denn die gegenwärtige Lage des Landes bietet ſchlechterdings keine politiſchen Vortheile dar; im Gegentheil, die Bemühungen der Druſen haben den Bauern zu einem noch elendern Zuſtand der Armuth herabgebracht, als ſelbſt in den öſtlichen Ebenen Syriens; nichts anders denn als Glaubensfreyheit kann die Chriſten bewegen, ſich ſolche Erpreſſungen gefallen zu laſſen; wozu vielleicht noch das Vergnügen kommt, welches die Katholiken in der Verfolgung ihrer Brüder von der griechiſchen Kirche empfinden, denn die wenigen hier wohnenden Griechen werden nicht beſſer von den Maroniten behandelt, als ein damaszener Chriſt von einem Türken erwarten dürfte. Die Ebene zwiſchen dem Gebirge und dem Meere iſt ſandig; ſie iſt mit Weizen und Gerſte beſäet und mit Waſſer benezt, welches mittelſt Rädern aus Brunnen gehoben wird.

Die Druſen.

Die Religion der Iſmalys, Anzeyrys und der Druſen iſt ein großes Geheimniß, und den Uneingeweihten unzugänglich. Von den Druſen, ſagt Hr. Burkhardt, ihre Gebräuche indeſſen laſſen ſich beſchreiben; und in ſo fern ſie dazu dienen können, das Geheimniß zu enthüllen, ſo dürfte der Schleyer durch die Unterſuchungen des Reiſenden weggezogen werden. Es ſcheint eine Regel bey ihnen zu ſeyn, die religiöſen Gebräuche des Landes anzunehmen, worin ſie wohnen, und ſich zum Glauben des Stärkern zu bekennen. Daher bekennen ſie ſich alle in Syrien zum Iſlam; und ſelbſt die, welche wegen ihrer Verbindung mit der Shehab-Familie die Taufe angenommen, üben doch noch immer die äußern Formen des Mahomedanismus. Die Behauptung, daß die Druſen einen Tag in die Kirche und den andern in die Moſchee gingen, iſt unwahr. Alle bekennen ſich zum mahomedaniſchen Glauben, und ſo oft ſie ſich in der Geſellſchaft von Mahomedanern befinden, üben ſie die von ihrer Religion vorgeſchriebenen Gebräuche. Unter ſich aber brechen ſie die Faſten des Ramadhan, fluchen Mahomed, trinken Wein und eſſen von allen im Koran verbotenen Speiſen. Sie hegen den bitterſten Haß gegen alle Religionen außer der ihrigen, beſonders aber gegen die der Franken, und dieß vorzüglich um einer unter ihnen herrſchenden Sage, daß die Europäer einſt ihren Staat umſtürzen würden; dieſer Haß hat ſich ſeit dem Einfall der Franzoſen ſehr vermehrt, und der unverzeihlichſte Schimpf, den ein Druſe dem andern anthun kann, iſt, wenn er zu ihm ſaget: „möge dir Gott einen Hut aufſetzen!“ Allah yelebesak Borneita.

„Nichts iſt dem Druſen heiliger als ſein öffentlicher Ruf: er überſieht einen Schimpf, wenn er allein dem bekannt iſt, von dem er ihn erlitt, und läßt ſich ſogar Schläge gefallen, wenn es ſein Vortheil erheiſcht, wenn es nur niemand mit anſieht; die geringſte Beleidigung aber, die ihm öffentlich widerfährt, rächt er mit der größten Wuth. Dieß iſt der merkwürdigſte Zug im Nationalcharakter: im Publikum mag ein Druſe redlich ſcheinen, er läßt ſich aber leicht zu einem entgegengeſezten Benehmen bewegen, wenn er glauben darf, daß ſein Benehmen unentdeckt bleiben könnte. Die Bande des Blutes und der Freundſchaft haben keine Gewalt bey ihnen; der Sohn hat kaum die Jahre der Reife erreicht, daß er auch ſchon gegen ſeinen Vater Komplotte macht. Es fehlt nicht an Beyſpielen, wo ſie die Keuſchheit ihrer Mutter verlezt, und gegen ihre Schweſtern iſt dieſes Benehmen ſo häufig, daß ein Vater einen erwachſenen Sohn nie mit irgend einer Weibsperſon von ſeiner Familie allein läßt. Ihre eigene Religion erlaubt ihnen, ſich mit ihren Schweſtern zu vermählen, dieſe Verbindungen aber werden dadurch, daß ſie den mahomedaniſchen Geſetzen zuwider laufen, ſehr beſchränkt. Ein Druſe hat ſelten mehr als eine Gattin, ſcheidet ſich aber von ihr unter dem geringſten Vorwand; und es iſt ein Gebrauch unter ihnen, daß, wenn eine Frau ihren Mann um Erlaubniß erſucht, auszugehen, und er zu ihr ſagt, geh', ohne hinzuzuſetzen, „und komme wieder,“ ſie dadurch geſchieden iſt; auch kann ſie ihr Gatte nicht anders wieder zurück erhalten (ſelbſt wenn es Beyder Wunſch wäre) bis ſie aufs neue nach den türkiſchen Formen vermählt und von ihrem zweyten Gatten geſchieden iſt. Bekanntlich ſind die Druſen, wie alle Morgenländer, ſehr eiferſüchtig auf ihre Weiber, der Ehebruch aber wird ſelten mit dem Tode beſtraft; wenn ein Weib darin entdeckt wird, ſo wird ſie geſchieden; der Gatte aber fürchtet ſich, ihren Verführer zu erſchlagen, da deſſen Tod gerochen werden würde, denn die Druſen ſind in der Blutrache unerbittlich; auch wiſſen ſie, daß, wenn die Sache bekannt würde, der Gouverneur beyde Theile durch ſeine Erpreſſungen zu Grunde richten würde. Unnatürliche Lüſte ſind ſehr gemein bey ihnen.

Die Akal werden für die Bewahrer der druſiſchen Regierung gehalten, ſie leiten den Gottesdienſt in den Kapellen, oder wie man ſie nennt, Khalove, und unterrichten die Kinder in einer Art von Katechism. Sie müſſen ſich alles Fluchens und aller Schimpfreden enthalten, und dürfen weder Gold noch Seide in ihrer Kleidung tragen. Viele von ihnen machen es ſich zur Regel, nie Speiſen zu genießen, oder Geld anzunehmen, von welchen ſie fürchten, daß ſie unrechtmäßig erworben worden. Wenn ſie daher eine bedeutende Summe zu empfangen haben, ſo ſorgen ſie immer dafür, daß das Geld zuerſt gegen andere Münze umgewechſelt werde. Der Scheikh El Nedjam, welcher gewöhnlich den Scheikh Beſchir, in ſeinen Beſuchen zum Emir begleitet, nimmt nie im Pallaſte des leztern Nahrung zu ſich, und will nicht einmal eine Pfeife Taback dort rauchen, indem er behauptet, daß alles, was der Emir beſizt, unrechtmäßiger Weiſe erworben worden ſey. (Es gibt verſchiedene Grade von Akal, und auch Weiber werden in den Orden aufgenommen, ein Vorrecht von dem manche aus Geiz Gebrauch machen, indem ſie dadurch der Nothwendigkeit enthoben werden, den theuren Kopfputz und die reichen Seidenzeuge zu tragen, welche bey ihnen die Mode erfordert.)

Ein Vater kann ſeinen Sohn nicht gänzlich enterben, indem in einem ſolchen Falle das Teſtament verworfen werden würde; aber er kann ihm einen einzigen Maulbeerbaum zum Erbe hinterlaſſen. Ein Druſe iſt Kadhi zu Deir el Kammar, welcher nach den türkiſchen Geſetzen und den druſiſchen Gewohnheiten urtheilt; ſein Amt iſt erblich in einer druſiſchen Familie; er ſteht aber in geringem Anſehen, indem alle wichtige Fälle vor den Emir oder den Scheikh Beſchir gebracht werden.

Die Druſen beſchneiden ihre Kinder nicht; die Beſchneidung findet im Gebirge nur bey denjenigen Mitgliedern der Shehab-Familie ſtatt, die noch Mahomedaner geblieben.

Der ſchönſte Zug im Charakter der Druſen iſt jenes beſondere Geſetz der Gaſtfreyheit, welches ihnen unterſagt, je einen Gaſt zu verrathen. Ich habe über dieſen Gegenſtand beſondere Erkundigungen eingezogen, und ich bin überzeugt, daß weder Intereſſe noch Furcht einen Druſen vermögen können, einen Menſchen auszuliefern, der ſich einmal unter ſeinen Schutz begeben. Leute aus allen Theilen Syriens nehmen beſtändig Zuflucht im Gebirge, wo ſie in der vollkommenſten Sicherheit ſind von dem Augenblicke an, wo ſie des Emirs Boden betreten; ſollte der Emir ſich je durch große Anerbietungen bewegen laſſen, einen Geflüchteten auszuliefern, ſo würde ſich die ganze Landſchaft erheben, um einen ſolchen Schandfleck auf ihren Nationalruf zu verhindern. Der mächtige Djezzar, der doch die Herrſchaft des Gebirges ſeinen eigenen Geſchöpfen in die Hände gegeben hatte, konnte ſie doch nie dazu zwingen, einen einzigen Flüchtling von allen denen, die ſich dahin vor ſeiner Tyranney geflüchtet, auszuliefern. Wurde er ſehr dringend in ſeinen Forderungen, ſo unterrichtete der Emir den Flüchtling von ſeiner Gefahr, und rieth ihm, ſich für einige Zeit in einem entferntern Theile ſeiner Staaten zu verbergen, worauf er dem Djezzar ſagen ließ, der Gegenſtand ſeines Zorns ſey entflohen. Die Zuflucht, welche auf dieſe Weiſe das Gebirge gewährt, iſt einer der größten Vortheile, welchen die Einwohner Syriens vor den Bewohnern der andern türkiſchen Provinzen haben.

Denkſprüche.

Strafſt du den Weiſen, und er gehorchet, ſiehe das iſt dir
Wie ein Stirnband von Gold, wie ein Halsband von Gold.

*

Fragſt du nach Gottes Wort, ſo überkommſt du es reichlich;
Nimmſt du's nicht ernſtlich; ach dann wirſt du nur ärger dadurch.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. Juli.

(Beſchluß.)

Ein beſonders von den bildenden Künſten abhängiges Gewerbe in Paris iſt dasjenige der Leute, die den Malern und Bildhauern als Modelle ſitzen. Auch hier gibt es verſchiedene Stufen von Vollkommenheit und mithin von Preiſen; es gibt lebendige Modelle von drey Franken an bis zu einem Louisd'or für die Sitzung, und der ſogenannte *Hercule du Nord*, den die Künſtler ſeines athletiſchen Körperbaues halber nachbilden, läßt ſich ſogar dreyßig Franken bezahlen. In der zahlreichen Klaſſe der Armen, beſonders unter den Waſſerträgern, Bettlern u. ſ. w. gibt es manchen Kopf, der es werth iſt, vom Maler oder Bildhauer aufgefaßt zu werden, und ſpäterhin vielleicht als König oder Held in einem Gemälde zu glänzen, indeß das Muſter dazu nach durchgebrachtem Thaler zerlumpt auf der Gaſſe einher ſchleicht, oder unter einer Bürde keucht. Der arme Tropf, welcher des Abends in der Kunſtſchule den Zeichnern und Bildnern zum Muſter dient, und zwey Stunden nach einander dieſelbe Poſitur beybehalten muß, verdient ſein Geld wahrlich mühſam; dennoch wird ſolch eine Beſchäftigung wie ein Amt nachgeſucht; auch werden die Muſter oft gewechſelt, damit die Schulen allerhand Naturen vor Augen haben. Man hat mir erzählt, daß, als einige Zeit vor der Revolution die aus algieriſcher Sklaverey von dem geiſtlichen Redemptionsorden losgekauften Matroſen und andere Leute durch ganz Paris geführt wurden, ein berühmter Maler einen Kerl bemerkte, deſſen buſchiger Bart, der vielleicht ſeit zwanzig oder dreyßig Jahren nicht abgeſchoren worden war, und kräftig ausgedrückte Geſichtszüge ſeinem Kopf ein ächt charakteriſtiſches Anſehn gaben, denſelben bey Seite zog, und ihm einen Louisd'or verſprach, wofern er am folgenden Tage als Modell ſitzen wollte. Der Matroſe, oder was er ſonſt war, verſäumte nicht, ſich am folgenden Tage auf den Weg zu begeben, und um die Sache recht zu machen, ging er erſt in eine Barbierſtube, und ließ ſich ſein Kinn glatt ſcheeren, in der Hoffnung, durch dieſe Aufmerkſamkeit auf den Anſtand, Ehre einzulegen. Als er bey dem Maler anlangte, fragte dieſer, was er wollte. — Je nun, Sie ſagten mir ja geſtern, ich ſollte kommen, um mich abkonterfeyen zu laſſen. — Du? aber du hatteſt ja einen B.....! — Den habe ich ſo eben abſcheeren laſſen. — So kannſt du dich auch zum Henker ſcheeren! rief der Maler aus, ganz im Zorne darüber, den pittoresken Bart nicht malen zu können. Das Wort pittoresk wird der Leſer hoffentlich hier dulden; hat doch neulich das *Journal de la Librairie* ein neues Kochbuch unter dem Titel: Der pittoreske Paſtetenbäcker, angekündigt!

D g.

Baſel, Juni.

Unter den Gymnaſial-Schriften der jüngſten Promotions-Feyerlichkeit (18. Mai 1822) befinden ſich der deutſche und der lateiniſche Vortrag, welche, nach alter Sitte, durch den Rektor des Gymnaſiums verfaßt von Schülern deſſelben vorgetragen werden. Die Auswahl des Stoffes fiel ſeit einigen Jahren (durch Hrn. Profeſſor Hanhart) ſehr zweckmäßig auf vorleuchtende Bilder aus dem Leben verdienſtvoller und tugendhafter Männer. Dießmal gibt die deutſche Rede Erinnerungen aus Chriſtian Gottlob Heyne's Jugendgeſchichte (bey Neukirch. 8 S. 4.). Der Mann, welcher als Gelehrter und Geſchäftsmann ein halbes Jahrhundert hindurch die Zierde der blühendſten Hochſchule Deutſchlands geweſen iſt, wird jedem Jünglinge zum Vorbilde dargeſtellt, der beym Eintritt in die wiſſenſchaftliche Laufbahn nach dem ſich umſieht, was ihn ſtärken, ermuthigen und gegen den widrigen Einfluß ungünſtiger Umſtände verwahren ſoll. Die Erzählung der kummervollen Jugendſchickſale des großen Gelehrten geht bis zum Rufe nach Göttingen, als dem Zeitpunkte, wo der Kampf mit dem widrigſten Schickſale vollendet war, und es ſchließt ſich die Rede folgendermaßen: „Göttingen erhält nun den Mann, den das Unglück gebildet, den die Vorſehung auf dem Wege der Leiden zum vielwirkenden Geſchäftsmann, zum Lehrer Germaniens erzogen. Wozu das Unglück ihn früher genöthigt, zu weiſer Benutzung jedes Augenblicks, zu vielſeitiger Wirkſamkeit, das war ihm ſpäter Bedürfniß, und nur dieſe Arbeitsluſt machte ihm möglich, faſt Unglaubliches zu leiſten, im ſelbſt erweiterten Wirkungskreiß. Seiner Arbeit Früchte kennt und liebet die Mitwelt, wird die Nachwelt bewundern. Wir aber, liebe Jugendgefährten, blicken, des großen Mannes eingedenk, mit Muth und Vertrauen zuerſt zum allmächtigen Lenker unſers Schickſals — der keinem, den er mit geiſtigen Gaben erfreut, bey gewiſſenhafter Anwendung deſſelben, ſeinen Beyſtand verſagt, und ihn nur denen entzieht, die ſich ſelbſt verſäumen, oder ohne innern Beruf in eine Laufbahn ſich drängen, zu der ſie der Herr nicht berufen hat. Wer aber von Ihm ausgerüſtet mit Gaben des Geiſtes, ſich berufen fühlt nachzuſtreben einem edlen Ziel, wer auch vielleicht, wie der edle Mann, deß wir gedachten, mit einem eiſernen Schickſal zu kämpfen hat, der ſchaue in Heyne ſein Vorbild, der verzweifle nie an ſich ſelbſt, wie Er nie an ſich ſelbſt verzweifelte, — und ihm bleibt der Sieg.“

Die lateiniſche Rede bringt die unſterblichen Verdienſte des ehrwürdigen Chriſtian Fürchtegott Gellert, um Nationalbildung und Jugendbildung ſeines Volkes und ſeiner Zeitgenoſſen in Erinnerung, in kräftigen Zügen den bleibenden Werth ſeiner nur allzufrühe und allzuſehr gegen Waare, die ihnen gar nicht immer die Wage halten mag, vertauſchten Lieder, Erzählungen und Fabeln bezeichnend. „Quis est vestrum (heißt es unter andern), qui non possit memoriter recitare, quæ ex sacris ejus hymnis a puerilis ætatis initio studiose didicerat. Immo vero manent omnibus alta mente reposta, in rebus adversis, si fata ferunt, solatio futura et piæ semper gaudia mentis. Facillime enim in animos teneros ac molles influunt quæ nativo suo candore et naturali sua simplicitate sese commendant. Nec illi defuere unquam, quos sibi quam maxime optabat laudatores, egregii scilicet adolescentuli, qui ab ediscendis et recitandis poetæ nostri carminibus non nisi meliores facti recederent suisque commilitonibus facile persuaderent eodem uti morum formatore et vitæ magistro.“

Wir gedenken noch kürzlich der gleichzeitig erſchienenen vierten akademiſchen Rede des Profeſſor Karl Friedrich Sartorius, über Schwärmerey in Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt (bey Neukirch. 23 S. 8.), welche insbeſondere den Unfug religiöſer Sektirerey rügt. „Das ſicherſte Mittel (ſo drückt ſich eine der angehängten Bemerkungen aus) für die Regierungen, dergleichen Unfug zu unterdrücken, iſt die Bethätigung des Gemeinweſens und Gewährung zeitgemäßer Forderungen. In welchem Staate religiöſe Sekten ungeſtraft den öffentlichen Gottesdienſt verachten, nur dem Namen nach ihrer Kirche Bekenner; da leidet entweder das öffentliche Leben an furchtbaren Gebrechen, die gleichſam eines ſchweigenden Mahners bedürfen, oder die bürgerliche Geſellſchaft ſteht in Gefahr, ihre Grundfeſten unter den Augen der Welt ſtürzen zu ſehen. Denn in demſelben Maße, in welchem ſich die Regſamkeit der Staatsbürger für die Separatiſten ausſpricht, erſchlafft die Theilnahme am Gemeinſamen und wird drohender die Gefahr des Verfalls.“

Beylage: Kunſtblatt Nro. 60.

Nro. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 30. Juli 1822.

O weh! wir müſſigen Leute, wie ſind wir verſeſſen
Zwiſchen zwey Freuden nieder an die jämmerliche Statt!
Aller Arbeit hatten wir vergeſſen,
Da uns der kurze Sommer ſein Geſind zu werden bat.
Der brachte uns fahrende Blumen und Blatt,
Da trog uns der kurze Vogelgeſang. —
Walther von der Vogelweide.

Der Cicisbeo.

(Fortſetzung.)

3.

Was ich von Thereſen erwartet hatte, geſchah im erſten Augenblick unſeres Alleinſeyns. Sie erzählte mir lachend von den Schönheiten, welche Wunder ihr geſagt und ſetzte ſie auf Rechnung einiger Gläſer Weins zuviel. Das mußte ich beſtreiten, da mir die Zahl der Flaſchen, die er mit gutem Gewiſſen auf ſich nehmen konnte, beſſer bekannt war.

Er hatte ihr auf den folgenden Tag Muſikalien bringen wollen. Ich widerſprach ihrem Vorſatze, ſich verläugnen zu laſſen. Ich bat ſie, ſo feſt auf mein Zutrauen zu ihr zu bauen, als ich auf ihre unerſchütterliche Treue.

Ich mußte recht lachen am Morgen. Kaum waren wir aufgeſtanden, als Wunder auch ſchon mit einem Pakte Noten athemlos hereintrat. Schon glaubte er, Thereſe ſey, auf einen Wink von mir, entſchlüpft und ſah mich darüber faſt grimmig an. Denn daß ſie da geweſen und plötzlich aus dem Zimmer gegangen war, davon zeugte der zweyte leere Stuhl am Tiſche und ihre nur erſt halbausgetrunkene noch rauchende Taſſe. Ich machte ihm mit kurzen Worten begreiflich, daß eine junge Frau ſich auch den beſten Freunden ihres Mannes nicht ſo zeige, wie ſie eben erſt aus dem Bette gekommen.

Seiner Geberde nach würde er ihr in dieſem Augenblicke juſt dieſes gar nicht übel genommen haben.

Als ſie endlich erſchien, bekam der bis dahin an ſeinem Stockknopfe Saugende ein ganz anderes Geſicht und eine Lebendigkeit, vor der mir hätte ſchaudern können, wenn ich die mindeſte Urſache zur Eiferſucht gehabt.

Mir aber ſchien er doch erſt dann wieder gut zu werden, als ich das Zimmer verließ.

Ich hatte außer dem Hauſe zu thun. Bey meiner Heimkehr nach zwey Stunden, war er immer noch da. Ich fragte, ob er unſer Gaſt ſeyn wolle? — Warum das nicht? antwortete er.

Ein läſtigerer Gaſt war ſchwerlich zu denken. Worte hatte er nun ſchon gar keine, er hatte lauter Blicke und auch dieſe nicht für mich, ſondern einzig für meine Frau.

Ich war herzlich froh, als es zum Nachtiſche kam und ich der verwünſchten Langenweile mich durch Fortgehen entziehen konnte.

16.

Meine drey Freunde, die ich einen nach dem andern aufſuchte, um ihnen die mir bevorſtehende Noth zu klagen, riethen mir insgeſammt, die Sache höchſtens einen Tag noch mit anzuſehen. Leider mußte ich ihnen dagegen den Umſtand zurückrufen, daß ich, ſolch ein gar tolles Benehmen freylich von Wundern nicht erwartend, ihm ſchon in der Neujahrsnacht im Voraus meine Erlaubniß zum Cicisbeat gegeben hatte.

Von nichts ſo feſt überzeugt, als daß ich Wundern noch in meinem Hauſe antreffen würde, wie ich Abends dahin zurückkehrte, ja ſchon darauf gefaßt, daß er vielleicht gar ein Nachtquartier darin beabſichtige, erſtaunte ich nicht wenig, Thereſen allein zu finden.

Sie kam mir verſtimmt vor. Ich äußerte das und hörte, daß Wunders Abſichten ihr verdächtig geſchienen und ſie ihn fortgeſchickt hätte. Ich erkundigte mich näher. Da ihrem ganzen Verdachte nichts weiter zum Grunde lag, als die Fortdauer der Zudringlichkeit mit Mienen und Blicken, von der ich ſelbſt früher Zeuge geweſen und noch nicht einmal eine eigentliche Liebeserklärung von ſeiner Seite vorgefallen war, ſo ſchien mir das Fortſchicken doch ein zu harter Schritt. Wunder konnte glauben, daß ich darum wiſſe und ſonach offenbar gegen die Traktaten in der Neujahrsnacht gehandelt habe. Ich ſagte nunmehr von dieſen Thereſen ſelbſt und ob ich ſchon nicht verheelte, daß ſein ſtetes Dableiben mich verdroſſen, ſo geſtand ich ihr doch auch, wie empfindlich mir es ſey, wenn er mich im Verdacht der Eiferſucht haben ſollte, welche mir nicht in den Sinn komme.

17.

Ganz unruhig darüber, daß Wunder am folgenden Tage völlig ausblieb, fürchtete ich, es ſey ihm eine offenbare Beleidigung von Thereſen wiederfahren. Ich ließ ſie das merken.

Am dritten Nachmittage trieb mich's in ſeine Wohnung. Ein Vorlegeſchloß verkündete ſeine Abweſenheit. Der Hausmann ſagte, daß er verreiſt ſey. Wohin, wußte Niemand. Tauſend Sorgen über das Schickſal meines alten Freundes durchkreuzten mir Kopf und Herz. Auch entſchlüpfte mir zu Hauſe wohl zuweilen ein leiſer Vorwurf gegen Thereſen. Der exaltirte Mann konnte gar einen verzweifelten Entſchluß gefaßt haben! —

Um ſo herzlicher war meine Umarmung, als ich ihn einmal Abends wieder bey meiner Frau ſitzen fand. Ich beſtürmte ihn mit Fragen, wo er geweſen. Ueberall und nirgend! war ſeine ſeltſame Antwort.

18.

In den folgenden Tagen ergab ſich's deutlich, daß er ein ganz anderer Menſch geworden war. Meine Frau ſchien, meiner Wünſche eingedenk, den Zurückgekehrten wieder gut gemacht zu haben. Er kam täglich ein Paarmal in unſer Haus. Dabey durfte ich mich nicht mehr beſchweren, daß er mir zur Laſt falle. Denn kaum langte ich an, ſo nahm er ſeinen Hut und ging.

Meiner guten Frau ſchien er ebenfalls gar nicht mehr läſtig zu fallen. Wenn ſie von ihm ſprach, nannte ſie ihn gewöhnlich unſern lieben Wunder, auch wohl ihren getreuen Cicisbeo.

Wirklich ſpielte er dieſe Rolle mit einer Treue und Liebe, die, wenigſtens ihr, nichts zu wünſchen übrig ließ. Abends beym Nachhauſekommen aus der Tabagie konnte ich ſicher rechnen, ihn bey ihr zu finden, entweder im Vorleſen, oder im Klavierſpielen, oder im Singen, oder im Sprechen, oder auch wohl in gar nichts begriffen.

Das Leztere verſtimmte mich allezeit am meiſten. Uebrigens hörte ich auch nicht die mindeſte Klage mehr von meiner Frau über ihren Verehrer. Meine Vorwürfe, daß ſie ihn fortgeſchickt, hatten offenbar herrliche Frucht getragen. Sie erinnerte auch einmal in ſeinem Beyſeyn, daß ich mir die Unart, mich hinter den Ohren zu kratzen, neuerdings außerordentlich angewöhne und dieſerhalb auf meiner Hut ſeyn müſſe. Faſt wäre ich herausgeplazt über das Kapitel der Unarten. Aber dasmal hielt ich mich noch.

(Der Beſchluß folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

So ganz ohne Zucht und Ordnung, wie du wähnſt, ſind denn doch die Kinder, zuförderſt die Knaben, hier zu Lande nicht. Seit 1820 ſind faſt ganz ohne Zuthun der Regierung, eine große Menge von Schulen errichtet worden. — „Gar gewaltig viel mag da weder gelernt noch gelehrt werden," wirſt du ſagen. Ich ſag' es auch; aber es wird doch Etwas gethan, es wird Leſen, Schreiben und hin und wider Rechnen gelernt. In Madrid, Cordova, Sevilla, Cadix, Malaga, Granada, ſogar in den kleinen Städten von La Mancha, ſiehſt du über mancher Thür mit goldnen Buchſtaben: escuela gratuita de nimos instruccion de primas letras. Und zuweilen den drohenden Artikel der Konſtitution! „jeder Spanier, der bis zum Jahr 1830 (oder früher — die Jahrzahl iſt mir nicht gegenwärtig) nicht Leſen und ſeinen Namen zu ſchreiben gelernt hat, verliert das Wahlrecht." Auch ſollen die Knaben eine wahre Wuth haben, das Leſen zu lernen und in die Schule zu gehen. Allein nicht nur Unterricht, ſondern auch einige Erziehung gibt man dem kleinen Nachwuchs, denn etwas anders kann durch die vielen kleinen Horden von Knäbchen, die ich allenthalben von einem ehrbaren Präzeptor in Reih und Glied ſpazieren treiben ſah, nicht gemeint ſeyn. Und die Männchen ſahen alle recht ſchmuck und munter aus. In Cordova trieb ſo ein Mentor ſeine Telemache ganz wie eine Heerde Zicklein in den Straßen, anfangs trat er mit zwey, dreyen auf, dann kam aus dieſem und jenem Hauſe ein Knabe und ſchloß ſich ihm an — ich ſah ſie am Fenſter auf ihn lauern — und ſo ward die Heerde immer größer, bis ſie zum Thor hinausrückte. Was ich aber in Cordova nicht ſuchte, iſt ein ſehr gutes Inſtitut (das gehört nun ganz ſpeziell in mein Departement; ich kann davon ſprechen.) Es iſt von einem ſekulariſirten Geiſtlichen, der in den ſechs Jammerjahren vor der Revolution, ſeinen Theil des allgemeinen Unglücks tut, errichtet worden. Das Lokal iſt ein weitläufiges, helles, luftiges Kloſter mit einem Garten. Im Hof hat der Mann die Stücke des 1814 auf Befehl des Königs zerſchlagnen Konſtitutionsſteins, die er geſammelt und aufbewahret, zum bedeutungsvollen Andenken, einmauern laſſen. Der Zöglinge ſind gegen hundert, allein nur funfzig bis ſechzig wohnen im Hauſe. — Aber dieſe, wie hübſch und reinlich! je zwey Betten in einem Zimmer, weiſſe Wäſche, weiſſe Wände. — Der Mittagtiſch war eben aufgetragen, ſo glänzend von Reinlichkeit, daß Mama Fellenberg ſelbſt ihre Freude daran gehabt hätte, und mir das Waſſer im Munde zuſammenlief. Die Knaben von ſechs bis ſechzehn Jahren waren eben ſo reinlich gekleidet, höflich gegen die Fremden, und höchſt ehrerbietig gegen den würdigen Direktor. Der Unterricht beſteht in Leſen, Schreiben, Rechnen, Mathematik, Geographie, etwas Geſchichte — kurz, was man hier zu Lande Philoſophie nennt — und hauptſächlich Zeichnen, was überhaupt, wunderlich genug, in Spanien zu einem Hauptzweig des Unterrichts gemacht wird. Das Zeichnen-Zimmer iſt in dieſem Inſtitute ganz glänzend! mit vortrefflichen Modellen nach Antiken u. ſ. w. verſehen, und einige der Schüler zeichneten wirklich ſehr gut. Die Lehrer unterrichten umſonſt, aus Freundſchaft gegen den Direktor, oder um der Sache willen. Jeden Morgen wird eine Stunde dazu benuzt, den ältern Schülern die Konſtitution zu erklären und den Abend müſſen ſie, jeder einzeln, das Erklärte wiederholen; dabey wird das Gebet und Meſſe hören, ſo wie es ſich ziemt, ſehr regelmäßig beobachtet. Zum Spielen ſind eigne Plätze, und zu dieſen, wie zum Spazierengehen, die Stunden beſtimmt. Neben dem Zimmer des Direktors befindet ſich ein zierlich eingerichtetes Gemach, die Beſuchenden aufzunehmen — ja alles, was die Zöglinge umgibt, iſt freundlich und reinlich. Beſonders fand ich es ſehr löblich, überall ſchöne Kupferſtiche, hiſtoriſche, Heiligen-Geſchichten, und Bildniſſe großer Männer aufzuhängen. — Freylich, mit ein paar Dutzend ſolcher Anſtalten könnte es in funfzehn Jahren ganz anders hier zu Lande ausſehen! — Kaum brauche ich hinzuzuſetzen, daß die ganze Anſtalt ein Privat-Unternehmen iſt, und die Penſion noch dazu ſehr billig.

Dieſe Bemühungen um Erziehung und Unterricht hindern freylich nicht, daß überall auf den Straßen wirkliche „Gaſſenjungen" herumlaufen, und dieſe von der ſchlimmſten Art. Da ſiehſt du Knaben von zehn bis zwölf Jahren, die ſich mit hölzernen Meſſern recht eigentlich exerzieren, und ſehr ernſthaft mit Schiedsrichtern und Zeugen ſtreiten, si la punalada era bien dada o no. Jezt, wo die Zeit der Stiergefechte endlich recht losgeht, ſah ich ſie auch hacer al toro: der eine bindet ſich ein Bret vor den Kopf mit ein paar Stierhörnern, die andern machen die picadores und was dahin gehört; alles mit dem größten Eifer. In Cordova ſind auch ſchon einige Schulen nach der Lancaſterſchen Methode eingerichtet, die guten Fortgang haben. Zur Beſchäftigung und Erziehung eigentlicher Vagabunden, Bettler und Armer, iſt ein weitläufiges Kloſter vor der Stadt eingerichtet, wo jezt ſchon über 500 Arme Nahrung, Obdach und Arbeit finden. Männer, Weiber und Kinder, in beſonderm, getrennten Aufenthalt. Sie werden beſonders mit Wollenarbeiten beſchäftigt. Das Gebäude iſt geſund und wird ziemlich reinlich gehalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Traum.

Hr. Thornton, von Fulham (bey London), träumte eines Nachts, er ſähe ſeinen Hausgärtner im Begriff, ſeine Köchin zu ermorden. Er erwachte, ſuchte aber ſich die Erſcheinung aus dem Sinne zu ſchlagen und wieder einzuſchlafen. Kaum aber hatten ſich ſeine Augen geſchloſſen, als ſich ihm daſſelbe ſchauderhafte Gemälde aufs Neue darſtellte. Erſchreckt durch die auſſerordentliche, deutliche und wiederholte Warnung, ſtand er ſchnell auf, nahm ſein Nachtlicht in die Hand, verließ ſein Zimmer und ging die Treppe hinab, in der Abſicht, ſich an die Stelle zu begeben, wo ſich, ſeinem Traume nach, die That ereignen ſollte. Es war ungefähr vier Uhr. Der Morgen war klar und kalt, und der Mond ſchien helle. Man denke ſich ſein Erſtaunen, als er, auf ſeinem nächſten Wege nach dem Garten, die Küche betrat, und die Köchin da fand in einem weiſſen Anzug und im Begriff, ihren Hut und Mantel anzulegen, als bereite ſie ſich für eine Reiſe. Als er ſie fragte, was ſie zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde und in einem ſolchen Anzuge hier thue, bekannte ſie ihm, daß ſie im Begriff ſtehe, den Gärtner zu heyrathen, daß ſie in dieſer Abſicht nach einem nahen Dorfe fahren wollten, und daß Markus ſie am Ende des Gartens mit einem Pferd und Karren erwarte, um ſie zur Kirche zu fahren. Hr. Thornton ſagte hierauf, er könne natürlich gegen ihre Heyrath nichts einzuwenden haben, obgleich er ihr das heimliche Verfahren dabey verwies, und befahl ihr, ein Paar Minuten lang zu warten, bis er wieder käme, weil er erſt mit Markus ſprechen wolle. Er eilte jezt ſogleich in den Garten, denn er bezweifelte ſehr die gute Abſicht des Liebhabers, und das Zuſammentreffen ſeines Traumes und die Vorbereitungen, die er machen ſah, fielen ihm nicht wenig auf. Zuerſt begab er ſich ans Ende des Gartens an die ihm von der Magd bezeichnete Stelle, wo Markus ihrer warten ſollte. Alles war ſtille — hier war kein Markus, kein Pferd, kein Karren. Er ging alſo nach der Stelle, die ihm der Traum angezeigt hatte. Hier ſah er einen ſehr verdächtigen Auftritt. Hr. Thornton erblickte einen Mann, der ihm den Rücken zukehrte, und mit unermüdeter, emſiger Hand in einer Grube arbeitete. So wie er in der Grube ſtand, ſchien ſie ungefähr viertehalb Fuß tief, ungefähr eben ſo breit und an ſechs Fuß lang zu ſeyn; ſie hatte alle Zeichen eines Grabes. Hr. Thornton näherte ſich leiſe und ergriff plötzlich den Mann mit ſtarker Hand bey der Schulter. — Markus wandte ſich um, erblickte ſchaudernd ſeinen Herrn und ſank ohnmächtig darnieder.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Juli.

Große Noth in dieſem heißen Sommer! Das Korn iſt zu wohlfeil und das Eis zu theuer. Was ſoll aus den Leuten werden, wenn die Kornſpeicher voll ſtecken und die Eiskeller leer ſtehen? Es gibt mehrere Gewerbe hier, denen die Witterung einen Strich durch die Rechnung gemacht hat, und welche daher gegen die Wolken murren. Nach zwey fruchtbaren Jahren wird doch wohl ein unfruchtbares kommen, ſagten die Pächter im vorigen Frühjahr; allein ſieh da, es erſcheint eine nicht minder reichliche Ernte, und die Pächter grämen ſich über den Ueberfluß. Einen ſo milden Winter, als den vorigen, hatte man um ſo weniger erwartet, da zwey Winter nach einander die Seine zugefroren war; dießmal glaubte man bey der erſten Kälte, es werde wieder ſo kommen. Allein es kam nicht, und die Eishändler hatten nicht genug eingeſammelt, um lange auszureichen. Und dazu kam in den Monaten Mai und Juni eine Hitze, zu deren Abkühlung ganze Eisberge von nöthen geweſen wären. Bey einer ſolchen Hitze ſind die Pariſer wirklich übel daran. Die breiten Gaſſen und die öffentlichen Plätze gewähren gar keinen Schatten; auch rund um Paris iſt meiſtens nur offenes Feld; wären die dunkeln, ſchattigen Spaziergänge im Tuilerien-Garten und die Elyſeiſchen Gefilde nicht, ſo würde die ſchöne Welt verlegen ſeyn, wie ſie ſich verſammeln ſollte. Allein dieſe beyden Zufluchtsörter helfen ihr aus der Noth; daher ſie auch am Abende der geſammten nach Kühlung ſich ſehnenden und in eleganter Sommerkleidung ſich zeigenden ſchönen Welt zur Vereinigung dienen. Es iſt dadurch ein ſeit langer Zeit vernachläſſigter Artikel, der Fächer nämlich, wieder in Gunſt gekommen, und da in Paris kein Gegenſtand in Aufnahme kommen kann, ohne zugleich vervollkommnet zu werden, ſo haben ſich auch ſpekulative Köpfe mit der Vervollkommnung der Fächer, nebſt der Erfindung kühlender Getränke, abgegeben, und das Mode-Journal rühmt ſchon ſehr die chineſiſchen durchſcheinigen Fächer, welche den Beſitzerinnen den übergroßen Vortheil gewähren ſollen, daß ſie hindurch ſehen können, ohne geſehen zu werden; jedoch wäre es möglich, daß nicht alle Schönen dieſen Vortheil ſo hoch ſchätzten, als das Mode-Journal, da es einigen unter ihnen eben ſo angenehm iſt, geſehen zu werden, als zu ſehen. Auch hat dieſe anhaltende Hitze den Abſatz eines neuen Artikels befördert, an welchem ſich die Erfindſamkeit der Pariſer Fabrikanten wieder deutlich bewährt hat, ich meine die leichten Strohhüte für Männer. Vor zwey Jahren war dieſe Tracht noch etwas Seltenes; im vorigen Jahre war ſie ſchon allgemein geworden, ohne ſich jedoch von dem urſprünglichen, aus England gekommenen, Muſter zu entfernen. Allein in dieſem Jahre hat ſich der franzöſiſche Verbeſſerungsgeiſt darüber hergemacht, und man ſieht nunmehr leichte Hüte von allerley Materien und von den mannigfaltigſten Farben und Nüancen; es gibt Hüte von Stroh, von Holzſpänen, von Kork; das Stroh iſt auf das Verſchiedenſte geflochten und gefärbt, kurz aus dem engliſchen Artikel iſt ein franzöſiſcher geworden, der wahrſcheinlich durch ſein gefälliges Aeußere dem ſchlichten fremden Muſter den Rang ablaufen wird, zumal da für den Luxus, ſo wie für den einfachen Bedarf, geſorgt iſt, und alle Stände die neue Mode befolgen können, bey Beybehaltung der angemeſſenen Abſtufungen. Bisher hatte das Hutmacher-Gewerbe blos mit Veränderungen der Geſtalten zu thun gehabt, nicht aber mit Veränderungen des innern Gehaltes; die neue Mode bringt alſo in dieſem Gewerbe eine Art von Umwälzung hervor, und trägt daſſelbe zum Theil vom männlichen Geſchlechte zum weiblichen über, wenigſtens für den Sommer, da die leichten Hüte meiſtens von Weiberhänden verfertigt werden. Daß der Luxus auch ſchon für die andächtigen, jetzt zahlreicher werdenden Leute geſorgt hat, habe ich bereits im Januar bey der Ueberſicht der Giroux'ſchen Ausſtellung der Neujahrs-Geſchenke bemerkt, wo bewußtermaßen unter den neuerfundenen Artikeln auch elegante Weihwaſſerkeſſelchen vorkamen; ſeitdem hat man angefangen, ſchöne goldne oder demantne Kreuze mit einer Lorgnette mitten drinnen zu verfertigen. Sollten noch andere dergleichen Erfindungen ans Tageslicht kommen, ſo werde ich nicht ermangeln, ſie ins Morgenblatt einzuregiſtriren. Auch die königliche große oder weiland große Teppich-Fabrik der ſogenannten Gobelins ſcheint jetzt ihre Kunſt auf Gegenſtände der Andacht zu richten. Anſtatt der großen hiſtoriſchen Tapeten-Gemälde, wie ſie unter dem prachtliebenden und verſchwenderiſchen Ludwig XIV. verfertigt wurden, anſtatt der Schlachtſtücke, wie Bonaparte einige verfertigen ließ, wiewol in geringer Anzahl, hatte ſie bey der dießjährigen Ausſtellung ihrer Tapeten am Frohnleichnams-Feſte nichts Neues aufzuweiſen, als — eine Kirchenfahne und ein Antepennium oder Altarblatt; darauf ſcheint ſich die ganze Arbeit dieſer koſtſpieligen Anſtalt ſeit länger als einem Jahre beſchränkt zu haben. Ueberhaupt muß dieſe Fabrik dem Staate mehr zur Laſt fallen, als ſie ihm nützlich iſt. Um große Tapetenſtücke liefern zu können, müßte ſie einige hundert Arbeiter, Künſtler u. ſ. w. beſchäftigen und beſolden, ohne eine Ausſicht, dieſe Stücke irgendwo anzubringen, es ſey denn als Geſchenke an Höfe oder an begünſtigte Perſonen, das heißt ſie fortzugeben. Solch eine Freygebigkeit läßt ſich aber in einem Staate, wo die öffentlichen Ausgaben von den Volksvertretern nachgerechnet werden, nicht füglich, oder wenigſtens nicht oft ausüben; auch hat dieſelbe einen mindern Werth, ſeitdem anderswo ähnliche Anſtalten angelegt worden ſind. Es wird daher an der Gobelins-Fabrik jetzt wenig gethan, und die Privat-Anſtalten, worin Teppiche verfertigt werden, ſind zehnmal thätiger, als die königliche, weil ſie Fußteppiche liefern, die königliche aber blos Wandteppiche, die ein bloßer Luxus-Artikel ſind. An dem Frohnleichnamstage, an welchem die Gobelins-Fabrik in ihren Sälen, ihrer Kapelle und ihrem geräumigen Hofe ihren ganzen Vorrath von Tapeten zur Schau ſtellt, hat ſie daher auch immer nur dieſelben Stücke vorzuweiſen, freylich gibt es deren eine ſolche Menge und ſo vortreffliche, daß dieſe Ausſtellung ſehr viele Unterhaltung gewährt; man ſieht da die Le Brun'ſchen Schlachten Alexanders; ſehr wohl gerathene Nachbildungen einiger Pouſſin'ſchen Gemälde; viele hiſtoriſche, mythologiſche und Legendenſtücke, und dazwiſchen Ludwig XIV., wie er ſich anſchickt, mit ſeinem Heere über den Rhein zu ſetzen, eine Heldenthat, die der ſchmeichelnde Boileau in einer Ode beſungen hat, von der aber ein Franzoſe bemerkt hat, daß Boileau a chanté comment le roi n'a pas passé le Rhin; wie auch einige ſeiner Hoffeſte, wobey die Tapeten allen Schmuck der Hofdamen ſo getreu und lebendig darſtellen, daß ſie ein Gemälde nicht genauer darſtellen könnte. Sogar die wachthabenden dicken Schweizerkorporäle, mit langen Zöpfen und ſteifer Haltung, ſind auf dieſen getreuen Abbildungen nicht vergeſſen worden; gewiß nahmen ſich dieſe Truppen zur Zeit Ludwigs XIV. ſo aus; jetzt aber ſind unter den Schweizern die dicken Bäuche, die Zöpfe und die Steifheit ganz verſchwunden, und ein Theil der franzöſiſchen Nation wünſcht ſehnlich, daß die Schweizer ſelbſt aus den Paläſten verſchwinden möchten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 61.

Nro. 182.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Juli 1822.

> Und die Sehnſucht, die zum Leben weckte,
> Wendet unbefriedigt ſich ans Grab.

Entſagung.

Dem Erdenglücke will ich gern entſagen.
Begünſtigt auch von ſeinem flücht'gen Kuß
Zwingt ſeine Flucht dich bald zu bittern Klagen.
Denn mit dem Augenblick flieht der Genuß,
Das Leben doch gehört nur künft'gen Tagen,
Sie laufen ab nach himmliſchem Beſchluß.
Je mehr du liebſt die Güter dieſer Erde,
Je mehr fühlſt du der Zeitlichkeit Beſchwerde.

Der Anblick der Natur entzückt das Auge,
Und es erwacht empfindungsvoll mein Sinn
An ihrer Bruſt, an der ich Wonne ſauge;
Doch bald entblättert fällt die Roſe hin,
Und wie zum Leben ſelbſt Zerſtörung tauge,
Iſt für die wunde Seele kein Gewinn,
Wie Schönheit, Macht und Reichthum ſchnell verſchwinden,
Magſt du an dir, an deinen Freunden finden.

Und Trauer ſcheint an Trauer ſich zu reihen,
Wenn thöricht man ſein Glück nach Außen ſucht;
Nur wer der Zukunft muthig weiß zu weihen,
Der erntet einſt noch ſeines Hoffens Frucht.
Des Glückes Glorie ihm zu verleiden,
Zeigt ihm die Ewigkeit die ſichre Bucht.
Entſagung muß zur Freyheit uns erheben,
Denn nur die Freyheit iſt der Seele Leben.

Und wie! die Theuren, die ich zärtlich liebe,
Die mich umſchlungen mit der Liebe Band,
Das ſtets veredelt unſres Herzens Triebe,
Auch ſie entreißt des Schickſals rauhe Hand!
Daß ungetrübt nur dieſe Wonne bliebe,
Nur dieſe Luſt bis an des Grabes Rand! —
Und forderſt du auch hier, auch hier Entſagung?
O reiche, daß ich dann nicht ſchwanke, Labung.

Allmächtiger! Beruhigung gewähre,
Wird meine Kraft von dem Geſchick beſiegt. —
Doch nicht Entſagung fordert deine Lehre —
Ergebung nur in das, was du verfügt.
Und wenn der bittern Trennung ganze Schwere
In deiner Weisheit einſt beſchloſſen liegt,
So rufe mich aus dieſem ſchönen Leben
Und Jene wolle deine Huld umſchweben.

Der Cicisbeo.

(Beſchluß.)

19.

Eines Nachmittags, als ich mich etwas lange in der öffentlichen Bibliothek verweilt hatte, hörte ich bey der Heimkehr, meine Frau ſey ſpazieren gegangen.

Ganz allein? fragte ich.

Ja — hieß es — nämlich mit dem Herrn Muſikdirektor.

Mehr noch als die auffallende Sache ſelbſt, frappirte mich dieſes Ja und dieſes Nämlich. Meine Frau und der Herr Muſikdirektor ſchienen den Leuten für ein Paar ganz unzertrennliche Perſonen zu gelten. Das regte mir die Galle auf. Indeß bezwang ich mich doch bald wenigſtens ſo weit, um als Grund zu dem Unwillen, den ich den Heimkehrenden bezeigen wollte, den Spaziergang ſelbſt und dasjenige nur anzugeben, was andere Leute ſich davon vorſtellen müßten. —

Mein finſtrer Sinn kontraſtirte nicht wenig mit dem an Ausgelaſſenheit gränzenden Frohſinne des erſt beym Beginne der Dämmerung eintretenden Paares.

Was fehlt dir denn, lieber Mann? fragte Thereſe und ich expektorirte mich auf Einmal, wider meinen Willen, ſo heftig, daß Wunder, beyde Arme in die Seite ſtemmend, vor mich hintrat und wiſſen wollte, was ich denn eigentlich von dem Cicisbeo meiner Frau verlange?

Nichts verlange ich von ihm; gar nichts! antwortete ich haſtig, während er nach einem meiner Bücherſchränke lief, einen Band des Converſationslexikons daraus holte, blätterte und las:

„Cicisbeo iſt in Italien der erklärte Führer, Begleiter, und Geſellſchafter einer verheiratheten Dame. Der gute Ton in den höhern Ständen Italiens will, daß der Ehemann, von dem Tage der Hochzeit an, nur in ſeinem Hauſe mit ſeiner Frau umgehe; in Geſellſchaften, zu öffentlichen Luſtbarkeiten, begleitet ſie der Cicisbeo, der ſeiner Gebieterin bereits bey der Toilette aufwartet, um ſich die Befehle für den heutigen Tag von ihr geben zu laſſen.“

Du ſiehſt Brüderchen, fügte er lachend hinzu, daß grade das Leben außer dem Hauſe mit deiner Frau meine Funktion als ihr Cicisbeo hauptſächlich iſt.

Mein Zorn entgegnete, daß ich überhaupt gar keinen Cicisbeo verlange.

Er berief ſich hier wieder auf meine Erklärung hierüber in der lezten Neujahrsnacht.

Ich bin damals ein Narr geweſen! ſprach ich und äuſſerte gradezu gegen meine Frau, ſie möchte zwiſchen mir und Wundern entſcheiden.

Meine Wahl iſt getroffen! verſezte ſie.

Ich erſchrack über den Ernſt des Worts, mit dem ſie ſich meinem Nebenbuhler näherte.

Wie ich nun ſo das ganze Gebäude des mir an ihrer Hand geträumten Glückes auf Einmal zuſammenſtürzen zu ſehen und mich völlig in ihr geirrt zu haben glaubte, da rief ich tieferſchüttert: Thereſe!

Und kaum wußte ich, wie mir geſchah, und was ich denken ſollte, als ſie jezt auf mich zueilte, mich herzlich in ihre Arme ſchloß und ſprach: Für immer dein, und nur dein!

Wunder war nicht mehr im Zimmer, als ich, Thereſe aus meinen Armen entlaſſend, mich nach ihm umſah.

Jezt erſt — ſprach Thereſe — iſt es mir klar geworden, daß du mich wahrhaft liebſt! —

20.

Ich rieb mir die Augen, grade ſo wie am hellen Morgen des Neujahrstags. Denn grade wie damals, wußte ich jezt wieder nicht, ob das Vorgefallene kein bloßer Traum geweſen ſey.

Rufe dir — ſo erläuterte Thereſe nunmehr meine Hand ergreifend, die Sache — rufe dir die Tage zurück, wo mein Fortſchicken Wunders dich ſo ſehr verſtimmte. Er hatte mir von dem Cicisbeat geſagt, welches du ihm im Voraus bey deiner künftigen Frau zugeſtanden. Dabey trieb er bereits ſeine Offenheit gegen mich ſo weit, mir einzugeſtehen, daß ihm dergleichen nicht einmal genüge. Auf mein ernſtes Befremden über ihn äußerte er, ich möchte es ihm nur zu gut halten; er wolle ja darauf nichts gründen, als die Bitte, ihm, wo möglich, eine Frau zuzuweiſen, die mir, wenigſtens im Innern, ähnlich ſey.

Aus all ſeinem Reden und Benehmen konnte ich auf die Trefflichkeit des Mannes, bey mancher ſeltſamen Eigenſchaft, ſchließen; daher ließ ich unter anderm auch ein Wort von meiner Schweſter fallen.

Mit großer Theilnahme fragte er mich über dieſe aus und trat noch am nämlichen Abende ſeine Reiſe in unſere Vaterſtadt an.

Ich hatte ihn alſo — fügte ſie lächelnd hinzu — in einem weit mildern Sinne fortgeſchickt. Drauf fuhr ſie fort: Als er aus unſerer Heimat zurückkehrte, brachte er mir die Nachricht mit, daß alles zwiſchen meinem Vater, der Schweſter und ihm, bereits in Richtigkeit gekommen ſey. Um ſo eher durfte ich ihm wohl nun die Bitte vorlegen, die Rolle eines Cicisbeo wirklich bey mir zu ſpielen.

Und warum, mein Kind? fragte ich mit einem zärtlichen Handkuſſe.

Warum? Meineſt du, daß eine deutſche Frau, welche ihren Gatten liebt, eine Duldſamkeit, wie die deinige zu ſeyn ſchien, erträglich finden könne? Nimmermehr! Deine Aufnahme meiner Aeußerung, daß Wunder unziemlicher Reden halber fortgeſchickt worden, war mir allzuempfindlich. Die liebende Gattin kann unmöglich, auch dem älteſten, beſten Freunde ihres Gatten in des leztern Herzen den erſten Platz einräumen. Gleichwohl ſchien es ganz, als ob ich mich mit dem zweyten begnügen ſollte. Ich wünſchte mich daher zu überzeugen, ob du in der That ſo gleichgültig gegen mich ſeyſt, als ich es fürchten mußte. Um ſo inniger freue ich mich nunmehr des Gegentheils.

Wie hätte ich nicht ebenfalls hocherfreut ſeyn ſollen!

Ein Einziges beunruhigte mich noch ſehr und das war der Verdacht, daß Wunder, von der Liebe verleitet, ſich unbedachtſam in die Sorgen eines neuen Hauswesens geſtürzt habe, das er nicht werde beſtreiten können. Denn meine Schwägerin beſaß kein Vermögen und ſeine Einnahme reichte durchaus nicht hin für die mancherley Nothwendigkeiten der Ehe in ſeinen übrigen Verhältniſſen.

Bald aber trat er ſelbſt wieder, und zwar in Geſellſchaft unſerer andern drey Freunde herein und gab uns nach einer herzlichen Umarmung Auskunft.

Mit dem eingeholten Jaworte von meiner Schwägerin und deren Vater war auf Einmal ein ganz anderer Geiſt über Wundern gekommen. Was ihm zuvor äußerſt ſchwer geworden, der Gang in die Häuſer der Großen, dünkte ihn nunmehr ein wahres Kinderſpiel. Die Hoffnung auf den Beſitz der Geliebten half ihm bey dem abſchreckenden Geſichte mancher Portiers vorüber die breiten Treppen hinauf und verſüßte ihm die bittre Langeweile in den Vorzimmern. Sie gab ihm ſogar in den Audienzen ſelbſt eine Wohlredenheit und Geſchmeidigkeit, welche ihres Zweckes nicht verfehlte. Mit Einem Worte, die Kapellmeiſterſtelle, worauf er ſo lange gehofft und die er vermuthlich einzig darum nicht bekommen, weil er ſie ſeit dem vor Jahren ſchon erfolgten Tode ſeines Vorgängers unentgeldlich verſehen und ſich nicht förmlich darum beworben hatte, war nunmehr auf Einmal ſein.

Wir verlebten einen köſtlichen Abend. Beſonders frohlockte Wunder auch darüber, daß ſeine Braut vor meiner Thereſe das blonde Haar voraus habe, was er nun einmal für einen beſondern Vorzug halte.

Die drey andern Freunde von ſeiner und meiner gemeinſchaftlichen Freude gehoben, gelobten die baldigſte Nachfolge in den Eheſtand, und ich bin überzeugt, daß es am nächſten Neujahrsvorabende keines Looſens für das künftige Jahr bedürfen wird.

Uebrigens, Freunde — ſprach Wunder — ohne Cicisbeat! Wir drey, meine Frau Schwägerin, Cajus und ich ſelber, wir wiſſen nunmehr zur Gnüge, daß dieſes ausländiſche Produkt mit der Liebe im deutſchen Herzen ganz unvereinbar iſt! —

Die Kanal-Verbindungen in den Vereinten Nordamerikaniſchen Freyſtaaten.

Die Vereinten Staaten von Amerika waren anfänglich das Küſtenland eines ausgedehnten mit Urwald beſezten Continents. Nunmehr, nachdem ihre Niederlaſſungen bis an den Miſſiſſipi vorgedrungen ſind, bilden ſie ein weitläufiges Reich, faſt ſo breit als lang, und das vorzugsweiſe ackerbauend iſt. Es ſind aber die Verbindungen vom Oſten und Weſten dieſes Reiches zu einander ſehr ſchwierig; beyde Abtheilungen werden durch jene Kette der Alleghani-Berge getrennt, welche alle Schiffahrt zwiſchen den zum Ozean und den zum Miſſiſſipi abfließenden Gewäſſern hindert. Die Verhältniſſe, die zwiſchen beyden Hälften eines ſo großen Landes nothwendig beſtehen müſſen, haben nun zwar auf dem Landweg eine lebhafte Verbindung zwiſchen Philadelphia am Ozean und Pittsburgh am Ohio, da wo dieſer Strom bequem ſchiffbar zu werden anfängt, zu Stande gebracht; um ſich aber einen Begriff von der Schwierigkeit dieſes bergigen Landweges zu machen, darf man nur wiſſen, daß, obgleich dieſer Uebergang der kürzeſte iſt, welcher die Oſt- und Weſt-Staaten über Land vereinbaren mag, derſelbe jedoch den Waaren-Transport mit 30 franzöſiſchen Franken auf den Centner belaſtet. Beynahe kein landwirthſchaftliches Erzeugniß kann ſolche Frachten ertragen: darum müſſen denn auch die Produkte der einen Hälfte der Bundesſtaaten ihren Abſatz durch den Miſſiſſipi und Neu-Orleans ſuchen, und eben ſo auch ihre Rückfracht von da nehmen. Durch eine innere Schiffahrt einzig nur kann hier geholfen werden; dieſe wird in Kurzem nun wirklich die beyden Hälften der amerikaniſchen Bundesſtaaten vereinbaren. Die Kette des ſie trennenden Alleghani-Gebirgs erniedrigt ſich und verſchwindet völlig, wo ſie ſich den großen Seen nähert, welche die Gewäſſer des St. Lorenzſtromes ſammeln. Dadurch wird möglich, einen Schiffahrts-Kanal zu graben, welcher vom Hudſonsſtrome in der Nähe von Albany*) ausgehend zum Erie-See hinführt. Ein Kanal von zwey Meilen Länge, der keinerley Schwierigkeiten darbietet, kann hernach den Erie-See durch die Flüſſe Cayahoga und Muskingum mit dem Ohio in Verbindung ſetzen, welcher die große Schlagader der Weſt-Staaten heißen kann. Es iſt die Ausführung dieſes Planes mit ſo viel Thätigkeit und Einſicht betrieben worden, daß eine Unternehmung, deren Vollendung zwölf bis funfzehn Jahre zu erheiſchen ſchien, in weniger als ſechs Jahren zu Stande gebracht ſeyn wird. Ihr weſentlichſter Theil, welcher die Verbindung zwiſchen der Stadt New-York und dem Erie-See gewährt, und der im Jahr 1817 begonnen worden iſt, wird im Jahr 1822 vollendet ſeyn. In einer kürzlich erſchienenen Sammlung von Urkunden des wichtigen und großen Werks (Public Documents relating to the New-York canals. New-York. 1821. 8.) finden ſich die nicht geringen Schwierigkeiten dargeſtellt, welche vorerſt der Genehmigung und nachher der Ausführung im Wege ſtunden. Das wichtigſte der in dieſer Sammlung mitgetheilten Aktenſtücke iſt eine, Namens der Bürgerſchaft von New-York, durch den gegenwärtigen Gouverneur oder das Haupt der vollziehenden Gewalt des Staates von New-York, Hrn. Clinton, verfaßte Denkſchrift. In dieſer eben ſo gründlichen als wohl geſchriebenen Abhandlung werden zunächſt die großen Vortheile und die wohlthätigen Folgen unkoſtbarer Verbindungen zwiſchen allen Theilen eines Landes, und die Vorzüge der flüſſigen Straßen, welche Kanäle heißen, vor allen andern Verbindungswegen, dargeſtellt. Dieſe von den neueſten und richtigſten Anſichten des Staatshaushalts ausgehenden Grundſätze werden alsdann auf die Würdigung der verſchiedenen Theile des obgedachten Unternehmens und auf ſeinen ganzen Zuſammenhang angewandt, und es werden endlich die wichtigen Ergebniſſe aufgezählt, welche davon her für den geſammten Bundesſtaat ſowol, als für den Staat von New-York inſonderheit mit Zuverſicht gehofft werden dürfen. Dieſe vortreffliche Denkſchrift ward im Jahr 1816 geſchrieben, und ſie erwirkte die Ernennung einer Kommiſſion, welche ſo gewiſſenhaft zu Werke ging, daß ſie mit der Bereiſung der hundert und ſechzig Meilen Landes den Anfang machte, über die ſich der Kanal erſtrecken ſollte. Dadurch ſah ſie ſich in Stand geſezt, eine genaue Koſtenberechnung, Meile für Meile, wie des Landes wechſelnde Beſchaffenheit dieſelbe erheiſchte, zu verfertigen; erſt nach ſo gründlichen Einleitungen ward der Entwurf durch den Staat von New-York genehmigt und in Vollziehung geſezt. Wer von Anfang mit ſo viel Vorſicht zu Werke geht und die begonnene Arbeit alsdann mit beharrlichem Eifer fortſezt, der kann des Erfolges verſichert ſeyn. Der Urkundenſammlung, welche für jeden Staat, der ſich mit Unternehmungen der Binnenſchiffahrt beſchäftigen will, nachahmenswerthe Muſter und Vorbilder enthält, iſt eine ungemein ſchöne topographiſche Charte des Landes, das der Kanal durchläuft, nebſt den Niveaux-Profilen angehängt. Mit hoher Wahrſcheinlichkeit läßt ſich vorausſagen, daß keine drey Jahre verfließen werden, bis ein Dampfboot von New-York kommend, durch den Hudſonsfluß in den Erie-See und von da durch den Ohio und den Miſſiſſipi in Neu-Orleans eintreffen wird.

---

*) Der Hudſonſtrom hat ſeine Mündung in New-York; die Fluth und die großen Schiffe ſteigen bis Albany, funfzig Meilen von ſeinem Ausfluß aufwärts.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Riga, Juni.

Wenn die ſich überall laut ausſprechende Kritik mit dem gegenwärtigen Beſtande der deutſchen Bühne in Deutſchland unzufrieden iſt, und den Standpunkt derſelben zu niedrig findet, weil der Kitzel für flaches Vergnügen die Oberhand hat, ſo darf man ſich wohl nicht wundern, wenn wir im Norden an demſelben Uebel leiden. Wenn das Vaterland der Kunſt, wenn Deutſchland keine National-Bühne aufzuweiſen hat, wenn dort Fürſten und Kunſt-Ephoren ihr Augenmerk nicht auf ſie richten — was ſollen wir hier ohne Muſterbild unternehmen? Auch hier mangelt für ihre Verbeſſerung ein gediegener Mann in ſeinem Fache als Vorſtand, der da verſteht ſein Publikum für das wahrhaft Zweckmäßige der Kunſt empfänglich zu machen. Denn, mit Klingemann's Zungen zu reden, die richtige Anwendung des einzelnen Künſtlers zum Totale, iſt gewiß und wahrhaftig nur die eigentliche Probe des artiſtiſchen Führers; die Seele muß dabey die Seele herauszufühlen verſtehen, und das Hauptſächliche beruht oft auf leiſer künſtleriſcher Ahnung; wer aber bey der Rollenvertheilung ſich an die Nomenklatur der handwerksmäßigen Fachwerke in den bürgerlichen Kontrakten hält, der bleibt ein Stümper ſein Lebelang. Die Kunſt ſinkt, oder — iſt vielmehr ſchon geſunken. Wie dieſes anders, hier anders ſeyn könnte und müßte, damit das Vergnügen zur wahrhaftigen Kunſtanſchauung komme, gehört, wie überall, einer höhern Lehrrede an, als Sache des Volks, und wo dieſe ſchweigt, iſt und bleibt die Sache der Kunſt Sinnenluſt — Dunſt. — In dem Monat Mai wurden uns einige herrliche Kunſtgenüſſe zu Theil, durch die Gaſtſpiele des Hrn. und der Fr. Gebhard vom kaiſerlichen Hoftheater zu Petersburg; wir ſahen ſie in den Hauptrollen des „Tankred" von Roſſini, im „Bild" von Houwald, im „Hamlet," in den „Pagenſtreichen," in der „Schweizerfamilie," in den „Pagen des Herzogs von Vendome," in der „Poſtſtation," nach dem Ruſſiſchen frey bearbeitet von Gebhard, und in der „Albaneſerin." Hr. Gebhard als Enrico, Fr. Gebhard als Leonce. Mit ihnen traten vom Revaler Theater in verſchiedenen Rollen mit Beyfall auf: die HH. Wiedert und Stein. Hr. und Fr. Gebhard rechtfertigten den ihnen vorangegangenen guten Ruf. Fr. Gebhard beſizt eine bezaubernde melodiſche Stimme, und dieſe verſchmelzt ſie ſo innig mit einem ſeelenvollen Vortrage, daß das Sprichwort: Was vom Herzen kommt geht zu Herzen, zur lebendigen Wahrheit bey ihr wird. Einzelne Theile ihres ſchönen Spiels zu zergliedern, den kritiſchen Dramaturgen zu machen, habe ich nicht Zeit; meine Begeiſterung in wenig Worten auszubeuten, meinen Dank zu veröffentlichen dadurch, als einzelne Stimme des gebildeten Publikums, ſey mir nur vergönnt. Bey Gelegenheit ihrer künſtleriſchen Erſcheinung fanden ſich auch mehrere Theaterfreunde aus Mitau hier ein, die verehrten Gäſte zu bewundern. Das Künſtler-Paar iſt dadurch veranlaßt worden, dem Geſuche der Direktion zufolge, in der Johanniszeit (wohin zur Zeit die hieſige Geſellſchaft reiſt) einige Gaſtſpiele, wie es verlautet in „Tankred" und der „Albaneſerin," zu übernehmen. Durch Hr. und Fr. Gebhard nun ſind wir ſo glücklich geweſen, das ſeit lange beſprochene Meiſterwerk deutſcher dramatiſcher Dichtkunſt, Müllners Albaneſerin, zu ſehen und zu bewundern. In des Wechſelſpiels ſchönen Eifer griffen erheiternd die unſern mit ein. Ehrenerwähnung verdienen in dieſer Hinſicht beſonders die Frauen: Fedderſen, Dölle, Schmidt; die Herren Dölle, Barlow, Schwerin. Der wackere Maler M . . . burg folgt nicht nur ſeiner eigenen Eingebung als gebildeter Künſtler, ſondern auch dem Wink mehrerer Kunſtfreunde, die die wackere Fr. Gebhard in ihren Leiſtungen liebgewonnen haben, und hat ſie bereits, wie man verſichert, für einen Kupferſtich in der Rolle Tankreds angefertigt. Von Mitau reiſen heute, Hr. und Fr. Gebhard, nach Petersburg zurück, und unterlaſſen, ihres kurzen Urlaubs wegen, eine weitere Reiſe nach Deutſchland. Nach der Rückkehr der Geſellſchaft von Mitau haben wir auch einen erneuten Kunſtgenuß durch unſern Kühne (v. Lenz, einem gebornen Rigaer) aus Hamburg in mehrern Rollen zu erwarten. In pekuniärer Hinſicht haben ſich heuer die Gäſte hier, der beſchränkten Lage der Theater-Oekonomie wegen, keiner ſonderlichen Ausbeute zu erfreuen. Auch ſpricht man von den Darſtellungen der ehemaligen Direktrice Herbſt-Goßler und ihres Gatten vom Königsberger Theater, und der der Frau Ehlers aus Peſth, der Schweſter des Hrn. Barlow. Mögen ſie alle uns und ſich hier gefallen!

Karl M . . . . r.

Beylage: Monats-Regiſter Juli.

Nro. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 1. Auguſt 1822.

> Haben ſich dir des Todes Thore je aufgethan? Oder haſt du geſehen die Thore der Finſterniß dir öffnen?
>
> Buch Hiob.

Todesbotſchaft.

(Die folgende iſt eine der vielen Geiſtergeſchichten, die man ſich in den engliſchen Geſellſchaften, bald gläubig und bald ungläubig, unter der Bürgſchaft bekannter und angeſehener Namen erzählt.)

Sir John Sherbroke und General Wynyard dienten als junge Männer in demſelben Regimente, welches zu jener Zeit außer Landes ſtand. Beyde waren dem Studium ergeben und brachten einen großen Theil der müßigen Stunden in literariſchen Beſchäftigungen zu, welche die andern Offiziere in unmäßigem Zechen verloren, welches vor etlichen und vierzig Jahren als ein unentbehrlicher Zug im Militärcharakter betrachtet ward. Eines Nachmittags ſaßen beyde in Wynyards Zimmer beyſammen. Es war erſt vier Uhr und vollkommen helle; ſie hatten zu Mittag gegeſſen, aber keiner von ihnen hatte Wein getrunken, und ſie hatten ſich von dem Offizierstiſch entfernt, um in ihrer Morgenbeſchäftigung fortzufahren. Das Zimmer, worin ſie ſich befanden, hatte zwey Thüren, wovon die eine nach der Flur öffnete und die andere in Wynyards Schlafſtube führte. Nur durch jene Flur (oder Gang) konnte man in das Wohnzimmer kommen, und man konnte die Schlafſtube nicht anders verlaſſen als durch daſſelbe Zimmer; ſo daß, wenn irgend jemand in das Schlafzimmer gegangen war, er entweder da bleiben mußte, oder er kehrte auf demſelben Wege zurück. Dieſer Punkt iſt in der Erzählung von Wichtigkeit. Die beyden Offiziere verfolgten ihre Studien, als Sherbroke, deſſen Augen ſich zufällig vom Buche gegen die äußere Thüre wandten, einen hohen Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren, und äußerſt ausgemergeltem Anſehen gewahrte, der neben derſelben ſtand. Erſtaunt über die Gegenwart eines ihm gänzlich fremden Menſchen, wandte er ſich ſogleich an ſeinen Freund, der neben ihm ſaß, und machte ihn auf den Gaſt aufmerkſam, der ſo unvermuthet ihr Leſen unterbrochen hatte. Sobald Wynyards Augen den geheimnißvollen Gaſt erblickten, veränderte ſich ſein Geſicht auf eine auffallende Art. „Ich habe oft gehört,“ erzählte Sherbroke, „ein Menſch ſey todtenblaß geworden, nie aber ſah ich das Geſicht eines Lebenden eine Todtengeſtalt annehmen, als Wynyards in dieſem Augenblick.“ — Während ſie die Geſtalt ſtillſchweigend anblickten, — denn Wynyard, welcher den Grund der Erſcheinung ſogleich ahnete, war ſprachlos geworden, und Sherbroke, der ſeines Freundes Bewegung ſah, fühlte keine Luſt dieſelbe anzureden, — als ſie die Geſtalt alſo ſtillſchweigend anblickten, bewegte ſie ſich langſam ins anſtoßende Zimmer, und warf im Vorübergehen die Augen mit einem Ausdruck von trauriger Liebe auf den jungen Wynyard. Kaum war der Druck dieſer außerordentlichen Gegenwart entfernt, als Wynyard ſeinen Freund beym Arm ergriff und tief Athem holend, als er ſich von der Schwüle, worin tiefes Erſtaunen und ängſtliche Bewegung ihn gehalten, mit kaum hörbarer Stimme murmelte: „großer Gott! Mein Bruder!“ — „Dein Bruder!“ wiederholte Sherbroke, was meinſt du damit, Wynyard? Es muß irgend ein Betrug dahinter ſtecken. Folge mir.“ Hiermit ergriff er ſeinen Freund beym Arme und zog ihn ins Schlafzimmer, welches, wie vorhergeſagt, mit dem Wohnzimmer in Verbindung ſtand, und worin der Fremde augenſcheinlich gegangen war. Es gab, wie wir wiſſen, keinen andern Ausweg aus jenem Zimmer und ſie waren gewiß, daß die Geſtalt nicht durch das Wohnzimmer zurückgekommen war. Man denke ſich alſo das Erſtaunen der jungen Offiziere, als ſie niemand in dem Zimmer fanden. Wynyard war es gleich beym erſten Erſcheinen der Geſtalt eine ausgemachte Sache geweſen, daß ſie der Geiſt ſeines Bruders wäre. Sherbroke aber beharrte noch immer bey der Meinung, daß irgend ein Betrug bey der Sache herrſche. Indeſſen ſchrieben ſie ſich den Tag und die Stunde nieder, wo ſich die Begebenheit ereignet; aber ſie beſchloſſen, die Sache nicht unters Regiment kommen zu laſſen, und nach und nach überredeten ſie ſich einander, daß ihnen von irgend einem Kameraden ein Streich geſpielt worden, obgleich ſie weder auf eine Urſache dazu, noch auf den Urheber denken, oder die Mittel begreifen konnten, wie es ausgeführt worden. Obgleich ſie aber ſich dieſen Selbſtbetrug geſpielt, ſo konnte doch Wynyard ſeine Beſorgniſſe um ſeinen Bruder nicht unterdrücken, deſſen Geiſt er entweder geſehen, oder doch geſehen zu haben glaubte; und das Verlangen, das er nach Briefen von England bezeugte, und die öftern Aeußerungen ſeiner Beſorgniſſe um ſeines Bruders Geſundheit, erregte endlich die Neugierde der übrigen Offiziere und verleiteten ihn zuletzt zur Entdeckung der Begebenheit, die er ſich umſonſt zu verſchweigen vorgenommen hatte. Die Geſchichte von dem ſtillen ungeladenen Gaſte war kaum laut geworden, als das Schickſal von Wynyard's Bruder das allgemeinſte und ängſtlichſte Intereſſe bey den Offizieren des Regiments erregte; es gab wenige darunter, die nicht nach Wynyards Briefen gefragt hätten, ehe ſie nach den eignen fragten, und ſie ſahen dem von England kommenden Paketböten mit größerem Verlangen entgegen, da ſie ihnen nicht allein Nachrichten von ihren Freunden in der Heimat mitbrachten, ſondern auch die Auflöſung des Geheimniſſes mitzubringen verſprachen, das ſich unter ihnen ereignet hatte. Mit den erſten Schiffen ließ ſich nichts darauf Bezug habendes erwarten, da ſie alle England vor dem Erſcheinen des Geiſtes verlaſſen hatten. Endlich kam das längſt erwartete Fahrzeug; alle Offiziere fanden Briefe außer Wynyard. Noch immer alſo war man im Dunkeln. Sie durchſehen die verſchiedenen Zeitungen; ſie enthielten aber keinen Todesfall oder irgend etwas anderes, das auf die Familie Bezug hatte, und die außerordentliche Erſcheinung hätte erklären können. Ein einziger Brief an Sherbroke blieb noch uneröffnet. Die Offiziere hatten ihre Briefe im Speiſezimmer beym Abendeſſen erhalten. Nachdem er das Siegel von ſeinem letzten Packet erbrochen und einen Blick hineingeworfen hatte, winkte er ſeinem Freund und verließ mit ihm die Geſellſchaft. Alles war ſtille. Die Erwartung war nun aufs höchſte geſteigert; die Ungeduld nach Sherbroke's Rückkehr war unbeſchreiblich. Sie zweifelten nicht, daß jener Brief die langerwartete Nachricht gebracht habe. Nach ungefähr einer Stunde ſtellte ſich Sherbroke wieder ein. Keiner erlaubte ſich die Freyheit, ihn um den Inhalt ſeiner Korreſpondenz zu befragen; aber ſie harrten in ſtummer Erwartung, in der Hoffnung, er werde den Gegenſtand ſelbſt berühren. Schmerzhafte Gedanken ſchienen offenbar ſeine Seele zu ängſtigen und zu beklemmen. Er trat ans Feuer, und indem er ſeinen Kopf auf das Geſimſe legte, ſagte er nach einer Pauſe von einigen Augenblicken mit unterdrückter Stimme zu dem zunächſt Stehenden. „Wynyard's Bruder iſt nicht mehr!“ Die erſte Zeile in Sherbroke's Brief war: „lieber John, ſuche deinem Freund Wynyard den Tod ſeines Lieblingsbruders beyzubringen.“ — Er war an dem Tage und in derſelben Stunde verſchieden, wo die Freunde hatten ſeinen Geiſt ſo geheimnißvoll durchs Zimmer ſchreiten ſehen.

Man hätte denken ſollen, daß dieſe Begebenheiten für Sherbroke würden überzeugend geweſen ſeyn; aber ſo groß war ſein Vorurtheil gegen das Daſeyn, ja ſelbſt die Möglichkeit eines übernatürlichen Umgangs mit den Seelen der Todten, daß er noch immer das Zeugniß ſeiner Sinne, ſo ſehr auch der Erfolg daſſelbe bekräftigte, bezweifelte. Als er einige Jahre nachher, nach ſeiner Rückkehr nach England mit zwey Herrn durch Picadilly ging, erblickte er auf der entgegengeſezten Seite einen Menſchen, welcher der Geſtalt, die ihm und Wynyard erſchienen war, ungemein ähnlich ſah. Seine Begleiter waren mit der Geſchichte bekannt; und er erklärte ihnen augenblicklich, dieß ſey der Mann, welcher auf eine ihnen unbegreifliche Weiſe in Wynyards Zimmer gekommen war und daſſelbe verlaſſen hatte. Von dieſem Gedanken eingenommen, ging er ſogleich hinüber und redete den Fremden an: er hoffte nun gewiß einen vollen Aufſchluß über das Geheimniß zu erhalten. Er bat wegen ſeiner Zudringlichkeit um Vergebung und brachte ſeine Geſchichte als ſeine Entſchuldigung vor. Der Fremde empfing ihn als einen Freund. Er war nie außer Landes geweſen; war aber der Zwillingsbruder des Jünglings, deſſen Geiſt er geſehen hatte.

Dieſe Geſchichte wird zwar mit mancherley Abänderungen erzählt. Zuweilen ſoll ſie ſich in Gibraltar, zuweilen in Amerika, oft auch gar in England ſelbſt ereignet haben. Nach einiger Zeit war auch der Fremde, dem Sir John Sherbroke nachmals in London begegnete, nicht ein anderer Bruder des Generals Wynyard, ſondern ein Herr, der eine große Aehnlichkeit mit der Familie hatte. Die Hauptumſtände ſind aber immer dieſelben. Sir John Sherbroke und General Wynyard, Beyde Männer von Ehre, waren bey der geiſtigen Erſcheinung von des Generals Bruder zugegen; die Erſcheinung fand im Augenblick des Verſcheidens ſtatt;

und das Geſicht und die Geſtalt des Geiſtes hatten einen ſo deutlichen Eindruck in Sir John's Gedächtniß zurückgelaſſen, dem der Lebendige unbekannt geweſen war, daß er, als er zufällig einer ihm ähnlichen Perſon begegnete, er ſogleich die Aehnlichkeit erkannte.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Von den Hoſpitälern in Cordova iſt in mediciniſcher Rückſicht nichts Tröſtliches zu ſagen. Drey, die ich von den vielen Anſtalten, die hier dieſen Namen tragen, mit genauerer Aufmerkſamkeit unterſuchte, enthielten wenigſtens viele Kranke — ein Umſtand, der bey der Verwaltung der Hoſpitäler in Spanien immer angeführt zu werden verdient. Die Gebäude ſind hell, wohl gelüftet, haben große Säle, viele Reinlichkeit, ſehr gute diätetiſche Pflege, — Vorzüge, die wohl in den meiſten Fällen die ſehr mangelhaft ärztliche Behandlung erſetzen mögen. In einem dieſer Hoſpitäler iſt auch eine Abtheilung für Wahnſinnige, worin wunderlicher Weiſe vier verrückte Aerzte beyſammen ſaßen, welche die heilloſeſten Disputationen pflogen. Die guten Leute in Cordova führen aber übrigens ein höchſt langweiliges Leben; ohne Geſellſchaft, Geiſtigkeit und Vergnügungen. Sonntags wird etwas ſpazieren gewallt. Jede Familie hat ihren geiſtlichen Hausfreund, der ihnen die Zeit vertreibt und ſie vor der ſündigen Welt warnt. Handel iſt wenig oder gar nicht vorhanden; eine einzige Straße ausgenommen, ſieht man gar keine Butiken, dieſe erſezt dann zu gleicher Zeit die Puerta del Sol von Madrid, und iſt der Verſammlungs-Ort der ſchönen Welt. Die Einwohner leben meiſtens von ihren liegenden Gründen.

Nachdem ich mich nun in Cordova hinlänglich umgeſehen, und für die kommenden Tage Manches eingeſammelt, das, mit Gottes Hülfe, nicht fruchtlos ſeyn wird, kroch ich wieder in einen jener früher erwähnten, verd . . Karren, und begab mich über la Carlota, Ecija, Carmona, auf dem Wege, den du auf der Charte verfolgen kannſt, nach Sevilla. Du würdeſt es hart finden, dir in einem Karren die Rippen zerſtoßen zu laſſen, indeß neben dir einer der berühmteſten Aeronauten der Welt liegt, der dich ſo bequem auf der Luft fort wiegen könnte. Le celèbre Mr. Robertson und ſein Inſeparable, der liebenswürdige joven indio Cossoul, der ſich von verſchluckten Degen und andern Kleinigkeiten nährt, und über ein Jahr das Ergötzen des Madrider Publikums gemacht hat, nebſt Frau und Kind, hatten zugleich mit mir die Reiſe begonnen. Nachdem man das Thal von Cordova hinter ſich gelaſſen, bekommt man ſelten wieder einen angenehmen Anblick; Carlota gehört noch zu den deutſchen Kolonien der Sierra Morena, allein ſie iſt nach einem andern Plan angelegt. Schon über eine Stunde vor dem Ort trifft man zu beyden Seiten der Straße, vielleicht von hundert zu hundert Schritt, ein kleines Häuschen an mit ſeinem Ackerfeld und einigen Bäumen. Eben ſo jenſeits des Dorfes, obſchon nicht ſo weit auf dem Wege hinaus. Der Ort ſelbſt iſt regelmäßig und reinlich gebaut, und hat eine große, weitläufige Poſada. Der Wirth und die Wirthin waren Deutſche aus der Zahl der erſten Koloniſten; was ſie aber nicht hinderte, uns beträchtlich zu prellen (ſag' das zierlicher in einem Wort!). Hat man die Koloniſtenhäuſer hinter ſich, ſo wird das Land auf viele Meilen weit wüſte, und iſt, einige Olivenpflanzungen ausgenommen, ganz mit einem niedrigen Palmengeſtrüpp bedeckt, mit fächerförmigen Blättern, anderthalb Fuß hoch, ſo daß es ziemlich die Stelle unſrer Binſen vertritt. Ecija iſt eine große, heillos gepflaſterte, oder entpflaſterte Stadt, mit einem Dutzend angefangnen großen Kirchen, vielen hohen Thürmen, einem Marktplatz, ſchönen Häuſern, einen großen Brunnen, in dem drey Grazien das Becken emporhalten und ihnen nichts fehlt als Waſſer — wenig Leute auf den Straßen. — Die Gegend um Ecija iſt der vielen Räuber wegen ſchon ſeit langer Zeit übel berüchtigt; noch vor wenig Monaten ward die Diligence hier dreymal beraubt. Dieſe Herrn nennt man hier los niños Ecija. Von Carmona weiß ich dir ebenfalls nichts Erſtaunliches zu melden, es müßte dir denn merkwürdig ſcheinen, daß es auf einem ſteilen Berge ſteht und mit vielen Mauern und Thürmen prangt. Die Leute darin ſcheinen ſehr fromm zu ſeyn. In einem Hinterzimmer der Poſada warf ſich alles auf die Knie porque sale su Majestad — ſo nannten ſie das Allerheiligſte, das man eben durch die Straße trug. Auf der Straße ſelbſt lag natürlich alles am Boden geſtreckt und dieſer Anblick wirkt doch immer ſo, daß man wenig Ueberwindung brauchte ſelbſt mitzuknien. Dieſe Art unſern Herr Gott ſo ohne Zuſatz su Majestad zu nennen, kam mir wunderbar vor! In Madrid hieß es auch einmal: Silencio! que a qui viene su Majestad. Ich fragte ganz unſchuldig: quien? el Rey? — no es sino dios; antwortete man mir, und ich ſchwieg betroffen. — Es iſt eine ungeheure Antwort! — Von Carmona über Mairona, wo jährlich um dieſe Zeit ein berühmter Viehmarkt gehalten wird, bis Alcala Guadaira, oder de los Panaderos (weil dort das meiſte Brod für Sevilla gebacken wird) iſt das Land wieder beſſer mit Oehl, Korn, Feigen und Wein bebaut. Alcala liegt an dem reißenden Guadaira, der aber ſehr trockne Zeiten hat. Hoch über dem Ort auf einem Felſen ſteht das Caſtello Guadaira, von wo aus man in der fruchtbarſten Ebene la Imperial Sevilla und hoch über alle ihre Thürme, ihre Kathedrale und die Giralda erblickt. — Das Caſtell Guadaira iſt noch wohl erhalten, allein das jetzige Gebäude iſt nicht arabiſch; ein kleiner Theil, die ſogenannte Bannos de la Reyna ausgenommen. Obſchon es zur Zeit der Eroberung von Sevilla durch Ferdinand den Heiligen, eine der ſtärkſten Vormauern der arabiſchen Herrſchaft war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. Juli.

(Fortſetzung.)

Für die Pariſer Schauſpiele iſt die anhaltende Hitze eine furchtbare Gegnerin geweſen, und es erfoderte wahrlich die große Zuneigung der Pariſer zum Schauſpiele oder ihre Gewohnheit ſie zu beſuchen dazu, um die Schauſpielhäuſer auch nur einigermaßen zu füllen, während der Thermometer 26 bis 27 Grad Wärme angab. Dennoch blieben ſie alle in Thätigkeit, obwol nicht alle mit gleichem Erfolge. Diejenigen, welche ſo glücklich ſind, neue Stücke zu beſitzen, durch welche die öffentliche Geſinnung der Mehrheit angeregt wird, ſtehen ſich am beſten; mit Trauerſpielen, als: Scylla, Regulus, und mit Luſtſpielen, als: Tartuffe, hilft ſich das Théatre français ſchon durch, ungeachtet der Zwiſtigkeiten, welche unaufhörlich hinter den Kuliſſen ſtatt haben, und wogegen der im vorigen Jahre angeſezte königliche Kommiſſär nichts vermag. Ein Schauſpieler-Komité beſorgt die Leitung der Angelegenheiten dieſer Bühne; allein dieſes Komité ſoll die Geduld verloren haben und großentheils auseinander gegangen ſeyn. Die komiſche Oper befindet ſich ungefähr in derſelben Lage; auch hier iſt ein königlicher Kommiſſär angeſezt worden, der aber auch nichts anders thun kann, als ſein Gehalt zu empfangen, und im Uebrigen die Schauſpieler unter einander hadern läßt. Es iſt wirklich ſehr rührend, alle Klagen der dramatiſchen Dichter und Tonkünſtler zu vernehmen, welche es nicht dahin bringen können, daß ihre Stücke aufgeführt werden, und über alle Hinderniſſe und Widerwärtigkeiten, die ihnen in den Weg kommen, Jahre verſtreichen ſehen. Und dennoch drängen ſich Dichter und Tonkünſtler zu Dutzenden hinzu, mit neuen Produkten ihrer Muſe. Die Laufbahn der Dramatik muß unwiderſtehlichen Reiz haben, um ſie zu vermögen, ſich über alles Abſchreckende hinauszuſetzen. Freylich verſezt ein glänzender Erfolg auf der franzöſiſchen Bühne Dichter und Komponiſten oft in die beſten Glücksumſtände, und verſchafft ihnen ſchnellen Ruhm. Die dramatiſchen Dichter ſchießen auf in Paris wie die Pilze; ſeit wenigen Jahren ſind deren ein Dutzend hervorgetreten, und zwar jedweder mit einem neuen Trauerſpiel in fünf Aufzügen und in gereimten Verſen, was doch gewiß keine Kleinigkeit iſt. So iſt eben wieder ein neuer Dichter, Namens Guiraud, von dem man bisher nicht gehört hatte, mit dem Trauerſpiel: Die Machabäer, hervorgekommen, welches das Odeon mit einigem Beyfall gibt. Eine ſchöne, kräftige, wohlklingende Sprache ſcheint eine Haupteigenſchaft der neuern jüngern Dichter Frankreichs zu ſeyn: dieſe herrſcht auch in den Machabäern, und würdevoller läßt ſich die Mutter der ſieben Brüder nicht darſtellen, als es Dem. Georges thut; demungeachtet wird das Stück nur in den Ultra- und miniſteriellen Blättern gelobt, und zwar hauptſächlich, wie es ſcheint, um des bibliſchen Inhalts halber, und in der Abſicht, die Leute von den patriotiſchen Aeußerungen Scyllas und Regulus abzuziehen, und ihre Aufmerkſamkeit auf lauter erbauliche Gegenſtände zu lenken, damit ſie wieder hübſch fromm werden, wie es in der Vorzeit der Fall ſoll geweſen ſeyn, deſſen ſich jedoch außer denjenigen, die darauf beſtehen, Niemand mehr erinnern will. Ein ſehr rührender Auftritt befindet ſich im lezten Aufzuge, wo das bevorſtehende Leiden des jüngſten Sohnes, nachdem die Mutter den andern ſtandhaft zugeſprochen, ihr mütterliches Herz zu brechen ſcheint. Jedoch richtet ſie ſich bald wieder auf, und bringt ihrem Glauben und ihrer Standhaftigkeit auch noch dieſes Opfer. Dieſer Auftritt iſt etwas herzergreifender, als der Keſſel mit glühendem Oele und die Marterwerkzeuge, die P. Werner in ſeinem lezten Aufzuge den Zuſchauern zum Beſten gibt. Die große Oper, die nunmehr ihre wunderbare Lampe etwas abgenuzt hat, und zwar einigermaßen durch die Schuld des Dichters Etienne, der ihr einen allzuleichten Gehalt gegeben, hat ſich auch nach einer Neuigkeit umgeſehen, und iſt mit einer Oper: Florestan, von Delrieu, Muſik von Garcia, Sänger am italieniſchen Theater, hervorgetreten. Dieſes Stück war ſchon vor einigen Jahren an der komiſchen Oper unter dem Titel: Marini, aber ohne Aufſehen zu erregen, gegeben worden, ſo daß das Publikum daſſelbe ſchon rein vergeſſen hatte. Der Inhalt gleicht demjenigen des Prinzen von Homburg, und einiger franzöſiſchen Stücke, beſonders Manlius. Im erſten Entwurfe war die Hauptperſon ein Italiener; allein Delrieu, der ſein Publikum kennt, hat dießmal einen Franzoſen gewählt, welcher im Dienſt der venetianiſchen Republik ein Seetreffen liefert, ohne die Befehle des Admirals zu erwarten, und ſiegt. Daß er den Befehl aus Ungeſtüm, wie er im National-Charakter liegt, nicht erwartet hat, zumal da man ihn zum Treffen reizt, iſt, wie mich dünkt, natürlicher und eher zu entſchuldigen, als daß der Prinz von Homburg auf bereits erhaltene Befehle nicht achtet. Nach der Verhaftung des Siegers wird die Oper romanhaft; ein Nebenbuhler, der im fürchterlichen Inquiſitionsrathe ſizt, dringt auf ſeine Verbannung; die Geliebte aber reizt das Volk zu ſeiner Befreyung auf. Der rachſüchtige Inquiſitor, der, wie alle Inquiſitoren, im Verborgenen ſchmollt, dingt einen Sklaven, um den gefangenen Franzoſen zu ermorden. Der Sklave erkennt aber in dem Gefangenen den Mann, der ihm einſt das Leben gerettet hat. Dieſer Auftritt iſt aus dem Trauerſpiele Marius entlehnt. Zulezt kommt die Befreyung des Geliebten und der Sturz des ſchwarzen Inquiſitors. Da der Dichter der National-Eitelkeit geſchmeichelt, und da das Stück mehrere Anſpielungen auf Zeitbegebenheiten hat, die auf freyſinnige Weiſe angegeben werden, ſo hat es ihm auch nicht an Beyfall gefehlt; das Publikum hat mit Achſelzucken bemerkt, daß an einer Stelle des gedruckten Textes, wo von der Nothwendigkeit, die Türken zurückzuſchlagen, ſtatt Türken, das Wort Feinde von der Bühne geſungen wird, ein Beweis, daß die Theater-Cenſur oder die Polizey bey der Aufführung es ſo verlangt hat. Einige Journale fragen naſeweis, ob etwa die Theater-Cenſur dem öſterreichiſchen Beobachter mit dieſer Umwandlung habe den Hof machen wollen. Das glaube ich nun wohl nicht; denn dieſer Beobachter hat durch ſeine leztern Ausfälle wider die Pariſer Zeitungen ſo ſehr das Nationalgefühl beleidigt, daß ſelbſt nicht freyſinnige Blätter, z. B. das Journal des Débats, ſich genöthigt geſehen haben, ſich darüber zu äußern. Wahrſcheinlich hat die Theater-Cenſur vorher geſehen, daß bey dem Worte Türken das ganze Schauſpielhaus losbrechen würde, und um dieſes zu verhüten, ließ ſie ſtatt Türken, Feinde ſingen. Iſt dieſe Vermuthung richtig, ſo hat dieſe Cenſur die öffentliche Geſinnung nach Verdienſt gewürdigt; allerdings ſucht das Pariſer Publikum jedwede Gelegenheit, beſonders im Schauſpiele, hervor, um ſeine innige Theilnahme an der bedauernswürdigen Lage der Griechen zu bezeugen, und je verlaſſener dieß unglückliche Volk da ſteht, deſto mehr beeifert man ſich, zu beweiſen, daß der edlere und beſſere Theil der franzöſiſchen Nation gegen das Schickſal der Unterdrückten keineswegs gleichgültig iſt. Garcias Muſik zu jener Oper iſt in ſeinem gewöhnlichen Style, das heißt gefällig, leicht faßlich und auf Effekt berechnet, aber nicht tief gedacht, und bald zu ſehr auf den Singtheil ſich verlaſſend, bald wieder zu rauſchend. Glücklicherweiſe ſtehen der großen Oper ſo viele Hülfsmittel zu Gebote, daß ſie immer an den Orten, wo Mangel iſt, nachhelfen kann. Das hüpfende Chor beſonders muß das Auge ergötzen, wenn Ohr und Geiſt auch nicht völlig zufrieden ſind, und die Fehler der neuen Opern verbergen helfen. Wer könnte auch noch beym Anblick ſo vieler jungen, anmuthsvollen Nymphen Muth genug haben, um ſein Mißfallen über den Text und die Muſik zu zeigen? In den Opernhallen ſind die Pfeifchen, die in andern Theatern oft ſo unangenehm die Ruhe und Selbſtgenügſamkeit des Dichters ſtören, beynahe ganz unbekannt, es geht hier alles mit Würde zu, und nur durch heftige Beyfallsbezeugungen geräth hier das Publikum zuweilen außer ſeine gewöhnliche Faſſung.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 61.

Digitized by Google

Nro. 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Auguſt 1822.

Seine Freuden kann der Treue laſſen,
Aber ſeine Wahrheit läßt er nicht.

Der alte weiſſe Hut und der alte Grauſchimmel.

Franz Chilvers war der jüngere Sohn einer angeſehenen Familie, die ſeit vielen Menſchenaltern in Fordham in der Grafſchaft Nottingham gewohnt; und da ihn die beſondern und zarten Begriffe, die ſeinen Charakter bildeten, gegen den Land- und Seedienſt ſowol als gegen die Kirche, die ihm nach einander und alle mit guten Ausſichten zur Beförderung vorgeſchlagen worden waren, entſcheiden ließen, ſo gaben ihm ſeine Eltern ſeinen nicht unbeträchtlichen Erb-Antheil und überließen es, auf ſein Verlangen, ihm ſelbſt, ſich ſeine eigene Beſchäftigung und Lebensweiſe zu erwählen. Sein erſter Verſuch war die Anlegung einer Brauerey auf dem Lande, und zwar auf dem neuen Grundſatz, Malz und Hopfen ſtatt der Quaſia, Cocculus Indicus, Mohn, Mandragora und all der einſchläfernden Brühen des Orients, zu gebrauchen; die verſchmizten Bauern aber wollten ſich ihre volle Portion nicht entziehen laſſen. Sie waren an ein klebriges, wärmendes und einſchläferndes Gemiſch gewöhnt, und konnten nicht einſehen, warum eines Vornehmen Sohn in den Ort kommen und ein neues Getränke einführen ſollte, das ihnen nicht halb ſo ſehr zu Kopfe ſtieg als das alte. — Er verſicherte ſie ehrlich, es ſey kein neues Getränke von ſeiner eigenen Erfindung, ſondern von derſelben Eigenſchaft als jener Gerſtenwein, welchen Xenophon für ſeine Soldaten bey dem berühmten Rückzuge der Zehntauſend gebrauet. Aber ſie ſchüttelten die Köpfe, klopften ſich an die Stirne, um anzudeuten, daß es mit ihm im Kopfe nicht richtig ſey; und da niemand ein Getränke kaufen wollte, das ein Verrückter gebrauet, ſo verkaufte er ſeine Anſtalt und zog ſich von dem Brauen ſeines utopiſchen Bieres mit ungefähr der Hälfte des Kapitals zurück, das er hineingeſteckt. Hierbey machte er ein ſchlechtes Wortſpiel, denn Wortſpiele waren eine ſeiner hartnäckigſten Angewöhnungen und dachte nicht mehr an ſeinen Verluſt.

Virgils wohlbekannter Ausruf: O fortunatae agricolae etc. beſtimmte ihn in ſeiner zweyten Wahl, er griff zum Feldbau; denn dieß, meinte er, ſey beynahe die einzige Beſchäftigung, worin ein Mann ſich auf eine ehrenvolle und unabhängige Weiſe ernähren könne, während er zur Erhaltung Anderer beytrage. Den lezten Theil ſeiner Meinung beſtätigte er mehr durch ſein Beyſpiel als den erſten; denn da er klar einſah, daß ſeine Arbeiter nicht von dem gewöhnlichen Tagelohn leben könnten, ſo verdoppelte er denſelben ſogleich; und da er bey vielen Gelegenheiten bemerkte, daß ſeine Abnehmer nicht den regelmäßigen Preis fürs Getreide zu erſchwingen vermochten, ſo verkaufte er es unter dem Marktwerth; welche beyde Verfahrungsweiſen, die noch mit ſchlechten Zeiten zuſammentrafen, ihn zulezt in gänzliche Armuth brachten, und ihm von denjenigen, die von ſeinem Untergange Vortheil gezogen, die Benennung des närriſchen Manſchettenbauers verſchafften. Mannigfaltig waren jezt die Mittel, die er zu ſeiner Erhaltung ergriff, denn er war zu ſtolz, um ſich an Verwandte oder Freunde zu wenden. Einmal war er ein Schulgehülfe; zu einer andern Zeit nährte er ſich, wie Rouſſeau, vom Notenabſchreiben, worin er groſe Geſchicklichkeit beſaß; dann wieder überſezte er für Buchhändler; und eine Zeit lang war er Schreiber bey einem Banquier. Aber in allen den Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, behielt er ſeinen philoſophiſchen Gleichmuth, auch ließ er ſich durch die mannigfaltigen Täuſchungen, die er erfuhr, weder ſeine warme Menſchenliebe, noch ſeinen Glauben an die menſchliche Würde rauben. Viele Menſchen von unruhigem und wißbegierigem Gemüthe ſchwanken beſtändig zwiſchen dem Vergangenen und dem Zukünftigen, dieſen zwey unüberſteiglichen Grenzen des menſchlichen Wiſſens, hin und her; und da ſie ſich aus dieſem engen Raume nicht herausarbeiten können, ſo begnügen ſie ſich, wie das Eichhorn in ſeinem Käfig, mit der Wiederholung des nutzloſen Laufes, welcher ihre Kräfte beſchäftigt, ohne ihnen um einen einzigen Schritt weiter zu helfen. Nicht ſo Chilvers; er erhob ſein Gemüth und ließ ſich nicht in die Verzweiflung ziehen, indem er innerhalb jener beyden Grenzen Troſt ſuchte. In dem Vergangenen ſchöpfte er aus dem reichen Vorrath geſchichtlicher und dichteriſcher Erinnerungen, und fand in der Zukunft jene ſüßen und beruhigenden Zuſicherungen, von deren Wahrheit er täglich die entzückende Verſicherung in der Schönheit, Uebereinſtimmung und wohlthätigen Einrichtung der Natur fand. So lebte er, oft in groſer Armuth, aber nie unzufrieden mit ſeinem Looſe, bis beynahe zu ſeinem ſechzigſten Jahre, wo der Tod eines unverheiratheten Vetters ihn plötzlich in einen gewiſſen Wohlſtand verſezte. Er verließ ſogleich London und ließ ſich zu C— New, einem ungefähr eilf Meilen davon entfernten Dorfe nieder, wo er ſich ein ſchönes Landhaus kaufte, auf dem der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung zuerſt ſo glücklich war ihn kennen zu lernen.

Eine natürliche Beſcheidenheit und die völlige Zufriedenheit, die er in ſeinem eigenen Nachdenken fand, flößte ihm die Neigung ein, ſich von herzloſen und ſteifen Beſuchern fern zu halten, die zuerſt aus Neugierde die Häuſer beſtürmen, und dann Ceremonien halber ihre Beſuche fortſetzen; da aber die Welt, welche ſonſt nicht ſehr großmüthig iſt, ſelten ermangelt, irgend einen ſchnellen Vermögenszuwachs zu vergrößern, und da ſie auch hier ihr Multiplikationsvermögen ins Spiel gebracht, ſo fand er es etwas ſchwer, die Zudringlichkeit ſeiner Nachbarn abzuwehren, nachdem ſie erfahren, daß Hr. Jackſon, der reiche Londoner Spezereyhändler ihre Beſuche gebilligt, da er am erſten ſeine Charte bey Chilvers abgegeben. Eine blinde, dumme und kriechende Unterwürfigkeit gegen den Reichen, wo nicht der engliſchen Nation eigen, zeigt ſich doch am auffallendſten unter den Anbetern des goldenen Kalbes bey dieſem Volke; wovon ſich der reiche und vornehme Leſer überzeugen kann, wenn er mit einem Londoner Cröſus durch Cheapſide (eine der beträchtlichſten Straßen der Reſidenz) gehen und ſehen will, mit welcher ſchmeichleriſchen Demuth und kriechenden Unterwürfigkeit man ihn grüßt. Er reiſe mit einem ſolchen Manne in irgend einer Gegend der Inſel und ſehe, wenn er mit ſeinen Vorreitern und glänzenden Wagen in ein Landſtädtchen hineinraſſelt, die erſtaunten Blicke der Einwohner und den knechtiſchen Dienſteifer des Wirthes, der Wirthin und der Kellner, und er wird ſich nicht wundern, daß der reiche Hr. Jackſon in einem eigenen Dorfe für einen kleinen Monarchen galt. Keiner fuhr in einem ſo prächtigen Wagen; und wenn er zur Kirche ging, um Pracht und Eitelkeit zu entſagen, da folgte niemanden ein Bedienter mit einem vergoldeten Gebetbuch, deſſen Livree glänzender war; natürlich konnte auch Niemand ſo gut entſcheiden, ob der philoſophiſche Chilvers eine Perſon ſey, die beſucht zu werden verdiente. Jungfer Briggs, eine altjüngferliche Verwandte, die mit der Familie lebte, entſchied die wichtige Frage zu ſeinen Gunſten, gerade in dem Augenblick, als ſie verneint werden ſollte, indem ſie erklärte, daß, da es keinem Zweifel unterworfen ſey, daß Chilvers ein Mann von Vermögen ſey, dieſes vollkommen hinreiche. Gewiß ſey er auch ein gutartiger Mann, ungeachtet ſeiner Eigenheiten, und in ihrer Meinung ſollte man ihn trotz ſeinem alten weißen Hute beſuchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Quien non ha visto Sevilla,
Non ha visto maravilla;
Quien non ha visto Granada
Non ha visto nada.

So ſagt das Sprichwort hier zu Land, obgleich Sevilla nur noch der Schatten iſt von dem, was es war, als ſich noch die Reichthümer der neuen Welt dahin ergoſſen, und von da aus, wie das Blut aus dem Herzen, nach allen Theilen der Welt vertheilten. Cadix beraubte Sevilla dieſer Quelle des Ueberfluſſes, und jezt hat Sevilla das traurige Vergnügen ſich gerächt zu ſehen, denn dieſe Hafenſtadt würde jezt vergeblich da ſchöpfen, von wo das Gold ehemals herſtrömte; Cadix hat neue Erwerbszweige entdeckt, Sevilla ſich an ſeine Unbedeutendheit gewöhnt, beyde aber fühlen den ſchweren Druck der Zeiten. Von Alcala de Guadaira nach Sevilla zu, kommt man durch lauter halbverwilderte Orange-Gärten, von dichten, mannshohen, undurchdringlichen Hecken der ſtachlichen, dickblättrigen, ſpaniſchen Feige mit großen gelben Blüthen eingeſchloſſen. — Eines der abenteuerlichſten Gewächſe, die ich kenne, das hier zu einer baumartigen Größe gedeiht! — Hie und da blicken weiße, ganz zierliche Landhäuſer aus dem Dickicht hervor und beleben die Landſchaft, in der endlich Sevilla mit ihren ſechs und zwanzig Pfarrkirchen, neun und ſechzig Klöſtern, vierzig Hoſpitälern, alle mit Thürmen und Kuppeln verſehen, endlich der Giralda, der wie ein Berg über alles Uebrige hervorragt, recht ſtattlich erſcheint. Noch ehe wir die alten arabiſchen Stadtmauern erreichten, kamen wir neben drey bis vier reichen Klöſtern vorbey, endlich an die Puerta de Carmona, aus der eine Menge Menſchen und Vieh herein und heraus ſtrömte. Schöne Pferde, bunte Trachten, Geſang und Guitarren-Klang, heilloſes Geplauder, kündigt die Hauptſtadt von Andaluſien und weiland von ganz Spanien, an. Noch mehr ſpricht dieſes die wunderliche Inſchrift aus, welche über dem Thor und vielen andern Orten angebracht iſt, nämlich folgendes: NO, dann eine große, die Buchſtaben überragende 8, und darauf: DO. Nun errathe! Die Geſtalt der Achte ſtellt eine Schlinge vor, einen Knoten, nodo, auf Spaniſch: Madeja; ſo daß es heißt: no madeja do; zuſammengezogen in der Ausſprache; oder: no me ha dejado. (Sie hat mich nicht verlaſſen.) Dieſe Deviſe gab der König und deutſche Kaiſer Alonſo el Sabio (dreyzehntes Jahrhundert) dieſer ſeiner treuen Stadt; der einzigen, die ihm am Ende ſeines Lebens, wie er ſich von Feinden und falſchen Freunden bedrängt, von ſeinen eignen Söhnen aufs bitterſte verfolgt ſah, nicht verließ. Das Innere der Stadt iſt nicht ſehr glänzend, meiſt enge Straßen, ſchlechtes Pflaſter, weiſſe Häuſer, meiſtens auf die Straße hinaus nur mit einem Balkon-Fenſter über der Thür verſehen; allein überall, an den Fenſtern, in den Höfen, vor allen Kreuzen und Heiligenbildern ſtehen Blumen in Töpfen und Scherben und erfreuen das Auge. Beſſer ſieht es aus, je mehr man ſich der plaza de la constitucion nähert, die Straßen bleiben zwar enge, ſind aber zu beyden Seiten mit Fußplatten (trottoirs) und mit Kaufläden verſehen, die zum Theil recht glänzend aufgeputzt ſind. Man kommt durch die lange Calle de Francos, dem Gefängniß vorbey, wo die Gefangnen ſehr luſtig zum Fenſter hinaus ſehen, als Trophäe einen zerlumpten Hut und einen alten Dragoner-Säbel aufgehängt und eine prachtvolle Inſchrift beygefügt haben, welche beſagt, daß ſie dieſe Herrlichkeiten dem infame Zaldivar abgejagt haben, indeß über der Thür noch der öſterreichiſche Adler ſteht. Die plaza de la Constitucion iſt ein regelmäßiges Viereck mit einem ſtattlichen Rathhaus, das einen reich im estilo plateresco verzierten Säulengang aufzuweiſen hat. Andaluſien ſcheint überhaupt das Land der Säulen und Bögen, und auch in ſonſt ſchlechten Gebäuden ſind dieſe meiſtentheils ſehr zierlich. Die gewöhnlichſten ſind an Geſtaltung den arabiſchen in der Kathedrale von Cordova gleich. Von da kommt man durch eine kleine Straße voll Buchhändler-Laden zu der Kathedrale, die mit der Lonja del Comercio (Börſe), einem Werke des berühmten Herera, das er ſelbſt in architektoniſcher Hinſicht dem Escorial ſoll vorgezogen haben, mit dem Palaſt des Erzbiſchofs, dem Alcazar, der Münze, der Queckſilberfabrik, auf der andern Seite aber mit der plaza de los toros, eine anſehnliche Maſſe von Gebäuden ausmachen. Dieſes Alles aber liegt nicht in der Mitte der Stadt, ſondern nach der Seite des Fluſſes hin, von wo aus ſich bis an ſeine Ufer eine große Menge alter und neugepflanzter Alleen erſtrecken. Eine Schiffbrücke führt nach der Vorſtadt Triana hinüber. Die Häuſer von Sevilla haben faſt allgemein gar keine Façade, alſo von der Gaſſe aus gar kein Anſehen; das Innere iſt dagegen gar reinlich, zierlich eingerichtet und kühl. Durch die Thür tritt man in eine Art kleinen Vorſaal (Zaguan), durch ihn gelangt man an eine zweyte Thür, die in den Hof führt, an ihr befindet ſich die Schelle oder der Klopfer, ſie iſt immer zu, die Straßenthür immer offen. Dieſe zweyte iſt aber meiſtens eine ſehr zierliche, vergoldete, bemahlte Gitterthür, durch die du von der Straße her ſchon in den Hof ſiehſt. Dieſe Höfe mit ihren Säulengängen, Schattenbäumen, Blumenbeeten und Springbrunnen, beſchrieb ich dir ſchon. Sie ſind das Kleinod des Hauſes.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Juli.

(Beſchluß.)

Die kleinern Theater haben im letzten Monat wenig Erhebliches dargeboten. Aus Mangel an neugedichteten Stücken haben einige Dichter, die für die kleinern Theater zu arbeiten pflegen, einige alte vergeſſene Stücke wieder aufgefriſcht, als: Favart's Coq de village, worauf ſogleich mehrere dieſer Bühnen auch einen Hahn beſtellt und aufgeführt haben. Das Gymnase dramatique iſt noch immer ſeines Perlets beraubt durch die unkluge Verfügung der Gentilshommes de la chambre, welche ihn entweder für das Théatre français haben, oder ihn verhindern wollen, auf irgend einer andern Bühne aufzutreten. Perlet will aber durchaus nicht ſich nach dem Willen der Gentilshommes de la chambre fügen, und hat der Direktion des Gymnase, wie ich unlängſt ankündigte, einen Prozeß angehängt, weil ſie den mit ihm auf mehrere Jahre eingegangenen Kontrakt nicht erfüllt hatte. Das arme Gymnase hätte den Kontrakt gern erfüllt, denn mit Perlet gewann es viel Geld; allein die verwünſchten Gentilshommes de la chambre verlangten den Perlet zufolge einer Bedingung des Theater-Privilegiums. Dieſer Prozeß hat ſich über drey Monate in die Länge gezogen; er wurde neulich unterbrochen, weil der Intendant der königlichen menus plaisirs dem Gerichte angezeigt hatte, er hoffe alles gütlich beyzulegen. Jedoch ſcheint es, daß aus dem Friedenſtiftersgeiſte des königlichen Intendanten nichts geworden iſt. Perlet forderte zuletzt, wo ich nicht irre, eine Entſchädigung von 20.000 Franken von der Theater-Direktion. Dieſe hat das Gericht endlich auf 15.000 herabgeſetzt. Was nun aus dem Perlet werden wird, der am Théatre français nicht auftreten will, und auf andern Pariſer Bühnen nicht auftreten kann, weiß ich nicht. Es iſt zu bedauern, daß durch die läſtigen Einſchränkungen, welche die Obrigkeit oft ohne Ueberlegung oder aus Mangel an Einſicht den Theater-Direktionen vorſchreibt, das zahlende Publikum eines geſchätzten und beliebten Schauſpielers beraubt wird. Es war noch ein anderer Theater-Prozeß beym Gerichte anhängig. Dieſer betraf das Entweichen Potiers von der Bühne des Porte-St. Martin, und ſein Wiedererſcheinen auf dem Varietés-Theater. Die Direction der erſtern Bühne verlangte von dem Schauſpieler eine Entſchädigung von nicht weniger als 200,000 Franken, unter dem Vorgeben, daß ſie zu den Stücken, welche eigens für Potier beſtimmt waren, Dekorationen und andere Zubereitungen hat veranſtalten müſſen, welche ihr jene Summe gekoſtet haben. Potier ſtüzte ſeine Vertheidigung auf den Umſtand, daß er einen Kontrakt mit einem vorigen Direktor der Porte St. Martin eingegangen ſey, und mit dem jezigen keine ſchriftlichen Verbindlichkeiten gehabt habe. Das Gericht ſcheint dieſe Vertheidigung angenommen zu haben, denn es hat die beyden Partheyen an Schiedsrichter gewieſen, die allerdings eine Kuliſſen-Angelegenheit beſſer beurtheilen können, als die Civilrichter. — In einigen Pariſer Blättern iſt neulich die Rede davon geweſen, auf Befehl, ich weiß nicht welcher Behörde, ſollen künftig weder grauſame Tyrannen, noch abgefeimte Schelme, noch edelmüthige Republikaner, noch eifrige Patrioten, noch manche andere Charaktere mehr auf den Volksbühnen vorkommen. Dieß ſcheint aber nur ein Spott über die Aengſtlichkeit der Ultras zu ſeyn, welche ſich einbilden, ſie würden durch ihre wunderweiſen Vorkehrungen die Geſinnung des jezigen Geſchlechts nach ihrem Willen umändern. Es mag Länder geben, wo ſolch eine Verfügung ausführbar iſt: in Paris hat die öffentliche Meinung allzu großen Einfluß auf das Bühnenweſen, als daß die Behörden eigenmächtig damit ſchalten könnten. Dieß hat man neulich bey dem Tartuffe geſehen, den das Publikum bey Gelegenheit des Unfugs der Miſſionarien heftig verlangte, und den die Polizey zurückbehalten wollte. Endlich mußte der Scheinheilige doch losgegeben werden, und wurde nun bey vollem Hauſe aufgeführt, ohne daß ein einziger Vers wider die Scheinheiligkeit unbeklatſcht vorbeyging. Daß die Klagen der Pariſer wider berührten Unfug der Miſſionarien nicht ungegründet ſind, davon mag folgender Zug, der erſt vor zwey Tagen ſtatt gehabt hat, ein Beyſpiel liefern. In der unterirdiſchen Kapelle der St. Sulpiz-Kirche bereiteten Geiſtliche die Kinder beyder Geſchlechter zur erſten Kommunion vor: ein Miſſionar beſtieg die Kanzel und hielt den Kindern eine Predigt, worin er mit donnernder Stimme das nahe Weltende verkündigte, wovon, wie er verſicherte, überall deutliche Vorzeichen erkannt würden, die Greuel in der Türkey, die Unruhen in Spanien, die Peſt, die an die Thore Frankreichs anklopfe und vielleicht in acht Tagen ſchon ihre Verheerungen im Königreiche anſtiften werde, die Widerſpenſtigkeit ganzer Völker, welche ſich nicht mehr dem alten geiſtlichen und weltlichen Joche unterwerfen wollten, und das alles mahlte er den Kindern in ſo grauenden Farben aus, daß den armen Mädchen in dem unterirdiſchen Gewölbe angſt und bange wurde; mehrere fielen mit ſchrecklichem Geſchrey in Ohnmacht; die Eltern, welche drauſſen das Ende abwarteten und das Geſchrey drinnen hörten, ſchlugen an die Thüre, um eingelaſſen zu werden. Der fanatiſche Menſch auf der Kanzel aber, der nicht um das Ende ſeiner ſaubern Predigt wollte gebracht werden, rief, es ſeye nichts, als die Ohnmacht einiger Kinder, und wollte fortfahren, allein die Thüre wurde geſprengt, man machte dem unſinnigen Miſſionar heftige Vorwürfe, und trug die Kinder auf den Plaz vor der Kirche, wo die Vorübergehenden laut ihren Unwillen über dieſe Wirkung des Fanatismus äußerten. Was für Unfug würde nicht getrieben werden, wenn ſolche Miſſionarien ſich einmal der Volksklaſſen wieder bemächtigen könnten, wie es die Abſicht ihrer Unterſtüzer iſt? Der herrſchenden Abneigung gegen ſolche gefürchtete Mißbräuche iſt es zum Theil zuzuſchreiben, daß ſeit einiger Zeit von den eifrigen Anhängern der Aufklärung große Diners gehalten werden, worin ſie ihre Anhänglichkeit an die freyſinnigen Ideen auf engliſche Weiſe durch Toaſts zu erkennen geben. Im Luſtgarten Beaujon war vorige Woche ſolch ein Subſkriptions-Gaſtmahl, an welchem beynahe tauſend Menſchen Antheil genommen haben. Man erblickte dort Deputirte, Gelehrte, Kaufleute, Offiziere, kurz Männer aus allerley Ständen, die ſämmtlich von einem Geiſte beſeelt waren, nämlich von der Zuneigung zu Allem, was zur Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Einrichtungen beytragen kann.

Dg.

Rom, den 13. Juli.

Die ungewöhnliche Witterung hat aus allen Römern zwar keine Grillen- doch Heuſchreckenfänger gemacht. Zum Glück iſt es nicht die verrufene Wanderheuſchrecke, ſondern eine unſchädlichere rothgeflügelte Gattung, welche in Straßen und Häuſern ſchaarenweiſe niederfällt, und oft in kleinen Wolken über die Stadt zieht. Der gelehrte Profeſſor Metaxá wird in den nächſten Tagen eine Abhandlung über dieſe Gäſte bekannt machen.

Neulich war ich Zeuge einer Scene, welche man nur in Rom ſehen kann. Ein junges Ehepaar erſchien auf dem Corſo in ſehr auffallender Tracht, und war allgemein gekannt, weil ſie mit zwey ihr ähnlichen Schweſtern durch abenteuerlichen Aufzug den Namen le tre ore di agonie di N. S. erworben, und er bey ihrem Wochenbette ein Feſt gegeben hatte, mit allerley lächerlichen Oſtentationen. Dieſem Paare folgten nun ſogleich, ohne Geräuſch, mit der größten Würde einige hundert Spaziergänger in ehrerbietiger Entfernung. Jeder ſchien nur für ſich, ohne Beziehung auf einen Andern, zu gehen. Als der Zug auf dem Plaze Colonna ankam, rief die Wache, aus Furcht eines Auflaufs, ins Gewehr. Das Pärchen fand endlich Zuflucht in einem Palaſte, und wurde auch da in aller Stille belagert. Die Regierung ließ einige der Folgenden, mit welchen ſie längſt unzufrieden war, auf ein oder zwey Monate in Klöſter wandern, um dort geiſtlicher Uebungen zu pflegen.

Wir ſind ſehr arm an Reiſenden. Selbſt viele Römer ſind aufs Land gezogen. Der Herzog v. Naſſau, welcher über das St. Petersfeſt hier war, hat uns nach zehntägigem Aufenthalte wieder verlaſſen; vor ſeiner Abreiſe beſtellte er zwey große Bilder bey Rebell.

Die Aeußerung L. Colcheſters im engliſchen Parlamente enthält einige Irrthümer, die bey der Theilnahme, welche die Ummauerung des proteſtantiſchen Begräbnißplazes in Deutſchland gefunden hat, wohl verdienen berichtigt zu werden. Man hat von Seiten der Regierung nichts verweigert, was früher zugeſtanden war, hingegen nicht erlaubt, den jezigen Begräbnißplaz vor der Pyramide auch nur mit einem Aha zu umgeben, angeblich wegen der Pyramide. Dagegen iſt ein Plaz daneben angeboten, welcher dürfe ummauert werden. Von dieſem Erbieten kann aber kein Gebrauch gemacht werden, weil die Verſezung von hundert und mehr gemauerten Gräbern und Denkmalen zu koſtſpielig wäre, und wir dieſe vor dem abſcheulichen Unbill und Zerſtörung ſchüzen wollen. Ueberdem war längſt der Familie Humboldt eine Einzäunung zugeſtanden, welche noch im Stande erhalten wird. Dieſes iſt der wahre Stand der Sache. Die Triftigkeit der Gründe, aus welchen ſeit vier Jahren allen Unterhandlungen widerſtanden wird, mögen die Leſer ſelbſt würdigen.

In Ankona iſt der Graf Julius Perticari, einer der berühmteſten Gelehrten Italiens, in einem Alter von kaum fünfzig Jahren geſtorben.

Hier iſt das Chinaſulfat auf einmal Mode geworden, wahrſcheinlich auf Betrieb der Apotheker, welche mehr daran gewonnen, als am Chinapulver. Jedoch ſind die Stimmen noch ſehr getheilt über den Werth dieſes Arzneymittels.

M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Digitized by Google

Nro. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. August 1822.

> Doch die reichen Hoffnungsgeiſter binden
> Alles Grauſen, das den Buſen preßt,
> Denn die flücht'gen Wolken müſſen ſchwinden,
> Und die ew'gen Sterne ſtehen feſt.
>
> Schnabel.

Amerikaniſche Dichterproben.

(Aus den „Specimens of the American Poets.“ London 1822.)

1.

An mein Boot.

Laß über die ſchaukelnden Wellen nach Haus uns eilen,
Du Kahn meiner Hoffnung, vor der ſinkenden Nacht!
Ein wilder Ton klingt in des Brachvogels Heulen,
Des Todes Flüſtern im ſtöhnenden Wind' erwacht.

Ob Bläue und Glanz das Gewölbe des Himmels umweben,
Ob friedlich die Sterne ſchlummern im tiefen Grund,
Und Herzen geliebt, und wir in Lieb' ergeben
Noch heiter und traut mit klopfen im friedlichen Rund:

Doch — weſtlich, wo des Tages welke Roſen
Berührt von den Strahlen des Mondes, verbleichen faſt;
Wo luſtig die Geiſter der Dämm'rung weben und koſen,
Die flüchtigen Stunden wiegend in Grabesraſt;

Wo golden beleuchtet ſich heben die Wogenſpitzen,
Der ſinkenden Sonne Liebeskuß zu empfahn:
Dort ſeht den Sturm auf dunkler Wolke ſitzen
Und ſeine Blitze am Horizont flammend nahn.

Noch kurze Zeit — und der Himmel wird ſich verdüſtern,
Der Sturm waltet ringsum, ſeine Blitze ſind da!
Eil', eile, mein Kahn! Eh' des Abendwinds Flüſtern
Die Stürme verſchlingen, ſind wir der Heimath nah!

Wie fallende Sterne durchfliege, mein Wimpel, die Räume,
Den liebenden Blick zur wonnigen Heimath gekehrt!
Sey ſchnell, wie des Wandrers Gedanken, den ſüße Träume
Im fremden Land verſetzen zum Vaterheerd.

Stets will ich als lebendes, fühlendes Weſen dich ehren,
Im Lied ertöne mein Dank dir zu Meer und Land,
Mein freundlicher Kahn, der, ehe die Stürm' es wehren,
Mich ſammt den Meinen führt zu des Friedens Strand.

Der alte weiſſe Hut und der alte Grauſchimmel.

(Fortſetzung.)

Chilvers war ſo eigen in ſeinen Anſichten, daß er im Allgemeinen alle geſellſchaftliche Formalitäten und Weiſen überſah; und auf dieſe Art fiel er zuweilen, ohne nach Sonderbarkeit zu ſtreben, in etwas lächerliche Eigenthümlichkeiten. Eines Sommers hatte er ſich einen weiſſen Hut gekauft und wagte es Einmal ihn wegen Geſichtſchmerzen unter dem Kinn zuſammen zu binden. Das Gelächter und der Spott der Bauern führte ihn zuerſt zu der Bemerkung, daß er die Kühnheit gehabt vom feſtgeſezten Gebrauch abzuweichen; da ihm aber das ergriffene Mittel Linderung gab, und er gemeinen ſo wie höflichen Scherz verachtete, ſo hielt er ſich an ſeinen Hut mit der Religioſität eines Quäkers; und trug ihn theils aus Gewohnheit, theils aus Halsſtarrigkeit ſelbſt im Hauſe. Das Kichern, Naſerümpfen und Ziſcheln ſeiner Gäſte, als der Strom förmlich in den Frieden ſeiner ländlichen Wohnung einbrach, gab ihm zuerſt den Gedanken ein, um ihrer unverlangten Einladungen los zu werden, zu ihnen in ſeinem alten Hut in die Häuſer zu gehen, und ihnen zu verſtehen zu geben, daß er ihn nie abnehme. Aber ſelbſt dieſes Mittel ſchlug fehl. Ein reicher Mann ohne Kinder und muthmaßliche Verwandten hat zu viel zu hinterlaſſen, als daß man ihn ſolcher Kleinigkeiten wegen hintanſezte, und die Charten und Beſucher nahmen, troz ſeinem weiſſen Hut, eher zu als ab.

Der Zufall indeſſen that, was dieſer unzertrennliche Gefährte nicht zu thun vermochte. Eine von Chilvers Muhmen von ungefähr dreyßig Jahren war mit einem fünfjährigen Mädchen und in einem Zuſtand der tiefſten Armuth Wittwe geworden; und da ſie von ſeinem Wohlſtande gehört, wandte ſie ſich ſehr natürlich an ihn um Hülfe. In Sachen, wo es ſich von Wohlthätigkeit handelte, pflegte er nicht auf das Anſehen der Dinge zu achten, oder mögliche Mißdeutungen zu berechnen, demnach band er ſeinen alten weiſſen Hut feſt, ſezte ſich in einen Miethwagen, fuhr zu ſeiner Verwandtin und in weniger als zwölf Stunden nach dem Empfang ihres Briefes, hatte er ſie mit ihrem Kinde in ſeinem Hauſe untergebracht, wo er ihr ſein eigenes Schlafzimmer einräumte, welches, wie man ihn verſichert hatte, die Ausſicht auf die Romforder Landſtraße genoß; denn er meinte, junge Weiber ſähen gern was Lebhaftes. Indeſſen, wie dem auch war, ſo hatte die Wittwe hier ihre Wohnung, während es ihm nicht aufs entfernteſte einfiel, daß, indem er dem Antrieb ſeines gütigen Herzens gefolgt, er endlich ein Mittel gefunden habe, um ſein Haus von allen formlichen Beſuchern zu reinigen.

Wie freygebig auch die Welt bey der Schätzung von eines Mannes Vermögen ſeyn mag, ſo dehnt ſie doch dieſe Großmuth nicht auf ſeine Thaten und Moralität aus, ſondern iſt äußerſt geneigt, eben ſo viel von ſeiner Ehrbarkeit und Redlichkeit abzuziehen, als ſie zu ſeinen Reichthümern hinzurechnet. So geſchah es mit Chilvers. Sie wollte gerne ſeine Launen und Eigenheiten ertragen, und ſelbſt ſeinen alten weiſſen Hut dulden, aber gegen die ſchamvolle Verbindung mit dieſer angeblichen Wittwe, dieſer Miſtriß Hall oder Ball, oder wie er ſie ſonſt nannte, konnte ſie doch unmöglich die Augen verſchließen; offenbar war es eine alte Geſchichte, war ja doch das Kind ihm wie aus dem Geſichte geſchnitten. Zum wenigſten doch hätte er das Geſchöpfchen entfernen und nicht in ſein eigenes Haus und unter das Angeſicht ſolcher allgemein geachteten Leute, als der Einwohner von C— Row bringen ſollen. Jungfer Briggs ging bey dieſem ſchrecklichen Gerichte wieder den übrigen voran; und ob man ſie gleich noch vor ein Paar Tagen hatte verſichern hören, Chilvers ſehe für einen bejahrten Mann noch ſehr gut aus, ſo nannte ſie ihn doch jezt, indem ſie den Kopf mit unerbittlicher Strenge und Verachtung zurückwarf, einen nichtsnutzigen, garſtigen alten Knaben, und das dienſtergebene Dorf wiederholte die Verſicherung. Keine Einladungskarte traf mehr bey ihm ein und die Frauenzimmer des Ortes wurden plötzlich mit einer unbegreiflichen Stumpfſichtigkeit geſchlagen, wenn ſie ihm mit der unſchuldigen Urheberin dieſer Veränderung am Arme begegneten. Die ſtrengen Sittenrichterinnen, ohne auf Koth oder Pfütze zu achten, ſchritten ſogleich auf die andere Seite der Straße; einige blickten unverwandt nach einem Schilde auf der entgegengeſezten Seite; andere ſtarrten den Himmel an oder betrachteten die Erde; während ein Paar ein ganzes Pandemonium beleidigter Keuſchheit in ihrem Geſichte ſammelten und mit einem Blicke der tiefſten Verachtung an ihm vorbeyrauſchten. Aber er war zu zerſtreut und nachläſſig, um irgend etwas von allem dieſem wahrzunehmen. Er fühlte ſich zu glücklich, daß er wieder in den ruhigen Beſitz ſeines Hauſes und ſeiner Studien gekommen war, um ſich um die Urſache davon zu bekümmern; und die Zeit und Gedanken der armen Wittwe waren zu ausſchließlich mit der kleinen Fanny, ihrer Tochter, beſchäftigt, um die Geſellſchaft ihrer Nachbarn zu vermiſſen.

Nichts könnte daher Chilvers Erſtaunen beſchreiben, als ich ihm die Urſache dieſer Veränderung in dem Betragen ſeiner Nachbarn erklärte. „Mein Himmel, ſie iſt ja kaum dreyßig und ich bin ein Sechsziger; dieſes Mißverhältniß ſollte doch einen Mann gegen Verläumdung beſchützen?" Mit ſeiner gewöhnlichen Menſchenliebe fing er indeſſen bald an, Entſchuldigungen für die Welt zu finden; und da ihm jeder Verdacht, den man auf ſeine Muhme werfen konnte, ſehr zu Herzen ging, obgleich er denſelben für ſich ſelbſt nicht im geringſten achtete, ſo fragte er mich, was er thun müſſe, um die Zunge der Verläumdung zu binden und doch zugleich der verlaſſenen Wittwe den Schutz ſeines Daches zu gewähren. Sie haben kein Mittel, antwortete ich, als daß Sie ſie heyrathen. Recht gern, erwiederte er, wenn Miſtriß Ball es zufrieden iſt. Dieſes einfältige und gutherzige Weib, bereits von Dankbarkeit und Hochachtung durchdrungen, auch müde mit dem Unglück zu kämpfen und begierig für ihre unverſorgte Tochter einen Beſchützer zu erhalten, ſtand keinen Augenblick an, ſeine Hand anzunehmen; — die Verehlichung fand ſtatt, und Chilvers, der bis jezt im Dorfregiſter als ein alter Spitzbube, ein alter Sünder angeſchrieben ſtand, ward plötzlich zu einem alten Narren, einem kindiſchen Greis. Dieſe Vereinigung, auf der einen Seite durch bloßes Wohlwollen und auf der andern durch Dankbarkeit und mütterliche Sorgfalt, ohne einen Zug von Liebe von keinen von beyden herbeygeführt, war die glücklichſte und ruhigſte, die mir je vorgekommen iſt. Und was noch beſonders merkwürdig iſt, ſie beſaßen nicht die geringſte Annäherung im Geiſte; ſie war ein ununterrichtetes, einfältiges Weib; er war ein tiefer, eigenthümlicher und eigener Denker. Aber ſie fanden eine Verwandtſchaft in ihren gütigen, großmüthigen Herzen; er hatte ein Weſen für die Ergießungen ſeines überfließenden Buſens gefunden; ſie blickte auf ihren Wohlthäter mit einem Gemiſch von Kindes- und Gattinnenliebe. Ihr Glück wurde nur vom Tode unterbrochen; dieſer leider! nahm kein Beyſpiel von Jungfer Briggs, er kam nur zu bald in ſein Haus, ohne daß ihn die angebliche Buhlerin oder der alte, weiſſe Hut abgeſchreckt hätten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

In großen Häuſern findet man längs den Mauern dieſer Höfe wohl Niſchen mit heidniſchen oder chriſtlichen Statuen, die bald unter Myrthen-Zweigen verſteckt, immer ſchön ausſehen. Der Fußboden iſt mit bunten Ziegeln oder Fayence-Platten bedeckt, und das oft in einem ſo kleinen Raum, daß es ausſieht, wie ein Chriſtkindleins-Garten. Du kannſt dir gar nicht denken, wie wohl einem wird, wenn man aus der ſtaubigen, heißen Straße, in ſo einen Hof tritt! Den Tag über wird ein Zelttuch über ihn geſpannt und die Hausgenoſſen leben gänzlich in dieſem Raum. Abends unterm Sternenhimmel iſts noch viel hübſcher! Da werden die Tertullas und die ſchönſten Bälle im Hofe gegeben, und das ſieht von der Straße aus durch die Gitterthür ganz allerliebſt aus! — In den Wintermonaten wohnt man im obern Stock, aber wie mir die Leute ſagen, und ichs ihnen gern glaube, treibt ſie die erſte Frühlingsſonne wieder hinunter. Auch die übrigen Theile der Wohnungen ſind in großen und kleinen Häuſern reinlich und ordentlich gehalten und nach Kräften geſchmückt. Beſonders im Vergleich mit Madrid, welches dich an den Spaniern in dieſer Rückſicht ganz irre machen könnte. Einen eigenen Luxus ſehen die Sevillaner darein, ſo viel Gemälde als möglich anzubringen. Das mag ihnen noch aus den guten Tagen geblieben ſeyn, wo Sevilla ſo reich an Künſtlern war und an Liebe zur Kunſt. Mitunter findet man wohl ſehr gute Dinge darunter, und manche Familien halten darauf, ein Original von Murillo, Ribera u. ſ. w. zu beſitzen; beſonders wenn es Familiengemälde ſind. Allein wenige haben dieſe ihnen ſo lieben Schätze aus dem lezten Kriege gerettet; die meiſten ſind um Spottpreiſe an Engländer verkauft worden. Um nun die kahlen Wände zu zieren, trifft man hier eine eigene Art Malerey an, die pinturas de la feria. Dieſe werden in großer Menge für den hieſigen Donnerſtag-Markt gemalt, und im eigentlichen Verſtand nach der Elle verkauft, das heißt: man ſucht ſich ein Bild nach dem gegebenen Raum, und bezahlt es der Länge und Breite nach. Dieſer Handel iſt ſchon ſehr alt, und mehrere der beſten Maler der Sevillaniſchen Schule, Murillo ſelbſt, fingen in dieſer Schule an, ſich zu bilden. Es wurde ſogar gewiſſermaßen für nothwendig gehalten, mit dieſer Art von Malerey zu beginnen, „um die Furcht vor dem Pinſel abzuwerfen," wie die alten Herrn es nannten. Auf dieſem Markt wurden damals auch die Flaggen für die Gallionen und eine Anzahl von Gemälden für die Kolonien verkauft. Jezt iſt dieſer Gewerbszweig verdorrt, und man ſieht daſelbſt nichts mehr wie alte Kleider, Bettſtücke, alte Teppiche — womit du deine Liebhaberey für alten Hausrath als Staffage für die Familiengemälde in Romanen ſo gut, wie auf dem Nürnberger Trödelmarkt befriedigen könnteſt. Dennoch iſt aber auch noch jezt dieſer Markt am Donnerſtag Morgens der Sammelplatz der ſchönen Welt im ſchönſten Putze, die hier herkommt, um zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen. — Die Leute ſind hier wie überall — eben recht albern! — ſie wiſſen nämlich das Gute, was ſie an der Hand haben, nicht zu genießen. Da haben z. B. die Sevillaner einen ſehr hübſchen Spaziergang längs des Fluſſes, und einen andern, alameda de vieja, am andern Ende der Stadt. Allein in den Wochentagen ſind ſie beyde völlig menſchenleer, beſonders von Damen; Sonntag Nachmittags hingegen drängt ſich die ganze Stadt in einen kleinen Raum des erſten Spaziergangs zuſammen, (la Sala nennen ſie ihn, und in Madrid machten ſie's eben ſo.) hier weilt man bis neun Uhr; dann gehen die Damen nach Hauſe und ändern den Anzug — das heißt: ſie kommen in einer Art Nachtröckchen auf dem plaza de la Constitucion zuſammen, um den Zapfenſtreich mit anzuhören. Auf dem Spaziergang ſind ſie faſt alle ſchwarz gekleidet, beym Zapfenſtreich aber allgemein weiß, und da ſehen ſie mit der weißen Mantilla über dem Kopf aus wie Geſpenſterchen. Dieſes Zapfenſtreich-Vergnügen findet auch Donnerſtags ſtatt, und in dieſem, nebſt dem Theater und Meſſehören, beſtehen die öffentlichen Luſtbarkeiten von Sevilla. An Tertullien und ſogar an Theegeſellſchaften fehlt es dagegen gar nicht, und im Vergleich der übrigen Hauptſtädte von Spanien, Madrid und Cadix ausgenommen, lebt man in Sevilla ſehr geſellſchaftlich. Muſik iſt ein allgemeiner Zeitvertreib in allen Verſammlungen; man trifft vieles Talent, welches ſich ohne Anſprüche und große Vorbereitungen der Geſellſchaft mittheilt. Leider muß ich aber auch in Sevilla die Klage führen, daß die Guitarre und die eigentlich ſpaniſche Muſik von dem Pianoforte immer mehr verdrängt wird. Dabey mag ſich die Muſik-Gelehrſamkeit beſſer ſtehn, aber die Nationalität gewiß ſchlechter und meine Liebhaberey auch.

Vom Theater werde ich dir nichts ſagen. In Deutſchland fand ich alle Theaterartikel (mit wenigen Ausnahmen, die mir doch endlich auch wie viel Geſchrey um wenig Wolle vorkamen) ſo platt und kleinlich, daß ich zittere, nichts Klügeres ſagen zu können. Glaub' mir, in Bauſch und Bogen iſt unſer Sevillaer Theater ſo gut ſo und ſchlecht, wie alle deutſchen Bühnen es auch ſind. Das Repertorium beſteht in ein Paar guten alten Stücken von Lopez, Mureto, Calderon, die aber bey aller ihrer Schönheit nicht mehr in die Zeit paſſen, in ein Paar guten neuen Luſtſpielen, theils ſpaniſchen, von Moratin z. B., theils aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen überſezte — endlich einer Menge ſchlechten ſentimentalen Wuſt von dankbaren Söhnen, großmüthigen Kriegern, edeln Verwieſenen, hochherzigen Spitzbuben — über die wir nicht das Recht haben die Spanier zu verſpotten, indem wir ſie damit angeſteckt haben, weßhalb auch größten Theils Barone, Hofräthe und Majore darin auftreten, mit höchſt komiſch verhunzten Namen. Ich ſchämte mich bey dieſen ſchalen Faſeleyen immer in die Seele! — Wäre das eine Dichterempfindung, ſo könnte man mich bey der Aufführung ſo eines Meiſterſtücks an meinem Geſichte für den, von Gewiſſensbiſſen gequälten, Originaldichter halten. Kein deutſches Schickſals-Trauerſpiel ſah ich noch auf eine ſpaniſche Bühne verpflanzt. Ich glaube auch nicht, daß ſolches wirken würde — beſonders jezt, wo die Nation die Schickſalsrolle ſelbſt übernommen hat. Hie und da verſteigt ſich auch wohl ein Theater zu einer italieniſchen Oper.

Das Beſte blieben für mein Ergötzen doch immer die Saynetes und die ſpaniſchen Nationaltänze: der Bolero, Fandango, Cachucha, Manchegas u. ſ. w. Die Saynete gehört ungefähr in die Klaſſe des franzöſiſchen Vaudevilles, nur daß, ſo weit ich ſie kenne, der Saynete ungleich mehr derben Witz und aus dem Volksleben aufgegriffne Wahrheit hat; auch dürfen beyde keinen Abend auf dem Theater fehlen. Der Enthuſiasmus, mit welchem die Nationaltänze geſehen werden, iſt wahrhaft luſtig! Man nimmt an den Tanzenden denſelben Antheil, wie an dem Schickſal eines liebenden Paares; daß der Tanz zum Schauſpiel gehört, wird gänzlich vergeſſen. Dieſe wenigen Worte über das Theater kann ich dir von den Bühnen von Cordova, Sevilla, Cadix, Mallaga, Granada, wiederholen. In Madrid ſind Forderungen und Leiſtungen etwas geſteigert — aber das iſt nicht meine Sache zu erörtern. Da, wo die Bühne in das politiſche Leben eingreift, wird die Kunſt Handlangerin eines höhern Intereſſe — das iſt in Paris der Fall — in Spanien bemerkte ichs noch nicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Juli.

Das einfache Denkmal, welches die Regierung des eidgenöſſiſchen Standes Freyburg an die Stelle des zerſtörten Beinhauſes zu Murten errichten ließ, und wovon das Morgenblatt im verfloſſenen Jahr vorläufige Kunde gab, ſteht nun vollendet da, und iſt am 22. Juni leztbin, am Jahrestage der Murtenſchlacht, prunklos aber mit fröhlicher Gemüthlichkeit und unter dem Zuſtrömen einer freudigen Volksmenge durch die Jugend der Schulen von Murten zunächſt eingeweiht worden. An der Vorderſeite des Obelisk ſteht die Aufſchrift: Victoriam XXII. Jun. MCCCCLXXVI Patrum Concordia Partam Novo Signat Lapide Respublica Fribourg. MDCCCXXII. Es war das jährliche Schulfeſt auf dieſen Tag verlegt und am Morgen deſſelben in der Kirche die Prämien-Austheilung vorgenommen worden. Nachmittags verſammelte ſich alsdann die Jugend der Stadt zum Zuge auf die feſtliche Stätte unter Anführung ihrer Lehrer. Acht Knaben in alter Schweizertracht und eben ſo viele Mädchen in weiß und rother Kleidung, holten mit Trommeln und Muſik die Fahnen und Denkmünzen bey dem Stadtammann ab; andere Jünglinge brachten vom Rathhaus die dem Herzog von Burgund in der Schlacht abgenommenen Feuerſchlünde. Wechſelnde Muſik, Geſang und Trommeln begleiteten den Paradezug zum Denkmale, wo vier Kanonen und ſechs Böller der Umgegend das Feſt verkündeten. Nachdem ein Kreis gebildet war, wurden jene alten Feuerſchlünde, Fahnen u. ſ. w. neben das Denkmal aufgepflanzt und daſſelbe mit Blumengewinden verziert. Lavater's Lied von der Murtenſchlacht wurde abgeſungen; einer der Lehrer las die den Müller'ſchen Geſchichten enthobene Darſtellung der Schlacht, und nach ihm trat der Jünglinge einer auf, die Altersgenoſſen in ziemender Rede anſprechend. „Eine einfache Kapelle (ſo drückte ſich eine Stelle ſeines Vortrages aus) hatten die Nachkommen als Denkmal und Erinnerung an den von den Vätern erfochtenen herrlichen Sieg auf dieſer Stelle errichtet, und in frommem Sinne die Gebeine der Erſchlagenen in derſelben bewahrt. Aber es kam eine böſe Zeit! Den 3. März 1798 wurde das dem Andenken der Väter heilige Denkmal ſchändlich und feiger Weiſe zerſtört! Doch, liebe Mitſchüler und ihr Schweizer, die ihr mich hört, überlaßt euch alle dem Jubel und der Freude! — Es betrat eine Tochter des Himmels, die holde Eintracht, wieder unſere heimathlichen Gefilde, und ſchnell flohen die Furien der Zwietracht und des Krieges!“ Dem kräftigen Ausdruck der Gefühle des Dankes gegen die Vorſehung und der frommen Entſchlüſſe folgte der Aufruf: „Laſſet, liebe Freunde und Mitſchüler, uns immer gedenken, daß ohne die Tapferkeit der Vorfahren, dieſer hochherzigen alten Schweizer, die hier den großen Kampf für Unabhängigkeit kämpften, wir unterdrückt wären, und den Genuß der ſüßen Freyheit wie ſo vieler andern Vorzüge kaum kennen würden. Laſſet uns den ernſten, jener Altvordern würdigen Vorſatz faſſen, dieſes dem ſchweizeriſchen Nationalruhm geſezte Denkmal gegen jede freche, zerſtörende fremde Hand zu ſchirmen, und Gut, Blut und Leben in den Zeiten der Noth gern und freudig dem theuren Vaterlande zu opfern.“ Das Scheibenſchießen mit der Armbruſt begann hierauf, und ſpäter ward die jugendliche Schaar, welcher ſich die Genoſſen mehrerer Erziehungs-Anſtalten aus der Nachbarſchaft, unter ihnen auch die Schüler des Gymnaſiums von Biel, angeſchloſſen hatten, in feſtlicher Ordnung nach dem Rathhauſe zurückgeführt, und der Tag hier eben ſo fröhlich geſchloſſen, wie er in freudigen Erwartungen ſich eröffnet hatte.

Auflöſung der Charade in Nr. 179:
Thierkreis.

Homonyme.

Tief unter Schloß und Riegel
Verſteckt mich Mancher gern;
Nur edelm Roß und Adler
Iſt nie der Zutritt fern.
Mit mir ſich zu berathen
Wird oft umſonſt gerathen.
Doch wo ich Nein! recht ernſtlich ſprach,
Da gibt man mir von ſelbſt ſchon nach.

Frey zeig' ich mich dem Auge,
Ein Schmuck für manche Stadt;
Und täglich meinen Räumen
Man unermüdet naht.
Sich klüglich dort berathen,
Streut oft des Reichthums Saaten;
Und wer als Matador dort ſprach,
Dem gibt gar Mancher willig nach.

Nro. 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 6. Auguſt 1822.

Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der ſteigenden, fallenden Welle des Glücks.

Schiller.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

In der Jahrszeit, wo die Stiergefechte beginnen, ſinkt die Theilnahme am Theater bis zum Gefrierpunkt und in ſo fern die Theilnahme, welche uns ein Schauſpiel einflößen ſoll, auf der Zweckmäßigkeit der Mittel und der Lebendigkeit und Wahrheit der Darſtellung beruht, hoffe ich doch auf einige Verzeihung, wenn ich eingeſtehe, daß dieſes Stiergefecht nicht ohne das lebhafteſte Intereſſe geſehen werden kann. Auf die Gefahr hin, dir Bekanntes zu wiederholen, erzähl' ich dir, wie ſich dieſe wilde Luſt in meinem Auge abſpiegelte, und verſichre dich, daß, meiner Anſicht nach, das Volk (im ariſtokratiſchen Sinn) — welches unſre Schauſpielhäuſer beſucht, ſeine Seele dort an ſchlechten, ſchlüpfrigen, übertriebnen Theaterdichtungen mehr verderben möchte, wie der Spanier ſein Gefühl bey ſeinen Stiergefechten verhärtet. Ich glaube gar nicht an dieſes Verhärten. Er wird vom Anblick des Kampfes zwiſchen Gewalt und Klugheit, Uebermacht und Muth empor gehoben, lernt den Gedanken faſſen, wie man wohl um einer Idee willen Leib und Leben wage — doch darüber zu vernünfteln iſt nicht der Platz, und der Spanier wird ſein Stiergefecht noch fürder behalten, wenn auch unſre Moraliſten recht hätten. Er findet in ihm alles Intereſſe der Tragödie: Gefahr, Errettung, Niederlage, Sieg, Kühnheit, Liſt, Feigheit und maleriſche Stellungen genug an Menſchen und Vieh. Um vom Anfang anzufangen, müßte ich dir die Verhandlungen der Kenner mittheilen, die ſchon Wochenlang vor dem großen Tage die wahrſcheinlichen Eigenſchaften der Stiere aus den verſchiednen Heerden, der Picadores, der Matadores und ihre früheren Heldenthaten abwägen, um daraus das Prognoſticon des zu erwartenden Schauſpiels zu ziehen. Dabey wird denn natürlicher Weiſe der Verfall der edeln Stiergefechtskunſt in unſern entarteten Zeiten beklagt, und die Namen der alten Stierhelden mit Freuden aufgezählt. Am Morgen des beſtimmten Tages werden die Stiere um drey Uhr von der Weide nach der plaza de los toros geführt. Dieſer Actus heißt: Il encierro, und iſt auch von großer Wichtigkeit; denn wers redlich meint, paßt ſchon um zwey Uhr auf und will die Stiere als primi amorosi des Stücks, von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen, um nach ihren Geberden ihren Werth zu beurtheilen. Endlich um drey Uhr Nachmittags iſt der große Platz, Gallerien, Amphitheater, auch die Dächer der nächſten Häuſer voll Menſchen — denn wer die Woche über gearbeitet hat, thut es blos, um den Sonntag das Stiergefecht ſehen zu können. Auch der Kampfplatz ſelber iſt voll Menſchen, und das macht nun den andern Actus nothwendig, nämlich den Platz zu reinigen, ehe man den erſten Stier losläßt. Dieſes heißt, der despejo, und gehört ſo weſentlich mit zu dem Drama, daß ein guter despejo für ein ſchlechtes Stiergefecht ſchadlos halten könnte. Da wurde z. B. beym erſten Stiergefecht, was dieſes Jahr in Sevilla gehalten wurde, der despejo von Linientruppen gemacht; die ohne weitere Umſtände kreuz und queer auf dem Kampfplatz umher marſchirten und damit das Volk ſanft aus den Schranken hinausdrängten. Aber wie wurden die armen Teufel ausgepfiffen und ausgelacht! und die ganze Woche war gar von den Stieren nicht die Rede, ſondern blos von dem ſchlechten despejo. Um es wieder gut zu machen, beorderte am folgenden Sonntag der Xefe politico eine Abtheilung von Nationalmiliz, um den despejo zu machen, und eine Menge Volks lief auf den Platz, blos um das Vergnügen zu haben, ſich nach Kunſtgeſetzen wieder hinausjagen zu laſſen. Die Milicianos zogen dann im ſchönſten Staat mit klingendem Spiel auf den Platz und wurden mit dem tollſten Jubel und Beyfallrufen empfangen. Nach allerley Evolutionen ſtellten ſie ſich in der Mitte des Platzes in einen gedrängten Haufen auf, und von da aus im Kreiſe ſich nach allen Seiten zu ausbreitend, drängten ſie nach und nach das Volk zum Eingang hinaus, und ich verſichere dich, es ſah recht hübſch aus; auch hörte die ganze Zeit das Beyfallklatſchen und das viva los nacionales nicht auf. Nachdem dieſes abgethan iſt, kommen die Picadores, Matadores, Banderilleros (auch chulos genannt) und endlich ſogar die Mauleſel, welche die Gefallnen hinaus zu ſchleppen haben; jene ganz ſtutzerhaft gekleidet, mit bunten, ſeidnen Jäckchen, vielen Bändern, rothen, blauen, grünen ſeidnen Mänteln, präſentiren ſich vor der Loge des Xefe und ſtellten ſich dann zur Seite des Eingangs, der dem Stier geöffnet werden ſoll, auf. Endlich reitet der Alcalde (der meiſt eine ſehr lächerliche Figur macht, auf einer eckigen Rozinante) vor die Loge des Xefe in alter, ſpaniſcher Tracht, von zwey Alguazils begleitet. Dieſer wirft ihm die Schlüſſel zu, mit denen er dann ſehr feyerlich den Eingang für die Stiere öffnet und ſich zurückzieht. Nach einigen Minuten geſpannter Erwartung, bricht der Stier herein und das Schauſpiel beginnt. Jedes dieſer Thiere hat eine Deviſe auf ein farbiges Band geſchrieben, auf dem Rücken. Von ſeinem erſten Auftritt hangt ſein Ruf ab! Wenn er hinreichend toll hervorſtürzt und gleich im erſten Anlauf jedem der drey bis vier Picadores einen tüchtigen Puff gibt, und ſich überhaupt recht ungeſchlacht anſtellt, ſo wird er gelobt und beklatſcht; zeigt er ſich aber faul und feige, ſo wird er ausgepfiffen und geſchmäht: Ueberhaupt wird dieſes Vieh — mit Reſpekt! — grade wie ein Hiſtrione behandelt und das Pfeifen oder Klatſchen, das Lob und die Schimpfreden, die während der Aufführung auf allen Seiten herunterregnen, richten ſich nicht an die Menſchen, ſondern an den Stier. Wenn einmal der despejo vorbey iſt, ſo darf bey ſchwerer Geld- und Gefängnißſtrafe kein Menſch, der nicht von Amtswegen dahin gehört, mehr auf den Kampfplatz treten; es finden ſich aber immer einige Naſeweiſe, die ſich hervor thun wollen. Ein Gitanillo (wörtlich, Zigeunerchen) z. B. fängt an ſehr ungeſchickt vor dem Thier herum zu ſpringen, der ihm denn endlich den Mantel zerreißt, worauf er mit genauer Noth unter den Schranken hinwegkommt, dort nehmen ihn die Soldaten in Empfang und führen ihn unter unendlichem Jubel der Menge ins Gefängniß. Ein andrer thut daſſelbe, hat mit unglaublicher Kühnheit und Geſchicklichkeit den Stier zum beſten; der Xefe ereifert ſich, ſchickt ausdrücklich auf den Platz, um auch dieſen einſtecken zu laſſen; aber das Volk, das an ſeiner Waghalſigkeit Freude hat, ruft von allen Seiten: dexalo! dexalo! (laſſt ihn laufen!) und läßt ihn überall durchſchlüpfen, ſo daß der Herr Xefe, um ein größeres Aergerniß zu vermeiden, ihn muß laufen und das Stiergefecht anfangen laſſen. Von dieſem iſt nun eigentlich wenig zu ſagen, und vieles geſagt worden. Zuerſt kommen die Picadore daran; die Chulos ſuchen den Stier zu reizen, indem ſie ihm Stäbe mit Bändern verziert, mit Widerhäkchen und zuweilen mit Raketen verſehen, im vollen Lauf vorübereilend, in den Rücken ſtoßen und ihn mit vorgehaltnen oder nachgeſchleppten, hochfarbigen Mänteln nach der Seite hinziehen, wo ihn die Picadores zu Pferde erwarten, und wenn er auf ſie losrennt, mit ſtumpfen Lanzen abſtoßen. Zuweilen gelingt es; der Stier rennt weiter und ſucht einen andern Feind; da aber die Pferde dieſer Leute ziemlich ungelenk und ſchlecht ſind, geſchieht es oft, daß ſie ihm die Seite bieten; dann wirft er Mann und Roß über den Haufen. Der Picadore trägt ein ſtarkes ledernes Wamms mit Wolle geſteppt, und da das Pferd faſt immer den erſten Stoß empfängt, ſo kommt er meiſtens noch ganz gut davon. Auch hält ſich der Stier nicht bey ihm auf, er behandelt ihn einzig wie ein aus dem Weg geſchafftes Ding — ſonſt gings dem Picadore übel, denn packt er ihn, ſo geht es nicht ohne gefährliche Verletzung ab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Londner Verein für verbeſſerte Gefängniß-Einrichtungen.

Es hat dieſe ſtill und beſcheiden wirkſame wohlthätige Geſellſchaft kürzlich den dritten Jahresbericht ihrer Committée bekannt gemacht (The third report etc. London. 1821. 8.), woraus ſich ergibt, daß dieſelbe ihrem Stiftungszwecke gemäß treu fortfährt, einerſeits fehlerhafte Einrichtungen, nachtheilige Verhältniſſe und Mißbräuche in den Gefängniß-Anſtalten zur öffentlichen Kunde zu bringen und mit Ernſt aber ohne Bitterkeit zu rügen, anderſeits ſich aber auch vorzugsweiſe mit den Beſſerungen beſchäftigt, die hin und wieder vorgenommen werden, mit allen dahin gerichteten Beſtrebungen und mit gründlichen und umſichtigen Vorſchlägen, deren Kenntniß ſie weiter zu verbreiten ſucht, nicht allein durch ihre Jahresberichte, ſondern noch vielmehr durch einen thätigen Briefwechſel, mittelſt deſſen ſie überall hin und ohne alle Entſchädigung, Anleitungen, Aufſchlüſſe, Plane und Zeichnungen in dem Bereiche ihrer Arbeiten, allzeit mitzutheilen bereitwillig iſt. Es ſcheint die Wirkſamkeit und der Werth des neuerlich in den britiſchen Gefängniſſen allmählig eingeführten zweckmäßigeren Verfahrens, durch die verminderte Zahl von den wiederholter Verbrechen wegen in die Gefängniſſe zurückgebrachten Individuen ſich am beſten zu bewähren. In den alten Gefängniſſen betrug ihre Zahl abwechſelnd zwiſchen funfzehn und funfzig vom hundert; in den beſſer eingerichteten neueren Gefangenſchaften ſoll, nach Hrn. Cunningham's Zeugniß, dieß Verhältniß jezt nur noch fünf bis ſechs vom hundert betragen.

Dem vorliegenden dritten Berichte entheben wir nachfolgende Angaben: Die Committé erfreut ſich, melden zu können, daß in Irland ein lebhafter Wetteifer für die Beſſerung der Gefängniſſe rege geworden iſt. Eine 1818 in Dublin, unter dem Vorſitz des Hrn. Karl Grant, gebildete Geſellſchaft, hat verdienſtvolle Arbeiten zu Stande gebracht. Ihre Unterſuchungen haben faſt alle irländiſchen Gefängniſſe umfaßt, und es ſind dadurch viele Mängel und Verkehrtheiten zu Tage gekommen. Die Kommiſſarien fanden in Kerkern von ſieben Fuß Breite auf achthalb Fuß Länge nicht weniger als drey Gefangene auf's Strohlager hingeſtreckt. Die Unreinlichkeit war vielfältig aufs höchſte geſtiegen und alle nachtheiligen Folgen der mangelnden Klaſſen-Abſonderung der Sträflinge entwickelten ſich im furchtbarſten Grade. Wo regelmäßige Beſuche menſchenfreundlicher Aufſeher und Schulunterricht in den Gefängniſſen eingeführt wurden, da blieben die guten Früchte dieſer Beſſerungen nirgends lange aus. Während des lezten Aſſiſen-Gerichts in der Grafſchaft Antrim bemerkte der Gerichtsvorſtand, Baron von Mac-Clelland, es ſey die unverkennbare ſittliche Beſſerung der Gefangenen eine Folge der im Gefängniß errichteten Schule, und mehrere unter den Sträflingen hätten ſich dermaßen gebeſſert, daß er für eine Abkürzung ihrer Strafzeit ſich zu verwenden geneigt ſey.

Zu Knutsford in der Shire Ches iſt neuerlich ein Beſſerungshaus erbaut worden, das ſeit achtzehn Monaten erſt bewohnt iſt. Die Koſten des Baus werden auf 60,000 Pf. Sterl. berechnet. Die im Mittelpunkt ſtehende Wohnung des Haus-Intendanten hat Ausſicht auf die Säle, worin die Gefangenen ſich aufhalten, auf die Höfe und Werkſtätten. Noch ſind nicht alle Einrichtungen vollendet. Es werden dieſelben aber ſo getroffen, daß zwey Klaſſen der Angeklagten und zwey Klaſſen der Verbrecher geſonderte Säle erhalten, daß ein Saal für kleinere Vergehen, ein anderer für die verhafteten Schuldner, einer für angeklagte Weiber und einer für die weiblichen Sträflinge beſtimmt iſt. Zum Schlafen ſind einhundert zwey und ſiebenzig Zellen vorhanden. Die Arbeiten, womit die Gefangnen beſchäftigt werden, ſind mannigfaltig: ſie verfertigen Zeuge aus Wolle, Seide und Baumwolle, Kleider, Schuhe, Hüte, Teppiche, Nägel, Fäſſer, Tiſchlerarbeiten u. ſ. w.; es finden ſich unter ihnen Maler, Schloſſer und Feldarbeiter für den Anbau des unmittelbar beym Haus gelegenen und ihm zugehörigen Landes. Der reine Ertrag der Arbeiten des am 25. März 1821 auslaufenden Vierteljahrs war 196 L. Sterl. 7 S. 6 D., was nach Abzug der Nahrungskoſten für hundert fünf und zwanzig Perſonen, einen Ueberſchuß von 21 L. St. 8 S. 4 D. gewährt. Dieſe werden alſo vertheilt: ein Drittheil kommt den Gefangenen zu und wird ihnen zur Hälfte wöchentlich ausgetheilt; ein Zehntheil gehört dem Intendanten, ein halbes Zehntheil dem Hausmeiſter, und das Uebrige oder etwas mehr als die Hälfte gehört der Grafſchaft. Noch läßt ſich freylich, bey der kurzen Dauer des Verſuches, von den Ergebniſſen dieſer Einrichtung nichts ſagen. Die Sträflinge werden beſtändig beſchäftigt. Wenn die Länge der Strafzeit es erlaubt, ſo müſſen die, welche kein Handwerk erlernt haben, ein ſolches erlernen. Bey kürzerer Zeit werden ſie zum Gartenbau gebraucht. Jede Zelle iſt mit einem neuen Teſtament und einem Gebetbuch verſehen. Jede Perſon erhält täglich zwey Pinten Grießbrey, ein Pfund Brod, anderthalb Pfund Kartoffeln und wöchentlich zweymal ein halbes Pfund Fleiſch mit fetter Fleiſchbrühe.

Von längerem Beſtande ſind die Einrichtungen des im Jahr 1800 erbauten Bridewell-Gefängniſſes in Glasgow. Folgendes iſt die ſummariſche Ueberſicht ſeiner Einnahmen und Ausgaben in den drey lezten Jahren.

Im Jahr 1818 war die Zahl der Gefangenen 1443, wovon 601 dem männlichen und 842 dem weiblichen Geſchlecht angehörten. Die Auslagen betrugen:

	L. St.	S.	D.
Für Nahrung und Wäſche	1046	12	8
Betten und Feuerung	170	17	11½
Werkzeuge und Arbeitsgeräthe . .	180	13	6½
Den Gefangenen bezahlt für unverpflichtete Arbeiten.	120	7	1
Gehalt des Aufſehers und der Angeſtellten.	355	—	—
Geſammtauslage	1873	11	3
Werth der Arbeiten der Gefangenen und Erlös von der Aſche . .	1777	10	8
Deficit	96	—	7
Dazu kommt noch der Gehalt des Kaplans, des Schulmeiſters, des Wundarztes, die Koſten für Unterhalt des Gebäudes u. ſ. w. mit	172	—	—
Geſammtkoſten für 1818	268	—	7

Im Jahr 1819 waren 1371 Gefangene im Hauſe, 598 Männer und 773 Weiber. Es koſteten:

	L. St.	S.	D.
Nahrung und Wäſche	1174	12	11
Geräthſchaften und Werkzeuge . . .	151	15	5
Den Gefangenen bezahlt für die überpflichtige Arbeit	175	6	

	L. St.	S.	D.
Gehalt des Oberaufſehers	200	—	—
Gehalt der Angeſtellten	156	10	—
Geſammtauslage	1858	4	7
Erlös von den Arbeiten der Gefangenen und von der Aſche	1738	4	7
Deficit	120	—	—
Gehalt des Kaplans, des Wundarztes, des Schulmeiſters und Unterhalt des Gebäudes	131	7	6
Geſammtkoſten für 1819	251	7	6

Im Jahr 1820 enthielt das Haus 1425 Gefangene; 663 männliche und 762 weibliche.

	L. St.	S.	D.
Koſten der Nahrung, Wäſche, Betten u. ſ. w.	1202	14	7
Geräthſchaften und Werkzeuge	213	2	4
Den Gefangenen für außerpflichtige Arbeiten	174	5	11
Gehalt des Oberaufſehers	200	—	—
Gehalt der Angeſtellten	155	—	—
Geſammtauslage	1945	2	10
Erlös von den Arbeiten der Gefangenen	1853	6	3
Deficit	91	14	7
Gehalt des Kaplans, Wundarztes und Schulmeiſters, nebſt Unterhalt des Gebäudes	132	6	—
Geſammtkoſten für 1820	224	2	7

Im Durchſchnitt der drey Jahre beträgt demnach die jährliche Auslage für einen Gefangenen zehn Shelling, oder wöchentlich fünfthalb franzöſiſche Sols.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

Kurz vor dem dießjährigen Frohnleichnamsfeſt wurde der neue Fürſt Erzbiſchof Maximilian, aus den Grafen Firmian, mit allem dieſer hohen Würde angemeſſenen Glanz feyerlichſt inſtallirt, nachdem er zuvor unter dem Läuten aller Glocken, Paradirung des Militärs und Beywohnung ſämmtlicher Pfarrer der Stadt und ihrer Vorſtädte ſeinen Einzug gehalten hatte. Die hohen Kommiſſarien fuhren in ſechsſpännigen, prachtvollen Gallawagen, umgeben von Hofdienern in reichgeſtickten Livreyen. Der Hochwürdigſte iſt ein aufgeklärter, kenntnißreicher und freyſinniger Herr, der ſich ſchon Liebe und Vertrauen in vollem Maß erworben und die freundlichſten Erwartungen erregt hat. — Die Prozeſſion am Frohnleichnamstage war dießmal wieder ſehr glänzend, da die allerhöchſten Herrſchaften das Feſt durch ihre Gegenwart verherrlichten. Herzerhebend und zu frommer Begeiſterung erweckend kündigt ſchon in den erſten Morgenſtunden dieſer feyerliche Tag ſich an. Mit dem Schlage Drey ertönen freudige Harmonien, indem die Hautboiſten der verſchiedenen Corps durch die Hauptſtraßen ziehen, um den erſten Aufruf anzuſtimmen. Man kann nicht leicht von einem angenehmern Morgengruß geweckt werden, als wenn die Melodie des Jägerchors aus Webers Freyſchütz den Schlaf verſcheucht, und gleich darauf andere Weiſen das Lied der Kranzjungfern ertönen laſſen. Ich habe dießmal faſt lauter Muſikſtücke aus jener beliebten Oper gehört. Später ziehen andächtig ſingende Schaaren aus den Vorſtädten herein zur Kathedrale? Knaben und Mädchen, Greiſe und Matronen. — Sonntags darauf wurde dieſes Feſt in Laxenburg gefeyert, wo ſich der kaiſerliche Hof damals aufhielt; am nämlichen Tage wird es auch in allen hieſigen Vorſtädten und umliegenden Ortſchaften gehalten. Nur zwey Orte haben das altherkömmliche Recht, es acht Tage ſpäter zu begehen: Mödlingen und Petersdorf. Der uralte mitten in Gebäuden ſich erhebende Kirchthurm des letztgenannten Marktfleckens contraſtirt ſeltſam mit dem modernfreundlichen Bau der Häuſer. In beyden Flecken iſt noch ein anderes Privilegium bemerkenswerth: die ſogenannten bürgerlichen Halter (von Herden verſchiedener Gattung), die hier die angeſehenſten Zünfte bilden, reihen ſich, nachdem der Umgang beendigt iſt, um die muſizirende Bande her und laſſen ihre Peitſchen knallen. Ländlich, ſittlich!

Von hieraus führt eine kleine Strecke Wegs in eine der reizendſten Gegenden Niederöſtreichs, die Brühl genannt, die man nicht mit Unrecht auch die öſterreichiſche Schweiz genannt hat. In dieſem Umkreis liegt ein Theil der weitläufigen Beſitzungen des fürſtlichen Hauſes Liechtenſtein. Man theilt den Diſtrikt in die vordere und hintere Brühl. Auf einem der waldbewachſenen Gipfel jener ragt die den Namen des fürſtlichen Geſchlechts tragende Burg empor, eine ehrwürdige, ſehr intereſſante Ruine, zum Theil gut erhalten, zum Theil gut reſtaurirt, ohne daß die Spuren des Verfalls und der zerſtörenden Hand der Zeit vertilgt wären. Die eigentliche Stammburg iſt es nicht; dieſe liegt ſechs Stunden von hier, jenſeits der Donau, und heißt Greifenſtein. Dieſer und der Name Liechtenſtein (gewöhnlich Lichtenſtein) beziehen ſich auf die etwas fabelhafte Erzählung von dem erſten Urſprung der unermeßlichen Reichthümer dieſer Familie. Wenn man nun auf einem bequemen und fahrbaren Wege immer aufwärts wandert, ſo erheben ſich links am Abhang der Anhöhe Weinberge, weit in der Ferne zieht ſich ein Kranz von buſchreichen Höhen und Hügeln hin, einzelne nackte Felſen werden durch fleißigen Anbau immer mehr bekleidet, und auf der höchſten prangt majeſtätiſch das Denkmal hervor, welches der jezt regierende Fürſt und Feldherr dem Andenken der „tapfern Krieger der öſterreichiſchen Monarchie,“ welche bey Wagram einen rühmlichen Tod fanden, in Form eines Tempels errichtete. Vor mehrern Jahren ſtürzte dieſer zwar mit einem die Gegend erfüllenden donnernden Krachen ein, iſt aber dauerhafter und herrlich wieder aufgebaut. Hinunter blickt man in reizende Thäler, über fruchtbare Gründe, friedliche Dörfer, blühende Felder und vielfarbig ſchimmernde Fluren. Oben auf dem Plateau der erſtiegenen Anhöhe erhebt ſich nun der neue, in weniger als zwey Jahren aufgeführte, und zu Anfang des laufenden fertig gewordene Palaſt, in einfacher, geſchmackvoller Pracht. Bauen und Erweiterung ſeiner überſchwenglichen Beſitzungen iſt des Eigenthümers leidenſchaftliches Vergnügen. Er verlebt jezt einen Theil des Sommers hier, und reitet tagelang, von einem Reitknecht begleitet, durch die Gegenden umher, größtentheils ſtill und ernſt, abgezogen und in ſich gekehrt. So fanden wir den tapfern und erlauchten Herrn auf der Altane des Palaſtes, hinter einer durchſichtigen Wand von blühenden Gewächſen ſitzend, die Stirn auf die rechte Hand geſtützt und ſeitwärts nach der gegenüber liegenden Burg hinblickend, als ob er mitten in der Fülle ſeiner Schätze die Vergänglichkeit alles irdiſchen Beſitzes überdächte. Liebreich dankte er den Grüßenden, die vorüberzogen und in einem kleinen Umkreiſe zu den Ueberreſten einer ritterlichen Zeit gelangten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Auguſt 1822.

Große Verwandtſchaft und altes Geſchlecht
Machen manche böſe Sache recht.

Altes Sprichwort.

Der alte weiſſe Hut und der alte Grauſchimmel.

(Fortſetzung.)

Bey Chilvers Beſuch bey Hrn. Clinch wurden Feindſeligkeiten beſchloſſen, und da der Advokat bey weiteren Nachfragen gehört hatte, daß der alte Adam Wright ſich der Zeit erinnerte, wo nicht einmal eine Steige am erwähnten Fußpfad war und hundert Mal hindurch geritten ſey, ſo ſchrieb er meinem Freunde und erſuchte ihn, daß er den Kerl in ſein Haus beſtelle, wo er denn hinüber kommen und ſeinen Hammelsbraten bey ihm verzehren, und nach Tiſch den Bauern verhören wolle. Der alte Adam Wright war ein Koſtgänger des Squire Tilſon, in deſſen Gartenhaus er wohnte, und da Chilvers wußte, daß er nicht mehr recht fort konnte, ſo ſchickte er ihm ein Fuhrwerk mit der höflichen Bitte, daß er zu ihm kommen möge. Ich war im Wohnzimmer als er ankam, und konnte mich bey ſeinem Anblick nicht des Lächens enthalten, als er den Hrn. Clinch mit Papier und der Feder in der Hand am Tiſch ſitzen ſah. Er blieb dicht bey der Thüre ſtehen, als fürchte er ſich weiter zu gehen, und warf einen äußerſt verdachtvollen Blick aus ſeinen kleinen grauen Augen, die er ſeines gekrümmten Körpers wegen aufwärts heben mußte, während ſeine gerunzelte Stirn und ſelbſt ſeine kahle Scheitel ſich mit einer plötzlichen Röthe übergoſſen. Setzen Sie ſich, Hr. Wright, ſagte mein Freund, indem er ihm einen Becher Wein reichte, den der Alte mit ſeiner Jugendzeit würdigen Gewandtheit in einem Zuge leerte. Der Advokat machte große Augen; Adam Wright ſetzte ſich ſchüchtern nieder — athmete tief und ſah ſich noch einmal beſorgt um, als er aber hörte, wovon es ſich eigentlich handelte, beruhigte er ſich. Man ſagt mir, guter Freund, hob Hr. Clinch an, daß ihr, als dieſes Feld noch offen war, hundert Mal hindurch geritten wäret. Nie mehr als einmal! war die Antwort. Warum ſagtet ihr denn ſo? Ich hab's in meinem Leben nicht geſagt. Hm! ſagte Clinch, ein ſchüchterner Vogel. Da ſeht nur das Uebertreiben der Dorf-Frau-Baſen, ſagte Chilvers; — aber ihr rittet doch einmal hindurch, Hr. Wright; wollt ihr ſo gut ſeyn und uns erzählen, was ihr euch von den Umſtänden erinnert? Ich erinnere mich aller, als ſey es nur geſtern geweſen, obgleich ich zu der Zeit nur neun Jahr alt war.

Vielleicht, Hr. Chilvers, haben ſie den ſteifhaarigen Jockel gekannt, wie ſie ihn nannten, der die Cambridger Kutſche führte? Clinch bedauerte, daß er nie dieſe Ehre gehabt. Nun, mein Herr, ich war damals bey ſeinem eigenen Vater, dem alten Harriſon, in der Lehre, welcher die Schmiede an der Unterwieſe hielt. — Wie grenzte ſie gegen Norden? unterbrach ihn Clinch. Das weiß Gott, erwiederte Adam. Das müſſen wir aber erfahren, hob Clinch wieder an, indem er die Feder niederlegte. Es läßt ſich aber nicht finden, ſagte Adam, denn der große Schornſtein iſt eingefallen, gerade, wo ich zu ſtehen pflegte und den Blasbalg trat. Gott helf' uns! Dem Himmel ſey Dank, wir haben nur einen niedrigen Schornſtein in unſerm Gartenhaus. Seht doch, wie ein Greis am Leben hängt, ſagte Chilvers leiſe;

in ſeiner Jugend dachte er wohl an keinen Schornſtein. — Nun denn, Hr. Chilvers, fuhr Adam fort, der alte Harriſon (ich nannte ihn dann Meiſter) war Trompeter oder Pferdedoctor bey den Grauen geweſen. — Was war er? unterbrach ihn Clinch aufs neue; er muß das eine oder das andere geweſen ſeyn. Nein, mein Herr, er war es nicht, denn ich glaube er war beydes. — So? nun das mag hingehen, erzählt weiter. Nun, er diente unter den Grauen, ich weiß nicht wie lange, und als er ſeinen Abſchied bekam, erlaubte man ihm ſeine graue Stute an ſich zu kaufen, die er immer geritten hatte, und wie alt dieſe war, das weiß Gott, denn ſie hatte die Zeichen aus dem Maule verloren, ehe er ſie bekam, und er ritt ſie zwölf Jahre im Regimente. Auf dieſer Stute pflegte er umher zu reiten und nach den kranken Jagdpferden der Herrſchaften zu ſehen, wollte aber niemand anders auf ihr ſitzen laſſen. Er durfte nur Polly rufen, da kam ſie zu ihm gelaufen und folgte ihm auf und ab durch das Dorf, ohne einmal einen Zaum oder eine Halfter anzuhaben. — Nun, mein Meiſter frühſtückte nie zu Hauſe; das erſte, was er des Morgens that, war, daß er einige weiche Pfefferkuchen in die Taſche ſteckte, denn er hatte in einer großen Schlacht die Zähne verloren, und ging in den Königskopf hinunter, und wenn man da vor dem großen Bogenfenſter vorbeyging, ſo konnte man ihn mit ſeinem dreyeckigen Hut bey einem Glas warmen Bier ſitzen ſehen. Nun an dem Morgen, wo ich Ihnen geſagt habe — Ihr habt uns noch von keinem Morgen geſagt, rief Clinch. Nun ich meine den Morgen, wo ich des Nachmittags durchs Feld ritt; an jenem Morgen brachte ich Polly, wie mir befohlen war, nach dem Königskopf, da mein Meiſter nach Romford zu reiten hatte; es ſcheint aber, daß, als er eben bey Wordley-End ankam, Polly mit ihm zuſammenbrach. Indeſſen war Meiſter nicht ſehr beſchädigt, aber wir ſahen, daß, da er ohne Polly heim kam, etwas vorgefallen war, obgleich er nicht ein Wort ſagte, ſondern uns befahl, mit der Arbeit aufzuhören und ein großes Loch im Hof zu graben, wozu er uns den Boden mit der Spitzaxt aufhieb. Wir gingen ans Werk, und ehe drey Stunden vergingen, hatten wir das Loch fertig, während wir uns alle wunderten, was es zu bedeuten habe. Adam, ſagte er dann zu mir, geh' nach dem Teich an der Oberwieſe, wo du Polly finden wirſt; bring' ſie her, ſteig aber nicht auf ſie und geh' einen kurzen Schritt. — Ich nahm alſo eine Halfter. — War es von Leder oder Seil? fragte Clinch — dieß konnte Adam nicht ſagen, und ſo fuhr er fort. — Als ich an den Teich kam, da war auch Polly mit ihren Knieen all voll Blut; da ich aber ſah, daß ſie gar nicht lahm und ganz munter war, ſo legte ich ihr den Halfter ins Maul, ging ein wenig zurück, um einen kurzen Anlauf zu haben, legte ihr die Hand auf den Hals und ſprang ihr auf den Rücken. Sprang ihr auf den Rücken! wiederholte der Advokat, indem er ungläubig das krüppelichte Männchen anſah. Gott behüte Sie, rief Adam, ich war damals ſo leicht wie ein Eichhörnchen und ſo munter wie ein Wieſel. So ritt ich durch dieſes Feld, denn damals befand ſich nicht einmal ein Steig da, noch die geringſte Spur von einem, und ſtieg ab, als wir die Landſtraße erreichten, aus Furcht, man möchte mich ſehen, und führte ſie in unſern Hof, wo mein Meiſter mit ſeinem dreyeckigen Hut ſaß und die Geſellen in einer Ecke ſtanden und heimlich mit einander ſprachen. Sobald ich herein kam, rief er unſerm dicken Altgeſellen zu; Samuel, ſagte er, geh hinauf in meine Stube und bring' mir die Sattelpiſtolen herunter, die ich dem franzöſiſchen Offizier in der Schlacht von — wie heißts doch gleich! abnahm, aber es endigte in quet oder narde oder ſo etwas, ich kann alſo nicht weit davon ſeyn. Sie glänzten, als er ſie aus den Halftern nahm, denn er putzte ſie jeden Sonntag Morgen, und als ich erſt Meiſter anſtarrte, wie er ſie zu laden anfing und in eine jede zwey Kugeln that, dann die Geſellen, die alle ſo feyerlich ausſahen, dann die arme Polly mit ihren blutigen Knieen, die dem Meiſter ins Geſicht ſah, da klopfte mir das Herz und ich zitterte am ganzen Leibe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

So lange Mann und Pferd noch auf den Füßen ſtehen können, muß erſterer wieder aufſitzen und auf dem Platz bleiben, bis ihm das Publikum erlaubt abzutreten. Nachdem er ſich nun gut gehalten, wird er beklatſcht oder ausgepfiffen; bedauert niemals. Für eine ausnehmende Heldenthat ward es gehalten, wie der eine Picadore dem Stier, während er mit ihm handgemein war, die Deviſe vom Rücken riß, und ſie nachher als Siegeszeichen am Hut ſteckte. Nachdem dieſes Spiel nun lange genug gedauert hat, oder der Stier dem verehrlichen Publikum kein Intereſſe mehr einflößt, wird er mit einem gräßlichen Geſchrey: Muera! oder Fuera! zum Tode verurtheilt. Der Matador tritt ſehr gravitätiſch auf, in der rechten Hand das Schwert, in der linken ein rothes Tuch an einem Stab ausgeſpannt; er macht ſeine Verbeugung und geht dem Stier auf den Leib. Die Kunſt beſteht aber darin, mit weit ausgeſtrecktem linken Arm dem Stier das rothe Tuch vorzuhalten, ſo daß er mit den Hörnern unter dem Arm durchkommen kann, ohne dem Matador die Seite zu ſtreifen. Deßhalb ſind Stiere mit krummen, vorwärts gebogenen Hörnern viel weniger gefährlich, wie andere, deren Hörnerſpitzen weit auswärts gebogen ſind. Der Stier rennt ein für allemal nie auf den Mann los, ſondern immer auf das Tuch; indem er nun, an dieſem ſein Müthchen zu kühlen, den Kopf ſenkt, muß der Matador den Augenblick bemühen, ihm das Schwert zwiſchen die Schulterblätter zu ſtoßen. Trifft er ihn gut, ſo ſtürzt er oft im Augenblick zuſammen; trifft er ihn ſchlecht, ſo rennt das Thier weiter, und das Spiel geht von Neuem an. Iſt der Stier aber nicht in Laune auf den Matador loszugehen, ſondern erwartet ihn, ſo iſt dieſer ſehr übel daran, beſonders wenn es ſich lange hinzieht, es anfängt dunkel zu werden, das Volk anfängt zu pfeifen und den Matador zu verhöhnen. Wenn dieſer dann aus Ungeduld dem Stier, der ihn erwartet, unvorſichtig nahe tritt, ſo iſt er in der größten Gefahr, und wird meiſtens von ihm, da der Mann deſſen Bewegung nicht voraus berechnen kann, gepackt und kläglich mißhandelt. Bey dieſer Gelegenheit zeigt ſich der Andaluſiſche Volkswitz in ſeiner Glorie, in den unbarmherzigen Spöttereyen, welche von allen Seiten dem armen L . . ., wenn er ſich nicht zu helfen weiß, zugerufen werden. Ich ſah einen dieſer Matadore, der ſonſt ſehr beliebt war und den Beynamen el Sombrerero hat, vor Aerger weinen, weil er mit ſeinem Stier nicht fertig werden konnte. Es war ſchon dunkel, und das ganze Publikum ſang ein Paar alberne Verſe, die anfingen: El Sombrerero al matadoro*) u. ſ. w., dazu klatſchte man den Takt und ſchlug an allen Ecken Feuer, um ihm zu leuchten. Endlich warf der Sombrerero in der Verzweiflung ſein rothes Tuch von ſich, ging gerade auf den Stier los, und rannte ihm ſein Schwert in die Seite. — Aber wie wurde er auch nun beklatſcht! — Ein Anderer, der dem Stier, obgleich dieſer mehrmals auf ihn losrannte, den rechten Augenblick nicht abgewinnen konnte, zog endlich mit dem Schwert einen kleinen Kreis in den Sand, und erſchlug das Thier ohne aus dieſem Kreis herauszutreten. — Das ſind die Heldenthaten, womit man ſeine Reputation rettet! und da ich mich einmal in die Stiergefechte eingelaſſen, mußt du ſie mitnehmen. Uebrigens ſind die lezten Augenblicke eines ſolchen Thieres wahrhaft tragiſch, wenn es zum Tod verwundet ſich noch nach allen Seiten wendet, um überall die Stirn zu bieten, und ſchon gefallen, ſich noch drey, vier Mal aufrichtet, um mit Ehren zu ſterben. So lange er den Kopf noch erheben kann, denkt er an Vertheidigung, und endlich liegt die ungeheure Geſtalt ohne eine Zuckung am Boden. Iſt er endlich ſo weit, ſo wird er von vier Mauleſeln, die mit Bändern, Fähnlein und Schellen verziert ſind, von dem Kampfplatz hinweg gezogen, nach ihm die gefallnen Pferde. Ich habe an einem Nachmittage acht, auch zehn Stiere erliegen ſehen. Nach dieſem Kampf folgt gemeiniglich ein ſchlechtes Feuerwerk, und damit hat das Feſt ein Ende. Jemehr Pferde und Menſchen dabey zu Schaden gekommen ſind, je mehr wird das toros gelobt. Es iſt aber wirklich ſelten, daß Menſchen dabey umkommen. Das gefährlichſte Spiel ſcheint mir das des Chulos zu ſeyn, weil dieſer den Hauptvortheil, den der Menſch gegen das Thier hat: ihn abzuwarten, nicht genießt, ſondern in vollem Lauf dem Stier entgegen rennen muß — doch mag es mir auch nur ſo vorkommen — denn wäre die Gefahr ſo groß, ſo würden ſich wohl nicht ſo viele Dilettanten grade dazu anbieten, unter denen ſich ſogar Männer aus den höhern Ständen befinden; es wird auch für gar nichts erniedrigendes gehalten — im Gegentheil adelt der Aufwand an Muth die Gelegenheit, welche ihn aufruft. Die toreros (Stierfechter) haben ihre hohen Gönner und Parteyen in dem Publikum und ſind überhaupt ſehr wichtige Perſonen. Sie werden von dieſer oder jener Stadt — die von Sevilla ſind die berühmteſten — oder Korporation, für eine beſtimmte Anzahl von Corridas gemiethet und je nachdem ihr Ruf iſt, bezahlt. Z. B. für zehn Corridas, 4000 Realen, 6000 und noch mehr, und es muß ihnen die ganze Summe bezahlt werden, wenn auch einer ſchon von dem erſten Stier ſo verwundet würde, daß er in keinem Corridas mehr zu dienen vermöchte. Zum beſondern Vergnügen des Volks werden bisweilen nach dem Toro de muerto noch ein Paar Toros embulados auf den Platz gelaſſen. Das ſind junge Stiere, denen man hölzerne Kugeln an die Spitze der Hörner ſteckt, ſo daß ihr Stoß ziemlich unſchädlich iſt. Da darf denn jeder, den es freut, auf den Kampfplatz, um das Thier zu necken. Alles wetteifert, ihm Mantel, Jacke, Mütze, auf die Hörner zu hängen, je beſſer der Mantel war, je mehr Ehre iſt dabey, ihn ſo zerfezt und ſo ſchmutzig wie möglich nach Hauſe zu tragen. Läßt ſich einmal Einer vom Stier packen und er wirft ihn etwas im Sand herum, ſo wird der Ungeſchickte von dem Gewandtern ohne Erbarmen ausgelacht und erhält in voller Luſtigkeit Püffe genug! ſie ſagen: tocarle el polvo (ſie klopfen ihm den Staub aus.) Dieſer Theil des Feſtes iſt wirklich hoch komiſch; da ſich das Volk hier in ſeiner allertollſten Luſtigkeit zeigt. Anfangs begreift man gar nicht, wie der Stier unter dem ausgelaſſnen Haufen herumrennen kann, ohne Schaden zu thun. Da das Geld, das bey dem Stiergefechte eingenommen wird, für die Hoſpitäler beſtimmt iſt, wenigſtens in der Ankündigung; ſo haben die Tollkühnen, die mit ein Paar zerbrochnen Rippen aus den Schranken getragen werden, das nächſte Recht an der Spende.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Damit du aber verſtehſt, was dieſer Witz bedeute, mußt du wiſſen, daß es nicht bloß heißt: der Sombrerero ſoll nach der Fleiſchbank (matadoro, gehen, um ſchlachten zu lernen; ſondern die Fleiſchbank iſt wirklich die Elementarſchule und Pepiniere der Stierfechter. Mit jedem Stier, ehe er geſchlachtet wird, werden erſt einige Turniere und Balgereyen vorgenommen, wo ſich dann in den zarten Gemüthern der Metzgerjungen und andern Jugend die Luſt und Begierde nach dem unſterblichen Ruhm eines Toreros entzündet. Jener Vers heißt demnach ſo viel als: er ſolle hingehen und von den Jungens in der Fleiſchbank lernen.

Amerikaniſche Dichterproben.

(Aus den „Specimens of the American Poets.“ London 1822.)

2.

Die Nacht.

O Feyer der Natur, o ſchöne Nacht,
Wo all' der müden Welt die Ruhe lacht!
Du kühlſt des Werkmann's Stirn, von Mühen heiß,
Des armen Sklaven und des Landmanns Schweiß.

Der Schnitter, der der Hitze bloß ſich ſtellt,
Der Zimmermann, der Bäum' im Walde fällt,
Liebt deine blaſſen Schatten und ſehnt lang
Sich nach der glühenden Sonne Niedergang.

Du ſpendeſt ſüßen Lohn für ihre Müh'n
Durch leichten Schlaf und alle Sorgen fliehn: —
Doch, weſſen Bruſt der holde Friede fern,
Dem ſendet Ruhe nicht der Abendſtern!

Im Kampf mit Menſchen und mit dem Geſchick,
Mit Haß und Liebe, flieht des Schlummers Glück;
Auf Felſen ſchlummern jene ſelig ein,
Und dieſem wird der weiche Pfühl zum Stein.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortſetzung.)

Wir ſtehen vor der Burg Lichtenſtein und ſchauen aufwärts, während die Schließerin die klirrende Pforte öffnet. Eine blühende, lebhafte Schweizerdirne, die mit den gewaltigen Zuchtthieren unten auf dem Pachthof aus jenem kräftigen Land hieher gewandert ſcheint. Sie hat ihr Penſum wacker memorirt, und ſchnattert es, wie ein junges Theatergänschen die eingelernte Rolle, her. Hier treten wir ins Burgverließ; das ſind die Steinblöcke mit ihren ſchweren Ketten, an welche die Gefangenen gefeſſelt waren, und durch jene Fallthüre wurden ſie hinaufgezogen zum Verhöre. Doch keine grauenvolle Spukgeſtalt ließ ſich vernehmen. Die durch vielfachen Einſturz entſtandenen Zwiſchenräume in dem weiten Umfang dieſer Veſte ſind durch Treppen und Brücken, die das Zeichen des Alterthümlichen tragen, ſorgfältigſt verbunden, ſo daß man ziemlich bequem, obwol nicht ohne ſcheinbare Gefahr, durch das Labyrinth umher und bis zur höchſten Spitze wandern kann. Zuerſt treten wir nun ferner in dieſen wohlerhaltenen, düſterſchauerlichen Ritterſaal. Eine kühle Luft dringt ſchnell durch die erhitzten Glieder. Hier auf dieſen gebrechlichen Seſſeln, auf dieſem altväterlichen Kanape, reich vergoldet und mit einem faſt unzerſtörbaren Stoff, worauf ſtattliche Figuren prangen, überzogen, empfing die edle Hausfrau mit den holden Fräuleins ihre Gäſte — todt und ſtill iſt Alles rings umher, und nur die ſtarren Bilder dieſer fürſtlichen Familien-Gallerie blicken euch wehmüthig lächelnd aus der Vorzeit an. „Hier, meine ſchöne Herrn, begann die rüſtige Maid ihren monotonen Bericht, hier ſchaun's her, dieß ſan die zwoa (bäuerſche Mundart) erſten Liechtenſtaner. Dieſer nannte ſich Johann, dazumalen Herr von Liechtenſtein, geſtorben 1395. Der da war Karl, der erſte Fürſt genannt im Jahre 1563.“ — Heil dem tapfern Ritter! — „Aber hier ſchaun's ein Biſſerl rückwärts: das iſt der edle Hr. v. Dombrowsky (die Führerin wird wiſſen, ob ich den Namen recht behalten habe) mit dem zahm gemachten Panther an der Kette, der ſchmeichelnd wie ein treuer Hund an ſeinen Herrn ſich ſchmiegt, und dieſer hat ſich durch die Heyrath mit dem fürſtlichen Geſchlecht verwandt.“ Ueber dem Sopha hängt ein großes Familiengemälde, die nächſten Verwandten des jetzt regierenden Herrn darſtellend, von der fürſtlichen Ältermutter an, die würdevoll in der Mitte ſitzt, einen Kreis von blühenden Sprößlingen in bunt wechſelndem Koſtüm um ſich verſammelnd. „Dieß, bemerkte unſere Leiterin auf eine andere Geſtalt hindeutend, iſt die Gemahlin des Fürſten N., eine Prinzeſſin von Saſoien“ (Savoyen). Rechter Hand und ganz zuletzt zeigte ſich das Bild eines jungen Helden, der im ſiebenjährigen Krieg geblieben war, und unweit von dem Gemälde ſtand ſeine Lanze, die der Tapfere nur mit ſeinem Leben laſſen wollte. Ein Kabinet, deſſen ſeltſamen Eingang zwey verfallne Schwibbogen bilden, enthält die weiblichen Abkömmlinge des herrſchaftlichen Hauſes in mannigfaltigen, ſehr intereſſanten Trachten. Von hier wird man in die Burgkapelle geführt, wovon der öde Raum nur noch zu ſehen iſt. Man bemerkt die Stelle ſehr genau, wo der Altar geſtanden. Durch die mit allem Glanz der Farben prangenden Fenſter warf die Abendſonne ihre Zauberſchimmer. Unweit von hier gelangt man in die Waffenkammer, wo alle Gattungen von Rüſtzeug aufgeſchichtet ſind und geharniſchte Ritter mitten darunter paradiren. Ob ſie urſprünglich hieher gehören, iſt wohl noch die Frage. Indem man auf einer langen Brücke über einen weiten, tiefen Schlund hinwandert, wo bloß die ſchwanke Lehne Zuverſicht gewährt, ſtößt man rechts auf eine Fenſterniſche, in deren Mitte ein runder ſteinerner Tiſch als Ueberbleibſel zwiſchen zwey engen Sitzen ſteht. Hier, ſagt man, ſaß die arbeitſame Hausfrau einſt und ſchaute in das weite Thal hinab, über Felder und Wälder. Man kann ſich nicht enthalten, in die blühende, ſchwindelnde Tiefe hinunter zu blicken. Wolken von Staub erheben ſich, ein Troß von Reitern ſprengt daher, Rüdengebell und Hörnerklang erſchallen. Plötzlich fährt der Wind ſtürmiſch durch die Fenſteröffnung. Ein Blick in das Innere, über Schutt und Trümmern, die mit dem hereinbrechenden heitern Blau des Himmels ſchauerlich kontraſtiren — und verſchwunden ſind die luſtigen Erſcheinungen. Ganz oben auf der Zinne befindet ſich ein freundliches, modern eingerichtetes Gemach, wenn man den großen, mitten drin ſtehenden Prunktiſch ausnimmt. Es gleicht einer Sternwarte und bietet eine freye Ausſicht über die ganze weite Umgegend dar; auch ſcheint's zu längerem Aufenthalt beſtimmt. Man erholt ſich hier vom Anblick der Vergänglichkeit. Liebende, wie Julie und St. Preux, möchten ſich dort oben eine Woche lang recht ſelig häuslen, vierzehn Tage glaub' ich ſchwerlich. —

Die dießjährige Kunſtausſtellung iſt ſeit Anfang des Monats eröffnet, und bleibt es bis zum 20. Juli. Während der letzten acht Tage iſt der Eintritt frey, damit auch Unbemittelte Theil nehmen können, die übrige Zeit hindurch wird eine Kleinigkeit erlegt, bloß um den Zudrang zu beſchränken. Etwa fünfhundert Gemälde und Kunſtwerke verſchiedener Gattung ſind in ſechs Sälen aufgeſtellt. Manches Alte iſt darunter. Das Vorzügliche nimmt, wie begreiflich, den kleinſten Raum ein, die Porträts machen eine bedeutende Anzahl aus. Es iſt viel Gelungenes darunter. Zu den kunſtreichſten Werken gehören unſtreitig zwey Madonnen mit dem Kinde: erſtere von dem zu früh entſchlafenen Scheffer von Leonhardshof, letztere von Schnorr von Carlsfeld, der auch das treffliche Bild, Liebeswahnſinn, nach einer rheiniſchen Sage geliefert hat, und dann die heilige Katharine, ebenfalls von Scheffer. Da ich vorausſehe, daß dieſer Gegenſtand im Kunſtblatt etwa beſonders noch zur Sprache kommt, ſo beſchränke ich mich hier auf die bloße Notiz.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nro. 189.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 8 Auguſt 1822.

Die Menſchen ſind gleich den Wogen des Meers,
Dem Laube des waldigen Morvens gleich:
Es ſchwindet im rauſchenden Windeshauch,
Und andere Blätter erheben ihr grünes Haupt.

Oſſian.

Amerikaniſche Dichterproben.

(Aus den „Specimens of the American Poets.“ London 1822.)

3.

Leben und Tod.

Zu dem, der, recht mit der Natur befreundet,
Auf ihr ſichtbares Wirken achtet, ſpricht ſie
Gar mannigfach: für ſeine frohern Stunden
Hat ſie der Freude Stimme, und ein Lächeln,
Und ſüßberedten Mund, durchwebend hold
Mit freundlichzartem, mildem Mitgefühl
Sein trüb'res Sinnen, ihm des Kummers Schärfe,
Eh' er ſie fühlte, nehmend. — Wenn Gedanken
Der lezten bittern Stunde, gleich dem Mehlthau,
Auf dein Gemüth ſich ſenken; düſtre Bilder
Von Todeskampf und Sterbekleid und Grabtuch,
Von ew'gem Dunkel und dem engen Hauſe
Dich wild erſchüttern und dein Herz bedrängen: —
Hinaus dann in die freye Luft! Dort lauſche
Den Lehren der Natur, wo alles rings,
Die Erd', ihr Waſſer und die tiefen Lüfte —
Dir mahnend ſagt — in wenig Tagen ſieht
Auf ihren weiten Bahnen dich die Sonne
Nicht mehr: dein Bild iſt aufgelöst im Grabe,
In dem man trauernd deine Leiche barg,
Im Meere, das dich jäh hinunterſchlang.
Die Erde, die dich nährt', verlangt zurück
Ihr Eigenthum, in Erd' es aufzulöſen.
Entfremdet jedes Merkmals, das als Menſch
Dich könnt' bezeichnen, wirſt du dich für immer
Vermiſchen mit den Elementen, Bruder
Des Baums, des fühllos harten Felſen werdend. —
Doch dich allein wird nicht der Grund umfangen,
In dem du ruhſt: ein herrlicheres Wohnhaus
Kannſt du nicht wünſchen. Liegen wirſt du dort
Bey Patriarchen aus der Zeit der Kindheit,
Bey Mächtigen und Schönen, Guten, Weiſen,
Und Sehern aus dem grauen Alter. Ein Grab
Umſchließt ſie all'. Der Berge Felſenzähne,
Die alt ſind, wie die Sonne; und die Thäler
In ſtiller Ruh' entlang ehrwürd'ger Haine,
Sich dehnend; Flüſſe, die ſich majeſtätiſch
Bewegen, und die klaren Bäche, rauſchend
Und grün die Auen kleidend, und die Fluth
Des alten Oceans, graundüſter grollend —
Das Alles iſt der feyerliche Schmuck nur
Des großen Menſchengrabs. Die goldne Sonne,
Des Himmels unzählbare Sternenflammen
Beſcheinen in dem ſteten Lauf der Zeit
Des Todes düſtre Wohnung. — Nimm die Schwingen
Des Morgens, dring' in Barkan's Wüſten ein,
Verliere dich in jenen weiten Wäldern,
Wo der Oregan rollt — der Tod weilt dort,
Und Millionen ſind in jener Oede,
Seitdem das Weltall ſteht, zum lezten Schlaf
Gegangen; nur der Tod regieret dort. —
Das iſt dein Loos, und alles, was da athmet,
Theilt dein Geſchick. Der Fröhliche wird lachen,
Wenn du entſchwand'ſt; wie vorher jaget jeder
Nach ſeinem Lieblingstraum; doch Alle ſcheiden
Von ihrer Luſt noch, ihrem Thun, und ſchlafen
Dann neben dir. Und wie der lange Zug
Der Jahre fortrückt, folgen ſie dir Alle.
Der Jüngling in des Lebens friſchem Mai,
Der Alte, der ſich an der Krücke ſchleppt,
Und Frau und Mädchen und die holden Kinder,
Die kaum den Roſenmund zum Lächeln öffnen. —

Drum lebe ſo, daß, wenn dem Pilgerzug
Dich anzuſchließen deine Stunde ruft,
Du ſcheideſt, nicht wie Sklaven, die die Peitſche
Zum Kerker treibt am Abend — nein, erhaben
Durch menſchlich edles Thun, durch reinen Wandel,
Mit freud'ger Zuverſicht und feſtem Glauben, —
So nahe fromm getröſtet deinem Grabe,
Wie einer, der ſich in ſein Kiſſen hüllt
Und niederlegt ſein Haupt zu ſüßem Träumen.

Adrian.

Der alte weiſſe Hut und der alte Grauſchimmel.

(Fortſetzung.)

Als der Meiſter mit dem Laden ſeiner Piſtolen fertig war, ſtellte er ſich vor die Stute hin. Polly, ſagte er, ich habe dich jezt ſechszehn Jahre lang geritten über Berg und Fluß, durch Stadt und Land, bey Tag und Nacht, durch Sturm und Sonnenſchein und du biſt nie ein einziges Mal mit mir geſtolpert oder gefallen bis jezt. Du haſt mich vorm Frühſtück über 5000 Leichen weggetragen und zwey Mal mein Leben gerettet, einmal, als uns die Alliirten im Stich ließen und wir weglaufen mußten; und einmal, als unſere Kompagnie in einen Hinterhalt fiel und nur dreyßig Mann davon kamen. Wir müſſen beyde bald ſterben, und ſollte ich zuerſt daran kommen, welches ich bald thun könnte, wenn du noch einmal alſo mit mir ſtürzteſt, ſo würde es ſchlecht mit dir ſtehen. Du möchteſt wohl nicht gern verhungern und zu todt geprügelt und gearbeitet und dann dem Schinder übergeben werden, möchteſt du das? Polly ſenkte den Kopf und rieb ſich an ihm, und während ſie dieſes that, band er ihr ein Schnupftuch um die Augen, und nachdem er ſie auf beyden Schläfen geküßt, ſagte er: Polly, Gott ſegne dich! und feuerte ihr ſogleich eine der Piſtolen ins Ohr. Sie fiel nieder, trat einmal aus und regte ſich dann nicht mehr; aber ich erinnere mich, daß mir die Thränen aus den Augen ſchoſſen, gerade als wenn ein Chriſtenmenſch erſchoſſen worden wäre, und ſelbſt der dicke Samuel ſah aus, als wenn er weinen könnte, als er ſich über ſie hinbeugte und ſagte: arme Polly! Wir begruben ſie im Loche und Meiſter ſagte, wir hätten für heute genug gearbeitet und möchten unſern Nachmittag zubringen, wie wir wollten, er wolle die andere Piſtole in die Luft feuern, ſobald er eine Krähe auf der Wetterfahne ſähe; und er brachte ſie auch herab, denn er war ein vortrefflicher Schütze. Es war aber doch ein grauſames Ding, ein armes ſtummes Vieh ſo zu behandeln, blos weil es mit ihm geſtürzt war; auch konnte niemand begreifen, warum er ſie im Hof begraben, da ihm des Squire's Jäger gern einen guten Preis dafür gegeben haben würde, um die Hunde damit zu füttern. Aber der alte Harriſon hatte ſeinen eigenen Weg. — — — Da Adam mit ſeiner Geſchichte zu Ende war, fing Clinch an, ihn über die ſpätern Ereigniſſe ſeines Lebens zu fragen, und da er hierin ſein Gedächtniß ſehr fehlerhaft fand, ſo ſchickte er ihn ohne Umſtände weg, jedoch nicht, ehe Chilvers ihm etwas in die Hand gedrückt. Der Advokat meinte, der alte Spitzbube habe ſeine Geſchichte für den Augenblick erfunden, da er ſich neuerer und für ihn wichtigerer Ereigniſſe nicht zu erinnern wiſſe. Die Wichtigkeit der Sache muß nicht für ſich ſelbſt, ſondern beziehungsweiſe betrachtet werden, ſagte Chilvers: Vor dem Tod der armen Polly hatte Adam keinen feyerlicheren und rührenderen Auftritt geſehen; vielleicht war er nie bey dem Tode eines größern Thieres zugegen geweſen. Sie ſcheinen auch zu vergeſſen, daß die Gedächtnißtafel wie gewiſſe Steine iſt, die, obgleich anfangs weich genug, um tiefe und deutliche Eindrücke zu empfangen, mit der Zeit härter werden; und daß es gerade dieſe Verhärtung iſt, welche die früher eingegrabenen Zeichen unauslöſchlich erhält, während ſie jede ſpätere Eingrabung verhindert. Das iſt für die augenblicklichen Bedürfniſſe des Alters genug, Sie können aber kein dauerhaftes Denkmal in den harten Stoff graben. Dieſer ſcheinbare Widerſpruch iſt mir daher der beſte Bürge für Adams Wahrhaftigkeit. So denkt aber ein Jury nicht, entgegnete Clinch, und hierauf kommt alles an.

Ich habe dieſen ganzen Auftritt umſtändlich erzählt, weil die unglücklichen Folgen, welche dieſe Geſchichte hatte, mir jeden Umſtand tief ins Gedächtniß gegraben haben. Chilvers war, wie bereits erwähnt, krank geweſen, als er aus dem Haus ging, um die Aufſchriften zu leſen, welche die Verſperrung des Fußpfades verkündigten. Bey dieſer Gelegenheit ward er naß — er ſaß eine gute Weile beym Advokaten: die Gicht, woran er eigentlich litt, trat ihm in den Magen, und troz des ärztlichen Beyſtandes und der unabläſſigen Sorgfalt ſeiner Gattin, ſtarb er innerhalb zehn Tage. — Chilvers ſtarb, wie er gelebt hatte — ein Weiſer und ein Menſchenfreund.

Nachdem das Begräbniß vorüber war, deſſen Beſorgung ich auf mich genommen hatte, begleitete ich meine Frau nach ſeinem Hauſe, wo wir eine kurze Zeit zu verweilen dachten, um ſeiner Gattin, jezt zum zweyten Mal eine Wittwe, unſern Troſt anzubieten. Nie fühlte ich mich mehr von der Eitelkeit menſchlicher Gelehrſamkeit und dem ungegründeten Stolz der Philoſophie überzeugt, als beym Anblick dieſes ungebildeten Weibes, welches von einem angeborenen religiöſen Grundſatz, obgleich mit allen theologiſchen Vorſchriften unbekannt, eine Gewalt über ſeine Seele beſaß, die der Erfahrenſte in den Schulen der Weltweisheit umſonſt zu erlangen ſtrebt. Ueberzeugt, daß der Tod ihres Gatten eine Fügung des Himmels wäre, gegen welche es vielleicht ſündlich ſey, ſich zu beklagen, entſchloß ſie ſich mit Ernſt, ihren Schmerz zu unterdrücken, in welcher Abſicht ſie alles ſorgfältig verſchloß, was durch eine plötzliche Erinnerung an den Verſtorbenen ihren frommen Entſchluß erſchüttern konnte; ſo daß wir ſie bey unſerer Ankunft weit ruhiger fanden, als wir erwartet hatten. Obgleich Chilvers nie in ſeinem Leben einen Vogel ſchoß oder einen Fiſch fing, ſo hielt er doch einen Lieblingspudel, Namens Juno, ein Thier, das faſt eben ſo unzertrennlich von ihm war, als der alte weiße Hut; Theilnehmer an ſeinen Morgenſpaziergängen, fielen ihm auch eben ſo regelmäßig die Ueberbleibſel ſeines Brodes beym Thee anheim. Dieſes treue Thier, konnte ſich die Wittwe nicht entſchließen, wegzuſchicken; aber mit dieſer Ausnahme glaubte ſie jedes perſönliche Andenken entfernt zu haben. Sie irrte ſich aber. Wir ſaßen beyſammen im Wohnzimmer und wir ſchmeichelten uns ſchon durch unſere Geſpräche, welche vorzüglich die künftige Erziehung ihrer Tochter betrafen, eine mehr als gewöhnliche Heiterkeit in ihre Seele gebracht zu haben, als uns plötzlich ein lautes Bellen und Lachen außerhalb aufſchreckte — die Thüre ging auf, und herein ſprang Juno mit dem alten weißen Hut auf den Kopf gebunden, während die kleine Fanny ſich über ihren Spaß bald todt lachen wollte. O Fanny! Fanny, rief die vom Schmerz zerriſſene Mutter; warum litt man — ſie konnte nicht mehr ſagen, ſondern lief von ihren Gefühlen überwältigt aus dem Zimmer und ſchloß ſich in ihre eigene Stube ein. Das Kind hatte, wie es ſchien, den alten Hut, der ſich in der erſten Verwirrung irgend wohin verirrt hatte, aufgefunden und in dem glückſeligen Kinderleichtſinn, der die Vergangenheit ſo ſchwer mit der Gegenwart verbindet, der Junon auf den Kopf gebunden. So jung ſie auch war, ſo bemühete ich mich doch, ihr den Verluſt ihres Vaters, wie ſie ihn immer genannt hatte, begreiflich zu machen und ihr einzuſchärfen, daß ſie in der Gegenwart ihrer Mutter ſeines Namens oder Todes nicht erwähnen müße. Sie ſchien mich zu verſtehen und verſprach mir zu gehorchen. Geſtärkt und beruhigt durch den Troſt, den ihr das Gebet in der Einſamkeit immer gewährte, kam die Wittwe bald ins Wohnzimmer zurück und die vorige Ruhe ſchien wieder in unſern Kreis zurückgekehrt zu ſeyn; als Fanny voll von dem, was ihr ein Geheimniß ſchien, um ihre Mutter herſchlich, endlich ihre Hand nahm, ihr mit liebevoller Wichtigkeit ins Geſicht ſah, und ſchüchtern ſtammelte: „Ich weiß etwas; Papa iſt todt, aber ich darf es dir nicht ſagen, denn es iſt ein großes Geheimniß, und du würdeſt böſe ſeyn, wenn ichs thäte.“ Die arme Wittwe bedeckte mit einer Hand das Geſicht und legte die andere dem Kinde auf den Mund, um es zum Schweigen zu bringen; da es aber noch immer fortplauderte, ſo führte ich es aus dem Zimmer und übergab es der Magd, um es zu Bette zu bringen.

(Der Beſchluß folgt.)

Sandwich-Inſeln.

Die folgende Nachricht ward von einem amerikaniſchen Kapitän mitgetheilt, der neulich vom Wallfiſchfang in der Südſee zurückgekehrt iſt.

„Die Sandwich-Inſeln fangen an, ein bedeutender Handelsplatz zu werden, und die Eingebornen machen ſchnelle Fortſchritte in ihrer Bildung. Sie haben innerhalb mehrerer Jahre ſo viele Engländer und Amerikaner bey ſich geſehen, daß ſie nach und nach ihre Sitten annehmen und die eigenen verlaſſen. Nicht mehr ſieht man den Bogen oder Speer — nicht mehr vernimmt man den ſchmetternden Klang der Kriegsmuſchel oder das herzzerreißende Geſchrey der zur Schlachtbank geführten Opfer. Der Aberglaube iſt verſchwunden — der Götzendienſt hat aufgehört, die Kirchenglocken nur unterbrechen die feyerliche Stille des Sabbathtages, und die milden Stralen des Chriſtenthums haben bereits angefangen, ihre Wirkung auf dieſe Naturkinder zu äußern. Es wohnen mehrere Miſſionarien von den Vereinigten Staaten mit ihren Familien unter ihnen; dieſe haben eine Schule gebildet, wo ein großer Theil der Jugend im Leſen, Schreiben, Zeichnen ꝛc. Unterricht empfängt, welcher, nebſt dem rechtlichen Benehmen aller Mitglieder der Geſellſchaft und den Predigten in der Kirche, täglich unter dieſen einfachen Menſchen das moraliſche Gefühl erhebt und veredelt. Seit dem Anfange des Jahres 1821 haben nicht weniger als 28 Schiffe dieſe Inſeln, entweder zum Handel, oder Verproviantirung beſucht. Die Eingebornen ſelbſt beſitzen bereits zehn nach europäiſcher Art gebaute und ausgerüſtete Schiffe, von denen keines unter 120 Tonnen hält, nebſt einer Menge Schooner und Schaluppen, welche alle beſtändig mit Sandalholz, Lebensmitteln ꝛc. zwiſchen den Inſeln auf der Fahrt begriffen ſind. Sie ſind meiſtens mit Eingebornen bemannt, welche die Handhabung derſelben vortrefflich verſtehen. Während der Anweſenheit des Kapitän Gardner zu Woahu kam eines ihrer Schiffe von einer Reiſe nach Kamtſchatka zurück; ein Weißer befehligte es, die Mannſchaft beſtand aber gänzlich aus Eingebornen. Für eine Ladung Salz, die es dem Gouverneur jener Landſchaft zugeführt hatte, brachte es eine Ladung von geräuchertem Lachs, Tauen, Linnen, Stabigut ꝛc. zurück. Auch machte der Gouverneur dem König der Inſel ein Geſchenk mit einem großen Stück Landes, worüber er ihm die Schenkungsbriefe zuſandte. Sie ſind mit dem Erfolg ihrer Reiſe ſehr zufrieden, und gedenken bald eine andere zu unternehmen. Auf der Südſeite des Hafens von Woahu iſt einer der bequemſten Häfen in der Welt, weder Wind noch Wellen können je ein Schiff darin beſchädigen. Im Laufe dieſes Jahres haben ſich alle Wallfiſchfänger in den nördlichen Seen hier erholt und mit friſchen Lebensmitteln verſehen. In der Waiſenſchule der Miſſionarien befindet ſich ein Jüngling von der nordweſtlichen Küſte von Amerika.

Er iſt ſehr gelehrig, lieſt geläufig und hat bedeutende Fortſchritte im Zeichnen gemacht. Die Bevölkerung und Kultur auf Vandiemensland nimmt ſchnell zu: ſchon beträgt die erſtere über 7400 Seelen, welche 14,940 Acker Land, ohne die Gärten, im Anbau haben. Sie haben übrigens 35,000 Stück Rindvieh, 170,000 Schaafe, 550 Pferde und 5000 Schweine. Nach den lezten Berichten dachte man an die Bildung einer Geſellſchaft zur Ermunterung des Ackerbaues nach dem Muſter der brittiſchen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Endlich ſtehet die lang erwartete Bildſäule Achilles im Hyde Park, dem Hauſe des Herzogs v. Wellington, dem ſie von den brittiſchen Frauen als Trophäe gewidmet iſt, aufgerichtet da. Sie iſt aus den bey Waterloo erbeuteten Kanonen von dem bekannten Bildhauer Weſtmacott gegoſſen, und eine vortreflich gelungene Nachahmung einer der auf dem quirinischen Hügel ſtehenden Caſtor- und Pollux-Statuen, nur daß Hr. Weſtmacott, um einen Achilles aus der ſeinigen zu machen, derſelben in die Rechte ein Schwert, und in die Linke ein Schild gibt. Das Bild iſt heroenartig, ganz nackend, mit Ausnahme eines hinten ausfliegenden Mantels und — des Feigenblattes. Die Meinungen über dieſe außerordentliche Erſcheinung in unſerer Hauptſtadt — eine koloſſale nackte Mannesſtatue von brittiſchen Frauen auf einem öffentlichen Spaziergang aufgeſtellt — ſind ſehr getheilt. Die Freunde der Kunſt freuen ſich darüber, als ein Zeichen, daß die Kunſtliebe bey uns zunehme; die Freunde des Miniſteriums freuen ſich darüber, weil ſie Wellington gewidmet, und aus demſelben Grunde iſt ſie allen Whigs und Radikalen ein Greuel; eine vierte Parthie aber verdammt ſie wegen des unſittlichen Eindrucks, den ſie davon befürchten. Das Journal dieſer Parthey iſt der Morning Herald, und die fromme Wuth, worin dieſes Blatt und ſeine Korreſpondenten darüber gerathen, iſt ganz erbaulich. Auch an ekelhaften Karrikaturen über dieſen Gegenſtand fehlt es nicht. Indeſſen ſteht der Koloß und wird ſtehen, bis ſtärkere Winde ihn umwerfen, als die der Kritik.

Bekanntlich wird in England ein gewiſſes namenloſes Vergehen, das von unſeren Freunden, den Türken, ohne alle Scheu verübt wird, mit dem Strange beſtraft. Dennoch wird es häufig verübt, und es vergeht kein Jahr, wo nicht einige Perſonen deſſelben überführt werden. Aber eins der größten Uebel, welche die Strenge der Geſeze erzeugen, iſt, daß Schurken es ſich zuweilen zu Nuzen machen, um vermögenden Leuten unter dem Vorwande, ſie des Verbrechens anzuklagen, Geld abzupreſſen. Vor ein Paar Jahren ward ein Mann vom Biſchof von Clogher in Irland angeklagt, ihm auf dieſe Weiſe gedroht zu haben, und auf den bloßen Eid des Prälaten ward derſelbe ſchuldig gefunden, auf eine grauſame Weiſe durch Dublin gepeitſcht und ins Elend gejagt. Vor ein Paar Tagen aber ward dieſer Biſchof in einer hieſigen Bierſchenke in demſelben Verbrechen — — — ertappt. Mit der größten Mühe entriß ihn die Polizey der Wuth des Pöbels und brachte ihn auf die Wache. Am folgenden Tage ſezte ihn der Magiſtrat gegen eine Bürgſchaft von 1000 Pf. St. in Freyheit und ſchickte den Soldaten ins Gefängniß. Se. Hochehrwürden haben ſich inzwiſchen auf Reiſen begeben, und werden ſich wohl nicht wieder unter uns ſehen laſſen. Sein Name iſt Percy Jocelyn, und er gehört zu einer altadelichen Familie.

Nach amerikaniſchen Blättern ward endlich an der Küſte bey New-York eine Seeſchlange gefangen. Sie ſoll zwiſchen 30—40 Fuß lang, und 22 (?) im Umfang ſeyn. Sechs Mann hatten an der abgezogenen Haut zu ſchleppen. Im Mund hatte ſie ſechs Reihen kleiner Zähne. Im Innern fand man weder ein Herz noch Eingeweide, ſondern nur eine ſehr große Leber. Der Rachen ſoll weit genug ſeyn, um einen Menſchen zu verſchlingen. Die Haut ſollte ausgeſtopft und nach New-York gebracht werden.

Die neuen ſchottiſchen Romane: Sir Andrew Wylie, die Annalen des Kirchſpiels und der Provoſt haben ein ſo gefälliges Publikum gefunden, daß die Verleger bereits eine zweyte Auflage davon in der Preſſe haben. Man nennt als deren Verfaſſer Hrn. Lockhart, einen Edinburger Advokaten und Tochtermann des Sir Walter Scott, deſſen neuer Roman: The Fortunes of Nigel, bey weitem nicht ſo ſehr gefällt, als ſeine vorhergehenden Produkte. Indeſſen iſt der alte Herr unermüdlich; denn nicht nur ſpricht man bereits von einem neuen Roman von dem Verfaſſer des Waverley, ſondern es iſt auch von Sir Walter Scott ein dramatiſches Gedicht angekündigt, welches das erſte von einer Reihe von Dramatical effusions ſeyn ſoll, womit dieſer Tauſendkünſtler die Welt beſchenken will. Wie ſehr die Erwartung des Publikums geſpannt iſt, dieſen Heros in einer ſolchen neuen Laufbahn zu ſehen, kann man ſich denken.

Das Drurylane Theater iſt jezt geſchloſſen, und die Saiſon für die Eigenthümer ſehr ſchlecht ausgefallen. Dieſes Theater iſt ſeit Jahren im Verfall, und kein Verſuch, ihm wieder aufzuhelfen, will gelingen; ſeitdem die Großen ſich beynahe ausſchließlich an die italieniſche Oper halten, kann London nur ein großes engliſches Theater erhalten, und bis jezt trägt Coventgarden den Preis davon. Es war ſchon vor einiger Zeit die Rede davon, Drurylane in eine Methodiſten-Kapelle zu verwandeln, dazu kommt es denn wohl noch endlich. — Der berühmte Mimiker Mathews fährt noch immer fort, ganz allein das engliſche Opernhaus anzufüllen; man erwartet aber, daß die Oper bald wieder anfangen werde. — Haymarket hat die beſten Subjekte von den Winter-Theatern engagirt.

Zu Hull befindet ſich jezt ein Stück von einem Zahn, den man zu Atwick, in der Nähe von Hornſea, gefunden hat. Es mißt ungefähr 38 Zoll in der Länge und 20 Zoll im Umfang in ſeiner Mitte, und wiegt 36 Pfund. Es beſtehet aus dem reinſten Elfenbein, ausgenommen wo er abgebrochen und in der Erde gelegen; man ſchäzt, daß der ganze Zahn dreymal ſo lang geweſen ſeyn müſſe. Man vermuthet, daß er einem Elephanten angehört habe, von der von Cuvier beſchriebenen Gattung, die von dem indiſchen und afrikaniſchen ganz verſchieden geweſen ſeyn, doch aber dem erſten am meiſten geglichen haben ſoll. Die Zähne des Mammuth ſcheinen mehr gebogen zu ſeyn, als dieſer, von dem man mehrere in verſchiedenen Theilen Englands gefunden hat, beſonders an der Küſte, und neulich einen bey Bridlington. Wahrſcheinlich war er von der Klippe hinabgefallen, wo ſich vielleicht noch andere Ueberreſte finden dürften, obgleich man dergleichen öfter ohne anderes Gebein in der Nähe antrifft.

Hr. Wellesley Poole, der vor einigen Jahren die reiche Erbin Miß Long geheirathet, hat mit ihrem fürſtlichen Vermögen ſo ſchändlich gewirthſchaftet, daß man zur Deckung ſeiner Schulden zum Verkauf der koſtbaren alten Familien-Mobilien in dem berühmten Wanſtead-Haus in Eſſex, dem Siz der Familie Long, ſchreiten mußte. Die Verſteigerung ſoll ſechs Wochen dauern, und ſeit mehreren Tagen drängen ſich alle Vornehmen dahin, um die vielen Herrlichkeiten (wovon in meinem nächſten Briefe etwas Näheres) zu beſichtigen, und ob man gleich das aus drey Theilen beſtehende Verzeichniß für die bedeutende Summe von 15 Schillinge verkauft, ſo wurden doch über 10.000 Exemplare davon abgeſezt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 61.

Nro. 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Auguſt 1822.

Genieße deines Glücks; die Kunſt ſich zu erfreun,
Iſt für den Sterblichen, die Kunſt beglückt zu ſeyn.

Uz.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Die Andaluſier können für die Gascogner von Spanien gelten und thun ſich eben ſo viel, wie jene, auf ihre bons mots zu gut; auch iſt die Gracia andaluz in ganz Spanien berühmt. Es iſt auch wahr, daß man unter dem gemeinen Volk jeden Augenblick etwas ſagen hört, das auch den Ernſteſten zum Lachen reizen müßte. Worin das höchſt Komiſche beſteht, läßt ſich nicht beſtimmen, und wiedergeben gar nicht, da die Einfälle ſo ganz im Augenblick geboren werden und verpuffen; auch Ausdruck und Stimmenmodulation oft die Hauptſache iſt. Dieſer Ausdruck liegt beſonders in einer gewiſſen Nachläſſigkeit, die zu der ſeligen Faulheit der Andaluſier gehört. Dieſe Faulheit, die auf heitere Genügſamkeit gegründet, und unter Umſtänden mit Unermüdlichkeit gepaart iſt, bildet die ſonderbarſten Kontraſte! Derſelbe Menſch, der, wenn er täglich einige Orangen hat und Abends eine gazpacho (Waſſerſuppe) eine capa (Mantel) und einen ſchattigen, trocknen Winkel darauf zu liegen — vor allem aber eine Cigarrito (Zigarre) zur Arbeit, auch für Geld, kein Glied regen wird — denn er ſagt ganz trocken: wenn ihr mir auch noch ſo viel gebt, ſteh ich jezt nicht auf, porque estoy bien aqui; — derſelbe Menſch läuft zu einer andern Zeit vier und zwanzig Leguas in achtzehn Stunden, immer im Trab, legt ſich mitten auf die Straße auf den Boden, den Kopf nach der Seite, wohin ſein Weg gerichtet iſt, damit, wenn er im Finſtern nach einer Stunde Schlaf erwacht, er die Richtung nicht verloren habe, — und ſo läuft er mit ein paar Orangen in der Taſche bis ans Ziel. Aber zu Hauſe, in ſeinem täglichen Lebensgange entſchließt er ſich keiner zehn Schritte zu laufen, ſo lange er noch einen Eſel hat, der ihn zu tragen im Stande iſt.

Der Vorwurf, den man den Andaluſiern über den ſchlechten Anbau ihres ſchönen Landes macht, iſt ſehr ungerecht. Der Grund liegt nicht in ihrer Faulheit. Zuerſt wohl darin, daß ſie kein Land zu bauen haben — die ganze Provinz gehört einigen großen Gutsbeſitzern, deren Dienſtleute, welcher Art ſie immer ſeyn mögen, von der guten Mutter Erde nie ſo viel fordern noch erhalten, wie der kleinſte Bauer, der ſein väterliches Erbe bearbeitet. — Wie dieſe alte Wahrheit ſich auf Andaluſien anwenden läßt, kommt mir zu beweiſen nicht zu. Der zweyte Grund ihrer Faulheit liegt wohl darin, daß ihre Bedürfniſſe ſie nicht zur Arbeit treiben. Trieb unſern Bauer nicht die Noth zur Arbeit, ſo unterließ er ſie auch. Eſſen und Trinken bedarf der Andaluſier ſo wenig! So lange er ein Mädchen hat, dem er den Hof macht, eine Zigarre, ein Gewehr, und wenn er ſchon etwas wohlhabender iſt, ein Pferd und einen ſchönen Windhund, lebt er ja wie ein König! — Dis alles verſchafft er ſich hier mit gar wenig, und das iſt alles, um deſſentwillen er Geld erwerben und wofür er Geld ausgeben mag. Und denn noch los toros! (die Stiergefechte). Bey ſo einem bequemen Leben, ſieht ſo ein Burſch, wenn er ſich herausgepuzt hat, gar ſtattlich aus, vor allen, die wohlhabendern Landleute. So ein Menſch trägt eine grüne

Jacke mit einer Menge Schnüren und ſilbernen Klunkern, eine feine Weſte, große Bruſtkrauſe, blaue oder braune ſeidne Beinkleider bis an die Knie und ſchön geſtickte lederne Kamaſchen mit ſilbernen Schnüren, Troddeln und Quaſten, einen breiten, rothen, ſeidnen Gurt um den Leib, und darunter eine Cartuchera (Patrontaſche) mit geſticktem Deckel. So ſizt er auf einem ſchönen ſchwarzen Hengſt mit hohem Sattel und großen kurzen Steigbügeln — (ganz wie die Türken) von einem bunt gezierten, bis zur Erde hängenden Fliegennetz bedeckt, am Sattel hängt ein langes biscayiſches Gewehr, und hinter ihm ſizt, ihn umfaſſend, ſeine Dulcinea. Da haſt du einen ächten Majo (Stutzer) in voller Pracht. Gewiß keine ſchlechte Figur! — Nun aber gar, wenn es ein contrabandista iſt! den kennt natürlich alle Welt. Da heißt es in den Kneipen und auf öffentlichen Plätzen: allí viene un contrabandista. Vaya un arrogante mozo! (Seht den kecken Burſchen!) Eine Gelegenheit, ſich recht hervor zu thun, gab der große Viehmarkt von Mairene, vier Stunden von Sevilla. Alle Welt zog hinaus, um die Marktleute zurückkommen zu ſehen. Die übermüthigen Seviller Studenten und andre naſeweiſe Burſche ſtellten ſich an einen engen Durchgang des Wegs und neckten alle Vorbeygehenden auf die muthwilligſte Weiſe; beſonders hatten ſie es darauf abgeſehen, Pferde und andre Laſtthiere ſcheu zu machen; ich begreife noch nicht, wie es ohne Halsbrechen abging! Das Luſtigſte waren die verſchiedenen Haltungen, welche die Gehänſelten annahmen. Ein ehrlicher Bauer, ſein gekauftes Schwein inbrünſtig umarmend, zog ſeinen Eſel, auf dem Weib und Kind ſaßen, hinter ſich her und ließ alles geduldig über ſich ergehen. Nach ihm kam ein contrabandista mit ſeiner Dame hinter ſich, er ritt langſam mit dem Gewehr in der Hand durch den Haufen, und erſt, nachdem er ein Stück weit vorbey ging, bellte man ihm nach. Jezt nahte ſich ein Herrſchaftswagen. Der Kutſcher will auch hacer al guapo (vornehm thun) der wird aber elend mitgenommen! Er muß abſteigen, und die ſchönen Pferde langſam durchführen. Ein halbes Dutzend junger Geſellen ſprengt in vollem Gallopp unter den Haufen der Spötter hinein und läßt ihnen gar nicht Zeit ihm eins anzuhängen; ein paar freywillige Nationales zu Pferd, werden ohne allen Angriff mit dem Geſchrey vivan los nacionales, viva Riego! viva la constitucion, durchgelaſſen. Dieſe Studenten in ihren ſchwarzen Mänteln und dreyeckigen Sturmhüten ſehen eigentlich noch viel luſtiger aus als unſre deutſch maskirten — ſchon um des Gegenſatzes willen.

Von der berühmten Kathedrale gedenke ich dir anderwärts etwas weitläuftiger zu berichten, deßhalb hier nur von dem allgemeinen Eindruck, den ſie auf mich gemacht. Man muß es meinen verehrlichen Gönnern, den Canonici alter und neuer Zeit, vielen Dank wiſſen, daß ſie ſo manches Jahrhundert durch, den größten Künſtlern der Nation Gelegenheit gaben, was ihr Geiſt ſchuf, ins Leben treten zu laſſen. Sie iſt ein herrliches Werk! — Auf den erſten Blick ſieht ſie, der vielen Anhängſel wegen, ſehr unregelmäßig aus. Die eigentliche Kathedrale hat eine regelmäßige Kreuzesform, und iſt ganz aus einem Guß im Jahr 1401 angefangen. Als der Bau im Kapitel beſprochen wurde, ſoll einer der hochwürdigen Herrn ausgerufen haben: hagamos una yglesia, parque los de por venir, nos tengan por locos. An dieſem Kern iſt nun im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, an der Oſtſeite der Kapitelſaal und die Sakriſtey, nebſt Offizien und die capilla de los reyes angebaut worden; an der Nordſeite aber die cap. del sagrario; an dieſer Seite ſchließt ſich zugleich der, noch aus der Araber-Zeit beſtehende patio de los naranjos mit der Giralda (Wetterfahne) an die Kathedrale an. Die Giralda dient zugleich als Kirchthurm, da die Kathedrale keinen hat. Der eigentliche Thurm ſollte ſeinen Platz mitten über dem Kreuz bekommen, ſtürzte aber ein, als der Bau bald vollendet war. Das Ganze iſt eine gewaltige Maſſe! ganz aus Sandſtein-Werkſtücken gebaut; die Giralda allein ward aus gebrannten Steinen errichtet. Wie tief die Fundamente in einem ſo lockern, dem Fluß ſo nahen Boden gelegt ſeyn müſſen, läßt ſich begreifen. Die Grundmauern erſtrecken ſich unter der Erde bis zu dem Fluß ſelbſt, der doch 300 bis 400 Schritt von dem Gebäude entfernt iſt. Das Ganze ſteht auf einer Erhöhung von zwey, drey, auch vier Stufen, je nachdem ſich der Boden ſenkt; nur die Südſeite iſt in derſelben Höhe mit der Straße. Der eigentliche erſte Baumeiſter, der den Riß verfertigte, iſt unbekannt. Die urſprünglichen Baurisse ſind in Madrid bey dem Brande des königlichen Schloſſes el Pardo verloren gegangen. Späterhin haben nach einander die erſten Baumeiſter der Zeit, die Arbeit geleitet. Nie wurde etwas Neues unternommen, ohne das Gutachten der erſten Künſtler einzuholen, oder ſie ſelbſt mit großen Koſten aus entfernten Orten, an Ort und Stelle kommen zu laſſen.

Die Kirche ſelbſt iſt im ſchönſten gothiſchen Styl gebaut. Sie hat drey Thore an der Weſtſeite, von denen das mittelſte, als der Haupt-Eingang, unvollendet blieb. Zwey andre an der Nord- und Südſeite, blieben in eben dieſem Zuſtand, indeß zwey Thore, die nach Oſten gehen, benebſt den beyden weſtlichen, die einzigen vollendeten ſind. Sie ſind mit Niſchen und Bildſäulen von Heiligen verziert, die in Gewand und Ausdruck ganz den älteſten deutſchen Arbeiten dieſer Art gleich kommen. Ueber jeder Thür befindet ſich eine Geſchichte aus dem neuen Teſtament en basrelief, dieſe und die Bildſäulen aus gebranntem Thon, was ziemlich ſelten hier vorkommt, ſind gut erhalten. Das Innere der Kirche gehört wirklich zu dem Schönſten, was die gothiſche Baukunſt ſchaffen kann; ſie gäbe dem Köllner und Straßburger Münſter nichts nach, wenn alle Ueberſicht, alle Einheit des erſten Eindrucks nicht durch das Chor und den

Hauptaltar zerſplittert würde, die auch hier die Mitte der Kirche einnehmen. Ohne dieſen Uebelſtand würde bey den himmelhohen Säulen das Schiff der Kirche und auf beyden Seiten die beyden Säulengänge eine ganz majeſtätiſche Durchſicht geſtatten. Die Verzierungen im Innern der Kirche ſind ſo einfach, wie ſie es nur bey dieſer Architektur ſeyn können, ſie beſtehen eigentlich nur in den geſchifteten Säulen, über ihnen die Rippen des Gewölbes, die nur im Schiff mit Roſetten verziert ſind. Um die Fenſter läuft eine Rinne her und Laubwerk. Dieſe Fenſter haben lauter gemalte Scheiben, von denen die aus der Mitte, und dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, zum Theil von niederländiſchen Künſtlern, beſonders großen Werth haben. An Gemälden, Bildhauerey, getriebener Arbeit in Silber und Gold, iſt dieſe Kirche ſehr reich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der alte weiſſe Hut und der alte Grauſchimmel.

(Beſchluß.)

Als ich ins Zimmer zurückkam, fand ich die Wittwe wieder ziemlich heiter und dachte, wir würden jezt den Abend ohne weitere Störung zubringen. Das Kind war im Bette, der weiſſe Hut war eingeſchloſſen, und wir waren übereingekommen, daß ich nach dem Thee eine paſſende Predigt vorleſen ſollte. Das Theegeſchirr ſtand ſchon bereit, als Juno meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog; ſtatt gemächlich vor dem Feuer ausgeſtreckt zu liegen, wie ſie gewohnt war, ſuchte ſie im Zimmer umher, roch jedermann an und ſtellte ſich zulezt mit ernſthafter Miene an die Thüre, als warte ſie auf jemanden. Nach einer Weile ging ſie weg und legte ſich mit dem Ausdruck von getäuſchter Erwartung auf den Fußteppich, von welchem ſie ſogleich wieder mit einem kurzen Bellen eifrig nach der Thür ſprang. Es war die Magd mit dem Theewaſſer. Juno kehrte mit einem ärgerlichen Knurren zum Feuer zurück. Daſſelbe eifrige Aufſpringen und dieſelbe ärgerliche Unzufriedenheit zeigte ſich, als das Mädchen mit dem Butterbrod zurückkam; aber dießmal ſtatt zum Feuer zurück zu gehen, ſtellte ſich der Hund mit fragenden Blicken vor ſeine Gebieterin, und winſelte, als frage er nach ſeinem Herrn. Meine Frau und ich ſahen einander an, wir Beyde verſtanden, was in Junos Gemüth vorging, wie in dem ihrer Gebieterin. Arme Wittwe! ich ſah wie ihre Lippen zuckten und ihre Augen ſich mit Thränen füllten, obgleich ſie durch eine entſchloſſene Selbſtbeherrſchung die aufſteigende Rührung zu unterdrücken ſuchte. Vielleicht würde ihr dieſes auch gelungen ſeyn, hätte nicht Juno, nachdem ſie noch einmal eine Weile an der Thür gehorcht, ſich endlich vor ſie hingeſezt und aufs traurigſte zu heulen angefangen. Der Schmerz übermannte mich und meine Augen floſſen über. Meine Frau hatte ſich gegen das Fenſter gewandt, um ihre Rührung zu verbergen. Wer aber könnte den Schmerz der Wittwe beſchreiben? Das Weib ſiegte über die Chriſtin, ihre Trauer zeigte ſich um ſo heftiger, da ſie dieſelbe ſo lange unterdrückt hatte. Heftiges Schluchzen verſagte ihr eine Zeit lang die Stimme, und als ſie endlich zu ſtammeln vermochte, ſagte ſie zu mir, als wolle ſie ihren Schmerz durch den Gegenſtand deſſelben entſchuldigen: war es nicht ein lieber Mann, jedermann liebte ihn, ſelbſt Juno, ſehen Sie, kann ihn nicht vergeſſen. O! mein Herr, Sie wiſſen nicht halb die Güte, Großmuth und Barmherzigkeit, die er im Stillen übte. Nun lehnte ſie den Kopf auf den des Hundes, der inzwiſchen ſeine Vorderpfoten auf ihren Schoß geſezt hatte, und ich werde nie ihren ſchmerzerfüllten Blick vergeſſen, als ſie ihn erhob und als ſie hervorſchluchzte.

Theuerer Leſer, vergib mir; mein Herz und meine Augen ſind zu voll; ich kann nicht mehr ſchreiben.

Denkſprüche.

Was uns Freude macht iſt eine richtige Antwort,
Und ein Wort zur Zeit, iſt ein liebliches Wort.
Jenes vergleich ich goldnen Aepfeln in ſilbernen Schaalen,
Dieſes, lieblicher noch, einem lieblichen Kuß.

*

Was du vernimmſt und thuſt, in allem vertraue von ganzem
Herzen Gott, denn das iſt halten des Herrn Gebot.

*

Das Böſe denkt, wer mit den Augen winkt,
Wer mit den Lippen deutet, es vollbringt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beſchluß.)

Der geiſtliche Gerichtshof hat ſo eben in einer Sache entſchieden, gleich welcher noch keine vor einen engliſchen Gerichtshof gebracht worden war, und welche höchſt wahrſcheinlich vor das höchſte Tribunal im Lande, das Oberhaus, gebracht werden wird. Schon längſt haben Sie wohl durch die Zeitungen vernommen, wie eine Miſtriß Serres ſich ſeit einigen Jahren für eine Prinzeſſin von Cumberland, nämlich eine Tochter des längſt verſtorbenen Herzogs dieſes Namens, Bruder des verewigten Königs ausgab. Bald nach dem Tode des leztern trat ſie mit ihren Anſprüchen hervor; ſie erzählt: ihre Mutter ſey eine Tochter des Geiſtlichen Wilmot, eines Freundes des Königs, geweſen, und mit dem Herzog von Cumberland heimlich, jedoch mit dem Vorwiſſen des Königs, vermählt worden; ihr eigener Großvater habe die Trauung vollzogen, und der verſtorbene Graf v. Warwick ſey als Zeuge dabey zugegen geweſen. Als der Herzog ſpäter eine politiſche Ehe ſchloß, verſicherte man ſich ihrer Mutter und der andern Mitwiſſenden ſtillſchweigend, weil eine

Bekanntwerdung dieſer Doppel-Ehe unter andern den Prinzen auch unter die Strafe der Bigamie gebracht haben würde. Die Tochter des Prinzen mußte unter einem erborgten Namen in die Welt, und noch mehr, arm und verlaſſen und mit ihrem Stande unbekannt, heirathete ſie den Maler Serres und malte ſelbſt für Geld. Erſt im Jahre 1821, erzählt ſie weiter, ſey ihr ihre wahre Lage vom Grafen v. Warwick, in der Gegenwart des verſtorbenen Herzogs v. Kent, eröffnet, und zu gleicher Zeit ein eigenhändiges Dokument vom Könige eingehändigt worden, worin ſie der Monarch als ſeines Bruders Tochter anerkennt, und ihr zum Erſatz für ihre unſchuldige Leiden die Summe von 15,000 Pf. St. vermacht, welche ihr ſein Univerſalerbe auszahlen ſoll; jedoch mußte ſie dabey das Verſprechen geben, daß ſie die Sache bis nach des Königs Tode geheim halten will. Der Herzog von Kent habe ihr damals verſprochen, ihre Rechte geltend zu machen, aber er ſtarb ihr zu früh. Auch der Graf v. Warwick war inzwiſchen geſtorben, aber dieß ſchreckt ſie nicht ab: auf ihr Dokument geſtützt, obgleich ihr alle lebende Zeugen fehlen, tritt ſie gleich nach des Königs Hinſcheiden als Prinzeſſin hervor; ohne alle eigene Mittel, ſchafft ſie ſich eine königliche Equipage an, miethet ein prachtvolles Haus, hält Bediente in königlicher Livrey u. ſ. w. Indeſſen aber achtet man am Hofe ihrer Anſprüche nicht; Jahre vergehen und es erfolgt weder Anerkennung noch Geld, die Kaufleute und Krämer werden ungeduldig und ſenden die königliche Prinzeſſin ins Gefängniß, dem ſie ſich zulezt nur durch die freye Uebergabe aller ihrer Habſeligkeiten entzieht. Indeſſen macht ſie ihre Sache bey dem Konſiſtorium anhängig, und ihre Anwälde tragen darauf an, daß das Gericht den regierenden König als den Univerſalerben des verſtorbenen Monarchen vorlade und zur Erfüllung des väterlichen Willens anhalte. Es war die Frage, ob ein König von England das Recht habe, ein Teſtament zu machen, in welcher Form dieß geſchehen müſſe, und endlich, ob das Gericht den Monarchen des Landes vor ſeine Schranken laden könne. Gegen den lezten Punkt erhoben ſich die königlichen Anwälde insbeſondere; ſie verneinten die Gerichtsbarkeit irgend einer Curia über den König, und erklärten, daß der Klägerin keine Hoffnung übrig bliebe, als von der Gnade des Monarchen. So entſchied auch das Gericht. O herrliche Gerichtspflege, wo das Recht (denn das Rechte oder Unrechte in den Anſprüchen iſt bis jezt noch unberührt geblieben) von der Gnade der Krone erbettelt werden muß!

Wien, im Juni.

(Fortſetzung.)

Eine Reihe von Gaſtrollen hat auf dem Theater nächſt der Burg der Schauſpieler Maurer vom Hoftheater in Stuttgart gegeben. Er fand wenig Beyfall, ſelbſt wenn man das gewöhnliche Zeichen dafür gelten läßt. Heraus gerufen iſt er einige Mal geworden. Die erſte Rolle war Bayard. Man fand den Ton ſehr ſchwankend, und die Darſtellung oberflächlich. Als Baron Wiedburg zeigten ſich die komiſchen Scenen zu grell, und man vermißte den imponirenden Anſtand in den ernſten. Haltung und Koſtümirung blieben auch nicht unbekrittelt. Im Charakter des Don Cäſar (Braut von Meſſina) genügte die Behandlung einiger Scenen; die zerſtückelte Deklamation fiel auf. Dieß war auch ungefähr der Fall in der Darſtellung des Sigismund (das Leben ein Traum). Am wenigſten befriedigte der Gaſt als Cäſar in Donna Diana. Man bemerkte hier nicht nur, wie öfter, Mangel an Studium, ſondern auch Untreue des Gedächtniſſes mehr als ſonſt, wenn gleich die Gewandtheit, durch ein ſeltſames Quidproquo von zerſtückelten Verſen und räthſelhafter Proſa in ſolchen Fällen ſich zu helfen, auch nicht unbeachtet blieb. Mad. Maurer gefiel als Gurli. Anfangs weniger, nach und nach immer mehr. Die Schauſpielerin hat ſich einige Stellen ſehr glücklich angeeignet, und die Darſtellung zeichnete ſich im Ganzen durch Ruhe und Enthaltſamkeit von Uebertreibung aus. Zulezt traten beyde Gäſte in den Quälgeiſtern auf. Iſabella ſtand der Indianerin etwas nach, Hauptmann Linden war ein wenig zu kräftig gehalten. Zum Abſchied ward das Ehepaar am Schluß hervor gerufen. Sie ſezten bald nachher ihre Gaſtſpiele auf dem Palffyſchen Theater fort, wo ſie mit Käthchen von Heilbronn und Graf von Strahlen begannen. Es iſt ſchwer, den frühern Eindruck auszulöſchen, oder auf dieſer Bühne zu verſtärken. Oft hingegen gewinnt der Schauſpieler, wenn er von ihr auf's Hoftheater tritt, wo ihn das Zuſammenwirken und die Erwartung des Publikums in vielen Stücken mehr begünſtigt.

Der Tenoriſt Hambuch, ebenfalls vom Hoftheater in Stuttgart, gab zu gleicher Zeit auf der genannten Vorſtadtbühne ſeine Gaſtrollen. Als Max im Freyſchützen gefiel ſein Geſang, beſſer noch ſein Spiel. Die Stimme iſt ſchwach, wenig klangreich, aber angenehm und gebildet. Als Johann von Paris befriedigte er noch mehr. Ganz mißlungen fand man ſeine Darſtellung des Don Juan in Geſang und Spiel. Ein ſonderbar verdrehtes und bewegliches Weſen ſollte hier den Libertin bezeichnen. Der ſchwache Klang der Stimme wirkte ſehr nachtheilig. Zum Unglück hatte der Gaſt einen von dem der hieſigen Sänger verſchiedenen Text, das ſtörte auch. Das Haus war dießmal beſonders leer.

Der Schauſpieler Schmelka, vom königlichen Theater in Breslau, hat auf dem hieſigen Volkstheater Aufſehen erregt. Er hat ein ächt komiſches Talent, und iſt ein gewandter Schauſpieler dazu. Wenn er auch übertreibt, ſo iſt doch überall Geſchick darin, er gibt immer ein Ganzes und zeigt Mannigfaltigkeit, große Lebendigkeit und die rechte Gegenwart des Geiſtes. Die Wahl ſeines erſten Debüts war glücklich, indem er als Truffaldino im Diener zweyer Herren auftrat. Kecke Schalkhaftigkeit und üppige Laune bezeichnen dieſe Darſtellung. Der Notar in dem kleinen Luſtſpiel: Numero 777, iſt eine ſeiner vorzüglichſten Leiſtungen. Am meiſten machte es ihm Ehre, daß er hier als Meiſter Staberl und Rummelpuff auf das Publikum gewirkt hat. Einige Scenen des leztern zeichnen ſich bedeutend aus. Nur wo er ſich im einheimiſchen Accent verſuchen wollte, gelang es ihm weniger. Seine komiſchen Mittel laſſen dieſe oft erforderliche Eigenſchaft ſehr leicht vergeſſen. Er zeigte ſich überhaupt in achtzehn Gaſtrollen, worunter viele mehrmals wiederholt wurden. Vielleicht würde er als feſt engagirtes Mitglied mehr als Einer hieſigen Bühne willkommen ſeyn, wenn gleich das Volkstheater auf ſeinen Beſitz am leichteſten verzichten könnte, weil es an tüchtigen Komikern dort nicht fehlt.

Bey dem Hoftheater geht eine kleine Veränderung vor. Als eins ihrer Reſultate ſind für's Erſte mehrere Penſionirungen bekannt geworden. Für die Zukunft dürften die Gaſtreiſen der Schauſpieler, ſowol von hier, als hieher, ziemlich eingeſchränkt werden. Diejenigen, die dieſes Jahr Verbindungen während der Ferienzeit angeknüpft haben, müſſen pünktlich am 28. des Monats wieder eintreffen. Die hohen reiſenden Künſtler blieben zuweilen zwey bis drey Monate aus, wurden nach überſtandener Gefahr zu Waſſer und zu Lande oft von einer zwey bis drey monatlichen Krankheit befallen; 8 von 12 blieben 4; die Hoftheater-Kaſſa ſpendirt aber zwölf Mal des Jahres ihre Gaben reichlich aus.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Nro. 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Auguſt 1822.

> Gleichwie ein Haus, das feſt in einander verbunden iſt, nicht zerfällt vom Sturmwinde; alſo auch ein Herz, das ſeiner Sache gewiß iſt, fürchtet ſich vor keinem Schrecken.
>
> Jeſus Sirach.

Die Treue.

Ewig wechſelnd im Gebiet der Stunden
Rauſcht der Strom des Lebens durch die Zeit.
Seine Ufer ſind dem Blick entſchwunden,
Und ſein Ziel iſt die Unendlichkeit.
Allem, was ſich das Gemüth gewonnen,
Naht er mit zerſtörender Gewalt.
Und in ſeinem Sprudellauf zerronnen,
Aendert Alles Farbe und Geſtalt.

Was die Jahre, jung erblühend, brachten,
Nehmen ſie erbarmungslos zurück;
Bilder, die das Glück der Tage machten,
Fliehn wie das beweglich' leichte Glück.
Jeder Schleyer, der die Zukunft deckte,
Rollt allmählig ſchonungslos hinab. —
Und die Sehnſucht, die zum Leben weckte,
Wendet unbefriedigt ſich an's Grab.

Aber, trotzend der Vernichtung Wüthen,
Steht, ein unerſchütterlicher Dom,
Eine Schützerin der Herzensblüthen,
Feſte Treue in der Zeiten Strom.
In die Schranken eines flücht'gen Lebens
Führet ſie die ew'ge Dauer ein,
Hüllt die Ziele unſers ird'ſchen Strebens
In des Jenſeits Morgenröthenſchein.

So umnachten ſchwarze Wolkendecken
Unerbittlich ſchnell das Sternenzelt,
Und vor des Oceanes jähem Schrecken
Zittert eine ganze Blüthenwelt:
Doch die reichen Hoffnungsgeiſter binden
Alles Grauſen, das den Buſen preßt,
Denn die flücht'gen Wolken müſſen ſchwinden,
Und die ew'gen Sterne ſtehen feſt.

Immer unbefriedigt ſtrebt die Menge
Nach der Freude buntem Zauberbild,
Suchend in dem lärmenden Gedränge,
Was dem ſtillen Herzen nur entquillt,
Und die Blüthe, heute aufgefunden,
Welket Morgen in dem flachen Sinn,
Und die Glut von wen'gen Feyerſtunden
Stirbt im kalten Treiben matt dahin.

Aber wer die Treue ſeinem Leben
Zur Begleiterin hat auserwählt,
Der verachtet jenes flache Streben,
Dem die Liebe und der Himmel fehlt.
Alle glühenden Begeiſterungsblitze
Sammelt er in ſeiner feſten Bruſt
Und zum ſanft erquickenden Beſitze
Gründet er die leichte, flücht'ge Luſt.

In dem Roſenlichte kräft'ger Jugend
Glänzt die Wahrheit in der Gottheit Strahl,
Und die Palme unbefleckter Tugend
Iſt des jungen Herzens feſte Wahl. —
Und ob auch die Ungerechten haſſen,
Ob das Leben auch die Kräfte bricht;
Seine Freude kann der Treue laſſen,
Aber ſeine Wahrheit läßt er nicht.

Alles Schöne, das er ſich errungen,
Hält er feſt im innerſten Gemüth,
Bis des Lebens Töne ſind verklungen,
Bis der letzte Abendſtrahl verglüht,
Heit'res Feuer, das den Lenz beglückte,
Wärmet noch des Winters öde Nacht,
Und die Blume, die den Jüngling ſchmückte,
Blüht dem Greiſe noch im Frühlingspracht.

Heil'ge Treue! Du nur führſt die Sterne
Eines ſchönern Daſeyns in das Herz;
Wie ein Himmelsbild in Hoffnungsferne,
Giebſt du Stärke im Genuß und Schmerz.
Du nur adelſt unſer Erdenringen,
Ohne dich bleibts ewig wüſt und hohl,
Du verleihſt der Seele Aetherſchwingen,
Und gibſt Muth zum lezten Lebewohl.

Schnabel.

Ludwig Auguſt Abrahamſon.

Aus dem Däniſchen von Guſtav Hohbach.

Wer nicht ſowohl groſe, merkwürdige oder abenteuerliche Begebenheiten gerne erzählen hört, ſondern lieber die ungeſchmückte Darſtellung des Charakters eines leider zu frühe verſtorbenen, in Deutſchland nur wenig gekannten Jünglings liest, den wird folgende einfache Erzählung des Lebens Ludwig Auguſt Abrahamſons, eines Sohnes des auch bey uns berühmten Kapitän Werner Abrahamſon, gewiß nicht ungerührt laſſen. Der Verfaſſer derſelben iſt des liebevollen Jünglings treuſter Freund, **Daniel Smith**, Prediger in Roskilde. —

Ludwig Auguſt Abrahamſon ward geboren den 23. April 1783. Von ſeiner Geburt an war er ungewöhnlich freundlich und munter und weinte faſt nie. In ſeinem ſechsten Jahre wurde er aber vom Faulfieber angeſteckt, und kränkelte von da an beynahe beſtändig bis in ſein zwölftes Jahr. Zulezt mußte er ſich einer gefährlichen Operation unterwerfen, und lag ohne Hoffnung, ohne dreyzehn Monate hindurch nur einen Augenblick das Bett verlaſſen zu können. Aber ſelbſt unter den ſchrecklichſten Schmerzen verließ ihn ſeine muntere Laune nicht, und oft tröſtete er ſeine zärtliche Mutter, wenn ihr Muth ſank beym Anblick ſeiner Leiden. — Erſt in ſeinem vierzehnten Jahre wurde er wieder fortgeſezt unterrichtet, und machte, ungeachtet er nicht immer an der Arbeit hängen konnte, doch in kurzer Zeit groſe Fortſchritte. Er zeigte ungewöhnliche Anlage zum Zeichnen, zur Muſik und zu lebenden Sprachen, er wurde daher für Zeichnung und Malerey beſtimmt, und hielt ſich eine Zeit lang bey dem Kupferſtecher **Seehuſen** in Birkeröd auf, von dem ich ihn oft mit kindlichem Dankgefühl reden hörte. Am Ende fand er aber keinen Geſchmack mehr an dieſer Beſchäftigung, kam wieder heim, lernte etwas Latein und bezog 1802 die Univerſität. Hier lernte ich ihn kennen, und von dem erſten Tage unſerer Bekanntſchaft an, waren wir nur Eins. Seine liebliche, angenehme Geſichtsbildung, ſeine klangvolle Stimme nahm mich gleich ein; bald lernte ich auch ſeine groſen Anlagen, ſein feines Gefühl, ſein vortreffliches Gedächtniß und ſeinen ſpielenden Witz kennen und achten; aber feſt und auf ewig knüpfte ſein kindlicher Sinn und ſein warmes Herz ihn an mich.

Er ſtudierte zu dem lateiniſch-juridiſchen Examen; ich ſtudierte Theologie, und hatte meinen akademiſchen Curſus beynahe vollendet. Ich merkte bald, daß Ludwig theils durch ſeine geſellſchaftlichen Talente, theils durch ſeine eigene Luſt in das Getümmel der Welt ſich zu ſtürzen, und durch ſeine natürliche Unbeſtändigkeit, die ſeine ſchwächliche Konſtitution noch vermehrte, zu ſehr zerſtreut wurde. Er zog daher aus dem Hauſe ſeiner Eltern, wo nur ein kleiner Platz war, und miethete ſich Zimmer in der Nähe meiner Wohnung. Nun waren wir täglich beyſammen; ich nahm meine Bücher zu ihm hinauf, und des Abends ſaßen und laſen wir zuſammen. Hie und da übte ich ihn ein wenig im Lateiniſchen, worin er ſchwach war, und wir hatten verabredet, bis zehn Uhr ſchön hinter dem Buche zu ſitzen und dann zu plaudern, bis wir von einander gingen. Aber ſehr oft war es kaum neun Uhr, ſo ſah er mich an, und wenn er merkte, daß ich im Leſen vertieft war, ſchlüpfte er hinter ſeinen juriſtiſchen Büchern in aller Stille unter den Tiſch und zur Thüre hinaus, die hinter ſeinem Stuhle war, und während ich nicht das Mindeſte von dem merkte, hörte ich ihn einige Akkorde auf ſeiner Harfe greifen, die in ſeiner Schlafkammer ſtand. Da war es dann für den Abend mit dem Leſen vorbey; aber manche halbe Nacht ſaßen wir beyeinander und plauderten oder laſen im Heldenbuch ꝛc., das er beſſer kannte und lieber las, als ſein Corpus Juris. Manchmal hatte er ein kleines Lied gedichtet; er ſchrieb es nicht auf, ſondern improviſirte es mir und accompagnirte ſich ſelbſt auf der Harfe. Am Neujahr fiel es ihm einmal ein, mit einigen Bogen Neujahrsverſen ſich ein Paar Schillinge zu verdienen. Ueberall her bettelte er Beyträge zuſammen, und ich habe ihn nie ſo luſtig geſehen, als wenn er da ſaß und dieſe Blumenleſe korrigirte, aufſtapelte und vermehrte. — Seine Laune verließ ihn auch nicht in den juridiſchen Collegien; ich erinnere mich, einen halben Bogen ſeiner ſchriftlichen Bemerkungen geſehen zu haben, und ſiehe! es waren ordentliche Hexameter, die von Prozeſſen, Terminen und Eingabe der Schriften handelten. „Ich zähle die Füße auf meinem Knie ab,“ ſagte er, „ſo geht doch die Stunde vorbey.“ So gieng aber auch der ganze Winter vorbey, und es war mir nicht möglich, ihn zu größerm Fleiße anzutreiben. Er bat mich, Hälmchen mit ihm zu ziehen, wie das Examen ausfallen werde; es half aber Nichts, daß er das längſte bekam; denn im Frühjahr 1804 unterwarf er ſich dem Examen und erhielt nur ein Haud illaudabilis. Er wollte mich zwar bereden, die Statiſtik habe ihn aus dem Sattel gehoben, weil er den Unterſchied zwiſchen einem Klippfiſch, Bergfiſch, Stockfiſch und geſalzenen Kabliau ꝛc. nicht gewußt habe; allein die reine Wahrheit war, daß er troz ſeinem vortreflichen Gedächtniß und ſeiner noch herrlichern Urtheilskraft doch nicht juridiſche Kenntniſſe genug hatte und durch die lateiniſche Sprache noch gehindert worden war. Exegi monumentum! rief er mir auf der Straße entgegen, am Abend nach ſeinem Examen. „Ja nun merk' ich, daß du begeiſtert biſt," antwortete ich, „daß du zum täglichen Gebrauch eine fremde Sprache redeſt." Er fiel mir um den Hals und war ſo herzlich froh über ſein Hand:

Unterdeſſen machte ich auch das Examen und mußte die Stadt verlaſſen. Als ich nach einem Jahre nach Kopenhagen zurückkehrte, da war er fort. Seine Schwäche auf der Bruſt hatte zugenommen. Schon einige Jahre hatte er eine Schwindſucht befürchtet, dennoch aber hielt es ſehr ſchwer, ihn zur Vorſicht oder zur Befolgung der ärztlichen Verordnungen zu bewegen. — Ob er gleich oft von ſeinem Tode ſprach und nachrechnete, wie lange er noch zu leben habe, bis die ſechs Jahre, die man ihm verſprochen hatte, vorbey waren; wenn gleich ſchwarze Ahnungen zuweilen ſeine angeborne Munterkeit verjagten, und manche übel gedeutete Aeußerung von Fremden ſeinem ſonſt gutmüthigen Witz einen ſchärfern Stachel gab, wodurch er ſich kleine Feindſchaften und übles Gerede zuzog: ſo kehrte doch oft ſeine gute Laune zurück, und gegen ſeine Freunde und ſeine Familie war er immer derſelbe milde, freundliche, Alles aufopfernde Ludwig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Merkwürdige Wirkung verdorbener Luft.

Hr. P., ein Londner Baumeiſter, ein Mann von ſtarkem Geiſte und hellem Verſtande, hatte, Geſchäfte halber, den Landſitz eines engliſchen Baronets beſucht. Hr. P. war immer von der Familie mit Auszeichnung behandelt worden, und es fiel ihm daher nicht auf, als man ihm das Prunkſchlafgemach im Schloſſe zur Wohnung anwies. Kaum aber hatte er ſich niedergelegt, als er ſich von hundert Händen aus dem Bette gehoben und empor getragen fühlte: bald war er über, bald unter dem Bette, bald bey der Thüre, bald bey den Fenſtern, oder mitten in dem ungeheuern Kamin; dabey war Alles helle, er unterſchied jeden Gegenſtand im Zimmer, und ſah Erſcheinungen, zu wild und greulich, um ſich beſchreiben zu laſſen. Es war keine Täuſchung; er fühlte die Bewegung, er ſah jede Stelle, wohin er ſich getragen fühlte, jedoch am Morgen befand er ſich matt und müde in ſeinem Bette. Blaß und entſtellt, wie nach einer ſchlaflos zugebrachten Nacht, erſchien er beym Frühſtück; aber auf die freundlichen Erkundigungen ſeines Wirthes und deſſen Gemahlin gab er, aus natürlicher Delikateſſe, ausweichende Antworten. — Die zweyte Nacht dieſelben Erſcheinungen, und am Morgen größere Abmattung und Bläſſe. Der Baronet und ſeine Gemahlin ſahen ſich bedeutend an, aber noch kam es zu keiner Erklärung. — Die dritte Nacht daſſelbe, und ſeine eingefallenen Wangen und hohles Auge am Morgen erregten ernſtliche Beſorgniſſe bey der Familie. Der Baronet führte ihn in die Bibliothek, und hier drang er ernſtlich in ihn, ihm unverhohlen zu geſtehen, ob ihm irgend etwas Unangenehmes in ſeinem Schlafzimmer begegnet ſey. Jetzt erzählte Hr. P., und der Baronet geſtand ihm, daß das Zimmer ſchon längſt im Hauſe verrufen ſey, daß Niemand darin ſchlafen wolle, und ſelbſt Keiner von der Dienerſchaft allein hineinzugehen wage. Hr. P. erbat ſich hierauf die Erlaubniß, das Lokal unterſuchen zu dürfen, und nun fand er, daß der Kamin oben zugemauert, und alſo kein Zug im Zimmer war, daß die Fenſter nie geöffnet wurden, und die Thüre faſt immer verſchloſſen blieb; auch zeigte es ſich, daß das in einem Flügel gelegene Zimmer gerade unter einem Dache ſtand, in dem ſich nicht die geringſte Oeffnung befand. Er ſchloß alſo, daß die im Gemache eingeſperrte Luft, wozu die auf dem Boden eingekerkerte Stickluft ſich durch das alte Getäfel zum Theil einen Weg bahnen mußte, ſo auf das Gehirn wirken müſſe, um momentanen Wahnſinn zu erregen, welcher jenen nächtlichen Spuk in der Einbildung hervorrief. Zu dieſem Ende ſtattete er ſeinen Bericht ab, und nach erlangter Erlaubniß ſchritt er ſogleich ans Werk, um dem Uebel abzuhelfen. Thüre und Fenſter wurden geöffnet, in dem vermauerten Kamin ein freyer Zug hergeſtellt, und von zwey Schieferdeckern eine Oeffnung im Dache gemacht; die Luft, welche aus derſelben hervorbrach, war von ſo mephitiſcher Natur, daß einer der Arbeiter ohnmächtig und nur von ſeinem Gefährten am Hinabfallen verhindert wurde. Dieſe Nacht begab ſich Hr. P. wieder in daſſelbe Zimmer, und da er ſeit drey Nächten nicht geſchlafen hatte, ſchlief er beſſer als je — und der Spuk hatte ein Ende.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Juny.

(Beſchluß.)

Auf dieſer Bühne, dem Hoftheater, wurden uns zwey Neuigkeiten vorgeführt: Der Wunderſchrank, Original-Luſtſpiel von Fr. v. Holbein. Dieſe Originalität iſt dennoch aus einer Reihe von Kopien zuſammengeſtellt, allein mit Glück. Große Unwahrſcheinlichkeiten, aber gute Effekte. In dem Wunderſchrank ſelbſt geht es ſehr natürlich zu. Man verſteckt ſich und ſchlüpft durch die Hinterwand hinaus. Ein Charakter iſt beſonders gut durchgeführt, und wiewohl er manche Aehnlichkeiten zeigt, beſitzt er dennoch einen originellen Hauptzug. Das iſt der Charakter des Dienſtfertigen: bey angeborner Feigheit überwindet das Ehrgefühl ſeine Furcht vor dem Duell. Der ausgezeichneten Darſtellung verdankt das Stück einen großen Theil des Beyfalls. — Dann kam das Bild der Danae daran, dramatiſches Spiel in zwey Akten, von Deinhardſtein. Dieſes Spiel iſt mit Ernſt und Glück behandelt. Als Hauptperſon tritt Salvator Roſa auf. Signor Formica von Hofmann enthält denſelben Stoff; die Ausführung iſt frey. Mehrere farbenreiche;

Scenen, ein anziehender Dialog, größtentheils fleißig gearbeitete Verſe, empfehlen dieſes Stück, das in der Fortſetzung des Almanachs dramatiſcher Spiele, der in Leipzig herauskommt, gedruckt erſcheinen wird.

Ein anakreontiſches Ballet vom Hrn. Taglioni gefiel. Anakreontiſch — lieber Leſer — das bedeutet: es kommen darin vor Mänaden, Nymphen, Amoretten, Kränze und Guirlanden. Es beſtand größtentheil aus Tänzen, und intereſſirte vorzüglich, weil die junge Taglioni, Tochter des Balletmeiſters, zum Erſtenmal auf der Bühne erſchien. Guter Unterricht in den Elementen ihrer Kunſt und eine zierliche Geſtalt gewannen ihr lebhafte Theilnahme. Man konnte ihr zutrauen, daß der kleine Schalk, der ſie ihrer Göttin abſpenſtig machen wollte, ihr ein Fremdling ſey. Wenn aber dieſe zarten Formen ſich erſt runden werden, der freye Geiſt der Anmuth ſie beleben wird, dann Amor rüſte dich mit allen deinen Pfeilen! — Es wird nun immer mehr und mehr auch für die Jugend des Perſonals geſorgt.

Von den italieniſchen Operiſten iſt noch aufgeführt worden: *Elisabetta, Regina d'Inghilterra, Opera seria in due Atti* (von Roſſini). Hat früher auf dem Theater an der Wien nicht gefallen; jezt erhält dieſe Oper großen Beyfall. Die Roſſini iſt in der Rolle der Königin vortrefflich, als Schauſpielerin und Sängerin. Dieſes edle, unbefangene Benehmen, dieſe natürliche Majeſtät müſſen viele deutſche Heroinen von ihr erſt lernen. Für David, der als Geſangskünſtler immer unbegreiflich bleibt, weil er immer unerſchöpflich iſt, hat das Publikum gleichſam eine neue Auszeichnung eingeführt. Er wird faſt nach jeder Scene drey Mal hinter einander hervor gerufen. Auch Roſſini mußte ſich bisher immer noch mehrmals zeigen; ſeit Kurzem erſt fängt er an, ſich entſchuldigen zu laſſen. Seine Korpulenz nimmt ſichtlich zu. *Elisabetta* war Benefiz-Vorſtellung für die Colbran-Roſſini. David gab zu der ſeinigen *Zelmira*, die immer noch häufig wiederholt wird, und zuweilen bey gedrängt vollem Hauſe. — Auf *Elisabetta* folgte: *La gazza ladra* (Melodramma), die, obgleich vorher auf zwey Theatern mit großer Vorliebe aufgenommen, dießmal neues Entzücken erregte. Die Mombelli ſang die Hauptparthie mit Feuer und Anmuth, Ambrogi war trefflich als Podeſta, und Baſſi als Jude ſehr intereſſant. — Die beliebte Zelmira erinnert mich, daß ich das in einer frühern Notiz erwähnte Duett mit Begleitung des engliſchen Horns dem Brief-Duett in *Così fan tutte* verglichen habe. Muß aber heißen: in Figaro's Hochzeit — geſungen von der Gräfin und Suſanne. Ein Fehler der Verwechslung im Niederſchreiben.

Auf dem Theater an der Wien iſt ein neues Melodram mit Chören, Geſängen, Evolutionen u. ſ. w. in vier Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen: *Le temple de la mort*, von Leopold und Cuvelier, gegeben worden. Der Bearbeiter iſt Baron **Biedenfeld**, der Stoff aus dem Zeitalter Karls des Großen, und der deutſche Titel: die eiſerne Jungfrau, klingt fabelhaft genug. Dieſe Jungfrau iſt ein rieſenhaftes Bild, das den Gefangenen Tod bringt. Dießmal geſchieht eine Verwechslung mit einer Heldin, die Rache ſprüht. Das Spektakelſtück hat mehrere gut berechnete Effekt-Scenen. Die Muſik iſt von dem als gründlicher und geſchmackvoller Kunſtrichter bekannten Redakteur der hier herauskommenden muſikaliſchen Zeitung, **Friedrich Kanne**. Die Chöre ſind vorzüglich gelungen, und einige ſehr bedeutend. In dieſem Melodram ſangen zum Erſtenmal 36 junge Zöglinge des ſeit einiger Zeit von der Unternehmung dieſes Theaters errichteten Muſik-Inſtituts, und entſprachen der Erwartung.

Wir haben nun bey dieſer Bühne einen General-Theater-Sekretär erhalten, nämlich den früher auch als Unternehmer bekannten dramatiſchen Schriftſteller, **Wilhelm Vogel**. Anderwärts gab es ſchon ſeit längerer Zeit General-Direktoren des Schauſpiels und der Oper, auch Ober- und Unter-Regiſſeurs ꝛc. Dieſe Einrichtungen tragen allerdings zum Glanz der Bühne ſehr bedeutend bey, und beweiſen, daß die deutſche Bühnenkunſt in einem weit höhern Styl, als vormals, ſich bewegt. Der Hr. General-Sekretär hat gleich nach ſeiner Ernennung angekündigt, daß dramatiſche Werke, die angenommen worden, „in möglichſter Bälde" zur Aufführung gebracht werden ſollen. Ad notam General — bemerke ich, daß der Opern-Direktor **Spontini** hier war. Er ſieht kränklich und finſter aus. Die neue Adminiſtration hat ihm das Verſprechen abgenommen, nächſtens zwey Opern einzuſenden, eine deutſche für Wien, und eine italieniſche für Neapel. Wenn er nur geſund wird! — Erhaltet ihn, ihr Muſen! Im Herbſt ſoll ſeine **Olympia** aufgeführt werden, und man erwartet die treffliche Sängerin **Milder**, die ſchon hier war, um dieſe Zeit zurück, um unter des Meiſters Leitung die Hauptparthie auszuführen. Im December wird hoffentlich auch die neue Oper von **Weber**, **Euryanthe**, in die Scene kommen. Ueberhaupt hat die Direktion bekannt gemacht, daß ſie jezt Alles aufbieten werde, um auch die deutſche Oper glänzend darzuſtellen, wie ſie es mit der italieniſchen bereits gethan, die den 20. dieſes Monats aufhört; und man müßte ungerecht und verſtockt ſeyn, wenn man die vorhergehenden Leiſtungen nicht anerkennen und das Beſte fernerhin erwarten wollte.

Drouet, der außerordentliche Meiſter auf der Flöte, hat noch eine Reihe von Konzerts mit unbeſchreiblichem Beyfall gegeben, und man wünſcht mit Sehnſucht, mehrere zu hören.

Der **Freyſchütz** wird nun auch auf dem großen Vorſtadttheater gegeben, aber kälter aufgenommen, als vorher, gleich einer Pflanze, die aus dem urſprünglichen Boden verſezt, die Blüthen und Zweige ſinken läßt. Dennoch wird dieſes Singſpiel im Ganzen von demſelben Perſonal dargeſtellt, daher ſtehen auch faſt alle Sänger als Gäſte, welche die Ehre haben werden u. ſ. w., auf dem Zettel.

Auflöſung der Homonyme in Nr. 183.

Börſe.

Räthſel.

Wer kennt den Namen, der ein Schrecken
Jahrhunderte den Völkern war?
Den Stamm, den ſtolze Kronen decken,
Der manche ſchöne Frucht gebar;
Doch ihm zerfraß das Mark der Wurm,
Und mürbe, fiel ſein Haupt im Sturm.

Das Haus, das ſonſt, in dieſen Zeiten
Selbſt, manches Große hat geſehn,
Wo, das gemeine Wohl zu leiten,
Des freyen Staates Väter gehn,
Es gingen, aus des Hauſes Thor,
Der neuen Herrſcher viel hervor.

Und das Gefäß, das, an dem Rheine,
Bis an des Hauptes Rand gefüllt,
Oft funkelt von dem edlen Weine,
Der aus der goldnen Traube quillt.
Es ſpricht ein Wort vom Stamm und Haus
Und vom Gefäß den Namen aus.

Szb.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Nro. 192.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Auguſt 1822.

> So groß iſt dieſes Unglück, daß man's nicht
> Ausſprechen kann, nicht weiter fragen darf;
> Doch lehret Sterbliche der Zwang das tragen,
> Was Götter ſenden.
>
> Aeſchylos in den Perſern.

Ein Morgen auf Chios. *)

Von Guſtav Schwab.

Der Schauplatz des Geſprächs iſt die Villa eines Franken **). Als Sprechende treten auf: Eine Frau aus Chios. — Ein fünfzehnjähriger Knabe, ihr Brudersſohn. — Ein Prieſter, ſein Erzieher. — Ein Franke, der Eigenthümer der Villa. — Zuletzt: ein Athener, Bruder der Frau und Vater des Knaben.

Frau. Knabe.

Frau.

Mein Knabe! nein, nicht immer war es ſo,
Nicht unſer Eiland ſtets in Blut getaucht;
Seit wenig Tagen trag' ich Trauerkleider.
Noch war dieß Land der Inſeln Paradies,
Als jüngſt dein Vater dich, mein tapfrer Bruder,
Fort von den Schiffen hieher uns geſandt.

Knabe.

Warum nicht ließ er mich dem Element,
Den frommen Wogen und des Himmels Lüften!
Hätt' unſer treues Meer ſich auch empört,
Mit dieſen Greueln hätt' es nicht gedroht!

Frau.

Dem Baſſa folgten eure ſchnellen Schiffe,
Der neuen Flotte, die von Stambul kam,
Und gegen ſeine ſchwimmenden Palläſte
Gerüſtet, ſchlüpften keck die Kähne hin:
Vor ſolchem Kampfe flüchtet man die Jugend.

Knabe.

Ja, ſprach er, wie nach Salamis und Trözen
Die freyen Väter vor der Perſerſchlacht
Ihr Liebſtes, Weib und Kind, geflüchtet hätten,
Und nach dem Siege fröhlich heimgeführt:
So ſchick' er mich nach einer ſel'gen Inſel,
Homeros hab' auf ihr das Licht erblickt, *)
Und walt' als Schutzgeiſt über ihrer Flur,
Die wiſſe nichts vom Krieg', und was wir ſuchen,
Halb hätt' es da der Grieche ſchon ſeit lang! **)

Frau.

Der ſchönen, halben Freyheit! thöricht Wort!

Knabe.

In ſichern Dörfern wohnten dort die Griechen,
Kein Sklavengeld bezahle dort der Kopf,
Und durch die Straßen wandle kein Barbar.
Und auch die Gärten blühten fröhlicher,
Wo nicht aus dürrem Sande ſich der Pfirſchen,
Der goldenen Orangen Frucht erzeugt;
Nein, helle Quellen ſprudeln von den Bergen,
Und Brünnlein irren durch die Wieſen hin,
Und aus den Gärten hebe ſich die Stadt
Mit ſchönen Häuſern, all' aus Stein erbaut;

---

*) Der Leſer wird gebeten, in dieſer dialogiſirten Erzählung nicht die Anmaßung eines dramatiſchen Verſuches erblicken zu wollen.

**) So heißen im türkiſchen Reiche alle chriſtlichen Europäer, die nicht Griechen ſind.

*) Die Stadt Chios iſt eine von den ſieben Städten, die ſich um die Ehre ſtreiten, Homers Geburtsort zu ſeyn.

**) Scio (Chios) verdankte dem Maſtixſtrauch ſeinen bisherigen Wohlſtand und ſeine Vorrechte. Es ſtand unter einer Sultanin, hatte faſt keine Steuern zu entrichten, und 68 Dörfer waren blos von Griechen bewohnt. In den letzten Zeiten hatte es eine hohe Schule und eine Druckerey.

Und Eines ſey der Muſen Tempel worden;
Der alten Väter Weisheit wohnet da,
Des heil'gen Sängers Lied entrollt man dort,
Dort ſitzen rings die Lehrer der Hellenen:
Die hohe Schule harrt' auch meiner dort.

Frau.

So war's vor wenig Wochen. — Wär's noch ſo, —
Nicht ſchüzt' ein Franke jezt mich!

Knabe.

Fröhlich trug
Das Boot mich der erſehnten Küſte zu;
Uns beyden, mir, und meiner Jugend Führer,
Dem weiſen Prieſter, — laut ſchlug uns das Herz,
Als wir den heil'gen Boden jezt betraten.

Frau.

Was aber ſaht ihr?

Knabe.

Ach, kein friedlich Land,
Kein Land durchtönt von ſeines Sängers Liedern!
Ein Schreckensruf nur hallte längs dem Strand,
Und flüchtend Landvolk ſtrömte durch die Fluren.
Vor ihnen her, landeinwärts flog ein Haufe,
Bewaffnet, aber nicht zur Schlacht geſchickt,
Und Flüche heult' ihm mancher Flüchtling nach.

Frau.

Die Samier waren's, die Verräther, die
Zum blinden Aufruhr unſern edlen Muth
Emporgeregt, und nun die erſten flohn.

Knabe.

Bald hörten wir, der Baſſa ſey gelandet,
Und keine Sicherheit als im Gebirg;
Doch irrten wir noch an den Ufern hin,
Ob nicht ein offner Pfad zur Stadt und euch
In feſter Mauern Schutz uns bringen möchte.
O Muhme! welcher Anblick ward uns bald:
Wir ſahn die Stadt im goldnen Früchtewald,
Doch wilde Flammen loderten zum Himmel,
Und aus dem Feuer ſtieg ein Jammerſchrey.
Wir kehrten die entſezten Blicke weg,
Mit Sehnſucht rückwärts ſchauend nach der See:
Doch, weh, was trugen ihre blauen Wellen!
Entſtellte Leichen ſchwammen gräßlich drauf
Von greiſen Männern und von ſchwachen Frauen,
Bald überſtrömt, bald ſichtbar in der Fluth.
Zulezt —

(Der **Prieſter** und der **Franke** erſcheinen im Hintergrunde.)

ſoll ich verkünden, was ich ſah? —
Da trieben paarweiſ', noch im Tod umſchlungen,
Unſchuld'ger Kindlein Leiber auf dem Waſſer,
Und ſchwammen um die Greiſ' und Mütter her. —
Was thuſt du, Muhme? Du verhüllſt dich ja —

Der Franke.

Halt ein, mein Sohn, ihr ward ein Kind erwürgt.

Knabe

(wirft ſich weinend an des Prieſters Bruſt.)

Wo bin ich, Vater? — Gott, in welchem Ort,
In welcher Zeit? — O nein, das iſt das Land nicht,
Das den Homeros zeugte, 's iſt das Land,
Von dem er ſang — iſt ſeines Lieds Vollendung!
Dort liegt — ſie raucht vom Brande, den ſein Sang
Uns weiſſagt — Ilios, die Jammerſtadt!
Ihr Reichthum iſt geſunken in den Staub,
Und ihre Söhne liegen rings erſchlagen.
Gekommen iſt der Mann, der ohn' Erbarmen
Vernichtet, wegrafft, was noch Odem hat,
Er ſchont kein Kind, auch das im Mutterleib
Verborgne nicht — o weine, teukriſch Weib,
Sie kommen, in die Knechtſchaft dich zu führen!

Der Franke.

O Knabe, keine Troërin ſizt hier, *
Und der Barbar iſt, nicht der Grieche, Sieger.

Frau (aufſchauend. zum Knaben.)

Sprich beſſre Worte, Neffe! ſag' welch Wunder
Dich mir gerettet in die Arme führt.

Der Prieſter.

Sein Herz iſt überwältigt. Laſſ' ihn weinen.
Der Greuel trieb uns tief in das Gebirg,
An manchem blut'gen Stein, an mancher Frucht —
Unnennbar, gräßlich hing ſie von den Bäumen —
Vorbey; durchkreuzend manchen Feindesſtritt,
Mit Scheu und Zittern flogen wir hinauf.
Doch uns begegnete kein Feind, zur Stadt
Hatt' alle ſchon der Beute Glanz gelockt.
Wir aber lagen ſchmachtend im Gebirge,
Und harrten aus bis in die dritte Woche.
Da naht' ein Haufe Flüchtiger heran.
Ein edler, fremder Führer an der Spitze —
Geſtalt und Kleidung zeigten uns den Franken;
Vertrag und Würde gab ihm Recht und Macht
Der Unglückſel'gen Schutz zu ſeyn —

Der Franke (zur Frau.)

Es war
Der Conſul — den ihr kennt — mein Freund.

Der Prieſter.

Voll Güte
Erforſcht er unſre Namen, freundlich weiſt er
Auf ſicherm Pfad' uns dieſer Villa zu,
Empfiehlt uns Euch; ihn ſcheut und Euch der Baſſa,
Wen Ihr beſchüzt, dem wird kein Haar gekrümmt.

Knabe

(richtet ſich aus dem Schoß des Prieſters auf.)

Wenn ihr ſo mächtig ſeyd, ihr Fremdlinge,
Warum habt ihr den Wüthrich morden laſſen?

Der Franke.

Betrogen hat er unſer fromm Vertrauen.

Knabe.

Seit wann vertraut man ſich dem Raſenden?

Der Franke.

Ein ſchriftliches Verſprechen ſtellt' er aus,
Verzeihung allen, die ſich unterwürfen.

Knabe.

Was thatet ihr mit dieſem ſchönen Blatt?

Der Franke.

Wir trugen freudig es von Dorf zu Dorf.

Digitized by Google

Knabe.

Wohnſt du ſchon lange, wo der Türke herrſcht?

Der Franke.

In Chios wohn' ich, wo er milder iſt.

Knabe.

In Chios mild! — Kaum zähl' ich fünfzehn Jahr,
Doch weiß ich, wenn der Muſelmann uns ſchwört,
Und freundlich wird, — dann zittert erſt das Opfer.

Der Franke.

Jenſeits des Meers die Freunde ſchrieben uns,
Es ſey der Kapudan ein weiſer Mann,
Im Kriege tapfer, doch im Rathe mild,
Von edeln Sitten, gütig, liebenswürdig.

Frau (ſich erhebend.)

So mögen ſeine Liebe ſie empfinden,
Wie ſie mein Land, mein Haus empfunden hat!
Umſchlingen möge ſie ſein blut'ger Arm,
Ans Herz ſie drücken, wie dieß Inſelland,
Das ihm ſo roth, ſo ſtill am Buſen liegt.
Ja, nur ein Strahl, nur Einer von den Blicken,
Womit er mein zerſchmettert Kind betrachtet,
Fall' in ihr Aug' und ſättige das Herz
Mit dieſes Freundes Liebenswürdigkeit!

Der Prieſter.

Die Mutter ſpricht, der man das Kind gemordet,
Verzeiht ihr. — Unſre Männer wollen frey ſeyn,
Am liebſten frey durch eignen Arm; ſie danken
Dem Fremden warm, der ihnen hülfreich naht,
Sie zürnen dem nicht, der ſich klug zurückzieht.

Der Franke.

Ich glaube dir. Auch trag' ich gern ihr Wort:
Krank iſt auch mein Herz von dem Gräßlichen;
Unbill'g aber iſt's, die Schuld des Uebels,
Das durch den Damm, den wir ihm ſezten, brach,
Auf unſer ſchuldlos, redlich Haupt zu laden.

Frau.

Wir meſſen Niemand unſer Unglück bey.

Der Franke.

Ihr ſolltet's: eigner Unbeſonnenheit.

Der Prieſter.

Wenn uns ein Retter höhnet, das iſt hart.

Der Franke.

Fern ſey der Hohn. Doch kann ich mir verbergen,
Was ich geſehn, was jezt ich ſchauen muß?
Wie war mir, als vor vielen Jahren ich
Herüber kam durch eure feſten Lande,
Durch euren traurigen Peloponnes,
Durchs öde ſtumme Land der Tyranney,
Auf eurer Flur ein wirthlich Haus zu bauen!
Ein freyes Griechenvolk — ſo fand ich euch;
Der Handel wühlt' am Hafen, auf dem Markte,
Die Früchte blühten ungezehndet rings,
Die Schule tönt', und aus den Preſſen flogen
Der alten Geiſter Blätter in das Land.
Und was ihr Beſtres, als die Alten habt,
Was unter Feindes Druck und Joch euch tröſtet,
Der Chriſtenglaube, lautlos, eingeengt,
Verbirgt er drüben ſich mit Angſt geübt:

Hier aber, nach der erſten ſüßen Nacht,
Als Morgens mich der Blumen Duft erweckte,
Den kühle Seeluſt durch mein Fenſter weht: —
Wie ward mir, als mit ihm der Glocken Klang:
Der langentbehrte mir entgegenflog *)?
O ſicher habt ihr's tiefer ſelbſt empfunden
Dieß reiche Glück; und jezt —

Frau.

Jezt, edler Herr,
Iſt es zerſtört, und kehrt wohl nimmer wieder!
Mir ſtürzten auf mein beſtes Gut die Trümmer:
Erſchlagen iſt mein Kind; doch glaubet mir
(Beſchauet nicht ſo trüb mein ſchwarzes Kleid)
Noch nicht verdammen kann ich das Gefühl,
Das mich ans Fenſter riß, das meinen Mund
Mit Jubel und mit Siegesruf erfüllte,
Als durch die Straßen zog der Santer.

Der Franke.

Seltſames Weib! es glühet euer Aug,
Als wäre jener Tag der Freyheit Anfang!

Frau.

Es war ein Morgen ohne Abend. — Ihr
Habt mir erzählt vom feſten Griechenland,
Und von der Knechtſchaft, die ihr dort geſchaut:
Dagegen mochten wir wohl frey erſcheinen;
Wir ſelber ſchienen's uns. Jezt aber ſprecht:
Jezt, wo die Freyheit ſprießt im Griechenland,
Wo Sommerglut brennt in die Winterſaaten,
In Siegeshoffnung jeder ſterben darf,
Und der Tyrann vertilgt wird weit und breit —
Sprecht, konnten wir noch länger ſtille ſitzen,
Zufrieden mit der milden Dienſtbarkeit
Ihm Weihrauch ſuchen **) und ihm Weihrauch ſtreun?
Daß wir gehofft, wer will uns das verargen,
Daß wir gewagt, — uns richtet der Erfolg.

---

*) Unter die mannigfaltigen Vergünſtigungen, die Chios genoß, gehörten auch die Glocken der 22 Maſtixdörfer, die einzigen in Griechenland.

**) Der Maſtix iſt das eigenthümliche Produkt von Scio.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Alraunwurzel.

Es iſt ein engliſches Werk erſchienen: Das Leben des Artemis von Wagarſchapat, am Berge Ararat in Armenien. Aus dem armeniſchen Original überſetzt. London und Paris, bey Treuttel und Würz 1822. — welches die engliſchen Recenſionen als ächt anzeigen und manches Intereſſante daraus erzählen. Wir ſagen unſern Leſern nächſtens mehr von dieſem Manne, der jezt in Paris als Agent ſeiner in Rußland befindlichen Landsleute verweilen ſoll, und deſſen Geſchichte zu der Schilderung der türkiſchen Herrſchaft neue Züge verleiht. Unter ſeinen naturhiſtoriſchen Nachrichten erwähnt er auch der Wurzel des Mandragon (Alraunwurzel), die bey uns allgemein als zauberkräftig bekannt iſt. Tiek (?) hat die ſie betreffende Volksſage in einem ſchauerlich abenteuerlichen Mährchen, mir dünkt: das Judenmädchen benamt, ſehr wirkſam benuzt, und ganz auf die Art, wie dieſes Judenmädchen ihre Alraunwurzel ausgrub, ſie von einem Hund, vermöge eines Strickes, der um die Wurzel und des leztern Hals gebunden ward, aus der Erde zog, eben ſo wird die Ausgrabung des Mandragon in Armenien behandelt.

Die Forſcher alter Geſchichte der germaniſchen Volksſtämme, haben ſchon auf die Gemeinſchaft abergläubiger Begriffe und alter Volksſagen die Verwandtſchaft der Völker gegründet, und zu dieſem Behuf iſt die völlige Gleichheit des armeniſchen Glaubens und Behandelns des Alrauns ein merkwürdiger Beytrag.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, Wien, Dresden und Leipzig, am 24. Mai und 24. Juni 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen. (Vom Juni.)

„Sechſter Jahrestag der Batterie! Kaum abgefahren werden, die wahre dramatiſche Kunſt hat hier an der Spree ihren todten Winkel, der nicht zu ſecundiren iſt. — Gaſtſpiele der Donna Neumann. Noch eben ſo hübſch, als vor'm Jahr.“ (Wer? Die Donna oder die Gaſtſpiele? Im erſten Falle müßte der Kurze gratuliren, im zweyten condoliren; denn das Spiel einer jungen Schauſpielerin muß alle Jahre hübſcher werden, was von der Perſon keineswegs zu verlangen iſt.) „Dem. Lindner, in den Proberollen aufgetreten, ſcheint eine Schundfachſpielerin zu ſeyn; auf jeden Fall ſchlechter Geſchmack, wer Teufel wird denn auf ſolche Miſere gaſtiren! Soll das die beliebte Vielſeitigkeit ſeyn? Das kann jeder Hanswurſt.“ (Wer wird denn ſo geradezu ſeyn bey Frauenzimmern! Die Fremde wird den Proberollen ſchon noch wirkliche Rollen folgen laſſen. S. nachſtehende Nachricht aus Dresden.) „Eßlair hier geweſen — nur durchgereiſt — hätt' auch wohl hier auftreten können, weiß nicht, warum es nicht geſchehen.“ (Die Theater-Regie wird ihn wohl nicht lieben, er iſt zu groß. Es gibt bey'm Theater eine Gunſt der Kleinen, welche in Caſtelli's bekanntem Gedichte nicht erwähnt iſt, ich meine: der kleinen Lichter.) „Die große Pracht-Oper iſt ganz ſachte durchgefallen. Schad' um's Geld!“ (Wer weiß! Was nicht gleich gefällt, iſt oft gut, und ſteht ſachte wieder auf.)

Brief des Pſeudo-Kurzen*).

„Nurmahal, große Oper von Spontini, will nicht gefallen; bey der dritten und „lezten Frühjahrs-Vorſtellung“ ein leeres Haus. An prachtvolle Dekorationen viel Geld gewendet. Wird in den Löſchpapieren in Verſen und in Proſa ſehr gelobt. Dr. Valentini beſingt den Ritter Spontini in italieniſchen Sonnetten. — Mad. Neumann, „die Krone der Prieſterinnen Thaliens,“ in den Rollen der Margarethe, der Diana und Bertha in der Ahnfrau, Geſpräch des Tages. Dr. Kuhn, Herausgeber des Freymüthigen für befangene und ungebildete Leſer (?) ſammelt Beyträge für ſeine Theaterzeitung in einem ausgehängten Käſtchen. Eine gute Spekulation in pekuniärer Hinſicht, beſonders auf's Honorar. Tertianer und Dilettanten widmen ſich der Theater-Kritik.“ (C'est partout comme chez-vous.) „Ein ins Käſtchen geworfenes Epigramm mit dem Motto:

U. A. w. g. von Kotzebue.

Aus dem Kuhn'ſchen Zettelkaſten
Ergeht die Frage an Kenner und Enthuſiaſten:
Verdankt Madame Neumann des Publikums Gunſt
Mehr ihrer Schönheit oder Kunſt?

beantwortet der galante und witzig ſeyn wollende Herr Doctor ſo: Ich glaube beyden.“ (Gut aus dem Handel gezogen; aber warum nicht lieber auch in Knittelverſen? z. B.:

Tief blicken die Kenner, die Enthuſiaſten ſind blind,
Daher ſie nicht leicht zu vereinigen ſind.)

„Neues Schauſpiel: Der Bräutigam aus Mexiko, nach der Erzählung: Die Kartoffeln in der Schale von Clauren-Heun bearbeitet.“ (Dunkel! die Erzählung iſt von Clauren, iſt es auch die Bearbeitung?) „gefällt mehr als Nurmahal. — Bey der zweyten Vorſtellung alle Anſpielungen auf die neue preußiſche Steuerverfaſſung geſtrichen.“ (Unfehlbar blos aus dramaturgiſchen Gründen: ſo etwas verſtimmt im Luſtſpiel, und das iſt ja wohl dieſer mexikaniſche Bräutigam?) „Mad. N. als Suschen ganz vorzüglich vom Dichter gezeichnet.“ (Dunkel! Soll vielleicht heißen: Suschen für Mad. N. gezeichnet.) „Schließlich noch ein Carmen an Mad. N. aus den Löſchpapieren:

Nicht Jagor's, nicht Lebeuf's, nicht Joſty's**) Herrlichkeiten —
Kartoffeln nur — nach dieſen ſteht mein Sinn †).
Doch Suschens zarte Hand müßt' ſie mir ſelbſt bereiten,
Verdammt! daß ich nicht Mantequilla bin!
Mein unermeßlich Gold, und andre Kleinigkeiten,
Mich ſelbſt legt' ich zu ihren Füßchen hin,
Und bät' das Himmelskind der Unſchuld und der Liebe,
Nicht daß es wiederkäm' — daß es bey uns gleich bliebe.

Damit Baſta!“ (Nach Belieben!) Eſſ—.

(Mich wundert, daß die Beſungene darauf nicht geantwortet hat, wie folgt:

Den Kranz, den deine Hand mir flecht,
In Wahrheit, ich möcht' ihn gern eſſen;
Auch deine Kartoffeln ſind gut gekocht,
Das Salzfaß nur haſt du vergeſſen.)

Brief des Dramaturgen.

„Kann nichts ſagen,
Mag nichts wiſſen,
Von Schauſpielern und von Dichtern,
Glanz von Lichtern
Aus Kuliſſen,
Donnerwagen,
Kriegsposaunen,
Zum Erſtaunen!
Bengals Feuer,
Bunte Wände
Ohne Ende,
Die ſo theuer,
Ach und gar Coſtum,
Deutſcher Bühnen Ruhm,
Macht mich völlig dumm.“

(Hr. Sauerampfer iſt ein Plagiarius: 9 Verſe, namentlich 4. 5. 9—13. ſind aus L. Tiek's Wehklage Thaliens in Deutſchland entlehnt. S. Lit. Bl. Nr. 45.)

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Ein ganz neuer Korreſpondent, der in der Manier des Kurzen abſichtlich ſchreibt, weil — meint er — dieſelbe in Berlin ſehr gern geleſen werde. M.

**) Namen von Berliner Reſtaurateurs, wenn ich nicht irre. M.

†) Das iſt der Geſchmack des Theater-Publikum überhaupt: dramatiſche Kartoffeln will es. M.

Beylage: Kunſtblatt Nro 63.

Nro. 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 13. Auguſt 1822.

> Hinan, ihr Söhne der Hellenen! Auf!
> Erhaltet frey das Vaterland! und frey
> Die Weiber, Kinder und die heimiſchen
> Altäre unſrer Götter! Und die Gruft
> Der Väter! Denn um Alles gilt der Kampf.
>
> Aeſchylos in den Perſern.

Ein Morgen auf Chios.

(Fortſetzung.)

Knabe (zur Frau.)

O Muhme, du haſt meines Vaters Geiſt,
Haſt deines Gatten Geiſt, der auf den Schiffen
Das Steuer lenkt und mit der Rechten ficht.
O wärſt du mit mir in den hölzern Mauern,
Wohin Themiſtokles die Seinen rief.
Ja, dort iſt unſre Stadt, dort unſer Reich
Noch immer; dort iſt Salamis und Troja:
Dorthin, Homeros, heil'ger Schatte, zeuch,
Und hauch' ein Lied auf deiner Kämpfer Lippen!
Doch dein Geburtsland fleuch mit uns, es ruht
Ein alter Fluch darauf, die Götter zürnen!

(zum Prieſter)

Iſts nicht ſo, Meiſter?

Prieſter (lächelnd.)

Heidniſch redeſt du,
Kommſt, ein Hellene, von Athene's Schule:
So will ich heidniſch erſt dir Antwort geben.
Wohl liegt ein Fluch auf dieſem Eiland längſt,
Und wie die Götter ſtets das Rechte wählen,
So übten ſie ein ſtreng Vergeltungsrecht;
Denn höre, was die alte Sage ſpricht *):

Ein großer Frevel gegen alle Menſchheit
Von manchem Chriſtenſtaat noch heut verübt,
Gieng einſt von dieſem kleinen Chios aus.
Der Freyheit Feind war ſtets der Menſch zumeiſt,
Nicht Schickſal, nicht Ungunſt der Elemente,
Nicht wilder Thiere reißendes Geſchlecht
Zwang ſo den Menſchen, wie der eigne Stamm.
So nöthigten Theſſalier und Spartaner
Die Stämme, die ſich unterjocht ihr Stahl,
Zur Dienſtbarkeit auf Kind und Kindeskind.
Doch damals galt des Stärkern eiſern Recht.
Dieß Chios aber, Knabe, mit dem Schwert
Sich Knechte zu erwerben ungeſchickt,
Erſann ſich bald ein ſchändlicheres Mittel.
An Früchten und an ſüßem Weine reich
Langt' es hervor den Schatz aus ſeinen Kammern,
Und nach den Barbarländern Aſiens
Hinüber flogen ſeine ſchnellen Ruder:
Dort auf der Knechtſchaft altem Boden that
Alsbald ein Markt ſich auf, die treuen Knechte
Des Hauſes bot der Morgenländer feil,
Und der Chiote tauſchte fröhlich ein,
Die beſten führt' er ſeiner Inſel zu,
Die andern bot er Griechenland zu Kaufe.
Das ſchnöde Beyſpiel war gegeben, Kind;
Es ward der Menſch, der freye Menſch, zur Waare.
Da wandten ſich die Götter zürnend ab.
Ein Aufſtand fuhr in die gekauften Horden;
Sie machten ſich mit Mord und Greueln frey.
Der keckſte ſelber ſtand auf hohem Berge,
Und rief herab in die beſtürzte Stadt:
„Hört, was der Götter Mund durch mich verkündet:
Vergebens kämpft ihr gegen uns, es rächt
Ein Gott, was ihr der Menſchheit Leid's gethan;
Und ewig bleiben Sklaven eure Geißel!"

Und immer neu, Jahrhunderte hindurch
Empörten ſich die Knechte wider ſie;
Und jetzt — und jetzt — der Türken wild Geſchlecht.

---

*) Nach den Geſchichtſchreibern Theopomp und Nymphodor von Syrakus bey Athenäus Buch VI. Kap. 88. gegen das Ende.

Die eure Greiſe würgen, eure Kinder,
Die Weiber ſchleppen auf den Sklavenmarkt: —
Tartaren ſind ſie, Knechte der Araben, —
Doch machten ſie die Herrn zu Knechten bald;
Ja heute, ſchrecklich, ſchrecklicher als vor
Erfüllt der Fluch ſich: Sklaven eure Geißel!

Knabe.

Ha, ich erkenn' euch, grauſe Herrſcherinnen,
Ihr tretet aus der Dichtung Kreis heraus,
Ihr ſchreitet wieder hin durch unſre Leben,
Erinnyen! — O fort aus dieſem Land,
Fort, Muhme, zeuch den Vater, zeuch den Ohm
Mit weg, denn nichts vermag ihr tapfrer Arm!
Verloren ſind ſie gegen ſolche Feinde!

Der Prieſter.

Getroſt, mein Sohn, ich ſprach ein heidniſch Wort;
Jezt laß mich wahrhaft, chriſtlich Antwort geben.
Der Gott, der jene Götter hat geſtürzt,
Hat auch des Schickſals dunkle Macht gebrochen;
Er ſtrafet nicht im Enkel noch den Ahn;
Er ſtraft die Schuld, doch will er nicht vernichten.
Kraft gibt die Strafe dem Gezüchtigten,
Die Ruthe, die da ſchlägt, reicht er zum Schlagen.
Ihr habt die Knechte ſiegreich oft vertrieben,
Und juſt an jenem Ankerplatz, wo jezt
Der grimme Baſſa mit den Schiffen lagert,
Vor fünfzig Jahren haben eure Väter
Der Muſelmannen Flotte dort verbrannt.

Der Franke.

Die Ruſſen aber lenkten dort den Sieg. *)

Der Prieſter.

Ich weiß es wohl, daß wir verlaſſen ſind;
Und dennoch — dennoch muß ich fröhlich ſeyn,
Mein Herz iſt voll von Gottes höchſtem Troſte.

Frau.

Und wunderbar — mir ſelber überzieht
Ein höheres Gefühl den tiefen Gram,
Und Freudezähren dünken mir die Thränen.

Knabe.

Dein Wort, mein Lehrer, macht auch mich getroſt.

Der Prieſter.

Auch iſt noch alle Hoffnung nicht verloren,
Ich kenne dieſes Land von alter Zeit,
Noch manches Schloß, noch manches feſte Kloſter
Beut der Zerſtörung und der Flamme Trutz.
Dort ſammelt leicht und hält ſich eine Schaar,
Kaſtellengleich erhebt ſich Neamont,
Das Kloſter, das der große Konſtantin —

Der Franke.

Kannſt du noch hoffen, leichtes Griechenvolk?
Luftſchlöſſer bauſt du auf dem Leichenfelde!
Vergißt du deines Würgers Allmachtswink,
Und die Polypenarme ſeiner Flotte?

(Zum Prieſter.)

Zudem — das Wort blieb auf der Zunge mir,
Als wir eintraten, du vom Frühgebet,
Ich von der Morgenwacht auf dem Gebirg.
Des Knaben Pfeil, auf's Herz der armen Frau
Gezielt, ließ mich die Kunde nicht vollenden.
Jezt höret ſie, denn Pflicht wohl däucht es mir,
(Weil eitle Hoffnung blinde That erzeugt)
Der Träume ſüße Täuſchung euch zu nehmen.
Von allen Flüchtigen auf dem Gebirg
Einſtimmig wird mit Schrecken mir berichtet,
Es ſey nicht lange Zeit nach Mitternacht
(Ihr lagt am ſpäten Abend angekommen
Im erſten, tiefen Schlaf mit mir) ein Knall,
Ein ungeheurer, in ihr Ohr gedrungen,
Wie wenn ein ganzes Schloß führ' in die Luft.

Frau.

Der Schlummer einer Mutter ohne Kind
Gehörſam iſt er; ich vernahm den Streich,
Ein Donner im Gebirge däucht' es mir.

Der Franke.

So donnert es bey heitrem Himmel nicht.

Der Prieſter.

Die Alten hielten's für ein großes Zeichen.

Der Franke.

Schon ſpricht man, daß es Neamont war;
Weithin bedeckte rothe Glut den Himmel.

Der Prieſter.

Fliegt in die Luft, ihr Schlöſſer! Berſtet, Klöſter!
Weich' Erdenhülfe! — Gottes Arm hat Rath.

Frau (ängſtlich.)

Von welcher Seite, ſagt man, kam der Schall?

Der Franke.

Von Oſten.

Der Prieſter (aufmerkſam.)

Dorthin liegt nicht Neamont.

Frau (in ängſtlicher Bewegung.)

Dort iſt der Hafen, dort ſind unſre Schiffe —
Dort iſt der Gräßliche! — Gerechter Gott!
Mein Mann, mein Bruder!

Knabe.

Vater! O mein Vater!

Stimme draußen.

Mein Sohn ruft mir, er lebt, laßt mich hinein!

(Alle kehren ſich nach der Pforte, der Franke öffnet, herein tritt)

Der Athener

(auf den Knaben zu eilend und ihn umfaſſend).

Du lebſt! Der Wüthrich hat dich nicht erwürgt!
Du lebſt, das iſt des Sieges erſter Lohn!

Alle.

Sieg??

Der Athener

(reicht dem Prieſter die Hand).

Treuer Führer, ja!

(zum Franken.)

Ja, meines Sohnes
Großmüth'ger Retter!

---

*) Bey Tſcheſme im J. 1770, unter Orlow.

(umarmt die Frau.)
Sey willkommen Schweſter!
Dein Gatte lebt, er lenkte gut ſein Schiff.
Weh mir, du trauerſt?

Frau.

Nichts von meinem Leid,
Jezt nichts. Du ſprachſt von Sieg. Sag' an! wir zittern.

Der Franke.

Sieg? Wo? und gegen wen? wo war der Baſſa?

Der Athener.

Er war, da ſagſt du recht, er iſt nicht mehr.
(Alle umringen ihn.)

Frau (gen Himmel).

Mein Kindlein! hörſt du's?

Prieſter.

Gottes Arm hat Rath.

Knabe.

Und Ohm, die furchtbaren, gethürmten Schiffe?

Der Athener.

Sie brennen, wieſen leuchtend mich hieher.

Der Franke.

So ſandt' euch Gott den Bliz zum Bundsgenoſſen?

Der Athener.

Den Bliz, den unſre Hand geſchleudert hat.

Der Prieſter.

Laßt ihn erzählen, unterbrecht ihn nicht.

(Der Beſchluß folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Die Kathedrale in Sevilla bietet mit ihren Anhängſeln und Ausſchmückung eine wahre Geſchichte der ſpaniſchen Bau- und Bildhauerkunſt, während einiger Jahrhunderte dar. Die Giralda nebſt dem Haupt-Eingang von der patio de los naranjos iſt arabiſch, die eigentliche Kathedrale im ſchönſten gothiſchen Styl; zu ihm gehören auch einige vortrefflich gearbeitete Grabmäler: z. B. das von Ferdinand dem Heiligen, dem Eroberer von Sevilla, vom Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, das des Biſchofs Juan Cervantes vom Jahr 1403, ein Paar kleine Kapellen an der Seite des Chors und der Hauptaltar von gewaltiger Höhe, mit fünf Reihen Basreliefs in reichverzierten Niſchen u. ſ. w. Alle dieſe aus Holz geſchnizten und vergoldeten Arbeiten, ſo wie auch die Chorſtühle müſſen jedoch allen ähnlichen Kunſtwerken in der Kathedrale von Toledo weit nachſtehen. Einige Kapellen und Grabmäler dienen dann als Uebergang zu dem eigentlichen estilo plateresco, worin die capilla de los reyes und die Hauptſakriſtey als wahre Muſter dienen können, eben ſo das Grabmal des Erz-Biſchofs Hurtado de Mendoza vom Jahr 1510. Endlich iſt der Kapitelſaal und was dazu gehört, im ſchönſten antiken Styl erbaut und zwar wunderlicher Weiſe von demſelben Künſtler, Hernan Ruy, von dem die Sakriſtey herrührt. Beydes in der Mitte und zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts. In eben dieſem Styl ſind auch einige antike Altäre und mehrere vortreffliche Bildſäulen von Cano und Montanes. Von den Mißgeburten aus dem achtzehnten Jahrhundert, woran es hier allenthalben nicht fehlt, mag ich gar nicht ſprechen. Die Arbeiten von Silber und Gold zeugen von derſelben Verſchiedenheit des Charakters. Das größte Werk in dieſem Fach iſt die berühmte Cuſtodie von Juan de Arfe, die faſt ganz in antikem Styl gearbeitet iſt. Eben ſo reich iſt dieſe Kirche an vortrefflichen Gemälden! — Dieſe wenigen Andeutungen reichen hin, dir zu zeigen, daß das Ganze wohl der ſorgfältigſten Beſchreibung werth iſt. Auch an Inſchriften fehlt es hier nicht. Die Intereſſanteſte war mir die, welche auf lateiniſch, arabiſch, hebräiſch und ſpaniſch auf dem Grabmal des heiligen Ferdinand ſteht.

Aqui yaze el muy honrado Hermando sennor de Castilla e Toledo e de Leon e de Galicia de Sevilla de Cordova de Murcia de Jahen el que conquisto toda Hespanna el mas leal el mas verdadero el mas franco el mas esforzado el mas apuesto el mas granado el mas sufrido el mas humildoso el que mas temio a Dios el que mas le facie servicio el que quebrantó e destruyó todos sus enemigos el que alzó e honró todos sus amigos e conquistó la Ciudad de Sevilla que e Cabeza de toda Hespanna e paso en el postrero dia de Mayo en el anno de 1290.

„Hier liegt der ſehr geehrte Ferdinand Herr von Caſtilien und Toledo und Leon, von Galizia, Sevilla, von Cordova, Murzia und Jahen, der ganz Spanien eroberte, der redlichſte, der wahrſte, freyſte, kräftigſte, offenſte, edelſte, mäßigſte, demüthigſte, der Gott am meiſten fürchtete, der ihm am meiſten diente, der alle ſeine Feinde ſchreckte und verjagte, der alle ſeine Freunde erhob und ehrte, und die Stadt Sevilla einnahm, die das Haupt iſt von ganz Spanien, das geſchehen den lezten Tag des Mains im Jahr 1290."

In der Kathedrale von Sevilla wurden ſonſt jährlich beym Gottesdienſt verbraucht: 800 Arobas Wachs, 800 Arobas Oel, 1500 Arobas Meſſen-Wein. Obgleich man den Herren jezt die Flügel beſchnitten hat, ſcheinen ſie ſich noch immer ſehr gut zu ſtehen; wenigſtens laſſen ſie jezt an einer neuen Orgel bauen, die ein gewaltiges Werk zu werden verſpricht. Die Bibliothek des Kapitels hat manchen Schaz, auch neue Werke, beſonders franzöſiſche, vor allen aber eine vollſtändige Sammlung von Chroniken, für die ich mir ein Paar außerordentliche Lebensjährchen geſchenkt wünſchte, bey gegenwärtig mir zugemeſſener Zeit aber nur einen Blick auf ſie werfen konnte; die Sammlung der Geſetze und Verordnungen faſt aller Städte in Italien und den Niederlanden; einer Reihe von Bänden eigenhändiger Excerpte des gelehrten Colon, Sohn des Entdeckers von Columbia — in denen mancher Fund dem glücklichen Sucher aufbewahrt ſeyn mag. Mir war das Alles nur zu ſehen und zu begehren vergönnt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, Wien, Dresden und Leipzig, am 24. Mai und 24. Juni 1822.

(Beſchluß.)

Brief des Wieners.

„Leihen Sie mir einen Ihrer Vierundzwanzigpfünder, um die Welt mit der ausgezeichneten Höflichkeit eines hieſigen Theater-Sekretärs bekannt zu machen. Ein Dilettant der dramatiſchen Poeſie, nicht ohne Talent, aber noch ungeübt, reicht der Direktion einen Verſuch ein. Sie lehnt ihn ab, fällt aber ein beyfälliges Urtheil darüber,“ (alſo eine kritiſche Direktion) „und ermuntert den Verfaſſer zu neuen Anerbietungen. Er reicht ein neues Stück ein, welches ich Ihnen hier beylege. Man ſchlägt es aus, und auf die Anfrage: was an Stoff oder Ausführung wohl ſo Fehlerhaftes ſey, daß es ſich nicht durch theilweiſe Aenderungen heben ließe, erhält er folgende Antwort:

> Wenn die Direktion gleich Anfangs geſagt hätte, daß man keine einzelnen Fehler in Ihrem Trauerſpiele anzugeben finde, weil das Ganze ein Fehler iſt, weil es dem Stoffe an Handlung, an einem deutlichen Grundgedanken gebricht, weil die Ausführung die vollſtändigſte Unbekanntſchaft mit den erſten Regeln der dramatiſchen Kunſt, des richtigen Denkens und des guten Geſchmacks darthut, weil die Sprache voll des ſeltſamſten Schwulſtes, und nicht ſelten ohne Sinn iſt, weil endlich die Verſe höchſt fehlerhaft oder vielmehr ganz und gar keine Verſe ſind: ſo würde ſie ein ſtrenges Urtheil ſehr hart ausgeſprochen, aber doch nichts geſagt haben, als was ſie jezt wiederholen muß.

Ich bitte Sie, machen Sie dieſe artige Epiſtel — eines Mannes, der noch nichts Eignes auf die Bühne gebracht — bekannt, und geben Sie öffentlich Ihre Meinung ab über Brief und Stück.“

(Ueber den Brief? Das iſt nicht nöthig. Ueber das Stück? Das iſt nicht ſchicklich, da das Stück nicht öffentlich bekannt iſt, mithin die Leſer über mein Urtheil nicht urtheilen können. Daß mir aber das Stück beſſer als der Brief gefallen hat, und daß der Verfaſſer ungleich mehr Geſchick zum Dichten, als der Briefſteller zur Abfaſſung eines Komplimentir-Buches beſizt, das kann mir das Publikum auf's Wort glauben. Ein Sekretär von etwas beſſerer Erziehung wäre der ungenannten Direktion wohl zu wünſchen, ſelbſt wenn es eine vorſtädtiſche wäre.)

Brief des Dresdener Anonymus.

„Da Ew. ꝛc. mehrere Wochen in Dresden geweſen ſind; ſo erwarten viele hieſige Theater-Freunde, daß Sie über das, was Sie hier im Theater geſehen haben, einen Bericht im M. Bl. geben werden, und ſind begierig, zu ſehen, wie er zu denen in der Abend-Zeitung ſich verhalten dürfte.“ (Ich kann nicht damit dienen, weil ich im deutſchen Theater nur zwey Akte aus Ifflands Hageſtolzen geſehen habe, und auch dieſe nur, um die Gaſt-Margarethe, Dem. Lindner — aus Frankfurt, wenn mir recht iſt — kennen zu lernen. Dieſe hätt' ich nun zwar gern auch in der ſtummen Beinkleider-Rolle — Waiſe und Mörder — geſehen; aber das Wetter war gar zu ſchön!) „Beſonders über das Maskenſpiel in den Brüdern des Terenz, welches unſer, in Weimar zum Kunſtmäcen erzogener, Theater-Intendant als ein junger Göthe auf die Bühne gebracht, wünſchen Viele Ihre Meinung.“ (Die kann ich unbeſehens abgeben; es iſt ein Curioſitäts-Spektakel für Schulkollegen und für Primaner, die etwas gelernt haben. Dergleichen Kunſtſpielereyen ſollte eine Intendanz um ſo weniger auf die Bühne eines großen Publikum bringen, wenn ſie mit ihrem Repertoire ſo ſehr im Argen liegt, wie die von Dresden: wenn es noch ſo viel deutſche Originalſtücke oder völlig nationaliſirte Dramen gibt, deren Vorführung ſie ihrem Publikum ſchuldig geblieben. Mit der Verwaltung eines öffentlichen Theaters muß nicht dilettirt werden, was in Hinſicht der Brüder des Terenz freylich auch in Berlin geſchehen iſt.)

Brief des Leipziger Allgemeinen.

„Die zwey erſten Rollen des herrlichen Eßlair, Tell und Nathan, haben Sie hier ſelbſt geſehen. Sie werden mit mir einverſtanden ſeyn, daß die Auffaſſung von Beyden höchſt originell iſt.“ (Nein; aber höchſt wahr. Die Ausführung des einen, des Nathan, hätte jedoch etwas poetiſcher, und etwas rhythmiſcher ſeyn können.) „Die Vollendung ſeines Theſeus, welche wir ſchon vor 6 Jahren bewunderten,“ (iſt's ſchon ſo lange her? Ich ſehe den Theſeus noch, als hätt' ich ihn geſtern geſehen.) „ſie war noch dieſelbe; ächte Antique, und doch dem Zuſchauer ſo nahe, ſo verwandt, ſo unfremd, ſo gegenwärtig und lebendig. Daß Sie nicht wiederkamen, um ihn als Repräſentanten des Shakeſpear'ſchen Genius zu ſehen,“ (es war des verwünſchten Literatur-Blattes wegen unmöglich) „iſt ein Verluſt für Sie, und lächerlich wär' es, wenn ich ihn durch eine Beſchreibung erſetzen wollte. In den Ifflandianis kennen Sie ihn, darinn' iſt er ſtereotypiſch; aber — Sie frag' ich, Sie ſelbſt: warum haben wir ihn dießmal nicht als Hugo geſehen? warum ſeine Tochter nicht als Jerta“ (Aha!) „welche ſie nach öffentlichen Blättern in Danzig mit ſo viel Beyfall gegeben?“ (Dieſes Warum nicht kann ich nur in ſo ferne wiſſen, als es der Herr Direktor mir geſagt hat, und der hat mir geſagt, es ginge jezt nicht gut an. Vermuthlich hat er eben kein Kind, oder keinen Reitknecht, oder fürchtet die Converſations-Kritik, welche ausgemittelt hat, daß die Schuld das gebildete Publikum — scilicet das Publikum des Freyſchützen, des Donauweibchen ꝛc. — nicht mehr intereſſire.) „Und warum nicht den Yngurd, worinnen er in Berlin furore gemacht hat?“ (Der iſt ja gar nicht auf dem Leipziger Repertoire, wird auch, ſo Gott will, nicht drauf kommen. Der Herr Direktor hat mein Nachwort geleſen, und befolgt meinen Rath S. 340. Allerdings habe ich dieſen Rath, Eßlair's wegen, widerrufen: ich leugne nicht, daß ich dieſen Yngurd gern geſehen hätte, und ich habe dieſen Wunſch ſo lange vorher geäußert, daß das Stück recht gut vor Eßlair's Ankunft hätte debütiren können. Aber es ging jezt auch nicht an, wie mich der Herr Direktor verſicherte, er hätte alsdann — nämlich wenn Eßlair wieder fort wäre — keinen Yngurd u. ſ. w. Nun hat er zwar, meiner Ueberzeugung nach, deren zwey, ja für diejenigen, welche die Schauſpieler nicht mit dem Rekrutenmaße meſſen, ſogar drey, aber es wird ihm wohl eigentlich an den Reichsherren fehlen, die beträchtlich weinen können. Kurz, es fehlt ihm an etwas, ſey's was es will.) „Dafür hoff' ich denn nun deſto ſicherer die Albana der Mad. Stich, worüber zu ſeiner Zeit von Berlin und Wien aus ſo viel geſchrieben wurde, zu ſehen.“ (Gewiß nicht, ſo weit ich den eigentlichen Geſchmack dieſer Künſtlerin kenne. Sie nimmt ihre Sache gern gewiß, und mit der Johanna d'Arc, mit der Ahnfrau, mit der Banditenbraut im Nothfalle, kann es nicht fehlen *) Auch hätte ſie mit der Leipziger Albana nicht ſo leichten Stand, wie mit der Wiener.) „Doch darüber ſprechen wir ſchon mündlich, denn zu dieſen Gaſtſpiel-Feſten kommen Sie doch gewiß.“ (Glaube nicht, der Staub iſt mir ſo zuwider.)

---

*) Eben bekomm' ich die Leipziger [illegible], und ſehe, daß ſie ſogar bis auf die Afanaſja im Benjowsky zurück und resp. heruntergeben wird. Der Herr Allgemeine wird mir zu ſeiner Zeit ſchon im Allgemeinen berichten, wie ſie es anfängt, ſolche Rollen für Schülerinnen der Kunſt, ihrer würdig zu machen. M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Digitized by Google

Nro. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Auguſt 1822.

Sobald mit weißen Roſſen ſich der Tag
Erhub, und Schimmer auf die Erde goß,
Erſcholl die Stimme der Hellenen hoch
Im Feldgeſang, und rief der Echo laut,
Und günſtig ſcholl der Ruf der Echo laut,
Im Hall des Felsgeſtad's der Inſel auf.
Aeſchylos Perſer.

Ein Morgen auf Chios.

(Beſchluß.)

Der Athener.

Wir ſegelten dem Würger gegenüber,
Die Wuth und die Verzweiflung in der Bruſt,
Zum offnen Kampfe waren wir entſchloſſen.
Denn wie dem Fieberkranken Glut und Kraft
Durch die verzehrten, welken Glieder zuckt,
So riß der Zorn an unſern ſchwachen Kähnen. —

Der Thor! mit ſeiner Flotte Rieſenmacht,
Vertilgen könnt' er uns in dieſem Wahn:
Er aber wich mit unſrem Nahn zurück,
Und legte ſich feſt im Kanal vor Anker,
Stumm, unbeweglich, harrend aufs Geſchick.

Als nun ſo leichenſtill die Flotte lag,
Flog ein Gerücht durchs griechiſche Geſchwader,
Der Todesengel ſey aus Chios kommen,
Vom Feld der unbegrabnen Brüder her,
Die Peſt hab' er dem Feinde zugehaucht.
Zwar, eitle Sage war's, doch ſieht ein Schwacher
Von ferne nur die Hand des Herrn erhoben,
So hebt er ſtark zum eignen Streich den Arm.
Dort drüben auf Ipſara's Inſelfels
(Homeros nennt ihn ſchon,*) man ſieht auf ihm
Die blut'gen Ufer eures Chios dämmern,
Zuſammen traten dort der Schiffe Häupter,
Und pflogen Rath. Das Rechte fand ſich bald.

Drey ſchmucke Schiffe werden ausgerüſtet,
Blank, wie der Väter hölzern Roß vor Troja,
Mit Waarenballen friedlich überdeckt.
Doch in dem Bauche lauern Flamm' und Streiter.
Denn als der Rath bekannt ward in dem Volk,
Da hatten ſich zweyhundert bald gemeldet,
Jüngling' und Männer, zum gewiſſen Tod,
Zum ungewiſſen Sieg.

Knabe.

Du warſt dabey,
Mein Vater?

Der Athener.

Ja, den erſten Brander führt' ich.

Frau.

Mein Mann?

Der Athener.

Des zweyten Steuer lenkte der.

Knabe.

Wär' ich ein Mann, könnt' ich den dritten führen!

Der Athener.

Geſchworen hatten wir auf's heil'ge Kreutz,
Zu ſterben, oder unſern Feind zu tilgen,
Der Prieſter Segen ruht' auf unſrem Haupt:
So ſegelten wir friſch nach dem Kanal,
Und in des Feindes grimmig Angeſicht.

---

*) Pſyra.

Der Franke.

Iſt's möglich, ließ er ohne Sorg' euch nahn?

Der Athener.

Wir hatten fremde Päſſe nachgemahlt.

Der Franke.

Man wird euch zeihen, daß ihr ſie geraubt.

Der Prieſter.

Uns raubt man zu der Freyheit auch den Ruf;
Kein Wunder wär's, wir ſelber würden Räuber!
Doch ſind wir's nicht, wohl aber ward uns Liſt,
Des Schwachen Stachel gegen ſeinen Dränger.
Doch weiter. —

Der Athener.

Auf der Flotte war ein Feſt:
Der große Bairam hatte ſchon begonnen,
Sie ruhten aus von allem Kriegeswerk,
Geſang und Reigen tönte von den Schiffen.
Entgegen ſchwamm uns nur ein einzig Boot.
Unſchuld'ge Männer ſieht's auf den Verdecken.
Harmloſe Franken, Handelsleute ſind wir,
Den Aſiaten bringen wir das Kraut,
Das dampfend ihre träge Ruh' erquickt.
So laſſen ſie uns ein in ihre Reihn,
Willkommen ſind wir; an des Feindes Bord
Eil' ich, dem Kapudan den Paß zu bringen.

Frau.

Dem Kapudan! Du, Bruder, ſtandſt vor ihm?

Der Athener.

Die ſtolzen Schiffe ſah ich da gereiht,
Zu Griechenlands Vertilgung ausgerüſtet,
Vom Herrn in unſre ſchwache Hand gelegt.
Voran das Admiralſchiff, wie ein Schloß,
Umringt von andern, niedrigern Palläſten,
Sie wären herrlich, ſtünde jenes nicht.
Dahinter glänzten in den breiten Gaſſen
Der ſtattlichen Fregatten ſchöne Wahl,
Und ringsum lagen zahllos die Galeeren.
Der Türk' zeigt mir alles an mit Fleiß;
Genau betracht' ich mir im glüh'nden Schein
Des Abendroths, das mit den Wellen ſpielt,
Die Schiffe, die im Blut zu ſchwimmen ſcheinen;
Und jedes Lage präg' ich wohl mir ein.
So kommen wir beym Admiralſchiff an.
„Die Siegesfahne heißt's!" — Ein ſchöner Name,
Sprach ich, und dachte: blutroth ſollſt du bald
Uns flackern in der Nacht, ein Siegspanier!
Wir ſteigen zu des Schiffes Seiten ein,
Wir wandeln durch die Fluren und Kajüten,
Und manche Zierrath weiſt mein Führer mir,
In Prunkgemächern ſeht ihr's ſchöner nicht.
Doch meine Blicke ſpähn nach Einem Raum,
Mein Auge ſucht die Pulverkammer nur;
Der Buhle nach des Liebchens Kämmerlein
Kann ſehnlicher im Abendſtrahl nicht ſchau'n.
Und endlich tret' ich bey dem Baſſen ein;
Der Dollmetſch überreicht ihm unſre Päſſe,
Fern auf der Schwelle blieb' ich ehrfurchtsvoll.
Auf Polſtern lag er, nach Barbarenſitte,
Gekreuzt die Bein', im bunten Feyerkleid.
Aus rother Binde quoll das reiche Haar,
Die runden Augen rollten zwiſchen Locken,
Vom Mord geſättigt, blickten freundlich ſie;
Der Nacken bog, der nervichte ſich huld;
Behaglich auf die mächt'ge Bruſt geſenkt
Schien mir ſein Haupt wie eines Opferſtieres,
Der friedlich auf der fetten Waide liegt.

Er ſchwenkte das Papier in ſeiner Hand;
Ein leichtes Mißtrau'n zuckt' ihm in den Brauen,
Doch bald behagt ihm der gemahlte Brief,
Die wohlbekannten, guten Unterſchriften;
Zum Dollmetſch redet er ein gnädig Wort,
Man ſoll mir ſeines Schiffes Franken zeigen.

Prieſter. Frau. Knabe.

Was? Franken auch bey dieſem Henkersknecht?

Der Franke.

O Schmach! Doch meines Stammes ſind ſie nicht.

Knabe.

Gewiß, des euren nicht, ihr ſeyd zu gut,
Ihr ſeyd nicht für uns, und nicht wider uns,
Nein — ihr ſeyd halb für uns, ſeyd vieles halb:
Euch wollt' ich nennen, welchen Stamms ihr ſeyd!

Der Prieſter.

Wie übermüthig macht der Sieg dich, Knabe!

Der Athener.

Da wandelt' ich durch hundert Schlünde hin,
Die gegen uns ihr Feuer ſpeyen ſollten;
Von Chriſtenhänden waren ſie bedient,
Und Chriſtenhände richteten die Segel,
Und Chriſten hielten für den Türken Rath;
Aus jenem Volk, das auf den Fluthen herrſcht,
Das frey iſt auf dem eignen Inſelland,
Und das die Freyheit keinem andern gönnt.
Da ſchüttelten die Hand mir die Verräther,
Sie konnten fühlen ſchon an ihr die Glut,
Die ihnen drohte. — Doch ich ging davon.
Nach Sonnenuntergang traf ich die Meinen;
Und führte dicht ſie vor das Feldherrn-Schiff,
Wo wir ganz ungeſtört den Anker warfen.

So mit der gift'gen Natter an der Bruſt
In tiefen Schlummer ſank des Feindes Flotte,
Wir aber harrten bis zur Mitternacht;
Da ſtiegen aus der Schifflein Grund die Männer,
Und regſam ward's, und rings mit ſtiller Haſt
Verſenken wir in's Meer die falſchen Ballen,
Und machen unſern Todespfeilen Raum.
Kunſtreiche Feuerwerker zählen wir,
Ihr Auge ſpäht herab von dem Verdeck,
Und wo von einem hohen Linienſchiff
Die trübe Leuchte winkt durch Nacht und Nebel,
Dahin zielt ihr geſchweiftes Brandgeſchoß;
Und endlich ziſchend fliegen die Raketen,
Und ſpeyen aus der Kugel hohlem Aug'
Hoch in den Lüften ſchon das glühnde Pech,
Und ſchießen feurig nieder auf den Raub.

Digitized by Google

Und ſieh! in einem Augenblicke ſtehn
Drey Linienſchiff' um uns in hellen Flammen;
Gut zielt, wem Rache ſeinen Bogen ſpannt.
Ein Heulen ſtieg aus ihrem tiefen Raum,
Ein grauſer Wiederhall von Chios Klagen,
Und heller loderten die Flammen auf,
Als eurer Stadt Palläſten ſie entwallt.
Das Feldherrnſchiff nur ſtund noch ſchwarz und ſtumm
(Wir ſahen's hell im Schein der andern Flammen);
Weh! dachten wir, das Beſte ward verfehlt!
Doch ſchnell iſt unſer Rath, die eignen Schiffe,
Die pecherfüllten ſezten wir in Brand,
Und rudern auf den brennenden herzu,
Bis ſie ſich klammern an des Schiffes Rippen;
Dann werfen wir in die Schaluppen uns,
Und keiner von den unſern iſt verſehrt. —
Da fängt es an in ſeinem Eingeweide
Zu toſen und zu krachen dumpf und ſchwer;
Unſicher auf der Fluth ſchwankt ſeine Laſt,
Die Seiten krümmen ſich, gleich einem Wurm,
Lebendig wird's, doch ringt's auch mit dem Tod;
Und endlich, wie ein Drach' aus ſeiner Kluft, —
Die Hunde haben ihm den Bauch zerriſſen,
Und ſpringen bellend an den Seiten auf,
Und rechts und links droht mit dem Speer der Jäger;
Das Unthier wälzt im ungeheuren Schmerz
Hervor ſich aus der Höhle, giſt'ger Hauch
Steigt aus dem Rachen, berſtend ſtürzt es um: —
So brach das Schiff aus ſeiner Bucht hervor,
Verzweiflung riß es von dem Anker los,
Und ſchwarzer Qualm entſtieg den mächt'gen Rippen;
Entgegen unſern Schifflein wankt die Laſt:
Jezt gilts zu rudern, jezt durch Brand und Feind,
Wenn uns ſein Sturz nicht mitbegraben ſoll!
Da fliegen wir zurück und um uns her
Kracht mancher Maſt, und unſre Brander wüthen,
Der Schrecken wehrt die Feinde von uns ab
Und pfeilſchnell ſind wir an des Lagers Ende.

Jezt überſchaut das Auge ſich den Brand,
Der frißt ſchon an dem Haufen kleiner Schiffe,
Und ſteht geſättigt von den großen ab.
Doch plötzlich flammt das Admiralſchiff auf,
Die Flamme hat das Pulver aufgefunden,
Das ſich mein Auge geſtern ausgeſpäht.
Mit einem Donner, den kein Himmel kennt,
Wirft es ſein Eingeweid' in alle Lüfte,
Und es erbebt in unſrer Bruſt das Herz.

(Der **Franke** hebt die Hände gen Himmel. **Pauſe.**)

Knabe.

Standſt du in dieſem großen Augenblick
Auf deinem Ida, Lenker unſrer Schlachten;
Der Götter Vater und der Menſchen, Zeus? —
Doch nein, es war ein größerer als du!
Es iſt der Gott, den mir mein Lehrer zeigt,
Der Heilige, Gerechte, der Vergelter —
In dieſer That ſchau' ich ſein Angeſicht!

Der Franke
(aus Gedanken erwachend.)

O Baſſa, treibt dein Leichnam auf der Fluth?

Frau.

Der Himmel iſt gerecht, er gönnt ihm nicht
Den Gnadenſtoß, wie dem gemeinen Sünder!
Nein! halbverbrannt muß er auf unſrem Strand,
Er muß auf unſern Leichenhügeln liegen,
Und freſſen muß ein Gey'r ihm an der Bruſt!

Knabe (zum Vater.)

Und jene hundert Fremden auf dem Schiff?
Die Flamme, denk' ich, iſt neutral geweſen,
Wie ſie es ſind!

Der Athener.

Laß das dem Himmel, Sohn!

Der Prieſter.

Wir wollen unſer Rachgefühl begraben,
Es ſey ein reiner Sieg vor Gott dem Herrn;
Nichts laßt uns denken, als: wir ſind gerettet.

Der Athener.

Ich ſag' euch nichts vom Jubel unſrer Flotte,
Von unſrer Führer muthigem Entſchluß,
Nach Tſchesme vor dem Feinde noch zu ſegeln,
Und was dort nahe, von Glut und Schrecken krank,
An unſres Eilands Rande zu verbrennen.
Ihr ſelber auf mein Fahrzeug folget mir,
Hinüber müßt ihr nach dem feſten Lande,
Denn hier in Chios iſt kein Bleiben mehr.
Der Pfad iſt ſicher, offen iſt das Meer;
Die Zukunft ſteht in eines Andern Hand,
Doch dieſer Augenblick, der iſt uns eigen,
Und heute ſprech' ich: Griechenland iſt frey!

Der Fanke.

Die Binde fällt von meinem Aug', ich weiß —
Jezt weiß ich wahrlich, daß ihr Griechen ſeyd,
Und der bey Salamis war euer Ahn;
Was auch die klugen Forſcher mögen ſagen,
Die That wiegt hundert Ahnentafeln auf!
Ja, Griechen! ich bin euer, nehmt mich hin,
Was mir von Kraft aus alten Schlachten übrig,
Was Friedenskünſte meinem Haus beſchert,
Nüzt es, ſo gut ihr könnt! Auf, laßt uns gehn!

Der Athener.

Das iſt der zweyte Sieg, den wir errungen!

Der Franke.

Wär' ich der Einz'ge, wär's ein ſchlechter Sieg,
Doch ich bin's nicht allein; nein, glaubet mir,
Wenn dieſe Kunde wandelt über's Meer,
Sie lenkt noch Vielen meines Volks den Sinn,
Und mancher Wankelmüthige wird gläubig.
Die Gaben werden ſtrömen, mancher Arm
Wird ſich bewegen, mancher Fuß wird wandern,
Und Aller Auge ſchaut nach Griechenland,
Und Aller Herz ſchlägt höher bey dem Namen.

Der Knabe
(nähert ſich dem Franken beſcheiden, ſeine Hand ergreifend.)

Mein Retter, welch ein Thor bin ich geweſen;
Weil ihr nicht lodert, meint' ich, brennt ihr nicht.
O laßt mich unter Thränen euch geſtehn:
Ihr ſeyd das einz'ge Volk doch, das uns liebt,
Ihr ſeyd das einz'ge Volk doch, das uns gleicht!

Frau.

Ihr Männer, Mann bin ich mit euch geweſen,
Die Siegesbotſchaft hat mein Herz geſtärkt,
Hat doch mich über mich emporgeriſſen!
Jezt kehr' ich wieder ein bey mir, jezt wird
Es ſtill, und Abſchied nehmen ſoll ich jezt
Von meiner Inſel, Abſchied von dem Grabe
Des Sohnes, das ich nirgends finden kann.
Jezt will das Weib, die Mutter will ihr Recht;
Laßt mich hinaus, verwehrt mir keine Klage!
Fließt meine Thräne? zittert mir das Knie?
Glaubt nicht, daß ich das Vaterland vergeſſen!

(Verhüllt ſich und geht ab. Alle wenden ſich.)

Der Prieſter (im Abgehen).

O Chios! deine Glocken ſind zerſprungen,
Und deine heil'gen Tempel ſind zerſtört,
Doch dieſe That, ſie hat ſo laut geklungen,
Daß ewig man in aller Welt ſie hört;
Und wo zu Gottes Preiſe wird geſungen,
Und wo man noch bey Gottes Allmacht ſchwört,
Denkt man des Donnerſchlags auf Chios Waſſern,
Und zagt nicht mehr vor Spöttern und vor Haſſern!

Guſtav Schwab.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende Juni.

Auch in unſerer Stadt verlieren, während des Sommers, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe an Mannigfaltigkeit der Verwicklungen. Oeffentliche Bälle finden gar nicht ſtatt, die Unterhaltungen des Muſeums ſind einſtweilen ſuſpendirt und Konzerte ſind ein ſeltener Genuß. Kunſtſinn oder Langeweile finden demnach jezt Befriedigung oder Unterhaltung nur in denjenigen Inſtituten, deren Daſeyn von dem Wechſel der Jahreszeiten unabhängig iſt. Unter dieſen hat in dem verfloſſenen Monat die Städel'ſche Kunſtſammlung zwar nicht einen unmittelbaren Zuwachs an Kunſtſchäzen, wohl aber die Mittel erhalten, ſich damit in Zukunft zu bereichern. Bekanntlich war dieſe Stiftung in mehrere wichtige Rechtshändel verwickelt, wovon der eine ſogar ihr organiſches Daſeyn zum Nuzen und Vergnügen des Publikums bedrohet. Die Inteſtaterben des Hrn. Städel nämlich haben deſſen lezte Willensbeſtimmung angefochten, und, unter Anführung gewiſſer Rechtstitel, den reichen Nachlaß für ſich in Anſpruch genommen. Sie erhoben demnach zuerſt eine Klage, welche die Juriſten eine poſſeſſoriſche nennen, und wodurch jeder Vorſchritt der Adminiſtratoren der Anſtalt zu deren Erweiterung und zweckmäßigern Einrichtung gehemmt wurde. Dieſer Prozeß iſt nunmehr definitiv *gegen* die Erben entſchieden worden, und im Gefolge des Richterſpruchs, der vor einigen Wochen von Seiten des Ober-Appellationsgerichts zu Lübeck erfolgte, ſteht der Verwaltung gegenwärtig die freye Verfügung über das Einkommen zu, womit der patriotiſche Teſtator das Inſtitut dotirte.

Das naturhiſtoriſche Muſeum iſt durch reiche Sendungen aus Braſilien bereichert worden. Von Hrn. Rüppel, den die naturforſchende Geſellſchaft*) nach Egypten mit einem Diplom für Mehemet Paſcha, das dieſen mächtigen Mann zu ihrem Ehrenmitgliede ernennt, geſendet hat, ſind die befriedigendſten Nachrichten eingelaufen. Er iſt glücklich zu Cairo angekommen, und ſchickt ſich nunmehr an, nach Ober-Egypten und Nubien zu reiſen.

Wie man es voraus ſehen konnte, ſo hat die Erhöhung des Eintritts-Preiſes in das Parquet keinesweges der Theater-Kaſſe Vortheil gebracht. Das Parterre iſt, den Fall eines neuen oder vorzüglich beliebten Stücks oder des Debüts eines ausgezeichneten Talents ausgenommen, immer ſehr leer, wozu denn auch freylich die große Hitze das ihrige beyträgt. — Die neue Sängerin, Dem. Rothhammer, hat die Erwartungen des Publikums nicht getäuſcht. In den Rollen, worin ſie bisher auftrat, befriedigte ſie wenigſtens alle diejenigen, welche auf keine vollendete Darſtellung Anſpruch machten und billige Rückſicht darauf nahmen, daß Dem. Rothhammer auf hieſiger Bühne ihre Laufbahn im Künſtlerleben eröffnete. Zum Erſtenmal trat ſie als Amenaide in Tankred auf, und dieſe Probe ſcheint für ihr Engagement entſchieden zu haben. — Dem. Canzi traf gegen das Ende des Monats von Darmſtadt wieder hier ein. In dieſer Reſidenz iſt ſie mit großem Beyfall aufgenommen, auch von dem kunſtliebenden Großherzoge wahrhaft königlich belohnt worden. Zu ihrem Benefiz wurde hier zum Erſtenmal gegeben: Moiſes, oder die Iſraeliten in Egypten. Wenn Roſſini's Kompoſitionen überhaupt bey einem großen Theile des hieſigen Publikums wenig Beyfall finden, ſo gilt dieß insbeſondere von dieſer Oper, an der man die Uebereinſtimmung der Kompoſition mit dem Geiſte der Handlung ſelbſt vielfältig vermißte. Bey der Aufführung erhielt zwar die verehrte Künſtlerin, die darin als Elzia auftrat, den gewohnten Beyfall, allein der Kunſtgenuß ſelbſt wurde durch mehrere zum Theil höchſt lächerliche Fehlgriffe in der Maſchinerie geſtört. So wäre der Würgengel beynahe ein Raub der Flammen geworden, indem beym Herunterlaſſen das Seil riß und er in die Lampen zwiſchen den Kuliſſen fiel. — An Mad. Schulz hat das hieſige Theater eine gute Erwerbung gemacht, und die Gaſtrollen, welche Hr. Hauſer, Mitglied des kurfürſtlichen Hoftheaters zu Caſſel, auf demſelben gab, gewährten uns manchen genußreichen Abend. Als Fauſt insbeſondere erſchöpfte ſein vortreffliches Mienenſpiel den Genius dieſer, in mimiſcher Hinſicht ſo ſchwierigen, Rolle.

Die nahe um Frankfurt gelegenen Vergnügungsörter, welche, wie Bornheim, Hauſen ꝛc., ſich ſonſt in dieſer Jahreszeit eines großen Zuſpruchs erfreuten, werden jezt weniger als früher beſucht. Dagegen macht man in dieſem Sommer häufig Parthien in das Gebirge und dem vier Stunden von hier entlegenen Königſtein, das allerdings durch ſeine pittoreske Lage und Umgebungen eine weit reichere Fülle an ländlichen Scenen gewährt.

Zu Wisbaden, das unter den Heilquellen des Taunus uns zunächſt liegt, klagt man ſehr über Mangel an Gäſten. Die Sonntage ausgenommen, wo der Ball im Kurſaale die tanzluſtige Welt von Frankfurt und Mainz herbeyzieht, ſtehen die großen Lokale, die zur Aufnahme der Fremden bereitet ſind, ſo ziemlich leer.

---

*) Gegen dieſe Anſicht, als habe die Frankfurter naturhiſtoriſche Geſellſchaft Hrn. Rüppel nach Egypten geſandt, hat dieſer Reiſende unterm 13. Nov. 1822 von Livorno aus gegen Hrn. v. Zach in der Correspondance astronomique, Vol. 5. Cah. 5. nachdrücklich proteſtirt. Er ſagt darin, daß er dieſe Geſellſchaft, deren Sammlungen zu bereichern er aus Patriotismus beſondere Sorge haben werde, um einen Gehülfen zur mechaniſchen Behandlung von Naturgegenſtänden gebeten habe, worauf ſie ihm auch einen ſolchen, nebſt einem Jäger, den er als Bedienter gebrauchen könne, zugeſendet, fügt aber hinzu, daß er, Hr. Rüppel, die Bedingung gemacht: daß dieſe beyden Perſonen von dem Tag ihrer Einſchiffung nach Egypten gerechnet, in ſeinem Sold ſtehen würden. Das Diplom für den Paſcha von Egypten nahm er ohne beſtimmte Abſicht oder Ausſicht, es übergeben zu können oder zu wollen, mit. Wahrſcheinlich hat er ſeinen gelehrten Freunden ſchon von deſſen Schickſal Nachricht gegeben.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Nro. 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 15. Auguſt 1822.

> Wem aber Unglück
> Das Herz zuſammenzog,
> Er ſträubt vergebens
> Sich gegen die Schranken
> Des ehernen Fadens,
> Den die Scheere der Parze
> Nur einmal löſt.
>
> Goethe.

Ludwig Auguſt Abrahamſon.

(Beſchluß.)

Von ganzem Herzen liebte er das Leben, und natürlich griff er mit Freuden nach den ungewöhnlichern Seiten deſſelben, manchmal unbekümmert, wie viele Mühe es ihm koſten und wie wenige Früchte er davon einernten werde. Hier mög' es mir erlaubt ſeyn, eine kleine Anekdote zu erzählen. — Sein munterer, gutmüthiger Witz, ſeine Muſik, ſeine Lieder ꝛc., ja ich darf wohl ſagen, ſein ſchönes Geſicht, eine hohe Stirne von braunen Locken umhangen, große, braune Augen, ein äußerſt angenehmes Lächeln um den Mund und die Augen; Alles zuſammen machte ihn bey luſtigen, unſchuldigen Mädchen ſchnell beliebt. Den Sommer nach ſeinem Examen wurde er mit einem norwegiſchen Schiffkapitän bekannt, der ein Paar ſeiner Töchter mitgenommen hatte, um einen Beſuch in Kopenhagen zu machen. Einmal kam er ſpät am Abend zu mir und erzählte, daß er eine Reiſe nach Norwegen mache und in einem Monat wieder zurück komme; ſein Vater habe ihm die Erlaubniß und das Geld dazu gegeben. Ludwig ſchifft ſich mit den Mädchen ein, die ihn in der Kajüte verſtecken, bis das Schiff unter Segel iſt. Da brachten ſie ihn auf das Verdeck zu ihrem Vater, der ſich über den Fang ſeiner Töchter recht freute. — Als er in Bergen angekommen iſt, ſieht er am andern Tag eine Leiche, und hört zu ſeiner Verwunderung einen wohlbekannten Namen eines Mannes, von welchem Perſonen, die ſeinem Herzen theuer waren, große Kränkungen erlitten hatten. Er mengt ſich unter das Leichengefolge, und als der Prieſter Erde auf den Sarg geworfen hat, drängt er ſich vor, läßt eine Roſe in das Grab fallen und ſagt: „Dieſe iſt von **. In **s Namen verzeih' ich dir. Friede mit deiner Aſche!“ und dann geht er fort unter dem Gefolge, das auf dieſen Fremden im Fracke ſah wie auf ein Geſpenſt. — Als der Kapitän ſeine Ladung eingenommen hatte, ſegelte Ludwig nach Kopenhagen zurück.

Inzwiſchen ſchien ſeine Bruſtſchwachheit zuzunehmen, und endlich hieß es, er ſey nur dann vielleicht zu retten, wenn er weſtindiſche Luft einathme. Er ſuchte daher um eine Stelle an, und ward als Kopiſt bey dem Oberlandesgericht auf St. Croix angeſtellt. Lange ehe noch der Tag ſeiner Abreiſe beſtimmt war, mußte ich Abſchied von ihm nehmen. „Wir ſehen uns wieder!“ waren ſeine lezten Worte, und gewiß hoffte er, es werde noch dieſſeits des Grabes geſchehen. In dem lezten Briefe, den ich vor ſeiner Abreiſe von ihm erhielt, ſchrieb er: „Die Hoffnung iſt es, die mir Muth gibt, dich zu verlaſſen und Alles, was ich lieb habe, um hinzugehn in die Welt, wo Alles mir fremd iſt, wo das Klima mit dem Tode droht und wo nur der Handelsgeiſt herrſcht.“ Es war am 24. November 1804. — Nun reiſte er ab. Nur drey Briefe erhielt ich noch von ſeiner Hand. Der erſte athmete noch warmes Gefühl, Hoffnung und Liebe. In dem andern erzählt er, daß er zwey klimatiſche Fieber überſtanden habe. „Die Mattigkeit, ſchreibt er, welche die Krankheit hier im Ueberfluß mit ſich bringt, iſt ſogar vorbey; aber was nicht vorbey iſt, ſondern zunimmt von Tag zu Tag, iſt meines Geiſtes Schlaffheit. Das Klima hat nicht mehr Schuld daran, als die Menſchen, unter denen man lebt; das Wohlleben iſt ihr Gott, und was wir Gefühl nennen, zu dem lachen ſie oder zucken die Achſeln. „So was müſſen Sie ſich abgewöhnen; das wird Sie ums Leben bringen," ſagen ſie; und wirklich greifen Seelenleiden hier vielmehr an, als daheim. Ich komme bald ſo weit, daß ich, wo nicht eine Ode (denn das kann ich nicht mehr), doch eine Lobrede auf das Phlegma ſchreibe oder ein Lied an das däniſche Starkbier. Doch laßt Alles in mir und rings um mich ſich verändern, Eines verändert ſich nie: meine Liebe zu Euch. Laßt den lezten Funken der Phantaſie erlöſchen, wenn ich nur immer ſo viel Erinnerung habe, daß ich mir lebhaft Euch vorſtellen kann und die fröhlichen Tage, die wir mit einander erlebten, und ich fühle es, ſo unfreundlich wird der Himmel nie mir ſeyn, daß er meine einzige Freude mir rauben ſollte." — Er äußerte jedoch ſeine Hoffnung, durch Briefwechſel mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden und durch Arbeitſamkeit ſeine Trauer über die Trennung lindern zu können; die Geneſung von den klimatiſchen Krankheiten richtete ſogar ſeine liebe Hoffnung wieder auf, einmal mit feſterer Geſundheit zu uns zurückkehren; aber dennoch ſcheint es, als ob jene Schlaffheit der Seele immer mehr Herrſchaft über ihn erlangt und ihn ſeinen einſamen, hoffnungsloſen Zuſtand nur um ſo ſchmerzlicher habe fühlen laſſen. Im Julius 1805 ſchrieb er mir den lezten Brief. Es war, als ob er Abſchied darin nähme. „Du wirſt, ſagt er, aus meinem Briefe an meine Eltern nähere Nachrichten von meinem gegenwärtigen Stillſtand erhalten. O mein Freund, ich wollte ſchreiben Zuſtand, aber die Feder hat unwillkürlich Stillſtand daraus gemacht. Ja, meine Seele iſt beengt, ich fühle es zu deutlich, und ich habe keinen Buſen, an den ich mein Haupt legen könnte." Von nun an ſchrieb er blos, und das äußerſt ſelten, kurze Briefe an ſeine Eltern. Sein edler Vater ſchrieb mir, um mich über ſein Stillſchweigen zu tröſten, daß nicht Wankelmuth daran Schuld ſey, ſondern daß das Klima und die Lebensweiſe in Weſtindien ſeine Seele ſchlaff gemacht, und eine ungeheure Menge von Schreibereygeſchäften, die für ſeine Natur gar nicht paßten, ſeine Noth vollendet hätten. — Daß die Engländer die Kolonien in Beſitz nahmen, und ihn ſo von ſeinem geliebten Vaterlande ganz losriſſen, erfüllte außerdem ſeine Seele noch mit großer Bitterkeit.

Den 10. April 1810 befreyte ihn Gott endlich von den Leiden eines ſiechen Körpers und von dem irdiſchen Kummer ſeiner Seele. Er ſtarb auf einer Reiſe in Nordamerika.

Friede über dein unbekanntes Grab! Du hatteſt dort in der Wüſte keinen Buſen, an den du dein Haupt gelegt hätteſt, keinen Freund, der hören konnte deinen lezten Seufzer. Fremde gruben dein Grab, und legten dich darein, ohne Thränen und ohne Geſang; ſie kannten nur dein Leiden, nicht deiner Freunde Trauer, und menſchenfreundlich freuten ſie ſich, daß dein Leiden geendet war. Doch wir, die hofften, wie du, dieſſeits des Grabes dich wieder zu ſehen, wir beweinen nicht dich, ſondern unſern tiefen Verluſt, und Niemand fühlt dieß tiefer und inniger, als dein Freund!

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Ich ſprach in einem meiner vorigen Briefe von dem berühmten, in der Kathedrale von Sevilla befindlichen Gemälde, das man de nuestra Sennora de la antigua nennt. Von dieſem iſt nun noch viel zu ſagen, da es das Bild iſt, für das die frommen Sevillaner die meiſte Verehrung hegen, ſo daß ich nur mit genauer Noth einmal den Moment abpaſſen konnte, um es etwas in der Nähe zu betrachten. Die Kapelle war gewöhnlich zu angefüllt mit Andächtigen, um meiner profanen Anſchauung Raum zu gewähren. Die Urſache dieſer beſondern Verehrung iſt in der Geſchichte begründet. Die Mauren, als ſie Sevilla eroberten, fanden dieſes Bild ſchon vor, und die Wand, auf der es gemalt iſt, ward auf irgend eine Weiſe, über die du mir die Erklärung erlaſſen mußt, in die Moſchee, welche die Sieger erbauten, mit hineingezogen. Die Ungläubigen bemühten ſich, daſſelbe zu vertilgen, allein ſo oft ſie es auch übermalten und übertünchten, ſchien es doch jedesmal wieder hervor, und gab beſonders vor jedem Sieg der Chriſten helle Strahlen von ſich. Als nun zulezt die Mauren die Wand niederreißen wollten, wurden die Arbeiter durch Donner und Erdbeben fortgetrieben, und das Bild ſtrahlte in verdoppelter Herrlichkeit fort. Als nun endlich König Ferdinand der Heilige die Belagerung von Sevilla begann, verſuchten die Mahomsdiener noch einmal, und wieder vergeblich, es zu zerſtören. Der fromme König Ferdinand hatte aber ſelbſt eine beſondere Verehrung für dieſes Wunderbild, und in einer Nacht wurde er, wie ſeine Chronik beſagt, in einer Verzückung vom Geiſte in die belagerte Stadt, in die Moſchee, vor das Bild geführt, um das langerſehnte Heiligthum zu ſchauen und anzubeten. Seine getreuen Ritter, die ihren König vermißt und ängſtlich geſucht hatten, drangen endlich bis in die Stadt, fanden ihn bey der jetzigen puerta de Carmona von Feinden umringt und brachten ihn nach einem blutigen Gefecht ins Lager zurück. Da ſiehſt du nun, daß die Sevillaner um der Wunder ſelbſt, und um ihres Schutzpatrons, des heiligen Fernando willen, dieſem Bilde eine beſondere Ehrfurcht ſchuldig ſind. Freylich will es in dieſen ſchlimmen Zeiten mit der Devotion nicht mehr recht vorwärts, und ich glaube, der Artikel der Konſtitution, der die Ausübung jedes andern als des katholiſchen Kultus verbietet, wird ſehr bald ohne alles Skandal abgeändert werden können. Selbſt die untern Volksklaſſen werden fremde Kirchen neben der ihren dulden, vorausgeſezt, daß man den ihren nichts von ihrem Glanze verkürze. Es iſt ſehr anziehend zu beobachten, wie alle dieſe Ideen von bürgerlicher und Geiſtesfreyheit, die am Ende des vorigen Jahrhunderts von großen Geiſtern als Medaillen ausgeprägt wurden, nach und nach troz alles Zwangs auch in Spanien zur Scheidemünze geworden ſind, die unter Vornehm und Gering ihren Lauf hat. Ich denke nun dabey: eine Wahrheit, die von Rouſſeau zum erſtenmal ausgeſprochen, ihm die Unſterblichkeit verſchaffte, iſt nicht weniger Wahrheit im Munde, auch des gewöhnlichſten Menſchen, und theilt ihm immer etwas von der Würde des erſten Verkündigers mit. — Freylich iſt weiter kein Verdienſt dabey, denn die größten Wahrheiten ſind grade am leichteſten zu begreifen, ſobald ſie nur einmal ausgeſprochen ſind. Wir meinten, die Spanier hätten in den lezten dreyßig Jahren nicht gedacht, weil ſie nicht ſprachen — jezt haben ſie ſich den Knebel aus dem Munde geriſſen, und wir verwundern uns gewaltig, daß ſie ſo ſprechen wie andre vernünftige Leute auch, und ſo geläufig, als wenn ſies von jeher gethan hätten. In Rückſicht des katholiſchen Kultus, iſt es eine ſehr weitführende Betrachtung, ob ihm keine Veränderung bevorſteht; man muß ihn immer als ſchöne Form, welche vom Kinderglauben bis zur abſtrakteſten philoſophiſchen Anſicht Raum gibt, betrachten, und einer aufgeklärten Maſſe kann es nicht beykommen, die religiöſe Revolution des ſechszehnten Jahrhunderts zu wiederholen; dieſe bloße Form genügt aber und dient auch nicht dem Volke. Zu den philoſophiſch-heidniſchen Revolutionsfaſeleyen der Franzoſen, ſind die Spanier zu geſezt. Du wirſt mich erinnern, daß dieſe Betrachtungen meinem Allerley fremd ſind; allein da Sevilla eine ſo große Rolle in der ſpaniſchen Revolution ſpielen wird und ſich alles Neue in den lebhaften, leichten Andaluſier lauter und früher ausſpricht, als bey den Einwohnern andrer ſpaniſcher Provinzen, wenn auch weniger dauernd, ſo kann ich dieſe Anſicht der religiöſen Denkart, vorzüglich bey Gelegenheit von Sevilla beyfügen. Sevilla ſteht etwas im Ruf der Exaltation und hat dieſen Winter bey Gelegenheit der Miniſterialveränderung den Marſeillern, revolutionären Andenkens, ein bischen nachgeahmt — doch in allen Ehren! Kurz, Sevilla iſt eine der liberalſten Städte Spaniens, der Einfluß des Adels und der Geiſtlichkeit iſt durch die Größe der Bevölkerung und die Nähe von Cadix, welches mehr einer Kolonie von Fremden, als einer ſpaniſchen Stadt gleich zu ſchätzen iſt, durch Handel und den Umgang mit Fremden ſehr gemindert worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Meerweibchen.

Auszug eines Briefes des Hrchw. Dr. Philip, Bevollmächtigten der Londner Miſſions-Geſellſchaft in Cap-Stadt, auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung, vom 26. April 1822.

„Heute ſah ich ein Meerweibchen, welches ſo eben in dieſer Stadt gezeigt wird. — Ich habe ſtets die Exiſtenz eines ſolchen Geſchöpfes als fabelhaft betrachtet; aber mein völliger Zweifel iſt nun aus dem Weg geräumt. Da es wahrſcheinlich iſt, daß noch keine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Geſchöpfs nach England gekommen, ſo werden folgende Bemerkungen Ihre Neugierde befriedigen.

„Der Kopf iſt ungefähr von der Größe des eines großen Affen; derſelbe iſt ſpärlich mit ſchwarzen Haaren bedeckt, die glatt herabhängen, an der Oberlippe und dem Kinn befinden ſich auch einige Haare, denen des Kopfes ähnlich, die Backenknochen (ossa malarum) ſind hervorſtehend, die Stirne iſt gedrückt, aber, dieß ausgenommen, ſind die Züge in regelmäßigem Verhältniß, und gleichen mehr denen eines Menſchen, als dieſes bey irgend einem Geſchlecht der Affen der Fall iſt. Der Kopf war zur Seite gewendet, und das Geſicht drückte Schmerz aus, aber ich denke, daß beydes durch die Umſtände, unter welchen dieſes Thier den Tod empfing, herrührt, da es ganz den Anſchein hat, daß es unter großer Qual geſtorben iſt.

„Die Ohren, Naſe, Lippen, Kinn, Brüſte, Finger und Nägel, gleichen ganz denen einer menſchlichen Figur — der Rückgrad iſt ſehr hervorſtehend, und ſcheinbar ganz ſo geformt, wie am menſchlichen Körper.

„Nach der Lage der Arme zu urtheilen, und zufolge ſolcher Unterſuchung, wie die Umſtände erlaubten, als ich das Thier ſahe, muß ich glauben, daß es Bruſtbeine (claviclis) habe, mit denen blos der Menſch begabt iſt, und welche dem Affengeſchlecht fehlen.“

„Die Zähne beweiſen, daß es gehörig ausgewachſen war — die Schneidezähne (incisores) waren oben etwas abgenuzt — es fanden ſich derer acht, vier Hunde-Zähne (canines) und acht Backenzähne (molares) vor — die Hundezähne glichen denen eines ausgewachſenen Hundes, alle andern denen eines Menſchen.

„Die Länge des Thiers beträgt 3 Fuß; da es aber nicht zum beſten aufbewahrt und erhalten war, ſo ſcheint es bedeutend zuſammengeſchrumpft zu ſeyn, und war im Leben gewiß dicker und länger, als nun. Seine Aehnlichkeit mit dem menſchlichen Geſchlecht hört ſogleich unter den Brüſten auf. Gerade unterhalb und zwiſchen den Brüſten befinden ſich zwey Floßfedern. Von dem Punkt, von wo die menſchenähnliche Geſtalt aufhört, welches ungefähr 12 Zoll von dem Scheitel des Kopfs iſt, gleicht es einem großen Fiſche von der Salmen-Gattung, und iſt ganz mit Schuppen bedeckt, an dem untern Theil des Körpers gleichen die Schuppen ganz denen eines Fiſches, aber an jenen Theilen, der dem Menſchen ähnlich ſieht, ſind deren ſehr wenige, kaum bemerkbar, und nur bey ganz naher Beſichtigung. An dem untern Theil des Körpers hat es ſechs Floßfedern, eine am Rücken, zwey am Bauch, zwey unter der Bruſt und am Schwanz. Diejenigen an der Bruſt ſind beſonders merkwürdig; ſie ſtehen horizontal und ſind unſtreitig beſtimmt, das Thier zu tragen, wenn es in aufrechter Stellung iſt, ſo wie man manchmal Zeichnungen davon findet, auch iſt der Schwanz eben ſo geformt, als bey Abbildungen von Meerweibchen.

Der Eigenthümer dieſes ſonderbaren Thieres iſt Kapitän Eades von Boſton in Amerika. Während dem ich dieſes ſchreibe, erhalte ich einen Beſuch von ihm, und er theilte mir Nachfolgendes mit: Das Meerweibchen wurde nämlich an der nördlichen Küſte von China von einem Fiſcher gefangen, der es um eine Kleinigkeit verkaufte; nachher kam es nach Batavia, wo es von Kapitän Eades um 500 ſpaniſche Thaler erkauft wurde; man hat ihm ſeitdem vergebens 10,000 ſpaniſche Thaler dafür geboten. Kapitän Eades iſt Paſſagier auf dem amerikaniſchen Schiffe Lion, gegenwärtig in der Tafel Bay vor Anker — in ungefähr vierzehn Tage gehet das Schiff nach der Themſe ab, ſo daß wahrſcheinlich auch in London eine Ausſtellung dieſes Thieres ſtatt finden wird. —

B—.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Nachdem ich von Eßlairs Kunſtleiſtungen eine wahre und anerkennende Darſtellung gegeben, unterhalte ich Ihre Leſer von den mit ausgezeichnet günſtigem Rufe zu uns kommenden Gaſtſpielern, der Mad. Stich und ihres Gatten. Wir lernten ſie zuerſt in dem feinen Intriguenſpiele: Donna Diana, kennen. Die Aufmerkſamkeit des Publikums war um ſo mehr auf Mad. Stich geſpannt, da die Hauptrolle des Stücks auch eine Hauptrolle der Mad. Genaſt iſt, welche dieſelbe ſeit Eröffnung des hieſigen Stadttheaters immer mit laut anerkanntem Verdienſt dargeſtellt hat. Auch ward ſie darin durch ihre ganze Individualität, ſelbſt durch ihre hohe jungfräuliche Geſtalt und durch eine unübertreffliche Kunſt der Koſtümirung ausgezeichnet unterſtützt. Daraus läßt ſich erklären, warum Mad. Stich wenigſtens keinen einſtimmigen Enthuſiasmus bey uns in dieſer Rolle erregen kann. Von der andern Seite beweiſt die durch das ganze Stück fortgehende aufmerkſame Theilnahme des Publikums, und der nach geendeter Vorſtellung wie beym erſten Auftreten geäußerte Beyfall, daß man die eigenthümlichen Vorzüge der geachteten Darſtellerin anerkannte.

Dies iſt das Aeußere der Sache; das Innere will ich durch folgende kleine Parallele zu bezeichnen verſuchen. Beyde Darſtellerinnen weichen zuerſt in der Auffaſſung des oben genannten Charakters ganz von einander ab; aber beyde führen den Charakter, wie ſie ihn einmal aufgefaßt haben, konſequent aus. Ueber die Art der Auffaſſung wird der Kenner leichter entſcheiden, als er über die Ausführung derſelben zur Entſcheidung kommen möchte. Wir begnügen uns, beyde zu ſchildern. Mad. Genaſt ſtellt die hohe, männliche Jungfrau dar, welche durch einen Wahn verleitet, der Philoſophie genannt wird, die Liebe unter ihrer Würde findet, und dem männlichen Prinzip, — der Einheit, gleich der Göttin, von welcher ſie den Namen trägt, huldigt. Der gereizte Stolz der Jungfräulichkeit erweckt den Wunſch, den Mann, der die Liebe gleichfalls zu verachten vorgibt, als Sklaven zu ihren Füßen zu ſehen. Im fruchtloſen Beſtreben nach dieſem Ziel vermehrt ſich das Intereſſe und endigt mit heftiger Leidenſchaft. — Mad. Stich ſpielt das reizbare und reizende Weib, welche durch Einbildung und falſche Vorſtellungen von der Liebe verblendet, an den demüthigen Freyern, welche ſich ihr zu Füßen legten, kein Gefallen findet, und erſt, als ſie im neugierigen Spiele mit dem gut berathenen Ceſar auf Widerſtand und Unempfindlichkeit trifft, alle ihr zu Gebote ſtehenden Reizmittel anwendet, und beym ſcheinbaren Mißlingen ihrer Angriffe verwirrt, geärgert, gedemüthigt — und von den Pfeilen Amors getroffen wird. — Wenn in der Sinnesart jener männlichen Jungfrau der angeführte Wahn natürlich ſcheint, ſo ſcheint es dieſer dagegen mit ihrem Syſtem von Haus aus nicht recht Ernſt zu ſeyn; — es nimmt mehr die Geſtalt einer vornehmen weiblichen Laune an. In jener Auffaſſung iſt daher mehr Ernſt und natürliche Erhabenheit; ſie neigt von ſelbſt mehr zu dem Tragiſchen hin; — in dieſer iſt mehr Anmuth und Reiz, und ſie iſt mehr dem Luſtſpiel angemeſſen, vornehmlich dem feinern franzöſiſchen Intriguenſpiel, von dem ſich jedoch das ſpaniſche noch etwas unterſcheidet. In jener iſt mehr Steigerung der Leidenſchaft durch den Ernſt des Charakters vermittelt; in dieſer mehr Beluſtigung durch die Beſiegung angenommener Größe hervorgebracht, mehr Ironie und komiſche Mannichfaltigkeit in der Darſtellung des Aergers, welchen die mißlingenden Angriffe hervorbringen. Beyde Arten der Auffaſſung laſſen noch eine Frage, einen Zweifel in einem weſentlichen Punkte zu. Bey jener nämlich läßt ſich fragen: wie kann ſich dieſer hohe Charakter zu ſolcher Intrigue entſchließen und in den Angriffen auf den Mann ſo weit — faſt bis zur Kokuetterie, gehen? Bey dieſer läßt ſich dagegen fragen: wie kommt dieſe Donna Diana zur wirklichen Liebe, die wenigſtens in der Folge ziemlich ernſthaft wird, wenn gleich bey der Darſtellung dieſer Neigung immer auf den Unterſchied derſelben Rückſicht genommen werden muß, welcher durch Klima, Nationalität und durch die Form des Drama, beſtimmt wird. Und in dieſer Beziehung ließe ſich wohl ein Drittes oder Mittleres denken, das ich hiermit nur andeuten konnte.

Die Ausführung nun iſt bey Mad. Genaſt grandioſer, und ihre Beſiegung wirkt am Ende völlig tragiſch, weil ſie die Würde — ſelbſt bey widerſprechendem Handeln — nicht aufgibt; die Ausführung der Mad. Stich iſt anmuthig, fein, ein gewandtes Spiel, das die Spielerin nur ſcheinbar verliert. Wenn ferner jene durch Geſtalt, natürlich hohen Anſtand und glänzende Eleganz der Koſtümirung einnimmt; ſo gewinnt dieſe durch eine äußerſt reine, wohllautende Sprache, eine feine, mimiſche Beweglichkeit des angenehmen Geſichts, beſonders des ſchönen Auges, und ein äußerſt degagirtes Händeſpiel. Mit den letztgenannten Vorzügen vermochte ſie vornehmlich in den Scenen des dritten Akts durch größeres mimiſches Detail zu intereſſiren. Nur im ſtärkern Hervortreten der Liebe, was nach dem Obigen begreiflich iſt, fand ich den Ausdruck etwas gezwungen, jedoch mehr im Ton der Stimme, die beſonders beym Fragen eine einförmige Dehnung und Hebung annahm, was uns in ſpätern Darſtellungen als eine herrſchende Manier erſchien. Unübertrefflich in ihrer Darſtellung und nach ihrer Auffaſſung ſind die Momente, in welchen Donna Diana die Aufmerkſamkeit des Mannes und ſeiner Liebe auf ſich zu ziehen ſucht, und der vermeintliche Triumph im Anfange des Maskenſpiels. Auch iſt das Verhältniß dieſer Prinzeſſin zu dem Sekretär Perin äußerſt fein aufgefaßt; ſo wie dieſer Perin (Hr. Stich) in ſeinem Spiele ſich wiederum vollkommen an den Charakter dieſer Prinzeſſin anſchloß.

Kann man nämlich von Mad. Stich, wie ich glaube, mit einigem Grunde ſagen, daß ſie das ſpaniſche Charakterbild ein wenig mit der neuern franzöſiſchen Converſationsſitte bekleide, ſo gilt die Moderniſirung von dem Perin des Hrn. Stich noch mehr; er iſt ein Vertrauter aus einem heutigen Converſationsſpiel im ſpaniſchen Koſtüm; und doch iſt dieſer Perin unſtreitig der beſte, den wir bisher von Einheimiſchen und Gäſten ſahen. Er iſt es durch ſeine feine Geſchmeidigkeit und pfiffige Gewandtheit, durch eine Leichtigkeit des Spiels, welche gegenwärtig auf der deutſchen Bühne ziemlich ſelten wird. Dieſe Vorzüge, vornehmlich aber die luſtige Beweglichkeit, das präciſe, durch den Moment beſtimmte Inſpiel, der trockne, ſchalkhafte Ton des Darſtellenden ſprach, ſobald das Ohr ſich an die Beſchränkung des Organs ein wenig gewöhnt hatte, ungemein an. Am meiſten muß ich dieſen Perin in der ſchwierigen Situation loben, wo er den Don Ceſar im Garten herumführt, und ihn, ohne daß es ſeine Gebieterin merken darf, durch Reden und Bewegungen abhält, ſich nach dieſer umzuſchauen. Hier wußte Hr. Stich ſehr geſchickt dem Auge der Gebieterin zu verbergen, was der Zuſchauer mit größtem Vergnügen wahrnehmen muß. Aber überhaupt war ſein Benehmen gegen dieſe Prinzeſſin ganz angemeſſen, denn er ſpielte vor ihr den klugen, gewandten Rathgeber, der ſich in ihre Launen zu finden weiß; vor einer Diana nach der zuerſt geſchilderten Auffaſſung aber, hätte ein Perin, (wenigſtens in der erſten Scene, wo er mit ihr zuſammenkommt,) ein ſtrengeres Catogeſicht tragen müſſen, um ihr Vertrauter zu ſeyn und zu bleiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 65.

Digitized by Google

Nro. 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. Auguſt 1822.

— Kind, das jezt im Arm des Todes liegt!
Nicht das ſchreckliche Gerippe,
Das die mordgewohnte Sichel hebt;
Nein, der Genius, auf deſſen Lippe
Lächeln, wie auf deiner Lippe ſchwebt.

Nachruf.

(Aus dem Polniſchen des Johann Kochanowsky († 1584.)

Mein holdes Kind, wo biſt du hingezogen,
Jn welches Land, in welche beſſre Welt?
Biſt über alle Himmel du geflogen,
Dem Chor der kleinen Engel zugeſellt?
Weilſt du in Edens ſel'gem Blüthenthale?
Ach, oder fährſt du über Lethe's See,
Dir füllend des Vergeſſen's volle Schaale —
Und weißt nun nichts von deines Vaters Weh?
Schwebſt du, verwandelt, noch vielleicht hienieden,
Etwa als Nachtigall — ſo hold und lieb?
Wie, oder ward die Läutrung dort beſchieden,
Wenn noch ein irdiſch Fleckchen an dir blieb?
Gingſt du zurück, wo du einſt warſt noch ehe
Du mit geboren warſt zu bitterm Wehe?
Wo du auch ſeyſt, laß meinen Schmerz dich rühren,
Komm tröſtend mir von dort herabgewallt,
Sey es in neuer Form, ſey's in der früh'ren, —
Als Traumbild, — Schatten — oder Lichtgeſtalt!

A. v. D.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Das Dampfboot, welches von Sevilla auf den Guadalquivir nach St. Lucar geht, bleibt zehn Stunden unterwegs, iſt gut eingerichtet und für eine ſpaniſche Reiſegelegenheit, erträglich wohlfeil. Anfangs behält man rechts und links einige Kornfelder, Oehl und Wein, einige freundliche Dörfer z. B. Juan de Alfarache, Gelves und andre im Auge, bis, noch drey Leguas von der Stadt, die Ufer, gänzlich verflacht, zum Theil ſich in Sumpf, zum Theil in Pferdeweiden verwandeln. Jn der Ferne erſcheinen die ſchroffen Gebirge von Ronda, Medina Sidonia; näher gegen San Lucar hin wird der Fluß bey ſeiner Mündung ſehr ſtattlich und breit, theilt ſich auch zuweilen in mehrere Arme. Rechts ſieht man bald nichts mehr wie Sandhügel und einige Pinienwälder, links erblickt man Bonanza, wo man landet, und in der Ferne am Ende der Ebene, zwiſchen dem Guadalquivir und Guadalito, Xeres de la frontera, wo der König Rodrigo Krone und Leben gegen die Mauren verlor. El Rey Rodrigo que perdio a España iſt immer einer von den wenigen hiſtoriſchen Namen, die im Munde des Volkes fortleben. Recht ärgerlich iſt es dem Reiſenden wegen der vier Leguas, die ihm, zu Land oder zu Waſſer, nach Cadiz übrigbleiben, noch eine Nacht unterwegs liegen zu müſſen. Denn wenn man auch um ein Uhr Mittags in Bonanza landet, kommt man doch ſelten, wegen der ſchlechken Wege, vor ſieben Uhr in Puerta Real, oder vor fünf Uhr in Puerta de St. Maria an, und da die Ueberfahrt nach Cadix von der Ebbe und Fluth abhängt, und außerdem um acht Uhr die Thore geſchloſſen werden, ſo muß man faſt immer die Nacht in einem jener beyden Hafen liegen bleiben. Außerdem hängt man ganz von der Unverſchämtheit der Caleteros ab, die in Bonanza auf die Reiſenden warten, um ſie an den Hafen zu führen. Eine Diligence, welche durch die Unternehmer des Dampfſchiffes zugleich und mit Vortheil, beſorgt werden könnte, würde dieſer Unannehmlichkeit abhelfen; das iſt aber das allgemeine Uebel aller beſſern Einrichtungen in Spanien, daß ſie unvollendet bleiben. Bonanza und San Lucar ſind zwey ziemlich große Orte, mit weiſſen, anſtändigen Häuſern, aber abſcheulichem Straßenpflaſter. Hier fangen zuerſt die flachen Dächer an ganz allgemein zu werden, in Sevilla und Cordova ſieht man ſie nur einzeln. Die Strecke von Lucar bis Puerto de St. Maria iſt hügelich, meiſt unbebaut und ſandig; zuweilen geht der Weg zwiſchen Hecken von hohen ſpaniſchen Feigen fort, meiſtens iſt gar kein Weg, und ein Jeder ſucht ſich einen, wo er am beſten fortkommt. Endlich auf einem Hügel über dem Puerto de St. Maria, erblickt man den Meerbuſen, den Ocean und in der Ferne Cadix mit ſeinen ſchneeweiſſen Häuſern — die Isla de Leon, die Puerto del Rey und den Felſen der Cabezas di San Juan, wo Riego zuerſt an der Spitze des Bataillons de Aſturias die Konſtitution verkündigte. Auf dem Hügel und der Ebne, wo wir ſtehen, wurde im Jahr 1819 der erſte Verſuch, das zur Unterwerfung Amerikas beſtimmte Heer für die Befreyung Spaniens zu gewinnen, durch den General Freire vereitelt. Am Fuß der Hügel erſtrecken ſich längs dem Hafen die reinlichen Häuſer des Städtchens hin, mit einigen Gärten und vielen Palmen. Das iſt aber auch faſt das einzige Grün in dieſer ganzen weiten Landſchaft, die blos durch das Waſſer Leben erhält. Wenn ſie auch nicht zu den ſchönſten, reichſten gehört, ſo iſt ſie doch gewiß eine der intereſſanteſten. Dieſe beyden Hafen, von St. Maria und Puerto Real fühlen den Verfall des Handels von Cadix ſchon ſehr ſtark, die größten Häuſer ſtehen mit verſchloſſenen oder zerbrochenen Fenſtern ſehr kläglich da: die Straßen ſind menſchenleer, und das Auge ſucht umſonſt den Weg nach dem fernen Welttheil, den ehmals zahlloſe Schiffe in der Weite des Oceans bezeichnet haben ſollen. Von St. Maria nach Puerto Real führt der Weg durch ganz unbebaute, zum Theil ſumpfige Heiden, hie und da von Kanälen durchſchnitten, mit baufälligen Brücken und verfallnen Befeſtigungen beſezt. In anderthalb Stunden kommt man bey gutem Wind von Puerta Real nach Cadix. Im Vorbeyſchiffen hatten wir Gelegenheit, die Fregatte, la Constitucion, aus dem Hafen ſegeln zu ſehen — ich glaube, es mag ziemlich die einzige ſeyn, die Spanien noch in gutem Zuſtand beſizt. Die Cadixer Kaufleute hatten ihre Ausrüſtung zum Schuz gegen die amerikaniſchen Piraten erbeten. Obſchon es nicht mit frühern Zeiten zu vergleichen ſeyn mag, fand ich doch den Hafen von Cadix nicht ſo öde, als ich es mir vorgeſtellt hatte; freylich ſind es nur kleine Fahrzeuge, aber doch genug. Thinly scattred, to make up a show (weitläufig aus einander geſtellt, damit es doch nach Etwas ausſieht) wie des armen Apothekers Büchſen, in Romeo und Julia. Endlich landeten wir wohlbehalten am Muelle. Wir konnten wirklich von Glück ſagen, daß uns die hungrigen Laſtträger nicht ins Waſſer ſchoben, um ſchnell unſer Gepäck an ſich zu reiſſen. Ein ſtattliches Thor mit zwey Eingängen führt vom Quai in die Stadt. Dominus custodiet introitum tuum, heißt es über dem einen, et exitum tuum über dem andern — und ſomit ſind wir in Cadix. Aber du glaubſt gar nicht, wie hübſch Cadix iſt, und wie wenig ſich, im Vergleich meiner alten andaluſiſchen Städte, dabey denken läßt. Meiſtens ſchnurgrade, wohlgepflaſterte Straßen, mit Trottoirs (Fußplatten) ſo eben wie eine Stube, gleichförmige weiße Häuſer mit vielen hellen Fenſtern, und bemalte Balkons mit vielen Blumen, allgemein platte Dächer, das Innere der Häuſer ſehr reinlich, ſehr kühl, glänzende Kaufläden aller Art, vieles Volk auf den Gaſſen, viele Zierbengel und Pflaſtertreter, wenig ausgezeichnete, faſt kein ſchönes Gebäude, die Kirchen meiſtens recht übertrieben verhunzt mit ſchlechten Altären und Gemälden; einen hübſchen Spaziergang längs dem Quai, eine niedliche plaza de la Constitucion, glatt wie ein Tanzſaal, mit Bäumen ringsum, wo man Abends bis eilf, zwölf Uhr ſpazieren geht, oder ſizt, und wo die Prieſterinnen der Venus pandemos, um mit zierlichen Reiſebeſchreibern zu ſprechen, ihr Weſen treiben, wie im Palais Royal — ſieh, das ſind die Hauptzüge zu einem Gemälde, das durch nichts Charakteriſtiſches anzieht, aber den Leuten, die gern alle ſcharfe Umriße fern halten, gar wohl gefallen könnte. Spanne nun noch über das alles den ſchönſten blauen Himmel aus, denke dir eine ungeheure Hitze hinzu, die von den weiſſen Häuſern überall zurückſtrahlt, allerley Gelegenheit zu Kurzweil, wenn man Geld hat, ein leidliches Theater, und außer dem lieben Gelde ſehr weniges Intereſſe an nichts auf der Welt; endlich ein ewiges Klaglied über die ſchlechten Zeiten für den Handel und jezt das große Thema des Tags: „ob die Cortes die Hafenfreyheit bewilligen werden oder nicht," wovon, wie die Leute ſagen, die künftige Exiſtenz von Cadix abhängt. Alle dieſe Gegen- und Umſtände ließen mich Cadix gar nicht heimelich finden. Mag die Stadt auch noch ſo hübſch ſeyn, es fehlt ihr an einer Gegend. Rings um Meer, kein Baum noch Strauch; nach der puerta de tierra hinaus eine Menge Gräben, Schanzen und Sand bis nach der Cortadura und von da eine Landenge nicht breiter als die Straße ſelbſt, nach der Isla de Leon. — Das iſt Cadix.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Geſellſchaftsleben in Genf. *)

Verhältnißmäßig finden ſich ſo zahlreiche Geſellſchaften wie Genf hat, wohl kaum in einer andern Stadt; die gegenſeitigen Einladungen zu Thee- und Abendpartheien, zu Bällen und Konzerten fangen gegen Ende Novembers an und dauern ununterbrochen den ganzen Winter durch; es iſt ein Lauffeuer, das bis im März oder April zunimmt, und alsdann aus Ermüdung nachläßt, wo bald hernach jeder aufs Land geht. Die Stadt iſt klein, das Quartier, worin die vornehme Welt wohnt, iſt noch kleiner; ein Wagen wäre ſehr unnütz, weil man kaum eingeſtiegen wieder ausſteigen müßte; Sänften ſogar ſieht man nur ſelten; jeder geht zu Fuß in dieſe Abendgeſellſchaften. Nach acht Uhr trifft man Damen, die von Hauſe kommend über die Straße trippeln, in einen weiten Mantel gehüllt, mit einer Kapuze, welche nur etwa die Spitze einer aufſtrebenden Feder blicken läßt; eine Magd, mit der Laterne in der Hand, begleitet ſie, nimmt in einem dazu eigens beſtimmten Vorzimmer das Ueberkleid und die Ueberſchuhe der Herrſchaft in Empfang und hilft ihr Kleidung und Kopfputz wieder in Ordnung bringen. Mit nachläſſig über die Schulter geworfenem Shawl, ſchlüpft man in das Geſellſchaftszimmer, wo die Damen in der Reihe ſitzen, zuſammen ſchwatzen oder ſich das Anſehen davon geben, hinter ihren Tüchern gähnen, unter irgend einem Vorwand Platz ändern, um ſich in einer andern Ecke zu langweilen, über ein Muſikſtück vergnügt zu ſeyn ſcheinen, die, wie zufällig auf einem Tiſch liegenden Zeichnungen, Kupferſtiche, Bücher gleichgültig betrachten und durchblättern, endlich Thee trinken und zuweilen eine Whiſtparthie machen, bis die Uhr eilf oder zwölfe ſchlägt, und die Magd mit Laterne und Ueberkleid ſich melden läßt. Inzwiſchen gruppiren ſich die Männer in der Mitte des Zimmers, um die Staatsneuigkeiten des Auslands, öfter noch die eigenen von Genf zu beſprechen, wobey die Debatten im großen Rath zu vielfältigem Spotte Anlaß geben, und dem Unmuth über das eine oder andere Mitglied (von der Oppoſition verſteht ſich) Luft gemacht wird, das zwey volle Stunden über nichtswerthe Dinge geſprochen hat, um ſeine Staatsweisheit auszukramen. Mitunter gewinnt das Geſpräch auch wohl einen ernſteren Charakter, wenn ein Mitglied des Staatsraths (dem der Vorſchlag der Geſetze zuſteht) gegen Mitglieder des Repräſentanten-Raths ſich beklagt, daß ſie willkürliche Aenderungen der vorgeſchlagenen Geſetze ſich erlauben und nie zu Ende kommen; worauf ihm erwiedert wird, es ſey dieß die nothwendige Folge der höchſt mangelhaften Faſſung der eingereichten Entwürfe! Alle beſchweren ſich über die endloſen Debatten, welche die Sitzungen von vier bis acht oder neun Uhr Abends faſt das ganze Jahr dauern machen, um gerade eben ſo viel zu leiſten, als, während der franzöſiſchen Verwaltung, der Herr Präfekt für ſich allein mit Bequemlichkeit und Muße zu leiſten im Stande war. Eine ſehr unpatriotiſche und leichtſinnige Bemerkung, die weiter ohne Folge bleibt, außer daß jemand erwiedert: die Schule ſey nicht errichtet um Aufgaben zu fertigen, ſondern um den Verſtand zu entwickeln und den Geiſt zu üben; und wenn gleich in der Schule der Präfekt ohne große Mühe mehr Aufgaben fertigen könnte, als ſeine Schüler insgeſammt, wie der andere Präfekt dort mehr Geſchäfte ausfertigen mochte als der ganze Staatsrath, ſo folge daraus keineswegs, daß gerathen ſeyn würde, die Staatsräthe oder die Schüler durch einen Präfekt zu erſetzen, zumal ja der geſetzgebenden Verſammlungen Beſtimmung auch gar nicht die ſey Geſchäfte abzuthun, wohl aber das Gemeinwohl zu befördern. Was klagt ihr aber auch? läßt ſich ein anderer vernehmen; wenn wirklich ſo viele ſich langweilen ſollten, ſo iſt ja die Mehrheit Meiſter und es hängt nur von ihr ab, Debatten und Geſchäfte abzukürzen. Die Wahrheit aber iſt, daß ſie dabey Kurzweil findet, wie beym Beſuch des Clubb- oder der Abendgeſellſchaften, die wir insgeſammt ſehr langweilig finden und in denen wir hier doch alle beyſammen ſind! Rouſſeau ſagt irgendwo, man ſolle den Reden der Haushälterinnen nicht glauben, wenn ſie verſichern, ſie ſähen lieber ein Loch als einen Fleck, während ſie eine Schere am Gürtel tragen (er hat es vor fünfzig Jahren geſagt) und einen Oehlfleck auf ihrem Kleide haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Abende zeigte ſich Hr. Stich ganz auf ſeinem Gebiete, und ſeiner Gattin gebührte vollkommen der Preis in dem Luſtſpiel: Das lezte Mittel. Beyde ergötzten durch ihre Feinheit und Leichtigkeit in der eleganten Converſation; ſie als die anmuthige Baronin Waldhüll, welche durch ihre Welteitelkeit den Geliebten zu verlieren in Gefahr iſt, und auf das Aeußerſte gebracht, noch in ihrer Schlauheit Mittel findet, die mächtigen Reize gegen den Fliehenden geltend zu machen. Es war erfreulich, in dieſem, aus der getreuſten Wirklichkeit gegriffenen Bilde das edlere Gemüth gleichſam hinter dem Schleier, mit welchem das Leben in der ſogenannten großen Welt die ganze Erſcheinung umzogen hat, in Momenten hindurchſchimmern zu ſehen. Und wiederum kann man ſagen: reizender und natürlicher läßt ſich dieſe von Außen angenommene Natur nicht darſtellen, da ſie hier nur erſt in ihrer Entſtehung, als Anlage zur Koketterie, in der Schalkhaftigkeit, Schlauheit und Verſtellungskunſt der Baronin zum Vorſchein kommt. Zu den anziehendſten Momenten dieſer Schilderung gehört die Stelle, wo ſie, nachdem ihr durch Gluthens Nachrichten alle

---

*) Im Auszuge aus der Voyage en Suisse, par L. Simond. 2 Tomes. Paris 1822. 8.

Hoffnung benommen worden iſt, mit Selbſtvertrauen vor den Spiegel tritt, ſich darin beſchaut und lächelnd ſagt: „Er wird wieder kommen — er wird!“ — Das letztere „wird“ mit dem Tone der ſicherſten, von jedem Zuſchauer beſtätigten Zuverſicht betonend. Ferner die Scene, wo ſie Gluthen zwingt, auf Augenblicke die Rolle des Liebhabers zu ſpielen, und die ſpätere, wo ſie nach ſcheinbarer Ohnmacht ſchalkhaft jubelnd aufſpringt. — In der Darſtellung des Baron Gluthen durch Herrn Stich mangelte nur noch der Ton der Gemüthlichkeit und Zärtlichkeit gegen die natürliche Ida; dagegen war die trockne Jovialität, im Verhältniß zur Baronin, höchſt beluſtigend, und das leichte, freye Benehmen muſterhaft zu nennen. Die ganze übrige Vorſtellung war ungewöhnlich leicht und raſch. Dem. Böhler ſpielte die naive Ida; jeder Ton, jede Miene iſt Laune und reizende Einfalt, die doch ſo nahe an Schalkheit grenzt. Hr. Thurne verdient ausgezeichnet zu werden als Graf Sonnenſtedt; Gefühl und Anſtand verbinden ſich in ſeiner Darſtellung. Dem. Mozard kann in der Rolle der Frau v. Gilden — dieſer Repräſentantin klatſchſüchtiger Theeſchweſtern — jedesmal auf Beyfall rechnen.

Soll ich über die Darſtellung der Jungfrau von Orleans durch Mad. Stich mich kurz ausſprechen, ſo kann ich über dieſelbe nichts anders ſagen, als daß ich ſelten in einer Darſtellung ſo viel Ausgezeichnetes und Verdienſtliches mit ſo Störendem verbunden geſehen habe. Das Störende, was dieſe Darſtellung —(vielleicht mehr als billig)— für das Publikum hatte, lag theils in der, mit dem Ideal, welches jeder zu der Darſtellung mitbringt, nicht wohl verträglichen, durch höchſt unvortheilhafte Koſtümirung noch mehr herausgehobenen Fülle der Geſtalt, wobey gewiſſe untergeordnete Theile eine ungebührliche Wichtigkeit erhielten, theils in einer bey bewegten Stellen hervortretenden Manier des Sprechens. Letztere äußert ſich in einem aufs Höchſte geſpannten Ton, beſonders wo die Rede fragend oder bittend iſt, (wie z. B. in der redneriſchen Verſöhnungsſcene zwiſchen Burgund und Dünois,) und wo gewiſſe einförmig wiederkehrende Tonintervalle, die man leicht auf Noten ſetzen könnte, das Ohr verletzen und ermüden. Dieſe Stimmung des Tons wirkte in der genannten Darſtellung ſo auffallend, daß ſie zuweilen ſelbſt den reinen Wohlklang des Organs aufhob, die Selbſtlaute zuweilen veränderte (z. B. hb' ſiehſt da die Lotte ꝛc.), und die Mittellaute unangenehm verhärtete. Ich halte dieſe Manier für Folge einer gewiſſen Affektation, welcher eine ſolche Künſtlerin ſich entſchlagen ſollte. Uebrigens kann das ſtarke Auftragen der Farben wohl auch zum Theil von örtlichen Umgebungen herrühren. Gewiß aber iſt es, daß beyde der genannten Dinge höchſt erkältend wirkten, (wie Alles, was der reinen Naturwahrheit widerſtrebt,) und es nicht zu der Begeiſterung kommen ließen, zu welcher die mimiſche Vortrefflichkeit der Darſtellung und die Auffaſſung des Charakters im Ganzen aufforderte. In letzterer Hinſicht geſtehe ich, daß ich dieſe Rolle von keiner Schauſpielerin beſſer habe darſtellen ſehen.

Mad. Stich will nämlich allerdings die durch Gottbegeiſterung zum Heroismus entflammte Hirtin zur Erſcheinung bringen, und zeigt daher in der erſten Hälfte der Rolle, wie die Begeiſterung zum Heroismus wächſt; in der zweyten, wie, nach dem innern Kampfe und vermeintlichen Fall, im Unglück die Seele ſich wieder aufrichtet und die Jungfrau im Dienſte des Göttlichen aufopfernd fällt. Um von einigen Einzelnheiten zu ſprechen, ſo finde ich es ſehr wahr und natürlich, daß Mad. Stich in der erſten Scene des Prologs, in welcher ſie ſtillſchweigend zugegen iſt, ein gewiſſes Fortſchreiten des Spiels beobachtet, indem ſie anfangs, und ſo lange ſie noch ganz mit dem, was ſie in ihrem Innern ſieht, beſchäftigt iſt, unter der Eiche ſitzt, und dabey nur zuweilen, wie es die innere Viſion zu verlangen ſcheint, ganz natürlich die Stellung wechſelt; bey dem Anruf des Vaters aber, welcher doch eine Wirkung hervorbringen mußte, aufſteht, und gleichſam mit halber Aufmerkſamkeit, doch abſichtlos, was von dem Geſpräch in ihr Ohr zu bringen ſcheint, mit leicht wechſelnden Geberden treffend begleitet. Denn ohne allen Antheil konnte ſie Schiller doch eigentlich nicht dargeſtellt verlangen. So wird die Steifheit und Leblosigkeit vermieden, welche das ſtarre Brüten in dieſer Scene leicht hervorbringt. Das Schreiben in den Sand kann ich aber für die Darſtellung deßwegen nicht billigen, weil die Handhabung des langen Schäferſtabes zu dieſem Behufe zu ſchwerfällig iſt, als daß dieſe Bewegung dem Zuſchauer nicht zu ſehr die Abſicht verriethe. Aus ähnlichem Grunde ſcheint mir das Zurückgeben zu der Kapelle während der folgenden Reden nicht zu billigen. — Die Aufmerkſamkeit Johannens erreicht ſchnell ihren höchſten Gipfel, als Bertrand mit dem Helm kommt. Was bisher nur ihre Träume waren, tritt nun in die Wirklichkeit, und was als ſchon geſchehen berichtet wird, bekräftigt das, was ihr als zukünftig verheißen worden. Mit dem Aufſetzen des Helms iſt die Jungfrau zur Kriegerin geweiht. In dem erſten Monolog ward vielleicht Einiges zu ſehr gemalt. Johannens Erſcheinung vor dem Könige war ein Hauptmoment der Darſtellung. Die Entdeckung des Traumes konnte jedoch feyerlicher und geheimer ſeyn; aber nicht ausdrucksvoller und kindlicher der Vortrag jener Rede, in welchem ſie von ihrem Herkommen und dem Urſprung ihrer Begeiſterung Kunde gibt, wobey das Spiel immer im ſchönen Rhythmus fortſchritt, und nur der Ton am Schluſſe wiederum etwas Geziertes annahm. In dem berühmten Monolog: „Die Waffen ruhn“ ꝛc. waren die feinſten Uebergänge der Gedanken und Empfindungen, und vornehmlich die Uebergänge von Betrachtung zur Empfindung ſo fein aufgefaßt, und das Ganze in mimiſcher und deklamatoriſcher Hinſicht ſo reich und ſchön ſchattirt, daß ich mich einer beſſern Ausführung deſſelben auf der Bühne nicht erinnern kann. — Die folgenden Scenen, welche die meiſten Schauſpielerinnen ganz fallen laſſen, werden von Mad. Stich mit rühmlicher Sorgfalt behandelt. Vorzüglich ſchön finde ich in der Scene mit den Geſchwiſtern das Motiv herausgehoben, daß in Johanna, ſo wie ſie von der verſagten Liebe berührt worden, die Hirtin und die Sehnſucht nach der Heimath wiederum hervortritt. Noch in keiner Darſtellung, die ich geſehen, fand ich auch die Gemüthsveränderung Johannens ſo entſchieden ausgeſprochen, und die Idee des Dichters ſo klar herausgeſtellt, daß die Jungfrau, ſo wie ſie den Gedanken an Liebe in ſich ſelbſt mit feſtem Entſchluſſe überwunden, und das Mißgeſchick der Verbannung als höhere Strafe freywillig über ſich gewonnen hat, auch wiederum ruhiger und klarer im Gemüthe wird. Die Worte: „Doch in der Oede lernt' ich mich erkennen“ ꝛc. und: „Jetzt bin ich geheilt, und dieſer Sturm in der Natur, der ihr das Ende drohte, war mein Freund; er hat die Welt gereinigt und auch mich,“ erweckten ein ſo reines Mitgefühl, und die ganze Scene mit Raimond im vorletzten Akte war im ganzen Tone ſo vortrefflich ausgeführt, daß die ſpäter folgende mit dem (ſehr beklatſchten!) Theatercoup, in welcher Johanna die Feſſeln ſprengt, ſich dagegen verhielt, wie ein Raphael'ſches Bild zu einer gewöhnlichen Theater-Dekoration. — Von der übrigen Vorſtellung läßt ſich wenig Gutes ſagen; es lahmte überall.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Nro. 197.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Auguſt 1822.

Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Beſten
Der Mond und die Sterne.
Goethe.

Sonnenfeyer. *)

Juni 1822.

Mögen Andere preiſen die Nacht,
Wenn ſie über die Gebirge zieht,
Mit Sternen den Mantel überdeckt,
Und in ihre Schauer hüllend die Erd' umher!

— Auch ſie iſt hoher Hymnen würdig,
Die Mutter hehrer Geheimniſſe,
Die oft die Seele zu der eignen Geheimniſſe
Tiefer Beſchauung weckt,
Und Begeiſterungsfunken, den Sternefunken gleich,
Welche ſie hinſtreuet durch das Land,
Aufregt in dem Herzen des Sängers. —

Mögen Andere feyern die Nacht,
Des Lichtes Mutter,
Ich lobe das freudige Kind,
Ich lobe den Tag mir,
Wenn er, von der Sonne geführt,
Ueber die Berge daherjauchzt
Und die Thale mit ſeinem Licht erfüllt,
Ich lobe die Sonne mir,
Die Königin der Natur, die Erwärmende, Nährende!

O wie ſüß iſt's,
Gewecket von dir
Aus der flatternden Träume Umgaukelung,
Aus der fremden, oft unheimlichen Lande Bann
Wieder ſich ſelbſt, der alten Heimath,
Dem bekannten Kreiſe der Bilder des Tages
Den vertrauten Geſchäften geſchenkt ſich ſehen!

Oder, wenn auf dem einſamen, nächtlichen Lager
Oft den Wachen wache Träume,
Träume der Sorgen, wie Geſpenſter umſahn;
Wie erquickend iſt's,
Fühlen jezt mit Eins im verſchwiſterten Auge
Deiner holden Berührung
Sühnenden Götterkuß!

O wie ſinket dann nicht,
Was den Vereinſamten dort,
Den Abgeſchiednen, auf ſich Verwieſ'nen quälte,
Wenn ihre Hülſe von oben erſcheint,
Und der Sonne Schild ihn deckt,
In die nichtigen Schatten zurück!
Und neuer Lebensmuth und neue Hoffnung quillt
Ihm aus dem heiligen Lichte!

Schon das lallende Kind
Freut ſich unbewußt der ſchönen Erſcheinung,
Und genießt als ein himmliſches Gut,
— Wie die Blum' es genießt, wie das freudige Reh,
Das vom Hügel empor zu der Sonn hinauf
Und wieder hinab froh in die Thale ſchaut,
Wo das wogende Halmenmeer,
Das goldne, noch ſchöner vergoldet ihr Strahl —
— Wie der Segler der Luft, dem die Schwinge von ſelbſt
Auf der kryſtallenen Bahn regt ihre Gluth:
So ſchon genießt das Glück der Säugling,
Ja, im Erſtarktern erhebet ſich
Aus der Knoſpe des Genuſſes
Des Höheren, der Menſchlichkeit Blume;
Sich vereinen möchte das ſtrebende Kind
Mit der Ferne, die ſein Aug entzückt,

---

*) Dieſes Gedicht, das ſchon vor einiger Zeit verfertigt ward, übergebe ich hier unverändert dem Publikum, und bemerke dieß blos, damit nicht die Wendung am Schluſſe deſſelben für eine Art Weiſſagung nach der That möge gehalten werden.

Und oftmals reckt es,
Als könnt' es haſchen, deſſchen den Born,
Ungeduldig die Händlein
Nach dem flammenden Born.

— Und mit Fug ſchelten könnten wir, wohl
Den Sohn der Natur,
Der von der Herrlichkeit niedergeworfen,
Der aufflammenden Sonne,
Und ob ihres ſegnenden, ſtäten Laufes
Wunderbahnen erſtaunt,
Anbetend huldigte dem Gott
Und Altär' ihm, und Tempel erbaute,
Ahnend im hohen Bilde den Allbildenden,
Ordnenden, erhaltenden Geiſt der Natur;
— Segen dir, Namenloſer! —
Den Unbegreiflichen,
Nur in Bildern Begreiflichen!

Hat doch der Hellene ſelbſt,
Den die Charis vor allen
Schmückte mit Blüthen des Geiſtes und der Weisheit Frucht,
In den Tagen ſchöner, jugendlicher Kraft
In des ſtrahlengelockten Phöbus-Apollons Bild
Herrliche! dich gefeyert! —

O wenn du jetzo, Sonne! du allſtrebende!
Vorübereileſt die Inſeln Joniens
Und in ihrer Fluthen Kryſtall dich beſchauſt,
Wenn dein Auge niederſieht auf Argäums See,
Und Rhodos, deine geliebteſte Tochter einſt,
Das Wunderkind, von dir gezeugt,
Wo die ſchönſten Altäre dir,
Der Tempel prangendſte ſich huben,
Grüßet dein Mutterkuß — und die andern
Töchter alle des Meeres, die zerſtreuten,
Die Apoll einſt geſchützt und die Apollo's Ruhm
Weit verkündeten mit des Speeres Kraft,
Und des Lieds, und des Pinſels und Meißels Zauber;
— Wenn das herrliche Land du betrachteſt,
Kennſt du die Enkelſöhne der hohen Ahnen
Ohne den herbeſten Schmerz
Sehen jezt in dem Drang ihrer Noth? —
Kräftige ſie, tröſte ſie,
Die den muthigen Kampf für Freyheit und Recht
Und des heiligen Kreuzes Panier
Nun ſo lange ſchon kämpfen
Gegen der wilden Zwingherrn Drang,
Wie ſie ſchmachtend nach Freundeshülfe
Verlaſſen nun ſtehn
Und verwieſen auf die eigne, faſt erliegende Kraft —
Nachjammern den Brüdern, den gefallenen,
Grauſam ermordeten
Von der treuloſen Barbaren Schwert!

Ermuthige, die noch unbeſiegt
Dort auf der Halbinſel glücklichen Gau'n
Mit dem Schwert in der Fauſt und dem Dolche gerüſtet,
Vertreter der Freyheit, als Kämpfende ſtehen,
Oder auf Kiele geſchaart,
Delphine der See
Entgegen ſprützen ihren Grimm dem Feind.
Laß, o laß auch ſie nicht fallen
Unter der Würgenden Wuth!
Und Apollo, der mit dem Hirtenſtab luſt
Wandelt' auf Theſſaliens Fluren,
Und mit Geſang und der Zither ſüßem Hall
Herzen erquickt' und zur Sitte Verein
Sammelte die irren Wildling';
— Aber auch ein Gewaltiger mit dem Speer
Niederbohrte den Python,
Und das Scheuſal ſtürzt' in des weitgähenden Meeres Schlund:
— Apollo, der freudige Gott,
Der Untrügliche, Helfende, Rächende,
Sey auch Ihr Helfer,
Und der erwürgeten Brüder
Furchtbarſter — zerſchmetternder Rächer!

C.

Das Geſellſchaftsleben in Genf.

(Fortſetzung.)

Es ſind dieſe groſſen Abendgeſellſchaften ein gar ernſtes Geſchäft für die Frau vom Hauſe, welche dieſelben gibt, beſonders, wenn ſie ſich etwa auf der Grenze von zwey Geſellſchaftsklaſſen befindet, oder zum Theil noch unter die Emporkömmlinge gezählt iſt; die Aufgabe wird dadurch ſehr kitzlich. Es genügt alsdann nicht mehr, Niemand vergeſſen zu haben, man muß darüberhin auch wiſſen dieſe und jene zu vergeſſen, mit denen Andere nicht gern zuſammentreffen mögen, einen guten Tag zu wählen, wo keine mitwerbenden Vereine die ſchöne Welt ableiten, und endlich etwas Pikantes zu haben oder einen merkwürdigen Gaſt vorſtellen zu können: den Hoſpodar der Wallachey zum Beyſpiel, der ſich mit ſeinen Millionen geflüchtet hat; einen königlichen Prinzen aus England, der nach vierzigjährigem Zwiſchenraum den Großmüttern von ſeinem guten Gedächtniſſe und Geſchmack, durch Anekdoten aus ihrer Jugendzeit und Aufzählung der Namen ihrer ſämmtlichen Vettern Beweiſe bringt; Lady Morgan; einen italieniſchen Sänger; die Marionetten, u. ſ. w. Und wenn nun alles vorüber und die Geſellſchaft zu Ende iſt, ruft man aus: welch' ein Frohndienſt! Seltſam genug, daß man ſich freywillig ſo viele Mühe gibt, durch den Schein des Vergnügens zu täuſchen, wo doch niemand getäuſcht werden mag. Qui est ce donc que l'on trompe? ſagt Baſil im Barbier de Séville; tout le monde est du secret!

Man glaube nicht, daß ich der genferiſchen Soireen ſpotten wolle; dieſe zahlreichen Verſammlungen ſind überall das nämliche, mit dem Unterſchied, daß anderswo auf ihnen die ganze Geſelligkeit beruht, während hingegen hier es andere vertrautere gibt, die jedoch für den Ausländer unzugänglich ſind. Von einer eigenthümlichen Art dieſer Geſellſchaften werde ich ſogleich ſprechen. In den zahlreichen Verſammlungen kann eigentliche Converſation nicht ſtatt haben; die Eitelkeit würde dabey eben ſo wenig ihre Rechnung finden, als die Freundſchaft; dem aber, der weder glänzen noch Geheimniſſe vertrauen, weder Huldigunger bringen noch eigene einnehmen will, können unſtreitig große Geſellſchaften Vortheile darbieten, die ſolche gewählte Vereine aufwiegen, welche mancherley ſchwer zu erfüllende Pflichten auflegen. „Wir kommen jeden Abend zuſammen,“ ſagte ein geiſtvoller Mann, der in einer kleinen brittiſchen Stadt wohnte, „aber keineswegs in der Abſicht uns durch Geſpräche zu kurzweilen, da wir recht gut wiſſen, daß uns das nicht gelänge; darum ſezten wir uns auch alsbald zum Spiele.“ Gewiß iſt, daß, je weniger man zum Artigſeyn ſich verpflichtet fühlt, deſto eher man dazu aufgelegt wird.

Wenn man die öffentlichen Unterrichts-Anſtalten in Genf mit denen anderer Länder vergleicht und ihre gegenſeitigen Ergebniſſe würdigt, ſo ſieht man ſich gedrungen, anderswo als in der Schule und Akademie die Urſachen derjenigen Ueberlegenheit zu ſuchen, welche hier unzweydeutig in allen Ständen angetroffen wird. Ich habe ſie der häuslichen Erziehung, welche die Genfer von den Müttern erhalten, zurechnen hören, und dieſe Meinung wird durch alles, was ich beobachten konnte, beſtätigt. Wie verhält ſich's denn aber mit der Erziehung dieſer Mütter ſelbſt? Ich will eines ihrer Elemente und ein ſehr beachtenswerthes andeuten.

Wer zum erſtenmal einigermaßen vertraulich in die Geſellſchaft von Genf eingeführt wird, dem muß auffallend ſeyn, Frauen von reifem Alter ſich einander mit kindlichen Beynamen, mein Liebchen, mein Herzchen, mein Engel (mon petit cœur, mon chou, ma mignonne, mon ange) anreden zu hören. Es ſind dieß Damen der nämlichen Sonntagsgeſellſchaft, ward mir geſagt. Weil aber dadurch meine Neugierde nur noch mehr aufgereizt wurde, fragte ich weiter und erhielt dann folgende Aufſchlüſſe: In den erſten Lebensjahren ſchon werden die jungen Knaben und die jungen Mädchen mit einer Anzahl anderer Kinder von gleichem Alter und Geſchlecht vereinbart; *) man nennt dieß Kameradſchaft (Volée) für die Knaben und Sonntagsgeſellſchaft für die Mädchen. Dieſe Kinderkreiſe verſammeln ſich hernach die ganze Jugendzeit hindurch alle Sonntagsabende, im elterlichen Hauſe, ohne Beyſeyn weder des Vaters und der Mutter, noch ſelbſt der Geſchwiſter, wofern dieſe andern Geſellſchaften zugehören. Den Kindern wird ein Veſperbrod von Kuchen und Obſt gereicht; dieſes genießen ſie nach Belieben und eben ſo thun und reden ſie, was ihnen gelüſtet. In Kurzem entwickelt ſich zwiſchen ihnen eine natürliche Unterordnung; die geſcheidteſten, ſtärkſten oder verſtändigſten gewinnen eine allmählige Herrſchaft, welche mit den Jahren zunimmt und in der Folge ein um ſo bedeutſameres Sittengericht (cenſure) bildet, als daſſelbe unter Gleichen vorhanden iſt, mit denen man ſein Leben zubringen muß, *) und deren Geringſchätzung oder Verachtung dieſes unwiderruflich vergällen würde. Man gewöhnt ſich an die allmählig zunehmende Ueberlegenheit; ſie wird nicht anſtößig gefunden, weil man ſelbſt dazu mitgeholfen hat; der Cotteriegeiſt bemächtigt ſich ihrer, ſo daß man unmerklich die Eigenſchaften nachahmt, wodurch jene erzeugt worden iſt, und ſo finden ſich ein Dutzend Perſonen, die ſich mehr oder weniger dem Beſten, was in ihrem Kreiſe vorhanden iſt, nachbilden. Es ſind Beyſpiele von Waiſenkindern bekannt, die durch ihre Geſellſchaft ungemein gut erzogen wurden, und hinwieder auch ſolche, wo eine verkehrte häusliche Erziehung hülfreiches Gegengewicht und Erſatz in jener fand; hingegen weiß man kein Beyſpiel von einer Geſellſchaft, die durch einen ihrer Genoſſen völlig wäre verderbt worden. Die jungen Leute ſind ſich ſelbſt überlaſſen, unter der Obhut ihrer Unſchuld und einer gegenſeitigen Aufſicht; im fünfzehnten wie im fünften Jahre kommen und gehen ſie ohne Begleiter, niemand fragt, wohin ſie gehen, und es entſteht daraus keinerley Unordnung. Die Beyſpiele von Damen der gebildeten Stände, vermählten oder unvermählten, deren Aufführung zweydeutig iſt, ſind höchſt ſelten; junge reiſende Ausländer haben die Genferinnen deßhalb der Sprödigkeit beſchuldigt, weil ſie finden, daß eine gute Hausmutter ein ſehr langweiliges Geſchöpf ſey: das mag wohl ſeyn; die Genfer aber befinden ſich ihrerſeits dabey recht gut und die fremden Reiſenden, wenn ſie nicht mehr jung ſind, machen auch keine Einwendung. **)

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Die eventuellen Verhandlungen dafür fangen noch vor der Geburt an; man weiß Beyſpiele, wo ſie ſelbſt der Heirath vorangingen.

*) Die Kameradſchaften der jungen Knaben erhalten ſich bis Schul- und akademiſchen Jahre durch; wenn nachherige Zerſtreuung und Entfernung manche dieſer Verbindungen auflöst, ſo knüpfen viele derſelben ſich doch bald wieder neu an.

**) Hr. Simond hat vor wenigen Wochen ſich mit einer jungen und liebenswürdigen Genferin vermählt.

Anmerk. des Ueberſ.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Verſpätet.)

Der Blüthenmond entführte uns die ſchönſte Blüthe des Landes, die holdſelige Prinzeſſin Alexandrine, deren Vermählung mit dem Erb-Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin am 25. Mai gefeyert wurde. — Zuvor hatte die öffentliche Ausſtellung des Brautſchmucks und der Ausſteuer der Prinzeſſin in mehreren Sälen des königlichen Schloſſes ſtatt, und die Schauluſt fand hier die vollſte Befriedigung, wo Geſchmack, Mannigfaltigkeit und Pracht mit einander wetteiferten. Eine Reihe von Hüten und Toques mit künſtlichen Blumen und Früchten oder koſtbaren Federn, Schleiern, Bonnets u. dergl. waren amphitheatraliſch mit dem koſtbarſten Schmuck, ein Diadem von Brillanten auf ſchwarzem Sammte, geordnet. Dieſer Putz und prächtige Büſten und Candelabres von Vermeil, dazu reich bronzirte Tiſche, füllten das erſte Zimmer; die beyden Brautkleider, das vom reichſten Silberſtoff zur Trauung beſtimmte, und das Lendemain-Kleid von roſenfarbenem

Seide, waren an den Seitenwänden aufgehangen. Im zweyten Zimmer befand ſich die Leibwäſche, jeder der zahlreichen Artikel derſelben zählte zwölf Dutzend, vieles darunter war mit Spitzen beſezt, anderes in künſtlicher Stickerey gearbeitet, deren geſchmackvolle Muſter eine rothe Unterlage erhöhte, anderes mit einfacher, netter Näharbeit geſäumt. Einen Halbzirkel bildeten die Morgenkleider, Ueberröcke und Ballkleider mit hundertfältiger Verſchiedenheit an Stoff, Farbe und Garnirung, eine unüberſehbare buntfarbige Reihe bildeten die zierlichen Schuhe und Handſchuhe. Das folgende Zimmer enthielt die Staats- und Galla-Roben, meiſtens von farbigem Sammt mit Gold- und Silberſtickerey, auch ſah man daſelbſt eine ſilberne Toilette, äußerſt geſchmackvoll gearbeitet. — Am Tage vor der Vermählung gab der Fürſt Radziwil in ſeinem Palais ein großes Dejeuner, wobey Alles im höchſten Staate erſchien, die hohe Braut und die Prinzeſſinnen aber nur im einfachen Battiſt oder Muſſelin gekleidet, um das Negligee anzudeuten. Am Vermählungstage, den 25. Mai, verſammelte ſich Abends eine unüberſehbare Menſchenmenge im Luſtgarten, wo das Geſchütz aufgeführt ſtand. In dem Augenblick, wo das hohe Brautpaar die Ringe wechſelte, erdönte eine Salve von dreymal zwölf Kanonenſchüſſen, und erhöhte das Feyerliche dieſes wichtigen Augenblicks, der, vereint mit der ergreifenden Rede des Biſchofs Eylert, einen tief erſchütternden Eindruck auf die mit der Familienkrone geſchmückte Braut, wie auf alle Anweſende, hervorbrachte. Bey der ganzen Feyer herrſchte die Würde ſtrenger Etikette. Der impoſante Zug bewegte ſich durch die ehrerbietige Menge der Zuſchauer im Innern des Schloſſes aus der Kapelle bis in den weißen Saal zurück, wobey die Schleppen der Prinzeſſinnen von Pagen und die der Prinzeſſin Braut von vier Hofdamen getragen wurden. Die Adjutanten folgten den Prinzen, die Hofbeamten der verſchiedenen Klaſſen im Koſtüm eröffneten und beſchloſſen den Zug. Se. Maj. der König nahm mit den hohen Herrſchaften unter einem Thronhimmel Platz, worauf man ſich an Spieltiſche ſezte und die Cour annahm. Dieſe Spielparthien ſind aber nur ſcheinbar, indem wegen der häufigen Unterbrechungen durch die Vorſtellung der hoffähigen Perſonen keine Aufmerkſamkeit auf die Karten gewendet werden kann, die jedesmal gleich nach dem Ausſpielen von Kammerherren weggenommen werden. Nach der Tafel, bey der zwey General-Lieutenants die Speiſen vorlegten, erfolgte nach herkömmlicher Weiſe der Fackeltanz von den höchſten Herrſchaften und den erſten Staatsbeamten ausgeführt. Auch die Sitte der Vertheilung des Strumpfbandes fand ſtatt.

Die Oper „Nurmahal,“ die Spontini zur Vermählungs-Feyer komponirt hat, fand vielen Beyfall. Beſonders rühmt man die Ouvertüre, die den Aufgang der Sonne ſchildert. Wahrhaft idealiſch ſchön ſind auch die von Schinkel dazu erfundenen Dekorationen, unter welchen hauptſächlich die des Roſenthales von Caſchemir an Oberons und Joris Zauberwelt erinnert. Man ſieht mit Verlangen der Wiederholung dieſer Oper entgegen, die aber bis zum Herbſt ausgeſezt iſt.

Es iſt ſeit Kurzem eine neue Zeitſchrift hier erſchienen, unter dem Titel: „Raritäten und Curioſitäten,“ herausgegeben vom ehemaligen baier'ſchen Rittmeiſter v. Leibold, mit dem Motto aus Shakeſpeare:

Vom Brod leb' ich wie ihr, ich ſchmecke Kummer,
Ich fühle Mangel und bedarf der Freunde.

Eine Inſtruktion des Königs an Friedrich II., damaligen Kronprinzen, zur Zeit, wo er den Feldzug am Rhein als Freywilliger mitmachte, iſt in dieſer Zeitſchrift abgedruckt und durch ihre Originalität intereſſant.

Am 18. Juni wurden die beyden Statuen der Generale **Bülow-Dennewitz** und **Scharnhorſt** am Opernplatz aufgeſtellt; ſie ſind aus karrariſchem Marmor im militäriſchen Koſtüm jetziger Zeit gebildet, das der trefflich gefaltete Reutermantel zum idealiſchen erhöht. Scharnhorſt ſteht in nachdenkender Stellung, in der Linken eine Rolle haltend, er lehnt ſich an einen abgehauenen Lorbeerbaum, aus deſſen Fuß ein junger Zweig entſchießt. Auf dem 10 Fuß hohen Piedeſtal ſieht man treffliche Basreliefs, zum Theil nach Schinkels Zeichnungen, in deren verſchiedenen Gruppen Minerva als Göttin des Krieges und der Weisheit die Hauptrolle ſpielt. — Bülow-Dennewitz ſtemmt die Rechte in die Seite und ſtüzt die Linke auf das Schwert; die Statue iſt wie die des Scharnhorſts 8 Fuß hoch, und das Piedeſtal von derſelben Größe wie das vorige. In den darauf angebrachten Reliefs iſt Viktoria, die Siegesgöttin, die erſte Figur, ſo daß in Bülow der raſche, entſchloſſene Held, in Scharnhorſt der weiſe Feldherr ſichtbar wird. Unſer **Rauch** hat vier Jahre mit Vollendung dieſer beyden Statuen zugebracht; ſein Name ziert beſcheiden das Piedeſtal.

Die Literatur hat einen harten Verluſt durch den Tod des genialen E. T. A. **Hoffmann**, Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier ꝛc., erlitten. Er war beym hieſigen Kammergericht als Rath angeſtellt, und auch in ſeinem Geſchäftsfache rühmlich bekannt; daß ſeine neueſten Werke, beſonders „Meiſter Floh,“ nicht den Beyfall der früheren erhielten, kann man zum Theil auf die körperlichen Leiden ſchieben, die ihn in ſeinen lezten Lebensjahren quälten. Eine ſeltene Vereinigung von Talenten fand in ihm ſtatt; er war ſowol als Schriftſteller, als auch als Muſiker und Maler bedeutend. Sein Alter (er war erſt 44 Jahr alt) hätte ſeinen am 25. dieſes erfolgten Tod nicht erwarten laſſen; er hinterläßt ſeiner Wittwe kein Vermögen.

Im Ganzen iſt es in der Reſidenz jezt ziemlich ſtill, da die vornehme und reiche Klaſſe auf ihren Gütern, in den Bädern u. ſ. w. den Sommer hinbringt. Dagegen hatte der jetzige Wollmarkt viele Edelleute, Güterbeſitzer und Landpächter nach der Reſidenz geführt. Die Wolle iſt ein Hauptprodukt der Mark und Pommerns, der daraus entſtehende Verkehr ſezt Hunderttauſende in Umlauf, mancher Landwirth verwandelt hier ſein Vließ in Gold. Die zu Markt gebrachten Vorräthe füllen viele Straßen mit Wollſäcken, auf denen oft die Verkäufer wie Pairs in ſinniger Behaglichkeit ſitzen und die Käufer erwarten, die mit prüfender Ruhe auf und ab wandeln. Roß- und Weinhändler beſuchen den Markt auch häufig, um dem glücklichen Verkäufer ihre Dienſte anzubieten, und Mobelhändler erfreuen ſich zu dieſer Zeit eines guten Abſatzes, da die Provinz ihre Luxusbedürfniſſe aus der Reſidenz bezieht. Der diesjährige Wollmarkt entſprach indeſſen den Erwartungen der Verkäufer weniger als ſonſt.

L.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 191.

Römer.

Charade.

Zwey erſten Sylben.

Du magſt mich treten und mich ſtechen,
Stets bin ich wieder jung zu ſehn,
Und — magſt du dir den Kopf zerbrechen,
Komm einſt noch über dich zu ſtehn.

Dritte Sylbe.

Voran geh' ich dem Wurm und König,
Dem Narren — ſey er noch ſo toll,
Für mich allein bin ich ſehr wenig,
Mit Andern ſehr bedeutungsvoll.

Das Ganze.

Die ſchreckliche Erſcheinung zeigt
Des Lebens Schattenſeite dir.
Wie Leidenſchaft und Krankheit beugt,
Du ſiehſt es, zitternd ſiehſt du's hier.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Nro. 198.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 19. Auguſt 1822.

> Da's ſeyn muß, theilen wir, und zwar nach gleichem Rechte!
> Wer's Beſte haben kann, nimmt nimmermehr das Schlechte.
> Der Starke ſucht mit Recht den ſchönſten Theil ſich aus,
> Schließt auch, wenn er's vermag, die Andern alle aus.
>
> Weitzels Parodie Lears.

Das Geſellſchaftsleben in Genf.

(Beſchluß.)

Bey den Frauen, welche ihrer Beſtimmung nach an ihrem Geburtsorte meiſt leben und ſterben, deren vertrauter Umgang ſelten durch lange Abweſenheit unterbrochen wird, und die von Natur milder und liebreicher ſind als die Männer, dauern Sprache und Ausdruck der von Kindheit an gepflogenen Neigungen, aufs wenigſte eben ſo lange als dieſe leztern ſelbſt, und ſo mag dann freylich ein Reiſender, wofern er von all' dieſem nichts weiß, das Lächeln mit Mühe zurückhalten, wenn er zwey Großmütter ſich bey den obbemerkten kindiſchen Namen anreden und dieſe durch entſprechende Neckereyen erwiedern ſieht. Männer und Frauen machen allzeit einen großen Unterſchied zwiſchen den Freunden ihrer Cotterie oder Kameradſchaft und denen, die nicht dazu gehören. Es iſt bemerkt worden, ein Fremder könne durch zwanzig bis dreyßigjährigen Aufenthalt zwar in Genf naturaliſirt werden, auch in allen Soireen Zutritt haben, aber vertraute Verhältniſſe möge er nicht eingehen. Man muß ſich hierüber näher erklären. Weil er keiner Kameradſchaft angehört, ſo wird ihn auch niemand mit der Vertraulichkeit eines Jugendgenoſſen behandeln; dafür wird er hingegen, unter übrigens gleichen Umſtänden, erhalten was ein Genfer von einem Genfer erhält, der nicht am nämlichen Tag oder Monat und in der gleichen Klaſſe mit ihm geboren iſt, das will ſagen, mit welchem, für welchen und durch welchen er nicht iſt erzogen worden. Es ſind dieß Freundſchaften wie Montaigne ſie will; ähnliches trifft man anderswo nirgends an; ein Fremder kann nicht erwarten, hinſichtlich auf Freundſchaft hier mehr zu finden, als er zu Hauſe fände und er ſoll ſich damit auch billig befriedigen. Die jungen Mädchen bleiben allein unter ſich, bis eine der Geſpielinnen ſich vermählt; der Gatte wird alsdann von *Rechtswegen* Mitglied ihrer Cotterie, und nicht nur dieß, ſondern von dem Augenblick werden auch andere unverehlichte Männer zugelaſſen; jede bezeichnet die ſo ihr recht ſind, wofern keine Einwendung ſtatt findet, werden ſie eingeladen, und wenn ſie kommen, zugelaſſen. Damit iſt nun eine große Veränderung in dem kleinen Kreiſe entſtanden: beyde Geſchlechter finden jezt Gelegenheit, ſich einander genau kennen zu lernen, ſich zu beurtheilen und Neigungen zu faſſen, ſo bilden ſich die meiſten Heirathen. Nur ſelten ſind ſie das Ergebniß von ökonomiſcher oder Familien-Convenienz, und wenn dabey Verſchiedenheit des Vermögens zuweilen eintritt, ſo wird hingegen Ungleichheit des Charakters hier ſeltener als anderswo angetroffen. Die Männer gehen, wie ſchon bemerkt worden iſt, in die Cotterien ihrer Frauen über; weil ſie nun aber dafür die bisherigen Kameradſchaften, wofern ſie ſich außer ihren Cotterien ehlichen, verlaſſen, ſo folgt daraus, daß im allgemeinen die *Kaſte* des Mannes durch die Frau beſtimmt wird. Es gibt viele Beyſpiele von Männern, die früher zur vornehmen Geſellſchaft gehört haben und die ſeit ihrer *Mißheirath* darin nicht mehr geſehen werden: dieß geſchieht keineswegs durch eine förmliche oder auch nur plötzliche

Ausſchließung; es iſt auch eigentlich keine Ausſchließung, ſondern ein freywilliges Wegbleiben, das ſich allmählig von ſelbſt macht. Man wird fragen, was die vornehme Geſellſchaft an einem Orte wie Genf iſt, bedeuten ſoll, wo keine erblichen Titel, kein angeſtammter oder auf Vermögens-Subſtitutionen beruhender Adel, nicht einmal auf dem kleinen Staatsgebiet ein bedeutendes Grundeigenthum angetroffen werden? Wer jedoch ſo fragt, der hat kaum bedacht, wie feſt wohl die Grundlagen ſeyn mögen, worauf in andern Ländern Rang und Größe beruhen, und ob es ſo ſchwer ſeyn möchte denſelben andere, welche die Eitelkeit gleichfalls befriedigen würden, zu unterſchieben? In Virginien, ſagt man, gewährt das frühere Datum der Deportation der Voreltern zur Zeit, wo dieſe Kolonie Englands Botany-Bay war, den Vorrang. Ich kann, meines langen Aufenthalts in Amerika ungeachtet, zwar nicht ſagen, ob die Anekdote vielleicht nur ein gemeiner Spaß iſt; aber gewiß bleibt, daß ſich alles für Ehrenauszeichnungen benutzen läßt. Es ſcheint, daß italieniſche Familien, die zur Zeit der Kirchenreform nach Genf flüchteten, die vornehme Klaſſe weſentlich gegründet haben. In Folge der blutigen Zwiſte, welche der jugendliche Freyſtaat mit den Herzogen von Savoyen unterhielt, waren alle Edelleute vertrieben worden, ſo wie alle die, welche Regierungsſtellen bekleidet hatten, die Reichen und Eiteln, die ſich dem Adel gern anſchließen, die feinen und liebenswürdigen Leute, welche nicht minder gern im Gefolg von Rang und Reichthümern leben; anderſeits hatte die Reformation auch den Klerus vertrieben; ſo blieb dann der Pöbel allein übrig. Dieſer Pöbel ſah in den Religions-Flüchtlingen die Märterer ſeiner eigenen Sache; er verzieh ihnen den Rang, die Reichthümer und ſelbſt auch die feine Sitte, welche ſie mitbringen mochten; oder er fand ſich ſogar noch dadurch geſchmeichelt und ließ die neuen Ankömmlinge um ſo williger den erſten Rang einnehmen, weil Leute, die lieber auswandern als auf Meinungsfreyheit verzichten, ſchon dadurch einen Charakter beweiſen, der ihnen überall Achtung verſchaffen muß. Alle italieniſchen Namen der vornehmen Genfer Familien ſtammen aus dieſer Zeit ab. Die Rücknahme des Edikts von Nantes brachte dem genferiſchen Adel einigen weitern Zuwachs. Was die Schaar fremder Handwerker und Künſtler betrifft, welche einzig nur hinkamen, weil ſie ein freyes Land ſuchten, worin der Gewerbfleiß unter dem Schutze des Friedens blühte, ſo ſind dieſe zwar mit Freuden aufgenommen worden, aber in unterer Klaſſe geblieben, obgleich einige aus ihnen ſich großen Wohlſtand erworben haben. Die reichen Familien ſiedelten ſich oben in der Stadt an, weil ſichs da am angenehmſten wohnen läßt, und ſo iſt dieſer Theil der Stadt das vornehme Quartier geworden. Zur obern oder zur untern Stadt gehören, will ſagen, zur vornehmen Welt gezählt werden oder nicht. Vormals wollte es mehr ſagen und bedeutete, zur Regierung gehören oder nicht: ſo daß die öftern Staatsumwälzungen Genfs im vorigen Jahrhundert am Ende nur davon herzuleiten ſeyn möchten, daß die Stadt nicht auf einer Ebene erbaut ward. Unſere Adelsſtufen, hat ein Genfer geſagt, ſind Treppen.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Eine rühmliche Erwähnung verdient aber die ſchon ſeit vielen Jahren angefangene, wahrſcheinlich aber nie zu vollendende Kathedrale, die eines der ſchönſten Gebäude in Spanien, vielleicht in Europa werden könnte. Sie bildet ein faſt gleichſeitiges Kreuz mit einer Kuppel von gewaltigen Bündeln korinthiſchen Säulen getragen. Der ganze Plan iſt im reichſten, reinſten, antiken Styl entworfen; aber noch iſt kein Theil davon unter Dach. Was bisher fertig iſt, gleicht mehr einer ſchönen Ruine als einem begonnenen Bau, und ſticht wunderlich gegen alle andre Gebäude der Stadt ab, beſonders wenn man unverhofft zum Erſtenmale aus einer der niedlichen hellen Gaſſen darauf zutritt. Mir ging es ſo, und der unerwartete ernſte Anblick überraſchte mich dergeſtalt, daß ich wie träumend vor ihm ſtehen blieb. Ein recht ſinnvolles Denkmal mit paſſenden kurzen Inſchriften bezeichnet die Kirche, wo im Jahr 1812 die Vertreter des ſpaniſchen Volks dem Vaterlande eine freye Verfaſſung gaben, in dem Augenblick, wo das ganze Spanien von dem Feinde beſezt war.

Eine wenig bekannte, ſehr intereſſante Anſtalt, die mit mehr Unterſtützung viel Nutzen bringen könnte, jezt aber aus Geldmangel eingeht, ſind die Aklimatiſations-Gärten in Cadix. Der Kaffeeſtrauch, der Zimmt, der Drachenblutbaum, und andre weſtindiſche Gewächſe, dauern ſchon ſeit mehreren Jahren hier im Freyen aus. Noch beſſer ſind die Verſuche ausgefallen, die Cochenille zu ziehen und fortzupflanzen. Im Großen können dieſe Verſuche freylich noch nicht gemacht werden, am wenigſten in dieſem Augenblick, und am wünſchenswertheſten wäre es wohl, wenn jedes Land baute, was ſein Himmelsſtrich fröhlich gedeihen ließ, ſeinen Ueberfluß abgäbe, ſeinen Bedarf eintauſchte und ſo, ſtatt ſich zu vereinzeln, Gottes Gaben allgemein machte. Zu den merkwürdigen Dingen in Cadix gehört auch eine ausgezeichnet gute Zeichenſchule, mit trefflichen Modellen, Gypsabgüſſen, Kupferſtichen, ſchönem Lokal, guten Lehrern und 500 Schülern, die umſonſt unterrichtet werden. Der Zeichnen-Unterricht wird hier, ſo wie überall in Spanien, Abends bey Licht gegeben. Der Unterricht iſt überhaupt in Cadix auf einem ſehr guten und konſtitutionellen Fuß; du gehſt durch keine Straße, daß dir nicht von irgend woher das erbauliche Geſchrey der ſtudierenden Jugend aus irgend einer Behauſung entgegen ſchallt, beſonders von der Lancaſteriſchen Methode, die ziemlich allgemein eingeführt iſt. Uebrigens lebt man in Cadix troz der ſchlimmen Zeiten ziemlich luſtig fort; Geſellſchaften, Bälle und höfliche Aufnahme; aber mir war bey alle dem nicht wohl dort, ich machte mich nach acht Tagen auf den Weg und ſchiffte mich auf einer ſehr unſcheinbaren Feluke nach Malaga ein. Am beſten nimmt ſich Cadix bey Sonnen-Untergang, auf ſechs bis ſieben Meilen Entfernung, von der See-Seite aus. Es ſchwebt mit ſeinen weiſſen Häuſern, wie eine weiſſe Taube am blauen Horizont, über dem ſchmaragdnen Spiegel der See. — Wie manchem müden Seemann mag es auch ſeit Columbus Wiederkehr, wie Noahs Taube entgegen geſchimmert ſeyn! — Leider kann ich dir von dieſer kleinen, unſchuldigen Seereiſe gar nichts von Belang melden. Bey Tagesanbruch fanden wir uns auf der Höhe zwiſchen dem Vorgebirge Trafalgar und Tariſa. Verdient das erſte wegen dem Sieg und Tod des Henkers der damals edeln Republikaner von Neapel erwähnt zu werden, ſo möchte ich lieber bey den Zinnen von Tariſa, bey dem Andenken des edeln Don Alonſo Perez Guzmann, genannt el bueno, verweilen, der den ihn belagernden Mauren ſein eignes Schwert zuwarf, um ſeine Söhne ſterben zu ſehen, lieber, als die ſeinem König geſchworne Treue zu brechen. Rechts treten die ſchroffen blauen Berge von Tanger und Ceuta aus dem Morgennebel heraus, vor dir erhebt ſich der Felſen von Gibraltar und die Gebirge von Ronda. Bald geht es vor der Mündung der Bay von Algeziras vorbey. — Algeziras und der Ausfluß des Rio salado, muß dich von Rechtswegen an den Sieg erinnern, den Alonſo XI. über die Mauren erfocht, worin 300,000 erſchlagne Spanier vor einer zweyten arabiſchen Herrſchaft retteten. Ich mag mich wenigſtens lieber dabey aufhalten, als bey Gibraltar, denn ich geſtehe dir gern, die engliſche Flagge auf der Spitze des hohen Felſens iſt mir ein wahrer Dorn im Auge. Der Punkt, über den mein Schifflein hinſchwamm, iſt ſehr bedeutend! Vor dir das mittelländiſche Meer, hinter dir der Ocean, rechts Afrika mit ſeinen Wüſten und verödeten Städten, links Europa mit ſeinem Wiſſen und gährenden Völkern — mir wars ganz verwunderlich, einen andern Welttheil zu erblicken, und wollte mir faſt bedünken, es ſey gar nicht ſo in die Sinne fallend, wie auf Homanns Erbenſchen Charten, wo es orangegeld von dem grünen Spanien gehörig abſtach. — Die afrikaniſche Küſte mit Ceuta verſchwand, da wir uns näher an die ſpaniſchen Ufer hielten, bald vor unſern Blicken. Dieſe iſt durchaus gebirgig, mit kühnen felſigen Formen, meiſt kahl. Hart am Ufer liegt Eſtapona, Marbela, Fuengirola, Torremolino, und überall auf den vorſpringenden Felsſpitzen einzelne Wachthürme. Gegen drey Uhr Nachmittag bekamen wir endlich Mallaga mit ſeiner ſtattlichen Kathedrale, und zerfallnen Caſtell zu Geſicht. Das Grün fehlt auch dieſer Landſchaft, die ſchönen Gebirgsformen, der blaue Himmel, und das Meer geben ihr Leben, und die untergehende Sonne bezaubernden Farbenglanz. Genug Leben ließ ſich auch aus der Plaza de los toros vernehmen; die aufgeſteckte Fahne, die Muſik, das Geſchrey der ehrbaren Bürgerſchaft, belehrte uns, daß das Stiergefecht im beſten Gange ſey. Leider, für uns! Denn die Herrn von der Junta de Sanidad fanden es für gut, uns erſt um neun Uhr am Abend ans Land ſteigen zu laſſen, weil die Stiere ihre Gegenwart feſſelten, und wir wie billig ihnen nachſtehen mußten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Fortſetzung.)

Julia, in Shakeſpeares Liebesdrama, gehört unbezweifelt zu den höchſten Leiſtungen der Mad. Stich im höhern poetiſchen Drama; und wenn man nun erwägt, daß hier die volle Geſtalt der Schauſpielerin der Phantaſie ein wenig widerſtrebte, ſo iſt dieſe Leiſtung um ſo eher zu ſchätzen; denn ſie iſt ein Ganzes, ein Fluß der lieblichſten Empfindungen und der tiefſten Gedanken, welcher zuerſt ganz klar und ruhig fließt, dann ſich im leichten Winde kräuſelt, endlich leidenſchaftlich bewegt, emporbrauſt und an dem Felſen des Mißgeſchicks ſeine Wellen bricht. In der Ballſcene iſt jede Geberde ſchön und bedeutſam, der Ton gut und zart gehalten. Der Anzug war wohl zu modern-ballmäßig. Das Zarteſte und Höchſte aber iſt das Liebesgeſpräch vom Balkon. Hier iſt ſelbſt das Aufſtehen Juliens in dem Moment, wo ſie erſchrickt und wahrnimmt, daß ſie ſich durch ihr Selbſtgeſpräch verrathen hat, bedeutend, alle Geberden, die ihr in dem beſchränkten Raum geſtattet ſind, ſprechend, und die feinſte Schattirung in dem meiſterhaften Gemälde des ſich arglos hingebenden Mädchens zart herausgehoben. Nur bey einigen Worten hat mir die Naivetät der Darſtellerin wie eine unvorbereitete Diſſonanz geklungen, und die Kunſt die Miene der Künſtlichkeit angenommen, z. B. in den Worten, wo ſie nach der hier angewendeten Bearbeitung mit etwas ſcharfem, faſt lächelndem Tone dem Geliebten zuruft: ſie wolle ihn hätſcheln und pflegen, wäre er bey ihr. — Im Ganzen aber hätte ich kaum geglaubt, daß die deutſche Bühne dieſe, wegen ihrer Zartheit ſo höchſt ſchwierige, Meiſterſcene ſo gelungen auszuführen im Stande ſey. Zu dieſer gelungenen Ausführung trug bey den Lokal-Verhältniſſen dieſer Scene auch ein, bisher von uns noch nicht bemerkter, Vorzug der Gaſtſpielerin: die ſehr deutliche und leicht articulirende Ausſprache, bey, welche die Worte auch ohne verſtärkten Ton in ſehr großer Ferne vernehmen läßt. Hr. Stein accompagnirte in dieſer Scene als Romeo recht gut. — Späterhin ward von Mad. Stich nicht nur die Ungeduld der harrenden Geliebten trefflich zur Darſtellung gebracht, ſondern wir ſahen auch, wie der Schreck bey der Botſchaft, welche die geſchwätzige Amme bringt, Juliens Weſen ſchnell verwandelt. In der Scene zwiſchen Julien und der Mutter war die Zweideutigkeit, welche Juliens Worte annehmen, von der Darſtellerin eben ſo wohl verſtanden, als ſie von derſelben verſtändlich ausgedrückt wurde; nachher trefflich ausgedrückt die Angſt und Rathloſigkeit, in welche ſie der hartnäckige Antrag ihres Vaters zur Verheirathung mit Paris verſetzt, und der Entſchluß lieber alle Schrecken zu ertragen, als von ihrem Romeo getrennt zu werden. Die hieher gehörige Stelle hatte den Ausdruck eindringlicher Kraft. Ausgezeichnet reichhaltig war ferner die Darſtellung der Gaſtſpielerin in dem Monolog, in welchem Julie nach raſchem Entſchluß plötzlich einhält und zaudernd erwägt, ob ſie den Schlaftrank nehmen ſoll, wo ſie ferner die Angſt des ſchrecklichen Ausgangs vorempfindet und ſie mit furchtbaren Zügen ſchildert, und wo ſie endlich, gleichſam durch die dunkle Nemeſis getrieben, die für Tybalts Schatten ihr Racheopfer fordert, den Todestrank nimmt. Hier war das mimiſche Talent der Darſtellerin in einer ununterbrochenen Reihe der ausdrucksvollſten Momente wirkſam, die nur durch das Erwachen in der Gruft und durch den innigen hinſchmelzenden Schmerz an des geliebten Todten Seite überboten wurden. Der Tod mußte ſo die beruhigende Wirkung des Heimgangs der Liebe in ihre Heimath hervorbringen.

Hr. Stich ſtellte den Mercutio als Gaſt dar. Das Gewicht, welches er auf dieſen humoriſtiſchen Charakter zu legen wußte, verſchaffte ihm allgemeinen Beyfall, und man ſah wohl, was Shakeſpears Dramen wirken könnten, wäre es möglich, auch die untergeordneten Charaktere derſelben durch ſorgfältige und tüchtige Schauſpieler zu beſetzen. Nur muß ich bemerken, daß Hr. Stich, wenn es ſeine Zunge ihm erlaubt, mit größerer Schnelligkeit deutlich zu ſprechen, die Reden dieſes Charakters etwas leichter und flüchtiger vortragen ſollte, von dem Romeo ſehr treffend ſagt, daß er in einer Minute mehr ſpreche, als er in einem Monate verantworten könne. Beſonders würde ein leichterer Vortrag bey dem leichten poetiſchen Spinngewebe, dem Traum über dem Traum, angemeſſen ſeyn. — Uebrigens muß ich bemerken, daß bey der Aufführung dieſer Tragödie, und deren einige Tage darauf erfolgten Wiederholung, manche ſehr glückliche Abänderungen und Anordnungen getroffen waren, durch welche das Gedicht weit gelungener und wirkſamer, als bey der frühern Aufführung auf hieſiger Bühne, auftrat.

Jn Grillparzers Ahnfrau ſpielte Mad. Stich die Bertha; nach der Julia unſtreitig die beſte Darſtellung im Gebiete des Tragiſchen. Mad. Stich zeichnet die Unbefangenheit des unſchuldigen Mädchens (Bertha) mit ſo heitern Farben, daß das grauſe Nachtſtück dadurch, wenigſtens in der erſten Abtheilung, ein beruhigendes Licht empfängt. Doch will ich hier bemerken, daß Mad. Stich in dem Vortrage des Naiven und Unbefangenen den geſchärften Ton und das kalte Lachen zu vermeiden hat, durch welchen das Kindliche an das Kindiſche ſtreift, (was um ſo mehr auffällt, je weniger die äußere Jndividualität das Kindliche unterſtützt,) und das Gemüthliche zum Gezwungenen wird. Die Stelle, in welcher Bertha zu Jaromir ſagt: „Wart, ich will dir die Flügel binden!“ gab mir zu dieſer Bemerkung Anlaß. — Den höchſten Ausdruck des Schmerzes und der Freude durch die Stimme, d. i. den weinenden und lachenden Ton, kann, nach meiner Ueberzeugung, der Schauſpieler überhaupt nur dann hervorbringen, wenn er ſelbſt von der Lage, in der ſich die Perſon, die er darſtellt, befindet, am höchſten afficirt iſt. Ob dieß der Fall ſey, muß der Schauſpieler ſelbſt empfinden, und durch Uebung zu beurtheilen im Stande ſeyn, damit er wiſſe, wenn er den Ton des Lachens oder Weinens anſchlagen darf. Denn es iſt beſſer, daß er, im Fall die Empfindung ihn nicht unterſtützt, denſelben nicht wage, als daß er ihn wagt und vom Gefühl, welches dazu gehört, nicht begleitet, den Zuhörer erkälte und abſtoße, der ſich für die Unterſcheidung des Empfundenen und Empfindungsloſen im Ton der Stimme doch gewiß ebenfalls eine Unterſcheidungsgabe erwirbt. Dieſe Bemerkung trifft, was den Ton gebrochenen Schmerzes anlangt, andere Darſtellungen der Mad. Stich noch mehr, als dieſe; und da am meiſten, wo die Beſchaffenheit der Lage ſelbſt dieſen höchſten Ausdruck des Gefühls noch nicht mit ſich brachte. Darum will ich dieſelbe als ein Ergebniß meiner Beobachtung dieſer Darſtellerin hier überhaupt aufſtellen, ohne zu läugnen, daß es in jeder Kunſt etwas gibt, was dem Künſtler zuweilen mißlingen kann — und darf.

Ich kehre darauf zu dem Obigen zurück. Den Wendepunkt der Rolle, nach dem Schrecken Bertha's über den Schuß, den ſie aus Jaromir's Zimmer hört, weiß Mad. Stich mit großer Kraft und Wirkung vor Augen zu bringen. Aber der größte Moment der Rolle und von der erſchütterndſten Gewalt, war der, wo ſie (nachdem Bertha die furchtbare Entdeckung über den Geliebten gemacht hat, und dieſer verwundet zurückgekehrt iſt) ſich in den Stuhl warf, das weinende Angeſicht in ihr Tuch verbarg, und plötzlich ſich aufrichtend, doch mit abgewendetem Geſicht, ihm das Wort: „Räuber!“ zermalmend entgegenrief. Ich übergehe, der Kürze wegen, noch vieles Vortreffliche, aber kann doch nicht umhin, gerade bey dieſer Rolle zu bemerken, daß die ſchöne Lebendigkeit der Mimik, welche Mad. Stich beſitzt, und ich möchte ſagen die Gegenſeitigkeit ihres Spiels, die ſich im ſteten Wechſel des Leidens und Thuns, des leichten Auffaſſens fremder Aeußerungen, und des bedeutſamen Ausdrucks eigener Gemüthsveränderungen, vornehmlich mittelſt der Augen- und Händebewegung, darthut, je ſeltner ſie jetzt auf der Bühne iſt, um ſo mehr Schätzung und Anerkennung verdient. Auch iſt hieran gewiß die Stärke dieſer Künſtlerin, da ſie in deklamatoriſcher Hinſicht hingegen, ungeachtet ihres ſchönen Organs, ſo ziemlich mit der großen Menge der heutigen Bühnen-Deklamatoren auf einer Straße wandelt, wie wir früher ſchon angedeutet haben.

Die wiederholte Darſtellung von Romeo und Julie ließ uns noch klarer ſehen, welche Höhe Mad. Stich in dieſer Darſtellung erreicht, und bewieß uns, daß der Sinn des Publikums für die wahre Tragödie nicht verloren geht, wenn ihm nur gute Darſtellungen derſelben dargeboten werden.

Hierauf brachten unſere Gäſte das Luſtſpiel: Die Quälgeiſter, wieder auf die Bühne. Mad. Stich ſtellte die Nichte des Generals, Iſabelle, Hr. Stich den Hauptmann v. Linden dar. Faſt allgemein, und ich glaube mit Recht, hat man dem Gatten in dieſer Vorſtellung den Vorzug gegeben. Die natürliche Leichtigkeit, mit welcher er den luſtigen, heirathsſcheuen Hauptmann gab, der aus Gutmüthigkeit und leichtgläubiger Eitelkeit zum Verliebten wird, und nach mancher Neckerey, durch die Beweiſe ſeines männlich-edeln Betragens, die Geliebte erwirbt, ſprach ungemein an. Vor Allem ergötzlich war die Scene, in welcher er die ſelbſtgemachten Verſe vorbringt. Dagegen ſchien mir die Laune, mit welcher Mad. Stich die Rolle der Iſabelle darſtellt, mehr Stechendes als Neckendes zu haben. Das Gemüth nämlich, das ſich doch in der Anerkennung männlicher Tugend, wenigſtens ſpäterhin, ſo klar äußert, ſchimmerte in ihren witzigen Angriffen nicht genug hindurch, wie ich dieß ehemals in einer trefflichen Darſtellung dieſer Rolle durch Mad. Hartwig ſah; ja ich ſtehe kaum an, zu ſagen, daß der Ton, in welchem Mad. Stich dieſe Rolle nahm, mehr Soubrettenton und Laune war, und daß dieſelbe auch der äußern Erſcheinung einen edlern Anſtand hätte geben können. Doch dieß hindert nicht, anzuerkennen, daß auch dieſe Darſtellung in mimiſcher Hinſicht manches Vortreffliche enthielt; z. B. die Zufriedenſtellung des Verliebten, indem ſie die Verſe von ihm annimmt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 66.

Digitized by Google

Nro. 199.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 20. August 1822.

Recha. Auf Sinai? — Ach ſchön!
Nun kann ich zuverläſſig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr. Was? Was? Ob's wahr,
Daß noch daſelbſt der Ort zu ſehn, wo Moſes
Vor Gott geſtanden — — —

Leſſings Nathan.

Burkhardts Reiſen in Syrien und dem heiligen Lande.

(Fortſetzung von Nro. 180.)

Das Kloſter Sinai.

Das Kloſter liegt in einem ſo engen Thale, daß, während ein Theil des Gebäudes gegen die Seite des weſtlichen Berges ſtehet, kaum ein Raum von zwanzig Schritten zwiſchen deſſen Mauern und dem öſtlichen Berge iſt. Das Kloſter bildet ein unregelmäßiges Viereck von ungefähr 130 Schritten, von hohen, ſtarkem, aus Granitblöcken erbauten Mauern und einigen kleinen Thürmen umgeben. Es enthält acht bis zehn kleine *Höfe*, wovon einige in Gemüß- und Blumenbeete angelegt ſind: ſie enthalten gleichfalls Datteln und Cypreſſenbäume und mehrere Weinſtöcke. Die Eintheilung des Innern iſt ſehr unregelmäßig, und konnte es auch nicht anders ſeyn, wenn man den Abhang betrachtet, worauf es erbauet iſt; das Ganze aber iſt äußerſt rein und niedlich. Es enthält eine große Menge kleiner Gemächer in den untern und obern Stockwerk, wovon die meiſten jezt unbewohnt ſind. Das vornehmſte Gebäude im Innern iſt die große Kirche, welche, ſo wie das Kloſter ſelbſt, vom Kaiſer Juſtinian erbaut wurde, ſpäter aber manche Verbeſſerungen erlitten hat. Die Kirche hat die Geſtalt eines länglichen Vierecks; das Dach wird von einer Doppelreihe von ſchönen Granitſäulen getragen, welche die Mönche mit Kalk übertüncht haben, vielleicht darum, weil ſie ſo viel Granit auf allen Seiten ſahen. Die Kapitäler der Säulen ſind von mannigfaltiger Bildung; mehrere derſelben haben eine Aehnlichkeit mit Palmenzweigen, während andere eine genaue aber ſchwerfällige Nachahmung des ſpätern egyptiſchen Zeitraumes ſind, ſo wie man ſie auf Philoe und in verſchiedenen nubiſchen Tempeln ſieht. Die Kuppel über dem Altar iſt noch immer ſo wie ſie von Juſtinian erbaut worden, und noch jezt laſſen ſich das Gemälde dieſes Kaiſers, ſo wie das ſeiner Gemahlin Theodora und die Ueberreſte eines großen Gemäldes der Verklärung, zu deren Ehre das Kloſter gebauet wurde, unterſcheiden. Eine Menge ſilberner Lampen, Gemälde und Vorſtellungen von Heiligen zieren die Wände bey dem Altare; unter den leztern befindet ſich ein St. Chriſtoph mit einem Hundskopf. Das Pflaſter der Kirche beſteht aus ſchönen Marmorſtücken.

Die Kirche enthält den Sarg mit den Gebeinen der heiligen Katharina, welche von dem benachbarten St. Katharinenberg, wohin nach ihrem Tode die Leiche von den Engeln im Dienſte der Mönche gebracht worden war, hieher verſezt worden ſind. Auch der ſilberne Deckel eines Sarkophag iſt bemerkenswerth; auf demſelben befindet ſich das lebensgroße Portrait der Kaiſerin Anna von Rußland, welche den Gedanken hegte, ſich hier in einem Sarkophag, den ſie hierher ſandte, begraben zu laſſen; die Mönche aber verloren dieſe Ehre. In einer kleinen anſtoßenden Kapelle zeigt man die Stelle, wo der Herr Moſen im feurigen Buſch erſchienen ſeyn ſoll; man nennt ihn Alyka und er gilt für den heiligſten Fleck auf dem Berge Sinai. Nebſt der groſſen Kirche befinden ſich hin und wieder im Kloſter 27 kleinere Kirchen oder Kapellen, wovon in den meiſten täglich, und in allen wenigſtens einmal des Sonntags Meſſe geleſen wird.

Ehmals glich das Kloſter in ſeiner Einrichtung dem Kloſter des heiligen Grabes von Jeruſalem, welches Kirchen von verſchiedenen chriſtlichen Sekten enthält. Jede von den Hauptſekten, mit Ausnahme der Kalviniſten und Lutheraner, hatte hier ihre Kirche. Man zeigte mir die Kapellen der Syrier, Armenier, Kopten, Lateiner, die aber längſt ſchon von ihren Eigenthümern verlaſſen worden ſind; die Kirche der Lateiner fiel gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in Trümmern und iſt nicht wieder aufgebaut worden. Was aber noch merkwürdiger als das Daſeyn aller dieſer Kirchen iſt eine mahomedaniſche Moſchee, welche dicht bey der groſſen Kirche ſteht und für 200 betende Perſonen Raum hat. Die Mönche ſagten mir, ſie ſey im ſechszehnten Jahrhundert erbauet worden, um die Zerſtörung des Kloſters zu verhüten.

Nach den glaubwürdigern Sagen hat das Kloſter ſeinen Urſprung im vierten Jahrhundert. Helena, die Mutter Konſtantins ſoll hier eine kleine Kirche errichtet haben, um die Stelle zu feyern, wo der Herr Moſen im feurigen Buſch erſchienen, und im Kloſtergarten zeigt man noch einen kleinen Thurm, deſſen Grund von ihr gelegt worden ſeyn ſoll. Da nun Helenens Kirche viele Pilgrime und Mönche nach dieſem Gebirge zog, ſo wurden im Verlauf des folgenden Jahrhunderts mehrere kleine Klöſter an verſchiedenen Stellen der Halbinſel erbaut; da aber die Mönche und Einſiedler ſehr viel von den Beduinen zu leiden hatten, ſo fanden ſie ſich endlich dazu bewogen an den Kaiſer Juſtinian eine Bittſchrift einzureichen und ihn zu erſuchen, ein befeſtigtes Kloſter für ſie zu bauen, welches ihnen Schutz gegen ihre Verfolger gewähren möge. Dieſer willigte ein und ſandte ihnen Arbeiter von Konſtantinopel und Egypten, mit dem Befehle ein groſſes Kloſter auf der Spitze des Berges Moſis zu errichten; da aber diejenigen, denen die Arbeit aufgetragen war, den gänzlichen Mangel an Waſſer dort bemerkten, baueten ſie es an der jetzigen Stelle. Vergebens aber ſuchten ſie den Berg auf beyden Seiten des Gebäudes abzutragen, um die Araber zu verhindern, von demſelben Steine auf die Mönche im Kloſter hinabzuſchleudern. Als das Gebäude vollendet war, ſo ſandte Juſtinian von Konſtantinopel Sklaven, die am ſchwarzen Meere geboren waren, hieher, um im Kloſter zu dienen, welche ſich mit ihren Familien in den benachbarten Thälern niederlieſſen. Der erſte Prior hieß Doulas; ſein Name findet ſich noch auf einem im Innern des Kloſters eingemauerten Stein. Die obige Geſchichte iſt von einer arabiſchen Urkunde, im Beſitze der Mönche, entlehnt. Eine arabiſche Inſchrift in neueren Buchſtaben über dem Thorwege, zeigt an, daß Juſtinian dieſes Kloſter im dreyzehnten Jahre ſeiner Regierung ſich und ſeiner Gemahlin Theodora zum Denkmal geſtiftet. Es iſt merkwürdig, in dieſer Inſchrift eine Stelle aus dem Koran eingemiſcht zu finden; wahrſcheinlich that es ein mahomedaniſcher Steinmetze, ohne daß es die Mönche merkten.

Es iſt eine Lieblingsmeinung der hieſigen Mönche, daß Mahomed ſelbſt auf einer ſeiner Reiſen bey den Kloſtermauern angehalten; und von heiliger Ehrfurcht für den Berg Moſis durchdrungen, dem Kloſter einen Firman gegeben habe, um demſelben die Achtung aller ſeiner Nachfolger zuzuſichern. Ali ſoll ihn geſchrieben und Mahomed, der ſelbſt nicht ſchreiben konnte, durch ſeine flache mit Dinte angeſchwärzte Hand, die er auf das Pergament abdrückte, beſtätiget haben. Dieſer Firman, heißt es weiter, blieb im Kloſter, bis Selim I. Egypten eroberte, wo er ſodann, als er von dieſer ſchätzbaren Reliquie hörte, dieſelbe holen ließ, und zu den übrigen Reliquien Mahomeds in der kaiſerlichen Schatzkammer zu Konſtantinopel fügte, und dem Kloſter dafür eine von ihm ſelbſt unterzeichnete Abſchrift des Originals gab. Ich habe die leztere, welche in dem Sinai-Kloſter zu Cairo verwahrt wird, geſehen, halte ſie aber für keine ächte Urkunde. Keiner der Geſchichtſchreiber Mahomeds, die doch beynahe jede Handlung ſeines Lebens aufgezählt haben, erwähnt irgend etwas von einer Reiſe nach dem Berge Sinai, weder in ſeinen jüngern Jahren noch in ſeiner Prophetenzeit, auch iſt es gänzlich gegen alle Geſchichte, daß er Chriſten ſolche Vorrechte bewilligt haben ſollte, als in dem Firman enthalten ſind, worin es unter andern den Rechtgläubigen zur Pflicht gemacht wird, den Mönchen ihre verfallenen Kirchen wieder aufbauen zu helfen. Auch iſt zu bemerken, daß die Urkunde nach darin enthaltener Angabe von Ali, nicht im Kloſter, ſondern in der Moſchee des Propheten zu Medina im zweyten Jahre der Hegira geſchrieben worden, und iſt nicht an das Kloſter Sinai insbeſondere, ſondern an alle Chriſten und Prieſter gerichtet. Die Namen von zwey und zwanzig Zeugen, Jünger Mahomeds, ſtehen darunter; und in einer angehängten Note heißt es ausdrücklich, daß das von Ali geſchriebene Original verloren gegangen und das gegenwärtige von einer vierten Abſchrift des Originals abgeſchrieben worden; woraus es folgt, daß die Erzählung der Prieſter der Urkunde, worauf ſie ſich beziehen, entgegenſtimmt, und ich zweifle daher nicht, daß die erſtere eine Fabel und die leztere untergeſchoben iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Etwas über die Pontes Longos des Domitius und Cäcina, in Bezug auf den Aufſatz im Morgenblatt Nr. 167, 168 und 169. 1822.

Der Aufſatz ſucht die Hypotheſe zu verwerfen, als ob die Pontes longi nicht die im Drentzner Moor gefundene

Digitized by Google

drey Stunden lange Brücke ſeyn könne, und ſtellt dafür die Hypotheſe auf: Es ſey ein von den Landleuten in jener Gegend gemachter Weg, um darauf die Materialien zu einem im Jahr 1464 in jenem Moor auf einer ſandigen Anhöhe zu erbauenden Kloſter fortzuſchaffen.

Wir ſuchen nun 1) zu zeigen, daß die Pontes longi wohl eins mit der wiedergefundenen Brücke im Drenthner Moor ſeyn könne, indem wir die Gründe des Aufſatzes prüfen; 2) die Gründe zu widerlegen, welche der Aufſatz für ſeine Hypotheſe anführt.

1) Der Aufſatz behauptet: „Tacitus Beſchreibung der Pontes longi laſſe ſich nicht auf den neuerlich entdeckten Breterpfad im Drenthner Moor anwenden.“

A. „Es ſey nicht ausgemacht, ob die geographiſche Lage von Drenthe mit jenem römiſchen Kriegszug übereinſtimme; ja es ſey ſogar wahrſcheinlich, daß ſie (wer?) nicht auf dieſem Wege nach Deutſchland eingedrungen ſey.“ Wir bemerken hierauf: Nicht nur im Allgemeinen, ſondern ſogar im Einzelnen ſtimmt jener Kriegszug der Römer mit der Lage Drenthes überein. Denn a) Cäſar ſchickte den Cäcina (nicht Coecinus) durch das Gebiet der Brukterer an den Fluß Umiſſa. Tacit. Annal. L. I. C. LX. Dieſer Fluß iſt wohl kein anderer, als die Ems. Heißt er ſonſt auch Umiſfluß, ſo mag dieſe Verwechslung leicht von der an ihm gelegenen Stadt Umiſſa herkommen. Dieſer Fluß floß da wo die Brukterer wohnten, um das heutige Münſter und Osnabrück, überhaupt auf der Nordſeite Weſtphalens durch Oſtfriesland. Durch Friesland oder vielmehr daran vorbey, was nicht zu überſehen iſt (finibus Frisiorum), führte der Präfekt Pedo die Reuterey, per lacus, ſagt Tacitus, d. h. durch Sümpfe, Moore. Auch die Chaucer, ein großes, von der Ems bis an die Elbe wohnendes Volk im heutigen Oldenburg, Bremen und Oſtfriesland werden von Tacitus genannt, und zwar als adsciti in commilitium Romanum. l. c. Endlich ging der Zug ad ultimos Bructerorum, und der Rückzug zum Theil am Ufer des Meeres hin dem Rheine zu, pars equitum litore Oceani petere Rhenum jussa. l. c. Cap. LXIII. Faßt man dieſe Momente zuſammen, ſo ergibt ſich α) nicht auf dem rechten, ſondern auf dem linken Ufer der Ems ging der Kriegszug der Römer, und dort fielen die Operationen vor. Denn die auf der rechten Seite des Fluſſes wohnenden Chaucer waren ja Freunde der Römer. β) Die Sümpfe, lacus, durch welche Pedo marſchirte, mußten demnach auch auf dem linken Emsufer ſeyn, auf jeden Fall lagen ſie öſtlicher oder nordöſtlicher, als die Pontes longi, da ſie an den Grenzen der Frieſer hinliefen. — Vielleicht das heutige Bourtanger Moor? γ) Auch von Süden her werden die Grenzen des Kriegsſchauplatzes beſtimmt, denn ad ultimos Bructerorum, alſo an die Grenzen des heutigen Weſtphalens gegen Norden und noch weiter in die Niederlande und Oſtfriesland hinein ging der Kriegszug. δ) Eine dritte Seite macht der Ocean, an deſſen Ufern herab ein Theil der Reiterey dem Rheine zu den Rückmarſch antreten mußte. Was kann dieſer Ocean anders ſeyn, als die Süder-See? — Dieß leuchtet ſowol der Stellung des römiſchen Heers, als der übrigen Beſchreibung des Tacitus nach klar in die Augen. — Zwiſchen dieſen angegebenen Punkten liegt nun Drenthe, durch welches Cäcina ſeinen Rückzug nahm, während ein anderer Theil des Heers (litore Oceani) an der Süder-See hinab dem Rhein zu marſchirte.

b) Cäcina ſollte auf bekannten Wegen zurück, aber pontes longos quam maturrime superare, l. c. C. LXIII. Das Zeitwort superare hat hier ungefähr die Bedeutung wie Corn. Nep. in Themist. C. III., er ſollte machen, daß er ſo ſchnell als möglich über die pontes longos hinaus käme und am Rheine einträfe. Ging er nun weder am Ufer der Süder-See hinab, noch per lacus finibus Frisiorum, welchen Weg Pedo genommen hatte, und wo die pontes longi nicht lagen, was Tacitus gewiß angeführt hätte, ſo ging demnach ſein Weg zwiſchen beyden hindurch, alſo durch Drenthe und den Drenther Moor über die pontes longos, was um ſo natürlicher war, als er auf jenem Weg am leichteſten durch die Sümpfe zu kommen und am bäldeſten am Rhein einzutreffen hoffen konnte. Die geographiſche Lage von Drenthe ſtimmt daher, unſerer Anſicht nach, ganz vollkommen mit dem römiſchen Kriegszuge überein.

Der Aufſatz ſagt aber weiter: „Ja, es ſey wahrſcheinlich, daß ſie nicht auf dieſem Wege in Deutſchland eingedrungen ſey.“ Dieß iſt uns nicht klar, wenn nicht damit geſagt werden ſoll: die Römer ſeyen wahrſcheinlich nicht auf dieſem Wege nach Nieder-Deutſchland eingedrungen. Allein es iſt hier von einem Rückzug nach dem Rheine und über denſelben nach Gallien die Rede, weil ſich die Römer dort nicht halten konnten. Tac. Annal. L. I. C. LX. hatte Cäſar den Cäcina (ad flumen Amisiam mittit) an die Ems geſchickt, Cap. LXIII. die Armee wieder zurückgeſchickt (mox reducto ad Amisiam exercitu) und einen Theil der Reiterey am Ocean hinab. Der Zug mußte demnach weiter hinaus nach Nord-Weſten, über die Grenzen der Brukterer, in die heutigen Niederlande hinein, durch das heutige Drenthe gegangen ſeyn, durch welches Cäcina ſeinen Rückzug nahm.

B. Ein weiterer Grund, den der Aufſatz anführt, iſt der: „Tacitus ſage ausdrücklich, daß des Domitius (nicht Domitian) Weg zerſtört worden ſey, daß Cäcina die Abſicht gehabt habe, ihn wiederherzuſtellen, aber nicht, daß es ihm gelungen.“ Wir erwiedern: a) Tacitus ſagt nicht ausdrücklich, daß die pontes zerſtört worden ſeyen, ſondern nur ruptos vetustate pontes, d. h. die Brücke hätte durch die Länge der Zeit Riſſe bekommen. Das Zeitwort rumpere hat in den wenigſten Fällen und meiſtens nur tropiſch die Bedeutung einer gänzlichen Zerſtörung, z. B. rumpere foedus einen Bund zernichten, auflöſen. Wären ſie ganz zerſtört geweſen, ſo hätte er nicht ſagen können: Cäcina habe die Brücke wieder ausbeſſern (reponere) wollen. b) Zwar ſagt er allerdings nicht ausdrücklich, daß ihre Wiederherſtellung dem Cäcina gelungen ſey. Allein α) die Arbeit wurde angefangen (castra metari in loco placuit, ut opus inciperent. Cap. LXIII.), ſie wurde auch während des feindlichen Angriffs fortgeſezt (miscetur operantium bellantiumque clamor. Cap. LXIV.), und auch in der Nacht, ſcheint es, arbeiteten die Römer fort, obgleich die Deutſchen alles Gewäſſer von der Anhöhe auf die Brücke hinleiteten und zum Theil wieder zerſtörten. Dennoch ſagt Tacitus nicht, daß die Römer es aufgegeben haben, ſondern nur, daß es ſie doppelte Mühe gekoſtet habe (obruto, quod effectum operis, duplicatus militi labor. Cap. LXIV.). β) Es iſt jedoch von gar keinem Moment, ob dem Cäcina die Ausbeſſerung gelang, denn man fand ja nach dem Aufſaz auch nur Trümmer der Brücke; was jedoch wieder kein Beweis für Cäcinas Mißlingen geweſen wäre, da ja nach ihm die Brücke wieder durch mancherley Umſtände konnte gelitten haben, wo im Gegentheil das Auffinden der ganzen Brücke für das Gelingen von Cäcinas Unternehmung, auch beym Stillſchweigen des Tacitus, der unumſtößlichſte Beweis ſeyn würde.

C. Als dritter Grund wird angeführt: „Die Lage des Cäcina habe es ihm nicht erlaubt, da er unaufhörlich von den Deutſchen beunruhigt wurde, ein ſo langwieriges Geſchäft zu unternehmen.“ Allein a) wie ſchon oben geſagt, Cäcina durfte ja nur das Zerriſſene ausbeſſern, er konnte alſo bald fertig ſeyn. b) Ließ er ja, troz der unaufhörlichen Beunruhigung, doch fortarbeiten, ſogar bey Nacht.

S. Nr. B.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Beſchluß.)

So wenig uns die Darſtellung der Mad. **Stich** als **Mädchen von Marienburg** von Anfang an zuſagen wollte, ſo trefflich ward dieſelbe, von dem Punkte an, wo die Heiterkeit Kathinka's weicht, und ſie die ihr unbewußt genährte Neigung zu dem Czaar durch Geiſtesſtärke zu überwinden hat. Aber daraus möchte ich nicht den Schluß ziehen, als ob Mad. Stich mehr für das Stark-Leidenſchaftliche und Heroiſche, als für das Heitere und Ruhige ſey. Denn wenn Mad. Stich den Ausdruck der Heiterkeit und Naivetät in dieſer Rolle, wie in einigen andern, zu ſehr ſchärft, ſo könnte dieſes wohl einen Grund haben, den Mad. Stich bey genauer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu entfernen im Stande wäre, was mir auch aus der folgenden Darſtellung einleuchtet.

Es folgte nämlich die Darſtellung der **Afanaſja** in Kozebu's **Graf Benjowsky**. Wenn bey dieſer Rolle die Aufgabe ſeyn ſoll, ſie ſo darzuſtellen, daß ſie ſo wenig als möglich das Gefühl beleidige, ja ihr gewiſſermaßen das poetiſchere Motiv eines innern Hingezogenſeyns zu dem idealiſch erſcheinenden unglücklichen Manne unterzulegen, ſo hat ſie Mad. Stich mit allem Zauber ihrer Kunſt gelöſt; ſie hat das Widrige dieſer Rolle mit großer Zartheit behandelt, und der Hingebung den Reiz der Liebenswürdigkeit geliehen. Aber wenn wir auch hierin die **Virtuoſität** der einzelnen Darſtellerin bewundern, ſo finden wir uns doch immer unbefriedigt, wenn wir auf das Uebrige des Stücks ſehen, weil die Verhältniſſe und Umgebungen ſich dieſer beſſern Schilderung immerfort entgegenſtellen; und man kann es daher der Gaſtſpielerin eben ſo wenig danken, daß ſie in dieſem abgenuzten, auf Lug und Trug gebauten Stück auftreten wollte, als daß ſie zur Erneuerung des vorigen Veranlaſſung gab, da ſie mit beyden Rollen erſt Veränderungen vorzunehmen für nöthig fand, welche doch mit der übrigen Kompoſition dieſer Stücke nicht zuſammenſtimmen wollen. In jenem ſagte es ihr beſſer zu, eine Kathinka zu geben, wie ſie mehr als Gegenſtand der Neigung eines Czaar Peter des Großen vorzuſtellen **wäre**, — nicht die anſpruchloſere, welche **Kratter** ſich vorgeſtellt **hat**; in dieſem muß eine Gaſtſpielerin die Blöße des Charakters erſt zu verbergen ſuchen, um heut zu Tage überhaupt noch einigen Antheil bey einem gebildeten Publikum zu finden, den nur zu leicht der Anblick der **Handlungen** wieder aufhebt. Alſo warum **dieſe** Gaſtrollen?

Zum Leztenmale traten Hr. und Mad. **Stich** auf in den beyden Luſtſpielen: **Welcher iſt der Bräutigam**, und: **Der Oberſt**. In jenem hatte Hr. Stich, als Langers, die bedeutendere Parthie. Die Gewandtheit des jovialen, welterfahrnen Jünglings, verbunden mit einem reinen, natürlichen Sinn, dem alle Affektation fremd iſt, wurde durch die freye Beweglichkeit und das lückenloſe Spiel des Hrn. Stich unübertrefflich dargeſtellt, weßhalb ihm der reichlichſte Beyfall zu Theil ward. Obwol wir dieſe Leichtigkeit bey Mad. Stich als Roſalie nicht vermißten, ſo wurde doch durch allzuſehr markirte Geberdenſprache das Spiel in dieſer Rolle etwas kokettirend, und ſo etwas pflegt ein Publikum nur durch Gewohnheit an ſeinen einheimiſchen Darſtellern zu überſehen. Die ganze übrige Darſtellung dieſes Luſtſpiels war äußerſt erfreulich; jedoch kann ich nicht umhin, insbeſondere anzuführen, daß Dem. **Böhler** die bäuer'ſche Naivetät Käthchens aus dem reichſten Quell natürlicher Laune und Beobachtungsgabe geſchöpft hat, ſo daß ſie keinen Zuſchauer ernſthaft laſſen kann.

In dem zulezt genannten kleinen Luſtſpiel feyerte Mad. Stich ihren Triumph als Eliſe und verkleideter Oberſt. Hier kommt ihr ſogar unter der Maſke manche kleine Affektation trefflich zu Gute. Das Ganze iſt ein lebenvolles, unübertreffliches Bild voll der feinſten mimiſchen Züge, und frey von Uebertreibung. Die Verlegenheit des Weibes, welche gezwungen iſt, die männliche Rolle fortzuſpielen, iſt um ſo ergözlicher, da ſie das Weib ſo wohl kleidet, und nie die unwillkürliche der **Steifheit**, ſondern immer die künſtleriſch-dargeſtellte iſt, über welcher die Grazie waltet. Hr. Stich akkompagnirte luſtig und gewandt als Bontemps; doch müſſen wir ſagen, daß der **franzöſiſche** Offizier mit dem preußiſchen Uhlanen-Offizier, welchen Mad. Stich in ihrer Verkleidung gab, ſich nicht recht einigen wollte. Nach dieſer ausgezeichneten Probe ihrer Fertigkeit im leichten Converſationsſpiel wurden Hr. und Mad. Stich hervorgerufen und mit einem Vivatruf empfangen. Mögen beyde die hier geäußerten Bemerkungen, ſo wie ſie aus unbefangener Anſicht hervorgingen, aufnehmen!

Wendt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Auguſt 1822.

Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen,
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht;
Denn ſelten ſchätzt er recht, was er gethan,
Und was er thut weiß er faſt nicht zu ſchätzen.

Goethe's Iphigenie.

Betrachtungen.*)

Man mag nicht *mit* Jedem leben, und ſo kann man auch nicht *für* Jeden leben; wer das recht einſieht, wird ſeine Freunde höchlich zu ſchätzen wiſſen, ſeine Feinde nicht haſſen noch verfolgen, vielmehr erlangt der Menſch nicht leicht einen größern Vortheil, als wenn er die Vorzüge ſeiner Widerſacher gewahr werden kann, dieß gibt ihm ein entſchiedenes Uebergewicht über ſie.

*

Gehen wir in die Geſchichte zurück, ſo finden wir überall Perſönlichkeiten, mit denen wir uns vertrügen, andere mit denen wir uns gewiß in Widerſtreit befänden.

*

Das Wichtigſte bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es ſich in uns am reinſten abſpiegelt, wir uns in ihm.

*

Cato wird in ſeinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in ſeiner Vertheidigungsrede hauptſächlich hervorhob, man könne ſich vor Niemand vertheidigen, als vor denen, mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen recht; wie will eine Jury aus Prämiſſen urtheilen, die ihr ganz abgehen? Wie will ſie ſich über Motive berathen, die ſchon längſt hinter ihr liegen?

*

Das Erlebte weiß Jeder zu ſchätzen, am meiſten der Denkende und Nachſinnende im Alter; er fühlt, mit Zuverſicht und Behaglichkeit, daß ihm das Niemand rauben kann.

*

So ruhen meine Natur-Studien auf der reinen Baſis des Erlebten; wer kann mir nehmen, daß ich 1749 geboren bin; daß ich, (um Vieles zu überſpringen,) mich aus *Erxlebens Naturlehre* erſter Ausgabe treulich unterrichtet; daß ich den Zuwachs der übrigen Editionen, die ſich durch Lichtenbergs Aufmerkſamkeit grenzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerſt geſehen, ſondern jede neue Entdeckung im Fortſchreiten ſogleich vernommen und erfahren; daß ich, Schritt vor Schritt folgend, die großen Entdeckungen der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, wie einen Wunderſtern nach dem andern, vor mir aufgehen ſehe. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerkſames Beſtreben, mancher großen, weltüberraſchenden Entdeckung ſelbſt ſo nahe gekommen zu ſeyn, daß ihre Erſcheinung gleichſam aus meinem eigenen Innern hervorbrach, und ich nun die wenigen Schritte klar vor mir liegen ſah, welche zu wagen ich in düſterer Forſchung verſäumt hatte.

*

Die ſchönſte Metempſychoſe iſt die, wenn wir uns im Andern wieder auftreten ſehn.

*

---

*) Aus Goethe's Morphologie. I. Bds. 4tes Heft, das vor Kurzem in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen iſt.

Digitized by Google

Profeſſor Zaupers deutſche Poëtik aus Göthe, ſo wie der Nachtrag zu derſelben, Wien 1822, darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es iſt ihm, als wenn er an Spiegeln vorbey ginge, und ſich im günſtigen Lichte dargeſtellt erblickte.

*

Und wäre es denn anders? Was der junge Freund an uns erlebt, iſt ja gerade Handlung und That. Wort und Schrift, die von uns in glücklichen Momenten ausgegangen ſind, zu denen wir uns immer gern bekennen.

*

Gar ſelten thun wir uns ſelbſt genug, deſto tröſtender iſt es, Andern genug gethan zu haben.

*

Wir ſehen in unſer Leben doch nur als in ein Zerſtückeltes zurück, weil das Verſäumte, Mißlungene uns immer zuerſt entgegentritt und das Geleiſtete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

*

Davon kommt dem theilnehmenden Jüngling nichts zur Erſcheinung; er ſieht, genießt, benuzt die Jugend eines Vorfahren, und erbaut ſich ſelbſt daran aus dem Innerſten heraus, als wenn er ſchon einmal geweſen wäre was er iſt.

*

Auf ähnliche, ja! gleiche Weiſe erfreuen mich die mannigfaltigen Anklänge, die aus fremden Ländern zu mir gelangen. Fremde Nationen lernen erſt ſpäter unſere Jugend-Arbeiten kennen; ihre Jünglinge, ihre Männer, ſtrebend und thätig, ſehen ihr Bild in unſerm Spiegel, ſie erfahren, daß wir das, was ſie wollen, auch wollten, ziehen uns in ihre Gemeinſchaft, und täuſchen mit dem Schein einer rückkehrenden Jugend.

*

Die Wiſſenſchaft wird dadurch ſehr zurückgehalten, daß man ſich abgibt, mit dem was nicht wiſſenswerth, und mit dem was nicht wißbar iſt.

*

Auch in Wiſſenſchaften kann man eigentlich nichts wiſſen, es will immer gethan ſeyn.

*

Alles wahre Apperçu kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es iſt ein Mittelglied einer großen produktiv aufſteigenden Kette.

*

Die Wiſſenſchaft hilft uns vor Allem, daß ſie das Staunen, wozu wir von Natur berufen ſind, einigermaßen erleichtere; ſodann aber, daß ſie dem immer geſteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zu Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nutzbaren.

Burkhardts Reiſen in Syrien und dem heiligem Lande.

(Fortſetzung.)

So oft ein neuer Sultan den Thron von Konſtantinopel beſteigt, erhält das Kloſter einen neuen Firman, welcher an den Paſcha von Egypten geſchickt wird; da aber bis vor ein Paar Jahren die benachbarten Beduinen gänzlich von Egypten unabhängig waren, ſo war der Schutz des Paſchas von geringem Nutzen für die Mönche, und ſie mußten ſich einzig und allein auf ihre eigenen Hülfsmittel verlaſſen, um die Freundſchaft der Araber zu erkaufen oder ihre Feindſchaft zu beſchwichtigen. In dieſem Augenblick befinden ſich nur 23 Mönche im Kloſter. Sie ſtehen unter einem Wakyl oder Prior, aber der Ikonomes (Οἰχονόμος, Oekonom), den die Araber Kolob nennen, iſt das wahre Oberhaupt der Gemeinde, und beſorgt all ihre Geſchäfte. Der über den Orient hin zerſtreute Orden der Sinai-Mönche ſtehet unter der Leitung eines Erzbiſchofs, auf arabiſch Reys genannt. Er wird durch einen Rath von Abgeordneten vom Berge Sinai und dem Filial Kloſter zu Cairo erwählt, und pro forma vom Patriarchen zu Jeruſalem beſtätigt. In der Verwendung der Gelder kann der Erzbiſchof nichts thun, ohne die einſtimmige Bewilligung des Rathes. Ehemals wohnte er im Kloſter; ſeitdem aber deſſen Angelegenheiten in Verfall gerathen ſind, hat man es für rathſamer gefunden, daß er außerhalb demſelben wohne, indem ſeine Gegenwart die Beduinen zu großen Sporteln berechtigt, beſonders bey ſeiner Ankunft im Kloſter. Man verſicherte mich, daß bey einer ſolchen Gelegenheit 10,000 Thaler erforderlich ſeyn würden, um alle die Verpflichtungen zu erfüllen, welche die mit den Arabern eingegangenen Verträge erheiſchen. Daher geſchah es, daß ſeit dem Jahre 1760, wo der Reys Kyrillos im Kloſter lebte, und, wie ich glaube, ſtarb, kein Erzbiſchof hier gelebt hat. Man erzählte mir, das Thor ſey ſeit 1789 zugemauert geblieben, müſſe aber, wenn ein Erzbiſchof käme, geöffnet werden, wenn auch alle arabiſche Scheiks das Recht haben würden, innerhalb der Mauern zu kommen. Nebſt dem Kloſter zu Cairo, welches einen Prior und zehn Mönche enthält, hat der Berg Sinai Klöſter und Ländereyen in vielen andern Gegenden des Orients, beſonders im Archipel und auf Kandia, es hat auch eine kleine Kirche zu Calcutta und eine andere zu Surat. Die Regel dieſer Mönche hinſichtlich der Nahrung und der Gebete iſt ſehr ſtreng. Sie müſſen zweymal im Tage und zweymal des Nachts der Meſſe beywohnen. Sie dürfen das ganze Jahr hindurch kein Fleiſch genießen; und in ihren großen Faſten enthalten ſie ſich nicht nur der Butter und der Fiſche, ſondern auch des Oels, und leben vier Tage in der Woche von Brod und gekochtem Gemüſe, wovon ein kleiner Teller voll ihr ganzes Mittagsmal bildet. Ihre Gemüſe ziehen

Digitized by Google

ſie von einem anmuthigen Garten bey dem Gebäude, in welchen man durch einen unterirdiſchen Gang gelangt; der Boden iſt ſteinig, unter dieſem Himmel aber, wo nur Waſſer genug vorhanden iſt, geben ſelbſt Felſen-Pflanzen Nahrung. Das Obſt iſt von der beſten Gattung; Orangen, Zitronen, Mandeln, Maulbeeren, Aprikoſen, Pfirſichen, Birnen, Aepfel, Oliven, Nebek und ein Paar Zypreſſen-Bäume beſchatten die Beete, worin Melonen, Bohnen, Lattich, Zwiebeln, Gurken u. ſ. w. gezogen werden. Der Garten aber wird nur ſelten von den Mönchen beſucht, ausgenommen von denen, deren Geſchäft es iſt, denſelben in Ordnung zu halten; denn obgleich von hohen Mauern umgeben, iſt er doch den Beduinen nicht unzugänglich, die ſeit den lezten drey Jahren allein das Obſt eingeſammelt haben, und den Mönchen blos die Gemüſe zurückließen, die alſo entweder ihr eigenes Obſt den Dieben abkaufen, oder ſolches von andern Theilen der Halbinſel beziehen mußten.

Die herrliche Luft des Kloſters und die einfache Lebensweiſe der Mönche machen Krankheiten ſelten. Viele der Mönche ſind ſehr alt, und im dem vollen Beſitz ihrer geiſtigen und körperlichen Kräfte. Sie treiben alle irgend ein Handwerk, ein Mittel, um ſich von Egypten unabhängig zu machen, und welches hier gebraucht wurde ſelbſt als die dreyhundert Zellen noch voll waren, welche, obgleich immer für die Aufnahme der Frommen bereit, jezt leer ſtehen. Unter den 23 jezt hier lebenden Mönchen befindet ſich ein Koch, ein Branntweinbrenner, ein Bäcker, ein Schuhmacher, ein Schneider, ein Zimmermann, ein Schmied, ein Maurer, ein Gärtner, ein Lichterzieher u. ſ. w. Ein jeder von dieſen hat ſeine Werkſtätte, deren abgenuzte und roſtige Geräthe noch immer den ehemaligen Reichthum und Fleiß des Kloſters zeigen. Die Gemächer, worin die Speiſen aufbewahrt werden, ſind gewölbt und ſehr feſt von Granit erbaut; jede Art der Lebensmittel hat ihren Aufſeher. Die Bäckerey und die Brennerey werden noch immer im Großen betrieben. Das beſte Brod iſt von der feinſten Gattung; aber eine zweyte und dritte Gattung wird für die Beduinen gebacken, welche vom Kloſter geſpeiſt werden. In der Brennerey macht man einen Branntwein von Datteln, der einzige Genuß, welcher dieſen Mönchen geſtattet iſt, und womit ſie ſich ſelbſt während der Faſten laben dürfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neues Buch in London.

In London iſt ein Buch erſchienen, das im Titel und Inhalt eine Nachahmung von dem *Dictionaire des gens du monde* ſeyn ſoll: „*The man of the World's dictionairy.* (London 1822) heißt es. Dieſe Ueberſetzung iſt ſchon mißverſtanden, indem der franzöſiſche Pluralis lange keinen ſo ſträflichen Sinn hat wie der engliſche Singularis. Es ſind ſehr alte Anekdötchen und Sprüchelchen: auch aus la Rochefoucauld darin aufgenommen, die darum nicht weniger gut ſind. Ein paar Worterklärungen, die uns treffend vorkamen, mögen hier ihren Platz finden.

„Abkürzung (Auszug).“ Eine herrliche Methode eines Schriftſtellers Werke zu verſtümmeln. (Oft könnte man unſre Landsleute damit zu Ehren bringen.)

„Ein allerliebſter Menſch.“ Iſt Einer, der in jeder Geſellſchaft zu gefallen ſtrebt und bereit iſt jeden Einzelnen aufzuopfern. Er liebt niemand, iſt von niemand geliebt, gefällt Allen, und iſt oft von aller Welt verachtet.“ (Das lezte nur da, wo die Geſellſchaft ſich noch zur Verachtung erhebt. Leider iſt ſehr allgemein die Achtung keine der Rückſichten, auf welche ihre Vereine gegründet ſind.)

„Verſchämtheit“ iſt ein altes Wort. Eine vierte Grazie, welche den drey andern erſt Werth giebt.

„Ein Schlag,“ der Beſchluß eines Geſprächs und der Anfang eines Zweykampfes. (Wir laſſen es dahin geſtellt ſeyn, ob dieſer Barbarismus auch bey uns gilt.)

„Beicht hören.“ Ein Geiſtlicher in Süd-England, dem ſeine Amtspflichten läſtig ſeyn mochten, ſah mit Schrecken der Beichtzeit des Oſterfeſtes entgegen. Er verkündete deshalb am Palmſonntage, beym Schluß der Predigt, von der Kanzel: „Meine Brüder, ich benachrichtige euch, daß um Unordnung zu vermeiden, ich Montags den Lügnern Beichte hören will, Dienſtags den Habſüchtigen, Mittwochs den Verläumdern, Donnerſtags den Dieben, Freytags den Liederlichen, Samſtags den böſen Weibern.“ — Es iſt begreiflich, daß niemand ihm beichten gieng und unſer Pfarrer hatte gute Tage!

Bey dem Wort „Neger“ erinnert der Verf. an ein Wort des Raynal, der in ſeiner Geſchichte der Kolonien ſagt: „Es wird einſt ein Neger kommen, der das Unrecht, ſo ihr ſeinen Brüdern thut, rächt.“ Touſſaint Louverture deutete den Europäer auf Raynals Buch und rief: „Ich bin dieſer Neger!“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden.

Mag es auch buchſtäblich wahr ſeyn, was vielerfahrne Aerzte und gelehrte Chemiker behaupten; daß im Schooße des Taunus die Natur heilkräftigere Miſchungen als hier bereitet und daß ſie in den Tiefen der böhmiſchen Gebirge noch feinere Stoffe als dort und noch geheimnißvoller durch magnetiſche und elektriſche Urkräfte allwirkſam verbindet; möge dieſes auch in ſeinem ganzen Umfange ſo wahr ſeyn, daß die hieſigen Heilquellen nur auf den dritten Rang teutſcher Bäder Anſpruch machen dürften; ſo kann man dennoch in vielfach anderer Hinſicht von Baden bey Raſtadt mit vollem Rechte ſagen, daß es der vorzüglichſte Badeort in ganz Deutſchland ſey. In mediziniſcher Hinſicht erſtlich bietet ſich eine Mannigfaltigkeit natürlicher Heilmittel dar, die an Einem Ort zuſammengedrängt ſich ſchwerlich ſo wieder findet. Außer den berühmten heißen Quellen hat man hier minder warme; dann einige eiſenhaltige Brunnen, ferner ein muſterhaft eingerichtetes Dampfbad, zu welchem die Dünſte der heißeſten Quelle ſo benuzt ſind, daß theils ganze, theils partielle Bäder durch beſondere Vorrichtungen genommen werden können; ferner, ein kaltes und warmes Flußbad, das den weichen, ſeifenartigen Rheinbädern in Mannheim nichts nachgiebt; überdieß wird auch jezt das warme Waſſer an der Quelle, gleichwie das

Karlsbader und zu demſelben Behuf, getrunken; indem das fehlende überkohlenſaure und ſchwefelſaure Natron dort auf künſtliche Weiſe mit dem Badner Waſſer verbunden wird. Wenn aber gute und reine Luft zu den Haupterforderniſſen einer Badekur gehören, ſo weht dem Reiſenden Geſundheit an, ſobald er aus dem Rheinthal in unſere Gebirge einlenkt; freyer athmet er ſobald er das Dörfchen Oos im Rücken hat; und der weiche, nährende Duft der Nadelhölzer, der von den ſchönen waldbewachſenen Bergen herab- und das liebliche Thal durchſtrömt, erleichtert ſogleich den Bruſtkranken und wird ihm bey längerem Aufenthalt ein vielfach bewährtes Heilmittel. Was indeſſen den hieſigen Badeort vor den meiſten andern auszeichnet und unwiderſtehlich anziehend macht, iſt ſeine reizende Lage und hauptſächlich die Mannigfaltigkeit ſeiner Umgebungen, zu denen man leicht und bequem, auf gebahnten, lieblichen Wegen gelangt. Die meiſten Heilquellen ſind in engen, oft rauhen Thälern gelegen, wo den Kurgäſten nur ein paar Spaziergänge, ja zuweilen wohl nur ein einziger Weg zur nothwendigen Bewegung vergönnt iſt, und wo man unwegſame Gebirge mühſam erſteigen muß, um zu einer Ausſicht ins Freye zu gelangen. Hier kann man, ohne Uebertreibung geſagt, ſich mehrere Wochen aufhalten und jeden Tag einen neuen Spazierweg in der Nähe einſchlagen oder einen Ausflug in die Umgegend machen und immer wird man die Wege bequem, mit jeder Thalwendung mit jeder Erhöhung des Pfades die Ausſicht überraſchend neu finden. Dieſen Reiz der Mannigfaltigkeit habe ich wenigſtens nirgends in Deutſchland wiedergefunden; und ſo freundlich romantiſche Thäler, wie die von Baden, Lichtenthal, Beuren, Gerolsau und der Murg mögen auch wohl nicht ſo leicht in ſolcher Nähe beyeinander getroffen werden. Auch ſteigt die Zahl der Reiſenden und Brunnengäſte mit jedem Jahre und ſie beläuft ſich heuer bereits auf vier tauſend und etliche hundert. Dabey thun die Regierung ſowohl als die Einwohner gar viel, um die Schönheiten der Natur durch Einrichtungen aller Art zu erhöhen. Daß die erſtere die Pachtgelder, welche ihr die Spielbanque zahlt und die ſehr bedeutend ſind, nicht in ihre Kaſſen zieht, ſondern einzig zur Verſchönerung des Bades und zur Unterſtützung armer Kurgäſte verwendet, verdient die höchſte Anerkennung. Sie ſcheut keine Koſten und kein Jahr vergeht, wo nicht eine neue zweckmäßige Anſtalt von ihrer Fürſorge zeugt. Jezt wird z. B. ein neues geräumigeres Schauſpielhaus, nach dem Plane des berühmten Weinbrenners ausgeführt und durch einen bedeckten Säulengang mit einem neuen Converſationshauſe verbunden, wozu man das jezige Promenadehaus verwendet. In zwey Jahren wird der Bau vollendet ſeyn; doch iſt dabey die Veranſtaltung getroffen, daß in dem alten Schauſpielhauſe fortwährend Vorſtellungen gegeben werden. Die Geſellſchaft der Herren Köhler und Herzog aus Freyburg ſpielen hier und ſollte es auch Manchem ein Lächeln erregen, wenn er den Tell, das Leben ein Traum, Tankred, Joſeph in Egypten und andre große Opern und Tragödien auf dem Anſchlagzettel verkündigt ſieht, ſo wird er doch, durch die Ausführung verſöhnt, die Vorſtellung in ſo fern befriedigt verlaſſen, als er ſich wird eingeſtehen müſſen, daß hier mit geringern Mitteln verhältnißmäßig eben ſo viel erreicht wird, als auf mancher durch Luxus berühmten Schaubühne; ja daß hier bald eine natürliche, wenn auch noch unentwickelte, Anlage, bald ein ſelbſterſchaffenes, wenn gleich mangelhaftes, Spiel mehr Antheil erregen, als jene geprieſenen Darſtellungen regelrechter Meiſter der Schule, bey denen an den Schulmeiſter zu denken man ſich ſo ſelten erwehren kann. Von reiſenden Künſtlern ſahen wir hier einen Italiener, der die Mandoline ſpielte; einen Menſchen von ſo ſchnellfingeriger Fertigkeit, daß man ihn unbedingt den größten Tonkünſtler nennen müßte, wenn ſeine Tonkünſteleyen Muſik wären; denn was auf dieſem armen Inſtrumente zu machen iſt, hat er gemacht, und es iſt viel darauf zu machen, aber leider wenig zu leiſten. Ferner ließ ſich ein Herr Schunke, ein noch ſehr junger Menſch, auf dem Fortepiano hören. Auch er beſizt eine erſtaunenswerthe Fertigkeit, durch die er auch alle Liebhaber des Erſtaunens entzückte, ſo daß ich nur von einem einzigen Menſchen, vermuthlich von einem Feinde aller Schlag- Kneip- und Klingerinſtrumente, ſagen hörte: Herr Schunke hätte zwar auf den Namen eines Muſikers mehr Anſpruch, als gedachter Italiener, doch aber nur in dem Maaße als das Pianoforte eine vollkommenere Mandoline ſey. Später gab uns Demoiſelle Canzi aus Wien ein Konzert. Der Ruf, der dieſer jungen Sängerin, beſonders von der berühmten Handelsſtadt Frankfurt am Main, vorher gieng, allwo ſie eine zweyte — nicht eine falſche — Catalani genannt wurde, hat ihr ein zahlreiches Auditorium verſchafft. Ob dieſer hohe Ruf ihr aber auch in künſtleriſcher Hinſicht Vortheil bringen dürfte, daran möchte man ſchier zweifeln; denn Demoiſelle Canzi iſt zwar mit vollem Recht eine niedliche Sängerin zu nennen, keineswegs aber eine große, ja ſelbſt in ihrer Art und Weiſe noch keine vollendete Künſtlerin. Ihre Stimme iſt zu wenig grandios, und ſie muß derſelben beym Forte eine zu ſtörende Gewalt anthun, um eine tragiſche Sängerin zu ſeyn, ſo wie ihr dazu auch die Leidenſchaft, die Begeiſterung fehlt. Bravourſängerin kann ſie eben ſo wenig genannt werden, weil ſie dazu nicht genug Herrin ihres Inſtruments iſt, und ihre Paſſagen und Rouladen, ja ſelbſt kleinere Mordente, beſonders im Forte nicht immer geperlt ſind. Geſchmackvoll ſingt ſie; aber es iſt der Geſchmack der Schule, bey dem man das Erlernte und Bekannte wiederfindet, während man Eigenes und Neues vermißt. Da ſie aber, wie man ſagt, kaum ſiebenzehn Jahr alt ſeyn ſoll; ſo kann ſie, wenn ſie ſich beſtrebt nicht mehr leiſten zu wollen, als ſie vermag, im Fach des Leichten und des Lieblichen eine ausgezeichnet anmuthige Sängerin werden; welches zu glauben, ihr tadelloſes einſchmeichelndes Piano berechtigt. Doch genug von Theater- und Konzertnachrichten, die man von einem Badeort der weder erwartet noch fordert. Wie es ſich dort leben läßt, wenn man ein paar Sommermonate lang der Stadt entfliehen möchte, das wünſcht man zu wiſſen. So begann ich auch von Badens ſchöner Natur zu ſprechen und ich wiederhole es: man kann weit und breit keine reizendere, keine in ihrem hundertfältigen Wechſel anmuthigere finden. Sie bietet ſelbſt dem wiſſenſchaftlichen Manne höchſt bemerkenswerthen Stoff zu unterſuchender Betrachtung dar, indem, nach des rühmlich bekannten Gimbernats Ausſpruch, die hieſigen Gebirge ein hohes, mineralogiſches und geologiſches Intereſſe haben; ſo daß nicht nur die Freunde der Kunſt, ſondern auch Gelehrte es bedauern, einen Goethe nie in dieſen Gegenden geſehen zu haben. Doch auch zu wiſſenſchaftlichen Zwecken reißt man nicht ins Bad. Man will dem Beengenden des ſtädtiſchen Lebens entgehen, man will hinaus in die freye Natur; aber da ein ſtetes Alleinſeyn mit ihr doch allzu einſiedleriſch werden könnte, ſo begehrt man auch Geſellſchaft, eine andre jedoch, als die man ſo eben verlaſſen hat, eine weniger konventionelle; feſſelloſer in ihren Formen, gemiſchter in ihren Elementen. Man hat davon nichts zu befürchten; denn ſelbſt wenn man von hohem Range iſt und von Geburt ausſchließlich zur Geſellſchaft par excellence gehört, ſo iſt es ja von gar keiner conséquence, den Sommer über mit Menſchen zuſammen gekommen zu ſeyn, die man im Winter nicht wieder zu kennen braucht. Eine ſolche Geſelligkeit, wo man ſich zu gemeinſamen Landparthieen, zu Tanz, freundlichen Spielen und dergleichen vereinigt, wird man hier vergebens ſuchen. Der Urſachen dieſes Mangels giebt es viele und es wäre ungerecht ihn einzig und allein der vornehmen Zurückhaltung zuzuſchreiben, obgleich es nicht zu leugnen iſt, daß es gerade den Vornehmern obliegt, ſich, was man nennt, herab zu laſſen, indem es den Geringern gewiß nicht ziemt ſich auf- und anzudrängen.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 22. Auguſt 1822.

> Denn das Verachten der Speiſen, Getränke und eines weichen Lagers koſtet Vielen, wie wir ſehen, keine Ueberwindung, und vorzüglich denjenigen nicht, deren Körperbau ſehr kräftig iſt, und die von früher Jugend auf daran gewöhnt worden ſind; und viele Andere, bey denen körperliche Gewohnheit und Beſchaffenheit die Beſchwerlichkeit jener Anſtrengungen erleichtern.
>
> Hl. Chriſoſtomus.

Soll man nach Grundſätzen leben?

A. Sie ſind Coeur-Dame!

B. Ich danke Ihnen; ich bin nichts.

A. Wie ſo?

B. Ich ſpiele nicht mit Karten!

A. Wir machen kein Kartenſpiel. Die Karten ſind blos der Behelf zu einem unſchuldigen Geſellſchaftsſpiel; ſie ſollen blos Marken ſeyn, für welche wir eben ſo gut Papierſtreifen mit einiger Beziehung nehmen könnten. Das Ganze geht auf eine luſtige Rollenaustheilung, auf eine kleine Maskerade in Gedanken hinaus.

B. Wohl! Aber die Karten haben doch, ſo viel ich merke, nach der Bedeutung ihrer Figur Einfluß auf das Spiel; und ich habe mir nun einmal zum Grundſatz gemacht, nicht Karte zu ſpielen.

A. Ey was! Es iſt uns ja blos um einen geſellſchaftlichen Scherz, nicht um Gewinn zu thun. Geſezt, Sie wollten auch nicht von Ihrem Grundſatz ablaſſen, ſo können Sie doch blos das eigentliche Kartenſpiel meynen, wobey die Karten feindliche Waffen, Schilde, Stichblätter ſind, nicht aber, wie hier, friedliche Waaren- und Aushäng-Schilde, woran man ſich zurecht findet.

B. Ich habe nichts gegen Ihre Unterſcheidung, nur kann ſie bey mir nicht anſchlagen, denn — daß ich es nur ein für allemal bekenne, ich habe mir das Wort gegeben, ich habe geſchworen, nie wieder eine Karte zum Spiel in die Hand zu nehmen; und an Schwüren ſoll man nicht markten, ſelbſt einige Pedanterie kann ſich der Menſch hierbey zu gut halten.

A. Das iſt freylich ein Anderes. Es entſteht nur die Frage, ob Sie wohl daran gethan, ſo zu ſchwören. Sie erlauben aber, daß wir durch kein ſo ſtrenges Gelübde Gebundenen unſer unſchuldiges Spiel beginnen. Wir gönnen Ihnen die Freude des Zuſehens. Nachher gibt ſich wohl noch ein Wörtchen.

*

A. Wir ſind fertig. — Jezt ſagen Sie mir, lieber B., was Sie bewegen konnte, ſich einer geſellſchaftlichen Unterhaltung durch einen ſo hartnäckigen Grundſatz für immer zu entziehen?

B. Eine Kleinigkeit! Verſpielte zehntauſend Thaler und die verlorne Gemüthsruhe.

A. Nun wird's immer klarer; alſo das Gelübde eines paſſionirten Spielers? Daß Sie nicht immer mit Beſonnenheit und Mäßigung geſpielt, darauf deutet der beträchtliche Verluſt; wenigſtens meyne ich erlebt zu haben, daß ſich im Spiel, wie im Leben, beym Ruhigen die weißen und ſchwarzen Looſe ſo ziemlich die Wage halten.

B. Ich will mich nicht von allem Unmeß frey ſprechen; aber jeder Menſch ſpielt ſeinem Charakter gemäß, und weil der meinige nun einmal ſo iſt, wie er iſt, ſo bin ich ihm mit einem Gewaltſchritt in den Weg getreten. Was wollen Sie dagegen ſagen?

A. Wenig, aber doch Einiges. Ich denke, mit Ihrer Erlaubniß, an das Sprichwort von der Betſchweſter,

Digitized by Google

und frage: Warum ſoll denn auf die hellfarbige Faſchings-Ausgelaſſenheit der graue Aſchermittwoch, auf das leckfreye Leben die Cartheuſer-Clauſur folgen? Konnten Sie nicht mit Maß thun, was Sie zuvor im Uebermaaße gethan?

B. Mit nichten! Ich kenne zu gut die Schwäche des menſchlichen Gemüths, die Schleichwege der Neigung, die Gewalt der Verführung; da hat denn jede Gelegenheit ihre eigene Entſchuldigung; man will gerade heute keine Ausnahme machen, man kann ſich nicht entziehen, man will für keinen eigenſinnigen, abgeſchmackten Sonderling gelten, und am Ende gewinnt es immer der Satan, der die Seele im Triumph davon führt. Da muß denn ein recht Augenfälliges, ein feſter Grenzpfahl daſtehen, über welchen man, ohne an ſich zum Schurken zu werden, nicht hinaus kann.

A. Aber, ſagen Sie mir, wie halten Sie es denn in andern Dingen? denn aufs Kartenſpiel wird ſich Ihre Aſcetik wohl nicht allein beſchränken?

B. Ohne Rückhalt ſey es denn geſagt — ich lebe nach Grundſätzen, weil ich meiner ihr ſelbſt überlaſſenen Natur nicht zu viel traue. Sie ſind mir heilig, wenn ich ſie bewährt gefunden habe. Ich halte es ſo mit Speiſe und Trank, mit Wachen und Schlafen, und der übrigen Zeiteintheilung, mit Geſellſchaft und Einſamkeit, mit Studium und Lektüre, mit Beruf und Kinderzucht, mit allen meinen natürlichen und geiſtigen Anliegen und Bedürfniſſen. Die Menge ähnlicher, wiederkehrender Fälle hat mich, nachdem ich nun meine vierzig Jährchen auf dem Rücken habe, doch wohl auf allgemeine Regeln führen müſſen. Ich nenne es mein bischen Lebensweisheit, und wofür beſitze ich ſie, als um mich durch ſie im gegebenen Falle beſtimmen zu laſſen?

A. Alles recht ſchön! Aber das müſſen Sie doch geſtehen, daß jedes Begegniß im Leben etwas Neues iſt, das kein allgemeiner Satz ganz umfaßt, und keine Weisheit von Geſtern ganz entſcheidet. Darum leben wir ja eben, daß wir das anrückende Neue in uns aufnehmen, und mit unſerm bisherigen Fonds vereinbaren. Aber wie jede neue Erfahrung die Ideen des Philoſophen berührt und bereichert, ſo fordert auch jedes Ereigniß im praktiſchen Leben von uns eine beſtimmte neue Richtung; es verlangt ein Gemüth, einen Menſchen, keinen Automaten. Das Leben iſt keine Schachmaſchine, und ſelbſt in der Kempelſchen ſizt, wie man weiß, und zuvor hätte wiſſen können, ein kleiner geſchickter Spieler.

B. Nun, darum bin ich denn da, daß ich im gegebenen Falle den rechten Grundſatz anwende.

A. Unſer heutiger Fall ſpricht für mich, daß Sie wohl oft mit den Grundſätzen ins Gedränge kommen mögen. Augenſcheinlich paßt ihr gegenwärtiger nicht auf eine Unterhaltung, wo der höchſte Verluſt in ein Paar Pfändern beſteht, die Sie auf eine ſcherzhafte Weiſe einlöſen. Aber ſtarr, wie ſolche Grundſätze ſind, ſchneiden Sie das Leben entzwey. Sie entbehrten nicht viel, aber ſie entbehrten doch.

B. Glauben Sie nur, daß auch in Fällen, wo ich mir durch eine, wie Sie es nennen könnten, pedantiſche Anwendung einer Maxime Erlaubtes verſage, die Freude, meiner Feſtigkeit mir bewußt zu werden, mich für Alles entſchädigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Burkhardts Reiſen in Syrien und dem heiligen Lande.

(Fortſetzung.)

Die meiſten Mönche ſind auf den griechiſchen Inſeln geboren; im Allgemeinen bleiben ſie nicht über vier oder fünf Jahre hier, nach welcher Zeit ſie in ihr Vaterland zurückkehren, ſtolz, unter den Beduinen gelitten zu haben; einige aber ſind ſchon ſeit vierzig Jahren hier. Nur wenige darunter verſtanden Arabiſch; keiner von ihnen lieſt oder ſchreibt es. Da ſie zu dem gemeinen Volke gehören und in Klöſtern erzogen wurden, ſo ſind ſie ſehr unwiſſend. Nur wenige leſen das Neu-Griechiſche geläufig, ausgenommen in ihren Gebetbüchern, und ich fand nur einen, der etwas vom Alt-Griechiſchen wußte. Sie haben eine gute Bibliothek, die aber immer verſchloſſen iſt; ſie enthält ungefähr 1500 Bände in griechiſcher Sprache, und ungefähr 700 arabiſche Handſchriften; die leztern, die ich bandweiſe durchgeſehen habe, beſtehen gänzlich aus Gebetbüchern, Exemplare von den Evangelien, Heiligen-Legenden, Liturgien ꝛc.; ein dicker Folioband von den Werken Lockmanns, nach arabiſcher Sage von Hormus, dem alten König von Egypten geſammelt, war das einzige Werk, das einige Aufmerkſamkeit verdiente. Der Prior wollte es nicht hinwegnehmen laſſen, aber er ſchenkte mir ein ſchönes Exemplar der Adelinziſchen Odyſſea, und ein eben ſo ſchönes von der Anthologie. In dem Zimmer, wo ſonſt der Erzbiſchof zu wohnen pflegte, welches äußerſt ſchön mit Marmor gepflaſtert und prächtig meublirt iſt, obgleich es jezt leer ſtehet, befindet ſich ein ſchönes altes griechiſches Manuſkript der Evangelien, welches, wie man mir ſagte, von „einem Kaiſer Namens Theodoſius" gegeben worden. Es iſt mit Goldbuchſtaben auf Velin geſchrieben, und mit den Gemälden der Apoſtel geziert.

Ungeachtet der Unwiſſenheit dieſer Mönche, ſehen ſie doch gern Fremde in ihrer Wildniß, und ich fand eine freundlichere Aufnahme bey ihnen, als in den Klöſtern des Libanon, die ſich doch im Beſitz aller Lebensgenüſſe befinden. Die Mönche des Berges Sinai ſind ſogar freygebig; vor drey Jahren gaben ſie einem ſerviſchen Abenteurer, der ſich für einen Knes ausgab, der ſich bey dem ruſſiſchen Hofe ſehr gut ſtehe, 60 Thaler, um nach Alexandrien zurückreiſen zu können, nachdem er ihnen ſeine beſchränkte Lage mitgetheilt.

Digitized by Google

Heut zu Tage wird das Kloſter ſelten beſucht; einige Griechen von Cairo und Suez, und die Einwohner von Tor, die jeden Sommer hieher kommen und ſich mit ihren Familien im Kloſtergarten lagern, ſind die einzigen Perſonen, die die Reiſe durch die Wüſte wagen. Noch im lezten Jahrhundert pflegten Karavanen von Cairo ſowol als von Jeruſalem hieher zu kommen; eine Urkunde, im Beſitz der Mönche, erwähnt der Ankunft von achthundert Armeniern von Jeruſalem an einem Tage, und ein anderes Mal von fünfhundert Kopten von Egypten. Die gröſte Anzahl, die jezt in einem Jahr hierher kommt, dünkt mich nicht viel über ſechzig bis achtzig Perſonen zu ſeyn. In dem kleinen aber hübſchen Zimmer, welches ich inne hatte, und welches allen Fremden angewieſen wird, die der Prior mit Auszeichnung empfängt, befanden ſich die Namen einiger der lezten europäiſchen Reiſenden, welche das Kloſter beſucht haben. Die folgenden auf an die Wand geklebtem Papier geſchriebenen Aufſchriften hielt ich der Mühe des Abſchreibens werth: „Le quintidi, 5. Primaire, l'an 9 de la République Française; 1800 de l'ère Chrétienne, et troisième de la conquête d'Egypte, les Citoyens Rosières et Coutelle, membres de la commission des sciences et arts, sont venus visiter les lieux saints, les ports de Tor, Ras Mohammed, et Charms (?), la mer de Sues et l'Accaba, l'extrémité de la presqu'ile, toutes les chaines de montagnes, et toutes les tribus Arabes entre les deux golfes. (Siegel der franzöſiſchen Republik.) Hr. Rozières unternahm große mineraliſche Unterſuchungen in dieſem Gebirge, aber es gelang weder ihm noch ſeinem Gefährten alle die Gebirgsketten oder alle die arabiſchen Stämme zu beſuchen. Sie erreichten nie die Akaba, und kamen weder über die nördlichen Gebirgsketten der Halbinſel, noch zu den Stämmen Tyaha, Hewwat und Terabein)." — Das folgende Denkmal wurde von Seezen hinterlaſſen: „Le 9. d'Avril 1807. U. J. Seezen, nommé Mouse, voyageur Allemand, M. D. et Assesseur de Collége de S. Majesté l'Empereur de toutes les Russies dans la Seigneurie de Jever en Allemagne, est venu visiter le Convent de la Sainte Cathérine, les monts d'Horeb, de Moise et de la Sainte Cathérine et après avoir parcouru toutes les provinces orientales anciennes de la Palestine; savoir, Hauranitis, Trachonitis, Gaulonitis, Paneas, Batanea, Decapolis, Gileaditis, Ammonitis, Amorrhitis et Mohabitis, jusqu'aux frontières de la Gebolene (Idumma), et après avoir fait deux fois l'entour de la mer morte, et traversé le désert de l'Arabie Petrée, entre la ville d'Hebron et le mont Sinai, par un chemin jusqu'à ce tems là inconnu. Après un sejour de dix jours, il continuait son voyage pour la ville de Sues." — Hr. Seezen irrt, wenn er das Kloſter St. Katharina nennt. Es iſt der Verklärung geweiht, oder, wie die Griechen es nennen, der Verwandlung, und nicht der heil. Katharina, deren Reliquien ſich blos hier befinden. Hr. Seezen beſuchte das Kloſter zum Zweytenmale vor ſeiner Reiſe nach Arabien. Er kam dann von Tor, und blieb nur einen Tag hier. Der Beſuch zweyer engliſchen Reiſenden, der HH. Galley Knight und Fazakerly, findet ſich auch unterm 13. Febr. 1811 angezeigt. Daſſelbe Zimmer enthält auch mehrere Neu-Arabiſche Inſchriften, wovon eine ſo lautet: „Zu dieſem heiligen Orte kam einer, deſſen Namen nicht erwähnt zu werden verdient, ſo vielfach ſind ſeine Sünden. Er kam mit ſeiner Familie hieher. Möge ein Jeder, der dieſes lieſt, den Allmächtigen bitten, ihm zu vergeben. Juni 28. 1796." Die Beduinen ſind die einzigen, welche das Kloſter regelmäßig beſuchen. Sie haben es zum Gebrauch gemacht, daß wer von ihnen, es ſey Mann, Frau oder Kind, hierher kommt, Brod zum Frühſtück und Abendeſſen empfangen ſoll, welches ihnen zum Fenſter hinabgelaſſen wird, da kein Beduin, außer den Dienern des Kloſters, innerhalb der Mauern zugelaſſen wird.

Wenn die Araber mit irgend etwas unzufrieden waren, haben ſie zuweilen einen Mönch im Gebirge ergriffen und tüchtig geprügelt, oder von den benachbarten Höhen Steine ins Kloſter geworfen und hinein geſchoſſen: ſo wurde vor ungefähr zwanzig Jahren ein Mönch von ihnen erſchlagen. Auch die Mönche haben zuweilen auf die Beduinen gefeuert, denn ſie beſitzen eine wohl verſehene Gewehrkammer und zwey kleine Kanonen, aber ſie nehmen ſich in Acht, daß ſie Niemand tödten. Und obgleich ſie ſolche unruhige Nachbarn haſſen und ſie den Reiſenden als wahrhafte Teufel ſchildern, ſo haben ſie doch Verſtand genug, um die Vortheile einzuſehen, welche ihnen die beſſern Charakterzüge der Beduinen gewähren, z. B. ihre allgemeine Redlichkeit und Verſöhnlichkeit. „Wäre unſer Kloſter, ſagten ſie zu mir, den Unruhen und Bedrückungen Egyptens oder Syriens ausgeſezt geweſen, ſo hätte es längſt zu Grunde gehen müſſen; die Vorſehung aber hat uns erhalten, indem ſie uns Beduinen zu Nachbarn gab."

Ungeachtet der Habſucht der Beduinen habe ich Urſache zu glauben, daß die Ausgaben des Kloſters ſehr mäßig ſind. Jeder Mönch erhält jährlich zwey grobe Tuchmäntel, und nirgends ſieht man Pracht, außer in der groſſen Kirche und im Zimmer des Erzbiſchofs. Alle Bedürfniſſe werden aus Egypten gezogen; aber die Verbindung mit Cairo durch Karavanen iſt ſehr unregelmäßig, und der Oekonom verſicherte mich, daß während meines Daſeyns das Haus nicht mehr als für einen Monat Lebensmittel enthielte. Der jährliche Getreideverbrauch iſt ungefähr 160 Erdebs oder 2500 (engliſche) Buſchel, welches hinreichend iſt, um alle die Anſprüche der Beduinen zu befriedigen; und mich dünkt, daß 1000 Pf. Sterl. aufs Höchſte die ganze jährliche Ausgabe decken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Baden-Baden.

(Beſchluß.)

Die Haupturſache des Mangels allgemeiner Vereinigung iſt wohl die Gröſſe des Orts und die Menge der Kurgäſte und Gaſthöfe. In einem kleinen Badeorte, wo Alles in einem oder zwey gröſſern Wirthshäuſern wohnt und ſpeiſet, ergiebt ſich Bekanntſchaft und gemeinſame Luſt von ſelbſt; hier aber wohnt man zerſtreut, ſpeiſet theils zu Hauſe, theils an fünf bis ſechs groſſen Wirthstafeln mit nahe an zwey hundert Perſonen, denen die kein Ende nehmenden Schüſſeln zu reichen, ſo viel Mühe macht, daß es nur zu ſehr fragmentariſchen Geſprächen kommen kann, die nach aufgehobener Tafel keine Spur von Bekanntſchaft zurücklaſſen, noch weniger aber zu irgend einer Verabredung, zu einer gemeinſamen Luſtparthie führten. Wenn man aufſtehet, ſo muß man ſich geſtehen, daß man den erſten Theil einer Homeriſchen Mahlzeit erlebt hat, deſſen zweyter Theil aber fehlt; denn: „Als nun endlich die Luſt der Speiſ' und des Trankes geſtillt war" ſo löſte ſich der Nachſatz in nichts auf. Wenn nun aber ſo ein Vereinigungspunkt fehlt, ſo iſt das doch nur ein negativer Mißſtand; es giebt aber auch hier einen Vereinigungsort, der alle Geſelligkeit ertödtet und dieß iſt ein poſitives Uebel, das ſtrenge und immer wiederholte Rüge verdient, warum man nie genug und nie zu ſtark gegen ſittenverderblichen Unfug ſprechen kann. Jener ſchlimme Vereinigungsort iſt das ſogenannte Promenadehaus und jener alle Geſelligkeit tödtende Unfug, das böſe Hazardſpiel. Die Pächter dieſer ſicher berechneten und authoriſirten Verführungsanſtalt, die, obgleich ſie aus einem kleinen Reſt von Schaam ihre Namen nicht unter den Pachtkontrakt ſetzen, dennoch hier nur allzu bekannt ſind, dieſe Spieler haben, ihre Pacht mit eingerechnet, jeden Sommer nahe an hundert Tauſend Francs Unkoſten; ihr reiner Gewinnſt mag ungefähr eben ſo viel betragen. Will man nun fünfzig Tauſend Francs, welche die Regierung erhält und theils zur Verſchönerung Badens, theils für hülfsbedürftige Kranke verwendet, davon abziehen, ſo bleibt dennoch die ungeheure Summe von einmal hundert und fünfzig Tauſend Francs übrig, welche die Badegeſellſchaft für eine ſonſt vom Staate verbotene, alſo für eine dem Wohlſtand und den Sitten gefährliche Luſt zahlt und zwar in den Beutel einer verführeriſchen Spielergeſellſchaft, die außer in Badeorten und in Paris, überall als Verführer und Halbbetrüger ausgetrieben werden. Man findet hier nicht nur einen Spieltiſch für rouge et noir, wo es erlaubt iſt einen kleinen Thaler zu ſetzen, ſo daß es ſelbſt dem wenig bemittelten Manne zu geringem aber drückendem Verluſt Gelegenheit wird; ſondern auch eine roulette iſt hier etablirt; die abgefeimteſte Erfindung zu eben ſo reizender Verlockung, als ſichern Gewinnſte für die banque, wie ſich dieſer Trug- und Schandtiſch, mit uſurpirt ehrlichem Namen unverſchämt nennt. Es geht ſo weit, daß man hier zwey Kreuzer auf eine Nummer (auf zwölf Nummern ſechs Batzen) ſetzen darf, ſo daß die ärmſte Klaſſe, durch trügeriſche Hoffnung angelockt, ihren ſauer erworbenen Sparpfenning dem Alles verſchlingenden Moloch darbringen muß; während man auf eine Nummer nicht mehr als ſechs Carolin ſetzen darf, damit ein wohlhabender oder verzweifelter Glücksritter ja nicht, zu viel auf einmal gewinnend, ſich mit ſeiner Beute aus dem Staube mache. Gut berechnet! Noch gütiger gewährt!! Dabey wird von eilf Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags und von drey bis neun Abends in dem Promenadehaus; von 10 Uhr Abends bis in die Nacht hinein in dem Konverſationshaus; und Sonntags während der Dauer des Balls geſpielt, ſo daß alſo zu jeder Stunde der Spieltiſch ein Hinderniß reingeſelliger Freuden wird, indem er bald dieſes, bald jenes Mitglied der Geſellſchaft zu einer Leidenſchaft verlockt, deren Nachwehen auf tauſend ſtarren Geſichtern fortwährend zu ſehen ſind. Auch bietet der Eintritt in das Promenadehaus einen höchſt unangenehmen Anblick dar. Schon die Atmoſphäre des vielvergoſſenen Angſtſchweißes ſollte feinnervige Damen zurückſcheuchen; man findet aber auch dieſe, beſonders an der roulette, in voller, raſcher Arbeit. Neben, hinter und über ihnen, modiſche junge Stutzer, magere und dicke alte Herrn, wohlgenährte Landleute, mehr oder minder ärmlich gekleidete Bürger, ein paar Geiſtliche nebſt Köchin, Handwerksmeiſter und Geſellen und ſelbſt Bedienten außer Livrée. Alles dieſes hat hier — mit jakobiniſcher Gleichheit — bald freundſchaftlich, bald wild zankend und ſchwörend, das nämliche Intereſſe oder vielmehr dieſelbe unſelige, leidenſchaftliche Verblendung: ein ſchauderhafter Anblick für diejenigen, die dieſem wirren Getreibe zuſchauen, auf jenen Bänken ſitzend, die längs den Wänden des Saals angebracht ſind. Dieſe Bänke waren früher von ſchlechtem Holz, vermuthlich deshalb von den Spielern ſo eingerichtet, damit man es nicht lange auf dem harten Sitze aushalten und ſich den Spieltiſchen nähern ſollte. Dieſes Jahr haben die Spieler dieſe Bänke polſtern müſſen und zwar durch die Fürſorge des jetzigen Chefs der hieſigen Polizey, deſſen Sorgfalt und Anordnung überhaupt nicht genug zu loben ſind. Möge er doch auch den ihm untergebenen Spiel- und Polizey-Kommiſſarien, beſonders Einem von ihnen, dem es an aller ſchuldigen Höflichkeit mangelt, einſchärfen, bey Streitigkeiten nicht immer die Parthey der Spieler gegen das Publikum zu nehmen, welches zu, vielleicht ungerechtem, Argwohne Anlaß giebt. Möge er geſtatten, daß, eben um Argwohn zu vermeiden, nicht wochenlang mit denſelben Karten geſpielt werde, oder daß man ſie wenigſtens von Amtswegen jedes Mal nach aufgehobenem Spiel, ſo wie auch die roulette verſiegele. Ueberhaupt iſt der Schmutz dieſer ohnehin ſchmutzigen Anſtalt von Seiten der ſogenannten banquiers allzu auffallend. Baden, das lieblichſte Bad durch ſeine ſchöne Natur, würde auch das angenehmſte, hinſichtlich des geſelligen Verkehrs ſeyn; wenn dieſes unſelige, öffentliche Spiel nicht wäre. Man wende nicht ein, daß alsdann viele Badegäſte ausbleiben würden. Erſtlich iſt an denen, die bloß des Spiels halber herkommen, nicht viel gelegen; dann aber würden andre Gäſte hier zu ſehen ſeyn, die eben das Spiel mit ſeinen erbitternden Folgen verſcheucht. Sie und manche Andere, die jetzt ihr Geld den Spieltiſchen zutragen, würden dieſes zu kleinen Feſten und Luſtpartheien verwenden, woran, wie an andern Badeorten, nicht nur die vornehme, ſondern überhaupt die würdige und anſtändige Klaſſe der Geſellſchaft Theil nehmen dürfte. Dadurch würde nicht nur die Geſelligkeit, ſondern auch die Konſumtion, der rechtliche Verdienſt und der Wohlſtand der Bürger vermehrt, ſo daß vielleicht die Herrn Wirthe ihre ſehr ſchlechten hölzernen Badeſtälle anſtändiger einrichten würden. Was aber die Verſchönerung des Orts betrifft und die Armenbäder, ſo iſt in andern, namentlich in den böhmiſchen Bädern, ebenfalls dafür und vortrefflich geſorgt, ohne daß dort eine ſonſt verbotene, unſittliche Verführungsanſtalt aus Nebenrückſichten ausnahmsweiſe und öffentlich erlaubt wäre. Hätte Se. Majeſtät der König von Baiern nicht mit der ihm eigenen, einnehmenden Huld, die ſchönen, und liebenswürdigen Prinzeſſinnen, ſeine Töchter, auf einen Ball geführt, den der Wirth zum Salm zur Einweihung ſeines neuen Saales veranſtaltete; hätte ſich nicht hier, durch ſein [illegible] Beyſpiel genöthigt, die vornehme Welt, mit andern ehrenwerthen und anſtändigen Kurgäſten zuſammen funden und freundlich und anſpruchlos vermiſcht; ſo hätte dieſes Jahr auch nicht ein einziges Feſt hier ſtatt gefunden, das, dem ländlichen Badeleben gemäß, allgemein und doch glänzend, anſtandvoll und doch feſſellos geweſen wäre. Denn zu dem einzigen andern Feſte, das hier gegeben wurde, waren, obgleich es ein Kollektivball war, nicht die Kurgäſte, ſondern die Kurfähigen geführt. Alle dieſe kleinen Entzweiungen und leicht auszugleichenden Mißverhältniſſe würden ſich in freundliche und geſellige Harmonie auflöſen, wenn die Alles zerſtörenden Spieltiſche nicht wären. Schon die Langeweile — eine mächtige Göttin — würde die Individuen näher bringen und das nicht verſpielte Geld zu würdigeren Freuden verwendet werden. Doch genug der frommen Wünſche! Die Spieler haben noch ſechs Jahre lang Kontrakt. Bis dahin möge, wer in Baden längere Zeit verweilen will und alſo auch der Geſellſchaft bedarf, ſich mit einem ihm lieben Familienkreis, oder mit einer gewohnten Koterie hieher begeben, und er wird in der mannigfaltigſten und heiterſten Umgebung ſeinen Sommer froh verleben und mit Freuden und Sehnſucht an die Tage in Baden zurück denken.

Beylage; Kunſtblatt Nro. 67.

Digitized by Google

Nro. 202.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 23. Auguſt 1822.

> Man muß ſich von keinem Genuſſe hinreißen laſſen; aber bey der Freude des flüchtigen Augenblicks grämlich zu führen verräth auch Schwäche. Biſt du Herr deiner ſelbſt, ſo biſt du es auch, aus dem Gemeinen das Edlere ſcheidend, nur dieſes zu genießen.
>
> Abbé de la Tour.

Soll man nach Grundſätzen leben?

(Fortſetzung.)

Während dieſe Reden gewechſelt wurden, trat ein Mädchen von etwa zwölf Jahren in das Zimmer, und legte der Geſellſchaft eine zu verlooſende ſehr ſchöne weibliche Arbeit vor. Sie war von ihr, der Tochter einer armen, ſtillen und fleißigen Familie, ſelbſt verfertigt, und der Anblick des reinlichen, ſinnigen, ſichtbar ſchon an den häuslichen Anliegen theilnehmenden Kindes — die kräftigſte Einladung, ein Loos zu nehmen. Alle thaten's, nur B. nicht.

Ich ſpiele nie in irgend ein Lotto — äußerte er — wäre es nicht mein feſter Grundſatz, ich würde hier am allererſten es thun.

Man fand ſein Benehmen faſt unleidlich, und ärgerte ſich nur um ſo mehr über ihn, da man ihm doch nicht recht beykommen konnte. Er merkte die Stimmung und ſuchte ſie zu löſen: Was koſtet denn ſo ein Loos? redete er das Mädchen an, die in Verlegenheit vor ihm ſtand. Einen halben Gulden — war die Antwort. Nun ſo will ich Ihnen — ſagte B. — einen halben Gulden ſchenken, aber ein Loos nehme ich nicht. Das Kind wurde blutroth; ſie wußte nicht, was ſie erwiedern ſollte. Endlich fing ſie an zu weinen, und ſagte mit wiedergefundenem Selbſtgefühl: Wir ſind nicht ſo arm, daß wir Almoſen annehmen; ich müßte mich ſchämen, und meine Eltern würden böſe werden. — Des Geldes weniger bedürftig, hätte ſie ſich vielleicht auch weniger gekränkt gefühlt und es angenommen; ſo ging ſie aber.

Es entſtand eine neue Stille. Da ſehen Sie — nahm endlich A. das Wort — wie es geht. Man ſollte ſich nichts Beſtimmtes vornehmen, ſondern etwa nur das Allgemeine und Negative, daß man keinen thörichten Streich machen wolle. Der Menſch ſoll auf nichts ſchwören, denn er kann für nichts ſtehen; zu Allem kann er kommen, Alles kann ihm begegnen. Er kann nicht behaupten: So ſoll es nie mit mir werden! Er kann nur zum Himmel beten: Laß mich meinem beſſern Selbſt nicht untreu werden.

B. Ich kann mich noch nicht gefangen geben. Es ſind in allen Dingen Grenzen, feſte Punkte. Leben wir im Staate nach beſtimmten äußern Geſetzen, die lange vor dem eintretenden Falle da ſind, warum ſollte für den Menſchen ſelbſt keine innere Geſetzgebung ſtattfinden dürfen?

A. Ein öffentliches Geſetz muß darum ſeyn, weil es der Menſchen ſo viele gibt, die nur gezwungen das thun, was dem Vernünftigen ſchon ſein Blick in die Welt, und auf ſeinen Antheil an ihren Gütern und Nutzungen vorhält. Aber Sie wiſſen wohl, daß man ſchon übel daran iſt, wenn man die Geſetze in Anſpruch nehmen muß, weil ſie eigentlich nicht Leben fördern, ſondern nur großen Uebelſtänden wehren. Zeit, Geld, Ruhe ſind aber gewöhnlich die unvermeidliche Einbuße. Auf eine ähnliche Weiſe ſind wir auch mit poſitiven Grundſätzen daran. Wir bringen vielleicht durch, aber nicht ohne manche Einbuße, welche derjenige ſich erſpart, der ſeine Maßregeln nach den Bezügen der Gegenwart, ohne irgend eine Vorherbeſtimmung, nimmt.

B. Es gibt aber beſtimmte Fallſtricke, die die böſen Mächte dem Sterblichen immer wieder legen; ſoll er denn nicht, endlich über den unglückſeligen Hang zur Erkenntniß kommend, in Zorneseifer gegen dieſe dämoniſchen Gewalten einen Schwur thun, der ein- für allemal die Künſte des böſen Prinzips zu nichte macht?

Was gewährt eine erhebendere Anſchauung, als der Menſch mit den feindlichen Mächten im Kampfe, ſie durch Stärke ſeines Wollens beſiegend?

A. Ich laſſe Ihnen die Wahl zwiſchen einer Jungfrau, welche den Stachel ihres ſinnlichen Temperaments durch Vernunftgründe zu brechen weiß, und einer andern, die, von Natur in ihrem Verlangen gemäßigt, ſchon durch die natürliche Schamhaftigkeit über die Verlockung erhaben iſt.

B. Sie kennen das Sprichwort: Eine Tugend, die nie auf die Probe geſtellt worden, iſt keine Tugend.

A. Es hat jeder Menſch zu beten: Führe uns nicht in Verſuchung! und Wenige ſind zum reinen Heroismus auserwählt. Die Tugend kann übrigens auch eine ins Blut, das heißt, ins innerſte Weſen des Menſchen eingeborne Vernunft ſeyn, eine Scheu, ein Ekel vor dem Böſen, der vom Geiſt und Gemüth aus das unregelmäßige Verlangen ſchon im verſchloſſenſten Keime erſtickt.

B. Nur durch Bewußtſeyn erwirbt man Verdienſte, der Inſtinkt iſt eine thieriſche Gabe.

A. Ein dunkles Bewußtſeyn iſt darum doch ein Bewußtſeyn. Was Anfangs Inſtinkt war, wird endlich ein Erkennen, und das Beſte, deſſen wir uns bewußt ſind, ſoll am Ende Inſtinkt werden, die Tugend — eine lange Gewohnheit, ſeinem beſſern Selbſt zu folgen.

B. Ich komme immer wieder darauf zurück, daß der Menſch im Moment der Gegenwart nie ſeine ganze Lebensweisheit beyſammen hat, daß er alſo einen erworbenen Schatz von Erfahrungen, gleichſam eine ſtändige Weisheit bereit halten muß, um mit gleichen Waffen gegen alle die Kräfte zu kämpfen, die ihn ſich ſelbſt zu entfremden und zu dem Ihrigen zu machen verſuchen. Dieſer Schatz — ſind bewährte Grundſätze.

A. Wenn nur dieſer ſtehende Reichthum, dieſer Grundſtock von Lebensweisheit nicht die Seele des Menſchen ſo gern verhärtete, dieſes Gefühl ſeines Selbſt nicht ſo leicht in eine hochmüthige Selbſtheit ausartete. Man will Grundſätze an den Tag legen, Charakter zeigen; es imponirt, man gilt für feſter, als die Menge der Loſen und Lockern; aber hier hat man zarte Verhältniſſe verlezt, da Leben durchſchnitten, dort Gefühle mißkannt, dort Freuden zertreten, und vielfach ſich von reichen Sphären des Daſeyns ausgeſchloſſen. Die Willensſtärke verräth ſich als Eigenſinn, die Weisheit als Vorurtheil, der Reichthum als eine relative Armuth.

B. Ich will zugeſtehen, daß es beym Manne von Charakter und Grundſätzen nicht ganz ohne Härte, ohne kleine Verſehungen abgeht; aber wer kann es laſſen, beym einzelnen Falle Allgemeines in Anwendung zu bringen, denn wer vermöchte jedes Ereigniß in ſeinem individuellen Weſen zu durchſchauen? Soll Etwas geſchehen und in die Welt eingeführt werden, ſo müſſen andere Dinge ihm Platz machen. Wer Zweifel oder Zartheit zu weit treibt, der hat am Ende nichts gethan. Ambos oder Hammer! Entweder mache ich die Welt nach meinem Bilde, oder ich werde ein Zerrbild der Welt. Das iſt nun des Menſchen Geſchick, daß er ſelten das rechte Mittel trifft, daß er entweder der Welt oder ſeinem Begriffe zum Raube wird.

A. Sie geben mir faſt mehr zu, als ich verlange. Sollte es aber wirklich ſo ſchwer ſeyn, das rechte Maß zu treffen? Lehrt und berichtigt doch ein Augenblick den andern. Sie beſtimmen durch Grundſätze das Leben weit hinaus. Sie heißen dieſe einen aufgeſparten Schatz; ich kenne aber nichts Reicheres, als eben den neueſten Augenblick lebendigſter Gegenwart. Sie fürchten die Lockſtimme der Gelegenheit, und ich finde den beſſern Menſchen immer am züchtigſten, wenn er der Ungezogenheit unter die Augen ſieht. Sie trauen Ihren Einſichten, den Blendwerken der Welt gegenüber, nicht; ich finde den Menſchen nie mehr im Mittelpunkt ſeines Erkennens und Wiſſens, als wenn das handelnde Leben ſeinen Entſchluß fordert; hier tritt ihm Weſen, Kraft und Macht des Gegenſtandes vor die Augen, und ſo wie die Gegenwart die Spitze iſt, durch die uns die Summe des Daſeyns zuſtrömt, der Durchſchnittspunkt aller Beziehungen der Vergangenheit und Zukunft, ſo iſt die innere Stimme, das Gewiſſen, der Richterſpruch unſerer innern Weltanſchauung und Weltgeſchichte. Selbſtüberwindung lerne der Menſch, nicht um ſie ſtets zu üben, ſondern damit ſie ihm leicht wird, wenn er ſie braucht.

B. Mit Ihnen iſt nicht fertig zu werden, beſonders wenn Sie anfangen auch noch Gedanken zu entlehnen, wie ſo eben; und doch finde ich uns nicht zu weit auseinander. Feſte Zwecke muß doch der Menſch verfolgen, Beſtimmtes in ſich und nach außen vollbringen, Beſtimmtes fliehen, das Reich des Guten auf Erden befördern, das Reich des Böſen zerſtreuen helfen; er erkennt heilige Inſtitute an, ehrwürdige Geſetze; das Wohl der Menſchen iſt tief in ihnen gegründet; es iſt doppelt verderblich, ſie nicht zu achten, ihrer ſelbſt und des Aergerniſſes wegen.

(Der Beſchluß folgt.)

Etwas über die Pontes Longos des Domitius und Cäcina, in Bezug auf den Aufſatz im Morgenblatt Nr. 167, 168 und 169. 1812.

(Beſchluß.)

D. Der vierte Grund: „Des Domitius Brücken ſeyen in ſo kurzer Zeit zu Grunde gegangen, während die des Cäcina erhalten worden ſeyen.“ iſt von keinem Moment.

und ſchon in einer Anmerkung unter dem Aufſatz S. 672. zum Theil widerlegt. Denn a) bey des Domitius Brücke walteten nicht dieſelben Umſtände ob, wie bey der ausgebeſſerten des Cäcina. Sie wurde durch das bald überwachſende Torfmoor erhalten. b) Zudem war ja des Domitius Brücke nicht ganz zerſtört, und ſomit wenigſtens zum Theil ja auch bis auf Cäcinas und unſere Zeit erhalten.

E. Ein weiterer Grund: „Daß trames aggeratus eine Erhöhung von Erde ſey, wie ihn Tacitus nenne“ hat nicht die mindeſte Schwierigkeit. a) Ein trames aggeratus kann ſo gut von Holz ſeyn, als ein agger und ein pons Trames heißt überhaupt ein Weg, eine Bahn, ſie mag nun ſeyn von was ſie will. Deß dieſer trames ein aggeratus war, d. h. auf etwas erhöhtem Erdreich ſtand, kann zugegeben werden. Aber auch ein agger konnte von Holz ſeyn. Caes. de bell. gall. Lib. VII. Cap. XXIV. verbrennen die Gallier einen agger des Cäſars; war dieſer von Erde oder von Steinen? b) Tacitus nennt nun dieſen Weg einmal pontes longi, woraus man ſchließen darf, daß es eine aneinander fortlaufende einen über die Sümpfe erhöhten Weg bildende Reihe von (hölzernen) Brücken geweſen ſey, ſonſt würde er nicht den Ausdruck pontes gebraucht haben, und trames aggeratus iſt eine Erklärung für das Beywort longi, daß man wiſſen ſollte, zu welchem Zweck die pontes dienten.

F. „Die Beſchreibung des Orts, meint der Aufſatz weiter, wo Cäcina ſchlug, paſſe gar nicht auf den Drenthner Moor; ſie erwähne Berge und von ihnen herabfließende Gewäſſer.“ Allein a) Tacitus ſagt nur silvae paulatim adclives, dieß ſind wohl nur die großen Gebüſche in jener Gegend, die dennoch einige Erhöhung haben. Sagt ja der Aufſatz ſelbſt S. 675: Mitten im Moor ſey eine kleine Sandanhöhe. Die Deutſchen konnten daher auch die Gewäſſer, die dort entſprangen, auf die Römer herableiten. Entſpringen jezt dort keine Gewäſſer mehr, ſo folgt nicht, daß ſie nicht ehemals entſprungen ſeyn konnten. Daß es übrigens in der Gegend nicht an Quellwaſſer fehle, beweiſt das, daß man mitten in das Moor hinein ein Kloſter bauen konnte. b) Wenn auch Tacitus weiter unten von jugis ſpricht, ſo darf man ſich nicht daran ſtoßen, jugum iſt die höchſte Spitze auf einer kleinen Erhöhung, und dieſes Wort gebraucht er in der eigentlichen, hier gemeinten Stelle. Cap. LXIV.

„Auch laſſe ſich nicht denken, daß Cäcina ſein Heer mitten im Moraſt auf einer vier Meter breiten Brücke würde haben lagern wollen.“ Es ſteht nirgends, daß Cäcina ſein Heer auf der Brücke lagern laſſen wollte, er ſollte ſchnell die Brücke paſſiren; als er an ſie hin kam, fand er ſie zerbrochen, und ließ, um ſie ausbeſſern zu können, in jener Gegend ein Lager ſchlagen (castra metari in loco [sesilo] placuit), ſcheint aber durch die Angriffe der Deutſchen ein wenig in die Sümpfe getrieben worden zu ſeyn. Cap. LXIV. a. 3.

Durch das bisher Geſagte ſollte nun gezeigt werden, daß es möglich iſt, daß die pontes longi einerley mit der im Drenthner Moor ſind, und die wenigſten der angeführten Gründe ein großes Moment haben, und noch nicht gerade ein ſeltſamer Beweis für die Richtigkeit gelehrter Hypotheſen ſind.

2) Wir ſuchen nun noch zu widerlegen, was uns von den Gründen, die der Aufſatz für ſeine Hypotheſe anführt, beſonders eine Widerlegung zu verdienen ſcheint.

A. S. 675. wird gefragt: „Warum dieſer Pfad in dieſem Fall nicht den anderwärts von den Römern erbauten Heerſtraßen gleiche?“ Wir antworten: a) Wie konnte er den andern Heerſtraßen gleichen, da er über einen Sumpf als Brücke gieng? b) Man vergleiche damit Cäſars Rheinbrücke, deren Beſchreibung man Caes. de bell. Gall. Lib. IV. C. XVII. findet. Sie iſt zwar verſchieden von den pontes longi, wie natürlich, aber auch ſie hat lauter Holz, wie dieſe, wenn nicht, was allein möglich wäre, die fibulae (juncturae fibulis ab extrema parte distinebatur) von Eiſen waren, ſie können jedoch auch von Holz geweſen ſeyn. Sogar Stangen (longuriis) wurden bey ihr, wie bey jener, gebraucht.

B) Wird gefragt: Warum die Brücke nicht ſo dauerhaft ſey, warum untüchtig um Reiterey und Gepäck darauf fortzuſchaffen? a) Iſt dieß wirklich ſo, ſo braucht man nichts als anzunehmen, Domitius zuerſt und dann Cäcina habe den Weg für das Fußvolk gemacht, um es ſchnell weiter zu bringen, Domitius habe die Reiterey auf einem andern Weg marſchieren laſſen, und Cäcina habe wenig Pferde gehabt, wie es auch war. (Pars equitum litore oceani Rhenum petere jussa. Tac. C. LXIII.) b) Nach der Anſicht des Aufſatzes war der Weg gemacht, um Steine und andere Baumaterialien auf demſelben für ein zu bauendes Kloſter herbeyzuſchaffen. Wie? für ein wenig Reiterey und Gepäck auf eine kurze Zeit, vielleicht auf einige Stunden, ſoll die Brücke nicht dauerhaft genug geweſen ſeyn, aber um Balken und Steine ꝛc. zu einem ganzen Kloſter darauf fortzuſchaffen und zu Jahre langem Gebrauche wohl? Dieß will uns nicht einleuchten.

C. Die Gründe, die man im Bau ſelbſt finden will, ſind, unſerer Anſicht nach, wenig ſtatthaft. Denn: a) Man darf ja nur annehmen, daß die Römer dieſen Weg in der Eile, in der Noth eines Rückzuges gemacht haben, daß ihre Werkzeuge verloren giengen, und in dieſem Fall, ehe ſie ſich an die ſtarken Eichen machten, lieber eine leichtere Holzart nahmen. Auch kann ja zu jenen Zeiten die Eiche dort noch ſeltener geweſen ſeyn, als jezt. b) Was die hölzernen Zapfen betrifft, wer ſagt denn, daß ſie ſie mühſelig verfertigt haben, konnten ſie ſie nicht mit ſich führen, konnten es nicht Zeltnägel ſeyn, die ſie in der Eile zum Bau der Brücke nahmen? c) Daß der Bau nicht zierlich genug iſt, wie kann das ein Moment ſeyn, wenn man die Eile bedenkt, in der ſie den Rückzug machten?

D. Für Landleute iſt der Bau, ein Bau von drey Stunden, allerdings ganz ungeheuer, und ganz unbegreiflich iſt a) der Eyfer der Verdienſtlichkeit bey dem damals bereits tief geſunkenen Anſehen der Geiſtlichkeit, und der Meinung von Kloſter und Kloſter-Gelübden, ja bey der Verachtung gegen dieſelbe, die ſelbſt unter dem Volke herrſchte (man ſehe darüber: Die Möncherey oder geſchichtliche Darſtellung der Kloſterwelt. Stuttgart 1820. 3n Bds. 3te Abth. S. 41. ff.); b) ganz unbegreiflich, daß die Landleute alle Werkzeuge entbehrten, was bey einer im Rückzug begriffenen Armee ſehr begreiflich iſt; c) ganz unbegreiflich, daß der Bauherr des Kloſters nicht Vorſchub zu allem ſollte geleiſtet haben, was die Förderung des Baues betraf; d) ganz unbegreiflich endlich, daß die armen Landleute das viele Holz nur ſo unbenutzt, und blos zu Hypotheſen für die Nachwelt liegen ließen.

E. Wenn man endlich Verzweigungen des Wegs nach allen Richtungen antrifft, und nicht genau angeben kann, nach welchem beſtimmten Ort oder von welchem her ſie führen, was nach zweyhundert Jahren wohl noch möglich iſt, ſo folgt daraus nur ſo viel, daß auch die Römer dieſe Nebenwege konnten gemacht haben, um dem Hauptweg ſchneller und bequemer die nöthigen Materialien zutragen zu können.

Wir glauben aus dem Geſagten gezeigt zu haben, daß es noch gar nicht ausgemacht iſt, daß die Anſicht des Aufſatzes die richtige ſey. Sie iſt auf jeden Fall eben ſo gut und noch mehr Hypotheſe, als die erſte Anſicht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30ſten Juli 1822.

Vorigen Freytag hielt die königl. Académie des Inscriptions et belles lettres ihre jährliche öffentliche Sitzung. Nachdem der Preis der beſten Abhandlung über die Urſachen der Auswanderungen der Normänner im Mittelalter und über die Geſchichte ihrer Niederlaſſungen in Frankreich bekannt gemacht und dargereicht worden war, kündigte der Präſident, Baron Silveſter de Sacy, die Preisfragen für die Jahre 1822 und 1823 an, nämlich eine, den bürgerlichen, kommerziellen und litterariſchen Zuſtand der Juden in Frankreich, Spanien und Italien, vom fünften bis zum ſechszehnten Jahrhundert betreffend; die zweyte über die verſchiedenen und allmähligen Abänderungen in den Verrichtungen des römiſchen Konſulats von Auguſtus an bis zur Abſchaffung dieſer Würde, dann noch eine, bereits ſeit einigen Jahren aufgegebene, Preisfrage in Betreff der Zuſammenſtellung der alten perſiſchen und chaldäiſchen Denkmäler mit der Lehre und den Mythen des Zendaveſta; ferner wurden drey Aufmunterungsmedaillen unter den in den Provinzen wohnenden Gelehrten ausgetheilt, welche die beſten Abhandlungen über noch vorhandene Alterthümer eingeſchickt hatten. Dieſe Aufmunterungspreiſe haben bereits eine lebhafte Thätigkeit unter den Gelehrten erregt. Aus den meiſten Gegenden Frankreichs kommen nun manche gute Abhandlungen über wenig bekannte, merkwürdige alte Denkmäler, beſonders über ſolche ein, die ſich aus der Römerzeit herſchreiben. Es wäre zu wünſchen, daß die königliche Akademie nun auch die belohnten Abhandlungen ſammelte und heraus gäbe; dazu ſcheint aber noch keine Vorkehrung getroffen worden zu ſeyn; ihre eigenen Abhandlungen kann die Akademie wegen Mangel an Geld nur ſehr langſam und nach langen Friſten erſcheinen laſſen. Nicht als ob die Kammer nicht Geld genug hergäbe; allein am Miniſterium des Innern giebt es ſtets Nebenzwecke, wozu das Geld verwendet wird. Vermittelſt einer willfährigen und ergebenen Mehrzahl von Deputirten, die mit voller Stimme zur Abſtimmung ruft, ſobald von den Unabhängigen Aufklärung über die Verwendung der Gelder verlangt wird, bringt man es dahin, daß dieſer Mißbrauch faſt ungerügt vorübergeht nebſt manchen andern Mißbräuchen. Es wurde dann zur Vorleſung mehrerer gelehrten Aufſätze und zweyer biographiſchen Notizen über verſtorbene Mitglieder der Akademie geſchritten, von denen ich hier kürzlich erwähne, was mir am merkwürdigſten geſchienen hat. Die beyden Biographieen betreffen den Marquis Garnier und den Herrn Tôchon. Erſterer, ein Mitglied der Pairskammer, hat ſich durch ſeine Ueberſetzung des Smith'ſchen Werkes über den Nationalreichthum um die franzöſiſche Litteratur verdient gemacht, zumal da er ſeine Ueberſetzung mit vielen Anmerkungen begleitet hatte, welche derſelben einen beſondern Werth geben. Auch einige politiſche Broſchüren hat er herausgegeben, von denen der Generalſekretär eine anführte, die Garnier zu Anfange der Revolution geſchrieben hatte, um zu beweiſen, die Landeigenthümer müßten Vorrechte haben. Der Herr Generalſekretär ſcheint es dem Publikum übel zu nehmen, daß es auf dieſe Broſchüre des Marquis ſo wenig Acht gegeben hatte; allein der Generalſekretär iſt 83 Jahr alt, und kann ſich wohl ſchwerlich in die Denkungsart des franzöſiſchen Volkes finden, das allen Vorrechten abgeneigt iſt, weil es ſich nur allzuwohl der Uebel erinnert, die ehemals aus den Vorrechten entſtanden waren, und denen die Revolution auf eine radikale Weiſe abgeholfen hat. Solche veraltete Vorrechte wieder einzuführen, wird wohl verſucht, iſt aber nicht ſo leicht auszuführen, als es einigen ſcheinen mag. Auch die Mäßigung, die in den politiſchen Geſinnungen Garniers herrſchte, rühmte Herr Dacier, und bemerkte ſehr richtig, daß eine ſolche Mäßigung in Staatsangelegenheiten immer zu rühmen ſey, wenn ſie weder eine Folge einer ſervilen Ergebenheit an die herrſchende Parthey, noch einer gänzlichen Gleichgültigkeit wider alle Partheyen ſey. In der Akademie des inscriptions hätte ſich Herr Garnier in den letzten Jahren ſeines Lebens durch ein gelehrtes Syſtem über den Werth der alten Münzen hervorgethan; ein Syſtem, das zu einem archäologiſchen Streite Anlaß gegeben hatte, der freylich wenig Aufſehen erregt hat, wiewohl er mehrere Bände Abhandlungen veranlaßt hat, weil er nicht mit Leidenſchaft, ſondern beyderſeits mit ruhigem Forſchungsgeiſte geführt wurde. Der Marquis, nachdem er die großen Schwierigkeiten der alten Münzgewichte genau betrachtet hatte, war nämlich, wie bereits ein früherer franzöſiſcher Gelehrte, Dupré de St. Maur, gethan, auf den Gedanken gerathen, die Münzen der Alten hätten nicht das Gewicht gehabt, was ſie ihrem Namen nach hätten haben ſollen; und beſagte Namen hätten alſo einen idealiſchen Werth vorgeſtellt, wie einige Münznamen der neuern. Ein anderer Akademiker hatte die im Drucke erſchienene Abhandlung des gelehrten Marquis durch eine bündige Erörterung widerlegt; hierauf hatte erſterer durch eine noch weitläufigere Schrift geantwortet, worauf dann Herr Letronne ebenfalls durch eine erſchöpfende Abhandlung über den Münzwerth bey den Alten antworten will. Die Akademie ſcheint allgemein Herrn Letronne beyzuſtimmen. Der Generalſekretär geſtand, aus dem Streite der beyden Gelehrten ſey viel Licht über das Münzweſen bey den Griechen und Römern aufgegangen. Uebrigens lägen die Aktenſtücke dem Publikum vor; es könne alſo zwiſchen den beyden Gelehrten entſcheiden. Von Herrn Tôchon wußte Herr Dacier nicht viel mehr zu ſagen, als daß er mit vielem Fleiße und Scharfſinne Münzen und etruskiſche Vaſen geſammelt und erläutert habe, wovon die von ihm herausgegebenen Abhandlungen Zeugniß ablegen, und daß Hr. Tôchon gern jedem den Zutritt zu ſeiner koſtbaren Alterthümerſammlung verſtattet habe.

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Nro. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. August 1822.

> Es iſt nicht immer das Gewicht eines einzelnen groſſen Ereigniſſes, was den Ausſchlag gibt, meiſt beſtimmen viele kleine, aber aneinander gereihte Umſtände über unſre Stellung in der Welt.
>
> Fr. v. Lamotte Fouqué.

Das Geheimniß,

aus R . . . . s Denkwürdigkeiten mitgetheilt,

von Lewald.

Mein mehrjähriger Freund, P. v. R., ſtarb plötzlich, und mir ward das Geſchäft, ſeine nachgelaſſenen Papiere zu ordnen. Seine Reiſen, Kenntniſſe und Verbindungen machten ihn zu einem der intereſſanteſten Menſchen unſerer Zeit, und ſeine Memoiren, die ich vielleicht mit Erlaubniß der Familie dem Publikum mittheile, werden genugſam dieſe Ausſagen beſtätigen. Zunächſt als Probe Folgendes, welches, von den übrigen Manuſcripten abgeſondert, in einem Käſtchen von Ebenholz ruhte und die Aufſchrift: das Geheimniß, führte. Der Mittheiler enthält ſich aller Bemerkungen über dieſe räthſelhafte Begebenheit — eben ſo weit entfernt, Uebernatürliches darin zu ſuchen, als eine vorwitzige Aufklärung aus eigenen Mitteln hinzuzuthun. Was es geweſen ſeyn mag, kann der Leſer eben ſo gut, wie der Mittheiler, daraus folgern, und am Beſten iſt es, wenn nichts des Unbefangenen Urtheil von vorhinein zu beſtimmen ſucht.

*

Mein Vater führte ein unruhvolles Leben, und es ſchien, daß ihm die Ruhe nicht gut that; denn als er ſich ein Gütchen in der Nähe meiner Vaterſtadt gekauft hatte, um, wie die Leute ſagen, ſeine alten Tage in Ruhe zu verleben, entraffte ihn uns der Tod, ehe er ſo eigentlich ſeine alten Tage erreicht hatte; denn er war erſt 43 Jahr alt, da er ſtarb. Eigentlich lebte mein Vater mehr auf dem Waſſer, als auf dem Lande. In meinem zehnten Jahre kam er einſt aus London zurück. Es war die lezte Reiſe, — wie er vorher geſagt hatte, die er dahin machte, um mehrere Verbindungen, die er dort hatte, perſönlich aufzulöſen, da er nunmehr auf dem Lande ſeine Tage beſchließen wollte; — wir waren ihm entgegen gefahren; ich freute mich mehr, als je, ihn zu ſehen; denn es war ſchon ſpät im Jahre, und die ſogenannten Aequinoktial-Stürme raſten bereits, ſo daß ich Nachts, wenn mich das Geheul aufweckte, ſtets mit Zittern an die armen Seeleute dachte, da — ſag' ich, erſchien mein Vater, an der Hand einen ſtattlichen Mann führend, den er blos mit dem Namen Freund M. vorſtellte, und zum Abendeſſen bey ſich behielt. Ich ſage bey ſich, denn ich und die Mutter nahmen daran keinen Theil. Dieſes befremdete uns. Sonſt brachte er gewöhnlich den Kapitän mit, und da wurde viel gelacht und getrunken, und die Hausleute und mehrere Nachbarn kamen herbey, um in unſerm Garten an dem groſſen runden Tiſch ſich mit den Neuangekommenen zu freuen, die auch gewöhnlich Jedem eine Kleinigkeit mitgebracht hatten. Allein heute mußte, obgleich der Tiſch für die ganze Familie ſchon gedeckt war, ungenuzt weggetragen werden, und die beyden Männer ſpeiſten allein im obern Zimmer, wo ſie nach dem Eſſen mit ſtarken Schritten auf und ab gingen und laut in einer fremden Sprache ſich unterhielten, wie ich deutlich vernahm, als ich mich ins Bett legte; dieſes Bet aber beſtand eigentlich für dieſe Nacht in einer ſchönen Ot tomane, auf welcher ein Polſter und der Reiſepelz meines Vaters meine Lagerſtätte machten, da die Betten in unſerm Hauſe für den Gaſt gebraucht wurden, welcher bey uns übernachtete. Ich ſchlief alſo in unſerm beſten Zimmer auf der Ottomane, oder ſollte vielmehr ſchlafen; denn die ſonderbare, von jeder frühern abweichende, Ankunft meines Vaters hatte meine, für einen Knaben von zehn Jahren zu reizbare, Phantaſie ſo aufgeregt, daß der Schlaf Alles im Hauſe gefeſſelt hatte, mich allein ausgenommen. Wenn dieſe Unruhe mich auch auf Augenblicke verlaſſen hatte, ſo roch mir wieder der Pelz meines Vaters ſo ſtark nach Seewaſſer, von dem er wohl mehr als einmal durchnäßt geweſen ſeyn mochte, daß ich mir einbildete, ich ſey auf dem Schiffe, und der Kopf drehte ſich fortwährend, daß mir ganz ſchwindlich wurde. So lag ich halb träumend, halb wachend, bis endlich der Seegeruch und der dadurch entſtandene Schwindel mich in einen unruhigen Schlummer und in ſchwere Träume warf, von denen ich wahrſcheinlich am andern Tage den heftigen Kopfſchmerz und die lebhafte Rückerinnerung übrig behielt, denn ich weiß zur Stunde noch nicht, war's Traum oder Wirklichkeit, was um mich ſich zutrug — und nur das ſeither Erfahrene, das ich bey reiferem Alter mit jenem in nahe Verbindung bringen konnte, ſcheint mir die Gewißheit zu geben, daß ich damals nicht träumte, ſondern wirklich das Schrecklichſte erlebte.

Kaum war ich alſo eingeſchlummert, da ſchien es mir, ich hörte im Nebenzimmer, wo mein Vater und der Fremde ſchlief, laut ſchnarchen, welches, ſo natürlich es war, mich aufſchreckte, und gleich darauf die Thüre öffnen, die in mein Zimmer führte. Der Fremde trat ein, der nicht wußte, daß ich da ſchlief. Er ging mehrere Male auf und ab, und machte dabey immer den Weg durch beyde Zimmer. Aufgeregt, wie er ſchien, war ihm jenes wohl zu klein. Endlich fing er an mit ſich ſelbſt zu ſprechen, und ich verſtand folgende Worte: „Nur morgen noch hier — dann fort, und er iſt hin — hin für immer! der Thor!“ — Dann ging er wieder auf und ab in dem Zimmer, und blieb vor dem Spiegel ſtehen: „Seh' ich aus wie ein Mörder?“ rief er hier wild, indem er mit verzerrter Miene hineinſtarrte, und ſeine ſchwarze Perrücke nebſt dem Backenbart herunterriß, und nun da ſtand mit einem faſt kahlen Greiſenhaupte. Bey dieſer Bewegung trat der Mond hinter Wolken hervor, und er bemerkte meine Lagerſtätte. „Ha, murmelte er, wie unvorſichtig!“ Sogleich ſetzte er die Perrücke wieder auf und ſchlich zu mir. Ich erſtickte faſt vor Angſt unter meinem Pelz, in den ich mich tief eingewickelt hatte, und ziemlich treffend einen Schlafenden nachmachte. Denn — „er ſchläft!“ — brummte er, ſchlich auf den Zehen zurück ins Zimmer meines Vaters, ſchloß die Thüre, und die Nacht verging ruhig, indem auch ich, von einem eiſernen Schlafe befallen, bis zum hellen Morgen fortſchlief, der dieſes Ereigniß mir in einen traumähnlichen Schleyer hüllte, da in dieſer Nacht ſich nichts zugetragen zu haben ſchien, worauf ſich jene furchtbare Erſcheinung hätte beziehen laſſen können. Allein nur zu bald ſollte ſie eine Urſache finden, die uns Alle in Trauer verſenkte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aeußerungen des Hrn. Staatsraths Cuvier bey Anlaß des neuen franzöſiſchen Preßgeſetzes.

In der viel ſpäter erſt bekannt gewordenen Rede, welche der Staatsrath **Cuvier**, als königlicher Kommiſſär, am 1. März (1822) in der **Pairskammer** zur Vertheidigung des Geſetzesentwurfs über Preßvergehen gehalten hat, kommt die nachfolgende beachtenswerthe Stelle vor. Sie bezieht ſich auf die Strafbeſtimmungen gegen gröbliche Beleidigung oder Verſpottung der Staatsreligion ſowol, als anderer geſetzlich in Frankreich anerkannter Religionen.

„Die Ausdrücke des Geſetzesentwurfs (ſo erklärt ſich Hr. **Cuvier**) ſind keineswegs zweydeutig, und die dadurch bezeichneten Grenzen ſind, zuſammentreffend mit den Ausſprüchen der Verfaſſungs-Karte und der Vernunft, diejenigen der Reciprocität zwiſchen den verſchiedenen Arten des anerkannten Kultus. Was dieſen unter ſich erlaubt iſt, das wird auch hinſichtlich auf ſie geſtattet. Alles nämlich außer der gröblichen Beleidigung und Verſpottung (tout ce qui n'est pas outrage et dérision). Gewiß iſt den religiöſen Gemüthern, welche das Bedürfniß dieſer Beſtimmung dargethan haben, nicht in den Sinn gekommen, der katholiſchen Religion die Vertheidigung ihrer Lehren gegen die abweichenden Bekenntniſſe zu unterſagen; eine bloße Vertheidigung, in ernſten und gemäßigten Ausdrücken, wird demnach weder für Schimpf, noch für Spott gelten, und dieß zwar eben ſo wenig in Büchern der Diſſidenten, als der Orthodoxen.“

„Es kann darüber kein Zweifel walten. Was unterſagt werden ſollte, iſt jene gemeine und verächtliche Sprache, welche denen, ſo ſich ihrer bedienen, mehr Schande bringt, als den erhabenen Lehren, gegen die ſie gebraucht wird; keineswegs aber eine freye Polemik (controverse) zwiſchen den verſchiedenen Auslegungsarten der heiligen Bücher. Die natürliche Deutung, welche ich hiermit dem Geſetzes-Artikel gegeben habe, kann, ich bin deſſen überzeugt, auch den eifrigſten Anhängern der katholiſchen Religion nicht anſtößig ſeyn. Es iſt ihnen heut zu Tage recht gut bekannt, daß Religions-Erörterungen dem religiöſen Geiſte keineswegs widerſprechend ſind, und daß jene Länder, worin dieſer Geiſt ſich am beſten erhalten hat, gerade auch diejenigen ſind, in welchen die verſchiedenen Bekenntniſſe einander allzeit gegenüber ſtehen, um in Sittlichkeit und Erleuchtung ſich gegenſeitig nachzuſtreben. Sollte Jemand noch zweifeln, daß aus der, einer einzigen Lehre durch-

Gewalt geſicherten, ausſchließlichen Herrſchaft beynahe nothwendig Gleichgültigkeit und Verderbniß (l'indifférence et la depravation) hervorgehen müſſen, ſo mag davon die Ueberzeugung leicht aus der furchtbaren Schilderung geſchöpft werden, welche Boſſuet, im Eingang ſeiner Schrift über die Abweichung (des variations), von dem verſunkenen Zuſtand der römiſchen Kirche kurz vor der Reformation, unter den Päpſten Alexander, Julius und Leo, entworfen hat. Was man alſo auch immerhin für eine Meinung über die Folgen der Kirchentrennung des ſechszehnten Jahrhunderts hinſichtlich derer, die ihr gefolgt ſind, hegen mag, ſo wird man nicht in Abrede ſeyn, daß durch dieſelbe in der Mutterkirche die Herſtellung jener wiſſenſchaftlichen Bildung ſowol als der Reinheit von Diſciplin und Sitten kräftig ſey befördert worden, welche die Anhänger aller Bekenntniſſe gegenwärtig ſo gerne in ihr anerkennen und bewundern.

„Ein edler Herzog hat, indem er den Sinn des Artikels, und was dieſer ſeinem Befinden nach weiter hätte leiſten ſollen, vortrug, eine Einräumung gemacht, welche ihm ſelbſt ſehr bedeutend vorkommen mußte; ihr zufolge ſollten Aſtronomen und Geologen die Ergebniſſe ihrer Forſchungen allerdings bekannt machen dürfen, aber nur unter der Beſchränkung, daß ſie daraus keine mit den von der Kirche anerkannten Lehrſätzen in Widerſpruch ſtehende Folgerungen zu ziehen ſich erlauben.

„Es räumt aber, wie ich bereits geſagt habe, der Geſetzes Artikel eine ungleich viel größere Freyheit ein, und es war billig und nöthig, daß er dieß thue. Nichts könnte dem menſchlichen Geiſte verderblicher ſeyn, als wenn für geſetzlich gültig und wahr dasjenige angeſehen werden ſollte, was das eine oder das andere Zeitalter über phyſikaliſche und ſelbſt auch über metaphyſiſche und hiſtoriſche Vorwürfe in den heiligen Schriften zu finden geglaubt hat. Dieß hieße das Aergerniß von Galilei's Verdammniß erneuern wollen; ich ſage mehr noch, es hieße dieß jedem nur einigermaßen ſeine Würde fühlenden Mann über jene Dinge den Mund ſchließen.

„Ich berge nicht, daß auch einiger perſönlicher Vortheil mich veranlaßt, gegen die Einräumungen des edeln Herzogs Einſprache zu thun. Ich glaubte einige Beweiſe für die Richtigkeit der moſaiſchen Schöpfungs-Geſchichte entdeckt zu haben; aber ich ſcheue mich auch nicht zu ſagen, daß ich die Kundmachung derſelben unterlaſſen hätte, wenn durch ein Geſetz das Gegentheil zu behaupten unterſagt geweſen wäre.

Mit einem Wort, es verbietet der Artikel Beſchimpfung und Verſpottung; er verbietet, die rohen Leidenſchaften, den Leichtſinn der Jugend oder die Unwiſſenheit des Volks gegen eine reine, Sitten und Geſetz beſchützende Religion zu bewaffnen; es unterſagt derſelbe aber weder dem Gelehrten die Erforſchung und Kundmachung der Naturwunder, noch dem Geſchichtſchreiber die Würdigung der alten Ueberlieferungen der Völker, noch dem Weltweiſen die Ergründung aller Tiefen, wohin Scharfſinn und Nachdenken ihn führen mögen.

Capitain Cochrane.

Nach eingegangenen Nachrichten hat der unternehmende Capitain Cochrane das Altai-Gebirge an der chineſiſchen Grenze erreicht. Spätere Nachrichten von dieſem Reiſenden, datirt von der Mündung des Kolyma und Okotsk im Juni 1821, ſind gleichfalls eingetroffen. Er war bis ans Nord-Oſt Vorgebirg von Aſien vorgedrungen, welches er um einen halben Grad nördlicher angibt. „Es ſoll,“ ſagt er, „kein Land mehr nördlich von hier geben. Die Oſtſeite des Noß beſtehet aus kühnen, ſenkrechten Felswänden, während die Weſtſeite einen allmähligen Abhang bildet; das Ganze iſt ſehr unfruchtbar, und hat ein furchtbares, aber prachtvolles Anſehen.“ Von dem Kolyma nach dem Okotsk ſagt er, „habe er eine gefährliche, ſchwere und ermüdende Reiſe von 3000 Werſten gehabt,“ wovon er einen großen Theil innerhalb 70 Tagen zu Fuß zurück legte. Nach einer ſo gewagten Reiſe von Petersburg bis zum nordöſtlichen Ende Sibiriens, iſt es zu bedauern, daß die Küſten Kamtſchatkas wahrſcheinlich das Ziel ſeines mühevollen und gefährlichen Unternehmens ſeyn werden. Nachdem er der Großmuth und Achtung, die er allenthalben von den ruſſiſchen Beamten ſowohl als von Privatperſonen erfuhr, dankbar erwähnt, ſezt er hinzu: „Die Regierung habe in dieſem Augenblick eine Expedition in der Behringsſtraße, deren Abſicht es ſey, das amerikaniſche Feſtland nördlich und öſtlich zu umfahren.“ Sie beſtehet aus zwey Korvetten, welche Spithead 1819 verließen. Im Juli 1820 erreichten ſie die Behringsſtraße, und man glaubte, ſie ſeyen in demſelben Jahre durch dieſelbe gegangen; im Winter aber kehrten ſie nach einer der ruſſiſchen Niederlaſſungen an der amerikaniſchen Küſte zurück, und nach Capt. C's Bericht waren ſie im Juni 1821 wieder in jener Gegend.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30ſten Juli 1821.

(Fortſetzung.)

Der übrigen in der öffentlichen Sitzung verleſenen Aufſätze waren drey: der erſte vom Herrn Jomard über die Verhältniſſe zwiſchen Meroe, Ethiopien und Egypten. Herrn Jomard nennt man hier ſcherzhaft den Großprieſter der Oſiris, wegen der Eiferſucht, womit er über die egyptiſchen Alterthümer wacht. Herr Jomard hat wenigſtens zwölfmal die Feder ergriffen, um zu beweiſen, daß die franzöſiſchen Gelehrten in Egypten alles entdeckt haben, was zu entdecken war, oder, falls ihnen etwas entgangen ſeyn ſollte, daß der Franzoſe Cailland, der noch jezt in Egypten iſt, und deſſen Reiſe Herr Jomard herausgiebt, das Reſultat ihrer Forſchungen nunmehr ergänze. Was Engländer und Deutſche am Nil entdeckt haben, das betrachtet Herr Jomard von oben herab mit vieler Geringſchäzung. Dahin zielte dann auch der Aufſaz ab, den er dießmal öffentlich verlas; von Belzoni, Gau und andern forſchenden Reiſenden that Herr Jomard nicht die mindeſte Erwähnung, knüpfte an das egyptiſche Inſtitut ſogleich den Herrn Cailland an, indem er alles überſprang, was ſeitdem Wichtiges an den Nilufern entdeckt und beſchrieben worden iſt, und von Cailland kam er auf den alten Thierkreis, den Frankreich nun zu beſizen das Glück habe. Auch eine bereits von ihm mehrmals geäußerte Meynung in Betreff der Verbreitung der Civiliſation und der bildenden Künſte an den Ufern des Nils, ſezte er hier ausführlich auseinander. Einige Gelehrte haben nämlich vermuthet, die Baukunſt und Bildhauerey ſey vom Obernil zum untern Egypten herab gekommen und habe ſich auf dieſem Gange allmählig vervollkommnet. Dieſe Meynung bekämpfte Herr Jomard mit triftigen Gründen. Es ſey ſehr wahrſcheinlich, daß das Land an der Mündung des Nils weit vor den Ländern in Ethiopien angebaut worden ſey; die Civiliſation hätte ſich ebenfalls in Egypten weit eher entwickeln müſſen. Die Anſicht und Vergleichung der Denkmäler in Egypten und Nubien beweiſe auch wider erſtere Meynung, indem die egyptiſchen Gebäude dergeſtalt mit den Sitten, Gebräuchen und religiöſen Meynungen der alten Bewohner übereinſtimmten, daß man nicht anders denken könne, als daß ſie von den Egyptiern und einzig für ihr Land erfunden und angelegt worden ſeyn. Gehe man von Egypten nach Nubien über, ſo finde man immer nichts anders, als den originellen Styl der Egyptier; auf den alten Denkmälern beyder Länder finde man Siege abgebildet; die Beſiegten, die man oft in demüthiger Stellung abgebildet habe, ſtellten offenbar Ethiopier vor; nun ſey es aber nicht natürlich, anzunehmen, daß die in Nubien vorhandenen Bilder dieſer Art von den alten Nubiern und nicht von den Egyptiern herrühren, weil man alsdann vorausſezen müßte, die Nubier hätten nie Freude daran gehabt, ihre eigene Erniedrigung durch die Egyptier in dauerhaften Denkmälern zu verewigen. Gegen leztere Behauptung ließe ſich aber vielleicht, meinem Erachten nach, erwiedern, daß die Egyptier ſpäterhin an nubiſchen Denkmälern ſolche Darſtellungen angebracht haben können, wiewohl es allerdings nicht ohne Wahrſcheinlichkeit iſt, daß der ächt egyptiſche Styl der Baukunſt den Nil hinauf gewandert iſt, und nicht den Nil herab. Nur hätte Herr Jomard mehr auf die wichtige Bemerkung des Herrn Gau Rückſicht nehmen ſollen, daß, jemehr man den Nil herabziehe, deſto mehr man die Denkmäler aus den Felſen heraus gebaut fände. Da die Wirkung beyder Länder auf einander wechſelſeitig kann geweſen ſeyn, ſo iſt die Frage über den Gang der Bau- und Bildhauerkunſt vielleicht nicht ſo leicht zu löſen, als es Herr Jomard glauben mag.

In Betreff des nunmehr öffentlich ausgeſtellten Zodiaks bemerkte der Herr Akademiker, der ein thätiges Mitglied der bekannten Commission d'Egypte iſt, jezt erſt könne man ſich von der Genauigkeit der von dieſer Commiſſion gezeichneten Abbildungen überzeugen. Dieſe vorgebliche Genauigkeit wollen aber eben diejenigen, welche das Denkmal mit dem Kupferſtiche in der großen Beſchreibung Egyptens verglichen haben, geradezu läugnen; auch war ſie nicht wohl möglich bey dem damaligen Zuſtande des Originals, deſſen wenig erhobene Figuren oben an der Decke einer finſtern Kammer kaum ſichtbar ſeyn mußten. Der alte Zodiak hat übrigens das ſonderbare Schickſal gehabt, daß er ſeit ſeiner Ankunft in Frankreich in den herrſchenden Partheyenzwiſt mit hinein gezogen worden iſt. Eine Parthey will nämlich das Alter deſſelben einige tauſend Jahre hinaufrücken, wodurch dann die durch die Bibel verbreiteten geſchichtlichen Thatſachen umgeſtoßen werden; um dieß nun zu verhüten, ſucht eine andere Parthey den Stein ſo jung als möglich zu machen. Schon ſeit der franzöſiſchen Expedition in Egypten waren die Meynungen in Frankreich zwiſchen Dupuis und Visconti getheilt, wovon der eine für das hohe Alter, der andere für die Jugend des Zodiaks gekämpft hatte; vermuthlich hatten ſie aber beyde nach Vorurtheilen, und nicht nach ſcharfer Unterſuchung der Thatſachen geurtheilt; auch haben ſich die franzöſiſchen Gelehrten mit den Meynungen dieſer Beyden keineswegs begnügt, ſondern, ſeit der Ankunft des Steines neue Nachforſchungen begonnen. St. Martin und Letronne, von der Academie des Inscriptions, und Biot, von der Akademie der Wiſſenſchaften, haben jedweder eine beſondere Epoche für die Verfertigung der Bildhauerey dieſes Denkmals angeſezt, und der frömmelnde Herr Dacier ſprach in der öffentlichen Sizung von einer antiquité raisonnable, die man dem Zodiak beylegen müſſe. So ereignet es ſich denn, daß diejenigen, die ein zu hohes Alter annehmen, als nicht andächtig, diejenigen, die mit Visconti die Verfertigung des Steins unter die Regierung der römiſchen Kaiſer verſezen, als ſehr andächtig, und endlich diejenigen, die, wie Herr Dacier ſagt, eine antiquité raisonnable, alſo ein Mittel zwiſchen beyden ergreifen, als Menſchen gemäßigter Geſinnungen angeſehen werden. Man braucht alſo nur jedweden Menſchen in Paris zu fragen, was er von dem Alter des Zodiaks halte, um zu erfahren, wie er geſinnt iſt, und zu welcher Parthey er gehört. Wer ſich bey den Ultras in Gunſt ſezen will, muß an dem Denkmale die friſche Jugendblüthe anerkennen; wehe ihm, wenn er ein Profeſſor iſt, und die Dupuis'ſche Meynung vertheidigen will! Seine Abſezung würde in dieſem Fälle nicht lange ausbleiben.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 197.

Raſender.

Charade.

Sey Erſte du der Zweyten mir das Zeichen!
Ich fühle dich dem Herzen ſo verwandt.
Als erſt' und zweyte will ich froh dir reichen,
Was deinen Geiſt erfreuend, mir bekannt.
Der finſtre Unmuth muß der Freude weichen,
Wenn mir ein guter Engel dich geſandt.
Empfange nun in meiner Lieben Kreiſe,
Von meinen beyden lezten die Beweiſe!

Die Lezte hat, des Ganzen Hohn zu rächen,
Der Griechen Schaar nach Ilium gebracht.
Sie dient' im Kampf den Gegner zu durchſtechen,
Als einſt der Geiſt des Ritterthums erwacht,
Und Nordens Krieger ſchwangen ſie, den frechen
Erobrer ſtrafend, in der Völkerſchlacht.
Der Deutſche, kaum beſiegt, jezt ſelbſt der Sieger,
Uebt nun das Ganze gegen fremde Krieger.

Ejd.

Nro. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. Auguſt 1822.

> Ihr frommen Seelen, traut des Heuchlers Thränen nicht;
> Denn, was er mit dem Munde ſpricht,
> Das leugnet er in ſeinem Herzen.
>
> Lichtwehr.

Das Geheimniß.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tage Nachmittags nahm der Fremde von meinem Vater zärtlichen Abſchied, wobey wir Alle zugegen waren, und unter den Verſicherungen, bald wieder zu kommen, reiſte er fort. Für den andern Tag ſollte ein alter Univerſitätsfreund meines Vaters beſucht werden, der auf einem nahe gelegenen Gute wohnte, und Alles war ſchon zu dieſer Reiſe vorbereitet worden. Sehr frühe hörte ich den Bedienten rufen, um Thee zu bringen, wie es bey uns im Hauſe gewöhnlich war. Ich ſtand ſchnell auf, da ich Alles zur Abfahrt fertig glaubte, und eilte ins Wohnzimmer hinunter. Allein wie erſtaunte ich, als ich eintrat, und den Vater bleich und entſtellt auf dem Sopha liegend fand, und Alles um ihn in ängſtlicher Beſorgniß beſchäftigt. Der Arzt, der aus der nächſten Stadt herbeygerufen ward, erklärte den Zuſtand des Kranken ſogleich für ſehr bedenklich, und leider nahmen die Symptome, die uns Alle um das theure Leben beſorgt machten, von Stunde zu Stunde mit furchtbarer Schnelle zu. Um zehn Uhr verlor er die Sprache. Ein Wagen rollte vor, und kurz darauf trat jener Unbekannte mit Theilnahme und Schmerz in der Miene ins Zimmer. Er näherte ſich dem Sterbenden, denn leider war dieß mein unglücklicher Vater ſchon. Dieſer verſuchte etwas zu ſagen, konnte aber nur die Lippen bewegen, er brachte den Kopf des Fremden ſeinem Munde näher, um ihm etwas ins Ohr zu ſagen, allein auch ſelbſt ſo war es nicht möglich, ihn zu verſtehen. Da ergriff er mit dem Ausdruck des höchſten Schmerzes meine Hand und die des Fremden, vereinigte ſie in der ſeinigen, die ſchon kalt war, und führte ſie an ſein Herz mit einem tiefen Seufzer, der ſein lezter war. Wir zogen beyde unſere Hände mit Mühe zurück aus der ſeinigen, die der Todeskrampf geſchloſſen hatte. Entſetzlich war mir dieſer Augenblick. Es war die erſte Leiche, die ich ſah — und obgleich die Leiche des theuern Vaters, ergriff mich doch ein ängſtlicher Schauer, der mich von ihr fortrieb. Ueberdieß der furchtbare Fremde, deſſen Schauriges: Seh' ich aus wie ein Mörder! mir immerfort in die Ohren tönte, und den ich jeden Augenblick in den Greis verwandelt zu ſehen fürchtete, wodurch der tröſtliche Wahn eines Traumes gänzlich zerſtört worden wäre. Meiner Mutter Schmerz war ungeheuer, ſie war unfähig, das Nothwendigſte anzuordnen, ich war zu jung noch dazu, und dem theilnehmenden Fremden wurde Alles überlaſſen. In Kurzem war durch ſeine Bemühung das Begräbniß angeordnet, und ich folgte weinend der Leiche meines Vaters, den — ſo ſagte der Arzt — ein Schlagfluß getödtet hatte.

Meinen lebhaften Traum behielt ich für mich, ich fürchtete mich zu ſehr, etwas davon laut werden zu laſſen; denn ich dachte, wenn es der fremde Herr erführe, könnte es mir das Leben koſten. Da ich älter wurde und der Sache ernſter nachdachte, wollte ich meiner alten ohnedieß kränkelnden Mutter durch Mittheilung des Ereigniſſes jener Nacht nicht die Trauer um den Gatten auffriſchen, auch ſie nicht durch jene Zweifel über den ſchnellen Todesfall, die mich folterten, beunruhigen, die dennoch nicht aufgehellt wurden, da alle meine Nachforſchungen fruchtlos blieben. Das Einzige, was ich ſehr bald erfuhr, war, daß jener Fremde ein Geiſtlicher ſey, der zwar nicht aus der Gegend war, der ſich aber in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts viele Freunde erworben hatte, bey den Vornehmſten des Landes in Anſehen ſtand, und im Beſitz groſer Kenntniſſe war. Der lezten Willensäußerung meines Vaters gemäß, nahm er ſich auch meiner Jugend an, leitete meine Studien, beſuchte uns oft, und nach und nach dachte ich weniger an ſeine nächtliche Erſcheinung, bis mir endlich ſeine Greiſengeſtalt nur noch in ganz nebelhaften Umriſſen im Gedächtniſſe ſchwebte, doch nie ganz erloſch. Er bewohnte ein, dem Aeußern nach, ſchönes Haus in unſerer Nachbarſchaft, woran ein weitläufiger Garten ſtieß. Selten öffnete ſich die Thür, um einen Fremden einzulaſſen, und eine alte Magd war die einzige Mitbewohnerin. Ich war ungefähr in meinem ſiebenzehnten Jahre, kurz zuvor, ehe ich die Univerſität zu K. bezog, als ich von ihm gewürdigt wurde, in ſein Haus treten zu dürfen. Eine Halle, die auf Säulen ruhte, machte das Erdgeſchoß, aus welchem eine Treppe zu drey Gemächern führte, wovon das eine ihm zum Wohn-, das andere zum Schlaf-, und das dritte, welches immer verſchloſſen war, wie es hieß, zum Studier-Zimmer diente. Das Wohnzimmer hatte, ſtatt der Thüren, Vorhänge von grüner Seide. An den Wänden waren Armleuchter, und dazwiſchen ſchwarze Täfelchen, auf welchen mit goldenen Buchſtaben die Worte: Betet! Arbeitet! Wachet! Liebet! zu leſen waren. In einer Niſche war ein Altar, auf dem ein Bild von hoher Meiſterhand prangte. Im Schlafzimmer befand ſich hinter einer ſpaniſchen Wand das Bett, welches mit Säbeln, Dolchen, Stileten und Piſtolen von verſchiedenem Kaliber ganz umgeben war. Von hieraus führte eine ſchwere eiſerne Thüre in das dritte Zimmer. Seine Wohnung machte einen ſo unheimlichen Eindruck auf mich, daß ich mich nicht ſehr darnach ſehnte, ihm wieder einen Beſuch abzuſtatten. — Ich hatte mich mit Eifer der Malerey ergeben und kopirte eben die Madonna im Garten nach Raphael. Da ich nur nach einer Kopie arbeiten konnte, die überdieß ſehr mangelhaft ſeyn mochte, obgleich ſie mich ſchon ſehr anſprach, ſo näherte ihn dieß mir ſo, daß er oft ſtundenlang an meiner Staffeley ſaß, und mir mit Rath zur Seite war, da er das Original ſehr genau kannte. Er beſuchte mich nun oft, weil, wie er ſagte, ihn das künſtleriſche Stillleben in meinem Zimmer, ſo nannte er die zufällige Gruppirung von Malergeräthſchaften, Gemälden, Büchern und mitunter Weinflaſchen und Früchten, mit beſonderem Intereſſe anzöge. Er forderte mich oftmals zum Spazierengehen auf — wollte ich aber daran Theil nehmen, ſo mußte ich zeitig aufſtehen, da dieß des Morgens um halb vier Uhr zu geſchehen pflegte. Da wechſelten herrliche Bemerkungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit intereſſanten Mittheilungen aus den reichhaltigſten Lebensbegebenheiten, Stellen aus franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen, deutſchen Dichtern, mit hinreißender Kraft vorgetragen, mit Anekdoten, Schilderungen von Nationalfeſten der entfernteſten Nationen mit ihren Nationaltänzen, die ſeine Beſchreibung vergegenwärtigte. Kurz, man kann ſich keine angenehmere, belehrendere, harmloſere Geſellſchaft denken, und dennoch trat manchmal, wenn ich den friſchen, lebensfrohen Mann in den bunteſten Lichtern, in dem blendendſten Strahlenkranze menſchlichen Wiſſens, als lebensklugen Weiſen, neben mir ſah und entzückt zuhörte, das bleiche Greiſengeſpenſt mit dem verzerrten Antlitz aus dem Spiegel zu mir und grinzte: Seh' ich denn aus wie ein Mörder? Dann war aber wieder die Wirklichkeit da, um mich heiter zu umfangen. Was M. eigentlich trieb, wußte Niemand; daß er ein Geiſtlicher war, zeigte ſeine Kleidung, ſeine Verbindungen und Kenntniſſe zeigten, daß er aus einem groſen Hauſe abſtamme, und ſeltſam war es, daß er Niemanden, trotz ſeines plötzlichen Erſcheinens in unſerer Gegend, verdächtig war. So natürlich und unverdächtig M., ich möchte ſagen faſt in unſerer Mitte, lebte, denn unſere Wohnorte waren nicht weit von einander entfernt, ſo ſehr er für mich und meine Mutter freundſchaftlich beſorgt war, um ſo überraſchender war es uns, plötzlich von ſeinem Verſchwinden aus unſerer Gegend die Nachricht zu erhalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Soll man nach Grundſätzen leben?

(Beſchluß.)

Heißen wir denjenigen nicht einen Mann von Charakter, ſagte B. weiter, der von ſich ſagen kann: Ich werde nie lügen, nie fremdes Gut mir aneignen, nie untreu, unkeuſch ſeyn; ich werde wahrhaft, offen, thätig, liberal ſeyn? Und welche Beruhigung, in Verhältniſſen mit ſolch einem Manne auf ſeine Grundſätze als auf felſenfeſte Pfeiler ſich ſtützen zu können?

A. Ferne ſey von mir, gegen ſolche Geſinnungen etwas Anderes zu ſagen, als höchſtens etwas näher Beſtimmendes. Grundſätze ſind keine Zwecke. Ich gebe Ihnen ein Beyſpiel. Ein Zweck iſt: ſeine Geſundheit zu bewahren, zu befeſtigen; aber die Entſchlüſſe, den Wein, das Sitzen, den Tabak zu meiden, können wir negative Grundſätze nennen. Seine Kinder gut erziehen wollen, iſt ein Zweck; ſie auf keinen Maskenball, in kein Schauſpiel gehen zu laſſen, ein Grundſatz. Er gleicht in ſeiner Beſonderheit der Abſicht. Durch hartnäckiges Durchführen von Abſichten entfernt man ſich oft von ſeinem Zweck, denn dieſer will fortgeſeztes Beobachten und Anerkennen der Forderungen des Lebens. Was nun jene heiligen Inſtitute und

Geſetze betrifft, ſo ſetze ich voraus, daß ſie jedem Menſchen, von dem jezt zwiſchen uns die Rede ſeyn kann, ehrwürdig ſeyen, ich erwarte bey ihm einen Schatz von Erfahrung, der ihm jeden Augenblick zu Gebote ſteht, und ihn im Allgemeinen leitet, wenn ihm kein Einzelnes eine näher beſtimmte Richtung gibt. So weit ſind wir Eins. Wie ſelten iſt aber darüber die Frage, ob wir etwas Beſtimmtes, Augenfälliges, Entſcheidendes thun oder laſſen ſollen, ſondern vielmehr von Verhältniß, Grad, Maß oder Unmaß, und hier gerade verläßt uns der Grundſatz oder führt uns zu weit.

Bey uns Sterblichen ſchlägt wohl die Hauptpulsader fürs Rechte und Gute, aber in dem feinern Adergeflecht rührt ſich der Schelm. Nicht vom Ablegen der Schellenkappe ſpricht es ſich, ſondern wie das Glöckchen der Thorheit ſich bald da bald dort in einer unſerer Rockfalten neckend verſtrigt.

Genügte es an Grundſätzen, ſo reichte einer aus: Ich will in allen Fällen ein vernünftiger Menſch ſeyn; aber die Anwendung zeigt, ob der Ruf ins eigene Herz drang, ob der Blick auf die Welt richtig war.

B. Ich merke nun wohl, Sie wollen keine Grundſätze, weil Sie noch mehr wollen, als Grundſätze. Darf ſich aber die Menge, wie ſie iſt, den Eingebungen des Augenblicks anvertrauen, und wollten wir den Menſchen nicht Glück wünſchen, wenn ſie nur erſt ſo weit wären, daß ſie, wenn auch mit einiger Starrheit, nach Grundſätzen handelten?

A. Es iſt damit, theurer Freund! wie mit der Bildung in Kunſt und Wiſſenſchaft. Wie manche haben darin nicht Gutes und Schönes gelernt und geleiſtet, ſo daß zu wünſchen wäre, dieſe Bildung möchte nur recht allgemein im Volke verbreitet ſeyn; und doch, wenn man in der Literatur die Stimme der ſtrengen Kritik hört, ſo ruft ſie: Wie mangelhaft iſt noch das Meiſte! — Suchet doch das rechte Maß, befreyet euch von der *Manier*, erringet das Abbild des höhern Lebens, den guten *Styl*!

B. Ich will es nicht läugnen, daß ich mich von Ihrer Anſicht freundlich angezogen fühle. Ihre Behauptungen waren mir Anfangs ſchroffe, paradore Worte; ich begreife ſie jezt als einen Ausfluß Ihrer Denkungsart im Ganzen. Ich werde in Gedanken immer wieder auf dieſen freundſchaftlichen Streit zurückkommen. Ihr Wahlſpruch möchte ungefähr dieſer ſeyn: An den vorgefaßten Grundſätzen rütteln Zeit und Umſtände; ein guter, heller Sinn dauert länger.

Wollen Sie dieß für ein Bekenntniß nehmen, daß ich mich für überwunden halte, ſo mögen Sie es thun.

A. Erlauben Sie, ſchätzbarer Freund! nun auch mir ein Bekenntniß. Während ich gegen Grundſätze ankämpfte, hat ſich mir der Werth derſelben erſt recht bemerklich gemacht. Wer in ſeinem Denken weiter kommen will, muß ſich immer die bedeutendſten Einwürfe ſelbſt machen. Und ſo finde ich denn insbeſondere bey mir ſelbſt, daß ich wohl öfter nach feſten Grundſätzen handeln, daß mehr Folgerechtheit, mehr beſtimmte Richtung, mehr ſtrenges Einſchreiten in meinem Weſen herrſchen dürfte.

Selbſterkenntniß und fremder Tadel haben mir zu manchem Grundſatz gerathen, den ich von nun an feſter im Auge behalten, nach welchem ich mich, wenigſtens annähernd, richten will. F. L. Bührlen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Anfang Auguſt.

Seit meinem lezten Berichte ſahen wir nun auch den dritten Theil der Grillparzerſchen Trilogie: *Medea*. Da die Dichtung mit allen ihren Schönheiten und Mängeln, nunmehr gedruckt vorliegt, ſo mag jeder nach ſeiner Anſicht über ihren höheren oder minderen Werth urtheilen; auch kann die Lektüre dieſes Werkes leicht mehr Vergnügen gewähren, als die Darſtellung, wenn nämlich die Rolle der Medea nicht mit der Virtuoſität gegeben wird, mit welcher ſie hier Dem. *Pfeiffer* ſpielt. Wenn dieſe Schauſpielerin ſchon in den erſten Theilen unſern Antheil gewann, ſo feyerte ſie in dieſem lezten einen wahren Triumph. Jugend, lebensreiche Fülle und ein unverſiegender Born phyſiſcher Kraft kommen ihr hier hülfreich zu ſtatten. Das Publikum rief ſie, was hier eine ſeltene Auszeichnung iſt, *zweymal* hervor. Hr. *Hölken* wußte dem ſchwankenden Charakter des Jaſon Haltung zu geben, und verdient ſeines Eifers wegen rühmliche Erwähnung. Die Dichtung ſelbſt wird wohl überall, ſchon ihres höchſt matten, undramatiſchen Ausganges wegen, kalt laſſen. — Ich ſchreite nun zu den Gaſtrollen des bekannten Schauſpielers Hrn. *Korn* und der Dem. *Weber*. Beyde Mitglieder des k. k. Burgtheaters in Wien. Dieſe Gaſtſpiele waren jedoch mehr ſubjektiv als objektiv intereſſant, denn die werthen Gäſte traten mitunter in Stücken auf, die gar nicht mehr *genannt* werden ſollen. Die Urſache dieſes Uebelſtandes beruht in zufälligen Hinderniſſen, und iſt eben ſo wenig in dem Ungeſchmacke der Gäſte ſelbſt zu ſuchen, als in einem böſen Willen der hieſigen Intendanz, welche (die *jetzige*) jeden fremden Künſtler, wie man verſichert, mit zuvorkommender Artigkeit empfängt, und ſeinen Wünſchen bereitwillig entgegen kömmt. Dem. Weber eröffnete den Cyklus ihrer Rollen mit der *Toni* in Körners verſchollenem Drama, und als *Liſette* in Kotzebues (längſt verwelkten) Roſen. Wir ſahen eine jugendlich angenehme Geſtalt und hörten ein kräftiges Organ, dem aber großer Umfang und Modulation gebricht; deſto wohlthuender iſt die Deutlichkeit und Verſtändlichkeit in ihrem Vortrage. Leider iſt dieſe erſte Bedingung einer guten Schule bey uns zum Vorzuge geworden. Nach ihrem anmuthigen und leicht natürlichen Spiele im zweyten Stücke zu urtheilen, glauben wir, daß das Luſtſpiel die Sphäre iſt, in welcher ſich ihr Talent am vortheilhafteſten entwickeln möchte. — Hiernach erſchien zum erſtenmale Hr. *Korn* als Don Cäſar in Donna Diana. Unſre Meynung über dieſen Künſtler ſteht feſt, und wir glauben, daß der größere Theil der Urtheilsfähigen ſie mit uns theilen wird. Wir halten Hrn. Korn für einen Schauſpieler, der tief in das Weſen ſeiner Kunſt gedrungen, und eben durch Forſchung und Wiſſenſchaft zu jener Ruhe und Beſonnenheit gelangt iſt, die den wahren Künſtler erprobt. Er wird jeden Charakter richtig auffaſſen, ſo wie er des Techniſchen durchaus Meiſter iſt, deßwegen wird er immer und überall gefallen, aber — hinreißen wird er nicht leicht. dazu fehlt ihm Organ und Suade, auch ſcheint er anſpruchslos jeden Effekt zu vermeiden. Seine Schöpfungen ſind ſchöne Kupferſtiche, die uns die Originale mit treuer Wahrheit wieder geben, aber ein Kupferſtich, ſelbſt der gelungenſte, ob wir ihn auch bewundern, er vermag uns nicht eigentlich zu begeiſtern, denn ihm fehlt die Lebenswärme, der Farbenzauber, mit dem der Maler ſeine Bilder ſchmückt. Die Wahrheit des Geſagten hat ſich uns in ſeinen Leiſtungen als Giulio Romano in Correggio, und vorzüglich in der Rolle des Hamlet bewährt, wo ihm der bekannte Monolog unübertrefflich gelang, während wir geſtehen müſſen, manche andre Szene, z. B. die Unterredung mit der Mutter im 4ten Akt, ungleich ergreifender und wirkſamer von andern Schauſpielern geſehen zu haben. Noch einen großen Vorzug müſſen wir an Herrn Korn rühmen, den einer wahrhaft edlen, durchaus tadelfreyen Repräſentation. Dieſe Eigenheit macht uns ſeine Erſcheinung ſelbſt in jenen Stücken denkwürdig, die wir wahrlich nur um dieſer leztern willen zu ſehen kamen, als da ſind: Eliſa Valberg, Stille Waſſer ꝛc., Epigramm, Quälgeiſter.

Je mehr ſich feine Sitte und Anſtand aus unſrer Geſellſchaft, und folglich auch auf der Bühne verliert, wo nicht ſelten nachläſſige und rohe Manieren ihre Stelle vertreten, deſto achtbarer iſt uns der Mann, deſſen edle würdevolle Haltung eine Schule verkündet, von der ſich nur hie und da noch Spuren zeigen. Die lezten Gaſtrollen des Hrn. Korn und der Dem. Weber, wobey ſich das Sprichwort: Ende gut Alles gut, nicht ſo eigentlich bewährte, waren Romeo und Julia, in dem Shakeſpeare-Schlegelſchen Trauerſpiel dieſes Namens, oder vielmehr in dem Dinge, das die Wienertheater-Scheere aus jenem Meiſterwerke gemacht hatte, und das Hr. K. mit ſich hieher brachte. Sey es, daß Ref. das dichteriſche Ideal jugendlicher Reinheit und Lebensfriſche von dieſen beyden Charaktern mit ſich ins Theater brachte, oder die Entrüſtung über die jämmerliche Verſtümmelung des Stücks, geſteigert durch zufällige Gebrechen in Comparſerie und ſceniſcher Anordnung, kurz, weder Romeo noch Julia wollten ihn anſprechen. Was Dem. W. betrifft, können wir jedoch nicht läugnen, daß ſie den Charakter der Julia ganz richtig auffaßte, und ein munteres, naives, ſinnliches Mädchen darſtellte, und ein ſolches iſt Julia. Wir bitten die präſumptive Nachfolgerin der Dem. W. in dieſer Rolle ſich dieß ja wohl zu merken, und ſich, ſo viel es ihr möglich iſt, frey von aller Sentimentalität zu halten. — Daß Romeo als Pilger gekleidet auf dem Balle bey Capulet erſcheint, iſt unrichtig, und ſchon an andern Schauſpielern getadelt worden. Jenes Blatt der Shakspeare-Gallery, wo er ſo abgebildet iſt, kann nicht als Autorität gelten, und Schlegel tadelt den Maler darum. Wenn Julia den Romeo Pilger nennt, ſo iſt dieß nicht wörtlich zu verſtehen, ſondern weil ſie jene liebliche Allegorie in ſeiner Anrede ſinnreich fortführt. Warum ſagt Tybalt:

„Der Schurke wagt
Vermummt in eine Frage herzukommen"

und Julia würde am Schluſſe des Aktes die Maske nicht im Allgemeinen bezeichnen, ſondern ſagen: ſieh, wer der Pilger iſt! — Der Preis jenes Abends gehört übrigens Hrn. Weyermann als Merkutio, obgleich dieſer „große Nebencharakter," wie ihn Schlegel nennt, bis auf einige Reden durchaus geſtrichen war. Aber auch in ſeiner momentanen Erſcheinung wußte uns dieſer „luſtige, ſpöttelnde Geſelle," wie ihn Hr. W. mit großer Kunſt darſtellte, während er in den Händen eines minder geſchickten Schauſpielers leicht zum Poſſenreißer wird, ungemein zu intereſſiren. — Herr K. wurde nach jeder Darſtellung von dem Publikum lebhaft hervorgerufen, ohne daß ſich jemals irgend eine Oppoſition gegen ihn ſpüren ließ. Er kann die angenehme Ueberzeugung mit ſich nehmen, daß er die Erwartung, die man ſich in München von ſeinem Künſtlerwerthe gemacht, im Allgemeinen übertroffen hat. Auch Dem. W. fand jedesmal eine gerechte Anerkennung ihres ungewöhnlichen Talentes. —

Im Iſarthortheater ſpielt Hr. Cäſar Max Heigl, Direktor des Theaters zu Baſel (was er jedoch nicht mehr zu ſeyn ſcheint, weil er hier, wie verlautet, Engagement ſucht), Gaſtrollen. Derſelbe hat ſich bis jezt in keiner eigentlichen Kunſtaufgabe gezeigt. Ein von ihm ſelbſt verfaßtes (Schubladen-) Stück wurde einige Male mit Beyfall gegeben. Hr. H. zeigt ſich darin ſehr gewandt in verſchiedenen Rollen, worunter ihm die eines franzöſiſchen Stutzers, ſeines guten Accents wegen, vor allen gelingt. Auch das bekannte Ballet: „Das übel gehütete Mädchen," hat H. rezitirend auf dieſe Bühne gebracht. — Die Darſtellungen im großen Hoftheater werden im Laufe dieſes Monats für einige Wochen unterbrochen, um mehrere nöthige Abänderungen und Verbeſſerungen im Innern des Hauſes vornehmen zu können. Mittlerweile wird im Theater der italieniſchen Hofoper geſpielt, deren Wirkſamkeit erſt wieder im Oktober beginnt. —

Das Gerücht von naher Schließung des Hoftheaters am Iſarthor, mit welcher es dießmal ſehr ernſtlich gemeynt zu ſeyn ſchien, will ſich nicht beſtätigen. Das Publikum freut ſich darüber, und mit Recht, denn es verdankt dieſer Bühne recht frohe und angenehme Abende. Aber mit den Vergnügungen iſts eben nicht gethan. Die Direktion hat erklärt, ohne einen weitern Zuſchuß nicht mehr beſtehen zu können. Je mehr das große Hoftheater die Kräfte, die ihm zu Gebote ſtehen, kennt und benuzt, deſto ſchwieriger ſcheint der Stand dieſes zweyten Theaters zu werden, und ſelbſt Carls treffliche Leitung, und ſeine und ſeiner Gattin nie genug zu rühmende Thätigkeit, wenn beyde auch der Anſtrengung nie müde werden ſollten, mögen ihm kaum einen dauernden Fortgang ſichern.

Unſre Sommermeſſe, Dult genannt (von Indult), iſt dießmal vor das Marthor hinaus verlegt, und dieſer Umſtand macht unſre Boulevards noch lebhafter, als ſie ohnedieß in dieſer Jahrszeit zu ſeyn pflegen. Wer des Abends hier mit den Tauſenden luſtwandelt, glaubt wirklich in Wien oder Berlin zu ſeyn. Gegen das Carlsthor hin erheben ſich die zahlreichen Buden mit den gewöhnlichen Schaubarkeiten, als da ſind: ein kleines Panorama, das mechaniſche Theater des Taſchenſpielers (er nennt ſich Profeſſor) Pettoreſſi, eine Familie von Löwen — das Männchen iſt eines der ſchönſten Exemplare, das je nach Deutſchland gekommen ſeyn mochte — Krokodile, (eigentlich Alligatoren) weiterhin Seiltänzer mit einem gar luſtigen Pagliazo, aber einer deſto ſchlechteren Muſik, während aus dem benachbarten Sommertheater (Lipperthütte) die Baßſtimme des Tyrannenſpielers herübertönt. — Die Verlegung der Dult iſt eine überaus wohlthätige Verfügung der Regierung, und das Publikum erkennt auch dieſe Wohlthat, und nimmt ſie als ein Pfand einer noch größeren; es hofft nämlich, daß doch endlich auch der Getreidemarkt (Schranne) vor die Stadt hinaus verlegt werde. Wer nur einen Samſtag in München zugebracht, der wird ſich von dem Läſtigen, Gefährlichen und Unſchönen dieſer Schranne ſattſam überzeugen. So lange ſie in der Stadt beſteht, wird München mit ſeinen Palläſten und ſeinen 70 000 Einwohnern nie das Anſehen einer Reſidenzſtadt gewinnen. Die hieſige „Flora," die alle Mängel und Gebrechen der ſtädtiſchen Polizey mit pikanter Freymüthigkeit rügt, läßt keine Gelegenheit vorüber, gegen dieſen Uebelſtand loszuziehen, und der immer wiederkehrende Wunſch, daß ihm geſteuert werden möge (daß er nur kein frommer ſey!) erinnert an das bekannte praeterea censeo etc. in den Staatsreden des Cato. —

Beylage: Kunſtblatt Nro. 68.

Nro. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 27. Auguſt 1822.

> Denn von dem was vordem groß war, iſt jezt Vieles unanſehnlich geworden, und was zu meiner Zeit groß iſt, war vordem klein. Da ich alſo weiß, wie unbeſtändig das Glück iſt, ſo werde ich von dem einen, wie von dem andern reden.
>
> Herodot.

Einige Züge aus dem frühern Leben des Generals Mina*).

Don Xaver Mina ward im Monat December 1789 geboren. Er war der älteſte Sohn eines geachteten Grundeigenthümers von gutem Stande, deſſen Beſitzungen in der Nähe der Stadt Monreal, im Königreich Navarra, lagen. Aufgewachſen in den Gebirgen ſeines Vaterlandes, war er gewohnt, die reichen Thäler deſſelben zu durchſtreifen, und, vom hohen Anblick der Pyrenäen umgeben, ſich mit der Jagd zu beſchäftigen. Seine ſo geſtärkten und geübten Körperanlagen entwickelten ſich früh, indeß ſeine Seele alle Kraft unbezwinglicher Kühnheit einſog. Es iſt bekannt, welcher mächtige Einfluß auf die Bildung des Gemüths in dem wilden Anblicke der rauhen Scenen einer Alpengegend liegt, und in den heitern und erhebenden Gefühlen, welche durch ſie geweckt werden. Dort entgeht der einfache Bergbewohner, fern vom Einfluß der verfeinerten Geſelligkeit, auch ihrer Verderbniß, und wir finden die felsumſchloſſenen Thäler zum Wohnſitz der Tapferkeit und Tugend erhöht. Dort wird der Keim jedes edeln und großen Wollens genährt; dort iſt Vaterlandsliebe ein angebornes, keiner Pflege bedürfendes Gefühl, und dort ſind jene Heldengeiſter erwacht, deren außerordentliche Thaten die Menſchheit mit hellleuchtendem Glanze umſtrahlen.

Seine frühen Studien machte Mina in Pampelona und Saragoſſa. Im Jahr 1808, zu Anfang der Zeit des Widerſtandes der Spanier gegen das Eindringen der Franzoſen, war er Student in Saragoſſa. Damals, zwiſchen ſeinem achtzehnten und neunzenten Jahre, erwachte auch in ihm die hohe Begeiſterung der Zeit. Als die Mordſcenen des 2ten Mai's in Madrid ganz Spanien erſchütterten, und der Schrey der Rache vom Ebro bis zum Guadiana drang, gab er ſeine Studien auf, ging als Freywilliger zur Armee in Nordſpanien, und machte die Schlachten von Alcoraes, Maria und Belchite mit. — Die Folgen jener Ereigniſſe ſind noch friſch in unſerm Gedächtniß: der allgemeine Aufſtand der ſpaniſchen Nation, und das Erwachen des ſpaniſchen Heldenmuths aus dem Schlummer, in welchen er ſeit den Tagen Karls V. feſtgebannt war.

Erbittert über die Niederlage ſeiner Armeen, begann Napoleon um dieſe Zeit Spanien mit neuen Truppen zu überſchwemmen, und es ward von der größten Wichtigkeit für daſſelbe, eine Verbindung mit Frankreich zu haben, welche von dorther Nachrichten verſchaffte. Der tapfere, junge Mina unternahm dieß. Seine Kenntniß des Landes, der Landleute und der Wege über die Gebirge benützend, führte er ſein Geſchäft mit vollkommenem Glück aus; eine geheime Verbindung ward mit denjenigen Provinzen Frankreichs errichtet, welche die Pyrenäen begrenzen, und manche werthvolle Nachricht von dem, was in Frankreich vorging, kam zur Kunde der ſpaniſchen Generale.

Es dauerad mit den zahlreichen und geübten Truppen aufzunehmen, mit welchen Napoleon das Land bedrängte, war indeſſen die Armee der Spanier unfähig; und geſchlagen in jedem regelmäßigen Gefecht, mußte ſie ſich vor den Franzoſen zurückziehen.

---

*) Aus William Robinſons Memoiren über die mexikaniſche Revolution.

Nach der Niederlage von Belchite, einer Stadt im Süden von Saragoſſa, wandte ſich die ſpaniſche Armee nach Tortoſa zurück, indeß die Franzoſen eine Linie von den Südgrenzen Arragoniens bis nach Catalonien hinein beſezten.

In dieſer bedenklichen Lage der Dinge entwarf Mina einen Plan, der von den wichtigſten Folgen nicht nur für ſeine eigene Zukunft, ſondern für den ganzen fernern Krieg in Spanien war. Er beſchloß, die Linie der Franzoſen zu durchbrechen, ſein Vaterland Navarra zu erreichen, und deſſen Berge und von der Natur ſelbſt befeſtigte Gegenden zum Schauplaz ſeiner Unternehmungen zu machen; den Nachtrab des Feindes zu beunruhigen, ſeine Bedeckungen und Kouriere aufzufangen, und einzeln herumſtreifende Partheyen abzuſchneiden.

Bey einem Abendſpaziergang theilte er zuerſt einem ſeiner Freunde und Verwandten dieſe Plane und Entwürfe mit, voll Begeiſterung ſeine Hoffnungen, ſeine Beſorgniſſe und ſeine Ahnungen künftigen Ruhms entwickelnd. Der Freund hörte ihn ruhig bis an's Ende, und gab dann, auf einen Galgen in der Nähe deutend, die lakoniſche Antwort: „Gelingt das Unternehmen, ſo iſt es groß; wo nicht, ſo ſieh hier dein Schickſal!“ Auch der ſpaniſche General erwiederte auf ſein Anſuchen um die Erlaubniß zur Ausführung ſeiner Plane: er werde nur vergeblich ſein Leben wagen, da man ihn unfehlbar von der Armee abſchneide. „Ich werde mich nicht für abgeſchnitten halten, entgegnete der junge Held, ſo lange ich noch einen Weg für mein Pferd finden kann!“ Kurz, er verließ Tortoſa mit zwölf Mann, und, mit Schlauheit die Linie der Franzoſen durchdringend, erreichte er glücklich Navarra. Von dieſen Zwölfen iſt einer jezt Lieutenant, einer hat mit neun Wunden den Kriegsdienſt verlaſſen, und die Uebrigen fielen in der Schlacht.

Mina's erſtes Unternehmen war gegen eine franzöſiſche Bedeckung von etwa zwölf Mann. Er griff ſie mit zwanzigen an, und nahm ſie ohne vielen Widerſtand gefangen. Das nächſte war gegen eine Parthey von dreyßig Franzoſen. Die Spanier, in gleicher Anzahl, lagen hinter einem Steinwall verborgen, hinter dem hervor ſie beym Nahen des Feindes feuerten. In dem Kampf, welcher nun entſtand, hatte ein erbitterter franzöſiſcher Grenadier augenſcheinlich ſein Augenmerk auf Mina gerichtet; doch den Wall überſpringend, drangen die Spanier vor, und brachten bald mit dem Schwert den Streit zu Ende. Dieſer glückliche Anfang hatte die wichtigſten Folgen. Der Muth der ſpaniſchen Landleute ward geweckt; manches glückliche Abenteuer fand ſtatt; die Fouragier Corps der Franzoſen wurden niedergemacht, ihre Bedeckungen angegriffen und geplündert, und ihre Kouriere aufgefangen. — Noch dauerte die Freude der ſpaniſchen Regierung über Mina's erſtes Glück, als er ſie ſchon durch die Sendung eines groſen Corps von Gefangenen überraſchte, unter denen ein Oberſt-Lieutenant war; und zu einer andern Zeit wieder durch ſiebenhundert Gefangene, nebſt einer Menge Geldes und kriegeriſcher Bedürfniſſe.

Die Franzoſen waren nicht müſſige Zuſchauer dieſer ritterlichen Thaten. Mehr als dreyßig Perſonen, näher oder entfernter mit Mina's Familie verwandt, wurden plözlich verhaftet und nach Frankreich geſchickt. — Der Krieg, mit allen Milderungen, welche erhöhte Kultur ihm gegeben hat, bleibt immer noch einem fühlenden Herzen furchtbar genug; doch in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt erſcheint er in jenen politiſchen Kämpfen, wo für die Meynungen und Handlungen der Einzelnen ihre Blutsfreunde und Angehörigen verantwortlich gemacht werden. Unter den Verwandten Mina's, welche ſo ihrem Vaterlande entriſſen wurden, war ein liebenswürdiges Frauenzimmer, der Gegenſtand ſeiner frühen Neigung. Sie waren ſchon getrennt; die Unruhen der Zeit und die Wogen des Mißgeſchicks riſſen ſie jezt noch weiter aus einander. Ihre ſtille Liebe erlag, ein Spiel der Ereigniſſe, und war dem Glück für immer verloren.

(Die Fortſezung folgt.)

Das Geheimniß.

(Fortſezung.)

Um die Zeit von M's. Verſchwinden war es, als ich den erſten Aufſchluß über ihn erhielt. Die Papiere meines Vaters waren nach ſeinem Tode in einen Kaſten gelegt, und ſo aufbewahrt worden. Jezt durchſuchte ich ſie, und fand unter vielen gleichgültigen, mehrere Briefe die mir nichts weniger als gleichgültig waren. Sie waren zum Theil vom Feuer beſchädigt, und man ſah aus einem halb verbrannten Bindfaden, der ſie umgab, und der augenſcheinlich zur Umſchließung eines größern Packets gedient hatte, daß ſie dem Verbrennen entronnen waren, ob aus Zufall oder mit Vorſaz, blieb vorläufig unerörtert. —

Folgendes war der Inhalt der Fragmente.

— — — Die Geſellſchaft eines Mannes, den ich hier kennen lernte, wird immer anziehender für mich. Er hat die ganze Welt geſehen, und ſein Geiſt iſt mit den mannigfaltigſten Kenntniſſen geziert, und zwar in ſolchem Grade, daß man oft nicht begreifen kann, wie es einem menſchlichen Geiſte nur möglich ſeyn kann, in allen Feldern des Wiſſens ſo bewandert zu ſeyn. Wie und wo ich ihn kennen lernte? Im groſen Spielhauſe! Er ſaß auf dem Fenſterbrete, unter welchem ein Strom dicht vorbeyfloß. Er ſah mich mit forſchendem Blicke an, und leitete gleich das Geſpräch auf mein Geſchäft, als wiſſe er gleichſam, was mich beſonders intereſſiren könnte. Unſere Unterredung fing an recht lebhaft zu werden, indem der Fremde mit großer Beredſamkeit genaue Kenntniß der Sache entwickelte, da entſtand im Nebenzimmer, wo die große Bank war, Tumult, und Leute ſtürzten auf ihn zu, die ihm Glück wünſchten. Gelaſſen ſtand er auf, ging ins andere Zimmer und empfing von dem bleichen Bankier Alles, was auf dem Tiſche lag, das eine ungeheure Summe ausmachte. Ehe ich ihn fand, hatte er nämlich và banque geſagt, und während der Abzug gemacht ward, hatte er ſich auf das Fenſter geſezt, um den Erfolg abzuwarten. Ich ſah mit Verwunderung ſeine kalte Miene bey dieſem ungeheuern Glückszufall, wie er alles Gold und die Wechſel einſteckte, und endlich vor dem Weggehen mit einer wahrhaften Großmuth eine bedeutende Summe dem Bankier's zurückließ, indem er ſagte: „Hier etwas, um das gut zu machen, was mein Beſchützer Ihnen entzog. Ich kann Ihnen von dieſem Gelde etwas zurücklaſſen, denn ich ſpiele nicht mehr dagegen.“ Hierauf nannte er mir ſeine Wohnung, und ging mit dem größten Gleichmuth zur Thür hinaus.

Die Brillanten bey — — von unſchätzbarem Werthe — guter Handel — 20,000 Pfund — (ſo lückenhaft hatte die Flamme dieſen Brief gemacht). Ich bin noch nicht wieder bey ihm geweſen, ſo ſehr ich mich auch nach ihm ſehnte. Aufrichtig geſagt, nicht blos wegen ſeiner angenehmen Unterhaltung und ſeines ganzen Weſens, das einen ſtarken Eindruck in mir zurückließ, ſondern auch, weil es mit dem Brillantengeſchäft Ernſt und meine Kaſſe wohl kaum zureichen wird. Er indeß, wenn er mit mir gemeinſchaftlich dieſen Ankauf machen wollte, könnte mit dem bedeutenden Gewinn von neulich — — —

Endlich bin ich bey ihm geweſen. Er heißt M. und hat für einen bedeutenden Orden weite Reiſen unternommen. Namentlich iſt er in Rußland viel gereiſt. Er ſteht bey Allen dieſes Ordens, deren es auch hier eine große Menge giebt, in hohem Anſehen. Da neulich vor ſeinem Hauſe zwey Männer in einem wüthenden Streit begriffen waren, und ſchon zu den Waffen griffen, erſchien er plötzlich wie gewöhnlich in einem weiten dunkelfarbigen Mantel, welchen er auseinanderſchlug, worauf die Streitenden ſogleich ruhig wurden, ſich verſöhnten und nach Hauſe gingen. Als er ins Haus zurück kam, wandte er ſich mildlächelnd zu mir, der ganz erſtaunt dieſe Handlung angeſehen hatte, und legte den Mantel ab. Er trug den Pelikan, wie er ſeine Jungen mit dem eigenen Blute äzt, in Purpur und Gold auf der Bruſt darunter. Kennen Sie dieſen Talismann? fragte er lächelnd — ich verneinte — Sie werden ihn in Kurzem kennen, ſezte er hinzu. — Wie das nun zugehen wird, weiß der Himmel. Er ſagte mir heute, er wäre froh, damals das Geld gewonnen zu haben; er brauche es zu einem große Zwecke, und fürchte, daß die Summe dazu noch zu klein ſeyn könnte. Ich habe daher nichts von dem gemeinſchaftlichen Ankauf der Brillanten ihm ſagen wollen, weil er ſein Geld anderweitig braucht. — — —

Raphael, wie bin ich zu dieſem Menſchen gekommen, der mich mit übernatürlichen Banden an ſich zu ſchließen weiß. Du weißt, ich bin weder überſpannt, noch neige ich zu der jezt in Europa überhand nehmenden myſtiſchen Sucht. Mein kurzer Aufenthalt auf dem feſten Lande gewährt dieſen Neigungen wohl nicht Zeit genug, Wurzel zu ſchlagen, und die rauhe Seeluft, die Bewegung, kurz das ganze Weſen des Seemanns gibt ſolchen Träumereyen auch nicht Raum. Allein für die üppige Luft Indiens, die mich umgibt, wo man mit jedem Athemzuge Millionen Theilchen und Blumenſtäubchen der gewürzreichſten Pflanzen einſchlürft, wo der Himmel ſo blau, die Blätter ſo grün, kurz wo Alles — lies die Sakontala und eine gute Reiſebeſchreibung, ich bin nicht ſtark genug, dir zu beſchreiben, wie es hier iſt — hier ſage ich, wirkt der angenehmſte Abenteurer, denn das iſt er nun wohl — ſo allmächtig auf mich ein, daß ich mich aus ſeinen Feſſeln nicht mehr losmachen kann. — Und warum ſollt' ich denn das auch wollen? Seine Freundesarme umfangen mich ja ſo hold, daß ich mir nichts Angenehmeres denken kann. Aber ein Waghals iſt er und eiſern, wenn es darauf ankommt, ein beſtimmtes Ziel zu verfolgen. Kein Berg iſt ihm zu hoch — kein Fluß zu breit und reißend; jenen erklettert er, dieſen durchſchwimmt er. — Er ſtreckt mir das Fehlende an der Summe vor, damit ich die Brillanten kaufen kann, er überläßt den Gewinn dabey ganz mir. Ich hoffe, daß dieſer bey meiner Zurückkunft in Europa bedeutend ſeyn wird. M. iſt der uneigennützigſte Freund von der Welt. Wir ketten uns immer feſter aneinander. Er will ſich in meiner Nähe ankaufen, und da wollen wir den Reſt unſerer Tage bey und miteinander beſchließen. — Alles intereſſirt mich, was von ihm iſt. Denke dir, eine Larve fand ich neulich bey ihm, die er ſelbſt von Wachs zu verfertigen und dieſem lebloſen Ding eine ſolche Vollendung, einen ſolchen anziehenden, ſchwermüthigen Zug zu geben wußte, daß man ſich — — — — —

Dieß waren die halbverbrannten Fragmente, die ich vorfand, und die mich leider zu der Gewißheit kommen ließen, M. habe meinem Vater in jener Nacht ein Gift gegeben, um ſich in den Beſitz der Brillanten zu ſetzen, von denen ſich wirklich keine Spur vorfand. Ich forſchte auf alle mögliche Weiſe dem vermeinten Mörder nach; allein nicht das Geringſte war von ihm zu entdecken möglich, bis endlich, lange nach dem Tode meiner Mutter, mir abermals ein ſeltner Zufall von ſeinem Daſeyn Kunde gab und durch ſein Erſcheinen, wie das Erſtemal, mit Entſetzen und ängſtigendem Zweifel mein Leben trübte. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Walter Scotts noch nicht erſchienenes Gedicht: Peverell of the Peak.

Bisher zeigte man den Inhalt von Walter Scotts Werken an, ſo bald ſie die Preſſe verließen, jezt ſagen uns die engliſchen Blätter, ſogar noch ehe ſie aus der Druckerey hervorgehe, was ſie, der Natur der Sache nach, enthalten können. Noch einen Schritt weiter, und das Publikum wird auch mit den neugebornen Kindern von des, wir fürchten — noch mehr unermüdlichen wie unerſchöpflichen — Dichters Phantaſie bekannt gemacht werden. Ein engliſches Journal theilt uns Nachforſchungen über die Ruinen mit, welche Scott wahrſcheinlich zum Schauplatz ſeines Romans macht. In Derbyſhire gab es zwey Zwillings-Burgen: Bolſover und Peak. Dieſe lezte ward wahrſcheinlich von William Peverell, einem natürlichen Sohn Wilhelms des Eroberers erbaut, der noch bis 1142 unter dem König Stephan lebte, und ein mächtiger, angeſehener Baron war. Dieſe Burg und der Peak reichten hin, den ganzen nördlichen Theil der Grafſchaft in Ehrfurcht zu halten. William Peverell, der Sohn des vorigen, vergiftete 1153 Ranulph, Grafen von Cheſter, weshalb ſeine Güter von der Krone eingezogen wurden. Mehrere davon waren, wie ein Bericht des Sheriffs an Heinrich II. beſagt, lange Zeit in Händen des Königs, andere aber des Verbrechers Tochter ausgeliefert. König Richard I. gab Bolſover und Peak ſeinem Bruder John. Dieſe lezte Burg ward für unüberwindlich gehalten, und hatte deshalb in jener unruhigen Zeit viel Wichtigkeit. Später hin kam Peak auf die Familie Nerville, in deren Beſitz ſie noch zu ſeyn ſcheint.

Dieſe Thatſachen finden ſich in den älteſten Urkunden, ſogar in den Doomeday Book verzeichnet. Sonderbarerweiſe trifft man in dieſem leztern auch den Umſtand, daß im neun und dreyßigſten Regierungsjahr Heinrich II. Einer des, jezt durch Walter Scotts neuſten Roman bekannten, ſo ſonderbaren Namens „Nigel“ erwähnt wird: „Nigel von Lovetot, heißt es daſelbſt, Sheriff von Derby, deſſen Sohn zum Gouverneur von Bolſover ernannt wird.“ King, in ſeiner Observation on ancient Castles in Derbyſhire, macht eine ſehr romantiſche Beſchreibung der Lage von Peak, ſeiner innern Eintheilung und maleriſchen Umgebungen.

Nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt Ranulphs Mord der Hauptinhalt von Walter Scotts Peverell of the Peak. Da noch außerdem alte Nachrichten verſichern, der Mörder ſey, von allgemeinem Abſcheu gebrandmarkt, in fremde Länder geflohen, iſt nicht zu zweifeln, daß der berühmte Dichter eine reiche Quelle anziehender Bilder und Begebenheiten an dieſes tragiſche Ereigniß geknüpft hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 30ſten Juli 1822.

(Beſchluß.)

Der lezte Aufſaz, der in der öffentlichen Sitzung der Académie des Inscriptions verleſen wurde, war von Hrn. Abel Remuſat, und betraf die Verhältniſſe zwiſchen dem mongoliſchen Reiche und Frankreich während des Mittelalters. Als die Tartaren durch ihre Eroberungen ein Reich geſtiftet hatten, das noch von keinem aſiatiſchen Reiche übertroffen worden war, bezeigten die weſtlichen Fürſten, denen die Tartaren faſt chriſtlich geſinnt vorkamen, blos weil ſie heftige Feinde der Türken waren, große Luſt, ſich mit dieſem Volke in Verbindung einzulaſſen, und wo möglich dieſelben zu bekehren, und ſandten deshalb mehrere Miſſionarien und Geſandten nach der Tartarey, wodurch dann wenigſtens etwas Licht über den geographiſchen Zuſtand von Inner-Aſien verbreitet wurde; dieß war aber auch beynahe der einzige Vortheil den man aus den Geſandtſchaften zog; denn mit dem Bekehren wollte es nicht gehen, und mit dem Bündniſſe eben ſo wenig. Es ſcheint, daß die ſtolzen Tartaren die europäiſchen Fürſten nach ihren Geſandten beurtheilten, und dieſelben für ſehr armſelig hielten. Späterhin aber, als das Tartarenreich zerfiel, ſuchten die tartariſchen Fürſten ihrer Seits die Freundſchaft der weſtlichen Fürſten nach, und ſchickten Geſandte über Geſandte. Die Geſchichte Frankreichs meldet nur eine dieſer Sendungen; allein da die mongoliſchen Briefe noch im Reichsarchiv vorhanden ſind, wo ſie wahrſcheinlich ſeit dem Mittelalter niemand geleſen hat, noch hat leſen können, ſo hat Hr. Abel Remuſat dieſelben aus der Dunkelheit hervorgezogen, und über ein Duzend Verſuche gezählt, mit Europa anzuknüpfen. Zuvor ſandten die Tartaren nur Briefchen, in der Folge aber kamen ſie mit Schreiben an, welche einen hohen Grad der Ehrerbietigkeit anzeigen, das heißt, die neun Schuh lang ſind; denn bekanntlich wird im Oriente die Ehrfurcht nach der Elle gemeſſen. Auch wird in den lezten Sendſchreiben nicht mehr davon geſprochen, den verwegenen Geſandten die Haut über die Ohren zu ziehen; man läßt ihnen darin ſogar die alte Pflicht nach, zwiſchen zwey Feuer hindurch zu gehen, um ſich von aller Beſudelung zu reinigen. Nun war aber die Reihe an die Chriſten gekommen, ſich vergebens bitten zu laſſen. Die neun Schuh langen Briefe wurden neben den kurzen ins Archiv gelegt, und damit hatten die diplomatiſchen Unterhandlungen Frankreichs mit der Türkey ein Ende. Bey dieſer Gelegenheit zählte Herr Abel Remuſat die vielen Wohlthaten auf, die der Occident vom Orient hätte erhalten können, wenn er ſich mit demſelben in nähere Verbindung geſezt hätte, und führte dabey eine Menge wichtiger Behauptungen an, von denen ich gern die Belege hätte kennen mögen, die der Verfaſſer aus chineſiſchen Schriften geſchöpft zu haben ſcheint. Er gab nämlich die beſtimmten Data einiger der wichtigſten Erfindungen an, worin die Chineſen uns Europäern, die wir auf eben dieſe Erfindungen ſtolz ſind, ſollen zuvorgekommen ſeyn, als Bücherdruck, Spielkarten, Stereotypen, Kanonen, Compaß. Alle von Abel Remuſat angeführten Jahrzahlen ſind um einige Jahrhunderte älter, als diejenigen, die in Europa als Epochen der Erfindung angegeben werden. Ich weiß zwar wohl, daß man ſchon längſt einige der eben erwähnten Erfindungen den Chineſen zugeſchrieben hat, allein ich glaube nicht, daß man bis jezt ſo beſtimmt den Gebrauch der erfundenen Dinge in der chineſiſchen Geſchichte nachgewieſen hat, als es ſo eben von Hrn. Abel Remuſat geſchehen. Wofern ihn nicht die Vorliebe für China zu weit geführt hat, und er wirklich die authentiſchen Belege ſeiner Behauptungen liefern kann, ſo wird dadurch eine große Veränderung in der Geſchichte der Erfindungen hervorgebracht, die alsdann die ſonderbare Erſcheinung zeigen wird, daß dieſelben Erfindungen in zwey verſchiedenen Weltgegenden gemacht worden ſind, ohne daß die eine von demjenigen, was bey der andern vorging, etwas wußte; denn ich glaube, der Ruhm der Europäer bleibt doch immer unbeſchadet, und ſie haben nicht den Chineſen, ſondern ihrem eigenen Genie die Erfindungen zu danken, worauf die Chineſen einige Jahrhunderte vor ihnen gefallen ſeyn ſollen.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Nro. 206.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Auguſt 1822.

Dem Träumer aber, wißt ihr, öffnet ſich
Das Geiſterreich, und er durchſchaut den Grund
Den finſtern Grund, worauf das Leben ſteht:
Und kann ſich denn des Lebens nicht mehr freuen.
Die Königinnen. Von Raupach.

Der Johanniter.
Neujahrsnacht 1822.

Die Wolken weben im Wetterſturm
Den blaſſen Nebelreigen;
Da dröhnt es nieder vom Glockenthurm:
Die Wetterſtürme ſchweigen; —
Aus dunkler Nacht
Voller Sternenpracht
Hat ſich ein Jahr geboren.

Und zwölfmal redet der Glockenmund
In Donnern zu der Tiefe,
Als ob er den weiten Erdenrund
Zur Welten-Andacht riefe:
Und rings umher
Geben Erd' und Meer
Die bleichen Schläfer wieder.

Lebendig worden iſt die Natur;
Und aus Vergangenheiten
Gebiert die kreiſende Weltenuhr
Hellblühend junge Zeiten.
Die Todten all'
Stehen auf zumal,
Und ſehen der Enkel Werke:

Denn was die ewige Himmelskraft
Im Menſchen hat geboren,
Und was ſein *Wille* gewaltig ſchafft,
Das *bleibt* ihm unverloren; —
Des Menſchen *Zeit*
Iſt die Ewigkeit, —
Sein *Leben* der Gedanke!

In ſelb'ger Nacht, als die Glockenſtimm
Auf Golgatha erklungen,
Wo Chriſt die Hölle und ihren Grimm
Durch ſeinen Tod bezwungen;
Tritt ernſt ein Chor
Aus dem Tempelthor
Geſchmückt mit weißen Kreuzen.

Es ſind die Ritter vom Hoſpital
Erweckt aus ihren Grüften:
Die Waffen blitzen im Mondenſtrahl,
Hoch flattert in den Lüften
Die Kreuzesfahn'; —
Auf dem Bergaltan
Beruft der Meiſter Alle.

Und da die Ritter mit blankem Schwert
Den Kreis um *ihn* geſchloſſen,
Der himmelan ſeine Stirn gekehrt,
Von Glorienſchein umfloſſen,
Aus finſtrer Nacht
Wie ein Sternbild ragt,
Das leuchtet und ermannet:

Da geht ein Brauſen durch die Natur,
Als ob die Elemente
Gewichen wären aus ihrer Spur;
Und rings am Firmamente
Wogt her und hin —
Wie zu Anbeginn —
Ein Werden und Gebähren.

Und rieſenhafte Gebilde gehn
Am Himmel auf und nieder,
Als kehrten zum lezten Auferſtehn
Begrabne Zeiten wieder:
Und wunderſam —
Eine Oriflamm'
Der ew'gen Engelſchaaren —

Erglänzt ein Kreuz voller Pracht und Licht
Am dunkeln Wolkenbogen:
Und ſieh'! ein giftiges Wurmgezücht
Schäumt her auf feur'gen Wogen;
Und macht ſich Bahn,
Will das Kreuz umfahn,
Und ſeinen Stamm zerbrechen!

Und die der dreymal einige Gott
Zu Wächtern that beſtellen,
Verkaufen ſich an die freche Rott',
Den Lebensbaum zu fällen,
Und Judä Kuß
Wird zum Chriſtengruß,
Daran ſie ſich erkennen.

Und als der Meiſter mit ernſtem Blick
Die Zeichen hat ermeſſen,
Da ſehnt er ſich in die Gruft zurück,
Wo ewiges Vergeſſen
Die Bruſt erfüllt; —
Von den Lippen quillt
Ihm zürnend dieſe Rede:

„Vergebens haben wir geſtritten ohne Raſt,
„Geblutet für das Kreuz: ſein Leuchten iſt verblaßt;
„Entweiht zum Sklavenſchmuck liegt es im Staube gar,
„Der Herrſcher theilt es aus an ſeine Söldnerſchaar!
„Das heilige Symbol, mit Chriſti Blut getauft,
„Wird an Satrapen jezt um ſchnöden Dienſt verkauft!
„In Ketten knirſcht von Mahoms giftger Brut erdrückt
„Ein chriſtlich Brudervolk; ſchon iſt der Dolch gezückt,
„Der es durchbohren ſoll; und ſeiner Tempel Dach
„Begräbt einſtürzend ſeiner zarten Töchter Schmach,
„Und ſeiner Söhne blut'ge Leichen, die das Schwert
„Umſonſt erhoben für den väterlichen Heerd!
„Die Bundesbrüder ſtehn ringsum in feiger Ruh,
„Hohnlachend ſehen ſie dem frechen Schauſpiel zu,
„Und freuen ſich der Schmach, verübt am eignen Stamm;
„Gewichen iſt der Geiſt von ihrer Oriflamm',
„Dem Heiden reichen ſie zum Brudermord die Hand:
„Fluch über den Verrath! Fluch über all' dieß Land,
„Das unabſehbar ſich vor meinem Auge dehnt,
„Und eine Rieſengruft dem Kreuz entgegen gähnt;
„Hellſtrahlend ragt' es einſt in Götterherrlichkeit!
„Zerbrochen liegt es jezt im Grabe ſeiner Zeit! —
„Und ſo zerbrech' ich nun dieß heilige Panier,
„Entadelt von den Enkeln zu der Knechte Zier,
„Von meiner Bruſt löſ' ich das theure Kleinod ab,
„Und ſenk' es in die Fluth, daß nicht in unſer Grab
„Der Erbfeind falle, und am gnadenreichen Holz
„Verhöhnend weide ſeinen frechen Siegerſtolz!“

Und als der Meiſter ſein Werk vollbracht
Mit ſchwerbetrübtem Herzen,
Erlöſchen am Gewölbe der Nacht
Die heil'gen Himmelskerzen;
Das Dunkel weicht
Und der Morgen ſteigt
Schamglühend vom Gebirge.

Der Meiſter und ſeine Ritterſchaar
Sind wieder ſchlafen gangen:
Der Erdkreis hat das erſtandne Jahr
Mit Chriſtenmord empfangen:
Zur ſelben Zeit
Hat die Chriſtenheit
Dem Türken ſich verbrüdert.

W. Freyherr v. Schilling

Einige Züge aus dem frühern Leben des Generals Mina.

(Fortſetzung.)

Mehrere Unternehmungen wurden gemacht, Mina zu verderben; allein da er die Liebe jedes Landmanns der Gegend beſaß, und genaue Nachricht von jeder Bewegung des Feindes hatte, ſo war er nicht nur im Stande, denſelben auf mancherley Weiſe irre zu leiten, ſondern überraſchte oft ſogar ſeine Verfolger, ihre überlegene Macht vernichtend und ſchlagend. Fand er ſie zu ſtark für offenen Widerſtand, ſo beſtimmte er einen Verſammlungsort, zerſtreute ſeine Schaar, und ſo vereinzelt, entging dieſe der Verfolgung. Die bewaffneten Bergbewohner zogen ſich in ihre Hütten oder in geheime Schlupfwinkel zurück, dort harrend, bis ihr Führer das Zeichen gab. Dann plötzlich wiedererſcheinend, eine Legion von Soldaten, ſchienen ſie, gleich den Männern von Cadmus, aus der Erde emporzuwachſen. Mina ſelbſt zog ſich mit einer auserleſenen Schaar, dem Kern ſeiner Truppen, in die Gebirge zurück. Ein Hügel in der Nähe ſeiner väterlichen Wohnung war ſeine hauptſächliche Zuflucht. Er kannte alle feſte Plätze, alle geheime Schlupfwinkel der Gegend, und die vernachläſſigten Heerden ſeines eigenen Erbes verſorgten ihn und ſeine tapfern Gefährten mit Nahrung. Wenn er einen kühnen Streich ausführen wollte, ſo ſammelte er ſeine Macht, wie Sturmeswolken, auf der Spitze des Gebirgs, ſtürzte, vom Schrecken begleitet, herab, und überſchwemmte das Land bis an die Thore von Pampelona.

Auf dieſe Weiſe ward der Aufſtand in der Provinz Navarra angefangen. Seit dieſem Zeitpunkt wurden Schaaren von Guerilla's durch das ganze Land organiſirt. So begann jenes Syſtem, welches das große Mittel war, den Geiſt verzweiflungsvoller Gegenwehr aufrecht zu erhalten, und welches in der Folge der Hauptweg zur Befreyung Spaniens von ſeinen Bedrängern ward. Die Kunde von Mina's Waffenglück verbreitete ſich durch das Land, und die mächtigſte Anregung ward durch ſie im Gemüth des Volkes hervorgebracht. So ſah er ſich bald im Stande, ein bedeutendes Truppenkorps auszuheben, welches, ſobald es irgend ein Unternehmen galt, durch die Landleute der Gegend verſtärkt ward.

Die Central-Junta von Sevilla verlieh ihm den Rang eines Oberſten, und bald nachher die Würde eines General-Kommandanten von Navarra. Auch die Junta von Arragonien ernannte ihn zum kommandirenden General von Ober-Arragonien. Sein Heldenmuth in einer düſtern, Verzweiflung drohenden Stunde erwarb ihm dieſe Ehrenbezeugungen; ſie wurden vom ganzen Lande als verdient anerkannt, und er verfolgte jezt mit zwiefachem Eifer ſeine glänzende Bahn, eine Feindſeligkeit, eine Kühnheit des Widerſtandes entflammend, durch welche das Eindringen der Franzoſen in Spanien zu einem der merkwürdigſten Ereigniſſe in der Geſchichte des neuern Europa's geworden iſt.

Im Winter 1810—11 ward Mina von der ſpaniſchen Regierung abgeſandt, um, wo möglich, eine Eiſengießerey bey Pampelona zu zerſtören, durch welche die Franzoſen mit mancherley Kriegsbedürfniſſen verſehen wurden. Hatten die Feinde Nachricht von ſeinen Bewegungen bekommen, oder war es die Schuld eines Zufalls, den keine menſchliche Klugheit vorherſehen konnte — genug, dieß unglückliche Unternehmen endete traurig für Mina. Zwey ſtarke franzöſiſche Korps, in verſchiedenen Richtungen anrückend, erreichten zu gleicher Zeit die beyden Eingänge eines engen Thales. Mina mit ſeinem Korps befand ſich in demſelben, und ward völlig eingeſchloſſen. Das Gefecht war hartnäckig und blutig, und, ſich mit dem Schwert bis zum lezten Augenblick vertheidigend, fiel der tapfere Mina, von Wunden bedeckt, gefangen in die Hände des Feindes.

So endete Xaver Mina ſeine kurze, aber glänzende Bahn in Spanien. Wie eiferſüchtig auf die Geſchicklichkeit und Heldengröße, welche ihn über ihre launiſche Gunſt zu erheben drohte, ſpielte die wandelbare Göttin des Glücks endlich falſch mit ihm. Allein der Geiſt, den er geweckt hatte, blieb; der Schmerz ſeiner kriegeriſchen Genoſſen ging bis zur Wuth, und ſie wählten ein Mitglied ſeiner Familie, ſie zur Rache zu führen. Es war ſein Onkel Eſpoz, den ſie ernannten, und er zeigte ſich würdig des hohen Vertrauens. Er ſteht voran unter denen, deren Name durch ganz Spanien beſungen wird in den Triumphliedern eines befreyten Volks. Er wachte treu in der dunkeln und gefahrvollen Nacht, welche ſein Vaterland bedeckte; und als das Morgenroth der Befreyung anbrach, ſah man ihn den lezten Franzoſen aus Spanien vertreiben. — Doch der verdiente Ruhm des Oheims mindere nicht den des Neffen. Xaver Mina hatte weniger Glück, aber nicht weniger Verdienſt als Eſpoz. Ego feci, tulit alter honores. Es war Xaver, der zuerſt die Bergbewohner ſeiner Provinz die Art, ihre Bedränger zu ſchlagen, lehrte, der zuerſt ihrer ungeregelten Tapferkeit Ordnung und Form gab. Er munterte durch ſein Waffenglück ganz Spanien auf, ſeinem kühnen Beyſpiel zu folgen; er trozte den Schreckniſſen der Rache Napoleons, und öffnete mit ſeinem Schwert den Weg, der zur Befreyung ſeines Vaterlandes führte. Noch war er nicht ein und zwanzig Jahr alt, als er gefangen genommen ward. Was wäre von dieſem Heldenjüngling zu erwarten geweſen, hätte er Zeit gehabt, ſeine Bahn zu vollenden!

Nach ſeiner Gefangennehmung ward Mina nach Paris abgeführt und auf der Feſtung von Vincennes in ſtrenger Verwahrung gehalten. Die Leiden, welche die unglücklichen Staatsgefangenen überhaupt drücken, wurden für ihn verdoppelt durch die Sorgfalt, mit welcher man ihm alle Nachrichten von dem Schickſal ſeiner Verwandten oder ſeines kämpfenden Vaterlandes entzog. Sein Haar fiel aus, und ſein Anſehen ward völlig verändert. Später indeſſen ward die Strenge ſeiner Haft gemildert, und man bewilligte ihm Bücher. Jezt wandte er ſich mit großem Fleiß zum Studium der Kriegskunſt, worin ihn einige bejahrte Offiziere, ſeine Mitgefangenen, ſehr eifrig unterſtüzten. Er blieb in Vincennes, bis die alliirten Armeen in Frankreich eindrangen, und erhielt erſt beym allgemeinen Frieden nach Napoleons Abdankung ſeine Freyheit wieder.

(Die Fortſetzung folgt.)

Großes Stück Ambra.

Ungefähr in der Mitte des vergangenen Jahres ſezte ſich ein ermüdeter Matroſe auf der Inſel Neu-Providence auf etwas, das er für einen großen Stein hielt, in der Nähe des Meeresufers. Nachdem er eine Zeitlang geruhet und geſchlafen hatte, wollte er aufſtehen, fand aber, daß ſeine Beinkleider an ſeinem Siz kleben blieben. Als er aufs Schiff kam, bemerkte einer ſeiner Kameraden einen ſo ſtarken Geruch an ihm, daß er ihn fragte, wo er geweſen ſey, und da er es ihm ſagte, rieth ihm dieſer, zurückzugehen und den Stein zu holen. Dieſem wollte er ſich Anfangs nicht fügen, indem er meynte, er ſey zu ſchwer; „deſto beſſer," verſezte der andere, „dann machſt du dein Glück um ſo gewiſſer, denn ich vermuthe, es iſt ein großer Klumpen Ambra, welche ſich ſehr theuer verkauft." Er ging alſo mit einem Pferde auf die andere Seite der Inſel und brachte den Klumpen hinweg. Zuerſt zeigte er ihn einem Juden, der ihm nicht den zehnten Theil des Werthes dafür bot. Der Fund ward bald ruchbar, und der Kapitain eines Kauffartheyſchiffes, der ſich eben im Hafen befand, kaufte denſelben dem Matroſen ab und brachte ihn nach England. Nachdem er durch mehrere Hände gegangen, ward er vor Kurzem, zu 86 Schillinge die Unze, für 2300 Pfund Sterl. verkauft.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2ten Auguſt.

Die engliſchen Dandys oder Stutzer waren bisher in Frankreich eine unbekannte Menſchengattung, und mit der Sache war ſogar auch das vor der Revolution [illegible] Wort Petit maitre aus dem Gebrauche gekommen. Nicht als ob es je in Frankreich und beſonders in Paris an weibiſchen Herren gefehlt hätte; da müßte Paris zuvor ganz umgekehrt werden; allein das weichliche, weibliche Weſen, was den Petit-maitres eigen war, und bey

Dandys noch eigen iſt, ſchien zu verächtlich, als daß irgend ein junger Pariſer damit hätte prunken wollen. Dies läßt ſich auch leicht erklären. Die Revolutionskriege hatten den Kampf fürs Vaterland wieder zu Ehren gebracht; die Jugend, durch die Geſetze aufgefordert, hatte ſich wieder an das Leben im Felde gewöhnt; es wurde zum Ruhme angerechnet, einige Feldzüge mitgemacht zu haben, und da dieſer Ruhm den größten Theil der Jugend traf, ſo mußte auch ein männlicher Geiſt allgemein werden. In dieſer Hinſicht kann man ſagen, daß die Revolution eine heilſame Wirkung auf den Charakter der Franzoſen hervorgebracht hat. Allein acht Jahre Frieden und die unabläſſigen Bemühungen der Ultras, dem Volke dasjenige zu verleiden, was Muth und Abhärtung erfordert, und bey ihm die Tartüffe in Ehren zu bringen, ſcheinen die Nation allmählig wieder zu erſchlaffen. Die Dandys fangen auch hier an, hervorzutreten, und es ſollte mich nicht wundern, wenn die Offiziere bald wieder mit den Damen Stickereyen verfertigten, wie vor der Revolution. Der Kupferſtich eines der letzten Blätter des Modejournals ſtellt einen Jüngling in einem Anzuge nach der neueſten Mode und mit einem Fächer in der Hand vor, womit er die heiße Luft von ſeinem zarten Geſichtchen abfächelt. Solch eine Erſcheinung würde unter der vorigen Regierung, wo jedermann kriegeriſch ausſah, ſehr läppiſch vorgekommen ſeyn; allein heut zu Tage gewöhnt man ſich an die dünne Kleidung, und die verfeinerte Lebensart der jungen Leute, und da aber beyde Geſchlechter auf einander wirken, ſo haben auch die Damen in ihren neuen Moden angefangen, den lächerlichen Anſtrich anzunehmen, den ſich die jungen Männer gegeben haben. Die ſonderbarſte Mode, die in dieſem Sommer ausgeheckt worden, iſt wohl diejenige, die Bauernkittel nachzuahmen. Bey einer großen Hitze, wie ſie in dieſem Jahre ſtatt gehabt hat, iſt es allerdings ſehr bequem, eine weite luftige Kleidung zu tragen, worin man ſich bequem bewegen kann. Dies weiß man im Morgenlande ſehr wohl, und hält ſich daher an dieſe Art Zuſchnitt, allein in unſern Abendländern ſind wir nun einmal an die knappe Kleidung ſo gewöhnt, daß uns eine weite Kleidung als etwas Unerhörtes vorkommt, und in der That nimmt ſich eine Frau oder ein Mädchen in einer Art von Sack und mit einem ledernen Gürtel ſo ziemlich wie ein Kapuziner aus. Auch hat ſich das Volk an dieſe Neuerung nicht gewöhnen können, und das Lächerliche, das mit der neuen Mode verbunden war, hat wohl die jungen Leute, die, wie es ſcheint, auch die Bauernkittel anlegen wollten, abgehalten, dieſelben in Aufnahme zu bringen. Als die kurzen und engen Kleider zur Mode wurden, ſang man ein witziges Lied *von dem Schneider*, worin es hieß:

> Pourqu'on m'aime, qu'on me renomme,
> deigne me prêter ton crédit,
> et pour que je sois un grand homme,
> fait moi vite un petit habit.

In eben dieſem Liede hieß es, daß man, Dank ſey es der neuen Mode, aus einer Weſte des Großvaters einen ganzen Rock zuſchneiden könne. Wäre die Kitteltracht aufgekommen, ſo hätte man mit dem Ueberzuge des Vaters alle Kinder kleiden können. Obſchon ſich nun faſt niemand mit einem Kittel öffentlich gezeigt hat, ſo hat doch ein luſtiger Dichter davon Anlaß genommen, ein kleines Vaudeville darauf zu bauen, unter dem Titel: Les blouses. Es kömmt in dieſer dramatiſchen Poſſe ein Pächter vor, der in ſeinem Bauernkittel ſeinen Bruder, einen Tuchhändler in der Hauptſtadt beſucht, und ganz verblüfft wird, daß man ihn für einen Mann vom suprême bon ton hält, weil er einen Kittel trägt. Der hagere, winzige Potier ſpielt die Rolle eines Dandy, der auch einen Kittel anhat, und den ſchlichten Pächter mit Freundſchaftsverſicherungen überhäuft, weil er nach der neueſten Mode gekleidet iſt. Der Pächter ſeiner ſeits verwundert ſich nicht wenig, daß die Leute in der Stadt den Einfall gehabt haben, nunmehr das Hemd über den Rock zu ziehen. Potiers groteske Figur und poſſenhaftes Spiel hat dieſem leichten Stückchen einige Aufnahme verſchafft.

Berichtigung.

Hamburg.

Im 90ſten Stücke des Morgenblatts wird unter andern in den Correſpondenznachrichten aus Hamburg erzählt „daß dem überhand nehmenden Unweſen des Myſticismus hier (d. h. in Hamburg) auf eine kräftige Weiſe ein Damm geſetzt wird, indem mehrere Geiſtliche, die den Myſticismus auf eine handgreifliche Art zu verbreiten ſuchen, aus ihren Stellen entfernt werden.“

An dem Allen iſt kein Wort wahr. *) Des Geredes vom Myſticismus iſt freylich ſehr viel. Fragt man aber: wo iſt er? ſo weiß ihn niemand nachzuweiſen. Faſt ſollte man glauben, daß hier in jeder Gaſſe und jedem Gäßchen Conventikel gehalten würden. Aber nichts, gar nichts dem Aehnliches. Selbſt die Hamburger, welchen die Gottesverehrung der Brüdergemeinde zuſagt, müſſen, um ihr Bedürfniß zu befriedigen, den weiten Weg nach *Altona* machen. Fragt man ferner: was iſt denn Myſtik und Myſticismus? ſo erhält man entweder gar keine oder die abgeſchmackteſten Antworten, welche uns die Unwiſſenheit und Seichtheit ſolcher Mitſprecher beurkunden. Daß die Mitglieder einer zahlreichen Geiſtlichkeit nicht alle in einem Tone und Geſchmack predigen, iſt wohl natürlich. Aber es iſt ſehr unrecht, diejenigen, welche dem Lehrbegriffe der Kirche gemäß zu lehren ſich verpflichtet hatten und mehr auf das Herz und Gefühl zu wirken ſuchen, als auf den Verſtand, Myſtiker zu ſchelten. Denn wenn man von Unweſen ſpricht, ſo ſoll es doch wohl geſcholten ſeyn. Giebt es denn nicht eine ſehr ehrwürdige Myſtik, und iſt denn die Religion ſelbſt etwas anders, als Myſtik im edelſten Sinne? Wären Erörterungen über dieſen Gegenſtand nicht zu weitläuftig und dem größten Theil der Leſer des Morgenblatts gewiß unwillkommen, ſo könnte man die Quellen in Veranlaſſung dieſes unnützen Geredes ſehr beſtimmt nachweiſen. — — —

Es iſt ferner durchaus unwahr, daß mehrere Geiſtliche als Myſtiker von ihren Aemtern entfernt werden, und nichts weiter als ein Stadtgeſchwätz. Der Briefſteller hat, wie man ſagt, die Glocken läuten hören, aber nicht gewußt, in welchem Thurm ſie hängen. Die Sache gehört nicht vor das große Publikum und der Myſticismus nicht zur Sache. Nur ſo viel. Ein hieſiger, ſehr geachteter und wegen ſeiner Beredſamkeit ſehr beliebter Geiſtlicher wird ſeine Stelle verlaſſen, *ſobald die vertragsmäßige Zeit um iſt*, und alsdann in ſein Vaterland zurückkehren. Dies wird aber erſt nach zwey Jahren der Fall ſeyn. Alſo ein ſchlecht gewähltes Mittel, um dem Myſticismus Einhalt zu thun. Wie viel arme Seelen können nicht in zwey Jahren verloren gehen, wenn der Myſtagog nicht allein beredt und von ſehr einnehmendem Aeußeren, ſondern auch unverheirathet iſt. Von ſonſtigen Entfernungen, Abſetzungen oder Suſpenſionen weiß man hier nichts, gar nichts. Auch iſt das Abſetzen nirgends ſo leicht und in Hamburg gewiß ſchwerer, als irgendwo.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

---

*) Es iſt der Billigkeit gemäß dieſe Widerlegung aufzunehmen; allein der Einſender beliebe ſelbſt zu bemerken, daß Ableugnen eben ſo wenig eine Widerlegung, als eine irrige Nachricht eine Anklage iſt. In wiefern die Abſetzung oder Abdankung eines öffentlichen Beamten nicht vor das große Publikum gehört, verſtehen wir nicht, und daß, gedruckt und ungedruckt, nicht unſer Correſpondent allein, bey Gelegenheit Hamburgs von Myſticismus ſpricht, kann der Verfaſſer obiger Zeilen abermals ableugnen, ohne dadurch mehr zu beweiſen, wie er bisher that.

D. R.

Digitized by Google

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 29. Auguſt 1822.

Seht wie ſich die Welt verkehrt hat!
Was erſt unten, ſteht jezt oben.
Tod, ſtatt Leben, gibt nun Amor,
Und der Tod, ſtatt Todes, Leben.

Aus dem Spaniſchen.

Das Geheimniß.

(Fortſetzung.)

In Warſchau lebte der General v. S., ein ahnenſtolzer Mann, im Beſitze eines ſehr bedeutenden Vermögens, und Vater einer Tochter, die von Allen bewundert wurde, die ſie kannten. Mehr Vollkommenheiten des Körpers und der Seele waren wohl noch nie vereinigt, als in Natalie v. S., und ſo oft dieſes auch ſchon in Romanen von Schönen mag geſagt worden ſeyn, hier ſteht es gewiß an ſeiner Stelle. Der Vater beſaß unweit der Reſidenz ein anmuthiges Luſtſchloß, welches er der Tochter zu Ehren Natalina nannte, wo Alles vereinigt war, was Geſchmack zur Verſchönerung des Lebensgenuſſes erſinnen kann. Die Anlagen waren nicht weitläufig, aber bezaubernd. In dem anmuthigſten Theile des Parks lag ein ſehr freundliches Häuschen, in welchem der Mann wohnte, welcher die Aufſicht über die Schweizer-Kühe hatte; bey dieſem Manne war ich einquartirt, da ich mich in . . . . . Dienſten befand; hier hatte ich Gelegenheit, Natalia zu ſehen. Wer wird es nicht natürlich finden, daß die liebenswürdige Sarmatin mich in die ſüßeſten Feſſeln ſchlug. Ich will keinen Roman ſchreiben, übergehe daher die Schilderung des Entſtehens und Wachſens unſerer Leidenſchaft, denn auch ſie theilte meine Gefühle. Nur ſo viel, der Vater entdeckte unſer Verhältniß, war damit unzufrieden, und mochte wohl ſchon heimlich den Plan gefaßt haben, Natalia ins Kloſter zu geben, als ein reicher Vetter, der im Hauſe lebte, der jungen Gräfin Hand verlangte, und obgleich der Vater ſie ihm noch nicht beſtimmt zugeſagt hatte, ſo galt ſie doch ſchon in allen Zirkeln für ſeine Braut. Um dieſe Zeit gab ein alter Pole, der vom Spiel lebte, den Offizieren meines Regiments ein Feſt, um ſie, wie er ſagte, für die Einförmigkeit des Landlebens ſchadlos zu halten. Das Lokal war die erſt erwähnte Meierey in dem Park des Generals. Die Anſtalten waren gemacht, Zweckdienliches angeordnet, und am Abend, da Alles erleuchtet war, nahm ſich's recht feenhaft aus. Die hohen, duftigen Gänge waren durch Kryſtall-Leuchter erhellt, die an Drathfäden zwiſchen den Bäumen hingen, und ſo in der Luft zu ſchweben ſchienen. Ueberall drängte und wogte Militär mit den artigſten Mädchen am Arme hin und her. Auf einem geebneten Platze mit Kies beſtreut wurden Contretänze aufgeführt, und in der erhellten Meierey ſelbſt gegeſſen, getrunken und geſpielt. Am Springbrunnen, der ganz herrlich erleuchtet war, befand ſich, dem Beſitzer des Gartens zu Ehren, ein ſchönes transparentes Bild, deſſen flammende Inſchrift eine Huldigung für ihn und ſeine Güte ausſprach. Dieß mag den ſtolzen Mann bewogen haben, mit Natalien in den Garten hinabzugehen, in deſſen buntes Gewühl eine Dame, wie ſie, eigentlich nicht gehörte. Sie ſezten ſich in Begleitung ihres Vetters in eine Laube, wo ſie ſich einige Erfriſchungen reichen ließen, und ich ſaß ſtumm und mit dem Schickſal grollend unfern von ihnen, und hatte mich ſo weit ihrem Zauberkreiſe genähert, als ich durfte. Aus meinen Gedanken ſtörte mich ein Kamerad mit der Bemerkung auf, ob ich denn nicht den Wundermann ſehen wolle, der mit ſo unerhörtem Glück ſpiele, und ſchon im Begriffe ſtehe, die dritte Bank, die der Pole auflegte, zu ſprengen. Das Spiel hat immer eine beſonders anziehende Kraft für mich gehabt; allein heute hätte es ſicher nichts über mich vermocht, wenn nicht auch Natalie mit ihrer Begleitung ſich erhoben hätte, um nach dem Saale zu gehen. Ich folgte mechaniſch, indem ich mich ſtellte, als ließ ich mich von meinem Freunde nachziehen. Im Saale hatte ich an der grünen Tafel nur wieder Augen für ſie, ohne zu ſehen, was um mich vorging. Ich ſezte ihre Karten und verlor — ſie hörte auf, da ſie mein närriſches Nachſetzen und Verlieren bemerkte, und entfernte ſich vom Spieltiſche; ich ſezte noch die Coeur Dame — das leidige Orakel verliebter Waghälſe. Ich ſpielte hoch. Mein Auge folgte ihr; der General hatte ſich mit dem Oberſten unſers Regiments in ein Geſpräch vertieft — der Vetter ſchwärmte um eine junge vergötterte Sängerin, Natalia ſah ſich um — meine Karte, die noch nicht gefallen war, band mich — da wurde eine ungeheure Summe einem Spieler, der am andern Ende ſtand, ausgezahlt. „Sieh nur hin, ſchon wieder,“ ſagte mein Freund, der mich hineingeführt hatte, und mein Auge blickte hin und fiel — Himmel! es war M., den ich ſuchte, den ich verfolgte, den ich für den Mörder meines Vaters hielt. Schon wollte ich ihn anfallen; allein im Augenblick beſann ich mich wieder. Hier, an dieſem Orte, und überdieß ihn, der, wie ich ſah, mit einem Orden geſchmückt war, wie leicht konnte mich auch Aehnlichkeit täuſchen, und iſt er's, ſo iſt's genug, daß ich ihn da weiß, entkommen ſoll er mir nicht. Indem ich dieß überlegte, und zugleich verwünſchte, daß die Dame noch immer auf ſich warten ließ, ſuchte ich Natalia und fand M. in ihrer Nähe, der ſich nun zu ihr wandte und plötzlich im Gewühl mit ihr verſchwand. Noch eine Minute, und die Coeur-Dame verlor. Alsbald durchſtreifte ich den Saal und die Gänge; allein Natalia fand ich nicht. Der General begegnete mir, der Vetter, beyde fragten nach ihr. Wir ſuchten ſie mit Beſorgniß. Jeder nahm ſich vor, ein anderes Revier mit aller Sorgfalt zu durchſuchen, um ſie ſo leichter zu finden. Endlich rief uns ein furchtbares Getöſe, von Angſtruf unterbrochen, nach den obern Gemächern des Meierhofes, die eigentlich gar nicht zu dem Feſte eingerichtet waren. Alles eilte hin. Auf der Treppe ſtürzte uns ein junger Offizier entgegen, der die ohnmächtige Natalia auf den Armen trug. Die brennende Begierde, jenes fürchterliche Räthſel zu entlarven, machte mich gefühllos, ſo daß ich Natalia vorübertragen ließ und nur die Treppe hinaufſtürmte. Oben war eine allgemeine Unruhe. Alles ſuchte den Frevler, der es gewagt hatte, die junge Gräfin zu mißhandeln; allein er war zum Fenſter hinausgeſprungen, und, von den Schatten der Nacht oder einer andern Macht begünſtigt, entkommen. Alles wandte ſich nun zur Ohnmächtigen, die zu ſchwach war, um nur die geringſte Auskunft zu geben. Das Feſt war geſtört und geendigt, und wir durchzogen Park und Gegend, jenen ſchändlichen Verwegenen aufzuſuchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Züge aus dem frühern Leben des Generals Mina.

(Fortſetzung.)

Es iſt bekannt, daß dem König Ferdinand bey ſeiner Rückkehr nach Spanien eine Deputation entgegen kam, welche ihm zur Anerkennung die Akte der Konſtitution überbrachte, nach welcher Spanien während der Gefangenſchaft des Königs regiert worden war; einer Konſtitution, deren Grundlage eine verbeſſerte und beſchränkte Monarchie war. Sie war gebildet, den freyeren Meinungen aller helldenkenden Spanier zu entſprechen, und die Veränderungen herbeyzuführen, welche die Zeit und neuere Anſichten forderten. Eins der vielen Beyſpiele jener Verbeſſerungen kann aus dem 104ten Artikel angeführt werden, durch den für immer die Konfiskation der Güter derer abgeſchafft wird, welche eines Staatsverbrechens überwieſen ſind, und aus dem menſchlichen Grunde, weil dieſe Konfiskation mehr eine Strafe für die unſchuldigen Kinder der Verbrecher, als für ſie ſelbſt ſey. Und erſt dann wird der Werth dieſer Unterſcheidung ganz anerkannt werden, wenn man erwägt, daß es kaum irgend einen Staat oder ein Reich in Europa gibt, wo man nicht gerade die entgegengeſezte Maßregel befolgt.

Ferdinands Benehmen bey ſeiner Rückkehr nach Spanien iſt der Welt bekannt. Die Theilnahme der Edeln und Würdigdenkenden jedes Landes, welche einſt ſo lebhaft für ihn ſprach, ward erſtickt durch die Verfolgung der Cortes und die Verbannung der Häupter der Patrioten, durch die Verbote fremder Bücher und Journale, durch die Hemmung der kaum geöffneten Quellen der Nationalfortſchritte, und durch die Wiedereinführung der Inquiſition, mit ihrem teufliſchen Gefolge gerichtlichen Mordes und mitternächtlicher Folterqual. Die Kerker des Inquiſitions-Amts, die Feſtungen und Galeeren, wo verdiente Krieger neben den gemeinſten Verbrechern arbeiten mußten, und die Liſten der Verbannungen, Gefangennehmungen und Hinrichtungen jener Zeit zeigen auf eine ſchauderhafte Weiſe, bis zu welchem Grade Bigotterie und politiſcher Eigennutz die edelſten Gefühle zerſtören und den ſchwärzeſten Undank heiligen können.

Da beyde Mina's bedeutende Mitglieder der Parthey der Liberalen oder Konſtitutionellen waren, empfanden ſie bald die Kälte des Hofes und die Ungnade des Königs. Dem jüngern indeſſen ward das Kommando der Kriegsmacht in Mexiko angeboten, eine Stelle, welche nach der des Vicekönigs die erſte in Neu-Spanien iſt; allein er lehnte ſie ab, und zog ſich, beſorgt wegen der Folgen, nach Navarra zurück. Espoz, bis dahin noch an der Spitze der Bergbewohner, erhielt ſogleich einen Befehl, welcher ihn des Kommando's beraubte. Da die Sache nun ſo zur Kriſis gekommen war, beſchloſſen die beyden Mina's, die Fahne der Cortes und der Konſtitution aufzupflanzen. Sie hatten keine Zeit, einen ausgedehnten Plan zu entwerfen. Es ward verabredet, den Schlag ſogleich auszuführen, vor der Bekanntwerdung des Befehls, durch welchen Espoz des Kommando's beraubt ward. Das Detail dieſes kühnen Verſuchs iſt intereſſant, und hat etwas Romantiſches; doch iſt hier nur ein flüchtiger Blick auf daſſelbe vergönnt. Indeß Espoz ſeine Truppen in Bewegung ſezte, um zu einer beſtimmten Stunde unter den Wällen von Pampelona zu erſcheinen, begab ſich Xaver in die Feſtung. Dort trat er bald mit einigen ihm bekannten Offizieren in Verbindung, deren Geſinnungen den Cortes günſtig waren. Da er bey der ganzen ſpaniſchen Armee beliebt, und ſein Name unter den Kriegern für Freyheit vom größten Gewicht war, wählte er einige davon zu ſeinen Gäſten bey einem feſtlichen Mahl. Nach dem Abendbrod, als die feſtgeſezte Stunde herankam, trat Mina plötzlich in ihre Mitte, wandte ſich mit einer kräftigen und begeiſternden Rede an ſie, entfaltete den Undank und die Ungerechtigkeit des Hofes, und ſchloß endlich mit dem feyerlichen Aufruf an die verſammelten Krieger, dem durch ſie geretteten Lande jezt auch den Segen der Freyheit zu ſchenken. — Die Wirkung war elektriſch und vollkommen. Alle ſtanden auf, und die Schwerter kreuzend, wie ſie rings um die Tafel ſtanden, ſchwuren ſie heilige Treue. Die Wachen an der beſtimmten Baſtion wurden zurückgezogen, die Leitern befeſtigt, und in der Todtenſtille der Nacht, kaum athmend vor innerer Unruhe, erwarteten ſie nun faſt bis zum Tagesanbruch die Ankunft der Truppen unter Espoz y Mina. Wären dieſe damals erſchienen, ſo ging eine neue Aera, reich an großen Ereigniſſen, über Spanien auf.

(Der Beſchluß folgt.)

Das neue warme und kalte Seebad bey Kiel.

Aus dem Briefe einer Reiſenden.

Nach dem Mittageſſen fuhren wir zu Waſſer bis Düſterbrod, einem gewöhnlichen Luſtort der Kieler; es iſt ein auf Hügeln gelegenes Gehölz, bey dem die Ausſicht auf das gegenüber liegende Ufer des Meerbuſens ſehr gut benuzt iſt. Von hier gingen wir zu Fuß zu der neuangelegten Bade-Anſtalt. Sie iſt auf Aktien unternommen, an denen auch die Kieler Profeſſoren einigen Theil haben; anfänglich fand die Ausführung des Plans große Schwierigkeiten, weil man ſorgte, daß ſich die Nähe einer Univerſität nicht mit der Freyheit eines Badeplatzes vereinigen ließ; aus dieſem Grunde ſind hier auch alle Hazardſpiele verboten, allein die Kieler Muſenſöhne haben bisher den Ungrund dieſer Beſorgniß durch ihr anſtändiges Betragen dargethan. Sie zeichneten ſich in dieſem Jahr auch gar nicht durch ihre Kleidung vor andern geſitteten Menſchen aus; wir fanden deren mehrere im Badhauſe, die durch ihre angenehm gebildeten Formen gefielen, aber auch, wie ich zu bemerken glaubte, in manchen Familien-Zirkeln, die ſich an öffentlichen Orten verſammelt hatten, aufgenommen waren. Der größte Theil der Studirenden beſteht in Inländern, und ihre Zahl überſteigt nicht 200.

Das neu angelegte Badehaus iſt in einem Halbzirkel gebaut. In der Mitte iſt ein Tanzſaal mit Büffets an beyden Seiten, oben eine Gallerie für das Orcheſter, das während meines Beſuchs ſehr gut war. Neben dieſem Saal befinden ſich einige Geſellſchafts-Zimmer, ſo daß der Blick durch eine artige Zimmerreihe ſtreicht. Der rechte Flügel von dieſer Mitte aus iſt für die Damen, der linke für die Männer beſtimmt. Am Ende des Flügels iſt wieder ein hübſches Geſellſchafts-Zimmer, mit dem Bildniß des Königs geziert. Alle dieſe Gemächer ſind geſchmackvoll und reichlich eingerichtet. In ihrer Mitte, aber durch einen Gang getrennt, liegen die Zimmer zu warmen Bädern; die Abtheilungen der beyden Geſchlechter ſind alſo gelegen, daß ſie nicht zuſammenkommen, ja auf dem Weg in die Badezimmer ſich nicht einmal begegnen können. Auf jeder Seite ſind zehn Badſtuben zu finden — die niedlichſten Zimmerchen, die man ſich denken kann! In zweyen befinden ſich marmorne Wannen, die übrigen ſind von Blech oder Kupfer. Für Alles iſt hier geſorgt; Toilette, Ruhebett, Nachttiſch, Kleiderſchrank, Pantoffeln, Wärmekorb — bis auf das Uhrkiſſen neben der Badewanne, fand ich alle die Bequemlichkeiten, welche ich in meinem eigenen Hauſe gewohnt bin. Nachdem uns das Badmädchen beym Auskleiden ihre Hülfe angeboten hatte, kam die eigentliche Badefrau mit dem Thermometer, unterſuchte das Bad, ermahnte uns, den Schlüſſel auszuziehen, damit ſie im Fall der Noth vermittelſt ihres Hauptſchlüſſels zu uns herein könnte, zeigte uns die Glockenſchnur über unſerm Kopf, und überließ uns unſerm Schickſal. Es war beneidenswerth! Die prickelnden Salztheile des Seewaſſers müſſen die, durch die Wärme erweichte, Haut durchdringen. Ich fand die Bemerkung beſtätigt, daß das Seewaſſer viel ſchneller auf der Haut trocknet, als das ſüße. Kaum aus dem Bade aufgetaucht, war ich ſchon trocken. Dieſes elegante, bequeme Bad koſtet keinen ganzen Gulden, und jedes Trinkgeld iſt unterſagt. Unſere männlichen Begleiter badeten indeſſen in der See, in welche ſie ſich vermittelſt eines Karrens hineinführen ließen. Es gibt ihrer für Damen und für Herren. Dieſe Bäder liegen etwas entfernt vom Badhauſe, und haben einen eigenen, ganz nahen Sallon, worinnen Erfriſchungen feil ſind. Im Badhauſe ſelbſt iſt ein Reſtaurateur, der die ganze Geſellſchaft verſorgt; der Tiſch iſt vortrefflich und die Preiſe beſtimmt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Auguſt.

Das jährliche Volksfeſt, das zu Anfang des vorigen Monats immer zwey Tage hindurch, Sonntag und Montag, auf der ſogenannten Brigittenau, gehalten wird, war dießmal wieder ſehr zahlreich beſucht, obgleich die etwas rauhe, kühle Witterung den Zuſammenfluß nicht begünſtigte. Solche öffentliche Luſtbarkeiten, wobey man den Charakter des Volks gleichſam auf einmal überſchauen kann, ſind ſelten. Auf einer ziemlich unregelmäßigen Ebene, die ſich von dem bekannten und ſonſt ſo beliebten Augarten, etwa eine halbe Stunde Weges bis zu einer kleinen, von hohen Bäumen beſchatteten Kapelle, der heiligen Brigitta geweiht, erſtreckt, verſammeln ſich zuweilen an 25.000 Menſchen, größtentheils aus der eigentlichen Volksklaſſe. Die Schaar zerſtreut ſich nun nach allen Seiten hin in bunten Reihen. Schon vom Stadtthor an iſt Alles voller Leben, und man darf dem luſtigen Gewühl nur blindlings folgen, um ſicher an das Ziel zu kommen. Fuhrwerk aller Art, beſonders die bekannten Zeiſelwagen, eine Art von kompendiöſem und wohlfeilem Stuhlwagen, laden die Wandrer ein, und das beliebte „Fahr'n wir Ihr Gnaden? — ¡Fahr'n wir? — Setzen's Ihnen auf!“ ſchallt hundertfach und tauſendfach. Dazu ertönen längs des Weges hin, in furchtbar luſtigen Diſſonanzen, Duetts von Hörnern und Trompeten, auch andern Blasinſtrumenten, womit die Söhne der Natur der göttlichen Polyhymnia, deren Gegenwart bey Freuden- und Trauerfeſten nicht vermißt werden darf, Andern zum Vergnügen und ihres eigenen Vortheils wegen, huldigen. Iſt man auf dem Platz angelangt, ſo bieten ſich vielerley Schauſpiele dar, die aber alle auf den Kern der Verſammlung berechnet ſind. Rechts und links ziehen ſich Baumgruppen und Gebüſche von größerem und kleinerem Umfang hin; blickt man im Vorübergehn in dieſe hinein, ſo ſcheinen ſie von Gäſten zu wimmeln, die ſich mit Speiſe und Trank erlaben. Bunte Laternen und Lampen in zahlloſer Menge ſind aufgehängt. Transparenten prangen überall, die nur den Einbruch der Dämmerung erwarten, um den Pilgern zu Pharusleuchten, den ſpekulativen Wirthen zum Gewinn zu dienen. Buden und Gezelte ſind aufgeſchlagen; Glücksſpiele locken hier, Gaukler und Equilibriſten dort. Alles iſt zu haben, was derben Verdauungskräften nicht widerſteht. Mitten durch wandeln in gemiſchten Rotten die eigentlichen Zuſchauer, und ſeitwärts fahren die Wagen hin und her. Inſtrumental- und Vokalmuſik erſchallt in allen möglichen Harmonien und Disharmonien, und man möchte ſagen, im Styl aller Völker der Erde. Dort ſteht Bajazzo auf dem Faß und ſchüttet einen Hagel von derbem Witz herab; weiterhin ſpielt ein Blinder die Harfe und ein Weib mit furchtbar gellender Stimme und in lauter entſetzlichen Staccato's ſingt eine Tenorarie von Roſſini. Hier glaubt man hundert Meilen von dem muſikaliſchen Wien entfernt zu ſeyn. Noch weiter halten ein Paar luſtige Vögel ein Geſpräch in der allerplatteſten Mundart, worin den Zuhörern oft die kräftigſten Wahrheiten gepredigt werden. Nicht weit davon läßt ſich ein Duett von Männerſtimmen hören, es werden ſogenannte Heubauernlieder abgeſungen, deren Melodien oft recht anziehend ſind, die Beſtandtheile enthalten Naivetät und Anekdoten, Fopperey und kurzweilige Moral. Die Städter kommen oft übel weg, und für die lieben Mädchen ſind es Prüfſteine, verſtehen kann ſie nur, wer die Fundgruben des Volksdialekts erforſcht hat, und das Volk genießt vorzugsweiſe dieß Vergnügen. Hier fliegen Schaukeln aller Art, hin und her, auf und nieder. Dort ſchwingt ſich ein Seiltänzer den Gaffern zur Ergötzlichkeit und zum Erſtaunen. Auf einmal erſchallt es: halt den Dieb auf! — Ein Trupp ſetzt ſich in Bewegung, die Andern laſſen ſich nicht ſtören, und jene kehren bald zurück, doch ohne einen Fang gethan zu haben. Am Ende war es ein verſchmitzter Schuſterbube, der den Lärm zu ſeinem eigenen Ergötzen erregte. Das ſind die ſchelmiſchſten, durchtriebenſten und zugleich gutmüthigſten Burſche von der Welt. Macht ja keine Wette, daß ihr ernſthaft bleiben wollt, wenn ihr durch die Straßen geht! Eh' einer ſich's verſieht, macht ihm ſo ein Gaudieb eine Schnurre vor, daß er ſich des Lachens nicht erwehren kann, wenn er ſich von ungefähr darauf beſinnt. Auf einmal kommt ein ſolcher Knirps zu zwey Portchaiſenträgern, bittet ſie, in aller Eil ſich auf den Weg zu machen, dort auf dem Platz ſey einem gnädigen Herrn ſehr ſchlimm geworden; der Schalk zeigt einen Fünfguldenzettel vor, den er als Botenlohn erhalten, der aber vom Meiſter zum Auswechſeln beſtimmt iſt; die Rothröcke ſetzen ſich in Trapp, kommen an, fragen nach: und ſtatt des gnädigen Herrn liegt ausgeſtreckt ein umgefallener Langohr da. Ein andermal ſind zwey Fratſchlerweiber (Obſthöckerinnen) heftig an einander. Der Burſch horcht lange ſchweigend auf. Plötzlich greift er in ſeinen Kleiſtertopf, pappt einer nach der andern den Mund zu, indem er ſpricht: Die Frau hat Recht, und die Frau hat Recht — über alle Berge iſt der Schelm, hüpft und ſchlägt vor Freuden auf das Schurzfell. — Im Angeſicht der Kapelle breitet ſich der Grund regelmäßig aus, und gewährt einen freyen, weiten Ueberblick. Hier drängt die gewähltere Zahl der Zuſchauer ſich zuſammen, anſtändige Bürgerfamilien lagern ſich in der Ferne, ſtill und geſellig, in mancherley Gruppen, deren Mittelpunkt ein anſehnliches Gefäß, glänzend von dem Saft des Freudengebers, iſt. Zu allen Zeiten hält ſich in dieſen Gegenden eine Polizeywache auf. Während der zwey Tage hat ſie Verſtärkung zu Pferde und zu Fuß erhalten, und Commiſſairs ſind überall bereit, den Ausbrüchen des Unfriedens und der Zwiſtigkeit zuvor zu kommen; doch dem Vergnügen wird kein Zwang angethan, und es gibt wenig hier zu ſchlichten, denn Ruhe herrſcht in der Verwirrung; Ungebundenheit und Verträglichkeit machen die Grundzüge dieſes Volksgemähldes aus, von dem ich hier nur einem ſehr verkleinerte Kopie geliefert habe.

Mit dem Lezten des vorigen Monats waren die Ferien des Hoftheaters zu Ende. Die reiſenden Mitglieder ſind pünktlich wieder eingetroffen, diejenigen ausgenommen, deren Kontrakt eine längere Entfernung geſtattet. Das iſt der Unterſchied. Statt der in Penſionsſtand geſezten — unter dieſe ſind Klingemann, Ziegler, der bisher den Titel Conſulent des Hoftheaters führte — auch eine neue Charge — und Andere mehr zu rechnen, werden zum Theil neue engagirt, und dieſes Kunſtinſtitut nähert ſich wieder einer glänzenden Epoche. Sophie Müller aus Mannheim, von deren Gaſtſpielen ich im vorigen Jahre ſo viel Angenehmes zu berichten wußte, iſt nun, wie ich damals ſchon verkündigte, als engagirtes Mitglied aufgetreten, und hat wieder außerordentlichen Beyfall erhalten. Ihre erſte Rolle, die ſie früher mehrmals ſchon gegeben, war die Rutland — ganz vorzüglich! die zweyte Shakeſpeare's Julie, nach Schlegels Ueberſetzung. Hier zeigte ſich manches mehr, und manches weniger Bedeutende; überhaupt aber iſt S. M. als junge Liebhaberin eine ſehr bedeutende Acquiſition zu nennen. Auch die Sängerin Lembert, die nun faſt ein Jahrlang von der Oper entfernt war, wird nächſtens als Mitglied des rezitirenden Schauſpiels auftreten. Das italieniſche Opernperſonal iſt in die Welt des Südens zerſtreut. Einige ſind nach Neapel gegangen, andre nach Bologna, nach Turin u. ſ. w. Die lezten fünf Vorſtellungen waren ſo ſtark beſucht, daß, der heißen Witterung ungeachtet, oft ein Drittheil wenigſtens der Herbeyſtrömenden zurück gehen mußte. Zulezt wurden noch einige Produktionen zugegeben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nro. 69.

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Auguſt 1822.

— Das iſt des Mannes Ehre
Daß er feſt im Wechſel bleibe,
Und die Wog' im Lebensmeere
Nicht von ſeiner Bahn ihn treibe.

Raupach.

Einige Züge aus dem frühern Leben des Generals Mina.

(Beſchluß.)

Die Urſache, durch welche das Unternehmen vereitelt ward, zeugen gegen Espoz berechnende Klugheit, nicht gegen ſeinen Muth. Man weiß jezt, daß den Truppen, welche in dieſem Fall eher hätten aufgereizt und belebt werden ſollen, mit Strenge ſowol ſtarke Getränke als andere Erfriſchungen verſagt wurden. Sie waren völlig unbekannt mit dem Zweck und den Gründen eines Unternehmens, welches ihnen in Friedenszeiten ſo ſeltſam ſcheinen mußte; und nach einem Marſch bis zum ſpäten Abend begannen ſie zu murren. Es entſtand Verwirrung in einem Korps, deſſen Anführer nicht beliebt war; der Marſch ward aufgehalten; ein nächtlicher Tumult folgte, und die Soldaten warfen ſich in zerſtreuten Haufen auf dem Felde nieder, oder gingen aus, Erfriſchungen aufzuſuchen. Espoz, der allein voraus geritten war, fand bey ſeiner Rückkehr eine Scene der Verwirrung, welche zu löſen alle ſeine Bemühungen ſcheiterten. Das Verſehen war unheilbar, und die Gelegenheit ging verloren. Die Verſchwornen in der Feſtung erhielten ſchnell die ungünſtige Nachricht, und verließen ſogleich die Stadt.

Obgleich die Spanier an ſtrengen Gehorſam gewöhnt ſind, und der Name des Königs für ſie „ein Fels an Gewicht“ iſt, achteten ſie es doch bey dieſer Gelegenheit ihrer unwerth, auf irgend eine Weiſe ihre Feldherren zu kränken. Xaver Mina durchreiste in völliger Sicherheit die ganze Provinz, ſammelte alle Freunde, für die er Gefahr durch ſeinen vereitelten Verſuch fürchtete, und betrat mit dreyßig Offizieren in voller Uniform den franzöſiſchen Boden. Auf Befehl der Regierung ward er angehalten und bey Bayonne gefangen geſezt; doch erhielt er ſpäterhin ſeine Freyheit wieder, und ſchiffte ſich nun nach England ein. Von der brittiſchen Regierung erhielt er eine anſehnliche Penſion, wie man ſagt, von 2000 Pf. St. jährlich.

Während ſeines Aufenthalts in England ward er von mehrern bedeutenden Perſonen mit ſchmeichelhafter Auszeichnung behandelt, beſonders aber von einem engliſchen Edelmann, der gleich bekannt durch ſein zuvorkommendes Benehmen gegen Fremde und durch ſeinen Eifer für die Sache der Freyheit an jedem Ort und in jedem Welttheil war. Durch dieſen Edelmann ward er mit dem General Scott von der Armee der Vereinigten Staaten bekannt, welcher ſich damals zum Beſuch in England aufhielt. Späterhin verſorgten ihn einige angeſehene und freyheitliebende Engländer mit einem Schiff, mit Waffen und Kriegsvorräthen, und ſo ward er in den Stand geſezt, ein Unternehmen zu verfolgen, mit welchem ſein Geiſt ſchon ſeit einiger Zeit beſchäftigt geweſen war: ein Unternehmen nämlich gegen das Königreich Mexiko, als die Gegend, von wo aus der härteſte Schlag gegen den Despotismus König Ferdinands geführt werden konnte.

Als Mina ſein Schwert für die Unabhängigkeit Mexiko's zog, that er es in der Ueberzeugung, es geſchehe für eine

Sache, welche mit den heiligen Grundſätzen übereinſtimme, um derentwillen er aus ſeinem Vaterlande verbannt war. Macht und Ehrenſtellen wären ſein geweſen, hätte er es über ſich vermocht, mit dem Strome der Hofgunſt zu ſchwimmen; allein dieß ward ihm durch ſeinen Charakter und ſeine Anſichten unmöglich. Er glaubte mit vielen Philoſophen des lezten Jahrhunderts, und mit mehrern helldenkenden Männern ſeines eigenen Vaterlandes, die Schätze der neuen Welt von ungünſtigem Einfluß auf Spaniens Glück und Ruhm; und ſo kann er nicht mit Recht beſchuldigt werden, vorſätzlich zum Nachtheil ſeines Vaterlandes gehandelt zu haben. Auch war er dem König Ferdinand keine Unterthanspflicht mehr ſchuldig. Ein Verbannter, für den jedes Band gelöst war durch den Beſchluß des Monarchen, welcher einen Preis auf ſein Haupt ſezte, hatte er keine Verpflichtung mehr, die ihn an Ferdinands Thron feſſeln konnte; noch gab es irgend ein Geſetz, ſelbſt in dem vergeſſenen Codex der Leibeigenſchaft, welches ihm verbot, an der rühmlichen Sache der Befreyung Mexiko's Antheil zu nehmen. Er verband ſich nicht, wie Coriolan, mit den Feinden ſeines Vaterlandes, noch widmete er, wie Eugen, ſeine Dienſte einem fremden Hofe. Getäuſcht in dem Verſuche, die Cortes und die Sache der Freyheit in Spanien aufrecht zu erhalten, weihte er jezt ſeine ganze Kraft dem Kampf für Freyheit in Amerika. Kühn betrat er einen eben ſo gefahrvollen als dornenreichen Pfad, im Angeſicht des Looſes, welches einſt einen Hancock und Waſhington bedrohte, und einem Emett und Fitzgerald wirklich zu Theil ward. Er und ſeine tapfern Gefährten wurden Opfer ihres Muths, allein ſie ſanken für eine edle Sache. Wäre Mina mit 1500 oder 2000 Soldaten, ſtatt mit 270 an der mexikaniſchen Küſte gelandet, ſo iſt kein Zweifel, er hätte ſich geradezu den Weg in die Hauptſtadt des Landes gebahnt, und beynahe ohne Kampf würde die ſpaniſche Regierung zu Boden geworfen worden ſeyn. — — E.

Das Geheimniß.

(Fortſetzung.)

Es war zum Erſtaunen, daß dieſe Begebenheit mit Natalia, ſo viel Verwirrung ſie auch im erſten Augenblick verbreitete, doch nicht das Aufſehen erregte, das ſie billig ihrer Natur nach hätte erregen ſollen. Dieſer Auftritt hatte, gelinde ausgedrückt, ſo viel Aehnlichkeit mit dem Finale einer ſehr bekannten Oper; die Perſon, die es betraf, war ſo allgemein bekannt, und von ſo hohem Range, und dennoch hörte man nichts vom Verfolgen des Frevlers, nichts vom Gelingen und Mißlingen der deßhalb angeſtellten Verſuche. Mein Eifer war unermüdet, und vielleicht der Einzige in dieſer Sache. Mir galt es ja, den Mörder meines Vaters, den Räuber eines bedeutenden Vermögens, endlich einen frechen, mit Taſchenſpieler-Künſten und ähnlichen Gaukeleyen bewaffneten Betrüger zu entlarven, der mit grenzenloſer, unbegreiflicher Ruhe in der ganzen Welt ſein ruchloſes Weſen trieb, und nur deſto verderblicher wüthete, deſto ſicherer und gewiſſer ſein Opfer ins Auge faßte und traf.

Der wahrſcheinlich ſehr lang vorher überlegte Plan des Grafen, Natalie in ein Kloſter zu thun, gedieh jezt zur Reife; faſt hatte es ſo den Schein, durch den Vorfall jenes Abends und Natalia's Wunſch ſchneller herbeygeführt. Jener Vorfall war zu delikat, und von Seiten des Vaters ſelbſt und der nächſten Angehörigen ein zu dichter Schleier darum gezogen worden, als daß es geziemend geweſen wäre, mit einer unberufenen Theilnahme ſich nähern zu wollen — und ſo kam der Augenblick von Allen beſchleunigt herbey, wo die öden Kloſtermauern das lieblichſte Weſen aufnahmen, welches je zur Luſt und Freude der Schöpfung auf dieſer Weltbühne erſchienen war. Dieſes ganze Ereigniß wirkte mit ungeheurer Kraft auf mich ein. Es gab Augenblicke, wo ich Natalia aus dem Kloſter entführen, dann ergriff mich's wieder ſo, daß ich Alles verlaſſen wollte, um in allen Welttheilen das Ungeheuer zu ſuchen und zur Rechenſchaft zu ziehen. Man ſieht jedoch leicht ein, daß dieſes in unſern jezt beſtehenden Verhältniſſen einem jungen Menſchen nicht möglich iſt, wenn er nicht den Namen eines Romanhelden und Tollkopfs davon tragen will. Ueberdieß war ich nicht frey, es banden mich Dienſtgeſchäfte, und ich mußte daher dem Zufall überlaſſen, mir den Räthſelhaften noch einmal in den Weg zu führen, feſt entſchloſſen, dann Alles aufzubieten, mich ſeiner zu bemächtigen. Ich umſchwärmte Tag und Nacht das Kloſter, ein liebehauchendes Briefchen im Buſen, um es, wenn ſich eine glückliche Gelegenheit darböte, Natalia einzuhändigen. Ich wünſchte von ihr etwas zu erfahren, von ihr zu wiſſen, ob ſie wirklich ohne mich leben wolle, ob ich überhaupt, und was ich zu hoffen hätte, und ob ich mein Lebenslicht als gänzlich vernichtet betrachten ſollte. Endlich erſpähte ich den günſtigen Moment. Natalia ging von einem ganz jungen ſchwarzgelockten Dirnchen begleitet, das zur Erziehung ins Kloſter gegeben war, im Garten ſpazieren. Ich ſtand, verloren im Anſchaun, bey einer Mauerritze; ſie ging vorbey, das Billet lag zu ihren Füßen. Sie hebt es auf, entfernt ſich auf einen Augenblick, und kommt erröthend wieder, indem ſie durch die Oeffnung mir zuflüſtert: „Morgen, Geliebter, die Antwort — hier.“ Ich fehlte nicht, und fand auch ſchon das ſehnlich erwartete, viel entſcheidende Papier. Allein mit welchem Entſetzen erfüllte mich ſein Inhalt. Mit einem feſten Tone, der mir das Haar emporſträubte, ſprach ſie darin von ihrem nahen Tode, klagte ſich eines Umgangs an, den ſie nicht hätte haben ſollen; ſie beſchwor mich, jede Hoffnung auf ihren Beſitz aufzugeben. Ich lief beſinnungslos umher. Mehr als einmal brachte mich mein ſchwankender Schritt der Weichſel nahe, und es war, als hielte mich ein unſichtbarer Arm zurück — unbarmherzig genug, mich neuen, unausſprechlichen Qualen Preis zu geben. Um dieſe Zeit bezogen die Nonnen eine Art von Sommerzellen, die längs der Gartenmauer angelegt, und mit einem leichten, platten Dache, mit Blumenvaſen geziert, verſehen waren. Natalia hatte die entlegenſte, durch mehrere leer ſtehende von denen der übrigen Schweſtern getrennt. Eines Morgens, da man ihre Thüre nicht öffnen ſieht, entſteht Verdacht. Man klopft, keine Antwort. Die Thüre wird geſprengt, und nun ſieht man die Unglückliche mit ſichtbarer Gewalt aus dem Bette gezerrt, das Geſicht durch den heftigſten Krampf entſtellt, todt am Boden liegen. Eine blutige Verletzung an der linken Bruſt war das Einzige, was man wahrnahm. Der Mörder war durch die Decke der Zelle hineingebrochen. Das Gerücht dieſer Begebenheit eilte mit Blitzesſchnelle durch die Stadt. Alles war erſchüttert durch dieſen Vorfall. Niemand bezweifelte, daß dieſer ſeltſame Tod mit jenem Ereigniß des Balls in naher Verbindung ſtand; vergebens jedoch blieben alle Verſuche, einen Zuſammenhang herauszufinden, vergebens alle Nachforſchungen, den Thäter zu entdecken.

Natalia noch einmal zu ſehen, ging ich in die Kloſterkirche, wo ſie, der Sitte gemäß, ausgeſezt war. Mit ſchwankenden Schritten betrat ich die Hallen; da lag ſie, mein Alles! Von Schauder durchdrungen trat ich zum offenen Sarge; allein augenblicklich wendete ich mein Geſicht wieder weg, ohne etwas geſehen zu haben. Ein heftiger Schwindel ergriff mich, alle Säulen drehten ſich, das Gewölbe wankte, und ich fiel beſinnungslos in einen nahe ſtehenden Betſtuhl. Wie lange ich mag gelegen haben, weiß ich nicht anzugeben. Aber Nacht war es, da ich die Augen aufſchlug. Der Mond ſchien durch die hohen gothiſchen Fenſter, und das halbe Licht, das er in den Gängen verbreitete, war grauenerregend, und ließ mehr ſehen, als da war. Meine Phantaſie war erhizt, ich war aufgeregt, hier den Entſetzlichen zur Rede zu ſtellen und ſeinen Frevel zu beſtrafen, und dachte nicht daran, daß ich mit keinen Waffen verſehen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schiffahrt der Sandwichs-Inſeln.

Ein engliſches Journal enthält einen Brief aus dem St. Peter-Pauls Hafen vom 30. November vorigen Jahrs, welcher durch die Ankunft mehrerer Schiffe in ſehr kurzen Zwiſchenräumen die Lebhaftigkeit des Verkehrs beweiſt. Vorzüglich intereſſirte uns ein Schiff von den Sandwichs-Inſeln. Es war dort gebaut, hieß Haiderno (Langhals), und war mit lauter Inſulanern bemannt. Der Gouverneur von Kamtſchatka nebſt deſſen Offiziers ward ſehr anſtändig von deſſen Capitain bewirthet, und ſendete dem König der Sandwichs-Inſeln ein männliches und ein weibliches Rennthier und einen jungen Bären zum Geſchenk; dem Sandwichs-Capitain gab er dagegen eine Kuh, zur Vergütung einiger Ziegen, die ihm jener für ſeine eigne Heerde mitgebracht hatte. Bey der am 18. September erfolgten Abreiſe dieſes Schiffes, grüßte es mit ſeinen ſehr gut bedienten Kanonen. Die Schiffsmannſchaft machte gute Bekanntſchaft mit den Kamtſchadalen, beſonders ſchienen ſie dem weiblichen Theil der Einwohner zu gefallen. Des Sonntags wohnten ſie dem Gottesdienſt mit vieler Andacht bey, und machten nachher dem Gouverneur einen Beſuch, bey dem ſie dieſer mit einem Glas Branntwein bewirthete. Ihr Gruß beym Kommen und Gehen beſteht in dem laut ausgeſprochenen Wort „Arocha!“ Sie waren ſehr verſchieden gekleidet, in Jacken, Fracks, in Seide u. ſ. w., einige trugen Schuhe, keiner Strümpfe, die meiſten waren barfuß.

Dieſe Sandwichs-Inſeln hatten vor funfzig Jahren noch keinen Europäer erblickt, und jezt verſuchen ſie ſich ſchon mit Glück in der, alle mechaniſche Künſte in Anſpruch nehmenden, Schiffahrtskunſt! — Wohin kann in kurzer Zeit ihre Kultur ſteigen? Und welcher Charakter wird ſich bey einem Volk entwickeln, bey deſſen Bildung mechaniſche Fertigkeit ſo unverhältnißmäßig gegen geiſtige, Gewinnſtgeiſt ſo ausſchließend ſtatt der Phantaſie, geübt wird?

Denkſprüche.

Sey nicht zu weiſ', nicht zu gerecht,
Auch nicht zu närriſch, nicht zu ſchlecht;
Durch jenes kann man gern verderben,
Durch dieſes leicht zur Unzeit ſterben.
Es iſt dir gut,
Daß du das eine faſſeſt,
Und 's andre auch nicht aus den Händen laſſeſt,
Und wer Gott fürchtet, bleibt in ſeiner Hut.

*

Eine heimliche Gabe ſänftigt den Zorn, das bemerk' dir,
Ein Geſchenk im Schoos ſtillt den heftigen Grimm.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Auguſt.

(Fortſetzung.)

Die Adminiſtration hat ſogleich für neue Unterhaltungen geſorgt. Eine der erſten war die Alpenhütte, Oper von Conradin Kreutzer. Dieſes Stück konnte wenig wirken, obgleich die Muſik gefällig und ſolid iſt, und ſogar die Grünbaum in einer Parthie vom zweyten Rang erſchien. Der Sänger Roßner, ſonſt mit einer trefflichen Tenorſtimme begabt, die aber ſeit längerer Zeit, vielleicht auch aus Mangel an Uebung eine Abnahme bemerken ließ, hatte das Unglück, dieß Mal gänzlich zu mißfallen. Es wäre ſehr Schade um dieſen Sänger, wenn er ſich nicht mehr erheben ſollte.

Zwey neue Ballets konnten nur eines geringen Beyfalls ſich erfreuen. Zuerſt: Die heftige junge Frau. Der Inhalt, aus einem bekannten Singſpiel genommen, das auch den Stoff zu einem kleinen Luſtſpiel geliefert hat, iſt ſehr einfach, ſehr gedehnt durch die Zuſätze, und die Handlung fordert abſolut einen Dialog. Die Heftige brauſt ewig auf, der Mann beſänftigt ſie, bekehrt ſie aber erſt, ſobald er ſelbſt die Rolle eines Brauſekopfs übernimmt. — Zweytens: Clari, ebenfalls von Taglioni, nach einer franzöſiſchen Erfindung in die Scene geſezt. Die Haupthandlung iſt ſehr ſentimental mit Epiſoden durchwebt, die ſich nicht recht fügen wollen. Ein Landmädchen iſt aus der Eltern Haus entführt worden. Der Unterſchied des Standes hindert den Liebhaber, ſich mit ihr zu vermählen. Er ſucht ſie zu zerſtreuen. Durch eine Komödienſcene, pantomimiſch dargeſtellt verſteht ſich, deren Inhalt eine Aehnlichkeit mit ihrer Lage hat, wird ihr Gewiſſen aufgeregt, ſie entflieht zu den Ihrigen, und nun erſt entſchließt ſich der Verführer, ſie zu ſeiner Gattin zu erheben. Das Alles iſt über die Maßen ausgeſponnen. In Paris hat es ſehr gefallen; vielleicht am meiſten durch die Kunſt der Bigottini, die in der Hauptrolle großen Beyfall erhielt. Das konnte unſrer Courtie, ob ſie gleich eine treue Nacheiferin jener ſeyn ſoll, freylich weniger und nicht viel mehr, als im vorher genannten Ballet, gelingen. Ja, in Paris! — ach! in Paris — und immer nur Paris. — Die Muſik des pantomimiſchen Theils iſt hier von dem Pariſer Creuzer, und ſehr vorzüglich; die des choreographiſchen Theils vom Grafen Gallenberg — ſehr gefällig.

Maurers haben auf dem Theater an der Wien eine lange Reihe von Gaſtrollen gegeben. Er war hier beſonders willkommen, weil ein anderer Schauſpieler, der ein ähnliches und weit umfaſſendes Fach beſizt, durch langwierige Kränklichkeit der Bühne entzogen wird. Wirklich hat auch der Gaſtſpieler hier viel mehr gewirkt, als auf dem Hoftheater, vielleicht weil er beſſere Gelegenheit fand, ſich im Gebiet der eigentlichen Helden und der proſaiſchen Konverſationsrollen auszubreiten. Mad. Maurer gefiel mit. Es iſt Schade, daß ſie ſo eintönig iſt, und zuweilen von Anfang bis zu Ende in eine ganz falſche Tonart geräth, dergeſtalt, daß, wären Worte und Sylben durch Noten bezeichnet, man Note für Note corrigiren müßte. Im Fach der Soubretten möchte ſie das Beſte leiſten. Sie meynt es ſonſt recht gut und ernſtlich. Außerdem reiht auf dieſer Bühne Gaſtſpiel ſich an Gaſtſpiel, wir wollen aber die bedeutendſte Erſcheinung vor allen andern erwähnen.

Die Sängerin Sonntag, vom Theater in Prag, trat zuerſt als Prinzeſſin von Navarra auf. Sie beſizt faſt alle Vorzüge, die durch gehörige Ausbildung die Künſtlerin vom erſten Rang begründen. Anziehende Perſönlichkeit, zartes, anſtändiges Benehmen, ſeelenvolle Stimme, kraftvolle Höhe, Biegſamkeit, Schule, richtiges Gefühl und was noch ſonſt hierher gehört. Ihr Staccato iſt ausgezeichnet, ihr mezza-voce reißt zuweilen hin. Sie gefiel ungemein, und der Beyfall nahm hier und da den Ausdruck des Entzückens an. Sie weiß etwas Charakteriſtiſches in jede Parthie zu legen, oder das Vorhandene zu finden. Ferner trat ſie als Agathe auf. Dann erſchien ſie als Roſine auf dem Theater am Kärnthnerthor. Die Agathe hat ſie hier mehrmals repetirt, wie dort die Prinzeſſin von Navarra. Als Amenaide in Tankred, wollte ſie Anfangs weniger anregen, doch im zweyten Theil ging alles wieder gut. Außer dem Sänger Forti, als Fürſt, machte ſonſt auch niemand großes Glück, am wenigſten die Darſtellerin des Tankred (Schütz), deren mezza-sopran in andern Parthieen wirkſam iſt, und von der kurz zuvor aus Prag, dieſelbe Rolle betreffend, ſehr viel Schönes gemeldet wurde. Sie ſchien aber dießmal offenbar mit ihrer Stimme in Disharmonie zu ſeyn. Das Publikum zeigte ſich doch zulezt geneigt, das Fehlende durch Gunſt und Nachſicht zu erſetzen. Ich weiß, die Künſtler lieben den Ruhm über Alles, wenn auch ſein Schmettern die Ohren gellen macht; ſie müſſen auch an den leiſern und oft heiſern — Nachruhm ſich gewöhnen, beſonders angehende Künſtler.

Mad. Sonntag, Mutter unſerer Sängerin, trat als Maria Stuart auf. Sie zeigte die einſichtsvolle und geübte Schauſpielerin, die nur mit dem poetiſchen Geiſt nicht völlig einverſtanden iſt. So verhält ſich's auch mit dem Aeußern, das hiſtoriſch richtig wäre, doch mit dem Portrait, das uns die Dichtung liefert, nicht wohl übereinſtimmt. Dann gab ſie Elsbeth im Turnier von Kronſtein, und auch ſie fand einige Gewänder, die recht kleidſam waren.

Auf demſelben Theater (an der Wien) zeigte ſich der Schauſpieler Meyerhofer aus Mainz (vom dortigen Nationaltheater hieß es — wie viele Nationen gibt es denn im deutſchen Reich?) als General Schlenzheim. Das war ſonſt ein altes Paradepferd für die Väterſpieler. Heut zu Tage hält man die Reiter gewöhnlich ſteif. Das ſoll hier keine Beziehung haben. Der Gaſt wußte ſich zu behaupten; freylich ging alles ſeinen ruhigen Gang, ohne Courbetten und Paraden. Man hat ihn bey dieſer Bühne zu verwenden gewußt, und ſeitdem angeſtellt, da ohnehin einige Mitglieder von hier zum Hoftheater übergeben werden. Dorthin ſtrebt Alles, und die Direktion des Hoftheaters beſtrebt ſich immerfort, das Beſſere zu gewinnen. — Einen Hrn. Poſinger aus München (?), der ſich als Johann von Finnland bisher ſehen ließ, will ich blos dem Namen nach erwähnen; wenn man ein Gaſtmahl gibt, und das iſt doch hier wohl eigentlich der Fall, ſind ſolche Schüſſeln doch fürwahr zu mager. Doch ich beſinne mich, daß kritiſche Notizen immer einen ernſthaften Anſtrich haben müſſen. Iſt es denn aber möglich, in allen Fällen ernſthaft zu bleiben, ohne — nachdrücklich zu werden? — Endlich hörten wir auch die Sängerin Siegel aus München, als Königin der Nacht. Die Wahl kündigte ſie als Bravourſängerin an. Ihre Höhe iſt klangvoll und bedeutend, die Sängerin bewegt ſich in dieſer Sphäre mit Leichtigkeit. Das Staccato iſt vorzüglich, die Paſſagen ſind geläufig, aber nicht genug ausgebildet. Der Vortrag des Adagio mag etwas mehr Mühe koſten, und der Ton dringt eben nicht ſehr tief. Solche Sängerinnen, wie Mlle. Siegel, ſind indeſſen ſelten, und man muß nicht immerweg das Siegel der Vollendung fordern. Eine ausgezeichnete Leiſtung war die Pamina, von der Sonntag vorgetragen.

Jezt auch ein neues Luſtſpiel: Die Schöne und die Häßliche, in vier Akten, von Ziegler. Die Hauptſache iſt ein Wettreiten um eine häßliche, aber reiche Erbin. Dieſe exiſtirt jedoch nirgends, und die Schöne ſpielt ſelbſt die Rolle unterm Schleyer, um die Brautwerber erſt zu prüfen. Ein Lord will durchaus nur die Allerhäßlichſte zur Frau, um ihrer Treue gewiß zu ſeyn; als er ſich betrogen ſieht, läßt er die Schöne ſitzen, die mit einem Liebling ohnehin bereits verſorgt iſt. Für die Unterhaltung iſt auch geſorgt, aus allen Kräften, und die komiſchen Figuren drängen ſich, doch ſind die meiſten mit dem Spleen behaftet. Der Lord iſt eigentlich die luſtige Perſon. Ihm zur Seite ſteht eine ſehr traurige, ein junger Flotten-Offizier, der ſich ſeiner Ausſchweifungen wegen bey der Schönen anklagt, wodurch er ſeinen Vater ins Verderben geſtürzt hat. Durch den Wettritt will er das Geſchehene wieder gut machen, und wird nachher durch eine Art von Almoſen entſchädigt. Dieſer Theil iſt etwas zu ſentimental; im Uebrigen findet ein engliſches Sonntagspublikum wohl ſeine Rechnung — auch ein deutſches.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Nro. 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Auguſt 1822.

Die Zeit entwölkt vom finſtern Gram
Nur meine Stirn, doch nie mein Herz.

Mz.

Das Geheimniß.

(Fortſetzung.)

Mit heftigen Schritten näherte ich mich dem Hauptgang wieder, wo der Sarg ſtand, und wollte das jezt ſehen, wovor ich am hellen Tage, da rings mich Leben und Sonnenlicht umgab, beſinnungslos zuſammengeſunken war. Nun ſtand ich bey dem Sarge; ein tiefer Athemzug, und mein Blick fällt auf die Leiche. Sie liegt da im Nonnengewande; der Kranz der Jungfrau hält den Schleyer über ihr zuſammen, der — nun erblickt' ich's mit neuem Entſetzen, eine Larve umwallt. An ihrem Buſen lag das holde ſchwarzbraune Mädchen, ihre Begleiterin im Garten, ſanft eingeſchlafen. Das Kind hatte wahrſcheinlich mit den Blumen geſpielt und war in der unſchuldvollen Seligkeit ſeines Alters entſchlummert. Das blühende Leben am Buſen der Verweſung. Mein Blick verweilte aufs Neue auf der Larve. Wahrſcheinlich hatte die grimme Hand des Todes die zarten Züge ſo entſtellt, daß eine liebe Hand den Anblick den Neugierigen entzog. Ich kämpfte wild mit mir ſelbſt; ich wollte dieſe Züge, ſo entſtellt ſie auch ſeyn mochten, noch einmal ſehen. Ich wollte dieſen Mund noch einmal küſſen, ich wollte ſie durch mein glühendes Leben noch einmal beſeelen, oder in ihrer eiſigen Umarmung den Tod finden. Das — „und nur braun erſcheinſt du wieder dort.“ der Braut von Korinth, war nur im Stande, mich noch mehr anzufeuern. Was galten mir alle Leben, was eine ewige Glückſeligkeit in dieſem Augenblicke. Aber die Larve mußte fort, die reizend genug war, und wahrſcheinlich das Entſetzliche verbarg. So mochte jene Larve ausgeſehen haben, von der mein Vater in ſeinen Briefen ſprach. Ja, ich überredete mich bald, daß es dieſelbe ſey. Der Mund, zum wehmüthigen Lächeln verzogen, ein zauberiſcher Ausdruck in allen Zügen — nur die Augenhöhlen waren leer, und aus ihren Tiefen ſchimmerten die ſtarren Sterne der Todten grauſend hervor — da war kein freundlicher Schein. Noch einmal blick' ich auf, da ich ein Geräuſch zu hören glaube. Unfern von mir ſizt eine tief verhüllte Geſtalt, in der ich alsbald eine alte Nonne erkenne, die wahrſcheinlich ſchlafend hier Wache hält. „Nun denn, Natalie! ich will dich ſelbſt!“ ruf' ich, und ſtrecke den Arm aus, um die Larve der Leiche zu entreißen; da erhebt ſich plözlich die verhüllte Geſtalt und ſteht mit drey lang gezogenen Schritten vor mir. Die Gewande öffnen ſich, und es iſt M., nicht jener, der am Spieltiſch meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte; nicht jener, der in unſerer Nachbarſchaft mehrere Jahre verlebte, ſondern der Greis iſt es, der mir in jener unvergeßlichen Nacht erſchienen war und ſprach: Seh' ich denn aus wie ein Mörder? — „Du hier, Entſetzlicher! ruf ich, ſo hat mich denn meine Vermuthung nicht getäuſcht, ſo biſt du wirklich teufliſch bey dieſem Vorfall verflochten! Nun ſteh' mir Rede, enthülle dich und dein räthſelhaftes Weſen ganz vor mir, bekenne deine Gräuel alle, oder ich erwürge dich hier an dieſer heiligen Stelle, hier bey dieſem Engel, den du ermordeteſt.“ „Aber, lieber Herr! beſinnen Sie ſich doch; was wollen Sie von mir?“ — „Geſtändniſſe will ich hier, Teufel! mir entkommſt du nicht mehr, trotz deiner heuchleriſchen Miene. Ich habe zwey Leben von dir zu fordern, zahle mir mit deinem dafür, das der Hölle ohnedieß verfallen iſt. Kennſt du mich?" — „Ja wohl kenne ich Sie, beſinnen Sie ſich, daß ich der Freund Ihres verſtorbenen Herrn Vaters war, daß Unglücksfälle mich nöthigten, Ihre Gegend zu verlaſſen, wo wir wie die beſten Freunde mit einander lebten, daß Ihr Herr Vater in ſeinem lezten Augenblick Ihre Hand in die meinige legte —" „Die deinige, womit du ihn mordeteſt — woran mahnſt du mich!" ſchrie ich wie wahnſinnig und wollte ihn packen — da ſank ich wie vom Blitz getroffen, beſinnungslos nieder. Am andern Morgen fanden mich Leute in dieſem Zuſtande, die mich nach Hauſe trugen, wo mich ein hitziges Fieber mit Todesbanden gefeſſelt hielt, während meine Freundin beſtattet wurde, und die Jahreszeit ihr blumiges Kleid mit der Schneedecke vertauſcht hatte. Wie ich zu Anfang Winters wieder unter Menſchen trat, war Natalia vergeſſen, und jene Begebenheit hatte man für ein Mährchen gehalten, oder für die Vorboten der Krankheit, die ſich nicht ſelten mit ſolcher Lebhaftigkeit ankündigt, und hier ihren guten Grund dazu hatte. Ich ſelbſt war wiederum ſo geſtellt, daß ich nicht wußte, ob ſich wirklich damals Alles ſo verhalten hatte; denn die Phantaſieen und die Dauer des Fiebers hatten das, was unmittelbar ihm voran ging, ſo entrückt und auch wieder ſo hinüber gezogen, daß von einem hellen Sondern und Unterſcheiden gar nicht die Rede ſeyn konnte. Genug, ich war zu jeder anhaltenden ernſten Beſchäftigung untauglich, nahm meinen Abſchied und machte mir den Plan, in großen Städten mein Leben zu beſchließen, bald hier bald da zu leben, und bemüht zu ſeyn, den Faden wieder zu erhaſchen, an dem dieſe Begebenheiten hingen, und wo möglich dieſem unerhörten Verbrecher die Larve zu entreißen. Ich fühle mich vielleicht einmal bewogen, die ſeltſamen Abenteuer, in die mich dieß Unternehmen verwickelte, aufzuſchreiben; hier indeß ſoll nur das folgen, was zunächſt ſich auf den furchtbaren Unbekannten bezieht, und wie ich wieder mit ihm zuſammen kam.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus des Korporal Rees Reiſe in Indien.

Unſere deutſche Literatur wird nicht allein mit zahlloſen Reiſebeſchreibungen überſchwemmt, die engliſche erliegt unter derſelben Fülle, allein jene Inſulaner ſind des alten Europas nun überſatt, ſie ſchleppen ihre Langeweile durch die andern Welttheile. Egypten und der Schauplatz der bibliſchen Geſchichten wird von ihnen beſucht, wie vor vierzig Jahren die Schweiz; die Buſchmänner und Kaffern gewähren ihnen vertrauliche Unterhaltung, und in Indien reiſt mancher Britte, dem alle Vorkenntniſſe zur Benutzung ſeiner Wanderungen fehlen. — Unter dieſen befindet ſich ein Serjeant Rees, der ſeinen Kapitän auf einer Geſandtſchafts-Reiſe den Euphrat und den Tigris hinaufwärts begleitete, wobey er ſich an den Ufern des leztern, indem ein großer Fiſch aus dem Waſſer ſpringt, mit dem ſüßen Gedanken ſchmeichelt, daß er vielleicht auf derſelben Stelle ſtehe, wo Tobias ebenfalls einen Fiſch aufſpringen ſah, von dem er gefreſſen zu werden fürchtete; und unter Bagdad ſtößt er auf Trümmer, die er für den Tempel von Zion hält. — Aber trotz dieſer drolligen Irrthümer gewinnt der Mann, dem das Schickſal in ſeiner Jugend keine Bildungsmittel gewährte, unſere Theilnahme durch dieſes Schickſal ſelbſt und die reine Gutmüthigkeit, die überall in ſeinen Nachrichten durchblickt. Die Herausgeberinn dieſer Blätter — denn eine Dame übernahm dieſe menſchenfreundliche Mühe — macht uns von dieſer Gutmüthigkeit einen ſehr günſtigen Begriff durch die wenigen Worte, welche ſie vom des Verfaſſers Leben ſagt. Er war eines walliſchen Küſters Sohn und ſollte Schneider werden. Das Handwerk widerſtand dem nach weiten Reiſen verlangenden Jüngling, doch blieb er bis ins zwanzigſte Jahr bey der Nadel; da riß ihn der Anblick kriegeriſcher Sammelplätze hin, er trat Anfangs in die Miliz, dann in Seedienſt, worin er einige Jahre als Werber zubrachte, dann aber nach Indien ſegelte, und einer Unternehmung im perſiſchen Meerbuſen beywohnte, bey deren Schluß er mit Kapitän Maude die Reiſe machte, von welcher wir unſern Leſern Einiges mittheilen wollen. Rees hielt von ſeinem Eintritt in Dienſt ein Tagebuch, und wie er im Jahr 1818 krank und arm nach Europa zurückkam, war es ſeine einzige Freude, dieſes zu ordnen und ins Reine zu ſchreiben, bis ihn 1820 im dreyßigſten Jahr der Tod hinwegraffte. Er dachte nie daran, dieſe Blätter drucken zu laſſen; hätte er gewußt, daß deren Ertrag einſt ſeine Wittwe und einziges Kind vor drückender Armuth retten ſollte, würde er ihnen mehr Werth beygelegt haben.

Von einer Winter-Kreuzfahrt auf dem baltiſchen Meer, nach welcher ſein Schiff, der Temeraire, während eines furchtbaren Sturms, nach Cawſand-Bay (?) zurückkehrt, erzählt er folgende kleine Begebenheit: „Die See wogte ſo gewaltig, daß wir jeden Augenblick befürchteten, in Abgrund geriſſen oder an den Strand geſchleudert zu werden. Alle Arme waren an der Pumpe beſchäftigt; es galt Schiff und Leben. Mitten in dieſem Aufruhr erblickten wir ein kleines Fahrzeug, das der Sturm auf uns zutrieb, ſeine Segel waren zerfezt und flatterten oben an der Maſtſpitze; wie es näher kam, hörten wir einen Knaben darin, der jämmerlich um Hülfe ſchrie. Obgleich unſere eigene Lage verzweifelt war, dauerte er uns innig, um ſo mehr, da wir ihm nicht helfen konnten, denn die Wellen ſtiegen Berge hoch, ſo daß nach unſerm Bedünken kein Menſch ſich in See wagen.

Digitized by Google

konnte. Das Jammergeſchrey dauerte aber immer fort, ſo daß endlich unſer menſchlich-guter Kapitän — denn nie gab's einen beſſern — es nicht mehr anhören mochte und ſeinen Leuten ſagte: Wenn Jemand freywillig gehen wolle, werde er's geſchehen laſſen. Alle Welt wäre dazu bereit geweſen, endlich ſtiegen aber acht Mann ins Boot, und ruderten in Gottes Namen in die Wogen hinein. Es währte eine Zeit lang, bis ſie das kleine Fahrzeug erreichten, die Wellen ſtießen es um und um, und der Knabe hielt ſich mit den Händen daran feſt geklammert. — Endlich nahmen ihn die unſern in ihr Boot. Das ſeine am Tau zu ſchleppen, war unmöglich — und ehe ſie fünf Ellen weit von ihm fort waren, hatten es die Wellen verſchlungen. Die See war ihnen ſo entgegen, und die Wellen ſo hoch, daß ſie gar nicht wieder ans Schiff kommen konnten, endlich gelang es uns, ihnen einen Tau zuzuwerfen, und ſie kamen ſicher an Bord. Nun fragte der Kapitän den Knaben, wie er dazu gekommen ſey, auf der See zu treiben? Er berichtete, daß er mit ſeinem Vater in Cawſand-Bay gelandet habe, wo dieſer den Sohn im Boot gelaſſen um Branntwein zu kaufen; der Knabe war erfroren und müde, er kroch unter die Segel und ſchlief ein, wie er aufwachte, wüthete der Sturm, und hatte ihn ſchon viele hundert Ellen vom Ufer getrieben, er zog die Segel ein und ſuchte das Ufer zu erlangen; aber vergebens! der Sturm zerriß ſie und führte ſeine Ruder ins Meer; er trieb vor drey andern Schiffen vorbey, die ihm nicht helfen konnten. — Die arme Seele war ſo dankbar, und ſegnete unſere Mannſchaft einmal über das andere für die Rettung ſeines Lebens. Nun konnte er aber an nichts denken, als an ſeine arme Mutter, die ihn beweinen würde, und war tief betrübt, daß er ihren Kummer nicht zu heben vermöge. Der Kapitän befahl, ihm trockne Kleider zu geben, und alle mögliche Sorge für ihn zu tragen. — Wir fuhren indeß fort, ſtark an der Pumpe zu arbeiten, bis den andern Morgen fünf Uhr der Sturm nachließ. Es war der Chriſttag, und dieſes die ganze Welt erfreuende Feſt war doppelt erfreulich für uns, denn durch Gottes Barmherzigkeit war nicht allein unſer Leben erhalten, ſondern wir hatten auch das Leben eines unſerer Mitgeſchöpfe gerettet.

Die Mutter des Knaben war indeß, troß des heftigen Sturmes, an alle die drey vorerwähnten Schiffe gerudert; dieſe aber meinten, da ſie ihrem Sohn nicht hatten helfen können, würde es auch kein anderes vermocht haben, und ſagten ihr, der Knabe würde gewiß untergegangen ſeyn. Die arme, herzgebrochne Mutter hatte alſo ihr Leben vergeblich um Kunde von ihrem Kinde gewagt, und ſchlich jezt in ihre nun troſtberaubte Hütte zurück; der Temeraire lag ſo weit in der offenen See, daß ſie von ihm keine Hülfe für ihr Kind erwartet hätte, dennoch ſtieß ſie bey Tages Grauen ihren Nachen wieder in See, und wie ſie an unſern Bord kam, ſtand ihr Sohn neben unſerm Kapitän auf dem Verdeck. Sie ſagte kein Wort, fiel aber wie todt zu des Kapitäns Füßen, und wie ſie wieder zu ſich kam — wer kann die Freudenthränen beſchreiben, mit denen ſie den Rettern ihres Kindes dankte! — Nachdem ſie einige Stärkung genoſſen, ruderte ſie mit ihrem Sohn ans Land. Wir wollten dieſem gern ein Geſchenk machen, aber keiner von uns hatte Geld; da verſprachen wir ihm ein ſolches, ſo bald wir unſere Löhnung empfangen würden. Das geſchah auch wirklich; wir ſchoßen 8 Pfund 5 Schilling 6 Pence zuſammen, wofür wir ihm ein neues Fahrzeug kauften, das Temeraire Johnſon von uns getauft wurde."

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Leipzig am 24. Juli 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler gefallen."

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Mlle. Lindner von Frankfurt a. M. ganz gut für bleichfarbige" (chargirte?) „Rollen, aber de reliquo nihil. Siehe beyliegende [illegible] cum notis." (Dieſe Beylage iſt eine aus der Spener'ſchen Zeitung geſchnittene Theateranzeige des Inhalts:

Charlottenburg: Tony. Mlle. Lindner. Hierauf die Talentprobe. Mlle. Lindner, Minna, erſcheint als Gärtnermädchen, Student, Schauſpielerin, Dichterin, Herr von Wirbelwind und Directrice.

Dieſer Ausſchnitt iſt auf ein Blatt Schreibepapier geklebt, und der Kurze hat darauf angemerkt ad vocem Talentprobe: „Von Gubitz, Schubladenſtückchen, leichte Probe, Mamſel hat wollen im Geſellſchafter gelobt ſeyn;" ad voc. Schauſpielerin: „Muß heißen Comödiantin;" und am Schluſſe: „Arlekin erſcheint als Kürbis, Zaunpfahl, Lichtputzſcheer ꝛc. ꝛc. ꝛc." In der That ſcheint es mir unter der Würde eines Haupttheaters, durch Angabe der Verkleidungen oder Verwandlungen auf dem Zettel den Pöbel anzulocken nach Art der reiſenden Thespiskarren.) „Mad. Anſchütz aus Wien, Gurli, viel zu gemacht. Herr Anſchütz, Don Gutierre, gut."

Brief des Ruſſen (vom 14. Mai u. 18. Juli.)

„Mas no podrá mi lengua
Sus males referir!" —

Luis de Leon.

„Mit dieſem Spruch des alten Auguſtiners ſage ich Ihnen Dank für freundliches Winterquartier im Morgenblatt, und zugleich den Dienſt auf. Um aber nicht als Deſerteur auszuſcheiden, reiche ich der Batterie meinen förmlichen Abſchied ein; indem ich zur Erwägung gebe, daß bey ſo ernſthaften Fehden, als ſich dicht vor den Thoren meiner Heimath angeſponnen, der freywillige Dienſt in fremden Landen billig nachſtehn muß. Auch mag ich nicht verhehlen, daß ich Ihnen alle empfangene Ehre und Löhnung am beſten zu vergelten meyne, wenn ich Sie ermahne, Ihr gutes Pulver nebſt obligaten Kugeln für beſſere Zeiten aufzuſparen; i. e. den Plunder draußen zuſammenfallen zu laſſen, wie er eben will und mag; denn — à vouloir blanchir le nègre, le barbier perd son savon!" (Weiß wohl, aber ſoll der Neger deßhalb gar nicht barbiert werden?) „Ihre Artillerie iſt herrlich; die Bretter ſind von Holz, die meiſten Schauſpieler dazu; man ſollte Wunder meinen, was ſo eine Batterie ſtecke! point du tout! Die gute Sache hat nicht um eines Haares Breite Boden gewonnen! — Kommen Sie einmal her, ſehen Sie ſelber, wie die Mebeiſche Julie furore macht, und wie dieſe Tollheit blos daher kommt, weil die ſüße Capulet ſich mannstoll geberdet; und wie der Beobachterin an der Wien ein ordentliches Treibjagen von Adorations Sonnetten in den hieſigen Tagblättern auf den Ferſen folgt. Hinc illae lacrymae! Ich bin weit entfernt, ein crimen laesae majestatis darin zu ſuchen, daß eine ſonſt achtbare Künſtlerin die Rolle der Julia, und manche andere, vergriffen; aber warum ſpielt ſie ſolche überhaupt? Ich geſtatte ſogar in der Bearbeitung für unſere Bühne eine bedeutende Entſchuldigung des Fehlgriffs, ſtammt ſie gleich von dem nächſten Verwandten Shakespeare's, von Göthe;*) allein, himmelſchreyend find' ich's, wenn ein Publikum, das ſich poſt- und mehrtäglich, ja! jeden Tag ein paarmal, nämlich in allen Zeitungen, Journalen u. ſ. w. ſelbſt kanoniſirt, und ſchwarz auf weiß wiederholt, damit es nicht vergeſſen werde: wie nun freylich der Geſchmack ganz eigentlich an der Spree gedeihe, wie Shakesp. überall, ſogar in England! weniger begriffen werde als in Berlin; — himmelanſchreyend find' ich's, wenn ein ſolches Publikum die einzige Bruſtwehr der wahren Kunſt zertrümmert, und für den Augenblick einer einzigen Minute alles Höhere vergeſſend, eine fehlgegangene Schauſpielerin mit enthuſiaſtiſchen Lobhudeleyen überſchüttet und berauſcht, daß ſie nothgedrungen an ihrer Leiſtung irre werden muß. Ich habe wohl auch Kean den Othello zerfleiſchen geſehn; ich bin Zeuge geweſen, wie Kemble im Hamlet ſo herzzerreißend wüthete, daß mir weniger um dieſen, der doch nun einmal ſterben mußte, als um ſein eigenes Haupthaar bange ward; indeſſen wie viel von dieſem übertriebenen Pathos kommt dort auf Rechnung des Nationalgeſchmackes! zu geſchweigen, daß die vollendetſte innere Zeichnung des Charakters damit gar wohl verträglich iſt;" (ſchwerlich.) „wer hat aber jemals von der reizenden Oneil die Desdemona, die Julia geſehn, und wagt noch zu ſagen: Sh's Leben ſey in England untergegangen? So, oder überhaupt niemals, mußte das reine Feuerbild der erſten Liebe ſich verkörpert haben! Mir graut noch jezt, wenn ich dagegen die Scene denke, wie hier Julie den Schlaftrunk hinunter würgt, und dazu als Imbiß ein kaltes Frikaſſée von geſchröderten Phädren, Meropen, Iſabellen und Medéen verzehrt; oder — wie ſie in den bis an die Stirn vermummten und verlarvten Romeo ſich im hochſchottiſchen second sight verliebt, daß ihr ſchon vor der papppapiernen Maske ganz bange wird, und die Füße den Dienſt verſagen!! Indeſſen — à vouloir blanchir le nègre le barbier perd son savon! Das hätt' ich beynahe vergeſſen. Und ſomit ſag' ich Ihnen herzliches Lebewohl! Wenn Sie meine Warnung nicht beachten, ſondern fortfahren wollen zu feuern, ſo verſprech' ich Ihnen reichliche Arbeit: die Gaſtſpielerey geht wieder ſtark in Schwange, wiewohl man, paradox aber ſchön, gerade an Eßlair ein Exempel ſtatuirt und ſeinen Beſuch abgelehnt hat." (Wirklich? Das wird Herrn Wolff ſehr leid gethan haben.) „Devrient iſt auch wieder hergeſtellt, und ergötzt allermänniglich in niedlichen Luſtſpielen. Ob ſeine oder der Bühne Debilität ſchuld ſey —? weiß ich nicht, — allein bis jezt will es nicht verlauten, daß er in größern Stücken auftreten werde. Partheienwuth hat er unlängſt über die Bühne tragen müſſen. Gott beſſer's!"

W. Freiherr v. Schilling.

„Nachſchrift. Umſtände aller Art haben die Abſendung dieſes Berichtes verſpätet, indeſſen wüßte ich noch heute am 28. Juli nichts hinzuzufügen, als daß die Neumann hier geweſen und eine wahre Manie erweckt hat, die ich glücklicherweiſe durch ein Fieber anderer (gewöhnlicher) Art vermieden habe. Anſchütz und Frau ſind ebenfalls hier, ich konnte auch dieſes Künſtlerpaar nicht ſehen, doch rühmt man ſehr den Hugo (in Ihrer Schuld) und den Don Gutierre des Gaſtes, weniger ſeinen Wallenſtein."

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 103.

Gaſtfreundſchaft.

Charade.

In Joſephinens Stammbuch.

Die zwey erſten Sylben.

Es zieht den Geiſt aus höh'rer Himmelsſphäre,
Wohin die Phantaſie ihn ſpielend trug,
Die Hülle nieder, der die eigne Schwere
Die Kraft verſagt zu gleichem Adlerflug.
Sie zieht ihn abwärts wieder zu dem Schooſe,
Der Wiege unſrer Leiden, unſrer Freud',
Der wie der Königseiche, ſo dem Mooſe,
Dem Löwen, wie dem Wurm, ein Lager beut.

Kennſt du den Schoos? — Wo ſeine Kinder blühen,
Entzücken ſie, umſtralt vom Sonnenlicht,
Wie dort Orangen, die im Laube glühen,
So hier die Roſe, das Vergißmeinnicht.
Im Frühlingsſchmucke ihrer bunten Auen,
Im Gletſcher ſelbſt, winkt freundlich die Natur,
Doch nirgends weilt, wohin wir immer ſchauen
Der Blick ſo gern, als auf der heim'ſchen Flur.

Die dritte Sylbe.

Aus einem tiefen, blauazurnen Grunde
Steigt unverfälſcht hervor das ernſte Bild
Des Lebens, das jezt ſanft, in nächſter Stunde
Gewaltſam hinſtrömt, aufgeregt und wild.
Kennſt du den Grund? — Stets ſtrahl' aus ſeinem Spiegel
Dir deines Lebens heitres Bild zurück,
Nie ſey's umwölkt, der Liebe heil'ges Siegel
Ihr Segen ſichre dir dein Erdenglück.

Das Ganze.

Im leichten Kahne ward auf ruh'gen Wogen
Ich hochbeglückt einſt an der Freundſchaft Hand,
Bey frohem Scherz und Freude fortgezogen
Zu einer Ferninſel Blumenſtrand.
Doch Muſe ſtill, längſt liegt wohl unumwunden
Der Sinn des Räthſels, vor dir, Freundin, da,
Und hätteſt du ihn jezt noch nicht gefunden,
Schau nur um dich, das Ganze iſt dir nah.

C. H. W.

---

*) Die Amme — im Original bedeutſam in ihrer ganzen Kupplerfertigkeit neben die holde engelreine Julia geſtellt, ſchrumpft hier zu einer leeren Botenläuferin ein, die Erfindung des Heirathsplanes, die geſammte Kniffiologie der Alten, durch welche freylich die Kataſtrophe geſchaffen wird, fällt — da ſie eben nicht ausbleiben durfte — Julien zu; und ſo kommt es, daß wir — zumal bey einigem handfeſten Spiel, ſtatt des zarten Sh'ſchen Gebildes ein leiblich-kontinirtes, allzeit hochzeitfertiges Fräulein v Capulet erblicken.

Der Einſender.

Nro. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. September 1822.

> Die ihrem keuſchen Dienſte leben,
> Verſucht kein niedrer Trieb, beugt kein Geſchick
> Wie unter heilige Gewalt gegeben,
> Empfangen ſie das reine Geiſterleben,
> Der Freyheit ſüßes Recht zurück.
>
> Schillers Künſtler.

Lied eines rheinländiſchen Landmädchens an Catharina Canzi.

Zum Erſtenmale lauſcht' ich deinen Tönen,
Du hochgeprieſne Sängerin!
Entſchwebt biſt du dem Kreiſe der Kamönen,
Du wunderzarte Muſenprieſterin!

Mit deiner Lieder Wonneharmonieen
Floh' meine trunkne Seele himmelwärts,
Ich fühlte alle innre Pulſe glühen,
Und dir entgegen ſchlug mein junges Herz.

Ein Seraph hat die ſanften Engelsworte
Und Philomelens reinen Silberlaut,
Hat dir des Liedes heilige Accorde,
Hat dir der Kunſt Geheimniß anvertraut.

O! wahre dieſes Loos, das dir gefallen,
Dem Edeln nur ſey deine Kunſt geweiht!
Und von den bunten Blüthenkränzen allen,
Die dir Bewundrung gern und eifrig ſtreut,

Sey dir die Achtung aller reinen Seelen
Der liebſte Lohn, der deinen Sinn erfreut;
Dann wird nicht Ruhm, Bewundrung nicht dir fehlen,
Denn Liebe nur, wünſcht edle Weiblichkeit.

Denn Frauenwerth, mit Künſtlerglanz vereinet,
Iſt deiner würdig, iſt dein hohes Ziel —
Und wenn dieß kleine Liedchen dir erſcheinet,
Bringt ſtille Achtung dir mein Saitenſpiel.

Eliſabeth D.

Das Geheimniß.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Worten ſchließt der Aufſatz meines Freundes. Sein plötzlicher Tod hat ihn wahrſcheinlich verhindert, das Weitere hinzuzufügen. Unter allen ſeinen Papieren findet ſich wenigſtens nichts von ſeiner Hand, das einen Aufſchluß böte oder Bezug damit hätte, ſo intereſſant ſeine Memoiren auch ſind. Nur folgende Briefe von einer fremden Hand, die dem bereits mitgetheilten Aufſatz beylagen, hängen damit augenſcheinlich zuſammen, und ſollten wahrſcheinlich die Verbindung zu etwas noch Folgendem machen, das mir jedoch nicht zu Theil ward, und ſo die gewiß höchſt anziehende und merkwürdige Begebenheit mit einer grellen Diſſonanz ſchließen, deren Auflöſung zu wünſchen wäre. Hier die Briefe im Auszuge*).

*

Lieber Auguſt! Von allem Merkwürdigen das Merkwürdigſte, was Petersburg jezt dem vielen Fremden und Einheimiſchen, die ſich in der großen Welt herumtreiben, darbietet, iſt der reiche Marcheſe d'Em . . . mit ſeiner Tochter. Es ſind Palermitaner, wie die Sage geht, und ſowol der gelehrte Vater, als auch die liebreizende Tochter, die mit Allem dem prangt, was ihr Daſeyn den erſten Ge-

---

*) Man fand es nicht nöthig, ſie ganz mitzutheilen. Anfang und Schluß eines Jeden ſind fortgelaſſen. Der Leſer wird leicht nach dem Tone und Fortſchreiten der Geſchichte die Briefe ſondern können.

Digitized by Google

ſellſchaften unentbehrlich macht, zieht alle Augen auf ſich. Eines nur iſt ſonderbar dabey, das Mädchen — doch ich muß ſie dir erſt ſchildern, damit du dann das Ganze noch unbegreiflicher findeſt. Denke dir eine hoch aufgeſchoſſene Brünette, einen Fuß, den ich den zierlichſten unbedingt nenne, den ich je geſehen habe, ſelbſt bey deiner Frau nicht ausgenommen, die wahrhaftig einen unbeſchreiblich niedlichen hat. Die Hand zart und klein, nicht ſo fleiſchig und mit Grübchen und kurzen Fingern, wie die heutige Welt ſie vergöttert, und wovon die mediceiſche Göttin nichts aufweiſt. Der Buſen voll, und wenn er ſich hebt, bezaubernd, die Locken dunkel, die Geſtalt — — — hoch und herrlich, und nun zu all dem Zauber, Freund! denke dir ſtatt des Geſichtes — eine Larve. Kannſt du dir eine größere Abſurdität denken? und es ſind Leute, die in allen andern Stücken Bildung und Geſchmack beſitzen. Aus dieſer Larve tönt dir eine Stimme entgegen, die an Klang und Reinheit ihres Gleichen ſucht; es werden franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Romanzen und Arien vorgetragen, daß du Larve und alles Abſchreckende vergißt und im Entzücken ſchwelgſt. Alle jene Sprachen werden mit einer Vollkommenheit geſprochen, und eben ſo Stellen aus ihren Dichtern angeführt, die nicht minder mit Erſtaunen als Bewunderung erfüllt. Klavier und Guitarre, und die ſanft tönende Begleiterin der ſpaniſchen Geſänge, die Mandoline, werden mit einer Virtuoſität geſpielt, die nur ſelten gehört wird. Nun endlich der Tanz — kein Ball, kein Thé dansant geht zu Ende, wo die Liebenswürdige nicht in einem nationellen Tanze des Südens Alles bezaubert hätte. Kurz es iſt ein Muſter der höchſten weiblichen Bildung, ganz zur Freude und zum höchſten Genuß geſchaffen, und nun denke dir dieſes himmliſche Weſen unter der Larve, die ſo feſt anſchließt, daß man nicht ein Fleckchen von der Haut des Geſichts bemerken kann. Und wäre dieſes noch ſo abſchreckend, es wäre doch beſſer, als dieſe ſchreckliche Bedeckung. —

— — — Wahr iſt's, ſo gar ſchrecklich iſt dieſe Larve nicht: es iſt die lieblichſte, die ich geſehen, und man kann ſich daran gewöhnen. Ja, es herrſcht ein wehmüthiger Ausdruck in ihr, der ſelbſt anzuziehen im Stande iſt, beſonders wenn das Mädchen ſtill ſizt; bewegt ſie ſich aber, trägt ſie etwas ſeelenvoll vor, oder ſpricht ſie lebhaft, und ſchaut die Larve nun immer ſo todt darein, ſo wird einem ſelbſt in dieſer angenehmen Nähe unheimlich zu Muthe. Der Marcheſe weicht den Fragen nach der Urſache dieſer Seltſamkeit geſchickt und fein aus, und ſie ſelbſt zu fragen verbietet die Delikateſſe. Daß das Publikum, das immer Alles weiß, es nicht an Vermuthungen und Gerüchten fehlen läßt, verſteht ſich von ſelbſt. Bald iſt es ein Gelübde, bald iſt's eine Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel, bald hat ihr Kammermädchen beym Entkleiden geſehen, daß ihr Geſicht mit Federn bedeckt iſt und ſie einen Vogelſchnabel hat; dann iſt es wieder ihr Wille, ihren dereinſtigen Bräutigam zu prüfen, ob er etwas anderes noch als das Lärvchen zu ſchätzen wiſſe — und als Belohnung würde ſich nachher am Hochzeittage die Braut demaskiren, und ein Engelsgeſicht ihm den erſten Kuß ſpenden. Troz alles dieſes Gewäſches kann ich dir ſagen, daß man nichts weiß, als daß der Marcheſe d'Em . . . ungeheuer reich iſt, und ſeine Tochter das Wunder von Liebenswürdigkeit mit der Larve iſt und bleibt. Ich ſelbſt weiß, alles meines Forſchens ungeachtet, weniger, als alle Uebrigen; denn ich verwerfe jene ſeichten Vermuthungen, und tappe eben deßhalb ganz im Dunkeln. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus des Korporal Rees Reiſe in Indien.

(Fortſezung.)

Nachdem dieſe kunſtloſe Erzählung uns den Mann geſchildert hat, folgen wir ihm nach Indien, wo er mit Kapitän Maude auf dem Euphrat nach Balſore ſchifft. Von hier ſchickte ihn der Kapitän mit einem Auftrag, zu dem er ſich auf einen Monat verproviantiren mußte, den Fluß aufwärts. Er befand ſich auf einem mit Arabern und Türken bemannten Boot, ein Neger diente ihnen als Knecht und Dolmetſch zugleich. Wie ſie an die Mündung des Tigris kamen, waren ſie faſt gezwungen ans Land zu gehen und Erfriſchungen zu genießen. Hier beſchreibt er, wie der türkiſche Gouverneur zu ihnen gekommen, am Boden geſeſſen und Kaffee ohne Zucker und Rahm in Eyerſchalen großen Taſſen getrunken habe. „Ich konnte, ſagt er, dieſes nie für eine Mahlzeit anſehen; wie ſie den Kaffee ſo herum gaben, dachte ich in mir: in unſerm Lande gehe es doch ganz anders zu! wo man einen alten Freund, der uns begegnet, in das Wirthshaus führt, und ihm einen Krug Ale oder ein Gläschen Grog vorſezt. Ich war ſehr ärgerlich, meinen Kaffee in Geſellſchaft des Kapitän und des Oberſten zu trinken, aber der lezte wollte es ſo haben; er ſagte, die Leute würden es ſonſt übel nehmen. Denn hier machen ſie gar keinen Unterſchied zwiſchen Herrn und Diener.“ Sie trafen während der Auffahrt des Tigris auf beyden Ufern ſehr feindſelige Menſchen, die Rees alle Araber nennt. Mehr wie einmal gerathen ſie mit ihnen in Streit, wo Rees dann fortfährt: „Es war ein recht wildes Land, für einen wackern Walliſer eine recht traurige Art, den heiligen Davidstag auf dieſe Weiſe zuzubringen. Wo ich auch bisher in der Welt geweſen, und wie mir's gegangen war, hatte ich doch nie vergeſſen, dieſen, meinem Landes-Patron geheiligten Tag zu feyern, und wenn mir nichts anders zu Gebote ſtand, trank ich doch ein Glas Grog zu ſeiner Ehre. Daran dachte ich ſo eben in ziemlichem Unmuth, als wieder ſo ein arabiſcher Kerl am Strand herabgelaufen kam, er ſchimpfte und ſpukte, nach mir ganz insbeſondere. Da pflanzte ich mein Bajonett auf, ſprang ans Land und ſchoß nach ihm; aber die Türken, die ſich fürchteten ich möchte ihn tödten und die Rache der wilden Leute auf uns Alle herbeyziehen, ſchrien dergeſtalt, daß der Kapitän, welcher in ſeiner Kajüte geſeſſen, herbeyeilte, mich zurückrief und mir einen derben Verweis gab, ohne Erlaubniß das Boot verlaſſen zu haben. Aber er blieb nicht lange zornig, denn ich ſagte ihm, kein wackerer Walliſer würde am heiligen Davidstag eine Herausforderung abgeſchlagen haben — und damit ſchien er zufrieden.“

Die Nacht durch hören ſie das Gebrüll der Löwen und finden am Morgen die Fährte eines dieſer Thiere tief im Sand eingedrückt, von der Größe eines Hutdeckels. Das Geſchrey der Hyänen kommt dem Erzähler unleidlich vor, kalkutiſche Hähne ſchießt er, deren Kopf vier Fuß vom Boden ſteht, — die wilden Ufer-Bewohner fand er mit Feuergewehr verſehen. Wie ſie in Bagdad ankamen, begegnete Rees ein großer Unfall. Die Türken begrüßten das Fahrzeug mit drey Stückſchüſſen; der Kapitän befahl ihm einen kleinen Zehnpfunder zum Gegengruß abzufeuern; der war aber in ſo ſchlechtem Stand, daß die Ladung zum Theil aus dem Zündloch fuhr, und den armen Mann jämmerlich verbrannte.

„In einem Augenblick, ſagt er, war mein Kleid, Weſte und Hut völlig verbrannt; mein Bart, der ſeit mehreren Tagen nicht geſchoren und in der Hitze recht groß geworden war, ſo wie meine Augenbraunen, ſtanden in voller Gluth — ich war geſengt wie ein wilder Schweinskopf. Anfangs wollte ich's nicht achten, bis mir das Blut aus den Augenliedern floß, und den Augenblick darauf erblindete ich vollſtändig. Der Oberſte führte mich in die Kajüte und holte Branntwein herbey, meine Augen zu waſchen; aber das half nichts! es entſtand eine große Geſchwulſt, und die Blutung ſtockte nicht. Meine Angſt iſt nicht zu beſchreiben! Damals ſtand ein Regiment Seapoys in Bagdad, das äußerſte, das aufwärts des Tigris ſteht, es hat einen europäiſchen Arzt zu ſeiner Pflege; der Kapitän ſchickte mich ſogleich zu ihm, weil er aber den Ort wohl kannte, ſchickte er ſeinen Neger-Bedienten mit mir. Nachdem mich dieſer durch ein Paar lange Straßen und über einige Plätze geführt hatte, ließ er mich ſtehen und lief zu einigen ſeiner Bekannten. Ich ſtand nicht lange ſo da, als ſich der Türkenpöbel um mich verſammelte, einen großen Lärm machte, und in einer Sprache wälſchte, die kein Menſch verſtand, indeß ich immer aus Leibeskräften ſchrie: Jakob! Jakob! (ſo hieß der Neger). Aber kein Jakob ließ ſich ſehen. Darauf kamen zwey ſtarke Burſchen, legten ihre Arme um mich und wollten mich fortziehen; aber da ich wohl wußte, daß es mein Leben gälte, gewann ich Stärke und ſtieß ſie mir vom Leib. Nun drängte mich aber der Haufe von allen Seiten, man ſuchte mich an Händen und Füßen zu binden, aber ich ſchlug in Todesangſt tapfer um mich, ſo daß ich immer noch ein Bischen Raum behielt. Lange konnte das nicht dauern, meine Kräfte erſchöpften ſich, mein Geſicht und meine Augen ſchmerzten unſäglich! In dem Moment, wo ich mich ſelbſt aufzugeben im Begriff war, hört ich plötzlich eine Stimme — o welche Muſik hätte ihr gleichen können! — die rief auf engliſch: Iſt das ein Europäer? — Ich antwortete: Ja, ja! kommt mir zu Hülfe! — Sie drangen durch den Haufen, und da ich fühlte, daß ſie Hüte und Jacken trugen, klammerte ich mich an ſie und wollte ſie nicht wieder los laſſen. Sie waren aber auch gar nicht willens mich zu verlaſſen, ſondern brachten mich ſogleich zu dem Wundarzt, bey dem ſie auf mich warteten. Es waren vier Matroſen von der Perſia von Neu-York, die ein Paar Tage vor uns mit einer Ladung von Marokko angelangt war; ſie gingen zufällig in den Straßen ſpazieren, als ſie die Vorſehung zu meiner Hülfe herbeyeilen ließ. Meine Rettung ſchien ihnen ein Wunder; der Doktor hatte ſie gewarnt, allein umherzugehen, indem die Einwohner einen ſo großen Haß gegen die Europäer haben, daß ſie es für verdienſtlich halten, einen von ihnen zu tödten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Leipzig, am 24. Juli 1822.

(Beſchluß.)

Brief des Leipziger Geſtrengen. (der von dem Leipziger Allgemeinen wohl zu unterſcheiden iſt.)

„Eßlair gab zweyerley Gattungen von Rollen, tragiſche und bürgerliche; mit ungleichem Erfolge. Unter dieſen (Oberförſter, Graf im Puls, Wellen in Kleinigkeiten, l'Epée, Dallner in Dienſtpflicht) war nur die letzte ſeines Rufes werth. Der Oberförſter war nur ſkizzirt, der Graf, der Abbée ohne Bezeichnung des Standes, ohne alle die Feinheit, welche beyde Rollen, beſonders jene, erfordern. Im Grafen oft gemeine Geſten und Haltung. Im Taubſtummen wurde die Erzählung nicht vorzüglich vorgetragen, ſogar aus Gedächtnißfehler, (der nicht der einzige) Anfangs verwirrt. In den beweglichen (?) Eiferſüchtigen, Welle, taugte E. am wenigſten. — Vortrefflich dagegen war ſein Dallner. Wenig, und doch völlig hinreichende Mittel, Ein Guß; Erſcheinung, Behandlung durchaus charakteriſtiſch. Tiefe Wahrheit.

Dieſe Rolle abgerechnet, waren die tragiſchen weit ausgezeichneter; keine indeſſen ganz vollendet; in jeden Stellen, die er ohne Urſach fallen ließ. Macbeth. Anfang, Fortgang, Ende, der kein Mittel ſcheuenden Leidenſchaft, im Ganzen vortrefflich, in richtiger Gradation, und meiſt mit dem wahren Ausdruck. Vorzüglich die anfängliche Unentſchloſſenheit und Scheu, der gefaßte Entſchluß. Hierbey konnte man einzelne Lücken überſehen. Was Klingemann (Almanach, 1816) ſchon wahrnahm, wurde auch hier wiederholt. E. löſet während des Monologs das kettenartige Wehrgehänge auf, — bey dem Worte: Zuſammenklingend — fällt es ab, E. fährt zuſammen! Das hält Kl. für keinen Theatercoup. Säße man nur die lange Vorbereitung nicht mit an!“ (Und hätte man den Klingemann nicht geleſen!) „Und da keiner der andern ſchottiſchen Fürſten ein ſolches Gehänge trägt, ſo ſcheint E. abſichtlich das mit angethan, um es fallen laſſen, und darüber erſchrecken zu können! — Eben ſo wenig möchte ich, mit Kl. vertheidigen, daß E. „die ausgeholten Räuberſchritte“ — wie er auch ſie that, mit analogem Spiele weiter Schritte begleitet. — Befremdend war mir ſein Spiel in der Tafelſcene, als Banquo zum erſtenmal erſcheint. Der Schrecken wirft zurück. Ihn zog er an; er legte ſich auf die Tafel; der Erſcheinung gegenüber, ſie recht anzuſchauen.“ (Sehr kühn! aber wenn der Rücken gut ſpielt, warum nicht?) „Soll man ihn ſo erſchlafft denken, daß er ſich anhalten muß? — Vortrefflich war dagegen — nachdem die Gäſte weggegangen — das ſcheue Hinſehen, das Näherntreten an den Ort, wo B. aufgeſtiegen. — Die vorletzte Scene, wo ihm die Täuſchung der Hölle klar wird, alles Lobes werth. „Ich hab zu Nacht gegeſſen ꝛc.“ bewundernswürdig geſagt.

Dieſer Darſtellung möchte ich den Lear gleich ſetzen. Zwar war er im erſten Akte — den Fluch ausgenommen — noch nicht recht Lear, aber er hob ſich mächtig im Ton, und blieb auf der Höhe. Der Eintritt des Wahnſinns, deſſen Steigerung, unverbeſſerlich. Man müßte ſie von Wort zu Wort commentiren. Er machte den beſten Gebrauch von der eben ſo kraftvollen, als ſanften Stimme. — Das Erwachen in Cordeliens Nähe könnte — nachdem der Wahnſinn ausgetobt, und Schwäche eintritt — ſignificanter geweſen ſeyn. — Die eigenmächtige Trennung oder

Verbindung gewiſſer Säze war auch hier bemerkbar. Doch ließ er dießmal nichts fallen. — Der Donner (Klingemann, 297) mußte auch hier ertönen.

In **Otto von Wittelsbach** mangelte Continuität, obſchon im Ganzen das einfache, gerade, weiche Weſen gut aufgefaßt war. Auch war er nicht einmal in den Worten feſt. Die Parabel von den Hunden, die ganz einfach vorgetragen werden muß wurde manirirt, ins Kleine malend geſprochen. (Vergl. Erzählung im Tell über das Begegnen Geßlers). In der Scene mit Philipp, worin er um des Kaiſers Tochter wirbt, und endlich auf die Poblin verwieſen wird, war der Wechſel der Empfindung lange nicht genug ausgedrückt. Die bekannte Briefſcene gab er nicht, wie Engel will, und nicht in gehöriger Steigerung; auch der Ausdruck des empörten Gefühls über Philipps Undankbarkeit war nicht kräftig genug. Der Moment vor Ermordung des Kaiſers war höchſt prägnant; das Herumſchlagen mit dem Schwert, ringsum, eye er ins Kabinet ſtürzt, drückt das ſeiner nicht mächtig ſeyn, ſehr gut aus. Dieſer Coup wirkte ſo ſtark, daß man E. nach dem vierten Akte (hier unerhört) heraus rief, obſchon er nicht kam." (Brav! von beyden Seiten.) „Vortrefflich der Abſchied von den Kindern.

Theſeus hat mich weniger ergriffen, als das erſtemal. Indeſſen fehlte es nicht an echten Zügen, wie der Vaterfluch und das Anhören von Theramens Erzählung. Er blieb ſich nicht gleich."

„**Madam Stich**

iſt aufgetreten als Diana, Julie, Jungfrau, Bertha, Aſanaſia — Baronin Waldhüll, (leztes Mittel) Iſabella, (Quälgeiſter) Evatinka (Mädchen v. Marienburg), Roſalie (Welches iſt der Bräutigam), Eliſe (Oberſten).

Von der Natur reich bedacht. Eine ſchöne, etwas volle Geſtalt (jezt, zufällig, doppelt) ein Geſicht, das die Regungen der Seele leicht, klar und ſicher ausſpricht, und in jedem Affect angenehm; von einem ſehr ſprechenden Auge regiert. Ein ſehr ausgebildetes, umfaſſendes Organ, (das ſie jedoch zuviel in den höhern Tönen braucht), richtige Declamation, geſchickte Modulation, die auch verwickelte Perioden leicht zur Verſtändlichkeit bringt. Nur fällt ſie (doch nicht in allen Rollen) öfters in ein Singen, in Schwingungen, in übertriebene Zärtlichkeit, ja Zierrerey, die leicht Manier werden kann. — Ein Beurtheiler ihrer leztern Rollen in Hamburg hat in den Originalien ſehr richtig darüber geſprochen. — Iſt jener Gebrauch der höhern Töne, iſt dieß Singen und Mundſpizen vielleicht Berliner Sitte?" (Daß ich nicht wüßte!) „Ueberhaupt feine Organiſation für die darſtellende Kunſt, große Empfänglichkeit und Regſamkeit, die nicht blos jedes von ihr zu ſagende Wort mit analogem Spiele begleitet, ſondern auch dem Mitſprechenden Schritt für Schritt folgt. Kein Augenblick Stillſtand, ohne Ueberladung oder Vordrängen. Sehr einfache Geberden, aber völlig hinreichend; keine Hand ohne Urſach aufgehoben. Dazu viel phyſiſche Kraft, keine Anſtrengung, keine Erſchöpfung bemerkbar. Keine Theater-Convenienz in Geſten und Reden (wenn ſie nicht in den obbemerkten Fehler fällt). Eindringen und Feſthalten in den Geiſt der Rollen. Im Luſtſpiel ſehr vorzüglich, doch in der Tragödie mehr in ihrer Sphäre.

Julie in Romeo faſt vollendet, bis auf die Süßlichkeit hie und da; beſonders auf der erſten Balkonſcene. Vergleiche Originalien. No. 58. „Man erblickt nicht mehr die Künſtlerin, die frey und erhaben über Rückſichten nur dem innern Drange des Grams folgt, man hört ein Mitglied der Berliner Bühne, welches nach einem angenommenen Maaßſtabe eine Rolle giebt. Sobald aber die tragiſche Situation die Künſtlerin über die Convenienz erhebt, dann hat ſie ſich ſelbſt vergeſſen, und der Zuſchauer vergißt die Darſtellerin (den Reiz abgerechnet), man ſieht und hört nur die Flammenworte des Dichters. — Wäre es möglich, daß M. St. aus dem großen Kampfe der zwey Perſonen, die ſie offenbar jezt ſpielt, Eine Geſtalt zu bilden, ſiegreich hervorgieng, ſo würde ihre Julie der erſten Rolle Schröders an die Seite zu ſezen ſeyn." — Gleich vortrefflich die Sehnſucht nach Romeo; der Kampf der Liebe zu ihm und des Haſſes als Tybalts Tödter; der Ausdruck des Schmerzes, als ſie ſich weinend auf das Lager wirft; das Geſpräch (dabey die Doppelreden) mit den Eltern, dann mit dem Mönch. Das Meiſterſtück des Monologs, nach welchem ſie den Trank nimmt. Nichts erſchütternderes als der Ausdruck der Phantaſieen, die ihr hier verſchweben und der Entſchluß den Schlaftrunk zu nehmen." (Was ſagt der **Ruſſe** dazu?)

„Nicht niedriger iſt **Bertha** zu ſtellen. Alles zeigte Kindlichkeit, herzliche Liebe zum Vater, dem ſie Alles am Auge abſehen möchte; Erziehung in Zurückgezogenheit, unverdorbene Fröhlichkeit, als der Geliebte ihr nun gegeben wird. Vortrefflich der aufſteigende Argwohn, daß Jaromir der argliſtige Räuber ſeyn könne, die Entdeckung durch die Schärpe, die Scene, wo J. eintritt, der Uebergang zur Hingebung; die Scene vor dem Lager des Vaters. Unübertrefflich geſprochen das: Räuber! — Der lezte Monolog, die Viſion, der Wahnſinn, meiſterlich mit Aufbieten der ganzen Tonleiter und Benuzung einiger tiefen, hohlen Töne, die von großer Wahrheit und Wirkung ſind.

Jungfrau. Sie wußte die beyden Elemente derſelben wohl zu verſchmelzen, und das eine oder das andere, an ſeinem Plaze hervorzuheben; einfach, als Heldenmädchen, und erhaben als Gotterwählte und Begabte. — Die Worte: „ich hörte viel vom Inſelvolk". — und „die größte Stadt Paris" waren ganz ſo vorgetragen, wie ein Hirtenmädchen ſprechen müßte, dem das Inſelvolk und Paris ungeſehene Dinge ſind. — Uebrigens (bis auf die Zierlichkeiten) wahr, und ſich in Allem dem Dichter anſchmiegend.

Diana. Aeußerſt fein und mit großem Anſtande behandelt. Das Lauern auf den Eindruck, den ſie auf Cäſar macht, das Einſchmeicheln ſehr gut, in den ſanfteſten, zauberiſchen Tönen. Untadelhaft in den beyden erſten Akten. Im dritten jene Manier. Man wollte das Gefühl vermiſſen. Der Ausdruck deſſelben war allerdings nicht immer klar. — Ueberhaupt ſpricht die Empfindung, in **ihren** Mitteltönen, nicht immer an; nichts bleibt aber zu wünſchen übrig, wenn ſie zum Affekt wird. Sehr zu loben iſt, daß ſie ihrer Erziehung, ihres Standes, ihrer Gleichgültigkeit, auch wenn ſie ſich nun endlich überwunden bekennen muß, nie uneingedenk bleibt, und daß ſie die Gränze des Luſtſpiel wohl haltend, nie ins Tragiſche fiel, was an Andern gefällt.

Aſanaſie. Wahr bis in die kleinſten Züge. Der widerwärtige Charakter höchſt zart behandelt.

Evatinka. Wohl etwas zu viel Hofkultur ſichtbar.

Baronin Waldhüll. Die Scene von Welt, Schönheit und Gefallſucht kann nicht beſſer dargeſtellt werden. In dieſe Rolle taugt auch die oftberührte Zierlichkeit vortrefflich; und hier könnte für Kunſt gelten, was übrigens Manier ſeyn mag. — Die Spize: das Treten vor den Spiegel, und das daraus entnommene Sicherheitsgefühl ihres Triumphs.

Iſabella in den Quälgeiſtern. Hätte vielleicht ein wenig höher geſtellt werden können. Sonſt ſehr angenehm.

Roſalie u. Eliſe, beyde ſehr ergözlich, die Verlegenheit durch die angenommene Oberſten-Maske, höchſt poſſierlich.

Herr Stich. Perin. Gulden. Mercutio. Linden. Langers. Bontemps. — Hat viel Gewandtheit und nicht wenig Humor. Bühnen-geübt. Organ nicht eben wohllautend, aber ausgebildet und vernehmlich. Richtige Declamation. — Mährchen von Fee Mab nicht leicht genug vorgetragen. Gut die Reden nach dem Duett. Beyde wurden nur in zwey Vorſtellungen **nicht** gerufen (worunter doch **Bertha**!) und ihnen am lezten Abend Vivat :,: :,: gebracht."

(Der Beſchluß folgt.)

Beylagen: Kunſtblatt Nro. 70. u. Monatsregiſter Auguſt.

Nro. 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. September 1822.

> Wer ſich läßt greifen, iſt hängens auch werth.
>
> Tegneer.

Das Geheimniß.

(Fortſetzung.)

— — Der Marcheſe gab uns vor einigen Tagen einen glänzenden Ball, der Alles übertraf, was bis jezt im hieſigen Karneval geſehen wurde. Eben tanzte ſeine Tochter mit dem dieſem Tanz eigenthümlichen Ausdruck von heitrer Zärtlichkeit eine Gavotte, die einen Kreis von Zuſchauern um die ſchöne Tänzerin gebildet, der ſich während des Tanzes immer vergrößerte. Plözlich tritt unſer bleicher Freund S. hinzu, mit dem großen ſchwarzen Auge, der deinem Vetter auf ein Haar ähnlich ſieht. Das Mädchen erblickt ihn und fährt krampfhaft zuſammen; da man ihr den Fremden nennt, wird ſie ſichtbar ruhiger und fährt zu tanzen fort. Ich bin jezt täglich bey S*m . . . Der Alte hat Seltenheiten die Hülle und Fülle, und zeigt ſie gern. Er ſcheint ſich früher mit Alchimie beſchäftigt zu haben, und ſucht, wie ich merke, mich für ſein Werk zu gewinnen. Ich laſſe ihn gewähren, und während er mir vom goldnen Löwen und von Tigeln, Retorten und was weiß ich, vorſchwazt, ergöze ich mich, wenn ſeiner Tochter Töne aus dem Nebenzimmer zu mir ſchallen, die dort zum Klavier ſingt. Kommt ſie dann herein zu uns, und ich kann mich mit ihr unterhalten, wie bin ich da für die Langeweile belohnt, die das Geſpräch des Adepten mir bereitete. Ich kann jezt — wenn ich ſie höre — ſelbſt mit Wohlgefallen meinen Blick auf der Larve ruhen laſſen, und meine Phantaſie malt ſich dann ein Bild darunter, das dem Zauber entſpricht, den die holde Larventrägerin um ſich zu verbreiten weiß. —

— — Denke dir, was die Leute jezt wieder ausſprengen. Der Alte ſey kein anderer, als der berüchtigte St. Germain — und dieſer, wie doch allbekannt, wiederum kein anderer, als der ewige Jude. Es iſt entſezlich, was ſie ihm für Wunderdinge zuſchreiben. Wahr iſt's, der Alte weiß einen Nimbus um ſich her zu verbreiten, der den Geruch des Wunderbaren trägt; aber, mein Gott, es iſt ein alter italieniſcher Marcheſe, und dieſe Perſon, mit dem impoſanten, fremdartigen Titel und Aeußern, hat für uns Nordländer ſchon einen eigenen, abenteuerlichen Anſtrich. Jezt erzählt man wieder, daß der alte Marcheſe zwar auf keine wunderbare, allein auf eine eben nicht ehrliche Weiſe zu ſeinem Reichthum gekommen ſey. Das Mährchen iſt ſo abgeſchmackt und doch zugleich ſo intereſſant, daß ich es dir mittheilen will. Einſt ſoll er ungekannt nach Oſtindien gekommen ſeyn, und in Calcutta ſtark die Spielbank beſucht haben. Hier verſpielte er in wenigen Tagen eine ziemlich bedeutende Summe. Endlich ſagte er eines Tages: *va banque!* Die Bankiers ſehen ihn an, um zu erfahren, was er denn ihrer Bank entgegenſezen würde. Und er wendet ſich mit der gleichgültigſten Miene zu einem jungen Menſchen, der Sohn des reichſten Einwohners, bey dem er logirte, übergibt ihm einen Schlüſſel mit der Bitte, aus dem Kaſten, Nr. 5. bezeichnet, der in ſeinem Schlafzimmer ſteht, ein Porteſeuille mit Wechſeln ihm zu überbringen. Der junge Menſch, welcher weiß, daß der Marcheſe ſechs ſchwere Kiſten in ſeines Vaters Hauſe und ein großes Quartier auf ſechs Monate vorausbezahlt habe, bedeutende

Empfehlungsſchreiben beſitze, die er nicht einmal die Mühe nimmt, abzugeben, und großen Aufwand mache, beſinnt ſich im jugendlichen Leichtſinne nicht lange, und um das Spiel nicht aufzuhalten, ſteht er im Weggehen gut für ſeinen Gaſtfreund, der indeß mit Erſtaunen erregender Gleichgültigkeit ſich im Nebenzimmer auf ein Fenſter ſezt, unter welchem der Strom vorbeyfließt, und den Ausgang anſcheinend ruhig erwartet. Was auf dem Spiele ſtand, war ungeheuer. Die Karte fiel glücklich für ihn, er ſtrich die Bank ein, und eilte ſeinem Freunde entgegen, um ihm die Mühe zu erſparen. Wie dieſer ſpäter erzählte, war jener Kaſten mit Sand gefüllt, wie wahrſcheinlich auch die übrigen, mit denen ſich der Marcheſe bald trollte. Wahrſcheinlich hätte er ſich, wäre der Abzug für ihn unglücklich geweſen, in die vorbeyfließenden Fluten geſtürzt. — So fabelt und faſelt das Volk. Ich möchte wohl wiſſen, was zu ſolchen Gerüchten, die mit der Ausführlichkeit einer Wahrheit prangen, Veranlaſſung gibt, und den erſten wollt' ich kennen, der ſie ausſtreut; es muß ein intereſſanter, erfindungsreicher Kopf ſeyn. — —

Ja, Freund, ich habe den Stein der Weiſen bey dieſem Goldmacher gefunden. Natalia iſt der Inbegriff alles Herrlichen. Wie meine Zeit bey ihr hinſchwindet, kann ich gar nicht beſchreiben. Ein halber Tag iſt hin, und ich bin nicht zu Worte gekommen, das heißt, ich habe von Allem dem noch nichts vorbringen können, was mir auf der Zunge ſchwebte, und was ich ſo gern hätte hervorbringen mögen. Wie unſichtbar die Anmuthige die reizenden Fäden ſpinnt, die mich feſſeln, ſo unzerreißbar iſt die Macht, die mich bindet. Da iſt nichts Blendendes; denn nur in großen Zirkeln entfaltet ſie ihre Talente, und wie es ſcheint, wider Willen. Sind wir allein, ſo iſt ſie ganz Mädchen. Erſcheint ſie dort wahrhaft hetäriſch, in der höhern, antiken Bedeutung, ſo iſt ſie hier modern weiblich. Meiner ſcharfen Beobachtung ihres ganzen Thuns und Laſſens konnte es nicht entgehen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Aber mit welcher Seelengröße ſie ihn trägt! keine Klage wird laut. Da iſt nichts von dem zur Schau tragen der Wunden zu merken, das ſo leicht Ekel, ſtatt Theilnahme erregt. Nicht ſichtbar für das äußere Auge wird die tiefe — ach! vielleicht unheilbare Verletzung nur zu wohl von dem verwandten Gemüthe mit empfunden; denn ſtille Wehmuth iſt alsdann der Ausdruck der holden Geſtalt, ſtille Wehmuth malt ſich im Geſichte; denn ich finde mich ſelbſt in die Larve, und ſehe ein, daß der ſanft rührende Ausdruck der ſtarren, unbeweglichen Züge recht paſſend als Repräſentant ihrer Seele gewählt wurde. Könnte ich Natalia mein nennen, wie glücklich wäre ich!

(Der Beſchluß folgt.)

Aus des Korporal Rees Reiſe in Indien.

(Beſchluß.)

Der arme Rees, der ſich nun ausheilen laſſen mußte, konnte ſeinen Kapitän nicht weiter den Tigris aufwärts begleiten. Ein Neufundland-Hund rettete ihn während ſeiner Augenkrankheit aus einer großen Gefahr. Da er einſt des Nachts bewogen ward, ſein Kämmerchen zu verlaſſen, nahm er ſeinen treuen Hund beym Halsband, und ſuchte, von ihm geleitet, ſeinen Weg. „Ich wußte, ſagt Rees, er würde mich ſchützen, denn Jedermann fürchtete ihn. Vier Stufen mußte ich, wie mir bekannt war, niederſteigen, dann wieder hinauf, bevor wir in den engen Gang kamen. Da man mich den Weg oftmals geführt hatte, fand ich ihn hinwärts recht gut, aber beym Zurückgehen ging ich irre. Ich wußte mir nicht zu helfen, da mir's aber ſchien, daß ich jezt die Staffeln hinabſteigen ſollte, ſtreckte ich den Fuß aus, doch mein Hund wollte das durchaus nicht zugeben, er drängte ſich vor mich und drückte meine Knie zurück, und je mehr ich mich bemühte, ihn fortzuſtoßen, je eifriger hinderte er mich vorzuſchreiten. Endlich fiel mir bey, daß ich könnte irre gegangen ſeyn; ich ſezte mich deßhalb an Ort und Stelle nieder, um den nahen Tages-Anbruch abzuwarten, worauf der Hund ſich ſogleich ruhig nebenmich legte. Bald kam auch der Seapoys-Trompeter, Reveille zu blaſen, und fragte mich, was ich da machte. Ich erzählte ihm, wie mir's gegangen. Darauf ſagte er, ich ſolle den Hund halten, damit er ihn nicht anfalle, ſo wolle er mich, denn er kenne mich, nach Hauſe führen. Nun erfuhr ich, daß ich, drey Schritte weiter fortgehend, die ſteilen Mauern des Kaſtells herabgeſtürzt ſeyn würde. Ich dankte Gott, der dem Hund hatte ſolchen Verſtand gegeben, und mir, dieſem zu folgen. So lange meine Augen verbunden waren, ging er mir nicht von der Seite, und ſobald der Arzt oder Wundarzt hereintrat, mußte ich ihn feſthalten, damit er nicht über ſie herfiel."

Nicht weit von Bagdad, in einer Ebne, welche Rees nach ſeiner Heilung beſuchte, warf ſich der Bediente des Arztes (wie die Umſtände vermuthen laſſen, ein Türk) auf die Knie, und küßte mit eifriger Andacht den Boden, weil hier der große König Nebukadnezar auf allen Vieren geweidet und Gras gefreſſen haben ſoll. Nicht weit davon ward ihm Zebedens Grabmal gezeigt — der alſo nicht in der Nähe des Feigenbaums ſtarb, den er, laut des Evangeliums, bey Lebzeiten beſtiegen, und nicht weit davon ließ man unſern Serjeanten auch Mahomeds Grabmal bewundern. Dieſes, wie die Trümmer des nahe dabey ſtehenden Babyloniſchen Thurmes, zeichnete der brave Mann ab; ſein Kapitän, der ſich bey ſeiner Rückkehr nach Babylon gar ſehr über ſeine Heilung freute, verſchaffte ſich einige Bauziegel

Digitized by Google

vom Babyloniſchen Thurm, und machte ſie ihm zum Geſchenk. Es ſind Backſteine mit Schriftzügen, von denen Rees ſehr unanmaßend meint, ſie bedeuten vielleicht Worte der Ur-Sprache, die vor dem Babyloniſchen Thurmbau geredet ward.

Unter den Ruinen von Perſepolis, die Rees auch beſucht, bemüht er ſich gar kunſtliebend, ſeine Kurioſitäten-Sammlung, nebſt den Fragmenten vom Babyloniſchen Thurm, auch mit einem Stückchen perſiſchen König zu bereichern. Er ſucht daher aus Leibeskräften mit einem Hammer von einer, ſeiner Verſicherung nach, herrlichen Statue, ein Stück abzuſchlagen. Der Stein war aber zu hart. Dafür tröſtete er ſich durch den Beſuch verſchiedener Hölen, wohin ſich zu ihrer Zeit, nach der Ausſage der hebräiſchen Bücher, mehrere Könige ſammt ihren Heeren flüchteten. Er fand die Gelegenheit ſehr bequem. Endlich auf dem Rückwege von Schiraz ſtieß er auch, in der Ebene von Maſchaw, auf das Grab der ſchönen Bathſeba, Salomons Mutter. Es gleicht einem kleinen Hauſe mit einer niedern Thür, deſſen Wände mit einer Sprache beſchrieben ſind, die nie ein Menſch je hat leſen können. Dieſes Denkmal befand ſich auf einem Begräbnißplatz, der ſo heilig geachtet wird, daß man von fernher die Todten bringt, ſie hier zu begraben. Mitten durch die Grabhöle war ein Strick gezogen, an welchen die Gläubigen einen Lappen ihres Gewands hängen, wodurch alle Uebel von ihnen weichen. Auf dem Begräbnißplatz ſtanden zwey hohe, an einem Ende ſich einander ſtützende, Steine, zwiſchen welchen durchzukriechen ihnen ein alter Mann ſehr anrieth, um auf Zeitlebens allen Plagen zu entgehen; allein unſer ſcharfſinniger Rees, der das für einen zweckloſen Aberglauben erklärt, weigerte ſich, es zu thun. — In der Nähe eines Dorfes in dem zu dem ehemaligen Bisthum Baſel gehörigen Porentru, erinnert ſich der Berichterſtatter, einen hohen Stein geſehen zu haben, in welchem ein rundes Loch befindlich war, durch welches zu kriechen eben die Vortheile verſprechen ſollte, wie dieſe Steine beym Grabe der ſchönen Bathſeba verheißen.

In Schiraz vertreibt er ſich die Zeit mit mehreren Landsleuten auf eine ſehr angenehme Art. Er beſucht eine Bor-Schule, wo zu ſeiner und unſerer Befremdung zwiſchen jeden Gang der Prieſter ein Gebet ſpricht. In dem Kaſtell von Schiraz fand er unterirdiſche Gemächer von ſolchem Umfang, daß ſich ſollen zweymal hundert tauſend Mann darin verbergen können. Er meint, daß dieſes dem Feind eine herrliche Ueberraſchung bereite, der glauben könne, das Kaſtell ſey in ſeinem Beſitz, worauf das verborgene Heer ihn von innen heraus angreifen würde.

Aus Paris.

Von Dr. Börne.

Nicht einem Strome, einem Waſſerfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es ſtürzt mit betäubendem Geräuſch. Die Zeit wird euch mit tauſend Liebkoſungen abgeſchmeichelt, und der Hunger iſt der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angiebt. Wer *lange* leben will, der bleibe in Deutſchland, beſuche im Sommer die Bäder, und leſe im Winter die Protokolle der Ständeverſammlungen. Wer aber Herz genug hat, die *Breite* des Lebens ſeiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blüht hier ſchnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift ſchnell zum Genuſſe hinan; Geiſt, Herz und Sinn ſuchen und finden ſich — keine Mauer einer traurigen Pſychologie hält ſie getrennt. Wenn man in Deutſchland das Leben diſtilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Waſſer verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris iſt der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroscop der Gegenwart, und das Fernrohr der Zukunft. Es iſt ein Regiſter der Weltgeſchichte, und man braucht blos die alphabetiſche Ordnung zu kennen, um alles aufzufinden. Es iſt ſchwer hier dumm zu bleiben, denn habe der Geiſt auch keine eigene Flügel, er wird von andern empor getragen. Doch verzweifle darum keiner — der Beharrlichkeit gelingt Alles.

Verſailles.

„Dieſe beyden Palläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchönern Tempel! — Das waren die Pferdeſtälle des Königs. — „Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?“ — Darin wurden die *jungen* Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwey Tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150 000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürſtliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre, dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — „Das auf der andern Seite?“ — Das *Ballhaus*, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freyheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Pallaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meynung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch' ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſeyn, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreyer Könige ihre Zunge gewezt, und die Blutſauger dreyer Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakey den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir giengen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freyheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben, und die Deckengemählde von Lebrüns Meiſterhand nicht erreichen. Daß die großen Künſtler ſo kleine Menſchen ſind! Sie ſchmeichlen jeder Macht. Die ſogenannten Großthaten Ludwigs XIV. auf allen Wänden mit knechtiſcher Verehrung dargeſtellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieſer oder jener Gott, und auf dem unſterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperücke.

Die Waſſer ſprangen heute, als Vorfeſt des nahen Ludwigstages. Wohl ſechszig Tauſend Menſchen waren von Paris herbeygeſtrömt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu ſehen, die zu Sturz-Bächen vereinigt, die Waſſerkünſte bildeten. Mehr als tauſend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was ſeine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Verſailles gewendet. Auf dieſem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bey der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte ſechs Millionen gekoſtet. Die Aufführung jeder Oper, im Theater des Schloſſes, koſtete an Beleuchtung und andern Zurüſtungen 100,000 Franken. . . . Und man ſpricht noch von den dummen Streichen, die das franzöſiſche Volk während der Flegeljahre ſeiner Freyheit begangen!

*

Eine Obſthändlerin, mit der ich über den Preis einer Traube ungebührlich knickerte, wollte mir „à ma tournure“ anſehen, daß ich ein Engländer ſey. Als ich ihr den Irrthum benommen, und mein Vaterland genannt, fragte ſie mich, was der König von Rom mache? „On m'a dit qu'il est à croquer,“ ſezte ſie hinzu. Ich dachte: dieſen Appetit hätten wohl Manche in Paris, ob ihnen zwar die köſtlichſten Gerichte etwas Alltägliches ſind.

Denkſprüche.

Lieber iſt oft ein Wort, denn eine bedeutende Gabe,
Und der holdſelige Menſch gibt ſie beyde zugleich.

*

Daß ich in Allem fröhlich, das ſchien mir wunderſam;
Drauf merkt' ich, daß mit Weisheit ich Alles unternahm;
Ich konnt' erſt nicht begreifen, woher die Fröhlichkeit kam.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Auguſt.

(Beſchluß.)

Der engliſche Pantomimiker Lewin hat ſeine Vorſtellungen wieder angefangen. Die erſte beſtand aus einer Zuſammenſetzung der beyden vorhergehenden. Ein beſonderer Vorzug der engliſchen Pantomimen! Die zweyte war eine Robinſonade: „Robinſon Cruſoe auf einer unbewohnten Inſel.“ Leider konnten hier die equilibriſtiſchen Kunſtſtücke, die ein zweyter Vorzug dieſer Pantomimen ſind, nicht angebracht werden, und unſer Robinſon, der ſonſt ein recht unterhaltender Erzähler iſt, zeigte ſich als einen erzlangweiligen Mimiker. Poor Robinson! — Poor Lewin! —

Nun wird die kunſtreiche Geſellſchaft der engliſchen Reiter und Seiltänzer des berühmten Herrn Tournière auf dem Theater an der Wien ihre Meiſterwerke produziren, und diejenigen, die den Weg in den Prater zu lang fanden, ſchöpfen dieſe Vergnügungen aus einer nähern Quelle. Als eine Art von Garrik und Kean hat man den großen Bulboc anzuſehen, der an einer Kette durch einen praſſelnden Feuerregen hinauf gezogen wird, und wie „ein Held in Ungewittern“ ſteht. Die kleinern Künſtler des Affen- und Hundeperſonals — Hr. Tournière iſt von ſämmtlichen Geſellſchaften, wie es heißt, General-Direktor — haben Gelegenheit zu einer Poſſe auf dem Volkstheater gegeben, das ſeit einiger Zeit le petit théâtre des variétés de Vienne genannt wird, eine Benennung, die ſich beſſer für das Theater an der Wien ſchicken würde. Laſſen wir aber jezt die großen Raritäten gehen. Jene Poſſe führt den Titel: Die Affenkomödie; in der That, im figürlichen Verſtand. Hier läßt ſich auch die große Schweizerin ſehen, von einem großgewachſenen Schauſpieler vorgeſtellt. Auch die kleine Demoiſelle Batavia, ein allerliebſtes Aeffchen, macht ihr Spiel, und ein Pudel tritt auf, und ich weiß nicht wer noch alles. Solche Raritäten, wenn ſie vorher in natura gezeigt worden, kommen oftmals wieder in der Nachbildung auf dem Volkstheater zum Vorſchein und gewähren neue Unterhaltung. — Ein anderes Gelegenheitsſtück wurde hier am Namensfeſt aller Annen gegeben, deſſen Titel gleich den Zweck ankündigte. Im Prater verherrlichte der Profeſſor Müller, wie gewöhnlich, dieſen Tag durch ein Feuerwerk. Bey einem Limonadier auf der Burgbaſtey war Illumination. Die lieben Annen und Nannen, Nanderln und Annen befanden ſich an dieſem Tag im dritten Himmel; Mancher wird die irdiſche Luft am folgenden etwas ſchwer auf die Bruſt gefallen ſeyn. — Hr. Tournière hat jezt auch ſeine ſeltne Menagerie aufgeſtellt, worin beſonders das afrikaniſche gehörnte Pferd, zum Geſchlecht der Antilopen gehörig, die Aufmerkſamkeit beſchäftigt.

Die berühmte Gruppe des Theſeus, den Kampf mit dem Minotaurus vorſtellend, ein Meiſterwerk Canova's, befindet ſich ſchon ſeit einiger Zeit hier, und ſoll eheſtens aufgeſtellt werden. Am Gewölbe des Tempels wird mit Macht gearbeitet. Auf demſelben Plaz, von wo aus man zugleich das neue Burgthor überſehen kann, das ſchon ſichtbar aus ſeiner Grundveſte ſich erhebt, wird, wie verlauten will, von dem vorhin erwähnten Beſizer des ſchönen Erfriſchungshauſes — vor Kurzem noch ein kaiſerliches Sommerpalais — eine bedeckte Kolonnade für die Spaziergänger angelegt werden. Das wird alles recht atheniensiſch ſeyn, und ſchon ſehe ich im Geiſt unſre jungen tiefſinnigen Stoiker, Platoniker und Peripathetiker — freylich, dieſe leztern werden am meiſten zu thun haben. Die Aſpaſien werden ſelten ſeyn, die Phrynen einem in den Weg laufen — und dich, o weiſer Socrates! dich will ich im Elyſium aufſuchen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Nro. 212.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 4. September 1822.

> Die Erde bildet Blaſen, wie das Waſſer,
> Und dieſe mögen davon ſeyn!
> Wo ſind ſie hingekommen?
> Macbeth, nach Schillers Ueberſetzung.

Das Geheimniß.

(Beſchluß.)

— — — Geſtern war Natalia's Geburtsfeſt. Was ſollt' ich ihr ſchenken? Mein ganzer Reichthum an Golde war nicht im Stande, meine gänzliche Armuth an guten Einfällen gut zu machen. Schmuck und ähnliche Koſtbarkeiten, die hat ſie im Ueberfluſſe, denn der Marcheſe iſt reich — und was wäre wohl im Stande geweſen, ihr die zarte Huldigung auszudrücken, die ihr mein Herz ſo gern zollen wollte? Endlich fand ich's. Ich ließ einen Tempel von Alabaſter verfertigen, eine goldne Inſchrift prangte über dem Eingange, Golddrath verband die Säulen, damit das weiße Taubenpaar wohl verwahrt ſey, welches ſich darin befand. Hohe Centifolien-Gebüſche beſchatteten und umdufteten das Ganze. Der Gedanke rührte ſie; ſie ergriff meine Hand und dankte herzlich. Der Abend überraſchte uns, und wir waren allein; ſie hatte eine Unpäßlichkeit vorgeſchützt, und die Geſellſchaft verbeten. Wir ſaßen neben einander. Es war die ſüßeſte Schwärmerey der Liebe, die mich ergriffen hatte, die holdeſte Zärtlichkeit ſchien zwiſchen uns zu weben, und erfüllte ſie eben ſo wie mich. Voll holden Vertrauens ließ ſie ihre Hand in der meinigen ruhen. Ihre Larve — ach! daß ich nicht ſagen kann — Geſicht, ruhte auf meiner Schulter. Einer jener ſeligen Augenblicke des Vergeſſens alles deſſen, was uns umgibt, war gekommen, und ſteigerte ſich zur höchſten Innigkeit. Nie hatte ich ſie um einen Kuß gebeten. Es ſchien mir abgeſchmackt und kränkend für ſie, ſie um eine Gunſt zu flehen, den wahrſcheinlich eine ſtrenge Pflicht ihr unterſagte. Jetzt neigten ſich meine Lippen zum Erſtenmal ihrem wächſernen Munde, um den Seelenaustauſch zu beſiegeln und in einem langen entzückenden Athemzuge alle Seligkeit der Himmel zu ſchlürfen. Halb ſcherzend wandte ſie immer den Kopf weg. Mein Muthwille ward dadurch rege, meine Sehnſucht entflammte ſich mehr und mehr, leiſe legte ich den Arm um ihren Nacken, und meine Hand berührte ihr Ohr, wo dem Anſchein nach die Larve befeſtigt war. Der Augenblick ſchien da, meine Wünſche zu krönen, ich wollte in ihrem Auge Gegenliebe leſen; doch ein dumpfer Schrey, und ſie war meiner Umarmung entflohen. Ich bat, ich flehte, Alles umſonſt. Das heftige Reden zog den Alten herbey. „Sie noch hier, ſagte er wie erzürnt beym Eintreten, und Mitternacht naht?“ Ich verſtand den Wink, und mußte mich empfehlen. Sie war ſichtlich verlegen beym Abſchiede, der Alte ernſt. — —

— — — Seit jenem Vorfalle iſt man gegen mich kälter. Die Urſache konnte mir zu finden nicht ſchwer werden. Meine zu häufigen Beſuche waren das Gerede der Stadt; ich mußte ihnen die rechte Deutung geben und mich erklären, oder Natalia meiden. Sie meiden! Wie kann ich das? Zürne mir nicht, wenn ich dir geſtehe, daß ich ſo eben zu dem Marcheſe gehe, und um die Hand ſeiner Tochter bitte. Stand, Vermögen, nichts ſetzt meinen Wünſchen ſich entgegen. In fliegender Eile ſchließ ich dieſen Brief. Himmel oder Hölle hängt von dem nächſten Augenblick ab! —

— — — Du ſchiltſt mich einen Thoren, der Betrügern ins Netz ging. Wärſt du nicht mein alter, ehrlicher, aber eben ſo grämlicher Pflicht-Menſch und Arbeitsmann, ich könnte böſe auf dich ſeyn. Sie eine Betrügerin? Mein iſt ſie! Zugeſagt mir von ihrem Vater, gegeben mir durch ſich ſelbſt. Freund, ich fühle mich unendlich glücklich! Ich nähre die angenehme Hoffnung, daß ſich mir als Anvermählte dieſes himmliſche Weſen entlarven wird. Ich beſorge, daß der Schwall von Seligkeit dann zu unmäßig auf mich einſtürmen wird; ich möchte gern nach und nach die Wonne ſchlürfen, erſt ein Auge — dann das andere — dann die Roſenlippen — dann — o ich trunkner Thor! Und doch freue ich mich wieder wie ein Kind, das, wenn es Näſchereyen verzehrt, immer das Beſte auf die Letzt läßt. Ja, um mich in den lauterſten Himmel der Seligkeit zu verſetzen, will ich den köſtlichen Schatz erſt dann entſiegeln, wenn ganz ihn zu beſitzen mir vergönnt iſt. —

— Eben ſo unbeſchreiblich, als unerklärlich iſt mir Natalia's Schwermuth — ja Trauer. Nur anziehender wird ſie mir dadurch, und doch füllt mich die regſte Beſorgniß, ſie bereue ihr Ja, oder habe ein früheres Band zu vorſchnell gebrochen. Himmel! dieß könnte mir mein Glück zerſtören, denn den Engel nicht ganz glücklich zu wiſſen, macht mich ſchon grenzenlos unglücklich. Doch — bin ich nicht ein Selbſtpeiniger! Fort mit den Grillen. — —

— — — So wie ſich Natalia's Liebe ſichtlich für mich von Tag zu Tag immer mehr entfaltet, und alle meine Beſorgniß in einer Hinſicht grundlos macht, ſo nimmt ihre Schwermuth auf der andern Seite zu, und vergrößert und befeſtigt jene um ſo ſtärker, da mein Verſtand völlig vergebens nach der Urſache im weiten Reiche der Möglichkeiten ſuchend umherſchweift. Mir ſcheint, ſie will mir etwas entdecken, und ich werde nächſtens wiſſen, woran ich bin. — — —

— — Es iſt heraus. Natalia hat ein häßliches Geſicht. Du lachſt des armen Gefoppten! Allein lache nicht zu früh; denn gefoppt iſt der nicht, der Natalia beſitzt, ſelbſt wenn ſie das häßlichſte Geſicht von der Welt hätte. Du erkennſt hieraus, daß ich es noch nicht geſehen habe, und aufrichtig geſtanden, ſehne ich mich jezt auch nicht ſo darnach. Die Gute fürchtete anfänglich meine Liebe zu ihr durch den Anblick zu zerſtören, und jezt macht ſie ſich Vorwürfe, meinen Wahn genährt zu haben. Dieß bewirkt ihre Unruhe, ihre Schwermuth. Sie will durchaus, daß ich ſie, ehe ich mit ihr zum Altar gehe, ohne Larve ſehe, und ich bin in jedem Augenblicke gefaßt, das Schrecklichſte zu ſehen. — — —

— — Meine Unruhe vergrößerte ſich, je näher der Hochzeittag heranrückte. Meine Unruhe hat den größten Gipfel erreicht, indem ich dieſes ſchreibe; denn Morgen trete ich mit Natalia vor den Altar, und in vier und zwanzig Stunden weiß ich, wie meine Braut ausſieht. Es iſt mir doch fatal, daß das Mädchen die Larve trägt. Bey ihrem unwiderſtehlichem Zauber, den ſie ausübt, wie leicht hätte ich mich da ſchon in der Zeit unſers Umganges mit den abſcheulichen Zügen vertraut gemacht, da ich es mit der Larve ſelbſt wurde, indeß mir nun in dem ſeligſten Augenblick meines Lebens der widrige Eindruck bevorſteht, der die Seligkeit ſchmälern wird, und den ich nun einmal, trotz aller Glut der Leidenſchaft, mir nicht wegphiloſophiren kann. Lebe wohl! nach der Hochzeit ein Mehreres. —

Nachſchrift.

Welch ein Licht in meiner Nacht! Fort! fort! nach Petersburg, die Spur iſt gefunden! ſo rief ich, als mir die Güte eines vertrauten Freundes dieſe Briefe überſandte. In Kurzem war ich dort. Folgendes erfuhr ich.

Am Hochzeittage, da Alles zur Abfahrt in die Kirche verſammelt war, und nur Braut und Bräutigam noch warten ließen, hört man plötzlich in einem der Nebenzimmer des Verſammlungs-Saales einen durchdringenden Schrey; man ſtürzt herzu. Der Bräutigam liegt todtenähnlich am Boden. Die Braut iſt eben noch beſchäftigt, die Larve an das Ohr zu befeſtigen. Alles iſt um den Lebloſen beſchäftigt, und ſucht ihn wieder zu ſich zu bringen. Wie es nach vielen Verſuchen gelingt, waren der Marcheſe und Natalia verſchwunden. Er wollte nie ſagen, was die Larve verbarg! —

Aus Paris.

(Fortſetzung.)

Der Einfall eines engliſchen Schauſpieler-Trupps in das Gebiet der franzöſiſchen Eitelkeit, war ſeit vierzehn Tagen angekündigt. „Nous verrons,“ ſagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieſes Blatt, eines der ſchlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimniſſen ihrer Gebieterin. Zwar machte es ſpäter ein gar frommes Taubengeſicht, und ſagte: Freylich müſſe jeder brave Franzoſe die Engländer haſſen, aber Künſtler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Schauſpielern müſſe ja Allen erwünſcht ſeyn, da nicht zu zweifeln wäre, wie ſie ausfallen würde; man möge alſo ſo gut ſeyn, und ſich ruhig verhalten. Aber dieſer dünne Schleyer der Heucheley ließ Wunſch und Erwartung durchleuchten, man werde die engliſchen Schauſpieler mit Händen und Füßen zurückweiſen, und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anſchreiben. — Und es geſchah.

Die Engliſchen hatten mit dem Théâtre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf ſechs Vorſtellungen abgeſchloſſen. Die erſte Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: „By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated

Digitized by Google

Shakeſpeare.“ Dieſe marktſchreyeriſchen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauſpieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eiferſucht des Othello, die der Franzoſen zu ſehen war Jedermann geſpannt. Das Gedränge vor dem Hauſe war unbeſchreiblich, und das Heer von Gensd'armen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug geweſen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte dießmal nicht die polizeyübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzoſen zu beobachten. Jeder ſtrengte ſich mit Händen und Worten an, ſich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thür zu kommen, aber die Rippenſtöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die geſprochenen Grobheiten waren wie in Muſik geſetzt. Endlich ward auch ich in das Haus gefluthet, und im Orcheſter hart neben dem Souffleur-Kaſten ausgeworfen. Die Vorſehung hatte mir dieſen Platz angewieſen, denn ich war von ihr beſtimmt, am heutigen Tage eine der erſten Rollen zu ſpielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als ſogleich das Schauſpiel begann; nicht das Schauſpiel welches die Schauſpieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) ſondern das, welches die Zuſchauer gaben. Man übte ſich im Schreyen, im Pfeifen, im Quiecken, im Pochen, im Singen, und in allen übrigen akuſtiſchen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuſchlagen gedachte. Ein frommes deutſches Ohr, wie das meinige, von der zarteſten Kindheit an gewöhnt, vor dem Gebote jedes Polizeydieners erſchrocken zurückzufahren, war ganz erſtaunt zu hören, daß man ſich in Gegenwart der Gensdarmen ſo viel herauszunehmen wagte. Dieſe aber bewegten ſich nicht, und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des erſten Ranges, mit lauter Stimme „la Canaille!“ rufen. Da ward das wüthende Geſchrey noch allgemeiner und ſtärker. „A la porte, à la porte, Martainville!“ riefen mehr als tauſend Stimmen. Dieſer Söldling der Ariſtokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc, war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und ſtolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeſchrey verachten; er zog die Achſeln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche ſchrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten ſich, dieſe Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu laſſen, und man beſtand auf die Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handſchuh wurde ihm ins Geſicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beyfallsklatſchen im ganzen Hauſe. Jetzt erhob ſich der Vorhang. Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachſpotten der breiten und zähen engliſchen Worte, und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval kann der Lärm nicht größer ſeyn. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eyer, Obſt, Sousſtücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauſpieler. Dieſe aber zeigten eine unerſchütterliche Feſtigkeit und ſpielten fort, als herrſchte die aufmerkſamſte Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomine geſpielt. Ich bemerkte nur ſehr wenige Zuſchauer, welche die Parthey der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute ſich doch dieſes bürgerlichen Schauſpiels, das hier mit ſo vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger, ſauberer Menſch, der neben mir ſaß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den engliſchen Othello mitgebracht, wahrſcheinlich um ſich in der richtigen Ausſprache zu üben, denn er folgte den Schauſpielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geſchrey nichts hören. So oft nun die Inſurgenten irgend ein losgelaſſenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Menſch außer ſich, und ſprach ironiſch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutſchen von der franzöſiſchen Urbanität denken!“ rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einen, wenn auch nur ſporadiſchen Reſpekt, vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich ſein Klagelied mit ſang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — ſagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Julius.

Der Sommer, obgleich ſonſt dem Theatervermögen nicht günſtig, macht dießmal eine Ausnahme durch die unterbrochenen Gaſtſpiele ſo vieler uns beſuchenden ausgezeichneten Künſtler und Künſtlerinnen fremder Bühnen. — Madame Neumann hat uns anfangs dieſes Monats wieder verlaſſen, mit dem Verſprechen im Frühjahr zurück zu kehren. Ihre Schönheit und Jugend fanden hier, verbunden mit Gewandtheit und Theaterroutine, und einem großen Kunſttalent in Auffaſſung des Naiven und Sentimentalen, in den mannigfachſten Rollen und verſchiedenſten Fächern, ein dankbares Feld beyfälliger oft enthuſiaſtiſcher Anerkennung, bey Jung und Alt. — Manche unſerer Theaterkritiker erſchöpften ſich in bombaſtiſchen Apotheoſen, und einige unſrer heimiſchen gefeyerten Künſtler benutzten die Saiſon zu gaſtlichen Reiſen, und vermieden dadurch ſelbſt Zeugen des fremden Triumphs zu ſeyn, der ſich überall in Proſa und Verſen ausſprach. Ein Verehrer ſogar, dem wahrſcheinlich Apollo die Gabe zu eignen Schöpfungen verſagt hatte, ließ mutatis mutandis zum Lobe der Gefeyerten ein Gedicht abdrucken, das ſchon vor dreyßig Jahren dieſelben Dienſte bey der [illegible] Baranius geleiſtet hatte. — Die unzweydeutigſten Beweiſe der Bewunderung erhielt auch Madame Neumann vom Alter; aus den ehrwürdigſten Silberhäuptern Berlins bildete ſich eine wahre Ehrengarde um ſie her, die, erhaben über jeden Verdacht dem Gegenſtand ihrer Huldigung gefährlich zu ſeyn, zu manchem

Sarkaſmen der Witzlinge und ſogar zu der hier ſonſt ungewöhnlichen Erſcheinung von Karrikaturen Anlaß gab. Während noch die Altäre vom Weihrauch dampften, erſchien Mlle. Karoline Lindner vom Theater zu Frankfurt am Main, eine Schauſpielerin, wie es deren wohl wenige in Deutſchland giebt. Sie löſte die große Aufgabe, Natur und Kunſt im völligen äſthetiſchen Gleichgewicht zu einen, und erlebte den ſeltenen Erfolg, den Triumph ihrer Vorgängerin noch zu überſtrahlen. Man erſchöpfte ſich in Lob und Bewunderung und bedauerte nur, daß ſie uns ſo bald wieder verlaſſen mußte; indeſſen hat auch dies Suschen verſprochen „wieder zu kommen.“ — — In dem oft wiederholten Stück von Clauren, „der Bräutigam aus Mexiko,“ welches der Verfaſſer nach ſeiner bekannten Geſchichte, „die Kartoffeln in der Schale,“ bearbeitet hat, einem Gericht, das der Frugalität der Berliner Ehre macht, da ſie ſich, wenigſtens im Theater, ſo manchen Abend daran genügen laſſen, traten, durch ein ſonderbares Spiel des Zufalles, beyde Künſtlerinnen am Tage ihrer Abreiſe auf. — Herr und Madame Anſchütz aus Wien erſchienen auch als Gäſte, er im hochtragiſchen, ſie in naiven Rollen, ihre Aufnahme war aus mehreren Gründen nicht ſo lebhaft, wie die der vorhergegangenen. Die Gegenwart des Herrn Anſchütz, dem die Kunſtrichter Gerechtigkeit widerfahren laſſen, brachte in dieſem Monat ungewöhnlich viel Trauerſpiele auf das Repertoir: „Don Carlos,“ „das Leben ein Traum,“ „Kabale und Liebe“ u. a. m. — Dem Poſa des Künſtlers will man den Preis zuerkennen, eine in ſeiner Heimath erfolgloſe Rolle, die hier noch unverſtümmelt gegeben werden darf. — Madame Werner, Sängerin vom Theater zu Leipzig, iſt hier als Emmeline, Pamina, Annchen, und in andern Rollen mit Beyfall gehört. — Herr und Madame Stich ſind von ihrer Kunſtreiſe zurückgekehrt. Das häufige Reiſen der Schauſpieler kann der Kunſt in vielfacher Beziehung nur Gewinn bringen, außerdem noch den Gäſten ſelbſt, und dem Publikum. —

Viele Glieder der königlichen Familie und mehrere der erſten Staatsbeamten haben ihre Sommerreiſen angetreten, auch ein großer Theil der eleganten Welt hat Berlin auf einige Zeit verlaſſen. In dieſem glühenden, ſtaubreichen Sommer iſt es doppelt anziehend, den hieſigen Aufenthalt mit einem andern zu vertauſchen, wo Schatten und kühlende Bergluft zu haben ſind. Die herrliche Lindenallee und die Bäume im Thiergarten ſind mit einem Staubſchleyer überzogen und das Laub verſchmachtet, kaum dann und wann von einigen erfriſchen Gewitterregen neu belebt. In dieſem afrikaniſchen Clima befinden ſich die ſüdlichen Thiere vortrefflich, die im Thiergarten gezeigt werden. Allein ein armer Eisbär heult ſeine Klagen über die ihm ſo fremde und unerträgliche Hitze in bittern Schmerzenstönen aus, die durch das Geräuſch der Wagen und der Luſtwandelnden dringen. Er wird beſtändig mit kaltem Waſſer begoſſen und lechzt doch nach ſeinen Eisbergen, auf die höchſtens unſere Conditors mit gleicher Sehnſucht im Geiſte blicken, da der Mangel an Gefrornem ihrer Kaſſe höchſt nachtheilig wird. — Ein Glas Eis gehört dies Jahr unter die ſeltenen Erfriſchungen.

Auf der Pfaueninſel, dem mit einem Luſtſchloß verſehenen Lieblingsaufenthalt des Königs, iſt nun dem dort ſeit einiger Zeit befindlichen Rieſen auch eine Zwergfamilie zugeſellt. Der Zwerg iſt ein Schneider von Profeſſion, und dient auch als ſolcher freundſchaftlich dem Rieſen, der ſich aber beym Maaßnehmen der Länge nach auf die Erde ſtrecken muß, da der Zwerg es ſtets verſchmäht, an ihm hinaufzuklettern.

Unſer verehrter Aſtronom Bode feyerte am 3ten dieſes ſein Amtsjubiläum. Bekanntlich hat er den Perſeus, Pegaſus und Schwan zu dem Sternbilde Friedrichsehre vereinigt und dadurch dieſen großen König nach Gebrauch der Alten unter die Sterne verſezt. — An demſelben Tage entſchied hier die Akademie der Wiſſenſchaften über die von ihr aufgeſtellten Preisfragen. — Die phyſikaliſche Klaſſe verlängerte den Termin zur Löſung ihrer Preisfragen auf ein Jahr und verdoppelte den Preis. — Die mathematiſche Klaſſe that daſſelbe auf zwey Jahr, ohne den Preis zu verdoppeln. — Ihre Aufgabe war: eine vollſtändige Erklärung über die Höfe und hellen farbigen Ringe um Sonne und Mond zu geben. — Die Bewerbungsſchriften müſſen vor Ende März 1824 eingeſandt ſeyn, der Preis iſt 50 Dukaten. — Die philoſophiſche Klaſſe ertheilte das Acceſſit von 50 Dukaten an Herrn Julius Braniß in Breslau. — Die hiſtoriſch philologiſche Klaſſe theilte den Preis von 100 Dukaten zwiſchen zwey Gelehrten in Greifswalde, Herrn Profeſſor M. H. E. Meyer und Herrn Prorektor Schömann.

Die häufigen Feuersbrünſte in der Nähe und Ferne nehmen die unermüdete Wohlthätigkeit der Berliner in Anſpruch; auch in der Stadt wurden wir einigemal durch Feuerlärm erſchreckt. In einer ſchönen Sommernacht brannte im botaniſchen Garten die Wohnung des berühmten Weltumſeglers und Naturforſchers, Herrn von Chamiſſo, gänzlich ab. Seine Sammlungen wurden größtentheils gerettet, nur ein Theil des Herbariums litt Schaden, darunter leider auch die Flora der Behringsſtraße, namentlich die Familie der Cyperaceen. — Der größte Theil der wiſſenſchaftlichen Ausbeute ſeiner Reiſe um die Welt, war von ihm glücklicherweiſe ſchon früher dem königlichen Muſeum übermacht. C.

Aus Berlin und Leipzig am 24. Juli 1823.

(Beſchluß.)

Brief der Ekkleſiazuſe, vulgo conſtitutionell geſinnten Dame.

„Nun, wie geht's in Lauchſtädt?“ (Kann's nicht ſagen, ich bin diesmal nicht dort.) „Wird den Leipziger Schauſpielerinnen wieder fleißig die Cour gemacht?“ (Sie ſind auch nicht dort; aber ſtille doch!) „Ich weiß die ganze Geſchichte von der Oſtermeſſe, wo das wilde Heer aus dem Freyſchützen bey ganz dunklem Hauſe vor einem Herzog probirt wurde, und wo der Opernfeind mit einer Sängerin im Parterre geſtochen hat.“ (Geſteckt! aber um's Himmels willen ſtille doch!) „Schreibt auch Taſchenbüchleinchen für Schauſpielerinnen, der Hr. Theaterfeind, wo von gereimten Umarmungen drin zu leſen iſt, aber das iſt alles ungereimt. Machen Sie doch endlich einmal eine ordentliche conſtitutionelle und repräſentative Tragödie mit etwas Bürgerkrieg, oder ſo eine Eroberung von Chios! Es fehlt hier an neuen Stücken, ſagt man, aber wenn auch die Stücke neu ſind, ſo iſt's der Stoff nicht, man ſollte die Geſchichten nicht aus der Geſchichte nehmen, ſondern aus der Gegenwart oder lieber gleich aus der Zukunft. Doch zu unſerem Theater! Deſſen Gegenwart wird täglich kränker, es iſt eine radikale Parlementsreform von Nöthen, wenn eine leidliche Zukunft kommen ſoll. Die Gaſtſpielereyen, das ſind nur Tropfen auf einen heißen Stein. Und warum läßt der Intendant immer Aktrizen kommen, die unſeren Männern die Köpfe verrücken? Die Neumann, die Lindner, die Anſchütz, die Werner — à propos, über die Stimme der lezteren ſind die Stimmen getheilt, aber mein Aeſthetiſcher ficht für ſie aus Leibeskräften. Von dem Verfaſſer der falſchen Wanderjahre hingegen iſt er abgefallen, er behauptet, der dritte Theil wolle nichts bedeuten, und ich würde darüber einſchlafen.“

Angenehme Ruhe! Müllner.

Digitized by Google

Nro. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 5. September 1822.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet.

Goethe.

Die Leithof'ſche Kranken-Anſtalt in Lübeck.

Fragment aus dem Brief einer Reiſenden.

Herr Doktor Leithof hat aus zarteſten Rückſichten noch nie etwas über dieſe wohlthätige Anſtalt bekannt gemacht. Zum Theil, weil eine ſolche Bekanntmachung Einwürfe herbeyführen würde, zu deren ſchriftlichen Beantwortung ſein, ganz praktiſch mit dieſer Anſtalt und der Heilkunde beſchäftigtes, Leben ihm nicht Zeit laſſen würde, zum Theil, weil die umfaſſendere Bekanntmachung derſelben, ihm mehr Kranke herbey führen könnte, wie er ohne Gehülfen zu beſorgen im Stande iſt; einen ſolchen aber zu finden, macht die Natur der Sache dem edeln Mann bey ſeiner Denkart ſehr ſchwer. Unter den Kranken ſind mehr Mädchen wie Knaben, zum Theil ſchon Jungfrauen, und die Behandlung fordert eine Annäherung des Arztes, die nur von dem väterlichen Freund die mägdigliche Sittſamkeit nicht verlezt. Darum erhalte die Vorſehung lange dieſen vortrefflichen Mann, und führe ihn zum Beſten ſeiner ſich ſtets erneuenden Pfleglinge einen Freund zu, in dem er würdig fortzuleben hoffen kann. Doch gänzlich unbekannt iſt das Publikum nicht mit dieſer Anſtalt geblieben. Froriep in ſeinen Notizen aus dem Gebiete der Natur und der Heilkunde, Nro. 17, hat etwas darüber mitgetheilt.

Die erſte Veranlaſſung ſich der Heilung entſtellter Glieder und kranker Knochen zu weihen, fand Leithof in ſeiner eignen Familie. Eine ihm ſehr nahe Verwandte ward mit ſogenannten Klumpfüßen geboren; die Sorgfalt, die er ihrer Heilung widmete, veranlaßte ihn zuerſt, ſich mit beſonderm Fleiß mit Uebeln dieſer Art zu beſchäftigen. Der Ruf ſeiner glücklichen Curen verbreitete ſich ſchnell und führte ihm viele Kranke zu; aber in den meiſten Fällen fand er in der mangelhaften Unterſtützung von Seiten der Eltern und Anverwandten der Kranken, viel mehr Schwierigkeiten zu bekämpfen, als in der Krankheit ſelbſt. Von dem Wunſch einen reinen Erfolg ſeiner Bemühung erlangen zu können, bewogen, that er zween ſeiner Schweſtern den Vorſchlag, ſich mit ihm zu gleichem Zweck zu verbinden. Er fand ſie bereitwillig. Die eine, die ſich ſchon früher dem Erziehungsgeſchäft gewidmet hatte, übernahm die Aufſicht über die Kinder, die zweyte den Haushalt. Leithof kaufte mehrere aneinanderſtoßende Häuſer, die er unter einander in Verbindung ſezte. Sein eignes Wohnhaus ſtößt vermittelſt des Gartens an das Inſtitut. Dieſes hat eigentlich nur einen Erdſtock, darüber iſt ſogleich das Dach, worunter dennoch mehrere Zimmer eingerichtet ſind; links vom Haus befinden ſich die Bade-Anſtalten und die Wohnung der jungen Mädchen; dieſe beſteht in einer großen Anzahl hoher geräumiger Zimmer, heiter und zierlich verziert. Im Eintrittszimmer ſtehen Arbeitstiſche, artige Spinnräder, und dergl., alles aufs ſauberſte geordnet, überall ſind friſche Blumen umhergeſtellt. Dann folgen die Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer; eines zum Unterricht, ein andres zum Spielen, endlich eines eigens zu Beſuchen der Eltern beſtimmt. Der Verhältniſſe der Kinder wegen, die alle mehr oder weniger angeſchnallt, oder in Maſchinen

Digitized by Google

feſtgehalten und dadurch am Treppen ſteigen verhindert ſind, mußte die ganze Wohnung im Erdgeſchoß ſeyn. Des Arztes Anſicht bey der Behandlung ſeiner Kranken, iſt ungefähr folgende. Erſtlich muß der leidende Theil außer Wirkſamkeit geſezt werden; darauf in ſeine natürliche Lage gebracht; endlich muß man ihm die nöthige Kraft geben, ſich darin zu erhalten. Alle Kinder, die an einer Verlezung des Rückgrats, der Hüften, der Schultern leiden, müſſen deßhalb ganz horizontal liegen, damit nirgends ein Glied mehr wie das andre angeſtrengt werde. Man legt ſie auf Matratzen von feſtgepreßtem Seegras, nebſt einem einzigen kleinen ihnen den Kopf unterſtützenden Polſter. In dieſer ganz horizontalen Stellung werden ſie durch Riemen um die Schultern und Hüften erhalten, die alle ſehr weich ausgepolſtert und ſo wenig feſt angezogen ſind, daß ſie dem Kranken mehr zur ſteten Erinnerung als zum Zwang dienen; denn wollte ſich derſelbe etwas anſtrengen, ſo könnte er ſich troz dieſer Bande doch zur Seite drehen. Ob im Fall eines ſolchen Ungehorſams ſtrengere Maßregeln genommen werden, weiß ich nicht. Die Betten ſind mit großen Rollen verſehen, vermöge deren ſie mit Leichtigkeit von der Stelle bewegt werden können. Man ſollte denken dieſe beſtändige horizontale Lage, die nur von der Zeit der täglichen Einreibungen und das Bad, wo ſie dieſelbe doch auch ſo wenig möglich verlaſſen, unterbrochen wird, müſſe der Geſundheit nachtheilig ſeyn. Der Augenſchein beweiſt das Gegentheil. Die Kinder ſind alle blühend, heiter, und noch nie iſt eines hier erkrankt, ja manches, das an der Bruſt, oder dem Waſſerkopf litt, fand hier ſeine Geneſung. Bey dieſem Anlaß ſagte mir eine Engländerin, die ich in Lübeck mit ihrer Familie fand, daß ſie das furchtbare Unglück gehabt, neun Kinder am Waſſerkopf zu verlieren; ihre lezten drey, nun Erwachſene, aber dadurch gerettet wurden, daß ſie ihnen faſt beſtändig eine gerade ausgeſtreckte Stellung beobachten ließ; eine Heilart des Waſſerkopfs, welche ſchon länger in England angewendet werde. Die kleinen Nebenübungen, zu welchen die Kinder außerdem angehalten werden, kann ich Ihnen der Weitläufigkeit wegen nicht alle beſchreiben. Nur einige: ſie müſſen, alſo liegend, mit der linken Hand Ball ſpielen: der Ball iſt an einer langen Schnur befeſtigt, ſo daß ſie ihn, wenn er fällt, ſtets wieder zu ſich ziehen können. Ihre Geſchicklichkeit, im Liegen zu eſſen, trinken, ſchreiben, nähen, iſt wirklich bewundernswürdig! Wenn durch dieſe Behandlung die Knochen in ihre natürliche Lage zurück gebracht und die Knochenbänder ſich dieſer gefügt haben, werden die Geneſenden nur allmählig an andre Stellungen gewöhnt, viele müſſen das Gehen ganz von neuem lernen, und man legt ihnen Maſchinen an, um den ſchwachen Theil gehörig zu unterſtützen.

(Der Beſchluß folgt.)

Aus Paris.

(Beſchluß.)

So drängte ſich Othello, bis zur Mitte des dritten Aktes, mit Mühe und Gefahren durch. Da entſtand ein Wortwechſel zwiſchen zwey Zuſchauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, paniſcher Schrecken ergreift alles, das halbe Parterre wälzte ſich zum Orcheſter hin, ſprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bäſſe, und ſchickte ſich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um dieſem böſen Beyſpiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erſte, der auf die Bühne ſprang, die andern hinten drein. Jezt ließ man den Vorhang fallen. Gensd'armes füllten die Scene, um das fernere Voranſtürmen der Zuſchauer zu verhüten. Auf der Inſel Cypern war ein tolles und luſtiges Leben. Soldaten, Polizeyagenten, ſchäkernde Schauſpielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge, die Hälfte des Geſichtes abgeſchwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikaniſche Wange; die ſanfte Desdemona ſchimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingeſtreckt; Jago trug einen Frack über ſeiner Ritterkleidung und ſchien mir die beſte Seele von der Welt zu ſeyn. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende geſpielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelaſſen wurden. Man begnügte ſich, Desdemona ohne weitere Umſtände erwürgen zu laſſen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauſpieler, es ſchrie, pfiff und lärmte bis ans Ende. Von ſehr komiſcher Wirkung war es, daß in einem kleinen Luſtſpiele mit Geſang, welches auf Othello folgte, Gallerie und Parterre an allen Geſängen Theil nahmen, und die Stimmen der unerſchrocknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erſchallen. Die Liberalen entſchuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menſchenfreundlicher Nachſicht. Mit Unrecht. Der Jugend iſt wohl Verblendung zu verzeihen, weil ſie von zu ſtarkem Licht kömmt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national,“ wären etwas zu weit gegangen — ſagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariſer Jugend einen ſo ſchlechten Tiſch führt, jener Horreur iſt eine Speiſe, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meiſten erſtaunen muß man über die grauen, erfahrenen franzöſiſchen Freyheitsmänner, die doch ſonſt ſo argwöhniſch auf alle Schritte der Macht, und ſo ſcharfſichtig ſind, ihre Liſten zu entdecken — daß ſie ſich hierin ſo zum Beſten haben laſſen, nicht einſehen, daß jener Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen iſt, genährt die Völker feindlich auseinander zu halten, um ſie getrennt ſo leichter zu beherrſchen.

Digitized by Google

und daß ſie vergeſſen, daß zu allen Zeiten die Herrſchſucht die Leidenſchaften der Freyheit benützte, um ihre eignen zu befriedigen. Die ariſtokratiſchen Blätter, auf der andern Seite hielten es mit dem Neger von Venedig, und nannten die jungen Menſchen, die ſich herausgenommen ihn auszupfeifen: Jacobins, régicides, Séides d'une faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état. Daß übrigens beyde Partheyen, in ihrer litterariſchen Kritik des Othello übereinſtimmend behaupteten: freylich könne man Shakeſpeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der engliſche Dichter ſey doch nicht ohne Gutes — das verſteht ſich von ſelbſt; wenigſtens das Erſtere.

Zwey Tage ſpäter wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Luſtſpiele von Sheridan, welches in Deutſchland unter dem Namen die Läſterſchule bekannt iſt. Man hatte die Preiſe der Plätze erhöht und glaubte damit etwas ſehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt, als das vorige Mal, und von der nämlichen Menſchenklaſſe. Ich war dieſes Mal ſo vorſichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweyten Gallerie Platz, und beſah das Schlachtfeld aus der Vogel Perſpektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwiſchenſpiele. Er ließ ſich ſehen, und à la porte Martainville, à la porte le vil Martain, donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da ſchickte man ſich an, ſeine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jezt erhob ſich der Vorhang; aber ſey es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, ihm zu widerſtehen — nicht die erſte Scene konnte ausgeſpielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jezt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den franzöſiſchen Schauſpiel-Direktor, der ſo unfranzöſiſch geweſen, Engländer auf ſeiner Bühne erſcheinen zu laſſen. Der Gerufene kam. Nüſſe, Talglichter, Handſchuhe flogen ihm ins Geſicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, amis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramen-Direktor ſprach Einiges, das ich nicht verſtand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortſpielen oder nicht? Und ein donnerndes „non" erſchallte, mit einer Einſtimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es ſich die beſteingeübten Chöre in der Braut von Meſſina hätten zum Muſter nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, ſchrie es von allen Seiten. Der Direktor verſprach ein franzöſiſches Stück und trat ab. Der Zorn legte ſich, und ein Luſtlärm begann. Das Parterre ſtimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jezt traten die franzöſiſchen Schauſpieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeſchrey empfangen, jedes Wort wurde beklatſcht. Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas des beefsteaks, rief Einer von der Gallerie herab. Bis, bis, ſchrie das Parterre, und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende geſpielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergeſtellt. Man wartete auf das zweyte Stück, denn drey bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelaſſen, der geforderte Direkteur erſchien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizey mußte den nahenden Sturm vorhergeſehen haben, denn man hörte Waffengeräuſch hinter dem Vorhange, man ſah die Inſtrumente aus dem Orcheſter wegtragen. Jezt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrſcheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob ſich das ganze Parterre, ſtürzte ins Orcheſter, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf ſie dem Hute nach. Jezt erhob ſich der Vorhang, das Schauſpiel begann, und mit ſolcher natürlichen Natur wurde noch nie geſpielt. Ein Bataillon Gensd'armen ſtand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten ſtand dieſe Streitmacht unbeweglich ſtille, und verſuchte ihre Meduſenkraft. Aber dieſer Anblick machte die Wuth der Zuſchauer nur flüſſiger. Die Stühle flogen den Gensd'armes an die Köpfe, und als die Stühle erſchöpft waren, riß man die Bänke los, und ſchleuderte ſie hinüber. Staubwolken und Angſtgeſchrey der Weiber erfüllten das Haus. Jezt kommandirten die Offiziere zum Angriffe. Die Gensd'armes mit gefälltem Bajonette drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf ſie herabgeworfen, viele ſtürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der Lezte der blieb, um das Schauſpiel bis ans Ende zu ſehen. Da ſtürzten drey Rieſen auf mich los, und ſtießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unſchuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über dieſe Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankenſünden, und verehre in meinem Herzen die alles erforſchende Nemeſis.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Der Schluß des vorigen Monats gewährte den Stoff zu einem Heldengedichte, ſey es auch ein komiſches.

Denn mit mächtiger Hand bekämpften die Tiſchler und Schmiede,
Flüchtiger Schneider Verein, künſtlich im Stich doch und Schnitt.
Jenen beſchützte Vulkan, und ſandte cyklopiſche Hämmer,
Dieſen zur Seite ſtand Venus, des Gürtels gedenk.

Abermals gab es heftige Streitigkeiten zwiſchen den Geſellen gedachter Innungen, welche an einem Sonntage in eine förmliche Schlacht vor der ſogenannten grünen Wieſe — einem Beluſtigungs-Ort ohnweit des großen Gartens, auf der Straße nach Pirna — ausarteten, und dabey freylich zeigten, daß die Schneider gewöhnlich — zu laufen pflegen. Denn fünfzig handfeſte

Tiſchler und mit ihnen verbündete Schmiede jagten über dreyhundert Schneidergeſellen in die Flucht. Doch ſind einige der erſtern, welche zu Anfange des Gefechts in einen dichten Haufen des noch Stand haltenden Feindes geriethen, dergeſtalt übel behandelt werden, daß Einer davon bereits an den Folgen der Schlacht geſtorben ſeyn ſoll. Die Feldflüchtigen wurden nicht verfolgt, und retteten alſo Freyheit und Leben. Wie jedoch die Sieger, welche den Kampfplatz behaupteten, mit Gepräng und Jubel-Liedern, mehrere erbeutete Kleidungsſtücke der Kleiderverfertiger ſymboliſch vor ſich hertragend, in die Stadt zurückkehren wollten, wurden ſie von ſechs bis acht Mann Soldaten, welche unterdeß aus der Stadt an den Eingang des großen Gartens beordert waren, in Empfang genommen, und, da ſie der bewaffneten Macht ſich nicht zu widerſetzen für gerathener fanden, in die Stadt gebracht und daſelbſt feſtgehalten. Es wird nun mit Recht dieſer Unfug ernſtlich und ſtreng unterſucht. Das Dichteriſchſte dabey iſt, daß eine zweyte Helena auch dieſen Kampf entzündet hat, denn der lang unter der Aſche glimmende Streit, der erſt nach langem Zögern nun zum Ausbruch kam, ward durch eine holde Tiſchlers-Tochter veranlaßt, welche, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der ehemals den Thron zierenden Fürſtin, die Königin von Neapel genannt wird. Um ſie ſtritten ſich vorm Jahre beym Tanz an derſelben Stelle die reizendſten der Tiſchler wie die gewandteſten der Schneider. Schon neigte, der weiblichen Putzluſt folgend, die Schöne ihr Herz und ihre Hand zum Bretzelreiche den Verehrern der Scheere hin, als die Handhaber des Hobels, denen ſie doch dem Standesverhältniſſe nach angehörte, ſie hinwegriſſen, nicht ohne Stolz und Schimpf der Worte, und dadurch den Samen ſtreuten zu der böſen Ernte, die ſich bergend unterm Schnee des Winters, erſt im folgenden Jahre reifte zur Saat des Verderbens. — Nun, wir wollen ſehen, ob ein neuer Zachariä unter uns aufſtehen, und uns mit einer Epopöe beſchenken wird.

Auf der deutſchen Bühne — die italieniſche ſchlummert nach Cantu's Tode und bis Jezt zum Erſtenmal auftreten wird, faſt ganz, und wiederholte nur einmal den Tancredi — ward uns ein recht erfreulicher Genuß durch die Gaſtdarſtellungen der Dem. Lindner vom Theater zu Frankfurt a. M. zu Theil. Je weniger ſie durch ihre Aeußerlichkeit beſticht — die Natur gab ihr nur als beſondere Zierde ein ſprechendes Auge, und als herrliches Hülfsmittel ein ſehr klangreiches, umfangreiches Organ — um ſo mehr verdankt ſie das Wohlgefallen, das ihr im ausgezeichneten Grade zu Theil ward, ihrer Kunſt. Doch vielleicht iſt dieſer Ausdruck nicht der ganz richtige, und wir möchten lieber ſagen: der Wahrheit in ihren Darſtellungen. Sie trat zuerſt als Margarethe in den Hageſtolzen ſichtbar befangen auf, doch war ſo viel Herzlichkeit und Innigkeit in mehreren ihrer Scenen, daß ihr bald lauter Beyfall erſcholl, und man von der Fortſetzung ihrer Rollen vieles Anſprechende erwartete. Victorin in Wahn und Mörder gab ſchon wieder neuen Stoff. Zwar konnte die Künſtlerin ihr ſchönes Organ hier nicht gebrauchen, aber um ſo mehr ſprach das Auge, und die Natürlichkeit, welche ſie in den Character zu legen wußte, erweckte zur innigſten Theilnahme. Sie ward gerufen und dankte ſehr beſcheiden. Als Käthchen von Heilbronn gelangen ihr einige Scenen ganz außerordentlich. Ich zähle dahin beſonders die unter dem Fliederbaum, wo ſie den Zuſtand einer Schlafrednerin mit täuſchender Wahrheit nachbildete. Als Tony ſprach ſie mich am wenigſten an, ſo wie das ganze Stück freylich immer weniger gefällt. Dagegen war ſie aber in den darauf folgenden Talentproben ganz vorzüglich. Einige Tage darauf gab ſie ein ähnliches Stück: die Probrollen genannt, wiederholte auch lezteres bald darauf, und ward jedesmal mit Enthuſiasmus gerufen. Dieſe Mannigfaltigkeit in Darſtellung komiſcher Charactere war aber auch in der That höchſt intereſſant, und gab beyden Stücken einen unerſchöpflichen Stoff zum Lachen. Ihre Gouvernante, ihre Theater-Directrice, ihr junger Fähnrich, ihr vielaufgeblaſener Student, ihre Jüdin, ihr ſchwäbiſches Landmädchen werden mir ſtets unvergeßlich ſeyn, und bezeichnen allerdings das größte Talent für individuelle Auffaſſung und die richtigſte Anwendung der zu Gebote ſtehenden Mittel. Zwiſchen dieſen Stücken ſahen wir von ihr auch noch das Räthſel, mit vieler Feinheit im Benehmen der Frau vom Stande, und die Roſen mit ungemeiner Traulichkeit und doch auch wieder Zierlichkeit des franzöſiſchen Bauernmädchens dargeſtellt. — Dem. Veltheim debütirte bald darauf als Anna im Don Juan, Aſchenbrödel und Agathe im Freyſchütz. Sie ſingt richtig und mit angenehmer Stimme. Noch fehlt es ihr aber an Kraft und ächter Methode. Wird durch Ausbildung der leztern auch die erſtere erworben werden, wie bey ihrer Jugend und guten Anlagen wohl zu hoffen, ſo kann man ſie einen guten Erwerb für unſere Opernbühne nennen. — Von einem Hrn. Mager, der den Alidor im Aſchenbrödel ſang, wollen wir ganz ſchweigen. — Nach langem Erwarten trat auch als neues Mitglied unſerer Bühne endlich gegen Ende des vorigen Monats Frau von der Klogen, vormals bey der Hamburger Bühne, als Jungfrau von Orleans auf. Das ganze Stück war größtentheils neu einſtudirt, wenigſtens neu angeordnet und koſtümirt worden. Die Anordnungen waren, was die Abkürzung des Textes betraf, keineswegs gelungen zu nennen, da manches durchaus Weſentliche weggelaſſen worden, anderes leichter zu Entbehrende beybehalten war. Die Einrichtungen der Aufzüge, Gefechte ꝛc. waren großentheils lobenswerth, dagegen mir das Koſtüm, mit Ausnahme der Pagen-Anzüge, nicht kleidſam und doch auch wieder nicht ſtreng genug ſchien. Der Krönungs-Aufzug hätte jedenfalls noch reicher ausgeſchmückt werden müſſen, ſollte er nicht dem anderer großen Theater allzu ſehr nachſtehen. Frau von der Klogen hatte als Jungfrau eine Aufgabe übernommen, welcher ihre Kräfte nicht gewachſen waren. Sie gab daher Einiges recht übel, Anderes dagegen aber bey weitem nicht ausreichend, weder an geiſtiger noch körperlicher Kraft, und überhaupt vermißte man ein Ganzes in ihrem Spiele. Beſonders mißlungen war die Declamation des Monologs im vierten Acte, dagegen Alles, wo die einfache Schäferin mehr hervortreten durfte, freundlicher anſprach. Es ſcheint ſie mir überhaupt mehr für das Naive, das Sanftrührende, das Mildneckende, als für das Erhabene, Gehaltenernſte, ja ſelbſt Tiefſentimentale geeignet, wie ſich denn dieſes auch in ihrer zweyten Antritts-Rolle, der Precioſa, an den Tag legte. Alle Stellen, wo das heiter einfache Mädchen ſich ſelbſt geben laſſen konnte, gab ſie zur Zufriedenheit jedes Kenners, galt es aber ein Mädchen zu bezeichnen, das gleich wie ein Weſen höherer Art unter dieſen Zigeunern waltet, das ihnen unwillkürliche Achtung eingeflößt hat, und dieſe ſelbſt dem Adel des Landes einflößt, indem ſie ihren natürlichen Adel über jenen ererbten geltend macht, ſo ſtand ſie den Anforderungen nicht, welche jene an ſie machen konnten. Doch fand ihr Spiel großen Beyfall, und ſie ward bey der erſten Darſtellung gerufen. Dieſen Beyfall theilt überhaupt das drey Mal hinter einander wiederholte Stück beſonders auch durch die treffliche Weberiſche Muſik, welche die Eigenthümlichkeiten jeder Situation treffend auffaßte, und zu den genialſten Schöpfungen dieſes Meiſters gehört. Mad. Hartwig als alte Zigeunerin und Hr. Pauli als Petro erfüllten ganz ihren Beruf, und gaben herrliche Gemälde ſowol in äußerer Geſtaltung als folgerechter Durchführung ihrer ganzen Rolle. Die von Hrn. Gärtner angeordneten Tänze gefielen mit Recht, und unſer Singer-Chor unter Leitung des ausgezeichneten Muſikdirectors und Directors Milſch bewährte den bereits erworbenen Ruhm.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 71.

Nro. 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. September 1822.

Psyches Aetherflügel ſind gebunden;
Doch voll Muthes, wenn ſie leiſe ſtöhnt,
Weiß ſie: nur in ſchwülen Prüfungsſtunden
Sproßt die Palme, die den Sieger krönt.

Salis.

Verzweiflung.

Du gibſt ein Ende meinem Sehnen?
Aus deinen Blicken leuchtet: ja!
Es iſt, bey Gott, kein trughaft Wähnen!
Aus deinen Augen ſtürzen Thränen,
Dem Glück, dem Höchſten bin ich nah'!

Täuſcht dich kein ſchmähliches Erbarmen?
Es ſoll an dieſer theuern Bruſt,
In dieſen weichen Liebesarmen,
Der lang Erkaltete erwarmen: —
Biſt du des Opfers dir bewußt?

Mein wäre, was noch nie hienieden,
In höh'rer Schönheit aufgeblüht!
Dem langgequälten, tödtlich müden
Wär ſolch ein Wonnethron beſchieden,
Vom Licht der Seligen umglüht!

Mein Haupt will dieſer Buſen betten,
Dieß Herz, für mich iſt's, daß es ſchlägt?
Du willſt vom Untergang mich retten,
Mit zarter Hand die Furchen glätten,
Die tief die Stirn vom Kampfe trägt?

Du willſt von deines Friedens Küſte,
Von deines Glückes ſtolzen Höh'n
Herüber in die öde Wüſte,
Die nie der Freude Strahl begrüßte,
Wo des Verderbens Lüfte wehn?

Laß ab vom thörichten Beginnen!
An meinen Ferſen haftet Fluch.
Nie kann ich mit verworrnen Sinnen,
Das Theil, das dir gebührt, gewinnen: —
Des Einen Elend iſt genug.

Gebrochen ſind des Geiſtes Schwingen,
Es iſt des Herzens Gluth erſtickt.
Vergebens würd' ich kraftlos ringen,
Zur Aetherfriſche aufzudringen,
Wohin dein klares Auge blickt.

Laß die unſeligſte der Seelen!
Der Schmerz iſt ihr ererbtes Theil.
Das Unheil würdeſt du erwählen,
Der ew'gen Reue dich vermählen.
Mir blühet nimmermehr das Heil.

G. F.

Wiederſehen.

(Auszug aus einer ungedruckten Lebensbeſchreibung.)

Aus dem Engliſchen.

Das Wiederſehen unſerer Geliebten nach langer Abweſenheit, ſoll einer der höchſten Genüſſe im menſchlichen Leben ſeyn. Für mich war es einer der traurigſten Momente eines traurigen Daſeyns. Das Wiederſehen des Schauplatzes unſerer Kindheit wird auch als ein großes, obgleich melancholiſches Vergnügen angeſehen: — Meine Rückkehr zu denſelben war ſogar noch bitterer, als es meine Trennung von ihnen geweſen war. Während der langen und trüben Jahre, die ich in Indien zugebracht hatte, war der Gedanke an die *Heimath* die Nahrung meiner Seele. Die Hoffnung einſt dahin zurückzukehren — aufs neue mit den Lieben vereinigt zu werden, die dort wohnten, hatte mich unter den Herzensmartern, die eine lange Verbannung erzeugt, aufrecht gehalten. Endlich war die Zeit gekommen, welcher ich ſeit fünf und zwanzig Jahren unermüdet entgegen geblickt hatte. Ich ſchiffte mich nach England ein; und ſo wie unſere Reiſe ſich vor uns abkürzte, ſchwoll mein Herz in der Ausſicht naher Erfüllung der lang hingehaltnen Hoffnung. Während der lezten Wochen der Fahrt empfand ich eine ſchmerzhafte Ungeduld nach dem Anblick des Landes. Bis innerhalb ein Paar Tagreiſen von der heimathlichen Küſte, war unſer Lauf ſehr ſchnell geweſen, als uns der Wind widrig zu werden begann und meine Sehnſucht aufs ſchmerzhafteſte ſteigerte. Während der erſten Nachtwache pflegte ich mit dem Offizier auf dem Verdeck auf und ab zu ſchreiten, und ihm, bis er abgelöſt wurde, die Beſchreibung der gewöhnlichen Umſtände bey der Annäherung gegen England abzufragen — die zufälligen Winde am Eingange des Kanals — die Ankunft des Piloten an Bord — das Einlaufen in den Dünen — kurz alle Kleinigkeiten, welche den Schluß ſeiner verſchiedenen Reiſen begleitet hatten. Dieſer Mann und ſeine Gefährten ſahen mit Freude der Erreichung der Heimath entgegen: wie verſchieden aber waren ihre Gefühle von den meinigen! Sie erwarteten ein ſchon oft genoſſenes Vergnügen: ich fühlte das vereinigte Gewicht vieljähriger Hoffnung.

Am Morgen, an welchem wir dem Lande nahe kamen, weckte mich mein Bedienter mit der Nachricht, wir ſeyen dicht am Ufer. Meine Kajüte war nach der Seeſeite des Schiffes, und als ich durchs Fenſter hinausblickte, ſah ich nur die Wellen im Winde und der Sonne eines Sommermorgens hüpfen und glänzen: aber die Wellen waren grün und ich ſegnete ihre Farbe, da ſie mich von der Nähe des Landes überzeugten, und dieſes mein Vaterland! — Ich war bald angezogen und auf dem Verdecke. Mit einem raſchen Weſtwind liefen wir ſchnell den Kanal hinauf — und die grünen Hügel von Devonſhire erſtreckten ſich vor und hinter uns ſo weit das Auge reichte. Es war derſelbe Theil der Küſte, den ich vor beynahe ſechs und zwanzig Jahren, als ich England verließ, zum lezten Mal geſehen hatte. Der lezte Blick, den ich auf mein Vaterland heftete, war auf einen dieſer, im kalten, trüben Lichte eines November-Abends ſchwimmenden Hügel gerichtet geweſen. Jezt erblickte ich ſie wieder in aller Pracht des Sonnenlichtes und Sommers, und mit dem Gefühl der Wiederkehr, ſtatt dem der Abreiſe im Herzen; und dennoch, mit dieſer äußern und innern Aufforderung zu freudigen Empfindungen, zweifle ich, ob meine Gefühle damals nicht weniger beklommen waren, als jezt. Freylich verließ ich damals mein Vaterland, meine Verwandten, meine Heimath — alle jene Bande, die ſich auf eine unauflösbare Art ums Herz wanden, und die, als ich ſie von mir reißen mußte, das meinige beynahe bis zum Brechen zuſammenſchnürten; gegen dieſen Schmerz aber, ſo lang und bitter als er war, hatte ich das allmächtige Gegengewicht — die Heiterkeit eines jugendlichen Gemüthes — jenen täuſchenden Geſichtspunkt der Jugendzeit, welcher, wie ein Claude Lorraine-Spiegel, einen warmen Schmelz des Reichthumes und der Freude auf die Landſchaft wirft, wie trübe und armſelig ſie auch in der Wirklichkeit ſeyn möge. Jezt war mein Herz durch den Rückblick auf ein unglückliches Leben erkältet — und meine Freude über die Gegenwart ging über das, was da hätte ſeyn können, verloren. Ich empfand auch, was alle Menſchen fühlen müſſen, die den größten und ſchönſten Theil ihres Lebens in gegenwärtigem Schmerze für die Hoffnung künftigen Glücks hinbringen. Ich fühlte, daß mir jezt, wo es endlich vor mir lag, nur wenige hinſchwindende Jahre zu deſſen Genuß übrig blieben.

Dieß aber war nur der Vorſchmack von den Schmerzen, die mir die Wiederkehr in die Heimath bereitete. Ich landete zu Southampton, — und reiſte, ohne nach London zu gehen mit Extrapoſt, quer durchs Land nach meines Vaters Wohnung. Es war im Monat Juli, und gegen den Schluß des Tages, als meine Kutſche ſich langſam den Hügel hinanwand, von deſſen Spitze ich meines Vaters Haus ſehen mußte. Während der lezten Paar Meilen war mir die Gegend vertraut geworden, und jezt erkannte ich jeden Fleck, bey dem wir vorüber kamen. Ich ſah das Gehölz, worin ich meinen erſten Faſan geſchoſſen hatte, — und das Gebüſch, wo die Hunde am Tag meiner erſten Jagd zuſammentrafen, und ich erinnerte mich des Stolzes, den mein jugendliches Herz empfand, daß ich an dem Vergnügen erwachſener Männer Theil nehmen durfte. Aber ſelbſt hier waren Veränderungen vorgefallen — ſelbſt die Gegend war nicht mehr ſo wie ich ſie verlaſſen hatte: wie, dachte ich, müſſen ſich die menſchlichen Geſichter, die ich geliebt, während dieſer Zeit verändert haben! An der Stelle einer wilden Heide, wovon das erwähnte Gebüſch einen Theil ausmachte, befanden ſich gepflügte Felder, nette Zäune, und eine Reihe von Bauernhäuſern, die nicht erſt vor Kürzem entſtanden zu ſeyn ſchienen. Das Gebüſch ſelbſt war verpfählt und ſchien in ein Wildgehäge umgewandelt worden zu ſeyn. Alle freye Natur der Landſchaft war verſchwunden, mir ſchien ſelbſt die lachende Fruchtbarkeit, die ihre Stelle einnahm, ein ſchlimmer Tauſch. Als wir auf der Spitze des Hügels anlangten, lag die tauſendmal vor meiner Phantaſie ſchwebende Jugendgegend vor mir. In allen den langen und ſchmerzensvollen Jahren, welche dahin gegangen waren, ſeitdem ich ſie zum leztenmal erblickt, war dieſer Fleck am Boden eines zerſtörten Herzens, friſch und grün geblieben — unverlöſcht durch die Zeit — unverändert durch Leiden. Als dieſe Gegend nun ſo plötzlich vor mir hervorbrach, da ſchwoll mein Herz von unausſprechlichen Gefühlen überfließend — ich warf mich in meinen Wagen zurück und weinte laut. — Wer, der bei einer ähnlichen Gelegenheit Thränen vergoſſen hat, kann ſagen, daß ſie nicht zu den bitterſten im Leben gehören? — Die Kutſche rollte ſchnell den Hügel hinab, und fuhr durch das Dorf,

Digitized by Google

welches ſich bis innerhalb einer halben Meile vom Parkthor hinzieht. Wir kamen bey vielen heimkehrenden Arbeitern vorüber, und ſahen eine Menge Neugieriger von jedwedem Alter und Geſchlecht, die das Raſſeln des Wagens herbeygezogen hatte. Aber in keinem einzigen dieſer Menſchen entdeckte ich ein bekanntes Geſicht: die Jungen waren während meiner Abweſenheit in die Welt gekommen, und die Alten waren ſo verändert, daß ich keinen erkannte. Ich ſelbſt war auch ſehr verändert, denn nicht ein Auge erglänzte mit der Freude der Erkennung, oder ſtrahlte mir bewillkommend entgegen. Das Weib, welches aus der Pförtnerswohnung hervortrat und mir den Schlagbaum öffnete, ſah mir als einen Fremden ins Geſicht; und als ich durch meines Vaters Hofthor fuhr, fühlte ich, daß ich ein Fremdling unter meinen Angehörigen, ein Fremder in meiner Heimath war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Leithof'ſche Kranken-Anſtalt in Lübeck.

(Beſchluß.)

Der Anblick, wenn man zu den Kindern eintritt, iſt anfänglich höchſt erſchütternd. Man erblickt vielleicht fünfzehn ganz gleiche Betten, einzeln, paar- und gruppenweiſe in verſchiedenen Richtungen im Zimmer und Garten vertheilt. Alle ſchneeweiß überzogen, die Kinder ziemlich gleich gekleidet, ebenfalls in weißen Nachtkittelchen und Häubchen, die weiten Beinkleider, die ſie tragen, von der leichten Bettdecke bedeckt. Auf den erſten Anblick glaubt man unter ſo viele Leichen gerathen zu ſeyn; die aus den weißen Hüllen hervorblickenden heitern, blühenden Geſichter verſcheuchen aber ſchnell das böſe Trugbild; Lachen und Scherzen ertönt aus allen Ecken, Billete fliegen hin und her, und erſetzen das Geflüſter. Ueber dem Bett liegt der in der Mitte ausgeſchnittene Arbeitstiſch, welcher auf beyden Seiten in Schubfächern nützliche und unnütze Geräthſchaften enthält. Einen bleibenden trüben Eindruck machen die, welche das Lager ſchon verlaſſen haben, oder deſſen nicht bedurften. Ueber die Maſchinen, welche ſie zur Stütze der kranken Knochen tragen, hängen ſie große Mäntel, worin ihre Geſtalt unvermeidlich ſehr traurig erſcheinen muß. Um ſo herzerfreulicher iſt die liebliche Erſcheinung, welche die ganz Geneſenen darbieten. Schlanke Geſtalten, an denen keine Spur ihres ehemaligen Uebels zu erblicken iſt, die ſich lebhaft in Küche und Speiſekammer umher bewegen, und in den Krankenzimmern ihren gefeſſelten Geſpielinnen alle Dienſte erzeigen, die ſie in ähnlicher Lage von den Geneſenden empfingen. Dieſes rege Leben voll praktiſcher Liebe, der Unterricht, welcher ungeſtört durch den bunten Scenenwechſel des gewöhnlichen Lebens den Geiſt durchdringt, muß die Seele erſtarken und ihr Geneſung geben, gleich wie dem Körper. — Bey Klumpfüßen, Lähmungen, ſtarren Gliedern wird die liegende Stellung natürlicherweiſe nicht angewendet, verſchiedene Bande und Maſchinen ſind hier von Nutzen, Fechten, Holzſägen und andere Uebungen werden alle methodiſch angewendet, den Zweck zu erlangen.

Der Unterricht wird aufs ſorgfältigſte geleitet, die Kinder ſind, ſtets in ermunterndem Wechſel, unaufhörlich beſchäftigt; die Nahrung iſt leicht, in kleinen Gaben, wird aber, habe ich recht verſtanden, ſechsmal des Tags gereicht. Auch Feſte werden in dieſem Haus des Jammers und der Freude gefeyert. Vor wenigen Tagen war es ein Vogelſchießen, auf das ſich alle Kinder lange gefreut — die Pfleglinge hatten die niedlichſten Arbeiten zu Preiſen verfertigt, und die eingeladnen Knaben, mußten für die angefeſſelten Mädchen ſchießen. Daß bey einer Einrichtung wie dieſe, bey der doppelten unermüdlichen Sorgfalt für Körper und Geiſt, bey der Mannigfaltigkeit der anzuſchaffenden Mittel, der Aufenthalt einer Kranken hier ſehr theuer iſt, kann man ſich vorſtellen. Aber die Klaſſe der Geſellſchaft, in welcher ein Fehler der Geſtalt, ſelbſt wenn er an keinem bürgerlichen Beruf hindert, am unleidlichſten iſt, kann die zu deſſen Heilung in dieſem Inſtitut nöthige Summe am beſten entübrigen, und die Eltern, welchen ſie ein ſchweres Opfer auflegt, ſind ja durch das Gelingen überſchwenglich gelohnt. Uebrigens überſteigt die Summe um weniges eine der vornehmen Penſionen in Paris, Nancy u. ſ. w., aus denen die jungen Mädchen ſo oft als geiſtig verkrüppelt zurückkehren.

Ich habe hier nur von Mädchen geſprochen, dieſe Anſtalt nimmt aber auch Knaben auf, welche aber gänzlich von jenen getrennt, nur in einzelnen Tages Stunden zum Unterricht oder Spiel in die Mädchen-Zimmer gebracht werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Auguſt.

Die Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe zeichnete ſich von jeher durch ein tüchtiges und edles Streben nach Beförderung von Menſchenwohl und Menſchenbildung aus, und manches Gute und Erfreuliche iſt durch ſie in unſerer kleinen Republik befördert worden. Die Aufſicht über die Naturalien-Sammlung der Geſellſchaft hat man dem rühmlichſt bekannten Profeſſor Lehmann anvertraut, der auch dem neuangelegten botaniſchen Garten mit Eifer und Sachkenntniß vorſteht. Seit die Franzoſen den mit großen Koſten angelegten botaniſchen Garten des Hrn. Doktor Flügge zerſtörten, entbehrte unſere Stadt, und beſonders die ſich der Medizin widmenden Jünglinge unſers Gymnaſiums, ein ſolches Inſtitut gar ſehr, und mit Freude ſehen wir es jezt wieder aus ſeinen Trümmern ſich erheben. Die nicht unbedeutende Bücher- und Kunſtſammlung der Geſellſchaft ward auch in den lezten Jahren bedeutend vermehrt; die Benutzung derſelben iſt ein Vorrecht aller Mit glieder der Geſellſchaft. — Die Rettungs-Anſtalt für Ertrunkene und Erſtickte, die wir gleichfalls derſelben zu verdanken haben, zählte vom 22. April 1820 bis zum 18. Juni 1822 hundert und fünfzig zu Protokoll genommene Rettungsfälle, gewiß ein erfreuliches Reſultat! Zehn Wundärzte und dreyzehn wundärztliche Gehülfen zeichneten ſich in dieſem Zeitraum durch ihre Umſicht und Thätigkeit bey Unglücksfällen der Art aus; ihre Namen ſind dem Publikum in unſerm Intelligenz-Blatt bekannt gemacht worden. Um zu ſolchen Rettungs-Verſuchen noch mehr aufzumuntern, hat die Geſellſchaft einen Preis ausgeſezt: „Demjenigen hieſigen Wundarzt, welcher erwieſenermaßen durch anhaltende Bemühung und Anwendung der vorgeſchriebenen Rettungsmittel einen im Waſſer verunglückten Scheintodten wieder herſtellt, bey dem die größte Lebensgefahr und den Symptomen nach die geringſte Hoffnung war, für einen ſolchen ſich in dem Zeitraum eines Jahres auszeichnenden, und von der Geſellſchaft als vorzüglich wichtig erklärten Rettungsfall, eine außerordentliche Prämie von hundert und fünfzig Mark Courant.“

Die Zeichnungsſchule für Bauriſſe, freye Handzeichnungen und Ornamente zählt jezt achtzig Zöglinge, die in drey Klaſſen eingetheilt ſind. Die Geſellſchaft ertheilte im vorigen Herbſte bey der Ausſtellung ſechs Schülern die Fleiß-Medaille zu. Nach Hrn. **Hardorff** des ältern, auch dem Auslande als wackerer Zeichner nicht unbekannt, der ſeit fünf und zwanzig Jahren die Leitung der drey Klaſſen führte und ſeine Stelle niederlegte, erwählte man zur großen Zufriedenheit des Publikums Hrn. **Bendixen**, der früher der Dekorations-Klaſſe vorſtand, auch als geſchickter Portrátmaler geſchäzt iſt, zum Ober-Aufſeher dieſes Inſtituts. — Die Lehr-Anſtalt für die Schiffskunde hat durch die anderweitige Beförderung ihres talentvollen Lehrers, Hrn. **Rümker**, einen großen Verluſt erlitten. Hr. Doktor **Braubach** aus Bremen iſt ſtatt ſeiner wieder zu dieſer Stelle erwählt worden. — Hr. Doktor **Lorenzen** aus Oldesloe (in Holſtein), und Hr. v. Juſti zu Arensburg (ebendaſelbſt), erhielten den Preis für ihre Schriften „über eine neue Kanal-Anlage zur Verbindung der Oſtſee mit der Elbe durch die Alſter und Trave;“ doch iſt dieſer Gegenſtand noch nicht als abgeſchloſſen anzuſehen, und wird fortwährend darüber mit den beyden geiſt- und talentreichen Verfaſſern korreſpondirt, um dieſen, für Hamburg beſonders ſo wichtigen, Gegenſtand zur Genüge zu erſchöpfen. — Die Preis-Aufgabe zur Beförderung des hieſigen Manufaktur- und Fabrik-Weſens hat durchaus nichts Erhebliches zu Wege gebracht; fünf Anträge gingen zwar ein, ergaben aber nichts für dieſe wichtige Sache, daher ſah ſich auch die Geſellſchaft genöthigt, noch einmal einen Preis auf nachſtehende Aufgabe zu ſetzen: „Welche gegenwärtig hier nicht bekannte, oder doch nicht beſtehende Fabriken, Manufakturen und Gewerbe könnten Privat-Unternehmern in Hamburg empfohlen werden, die bey einem geringen Koſten-Aufwande und Kapital-Bedarf zur erſten Anlage, bey gehöriger Solidität und Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs, zugleich eine zu der Mühe und den Auslagen der erſten Einrichtung im Verhältniß ſtehende Einnahme verſprechen? — Die Geſellſchaft wünſcht, daß die Preisbewerber mit zureichender Kenntniß der hieſigen Lokalitäten und Entfernung von eiteln Projekten und weitausſehenden oder blos eigennützigen Vorſchlägen ihren Erörterungen genaue und umſtändliche Kalkulationen beyfügen, und beſonders auf die Hervorbringung ſolcher Fabrikate ihr Augenmerk richten möchten, deren Abſatz in Hamburg oder in unſerer Gegend ſchon bedeutend genug iſt, daß die erſte Anlage dadurch geſichert wird; und die ferner mit den Fabrikaten des Auslandes, ungeachtet des hohen Arbeitslohns und anderer Lokal-Verhältniſſe, auf hieſigem Platze die Konkurrenz aushalten können, und endlich dem Handelsverkehr ſelbſt beförderlich ſind. — und ſezt auf die genügendſte Beantwortung dieſer Frage einen Preis von fünf und zwanzig Spezies-Dukaten.“ — Ferner wurde in dieſer trefflichen Geſellſchaft „die Beſſerung des Geſinde-Weſens“ wieder in Anregung gebracht, nachdem dieſer Gegenſtand zwey und dreyßig Jahre geruht hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Dresden, Juli.

(Beſchluß.)

Außer dieſer neueinſtudirten Precioſa, welche man aber wohl eine völlig neue nennen möchte, ſo ſehr hat der geiſtreiche Wolf das frühere gleichen Namen führende Stück verbeſſert, und ihm beſonders in der metriſchen Diktion manches wahrhaft Dichteriſche gegeben, war in dem Zeitraum von meinem lezten Berichte bis heute nur noch neu: **Der Alte muß**, ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen, von Coſtenoble. Eine recht gute Idee liegt dem Ganzen zum Grunde, aber ſie iſt viel zu breit ausgeführt, und hätte nothwendig in Einen Akt zuſammengezogen werden ſollen. Auch ſcheint mir das trochäiſche Sylbenmaß nicht glücklich gewählt. Es klingt bey dieſem leichten Scherze oft, als ob ein Schmetterling in Kourierſtiefeln einherſchreite. Ich weiß recht wohl, daß Calderon ſeine Grazioſo auch in dieſem Metro die gemiſchteſten Sachen ſprechen läßt, aber da iſt der Ton des Ganzen als ſolches doch ſtets höher und dieſem Metrum angemeſſener, wo denn eben durch den Abſtand für Augenblicke ſolche Scenen einen um ſo größern Eindruck machen; ſo ſchnell er dann wieder in das Gehaltene des höhern Styls übergeht. In Coſtenoble's Stück gibt es nun zwar auch einige ſchier ernſte, ſentimentale Stellen, aber dieſe wünſchten wir lieber heraus, weil ſie in die Anlage des Ganzen ſich nicht paſſen wollen. Uebrigens wird jedoch das kleine Luſtſpiel nirgends mißfallen. Geſpielt ward es brav, beſonders von Mad. **Hartwig** als Haushälterin, und Hrn. **Burmeiſter** als ältern Baron. Die übrigen Rollen ſind weniger bedeutend, beſonders iſt der Liebhaber oder heimliche Ehemann gar ärmlich gehalten, und Hr. **Devrient** that nichts dazu, ihn zu heben, ſo ſehr ihn auch Mutter Natur mit Mitteln dazu ausgerüſtet hat. — Hr. **Solbrig** gab zwey Deklamatorien nicht ohne Beyfall im Saale des großen Gartens. Für komiſche Vorträge iſt er ſehr geeignet, der ernſtern würde ich mich an ſeiner Stelle ganz enthalten. — Man zeigte auch ein Panorama von Petersburg, das jedoch in der Malerey ſehr vernachläſſigt iſt. Eben ſo wenig glücklich hat man den Standpunkt — das Univerſitäts-Gebäude — gewählt, und daß die große, noch auszubauende, Iſaaks-Kirche ſchon als vollendet daſteht, iſt doch wohl für ein Panorama zu phantaſievoll.

Am 16. Juli verloren wir nach langem Leiden eine ſehr geachtete Schriftſtellerin und Hausfrau, die Gattin des Regierungs-Direktor **Genſike**, welche unter dem Namen **Wilhelmine Wilmar** in der äſthetiſchen Literatur rühmlich bekannt iſt. Sie verband mit wahrer Geiſtesbildung die innigſte Herzensgüte und zarteſte Beſcheidenheit, widmete ſich nur in den ſeltnen Stunden der Muſe den Spielen der Phantaſie, welche ſtets den Charakter hoher Sittlichkeit und milder Mittheilung trugen, und war außerdem die ſorgſamſte Gattin und Mutter. Hieſige Blätter haben ihr verdiente Blumen aufs Grab geſtreut, beſonders ſchön iſt das Gedicht der ihr mit inniger Freundſchaft verbunden geweſenen Helmine v. Chezy, aus deren Feder auch die neueſte von Weber zu komponirende Oper Euryanthe, ſo wie ein des eheſten in Berlin auf der Bühne erſcheinendes, dem Calderon nachgebildetes, Schauſpiel, der Geliebte als Geſpenſt, gefloſſen iſt.

—n.

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Nro. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. September 1822.

Wahre, reine Liebe, gibt Freudigkeit und Muth.

Miß Sara Biddulph.

Zuverſicht.

Du fühlſt des treuen Auges Thränen,
Du ſiehſt mein glücklich Angeſicht:
So glaube denn: kein dunkles Wähnen
Erhebt das Ziel dem heißen Sehnen,
Das jezt durch morſche Schranken bricht.

O, ſey gerechter im Erkennen!
Was meine Seele tief bewegt,
Dem die Gefühle all entbrennen, —
Soll ich Beglückte denn benennen,
Was hoch des Herzens Schlag erregt!

Wenn dich die Jagd des Lebens hezte,
Wenn, grauſam mit erneutem Hieb,
Des Schickſals Geißel dich verlezte,
Wenn dich zum Ziel die Bosheit ſezte:
Die edle ſchöne Seele blieb.

Soll mich das trübe Auge ſchrecken,
Das theure tiefgebeugte Haupt?
O glaub'! ich kann das Licht entdecken,
Zur Flamme jenen Funken wecken,
Den ſelbſt dein Herz vernichtet glaubt.

Und hiermit iſt denn ausgeſprochen
Mein Ziel, mein heiliger Beruf.
Es ſey die dichte Nacht durchbrochen,
Die dich umgibt, du ſeyſt gerochen
An Allem, was dir Schmerzen ſchuf.

Das heilige Feuer will ich hegen,
Und Nahrung dieſer Gluth verleihn,
Die auf den irdiſch dunklen Wegen
Das Glück erzeugt, der Herzen Segen
Und beſſrer Welten Zauberſchein.

Dann berg ich mich im Heiligthume,
Das treu mein ganzes Glück beſchüzt.
Mein iſt des Geiſtes ſtolze Blume,
Die Liebe wird zu lichtem Ruhme,
Der durch die Nacht der Zeiten blizt.

Vergib! Vergib! dem kühnen Streben;
Doch das Gelingen krönt nur mich;
Aus allen bin ich dir gegeben,
Für dich vermag ich nur zu leben,
Kein trüber Zweifel ſtöre dich.

In dir, o wann, Geliebter! findet
Mein Herz, was ſehnend es erkannt?
O ſey nicht rettungslos erblindet,
Zerreiß, was feſſelnd dich umwindet,
Und faſſe der Geliebten Hand.

G. F.

Wiederſehen.

(Fortſezung.)

Jezt erſt fühlte ich die ganze Stärke der Veränderung, die in mir vorgegangen war, ſo wie in denen, zu welchen ich zurückkehrte; und es fing mir an zu ahnen, wie ſie mir, wie ich ihnen, erſcheinen würde. Zwar hatte ich immer mit den Meinigen in ſchriftlicher Verbindung geſtanden — was aber ſind Briefe in einer Entfernung von 13,000 Meilen und während einer Abweſenheit von einem Viertel Jahrhundert? Kann ein Brief uns den Schreiber vors Auge ſtellen, und was das ſtille Werk der Zeit auf ſeiner Perſon zeigen? Kann ein Brief, wie liebevoll er auch ſeyn, jene täglichen kleinen Liebesdienſte erſetzen, die ſich tiefer ins Herz ſenken, als die größten Freundes-Aufopferungen? Kann ein Brief das halbe Wort, den vorübergehenden Blick der Zärtlichkeit mittheilen, oder für uns ein Pfleger in Krankheit, ein Tröſter im Leiden, ein Gefährte in der Freude ſeyn? Ach nein! wenn die Abweſenheit über eine gewiſſe Zeit hinausgehet, und wenn dazu noch die Hälfte der Erdkugel zwiſchen Freunden liegt, da mögen Briefe wohl — „einen Seufzer vom Indus bis zum Pole wehn,“ ſie können aber die gegenſeitigen Gefühle und Lebensweiſe der Schreibenden nur im ſchwachen Bilde geben. Sie ſind ſo weſenlos und unvollkommen im Vergleich mit den wirklichen Banden des Lebens, als der Schatten mit den Geſtalten, die ihn erzeugen.

Meine Beſorgniſſe über dieſen Gegenſtand wurden nur zu ſehr beſtätiget. Als ich beym Hauſe vorfuhr, wartete meine Schweſter auf den Stufen, um mich zu empfangen, und in einem Augenblick befand ich mich in ihren Armen. Als wir nach einiger Zeit zurücktraten, um uns einander anzuſehen, fanden wir wohl Urſache zum Schmerze. Wir konnten nicht erwarten, daß wir unverändert geblieben wären. Wir wußten, daß die Zeit ihr gewöhnliches Werk gethan haben mußte — aber dennoch lebten wir in unſerer gegenſeitigen Erinnerung, ſo wie wir uns getrennt hatten, und die Wirklichkeit war darum nicht minder ſchmerzhaft, weil wir ſie einigermaßen vorhergeſehen hatten. Daſſelbe unvergeßliche Lächeln ſpielte noch immer auf meiner Schweſter Auge und Lippe; aber das Auge war geſunken und die Lippe dünn geworden — und das Lächeln ſelbſt war trauriger und ältlich, wie unſerer Beyder Herz und Körper. Die volle blühende Wange war hohl und blaß geworden, und das reiche und ſchöne Haar, welches meine Schweſter ausgezeichnet hatte, war, wenn es anders noch vorhanden war — gänzlich unter der Wittwenhaube verborgen, die ſie ſeit ihres Gatten Tod nicht abgelegt hatte. Dieſe und das dunkelgraue Gewand, welches, wie ich fand, ſie gleichfalls immer trug, — vollendete den Abſtich zwiſchen dem leichtherzigen, glänzenden, blühend ſchönen Mädchen, das ich verlaſſen hatte. Ich ſelbſt war gewiß auch ſehr verändert. Meine Abweſenheit hatte ich unter einer brennenden Sonne zugebracht, und meine Geſtalt und mein Geſicht zeigten genugſame Spuren von ihrem zerſtörenden Einfluß. Alle die Seelenleiden, die ich erduldet hatte, hatten auch das Ihrige gethan, um das Werk des Himmelsſtriches zu vollenden. Ich hatte die Heimath als ein ſchlanker, blühender und ſtarker achtzehnjähriger Jüngling verlaſſen; ich kam wieder, ein verblühter abgemagerter Mann von fünf und vierzig Jahren. Meine Wangen hatten jene gelbe Wachsfarbe, welche ein langer Aufenthalt in einem heiſſen Himmelsſtrich ertheilet; und meine weiſſen Haare vermehrten ſich zuſehends über die urfarbigen ſchwarzen. Meine Schweſter und ich laſen einander in den Blicken, welchen Schlag unſere Gefühle erlitten, und wir gingen ſtillſchweigend zuſammen in's Haus.

Hier erfuhr ich ein noch bittereres Wiederſehen. Ich hatte vernommen, daß mein Vater beynahe in zweyte Kindheit verſunken wäre; aber ich hatte keinen Begriff, daß ich ihn ſo völlig vernunftlos finden würde. Er ſaß in einem Lehnſtuhl beym Fenſter, welches bis zum Boden hinabreichte, damit er deſto beſſer die milde und angenehme Wärme der untergehenden Sonne genieſſen möchte. Seine Beine waren in Flanell gewickelt und auf beyden Seiten war er mit Pfühlen unterſtützt. Sein Haupt zitterte — ſein Auge ſtarrte ausdruckslos — und ſeine Kinnlade hing kraftlos darnieder. Dieſe elende Trümmer, die der Menſch kaum anzublicken vermag, ohne ſich gedemüthigt zu fühlen, war alles, was von dem geſunden, ſchönen Mann, den ich einſt zurückließ, übrig geblieben war, Alles, was Zeit und Leiden von meinem Vater übrig gelaſſen hatten! Unſer Eintritt erregte ſeine Aufmerkſamkeit, und er blickte mit Verwunderung auf den Fremden! „Sezt dem Herrn einen Stuhl,“ murmelte er faſt mechaniſch, „vielleicht dürfte er nach ſeiner Reiſe etwas zu ſich nehmen wollen.“ Mein Herz war bis zum Brechen erſchüttert. Dieß war es alſo, dem ich ſo ſehnſüchtig entgegengeblickt hatte? Bitterkeit und Leiden! Meine Schweſter ſah meinen Schmerz, und ging zu meinem Vater, um ihm begreiflich zu machen, wer ich ſey. „Es freut mich, ihn zu ſehen,“ war die einzige Antwort, die ſie von ihm erhielt. Er gab ſie mechaniſch — augenſcheinlich ohne zu wiſſen, was um ihn her vorging: ſein Auge meinungslos — ſeine Worte wie im Traum geſprochen — und ſein ganzes Anſehen wie das lezte Flackern des Lebenslichtes, ehe es für immer erliſcht!

Mein Vater wurde bald in ſein Zimmer gebracht, und meine Schweſter und ich fingen an uns über vorige Zeiten zu unterhalten. Das Zimmer, worin wir uns befanden, war die Bibliothek und hatte kaum irgend eine Veränderung erlitten, ſeitdem ich es nicht geſehen hatte. Mein Auge erkannte die Bücher auf derſelben Stelle, wo ich ſie gelaſſen hatte: die ſchwerfällig gebundenen, rothränderigen Foliobände ſtanden in der unterſten Reihe, höchſt wahrſcheinlich unberührt, ſeitdem mein Durſt nach Büchern mich zu deren Unterſuchung geführt hatte; — und in einer Ecke des höchſten Bretes ſtand ein weißrückiges Exemplar von Gullivers Reiſen, über welches ich einſt beynahe den Hals gebrochen hätte, als ich es herabzulangen verſuchte. Die Möbeln waren meiſtens neu; aber da ſtand noch immer eine alte, blaue und weiſſe porzlainerne Kanne, der ich einſt einen Sprung beybrachte, worüber ich tüchtig gezankt wurde, und woran ſich noch immer die Klammer befand, womit, auf meine Bitte, die Haushälterin ſie zuſammengeheftet hatte. Ein großer alter Triktraktiſch, welcher mir im Knabenalter viele Freude gewährt hatte, ſtand gleichfalls in einem Winkel' — und das Gemälde über dem Kamin, das einzige im Zimmer, war noch immer das Konterfey eines unſerer Stammväter, ausgerüſtet in all der ſteifen Pracht eines Hofkleides aus den Zeiten Jakobs des Erſten. Dieſe Umſtände mögen unbedeutend ſcheinen, aber ſie machten damals einen großen Eindruck auf mich, und indem ich mein Leben beſchreibe, habe ichs natürlich mehr mit meinen Gefühlen als Begebenheiten zu thun.

(Der Beſchluß folgt.)

Auszug aus einem Briefe von Indien.

(Der Werner'ſchen Geſellſchaft vorgeleſen.)

Die Battas.

Da die Helene noch bey uns iſt, ſo ſetze ich mich nieder, um meinem Verſprechen gemäß Ihnen Nachricht von den Tappanooly, und den Battas, die das Innere von jenem Theile Sumatras bewohnen, mitzutheilen. Man hatte ſie als Menſchenfreſſer beſchrieben, und wir waren begierig uns über dieſen Umſtand Licht zu verſchaffen, auch etwas Näheres über einen ſo ſonderbaren geſellſchaftlichen Zuſtand zu erfahren. Wir brachten daher einige der verſtändigſten unter den Häuptlingen zuſammen, die wir weitläufig über alle ihre Gebräuche und Sitten befragten, und erhielten über jeden Punkt die vollkommenſte und unbezweifeltſte Nachricht. Die Geſchichte dieſes Volkes iſt ſo außerordentlich und eigenthümlich, daß ich ſie auf kein geringeres Zeugniß, als das, welches wir erhielten, geglaubt haben würde, und welche ich beynahe mitzutheilen fürchten würde, wäre ich weniger von der Richtigkeit derſelben überführt.

Daß ſie Kannibalen ſind, unterliegt keinem Zweifel mehr; aber die Umſtände und Art, worin ſie dieſen Hang befriedigen, iſt vielleicht in der menſchlichen Geſchichte beyſpiellos. Es werden bey ihnen nicht nur im Krieg, wie bey andern wilden Völkern, Menſchen gegeſſen, ſondern es iſt auch die feyerlich zuerkannte Strafe auf gewiſſe Verbrechen: gefreſſen zu werden. Man rechnete uns fünf Fälle auf, gegen welche das Aufeſſen des Verbrechers verordnet iſt, und unter dieſen ſteht der Ehebruch bey ihnen oben an. Das Urtheil wird in vollem Rath der verſammelten Häuptlinge gefällt, und drey Tage nachher öffentlich, in Gegenwart der ganzen Nachbarſchaft, vollzogen. Das Schlachtopfer wird mit ausgeſtreckten Händen angebunden, und der beleidigte Theil gefragt, welches Stück er haben wolle; dieſer fordert etwan die Ohren; dieſe werden augenblicklich abgeſchnitten und er verzehrt ſie nach Belieben, entweder roh mit Limonien und Pfeffer, oder bereitet ſie erſt zu. Hierauf ſchneidet ſich ein jeder von dem Gegenwärtigen ab und ißt was ihm beliebt; und wenn alle ſich ſatt gegeſſen, ſchneidet der Hauptfeind den Kopf ab, den er mit hinwegnimmt und im Triumphe oben auf ſeinem Hauſe aufſteckt. Auf dieſe Weiſe wird der Unglückliche wirklich lebendig verzehrt, und zwar mit einer Kühle und Gelaſſenheit, die wohl nicht ihresgleichen hat. Ich zweifle nicht, Sie werden dieſes kaum glauben können, aber ich gebe es Ihnen ſo, wie wir es von dieſen Leuten ſelbſt vernommen, die dieſe Sitte nicht für außerordentlich halten. Eine ſolche ſtrenge Strafe muß natürlich die Vergehen ſelten machen; dazu kommt noch, daß der Beleidigte, wenn es ihm beliebt, die Strafe gegen irgend eine Entſchädigung aufgeben darf, ein Mittel, wozu ſie ihr Geiz oft verleitet. Kurz, es ſcheint wie Shylocks Pfund Fleiſch zu ſeyn, ein Sühnopfer, worauf der Verlezte ein Recht hat, dem er aber auch entſagen darf, wenn er will.

Die Battas ſind augenſcheinlich Hindu'ſchen Urſprungs, und dieſe Gebräuche liefern einen neuen Beweis von dem verhaßten Geiſt jener Religion, die Verdammniß gegen den Mörder einer Kuh oder Ameiſe ausſpricht, aber das menſchliche Leben und alle ſanfteren Gefühle mit Füßen tritt. Ehemals war es der Gebrauch bey ihnen, ihre Eltern zu eſſen, wenn ſie zu alt wurden, um ſie noch nützlich zu machen; man ſagte uns aber, dieß ſey in den leztern Zeiten aufgegeben worden. Nun werden Sie natürlich vermuthen, daß dieſes Volk auf der niedrigſten Stufe der Wildheit ſtehe; aber dem iſt nicht ſo; es hat im Gegentheil viel edle und ſchätzbare Eigenſchaften.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im Auguſt.

(Beſchluß.)

Die vor einigen Jahren betriebene Verhandlung über die Mittel zur Rettung in brennenden Gebäuden in Lebensgefahr befangener Menſchen, hat durch Mittheilung derſelben an die kompetente Behörde, die wenigſtens indirekte Folge gehabt, daß von der General-Feuer-Kaſſen-Deputation die Errichtung eines Menſchenretter-Korps anbefohlen und bereits ausgeführt ward. Veranlaſſung zu dieſer wohlthätigen Einrichtung mochten wohl die leider allzuhäufigen Unglücksfälle durch Verbrennung von Menſchen bey ausbrechenden Feuersbrünſten ſeyn; in den lezten zehn Jahren hatten ſich dieſe ſo gehäuft, daß man nur mit Schauder die traurigen Ergebniſſe derſelben mit anſehen konnte. — Auf Verwendung derſelben menſchenfreundlichen Geſellſchaft, welche ſich mit obigen Gegenſtänden beſchäftigte, iſt auch bey dem abgeſtochenen Badeplaz an der Elbe, wo ſich wegen des abſchüſſigen Ufers des Fluſſes alljährlich ſo viele Unglücksfälle beym Baden ereignen, ein Rettungs-Boot hingeſtellt worden; ein gleiches, mit allen Rettungs-Inſtrumenten verſehen, ſteht auf der Alſter. Auf der Alſter befindet ſich ſchon ſeit vielen Jahren ein ſehr gut eingerichtetes Badeſchiff, das beſonders jezt in Aufnahme zu kommen ſcheint, da man auch die Einrichtung getroffen hat, daß gegen eine überaus mäßige Vergütung warme Bäder gegeben werden können. Die übrigen Privat-Bade-Anſtalten ſind für das größere Publikum allzutheuer, indem man kaum ein einfaches Bad unter zwölf guten Groſchen haben kann.

Nun einige Worte über unſere Zeitſchriften. Zuerſt die Originalien des Hrn. Georg Lotz, die immer noch nur Originalien liefern, wenn man auch Ueberſetzungen zu denſelben rechnen will, die ſehr häufig darin erſcheinen *). Man könnte dieſem Blatte auch den Vorwurf machen, daß es allzu wenige Mitarbeiter zählt, wodurch eine gewiſſe Einförmigkeit nicht ausbleiben kann, die einer Zeitſchrift nicht eben förderlich iſt. Hr. Doktor Reinhold ſezt ſeine Hammonia fort; ſie eignet ſich weniger für das Ausland, als für Hamburg ſelbſt, indem ſie Dinge enthält, die nur für den Augenblick intereſſiren, wo ſie erſcheinen. Die ſchon angezeigten Analekten, ein Sammel-Blatt, ſcheinen ihr ephemeres Daſeyn geendigt zu haben; die Biene lebt dagegen munter fort. Der Hamburger Beobachter, ein Volksblatt, liefert manches Gute und Nützliche, und iſt ſchon ſeit längerer Zeit von allem Schmutze gereinigt, der es ſonſt für gebildete Leſer ungenießbar machte. Es enthält gemeinnützige Vorſchläge, Rügen, Auszüge aus den Mode-Journalen, und ſeit einiger Zeit ſogar die laufenden Marktpreiſe. Der ehemalige Briefträger, jezt beſſer Neuigkeitsträger genannt, wimmelt von Zoten und ſchmuzigen Anekdoten, iſt daher kaum lesbar. Er wird, wie begreiflich, von der niedern Volksklaſſe mit Eifer geleſen; Gutes ſtiftet er auf keine Weiſe. Hr. Doktor Pappe liefert jezt in ſeinen Leſefrüchten auch zuweilen Original-Aufſätze, die wirklich originell ſind, indem ein gewiſſer Ulrich Wedel der Verfaſſer derſelben iſt, der darauf ausgeht, das ganze Copernicaniſche Syſtem umzuſtoßen, und uns zu überzeugen, daß die Erde eine Scheibe, keine Kugel ſey. Wer denkt hiebey nicht an des Ludi-Magiſters Erklärung von der Form der Erde im Siegfried von Lindenberg? In Hinſicht unſerer politiſchen Tageblätter iſt keine andere Veränderung vorgegangen, als daß Hr. Profeſſor Hartmann die Redaktion des Korreſpondenten übernommen hat, die denn auch dadurch in die rechten Hände gekommen iſt. Die dramaturgiſchen Blätter beſtehen zur Freude aller Freunde des Theaters noch immer fort, und ſollten, ihres gediegenen Werthes wegen, von jeder Bühnen-Direktion geleſen und beherzigt werden.

Zu den nützlichſten polizeylichen Verfügungen der leztern Zeit gehört auch die, daß die Polizey die ſogenannten Kommiſſions- und Nachweiſungs-Comptoire unter ihre ſpecielle Aufſicht genommen hat, und daß nicht ein Jeder, der da will, wie dieſes früher der Fall war, ein ſolches Comptoir errichten kann. Ein unglaublicher Unfug ward von den Verſtehern ſolcher Anſtalten durch Vermiethung ſchlechter und betrügeriſcher Subjekte getrieben; jezt ſind dieſe auf gewiſſe Weiſe für die von ihnen Empfohlenen verantwortlich. Ueberhaupt hat unſere Polizey durch die Thätigkeit und Gewandtheit in Geſchäften des Hrn. Senator Abendroth, früher Landherr in Ritzebüttel, einen neuen Schwung erhalten; Gaſſen-Unfug, der früher oft ungerügt und unbeſtraft begangen ward, wird jezt nicht mehr geduldet, und manche neue polizeyliche Verordnung zeugt von Aufmerkſamkeit und gutem Willen, den eingeriſſenen Uebelſtänden nach Kräften zu wehren. So iſt jezt auch verordnet, daß allemal ein Mann einem jener ungeheuern Bäume, die aus dem Waſſer auf Wägen abgeholt und durch die Stadt geführt werden, wo man ſie beſonders zu Mühlwellen gebraucht, folgen müſſe, weil vor Kurzem ein armes Kind das Leben dadurch verlor, da es hinter einem ſolchen Stücke Holz herlief und bey der Schwenkung des Wagens um eine Ecke einen tödtlichen Schlag am Kopfe erhielt. Es wäre zu wünſchen, daß bey dem Fortrollen ungeheurer Oxhoft-Stücke durch die Gaſſen ebenfalls Vorſichtsmaßregeln angeordnet würden.

— A. S. —

Auflöſung der Charade in No. 209.

Bodenſee.

Charade.

Was tönet ſo fröhlich, was tönet ſo laut
Herüber vom ſchimmernden Saale,
Als hätte man dort ſich um Bräut'gam und Braut
Verſammelt zum feſtlichen Mahle?
Was ſtimmet zur Freude dort jegliche Bruſt?
Mein Erſtes, es weckte die Töne der Luſt.

Doch wie es mit zauberiſch wirkender Kraft
Erquickung und Wonne dem Herzen,
Dem Geiſte ſelbſt hohe Gedanken oft ſchafft,
So bringt es auch Unheil und Schmerzen;
Und wie es erhebet, ſo würdigt's herab,
Es öffnet den Himmel uns ſo wie das Grab!

Mein Zweytes erſcheinet, zum Staunen der Welt,
Oft hoch in den wolkigen Lüften,
Oft ſieht man's im Felde zum Wächter beſtellt,
Oft hauſet es tief in den Klüften.
Bald kündet es Namen und Thaten der Zeit,
Bald wird es zu heiligem Dienſte geweiht.

Es ragt majeſtätiſch zum Himmel hinauf
Und ſchützet vor Todesgefahren,
Es hemmet des Stromes verheerenden Lauf,
Oft ſchwindet es hin mit den Jahren;
Buntfarbig und farblos, ſchwarz, grün, blau und roth,
Bereitet Bequemlichkeit, Nahrung und Tod.

Bald gilt es dem Menſchen für irdiſches Glück,
Ja ſelbſt für das Höchſte, das Beſte;
Bald ſtößt er verächtlich es von ſich zurück,
Bald prangt es am prunkenden Feſte.
Oft ſuchte vergebens in ſchwärmendem Wahn
Der Thor es und ſezte wohl Alles daran.

Im Erſten erzeugt ſich das Ganze zulezt,
Ihm ungleich und ſelten willkommen;
Doch wird vor das Erſte das Zweyte geſezt,
Wird plötzlich ein Name vernommen,
Den ihr von den Freunden des Erſten erfahrt,
Das Erſte dann iſt es von köſtlicher Art:

C. M. Hindenberg.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

---

*) Dieſen Vorwurf würde die Redaktion der Originalien und jedes ähnlichen Blattes mit der Frage beantworten: Haben denn unſere Leſer Mittel und Gelegenheit, die Originale der Ueberſetzungen zu leſen? Wie viel franzöſiſche, noch weniger engliſche Bücher und Journale kommen denn in unſere deutſchen Städte zweyten und dritten Ranges? Und iſt es möglich, daß ſie in den Landſtädtchen und den Aemtern gekauft und verſtanden werden? — Und auf dieſe Leſer, an ſolchen Orten, muß ein gutes Journal beſonders bedacht ſeyn; es ſoll eine möglich allgemeine Kenntniß der literariſchen Leiſtungen anderer Völker verbreiten, und für daſſelbe die Redaktion das Beſſere ſo ſorgfältig zuſammentragen, daß der gebildete Großſtädter, der ausländiſche Bücher erlangen kann und zu leſen verſteht, ihre Auswahl rechtfertigt. D. R.

Digitized by Google

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. September 1822.

Wenn uns das Alter mit den Silberflügeln
Bedeckt, dann hebt allmählich ſich das Auge
Hinauf zur ſtillen, ſternbeſä'ten Wohnung,
Dort ſchaun wir hin, als nach der wahren Heimath,
Wo nach der Pilgerfahrt wir hingelangen.

Oehlenſchläger.

Wiederſehen.

(Beſchluß.)

Die lange Unterhaltung, die ich mit meiner Schweſter hatte, war keineswegs dazu geeignet, die Traurigkeit zu entfernen, welche alle dieſe Umſtände erzeugt hatten. Ihr niedergeſchlagenes und trauriges Weſen zeigte, daß die Hand des Leidens auch auf ihr geruhet hatte, daß alle ihre Gefühle verändert und getrübt waren, außer ihre Liebe gegen mich. Ich fragte nach allen, die mit der lieben Heimath, nach welcher ich zurückgekehrt war, in der Erinnerung verknüpft ſtanden. *Eine* Antwort diente beynahe für alle. — „Er iſt todt." — Von all dem Hausgeſinde, von allen den Anhängern, deren ein großes Landhaus ſo viele hat, von allen, welche an meinem Jugendſpiele Theil genommen, und Gott ſo innig gebeten hatten, meine Reiſe zu beglücken, war nicht *einer* übrig, um ſich über meine Wiederkehr zu freuen. Auch alle die Dorfbewohner, die am meiſten mit dem „Herrnhaus" in Verbindung geſtanden und die ſich durch die Einladung der jungen Herrſchaften zum Erntefeſt und Weihnachtſchmaus gefällig zu machen geſucht hatten, — meiner Mutter Koſtgänger, denen ſie durch uns Unterſtützung reichen ließ, um unſere jungen Herzen an das edle Vergnügen des Wohlthuns zu gewöhnen; — alle dieſe, erfuhr ich, als ich mich nach einander nach ihnen erkundigte, waren von der Lebensbühne verſchwunden; und natürlich, die, welche an ihre Stellen getreten waren, konnten kein Intereſſe für mich fühlen. Meine Erinnerungen an die Heimath waren nicht blos an phyſiſche Gegenſtände geknüpft geweſen — ihnen waren natürlich auch die Bilder derer, die dort gewohnt hatten, eingeprägt — und es ſchien jezt beynahe ein bitterer Hohn, daß ich mich wieder an der Stelle befand, die aber von denen, die ſie in meinem Herzen belebt, auf immer verlaſſen war. Wie ſchmerzhaft waren meine Gefühle, als die bekannte Stelle ſich mir ins Gedächtniß drängte: „Ich kam an die Stätte meiner Geburt, und ich fragte: die Freunde meiner Jugend, wo ſind ſie? — und ein Echo antwortete: Wo ſind ſie?" — Ich erinnerte mich, daß ich dieſe Stelle ehemals als ſchön bewundert hatte — aber ach! niemand kennt halb die Stärke derſelben, der nicht in der Lage geweſen iſt, ſie zu wiederholen, wie ich that.

In meinem Schlafzimmer ſtellten ſich mir neue ſchmerzhafte Erinnerungen dar. Meine Schweſter hatte mir daſſelbe Zimmer anweiſen laſſen, worin ich mit meinem Bruder immer als Knabe geſchlafen hatte, nachdem wir für die Ammenſtube zu groß geworden waren. Das Zimmer enthielt jezt nur ein Bett, alles andere aber war gerade ſo, wie ich es verlaſſen hatte. Die Kupferſtiche, womit meine Mutter die Wände ausgeziert hatte, die Breter, auf welchen unſere kleine Bibliothek ſtand, ſelbſt einige der modernden Schulbücher, alles vereinigte ſich, um mein jetziges und mein ehemaliges Ich in den grellſten Gegenſatz zu ſtellen. In einem wohlbekannten Winkel fand ich die übelgeſtalteten Anfangsbuchſtaben meines Namens wieder, die ich mit vieler Mühe ins eichene Getäfel geſchnitten und als ein

Werk von groſſer Geſchicklichkeit angeſehen hatte. An den beyden Seiten des Kamins hingen die Gemälde von meinem Bruder und mir, mit den vollen Wangen, offener Halskrauſe und dem fliegenden Haare zehnjähriger Knaben. Jezt war — der eine im Grabe, und der andere wünſchte ſich in demſelben Augenblicke beynahe daſſelbe. Als ich auf das roſige, ſorgloſe Geſicht blickte, welches einſt mir ähnlich geweſen, konnte ich kaum glauben, daß es daſſelbe Weſen vorſtellte. Ich fühlte, wie die Todten fühlen dürften, wenn ſie auf ihre irdiſche Geſtalt blicken könnten, ſo groß ſchien mir der Abgrund, welcher zwiſchen meinem jezigen Weſen und dem blühenden Knabengeſicht vor mir lag.

Es war, wie geſagt, im Juli, und der Vollmond ſchien hell auf die Gegenſtände unter meinem Fenſter. Ich riß es auf und blickte hinaus auf die wohlbekannte, langgeliebte Gegend. Die hohe Eiche, welche ſo oft das Ziel unſeres Laufes geweſen und ihren Schatten über unſere Spiele gebreitet hatte, zeigte ſich im Hintergrunde in all der Majeſtät des Alters und Fülle des Sommers. Weiterhin warf der Mond einen glänzenden Lichtſtrom auf den herrlichen Teich, welcher mir einſt ſo viele Genüſſe gewährt hatte.

In der Ferne erblickte ich zwiſchen den Bäumen die blauen Schiefer, welche die Hütte des Förſters deckten, dem ich einſt ſo warm angehangen und den ich ſo oft beſucht hatte. Auch er war todt — aber er hatte die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen überlebt, und in ſeiner lezten Krankheit ſoll er, wie mir meine Schweſter ſagte, nur bedauert haben, daß der „junge Herr‘ nicht zurückgekommen ſey. Dieſes und viele andere jugendliche Erinnerungen drängten ſich mir ins Herz, als ich hinaus in den geliebten Park blickte; und als ich das Fenſter verließ, fühlte ich, daß noch ein neuer Tropfen Galle zu dem bittern Kelch gekommen war, den mir die Rückkehr in die Heimath dargereicht.

Ach! ſagte ich zu mir ſelber, und iſt dieß die Stunde meiner Heimkehr und des Wiederſehens? — Meine Mutter und meinen Bruder finde ich todt — mein Vater iſt in einem Zuſtande, der auch ſeinen Tod wünſchenswerth macht — und meine Schweſter mit einem erſtorbenen Herzen und verwelkten Körper, daß der Abſtich zwiſchen dem, was ſie jezt iſt und einſt war, mich mit Jammer erfüllt. Alle die, deren Bilder unverlöſchlich in meiner Seele mit meinem Jugendaufenthalte verknüpft ſind, ſind hingeſchieden — nichts als die Stelle iſt übrig geblieben. Sie iſt wie das Gerippe des menſchlichen Körpers — das Gerüſt iſt noch immer daſſelbe, aber alles, was ihm Leben und Schönheit gab, iſt verwelkt und verſchwunden. Dieß, rief ich mit Bitterkeit, dieß iſt das Glück der Wiederkehr in die Heimath, dieß ſind die Freuden des Wiederſehens!

Auszug aus einem Briefe von Indien.

(Beſchluß.)

Im Punkte der Wahrhaftigkeit und Ehre übertreffen die Battas die Bengalen eben ſo ſehr, als wir ſie beyde. Ihr Gang und Benehmen iſt männlich und feſt. In einigen Dingen treiben ſie ihre Begriffe bis zur Tollheit: ſo darf z. B. ein Mann kein Weib aus dem eigenen Stamme ehlichen, ſondern muß eine Gattin aus einem andern Geſchlechte ſuchen, das ſich von andern Voreltern herſchreibt. Ein Vergehen gegen dieſe Regel wird durch Auffreſſen beſtraft. Wenn zwey Männer eine Streitigkeit haben, die ſich nicht vermitteln läßt, ſo führen ſie Krieg gegen einander; ehe ſie aber zu Feindſeligkeiten ſchreiten, müſſen ſie den Krieg auf den öffentlichen Märkten erklären, damit ein jeder die gehörige Warnung habe; tödtet einer den andern, ohne dieſe öffentliche Bekanntmachung, ſo würde er zum Auffreſſen verurtheilt werden; nach derſelben aber iſt eine ſolche That erlaubt. Aber dann, da es nur ein perſönlicher Streit iſt, darf er ſeinen getödteten Feind nicht freſſen. Nur bey großen Gelegenheiten, wenn die ganze Nation zu Felde zieht, iſt das Freſſen der Feinde erlaubt. Auf den Märkten iſt es eine Ehrenſache, daß keine Gewaltthat oder Verrath ſtatt finde: bringt einer ſeine Flinte mit auf den Markt, ſo ſteckt er einen grünen Zweig in den Lauf, als ein Zeichen ſeiner friedlichen Geſinnungen.

Die Battas haben ihre eigene Schriftzeichen und Bücher über verſchiedene Gegenſtände: wir haben von fünf oder ſechs einiges erfahren. Das Innere des Landes iſt volkreich und wohl angebauet und hat überdieß einen Ueberfluß an Gold. Kampher und Bayamin (?) ſind die wilden Erzeugniſſe der Wälder und finden ſich nirgends mehr ſo gut in der Welt. Nur wenige Länder übertreffen es in natürlichen Reichthümern. Das Volk im Innern hegt einen Abſcheu gegen den Anblick des Meeres, welches es als den Aufenthalt böſer Geiſter betrachtet; weßwegen auch die Küſtenbewohner für ein niedriges Geſchlecht gelten. Sie erkennen einen oberſten Gott und drey Untergötter. Die Namen derſelben deuten auf Hindu'ſchen Urſprung, ſo wie auch der Titel ihres höchſten Oberhauptes Sa Singa, Maha Rajah, welches reines Sanskrit iſt.

Ein ſo merkwürdiges Volk verdient beſſer gekannt zu werden und wir werden wahrſcheinlich früher oder ſpäter einen Streifzug ins Innere unternehmen. Dieß ließe ſich ſehr leicht thun, da das Oberhaupt der Baroos, einer unſerer Befreundeten, vor Kurzem die Tochter eines Batta-Oberhaupts geehlichet hat. Ich hätte erwähnen ſollen, daß die Frauen an ihren unmenſchlichen Feſten keinen Theil nehmen dürfen. Wer weiß, ob es uns nicht gelingt, dieſes Volk zur Menſchlichkeit zurückzuführen; mich dünkt, ſie haben mehrere wahrhaft gute Eigenſchaften, die es der Mühe werth machen. Auf jeden Fall möchte ich daſſelbe beſuchen, und mich mit eigenen Augen von deſſen Gebräuchen überzeugen; vielleicht haben wir Gelegenheit einem Feſte von Menſchenfleiſch beyzuwohnen. Wir gaben den Häuptlingen zu verſtehen, daß wir Theil daran zu nehmen wünſchten, und fragten ſie, welchen Theil man für den beſten halte? Sie lachten, erwiederten aber, das Innere der Hände und die Fußſohlen würden als die größten Leckerbiſſen angeſehen.

Der Kampherbaum auf Sumatra.

Der Hafen von Tappanooly iſt prachtvoll und geräumig. Die Berge kommen bis zu deſſen Rand herab und ſind mit reichen Wäldern von Kampher- und andern Bäumen bedeckt. Eine Niederlaſſung befindet ſich auf einer ſehr kleinen Inſel in der Mitte derſelben in einer äußerſt romantiſchen Lage, beſtehet aus einem kleinen Fort, zwey oder drey Häuſern für den Reſidenten und deſſen Gehülfen, und einem kleinen Bazaar von 3 bis 400 Perſonen. Die Bevölkerung umher iſt ſehr gering und ihre Dörfer liegen zwiſchen den Hügeln verſteckt, wo man ſie nicht eher gewahr wird bis man dicht dabey iſt.

Die Kampherbäume ſind die Könige des Waldes: oft ſind ſie von der Wurzel bis zum erſten Zweige 100 Fuß hoch, und ſo gerade wie Maſten. Wir ließen einen umhauen und fanden ein wenig Kampher darinnen. Der Kampher findet ſich in Klumpen in den Spalten und Höhlungen des Stammes. Nur wenig davon kommt nach Europa; er geht meiſtens nach China, wo man dreyßigmal ſo viel dafür bezahlt, als für den chineſiſchen Kampher, welcher bey uns gebraucht wird. Der leztere wird durch Kochen aus dem laurus camphora gezogen; der erſte, von einer wenig bekannten Gattung, welche Gärtner, der nur die Frucht davon geſehen hat, Pyrobalanops nennt, iſt das natürliche Erzeugniß des Baumes. Man weiß nicht genau, was demſelben in China den ungeheuern Werth von 3000 ſpaniſchen Thalern das Pecul von 133 Pfund gibt. Man hat vermuthet, ſie miſchten ihn mit ihrem eigenen Kampher, den ſie dadurch theuerer verkauften; aber dieß macht der Preis unwahrſcheinlich. Ich vermuthe vielmehr, daß die Chineſen, deren Epicurismus ſo ſonderbar und von dem unſerigen ſo ſehr verſchieden iſt, ihn auf irgend eine Weiſe in ihren Küchen gebrauchen. Nebſt dem Kampher liefert der Baum auch ein ſehr ſtarkes Oel. Er blüht nur einmal in vier bis fünf Jahren und war nicht in Blüthe, als ich mich dort befand. Im vergangenen Jahre aber bekam ich eine dieſer Blüthen zu ſehen.

Schöne Künſte im fernen Oſten.

Den ſechsten Oktober vorigen Jahrs ward das hundertjährige Andenken der von Peter dem Großen ertheilten Schiffahrts-Geſetze, von dem Gouverneur von Kamtſchatka im St. Peter Pauls Hafen, höchſt feyerlich begangen. Am Schluß des Feſtes, wo unter andern die kamtſchadaliſchen Damen auch auf einem Maskenball glänzten, ward eine Unterzeichnung eröffnet, deren Ertrag (er belief ſich auf 1500 Rubel) zu einem Denkmal beſtimmt iſt, das dem berühmten Seefahrer **Vitus Behring** in Kamtſchatka errichtet werden ſoll. Der Denkſtein ſoll in Macao verfertigt und dieſen Herbſt (1822) aufgerichtet werden.

Wie Peter der Große die Schiffahrts-Geſetze gab, war Kamtſchatka kaum dem Namen nach bekannt; erſt 1706 wurden ſeine Wüſten von den erſten Ruſſen durchſtreift — das Bild, welches uns Dillon, Leſeps und neuere Reiſende von deſſen Klima und Volk machen, ſticht wunderlich gegen den geiſtigen Aufſchwung ab, der die Errichtung eines, fremdem Verdienſt geweihten, Denkmals erfordert. — Und dieſes Denkmal eines holländiſchen Seefahrers, von einer ruſſiſchen Beſatzung in Kamtſchatka geſtiftet, wird in Macao verfertigt! — Um das herrliche, dem Anſchein nach allumfaſſende Band der Sittigung recht anſchaulich zu machen, ſollte man wünſchen, daß ein mexikaniſcher Bildhauer das Denkmal verfertige.

Denkſpruch.

Haus und Güter erben ſich wohl, doch gilt nicht als Erbtheil
Ein vernünftiges Weib, das eine Gab' iſt von Gott.
Viel, viel köſtlicher iſt, denn auch die köſtlichſten Perlen,
Ein beſcheiden Weib mit dem vernünftigen Sinn;
Wer das findet, der hat ein Geſchenk von Gott, denn ein ſolch Weib
Thut ihm Liebes und kein Leides ſein Lebenlang.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2ten Auguſt.

(Fortſetzung.)

Wahrſcheinlich wird die Lächerlichkeit der Blouses mit dem Requiſitorium des Hrn. Bellart wider die Civiliſation, und mit der Ernennung des Abbé Frayſſinous, worüber man acht bis vierzehn Tage unaufhörlich gewitzelt hat, in die Fluth der Vergeſſenheit ſinken. Der Abbé Frayſſinous beſonders hat während dieſes Zeitraums faſt täglich in einigen Blättern herhalten müſſen. Allein die Auftritte, die in Paris ſo ſchnell auf einander folgen, ſind ſo verſchiedener Art, daß auch das Komiſche, ſo ſehr es das Publikum ergötzt, bald ſeine Kraft verliert. Wer hätte z. B. noch über die Éloquence inédite (wie der Mercure das bisher noch durch keine Schriften bewährte literariſche Talent des Abbé Frayſſinous, oder, nach einem andern Blatte, des

Abbé Tenebriſſous nannte) ſachen können, als der Oberſt Duſay in einer gedruckten Bittſchrift an die Deputirten-Kammer bekannt machte, wie er von der Polizey getriebelt und gepeinigt worden, und durch die Erzählung der erduldeten Leiden das Gefühl aller vorurtheilsloſen Menſchen zu ſeinen Gunſten erregte? Jedoch auch dieß lebhafte Mitleiden mit dem Schickſale eines verfolgten Menſchen ſchwindet allmählig, wiewol die Geſchichte ſolch einer Behandlung unter einer verfaſſungmäßigen Regierung gewiß nicht wird vergeſſen können; und andere Gegenſtände feſſeln nach einander die Aufmerkſamkeit des Publikums.

Es war ſchon einige Zeit davon die Rede, eine engliſche Schauſpieler-Truppe hier auftreten zu laſſen; der Miroir, deſſen Patriotismus zuweilen ins Läppiſche fällt, war entrüſtet darüber, daß man eine franzöſiſche Bühne durch fremdes Schauſpiel und fremde Sprache entweihen wolle. Der Conſtitutionel wollte ſich über dieſe Vorurtheile erhaben zeigen, und bemerkte, man habe Unrecht, ſich über das Vorhaben zu entrüſten, man müſſe Alles ſehen, Alles anhören; durch das Beywohnen engliſcher Schauſpiele könne man ſich ja nur deſto feſter überzeugen, daß keine Nation etwas gegen die Meiſterwerke der franzöſiſchen Bühne vermöge, und daß kein Shakeſpear im Stande ſey, Corneille zu entthronen. Das war der Grund der Duldſamkeit des Conſtitutionel. Die Vorgänge bey den zweymaligen Verſuchen der engliſchen Schauſpieler ſind in allen Blättern erwähnt. Die franzöſiſche Urbanität wurde bey dieſer Gelegenheit vom Nationalgefühl verdrängt, weßhalb es ohne einigen Muthwillen nicht ablaufen konnte, allein alles, was die Ultras wagen, um Frankreich unter das Joch fremden Einfluſſes zu ziehen, hat das Nationalgefühl dergeſtalt erbittert, daß, wenn auch die zwiſchen Frankreich und England beſtändig herrſchende Abneigung nicht wäre, die jetzigen öffentlichen Begebenheiten hinreichen würden, um die eben geſchehene Wirkung hervorzubringen. Man wußte, daß der engliſche Geſandte ſich zum Beſchützer der Truppe aufgeworfen hatte; man ſah den Redakteur des Drapeau blanc, und andere Ultras, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, unaufhörlich die Geſinnungen einer großen Anzahl von Franzoſen zu verläumden, mit Affektation dem fremden Schauſpiele beywohnen; man dachte an die Rolle: welche England bey der Angelegenheit der Griechen und der Menſchheit ſpielt. Alles dieſes wirkte vereint auf das Gemüth der Pariſer, ließ ihnen dießmal die Pflichten der Gaſtfreundſchaft und ihre angeborne Milde vergeſſen, und bewirkte den Ausbruch von Unduldſamkeit und Nationalhaß, woran manche Leute Theil genommen haben, die doch ſonſt zum Pöbel nicht gehören wollen. Durch einen ſonderbaren Widerſpruch im Betragen der Menſchen hat dieſer Vorfall gerade zu einer Zeit ſtatt gehabt, wo die engliſche Literatur ein höheres Anſehen in Frankreich genießt, als zu irgend einer Zeit; nie iſt mit ſolchem Eifer Alles, was dieſe Literatur in vorigen Zeiten und in der jetzigen Ausgezeichnetes geliefert hat, Gedichte, Romane, Schauſpiele, ins Franzöſiſche übertragen oder in der Urſprache wieder abgedruckt worden; es iſt als ob man die ganze engliſche Literatur nach Frankreich verpflanzen wollte. Aber wie geſagt, bey den dramatiſchen Vorſtellungen kamen Privatbewegründe mit ins Spiel, welche das Pariſer Parterre zwar nicht rechtfertigen, aber ſein Betragen doch ſehr begreiflich machen. Drückt doch eben dieſes Parterre bey jedweder Aufführung des Trauerſpiels Regulus durch den Beyfall, den es dem römiſchen patriotiſchen Feldherrn zollt, ſeine Abneigung wider die Karthagienſer aus! Dieſelben Gefühle, welche dieſen Beyfall erregen, haben im Theater der Porte St. Martin jene freylich gröbern und ungebührlichen Mißfallensbezeugungen hervorgebracht. In Hinſicht des eben erwähnten Trauerſpiels Regulus erzählt ein Ultrablatt, die Lettres champenoises, folgende Anekdote, deren Wahrheit ich jedoch keineswegs verbürgen will, wiewol mir die Sache gar nicht unwahrſcheinlich vorkommt. Als im Jahr 1803 Napoleon die Landung in England vorhatte, und ein beträchtliches Heer zu dieſem Endzweck auf der Küſte der Meerenge bey Calais und Boulogne zuſammenzog, fiel ihm ein, durch einen Coup de théâtre, wie er ſie gern hatte, eine enthuſiaſtiſche Wirkung auf die Soldaten hervorzubringen. Arnault mußte ein Schau- oder Trauerſpiel ſchreiben, deſſen Hauptheld Regulus war; in dem ganzen Stücke ſollte nur von der unleidlichen Herrſchaft, welche die Karthagienſer zur See ausübten, und von dem tapfern Widerſtande der Römer wider ihre Anmaßungen, die Rede ſeyn, und wenn dann zuletzt Regulus zur karthagienſiſchen Gefangenſchaft würde zurückgeführt ſeyn, ſo ſollten die römiſchen Helden ausrufen: Nach Karthago! Delenda est Carthago! Dieſer Ausruf ſollte dann von den Hauptoffizieren der Landungs-Armee allegoriſch aufgefaßt werden; alle Truppen würden ausgerufen haben: Nach Karthago! und ſo würde man noch im vollen Enthuſiasmus vom Theater auf die Schiffe geſtiegen ſeyn, und in Zeit von einigen Stunden würde die Landung begonnen haben. Da man aber hernach die Schwierigkeiten einer ſolchen Landung beſſer einſehen lernte, und das Vorhaben allmählig wieder aufgab, ſo wurde natürlich auch aus der beſchloſſenen dramatiſchen Episode nichts; was aber Arnault der Vater von dem Trauerſpiele vollendet hatte, das ſoll, wie die Lettres champenoises behaupten, Arnault dem Sohne zur Grundlage des Trauerſpiels gedient haben, das er nun aufführen läßt, aber freylich nicht ſo, wie es aus ſeiner Feder gekommen iſt, da die noch immer beſtehende Theater-Cenſur das Stück arg ſoll beſchnitten haben. Ungeachtet dieſer Ueberreſt von Cenſur die Scheere tüchtig gebraucht, und die Augen weit öffnet, um die gefährlichen Stellen herauszuſuchen, ſo ſpielen ihr die dramatiſchen Dichter dennoch allerley Streiche, und freuen ſich ins Fäuſtchen, wenn ſie die ſcharf- und vorſichtigen Herren einmal angeführt haben. So war das neue Trauerſpiel, die Machabäer, ohne große Schwierigkeit durch die Hände jener Herren gegangen, in Rückſicht auf den frommen bibliſchen Inhalt; die beyden Hauptpartheyen fanden an dem Stück, als es aufgeführt wurde, zu loben, und zollten demſelben Beyfall; ich wußte mir dieſe ſonderbare Uebereinſtimmung anfangs nicht zu erklären. Allein eines der liberalen Blätter hellt es mir auf; es behauptet nämlich, der Dichter, Hr. Guiraud, ſey ein ſehr freyſinniger Mann, wie es die in ſein Trauerſpiel eingeſtreuten Maximen hinlänglich beweiſen; allein um dieſelben vor der furchtbaren Cenſur-Scheere zu ſichern, habe er für gut befunden, die Handlung in die bibliſche Zeit hinein zu verlegen, und die Machabäer zu Beſchützern ſeiner freyſinnigen Aeußerungen zu machen, welches ihm denn auch ſehr wohl gelungen ſey. Seit dieſer Erklärung rühmen die Ultras das Stück nicht mehr.

Auf einer kleinen Bühne der Boulevards hat man Ali Paſcha's Tod zum Gegenſtand eines Melodramas gewählt, das zur großen Beluſtigung des Volks faſt alle Abende gegeben wird, Dank ſey es den Säbelhieben, Märſchen, Verräthereyen und allem dergleichen Zubehör eines Boulevard-Stückes. Die Liſte aller möglichen Grauſamkeiten und Mord-Geſchichten iſt von den Verfertigern dieſer Melodramen ſchon ſo erſchöpft worden, daß es ihnen wirklich ſchwer fällt, noch etwas Neues aufzufinden. Indeſſen iſt es doch einem gelungen, unter dem Titel: der Mörder, ein friſches Gericht von Schreckniſſen aller Art dem ſchaugierigen Publikum aufzutiſchen, dem der neue Mörder außerordentlich wohl zu behagen ſcheint.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 72.

Nro. 217.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Dienstag, 10. September 1822.

> . . . . . Denn dienen
> Muß wer da herrſchen will — und ſchmeicheln, bitten,
> Und immer wachſam ſeyn und allwärts umſpähn,
> Lebend'ge Lüge werden, daß er mächtig
> Werd' unter Kleinen, denn das iſt die Menge.
>
> Lord Byron.

Die rothe Bank.

Aus den Mittheilungen eines Freundes.

Von Dr. Nürnberger.

» . . . . . . Unterdeß verdunkelte ſich das Verhältniß immer mehr; Poſttag auf Poſttag verſtrich, und immer keine Zeile. Waren meine Briefe, die ich einem Gönner zur Abgabe an den Grafen vertrauet hatte, auch beſorgt? — Bey dem erſteren deßhalb anfragen, ging nicht: es konnte als ein Mißtrauen betrachtet werden, welches er mir nie vergeben haben würde; ein zweytes Mal an den lezteren ſchreiben, ging noch weniger, da er die frühere Eingabe allwohl erhalten haben und mit der Reſolution nur aus Gründen zögern konnte, die ſich in der Sache ſelbſt etwan auffinden ließen. Kurz, ich befand mich in einer Lage, wo ſchlechterdings Nichts übrig blieb, als gar nicht zu handeln und nur zu erwarten; das iſt aber für ein heftiges Gemüth gewiß der peinlichſte Zuſtand. Meine einzige Zerſtreuung, in dieſem ſchmerzlich drückenden Verhältniſſe, beſtand in einſamen Spaziergängen: ich habe meine Zuflucht immer zur Natur genommen, ich glaubte mich ſo innig mit ihr vertrauet, daß ich ſie hätte fragen mögen; aber ihre leiſe Geiſterſtimme lehrt uns nur Ergebung, ohne ſich über das Poſitive auszulaſſen, — das iſt ihr zu . . wie ſoll ich ſagen?

Unter den Spaziergängen dieſes Städtchens iſt einer ganz beſonders artig. Man tritt von einem prächtigen Kirchhofe, auf dem, hinter einer alten Kapelle, eine noch viel ältere Linde ſteht und ein heimlich Plätzchen bildet, wo ich wohl einmal ruhen möchte, in einen breiten, wohl erhaltenen Baumgang, der über eine Viertelmeile lang iſt, und ſich zulezt in einen dunkeln Föhrenwald verliert. Dort ſteht, auf einem mäßigen Hügel, in einem dichten Kranze wilder Kaſtanienbäume, ein hübſches Jagdſchloß, von der Form eines Andreaskreuzes: die Mitte bildet ein runder Saal, und die Spitzen ſind zu Kabinetten genuzt, verziert mit Portraits und Jagdſtücken, von denen man aber den größten Theil nur mit dem Auge der Ahnung ſieht, da das dichte Gebüſch wenig oder gar kein Licht durch die Fenſter einläßt; — und das fand ich, in meiner dermaligen Stimmung gerade ſchön. Auf der Mitte dieſes Weges hierher hat eine milde Hand rechts eine hölzerne Bank zum Ausruhen ſetzen laſſen; ſie iſt mit rother Oelfarbe angeſtrichen, und lehnt ſich an ein weiſſes Kreuz, welches in ſeinem Felde die Inſchrift führt: *Die rothe Bank, ein Ruheplatz für alle Müden.* Nun, ich habe mich zu jener Zeit, recht müde von Sorgen, oft darauf geruht, dem milden Stifter einen ſtillen Dank geſagt, und bin dann weiter nach jenem, nur vom Kaſtellan und ſeiner Tochter bewohnten Waldſchloſſe gegangen, um mich in einem der dunkeln Kabinette meinem Kummer ganz ungeſtört zu überlaſſen.

Eines Tages — es war ſchon im September und die Blätter fingen an zu vergelben, — war ich auch hierher gegangen, und, trüber noch als gewöhnlich, weil meine Zweifel und Bekümmerniſſe durch die Mittheilungen eines Freundes friſche Nahrung erhalten hatten, ſuchte ich Zerſtreuung in einem Geſpräche mit dem Kaſtellan: Der alte, wackere Mann mochte wohl merken, daß mich etwas bedrückte; er hätte mich gern tröſten wollen, ließ, da ſchon ein kühler Herbſtabend anbrach, Kaminfeuer im Kabinette anzünden, und erzählte mir, was er wußte. „Der alte Graf da,“ ſagte er, auf ein Gemälde an der Wand zeigend, auf das zuweilen ein blaſſer Mondſtrahl fiel, wenn der Herbſtſturm das Gezweig vor dem Fenſter aus einander riß, „in dem ſchwarzen Mantel, iſt hier im Schloße geſtorben. Er ſoll's in der Jugend ein biſchen bunt getrieben haben, und da iſt ihm denn endlich bange vor der Abrechnung mit unſerm Herrgotte geworden, und er hat angelobt, Noth zu lindern, wo er könne, um das Vergangene gut zu machen, wenn ihm nur noch Zeit dazu bleibe; hat ſich ſeitdem auch, als ein Büßender, immer nur ſchwarz gekleidet. Er iſt hernach in den Türkenkrieg gezogen, und bey der Rückkunft hier im Schloſſe abgeſtiegen, um zu frühſtücken; da ihn aber, erhizt vom Reiten, bey geöffneten Thüren im Saale, der Zug getroffen, iſt er vom Schlage gerühret worden. Mein Großvater hat an ſeinem Todbette geſtanden, hat ihn jammern und den Sohn ermahnen hören, das Gute, was er ſelbſt zur Erlangung der göttlichen Vergebung, nicht mehr habe ausführen können, in ſeinem Namen zu vollenden; er werde ſonſt keine Ruh im Grabe haben. Hierauf iſt er verſchieden; die Familie hat aber bald nachher auch allen fernern Aufenthalt im Schloſſe, das ſonſt zur Jagdzeit fleißig beſucht worden iſt, aufgegeben und iſt nach B... gezogen, wo auch der jezt regierende Herr, der nur zuweilen unter einer Verkleidung in hieſige Gegend kommen ſoll, ſich aufhält, weil ... weil .. — des alten Mannes Stimme ſtockte, und mir ſträubte ſich das Haar auf dem Scheitel — der Graf hier umgeben und noch von des Enkeln die Erfüllung des dem Sohne abgenommenen Verſprechens fordern ſoll.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Entſumpfung des Linththales.

Es iſt die Geſchichte und eine gedrängte Ueberſicht der Arbeiten der Linthkanäle, wodurch eine ausgedehnte Landſchaft der Verſumpfung und Verödung entzogen ward, vor zwey Jahren nicht nur im Morgenblatte gerne geleſen, ſondern daraus auch wiederholt in der Schweiz abgedruckt worden, theils unter eigener Aufſchrift in beſonderm Hefte (Die Entſumpfung des Linththals. Ein Denkmal ſchweizeriſchen Gemeinſinns und Vaterlandsliebe. 8.), theils im Kantonsblatte von Glarus ſelbſt. Jezt, da bis auf geringen Rückſtand für den kommenden Winter, die Arbeiten vollendet ſind, da die in Zürich verſammelte Tagſatzung die Aufſichtskommiſſion der Lintharbeiten zu entlaſſen und an ihre Stelle die eidgenöſſiſche Waſſerbau-Polizey-Commiſſion, welche über die Erhaltung des ganzen Werks wachen und für die erforderlichen Beſſerungsarbeiten beſorgt ſeyn ſoll, zu ernennen im Begriff ſteht, mögen einige Nachträge jener Darſtellung zeitgemäß erſcheinen, denen theils die ſeither ausgegebnen zwey neuen Hefte (20 und 21) des Notizenblatts der Linthunternehmung, theils die von Hrn. Staatsrath Eſcher entworfene und von der Tagſatzung bereits genehmigte Inſtruktion für die künftige Aufſichtsbehörde, zum Grunde liegen.

Von der Summe der 850,000 Schweizerfranken, welche die Lintharbeiten bis in die Mitte des Jahrs 1819 gekoſtet hatten, iſt bis in die Mitte vom Jahr 1822 ihr Koſtenbetrag auf 945,264 Fr. angeſtiegen, und die Zahl der zu Deckung derſelben abgeſezten Aktien (zu 200 Fr.) iſt auf 3992 angewachſen. Bereits ſind aber auch, aus eingegangnen Zahlungen für Mehrwerth des gebeſſerten Landes (312,409 Fr.) bey 1500 Aktien ſchon wieder eingelöst worden.

Der Molliſer-Kanal; auf welchem das ganze Rettungswerk beruht, weil er die Geſchiebe der Glarner-Linth, deren Ablagerung die Verſumpfungen herbeyführte, nunmehr unſchädlich dem Wallenſee übergiebt, erfüllt ſeine Beſtimmung vollſtändig. Aber der Schuttkegel, welchen die Linth bey der Ausmündung des Kanals in den Wallenſee hinein bildet, erhielt ſeit der Eröffnung dieſes Kanals eine weit beträchtlichere Ausdehnung, als man erwartet hatte, und es fließt gegenwärtig der Molliſer-Kanal bey 300 Fuß lang in gerader Richtung durch ſeinen eignen Schuttkegel dem See zu. Man hat aus dieſem zum Theil unvorgeſehenen Ergebniß Beſorgniſſe geſchöpft, die jedoch völlig grundlos ſind.

Alle Ströme, die aus Hochgebirgen mit ſchnellem Laufe herabſtürzen und ſich in nicht entfernte Seen ergießen, rollen ihre Geſchiebe bis in dieſe hinein und bilden vor ihrer Ausmündung in dieſelben eine flache kegelförmige Anhäufung dieſer Geſchiebe. Sind die Gebirge, welche die Quellen ſolcher Ströme enthalten, in einem Zuſtande von Zerſtörung, und daher längs dem Fuß ihrer Felſenwände mit ausgedehnten Schutthalden bekleidet, ſo wird die Geſchiebmaſſe um ſo größer ſeyn, welche der Strom dem See zuzuliefern im Falle iſt. Sind die Abhänge der Gebirge derjenigen Thäler, durch welche ein ſolcher Strom fließt, nicht mehr mit Waldung bekleidet, ſondern kahl oder zu Gemüſepflanzungen urbar gemacht, ſo wird jeder heftige Gewitterregen viele Erdtheile aus dieſen entblößten Gebirgsabhängen herausſchwemmen; es werden hier und da Erdſchlipfe entſtehen und die Schneelauinen werden ſich tiefe Züge in dieſelben einſchneiden, und dadurch zu neuen Waſſerzügen Anlaß geben, welche aus den Gebirgsabhängen noch mehr Sand und Erde in die Thaltiefe herabſchwemmen. Alle dieſe ſich bald vereinigenden Urſachen aber werden den Thalſtrom bey jedem etwas ſchnell anwachſenden höhern Waſſerſtande mit.

Digitized by Google

Schlamm ſo belaſten, daß er mit ſehr trübem Waſſer ſich in den See ergießt, und bey nicht tiefem Seegrunde in großem Umkreiſe außer ſeiner Ausmündung Schlammablagerungen bewirkt, die bey den kleinern Waſſerſtänden trocken werden, und ſo die Ausdehnung des Schuttkegels vor der Ausmündung des Stromes in den See außerordentlich erweitern. Alle dieſe Umſtände treffen in vollem Maße bey der Linth über dem Wallenſee zuſammen. Die Gebirge der Linthquellen beſtehen aus Kalkſtein, Thon-Mergel und Kalkſteinſchiefer, und aus ſandſteinartigen Grauwaken, welche Gebirgsarten alle, beſonders wenn ſie in abwechſelnden Lagern ſich vorfinden, ſtarker Zerſtörung ausgeſezt ſind. Tiefe und lange Nebenthäler vereinigen ſich von allen Seiten her mit dem Hauptthale, und jedes derſelben liefert oft ungeheure Geſchiebelaſten der Linth zu. Dieſe Wirkung der Natur auf ſolche Gebirge geht ununterbrochen fort, ſo daß auch auf ununterbrochne Lieferung von Geſchieben in die Linth, welche dieſe vor ihrer Ausmündung in den Wallenſee abſezt, zu rechnen iſt. Eben ſo iſt die vermehrte Bevölkerung der Linththäler gleichſam gezwungen worden, den Fuß der Gebirgsabhänge inſonderheit zu Kartoffelpflanzungen zu benuzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Heilung der Bruſtentzündung durch den Gebrauch des Brechweinſteins.

Unſer Blatt, ohne ſeine Publikum mit ſtreng wiſſenſchaftlichen Aufſätzen zu unterhalten, glaubt Leſern, denen die Entfernung von größern Städten wiſſenſchaftliche Journale erſt ſpät in die Hände führt, durch einzelne Notizen einen Dienſt zu erzeigen.

Herr Peſchier, ausübender Arzt in Genf, glaubt aus ſeiner nie fehlgeſchlagnen Erfahrung den Gebrauch des Brechweinſteins bey jeder Art Bruſtentzündung als unfehlbar empfehlen zu können. Er gibt ihm ohne Unterſchied alten und jungen Kranken beyderley Geſchlechts, und — da die Nachricht, welche er in dem Juniusheft der Bibliothèque universelle von ſeinen glücklichen Erfolgen gibt, darüber ſchweigt — auch in jeder Höhe der Krankheit: ja ſogar erklärte Schwindſüchtige ſind durch dieſe Behandlung bey zufällig ihnen zuſtoßenden Peripneumonien hergeſtellt worden. Folgende Betrachtung führte ihn auf die Anwendung dieſes Mittels. Als ausleerend mußte der Brechweinſtein die erſten Wege reinigen, den Blutumlauf des Unterleibes befördern, die Blutmaſſe in der Bruſt und alſo die krankhaften Zufälle des Reſpirationsſyſtems vermindern, es ſchien ihm ſogar, daß dieſes Mittel, indem es auf eine Zeitlang die Verdauung aufhebt, ſich der Abſonderung des Milchſafts und der Blutvermehrung widerſetzen müſſe; außerdem meinte er, daß die Störung, welche der Brechweinſtein in dem thieriſchen Leben erregt, mag er nun Erbrechen verurſachen oder nicht, geeignet ſeyn müſſe, den rheumatiſchen Reiz ſehr wirkſam abzulenken, der, wenn er auf die Bruſt fällt, mehr wie irgendwo anders Gefahr droht. Demzufolge wendet Hr. Peſchier ſtatt Aderlaß und Zugpflaſter den Brechweinſtein in großen Gaben an; er gibt zwölf bis funfzehn Gran in vier und zwanzig Stunden, Löffelweis von zwey zu zwey Stunden in einem Tränkchen von ſechs Unzen. Nach den verſchiedenen Charakteren des Uebels, ſezt er Aether, Opium und Salpeter hinzu. Die Wirkung, ſelbſt bey den gefährlichſten Kranken, ja bey ſolchen, die Andre, und die ſich ſelbſt ſchon aufgegeben, war wunderbar ſchnell, die Erleichterung faſt unmittelbar, die Beſſerung erfolgte nach wenigen Stunden, die Heilung nach ſechs, acht Tagen, ſpäteſtens nach drey Wochen, und niemals ſchlug ſie fehl. Nach Hrn. Peſchier's Erfahrung, verurſachen große Gaben Weinſtein viel weniger Erbrechen als kleine; ſchwache Perſonen, denen er in vier und zwanzig Stunden nur einen oder einen und einen halben Gran gab, wurden davon lange und langſam gequält, ohne eigentliche Wirkung zu empfinden.

Wir übergehen mit Bedacht die weitläufigern Angaben des Verfahrens, um Uneingeweihte in der Wiſſenſchaft nicht zum Pfuſchen zu verleiten. Dieſe Nachricht dient nur ausübenden Aerzten, welche, im Fall das Mittel ihnen in dieſer Anwendung neu iſt, Verſuche machen können. Die Annales cliniques de Montpellier T. XLII. erwähnen ebenfalls deſſen glücklichen Gebrauch.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 2. Auguſt.

(Fortſetzung.)

Das Gymnase dramatique, das nun ſeines geſchickten Schauſpielers Perlet völlig beraubt zu ſeyn ſcheint, lebt faſt einzig von der kleinen Leontine Fay, für welche die dramatiſchen, für dieſes Theater arbeitenden, Dichter unaufhörlich neue Stücke verfertigen, ſo daß zulezt eine ganze Sammlung von kleinen Vaudevilles, in welchem ein Kind die Hauptperſon iſt, zu Stande kommen wird, welche Sammlung dann künftigen verreiſen Kindern wird nützlich werden können. Eines dieſer Stückchen heißt die kleine Verrückte, und iſt auf einen Roman gegründet, wozu die Geſchichte der Bürgerkriege in England den Stoff geliefert hat. Eine reiche Familie iſt verbannt worden, nur ein Kind davon iſt bey Verwandten, die ſich am Hofe in Gunſt zu erhalten vermocht haben, geblieben, und wird vom König bey einem Beſuche bemerkt. Man verbirgt ſeine Abkunft und gibt es für verrückt aus. Hernach wollen böſe Leute es entfernen; um dieſe nun zu täuſchen, ſtellt es ſich wirklich verrückt, entgeht der Aufſicht ſeiner Wächter, ſtellt ſich dem König auf der Jagd dar, und erhält Gnade für ſeine verbannten Eltern. Man muß der Verbannungen in Frankreich wohl ſehr müde ſeyn, da alle Stellen in den Theaterſtücken, die ſich auf Zurückberufung der Verbannten beziehen, ſtets ſehr heftig beklatſcht werden. Freylich hat man aus der Erfahrung erſehen, daß dieſelben, welche unter einer Regierungsform als Ruheſtörer verbannt worden waren, unter einer andern als Opfer und Biedermänner zurückberufen und gefeyert wurden. In dem oben erwähnten

Vaudeville ſingt ein königlicher Page: In ſeinen Augen ſey ein Verbannter nur ein Unglücklicher. Dieß wird vom Publikum mit ſchallendem Beyfall bewillkommt. Jedoch zweifle ich, ob irgend Jemand hiebey an die freywilligen Verbannten denkt, die ſich aus Spanien auf die franzöſiſche Grenze zurückgezogen haben, und von dort, unter ſonderbarer Begünſtigung von der nördlichen Seite der Pyrenäen, unaufhörlich mit bewaffneter Hand in ihr Vaterland einfallen. Vor ſolchen Verbannten bewahre der Himmel jedes Land! und von ihnen läßt ſich gewiß nicht ſagen, daß ſie bloße Unglückliche ſind.

Die große Oper hat ſeit der wunderbaren Lampe, die ſich größtentheils nur durch Tanz und Dekorationen beym Publikum empfohlen hat, und ſeit Garcia's Floreſtan, nichts Neues gegeben. Das Gebäude der alten Oper ſoll nun beſtimmt niedergeriſſen, und die Stelle leer gelaſſen werden, da die Ultras ein Geſetz in Bezug auf dieſe Maßregel durchgeſezt haben, wie wol die Freyſinnigen gezeigt hatten, daß es weit vernünftiger ſeyn würde, das Gebäude zu einem nützlichen Zwecke zu verwenden, als es zu vernichten. Die große Oper ſowol als die komiſche fühlt den Mangel an tauglichen Komponiſten, welche die ſeit mehrern Jahren durch den Tod abgegangenen erſetzen. An die Stelle Mehuls, Monſigny's, Daleyrac's, Nicolo's, Gretry's hat ſich noch keiner der jüngern Tonkünſtler geſezt; der Raum, den ſie ausfüllten, iſt noch leer, und man erwartete bisher vergebens, daß einer der jungen Künſtler, welche auf Koſten des Staats ihre muſikaliſche Kunſtreiſe vollendet haben, beweiſe, daß er im Auslande Cimaroſa's, Paeſiello's, Haydn's oder Mozart's Geiſt eingehaucht habe. Zwar läßt es die komiſche Oper keineswegs an Neuigkeiten fehlen, erſt ſo eben hat ſie eine Operette in drey Aufzügen: Nadir und Selim, Muſik von Romagneſi, gegeben, welcher bisher blos Lieder komponirt hatte; allein dieſe Neuigkeiten, ſo günſtig ſie auch aufgenommen werden mögen, ſind nicht lange im Stande, das Publikum zu feſſeln, und kaum ſind einige Vorſtellungen gegeben worden, ſo ſehnt man ſich nach etwas Neuem, und nach einer Muſik, die etwas tiefer gedacht und nicht ſo oberflächlich ſey. An Inſtrumentſpielern beſizt Frankreich jezt große Talente; aber außer Berton und Boyeldieu, die ſich beyde auszuruhen ſcheinen, und Goſſec, der ſchon lange, ſeines hohen Alters halber, nicht mehr komponirt, hat es keinen ſehr ausgezeichneten komponirenden Tonkünſtler aufzuweiſen, wenigſtens im dramatiſchen Fache. In andern Ländern ſcheint es aber auch nicht beſſer zu gehen. Unſere Zeitepoche muß wohl dem muſikaliſchen Genie nicht ſehr günſtig ſeyn. In Frankreich, ſollte man glauben, würde bey dem jezigen Ultra-Regimente die Kirchenmuſik wenigſtens wieder in Flor kommen; allein damit ſteht es noch ſchlimmer, als mit der Theatermuſik; die jezige Geiſtlichkeit iſt auch weit ämſiger bemüht, ihren vorigen Einfluß wieder zu erlangen, als den Gottesdienſt zu verſchönern; zudem hält ſie viel darauf, daß keine Neuerung in Kirchenſachen vorgehe, und daß der Kultus wo möglich ſo gefeyert werde, wie zu alten Zeiten, das heißt ohne Muſik, und blos mit Begleitung des rauhen und barbariſchen Serpents, des einzigen Inſtruments, welches die meiſten franzöſiſchen Pfarrer in ihre Kirchen hineinkommen laſſen. Eben dieſe Geiſtlichkeit will auch, auf dem Lande, wie es ſcheint, die Dorfleute nicht am Sonntage tanzen laſſen. In England und in der Schweiz würde man ſich ſolch einem Verbot ohne Schwierigkeit unterwerfen, weil man gewohnt iſt, die Obrigkeit ſich in dieſe Sache mengen zu ſehen; allein in Frankreich, wo man ſeit der Revolution in Hinſicht der Sonntagsfeyer keinen Zwang kannte, nach der als Staatsgeſez erklärten Gewiſſensfreyheit, fällt es beſchwerlich, zumal da der franzöſiſche Tanz überhaupt ſehr ehrbar und anſtändig iſt, und faſt immer in Gegenwart der ältern Leute ſtatt hat. Deßhalb hat auch ein wiziger Schriftſteller, Paul Courrier, welcher in originellen Briefen eine Menge von Mißbräuchen gerügt hat, und eine ſeiner wizigen Rügen mit dreymonatlichem Gefängniſſe hat büßen müſſen, ohne daß ſeine Laune deßhalb vermindert zu ſeyn ſcheint, ſich des Landvolkes angenommen, und eine Vorſtellung in ſeiner Manier an den Pfarrer ſeines Dorfes drucken laſſen, worin er den Hrn. Paſtor ſehr demüthig bittet, den armen Landleuten, welche die ganze Woche damit beſchäftigt ſeyn, ihr Brod zu gewinnen und die ſchweren Steuern aufzubringen, womit man ſie belaſte, am Sonntage doch ein bischen Freude und Erholung zu gönnen, wodurch weder die Ruhe des Staats, noch die Sitten, noch das Wohl des Landvolkes ſelbſt gefährdet werde, daß das Volk dadurch mehr Muth zur Arbeit bekomme, und daß im Grunde ein ehrbarer Tanz doch beſſer ſey, als Völlerey in den Schenken. Man muß hoffen, daß er für dieſen wohlgemeinten Rath nicht gerichtlich wird belangt werden, wie es mit ſeinem Sendſchreiben in Betreff des Schloſſes Chambord der Fall geweſen iſt, worin er von dem Ankaufe dieſes Schloſſes zu Gunſten des jungen Herzogs v. Bordeaux abräth, als von einer für die Nation ſehr drückenden und dem jungen Prinzen keineswegs erſprießlichen Unternehmung. Nun ſollen auch die Herausgeber des Miroir gerichtlich belangt werden, weil ſie ſich mit Politik abgegeben haben; nicht als ob man in einem konſtitutionellen Staate Jemand verbieten könne, ſich mit Staatsangelegenheiten, das heißt mit demjenigen, was ihm am nächſten liegt, zu befaſſen, ſondern weil nach dem franzöſiſchen Geſeze die politiſchen Blätter eine Stempel-Taxe zahlen müſſen, deren ſich der Miroir, als nicht-politiſches Blatt, überhoben hatte. Abhandelnde Aufſäze über Politik hat dieſes Blatt nun freylich nicht geliefert; allein es hat über die Tages- und Zeitbegebenheiten allerley Allegorien verfertigt, deren Schleyer ziemlich leicht zu heben war, und worin es mehr oder minder Wiz einſtreute. Dieß ſoll nun Politik ſeyn; die Herausgeber behaupten aber, es ſey keine Politik. Einige Beyſpiele werden dieß deutlicher machen. Als der Abbé Frayſſinous, der kein Wort geſchrieben hat, zum Großmeiſter der Univerſität und zum Akademiker ernannt worden war, erzählte der Miroir, es habe ein Bücher-Liebhaber die Werke des neuen Akademikers in allen Buchläden aufgeſucht, allein man habe ihn überall zur Sakriſtey der St. Sulpiz-Kirche (wo der Abbé Frayſſinous gegen die Aufklärung deklamirte, bis ihm Bonaparte's Polizey dieß verbieten ließ) verwieſen. Ferner, als der Profeſſor der Rechtsſchule, Hr. Pardeſſus, der ein ſehr geſchwäziger, der Macht ganz ergebener, Redner iſt, in der Deputirten-Kammer ſeine Confiteor vergeſſen hatte, weil er in den hundert Tagen eine Adreſſe an Bonaparte und wider die Bourbons unterſchrieben hatte, ſagte der Miroir, es gebe in der Gegend der Rechtsſchule einen Papagey, der allerley ſchwaze, und pardessus tout; vornehmlich folgende Worte herſage: Pardon, pardon, je ne ferai plus! Dergleichen ſoll, der öffentlichen Anklage zufolge, Politik ſeyn; allein wer kann ſagen, wo die Grenze der Politik ſich herzieht, und was nicht-politiſch iſt.? Der Miroir behauptet, er liebe weder den öſtreichiſchen, noch den engliſchen, noch den ruſſiſchen Tanz, wohl aber den ächten ſpaniſchen Bolero; ſoll das nun wieder Politik ſeyn? So würde es auch politiſch ſeyn, wenn er ankündigt, daß ſich das Wetter zum Sturm neigt. In Frankreich, wo die National-Lebhaftigkeit die herrſchenden Gefühle überall mitzubringen und zu äußern pflegt, und wo die Politik ſo gut im Schauſpiele laut wird, als in der geſezgebenden Verſammlung, wäre es nimmer gelungen, dieſelbe von einem Tagesblatte auszuſchließen, ſelbſt wenn es auch nur ein Literatur- und Mode-Blatt iſt. Denn die Journale ſind ja der Wiederhall der öffentlichen Meinung, und iſt es ihre Schuld, wenn das Publikum ſich überall mit Politik befaßt?

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Digitized by Google

Nro. 218.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 11. September 1822.

Lady. Seyd Ihr ein Mann, Sir?
Macbeth. Ja, und ein beherzter
Dazu, der Muth hat, etwas anzuſchauen,
Wovor der Teufel ſelbſt erblaſſen würde.
Shakeſpear in Macbeth.

Lord Londonderry als Geiſterſeher.

Ein literariſches Werk, welches in London unter dem Namen, Album heftweiſe herauskommt, enthielt vor einiger Zeit folgende Anekdote von Lord Londonderry, die ſeit dem räthſelhaften Tod dieſes Mannes ein neues Intereſſe gewinnt.

„Vor ungefähr zwanzig Jahren, beſuchte Lord Londonderry zum erſtenmal einen Freund im nördlichen Irland. Das Schloß war eines von der Art, die man als die Wohnung von Geiſtern beſchreibt. Es ſtand mit vielen hiſtoriſchen Erinnerungen in Verbindung, und der düſtere Charakter ſeiner Bauart, und die Wildheit ſeiner Umgebung waren dazu geeignet, der Seele jene melancholiſche und überſpannte Stimmung zu geben, worin ſie eben ſo geneigt iſt, Geiſter hervorzurufen, als deren Erſcheinungen Glauben beyzumeſſen. Auch das Zimmer, das dem Lord angewieſen ward, war von der Art, um jene Gefühle zu nähren; ſeine alterthümliche Ausſtattung, das dunkle, reich verzierte Getäfel der Wände die gähnende Weite und Höhe des Kamins — der wie der Eingang zu einem Grabe daſtand; — die Gemälde von bärtigen Männern und ſtrengblickenden Frauen, die in langen Reihen mit feindſeliger Verachtung auf den entarteten Störer ihrer düſtern Gemächer und ehrwürdigen Hallen herabzudrohen ſchienen. Die ungeheuern, dunkeln faltenreichen Vorhänge, die die Fenſter bedeckten und mit der traurigen Düſternheit wie um einen Katafalk, um das dem Gaſt, beſtimmte Bett herabhingen — alles dieſes mochte wohl beym erſten Eintritt einen Eindruck auf ihn gemacht haben, welcher zu abergläubigem Gefühle Anlaß geben konnte. Es iſt aber nicht möglich, daß ſich dieſem Gefühle Furcht beygeſellt haben ſollte; Furcht iſt eine Eigenſchaft, die man nie im Charakter eines Stewart gekannt. Lord Londonderry durchſuchte ſein Zimmer, machte ſich mit den Geſtalten und Geſichtern der alten Bewohner des Hauſes bekannt, die in ihren ebenholzenen Rahmen aufrecht da ſaßen, um ſeinen Gruß zu empfangen; hierauf, nachdem er ſeinen Bedienten weggeſchickt hatte, begab er ſich zu Bette. Seine Lichter waren noch nicht lange ausgelöſcht, als er ein Licht durch die Vorhänge des hohen Betthimmels über ſich glimmen ſah. Ueberzeugt, daß kein Feuer im Kamin war, daß die Vorhänge zugezogen und das Gemach den Augenblick vorher in völliger Dunkelheit geweſen war, ſchloß er, daß irgend jemand zufällig in ſein Zimmer gekommen ſeyn müße; und da er ſich ſchnell nach der Seite wendete, von welcher das Licht her kam, ſah er — zu ſeinem ungemeinen Erſtaunen — nicht die Geſtalt eines Menſchen, ſondern die Geſtalt eines ſchönen Knaben, der von den Strahlen einer milden, gemäßigten Glorie umgeben zu ſeyn ſchien, die wie das ſchwache Licht des abnehmenden Mondes blaß von ſeiner ſchlanken Geſtalt ausgingen, und die Gegenſtände, die ihm zunächſt waren, ſchwach aber deutlich unterſcheiden ließen. Der Geiſt ſtand in geringer Entfernung vom Bette. Gewiß, daß ſeine eigenen Sinne ihn nicht täuſchten, aber vermuthend, daß irgend einer von den vielen Gäſten, die ſich eben mit ihm im Schloſſe befanden, ſeinen Scherz mit ihm treibe, ging der Lord auf die Geſtalt los. Dieſe zog ſich vor ihm zurück, und ſo wie er ſich langſam näherte, entfernte ſie ſich auch mit gleichen Schritten von ihm, trat in das Kamin und verſank in die Erde. Der Lord begab ſich wieder zu Bette, aber nicht zur Ruhe. Die auſſerordentliche Begebenheit, die ihm eben widerfahren, beſchäftigte ihn die ganze Nacht — war es Wirklichkeit? war es Täuſchung? war es Betrug? dieß waren die Fragen, die der Reihe nach ſeinen Geiſt beſchäftigten. Indeſſen beſchloß er am Morgen nichts zu erwähnen, bis er die Geſichter ſeiner Hausgenoſſen gemuſtert hätte, um zu ſehen, ob er nicht den lächelnden Triumph eines gelungenen Scherzes darin bemerkte. Beym Frühſtücke aber ging alles ſeinen gewöhnlichen Gang; die Unterhaltung floß raſch von den Lippen, und nirgends zeigte ſich der Zwang, welcher das Bewußtſeyn irgend eines Geheimniſſes vorausſetzen ließ. Zulezt alſo, nach gehöriger Einleitung erzählte der Lord ſeine Geſchichte. Die fremden Zuhörer waren mit ihm überzeugt, daß ihm irgend ein Betrug geſpielt worden ſey. Endlich unterbrach der Hausherr, der mit ſeiner Familie bisher ſtille zugehört hatte, ihre Muthmaßungen, indem er ſagte: — „Der Vorfall, den Sie eben erzählt, muß natürlicher Weiſe alle diejenigen befremden, die nicht lange in meinem Schloſſe geweſen, und denen die mit unſerer Familie verknüpften Sagen unbekannt ſind; für die, welche ſie kennen, muß dieſe neue Begebenheit ein Beleg zu der Sage werden, die lange von jenem Zimmer umging. Sie haben den ſtrahlenden Knaben geſehen; und es iſt eine Vorbedeutung von beſonderm Glücke; — ich wünſchte aber ſehr, daß der Sache nicht weiter erwähnt würde.“

Die rothe Bank.

(Fortſetzung.)

Indem wurde der Kaſtellan durch ſeine Tochter abgerufen, und ich blieb dem alten Grafen mit dem ſchwarzen Mantel allein gegenüber. Das Kaminfeuer, wozu man nach hieſiger Landesſitte einen „Klumpen“ d. h. eine Föhrenwurzelgeflecht genommen hatte, flackerte nur noch zuweilen auf, wenn die Glut gerade eine fettere Holzader faßte, und bey dem Zucken der rothen Flamme ſah ich immer nur das blaſſe, ernſte Geſicht, deſſen Züge ſich ſo feſt in mein Gedächtniß geprägt haben, daß ich's noch in der Ewigkeit wieder erkennen wollte, wenn mir's auch nicht ein Umſtand nachher wieder vor die leiblichen Augen gebracht hätte. Um mich her herrſchte eine Todtenſtille, da des Kaſtellans Zimmer im Souterrain liegt; ſelbſt der Sturm, der denn doch wenigſtens an Ein Leben in der Natur erinnert, hatte ſich gelegt; und als die alte Schloßuhr in dem Augenblicke, Mitternacht brummte, kam es mir vor, als ſtände ich vor den Pforten des Geiſterreiches, wie oft mich auch die nämliche Stunde in dieſem Kabinete, zu dem mir der Schlüſſel anvertrauet war, überraſcht hatte. Es iſt eine wunderbare Sache um dieſes Grauen vor dem Tiefen des Geſpenſtig-Unbekannten; ich habe in dieſer merkwürdigen Mitternachtsſtunde aus Schaam vor mir ſelbſt, Alles aufgeboten, um Herr meiner ſelbſt zu bleiben, aber wenn mein Blick unwillkürlich auf die ſchwarze Geſtalt fiel, ſo überlief mich der kalte Schweiß der Angſt, und nach einem kurzen Selbſtkampfe trieb mich's hinaus in's Freye.

Die Natur hatte ſich unterdeß beruhigt, und es war eine ſehr ſchöne, ſtille Septembernacht geworden; der Vollmond ſtand noch hoch am tiefblauen Himmel. Wie voll ich von meinem Kummer und der Erzählung des alten Kaſtellans war, Nichts auf der Welt hat mich je unempfindlich gegen den Reiz einer ſolchen Naturſcene machen können; und wenn ich ſo allein gehe und es ſo ſchön iſt, ſo trete ich leiſer auf, um nur die Erhabnen nicht in ihrer ſtillen Feyer zu ſtören. In dieſen Föhrenwäldern iſt der Boden mit einem kurzen, derben Mooſe bedeckt, auf welchem die glatten Holznadeln ſo dicht liegen, daß man mehr rutſchend als gehend, und, wenn man's gewohnt iſt, äuſſerſt bequem vorwärts kommt; und alſo ſchlenderte ich, behaglicher als ſeit lange, dem Baumgange und der rothen Bank zu, auf welche ich mich, ſehr ermüdet, niederließ.

Die Erſchöpfung, die laue Luft, mit welcher der ſcheidende Sommer, wenn ihn der Kampf mit den Herbſtſtürmen dazu kommen läßt, von dieſen Gegenden Abſchied zu nehmen pflegt, und einige Glas ſogenannter gefrorner Würzburger, mit denen mich der wackere Kaſtellan bewirthet hatte, thaten vereiniget ihre Wirkung: ich ſchlief auf der rothen Bank ſüß und feſt ein. Da kam mir's auf Einmal vor, als ſchritte der alte Graf des Waldſchloß Kabinettes von der Wand her aus ſeinem Rahmen auf mich zu, aber wie aus großer Ferne kommend: ich wollte ſchreyen, ich wollte fliehen, aber eine unwiderſtehliche Gewalt hielt Zunge und Fuß gefeſſelt; und als die Geſtalt näher kam, ſchien ſie größer und jugendlicher geworden zu ſeyn: der finſt're Ernſt hatte ſich in einen trüben Blick und milde Freundlichkeit verwandelt; und meine Furcht ward zu Vertrauen. Die Geſtalt ſprach lange tröſtend zu mir, ohne daß ich ihr leiſes Geflüſter verſtanden hätte, und drückte mir endlich, wie Abſchied nehmend, die Hand ſo heftig, daß es mich ſchmerzte; wobey es mir ſchien, als ſtreife ſie einen goldenen Siegelring vom Finger, den ich ſo deutlich zur Erde fallen hörte, daß ich daran erwachte. Meine, auf der hölzernen Bank ausgeſtreckt liegende Hand, that mir wirklich weh, und ich war in der erſten Ueberraſchung kindiſch genug, nach dem Ringe zu ſuchen, bis ich entdeckte, daß mir, von dem, hinter der Bank ſtehenden Fruchtbaume ein Apfel auf die Hand gefallen war, und mich erweckt hatte.

Digitized by Google

Ich eilte nun zu Hauſe, und als ich Morgens darauf, einen ganzen Haufen der widerwärtigſten Schreiben empfing, ſo verlor ſich der Eindruck des Vorgefallenen bald in Sorgen und Geſchäften, die mir nicht einmal Zeit zu einem weiteren Gange nach dem Waldſchloſſe ließen. Worauf ich aber eigentlich wartete, wovon die Entſcheidung meines Schickſals abhing, traf immer noch nicht ein: unangenehme Nebenſachen genug; in der Hauptſache, Nichts. Wer an einer, in das Menſchenſchickſal mit thätiger Hand eingreifenden Vorſehung zweifelt; der kann ſich, unter ſolchen Verhältniſſen, von ihrem Daſeyn überzeugen: denn der bittere Verdruß, mit dem man unwillkürlich ſie anklagt, das Zähnknirſchen, mit dem man gen Himmel ſchauet, wenn ſo Alles, Alles, und wie wir meinen, ohne unſere Schuld contrair geht, veroffenbart ſie im Gefühle noch lauter, als das Gebet eines Dank erfüllten Herzens. Wie gern möchte ſie helfen wollen, und wie weh mag es ihr thun, daß ihre Abſichten und unſere Wünſche ſich für dießmal noch nicht vereinigen laſſen! — Solche Prüfungen der Geduld und Ergebung ſind aber die wahre Geiſtes-Feuerprobe: es gibt eine ſtärkere Macht, als die des Verhängniſſes, ſittliche Würde; man muß ſich aber dieſer Waffe gegen die Schickſalsſchläge erſt bewußt werden. Den Kampf gilt's: die Geduld iſt der Schild, und das thätige Ausharren im Rechten iſt das ſiegende Schwert. Welch ein bodenloſer Abgrund wär' das geiſtige Leben, wenn ſich's anders verhielte! — ich will mit „Geduld" nicht eben fühlloſe Unempfindlichkeit gegen die Ereigniſſe bezeichnen: „c'est raison," ſagt Montaigne, „que les choses nous touchent, pourvu qu'elles ne nous tiennent;" Herren, bis auf einen gewiſſen Grad, ſollen wir ſchlechterdings bleiben. *)

Vierzehn Tage nachher traf der Miniſter auf einer längſt beabſichtigten Reiſe hier ein, und machte einen Ruhetag. Ganz unbekannt konnte ihm der Stand der Sache nicht ſeyn; aber wo den Muth hernehmen, an dieſes amtsfaltige Deſpotengeſicht eine Frage zu richten? Unter dem großen Sterne ſchlug kein Herz. Ueberdieß war er mir perſönlich gram: erſtens hatte ich ein Buch geſchrieben, und er die Dedikation mit wahrem Entſetzen und dem Nothgeſchrey, „Autorſchaft! Autorſchaft! was ſoll werden, wenn die .... Bücher ſchreiben!" aufgenommen. Zweytens aber wußte ich, daß ihm eine übereilte Aeußerung, die ich mir bey meinem früheren Aufenthalte in der Hauptſtadt, über ihn erlaubt und damals, voller angenehmer Selbſtzufriedenheit, mit dem Namen eines guten Einfalls belegt hatte, zu Ohren gekommen ſey. Bey einer Neujahrsgratulation nämlich, wo ein ganzes Heer junger Beamter auf Einmal vor Se. Excellenz gelaſſen wurde, äußerten Höchſtdieſelben überaus liebreich, „daß ſie ſich wie den Vater (wir wußten das Gegentheil) all' dieſer jungen Leute, gleichſam wie die Wurzel ſo vieler Stämmchen betrachteten;" worauf ich mich nicht enthalten konnte, meinem Nachbarn zuzuflüſtern, „daß die Stämmchen gewiß freudiger empor blühen würden, wenn die Wurzel unter der Erde wäre." Das hatte er wieder erfahren; ich konnte nicht daran zweifeln; denn, als ich einige Zeit nachher, bey ihm zur Tafel gezogen worden war, und Sellery Salat, den mir der Bediente präſentirte, zurückwies, rief er mir, kirſchbraun werdend, zu: „Nehmen Sie, nehmen Sie; die Wurzel iſt gut, ſie kommt ganz friſch aus der Erde." — Es iſt eine wunderliche Sache um die ſogenannten witzigen Einfälle; man thut wahrhaftig beſſer daran, keine zu haben. —

(Der Beſchluß folgt.)

Die Entſumpfung des Linth-Thales.

(Fortſetzung.)

Das vermehrte Holzbedürfniß verdrängte die Waldungen, und ſo wurden die Gebirgs-Abhänge ihres natürlichen Schutzes beraubt, und dadurch den Lauinenzügen, neuen Waſſergräben und Erdſchlipfen ausgeſezt, welche der Linth öfters ſo beträchtliche Erd- und Sandmaſſen überliefern, daß ſie nicht ſelten wie ein Brey ausſieht, und eine Schlammmaſſe dem Wallenſee übergibt, welche bereits vor der Kanal-Ausmündung einen Halbkreis bildet, der drey- bis viertauſend Fuß im Halbmeſſer hat. Der Schuttkegel der Linth beſteht alſo zunächſt außer der Mündung des Molliſer-Kanals aus unregelmäßig abwechſelnden horizontalen Lagern von Schlamm, Sand und Geſchieben; in größerer Entfernung wechſelt nur noch Sand mit dem Schlamme, und am entfernteſten Rande zeigt ſich nur noch feiner Schlamm in dieſer ausgedehnten Schuttmaſſe. Dieſe Abwechslung von Geſchieben, Sand und Schlamm, welche ſelbſt zunächſt außer der Kanalmündung den Schuttkegel bildet, hindert jede Feſtigkeit in dieſer Ablagerung. Denn wenn auch ein Geſchieblager, das faſt einzig aus kopfgroßen Geſchieben beſteht, ein noch ſo feſtes Anſehen hat, ſo bedarf es nur der Durchwäſſerung des unterliegenden Schlammlagers, und der erſte Stoß der noch bey kleinem Seeſtande angeſchwollenen Linth durchbricht ohne Schwierigkeit das feſtgeglaubte Geſchieblager, und breitet es über andere Theile des Schuttkegels aus. Wenn alſo die Linth ungebunden in die Schuttmaſſe ihres eigenen Geſchiebes ausſtrömen kann, ſo wird ſie bald da bald dort dieſelbe durchbrechen, ſie flach vertheilen, und im weiten Halbkreiſe außer ihrer Ausmündung verbreiten; daher ſich auch nie be-

---

*) Es iſt Einer unter den Leſern, von dem ich weiß, daß er den Erzähler, in dieſer Beziehung, ganz verſteht; von den übrigen wünſch' ich es.

trächtliche Erhöhungen in dieſem Schuttkegel bilden können, indem die Schlammunterlage ſie zu jedem bedeutenden Widerſtande unfähig macht. Einzig darum, weil die Linth bis zur Ausmündung in ihren Schuttkegel noch 3 Fuß Fall auf jedes 1000 Fuß Länge hat, iſt ſie im Stande, ſo große Geſchiebe bis in ihren Schuttkegel hinaus zu liefern. Darum aber auch, weil die Linth jedes Frühjahr bey noch niedrigem Seeſtande mit einem Laufe von 10 bis 12 Fuß Geſchwindigkeit in jeder Zeit-Sekunde in ihren Schuttkegel hinausſtürzt, iſt ſie im Stande, ſich überall durch ihre vorjährigen Geſchiebablagerungen durchzudrängen, dieſelben zu verbreiten, und allmählig weiter vorwärts der Seetiefe zuzurollen. Die Natur-Geſchichte aller Schuttkegel, welche durch Ströme in die Seen hinausgeſchoben werden, beweiſet, daß dieſe Verbreitung und allmählige Erweiterung derſelben Jahrhunderte lang ohne Nachtheil fortgeht, und daß, ſobald den Seeabflüſſen keine Hinderniſſe in den Weg kommen, dieſe Schuttkegel ſich unſchädlich erweitern, und die Waſſerbecken der Seen, im Verhältniſſe ihrer Ausdehnung, ganz unbedeutend verkleinern. Es ſind ungefähr ſechs hundert Jahre verfloſſen, ſeitdem die Lütſchenen künſtlich in das Endgeſtade des Brienzer-See's (Kanton Bern) auf ähnliche Art hineingeleitet wurde, wie dieſes mit der Linth in den Wallenſee geſchah. Ein ausgedehnter Schuttkegel bildete ſich am Ausfluſſe der Lütſchenen; aber immer erhält ſie durch ihre erſten Frühlingsgewäſſer hinlängliche Kraft, ſich ſchickliche Auswege in dieſer Schuttmaſſe zu bewirken, und unſchädlich durch dieſelbe abzufließen. Denn wenn die Gegend von Interlachen oft durch den hohen Waſſerſtand leidet, ſo iſt nicht der Lütſchenen-Schuttkegel, ſondern die Mühliſchwelle bey Unterſeen, und der unregelmäßige Lauf der Aare bey Interlachen hieran ſchuld. Würde aber dieſe wohlthätige Wirkung und Gegenwirkung der Ströme zur Bildung ihrer Schuttkegel und zu allmähliger Verflächung und Verbreitung mißkannt, und wollte man z. B. den Molliſer-Kanal in ſeinem eigenen Schuttkegel weiter verlängern; ſo könnte dieſer Verlängerung nicht mehr der nämliche Fall gegeben werden, den der Kanal über derſelben hat, indem der hohe Waſſerſtand den ganzen Schuttkegel bedeckt: es würde alſo alsdann das Waſſer in dieſer Kanalverlängerung horizontal ſtehen, folglich auch keine Geſchiebe mehr fortzurollen im Stande ſeyn, und dieſe ſich alſo in dem Kanale ſelbſt ablagern. Freylich würde das nächſt darauf folgende Frühlingsgewäſſer dieſe Geſchiebe vorwärts drängen; aber da ihnen, der beiderſeitigen Dämme wegen, die flachen niedern Seiten des Schuttkegels abgeſchnitten wären, ſo müßte dieſe Weiterdrängung der Geſchiebe nur vorwärts gehen; und weil die Kanalverlängerung nicht mehr den gleichförmigen Fall, alſo auch dem Strome nicht die gleiche Geſchwindigkeit darböte, ſo würden unfehlbar in dieſer Kanalverlängerung Stockung des Laufes, Verſandung und Rückſchwellung kanalaufwärts entſtehen, welche früher oder ſpäter nachtheilige Wirkungen haben müßten. Unter den nun obwaltenden Verhältniſſen des Molliſer-Kanals und ſeines Schuttkegels wäre alſo eine weitere Verlängerung der erſtern nicht blos unzweckmäßig, ſondern nachtheilig; daher denn auch der Molliſer-Kanal, dieſer Grund- und Haupttheil der Lintharbeiten, als vollendet zu betrachten iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Auguſt.

(Beſchluß.)

Ein neulich begonnenes Blatt, La Causeuse, das unter andern den Miroir hart mitnimmt, weil in demſelben die HH. Jouy, Arnault u. a. beſtändig beſchäftigt ſeyn, ſich einander Weihrauch zu ſtreuen, welches auch nicht unwahr iſt, bemerkt zwar auf dem Umſchlage: Alles, nur nicht die Politik, ſoll in den Kreis der zu berührenden Gegenſtände hineingezogen werden; allein ich bin überzeugt, daß wenn das Vergrößerungsglas eines Cenſors die bereits erſchienenen Blätter unterſuchte, der Hr. Procureur du roi ſchon Stoff zu einem einleitenden Prozeſſe finden würde. Hat doch der Miniſter des Innern ſelbſt aus der wechſelſeitigen Unterrichts-Methode eine politiſche Angelegenheit gemacht, und dieſelbe als eine gefährliche Neuerung angefeindet! Durch das Abziehen der hülfreichen Hand, welche die Regierung bisher den neuen Schulen zuwandte, bekommt der Volks-Unterricht einen harten Stoß, und die frères ignorantins werden das Volk wieder dumm machen können, wie ſie zuvor gethan. Hoffentlich wird ſich der Eifer der Menſchenfreunde, welche die neue Lehr-Methode in Frankreich eingeführt, verbreitet und unterſtützt haben, nicht erkalten, und ungeachtet der Anfeindung der Ultras, ſich der Aufklärung und Unterweiſung des Volkes noch fernerhin annehmen, ſo gut als es ihre Kräfte erlauben. In England haben die wohlthätigen Geſellſchaften ja auch wenig Hülfe von der Regierung, und helfen ſich durch eigene Mittel; freylich werden die Schulen in England großmüthig von den erſten Familien unterſtützt, und hier haben die Schulen von ſolchen Familien nichts zu hoffen, ſondern müſſen ſich noch glücklich ſchätzen, wenn ſie nicht die Mächtigen zu offenbaren Feinden haben. Nebſt der wohlthätigen Geſellſchaft zur Verbreitung des Volks-Unterrichts, hatte ſich eine andere zur Verbreitung der Grundſätze der chriſtlichen Moral gebildet; dieſe hat noch weniger auf den Schutz der jetzigen Miniſter zu rechnen, obſchon oder eben weil Duldſamkeit und Sanftmuth ihr edler Zweck iſt. Männer von verſchiedenen Glaubensmeinungen haben ſich zu demſelben vereinigt: das iſt es eben, was mißfällt; man möchte wieder einen uneingeſchränkt herrſchenden Glauben aufſtellen, denſelben durch Kapuziner und Jeſuiten verbreiten laſſen, und andere Meinungen unterdrücken. In eben dem Zeitalter, welches der halbunſinnige General-Prokurator Bellart als ein verrücktes, aufrühreriſches ſchildert, erblickt man die ſchönſten Humanitäts-Vereine; allein man verläumdet ſie am Throne der Fürſten und in den Sälen ihrer Miniſter, und zurückgeſchreckt und verkannt müſſen ſie eine beſſere Zeit abwarten, wo die Wahrheit ihr Recht wieder behaupten wird.

D g.

Digitized by Google

Nro. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. September 1822.

Ewig iſt, was ſchön und wahr —
Und was ewig iſt, kehrt wieder.

Werner.

Einſt und Jezt.

An Frida. Den 21. Aug. 1822.

War ein wilder Junge früh ſchon, muß bekennen;
Aufgewachſen an der Freyheit Bruſt;
Wildes Treiben, Träumen meine Luſt,
Auf den Schweizerhöhn umherzurennen,
Dort zu ſchauen in die Bläue weit,
Heiß umarmend die Unendlichkeit.

War ein ſtolzer Junge früh ſchon, muß es ſagen;
Freud' ich an der Väter Thaten fand,
Und mein Himmel war mein Vaterland;
Ihm, ach, wollt' ich all mein Herzblut wagen.
Schlug mein Buſen und mein Aug ward hell,
Sang die Mutter uns vom Wilhelm Tell.

War ein frommer Junge früh ſchon, darfſt es glauben;
Habe traulich oft in ſtiller Nacht
Mit dem lieben Gotte zugebracht,
Und die Ruhe konnte nichts mir rauben.
Träumte ſelber oft ein Engelein
Selig fliegend durch die Höhn zu ſeyn.

War ein heißer Junge, Frida, darfſt mir trauen,
All mein frühſtes Denken ohne Ruh,
Schwebte, glaub mirs, um ein Weib, wie du;
In ein braunes Auge ſo zu ſchauen,
Machte mir, war kaum vier Spannen lang,
In dem kleinen Herzen wunderbang.

Jezt iſts anders, Frida, will nicht lügen.
Jezo kenn' ich Liebeluſt und Schmerz,
Eine Rinde wuchs ums warme Herz,
Vor dem Ungeheuer, dem Betrüger;
Und der wilde Junge, leider zahm
In die Mutterarme wiederkam.

Jezt iſts anders mit dem lieben Lande;
Wo ich wirken möchte frey und warm,
Schmieget ſich und flieht der feige Schwarm;
Ach es brechen all die heilgen Bande,
Und die Welt der Träume, meine Luſt,
Muß zurück in meine eigne Bruſt.

Anders iſts mit meinen Glaubensbildern allen,
Denn ich hielt mit ihnen ſtreng Gericht.
Bleib, was bleibt! nur Licht, nur Licht!
Ach, die bunten Dinger ſind gefallen,
Und vor dem Gerichte zeigte ſich
Endlich nur mein Gott und ich.

Frida, Frida, der iſt mir geblieben,
Und ein freyes ungebrochnes Herz.
Mädchen ſchaue auf aus deinem Schmerz!
Du biſt mein, mein Glauben, Hoffen, Lieben.
Deine Hand, du Traute! friſch hinab!
Siehſt die Morgenröthe überm Grab?

Reinold Henne.

Die rothe Bank.

(Beſchluß.)

Kurz der Miniſter kam, ich war benachrichtigt, hatte die Einrichtung beſorgt; und ſo konnte es denn nicht fehlen, daß ich wieder zur Tafel gezogen wurde. Gott weiß, was ich mir aus der Ehre machte: ſo ein regelrechtes Mittags-Eſſen in ſteifer Geſellſchaft iſt eine wahre Frohnarbeit; und nun zumal mit einem Herzen voll Kummer. Viel allein oder doch nur mit der Natur leben, hat einen wohlthätigen

Einfluß auf das Wahrſeyn, d. h. daß die Geſichtsfalten ſo ausſehen wie die Herzensfalten, gerade ſo; indeß die Geſellſchaft die Falſchheit lehrt, ein abſcheuliches Laſter, zumal wegen der Rückwirkung auf unſer Innerſtes. Es war ein geheimer Rath mit bey Tiſch, den ſich die Excellenz ſelbſt zugezogen hatte, ein rechtes Muſter ſolch geſellſchaftlich liebenswürdiger Falſchheit; er hatte, wie ich wußte, Morgens Vorwürfe wegen einer verunglückten Expedition bekommen, die ihn gewiß noch im innerſten Herzen wurmten; aber kein Spürchen auf dem glatten Geſichte, freundlich-ſchmiegſam wie ein Ohrwürmchen, und Bücklinge, Bücklinge, — wie! kein Nürnberger Purzelmännchen kann ſie tiefer und geſchickter machen. Der Menſch ärgerte mich, wenn ich ihn anſah. —

Indeß ward's ſpät, die Excellenz hatte ordentlich getrunken, ihr war warm geworden, und ſie wollte ins Freye; es ſollte ein Spaziergang gemacht werden: „ich hatte ja die Promenades immer geliebt, werde die ſüperben Environs gewiß kennen" u. ſ. w. u. ſ. w., genug ich ſollte den Führer, und der Nürnberger Purzelmann den Begleiter machen. Um dem, in mich geſezten Vertrauen wegen Bekanntſchaft mit den „ſüperben Environs" zu entſprechen, wählte ich den beſchriebenen Weg nach dem Waldſchloſſe, ohne jedoch über den Kirchhof zu gehen (es gibt noch einen Fußſteg), weil die Miniſter, und was weiter dahin gehört, vor jedem Memento mori eine heilloſe Furcht haben, und lieber gar nicht ſterben. Dieſe Manie geht ſo weit, daß, wie ich eben heute geleſen und mich, auf dieſe Veranlaſſung anzuführen, nicht enthalten kann, als z. B. der Comte de Viry, Miniſter des Königes von Sardinien, (1764) endlich doch wirklich geſtorben war, ſein Sekretär, ein luſtiger Franzos, es mit den Worten ankündigte: „Oui, il est mort, mais il ne veut pas qu'on le sache." Dieß in parenthesi.

Genug wir gingen nicht über den Kirchhof; dagegen muß ich dem Miniſter nachrühmen, daß ſein Herz, wie ſehr es ſonſt ein Stein ſchien, bey den Schönheiten des Plätzchens, auf dem die rothe Bank ſteht, nicht ungerührt blieb. Excellenz ſchnarrten einmal über das andere „allerliebſt, ganz ſüperbe!" und wackelten dann gemächlich weiter. Als wir aber in den Wald traten, und die rieſengroßen Föhren, im zweifelhaften Licht der Mondſichel, mit den Herbſtlüften flüſternd, eine ernſtere Unterhaltung anhoben; als die endloſen Schatten ihre Arme geſpenſtig über den mooſigen Fußſteig breiteten, gleichſam um unſere Schritte vom innerſten Heiligthum des Waldes zurückzuhalten: da ward's der Excellenz, die im Leben nicht viel mehr Grünes, als das grüne Tuch auf der langen Tafel im Conferenz-Zimmer geſehen hat, unheimlich, und ſie befahl „zu Hauſe." Auf dem Rückwege machte ich den linken Flügel, und als ich dicht an der rothen Bank vorbeyſtrich, glaubte ich einen leiſen Seufzer auf derſelben zu vernehmen, ohne doch gleich etwas erkennen zu können, da es ſchon dunkelte. Indeß war mir der Ort zu merkwürdig geworden, als daß ich mich dabey hätte beruhigen können; ich blieb alſo etwas zurück, und entdeckte nun einen Mann, in einem ſehr beſtäubten, ſchwarzen Mantel auf der Bank liegen, der den runden Hut tief ins Geſicht gedrückt hatte, und den ich mich ſchon vorher im Gebüſch zu unſeren Seiten geſehen zu haben erinnerte. Ich hielt ihn für einen wandernden Handwerksburſchen, von denen es auf dieſer Straße wimmelt, und reichte ihm eine Gabe, die freylich, für jene Vorausſetzung, unverhältnißmäßig bedeutend ausfiel, da mich der Anblick des Ortes, auf dem ich ſelbſt ſo viel Sorgen empfunden hatte, weicher gegen die Sorgen Anderer machte. Aber wie ſoll ich meine Beſtürzung beſchreiben, als die Geſtalt, gleichſam meine Gabe entgegenzunehmen, ſich aus dem Mantel wickelnd, in dem lezten Strahle eines untergehenden Mondes, ſichtbar größer wurde, meine Hand ergriff und ſie mit einer Heftigkeit drückte, daß es mich ſchmerzte, und das Traumgebild jener Nacht wie ein Blitz durch die Nebel der Zwiſchen-Eindrücke brach. Ich wollte fragen, ich ſuchte nach Worten, die das ſonderbarſte Gefühl, welches ich in meinem Leben empfunden habe, im Munde erſtickte; — als der Miniſter, der bis jezt im tiefen Geſpräche über die verunglückte Expedition mit dem Purzelmann vorwärts geſchritten und bis an den Kreuzweg gekommen war, herriſch zurückrief: „Aber wo bleiben Sie denn, ſoll ich mich hier etwan verirren?" Da galt kein Weilen, und indem ich mich von der Geſtalt los wand, rief ſie mir nach: „Souvenez vous du banc rouge." In drey Sätzen war ich beym Miniſter, der mich fragte: „Das war wohl ein Handelsjude, mit dem Sie da ſprachen? er bot Ihnen ja Blanc-rouge (modiſches Seidenzeug) an." Zu Befehl, antwortete ich in der höchſten Zerſtreuung, brachte den gähnenden Miniſter, der in ſeinem Leben keinen weitern Spaziergang gemacht haben mochte, nach Hauſe, von dannen er, Morgens darauf, ſeine Reiſe fortſezte; und rannte nun, zitternd von Erwartung, nochmals nach der rothen Bank und dem Waldſchloſſe, indeß ohne auch nur eine weitere Spur von jener hehren Geſtalt, die der Kaſtellan jedoch auch geſehen haben wollte, zu entdecken. —

Einige Poſttage nachher empfing ich von B.. ein Schreiben. Nichts als die Worte: „Souvenez vous du banc rouge" enthaltend: ich beſah das Petſchaft, welches nur einen Kopf trug; und wie ward mir, als mich daraus, in verjüngten Zügen zwar, aber unverkennbar, der alte Graf aus dem Waldſchloß-Kabinette anſprach. Schon mit anderer Poſt traf hiernächſt endlich die ſeit Monaten erwartete Auskunft, ſammt dem Patente, und die Nachricht von meinem Bankierhauſe ein, daß das in Rede ſtehende Geſchäft zu meiner Zufriedenheit abgeſchloſſen ſey. Eine hohe Perſon, auf die man, nach dem Erzählten rathen kann, über welche mir aber Beſtimmtes zu er-

Digitized by Google

ſahren, aller Bemühungen ungeachtet, bis jezt unmöglich geweſen iſt, hatte durch die dritte Hand alle noch übrigen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen verſtanden. —

Die jungen Sträflinge*).

Vom Grafen Alexander de Laborde.

Eine der peinlichſten Empfindungen, die man beym Beſuch der Gefängniſſe Frankreichs und leider noch vieler anderer Länder erleidet, geht aus dem Anblick des Zuſammenlebens von Kindern mit Verbrechern jedes Alters hervor. Dieſe ſchwachen Geſchöpfe, welche häufig nur durch die Sorgloſigkeit, die Verkehrtheit oder die Härte ihrer Eltern zum Laſter hingeriſſen wurden, und leicht wieder auf die Bahn der Tugend zurückgeführt werden könnten, nehmen in den Gefängniſſen ſchlimme und laſterhafte Gewohnungen an, die ſie in der Folge alsdann nicht wieder ablegen. Sie lernen daſelbſt, unter geſchickten Meiſtern, Alles, was gewandte Uebung und ſelbſt auch eine Art genialiſcher Verdorbenheit eingeben können.

Es finden ſich in den Gefängnißhäuſern eigentliche Kunſtlehrer vom Diebshandwerk, deren Dichten und Trachten ausſchließlich nur auf die Ausübung dieſes Gewerbes gerichtet iſt, und die von anders nichts reden, als von der Stärke und Gewandtheit, welche ſie darin erreicht haben. Die Kinder, die dieſen gefährlichen und keinen andern Unterricht empfangen, erkennen eine Art von Heldenmuth in all den Abenteuern, welche ihnen erzählt werden. Die nämliche ihnen inwohnende Herzhaftigkeit, mit der ſie ehrenvolle Gefahren beſtanden hätten, wenn ſie dazu wären angeführt worden, macht ſie nunmehr gegen die Furcht eines ſchändlichen Todes gleichgültig. Zeitlich von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, bereden ſie ſich, es ſey rühmlich, gegen dieſelbe Krieg zu führen, und ſie ſeyen berechtigt, für das erlittene ungerechte Schickſal Entſchädigung zu fordern. Die Zeit, welche ſie in dieſem ſcheußlichen Aufenthalte zubringen, iſt gerade die, worin ſie ein Handwerk lernen konnten, und wenn ſie im zwanzigſten bis fünf- und zwanzigſten Jahr daraus entlaſſen werden, ſo haben ſie nichts gelernt und können nichts mehr lernen. Ihre einzige Beſchäftigung iſt jezt die Anwendung des unglücklichen Unterrichts, welchen ſie erhalten haben.

Es iſt höchſt traurig auszuſprechen, aber in den franzöſiſchen Gefängniſſen befinden ſich bey achthundert Kinder von ſechszehn bis achtzehn Jahren, die zu vier- bis fünfjährigem Verhaft verurtheilt ſind; dieſe Zahl würde wohl noch das Doppelte betragen, wenn die Gerichtshöfe, denen der elende Zuſtand der Gefängniſſe bekannt iſt, nicht eine Menge Kinder unter ſechszehn Jahren freyſprechen würden, indem ſie den 66. Artikel des Straf-Geſetzbuches auf dieſelben anwenden, demnach der Richter befugt iſt, ſolche unglückliche Kinder ihren Familien zurückzuſenden, wofern angenommen werden kann, ſie hätten ohne Unterſcheidung (Ueberlegung und Urtheil) gehandelt. Was man nun auch ihretwegen für Maßregeln treffen mag, in den vorhandenen Gefängnißhäuſern werden dieſe immer ſehr mangelhaft ſeyn. Bleiben ſie in der Geſellſchaft erwachſener Sträflinge, ſo hat man geſehen, wie leicht und wie bald ſie verderbt werden müſſen; trennt man ſie von dieſen, und werden ſie in einem abgeſonderten Winkel des Gefängniſſes behalten, ſo wird es immer ſehr ſchwierig ſeyn, ihnen eine befriedigende Erziehung zu geben. Ihre kleine Zahl geſtattet weder die Anwendung des gegenſeitigen Unterrichts, noch der ihrem Alter, Lage und Charakter angemeſſenen Zucht, Strafen und Belohnungen; kein Wetteifer oder gute Beyſpiele mögen ermuthigend auf ſie wirken; ſie können nur die gemeinſten Arbeiten erlernen, wie das Wollekämmen, Baumwolleſpinnen und Strohflechten; Beſchäftigungen, die ihnen keinen hinlänglichen Broderwerb nach ihrer Entlaſſung ſichern; oder die Auslagen, welche ein anderweitiger Unterricht erheiſchen würde, wären übermäßig groß, und die Oertlichkeit des Hauſes würde dieß außerdem auch faſt nirgends geſtatten.

Solche Betrachtungen ſind es, die den Verfaſſer dieſes Aufſatzes veranlaßt haben, einen Plan für eine abgeſonderte Beſorgung und Behandlung dieſer Kinder zu entwerfen, welchen er der Oberpflege (conseil général) der Gefangenhäuſer, deren Mitglied er iſt, überreicht und der ihre einmüthige Genehmigung erhalten hat. Es beſtünde dieſer Entwurf darin, daß die Geſammtheit aller in den Gefängniſſen Frankreichs vorfindlicher Kinder, in zwey Central-Verhafthäuſer gebracht und nach beſondern Vorſchriften, eigenen Geſetzen, und einer ihrem Alter angepaßten Zucht und Ordnung behandelt würden. Es müßte dieſe Hausordnung ſehr ſtrenge ſeyn, um laſterhafte Neigungen zu beſiegen, und damit die Aufnahme in die Anſtalt nicht als ein Vortheil betrachtet werde; die Strenge müßte aber auch durch einige Belohnungen, und durch Strafänderungen für ſolche, die ſich durch gute Aufführung auszeichnen, gemildert werden. Zu Aufſehern dieſes Hauſes würden vorzugsweiſe vormalige Kriegsmänner zu wählen ſeyn, die mit ſtrenger Ordnungsliebe eine Art Würde und Offenheit verbinden, welche jungen Leuten gefällt und imponirt. Es ſollte für die Anſtalt ein Gebäude eingeräumt werden, das, gleich den Häuſern von Clairvaux und Fontevrault, etwas Landeigenthum beſäße, damit die Kinder zu einigen Arbeiten des Landbauers, zum Maurer- und Zimmergewerb angezogen werden können. In einer ſolchen Anſtalt würde alsdann jener ſittliche und religiöſe Unterricht, welchen man im den Gefängniſſen gerne einführen möchte, ſich vollends fruchtbar und wohlthätig erzeigen; denn verhehlen darf man ſichs nicht, welche Sorgfalt immer auch auf die Beſſerung alter Sträflinge verwandt wird, ſie mag höchſt ſelten einen guten Erfolg haben; die Gewöhnungen ihres Geiſtes und die Gefühle ihres Herzens ſind ſo tief gewurzelt, daß die Ausrottung derſelben ausnehmend ſchwer hält: ſie mögen ſich nicht mehr an Entbehrungen gewöhnen, auf denen die kräftigſten Beſſerungsmittel beruhen, und ſie beſitzen die Eigenſchaften und Kräfte auch nicht, mittelſt welcher man, auf ehrlichen Wegen, ſich Genüſſe verſchaffen kann; der Tod ſcheint ihnen zuläſſiger als das Leiden, oder auch ſchon als Mühe und Anſtrengung. Man kennt die Macht nicht, welche die Wolluſt des Müſſiggangs auf das gemeine Volk ausübt. Der Kindheit hingegen iſt eine Thätigkeit, ein Trieb zur Bewegung eigen, welche zur Arbeit geleitet, tugendhafte Menſchen und nützliche Bürger erzeugen, eben ſo leicht, als die Verführung Verbrecher aus ihnen erzieht.

---

*) Journal de la société de la morale chrétienne. Nr. 1. Paris. Mai 1822.

Die Oberpflege der Gefängniſſe, nachdem ſie, wie bereits iſt bemerkt worden, dem Vorſchlage der Errichtung von zwey Central-Verhafthäuſern für Kinder ihren Beyfall geſchenkt hatte, beauftragte den Verfaſſer des Vorſchlags ſich nach Dourdan, deſſen Schloß leer und verfügbar geworden war, zu begeben, um zu unterſuchen, ob dieſer Ort für eine ſolche Einrichtung tauglich ſeyn könnte: auf den erſten Bericht hin ward noch kein Beſchluß gefaßt, mit Hinſicht auf die ſehr bedeutenden Koſten, welche die Aufnahme von vier bis fünfhundert Kindern daſelbſt erforderte. Aber in der lezten, unter dem Vorſitz des Hrn. Simeon gehaltenen Verſammlung der Oberpflege ward beſchloſſen, es ſolle das Gebäude zu dieſem Zweck verwandt und die auf ungefähr 200,000 Fr. geſchäzte Summe der Koſten erſter Einrichtung auszumitteln Bedacht genommen werden. Die laufenden Ausgaben glaubte man für ſehr gering achten zu können, weil ſich dieſelben einzig auf die Verſetzung und Reiſe der Kinder beſchränken würden, zumal dieſe allzeit irgendwo beherbergt und genährt werden müßten. Man hoffte, die von dem Gefängniſſe-Verein (Société des prisons) geſammelten Unterzeichnungen, welche über 200,000 Fr. betragen, dazu verwenden zu können. Allein mehrere Glieder der Pflege achteten für beſſer gethan, dieſe Gelder für Austheilungen in den Departements zum Behuf von örtlichen Verbeſſerungen, deren viele überall ſehr wünſchenswerth ſind, zu verwenden. Die Sache blieb ſomit verſchoben und ſie wird vermuthlich erſt im kommenden Jahr neu zur Hand genommen werden können, wofern in der Zwiſchenzeit von einem Budget zum andern die Oberpflege ſich verſammelt und der Miniſter des Innern dieſe zufällige Ausgabe ins neue Budget bringt. Inzwiſchen haben einige großmüthige Perſonen, die mit Ungeduld der Ausführung eines ſo nützlichen Vorhabens entgegenſehen, von dem ſie ſich den wohlthätigſten Einfluß auf das heranwachſende Geſchlecht verſprechen, den Gedanken erfaßt, eine beſondere Unterzeichnung zu veranſtalten und ſich dafür einzig nur einige Theilnahme an der Aufſicht und Leitung der neuen Anſtalt vorzubehalten. Hr. Jean Greffuche, von dem dieſer Gedanke ausging, bietet eine Summe von 12,000 Fr. dafür an, und ſein ſchönes Vorbild wird gewiß bald überall viele Nachahmer finden. Möchte auch die Regierung die Sache ihrer Aufmerkſamkeit würdigen und die Gründung einer Anſtalt begünſtigen, die ihresgleichen in Europa nicht hat, und die, wir glauben es ſagen zu dürfen, ſobald ſie in ihren Einrichtungen und Ergebniſſen bekannt wäre, in andern Ländern nachgeahmt werden würde.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Peſth, im Juli.

— — Die Albaneſerin, die wie die ſchöne Helena die Fackel der Zwietracht in das recenſirende Griechenthum warf, erſchien. Alles was die Löſchpapierne, die Sauerampfer ꝛc., Alles was die Wiener Herren und Herren Müllner pro und contra harangwirt und hazardirt hatten, ſpannte unſere Aufmerkſamkeit aufs Höchſte. Müllner hatte in der Schuld ſein Kreditiv der höchſten dramatiſchen Potenz beurkundet, nun konnten wir unmöglich auf ſo gut gläubig, blos auf Parole der Hebenſtreite ꝛc. der armen uns noch unbekannten Albana die Thür weiſen. Wir hatten uns zwar ſchon tüchtig, wie die Juden zu ihrer Beſchneidung, den Rezenſentennagel geſpizt, um dieſe Albana auch ein wenig zu zupfen. Mein Gott! ſchimpfen iſt genial, und ſeitdem das kritiſche jus gladii an Unmündige kam und das Rezenſiren wie die rachitiſche Krankheit und die häutige Bräune zu den Kinderkrankheiten gehört, geht Alles bunt über Eck, und überhaupt muß man dem zu dick anſchwellenden Lorbeerkranz des Nächſten ein Paar Blättchen zur eignen Ruhmbrühe auszupfen. Doch der Vorhang rauſchte 5 mahl auf und 5 mahl nieder, und wir waren ſo kurzhörig, nur den Dichter, die Dichtung, die poetiſche Gedankenfülle, das hochwaltende Schickſal zu hören, und alle Rezenſionen zu vergeſſen. Ey, freylich ſpielt Liebe und nichts als Liebe die Hauptrolle in dieſem Trauerſpiel; aber iſt es darum bürgerlich arm? Hoho! Was macht ihr dann mit der Phädra? mit der meſſeniſchen (?) Braut? In euren Kritiken ſpielt Haß und nichts als Haß die Hauptrolle, ſie ſind deßhalb auch an Gerechtigkeit arm. Das Stück wurde, troz der weniger als mittelmäßigen Darſtellung, mit Enthuſiasmus aufgenommen. Ich wollte mich detaillirt darüber und über mehrere neueren Produkte des Auslandes, die bis zu uns drangen, ausſprechen, allein es war dem Coterien-Geiſte der Wiener Journaliſtik nicht entſprechend. Es wäre mir daher erwünſcht, einen freyeren Spielraum in dieſem Blatte zu finden, wovon die Aufnahme dieſer freylich ſehr verſpäteten Theaternachricht mich am bequemſten in Kenntniß ſetzen würde.

Sr.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 73.

Nro. 220.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 13. September 1822.

Der Bosheit Damm ſind die Geſetze. Tauſende
Umgraben ihn. Er zittert ſchon! er fällt!
Und eine neue Sündfluth decket brauſend
Mit neuem Scheuſal eine Welt.

Frd. v. M.

Hinrichtung des griechiſchen Patriarchen, dreyer Biſchöfe und acht Geiſtlichen. *)

Vor dem 21. April waren ſchreckliche Auftritte in Konſtantinopel vorgefallen. Jedoch hatte man ſich ein wenig beruhigt. Die Mordthaten hörten am Abend des 20ſten auf. Zahlreiche Abtheilungen Soldaten, durch Offiziere von höherem Range und großer Klugheit angeführt, zerſtreuten die Mörderbanden. Die Chriſten glaubten, die Regierung treffe endlich wohlwollende Verfügungen; man ſchmeichelte ſich, wieder einige Tage Ruhe zu genießen. Es war jedoch eine Falle, die man der Leichtgläubigkeit der Griechen legte; denn am Abend und in der Nacht wurden mehr als dreyhundert derſelben verhaftet, und den andern Tag und die folgenden Tage ohne irgend eine Unterſuchung hingerichtet.

Die Feyerlichkeit des Sonntags war zu groß, um dem Gottesdienſte nicht beyzuwohnen; allein der Schrecken wirkte ſo ſtark auf die Gemüther, daß nur wenige Perſonen ſich in die Kirchen begaben **).

Damals zeigte ſich die ganze Verſtellung und die Treuloſigkeit des türkiſchen Charakters, ſelbſt an den erſten Reichsbeamten. Die hölliſche Wuth der Pforte war durch das Blut, welches ſie an den vorhergehenden Tagen hatte vergießen laſſen, noch nicht geſtillt; ſie brauchte ausgezeichnetere Opfer. Um die Trümmer des griechiſchen Volks, die ſich der Wuth nicht hatten entziehen können, zu vernichten, dachten die Miniſter darauf, Alles, was noch Hohes und Ausgezeichnetes da war, öffentlich zu opfern. Schon war der Fürſt Muruſi, welcher geheimer Verbindungen mit den Rebellen angeklagt wurde, enthauptet worden. Jetzt waren nur noch Prälaten und der Patriarch, ein ehrwürdiger Mann von einer Frömmigkeit, die ſeinen Rang noch erhöhte, in der Gewalt der Barbaren. Dieſer Greis, den achtzig Jahre eines tadelloſen Lebens faſt zu dem Range der Heiligen erhob, denen er ſich durch Menſchenliebe und eine in unſern Tagen ſeltene Glaubenseinfalt näherte, zog vor, ſich eher jedem Ungemache auszuſetzen, als ſeine Heerde in jenen Tagen der Noth zu verlaſſen, und blieb beſtändig in der Hauptſtadt, wo er die heiligen Verrichtungen, die ſein Amt ihm auflegte, ausübte. Er hätte anfänglich auch fliehen können; allein ſtark durch ein reines Gewiſſen, und die wenigen Jahre, die ihm noch übrig blieben, verachtend, ergab er ſich darein, ſie zum Opfer zu bringen. Dreymal war er aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorgerufen worden, um ſich auf den Stuhl des Patriarchen zu ſetzen; die Regierung war dieſem frommen Greiſe, deſſen Weisheit ſeinen Tugenden gleich kam, die größten Verbindlichkeiten ſchuldig; oft hatte er irregeführte Provinzen unter den Gehorſam des Sultans zurückgeführt: ſein Rath war ſelbſt den Vezieren in ihren Verhältniſſen mit den fremden Mächten nicht ohne Nutzen. Aber Alles war vergeſſen: vom Anfange der Revolution an ſahen die Barbarey in ihm nur ein Opfer, deſſen Hinrichtung ihre Feinde in Verzweiflung bringen konnte. Sein Tod war ſchon beſchloſſen, und die Gründe, die man zu deſſen Rechtfertigung in den Augen der europäiſchen Geſandten erfand, waren nur bloße Vorwände.

---

*) Bruchſtück aus Histoire des événemens de la Grèce etc. par Raffenel, à Paris 1822.

**) Der Grieche iſt ſo gewiſſenhaft in der Beobachtung ſeiner Andachtsübungen, daß er ſich eher Allem ausſetzen würde, als dabey zu fehlen. Dieß gilt jedoch nicht ohne Ausnahme und bezieht ſich nur auf Perſonen von der niedern Klaſſe. Indeſſen bewieſen die leeren Kirchen am Oſtertage, daß große Furcht noch mehr auf die Gemüther wirkt, als das Gewiſſen.

Nach dem Tode des Fürſten Muruſi wurde auch deſſen Familie verhaftet: die Pforte wollte ſie als Geißel behalten, um ſie für den Erfolg der griechiſchen Waffen verantwortlich zu machen. Dieſe Verhaftung ſezte übrigens in Verlegenheit wegen der Bewachung dieſer Familie; mehr brauchte es nicht, um eine Wahl zu treffen; ſie wurde dem Patriarchen anvertraut.

Der Vezier, die wahre Urſache ſeines Benehmens mit dem Schleyer eines grenzenloſen Zutrauens bedeckend, ließ den ehrwürdigen Patriarchen kommen, und indem er ihn noch mit mehr Auszeichnung als zuvor behandelte, erklärte er ihm die ganze Wichtigkeit, welchen die Pforte in den Beſitz jener hohen Gefangenen ſezte; darauf gab er ihm zu verſtehen, der Sultan habe bey dieſer Gelegenheit keinen ſeinen Intereſſen ergebenern Mann wählen können, als ihn; er werde daher beauftragt, über dieſe Familie zu wachen, und ihr in ſeinem Palaſte einen Zufluchtsort zu geben. Der Verräther hatte ſogar die Heucheley hinzuzuſetzen, der griechiſche Patriarch werde für dieſe Damen und ihre Kinder ein angenehmerer Hüter ſeyn, als ein Muſelmann. In Folge dieſer Unterredung wurde die Familie zu dem Patriarchen geführt, welcher die Falle, die man ſeiner Ehrlichkeit legte, nicht argwohnte. Glücklich, dieſen Unglücklichen noch einigen Troſt geben zu können, willigte er mit Freuden ein, und täuſchte ſich ſo ſehr, daß er ſogar glaubte, die Menſchlichkeit habe noch einigen Antheil an dieſem hölliſchen Anſchlage.

Einen Theil des Tags dem Nachdenken oder dem Gebete ergeben, bewilligte er ſeinen Gefangenen alle mögliche Freyheit, indem er ſich nicht vorſtellte, daß ſie dieſelbe ſo weit mißbrauchen könnten, ihn in Gefahr zu bringen; vielleicht auch, indem er ſich einem Gefühle von Mitleiden überließ, wünſchte er im Geheimen die Flucht jener Unglücklichen, die ohne Zweifel ein naher Tod erwartete: es iſt aber kein Beweis vorhanden, daß er dazu behülflich geweſen ſey. Kurz, die Frauen, deren Thränen immer ſo mächtig ſind, gewannen einen der Geiſtlichen, die ihnen als Wache dienten: Dieſer Mann ließ ſich, ſey es aus Mitleiden oder aus Eigennutz, bereden; durch ſeine Sorge wurde ein europäiſches Fahrzeug nach den Inſeln gemiethet, auf dem ſich die ganze geächtete Familie einſchiffte und ſich von Konſtantinopel entfernte, ehe nur die Leute des Patriarchen ihre Abweſenheit bemerkt hatten.

Sobald der Patriarch dieſe Begebenheit erfuhr, ſagte er ruhig zu den ihn umgebenden Prälaten: das iſt mein Todesurtheil! Er dachte nicht, daß der größte Theil ſeiner Geiſtlichkeit in dieſelbe Achtung verwickelt werden ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Entſumpfung des Linththales.

(Beſchluß.)

Die von der Tagſatzung zu ernennende Linth-Waſſerbau-Polizeykommiſſion wird nun künftighin die Aufſicht der Erhaltung und die Leitung des Unterhaltes aller Linthkanäle, Ufer und Dämme, von der Brücke zu Nettſtall im Kanton Glarus bis in den Zürich-See, beſorgen. Sie verwaltet eine Kaſſe, deren Einnahme aus den Pachtzinſen ausgedehnter, der Unternehmung von Anfang an zugeſicherter, und für unveräußerlich erklärter Grundſtücke beſteht, und aus welcher die Unkoſten der Polizey-Aufſicht, die Beſoldung der Linth-Aufſeher und die Koſten derjenigen Linth-Arbeiten beſtritten werden müſſen, welche den gewöhnlichen (den anſtoßenden Gemeinheiten obliegenden) Linth-Unterhalt überſteigen. Dieſe Aufſichtskommiſſion mit den techniſchen Verhältniſſen des ihrer Beſorgung zu übergebenden Werkes bekannt zu machen, war jezt die Aufgabe, welche in der von Hrn. Staatsrath Eſcher entworfenen Inſtruktion befriedigend gelöst iſt. „Wenn ſchon die Tagſatzung vom Jahr 1804 (ſo drückt ihr Verfaſſer ſich, im Namen der bisherigen Aufſichtskommiſſion der Linth-Arbeiten aus) die Nothwendigkeit einer bleibenden eidgenöſſiſchen Aufſicht über dieſe National-Arbeiten weiſe vorherſah; um wie viel nothwendiger iſt dieſelbe durch die große Ausdehnung und die vielfältigen techniſchen Schwierigkeiten geworden, welche die Unternehmung erſt ſpäter erhielt, und in ihrer Ausführung darbot! Damals war es um eine bloße Correktion des Linthlaufes und um die einzige neue Leitung der Glarnerlinth in den Wallenſee zu thun. Jezt haben wir dagegen dieſe Leitung der Linth in den Wallenſee durch einen ſchönen Kunſtkanal und einen ganz neuen Linthlauf vom Wallenſee bis tief unter Grynau herab, vor uns. Die Ausführung dieſer bedeutenden Arbeiten dauerte bey funfzehn Jahre ununterbrochen, nicht aus Mangel an Hülfsmitteln, ſondern wegen der nothwendigen Stufenfolge der Arbeiten, und ihrer Sicherung bis zur vollſtändigen Ausführung, gegen die außerordentlichen Hochgewäſſer, welche im Laufe dieſes langen Zeitraumes eintraten. Durch dieſe Ausdehnung der Unternehmung trat eine Mannigfaltigkeit verſchiedener Arten von Waſſerbauten ein, wie bey ähnlichen Unternehmungen wohl nicht leicht ſtattgefunden hat. Während der Ausführung dieſer verſchiedentlichen Arbeiten wurden

Erfahrungen und Beobachtungen geſammelt, welche für die Wiſſenſchaft überhaupt wichtig, beſonders aber für den künftigen Fortbeſtand aller dieſer Arbeiten nothwendig zu berückſichtigen ſind. Dieſe Erfahrungen, inſoweit ſie auf den künftigen Unterhalt der Linth-Arbeiten Bezug haben, ſind nun in der Inſtruktion für die Waſſerbau-Polizey-Commiſſion, gleichſam wie in einem Teſtamente der abtretenden Aufſichts Commiſſion niedergelegt, und dieſe erfüllte den ihr ertheilten Auftrag mit Freuden, ungeachtet ſie dadurch in die Nothwendigkeit geſezt ward, zunächſt die ſchwächeren Seiten ihrer Arbeiten zu entwickeln und kundzumachen. Schwächen liegen ja in der Natur aller menſchlichen Arbeiten; durch offene Anerkennung aber und durch gehörige Berückſichtigung derſelben kann ihnen am beſten geſteuert werden.“

Hinwieder ſchließt ſich dieſe Vermächtnißſchrift der Aufſichtskommiſſion mit folgender Stelle: „Schon ſeit mehr als einem halben Jahrhunderte zeigt ſich in faſt allen aus den Schweizer-Alpen abfließenden Strömen eine bedeutende Vermehrung der Geſchiebe, welche ſie in die flächern Thäler herabrollen. Dieſe vermehrten Geſchiebelaſten ſind wohl unzweifelhaft eine Folge der ſchnell überhand nehmenden Verminderung der Waldungen an den Gebirgsabhängen. Zwar ſind verſchiedene Regierungen auf dieſen wichtigen Gegenſtand aufmerkſam und ernſtlich bemüht, dem fortſchreitenden Uebel Einhalt zu thun; aber kaum dürften hierüber die ältern ſichernden Verhältniſſe je wieder herzuſtellen ſeyn, und man wird ſich glücklich ſchätzen müſſen, wenn man nur die weitere Ausdehnung des Uebels zu verhindern im Stande iſt. Durch dieſe ſtärkere Geſchiebebelaſtung der Ströme iſt die Waſſerbaukunſt zu einem wichtigen Bedürfniß der höhern Landespolizey geworden, und die Linthunternehmung hat neben anderm auch wohl das Verdienſt, dieſe wichtige Wiſſenſchaft im Vaterlande zu Ehren und Anſehen erhoben zu haben. Durch dieſes Anſehen und dieſes allgemein gefühlte Bedürfniß wird aber die Waſſerbaukunſt nun auch wiſſenſchaftlicher betrieben, als zuvor, und ſie iſt im Falle, mit gehöriger Zuratheziehung der höhern Naturgeſchichte der Gebirge, noch wichtige Fortſchritte zu machen. Hoffentlich wird die eidgenöſſiſche Tagſatzung ſich immer im Falle befinden, einige wiſſenſchaftlich gebildete Männer dieſes Faches menſchlichen Wiſſens in die Linthwaſſerbau Polizeykommiſſion zu verordnen, welche mit den weitern Fortſchritten der Wiſſenſchaften vertraut, nicht blos im Falle ſeyn werden, die techniſchen Grundſätze, nach welchen die Linthcorrektion ausgeführt wurde, zu überblicken; ſondern auch die Winke gehörig zu würdigen, welche in dieſer Inſtruktion für die Unterhaltung des ſchönen Nationalwerks und ſeiner wohlthätigen Wirkungen ertheilt werden. Es gereicht ſelbſt der Linthaufſichts-Commiſſion, welche mit ſo vieljähriger Anſtrengung dieſes Werk ausgeführt hat, zur belohnenden Beruhigung, daß ſie vorſieht: es werde dieſes ihr Werk auf die fernſten Zeiten hinaus immer von Männern erhalten und beſorgt bleiben, welche mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaft vertraut, nach und nach manche Lücke ausfüllen können, die ſich beym jetzigen noch beſchränktern Zuſtande der Wiſſenſchaft in die Lintharbeiten eingeſchlichen haben dürften. Mögen die Wiſſenſchaften überhaupt zur Sicherung und Erhöhung des Wohlſtandes des Vaterlandes und zur höhern Ausbildung ſeiner Bürger immerfort in demſelben blühen, und möge ihnen immerfort derjenige reine vaterländiſche Sinn und Gemeingeiſt zur Seite ſtehen, welcher die Linthunternehmung zum Segen des von ihr betroffenen Landes zur Ausführung brachte.“

Schottiſche Anekdoten*).

In der Schlacht bey Inverkeithing zwiſchen den Royaliſten und Cromwells-Truppen blieben fünfhundert von des Laird von M'Leans Leuten todt auf dem Platze. In der Hitze des Gefechts opferten ſieben Brüder von demſelben Clan ihr Leben für ihren Führer. Sir Hector Maclean, welchen der Feind hart drängte, ward von dieſen Brüdern unterſtüzt und gedeckt, und ſo wie einer von ihnen fiel, warf ſich ein anderer an ſeine Stelle und rief: „Ein anderer für den Hector!“ Ein Ausruf, der ſich bis zu dieſem Tage als Sprichwort erhalten hat, wenn irgend eine plötzliche Gefahr eintritt, die augenblicklicher Hülfe bedarf.

◆

Der leztverſtorbene James Menzies von Culdares hatte an der Rebellion von 1715 Theil genommen und war zu Preſton und Lancaſhire zum Gefangenen gemacht worden. Man brachte ihn nach London, wo er gerichtet und zum Tode verurtheilt, aber nachher begnadigt wurde. Dankbar für dieſe Milde, blieb er im Jahr 1745 zu Hauſe; der alten Sache aber im Herzen getreu, ſandte er dem Prinzen Karl auf ſeinem Marſche in England ein ſchönes Reitpferd zum Geſchenke. Der Diener, welcher das Pferd überliefert hatte, fiel den Engländern in die Hände, und ward zu Carlisle zum Tode verurtheilt. Damit er die Perſon entdecke, die das Pferd geſandt, drohte man ihm abwechſelnd mit augenblicklicher Hinrichtung, wenn er die Entdeckung verweigerte und verſprach ihm Freyheit, im Fall er ſie machte; beydes aber verfehlte ſeinen Eindruck bey dieſem treuen Diener. Er wiſſe, ſagte er, welche Folgen ſeine Entdeckung für ſeinen Herrn haben würde, und ſein eigenes Leben ſey nichts in dieſem Vergleich. Als man ihn zur Richtſtätte führte, drang man aufs Neue in ihn, ſeinen Herrn anzugeben. Er fragte, ob man ihn im Ernſte für einen ſolchen Elenden halten könne? Wenn er thäte, was man von ihm verlange und ſeinen Herrn und das ihm anvertraute Unterpfand vergäße, dürfe er nicht nach ſeinem Vaterlande zurückkehren, denn Glenlyon würde ihm nicht länger eine Heimath bieten, indem allgemeine Verachtung ihn aus derſelben hinwegtreiben würde. Er blieb alſo feſt und litt den Tod. Dieſes treuen Dieners Namen war John Macnaughton von Glenlyon in Perthſhire; ſein Name verdient der Erwähnung, ſowol ſeiner eigenen Treue wegen, als um des Zeugniſſes willen, das er von den ehrenvollen Grundſätzen und dem Abſcheue gibt, welches dieſes Volk gegen den Treubruch gegen einen gütigen und würdigen Herrn hegte, wie groß auch die Gefahr oder der Nachtheil für den Mann ſelbſt ſeyn kann.

---

*) Aus des Oberſten Stewarts Sketches of the character, manners et present State of the Highlands of Scotland etc. London 1822.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Ende Auguſt.

So lebhaft auch in den beyden verfloſſenen Monaten der Durchzug der Reiſenden war, die, aus dem Norden und Oſten kommend, ſich nach den Heilquellen des Taunus begaben, und von da wieder zurück nach ihrer Heimath kehrten, ſo boten ſich doch während dieſer Periode wenig Erſcheinungen dar, deren Erwähnung einiges Intereſſe gewähren könnte. Hiervon nehme ich jedoch aus die Gegenwart einiger Männer aus Hellas, die, abgeſehen von ihren politiſchen Zwecken, die dem Publikum fremd blieben, durch ihre perſönlichen Eigenſchaften bey allen denen ein großes Intereſſe erweckten, denen die Sache ihres Vaterlandes am Herzen liegt. Die gebildeten Klaſſen unter allen Nationen, behauptet man, haben in der europäiſchen Geſellſchaft eine Aehnlichkeit der äußern Sitte und des ſocialen Benehmens, die für die allgemeine Civiliſation unſers Welttheils vortheilhaft zeugt. Und in der That, jene griechiſchen Männer legten den Beweis ab, daß auch ihr Vaterland würdig ſey, ſelbſtſtändiger Theil des geſitteten Europas zu ſeyn. Eine vielſeitige Sprachkenntniß ließ vermuthen, daß ſie eine Erziehung genoſſen, wie nur den reichern und vornehmern Ständen unter uns Europäern ſolche zu Theil wird, und in ſo weit in den Zirkeln, die ſie beſuchten, ſich die Veranlaſſung darbot, Proben von einer höhern wiſſenſchaftlichen Geiſtesbildung abzulegen, ſo hatte man auch an ihnen die Gelegenheit zu bemerken, daß, ſchon ſeit geraumer Zeit, und des türkiſchen Joches ungeachtet, der alte klaſſiſche Geiſt Griechenlands wieder erſtanden ſey.

Von reiſenden Künſtlern beſuchten uns mehrere, unter denen ich Ihnen Dem. Corri nenne, erſte Sängerin der italieniſchen Oper zu London, und, nach der Ankündigung, „einzige Schülerin von Mad. Catalani.“ Wenn, wie es wahrſcheinlich iſt, die Künſtlerin durch dieſes Prädikat ſich zu empfehlen beabſichtigte, ſo verfehlte ſie ihres Zwecks. Die Talente, meinten Kunſtkenner, womit die Natur Mad. Catalani ausgeſtattet, laſſen durch Unterricht ſich nicht übertragen, und nicht immer iſt der geniale Künſtler ein guter Lehrer der Kunſt. Demungeachtet debütirte Dem. Corri nicht ohne Beyfall. Ihre kräftige, wohltönende Altſtimme zeichnete ſich beſonders durch Ausdauer, verbunden mit Reinheit in der Tiefe aus.

Auf der Bühne ſahen und hörten wir Anfangs Juli noch die beliebte Dem. Canzi, die bis zu ihrer Abreiſe fortfuhr, des Publikums ungetheilten Beyfall zu genießen. Nicht ſo glücklich war ein Hr. Gollmik vom Amſterdamer Theater, der nur einmal, als Orbaſſan im Tankred, auftrat. Seinen derben Baß und ſeine veraltete Manier wollte man nicht im Einklange mit den gebildeten Sangkünſtlern unſerer Bühne finden. An einem Hrn. Kunſt vom Stadt-Theater zu Bremen, der in der Ahnfrau den Jaromir und im Hamlet den Prinzen gab, gefielen zwar Geſtalt, Organ und Sprache, doch vermißte man an dem jungen Künſtler noch ſehr jene Ausbildung der Naturanlagen, die nur ein längeres Studium der Kunſt und ſceniſche Uebung ſelbſt gewähren können. Unter den Mitgliedern des hieſigen Theaters fährt Dem. Rotſchammer fort, mit gleichen Erfolgen auf der von ihr betretenen Laufbahn zu wandeln. Auch Dem. Lindner ſcheint durch den Beyfall, den ſie auf ihrer lezten Kunſtreiſe zu Berlin und Dresden einerntete, dem hieſigen Publikum mit Recht um ſo theurer geworden zu ſeyn, da ſie, wie man ſagt, ſehr vortheilhafte Anerbietungen ausgeſchlagen hat, die man in Preußens Hauptſtadt ihr machte. Einen empfindlichen Verluſt erlitten wir durch den unvermutheten Abgang des Schauſpielers Becker, der, aus ſeither noch unbekannten Beweggründen und mit Hintanſetzung der kontraktmäßig eingegangenen Verpflichtungen, Theater und Stadt verlaſſen hat.

Von neuen Stücken wurden in den beyden lezten Monaten nur zwey gegeben: Die Reiſe nach Dieppe, ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, frey nach dem Franzöſiſchen von Aug. Wichmann, und: Das Gaſthaus zur Sonne, von H. Clauren (Heun). Neu einſtudirt wurden: Clavigo, von Goethe, und die Oper: Eliſabeth. Für dieſe Seltenheit an Neuigkeiten wird uns wohl die bevorſtehende Meſſe entſchädigen, wovon ein jeder Sonntag, nach altem Brauch, ein neues Stück auf die Bühne bringt.

Wenn dem Publikum zu Paris die ihm unbefugt drückende Erſcheinung engliſcher Schauſpieler auf einer National-Bühne Aergerniß gab, und die Veranlaſſung mehrerer tumultariſcher Auftritte wurde, ſo brachte eine ähnliche Wirkung hier die unberufene Gegenwart eines Britten in einer Privatloge des Theaters hervor, deren Eigenthümer den Fremden ſich nicht wollte aufdringen laſſen. Waren indeſſen die urſprünglichen Motive beyderley Ereigniſſe vielleicht identiſch, da man ſolche in dem Haſſe gegen die Inſulaner ſuchen kann, ſo unterſchieden ſich dieſelben in ihren thätlichen Folgen weſentlich. Zu Paris waren es die Organe der öffentlichen Gewalt, welche die engliſchen Schauſpieler gegen die Mißhandlungen des Publikums in Schutz nahmen; hier war es das Publikum, welches der kollektiven Polizey-Gewalt gegen das Individuum, deſſen überlegenen Stärke ſie nicht gewachſen ſchien, durch Worte und That Beyſtand leiſtete. Dieſer Hülfe, gegen deren Statthaftigkeit und Decenz indeſſen mehrere Zweifel ſeitdem erhoben worden ſind, und deren Erfolge die dabey betheiligten Perſonen nicht ohne Wunden und Schmerz errangen, iſt es zu verdanken, daß man endlich des kräftigen und im Fauſtkampfe wohl geübten Britten Meiſter wurde, dem man einige Wochen Muße geſchenkt hat, um in der Einſamkeit des Gefängniſſes über die Unbeſonnenheit nachzudenken, gegen die deutſche Sitte zu fehlen. Außer dieſer Beſſerungsſtrafe wartet ſeiner nun noch ein Civil-Prozeß, weil er ſich um ſo weniger dazu verſtehen will, dem gegneriſchen Theile die ihm angeſonnene Entſchädigung zu leiſten, als er den beſtandenen Kampf aus dem Geſichtspunkte abgedrungener Nothwehr betrachtet.

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Nro. 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. September 1822.

Geſundheit, Himmelskind!
Der beſten Gaben Quelle du,
Aus der uns Segen, Luſt und Ruh
In ſüßen Strömen rinnt.
O kämſt du wieder mir,
Und ſchlüge wieder friſch mein Herz,
Ich lachte Glück und Ruhmes Scherz,
Und diente, diente dir!

Engliſch.

Geſchichte einer merkwürdigen Krankheit *).

(Einzelne Beyſpiele von der Kraft, mit welcher die Natur des menſchlichen Körpers fremde Körper von ſich treibt, ſind in der Heilkunde bekannt; auch das krankhafte Gelüſt, dergleichen zu verſchlucken; aber in gleichem Maße, wie bey der hier in Frage ſtehenden Kranken, möchte noch kein Fall vorgekommen ſeyn. Sehr auffallend iſt es, daß der däniſche Arzt bey dem Zuſtand ſeiner Kranken nicht an Somnambulismus gedacht zu haben, noch des Magnetismus ſich zu bedienen verſucht geweſen ſcheint. Wir können nicht umhin, dabey an den 1783 in Glarus ſtatt gefundnen Hexenprozeß zu erinnern.)

Fräulein ** von einer ſehr ſchwachen Konſtitution, obgleich von ſehr ſcharfen Verſtande, erfreuete ſich bis in ihr vierzehntes Jahr einer guten Geſundheit. Den 16. Auguſt 1807 wurde ſie von einer Kolik, die achtzehn Tage anhielt, befallen, und als die Zufälle den 3. September ſtark zugenommen hatten, wurde der Profeſſor Herholt gerufen. Die Kranke fühlte einige Beklemmung, litt an großem Schmerz in der Bruſt und in den Lenden ꝛc.; auch fühlte ſie ſich ſehr geſchwächt, und der Körper war mit einem kalten Schweiß bedeckt. Sie konnte weder vertragen ſich zu bewegen noch zu liegen, ſchrie unaufhörlich, daß ſie eine innere Hitze, die wie Feuer brenne, empfinde, und brachte die mehrſten Nächte und Tage ſchlaflos zu. Der Athemzug war ſchwer und ängſtlich, und der Puls hart, jedoch durch antiphlogiſtiſche Behandlung wurde ſie nach Verlauf einiger Tage von der Krankheit und den Schmerzen befreyt.

Während des Bombardements, das beſonders das Nervenſyſtem ſehr vieler Frauen erſchütterte, wurden die Nerven der Kranken jedoch nicht angegriffen, ſie befand ſich wohl bis an den 24. November, da ſie plötzlich die Roſe in dem Geſicht bekam. Die neuen Fieber-Anfälle wurden durch gewöhnliche Mittel nach einigen Tagen gehoben, kehrten aber nach kurzer Zeit wieder zurück, und in einem ſo hohen Grade, daß man ſogar ihre Wiederherſtellung bezweifelte.

Im Jahr 1808 wurde ihr Zuſtand noch ſchlimmer. Ihr Geſicht war bleich und hager, das Herz klopfte ſtark, die Hitze nahm zu, ſie wurde ſchwindlich, und der ganze Körper zitterte mitunter ſo ſtark, daß ſie weder gehen, ſtehen, noch ſitzen konnte. Die Aerzte, welche conſultirt wurden, hielten die Krankheit für hyſteriſch, allein keiner von ihnen vermochte zu helfen, und alle angewandte kräftige Arzneymittel waren fruchtlos. Vom März 1808 bis Mai im nächſten Jahre fielen ſo verſchiedene Veränderungen in der Krankheit vor, daß es gar zu weitläufig werden würde, alle hier zu erwähnen.

Vom Anfang dieſes Zeitpunktes, und beynahe in den drey folgenden Wochen, verſank ſie häufig in Ohnmachten, doch wurde ſie durch die angewandten Mittel bald wieder zu ſich ſelbſt gebracht. Während des Anfalles lag ſie wie eine

---

*) Observatio de affectibus morbosis virginis havniensis, cui plurimae acus e variis corporis partibus excisae et extractae sunt etc. von dem Hrn. Profeſſor Herholt, Ritter von Danebrog und Oberarzt am Friedrichs-Hoſpital.

Sterbende ohne Beſinnung und Bewegung. — Der Puls ging mitunter ſchwach, mitunter beynahe gar nicht, und der Athem war kaum zu merken. Sobald der Gebrauch der Sinne und die Bewegung zurückgekehrt war, klagte ſie beynahe nie über Schmerz, und während der Zwiſchenräume des Paroxismus beſchäftigte ſie ſich bey einer außerordentlichen Ruhe der Seele mit häuslichen Geſchäften, und verbrachte die Nächte im ruhigen Schlaf, befreyt von beynahe allen Symptomen. In dieſer Periode ſtimmten mehrere berühmte Aerzte darin überein, daß ſie Würmer habe, allein auch die dagegen angewandte Mittel waren ohne Erfolg. Die Aerzte hielten es nun für das Beſte, gar keine Arzneymittel anzuwenden, und die Kranke, immer hoffend hergeſtellt zu werden, verblieb ruhig und ſtandhaft.

Am Schluß des Aprils 1808 nahm die Krankheit eine andere noch ſchrecklichere Geſtalt an; denn von dieſer Zeit fanden ſich zugleich heftige krampfhafte Bewegungen ein, welche die Schmerzen der Kranken immer mehr und mehr vermehrten und mitunter von Wahnſinn begleitet waren. Die Symptome der Krankheit waren nun höchſt traurig. Während der heftigſten Anfälle von Krampf ſang ſie zuweilen mit der größten Harmonie, als befände ſie ſich ganz wohl, und ſagte Stellen aus den Werken berühmter Dichter mit einem Erſtaunen erregenden Gedächtniß her; allein am häufigſten war ſie in ihrem Wahnſinn ſo unbändig, daß die vereinten Kräfte mehrerer Männer ihr kaum widerſtanden, und ſie hat ſo laut geſchrien, daß man ſie nicht allein durch das ganze Haus, ſondern in der ganzen Nachbarſchaft hören konnte. Zuweilen lag ſie in einem ſtarken Schlaf, wie ein Todter ohne Gefühl und Bewegung, allein bald kehrte jener furchtbare Krampf wieder zurück.

Dieſer Zuſtand hielt unverändert an, bis den 20. Mai 1808, als ſie Blut auszuwerfen, und furchtbar zu huſten begann. — Sie warf eine äußerſt übelriechende ſchwarze Materie aus, und der Huſten hielt oft, mit beynahe gleicher Gewalt, eine halbe Stunde an. Nach dem 24. Mai warf ſie zwar nicht länger Blut aus, allein die übrigen Symptome der Krankheit wechſelten, konnte man ſagen, während ſieben Monaten mit einander ab. In dieſer langen Periode verfiel die Kranke beynahe täglich in eine Ohnmacht, oder einen bewußtloſen Zuſtand, der oft ſo mächtig war, daß ſie ſelbſt durch heftige Schläge nicht erweckt werden konnte; doch war ſie indeſſen in einzelnen Stunden ſich ſelbſt bewußt und ſchmerzenlos.

Den 5. Januar 1809 veränderte ſich die Krankheit aber nicht zum Beſſern, denn verſchiedene gefährliche Zufälle traten ein, an denen die dagegen angewandten Mittel meiſtens ſcheiterten. Vom März-Monat deſſelben Jahres verminderten ſich zwar die hyſteriſchen Zufälle, Ohnmachten und Convulſionen, doch hörten ſie nicht ganz auf; jedoch genoß ſie nach einem Monat Ruhe des Nachts, wachte von ſich ſelbſt früh des Morgens auf und war heiter am Tage. Allein dieſer beſſere Zuſtand war leider nicht von langer Dauer. Denn nach Verlauf einiger Tage, ſchlief ſie wieder ſo feſt, daß ſie nicht durch Schläge erweckt werden konnte, und daß ſie bis gegen Mittag ohne Gefühl und Bewegung, mit ſehr ſchwachem Athemzug dalag, welcher bewußtloſer Zuſtand in Wuth und Wahnſinn überging. Um ſie aus dieſer Ohnmacht zu erwecken, gerieth man auf den Einfall, Schnupftaback anzuwenden, und ſie wurde wirklich dadurch aufs Neue zur Beſinnung und Bewegung gebracht; nach und nach aber machte dieß Mittel, ſo wie es bisher angewandt wurde, keine ſonderliche Wirkung mehr. Glücklicherweiſe ward Profeſſor Herholt darauf aufmerkſam, daß es jedoch wirkte, wenn die Kranke den Mund geſchloſſen hatte, und die bezweckte Abſicht wurde erreicht.

(Der Beſchluß folgt.)

Hinrichtung des griechiſchen Patriarchen, dreyer Biſchöfe und acht Geiſtlichen.

(Fortſetzung.)

Der Patriarch kehrte zu dem Vezier, wo er kurz vorher mit Schmeicheleyen überhäuft worden war, zurück: daß er aber dießmal von dem Miniſter mit einem ſtrengen Geſichte empfangen wurde, läßt glauben, jene Flucht ſey für ihn, den Meiſter in der Verſtellungskunſt, nicht gänzlich ein Geheimniß geweſen: „wo iſt die Familie Muruſi?“ fragte er zuerſt. Betroffen bey dieſer unerwarteten Anrede, ſagte ihm der Greis, was er wahrſcheinlich und weit beſtimmter ſchon wußte. „Ihr ſeyd der Urheber dieſer Flucht, ſchrie ihm der Treuloſe zu; entfernet euch.“

Dieſe wenigen Worte deuteten nur zu ſehr auf verbrecheriſche Abſichten. Der Greis konnte ſich darüber nicht täuſchen; er kehrte in ſeinen Palaſt zurück und bereitete ſich zum Tode mit der Ruhe und Heiterkeit, welche die Religion allein in dieſen wichtigen Augenblicken gibt. Alle Chriſten der Stadt empfanden daſſelbe ſchmerzhafte Gefühl, als ſie die Umſtände dieſes lezten Beſuches bey dem türkiſchen Miniſter erfuhren, ſo ſehr verehrte man die hohen Tugenden des rechtſchaffenen Mannes. Verſchieden in dieſer Hinſicht von ſeinen Vorgängern, beſchränkte ſich ſein Eifer nicht auf die Pflichten ſeiner Kirchengebräuche; ſeine wohlwollende Mildthätigkeit erſtreckte ſich auf die Chriſten von allen Glaubensbekenntniſſen: Alle waren ſeine Kinder. Er predigte immer nur Duldung und Einigkeit unter den Anbetern Jeſu; man hörte aber nicht immer auf ſeine Stimme.

Indeſſen täuſchte man ſich allgemein über das Schickſal, welches die Pforte dieſem Patriarchen aufbewahrte, deſſen geheiligter Charakter ſelbſt für Barbaren etwas Ehrfurcht gebietendes haben mußte. Niemand kam auf den Gedanken einer entehrenden Hinrichtung; er allein ſchmeichelte

Digitized by Google

ſich nicht. Erzogen unter den Muſelmännern, deren tiefe Ruchloſigkeit er aus langer Erfahrung kennen gelernt hatte, war er im Stande, die Wahrheit zu unterſcheiden.

Der Vezier, deſſen Vorwürfe und Ausdrücke eher Verachtung als Drohung auszudrücken ſchienen, ließ den Patriarchen weder verhaften noch beobachten, wenigſtens dem Anſcheine nach; dieſer hatte vielmehr das Anſehen eines in Ungnade Gefallenen, als eines Geächteten. So ſtunden die Sachen bis den andern Tag, den Oſtertag, an welchem Feſttage die Patriarchen gewöhnlich den Gottesdienſt verrichten. Er begab ſich in die Kirche; eine ganz kleine Anzahl Gläubiger erwartete ihn dort. Die Meſſe wurde mit aller Feyerlichkeit und allem Glanze, wie es in glücklichern Zeiten gebräuchlich war, geſungen. Als nach dieſer erhabenen Feyerlichkeit der Patriarch zu der Thüre des Tempels kommt, begleitet von ſeinen Prälaten, und angethan mit dem ganzen Schmucke ſeines hohen Amtes, um in ſeinen Palaſt zurückzukehren, wird er von einem Trupp Janitſcharen umringt. Das Volk bebt. An ſeiner Seite bemächtigt man ſich dreyer Biſchöfe, unter denen der von Epheſus war; man ſchleppt ſie fort; der Patriarch, der unter den unbeweglichen Soldaten allein geblieben iſt, fragt ſie, was ſie wollen. Sie ſchweigen; keiner von ihnen hatte gewagt, Hand an das hohe Opfer zu legen: ſelbſt ihr Anführer, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, zauderte einige Augenblicke. Die auf dieſer ehrwürdigen Stirne ausgedrückte Würde, dieſer lange, weiſſe Bart, der noch weniger Jahre, als Tugenden anzeigte, die Pracht dieſer heiligen Gewänder, alles ſchien den Greis mit einem Theil der Majeſtät Gottes, deſſen Diener er war, zu umgeben. Die Barbaren, beſtürzt, erſtaunt über ihre Verwirrung, bildeten um ſeine Perſon einen ehrfurchtsvollen Kreis: man hätte in dieſem Augenblicke ſagen ſollen, der Patriarch bekehre dieſe wilden Ungläubigen, ſo demüthig ſchienen ſie in ſeiner Gegenwart. Aber ach! dieſer Triumph der Tugend und der Religion über wilde Seelen war nur vorübergehend. Der Erſte dieſer feilen Sklaven erinnert die Andern an die Befehle des Tyrannen: ſie nähern ſich und zögern wieder!... Endlich, iſt es geſchehen! ſie wagten den Mann Gottes zu ergreifen!... Sie befeſtigen einen Strick in dem Vorhofe der Kirche vor der Hauptthüre. Wohin deuten dieſe ſchrecklichen Zurüſtungen? O abſcheuliches Verbrechen! unerhörte Entweihung!... Wäre es möglich?... Barbaren, haltet ein! fürchtet ihr nicht die Rache Gottes, den ihr in der Perſon ſeines Dieners höhnet?... Umſonſt! die Frevelthat iſt vollzogen! Der rechtſchaffene Mann, der oberſte Prieſter eines chriſtlichen Volkes ſtirbt den Tod der Verbrecher! Er iſt gehängt!

So wählen dieſe Ungeheuer, indem ſie mit der empörendſten Barbarey noch Entheiligung verbinden, den feyerlichſten Tag der Chriſten, um den Hohenprieſter ihrer Kirche vor dem Tempel ſelbſt zu ermorden, wo deſſen Stimme ſo eben das Lob des Ewigen angeſtimmt hatte. Nein, das Andenken an dieſe That kann nie vertilgt werden: der grauſame Muſelmann wird je länger je mehr verhaßt.

Daſſelbe Schickſal traf die drey Prälaten vor den Hauptkirchen oder ihren Paläſten; und acht Geiſtliche aus dem Hauſe des Patriarchen wurden gleichfalls an verſchiedenen Orten, alle in ihrer Amtskleidung, hingerichtet. Sobald man dieſe abſcheuliche Nachricht vernahm, wurde die Beſtürzung allgemein; die europäiſchen Geſandten empfanden alle daſſelbe Gefühl der Entrüſtung, beſonders der ruſſiſche: dieſer war noch empfindlicher über dieſen blutigen Schimpf, der auf die ganze Chriſtenheit fiel, da ſein Glaube ſich dem der Griechen mehr näherte. Die Straßen waren an dieſem Tage wieder verlaſſen, und die Türken hatten die wilde Freude, ihren abſcheulichen Zweck erfüllt zu ſehen. Bey den Leichnamen wurden einige Wachen aufgeſtellt, um die Wegnahme derſelben durch das Volk zu verhindern; allein dieſe Vorſicht war wohl vergeblich: die Beſtürzung war ſo, daß kein Chriſt ſogar ſich dieſem Orte des Schreckens zu nähern wagte.

(Der Beſchluß folgt.)

Schottiſche Anekdote.

So treu auch die Hochſchotten immer gegen ihre Häuptlinge waren, ſo fehlt es doch gar nicht an Beyſpielen, wo ſie dieſelben um ihrer Grauſamkeit oder Unfähigkeit willen abſezten, und andere aus dem Stamm an deren Stelle wählten. Merkwürdig aber iſt eine Begebenheit, wo ein ganzer Stamm mit augenblicklichem und einmüthigem Entſchluß den treuloſen Führer verließ, um nicht gegen den angebornen Monarchen fechten zu müſſen; denn in allen ihren Verträgen, ſtillſchweigend oder ſchriftlich, war immer die Pflicht gegen den Chef, der Pflicht gegen den König untergeordnet. — Während der Regierung des Königs Wilhelm, gleich nach der Revolution, brachte Lord Tullibardine, der älteſte Sohn des Marquis von Athol, ein ſtarkes Korps atholiſcher Hochſchotten zuſammen, und vereinigte ſie mit dreyhundert Fraſers unter dem Befehl des Lord Lovat, der eine Tochter des Marquis geheirathet hatte. Dieſe Männer glaubten, ſie ſeyen dazu beſtimmt, dem entſezten König beyzuſtehen, ſie waren aber in der That verſammelt worden, um für König Wilhelms Regierung zu fechten. Vor dem Schloſſe Blair wurde ihnen ihre wahre Beſtimmung erſt durch Lord Tullibardine bekannt gemacht. In dem Augenblicke ſtürzten ſie aus ihren Reihen, rannten zu dem nahen Banovyſtrom, füllten ihre Mützen mit Waſſer, und tranken auf die Geſundheit des Königs Jakob, und ſtellten ſich dann, fünfzehn hundert an der Zahl, mit fliegenden Fahnen und unter Pfeifenklang unter den Befehl des Laird von Ballechen und marſchirten ab, um ſich mit Lord Dundee zu vereinigen, deſſen ritterliche Tapferkeit und heldenmäßige und kühne Thaten ihre Bewunderung in einem höhern Grade erregt hatten, als irgend ein anderer Krieger ſeit den Zeiten Montroſens gethan.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

Schon ſeit längerer Zeit hatten die römiſchen Bildhauer ſich darüber beſchwert, daß die von Carrara nach alla Ripa geführten Marmormaſſen ſich nicht anders, als mit einem ungeheuern Aufwande von Zeit und Kräften, auch nicht ohne bedeutende Beſchädigung der Straßen, durch welche ſie mit Winden und Hebeln fortgeſchafft werden, nach ihren Atteliers bringen ließen. Nun hat aber ganz neuerlich der geſchickte, von der Regierung gerade jezt mit der Ausarbeitung zweyer koloſſaler Gruppen zur Verſchönerung von Piazza del Populo beauftragte, Künſtler Giov. Ceccarini einen feſten, auf vier Rädern gehenden Karren erfunden, deſſen Kraft ſolchergeſtalt concentrirt iſt, daß vermittelſt derſelben jede Maſſe, ſo groß und gewichtig ſie auch ſeyn möchte, ſich mit ungemeiner Schnelligkeit transportiren läßt. In den lezt abgewichenen Tagen iſt vermittelſt dieſes Wagens ein gewaltig großer carrariſcher Marmorblock, zu deſſen Transport von alla Ripa bis nach Ceccarini's Werkſtätte, auf dem Platz Borgheſe, wenigſtens dreyzehn Tage erforderlich geweſen wären, unter Anwendung der gewöhnlichen Fortſchaffungsmittel, in anderthalb Stunden ſanften und gleichmäßigen Laufes nach dem beſagten Studium befördert worden, ohne daß eine Straße irgend einen Schaden dabey genommen hätte. Dieſer Umſtand iſt um ſo bemerkenswerther, weil dieſe Straßen mit einer großen Anzahl von Höhlungen und Kloaken verſperrt ſind, und unter den Stößen einer übermäßigen Laſt ſich leicht ſenken. Dieſe eben ſo viel Zeit und Koſten als Kraftaufwand erſparende Erfindung hat bey den Künſtlern großen Beyfall gefunden, und mit vereinten Bitten iſt man bey Hrn. Ceccarini um die Zeichnung ſeines Wagens in der Abſicht eingekommen, auch die entferntern Provinzen damit bekannt zu machen.

Der 1738 geborne, und im Mai dieſes Jahres verſtorbene Breſcianiſche Gelehrte und Dichter, Ritter Joſeph Colpani, war einer der Veteranen der italieniſchen, zumal der ſchönen Literatur. Schon in ſeinen jüngern Jahren hatte ſich neben dem Studium der ſtrengen Wiſſenſchaften, die er nicht ohne Erfolg betrieb, ein vorherrſchender Geſchmack für die Dichtkunſt bey ihm geoffenbart. Seine von Zeit zu Zeit erſchienenen Gedichte ſind in einer eleganten, ausgebildeten und harmoniſchen Schreibart abgefaßt. Auch in dem Gebiet der engliſchen Litteratur und der Philoſophie war er nichts weniger als fremd. Ein dieſe Wiſſenſchaft, von ihrem erſten Entſtehen an bis auf ihre neueſten Fortſchritte, zum Gegenſtand habendes Gedicht von größerem Umfange dedicirte er der Erzherzogin Maria Beatrice v. Eſte, welche dieſe Huldigung mit Wohlgefallen annahm. Auch bey Katharinen II., den Königen Victor von Sardinien und Ferdinand IV. von Sizilien hatte er ſich einer hohen Gunſt zu erfreuen. Der Miniſter Graf Firmian, und viele andere ausgezeichnete Perſonen aus verſchiedenen Städten Italiens, liebten und ſchätzten ihn wegen ſeiner hervorſtechenden Talente nicht weniger, als wegen ſeiner feinen und angenehmen Manieren, der Lebhaftigkeit ſeines Umganges und der Reinheit ſeiner Rede. Mehrere nicht unberühmte Akademien hatten ihn ſich einverleibt; auch ſtand er mit vielen hochgeachteten Gelehrten in und außer Italien, namentlich mit Verci, Friſi, Beccaria, Carli, Rezzonico und ſelbſt mit Voltaire im Briefwechſel. Nachdem das Greiſenalter mit mancherley Ungemach über ihn eingebrochen war, ihn des Gehöres beraubt und ſein Geſicht geſchwächt hatte, fing er an, ſich je länger je mehr auf den Umgang mit ſich ſelbſt und mit einigen Auserwählten zu beſchränken, wobey er jedoch ſeiner Liebhaberey für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften fortwährend getreu blieb. Der im März d. J. erfolgte Hinſcheid ſeiner vieljährigen, hochgeſchätzten Freundin, der Gräfin Bianca della Somaglia Uggeri, ſchlug ſeinem Herzen eine tiefe Wunde. Er ergoß ſeinen Schmerz in einem zarten, ſehr fließenden und reinen Sonett, das mit ungetheiltem Beyfall geleſen wurde. Dieß war ſein Schwanengeſang, nach welchem er nur noch zwey Monate lebte. Gegen die Armen hatte er ſich jederzeit ſehr wohlthätig erzeigt: ſie bedachte er auch im Tode, indem er, neben einigen Legaten an Perſonen in ſeinem Dienſte, ſein ganzes übriges Vermögen der ehrwürdigen Congregation della carità apostolica zu Breſcia vermachte. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften hat Turca zu Vicenza ſchon im Jahr 1784 in fünf Bänden veranſtaltet. Zu dieſen war 1810 noch ein ſechster im Verlage von Spinelli und Valotta hinzugekommen.

Zu Genua wird unter Vermittlung und thätiger Einwirkung des General-Intendanten v. Marini, des Ritters Podeſtà, des Ingenieurs Argenti und anderer eben ſo einſichtsvoller, als thätiger Genie-Offiziere, ſehr lebhaft an neuen, die Verbindungen mit der Stadt nach Oſten und Weſten ungemein erleichternden, Straßen gearbeitet. Statt des unbequemen und keineswegs gefahrloſen Weges über die Bocchetta iſt jezt die prächtige Straße de' Gioghi angelegt, welche mit wenigen Unkoſten mitten durch eine ununterbrochene Folge blühender Landſchaften und lachender Perſpektiven über die Appenninen in die weiten Ebenen Piemonts und des nördlichen Italiens hinführt. Die ſteinige Paſſage bey Borgo di Bolzaneto, und ein anderer minder bedeutender Rain bey Rivarola, welche allein noch geregelt und mit der übrigen Straße in Harmonie gebracht werden müſſen, ſollen allernächſtens in Arbeit genommen werden. Eine zweyte, für die große Anzahl von Reiſenden und Ausländern ſehr bequeme, unmittelbare Kommunikations-Straße mit Toſkana, längs dem Littorale, iſt ihrer Vollendung nahe, und nur noch ein Strich von ſechs Meilen zu verpachten übrig. Gegenwärtig iſt man mit dem Bau der vortrefflich angelegten Brücke über die Sturla beſchäftigt. Dieſe Straße gehört eigentlich zu den Provinzial-Straßen, und iſt von den Provinzen zu unterhalten, durch welche ſie geht. Zur Ausführung einer ſolchen Unternehmung hätten nun freylich die numeräriſchen Kräfte der Landſchaften Genua, Chiavari und Spezia kaum ausgereicht, und eine Reihe von Jahren bis zur Vollendung des Werks hingehen können, wenn nicht die Regierung mit anſehnlichen Zuſchüſſen ins Mittel getreten wäre, und die Sache bedeutend beſchleunigt hätte. Auch die weſtliche Küſtenſtraße, welche das Meer in der Nacht vom 24. auf den 25. Dec. v. J. zwiſchen Genua und Savona eine große Strecke weit verſchlungen hatte, iſt nach einem zweckmäßigern Syſteme ſchnell wieder hergeſtellt worden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in No. 215.

Wein, Stein (Weinſtein). — Meteorſtein, Grenzſtein, Felsſtein, Grabſtein (Marmor), Altarſtein, Taufſtein, Mauerſtein, Kalkſtein, Edelſtein, Pflaſterſtein, Mühlſtein, Flintenſtein, Feldſtein, Stein der Weiſen, Steinwein.

Charade.

Mein Erſtes wird der Wandrer ſeyn
In warmen Sommertagen,
Zumal wenn er Berg auf Berg ein
Hat ſchwere Laſt getragen.
Mein Zweyt' und Drittes findet man
Im Garten, oft an Wegen.
Wenn Nelſon eine Schlacht gewann,
War's Ganze mit zugegen.
Nur bitt' ich, mich im Buchſtabiren
Nicht gar zu ſtreng zu recenſiren.

C. D. Schläfte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Digitized by Google

Nro. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. September 1822.

Liebe, Bewunderung, Ehrfurcht ſind die Grundlagen aller Sittlichkeit.

Friederich Heinrich Jakobi.

An Goethe.

Zum 28. Auguſt.

Der Geſang, dem Dichtermunde
Eingehaucht vom Gottes-Othem,
Wie er ſprudelnd ſich ergießet,
Gleich der heil'gen Waſſer Rauſchen,
Klingt mir wieder durch die Seele;
Rief mir in der Bruſt die Echo,
Und mein Sehnen nach ihm wach.

Denn die Liebe wachet immer,
Ewig harr't des Amors Pſyche!
Sehnend breit' ich meine Arme —
Lauſchend — nach des Liebſten Ton. —

Eingeborner — jenem Kreiſe,
Wie die Welt im Tanz der Horen,
Der verbindenden — vereinenden,
Einen hat geſehen nur,
Dich grüß' ich, den Aeltervater
Jenes Geiſterchores nun!
Lang erhalte dich die Gottheit
Fur uns Jünglinge, die wir
Vor der Weiſen Tafeln ſchweigend
Auf dein lebend und belebend —
Auf des Dichters löſend Wort
Und der zarten Deutung harren. *)

Alle Blüthen ſuch ich emſig —
Alle Töne meiner Bruſt,
Dich zu ſchmücken, dich zu preiſen —
Deutſchlands Sänger, dich!

Denn mir gab des Dichters Leyer
„Einen Anklang mit ins Leben;"
„„Und durch Irrthum und durch Hoffnung
„„Hat er weiſe mich geleitet.""
Da erwachten andre Triebe —
Ahnend eine höh're Liebe
Hob die Flügel ſchon mein Genius.

Denn die Gottheit ſelbſt legt Deutung —
In des Dichters Lieder;
Heiligend ſo ſeine Liebe
Offenbaret ſie darin uns
Ihre Neigung zu den Menſchen,
Und ermahnet uns — mit Würde
Einzutreten in den Bund,
Den ſie mit uns ſchließet.

Alle Blüthen ſuch' ich emſig,
Alle Töne meiner Bruſt,
Dich zu ſchmücken; dir zu danken
Deutſcher Sänger, dir.

Aber Blumen, die ich finde,
Sind nur Blumen deiner Kränze;
Jeder Ton, der in mir klinget —
O, ſie ſind nur Wiederklänge
Deiner Lieder in der Bruſt.

---

*) Auf die Fortſetzung — „Dichtung und Wahrheit."

Hinrichtung des griechiſchen Patriarchen, dreyer Biſchöfe und acht Geiſtlichen.

(Beſchluß.)

Die Ausſetzung dauerte drey Tage, wie es bey Miſſethätern, deren Hinrichtung von Verbrechen abſchrecken ſoll, gebräuchlich iſt. Seit mehr als zweyhundert Jahren hatte man kein Beyſpiel einer ähnlichen Strenge geſehen; und nie war ein Patriarch ſo ſchimpflich geſtraft worden. Allein die Barbaren bereiteten dem Leichname noch ſchrecklichere Beſchimpfung vor: durch eine ausgeſuchte Grauſamkeit wollten ſie, ſelbſt nach dem Tode, die Manen des unglücklichen Oberprieſters höhnen; und der Entrüſtung ſpottend, die ſie den Mächten, welche bis daher ihre Bundesgenoſſen geweſen waren, einſtößen würden, wählten ſie die Juden, die gebornen Feinde unſers Glaubens, zu den Werkzeugen ihrer gottloſen Wuth.

Den 24ſten wurden die Leichname abgenommen: darauf wurde einem Trupp Juden, die man aus dem niedrigſten und verworfenſten Pöbel genommen hatte, befohlen, dieſelben durch alle Straßen zu ſchleppen und in das Meer zu werfen. Dieſer gottloſe Befehl wurde vollzogen; man ſah mit Abſcheu den Körper des ehrwürdigen Märtyrers von den Händen der wüthendſten Feinde des Glaubens durch den Koth der Bäche ſchleppen, und dem wilden Haſſe der Ungläubigen zum Spielzeuge zu dienen. Jedoch herrſchte in den verſchiedenen Stadtvierteln, durch welche man die ehrwürdigen Reſte ſchleppte, das düſterſte Schweigen: ſelbſt die Muſelmänner ſchienen über ihre Kühnheit und die Größe ihres Verbrechens erſtaunt. Dieſe Art von dumpfer Ruhe wurde nur durch das Geſchrey und die ſchändliche Freude der feilen Werkzeuge der türkiſchen Wuth unterbrochen. Dieſe Elenden verhöhnten noch durch die abſcheulichſten Spottreden die Hülle des unglücklichen Patriarchen: ſie empörten ſelbſt die Türken, welche ihren Zug begleiteten. Endlich langten ſie an dem Ufer an, und die Leichname wurden in das Meer geworfen, nachdem ſie die ſchändlichſten Behandlungen erfahren hatten. Dieß war das Ende eines Mannes, den ſeine Tugenden ſeinem Volke theuer machten; eines Weiſen, deſſen Erfahrung und Einſichten ſeinen Henkern lange Zeit nützlich waren. Schreckliches Beyſpiel der Ausſchweifungen, denen ſich die Menſchen überlaſſen können: ihren Leidenſchaften iſt nichts heilig, nichts unverletzlich.

Noch ein Wort von dieſem unglücklichen Patriarchen: ſein Tod brachte dem geizigen Tyrannen keinen Vortheil; obſchon ſeit langer Zeit an der Spitze ſeiner Nation, ſtarb er äußerſt arm; nie betrachtete er ſein Amt als ein ſicheres Mittel, Reichthümer zu erwerben; eben ſo einfach in ſeiner Kleidung wie in ſeinem Privatleben, verwendete er nicht den Pfennig des Armen auf den Luxus ſeiner Tafel oder ſeines Palaſtes. Dieß iſt einer der ſchönſten Lobſprüche, die man dieſem tugendhaften Manne machen kann: wie Ariſtides, trug er zu dem Wohlſtande und dem Glücke ſeiner Nation bey, ohne die zahlreichen Mittel zu benutzen, die ſich ihm jeden Tag zur Erwerbung ungeheurer Schätze darboten. Er war ſo arm, daß einer ſeiner Brüder, der in Smyrna faſt in Dürftigkeit lebte, immer nur geringe Unterſtützungen von ihm erhalten konnte. *)

Die Geſandten der chriſtlichen Mächte verlangten ſogleich von der Pforte eine Erklärung über ein ſo ungeheures Ereigniß. Die ihnen im Namen des Sultans ertheilte Antwort enthielt eine Art von Entſchuldigung, nicht für ſein Benehmen, ſondern für einen Akt von Strenge, der weniger empörend hätte ſeyn können. Der Vezier theilte den Geſandten eine vorgebliche Verſchwörung mit, an deren Spitze der Patriarch und die erſten Prälaten ſeiner Geiſtlichkeit ſtünden; er verſicherte ſie, die Pforte ſey durch aufgefangene Briefe, die er ſich aber wohl hütete, vorzulegen, von dieſem Komplotte unterrichtet worden; indeſſen ſtützte er ſich, mit einem Worte, auf das Hoheitsrecht eines Souverains über ſeine Unterthanen, nach welchem er Rebellen, welches auch ihr Rang und ihre Würde ſey, nach Gefallen hinrichten laſſen kann. Man antwortete nichts; der ruſſiſche Geſandte allein mißbilligte laut die Barbaren; er entfernte ſich von dem unwürdigen Hofe und von Konſtantinopel, und zog ſich auf ſein Landhaus in Bujuckdere zurück.

Geſchichte einer merkwürdigen Krankheit.

(Beſchluß.)

Die Gewalt der Krankheit dauerte neunzehn Monate fort. Doch befand ſich die Kranke, wenn ſie des Morgens erweckt und von dem zurückgehaltnen Urin befreyt werden konnte, ziemlich wohl und brachte den Tag mit ihren gewöhnlichen Geſchäften hin; übrigens aber waren alle die angewandten, ſelbſt die kräftigſten, Arzneymittel vergeblich; die Krankheit war zur Gewohnheit geworden.

---

*) Gregorius, Patriarch der griechiſchen Kirche des Morgenlandes, war Eremit in Morea; er wurde in ſchwierigen Zeiten zu der Würde eines Patriarchen berufen, und legte ſie wieder freywillig nieder, um ſich in ſeine ſtille Einſamkeit zurückzuziehen. Die Pforte aber, welche ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften zu ſchätzen wußte, zog ihn bald wieder hervor, um ihn zur Wiederannahme der apoſtoliſchen Würde zu nöthigen. Einige Jahre nachher zog er ſich in die Einſamkeit zurück. Als dieſer Einſiedler hatte er ſchon die Würde, die er bekleidet hatte, vergeſſen, als die Biſchöfe ihn zum drittenmale wählten; es war zu der Zeit, wo einige Unruhen in Betreff der Schulen die Griechen entzweyten. Er kehrte alſo nach Konſtantinopel zurück, um da ſeine Laufbahn auf eine ſo klägliche Weiſe zu enden.

Digitized by Google

Im Monat November 1811 wurde ſie aus einer unbekannten Urſache ſo von Mattigkeit befallen, daß ſie das Bett nicht verlaſſen konnte; die Convulſionen hörten zwar auf, der Schlaf aber war ſo hart, daß ſie, ſobald ſie erweckt war, Gefahr lief, zu erſticken, und in den vorigen Zuſtand zurückfiel. Die Verſchlimmerung der Krankheit verurſachte, daß ſie durch das neue Mittel nicht erweckt werden konnte, allein den 8. December wurde ſie wieder zu ſich ſelbſt gebracht und die Krankheit nahm nach und nach eine gute Wendung, und ſie klagte jezt nur über Schmerz in den beyden Seiten.

Die zwey folgende Jahre erfreuete ſie ſich einer völligen Geſundheit; allein im April 1813 bekam ſie die Maſern; indeſſen wurde ſie bald hergeſtellt. Im Monat Juli wurde ſie von einem Wechſel-Fieber befallen, vom Huſten und Blutſpeyen begleitet; doch gelang es, ihr Linderung zu bringen.

Vom November 1813 bis Januar 1814 befand ſie ſich ſehr wohl, allein den 13. Januar zeigte ſich an dem linken Schenkel eine ziemlich große Beule, die mit großem Schmerzen verbunden war, die aber im Monat Mai 1814 geheilt wurde, und von der Zeit genoß ſie zwey Jahre hindurch einer völligen Geſundheit.

Allein am Schluß deſſelben Monats 1816 wurde ſie aufs Neue vom Fieber, von heftiger Kolik begleitet, ꝛc. befallen, und warf beynahe täglich aufs neue Blut aus. Dieſe bedenkliche Lage dauerte ungefähr vier Monate. — Nach Verlauf dieſer Zeit genoß ſie wieder einer beynahe völligen Geſundheit und beynahe in den folgenden drey ganzen Jahren litt ſie weder von Schmerzen noch Krämpfen.

Vom 1. Januar 1819 an, begann aber eine neue Tragödie. Sie wurde nun von Kolik heftiger als jemals geplagt, und klagte, daß es ihr wäre, als wenn gleichſam Hunde an ihrem Eingeweide nagten, und dieſelben zerriſſen. Sie genoß weder am Tage noch bey der Nacht Ruhe und Schlaf, warf eine übelriechende ſchwarze Materie vom Magen aus und konnte in dieſer Lage weder Nahrung noch Arzneymittel zu ſich nehmen, ja ſelbſt nicht Kliſtiere oder Umſchläge über dem Bauch vertragen. — Jezt war es zum Aeußerſten gekommen; und jeder Andre in der Lage des Profeſſors Herholt hätte vielleicht auf alle Hoffnung verzichtet.

Allein der denkende Arzt läßt ſich nie durch irgend eine große Schwierigkeit von einem unaufhaltſamen Sinnen und von der Nachſpürung der Urſachen der Krankheiten auf ihren verwickeltſten Wegen abſchrecken. — Während dieſer Ungewißheit machte der Profeſſor einen Einſchnitt von der Tiefe eines Zolles an der am meiſten geſchwollenen Stelle, und jezt ſtieß er mit der Sonde an einen metalliſchen Körper und zog eine Nähnadel, die ſchwarz und oxydirt war, heraus. — Die Kranke ſchlief nun dieſe Nacht wieder gut, nahm auch den folgenden Tag einige Nahrung zu ſich, allein jede Hoffnung von Wiederherſtellung verſchwand wieder, und die alten Zufälle kehrten aufs Neue zurück.

Als der Profeſſor Herholt ein Pünktchen an der linken Lende bemerkte, machte er auch da einen Schnitt, und zog wieder eine ſchwarze, faſt verroſtete Nähnadel heraus. Vom 12. Februar 1819 bis 10. Auguſt 1820 zog er nach und nach 273 Nadeln von verſchiedener Größe aus verſchiedenen Stellen des Körpers heraus; allein drey ausgenommen, die ganz waren, fehlten den meiſten dieſer Nadeln entweder Oehr oder Spitze. Die Kranke ertrug bis Januar 1820, mit höchſt ſeltener Geduld, deren Grund in der Feſtigkeit ihres Charakters lag, die ſchrecklichſten Schmerzen, und fürchtete nur ſelten das Meſſer, von dem ſie allein Linderung erwarten konnte; und da ihre Mutter krank wurde, fühlte ſie ſich mehr über deren Krankheit als die eignen Wunden beängſtiget; dieß war vermuthlich auch die Urſache, warum ſie den folgenden Monat eine Lähmung in dem rechten Arm bekam, und den nächſtfolgenden auch in dem linken; allein durch die angewandten Mittel, wurde ſie nach und nach hergeſtellt und am Schluße des Jahrs 1820 befand ſie ſich völlig wohl; allein ihr Bauch war ſo mit Narben bezeichnet, daß er wie eine Landcharte ausſah, obgleich, welches ſehr merkwürdig iſt, keiner der inneren Theile beſchädigt worden war. Das einzige, was von der Krankheit noch zurückblieb, war ein geringer Grad von Schmerz in der rechten Schulter, und eine Mattigkeit im rechten Arm, den ſie noch nicht bewegen konnte. Später traten aufs Neue verſchiedene ſehr kritiſche Zufälle ein, und mehr als hundert Nadeln wurden nach und nach noch ausgezogen. Die Kranke befindet ſich noch im Frederik-Hospital, woſelbſt ihr Arzt ihr ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmen kann. — Zur Beſtätigung dieſer, Vielen vielleicht unglaublichen, Krankengeſchichte hat der Hr. Verfaſſer in der Vorrede zu obenerwähnter Abhandlung die Namen von 36 Aerzten, die alle, zu verſchiedenen Zeiten, Augenzeuge ſeiner Behandlung geweſen, und die Wahrheit derſelben bezeugen können, angeführt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

Hr. Pépé, Profeſſor der Chemie zu Neapel, hat ein Mittel erfunden, um Metalle aller Art, als: Eiſen, Kupfer, Zinn, Erz u. ſ. w. vor den Einwirkungen der Luft und des Waſſers zu verwahren, indem er dieſelben mit einem metalliſchen Anwurfe überzieht, der ſich nicht anders, als mit der Feile wegnehmen läßt, und wenn er polirt iſt, ſo weiß und glänzend wird, wie Silber. Eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand hat Hr. Pópó bereits im Druck erſcheinen laſſen. (Bekanntlich werden jezt auch in England, vermittelſt einer ganz eigenen, in Indien ſeit uralten Zeiten üblichen Vorkehrung, Brückenketten, Geländer und andere, der Einwirkung der Atmoſphäre ausgeſezte, Eiſenarbeiten mit einer nachgemachten Vergoldung überzogen. Die Materialien, deren man ſich dazu bedient, ſind nichts weniger als koſtbar, und beſtehen in Zinn, Leim und Oelfirniß. Zum Anſtreichen bedient man ſich eines recht groben Malerpinſels. Das Eiſen erhält durch dieſe Maßnahme ein ſehr gefälliges Ausſehen und bleibt vor dem Roſte geſichert.)

In einer der lezjährigen Herbſtſizungen der Akademie della Cruſca zu Florenz, hat ſich der Profeſſor J. B. Niccolini in einer bey dieſem Anlaſſe gehaltenen Vorleſung neben andern alſo vernehmen laſſen: „Ohne Zweifel werden unſere Nachkommen, die hoffentlich klüger als das jezt lebende Geſchlecht ſeyn werden, ſich fragen, was denn Italien für Vortheile von dieſen erbärmlichen (grammatikaliſchen) Zänkereyen gezogen habe, und ob wenige Seiten von der Hand eines Verri, Beccaria, Filangieri, dem Vaterlande nicht mehr Ehre bringen, als ein ganzes Schock Bände von ſolcher Nuzloſigkeit, wie die „Schlachten des Muzio.“ (Dieſen Namen hatte im ſechszehnten Jahrhundert dieſer Muzio einigen ſeiner polemiſchen Schriften beygelegt, in denen es ſich um dieſelben grammatikaliſchen Controverſen handelte, die, zum Nachtheile der italieniſchen Literatur, leider bis auf den heutigen Tag ihre Endſchaft noch nicht erreicht haben.) Es haben aber die, auch von Ausländern in ihre Mundarten übertragenen Werke jener philanthropiſchen Schriftſteller nicht allein den Ruhm ihrer Nation höher gehoben, ſondern auch viele Vorurtheile zerſtört und ihren Mitbürgern manche Thräne erſpart, während unſere Zänkereyen die Vernunft ſeufzen machen, und unſere Feinde zum Lächeln bewegen. So wollen wir uns denn endlich einmal unſeres eiteln Ruhmes ſchämen, und Italien nicht vorſäzlich in ſeine Kindheit zurückſtoßen, gleich als ob es dieſem Lande durch den Willen des Verhängniſſes unterſagt wäre, ſich an ernſthaftere und ſeiner würdigere Beſchäftigungen hinzugeben. . . .“ Hieraus iſt erſichtlich, daß wenn ſchon die Italiener, und namentlich die Florentiner, als Hauptanhänger der Cruſca, ſich fortwährend häufig mit kleinlichen und unfruchtbaren grammatiſchen Erörterungen und Wortklaubereyen abgeben, es gleichwol auf der andern Seite auch nicht an Männern fehlt, die nichts unverſucht laſſen, um ſich jenen lärmenden Troß von Grammatikern vom Halſe zu ſchaffen.

In Betreff des gegenwärtigen Zuſtandes des Erziehungs-Weſen in Italien bemerkt Hr. Jomard in ſeinem allgemeinen Berichte über die in- und ausländiſchen Schulen für das Jahr 1821 ganz kurz: „Italien, nach den Erſchütterungen, von welchen es der Schauplaz geweſen, kann in einem Gemälde der allgemeinen Erziehung dermal nicht figuriren. Wohl werden minder ſtürmiſche Zeitumſtände die Gemüther an dieſe Quelle alles Guten, zu dieſem Prinzip der Ordnung und öffentlichen Ruhe, zurückführen. . . . Toskana allein iſt noch im Genuß der Wohlthat der neuen Methode. Eine Normal-Anſtalt und fünf öffentliche Schulen ſind zu Florenz in Thätigkeit. Von Seite geſellſchaftlicher Vereine dieſer Stadt hat man zur Errichtung von nahe an dreyßig Schulen beygetragen. Auch auf der Inſel Elba iſt eine Erziehungs-Anſtalt im Gange.

In der von fünf und fünfzig Hirten bewohnten Dorfſchaft Calvano, in Sizilien, wurden kürzlich eilf dieſer Hirten in Zeit von drey Tagen wahnſinnig. Eine große Menge Vieh ward ebenfalls von einer Art von Wuth ergriffen, und zerſtreute ſich in dieſem Zuſtande in der Gegend umher. Dieſes Ereigniß gab Anlaß zu unzähligen Gerüchten. Endlich ward das Wahre an der Sache dahin ausgemittelt, daß ſowol die Hirten, als das Vieh, wegen der außerordentlichen Trockne der Jahreszeit, darauf verfallen waren, von dem Kraute der Mandagora zu eſſen; dadurch war das Nerven-Syſtem ſo ſtark gereizt worden, daß bald die Symptome der Raſerey ſichtbar wurden.

Zu Rom, auf der Sternwarte des Collegio Romano, zeigte der Thermometer vom 15. bis 24. Juni meiſt über 16, und nie unter 23.7° Reaumür. Es iſt zu bemerken, daß dieſer Thermometer, damit man die Beobachtungen mit deſto größerer Genauigkeit anſtellen könne, in freyer Luft, gegen die Tremontana, auch in gehöriger Entfernung von der Oberfläche des Erdbodens und von den nächſten Gebäuden, an einem Orte hängt, wo weder die Sonne, noch reflektirte Strahlen oder Wärme auf ihn einwirken können. Denſelben Beobachtungen zu Folge hatte der Thermometer im Laufe des ganzen Juni 1821 nie über 18.6°, und während des ganzen Sommers 1821 nie über 25° gezeigt. In den, zwar an dem entgegengeſezten Littorale liegenden, Städten Peſaro und Ancona war die Hize um den 20. Juni unerträglich. Ein in lezterer Stadt ausgebrochener heftiger Brand wird einer durch das Uebermaß von Hize entſtandenen Gährung zugeſchrieben. In Romagna war aus demſelben Grunde die Ernte mehr denn zwölf Tage früher als gewöhnlich eingetreten. Zu Neapel ſtand am 20. Juni der Thermometer im Schatten auf 23°; zu Genua am 19. auf 22°; zu Chambery am 14. auf 27°; zu Florenz in der Scuole Pie am 18. und 19. auf 27°; und ſtieg bis zum 24. über 29°; ſo hoch hatte er am 6. und 7. Juli 1819 auch geſtanden.

In der Verſammlung der Akademie der katholiſchen Religion vom 3. Juni hatte es ſich, als vorleſendes Mitglied, der Abbate Don Placido Zurle zum Gegenſtand einer gelehrten Abhandlung auserſehn, zu zeigen, daß unter die mancherley Vortheile, welche die katholiſche Religion der bürgerlichen Geſellſchaft gewähre, auch die durch ſie bewirkte Erweiterung der Erdkunde, und die Vervollkommnung der mit dieſer verwandten Wiſſenſchaften, zu zählen ſey. Zur Beleuchtung ſeines Thema bezog er ſich, nächſt den Reiſen der Apoſtel und ihrer Schüler, auf das, was die Benediktiner in verſchiedenen Reichen von Europa, die Franziskaner und Dominikaner im Oriente, die Jeſuiten in Japan, China, Indien, Abyſſinien, Amerika u. ſ. w. geleiſtet und auf die von ihnen erſtatteten Reiſe-Berichte, und ſchloß mit dem Lobe der Propaganda, als des Mittelpunkts der ſämmtlichen Miſſionen in beyden Hemiſphären, und des Marktplazes für die als Früchte der Miſſionen ſich ergebenden Bücher und ausländiſchen (zum Theil in dem Muſeo Borgiano aufgeſtellten) Seltenheiten.

In dem Gebiete der Stadt Perugia ſind kürzlich mehrere etruskiſche Gräber aufgefunden und ungefähr hundert und fünfzig Aſchenkrüge daraus hervorgezogen worden, von denen über hundert mit etruskiſchen Schriftzeichen, zwey lateiniſch beſchrieben, und einige auch mit Basreliefs verziert ſind, unter welch lezteren ſich beſonders eines, einen mythologiſchen Gegenſtand darſtellendes, durch Zeichnung, Kompoſition und Schönheit der Figuren auszeichnet. Alle zuſammen hat der Profeſſor G. B. Vermiglioli in ſeinem Landhauſe, in deſſen Nähe ſie ausgegraben worden, aufgeſtellt, und wird dem Publikum eine Beleuchtung und Beſchreibung derſelben mittheilen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 74.

Digitized by Google

Nro. 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 17. September 1822.

Zur Kraſt muß endlich auch die ſchöne Ruhe treten,
Die Alles überſchauet, eine Göttin,
Und des Geſchaffenen ſich freut im Frieden.

C. Gehr.

Die bezahlte Rechnung.

Wer Roſamunden von Thurnau genau kannte, und Sinn hatte für weiblichen Werth, dem konnte es wohl ſchwerlich entgehen, wie ſehr ſie Achtung verdiente, mit wie vielem Recht ſie gar manchen ihrer Mitſchweſtern als Muſter der ſchönſten Frauentugenden hätte genannt werden können. Sie ſelbſt indeſſen, welche alles Gute an andern ſo gern und freudig erkannte, war gegen ſich ſelbſt in dieſem Punkt weit weniger gerecht; und hätte ſie ihr eigenes Ich, als ſey's ein fremdes, von Andern können beurtheilen hören, wie ſie es ſelbſt beurtheilte, ſie würde unſtreitig den Ausſpruch zu ſtreng gefunden haben. Aller Prahlerey von ganzer Seele feind, ſuchte ſie überdieß das Gute, welches ſie that, weit eher zu verbergen, als die Aufmerkſamkeit darauf hinzulenken; und ſo hielten alle, welche nicht zu ihren vertrautern Freunden gehörten, oder nicht ſonſt Gelegenheit hatten, ſie in ihrer ſtillen Pflichttreue, ihrer anſpruchloſen Wohlthätigkeit, ihrer aufopfernden Liebe unbemerkt zu beobachten, ſie wohl eben nicht für mehr, als jede andre gebildete und angenehme Frau, mit welcher ſie gerade verglichen werden konnte. Auch machte ſie auf beſondere Auszeichnung gar keinen Anſpruch; im Gegentheil, wenn zuweilen etwas durch ſie geſchehen war, deſſen ſie ſelbſt mit Freude gedachte, ſo ſchien's ihr, als ob dieſer ſtille Lohn des eignen Bewußtſeyns unfehlbar müſſe geſchmälert werden, ſobald auch der laute des fremden Beyfalls ſich zu ihm geſelle.

Einfach und prunklos, wie ſie ſich ſo in ihrem ganzen Sinn, in allen ihren Handlungen zeigte, war auch die Bildung ihres Geiſtes. Sie hatte gern für ſich im Stillen über manches nachgedacht, Wahrheit zu finden, war ihr immer werth und wichtig geweſen, und dadurch war allmählig ihre Anſicht über viele Dinge ſehr klar und vorurtheilsfrey geworden. Nur *eine* Meinung, *eine* Vorliebe war dennoch tief bey ihr eingewurzelt, welche man, genau betrachtet, nicht anders als ein Vorurtheil nennen konnte: es war die Vorliebe für ihr altes, adeliches Haus, für die lange Reihe ihrer edeln, aus dem reinſten, ritterlichen Geſchlecht ſtammenden Vorfahren. Sie war völlig überzeugt, daß die Würde des äußern Adels belebend, wie ein Talisman, auf den innern Adel der Seele zurückwirke; und die Kraft dieſes, ihrem Hauſe ſo lange rein und fleckenlos erhaltenen Talisman's auf irgend eine Weiſe zu ſchwächen, würde ihrem ſonſt ſo richtigen Blicke als ein thörichter, leichtſinniger, ja faſt als ein frevelhafter Uebermuth erſchienen ſeyn.

Von einem verehrten Vater zu ſolchem Glauben geleitet, ſeit früher Jugend mit den edelſten Vorbildern eines ächt ad'lichen Sinnes umgeben, war gewiß bey ihr ſo ſehr als bey irgend jemanden ihres Standes dieſe Anſicht verzeihlich, der nichts ſich entgegenſtellte, an der ſelbſt die Liebe — welche ſonſt wohl die Binde ihrem Auge hätte entreißen können, wär' es auch nur geweſen, um freyern Raum für eine andre zu gewinnen — ganz leiſen, ſchonenden Trittes vorüberging. Ein preußiſcher Edelmann, der

Google

Baron von Thurnau, warb um ihre Hand; und ſein ſchönes, in vielen Zügen alte deutſche Ritterlichkeit treu darſtellendes Gemüth diente nur dazu, den Glauben an Adels-Kraft und Adels-Werth in ihrer Seele noch zu verſtärken, welcher nun mit den Jahren immer höher heranwuchs, und welchen mit Gründen bekämpfen zu wollen, jezt gewiß ein ſehr ſchweres, wo nicht ein ganz vergebliches Unternehmen geweſen ſeyn würde.

Da ſie übrigens wirklich nicht adelſtolz im gewöhnlichen Sinne des Worts genannt werden konnte, ſondern die von ihr ſo hoch angeſchlagene Gabe dankbar und ohne Ueberhebung für ein freyes Geſchenk des Himmels erkannte, ſo lebte ſie mit ihrem Gatten, auf ſeinen Gütern in der Nähe einer freundlichen Stadt, ſechszehn Jahre lang von vielen guten Menſchen geliebt und geachtet. Zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, erhöhten noch das Glück ihres ſo heitern häuslichen Lebens; und lange ſchien es, als ob das Schickſal ſelbſt mit Luſt ſeine herrlichſten Gaben über dieſen friedlichen Kreis verſpende. Aber ach! plötzlich drang es feindlich tief in das Innerſte deſſelben ein, und berührte die ſchöne Blüthe ſeiner Freuden mit rauher, faſt unheilbar verletzender Hand. Herr von Thurnau ſtarb; ein ſchneller, zwey Stunden vorher noch ungeahneter Tod entriß ihn der furchtbar erſchütterten Gattin, den bleichen, verſtummenden Kindern.

Sehr tief empfanden auch ſchon dieſe lezten die Größe ihres Verluſtes; beſonders war Heinrich, der beynahe fünfzehnjährige Knabe, im Innerſten der Seele davon getroffen. Es war ſein erſter Schmerz, und er trat durch ihn über den Leichtſinn des Knabenalters hinaus. Feſt wurzelte der Vorſatz in ſeinem jugendlichen Gemüth, der Mutter Erſatz zu geben für den frühen Verluſt ihrer treuen, bis dahin unwandelbar kräftigen Stütze, ihr noch wieder frohe Stunden zu ſchenken im Leben, oder, vermöge er das nicht, doch Schmerz und Leid zu erleichtern nach aller Kraft. Brüderlich ermahnend ſuchte er auch Herminen, die um zwey Jahre jüngere Schweſter, zu gleichen Geſinnungen zu leiten; und ſeine Worte gingen nicht verloren an dem weichen kindlichen Mädchen. Mit hellen Thränen verſicherte ſie, daß ſie ja gewiß alles, alles thun wolle, was er ihr nur rathen, und ſie ſelbſt nur erſinnen könne, um die geliebte Mutter, die jezt oft ſo ſchmerzlich weine, wieder heiterer und ruhiger zu ſehen. Und dann ging ſie — gleich als wolle ſie ſich ſelbſt beweiſen, wie ſehr es ihr Ernſt damit ſey — noch glänzende Perlen in den großen blauen Augen, auf ihr ſtilles Stübchen, dort eine ſchon lange begonnene, ſie ſehr ermüdende Näharbeit zu vollenden. Der Lohn, welchen ſie dafür hoffte, war ein ſanftes, zufriedenes Lächeln der Mutter; und weil Roſamunde den guten Willen wohl erkannte, gelang es auch dem emſigen Fleiße des [illegible] Kindes, dieſen Lohn zu gewinnen. —

Die zarte innige Liebe ihrer Kinder, die jezt in der ſchlimmen Zeit zwiefach erkannte Treue vieler redlichen Freunde, und, vor allem, die fromme Ergebung ihrer Seele in den Willen einer höheren Macht — dieſe Stützen waren es, die allmählig der edeln Trauernden den härteſten Schlag überwinden halfen, welcher jemals ihr Herz getroffen. Mit milderem Schmerz blickte ſie wieder in das Leben, und ſammelte nun alle Kraft ihrer weiblich ſtarken Seele, damit es, auch ohne die freylich unerſetzliche Hülfe des Vaters, doch nie an Treue und Sorgfalt für ſeine verwaiſten Lieblinge gebreche. Beſonders wandte ſie jezt ihren ganzen Einfluß auf Heinrich an — ſchon darein ergeben, daß dieſer nicht lange mehr unter ihren Augen bleiben werde um ihn, der im Aeußern des Vaters völliges Ebenbild war, dieſem auch geiſtig immer ähnlicher werden zu ſehen. Und bey der jezt ſo günſtigen Stimmung des Knaben, bey den ſchönen Vorſätzen, welche ſeine ohnehin für alles Gute und Edle empfängliche Seele noch mehr erheben, trug dieß Bemühen die herrlichſten Früchte; ſo daß die oft mit Anſtrengung erfüllte Pflicht dennoch für ſie ſelbſt zur Stärkung und zum Troſte ward. — Sie liebte, hoffte, und nützte; ihr Leben war nicht arm, wenn gleich der friſche Glanz der frühern Tage ihm nimmermehr wiederkehrte.

Heinrich bedurfte im Fortſchritt der Jahre des größten Ernſtes, um dem Verſprechen, welches er ſich ſelbſt gegeben, ſeiner Mutter-Zufriedenheit zur einzigen Richtſchnur ſeines Thuns zu machen, nachzuleben. Schon als Knabe hatte er ein ausgezeichnetes Talent für die Malerkunſt gezeigt, ſeine ſtille Erziehung unter den Augen einer zärtlichen Mutter hatte dieſes friedliche Talent entwickelt, ſeine Phantaſie genährt, und die damals zur Mode werdende Anſicht des Künſtlerlebens, einer für uns fremd gewordnen Zeit entlehnt, hätte ſeine Neigung bis zur Leidenſchaft erhöht. Er konnte ſich kein glücklicheres als ein, der Kunſt gänzlich geweihtes Leben denken. Allein ſo verblendet war er nicht, daß er gegen den Willen ſeiner Mutter eine, ſeinen Verhältniſſen fremde Beſtimmung hätte wählen ſollen. Bey der erſten Aeußerung, die er über dieſen Gegenſtand wagte, wies ſie ihn aber, mit einer ihrer Milde ſo ſeltnen Strenge zurück, daß er ſeine Wünſche bemeiſterte und mit treuem Fleiß an ſeiner allgemeinen Bildung arbeitete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aufführung des Lagers und Wallenſteins 1798.

Die Umwälzungen, die durch Schiller bey dem deutſchen Theater überhaupt geſchehen ſollten, indem er damit umging, die rohen Ritterſtücke und die zwar weniger ungeſchlachten, aber in einem engen, kleinlichen Kreiſe ſich herumdrehenden, Familiengemälde zu verdrängen, für großartige Stoffe und Charaktere zu begeiſtern, das Drama in das Gebiet der Poeſie zu erheben, und den dichteriſchen Ideen eine metriſche Form zu geben, waren außerſehen, in

Digitized by Google

Weimar zu beginnen. Das Theater-Gebäude, urſprünglich für das Liebhaber-Theater gebaut, war für die neue Aera, die der Kunſt Thaliens hier aufgehen ſollte, nicht geräumig und nicht ſchön genug; daher ward beſchloſſen, den Raum möglichſt zu erweitern und freundlich auszuſchmücken. Nach Goethe's Ideen, und unter Thourets, des bey dem Schloßbau angeſtellten Architekten aus Stuttgart, Leitung wurde der Bau begonnen, und bald ſtand ein heiterer Saal mit einem auf Säulen ruhenden Balkon da. Alles war ſo ſinnreich und zierlich und zweckmäßig, daß man meinte, nur zu ſchönen, lieblichen Feſten könne dieſer Raum dienen, jedes Unedle, Rohe und Gemeine müſſe daraus verbannt ſeyn. Das erneuerte Haus ſollte mit Wallenſteins Lager eröffnet werden. Die Schauſpieler-Geſellſchaft war aus Lauchſtädt zurückgekehrt, Schiller von Jena herübergekommen, um beym Einſtudiren des Lagers ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, ein neuer Geiſt hatte ſich allen Theilnehmern mitgetheilt, mit neuer Luſt und Liebe beſchäftigte ſich ein Jedes, die Schauſpieler ſahen vergnügt dem Hämmern und Nageln zu, ja einer und der andere ergriff wohl auch den Pinſel und half: wie denn auch nach vollbrachtem Bau Architekten und Maler die Hauptproben mitmachten, und den Chor des Reuterlieds verſtärkten. Mit der Melodie dieſes Reuterlieds, die ſo eigends den Worten angepaßt iſt, freudig und ermuthigend, und doch mit einem leiſen Schmerz über das Losreißen des Kriegers von allen Herzensbanden und den Unbeſtand des Glücks, hatte es eine eigene Bewandniß. Schiller hatte das Lied an namhafte Komponiſten, wie Zelter, Zumſteg u. A. geſchickt, keine aber dieſer Kompoſitionen befriedigte ihn; entweder waren ſie zu künſtlich, oder nicht ausdrucksvoll. Doch die Zeit drängte, und er entſchloß ſich zu einer Wahl unter den ungenügenden, als er von Cotta eine Kompoſition erhielt, welche ein Freund deſſelben, Hr. Dr. Zahn in Calw, zwar nur für das Pianoforte geſezt hatte, (da der junge Mann kein theoretiſcher Tonkünſtler war, und ſie nicht für das ganze Orcheſter ſetzen konnte.) die aber dem Dichter ganz zuſagte. Das Fehlende wurde ſchnell hinzugefügt, war doch die Hauptſache dem Dilettanten gelungen: ſeine Melodie lebte noch Jahre lang in Aller Mund, und war recht eigentlich zum Volkston geworden. Im Zimmer und auf öffentlichen Orten hörte man ſie ſingen, Poſtillone und die Trompeten der Kavallerie blieſen ſie, ja ſogar auf Drehorgeln hörte man ſie. Sie iſt endlich verſchollen, wie ſo manches andere Schöne, das Lager ſelbſt hat das Intereſſe verloren, ſeitdem man zu ſehr die ernſte Wirklichkeit jener heitern Abſpiegelung kennen lernte; auch werden die Rollen meiſtens von ſecondären Schauſpielern geſpielt, ſtatt daß damals, als es erſchien, auf vielen Bühnen die erſten Künſtler ſich nicht für zu vornehm hielten, auch die kleinen Rollen darin zu übernehmen, wodurch das lebendige Stückchen freylich ein anderes Anſehen gewann, und mehr zu einem Ganzen wurde, als es jezt geſchieht.

Vereint wirkte Goethe und Schiller bey den Proben, jener hatte die äußere Anordnung, in der Schiller ein Neuling war, übernommen, und auch die Regie wirkte thätig mit. Für's Gruppiren u. dergl. hatte Schiller überhaupt kein ſolches Talent, wie Goethe, bey dem ſich gleich Alles plaſtiſch und maleriſch geſtaltete.

Die Generalprobe wurde ſchon im Theaterkoſtume gehalten, das rege Leben, das ſich der Schauſpieler und des kleinen Publikums, dem es erlaubt worden war, der Probe beyzuwohnen, bemächtigte, war von ganz andrer Art, als was man gewöhnlich Spiel- und Schaukunſt nennt, es galt etwas ganz neues hervorzurufen, zu beurtheilen. Schiller konnte in der Loge als ruhiger Zuſchauer nicht ausdauern, die bleichen Wangen rötheten ſich, freudig miſchte er ſich unter die Spielenden, und ſchob noch hie und da eine Bemerkung ein. — Die wirkliche Vorſtellung übertraf alles, was man ſich davon verſprochen, ſie war ein Ganzes, wo ein Jeder verſtändig hervortrat, oder ſich unterordnete. Der Anblick des freundlichen hell beleuchteten Raumes, gefüllt mit Menſchen, die theils aus der Stadt, theils aus der Gegend dem feſtlichen Spiel zugeeilt waren, ſtimmte ſchon die Verſammlung heiter und erwartungsvoll, der Prolog ſpannte die Aufmerkſamkeit, und ſezte die Zuhörer auf den richtigen Standpunkt. Wer auch die herrlichen, dichteriſchen Ideen darin, die Aufſchlüſſe, die er über die dramatiſche Kunſt, und was dieſe bedeutet, gibt, nicht ganz verſtand, der freute ſich doch an dem Wohlklang der edlen Worte, und fand, daß dem Prologſprecher Vohs, der mit Innigkeit, Würde und Anmuth die gehaltvolle Rede ſagte, die fremde Kleidung und das dunkle Haar, ſo wie die bräunere Geſichtsfarbe, welches beydes er ſich durch Kunſt gegeben, gar gut laſſe. Er war gewiſſermaßen ein Vorläufer ſeiner ſelbſt, indem er das Koſtüme angelegt hatte, was er in der Folge als Max Piccolomini trug. — Die lebhafte Ouvertüre rüttelte vollends die Wenigen auf, die etwa noch theilnahmlos bey der Sache geblieben waren, das Soldatenlied, welches nach der Reichardtiſchen Kompoſition des Lieds des Rugantino in Claudine von Villebella, noch vor aufgezogenem Vorhang geſungen wurde, verrieth gleich, daß hier etwas gar luſtiges, etwas, das man dem ernſten Reflexions-Dichter nie zugetraut hätte, erſcheinen werde. Es war gut, daß das Lied mehrere Strophen hat, ſo konnte das Verwundern ſich äußern, das Betrachten ſich legen, ehe die erſten Verſe geſprochen wurden, die ſonſt gewißlich in den lauten Bemerkungen, die ein Nachbar dem andern mittheilte, verloren gegangen wären. Die Aufführung ging vortrefflich von Statten, doch gebührte unter den Darſtellern der Preis Genaſten als Kapuziner, und Leißringen als erſtem Jäger, der jedoch bey weitem die leichtere Rolle hatte, da er nur ſich ſelbſt zu ſpielen brauchte. Schillern hatte die Individualität des Schauſpielers ſo beſtimmt dabey vorgeſchwebt, daß er ſeinen Peter lang nannte, wie es Leißring war. — Man ließ die Verſe ſich gefallen, ja viele der eingefleiſchteſten Proſaiker, die auch auf der Bühne alles fein natürlich, und ſo wollten, wie es im gemeinen Leben herging, meinten denn doch, ſo ein Schlagreim habe eine Poſſierlichkeit, die man dem verwetterten Ding gar nicht zutrauen ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stiftung für arme Landbauern.

Die Gräfin Bentink (der es Gott lohnen wolle!) hat in der Nähe von Terrington vor drey Jahren einen Verſuch gemacht, den Zuſtand der Taglöhner zu verbeſſern und auf dieſem Wege die Armentaxe zu vermindern. Sie miethete zwey Stück Land und ließ ſie in Jaucharte abtheilen, zwey Inſpektoren wurden ernannt; man ließ bekannt machen, daß alle, die ſich von einem Jauchart dergeſtalt nähren zu können meinten, daß ſie dem Kirchſpiel nicht mehr zur Laſt zu fallen brauchten, ſich einfinden ſollten, um auf ein Regiſter ihren Namen, ihr Alter und die Zahl ihrer Kinder einzuſchreiben. Man nahm in dieſe Anzahl auch einige Taugenichtſe auf, um an ihnen die moraliſche und phyſiſche Beſſerung zu erproben. Der Erfolg iſt weit günſtiger geweſen, wie man hätte hoffen können; die Ernten waren reichlich, die Leute haben ſich wieder an Ordnung und gute Sitten gewöhnt. — Möchte man dieſer Wohlthat bleibende Folgen geben können, indem man jedem dieſer Taglöhner ſeinen angebauten Jauchart zum Eigenthum gäbe. Neben dieſem menſchenliebenden Verſuch der Lady Bentink, erinnert man ſich unwillkürlich der Verfügung der Marquiſe von Stafford, welche hunderte von Familien aus ihren Beſitzungen in Schottland vertrieb, deren Hütten niederreißen, ihre Aecker vergraſen ließ, um — Schafheerden darauf zu halten! — (S. Morgenblatt 1821. Nr. 287.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mannheim, den 1. Sept.

„Das freundliche Mannheim“ nennt Goethe (in Herrmann und Dorothea) dieſe Stadt mit vollem Rechte. Seit mehrern Jahren ſah ich ſie vor zwey Monaten freudig wieder. Die Volksmenge, die Promenaden, die Geſellſchaften, die Harmonie mit ihrer muſterhaften Leſe-Anſtalt, die Zahl der fremden wohlhabenden Familien, Alles hat ſich in den Friedens-Jahren zu ſeinem Vortheil geſteigert; ganz vorzüglich und über alle Maßen aber die liebſte Luſt- und Bildungs-Anſtalt der Mannheimer: das Theater. — Als ich im Jahre Zwölf das Erſtemal und Anno Sechszehn wieder hier war, glaubte ich mich, hinſichtlich der Bühne, bey einer deutſchen Kaiſerwahl zu befinden; denn wo nur immer vom Schauſpiel die Rede war, hieß es wiederholt und aus Aller Munde: „Iſt kein Dalberg da?!“ Wohl hatten die Einwohner Mannheims recht, einen Mann ſo hoch zu ſchätzen und ſein Andenken ſo ehrenvoll zu bewahren, der einſt einen Schiller in die dramatiſche Laufbahn einführte, der einen Beil, Böck, Iffland u. A. zu finden und hauptſächlich dadurch zu feſſeln wußte, daß ſie zu ſeinem feingebildeten Geſellſchaftskreiſe gezogen wurden, und in demſelben, nächſt ausgezeichneter Behandlung, Aufmunterung und wiſſenſchaftliche Belehrung fanden, kurz einen Mann, der die Mannheimer Bühne zu der damals vorzüglichſten in Deutſchland erhob. Daher die Klagen, als er ſtarb; daher, als nach und nach das Theater von ſeiner Höhe ſank, und nur ein leiſer Schimmer ſeines ehemaligen Glanzes zurückblieb, der ſtets wiederholte Ausruf: „Iſt kein Dalberg da?“ Die Wünſche der guten Mannheimer ſind endlich erfüllt: ſie beſitzen in der Perſon des Hrn. Grafen v. Luxburg einen der vorzüglichſten Intendanten, die Deutſchland aufzuweiſen hat. Feiner Geſchmack, äſthetiſche Bildung, Kenntniß in Geſchäftsleitung, Unpartheylichkeit, grandioſe Kunſtanſicht, kurz alle die ſchwer zu verbindenden Eigenſchaften, die man ſo nachſichtslos von dem Chef eines großen Theaters fordert, finden ſich hier vereint. Auch iſt in kurzer Zeit ſo Vieles zu Verbeſſerung der Bühne geſchehen, daß man nicht weiß, ob man mehr den Fleiß, oder mehr die Einſicht des Hrn. Intendanten loben und bewundern ſoll. Man braucht nur in den Saal zu treten, und noch ehe der Vorhang aufrollt, wird man ſich davon überzeugen. Wie dunkel und verbraucht ſahe früher hier Alles aus! Und jezt! wie hell! wie ſchön! Die Malerey der Ränge neu aufgefriſcht, hellblau mit weißen Arabesken, dazu vergüldete Verzierungen, unter andern zwey goldene Karyatiden, welche die Mittel-Loge unterſtützen. Zu dieſem Blau und Weiß und Gold, nehmen ſich nun die ſcharlachrothen kleinen Gardinchen an — und die ebenfalls ſcharlachrothen Decken in den Logen von zartem Merinos-Zeuge vortrefflich aus, ſo daß, wenn das Ganze auch keinen einfachen und edeln, doch einen recht bunten und luſtigen Anblick gewährt. Von einem prächtigen Kronleuchter wird der Saal erleuchtet, und durch Purpur-Draperien des Vorhangs möglich gehoben. — Dieß ſind jedoch nur die äußern Aenderungen der Bühne; die innern übertreffen ſie bey weitem, und waren auch weit ſchwieriger, indem hier mit alten Vorurtheilen, langen Gewohnheiten und eingebildeten Rechten gekämpft werden mußte. Es hatten ſich nämlich aus jener frühern Glanzperiode des Mannheimer Theaters einige Mitglieder ſowol im Beſitz von guten Rollen und einträglichem Gehalte, als auch in der Gunſt des Publikums erhalten. Partheyiſche Freunde dieſer Mitglieder behaupteten, und die Menge ſagte es ihnen nach, daß ausſchließlich von dieſen alten, bewährten Künſtlern jener Schimmer von ehemals, jener befriedigende Anſtand, jenes runde Zuſammenſpielen noch herrühre, das der Mannheimer Bühne ihren wohl erworbenen Rang noch verſicherte; allein dieſe Reden waren vom Vortheil eingeflüſtert, jene Mitglieder alt und gebrechlich. Sie ſind nicht mehr — das heißt auf Penſion, troz ihrer irrigen und anmaßenden Behauptung, daß ſie ihre Kunſt noch ausüben könnten und dem Publikum lieb und werth wären. Der Kampf war heroiſch, der Sieg um ſo glorreicher. Selbſt an der jungen und ſchönen Müller, behauptet man, ſoll nicht viel verloren ſeyn, und die Wiener ſie weit überſchäzt haben. Ich kann darüber nicht urtheilen, da ich dieſe Künſtlerin nur in ihrer früheſten Jugend — obwol mit großem Talent — ſpielen ſah. Kurz wir haben jezt ein junges, kräftiges Bühnen-Perſonal; jedes Fach iſt mehrfach und mit vorzüglichen Talenten beſezt, das heroiſche Trauerſpiel wie das feine Luſtſpiel, die große Oper wie das Liederſpiel. Eben ſo zeichnet ſich das Repertorium durch ſeine ſinnige Wahl ſo bedeutend aus, daß es einſt einem Geſchichtſchreiber deutſcher Bühnenkunſt ein unentbehrliches Quellenſtudium ſeyn wird. Mozart, Schiller, Goethe führen den einheimiſchen, Cherubini, Spontini und Shakeſpear den fremden Chor der Meiſter an, von denen ausſchließlich bey uns Darſtellungen gegeben werden. In meinem nächſten Briefe verſpreche ich Ihnen eine ausführliche Charakteriſtik der ausübenden Künſtler. Heute bin ich zu voll von dem Eindruck des ſchönen Ganzen, als daß ich von Einzelnheiten ſprechen und einen Andern loben dürfte, als den, der an der Spitze dieſer neu-aufblühenden Kunſt-Anſtalt prangt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Digitized by Google

Nro. 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. September 1822.

Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.
Und ſchläfſt du ſanft, bin ich ſo froh.
Und wimmerſt du — das ſchmerzt mich ſo.
Schottiſch.

Vatertroſt bey Kindesweinen.

Was hör' ich da von meinem Knäbchen!?
Es weinte laut beym Hahnenſchrey!
Die Mutter ſtuzte, ward bedenklich,
Und ſprach: ein ſchlechter Held, ey, ey!

O Mütterchen, frag mich, den Vater!
Gelehrte wiſſen immer Rath.
Ich ſage dir: des Bübleins Weinen
Iſt ſeine erſte Heldenthat.

Aus hundert alten guten Tröſtern,
Die ſchon die Großfrau gläubig las, *)
Mit Schwarz auf Weiß in klaren Sätzen,
Beweiſ' ich ſcharf und gründlich das.

Vor allen Thieren iſt auf Erden
Der Löwe ſtark, und zaget nie.
Ihn fürchtet Jedes; — nimmer fürchtet,
Ob ſeinem hohen Muth, er ſie.

Doch hat Natur, auch ihn zu mahnen,
Daß pflichtig er ſey ihrem Wort,
Nur eine Scheu ihm aufgedrungen
Zu ſeiner Gaben reichem Hort.

Er ſcheuet zwiſchen Höll' und Himmel
Den lauten Hahnenruf allein.
Er ſcheut nicht Blitz und Donnerſchläge,
Nicht raſcher Waffe Todes-Dräu'n.

So laß denn, Mutter, dich nicht ſchrecken,
Daß ſo geweint das gute Kind!
Es will an Muth ein Löwe werden,
Und iſt ſchon jung wie Löwen ſind.

J. R. Wyß.

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſetzung.)

Endlich kam die von Roſamunden ſo ſehr gefürchtete Zeit, wo ſie den geliebten, einzigen Sohn hinausziehen laſſen ſollte in die Fremde; und noch überdieß auf ſehr gefahrvollen Wegen. Heinrich war jezt neunzehn Jahr alt; nachdem er ſeinen Künſtler-Träumen entſagt, ſchien ihm der Kriegsdienſt der Beruf, welcher das lebhafte Sehnen ſeines Buſens zu befriedigen vermöchte, um ſo mehr da eben jezt der Anlaß ſich bot, in Kampf und Schlachtgetümmel Lorbeerkränze zu gewinnen. Hell und lockend ſchimmerten dieſe dem Jüngling entgegen; auf keinem andern Pfade, ſo ſchien's ihm, könne er ſchöner des Ruhms ſeiner Väter ſich würdig zeigen, als auf dieſem; und ſelbſt bey Roſamunden, ſo bekümmert ſie der Gefahren gedachte, denen Heinrich ſich ausſetzen würde, war doch der Sinn für Heldengröße und Tapferkeit zu ſehr mit der Erinnerung an ihre Vorfahren verwebt, als daß ſie es nicht für Pflicht gehalten hätte, ihn der Stimme ſeines jugendlich aufſtrebenden Muthes folgen zu laſſen. So trat denn Heinrich freudig in des Vaterlandes Dienſte; der Tag, da er zum Regiment abgehen ſollte, rückte näher und näher heran, und nicht lange, ſo war die, bald noch weit hinaus, bald ängſtlich vorüber gewünſchte Stunde des Scheidens da. Sorge und Unruhe um den Sohn und Bruder blieb bey Roſamunden und ihrer Tochter zurück; indeß Heinrich, nichts fürchtend, nur theilnehmend an der Bekümmerniß

---

*) Die Großfrau, ſchweizeriſch für Ahnenfrau.

der Seinen, bald gar friſchen und kräftigen Sinnes in die neuerwählte Laufbahn eintrat. —

Eine ausführliche Beſchreibung der wechſelnden Ereigniſſe ſeines kriegeriſchen Lebens wird hier wohl ſchwerlich erwartet. — Zwey ſieggekrönte Feldzüge ſpendeten ihm manches Reis des ſchimmernden Kranzes, nach welchem er ſich ſehnte. Nach dem Ende derſelben trug er ein ehrendes Zeichen militäriſchen Verdienſtes auf der Bruſt, war vom Cornet bis zum erſten Lieutnant geſtiegen, und hatte außer dem Ruhm eines tapfern, auch noch den eines milden und menſchlichen Kriegers erworben. Ueberdieß erfreute ihn die Achtung und Freundſchaft vieler ſeiner beſſern Waffengefährten, ſo wie das beſondere Wohlwollen ſeines Chefs, deſſen Adjutant er zulezt war. Und um ihn noch glücklicher und zufriedener in ſeiner jeztigen Lage zu machen, mußte es ſich fügen, daß ſein Regiment nach geſchloſſenem Frieden ganz in die Nähe ſeiner väterlichen Güter in's Standquartier kam. — Jezt, da die Gefahr ſo glücklich überſtanden war, athmete Roſamunde leicht auf; die innigſte Freude empfing den Langvermißten daheim, und auch er ſelbſt war von ganzer Seele froh, wieder manche heitre Stunden mit den Seinigen zu verleben, von den Begebenheiten der vergangenen Tage zu erzählen, und — anſcheinend wohl gar ein wenig groß zu thun mit ſeinen Heldenthaten, vor den Frauen. Doch lag der heitern Lebhaftigkeit, mit welcher ſeine Erinnerungen bey manchem gefährlichen Punkt des zurückgelegten Weges verweilten, mit welcher er ſich dann an Herminens hellem, beyfallglänzendem Blick, an der rührenden, noch jezt faſt ängſtlich bewegten Theilnahme der Mutter erfreute, etwas Beſſeres, als kleinliche Eitelkeit, zum Grunde. Es war ja ſo ſchön, auch hier die immer gleiche Liebe der treuen Verwandten zu erkennen, auch hier zu fühlen, wie ſie ſo innig mitlebten in allem, was ihn betraf. —

Sehr ſchnell vergingen ihm einige Monden im traulichen, ſo lange entbehrten Umgang mit den Seinen; dann ward er wieder von ihnen hinweggerufen. Durch die Empfehlung ſeines Generals erhielt er vor vielen andern den Auftrag, der Ueberbringer wichtiger Papiere an den ſächſiſchen Hof zu ſeyn; und er übernahm dieſen Auftrag um ſo lieber, da er ihm Gelegenheit verſchaffte, das durch Natur und Kunſt ſo reich ausgeſtattete Dresden kennen zu lernen. In der Mitte der dieſe Stadt zierenden reichen Kunſtſchätze, wachte die Neigung zur Kunſt, die ſeine erſte Jugend genährt, der er mit ſo ſchwerem Kampfe entſagt, von neuem auf. Er verlor ſich in dem Anblick der Meiſterwerke des Meiſels und des Pinſels, und die Gemälde erinnerten ihn in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes, einen berühmten in Dresden lebenden Maler kennen zu lernen, deſſen Arbeiten er im Ausland zu bewundern gelernt hatte. Kaum war daher der eigentliche Zweck ſeiner Sendung erfüllt, als er ſogleich eilte, jenen Maler aufzuſuchen, und ſich am Anblick ſeiner neueſten Schöpfungen zu erfreuen. Er ward, nach ihm fragend, in ein hohes geräumiges Zimmer geführt, das, kühl und luftig wie es war, von keinem blendenden Sonnenſtrahl berührt zu werden ſchien. Gleich beym Eintritt zog ein ſchönes, über der Thür des zweyten Zimmers hangendes Madonnenbild ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; und ſo verloren ſtand er im Anſchauen der frommen, milden, ausdrucksvollen Züge, daß darüber das Eintreten deſſen, welcher ſie hervorgerufen hatte, ganz von ihm unbemerkt blieb. Behaglich lächelnd ſtand der alte Meiſter, ſich an dem reichen Zoll von Liebe und Bewunderung erfreuend, welcher hier, zwar nicht mit beredten Worten, aber um deſto wahrer und abſichtloſer, ſeinem Werke dargebracht ward. „Schon mancher vor Ihnen, ſprach er endlich, langſam näher tretend, hat ſich durch den eignen Reiz dieſes Bildes angezogen gefühlt; doch hab' ich's noch keinem ſo klar im Auge geleſen, daß es ihn freute, als eben Ihnen.“ Ueberraſcht wandte der Jüngling ſich zu ihm, mit einigen freudigen Worten die ungezwungene Anrede erwiedernd, und vertiefte ſich nun mit dem erfahrenen Meiſter in ein lebhaftes und anziehendes Geſpräch über die Kunſt. Sein gerades, unbefangenes Urtheil gefiel dem Maler; ſie wurden bald mit einander bekannt, und Heinrich kam nun oft ihn zu beſuchen, und ihm in ſeinem Attelier bey der kunſtreichen Arbeit zuzuſehen. Ihm war, als könne er nicht wieder fort aus Dresden, wo ſich ſo vieles vereinte, ihn zu feſſeln. Einen Tag nach dem andern gab er zu, und immer weniger gern gedacht' er des Abſchieds. Als er nun auch einſt in lebhafter Bewundrung einer eben vollendeten Arbeit des Malers neben dieſem ſtand, ſchien's ihm auf einmal, hier müſſe er noch ſuchen zu lernen; und er rief mit halb launigem Unmuth: ach wahrlich, ich ſeh' es! bisher iſt's mit meinem Treiben der Kunſt nur elende Pfuſcherey geweſen! Halb erkannte ich das ſchon, als ich aus dem Kriege zurückkam, und nun mit freyerem Blick meine beynahe vergeſſenen Arbeiten anſah. Allein jezt, ſeit ich Sie kennen lernte, und den ganzen Reichthum an herrlichen Bildern, den Dresden bewahrt, ſeitdem iſt mir's völlig klar geworden; und ſoll ich noch jemals wieder Freude haben an dem heitern, lockenden Spiel mit der Kunſt, ſo muß ich wenigſtens um einige Schritte weiter kommen, als bisher. Was meinen Sie? wollen Sie auf ein halbes Jahr mein Lehrer ſeyn? Unter Ihrer Leitung, dünkt mich, müßte ſich in dieſer Zeit doch ſchon etwas thun laſſen; und wenn Sie nur wollen — ich kann wahrſcheinlich dem General hier ſpäterhin noch in Privatangelegenheiten nützlich ſeyn: den Urlaub vom Regiment werde ich mir ſchon verſchaffen.

Lächelnd willigte der Maler in ſein Verlangen, von welchem er doch eigentlich nicht glaubte, daß es ernſtlich gemeint ſey. Allein es war Heinrichs Weiſe nicht, eine mit Lebhaftigkeit ergriffene Idee ſo leicht wieder ſinken zu laſſen. Er ſchrieb wirklich wegen des Urlaubs, er erließ ihn, hing nun ſeine glänzende Uniform in den tiefſten Winkel des Kleiderſchranks, und nahm in ganz beſcheidener bürgerlicher Kleidung im Attelier des Malers Pinſel und Palette zur Hand. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Aufführung des Lagers und Wallenſteins.

(Fortſetzung.)

Während der Vorbereitungen zu der Aufführung der Piccolomini, die zum Geburtstage der Herzogin am 30. Jan. 1799 gegeben werden ſollten, ereignete ſich ein Vorfall, der Schillern verdrießlich und mehrere ſeiner Bekannten verlegen machte. Er hatte einigen Freunden das Lager im Manuſkripte mitgetheilt, allen aber die ſtrengſte Diskretion anbefohlen, weil er, den Verpflichtungen nach, die er mit verſchiedenen Theater-Direktionen hatte, nicht wünſchen konnte, daß ſein Stück in Abſchriften umliefe. Auf einmal erfuhr man, es ſey auf einer Privat-Bühne in Kopenhagen geſpielt worden, und man habe es dort aus Weimar erhalten. Auf Jeden, dem das Manuſkript anvertraut worden, konnte der Verdacht haften, einem Jeden mußte alſo auch daran liegen, ihn von ſich abzuwälzen und den Urheber zu entdecken. Die Bemühungen ſo Mancher blieben nicht fruchtlos, ein gewiſſer dienſtfertiger Mann hatte, um ſich ſeinen Kopenhagner Freunden gefällig zu erzeigen, und ihnen den Genuß eines ſo ſchönen Kunſtwerks zu verſchaffen, binnen Einer Nacht eine Abſchrift davon nehmen laſſen, denn nur ſo lange hatte ihm der Regiſſeur Schall, der den andern Morgen das Buch an Schiller abliefern mußte, ſolches überlaſſen, um ſeine Theater-Anzeigen, die er davon fertigen wollte, vollſtändiger zu machen.

Die Leſeproben zur Aufführung der Piccolomini hatten gelehrt, daß es kein leichtes Unternehmen ſey, den verbannten Vers wieder auf dem Theater einzuführen, und die richtige Deklamation deſſelben den Schauſpielern, die ſich vom Rhythmiſchen ganz entwöhnt hatten, begreiflich zu machen; aber das unabläſſige Beſtreben beyder Dichter beſiegte auch dieſe Schwierigkeit. Den jüngern Schauſpielern wurde der Unterſchied zwiſchen ſkandiren, rhythmiſch ſprechen, oder die Verſe wie Proſa herabrollen, verſtändlich gemacht, auch die ältern fügten ſich, nur einige, die unbelehrbar waren, wurden bey Seite geſchoben. Es entſtanden dadurch einige Lücken, wie denn die Herzogin v. Friedland unbeſetzt blieb, bis Goethe und Schiller auf den Einfall kamen, die Rolle durch eine ganz junge Schauſpielerin zu beſetzen, die denn auch ſich ſehr fähig bezeigte, den Unterricht anzunehmen. Mlle. Malcolmi hatte bis dahin nur in untergeordneten Liebhaberinnen und Soubretten-Rollen ſich gezeigt, Niemand hatte ihr Talent für das Tragiſche zugetraut, in welchem ſie ſich in der Folge ſo ſehr auszeichnete, und unter dem Namen Wolf ſo berühmt wurde. Da der erſte Verſuch ſo gut gelang, ſo folgten bald mehrere, und es wurden ihr vorzüglich die Mütter-Rollen im recitirenden Trauerſpiel übergeben, wodurch der ſeltne Fall entſtand, daß ſie aus dem Fach der Mütter in das der erſten Liebhaberinnen überging. Nicht ihre Geſtalt, und noch weit weniger ihre Züge, die nie ein jugendliches Anſehen hatten, hinderten ſie daran, Rollen der Art zu ſpielen; ſie brauchte weiter nichts, als nur wenig Roth aufzulegen, und Niemand achtete ſie für zu jung, für die Mutter der Thekla, welche in der Wirklichkeit doch etliche Jahre mehr als Mlle. Malcolmi zählte. Das Probiren dauerte fleißig fort, auch mit dem Koſtüm beſchäftigte man ſich ernſtlich. Hut, Stiefel und Wamms eines ſchwediſchen Offiziers, die ſich in einer alten Rüſtkammer in Weimar fanden, entzückten Schiller, und Goethe erfreute ſich auch höchlich, als er durch den günſtigſten Zufall die Verlegenheit, wie der gravitätiſche Queſtenberg zu kleiden ſey, auf einmal gehoben ſah. Bey einem Beſuch in Jena, wo Goethe wie damals immer auf dem Schloſſe wohnte, richtete er von ungefähr ſeine Augen auf den ungeheuern eiſernen Ofen im Zimmer, und ſiehe da, die Platte trägt die Jahrzahl von Wallenſteins Abfall, und die unvergleichſten Figuren, nach denen nun die „alte Perrücke,“ die bey alledem kein Zerrbild iſt, gekleidet wurde.

Schon früh am Tage ſtrömten aus der Nachbarſchaft, zumal von Jena, Theaterfreunde herbey, welche ein Unterkommen im Gaſthofe, und einen guten Platz im Theater ſich ſichern wollten. Die Zwiſchenzeit wurde mit Beſuchen zugebracht, doch wurde noch mehr projektirt, als ausgeführt, da Goethe nur Wenigen, Herder nicht Allen zugänglich war, und Wieland des Beſchauens auch müde ward. Schillern zu ſehen, wünſchten ſelbſt Einwohner von Jena, die ihn bey ſeiner zurückgezogenen Lebensweiſe noch gar nicht in der Nähe betrachtet hatten. Um ſich die müßige Weile zu vertreiben, wurden, nachdem die Toiletten beſtens beſorgt waren, kleine geſellſchaftliche Spiele beliebt, an denen auch Fichte Theil nahm, der das bekannte Fragſpiel mit der Frage anfing, ob das in die Gedanken gefaßte Ding concret oder abſtrakt ſey. Die gefragte Dame kannte das Wort nicht einmal, viel weniger den Begriff, und ſo hatte das Spiel ſogleich ein Ende. — Man drängte ſich ins Theater, und konnte es kaum erwarten, bis der Vorhang aufſtieg. der dießmal, ſo wähnte man, weit feyerlicher rauſchte, wie ſonſt. Die erſten Darſteller der ſo überaus dankbaren Rolle des Max und der Thekla, konnten für Muſter gelten, wenn auch nicht für untadelhafte. Vohſens ſchönem Naturell, das, wenn Studium es kräftig unterſtützt hätte, ihn zu einem der erſten Schauſpieler ſeiner Zeit gemacht haben würde, war die Rolle des Max vollkommen angemeſſen; ſie bot ihm keine Gelegenheit, ſich zu überſchreyen und in unſchöne Heftigkeit auszuarten; ſein ſchönes Organ behielt den vollen Wohlklang, Geberde und Stellung zeigten Anſtand und Mäßigung, nur etwas weniger weich hätte man ihn gewünſcht. Dagegen wollten viele die Thekla zu kalt, zu feſt finden; Schiller war jedoch mit ihr vollkommen zufrieden, und gewiß iſts, daß Mlle. Jagemann, welche Wallenſteins „ſtarkes Mädchen“ beſonders hervorhob, durch dieſe Art, die Rolle aufzufaſſen, der Idee des Dichters weit näher kam, und eine weit ſchönere Haltung in das Stück brachte, als die vielen weinerlichen Theklas, von denen bald darauf die Bühnen wimmelten, die vor Rührung zerfloſſen, und die des Feldherrn ächte Tochter zu einem liebeſiechen Mägdlein im bürgerlichen Schauſpiel herabzogen. Auch wird ſchwerlich eine der erſten Thekla's das Lied mit einer ſo ſchönen Stimme, ſo kunſtgerecht geſungen, ſo einfach und ausdrucksvoll vorgetragen haben. Der Schauſpieler, welcher den Wallenſtein gab, (Graff) war kein Fleck, noch war er ein Schröder, von dem Schiller damals hoffte, er werde ihn auf der Weimar'ſchen Bühne geben, (welche Hoffnung auch im Prolog angedeutet iſt); aber er verſtand den Charakter, und übertraf viele Wallenſteine nach ihm, unter andern auch Iffland, der dieſe Rolle völlig vergriff. Octavio ließ Vieles zu wünſchen übrig, auch manche Nebenrollen waren nicht in den beſten Händen, aber ſie ſtörten nicht, indem ſchon damals der Geiſt, durch welchen das Weimarſche Theater ſich eine Zeitlang ſo vortheilhaft auszeichnete, der des Ebenmaßes, waltete; es ward ein Ganzes, bey dem kein Glied ungebührlich zu hell beleuchtet war, keins zu ſehr in Schatten trat, die ſchöne Harmonie ward nicht geſtört.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 6. Aug.

Wenn Sie über dieſen Bericht ſetzen: „Verſpätet," ſo trifft der Vorwurf nicht blos uns, die Irdiſchen, ſondern nebenbey vielleicht auch noch ein Paar Himmliſche, von welchen wir Sie heute in Kenntniß ſetzen, nämlich ein Paar Engel von der koloſſalſten Geſtalt, in welcher man je Engel geſehen haben kann, und die eben jezt in den beyden für ſie offen gelaſſenen Niſchen der erneuerten Domkirche aufgeſtellt ſind. Denn es will uns, troz des öffentlichen Weihrauchs, womit ſie bereits hinlänglich beräuchert worden ſind, doch ſo bedünken, als ob jene überirdiſchen Enaksſöhne nicht, wie dieſer unſer Bericht, blos um einen Monat, ſondern um ein ganzes Jahrhundert zu ſpät kämen.

Indeſſen ſollen ſie, obwol ſie die Schultern dazu haben, doch darum unſer eigenes corpus delicti nicht auch noch mit tragen helfen. Nein, da ſey die himmliſche Nemeſis für! Wir bekennen alſo vielmehr und läugnen nicht, daß wir Ihnen ſchon vor einem Monat die angenehme Nachricht hätten mittheilen ſollen, daß unſere Hauptſtadt an zwey Statuen aus dem ſchönſten, weißeſten und härteſten carrariſchen Marmor (ohne Sockel acht Fuß hoch), wovon die eine den unvergeßlichen Scharnhorſt, die andere aber den edeln Grafen Bülow v. Dennewitz vorſtellt, eben ſo viele wahre und ausgezeichnete Verſchönerungen erhalten hat. Sie ſind zu beyden Seiten der neuen Königswache aufgeſtellt, und von der Meiſterhand des als Bildhauer längſt rühmlich bekannten Profeſſor Rauch. Dieſe vortrefflichen Kunſtwerke waren für uns eine ſo erfreulichere Erſcheinung, da ſie nicht blos den Beyfall der Kenner, ſondern auch den ungetheilten des größern Publikums erwarben, ohne auch nur die leiſeſte Spur von jener gangbaren Unnatur zu verrathen, welche jezt nicht eben ſelten im Gebiete der ſchönen Künſte mit der Genialität verwechſelt zu werden pflegt.

Um den beliebten Faltenwurf der Antike nicht vermiſſen zu laſſen, hat der geniale Künſtler ſeine beyden Helden außer der Uniform auch noch mit weiten Rittermänteln umgeben; und es läßt ſich nicht läugnen, daß ſie ſonderlich bey ihrer gegenwärtigen Neuheit und Friſchheit in dieſer Bekleidung einen in der That wundervollen Effekt hervorbringen.

Das Denkmal des Grafen Bülow von Dennewitz iſt auf der Seite des Univerſitäts-Gebäudes befindlich. Stellung und Haltung verkünden ganz den entſchloſſenen Krieger. Eine ausführlichere Beſchreibung des Reliefs, welche das Piedeſtal dieſer Statue ſowol als der dem edeln Scharnhorſt gewidmeten zieren, bitten wir uns zu erlaſſen, weil die meiſten Leſer ihre Phantaſie doch nur vergeblich damit quälen. Das Eine wollen wir indeſſen bemerken, daß die Piedeſtale ſelbſt ungefähr zehn Fuß Höhe zu haben ſcheinen, und daß deren Verzierungen ſich auf die einzelnen Großthaten beyder Helden beziehen. In den beyden Vorderſeiten ſind übrigens mit Buchſtaben aus vergoldeter Bronze die Inſchriften angebracht, welche der Nachwelt melden: „daß Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1822 das Andenken der Helden durch dieſe Meiſterwerke zu verherrlichen bemüht war."

Nun ſey es uns erlaubt, noch ein Paar Worte über Scharnhorſts Statue beyzufügen. Er ſteht nach der Seite des Zeughauſes hingewendet, genau in der edeln, nachdenkenden Stellung, in welcher man ihn wahrſcheinlich ſo oft im Leben geſehen hat. In der linken Hand hält er eine Rolle, und lehnt ſich an einen abgehauenen Lorbeerbaum, an deſſen Fuß aber ein neu aufſprießender Zweig kräftig zu grünen beginnt. Man hat dieſe Idee, und gewiß mit dem vollkommenſten Rechte, allgemein höchſt ſinnreich gefunden. Nur würde ſie, unſerer unmaßgeblichen Meinung nach, eine noch weit größere Wirkung thun, wenn der Gebrauch des Lorbeers in den vorhin erwähnten Reliefs nicht ſo oft wiederkehrte. Dieſer zu überhäufte Gebrauch verräth offenbar eine gewiſſe Armuth, welche ja wohl der reiche Geiſt eines Rauch leicht hätte vermiſſen laſſen können.

> Verum, ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
> Offendar maculis, quas aut in curia fudit,
> Aut humana parum cavit natura.

Die Statuen des Wilhelms-Platzes, wie bekannt, den Lieblingen Friedrichs des Großen und des preußiſchen Volkes überhaupt gewidmet, halten keine Vergleichung mit dieſen Rauch'ſchen Schöpfungen aus. Schwerin, Winterfeld und Seidlitz erregen ſogar Mitleiden, wenn man ſich ihrer dabey erinnert. Hier tritt alſo einmal der Fall ein, was jezt ſo ſelten iſt, daß die jüngere Kunſt ihre ältere Schweſter überflügelt, und daß wir wirklich im Fortſchreiten begriffen ſind. — Sollen uns denn aber die vorhin erwähnten übergroßen Engel (wo uns der Augenſchein nicht trügt, über zwölf Fuß hoch, und bey denen uns, eben der ungeheuern Größe wegen, ſehr leicht ein ungereimter Reim beyfallen kann) auch unter die Fortſchritte der neuern Zeit rechnen? Heraklit würde über die Frage weinen, und Demokrit ſie belachen. Was aber thun wir bey der Sache? Wir ſtellen uns zwiſchen beyde in die Mitte, und fragen ganz unbefangen: Was iſt denn mit dieſen koloſſalen Geſtalten eigentlich vorgeſchritten, die Geiſteskultur überhaupt, oder die Kunſt insbeſondere, oder keine von beyden? Soll die Kunſt vorgeſchritten ſeyn, ſo müſſen wir etwas Schönes erhalten haben, was wir bisher noch nicht hatten. Etwas Neues haben wir bekommen, das läßt ſich nicht läugnen, daß es aber zugleich etwas wirklich Schönes ſey, dürften Manche bezweifeln.

Der menſchliche Egoismus miſcht ſich in Alles, alſo auch in die Aeſthetik. Vermöge dieſes ehernen Geſetzes, das aber doch die Natur ſelbſt gegeben hat, dünkt uns der Rieſe ſo wenig ſchön, als der Zwerg, obwol wir, nach unſerer Puſillanimoſität (?), dem erſtern etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als dem leztern. Gleichwol haben Malerey und Plaſtik von jeher rieſenhafte Geſtalten und Figuren zu ſchaffen gewagt, und bekanntlich nicht ohne guten Erfolg. Allein dann mußten ſie auch jederzeit durch hervorſtechende idealiſche Schönheiten die Gewalt, die ſie der Wirklichkeit anthaten, nicht blos zu verbergen, ſondern auch zu vergüten, und auf dieſe Weiſe unſern angebornen Egoismus zu ihrem Vortheil zum Schweigen zu bringen. Ob die Kunſt der Meiſter, welche uns jene frommen Geſtalten geſchaffen haben, und denen wir gern ihre anderweitigen Verdienſte zugeſtehen wollen, bereits auch ſchon ſo weit gediehen iſt, daß ſie dergleichen Bezauberungen ebenfalls ins Werk ſetzen kann, müſſen wir für unſere eigene geringe Perſon gar ſtark in Zweifel ziehen. Wir können an ihren koloſſalen Figuren durchaus nichts Idealiſches entdecken, als die Größe, und dieſe allein macht ein Kunſtwerk noch zu keinem ſchönen, ſonſt müßte der große Chriſtoph im Dome zu Goslar auch eine Schönheit ſeyn, wofür ihn wohl Niemand halten wird.

‡‡†

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Nro. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. September 1822.

> Sprecht, Amor ſey immer
> Zu fürchten, das Kind!
> Lacht über ihn immer,
> Als Flüchtling, als blind.
> Und ſchließt ihn durch Riegel
> Vom Tageslicht hinweg:
> Durch Schlöſſer und Riegel
> Find't Liebe den Weg.
>
> Alt-Engliſch.

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſezung.)

Jezt, da Heinrich täglich bey dem Maler arbeitete, erfuhr er auch, daß jene ihn ſo ſehr anziehende Madonna vor etwa zwey Jahren nach einem jungen, kaum ſechszehnjährigen Landmädchen gemalt worden; wobey der Künſtler zugleich geſtand, daß es ihm bey weitem nicht ganz gelungen ſey, den ſanften, demüthig frommen Ausdruck im Antlitz der kindlichen Jungfrau wiederzugeben. — Da hatte nun Heinrichs lebhafte Phantaſie vollauf zu thun. Welch ein Angeſicht mußte das ſeyn, welches dieſem Gemälde gleichen, welches daſſelbe gar noch übertreffen konnte! Immer öfter wandte ſich ſein Blick zu dem ſchönen Madonnenbilde empor; der Gedanke: das Original deſſelben ſey im Leben zu finden, verließ ihn nicht wieder, und immer bewegter, immer ſehnſuchtsvoller ward ihm dabey zu Muth. — Nun hätte er wohl gern mit offener Frage ergründet, wo und wie denn eigentlich dem Maler dieſe holde Geſtalt begegnet ſey? Doch ein ſchlaues, ſchelmiſches Lächeln, welches gar oft um deſſen Lippen ſpielte, machte ihn faſt bedenklich, die Frage zu thun. Ihm war, als würde Scheu und Befangenheit dem muthwilligen Freunde augenblicklich ſein ganzes Inneres verrathen; und dann war er gewiß, mit empfindlichem Spotte über ſeine romantiſch poetiſchen Gefühle nicht verſchont zu bleiben. So begnügte er ſich denn für's Erſte mit dem Verſuch, durch abſichtlich und häufig auf jenes Bild geleitete Geſpräche auch etwas Näheres über das Original deſſelben zu erfahren. Doch dieſer Verſuch wollte nicht gelingen, und er gab es beynah' ſchon auf, ſolchen Weges Kunde von der ſchönen Jungfrau zu erhalten; als eines Tages ganz unerwartet nicht nur dieſe gewünſchte Kunde, ſondern noch eine andere, weit größere Freude ihm von Fortunen, der launiſchen Gabenſpenderin, zugewandt ward.

Es waren die herrlichſten Frühlingstage, der Maler hatte ſich müde gearbeitet an einem großen, nun vollendeten Bilde, und das Pfingſtfeſt war vor der Thür. Da kam ihm der Gedanke, einmal wieder, wie wohl öfter in frühern Jahren, die Feyerzeit auf dem Lande zuzubringen, und bey den ſchönen Tagen, in der freundlichen Gegend Kräfte zu neuer Arbeit zu ſammeln. Damit er nun nicht ganz allein ſey, lud er auch ſeinen jezigen Schüler, der, ſtatt wie ehemals im Kriegsgetümmel, nun ſchon ſeit ſechs Wochen zwiſchen Magdalenen, Madonnen und heiligen Familien lebte, zu der kleinen Erholung ein. Dieſem ſchien es freylich, als bedürfe er ihrer nicht, indeſſen ließ er ſich doch bereitwillig den Vorſchlag gefallen; und nun verhieß jener in ſeiner gewöhnlichen trockenen Weiſe: zum Dank für ſeine Einwilligung wolle er ihn dann auch das Mädchen kennen lehren, nach welchem er ſeine Madonna gemalt habe. „Ich denke, ſezte er erklärend hinzu, wir nehmen unſern Aufenthalt bey dem Schullehrer in Felſengrund, und deſſen Enkelin iſt die hübſche Thereſe."

Jezt fühlte Heinrich, ſtatt Dank für ſeine Begleitung zu verdienen, ſich ſehr glücklich, daß ſie ihm vergönnt worden war. Indeſſen unterdrückte er jede Aeußerung froher Ueberraſchung, und antwortete nur ſcherzend: er freue ſich auf die Bekanntſchaft, und werde gewiß zur beſtimmten Stunde nicht fehlen. Und hierin hielt er denn auch ſo pünktlich Wort, daß er am Morgen des erſten Pfingſttages um volle dreyßig Minuten zu früh in die Thür des Freundes trat, auf deſſen Verwunderung darüber, mit einer Verlegenheit, welche dieſem etwas ſeltſam ſchien, ein Verſehen in der Uhr vorſchützend. —

Raſchen Schrittes wanderten nun die Beyden dem Thore zu, und kaum waren ſie im Freyen, als der hochaufſteigenden Lerche munteres Lied ſie empfing, ſie dann weiter und weiter durch ein hohes fruchtbares Kornfeld geleitend. Doch Heinrich achtete deß wenig; ja, überhaupt hätte der Maler heute mit Recht ſeine Geſellſchaft langweilig finden können, wenn es nicht zum Glück deſſen Art geweſen wäre, ſich bey einer Wanderung im Freyen, auch in ſtillbehaglichem Schweigen leicht zu ergötzen. Jeder Baum, jeder Vogel, jede Pflanze auf ſeinem Wege beſchäftigte ihn, und ſo ließ er denn auch jezt ſeinem Begleiter, welcher gerade heute ſehr wenig Sinn für die Bilder der Außenwelt hatte, volle Freyheit, ſich ganz ungeſtört mit denen in ſeinem Innern zu unterhalten.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch am Himmel, und brannte gerade recht heiß auf ſie herab, als ſie die erſten Häuſer des reinlichen, weit an der Elbe hinabgebreiteten Dorfes erreichten, welches das Ziel ihrer Wanderung war. Bald ſchimmerte ihnen auch das mit Mayenkränzen ſtattlich geſchmückte Küſterhaus entgegen, welches ſie im Schatten ſeiner hohen, breitblättrigen Kaſtanien gar einladend anblickte. Freundlich empfing ſie dort der alte, doch für ſeine Jahre noch muntre und lebhafte Schulherr, ſich ſehr angelegentlich bey dem Bekannten nach Zeitungsblättern und politiſchen Neuigkeiten erkundigend. Als ihm Heinrichs Stand und Namen genannt ward, erinnerte er ſich ſehr vergnügt, daß vor zehn Jahren deſſen Vater, angezogen durch die ſchöne Gegend, auch einſt acht Tage unter ſeinem Dache zugebracht habe. Der junge Menſch erſchien dadurch dem zutraulichen Alten gleichſam wie ein längſt Bekannter, und er eilte, einen weiblichen Namen rufend, Erfriſchungen für die willkommenen Gäſte zu beſtellen.

Jezt hoffte Heinrich ſeine ſchöne Madonna hereintreten zu ſehen; allein ſtatt ihrer erſchien eine ältliche, ſehr geſprächige Frau, welche ihn mit beredtem Lobe ſeines auch von ihr gekannten Vaters für dießmal doch etwas langweilte. Es war die Mutter der Erwarteten, welche lezte ſich indeſſen doch endlich auch blicken ließ, allein erſt, nachdem noch eine volle Stunde vergangen war. Da kam nun freylich ein gar liebliches, ſanftes Taubengeſichtchen zum Vorſchein; allein dennoch fand Heinrich, des Freundes Meinung nicht theilend, das Original von dem Bilde übertroffen. Die zarte Jungfrau wollte ihm jezt, da er es endlich erlangt hatte ſie zu ſehen, doch nicht ganz ſo ſchön, noch der Zauber ihrer Mienen ſo wunderherrlich erſcheinen, als ſeine geſchäftige Phantaſie es ihm vorgemalt hatte. Denn ſo geht es uns ja mit Allem, was wir lange ſehnſuchtsvoll erwarteten und erträumten, und das Schöne, wie das Glück, kommt uns am Schönſten ungehofft und ungeahnet entgegen. —

Doch, war gleich Heinrichs ungeduldiger Blick in der erſten Minute nicht ganz befriedigt, ſo machte dafür das Weſen des ſchönen Landmädchens ſehr bald einen deſto angenehmern und erfreulichern Eindruck auf ihn. Es lag in dieſem Weſen, bey aller Anmuth, doch die reinſte, unverkünſteltſte Natur; und kam nun noch ihre heitre, unbefangene, freundlich offene Rede hinzu, welche dem leichtbewegten Geſicht tauſend neue Reize lieh, ſo ward wohl ſchwerlich bey ihr weiter an's Kritiſiren gedacht. Auch war Heinrich noch kaum zwey Stunden in ihrer Nähe geweſen, als er ſich ſchon heimlich ſagte: etwas anders wohl als das Bild ſeiner Träume ſey die blühende Thereſe, allein wahrlich nicht weniger anmuthig.

Und nun vollends am andern Tage, als ſie mit heiterm Morgengruß aus dem Garten herein kam, dem ältern Bekannten und auch ihm duftige Maiblumenſträußchen zur Pfingſtgabe zu bringen — o da war ſie ſo lieblich anzuſchauen, und reichte ihre kleine Spende mit ſo freundlicher Anmuth, daß Heinrich Träume Träume ſeyn ließ, und nichts mehr ſah als ſie. — Ihre Nähe ſchien ſeinen natürlichen Frohſinn noch zu verdoppeln, und gar heiter, offen und geſprächig bemühte er ſich nun um ihr und der Ihrigen Wohlwollen. Auch war er, als nach drey frohverlebten Tagen der Freund ihn an's Scheiden mahnte, ſchon ſo bekannt mit Allen im Hauſe geworden, daß er beym Lebewohl verheißen durfte, auch zuweilen allein ſeine freundlichen Wirthe wieder aufzuſuchen. Hierin hielt er denn auch auf das pünktlichſte Wort, denn kaum waren noch vierzehn Tage vergangen, ſo trug ihn ſein ſtattliches Roß ſchon wieder hinaus. Und nicht lange, ſo kam er immer öfter, immer lieber, und ward auch von Thereſen immer lieber geſehen. Beyden dünkte das Leben gar matt und einſam, wenn er zuweilen, durch Umſtände gezwungen, etwas länger als gewöhnlich ausblieb; und er hatte dann nichts Angelegentlicheres, als nachher das Verſäumte ſo ſehr es immer thunlich war, durch öfteres Kommen wieder einzuholen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aufführung des Lagers und Wallenſteins 1798.

(Beſchluß.)

Die Piccolomini ſpielten bey der erſten Aufführung ſehr lang, erſt in der folgenden ward geſtrichen. Die Eintheilung der beyden Theile des Wallenſteins war damals anders als jezt: die Piccolomini ſchloſſen erſt nach den zwey erſten Akten des Wallenſteins. An der Länge fanden Manche vieles zu mäkeln, wie überhaupt nicht alle gleich von der Vortrefflichkeit der Gattung, von der dichteriſchen Begeiſterung und den großartigen Geſinnungen des Dichters dieſes Schauſpiels ſo ergriffen wurden, als es ſich erwarten ließ. Schiller erfuhr damals, wie in der Folge, häufig das Mißgeſchick, nicht nach Gebühr gewürdigt zu werden; man erkannte die Meiſterſchaft des edeln Dichters nicht in dem Grade an, wie ſie es verdiente; andere überſchätzten ihn vielleicht und wollten auch nicht den kleinſten Flecken an ihm ſehen. Da jedoch eine, wenn auch unreife gedankenloſe Bewunderung einem überreifen Tadel vorzuziehen iſt; da man jenen Empfänglichkeit, dieſen aber Dünkel und Mangel an Gefühl zuſchreiben mußte; da eine, wenn auch partheyiſche Liebe doch viel höher ſteht, als Liebloſigkeit: ſo hatten die Enthuſiaſten gegen jene gehalten, doch Recht, wenn ſie auch mitunter ins Blaue hineinſchoſſen. Es gab aber auch ſolche Beurtheiler, welche die rechte Mitte behaupteten und eine aufrichtige Freude an dem Schönen und Edeln, an dem richtigen Weg, welcher der dramatiſchen Dichtkunſt eröffnet wurde, empfanden, welche einſahen, daß die Sonne wohl Flecken hat, deßhalb aber doch recht ſehr erwärmen und erleuchten kann. Nur waren ihrer gleich zu Anfang wenige, die gewaltige Erſcheinung hatte zu ſehr Geiſt und Gemüth und Einbildungskraft bewegt, als daß eine unbefangene Anſicht möglich geweſen wäre. Das drückende Gefühl, bisher an dramatiſchen Erzeugniſſen Gefallen gefunden zu haben, die, wenn Schiller mit ſeinen Piccolomini's Recht hätte, auf einer niedrigen Stufe, oder wohl gar auf einem Abweg ſtanden, verblendete auch Manche über den Dichter. Indeſſen gabs doch nicht viele Merkel, die es für ein Ungeheuer erklärten und aus dem Theater gingen, um einen Sardellenſalat zu verzehren, was ungleich erſprießlicher, ja, wie ſich der kleine Mann ſcherzhafterweiſe ausdrückte, poetiſcher ſey. Damals geiferte der grimmige Lette noch heftig über Schiller, nach der Hand, als er ſich zum Geſchmacksrichter von Deutſchland aufwarf, hat er ihn gelobt, aus der rühmlichen Abſicht, Goethen dadurch noch einen Schimpf mehr anzuhängen. Lob oder Tadel blieb jedoch ohne Wirkung. Goethe und Schiller laſen ſeine Schreibereyen nicht und ließen ihn, als er noch an Einem Ort mit ihnen lebte, nicht an ſich kommen. Es war ein eigener Genuß für den ruhigen Beobachter, deren es unter den geſpannten Zuſchauern freylich nur wenige gab, die Verſammlung zu ſehen. Da ſaßen ihrer viele mit freudetrunkenen Augen, die bey den wunderſchönen lyriſchen Stellen, aus denen das liebende, ahnende Gemüth des Dichters ſpricht, worin die Großheit ſeiner Ideen, die üppige Fülle ſeiner Phantaſie ſo glänzend erſcheint, nur durch Geberden ihr Entzücken ausdrucken konnten; das Herz war ihnen zu voll, als daß ſie hätten ihren Empfindungen Worte geben können. Es traf ſich denn auch, daß Manche, die man unter die Ungebildeten zählte, mit am lebhafteſten ergriffen und von der Macht der Poeſie, die ſie fühlten, ohne ſie ſich deutlich machen zu können, fortgeriſſen wurden; da hingegen andere, denen man einen gebildeten Verſtand nicht abſprechen konnte, kalt blieben, oder allerley Ausſtellungen machten.

Schiller ſelbſt war hoch vergnügt und in ſeiner Freude, die er den Schauſpielern wiederholt äußerte, fügte er zu dem Mahl im zweyten Akt noch etliche Flaſchen Champagner hinzu, die er ſelbſt unter dem Mantel hinaufſtrug. Beynahe hätten ſie Unheil angerichtet, denn da Vohs zwey Gläſer, aufgeregt von lebhaftem Spiel, getrunken hatte, bekam er einen Anflug von Rauſch, ſo daß es gut war, daß der Akt bald ſchloß und er Zeit gewann ſich zu ſammeln.

Schottiſche Anekdote.

Macpherſon von Cluny hatte an der Rebellion von 1745 Theil genommen. Sein Leben war natürlicherweiſe den Geſetzen verfallen, und man gab ſich viele Mühe, ihn zur Strafe zu bringen. Aber weder die Hoffnung der Belohnung, noch die Furcht vor Strafe, konnte irgend einen von ſeinem Stamme bewegen, ihn zu verrathen, oder ihm ſeine treuen Dienſte vorzuenthalten. Er lebte neun Jahre lang in einer Höhle, eine kurze Strecke von ſeinem Hauſe, das die königlichen Truppen niedergebrannt hatten. Dieſe Höhle lag in einer waldbewachſenen Felswand, und der Eingang war gänzlich hinter Bäumen und überhangendem Felſen verſteckt. Sie wurde von ſeinen eigenen Leuten zur Nachtzeit gegraben, und das Geſtein und Erdreich von demſelben in einen benachbarten See getragen, damit keine Spur ihrer Arbeit ihren Herrn verrathen möchte. In dieſem Heiligthum lebte er ſicher, und beſuchte dann und wann ſeine Freunde zur Nachtzeit, oder wenn die Zeit die Strenge der Aufpaſſer gemildert hatte. Ueber hundert Perſonen wußten um ſeinen Schlupfwinkel, und eine Belohnung von tauſend Pfund war ſeinem Verräther zugeſichert; und da man wußte, daß er auf ſeinen Gütern verſteckt war, ſo waren achtzig Mann beſtändig dort kantonirt, und von Zeit zu Zeit ſchickte man noch andere Abtheilungen dahin, um ſeine Leute zu ſchrecken und ſie zu ſeiner Auslieferung zu bewegen. Und obgleich die Soldaten von der Hoffnung der Belohnung angeſpornt waren, und überdieß dem Offizier ein höherer Rang verſprochen war, ſo waren doch ſeine Leute ſo treu, ſo vorſichtig in ihren Aeußerungen, und ſo geſchickt wußten ſie ihn mit allen Bedürfniſſen in ſeiner langen Gefangenſchaft zu verſehen, daß man keine Spur zu entdecken und keinen Menſchen zu finden vermochte, der niederträchtig genug geweſen wäre, nur einen Wink zu geben, der ihm hätte nachtheilig ſeyn können. Zulezt, ſeiner elenden Lebensart müde, und überzeugt, daß er keine Gnade erwarten durfte, floh er im Jahr 1755 nach Frankreich, wo er im folgenden Jahre ſtarb.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 24. Aug.

Schwerlich gibt es in der Welt einen drolligern Helleniſten, als den Hrn. Paul Courrier, Schwiegerſohn des verſtorbenen Akademikers Clavier; er mag nun mit gelehrten Sachen oder mit Volksangelegenheiten zu thun haben, ſo bleibt ſich ſeine Laune immer getreu. Als er mit dem italieniſchen Bibliothekar Furia einen heftigen Streit wegen eines Dintenkleckſes bekommen hatte, den er auf ein griechiſches Manuſkript der Florenzer Bibliothek ſollte geworfen haben, damit er allein die bisher unedirte Stelle aus demſelben beſäße, ſo wußte er dieſem Streite eine ſo komiſche Seite abzugewinnen, daß die Leſer mit ihm lachten, anſtatt mit dem Hrn. Furia zu wüthen, ſo ſehr der Name und die ernſthaften Beſchuldigungen dieſes Hrn. Furia auch dazu einluden; einiger Verdacht hätte jedoch auf ihm ſitzen bleiben können, wenn er nicht die unedirte Stelle aus dem Longus auf eigene Koſten abdrucken laſſen, und die Exemplare unentgeldlich ausgetheilt hätte. Bis zur Reſtauration blieb er aber den philologiſchen Studien zugethan, und erſt als die Preßfreyheit eingeführt worden war, fing er auch an, ſeine Laune auf die Politik anzuwenden. Seitdem ſind denn wechſelſeitig Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, poſſierliche Brochüren über Tagsbegebenheiten, und beſonders über Maßregeln, welche die Volksrechte beſchränken, von ihm erſchienen. Das Brochürchen über den Ankauf des Schloſſes Chambord fand der königliche Anwald aber ſo wenig poſſierlich, daß er den Verfaſſer vor Gericht zog, und zu einem zweymonatlichen Verhafte verdammen ließ, indeß ganz Paris über das ſpaßhafte Brochürchen lachte. Die Mauern des St. Pelagie-Gebäudes ſind aber ſo wenig im Stande geweſen, ſeine Laune niederzuſchlagen, daß er kaum wieder zu ſeinem Dorfe Verez zurückgekehrt war, wo er ſich auf den Weinbau gelegt, als er auch ſchon wieder Anlaß zu einem neuen drolligen Schriftchen fand, und eine Bittſchrift für Dorfbewohner, denen man das Tanzen verwehren will, an die Deputirtenkammer richtete. Die Veranlaſſung dazu erzählt er ſo: In ſeinem Dorfe Verez haben ſie einen alten Pfarrer, welcher gern ſieht, daß ſich die Dorfbewohner nach der Arbeit vergnügen, ſie vor ſeiner Pfarre tanzen läßt, und auch zuweilen zuſieht, weil er wohl weiß, daß unter ſeinen Augen nichts Uebels vorgehen wird. Dafür lieben die Bewohner aber auch ihren Pfarrer, und wünſchen ihm ein langes Leben. In dem nahe gelegenen Dorfe Azai war auch ſo ein verſtändiger alter Pfarrer, der den Leuten ein bischen Vergnügen gönnte und einſah, daß, wenn ſie die ſtarken Auflagen bezahlen ſollen, ſie tüchtig arbeiten müſſen, und damit ſie deſto beſſer arbeiten können, ſie ſich auch ein wenig erholen müſſen. Allein dieſer alte Pfarrer iſt geſtorben, und an ſeine Stelle iſt ein junger, eben aus dem Seminar gekommener, Geiſtlicher geſetzt worden, welcher voll Jugendeifer an dem Tanze der Dorfleute ein Aergerniß nimmt, und um dem Dinge ein Ende zu machen, ſich an den Departements-Präfekten gewendet hat, worauf dieſer den Befehl ertheilt hat, es ſolle am Sonntage auf dem Marktplatze des Dorfes Azai nicht mehr getanzt werden. Nun bleiben freylich, meint Hr. Paul Courrier, den Leuten noch die Wieſen und Gebüſche außerhalb des Dorfes übrig, wo ſie ſich ergötzen könnten. Allerdings ſey der Wieſenteppich, das Vögelgezwitſcher und das Rieſeln der Quelle weit romantiſcher, als der Marktplatz; allein die Bauern machten ſich aus den romantiſchen Schönheiten der Natur, die ſie täglich vor Augen hätten, nicht viel, und ihnen wäre es viel lieber, nach wie vor ſich auf dem Marktplatze zuſammen vergnügen zu können, wo ſie in der Nähe ihrer Häuſer, und was nicht weniger wichtig ſey, in der Nähe einer Schenke blieben, wo guter Wein und gute Pfannkuchen aufgetiſcht würden; auch könnten, meint Hr. Courrier, beym Licht beſehen, die Zuſammenkünfte der jungen Leute auf den einſamen Spaziergängen außerhalb des Dorfes wohl noch gefährlicher ſeyn, als das Tanzen auf dem Marktplatz in Gegenwart der Eltern. Ferner meint Hr. Courrier, daß, wenn es die Abſicht des jungen Pfarrers ſeyn ſollte, den Leuten die alte mönchiſche Andacht wieder beyzubringen, und ihnen viele Feyertage im Jahre zu verſchaffen, der Hr. Pfarrer ſich eine ſehr unnütze Mühe gäbe; freylich ehemals, als der Bauer in Frankreich Frohndienſte that, wären die vielen Feyertage eine Wohlthat für ihn geweſen, indem ſie ihn an dieſen Tagen doch wenigſtens der Arbeit enthoben; allein jetzt, da faſt jeder Bauer ſein eignes Haus und Feld habe, ſey jedweder zu ſehr auf die Beſtellung und Verbeſſerung ſeines Eigenthums bedacht, als daß ihm die häufigen Andachtsübungen gefallen könnten; er bittet daher, man ſoll die Leute doch tanzen laſſen, ſo lange als ſie die Steuern bezahlen, die denjenigen zu gute kommen, welche ſie am Tanzen hindern wollen. Dieſe Bitte bringt er in folgenden Worten vor: „Ich wünſche, daß es den Leuten von Azai nach wie vor erlaubt ſeyn möge, am Sonntage auf dem Gemeindeplatze zu tanzen, und daß das hierauf Bezug habende Verbot des Präfekten widerrufen werden möge. Wir ſind dabey intereſſirt, wir Leute von Verez, die wir zu den Dorffeſten zu Azai gehen, wie die Leute von Azai zu den unſrigen kommen. Die Entfernung zwiſchen den beyden Kirchthürmen iſt nur eine Viertelmeile; wir haben keine nähern noch beſſern Nachbarn. Sie hier, wir bey ihnen; man bewirthet ſich wechſelſeitig, vergnügt ſich am Sonntage; an den Sommer-Nachmittagen kommen die Geigen und die Gensd'armen zu gleicher Zeit, worüber ich zwey Bemerkungen zu machen habe. Wir tanzen nach der Geige, aber erſt ſeit einer gewiſſen Zeit. Vormals waren die Geigen dem Balle der ſogenannten honnetten Leute vorbehalten; denn Anfangs waren ſie ſelten in Frankreich. Der große König ließ Geigen aus Italien kommen, und hatte eine Truppe von Spielern, um ſeinem Hofe aufzugeigen, der mit aller Gravität und Nobleſſe tanzte, die Herren in Allongenperücken, die Damen in Vertugadins. Das Volk bezahlte die Geigen, allein gebrauchte ſie nicht und tanzte wenig; nur von Zeit zu Zeit ſprang es nach der Muſik eines Dudelſacks, wie das alte Lied beweiſt:

Voici le pelerin, jouant de la musette,
Danse Guillot, saute Perrette!

Wir, die Nachkommen dieſer Guillote und dieſer Perretten, haben die Manieren unſerer Vorfahren geändert, und tanzen nach der Geige, wie der Hof Ludwigs XIV. Wenn ich ſage: wie jener Hof, ſo verſtehe ich was ich ſagen will: wir tanzen nicht gravitätiſch, und bringen nebſt unſern Frauen keine Mätreſſen und keine Baſtarde mit. Dieß iſt meine erſte Bemerkung. Die zweyte folgt. Die Gensd'armen haben ſich in Frankreich noch ärger vermehrt, als die Geigen, obſchon ſie zum Tanzen bey weitem nicht ſo nöthig ſind: bey unſern Dorffeſten könnten wir ſie ſehr wohl entbehren, und um die Wahrheit zu geſtehen, haben wir ſie auch nicht verlangt; allein die Regierung ſteckt heut zu Tage überall, und erſtreckt ihre Ubiquität bis zu unſern Tänzen, wo kein Sprung geſchieht, wovon der Präfekt nicht unterrichtet ſeyn will, um dem Miniſter Bericht darüber erſtatten zu können. Zu wiſſen, welchen dieſe große Sorgfalt am meiſten mißfällt, und welche am meiſten darunter leiden, die Regierenden oder die Regierten, iſt eine merkwürdige und kurioſe Sache, die ich aber bey Seite laſſe, um nicht mit den Klaſſen zu zerfallen, und in, ich weiß nicht welche, Tendenz zu gerathen.“ (Courrier war nach Erſcheinung ſeiner vorletzten Brochüre zur Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, weil er eine Klaſſe der Geſellſchaft, die adliche, angegriffen, und ſeiner Schrift eine gefährliche Tendenz gegeben haben ſollte.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 75.

Digitized by Google

Nro. 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. September 1822.

Eine heitre Abſchieds-Stunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen ſanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde.

Schiller.

Sitten der ſchottiſchen Vorzeit.

Während das Volk ſich mit der Wiederholung von Geſchichten und Sagen der Vorzeit unterhielt, hatte jedes Oberhaupt ſeinen Barden, deſſen Geſchäft es war, die kriegeriſchen Thaten der Familie und anderer Perſonen aus dem Stamme zu feyern, die Tiſchgeſellſchaft mit den Geſängen des Oſſian, Ullin und Oran zu unterhalten, und die Gefühle und Geiſteskräfte der Zuhörer durch Lieder und Erzählungen anzufeuern, welche die Thaten ihrer Vorfahren und Verwandten enthielten. Da es keine Bücher gab, ſo beruhete die ganze Gelehrſamkeit des Stammes auf ihnen. Ein gutes Gedächtniß machte ſie zu den lebendigen Chroniken vergangener Begebenheiten und zu Sammlern aller Volksgedichte. Sie begleiteten die Stämme ins Feld, wo ſie den Ruhm eines glorwürdigen Todes beſangen, und die Ehre prieſen in den Armen des Sieges und in der Vertheidigung des geliebten Vaterlandes zu ſterben, und die Schande eines furchtſamen Betragens und einer feigen Flucht darſtellten. Vor der Schlacht gingen ſie von Stamm zu Stamm, und von einer Truppe zur andern und ermunterten ſie alle; und wenn der Anfang des Gefechts ihre Stimmen übertäubte, folgten ihnen die Pfeifer, die durch ihre ermunternden und kriegeriſchen Töne die Begeiſterung erhielten, die die Barden entzündet hatten. War das Gefecht vorüber, traten dieſe beyden öffentlichen Diener in neuen wichtigen Aemtern auf. Der Barde pries das Andenken der Gefallenen, feyerte die Thaten der Ueberlebenden und feuerte ſie zu künftigen Heldenthaten an. Der Pfeifer von ſeiner Seite hauchte ſeine Trauertöne über die Erſchlagenen aus und erinnerte die Ueberlebenden an den ehrenvollen Tod ihrer Freunde. Auf dieſe Weiſe wurde eine edle Todesverachtung erzeugt und erhalten; und ſo iſt es ein eben ſo merkwürdiger als entſcheidender Zug im Charakter des Hochſchotten geworden, daß er den Tod mit gelaſſener Vertrautheit betrachtet, und denſelben blos als einen Uebergang aus dieſem zu einem andern Leben anſieht, und dabey die gewiſſe Hoffnung hegt, dort alle ſeine Geliebten wieder zu ſehen. Die Folgen dieſes Gefühls zeigen ſich in der ängſtlichen Sorgfalt, womit ſie ſich die zu einem anſtändigen Begräbniß erforderlichen Gegenſtände anſchaffen. Sie ſprechen darüber mit einer Leichtigkeit und Freyheit, welche eben ſo ſehr von Affektation als von Tollkühnheit entfernt iſt, und einzig und allein von der Gewißheit der Begebenheit hergeleitet iſt. Selbſt der Aermſte ſucht irgend etwas für dieſe lezte Feyerlichkeit zu ſammeln. Mitten unter Fremden, ohne die Begleitung und das Mitgefühl von Freunden, und fern von ihrer Familie ins Grab gelegt zu werden, wurde als ein ſchweres Unglück angeſehen; und ſelbſt jezt noch werden die größten Anſtrengungen gemacht, um die Leichen der Verwandten, die in der Fremde ſtarben, in die Heimath zu bringen. „Ein der Verfaſſerin dieſer Blätter wohlbekannter Mann,“ ſagt Miſtriß Grant, „war wegen ſeiner kindlichen Liebe, ſelbſt unter den wegen dieſer Tugend ausgezeichneten Söhnen und Töchtern dieſes Gebirges, berühmt. Da ſeine Mutter eine Wittwe war, deren zahlreiche Kinder früh geheirathet hatten, ſo blieb er unverheirathet, damit er ihrer deſto beſſer pflegen und über ihr hinfälliges Alter mit der zärtlichſten Sorgfalt wachen könnte. An ihrem Geburtstag pflegte er ſeine Brüder und Schweſtern und die ganze Familie zu einer Art Liebesfeſte zu verſammeln, bey deſſen Schluſſe er einen Toaſt ausbrachte, deſſen pathetiſcher Sinn ſich ohne Umſchreibung gar nicht überſetzen läßt, — das Nächſte wäre: Ein leichtes und anſtändiges Hinſcheiden meiner Mutter (Crioch onerach, ein ehrenvoller Tod — iſt der gemeine Ausdruck eines freundlichen Wunſches). Dieſer Wunſch, welcher die Nerven unſerer modiſchen Zärtlichen erſchüttern würde, wurde mit großem Beyfall aufgenommen und die Alte bemerkte, Gott ſey ihr immer gnädig geweſen, und ſie hoffe, ſie werde eben ſo anſtändig ſterben, als ſie gelebt hätte; denn anſtändig ſterben wird als eines der wichtigſten Dinge angeſehen. Da nun die Feyerlichkeit eines anſtändigen Todes und die bey dem Begräbniß von den Freunden zu beobachtenden Gebräuche einmal feſtgeſezt ſind, ſo iſt nichts gewöhnlicher, als von alten Leuten einen feyerlichen Abſchied zu nehmen, als ſtünden ſie auf dem Punkt eine Reiſe anzutreten, und es geſchieht auch ungefähr mit denſelben Worten. Zuweilen geben ſie an die Hingegangenen bedingte Beſtellungen mit: „Wenn es euch erlaubt ſeyn ſollte, ſo ſagt meinem lieben Bruder, daß ich die Welt, ſeitdem er ſie verlaſſen, erduldet habe, und daß ich mich gegen jedes Geſchöpf, das er geliebt, um ſeinetwillen gütig bewieſen habe.“ Ich ſelbſt habe einen aufgeklärten Mann einer alten Frau im vollen Ernſte eine Beſtellung mitgeben hören, und zwar an ein Kind, das er nicht lange vorher verloren hatte, und welche ſie eben ſo ernſthaft auszurichten verſprach, „nur unter der gewöhnlichen Bedingung, wenn es ihr verſtattet würde.“ Da ſie auf dieſe Art vom Tode als etwas Gewöhnlichem reden, ſo fragt auch ein Hochſchotte ganz ernſthaft: wo man begraben zu werden wünſche, oder ob man nicht einen gewiſſen Ort dafür vorziehen würde, der ſich näher bey den Vorfahren befände.

Dieſes Gefühl beſtehet noch immer in einem hohen Grade, und man kann ſich einen Begriff von der Verzweiflung machen, die auf dieſes Volk wirkt, wenn es ſich dazu entſchließt, ein geliebtes, durch die Gebeine ſeiner Vorfahren geheiligtes Vaterland zu verlaſſen, worin es auch ſo gern das eigene Gebein verſammelt haben möchte. Im vergangenen Winter hatte eine 91jährige Frau im völligen Beſitz ihrer Glieder und Sinne von Strathbrane, bey Dunkeld, ihre Tochter in der Stadt Perth beſucht. Ein Paar Tage nach ihrer Ankunft hatte ſie einen leichten Anfall vom Fieber. An einem Abend war ein tiefer Schnee gefallen und ſie bezeigte ſich ſehr ängſtlich, beſonders als man ihr ſagte, daß man noch mehr Schnee erwartete. Am folgenden Morgen fand man ihr Bett leer, und es zeigte ſich keine Spur von ihr, bis am zweyten Tage, wo ſie ſagen ließ, ſie ſey um Mitternacht aus dem Hauſe entſchlüpft, habe durch den Schnee zu Fuße ihre Reiſe angetreten, und nicht eher geruht, als bis ſie die Heimath, eine Entfernung von zwanzig engliſchen Meilen, erreicht gehabt. Als man ſie nachher um die Urſache dieſer ſchnellen Entfernung befragte, antwortete ſie: „Wenn meine Krankheit ſich vermehrt hätte und ich wäre geſtorben, ſo hätte man meine Ueberreſte nicht durch den tiefen Schnee heimbringen können; und hätte ich meiner Tochter meine Abſicht merken laſſen, ſo hätte ſie mich vielleicht eingeſchloſſen, und der Himmel verhüte, daß mein Gebein ſo weit von der Heimath und unter den Gnall-na-machair (Fremden der Ebene) begraben werden ſollte.“

Mit dieſer Abweſenheit von aller Todesfurcht waren ſie und ſind ſie noch immer der Muſik und dem Tanze enthuſiaſtiſch ergeben, und ergriffen jede Gelegenheit, um dieſe Neigung zu befriedigen. Von der Natur mit einem guten Ohr für Muſik begabt, zeigten ſie eine große Gelenkigkeit im Tanzen. Ihre Muſik ſtimmte mit ihrem Charakter überein. Die kriegeriſchen lauten Töne des Dudelſacks freuten ſie und beſonders gefielen ihnen feyerliche und traurige Lieder, oder Klagen (wie ſie es nannten) für ihre verſtorbenen Freunde, — ein Gefühl, wozu ſie ihre ernſte und ſinnige Gemüthsart beſonders zugänglich machte; während ihre luſtigen Reels und Strathſpeys die höchſte Munterkeit erzeugten und dazu geeignet waren, das Herz von den Lebensſorgen zu befreyen.

Einige Worte über das Reiſen junger deutſcher Künſtler nach Rom.

Rom, den 24. Aug.

Der Herbſt naht heran: die Jahrszeit in der bey weitem die größte Zahl der jungen deutſchen Künſtler und Kunſtbefliſſenen zu uns kommt. Die, denen das Heil ihrer Landsleute am Herzen liegt, erwarten nicht ohne ſchwere Sorgen, ob auch dieſes Jahr die Zahl der Ankommenden ſo übermäßig groß ſeyn wird, als in den leztverfloſſenen? und denken mit tiefer Betrübniß an die Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit, daß dieſelben Irrthümer, dieſelbe Unkenntniß der wahren Umſtände, auch dieſesmal eine nicht geringere Zahl Jünglinge, wenigſtens in die peinvollſte Noth, vielleicht in ein rettungsloſes Verderben führen wird. Unter ſo geſinnten erfahrnen Deutſchen iſt es zur Sprache gekommen, ob denn eine warnende Stimme ganz fruchtlos ſeyn ſollte? Und wenn es gleich zu beſorgen iſt, daß die meiſten, welche den gefahrvollen Entſchluß gefaßt haben, dem Beyſpiel und der verbreiteten Meinung blindlings folgend, ſich ohne ſichere und völlig hinreichende Mittel des Beſtehens

Digitized by Google

auf den Weg hierher zu machen, dieſesmal nicht mehr von ihm abgehalten werden können, ſo würden wir doch Unrecht thun, zu ſchweigen, wenn auch nur ein einziger abgehalten werden könnte, ſich ins Verderben zu ſtürzen.

Wir wollen nicht erörtern, ob der außerordentliche Anwuchs der Zahl der Kunſtbefliſſenen in unſerm Vaterlande nicht bereits ganz übermäßig, und außer allem Verhältniß zur Möglichkeit Beſchäftigung zu finden, und ſich eine Exiſtenz zu ſichern, ſteht: wiewohl es uns ſcheint, daß dem allerdings ſo iſt, und die große Mehrzahl derer, die ſich Künſtler nennen, nothwendig unbeſchäftigt wird darben müſſen. Nur möchte doch dieſe, wie jede Gelegenheit, nicht zu verſäumen ſeyn, diejenigen, welche über den Lebensberuf ihrer Söhne, Mündel oder Angehörigen entſcheiden können, zu beſchwören, ehe ſie in einen Wunſch einwilligen, der leider häufig nur aus Abneigung gegen Lernen entſteht, dieſe Frage wohl zu prüfen und zu beherzigen. Wir richten uns an die, welche, weislich oder thöricht, einem wahren oder gewöhnten Beruf folgend, ſich ſchon unwiderruflich entſchieden haben, das Künſtlerleben zu wählen, und an die, von deren Einwilligung die Ausführung ihres Gedankens deßhalb nach Rom zu ziehen, abhängt. — Ehemals ward dieſe Reiſe als Vollendung des kunſtakademiſchen Studiums betrachtet, und nie von einem Anfänger unternommen. Vor zwey, höchſtens drey Jahren ſahen wir zuerſt den Unſinn, daß völlige Anfänger ſich auf den Weg hierher gemacht hatten: vermuthlich in der Hoffnung eine Inſpiration von den hieſigen Kunſtwerken und dem hieſigen Himmel einzuathmen, bey der ſie das fatale Lernen ganz entbehren könnten. Man verſichert, daß im verfloſſenen Herbſt mehrere hierher gekommen ſind, die zu dieſer Klaſſe gehören: und alle ſolche, die jenen folgen möchten, müſſen wir nun zuerſt mit landesmänniſcher Treue und höchſter Angelegentlichkeit warnen, und beſchwören, von einem ſo ſinnloſen Gedanken abzuſtehen, und wenigſtens zu warten, bis ſie ſich ordentliche Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben haben werden.

Höchſt ſeltene, privilegirte Geiſter ausgenommen, welche doch nie läugnen werden, daß auch ihnen ein nur nicht ſchlechter, verkehrter tyranniſcher Unterricht manche nutzloſe Mühe, und viel verlorne Zeit erſpart haben würde, — dieſe Einzelnen ausgenommen, bedarf ein jeder des Unterrichts, um die Kunſt, wie andre Kenntniſſe zu erlernen: ſey es des glücklichern eines großen Meiſters, ſey es, weil dieſes ſeltne Glück nicht zu genießen iſt, eines akademiſchen. In Rom findet, wer noch Unterricht bedarf, keinen von beyden. Von Meiſtern, die eine freywillig um ſich verſammelte Schule leiten könnten, befindet ſich unter unſern deutſchen vorzüglichen Künſtlern zu Rom nicht einer in einer Lage, die es ihm möglich machte. Eine deutſche Akademie gibt es bekanntlich nicht, außer den winterlichen Zuſammenkünften, von deren Nutzbarkeit Sachkundige wenig rühmen wollen; und wenn die franzöſiſche eine ſehr rühmliche Gaſtfreundſchaft und Bereitwilligkeit gegen Fremde übt, ſo erſchweren doch tauſend Umſtände die Benutzung derſelben: abgeſehen davon, daß ſie doch wohl ſchwerlich für einen Deutſchen taugt, oder jemand im Ernſt, um ſich auf ihr zu bilden, nach Rom kommen dürfte. Daſſelbe gilt im höchſten Grade von der einheimiſchen Akademie von S. Luca, die aber überdieß von Fremden nicht einmal benutzt werden kann. — Angenommen aber, der junge Künſtler habe ſchon die Lehrjahre zurückgelegt, und könne, in dieſer Hinſicht, im Verhältniß ſeiner ſubjektiven Fähigkeit, ohne geradehin unvernünftig zu handeln, hieher kommen: ſo glaube er unſrer heiligen Betheuerung, daß zwey Meinungen, die unverantwortlicherweiſe behauptet werden, und unbegreiflicherweiſe Glauben finden, abſolut unwahr ſind: nämlich, der Aufenthalt in Rom ſey wenigſtens für den einzelnen jungen Mann wohlfeil; und, es fehle nicht an Gelegenheit für ſeine Arbeiten Geld zu erwerben. — Da wir jene Behauptung für eine gewiſſenloſe Täuſchung erklären, welche ſchon das bitterſte Unglück in nur zu vielen Fällen bewirkt hat, ſo müſſen die Leſer erlauben, daß wir dieſe unſere Erklärung durch Erörterung ins Einzelne begründen.

Rom iſt gegenwärtig ein theurer Ort: es hängt nicht einmal vom Willen, nicht von der Verachtung eines ſinnlich behaglich Lebens ab, ob man ſich auf ein etwa zu berechnendes Minimum beſchränken will, da vor Allem der Fremde ſeine Geſundheit in Acht nehmen, und was die, oft durch keine Vorſicht abzuwehrenden, Krankheiten gebieteriſch erfordern, in Anſchlag bringen muß. Niemand ſage: Ich ſetze mich über dieß Alles hinweg, um in Rom zu ſeyn. Das Fieber wird ihn eines andern belehren, und wenn er daran ſiecht, wird er doch in einer andern Luft Herſtellung ſuchen müſſen, wäre es auch nur, weil er krank hier ganz vergebens hinlebt. Der Maler muß eine Wohnung haben, welche zu ſeinen Arbeiten tauglich iſt: es iſt allgemein bekannt, daß zwey Maler hier nicht in einem Zimmer zuſammen arbeiten können. Solche Wohnungen ſind hier ſehr im Preiſe geſtiegen, und das Minimum für eine brauchbare, nicht an den Berg angeklebte, dem Fieber nicht ausgeſetzte, welches ſehr Dürftige zahlen müſſen, iſt monatlich 5 Scudi, wozu kommt: für Aufwartung, welches der Vermiether nicht erläßt, 1 Scudo, alſo zuſammen 6 Scudi (bey dem gewöhnlichen Curs 15 bis 16 fl. monatlich. Im verfloſſenen Winter hat einer unſerer Bekannten, welcher möglichſt ſparſam leben mußte, eine ſolche nur nach langem Suchen für dieſen Preis gefunden. Ein nichts weniger als gutes Mittageſſen, wie man es etwa in Dresden für 2 gute Groſchen haben könnte, koſtet hier 2 Paul, d. h. 7 gute Groſchen: aber Manche bequemen ſich, für 15 Bajocchi zu eſſen; ſchlecht und ungeſund. Wir wollen nur dieſen Satz nehmen, alſo monatlich 4½ Scudi. Für Frühſtück, Abendeſſen und einen Trunk in der Oſterie, gerade unentbehrlich für den, der ſich am Mittag nicht hinreichend geſättigt, ein Paar Pagnotten in der Taſche bey der Arbeit im Muſeum u. ſ. w., kann nicht weniger als 1 Paul täglich gerechnet werden, alſo 3 Scudi monatlich, und das wird nicht hinreichen. Die Wäſche koſtet zuverläſſig 1 Scudo für den Monat. Und ſo haben wir für Wohnung, Nahrung und überhaupt das Allerunentbehrlichſte der Exiſtenz, ſchon 14½ Scudi (bey 39 fl.) monatlich. (Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 24. Aug.

(Fortſetzung.)

Unter einem ähnlichen Vorwande ſind nun auch die ſämmtlichen ſechs Redakteren des Miroir vor Gericht gezogen und zu einer Geldbuße und zweymonatlichem Gefängniſſe verurtheilt worden; ſie ſind meiſtens lauter ausgezeichnete Schriftſteller, als Jouy, der noch dazu Akademiker iſt, Arnault, Jay, Dupaty u. A. Jay iſt einer der Haupt-Redakteren des Constitutionnel, und ſoll an 25,000 Franken jährlich ſich erwerben. Gewinnen dieſe Herren ihren Prozeß in zweyter Inſtanz nicht, ſo wird alſo die geſammte Redaktion des Miroir zwey Monate lang im St. Pelagie-Gebäude bey verſchloſſenen Thüren beſorgt werden. Die Langeweile der Gefangenſchaft wird ſich ihr Witz ſchon zu erleichtern wiſſen; allein es iſt hart für ſie, ihren leichten Scherz mit gerichtlicher Strafe büßen zu müſſen, zumal da ihre Verdammung auf dem bloßen Ausdeutungs-Syſtem beruht. In den allegoriſchen Scherzen, womit ſie ihr Blatt anfüllten, hat nämlich der königliche Anwald, ihr Ankläger, die Politik herausgeklaubt, die darin ſoll verſteckt gelegen haben. Aber wenn ſie verſteckt war, ſo hätte ſie der Anwald darin laſſen ſollen, und ihre Allegorien nicht mit der Sorgfalt eines Gloſſators oder Kommentators ans Licht ziehen ſollen. Um die Herren Redakteren deſto beſſer faſſen zu können, hat man damit angefangen, zuerſt ein literariſches Ultra-Blatt, La Foudre, das ſich ſeit einem Jahre nicht allegoriſch, ſondern ganz offen mit Politik abgibt, und zwar mit einer ſehr gehäſſigen, indem es unaufhörlich die Mitglieder der Oppoſitions-Parthey mit niedrigen Beſchimpfungen verfolgt, vor Gericht zu ziehen, und auch dieſes Blatt zu einer ähnlichen Strafe zu verurtheilen. Das Gericht, das mit ſolcher Schnelle die Redakteren der Literatur-Blätter mit Buße belegt, weil ſie ſich mit Politik ſollen abgegeben haben, bedenkt aber wohl nicht, daß es ſehr verlegen ſeyn würde, wenn einer der von ihm beſtraften Redakteren es bäte, die Grenze zwiſchen Politik und Nicht-Politik zu ziehen. In einer großen Hauptſtadt, wie hier, wo zwey mächtige Partheyen im Kampfe liegen, blickt die Politik überall hervor, und es iſt unmöglich, von den hier vorfallenden Tages-Begebenheiten zu ſprechen, ohne dieſelben mehr oder weniger zu berühren. Vielleicht wird man auch zuletzt ſo vernünftig werden, und die Leute nicht mehr plagen, unter dem Vorwande, als ob ſie ſich wider das angebliche Monopolium der Politik vergriffen hätten; vielleicht ſieht man jezt ſchon ein, daß dieß Verfahren weder ſehr vernünftig, noch ſehr billig iſt; allein man läßt nicht gern einen Vorwand fahren, deſſen man ſich zu gelegener Zeit bedienen kann, um Schriftſteller zum Schweigen zu bringen, deren Bemerkungen Dieſem oder Jenem läſtig ſind. Die Redakteren des Miroir laſſen ſich durch ihre Verdammung nicht abhalten, ihren Witz über die Tages-Begebenheiten auszulaſſen; nur ſprechen ſie verblümter, als zuvor, und ihre Anſpielungen ſind zuweilen ſo dunkel, daß der königliche Anwald einen Oedipsgeiſt beſitzen muß, wenn er aus dieſen Räthſeln die Politik herausziehen will. Um dem großen Einfluße, den dieſes Blatt auf die öffentliche Meinung ausübt, entgegen zu arbeiten, hat man ein neues Blatt in demſelben Format und demſelben Plane aufgefunden, welches, in Erwartung der Abonnenten, unentgeldlich ausgetragen und vertheilt wird: man erblickt es in allen Kaffeehäuſern und Leſe-Inſtituten; natürlich muß Jemand die Koſten dieſer Freygebigkeit tragen; ein Privatmann wird ſo einfältig nicht ſeyn, ſich durch eine ſolche Spende zu Grunde richten zu wollen; es heißt, dieſes neue Blatt, Le reveil genannt, werde von der Polizey und dem Miniſterium des Innern unterſtüzt, wie eine Zeitlang auch das Ultra-Blatt, La Foudre, von denſelben unterſtüzt wurde, und vielleicht noch unterſtüzt wird. Ein Spaßvogel behauptet in einem Journal, die Leſer des Reveil, welche dieſes Blatt unentgeldlich bekämen, ſeyen geſonnen, von der Redaktion eine Entſchädigung wegen der Mühe des Leſens zu fordern. Ein anderes Blatt, das aber wöchentlich erſcheinen ſollte, Apollo genannt, und denſelben Urſachen ſein Daſeyn verdankte, als der Reveil, aber wahrſcheinlich die gehoffte Unterſtützung nicht erhalten hat, iſt, nachdem es in zwey Nummern einige Pfeile wider Schauſpieler, Schriftſteller und Liberale abgeſchoſſen, und der Regierung einigen Weihrauch gebrannt hatte, wieder verſchwunden. Dergleichen Journale, in welchen man den Machthabern zu ſchmeicheln ſucht, iſt das Pariſer Publikum nicht ſehr geneigt zu halten, und wenn ſie von den Machthabern ſelbſt nicht unterhalten werden, ſo fallen ſie darnieder. Ueberhaupt haben die nicht-politiſchen periodiſchen Schriften in Paris viele Mühe, emporzukommen, wenn ſie nicht mit einem großen Aufwand von Geiſt abgefaßt werden; freylich iſt die Zahl dieſer periodiſchen Schriften, beſonders über ſpezielle Fächer, außerordentlich groß. Die Abeille française, die doch einige ausgezeichnete Schriftſteller unter den Mitarbeitern zählte (wenigſtens ſtanden ihre Namen auf dem Umſchlage), iſt eingegangen. Die Revue encyclopédique iſt nunmehr die einzige, die geſammte Literatur umfaſſende, Zeitſchrift, und zählt ungefähr neunhundert Abonnenten. Unter dem Titel: Tablettes universelles erſcheint ſeit länger als einem Jahre eine ähnliche Zeitſchrift, die aber zum Theil mit Auszügen aus den politiſchen und nicht-politiſchen Tages-Blättern, Wochen- und Monats-Schriften angefüllt, und in dieſer Hinſicht nicht anziehend iſt. Der Fabrikant Ternaux hat kürzlich das Eigenthum derſelben an ſich gekauft. Die Annales des arts et de la Littérature, die der Société des bonnes Lettres zum Vehikel dienen, und worin oft weidlich auf die Freyſinnigen geſchimpft wird, erregen wenig Aufſehen, und haben mithin wenig Einfluß auf die öffentliche Meinung. Mit den Theatern gibt ſich, außer allen Tages-Blättern, auch noch ein beſonderes, wenig bekanntes, Blatt, der Courier des Spectacles, ab; der Miroir und der Reveil behandeln das Schauſpielfach ſehr ausführlich. Sonſt erſcheint noch ein Album, in dünnen Heftchen, zuweilen mit lithographiſchen Anſichten; eine Causeuse, die ſich ſo eben mit dem Diable couleur de rose, einem andern Blatte, in roſenfarbenem Umſchlage, vermählt hat; eine Psyché, die auch allerhand berührt, und in dünnen Heftchen hie und da zu ſehen iſt; dann ein Observateur des modes, der aber ſo wenig Lebenszeichen von ſich gibt, daß er vielleicht ſchon todt iſt, indeß das alte Moden-Journal, das bereits über zwanzig Jahre erſcheint, ſich aufrecht hält. Lezteres iſt wahrſcheinlich eine der älteſten Pariſer Zeitſchriften; in dem Zeitraum von zwanzig Jahren ſind vielleicht fünfzig Zeitblätter entſtanden und verſchwunden, und alle von dem Moden-Journal überlebt worden. Freylich intereſſiren die Moden einen bedeutenden Theil der Leſewelt; allein außer den Neuigkeiten über den Zuſchnitt der Kleider enthält dieſes Blatt doch auch wenig; merkwürdig iſt es, daß der Redakteur, La Mésangère, ehemals ein Theatiner-Mönch ſoll geweſen ſeyn. Die Revolution hat manche Metamorphoſe bewirkt; die eben angezeigte iſt keine der mindeſt auffallenden darunter. Indeſſen beſizt dieſer Hr. La Mésangère eine bewunderungswürdige Fertigkeit, ſeine Zeitſchrift durch alle politiſchen Stürme hindurch zu lenken, ohne je den geringſten Anſtoß zu geben. Unter den verſchiedenen Regierungen, die auf einander gefolgt ſind, hat keine jemals die geringſte Klage über ihn erhoben, und ich glaube, ſogar von der Cenſurplage iſt er beſtändig verſchont geblieben.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Digitized by Google

Nro. 227.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. September 1822.

Nur der iſt wahrhaft groß,
Der ſeiner Kräfte Grenzen fühlt und achtet.

Weichſelbaumer.

Einige Worte über das Reiſen junger deutſcher Künſtler nach Rom.

(Fortſetzung.)

Die Kleidung iſt in Rom, in allen ihren Theilen, mehr oder weniger im Verhältniß viel theurer als in Deutſchland: Tuch, namentlich übermäßig und Leinen vielleicht noch mehr. Wer hülflos krank wird, kann freylich eine Anſtalt benutzen, wo er unentgeldlich verpflegt wird. Aber wenn er in der Geneſung iſt, und nur Luftveränderung ihm die Krankheit vom Halſe ſchaffen, oder ihn gegen einen Rückfall ſichern kann, und er auf das Land gehen, aber während dem ſeine Wohnung in der Stadt fortbezahlen muß, ſo muß er ſich ſelbſt Mittel ſchaffen. Der Landſchaftsmaler muß als ſolcher Excurſionen machen. Dann will der Fremde hier doch auch nicht leben, ohne zu ſehen; und, wie gering auch ſein Antheil am mäßigen Trinkgelde iſt, er muß doch immer ausgeben. Er hat einigen Briefwechſel: aber er will auch arbeiten. Kopiert er, ſo muß er häufig Trinkgelder an die Aufſeher geben; macht er eigene Arbeiten, ſo braucht er Modelle, und muß ſolches mit einem Scudo für den Tag bezahlen; er braucht Leinwand, er braucht Farben. Rechnet man dieß, auch ohne daß ihn außerordentliche Unglücksfälle treffen, zuſammen, ſo läßt ſich die Behauptung nicht beſtreiten, daß 20 Scudi monatlich, oder mehr als 600 Gulden Conventionsgeld jährlich höchſt, höchſt kümmerlich zu einer Exiſtenz hinreichen, bey der man ſich allen Entſagungen muthig unterzieht, ſo lange noch friſcher Lebensmuth da iſt. — Hier iſt noch nicht davon die Rede, daß dieß ſchon für ein illimitirtes Fortleben in Rom berechnet, und ſo noch kein Groſchen zur Rückreiſe, viel weniger zum Beſuche andrer Orte vorhanden iſt. Wer nun die zur höchſten Noth unentbehrliche Summe geſichert hat, dem iſt noch wohl: aber wem daran mangelt, wer vielleicht ohne alle Geldmittel herkommt (und dieß erleben wir, nicht einzeln, ſondern nicht ſelten) dem müſſen wir vorausſagen, daß er in Noth und Elend verkommen wird: denn Verkauf ſeiner Arbeiten kann er ſchlechterdings nicht hoffen. Wie iſt es möglich, ſich damit zu ſchmeicheln? Manche ſchlagen wohl ſich ſelbſt und ihre Arbeiten nicht zu gering an, und ſind überzeugt, daß jeder, der nur die rechte Anſicht hat, ſie wie ſie ſelbſt ſchätzen müſſe. Allein die, welche kaufen könnten, folgen denn doch ihrem eigenen Urtheil. Es iſt wohl wahr, daß der Zufall, und eine verbreitete Meinung ohne allen haltbaren Grund, einen entſcheidenden Einfluß auf den Abſatz der Arbeiten lebender Künſtler haben. Nichtdeutſche Künſtler haben, auf dieſe Weiſe, ihre Arbeiten von reichen Vornehmen lächerlich, ja man möchte ſagen, empörend hoch, bezahlt erhalten. Aber die Engländer, wenn auch überhaupt nicht mehr die Geldverſchwender voriger Zeiten, dennoch die ungeheure Mehrheit der Reiſenden, kaufen, mit ſeltnen Ausnahmen vielleicht für zwey oder drey Künſtler, von Deutſchen gar nicht: eben ſo wenig thun es die reichen Ruſſen, Polen u. ſ. w. ja es gibt Theile von Deutſchland, welche uns reiche Reiſende zuſenden, die grade eben ſo denken. Von

Römern iſt durchaus nicht die Rede: wir kennen ihr Betragen gegen die Gemälde in den Lünetten des Muſeum Chiaramonti: die Ausmalung der Villa Giuſtiniani iſt grade das Gegentheil einer wohlthätigen Beſchäftigung für einen vortrefflichen deutſchen Künſtler geworden. Es bleiben alſo Reiſende, beynahe nur aus dem proteſtantiſchen Deutſchland, übrig: denn daß die hier lebenden proteſtantiſchen Deutſchen nichts weniger als die Mittel haben, die Mäcenaten zu machen, iſt eine ausgemachte Sache. Von ſolchen Reiſenden, unter denen die Zahl derer ſehr klein iſt, welche Glücksgüter genug beſitzen, um durch Kunſtaufträge großmüthig zu unterſtützen, können wir nur etwa vier oder fünf für einen Zeitraum von etwa ſechs Jahren nennen — und begreifen unter ihnen Se. Königl. Hoheit den Kronprinzen von Baiern — welche die Mittel hatten, erhebliche Aufträge zu geben, und es auf eine ihnen ſehr rühmliche Weiſe gethan haben. Einzelne, leider ſehr ſparſame, Fälle, wo der Freund der Kunſt, die, man erlaube es zu ſagen, denn doch ſehr ſparſam vorhandenen vortrefflichen Meiſter wegen des Werths ihrer Arbeiten geſucht hat, ſind eine ganz andre Sache. Wir reden hier von der Möglichkeit Arbeiten nicht vom erſten Rang, ſey es an ſich, ſey es nach der in vornehmen Cirkeln als Mode herrſchenden Meinung, hier zu Rom zu verkaufen. Kopieen werden meiſtens von einer ganz kleinen Zahl Bilder von allen Liebhabern gewünſcht: die nämlichen Bilder ſind daher ſo geſucht, daß häufig gar kein Platz zum Ankommen iſt. Und hier verſichern wir, daß von allen zu Rom in den beyden letzten Wintern angekommenen deutſchen Malern ſchwerlich einer, dem das Verkaufen ſeiner Arbeiten zur Subſiſtenz nöthig iſt, mehr als etwa Kleinigkeiten von Zeichnungen u. dergl., und äußerſt wenige auch nur dieſe, haben verkaufen können.

Namen zu nennen iſt bey einem ſolchen Gegenſtande, wie jeder einſehen muß, nicht zuläſſig: hier würde uns niemand widerſprechen, wenn wir ſagen, daß von allen hier anweſenden deutſchen Malern, welche ihre Arbeiten hier verkaufen, nicht zehn ſie geſucht ſehen: wie ſchwer es iſt in dieſe Zahl zu kommen, das ſehen wir: und daß einer oder der andre nicht alle übernehmen kann, welche von ihm gewünſcht werden möchten, hilft den übrigen nichts. Einige wenige beſtehen durch Penſionen, durch Gönner in der Heimat. Wohl den Wenigen unter den übrigen, die eigene genügende Mittel haben! Was bleibt denn übrig? Arbeiten nach der Heimat ſenden, ausſtellen und verkaufen laſſen: bey den Regierungen, daß ſie angekauft werden, oder um Aufträge ſollicitiren. Wir können hier nicht wiſſen in wie fern dieß gelingt: aber das wiſſen wir, daß bis zur Entſcheidung, die denn doch wohl meiſtens nicht nach Wunſch ausfällt, in Noth, in äußerſter Noth gelebt werden muß. In dieſer Noth, welche Hülfe? Schulden machen hält hier ſchwerer als auf Univerſitäten. Borgen? der Römer leiht nicht. Wir kennen ſehr edelmüthige Beyſpiele der Unterſtützung, welche glücklichere Künſtler unter unſern Landsleuten ihren hülfloſen Freunden gegeben haben: aber wie klein iſt die Zahl derer, die es kann? Und in dieſem Klima, wo es ſchwer hält der Krankheit zu entgehen, in dieſer Luft, welche die Kraft ausſaugt und die Nerven krampfhaft ſtimmt, mit dringender Noth, mit der Reue über einen unbeſonnenen Schritt, den man nicht zurückthun kann, zu kämpfen, das führt noch leichter als unmittelbar zum Grabe, zur Gemüthsverwirrung und zum Selbſtmord. Die Beyſpiele fehlen ſchon jezt nicht, und wenn wir nach den Symptomen von Noth, die zu unſrer Kenntniß kommen, urtheilen können, ſo müſſen dieſe Schrecklichkeiten häufiger werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe, welche in der Brieftaſche eines am 7. Juli gefallnen Offiziers der königlichen ſpaniſchen Leibwache gefunden ſeyn ſollen.

(Aus dem Spaniſchen überſezt.)

(Unſer Blatt kann keinen Beytrag zur politiſchen Geſchichte liefern wollen, es theilt nachfolgende Blätter einzig in pſychologiſcher Rückſicht mit. Sind ſie wahr, ſo ſchildern ſie die Gemüthsſtimmung eines Menſchen in einem ſehr wichtigen Augenblick; wenn ſie aber auch falſch wären, ſo haben ſie bey ihrer Bekanntmachung in Spanien ſo vielen Eindruck gemacht, daß ſie uns um ihrer Leſer willen Theilnahme einflößen können.)

I.

Palaſt, den 1. Juli.

Lieber P. Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt ein Menſch, dem du trauen kannſt. Wenn du nicht ſchreiben willſt, ſo ſage ihm mündlich, was du willſt. Welch ein Abend war der geſtrige! Wie ungelegen kommt uns die Ermordung Landaburns! Nicht um ſeinetwillen, denn ihm iſt recht geſchehen, ſondern weil dieſe That die Ausführung zu ſehr beſchleunigt, und jezt ſchon kann kein Teufel die Leute zurückhalten. Verdammte Voreiligkeit, während die Carabineros noch ſo weit ſind! während es unmöglich iſt, daß die von Siguenza früh genug anlangen. Glücklicherweiſe geht hier immer alles gut. Ich bin dieſe Nacht ſehr bewegt, da jezt die große Frage entſchieden wird. Lebe wohl, und ſage mir, ob du etwas bedarfſt; beſonders Geld, was wir hier im Ueberfluß haben.

II.

Palaſt, den 2. Juli. 8 Uhr Morgens.

Endlich iſt der große Schlag geſchehen und wir ſind außer Sorgen; obgleich wir glaubten, der Herr werde dieſen Morgen ausfahren; aber es war nicht möglich, ihn zu beſtimmen; und ich glaube, er hat wohl gethan; denn, wenn die Ausführung des Plans ſicher iſt, wozu ſich jezt

Digitized by Google

feigen? Während ihr zum Thor hinaus zoget, führte man hier die Farce mit Murillo und den Soldaten vom Quartier San Mateo auf. Beyde ſpielten ihre Rolle gut. Es ſcheint, es hat ihn etwas erſchreckt, als er bey der zweyten Anrede, viva el rey absoluto rufen hörte — das iſt natürlich, da er von der Parthie der Kammern iſt. Davon ein andermal; indeſſen wiſſe zu deinem Troſt, daß, wenn das eine fehlſchlägt, das andere gewiß gelingt, da wir mit Sicherheit auf das ganze Miniſterium zählen, und auf die Mehrzahl der diputacion perman und der Kortes, und auf Murillo und San Martin.

III.

Palaſt, den 3. Juli.

Endlich bin ich deinetwegen außer Sorgen und weiß, daß es dir wohl geht, und eure Stellung vortheilhaft iſt. Dort könnt ihr ruhig die Ankunft der Truppen, die wir erwarten, und beſonders der Artillerie von Segovia abwarten; auch iſt eure Stellung vortheilhaft, wenn der Herr ſich entſchließen ſollte, hinauszufahren. Die hieſigen Bataillons ſind vom beſten Geiſt belebt, und jeden Augenblick mehr enthuſiasmirt, beſonders ſeit der Vertheilung der Bänder, die ſehr gute Wirkung gethan haben. Der Herr iſt etwas unwohl und ſehr unruhig. Wer nicht im mindeſten bewegt ſcheint, iſt der Infant Don Carlos, immer in großer Uniform, immer heiter und ruhig. Der Oberſt Heron, der unſchäzbar iſt, geht viel in ſeinem Zimmer aus und ein. Die Druckerey des Onkels, (Infant D. Antonio) wurde geſtern in Bewegung geſezt und es ſind Geſellen gekommen, um darin zu arbeiten; aber man läßt niemanden ein; dieſe Dinge beſorgt Caſtelar. Im Zimmer des Herren iſt ein Menſchengedränge, daß man den Kopf verlieren möchte. Es ſcheint, die Meinungen ſind getheilt, denn, wenn alle einig wären, ſo wäre kein Zweifel an unſerem Siege. Die einen wollen eine Konſtitution mit Kammern und andern Dingen aus der franzöſiſchen Charte; die andern wollen den alten Zuſtand wie es 1819 war. Die Debatten ſind ſehr häufig und laut, da die Gemüther ſehr erhizt ſind. Gewiß iſt, daß der König blos den Mund aufzuthun brauchte, um die Sache zu entſcheiden, da man für alle Fälle vorbereitet iſt. — In einem hintern Zimmer liegen fünf Millionen für Murillo, dem man zugleich den Ankauf der Commenden in der Mancha beſtätigen würde. Jeden Morgen kommen die Offiziers der Bataillons nach dem Zimmer des Herrn, um Bericht abzuſtatten und Befehle zu empfangen. Ich weiß mich nicht zu laſſen vor Furcht, daß der Herr ſich von dieſen .... von Liberalen anführen läßt, und in die Falle der zwey Kammern eingeht — was die größte Albernheit von der Welt wäre. Man ſieht ſchon Liſten derer, die Mitglieder der erſten Kammer ſeyn ſollen, mit 6000 Duros Gehalt, es ſind die Miniſter, die deput. perman. außer Nuñez und Calderon; ferner Calatrava, Toreno, Sancho, Nodiezas, Teiin, Pelegrin, Giraldo und Andere. Hezeta, Generalſekretär. Das alles iſt eine bloße Albernheit, und die Dienerſchaft iſt in Verzweiflung, daß der Herr immer derſelbe iſt: denn, wenn jene ihren Plan durchſetzen, ſo ſind ſie es allein, die gewinnen, und wir ſind die Angeführten. Wenn du dieſe Gerüchte unter den Soldaten verbreiten kannſt, ohne mich zu kompromittiren, ſo thue es — ſie müſſen ſich weigern, für dieſe Ungerechtigkeit etwas zu thun, und wenn ſie einmal ihr Leben daran ſetzen, ſo ſey es, für den rey neto y absoluto, wie immer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Solothurn, den 20. Aug.

(Fragment.)

Republiken halten mehr auf ihre Alterthümer, als monarchiſch regierte Staaten, beſonders auf Waffen und altes Kriegsgeräthe, das ihnen heilig ſeyn muß, weil ſie damit ihre Freyheit erſtreiten mußten. Vorzüglich gilt dieß von der Schweiz. Auch ließ ihnen der vielſüchtige Geiſt des großen Eroberers dieſe Erinnerungen an die alte Zeit, als aus der Mode gekommen, dagegen packten ſeines Adlers Griffe die herrlichen Vorräthe neuerer Mordinſtrumente, worüber ſich jedoch die helvetiſchen Staaten nur mit vielen andern tröſten konnten. Doch haben ſich die meiſten derſelben wieder gut verſehen, und ich ſah in dem Zeughaus von Solothurn eine, für eine Republik von 13 Quadrat-Meilen Flächeninhalt, bedeutende Anzahl groben Geſchützes, nur wenig Belagerungszeug, was auch mit den friedlichen Geſinnungen dieſes Ländchens und ſeiner Bundesgenoſſen übereinſtimmt. Das zweyte Stockwerk, in welches wir zuerſt geführt wurden, enthält die alten Waffen, deren Anzahl, ſo wie die gute Ordnung und Reinlichkeit derſelben, mir ungemein auffiel. Gleich beym Eintritt erblickſt du um einen großen Tiſch die, jezt nur von Holz gemachten, Repräſentanten der alten dreyzehn Kantone in ihren Vielrüſtungen mit herabgelaſſenen Viſieren, und jeden Helm mit Federn von der Farbe ſeines Standes geziert, oben an den Präſidenten. Ordentlich ein Schauder ergriff mich, als ich zu dieſer Tafel trat, und mich hinter dieſe unbeweglichen Rieſen ſtellte, deren jeder einen Bogen Papier vor ſich in den eiſernen Händen hielt. Links an einem beſondern Tiſchchen ſizt, ebenfalls gerüſtet, der Landſchreiber, die Feder in der Hand, um die Verhandlungen aufzuzeichnen. Rechts ſteht ein gleichfalls gerüſteter Edelknabe, in einer auf die Tafel zuſchreitenden Stellung, mit offnem Viſier und einem kräftigen Jugendgeſicht, über das und den Nacken die blonden Locken herabdrängen, in ſeiner Linken ein Schreiben haltend, „an die treuen, lieben Eidgenoſſen“ addreſſirt. Vielleicht gegen fünf- bis ſechshundert vollſtändige Rüſtungen, ganz blank, hängen in der ſchönſten Ordnung herum, eine Menge Lanzen, Hellebarden, Morgenſterne und andere dergleichen fürchterliche Waffen. Ein Solothurner Offizier, begleitet von einem andern jungen Manne, beſchauten mit mir dieſe Heldendenkmale. Der leztenwähnte junge Mann ergriff einen Flammberg *), und forderte ſeinen Begleiter auf, ſich mit ihm zu ſchlagen. Dieſer ſchien aber keine Notiz davon nehmen zu wollen. Ich dagegen ergriff ebenfalls ein Schwert, und nahm die Herausforderung ſtatt ſeiner an. Wir ſchlugen uns, jener ziemlich geübt; nach einigen Gängen, in welchen ich ihm eins

---

*) Wir wiſſen nicht, ob der alte franzöſiſche Spottausdruck: Flamberge, welcher mit Flamboyer zuſammenhängt, auf deutſch zu einem Flammberg gemacht wird. Der Begriff „Berg“ ſcheint ſich mit der Flammenſchneide des Schwertes doch nicht recht zu reimen.

D. R.

Paar leichte Terzen beygebracht hatte, zog er aus, ſchlug eine Primte, welche ich nicht vollſtändig parirte, ſo daß mir der Hut vom Kopf fiel. Der uns führende Zeugwart gerieth in Schrecken, und bat ums Himmelswillen, einzuhalten. Du hätteſt nur das Geſicht dieſes guten Alten ſehen ſollen, aus deſſen rothen Backen ordentlich das Blut zurückgetreten war. Als eine Sehenswürdigkeit dieſes Theiles des Gebäudes führe ich Dir einen gerüſteten Wächter nur noch an, mit einem großen Steinbocksborn an der Seite, der auf einen gewiſſen Tritt des Zeugwarts aus ſeinem Schrecken einflößenden Munde ſpeyt, und zwar eine ziemliche Strecke weit. Wenn Du ihn einmal betrachteſt, ſo magſt Du Dich in Acht nehmen, nicht vor ihn zu treten, Du könnteſt von ſeinem Geifer erreicht werden. Im erſten Stocke befinden ſich die Armaturen unſerer Zeit, ebenfalls ſehr geordnet, gegen dreytauſend Musketen aber nur. Auch hier eine Tändeley, nämlich ein Grenadier in Lebensgröße, vollſtändig bewaffnet, und aus den Zeiten Friedrichs II. montirt, präſentirt, wenn die Thür zum Eingang geöffnet wird, das Gewehr, und dreht ſeinen Kopf ganz in martialiſch=mechaniſcher Haltung nach ihr. So viel vom Zeughauſe. — Das Rathhaus, welches nachher an die Reihe des Beſchauens kam, enthält einige, aber wenige, Gemälde von berühmten Schweizerſchlachten, aber auch eins (im gewöhnlichen Seſſions=Saale), auf welchem die Verdammten der Hölle friſch angekommene Seelchen bey den Füßen, Haaren ꝛc. ergreifen und herumzerren und in das Feuer werfen. Daß übrigens (in einem Nebenzimmer) die Porträte der Solothurner Schultheißen in Lebensgröße herumhängen, das kannſt Du Dir denken. Auch die berühmteſten Männer leben gerne in Bildern nach. — Die durch ihre ſichere Verwahrung ſchon oft gerühmten Gefängniſſe ſah ich nicht an, weil ich ſchon im Voraus ihren Hauptmangel kannte, nämlich — Luftreinigung. Am Ende will ich, für meinen Theil, doch lieber in Ketten ſeyn, aber nur freye Luft. — — — —

— — — Schon war es bald Mittag, und die Table d'hôte war wegen dem Muſik=Verein heute auf 12 Uhr feſtgeſezt worden. Die drückende Hitze verleitete einige Herren, nach gemeinſchaftlicher Verabredung, obgleich auch Damen an der Tafel Theil nahmen, zu der Licenz, ihre Röcke auszuziehen. Ich konnte mich, wenn ſchon ganz fremd, nicht dazu verſtehen, ungeachtet eine halb egyptiſche Finſterniß wegen der verſchloſſenen Jalouſien im Saale herrſchte. Einige junge Herren und Damen an der Tafel ſchienen ſehr um gute Plätze im Konzerte beſorgt zu ſeyn; ſie verließen daher ſchon vor 1 Uhr den Tiſch, um ſich an Ort und Stelle zu begeben. Dieſe Eile war aber nicht nöthig, da es nie an Plätzen, auch zum Sitzen, fehlen konnte, wie ich Vormittags mich noch überzeugt hatte, denn zum Konzert=Saale hatte man die Jeſuiten=Kirche beſtimmt, ein ſchönes geräumiges Gebäude, und der Eintrittspreis beſtand in 10 Batzen (15 Gr. ſächſiſch, 1 fl. 21 kr. rhein.), welche doch blos der Liebhaber und der ſehr Reiche zahlen mochte. Etwas nach 1 Uhr ging auch ich, und fand Plätze genug, um zu hören. Auf dem Chore ſtimmte man bereits die Inſtrumente, welches mir den Troſt gab, daß zur verſprochenen Stunde begonnen werden würde. Ich ſtudirte unterdeſſen den Inhalt des Textbuches, nämlich: „Was bleibet und was ſchwindet.“ und: „Die Harmonie der Sphären.“ zwey Oden von Koſegarten, in Muſik geſezt von Andreas Romberg. Dann: „Die Macht der Töne,“ eine große Kantate, nach dem Engliſchen, von Dryden, in Muſik geſezt von P. Winter. Gegen 2 Uhr ward ich mit dieſem Durchgehen fertig, welches mich doch das kakophoniſche Stimmen hatte überhören laſſen, das aber nun auch um ſo greller in meine Ohren drang. Doch ich hörte ſchon das ordnende Klopfen des Muſik=Direktors (als Kapellmeiſter war ein Graf Sury von Büſſy auf dem Eintritts=Billet genannt), und ich ſchöpfte Hoffnung baldigen Anfangs. Doch umſonſt; es ward 3 Uhr und noch kein Anfang.

Es iſt ein eignes, peinigendes Gefühl für mich, wenn ich mir den Eintritt in eine Kirche, deren Heiligkeit in mir ohne Grenzen iſt, vielleicht gerade, weil ich wenig hinein komme, für Geld verſchaffen muß, und dieſes Gefühl ward nun dießmal noch mehr geſteigert durch das lange Warten auf den Anfang, durch das laute Sprechen, Scherzen und Lachen der Anweſenden, durch das freye Betragen der Herren gegen die, mit den Fächern wedelnden Damen, von welchen ich ſogar mehrere kokettiren ſehen mußte, durch das immerwährende, nun ſchon zwey Stunden anhaltende, Stimmen ꝛc. In den vielen Muſiken, denen ich ſchon beygewohnt, habe ich den Muſik=Direktor vor dem Anfang nie öfters, als zwey= bis dreymal zur Ordnung klopfen hören, allein hier tönte es wenigſtens zwanzigmal in meine Ohren, und vermehrte eben durch das häufige Tönſchen die Ungeduld, welche ſich auch vom Parterre herauf durch Händeklatſchen ſchon kund gab. Beynahe eine halbe Stunde nach 3 Uhr endlich, als ſchon die Unruhe reger wurde, begann die Muſik mit einer Ouvertüre von C. M. v. Weber, mit deren Ausführung Du, lieber Freund, gewiß zufrieden wäreſt, beſonders, wenn Du Dich erinnert hätteſt, daß Du nicht vor einer ſich täglich zuſammen übenden Hofkapelle ſteheſt, ſondern vor einem Chore Dilettanten, die nur alle Jahre ein Paar Tage mit einander muſiziren.

Ich habe ſonſt gewöhnlich zwey Arten, die Muſik zu genießen; in der erſten folge ich allen einzelnen Tönen genau nach, und dazu ſchließe ich gern, wenn es unbemerkt geſchehen kann, die Augen; in der zweyten aber überlaſſe ich mich blos dem Eindrucke, den das Ganze auf mich macht, und laſſe dann mit den Töne Träume einwandern, zu welchen mir entweder meine Umgebungen, oder ſonſtige Erinnerungen die Themata darbieten. Es begann der Geſang von der Ode: „Was bleibet und was ſchwindet“ ꝛc. Mit immer Luſt und Ruhe folgte ich der lieblichen Dichtung und Muſik. Zwar würde ein Kritiker hie und da zu erinnern haben, ſowol an der Kompoſition, als an der Ausführung; allein mir war es Genuß, und dann bin ich nachſichtig. Der erſte Chor gefiel mir außerordentlich, und in ihm beſonders die Stelle:

„Haſt du verjauchzt Sekunden?
„Haſt du verjammert Stunden?“ ꝛc.

In großes Erſtaunen ward ich aber verſezt, als ich nach Beendigung der zweyten Ode in meinem Winkel die Augen aufſchloß, und vor mir bis auf Eine Perſon Alles ſich entfernt hatte. Kaum traute ich meinen Augen, und doch war es ſo. Auch in den übrigen Emporkirchen war, bis auf wenige Köpfe, Alles verſchwunden, und meine traurige Vermuthung, daß nicht der Reiz der Muſik Urſache des Drängens am Anfange war, ſomit beſtätigt. Die Glocke ſchlug eben erſt 5 Uhr; für mich war ihr Schlag dießmal unangenehm, da er mich zur Abreiſe rief, und mich ſonach den Haupttheil des Konzerts nicht genießen ließ. Wie wenig Zuhörer bis zu den lezten Tönen gegenwärtig geblieben ſeyn mögen, wage ich mir, nach dem geringen noch anweſenden Perſonale, als ich fortgehen mußte, zu ſchließen, gar nicht zu denken. — Nebenbey führe ich noch an, daß in der Kirche alle Arten Erfriſchungen zu haben waren, wozu ſich der Kaffeewirth, der dieſes Geſchäft in Pacht übernommen, ein Paar Beichtſtühle hergerichtet haben ſoll, wie ich gehört habe, denn ſelbſt ſehen konnte ich es nicht. — —

Auflöſung der Charade in No. 221.

Matroſe.

Räthſel.

Du ſiehſt es oft, und ſiehſt es nie,
Weil du es ſieheſt ſpät und früh.
Und doch, könnt'ſt du es einmal ſehen,
Du würdeſt meilenweit drum gehen.

Nro. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. September 1822.

Dort oben folgt die Kraft dem Willen.
Doch hier, im ſtreng gemeſſnen Menſchenleben,
Muß ſich der Wille nach der Kraft bequemen.
Weichſelbaumer in ſeiner Niobe.

Einige Worte über das Reiſen junger deutſcher Künſtler nach Rom.

(Beſchluß.)

Ihr Jünglinge, unſre Landsleute, glaubt den Lügen nicht, die Euch locken, Euer Daſeyn, vielleicht Eure Ehre und Euern Werth an die Befriedigung eines erregten Wunſches zu wagen, die Euch doch wohl nicht einmal, wenn Ihr ehrlich ſeyn wollt, ſchlafloſe Nächte macht. „Wer mir das verſichert, wovon du das Gegentheil behaupteſt, iſt ein ehrenhafter Mann, und lügt nicht.“ Abſichtlich nicht, das will ich gern glauben: ich kann nicht wiſſen, wer es iſt. Aber gibt er dir jene Verſicherungen, ſo glaube es mir, er ſpricht, vielleicht ohne Arg, nur aus bloßem Leichtſinn, was du gern hörſt: er ſelbſt hat ſich hier in einer Lage befunden, wo er nicht um ſeine Exiſtenz beſorgt zu ſeyn brauchte: er hat wahrſcheinlich nie gerechnet, was er, was Andre brauchten. „Und wer biſt du, der uns das uns glaubliche Zeugniß für dein uns unbekanntes verwerfen heißt? Fürchteſt du etwa, daß wir dir läſtig werden?“ Ich brauche mich nicht zu nennen, und würde es doch thun, wenn ſich jemand unterfangen ſollte, mit ſeines Namens Unterſchrift die Thatſachen zu läugnen, die ich behaupte, und ſich als Rathgeber des Unheils bekennen will, und ſeine Einrede hieher ſenden, wohin deutſche Blätter entweder gar nicht, oder ſehr ſpät gelangen. Läſtig wäret Ihr mir nicht: aber Euch vergehen zu ſehen, an Leib und Seele, ohne Euch helfen zu können, wäre mir bitterlich ſchmerzlich. „Und ſo ſoll ich Italien nicht ſehen, weil ich arm bin, und das Glück mir keine Gunſt, keine Unterſtützung wie Andern gewährt?“ Lieber Jüngling, die Werke der großen Meiſter fehlen dir auch daheim nicht ganz: und wenn du dich an die italieniſchen halten willſt, ſo höre vor allem ihre Weisheit. Leonardo hat geſagt: chi non può quel che vuol, quel che può voglia. In Zeiten ächter Thätigkeit wollte man eben recht, was man konnte, und ſo nur wird ein jedes Volk recht ſeyn, wozu es berufen iſt. Dem Glück nachgeben, wo es ſich nicht beſiegen läßt, iſt Weisheit. Es iſt groß, große Schwierigkeiten mit erwogenen, aufs äußerſte aufgebotenen Mitteln bekämpfen: es iſt knabenhaft, die Schwierigkeiten ſich wegdenken, um ſeiner Neigung nachzugeben, und unbeſonnen vorwärtslaufen, bis man ſeiner eigenen Ohnmacht inne wird.

Ihr aber, Eltern, und die Ihr elterliches Anſehen über Jünglinge übt, prüft auch das wohl, und prüft es ohne Rückſicht darauf, ob Ihr Euern Sohn oder Pflegbefohlnen mit Mitteln ausrüſten könnt, in Rom zu leben, welche Feſtigkeit und Zuverläſſigkeit ſein Charakter hat: ob er, ohne ſich zu verlieren, in einem Zuſtande leben kann, wo nicht nur alles häusliche Leben, ſondern wo alles moraliſch Zuſammenhaltende des Vaterlandes fehlt? ob er Kraft und Sicherheit genug hat, ohne den heilſamen Zwang einer öffentlichen Meinung, der Beurtheilung, des Tadels Vorgeſetzter zu leben? ob er ſich nicht völlig über ſich verblenden wird, wo kein Tadel ſein Ohr trifft, weder über verkehrte Beſtrebungen noch über träge Verſäumniß? wo er ſich vielleicht eben deßwegen behaglich fühlte, und mit Grauen an die Rückkehr in ein ernſtes, beurtheiltes und rückſichtvolles Leben denken wird? wo er Gewohnheiten des Müſſiggangs, des durch Sirocco und Hitze nur zu ſehr beſchönigten Möglichſtwenigthuns, und des Umhertreibens, vom Caffè greco zur Oſterie, von der Oſterie zum Caffè, von dort wieder zur Oſterie, nur zu leicht annehmen kann?

Briefe, welche in der Brieftaſche eines am 7. Juli gefallenen Offiziers der königlichen ſpaniſchen Leibwache gefunden ſeyn ſollen.

(Fortſetzung.)

IV.

Palaſt, den 3. Juli. 9 Uhr Nachts.

Ich vergaß dir zu ſagen, daß ihr euch keine Sorge machen ſollt, wenn ihr hört, daß die Miliz und Artillerie und Beſatzung unter den Waffen und wüthend ſey. Die beyden Kommandanten thun alles, um dieſe Hitze abzukühlen; und haben beſtimmt verſichert, daß wir nichts zu fürchten haben, und daß in der entſcheidenden Stunde die Feinde ſich ihrer am wenigſten verſehen werden. Der Herr ſpricht mit den Miniſtern, es ſcheint, ſie ſind uneins. Lebe wohl.

V.

Palaſt, den 4ten. 11 Uhr Nachts.

Heute war ein ſchrecklicher Tag, und ich habe den Boten nicht früher abſchicken können. Morgens war eine große Bewegung und man rief in aller Eile Heron, der ausgegangen war. Hierauf verſammelten ſich die Großen in dem Zimmer des Infant D. Carlos, und es wurde viel über das, was zu thun ſey, geſtritten. Caſa-Garria und Infantado wollten, man ſolle ſogleich den Schlag ausführen und den rey absoluto proklamiren. Hierauf kam Ciſneros und las eine dicke Rede ab, bis Infantado ihn unterbrach, und ſagte, das alles gehöre nicht zur Sache. Amarillos erzürnte ſich ſehr und meinte, man hab ihn zum Narren gehalten; er habe immer blos auf die zwey Kammern gerechnet, und nicht auf den alten Deſpotismus; in dieſer Abſicht habe er die zwey Jahre durch gearbeitet, und nur in dieſem Fall könne er für das Kriegsminiſterium ſtehen; er könne dieſen Verrath nicht dulden und werde den Palaſt verlaſſen, um den ganzen Plan bekannt zu machen — mit einem Wort, er ſchien toll zu ſeyn. Caſtro-Toreño ſprach im ſelben Geiſte, und ſagte, er habe ſich in Aranjuez mehr als irgend einer ausgeſezt, und er werde nie in den Plan eingehen, von dem jezt die Rede ſey — eben ſo ſprach Gerli, und San Martin, der eben eintrat, verſicherte, daß nur in dieſem Falle die Sache glücklich ablaufen könne. Es gab einen großen Lärm, bis endlich Amarillos ſich beruhigte und ſagte, man müſſe darüber mit dem Herren ſprechen. Sie gingen wirklich nach ſeinem Zimmer und bald darauf kam auch Martinez de la Roſa, den Caſtro Toreño gerufen hatte. Es war davon die Rede, den Staatsrath um ſeine Meinung zu fragen; der Miniſter meinte, man ſolle dem Staatsrath nicht die reine Wahrheit ſagen, ſondern ihn in der Ungewißheit laſſen. — Wirklich ſchrieb er ſogleich die Conſultation nieder, wollte ſie aber nicht unterſchreiben, weil es um ſeinen Kopf gehe, und ſagte, der König könne ſie allein unterſchreiben, da dieß eine Privatſache ſey und kein öffentliches Dekret. So geſchah es denn wirklich. Der Staatsrath gerieth durch dieß Schreiben in die größte Beſtürzung; Cicar nahm das Wort, und ſagte abſcheuliche Dinge zu Gunſten Riegos und der Liberalen, und daß der König von Schurken umgeben ſey, und man müſſe Sr. Majeſtät ſagen, daß der Fall eingetreten ſey, eine Regentſchaft zu ernennen, und andere Dinge in dieſem Sinn. Sobald das bekannt ward, war es mit dem Plan der Kammern aus, und es war nur noch vom Abſolutismus die Rede; alles Nöthige zur Ausführung des Plans wurde vorbereitet, und die nöthigen Befehle gegeben, damit ihr, ohne Verſtärkung zu erwarten, euch in Bewegung ſetzen könnt; denn mit euch und den beyden Batallions, die hier ſind und der Vorſtadt de los vistillas, die ganz für Infantado iſt, und der de los maravillas, die durch Baco und Oyando im beſten Geiſt erhalten werden, ſind wir ſtark genug. Sobald dieſe Entſcheidung im Palaſt bekannt wurde, war die Freude allgemein, an die Soldaten wurde von neuem Geld vertheilt; und es wurden Liſten der Belohnungen und Beförderungen verbreitet, die nach dem Siege Statt haben ſollen. Es iſt eine Junta gebildet worden, um über verſchiedene Gegenſtände zu berathſchlagen, und unter andern über die Beſtrafung der Schändlichen. — Die Führer ſollen ſogleich ohne Formalität erſchoſſen werden; auf die Miliz ſoll mit Mitraille geſchoſſen werden, nachdem man ſie unter irgend einem Vorwand verſammelt, bis der König zu Pferde erſcheint, um ihnen — zu verzeihen. Die Häuſer der Herzoge del Parque und Oñate, die von Beltran de Lis, Balleſteros, Sanchez, Toscano, Ferrer und Andern, beſonders die Fontana de oro ſollen geplündert und geſchleift werden. Die Offiziere der Garde, die zu den Liberalen übergegangen ſind, ſollen theils ſogleich erſchoſſen, theils zu öffentlichen Arbeiten oder zu ewigem Gefängniß verurtheilt werden. Sogleich ſoll der Galgen auf der plaza mayor errichtet werden für die Herren Liberalen Schriftſteller. Nach den Provinzen ſollen ſogleich königliche Kommiſſionärs abgehen, um alle, die ſich ausgeſprochen haben, in die andere Welt abzufertigen — in weniger als einem Monat ſoll ganz Spanien von dieſer Canaille gereinigt ſeyn. Die Junta arbeitet mit großem Eifer auch an andern Gegenſtänden. Du kannſt dir nicht vorſtellen, wie alles ein anderes Anſehen gewonnen hat, ſeit dem Entſchluß, den dieſen Morgen der Herr genommen hat; die Herren von den zwey Kammern ſind niedergeſchlagen und verwirrt, beſonders die Miniſter, die ſich in eine ſchlimme Stellung geſetzt haben, und ich weiß nicht, wie ſie ſich heraushelfen werden, da ſie die Veränderung als ſehr leicht vorgeſtellt hatten, indem ſie auf die Geſellſchaft von der calle de las infantas gerechnet, (die ſogenannte sociedad constitucionel, oder del anillo) und auf viele Xefes politicos und Angeſtellte in den Provinzen. Und wie wollen ſie ſich nun mit den Liberalen zurecht finden? — Da mögen ſie zuſehen. Das Sichere iſt, daß die gute Sache geſiegt hat, und wir ſind alle närriſch vor Freude, und umarmen uns einander, bis auf die Kammerfrauen. Jezt kommt es darauf an, den Schlag auszuführen, was ſehr leicht iſt; beſonders da wir auf Frankreich zählen können, woher wir die beſten Nachrichten haben. — Du ſiehſt, daß auf euch unſere größte Hoffnung beruht, da wir hier allein zu ſchwach ſind. Du haſt ſchon erfahren, wie man das, was gegen euch verlangt worden iſt, umgangen hat. Als die Kommiſſionare kamen, um deßhalb mit den Miniſtern zu ſprechen, konnte ich nicht zugegen ſeyn, da ich beſchäftigt war. Leb wohl, mein Freund. Tapferkeit — Vertrauen, denn viele, die jezt eure Feinde zu ſeyn ſcheinen, werden im entſcheidenden Augenblick zu uns übergehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neue Erfindungen.

Man hat in Neu York eine Erfindung gemacht, die für die Seemächte von der größten Wichtigkeit werden kann. Der Comodore Rodger hat Handgriffe ausgemittelt, vermöge deren, eine völlig ausgerüſtete Fregatte, die 16 Schiffstonnen, oder 2,200,000 Pfund wiegt, mittelſt zwey Schiffstauen auf einen Abhang in einen Winkel von 45 Grad unter ein Obdach empor gezogen worden iſt. Der Vortheil, auf dieſe Weiſe Kriegsſchiffe im Hafen vor dem Nachtheil der Wellen zu bewahren und zu deren Ausrüſtung keine Zeit zu verlieren, würde von ungemeinem Nutzen ſeyn.

*

Wenn die Bequemlichkeit Kriegsſchiffe ganz ausgerüſtet ins Trockne zu bringen, die Seemächte erfreuen muß, ſo kann eine Art häuslicher Telegraph, der in Boſton erfunden iſt, der allgemeinen Unmacht aller in Bequemlichkeit verſunkner, und allen Müſſiggängern willkommen ſeyn. Sie betrifft eine neue Methode, den Bedienten Befehle zu ertheilen, und darin ſind jene beyden Menſchenklaſſen ſehr geübt. Herr Pearſon in Boſton iſt darauf gekommen, die Glockenzüge, zufolge deren der Bediente immer erſt kommen muß, den Befehl zu vernehmen, die Thüre öffnet, Kälte hereinläßt, das Geſpräch ſtört, durch zwey Zifferblätter zu erſetzen, deren eines in dem Herrſchaft, das andre in dem Bedienten-Zimmer angebracht iſt. Dem erſten — man könnte es ſtatt Zifferblatt auch füglich Windroſe nennen, und die Bedienten würden an manchem Befehl recht gut merken, woher der Wind weht — dem erſten kann die Geſtalt eines zierlichen Geräthes gegeben werden — etwa einer großen Standuhr, nur muß ſeine Eintheilung mit der des Zifferblatts im Bedienten-Zimmer die genauſte Uebereinſtimmung haben. Jede dieſer Eintheilungen iſt mit einem Befehl bezeichnet, und indem der Herr im Salon den Zeiger auf einen dieſer Befehle rückt, verkündet er mittelſt des Zeigers im Bedienten-Zimmer, wie aus geheimnißvoller Höhe, ſeine Befehle. Unſre Mechaniker werden dieſe vortreffliche Erfindung ohne Zweifel ſehr bald nachahmen und das Verkehr above stairs und below stairs *) dadurch einen neuen, viel würdevollern Charakter erhalten, daß er den Hauch des Mundes gar nicht mehr bedarf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs September.

Schnelles Gehen, Rudern, Fahren und Reiten iſt jezt mehr als je an der Tagesordnung, und man darf ſich nicht darüber wundern, wenn man die Großen des Landes dieſes unſinnige Weſen nicht nur durch Wetten und Belohnungen ermuntern, ſondern durch eigene Theilnahme ſo zu ſagen veredeln ſieht. Ganze Spalten unſerer Journale findet man täglich mit dergleichen Beſchreibungen angefüllt. Eines der merkwürdigſten Kunſtſtücke dieſer Gattung wurde im vorigen Monat von dem ſchottiſchen Lord Kennedy ausgeführt, und hat in der ſogenannten Sporting-world (d. h. Leute, die an Wetten aller Art Theil nehmen, es gelte die Entſcheidung einer Heze zwiſchen einem Hunde und einer Katze, oder des Kampfes zwiſchen Griechen und Türken) großes Aufſehen und Bewunderung erregt. Der edle Lord hatte nämlich gewettet, und zwar zwanzig gegen Eins, er wolle innerhalb vier und zwanzig Stunden nicht nur vierzig Paar Sumpfvögel auf ſeiner eigenen Jagd-Gerechtigkeit im nördlichen Schottland erlegen, ſondern auch von einem ſeiner Schlöſſer nach dem andern und wieder zurück reiten. Am 14. Auguſt ſchritt der edle Lord zur Ausführung ſeiner Wette. Die Wächter und Schiedsrichter wurden aufgeſtellt. Um 12 Uhr in der Nacht brach er auf, ritt nach den Sümpfen, und um ½ auf 5 Uhr waren die achtzig Vögel erlegt. Er ruhte dann eine Stunde aus, wechſelte ſeine naſſen Kleider, ritt nach dem entfernten Schloſſe, hielt ſich dort an drey Stunden auf und aß zu Mittag, und war um 8 Uhr des Abends wieder auf dem Schloſſe, das er am Morgen verlaſſen, nachdem er an dieſem Tage 140 engliſche Meilen zurückgelegt hatte. Auch Wett-Jagen und Hezen jeder Art erhalten ſich noch immer, troz unſerer zunehmenden Aufklärung und der Menge unſerer religiöſen und philanthropiſchen Geſellſchaften; ja ſie bleiben die Lieblings-Unterhaltung vieler der Vornehmen, wie der Geringen. Hr. Martin, ein irländiſches Mitglied, hat zwar mit vieler Beharrlichkeit ein Ge-

---

*) Ein Paar ältere engliſche Luſtſpiele ſchilderten unter dem Titel: Vornehmes Leben im Salon (high life above Stairs), und: Vornehmes Leben im Bedienten-Zimmer (high life below Stairs), mit ſehr ſcharfer Laune die Sitten der Herren und Diener.

ſey durchgeführt, welches jede Art von Grauſamkeiten gegen Thiere verbietet, und der gute Mann macht es ſich zum Geſchäft, in London wenigſtens ſelbſt über die Ausübung deſſelben zu wachen. Aber dennoch gibt es Mittel, die Hetz-Liebhaberey unſers großen und kleinen Pöbels zu befriedigen. Zeigte man doch vor ein Paar Tagen einen Hund, deſſen Herr jede Summe zu wetten bereit war, daß derſelbe innerhalb 12 Minuten hundert — Ratten tödten würde. Der Vorſchlag fand Beliebend; Hunderte wurden für und gegen den Hund gewettet, der die hundert Ratten, die innerhalb eines weiß gefärbten Raumes losgelaſſen wurden, binnen 7½ Minute todt auf einen Haufen legte. Es wurden dem Eigenthümer ſogleich fünfzig Pf. St. für den Hund geboten, die er aber ausſchlug, und in deſſen Namen irgend einen Hund in England, der den Kampf mit ihm wagen wollte, in die Schranken forderte. Als einen Beweis, wie groß das erregte Intereſſe, und wie reſpektabel die Zuſchauer bey dieſer Rattenſchlägerey geweſen, ſagt der Bericht, daß nicht weniger als zwanzig Privatwagen vor dem Hauſe gehalten hätten, und dieß zu einer Jahreszeit, wo ſo wenige Herrſchaften in der Stadt ſind!

Dieſe Woche ward der berüchtigte Londoner St. Bartholomäus Jahrmarkt gehalten. Die Stelle deſſelben iſt der gewöhnliche Viehmarkt in der Mitte der Stadt. Hierher muß man gehen, wenn man den Auswurf des Landes vereinigt und die Rohheit unſers Pöbels im grellſten Licht zu ſehen wünſcht. Zahllos ſollen die Opfer ſeyn, welche hier alljährlich ihre Keuſchheit oder Ehrlichkeit einbüßen, und Handwerker und Hausmütter ſehen der Zeit mit Schrecken entgegen, indem ſie mit Recht den Verluſt ihrer Lehrlinge und Mägde befürchten, die es faſt unmöglich iſt, gänzlich davon entfernt zu halten. Aber ungeachtet aller dieſer anerkannten Uebel iſt doch die Anhänglichkeit an alte Rechte und Gebräuche hier ſo feſt, daß man dieſen Unfug nicht abzuſtellen wagt, und das Einzige, was der Lord-Mayor zu thun vermochte, war, daß er ſtreng auf die Schließung aller Buden und Wirthshäuſer um 11 Uhr des Abends hielt. Irgend eine wohlwollende Perſon hatte über ganz London große gedruckte Zettel verbreiten laſſen, worin acht aus der Schrift gezogene Gründe angegeben ſind, warum man nicht auf den Jahrmarkt gehen ſoll. Dieſe redliche Ermahnung ſcheint aber nur wenigen Eindruck gemacht zu haben; der Markt war ſo gedrängt wie immer.

Zu Preſton, bey Mancheſter, wurde neulich das jährliche Feſt der Zünfte mit großem Pomp gefeyert. Es ſcheint, man hatte dabey eine Neuerung einführen und die Schneider des erſten Ranges berauben wollen, den ſie immer bey dieſer Feyerlichkeit gehabt. Die Schneider aber waren auf ihrer Hut: ſie erließen eine Proklamation, worin ſie ihr Vorrecht auf das Alterthum und die Ehrwürdigkeit ihrer Zunft gründeten, die ſie ohne weiteres von der Gottheit und unſern erſten Eltern ſelbſt herleiteten und rund heraus erklärten: die erſte Stelle oder keine. Die Beredſamkeit der Schneider ſiegte; denn der Bericht ſagt, daß ſie bey dem Zug, wobey es einen Ueberfluß von allegoriſchen Geſtalten gegeben haben ſoll, an der Spitze erſchienen. Adam und Eva, ein großer Bengel und eine feiſte Dirne in fleiſchfarbenem Anzuge, mit dem Baum der Erkenntniß und der verführenden Schlange zwiſchen ſich, erinnerten lebhaft an die erſten Schürzen und das hohe Alter der Schneiderey. — Die Buchdrucker führten eine Preſſe mit den Inſchriften: Libertas non licentia, und: Sit lux, et lux fuit. Die übrigen Zünfte zeichneten ſich durch nichts Beſonderes aus.

Es herrſcht die allgemeine Klage bey unſern Advokaten, daß ſie nichts zu thun hätten. Dieſer Mangel an Prozeſſen wird den hohen Sporteln zugeſchrieben, welche es in ſchwierigen Zeiten, wie dieſe, den Landleuten unmöglich machten, irgend Jemand gerichtlich zu verfolgen, und ſich alſo lieber jeden Vergleich gefallen laſſen müſſen. So weit denn hätte eine Einrichtung, die nur zu Gunſten einer gewiſſen Klaſſe gemacht worden, eine Wirkung zu Gunſten der Moral hervorgebracht. Ein Umſtand aber, der ſich vor ein Paar Tagen in der Grafſchaft Surrey ereignete, ruft laut um Abhülfe und Erleichterung. Ein Mann nämlich, welcher eines Einbruchs beſchuldigt geweſen, ward freygeſprochen, aber — nicht freygegeben. Der Arme — ein Gatte, und Vater von fünf Kindern — mußte ins Gefängniß zurückwandern — weil er die Gerichts-Sporteln nicht bezahlen konnte. Dieß in England!

Die neuliche Sklaven-Verſchwörung zu Charlestown ſcheint in allen Kolonien Furcht und Unruhe verbreitet zu haben. Zwey und zwanzig der Rädelsführer wurden neulich in jener Stadt hingerichtet, und noch zehn andere erwarten ihren Tod. Man glaubt, daß die freyen Neger in den Staaten, wo die Sklaverey abgeſchafft iſt, die vorzüglichſten Anſtifter jener Meutereyen ſind, und ſcheint in Verlegenheit zu ſeyn, wie dieſem Uebel abgeholfen werden könne. Die Koloniſation an der afrikaniſchen Küſte ſcheint ungemeine Schwierigkeiten darzubieten, und der zunehmende Wohlſtand des Neger-Reiches auf Hayti wird immer lockender.

In der Nähe von New-York wurde neulich eine von den gewöhnlichen geſtreiften Schlangen getödtet, in deren Innerm man 98 lebendige Junge fand. Sie vermochten alle zu kriechen, und waren von 2 bis 5 Zoll lang.

Der neue Kaiſer von Mexiko ſcheint entſchloſſen zu ſeyn, ſeine Krönung der alten Würde des Landes würdig zu machen. Sie ſollte am 24. Juni ſtatt finden, und die dafür beſtimmten Summen werden folgendermaßen angegeben: Für die Verſchönerung des Palaſtes 340.000 ſpaniſche Thaler; für die Krone 86.000 Thl.; für Staatswagen 24 000 Thl.; für die Verſchönerung der Paläſte auf dem Lande 86.000 Thl.

Neu-Süd-Wales ſcheint, ungeachtet des bösartigen Elements, woraus die Mehrzahl ſeiner Bevölkerung beſtehet, beſtimmt zu ſeyn, ſehr bald eine der blühendſten Kolonien der Welt, und dereinſt ein kräftiger Staat zu werden, von welchem europäiſche Bildung und der europäiſche Glaube ſich nicht nur über alle Inſeln der Südſee, ſondern vielleicht auch über Japan, China und dem übrigen Süd- und Oſt-Aſien verbreiten dürften. Was ihm fehlt, iſt ein bedeutender Fluß, der ſich tief ins Innere erſtreckte. An kleinern Gewäſſern gebricht es indeſſen dem Lande nicht, und was ihm die Natur verſagt, läßt ſich vielleicht dereinſt durch künſtliche Kanäle erſetzen. Die Sidneyer Zeitung enthält eine Bekanntmachung des Gouverneurs, des Inhalts, daß die längſt gewünſchte Verbindung mittelſt einer Fortſetzung von fruchtbarem und bewohnbarem Lande zwiſchen den Küſten-Gegenden und den Bathurſt-Ebenen jenſeits des blauen Gebirges gefunden worden, und zwar durch die, unter dem Namen der Kuhweiden bekannten Gegend. Der Vortheil einer ſolchen Verbindung für die Kolonie iſt ſehr einleuchtend, da der Bevölkerung jener fruchtbaren Ebenen bis jezt das Hinderniß entgegenſtand, daß man ſie von der Küſte aus nur auf einem langen Wege über das rauheſte und unwirthbarſte Gebirg zu erreichen vermochte. Man kann ſich einen Begriff von dem Wachsthum der Kolonie aus dem Umſtande machen, daß im vergangenen Jahr zehn mit Landesprodukten beladene Schiffe von derſelben abgeſegelt ſind. — Die Niederlaſſung auf Vandiemensland gedeiht eben ſo ſchnell.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 76.

Digitized by Google

Nro. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 24. September 1822.

Umhängt mit Flor den umgeſtürzten Becher
Und trauert um ihn her!
In halb Europia, ihr Herren Zecher,
Gibts keine Menſchen mehr!

Im Herbſte 1822.

Hoch von Bergen ſchallt zu Thal
Freudenruf und Jubellied:
Sey gegrüßt du heil'ger Strahl,
Der auch unſern Berg durchglüht!

Längs des Neckars, längs des Rheins,
Tönet ſolcher Freude Schall.
Preiſ't den mächt'gen Gott des Weins,
Der bekränzt die Hügel all.

Evoe! dem Gotte leer'
Ich auch dieſes Glas mit Wein!
Gold des Neckars! — Doch woher
Fällt ein Tropfen Blut hinein!

Freunde! Das iſt Griechen-Blut!
Stellt Geſang und Jubel ein!
Blickt zu Thal mit trübem Muth,
Auf die Menſchen, kalt wie Stein.

Du, der Bachusprieſter Chor,
Hergeſchwebt aus Hellas Land,
Biſt es, der dieß Blut beſchwor —
Und das Glas entfällt der Hand.

Juſtinus Kerner.

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſetzung.)

Eine Zeitlang ward Heinrich auch von den Verwandten der guten Thereſe immer offener und freudiger aufgenommen, bis es endlich doch dem ſonſt ſo argloſen Alten einzuleuchten begann, daß wohl eigentlich die ſchöne Enkelin es ſeyn möge, um derentwillen er ſo oft und immer öfter bey ihnen erſcheine. Er beobachtete ihn von nun an genauer, und war bald nicht mehr ungewiß, ob ſeine Vermuthung gegründet ſey. Jezt ſehr unzufrieden mit dem Jüngling, beſchloß er, gleich beym erſten Wiederſehen ſich ganz gerade und offen gegen ihn zu erklären; und ſo ging er denn am folgenden Tage (es war eben ein ſchöner heiterer Sonntag) hinunter ins Gartenhaus, an welchem des erwarteten Gaſtes Weg ihn vorbeyführte, und wo er, oft Thereſen ſchon dort findend, gewöhnlich zuerſt einen Augenblick einſprach. Noch hatte jener nicht lange geharrt, als er des wohlbekannten Roſſes weithallenden Tritt vernahm. Gleich darauf kam auch Heinrich, welcher, raſch haltend, ſein Pferd am Zaun befeſtigt hatte, auf das Gartenhaus zu, und rief, als er, doch mit etwas getäuſchter Erwartung, den Vater darin erblickte, dieſem ein: „da bin ich ſchon wieder, alter Freund!“ in freundlich heiterm Ton entgegen. — „Es iſt wahr, Sie ermüden nicht! erwiederte der Alte bey ſeinem Eintritt mit ziemlich finſterm Blick. Sonſt hieß ich Sie auch immer mit freudigem Herzen willkommen, allein jezt iſt es leider mit meiner Freude an Ihrem Hierſeyn vorbey! — Glauben Sie mir, Herr Baron, fuhr er dann milder fort, als Heinrich ſchweigend und verwundert vor ihm ſtand — ich bin ſo der lezten Lebensſtufe nah, und darf wohl meinen, über manches klarer zu ſehen, als Sie — glauben Sie mir, Sie thun Unrecht, ſo oft hieher zu kommen, wenn ich gleich gern von Ihnen denke, daß Sie noch nichts Böſes dabey im Sinn haben. Sie ſind von altem Adel, ſind wohl ſchon jezt einem zarten Fräulein, aus edlem Geſchlecht, wie Sie, von den Ihrigen beſtimmt. Und nun — meine Enkelin gefällt Ihnen; Sie haben viel voraus vor unſern übrigen Bekannten: auch des Mädchens Neigung zu gewinnen, ward Ihnen vielleicht nicht ſchwer; und — was ſoll dann das Ende davon ſeyn?“ Er heftete bey dieſen Worten den hellen, tiefeindringenden Blick feſt und fragend auf des Freyherrn Geſicht.

„Vater! erwiederte der Jüngling, in deſſen Zügen nur Schmerz, nicht Schuld ſich malte — wäre ich mir bewußt, Unrecht gewollt, Unrecht gethan zu haben, wie würd' ich jezt euern Blick ertragen? Arglos und ohne Ueberlegung folgte ich bisher dem ſüßen Zuge meines Herzens, welches mich immer öfter, immer unwiderſtehlicher hieher lockte. Allein jezt, da ihr mich aus dieſer glücklichen Blindheit aufruft, iſt mir ſchwer und ängſtlich zu Muth, wie einem vom Traum Erweckten, und ich fürchte mit Beſchämung, doch vielleicht euern Tadel zu verdienen. Zwar mit Unrecht glaubt ihr, ſo früh ſchon, meine Hand einer Andern beſtimmt; ſie iſt frey, wie es, ehe ich Thereſen kannte, auch mein Herz war; allein dennoch bindet mich ein heiliges Wort, welches ich, als Knabe ſchon, mir ſelbſt gab; das Wort: den früh rauh gewordenen Pfad meiner Mutter zu ebnen, und zu erhellen, ſo ſehr ich's nur immer und irgend vermochte. — Und ach! dieſe Verbindung würde ſie nicht erfreuen, ſie würde bitter kränkend für ſie ſeyn, würde ihr als unrecht, vielleicht als unverzeihlich erſcheinen!“ — Hier ſchlug er den Blick mit trübem, ſchwermüthigem Ausdruck zur Erde nieder.

„Junger Mann! ſprach der Alte, kräftig ſeine Hand faſſend, und in dieſem Augenblick den gewohnten Höflichkeitston vergeſſend; ſey ſtark! jezt iſt's noch Zeit. Komm' nicht wieder hieher, ſo wirſt du das Mädchen, und ſie wird dich allmählig vergeſſen. Glaub' mir, ich rathe dir redlich! Kenn' ich dich recht, ſo kannſt du hier jezt keine reine Freude mehr haben; mach' dir das Leid nicht ſchwerer, als du mußt!“

Da rief der Jüngling mit raſchem, beynah' finſter aufflammendem Entſchluß: „nun dann! wenn es denn durchaus geſchieden ſeyn muß, ſo ſoll's auch jezt, ſo ſoll's auch gleich geſchieden ſeyn! Wenn ich denn in Thereſen das Liebſte, was ich habe, verlieren muß, ſo will ich ſie auch heute, auch in dieſer Stunde nicht mehr ſehen! — Gehabt euch wohl! grüßt die Euern! Sagt, ich müſſe unerwartet nach Hauſe zurück; doch komme ich vielleicht im Frühling wieder. — Dann — ach dann wird hier wohl niemand mehr nach mir ausſehen!“ — Hier ward der Ton ſeiner Stimme weich, und raſch abgewandt eilte er fort, um im ungeſäumten Scheiden den heißen Schmerz zu verbergen, der ihn in dieſem Augenblick beynah' überwältigte.

„Keinen Groll! ſprach gutmüthig der Alte, welcher ihm gefolgt war. Iſt nur der erſte Sturm vorüber, gewiß! dann ſehen Sie ſelbſt ein, wie ſehr ich Recht hatte, und danken mir, daß ich Sie warnte.“ — „Ich folge euch, erwiederte der Jüngling, und ſo geb' ich euch Recht! Allein das Alter fordert ſtreng; es faßt ja nicht mehr, was es fordert!“ — So ſprechend, warf er ſich faſt ſtürmiſch auf ſein Roß, und ſprengte mit verhängtem Zügel davon. — Mit ſanftem Kopfſchütteln blickte der Greis ihm nach: „es mußte doch ſeyn!“ ſprach er dann, und wandte ſich, im ruhigen Bewußtſeyn, recht gethan zu haben, langſamen Schrittes nach dem Hauſe zurück.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe, welche in der Brieftaſche eines am 7. Juli gefallnen Offiziers der königlichen ſpaniſchen Leibwache gefunden ſeyn ſollen.

(Fortſetzung.)

Palaſt, den 5. Juli.

VI.

Ich ſchreibe dir ſogleich wieder, um dir eine Nachricht mitzutheilen, die, wenn ſie ſicher iſt, uns einige Ungelegenheit machen könnte. Man ſagt, Eſpinoſa ſey in Aranda mit 3000 Mann. Die Miniſter verſichern und ſchwören, daß ſie keinen ſolchen Befehl gegeben haben, und meinen, es ſey ein Gerücht, das man verbreitet habe, um die Milizen zu ermuthigen, die ſich verloren ſehen, da ſie allein ſind. Das Regiment del Principe iſt in der beſten Stimmung, auf das Regiment Don Carlos können wir ziemlich ſicher rechnen; ein Paar liberale Offiziere müſſen auf die Seite geſchafft werden. Caſtro-Toreño läßt dir ſagen, du ſolleſt wegen der halabarderos nicht in Sorge ſeyn, da Ochoa nach dem Palaſt gerufen, und an ſeine Stelle ein Offizier geſezt worden iſt, auf den wir zählen können. Wenn die Nachricht von Eſpinoſa wahr iſt, müſſen wir die Ausführung beſchleunigen. Sucht, um Gotteswillen, die gute Stimmung der Soldaten zu erhalten.

Um 11 Uhr Morgens.

Es hat im Zimmer des Infanten eine Verſammlung ſtatt gehabt, Caſtelar, Santa Mauro, Cisneros, Salcedo und Andere. Ich weiß nicht genau, was darin vorgegangen iſt, allein alles ſcheint gut zu gehen; die meiſten haben ſich gradezu für den Abſolutismus erklärt, nur Amarillos

Digitized by Google

und San Martin beſtehen auf die Kammer; aber wenn ſie nicht nachgeben, befinden ſie ſich in derſelben Lage, wie ſie ... von Miniſtern — denen ihre Nachgiebigkeit nichts helfen wird. Bey alle dem fürchte ich, daß man nicht wohl gethan hat, ſich ſo offenbar auszuſprechen. Wenn Eſpinoſa ſo nahe iſt, werden wir genug zu thun bekommen. Du fragſt, ob es gewiß iſt, daß Reiſevorbereitungen gemacht werden? noch dieſe Nacht wurden welche im Zimmer des Herren gemacht: warum, weiß ich nicht; wahrſcheinlich blos eine Vorſicht, für den ſchlimmſten Fall. — Wegen der halabarderos ſey ganz ruhig, die neuen, deren wir nicht ganz ſicher ſind, hat man nach ihren Quartieren geſchickt. -

VII.

Palaſt, den 5. Juli. 8 Uhr Abends.

Ich bin ſehr unruhig. Ich war während des Eſſens im Zimmer von Caſtro-Tereno, und habe folgende Unterredung angehört, die ich dir wörtlich mittheile; du kennſt mein gutes Gedächtniß. Caſtro-Tereno: Es iſt kein Zweifel, meine Herren, dieſe Narren haben ſelbſt die Konſtitution zerſtört — Arnedo: Jezt kommt es nur darauf an, kein Mitleiden zu haben; der Galgen und damit holla! Nieder mit Riego, Balleſtura, und die Milizianos ſollen ihren guten Theil abkriegen. — Ochoa: Seyen ſie nicht toll und unvernünftig. Die Meinung der Liberalen im Blut erſticken zu wollen, wird blos dazu dienen, ſie zu beleben. — Caſtelar: Nein, Herr: Galgen und Garrote, und niemanden verzeihen. — Santo Mauro: ich bin derſelben Meinung und falle wer fällt. — Arnedo: Gott ſey Dank, daß endlich dieſe unverſchämte Wirthſchaft von Konſtitution aufhören wird, und dieſe Elenden von Deputirten, die Geſetze und Dekrete geben wollen. Wir wollen nichts als den abſoluten König, wie ſonſt, und wehe jenen ſchändlichen Meineidigen. — Ochoa: die werden ſagen: Sie ſeyen der Meineidige, da Sie die Konſtitution beſchworen haben. — Arnedo: Ich habe aber auch früher geſchworen, dem König allein zu gehorchen, und man hat mich gezwungen, dieſen Eid zu brechen; und ſomit: der König und weiter nichts, und die Empörer aufgehängt und damit aus. Wem es nicht recht iſt, der mags bleiben laſſen. — Eſtarico: Arnedo, ich will nicht das Werkzeug des Deſpotismus und der Grauſamkeit ſeyn; ich will nicht, daß mein Vaterland mich als ſeinen Henker verabſcheue — uns thut Mäßigung noth. — Baca: Arnedo iſt ein unvernünftiger Tollkopf, der nichts als Unſinn vorbringt. (Hierauf zankten ſie ſich eine Zeitlang ſehr heftig, und Baca ſagte Arnedo mehrmals: er ſolle zum Henker gehen u. dergl.; als endlich die Ruhe etwas hergeſtellt war, ſagte Baca: Sie ſehen, meine Herren, daß es unvorſichtige Menſchen gibt, die im Vertrauen auf den glücklichen Ausgang, ſich auf eine Art ausdrücken, die uns Allen verderblich werden, und den Plan, dem König ſeine Rechte wiederzugeben, vereiteln kann. — Eſtarico: den Plan zu vereiteln, iſt ſo leicht nicht. Die Sache iſt ſo gut als entſchieden. Die Garde wird ſich mit Ruhm bedecken; wer wird uns und den Bataillons von Pardo widerſtehen können. — Baca: Die Schlingel von Artilleriſten ſind immer gefährlich, und ich fürchte, das Regiment Don Carlos wird ſich mit ihnen vereinigen, obgleich Sie, meine Herren, das Gegentheil verſichern. — Eſtarico: ich bin überzeugt, daß ſie keinen Schuß gegen uns thun werden. — Arnedo: ich ſtehe dafür, und für alles Andere mit meinem Kopf. — Mehr konnte ich nicht hören; aber es war mir genug, um mich zu überzeugen, daß in dieſen Tagen viele Albernheiten begangen worden ſind; allein das Uebel kommt von oben.

Um 7 Uhr Abends.

Die Staatsräthe ſind endlich gekommen, außer Balleſteros und Ciscar — die Schurken! ſie werden die Verachtung, mit der ſie ihren legitimen Herrſcher behandeln, theuer bezahlen. Die Soldaten ſind in der beſten Stimmung und durch die gute Nachricht begeiſtert, die wir von den Carabineros erhalten haben, die in der Mancha ſiegreich eingerückt ſind, nachdem ſie halb Spanien durchzogen, ohne daß ſich ihnen jemand widerſezt hat. — Sie ziehen in Eilmärſchen auf Madrid und die Liberalen werden ſie auf dem Hals haben, ehe ſie ſichs verſehen. Ohne Zweifel begünſtigt uns die Vorſehung, ich bin erſtaunt über die Hülfsmittel, die ſich uns von allen Seiten darbieten und kann nicht begreifen, woher alle das Geld kommt. Die Soldaten haben den Beutel voll, und den Offizieren werden die Goldſtücken rollenweiſe hingeworfen. Die Bataillons ſind in Bewegung, wegen eines Lärms, den man von der plaza mayor her gehört hat; auch in den Gemächern bemerkt man einige Beſtürzung. — Es ſcheint, die armen Teufel dorten laſſen ihr gewöhnliches Geſchrey, von viva la constitucion u. ſ. w. erſchallen. — Mögen ſie ſchreyen! wenig Zeit bleibt ihnen übrig. In dem Zimmer des Herren gehen viele Menſchen aus und ein, es ſcheint, man hat den lezten Verſuch gemacht, um ihn zu einem entſcheidenden Schritt zu bewegen, und daß er ſchon bereit war, ſich nach dem Pardo zu begeben. Allein die Meinungen waren getheilt, einige wollten, er ſolle heimlich und incognito dahin abgehen; andere meinten, die Bataillons aus dem Palaſt ſollen ihn dahin begleiten. Das Reſultat iſt, daß er ſich zu keinem von beyden entſchloſſen hat; das iſt nun einmal ſein Charakter — aber laß, um Gotteswillen! die Nachricht von ſeiner Unſchlüſſigkeit ſich nicht unter den Soldaten verbreiten. Ueber Eſpinoſa ſind wir in derſelben Unſicherheit — die Canaille iſt durch die Nachricht von ſeinem Anzuge ermuthigt worden, allein es wird ihnen nicht leicht ſeyn, ſich mit ihm in Verbindung zu ſetzen, da die ſtrengſten Maßregeln genommen ſind, damit Niemand Poſtpferde bekomme.

Google

San Martin gibt Niemanden Hilfe, ſo lange die Sachen in dieſer Lage ſind. Er arbeitet mit dem größten Eifer. Glaube mir, mein Freund, es ſind gar Viele kompromittirt; faſt alle diejenigen, die bis jezt Moderation gepredigt haben; denn wenn die Liberalen ſiegen, wird es ihnen das Fell koſten. Hierinnen haben wir auch einige ſchlechte Menſchen; einige Offiziere wollen die Thür den Uebelgeſinnten offen laſſen. Caſa-Jarris hat einen dicken Brief erhalten, und war ſehr vergnügt, nachdem er ihn geleſen; ohne Zweifel aus Frankreich, wo er Verbindungen hat, wie du weißt — es iſt eine Freude, ihn ſprechen zu hören — gib Acht, daß die Soldaten den Brief nicht leſen, ſie brauchen nicht Alles zu wiſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs September.

(Beſchluß.)

Das Auguſt-Heft des Aſiatiſchen Journals enthält einen merkwürdigen Prozeß, welcher im vorigen Jahre zu Calkutta entſchieden worden, merkwürdig beſonders darum, weil er uns einen Blick auf das Leben und Denken der dortigen europäiſchen Geſellſchaft geſtattet, welchen ſelten ein trockner Statiſtiker oder der ſchnell vorübereilende Reiſende ſo reichhaltig zu geben vermag. Bekanntlich hob vor ein Paar Jahren der General-Gouverneur Haſtings, in Kraft der ihm anvertrauten Geſchäftsführung, die Cenſur in Indien auf. Hr. Buckinham, der Herausgeber des bekannten Calkuttaer Journals, ſcheint es, war einer der erſten, welcher ſich dieſe Freyheit zu Nuze machte, um dasjenige aufzudecken und zu rügen, das ihm in der Verwaltung fehlerhaft oder tadelnswerth ſchien. Dieſem entgegen ſtellten ſich zwey andere Zeitungen, der John Bull und der Hurkaru, beyde von demſelben Geiſte beſeelt, wie der berüchtigte Londoner John Bull, deſſen Herausgeber und Freunde die Regierung zu unterſtüzen vermeinen, wenn ſie die Gegner der herrſchenden Partey verläumden und durch grobe Perſönlichkeiten reizen. Hr. Buckinham aber, ſcheint es, war nicht leicht abzuſchrecken, und man nahm zu geſezlichen Maßregeln ſeine Zuflucht. Seine Feindſeligkeit gegen die Regierung muß ſich doch nicht ſo ſtark ausgedrückt haben, als man vorgibt; denn die Anklage gründet ſich auf nichts weiter, als einen Brief in ſeinem Journal, worin über die Etiquette geklagt wird, daß Militär- und Civil-Beamten in den Geſellſchaften, bey einer Hize von 90 Graden Fahrenheit, in Tuchröcken und Beinkleidern, die erſtern noch dazu in Stiefeln und mit dem Degen an der Seite erſcheinen müßten. Hoffe man aber, heißt es weiter, daß dieſer thörichte Gebrauch durch die Verwendung der Regierungs-Sekretäre abgeſtellt würde, ſo hoffe man vergebens, denn wer nicht das Wohlwollen dieſer Herren beſize, dürfe nicht denken, ſeine Sache vor den Gouverneur gebracht zu ſehen. Auf dieſen Saz gründete ſich die Anklage, und man behauptete, dieß ſey ein Libell gegen die Sekretäre ſowol, als gegen die Regierung. Die Grand-Jury fand die Anklage ſtatthaft, und ungeachtet des Proteſtes von einem der Richter, daß der dortige Gerichtshof kein Recht habe, über Libell-Sachen zu entſcheiden, erkannte der Gerichtshof doch ſeine eigene Kompetenz dazu, und die Sache ward an eine gewöhnliche Jury verwieſen, obgleich der John Bull kühn behauptete, es bedürfe dieſer Formalität nicht, und der Gouverneur habe ein Recht, den Beſchuldigten ohne weiteres des Landes zu verweiſen. Die Jury aber war anderer Meinung, und ſprach den Angeklagten frey, troz der Behauptung des Regierungs-Advokaten, daß das, was in England kein Libell ſey, es in Indien ſeyn könne. Ehe es aber noch zu dieſer Entſcheidung gekommen war, hatte Hr. Buckinham ſich beſtändig gegen die Angriffe des John Bull ꝛc. zu vertheidigen gehabt, und einige Ausdrücke in dieſen Vertheidigungen wurden aufgegriffen, um ihm einen neuen Prozeß zu machen, worüber aber die Entſcheidung noch nicht hier angekommen iſt. Schon der erſte Prozeß, als der erſte Libell-Prozeß in Indien, hatte dort das höchſte Intereſſe erregt, und dieſer zweyte ſoll noch größere Spannung hervorgebracht haben. Die Berichte von den Verhandlungen in den Gerichtshöfen füllen mehrere Bogen, ſind aber ihrer Weitläufigkeit wegen um deſto intereſſanter, weil ſie ſich alle auf Lokalitäten beziehen, mit denen wir oft ſo wenig bekannt ſind. Leider erlaubt mir der Raum nicht, weiter in den Gegenſtand einzugehen. Hr. Buckinham, der nun von den Liberalen als ein Märtyrer der Gewalt angeſehen wird, hat nun auch ein Journal angefangen, welches von Eingebornen und in bengaliſcher Sprache geſchrieben wird, und von einer engliſchen Ueberſezung begleitet iſt. Der Titel dieſer Zeitung, welche einmal die Woche erſcheint, iſt: Sungbaud Cowmuddy, oder: The Moon of Intelligence, und der Inhalt, der Anzeige nach, „religiöſe, moraliſche und politiſche Gegenſtände, inländiſche und auswärtige Nachrichten, nebſt Original-Mittheilungen über verſchiedene, bis jezt ungedruckte, Lokalſachen“ u. ſ. w. Die Herausgabe eines ſolchen Blattes, das ſeiner Neuheit wegen ſchon merkwürdig iſt, und zur Herausbildung der Indier ſehr nüzlich werden könnte, wird von der Regierung eben ſo ungern geſehen, als von den oſtindiſchen Eigenthümern, weil man fürchtet, daß daſſelbe zum Mittel gebraucht werden dürfte, die Eingebornen unzufrieden zu machen und zur Meuterey aufzuregen. Ueberhaupt ſcheint man die Aufhebung der Cenſur zu bedauern, und üble Folgen davon für die Herrſchaft der Britten in Oſtindien zu befürchten.

Ein Gemeiner von der oſtindiſchen Artillerie zu Nagpore hat ſich bey den dortigen Beamten als der geſezliche Erbe des Titels und der Güter des verſtorbenen ſchottiſchen Marquiſes von Annandale legitimirt. Er hatte den Namen Johnſon angenommen und nie ſeiner Herkunft erwähnt, bis er von ſeinen Agenten in England erfuhr, daß man eine ſolche Perſon ſuche. Er ſoll eine ſeines Standes würdige Erziehung genoſſen haben, und wird in Kurzem in England erwartet. — Ein anderer Soldat, in oſtindiſchen Dienſten, von Gewiſſensangſt gepeinigt, erklärte freywillig, daß er vor mehreren Jahren in der Nähe von Exeter ein Weib ermordet habe, und überlieferte ſich den Gerichten.

Rom, den 31. Aug.

Von was die Römer ſprechen? Vom China-Sulfat, welches den Apothekern bis jezt beſſer, als den Kranken zu bekommen ſcheint, mit Ausnahme der Fieber, welche einen ſehr kleinen Zwiſchenraum zwiſchen den Anfällen haben. Dann wird viel geſprochen von den eingezogenen ſpaniſchen und portugieſiſchen Penſionen, von einem Conclave, von welchem wir jedoch hoffen, daß es nicht kommen werde, wie das Feſt, welches der Fürſt de Ligne in ſeinem lezten Wizworte verhieß.

Man erwartet viele Reiſende und auch einige Feſte, falls die Monarchen Rom mit ihrer Gegenwart beehren.

Der lange Streit wegen des proteſtantiſchen Begräbniß-Plazes iſt endlich auf eine Art entſchieden worden, mit welcher die Proteſtanten ſehr zufrieden ſeyn können. Ich beziehe mich in dieſer Hinſicht auf einen Artikel, welcher der Allgemeinen Zeitung zugeſendet worden iſt, und bemerke nur, daß dieſes befriedigende Ergebniß lediglich der Feſtigkeit, Mäßigung und Klugheit des preußiſchen Geſandten, Ritter Niebuhr, zu verdanken iſt.

Die Hize hat beynahe alle Fremden von Rom weggetrieben, die Römer erwarten geduldig den 1. Oktober, um ihre Villeggiatura zu beginnen. M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Nro. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. September 1822.

> Wenn warſt du glücklich, zarte Liebe?
> Wurdeſt oft von Thränen trübe,
> Und erſtarbſt in Jammer dann.
>
> Alt-Franzöſiſch.

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſetzung.)

Heimgekehrt in die Mauern der Stadt, die ihm ſonſt lieb geworden war, durch manche ſchöne Stunde, welche ihm dort zu Theil ward, dünkte jezt den armen Heinrich alles finſter und verödet. Raſtloſer Fleiß ward ſeine Zuflucht, und in den Stunden des eifrigſten Strebens und Uebens gelang es ihm zuweilen, ſein unruhiges Herz zu betäuben. Allein wenn dann die Zeit der nothwendigen Erholung herankam, und er nun nicht mehr ſein Roß des gewohnten Weges gen Felſengrund lenken durfte, dann kehrte nur zu ſchnell die frühere Stimmung wieder, und Thereſens Bild trat ſo wehmüthig ſtill vor ſeinen Blick, als woll' es fragen, ob es denn wirklich weichen ſolle aus ſeinem Herzen? Und je mehr ihm dann war, als könne es das nie, je weniger er auch nur zu wünſchen vermochte, es möge jemals von ihm ſcheiden, deſto trüber und umwölkter ward ſeine Stirn.

Den Maler, welchen er von allen Bekannten noch immer am häufigſten ſah, den Grund ſeines Trübſinns erfahren zu laſſen, davon hielt ihn noch immer jene ſchon früher erwähnte Scheu zurück: ein kühler, neckender Spott würde ihm in ſeiner jetzigen Stimmung unerträglich geweſen ſeyn. Allein je peinlicher der Zwang war, den er ſich ſo in des einen Freundes Gegenwart auflegte, deſto lebhafter ward ſein Verlangen nach einem andern befreundeten Weſen, mit welchem er ganz offen über ſein kurzes Glück, und den langen Schmerz, welcher ihm nun folgen ſollte, möchte ſprechen können. So war es denn wohl verzeihlich, wenn er, aus Sehnſucht zu finden, ſich im Wählen vergriff, und einen Vertrauten erkor, welcher ſich noch weit weniger eignete, es für ihn zu ſeyn, als der alte Maler, der, hätte er ihn ernſtlich bekümmert geſehen, gewiß auch ernſtliche, aufrichtige Theilnahme für ihn gehabt hätte.

Er hatte vor Kurzem die Bekanntſchaft eines jungen Offiziers gemacht, welcher ſich vielleicht anfangs beſonders deshalb mit großer Lebhaftigkeit an ihn, den Edelmann, anſchloß, weil er ſelbſt aus bürgerlichem Stande war; denn von kleinlichen Rückſichten dieſer Art konnte man ihn nicht frey ſprechen. Indeſſen nahm er doch auch wirklich bey näherem Umgang ſo lebhaften Antheil an dem jungen Fremden, als er überhaupt an irgend jemanden zu nehmen vermochte: und als er ihn nach ſeiner Trennung von Thereſen ſo auffallend niedergeſchlagen und verändert ſah, forſchte er, wenigſtens eben ſo ſehr aus Theilnahme als aus Neugier, nach der Urſache. In der Hoffnung verſtanden zu werden, vertraute ihm Heinrich nach kurzem Zögern; allein unglücklicher Weiſe hatte Conrad, (ſo hieß der Offizier) ſein Herz wohl ſchon zehnmal verſchenkt; für eine ernſtere, tiefere Liebe fehlte ihm völlig der Sinn, und er begriff nicht, wie man ſo viel Aufhebens machen könne über einen ſeiner Meynung nach ſo leicht erſetzbaren Verluſt. Doch that er anfangs ſein Möglichſtes, den Freund zu erheitern. Allein als alle Verſuche dieſer Art völlig vergeblich blieben, als Heinrich nach mehreren Wochen noch ganz unverändert ber-

Google

feſte war, und jedes Bemühen, die alte Munterkeit bey ihm zurückzurufen, fehlſchlug: da wankte auch gar bald des leicht ermüdeten Erheiterers Geduld, und in einer ziemlich gewöhnlichen Anwandlung von egoiſtiſcher übler Laune rief er aus: „aber ich bitte dich, ſag' mir, iſt es denn möglich, daß du dein unſeliges Liebesleid noch immer nicht vergeſſen haſt? Nun wahrlich, dann kann Amor ſchneller als ich geglaubt, einen vernünftigen Burſchen in den alleremfindſamſten Schäfer unterm Monde verwandeln!" — „Es ziemt dir, meiner jezt zu ſpotten, nachdem du dich erſt in mein Vertrauen eingedrängt haſt!" antwortete Heinrich mit Bitterkeit; denn zu ſpät erkennend, wie ſehr er ſich in jenem geirrt, hatte er ſchon mehr als einmal ſeine Offenheit bereut. „Geſchwiegen zu haben, würde mir weit lieber ſeyn, fuhr er im nämlichen Tone fort; und . . ." „Nun, unterbrach ihn Conrad lachend, ich ließ doch ſicher nichts unverſucht, dich zu zerſtreuen; allein iſt denn nicht alle Mühe an dir verloren? Nimm mir's nicht übel, Brüderchen! ich glaube, du haſt zu viel mit den Pinſeln verkehrt, und biſt am Ende ſelbſt zum Pinſel geworden." — „Wenn du glaubſt, mir das ungeſtraft ſagen zu können, ſo irrſt du dich! rief Heinrich mit funkelndem Blick, und ihm war, als ſähe die ganze Reihe ſeiner ſtolzen Ahnen zornglühend, wie er, auf den Beleidiger herab. Morgen um zehn Uhr ſprechen wir uns im Walde dort an der Gränze!" — „Nun ja doch! meinetwegen auch heute, wenn's nur noch Zeit dazu wäre! erwiederte jener, welcher ſich ſo etwas nicht zweymal ſagen ließ. Warten laß ich dich nicht, darauf kannſt du rechnen; doch rath' ich dir, bring' einen guten Degen mit, denn meiner verſteht ſein Handwerk, und hat ſchon manchem Brauſekopf das heiße Blut gekühlt." So ſprechend wandte er ſich, und früh ſchon traf nun Beyde der folgende Morgen auf dem beſtimmten Wege zu der beſtimmten Stätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Paris.

Talma.

Es war das erſtemal daß ich ihn ſah. Er trat auf, und nach einer Viertelſtunde ſeines Spieles, war ich erſtaunt nicht erſtaunt zu ſeyn. Vielleicht beherrſchte mich jene Sinnestäuſchung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorſpiegelt, wir ſtünden ſtille, und die Ufer giengen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu ſeyn. Ich hatte keinen Maaßſtab für Talma's Größe, denn er ſtand zu entfernt von allen Schauſpielern, die ich je geſehen, um ihn abzumeſſen. Die andern überrumpeln unſer Herz und benutzen die Verwirrung, die ſie angeſtiftet, uns diebiſch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unſre Bruſt, er öffnet die ſeine und läßt uns eintreten. So lange er ſpielte, glaubte ich den Ernſt auf der Bühne, und die Mummerey unter den Zuſchauern zu ſehen. Er ſtellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und beſſer als die Geſchichtſchreiber, lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die ſo ungleich waren den Helden unſerer Zeit, weil ſie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht geſiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erſcheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abweſend, wie Talma den Regulus geſpielt hat; wem jenes die Natur verſagt, der hätte auch anweſend, Talma's Spiel nicht verſtanden. Darum wäre es überflüſſig oder fruchtlos, beſchreibend davon zu ſprechen. Aber von den Zuſchauern muß ich reden — wenn es ſolche gab. Denn wir Fremden waren ſo zu nennen, die Franzoſen Alle ſpielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiſte der alten griechiſchen Tragödie, wenn auch in einer andern Geſtalt. Unter Deutſchen, die hundert Geſchichten und keine Geſchichte haben, möchte ich kein dramatiſcher Dichter ſeyn; es iſt ſchwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildniſſe nur den Maler ſucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge ſeiner Braut in ihm und vergißt die Kunſt. Dem Franzoſen iſt der dramatiſche Dichter ein Zeiger ihrer Geſchichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eiſen iſt; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen ſchlagen, iſt er des Beyfalls gewiß. Die armen Bühnencenſoren hier ſind ſehr zu beklagen. Sie löſchen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da ſie aber das Gedächtniß der Zuſchauer nicht auslöſchen können, bleibt alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelaſſen. Die Begeiſterung, mit welcher jeder Vers beklatſcht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anſpielte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Man kann ſich des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſieht, wie heißhungrig dieſe Menſchen an dem Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauſpiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthagenienſer Hamilcar geſprochen, als er, in Rom, Regulus, Senat und Volk erkannt:

> De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage!
> Tout m'anonce aujourdhui la chute — —

de Carthage — ſagen Hamilcar und Reim.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Luſtſpiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es iſt eine wahre Verſchwendung, daß ſie hier dazu dienen müſſen, einen verwachſenen diplomatiſchen Bericht zu zieren! Im Palais Royal auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten, zieht jeden Abend, der Schein zweyer Laternen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeſchnittene Buchſtaben, die mit öhlge-

Digitized by Google

ſtänktem, rothgefärbten Papiere überzogen ſind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'etoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere giebt zu leſen: le Pilote, Journal du Soir. Die Etoile iſt ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend verſäumt, mich in der Nähe der Laternen zu ſetzen und aufzupaſſen. Ich kann auf Ehre verſichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile, vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fodernd hinreicht, ohne ſich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben ſie einem immer den Etoile. Ja mir, da ſie meine Ausländerey gemerkt, gaben ſie verſchiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß ſie an erſterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrſcheinlich unentgeldlich giebt. Die andern Nutzanwendungen kann man ſich von ſelbſt machen — sapienti sat, ſagt der Lateiner .... Das geht die Leſerinnen nichts an.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe, welche in der Brieftaſche eines am 7. Juli gefallenen Offiziers der königlichen ſpaniſchen Leibwache gefunden ſeyn ſollen.

(Beſchluß.)

VIII.

Palaſt, den 3ten. 11 Uhr Nachts.

Ich habe dir in meinem lezten Briefe ein Wort über die Verſuche geſagt, die man gemacht, um den Herrn zu bewegen, nach dem Pardo zu gehen; von einem, der gegenwärtig war, habe ich folgende nähern Umſtände erfahren. Der Herr war ſchon entſchloſſen, allein es entſtand die große Frage, ob er allein und heimlich, oder an der Spitze der zwey Bataillons ausziehen ſolle. Saint Marc und Heron waren der lezten Meynung, und gaben alle mögliche Sicherheit. Die beyden Bataillone ſind mehr als hinreichend, und außerdem ſolltet Ihr zugleich eine Bewegung nach der Stadt zu machen. Infantado und andere meinten, der König ſolle Nachts verkleidet und von der Königin begleitet zur puerta de la vega hinausgehen, wo ihn an der Brücke von Segovia ein Wagen erwarten ſolle, um ihn ohne Verdacht auf dem Wege von Alcacon nach der casa del campo zu bringen, dort werde ihn eine hinreichende Bedeckung erwarten, um ihn vom Wege ab nach dem Pardo zu begleiten. Von dort aus ſoll ſeine Ankunft nach allen Seiten bekannt gemacht werden, und ehe ſeine Abweſenheit von den Uebelgeſinnten in Madrid bemerkt würde, wäre ſie ſchon in der ganzen Gegend bis nach Toledo hin bekannt. Die Hülfsmittel aus allen Orten ſeyen ſehr groß, und die Stimme des Volks ſey ſchon vorbereitet worden. Die Stellung des Pardo ſey die vortheilhafteſte für ein ſo tapferes Fußvolk, und die Gegenwart des Königs werde ſie unüberwindlich machen. Wenn die Artilleriſten etwas ſollten unternehmen wollen, ſo würden ſie durch die beyden im Palaſt bleibenden Bataillons im Rücken beunruhigt und gehindert werden. Die Milicianos ſeyen eine bloße unkriegeriſche Maſſe, und würden beym erſten Schuß davon laufen. Infantado und der Infant Don Carlos ſollten dann an der Spitze eines Bataillons ſich in dem barrio de los Vistillas zeigen; Caſtelar und der Infant Don Francisco mit dem andern Bataillon in dem barrio de los maravillas, um ſich mit den Bewaffneten, die dorten längſt vorausbezahlt und bereit ſeyen, zu vereinigen. Andere Haufen ſollten durch Caſa Garria in der Calle del Lobo verſammelt werden, in der Verwirrung werde ſich die Cavallerie del principe mit der Beſatzung des Pallaſts vereinigen, um mit den Pferden der königl. Marſtälle vereint dem Regiment Almanſa die Stirn zu bieten. Dieſe drohende Stellung werde die Miliz entmuthigen, und das Regiment Don Carlos zum Uebergang bewegen, deſſen Oberſt, obgleich ihm nicht ganz zu trauen ſey, doch auch keinen heldenmäßigen Widerſtand fürchten laſſe. Um das gemeine Volk mit Waffen zu verſehen, ſolle man ſich des Zeughauſes bemächtigen, was ſehr leicht ſey. Um den Pallaſt zu bewachen reichten Helaborderos hin, da ihn niemand angreifen werde, ſobald es bekannt, daß nur Weiber und Kinder darin geblieben; auf San Martin könne man ſicher zählen, auch auf Morillo, und ſo ſey das Ganze in ein Paar Stunden abgethan. Hierauf ſollen die von Pardo durch ein Bataillon von 3000 Mann aller Waffen verſtärkt werden, um alle Verſuche von außen, beſonders von Seiten Espinoſas zu vereiteln. Im ſchlimmſten Fall könne man ſich nach Toledo zurückziehen, wo die Carabineros und andere Truppen ſich mit ihnen vereinen werden. Dieß war der Plan Infantados. Allein der Herr hatte ſeine gewöhnliche Nachläſſigkeiten, und es ward nichts entſchieden. Er glaubt, alles ſolle ſich von ſelbſt machen, ohne daß er etwas dazu thut. Von Catalonna und Siguenza und von Queſada haben wir die beſten Nachrichten; und Frankreich wiederholt ſeine Verſprechungen.

Irren-Anſtalt in Geehl, im ehemaligen Brabant.

Seit undenklichen Zeiten hat in dieſem kleinen Herrſchafts-Oertchen Geehl, eine Anſtalt für Wahnſinnige beſtanden, welche von keinem Arzte noch beſucht ward. Erſt vor Kurzem hat ein franzöſiſcher Arzt, Hr. Eſquiral, vom Doktor Voiſon begleitet, an Ort und Stelle die genaueſten Nachforſchungen über dieſe uralte Anſtalt eingezogen. Schon im ſiebenten Jahrhundert ward dieſelbſt eine „heilige Nymphna“ durch ihre Gewalt Teufel auszutreiben, ſehr berühmt. Die Kranken kamen von weit her, aus Flan-

Digitized by Google

dern und allen benachbarten Provinzen, ihre Hülfe zu erflehen, und durch dieſe Heilige ward die Gründung der noch vorhandenen Irren-Anſtalt veranlaßt. Mehr wie vierhundert Wahnſinnige, beyder Geſchlechter, befinden ſich, nicht in einem Gebäude vereinigt, ſondern einzeln in der Pflege bey Bürger-Familien und Landleuten der Gegend untergebracht; das Koſtgeld, welches ſie bezahlen, beträgt von 200 bis 1200 Franken. Die meiſten dieſer Kranken gehen frey herum und werden zu verſchiedenen Arbeiten gebraucht. Nur eine kleine Zahl erlangt daſelbſt Heilung. Hr. Esquiral zweifelt nicht, daß es leicht ſeyn würde, dieſer ſonderbaren Anſtalt eine beſſere Richtung zu geben, und hat der belgiſchen Regierung darüber einige Vorſchläge gemacht. In vielen Fällen ſcheint ein Aufenthalt, der den armen Kranken nicht beſtändig ſein von andern Menſchen Ausgeſchloſſenſeyn aufdringt, ſehr wünſchenswerth; das mag die einzelnen Penſionen für Wahnſinnige, die man in der Schweiz findet, ſo wohlthätig machen. Wenn aber vierhundert ſoche Kranke in einem kleinen Städtchen und ſeinen nächſten Umgebungen Jahr aus Jahr ein frey verkehren, ſo muß es doch zu wunderlichen Kolliſionen kommen, ja der Seelenforſcher würde zu eigenen Beobachtungen Gelegenheit haben, über die Wirkung des häufigen Verkehrs mit Wahnſinnigen im Familienleben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 24. Aug.

(Beſchluß.)

Von den verſchiedenen Vereinen, die ſich ſeit Kurzem vermittelſt Abonnements zu philanthropiſchen und wiſſenſchaftlichen Zwecken gebildet haben, hat jedweder auch eine Zeitſchrift auf ſeine Koſten begonnen; die Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Volks-Unterrichts gibt ihr Journal d'éducation heraus; die Geſellſchaft der chriſtlichen Moral, welche, im Vorbeygehn geſagt, dem franzöſiſchen Klerus gar nicht behagen will, weil ſie Duldſamkeit zu ihrer Vorſchrift wählt, und alle chriſtlichen Glaubensgenoſſen brüderlich aufnimmt, hat ein Journal de morale chrétienne geſtiftet, wozu aber kein Abbé den geringſten Beytrag liefert; die geographiſche Geſellſchaft, die aus Privatmitteln ſchon hat Preiſe ausſetzen können, gibt ein Bulletin ihrer Arbeiten heraus, wiewol bereits zwey geographiſche Zeitſchriften in Paris erſcheinen; die aſiatiſche Geſellſchaft hat ebenfalls ihre Zeitſchrift, und die Geſellſchaft der Bibliophiles, die mindeſt nützliche von allen, druckt ganz ehrlich, zufolge ihrer Uebereinkunft, jährlich ein Werk zu 25 Exemplaren, und kauft ſehr gewiſſenhaft, nach dem Muſter der engliſchen Bibliomaniacs, die wahrlich der Nachahmung nicht werth waren, diejenigen Exemplare wieder auf, welche nach dem Tode der Mitglieder in die Verſteigerungen gerathen. Nach einer ſonderbaren Verfügung der Ultras, welche vor den Karrikaturbildern eine außerordentliche Furcht haben, ſind in dem lezten Preß-Geſetze alle Kupferſtiche einer Art von Cenſur unterworfen geblieben, wodurch dann der ſonderbare Umſtand entſtehen kann, daß Bücher, wozu Kupfer gehören, erſcheinen, die Kupfer aber zurückbehalten werden können. Man ſagt, die Foſſilienknochen, welche zum großen Werke des Staatsrathes Cuvier gehören, wären neulich beynahe verpönt worden, weil ſie ſich vermeſſen hatten, ohne die Bewilligung der hochehrwürdigen Herren Kupfer-Beſchauer, in dem Werke zu erſcheinen. Wenn der Verfaſſer deßhalb zur Verantwortlichkeit gezogen worden wäre, ſo wäre dieß um ſo ſpaßhafter geweſen, da er auf die Annahme des Preß-Geſetzes gedrungen hatte. Man glaube jedoch nicht, daß die Kupfer-Beſchauer gegen Jedermann ſtrenge ſind; Karrikaturen und ſatiriſche Anſpielungen auf die Obſkuranten unterdrücken ſie mit großer Aengſtlichkeit; wer aber die Freyſinnigen durch Bilder verſpotten will, der hat von ihnen kein Verbot zu fürchten, und darf dreiſt auf ihre Einwilligung rechnen. So erſcheint mit dem frechen Ultra-Blatt La Foudre eine Reihe von Schimpfbildern unter dem Titel: La ménagerie libérale, wo auf jedem Blatte ein Thier abgebildet iſt, das einen Menſchenkopf hat und das Porträt eines Redners der Oppoſition darſtellt; und damit das Publikum über die Bedeutung nicht lange im Zweifel zu bleiben brauche, wird in der Unterſchrift durch Anſpielungen auf den Namen und das Leben des dargeſtellten Redners nachgeholfen. Dieſe Spötterey, die unbedeutend wäre, wenn den Freyſinnigen nicht die Hände gebunden wären, um ſie zu erwiedern, wird bey der Ungeſtraftheit derjenigen, die ſich dieſelbe erlauben, eine tiefe Beleidigung; noch mehr, der Verfaſſer dieſes ſchimpflichen Blattes ſoll kürzlich eine gute Stelle in dem Bureau des Miniſteriums des Innern erhalten haben, und es iſt vor Gericht erwieſen worden, daß eben daſſelbe Miniſterium, um dieſem Blatte aufzuhelfen, auf hundert Exemplare deſſelben pränumerirt hatte! Dg.

Nachſchrift der Redaktion zu Deppings lezter Pariſer Korreſpondenz.

Akademiſche Verhandlungen ſind nicht der Gegenſtand unſeres Blattes; wir glauben aber eine Ausnahme machen zu dürfen, um die Leſer der reichhaltigen Korreſpondenz von Paris mit der Anerkennung bekannt zu machen, welche die Académie des Inscriptions et de belles lettres ihrem Verfaſſer ertheilt hat. Sie ſprach ihm in ihrer lezten Sitzung vom 26. Julius dieſes Jahres den Preis zu, beſtehend in einer goldnen Schaumünze von 1500 Francs an Werth, für die Beantwortung folgender Aufgabe:

„Vermittelſt der hiſtoriſchen Denkmale, beſonders im Norden von Europa, nachzuforſchen, welches die Urſachen der häufigen, im Mittelalter ſtatt gefundenen, Auswanderungen der unter dem Namen der Normannen bekannten Völker ſey; ſo wie auch einer kurzen Geſchichte ihrer Einfälle und Niederlaſſungen in dem ganzen Umfang des alten Gallien.“

Bey dem eifrigen Studium der nordiſchen Vorzeit, welches unſere Landsleute ſeit einiger Zeit beſchäftigte, mußte man wünſchen, daß einer derſelben dieſe Aufgabe löſen möchte, beſonders da ſchon einige Preiſe der franzöſiſchen Akademie zur Ehre beyder Theile von Deutſchen davon getragen wurden. Wir erfreuen uns nun doppelt, daß es durch unſern vieljährigen Mitarbeiter geſchah, einem Mann, der als Gelehrter und Schriftſteller bey unſern überrheiniſchen Nachbarn eingebürgert, durch ſeine gründlichen Forſchungen beweiſt, daß er dem deutſchen Studium treu blieb, und damit, nebſt der Aufgabe der Académie des Inscriptions, die noch ſchwierigere: einer Geiſtesverbindung zweyer Nachbarvölker löſte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Digitized by Google

Nro. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 26. September 1822.

> Dieſes iſt ein Moment des Schmerzes, ſelbſt für den Sieger.
>
> Ein Wort Heinrich IV. nach der Schlacht von Coutras.

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſetzung.)

Conrad war wirklich ein geübter Fechter; und leider auch jezt bewährte er ſeine Geſchicklichkeit auf die traurigſte Weiſe. Sich ſelbſt mit ſtarkem und gewandtem Arm ſchüzend bey allen Angriffen ſeines Gegners, traf er dieſen mit ſchwer verlezendem Hiebe zwiſchen Schulter und Hals, ſo daß er beſinnungslos ins nahe Dorf getragen ward. Betäubt und ſprachlos ſtand der Sieger, der das freylich nicht gewollt hatte, nun da, völlig vergeſſend, wie nöthig hier eilige Flucht ſey. Doch bald mahnten ihn die Sekundanten daran, ihn faſt gewaltſam hinwegführend; und ſo war denn in wenigen Augenblicken von dem traurigen Ereigniß der lezten Viertelſtunde keine Spur mehr zu finden, als die blutbeſprizte Stätte, auf welcher Heinrich niedergeſunken war.

Nach dem Verbande ſchien ſich dieſer etwas zu erholen, und langſam führte nun ein eilig herbeygeſchaffter Wagen den ſchwer Verwundeten in die Stadt zurück. Sobald er ſie erreicht hatte, war der erſte, welcher auf ſeinen Wunſch von dem Vorgefallenen Nachricht erhielt, der alte Maler.

In heftigem Eifern über das tolle Treiben der Jugend, bey welchem aber dennoch die bewegte Stimme die innere Weichheit verrieth, machte dieſer dem Schmerz über ſeines Lieblings Mißgeſchick Luft; und wie viel tiefer noch würde dieſer Schmerz geweſen ſeyn, hätte es ihm auch nur von fern geahnet, daß er ſelbſt, oder vielmehr ſeine ſchon oft durch Verſchloſſenheit vergoltene Spottluſt, vielleicht einen Theil der Schuld des Unheils trage. Doch dieß blieb ihm glücklicher Weiſe verborgen, und ſo eilte er denn, wenigſtens frey von jeder andern Unruhe, als der über den Zuſtand ſeines jungen Freundes, in deſſen Wohnung, um dort mit Rath und That zu nützen, nach aller Kraft, welche ihm zu Gebote ſtand. —

Bey ſeiner Ankunft fand er Heinrichs Wunde ſo gefährlich, und die Ausſichten, welche die Aerzte zu ſeiner Wiederherſtellung gaben, waren ſo ſchwankend und ungewiß, daß er es für ſeine Pflicht hielt, von dem Vorgefallenen ſowohl, als von dem jezigen Zuſtande des Kranken der Mutter deſſelben der ſtrengſten Wahrheit gemäß durch einen Eilboten Nachricht zu geben. Roſamunde lebte von Heinrichs jezigem Wohnort zwar einige dreyßig Stunden entfernt; indeſſen war mit Hülfe der Nacht die Reiſe doch ziemlich ſchnell zu machen, und nach allem, was der Maler durch Heinrich von ihr gehört, vermuthete er wohl, daß ſie ſich nicht werde abhalten laſſen, ſelbſt deſſen Pflegerin zu ſeyn. —

Mit heftiger Erſchütterung zwar, doch auch mit der ganzen ſtillergebenen Kraft ihres Gemüths vernahm die edle Frau jene unglückliche Kunde. Es war ſpät Abends, als ſie dieſelbe erhielt, und klar beſonnen ordnete ſie ſelbſt alles zur Abreiſe mit dem ergrauenden Tage an; ja ſie hatte in dieſen Augenblicken noch Stärke genug, der weinenden Tochter mit milden Worten Troſt und Muth einzuſprechen. Allein als nun gar nichts mehr zu *thun* übrig war,

Digitized by Google

als die einſame Nacht alle andere, ſelbſt die weinensmatte Hermine, mit einem kurzen Schlummer erquickte, und nur allein ihr Auge noch ſchlaflos und ungeſtärkt blieb; da ward es doch auch ihr ſo bange ums Herz, die eine lezte Stunde, welche ſie noch harren mußte bis zur Abreiſe, ward ihr ſo quälend, und ſo furchtbare Vorſtellungen beklemmten ihre Bruſt, daß ſie nur in heißem Gebet eine Zuflucht gegen ſich ſelbſt und die Pein ängſtlicher Ungewißheit zu finden vermochte. Und mit einem Gefühl, das beynahe der Freude glich, ſah ſie endlich die mit Sehnſucht erwartete Kammerfrau erſcheinen, welche mit Licht und Reiſekleidern hereintrat, die nahe Morgendämmerung und das Rüſten des Reiſewagens zur Abfahrt verkündend.

Als der Wagen nun dahin rollte, da war's im erſten Augenblick Roſamunden, als werde mit dieſem Dahinrollen der weite Raum bis zum ſchmerzlich erſehnten Ziele der Reiſe um gar vieles zuſammengedrängt; allein nur zu bald ſchwand dieſe Täuſchung, und die Tage dehnten ſich wie Jahre vor ihr aus, die bis zur Ankunft in Dresden noch hinſchleichen mußten. — Indeſſen, auch dieſe Zeit ging vorüber, wie ja am Ende alles im Leben vorübergeht; und mit todtblaſſem Geſicht, mit peinlich klopfendem Herzen hielt nun die zitternde Mutter an der ihr angegebenen Wohnung. Kaum der Sprache noch mächtig, fragte ſie nach den Zimmern des kranken Freyherrn von Thornau. „Das wird wohl der ſeyn, der dort im zweyten Stock zum Tode liegt!“ rief eine gemeine Stimme auf der Hausflur. Zwey Treppen müßt ihr hinan, und dann iſt's die erſte Thür rechter Hand. — „O Gott! alſo zum Tode! aber doch noch dem Leben erhalten! Mit dieſen leiſen Worten wankte Roſamunde, die faſt ganz erſchöpfte Tochter unterſtützend, die Stufen hinan, und trat bleich und ſprachlos, wie eine Geiſtergeſtalt, in das Zimmer des Kranken. —

Heinrich lag gerade im heftigem Fieber, und ſein blitzendes, aber dennoch umnachtetes Auge erkannte das ihrige nicht; doch der Maler, welchem ihr leidendes, gebeugtes Anſehen ſogleich die Erwartete verrieth, trat ihr alsbald mit beruhigenden, tröſtenden Worten entgegen. Auch der menſchenfreundliche Arzt gab in dieſer Minute jeden Schimmer von Hoffnung, welchen er ſelbſt nur immer im Reiche der Möglichkeiten auffinden konnte, allein er bat ſie, ſo viel es in ihrer Macht ſtünde, das Gemüth des Kranken zu erheitern, indem das Gefährlichſte ſeines Zuſtandes, wie ſein Freund der alte Maler eingeſtehe, durch tiefen Kummer herbeygeführt worden ſey. Tief erſchüttert und mit unausſprechlicher Angſt drang nun die Baronin in den alten Mann, um von ihm die Löſung eines Räthſels zu erlangen, das ihr wie ein Raub an ihren Mutterrechten vorkam. Der Maler verſicherte ſie, der Kummer ihres Sohnes ſey ehrenwerth, aber nur ſein Mund dürfe das Räthſel löſen. Als Mann gegen Mann habe er, ohne Heinrichs Erlaubniß, dazu kein Recht. Sein Fieber Anfall, minder als an vergangenen Tagen, werde bald vorübergehen, und er dann im Stande ſey, ihr Kunde von Allem zu geben.

Nach einigen Stunden kehrte endlich des Kranken Beſinnung zurück, und als er nun die milde Stimme der treuen mütterlichen Freundin erkannte, heftete er lange ſprachlos ſeinen Blick auf den ihrigen, als wolle er Tadel oder Billigung in ihm leſen; dann faßte er ſanft ihre Hand, und rief leiſe, doch ihr verſtändlich: „o verzeih, verzeih den Kummer, den ich dir mache! Konnte ich mich denn ungeſtraft beleidigen, gelaſſen verhöhnen laſſen? Ach! ich glaubte ſo ſicher, recht zu thun; und doch mache ich mir jezt Vorwürfe um deinetwillen.“ — „O mein Heinrich! antwortete die Mutter mit gewaltſam zurückgedrängtem Schmerz, laß uns hoffen, Gott werde dich mir erhalten; ich bedarf deiner ja ſo ſehr! Tadeln kann ich dich nicht, anklagen noch weniger; weiß ich doch kaum den Grund jenes unglückbringenden Streits.“ — „Mein alter Freund dort, erwiederte Heinrich, kann dir das Nähere darüber ſagen. Erſt ſeit Kurzem erliegen mir die Kräfte ſo ganz; anfangs war ich noch im Stande, ihm manche Umſtände ſelbſt zu erzählen. — O weine nicht! ſezte er ſehr bewegt hinzu, als bey dieſen Worten heiße Thränen unbeſiegbar über Roſamundens bleiches Geſicht rollten. Glaub' mir, meine gute, geliebte Mutter! ich wäre doch wohl ſchwerlich jemals recht glücklich geworden. Mir war ein harter Kampf zwiſchen Wunſch und Pflicht beſtimmt, und wenn ich nun ſcheide, wie mild und ſchön löſ't er ſich dann in Ruhe auf! — Du ſiehſt mich fragend an? Dort im Pulte iſt meine Brieftaſche; willſt du mir ſie geben?“

Roſamunde reichte ſie ihm; mühſam ſuchte er einige Papiere heraus. Lies das! ſprach er dann mit ſchwächer werdender Stimme; lies hier, was ich dir nicht mehr ſagen kann, und — verzeih mir! — Erſchöpft ſank er nun auf das Kiſſen zurück; alles um ihn war völlig ſtill, in der Hoffnung, ihn werde Ruhe erquicken, und bald verfiel er auch wirklich in einen für ſeinen Zuſtand ziemlich ruhigen Schlummer.

Leiſe erzählte jezt der Maler Roſamunden, was er von der Veranlaſſung des Duells wußte; allein Heinrichs dunkle, auf heimlichen Kummer deutende Worte waren auch ihm ein Räthſel, zu welchem der Schlüſſel fehlte, ſo deutlich er, ſeit einem gewiſſen Zeitpunkt die Spuren einer ſchmerzlichen Gemüthsſtimmung in dem Jüngling bemerkt hatte. So verließ dann die Baroninn, da der Kranke immer noch ſchlummerte, voll Verlangen jene erklärenden Blätter zu leſen, auf einige Augenblicke das Zimmer; doch mit dem dringenden Gebot an Herminen, ſie ungeſäumt zu rufen, wenn Heinrich vor ihrer Zurückkunft erwache.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Paris.

(Fortſetzung.)

Das Ludwigs-Feſt.

Am Tage vor dem Feſte, freye Schauſpiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um ſechs Uhr Morgens war die groſe Oper umlagert: zwanzigmal mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine ſtarken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte ſich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuilleriengartens beleuchtet, die Muſikbanden verſchiedener Regimenter ſpielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schloſſes gaben die vereinigten Sänger der verſchiedenen Opern ein herrliches Konzert; hundertſtimmige Lieder zum Lobe des Königs ſchloſſen mit einem vive le Roi. Schade daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wurden kleine papierne Fähnchen mit der Inſchrift vive le Roi, vive le duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gaſſenbuben verſtanden den Wink nicht. Nur zwey Bürgerweiber ſah ich mit ſolchen Fähnchen in der Hand, ſie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Feſtes, verſchiedene Wachtparaden im Schloſſe der Tuillerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemuſtert. Der kleine Herzog von Bordeaux auf den Armen ſeiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, ſtreckte ſeine Händchen aus, und rief, als die Muſik aufgehört: encore, encore! Nachmittags, Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher ſtand eine auf dieſer Stelle länger als hundert Jahre, ſie wurde in der Revolution umgeworfen, und jezt mußten ſie die Narren auf ihre eigenen Koſten wieder aufrichten laſſen. Der König in römiſcher Tracht, auf dem Kopfe die Allonzeperücke von Lorbeeren umkränzt, ſizt auf einem wilden Pferde, das ſchnaubt und ſich bäumt. . . . „Mais Louis le grand n'est pas effrayé" — ſagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und ſelbſtgefälliges Geſicht, das zu ſagen ſcheint: Seht ich fürchte mich nicht. Franconi könnte ſich kein ſchmeichelhafteres Denkmal wünſchen: Man hatte dem Künſtler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieſer Feyerlichkeit ging es in die Eliſäiſchen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würſte und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten ſich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir ſchien, als aus Muthwillen. Unter hundert tauſend Menſchen begegnete ich nur drey Betrunkenen, und auch dieſe ſtammelten nicht einmal den ſchuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte manches erzählen, denn kein Polizey-Spion im ganz Paris, hat an dieſem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man ſich in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache luſtig gemacht; denn es war gar zu winzig. Und ſo endigte das Ludwigsfeſt. . . . Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeiſterung des Pariſer Volks. Der Himmel weiß, wo ſie alle die ſchönen Lügen hergenommen!

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

In Rom war dieß Jahr die hygrometriſche und thermometriſche Beſchaffenheit der Atmoſphäre der Entwicklung und Vermehrung verſchiedener Arten von Inſekten, zumal der Heuſchrecken und Grillen, überaus günſtig geweſen. Bey trockner Witterung kamen die Eyer leicht über den Winter. Es folgte ein eben ſo trockner, dem Auskriechen kräftigen Vorſchub thuender, Frühling (Sicco vere major proventus). Daher kamen denn bereits in der Mitte des Maimonats in dem Agro Romano in gewaltiger Menge einige Arten von Heuſchrecken zum Vorſchein, in denen man bald diejenigen zu erkennen glaubte, welche allen Arten von Vegetabilien den Tod zu bringen pflegen. Von ſolch zerſtörender Natur iſt vor allen der Gryllus migratorius L., der, von Zeit zu Zeit von den Winden aus Afrika herüber geboten, auf dem römiſchen Boden Fuß faßt, und nicht wieder von demſelben weichen will. Inzwiſchen ergab ſich aus einer, auf Anordnung der Agrikultur-Behörde von den Profeſſoren Morichini und Metaxa vorgenommenen, ſehr ſorgfältigen Unterſuchung von mehrern Tagen, daß die dermal vorherrſchende Locuſten-Art nicht der Gryllus migratorius L., ſondern der Gryllus Tartarius ſey. Ueberhaupt ſcheinen mehrere Arten dieſer Thiere mit derſelben verwüſtenden Eigenſchaft begabt zu ſeyn. Die genannten und andere fremde Arten kommen aus dem Oriente, wo ſie zum Theil mit abergläubiſchen Gebräuchen verehrt werden. Die Talmudiſten theilen ſie in reine und unreine, leſen in ſymboliſchen Zeichen auf der Bruſt der erſtern das arabiſche Wort Caſea, und die Hebräer verweiſen dieſelben andächtiglich zum Heil ihrer Seelen. Ein arabiſcher Dichter, den Bochart anführt, gibt ihnen, mit etwas Hyperbel, Kameelsfüſſe, Straußenbeine, Adlersflügel, eine Löwenbruſt, den Schweif einer Natter und einen Pferdekopf. Aber auch noch eine andere Heuſchrecken-Art kam Anfangs Juli im Innern der Stadt in ganz ungeheurer Menge zum Vorſchein, die zwar keiner der bis jezt gekannten und beſchriebenen Arten angehört, übrigens am meiſten Aehnlichkeit mit dem Gryllus Italicus L. hat, ſich im Lande ſelbſt erzeugt, und deren ungewohnt ſchnelle und zahlreiche Entwicklung ſowol, als ihr mehrtägiges Verweilen im Innern von Rom, vielleicht auch auf Rechnung der übermäßigen und frühzeitigen Hize der Jahrszeit und der leichten, die Erzeugung der Inſekten (und auch der Wechſelfieber) gar ſehr begünſtigenden, Zwiſchenregen zu ſetzen iſt.

Der Venetianer Andreas Majer zählt in ſeiner, vor nicht gar langer Zeit zu Padua in der Druckerey der Minerva erſchienenen, Schrift „über den Urſprung, die Fortſchritte und den gegenwärtigen Zuſtand der italieniſchen Muſik," in kraftvoller, wenn auch hier und da etwas bitterer, Rede der Hauptgebrechen und Wunderlichkeiten der Muſik des heutigen Italiens, und namentlich des Melodrama der ernſthaften Gattung, nicht weniger als ein und zwanzig auf, die wir unſern Leſern den Haupttiteln nach erzählen wollen, auf daß Virtuoſen und Muſik-Dilettanten anderer Länder beurtheilen können, was und wie viel von jenen Beſchwerniſſen auch auf das Operweſen außerhalb Italien anwendbar ſeyn möchte. Es ſind folgende: 1. Das Durcheinandermengen der verſchiedenen Gattungen. 2. Das Triviale und Unbändige der Hauptſätze für den Geſang. 3. Das Zuſammenreihen von unzähligen Motiven, mit Ausnahme des einzigen, um das es Noth thäte. 4. Die Zügelloſigkeit eines unſinnig dithyrambiſchen Styls, der einzig darauf bedacht iſt, das Ohr zu betäuben, ohne daß er ſuchte an das Herz zu dringen. 5. Die regelloſen und häufigen Sprünge von einem Tempo und Ton in den andern, ohne irgend eine Beziehung auf die Worte. 6. Das überaus Langweilige der in Unzahl ſich wiederholenden, blos in den Figuren variirenden Cadenzen. 7. Das Abgeſchmackte des immerwährenden obligaten Choralgeſanges. 8. Der charlatan-mäßige Kunſtgriff, die Violin-Parthie durch Blasinſtrumente vortragen zu laſſen, um, wo möglich, die Nacktheit der Geſangſätze durch eine mehr als gewöhnliche Geſchicklichkeit der Vortragenden zu decken. 9. Der noch lächerlichere Kunſtgriff, die Melodie-Phraſen in mehrere Stücke zu zerreißen und jedem Inſtrumente eines derſelben anzuweiſen, gerade wie wenn man die Worte einer Rede verſchiedenen Sprechern in den Mund gäbe. 10. Die pedantiſche Angabe jeder etwas länger zu haltenden Note und Cadenz in der Singparthie, wodurch die freywilligen Verzierungen des Geſanges in ein ſchülerhaftes und kindiſches Solfaggio übergehen. 11. Mangel an Originalität und charakteriſtiſchem Ausdruck der Melodien, die größtentheils aus Variationen über dieſelben Thema beſtehen, denen dann alle Arten von Worten ohne Unterſchied angepaßt werden. 12. Die wunderſamen Kehlen-Sonaten der heutigen Sänger, denen dem größern Theile nach nichts abgeht, als die Kunſt die Stimme zu halten, zu intoniren, Athem zu ſchöpfen und das Tempo zu beobachten. 13. Das Uebermaß von nichts ſagenden, manierirten Trillern, welche die Idee von muſikaliſchem Rhythmus von Grund aus zerſtören, und den Takt in ſo viel Viertel theilen, als der Sänger dergleichen haben will. 14. Mißhandlung der Proſodie durch willkürliche Verwechſelungen von lang und kurz, und durch das Anhalten zum Behufe der Triller auf ſtummen Buchſtaben, oder auf den Naſenlauten i und u, was vor dreyßig Jahren nicht einmal ein Schulknabe gethan haben würde. 15. Einführung einer neuen Ausſprache, welche die Wörter entzweyſpaltet, indem ſie die lezte Sylbe mit einem, dem Schlage des Hammers gleichenden, Knalle von ſich ſtößt, als z. B. vendet-taaaa, amor-eeee, com-poooo. 16. Die neue Sitte, vermöge welcher man anfängt zu ſingen, bevor man ſprechen gelernt hat, die es den Zuſchauern unmöglich macht, zu errathen, welcher Sprache ſich die Spielenden bedienen, das Theater ſelbſt aber in eine Anſtalt für Taube und Stumme umwandelt. 17. Die Baſtard-Produkte, welche durch eine umgekehrte Ordnung der Inſtrumente rückſichtlich auf ihre Eigenſchaften und ihre Stellung auf der allgemeinen Tonleiter erzeugt werden. 18. Die ziſchenden Octav-Flötchen, die Mohrentrommel und türkiſche Muſik, zu denen ſich, wie Hr. Majer dafür hält, in Kurzem auch noch die Hanfbreche und der Mehlbeutel geſellen wird, die Wirbel und das verwirrte Getöſe der heutigen Orcheſter, in denen die Violine bald auf dem Stege geſtrichen die Flöte, bald mit den Fingern gekneipt die Guitarre nachzuäffen bemüht iſt. 19. Der Contrebaß, welcher ganze Flüge von dreygeſtrichenen Noten herunterhaut. 20. Die Blasinſtrumente mit ihren geſprenkelten Tönen, welche das Gluckſen der Hennen nachahmen. 21. Die große Trommel, die Cymbeln, Poſaunen und Pauken, die den Zuhörer betäuben, gleich einem Toben des Meeres, indeß die Sänger mit Accorden der Terze und Quinte, der Quart und Sexte das Orcheſter begleiten, oder wie Unſinnige ſich durch alle Halbton-Abſtufungen der Scala hindurch und wieder zurückheulen. Von der Opera buffa findet Hr. Majer nicht nöthig, zu ſprechen. Seiner Meinung nach gäbe es keine ſolche mehr, und ſie wäre, ſammt der ihr im Gefolge gehenden Luſtigkeit, von der italieniſchen Bühne verſchwunden. Ein bösartiges Sentimental-Fieber hat ſich aller Gemüther bemächtigt. Das Publikum geht allein noch ins Theater, um durch das Gewinſel von weinerlichen Farcen und Mondſchein-Semiſerien zu erzwecken, daß ſein Entzücken ſich nicht allzu hoch ſteigere. . . . Denn die Semiſerien allein ſind jezt an der Tagesordnung. Der Ausdruck Buffo serio auf den Theaterzetteln füllt längſt das Haus nicht mehr, und von einem Buffo caricato will das wunderliche Publikum auch nichts mehr wiſſen.

Zu **Verona** war im Februar dieſes Jahres der von da gebürtige Abate, **Bartolomeo Lorenzi**, ein ſehr geſchickter improviſirender Dichter, in einem Alter von neunzig Jahren verſtorben. Nur wenige Augenblicke vor ſeinem Tode verlangte er noch aus dem Stegreif zu dichten und Verſe zu recitiren. Auf ſeinem Landhauſe, wohin er ſich ſeit einiger Zeit zurückgezogen hatte, fuhr er fort, ſich mit der Agrikultur und den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. Als Verfaſſer eines Gedichts, La Monteide, hat er ſich viel Lob erworben. Er improviſirte mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, und in ſeinen Verſen ſprachen ſich, was nicht eines jeden Stegreifdichters Sache iſt, nicht ſelten gründliche und lichtvolle Gedanken aus. Auch ſein Pastore, den er in ſeinem acht und achtzigſten Jahre herausgab, beweiſt zur Genüge, wie hold ihm die Muſen bis zu den lezten Tagen ſeines langen Lebens geblieben ſind. In ſeinen lezten Verſen beweinte er den Tod eines Freundes.

Zu **Chambery** war am 24. Mai die Büſte des großen Wohlthäters dieſer Stadt, des Grafen v. **Boigne** (S. Mbl. 1822. Nr. 164.), in den Sälen der Stadt-Bibliothek aufgeſtellt und eingeweiht worden. Das ſchon von dem Könige Victor Emanuel beſtellte Bruſtbild hatte ſein Nachfolger, Karl Felix, ausführen laſſen, und den Grafen zugleich noch mit dem St. Moriz- und St. Lazarus-Orden beſchenkt. Die Einweihung ging mit vielem Pomp und fröhlich von Statten, und glich einem eigentlichen Familienfeſte. Den Beſchluß machte eine freywillige Beleuchtung. Die Büſte iſt von Hr. **Spallas** Arbeit; von ihm wurde ſie auch aufgeſtellt.

Bologna, eine der am ſchönſten ausgeſtatteten Städte Italiens und die zweyte des Kirchenſtaats, hat ſich ſeit einiger Zeit ungemein verſchönert. Die Paläſte **Zucchini**, **Bezzi**, **Rusconi**, **Marescalchi** und mehrere andere erſcheinen theils wieder aufgebaut, theils wie herausgepuzt. Die Ergözung, il guasto genannt, iſt durch die Verwendung des Hrn. Anton **Felicori** in eine koſtbare Gartenanlage umgewandelt, und gewährt einen bequemen Zugang zu dem Stadt-Theater. Unter den öffentlichen Gebäuden verdient der grandioſe und gut in die Augen fallende biſchöfliche Palaſt, mit deſſen Wiederherſtellung man ſeit vier Jahren unter den Auſpizien des Erzbiſchofs **Oppizoni** beſchäftigt iſt, einer beſondern Erwähnung. Auch das Seminarium, der Municipalitäts-Palaſt, die Akademie der ſchönen Künſte, die Univerſität, das ſchon erwähnte Theater, die Karthauſe (jezt der Gottesacker) mit dem neuen zu ihr hinführenden Portikus, und die Façade der Metropolitan-Kirche, ſind insgeſammt prächtige, einen herrlichen Anblick gewährende, Gebäude geworden, und haben, nicht weniger als das große Theater, welches, nächſt denjenigen von Neapel und Mailand, zu den ausgezeichnetſten des Landes gehört, das Gebäude zum Ballonſpiel, und das Amphitheater, die Arena genannt, in der neueſten Zeit an Pracht ungemein viel gewonnen. Die Hauptveranlaſſung zu all dieſem Reſtauriren, Wiederaufbauen und Verſchönern gab die Wiederherſtellung der zehnjährlichen Frohnleichnams-Prozeſſion, welcher zu Ehren ſich die Einwohner von **Bologna** beeiferten, überall, wo der Zug durchging, ihren Häuſern ein möglichſt ſchönes und glänzendes Ausſehn zu verſchaffen.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 77.

Nro. 232.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 27. September 1822.

O Kinder, wie entzücket ihr das Vaterherz;

Euripides.

Tugendſegen im Kinderſegen.

Noch iſt der Himmel nicht verſchloſſen
 Für den, dem er ein Kindlein giebt;
 Denn wer ein Kind von Herzen liebt,
Dem hat von Gott ſich Gnad' ergoſſen,
 Die neu zu ſchöner Tugend übt.

Ach, ſo der ſüßen Unſchuld Walten,
 Den arglos heitern Sinn zu ſeh'n;
 Am Paradies der Kindheit ſteh'n,
Und traut im Arm den Engel halten:
 Wie ſoll's nicht tief zur Seele geh'n!?

Den Liebling fleckenlos zu ſparen,
 In angeſtammtem, holdem Seyn,
 Hält Vater ſich und Mutter rein,
Und kehrt zu jenen Friedensjahren
 Mit Reu' und Wehmuth ſelber ein.

J. R. Wyß.

Aus Paris.

(Beſchluß.)

Gefrornes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber ſind! vielleicht hätte meine kleine Beſchreibung von dem hieſigen künſtlichen Winter der Einbildungskraft der deutſchen Leſer einige Kühlung gegeben, was ihnen erwünſcht geweſen wäre. Denn wie man mir aus Deutſchland geſchrieben, hat es dort dieſen Sommer ſehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht alles! Aber den Engländern iſt es nicht beſſer gegangen; auch ſie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten ſie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeygeholt, während ſie ſich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgeſtritten, ob dieſe Waare zu verzollen ſey oder nicht, war der Gegenſtand des Rechtsſtreites zu Waſſer geworden — ein Umſtand, der bey Prozeſſen nicht ſelten eintritt. Noch größeres Mißgeſchick hatten andere brittiſche Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeſchickt. Zwey der Schiffe gingen mit Mannſchaft und Ladung zu Grunde. Dieſe Gefahren hatte der deutſche antipiratiſche Verein wahrſcheinlich vorher berechnet, ſonſt hätte er ſicher bey dem ihm eignen Unternehmungsgeiſte, ſeine, durch den Schrecken der Raubſtaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutſchen Bunde, heilſame Abkühlung zu verſchaffen!.... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis in Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wiſſen. Das beſte Gefrorne findet man bey Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die ſüße Noth, zwiſchen dreyzehn Sorten zu wählen. Ich will ſie nennen: Vanille, pistache, caffé blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pêche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin beſteht das Weſen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es iſt eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich ſeyn es nach ſeinen Beſtandtheilen, ein Dichter es würdig, ein Stoiker es mit Gleichmuth

Digitized by Google

zu beſchreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine franzöſiſche Windbeuteley, dieſer ſogenannte Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines Biscuit ſeyn! Ich genoß, und ſchämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambroſia munden. Aber Ambroſia iſt auch nur ein Wort — man komme und ſchmecke, Was kann ich von genannter Eis-Art rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen eignen Augen geſehen, daß eine wunderſchöne junge Frau, die eifrig davon gegeſſen, und ihr Glas ſchneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das ſeinige, in dieſes mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, ſo daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann ſich triumphirend herumgeſehn, und allen anweſenden jungen Leuten zu verſtehn gegeben, ſie ſollten daraus entnehmen, wie wenig für ſie zu hoffen ſey — ſo ſehr liebte die junge Frau gefrornen Biskuit. — Diejenigen meiner Leſerinnen, die je in Paris, und während dem ſchön, oder jung, oder reich geweſen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt ſich dort alles) die lächelten gewiß voll ſeliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den Boulevards des Italiens geſprochen. In ſchönen Sommernächten da ſitzen ... ſäuſelnde Bäume ... umgaukelnde Bewunderer ... von tauſend Lichtern zauberiſch umfloſſen ... eine herrliche Zitter tönt herüber ... drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen, betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig ... und dabey den ſüßen Schnee herabzuſchlürfen, wie das köſtlich iſt! Ach es denkt keiner daran, wie theuer ſich oft die Natur ihre Schmeicheleyen der menſchlichen Lüſternheit bezahlen läßt! Um das in Erinnerung zu bringen, will ich nachfolgend erzählen, wie es einem jener Schiffe ergangen, die für Rechnung der Londoner Zuckerbäcker ausgerüſtet wurden, um von Island Eis herbeyzuführen.

Der Wear mit zwölf Perſonen bemannt, der Kapitän eingeſchloſſen, ſegelte am 12. März von London nach dem nördlichen Ozean ab. Am 28ſten zwiſchen 11 Uhr und Mittag, ſtieß das Schiff gegen eine ungeheuer große Eisſcholle, ward auf die Seite geworfen, und füllte ſich ſo ſchnell mit Waſſer an, daß die Pumpen nicht mehr helfen konnten. Man ankerte im Eiſe, und rettete an Mundvorrath und andern brauchbaren Dingen, ſo viel als möglich aus dem Schiffe: Zwieback, geſalzenes Fleiſch, Talglichter, Segeltuch, Seile, Nägel, Decken, u. dgl. auch alle Werkzeuge der Zimmerleute wurden glücklich herausgebracht. Bald riß der heftig wehende Wind, das Fahrzeug von der Eisbank los, auf welcher ſieben Matroſen mit der Abnahme der geretteten Vorräthe beſchäftigt waren. Die fünf andern, die noch auf dem Schiffe geblieben, waren ſchnell darauf bedacht, die Schaluppe vom Verdecke herabzulaſſen: aber während ſie damit beſchäftigt waren, ſank das Schiff unter, und es blieb ihnen nichts anders übrig, als ſich mit Hülfe der Ruder und der Maſten, die ſie abgehauen hatten, zu ihren Gefährten durchzuarbeiten. Man ſchlug auf dem Eiſe ein Zelt auf, um ſich gegen den Wind zu ſchützen; und brachte, als die Nacht herangekommen, alles, was man von Kleidungsſtücken geborgen, zuſammen, um ſich während dem Schlafe damit zu bedecken. Aber das half nicht viel. Die Kälte war in der Nacht ſo heftig geworden, daß die Schiffbrüchigen, um ihr nicht zu unterliegen, alle halbe Stunde aufſtehen, und im Freyen herumlaufen mußten.

Am 29. drangen die kräftigſten der Mannſchaft, mit Hülfe von Rudern und Maſten, zur Stelle hin, wo das Fahrzeug umgeſchlagen hatte. Sie fiſchten auch noch einige herumſchwimmende Gegenſtände auf; aber von der Schaluppe, deren Wiedererlangung die Hauptabſicht ihres Unternehmens war, entdeckten ſie keine Spur. Nach vierſtündiger Abweſenheit, kehrten ſie zur Eisbank zurück.

Am 30ſten war das Eis geſchmolzen, und ſo durchſchnitten, daß man nach keiner Richtung weiter als zwanzig bis fünf und zwanzig Klafter gehen konnte. Die Hoffnung, bemerkt zu werden, und von einem Schiffe, das etwa, um Eis zu holen, in dieſe Gegend kommen könnte, Beyſtand zu erhalten, brachte auf den Gedanken, ein Dreyeck von Rudern aufzurichten, und daran vier Schnupftücher als Nothzeichen zu befeſtigen. Darauf legte man die Materialien zuſammen, die zur Erbauung einer Schaluppe dienen konnten, und brachte ſie vermittelſt der geretteten Maſten, Bretter, Nägel, und Seile auch glücklich zu Stande. Am 8. April war die Schaluppe fertig; ſie maß 12½ Fuß in der Länge, und 2 Fuß 4 Zoll in der Breite. In der Nacht erwachten die Schiffbrüchigen aus dem feſteſten Schlafe, und fühlten ſich mit Waſſer bedeckt. Sie hatten kaum noch Zeit, durch die eiligſte Flucht, der großen Gefahr zu entgehen. Der Zwieback und der größte Theil, ihres andern Mundvorraths, wurde von den Wellen fortgeſchwemmt.

Am 9ten ließen ſie an einem Feuer, das ſie aus Mangel an Holz mit Stricken unterhielten, Talglichter ſchmelzen, um die Schaluppe äußerlich damit zu ſchmieren. Darauf machten ſie ſie flott. Ueber den guten Erfolg ihrer Arbeiten entzückt, ſtiegen ſie unter einem dreymaligen Freudenrufe zu Schiffe, und ruderten durch das Eis nach Island zu, von wo ſie etwa hundert Stunden entfernt ſeyn mochten. Sie waren noch wenig vorwärts gekommen, als ein ungemein dicker Nebel ſie zwang, auf einem Eisſtücke ſtill zu halten. Sie brachten die Nacht da zu. Den 11ten um fünf Uhr Morgens, fuhren ſie weiter; ihre Vorräthe waren faſt erſchöpft, und ſie fingen ſo viel Seekälber als ihnen möglich war. Um eilf Uhr Abends legten ſie wieder am Eiſe an, und ſo ſezten ſie ihren Weg fort, bis zum 13ten vier Uhr Abends, wo die Eisſchollen ſo dicht wurden, daß ſie nicht weiter dringen konnten. Sie machten mit allem Holze, das ſie auftreiben konnten, ein Feuer an, und brateten zwey Kälber. Am 14ten lenkten ſie den Faro-Inſeln zu, und am 17ten fanden ſie die See vom Eiſe frey. Da ihnen der ungünſtige Wind nicht erlaubte, viel Weg zu machen, beſchäftigten ſie ſich, Seekälber zu fangen, von welchen am 18ten vier zubereitet wurden. Den Kaſten, worin die Talglichter gelegen, hatten ſie mit friſchem Waſſer gefüllt, das ſie ſich von geſchmolzenem Eiſe verſchafft. Drey Säcke mit Eisſtücken, führten ſie zur nämlichen Beſtimmung vorräthig mit; aber am 19ten hatte ſie der heftige Wind genöthigt, einen dieſer Säcke auszuwerfen, um die Schaluppe, die ſehr eng war, vor dem Umſchlagen zu ſichern.

Sie fuhren bis zum 22. April den Faro-Inſeln zu; an dieſem Tage aber ſchlug der Wind um, und ſie konnten ihre Richtung nicht verfolgen. Sie beſchloſſen daher, weil ihr Waſſerkaſten ausgeleert, und das Eis in den Säcken geſchmolzen war, ſich nach Island zu wenden. Am 28ſten entdeckten ſie das Land. Am 29ſten änderte ſich der Wind abermals; unſere Schiffbrüchigen, die keinen Kompaß hatten, kamen vom Lande ab, entdeckten dieſes aber noch zeitig genug, um ihre frühere Richtung wieder einzuſchlagen. An dieſem Tage unterlagen drey der Unglücksgefährten, dem gänzlichen Mangel an Waſſer, den ſie ſeit dem 23ſten gelitten. Am 30ſten um eilf Uhr Vormittags erreichten ſie endlich das Land. Sie blieben zwey Tage daſelbſt, und ſchleppten ſich auf Händen und Knieen fort, weil die Kälte und die gepreßte Lage, in welcher ſie ſo lange unbeweglich in der Schaluppe zugebracht, ihnen den Gebrauch der Füße geraubt hatte. Endlich wurden ſie von Isländern, die in einer kleinen Barke vorüberfuhren, aufgenommen, und mit vieler Menſchlichkeit behandelt. Sie blieben einen Monat auf der Inſel und ſchifften ſich am 1ſten Juni nach England ein, wo ſie ohne weitere Anfälle ankamen. Drey derſelben, die ihre Füße erfroren hatten, kamen in das Hoſpital nach Liverpool.

Auch von einem Luftſtein.

Ein pavaneſiſcher Domherr, Angelo Bellani, hat ein Buch über die Mondſteine geſchrieben, in welchem er unter andern auch ein ſonderbares Beyſpiel von der Wirkung eines ſolchen Steines aus der lezten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts anführt, das zugleich auch als eine Entſchuldigung für den ſo lange gehegten Glauben an die ſogenannten Donnerkeile — von unſerm aufgeklärten Jahrhundert längſt für verſteinerte Schaalthiere erkannt — dienen kann.

Gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts beſtand in Mailand das Muſeum eines Domherrn Manfredo Settala, von welchem mehrere Beſchreibungen, 1677 aber, die eines Pater Scarabelli, gedruckt wurden. In dieſer Beſchreibung fand Hr. Bellani folgende Stelle: „Nachdem ein aus den Wolken herabgeſchleuderter Stein den Franziskaner-Pater zu St. Maria vom Frieden in Mailand auf der Stelle getödtet hat, ſcheint es erwieſen, daß der Blitzſtrahl nicht die Ausdünſtung irgend einer Materie, ſondern ein feſter ſteinerner Körper iſt. Dieſer Stein kann von jedem Neugierigen betrachtet werden, (wahrſcheinlich in beſagtem Muſeum?) und ich will die Umſtände der Begebenheit, um jeden Zweifel zu beſeitigen, erzählen.

Alle andere Mönche des Kloſters St. Maria eilten eben ſowohl aus Neugier als Mitleid herbey, um den vom Blitz Getroffenen zu ſehen; unter ihnen fand ſich auch der Domherr Manfredo Settala. Sie unterſuchten den Leichnam aufs ſorgfältigſte, um die ſicherſten und geheimſten Wirkungen des Blitzſtrahls zu entdecken. Endlich fanden ſie dieſelbe an dem Schenkel, wo ſie eine, durch den kalten Brand, oder die Wirkung des Feuers, geſchwärzte Wunde wahrnahmen. Die Neugier trieb ſie an, dieſe Wunde, zur Beobachtung von deren Innerem, zu vergrößern; ſie entdeckten, daß ſie bis zum Knochen drang, wo ſie zu ihrem Erſtaunen einen rundlichen Stein, der ſie geſchlagen und den plötzlichen Tod des Mönchs verurſacht hatte, fanden. Dieſer Stein wog eine Viertel-Unze, der Rand deſſelben war ſcharf, er glich einem der, unter dem Namen „Philippe“ in Mayland umlaufenden, Deniers (Pfennigen); gänzlich rund war dieſer Rand dennoch nicht, an einer Seite hatte er eine ſtumpfe Ecke. Seine Farbe war auf einer Seite ziegelbraun, auf der andern ſchien er einen glänzend eiſenhaften, dünnen Ueberzug zu haben. Wie man ihn zerbrach, verſpürte man einen unleidlichen Schwefelgeſtank.“

Hr. Bellani hält dieſen Stein, da die Nachricht des Hrn. Scarabelli durchaus von keinem, bey ſeinem Herabfallen vorhandenen, Gewitter ſpricht — als wobey, nach dem Glauben jener Zeit, Donnerkeile herabfuhren — unzweifelhaft für einen Luftſtein. Wir wollen ihm das nicht abſtreiten, aber zum Tod des guten Mönchs möchte doch noch ein feindſeligerer Einfluß gehört haben, als ein halblöthiges Steinchen an beſagtem muskulöſen Theile des Körpers.

Schottiſche Anekdote.

In der Schlacht von Killiwankie hatte Lord Lochiel den Sohn ſeines Milchbruders bey ſich. Dieſer Getreue folgte ihm überall wie ſein Schatten, bereit, ihn mit ſeinem Schwert zu unterſtützen, oder ihn gegen die feindlichen Schüſſe zu decken. Bald nach dem Anfang der Schlacht vermißte Lochiel ſeinen Freund von ſeiner Seite, und als er ſich nach ihm umſah, fand er ihn mit einem Pfeil in der Bruſt auf dem Rücken liegen. Er hatte vor ſeinem Verſcheiden kaum noch Stärke genug übrig, um ſeinem Oberhaupte zu ſagen, daß, da er einen Feind, einen Hochſchotten in General Mackay's Armee von hinten mit einem Bogen und Pfeil auf ihn zielen geſehen, er hinter ihn geſprungen ſey und ihn ſo von augenblicklichem Tode gerettet habe.

Korreſpondenz - Nachrichten.

Aus Italien.

(Beſchluß.)

Zu Rom waren neuerlich die proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen, denen ihr Begräbnißplaz bekanntlich ganz nahe an der Pyramide des Ceſtius und dieſer gerade gegenüber angewieſen iſt, bey der Regierung mit dem Wunſche eingekommen, daß ihnen geſtattet werden möchte, ihren Kirchhof mit einer gedoppelten Mauer, wovon die eine gerade vor der Pyramide und die andere ſeitwärts von derſelben aufgeführt werden ſollte, einzuſchließen, und von den übrigen Umgebungen des Ceſtiſchen Denkmales zu ſondern. Gegen dieſes Anſuchen nun wurde von Seite der Akademie von S. Luca, des Kunſtrathes und der übrigen mit der Beaufſichtigung und Erhaltung der zu Rom ſich vorfindenden Monumente des Alterthums beauftragten Kommiſſionen und Anſtalten ſehr lebhafte Einſprache gethan. Nicht nur, hieß es, würde das Eingrenzen eines ſolchen Lokals durch Mauern der freyen Anſicht der Pyramide, eines der geſchäzteſten Ueberreſte der Vorzeit, an ſich ſchon höchſt nachtheilig ſeyn, ſondern es noch in höherm Grade werden, weil die Proteſtanten ihre Grabſtätten ſehr häufig mit Bäumen zu bepflanzen pflegen. Neben dem haben Fußgänger und Wagen, um zu der Pyramide zu gelangen, bis dahin einen ganz geraden und ſehr kurzen Weg zu machen gehabt. Dieſer müßte, wenn jene Mauereingränzung bewilligt würde, ungleich länger und unbequemer werden, und das Publikum ſich zu gerechten Klagen und Unzufriedenheit veranlaßt ſehn. In Folge dieſer mehr und minder gegründeten Beſchwerniſſe und Bedenken wurden die Proteſtanten mit ihrem Begehren zwar abgewieſen, ihnen aber zu gleicher Zeit von Seite der Regierung noch ein zweytes Stück Land auf dem Campo Teſtaccio ſelbſt, nur wenige Schritte von dem bisherigen Begräbnißplaze, und ſeitwärts von der Pyramide, nicht an der Vorderſeite derſelben, als Kirchhof zugetheilt, mit beygefügter Erlaubniß, daſſelbe nach Belieben mit einer Mauer einzufaſſen und gänzlich zu verſchließen, auch von demjenigen Theile des bisherigen Gottesackers, der nicht im Umkreiſe des neuen Einſchluſſes begriffen ſeyn würde, die Todtengebeine nach dem leztern hinüber zu verſezen. Dieſe Vorſchläge haben jedoch bey den Freunden und Anverwandten der auf dem bisherigen Gottesacker Beſtatteten wenig oder keinen Beyfall gefunden, und die meiſten derſelben die zur Aufführung der bewilligten Eingrenzungsmauer veranſtaltete Subſkription von der Hand gewieſen, daher ſich Se. Heiligkeit bewogen gefunden hat, die Koſten zu der gedachten Mauer aus ihrer Schazkammer anzuweiſen, ſo daß die Proteſtanten zu Rom am Ende doch noch zu einem eigenen verſchloſſenen Begräbnißplaze gelangen werden. — Am 25. Juli hat die alte Akademie, de' Lincei, den gewohnten Lauf ihrer Verhandlungen wieder von Neuem begonnen. In dieſer erſten Sizung lieferte der beſtändige Sekretär und Reſtaurator des Inſtituts, der Abate Scarpellini, die Fortſezung der Ueberſicht der Verhandlungen der Akademie ſeit ihrer vor acht und zwanzig Jahren unternommenen Wiederherſtellung. Derſelbe Gelehrte theilte eine abgekürzte Beſchreibung der von dem verſtorbenen Profeſſor G. Piazmarini zu Brera erfundenen Diviſionsmaſchine mit, und legte der Akademie die Maſchine ſelbſt vor Augen. Die Verfaſſer der im Laufe des verfloſſenen akademiſchen Jahres vorgeleſenen Abhandlungen wurden mit der gewohnten Schaumünze beehrt, die Namen der neuen Mitglieder, Korreſpondenten und Kandidaten bekannt gemacht, auch die Diplome ausgetheilt. Den Beſchluß machte ein beredter Vortrag des Hrn. Filippo de' Romanis, zum Andenken des verſtorbenen Akademikers G. Peſſuti. — Auf den 8. Aug. hatte die Lateiniſche Akademie zur Feyer der Wiederherſtellung Sr. Heiligkeit eine mit ungewohntem Gepränge begleitete außerordentliche Sizung veranſtaltet, welche die Kardinäle della Somaglia, Caſtiglioni, Haeffelin, Vidoni und Rivarola nebſt mehrern andern hohen Geiſtlichen mit ihrer Gegenwart beehrten. Am Anfange der Sizung und im Zwiſchenakte ertönte eine ſchöne Inſtrumental-Muſik. Vom Doktor Petrilli wurden die Verdienſte Pius VII. um Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften auseinander geſezt. An Epigrammen, alkäiſchen und andern Oden, Elegien, Hymnen, Sonetten und Kapiteln ließen die HH. Mariſcotti, de Romanis, Morelli, Traſmondi, Bertini, Balducci, Sorgenti, Muzzarelli, Mauri u. A. m. es auch nicht fehlen. Ein Sonett des Hrn. Roſoni gefiel ſo wohl, daß es wiederholt werden mußte.

In ſeiner in dem philarmoniſchen Lyceum zu Bologna vorgeleſenen, und neuerlich in gedachter Stadt im Druck erſchienenen, Denkſchrift auf den berühmten Sänger Matteo Babbini ſtellt der Verfaſſer, Hr. Pietro Brighenti, den Verſtorbenen dar als ein Muſter der Vollkommenheit in der Kunſt des italieniſchen Theatergeſanges. Im Gegenſaze mit ſo vielen, ihrer Kunſt und ihrem Lande gleich wenig Ehre bringenden, Sängern Italiens zeichnete Babbini ſich ſchon durch ſeine Erziehung aus, dann durch die Annehmlichkeit ſeiner Sitten und Manieren, und durch die zur Vervollkommnung ſeiner Kunſt beſonders erforderlichen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſe. Mit einem ausdrucksvollen Geſange wußte er ein ſehr edles, und ſeiner jedesmaligen Rolle angemeſſenes, Geberdenſpiel zu verbinden. Seine ganze Art, ſich zu produziren, trug, obwol ſie das Werk eines anhaltenden Studiums und Nachdenkens war, das völligſte Gepräge der Natur und Ungezwungenheit an ſich. Ueberhaupt lieferte er ein nachahmungswürdiges Beyſpiel von demjenigen, was die Italiener auch heut zu Tage noch auf der melodramatiſchen Laufbahn leiſten könnten, wenn ſie ſich an Babini's Schule halten wollten.

Hr. Scaramuzzi zu Florenz gibt in einem Briefe an den Mathematiker Hrn. Pietro Ferroni Nachricht von ſeinen langwierigen, im Betreff der Kunſt, den Aëroſtaten eine beſtimmte Richtung zu geben, angeſtellten Nachforſchungen und verſchiedenen diesfalls gemachten Verſuchen. Anfangs hatte er ſich bey ſeinen Arbeiten die Vögel und Fiſche zum Muſter genommen, war aber auf dieſem Wege zu keinem Reſultate gelangt. Von da ging er zu künſtlichen Maſchinen über, deren nähere Betrachtung ihn jedoch eben ſo wenig zum Ziele führte. Endlich, nach ungefähr ſiebenjährigen Berechnungen, hat er jezt kund gethan, daß die Aufgabe gelöst ſey, und, bey Anlaß des von der königlichen Societät zu London auf die horizontale Direktion des Luftballons geſezten Preiſes von 500.000 Francs, ſich entſchloſſen, den engliſchen Miniſter am toskaniſchen Hofe mit ſeinen Arbeiten bekannt zu machen. Seiner Verſicherung zu Folge kann ſein Aerodrom oder Luftſchiff (aëreo naviglio), je nach Belieben der Schiffenden, in ſeinem Laufe befördert, aufgehalten oder gar ſtille geſtellt werden. Er kann ferner, ohne Rückſicht auf die Richtung des Windes, nach allen Richtungen horizontal gehen, verſchiedene krumme Linien beſchreiben, auf dem Boden ſowol als in jeder Höhe unbeweglich ſtehen bleiben; ſein Ab- und Aufſteigen geht mit derſelben Leichtigkeit von Statten u. ſ. w. Zur Verfertigung einer ſolchen Maſchine, von deren Unbequemlichkeiten und Gefahren Hr. Scaramuzzi nichts meldet, würden 100.000 Francs erfordert; fünf bis ſechs wohl verproviantirte Aeronauten ſollen an einem fort und ohne einmal auf der Erde zu landen, mehrere Monate lang darin reiſen können. Ein ſolcher Aerodrom faßt höchſtens zwanzig Perſonen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Nro. 233.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Sonnabend, 28. September 1822.

> Iſt's wohl der Rede werth, gefangen müſſen leben?
> Ein Vogel wünſchet ihm, in freyer Luft zu ſeyn,
> Und ſperret man ihn gleich in Gold und Silber ein.
>
> Opitz.

Ueber den Unterricht der freyen Neger in Afrika*).

Bevor nicht der ſchändliche Sklavenhandel gänzlich abgeſchafft iſt, kann man nicht hoffen in der Sittigung der Afrikaner von den Ufern des Senegal bis zum Ausfluß des Zayr ſichere Fortſchritte zu machen. Dieſer Handel nährt die innern Kriege, welche von den Landesfürſten einzig um Gefangne zu machen und ſie als Sklaven zu verkaufen, geführt werden, ja er verleitet ſie zu der Abſcheulichkeit, in deren Ermanglung geradezu auf die Menſchenjagd zu gehen, um Waare zu erlangen. So lange der Schwarze jeden Augenblick fürchten muß, als Sklave erkauft zu werden, glaubt er an kein Eigenthum und hat nicht den Muth, ſich in Dörfern anzubauen. Mehrere Mitglieder der Quäkergemeine in England, beſonders der menſchenfreundliche William Allen, haben es für dringend gehalten, eine beſondre Geſellſchaft für den afrikaniſchen Unterricht zu ſtiften. — Ohne Zweifel iſt es mit der Aufhebung des Sklavenhandels nicht gethan; die der Kette entriſſenen Schwarzen müſſen auch Unterricht erhalten. Der erſte Gedanken über dieſen Gegenſtand ward 1819 von Hannah Kilkam, einer würdigen Frau der Quäkergemeine, geäußert; ſie entwarf einen Plan, religiöſe und wiſſenſchaftliche Werke in die Sprachen der guineiſchen Seegegenden überſetzen zu laſſen, beſonders aber eine Sprachlehre zu verfertigen. Zu dieſem Ende nahm ſie zwey Knaben, den einen vom Senegal, den andern von der Inſel Goree, unter ihre Aufſicht. Sie ſprachen beyde die Yoloff Sprache, und durch ihre Hülfe lernte ſie Frau Kilkam hinlänglich, um eine engliſch-yoloffiſche Grammatik zu verfertigen. Sie fing die Arbeit mit frommem Eifer an, fand aber, beſonders in der Unwiſſenheit der Schwarzen, Hinderniſſe, die deren Vollendung ſtörten. Verſchiedene wohlthätige Männer gaben aber das Unternehmen nicht auf, ſie glaubten ihrem Zweck ſehr fortzuhelfen, wenn ſie ſchwarze Lehrer, welche der yoloffiſchen und engliſchen Sprache mächtig wären, an die Punkte der afrikaniſchen Küſte, wo ſie ſich das mehrſte Gelingen verſprechen könnten, abzuſenden im Stande wären. Das war ſchon ein beſchwerliches Unternehmen, noch mehr, Verhältniſſe mit den Häuptlingen der Yoloff anzuknüpfen, wodurch den Sprachlehrern eine Aufnahme geſichert würde. In dieſer Zeit empfing die Geſellſchaft unerwartet von dem Mitglied der Quäkergemeine, William Singleton aus Lokley, das Anerbieten, eine Reiſe an die afrikaniſche Küſte zu unternehmen, wenn ſie zum Unterricht der Schwarzen zweckmäßig ſeyn könnte. Der Vorſchlag ward mit Freuden angenommen und Singleton begab ſich auf ſieben Monate nach der Sierra Leona. Er hatte den Auftrag, mit dem Häuptling der Yoloffs zu unterhandeln; es glückte nicht ſehr; er nahm bald wahr, daß die Yoloffs-Nation, im Vergleich der andern, die auf den Ebnen öſtlich von den europäiſchen Kolonien wohnen, ſehr klein und alſo ihre Sprache nicht die günſtigſte für das Unternehmen der Geſellſchaft ſey. Dennoch getraute er ſich nicht, indem er andres beſuchte, ſeine Vollmachten zu überſchreiten, ſondern kehrte, nachdem er den Kulturzuſtand jener Gegenden genau unterſucht hatte, nach England zurück. Er berichtete die rührendſten Umſtände von den Negerſtädten; die, vor den Sklavenhändlern geſichert, aller Vorrechte vom Sklavenjoch geretteter Völker genießen.

---

*) Der Bibliotheque universelle enthoben.

Er reiſte Anfangs Dezember 1820 von London ab und kam gegen Ende des Januars 1821 auf St. Maria, an der Mündung des Gambia oder Badiman an, einer angeſchwemmten Sandinſel, die jedes Jahr anſehnlich zunimmt. Dieſe Erſcheinung findet bey der Mündung aller Ströme ſtatt, die ſich an dieſer Küſte ins Weltmeer ergießen, und hat über dem Zayr den Irrthum veranlaßt, dieſen Fluß für die Fortſetzung des Nigers zu halten, der ſich, nachdem er gegen Morgen geſtrömt, ſeinen Lauf nach Süden und Weſten wendete. Hr. Bowditſch hat kürzlich faſt überzeugend dargethan, daß ſich der Niger durch den blauen Fluß in den Nil ergießt, was auch der Ritter Badia und das Quarterly Review dagegen ſagen mögen.

Die kleine Kolonie Bathurſt iſt kürzlich auf dem Oſt-Ende von St. Maria geſtiftet. Einige einfach aber feſt gebaute Häuſer ſtehen auf einem allmählig vom Meer anſteigenden Grund. Hr. Singleton war, bey ſeiner Ankunft, über die Verſchiedenheit der Geſichtszüge bey den ſchwarzen Völkerſchaften verwundert. Die Yoloff ſind groß, muskulos und ſtark, aber zu ſchmal in den Schultern, und zu dick im Leibe; ihre Haut iſt ſchwarz wie Ebenholz, und bedeckt ſich beym Sonnenſchein mit der öhligen Feuchtigkeit, welche die Natur, Hrn. Rumford zufolge, den Schwarzen gab, um das unerträgliche Einſaugen der ſengenden Sonne zu mindern. Die Mandingues-Negern ſind ſchmächtig bey glatten Haaren, die Croomanen thätig, und ſtolz in ihrer Haltung. Ebenſo beobachtete er mit Wehmuth die ekelhaften Pouls oder Fulahs, eine Horde, die ſich ihrer Unreinlichkeit rühmt, deren in hängende Flechten getheilte Haare ſtets mit ſtinkigem Fett eingeſchmiert ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Scenen in und um London, von einem Deutſchen.

Die Predigt auf dem Felde.

(Bruchſtück aus dem Engliſchen.)

Es war ein ſchöner Sonntagabend im Sommer. Ich kehrte von einem langen Spaziergange auf den Hügeln von Northwood in Surrey nach der Stadt zurück. Eine große Menge Menſchen waren auf dem Gemeindefelde von Kenſington verſammelt. Die Stille und Ruhe, welche unter ihnen zu herrſchen ſchien, fiel mir auf und ich trat näher. Die Verſammlung beſtand aus Perſonen von allen Altern, Geſchlechtern und Ständen, meiſtens aber aus Handwerkern und Krämern, die mit ihren Familien zur Erholung ins Freye gegangen waren. Mitten unter dieſer Menge erhob ſich, ein Bild himmliſcher Ruhe und Heiterkeit, das Haupt eines Greiſes mit Silberhaaren und blaſſem Antlitz, auf welches eben die lezten Strahlen der weſtlichen Sonne fielen und es mit einem Heiligenſchein zu übergießen ſchienen. Der Mann war einer der Prediger der heimathlichen Miſſionarien Geſellſchaft (Home-missionary-Society), die es ſich zum Geſchäft machen, beſonders des Sonntags, auf den beſuchteſten Plätzen in der Nähe der Städte und Dörfer zu predigen, um die Sünder, die ſich meiſtens aus Neugierde um ſie her drängen, ſo zu ſagen durch Ueberfall zur Anhörung des Wortes zu bringen und vielleicht dann und wann einen für den Glauben zu gewinnen. Dieß thun dieſe Männer ſogar mit der Gefahr der Einkerkerung, indem ſie für den Auflauf oder die Unruhe, die ihr öffentliches Predigen verurſachen möchte, verantwortlich gemacht werden können. Dieſer Mann ſtand auf einem Stuhle, den ihm einige ſeiner Anhänger in der Eile aus einem benachbarten Wirthshauſe geholt hatten, und predigte ſeinen Zuhörern von der Genugthuung Chriſti mit einer Ueberzeugung, Wärme und Rührung, die wenigſtens allgemeine Aufmerkſamkeit gebot. Es fehlte ihm augenſcheinlich an wiſſenſchaftlicher Bildung, und er war ſelbſt mit der Bibliſchen- und Kirchengeſchichte zu wenig vertraut, um befriedigend über irgend einen unbeſtrittenen Gegenſtand reden zu können; aber ſein Glaube und Innigkeit erſezten bey der Menge, für die er ſprach, ſehr leicht jene Mängel — und bey ſeinem geſunden Verſtande und richtigem Gefühl, welche ihn gegen die niedrigen und gemeinen Bilder und elenden Wortſpiele beſchützten, womit viele der Sektirer ſo oft die Zuhörer anekeln, beleidigte er auch faſt nie den Sinn des Gebildeteren. Ich ſtand noch zweifelhaft, ob ich in meiner ſkeptiſchen Philoſophie einen ſolchen Auftritt loben oder tadeln ſollte, als er die Predigt ſchloß und den Gottesdienſt mit einem Lobliede begann, deſſen Töne er ſelbſt mit ſanfter aber zitternder Stimme angab. Das lezte Licht im Weſten war indeſſen verglommen und das lichte Sternenheer am klaren Himmel heraufgeſtiegen. Tiefer Frieden ruhete rings umher und ſelbſt das Wagengeraſſel auf der nahen Landſtraße ſchwieg für den Augenblick. Ein heiliger Schauer ſchien die Verſammlung zu durchbeben, alle Herzen ſchienen das Daſeyn der ewigen Liebe zu empfinden. Alle Gefahren der Nachtluft vergeſſend, flogen die Hüte von den Köpfen — und der meinige mit ihnen — und meine Stimme verband ſich mit den Tauſenden, aus welchen vereint der ſtolze Hymnus: „Lobet den Herrn" emporſchwoll. Am Ende jeder Strophe rezitirte der Greis die Worte der nächſten, und der Geſang erhob ſich aufs Neue. Mit aufgehobenen Händen ſtand der Mann Gottes da, ein überirdiſches Feuer glänzte in ſeinen gen Himmel gewandten Augen, und mild floſſen ihm die Thränen über die bleichen, ſternbeglänzten Wangen. Dieß war der einzige

Digitized by Google

wahre Gottesdienſt, dem ich in meinem Leben beygewohnt, und jezt, nach Monaten noch, iſt ſeine Wirkung eben ſo kräftig in mir als an jenem merkwürdigen Abende. Da war keine Förmlichkeit, kein Zwang — die Tauſende, welche faſt alle die Neugierde zuſammengebracht hatte, waren auf einmal wie durch einen Zauber von einem hohen, ſeligen Gefühl ergriffen — alle Zungen, alle Herzen ſtimmten in dem Lobe Gottes ein, deſſen große Werke ſie um und über ſich erblickten und deſſen Liebe ſie tief in den Herzen empfanden. Wer konnte da noch zweifeln, wer in ſeiner Anbetung zaudern, wenn er bey dem einfachen Aufruf eines ſchwachen Greiſes zum Lobe des Herrn, Tauſende ſich völlig unbekannte, ſich völlig fremde Menſchen, faſt unwillkürlich in demſelben einzigen Gefühl des Preiſes und des Dankes ihres Schöpfers verſchmelzen ſah. Wer konnte den rohen Kohlenträger, den ausgelaſſenen Lehrjungen, den wilden Preiskämpfer, oder die zierliche Puzmacherin an dieſer Stelle zum Geſang und Gebete nöthigen? Wer warf jenen kräftigen Landmann, dieſes ſchüchterne Mädchen und jene ſtattliche Hausfrau in ihrem beſten Sonntagsſtaat nebſt vielen andern, unbeſorgt wegen aller Folgen, oder wegen der Bemerkungen, die ſich irgend jemand erlauben könnte, zwiſchen der dicht gedrängten Menge ins ſtaubige Gras auf die Knie nieder? War das alles Wirkung früher Vorurtheile? Es knieten und beteten viele hier, die ſonſt wohl nie gebetet oder gekniet hatten. — Endlich ſchloß der Geſang — der Greis betete lang und ernſthaft — um das Kommen des Gottesreiches war ſeine vorzüglichſte Bitte und alle horchten ihm in ehrfurchtsvoller Stille zu, oder ſchienen ihre Herzenswünſche mit den ſeinigen zu vereinigen. Nur wenige entfernten ſich, ehe er geendigt hatte — dann folgte eine minutenlange Pauſe, alle ſchienen im ſtillen Gebet oder in Betrachtung verſunken — der Greis flehte dann den Frieden Gottes auf uns herab und ſtieg vom Stuhle — die meiſten drängten ſich dann zu ihm hin, ſchüttelten ihm die Hände, und dankten ihm für die ſeligen Gefühle, die er in ihnen erregt: auch ich rechnete es mir zur Ehre, dem Biedermann die Hand drücken zu dürfen.

Anekdoten.

Das Gebirge auf beyden Seiten des Georgen Sees in Nordamerika iſt beynahe gänzlich mit dichter Waldung bedeckt. Sie ſind voller Klapperſchlangen und Rothwild, und die Jagd wird hier noch immer mit Vortheil betrieben. — Vor ein Paar Jahren ſoll ein Mann in dieſer Gegend gelebt haben, welcher die außerordentliche Geſchicklichkeit und noch größere Kühnheit beſaß, lebendige Klapperſchlangen mit den bloßen Händen und ohne die Schlangen zu verwunden, oder ſelbſt verwundet zu werden, zu fangen; auf dieſe Weiſe pflegte er eine Menge derſelben zuſammen zu bringen und ſie für Geld zu zeigen und zu verkaufen, und beharrte lange unbeſchädigt in dieſem tollkühnen Wagſtück; zulezt aber befiel ihn das Schickſal, welches man ihm längſt verkündigt hatte. Eine Schlange biß ihn und er ſtarb.

*

Hr. Schoonhoven, ein achtzigjähriger Greis, der noch vor Kurzem in der Nähe des Georgenſees lebte, und vielleicht noch lebt, erzählte Hrn. H., einem Freunde des Dr. Silliman, folgendes merkwürdige Beyſpiel von der Grauſamkeit und Großmuth der Indianer. Im lezten franzöſiſchen Krieg (in Amerika) wurde er auf einer Wanderung durch die Wildniß zwiſchen Fort Wilhelm Heinrich am Georgenſee und Sandy-Hill am Hudſon, wo ſich jezt ein hübſches Dorf erhebt, nebſt ſechs oder ſieben andern Amerikanern, von einer Abtheilung Indianern gefangen. Man führte ſie zu einer Stelle, welche jezt einen offenen Plaz in der Mitte des Dorfes bildet, und ließ ſie in einer Reihe auf einen Baumſtamm niederſezen. Die Indianer fingen dann mit völliger Kaltblütigkeit an, ihren Schlachtopfern der Reihe nach mit dem Tomahawk die Köpfe zu ſpalten, während die Ueberlebenden ſtill ſizen und das ſchreckliche Schickſal ihrer Gefährten mit anſehen und das ihrige in unausſprechlicher Angſt abwarten mußten. Hr. Schoonhoven war der Vorlezte an dem entgegengeſezten Ende des Stammes, wo die Mezeley angefangen hatte. Die Reihe war bereits an ihn gekommen, und ſchon ſchwebte das Mordbeil über ſeinem Kopfe, im Begriff auf ihn herabzufallen, als ein Oberhaupt das Zeichen gab, mit dem Morden aufzuhören. Hierauf näherte er ſich Hrn. Schoonhofen und ſagte mit gelaſſener Stimme: „Erinnerſt du dich nicht, wie (zu einer Zeit, die er nannte) euere jungen Leute tanzten, arme Indianer kamen und auch tanzen wollten, euere junge Leute ſagten: Nein, Indianer ſollen nicht mit uns tanzen! Aber du (denn es ſchien, dieſer Mann hatte ſeine Züge erſt im kritiſchen Augenblick erkannt,) ſagteſt: Indianer ſollen tanzen! Jezt will ich dir zeigen, daß Indianer ſich der Güte erinnern können.“ Dieſe zufällige Erinnerung rettete Schoonhoven und ſeines überlebenden Gefährten Leben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, im Aug.

Dieſer Monat verging ziemlich einförmig im geſelligen Leben, denn die meiſten Familien, die ſich ihrer Lage nach zur eleganten Welt rechnen, verreiſten oder bewohnen ihre Landhäuſer; wer nicht weiter kann, geht nach Charlottenburg, Friedrichsfelde, Pankow oder wenigſtens nach dem Thiergarten, in deſſen tiefern waldigen Parthien man vor dem Staub geſchüzt iſt, der die frequenteren Promenaden und Fahrwege bedeckt. — Am 3. Aug., dem Geburtstag des Königs, fand manche Feyerlichkeit hier ſtatt. Diner beym Staatskanzler, Parade, Königsſchießen der Schüzengilde, ländliches Feſt der Garde-Küraſſiere im Thiergarten. Abends waren viele Gebäude der Stadt erleuchtet. Der Garten, zur Wadzeckſchen Anſtalt gehörig, in der jezt 370, der Straße entriſſenen, Kinder theils Pflege und Erziehung, theils Unterricht genießen, war ſehr ſchön mit 400 farbigen Lampen erleuchtet; die glücklichen Kinder feyerten, unter Aufſicht ihrer Ehrenmütter, dieſen Tag im Freyen.

Die Berliner, welche nicht Gelegenheit haben, auswärtige Bäder zu beſuchen, finden in unſerer Stadt ſehr ſchöne Anſtalten, wo alle üblichen Arten künſtlicher Bäder, auch ruſſiſche Dampf- und Schwitz-Bäder, zubereitet werden. Die Welperſchen und Pechkammerſchen Anſtalten ſind ausgezeichnet, und bewähren den im Frontiſpiz enthaltenen Spruch: In balneis salus; auch „die freundlichen Bäder,“ wie ſie Hr. v. Neander, ihr Schöpfer, in einer öffentlichen Anzeige nennt. Sie verdienen in der That dieſen Namen; durch einen ſchönen, ſchattigen Garten an der neuen Marſchalls-Brücke, gelangt man zu einer offenen Wieſe, auf der eine Reihe höchſt niedlicher, grün und roth angeſtrichener, Häuschen von Leinwand zum Baden einladet; ſie gleichen den Kartenhäuſern, und enthalten nur ein einziges Badezimmerchen, deſſen innere Wand geſchmackvoll austapezirt, und deſſen Fenſter mit luftigen Gardinen bekleidet ſind. Ein leichtes Ruhebett und eine Toilette findet man in den Gemächern der Damen, kurz, die höchſte Zierlichkeit und Sauberkeit. Nach dem 1. Okt. verſpricht Hr. v. Neander die Einrichtung von „freundlichen Winter-Bädern,“ welche mit Treibhäuſern in Verbindung geſezt werden ſollen.

Am 14. Aug. hatte die öffentliche Sitzung des Reviſions-Hofes über das Kaſſations-Geſuch des Kaufmanns Fonk ſtatt, welches verworfen wurde. Die Gattin des Angeklagten befindet ſich ſeit einiger Zeit hier und iſt mit Theilnahme aufgenommen, wurde auch in mehrere der höhern Zirkel gezogen. Frau v. Chezy, die, wie bekannt, immer als Vertheidigerin Fonks aufgetreten iſt, kam vor einigen Tagen von Dresden hier an, um in den hieſigen Blättern, namentlich dem Geſellſchafter und dem Freymüthigen, die Sache der unglücklichen Fonkſchen Familie zu führen. Man glaubt allgemein, der König werde Fonk begnadigen.

Aus der Bronze-Fabrik der HH. Werner und Neffen ſind zwey koloſſale Engel von getriebenem Kupfer, nach Modellen des Profeſſor Tiek, hervorgegangen, die nun die beyden großen Niſchen an der Façade des Doms ausfüllen. Der eine Engel trägt das Buch des Glaubens, der andere den Kelch der Verſöhnung in der ſegnenden Hand, wodurch die Symbolik ſich hinreichend ausſpricht. Doch will die Kritik an den wenig ätheriſchen Formen der Himmelsbewohner Vieles ausſetzen, und ſelbſt manchem Layen ſcheint es einleuchtend, daß ſie, nach dem Kunſtausdruck, zu viel Fleiſch haben.

Unſere abweſenden Künſtler ſind zum Theater der Heimath zurückgekehrt, und die fremden haben uns verlaſſen. Mad. Werner trat am feſtlichen 3. Aug. zulezt als Sophie in Sargines auf, ſie zeigte große Kunſtfertigkeit, ward aber darin wenig von ihrem Organ unterſtüzt. — „Der zerbrochene Krug,“ von Heinrich v. Kleiſt, wurde in dieſem Monat dreymal wiederholt, und dürfte demnach noch oftmals zu Waſſer gehn, bevor das bekannte Sprichwort eintrifft. — Ueber Hrn. Anſchütz fanden ſich ſtrenge Kunſturtheile in unſern Blättern; es hieß, Poſa gelte für ſeine Hauptrolle, und gerade in dieſer habe er am wenigſten gefallen, weil er die kosmopolitiſch-platoniſchen Lehren des Dichters gleichſam katechiſirend und als wie den König ins Gebet nehmend, vorgetragen habe, welches ich, als bey der Vorſtellung nicht anweſend, dahin geſtellt ſeyn laſſe. — Ein neues Luſtſpiel in vier Aufzügen, von Clauren, „der Gaſthof zur goldenen Sonne,“ wurde in dieſem Monat dreymal wiederholt. — Zum Stralauer Fiſchzug, dem berühmten Volksfeſt, das nun wieder zu einer neuen romantiſchen Produktion eines fruchtbaren Dichters, „der 24. Auguſt“ genannt, Anlaß gegeben hat, erſchien auch ein ſogenanntes Takſchiff, von Amſterdam kommend, auf der Spree, die dadurch das Schauſpiel eines wirklichen Seeſchiffes darbot, deſſen Eigenthümer mittelſt Eintrittskarten die Plätze dazu austheilte. — Zwey Wachsfiguren-Kabinette erfreuen ſich eines zahlreichen Zuſpruchs; ſie ſtellen wie gewöhnlich meiſtens gefallene hohe Häupter dar, an denen es in unſerer Zeit nicht fehlt. Napoleon auf dem Paradebette, Fürſt Ypſilanti in Bojarentracht, Ali Paſcha von Janina, der Negerkaiſer von Hayti und noch andere trifft man hier an, auch die Ermordung des Fualdes und — das Abendmahl von Leonardo da Vinci, nebſt andern kraſſen Zuſammenſtellungen. Die Ausſtellung der Ermordung Kotzebue's wurde von der Polizey unterſagt.

Die große Hitze hat hier nachgelaſſen, man fängt ſchon an auf den Winter zu denken. Buchhändler Schuhz kündigt eine Anleitung zum Bau des ruſſiſchen Stubenofens an, nebſt Bemerkungen über die Mittel, welche man in Rußland anwendet, um ſich in den Gebäuden gegen die Einwirkungen der Kälte zu ſchützen.

In der Unterhaltungs-Literatur iſt Walter Scott noch immer der Herrſcher: „Nigels Schickſale“ und der „Pirat“ ſcheinen ſich indeſſen nicht der warmen Theilnahme zu erfreuen, wie früher „Kenilworth“ und „Ivanhoe.“ — Geheimerath Schöll hat eine neue Auflage ſeiner frühern Geſchichte der neugriechiſchen Literatur, von der Einnahme Konſtantinopels bis auf unſere Zeiten, angekündigt; auch außer der Literatur dauert die Theilnahme an dem Schickſale der Griechen lebhaft fort.

C.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 227.

Wunder.

Dreyſylbige Charade.

1.

Dahin, wo Kranke ſich zu heilen,
Geſunde ſich zu freuen eilen,
Wo der Verſucher lockt, und ſich
An dem verhängnißvollen Tiſche,
In komiſch-tragiſchem Gemiſche,
Die Menge ſammelt, ruf' ich dich.

2.

Soll ich das Auge wahrhaft weiden,
So mußt du Uebertreibung meiden,
Sonſt bin ich widrig und verkehrt.
Das Mädchen will im Putz mich zeigen,
Der Blume bin ich immer eigen.
Weh, deſſen Leben mich entbehrt!

3.

Bald unverfänglich, bald gefährlich,
Bald angenehm und bald beſchwerlich,
Ein kleines, doch gewicht'ges Wort;
Bald eine That, bald eine Sache,
Nicht ſelten eine Frucht der Rache,
Gebar ich Unheil ſchon und Mord.

Das Ganze.

Ich zeige dir den blauen Himmel,
Das grüne Feld, und das Getümmel
Der Stadt bleibt hinter dir zurück.
Ich lehre deines Herzens Schlägen
Im leichtern Takt ſich zu bewegen,
Und helle deinen trüben Blick.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Digitized by Google

Nro. 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. September 1822.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen Alles fehlet,
Alles weicht, ihn Alles quälet,
Du, o Hoffnung! labeſt ihn.
Iſt der Lebensbaum verdorret,
Will die lezte Blüthe fliehn,
Trittſt du, Tröſterinn, zum Kranken,
Zeigſt ihm noch die Wurzel grün.

Nach dem Italieniſchen.

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſetzung.)

Es war ein milder freundlicher Abend; leiſe öffnete Roſamunde ein Fenſter des Nebenzimmers, der beklemmten Bruſt das Athmen zu erleichtern, und faltete dann mit faſt zitternder Hand des Sohnes Papiere aus einander. Sie fand zwey nach ſeiner Trennung von Thereſen an ſie geſchriebene, aber nicht abgeſandte Briefe, und einen, welcher kurz vor derſelben an ſie angefangen, und — vermuthlich nach jenem Geſpräch mit Thereſens Vater im Gartenhauſe — gleichfalls zurückbehalten war. Klar, wie in reinem Spiegel, zeigte ſich in dieſen Briefen alles, was Heinrich gewünſcht, erſehnt und gelitten hatte; und bitter weh that dem Herzen der Mutter der ſcharfe Kontraſt zwiſchen dem heitern, jugendlich frohen Ton des erſten Briefes, und dem düſter ſchwermüthigen der ſpäteren. Jezt, da es auf den Frieden des Sohnes ankam, regte ſich zum erſtenmal in ihrer Bruſt die Frage: ob denn der ſonſt von ihr ſo hoch gehaltene Adel auch ganz den großen, nie aufzuopfernden Werth habe, welchen ſie ihm bisher in der zweifelfreyeſten Ueberzeugung beygelegt hatte. „Wie? rief eine weiche, bewegte Stimme im Innerſten ihrer Seele — wenn du es nun über dich gewänneſt, mit heitern, hoffnunggebenden Worten an Heinrichs Lager zu treten; würde der mächtige Balſam der Freude nicht vielleicht zu ſeiner Geneſung beytragen? Könnte nicht der himmliſche Strahl eines heißgewünſchten, kaum geträumten Glücks ihm die erſtorbene Kraft wieder beleben? Ach! und wenn es möglich wäre, dir ihn um dieſen Preis zu erhalten, könnte dann wohl irgend ein Opfer zu groß für dich ſeyn?“

Doch eine andre, ernſt warnende Stimme mahnte ſie dagegen, daß ja auch die Ueberraſchung der Freude, welche ſie ſich jezt als belebend denke, für den ſo ſehr erſchöpften Kranken im höchſten Grade gefährlich werden könne; daß ein ſo viel entſcheidender Schritt wie dieſer, der ruhigen, beſonnenen Ueberlegung bedürfe, und daß bey ihr, die nie eine halbe Hoffnung, ein halbes Verſprechen gegeben, auch das leiſeſte Hinneigen zu den Wünſchen des Sohnes ſchon bindend, ja allesverheißend ſey. — Wohl erkennend, es liege auch hierin etwas Wahres, faltete ſie unruhig und gedankenvoll Heinrichs Papiere wieder zuſammen. Indem ſagte ihr ein leiſer Ruf Herminens, daß dieſer erwacht ſey; und ſich mühſam ſammelnd ging ſie zu ihm in ſein Zimmer zurück. —

Ach! es hätte dieſer Zweifel, dieſer Ungewißheit in Roſamundens Gemüth nicht bedurft; denn kein beſſerer Augenblick kehrte für den Leidenden zurück, keiner, in dem man es hätte wagen können, ihn, ſelbſt durch ein heiter anregendes Wort, anzugreifen. Heftige, ſich immer erneuernde Fieber-Anfälle raubten ihm die lezte Kraft, dem Arzt die lezte Hoffnung. Mit aufrichtigem Bedauern gab dieſer ſowohl als der Wundarzt den durch Geduld, Sanftmuth und Feſtigkeit Beyden lieb gewordenen Jüngling auf. Matt, bleich und bewußtlos lag er, der vor wenigen Wochen noch an Körper- und Geiſteskraft ſo Reiche da;. die

Flamme des Lebens glimmte ſchwächer und ſchwächer, und leiſe, doch wie es ſchien unvermeidlich, nahten ſeine lezten Stunden heran. –

Kummervoll ſaß Roſamunde in des Sohnes ſtillem Krankenzimmer am Fenſter, und blickte hinaus nach dem doch zuweilen Linderung bringenden Arzt, da ſah ſie den Maler, welcher täglich nach Heinrichs Befinden fragte, eilig die Straße heraufkommen, von einem jungen Manne begleitet, deſſen lebhaftes kräftiges Anſehn, als Erinnerung an den einſt eben ſo jugendlich blühenden Heinrich, ihr bitter weh that. Traurig wandte ſie das Auge von ihm ab; allein es ſchien ihr beſtimmt, ihn zu ſehen, denn nach einigen Augenblicken ward ſie aus dem Zimmer gerufen, und der Maler ſtand mit dem nämlichen jungen Manne vor ihr.

„Hier, gnädige Frau, ſagte er, bringe ich Ihnen einen wackern jungen Wundarzt, der, nach dem, was ich ihm von den Umſtänden Ihres Sohnes geſagt, noch nicht ganz an deſſen Rettung verzweifelt. Gelernt hat er etwas, das können Sie gewiß ſeyn; und wenn Sie Vertrauen zu ihm faßten — wer weiß, ob nicht der anſcheinende Zufall, welcher ihn heute in mein Haus führte, für Sie zum reichen Segen werden könnte.“

„O, wenn es möglich wäre! rief Roſamunde mit einem Ton, welcher ihr ganzes Gefühl ausſprach. Allein lange, ſo ſchien es, konnte Hoffnung noch nicht in der ſchmerzlich beklemmten Bruſt weilen, denn ſie ſezte traurig hinzu: ach! ich fürchte nur, Sie werden Ihr Troſtwort zurücknehmen, wenn Sie meinen armen Heinrich ſehen.“ Und mit dieſen Worten führte ſie den Fremden ſogleich an's Krankenbett. — Er verordnete einige Mittel, legte andere Umſchläge auf die Wunde, und entfernte ſich dann mit dem Verſprechen, am folgenden Tage in aller Frühe wieder zu kommen; zugleich verſichernd, daß ihm doch immer noch ſcheine, es ſey eine ferne Möglichkeit zu ſeiner Erhaltung da.

Kurz nach ſeiner Entfernung erſchien endlich der lange erwartete Arzt. Zu dieſem, einem offenen und wohlwollenden Manne, hatte Roſamunde ſchon volles Zutrauen gefaßt, und erzählte ihm jezt aufrichtig das Vorgefallene. Er billigte ihren Entſchluß, war auch mit den von dem Fremden verordneten Mitteln zufrieden, und fand ſeine Behandlungsart zwar neu, aber durchaus nicht tadelnswerth. Ueberdieß bemerkte er noch, daß F., wo der Fremde ſtudirt hatte, ſeit einiger Zeit ſehr vorzügliche Wundärzte bilde, und ſo war denn die Baronin wegen des Geſchehenen völlig beruhigt.

Wirklich ſchien Heinrich den Tag über weniger zu leiden, und während der Nacht erquickten ihn einige Stunden Schlaf, ſo daß der wiederkommende Fremde ihn nicht ganz ſo erſchöpft fand, als beym erſten Beſuch, deßhalb äußerte er auch nun etwas feſteren Muth zu ſeiner Wiederherſtellung zu faſſen. „Doch, ſezte er mit ſehr ernſtem, faſt bewegtem Ton hinzu, wenn die Kur gelingt, ſo iſt es keine Kleinigkeit; und fürwahr, mich dünkt in dieſem Augenblick, ich habe dann wohl einen recht ſchönen, recht ſeltenen Lohn verdient.“

„O, rief Roſamunde, wie gern bin ich bereit jede Forderung zu bewilligen! Wie könnte ſie jemals ſo groß ſeyn, als meine Schuld! Beſtimmen Sie die Summe, welche Sie ausgezahlt zu haben wünſchen, und ſeyn Sie gewiß, daß ſie Ihnen noch heute zugeſtellt wird.“ — „Nun, nun, erwiederte jener faſt unwillig, ſo hab' ich's wahrlich nicht gemeint. Mir lag ganz etwas Anderes im Sinn, das mich wohl erfreuen könnte, zum Lohn für treue Müh' und Sorge; doch wird mir's ſchwerlich der Himmel verleihen. Eine Geldbelohnung reizt mich wenig, und ich bitte Sie, davon ſey nicht wieder die Rede, vor dem Ende der Kur.“ — Mit dieſen Worten nahm er Abſchied, und fügte nur noch im Weggehen hinzu, daß er morgen zum Verbandanlegen einen ſehr brauchbaren und geſchickten Gehülfen mitbringen wolle, der nur eigener Krankheit wegen nicht eher habe kommen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den Unterricht der freyen Neger in Afrika.

(Fortſetzung.)

Die Schwarzen in Bathurſt laſſen während der trocknen Jahrszeit ihre Hütten ohne Dach, weil ſie ſich lieber der Hitze ausſetzen, als Gefahr laufen, ihre Bambusdächer auflodern zu ſehen, wie es durch die brennenden Sonnenſtrahlen oft der Fall iſt. Drey Tage nach ſeiner Ankunft ließ ſich der Miſſionar eine Hütte an den Strand bauen und begann ſein Geſchäft. Er machte die Bekanntſchaft eines gelehrten Negers, der öffentliche Schule hielt. Dieſer lehrte ſeine Schüler vermittelſt eines Rohrſtäbchens als Feder geſchnitten, die in eine Dinte von verbrannten Raſen-Kohlen verfertigt, getunkt ward. Der Gouverneur empfahl ihm zugleich einen Franzoſen, Jean Billiaud, als den Einzigen, der die Yoloffs-Sprache verſtehe. Von ihm erhielt Singleton einige Nachricht über die Gegend, welche dieſes Volk bewohnt. Nach der Tiefe der Brunnen zu ſchlieſen, ſcheint es eine Höhe einzunehmen, die, jemehr man im Innern des Landes fortſchreitet, immer mehr emporſteigt. In dieſen Ländern iſt es ſehr wichtig und ſehr ſchwer Brunnen zu graben, meiſtens koſtet es mehrern Arbeitern das Leben. Die Afrikaner ſind mit der Winde oder dem Wellbaum zum Behuf des Waſſerſchöpfens ganz unbekannt, weßhalb es ihnen ſehr ſchwer wird, Waſſer empor zu heben. Daraus ſehen wir, wie nothwendig es zur Sittigung dieſer Menſchen wäre, ſie in

Digitized by Google

den einfachſten Handgriffen mechaniſcher Arbeiten zu unterrichten.

Die Inſel St. Maria iſt der angeſehenſte Handelsplatz des Gambia. Die Goldwäſcher bringen ihren Erwerb hierher und vertauſchen ihn gegen Glasperlen. Die Fahrzeuge gehen ſtromaufwärts, um mit den Uferdörfern zu handeln. In jedem ſolchen Dorf iſt eine Art Wirthshaus, deſſen Eigenthümer zugleich den Dollmetſchen macht. Die Schwarzen ſind ſehr nachdenklich in ihren Geſchäften; zuweilen beſinnen ſie ſich Tage lang über einen zu ſchließenden Handel; aber es iſt immer tröſtlich, daß dieſe Menſchen jezt mit den Europäern wie Gleich zu Gleich unterhandeln, auf den Ufern eines Fluſſes, wo noch vor Kurzem der große Sklavenmarkt war.

Hr. Singleton nahm das Anerbieten an, das ihm der Kapitän eines Handelsſchiffs machte, den Gambia aufwärts zu ſegeln. In Thaurowall ſah er mit Vergnügen eine Schwarze an der Kunkel ſpinnen. Sie tunkte ihre feuchten Finger in ein Pulver von verkalkten Knochen. Er ſah einen Todtenacker, auf dem jedes Grab eine, von den Hyänen, welche dieſes Land ganz beſonders heimſuchen, ausgehöhlte Grube war. In einem der Dörfer, die er beſuchte, fand er zu ſeinem Erſtaunen eine, ohne alle fremde Hülfe von einem Schwarzen errichtete Schloſſerwerkſtätte. Hammer und Ambos waren klein, der Blasbalg von rauhen Ziegenfellen, der Heerd nichts wie ein in den Boden gegrabnes Loch, der Rauchfang von trocknen Raſenklößen gebaut, allein das Ganze bewies doch das Beginnen von Kunſt in einem Lande, das die Habſucht der Sklavenhändler in die Barbarey bannte.

Man kann ſich Singletons Schmerz vorſtellen, wie er mehreren Sklavenſchiffen begegnete, die eben den Weg wie er, nahmen. In Damaſanſa erfuhr er, daß drey Könige ſich um den Rang eines Häuptlings ſtritten, und, um das Recht, eine häßliche, graue, leinwandene Haube zu tragen; man hatte ſich ſchon in drey Gefechten geſchlagen, und die Sklavenhändler hatten ſich, wie die Geyer, vom Schlachtgeheul angelockt, an dem Ufer verſammelt, um die Gefangnen in Empfang zu nehmen.

Je höher man den Gambia aufwärts fährt, je enger wird ſein Bett. Die Magnolia-Stämme ſtehen ſo dicht am Ufer, daß ſie den Luftzug verhindern, man kann nur mit den Rudern weiter. Vielleicht ſind dieſe Bäume in dieſer heißen, feuchten Temperatur an den Krankheiten Schuld, welche jährlich ein Viertheil der neu angelangten Europäer dahinraffen. Jeder afrikaniſche Stamm, den Hr. Singleton beſuchte, hatte ſeine beſondere, ihn von den andern unterſcheidenden, Gebräuche; die Yaloffs ſind in erbliche Kaſten getheilt; unter ihnen befindet ſich der unreine Stamm der Gaewells, welcher das ehrloſe Handwerk von Seiltänzern und Sängern treibt. Dieſe Menſchen ſind der Gegenſtand der allgemeinen Verachtung, dürfen keine Milch trinken, noch in den Ringmauern der Städte wohnen, die Ehre des Begräbniſſes iſt ihnen verſagt, ihre Leichname werden in den Fluß geworfen, oder in den hohlen Baum eines ungeheuern Carica verſenkt, weil der Geruch eines Gaewells die Erde unfruchtbar macht, wo er ruht. Zuweilen werden ſie von einem „guten Yoloff,“ d. h. von einem der nicht arbeitet, einem privilegirten Yoloff, eingeladen, um während eines Feſtes die Thaten ſeiner Voreltern zu ſingen. Der Geſang des Dichters macht alsdann die Unreinheit des Gaewells vergeſſen. Dieſe verachteten Menſchen ſind demnach die Barden, die Scalden von Afrika, während der Schlachten iſt es ihr Beruf, kriegeriſchen Muth zu erwecken; wenn es ihnen bey einer Flucht nicht gelingt, die Krieger wieder zu ſammeln, ſo beweiſt das die Ohnmacht ihres Geſangs, und ſie werden hingerichtet. Dieſe Züge ſtellen eine wunderbare Aehnlichkeit zwiſchen den afrikaniſchen und indiſchen Sitten auf, andererſeits auch wieder, mit der großen Verzweigung der germaniſchen Stämme, welche ebenfalls aſiatiſchen Urſprungs ſcheint. Auf den erſten Blick fällt dieſes auf, allein die Geſchichte des Menſchen beruht beynahe gänzlich auf Analogien.

Die Schulen waren Hrn. Singletons beſonderes Augenmerk, und er fand ſie überall in einem blühenden Zuſtand; in Gloſter Town haben die Neger endlich eingewilligt, auf ihre eigne Rechnung zu arbeiten; es koſtete viele Mühe ihnen begreiflich zu machen, daß der Lohn ihrer Arbeit ihr Eigenthum ſeyn ſollte; ſie antworteten auf alle Ermahnungen: „warum arbeiten? der König nimmt alles.“ Aber endlich begriffen ſie ihre Lage und arbeiten nun mit dem Eifer und der Verſtändigkeit, die freyen Menſchen gebühren.

(Der Beſchluß folgt.)

Neue Brücke in Indien.

Die Inſel Sevaſamoodra in Oſtindien iſt wegen der ſchönen Fälle des Fluſſes Cauvery berühmt: ſie war ehemals eine ſehr wichtige Stelle; die Trümmer einer Stadt, einer Feſtung und eines Palaſtes, und beſonders von zwey ſchönen ſteinernen Brücken über die beyden Arme des Fluſſes, ſind noch immer ſichtbar. Der Sage nach wurde die Stadt mit ihren Brücken ſchon vor mehrern Jahrhunderten zerſtört, und obgleich die Inſel von den Hindus ſowol als den Mahomedanern als ein heiliger Ort verehrt wird, und von europäiſchen Reiſenden immer als merkwürdig betrachtet worden iſt, ſo blieb ſie doch in dem wilden Zuſtand der Verwüſtung, bis die Regierung die Ländereyen vergeben, ſeit welcher Zeit Alles eine beſſere Geſtalt angenommen hat.

Am 1. März 1819 wurde eine ſchöne Brücke über den öſtlichen Arm des Fluſſes angefangen und innerhalb zwey Jahren vollendet. Sie iſt 1000 Fuß lang, 13 breit und 23 hoch, und wird von 400 ſteinernen Pfeilern getragen, welche 113 Bogen bilden. Viele der Pfeiler, welche zwiſchen 8 bis 17 Fuß hoch über dem Waſſer hervorragen, ſind 5 Fuß tief in den Felſen eingeſchachtet. Man hatte den Verſuch gemacht, die ſteinernen Pfeiler der alten Brücke zu benutzen; es fand ſich aber, daß ſie durch die Wirkung des Feuers in den Händen der Arbeiter zerfielen, und man fand es für nöthig, alle die Steine aus einer großen Entfernung herbeyzuholen. Das Flußbette iſt, ſeit Erbauung der alten Brücke, ſehr viel breiter geworden, indem dieſelbe nur aus 18 Bogen beſtand.

Dieſes wahrhaft prachtvolle Gebäude iſt das Werk eines einzigen Mannes; er machte den Plan dazu und baute ſie gänzlich auf eigene Koſten, nicht nur ohne alle Beyhülfe, ſondern ſogar der allgemeinen Meinung zum Trotze, welche ihn für einen Raſenden erklärte. Dieſer verdienſtvolle Mann iſt ein Eingeborner, Namens Ramaſawmy Moodely. Er ward von dem Oberſt Wilkes erzogen und arbeitete vier und zwanzig Jahre lang unter ihm. Er lebt jezt in Myſore. Die Idee zu dem Werke faßte er ſchon im Jahr 1805, als er die Inſel Sevaſamoodra mit dem Oberſten beſuchte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 28. Aug.

Wer kennt nicht die beyden piemonteſiſchen Grafen Lemaiſtre, wovon der eine ein dickes, langweiliges Buch über die Vortheile und Annehmlichkeiten des Despotismus mühſam zuſammengetragen hat, und wovon der andere ſcherzend zwey niedliche Broſchüren verfaßt hat, die überall wohl aufgenommen worden ſind, indeß die ſchwerfälligen *Soirées de St. Petersbourg* nicht weiter haben gelangen können, als in die Hände einiger Liebhaber der uneingeſchränkten Gewalt und einiger Diplomaten? Das eine dieſer niedlichen Broſchürchen, die Reiſe um mein Zimmer, iſt faſt in alle Sprachen überſezt worden; das andere, der Ausſätzige von Aoſta, hat nicht minder Beyfall erhalten, obſchon es ernſthaftern Inhalts iſt. Aus dieſem leztern nun haben zwey Melodramen-Dichter den Stoff zu einem Spektakelſtück für die Volksbühne der *Porte St. Martin* hergenommen. Viel war hier für die Bühne nicht zu nehmen; denn bekanntlich beſteht die Dichtung des Hrn. Lemaiſtre hauptſächlich nur in der Unterredung eines einſamen, verlaſſenen Ausſätzigen mit einem ihn beſuchenden Fremden; das war für eine Volksbühne, die nur von Hexen, Dieben und Verräthereyen lebt, ſo gut als nichts; die Theaterdichter haben alſo ihre Erfindſamkeit anſtrengen müſſen, um den Ausſätzigen mit einigen tüchtigen Verräthern und Schelmen in Verbindung zu ſetzen, denn ohne Schelme und Schelmenſtreiche hat ein Melodram für das Volk keinen Reiz. Daran hat die Freygebigkeit der Dichter es denn auch nicht mangeln laſſen, ſo wenig als an den Namen auf a und o, welche bey ſolchen Gauner- und Mordgeſchichten immer eine gute Wirkung thun. Das Stück fängt damit an, daß man die Hochzeit eines gewiſſen Antonio und ſeiner Blanka, eines von der Marquiſin San Salvator begünſtigten Mädchens, feyern will; die Marquiſin ſteht auch auf dem Sprunge, ſich in den Eheſtand zu begeben, und zwar mit einem Grafen Albini. Dieſe beyden wohnen der Bauern-Hochzeit bey, und man iſt eben im vollen Tanze begriffen, als ein franzöſiſcher Sergent erſcheint, und auf die Braut, die mit ihm ſchon lange verlobt ſey, Anſpruch macht; indeß nun der arme Antonio ſein Recht behaupten will, beruft ſich der Sergent auf das Recht des Stärkern, und nimmt die Braut weg. Mitten unter dieſer Verwirrung erſcheint der Ausſätzige von Aoſta, und kaum hat man ihn erblickt, ſo flüchten alle erſchrocken davon, nur der Sergeant Francoeur nicht, der als franzöſiſcher Soldat natürlich ſeine Tapferkeit bewähren muß. Im zweyten Aufzuge erblickt man die einſame Wohnung des Ausſätzigen im Thalwalde. Die Marquiſin hat ſich, ich weiß nicht wie, verirrt, und zieht an der Schelle der Klauſe. Der Ausſätzige erſcheint, und ſiehe da, in der Marquiſin erkennt er eine ehemalige Geliebte, und zwar von der Zeit her, als er noch keinen Ausſaz hatte, und daher ein anderes Geſicht beſaß; er beſtellt ſie auf Mitternacht an der Kapelle der heil. Madonna, und begleitet ſie ein Stück Weges zurück, vermuthlich um ſie auf den rechten Pfad zu bringen. Allein während er von Haus und Hof abweſend iſt, um eine Dame zu begleiten, kommen die böſen Bauern, welche die Schelme im Stücke ſpielen, und erſchlagen, in Ermangelung des Hausherrn, ſeinen getreuen Hund Fidele, von dem der Ausſätzige oft mit Empfindſamkeit ſpricht. Als Laurentini (ſo heißt er) bey ſeiner Rückkehr ſeinen Hund todt erblickt, will er auch nicht mehr leben, und geht ſo eben damit um, aus der Welt zu gehen, als ihn ein fürchterliches Geſchrey davon abruft. Graf Albini wird von Räubern verfolgt; der Ausſätzige verlängert ſein Leben einſtweilen noch, um dasjenige des Grafen zu retten; er befreyt ihn in der That, und beſtellt auch ihn um Mitternacht an der Madonnen-Kapelle. Die hartherzigen Bauern, die den Hund erſchlagen haben, wollen nun auch die Klauſe in Brand ſtecken. Zwar hält ſie Francoeur mit ſeinem Säbel und mit der Verſicherung, daß der Ausſätzige ein Menſchenfreund ſey, der ſeinen Ausſaz dadurch bekommen habe, daß er Kranke aus dem in Brand gerathenen Lazareth zu Marſeille habe retten wollen, davon ab. Das Herz der Bauern ſcheint ſich aber nur an der Oberfläche erweicht zu haben, denn im dritten Aufzuge iſt die Klauſe eingeäſchert, und der Ausſätzige, der weder Hund noch Haus mehr hat, und den man von ſeinem Wohnort vertreibt, will nun ernſtlich ſterben, und gräbt ſein Grab vor der Madonnen-Kapelle. Die Romanenſtunde, das heißt Mitternacht, ſchlägt, der Graf und die Marquiſin finden ſich ein, und ſind über ihr wechſelſeitiges Erſcheinen erſtaunt; der Ausſätzige erſcheint auch; aber zu gleicher Zeit läßt ſich Todtenmuſik hören; ein Zug Mönche kommt vom Berge herunter zu einem Leichenbegängniſſe; der Ausſätzige, der ſich vergiftet hat, fällt todt in die von ihm gegrabene Grube, nachdem er noch zuvor die erbaulichen Worte: „Betet für den Ausſätzigen des Aoſta-Thales!“ geſprochen hat. Während der erſten Aufführung rief beym Erſcheinen des Leichenzuges ein Spaßvogel oben von der Gallerie herunter: es ſey der Leichenzug für den verblichenen Hund. Dieß wollte Einer aus dem Parterre, vielleicht ein Freund der Verfaſſer, gar nicht zugeben, und es entſtand bey dem ernſthafteſten Auftritt von der Welt ein luſtiger Streit über die Frage: ob dieß der Leichenzug Fideles oder ſeines Herrn ſey?

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 78.

Nro. 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 1. Oktober 1822.

Wo nur die Uebermacht Sicherheit verſchafft, herrſcht weder Sitte noch Geſetz.

Süllys Memoiren.

Schreiben eines engliſchen Offiziers während einer Landreiſe in Indien.

Vom perſiſchen Meerbuſen 24. Dec. 1821.

Mein Weg führte über Berlin, Breslau, Krakau, Lemberg in Gallizien. Odeſſa am ſchwarzen Meere, Taganrok am azowiſchen Meere, Stawropol und Mosdok. Bis nach dem lezten Orte reiſten wir mit Poſtpferden in einem kleinen, aber ſtarken, zu Hamburg gekauften Wagen; eine Strecke von ungefähr 1300 engliſchen Meilen.

Zu Georgieſsk, bey Mosdok, gab uns General Stahl eine Bedeckung von fünf und zwanzig Mann Infanterie, zehn Koſaken und einer ſechspfündigen Kanone, um uns durch Cirkaſſien und über den Kaukaſus zu geleiten. Dieß gelang uns nach Wunſch, und innerhalb ſieben Tagen erreichten wir Tiflis, die Hauptſtadt Georgiens. Die Gegend, durch welche wir gekommen waren, iſt romantiſch ſchön; der Boden in den Thälern über allen Begriff fruchtbar und die Berge von alpenmäßiger Höhe.

Die Straße über die kaukaſiſche Bergkette folgte dem Laufe des Fluſſes Terek, ein Strom, der ſich mit fürchterlichem Getöſe und großer Schnelligkeit unter den leichten, engen und bebenden Brücken weg, über welche der Reiſende reiten muß, von Fels zu Fels ſtürzt: in jeder andern Lage würde ich geſtuzt und die Probe gemieden haben; hier blieb mir aber keine Wahl, indem das Bleiben gefährlicher war, als das Hinüberreiten. Von Mosdok aus ging unſere Reiſe zu Pferde, und dauerte ſo durch Armenien, Georgien und Perſien eine Strecke von ungefähr 1600 Meilen fort.

Cirkaſſiens Gebirgsbewohner ſind wilder als die beynahe unerſteiglichen Berge in ihrem Beſitze; zu gleicher Zeit ſind ſie tapfer, verwegen und gute Reiter. Sie haben dem ganzen Menſchengeſchlecht endloſen Krieg erklärt; und die Ruſſen mit all ihrer Militärmacht können nicht mehr thun als eine Kette von Poſten durch das Land von Mosdok über Wladi, Kaukas, Dariel und Kasbeg zu erhalten. Kein Reiſender darf ſich ohne eine Bedeckung, gleich der unſerigen, ins Land wagen; und wenn er nur ein Paar Minuten lang zurückbleibt, ſo läuft er Gefahr, von den wilden Einwohnern hinweggeſchleppt zu werden. Auf der andern Seite läßt ſich nichts mit der Freundlichkeit und gefälligen Gaſtfreyheit des ruſſiſchen Generals und der Diſtrikts- und Feſtungskommandanten auf unſerer Straße vergleichen. Sie luden mich in ihre Häuſer und zu ihrem Tiſche und führten mich ohne alle Umſtände bey ihren Familien ein; kurz, was ich nur immer vernünftigerweiſe wünſchen konnte, ward mir ſogleich bewilligt. Was ſie am meiſten erſtaunte, war der Anblick eines lang gedienten und mit ſchweren Wunden bedeckten Offiziers, ohne Orden. In Rußland erhält jeder Offizier, der ſeinem Vaterlande fünf und zwanzig Jahre lang treu gedient hat, wenn er auch nie vor einem Feind gekommen iſt, den St. Georgen-Orden, und andere, wenn er ſich irgendwo ausgezeichnet hat.

Zu Novo Tzerkask hatte ich das Glück einem zu Ehren des Kayſers Geburtstages angeſtellten Feſte beyzuwohnen.

Digitized by Google

Um acht Uhr des Morgens begab ich mich zu Generals Czernitſcheffs Lever, bey welchem alle die doniſchen Koſaken Offiziere zugegen waren. Um zehn Uhr gingen wir in die Kirche, wo zwiſchen achtzehn bis zwanzig Prieſter in reichen und koſtbaren Kleidern das Amt verrichteten. Ihr ehrwürdiges Anſehen, ihre langen Haare und Bärte, das öftere Auf und Zuziehen des ſogenannten Schleyers, das Kreuzſchlagen, Kniebeugen ꝛc. gibt dem griechiſchen Gottesdienſte ein weit dramatiſcheres Anſehen, als dem römiſch-katholiſchen, ſelbſt in Italien.

Zu Naou (?) verſammelten ſich die doniſchen Koſaken, Offiziere und Gemeine, mit den fliegenden Fahnen der verſchiedenen Regimenter in einem Zirkel vor der Kirche; ein Offizier verlas dann laut aus einem Buche alle ihre gegenſeitigen Vorrechte, Verwilligungen und Rechte, nebſt den zu ihrem Beſten erlaſſenen Edikten, ſo wie auch jeden neuen von der jetzigen Regierung erlaſſenen Befehl. Die Soldaten begaben ſich hierauf an eine lange Reihe von Tiſchen, wo ihrer das Mittagsmahl wartete. Offiziere und Gemeine tranken des Kaiſers Geſundheit unter einer Artillerieſalve, und dann auf das Wohl der doniſchen Koſaken. Um ein Uhr gab der Attman (oder wie man ihn ſonſt nennt, Hettman) der Koſaken ein großes Gaſtmahl, wozu ich eingeladen ward. Es befanden ſich hier zwey Tiſche mit dreyßig Gedecken, ein gutes Eſſen im ruſſiſchen Geſchmack und vortreffliche doniſche und franzöſiſche Weine; auch waren ungefähr acht koſakiſche Damen zugegen. Am Abend gab es eine Beleuchtung, Feuerwerke und bey General Czernitſcheff einen Ball und Abendeſſen für die Koſaken-Offiziere und deren Gemahlinnen. Der Ball begann mit einem polniſchen Tanze, dann folgten engliſche Country-Tänze, Quadrilles und Walzer, und ein anderer polniſcher Tanz, Muzurka, der aus einer Quadrille, Walzer und verſchiedenen andern gemiſchten Figuren beſteht, und mir einer der angenehmſten Tänze ſchien, die ich je ſah. Dieſer Tag (der 11. Sept.) war mir überhaupt äußerſt merkwürdig. General Czernitſcheff iſt ein herrlicher Mann, und war das Leben der Geſellſchaft, obgleich vom höchſten Range und mit vicekoniglicher Macht bekleidet.

Durch Cirkaiſien war ich ſo glücklich in der Geſellſchaft des Prinzen Bubatoff, eines georgiſchen Offiziers, mit dem Range eines Oberſten im ruſſiſchen Heere, zu reiſen; ſeine Erfahrung war mir von großem Nutzen und ſezte mich in Stand, ungeachtet der Schwierigkeiten des Weges in ſieben Tagen über den Kaukaſus zu gehen und Tiflis zu erreichen. In dieſer Stadt blieb ich ſechs Tage, um friſche Knechte, Pferde u. ſ. w. zu miethen.

Am 5. Okt. kam ich bey dem lezten ruſſiſchen Poſten an der perſiſchen Grenze vorüber. Eine wüſte, hügelichte Landſtrecke bezeichnet die Grenzen dieſer Reiche. Am 7ten erreichte ich Erivan am Fuße des Berges Ararat. Dieſer beſtehet aus zwey Kuppen, der größere und kleinere Ararat; der größte und höchſte iſt mit ewigem Schnee bedeckt und dem menſchlichen Fuß durchaus unzugänglich. Nach dem Glauben der Armenier ruhet die Arche noch immer auf der Spitze deſſelben.

Tabris, in Aderbijan, iſt das Hauptquartier des Kronprinzen von Perſien, Abbas Mirza, welcher zwölf Bataillons auf engliſche Art geübte Infanterie hat. Er war gerade mit 40,000 Mann auf einem Streifzuge gegen die Türken in Erzerum begriffen. Der Winter aber, welcher in dieſem Lande ſehr ſtreng iſt, hatte bereits angefangen, und wird ihn wahrſcheinlich bald zurücktreiben.

Teheran, die jetzige Hauptſtadt Perſiens, erreichte ich am 1. November; und ungefähr um dieſelbe Zeit reiſte der König Fateh Ali Schah auf einen Jagdzug ins Gebirge bey Demarand ab, wodurch ich die Gelegenheit verlor, ihm meine Aufwartung zu machen. Nach einem Aufenthalt von neun Tagen verfolgte ich meine Reiſe nach Ispahan, der alten Hauptſtadt unter Schach Abbas dem Großen. Die Herrlichkeit der Paläſte, Gärten, Brücken, Bazaare und Moſcheen dieſer Stadt ſind aufs beſte in Sir J. Chardins Reiſe beſchrieben; indem derſelbe einen Vortheil beſaß, deſſen ſich wenige Reiſende rühmen können: nämlich eine genaue Kenntniß der Sprache des Landes und eine vollkommene Bekanntſchaft mit dem Volke, das er beſchrieb.

(Der Beſchluß folgt.)

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſetzung.)

Als der Fremde am folgenden Tage den Puls unterſuchte, ſchien er zufrieden, rieth noch einige Erleichterungsmittel für den Kranken, und eilte dann, den draußen harrenden Gehülfen herbeyzurufen. Ein todtblaſſer Jüngling von ſehr einnehmenden Zügen trat herein, und eilte, kaum Roſamunden bemerkend, ſogleich zu ſeinem Herrn ans Krankenbett. Eine angenehme Erinnerung ſchien bey ſeinem Anblick in Heinrichs Seele zu erwachen, und mit kaum hörbarer Stimme fragte er: ob der ſchmerzhafte Verband ſeiner Wunde nicht durch den jungen Menſchen allein beſorgt werden könne? Dieß gab indeſſen der Wundarzt nicht zu, da er ihn nur zu kleinern Dienſtleiſtungen brauche. So ward er auch jezt gleich angeſtellt, alles Nöthige zum Verband einzurichten; doch ſchien ſein Herr, welcher ihn noch geſtern ſo ſehr gerühmt hatte, heute bey weitem nicht ſo zufrieden mit ihm. Wenigſtens blickte er einigemal mit ziemlich mürriſchem Geſicht zu ihm hinüber, und wies ihn auch, ſobald ſein vorbereitendes Geſchäft geendigt war, mit einem verdrießlichen: „ſo wie du's heut' anfängſt, kann ich dich hier weiter nicht brauchen!“ aus dem Zimmer. Doch kaum hatte der arme Burſch die Weiſung befolgt,

Digitized by Google

als er, der eben noch Hülfe hatte leiſten wollen, ſelbſt der Hülfe bedürftig ward, denn er ſank, ſobald er das Zimmer verlaſſen hatte, ohnmächtig nieder. Sein Herr, welcher ihm bald nachfolgte, fand ihn in dieſem Zuſtande; bedenklich den Kopf ſchüttelnd, richtete er ihn auf, und verlangte nun von Roſamundens Kammerfrau auf eine Viertelſtunde ein Zimmer, wo er ſich erholen könne. Bereitwillig wies ſie es an, eilte aber dann, nach Zoſenweiſe, ſchnell zu ihrer Herrſchaft, das Vorgefallene zu berichten.

Roſamunde, immer mild und menſchenfreundlich, war es jezt doppelt gern, um ſich ihrem Wohlthäter gefällig zu erzeigen, und verlangte ſogleich, daß der junge Menſch, bis er ſich völlig erholt habe, in ihrem Hauſe bleiben ſolle. Ja, als nach einer halben Stunde Heinrich einſchlummerte, brachte ſie ſelbſt eine Flaſche alten kräftigen Weins in ſein Zimmer. Mit ihr zugleich trat der Wundarzt herein, um, wie er ſagte, ſeinen ſelbſt noch kranken Gehülfen wieder abzuholen.

„Sie ſcheinen mir hier nicht an Ihrem Platz, mein junger Freund! ſprach Roſamunde mit ſanfter Stimme. Für einen ſo ſchwachen und zarten Körper iſt ein Geſchäft wie das Ihrige wohl zu angreifend, und wenn ich hier zu rathen hätte, ſollten Sie es lieber aufgeben.“ — „Ich bin an meinem Platz, antwortete der Jüngling in ſchwermüthig ernſtem Ton, und darf ihn nicht verlaſſen, eh' ich abgerufen werde; doch ſcheint mir's, die Zeit kommt nahe. — Mir iſt jezt ſchon beſſer! ſezte er, den Trübſinn unterdrückend, hinzu, als Roſamunde ihm einen Becher Wein reichte; ich bedarf eigentlich dieſer Stärkung nicht mehr: doch weil ſie von Ihnen — von Ihnen ſelbſt kommt, wird ſie mir wohl thun.“ Er trank einige Tropfen, faßte dann ſchnell der Geberin Hand, und ſprach mit weicher inniger Stimme: Sie ſind ſo milde, ſo gütig! ich habe Sie mir ganz anders gedacht. Möchte Ihnen Gott Ihren Sohn erhalten!“ — Dann eilte er, wie ſelbſt verwirrt durch dieſe Worte, ſogleich mit ſeinem Begleiter aus dem Zimmer.

Roſamunde hatte nicht lange Zeit, über den ſeltſamen, doch für ſie ſehr anziehenden Jüngling nachzudenken, auch ließ er ſich nicht wieder ſehen, und erſt nach einigen Tagen erfuhr ſie auf ihre Frage von dem Wundarzt: er habe ihn, da ſich eine Gelegenheit gefunden, lieber auf einige Zeit entfernt, weil er für den Augenblick doch von ihm keine Unterſtützung bey ſeinen Geſchäften erwarten könne. — Einſylbig, wie er immer war, brach er dann ſogleich wieder davon ab, doch ſchien er die Theilnahme mit Dank zu erkennen, welche Roſamunde für den jungen Menſchen zeigte.

Schwankend zwiſchen Leben und Tod brachte Heinrich noch viele Tage hin; dann erſt kam langſam und leiſe der ſchöne Augenblick heran, wo der hülfreiche Fremdling Roſamunden ſagen konnte, jezt ſey ihr der Sohn erhalten, und alle Gefahr vorüber. — „Und, wie kann ich Ihnen nun vergelten? rief die glückliche Mutter dringend und gerührt; wie kann ich auch nur zeigen, daß ich gern vergelten möchte? Gönnen Sie mir die Freude, wenigſtens einen kleinen Theil meiner Schuld abzutragen, und ſagen Sie mir . . .“ — „Nur ruhig deßhalb! unterbrach ſie der Gefragte halb ſcherzend; morgen am Tage ſende ich Ihnen meine Rechnung! Allein, ſezte er dann ernſt hinzu, wie bereitwillig Sie auch jezt ſeyn mögen, mir zu vergelten; ich fürchte, Sie werden dennoch finden, daß ich zu viel gefordert.“ — Und noch ehe Roſamunde verſuchen konnte, in ſeinen Mienen zu leſen, wie es mit dieſen ſie faſt kränkenden Worten gemeint ſey, war er ſchon zur Thür hinaus; wie es ſchien, ſo Lobſpruch als Dankſagung am liebſten vermeidend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Engliſche Miſcellen.

Hr. Artis von Milton hat vor Kurzem mehrere bedeutende römiſche Alterthümer zu Caſtor bey Peterborough entdeckt. Seine Nachgrabungen ſind innerhalb eines gleichſchenkeligen Dreyecks beſchränkt, wovon zwey Seiten ungefähr zwey Meilen und eine Seite ungefähr anderthalb Meilen lang und der Kirchhof von Caſtor die obere Spitze bildet. Auf dem Kirchhof und dem benachbarten Hügel fand er die deutlichen Spuren von 56 Zimmern in einer Villa, welche einen Raum von 5 bis 600 Quadratfuß eingenommen zu haben ſcheint. Im Mühlenfeld, im ſüdlichen Winkel des Dreyecks, befindet ſich eine andere Villa von 300 Fuß Länge und an 230 Fuß Breite, welche 22 Zimmer enthält; und im ſüdweſtlichen Winkel iſt eine dritte Villa von 300 Quadratfuß mit 37 Zimmern. In den Zwiſchenräumen des aufgegrabenen Bodens wurden Moſaik-Steinpflaſter, Grundlagen von kleinen Häuſern und eine Menge anderer Merkwürdigkeiten ans Licht gebracht. Zwiſchen der Grundlinie und dem Fluſſe, wo wahrſcheinlich die Vorſtadt irgend einer großen Stadt geſtanden, wurden mehrere menſchliche Gerippe aufgegraben. Hr. Artis ſchlägt vor, auf Subſkription in mehreren Abtheilungen eine Reihe von Kupfern herauszugeben, welche ſeine Entdeckungen von Planen und Riſſen von den Gebäuden und Bädern, Moſaik-Steinpflaſtern, irdenen Gefäßen, Freskogemälden, Skulpturen, Münzen u. ſ. w. erklären ſollen.

*

Es ſind ſeit Kurzem weniger neue Werke erſchienen, als ſeit mehrern Jahren geſchehen. Der Druck der Zeit mag das Seinige dazu beytragen; aber den Buchhändlern ſcheint es mehr darum zu thun zu ſeyn, das Gedruckte los zu werden, als irgend etwas Neues zu unternehmen. Eines ſcheinen ſie klar inne geworden zu ſeyn, daß die Prachtwerke, die ſeit einiger Zeit der ächten Literatur ſo vielen

Nachtheil gebracht, und den Geſchmack des Publikums verderbt haben, und wovon einige 10 hoch kamen, daß ſie um die Hälfte billiger hätten abgeſchrieben werden können, dem Buchhändler weniger Vortheil gewähren, als anſtändig gedruckte Werke, deren Preis ſie allgemeiner verkäuflich macht; und man hofft, daß ſie in Zukunft dieſer Erfahrung Gehör geben werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 23. Aug.

(Beſchluß.)

Die engliſchen Schauſpieler haben damit aufgehört, womit ſie hätten beginnen ſollen: ſie haben nämlich einen kleinen Privat-Schauſpielſaal gemiethet, und geben in demſelben Abonnements-Vorſtellungen. Hiemit hat es nicht die geringſten Schwierigkeiten, und obſchon die Zahl derjenigen, welche ſie anhören wollen, bey weitem nicht ſo groß iſt, als es die Zahl der ſie Auszuiſchenden und Mißhandelnden war, ſo finden ſie doch Beyfall. Miß Penley, die Tochter des Direktors, ſpielte vor einigen Tagen ſehr gut in dem Trauerſpiel: Jane Shore; ein kleines Luſtſpiel oder eine Operette pflegt nach dem Trauerſpiel aufgeführt zu werden. Die Pariſer können alſo eine Reihe der vorzüglichſten Stücke des engliſchen Theaters aufführen ſehen. Es war die Rede davon, Kean würde einige Rollen übernehmen; allein die Truppe iſt nicht gut genug, und die Einnahme nicht hinreichend, um den beſten Londoner Schauſpieler zu bewegen, hier zu ſpielen. Ein Pariſer Blatt macht einen Widerſpruch in dem Verfahren der Polizey bemerklich. Die engliſche Truppe kann nämlich alle Stücke der Londoner Haupt-Theater aufführen; allein eine Ueberſetzung des engliſchen Volksſtücks: John Bull, das König Georg III. ſo gern ſah, hat ſie nicht wollen aufführen laſſen, und zwar, weil in dem letzten Aufzuge John Bull, der Mann aus dem Volke, einem reich gewordenen Baron oder Baronet ſeine Ungerechtigkeit hart vorwirft; vermuthlich fürchtet die Polizey, der Pariſer John Bull möge mit dem engliſchen gemeine Sache machen, und ſich über die Ungerechtigkeit der Barone beklagen. Die Ueberſetzung ſoll, wie die freyſinnigen Blätter etwas verblümt ausgaben, von Carnot herrühren, und da dieſelbe nun gedruckt wird, ſo machen eben dieſe Blätter auf die beklagenswerthe Lage des Verfaſſers aufmerkſam, und nehmen die Theilnahme des Publikums in Anſpruch.

Ueber ein neues Luſtſpiel des Théatre français: Die vier Lebensalter des Hrn. Merville, hat ſich die Theater-Cenſur auch hergemacht, und einige Rollen ſo beſchnitten, daß einer der Schauſpieler ſeine Rolle nicht mehr übernehmen wollte, ſo ſchlecht war ſie unter der Cenſoren-Scheere geworden; doch hat der Verfaſſer, der doch nun einmal wollte geſpielt werden, ſein verſtümmeltes Stück beſtmöglichſt wieder aufzuſtutzen geſucht, und es bleibt ihm immerhin der Troſt, das Stück ſo drucken laſſen zu können, wie er es urſprünglich gemacht, nicht wie es ein Cenſor ihm verhunzt hat. Die Hauptidee ſeines Stücks war, die herrſchenden Leidenſchaften und Neigungen der verſchiedenen Lebenszeiten, als: den Geiz des Alters, die Ehrſucht des Mannes, die brauſende Liebe des Jünglings und die Unbefangenheit des Kindes einander gegenüber zu ſtellen, und durch eine gemeinſchaftliche Intrigue in Spiel zu ſetzen. Dieß iſt ihm ſo ziemlich gelungen, obſchon man freylich aus dem wiederaufgeſtutzten Stücke nicht abnehmen kann, wie weit es ihm urſprünglich gelungen war; ihn nach den Verſtümmlungen der Polizeyleute beurtheilen zu wollen, würde ungerecht ſeyn. Der erſte Auftritt, wo der alte Großvater ſein Geld wiegt, der Mann ſich mit Projekten über ſein Emporkommen in der Regierung den Kopf zerbricht, der Jüngling wegen ſeiner Liebe heftig bewegt iſt, und das Kind ein Kartenhaus baut, macht den Zuſchauer auf einmal mit den Haupt-Charakteren des Stücks bekannt. Und wenn am Ende des Auftritts der Knabe ſeine Bonne bey Seite zieht und ſie ernſthaft fragt: Aber, ma Bonne! was iſt denn die Liebe? ſo muß man über das Kindesalter lächeln, das von den Neigungen und Leidenſchaften des Jünglingsalters noch nichts verſteht, und dem die gehörten Worte noch keinen Sinn darbieten. Hernach wird die Handlung ſehr verwickelt; es iſt von einer Deputirtenwahl, von einer Miniſterſtelle u. ſ. w. die Rede, und hier vermuthlich iſt die Cenſors-Scheere hart zugefahren. Anſtatt dieſen verworrenen Knaul zu entwickeln, will ich lieber noch von einem kleinen luſtigen Stück des Variétés-Theaters Bericht erſtatten. Es heißt: Der Vogelfänger und der Fiſcher, und hat der Gewohnheit zu Folge zwey Dichter zu Verfaſſern. Die großen Schauſpielſtücke werden hier von einem Verfaſſer allein, aber die kleinen Vaudevilles von mehrern verfertigt; der eine erſinnet, der andere ſezt hinzu, verbeſſert und verſchönert, oder verſchlimmert; zuweilen tritt noch ein dritter hinzu, und dichtet die kleinen epigrammatiſchen Lieder, welche das attiſche Salz dieſer Art franzöſiſchen Schauſpielart ausmachen. Doch nun zum Stücke. Barbillon, der Fiſcher, und Laglüe, der Vogelfänger, leben, weil ſie Nachbarn ſind, in gutem Einverſtändniſſe, und wollen ihre Kinder mit einander verheirathen. Allein ein unerwartetes Glück ſtreut den Samen der Hoffart und der Zwietracht unter ſie aus. Laglüe fängt nämlich eine Taube mit einem koſtbaren Ringe am Halſe. Vermuthlich gibt es in der Gegend, wo die beyden Nachbarn wohnen, kein Intelligenz-Blatt, um verlorne Sachen anzukündigen, noch einen Vogt, um dieſelben austrommeln zu laſſen. Genug, vom Zurückerſtatten des Fundes iſt keine Rede, und Laglüe wird ſo hoffärtig über ſeinen Reichthum, daß er die arme Fiſcherstochter nicht mehr in ſeine Familie aufnehmen will. Darüber wird ſein Sohn ſo betrübt, daß derſelbe in einem Anfall von Verzweiflung den Ring, den ihm ſein Vater zeigt, in den Fluß wirft. Das war nicht fein; allein die Heirathsangelegenheit ſcheint dadurch wieder angeknüpft zu werden, und ſie iſt bereits wieder im Gange, als Barbillon, der Fiſcher, einen Hecht auffiſcht, der den Ring im Magen hat. Nun kommt der Hochmuth auch den Fiſcher an, und er will nicht mehr in die Heirath ſeiner Tochter mit dem Sohne des armen Vogelfängers einwilligen. Aber auch ſeine Freude dauert nicht lange. Der Herr des Dorfes hat ſeine Lieblings-Taube verloren, und läßt Nachſuchung anſtellen. Laglüe muß ſeinen Vogel, und Barbillon ſeinen Ring herausgeben, und da nun beyde wieder auf gleichen Fuß geſtellt ſind, ſo nehmen ſie keinen Anſtand, ihre Kinder mit einander zu vermählen, und das Stück zu endigen, in welchem Brunet als Barbillon, und Potier als Laglüe ſich Anfangs äußerſt komiſch benahmen. Allein die Verfaſſer haben dieſe Luſtigkeit nicht bis zu Ende fortführen können, und bey den erſten Aufführungen hätte ihr Witz beynahe Schiffbruch gelitten. Uebrigens haben ſie den Stoff nicht erfunden, ſondern aus einem Fabliau des Mittelalters geſchöpft, das ihn wer weiß woher genommen hatte; denn um den Erfinder einer alten Fabel aufzufinden, muß man oft lange ſuchen und weit gehen. Dieß und einige andere Neuigkeiten haben das Publikum noch bey der großen Hitze zu den Schauſpielen gezogen, während das Pfund Eis zu einem halben Thaler verkauft wurde, und der Seinefluß ſich beynahe zu einem Bache zuſammenzog, ſo daß der Engländer, welcher in einem Londoner Magazine vor nicht gar langer Zeit ſein Erſtaunen über die Unbedeutenheit der Seine äußerte, beynah nicht Unrecht hatte, als er bemerkte, es wäre kürzer geweſen, die Seine auszutrocknen, als den Pont neuf darüber zu bauen.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 79.

Nro. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 3. Oktober 1822.

Der ganze Luftkreis iſt des Adlers Bahn;
Dem Wackern iſt die ganze Erde Vaterland.

Euripides.

Notizen aus dem Schreiben eines Würtembergers vom weſtlichen Theil Pennſylvaniens in Nordamerika, vom 28. Juli 1821.

Zu Ende des Monats März vorigen Jahrs, fuhr ich mit meinem Fahrzeuge von vierzig Tonnen auf der Monongahela in den Ohio und von da in den Miſſiſſippi, um die Märkte der an dieſem Strome liegenden Stapelplätze zu beſuchen. Da dieſe ſchlecht ausfielen, wurde ich genöthigt, mich länger aufzuhalten, als ſonſt, und als ich es wünſchte. In jenen Gebieten (um den Miſſiſſippi, dem weſtlichen Gebiete des Ohio ꝛc.) iſt es im Sommer ſehr ungeſund, beſonders aber war dieſes der Fall in den trockenen Sommern von 1819 und 1820. Schon im Mai 1820 ſtieg die Hitze auf 95° Fahrenh., zu Anfang des Juni-Monats fing die Weizen-Ernte an; am 6ten und 8ten fand ich die Hitze unter 38° 20′ N. Br. 100° Fahrenh.; am 6ten und 9ten ſtieg die Hitze Nachmittags zwey Uhr bis 104° im Schatten. Um die Mitte des Juni-Monats fing es an ſehr ungeſund zu werden. Ein bösartiges Gallen- und Nervenfieber machte ſchreckliche Verheerungen unter den neuen Niederlaſſungen. In den Staaten Illinois, Indiana, Alabama und dem weſtlichen Theil von Ohio wurden viele ein Opfer dieſer verheerenden Krankheit, die in manchen Gegenden die Natur des gelben Fiebers annahm. Starke, vollblütige Perſonen waren derſelben am meiſten ausgeſezt. Die deutſchen und engliſchen Niederlaſſungen litten außerordentlich. Dieſe Krankheit rührt hauptſächlich von folgendem Umſtande her. Alle Niederlaſſungen in neuen Gebieten an langſam fließenden Strömen oder in der Nachbarſchaft von Sümpfen und kleinen Landſeen ſind ungeſund. Die meiſten Neuankommenden pflegen dieſen Umſtand nicht zu berückſichtigen, und ſtatt ſich geſundere Plätze aufzuſuchen, woran kein Mangel iſt, ſiedeln ſie ſich ohne Bedenken in ſolchen ſumpfigen Gegenden an; weil hier der Boden gewöhnlich ſehr fruchtbar, und, da die Amerikaner dergleichen Gegenden meiden, zugleich ſehr wohlfeil iſt. Allein oft zu ſpät findet ſich der ſicher geglaubte Europäer in ſeiner Wahl betrogen. Solchen Anſiedlern iſt daher ſehr zu empfehlen, ſich vorher genau über die klimatiſche Beſchaffenheit der Gegend, wo ſie ſich niederlaſſen wollen, zu erkundigen.

Die Ländereyen (namentlich an der Monongahela, dem Ohio, Miſſuri ꝛc.) ſind außerordentlich fruchtbar. Weizen, Roggen, Mais (Wälſchkorn) werden am meiſten gebaut; lezteres wächſt ſo hoch, daß ſich ein Reiter darin verbergen kann; Obſt geräth vorzüglich, und es wird hier vortrefflicher Cyder bereitet; auch mit dem Weinbau ſind hie und da Verſuche mit günſtigem Erfolge gemacht worden; Nußbäume verſchiedener Art, Zuckerahornbäume, Eichen ꝛc. ſind Bäume des Forſtes. Der Zuckerahornbaum iſt beſonders häufig. Aus dem Saft deſſelben, der im Winter fließt, wenn man den Baum anbohrt, wird ein ſehr guter Zucker bereitet, der hier allgemein im Gebrauch iſt. Nebſt den gewöhnlichen europäiſchen Hausthieren gibt es Hirſche, Panther, Bären (der grisly Bär an dem Miſſuri hat die Stärke eines Löwen und die Wuth eines Tigers und geht um nichts aus dem Wege; die Indianer klagen oft, daß er ihre bravſten Krieger zerreiße*). Wölfe, Vielfraße, Biber, Füchſe, wilde Katzen, welſche Hühner, Faſanen, Feldhühner und eine Menge anderes Geflügel, Schlangen, beſonders die Kupfer- und Klapperſchlange.

Die Einwohner ſind ein kräftiger Menſchenſchlag; meiſtens Deutſche, Engländer, Inländer oder Abkömmlinge von dieſen. Gaſtfreyheit, Vaterlands- und Freyheitsliebe, Toleranz ꝛc. findet man hier allgemein. Unter den moraliſchen Uebeln kommen Trunkenheit und Betrug am häufigſten vor, beſonders wirkt die erſtere zerſtörend. Unter den Bewohnern findet kein Vorrang ſtatt. Jeder fühlt ſich unabhängig und frey; man iſt zwar höflich; aber feine, nichtsſagende Komplimente werden weder gemacht noch erwartet; Jeder äußert ſich nach ſeinem Freyheitsgefühl. Eine Wiſſenſchaft wird nur nach dem Grade ihrer Nützlichkeit beurtheilt und geſchäzt; ſo daß z. B. ein braver Gerber mehr Achtung genießt, als ein gelehrter Schreiber, er müßte denn ſehr reich ſeyn. Die Frauenzimmer verrichten hier keine Feldarbeit, ſondern warten blos dem Hausweſen ab, und zwiſchen der Frau eines Bauern, Handwerkers und Kaufmanns findet in dieſer Rückſicht kein merklicher Unterſchied ſtatt. Man lebt hier meiſtens ſehr gut. Brod, Fleiſch, Milch, Butter, Honig, Zucker, Kaffe und Thee haben wir im Ueberfluß. Unſere Kleidung wird größtentheils aus Flachs und Wolle verfertigt. Im Sommer trägt man Zeuge von Baumwolle und Flachs, im Winter von Wolle; vornehme Leute kleiden ſich ausnahmsweiſe in Seidenzeuge und leichtere Baumwollenwaaren. Das Garn zu dieſen Zeugen ſpinnen die Frauen an Rädern, färben es ſelbſt, und verfertigen größtentheils auch die Kleider für ſich, Mann und Kinder; auch Seife und Lichter werden in der Regel von den Hausfrauen bereitet. Dieſes iſt unſere Lebensweiſe im Allgemeinen. Noch füge ich einige Notizen in Betreff der Geſchichte unſeres Landes bey. Nahe bey Brownsville (ſprich Braunswill) einer Stadt an der Monongahela, im weſtlichen Theil des Freyſtaats Pennſylvanien riß vor einiger Zeit ein heftiger Sturm eine große Eiche nieder. Durch das Umſtürzen derſelben mit den Wurzeln, wurde die Oberfläche eines Sandſteinfelſen entdeckt, von etwa 16 Fuß im Viereck. Auf der ebenen Fläche dieſes Felſen ſind verſchiedene Figuren eingegraben, unter andern zwey menſchliche (Mann und Weib), zwiſchen welchen ein Baum ſteht; das Weib mit einer Frucht in der Hand; ferner ſind Figuren von Hirſchen, Bären, wälſchen Hühnern ꝛc. eingegraben. — Die Eiche war wenigſtens 500 bis 600 Jahre alt, folglich müſſen dieſe Figuren lange vor der Entdeckung Amerika's durch Columbus eingegraben worden ſeyn. Dergleichen Entdeckungen wurden auch ſchon in andern Gegenden der Freyſtaaten gemacht. In den Gebieten um den Ohio ſind ſchon mehrere Hügel entdeckt worden, die ganz gewiß von Menſchen mit großer Mühe und vereinigten Kräften von Tauſenden gemacht worden ſind. Auf meiner Reiſe durch dieſelben habe ich unter andern einen ſolchen Hügel geſehen, deſſen ſenkrechte Höhe 75, der Umfang der Baſis 340 und der des Gipfels 120 Fuß betrug. An den Seiten und auf dieſen Hügeln ſtehen große Eichen, die 400 bis 600 Jahre alt ſeyn mögen. Nahe bey der Mündung des Fluſſes Muskingum, 183 Meilen unter Pittsburg, iſt eine alte Fortification, welche ungefähr 40 Morgen Land in ſich faßt. Um dieſelbe ſind verſchiedene längliche Quadrate von 140 bis 200' Länge und 10 bis 30' Höhe aufgeworfen, auf welchen ebenfalls ſehr alte dicke Eichen ſtehen. An jeder Seite des Werkes befinden ſich drey Oeffnungen von gleicher Entfernung, die mittlere von 30' Breite und 22' Höhe. Das Ganze iſt mit einem Erdwall umgeben, deſſen Baſis 36 bis 40' und deſſen Höhe etwa 10' beträgt. Allem Anſcheine nach ſind dieſe Werke ſchon viele Jahrhunderte verlaſſen. Wer ſie aber aufgeführt haben möchte, iſt hier unbekannt. Die älteſten Indianer ſagen, daß ſie bey der Ankunft ihrer Urväter bereits vorhanden geweſen ſeyen. Bey dem Graben von Brunnen und Kellern findet man hie und da verſteinerte Werkzeuge und Geräthſchaften, die von einer Kunſtkultur zeugen, welche man bis jezt noch bey keiner der indianiſchen Nationen angetroffen hat.

R...r.

Die bezahlte Rechnung.

(Fortſetzung.)

Erwartungsvoll harrte Roſamunde nun des folgenden Tages, und ſchon ziemlich früh am Morgen brachte ihr ein Bote des Wundarztes folgende Zeilen:

„Ich verſprach Ihnen geſtern, den Preis zu beſtimmen, welcher mir lohnen könne für mein Bemühen um Ihren Sohn; ich that es mit feſtem, entſchiedenem Sinn, ob ich gleich wohl wußte, dieſer Preis werde Sie überraſchen. Damals ſchien es mir nicht unbillig, für ein erhaltenes Menſchenleben die Rettung eines andern zu begehren. Und doch wird es mir in dieſem Augenblick vielleicht eben ſo ſchwer, auszuſprechen, welche Belohnung ich wünſche, als es Ihnen werden möchte, ſie mir zu gewähren.

„Geſezt, ich hätte eine einzige Schweſter; ſie würde von einem jungen Manne, welchem ich das Leben gerettet, mit ſeltener Innigkeit geliebt, und auch ſie erwiederte ſeine Liebe. Des Jünglings Leben ſey durch die Nothwendigkeit der Geliebten zu entſagen gefährdet worden, indeß dieſe zarte Blume durch die Trennung von ihm, der ihr alles geweſen, ſo ſehr litt, daß ſie langſam dem Grabe zuwelkte. Glauben Sie wohl, ich dürfe in dieſem Fall von der Mutter des Jünglings das Opfer eines Vorurtheils verlangen? —

---

*) Ich fand den Umfang des Kopfes eines ſolchen erlegten Bären, den ich maß, 3' 5'', den des Halſes 3' 11'', des Vorderfußes 1' 11''; die Länge einer Klaue 4½''; die ganze Länge des Thiers 8' 7½''. Sein Fell gilt 40 bis 50 ſpaniſche Thaler.

„Gnädige Frau, meine Rechnung liegt vor Ihnen! Es iſt wirklich ſo, wie ich eben ſagte. Thereſe, meine Schweſter, iſt das Mädchen, welches Ihr Sohn liebt; und durch ihn ſelbſt weiß ich, wie treu und feſt ſein Herz an ihr hängt, wie tief er ihren Werth erkennt. Ohne dieſe Gewißheit — das, hoff' ich, trauen Sie auch dem Stolz des Bürgerlichen zu — hätte ich nie ein Wort über dieſe Sache zu Ihnen geſprochen.

„Thereſe war's, die ich, wiewohl ſehr ungern, auf ihr dringendes Bitten als Gehülfen mit in Ihres Sohnes Krankenzimmer nahm. Von düſtern Phantaſien gequält, glaubte ſie Widerſprüche in meinen Nachrichten über ihn zu finden, überzeugte ſich immer feſter, daß auch ich ihn im Herzen für verloren halte, und nun ward ihr Verlangen, ihn nur einmal, einmal noch in dieſem Leben wiederzuſehen, unbeſiegbar. — Es kam, wie ich gefürchtet hatte: der Anblick erſchöpfte ihre Kraft, und faſt zürnte ich ihr, meiner Weigerung kein Gehör gegeben zu haben.

„Damals nannte ſie mich hart. War ich's, ſo vergüte ich, wiewohl ihr unbewußt, heute mein Unrecht; denn wahrlich! ich thue in dieſer Stunde für ſie mehr, als ich je für mich ſelbſt gethan hätte. — Es iſt ſehr ſchmerzlich, das ſonſt ſo heitre, blühende Weſen leiden zu ſehen. Sie ſelbſt, gnädige Frau, ſchenkten ihr Theilnahme. An Ihnen iſt's jetzt, ihr Loos, wie das Ihres Sohnes, zu entſcheiden. —

„Wenn Sie mir wohlwollen, ſo laſſen Sie mich in einer offnen, geraden, ohne Umſchweife gegebenen Antwort Ihren Entſchluß erfahren. Der Weg, den ich Ihnen zeigte, iſt der einzige, auf welchem mir ein ſüßer, erfreuender Lohn werden kann; mit allen andern Anerbietungen, wie glänzend ſie auch ſeyn möchten, wünſche ich verſchont zu bleiben. Schlagen Sie mir jene ſchönere Vergeltung ab, ſo will ich nichts von hier mit hinwegnehmen, als das Bewußtſeyn, durch Treue und Sorgfalt eben Ihnen den einzigen Sohn erhalten zu haben; und dieß Bewußtſeyn ſoll mich noch einſt in eine beſſere Welt begleiten, wo kein Vorurtheil und kein Rangſtolz mehr iſt.

„Und nun bitt' ich Sie nur noch eines: wenn es ſeyn kann, antworten Sie mir bald! Ungewißheit überhaupt iſt im Leben ſo ſchmerzlich, und hier — das fühlen Sie gewiß — iſt ſie es doppelt."

Sigismund Schulz.

„Beſtell' den Wagen, Hermine! rief Roſamunde nach kurzem Beſinnen, als ſie den Brief geleſen hatte; ich muß bis zum Abend von meinem Heinrich ſcheiden. Laß ihn dir empfohlen ſeyn! Es wird mir noch ſehr ſchwer ihn zu verlaſſen; doch bin ich's ja ihm ſelbſt ſchuldig — und ſo geh' dann nur."

Hermine erfüllte den Befehl, und verhieß die treueſte Sorge für ihren Bruder. In wenigen Augenblicken war dann alles bereit, und ſchnell rollte nun der Wagen dem Wohnort Thereſens zu, welchen Roſamunde aus ihres Sohnes Briefen kannte.

Von ihrer Kammerfrau begleitet, durchwanderte ſie nun, ſcheinbar die ſchöne Gegend bewundernd, das lieblich gelegene Dorf. Doch vermied ſie vorſichtig Thereſens Wohnung, welche ſie ſich hatte bezeichnen laſſen; erkundigte ſich aber, ſo viel es ohne Aufſehen geſchehen konnte, auf das Sorgfältigſte ſowohl nach ihr ſelbſt, als nach ihren Verwandten. Es war nur eine Stimme über ſie alle; beſonders ward Thereſens mit dem wärmſten Lobe gedacht, doch auch mit gutmüthigem Bedauern, da ſie jetzt ſehr ſchwach und kränklich ſey. Ja, mehr als einmal ertönte der treuherzige Ausſpruch: das Mädchen ſey für dieſe Welt zu gut, und werde darum auch wohl bald wieder von der Erde abgerufen werden.

Nun war die Fragende zufrieden. Des Mädchens Geſicht, des Mädchens Weſen hatte ſchon ſo günſtig für ſie geſprochen, das ganz abſichtloſe Urtheil ihrer Nachbarn that es nicht weniger, und etwas ließ ſich doch auch auf des wackern Heinrichs eigenes, unverdorbenes Gefühl bauen. So begehrte denn Roſamunde keines weitern Bürgen mehr für ſein Glück, ſondern kehrte ruhig heitern Sinnes in ihre Wohnung zurück.

Nachdem ſie einen Augenblick mit ihren Kindern zugebracht hatte, trat ſie an Heinrichs Pult, und beantwortete alſo des Wundarztes Brief:

„Ihre Rechnung ſoll bezahlt werden, mein Freund, ſo wie Sie es wünſchen. Ich wäre es vielleicht allein Ihrem Verlangen ſchuldig geweſen; doch verhehle ich's Ihnen nicht; die Mutterliebe hatte ſchon mit mächtigen Waffen für des Sohnes Freude, für das Glück ſeiner erſten jugendlichen Liebe gekämpft. Jetzt bin ich entſchieden, und die heitere Ruhe meines Herzens ſagt mir, daß ich den rechten Weg gegangen ſey. Bringen Sie Thereſen zu uns, und gewiß, Sie werden mit mir zufrieden ſeyn."

Roſamunde.

(Der Beſchluß folgt.)

Engliſche Miſcellen.

Die irländiſchen Maler haben ſich in eine Geſellſchaft nach dem Plane der königlichen Akademie in London vereinigt. Ein Rath von vierzehn iſt ernannt, und im künftigen Jahre ſollen zehn Mitglieder unter den irländiſchen Ma-

Google

lern gewählt werden, die ihre Gemälde im Publikum zeigen werden. — Ob wohl ſolche Akademien der wahren Kunſt förderlich ſeyn mögen? — Wo es die Erhaltung von Ehrentiteln und andern Vortheilen gilt, da beleidigt man nicht gern die Präſidenten und Beyſitzer, in deren Händen die Gaben liegen, durch ein unbeſcheidenes Ringen nach Originalität. Hievon gibt uns die Richtung unſerer Kunſt unter der Leitung unſerer Akademie ein lehrendes Beyſpiel; wir haben ſeit ihrer Bildung, d. h. ſeit vierzig Jahren, noch keinen Maler gehabt, der die erſten Stifter derſelben übertraf.

*

Hr. Heat hat ſeinen Kupferſtich von dem großen Gemälde Weſts; „Chriſtus den Kranken heilend," welches die brittiſche Inſtitution im Jahr 1811 für 3000 Guineen an ſich brachte, vollendet. Hr. Heat erhält 1800 Guineen für ſeine Arbeit, die ihn eilf Jahre lang beſchäftigte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Man hat dießmal, wie öfters, wenn die Ausſichten zur guten Ernte mißlich waren, ſich damit getröſtet, daß ein gänzlicher Mißwachs in Dänemark, bey der ganz verſchiedenen Lage und Beſchaffenheit des Erdbodens, ſo wie bey dem ſehr veränderlichen Klima, ſich nicht leicht denken ließe. Bisher ward dieſe Muthmaßung durch Erfahrung beſtätigt, und je mehr ſich, unter dem Schutz und der Anleitung einer zweckmäßigen Geſetzgebung, der Ackerbau verbeſſert, um ſo weniger möge dieſer Erfahrungsſatz in der Zukunft trüglich werden. Ueberall dürfte wohl die Geſetzgebung Dänemarks, in Rückſicht der Landwirthſchaft, in manchen Stücken auch an andern Orten als Muſter dienen können. Dieſe Geſetze ſetzen dem klaren Verſtande und dem edeln Herzen Friedrich VI. ein ewiges Denkmal, und werden auch die Männer, deren Beyhülfe er in dieſer Sache benützte (A. P. Bernſtorff, Chriſtian Reventlow und Chriſtian Kolbiörnſen), in Dänemark unvergeßlich machen.

Der Seehandel iſt hier, wie überall, noch immer weit unter dem, was er in beſſern Zeiten war. In wie weit aus dem Kornhandel mit dem Auslande etwas werden ſoll, wird von dem Ausfall der Ernte daſelbſt abhängen. Da man ſich jezt hier beſtrebt, das Korn für den Handel und zur Verſendung in entfernte Länder tauglicher zu machen, durch beſſere Behandlung und durch Dörren auf verſchiedene Weiſe, ſo ſteht zu hoffen, daß der bedeutende Ueberſchuß des eingeernteten Vorraths dem Lande künftig, bey etwas günſtigen Umſtänden, einen noch größern Handelsvortheil, als bisher, verſchaffen werde. — Der weſtindiſche Handel wird noch mit einer ziemlich bedeutenden Anzahl Schiffe getrieben, welche Zucker, Rum u. dergl. von den fruchtbaren weſtindiſchen Inſeln Dänemarks holen. Die Anzahl dieſer Schiffe war im vorigen Jahre etliche und zwanzig aus Kopenhagen, wozu noch diejenigen, welche Flensburg, Altona und einige Städte der Provinzen ausſenden, zu rechnen ſeyn würden, um die Geſammtzahl der däniſchen Weſtindienfahrer auszumitteln. Uebrigens ſind die Zucker-Ernten auf den gedachten Inſeln in den zwey lezten Jahren ſo ergiebig nicht geweſen, wie ſonſt, indem die jährliche Regenzeit zu lange ausblieb. Nichts deſto weniger, und dieß iſt zugleich für den Handel ein ſehr trauriges Ereigniß, ſtehen die Preiſe des rohen Zuckers hieſelbſt ſehr niedrig, faſt, wie Einige behaupten, niedriger in dieſem Augenblicke, als im däniſchen Weſtindien ſelbſt, wo eine ſtarke Ausfuhr nach Nordamerika, ſo wie nach den jezt freyen Häfen des mexikaniſchen Meerbuſens und der ſüdlichen Länder jenes Welttheils, Statt finden ſoll. Merklich iſt überhaupt der geſunkene Preis der Kolonialwaaren in Europa im jetzigen Zeitpunkt, da ſie oft nicht ohne Verluſt abzuſetzen ſind, während in frühern Zeiten eine Schiffsladung ſolcher Waaren, nach Europa gebracht, eine faſt unfehlbare Quelle des Reichthums abgab. Jezt hüten ſie zuweilen das Lager mehrere Jahre hindurch. So haben z. B. die aus China geholten Waaren der hieſigen aſiatiſchen Kompagnie noch nicht alle verkauft werden können, ob man gleich einen Theil derſelben ſo vortheilhaft abſezte, daß die Kompagnie ſich im Stande ſah, dieſes Frühjahr abermals ein großes Schiff nach China zu ſenden. Die Kompagnie hat bey dieſer Veranlaſſung einige Erſparungen gemacht, die zuſammen eine Summe von 16,000 Rthlrn. Silbermünze jährlich betragen. Die Löhnungen waren z. B. aus frühern Zeiten her ſehr hoch angeſezt. So machten die Beſoldungen, die ſogenannten Kajütengelder und mehrere Ausgaben für den Kapitän, die übrigen Offiziere und die Mannſchaft eines Chinafahrers (eines nach China fahrenden Schiffes) monatlich 8500 Rthlr. aus. Es iſt dieſe Summe jezt bis auf 5000 Rthlr. herabgeſezt worden. Für jede Perſon, die in der Kajüte am Tiſch des Kapitäns ſpeiſte, zahlte die Kompagnie demſelben monatlich 50 Rthlr., jezt nur 27 Rthlr. u. ſ. f. Dieſe Erſparungen ſind nun gewiß ſehr zu loben, hätte man die Sparſamkeit nur nicht ſo weit getrieben, daß man bey Einſchränkung der Beamten des Schiffes auch ſogar den Poſten eines Schiffs-Predigers aufhob! Seit Errichtung der Kompagnie im Jahre 1730*), hat eine ſolche Stelle auf den Chinaſchiffen, die anderthalb Jahre auf der Reiſe ſind, beſtanden. Auch dem vor zwey Jahren zurückgekommenen Schiffe war ein Prediger mitgegeben worden. Die Gage eines ſolchen Beamten war nicht bedeutend, und daß die Engländer auf ihren Chinafahrern keinen Prediger mitnehmen, ſchien kein hinlänglicher Grund, einen ſo ehrwürdigen Gebrauch abzuſchaffen. Er möchte vielmehr als ein Vorzug zu ſchätzen und zu bewahren ſeyn. Allein dieß war nicht die Meinung der Kompagnie, welche bey der Regierung zu mehrernmalen darauf antrug, frey geſprochen zu werden von der in der neulich verlängerten Octroy feſtgeſezten Verpflichtung, einen Prediger für die nach China abgehenden Schiffen anzunehmen. Zwar wird auch ohne den Geiſtlichen, wie es gewöhnlich auf größern Schiffen üblich iſt, Gottesdienſt am Bord gehalten, welcher denn darin beſteht, daß einige Gebete im Beyſeyn der ganzen Mannſchaft geleſen und ein Paar Pſalmen geſungen werden; man ſah es aber als paſſend und würdig an, daß auf einer ſo langen Reiſe, und unter einer Menge von etwa 120 Menſchen, die der Andacht geweihten Stunden auf die möglichſt feyerliche Weiſe gehalten wurden; daher ward die Aufhebung jener Verpflichtung zuerſt einigemal abgeſchlagen, auf wiederholtes dringendes Anſuchen aber endlich zugeſtanden. — Die däniſche Schiffahrt iſt bisher von den auf dem mittelländiſchen Meer und in den weſtindiſchen Fahrwaſſern umſchwärmenden Freybeutern nicht beunruhigt worden. Bey unſern weſtindiſchen Inſeln werden immer zur Sicherung des Handels einige Kriegsſchiffe gehalten, nämlich eine Korvette (eine der kleinern Fregatten, ſie hat drey Maſten und zwanzig Kanonen) und eine Brigg (zweymaſtiges Schiff mit vierzehn bis achtzehn Kanonen), zuweilen auch noch ein Paar kleinere Fahrzeuge. Das Gefecht, welches in Weſtindien neulich entſtand zwiſchen der däniſchen Kriegs-Brigg St. Jan von vierzehn Kanonen, und einer ſpaniſch-amerikaniſchen Brigg von zwey und zwanzig Kanonen, die ſich auf die Flucht begab, hatte nur in einer Irrung der ſpaniſchen Brigg ſeinen Grund.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Die erſte däniſch-oſtindiſche Kompagnie ward 1616 errichtet.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 79.

Nro. 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 4. Oktober 1822.

Maßlos iſt das Unermeßne,
Und der Sonn' nicht näher Einer,
Welcher auf den Bergen ſtehet,
Als wer in dem Thal verweilet.
Calderon.

Bruchſtück eines Briefs von Georg Forſter.

In unſern Tagen, wo wir ſo manchen vortrefflichen Kopf von einer mißverſtandnen, jezt mit dem Namen Myſtizismus, bezeichneten Frömmigkeit, irre geleitet ſehen, hat es ein beſondres Intereſſe, die Aeußerung eines der beſten Denker und vortrefflichſten Menſchen, des verewigten Georg Forſter, über den Zeitpunkt ſeines Lebens zu hören, während dem er ſelbſt in dieſem Irrwahn befangen war. Ordensverbindungen hatten ihn nicht dazu *verleitet*, ſondern ſeine Sehnſucht, ſich aus dem Zwieſpalt zwiſchen ſeinem Innern und der Außenwelt zu ziehen, den ſein drückendes Schickſal ſchon lange genährt, brachte ihn in den Orden. Tröſtlich für manches edle Gemüth, das wie das ſeine litt und Hülfe ſuchte, muß es ſeyn, daß dieſer Mann, dem man in dem nachfolgenden Brief-Fragment noch die Haſtigkeit des beſtandnen Kampfes anſieht, als ein Chriſt im höheren heiligeren Sinne, bey einem harten Geſchick, mit freudiger Zuverſicht an den Sieg der Wahrheit hienieden, und der Annäherung an ihrem Urquell jenſeits, entſchlief.

Wien, den 1. Aug. 1784.

Schon ſeit mehrern Stunden wimmelts gerade vor meinem Fenſter vor dem Eingang der Kapuzinerkirche, deren Kloſter heut ſeit Aufgang der Sonne ſchon Ablaß für vergangene und zukünftige Sünden verkauft hat. Das arme blinde Volk kniet ſchon mitten auf der Straße, nur das Geſicht nach der Gegend gerichtet, wo ſeine Verblender ihm ſeine Götzen ausſtellen. Der Menſch iſt ein weichherziges Thier; Verſöhnung und Frieden ſucht er ſo gern, und iſt ſo froh, wenn er ſie erlangt zu haben glaubt! Das wußten die Liſtigen wohl, die ſeinem Geiſte Feſſeln ſchmiedeten, welche noch jezt ſo feſt, ſo unauflöslich ſind. Die Selbſttäuſchung, die man ſo emphatiſch *Glauben* nennt, bewirkt hier eben das, was bey mir die gewiße Ueberzeugung. Ich glaube an Güte, die ich kenne; und ſie glauben an etwas, das ſie nicht kennen, und beruhigen ſich, ſo wie ich. Ich will die Augen wegwenden von dem häßlichen traurigen Bilde des Aberglaubens, das ſich dort lebendig gruppirt, und ſie wieder auf deinen Brief heften, der ſo viel reine, wahre Gefühle für das Weſen enthält, dem wir die Entſtehung alles deſſen, was iſt, zuſchreiben müſſen, und das, ſobald wir dieſes *glauben*, zugleich das wirkſamſte, thätigſte, vollkommenſte, weiſeſte, liebvollſte, das die Liebe ſelbſt ſeyn muß. — Wenn du fragſt, ſo iſt es Pflicht zu antworten, nicht mit Aphoriſmen und Dogmen, ſondern mit dem, was ich zu ahnen glaube und gern beſſer wüßte. Du haſt einen redlichen Geiſt des Forſchens nach Wahrheit. O daß er nie dadurch laß würde, daß ſo viele Schranken dem menſchlichen Forſchen geſezt ſind, die ihm überall entgegen ſtehn! Das Feld iſt demungeachtet weit genug für uns, uns, ſo lange die Schnellkraft unſerer Organe dauert, zu beſchäftigen. Die Gegenſtände, mit denen dein Brief ſich beſchäftigt, ſind gerade unter allen ſpekulativen die wichtigſten — wohl bedacht, daß ſie immer nur ſpekulativ ſind, und daß uns alles an unſerm ganzen Weſen er-

Digitized by Google

innert, daß wir mehr zum Handeln als Spekuliren hier ſind, mehr durch Gefühle als durch Abſtraktionen angeregt werden, mehr in die gegenwärtigen Verhältniſſe uns ſchicken, als neue, noch ſo wahrſcheinliche, uns erträumen dürfen. Verzeihe mir immer meine kalte Philoſophie, wie du ſie nennſt; ſie iſt doch die Philoſophie eines warmen Herzens. Du weißt, ich war ein Schwärmer — aber wie ſehr ichs geweſen bin, welchen hohen Grad ich erſtiegen hatte, das konnten, weil ichs für Pflicht hielt, es zu verbergen, ſehr wenige Menſchen wiſſen. Ich habe alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß diejenigen, die mich zu dieſem Glauben verführten, keine moraliſch gute Menſchen wären, öffnete mir die Augen; ich glaubte nun, das ganze aufgethürmte Glaubensgebäude auf einer Nadelſpitze ruhend zu ſehen, und wie ich die unterſuchte, fand ich ſie auch verroſtet und unſicher; ich war wie einer, der aus ſchweren Träumen erwacht, und einer Todesgefahr entronnen iſt. Was ich von Einbildungskraft je hatte, ſpielte immer in ſanften roſenfarbenen Bildern; mit Liebe, mit ſanften Empfindungen konnte man mich locken, wohin man wollte. Meinem Verſtand ſchmeichelte es, Wahrheit zu erkennen, ſie auszuforſchen, und meinem Herzen, ſie da zu finden, wo ich ſie ſo gern ſuchte. Nichts iſt berauſchender für ſo einen eiteln Menſchen, wie ich war, als das Glück den großen Zuſammenhang des Schöpfungsplans zu überſehen, Gott nahe, in ihm gleichſam anſchauend alles zu leſen, und concentrirt zu überſehen, was in anſcheinender, uns unbegreiflicher Unordnung da vor uns liegt, ein Vertrauter der Geiſterwelt und ſelbſt ein kleiner Halbgott, ganz Herr der Schöpfung, alle, auch die noch verborgenen Naturkräfte zu kennen, ihnen zu gebieten — und dieß alles durch das leichteſte Mittel von der Welt: durch grenzenloſe ſeraphiſche Liebe gegen das vollkommenſte Weſen, innige Vereinigung im Geiſte mit ihm, Selbſtverläugnung im höchſten Grad, Verachtung alles deſſen, was die ſchnöde Welt hochachtet, Entſagung aller Eigenheit, beſtändige aſcetiſche Gemeinſchaft mit ihm, contemplative ſowohl als praktiſch experimentirende Erforſchung der Natur ꝛc. — Von dieſer Höhe war, wie leicht vorherzuſehen, der Fall ſehr unſanft. Ich bin indeſſen weit entfernt, ſo nachtheilig von der einen Seite dieſe Periode für meinen Kopf geweſen iſt, ihr das Verdienſt abzuſprechen, welches ſie um meine Bildung gehabt hatte. Nie wäre ich im Studium meiner ſelbſt ſo weit gekommen, nie hätte ich gelernt ſo über mich ſelbſt zu wachen, mich zu prüfen, jede meiner Handlungen ihrer rechten Triebfeder zuzuſchreiben; nie hätte ich, bey aller guten Anlage, meinen Charakter, der im Grunde doch choleriſch war, ſo zur Geduld und zu den geſelligen Tugenden geſtimmt, — meine Verſtandskräfte ſo anzuſtrengen gelernt, (wenn gleich die Anſtrengung damals eben nicht zweckmäßig war) als durch dieſe Periode ſchwärmeriſcher Uebung geſchehen iſt. Endlich entſtand ein Zweifel, ob ich dann wirklich ſeit ſo langer Zeit mit meiner Philoſophie auf rechtem Wege wäre, ein Zweifel, deß ich mich anfangs erwehren wollte, der aber bald völlig ausgebrütet wurde, und ſein völliges Wachsthum erlangte. Es kam zur Reviſion, wobey ich inne ward, bisher habe ich auf willkürlich angenommenen, noch nicht erwieſenen Grund gebaut. Das war ärgerlich, und war es um ſo mehr, da ich nun auch entdeckte, daß ich gerade das, was ich zu erreichen gewähnt, verfehlt hatte, daß ich in der Ueberzeugung mich alles Rechts, auf die Menſchen zu wirken, begeben zu haben, mehr als jemals mittelbar auf ſie gewirkt hatte, und Beyſpiele von Intoleranz und Parteylichkeit in meinen Handlungen fand, wo ich mir wohl gar zu der Zeit, als ſie geſchahen, des Gegentheils bewußt geweſen war. (Im Vorbeygehn geſagt, ich glaube, intolerant zu ſeyn, iſt von allen Arten der Ueberzeugung, daß man die Wahrheit kenne, unzertrennlich. Aus Gutherzigkeit wollen wir die uns beglückende Wahrheit auch unſern Freunden aufdringen. Es choquirt uns, wenn wir aus uns fremden Grundſätzen anders als wir gewohnt ſind, handeln ſehen, und das verbieten wir, ſobald wir Macht haben und nicht überzeugen können oder wollen. Ja! wenn unſre Grundſätze nicht immer auf unſre Lage in der Welt, auf unſer praktiſches Verkehr mit den Menſchen einen ſo weſentlichen Einfluß hätten! dann könnte ſchon jedermann ſeines Glaubens leben. Bey aller unſerer Toleranz aber ſind wir faſt beſtändig dem König von Preußen ähnlich, welcher auch ſagt, in meinem Lande mag jeder glauben, was er will, wenn er nur ein ehrlicher Mann iſt; — was aber zum ehrlichen Mann gehöre, hängt ja gerade ſo ſehr von eines jeden Glauben ab! Solche Zirkel machen wir oft.)

(Der Beſchluß folgt.)

Die bezahlte Rechnung.

(Beſchluß.)

Kaum hatte Siegmund dieſe Zeilen erhalten, als er voll brüderlicher Freude in die Wohnung der Baronin eilte. „Ich komme, ſo ſprach er mit inniger Herzlichkeit, Ihnen den reinſten Dank zu bringen, für den ſchönen Sieg, welchen Sie über ſich ſelbſt und eine langverjährte Meinung gewannen. Glauben Sie mir, Sie erhalten das Glück einer ganzen redlichen Familie, und ...“ Nun, unterbrach ihn Roſamunde lächelnd, laſſen Sie mich's geſtehen, ich denke gar das Glück zweyer Familien zu erhalten. Ueberhaupt, lieber Freund, wenn jemand eine Rechnung bezahlt, iſt dabey weiter nichts nöthig, als daß der Bezahlte quittirt; und wenn Sie das bey mir auch thun wollen, bin ich gern zufrieden. Bringen Sie ſobald als möglich dem guten Mädchen Troſt, und ſagen Sie mir jezt nur noch: wie mußten Sie denn gerade damals, in meinen trübſten Stunden, zu dem Maler kommen, und ſo durch dieſen kleinen

Digitized by Google

Umſtand der Retter meines Sohnes werden? Die Fügung iſt ſo wunderbar, daß.... „Mein Kommen war nicht abſichtlos, unterbrach ſie Siegmund; Sie aber wollen durch Ihre Frage nur meinem Dank ausweichen, und wahrlich, das iſt unrecht!“ — „Nun, da mögen Sie wohl auch die Rechnung aufgehen laſſen, ſprach Roſamunde ſcherzend; ſind denn Sie nicht auch dem meinigen ausgewichen? — Und Ihr Kommen war nicht abſichtlos, ſagen Sie? Wie ſo denn? wie hatten Sie denn von der Krankheit meines Heinrich erfahren? — „Ich war, erwiederte Siegmund, auf kurze Zeit bey meinen Verwandten in der Heimath, als die Kunde von Ihres Sohnes hoffnungsloſem Leiden durch einige ſeiner Hausgenoſſen zu uns, und leider auch zu Thereſen drang. Flehentlich bat ſie mich, zu verſuchen, ob ich nicht noch Hülfe zu ſchaffen im Stande ſey. So ſuchte ich denn den Maler, einen alten Bekannten meines Großvaters auf, um mir durch ihn den Eingang in Ihr Haus zu verſchaffen. Er war ſo ſehr mit Ihrem Unglück beſchäftigt, daß ich das Geſpräch nicht erſt auf dieſen Punkt zu lenken brauchte; und kaum zeigte ich einige Hoffnung, als er mich auch ſchon mit ſich fortzog, den Kranken zu ſehen. Doch, nun genug, gnädige Frau! auch wiſſen Sie ja das Uebrige. Draußen wird zur Veſper geläutet, und wenn ich hier nicht danken ſoll; ſo will ich's dort in den gewölbten Hallen thun. — Gewiß, ſchon morgen werden Sie wieder von mir hören!“

Mit jugendlicher Raſchheit war er ſchnell die Treppe hinab, und als nun auch Roſamunde langſamern Schrittes ſich in ihr Zimmer zurückwandte, da ſtrahlten ihr, vom Abendlicht geröthet, hell und mild des Himmels gewölbte Hallen entgegen, und ihr froher Blick zu ihnen empor ſprach das nämliche Gefühl aus, welches ſich in dieſem Augenblick aus des Jünglings Bruſt in heißem Gebet an heiliger Stätte ergoß. —

Wirklich ſchon am folgenden Abend führte Siegmund die glückliche Thereſe in die Arme der zweyten Mutter, des freudetrunkenen Heinrich. Doch nun noch das Glück dieſer Beyden zu ſchildern, und die ſtille Zufriedenheit der freudeſpendenden Roſamunde — das geht über die Kraft der beſchreibenden Feder hinaus, und wahrſcheinlich auch über den Wunſch, der hier am Erfreulichſten ſelbſt ausmalenden Leſer. — Nie iſt die leiſeſte Anwandlung von Reue dem Opfer gefolgt, welches die liebende Mutter den Wünſchen des Sohnes, den Wünſchen des Wohlthäters brachte; auch ward wenigſtens *einem* Zweige des Hauſes von Thurnau ſeine ganze altadeliche Reinheit erhalten, denn Hermine vermählte ſich einem jungen Verwandten von väterlicher Seite, der mit ihr den gleichen Namen führte. Roſamunde, welcher ein mildes Geſchick bis in die ſpäteſten Jahre heitern Sinn und ungeſchwächte Kraft erhielt, ſah ſich im Alter von den blühenden Kindern des Sohnes, wie der Tochter, umgeben, und hatte nun alle Gelegenheit, bey der Erfahrung über ihre früheren Meinungen anzufragen. Allein ſo erfreulich es ſonſt erſcheint, nicht geirrt zu haben, dießmal doch zu ihrer innigſten Freude war die Antwort, welche ſie erhielt, keine beſtätigende.

Caroline Still.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 13. Sept.

Ein neues Luſtſpiel in Deutſchland (wir meinen auf der Bühne, nämlich im Theater), und noch dazu ein Original-Luſtſpiel, iſt eine ſo ſeltene, eine ſo wünſchenswerthe Erſcheinung, daß man ſich eigentlich unbedingt auch an dem geringfügigſten erfreuen ſollte, ohne zu kritteln und zu mäkeln. Denn geſezt, unſer Theater mit ſeinem tragiſchen Sirocowind, mit ſeinem unfruchtbaren Familien-Sand, mit den nichtigen Luftbildern des Melodrams und der Oper, die nur, um ſo herber zu täuſchen, das ewige Einerley unterbrechen, geſezt unſer Theater gliche den arabiſchen Wüſten, ſo müßte man jedes neue Luſtſpiel wie eine freundliche Oaſe begrüßen. — Wer iſt ſo tragiſch, oder ſo muſikaliſch, daß er nicht gerne lachte; und wär' es auf die Gefahr, ſein eigenes Lachen hintennach zu verſpotten oder zu verläugnen! Hr. v. Holbein verdient alſo Anerkennung und Dank für ein neues Original-Luſtſpiel, das er geſchrieben, und welches geſtern hier zum Erſtenmale mit Fleiß, Natürlichkeit und rundem Geſammtſpiele dargeſtellt wurde. Der Dank und die Anerkennung der Kritik beſteht aber darin, wenn ſie weder oberflächlich ſüß lobt, noch diktatoriſch kurz tadelt, ſondern an das zu beurtheilende Werk einen nach Würde und Verhältniß genauen Maßſtab legt. Dieſes nun zu thun wollen wir uns wenigſtens befleißigen. Nach Verhältniß, ſagten wir, ſoll die Kritik ihren Maßſtab an das Werk legen. Wir haben dieſen Ausdruck, und zwar bevor wir noch den Titel des Stücks nennen, zu erklären. Er ſollte nichts anders ausſagen, als daß die Kritik heute und in Deutſchland es nicht ſo ſtrenge mit einem Luſtſpiele, als mit einer Tragödie nehmen dürfe, denn ohne zu erwähnen, daß wir für die leztere Gattung bereits vollendete heimiſche Muſter beſitzen, während wir für die erſtere noch immer von dem Auslande borgen müſſen, ohne darzuthun, daß die Tragödie der Welt und dem Leben, das Luſtſpiel nur der Geſellſchaft und dem Treiben ihren Stoff entnehmen kann, und daß man ſchon zufrieden iſt, wenn man über dieſes lacht, während es noch lange nicht genügt, wenn man über jenes Thränen vergießt, ohne dieſe Allgemeinheiten zu wiederholen, meinen wir ins Beſondere, daß es kaum eine Zeit gab, in der es, wie in der heutigen, ſo ſchwierig geweſen wäre, ein Luſtſpiel zu ſchreiben und auf die Bühne zu bringen. Wir wollen, um dieſes zu beweiſen, nicht etwa anführen, daß die Stücke, die auf der Weltbühne geſpielt werden, die Menſchen zu ernſt ſtimmen, oder daß die Zeit überhaupt zu großartig ſey, um Freude am Luſtſpiel zu finden; ſondern im Gegentheil, wir wollen annehmen, daß die Leute, ganz müde, total matt, von der Ueberzahl, von der Rieſenhaftigkeit und von dem grandioſen Intereſſe der Weltbegebenheiten, eine wahre Sehnſucht haben, in die Komödie zu gehen — und dann fragen wir: Wo ſoll die Komödie hergenommen werden? Obgleich Deutſchland nie eine Hauptſtadt hatte, in welcher ſich eine ſogenannte ausſchließliche feine Geſellſchaft hätte bilden können; ſo war doch Paris die allbekannte Hauptſtadt der Welt, oder doch wenigſtens der beau monde, die mit ihrer bonne société den beliebten bon ton angab, den ſelbſt die vilains in ganz Europa wenigſtens nachzuahmen ſuchten. In dieſer bonne société und in ihren durch die ganze Chriſtenheit verbreiteten Filial-Geſellſchaften, wurden nun täglich ſo viele feine Luſtſpiele und Intriguenſtücke aufgeführt, daß es nur eines alltäglichen Talentes bedurfte, um ſie abzuſchreiben und auf die Bühne zu bringen. Sehen ſich dieſe Stücke auch meiſt ſehr ähnlich, ſo hatten die Leute von damals doch ihre Freude daran, da ſie nichts Höheres kannten, als ſich ſelbſt, und es gar nicht überdrüßig wurden, immer nur ſich und wieder ſich ſelbſt wieder zu ſehen. Statt deſſen begehrt man heut zu Tage nicht nur alle Tage etwas Neues, ſondern auch der Quell des feinen Luſtſpiels iſt verſiegt. Es gibt — zwar noch gute Geſellſchaft — aber nicht mehr eine bonne société; denn obgleich die ebenbürtige Ritterſchaft und beſonders dero Burgfrauen von Neuem wieder eine ſo feſt geſchloſſene Geſellſchaft bilden, daß z. B. in Mannheim, im öffentlichen Konzerte, wo Jeder ſein Eintrittsgeld zahlt, zur rechten Hand, vorne, eine Adelsbank exiſtirt, auf die keine eingeborne Bürgerfrau ſich hinzuſetzen wagt, und die augenblicklich verlaſſen wurde, als eine fremde Dame, ohne Namen! ſich unwiſſenderweiſe darauf ſezte; obgleich ſelbſt in Paris dieſe ausſchließliche Geſellſchaft mit aller Gewalt wieder eingeführt wird; ſo wird ſie doch dadurch, daß ſie eine ausſchließende iſt, keine ausſchließliche, die durch weit verbreitete Wirkung dem Luſtſpieldichter Stoff und Intereſſe darböte. Im Gegentheil, nicht nur daß ſie gar nicht wirkt, daß ſie gar keine Norm für die Geſellſchaft gibt, ſo wirkt im Gegentheil, meiſt ihr ſelbſt unbewußt, die Zeit ſo vielfältig auf ſie ein, daß ſie, in einem Schwanken zwiſchen Altem und Neuem, zu gar keiner beſtimmten Form gelangen kann. Alſo die ausſchließliche gute Geſellſchaft, die ſonſt ſo vielfachen Stoff für das feine Luſtſpiel darbot, gibt heute nur einen einzigen her, nämlich den, daß ſie nicht mehr die ausſchließlich-gute Geſellſchaft iſt, und es doch gern noch ſeyn möchte. — Hat der Dichter nun den Normal-Schauplaz für die Komödie verloren, ſo ergeht es ihm noch ſchlimmer, wenn er ſich zu ſeinem unumgänglichen Bedarf nach Originalen und Narren umſieht. Narren trifft man wohl noch, aber original ſind ſie keineswegs. Die Menſchen ſind jezt ſo nivellirt, ſo uniformirt, daß ſie gar nicht mehr von einander zu unterſcheiden ſind. Nicht nur, daß man Gefahr läuft, das Kammermädchen mit der Dame, den Baron mit dem reiſenden Handlungsdiener, ſelbſt wenn man mit ihnen ſpricht, zu verwechſeln; ſo ſind die eigentlichen Originale ſo ganz aus der Welt verſchwunden, daß ſelbſt in ihrem Vaterlande, in Britannien, ihrer nur äußerſt wenige exiſtiren ſollen, wie dieſes denn auch die reiſenden Engländer, die einander durchaus und in nichts überbieten, ſattſam beweiſen. Alſo mit den originalen Narren wäre es auch nichts! — Nun definirt aber ein hoch berühmter deutſcher Mann das Lächerliche alſo: „Es iſt, ſagt er, die Evidenz der Verkehrtheit“ — und hätten wir durch das früher Behauptete ſagen wollen, daß es keine Verkehrtheiten mehr bey uns gäbe, ſo hätten wir ſelbſt eine Verkehrtheit, ſo hätten wir geſagt, daß das Reich, um das wir täglich bitten, ſchon gekommen ſey. Nein, der Verkehrtheiten gibt es noch genug, die, dramatiſirt zu evidenter Anſchaulichkeit gebracht, vortreffliche Luſtſpiele geben würden; aber . . . . Ja, aber . . . . wie ſollen wir die Worte klüglich ſezen, um zu ſagen, daß gerade die geeignetſten Stoffe zum zeitgemäßen Luſtſpiele, gerade die, welche den meiſten Antheil erregen würden, gerade die, welche, weil ſie fern ſind von der gewöhnlichen Frivolität und Plattheit, neu und original ſeyn würden; wie ſollen wir die Worte klüglich ſezen, um zu ſagen, daß gerade dieſe Stoffe nicht gewählt werden dürfen? Die Zeit iſt ſo kiglich geworden, daß ihre Aerzte es ſtreng unterſagen mußten, ihr mit dem Zeigefinger ſelbſt ganz von weitem zu nahe zu kommen, aus Furcht, ſie möchte über ſich ſelbſt in ein tödtliches Krampflachen verfallen. Aus eben dieſer Furcht mußten vorſorglich alle Spiegel aus ihrer Nähe gebracht werden, und allen bildenden und redenden Künſten wurde es verboten, ſie abzukonterfeyen, auf daß ſie ſich ja nicht ſelbſt zu ſehen bekäme. Demnach darf alſo auch die Zeit nicht auf die Bühne gebracht werden. Was alſo bleibt, bey ſo bewandten Umſtänden, dem armen Dramaturgen übrig, der ein neues, ein Original-Luſtſpiel ſchreiben will, und dem dazu nicht nur eine allbekannte Normal-Geſellſchaft und ausgezeichnete Narren fehlen, ſondern dem man auch nicht einmal die gehörige Zeit zu komiſchen Darſtellungen gönnt? Nichts als hundert und abermal hundertmal dageweſene frivole Liebsgeſchichten, verbrauchte Charaktere, hergebrachte Verwicklungen, Lächerlichkeiten von ehemals: ein böſer oder guter Vormund, eine ſentimentale und eine muntere Weiblichkeit, ein naives Naturmamſellchen, ein nichts als Verliebter, ein derb-edler Landjunker, ein bäuriſcher Tropf, ein windiger, ſchwäzender Mengt-ſich-in-Alles und ſonſtige bekannte Bretterfiguren, nebſt Schulden, Spiel, Ohnmachten, unblutigem Duell, beſiegter Männer- oder Weiberſcheu, Rendez-vous, Dickleibigkeit, Poſthörnern, Anſpielungen auf die belletriſtiſche unſchuldige Literatur und Verſtecken der Liebhaber in einen Schrank. Keines dieſer bekannten Ingredienzien zur erlaubten Komödie fehlt in dieſem von Hrn. v. Holbein in Prag geſchriebenen Original-Luſtſpiele, genannt: *Der Wunderſchrank*, und es ſcheint uns eine feine Ironie des talentvollen Dichters zu ſeyn, daß er — auf den neueſten Wunderglauben ſtichelnd — einen ganz natürlichen Schrank, einen Wunderſchrank, und ein vielfach dageweſenes Luſtſpiel, Original nennt. Ein Student, der neben uns im Theater ſaß, behauptete, nach dem zweyten Akt, daß man derley Scenen und derley Perſonen zuſammenwürfeln, ſie ſich über Dieſes und Jenes verbreiten laſſen könnte, und daß er noch heute nach der Komödie ein ſolches Luſtſpiel ſchreiben wollte. So ſpricht die zuverſichtliche unerfahrene Jugend. Wir, die wir etwas reifer und vorſichtiger in unſern Urtheilen ſind, meinen, daß, bey den Umſtänden, unter welchen der Verfaſſer dieſes Luſtſpiel ſchrieb, es ihm hoch und als Beweis eminenten Talents anzurechnen iſt, daß er zwey überraſchende, wirklich neue Situationen durch originale und beluſtigende Charakterzüge veranlaßt, in einem Stücke erfand, das aus obbenannten zahmen Ingredienzien zuſammengemiſcht ſeyn mußte. Doch dieſe zwey Neuheiten ſollen das Lezte ſeyn, von dem wir ſprechen, damit man uns nicht mit jenen Recenſenten verwechſele, die nur darum zu Anfang ihrer Beurtheilungen Lob ſpenden, um hinterdrein um ſo biſſiger tadeln zu können. Wir wollen es umgekehrt machen und zuerſt Alles das ſagen, was wir an dem Stücke auszuſezen haben. Erſtlich erzählen wir die Fabel des Stücks nicht, um die Ueberraſchung nicht zu ſtören, die, troz dem in dem Stücke ſelbſt behauptet wird, daß die Komödie anders enden wird, als man's denkt, dennoch äußerſt dürftig und bald vorherzuſehen iſt. Zweytens leidet das Stück an einer Allbekanntheit und Gewöhnlichkeit des Stoffes und der Charaktere, die nur durch Zeit und Umſtände und ſelbſt durch dieſe nicht völlig zu entſchuldigen ſind. Drittens gibt der erſte Akt keine klare und noch weniger eine luſtige Expoſition; man hat, nach langem Hören, nichts gehört, und iſt, wenn der Vorhang fällt, ſo klug als zuvor. Viertens iſt die Gattung des Stücks nicht feſt gehalten. Erlaubt wäre es allenfalls, in ein feines Luſtſpiel phantaſtiſch-komiſche, ja burleske Scenen einzuſchieben; fein angelegte Frauen-Charaktere aber urplözlich burlesk ſprechen und in burleske Situationen zu bringen, ſcheint uns nicht erlaubt zu ſeyn. Fünftens fehlt es dem Dialog an ſchlagenden Repliken, an treffendem Wiz, und ſechstens ſind die komiſchen Situationen meiſtens mit willkürlicher Gewalt herbeygezogen, die Haupt-Situation aber (das ſich Verſtecken in den Wunderſchrank), wonach das Stück heißt, iſt eben ſo wenig die Haupt-Situation, als daß ſie motivirt oder überhaupt nur nothwendig wäre. Es gibt nämlich auch eine komiſche Nothwendigkeit, die eben ſo nothwendig iſt, als die tragiſche.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 239.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Oktober 1822.

> — Den Vortheil aber hat der Weg zum Wahren, daß man ſich unſichrer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.
>
> Goethe's Leben, 5ter Theil.

Bruchſtück eines Briefs von Georg Forſter.

(Beſchluß.)

Was mir in der Lage, worin ich mich befand, durchaus wahrſcheinlich vorkommen mußte, aus Liebe zur Wahrheit, aus Mißtrauen gegen mich, und Hochachtung für Köpfe und Herzen, die ich beſſer als die meinigen hielt, geprüft zu haben, gereicht mir nicht zur Schande, ob ich gleich im erſten Augenblick der Rückkehr meinen Stolz gedemüthigt fühlte, und einige Furcht hatte, verachtet zu werden, folglich auch damals das Geſtändniß, welches ich jezt thue, nicht leicht abgelegt hätte. Jezt ſehe ich wohl ein, daß es bey dem guten Willen, zu dem meine geringe Erfahrung und Einſicht kein ſchickliches Verhältniß beobachteten, zu meiner Belehrung und Aufklärung ſehr nothwendig geweſen ſey, daß ich erfahren und prüfen mußte, ehe ich aburtheln konnte. Ich bin alſo über das Vergangene ruhig und behalte noch immer ein brennendes Verlangen, die beſten Einſichten, deren mein Weſen fähig iſt, (oder was wir Wahrheit nennen) zu erlangen; mein Freund, G. R. Jacobi, nennt das an ſich kommen laſſen, oder der Ueberzeugung ſtets von allen Seiten unparteyiſch offen zu bleiben, nichts poſitiv, anders als aus Erfahrung weder zu verwerfen noch anzunehmen. Noch gibt es viele Dinge, deren Wirklichkeit zu glauben mir ein Vergnügen macht; ſo wenig dieſe Wirklichkeit erwieſen werden kann. Möglich iſt ihr Seyn und auch ihr Nichtſeyn, und gerade die leztere Möglichkeit iſt doch wohl ein hinreichender Grund an die Entſcheidung, ob ſie ſind oder nicht ſind, keinen einzigen Faden meines Glücks und meiner Zufriedenheit feſt zu knüpfen. Unſterblichkeit — Vervollkommnung — Verſenkung ins Meer der Liebe und Erkenntniß des Schöpfers — endliche Vereinigung alles Lebenden zu einem Reinguten von allem Uebel und aller Unvollkommenheit gereinigten Ganzen! — alle dieſe Ausdrücke, die mir von meiner ſchwärmeriſchen Periode her noch geläufig ſind, und die ich in deinem Seelenwanderungsſyſtem wiederfinde, ſind auch mir ſo ſüß, ſo beruhigend! Sie müſſen ſich auch leicht einſchmeicheln, anſchmiegen an Herzen, die eines weichen theilnehmenden Gefühls für alle Kreaturen fähig ſind, ſich daher ſo gern einen Ausweg im Dunkel des Schickſals erträumen, die Vorſehung nach menſchlichen Begriffen von Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Billigkeit rechtfertigen, und vom Gewebe des Ganzen gern mehr als die wenigen Fäden, die ihnen offenbar werden, kennen möchten! — — Glauben heißt bey allen Religionsverwandten eine Gabe Gottes, das heißt etwas, was man ſich ſelbſt nicht geben kann; mich dünkt aber auch, dieß gehört noch zur Definition; Glauben heißt Dinge für wahr oder wirklich annehmen, von deren Wahrheit und Wirkſamkeit wir nie durch die Organe, die wir jezt beſitzen, überzeugt werden können — oder von deren Wahrheit und Wirkſamkeit nur äußerſt wenige Menſchen durch das Zeugniß ihrer Organe vergewiſſert worden zu ſeyn vorgeben, und daher fordern, daß man ihnen mehr, als jenen vielen, die dieſe Erfahrung nicht geſchaut, trauen ſolle. Wohl dem, der ruhig glauben kann! Wer das nicht vermag, wer über unerwieſene Dinge unentſchieden bleiben muß, der ſey auf jeden Fall gefaßt. Was auch morgen geſchehen könne, wir handeln heute, nach heutigem Gefühl und heutiger Ueberzeugung, und in uns ſpricht die untrügliche Richterſtimme des Gewiſſens, ob unſer Thun uns dem Glück und dem Genuß, deren wir fähig waren, näher brachte oder nicht. Schon dieß allein iſt hinlänglich zu beweiſen, daß es eine falſche, zum Zurückſcheuchen von aller Nachforſchung erdachte Lehre ſey, daß dem, der keine Fortdauer der Individuen, und keine Wiedervergeltung nach dem Tode glaubt (unerwieſen annimmt) nichts als Befriedigung jeder Leidenſchaft übrig bleiben, ja zur Pflicht werden müſſe. Nichts weniger als das; unſere bürgerlichen Verhältniſſe, und mehr als alles, unſer inneres Gefühl ſteht nicht mit dieſem oder jenem Lehrſatz in ſo enger Verbindung; aber freylich iſt jene ſophiſtiſche Lehre mit der verrätheriſchen Philoſophie verſchwiſtert, die uns das Gegenwärtige um einer ungewiſſen, unerwieſenen Zukunft willen ganz verſtoßen lehrt! Der Moment, in dem wir leben, iſt unſer; das Vergangene iſt ein Traum, und das Zukünftige exiſtirt erſt, wenn es nicht mehr zukünftig iſt. An Leib und an Seele ſind wir heute nicht mehr, was wir geſtern waren, morgen nicht mehr die heutigen. Alles iſt Kreislauf, alles Veränderung, und doch gründet ſich das Angenehme, das Einſchmeichelnde der Idee von Fortdauer, nur auf die Idee der Identität. Dieſe weggenommen, ſo kann es gleichviel ſeyn, ob der Lichtfunke, der mich heut beſeelt, über ein kleines im Aether der Milchſtraße, oder im Lichtmeer der Sonne, oder in einem Atom des Veilchens lebt, das auf meinem Grabhügel wächst — oder ob er ſich neue Organe aneignen, neue Eindrücke annehmen, ein neues Gedächtniß ſich bilden, und in neuen Verhältniſſen ſchweben kann. Zurück, zurück, o Menſch! aus jenem Labyrinth von Ideen, aus dem für dich kein Ausweg gefunden iſt! Die armen Schwärmer (ſagt Blumauer)

Nennen hier auf Erden leben — ſchlafen,
Und den Körper ihrer Seele Grab;
Und vergeſſen, daß, der ſie geſchaffen,
Ihnen auch zur Arbeit Hände gab.

Streben deine Plane zu durchſpähen,
Und zu ſehn dein göttlich Angeſicht;
Ach und kennen ſich und überſehen
Dieſe Spanne ihres Lebens nicht.

Drum o Gott! bewahre vor dem Wahne
Mich, der ſtolz ſich bis zu dir erhebt;
Lehre mich, wie man nach deinem Plane
Hier in dieſem Erdenthale lebt.

Nie o Herr wird ſich mein Geiſt betrüben,
Wenn er dir auch nie ins Antlitz ſchaut;
Aber immer werd' ich Jenen lieben,
Der mir dieſe ſchöne Welt gebaut.

Viele wagten's Weſen zu bezwingen,
Die ihr blödes Auge gar nicht kennt,
Und die weite Kluft zu überſpringen,
Die den Menſchen von den Geiſtern trennt.

O laß nie den Standort mich vergeſſen,
Wo du mich als Menſchen ſtellteſt hin,
Laſſe nie mit einer Welt mich meſſen,
Deren Glied ich nicht geworden bin.

Aus Paris.

Paris iſt ein theueres Pflaſter, und was dieſes Uebel noch größer macht; alle Landſtraßen, die zur Hauptſtadt führen, ſind vier Stunden im Umkreiſe auch gepflaſtert. Die liebe Natur, mit ihren Wieſen und Feldern, ihren ſäuſelnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eyern, ihren Kirchweihfeſten, Weinleſen und ländlichen Tänzen, iſt eine ſo feine Spitzbübin, als ihre ſtädtiſche Schweſter, die Kunſt. Es iſt leicht in Paris, nicht blos ſein Brod, ſondern auch ſeinen Kuchen, ſeinen Wein, ſeine Auſtern zu verdienen, und was ſonſt noch der arme geplagte Menſch an Zubereitungen gebraucht, um einſt von den Würmern ſchmackhaft gefunden zu werden. Aber ſein Geld in der Taſche zu behalten, das iſt ſchwer — unmöglich würde ich ſagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreyßigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzoſen ausgeſtrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttauſenden zu ſchützen, dafür gibt es ein ſicheres Mittel — man braucht ſie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tauſende zuſammen? Vergebens ſchnürt Ihr den Beutel mit hundert gordiſchen Knoten zu, durch zahlloſe Poren dünſtet er unmerklich aus; ſein hohes blühendes Gold, verwandelt ſich in bleiches Silber; das arme Geſchöpf ſchwindet dahin, es ſtirbt, wir trauern.

Haben wir in unſerer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verſchloſſen, dann können wir uns unbeſorgt auf die Polſter der Tugend niederſtrecken; in Paris aber erſtürmen die Lüſte unſer Herz, oder ſie ſchleichen ſich verkleidet ein, oder ſie ſuchen ſich neue Wege. Man lernt dort wenigſtens etwas Pſychologie für ſein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erſt kennen, wenn ſich Vögel darauf ſetzen und ſie ſchütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erſt zum Kaufmann gehen, und um den Preis des Tuches ſtreiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelſtunde um euch herumgezappelt, um das Maß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingſten, vier Wochen. Ihr bedenkt dieſe Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein-

Digitized by Google

theures Buch zieht euch an, glücklicherweiſe iſt es nicht gebunden, und der Buchbinder ſagt, wenn es planirt werden ſolle, müßte er trockenes Wetter abwarten, und er könne nicht beſtimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber ſind Kleider und Stiefel fertig und zu beſtimmten Preiſen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles iſt gekocht, gebraten, vorgeſchnitten, ſogar die Nüſſe werden geſchält verkauft. Es hilft Euch nichts, daß Ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird Euch alles ins Haus gebracht, bis auf das warme Bad, und die Wanne dazu. Jezt geht Ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu beſuchen. Den erſten Plaz, wo Miethwagen ſtehen, ſeyd Ihr glücklich vorbeygekommen, auch den zweyten, aber die dritte Gelegenheit findet euch müde zu gehen und zu entſagen, Ihr ſezt Euch ein, und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt, iſt der nämliche. Beym Einſteigen iſt Euch unaufgefordert ein dienſtwilliger Menſch behülflich; Ihr müßt ihn bezahlen. Beym Ausſteigen öffnet euch ein anderer höflicher Menſch den Kutſchenſchlag, und den müßt Ihr wieder bezahlen. Ihr ſeyd in die Nähe der großen Oper gekommen, die Pläze ſind theuer, Ihr verſagt euch dieſes Vergnügen, ſpaziert die Boulewards auf und ab, und ſtellt philoſophiſche Betrachtungen an, die nichts koſten. Jezt hält euch einer jener tauſend Betriebſamen, ein Theaterbillet für die Hälfte des Preiſes unter die Augen. Den lezten Akt der Oper und das Ballet könnt Ihr ſehen; Ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu ſizen, und bedauert eine neue ſchöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwiſchenakte werden Ferngläſer zum Verkaufe angeboten, gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für weniger hättet Ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläſer auf den Abend vermiethet; dieſer Ausgabe entgeht Ihr nicht. Jezt iſt das Schauſpiel geendigt, Ihr geht nach Hauſe, euer Weg führt am Caffé de Paris vorüber. Die Erfriſchungen ſind theuer, aber Ihr wollt die Abendzeitung leſen. Ihr ſeyd begierig zu wiſſen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; Ihr tretet hinein, Mitternacht iſt da, und Ihr ſeyd glücklich, wenn das Euere lezte Ausgabe war, und Ihr an dieſem Tage nichts als Geld verſchwendet.

Sparſam zu leben fällt hier Menſchen von jeder Gemüthsart darum ſo ſchwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine ſinnliche Luſt findet ſich ſo roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geiſtigen Lebens ſie veredelte; und kein geiſtiger Genuß iſt ſo rein abgezogen, daß nicht eine Beymiſchung körperlicher Reitze, ſeine Lockungen verſtärkte. Der ärgſte Lüſtling, der ſonſt nie daran gedacht, ſeinem Geiſte Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Leſens, weil es Blumenwege ſind, die ihn zum Ernſte führen. Da iſt ein Werk tiefſinniger Unterſuchungen von Benjamin Conſtant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie ſie eines Jeden Gaumen ſchmeicheln! Da iſt ein neues Trauerſpiel, worin erſt geſtern Talma geſpielt! Da erſcheint ein Gedicht eines ſechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schweſtern während der Peſt von Barzellona beſingt! Da ein anderes Buch, worin man euch die Geheimniſſe der Carbonari verräth, deren es, wie die franzöſiſche Regierung neulich erklärte, ſechszig Tauſend in Frankreich gibt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutſchland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erſcheinen, und die nicht geleſen zu haben lächerlich iſt! . . . Auf der andern Seite werden Menſchen beſſerer Art, mit geiſtiger Lockſpeiſe, in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet Ihr für weniges Geld Euch recht gut ſatt eſſen, auch ſeyd Ihr genügſam; aber Ihr kehrt dennoch bey den theuerſten Speiſewirthen ein. Nicht um feinere Leckereyen, aber um feinere Geſellſchaft zu finden. Man ergözt ſich an dem Gemiſche aller europäiſchen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die ſo verdroſſen-emſig die Kinnbacken bewegen, als würden ſie mit der Peitſche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutſchen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu ſprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erſtaunen die Spiegel und das Silbergeſchirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinſtädter, die zum Erſtenmale Auſtern eſſen! — —

Es iſt angenehm, ſich in Paris Menſchenkenntniß einzuſammeln, aber es iſt koſtſpielig. Doch laſſe ſich darum Keiner von dieſer Reiſe abhalten. Wir Männer ſind ja darin ſo gut bedacht! Wo unſer Geld aufhört, beginnt unſere Philoſophie, und können wir in keinem Tilbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und ſind humoriſtiſch. Aber die Frauen — wer zum Herrſchen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht aufs Freundlichſte lächelt, ſollen ſie die vaterländiſchen Freuden von Schwalbach und Kannſtadt genießen, und ja nicht nach Paris kommen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 13. Sept.

(Beſchluß.)

Mehr haben wir nicht auszuſezen, und man wird zugeben, daß es viel iſt, wenn an einem deutſchen Original-Luſtſpiel ein deutſcher Rezenſent ſo wenig zu tadeln findet; wenn er aber gar, ſo wie wir, ſeine Beurtheilung damit ſchließt, daß er dem Werk und dem Autor Lob ſpendet, wenn er überdieß noch dieſes Lob thatſächlich begründet, ſo iſt dieſes ganz etwas Unerhörtes, daher wir das vollkommenſte Recht haben, unſere Rezenſion dieſes Original-Luſtſpiels eine Original-Rezenſion zu nennen. Demnach führen wir die beyden beluſtigenden Situationen, und neue, originale Charakterzüge an, wie wir es früher verſprachen. Rührig heißt eine der Perſonen des Luſtſpiels. Ein ſolcher rühriger Geſellſchaftsmenſch, der Nachrichten von einem Hauſe in das andere trägt, ſich in Alles miſcht, nirgends Ruhe hat, und Alles und Jedes vermitteln will, iſt weder im deutſchen Roman, noch im europäiſchen Luſtſpiel eine neue Erſcheinung. Daß ſo ein Menſch furchtſam iſt, und bey Gelegenheit eines Duells dieſe Furchtſamkeit an den Tag kommt, iſt ebenfalls nichts Ungewöhnliches; aber originell iſt es und äußerſt geſchickt ausgeführt, daß dieſer Rührig erſt irrigerweiſe glaubt, man wolle ihm Geld abborgen, daß er darauf ſagt, daß er dieſes nicht könne, daß er aber ſonſt für ſeine Freunde das Leben ließe; wenn er aber erfährt, daß von Geld gar nicht die Rede ſey, daß er bey einem Zweykampfe ſekundiren ſolle, tritt er auf die poſſierlichſte Weiſe zurück, meint, das Leben für ſeine Freunde laſſen, hieße nicht, ſich in ſolche Gefahr begeben u. dergl. — Bis hieher wäre die Scene nur luſtig und etwas vielfach Dageweſenes mit Talent ausgeführt. Auf eine wahrhaft neue Weiſe aber wird nun Rührigs Charakter, nicht etwa platt und matt gerettet, ſondern durch muntere Leidenſchaftlichkeit und lebendig anſchaulich bis zur Liebenswürdigkeit erhoben. Dieſer Gedanke iſt durchaus original, die Ausführung vollendet geſchickt und als Abſchluß von eminenter Wirkung. Der junge Menſch nämlich, der Rührig zum Sekundanten verlangt, wird, nachdem dieſer ſein Wort zurückzieht, heftig und zuletzt ehrantaſtend; da ſteigt nun dem Rührig die Galle, und im poſſierlichſten Zorn ſagt er: Ja ich bin ein Menſch, der für ein gutes Diné über ſich witzeln läßt, ich bin auch von Natur feige, ich werde zittern, wenn ich Sie ſekundire, aber ich ſekundire Sie doch, denn meine Ehre laſſe ich nicht angreifen u. ſ. w. Ja ich bin furchtſam, ich bebe, aber kommen Sie! kommen Sie! Es ſoll's kein Menſch merken! — Wir können dieſe Rede nicht wörtlich und nicht ſo graziös geben, als ſie der Dichter geſchrieben hat; aber das können wir verſichern, daß ſie von lebendiger Wirkung war und rauſchenden Beyfall erregte; und das mit um ſo mehr Recht, weil Rührig hier eine Wahrheit ausſpricht, die wohl eben ſo häufig empfunden, als ſelten eingeſtanden wird, indem auch das zu nicht geringer Muth gehört, ſich ſelbſt für einen von Natur Furchtſamen zu erklären, den nur das Ehrengeſetz zu Kourage bewegt. Gleich einem zweyfarbig-wechſelndem Zeuge iſt des Menſchen Seele aus Furcht und Muth gewebt, und da wir zu ſtolz ſind, es uns ſelbſt einzugeſtehen, oder auch zu feige und lügenhaft; ſo iſt es überraſchend komiſch, wenn der Drang der Begebenheiten einem Geſellſchaftsmenſchen das Geſtändniß der Wahrheit auspreßt. — Auf die zweyte originale Scene können wir nur hindeuten, da wir ſie abſchreiben müßten, um ſie in ihrer ganzen Eindringlichkeit wieder zu geben. Eine gelehrte ſentimentale Prüde iſt endlich von einem ſchlichten Landmenſchen beſiegt, und erwartet — nachdem ſie ihn hat aufſuchen laſſen — ſeinen erſten Beſuch. Sie ſitzt ſchon in gehöriger Poſitur, als ein ganz gleich gekleideter, tölpelhafter, unſchöner Dümmling eintritt. Schon dieſes gibt eine ächt-komiſche, aber doch noch keine neu-erfundene Situation. Die Urſach aber, warum dieſer Dümmling mit ſeinem Herrn, dem Landjunker, gleich gekleidet iſt, die Art wie er es erzählt, das Eingeſtändniß ſeiner Unzulänglichkeit, die Theilnahme mit der die geheilte Prüde dieſen Menſchen behandelt, Alles dieſes iſt neu, überraſchend ſchön ausgeführt, und deßhalb von ſo allgemeiner Wirkung, weil es der Deutſche liebt, wenn Komiſches und Rührendes ſich eint, und ihn bewegt unter Thränen zu lächeln. — Dieß, unſerer Meinung nach, die beyden gelungenſten Scenen des Luſtſpiels; aber auch die Idee des Ganzen iſt anerkennenswerth-ſein. Drey Heirathen werden geſchloſſen; drey Neigungen entfalten ſich vor unſern Augen, aber jedes und jede der Liebenden iſt zu Anfang des Stücks für einen Andern beſtimmt, als den, der ihnen am Ende zu Theil wird, daher das Stück auch ſo beginnt, wie andere zu ſchließen pflegen: der Vormund nämlich legt die Hände ſeiner beyden Mündel in einander und ſegnet ihre Verbindung. — Mit dem beſten Gewiſſen können wir dieſes Stück den deutſchen Bühnen empfehlen; mit dem beſten Gewiſſen verſichern, daß es hundertmal mehr Werth hat, als die überall uns begegnende Waiſe mit dem Mörder, oder ſonſtiger überſetzter Schund der Pariſer Vorſtadt- und Winkel-Theater. — Das Reſultat unſerer Beurtheilung aber iſt, daß, bey der Schwierigkeit jetzt überhaupt ein deutſches Luſtſpiel zu ſchreiben, und bey der beſondern, die Hr. v. Holbein vermuthlich berückſichtigen mußte, er ungewöhnlich viel geleiſtet hat und Dank und Anerkennung verdient. — Geſpielt wurde das Stück rund und gut, ohne daß irgend etwas beſondern Tadel verdient. Ausgezeichnet aber war Hr. v. Zieten als Rührig, und mehr als ausgezeichnet, vollendet, Hr. Koch als Andres Mendel.

Auflöſung der Charade in No. 233.

Spaziergang.

Räthſel.

Es iſt ein Bild auf grauem Grunde,
Wie zu der Zeit des Dämmerlichts,
Von alten Zeiten bringt dir's Kunde,
Von alten, lieben Zügen ſprichts.

Sanft ſind die Farben aufgetragen,
Und doch lebendig, hell und friſch,
Nicht Zeiten und nicht Lüfte wagen
Sich an dieß blühende Gemiſch.

Willſt du's bey lautem Glanze ſehen,
Das rechte Licht, es fehlt dir leicht,
Denn oft bey ſchwacher Lampe Wehen,
Da hat's den hellſten Glanz erreicht.

Wie glänzen da die lichten Fluren,
Und die Geſtalten, die es trägt,
Es ſind des höhern Geiſtes Spuren,
Der nicht nach äußerm Schimmer frägt.

Welch ſchroffe Klippen auch ſich zeigen,
Du ſiehſt ſie vor den Blumen nie,
Das iſt ſo recht dem Bilde eigen,
Es zeiget, doch verbirgt es ſie.

Sagt — welcher Hand iſt es gelungen?
Es lebt! — ſo rufſt du aus entzückt;
Doch ſieh! — die Nebel aufgeſchwungen,
Sie haben dir das Bild entrückt.

Wo ſind die alten, lieben Züge?
Der graue Grund verbirgt ſie mir. —
O! daß das Licht zum Aug' mir trüge
Den Himmel, den ich ſchaute hier! —

Nimm, Sterblicher! in heil'gen Stunden,
Das was dir zeigt das heil'ge Bild! —
Und öffnet es auch deine Wunden —
Sein Zauber iſt es, der ſie ſtillt. —

Theodore.

Nro. 240.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. Oktober 1822.

Menſchenhärte darf den Fehl nicht rächen,
Dem ein milder Gott Verzeihung ſpricht.

Bürgers Ueberſetzung von Pope's Heloiſe an Abelard.

Abſchieds-Gedanken.

Von Johann Chriſtian Günther.

M. ſ. No. 236.

Bey ſo nahen Todes-Zeichen
Zittert meine Schwachheit nicht;
An den Seiten kalter Leichen
Weiß ich, daß mein Joch zerbricht:
Andre mögen ächzend liegen,
Und für Zagheit nur nicht ſchreyn;
Ich erblicke mit Vergnügen
Den erwünſchten Abendſchein.

Müder Geiſt! hör' auf zu klagen,
Kampf und Lauf ſind wohl vollbracht;
Die Empfindung aller Plagen
Schwindet in der lezten Nacht,
Wo mich kein Verfolger dränget,
Wo mich keine Furcht mehr ſchreckt,
Die ſich hier in alles menget,
Und oft Ueberdruß erweckt.

Strebe nur nicht mehr nach Dingen,
Die ein eitler Wunſch begehrt!
Was wir außer uns erſchwingen,
Iſt fürwahr der Müh' nicht werth.
Laß die Sehnſucht viel zu wiſſen,
Nebſt der Ruhm-Begierde fliehn;
Die Gewalt von höhern Schlüſſen
Läßt dadurch dein Glück nicht blühn.

Glaube nur! auf deine Bitte
Wird kein Zeiger rückwärts geh'n,
Und des morſchen Leibes Hütte
Kann ſo lange nicht mehr ſteh'n:
Feuer, Muth und Kraft verrauchen,
Und indem ich klüger bin,
Zeit und Jugend erſt zu brauchen,
Sind ſie wie ein Schatten hin.

Was verzögerſt du ſo lange?
Reiß' dich doch mit Großmuth loß!
Macht dir ſo ein Wechſel bange?
Die Verändrung iſt zwar groß!
Doch beherzt! aus dieſem Leben
Iſt in jenes nur ein Schritt,
Und du kannſt dich froh erheben,
Weil die Weisheit mit dir tritt.

Dieſe ließ dich oftmals hören,
Wie man ruhig ſterben kann;
Dir gefielen ihre Lehren:
Wende ſie zum Vortheil an!
Zeige, wie vorhin im Leide,
Daß dein unerſchrockner Muth
Dich vom Pöbel unterſcheide,
Der am Ende kläglich thut.

Wohl, mein Geiſt! ich ſeh und merke
Deines Glaubens Zuverſicht,
Nebſt der ungemeinen Stärke,
Die ſchon aus dem Kerker bricht.
O! welch innerlich Ergötzen
Macht mich erſt im Tode reich?
Der Genuß von allen Schätzen
Kommt der Wolluſt wohl nicht gleich.

Fleuch mein Geiſt! Nein! bleib' und ſäume,
Bis noch eine Lebenspflicht
Durch den Abſchied kurzer Reime
Von dem lezten Willen ſpricht:

Ihr Verläumder dürft nicht lachen,
Daß mein Hausrath Armuth iſt;
Günther kann noch was vermachen,
Warum wär' er ſonſt ein Chriſt?

Schöpfer! nimm mein Blut und Leben,
Nimm das anvertraute Pfund,
So du mir an Witz gegeben,
Und gedenk' an deinen Bund!
Wuchert gleich mein Fleiß im Kleinen,
Iſt er dennoch hoch gebracht,
Wenn ſein Beyſpiel auch nur einen
In der Wahrheit feſt gemacht.

Held! auf den ich mich verlaſſe,
Richter, Schatz und Seelenfreund!
Den ich brünſtiger umfaſſe,
Als wohl jemand denkt und meint:
Nimm was du dir ſelbſt erleſen,
Nimm und heb' mein Schuldbuch auf;
Will es ja die Rache leſen,
O ſo blute vor darauf!

Geiſt des Troſtes und der Gnade!
Die mir liebreich nachgeeilt,
Und im erſten Sündenbade
Schon die Seligkeit ertheilt:
Lege meines Glaubens Siegel,
Leg' es zur Verwahrung bey,
Bis es dort auf Salems-Hügel
Meiner Stirne Brautſchmuck ſey.

Buße! ſang die milden Thränen,
So mir jezt in Augen ſteh'n,
Und mit wehmuthsvollem Sehnen
Zur Erbarmung opfern geh'n.
Kann ſie deine Hand nicht faſſen,
Suche des Erlöſers Grab,
Der ſein Schweißtuch hinterlaſſen,
Dieſes trocknet alles ab.

Euch, ihr Sünden meiner Jugend,
Ohne die ſo leicht kein Mann,
Weder zu Verſtand noch Tugend
Auf der Welt gelingen kann:
Euch Gefährten grüner Jahre
Schenk ich der Vergeſſenheit,
Die mit euch in Abgrund fahre; —
Ach! wie dauret mich die Zeit!

Feinden, welche meinem Schmerze
Mit Geſpötte zugeſeh'n,
Laß ich mein verſöhnlich Herze
Statt der Rache, für ihr Schmäh'n.
Freunden, die ſich nur ſo ſchreiben,
Und von Joabs-Brüdern ſind,
Soll mein Kreuz und Kummer bleiben,
Bis die Beßrung Kraft gewinnt.

Herz und Adern wollen ſpringen,
Da ich bald verzweiflungsvoll
Durch kein Fleh'n noch Händeringen
Dich, mein Vater! rühren ſoll;
Dich, mein Vater! deſſen Güte
Durch des Aberglaubens Liſt
An dem redlichſten Gemüthe
Zur Tyrannin worden iſt.

Unterdeſſen will ich ſchweigen,
Und nach meinen Pflichten thun,
Läßt mich dein erhizt Bezeigen
Auch nicht in der Grube ruh'n;
So erwart' ich deine Liebe
In der Ewigkeit aufs neu,
Mit dem Wunſche reiner Triebe:
Daß dein Tod ohn' Unruh ſey.

Breßler, Kluge, Scharf und Menke
Haben mehr an mir gethan,
Als ich kaum, wie weit ich denke,
Ihrem Lob erwiedern kann;
Väter armer Pierinnen!
Seyd zufrieden, wenn mein Geiſt
Euer Mitleid zu gewinnen
Einen Blick voll Ehrfurcht weißt.

Du mein Unglück auf der Erden,
Stets verehrte Redlichkeit!
Die du mich bey viel Beſchwerden
Gleichwohl als mein Schatz erfreut:
Geh nur aus der Marterkammer,
Aus der Höhle meiner Bruſt!
Da du dir zum größten Jammer
Allzeit ſelber ſchaden mußt.

Geh, und ſuche beſſer Glücke,
Und ein würdig Haus für dich!
Sieh nur, was ich ſchon erblicke,
Beuchelts Herz eröffnet ſich.
Zeuch allhier mit einem Segen
Und mit der Verſicherung ein:
Günther hoffe deinetwegen
Seiner Freundſchaft werth zu ſeyn.

Treuer Candor in der Ferne!
Der du mich zuerſt gelehrt,
Was zur Wiſſenſchaft der Sterne,
Und zur Seelenruh gehört,
Dir beſcheidet meine Bahre,
Die kaum ſechs und zwanzig zählt,
Jenen Reſt der Lebensjahre
Der mir noch zum Alter fehlt.

Was ich etwan noch für Gaben
In der Armuth übrig weiß,
Sollt ihr drey Vertrauten haben,
Hoffnung und Geduld und Fleiß.
Brüder! laßt euch dieſe führen,
Und erhebt euch in die Welt,
Bis dadurch auch mein Studieren
Erſt in euch den Lohn behält.

Aber, ach! welch zärtlich Weinen
Zieht mir jezt das Haupt empor!
Kommen Seufzer aus den Steinen?
Oder täuſcht ein Traum mein Ohr?
Phillis ſchwebt mir in Gedanken,
Phillis, das getreue Kind:
Jetzund will der Muth mir wanken;
O was Hoffnung geht in Wind!

Phillis, die mich lieben würde,
Wenn mein Elend noch ſo ſchwer,
Und die ärmſte Schäferhürde
Ihre Morgengabe wär';

Digitized by Google

Phillis, die an Geiſt und Gliedern
Gleiche Kraft und Schönheit trägt,
Und die Treue zu erwiedern
Sich ſchon krank darnieder legt.

Holde Liebe, ſey geſegnet!
Geh zur Phillis, ſprich ihr zu:
Daß ſie, wenn ihr Antlitz regnet,
Nur nicht gar zu heftig thu.
Sprich: ihr Herz und Angedenken
Hab' ein großes Theil von mir;
Wird man denn auch ſie verſenken,
Sterb' ich noch einmal in ihr.

Sage, du begriffne Leyer!
Wem ich dich vermachen darf:
Tauſend wünſchen dich ins Feuer:
Denn du raſſelſt allzu ſcharf.
Soll ich dich nun lodern laſſen?
Nein! dein niemals matter Klang
Ließ mich oft ein Herze faſſen,
Und verdienet beſſern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus ſchenken?
Nein! du biſt ein ſchlechter Schmuck.
Und an Helicon zu denken
Noch nicht ausgeſpielt genug.
Opitz würde dich beſchämen,
Flemming möchte widerſteh'n.
Mag dich doch die Wahrheit nehmen,
Und mit dir hauſiren geh'n!

Auf, mein Geiſt! nun fällt der Kummer
Eher, als du ſelbſt geglaubt.
O was für ein ſanfter Schlummer
Wartet auf mein müdes Haupt!
Stolzer Neid, hör' auf zu pochen!
Oder, biſt du noch nicht ſatt,
O ſo friß an meinen Knochen,
Und verſchone dieſes Blatt!

Reiſebeſchreibung der beyden bayeriſchen Gelehrten in das Innere von Braſilien.

Wir ſprechen gar oft und gern von Zeichen der Zeit; rechnen aber meiſtens nur die Feuerzeichen, Kometen und ſchrecklichen Sternſchnuppen dahin; gar billig iſt es daher, daß wir auch auf erfreuliche Begebenheiten aufmerkſam machen, die ſie herbeygeführt hat. So ſcheint uns der ſonderbare Umſtand ein Zeichen der Zeit, daß die Heirath einer Prinzeſſin, die ſonſt nur Diplomaten und Modehändler, die einen beym Werben, die andern bey der Feyer, begünſtigte, in unſern Tagen ein paar Gelehrten Gelegenheit geben konnte, einen der unbekannteſten Theile der andern Hemiſphäre zu beſuchen. Wie manche Veränderung in den Begriffen und Verhältniſſen mußte vorangehen, um einer deutſchen Fürſtentochter einen Thron in Braſilien anzubieten! Freylich ſchwankt noch das neue Gebäude, in dem nicht ganz beſänftigten Sturm; aber die Erfahrung lehrt, daß Bäume mit geſunden Wurzeln feſter im Boden wachſen, wenn der Sturm ſie bewegt. Und dieſer Sturm muß doch ein Kultur-Prinzip mit ſich führen, da trotz ſeiner, gelehrte Forſchungen und friedliche Niederlaſſungen ſtatt finden und des Schutzes nicht ermangeln.

Als einen Beweis dieſer erfreulichen Erſcheinung kann uns die Reiſe der Herren Spix und Martius in das braſiliſche Binnenland dienen. Der alles Gute ſo gern befördernde König von Bayern ergriff die Gelegenheit, welche die Ueberkunft der kaiſerlichen öſterreichiſchen Prinzeſſin Leopoldine zu dem ihr beſtimmten Gatten, den Kronprinzen von Portugal und Braſilien anbot, um jene genannten beyden Mitglieder der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften der die Prinzeſſin begleitenden Geſandtſchaft zuzugeſellen, um das Innere von Braſilien zu unterſuchen. Das Publikum kennt ſchon aus den öffentlichen Berichten die Ausdehnung ihrer Reiſe, welche vom 24° ſüdlicher Breite bis nach Para unter die Linie, und von da bis an die Grenzen von Peru, glücklich vollendet ward. Die in jeder Breite geſammelten Naturſchätze und die aufgezeichneten Beobachtungen wurden alle glücklich nach Europa gebracht und erſtere ihres Reichthums wegen auf königlichen Befehl als bleibende Denkmale jenes Landes, in einem eignen Museum brasilianum aufgeſtellt.

Seit der Rückkehr der Herren Martius und Spix ſah das Publikum mit Begierde ihren Mittheilungen entgegen; und wird über die Nachricht ſehr erfreut ſeyn, daß ſie durch die Unterſtützung ihres großmüthigen Königs nun wirklich ſtatt haben wird. *).

---

*) Die Reiſebeſchreibung erſcheint unter dem Titel:

Reiſe durch das Innere von Braſilien, auf Befehl Sr. königlichen Majeſtät von Bayern, in den Jahren 1817, 18, 19 und 20 gemacht und beſchrieben ꝛc. — 2 Bände in Quarto.

Jedem Bande iſt ein Atlas mit 15 Tafeln Imperial-Folio in Steindruck beygegeben, Porträte von Indianern, Scenen aus dem Leben derſelben, pittoreske Anſichten aus verſchiedenen Breitegraden, ferner eine geographiſche General-Charte von Süd-Amerika in zwey großen Kupferblättern, Spezial-Charten von Braſilien, geologiſche und botaniſch-geographiſche Charten enthaltend. Der erſte Band umfaßt die Reiſe durch die Kapitanien Rio de Janeiro, St. Paul, Minas geraës, Goyaz, Bahia, und erſcheint bis zur Oſtermeſſe 1823. Der zweyte Band beſchreibt die Reiſe durch Pernambuco, Piauhy, Maranhão, Para und Rio Negro bis an die Grenzen von Peru, und erſcheint 1824.

Jeder Band koſtet auf

Velin-Imperial mit Atlas und Charten	4 Louisd'or.
— Royal — — — —	3 Louisd'or.
Ordinäres Papier ohne Atlas . . .	4 fl.

Die geographiſche General-Charte abgeſondert koſtet 15 fl.

Die merkwürdigſten Thiere und Pflanzen, welche in dem Museum brasilianum aufbewahrt ſind, werden, nach den beyden Reichen getrennt, in lateiniſcher Sprache beſchrieben.

Die nähere Bekanntſchaft Braſiliens hat für Deutſchland ein näheres rein-menſchliches Intereſſe, als für die übrigen Europäer; es iſt das Ziel häufigen Auswanderns unſrer Landsleute, und kann es, theils durch die Bemühung einiger Privatleute, theils durch die nähere Beziehung auf uns, in der es durch eine deutſche Fürſtentochter bleiben ſollte, noch mehr werden. Noch einen viel größern Werth für den Menſchenfreund wird dieſes Werk unſerer gelehrten Landsleute, ſo wie ihrer ruhmwürdigen nächſten Vorgänger erhalten, wenn das Mutterland Portugal, ſich mit ſeiner mündig gewordnen Tochter verſöhnend, die Wahrheit anerkennen wird, worauf das Wohl beyder Theile allein feſt gegründet werden kann — daß Eltern ihre Kinder der Freyheit, nicht ewiger Unmündigkeit erziehen.

Die Thiere erſcheinen unter folgendem Titel:

Animalia nova, quae in itinere jussu et auspiciis Max. Jos. Bav. Regis a. 1817—20 per Brasiliam suscepto observavit et depingi curavit Dr. Joannes de Spix.

a) Die Säugthiere erſcheinen in Folio. Die Hälfte dieſes Werkes mit 39 Tafeln, wovon 37 die neuen Affen, die übrigen die neuen Fledermäuſe enthalten, iſt fertig, und erſcheint bis Oſtern 1823 in ſechs Lieferungen.

Preis jeder Lieferung von 6—7 Tafeln illuminirt 11 fl.

b) Die übrigen neuen Thierarten werden in Quarto-Imperial herausgegeben. Sie ſind nach Familien bearbeitet, deren jede für ſich fortlaufend numerirt iſt. Die Hefte enthalten jedoch Text und Tafeln aus verſchiedenen Familien. Jährlich werden 4—5 Hefte, jedes mit 6 Tafeln, illuminirt zu 7 fl. ausgegeben.

Die Pflanzen erſcheinen unter ähnlichem Titel:

Plantae novae, quas in itinere jussu et auspiciis Max. Jos. Bav. Regis a. 1817—20 per Brasiliam suscepto observavit et depingi curavit Dr. Carolus de Martius.

Die Monographie der Palmen enthält 100 Tafeln in Groß-Folio auf Stein gravirt in vier Lieferungen, deren erſte und zweyte bis Oſtern 1823 ausgegeben werden. Der Preis einer Lieferung von 25 Tafeln ſchwarz 25 fl., illuminirt 50 fl. Die übrigen neuen Pflanzen erſcheinen in Heften von 12 Tafeln Imperial-Quarto. Preis für ein Heft ſchwarz 8 fl., illum. 14 fl.

Die ausgeſprochenen Preiſe für jeden Band oder jedes Heft gelten nur bis zur Erſcheinung der Werke; nachher werden ſie um ein Fünftel erhöht. Die HH. Subſkribenten werden den Werken vorgedruckt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 24. Aug.

Für die Korreſpondenz ſind die Monate nach Johannis gerade das, was die Monate vor Johannis für die Küche ſind — das Hungervierteljahr. Ein recht ſchöner Oktober, wie wir dieß Jahr einen prophezeihen wollen, ohne zur Dittmar'ſchen Wetter-Kommiſſion zu gehören, iſt im Stande, uns aus dem Vierteljahr ſogar ein Dritteljahr zu machen.

Was blieb uns, während unſere große und ſchöne Welt ſich auf Reiſen und in den Bädern kurzweilt, zu Hauſe mit unſer häßlichen und kleinen, wohl übrig, gäbe es keinen „Stralauer Fiſchzug" und keine Spandauer Jahrmärkte? Ueberdieß hat der deutſche Sancho Panſa ſehr recht, wenn er ſagt: „Ein Uebel kommt ſelten allein!" Denn auch die Berliniſche Panazee, unſer vortreffliches Weißbier, fängt um die jetzige Jahrszeit gewöhnlich an, ein wenig ſtark in die ſaure Gährung überzugehen.

Willkommen alſo du, von dem ſich ſo ſchwer ſagen läßt, was er iſt, du preiswürdiger vier und zwanzigſter Auguſt, du berühmter Stralower Fiſchzug! Hätteſt du auch weiter kein Verdienſt, ſo bringſt du doch wieder etwas Leben in unſere halb erſtorbene Welt. Zwar die ſogenannten Gebildeten rümpfen das Näschen über dich, und verſichern einmüthig, nie den geringſten Antheil an dir zu nehmen; aber warum verſammeln ſie ſich nicht Abends wenigſtens zu einem Schauſpiele von Schiller oder Goethe? Warum muß auch ihretwegen die Bühne an dieſem Tage verſchloſſen bleiben? Oder ſollten gar unſere Schauſpieler die einzigen Gebildeten in Iſrael ſeyn, die von dem berühmteſten aller Berliniſchen Volksfeſte nicht weg bleiben könnten? Nun, vor dieſe Liebhaberey würde ja wohl das Intereſſe der Kaſſe einen haltbaren Riegel vorzuſchieben wiſſen. Die Sache muß alſo doch ein anderes Häkchen haben.

Worin beſteht es aber, dieſes ſo oft erwähnte jährliche Feſt an der Spree? Dieſe Frage wird der Ausländer um ſo mehr machen, wenn er hört, daß die Menſchenmaſſen an demſelben zu Tauſenden umherziehen. Allein ſie iſt nicht ſo leicht zu beantworten, als ſie ſich anhören läßt. Wir getrauen uns faſt eher zu ſagen, was der Mann im Monde für ein Ding ſeyn möchte, obwol in Schröters berühmter Selenotopographie kein ſterbendes Wörtchen davon vorkommt.

Der Name „Stralower Fiſchzug" verleitet zu einer ganz irrigen Idee. Man denkt, der Fiſchzug werde dabey die Hauptſache ſeyn; allein dieſer ſpielt eine eben ſo unwichtige Rolle, als der Held im Triſtram Shandy. Nennte man das Feſt „den Berliniſchen Menſchenzug nach Stralow;" ſo dürfte man ſich hundertmal eher rühmen, hier den Nagel recht auf den Kopf getroffen zu haben. Keine Seele nämlich denkt mehr daran, weder Fiſche fangen zu ſehen, noch die Paar gefangenen mit verzehren helfen zu wollen. Alle Welt läuft nur, um die Laufenden laufen zu ſehen! Darin beſteht am Ende der ganze Spaß, wenigſtens ſo weit das Feſt daran Schuld iſt.

Daß übrigens mancher Pickelhäring bey dieſer Gelegenheit ſeinem vollblütigen Witze reichlich die Ader ſchlägt, daß die jungen Herren, die ſich von Alters her charakteriſtiſch nach ihrem Geburtsorte nennen, allerley geniale und nicht geniale Bockſprünge machen, daß Hans Hagel bald mit ſeinem ganz offenen Maule gedankenlos zuſieht, bald mit unnachahmlich reizendem Lächeln, und um der Welt zu zeigen, daß er doch auch nicht ganz auf den Kopf gefallen ſey, ſeine ſatyrmäßigen Gloſſen dazu macht, kurz daß zu dem Horaziſchen „Dulce est, desipere in loco" (Es hat ſein Süßes, am rechten Orte zu eulenſpiegeln) der praktiſche Kommentar mit ſämmtlichen Außenwerken der menſchlichen Maſchine aus einer Lebensregion geliefert wird, an die der geiſtreichſte aller Dichter nicht denken konnte, zumal in dem Augenblick, wo er ſeinem zärtlichen Virgil das häßliche ſchwarze Blut ein wenig zu vertreiben ſuchte; wer vermuthet dieß nicht von ſelbſt, wenn er auch nur ein einzigesmal in ſeinem Leben eine ſo unüberſehbare und dabey ganz müßige Volksmaſſe neben einander erblickte?

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 50.

Nro. 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 8. Oktober 1822.

Nichts unterhält ſo gut
Die Sinne mit der Pflicht in Frieden,
Als fleißig ſie durch Arbeit zu ermüden;
Nichts bringt ſie leichter aus dem Gleis,
Als müß'ge Träumerey.

Wieland.

Ueber den Quietismus in der proteſtantiſchen Schweiz.

Es iſt noch ein theures Erbtheil von den Vätern her, daß die Kirche bey uns nicht ſo verkannt, noch herabgeſezt wird, als anderswo; erkennt ſie alſo ihre wahre Bedeutung, behauptet ſie ihre volle Würde, üben ihre Diener den hohen Beruf, des Volkes erſte Lehrer zu ſeyn, mit klarem Bewußtſeyn der Pflicht und wahrhaft evangeliſcher Kraft, woran ſie niemand hindern wird, ſo iſt der Kirche und des Vaterlandes gemeinſamer Feind, der Quietismus, beſiegt; denn ſelbſt der Vorwand, er finde in der Staatskirche keine innere Befriedigung, iſt ihm alsdann benommen; und ohne Verfolgung bannt ihn des Geiſtes Uebermacht aus unſerer Mitte weg. Des Vaterlandes Feind nenne ich ihn, weil er von Ausſendlingen des Auslands künſtlich hineingebracht, geleitet und genährt, von kurzſichtigen, ihre Stellung gänzlich mißkennenden Kirchenvorſtehern hie und da begünſtigt, ſelbſt von einigen Staatsmännern, als Ruhe bringend geliebt — wie wenn die Abſtumpfung des Volkes den Vorſtehern eines Freyſtaates je als etwas Preiswürdiges erſcheinen dürfte — in ſeinen Conventikeln eine Scheidung ſeiner Anhänger von der alle Bürger in ſich geiſtig einenden und bildenden Anſtalt bezweckt, dieſe, ſtatt ihrer Wirkſamkeit aufzuhelfen, als etwas Todtes verwirft, und ſomit durch die Erſchlaffung der Geiſtesregſamkeit, durch die Gleichgültigkeit, welche er in ſeinem geiſtlichen Uebermuth gegen das Vaterland auf Erden, zu dem die ſichtbare Kirche fürwahr auch gehört, einzuflößen verſteht, dem Staate, vornehmlich in Zeiten der Gefahr, wo das Nachtheilige der Ruhe, die er gibt, oder auch einer von Finſterlingen des Auslands gelenkten ſchwärmeriſchen Thätigkeit, allen nur zu fühlbar würde, einen nicht geringen Theil ſeiner innern Kraft lähmt und entzieht.

Anders als mit den Waffen des Geiſtes läßt ſich der ernſte Kampf nicht führen, ſonſt würde die proteſtantiſche Glaubensfreyheit gefährdet; aber auf verſchiedene Weiſe können die Vaterlandsfreunde dem ſchleichenden Uebel zu ſteuern ſuchen; ſchon, wer dazu vom Staate berufen iſt, wie angedeutet worden, in der Predigt des Wortes und dem Religionsunterrichte der Jugend; andere, indem ſie dem verderblichen Traktätleinweſen auf eine ihm ſelbſt ähnliche, nur edlere und vernünftigere Art begegneten. Ich meine nicht eben mit allerley Noth- und Aufklärungsbüchlein; aber brächte man auf offenen, erlaubten Wegen volksthümliche Bibelerläuterungen, Lebensbeſchreibungen großer

---

*) Bruchſtück einer Rede über den geiſtigen Bildungstrieb der Schweiz in der Gegenwart, welche der Zürcher'ſche Profeſſor v. Orelli in der dießjährigen Verſammlung der helvetiſchen Geſellſchaft zu Schinznach gehalten hat.

Wahrheitszeugen, Auszüge aus ihrer und anderer erleuchteter Kirchenlehrer Schriften unter das Volk; gewiß gar manche würden den Unterſchied zwiſchen Unſinn und Weisheit gewahr werden, und ſich je länger je lieber zur geſundern Speiſe hinwenden.

Außerdem gibt es Selbſtdenker, welche ſelbſt mit dem reinen Myſticismus vertraut, mit Recht dem Verſtande nicht die alleinige Herrſchaft über ſich einräumen, ſo daß Gefühl, Phantaſie, Vernunft ſogar, vor ihm gänzlich verſtummen müßten. Während ſie indeß bey völliger Verſtandesklarheit zugleich der höchſten Erhebung, des unbedingten Geiſteslebens fähig ſind, mögen ſie nur nicht allzu gutmüthig annehmen, das nämliche finde auch im Innern der gewöhnlichen, etwa nur von Verſtandesmenſchen mißkannten Quietiſten ſtatt. Mengen ſich dann bey der Mehrzahl, dem Wandel, der Sprache, ſelbſt der baren Geiſteszerrüttung Mancher gemäß zu ſchließen, nicht vielmehr wenige dunkle Ahnungen des Unendlichen in der Form nachgeſprochener, in ihrem erſten Sinne und ihrer geſchichtlichen Entfaltung ſelten begriffener Dogmen, beſonders derjenigen, welche mißdeutet die Sinnlichkeit und Schlaffheit anſprechen, zu dem ungeordneten Spiel des Affekts und den Gebilden einer tändelnden Phantaſie?

Kämen jedoch ſolche von den Sekten ganz unabhängige, aber ihre Anſichten und Mundart kennende wahrhaft vernünftige Myſtiker hin und wieder mit den ſchwärmenden in nähere Berührung, ſo wären auch ſie geeignet, jenes Gewirre bey Einzelnen wenigſtens in Harmonie mit der Vernunft zu bringen. Ja, es ließe ſich ſogar die Frage aufwerfen, ob — was freylich die höchſte Behutſamkeit erforderte — nicht aus den Werken ächter Myſtiker ſelbſt das Gehaltvollſte, die ruhige Vernunft am meiſten befriedigende, keiner Mißdeutung fähige zu ähnlichem Behufe könnte ausgehoben werden? — Es käme auf einen Verſuch an; nur deſſen ſey man ſicher, daß weder ſtürmiſches Aufklären — von welchem die wiſſenſchaftliche Mittheilung freyer Forſchungen, mehr als gewöhnlich geſchieht zu unterſcheiden iſt — noch ein fades Moraliſiren, das weder für die Erde, noch den Himmel taugt, dem Schaden wehren mag.

Aus Paris.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeſchlagenes Buch iſt Paris zu nennen, durch ſeine Straßen wandern heißt leſen. In dieſem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen ſo reichlich ausgeſtattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwey Uhr, da ich aus dem Hauſe trat. Unfehlbar um dieſe Zeit, ſpielt der fleißige Tiſchler gegenüber, ein Viertelſtündchen mit ſeinem Papageyen; dann wird der Hobel von neuem gerührt. Der deutſche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt, und hüpfte wie ein Spatz aus ſeinem Tilburi. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß ſeine Laſt leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier iſt das Paradies der weiblichen Welt, da findet ſich alles, was die Häßlichkeit braucht ſich zu verbergen, und die Schönheit ſich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleyer, Geſchmeide von Gold und Edelſteinen, und alles in ſo reichem und koſtbaren Vorrathe, daß ſelbſt eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutſche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich ſah nur das Wappen an — ein ganzes Stickmuſter von farbigen Feldern, nebſt Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten ſpäter warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und ſah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tauſend, wenigſtens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwey Goldſtücke herausgegeben. Der Hut war ſchöner als ihn eine männliche Feder beſchreiben kann: ein Paradiesvogel mit ſeinem ganzen Gefieder umſchimmerte den Kopf. Habe ſo etwas in meinem Leben noch nicht geſehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübſche Geſicht hingegeben, das, neben mir, lechzende Augen nach Hut und Bankzettel ſchickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menſchenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwey Lumpenſammler waren in heftigen Wortwechſel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe folgt dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmiſt ausgeſtöbert, der Andere als gleichzeitiger Entdecker machte Anſprüche darauf, hob drohend ſeinen Stock mit eiſernen Haken in die Höhe, und ſprach mit wüthenden Geberden: veux tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann, ſtehenden Fußes, etwas in ſeine Schreibtafel ein, ſo ernſt, ſo andächtig dabey, als hätte ihm der liebe Gott ſeine zehen Gebote in die Feder geſagt. Ein ſchnarrendes Gare! weckte ihn aus ſeinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechſelmäkler ſeyn, denn er war von der Seite der Börſe hergekommen. Jezt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieſes Luſtlager iſt wohl jedem bekannt. Alles findet ſich hier, ſelbſt menſchliches Elend — nur nicht deſſen Schein. Die Armuth iſt vergoldet, der Hunger ſcherzt, das Laſter lächelt.

So war ich zwey Stunden lang umhergewandert, und hatte auf allen Straßen das regſte Leben gefunden. Es hüpfte, ſang und lachte zwar nicht immer dieſes Leben, es ſchlich, ſtöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieſer nämlichen Stunde, in dieſer nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn wenn nicht

Digitized by Google

Verzweiflung, war Verklärung über ſie gekommen, ſchon waren ſie keine Menſchen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verſchwörung von Rochelle zum Tode verurtheilt worden, ſollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erſt auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menſchen erfuhr dieſe Hinrichtung erſt aus der Abendzeitung. So iſt Paris! Es war ſchon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Palaſt der Tuillerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbey, aus deſſen Fenſter Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht, auf die Herzen ſeiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, deſſen fromme Augen der Richtſtätte gerade zugewendet ſind; bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg geſperrt. Eine Brücke, pont au change genannt, geht auf dieſen Platz aus. Ueber dieſe Brücke, jenſeits der Seine her, wo das Gefängniß iſt, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am dieſſeitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon verſehenes Speiſehaus, gab den beſten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen ſollte, zu überſehen. Dieſes Gebäude ſteht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäſar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergeriſſen worden. Ich ſtieg in den großen herrlichen Saal, wo viele Menſchen guter Dinge waren. Ich ſah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und ſchwer gehobener Bruſt; aber ſie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher ſang: „Süß iſt's vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen“ — der kannte das menſchliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte laut werden laſſen, nur die Spione ſprachen Empfindungen aus, die ſie nicht hatten. Für dieſe Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß iſt ihre Wiege. Höher als ſonſt ſpitzten die Horcher ihre Ohren, denn in dieſem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängſtlich verſchloſſene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betaſten. Einen Blick zum Fenſter hinaus, auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, ſprach er mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin: „il leur faut quatre mille hommes pour quatre!“ Ich ſchwieg. „Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulù renverser le gouvernement, mais...“ Ich ſchwieg. „Paris dort!“ ſagte der ſentimentale Spion. Ich ſchwieg, aber ich dachte: Paris ſchläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geſchehen. Denn ſchliefe dieſer tauſendarmige Rieſe, und reckte ſeine Glieder und wendete ſich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieſer gedankenloſen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jezt wälzte ſich ein breites Gemurmel vom jenſeitigen Ufer herüber. Wir ſprangen von unſern Tiſchen auf, und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten in bürgerlicher Kleidung, mit entblößtem Haupte ſaßen rückwärts, je zwey auf einem Karren. Jeder hatte einen Geiſtlichen zur Seite. Die Jünglinge ſchenkten ihnen aber keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendeten ihr Geſicht der andern Seite, der verſammelten Menge zu, dieſe immerfort freundlich grüßend. Sie ſchienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängniſſe bey ihnen. Das Geſtändniß der Wahrheit hätte die Hoffnungsloſen vielleicht, eine willkommene Lüge, ſicher gerettet. Sie ſchwiegen und ſtarben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die kluge Stellungen, welche dieſe genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angeſehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menſchlichen Geiſtes, die Werke ſeiner Waſſerbaukunſt, wie er das Meer bändigt, und der kleinen Kraft, die Herrſchaft über die größere ſichert. Da, zum erſtenmal in meinem Leben fiel mir bey: Regierungen ſind wohl von Gott eingeſezt — wie hielten ſich ſonſt manche!

Die Straße war frey geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beſchäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Waſſer wurden über den blutgetränkten Boden ausgeſchüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge geſtorben. Sie waren feſten Schrittes die rothe Treppe hinaufgeſtiegen. Vive la liberté! waren ihre lezten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauſes wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz iſt auf drey Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite iſt offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuſer auf dem Platze ſind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutſchen Städten Märkte und Rathhäuſer beſchaffen ſind. Auf dem Greve-Platze findet ſich viel nachzuſinnen, was iſt hier nicht alles geſchehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoriſten hat, ſie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, ſie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindſamkeit nicht kennt, hier ſucht man ſie nicht vergebens. Denn Allen, die ſeit drey und dreyßig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen — welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptſache iſt, daß man beym Leben bleibt! Die erſte Hinrichtung, die auf dieſem

Platze geſchah, wurde im Jahr 1310 an **Margarethe Porette**, einer **Ketzerin**, vollzogen. Dieſe Unglückliche freylich hätte auch bey der größten Gunſt der Parzen ihr Leben nicht bis auf unſere Tage erſtrecken können. Aber die **ſieben und dreyßig** Bürger, die bey einem Aufſtande am 24. Aug. 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber **Arena** und ſeine vier Genoſſen, und der Chef der Chouanen, **Cadoudal**, die beſchuldigt, dem erſten Konſul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten ſie jezt! .. Und was iſt in dieſem Rathhauſe nicht alles geſchehen! Ein Tollhaus iſt es zu nennen. Am 2. Nov. 1793 beſchloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näſchereyen kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluvioſe des nämlichen Jahres: daß alle Perſonen für verdächtig zu erklären ſeyen, die bey den Speiſewirthen nur die Kruſte vom Brode eſſen und die Krume liegen laſſen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen ſpäter eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, beſonders gegen die alten Weiber, die ſich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage ſendete die Polizey die Liſte der gefangenen Perſonen ein. Deren Zahl belief ſich auf 7090, beyderley Geſchlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erſchoſſen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage ſpäter wurde beſchloſſen, daß das franzöſiſche Volk ein **höchſtes Weſen** anerkenne. Im Jahr 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhauſe dem Kaiſer Napoleon, zur Feyer ſeiner Krönung, ein prächtiges Feſt. Am 29. Auguſt 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Feſt, ſeine Rückkehr zu feyern. Lobenswerthe Unparteylichkeit!

So iſt Paris, ſo iſt der Menſch, ſo iſt die Welt!

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 24. Aug.

(Beſchluß.)

Wie charakterlos aber dieſer Stralauer Fiſchzug als Volksfeſt auch immer ſeyn mag, indem es offenbar keinen beſtimmten Zweck hat; ſo giebt es doch die wichtigſte Gelegenheit, einen Hauptzug in dem Charakter der Feyernden ſelbſt zu beobachten, nämlich den, daß **ſie in Maſſe außerordentlich leicht zu amüſiren ſind**. Mag das nördliche melancholiſche Surrogat des erheiternden ſüdlichen Weins noch ſo erbärmlich, das ihm waſſerreich zur Seite ſtehende Weißbier noch ſo ſauer, und der ausländiſche Kaffee vor einheimiſchen Cichorien noch ſo wenig zu ſchmecken ſeyn, wenn ſie nur in gehöriger Anzahl bey und neben
ander ſind, ſo hat das Alles wenig zu bedeuten.

Wer daher nur ſo obenhin beobachtet, kann leicht verlei
werden, zu glauben, die Leutchen müßten eine wahre Affenli
zu einander haben. Dieß iſt indeſſen ſo wenig der Fall,
das beliebte Maskenſpiel wohl nirgends mehr an der Tageso
nung ſeyn kann, als unter der Klaſſe von Berlinern, die
ſchaarenweiſe zuſammenſtrömt. Man hat dem Verfaſſer des
vorigen Jahre erſchienenen Stralower Fiſchzuges den Vorw
gemacht, daß er, um das Volk zu beluſtigen, daſſelbe verla
Die Herren Kritiker, die dergleichen Vorwürfe machen,
meiſtens nur Anbeter unſer heutigen tiefſinnigen ſpekulati
Philoſophie, und ſitzen zu viel vor dem Katheder und in
Studierſtuben. Bemühten ſie ſich von ihren ſchwindlichen
hen herab zu Zeiten in die niedere Alltagswelt, z. B. auf
Spandauer Jahrmarkt; ſo würden ſie hören, wie wenig derg
chen Vorwürfe in der Wirklichkeit gegründet ſind. Hans W
macht ſich auf dem eben genannten Markte über das Berl
Publikum der minorum gentium mit der zügelloſeſten Impe
nenz luſtig, und es fällt keiner Seele ein, ihm das im ger
ſten übel nehmen zu wollen. Warum aber? Antwort:
es ganz im Tone und der Manier der Durchgehanſelten geſchi

Iſt man alſo mit dem Hrn. Julius v. Voß nicht zufri
geweſen, ſo rührt dieß blos daher, daß er jenen Ton nicht ü
all zu treffen gewußt hat, und in der That iſt auch blos
Fleiſcherin ein Kabinetsſtückchen, wie es ſich in eine Gemä
Sammlung des Stralower Fiſchzuges paßt. Auch er hat in
ſem Geiſtesprodukte noch viel zu oft und viel zu ernſthaft th
philoſophirt, theils moraliſirt. In ein ſolches Stück geh
ſchlechterdings keine Philoſophie und keine Moral, die man
allenfalls auch einem Spandauer Kasperle in den Mund
kann.

Ueberhaupt müſſen wir Allen, welche uns künftig auf
ſern neuen burlesken Volkstheatern wirklich amüſiren wollen,
ſen 24. Auguſt, inclusive aller Spandauer Jahrmärkte
bis Z. als ihre einzige hohe Schule empfehlen. Es gilt a
dürfen ſie nicht vergeſſen von dieſer, was von allen hohen S
len gilt. Bringen ſie viel mit — nämlich ein recht wack
quantum ſatis von eigenthümlichem Witz, Laune und Menſ
beobachtung — ſo können ſie auch wieder viel mit hinwegneh
Sie dürfen auf dieſen Fall von ſo einem Spandauiſchen H
kasperle in einer Stunde mehr zu lernen hoffen, als ſie
dem erſten dermaligen Profeſſor der Aeſthetik in mehrern Ja
nicht profitiren würden.

Sich durch Pferde, Löwen und Kameele, wie derm
auf unſerm National-Theater Sitte iſt, am Alexanderplatze
tig auch ein Relief geben zu wollen, wäre offenbar der gr
Schnitzer wider die Menſchenkenntniß. Dieſe Geſtalten p
derthin nicht, die erſten nicht wegen ihres edlen Charakters,
lezteres nicht wegen ſeiner Größe. Wir rathen daher zu
ren, Affen, Meerſchweinchen u. dergl. Sonderlich aber
wir, ſich ein Figürchen nicht entgehen zu laſſen, das wir an
Nachfeyer eines Spandauer Jahrmarkts neuerdings in Cha
tenburg zu beobachten Gelegenheit hatten. Es war für ein
chen in Wahrheit das niedlichſte Thier, das man ſehen kon
Hinter ihm erblickte man einen kleinen Wagen, beladen mi
Würſten, Kuchen, Semmel und gekochten Pellkartoffeln.
Gruppen umher in der lebendigſten Aktivität, Würſte und
toffeln von ihren Schalen zu befreyen, und ſich wechſelſeitig
treue Antlitz zu werfen, würden wir, zum Beſten des
Theaters, auf der Stelle verewigt haben, wenn wir nu
Hogarth der Zweyte geweſen wären.

Ernſt Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 80.

Digitized by Google

Nro. 242.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Oktober 1822.

> Die Allmacht zwar vermag ſonſt alle Sachen,
> Eins kann ſie nicht: — es Allen recht zu machen.
>
> Wetzel.

Aus meinem rheiniſchen Wanderbuche.

Mainz.

Das Kleinleben im Marktſchiffe war ſchön. Körbe mit quickenden Hühnern, Zwiebelhaufen, Gemüßberge aller Art, Bäuerinnen, Handwerkspurſche, Soldaten, Pfarrer, Schulmänner, Muſikanten — der Wehr-, Lehr- und Nährſtand war vollkommen repräſentirt. „Deutſchland und die Revolution,“ war im Schiffe. Viele hatten ihre Pfeifen im Munde, die Einen um zu rauchen, die Andern um zu räuchern. Naturfreunde ſtiegen aufs Verdeck und ſchlürften durch lange Sehröhren von Pappendeckel, die ſie wie Elephantenrüßel hin und her bewegten, die friſche Landſchaft ins Auge. „Wie majeſtätiſch ſich dort die freye Bundesſtadt Frankfurt hinſtreckt!“ rief ein rückwärts ſchauender Haupt-Collekteur der Lotterie aus. Ein Engländer war während der ganzen Fahrt mit Leſen beſchäftigt, dann und wann ſchickte er einen Blick in die Gegend, ſeufzte und lächelte. Ich nahte mich ihm, um in ſein Buch zu ſehen — es war ein Dictionnaire de Poche François-Allemand. Mir war ſehr aufgefallen, daß ein Schiffmann, der ſich mit einem Kameraden gezankt, dieſem zugeſchimpft: Eh, du Rammelochſe. Iſt es nicht zu verwundern, daß ſich Waſſerleute ſolcher Kontinentalflüche bedienen? — In Höchſt, wo man zu Mittage ſpeiſt, lauerten ein Karpfen und ein ſchwarzer Bär, um die ausſteigende Schiffsmannſchaft zu verſchlingen. Es gibt nichts Komiſcheres, als die beyden Wirthe, deren Gaſthäuſer gegen einander über liegen, an der Thüre ſtehen und ſich je nach ihrer Gäſte Zahl, neidiſche oder ſchadenfrohe Blicke zuwerfen zu ſehen. Mich verſchlang der Bär, der aber ſo großmüthig war, mir für nicht getrunkenen Wein keine Bezahlung abzunehmen. —

In dem Dom — Marmorbildniſſe auf Grabſteinen, am meiſten Fürſten. Ich liebe die Zeit nicht, wo die Vergänglichkeit von Tauſenden, die Ewigkeit eines Einzelnen bilden mußte! Dieſe Kurfürſten mit ihren fetten Wangen, ſie waren guter Dinge durch ihr ganzes Leben; aber ihre Völker hatten keine andre Luſt, als reichliches Futter. Man wolle jezt nichts Dauerndes, nichts Großes mehr haben, ſagen die Götzendiener der alten Zeit. Keine reichbegabten Stiftungen, keine weiten Landgüter, keine Kirchen und Klöſter. Aber jene Pyramiden, dieſe Dome, konnten nur gebaut werden, ſo lange es Sklaven und Bettler gab. Wie hätte man freye und wohlhabende Bürger zu ſolchen Werken bezahlen können?.. In der Domkirche liegt Heinrich Frauenlob, ein Minneſänger, der vor fünf Jahrhunderten lebte und liebte. Im Jahre 1318 ſtarb er. Die Mainzer Frauen trugen ihn dankbar zu Grabe. Es lohnt ſich wohl der Mühe die Weiber zu loben, um von ihnen unter die Erde gebracht zu werden! Das thun ſie jezt wohlfeiler.

In der Nähe der Stadt, eine alt römiſche Waſſerleitung und ein Begräbnißplatz, wo römiſche Soldaten von der Welteroberung ausruhen. Auf manchen Grabſteinen ſo deutliche Inſchriften, als wären ſie erſt geſtern eingehauen. Ja, die Römer! Sie haben alle Kraft und Größe kommender Jahrtauſende, ſie allein während ihrer Lebenszeit verſchweigt und unſer ſchwaches darbendes Geſchlecht ſiecht noch immer an der Luſt der Uebermüthigen.

Eltfeld.

Ich hatte mich in Mainz einer ſehr liebenswürdigen Familie angeſchloſſen, die aus dem nördlichen Deutſchland gekommen war, um nach Ems zu reiſen. Junge Eheleute, Kind, Tante, Schwägerinnen, Kammermädchen, und was ſonſt noch dazu gehört, eine Reiſe umſtändlich zu machen. Ein Kahn wurde gemiethet, der Morgens ſieben Uhr abrudern ſollte. Die Frauenzimmer waren auch wirklich ſchon um zehn Uhr fertig. Wir Männer haben den Frauen einen Fehler und eine Tugend zu verdanken, die ſie beyde erfunden — die Ungeduld und die Geduld. Ein wahres Wettſchleichen hatten die Nordländerinnen angeſtellt. Als ich in ihr Zimmer kam, um nachzuſehen, ob ſie ins Teufels Namen noch nicht fertig wären, fand ich den Teufel im Ernſte losgebunden; Mann und Frau hatten ſich gezankt, und zänkelten noch in meiner Gegenwart fort. Ich lachte ſehr ins Fäuſtchen, denn eheliche Zwiſtigkeit iſt meine Traubenſäure, die mich Fuchs abkühlt und erfriſcht. Eine der Frauen, um mich aufzuklären, nahm mich bey Seite, ſchälte mir den Zankapfel, zerſchnitt ihn in kleine Stücke und ſteckte mir dieſe vertraulich in den Mund. Ich halte die Verſchwiegenheit, die ich angelobt. Hundert Bedenklichkeiten bildeten Ringe zu einer Hemmkette, die ſtark hielt. Endlich ward das Schiff beſtiegen. Unweit Bieberich blieb es auf einer Sandbank ſitzen. Die Schiffer zogen ihre Schuhe aus, ſprangen ohne Zaudern ins Waſſer und machten das Fahrzeug flott. „Die haben présence d'esprit," ſagte Einer; „nein, ſie haben présence de pieds," ſagte ein Anderer. Ich kaſſirte den Witz ein. Mein Wanderbüchelchen hatte ich beſtändig in der Hand und ſchrieb nieder, was ich ſah und hörte. Ich trank die Milch warm von der Kuh; den guten Leuten ward ganz bange.

In Bieberich ſahen wir den Hof ſpeiſen. Wahrhaftig, ſie aßen mit dem Munde, wie wir auch.

In Eltfeld übernachtet. Morgens, ſobald die Dämmerung enteilte, gingen wir hinaus, die Sonne zu wecken. Der herrliche Strom! So ſtill, ſo ſchweigend, geſchäftlos, wie ſchlafend lag er da! Die Kähne reckten ſich wach und ſchlichen verdroſſen langſam dahin. Das Plätſchern der Ruder, das Singen der Lerchen — es iſt gar zu lieblich! Jenſeits ein halb verſtecktes Dorf, links der goldgelbe Schleyer der Sonne, rechts nach Rüdesheim hinab, ſo viele erſt knoſpende Schönheit. Jezt ſtößt ein großes zweymaſtiges Schiff, das unter meinem Fenſter übernachtet, vom Ufer ab. Die Schiffer regieren wenig und ſind ſorglos, ſie fahren mit dem Strome. Der Hirte treibt ſeine Kühe und jungen Rinder ans Waſſer. Sie gehen tief hinein, baden ſich die Füßchen und trinken. Eine Kuh ſtreckt die Schnauze in das Fenſter einer Jacht; wie närriſch das ausſieht. Sie ſtoßen recht freundſchaftlich mit den Köpfen an einander.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der franzöſiſche Kunſtfleiß. *)

— Frankreichs Wohlſtand und der Ruhm der Nation beruhen gutentheils und weſentlich auf den Fortſchritten ſeines Kunſtfleißes. Ich ſage: der Ruhm der Nation; denn jede Auszeichnung in einem das Staatswohl befördernden Beruf, hilft den Nationalruhm ſteigern, und welcher Beruf könnte dieß mehr thun als derjenige, deſſen Fortſchritte, Ergebniſſe und Gelingen, den Reichthum, die Unabhängigkeit und den Ruf einer Nation am ſicherſten begründen. Wer möchte die großen Fortſchritte, welche der franzöſiſche Kunſtfleiß bereits gemacht hat, verkennen, oder den Ruhm, welcher ſchon wirklich daraus erwachſen iſt?

Durch innere Zwiſte zerriſſen, durch lange Kriege erſchöpft, von ſeinen Mißgeſchicken mit den größten Aufopferungen ſich loszukaufen gezwungen, konnte Frankreich in dem Gewerbfleiß ſeiner Landwirthſchaft und Künſte Hülfsquellen finden, welche jede Erwartung übertrafen, und auf den Märkten des Auslands, ſo weit ſie ihm offen ſtehen, dürfen ſeine Erzeugniſſe keine Mitwerber mehr ſcheuen? Dieſe Eroberungen ſind es, deren Erhaltung, dieſe Siege, deren Fortſetzung, euch, meine jungen Freunde, obliegen wird; dieß iſt Abſicht und Zweck des Unterrichts, welchen ihr empfanget. Ihr ſeyd berufen, durch die Künſte des Friedens dem Vaterlande das Uebergewicht zu verſchaffen, welches vorhin die Waffen ihm gewährt hatten.

Sie iſt unermeßlich groß und ehrenvoll, die euch geöffnete Bahn; und doch mag ſie beym Rückblick auf die Vergangenheit euch nur leicht und anmuthig erſcheinen.

Vormals mußte, wer eine Kunſt erlernen wollte, meiſt roh und unwiſſend, ſich den Lehrjahren eines gemeinen und blinden Schlendrians unterwerfen; am Schluſſe dieſer Lehrzeit mußte er die Befugniß zur Arbeit nochmals erkaufen, und in der Ausübung dieſer Befugniß ſtellten ſich wieder auf allen Seiten Schwierigkeiten und Hemmungen entgegen, deren ſicherſtes Ergebniß die Dämpfung des freyen Nachſtrebens und die Erſtickung des Talentes war. Darum blieb dann auch die Ausfuhr franzöſiſcher Kunſterzeugniſſe beſchränkt, während die Erzeugniſſe des Auslands in Frank-

---

*) Bruchſtück der Rede, welche der ehrwürdige Herzog von La Rochefoucauld, Pair von Frankreich, als General-Inſpektor der Schulen und des Conſervatoriums der Künſte und Handwerke, am 31. Aug. 1822, beym Feſte der Preisaustheilung in der königlichen Schule zu Chalons, gehalten hat.

reich begierig beſucht wurden. Die Ausübung mechaniſcher Künſte war vormals der unterſten Klaſſe des Volks überlaſſen; jezt gewährt ſie einem jeden ehrenvolle Auszeichnung, welchen vorzügliches Talent dazu berechtiget und der den Vorzügen ſeiner Arbeit zugleich die Eigenſchaften des guten Bürgers, des rechtſchaffnen und redlichen Mannes beygeſellt; es genießt der Kunſtfleiß gegenwärtig eine unbeſchränkte Freyheit, und die ungemein großen Fortſchritte, welche Frankreich in den Künſten gemacht hat, der vervielfältigte Abſatz ſeiner Erzeugniſſe im Inland wie im Ausland, ſprechen es laut aus, wie wohlthätig die ihm eingeräumte Freyheit ſich erprobt hat.

Die Wiſſenſchaften haben den Künſten ihre einſichtsvolle Hülfe gereicht, und es iſt, möchte man ſagen, zwiſchen der phyſiſchen und der geiſtigen Arbeit ein engerer Bund geſchloſſen worden. Die abgezogenſten Theorien ließen ſich angelegen ſeyn darzuthun, wie vieles auch ſie für den unmittelbaren Nutzen des Geſellſchaftlebens zu leiſten vermögend ſind; für dieſes ward eine eigenthümliche Naturlehre, eine eigenthümliche Scheidekunſt, eine eigenthümliche Mechanik erſchaffen; und auch hierbey iſt man nicht ſtehen geblieben: es fand ſich, daß die Theorie jeder Kunſt eine Wiſſenſchaft, und daß die Anwendung jeder Wiſſenſchaft eine Kunſt ſey, und man überzeugte ſich vollends, daß es keinen wiſſenſchaftlichen Lehrſatz gebe, der nicht ein Keim von hundert neuen Kunſtentdeckungen werden möge.

Damit findet ſich alles vereinfacht; alles iſt heller geworden; das Reich der Vorurtheile und des Schlendrians iſt verſchwunden; das Licht iſt in alle Werkſtätten gedrungen; Rückſchritte ſind weiterhin unmöglich, und die Vortheile der Civiliſirung ſind nie allgemeiner erkannt worden, als ſeit der wohlthätige Einfluß ihrer Fortſchritte auf das Gemeinwohl zu Tage liegt.

Ihre bewundernswerthen Ergebniſſe ſind in Zahl und Vorwurf gleich mannigfaltig. Die Kunſt der Arbeiten in Metall, des Schmelzens und Schneidens von Kriſtall und Glas, des Spinnens und Webens von Seide, Wolle, Baumwolle und Hanf; die Kunſt des Bleichens, der Verfertigung von gebrannten Waſſern, der verbeſſerten Weinbereitung und viel andere mehr noch, ſind in Frankreich theils erfunden, theils vervollkommnet worden. Indiens kunſtreiche Gewebe, denen lange eine abergläubiſche Bewunderung zu gut kam, werden jezt von den Arbeiten einheimiſcher Werkſtätten erreicht. Seidengewebe, einfach oder mit andern Stoffen gemiſcht, werden durch mancherley eben ſo glänzende als haltbare Farben gehoben; die ſchnelle und wohlfeile Bearbeitung der Baumwollſtoffe läßt jeder Volksklaſſe ihren Gebrauch zu Theil werden. Die künſtlichen Soden, die Alaune, die Mennige, die Bleyweiße und die verſchiedenen Säuren dürfen nur genannt werden, um an eben ſo viele Erwerbungen der Chemie zu erinnern, die durch ſich ſelbſt und hinwieder auch durch ihre täglich ſich mehrende Anwendung auf neue oder vervollkommnete Erzeugniſſe, ſich als unendlich wichtig bewähren. In allen auf die Eiſenwerke bezüglichen Arbeiten ſind große Verbeſſerungen gemacht worden; das Verfahren des Cämentirens iſt zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gediehen und der für ſo vielerley Dinge nöthige Stahl wird im eigenen Lande verfertigt. Geſchmeide, Klinge- und Meſſerwaaren, Uhrwerke, in ihrem Weſen wie in ihren Formen vervielfältigt und vervollkommnet, rivaliſiren überall im Ausland mit der fremden Arbeit. Die getriebene Metallarbeit (la ciselure) hat eine Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche nur franzöſiſche Arbeiter leiſten können, weil ſie auf dem Reichthum, der Reinheit und Zierlichkeit unſerer Zeichnungen zunächſt beruht; die ſchönſte Architektur wird auf unſer durch ganz Europa geſuchtes Hausgeräthe angewandt; jener engliſche Stahl, dem ſeine für unnachahmlich geachtete Politur ſo großen Ruf verſchafft hat, wird, mit nicht geringerer Vollendung und Glanz, in den zierlichſten Formen, die franzöſiſcher Geſchmack nur zu geben vermag, von unſern Arbeitern geliefert.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, den 9. Sept.

An unſerm Hof-Theater iſt jezt der Freyſchütz an der Tagesordnung; es war geſtern der ſiebente Sonntag, an welchem dieſe Oper unausgeſezt gegeben wurde, und zwar wieder bey glänzend-gefülltem Hauſe. Aus der ganzen Umgegend, von Mainz bis zum Odenwald, von Frankfurt bis Heidelberg hinauf, ſtrömt jeden Sonntag die Menge hieher; der Student zu Roß und zu Fuß, der reiche Kaufmann in prächtiger Karoſſe, der Beamte, der Offizier, die heimkehrenden Badegäſte und andere Fremden in den verſchiedenſten Fuhrwerken; ja ſelbſt der Bundestags-Geſandte unterbricht ſeine Geſchäfte, der Landmann ſeine Arbeit; denn, wie einſt die Zauberflöte, ſo muß man heute den Freyſchützen geſehen haben, wenn man nicht ſo unwiſſend ſeyn will, wie Goethe ſeinen Herrmann ſchildert, dem die gebildeten Landes-Demoiſellen vergebens von Tamino und Pamina ſprachen. Unſerer kleinen Reſidenz gibt dieſer Zufluß von Fremden, die alle Gaſthäuſer überfüllen und namhafte Summen hier verzehren, das Anſehen einer großartigen Stadt; der Verkehr, der Gewerbfleiß, der Geldumlauf werden vermehrt, ſo daß ſelbſt die materiellſten Widerſacher aller Kunſt, die einſeitigſten Anbeter der Nützlichkeit, nicht umhin können, einzugeſtehen, daß unſere hieſigen Kunſt-Anſtalten, und vornehmlich das Theater, auch in ökonomiſcher Hinſicht dem Lande namhaften Vortheil bringen, und daß die Summen, die darauf verwendet worden und noch werden, ein Kapital ſind, das gute und fortwährende Zinſen trägt. Was wäre Darmſtadt, wenn ſein Fürſt, nach alter allzu hoch geprieſener Sitte, ſtatt die Kunſt, das ſogenannte edle Waidgeſchäft liebte, und zu dieſem ſeine Chatoulle verwendete? Oder wenn er ein eben ſo großer Liebhaber vom Baaren wäre, als mancher kunſtverpönende Finanzmann, und ſeine Luſt am Reformiren hätte? Wie ausgeſtorben und leer würden die Straßen unſerer Hauptſtadt ſeyn, und wie ſtockend würde dieß bis auf das geringſte Landgeſchäft zurück wirken! Wir wollen uns alſo unſeres ſchönen Schauſpielhauſes freuen, das in ſeinem einfachen und grandioſen Styl ſchon von Außen das Auge beruhigt, ſo wie die innere Bequemlichkeit ein Gefühl von Behaglichkeit gibt, das mit der Empfindung, die man in manchen andern hochberühmten Theatern hat, wo Alles für die Kaſſe, nichts für die Annehmlichkeit des Zuſchauers gethan iſt, ſehr kontraſtirt. Wenn man ſich darüber beſchweren will, daß die Seitenlogen, in der Biegung liegend, keinen freyen Ausblick auf die Bühne gewähren, ſo bedenke man, daß dem Architekten die Aufgabe geſtellt war, nicht ein National-, ſondern ein Hof-Theater zu bauen. Uebrigens ſind es nur wenige Logen, in denen man nicht gut ſieht, daß Parterre aber geräumig und äußerſt bequem abgetheilt iſt. Das einzige, was man dem Baumeiſter vorwerfen dürfte, iſt, daß er hätte gaſtfreundlicher ſeyn und die Fremdenloge nicht ſo hoch und ſo weit zurücklegen ſollen. Einen andern Vorwurf, den man dem innern Weſen dieſer Kunſt-Anſtalt macht, kann ich ebenfalls nicht unbedingt theilen. Er betrifft die ausſchließliche Vorliebe des Fürſten für die Oper. Das Faktum hat ſeine Richtigkeit; aber von ſeiner Schädlichkeit hinſichtlich der Kunſt kann ich mich durchaus nicht überzeugen. Jede Zerſplitterung führt zu Unvollkommenheit, jedes Zuſammenfaſſen zu Vollendung. Wir haben ja leider ſchon ſo viele Bühnen und Bühnchen in Deutſchland, die Alles und Alles wollen, und wir ſehen, was da geleiſtet, oder vielmehr was nicht geleiſtet wird! Seyn wir alſo zufrieden, ein Theater zu beſitzen, das ſich für einen einzigen Zweck beſchränkt und dieſen würdig verfolgt. Unſere Oper kann ſich mit jeder andern in Deutſchland meſſen, ſowohl was ihre Haupterforderniſſe, Orcheſter, Chor und erſte Sänger und Sängerinnen, als was das Beywerk, Koſtüm, Dekorationen und Maſchinen betrifft. Alles iſt würdig, Nichts ſtörend, Vieles vortrefflich. Unmöglich hätte die Oper dieſen Grad von Vollkommenheit erreichen können, wenn die Sorgfalt, die für ſie verwendet wird, ſich auch für die Tragödie, das Schauſpiel und für das höhere und niedere Luſtſpiel zerſplittern müßte. Aber, wird man einwenden, wozu überhaupt ein Schauſpiel, wenn es der Oper ſo tief untergeordnet iſt? — So richtig dieſe Frage nun iſt, ſo weiſe ich ſie doch gerade deßhalb zurück, weil ſie allzu richtig iſt. Man kann ſie nämlich heut zu Tage dem geſammten deutſchen Bühnen-Weſen ſtellen. Wo iſt eine Stadt oder ein Städtchen in Deutſchland, wo ein Hof-, ein National- oder ein herumziehendes Theater, bey dem die Oper nicht alle Kräfte ſo ausſchließlich in Anſpruch nähme, daß Melpomene und Thalia ſich mit den Broſamen begnügen müſſen, die von dem Tiſche ihrer zehnten nachgebornen Halb- und Stief-Schweſter fallen? Es bleibt hiebey nichts zu thun, als daß man dieſe Periode — die übrigens nicht nutzlos für die Kunſt iſt — eben vorübergehen läßt, und daß man ſich begnügt, die andern Formen der dramatiſchen Kunſt wenigſtens erhalten zu ſehen. Sind ſie auch jezt faſt leer zu nennen, ſo ſind ſie doch nicht vernichtet, ſind da, und es wird ſchon wieder eine Zeit kommen, die ſie mit würdigem und angemeſſenen Stoffe erfüllt. Ja, um dieſe Zeit zu beſchleunigen, kann nichts Beſſeres geſchehen, als daß die Oper recht hervorgezogen, recht begünſtigt und bis auf ihre höchſte Spitze gebracht werde. Auf der Höhe der Vollkommenheit kann die Oper wieder zum Drama zurückführen; wenn ſie nämlich aufhört Konzertmuſik (im weiteſten Sinne des Wortes) zu ſeyn und wirklich ein muſikaliſches Drama wird. Dazu gehörte aber, daß erſtlich die Opernmacher Dichter würden, oder, da dieſes unmöglich iſt, daß die Dichter Opern verfertigten; zweytens aber, daß die Kammerſinger und Sängerinnen ſo gütig wären und ſich herabließen, nicht nur der Noten, ſondern auch ein bischen der Worte zu gedenken, weil, wenn dieſes nicht nothwendig wäre, man unter die Muſik, wie bey den Geſangs-Uebungen, nichts als Amen geſchrieben hätte. Amen ſage ich auch, das heißt, es werde wahr, daß dieſe Damen und Herren doch auch denken, daß ſie eine Rolle ſpielen, wenn ſie auf der Bühne ſingen, und nicht denken, daß ſie ſchon, wenn ſie nur trillern, eine Rolle ſpielen. Amen rufe ich auch, daß das Publikum hier Lehrer der Operiſten und der Operndichter, durch ſeinen Tadel, ſeyn möchte. Amen! daß irgend ein großes Theater einen Preis für das beſte Operngedicht ausſetzen möchte; denn wahrlich, wir leiden großen Mangel daran!

Ueber den Freyſchützen ſelbſt ſage ich nichts. Es iſt in allen Journalen und auch in Ihrem Blatte davon erſchöpfend geſprochen worden. Auch von der hieſigen Darſtellung berichte ich nur, daß ſie im Ganzen vortrefflich war. Hr. Wild iſt zu berühmt, um hier noch des Lobes zu bedürfen. Mad. Krüger hat die Scene am Fenſter vorzüglich ſchön geſungen und ſo lebendig geſpielt, daß man die einige Kälte, die in der Natur ihrer Stimme liegt, kaum mehr bemerkte. Das Tempo des Jungfrauen Chors war vielleicht etwas zu raſch; doch wozu dieſer mikroſkopiſche Tadel, wo das Ganze ſo ergreifend war! —

Kopenhagen, Auguſt.

(Fortſetzung.)

In Veranlaſſung der zu Elberfeld errichteten weſtindiſchen Kompagnie und der von Preußen und Schweden eingeleiteten Verſuche, einen direkten Handel mit Weſtindien und Südamerika anzuknüpfen, bemerken einige unſerer Blätter, daß Dänemark von der Natur zur Niederlage für den weſtindiſch-oſtſeeiſchen ſo wie für den amerikaniſchen Handel beſtimmt ſey, indem es gerade am Eingange der Oſtſee liegt. Dieſe vortheilhafte Lage wäre demnach um ſo mehr zu einem ſolchen Zwecke zu benutzen, um einen lebhaften Handel auch mit den Ländern am merikaniſchen Meerbuſen, ſo wie mit den übrigen ſpaniſch-amerikaniſchen Häfen, zu eröffnen, als die däniſch-weſtindiſche Inſel St. Thomas den Verkehr von Seiten Dänemarks zwiſchen der Oſtſee und jenen Handelsplätzen aufs vollkommenſte begünſtige. Es ſey dieſe Inſel ein Freyhafen, und bekanntlich eben dadurch, ſo wie durch ihre Lage, ein Markt für alle diejenigen Waaren und Bedürfniſſe, welche in jenen Ländern geſucht werden. Hier böte ſich alſo für Dänemark der bequemſte Abſatz ſolcher europäiſchen Waaren dar, welche dieſes Land ſelbſt und die Länder an der Oſtſee vorzüglich im Uebermaße hervorbringen. — Andere ſchlagen vor, daß ſich Dänemark mit den Handels-Städten Deutſchlands und mit der Elberfeld'ſchen Kompagnie zu einem großen Handels-Bündniſſe vereinigen ſoll. Gegenſeitige Vortheile, meinen ſie, fordern zu einem ſolchen Vereine auf. Dänemark, im Beſitz einer (ſeit dem engliſchen Ueberfall neu gebauten) Flotte und einer Flagge, die auf allen Meeren reſpektirt wird, wäre im Stande, dadurch, ſo wie durch ſeine in den Handelsplätzen angeſtellten und anzuſtellenden Konſuln, den deutſchen Handelsgenoſſen bedeutende Dienſte zu erweiſen, nämlich Schutz auf dem Meere und in fremden Orten, ſo wie erleichterten Zutritt daſelbſt. Dieſe Handelsgenoſſen dagegen erlegten eine Abgabe an Dänemark, welches außerdem einige Vortheile mittelſt des mit den Städten der Oſtſee u. ſ. f. genauer angeknüpften Verkehrs gewinnen würde, eines Theils in Rückſicht des Abſatzes eigener Produkte, und andern Theils als Niederlage für die Oſtſee. Die Exporten von Preußen, Polen ꝛc. wären im Spätjahre, da auf dem **Kattegat** gefährlich zu ſchiffen iſt, in Kopenhagen oder Helſingör niederzulegen, um gleich im Frühjahre ihrer Beſtimmung nach verſandt werden zu können. — Der Vorſchlag iſt wohlgemeint und vielleicht anlockend. Das ſpaniſche Amerika läßt ſich ſehr angelegen ſeyn, kräftigen Verkehr mit Europa einzuleiten. Gewiß iſt dadurch für die handelnden Nationen die Ausſicht zum erweiterten und neu belebten Handel geöffnet. In wie weit aber der Gang dieſes Handels ſich durch künſtliche Mittel zwingen ließe, und ob es nicht gerathen wäre, ſich, ohne große Vorbereitungen und weit ausgedehnte Plane, geradezu der natürlich dargebotenen Vortheile zu bedienen, mag dahingeſtellt ſeyn. Wir bemerken nur, daß ein Bündniß, wie das vorgeſchlagene, mittelſt ſtreitiger Nebenvortheile und mittelſt des alten Neides zwiſchen handelnden Städten und Nationen, wohl ſchwerlich in Stand kommen werde, und wenn auch dieſes gelänge, ſich vielleicht aus eben denſelben Urſachen noch ſchwieriger halten würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Nro. 243.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 10. Oktober 1822.

Doch mit den Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgend haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Goethe.

Ikarus.

Dei supremo percita flamine
Mentem voluntas exstimulat meam,
Hinc per negatum tentat alta
Daedaliis iter ire ceris.

Fanini.

Ueber die Thäler hin
Und über die Gebirge
Segelſt du:
Die reichentfalteten Fittiche
Breitend durch den blauen Raum.

Und Preis, ſelbſt Zeus bekennt es, gebührt
Dem Erfinder ſolches, Dädalus dir!
Der mit Kunſt — ſchwebenden Flug's, ſeinem Geiſt'
Folgt, — wenn auch ferne — über den Stand.

Aber beklagen muß
Ich, Vater, deiner Klugheit
Feigen Muth. —
Die ſcheuend Helios Pfeile
Nicht verläßt die Wolkenbahn.

Wie liebvoll — freundlich ſchaut der Aether
Zu mir nieder! Ruf'ſt du Göttlicher nicht
Mich zu dir, daß ich dich ſchau, ferne jezt —
Nahe dann — einſaugenden Blicks?

Auf! in die Sphären
Der blinkenden Geſtirne
Zieht es mich!
O, Vater, die Warnung, ſie hält mich nicht,
Kühl't nicht meiner Sehnſucht Gluth.

Wenn auch der Flügel Wachs mir zerſchmilzt,
In des Meeres dunkle Tiefen ich ſtürz' —
Trinken, Gott, will ich dein Licht, wenn auch in
Einem — — ach nur — einzigen — Zug! —

Aus meinem rheiniſchen Wanderbuche.

(Fortſetzung.)

Rüdesheim.

Den Johannisberg hinauf. Was ſoll ich ſagen? Die entzückten Frauenzimmer nahmen mir alle Adjektive weg, und ließen mir keine andern Worte als ſchweigende. Johannisberg gehört dem Fürſten Metternich. Auf dem Schloſſe liegt ein Fremdenbuch, worin ſich die Reiſenden einzeichnen. Den Anfang macht der öſterreichiſche Kaiſer, der ſich eingeſchrieben: Franz, von Wien. Dann kommen andere Fürſten, und wenigſtens zwey Dutzend Miniſter. „Die Erinnerung iſt ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können," ſtand auch im Buche. Es war aber keiner von den Miniſtern, der dieſen Denkſpruch geſchrieben.

Jezt öffnete ſich uns der Waſſerkreis, der rechts Rüdesheim, links Bingen berührt. Ein halber Sonnenblick erhellte die Gegend und ſchauerlicher ſtiegen im Hintergrunde die Berge der Nacht herauf. In einem ſchwarzen Felſenkeſſel ſieht man den Rhein ängſtlich eingeſchloſſen, und aus der dunkeln Flut ragt, wie ein verlorner Schwimmer,

Digitized by Google

der Mäuſethurm hervor. Selbſt unſere Weiber ſchwiegen. Bachus, hofften wir, werde uns die Zunge entfeſſeln. Aber nur das Waſſer erinnerte uns an den Rhein; man kann in Sibirien keinen ſchlechtern Wein trinken als am Wirthstiſche zu Bingen. Nach dem Eſſen ſtiegen wir den Klopp hinauf. So nennt man die Trümmer eines alten Römerkaſtells, die vor der Stadt auf einem Berge liegen. Druſus ſoll die Feſte erbaut haben. Der Klopp iſt im Beſitze eines Notars aus Bingen, der die Ruinen in eine herrliche Garten-Anlage verflochten hat. Ueber Weinberge, unter Laubgängen, an Blumenbeeten vorüber, bis an den alten Thurm. Dieſen hinauf. Der Anblick! Man könnte ſich vergeſſen und dort oben den Hungertod ſterben. Herabgekommen, ſchifften wir nach Aßmannshauſen über. Den Niederwald hinan. Vom Roſſel ſtürzt ſich der Blick in die ſchauerliche Tiefe des Rheins hinunter. Der geſpenſtiſche Mäuſethurm; die Nahe, mit deren ſchmutzigrothen Farbe ſich der klare Rhein nicht vermiſcht; Bingen, am Erdwinkel, den beyde Flüſſe bilden, ſo klein, wie das eingewirkte Zeichen in dem Zipfel eines Tuches; Ehrenfels, ſich ängſtlich am Abhange feſtklammernd, als fürchte es hinabzuſtürzen... Vom Tempel führt der Weg durch den kunſtgeregelten Wald, und bald gelangt man dahin, wo ein ſteiler und enger Pfad, zwiſchen Mauern und Rebhügeln nach Rüdesheim hinabführt. Wir ſchifften von dort zur Rochuskapelle über, und flehten wie Joſua die Sonne an, ſie möchte warten, bis wir auf den Berg gekommen. Aber ſie wartete nicht und ſank. Die Dämmerung breitete ſich aus, und von ihr bedeckt, entſchlummerte die Natur. Als wir zurückſchifften flimmerten die Wellen im Sternenſchein. . .

Meine Rührung im Bingerloche war groß, aber ich habe ſie noch nicht ausgearbeitet — die Empfindungen eines Reiſebeſchreibers ſind ſelten in der Wolle gefärbt.

Koblenz.

Es war ſchon dunkel, da wir hier anlandeten. Durch die Ungeſchicklichkeit eines Laſtträgers fiel eine Schachtel mit Weiberhüten ins Waſſer. Da wir murrten, ſagte ein Preuße unſern Zorn zu beſchwichtigen: „Das ſind ja jar keine Menſchen hier, das iſt ja halbes Vieh!“ Wirklich gelang dem Preußen, unſerm Aerger eine andere Richtung zu geben. ... Einen herrlichen Mann habe ich hier kennen gelernt. Sein Geiſt, wie gefrorner Wein. Gleich einer Gemſe, von der Spitze jeder Betrachtung zur andern ſpringend, berührt er nie das Thal der Gemeinheit. Wie ſchade, daß ſolche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar ſind!... Auf dem Markte ſteht eine Spitzſäule, im Jahre 1812 den ſiegenden Franzoſen in Rußland gewidmet. Im Jahre 1813 ließ der ruſſiſche Befehlshaber in Koblenz darunter die Inſchrift ſetzen: Vû et approuvé par nous le commandant etc.

Bonn.

Die Bonner Bürger klagen ſehr über den böſen Geiſt der Ständeſonderung, der, ſeitdem die Franzoſen weg ſind, ſich hier eingedrungen; ſonſt lebten Gewerbsleute, Bürger, Soldaten, Beamte, Gelehrte einträchtig und freundlich zuſammen. Jezt aber trennt ſich das Militär vom Gelehrtenſtand, und dieſer ſich von den Handelsleuten. Beſonders die Mitglieder der Univerſität, ſollen im geſelligen Leben einen ganz unerträglichen Ariſtokratismus zeigen. Wir kennen unſere lieben Landsleute, ſie laſſen nicht von Art. Die franzöſiſchen Offiziere haben in drey Welttheilen geſiegt, und im Vaterlande waren ſie die beſcheidenſten Bürger. Und hätten ſie anmaßlich ſeyn wollen, ſie hätten es nicht gedurft... Ich habe *** beſucht; ein tüchtiger Mann! Aber mit ſeiner Staatsweisheit, auch mit der des **, kann ich mich nimmer und nimmer befreunden. Gediegene Menſchen, aber nicht zu hämmern. Religion — was ſie ſo nennen — bis in das Salzfaß. Nichts Griechiſches in ihnen. Heiligenſchein, Goldgrund, eckige Figuren. Franzoſe und ruchlos, iſt ihnen ſo gleichbedeutend, wie zwey und zwey. Alles ſoll feſt gegründet ſeyn, nichts Wandelbares; darum graben ſie nach alten tiefen Wurzeln, darum lieben ſie das hiſtoriſche Recht, nicht das lebendige friſche, das täglich neu — nicht geboren, aber geſtaltet wird. Wenn ſie herrſchten, ſtünde es ſchlimm mit deutſcher Sache. Sie haben nur eine Centnerwage. Ich meine: der Menſchheit gebühre des Lebens Ernſt (und dafür ſorgt das Schickſal), den Menſchen aber, Luſt und Liebe und Fröhlichkeit.

(Der Beſchluß folgt.)

Der franzöſiſche Kunſtfleiß

(Beſchluß.)

Es würde die Schranken einer Rede überſchreiten, wenn ich noch weiter fortfahren wollte, die Fortſchritte unſers Kunſtfleißes in allen ſeinen Verzweigungen aufzuzählen; ſie müßten alle genannt werden, weil nicht einer dort zurückblieb, wo er unter dem Zwang der Innungsordnungen geſtanden iſt.

Aber ausſprechen ſollen wir es noch, daß auch der Landbau, welcher ſo lange ſtillſtehend in Frankreich geblieben war, durch die Einführung neuer Methoden und Kulturen, durch einen veränderten Wechſel der Pflanzungen, durch Vermehrung des Düngers und hauptſächlich durch Mittel und Vorkehrungen, welche die Chemie darbot, zu ungleich mehr Thätigkeit und zu reicherem Ertrag ſeiner Erzeugniſſe gelangt iſt. Ausgedehnte bisher öde gebliebene Landſtriche ſind fruchtbar, viele und große Sumpfgegenden ſind ausgetrocknet worden. In einem unſerer Departements iſt ſelbſt kahler Felſengrund durch Mühe und Anſtrengung infruchtbaren Boden umgewandelt worden, und es wachſen und zeitigen nunmehr Ernten auf hohen Bergebenen. Städte ſogar wurden einzig in der Abſicht gegründet, um der zunehmenden Landeskultur die nöthigen Hülfsmittel und Werkſtätten darzureichen. Unter manchen dieſer theils neu errichteten, theils erweiterten und vergrößerten Städten, will ich hier nur allein Tarare nennen, das im Jahr 1790 kaum noch ein kleines Dorf, nicht einen einzigen Werkſtuhl, aber im Jahr 1801 deren bereits 600 bey einer Bevölkerung von 1800 Einwohnern beſaß, und das gegenwärtig 47000 Arbeiter unterhält, wovon 7000 innerhalb ſeiner Mauern, und 40,000 in den Departements der Rhone, der Loire, des Ain, des Allier, der Saone und Loire, und des Puy de Dome wohnen.

Wie viel ähnliche Schöpfungen und Erweiterungen könnte ich noch aufzählen, um euch, meine jungen Freunde, die raſchen Fortſchritte des franzöſiſchen Kunſtfleißes darzuthun, für deſſen Dienſt ihr berufen ſeyd. Wenn ihr dabey bedenket, daß dieſe bewundernswerthen Fortſchritte während eines verderblichen Zeitraumes, unter dem Einfluſſe beklagenswerther Verhältniſſe ſtatt gefunden haben, der Requiſitionen nämlich, welche unſere Manufakturen trafen, der Verfolgungen, denen unſere vorzüglichſten Fabrikanten ſich lange Zeit ausgeſezt ſahen, der Wegnahme der Arbeiter für den Dienſt der Armeen, der durchs Papiergeld herbeygeführten Kriſen, der verminderten Kapitalien und des zerſtörten Kredits: ſo werdet ihr in jenen Fortſchritten etwas Wunderbares erkennen, das ſich einzig nur aus der dem franzöſiſchen Volke innewohnenden und jedes Hinderniß überwindenden Regſamkeit und Kraft erklären läßt, und ihr werdet euch doppelt geehrt fühlen, dieſem Volke anzugehören.

Ich habe euch, liebe Schüler, in gedrängter Ueberſicht die ſchönen Ergebniſſe der rühmlichen Anſtrengungen unſers Kunſtfleißes kund gemacht; noch aber bleibt ſehr Vieles zu thun und zu leiſten übrig. Euch, und denen, die mit euch ſich dem Kunſtberufe widmen, liegt es ob, dieſes Mangelnde hinzuzuthun. Das gegenwärtige Geſchlecht betritt unter ungleich viel günſtigern Umſtänden, als ſeine Vorgänger, die Bahn, auf welcher es ihre Entdeckungen verfolgen, fortſetzen und vervollkommnen ſoll; und ihr insbeſondere, meine Freunde, denen der zweckmäßigſte Unterricht hier zu Theil wird, wie vorzüglich günſtig iſt nicht eure Lage? Segnet den erlauchten Beſchützer, welchem ihr dieſelbe zu verdanken habt und zeigt euch der Wohlthat ſtets würdig.

Die Bahn des Kunſtfleißes iſt forthin ſtatt der blutigen Waffenbahn den Völkern geöffnet: auf ihr ſind in andern Kämpfen Siege zu erfechten, welche die Unabhängigkeit der Nationen, ihren Wohlſtand und ihre Uebermacht gar viel feſter zu gründen vermögen, und auf jeglicher Bahn ſoll die franzöſiſche Nation um die erſte Stelle ringen. Strebet nach ſolchen Siegen und ſie werden euch nicht entgehen; Ehre, Ruhm, öffentlicher Dank und der Beyfall des Königs warten euer, und euer Vaterland, Frankreich, wird euch unter ſeine achtbarſten Bürger zählen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, Auguſt.

(Beſchluß.)

Zufolge der Verfügungen der däniſchen Regierung zur Hemmung des Neger- oder Sklavenhandels werden dann und wann Schiffe, die mit Negerſklaven geladen ſind und in den Fahrwaſſern der däniſch-weſtindiſchen Inſeln ſich finden laſſen, nach dieſen Inſeln aufgebracht und die Ladung condemnirt. Solches iſt auch in den däniſchen Beſizungen auf der Guinea-Küſte der Fall. Auf einem ſolchen Sklavenſchiff, das durch eine däniſche bewaffnete Chaluppe nach St. Thomas in Weſtindien aufgebracht wurde, befanden ſich die Neger in dem ſchrecklichſten Zuſtande. Alle, 120 an der Zahl, waren von den Blattern angegriffen worden, und lagen, Männer und Weiber unter einander, nackend unter dem Verdeck zuſammen gepackt; ſie litten auf einmal von Krankheit und Hunger, denn es fehlte an allem Mundvorrath, und auch das Waſſer war beynahe verbraucht. Bekanntlich war die däniſche Regierung die erſte, welche dem Sklavenhandel ein Ende machte; die Verordnung deßwegen kam ſchon im Jahr 1792, mithin noch in den erſten Regierungs-Jahren Friedrich VI. heraus, und dieſer Verordnung zu Folge findet ſeit dem Jahre 1803 (denn der Anbau der weſtindiſchen Inſeln erlaubte den Termin nicht kürzer zu ſetzen) kein Handel mit Menſchen von Seiten der Dänen und in den däniſchen Beſizungen Statt. Uebertretungen des Verbots werden ernſtlich geſtraft, und ein Geſuch einiger Einwohner der gedachten Inſeln um Verlängerung des Termins wurde beſtimmt abgelehnt. — Ein Schreiben aus St. Thomas lobt die ſehr guten Landſtraßen des Landes, die jezt den beſten in Dänemark zur Seite geſtellt werden können; auf St. Croix, die größte der Inſeln, befanden ſich ſchon früher die Fahrſtraßen in einer ähnlichen, lobenswerthen Verfaſſung, und das Reiten umher in dem überall angebauten ſchönen Lande iſt daher ſehr angenehm. — Aus einem Schreiben aus St. Croix erſieht man, daß der Schiffs-Kapitän **Jens Holm**, auf der Reiſe von Kopenhagen nach Weſtindien, in offenbarer See eine engliſche Brigg ganz ohne Mannſchaft getroffen, und von derſelben verſchiedene Sachen geborgen hat. Es war in der Nordſee, auf 55° 35' nördlicher Breite, und 3° 29' öſtlicher Länge von London. Sie war des Steuerruders beraubt, einige Segel waren zugeſezt, die übrigen eingenommen. Das Schiff hatte volle Ladung, und war augenſcheinlich in gutem Zuſtande. Sein Name war nicht kennbar. (Die Namen der Schiffe werden immer auf dem Hintertheile mit großen Buchſtaben gemalt, aber zuweilen durch Anſchlag der Wellen und Einwirkung der Witterung unleſerlich.) Auf einer Jölle (kleines Boot) die man barg, ſtand: Albion of Yarmuth. Wahrſcheinlich war in der vorhergehenden ſtürmiſchen Witterung dieſe Brigg irgendwo auf den Grund einer Küſte (vermuthlich Englands) gerathen, woſelbſt ſich die Schiffsleute alle ein wenig zu voreilig mit den Booten ans Land gerettet hatten, denn, das gedeckte kleine Boot ausgenommen, entdeckte man keine der kleinern Fahrzeuge, welche wenigſtens zu dreyen ſich am Bord eines ſolchen Schiffes befinden, auch waren alle Kleider, und was ſonſt der Mannſchaft perſönlich gehören konnte, weggenommen. Von einem gewaltſamen Ueberfall waren keine Spuren zu erſehen. Ein ähnliches Ereigniß trug ſich vor zwey Jahren an der Küſte Jütlands zu, da ein Schiff, nachdem die Leute es als verloren verlaſſen hatten, wieder flott ward, indem das Wetter nachließ, und zugleich hohes Waſſer und veränderter Wind eintrafen; dadurch wurde denn dieſes Schiff von Seeleuten aus Jütland gerettet. Die obige engliſche Brigg in Hafen zu bringen, konnte man, in der ſtürmiſchen Jahreszeit und während der finſtern Nächte des Januar, ſo wie in Rückſicht des Abſtandes vom Lande, und der dadurch entſtandenen Verzögerung der Reiſe, nicht wagen.

Als man vor Kurzem das Gewölbe in einer Dorfkirche einer der Provinzen ausräumte, entdeckte man in demſelben eine Menge Schüſſeln, Teller, Leuchter u. dergl. aus Zinn gemacht und mit einem adlichen Wappen, worin die Buchſtaben H. L. und die Jahreszahl 1652 ſich befanden, bezeichnet. Auch war in demſelben Gewölbe ein Lager von Stroh eingerichtet. Wahrſcheinlich diente die verborgene Stelle irgend einer adelichen Familie (nach den Buchſtaben zu urtheilen der jezt ausgeſtorbenen Lindenau'ſchen) als heimlicher Aufenthalt während eines Krieges.

Im vorigen Monat ließ man auf dem Schiffs-Holm oder dem Werft der Kriegsflotte eine Fregatte von 44 Kanonen vom Stapel laufen, welche den Namen Rota erhielt. Dieſe Fregatte, welche der Zahl nach die achte iſt, die unter der Aufſicht und nach dem Plan des verdienſtvollen Baumeiſters der Marine, Seekapitän Schifter, gebaut worden, hat die nämlichen in Hinſicht der Stärke und des ſchnellern Segelns vortheilhaften Eigenheiten der Bauart, die den von Kapitän Schifter gebauten Schiffen der Flotte zu Theil werden. Dazu kommt noch die Einrichtung, welche bisher nur die vor einigen Jahren vom Stapel gelaſſene neue Fregatte Freia erhielt, daß ſie eine ſtärkere Anzahl Kanonen als die gewöhnlichen Fregatten der erſten Größe führt, ſo daß ſie eigentlich mit 46 Stück Geſchüz, anſtatt der üblichen 44, bewaffnet iſt. Auf der Batterie oder dem untern Verdeck ſtehen 28 Achtzehnpfünder, auf dem obern Verdeck oder Vorkaſtell und der Schanze oder Hinterkaſtell ſind 10 dreyßigpfündige Karonaden und 8 Achtpfünder angebracht. (Karonaden ſind kurze Kanonen von ſchwerem Kaliber, welche zu Schüſſen in kürzerer Entfernung gebraucht werden.) Es können Fregatten dieſer Art in gewiſſen Fällen die Stelle eines Linienſchiffes vertreten. Unter den nächſtens vom Stapel zu laſſenden Schiffen befindet ſich ein Linienſchiff, welches 84 Kanonen führen und das größte von den bisher erbauten neuen Linienſchiffen ſeyn wird. Es erhält 30 Dreyßigpfünder, 32 Achtzehnpfünder, 6 Zwölfpfünder und 16 dreyßigpfündige Karonaden.

In dem orkanartigen Sturm am 11. März d. J. fiel einer der drey ſpizigen Thürme der Domkirche zu Aarhuus in Jütland herab. Dieſer Thurm war vierhundert Jahre alt. Die Kirche wurde im Jahre 1201, und der Thurm 1390 gebaut.

Eine ganz eigene Art von Leuten niedern Standes hieſelbſt machen die zu der Kriegsflotte gehörigen Matroſen, Schiffszimmerleute, nebſt ihren Unteroffizieren, Sergeanten ꝛc. aus. Noch mehr in frühern Zeiten, als jezt, waren ſie ihrer drolligen Einfälle und ihres Mutterwizes wegen bekannt. Sie haben freye Wohnung, und aus den Magazinen des See-Etats wird ihnen Alles, was zu ihrem Unterhalte erforderlich iſt, zu beſtimmten Zeiten gereicht, als z. B. Butter, geräuchertes Fleiſch, Roggen, Graupen, Erbſen ꝛc. Vor mehreren Jahren hatte man ihnen eine Sorte Erbſen zugetheilt, die ſie nicht gut fanden, und da der Verwalter des Magazins darauf beſtand, daß ſie gleichwol als gute angenommen werden müßten, gingen von den Leuten dazu erwählte Abgeſandte gerade an die Admiralität. Daſelbſt trafen ſie einen der hohen Civil-Beamten an, welcher, von der Sache unterrichtet, ihnen mit den Worten begegnete: „Was iſt dieß für ein albernes Gethümmel, die Erbſen ſind ſo gut, als ich ſie bey meinen Lebzeiten zu eſſen verlangt.“ (Dieſer Mann hieß Due, deutſch: Taube.) Gleich antwortete ihm einer der Abgeſandten: „Freylich, für Tauben und Schweine mögen ſie ſehr gut ſeyn, nicht aber für die Seeleute des Königs.“

Ich weiß nicht, ob man in Deutſchland noch Leute findet, die ihre täglichen Kleider aus Paris verſchreiben, wie es in alten Tagen an gewiſſen Orten wohl nicht ungewöhnlich war. Hieſelbſt haben wir Männer, welche keinen Kopenhagner Rock anziehen, ihre ganze Bekleidung aber, freylich nicht aus Paris, ſondern — aus Hamburg (ſeltner aus London) kommen laſſen, mithin nicht nur den Rock, ſondern den ganzen Anzug bis zum Hemde von auswärtigen Händen und aus fremden Stoffen gemacht tragen. Dieſes ſey jedoch weder zur Verkleinerung der hieſigen löblichen Schneiderzunft, noch zur Herabſezung der Tuchfabriken erzählt, indem beyde ſehr ſchöne und dauerhafte Arbeit liefern. Auch ſind natürlich nur Einzelne mit ſolcher Thorheit behaftet.

Der Geſchmack unſers Theater-Publikums entſcheidet ſich immer mehr für die Oper. C. M. Webers und Kinds „Freyſchüz,“ von Oehlenſchläger zu der Muſik des erſtern trefflich bearbeitet, ward am Schluſſe des Theater-Jahres noch immer vor gedrängt vollem Hauſe geſpielt. Die geiſtvolle Muſik ward nach Verdienſt geſchäzt. Noch eine neue Muſik von C. M. Weber wird im nächſten Monat gegeben werden; ſo auch ein muſikaliſches Drama, wozu die Chöre von dem jezt zu Stockholm mit Tode abgegangenen königlich-ſchwediſchen Kapellmeiſter Du Puy komponirt ſind. Einige lang hingelegte Stücke Holbergs wurden im vorigen Winter wieder auf das Theater gebracht, und fanden, der vorwaltenden Muſik-Liebhaberey ungeachtet, ein zahlreiches Publikum. Beſonders vortrefflich gaben Lindgreen, Rüge, Roſenkilde, Stage und mehrere der beſten komiſchen Schauſpieler die große Parodie auf alle Haupt- und Staats-Aktionen: „Ulyſſes von Ithacia (sic) — in Oehlenſchlägers neuer Ueberſezung von Holbergs Komödie jezt auch für Deutſche zugänglich. — Dieſen Sommer haben mehrere Mitglieder der königlichen Schauſpieler-Geſellſchaft in den größern Städten Jütlands geſpielt und vielen Beyfall eingeerndet. Der Schauſpieler Stage iſt auf einer Kunſtreiſe auf königliche Koſten begriffen, und befand ſich vor einiger Zeit in Paris. — Seitdem Rahbek vor mehreren Jahren ſeine „dramaturgiſchen Blätter“ endigte, haben wir hier gar keine Theaterkritik; wirklich eine ſonderbare Erſcheinung, da die Luſt zum Schauſpiel ſeit der Zeit wirklich zugenommen hat. Die neulichen Verſuche eines Ungenannten, in einem ſogenannten „Kunſt-, Literatur- und Theater-Blatt,“ die Schauſpieler etwas zurecht zu weiſen, ſind leider nur Verſuche, die den Keim ihres Mißlingens in ſich tragen.

Unter den wichtigern Werken der neueſten Literatur erwähnen wir: Beſchreibung der Guineaküſte, durch Monrad, jezt Prediger in Jütland, aber in einer Reihe von Jahren als Prediger bey dem däniſchen Hauptſiz in Afrika. Ein ſehr intereſſantes, mit Einſicht und Wärme für die Angelegenheiten der Menſchheit geſchriebenes Werk. Die Darſtellungsgabe des Verfaſſers macht das Werk um ſo angenehmer, und die von ihm gelieferten Beyträge zur genauen Kenntniß der Völker der afrikaniſchen Küſte, der Naturbeſchaffenheit derſelben und der Lebensart der Europäer daſelbſt, ſind um ſo wichtiger, da ſie das Gepräge der Wahrheit und der Selbſterfahrung tragen. Ueber den Sklavenhandel theilt er intereſſante und für die Regierungen Europas zu beherzigende Bemerkungen mit. — Mittelſt der von unſerm berühmten Phyſiker, Profeſſor Oerſted, in Geſellſchaft zweyer andern ſachkundigen Männer, und nach Auftrag der Regierung vorgenommenen Unterſuchungen auf der Inſel Bornholm, ergab ſich, daß die Inſel gute Steinkohlen und einen ſehr ergiebigen Eiſenſtein in ihrem Schooße beſizt. Aus Veranlaſſung dieſer Unterſuchungen, welche von Oerſted und ſeinen Mitgehülfen bekannt gemacht wurden, ſind dieſe Männer von einem Kriegsaſſeſſor Schäffer (vormaligem Bereuter) in einer Flugſchrift auf eine ſolche Weiſe angegriffen worden, daß ſie ſich veranlaßt fanden, den rohen Angreifer gerichtlich zu belangen. Indeſſen ſind auch durch die Preſſe einige kleine Streitſchriften zum Vorſchein gekommen, und die Sache hat Senſation erregt; wegen des gänzlichen Mangels an irgend einer Art wiſſenſchaftlicher Bildung in dem Gegner Oerſteds iſt aber für die Wiſſenſchaft keine Ausbeute zu erwarten.

τλ.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 81.

Nro. 244.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. Oktober 1822.

Der Feige ſtirbt ſchon vielmal, eh' er ſtirbt,
Der Tapfre koſtet einmal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß ſich Menſchen fürchten,
Da ſie doch ſehn, der Tod, das Schickſal Aller
Kommt, wann er kommen ſoll.

Cäſar in Shakeſpear.

Harry Woodriff, der engliſche Schmuggler.

(Aus dem Engliſchen.)

Die Schmuggler ſind die einzige Menſchenklaſſe in Groß-Britannien, welche die Aufklärung des Zeitalters nicht erreicht hat. Der Schmuggler, der kühne Schmuggler iſt immer derſelbe, der er vor fünfzig Jahren war, und angenommen, er ſey ein Verbrecher, ſo hat er doch etwas Edles in ſeinen Handlungen und Leiden. Eigentlich weiß das gute Volk in unſerer Stadt (London) ſo viel von ihm, als vom Prieſter Johann, oder dem Chan der Tartarey. Ich kann aber etwas von dieſen Leuten erzählen, denn einen Theil meiner Jugend verlebte ich an der Seeküſte und — zu meiner Schande ſey es geſagt, ich hatte die Schmuggler lieber als meine Bücher; und mehrere wilde Streiche machten mich bey ihnen beliebt. Einer dieſer verzweifelten Menſchen, Namens Harry Woodriff, oder Woodrieve, hegte eine beſondere Vorliebe für den jungen Herrn, wie ſie mich nannten, theils, glaube ich, wegen der Begierde, womit ich den Erzählungen von ſeinen und ſeiner Gefährten Abenteuern zuhorchte, und theils weil er meine romantiſchen Gefühle irrigerweiſe für Muth hielt. Unſere Bekanntſchaft oder vielmehr Innigkeit fing an, als ich mich mit ihm in einem Sturme zur Hülfe eines verunglückten Kohlenſchiffes hinaus wagte, wo es zwanzig gegen eins galt, ob wir je zurückkehren würden; bey mir aber war es gewiß kein Muth; ich fühlte eine Erhöhung der Lebensgeiſter, einen Taumel wie vom Wein hervorgebracht, als wir über die Wellen hintrieben, die in einem Augenblick wie Berge emporſtiegen, und dann wieder bis beynahe auf den Sand hinabſanken. Ich fürchtete keine Gefahr, denn ich *empfand* keine Gefahr, und Muth kann es doch nur heißen, wenn wir uns der Gefahr bewußt ſind. Harry aber war der Mann nicht, um die Dinge ſo genau zu betrachten: ich hatte keine Zeichen der Furcht gegeben, und das war für ihn genug, dem ein feſter Muth für alle Tugenden galt; ſeitdem liebte er mich wie einen Sohn, und erzählte mir manches Abenteuer, während er mit dem Fernglas in der Hand an dem Felſen auf und abging, in Erwartung deſſen, was das Meer ihm bringen würde.

Indeſſen iſt es keine von Harry's frühern Geſchichten, die ich jezt erzählen will (für dieſe wird ſich wohl auch eine Zeit finden), ſondern von unſerm unerwarteten Wiederſehen vor ungefähr zwey Jahren, und einem Ende, das mich mit Entſezen erfüllte. Erinnere dich, Leſer, dieſes iſt keine Erdichtung; hier und da habe ich, aus einleuchtenden Gründen, einige Veränderungen in örtlichen Benennungen vorgenommen, die Hauptumſtände aber ſind ſo wahr, als die Sonne am Himmel iſt.

Im Herbſt von 1820 erhielt ich von meinem Freunde, dem Lieutenant C— eine Einladung, einige Wochen mit ihm an der Küſte zuzubringen, wo er gegen die Schmuggler ausgeſtellt war; ich konnte die oft wiederholte Einladung nicht ablehnen, ohne den ehrlichen Franz, deſſen Herz beſſern Ballaſt abgab als ſein Kopf, zu beleidigen. Es war ſechs Uhr Abends, als ich meines Freundes Wohnung erreichte. Es war ein nettes Häuschen dicht am See-Ufer;

da aber die Chaiſe nicht bis an daſſelbe ganz hinankommen konnte, ſo ſchickte ich ſie zurück, nahm meinen Koffer auf die Schulter und marſchirte ſtracks auf daſſelbe los, wo ich ſogleich des Lieutenants zornige Stimme vernahm, donnernd über ein halbes Dutzend Dinge zu gleicher Zeit, die er wie die verſchiedenen Faden eines Taues zuſammen zu flechten ſuchte, und worunter mein Ausbleiben der Hauptfaden ſchien. — „Der T— hol' alle Landläufer! — Kattel, Menſch, bring das Nachteſſen — Stoffel, meine Böller noch nicht rein! — Wenn ich dem Kerl nicht 'ne Affenportion gebe — Betty — welch ein verfluchter Narr der Kapitän ſeyn muß, dieſe Schmuggler wegzulaſſen — Betty — zum Gukuk, Georg — Betty — verflucht, du biſt ſo dumm wie das Menſch. Gib mir das Bündel Zigarren herüber. — Ich ſag' dir was, Georg.“ — Was willſt du mir ſagen? rief ich, dieſes verwirrte Selbſtgeſpräch unterbrechend. — „Georg! — freut mich, daß du hier biſt, mit Herz und Seele. Kommſt grade recht.“ — „Ja, ich rieche das Nachteſſen.“ — „Du ſollſt Pulver riechen, Junge, und das ehe wir zwey Tage älter ſind. Eine Ladung von Dünkirchen — rother Hintertheil — zwölf Männer und ein Junge — weiſſe Gallerie — weiß alles — gezeichnet auf der andern Seite, ſezte er mit einem bedeutenden Wink hinzu, indem er mit einigem Silbergeld in der Taſche klingelte.“ Verdamm es alles, ich fürchtete, du würdeſt zu ſpät ſeyn für den Spaß, nun biſt du noch gerade zur rechten Zeit.“ — „Ich ſehe keinen Spaß dabey.“ — „Aber das ſollſt du, Junge, du ſollſt mitgehen; die fechten wie der Teufel; keiner darunter, der ſich verkriecht.“ — Wahrſcheinlich ließ mein Geſicht keine beſondere Zeichen des Vergnügens blicken, denn der Lieutenant, obgleich kein ſonderlicher Beobachter, rief ſogleich: „wirſt du dich nicht fürchten, Junge?“

Dennoch würde ich die Gunſt abgelehnt haben, — denn ſo wollte es Franz angeſehen wiſſen — wäre in dieſem kritiſchen Augenblick nicht gerade ſeine Frau hereingekommen: kein Mann mag gern vor einem Frauenzimmer als feig erſcheinen, und ehe ich recht wußte, was ich that, hatte ich mein Wort gegeben, Franzen zu begleiten, der mir dann mit großen Vergnügen ein Paar Böller zeigte, wie er es nannte, die Stoffel für meinen beſondern Gebrauch putzen ſollte. Daß mir irgend eine Gefahr drohen könne, fiel Franzen gar nicht ein; er ſah dieſe Schmugglergefechte ungefähr ſo an, wie ein Fuchsjäger die Jagd betrachtet, wozu verrenkte Glieder und blutige Köpfe als nothwendig gehören, von denen zu reden gar nicht der Mühe werth iſt, und welche dem Vergnügen der Hetze keinen Abbruch thun.

Nach einer ziemlich unruhigen Nacht, ſtand ich am folgenden Morgen um zehn Uhr auf. Mein Freund war, wie man mir ſagte, nach der Batterie gegangen, mit welchem Titel man einen Erdaufwurf mit einem Paar ausgedienten Kanonen beehrte; und da ich bald merkte, daß ich meiner Wirthin, die unwillkürlich nach dem von der Magd zurückgelaſſenen Beſen gegriffen hatte, im Wege war, ſchlürfte ich mein Frühſtück ſchnell hinunter, und ging heraus, um meinen Freund aufzuſuchen. Ich wollte auf einem kürzern Weg zu der Batterie gelangen und verwickelte mich, wie es bey ſolchen Verſuchen öfter zu geſchehen pflegt, ſo ſehr zwiſchen Gräben und Teichen, daß ich endlich nicht mehr wußte, wo ich war. Nach langem Wandern und Springen kam ich zulezt zu einem jener künſtlichen Thäler, woraus man Kreide gebrochen hatte, welche in der Grafſchaft Kent ſo häufig; und die, ſobald ſie von den Kreidegräbern verlaſſen ſind, ſogleich auch ihre Bewohner finden. Dieſes Thal war ungefähr 200 Fuß breit und über 400 Fuß lang; drey Seiten deſſelben beſtanden aus ſenkrechten Felſen, in denen hier und da einige Gräſer wuchſen; die vierte lief allmählig bis zu einer Tiefe von mehr als neunzig Fuß hinab, und war mit Ausnahme eines einzigen Pfades mit dichtem Geſtrüppe und Gras bewachſen.

Die Neugierde führte mich in die Höhlung hinab, wo ich die Thür des darin ſtehenden Häuschens offen fand, und der erſte Gegenſtand, welcher ſich mir in derſelben darſtellte, war ein junges Mädchen von kaum ſiebenzehn Jahren. Ihre Gegenwart überraſchte mich, wie der Schatten einer andern Welt. Ihre Geſtalt, obgleich im vollkommenſten Ebenmaß, ſchien ſo leicht und ätheriſch, als ſey alles Irdiſche von deren Bildung ausgeſchloſſen worden; ihr Haar fiel in ſchwarzen Locken über ihr marmorblaſſes Geſicht; ihr dunkelblaues Auge hatte etwas Wahnſinnartiges im Ausdruck, und eine finſtere Trauer ſaß auf ihrer Stirn, welche einen Schatten über das ganze Geſicht zu werfen und deſſen natürliche Weiße zu verdunkeln ſchien. Was ihren Anblick noch auffallender machte, war der grelle Abſtich in ihrer Kleidung und ihrem Benehmen gegen die luxuriöſe Armuth, welche um ſie her herrſchte, und worin Reichthum und Dürftigkeit aufs Sonderbarſte gemiſcht waren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus meinem rheiniſchen Wanderbuche.

(Beſchluß.)

Köln.

Ich eilte nach dem Dome; es dämmerte ſchon. Hier lernt man die Seligkeit eigner Vernichtung kennen. Ich wünſchte krank zu ſeyn, um hier zu geneſen, mich verloren zu haben, um mich im Gebete wieder zu finden. Es bedarf keiner Gottheit in dieſem Tempel, der Tempel iſt ſelbſt der Gott. Wandeln wir unter der freyen Sonne, unter dem Sternenhimmel — ſo erhaben dieſer Anblick iſt, drückt er uns doch nicht zu Boden. Denn wir fühlen uns nicht einſam, wir denken uns mit andern Menſchen, mit Thieren, Pflanzen, Bergen, mit der Luft und allem, was auf Erden iſt, vereinigt, und dieſes Ganze ſchrumpft auch gegen die Erhabenheit des Himmels nicht zuſammen. Aber hier, das dem Auge unerreichbare Gewölbe, bildet den erdwärts gezogenen verkörperten Himmel. Dieſe Rieſenſäulen ſind wie die Stützen des Weltalls; und wenn wir nun in dieſem Gotteshauſe ſtehen, und wollen uns von der übrigen Welt ſondern, ſo verlieren wir uns darin, und das Gefühl unſerer Niedrigkeit drückt uns ganz zu Boden, und macht uns noch niedriger. Man kriecht hier wie eine Mücke umher. Was dieſem göttlichen Werke die Vollendung gibt, iſt — daß es unvollendet daſteht. Dieſer Mangel legte die letzte Hand an ihn. So viel an der Vollendung des Kunſtwerks fehlt, hat unſere Bewunderung für den Künſtler gewonnen: wir haben keinen Maßſtab mehr für die ſchöpferiſche Kraft, wir hätten ihn, wenn die Schöpfung fertig da ſtünde. Ich möchte den Spötter ſehen, der hier unbeſchämt von dannen ging. Alle Worte ſind leer, wenn man den erhabenen Eindruck nicht ſelbſt empfangen; hat man ihn, noch leerer.

Wiesbaden.

Viele hinkende Gäſte ſieht man hier. Die Fiſcherey der Spieler war ergiebig. Der Park, der den Kurſaal umgibt, iſt ſo labend und friſch, als Durſtige ihn nur wünſchen können. Ganz überquillend von Blumendüften, Nachtigallgeſängen und kühlen Schatten. Da ſchlängelt ſich der Weg, längs einem, meiſtentheils unſichtbaren, hinter dichtem Gebüſche murmelndem Bache, wohl eine halbe Stunde weit. Ueberall Ruhebänke und Tiſche. Im Teiche des Parks iſt ein allerliebſtes Entendörfchen aufgebaut; jede Ente hat ihr eignes Häuschen. Am linken Ufer des Teiches, entdeckt man ſpät ein trauliches verſtecktes Gärtchen. Da haben ſie einen großen ſteinernen Löwen hingelegt, der ſeine Tatzen bis an das Waſſer ſtreckt. Es ſieht aus als wolle er ein Fußbad nehmen. Am Ende des Parks liegt rechts eine Mühle, wohin die Kurgäſte häufig wandern. Eine Viertelſtunde weiter, ſanft aufſteigend, liegt das Dorf Sonnenberg, und über die alte Burg, gleichen Namens. Viele ſolcher alten Gebäude haben den Mangel, daß ſie zu vollſtändig ſind. Das Schloß Sonnenberg iſt wirklich zerſtört; nichts hängt zuſammen. Für Sitze und ſchützende Geländer hat die Kunſt freundlich geſorgt, ſo daß man, ohne Gefahr, ſich durch jede Oeffnung hinaus, über jede Tiefe hinab neigen kann.

Einer Wachtparade beygewohnt. Es iſt fürchterlich, welche Genauigkeit, welche Uebereinſtimmung in den Bewegungen! Haben dieſe Menſchenleiber wirklich freye Seelen? Und edle Geſtalten, Römern gleich! Das Herz ſchlug mir doch, und ich konnte mich einen Augenblick erfreuen an dem kühnen Gaukelſpiele der Gewaltigen, womit ſie ſich ſeit Jahrtauſenden den Ruhm der Menſchheit vorweg geſchöpft. Und wie viele Früchte an ihren Bäumen, die ſie nicht verzehren können, verfaulen, verdorren, und werden von keinem genoſſen!

Auf dem Wege hieher hatte mich ein Gewitter überfallen. Ich kehrte in eine Dorfſchenke ein. Alle Stuben, Scheuern und Ställe von Pilgern und Pilgerinnen angefüllt, die nach einem noch weit entfernten Heiligenbilde wallfahrten. Ihr Lärm überſchrie den Donner. Sie aßen, tranken, lachten, ſcherzten, und hatte je einer ſeinen Gott im Herzen, ſo war es ein lebensfroher Gott, der ſich freut mit den Freudigen. Wie es die Schlauen verſtanden, die ſpendende Andacht reizend zu machen! Einem wunderſchönen jungen Bauernmädchen nahm ich das Gebetbuch aus der Hand. Darin das katholiſche Glaubensbekenntniß, worin es heißt: „ich glaube, was im Concilium zu Trient erkannt und beſchloſſen worden.“ Wer ein Schelm wäre — dachte ich — was könnte der dem guten Kinde nicht weiß machen, was alles das Concilium zu Trient erkannt und beſchloſſen habe!

Börne.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin, am 24. Aug. 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die „Künſtler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Das goldene Vließ, nicht aufgeführt, Gott behüte! — aber recenſirt in den Löſchpapiernen, literariſch recenſirt, und das ordentlich! Muß der alte löſchpapierne Theater-Recenſent ſeyn. Das Theaterweſen immer jämmerlicher; nicht tanti, davon zu reden.“ (Mais, c'est partout comme chez — vous.)

Der Dramaturg Sauerampfer

lobt ebenfalls die geiſtreiche Kritik des goldenen Vließes (die Leſer erinnern ſich, daß Grillparzers Trilogie, der Gaſtfreund, die Argonauten und Medea, dieſen Geſammt-Titel führt); aber er diſſentirt doch in einem ſehr weſentlichen Punkte. „Der Kritiker verwirft den Gaſtfreund unbedingt; das thue ich auch; „aber er findet die Argonauten, das Mittelſtück, gelungener, „als das Schlußſtück Medea, und das find' ich nicht. Wenn „ich abrechne die Vermenſchlichung der mit Geiſtern vertrauten „Medea, und die Verbürgerlichung der ſtolzen Magierin; ſo „mag ich die Medea unſers Wieners ganz wohl verdauen; aber „ſeine Argonauten machen mir den Magen ſchwach. Ich möchte „das Stück faſt für das wiederaufgefundene Satyrſpiel des „Aeſchylus, die Cabiren, halten, von dem wir wiſſen, daß „Jaſon betrunken darin auftrat; Vid. Athen. 10, 33. „denn er taumelt hier blos in Heldenthum und Liebesglut „herum. Der Kritiker meint übrigens, Grillparzer ſey darin

„vom gewöhnlichen Mythus abgewichen, daß Medea nicht als „Mörderin des Pelias erſcheine. Darin ſcheint er zu irren. „Wenn man die Stelle S. 226 u. 248 vergleicht; ſo findet man „dieſe That blos in ein Helldunkel geſtellt, welches von guter „dramatiſcher Wirkung iſt, und es ergibt ſich aus der Erzählung „der Medea S. 249 zur Genüge, daß ſie hier dem Jaſon ihren „abſichtlichen Antheil an dem Zaubermorde blos verſchleyern „will, den ſie jedoch ſchon früher, S. 222, unmittelbar nach „der Anklage des Herolds der Amphiktyonen, durch ein Aparté „eingeſtanden hat.“ (Hr. Sauerampfer kann recht haben, aber der Irrthum des Löſchpapiernen iſt unerheblich.)

Brief des freywilligen Pſeudo-Kurzen Nr. II.

„Hans Gürge's Brautfahrt, miſerable Poſſe vom Redakteur des Freymüthigen (vulgo Uebermüthigen); eklatant durchgefallen, und ſolenniter ausgepocht, troz Schaaren von Polizey und Gensd'armerie.“ (Das ſcheint mir eine alte Theaterneuigkeit zu ſeyn, denn ich finde darüber ſchon in der Wiener Moden Zeitung Nr. 79 sub dato Berlin im Juni 1822 folgenden Bericht: „Ich fange mit der Null an, d. h. mit einer „höchſt armſeligen Poſſe des Hrn. A. Kuhn, der als Herausgeber und Redakteur des Freymüthigen ſich eine Art von Namen gemacht hat, und dem man, wie es verlautet, aus dieſem Grunde nicht gewagt hat, ſein Machwerk zurückzugeben. „Wenn ich Ihnen verſichere, daß man hier einſtimmig der Meinung iſt, etwas Faderes, Gehaltloſeres und Abgeſchmackteres „ſey noch nicht von dem großen Berliner Theater herab dem „Publikum geboten worden, wenn ich Ihnen erzähle, daß, troz „der ſcharfen Verbote des Pfeifens und Trommelns, die dem „Eintretenden auf allen Corridors entgegendrohten, dennoch die „Ungeduld und die üble Laune in furchtbarem Donnerrollen ſich „Luft machte, ſo werden Sie mich nicht zu lakoniſch finden, „wenn ich Ihnen von dieſer todtgebornen, armſeligen Poſſe nur „den Titel nenne: Hans Gürge's Brautfahrt, was „auch hauptſächlich nur geſchah, um andere Theater zu warnen!“ So die zu Wien poſtirte Batterie ſchon vor zwey Monaten!) — „Der Barbier von Sevilla von Roſſini, gefiel ungemein, die Seidler war zum Entzücken, der Beyfall ſtürmiſch. Der Spontinianer in der Klemme. — Die Nachtwandlerin; ſchlechtes Ragout aus der franzöſiſchen Küche, aufgewärmt vom Ueberſetzer des secretaire et cuisinier, der dazu auch eine ſaft- und kraftloſe Muſik zuſammenhezte. Die Neumann hat's gehalten, ſonſt wär's ohne Rettung verloren. — Im mexikaniſchen Bräutigam, Mad. Neumann beym Abſchiede mit Blumen, Kränzen, Gedichten bald todtgeworfen. — Acht Tage drauf, hat Gern S. ſeinen Bären bekränzt. Die alte Garde war in Verzweiflung. — Mlle. Lindner; ſteigender Beyfall, zulezt furore, wie wir's nie erlebt haben. Im Kartoffel-Bräutigam die höchſte Potenz mimiſcher Künſtlerſchaft.“ (Verdächtiges Lob! Die höchſte Potenz der Mimenkunſt läßt ſich aus dramatiſchem Kartoffelmehl nicht herausbeuteln, und Kenner halten wenig von einem Ruhme, der nicht an den ſchwierigeren Aufgaben der klaſſiſchen Dramatik ſich bewährt.) „Anſchütz aus Wien. Culterre, Hugo, Wallenſtein, Poſa, Winzer Berger (!), Sigismund. Großer Ruf, und viel Geſchrey vorher; ſollte der Superlativ tragiſcher Kunſt ſeyn, iſt aber nicht einmal der Poſitiv. Falſches Pathos, extenſives, eingelerntes Weſen, graduirte, geſchraubte Deklamation, daher geſcheiterter Beyfall und endlich leeres Haus. — Mad. Anſchütz dito ſechs Rollen. Hat noch weniger gefallen; von der Löſchpapiernen mit malitiöſen Knittelverſen recenſirt. Hübſches Geſicht, niedliches Figürchen, aber keine Spur des Genius und der künſtleriſchen Inſpiration. Als Gurli leidlich, im vielbeſprochenen Mexikaner eine ſchlechte Kopie der Lindner. Thekla im Wallenſtein, Tugend in Waſſer getaucht, wie Ihr Kurzer einmal von unſerer Unzelmann geſagt hat.“ (Wo das? ich kann mich nicht entſinnen.) „Mad. Freund aus Düſſeldorf. Suſanne im Figaro. Einmal und nicht wieder! Prenez la poste etc. — Mad. Werner vom Leipziger Theater, ſieben Rollen in Opern. Hübſche Frau, angenehme wenn auch ſchwache Stimme, gute Schule, ſonſt in Allem ziemlich die Mitte haltend. — Zum Geburtstage des Königs der ohrzertrümmernde Feſtmarſch, und das oft gedudelte quasi Volkslied von Spontini, das kein Lied iſt, und von dem das Volk nichts wiſſen will. Dann die Oper Sargines, trefflich ausgeführt. Die Spontinianer abermals in der Klemme; die Packpapierne macht einen Ausfall, wird aber mit Verluſt zurückgeſchlagen.“ —

C. Ph.

Die conſtitutionell geſinnte Dame hat dießmal gar nicht geſchrieben, und zwar, wie ſie ſelbſt ſchreibt, darum nicht, weil der Abdruck ihrer Briefe ſo „entſezlich verzögert und am Ende gar ihre Meinung theatermäßig verſtümmelt und zuſammengeſtrichen würde.“ Deßhalb mag ſie mit der Redaktion des Morgenblattes rechten, welcher ihr Freymuth läſtig zu ſeyn ſcheint, beſonders wenn er ſo beſchaffen iſt, daß er befreundeten Schriftſtellern Anlaß zur Klage geben könnte. Das Morgenblatt iſt keine Deputirten-Kammer.

Müllner.

Die conſtitutionelle Dame möchten wir wohl fragen, was ſie denn „entſezlich verzögern“ heißt? Hat ſie hiefür ihre Ungeduld oder ihre Meinung von ihrer, jede andere Korreſpondenz an Werth überſteigenden, Einſendung, die aus ihrer männlichen Feder floß, zum Maßſtabe genommen, ſo iſt es denkbar, daß eine Verzögerung bey ihr Entſezen verurſachen kann. — Urtheilt ſie aber beſcheiden — und wer ſollte bey einer Dame hieran zweifeln? — ſo wird ſie gerne zugeben, daß die Priorität oder der höhere Werth, wornach wir die Aufnahme der Einſendungen beſtimmen, die einzige richtige Norm bey dergleichen Concurrenz iſt.

Was eine theatermäßige Verſtümmlung heißen ſoll, wiſſen wir uns nicht recht zu erklären. — Es iſt uns zwar bekannt, daß manche Theater-Dichtungen von den Theater-Direktoren Verſtümmlungen erfahren; wenn dieſe aber theatermäßig ſind, ſo kann die Sache nur gewinnen, und ein gleiches Benehmen von uns würde alſo keiner Entſchuldigung bedürfen. — Wir ſind uns aber nicht bewußt, weder die Meinung der conſtitutionellen Dame je verſtümmelt, noch ſie zuſammengeſtrichen zu haben. Wir müßten ſogar fragen: wie man denn eine Meinung zuſammenſtreichen kann?

Wie aber Hr. Hofrath Müllner auf den Wahn gerathen konnte, der Freymuth der conſtitutionellen Dame ſey uns läſtig, beſonders wenn er ſo beſchaffen, daß er befreundeten Schriftſtellern Anlaß zu Klagen geben könnte, begreifen wir nicht, da uns Freymuth nie läſtig werden kann, wenn er in den Schranken des Wohlſtandes und derjenigen Artigkeit ſich äußert, welche wir unſerm Publikum, d. h. gebildeten Leſern, ſchuldig ſind. Glaubt übrigens irgend ein Korreſpondent, wir hätten unſere Pflicht gegen ihn in dieſer Hinſicht verlezt, ſo würde durch Abdruck der nicht aufgenommenen Stellen die Entſcheidung zwiſchen ihm und uns ſehr leicht werden — und wir unterwerfen uns gerne dieſem Urtheil.

Red. des Morgenblatts.

Beylage: Literaturblatt Nr. 81.

Nro. 245.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Oktober 1822.

Und lauter, als der Menſchen Satzung, ruft
Die laute Stimme der Natur.

Eduard Gehe.

Harry Woodriff, der engliſche Schmuggler.

(Fortſetzung.)

An einem zerkrazten und befleckten tannenen Tiſch ſtanden ein halbes Dutzend Mahagony-Stühle von eben ſo viel Formen als deren Stühle waren; zwey große ſilberne Becher ſtanden in einer Reihe mit mehrern halbzerbrochnen gemeinen irdenen Tellern; und ein Brüſſeler Teppich bedeckte den Boden, obgleich das Gebälk der Bühne, wie die Rippen durch den Kittel der hagern Armuth, durch den Lehm blickten. Auf dem ziemlich angerauchten Kamingeſimſe hing eine ſchöne goldene Uhr zwiſchen einem ganzen Heer von Tabackspfeifen in allen möglichen Stufen, von dem ſchwarzgerauchten Stumpf bis zur unbefleckten Weiſſe der unverlezten Röhre. Weiter oben waren Flinten, Piſtolen und Säbel in ſchreckhafter Ordnung aufgeſtellt, obgleich auch hier dieſelbe Vorliebe fürs Verſchiedenartige herrſchte und nicht eine Waffe der andern glich. Ich war von Kindheit zu ſehr an dergleichen Wohnungen gewöhnt geweſen, um nicht ſogleich zu errathen, in was für Geſellſchaft ich gekommen war, und als ein Mann aus dem innern Zimmer hervorkam, erwartete ich zwar einen Schmuggler, aber nicht Harry Woodriff zu ſehen. Es war Harry — Harry ſelbſt; und obgleich ich ihn ſeit funfzehn Jahren nicht geſehen hatte, ſo war mir doch ſein eigenthümliches Geſicht unvergeßlich geblieben. — Unwillkürlich brach mir ſein Name von den Lippen. — „Ja, ja,“ rief der Alte, ohne das geringſte Zeichen der Erkennung. „Was gibts, Kamerad?“ — „Was, ihr kennt mich nicht, Harry? Ihr erinnert euch nicht mehr eures alten Freundes Georg, und unſerer Fahrt zu der Brigg Sophia?“ — „Was! der Junker! das konnt ihr nicht ſeyn: Georg war ein kleiner rotziger Bube, nicht höher als dieſer Tiſch.“ — „Das war vor funfzehn Jahren, Harry, und funfzehn Jahre machen wohl einen Unterſchied.“ — „Wahr, Kamerad! — Gott ſtraf' mich! Und ſo ſeyd ihr der Junker? — Verdamm' euch“ — bey dieſen Worten ergriff er mich mit ſeiner eiſernen Hand, daß mir die Knochen krachten, aber alles dieſes ohne die geringſte Veränderung in ſeinem Geſichte oder irgend eine Rührung in ſeiner Stimme. — „Es iſt mir ſo lieb, euch zu ſehen, als wär's ein Faß Branntwein. Nanne, Mädchen,“ wandte er ſich an ſeine Tochter, die bisher mit ſtiller Neugierde zugehört hatte, — „hol' uns einen Schluck vom ächten Saft, und eine reine Pfeife — doch, wart', es ſind Pfeifen genug hier.“ — „Ich rauche nicht, Harry; und was das Trinken betrifft.“ — „Ihr trinkt auch nicht?“ — „Nicht ſo früh.“ — „Wahrhaftig, Junker, Lunnun (London) hat euch ganz verdorben — ihr konntet rauchen und trinken, und das ohne zu fragen, ob es Morgen oder Mitternacht war. — Ihr ſeyd aber ein anderer Kerl jezt. Ihr wäret beſſer in Kent geblieben, Junker.“ — „Warum gingt *ihr* denn weg?“ — „'S ging nicht, wurd' ſo heiß wie die Höll' dort.“ — „Ich fürchte, ihr habt's hier nicht beſſer.“ — „Freylich, freylich; harte Zeiten, Junker, wenn 'n armer Mann ſein Käs und Brod nicht eſſen kann, ohne dafür zu balgen. — Dieß kümmert mich nun freylich nicht viel, wenn nur ſonſt alles beſſer wär'; aber es iſt verdammt hart, ſich mit dem Strick um den Hals zu ſchlagen. Es war noch alles gut, als es ihnen nur noch um die Ladung galt und man den Mann laufen ließ: kriegten ſie die Waaren, ſo war's ihr Glück, kamen wir damit weg, ſo war es unſeres; und alle waren Freunde nachher. Jezt aber, wenn ſie einen kriegen, ſchleppen ſie ihn ins Gefängniß, und wehrt ſich unſer eins, ſo hängen ſie ihn auf wie einen Seeräuber. — Hol der *** die Mauth!" — „Ihr thätet beſſer, wenn ihr zu etwas anderem griffet." — „Seht, Junge; ich bin nahe an ſechzigen, und das iſt zu ſpät, um einen neuen Lauf zu nehmen. Aber hier kommt Nanne mit dem Getränk. — Was iſt in der Flaſche, Mädchen?" — „Es iſt von dem Bourdeauxwein, den ihr die vorige Woche für den Wirth von" — „Schwatz' nicht, Nanne, — nicht daß ich fürchte, der Herr würde etwas wieder ſagen, — aber zieh den Kork." — Dieß hatte das Mädchen ſchon längſt mit einer zerbrochenen Gabel zu thun verſucht, aber ohne Erfolg. — „Gib her," ſagte Harry, und ſchlug mit ernſthafter Miene den Hals von der Flaſche ab. „Da. Nun ſchenkt euch ein, Herr! — Wetter! Nennt ihr das Einſchenken? Ihr konntet doch ſonſt euren Schnabel tief genug ins Glas ſtecken." — „Laſſen Sie mich Ihnen einſchenken, mein Herr," ſagte Nannchen und füllte mein Glas mit einer Anmuth, die gewiß keiner Schmugglerswohnung angehörte. Ich konnte meine Augen nicht von ihr abziehen und der Alte muß meine Gedanken geleſen haben, denn er ſprach, als warte er darauf. — „Sie hats nicht von mir gelernt, das glaubt ihr wohl, Herr; ſie fand es alles in Jungfer Trotts Penſion." — So, ſo, dachte ich — ein anderes vortreffliches Beyſpiel von Eltern, die ihre Kinder über den Stand erziehen, den ſie einnehmen — und ſie verfeinern, um ſie elend zu machen. Etwas von derſelben Art ſchien in Nannchens Seele vorzugehen, denn ihre Augen floſſen von Thränen über, zur großen Qual des Schmugglers, der ſie ungeachtet ſeiner anſcheinenden Unempfindlichkeit, innig liebte, und eben ſo warm von ihr geliebt ward. — „Was gibts, Nanne? Schon wieder Stürme? Was kann ich für dich thun?" — Sie ſah ihn mit einem bittenden Blick an, deſſen Meinung Harry vollkommen zu verſtehen ſchien, denn er ſezte hinzu, obgleich immer in ſeinem gewöhnlichen gleichen Ton: — „Das iſt das alte Lied wieder. Willſt du ein Kleid haben? Seide? Brüßler Spitzen? Sag nur, was es iſt, und es iſt dein; denn ich will dir keine Lüge ſagen, Nanne, wenn du all die Muſcheln verlangteſt, die zwiſchen hier und Dünkirchen liegen, du ſollteſt ſie haben, oder ich müßte darüber ertrinken." — Alles dieſes ſagte er ohne das geringſte Zeichen der Empfindung, nur daß er eine von ſeinen mächtigen eiſernen Händen auf des Mädchens Schulter legte und ihr ſanft darauf klopfte. Nannchen antwortete nicht, ſondern lehnte ihren Kopf gegen ſeine breite Bruſt. Ich ſchrieb ihren Kummer einer falſchen Urſache zu und rieth ihr daher, ihr Glück in der Welt zu ſuchen, wozu ich ihr ſelbſt meine Dienſte anbot. Aber ſie antwortete mit feſter Entſchloſſenheit, die mich auf einmal zum Stillſchweigen brachte. — „Ich werde nirgends hingehen, ohne meinen Vater. Wo er iſt, da muß und ſoll auch ſeine Tochter ſeyn."

(Die Fortſetzung folgt.)

Die phyſiſche Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts. *)

Alle Verfechter der Idee einer Vervollkommnung des Menſchen haben gefühlt, wie wichtig es ſey, den Beweis des phyſiſchen Fortſchreitens unſerer Natur zum Grunde zu legen. Wie ſoll die Pſyche ſich heben, wenn das materielle Weſen, durch das ſie Kenntniſſe einſammelt, durch das ſie in dieſer Ordnung der Dinge ſich äußert, bewegt und übt, zurückbliebe oder gar ausartete, da beyde ſich in innigſter Durchdringung gegenſeitig beſtimmen und fühlen. Allein der phyſiologiſche Theil dieſer Unterſuchung geſchah von Seite der Philoſophen mit weniger Vorliebe, von Herdern hier und da mit zu viel Phantaſie, wenigſtens ſtehn der Volksglaube und die Anſicht der meiſten Gebildeten mit den philoſophiſchen Ideen über dieſen Gegenſtand noch immer im auffallendſten Kontraſte. Die körperliche Entartung der menſchlichen Gattung wird noch allgemeiner geglaubt, als die moraliſche und intellektuelle. Es lohnt ſich darum wohl der Mühe, dieſe weniger bearbeitete Seite des Gegenſtands einmal an's Licht zu ziehen, die phyſiſche Natur der Menſchen in Bezug auf ihre größere Entwicklungsgeſchichte ins Auge zu faſſen, und die Begriffe von Vervollkommnung und Entartung in dieſem Sinne näher zu beleuchten.

Körperkraft, Schönheit, Tapferkeit, ungebändigte Macht, waren die erſten Eigenſchaften, die in der Kindheit der Völker glänzten. Ihnen blühten die erſten Lorbeern, ihnen huldigten die erſten phantaſiereichſten Geſänge, ihnen rauchten Altäre, ſie verewigt auch die vollendete Kunſt. Mit Rieſen-Schriftzeichen mahlt die erſte Geſchichte. Sie ſtellt uns einige wenige Meteore hin, die alles Andere verdunkeln. Vom Volke ſchweigt ſie, ſie iſt Familiengeſchichte der Götterſöhne. Der Abſtand des Glücks und des Geiſtes vom Zuſtand der Menge war unvermeidlich. Geiſtige Kraft und ein gewiſſer, ihr entſprechender Unternehmungs-Hochſinn äußerte ſich immer am ſo majeſtätiſcher, je abſoluter und größer der Herr, je zahlreicher die Sklaven. Die Rieſendenkmäler jener älteſten Baukunſt, die den europäiſchen Wandrer in Erſtaunen ſetzen, zeugen allerdings vom grandioſen Sinn der Erbauer, aber nicht minder von des Volkes tiefem Elend. . Die heutige Staats- und Kriegskunſt hat die größere Körperkraft entbehrlich gemacht. Sie bewegt ganze Volksmaſſen. Der Einzelne iſt wenig mehr, als ein Theil der großen Vernichtungs-Maſchine. Auf weite Entfernung wüthet der Tod aus metallnen Feuerſchlünden. Die Menge und der ſie beſeelende Genius erſetzen die Kraft. Der Heroismus ſelbſt muß dem ruhig großen Geiſte den Siegeskranz überlaſſen, der dieſe Maſſen zu leiten verſteht. Uebrigens werden auch jene großen Namen der Vorwelt ſich dem Gewöhnlichen mehr nähern, wenn wir die Vergrößerungen abſchneiden, welche durch Zeit, Einbildungskraft und Kleinmuth den Thaten der Vorwelt zugewachſen ſind. . Die Geſetze verdrängten die Fauſt, aber die Muskelkräfte ſind darum nicht verſchwunden. Eine zahlloſe Menge von Gewerben haben dieſelben in Anſpruch genommen, und üben ſie auf die mannigfaltigſte Art, ſie wurden der Geſchichte und Poeſie entzogen, und der Induſtrie geweiht. Dem Erfindungsgeiſte unterworfen, hörten ſie auf zur Zerſtörung der menſchlichen Geſellſchaft zu dienen, um ihr auf die mannigfaltigſte Weiſe nützlich zu werden. Es gibt daher auch heutzutage keine Stadt, kein Landgericht, kein Dorf, kein Kriegsheer, wo nicht von Einzelnen ungemeine Körperkräfte, wenn auch blos von Kindern und Ungebildeten, gerühmt würden. Einzeln waren aber ſolche Beyſpiele auch ehedem, denn gewöhnliche Eigenſchaften feyert weder Geſchichte noch der Geſang.

---

*) Im Auszuge der Antrittsrede des phyſiologiſch-pathologiſchen Lehramts an der Akademie zu Bern, von dem Doctor und Profeſſor J. R. F. Ith. 1822.

Aus weiteren (in der Rede enthaltenen, daſelbſt mit Nachweiſungen und Belegen begleiteten) Entwicklungen des Vorgeſagten wird immerhin nur die Folgerung ſich ergeben: daß in frühern Heldenaltern der hiſtoriſche Theil der Menſchheit durch phyſiſche Kraft und abgehärtete Geſundheit ausgezeichnet war, während unter dem Einfluß der Kultur dieſe Vorzüge auf den unhiſtoriſchen Theil übergegangen ſind; daß ferner die Vorwelt gerade auf dieſe Vorzüge den größten Werth ſetzte; und endlich, daß die geiſtige Entwicklung, welche die Civiliſation ſeither zum Gemeingut gemacht hat, früher nur vereinzelt, und um ſo auffallender und größer daſtand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Sept.

Für Leute, welche ſich gern überall zeigen und den öffentlichen Verſammlungen beywohnen, war der eben verfloſſene Monat Auguſt eine Epoche voll Beſchäftigung und Zerſtreuung. Da waren erſtlich alle die Preisvertheilungen in den Kollegien und Erziehungs-Anſtalten, dann die gerichtlichen Verhandlungen über die Tagesblätter, die ohne Bezahlung politiſirt haben ſollen, dann eine öffentliche Sitzung der Académie française, wie ſeit langer Zeit keine ſo glänzende gehalten worden war, dann der Kriminalprozeß der angeblichen Carbonari, dann die Feſtlichkeiten des St. Ludwigstages. Welcher Müſſiggänger könnte ſich jezt noch beſchweren? Unter dieſen Auftritten waren freylich mehrere nur Wiederholungen des Alten und Bekannten; allein es gibt Leute, die nichts verſäumen wollen. Die Preisvertheilungen der Jugend z. B. ſind Jahr aus Jahr ein dieſelben, nur ſah man dießmal, ſeit dem ſogenannten vieux régime, zum Erſtenmale einen Mann im Prieſterornat den Vorſitz bey der allgemeinen Vertheilung führen. Einige Leute, die überall Unrath wittern, meinten, dieſer Ornat deute darauf hin, daß das Regiment der Kleriſey über den öffentlichen Unterricht wieder beginne; allein ein Ultrablatt ſucht ſie eines Beſſern zu belehren und behauptet, es ſey ſo der alte Gebrauch in Frankreich, daß ein Biſchof (wenn auch ein Biſchof in partibus, wie es der neue Großmeiſter der Univerſität, Hr. Frayſſinous, iſt) nie anders bey öffentlichen Ceremonien erſcheine, als in ſeinem Episcopal-Ornate. Dieſen alten Gebrauch müſſen die Leute wohl ſeit der Revolution vergeſſen haben, und vielleicht haben ſie ihn nie gekannt. Auch die alte Sorbonne-Kirche mußte bey Gelegenheit jener Preisvertheilung zum Erſtenmale wieder dienen, da während der Revolution ein Heumagazin daraus geworden war. Sie wird nunmehr ganz wieder hergeſtellt werden, um die Grabmäler der Richelieu'ſchen Familie aufzunehmen. Wenn nur die Sorbonne-Doktoren nicht auch wieder hergeſtellt werden, welche ehemals die Verrichtungen einer Art von Inquiſition nur allzu gewiſſenhaft auf ſich trugen! Wenns einmal ans Wiederherſtellen geht, ſo bemächtigt ſich leicht ein glühender Eifer der Leute, die ſich damit beſchäftigen, und ſie ſtellen dann eher zu viel als zu wenig wieder her. Da der Hr. Frayſſinous neulich zum Mitgliede der Académie française ernannt worden iſt, ohne ſich durch irgend eine Schrift dazu geſtempelt zu haben, ſo hoffte man, er werde die Gelegenheit des Vorſitzes bey der Preisvertheilung dazu benutzen, ſeine Beredſamkeit an den Tag zu legen, und durchs Beyſpiel zu zeigen, daß er ein ächter Akademiker ſey, und daß diejenigen, die an ſeinem ſchriftſtelleriſchen Talente Zweifel hegen, im Irrthum ſchweben; allein der Hr. Biſchof in partibus begnügte ſich mit einigen allgemeinen Ausdrücken, die ihm nicht viel Mühe gekoſtet haben konnten, und die man ſehr wohl auch außerhalb der Akademie zuſammenſetzen kann. Ein Ultrablatt verſichert zwar, es ſey erhabene Beredſamkeit geweſen, was aus ſeinem Munde gefloſſen ſey; dieſe Meinung iſt aber von Niemand getheilt worden. Da der Hr. Abbé nun nach den Statuten der Académie française nicht umhin kann, eine Antritts-Rede zu halten, ſo iſt man begierig darauf, wie er ſich dabey benehmen wird. Die Aufgabe, eine Antritts-Rede zu halten, iſt freylich keine der ſchwerſten; da man jedoch von dem Hrn. Abbé nichts Literariſches kennt, als ſeine Deklamationen wider die franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts, ſo muß man wenigſtens etwas Anderes von ihm hören, um zu wiſſen, ob er auch ein Akademiker zu ſeyn verdient. Eben dieſe Akademie hielt am Tage vor dem Ludwigsfeſte ihre jährliche öffentliche Sitzung. Sie hatte dießmal etwas Feyerlicheres, als gewöhnlich, da außer den jährlichen Preiſen noch ein beſonderer Preis für das beſte Gedicht auf die franzöſiſchen Aerzte und die Charité-Schweſtern, welche ſich während der Peſt nach Barcelona begeben hatten, ausgetheilt, und hier alſo im Namen der ganzen Nation jenen Aerzten und Kranken-Pflegerinnen ein feyerliches Lob ertheilt werden ſollte. Schon lange vor Beginn der Sitzung war der Saal gedrängt voll, und die amphitheatraliſch aufſteigenden Sitze, zur einen Seite mit geſchmückten Damen, zur andern mit den Akademikern in ihrem Inſtituts-Koſtüm, boten einen glänzenden Anblick dar. Die Sitzung hub wieder nach altem Brauche, mit der Vertheilung des Tugendpreiſes an, den bekanntlich der menſchenfreundliche Montyon vor und nach der Revolution, alſo zweymal, geſtiftet hat, obſchon dieſe Vertheilung ſich eigentlich mehr für die Magiſtratsperſonen, als für die Akademiker paſſen würde. Auch thut, wie es ſcheint, die Akademie weiter nichts, als daß ſie ſich bey den Magiſtratsperſonen erkundigt, welche in der Verborgenheit begangene gute Handlung ihnen eines Preiſes werth ſcheine, und die Belege dazu fordert. Kürzer wäre es alſo, wenn von Amtswegen mit dem Volke lebenden Männern die Vertheilung des Preiſes übertragen worden wäre. Sehr gut ſcheint mir die Einrichtung, daß nicht ſo ſehr auf eine einzelne glänzende Handlung, die oft vielmehr aus einem raſchen Entſchluß, wie aus einem ſtets tugendhaften Gemüthe entſpringt, geſehen wird, als auf ein ſich ſtets gleiches edelmüthiges Betragen. Lezteres pflegt im Allgemeinen weit ſeltener von der Welt anerkannt und belohnt zu werden, als eine einzige ſchnell begangene That, wofür es ſelten an öffentlichem Lob und an Belohnung fehlt. Es hat der Akademie geſchienen, daß eine arme Magd, die ſchon ſeit mehrern Jahren in der Stille ihren alten, in Armuth geſunkenen und bettlägerig gewordenen Herrn mit ihrer kümmerlichen Arbeit ernähret, und ihm ſogar das Eſſen bringt, das eine wohlthätige Perſon ihr verabfolgen läßt, mehr Aufmunterung verdiene, als einer, welcher z. B. Jemand aus einer Lebensgefahr gerettet habe, da zu erſterer Handlung eine überlegte Tugend, zu lezterer vielleicht nur eine lebhafte Anwallung von Menſchenliebe gehörte. Der Preis wurde zwiſchen dieſer Magd und einer andern Frau getheilt, die eine, ihr von ihrem ehemaligen Vermögen übrig gebliebene, Rente zur Verpflegung einer alten Nonne in ihrer lezten Krankheit angewendet hatte. Ich hörte um mich her murmeln, erſtere habe den Preis mehr verdient, als leztere, und hätte ihn nicht mit dieſer theilen ſollen. Die Entſcheidungen der Akademie ſind nun einmal kein Orakel für das Publikum, und ſchon längſt hat Voltaire die Akademie ſo beſchrieben: C'est un tribunal dont le public casse les décisions. Obſchon allerdings das Betragen der armen Magd etwas verdienſtlicher ſcheint, weil mehr Aufopferung dazu erforderlich iſt, ſo war doch in ſo fern keine Ungerechtigkeit begangen worden, als die Akademie vom Miniſterium des Innern eine Zulage erhalten hatte, und alſo der volle Preis (2000 Franken) jedweder der beyden Perſonen gegeben werden konnte. Keine von beyden war gegenwärtig, und in Betreff einer derſelben wurde vom Direktor der Akademie, Grafen v. Ségur, verſichert, als man ihr angekündigt habe, ſie würde von der Akademie eine Belohnung erhalten, ſo habe ſie die Furcht geäußert, man möchte glauben, ſie habe eine Entſchädigung ihrer Aufopferungen verlangt, wobey ſie angekündigt habe, ſie wolle den Betrag des Preiſes andern Nothleidenden zukommen laſſen. Als dieß Geſchäft beendigt war, ſchritt die Akademie zur Vertheilung der literariſchen Preiſe. Die dichteriſche Aufgabe war: das Wiederaufleben der Studien und der Gelehrſamkeit unter der Regierung Königs Franz I. Es verſteht ſich, daß hier der König gelobt werden mußte, weil er der Wiederherſteller der Studien geweſen ſey. Um ſich aber für dieſen Fürſten in dichteriſchen Eifer zu verſetzen, mußte man vergeſſen, daß er einzelne Proteſtanten hatte lebendig in Paris verbrennen laſſen, indeß er aus Haß wider Karl V. die deutſchen Proteſtanten unterſtüzte, daß er es war, der die Cenſur in Frankreich einführte, wovon man bisher nichts gehört hatte, und daß er einmal alle Buchdruckereyen ſchließen ließ, weil ſie zu viel Aufklärung verbreiteten, wie es ihm oder ſeinem Rathe ſchien. Solche gehäſſige Züge kann die von ihm veranſtaltete Stiftung des Collège de France, der Schutz und die Aufmunterung, die er einzelnen Gelehrten und Künſtlern zu Theil werden ließ, ſchwerlich aufwiegen. Da man jedoch durch Schilderung dergleichen Züge keinen Preis erhält, ſo hatten die Konkurrenten ſie auch klüglich mit Stillſchweigen übergangen, und den König beſtmöglichſt gelobt, indem ſie das bleibende Verdienſt, das er ſich um die Wiſſenſchaften und Künſte erworben, dem vorübergehenden Kriegsruhme, den er zum Theil wieder verlor, geſchickt entgegengeſtellt hatten. Für den Preis der proſaiſchen Beredſamkeit war das Lob Leſage's, Verfaſſers des Gilblas, aufgegeben worden. Einen Verfaſſer, der die Popularität eines Leſage erlangt hat, wiewol ein Jahrhundert über ſeinem Grabe verſtrichen iſt, kann man ſchon dreiſt loben. Indeſſen hätte die Akademie wohl gethan, wenn ſie zuvor die Originalität des Gilblas ſelbſt ins klare Licht geſtellt, oder eine Erörterung dieſer Frage veranlaßt hätte, welches eben ſo nützlich geweſen wäre, als den Verfaſſer unbedingt zu loben. Die Spanier behaupten ſchlechtweg und ohne rhetoriſche Umreden, Leſage habe ihnen den Gilblas geſtohlen; ſo ſteht es wenigſtens auf dem Titel der lezten oder einer der lezten Ausgaben des Gilblas in ſpaniſcher Sprache: Aventuras de Gil-Blas de Santillana, robadas á España y adoptadas en Francia por M. Lesage, restituidas a su patria y a su lengua nativa etc. con la continuacion. Valencia 1812, ſechs Duodez-Bändchen. Einer der franzöſiſchen Akademiker, Graf François de Neufchateau, hat zwar eine ziemlich weitläuftige Abhandlung geſchrieben, um die Originalität ſeines Landsmanns Leſage außer Zweifel zu ſetzen; allein Llorente, der ſpaniſche Gelehrte, hat einen ganzen Band herausgegeben, um das Gegentheil zu beweiſen, und den ächten Gilblas dem nachgemachten zur Seite zu ſtellen. Vielleicht ließe ſich noch ein dritter Band ſchreiben, um zu zeigen, daß die Hauptbegebenheiten und Sittenſchilderungen zwar einem ſpaniſchen Gilblas abgeborgt, die lebendige Darſtellung der Welt und die vielen ironiſchen aber treffend wahren Züge, wovon der Roman wimmelt, dem franzöſiſchen Nachahmer angehören. Welche Vorzüge die Nachahmung vor dem Originale hat, beweiſt doch wohl der Umſtand, daß lezteres beynahe aus der Vergeſſenheit hat hervorgezogen werden müſſen, indeß der franzöſiſche Gilblas in allen Händen iſt. Auch hat Leſage ſeinem Romane mehrere franzöſiſche Geſchichten und Anekdoten verwebt, z. B. eine bekannte Aventüre aus dem Leben der Ninon de l'Enclos und ihres Sohnes, welcher nicht wußte, daß ſie ſeine Mutter ſey. Leſage hat blos die Geſchichte auf ſpaniſchen Boden verpflanzt und ausgemalt. Auch dieß läugnet Llorente ab, und will, Leſage hätte die Geſchichte in Spanien fix und fertig gefunden. Allein in belletriſtiſchen Sachen iſt Llorente kein kompetenter Richter, wenigſtens hat er ſich in dieſem Fache noch nicht ausgezeichnet. Er ſchreibt jezt eine Geſchichte des Papſtthums. Hier wird er beſſer zu Hauſe ſeyn, und wahrſcheinlich manchen Unfug wohl beleuchten.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 239.

Die Erinnerung.

Charade.

Gar arger Knicker dir erſcheint
In meinem erſten Worte.
Dich drücke, wünſcht, wer's redlich meint,
Das Zweyt' an ſeinem Orte.
Und ſtarrt vor Froſt der Flüſſe Lauf,
Dann ſuchſt du gern das Ganze auf.

Nro. 246.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. Oktober 1822.

Lieben ſang er, nur die Liebe,
Keinen Lohn begehr ich mehr;
Wenn mir auch dein Bild nicht bliebe,
Wenn dein Herz mich von ſich triebe,
Immer lieb' ich dich ſo ſehr.

Spaniſch.

Was Liebe ſey.

An Hulda.

Du fragſt, was Liebe ſey; . . . und, Hulda! mich,
Der raſtlos dir es längſt bewieſen,
O, früh und ſpät wie ſchmachtend ſucht' ich dich,
Die meine Lieder innig prieſen!
Ich war, wo ich dich immer ſah,
Dir dienend, dir gewärtig nah;
Und dir noch galten tauſend Mühen,
Wenn ich dich fühllos ſah mein Antlitz fliehen.

So weißt du nun, was Liebe ſey!
Ach Liebe, warm und tief und treu! —

Noch weißt du's nicht? — O Hulda, ſieh mich an,
Wie mir das Auge ſchwimmt in Thränen,
Wie jede Lebensluſt ich abgethan,
Um dieſes ewig Eine Sehnen!
Ich weiß nur dich in Gottes Welt;
Nichts, das mein Herz noch ſchlagend hält,
Als fernes, leiſes, ſtilles Hoffen,
Du werdeſt einſt vom Liebespfeil getroffen.

So weißt du nun, was Liebe ſey?
Ach Liebe, warm und tief und treu! —

Noch weißt du's nicht? — Es nahet ſchnell ein Tag,
Der ganz und voll es dir verkündet:
Geſchlagen hat des Herzens jüngſter Schlag,
Und auch mein lezter Seufzer ſchwindet.
Ich ſegnete dich voller Schmerz,
Und dennoch gern; — und himmelwärts
Entfloh mein Geiſt zu Deinesgleichen;
Doch Engeln, die des Mitleids Troſt mir reichen.

Dann weißt du ganz, was Liebe ſey:
Ach Liebe, warm und tief und treu! —

J. R. Wyß.

Harry Woodriff, der engliſche Schmuggler.

(Fortſetzung.)

Hier entſtand eine kurze Pauſe. Ich war durch die Art ihrer Antwort zu verwirrt, um etwas ſagen zu können; Harry rauchte fort, als ginge ihn das Geſpräch gar nichts an, während das Mädchen mit irgend einem innern Entſchluß zu kämpfen ſchien. Ein Paar Augenblicke lang behielt ſie ihre wildblitzenden Augen ſo durchdringend auf mich geheftet, daß mir das Blut ins Geſicht ſtieg, bis ſie zulezt in einem mildern Tone wiederholte: „Ich will meinen Vater nicht verlaſſen — iſt dieß die Zeit dafür?“ indem ſie auf ſeine grauen Haare deutete. — „Iſt dieß der Ort? Ich verlaſſe ihn nicht. Aber, wenn Sie ſein Freund ſind, ſo überreden Sie ihn, daß er dieſe Lebensweiſe verlaſſe, welche früher oder ſpäter durch die Wellen, das Schwert oder den Galgen ihr Ziel finden muß. Ueberre-

Digitized by Google

den Sie ihn, mein Herr; — es iſt eine beſſere That, als wenn Sie zehn Almoſen an die Armen gäben, denn dort retten Sie nur den Leib, — aber hier retten Sie den Leib und die Seele. Ueberreden Sie ihn — es ſoll ihm an nichts fehlen — gewiß nicht — ich will für ihn arbeiten, betteln, ſtehlen.“ — Das arme Geſchöpf brach in Thränen aus und rief: „o Vater, Vater!“ — „Heida nach Dünkirchen! Kein Süßwaſſer, Nanne; du weißt, ich kanns nicht leiden. — So horch denn in dein Ohr.“ Er zog ſie auf die Seite und raunte ihr mit ſeiner gewöhnlichen Unbeweglichkeit einige Worte ins Ohr, dann ſezte er laut hinzu: „Das will ich! ſtraf mich Gott!“ — „Aber wollt ihr wirklich?“ — „Da iſt meine Hand darauf — Schmugglers Ehre! Wirſt du mir jezt glauben?“ — Nannchen antwortete mit einem Kuß; aber dennoch konnte man ſehen, daß ſie noch lange nicht beruhigt war. Damals ſchrieb ich dieß dem Mißtrauen zu, das ſie in ihres Vaters Aufrichtigkeit ſetzen mochte, denn ich zweifelte nicht, daß er ihr verſprochen hatte, ſein Handwerk aufzugeben. Das Wahre der Sache aber war dieß: Harry hatte ſeine ganze Habe, ungefähr 400 Pfund Sterl., in einer einzigen Expedition nach Dünkirchen unter der Leitung ſeines Sohnes gewagt, und hatte nur verſprochen, das Schmuggeln aufzugeben, im Fall die Ladung glücklich ankomme, eine Bedingung, welche die Beſorgniſſe der Tochter nicht ganz verſcheuchen konnten. — Wer mit dergleichen Dingen unbekannt iſt, dürfte ſich wundern, warum der Alte nicht ſelbſt mit der Schaluppe gegangen war; aber beym Schmuggeln kommts eben ſo ſehr, wo nicht mehr, auf die Leitung auf dem Lande, als auf die auf dem Waſſer an. Dieſe Leute wiſſen, daß ſie ſich nicht auf einander verlaſſen können; die Verſuchung zu verrathen iſt für ihren geringen Vorrath von Ehrlichkeit viel zu groß; weßwegen die Führer ſelten mehr als einem von ihren Gefährten das Geheimniß von dem Landungsplatze des Bootes anvertrauen, und dieſem folgen die Uebrigen auf der Stelle durch Feuer und Moor, über Berg und Thal, wie die wilden Enten ihrem Führer. Harry meinte daher, daß das Geheimniß Niemanden ſicherer anvertraut werden könne, als ihm ſelbſt, und hatte daher ſeinen Sohn, einen ſtarken Jüngling, der von Jugend auf zum Geſchäft erzogen worden war, hinausgeſchickt, während er zurückblieb, um nach dem Landen der Ladung zu ſehen.

Es war beynahe zwey Uhr, als ich mit dem Verſprechen am folgenden Tag wieder zu kommen Abſchied nahm. Aber ungeachtet meiner Eile und meiner verbeſſerten Kenntniß der Gegend, kam ich doch für das Mittagseſſen des Lieutnants zu ſpät, und fand ſeine Frau in der größten Unruhe über mein Ausbleiben. Der Tag ging vorüber, wie es ſich erwarten ließ. Mein Freund arbeitete wie ein Pferd, um mich zu unterhalten, und ich that pflichtgemäß alles mögliche, um mich unterhalten zu laſſen. Er ſchleppte mich zuerſt zu ſeinem neuen Kutter, dann zu den zwey alten Kanonen, dann zum Stall der Matroſen — beſſer kann ichs nicht r[illegible]en, — dann zu der Wohnung ſeiner Unteroffiziere, die nach ſeiner Meinung wie Prinzen lebten, deren Prinzenleben mir aber keineswegs ſo einleuchtend ſchien. Er traktirte mich auch mit einer Luſtfahrt auf dem Waſſer; und ſo kam die Nacht heran. Ich ſchlief ſehr unruhig; und gegen Morgen ſchüttelte mich ſeine derbe Hand aus den ſchweren Träumen auf, in denen ich die ganze Nacht gelegen hatte. Ich mußte aufſtehen, mich ſchnell anziehen, und mit einem Hirſchfänger und einem Paar Piſtolen in den Händen, die er mir aufgedrungen hatte, zog er mich nach ſich ins Freye, wo er, um meine Eile zu beflügeln, im Rennen nach und nach erklärte, was ich bereits vermuthet hatte, nämlich, daß das längſt erwartete Schmugglerboot endlich da ſey, und daß er durch die vorher beſtochenen Fiſcher von deſſen Ankunft benachrichtigt worden wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die phyſiſche Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts.

(Fortſetzung.)

Den ſchwankenden Erfahrungsbeweis für die phyſiſche Entartung des Menſchen hat man vielfältig durch Darſtellung der unvermeidlich nothwendigen ſchädlichen Einflüſſe der Kultur auf den menſchlichen Organismus zu unterſtützen verſucht, und es geſchah damit nicht zum erſtenmal, daß bey einer von Vorurtheilen geleiteten Naturforſchung die Theorie zur Widerlegung der Thatſachen mißbraucht ward.

Eine nähere Würdigung, welche Hr. Ith in ſeiner Rede liefert, zeigt hinwieder, wie vieles, das von zufälligen Umſtänden abhängt, auf Rechnung der Kultur gebracht und ihre Wohlthaten dagegen verkannt werden. Unbedenklich vergleicht man das, was unter unſern Augen im Schooß unſrer verdorbnen Städte vorgeht, und uns nur allzuwohl bekannt iſt, mit jenem, was die Wildniß verbirgt. Gewiß iſt nichts elender, als die Krankheit und das höhere Alter unter den wilden Menſchen und Thieren; dem Alter und der Krankheit iſt die Kultur ein mildthätiger Genius.

Sind der Kranken oder der Krankheiten in dieſem Jahrhundert mehr als ehedem? Das Verhältniß läßt ſich nicht angeben. Es verdienen aber für eine richtige Vergleichung mehrere Punkte berückſichtigt zu werden, die dem Volks-Vorurtheil nicht eben günſtig ſind. Die Bevölkerung hat zugenommen und mit ihr die Zahl der Kranken. Wer z. B. in zarter Kindheit an den Kindsblattern ſtarb, bleibt jezt am Leben, und wenn auch von dieſem Gewinn $\frac{2}{3}$ wieder an andern Krankheiten ſterben, ſo iſt die Zunahme immer ſo bedeutend, daß wir von Staatsökonomen kaum mehr den Vorwurf hören, wie daß die Aerzte mit dem Tod im Bunde ſtünden, wohl aber, daß die Jennerſche Entdeckung allzuviel Menſchen am Leben laſſe. Die Tilgung der Blattern iſt aber auch ein intenſiver Gewinnſt. Mit ihnen haben zahlreiche Nachkrankheiten derſelben aufgehört, welche gerade die bildenden Kräfte am tiefſten angriffen und üble Keime für mehrere Generationen ausſäeten. Aus mißverſtandner Anhänglichkeit an allem Alten, ſelbſt an den alten Kindsblattern, hat ſich mehrmals der Wahn verbreitet, daß ſeit ihrer Zerſtörung die verſteckten Formen derſelben häufiger und andere Kinderkrankheiten heftiger geworden wären. Die verdächtigen Erſcheinungen reduziren ſich indeß auf den Umſtand, daß viele Schwächliche, die ſonſt jenem Uebel unterlagen, nun vermöge ihrer ſchwächlichen Konſtitution auch leichter von andern Krankheiten weggerafft werden. Die ſyphilitiſche Krankheit iſt zu einem der heilbarſten Uebel geworden. Die Peſt iſt mit ihren Nattergeſchwiſtern aus dem europäiſchen In- und Nordland durch verbeſſerte mediziniſche Polizey verdrängt. Die Entbindungs- und Wundarzney-Kunſt haben ſeit einem halben Jahrhundert außerordentliche Fortſchritte gemacht. Manches im Gebiete der Noſologie iſt durch ſyſtematiſche Ordnung, durch vertrautere Sprache der mediziniſchen Schriften zu allgemeiner Kenntniß gelangt. Was wir heute Croup nennen, und was jede ſorgſame Mutter kennt, beſchrieben die Alten unter zwanzigerley Formen von bösartigen Halsentzündungen, deren Namen eben daher nie trivial geworden. Darum erſcheint das Uebel als ein neues überhandnehmendes Leiden. Was wir unter dem ſchlichten Namen eines Nervenleidens verſtehn, und wie andre Krankheiten bemitleiden und ärztlich behandeln, hieß in ältern Zeiten Mondſucht, St. Veits Tanz, Beſeſſenheit, Hexerey, und wurde von Mönchen, Quackſalbern und Schwarzkünſtlern mit einem myſterioſen Schleyer bedeckt.

*

Den nachtheiligen Einflüſſen der Kultur gegenüber ſtehen durchaus theils Mittel der Selbſterhaltung, welche die Natur in den Menſchen gelegt hat, theils ſolche wohlthätige Einflüſſe, welche jenen nachtheiligen das Gegengewicht halten. Das Geſetz der Reaktion, im menſchlichen Organismus ausgezeichnet wirkſam, ſteht unter den erſtern oben an. Urſprünglich höchſt verderbliche Einwirkungen haben das meiſte von ihrer Gewalt verloren, indem ſie durch Reaktion in jedem neuen Geſchlecht der Menſchen neue Schwächung, wenn man will, neue Aſſimilation erlitten haben. Vorzüglich merkwürdig ſtellt das nämliche Erhaltungs-Geſetz ſich in der Erſcheinung dar, wo eine Krankheit durch zufällige Verpflanzung von einer Thierart auf die andere geſchwächt wird. Von allen Hypotheſen über die ſchützende Wirkungsart der Kuhpocken, ſtimmt immerhin diejenige am nächſten mit den Geſetzen der thieriſchen Oekonomie überein, welche von jenem Satze ausgeht. Die vom Menſchen auf die Kuh verpflanzte und auf den Menſchen zurückgebrachte Kinderblatter, durch die eigenthümliche und kräftige Reaktion jener großen Geſchöpfe verändert und geſchwächt, erſcheint nun beym Menſchen als eine ſcheinbar wenigſtens neue Krankheit, die jedoch mit der Menſchenpocke noch manche Aehnlichkeit, aber vorzüglich die Eigenſchaft gemein hat, alle fernere Empfänglichkeit für dieſes Gift aufzuheben. Es iſt die Kuhpockenkrankheit eine leichte und unſchuldig gewordene Menſchenpocke.

Eine weitere und dem Menſchen eigenthümliche Quelle der Erhaltung ſeines körperlichen Wohls hat die ſchaffende Güte in ſeiner Vernunft eröffnet. Dem blinden Inſtinkt hat der menſchliche Geiſt zur Arzneywiſſenſchaft erhoben. Die alten Zweifel an dieſer Kunſt dürfen nicht weiter bekämpft werden. In ſchweren Krankheiten und Verletzungen wird der größte Skeptiker zum Verräther an ſeiner Verachtung. Aber die großen Reſultate der Impfungen, die Unterwerfung einſt furchtbarer oder tödtlich geglaubter Krankheiten, die Höhe, auf welcher die Wundarzneykunſt und Geburtshülfe ſtehen, und endlich die außerordentlichen Wirkungen der mediziniſchen Polizey ſtehen gegen alle Zweifel feſt. Hat die Verfeinerung der Städte der phyſiſchen Vollkommenheit, hauptſächlich der Geſundheit Nachtheil gebracht, ſo hat ſie auf der andern Seite nicht allein eine Menge kräftiger Handwerke, Beſchäftigungen und Uebungen erzeugt, deren der müßige Barbar entbehren muß, ſondern ſie hat manchen ſchädlichen Ausſchweifungen und Gebräuchen die Schranken der geſellſchaftlichen-Geſetze und väterlichen Gewalt entgegen geſtellt. Das unnatürliche Laſter der Trunkenheit, das ächte Palladium der alten Germanen und der Ritter von der runden Tafel, hat ſie in die unterſte Volksklaſſe verbannt. Die oft und ſchwer beſchuldigten Getränke des Thee's und Kaffe's verdrängten die geiſtigen, und ſeither iſt z. B. in Hamburg die ſonſt allgemeine Steinkrankheit faſt ganz verſchwunden. So manche erhitzende ſcharfe Stoffe, die man ohnedieß unbedingt verwirft, ſind gewiſſen Klimaten wichtige Gegengifte, die der Inſtinkt den Menſchen aufſuchen lehrte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im September.

Vor Kurzem wurde die zweyhundertjährige Jubelfeyer der Kirche und des Kloſters der frommen Kapuzinerväter, in deren Gewölben die irdiſchen Ueberreſte der Monarchen des öſterreichiſchen Hauſes und ihrer erhabenen Familienglieder beygeſetzt werden, auf das andächtigſte begangen. Bey dem feyerlichen Umgang, während auf dem großen Platz, an welchem das ehrwürdige Gebäude liegt, das Militär paradirte, wurde ein neu verfertigtes, ſehr herzerhebendes Lied angeſtimmt; zugleich fand auch ein feyerlicher Umgang bey der auf dem ſogenannten Graben unweit der Petri-Kirche ſich erhebenden Dreyfaltigkeits-Säule ſtatt, die Kaiſer Leopold, kraft eines frommen Gelübdes, im Jahr 1679, als die Peſt furchtbar in dieſer Stadt gewüthet, errichten ließ, und wozu der erſte Grundſtein acht Jahr ſpäter gelegt wurde. Dieſe kunſtvoll gearbeitete Säule iſt ein prachtvolles Meiſterwerk in ihrer Art. — Vom 7. Aug. an bis zum 8. Sept. war auch in dieſem Jahr, wie ſonſt alljährlich, die Ausſtellung des gnadenreichen Bildes Mariens, der Hausfrau genannt, in der Metropolitan-Kirche zum heil. Stephan, wobey eine achttägige Andacht gehalten wird. Am Tage der Säcularfeyer, die ohnehin an einem ſogenannten Normatag fiel, waren ſämmtliche Theater verſchloſſen. Dieß bringt mich ganz natürlich auf die Schauſpiele, ſo ſehr ich Anfangs auch beſorgte, der Sprung möchte gar zu jählings geſchehen.

Auf dem Operntheater am Kärnthnerthor herrſcht ein reges Leben, eine recht maureriſche Geſchäftigkeit, nicht zwar zur Verbeſſerung der Welt, ſondern zur Verbeſſerung der Oper, und das iſt für unſere Wienerwelt ſchon ſehr bedeutend. Die liebenswürdige Sängerin Sonntag iſt engagirt mit ihrer Mutter, ich glaube für 12,000 Franken (nach italieniſcher Berechnungsweiſe) und zwey garantirte Benefiz-Vorſtellungen. Der Himmel laſſe uns ihres ſchönen Talents nur länger genießen, als ſo mancher andern, die kamen, ſangen und vergingen! — Ich habe in meinen vorigen Notizen der ausgezeichneten Sängerin Sigl aus München, wie ich ſpäter erſt gewahr wurde, zu wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen, da ich ſie gleich nach ihrer erſten Gaſtparthie beurtheilte. Man muß nicht nur, wie Riccaut ſagt, „galant ſeyn gegen die Dames,“ ſondern auch gerecht ſeyn gegen alle Welt, ſo viel wie möglich; wenigſtens iſt es ein Troſt für Jeden, den die Welt etwa ihrerſeits ungerecht behandeln ſollte. Ich hörte bald nachher die Sängerin als Amenaide, und allgemeiner, enthuſiaſtiſcher Beyfall wurde ihr gezollt. Ihr Vortrag war vorzüglich, ihr Ausdruck voll Feuer, Kraft und Zartheit; ihre Höhe iſt erſtaunenswürdig, und ihr Staccato ungemein. Einige Tage ſpäter, bey der Wiederholung, wollte ihr die Parthie zur Hälfte nur gelingen, und ich ſchloß daraus, daß ſie ungleich ſinge — ſo kommt es mir auch jezt noch vor. Die Stimme iſt nicht völlig ausgebildet, daher werden oft ſehr grelle Töne laut, wenn ſie ſich übernimmt; ihre Geſichtszüge arbeiten zu ſehr, die Noten auszudrücken; die Proſa ſollte für ſie in Muſik geſezt werden, und bey dem Koſtümiren müßte ihr eine geſchmackvolle Marchande de Modes zur Seite ſtehen. Dieſe Bemerkungen wird man wenigſtens nicht unbillig finden. — Eine dritte Gaſtſängerin, Mad. Seidler, geborne Wranitzky, vom königlichen Theater in Berlin, iſt eine vollendete Geſangskünſtlerin; das Beywort in individueller Beziehung genommen. Die Stimme prangt nicht mehr im erſten jugendlichen Glanz, aber der Ton iſt gleich, und ſie hat ſehr angenehm klingende Farben. Ihr Vortrag iſt gediegen, ächt italieniſch, mit Erlaubniß der Verſtockten, die durch Gründe einer luſtigen Perſiflage gern beweiſen möchten, daß die Italiener nicht ſingen können. Die Seidler iſt eine Schülerin des berühmten Salieri. Ihre Verzierungen ſind wohl zuweilen etwas allzu reich und ſchimmernd, doch immer auch grammatikaliſch richtig, meiſtentheils gelungen, und die Kunſt erſezt hier ſelbſt die Natur. Unvergleichlich ſang ſie das Duett und die ſo ſelten glücklich vorgetragene Arie der Pamina. Roſine iſt gleichfalls eine ihrer Glanzparthien. Bey einer Sängerin, die als ſolche ſo Bedeutendes leiſtet, kann man ihr mimiſches Vermögen wohl umgehen; und in dieſem Fall bedarf es wirklich keines großen Umwegs. Von der Rede hört man wenigſtens nicht viel. Alle dieſe fremden Sängerinnen treten theils auf dem Theater an der Wien, theils in der Stadt auf, und jede wiederholt ſo ziemlich den Cyclus der Gaſtparthien ihrer Vorgängerin. Doch gab Mlle. Sigl noch zum Schluß Sargines, und Mad. Seidler wird uns die Suſanne geben nächſter Tage.

Den Gaſtſingenden männlichen Geſchlechts ſcheint das muſikaliſche Klima Wiens etwas weniger zuträglich. Hr. Moſerius, vom Theater in Breslau, hat ſich in mehreren Rollen ſehen und hören laſſen. Zuerſt als Waſſerträger. Das Mißlingen in dieſer erſten Parthie möchte wohl auf die folgenden Leiſtungen dieſes Gaſtes mehr oder weniger Einfluß gehabt haben, denn es iſt ſchwer, auf einer fremden Bühne das Gleichgewicht zu finden, wenn man ſich das Erſtemal verrechnet hat. Weder Stimme, noch Ausführung des Geſanges und Charakters wollten dem hieſigen Theater-Publikum genügen; zum Unglück gehörte die Beſezung der ſelten nur noch vorgeführten Oper nicht unter die vorzüglichſten im Allgemeinen. Als Seneſchall, in Johann von Paris, ging es dem Gaſtſpielenden nicht viel beſſer. Er zeigte ſich den muſikaliſchen Erforderniſſen in der Arie weniger entſprechend, und die Darſtellung, wie ſchon die etwas eitle Koſtümirung anzudeuten ſchien, war mehr ſelbſtgenügend, als befriedigend. Doch trat hier der geübte Schauſpieler mehr hervor. Dieß war auch der Fall als Leporello, und Hr. Moſerius wurde etwas günſtiger aufgenommen, wiewol man hier Bedeutenderes von der Darſtellung dieſer Rolle zu erwarten pflegt. Ich übergehe die folgenden Gaſtrollen, weil ſie zu einer wohlgefälligern Stimmung des Publikums nichts beygetragen haben. Vielleicht iſt dieſer Operiſt in keiner freundlichen Stunde hierher gekommen, unterdeſſen kann es doch der Fall ſeyn, daß er dem Inſtitut einverleibt wird, da es für die vereinigten Theater an Baſſiſten, vielleicht auch bald an Tenoriſten fehlt. Roſner, der unter ſo günſtigen Sternen vor einigen Jahren, und kaum ſo lange, auftretende Tenorſänger, iſt ſeit einigen Monaten krank und unbrauchbar für die Bühne. Indeſſen ſind zwey andere noch in Wirkſamkeit, die ihren Plaz erfüllen.

Ein anderer Gaſt, der Schauſpieler und Sänger Rödel, von Dresden kommend, vermochte in der Rolle des Barbiers von Sevilla keine Theilnahme zu gewinnen, wie ſehr er ſich auch, in der erſten Arie beſonders, der Kunſt zu Ehren abäſcherte. Als Sänger hat er gar zu wenig Stimme, und noch weniger Biegſamkeit des Organs; als Figaro, ſelbſt in dieſer Roſſiniſchen Geſtaltung, iſt ſeine Darſtellungskraft zu unbedeutend. Wie es ſcheint, hat der Gaſt ſchon nach der erſten Erſcheinung ſeine weitern Beſuche aufgegeben.

Auf dem Burgtheater hat Mad. Lembert, die nun als engagirtes Mitglied dieſem Künſtler-Verein beygetreten iſt, zwey Debütrollen gegeben. Als Pauline, im Teſtament des Onkels, trat ſie bereits mit vielem Beyfall auf. Ihre edle Geſtalt, die natürliche Durchführung des einfachen Charakters und ein angenehmes Organ wirkten ſehr zu ihrem Vortheil. Nach einiger Zeit erſchien ſie als Oktavia, und ihre Leiſtung war überraſchend. Wollte man nur große künſtleriſche Momente ſehen, die oft nicht wohl angebracht ſind, und die man nur ſo im Munde führt, weil das Beywort groß, unübertrefflich, ein Wortſpiel iſt, das viele Ohren mit einem gewiſſen Wohllaut füllt, der ſie ſelbſt erweitert und vergrößert, dann mußte hier vielleicht noch Einiges zu wünſchen übrig bleiben. Aber Rundung im Ganzen, geſteigertes Leben und ſchöne Weiblichkeit erwarben die gerechte Anerkennung. Was man in dieſer Oktavia am leichteſten entbehren kann, iſt eine Virago, die in vielen Scenen faſt bleibt, in andern, oder ſo oft der Ausruf: Ich bin eine Römerin! über ihre Lippen geht, ſich um einen halben Kopf emporſtreckt, die Hand breit auf die Bruſt gelegt, oder ſo was dergleichen, wodurch man ſchwache Augen blendet. Die Darſtellerin gefiel dießmal noch mehr, als im erſten Debût, und wer etwa früher Wunder in dieſer Leiſtung geſehen hatte, nahm jezt dankbar und genügſam das anſpruchloſe Bild der Natur und Wahrheit hin.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 82.

Nro. 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 15. Oktober 1822.

Allah leite deine treue Pilgerſchaar,
Stärke das Kameel, zeig' uns Quellen klar!
Labend fällt der Thau, es ſchwand der Tag ſo ſchwül,
Wo das Maulthier tritt, iſt jezt der Boden kühl.

Oehlenſchläger in Aladins Lampe.

Reiſe des Hadji Bubeker, eines Afrikaners*).

Dieſe Reiſe, welche von den franzöſiſchen Beſitzungen an der weſtlichen Küſte bis an den arabiſchen Meerbuſen im Oſten mitten durch Afrika ging, wurde in den Jahren 1810, 1811 ꝛc. ausgeführt. Man hat in Europa keine authentiſchen Nachrichten über die zwiſchen Hauſſa und Darfour gelegenen Länder. Ungewiſſe, aus verſchiedenen Quellen geſammelte, Angaben haben zu verſchiedenen Hypotheſen hinſichtlich jener Theile dieſes Kontinents Anlaß gegeben, und man findet keine Gegend der Erde, welche ſo verſchiedenartig auf den Karten dargeſtellt iſt, als dieſe. Wo Major Rennell eine weitläufige ſumpfige Gegend hinſezt, zeichnen andere Geographen eine Wüſte, andere ein Gebirge und andere einen See.

Jezt aber haben wir in gewiſſer Hinſicht einen Aufſchluß der Frage von dem intereſſanten Tagebuche des Hadji Bubeker. Dieſer Pilger durchzog auf ſeiner Reiſe Afrika von Weſten nach Oſten, von den franzöſiſchen Niederlaſſungen bis nach Suakem am rothen Meere; in welcher Fahrt er natürlich auch die ganze Strecke zwiſchen Hauſſa und Darfour durchſchnitt. Ein Europäer würde auf einer ſolchen Reiſe nicht nur einen Aufſchluß über die Lage ſo wenig bekannter Gegenden gegeben, ſondern auch wahrſcheinlich einige der ſeit Jahrhunderten unbeantwortet gebliebenen Hauptaufgaben, hinſichtlich der Mündung des Niger und ob er mit dem Nil in Verbindung ſtehe, ſo wie über den Lauf deß von den Negern Nil genannten Fluſſes, gelöſet haben. Die Erzählung des Negers Bubeker gibt freylich über dieſe wichtigen Gegenſtände keinen Aufſchluß, dennoch leiten ſeine Angaben zu Schlüſſen, die ſich einem jeden aufdringen. Bubeker führt den Zunamen Anſari, von der alten Stadt Anzar in Fouta Toro, von welcher ſeine Familie ſtammte. Er wurde zu Seno-Palet, ſeinem jetzigen Wohnort, geboren; ſeine Mutterſprache iſt die (Foulle) Fulleſiſche, der Herausgeber aber unterhielt ſich mit ihm im Arabiſchen.

Nach ſeiner Abreiſe von ſeinem Geburtsort, begab er ſich zuerſt nach Ojaba und von da nach der großen Stadt Tjilogu, der Hauptſtadt von Fouta Toro. Nachdem er den Segen des Almamy erhalten, eilte er über die Grenzen von Fouta zu kommen, und erreichte bald das Königreich Cagnaga, welches die Seracoulis bewohnen. Er blieb einige Wochen lang zu Jawar, einer der vornehmſten Städte des Landes; dann reiſte er langſam durch die Provinz von Kaſſo, und kam ungefähr drey Monate nach ſeiner Abreiſe von Seno Palel zu Jarra, einer großen Stadt nordöſtlich von Jawar, an, welche die Hauptſtadt des Landes Bayona iſt. Jarra gehörte ehemals dem König von Karta, iſt aber jezt dem

---

*) Dieſe Reiſe, welche dem Monthly Magazin entnommen iſt, ſoll von dieſem aus dem Original überſezt ſeyn. Sie ging von Seno Palet, einer Stadt in der Landſchaft von Foula, nach Mekka, und ward 1820 am Senegal von M. P. Rouzee niedergeſchrieben.

Mauren unterworfen und beynahe gänzlich von Kaufleuten aus dieſer Nation bevölkert. Sie treibt einen bedeutenden Handel, wovon Salz, welches von Tiſhit, in deſſen Nähe ſich bedeutende Salzgruben befinden, hierher gebracht wird, einen Theil ausmacht.

Seine Reiſe von Jarra nach Segud (Segoo) dauerte einen Monat und mehrere Tage; das Land iſt mit Wäldern bedeckt, hat nur eine geringe Bevölkerung und wenige Spuren des Anbaues. Segud, die Hauptſtadt von Bambarra, liegt öſtlich von Jarra, auf den beyden Ufern des Fluſſes Joliba. Das Land Bambarra iſt durchaus fruchtbar; die von den Foulahs bearbeiteten Gegenden bringen im Allgemeinen am meiſten hervor. Die zahlreichſte Klaſſe der Einwohner iſt die, welche dem Lande den Namen gibt. Dieſer folgen in Anzahl die Foulahs, deren Wohnſitze ſich durch das ganze Land hin verbreiten, und welche oft ganze Provinzen inne haben; Mauren findet man ſelten, ausgenommen in den großen Städten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die phyſiſche Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts.

(Beſchluß.)

In der vorzüglichen Entwicklung der Muskelkräfte und in einer gewiſſen Härte und Feſtigkeit der Geſundheit, die mit jener in der Regel verbunden iſt, ſtellt ſich aber nur eine einſeitige Ausbildung, welche nicht Vollkommenheit heißen kann, dar, und zur Würdigung von dieſer kann einzig und allein die Beantwortung der Frage führen: Was iſt die Beſtimmung des menſchlichen Körpers? Eine kleine, man möchte ſagen irreligiöſe, Anſicht will ihn als den Probeſtein der Moralität, gleichſam als den Feind der Seele betrachten; noch kleiner iſts, ihn als bloßes Thier anzuſehen. Und dennoch zeugt ſo manche Kinder- und Völker-Erziehung von der verbreiteten Herrſchaft dieſer Idee, da ſie ſich mit der phyſiſchen Wohlfahrt der Unmündigen begnügen? Wer wird es läugnen, daß der menſchliche Körper nichts in ſich Vollendetes, Zweck und Mittel in ſich Vereinigendes ſey? Jede Betrachtung der phyſiſchen Natur des Menſchen, welche dieſe oberſte Relation vernachläſſigt, muß unphiloſophiſch und irreligiös ausfallen. Eine gleich hohe Ausbildung aller ſeiner Anlagen iſt die Beſtimmung des menſchlichen Körpers und das Ideal ſeiner Vollendung. Es kann dieſes Ideal aber nur collektiv als realiſirbar gedacht, nur durch die ganze Gattung erreicht werden. Das Individuum nähert ſich immer blos einer partiellen Vollkommenheit. Die äußern Gelegenheiten zur Entwicklung finden ſich nirgends an einer Stelle vereinigt, ſie ſind über den ganzen Erdboden ausgeſäet. Wenn das Geſchlecht der Menſchen auf dieſe Weiſe fortſchreitet, ſo iſt damit auch die Möglichkeit gegeben, daß das Individuum um ſo vollkommner werden kann, und dieſe Vollkommenheit nimmt immer mehr zu, weil die Forderungen immer größer werden. In der überwiegenden Zahl vorzüglicher Männer unſerer Zeiten dürfte daher die Zahl der ganz ausgezeichneten nach dem Maß der alten griechiſchen Philoſophen immer kleiner werden. Die Summe der Kräfte hat nicht zugenommen, während der Umfang und die Tiefe der menſchlichen Kenntniſſe auf eine nicht zu berechnende Weiſe angewachſen ſind. Der aufzuwindende Faden wird durch die Zeit ſelbſt immer länger. Die Geſchichte jener Erkenntniſſe wird immer mehr zu einem weſentlichen Theil derſelben, und je tiefer wir in die Gebiete des Wiſſens eindringen, deſto mehr des unbekannten Landes zeigt ſich in der Ferne. Im Beginn der Wiſſenſchaften iſt es am leichteſten viel zu wiſſen, und Halbwiſſer haben die größten Begriffe von ihrem Wiſſen.

Allein dieſe Vervollkommnung des Menſchen hat ihre dunkle Kehrſeite, die der Enthuſiasmus gerade allzuleicht überſieht, und die der düſtere Menſchenverächter einzig heraushebt. Je mehrere Kräfte zur Entwicklung reifen, je vielfältiger die Berührungs- und Reibungspunkte zwiſchen Seele und Körper, zwiſchen dieſem und der Außenwelt werden, deſto vielfältiger droht von Außen Gefahr, von Innen Möglichkeit des Mißbrauchs und der Krankheit. Ein Nervenſyſtem, von keiner Sinnesthätigkeit, von keinem Denken, von keiner glühenden Imagination angefochten, hat auch wenig von krankhaften Affektionen zu befahren. Eine reiche Phantaſie erzeugt begeiſterte Hymnen, herrliche Gemälde, ſinnigen Umgang, aber oft auch wilde, ungezähmte Leidenſchaften und Laſter. Daher ſo ſelten eine richtige Beurtheilung des Menſchen, weil wir einzelne Handlungen zum Maßſtab deſſelben ſtatt ihn ſelbſt zum Maßſtab ſeiner Handlungen wählen. Werden wir uns denn wundern, da ſo wenige im menſchlichen Herzen zu leſen wiſſen, daß noch wenigere das Buch der großen Menſchenentwicklung verſtehen? Bey einem freyen Weſen ſind Mißwahl und Mißbrauch zu Hauſe. Sie gehören eben ſowohl, als die Fähigkeit der Vervollkommnung, zum Palladium des Menſchen. Aber ihre Folge iſt Entartung; daher laufen Vervollkommnung und Entartung parallel. Die mittägliche Sonne der Kultur bringt beyde Früchte zur Reife. Keine fromme Seele wird daher von unſerm Kampf für die Sache der Vervollkommnung ein endliches goldenes Alter allgemeiner Schönheit, Weisheit und Tugend hernehmen wollen. Nicht die Menge darf man uns als Beweis der Vervollkommnung oder Entartung hinſtellen, ſondern den Einzelnen vorzüglichen, in welchem ſich das Zeitalter abſpiegelt, und die Produkte des Fortſchreitens, die Wohlfahrt der Staaten, die Verhältniſſe der Geſellſchaft. Dieſer Schauplatz, ſo wie unſre Hülle, für die er berechnet iſt, bleibt ewig unvollkommen, die erſte Stufe unſrer Beſtimmung, auf der unſers Bleibens und Hoffens wenig iſt.

Wer könnte die Fortſchritte der Vervollkommnung mit Wehmuth oder Bitterkeit anſehen, ſie, welcher der Himmel das Chriſtenthum zur Gefährtin gab? Bey reiferem Nachdenken dürften wohl eher ſelbſt die Symptome der Verderbniß, die den finſtern Menſchenverächter in ſeiner Thorheit befeſtigen, uns Zeichen und Siegel des Fortſchreitens der Menſchen im Guten und Schönen ſeyn.

Etwas mehr über oſtindiſchen Aberglauben.

(Aus einem Briefe eines Engländers in Kalkutta an ſeinen Vater in London.)

„Ich bin neulich ein Augenzeuge eines höchſt traurigen Auftritts geweſen, eine der beklagenswerthen Folgen der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, welche in Hindoſtan herrſchen. Ich ſah einen Greis, welcher ſich in eine zehn Fuß tiefe Grube ſtürzte, welche halb mit entzündeter Brennmaterien angefüllt war. Dieſer Unglückliche war ein freywilliges Schlachtopfer, und gab ſein Leben hin, um, wie er glaubte, das Leben ſeiner Kinder zu erhalten, welche unter einer gefährlichen, anſteckenden Krankheit litten.

Wenn dieſe Krankheit unter den Hindus ausbricht," ſo hegen ſie den unerſchütterlichen Glauben, daß einer von ihnen ſterben müſſe, um die Uebrigen zu retten. Dieſer arme Mann war völlig überzeugt, daß er durch ſeinen Tod allein nur das Leben ſeiner Kinder erhalten könne. Ich verſuchte alle mögliche Gründe gegen ihn ſelbſt, ſeine Frau, ſeine Brüder und Schweſtern, um ſie von der Thorheit einer ſolchen Meinung und der Sünde des Selbſtmordes zu überführen, aber vergebens; ſie waren taub gegen alle Vernunft; und da ſie zulezt zu fürchten anfingen, daß ich dieſes gräßliche Opfer durch Gewalt verhindern wolle, warfen ſie ſich mir zu Füßen und baten mit Thränen in den Augen, daß ich mich dem Entſchluſſe des Greiſes nicht widerſetzen wolle.

Nachdem derſelbe ſich nun an den Rand der Grube niedergeſezt hatte, hob er ſeine Hände gen Himmel und betete ſehr angelegentlich. In dieſer Stellung verharrte er ungefähr eine halbe Stunde; hierauf halfen ihm vier ſeiner nächſten Verwandten auf die Beine, und führten ihn fünf Mal um die Grube herum, indem ſie alle, Ram und Setaram, zwey ihrer Heiligen, anriefen. Während dieſer Wandlung riſſen ſich die Weiber die Haare aus, zerſchlugen ſich die Bruſt und heulten auf eine fürchterliche Weiſe. Zulezt ließen die vier Verwandten den Greis los, welcher ſich dann ſogleich in die Grube ſtürzte, ohne einen einzigen Laut hören zu laſſen. Jeder der Zuſchauer hatte einen Spaden in der Hand, womit ſie augenblicklich das Loch mit Erde anzufüllen anfingen, ſo daß der Greis ſo zu ſagen lebendig verbrannt und lebendig begraben wurde. Zwey der Kinder, eines von ſieben, das andere von acht Jahren, waren gegenwärtig; und dieſe waren die einzigen unter allen Zuſchauern, welche irgend eine Rührung zeigten. Die Weiber begaben ſich mit der größten Gleichgültigkeit nach Hauſe; indem eine ſolche Handlung ein Gegenſtand des Stolzes für die Familie iſt, welche den Tag, woran ein ſolches freywilliges Schlachtopfer des Aberglaubens dem Tod in die Arme ſinkt, als einen Tag des Triumphs feſtlich begehet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im September.

(Beſchluß.)

Auf dem großen Operntheater wurde auf allerhöchſten Befehl, bey Beleuchtung des äußern Schauplatzes, das heroiſch-pantomimiſche Ballet: Alfred der Große, gegeben. Es iſt von der Erfindung des ehemals hier angeſtellten Balletmeiſters Aumère, jezt in Paris, die Muſik von dem Grafen v. Gallenberg — und war für den beſtimmten Abend neu in die Scene geſezt. In der Mitte des geliebten Kaiſerpaares erſchien der Monarch von Rußland. Die ungewöhnlich zahlreiche Verſammlung jauchzte ihm Verehrung, und dem väterlichen Herrſcher, Franz dem I., die Verſicherung treuer Liebe und Anhänglichkeit entgegen. Mehr als 700 Kerzen goſſen einen Strom von Licht herab, mit welchem ſich der Glanz der Edelſteine und die Pracht des Damenſchmuckes aus den ringsum mit hohem Adel angefüllten Logen miſchten. Am folgenden Tage fiel das hohe Namensfeſt Alexanders I., und Kaiſer Franz begab ſich in der Uniform eines ruſſiſchen Oberſten zu dem erhabenen Gaſt, ihm ſeine Glückwünſche darzubringen.

Bey weitem mehr Glück wurde dem nach mehrern Jahren neu in die Scene geſezten Luſtſpiel: Das Porträt der Mutter, zu Theil. Anſchütz ſpielte den Reban mit richtigem Gefühl und großem Fleiß. Manches iſt ihm zwar entgegen, man gewöhnt ſich aber leicht daran. Einzelnes überraſcht, und die Ausführung befriedigt. Das Stück war überhaupt ſehr vortheilhaft beſezt. Anſchütz hat in Berlin kein glänzendes Glück gemacht. Der Stich hat es hier zu wohl gewollt, der Neumann dort mehr noch als zu wohl. Einem geſchieht zu viel, dem Andern leicht zu wenig. — Die große Schröder iſt auf ihrer Kunſtreiſe dießmal mit etwas ſchärfern Gläſern betrachtet worden. Das kann eine vorzügliche Schauſpielerin wohl vertragen. Sie braucht keineswegs das Licht zu ſcheuen, und Andere brauchen ſich auch nicht zu ſcheuen, einer großen Künſtlerin ihre Schwächen bemerkbar zu machen, wenn ſie anders vom Weibe geboren, und nicht aus Jupiters Haupt entſprungen iſt. Solchen Künſtlern beyderley Geſchlechts ſollt' es eigentlich nie gefallen, wenn die kleinen Käfer immer vor ihrer Excellenz ſummſen, um ſelbſt ein wenig zu excelliren, und unter den Leuten weiß zu machen, ſie verſtänden auch etwas davon. Aber wirklich verſtändige Beſchauer blicken zuweilen ſtolz von irgend einem kunſtrichterlichen Stern auf die Alltags-Recenſenten herab; nur Einen und den Andern erkennen ſie für einen Ebenbürtigen, dem ſie ſich gleich zu ſtellen wünſchen. Man erwartet große Offenbarungen zu hören; blättert man aber dieſe apokalyptiſche Allgemein-Charakteriſtik etwas durch, ſo findet ſich's, daß jeder hochgeſtülpte Saz ſeine eigene Antikritik mit ſich führt. O meine Herren Kunſtrichter! Irren iſt menſchlich, und wenn die Kunſt zuweilen durch die Künſtler in Verfall geräth, ſo kamen die Künſtler gewiß eben ſo oft durch die Kunſtrichter zum Fall.

Die Weiſſenthurn hat uns neuerdings mit einem kleinen Luſtſpiel regalirt. Dieſe Schriftſtellerin iſt die einzige, die etwas Komiſches zu Wege bringt. Man muß auch geſtehen, daß ſie einen dramatiſchen Gegenſtand auf die Füße ſtellen kann. Wenn einer und der andere auch einen Fuß ein wenig nachzieht, ſo kommt er doch vom Fleck. Sie führen zwar ſämmtlich ihre nationellen Eigenheiten mit, man läßt ſie aber doch überall in unterhaltenden Zirkeln zu. Dieſe ſchriftſtelleriſche Dame iſt bey dem Allen wirthſchaftlich, und weiß ein abgetragenes Kleid ſo aufzuſtuzen und herzurichten, daß es für neu paſſiren kann. Dieß iſt der Fall mit ihrem neuſten Werk: „Ein Mann hilft dem Andern.“ nämlich, das heißt: der Frau das Spiel abgewinnen. Zwey junge Eheleute ſind brouillirt, bis zur Eheſcheidung. Die Frau iſt eigenſinnig, der Mann leichtfertig. Ein alter redſeliger Arzt und Verwandter ſöhnt ſie wieder aus, indem er die Fehler des Gatten bemäntelt und die Gattin zur Nachgiebigkeit beredet, dann aber in ſeiner eigenen Wohnung eine Tiſch-Scene zwiſchen Beyden veranſtaltet, ohne daß er ſelbſt zugegen iſt. Dieſer Stoff führt einige recht friſch ausgeführte Scenen herbey; zum Unglück ſind die lezten etwas weitſchweifig gerathen, das ſchwächt den vorher gemachten Eindruck. Der Doktor und die beyden Eheleute ſind gute Theater-Rollen, und wo das Stück ſo brav geſpielt wird, wie es hier geſchah, kann es nicht wohl mißfallen.

Das alte Luſtſpiel: Die Eiferſüchtigen, oder Keiner hat Recht, nach dem Engliſchen des Murphy, von Schröder auf die deutſche Bühne gebracht, iſt neuerdings von Vogel bearbeitet, das heißt, zuſammengezogen, der Dialog aufgefriſcht, und einige Umſtände dem jezigen Theatergeſchmack mehr angepaßt. Es gefiel nur halb, und will nicht wieder auf den Bühnen heimiſch werden. Zwey andere Bearbeitungen, um dieſe Allgemeinbenennung beyzubehalten, ebenfalls von Vogel, ſind auf dem Theater an der Wien erſchienen. Erſtens: Carlo Rinaldi, oder der Stumme in der Sierra Morena, Melodram mit Geſangſtücken verbunden. Iſt ſchon vor längerer Zeit mehrmals aus dem Franzöſiſchen des Pixérécourt bearbeitet, dann unter dem Titel: Carlo Fioras, als Oper über die deutſchen Bühnen gegangen, um endlich aus dieſer wieder in ein Gemiſch von Melodram und Singſpiel verwandelt zu werden. Nach ſo vielen Umſchmelzungen muß der Geſchmack verloren gehen, da ohnehin die Mode ſchon vorüber iſt, die ſolchen Produkten Abgang verſchaffte. — Zweytens: Carlo und Viola, Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach Shakeſpear's Was ihr wollt, (auch der heilige Dreykönigsabend betitelt,) und nach Schlegels Ueberſetzung für die Bühne eingerichtet. Die Fabel ſelbſt iſt geblieben, wie ſie war, einige Züge ſind verändert und die fünf Akte auf drey zurückgeführt. Die Zuſchauer wollten es aber nicht. Wenn es darum geweſen wäre, weil die weiblichen Hauptrollen, Olivia und Viola, gar zu unvortheilhaft beſezt waren, ſo ließe ſich das leichter noch begreifen. Dieſe Bühne hat mancherley Verluſt erlitten, an Schauſpielerinnen weniger, (vom Schauſpiel iſt auch die Rede nur,) und doch iſt ſie auf dieſer Seite jezt am ſchwächſten. Was ſoll aus der Liebe zur Kunſt werden, wenn die Liebhaberinnen eingehen, oder Marionetten ihre Stelle vertreten müſſen? Dann darf man zu den Knaben ſagen, wie es im Original heißt: „Ihr ſolltet Frauenzimmer-Rollen ſpielen!“

Ein junger Baßſänger von hier iſt aufgetreten, der die ſchönſten Hoffnungen erregt. Er wurde in verſchiedenen Stücken mit dem zu früh verſtorbenen Baſſiſten Maurer verglichen, für den die Partie des Saraſtro geſchrieben iſt. In dieſer machte auch er ſeinen erſten theatraliſchen Verſuch. Der Umfang ſeiner Stimme iſt ſehr bedeutend, die Tiefe zwar etwas ſchwach und unbeſtimmt, doch erreichte er die vorgeſchriebenen Töne; die Höhe klingt angenehm, und ein verſtändiger, getragener Geſang zeichnet ihn ſchon aus. Seine wohlgebildete Geſtalt unterſtüzt dieſe Eigenſchaften des jungen Sängers, der ſich Neſtroi nennt.

Als Mortimer zeigte ſich auf dem Theater an der Burg unlängſt ein Schauſpieler Devrient, der vom Theater in Dresden kam, ohne den mindeſten Erfolg. Wie man aber auch auf einer erſten Bühne Deutſchlands in einer ſolchen Rolle hervortreten kann, läßt ſich mit Recht und allem Nachdruck fragen. Eine ganz verſchrobene Bildung ſpricht ſich in Rede und Benehmen aus; vielleicht iſt es auch nur eine gänzliche Vernachläſſigung — das Reſultat macht keinen Unterſchied. Nach dieſer Art zu deklamiren, wird der ganze Dialog in Proſa aufgelöst. Der Name dieſes Schauſpielers macht ein wenig irre, doch der Irrthum währt nicht lange. Mit einer einzigen Gaſtrolle war die Sache abgethan.

Seit Kurzem ſind im erſten Hof-Theater die Preiſe um ein Weniges erhöht worden, nach dem Conventionsfuß nämlich; ſo daß für ein Billet um 2 fl. W. W. jezt 2 fl. 30 kr. oder 1 Gulden Silbergeld entrichtet wird. — Die Freybillets ſollen bey dieſem Theater neuerdings bis auf eine ſehr geringe Anzahl reduzirt werden, da bisher noch immer eine bedeutende Menge, ja vielleicht an vier- bis fünfhundert, vertheilt waren. Auch im Opern-Theater ſind die Preiſe verhältnißmäßig erhöht worden, weil die Einrichtung beyder Bühnen in dieſer Hinſicht gleich ſeyn muß.

Der ſonſt ſo glänzende und vorzugsweiſe in der Sommerzeit beſuchte Prater ſcheint dem Publikum alle Jahre gleichgültiger zu werden. Außer an den erſten ſchönen Sonntagen in der Frühlingszeit, und nachdem der Adel größtentheils die Hauptſtadt verlaſſen hat, iſt die Fahrt hinunter nur ſehr unbedeutend. Späterhin rollen in der Mittagszeit, das heißt der Bürgerſtunde, denn die vornehme oder vornehm thuende Welt ſezt ſich erſt zwey bis drey Stunden nach der Zeit zu Tiſch, die meiſten Equipagen hin und her, einige Reiter, die das Frühſtück noch verdauen wollen, flankiren auf und nieder; von Fußgängern zieh'n aber nur an Sonn- und Feſttagen nach dem Eſſen fröhliche Schaaren, vorzüglich aus der Bürgerklaſſe, in den ſchönen Park und wandern nach der linken Seite, wo die Volksbeluſtigungen ſind, um ſich zu laben und zu unterhalten. Dagegen wird ſeit einigen Jahren ein in der Nähe der Burg auf der Baſtey eingerichteter Garten ohne Bäume, doch geſchmackvoll aufgepuzt, wo ein vormaliges kaiſerliches Sommer-Palais zum eleganteſten Kaffehauſe dient, Abends und alltäglich ſtark, beſonders von der ſchönen Welt ſehr ſtark beſucht. Die Ausſicht rings umher gleicht einem Panorama, in der Ferne erhebt ſich das neue Thor, in der Nähe der dem Theſeus geweihte Tempel nebſt den Katakomben und dem, beyde künftig umgebenden, ſchönen Luſtgarten. Bey Muſik und reizender Beleuchtung ſizt man in weiten und gedrängten Kreiſen umher und ſchaut, wandert in noch gedrängterem Kreis ringsum, tritt ſeinen Vormann auf die Ferſen, und wird von ſeinem Nachfolger getreten. Die Conſumtion beſteht meiſtentheils in Gefrornem aller Art, weiß und Arlequin (gemiſcht); der Gewinn iſt ſehr bedeutend. Eine ähnliche Verſammlung hat ſich ſeit Kurzem auf einem Theil des Glacis gebildet, wo Morgens auch mineraliſche Waſſer geſchenkt werden, Kaffee getrunken und Tabaksqualm verbreitet wird.

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt ſind bisher nur ein Paar unbedeutende Kleinigkeiten gegeben worden. Die Herren Dichter, wie man geſagt, oder vielmehr geſchrieben hat, opfern dem Apoll indeſſen und feyern eine Zeitlang. Das Theater in der Joſephſtadt wird Anfangs Oktober zum Erſtenmal eröffnet. Schon vor mehrern Wochen ſoll kein geſperrter Siz und keine Loge mehr vakant geweſen ſeyn. Es wird ſehr elegant eingerichtet. Welch ein Wetteifer muß da nicht in der Künſtlerwelt entſtehen!

Beylage: Literaturblatt Nr. 62.

Digitized by Google

Nro. 248.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Oktober 1822.

Und wenn Natur dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.

Goethe.

Reiſe des Hadji Bubeker, eines Afrikaners.

(Fortſetzung.)

Von Segud begab ſich dieſer Reiſende auf geradem Wege zu Lande nach Timbuktuh (Timbocktoo), und erreichte dieſe Stadt innerhalb ſieben und zwanzig Stunden. Dieſe Stadt liegt nordöſtlich von Segud, eine kurze Strecke von dem Cailoum, ein bedeutender Fluß, welchen er für einen Arm des Jaliba hält. Timbuktuh iſt eben ſo groß und volkreich als Segud, aber reicher und mehr Handel treibend. Ein großer Theil der Bevölkerung ſind Mauren; die Twariks ſind auch ſehr zahlreich und ſind oft mit den Mauren wegen der Oberherrſchaft im Streit. Bubeker ſagt, in dieſen Uneinigkeiten zeigten ſich die Twariks als verderbliche Unterdrücker. Diejenigen, welche man zu Timbuktuh ſieht, ſind urſprünglich von Twart, einer unfruchtbaren Landſchaft, deren Hauptſtadt El-Walin genannt wird, und die Reſidenz eines Twart'ſchen Sultans iſt, welcher ſehr gefürchtet wird.

Es war Bubekers Abſicht durch das Königreich Twart, welches nordöſtlich von Timbuktuh gelegen iſt, zu reiſen, und in Fezzan auf die Karavane der Pilger aus der Barbarey zu warten, welche ſich durch Egypten nach Mekka begab; da er aber auf dieſem Wege keine andere Unterhaltsmittel hatte, als die Almoſen frommer Muſelmänner, ſo veränderte er ſeinen Vorſatz, als er die Armuth der Twarik-Landſchaft ſah und fand, wie wenig die Bewohner zur Milde geneigt wären. Sie ſind ein kriegeriſches Nomadenvolk, und bekennen ſich beynahe alle zum Iſlam, ſind aber meiſtens nur lau in ihrer Anhänglichkeit an dieſe Religion, und, nach Bubekers Meinung, im Herzen Kaffirs (Ungläubige).

Er entſchloß ſich daher zu den Ufern des Joliba zurückzukehren, und kam nach einer Reiſe von zehn Tagen von Timbuktuh zu Jenné an. Er ſieht dieſe beyden Städte als einen Theil von Bambarra an, und ſie liegen nach ſeiner Anſicht beyde unter derſelben Mittagslinie. Jenné treibt großen Handel; die Neger ſind dort zahlreicher, als die Mauren; die Herrſchaft aber und Gerichtspflege iſt in den Händen der leztern. Von Jenné nahm er eine öſtliche Richtung, und erreichte nach einer Reiſe von etlichen und dreyßig Tagen Hauſſa, eine große Stadt, zwey Tagereiſen von dem Fluße Joliba. Der erſte Theil geſchah in einem Canoe auf dem Fluße, und der leztere zu Fuße durch die Königreiche Cabi und Noufi.

Die unter der Benennung Hauſſa bekannte Gegend begreift fünf oder ſechs andere Staaten in ſich. Ehemals waren die Hauſſianer die einzigen Bewohner, jezt aber ſind die Twaris und Foulahs mit einer gewiſſen Beymiſchung von Mauren im Beſitze des größern Theiles dieſes Landes. Die Foulahs haben beynahe ausſchließlich den weſtlichen Theil inne, und er wird deßhalb oft Foullan genannt. Dieſe Foulahs ſind in Farbe, Geſichtszügen und Sprache denen von Fouta Toro vollkommen ähnlich; ſie ſelbſt nennen ſich Dhomani. Die Hauſſianer ſind ſchwarz wie die Jolofs oder die Serranolis; ſie ſcheinen für den Feldbau und die Schaafzucht ſehr ungeſchickt zu ſeyn, während, nach Bubeker, die Foulahs die verſtändigſten Hirten und Bauern in der Welt ſind. Ihre Landſchaft iſt die beſt bebauete, welche ihm vorgekommen, und in dieſer Hinſicht gibt er ihr den erſten Rang nach Egypten. Die Hausthiere ſind hier zahlreicher und unter beſſerer Pflege, als er ſonſt geſehen. Man hat hier weder Zuckerrohr noch eine ſolche Mannigfaltigkeit von Früchten als in Egypten und Syrien; Weizen, Gerſte und zwey Arten von Mais aber ſind im Ueberfluß vorhanden. Hanf und Flachs iſt in vortrefflichem Anbau; aus dieſen verfertigen ſie ihre Stoffe, und ſie bauen auch den Indigo, womit ſie dieſe färben. Die Foulahs dieſer Landſchaft färben aber nicht nur blau, ſondern auch mit allen übrigen Farben. Die Stadt Hauſſan treibt nicht ſo viel Handel mit Timbuktuh und Jenné, als mit den öſtlich gelegenen Ländern. Der Sultan, welcher dort ſeinen Sitz hat, iſt der mächtigſte aller Fürſten im weſtlichen Theil des Hauſſan'ſchen.

Man erzählte Bubekern, kurz vor ſeiner Ankunft ſey ein fremder Kaufmann ins Land gekommen, welcher ſich in der Twarik-Sprache verſtändlich zu machen wußte, obwohl es nicht ſeine Mutterſprache war. Er ſagte, er käme von einer mohamedaniſchen Landſchaft weit gegen Norden hin. Er war in ärmlichen Umſtänden, wünſchte aber ſeine Reiſe fortzuſetzen und bat um Führer nach Bambarra. Zuerſt hatte der König von Hauſſa ſeine Einwilligung gegeben, daß er durch ſein Land reiſen könne; da er aber fand, daß man den Fremden allenthalben für einen Spion hielt, veränderte er ſeinen Entſchluß und ſchickte ihm Reiter nach, welche ihn an den Ufern des Joliba einholten. Er wurde nach Hauſſa gebracht und ins Gefängniß geworfen. Bubeker erinnert ſich aber nicht, ob ihn der Sultan umbringen ließ oder zum Sklaven verkaufte.

Unſer Pilger reiſte von Hauſſa in einer öſtlichen Richtung und kam in ungefähr einem Monat nach Koſſina, der beträchtlichſten Stadt an den Ufern des Joliba. Sie iſt funfzehn oder zwanzig Mal größer als St. Louis am Senegal, und iſt die Hauptſtadt des öſtlichen Theils von Hauſſa, welchem ſie den Namen gibt. Hier traf er Kaufleute aus ſehr fernen Gegenden an, unter andern, Türken von Tripoli, die ſich vor allen durch ihre helle Farbe und reiche Kleidung auszeichneten. Er bemerkte gleichfalls eine Anzahl von Twariks und Foulahs. Die Hauſſianer, die Urbewohner des Landes, ſind hier zahlreicher als im Foullan. Von Kaſſina begab er ſich nach Bornou, gerade im Oſten von Kaſſina; ſie iſt die Hauptſtadt eines Landes, welches der Joliba durchſchneidet.

Die Bewohner von Bornou ſind von ſchwarzer Farbe, wie die Hauſſianer, denen ſie in Sitten und Gebräuchen ähnlich ſind, ſie ſprechen aber eine andere Sprache und werden für tapferer und geſchickter gehalten. Der Sultan iſt ſehr mächtig und befehligt eine zahlreiche und geübte Reiterey.

(Der Beſchluß folgt.)

Hohes Alter und Dauer des Menſchen, ſelbſt unter den widrigſten Umſtänden.

Malouet, der Verfaſſer der ſchönen Mémoires sur l'administration des colonies, erwähnt eines alten Kriegers, der in Ludwigs XIV. Dienſte in der Schlacht bey Malplaquet invalide wurde. Der Mann war nach Guayana gegangen und hatte ſich am Oyapock niedergelaſſen, einem Strome, der das franzöſiſche Guayana an der Südoſtſeite begrenzt und es von dem portugieſiſchen Antheile an dieſem Lande trennt. Er mag ſelbſt erzählen:

Sechs franzöſiſche Meilen von dem Poſten Oyapock, fand ich auf einer kleinen Inſel mitten im Fluße, der hier einen prächtigen Waſſerfall macht, einen Soldaten Ludwigs XIV. In der Schlacht bey Malplaquet war er verwundet und als invalide erklärt. Jetzt im Jahr 1777 ſtieg ſein Alter auf 110 Jahr, und ſeit vierzig Jahren lebte er in dieſer Einöde, blind und nackt, immer noch gewandt in ſeinen Bewegungen, aber mit Runzeln bedeckt. Abgelebtheit lag zwar auf ſeiner ganzen Geſtalt, aber keineswegs in ſeinen Bewegungen. Sein Gang und der Ton ſeiner Stimme waren wie bey einem Menſchen vom beſten Alter; ein langer ſchneeweiſſer Bart floß ihm bis zum Gürtel hinab. Zwey alte Negerinnen leiſteten ihm Geſellſchaft und nährten ihn mit dem Ertrage ihrer Fiſcherey und des kleinen Gartens, den ſie am Ufer des Fluſſes angelegt hatten. Dieß war noch der ganze Reſt ſeiner ehedem ziemlich anſehnlichen Pflanzung und der ſchwarzen Sklaven, die ihn nach und nach verlaſſen hatten. Jene Weiber hatten ihn von meinem Beſuche benachrichtiget. Wie glücklich fühlte er ſich dadurch! Sehr leicht wurde es mir, den guten Greis zu unterſtützen; es fehlt' ihm nun nichts mehr; in einer Art von Wohlſtande nahet er ſich dem Ende ſeines langen Lebens. Seit einem Viertel-Jahrhundert hatte er weder Brod noch Wein genoſſen: es iſt begreiflich, daß ihm die gute Mahlzeit, die ich ihm anrichten ließ, ſehr angenehme Empfindungen verurſachte. Er erzählte mir von der ſchwarzen Perruque Ludwigs, den er für einen ſchönen und großen Fürſten hielt, von dem kriegeriſchen Anſehn des Marſchalls Villars, von dem beſcheidenen Anſtande des Marſchalls Catinat, von Fenelons Gutmüthigkeit, vor deſſen Wohnung er zu Cambrai Schildwache geſtanden.

Im Jahr 1730 war er nach Cayenne gekommen, war

Oekonom der Jeſuiten geweſen, welche damals allein die reichſten Beſitzer der Kolonie waren, und er ſelbſt war wohlhabend, als er ſich am Oyapock niederließ. Ich blieb zwey Stunden in ſeiner Hütte, erſtaunt und tief gerührt durch die Betrachtung dieſer lebendigen Ruine; tief gerührt über die große Verlängerung eines elendigen Menſchenlebens in dieſer Verlaſſenheit, Einſamkeit und Entblößung von aller Hülfe des geſellſchaftlichen Lebens. Ich wollte ihn ins Fort bringen laſſen; er ſchlug es ab. Ach, ſagte er: das ſtete Getöſe dieſes fallenden Gewäſſers iſt für mich ein ſchöner Genuß, der Reichthum der Fiſcherey eine reiche Quelle des Auskommens. Da ich ihm eine Ration Brod, Wein und Salzfleiſch zuſicherte, ſo blieb ihm nichts mehr zu wünſchen übrig. Mit großen Freudenbezeigungen hatte er mich empfangen, aber Thränen rannen über ſein ehrwürdiges Geſicht, als ich fortgehen wollte. Er hielt mich am Kleide zurück, und mit dem Tone des Ernſtes und der Würde, die dem Alter ſo wohl anſteht, ſagte er, als er ungeachtet ſeiner Blindheit meine Rührung bemerkte: Warten Sie! — Er kniete nieder, flehte das höchſte Weſen an, und gab mir unter Auflegung der Hände ſeinen Segen.

Scene auf dem Meer, an der Küſte Guiana's.

(Ebenfalls aus den Mémoires de Malouet.)

Malouet, dem die Unterſuchung des franzöſiſchen Guayana aufgetragen war, kam in einer Goelette an der Mündung des Fluſſes Aprouague (Aprouak) an, der eilf Seemeilen von Cayenne ins Meer fällt. Er wollte in den Fluß hineingehen und beſtieg daher eine Pirogue. Kaum war er in dieſer angekommen, als er von einer See-Erſcheinung überfallen wurde, welche die Franzoſen Rat de Marée nennen. Wir kennen dafür keinen deutſchen Ausdruck und wiſſen nicht, ob er mit ihrem Mascaret ganz einerley iſt, woran wir zweifeln. Wie es ihm dabey ergangen, ergibt ſich aus folgender Erzählung, die er von dem Vorfall macht.

Auf dem Meere herrſchte die vollkommenſte Stille, auch kein Hauch der Luft wurde gefühlt. Meine Pirogue, durch Ruder getrieben, führte mich reißend ſchnell zur Mündung des Fluſſes. Da richtete der Indianer, der das Steuerruder führte, und ſeine Augen auf den ſüdlichen Horizont heftete, einige leidenſchaftliche Worte an ſeine Kameraden, die Ruderer; und plötzlich, gleichſam a tempo, und nach Befehl bey einer Kriegsübung, ſprangen alle mit einander ins Meer. Man denke ſich meine Ueberraſchung bey dieſer ſchnell fertigen That. Sprachlos ſtand ich da, ſprachlos ſtanden meine Gefährten. — Unſer Dolmetſcher, erblaßt wie ich ſelbſt, ſprach jedoch: „Seyn Sie nicht bange, mein Herr, Sie werden uns erretten!" Lachend ſchwammen die Indianer mit einer Hand, mit der andern hielten ſie das Fahrzeug. Und das Alles geſchah, ohne daß ich nur noch wußte, wovon denn eigentlich die Rede war. Aber da hörte ich bald das Gebrüll einer einzigen Woge, wie ein Strom ſtürzte ſie ſich dem Ufer entlang, immer größer und größer, je näher ſie uns kam. Ihr Toben war fürchterlich. Dieſes Waſſergebirge, das wüthend auf einem ſtillen ruhigen Meer heranrollte, und meine Pirogue auf dieſer ungeheuern Fläche zu ſuchen ſchien, um ſie zu verſchlingen, erſchien mir urplötzlich wie ein Geſpenſt des Oceans, das mich verfolgte. Ich glaubte mich in den Abgrund hinabgetaucht, als das Waſſergebirge auf das Fahrzeug ſtürzte. Aber ſeht, meine Indianer waren, nachdem ſie daſſelbe kräftig im Gleichgewicht gehalten, ſchon ſämmtlich wieder hineingeſprungen; die treuen Seelen ſtanden ſchon da, das Waſſer hinaus zu ſchöpfen, ehe ich nur begriff, daß ich außer Gefahr wäre. Dieſe Menſchen, von Natur melancholiſch und trübe, lachten dennoch aus vollem Halſe über meine Geberden des Schreckens und Entſetzens, und vorzüglich über alle die Hemmung aller meiner Glieder, durch die durchnäßte Kleidung. Gewiß ſchätzten ſie ſich weit glücklicher und viel klüger als mich, indem ſie ihren Aufzug mit dem meinigen, ihre wilde Beweglichkeit mit meiner plumpen Verfeinerung verglichen. Ich beauftragte den Dolmetſcher, ihnen meinen herzlichſten Dank zu ſagen, und anzukündigen, daß ich ihnen gern Alles geben würde, was ſie nur wünſchten. — Allein der ganze Wunſch dieſer redlichen Naturkinder beſchränkte ſich auf eine geringe Menge von Tafia, die ich ihnen nebſt etwas Gelde — was ſie nie ſo hoch als wir anſchlagen — gab.

Korreſpondenz - Nachrichten.

München, Ende September.

Die am Schluſſe des Schuljahrs ſtatt habenden öffentlichen Prüfungen und Preiſevertheilungen in den Studier- und Erziehungs-Anſtalten bleiben für Eltern und Jugendfreunde immer intereſſant, und lieferten auch dieſesmal wieder erfreuliche Reſultate. Der würdige Direktor des Lyzeums, **Weiller**, ſprach bey dieſem Anlaſſe eine treffliche Rede: „**Ueber eine gewöhnlich nicht genug beachtete Form des Unglaubens.**" worin er bewies, der Aberglaube habe, wie der Unglaube, ſein Weſen in Verläugnung des Heiligen, er ſey nur ein erkalteter und erſtarrter, ein gründlicherer Unglaube. — Bemerkenswerth ſcheint mir der Umſtand, daß im Gymnaſium ein eigener Lehrer für ſpaniſche Sprache und Litteratur angeſtellt iſt, ſo wie es auch als erfreulich angeführt zu werden verdient, daß die Mehrzahl unſerer ſtudierenden adelichen Jünglinge die erſten Plätze behauptete. — Nun zu einer intereſſanten Neuigkeit im hieſigen Bühnenweſen! — Ich habe Ihnen in meinem letzten Berichte gemeldet, daß unſer zweytes Hof-Theater am Iſarthor in Gefahr ſtehe, mit erſtem Oktober aufgelöſt zu werden. Dieſe Gefahr wurde nachgerade dringender, und ſelbſt der Dirigent der Anſtalt und die Schauſpieler ſchienen die Hoffnung auf

Digitized by Google

die Fortdauer derſelben verloren zu haben. Das Publikum nahm an der Sache den lebhafteſten Antheil. Ein großer Theil deſſelben wünſchte den Fortbeſtand einer Bühne, deren Leiſtungen ihm manchen vergnügten Abend verſchafft; andere meinten, das große Hof-Theater genüge, wenn es in allen Kunſtzweigen ſeine Schuldigkeit erfülle, während Viele wieder das Loos der Individuen bedauerten, die nun zum Theil brodlos werden. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß die Aufhebung dieſer Bühne ein vernichtender Schlag für mehrere Subjekte werden mußte, die invita Thalia ſich auf die Bühne verirrten, zumal wenn ſie zu alt ſind, um einen andern Nahrungszweig zu ergreifen. Dieſer Gedanke mag wohl auch vorzugsweiſe unſern edeln König, deſſen Herzensgüte ſich niemals verläugnet, zu der Willensäußerung beſtimmt haben: „es ſoll dieſes Theater in ſo fern fortbeſtehen, als es ohne Zuſchuß aus der Staatskaſſe beſtehen kann.“ Das Miniſterium wählte hierauf den einfachſten Ausweg, und überließ dem Hofſchauſpieler und Direktor **Carl**, auf ſeine dießfalls eingereichte Vorſtellung, beſagte Bühne als Privat-Entrepriſe auf drey Jahre, jedoch unter nachſtehenden Bedingungen, welche bereits die allerhöchſte Sanktion erhalten haben: Das Theater am Iſarthor hört mit dem 1. Oktober auf, Hof-Theater zu seyn, nennt ſich jedoch noch „königlich,“ um das königliche Eigenthum zu bezeichnen. Den Individuen, die vom Entrepreneur abhängen, iſt verboten, ſich Hof-Schauſpieler zu nennen. Die Bühne iſt auf ihre erſte Beſtimmung als Volks-Theater zurückzuführen, und ſteht als ſolches unter Aufſicht der Polizey. Der Unternehmer erhält, nebſt dem bisherigen Zuſchuß aus der Kabinets-Kaſſe und dem Fortbezug ſeines Gehalts von 1200 fl., wofür er jedoch im Hof-Theater Dienſte zu leiſten verpflichtet iſt, (während ſeiner Gattin, **leider!** geſtattet iſt, im Iſarthor-Theater zu ſpielen,) **ein- für allemal** die Summe von 6000 fl. aus der Staatskaſſe. Er hat endlich ein freyes Repertoire, doch mit Berückſichtigung der Beſtimmung dieſer Bühne als Volks-Theater. — Bey Carls Thätigkeit und Geſchäftskenntniß iſt wenigſtens vor der Hand an einem glücklichen Fortgang des Unternehmens nicht zu zweifeln, zumal da die Hof-Theater-Intendanz in dieſem Augenblicke verhindert iſt, ihre wirkſamſten Hebel: Oper und Ballet, zu gebrauchen. Die Oper liegt durch die fortwährende Unpäßlichkeit der Veſpermann und durch die Abweſenheit der Sopran-Sängerin Sigl darnieder, und das uns durch Horſchelt zugewachſene Ballet iſt noch zu unvollkommen konſtituirt und zu wenig eingeübt, um immer Neues und Bedeutendes leiſten zu können. Wer die Sache verſteht, wird dieſes als Unmögliches auch nicht fordern. Die ältern Trauer- und Rührſpiele haben ihre Anziehungskraft verloren, und der guten neuen Luſtſpiele gibt es ja nur ſehr wenige, ſelbſt Claurens Poſſe: „**Der Bräutigam aus Mexiko**,“ konnte es nur das Erſtemal zum Gefallen bringen. Während nun das Hof-Theater in ſeiner ſtreng vorgezeichneten Bahn fortſchreitet, und nicht ſelten durch phyſiſche und konventionelle Einwirkungen gehemmt wird; wie frey und feſſellos kann ſich dagegen das Volks-Theater bewegen? Die Unzahl der Ritter-, Schauer- und Laſtſtücke gehört in ihre Domäne, und auch die Teufelsoper, wenn ſie kultivirt wird, verſpricht reichliche Ausbeute. — Indem wir nun, keiner Parthey angehörend, dem neuen Unternehmen guten Fortgang gönnen, wünſchen wir, auch die Hoftheater-Intendanz möge ſich durch keine Irrung abhalten laſſen, den erhöhten Flor der erſten Kunſt-Anſtalt, als ihr vorgeſetztes Ziel, mit rühmlichem Eifer zu befördern. Vieles iſt bereits geſchehen, und jeder Unbefangene wird bekennen: Es iſt jezt beſſer, als es war! Zwar geht die Sage, die Anſtalt habe bedeutende Paſſiven. Wenn man bedenkt, in welchem traurigen Zuſtande die jezige Intendanz das Theater unternahm, und was ſeither für Garderobe und Dekorationen, für Ankauf von Manuſkripten ꝛc. geſchehen iſt, wenn man weiß, daß ſie mehrere Gehalte von 2 und 3000 fl. an Perſonen bezahlen muß, die ſie nur ſelten mehr, ja wohl gar nicht benutzen kann, während die Hülfsmittel der Anſtalt ſich nicht bedeutend vergrößert haben, ſo findet man dieſes nicht ſo unnatürlich. Es gab eine Zeit, wo große Schulden gemacht wurden, und das Publikum ſah farbloſe Lappen, es wußte nicht, wo das Geld hinkam; wer jezt die Darſtellungen eines Titus, Tankred, Freyſchützen, Taſſo, Albaneſerin ꝛc. ſieht, der weiß wenigſtens, worauf die Summen verwendet werden.

Von Opern ſahen wir, ſeit meinem lezten Berichte, „**Johann von Paris**,“ als welcher Hr. **Löhle**, nach einer zweymonatlichen Abweſenheit, zum Erſtenmal wieder auftrat, und von dem vollen Hauſe bey ſeinem Erſcheinen anhaltend begrüßt wurde. Dieſe Aufmerkſamkeit von Seite eines zahlreichen Publikums kann dem wackern Künſtler die Ueberzeugung geben, daß man ſein Talent würdigt. Kurz nachher erſchien Hr. Löhle im Othello und als Max im Freyſchützen, welche Rolle ſeit längerer Zeit von einem zweyten Tenor geſungen wurde. Es that uns wohl, in dieſer ſchwierigen Parthie den durchgreifenden Klang ſeiner Metallſtimme zu hören, die wohl keinem jezt lebenden deutſchen Tenorſänger in höherem Grade beywohnt. Von unſern jungen Talenten hat Dem. Schechner als Amenaide und Annchen wahrhaft erfreuliche Proben ihrer Fortſchritte gegeben. — Die Pflegetochter des nun von uns ſcheidenden Fiſcher, Dem. Anne Fiſcher, gab verfloſſene Woche im Muſeum ein Konzert, und überraſchte die Zuhörer durch ihre klangreiche Stimme und ihren gebildeten Vortrag ſowol in der Gattung des höhern, als des neuern Kunſtgeſanges. Dem. Fiſcher wird ſich bey ihrem ausgezeichneten Talent bald in die Reihe der bedeutendſten Sängerinnen ſtellen können.

Die hieſige Privat-Geſellſchaft: „**Der Frohſinn**,“ hat an zwey Abenden, wo ſie für die abgebrannten Einwohner von Sulzbach und Deggendorf mimiſche und muſikaliſche Unterhaltungen gab, die Summe von hundert Louisd'ors eingenommen. Dieſer ſehr achtbare Verein zeichnet ſich ſowol durch Wohlthätigkeit, als durch den Wechſel ſeiner Vergnügungen ſehr vortheilhaft aus, während mancher andere, der ſich viel vornehmer dünkt, nur Stillſtand und Langweile darbietet.

Die neue Reitſchule im Hofe des Zeughauſes iſt nunmehr vollendet, findet aber, wie es ſcheint, viele Tadler. Möge ein Berufener ſeine Meinung in Ihrem geſchäzten Kunſtblatt kritiſch über dieſes Bauwerk ausſprechen. Die Ueberſchrift iſt gut gedacht, aber ungut ausgeſprochen:

Regius hic equiti munitur circus equoque,
Ut recte ille jubere, hic jussa capessere discat.

Wir wünſchen, daß die Pferde metriſcher galoppiren mögen, als der zweyte Vers zu ſkandiren iſt. Es gibt Perſonen, die überhaupt gegen Inſchriften an öffentlichen Gebäuden eingenommen ſind. Sie kommen ihnen vor, wie die Sprüche, die auf alten Gemälden und Kupferſtichen aus dem Munde der Heiligen ausſtralen. So viel iſt gewiß, daß ein Gebäude, wie das in Rede ſtehende, welches ſeine Beſtimmung durch die angebrachten Pferdeköpfe verſtändlich genug ausſpricht, eben keiner Ueberſchrift bedurft hätte.

Die berühmte Wiener Sängerin, Mad. **Campi**, liegt hier krank darnieder, und die Aerzte geben wenige Hoffnung. Sie kam vor zehn Tagen hieher, um, wie es heißt, bey unſerer, Mitte dieſes Monats wieder ihre Wirkſamkeit beginnenden, italieniſchen Oper Engagement zu ſuchen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Digitized by Google

Nro. 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 17. Oktober 1822.

Wo das meiſte Leben, dort iſt der Sieg.

Johannes v. Müller.

Probe aus dem lezten Buche von Nürnbergers jezt beendigter Ueberſezung der Aeneide.

Lib. XII. vers. 101 sq.

15.

Wie wenn der Stier, der ſich zum Kampf bereitet,
Mit Dräu'n das Horn an Baum und Felſen wezt,
Wild um ſich ſtoßend mit den Winden ſtreitet,
Und ſich am aufgeworf'nen Sand ergözt;
Wie ſeine Wuth allaugenblicklich ſchwillt,
Sein donnerndes Gebrüll die ganze Flur erfüllt:
So wächſt auch Turnus Grimm; der Wangen Dunkel-Roth,
Der Augen Bliz dräu't dem Trojaner Feind den Tod. —

16.

Indeſſen rüſtet, mit Palla's Waffen,
Aeneas ſich. — wie ſchlägt ſein tapf'res Herz
Nicht bey der Ausſicht, Ziel dem langen Kampf zu ſchaffen!
Wie tobt in ſeiner Bruſt der Rachluſt Stachelſchmerz!
Umſonſt, Julus! weinſt du tauſend Zähren,
Dein Vater muß der Rührung ſich erwehren,
Sein Schickſal ruft, feſt ſteht der Schluß des Helden,
Und ſchon geh'n Boten ab, Latinus dieß zu melden. —

17.

Kaum daß, am Morgen d'rauf, ſich ſtrahlend Phöbus zeigt,
Lichtſchnaubend ſein Geſpann aus Meeresfluthen ſteigt:
Als Abgeordnete von beyden Theilen,
Dicht vor der Stadt, den Wahl-Plaz abzuſtecken eilen,
Heerd' und Altär' inmitten ſich erheben;
Und, heilig Feu'r und Waſſer in den Händen,
Den Kranz im Haar, das Schurzfell um die Lenden,
Von beyden Seiten ſich die Prieſter hinbegeben.

18.

Und ihnen folgt, in dicht-gedrängten Schaaren,
Hier der Tyrrhener, dort der Trojer Heer;
Als rief ſie Mavors all' in die Gefahren
Des Kampfs, ſo ſtarren ſie von ſchwerer Eiſenwehr:
Wo nähm' ich Farben her, euch dieſen Zug zu mahlen,
Des Gold's, des Purpurs Pracht, darin die Führer ſtrahlen!
Wie ſollt' ich, im Gewühl, die Helden all' erkennen,
Wie euch die Namen doch jedwedes Feldherrn nennen!

19.

Sobald der ſchmetternden Drommete Ruf erſchallt,
So macht der Zug, rings um den Wahlplaz, Halt,
Um aufgepflanzten Spieß, des Zweykampfs dräu'ndem Bild,
Lehnt, nach dem Brauch, der Fürſten ſchwerer Schild;
Und jezt ſtrömt aus der Stadt, in drückendem Gedränge,
Herbey des Volkes unzählbare Menge,
Nicht Greis, nicht Kind bleibt heim, und die nicht Plaz gewinnen,
Die treibt die Neugier auf der Thürme höchſte Zinnen. —

20.

Indeſſen muß, von den Alban'ſchen Höh'n,
Saturnia, mit Kummer ſchwerem Herzen,
Die Anſtalt all' zum nahen Zweykampf ſeh'n,
Und macht Juturna zur Vertrauten ihrer Schmerzen,
Juturna, Turnus Schweſter, die als Preis
Entrißner Unſchuld, auf des Götter Gott's Geheiß,
Um über Quell' und See die Herrſchaft zu verwalten,
Den ehrenvollen Rang im Nymphenchor erhalten.

21.

„Juturna!“ redet ſie die Göttin ſchmeichelnd an,
„Du weißt, was ich, vor den Lateiner Jungfrau'n allen,
„Auf die die Wahl des Götter Gott's gefallen,
„Für dich, der Quellen Zier, gethan;

„Muß ich dir jezt das Unwillkommne ſagen,
„— Ach! und ich muß, wie ſehr mein Herz dich liebt,
„Wie tief dein Kummer mich im Innerſten betrübt, —
„So darfſt du wenigſtens Saturnia nicht verklagen.

22.

„Wie hab' ich Turnus, wie dein Land bis jezt beſchüzt!
„Doch, ach! der Parzen Schluß, was mag ihm widerſtehen!
„Schon nah't der finſt're Tag. — Nichts hat mein Fleiß genüzt,
„Und zu ungleichem Kampf will heut dein Bruder gehen.
„Ich kann nicht Zeugin von dem Ausgang ſeyn.
„Dir, — dir, als Schweſter, ziemt's, dem Bruder Hülfe weih'n,
„O auf! — vielleicht ſteht's noch in deinen Händen,
„Von ſeinem Haupt den Schlag des Schickſals abzuwenden.“

23.

Mit tauſend Zähren hört Juturna Juno's Wort,
Zerſchlägt die Bruſt, und weiß ſich nicht zu faſſen:
„Wozu dein Weinen?“ fährt jezt Juno fort,
„Die müß'ge Thräne wird den Bruder hülflos laſſen;
„Rett' ihn vom Tod, wenn es noch möglich iſt,
„Den Zweykampf hind're, brauch jedwede Liſt;
„O dürft' ich ihn doch noch gerettet ſehen!“ —
Hier ſchwebt ſie auf und läßt die Schmerz-Verſunk'ne ſtehen. —

24.

Latinus rollt indeß, im prächt'gen Viergeſpann,
Zur Wahlſtatt ſchon; um ſeine Stirne prahlen
— So ziemt's Sols Abkömmling — zwölf gold'ne Sonnenſtrahlen;
Speeß dräu'nd ſtürzt Turnus, hoch zu Wagen, dort heran; —
Und aus dem Lager nah't, den Kampf mit ihm zu ſtreiten,
Den ſchön erblühenden Ascan zu ſeiner Seiten,
Im Glanz der Waffen, die ihm Venus Hand beſchieden,
— Ich grüß' dich, Ahnherr Roms! — der Fürſt der Dardaniden.

25.

Schon zeigt, im weiſſen, ſchimmernden Gewand,
Um's heil'ge Haupt die prächtige Tiare,
Ein ungeſchoren Lamm, ein Ferkel an der Hand,
Der Prieſter ſich am flammenden Altare;
Gehülfen ſtreuen Mehl, ſie kehren das Geſicht,
Hin wo der Sonne Strahl durch Morgen-Nebel bricht,
Sie ſprengen lautern Wein, der Opferthiere Haar
Beut ihre fromme Hand des Altars Gluthen dar.

26.

Da ſpricht Aeneas, mit gezog'nem Schwerte:
„Du, Sol! in deſſen Strahlenglanz ich ſteh',
„Du, die mich ſchwer geprüft, du lang durchirrte Erde!
„Du, Zeus! — Saturnia! in lichter Himmelshöh';
„Du, Schlachtenlenker, Mars! — ihr, der kryſtallnen Quellen,
„Des mächt'gen Meer's, der Ströme Silberwellen!
„Ihr dort, des Aethers heilige Gewalten!
„Und ihr, des Erebus Licht-ſcheuende Geſtalten!

27.

„Euch ruf' ich an, euch nehm' ich all' zu Zeugen
„Des Kampfvertrag's, wie ihn das Heer genehmig't hat:
„Ja! ſollte ſich der Sieg auf Turnus Seite neigen,
„So zieht mein Volk hin zu Evandrus Stadt;
„Wenn Mavors ſeine Gunſt von mir gewandt,
„Verläßt ſofort Iulus dieſes Land,
„Und niemals ſtör' das Schwert der Aeneiden
„Treubrüchig dieſer Fluren ſtillen Frieden.

28.

„Bleibt aber mir der Sieg, wie mir's der Götter Schluß,
„Wie's meines Herzens Ahnungen verkünden,
„So fürchte Latium nicht, daß es uns dienen muß.
„Nein! beyde Völker ſoll nur Ein Geſetz verbinden;
„Latinus wird, wie jezt, ſo dann regieren,
„Nur Troja's Gottesdienſt verlang' ich einzuführen,
„Und wird die Stadt ſich gleich durch unſern Fleiß erheben,
„So ſoll Lavinia ihr doch den Namen geben.“

29.

Alſo der Held. — Ein Kummer-krankes Herz
Macht erſt Latinus eine Weile ſchweigen;
Ermannend ſich, die Rechte himmelwärts,
Nimmt er die Sterne dann, und Erd' und Meer zu Zeugen:
„Ich ſchwör's bey Phöbus, der das Firmament erhellt,“
Ruft er, — „bey Janus, bey dem Graus der Unterwelt,
„Bey dieſes Altars Glut, — und mag mit ſeinen Blitzen
„Der Donner-ſchwang're Gott, was ich gelobe, ſchützen!

30.

„Ja! fall's auch wie es will, des Kampfes Loos,
„So dräng' doch Nichts die flücht'gen Dardaniden,
„Aus dem, in Latinus herberglichem Schooß,
„Mit ſo viel Drangſal aufgeſuchten Frieden;
„Es mag der Erdball eh'r zu Trümmern geh'n,
„Es mag, mit ſeiner Blitze Wettern,
„Zeus in den Tartarus eh'r ſeine Himmel ſchmettern,
„Als mich in dieſem Schluß Italia wanken ſeh'n.

31.

„Und wie der Zepter hier, zu dem, im ſchatt'gen Wald,
„Der Künſtler einſt ſich einen Stamm erleſen,
„Nie wieder ſeine frühere Geſtalt
„Erhält, nie wieder wird, was er zuvor geweſen,
„Wie ihn, den ihr jezt in des König's Hand erblickt,
„Nie wieder Laub, nie wieder Rinde ſchmückt!
„So unveränderlich — ich ſchwör's! — ſey mein Verſprechen,
„Und Nichts vermöge mich, es Troja je zu brechen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe des Hadji Bubeker, eines Afrikaners.

(Beſchluß.)

Von der Stadt Bornou reiſte Bubeker weiter nach der Landſchaft Wadaé; hier hatte er nicht länger den Fluß Joliba in einer geringen Entfernung zu ſeiner Rechten. Er fragte mehrere Male, wo dieſer Fluß aufhöre, aber man ſagte ihm immer, er ſtehe mit dem Nil in Verbindung. Nach einigen Tagen führte ſein Lauf weit gegen Norden hin in die Landſchaft Habeſcheh oder Abyſſinien.

Wadaé wird von einer Menge Flüſſe durchſtrömt, die ſich mit dem Joliba vereinigen. Bubeker durchzog dieſes Königreich von Südweſten nach Nordoſten und erreichte das Königreich Begarmé; bald nachher kam er zu dem großen See Kouk, in welchem ſich ein ſehr großer Fluß von Süden her ergießt. Der Sultan von Kouk iſt öfters mit den Herrſchern von Wadaé und Begarmé im Kriege verwickelt.

In zwey Monaten ungefähr, nachdem er Kaſſina verlaſſen, erreichte er das Gebirge von Four, bemerkte aber keine große Stadt zwiſchen dieſen und Bornou. Von dem Königreich Four, begab er ſich öſtlich nach dem Lande Kordofan, welches nur von Arabern bewohnt wird. Hier reiſte er zwey oder drey Tage lang längs des weſtlichen Nil-Ufers und ging bey Tjondi, einer ziemlich beträchtlichen Stadt, über den Fluß. Von hier betrat er die Landſchaft Barbara, deſſen Einwohner er dem Ackerbau ergeben, und in Geſichtszügen und Farbe den Foulahs ähnlich fand; und welche einigen arabiſchen Stämmen unterworfen ſind. Von Tjondi reiſte er in vierzehn Tagen nach Suakem am arabiſchen Meerbuſen, und ſchiffte ſich hier nach Djorddah, dem Hafen von Mekka, ein, nachdem ungefähr vierzehn Monate ſeit ſeiner Abreiſe von Seno-Palel verfloſſen waren.

Unſer Pilger begab ſich, nachdem er ſeine Andacht zu Mekka verrichtet hatte, nach Medina, Jeruſalem, Acre, Cairo und Alexandrien. In dieſer lezten Stadt blieb er eine lange Zeit, und ſegelte nachher nach Algier, wo er ſich mehrere Jahre lang aufhielt. Endlich kehrte er über Telemſan oder Termecen, Fez, Mequinez, Marokko, Wadimour, durch die große Wüſte und die Landſchaft der Braknas-Mauren nach Fouta Toro zurück.

Bubekers langer Aufenthalt in der Barbarey und Egypten ließen ihn vieles vergeſſen, das für Europäer von der größten Wichtigkeit geweſen ſeyn würde. Der fremde Reiſende, der zu Hauſſa in Gefangenſchaft gerathen, mochte Friedrich Hornemann ſeyn, den die afrikaniſche Geſellſchaft im Jahr 1808 abgeſandt; aber dieß auch angenommen, bliebe ſein Schickſal doch noch immer ſo ungewiß als zuvor.

Der Herausgeber fügt noch einige Bemerkungen hinzu, die er, wie er ſagt, keinen Büchern, denn dieſe gewährten ihm hier keinen Nutzen, ſondern ſeinem Gedächtniß entnommen hat.

Das Königreich Caguaga iſt daſſelbe, welches Pater Labat Goyaga und Mango Park Karaaka nennet. Djarra iſt die Stadt, welche Delisle Yara, und Park Farra nennet. Dieſer Name iſt den Mauren, die ich darüber befragt, nur wenig bekannt, welche ſie gewöhnlich Bagnall benennen, nach der Landſchaft, deren Hauptſtadt ſie iſt. Der Gebrauch, die Städte von Afrika auf dieſe Weiſe zu benennen, ſcheint allgemein zu ſeyn. Major Rennel hält dafür, daß Tichit oder Tiſhit die Stadt Tgazza ſey, welche, nach Padamoſta und Leo Africanus, die Stadt Tombut mit Salz verſah. Einige mauriſche Scheiks haben mir von einer Stadt Tedjagdja in der Nähe von Waden oder Hoden (nach den Karten) geſagt, wo man einen Handel mit Salz treibt; dieſe mag wohl eins ſeyn mit Tegarra. Die Mauren ſchreiben den Namen des Nigers, Djolba, und nicht Djaliba, wie die Neger pflegen. Der Name von Tombooktoo wird öfters geſchrieben Timbouktou und Tomboukt.

Bubekers Lage des Königreiches Bornou ſtimmt völlig mit der Nachricht überein, die Hornemann davon gegeben, und die er von einem Tawrik erhalten hatte. Der Fluß, welcher von Süden her in den See von Kouk fällt, ſcheint mir der Miſſelad des Hrn. Brown zu ſeyn. Die gebirgige Landſchaft Four iſt unſtreitig Darfour. Djondi iſt das Shandi oder Handi der Charten. Arabiſche Schriftſteller erwähnen einer Landſchaft, die ſie Barbara nennen, und deren Bewohner von Europäern mit dem Namen Barbarins und Baratras (Berbern) angeführt worden ſind. Ihre Farbe iſt ein röthliches Schwarz. Ich habe Bubeker öfters hinſichtlich der verſchiedenen Städte und Landſchaften befragt, deren die arabiſchen Schriftſteller und neuere Reiſende erwähnen. Er ſprach von Wancarah, ein Name, welcher nur wenig von Wokoro abweicht, welches er ſüdlich von Bornou angibt. Er beſchreibt es als ein Land, welches von dem Joliba auf die Weiſe überſchwemmt wird, wie Egypten durch den Nil; es bringt einen Ueberfluß an Gold hervor. Auch hatte er von den Königreichen Kano und Gueburg (Cano und Guber) reden hören, kennt aber deren Lage nicht. Hinſichtlich des Wortes Takzour hat er mich beſtimmt verſichert, daß es in verſchiedenen Negerſprachen die ganze Landſchaft der Schwarzen bezeichnet, wie das Wort Soudan im Arabiſchen. Er hatte in Arabien öfters der Wechabiten erwähnen hören, erinnert ſich aber an wenig mehr als an den Namen. Die franzöſiſche Expedition nach Egypten war ein allgemeiner Gegenſtand der Unterredung.

Fortſchreitende Bildung auf Madagaskar.

Unter den Nachrichten, welche der Jahres-Bericht der Direktoren über die Arbeiten der „aſiatiſchen Anſtalten" enthält, befindet ſich auch die Verſicherung, daß der Gouverneur Farquahar von der engliſchen Niederlaſſung auf der Inſel Madagaskar einen Vertrag mit Radama, dem Könige dieſer Inſel, geſchloſſen habe, dem zu Folge dieſer verſprochen hat, den Sklavenhandel, der dieſe ſchöne, fruchtbare Inſel bisher verwüſtete, ein Ende zu machen. Unter den Artikeln des über dieſen Gegenſtand abgeſchloſſenen Vertrags befindet ſich auch der, daß der brittiſchen Regierung zwanzig madagaskariſche Jünglinge anvertraut werden ſollen. Zehn von ihnen ſollten nach Iſle de France gebracht werden, um ſich dort in nützlichen Kenntniſſen zu unterrichten; die zehn übrigen ſollten in eben der Abſicht England beſuchen. Wirklich iſt dieſe Bedingung ſchon erfüllt; zehn Jünglinge ſind nach Iſle de France geſchickt, zehn andere, unter denen ſich der Prinz Rataffe, ein naher Verwandter des Königs Rodama, befindet, ſind vor ungefähr einem Jahre nach England gekommen. Der Prinz Rataffe ging, nach einem Aufenthalt von ein Paar Monaten, nach Madagaskar zurück, indeß ſeine Landsleute ihre Erziehung in England fortſetzen. Sobald dieſer Prinz in England angekommen war, fanden ſich die Direktoren der afrikaniſchen Anſtalten bey ihm ein, um ihm ihren Dank für die Maßregeln, die ſein Vetter zur Abſchaffung des Sklavenhandels getroffen hatte, zu bezeigen.

Glauben nun dieſe wackern Männer der afrikaniſchen Anſtalten wirklich, daß ein ſolcher Prinz, eine handvoll ſolcher Jünglinge nach England geſchleudert, einem vernünftigen Plane von Kultur und Frömmigkeit nutzen können? Wenn wir aus den preußiſchen Oſtſee-Provinzen, oder dem Innern Weſtphalens eine Mandel Bauern nach Berlin förderten, um dort Sittlichkeit, Frömmigkeit, und die ihrem rohen Zuſtand zuförderſt nöthigen Handgriffe zu lernen, würde die ſtets fertige Bewunderung unſrer Landsleute doch bald vor dem lauten Spott der unabhängigen Meinung ſchweigen müſſen — und wie viel ſchreyender der Gegenſatz des madagaskariſchen Wilden zu der ungeheuern Hauptſtadt Britanniens iſt, fällt in die Augen. Bedürfniſſe und Laſter bringen dieſe Armen zurück, und durch dieſe das Bedürfniß nach engliſchen Waaren, und ſomit wäre der Zweck der ihnen ertheilten Erziehung erreicht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 1. Sept.

(Beſchluß.)

Endlich wurde, nachdem die gekrönten Preisſchriften verleſen worden waren, zur Vertheilung des Preiſes wegen des beſten Gedichts auf die franzöſiſchen Aerzte und Krankenpflegerinnen geſchritten. Hierauf war das Publikum, welches ſeit beynahe einem Jahre über dieſes Thema in beſtändigem Entzücken ſchwebt, recht lüſtern. Schon der Konkurs zeigt an, welchen lebhaften Antheil es an dieſem Gegenſtande nimmt, woraus es eine Nationalſache gemacht hat. 138 Stücke ſind es, die ſich um den Preis beworben haben! So lange als die Akademie beſteht, das heißt, ſeit Ludwig XIV. Zeiten, hat man keine ſolche Schaar von Konkurrenten geſehen. Wie es die Akademiker doch wohl mögen angefangen haben, um 138 Stücke mit einander genau zu vergleichen? Vermuthlich haben ſie zuerſt das Sieb zur Hand genommen, um die Spreu, die unter 138 Stücken wohl in großer Menge vorhanden ſeyn mochte, von dem wenigen Weizen zu ſichten, und dadurch mag ihre Arbeit wohl um Vieles erleichtert worden ſeyn. Der Glückliche, welcher ſeinen 137 Mitbewerbern den Rang abgelaufen hat, heißt Hr. Alley, ein bisher auf dem Parnaß ganz unbekannter Name; jedoch enthält ſein Preisgedicht Stellen, die eines großen Dichters würdig ſind. Anſtatt ein langes und breites Lob anzuſtimmen, hat er ſeinen Stoff geſchichtlich behandelt, ob völlig nach der Wahrheit, weiß ich nicht. Er befindet ſich zu Barcelona, deſſen ſchöne Umgegend er ſchildert, ſo wie auch den Ausbruch des peſtartigen Fiebers; ſeine Mutter wird davon ergriffen. Das Gerücht verkündigt die Ankunft der franzöſiſchen Aerzte; der Dichter, für ſeine Mutter ängſtlich beſorgt, ſpricht den jüngſten der Aerzte, Mazet, an, und bewegt ihn, ſich zum Krankenbette der Mutter zu begeben. Der junge Arzt, der ſeine eigene Mutter in Frankreich zurückgelaſſen hat, fühlt inniges Mitleiden mit dem ſorgſamen Sohne, begleitet ihn, und ſchreibt die erforderlichen Dinge vor; darauf entfernt er ſich, erſcheint aber nicht wieder, und der Sohn, welcher ausgeht um ihn aufzuſuchen, findet auf ſeinem Wege einen Haufen Volks, der um einen Grabſtein ſteht und weint. Und dieſer Grabſtein enthält den Namen Mazet. Der Dichter zollt auch dem jungen, als Opfer ſeines Dienſteifers gefallenen, Arzte ſeine Dankbarkeit und Bewunderung, und tröſtet deſſen Mutter damit, daß ganz Frankreich als ihre Familie zu betrachten ſey, und jedweder ihren Verluſt als den ſeinigen betrachte. Dieſen Gedanken nahm das Publikum ſogleich mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit auf, und bewies durch ſeinen enthuſiaſtiſchen Beyfall, daß es ſo denke, wie der Verfaſſer geſchrieben habe. War die Mutter Mazets zugegen, ſo mußte dieſe öffentliche Theilnahme einer auserleſenen Pariſer Geſellſchaft ihr, auch noch nach der bereits von der Regierung zuerkannten Penſion, ſehr angenehm und ſchmeichelhaft ſeyn, und Andere muß ein ſolcher Auftritt zu künftigen Großthaten anfeuern. Eben ſo rauſchend war der Beyfall, als der Dichter von den Aufopferungen ſprach, die man in Frankreich dem öffentlichen Beſten zu bringen geneigt ſey, im Frieden ſo wie im Kriege, und Frankreich mit einem Palmbaum verglich, worauf ein Palmzweig wieder hervorwachſe, ſo bald ein anderer abgefallen ſey. Aus denjenigen Stücken, welche ein Acceſſit oder eine ehrenvolle Meldung bekommen hatten, hatte die Akademie die ſchönſten Stellen ausgehoben, und ließ ſie von Picard dem Schauſpiel-Dichter, und Duval und andern guten Deklamatoren vorleſen. Zuletzt wurde angekündigt, eine junge Perſon von ſiebenzehn Jahren habe nur einen Theil der Aufgabe gelöſt, indem ſie bloß die muthvolle Aufopferung der Krankenpflegerinnen beſungen habe; der zarten gemüth- und geiſtvollen Verſe halber könne die Akademie doch nicht umhin, auch dieſes Stückes rühmlich Meldung zu thun, und einige Strophen daraus vorzuleſen. Es entſtand eine tiefe Stille, und die allerdings zart gedachten und geſchmackvoll ausgedruckten Verſe erregten einen ſo ungeſtümmen und rauſchenden Beyfall, daß das Mädchen, welches auf einer der Vorderbänke neben ihrer Mutter ſaß, beſchämt und bewegt ihre Augen niederſchlug, die wahrlich noch ſchöner waren als ihre Verſe. Es ſchien mir zweifelhaft, ob der übertriebene Beyfall, den man ihr aus allen Ecken des Saales zollte, ihrem Dichtertalente oder ihren Jugendreizen galt. Das Pariſer Publikum beweiſt ſich gegen die ſchönen Dichterinnen ſehr galant; alſo glaube ich, hatte hier ihre Schönheit eben ſo vielen Antheil an dem Enthuſiasmus, als ihre Dichtung; und genau betrachtet, gehört ihr vielleicht erſterer ſicherer an, als letzterer. Sie iſt nämlich die Tochter der als Theater-Dichterin bekannten Mad. Gay, die beſonders von den Liberalen ſehr begünſtigt wird, wogegen die Ultras zuweilen auf ſie ſticheln; ſo witzelte noch neulich ein Blatt der letzten Parthey: Mad. Gay habe ſo eben wieder den Plan zu einem Luſtſpiel in einem Aufzuge erdacht; man wiſſe nicht, wer es ſchreiben werde. Wenn nun ſo etwas der Mutter nachgeſagt wird, ſo kann ja leicht die Vermuthung entſtehen, auch die Tochter habe ſich ein bischen helfen laſſen. Mit ihren ſiebenzehn Jahren und ihren ſchönen Augen kann es ihr an galanten Rathgebern noch weniger fehlen, als der Mutter, die jedoch nicht immer wohl berathen worden iſt, denn nachdem ihr Marquis von Pornenars ſehr gut war aufgenommen worden, wurde ihr Ritter Grammont ausgezischt, und fiel bey der erſten Vorſtellung durch; der Druck des Stückes ſcheint ihm kein neues Leben gegeben zu haben. Mutter und Tochter müſſen äußerſt liebenswürdig ſeyn; denn der Saal der Akademie wimmelte von ihren Freunden, die einen Eifer an den Tag legten und ſo rege waren, daß ſie ſich nicht galanter hätten beweiſen können. Einige ſchienen die Verſe der jungen Mlle. Gay ſchon auswendig zu wiſſen, ehe ſie noch vorgeleſen wurden. Es mußten einige Vorleſungen en petit comité vorhergegangen ſeyn, welchen alle dieſe Freunde beyzuwohnen das unausſprechliche Glück gehabt hatten. So etwas nennen die übelſprechenden Leute Cotterieweſen.

De.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 83.

Nro. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 18. Oktober 1822.

> Wer nennt die Männer, die mit leichtem Boot
> Das wilde Meer in ſchwarzer Nacht durchſchneiden?
> Was treibt ſie an, das holde, ſüße Leben
> Den falſchen Wogen keck zu übergeben?
>
> Fr. Kind.

Die Inſel Madera.*)

— Wir hatten uns lange darauf gefreut, die wenig bekannte Inſel von allen Seiten zu durchſtreifen, allein ein Aufenthalt von fünf Tagen ſchien zu kurz, um das Ganze kennen zu lernen, und ohne die thätige Hülfe des engliſchen Konſuls Veitch, eines ſehr edeln Mannes, würden wir nie in das Innere vorgedrungen ſeyn, und hätten gewiß nur die Küſten kennen gelernt, da jenes nicht ohne die Hülfe guter Führer, die man auch nur tief landeinwärts findet, bereist werden kann, indem die Wege nur Fußſteige ſind und man an vielen Orten gar keine findet, ſondern wir oft im felſigen Bette kleiner Flüſſe von einem Felsſtücke zum andern, zwiſchen denen das Waſſer hinrauſchte, ſpringen, oft ſteile Höhen auf und ab klimmen mußten, zwiſchen Dornen und Felsblöcken ohne Weg und Steg. Einen Theil dieſer Streifzüge machten wir bey Nacht, weil wir uns den Tag über mit Botaniſiren zu lange aufgehalten hatten und nirgends unter Dach kommen konnten. Nachdem wir ſo von Morgens vier bis Abends zehn Uhr fortgezogen, ohne länger als eine Stunde anhaltend zu ruhen, waren wir ziemlich ermüdet und legten uns vier Stunden lang auf die nackten Felſen, um zu ſchlafen, bis der Mond hervorgekommen war, der uns weiter leuchtete nach dem Landhauſe des engliſchen Konſuls, wo wir erſt um ſechs Uhr Morgens, reich beladen, ankamen.

Im Ganzen iſt die Vegetation der Inſel arm und trägt den europäiſchen Charakter. Nur wenige Formen erinnern an die Nähe Afrika's. Auch die Thiere gehören den europäiſchen Arten an, oder ſind ganz nahe verwandte Gebilde. Der gänzliche Mangel der Eichen, Tannen, Birken, Weiden gibt jedoch der Landſchaft ein eignes Anſehen. — Alle unſere europäiſchen Früchte werden hier gezogen; weil man ſich aber mit dem Pfropfen nicht aufhält, ſo ſteht das Obſt, das wir aßen, dem unſern an Geſchmack weit nach; die Trauben dagegen ſind koſtbar von Geſchmack und meiſt roth. Der Wein iſt ein wahrer Bleicher, und der gute alte Madera hat ganz die Farbe unſers Rheinweins; der rothe, der kein Bleicher iſt, findet ſich nur einzeln. — Alle urſprüngliche Bäume haben lederartige Blätter, und nur einer davon liefert eßbare Früchte. Es iſt ein baumartiges Vaccinium. Alle übrigen ſind durch die Portugieſen eingeführt. Nur eine Fichtenart ſoll bey Entdeckung der Inſel ſich hier gefunden haben, allein ſie iſt ausgerottet, und zu dem Bau der Wohnungen verbraucht, wozu man ſich jezt des zahmen Kaſtanienbaums bedient. Aus den dicken Stämmen der baumartigen Heiden (Eriken), welche den Gipfel des Pico Ruiva krönen, und deren Holz ſchön roth iſt, macht man die Stützen des Weins. Dieſer wird nicht wie bey uns an Stöcken aufwärts gezogen, ſondern wie auf Roſten, dicht am Boden hin, eine grüne Decke über demſelben bildend.

---

*) Im Auszuge von Briefen des Hrn. Doktor Kuhl, vom Herbſtmonat 1820. Dieſer Reiſende hat bekanntlich eine große naturwiſſenſchaftliche Reiſe nach Oſtindien, auf Koſten der niederländiſchen Regierung, unternommen.

Weil nach der bedeutenden Höhe der Berge das Klima der verſchiedenen Regionen ſehr abweichend iſt, ſo fanden wir auch ganz verſchiedene Pflanzen in den einzelnen Höhen. Es ſchien uns der Natur am meiſten gemäß, folgende Regionen zu unterſcheiden. *Erſte Region der Cacten.* Sie ſteigt vom Meeres-Ufer bis zu 630 Fuß. Hr. von Buch nimmt dieſe Region auch für Teneriffa an, aber in Madera fehlen die ſaftigen Euphorbien und andere afrikaniſche Formen, welche Teneriffa zieren. Nur Cactus ficus indica wächst auf den nackten Felſen, und Wein, Rohr, Feigen, Arum, Muſen und andere Südfrüchte ſtehen auf den Feldern. Dieſe Region iſt reich an wildwachſenden Pflanzen. Die Granaten, Feigen und Muſen, welche um die einzeln ſtehenden Häuſer gepflanzt ſind, ſo wie das heitere Grün der Arum-Arten, geben dieſem Striche eigenthümliche Reize.

Die *zweyte Region* iſt die *des Weines.* Zwar fängt der Weinbau ſchon am See-Ufer an, allein die Cacten begleiten ihn nicht über 630 Fuß. Der Wein ſteigt aufwärts bis 2030 Fuß; höher werden die Trauben nicht mehr reif. In dieſer Region baut man Arum, Rohr, Maulbeeren, Kartoffeln, Getreide, Zwiebeln; aber die Cacten und Muſen fehlen. Die Hecken beſtehen aus Myrthen und Kaſtanien. Hier blühet der Ackerbau mehr als in den übrigen Theilen, und daher finden ſich nur wenige wildwachſende Gewächſe, die meiſt alle auch ſchon in der frühern Region gefunden werden. Die *dritte* iſt die *der Kaſtanien.* Sie fängt 2030 Fuß hoch an, und wird durch die hohen kräftigen Stämme der Kaſtanien vorzüglich charakteriſirt, welche bis zu 2950 Fuß gefunden werden. Die höher ſtehenden ſind klein, verkrüppelt und tragen keine Früchte. Die *vierte Region der Spartien* endigt in einer Höhe von 3920 Fuß, ſie iſt erſtaunend arm, und hat kaum eine Pflanze, welche wir nicht in der vorigen oder folgenden Region gefunden hatten. Ganze Bergrücken waren mit den einſylbigen (?) Spartien bedeckt. Die *fünfte Region der Heiden* oder Eriken erſtreckt ſich bis zum Gipfel des *Pico Ruiva,* dem höchſten Punkte der ganzen Inſel, auf 5300 Fuß nach unſrer Berechnung. Dieſe Region iſt ſehr reich an intereſſanten Pflanzen. In der Mitte derſelben findet ſich Laubholz mit lederartigen Blättern, *Clethra,* baumartiges *Vaccinium, Laurus* und der Baum *Til* und *Vinhatico,* wovon wir wegen Mangel an Blüthe die Gattung nicht beſtimmen konnten. Zwiſchen der vierten und fünften Region findet ſich ein Strich, welcher faſt ganz und allein von Pteris aquilina und einigen andern Farnkräutern eingenommen wird. Dieſe Farren verdrängen an vielen Bergrücken alle übrigen Pflanzen. Ihre große Maſſe beginnt mit 3920 Fuß und endet 4080, indem darunter die Spartien, darüber die Eriken vorherrſchen. Nicht fern vom Gipfel des *Pico* findet ſich eine Strecke, in welcher die Eriken wieder von den Spartien verdrängt werden, welche jedoch ſehr bald neuerdings verſchwinden. Das Laubholz geht nicht bis zum Gipfel, welcher mit den dicken Stämmen der Eriken bewachſen iſt. Eine Ueberſicht der auf der Inſel geſammelten Pflanzenarten (bey welcher hier weiter zu verweilen unthunlich wäre) zeigt unter andern, daß die nordiſchen Familien der Saxifragen, Amentaceen, Caryophyllaceen arm ſind, und die Nadelhölzer ganz fehlen. Dagegen ſind auch arm die unter den Tropen vorherrſchenden Familien der Euphorbiaceen, Malvaceen und Corymbiferen, die hier $\frac{1}{40}$, am Cap aber [illegible] und in den übrigen Aequatorialgegenden [illegible] betragen. Die der gemäßigten Zone ſo eigenthümlichen Cichoraceen kommen auch hier häufig vor.

Harry Woodriff, der engliſche Schmuggler.

(Fortſetzung.)

Die Nachtluft wehete kalt, Mond und Sterne waren mit Wolken bedeckt, und graue Finſterniß herrſchte rings umher. Ich glaubte mich noch ferne vom Kampfplatz, als uns ein plötzliches Geſchrey ins Ohr drang, und wir bey einer Wendung des Felſens das eben angefangene Gefecht vor uns ſahen. Von den ſonderbarſten Gefühlen ergriffen, ſtürzte ich mich hinein und führte mit der Wuth eines Raſenden meine Streiche nach allen Seiten. Wie ich nachher erfuhr, würde mich der Tod zehn Mal gefunden haben, hätten nicht Franz und noch mehr der arme Harry, der unter den Schmugglern focht und ſeinen jungen Freund, obgleich jezt ſein Gegner, nicht verderben wollte, über mich gewacht, und die Streiche abgewehrt, die mir zugedacht waren.

In zehn Minuten war alles vorüber: die Waaren waren erbeutet, fünf von den Schmugglern lagen todt auf dem Platze und zwey derſelben befanden ſich in unſern Händen, wußten aber nachher zu entwiſchen. Die übrigen entkamen alle, bis auf einen ſchwer Verwundeten, den man in eine benachbarte Fiſcherhütte trug, wo ich ihn verſcheiden ſah. Der Auftritt hatte etwas Erſchütterndes für mich, ſo daß ich hinaus gehen mußte, um mich in der friſchen Luft zu erholen.

Ich hatte eben freyer zu athmen begonnen, als ich den Schall von Stimmen vernahm und auf der andern Seite des Grabens einen verwundeten Schmuggler erblickte, den ein junges Mädchen in den Armen emporhielt. Es war nicht hell genug, um ihre Geſichter zu unterſcheiden, aber ihre Stimmen verriethen ſie mir bald. — „Fluch den

Henkern! Es hilft nichts, Nanny; ich bin auf'm Sand, und du haſt nicht Stärke genug, um mich weg zu führen. So muß ich denn hier liegen, ein alter Wrack wie ich bin, bis ſie mich finden und aufhängen.“ — „Aber verſucht's doch, Vater, verſucht's; ſtüzt euch auf mich.“ Mit übermenſchlicher Anſtrengung zog ſie ihn weiter, ſie brachte ihn auf einen niedrigen Damm hinauf und ſelbſt ein Paar Schritte weiter, aber hier verließen ſie ihre Kräfte, und kaum hielt ſie ihn noch vom Fallen. — „Es geht nicht, Nanny; dieſer Schuß in den Schenkel läßt mich nicht weiter — aber hängen ſollen ſie mich nicht; Gott ſtraf mich! Eher ſpreng ich das Schiff in die Luft, ehe es in Feindes Hände fallen ſoll. So küſſ' mich, Mädchen — Gott erhalte dich. Und jezt — beyde nach Dünkirchen!“ — Er ſezte ſich eine Piſtole auf die Bruſt, die Nannchen mit einem unterdrückten Schrey ergriff. Armes Geſchöpf! ihre Geberde in dieſem Augenblick würde einem Steine Mitleiden abgedrungen haben. — „Ums Himmelswillen, Vater! — um euerer armen Nanny willen — es iſt noch Hoffnung da. Vielleicht kommen noch einige von unſern Männern zurück, ehe des Königs Leute aus der Hütte kommen.“ — „Das iſt nicht wahrſcheinlich, Nanny: die ſtecken ihren Hals nicht in die Schlinge, um meinen zu retten.“ — Ich war wie angezaubert geweſen und hatte ſo die beſten Augenblicke verloren. Jezt aber erholte ich mich, ſtürzte mich in den Graben, watete knietief durch Waſſer und Schlamm, und kletterte mit vieler Mühe am entgegengeſezten Ufer hinauf, wo mich der alte Schmuggler ſogleich bemerkte. — „Hier ſind ſie, Nanny,“ rief er mit ſeinem gewöhnlichen Fluche. — In dem folgenden Augenblick war ich bey ihm und ſogleich brannte die Piſtole, und er ſank tödtlich verwundet in meine Arme, indem er rief: — „Fluch der Mauth! du biſt zu ſpät, Kamerad, um mich aufzuhängen. Nanny, mein Mädchen, ſie können nicht ſagen, dein Vater ſey gehangen worden; du biſt ein Weib für den Beſten im Land — wer er auch ſey. — Fluch der Mauth!“ — „Ich bin es, Harry — euer Freund, Georg Seymour.“ — „Was, der Junker? Gib mir die Hand, verdamm dich! du biſt ein braver Burſche, Junker — fochtſt beſſer als ſechs von des Königs Blaujacken, obgleich es gegen mich war. — Aber, Junker — denkt an“ — die Stimme verſagte ihm und er deutete mit zitternder Hand auf das Mädchen. Ich verſtand ihn nur zu gut. — „Es ſoll ihr nicht an einer Heimath fehlen, ſo lange ich eine habe, Harry.“ — „Gott ſegne euch, Junker. Nanny, mein Mädchen, wo biſt du? — Die Nacht wird ſo finſter — oder es zieht ſich mir etwas über die Augen — komm, meine Nanny.“ — Und ſie näherte ſich ihm mit einer Ruhe, welche was Furchtbares an ſich hatte. Als ſie ſich über ihn hinbückte, um ihn zu küſſen, flog eine Art von Lächeln über ihre blaſſen Lippen. — Möchte ich nie ein ſolches Lächeln wieder ſehen! — In dieſem Augenblick fühlte ich in Harry ein leichtes Zucken, und mit einem kaum hörbaren Seufzer verſchied er in meinen Armen.

In dieſem Augenblick kam auch der Lieutenant und ſeine Leute, die der Knall der Piſtole herbeygebracht hatte, hinzu, und auf ſeine Fragen gab ich ihm die nöthigen Erklärungen, die er alle ſorgfältig in ſein Taſchenbuch niederſchrieb, und nachdem er die Leiche einigen ſeiner Matroſen übergeben hatte, ſuchte er das Mädchen auf ſeine Weiſe zu tröſten. Nanny aber war nicht im Stande ſeinen Troſt zu vernehmen, der Schlag hatte ſie betäubt, und ſie ſtand da lebend, aber ohne Kraft, ſich zu rühren.

Auf des Lieutenants Anerbieten brachten wir ſie in ſeine Wohnung, wohin ſie uns mechaniſch und ohne Widerſtand folgte. Aber weder die Geſchicklichkeit des herbeygerufenen Schiffsarztes, noch die treue Pflege der Hausfrau, vermochten etwas für ſie zu thun. Am folgenden Morgen war ſie wahnſinnig, der zweyte und dritte Tag kam und brachte keine Beſſerung: der Gedanke, daß ihr Vater lebe und gehangen werden ſolle, hatte ſich ihrer Seele bemächtigt, und nichts vermochte ihn auszurotten. Ueber dieſem einzigen Gedanken brütete ſie in trozigem Schweigen, welches ärger war, als völlige Raſerey geweſen seyn würde. Um meine Qual zu vollenden, wurde ich auch vor das Coroner-Gericht geladen, um über die Todesart des Harry Woodriff Zeugniß zu geben.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 15. Sept.

Um das zuſammenzutragen, was ſich in den lezten Monaten Bemerkenswerthes bey uns ereignet hat, will ich vom Theater anfangen.

Von neu einſtudirten oder neuen Stücken weiß ich nur folgende zu nennen: Ein etwas langweiliges Kinder-Divertiſſement, „die Wäſchermädchen;“ Jüngers Luſtſpiel, „die Entführung;“ „Nummer 777.“ Luſtſpiel von Lebrün. (durch Kochs ergözliche Darſtellung des neidiſchen, ſchadenfrohen Schreibers Pfeffer ſehr belebt); „Rothkäppchen“ und „der Kalif von Bagdad.“ Opern von Boyeldieu; „Je toller, je beſſer.“ Operette von Mehül. (alle dieſe Opern wurden, mit Ausnahme weniger Rollen, gut beſezt, und, wie immer, ſehr anſtändig arrangirt in die Scene geſezt); endlich Holbeins Luſtſpiel, „der Wunderſchrank.“ und „die Räuberburg.“ Oper von Oehlenſchläger und Kuhlau. — Kuhlau's Oper machte nicht den Effekt, den man ſich von ihr verſprach — vielleicht weil man ſich von ihr zu viel verſprach. Die Poeſie iſt unſtreitig nur ein flüchtiges Produkt des bekannten Dichters, und in ſeiner Oekonomie, der Muſik nicht ganz günſtig; namentlich dehnt ſich der erſte Akt (beſonders wenn die, wie ich höre, vom Komponiſten nachkomponirte Arie des Camillo nicht weggelaſſen wird) ermüdend aus. Der Handlung fehlt es, um zu intereſſiren, an feſteren Motiven, die Entwicklung aber iſt, im Verhältniß zu dem Ganzen, der Handlung romanhaft übereilt. Beydes ließe ſich, nach meiner Meinung, wohl verbeſſern. Die Muſik klagt man vieler Reminiſcenzen an; aber wo fände man die gegenwärtig nicht, nachdem die Meiſter der Nation die höchſten Aufgaben der Kunſt gelöſt zu haben ſcheinen? Die Muſik iſt dennoch wacker, klar, mit ſeltener Geſchicklichkeit gearbeitet. Warum ſollte man dieſe Vorzüge, die doch gar nicht ſo häufig ſind, nicht ſchätzen? Kurz, wenn auch dieſe Muſik keine hervorſtechende Originalität, keinen eigenthümlichen Styl hat, ſo beſizt ſie doch Säze, deren ſich kein jezt lebender Tonſezer ſchämen dürfte; dahin gehört ein Duett im erſten Akte und das Finale im zweyten, wo das ora pro nobis der Gefangenen mit den wilden Aeußerungen der ſie einſchließenden Räuber in einen kunſtreichen Kontraſt gebracht iſt. Die Aufführung gehörte nicht zu den lebhaften, und wiewol die beyfallswerthen Bemühungen der Mad. Neumann-Seſſi, des Hrn. Höfler und Anderer nicht zu verkennen waren, ſo glaube ich doch, daß manche Geſangſtücke erſt bey wiederholten Aufführungen vollkommen aufgefaßt werden würden. Uebrigens kann ich bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, einem von dem Publikum ſehr aufgemunterten Talente, welches ſich auf unſerer Opernbühne zu entwickeln im Begriff iſt, die Warnung zu geben, daß man ſich an muſikaliſche Ausſchmückungen nicht wagen darf, bevor man nicht im gehaltenen Geſange feſt und ſicher iſt, und daß man dieſe Verzierungen nie ohne Kenntniß der unterliegenden Accorde und ohne Rückſicht auf das, was jedesmal auszudrücken iſt, anbringen darf. Die Art der Verzierungen betreffend, ſo iſt es vortheilhaft, ſich an gute Muſter (wie z. B. unſere Neumann-Seſſi) zu halten, ſo lange man noch nicht aus freyer Phantaſie ſchaffen kann. Lezteres aber ſezt ſchon eine Sicherheit im Gebrauch der Kunſtmittel voraus, die man von dem Anfänger noch nicht fordern kann. Dieſelben Reflexionen wurden bey mir kürzlich durch den Vortrag der zweyten Strophe der Arie Saraſtros in der Zauberflöte erweckt. Nicht Alles iſt lobenswerth, worauf ein lebhaftes Händeklatſchen folgt; ſondern meiſtens nur Einiges, z. B. eine ſchöne Stimme. Dieß fühlte ich mich aufgefordert zu ſagen, weil öffentlicher Beyfall leicht irre führt.

Der Reihen der Gäſte, welche in dieſem Sommer unſere Bühne beſuchten, wurde fortgeſezt durch Hrn. Henkel vom Frankfurter Stadt-Theater. Es ſcheint ihm im höhern Drama an innerm Leben und Kraft zu gebrechen, weßhalb ihm auch nicht gelang, den Hugo oder Dunois als eine lebendige Perſon gleichſam aus der Fläche hervortreten zu laſſen, wiewol er die erſtere Rolle noch um Vieles vernünftiger aufgefaßt hat, als ein vor Kurzem gaſtirender Kunſtſänger, und ſich von Manier ziemlich frey erhalten hat. In dem Converſations-Stück aber finden wir ihn einheimiſch, gewandt; im Starkkomiſchen charakteriſtiſch, weßhalb ihm auch der Beyfall nicht fehlte.

Zwiſchen die Gaſtſpiele des angeführten Darſtellers fielen auch einige der Mad. Sophie Schröder aus Wien und ihrer Tochter ein. Sie waren die Darſtellung der Sappho, welche hier ſchon früher nach Verdienſt gewürdigt worden iſt. (Dem. Betty Schröder, noch junge Anfängerin, ſpielte die Rolle der Melitta); ferner die Darſtellung der Emmeline in Weigls Schweizerfamilie durch Dem. Wilhelmine Schröder. Eine jugendlich angenehme Figur, klangvolle verhältnißmäßig kräftige Stimme, einfacher ausdrucksvoller Vortrag, und eine lebhafte treffend begleitende Mimik erregten ihr ungetheilten und ſehr lebhaften Beyfall, und ich glaube gern, daß ſich die hier vereinten Gaben ſelten ſo günſtig zur Darſtellung der Emmeline zuſammenfinden mögen. Um ſo mehr mißfiel ein als Friburg auftretender Gaſt, in ſo fern mit Recht, als man bey einer in der Höhe ſo ſehr beſchränkten Stimme eine Solopartie nicht übernehmen muß, welche, wie dieſe, zwar keine Fertigkeit, aber deſto mehr Kunſt und Kraft im gehaltenen Vortrag verlangt. — Als Pamina in der Zauberflöte fanden wir Dem. Schröder ſchon nicht ſo ausgezeichnet, wie in der angeführten Rolle. Am gelungenſten waren die Stellen des Vortrags, in welchen die Stimme ſich einfach kräftig bewegte, und ihre klangvollen Töne ungeſchmückt herausgab, wie z. B. bey den Worten: „Die Wahrheit, ſey ſie auch Verbrechen.“ und in dem ganzen Finale des zweyten Akts. Dagegen entſtellt das Duett: „Bey Männern“ ꝛc. einige unglückliche Verzierungen. (Vide supra!) Auch das Mimiſche dieſer Darſtellung fanden wir weniger vollkommen, beſonders fiel der ungraziöſe Gang hier ſtörend auf. —

(Der Beſchluß folgt.)

Paderborn, im Oktober.

Zu den wenigen erfreulichen Erſcheinungen unſerer kalten, berechnenden Zeit gehört das edelmüthige Unternehmen des Grafen von der Recke-Vollmarſtein auf Overdyck in der Grafſchaft Mark, der mit großen Aufopferungen eignen Vermögens, durch (wie man ſogar behauptet) Ausſpielung eines hübſchen Gutes und andere freywillige Entbehrungen, den Grund zu einer, für Zeit und Ewigkeit beſſerbringenden Anſtalt legte, worin verwahrloſete Kinder verarmter oder dem Geſez verfallener Menſchen aufgenommen, bekleidet, gepflegt und zu nüzlichen Bürgern erzogen werden. Schon in dem erſten Gründungs-Jahre von 1819 bis 1820 waren 61 Kinder aufgenommen, und ihre Anzahl ſoll jezt bis auf 200 herangewachſen ſeyn. Der Graf forderte Deutſchlands Menſchenfreunde zur unterſtüzenden Mitwirkung auf. Sie ward ihm von mehrern Seiten; es glänzen in jener, der öffentlich abgelegten Rechnung beygefügten, Liſte viele bedeutende Namen, und manches Scherflein der Wittwe*), mancher Beytrag aus armen, mühſam erwerbenden Händen rührt und entzückt das Gemüth des Leſers. Da nun der Graf, eines angemeſſenen Lokals ermangelnd, gezwungen war, manche Kinder abzuweiſen — was ſeinem liebenden Gemüthe recht wehe that — ſo ward unter ſeiner ſtets unermüdet fortſtrebenden Leitung die ehemalige Abtey Düſſelthal, in der Nachbarſchaft Düſſeldorfs, um den Preis von 32,000 cleviſchen Thalern gekauft, obgleich es der Kaſſe unmöglich war, für jezt mehr als 12 000 Thl. der Kaufſumme zu erlegen. Der edle Graf wünſcht nun, wie er in einem deßhalb vom 1. März 1822 datirten Circular-Schreiben ſagt, die noch fehlende Summe durch Aktien von 50 Thl. Berliner Courant beyzubringen, die freylich auf fünf Jahre zinslos bleiben müßten. Vor Ablauf dieſes Zeitraums aber ſollen die Aktionärs aufgefordert werden, zu beſtimmen, ob ſie die Summen lieber baar zurücknehmen, oder dieſelben zinsbar ſtehen laſſen wollen. Bis dahin bleibt das Gut für den Betrag der Aktien zur Hypothek. Geſchenke an Geld, weiblichen Arbeiten oder ſonſtigen Gegenſtänden zum Verlooſen, werden (wenn ſie auch noch ſo gering ſind) von dem Grafen im Namen des Inſtituts dankbar angenommen. Seine Adreſſe iſt zu Düſſelthal, unweit Düſſeldorf am Rhein, und die königlich preußiſche Regierung hat der Anſtalt die Porto-Freyheit bewilligt. Da nun ein ſolches Unternehmen der geſammten deutſchen Nation, ja der ganzen Menſchheit angehört, deren höchſter Vortheil in der Vermehrung glücklicher und tugendhafter Mitglieder beruht: ſo ſchmerzt es mich, die hochherzige, ſchon ziemlich vorgerückte Ausführung faſt nur in der ſo wenig gekannten, ſo oft verkannten Provinz, wo ihre Idee entſtanden — in dem treuen, klaſſiſchen Weſtphalen — bekannt zu wiſſen, und als ein ehrenwerthes Organ, ſie dem gebildeten und mitfühlenden Deutſchland bekannter zu machen, wähle ich Ihr Blatt.

Henriette v. Montenglaut,
geb. v. Cronſtain.

---

*) Als Scherflein der Wittwe und milde Gabe wäre wohl zu wünſchen, daß ſolche Liſten nicht gedruckt würden. Sie müſſen den zart fühlenden Geber nur verlezen, und den Eiteln zur Scheinheiligkeit anreizen.

Nro. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Oktober 1822.

Es iſt der Krieg ein wildes Knabenſpiel
Auf einem Gottesacker. Wenn der Jubel
Des Spieles auch den grauenvollen Ort
Vergeſſen läßt, die Furcht bleibt tief im Herzen;
Ein Unkenruf, der Winde leiſes Stöhnen,
Ein Körnchen Sand das rollet, jagt ſie auf.
Und ſchnell zerſtreut ſich die verwegne Schaar.
So iſt der Schreck im Krieg ein Bundsgenoſſe,
Der manchen Arm erſezt.

Raupach.

Probe aus dem lezten Buche von Nürnbergers jezt beendigter Ueberſezung der Aeneide.

(Fortſezung.)

32.

So ſieht, im Angeſicht von ihren Heeren,
Man beyde Fürſten das gegeb'ne Wort
Beym Höchſten, Heiligſten beſchwören,
Und tiefe Stille lagert auf dem Ort;
Schon iſt's bereit, das ſcharfe Opferſchwert,
Der Opferthiere Blut, ſchon rinnt's auf heil'gem Heerd,
Und, nach dem Brauche, beut, auf flammendem Altar,
Des Prieſters Hand bereits ihr rauchend Inneres dar.

33.

Allein ſchon lang hat, voller Bangigkeit,
Rutulia's Volk aus Allem abgenommen,
Es ſey zu ungleich der beſchloſſ'ne Streit,
Und Turnus werde ſchlecht aus dieſem Handel kommen:
Er nah't doch gar zu furchtſam dem Altar,
Sein ſcheuer Blick macht ſein Verzagen gar zu klar,
Und bey der fahlen Bläſſe ſeiner Wangen
Wird zur Verzweiflung bald des Volks beſorgtes Bangen.

34.

Juturna, die mit tauſend Angſt und Schmerzen,
Von fern den Hergang auch mit angeſeh'n,
Bemerkt jezt kaum, daß, in der Zuſchau'r Herzen,
So bange Sorgen um des Bruders Loos entſteh'n:
Als, Bliz-ſchnell, ſie in Camers ſich verwandelt,
Der bey dem Heer im größten Anſeh'n ſteht,
Und, wohl vertrau't mit dem warum ſich's handelt,
So redend durch die Reih'n des bangen Volkes geht.

35.

„Ein Ein'ger ſoll alſo den Tod für Alle leiden! —
„Schämt ihr euch nicht? — Der Feinde ganzes Heer
„Iſt hier verſammelt; habt ihr wohl die Schlacht zu meiden?
„Iſt's ſtärker wohl als wir? — zählt's einen Mann nur mehr? —
„Und indeß Turnus ſo den Tod der Helden ſtirbt,
„Indeß er ſich Unſterblichkeit erwirbt,
„So wollen wir noch keinen Schwertſchlag wagen,
„Und hinter her das Joch der ſtolzen Sieger tragen?“ —

36.

Wie trifft dieß Wort nicht der Lateiner Schaaren!
Wie wächſt das Murren nicht in ihren Reih'n!
Vergeſſen ſcheinen plötzlich die Gefahren
Des Kampfs mit dem Trojaner Volk zu ſeyn;
Kein Menſch denkt mehr an die ertrag'ne Noth,
Sie fürchten All' nur ihres Fürſten Tod,
Und möchten den Vertrag nur auf der Stelle brechen,
Um am verhaßten Feind ſo viele Schmach zu rächen.

37.

Juturna, dieſen Eifer zu vermehren,
Läßt, in des Aethers Blau, ein Wunder vor ſich geh'n,
Das, um auch gleich den Zweifeln all' zu wehren,
So deutlich iſt, als man noch nie geſeh'n:

Ein mächt'ger Adler ſtürzt mit rauſchendem Gefieder,
Auf einen Vogelſchwarm, aus höchſter Luft hernieder,
Treibt alles in die Flucht, packt einen ſchönen Schwan
Mit ſcharfer Krall', und führt ihn räuberiſch Wolken-an.

38.

Da ſcheinen plötzlich — wie ſo wunderbar! —
Die flücht'gen Vögel friſchen Muth zu faſſen,
Die Luft verdunkelnd, ſtürzt die ganze Schaar
Ein auf den Adler, um ihn nicht mehr los-zu laſſen;
Und ihrer Ueberzahl, ja ſelber dem Gewicht
So vieler, widerſteht der Feind auch länger nicht,
Sucht in den Wolken Schutz, und läßt aus Räuberkrallen
Den Rettungs-frohen Schwan auf Stromes Spiegel fallen.

39.

Mit Freudenruf ſieht das Rutulia,
Und gleich weiß es Tolumnus auszulegen:
„Getroſt!“ ruft er, „des Himmels Hülf' iſt nah,
„Heraus den Stahl, mein Volk! werft euch dem Feind' entgegen:
„Gleich jenem Adler hat er uns verſprengt,
„So werd' er auch zur Flucht von unſerm Strand gedrängt;
„Auf! rettet Turnus aus der Trojer Räubers Händen,
„Und ſeyd ihr Eines Sinns, ſo werdet ihr's vollenden.“

40.

Bey dieſem Wort tritt er, nicht achtend der Gefahren,
Hervor, und wirft mit ſo gewalt'ger Fauſt,
Den Wurfſpieß nach der Feinde dichten Schaaren,
Daß, Sturmwind gleich, daher die Lanze ſauſt;
Gleich bildet auch, zum Angriff, ſich die Reih'
Der Rutuler, die Luft erdröhnt von Wuthgeſchrey,
Und Ein Gefühl, des Mordens blut'ge Luſt,
Belebt der Kampf-bereiten Krieger Bruſt.

41.

Es dienten damals im Tyrrhener Heer
Neun Brüder, des Gylippus Söhne
Von Einer Mutter, all' im Glanz der Jugendſchöne;
Und unter ſie fährt der gewalt'ge Speer;
Trifft — ſo will's das Geſchick — den Jüngſten unter allen,
In einer Fuge bey den Panzerſchnallen,
Und wirft, als käm' er aus des Kriegsgott's eig'ner Hand,
Den Jüngling, Augenblick's, todt auf den gelben Sand.

42.

Wie ſoll ich euch der Brüder Schmerz beſchreiben!
Zu Flamme ſchlägt die ſtille Feindſchaft auf,
Heraus das Schwert! — wer mag da müßig bleiben?
Los auf den Feind in Wuth beflügeltem Lauf! —
Und gegenüber wie wächſt das Gedränge!
Wie miſchen, Blitz-ſchnell, ſich, in buntem Handgemenge,
Laurenter, Arcader, Etruſker, Dardaniden! —
Gebrochen iſt der Pact, — der blut'ge Kampf entſchieden.

43.

Des Opferaltars prächt'ger Schmuck verſchwindet,
Latinus flüchtet ſelbſt das heilige Geräth:
Wo Pfeileshagel wilde Schlacht verkündet,
Verſtummt beſtürzt des Prieſters fromm' Gebet;
Verloſchen ſind die Flammen auf dem Heerd,
In Aller Fauſt flammt nur das blanke Schwert;
Und es erdröhnt der Platz nur vom Galopp der Roſſe,
Vom Wagendonner, von dem Sauſen der Geſchoſſe.

44.

Meſſepus, blind vor Eifer, das Bündniß zu zerſtören,
Sprengt auf Auleſtes ein, der vorn zu Pferde hält,
Und, um des Wüthenden ſich zu erwehren,
Zurück ſich zieht, bis er, beym Altar, ſtrauchelnd fällt;
Kaum gibt er ſich ſo dem Verfolger blos,
Verſezt, vom hohen Roß, ihm der den Todesſtoß:
„Dieß beß're Opfer,“ ruft er, „bring' ich Mavors dar!“
Und auf den Leichnam ſtürzt ſich räub'riſch Plünd'rer Schaar.

45.

Du, Corynäus! wirſt Ebuſus du entgeh'n?
Schon nah't er dir mit ſeinem dräu'nden Schwerte,
Schon muß ich flüchtend dich beym Altar ſeh'n, —
Da reißt du einen halbverloſch'nen Brand vom Heerde,
Schlägſt den Verfolger, der dagegen ſich nicht wahrt,
Ins Angeſicht, verſengſt ihm Haar und Bart,
Hältſt ihn beym Schopfe feſt, und ſtößt mit blut'ger Luſt,
Dem Ueberraſchten ſo das Eiſen in die Bruſt.

46.

Auch Podalirius greift, voll von dem eitlen Wahn,
Den Hirten Alſus leichtlich zu beſiegen,
Den Axtbewaffneten mit ſpitz'gem Degen an,
Und muß des Landmanns ſchwerer Fauſt erliegen:
Ein Axthieb ſpaltet ihm das Haupt bis auf das Kinn,
Weit ſprützt ſein Hirn umher, dort ſinkt er ſterbend hin,
Im Todeskrampf' erſtarren ſeine Glieder,
Und eine ew'ge Nacht ſchließt ſeine Augenlieder. —

47.

Aeneas, meinend hier ſey nur ein Mißverſtand,
Beut indeß Alles auf, der Kämpfer Wuth zu ſtillen:
„Wohin? mein Volk!“ ruft er, mit ausgeſtreckter Hand,
„Beſchworen iſt der Pact, laßt mich ihn auch erfüllen;
„Wozu reißt doch ein blinder Zorn euch hin!
„O mäßigt, mäßigt, dieſen blut'gen Sinn!
„Auf mich vertrau't! dieß Schwert macht Turnus Trotz ein Ende,
„Und ſchon des Opfers Spruch gibt ihn in meine Hände.“

48.

Er redet noch, da fliegt mit Mörder-Eil,
— So wählt ſich der Verrath die rechte Stunde! —
Daher durch laute Luft ein Windes-ſchneller Pfeil,
Und ſchlägt dem Helden eine tiefe Wunde;
Nur wer den wohlgezielten Pfeil geſandt,
Ob es ein Rutuler, ob es ein Gott geweſen;
Den zu der Ehre das Geſchick erleſen,
Weiß Niemand — niemals hat der Thäter ſich bekannt.

(Der Beſchluß folgt.)

Harry Woodriff, der engliſche Schmuggler.

(Fortſetzung.)

Ich fand das Gericht in einer Wirthsſtube, in der Nähe des Dorfes verſammelt, wo der Lieutenant und ſeine Seeleute, die auch vorgeladen waren, ſich bereits eingefunden hatten. Der Vorſitzer dieſes Tribunals, ein kurzgedickes Männchen, mit aufgeworfenem Geſicht und gelben ſtarren Augen, welcher die ganze Würde ſeines Amtes zu fühlen ſchien, war in einem Streit mit einem jungen Schmuggler begriffen, der, aus der Art, wie er antwortete, ſich um keinen der Gegenwärtigen zu bekümmern ſchien. Dieß war Harrys Sohn; er erklärte ſich eben ſo freymüthig, als ſein Vater gethan haben würde, obgleich nicht ganz ſo kaltblütig. — „Gott verdamm' mich, wenn ihr es thut! keiner von euch ſoll einen Pfahl durch des alten Mannes Leiche treiben *), ſo lange dieſe Hand an dem Körper hält." — „Achtet die Würde des Gerichtshofes, junger Menſch. Euer Vater tödtete ſich bey vollem Verſtande — denn das erhellt von den Ausſagen der Zeugen — und das Geſetz hierüber ſagt, —" — „Verdamm' das Geſetz, ſag' ich. Wer meinem Vater einen Pfahl durch den Körper treibt, dem jage ich eine Kugel durch den Kopf. Merkt euch das, und probier's, wen's juckt." — Mit dieſen Worten ſtürzte er aus der Stube, zum großen Aergerniß des Vorſitzers, welcher durchaus den jungen Menſchen, wegen ſeiner Verachtung der Juſtiz, zur Strafe ziehen wollte. Der Lieutenant aber, dem des jungen Menſchen Trotz das Herz gewonnen hatte, brachte ihn davon ab. Aber weder ſein Zureden noch das meinige konnten den Mann, nachdem er mein Zeugniß vernommen, von dem Entſchluſſe abbringen, die Leiche des armen Harry auf einem Kreuzwege und mit einem Pfahl durch die Bruſt begraben zu laſſen — blos weil es ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, daß eine ſo wichtige Feyerlichkeit auf ſeinen Befehl vollzogen werden ſollte. Er erwählte alſo ein halbes Dutzend vierſchrötiger Bauern, denen er den Körper zu bewachen übergab. — Als wir aus dem Hauſe kamen, ſahen wir in einiger Entfernung einen Haufen Schmuggler in ernſthafter Unterredung beyſammen ſtehen. Der junge Woodriff war unter ihnen, und ſeine Geberden zeigten, daß es keinem friedlichen Unternehmen galt. — „Siehſt du ſie, Georg?" ſagte der Lieutenant, „gerade wie ichs vermuthete: — ehe die Nacht vorüber iſt, machen ſie dir einen Verſuch um des Alten Leiche, und ich mag ihnen nicht im Wege ſtehen. Was hat ſich ein Seemann um Leichen zu bekümmern." — Mit dieſen Worten kamen wir dicht zu den Schmugglern, die plötzlich ſtille ſchwiegen, und uns mit Blicken der Verachtung und des Haſſes anſahen, welche mich ein zweytes Scharmützel befürchten ließen; Franz aber war zu tapfer, um ſtreitſüchtig zu ſeyn. — „Ihr braucht mich nicht ſo wild anzuſehen, Jungen; ich habe blos meine Pflicht gethan, und vielleicht thuts mir leid, daß ichs habe thun müſſen, aber es war meine Pflicht, und that es und werde es wieder thun, wenn daſſelbe ſich wieder ereignet. Dieß gehört aber nicht hierher. Was ich habe ſagen wollen, iſt, daß ich heute Nacht ſtrenge Wache auf dem Waſſer halten werde, und wenn ein Boot herüber kommt, alle meine Leute bey der Hand ſeyn werden. So gehabt euch wohl." — „Der Lieutenant iſt doch ein braver Kerl," ſagte einer, als wir uns entfernten." — „Ich hab' ihn immer dafür gehalten," erwiederte Woodriff; „finde ich aber den Hallunken, der meinem Vater die erſte Wunde gab, brenn' meine Seele, und er iſt des Todes." — „Komm, Georg," ſagte der Lieutenant. „Wenn ich zu hören ſcheine, was dieſe Kerle ſagen, ſo muß ich es melden, und das mag ich doch nicht, wenn ichs verhindern kann. — Arme Schelmen!"

Man kann ſich denken, daß alle dieſe Begebenheiten mich beunruhigen mußten; mir ſchwindelte der Kopf, und ich war froh, als ich mich endlich in mein Zimmer zurückziehen konnte. Es war eine dunkle und ſtürmiſche Nacht, obgleich es noch nicht regnete; der Donner rollte in fürchterlichen Schlägen, und der Blitz hüpfte über das Waſſer, welches faſt ſo ſchwarz war, als die darüber hängenden Wolken. Ich war zu müde zum Schlafen, und da ich keine Luſt hatte, mich ſtundenlang im Bette umherzuwälzen, ſo trat ich an's Fenſter, um das erhabene Schauſpiel des Gewitters zu genießen. Plötzlich hörte ich ein leiſes Klopfen an meiner Thüre, und ehe ich noch antworten konnte, ging dieſelbe langſam auf, und Nanny ſtand vor mir, mit einer Lampe in einer, und einem großen Meſſer in einer Scheide in der andern Hand. Ich glaubte, ſie ſchliefe, denn ihre Augen, obgleich weit offen, waren unbeweglich, und ihre Stimme, wenn ſie ſprach, war gedämpft und gebrochen, als wie wenn Jemand im Schlafe ſpricht. — „Ich muß durch Ihr Fenſter ſteigen, welches aufs Feld hinausgehet, denn die Hausthür iſt verſchloſſen, und der Lieutenant, welcher hinaus gegangen iſt, um den Schmugglern aufzupaſſen, hat den Schlüſſel mitgenommen." — Mit dieſen undeutlich hingemurmelten Worten ſchlüpfte ſie durchs Zimmer ans Fenſter, öffnete es und trat langſam ins Freye. Da ich noch immer glaubte, ſie ſchliefe, ſo ſuchte ich ſie nicht zu verhindern, aus Furcht, daß ein plötzliches Wecken ihr nachtheilig ſeyn möchte. Damit ſie aber auf den Felſen und bey den Gräben keinen Schaden nehmen möchte, folgte ich ihr in einiger Entfernung bis ans Wirthshaus. Hier war man noch wach, denn in der Küche waren noch Lichter, und in dem Zimmer gerade über derſelben brannte eine einſame trübe Lampe am Fenſter.

Bisher hatte Nanny meine Gegenwart nicht zu beachten geſchienen, jezt aber wandte ſie ſich zu mir: „Des Lieutenannts Frau ſagte mir die Wahrheit; er iſt hier; aber nicht ein Wort! folgen Sie mir leiſe, als fürchteten Sie die Todten aufzuwecken." Ich ſah nun, daß ſie wirklich wachte, und um ſie weiter zu beobachten, that ich, was ſie wünſchte, und folgte ihr ſtillſchweigend, während ſie vorſichtig zum Küchenfenſter trat, und nachdem ſie mit der Liſt einer Wahnſinnigen alles durch daſſelbe beobachtet hatte,

---

*) Nach alten, abergläubigen Begriffen mußten Selbſtmörder alſo behandelt werden.

öffnete ſie leiſe die Klinke der Hausthüre, welche in den Hausflur führte. Am Ende deſſelben war eine Stiege, die uns in die Stube brachte, wo ich vorher das Licht bemerkt hatte, und hier lag der arme Harry in einem Sarge, welcher auf Bänken mitten in derſelben ſtand, und war, bis auf das Geſicht, mit einem alten Tiſchtuch zugedeckt, während die halb betrunkenen Bauern ihre Wache in der Küche hielten.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, den 15. Sept.

(Beſchluß.)

Der Wunſch, die Familie Schröder bey ihrem kurzen Aufenthalte noch einmal zu ſehen, veranlaßte die Darſtellung folgender einzelner Scenen. Zuerſt trat Mad. Schröder in dem vierten Akte von Leſſings Emilie Galotti als Gräfin Orſina auf. Es mag für den Schauſpieler noch ſchwerer ſeyn, als für den Zuſchauer, in der Mitte eines ſolchen Geiſteswerkes anzufangen, wenigſtens ſchien es mir, als könnte Mad. Schröder nicht in den Charakter hineinkommen, oder hatte dieß irgend einen andern Grund. Das hohe, ſtolze Weſen der leidenſchaftlichen, eiferſüchtigen Italienerin, kurz Leſſings Orſina ſtand nicht vor uns da, ſondern irgend eine andere feine, eiferſüchtige Frau, die ihren Charakter mit viel Haltung und pſychologiſcher Freyheit entwickelte. Die übrigen Perſonen, obgleich ſchnell einſtudirt, unterſtützten die Darſtellerin ſehr lobenswerth, vornehmlich Hr. v. Zieten als Marinelli, und Hr. Jerrmann als Odoardo. — Darauf folgten Scenen aus dem zweyten Akte des Freyſchützen, der geſtern zum ſechs und zwanzigſten Mal, und noch immer mit beſeztem Hauſe, gegeben worden iſt. Dem. Schröder ſang in derſelben die Parthie der Agathe, und zeigte auch hier ihr glückliches Talent im muſikaliſchen Vortrage, durch welches ſie bey richtig geleitetem Studium unſtreitig einen ehrenvollen Platz auf der deutſchen Opernbühne einnehmen wird. — Zum Beſchluß gab Mad. Schröder Gotters Melodram, Medea, mit Benda's Muſik. Unläugbar iſt dieß ein die Grenzen der Weiblichkeit überſchreitender Charakter; aber eben darum glaube ich, daß derſelbe um ſo erſchütternder wirkt, wenn man die Weiblichkeit noch als geſchlechtlichen Grundzug wahrnehmen kann, da die ſteigende Leidenſchaft mit jedem Augenblicke mehr in ihren giftigen Nebeldampf einhüllt. Hierin iſt meine Anſicht über dieſe, mit den lebhafteſten Beyfallsäußerungen aufgenommene, Darſtellung ausgeſprochen.

Von dem auf der Bühne einheimiſchen und gewandten Hrn. Wohlbrück, (älteſten Sohn unſers verſtorbenen Regiſſeurs), welcher bald darauf als Gaſt die Bühne betrat, ſahen wir den Kaufmann Herb (in Vogels Amerikaner), Franz Moor und den Bürgermeiſter von Saardam. Nach dieſen drey Darſtellungen zu urtheilen, ſcheinen etwas chargirte komiſche Alte das eigentliche Fach deſſelben zu ſeyn. Wer Devrient in der erſten Rolle geſehen hatte, fand, daß Hr. Wohlbrück das Sonderbare dieſes Charakters nicht genug heraushob, und ihn viel zu ſehr als einen gewöhnlichen, und zwar kleinen, Krämer betrachtete.

Zulezt trat der Tenoriſt Julius Miller (bisher in Amſterdam angeſtellt) in mehrern Scenen aus großen Opern auf. Er war uns ſchon ſeit früherer Zeit als einer der kunſtfertigſten und muſikkundigſten Sänger bekannt, und ſehr beliebt. Jezt ſahen wir nun mit Vergnügen, daß ſeine feſte Stimme an Umfang und Stärke nicht nur nichts verloren, ſondern ſein Vortrag ſogar in der heroiſchen Gattung an Einfachheit und Haltung ſehr gewonnen hat, und ſind verſichert, daß jede große Opernbühne, auf welcher die heroiſche Oper, beſonders in Glucks und Spontini's Weiſe, einheimiſch iſt, an dieſem Sänger eines der vorzüglichſten Mitglieder erwerben kann. Beſonders erfreuten uns die Scenen aus Spontini's Veſtalin, in welchen er die Parthie des Licinius, von Hrn. Genaſt (als Cinna) ſehr gut unterſtüzt, im Spiel und Geſang gleich kräftig und würdig vortrug. In der italieniſchen Gattung dagegen (wie als Graf Almaviva in Roſſini's Barbier) ſtrebt Hr. Miller durch Ueberladung in Verzierungen allzu ſichtbar, den Zuhörer von ſeiner glänzenden Virtuoſität zu überzeugen.

Wenn ich noch von einigen in dieſem Sommer gegebenen Konzerten ſprechen will, ſo nehme ich die gewöhnlichen Garten-Konzerte aus, unter denen diejenigen, welche von dem Harmonie-Chor des Hrn. Berth im Kuchengarten gegeben werden, die vorzüglichſten ſind. Faſt bey allen kann man wünſchen, daß man ſich nicht durch muſikaliſche Arrangements beliebte Opernſtücke zum Ekel hören möchte. — Das Konzert des wackern Baſſiſten Siebert, der früherhin unſerer Opernbühne gehörte, war nicht, wie er es verdiente, beſucht. Er ſang mehrere Opernſcenen im Koſtüm, und zeigte uns dabey, daß er auch im Spiel fortgeſchritten iſt. (Beyläufig geſagt, wollen wir nicht wünſchen, daß dieſer Gebrauch, einzelne Scenen im Koſtüm darzuſtellen, bey uns Sitte werde; zumal da derſelbe auch von Seiten der Darſtellenden mehr Feinheit des Spiels erfordert, als Sänger in der Regel zu haben pflegen.) Seine Fertigkeit und ſchöne Stimme, die er nur oft zu ſehr in die Höhe ſchraubt, ſind allgemein bekannt. Seine Tochter, eine junge, liebenswürdige Sängerin, hat für ihre Jugend ungemeine Bravour. — Später gab Mad. Kraus-Wranitzky aus Wien ein ziemlich beſuchtes Konzert im Theater. Sie zeigte ſich als eine ſehr angenehme Sängerin, die mit gefälligem Reiz eine gute Schule und nicht unbedeutende Fertigkeit verbindet. Sie trug eine Scene aus Roſſini's Torwaldo e Dorliska, und dann mit Mad. Neumann-Seſſi das Polonaiſen-Duett aus Paers Sargino, und im zweyten Theil den bekannten Boleras von Piantanida mit deutſchem Text, und eine Arie von Generali vor. Das genannte Duett wurde mit einer überraſchenden Vollkommenheit von beyden Sängerinnen vorgetragen, und wenn in der erſtgenannten Scene noch etwas Kraft und Umfang zu wünſchen blieb, ſo erfreute die vollendete Nettigkeit des Boleras jeden Zuhörer. Wir haben Hoffnung, ſie für nächſten Winter als Solo-Sängerin des abonnirten Konzerts zu gewinnen.

Von einigen andern Gegenſtänden, welche noch hieher gehören, will ich in meinem nächſten Berichte ſprechen.

A. W.

Auflöſung der Charade in No. 245.

Filzſchuh.

Charade.

Gibt dir das Leben nichts als Schmerzen,
Und kommt mein Erſtes freundlich auch zu dir,
So ſagſt du oft im angſtbeklemmten Herzen:
Es iſt des Lebens ſchönſte Hälfte mir.
Uns allen führt's in Schmeichelbildern,
Was uns ſein Feind nicht gibt, herauf.
Ihr ſezt im Erſten oft mein Zweytes auf,
Das ſo zum Ganzen wird, und um zu ſchildern,
Wie einer ewig ſchläft und gähnt,
Mit munterm Doppelſinne dient.

Nro. 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Oktober 1822.

So fallen Feuerflammen ins Getreide,
Gejagt vom Wind; ſo ſtürzt der Wetterbach
Sich rauſchend nieder von des Berges Heide;
Zertreten liegt, ſo weit er Bahn ſich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgeriſſne Wälder ſtürzen nach.
Es horcht der Wirth, unwiſſend wo es dröhne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.
Schiller in der Aeneide.

Probe aus dem lezten Buche von Nürnbergers jezt beendigter Ueberſezung der Aeneide.

(Beſchluß.)

49.

Doch kaum ſieht Turnus, was ſich zugetragen,
Kaum iſt Aeneas weggebracht,
So wächſt ſein Muth, — ſtolz ſpringt er auf den Wagen,
Und macht auf die erſchrocknen Trojer Jagd;
Wie würgt er unter der beſtürzten Menge!
Der Roſſe Huf wie viel zertritt der im Gedränge!
Und ſelbſt die Fliehenden, wie wollen ſie den Pfeilen,
Womit er ſie verfolgt, wie ſeinem Speer enteilen!

50.

Gleich wie wenn an des eiſ'gen Hebrus Strand,
In Tracias Krieg-geweihetem Gefilde,
Der blut'ge Mars, das Schwert in ſtarker Hand,
Zum Marſche ruft, durch Schläg' auf ehrnem Schilde;
Schnell wie Orkan dahin ſein Wagen fliegt,
Vor Roſſe Tritt ſich bang' der Boden biegt;
Und Liſt, Entſetzen, Grimm, im gräßlichen Verein,
Als Krieg's-Gefolg, ſich an des Gottes Heerzug reih'n:

51.

So ſieht man Turnus, auf dem Blut-beſprüzten Wagen,
Mit Kampf-entbranntem, Schaum-bedecktem Roß,
Dahin, erſchlag'ne Trojer rädernd, jagen,
Umher ſauſt, gleich wie Sturm, ſein mörd'riſches Geſchoß;
Das Morden ſelbſt vermehrt des Mörders Wuth,
Bey Roſſes Huftritt ſprüzt hochauf der Leichen Blut,
Und fällt — o grauſer Strahl! — auf die zertret'nen Glieder,
Auf den erſchrock'nen Sand, als blut'ger Thau hernieder.

52.

Du, Thamiris! — du, allzukühner Pholus!
Ihr müßt von Turnus Schwert-geübten Händen,
Du mußt, beklagenswürd'ger Sthenelus!
Von ſeinem Speer das Heldenleben enden;
Und Glaucus, Lades, die die ferne Lycia
Vom Vater Imbraſus zum Kampf erziehen ſah,
Was nüzt's auf ſchnellem Roß, wie Sturm, dahin zu fliegen?
Auch ihr müßt dem Geſchoß des Gräßlichen erliegen.

53.

Dort ſtellt Eumedes, Dolons kühner Sproß,
An Namen ſeinem Ahnherrn gleichend,
An Muth ſelbſt nicht dem Vater weichend,
— Der, von den Trojern als Spion gebraucht,
Anſtatt der Roſſe des Peliden,
Die er zum Lohn verlangt, vor'm Schwerte des Tydiden
Das Heldenleben ausgehaucht, —
Voll Unvorſichtigkeit ſich Turnus Wurfſpieß blos.

54.

Er fällt, — und Turnus ſtürzt mit Rache-gier'ger Wuth,
Vom Wagen los ſich auf den Sterbenden,
Tritt ihn, verführt durch Sieges Uebermuth,
Mit Füßen, ſtößt den Stahl ihm, den verderbenden,
Tief in die Bruſt, und ruft mit bitter'm Hohn:
„Da, Trojer! haſt du der Eroberungsgierde Lohn;
„So bau't ihr Städte, ſo wißt ihr zu ſiegen,
„Nimm du dir dein Maß Land, nunmehr nur hier im Liegen."

55.

Und Chloreus, Sybaris, Terſilochus, Aebutes,
Der ſtarke Dares dort, der herrliche Thymötes,
Sie müſſen dann von Turnus Mörderhänden
— Wie würgt ſein Schwert! — das Heldenleben enden.

Gleich wie bey Nordwind's Hauch die grauen Wolken zieh'n,
Die Wellen brüllend auf die höchſten Ufer flieh'n:
So flieh'n, läßt Turnus nur von ferne ſich gewahren,
Vor Federbuſches Weh'n, des Feind's erſchrock'ne Schaaren.

56.

Nur Phegeus dort denkt noch auf Widerſtand:
Er wirft den ſchäum'gen Roſſen ſich entgegen,
Ergreift die Zügel mit gewalt'ger Hand,
Und hofft ſchon Turnus in den Sand zu legen;
Doch unaufhaltſam reißt die Deichſel ihn mit fort,
Verloren iſt ſein Beyſtand-rufend Wort,
Durch ſeinen Panzer weiß ſchon Turnus Spieß zu dringen,
Und eine Wund' ihm in dem Rücken beyzubringen.

67.

Sein rinnend Blut, bewegt's ihn abzuſtehen?
Nein! es vermehrt nur ſeinen wilden Muth,
Blind gegen die Gefahr, wagt er in ſeiner Wuth,
Mit Schild und Schwert auf Turnus einzugehen:
Als ihn, wie er ſo an den Wagen dringt,
Ein Deichſelſtoß zum Fallen bringt;
Flugs hat auch Turnus ſein gewaltig' Schwert zur Hand,
Und wirft, mit Einem Hieb, ihn Haupt-los in den Sand. —

58.

Indeß der Untergang des Heeres alſo naht,
Läßt, ſeinen tiefbetrübten Sohn zur Seiten,
Aeneas ſich, durch Mneſtheus und Achat,
Geſtützt auf einen Spieß, zu ſeinem Zelt geleiten:
Wie nur den Pfeil, du Held! aus tiefer Wunde bringen,
Um mit erneu'ter Kraft den Deinen beyzuſpringen?
Mehr mußt du von der Sorg', als ſelbſt vom Pfeile leiden,
Und möchteſt mit dem Schwert ihn aus dem Fleiſche ſchneiden. —

59.

Sein Arzt, Japis, Jaſus wack'rer Sohn,
Apollos Liebling, dem des Gottes Gunſt
Zur Gabe, ſein Geſchoß, der Leyer Zauberkunſt,
Ja! was er nur verlangt, ſo gern gegeben,
Und der, aus Sorge für des kranken Vaters Leben
Durch tief Gefühl der Kindespflicht bewogen,
Der Aerzte Kunſt all' anderm vorgezogen,
Naht ſich indeß mit ſeinem Werkzeug ſchon.

60.

Noch lehnend auf den Spieß, bezwingend ſeine Schmerzen,
Erwartet ihn der Held, — der um ihn ſteht,
Mit Thränen-ſchwerem Aug', mit Angſt-beklommnem Herzen,
Ein Kriegerhauf', deß Blick vom Arzte Hülf' erfleht:
Der Greis, im rückgeſchlagenen Gewand
Die Zang' und Salb' in Hülfe-reicher Hand,
Erſchöpfet ſich in künſtlichem Bemühen,
Aus tiefer Wund' heraus den Mörderpfeil zu ziehen.

61.

Allein zu ſchwach iſt hier des Arztes Kunſt,
Und fruchtlos hofft er auf Apollo's Gunſt. —
Wie wächst indeß des wilden Kampfs Gedränge!
Dem Lager ſelbſt nah't ſchon das blut'ge Handgemenge,
Bald kommen Flücht'ge an auf Schaum-bedecktem Roß,
Bald bebt des Zeltes Wand vom ſauſenden Geſchoß;
In Wolken wälzt der Staub ſich her vor dem Gewimmel,
Und der Verwundeten Geächz dringt bis zum Himmel.

62.

Doch jezt erwacht in Venus Mutter Herzen
Die Liebe zu dem Sohn, — ſoll ſie ihn leiden ſeh'n?
Wächſt denn nicht gegen ſolcher Wunden Schmerzen
Ein wirkſam Kraut auf des Diktaiſchen Ida Höh'n,
Das in dem Schmuck von Purpur Blumen prangt,
Und danach, aus Inſtinkt, ſogar dem Reh verlangt,
Wenn Jägers Kunſt, auf ſchneller Jagd,
Mit ſpitz'gem Pfeil ihm Wunden beygebracht?

63.

Dieß Kraut nun pflückt ſie mit beſorgter Hand,
Und weiß — wie möchte Mutterliebe ruhn! —
Verhüllt in Nebeldufts Gewand,
Davon ſammt Panace in das Gefäß zu thun,
Darin der Arzt indem Aeneas Wunde bäh't,
Daß alſobald der Blutſtrom ſteh't,
Des Helden Schmerzen gleich verſchwinden,
Und in dem Augenblick ſich neue Kräfte finden.

64.

Wie willig folgt der Zange nun der Pfeil! —
Und jetzo ruft, in hochbeſorgter Eil,
Der wack're Arzt, zuerſt nur Waffen
Für den geneſ'nen Helden herzuſchaffen:
„Glaub nicht," ſo redet er ihn treibend an,
„Daß meine Hand dieß Wunderwerk gethan;
„O faſſe Muth! hier hat ein Gott die Hand im Spiele,
„Und Er beſtimmte dich zu einem höhern Ziele."

65.

Aeneas, ſelbſt voll ungeduld'ger Haſt,
Harrt ſchon zu lang der Rückkehr in den Kampf entgegen,
Kaum los aus Arztes Hand eilt er nun nur die Laſt
Der ſchweren Eiſenrüſtung anzulegen:
Hier greift er nach dem Schild, der Panzer ſchützt den Rücken,
Der gold'ne Beinharniſch muß ſchon die Wade ſchmücken,
Und jezt, den Speer zur Hand, und fertig angethan,
Reicht er gerührt den Kuß des Abſchieds an Ascan:

66.

„O folg' einſt, Sohn!" ruft er, „mir auf der Bahn der Ehren,
„Wenn andern auch das Glück getreuer iſt,
„Mag Vaters Beyſpiel dich zu kämpfen lehren,
„Der du das Ziel von Vaters Mühen biſt:
„Ja! für wen ſonſt als dich will ich zum Kampfe geh'n? —
„O laß zur Nacheif'rung dich durch der tapfern Ahnen,
„Durch Hector's, durch Aeneas Vorgang mahnen.
„Den Erben meines Ruhms laß, Sohn! mich in dir ſeh'n!" —

Die Lilie von Liddisthal.

(Nach einem engliſchen Original.)

Ganz Liddisthal war voll der Bewunderung für Anna Gordons Schönheit; ſie hieß die Lilie des Thales — Niemand wußte, wer ſie zuerſt ſo genannt; aber keiner wunderte ſich, daß man ihr den Namen gegeben. Ihr Vater war Schäfer, und ſie beſorgte mit ihm ſeine Heerde; nie hatte ſie ihr Thal verlaſſen, aber auch in fernen Gauen wußten die Jünglinge, daß die Lilie vom Thal alle andere Blumen überſtrahlte, und machten gern einen Umweg, um Liddisthal zu beſuchen, und wenn ſie wieder in die Heimath kamen, ſtritten ſie, wenn Anna ſchöner ſey: ob auf der Trift, wenn ſie früh die Sonne begrüßend gleich der Lilie des Thals, die ihr den Namen gab, in Schmuck der Unſchuld gen Himmel blickte, oder Sonntags, wenn ſie im Gotteshaus voll Demuth und Andacht ihr Auge zur Erde geſenkt, betete.

Anna wußte es, daß ſie ſchön ſey; die Blicke ihrer Geſpielen, die Blicke der Jünglinge, die ſich ganz anders auf ſie hefteten, als auf die andern Mädchen des Thales, hatten ſie aufmerkſam gemacht; die Stimmen, die, wenn ſie zu ihr ſprachen, Milde und Sanftheit ausdrückten, hatten ſie belehrt, und ſie war nicht irrig über ihr Bild, das ihr, wenn ſie ihre Leinwand benetzte, aus dem Bach zulächelte, und in dem Dunkel des Brunnens ſchimmerte, wenn ſie den Eimer in ihn hinabließ. Ihre Sitte war von dem der Landmädchen nicht verſchieden, aber von natürlicher Anmuth belebt, ihre Hände, ihre Arme waren von der Luft gefärbt, aber der Sammt ihrer Haut, die Fülle, die Zartheit ihrer Form war ohne Gleichen, und ihr Fuß, ſchmal und zierlich, flog wie ein Lufthauch über die mooſigten Abhänge, und wer ſie über die Felſen der Höhen oder die Fahrteſteine im Bergſtrom hüpfen ſah, gedachte der leichten Rehe, wie der Pſalter des Königs ſie ſchon vor viertauſend Jahren beſungen. Die Lilie des Thales zählte nun achtzehn Jahre, und hatte die Liebe nur aus den Balladen und Heldenliedern kennen gelernt, bald die einzigen Denkmale, die dem Schotten von ſeiner Vergangenheit übrig gelaſſen ſind. In dieſen Geſängen, dem Nachhall einer ritterlichen Vorzeit, iſt die Liebe faſt immer eine Geſchichte des Wehs. Die Gewaltthätigkeit übermüthiger Nachbarn, der Haß entzweyter Stammhäupter, die Tyranney geldgieriger Väter, die Ränke herrſchſüchtiger Prieſter, ſtörten in ihnen der Liebe Glück, oder die Treuloſigkeit der Männer brach der Liebenden Herz. Was Anna von der Liebe wußte, war abſchreckend und warnend. Zuweilen machte das zärtliche Geflüſter, das im kühlen Schatten der Weidplätze, im Reihen froher Tänze ihr Ohr traf, ſie wohl zweifelhaft: ob Liebe denn immer Schmerz bringen müſſe? aber dann fürchtete ſie, das Glück würde dem Wolkenſchatten gleichen, der ohne eine Spur zu hinterlaſſen über die Hügel dahin flieht — denn ſie hatte noch nie in Liddisthal eine Liebe geſehen, wie ihre Lieder ſie ſangen.

Der Sommer war ſchöner, als die älteſten Hirten je einen geſehen; Anna verlebte ihn froher, als je einen frühern; ſie konnte nicht müde werden, die Blumen am Saume des Waldes zu pflücken, ihre liebſten Lämmer wurden täglich bekränzt, und an die Büſche des Baches hing ſie Gewinde der Lilie, die ihr den Namen gegeben, in das duftende Laub. So ſorglos, wie Anna, ſchlug aber nicht Walters Herz. Walter Harden war ihr Blutsfreund und liebte ſie treuer und inniger, wie kein Ritter der alten Geſänge es vermocht hätte, aber er war einfach und fromm, wie ſie es nicht waren; und muthig ſein Leben für Anna zu opfern, hatte er doch nie den Muth gehabt, ihr ſeine Liebe zu geſtehen. Vielleicht wenn ſie fremd gegen ihn gethan hätte, wie gegen die übrigen Jünglinge des Thales, hätte er ſeine Schüchternheit überwunden; aber er lebte ſeit ihrer Kindheit in der Vertraulichkeit ihrer Hütte, und einige Jahre älter wie ſie, war er ihr immer wie ein Bruder willkommen geweſen. Vielleicht hatte eben deßwegen die Liebe in ihrem Herzen nie Raum gefunden; aber in Walters Buſen hatte Annas unbefangene Zutraulichkeit eine um ſo ſtärkere Flamme genährt. Wie ſie noch ein Kind war, führte er ſie an der Hand über den Steg des brauſenden Waldbachs, oft trug er ſie über die aufgehäuften Schneefelder; ſeit ſie aber zur Jungfrau heran wuchs, wagte er nicht mehr ihre Hand zu berühren, allein je ferner er von ihr ſtand, je gewaltſamer ſtrebte ſein Herz ihr ſeine Gefühle zu entdecken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, am 1. Sept.

Seit meinem lezten Bericht bis heute iſt wenig Neues an unſerm Bühnen-Horizonte vorübergegangen, dafür aber haben einige intereſſante Gäſte uns beſucht. Von dieſen zuerſt. Es war Mad. Schröder mit ihren beyden Töchtern, Wilhelmine und Betty. Die Mutter war uns noch eine theure Bekannte von zwey Jahren her, wo ſie in einer großen Reihe von Gaſtrollen auftrat, und ſich ſtets des entſchiedenſten und allgemeinſten Beyfalls erfreute. Auch dießesmal iſt er ihr in mehrern Vorſtellungen zu Theil worden, jedoch bey weitem weniger rauſchend, als das vorigemal. Worin mochte wohl die Urſache liegen? Einige meinten, Mad. Schröder habe an Kraft und Wohllaut ihrer Stimme verloren, mir erſchien dieß aber ganz und gar nicht ſo, ich fand ſie im Beſitz derſelben Mittel, wie vorher, und nehme zwey andere Urſachen an. Die erſte war, daß ſie die erſte hochtragiſche Schauſpielerin war, welche nach Wolfs Gaſtſpiel im vergangenen Frühling zu gleichem Zweck hier wieder auftrat. Nun hatte aber Wolfs einfach-edles, großartig gehaltenes, aus ſich ſelbſt hervorgeſchaffenes, alle äußern Mittel zum Theil verſchmähendes Spiel uns einen ganz andern Maßſtab für tragiſche Größe gegeben, als wir früher gewohnt waren bey Beurtheilung von Darſtellungen anzulegen; da nun aber Mad. Schröders Vorzüge gerade auf der entgegengeſetzten Seite liegen, und bey ihr das Prinzip der Lebendigkeit, die verſchwenderiſchſte Verwendung äußerer Mittel, das kühne Steigern des Affekts bis zur gefährlichen Spitze vorwaltet, ſo fand man in ihrem Spiel etwas Fremdartiges, etwas Unruhiges, etwas — wie nenn ich es? — Gemachtes, das nun ſtörend einwirkte, und über welchem man das wahrhaft Treffliche, das auch ſie, nur von einer andern Richtung ausgehend, entfaltete, vergaß. Die zweyte Urſache lag wohl in der wenig günſtigen Wahl ihrer Rollen. Ich rechne dahin beſonders Medea und Sappho. Das erſtere Melodram iſt in ſeiner ganzen Weſenheit ſo völlig veraltet, daß es unmöglich mehr, ſelbſt bey der trefflichſten Darſtellung, eine befriedigende Wirkung hervorbringen kann. Und eben ſo hat ſich Sappho nie zu einem Lieblingsſtück des hieſigen Publikums erheben können. Nachdem der Reiz der Neuheit verſchwunden war, ließ es ſtets kalt, und eine gewiſſe Nüchternheit war dem Gefühl, das es hervorbringen ſollte, ſtets im Entſtehen bereits hinderlich. Daher waren es auch die beyden andern Rollen als Margarethe in Fluch und Segen, und als Iſabelle in der Braut von Meſſina, deren glücklichere Wahl ſich durch erhöhten Beyfall lohnte, welcher im lezten Stück ſich zum Herausrufen ſteigerte. Dieß aber mit vollem Rechte, denn die Iſabelle war in jeder Hinſicht eine treffliche Darſtellung, und die brave Künſtlerin ſpielte darin mit einer edeln Haltung, einer ächt tragiſchen Ruhe, und einem ſo richtig konzentrirten Feuer, daß ein höherer Enthuſiasmus für ſie nothwendig die Folge ſeyn mußte.

Von ihren beyden Töchtern ſahen wir zuerſt die jüngere, **Betty**, als Knabe in Fluch und Segen, als Melitta, und als Beatrice. Die leztere Rolle war offenbar noch eine zu ſchwere Aufgabe für die kaum dem Kinde Entwachſene, dafür aber gab ihre Melitta einige recht artige Gemälde, und im Moriz herrſchte ein anſprechendes Selbſtvertrauen. Weit ausgezeichneter aber war die ältere Schweſter, **Wilhelmine**, welche zuerſt als Emmeline auftrat, dann die Agathe im Freyſchützen ſang, und mit der Pamina ſchloß. Die Natur hat ihr ungemein viel gegeben, eine volle, klangreiche, umfangende und biegſame Stimme, einen reizenden Wuchs, ein ausdrucksvolles Geſicht, und den Schmelz einer anmuthigen Blondine. Durch alles dieſes eignete ſie ſich vorzüglich zur Agathe, und gab ein höchſt liebliches Bild dieſer holden Schwärmerin. Hie und da mangelt ihrer Stimme noch Methode, aber bey ſo herrlichen Anlagen wird ſich höhere Schule bald finden, und die deutſche Bühne kann einer ausgezeichneten Sängerin in ihr entgegenſehen. Rauſchender Beyfall begleitete ſie bey allen ihren Darſtellungen, und ein lauter Vorruf im Freyſchützen ſprach die Wünſche des Publikums aus. (Der Beſchluß folgt.)

Paris, den 2. Sept.

Am Ludwigsfeſte frug man ſich einander: Habt ihr die Bildſäule Ludwigs XIV. ſchon geſehen? und wer ſie noch nicht geſehen hatte, eilte hin, um die neue Zierde dieſer Hauptſtadt zu beſchauen. Denn in Paris kommt alles darauf an, ſo früh zu ſehen, als die andern, und lieber drey Stunden zu früh zu kommen, als eine zu ſpät. Ich glaube, halb Paris hatte die Bildſäule ſchon geſehen, als ſie erſt aufgedeckt wurde. Freylich war eine Ceremonie damit begleitet, ein langer Zug der Herren von der Präfektur, und eine Rede des Präfekten, welcher verſicherte, unter Ludwig XIV. hätten die großen Geiſter die mit Wahrheit angefüllten Hände nur halb und halb geöffnet, und nicht die Leute mit ihrem Lichte geblendet. Auch war dort ein Greis von 112 Jahren zu ſchauen, der als eine lebendige Reliquie aus der Zeit Ludwigs XIV. ſehr wohl zu der Bildſäule paßte, mit dem Ehrenkreuze belohnt wurde, und die alte Uniform ſeines Regiments trug, mit rothen, über die Knie gezogenen Strümpfen, welches ſich unter allen den neuen Uniformen und Koſtümen poſſierlich ausnehmen mußte. Alles dieſes und einige Eskadronen Gendarmen dazu, waren am Morgen auf dem Viktoires-Plaz zu ſchauen geweſen; allein ſolche Auftritte werden in den Zeitungen mit einer gewiſſenhaften Genauigkeit beſchrieben, welche den nicht Anweſenden ſehr wenig zu wünſchen übrig läßt. Ich begab mich alſo erſt Nachmittags zu dem Viktoires-Plaz, wo die neugierige Menge auf und ab wogte. Da war denn Ludwig XIV. wieder, nachdem er gerade vor dreyßig Jahren auf dieſem Plaze niedergeworfen war, ohne daß man damals ahnete, ſeine Bildſäule würde je wieder errichtet werden. Doch nicht mehr zu Fuß erſcheint er wieder, wie zuvor, ſondern wie ein römiſcher Held zu Pferde, und zwar auf einem ſich bäumenden Pferde. Die Siegsgöttin, die ihn ſonſt krönte, würde jezt Mühe haben, ſeine Schläfe zu erreichen, wofern ſie nicht zur Rieſin würde, was das Beſte bey der Sache iſt. Die vier am Fußgeſtell angeketteten Sklaven, welche die von Ludwig XIV. beſiegten Nationen vorſtellen ſollten, und den Kurfürſten von Brandenburg ſo wurmten, daß er deßhalb ein Klageſchreiben ergehen ließ, welches im Morgenblatt von 1813 oder 1814 zu leſen iſt, ſind durch vier Trophäen erſezt worden, die den Wiſſenſchaften, dem Ackerbau u. ſ. w. gewidmet ſind. Dieß iſt um ſo löblicher, da die vier Sklaven wirklich noch vorhanden und vor dem Invalidenhauſe aufgeſtellt ſind. Vermuthlich haben die alliirten Truppen im Jahr 1814 nicht gewußt, daß dieſe gekrümmten Kerls ihre Vorfahren ſinnbildlich vorſtellen ſollten. Der Reiter auf der neuen Bildſäule, mit ſeiner Perücke und ſeinem römiſchen Mantel, kam mir ſo ziemlich vor, wie der hagere Don Quichotte, und ſchien mir vom Pferde herabzugleiten; allein meinem Urtheil nicht trauend, ging ich vom Plaz fort, als ich unter den Bogengängen des Palais royal einem Freunde, einem Maler von Profeſſion, begegnete, welcher auch vom Plaze kam, und ſich erbot, mit mir dahin zurückzukehren, und die Schönheiten des Monuments recht anſchaulich zu machen. Wir gingen langſam um daſſelbe herum. Betrachten Sie, ſagte er zu mir, die edle, männliche Stellung des Königs, das kräftige, lebendige Aufbäumen des Pferdes, das nur noch auf den Hinterfüßen und dem Schweife ſich ſtüzt; ſehen Sie die natürliche Haltung des Pferdes, die ſchlanken Beine, die Spannung der Sehnen und Nerven. Aber, fiel ich ein, ſizt man denn ſo gerade und ruhig auf einem ſich bäumenden Pferde? O ja, antwortete er, nach den Regeln der franzöſiſchen Reitkunſt muß der Reiter ſo ſizen. Dann fuhr er fort, mich auf die Schönheiten der Bildſäule aufmerkſam zu machen, und fand bey jedem Schritte neue Vollkommenheiten. Wir waren beynahe rund um das Denkmal herumgegangen, als wir auf einen gemeinſchaftlichen Bekannten, einen Bildhauer von Profeſſion, ſtießen, der auch betrachtete, und mit einem bedeutenden Nun? uns anſprach, und, ohne unſere Antwort zu erwarten, herausplazte: Iſt's möglich, von einem Werke, das ſo ſichtbare Fehler hat, ſo viel Lärmens zu machen! Man ſchaue mir doch das unbehülfliche Pferd an, das länger iſt, als das Fußgeſtell, und die Vorderfüße über daſſelbe herausſtreckt. Und dann wozu das Bäumen? Wollte Boſio etwa Falconnets Bildſäule Peters I. nachahmen? Aber Peter reitet einen Felſen heran, das Bäumen ſeines Pferdes iſt allegoriſch; was ſoll hier auf dem flachen Fußgeſtell das Bäumen andeuten? Gar nichts, als daß der Künſtler die gaffende Menge in Erſtaunen ſezen wollte. Und dann betrachte man mir den dünnen Leib des Reiters, das kümmerliche Mäntelchen. . . . Und wozu das römiſche Koſtüm auf einem Könige des vorigen Jahrhunderts? Die alte Bildſäule ſtellte den König in königlichem Schmucke dar, und man bemerkte nicht, daß dieß den Forderungen der Kunſt das geringſte Hinderniß gelegt hatte. Und dann . . . Hier ward mir der Tadel zu lang, und ich verließ meine beyden Künſtler, die wahrſcheinlich über das Verdienſt des neuen Denkmals nicht einig geworden ſind. Seitdem habe ich die Urtheile Beyder von verſchiedenen Seiten wiederholen hören, und nachdem ich vergebens gehofft hatte, einer der beyden Künſtler oder alle beyde würden mich in Stand ſezen, den Leſern dieſes Berichts ein Urtheil mitzutheilen, das ſo kunſtgemäß ſeyn würde, als ob's aus dem Kunſtblatt herausgeſchnitten wäre, ſo habe ich gedacht, daß es aufrichtiger ſeyn würde, ſie geradeswegs von dem Zweifel zu benachrichtigen, worin mich die beyden Künſtler gelaſſen haben. Es iſt noch etwas anderes Neues in Paris zu ſchauen, nämlich das Diorama, eine künſtliche oder wenigſtens äußerſt gewandte Vereinigung von Malerey, Relief und Beleuchtung; doch hievon im nächſten Briefe.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 84.

Digitized by Google

Nro. 253.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Dienſtag, 22. Oktober 1822.

> Heerden und ſein Herz zu hüten,
> Schäfer, das iſt allzu ſchwer!
> Wölfen und ſich ſelbſt gebieten,
> Beyden wehren, iſt gefähr.
> Liebſter, nimm mein Herz in Hut,
> Für die Heerden bin ich gut.
>
> In Herders Volksliedern. Aus dem Franzöſiſchen.

Die Lilie von Liddiethal.

(Fortſetzung.)

Eines Abends befand ſich die Lilie vom Thal an dem Abhang eines kleinen von Felſen umzognen Thales; ihre Heerde weidete; um ſie her und über den Baumgipfeln, welche die Felswände krönten, ſchwebte hoch in Lüften ein Aar. Anna blickte ängſtlich empor, ſie bereute es, an einen ſo einſamen Ort gezogen zu ſeyn, und rief die Lämmer zu ſich, unter ein paar ſchützende Buchen. Da ſprang Walter unerwartet aus der nahen Felsſchlucht und befreyte ſie von ihrer Sorge, indem er ſeine Flinte in die blaue Luft ſchoß. — Der Adler bezeichnete einen kleinen Kreis über der vom Schuß erſchrockenen, ſich zuſammendrängenden Heerde, gleichſam um zu beweiſen, daß keine Furcht ihn zum Fliehen vermöge, und ſtieg dann langſam in die Himmelsbläue hinauf. Anna und Walter hatten ſich auf den Raſen geſezt; er hielt ihre Hand, und ſie blickten ſchweigend den Flug des ſtolzen Vogels nach. „Wirſt du weit ins Gebirg gehen?“ fragte Anna jezt mit freundlichem Blick, und der Jüngling fand plötzlich den Muth zu erklären, was ſeinen Buſen beengte, und dann erwartete er ſchwerathmend und mit ſchmerzlich klopfendem Herzen ihren Beſcheid. Anna ließ ihm ihre Hand; ſie verließ den Raſenplatz nicht, den ſie neben ihm einnahm, ihr Auge ruhte wohlwollend und ernſt auf ſeinem treuen, bangen Geſicht; aber ſie ſprach nicht — Walter verſtand wohl die Ruhe in ihrem Weſen, er wußte, daß ſie ihm alle Hoffnung der Erhörung benahm, plötzlich ſprang er daher vom Raſen auf, und rief ſchmerzvoll: „Gott ſegne dein ſüßes Leben, Lilie vom Thal, für mich iſts nun aus!“ —

Anna war erſtaunt, den Mann ſo heftig ſprechen zu hören, deſſen Nähe ihr immer Friede und Freude gebracht; aber die Heftigkeit ſeiner Worte erſchreckte ſie nicht, denn in ſeinem Blick ſprach ein Ausdruck, der ſie nicht feindſelig abſtieß. Sie reichte ihm ihre Hand hin, ſtand auf und ging ſinnend neben ihm her. Es war ihr ſo leid, daß Walter ihren Frieden geſtört hatte und das Verhältniß, in dem ſie aufgewachſen war, zerriſſen. Sie ſah jezt bittend in ſein gramvoll gebeugtes Geſicht und ſagte ihm ihre Gedanken: „laß, fuhr ſie fort, uns leben wie bisher! Heyrathen kann ich dich nicht, Walter, aber weil du ſagſt, es würde dein Tod ſeyn, wenn ein Andrer mich freyte, ſo ſchwör ich dir auf die Bibel, in der wir ſo oft zuſammen laſen: es ſoll kein Andrer mein Gatte ſeyn.“ Walter ſchien beruhigt; die Sonne ſank, ſie trieben die Heerde zuſammen, und ſchieden wie liebende Geſchwiſter.

Wenige Tage darauf ſchickte der alte Gordon ſein Kind in die Priorey, den alten Sitz der Elliots. Die edeln Frauen dieſes Hauſes hatten weidne Körbchen beſtellt, die Anna gar zierlich zu flechten verſtand; ſie hing ſie um Schultern und Gürtel, und machte ſich nach der Priorey auf den Weg. Noch war ſie ziemlich fern vom Ziel, da begegnete ihr Georg Elliot, der Erbe der Herrſchaft, der mit der Angel zum Fluß ſchritt. Er kam eben aus England, wo er einige Jahre gelebt hatte; ſo wie er Anna erblickte, erkannte er in dem bezaubernd reizenden Mädchen die Lilie vom Thal, mit deren Lobe man ihn in der Heimath empfangen. Er ſprach ſie freundlich und ſchmeichelnd mit dieſem Namen an, und bat ſie, ihm eines der niedlichen Körbchen zu geben, die ſie trage, um es zu ihrem Andenken zu behalten. *) Mit dieſen Worten löſte er ſelbſt eines derſelben, das an ihrem Gürtel hing, ab, und mit dem leichten Anſtand, den Reichthum und Rang geben, aber mit männlicher Beſcheidenheit drückte er dankend ſeine Lippen auf Annas jungfräuliche Stirn; darauf eilte er ohne weiter zu ſprechen zum Fluß hinab, und die Lilie vom Thal, mit ſittſam gerötheten Wangen, ging weiter zur Priorey.

Kaum hatte Georg Elliot das Mädchen aus den Augen verloren, ſo fragte er ſich ſelbſt: warum er ſie ſo eilig verlaſſen? Ihr holdſeliges Antlitz ſchwebte vor ſeinen Augen, ihr Blick blizte im Sonnenſtrahl, der durch das vom Lufthauch bewegte Gebüſch drang, die Weiſſe der Waſſerlilie erinnerte an die Stirn, die ſeine Lippen berührt hatten, und die Blüthen des Roſenſtrauchs an das Roth, das ihre Wangen übergoß. Jezt fiel es ihm ein, daß ſie über den Waldbach zurückkehren müſſe, und ſeinen Fiſchfang vergeſſend, eilte er dahin, und wartete auf der Höhe, von der er ſicher war, ihre Rückkehr zu erſpähen.

Freylich hatte Annas Herz ſchneller geklopft, wie der Mund des ſchönen, angenehmen Mannes ſich ihrem Antlitz nahte. Er that es ſo ehrerbietig, ſo gütig, daß ihre Sittſamkeit, daß ihr Stolz ſelbſt, ſich von der Herablaſſung ihres Lairds nicht für verlezt halten konnte. Noch einmal ſah ſie ſich im Gehen nach ihm um und fand, daß er den Rittern ihrer Balladen gleiche, daß er wohl einer edeln Dame werth ſey und Die glücklich zu preiſen, die er einſt auf einem weiſſen Zelter mit Federbüſchen und ſilbernen Glöckchen geziert, in feyerlichem Zug in ſein Schloß einführen würde. Träumend kam Anna in die Priorey, ließ ihre Körbe, weil die edeln Frauen nicht zu Hauſe waren, daſelbſt zurück und eilte ihrer Hütte wieder zu. Plötzlich begegnete ihr Elliot auf dem Fußpfad am Bach. Sein Auge glänzte von Liebe und Hoffnung, er hielt das Mädchen auf und ſagte mit zärtlich zitternder Stimme: „Lilienblume, dein Körbchen genügt mir nicht! ich bitte dich, ſchenke mir eine der Locken, die um deine weiſſe Stirne ſpielen!“ Anna hatte nicht den Muth dieſe Bitte zu verweigern, ſie litt, daß Elliot die Locke von ihrem Haupte ſchnitt, und nachdem er ſie ſorgfältig in ſeinem Buſen verwahrt, ſezte ſie, von ihm begleitet, ihren Weg fort. Ach ihr Fuß war jezt nicht leicht, wie der des Rehes auf mooſigter Heide! Sie fürchtete die ſüße Stimme, die ſo fremde Worte zu ihr ſprach, und doch in ihrem Herzen Widerhall fanden. In einem kleinen Wieſenplan von Ulmen umſchattet, hielt Elliot das Mädchen auf und bat ſie, ihm eines ihrer alten Bardenlieder zu ſingen; ſanft nöthigte er ſie zum Sitzen, und ehrerbietig nahm er ein Paar Schritte von ihr auf einer Eichenwurzel ſeinen Platz. Sie wählte ernſte Weiſen und ſang mit ſchüchterner Stimme, ihr Blick hob ſich nur von den hüpfenden Wellen des Baches, um durch das Gebüſche zu ſchweifen, aus dem ſie glaubte, daß Walter hervortreten müßte. Walter erſchien nicht, aber er zog Anna hinweg von dem beſchatteten Raſen; ſobald ihre Ballade beendet war, begrüßte ſie den Laird und eilte zu ihrer Hütte zurück. Der edle Jüngling begleitete ſie nicht; das Entzücken der Liebe war bey ihm in Zwieſpalt ſeines Innern übergegangen, und er kam nachdenkend und finſter in die Priorey zurück.

Von dieſem Tage an war Elliots Frieden geflohen. In ſeinen Adern floß das Blut von Helden, die vor Jahrhunderten die Gordons unter ihre Clansleute gezählt hatten; die Tochter des Clansmann konnte nicht die Gattin des Stammhauptes werden. Aber der Anblick von Annas Schönheit hatte ihm einen neuen Maßſtab für den Werth des Ranges und des Goldes gegeben, und Annas milde Unſchuld hatte ihm in einer Stunde mehr Seligkeit geſchenkt, wie ſein Geld und ſein Rang ihm je verſchafft hatte. Fortan war ſein Leben ein Widerſtreit zwiſchen Wünſchen und Verhältniſſen, zwiſchen Entſchlüſſen und hemmender Vernunft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Shakers.

(Auszüge aus Dr. Sellman's Reiſe durch Connecticut nach Quebec, im Jahr 1819.)

Der hohe Hooſack mit ſeinem Doppelhaken — der höchſte Berg in dieſer Gegend — zeigte ſich in der Ferne auf unſerer Rechten; — auf unſerer Linken, die fruchtbaren Thäler von Richmond, ein ackerbautreibendes Städtchen mit zerſtreutliegenden Häuſern, und beynahe, ehe wir es uns verſahen, wand ſich unſere Straße den ſteilen Abhang hinab, welcher die ſüdöſtliche Seite des Thales von Neu-Libanon begrenzt. Wir hatten bereits auf unſerer Rechten ein Dörfchen liegen laſſen, welches der Sekte der ſogenannten Shakers oder Shaking Quakers (Schüttler oder Schüttelnde Zitterer) angehört. Wir gingen nicht in daſſelbe, da ihre Hauptniederlaſſung in dieſer Gegend gerade auf unſerem Wege lag, und wir hatten noch nicht gänzlich den Fuß des Berges erreicht, als wir uns auch ſchon mitten unter dieſer merkwürdigen Gemeinde befanden. Ihre Häuſer reihen ſich dicht an einer Straße hin, die ſich eine (engliſche) Meile lang ausdehnt. Sie ſind alle bequem, und viele derſelben waren von bedeutender Größe. Sie ſind beynahe ohne Ausnahme mit gelbem Ocker angeſtrichen

---

*) Das ſollte glauben machen, daß der bildliche Ausdruck, „einen Korb geben,“ in Schottland nicht gebräuchlich ſey; ſonſt hätte der Laird ſich wohl dieſen nicht erbeten.

und obgleich einfach, von hübſchem Anſehen. In ihren Feldern, Gärten, Höfen, Scheunen, Ställen und auf allen ihren Straßen zeigt ſich überall die größte Reinlichkeit; kein Unkraut, keine Pfütze oder Unrath von irgend einer Art darf ſich da zeigen. Ihr Holz iſt mit der größten Regelmäßigkeit gehauen und aufgeſchichtet; und ſelbſt ihre Mauern ſind regelmäßig und von ſolchen feſten und wohlgeordneten Materialien zuſammengefügt, daß ſie Jahrhunderte ſtehen können; ſtatt der hölzernen Pfoſten an den Thoren, haben ſie ſteinerne Pfeiler aus einem einzigen Stücke, und alles Uebrige trägt den Stempel der Arbeitſamkeit, Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit, mit ſo viel Geſchmack verbunden, als die ſtrengen Regeln der Sekte geſtatten. Ihre Obſtgärten ſind prachtvoll, und wahrſcheinlich finden ſich nirgends in unſerm Lande ſchönere Beyſpiele von vortrefflichem Ackerbau. Sie ſollen ungefähr 3000 Acker Land in dieſer Nachbarſchaft beſitzen. Solche Nettigkeit und Ordnung habe ich nirgends in einem ſo großen Maßſtabe geſehen, als in Holland, wo dieſe Eigenſchaften eine Lebensbedingung ſind; hier aber iſt alles freywillig.

Nebſt dem Ackerbau treiben die Schüttler bekanntlich auch Handwerke. Allenthalben ſieht man Gegenſtände ihres Fleißes und ihrer Geſchicklichkeit, z. B. Siebe, Bürſten, Kiſten, Eimer u. ſ. w. zum Verkaufe ausgeſezt, wo ſie ſich durch die Vortrefflichkeit der Arbeit auszeichnen. Ihre Sämereyen ſind ihrer Güte wegen berühmt und ſehr geſucht. Sie haben mehrere Gärten; ein Hauptgarten aber von mehrern Morgen ſoll ſich durch ſeine herrliche Kultur auszeichnen.

Die weiblichen Mitglieder ſind mit häuslichen Handwerken und Hausarbeit beſchäftigt, und die Gemeinde nähret und kleidet ſich mit ihren eigenen Erzeugniſſen.

Das Eigenthum iſt Allen gemeinſchaftlich. Der Gewinn eines jeden Einzelnen wird in die Gemeinde-Kaſſe gelegt, und ſeine Bedürfniſſe aus der öffentlichen Vorrathskammer verſorgt, deren jede Familie eines hat, und der Ueberſchuß wird von den Aelteſten in Ländereyen und Gebäuden angelegt, oder auch zum Beſten der Gemeinde auf Zinſen ausgeſtellt.

Die Shaker bilden kleine Geſellſchaften, je nach der Größe des Hauſes, die ſie Familien nennen, und aus Männern und Weibern beſtehen, die verſchiedene Zimmer unter demſelben Dache bewohnen, an verſchiedenen Tiſchen eſſen, ſich aber dann und wann zur Geſellſchaft, Arbeit oder zum Gottesdienſte vereinigen. Jede Familie hat ein männliches und ein weibliches Haupt, die all ihren Angelegenheiten vorſtehen — die Lebensmittel austheilen, einem jeden ſeine Arbeit anweiſen, und über den Fleiß und die Treue derſelben wachen.

Die Bewohner dieſes Dorfes ſollen ſich, nach den Angaben eines männlichen Mitgliedes, auf ungefähr 500 belaufen, es ſoll deren aber mit Einſchluß der übrigen Dörfer 1500 in dieſer Gegend geben. Ihre Sekte erhält ſich durch freywilligen Zutritt und Proſelytenmacherey. Arme und unwiſſende Menſchen in der Nachbarſchaft, beſonders auf dem nahe liegenden Gebirge, werden, wie man ſagt, durch Freundlichkeit und Geſchenke angelockt, Mitglieder der Geſellſchaft zu werden, beſonders oft vereinigen ſich arme Wittwen ſammt ihren Kindern mit derſelben. Wo ſich ein bequemes Leben bis ans Ende, eine Zuflucht für's Alter und für die Kindheit, der Ruf (bey der Geſellſchaft zum wenigſten) der Frömmigkeit, und die Ausſicht auf den Himmel dem Auge darſtellen, da iſt es kein Wunder, daß die Armen, die Unwiſſenden, die Verlaſſenen, die Unglücklichen, die Abergläubigen, die Menſchenfeindlichen, und ſelbſt die Launenhaften von Zeit zu Zeit die Anzahl der Shaker vermehren.

(Die Fortſetzung folgt.)

An den Stifter der Erziehungs-Anſtalt armer Kinder, in der ehemaligen Abtey Düſſelthal in der Nachbarſchaft von Düſſeldorf am Rhein.

Liegt gleich der alten Götter Dienſt zertrümmert,
Sank Jupiters und Odins Nam' in Nacht;
Iſt doch ein Götzenweib, dem Weh nicht kümmert,
— Die Selbſtſucht — Herrſcherin der Zeit, erwacht.

Den Räuberthron hat dieſ' ihr ſelbſt gezimmert,
Zum Opfer ihr der Chriſten Blut gebracht;
Und eine Thränenperlen-Krone ſchimmert
Um ihre Stirn, die ſelbſtgefällig lacht.

Hier kniet die Welt im ſinnetrunknen Wahne!
Kein Küngling wagt die Zaubrin zu bekriegen,)
Denn Liſt und Luſt ſind ihres Throns Begleiter.

Doch du, o edler, ritterlicher Streiter!
Zogſt aus mit Gott, das Irrbild zu beſiegen.
Nur Muth, mein Held! es weicht der Kreuzesfahne!

Henriette v. Montenglaut,
geb. v. Cronſtain.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 15. Sept.

Es iſt, wie mindeſtens jeder Deutſche weiß, eine ziemlich alte Bemerkung: „daß die Kunſt nach Brod geht.“ — eine Klaſſe von Künſtlern bekommt ſogar keins, wenn ſie auch darnach geht, nämlich die armen Poeten; — allein das Schlimmſte dabey iſt leider noch nicht einmal das Gehen, ſondern die Geringſchätzung, die den Ambulanten trifft.

Juvenal, der als beißender Satyriker verhungert ſeyn würde, konnte zum Glück von ſeinen Renten leben, klagt aber doch:

Nil habet infelix paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit.

(Die unſelige Armuth hat nichts Quälenderes in ſich, als daß ſie die Leute lächerlich macht.) Man ſtelle es an, wie man will, bettelt man für ſich, ſo geht die Achtung verloren, geſezt auch, daß man mit den gerechteſten Anſprüchen von der menſchlichen Geſellſchaft als Pflichtleiſtung fordern könnte, was man als Gnade von ihr zu betteln gezwungen iſt; aber für Andere iſt's

Digitized by Google

auch etwas Anderes! Nur bilden ſich dann wieder Manche in dem weiten Mantel ihrer eminenten Tugend fälſchlich ein, daß ſie ſich dabey keck auf den Paradegaul ſchwingen, und, ſtatt demüthig betteln zu gehen, mit ſpaniſcher Grandezza betteln reiten könnten. Das hat doch auch wieder ſein Ausſtößiges, wenigſtens für die, die wie jene Wittwe am Gotteskaſten ihr Scherflein gerne unbemerkt und in aller Stille einlegen.

Wie wir auf dieſe Gedanken kommen? Dießmal hoffentlich durch keine Schattenſeite Berlins, ſondern gerade durch ſeine glänzendſte Lichtſeite, die Wohlthätigkeit. Wir glauben zwar gern, daß über den Armenbüchſen anderer großen Städte auch nicht gerade immer die Spinnen niſten, um den Vorübergehenden à la Hogarth zu ſagen: „Hier kommt nichts ein!“ Unterdeſſen müſſen wir doch, nach einer zehnjährigen, ſehr ſorgfältigen Beobachtung, ehrlich bekennen, daß wir an keinem Orte, wo wir uns noch befanden, der Armuth verhältnißmäßig ſo oft, ſo reichlich und mit ſo willigem und gutem Herzen geben ſahen, als eben hier in Berlin. Wir haben einen doppelten, nämlich einen höchſt uneigennützigen und einen ſehr verzeihlich eigennützigen Grund, dieß Bekenntniß nicht zurückzuhalten. Denn erſtens huldigen wir damit unſerer Lieblingsgöttin, der Wahrheit, zweytens zeigen wir Einheimiſchen wie Auswärtigen, daß, wenn wir auch den Journaliſchen alten Adam nicht ganz auszuziehen vermögen, wir doch mindeſtens nicht zu jener Klaſſe von Satyrikern gehören, an die der Bußfertige unwillkürlich mit denken muß, wenn er in ſeinem ſtillen Kämmerchen ſeufzt: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit mir, denn vor dir iſt kein Lebendiger gerecht!“

Da nun aber die Wohlthätigkeit der guten Berliner einmal allgemein bekannt iſt, und wir ſie hier leider ſelbſt noch ein wenig mit ins öffentliche Geſchrey bringen helfen; ſo fehlt es denn natürlicher Weiſe auch nie an vielſeitigen Anſprüchen, die an ihre Börſe gemacht werden. Vermuthlich iſt die immer wiederkehrende Menge ſolcher Anſprüche die Haupturſache geworden, warum man neuerdings angefangen hat, bey dem Geſchäfte der Barmherzigkeit die ſchönen Künſte, ſonderlich eine der allerſchönſten, die Muſik, mit zu Hülfe zu rufen; und Jeder darf, ſollten wir meinen, ja nur in ſeinen eigenen Buſen greifen, um es auf der Stelle zu empfinden, welchen ehrenwerthen Aufzug eine ſchöne Kunſt macht, die nach Brod geht, um dieß Brod unter die Hülfsbedürftigen austheilen zu laſſen! Auch iſt ja wohl ſelbſt die allerſtrengſte Moral immer noch gütig genug, zu geſtatten, daß der Gebende von ſeiner Gabe nebenbey einen kleinen Genuß mit erhält, wenn dieß ohne den geringſten Abbruch der Empfänger geſchehen kann.

So ſind in dem verwichenen Sommer die hier üblichen Garten-Konzerte ſehr oft zu wohlthätigen Zwecken benuzt worden, und einige Kriegs-Tonkünſtler, auf deutſch: Hautboiſten, haben bey dieſer Gelegenheit gezeigt, daß ſie nicht blos treffliche Virtuoſen, ſondern auch wackere Menſchen ſind; ſie haben nämlich für ihre Bemühungen brav und gut jeden Erſatz ausgeſchlagen. Können wir ſie auch in dem Morgenblatte, wie der drollige Wandsbecker Bothe, Herr Johann Matthias Claudius, einſt mit ſeinen Subſkribenten zu thun Willens war, dafür nicht in Kupfer ſtechen laſſen, ja möchte es ihnen bey ihrer edeln Denkungsart ſo gar nicht einmal lieb ſeyn, wenn wir, falls wir ſie wüßten, hier öffentlich alle ihre Namen nennten; ſo bleibt die Sache darum gewiß doch immer ſehr lobenswerth, und es heißt auch hier, und in einem weit edeleren als dem gewöhnlichen Sinne: „Das Werk lobt den Meiſter!“

Eins ihrer lezten milden Konzerte war für die nicht längſt geſtiftete Wadzeck'ſche Kinder-Anſtalt beſtimmt. Da wir das „Homo sum et humani nihil a me alienum puto“ (ich bin Menſch, und halte alles Menſchliche für meine eigene Angelegenheit) von jeher unter unſere Lieblings-Deviſen zählten; ſo wundert uns ſelbſt, daß wir dieſer menſchenfreundlichen Stiftung nicht ſchon früher erwähnt haben. Sie würde einer Erwähnung verdienen, auch wenn der Unternehmer dabey weniger Unterſtützung im Publikum gefunden hätte, als dieß in der That der Fall iſt.

Unſer populärer Phyſiker, Herr Profeſſor Wadzeck, machte nämlich die traurige Entdeckung, die, obſchon leichter als die von Amerika, doch gewiß ſehr nöthig hatte ebenfalls gemacht zu werden: daß eine Menge theils wirklich elternloſer, theils ſo gut als elternloſer Kinder (unſerer zahlreichen und wohl eingerichteten Waiſenhäuſer ungeachtet), ſich ohne Obdach nicht bloß, ſondern auch ohne alle Erziehung, Belehrung und Pflege, wie junge Wilde auf den Straßen umhertrieben. Was in einer großen Hauptſtadt, in welcher ein höherer Grad des Sittenverderbniſſes von jeher unvermeidlich war, aus ſolchen gänzlich verlaſſenen und vernachläſſigten Menſchenpflänzchen unter den beſchriebenen Umſtänden werden kann, iſt eben nicht Noth, erſt weitläufig aus einander zu ſetzen. Ein Jeder, der Kopf und Herz noch auf der rechten Stelle trägt, ſieht und empfindet dieß ſchon von ſelbſt.

Es war daher allerdings ein ſehr verdienſtliches Werk, daß der erwähnte Hr. Wadzeck ſich jener Unglücklichen — in Verbindung Anderer und ihrer Börſen, verſteht ſich — chriſtlich anzunehmen beſchloß, ein eigenes Haus für ſie aufführen ließ, in dieſem Hauſe weiter täglich für ihre nöthigſten geiſtigen und körperlichen Bedürfniſſe, Reinigung, Ernährung und Pflege, Erziehung, Gewöhnung und Unterricht beſtmöglichſt ſorgte, und ſo eine kleine Art von Menſchenſchonung anlegte, an welcher der Freund des Guten mit Wohlgefallen vorüber geht, vielleicht nicht ohne den ernſtlichen Vorſatz, künftig zur Erhaltung derſelben auch einmal mehr in die Taſche zu greifen. — Iſt man in der Ausführung der Gebäude raſch zu Berlin, ſteht ein neues wieder da, ehe man ſich deſſen verſehen hat; ſo geht es auch ziemlich geſchwind mit dergleichen Unternehmungen der allgemeinen Wohlthätigkeit. Das zartere Geſchlecht der Frauen, ſchon durch ſeine urſprüngliche Organiſation zu Empfindungen des Mitleids angereizt, tritt in der Regel ſehr gern hinzu, und ſo ſind für beynahe vierhundert verlaſſene Kinder eine Reihe von Ehrenmüttern entſtanden, die dieſen Titel mit ſo größerem Rechte führen, je uneigennütziger ihre Mitwirkung bey der neuen Anſtalt iſt.

In Rückſicht des Herrn Unternehmers ſelbſt wünſchen denn ſtille Freunde des Guten wohl nicht ganz mit Unrecht, daß er bey Fortſetzung ſeines in der That recht chriſtlichen Werks doch auch die chriſtliche Vorſchrift: „Wenn du Almoſen gibſt — alſo wie viel mehr, wenn du Almoſen blos verheißt? — ſo laß deine Linke nicht wiſſen, was deine Rechte thut.“ immer mehr beherzigen möge. Denn in einer populären Phyſik bey der Lehre vom Schalle die Knall-Effekte ſo hoch als möglich zu berechnen, kann ihm wohl eben nicht ſehr verdacht werden, ſintemal gerade populäre Zuhörer immer lieber angenehm amüſirt, als gründlich belehrt ſeyn wollen; allein Knall-Effekte der Tugend, und namentlich der Wohlthätigkeit, haben bekanntlich auf die Länge der Zeit von jeher nur ſchlechte Wirkung gethan.

Der berühmte Stifter des Halliſchen Waiſenhauſes, Auguſt Herrmann Franke, der dieſes wohlthätige Inſtitut mit einem armſeligen Gulden begann, ging dermaßen ſtill und geräuſchlos bey ſeinem Unternehmen zu Werke, daß die Mitlebenden in der That kaum gewahr wurden, welche große Ehre er einſt bey der Nachwelt damit einlegen würde. Und ſo dünkt uns, muß es immer gehalten werden, wenn der Neid nicht ſeinen Zahn wetzen und der guten Sache ſelbſt Eins verſetzen ſoll, die man zu fördern Willens war. † † †

Beylage; Literaturblatt Nr. 83.

Nro. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Oktober 1822.

Denn dem Rade gleich am Wagen,
Eilt und rollt dahin das Leben,
Und wir liegen da, ein wenig
Staub, wenn dieß Gebein zerfallen.
Frommt es auch, den Stein zu ſalben?
Frommts, der Erde darzugießen?

Anakreon.

Oktober.
1822.

Alles Brauſen, Gähren, Schäumen,
Sey's in Thaten, Worten, Reimen,
Nimmer kann ich ſolch ein Toben,
— Schelten muß ichs — kanns nicht loben.

Aber, wenn ich dort die Stufen
Vor den Kellern, hier die Kufen,
Weil der Herbſt, der ſegenreiche,
Schwingt den Stab, vorüberſchleiche,

Und des jungen Bacchus Brauſen
Füllt die Ohren mir mit Sauſen,
Und die Bande, die ihn zwängen,
Dräut der Gährende zu ſprengen,

Und der Schäumung ſüße Düfte
Füllen rings umher die Lüfte; —
Solch ein Brauſen, Schäumen, Toben
Traun! ihr Brüder, muß ich loben.

E.

Harry Woodriff, der engliſche Schmuggler.

(Beſchluß.)

Was Nanny eigentlich hier wollte, darüber ließ ſie mich nicht lange in Zweifel. — „Nun, Herr Seymour, Sie nennen ſich meines Vaters Freund, Sie haben von ſeinem Brode genoſſen: wollen Sie ihn wie einen Dieb am Galgen hängen ſehen?“ — Die Sonderbarkeit dieſer Frage überraſchte mich ſo ſehr, daß ich nicht recht wußte, was ich antworten ſollte. Sie wiederholte die Frage mit funkelnden Augen. — „Wollen Sie ihn hängen ſehen? — hängen? — hängen? Sie verſtehen doch das Wort?“ — „Mein liebes Mädchen“ — „Beym Lichte Gottes, Memme, ich hätte Luſt, dich dieß Meſſer fühlen zu laſſen. Siehſt du nicht, er iſt ihr Gefangener — in Ketten? Ah, morgen werden ſie ihn richten und hängen — ja, meinen armen Vater werden ſie hängen!“ — Hier ſchluchzte und weinte ſie wie ein Kind; aber dieß dauerte nicht lange. — „Aber ſie ſollen nicht, nein! ſie ſollen nicht. Hier, nimm das Meſſer, ſtoß es in ihn, damit ſie ihn nicht lebendig fangen. Es iſt ein ſchweres Geſchäft für eine Tochter, und da Sie ſich hier befinden, ſo durchſtoßen Sie ihn, weil er ſchläft — nehmen Sie ſich aber in Acht, daß Sie ihn nicht wecken — ſtich zu — kein halbes Werk — zu, gerade ins Herz — du weißt ja, wo es iſt — hier — hier.“ Sie führte meine Hand auf ihr Herz, als wolle ſie mir zeigen, wo ich hinſtechen ſollte. — Ich fuhr ſchaudernd zurück. — „Memme! — Aber du ſollſt's thun — du haſt dir das Geſchäft ſelbſt geſucht — du kamſt freywillig hieher — ich hieß dich nicht folgen — und du ſollſt's thun!“ — Ich wollte mich eben auf ſie werfen und ihr das Meſſer entreißen, als ich unten ein Geräuſch vernahm. Es fielen ein Paar Hiebe und ein Piſtolenſchuß, und im Augenblick rannte es die Treppe herauf. — „Da ſind ſie!“ ſchrie Nanny, und ehe ichs verhindern konnte, ſtürzte ſie ſich auf den Sarg und ſtieß das Meſſer zwey oder dreymal in die Leiche. In demſelben

Augenblick füllte ſich die Stube mit Schmugglern, mit dem jungen Woodriff an ihrer Spitze. — „Was," rief dieſer erſtaunt, „Hr. Seymour! und Nanny! Armes Mädchen! — Aber wir haben keine Zeit zum Schwatzen — ſo Hand ans Werk und laßt uns den alten Mann ins Boot tragen — wir wollen ihn bald in funfzig Klaftern Waſſer haben, wo ihn die verdammten Harpien nicht finden ſollen." — „Mein Vater! Ihr ſollt mir meinen Vater nicht wegnehmen!" ſchrie die arme Wahnſinnige. — „Sey ruhig, Nanny! Gemach, Jungen, die Treppe hinab. — Sehen Sie nach unſerer Nanny, Hr. Seymour. — Gemach, Jungen — ich wollte lieber zwanzig Lebendige vor die Köpfe ſchlagen, als einem Todten einen einzigen Stoß geben hören." Mit dieſen Worten folgte er der Leiche, welche das Mädchen, gegen alle Erwartung, nicht mehr aufzuhalten ſuchte. Sie lehnte eine Zeitlang gegen das Fenſter, ohne ein Wort zu reden, und als ich ſie zu bereden ſuchte, mit mir zurück zu kehren, erwiederte ſie ganz gelaſſen: „Nicht gern. Was ſollte ich länger hier thun, da ſie meinen Vater weggenommen haben. Jezt werden ſie ihn hängen und ich kann's nicht verhindern." — „Armes Kind, dein Vater iſt todt." — Sie lächelte verächtlich, fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als fühle ſie ſich ganz erſchöpft, und bat mich, ihr ein Glas Waſſer zu holen. — Da ich in der Küche keines fand, ſo ging ich zum Brunnen und zog einen Eimer voll herauf. Als ich aber nach ein Paar Minuten mit einem Krug voll Waſſer zurückkam, war Nanny verſchwunden; und es ſchien jezt, daß ſie mich blos nach Waſſer geſchickt hatte, um mir zu entfliehen. Wohin ſie ſich gewendet, das wußte ich noch nicht; aber auch hierüber ließ ſie mich nicht lange im Dunkeln; denn als ich zum Fenſter hinausſah, erblickte ich ſie, noch immer mit der Lampe in der Hand, in einem kleinen Boote, womit ſie in die See hinausſtieß. Dieſes Boot hatte, an ein dünnes Seil gebunden, am Ufer gelegen. Wahrſcheinlich hatte ſie das Meſſer mitgenommen und das Seil damit zerſchnitten. Sey dem aber wie ihm wolle, ſie arbeitete ſich durch die Brandung, welche fürchterlich hoch um ſie her brauſte, und welche ſich hier wenigſtens eine halbe Meile weit in die See hinaus erſtreckt. Sie meinte wohl ihrem Vater zu Hülfe zu eilen. — Ich machte Lärm, und die Schmuggler, welche unten die Bauern bewachten, verließen dieſelben und eilten augenblicklich mit mir an den Strand hinab. Die Unglückliche war ſchon über hundert Ellen vom Ufer, denn obgleich es zu finſter war, um ſie ſelbſt zu ſehen, ſo erblickten wir doch, ſo oft die Wogen das Schiff emporhoben, ihr Licht. — „Bey Gott! es hilft nichts," ſagte ein alter Schmuggler, — „es kommt kein Fahrzeug durch dieſe Brandung." — „Aber ſie iſt doch hindurch." — „Noch nicht, Herr — ſeht — das Licht iſt weg — es iſt alles vorbey mit ihr." — Das Licht war wirklich verſchwunden, aber nicht, um wie vorher ſich mit dem ſteigenden Waſſer wieder zu zeigen. Eine Minute ging nach der andern vorüber und noch immer blieb es finſter auf dem Waſſer, am folgenden Morgen fand man Nanny Woodriffs Leiche eine kurze Strecke von der Stelle, von wo ſie abgefahren war, auf dem Strand.

Die Shaker.

(Fortſetzung.)

Die Kirche der Shaker iſt weiß angeſtrichen und iſt ein artiges Gebäude, das keiner Sekte Schande bringen würde. Ihr Gottesdienſt, dem ich keine Gelegenheit hatte beyzuwohnen, ſoll nicht mehr ſo abgeſchmackt ſeyn wie ehmals; ſie tanzen zwar noch immer dabey, aber mit mehr Mäßigung, und ſeit vielen Jahren haben ſie das nackte Tanzen aufgegeben, welches ehemals im Gebrauch war, und ſelbſt zwiſchen Perſonen von beyden Geſchlechtern. Ihre Aelteſten haben einen großen Einfluß auf die Gemüther der jungen Leute. Die lezteren glauben (wie mich ein achtbarer Mann auf dem Berge Libanon, obgleich kein Shaker, verſicherte), daß die erſteren einen unmittelbaren und perſönlichen Umgang mit Chriſto und den Apoſteln pflegen, und daß ſie die Gabe beſitzen, ihre Gedanken und geheimſten Thaten zu überſchauen. Dieß vielleicht iſt die Urſache, welches den Shakern den Ruf der Reinheit erhält, denn, was man auch darüber denken mag, ſo ſcheint es doch nicht, daß ſich heut zu Tage ſkandalöſe Vergehen unter ihnen ereignen; wenigſtens hört man von keinen, und man muß doch zugeben, daß, wenn dergleichen häufig wären, dieſelben ſich nicht verbergen ließen. Ihr Glaube ſoll ſeyn, daß Chriſtus bereits zum zweytenmal auf Erden erſchienen ſey, und zwar in der Perſon ihrer großen Führerin, Mutter Anna Lee, und daß die Heiligen jezt die Erde regieren.

Sie haben keine Literatur unter ſich, auch hörte man nie, daß irgend ein aufgeklärter Mann zu ihnen getreten ſey. Wir begegneten einem Haufen Kinder, die von der Schule zu kommen ſchienen, und fragten einen Shaker, einen Mann von mittlerem Alter und ehrwürdigem Anſehen, ob dieſe Kinder der Geſellſchaft angehörten, er antwortete bejahend: „Aber," fuhr ich fort, „wie iſt das, da Ihr nicht ſelbſt Kinder habt? Sind dieß die Abkömmlinge von Perſonen, die, nachdem ſie Eltern geworden, ſich mit Eurer Geſellſchaft vereinigt, und ihre Kinder mitgebracht haben? — „Ja," war die lang gedehnte Antwort, und zugleich zeigte ſich eine leichte Bewegung in ſeinen Geſichtsmuskeln, als ſey er zu lächeln geneigt. Die Kinder trugen eine einfache Kleidung, ſo wie alle übrigen Mitglieder der Geſellſchaft.

Dieſe ſonderbare Sekte entſtand vor ungefähr einem halben Jahrhundert in England, und die Kolonie bey New-

Libanon iſt über vierzig Jahre alt. Sie wanderten im Jahr 1774 zuerſt nach Amerika aus, und zwar unter der Leitung der Anna Lee, einer Nichte des berühmten Generals Karl Lee, der ſich im amerikaniſchen Kriege ſo rühmlich ausgezeichnet hat. Die Ordnung, Reinlichkeit, Bequemlichkeit und das Gedeihen, das man ſo auffallend bey ihnen bemerkt, werden durch ihren Fleiß, ihre Sparſamkeit, Selbſtverläugnung und Ergebenheit gegen ihre Häupter und gegen das gemeinſchaftliche Intereſſe, welches alles ſie als religiöſe Pflichten anſehen, und auch aus dem Umſtande erklärlich, daß die meiſten von ihnen nicht mit der Sorge für Kinder beläſtigt ſind, und alſo volle Muſe haben, ihren Beſchäftigungen nachzugeben. Sie haben ein anderes Dorf in der Nähe, wo ſie, wie man mir ſagte, fehlende Mitglieder hinſchicken, die dort unter Strafe und von der Gemeinſchaft ausgeſchloſſen ſind, und Abtrünnige genannt werden; ſie bezeichnen ſie, indem ſie ſagen: „ſie ſeyen außer der Gabe.“ Man ſagte mir, ſie fühlten es als keine Beleidigung, wenn man ſie Shaker oder Schüttler nennet; und ich habe nie von einem beſſeren Namen gehört, nach welchem ſie genannt werden, oder ſelbſt genannt zu werden wünſchen. Sie ſchreiben ſelten etwas über ihre eigenen Grundſätze und Eigenthümlichkeiten, und die genaueren Nachrichten, die wir von ihnen haben, haben wir vornehmlich denjenigen zu verdanken, die von der Sekte abgefallen ſind.

Unter mancherley Werken dieſer Gattung iſt Thomas Browns Account of the people called Shakers, their faith, doctrines et practice etc. wohl das Beſte. Dieſer Mann war ſelbſt mehrere Jahre lang ein Mitglied der Geſellſchaft, aber ſein Buch ſcheint dennoch das Gepräge der Aufrichtigkeit und Wahrheit an ſich zu tragen.

Dieſem Buche zufolge ſind ſie dem gröbſten Aberglauben und dem wildeſten Fanatismus ergeben. Sie ſehen ein Weib von wenigſtens zweifelhaftem Charakter als den Welterlöſer nach ſeinem zweyten Kommen an, und vermengen in dieſem Weibe die Eigenſchaften des Gottesſohnes mit der Trunkenheit, worin daſſelbe ſich zuweilen vergaß. Ich mag die Frömmigkeit dieſer Geſellſchaft eben ſo wenig in Zweifel ziehen, als ihre auffallenderen häuslichen Tugenden. Sie haben ſich aber oft der größten Grauſamkeit ſchuldig bewieſen, indem ſie Eltern von Kindern getrennt und die heiligſten Bande der Natur zerriſſen, blos um ihre eigene Sekte zu erheben.

Anna Lee wurde ungefähr ums Jahr 1735 in Mancheſter geboren, und ehelichte einen Hufſchmide Namens Abraham Stanley, der ſie übel behandelte. Da ſie das Unglück gehabt, acht Kinder, vorzüglich durch ihre perſönlichen Mißhandlungen, zu verlieren, ſo entſagte ſie nach einer gefährlichen Krankheit, die ihrem Leben gedrohet hatte, der Ehe, die ſie als den Urſprung der Sünde erklärte, und ward ſo das Oberhaupt der Shaker. Vor dieſem hatten dieſe keine Einwendung gegen den Eheſtand gehabt, von jezt an (1771) aber entſagten ſie demſelben. Anna Lee (die ſie jezt, als das geiſtliche Oberhaupt ihrer Sekte, Mutter Anna nannten) machte auf die Heilkraft, die Gabe der Sprachen und auf die Kraft, die Geheimniſſe des Herzens zu entdecken, auf den Einfluß der unſichtbaren Macht Gottes, auf ſündenfreye Vollkommenheit und unmittelbare Offenbarung, Anſpruch. Brown ſagt aber von ihr, daß ſie ſich zuweilen in geiſtigen Getränken betrank, und dieſelbe „eines von Gottes guten Geſchöpfen“ nannte. Sie ſtarb zu Niskauna im Jahr 1784.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, am 1. Sept.

(Beſchluß.)

Auch Hrn. Devrient, Opernſänger beym königlichen Theater in Berlin, ſahen wir in einigen Gaſtrollen. Er ſang den Jakob in Mehuls Oper, den Leporello und den Saraſtro, beſonders leztern nicht ohne Beyfall; doch hinterließ ſeine Erſcheinung auch keinen tiefern Eindruck.

Zum Erſten- und wahrſcheinlich auch zum Leztenmale ward am 11. Juli die Waldburg, Oper in zwey Akten, Text und Muſik vom Freyherrn v. Lichtenſtein, gegeben. Das Publikum äußerte zu deutlich, wie wenig es wünſche, dieſes ſonderbare Machwerk noch einmal zu ſehen, als daß deſſen Wiederholung zu erwarten ſtünde. Es mag daher in Frieden ruhen. Ein gleiches Schickſal wäre wohl auch am 18. Juli dem Luſtſpiele Wohlfeil Leben, angeblich von Coſtenoble, nach Schröder, zu Theil geworden, wenn nicht Unzelmanns höchſt lebendiges und charakteriſtiſches Spiel als Ambroſius Flink es aufrecht erhalten, und einige Tage darauf zu einer Wiederholung gebracht hätte. Wir bedauern nur die koſtbare Zeit, welche auf das Studium ſolcher Ephemeren oder gar Wechſelbälge verwendet wird, und klaſſiſchen Stücken den Weg vertritt, denn außerdem kann wohl einmal eine ſolche Sternſchnuppe am dramatiſchen Himmel ſpurlos vorüber ſchweben, und es braucht deßhalb kein großer Lärmen gemacht zu werden. Der 23. Aug. beſchenkte uns dann wieder mit drey neuen Stücken, welche ſämmtlich anſprachen. Das Strudelköpfchen, von Th. Hell, war neu einſtudirt, und ward in den Hauptrollen von Hrn. Julius und Mad. Schirmer vortrefflich dargeſtellt. Es iſt ein ſolches Spiel aber auch nöthig, um die ſonſt etwas flach gezeichneten Charaktere in gehöriges Licht zu ſtellen. Einige Galliziſmen des Bearbeiters ſchwirrten uns auch vor den Ohren. Nummer 777, von C. Lebrün — auch nach dem Franzöſiſchen — iſt in ſeiner Art ſchon oft da geweſen, aber Hrn. Pauli's Spiel als Schreiber Pfeffer belebte das Ganze, daher er denn auch gerufen ward. Hr. Burmeiſter als Vortheil hätte gleiche Belohnung verdient. Den Schluß machte Bär und Baſſa, Vaudevilles Burleske nach dem Franzöſiſchen von Karl Blume. Es liegt viel poetiſcher Stoff darin, nur mußte es in manchen Rollen beſſer geſpielt werden. Eben ein gewiſſes Pathos muß hier das Lächerliche ſteigern, und man nahm das Ganze zu flach, daher auch ſonderbarer Weiſe bey der Wiederholung einige dramatiſche Orthodoxen ziſchten. Der bucklichte Liebhaber, nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli, war vorgeſtern. Unzelmann ſpielte brav, und doch ſprach's nicht recht an. Wir wollen die zweyte Vorſtellung abwarten.

Hr. Haake, Regiſſeur aus Braunſchweig, hat mit Gaſtrollen vor einigen Tagen angefangen. Beym Schluß derſelben einige Worte über den talentvollen Künſtler.

Bald hätte ich vergeſſen, daß man auch Schröders: Das Blatt hat ſich gewendet, neu einſtudirt hat. Ein Unfall bey der Vorſtellung ſtörte das Ganze, das ſonſt recht gut zuſammenging.

Sign. Zeji trat in der italieniſchen Oper zum Erſtenmale auf. Er ſang den Uberto in Pärs Wegelagerern. Befangenheit und Unbeholfenheit mußte die Neuheit entſchuldigen. Die Stimme war ſchön, klangvoll, rein, der Vortrag aus guter Schule. Mit dem Spiele wird ſich's ſchon geben, nur die gebeugte Haltung des Körpers muß er möglichſt vermeiden.

Die Blondiniſche Kunſtreiter-Geſellſchaft iſt nun fort. Die ſchönen Dresdnerinnen weinen ihr nach, denn ihre Lieblinge, Baptiſte und Baſſin fils, ſchieden. Sie haben aber recht. Denn etwas Edel-Kühneres als den erſten, und etwas Graziös-Anmuthigeres als den zweyten, kann man nicht ſehen, und Männer wie Frauen waren deſſen Lobes voll. Die Geſellſchaft gehört überhaupt zu den vorzüglichſten, die ich noch ſah.

Karlsruhe, den 2. Okt.

Obgleich Karlsruhe dem Reiſenden manches Intereſſante darbietet, was auswärts nicht ſehr bekannt iſt, ſo muß ich meine Mittheilungen doch, aus Mangel an Zeit, auf das Theater beſchränken, wo geſtern Dem. Maas von Berlin in der Sappho auftrat.

Es wäre zu ſpät, über das Stück ſelbſt noch eine Kritik zu geben, die Fehler deſſelben ſind indeß allgemeiner erkannt worden, als ſeine Schönheiten, und da ein großer Theil des vaterländiſchen Publikums, deſſen Geſchmack mehr in die Breite als in die Höhe oder Tiefe geht, von dem materiellen Intereſſe eines Kunſtwerks ſtärker angezogen zu werden pflegt, als von der geiſtreichſten Behandlung des Stoffs, ſo konnte die Sappho, bey ihrer mehr innern als äußern Handlung und dem eben darum mehr lyriſchen als dramatiſchen Charakter des Stücks, kein entſchiedenes Glück machen.

Dem. Maas war, als Sappho, eine neue Erſcheinung auf der hieſigen Bühne; wie aber alles Neue ſich erſt allmählig Eingang bahnen muß, ſo mußten auch die Urtheile über ſie hier Anfangs ſehr verſchieden ausfallen. Sie ſchritt auf dem Kothurn einher, und man war, wie es ſcheint, bis jezt blos an die häuslichen Pantoffeln gewöhnt, welche allerdings viel bequemer ſind. Die Verbindung der Plaſtik mit der theatraliſchen Darſtellung, welche in der höhern Tragödie ſo weſentlich geboten iſt, und wodurch ſich das Spiel der Dem. Maas ſo hoch auszeichnet, iſt den meiſten Schauſpielerinnen, ſo wie dem größeren Theile des ſchauluſtigen Publikums, ein Unbekanntes. Der Grund iſt wohl in unſerer Tragödie ſelbſt zu ſuchen, denn die Kunſt des Mimen pflegt ſich ganz nach dieſer zu bequemen. Eckhofs Schule, die in ſeinen Zöglingen noch lange auf der Mannheimer Bühne fortblühte, mußte das ächte tragiſche Darſtellungs-Prinzip in ſich aufnehmen, weil damals nur das heroiſche Trauerſpiel Anſehen hatte, und meiſt aus griechiſchen Stoffen und nach griechiſchen Muſtern gebildet war. Durch Leſſings unheilbringende Betriebſamkeit gewann das bürgerliche Drama die Herrſchaft, und nun fand ſich auch alsbald das Prinzip der Natürlichkeit ein; man wollte keine Erhebung mehr, kein großes, energiſches Gefühl, wie es aus einer tiefern Weltanſchauung hervorgeht, ſondern ſentimentale Anregung weichgeſchaffener Seelen, und da die Thränen weit rührender ſind, wenn ſie aus ſchönen Augen fließen, ſo betrachtete man bald ein hübſches Lärvchen als das erſte Requiſit einer jungen Künſtlerin.

Dieſe Bemerkungen mußte ich nothwendig vorausſchicken, da in ihnen die Begründung meines Urtheils über Dem. Maas enthalten iſt. Ich komme jezt auf ihre Sappho. Was dieſer Künſtlerin im Allgemeinen zum großen Lobe gereicht, iſt die ſtrenge Konſequenz, womit ſie ihr gründlich überdachtes Spiel durchführt, ohne je, im Einzelnen, aus dem Charakter des Ganzen zu treten. Grillparzer mußte ſeine lesbiſche Sängerin etwas anders auffaſſen, als ſie der römiſche Dichter bezeichnet:

Spirat adhuc Amor
Vivuntque commissi calores
Aeolinae fidibus puellae.

Der Liebe geſellte er jenen hohen Stolz bey, wie er der Griechin ziemte, die von ganz Hellas bewundert ward. Das Feuer der Leidenſchaft in ihrem Buſen bricht nur zuweilen wie eine ſengende Flamme hervor; es iſt mehr die innere Glut eines Vulkans, der ſich ſelbſt verzehrt, und plötzlich in Aſche zuſammenfällt. Gleich bey ihrem erſten Auftreten, in der Trunkenheit des Ruhms, deſſen Widerſchein in der Seele des geliebten Jünglings ſie für ein ganz anderes Gefühl hält, erſchien Dem. Maas etwas beklommen, und mit der ſichtbaren, wenn auch nur unbewußten Ahnung, daß ſie den dunkeln Mächten des Schickſals heimfallen werde. Der Vorwurf, welcher der Künſtlerin hier und da gemacht wurde, als habe ſie mitunter zu viel Kälte gezeigt, und zu wenig Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen, muß als grundlos und ſogar als Lobſpruch erkannt werden, ſobald man erwägt, daß auch die ſtärkſte Bewegung in edleren, höheren Naturen mit Mäßigung verbunden iſt, und daß in dieſer Mäßigung die tragiſche Würde ruht. Nur niedrige, gemeine Weſen erliegen dem unendlichen Schmerz, der, in ſeiner höchſten Steigerung, bey jenen nothwendig an Ruhe grenzt. Auch die Antiken erſcheinen uns kalt, wenn wir ſie mit dem Ausdruck im täglichen Leben vergleichen, wo das geſtörte innere Gleichgewicht, bey dem geringern Maß von Kraft, nicht ſo leicht wieder hergeſtellt werden kann.

Als den Triumph der Künſtlerin in der Sappho betrachten wir die beyden Monologe zu Anfang und Ende des dritten, und den ganzen fünften Akt. Hier war es, wo ſie das Höchſte theatraliſcher Darſtellung erreichte, und nirgends Studium und Abſichtlichkeit ſich verriethen. In den übrigen Scenen gab es allerdings Momente, wo die Uebergänge von einer Attitüde in die andere das künſtleriſche Streben zu ſichtbar werden ließen; dieß iſt übrigens ein Tadel, zu welchem, leider! auf unſern deutſchen Bühnen gar ſelten Veranlaſſung gegeben wird. Der Naturalismus bewahrt unſere Schauſpielerinnen davor, und man kann aber auch nicht ſagen, daß das Publikum mit übertriebenen Anſprüchen in das Theater zu kommen pflege.

Wie wenig überhaupt der Zuſammenhang der bildenden mit der mimiſchen Kunſt beachtet werde, konnte man bey der heutigen Vorſtellung beſonders an den Mädchen und Sklaven der Sappho wahrnehmen; ſtatt ſich jedesmal zweckmäßig und nach den Geſetzen maleriſcher Anordnung zu gruppiren, ſtanden die Damen, wie zur Muſterung, in Reih und Glied, und die Herren bildeten, ihnen gegenüber, einen etwas verworrenen Knäul, der ſich immer beym magiſchen Klang des erſehnten Stichworts zwiſchen die Kouliſſen hinein wunderlich aufrollte.

Je weniger überhaupt in Deutſchland für Erziehung und Bildung des Schauſpielers gethan wird und gethan werden kann, deſto mehr müßte man jeder Bühne eine Künſtlerin wie Dem. Maas wünſchen, damit ſich wenigſtens ein aufſtrebendes Talent an einem gediegenen Muſter entwickeln könnte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Digitized by Google

Nro. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Oktober 1822.

> Entſtehen und Vergehn iſt das große Geſetz der Natur, nichts
> bleibt und nichts iſt unveränderlich, wie die Veränderung ſelbſt.
>
> J. F. Benzenberg.

Ueber die Entzifferung der egyptiſchen Hieroglyphen und andern Bemühungen um das Alterthum in Paris.

Aus dem Briefe eines Gelehrten.

Die mir merkwürdigſte Neuigkeit, von der Sie ſchon einiges aus den öffentlichen Blättern erfahren haben werden, und über welche nächſtens von dem Urheber der Entdeckung ſelbſt ein etwas ausführlicherer Bericht im Druck erſcheinen ſoll, iſt — gerade die gelehrteſten Kenner müſſen darüber das lebhafteſte Erſtaunen empfinden — die ſichere Leſung einer nicht unbeträchtlichen Anzahl der, nun ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten mit dem Dunkel der Vorwelt umhüllten, egyptiſchen Hieroglyphen. Ein noch ziemlich junger Gelehrter, Hr. Champollion, der jüngere Bruder des, durch ſeine Preisſchrift über die Chronologie der Ptolemäer ſchon bekanntere Champollion Figeac, iſt es, dem die berühmte Inſchrift von Roſette, während eines funfzehnjährigen Studiums, allmählig den Zugang zu dieſen verſchloſſenen Heiligthümern eröffnete. Bey manchen ſteht er noch in der Vorhalle, aber auch mehreres iſt ſchon zugänglich und mit Sicherheit aufgehellt. Am gewiſſeſten iſt die Leſung der Namen der griechiſchen Könige und Königinnen und der römiſchen Kaiſer. Zur Schreibung dieſer haben ſich nämlich die Egyptier, wie aus der Entzifferung hervorgeht, eine Art von hieroglyphiſchem Alphabet geſchaffen, deſſen Bildung zugleich auf die der Buchſtabenſchrift überhaupt und auf den Uebergang von der Gedanken malenden Bilderſchrift zu der Bezeichnung der einzelnen Töne, ein, zwar ſchon längſt geahntes aber nun erſt beſtimmt aufgehendes, Licht wirft. *) Sie drückten nämlich jeden Buchſtaben durch das Bild eines Gegenſtandes aus, deſſen Namen mit dieſem Buchſtaben anfängt; und um anzudeuten, daß eine gewiſſe Reihe ſolcher Bilder nur dieſe beſchränktere Bedeutung hat, umgaben ſie dieſelbe mit einer beſondern Einfaſſung; was freylich auch ſchon ihre frühern Vorgänger öfters bey den Namen der ältern eingebornen Könige gethan hatten; die aber nicht in Buchſtaben ſondern in bedeutende Sylben zerſetzt ſind. Die Inſchrift von Roſette gab den Namen eines Ptolemäers und ſeiner Gattin, und daher ſchon eine gewiſſe Anzahl dieſer, als Buchſtaben dienenden, Zeichen; deren Kenntniß durch geſchickte Vergleichung der in mehreren Namen vorkommenden oder abweſenden Töne bald vermehrt oder vervollſtändigt werden konnte. So begann das Leſen dieſer Eigennamen, das in Kurzem durch die Bemerkung, daß die Inſchriften dieſer Art, aus der griechiſchen und römiſchen Zeit, gerade dieſelben ſind, die auf den in Egypten geſchlagenen Münzen derſelben Könige und Kaiſer vorkommen, theils erleichtert, theils beſtätigt wurde.

Schon lieſt nun Champollion auf vielen egyptiſchen Denkmälern ſolche Namen ſpäterer Fürſten, oder Beywörter, welche dieſelben bezeichnen, wie z. B. auf den Mauern

---

*) Das phöniziſche Alphabet ſcheint nämlich auf dieſelbe Weiſe entſtanden zu ſeyn; aber die Bilder der Gegenſtände ſind ſchon ſo ſehr verändert auf uns gekommen, daß das Erkennen derſelben oft blos als eine etwas gewagte Vermuthung erſchien.

des Tempels von Denderah (aber nicht, wie vielleicht aus Mißverſtändniß geſagt worden iſt, auf dem aus dieſem Tempel entwandten Thierkreiſe) unter andern das Wort Autokrator, das auf den in Egypten geprägten Münzen Nero's gleichfalls ohne Beyſetzung des Eigennamens vorkommt. — Auf den erſten Blick ſcheint dieſe Entdeckung viele Denkmäler des alten Vaterlandes eines höhern Kultus auffallend zu verjüngen. Dieſes iſt aber nur ein ſcheinbares Reſultat derſelben; denn über den Namen ſolcher ſpäterer Herrſcher kommen häufig die der ältern Pharaoniſchen Könige vor, und der geſammte jetzige Standpunkt dieſer Unterſuchungen zeigt vielmehr in dieſer Rückſicht, daß dieſe Denkmäler erſt im Lauf der Jahrhunderte, oder auch wohl der Jahrtauſende, allmählig mit der unglaublichen Menge von Inſchriften verſehen worden ſind, welche dieſelben nunmehr bedecken. Ja es ſcheint, daß die uralten Gründer, unter welchen der große, durch die Bilderſchrift als Sohn der Iſis (was die Bedeutung ſeines eigentlichen egyptiſchen Namens ſeyn ſoll) bezeichnete, Seſoſtris eine vorzügliche Stelle einnimmt, zuerſt blos ihren Namen und ihren Ruhm an die Spitze der von ihnen geſtifteten heiligen Gebäude ſezten, und daß die Prieſter allmählig den leeren Raum benuzten, um auch ſpätere Wohlthäter des Tempels der Ehre auf die Nachwelt gebracht zu werden theilhaftig zu machen.

Natürlicherweiſe ſind erſt einige dieſer ältern, ſinnbildlich bezeichneten, Königsnamen ſo wie der reinſinnbildlichen Zeichen überhaupt, mit Gewißheit entdeckt; aber doch ſchon manche dieſer Zeichen ließen ſich, vorzüglich durch Hülfe der Inſchrift von Roſette, wenigſtens mit großer Wahrſcheinlichkeit errathen, und die Entzifferung ſchritt dadurch zu bedeutenden Reſultaten voran, daß die Verbindungszeichen der Begriffe erkannt und ſo gewiſſermaßen die Regeln der hieroglyphiſchen Grammatik entdeckt wurden. Auch der bisher zu ſehr verkannte Horapollo, mit ſeinen Auslegungen einer beträchtlichen Anzahl heiliger Zeichen, kommt dadurch gelegentlich zu größerer Ehre, und Champollion hat eine erklärende Ausgabe dieſes Schriftſtellers vor. Seine eigene, ſehr ausführliche, Analyſe der benuzten Quellen und Angaben der erlangten Reſultate hat er, in mehrern Vorleſungen, der Académie des belles lettres vorgelegt, welche beſchloſſen hat, ſich bey der Regierung für die Unterſtützung der Bekanntmachung dieſes, durch die vielen dazu in Kupfer zu ſtechenden Zeichen, koſtbaren Werkes zu verwenden.

Schon jezt läßt uns dieſe Entdeckung und die von dem Urheber derſelben damit verbundene genauere Unterſuchung der alten egyptiſchen Geſchichte, worin durch eine tiefere Kenntniß der eigenthümlichen Schrift und Sprache dieſes Volks manche Mißverſtändniſſe und ſcheinbare Widerſprüche der griechiſchen Schriftſteller aufgeklärt werden, einige erfreuliche Blicke in das heilige Dunkel der Vorwelt werfen, und ſollten, wie zu hoffen iſt, noch einige, wie die Inſchrift von Roſette in mehrfacher Sprache und Schrift verfaßte Denkmäler aufgefunden werden, *) ſo könnten noch einſt, jezt kaum der ſchüchternen Muthmaßung dämmernde Jahrtauſende, aus der dunkeln Gruft der Vergangenheit, wieder lebendig und thatenreich für uns auferſtehen.

Die Freude über die günſtige Aufnahme der Mittheilung ſeiner Entdeckungen wurde für Champollion noch dadurch vermehrt, daß gerade der, ſich in derſelben Laufbahn rühmlichſt auszeichnende Engländer, Dr. Young, als Zeuge derſelben, in Paris gegenwärtig war, und ſeinem jüngern Nebenbuhler mit der löblichſten Humanität volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Neben dieſem, ſich nun plötzlich zu höherer und zum Theil noch beſtrittener Achtung hinaufſchwingenden Forſcher, und neben dem in ganz Europa rühmlichſt bekannten ältern Förderern wahrer Gelehrſamkeit, zeichnen ſich einige ſchon durch ihre Aufnahme in die Académie des inscriptions und des belles lettres der öffentlichen Aufmerkſamkeit empfohlene jüngere Gelehrte, durch die verdienſtvollſten Beſtrebungen aus, und geben der gebildeten Welt zu merkwürdigen Fortſchritten der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gegründete Hoffnung. So wird Letronne nächſtens ein wichtiges Werk über die in Egypten gefundenen griechiſchen Inſchriften, deſſen Druck ſchon weit vorangerückt iſt, vollenden. Ein in Egypten aufgefundener, ſehr genau eingetheilter Maßſtab aus der älteſten Zeit gibt Jomard zu neuen Unterſuchungen über die Meßkunſt und das Syſtem der Maße der Alten Anlaß. Saint-Martin dehnt ſeine, mit Armenien begonnenen, Unterſuchungen auf die ganze ältere Geſchichte des Orients, in ſeinen Berührungen mit dem Occident, aus und verſpricht große Aufklärungen über die älteſte griechiſche Geſchichte und Chronologie. Abel Remuſat zieht aus chineſiſchen und tartariſchen Quellen wichtige Thatſachen über die Geſchichte und Bildung der entfernteſten Morgenländer und über ihre Verbindungen mit dem Abendlande. Etienne Quatremère arbeitet theils an einem ſyriſchen, theils an einem koptiſchen Wörterbuche. Dureau de la Malle beleuchtet die Taktik der Alten. Der in der Sprache und Literatur der Hellenen ſo tief bewanderte Boiſſonade entreißt, durch ſeinen Eunapius, einen zu wenig bekannten Schriftſteller der Dunkelheit und zeigt uns die lezten griechiſchen Philoſophen in ungleichem Kampfe mit dem ſiegenden Chriſtenthum. Gail arbeitet an Verbeſſerungen ſeiner Ausgabe und Ueberſetzung des Thucydides. Ein noch ungenannter Gelehrter mit einem andern ſchätzbaren jungen Mann, der unſern Rheingegenden angehört, im Wettſtreite, kündigt eine Ueberſetzung von Creuzers Symbolik an, und überall zeigt ſich, troz mancher ungünſtigen

---

*) Noch neuerlich iſt in Syrien eine Inſchrift mit Hieroglyphen und eine Keilſchrift aufgefunden worden, die freylich eher zu der Erklärung der leztern als der erſtern beytragen dürfte.

Digitized by Google

Zeitumſtände, ein rühmlicher Eifer, dem zugleich eine ſich immer mehrende Kenntniß des im Auslande Geleiſteten, wichtige Beyträge und Hülfe zu ſchnellern Fortſchritten liefert.

Die Lilie von Liddisthal.

(Fortſetzung.)

Eines Tages wie Elliot von ſeinem innern Kampfe getrieben, die Gegend durchſtrich, gelangte er auf einen waldbewachſenen Gipfel, von deſſen Höhe herab er eine reinliche Hütte von wenigen Feldern umgeben, an dem Ufer eines Waldbaches wahrnahm. Er erkannte die umliegenden Höhen und erinnerte ſich, daß ſeine Jäger ihm dieſe Wohnung als die Hütte der Thal-Lilie gezeigt hatten. Die Sehnſucht, ihre Heimath zu ſehen, zog ihn hinab in das Thal. — Da drang er durch ein Dickicht und erblickte auf einem vorſpringenden Raſenhügel Anna in der Mitte ihrer Heerde. Des Mädchens Herz ſchlug laut, wie ſie den Jüngling erkannte; ſie ſchalt ihr Herz und ſtand vom Raſen auf, ihn zu fliehen — aber ihre Kraft verließ ſie und Elliot kniete neben ihr und bat zärtlich, ihn nicht zu fürchten. Noch nie hatte Elliot von Liebe geſprochen, die Einſamkeit der Waldwieſe erhöhte ſeine Gluth, er verſchwendete Verheißungen und Bitten, er rufte den Gott des Himmels zum Zeugen, daß er Anna zu ſeiner Gattin machen wolle, daß er ſie wolle heimführen, als Herrin ſeines Stammſchloſſes. Tiefes Schweigen ſchloß Annas Mund, ſo tiefe Stille folgte des Jünglings leidenſchaftlicher Rede, daß ein leiſes Echo ſeine letzten Worte zurückhallte. Endlich hatte Sittſamkeit und Demuth der Kraft frommer Tugend in Annas Herzen den Sieg verſchafft. „Herr, ſagte ſie mit thränenvollem Auge, Ihr verkennt eure Magd. Die arme Anna küßt dankbar Eure Hand, aber daß ſie die Tochter Eures Lehnsmann iſt, ſoll ſie nicht vergeſſen. Gewiß Ihr wollt mich nicht verderben! Geht dann, o geht, mein Gebieter! Wenn Walter euch ſähe, wenn mein Vater dieſes wüßte, ſo legte der Gram ſie ins Grab.“

Elliot erſchrak über die Angſt, die Innigkeit, mit der Anna ſprach, er vermochte noch ſeine Wünſche zu zügeln, wo es Andrer Ruhe galt, und ließ das Mädchen ſich entfernen. — — Aber Annas Ruhe war dahin, die Lebensluſt ſchuldloſen Selbſtbewußtſeyns ſpielte nicht mehr um die Lilie des Thals und bald ſenkte ſie ihr blühendes Haupt. Anna ward krank von dem Kampf, den es ihr koſtete, die Erinnerung an Elliots Liebesgeflüſter zu bannen. Die Erinnerung, daß ſeine Hand die ihre gehalten, daß ſein Athem ihre Wange berührt, wollte ſie vertilgen, denn ihr inneres Herz ſagte ihr: ich gehöre Waltern allein, und mein leichtſinniges Auge hat mich verführt. — Bald erſcholl die Nachricht im Thal, daß Anna Gordon dem Sterben nahe ſey. In jeder Hütte beklagte man ſie, denn es war deren keine, in der ihr nicht Güte und Freundlichkeit Liebe gewonnen; Abends, wenn die Heerden ins Dorf getrieben wurden, ſtellten ſich die Jünglinge zuſammen, und fragten einander leiſe nach der Lilie vom Thal — und wenn der alte Gordon durchs Dorf ging, begrüßten ihn ſchweigend die Landleute, als habe ſein Unglück ihm eine weltliche Würde verliehen. Walter aber wich Tag und Nacht nicht von Annens Lager. Nun war er wieder in Bruders Rechte getreten, und half ſie pflegen, und ſuchte den Vater zu tröſten. Ach es ward beydes ihm ſchwer! denn nicht nur die Angſt um Annas Leben laſtete auf ſeinem Herzen, es ward auch von der Urſache ihres Erkrankens gequält. In den Fieberträumen, die ihren Geiſt gefangen hielten, war Elliot der Gegenſtand all' ihrer Reden, ſein Name ſchwebte ohne Unterlaß auf ihren Lippen, doch indem ſie ihre Verirrung verrieth, bewies ſie auch die Unſchuld ihres Herzens und Elliots Benehmen, und das erregte keinen Vorwurf gegen ihn. Mit innigem Schmerz ſah Walter der Zukunft entgegen, wo auch das größte Opfer, das er ſich auferlegen wollte, der ſchönen Lilie nie ihr frohes Leben wieder geben konnte — denn wenn er nun auch ihr entſagte — wie konnte Anna Gordon von Elliot geliebt werden, wie er ſie zu lieben ſich bewußt war?

Nach vielen langen Tagen und angſtvollen Nächten ſank unerwartet auf Anna's Augen ein ruhiger Schlaf. Walter bewachte ihren Athemzug, der immer freyer der Bruſt entſtieg, und auf ihn fiel ihr erſter Blick, als ſie nach mehrern Stunden, der Gefahr entgangen, erwachte. Ernſt und mitleidig haftete ihr Auge auf ihm; dann bedeckte ſie ihre Stirn mit ihrer Hand, weinte und fragte leiſe: „Walter, ſtarb mein Vater vor Jammer und Schande?“ — „Er lebt und liebt dich, und wird wieder glücklich ſeyn, ſo bald du uns wieder geſchenkt biſt.“ — „So hat er mich nicht verurtheilt! und du, Walter, biſt du gewiß, daß ich meinen Eid, auf unſere Bibel geſchworen, nie verletzen werde?“ — „Du wirſt ihn nicht verletzen, Anna, ohne meinen Beyfall und Segen.“ — „Nein, nein! rief die gebeugte Lilie, Segen folgt nur dem, der ſeinem Schwur getreu iſt.“ — Gordon und Walter waren zu wahr, um zu verhehlen, was Anna's Träume ihnen offenbart hatten. Aber ſie machten ihr keine Vorwürfe, ſie zählten es mit zu den Träumen, die ihr Fieber erzeugt hatte, und freundliche Vorſorge, heiteres Beyſammenſeyn, in dem Jeder dem Andern ſeinen Kummer zum Opfer brachte, beförderte Anna's Geneſung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin und Leipzig, den 14. Sept.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die „Künſtler gefallen.“

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Neues Luſtſpiel von einem Herrn Lermann: Mehr Glück als Verſtand. Ich habe von beyden nicht viel gemerkt. Neueſte, löſchpapierne Theaterkunſt-Philoſophie liegt bey.“

Dieſe Beylage beſteht aus Papierſtreifen, die allem Anſcheine nach aus der Spener'ſchen Zeitung geſchnitten ſind, und eine theaterkritiſche Saiſons-Ueberſicht enthalten; die nämliche unfehlbar, wovon

der Dramaturg Sauerampfer

in ſeinem, für vollſtändigen Abdruck leider allzu langen und allzu ſauren Briefe handelt.

„Der neue Löſchpapierne" (ſchon wieder ein neuer?) „hat neuerlich ſich ordentlich auf die Folter geſpannt, um zu beweiſen, daß Eßlair, die Schröder, die Neumann ꝛc. ja ſogar in gewiſſer Maaße auch die Stich auf falſchem Kunſtwege wandeln, während das Ehepaar Wolff ganz allein auf dem rechten einherziehe. Ich halte von der Kunſt der Mad. Neumann nicht halb ſo viel, als die alte Garde" (ſo nennt man, wie ich höre, in Berlin die alten Liebhaber dieſer jungen und reizenden Künſtlerin) „davon ſagt, und die Effektmacherey Eßlairs und der Mad. Schröder hat mich ſehr oft zurückgeſtoßen; ich hab' auch an dem Spiele der Stich gar viel auszuſetzen; aber wenn ich Eßlair mit Wolff vergleiche, und wenn ich zumal auf die Rollenverzeichniſſe von beyden ſehe, ſo find' ich einen Abſtand, ungefähr ſo groß, wie zwiſchen dem Rhein und der Ilm. Eßlair fehlt oft; aber immer wie die Kraft, wie das eminente Talent. Hr. Wolff vermeidet mehr Fehler, als er begeht, aber immer erſcheinen die Unkraft, der Hang nach der Sicherheit der Mittelſtraße — die in Kunſtſachen ſo leicht zur Mittelmäßigkeit führt — als die Hauptquellen dieſer größeren Korrektheit. Zum poetiſchen Schauſpieler von der Natur nicht berufen, und zum proſaiſchen durch Goethe's poetiſche Theater-Direktion in Weimar verdorben, wagt er ſich eben ſo ſelten an die größeren Aufgaben der poetiſchen Theaterkunſt, als er die der proſaiſchen ganz glücklich löſet; auch iſt ſeine Regie der Tragödie bis jezt ganz entblößt von der Wirkung geweſen, welche die Freunde ſeiner Art und Kunſt davon erwarteten; der Kultus der Melpomene iſt in den ſieben magern Jahren ſeines Hierſeyns alljährlich tiefer geſunken, und man hat an ihm kein — wenigſtens kein reines, uneigennütziges — Beſtreben wahrgenommen, denſelben zu heben. Anders ſteht allerdings die Wolff neben der Schröder. In ihr iſt mehr männliche Kraft, als in ihrem — leider auch phyſiſch kränklichen — Gatten, es iſt nur der Schreihals, die Majorslunge, die ihr abgehen, um, bey weit gereinigterem Geſchmack, bey weit feinerem Takte, und bey weit richtigeren Einſichten in das Weſen der Kunſt, alle Effekte der berühmten Wienerin weit hinter ſich zu laſſen; und wo die Leztere weiter kommt, da geſchieht es meiſtens auf Koſten des innern Zuſammenhangs, deſſen Ausbeutung das momentane Weiterkommen eben ſo gewiß erleichtert, als das Zerreißen der Stränge oder das Abwerfen des Reiters den Lauf des Roſſes." (Wunderliches Gleichniß! — das vom Reiter beſonders!) „Aber bey alle dem find' ich eine lächerliche Stadt-Eitelkeit" (Berlin iſt eine Capitale, ſagen wir alſo lieber Capital-Eitelkeit) „darinne, wenn der Theater-Recenſent quaestionis den moderatiſtiſchen Weg der Wolff als den allein richtigen bezeichnen will. Kurz, mir kommt dieſe ganze Lobhudeley wie beſtellte Arbeit vor." (Wer wird gleich ſo Arges denken!) — — — „Uebrigens nimmt die Betrüblichkeit des Zuſtandes der dramatiſchen Kunſt auf unſerer — National-Bühne ſeit dem poſitiven Siege des Dudeldumm, Dudeldumm, Dudeldummdummdey cum annexis monatlich zu, und es ſcheint, daß wir in dieſer Hinſicht Leipzig zu beneiden haben." (Daß ich nicht wüßte! C'est partout comme chez — vous, und ich glaube, die Niederlage der Kunſt iſt überall mehr den Generalen und Intendanten, als den Soldaten und den Einwohnern zuzuſchreiben.)

Brief des Leipziger Geſtrengen.

„Meine Brühe über die Gaſtſpiele Eßlairs und des Ehepaares Stich, dachte ich, würden Sie einkochen laſſen; nun haben Sie aber den ganzen Topf dem Publikum vorgeſezt. Meinetwegen. So weiß ich nun auch, wer ich bin: der Geſtrenge. Wegen der Anfangsſylbe habe ich das Wort im Adelung nachgeſchlagen, und, nachdem ich den Artikel geleſen, laſſe ich mir das Epitheton gefallen. — Ein paar Druckfehler finden ſich in dem Aufſatze. Angehends Hrn. Stich, iſt zu leſen Duell ſtatt Duett. Der Mad. Stich zu große Zärtlichkeit aber würde ich, beſonders mir vis à vis, nicht getadelt haben, ſondern von ihrer mir nichts nützenden Zierlichkeit ſprach ich."

Brief des Leipziger Allgemeinen.

„Ich werde mich des mir zugetheilten Spottnamens wegen wohl in Acht nehmen, Ihnen wieder über unſer Theater zu ſchreiben, wenn ich nicht etwas Beſonderes darüber zu berichten habe." (Dann ſoll der Herr Briefſteller auch umgetauft werden, ſoll den Titel des Leipziger Beſondern bekommen, welches für einen Kunſtrichter, der recht in's Einzelne geht, um ſo eher paßt, da es in dem alten Fakultäts- und Hofgerichtsſtyle die Titulatur des Scharfrichters war.) „Im Einſtudiren neuer Stücke iſt man hier, nach wie vor, ſehr faul," (das iſt nichts Beſonderes) „und es wird vielleicht noch ſchlimmer werden, wenn es ſich beſtätiget, daß der Herr Unternehmer im Begriff ſteht, zugleich in einer zweyten großen Handelsſtadt eine Theater-Unternehmung zu übernehmen. Wenn er ſich nur nicht übernimmt. Man ſollte glauben, dieſe Eine mache ihm Noth genug." (Er wird Hundshaare auflegen wollen.)

Brief der Ekkleſiazuſe, vulgo conſtitutionell-geſinnten Dame.

„Weil es nichts mehr iſt mit dem Theater, ſo will ich künftig die dramatiſche Literatur recenſiren." (So ungefähr hat es Leſſing auch gemacht.) „Der Aeſthetiſche hat mir Hrn. Immermanns Edwin vorgeleſen, das hat mir gar nicht ſchlecht gefallen" (mir auch nicht) „außer was das Pandemchen betrifft; der Aeſthetiſche meint aber das gehöre zum Kontraſt mit der romantiſchen Liebe zwiſchen dem Prinzen und der Miniſterstochter. Den ſtarrſüchtigen König möchte ich wohl von Lemm vorſtellen ſehen, und den conſtitutionellen Northumberländer Dull möcht' ich ſelbſt ſpielen. Den ſervilen Dumb, der das Blaſerohr abliefern will, weil der König alles Waffenführen verboten hat, den können Sie vorſtellen, weil Sie meine Briefe nicht mehr unverſtümmelt wollen drucken laſſen, aus Furcht, daß meine Blaſerohrſchüſſe die Ultra's verwunden möchten. Raupachs Königinnen hab' ich auch geleſen, das iſt ſchrecklich ſchön, das ſollte man aufführen!" (Hat die Ekkleſiazuſe Luſt, die Sigrid zu ſpielen?) „So ſollten es alle Weiber machen, welche von ihren Männern umgebracht werden; aus dem Grabe wiederkommen, und die Männer dem Teufel in die Krallen führen! Ueber alles das werde ich Ihnen zu Neujahr ausführliche Recenſionen für die Hekate zuſchicken, die Sie auch noch redigiren wollen. Aber der Aeſthetiſche will aus der Ankündigung gemerkt haben, daß in dieſem neuen Kotzebue'ſchen Schatten-Wochenblatte nicht bloß die Bücher, ſondern auch gleich die Recenſionen recenſirt werden ſollen, ſo nach Art unſeres Kurzen, in kurzen Randgloſſen. Das verbitt' ich mir für meine Perſon. Wenn ich einmal zu Gericht ſitze; ſo darf mir kein Notenmacher darein reden, da will ich allein Recht haben."

Recht und ein halb — raison et demi — haben Frauen immer.

Müllner.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 85.

Nro. 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. Oktober 1822.

Mag auch äußere Frohn die Treue der Herzen erzwingen?
Wo die Liebe gebeut, weichet das kalte Geſez.
Aeußerlich waltet es nur, und beſchränkt von außen die Werke,
Aber im Innern wohnt, zeugend und ſchaffend, der Geiſt.

Die Shakers.

(Beſchluß.)

Was Annas Jünger von ihr dachten, läßt ſich von den folgenden Ausdrücken abnehmen, die ſich in den Geſängen der Shaker finden, und die man gewiß gotteslästerlich nennen muß: — Chriſti zweytes Kommen war in Mutter Anna. — Wir ſegnen unſere liebe Mutter, den Hauptſchlußſtein, den Gott in Zion ſeiner Geſalbten legte; laßt Namen, und Sekten und Parteyen mein Ohr nicht mehr begrüßen; meine immer ſelige Mutter will ich ewig anbeten. Beſtimmt vom gütigen Himmel meinen Erlöſer zu offenbaren; ſie war des Herrn Geſalbte, zu zeigen der Sünde Wurzel ꝛc. Der Schluß von Brown's Buch enthält die folgenden Thatſachen von dieſen Jüngern. Von ihrer Bekehrung ſagt Brown: „Nachdem eine Anzahl den Glauben angenommen, iſt es das nächſte Geſchäft der Führer, dieſelben in ein Intereſſe und einen Orden zu vereinigen. Sie verſammeln ſich jeden Sabbath in ihrem öffentlichen Bethaus. Sie begeben ſich nach demſelben in Ordnung und Paarweiſe, und verlaſſen es auf gleiche Art. Die Männer treten zu dem linken und die Frauen zu dem rechten Thore hinein. In jedem Wohnhauſe befindet ſich ein Betzimmer, worin ſie ſich jeden Abend zum Gottesdienſt vereinigen; die Anfänger im Glauben verſammeln ſich Morgens und Abends, und am Sonntag Nachmittag verſammeln ſich alle in einem dieſer Zimmer in ihren Häuſern, zu welcher Verſammlung keine Zuſchauer, die nicht zur Sekte gehören, zugelaſſen werden. Ihre Häuſer ſind gut eingerichtet und bequem.

In dem großen Hauſe zu Libanon leben an hundert Perſonen; die Zimmer der Männer ſind auf der rechten Seite des Hauſes und die der Weiber auf der linken, und gewöhnlich bewohnen vier Perſonen deren eins. Des Morgens, ſobald ſie aufſtehen, und des Abends, ehe ſie ſich niederlegen, knien ſie neben ihren Betten nieder; daſſelbe thun ſie vor und nach jedweder Mahlzeit. Die Brüder und Schweſtern eſſen gewöhnlich zu gleicher Zeit an zwey langen Tiſchen in der Küche, die Männer an einem, die Frauen am andern; während welcher Zeit ſie in der tiefſten Stille auf ihren Bänken ſitzen. Sie begeben ſich zu ihren Mahlzeiten in Reihen einer hinter dem andern, das Familienhaupt oder der Aelteſte führt die Männer, und die ältere Schweſter führt die Weiber. Mehrere der leztern beſorgen die Küche und warten bey Tiſche auf, und werden gewöhnlich wöchentlich von andern abgelöst. Es iſt gegen die Ordnung, daß eine Manns- oder Weibsperſon allein ſchlafe, ſondern es ſchlafen immer zwey Brüder zuſammen und eben ſo die Schweſtern. Es iſt gegen die Ordnung für einen Mann, ſich bey einer Weibsperſon allein zu befinden, oder einander zu berühren; und ſie ſind deßwegen ſehr ſorgfältig, wenn eine Manns- und eine Weibsperſon ſich einander etwas reichen, daß ſie ſich nicht zu nahe kommen. Auch iſt es gegen die Ordnung für eine Weibsperſon allein auszugehen, oder überhaupt allein zu ſeyn. Eine Manns- und eine Weibsperſon dürfen nicht mit einander reden, außer in der Gegenwart von andern Mitgliedern. Zuweilen haben ſie ſogenannte Verein-Verſammlungen, wobey mehrere von den Brüdern und Schweſtern zuſammenkommen, ſich ſitzend unterhalten und ihre Pfeife rauchen. Wenn ſich ein Mann allein in einem Wagen auf der Landſtraße befindet, ſo darf er in keinem Falle ein Weib mit ſich fahren laſſen. Es iſt gegen die Ordnung, oder Gabe, wie ſie es nennen, Riegel unvorgeſchoben, Thüren offen, oder irgend etwas aus der gehörigen Stelle zu laſſen, weßwegen ſie ſelten etwas verlieren. Es iſt der Gabe oder Ordnung gemäß, daß alle ſich bemühen, jedes Ding in Ordnung zu erhalten, Trägheit und Sorgloſigkeit, ſagen ſie, iſt gänzlich gegen das Evangelium und die Ordnung Gottes. Reinlichkeit in jeder Hinſicht wird ſtark anempfohlen — es iſt ſelbſt gegen die Ordnung auf den Boden zu ſpucken. Ein ſchmutziger, ſorgloſer, nachläſſiger oder träger Menſch, ſagen ſie, kann nicht im Wege Gottes wandern und gottesfürchtig ſeyn. Es iſt gegen die Ordnung laut zu reden, Thüren hart zuzuſchlagen, an einer Thüre anzuklopfen, oder auf irgend eine Weiſe Lärm zu machen; ja ſie müſſen ſich ſogar in Acht nehmen, daß ſie im Gehen kein Geräuſch mit den Füßen machen. Sie gehen um neun oder zehn Uhr zu Bette und ſtehen um vier oder fünf Uhr auf; und alle, die ſich im Stande der Geſundheit befinden, gehen mit Sonnenaufgang an die Arbeit, Handwerker, deren Geſchäft im Hauſe liegt, arbeiten im Winter bey Lichte; ein jeder verrichtet, was der Obere ihm anweiſt. Ein jedes Mitglied, ſey es Mann oder Weib, muß irgend etwas thun, und in der Arbeit mäßig und beharrlich ſeyn. Wenn eines von ihnen krank iſt, ſo erhält es die beſte und aufmerkſamſte Wartung und Pflege. Wenn ein Mann krank iſt, und ſeine ehemalige Frau befindet ſich unter den Schweſtern, und iſt ſelbſt in geſundem Stande, ſo wird dieſe ihm zur Wärterin gegeben. Wenn eines von ihnen ſich gegen die Regeln und Vorſchriften ihrer Kirche vergehet, ſo werden ſie ſo lange als ausgeſchloſſen betrachtet, bis ſie ihr Vergehen, zu wiederholten Malen, auf den Knien, in Gegenwart der Brüder und Schweſtern bekannt haben.

Jede Kirche in den verſchiedenen Niederlaſſungen hat ein Haus, welches ſie das Amt nennen, und wo alle Geſchäfte ſowol unter ſich ſelbſt als mit Fremden abgehandelt werden; in dieſem Hauſe auch legen die Familien alles nieder, was ſie zu mildthätigen Zwecken entbehren können, und der Obere (Diacon) vertheilt ſolches nach Gutdünken. Nie ſchickt er die Armen und Nothdürftigen leer hinweg.

Brown iſt der Meinung, daß die Sekte nicht bald eingehen werde. „Ihr allgemeiner Charakter,“ ſezt er hinzu, „der Redlichkeit in ihren zeitlichen Angelegenheiten, und ihr äußerliches Betragen und Ordnung iſt ſo groß, daß noch viele ſich bewogen fühlen werden, zu ihnen überzutreten; und da Fleiß und Mäßigkeit zwey große Punkte in ihrem Glauben ausmachen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſich ſehr bereichern werden. Man betrachte nur die einſt unbebaute Wildniß von Niskeuna und andern Gegenden, die ſie in fruchtbare Felder umgewandelt haben; — man ſehe ihre hübſchen öffentlichen Gebäude, die ſich über die umher liegenden zierlichen und bequemen Privatwohnungen erheben; — man ſehe ihre Wohlhabenheit in ihren freygebigen Unterſtützungen der Armen von Neu-York; — und wenn man von ihrem gegenwärtigen, blühenden Zuſtand und von dem Umſtand, daß ſie ſich viel vernünftiger benehmen, wie ſonſt, auf die Zukunft ſchließet, ſo findet man es möglich, daß ihre Anzahl ſich vermehre und ſie in dem künftigen Schickſale dieſes Landes einen überwiegenden Einfluß erlangen dürften.

Die Lilie von Liddisthal.

(Fortſetzung.)

Wie Anna wieder ihr Lager verlaſſen konnte, und einſt auf dem Raſenhügel die goldene Sonne hinter die Berge hinabſinken ſah, ſagte ſie zu Walter, der ihre Hand umfaßt hielt und ihren Blick beobachtete, wie er wehmüthig heiter den Schatten in das Thal hinabſteigen ſah. — „Walter, ſagte ſie, wünſcheſt du noch, daß ich dein Weib werde? jezt weiß ich, daß, wie ich dich liebe, das rechte Lieben ſeyn muß: ich danke dir alles, du vergabſt mir alles, und ich möchte keinen Gedanken dir verhehlen. Was ſonſt noch vorgegangen iſt.... es war ein Traum, Walter; ein Traum, den nicht des Tages böſe Gedanken herbey gezogen, macht den Schläfer nicht ſchuldig.“ Dabey faltete ſie ihre Hände und blickte vertrauenvoll dem Freund in die Augen. Walter beugte ſich über ſie und küßte ihre bleichen Lippen; die Freude lähmte ſeine Zunge, und ein ihm unnennbares Gefühl gebot ihm ſeine Freude zu beherrſchen. Sie fuhr fort: „ich ſchwur, keines Andern Weib zu werden, nun verſpreche ich aber, das deine zu ſeyn. Schenkt mir Gott ein erneutes Leben, ſo ſey es deinem Glücke geweiht; kann ich das befördern, ſo iſt auch das meine gemacht, und ich habe die Sicherheit, daß der thörichte Traum nicht aus meinem Herzen gekommen iſt. Sollte ich aber doch noch ſterben, ſo hilf meinem Vater, und bezeuge dadurch, daß deine Anna dir werth war.“

Walter hörte mit Entzücken, was ſie ſprach; aber durch ein Verſprechen ſie binden wollte er nicht. „Lilie, liebe Blume, ſagte er zärtlich, ich kann dir nicht eigner werden, als ich bin, und wozu du mich machen willſt, was ich für dich thun kann, iſt ja nur der Werth meines Lebens.“

Darauf verfloß eine lange Zeit. Die Lilie des Thals erhob von neuem ihr ſchönes Haupt, ſie lächelte wieder

Digitized by Google

dem Leben, und wenn Thränen ihre Augen füllten, wie es wohl zuweilen bey dem Andenken ihres Fiebertraums geſchah, glichen ſie dem Morgenthau, den die Sonne aus dem Kelch der Lilien der Flur trinkt. Ihr Herz war jezt ſicher. Walters Liebe ſo ernſt und ſo einfach, daß es keinen Augenblick des Tages, keinen Vorfall in der kleinen Hütte, keine Begebenheit der Thalbewohner gab, bey der er ſich nicht als ihr Schuz, ihre Stüze, ausgeſprochen hätte, füllten ihr Herz mit der innigen Hingabe, welche das Weib und den Mann zu beyder Veredlung vereinigt. Von Elliot hatte ſie ſeit ihrer Krankheit nichts gehört. Sie konnte bald ohne Herzklopfen nach ihm fragen, und Walter ſagte ihr, daß er plözlich nach Frankreich gereiſt ſey, um den Segen ſeines Vaters, der bald darauf in Montpellier geſtorben ſey, zu empfangen. Die edeln Frauen der Priorey hatten aber täglich um Kunde von Annas Befinden geſchickt.

Anna war wieder gänzlich geneſen, als ſie eines Abends durch ein einſames Thal gehend, Pferdeshufe hinter ſich vernahm. Es war Elliot mit zwey begleitenden Dienern. Anna erſchrack nicht, ſie ſah ihm mit Wohlgefallen entgegen, denn ſie wußte, daß Walters Braut nicht nöthig hatte, den Anblick eines ſchönen Mannes zu fliehen. „Anna, rief der Laird, und hielt an ihrer Seite, glaube nicht, daß ich dein vergaß, weil ich ſo lange ohne dich zu leben vermochte. Mein Vater ſtarb ſeitdem — hier füllte ſich ſein Auge mit Thränen — und nun bin ich Herr meines Thuns und führe dich als mein Weib auf mein Schloß. Erſchrick nicht! die Welt wird ſchelten; aber was thut das? meine Welt iſt, wo du biſt und wo du mich liebſt.“ Elliot mußte wohl nach der Schwäche die Annas Betragen bey ihrem lezten Zuſammentreffen mit ihm verrieth, ſich für begünſtigt halten, deßhalb hielt er ihre Krankheit, die er nach ſeiner Rückkehr erfuhr, für die Folge ſeiner anſcheinenden Untreue, und ihrem Entſchluß, Walters Gattin zu werden, den ihm das Gerücht hinterbrachte, für den Gehorſam einer unterwürfigen Tochter, für den Entſchluß eines verzweifelten Herzens. Auf ſo irrige Gründe hatte Elliots Leidenſchaft ihren thörichten Plan gebaut. Er hatte nicht ohne Abſicht Anna in dieſem einſamen Thal zu begegnen geſucht — und ehe ſie ſich von der Verwirrung, die ſeine Worte in ihr erregt hatten, erholte, ergriff er ſie mit ſtarkem Arm, ſezte ſie vor ſich auf ſein Roß und ſprengte davon. Das erſchrockne Mädchen behielt nur noch Beſinnung genug, ſich ihres feſten Entſchluſſes, ſolcher Gewaltthat nicht zu unterliegen, bewußt zu ſeyn, dann ſchwanden ihre Sinne. Ihr war als falle ſie hoch, hoch herab; aber langſam, als trüge ſie die Luft, und wie ſie erwachte, lag ſie vor einer freundlichen Hütte auf dem Raſen; Elliot kniete neben ihr und ſprach: „wie iſt es möglich, daß du meiner Liebe ſo mißtrauſt? In deiner Hütte war dein Entſchluß nicht frey; dein Vater würde in mir nur den leichtſinnigen Laird, Walter nur den Mann ſehen, der ſeinem Anſpruche widerſtrebt — Anna, hier ſollſt du frey wählen, wenn ich dein Herz ſo wenig verſtand, daß ihm noch eine Wahl zu thun bleibt.“ Anna ſchauderte in ihrem Innern, wie ſie Elliot neben ſich knien erblickte, wie ſie ſeinen umſchlingenden Arm empfand, wie ſein Athem ihre Wange berührte. Sie glaubte, der zerrüttende Traum wolle von neuem beginnen. Aber Elliot ſelbſt hatte das Wort geſprochen, das den Zauber zerſtörte. Er nannte ihre Hütte, ihren Vater, ihren Verlobten. — Sie entzog ſich den Armen des zuverſichtlichen Jünglings, ſie ſtand auf und mit abwehrenden Händen, und einer Bewegung des Gemüths, die aus allen ihren Zügen ſprach, ſuchte ſie ſich zu ſammeln. Da trat eine ſchöne majeſtätiſche Frau, die Anna ſogleich für Elliots Schweſter erkannte, aus der zierlichen Hütte, und nahte ſich ihr freundlich. „Schönes Mädchen, ſagte ſie, du ſiehſt nicht aus wie eine freudig Ueberraſchte. Glaube den Worten meines Bruders; ſeine nächſten Blutsfreunde haben ſich überzeugt, daß du allein ſein Glück begründen kannſt, und ſie ſind bereit, dich als die Gattin eines der Edeln des Landes in der Priorey zu empfangen. Die Tage vergangener Zeiten ſahen ſchon mehrmals die Lilien des Thals auf die Zinnen der Burgen verpflanzt, und eine edle Nachkommenſchaft bewies, daß die Schönheit ebenbürtig mit Rittertugend iſt.“

(Der Beſchluß folgt.)

Das chineſiſche Spiel Tſory-mory.

(Aus Tauntons Miscellaneous Notices etc.)

Das Spiel, welches die Chineſen Tſory-mory nennen, wird am öfteſten in Geſellſchaften geſpielt, wo man Wein trinkt, wobey die Gäſte ihre Nachbarn dazu einladen. — Beyde Spielende erheben ihre Hände in demſelben Augenblick, und rathen die Zahl der Finger, welche ſie ſelbſt und ihr Gegner zuſammen emporgehalten haben; und wenn einer von ihnen die richtige Zahl errathet, ſo trinkt der Gegner zur Strafe einen Becher Wein aus. Die geſchloſſe Fauſt zeigt an 0, der Daumen allein 1, der Daumen und ein Finger 2, u. ſ. w. Da bey einem ordentlichen Spiel das Aufheben der Hand und das Rufen der Zahl zu gleicher Zeit geſchieht, ſo ſcheint es keine Gelegenheit darzubieten, um Geſchicklichkeit oder Verſtand darin zu üben. Dennoch gewinnt ein ſcharfſichtiger Chineſe allezeit gegen einen Europäer oder Anfänger im Spiele, welches daher zu kommen ſcheint, daß die leztern ihre Abſicht durch den Mangel an einer gewiſſen Schnelligkeit und Geſchicklichkeit in der Bewegung der Hand, welche der erſtere beſizt, zu früh verrathen. — Das Merkwürdige hiebey iſt, daß die Römer ein ähnliches Spiel kannten. Adams, in ſeinen Alterthümern, bemerkt: Es gab ein Hazardſpiel (welches in Italien noch immer gemein iſt, meiſtens aber unter dem Pöbel, und Mora genannt wird), welches zwiſchen zwey Perſonen durch das Aufheben oder Einbiegen der Finger geſpielt ward, während ein Jeder zugleich die Zahl des Andern rieth; die Zahl der ausgeſtreckten Finger ſchnell rathen, heißt: Micare digitis. Cic. Divin. XI. 41. und Off. III. 23. Adams Alterthümer 458. — In einer Note zu Cicero's Buch von den Pflichten III. 90. wird des römiſchen Spiels folgendermaßen erwähnt: „Die zwey Spielenden heben von den Fingern der einen Hand ſo viele gegen einander auf, als ſie wollen, und rathen beyde, wie viele Finger ausgeſtreckt ſind. Es bedarf daher eines ſcharfen Geſichts und vieler Gewiſſenhaftigkeit, um mit einem des Nachts das Fingerſpiel zu ſpielen.“ — Der chineſiſche Pöbel zu Canton iſt dieſem Spiele äußerſt zugethan, und die Strafen, die ſie ſich gegenſeitig auflegen, ſind zu ſehr dazu geeignet, ſie von ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit zu verleiten — indeſſen iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie je ein ſolches Zutrauen in einander ſetzen, um das Spiel im Dunkeln zu ſpielen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Sept.

Unter allem Allerley, was in der lezten Zeit über unſere alten, aber keineswegs antiken, Bretter ging, iſt König Siegmar, heroiſche Oper von unſerm Kapellmeiſter Guhr, die einzige Erſcheinung, die es unumgänglich erheiſcht, daß man öffentlich Bericht von ihr erſtatte; denn noch iſt dieſe Oper nirgends bekannt, dieſe Oper, die, wenn ſie auch ſonſt keinen Werth hätte, ſich doch das große vaterſtädt'ſche Verdienſt erwarb, daß ſie ſeit Menſchengedenken die erſte iſt, die zuerſt in Frankfurt zum Erſtenmal gegeben ward. — Wäre ſie aber bey uns auch zulezt gegeben werden, wäre auch ſchon in allen deutſchen Zeitſchriften (und das will viel ſagen!) die Rede von ihr, ſo müßte dennoch immer wieder von neuem von ihr geſprochen werden, da ſie ja eine Oper, eine vornehme Oper, und kein gemeines Luſt- oder Trauerſpiel iſt. Vor einer Oper muß, bey der jezt herrſchenden ſpektakelſüchtigen Muſikwuth, ſelbſt ein Recenſent Reſpekt bekommen, denn, ſo ſie eine rechte Oper nach der Mode iſt, ſo überblaſet, überpaukt, überſchellt und überklinzelt ſie gewiß auch den ärgſten kritiſchen Schreier, und ſollte ſie dazu ſechs und dreyßig Trompeten gebrauchen und in dieſem Verhältniſſe, ſtatt der großen türkiſchen Trommel, Kanonenſchläge, und, ſtatt des Triangels, das theure unnachahmliche chineſiſche Erz anwenden. Die blinden Gegner der Oper, welche ungerechterweiſe die ganze Gattung als ein kunſtwidriges und unſinniges Gebräu verdammen, ſind im Herzen froh, ob dem Wege, den das muſikaliſche Drama eingeſchlagen hat. Sie meinen, daß, wenn das Unweſen nur erſt einmal ſo weit gediehen wäre, daß das Orcheſter das ganze Parterre einnähme, während auf der Bühne nichts als transparente Dekorationen, zahme und wilde Phantasmagorien, Aufzüge und Tänze zu ſehen wären, die ſingenden Perſonen aber, die man doch nicht hörte, durch wohlfeile Statiſten erſezt würden, die blos pro forma das Maul aufſperrten; ſie meinen, daß, wenn der Unſinn der Oper nur erſt dieſen, ſeinen ſehr nahen, Kulminations-Punkt erreicht hätte, dieſe Gattung von ſelbſt in das bodenloſe Nichts, aus dem ſie hervorgegangen, zurückfallen würde. — Wir — gehören nicht zu jenen blinden Widerſachern der Oper, welche Gattung, wenn nur Dichter und Tonſezer deren Weſen und Grenzen verſtändig erkennen und mit Begeiſterung den großen Vorbildern folgen, zu den edelſten Kunſt-Produktionen gehört, und, mit namenloſer Eindringlichkeit, zauberiſch wirkt; ſo zauberiſch, daß ſelbſt ihre Karrikatur noch wunderſam die Menge beherrſcht und fortreißt. Wir halten es daher für unſere heilige Pflicht, keine Gelegenheit zu verſäumen, wo wir das muſikaliſche Drama vor Abwegen warnen und auf den rechten Pfad zurückweiſen können — das muſikaliſche Drama, ſagen wir; denn was eine Oper iſt, oder ſeyn ſoll, das geſtehen wir offenherzig nicht zu wiſſen. — Daß nun ein muſikaliſches Drama nicht aus lauter Regiments- oder wohl gar Diviſions-Muſik beſtehen ſoll, weiß wohl Jedermann; eben ſo bekannt iſt es, daß ſelbſt die vortrefflichſten in Muſik geſezten Dekorationen, die treueſten Koſtüme mit Inſtrumental-Begleitung keine muſikaliſchen Dramen ſind, wenn gleich ſie auf der Bühne gegeben werden; was aber den meiſten heutigen Muſikern ſchon weniger einleuchtet, vom Publikum aber mit apathiſcher Langeweile empfunden wird, iſt das Unſtatthafte, breit gedehnte gelehrte Muſik auf die Bühne zu bringen, und ſich einzubilden, daß derley tönende Rechenexempel dramatiſches Intereſſe gewähren. Noch weniger leuchtet es einer andern Klaſſe von Tonſezern ein, daß auch Konzertmuſik nicht auf die Bühne gehört. Konzertmuſik iſt nämlich eine ſolche, für welche die Menſchenſtimme nichts als die vox humana iſt, und die ſie daher als bloßes Inſtrument gebraucht. Gebraucht nun aber ein Tonſezer eine mit einem beſtimmten Charakter verſehene, in eine beſtimmte Lage geſezte und in einer beſtimmten Handlung begriffene Perſon als bloßes konzertirendes, ohrenkitzelndes Inſtrument, ſo kann, bey der höchſten Fertigkeit eines tragiſchen, paſſagen-reihenden Helden nur ein Italiener in Entzücken gerathen, der bey dem Knallcreſo des primo huomo ſchnell vom Spieltiſch aufſpringt und den Kopf aus der verhangenen Loge ſteckt. Derſelbe Italiener aber würde gewiß bey ſeiner Spielparthie ruhig ſitzen bleiben, wenn — wie in vielen deutſchen Opern — die Menſchenſtimme nicht einmal als konzertirendes, ja nicht einmal als obligates, ſondern als ein begleitendes Inſtrument gebraucht würde. Es iſt menſchliche Art und Weiſe, von einem Extrem zum andern zu ſpringen; daher beſitzen wir auch neue muſikaliſche Dramen, in denen der Komponiſt ſo äußerſt bemüht iſt, dramatiſch zu werden, daß er darüber verſäumte, muſikaliſch zu ſeyn, wenn er doch nichts als rhetoriſch, ja oft nur deklamatoriſch iſt — und auf welche Weiſe deklamatoriſch? Gerade ſo wie es unſere neueſte gelehrte Schauſpieler-Schule iſt, die ſo künſtlich die tief-innere Bedeutung eines jeden Wortes, ja oft einer einzelnen Sylbe, auszudrücken ſich quält, daß darüber der Sinn der ganzen Rede buchſtäblich in die Brüche kommt, welcher Ausdruck, wie bekannt, ein Berolinismus iſt und verloren-gehen heißt. Thut dieß ein Komponiſt, ſo muß ihm auf gleiche Weiſe die Muſik (Melodie und Harmonie) in die Brüche kommen — daher es uns nicht ſchwer fallen dürfte, zu zeigen, daß manche vielbelobte dramatiſche Muſikſtücke aus lauter Fetzen von Harmonien und Melodien zuſammengeflickt ſind, ſo daß, wenn man eben erſt hinhören will, ſchon wieder ein neues Lied im Liede beginnt, und am Ende aller der vielen Enden das Ganze durchaus keinen Total-Eindruck gewährt. Dieſe ultra-dramatiſche Muſik, die man fälſchlicherweiſe auch die gelehrte nennt, dieſe und die, über Charaktere und Situationen ſich hinwegſetzende, ewiglich konzertirende Ohrenſchmeicheley ſind die beyden Extreme der Oper. In der Mitte liegt das Wahre und Schöne: die ächt-dramatiſche Muſik. Aber ſelbſt das größte Genie, Mozart ſelbſt; der Heros der Kunſt, wird auf den einen oder andern Abweg gerathen, wenn das Operngedicht, das er wählt, nicht ſchon an und für ſich ſelbſt ein muſikaliſch-dramatiſches Werk iſt, welche allerdings kecke Behauptung ſich doch wohl, wenn man Titus mit Don Juan vergleicht, rechtfertigen ließe.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 54.

Digitized by Google

Nro. 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Oktober 1822.

> Wer das Beten im Gebete ſuchet,
> Iſt noch weit von jenem ſchönen Ziel.
>
> v. Maltiz.

Vater unſer.

In jedem Baum, in jeder Höhle,
Im Waldſtrom, der ſich abwärts reißt,
In jeder weichen Menſchenſeele
Webt, Herr, dein unerſchaffner Geiſt.
Du ſchauſt die wechſelnden Gewalten,
Selbſt wechſellos, im Sturm der Zeit,
Gewitterwolken ſind die Falten
Und Sterne rauſchen um dein Kleid.

Du wägſt nach ewig gleichen Rechten
Der Welten großes Schickſal aus,
Und goldne Himmelsblumen flechten
Für deine Kinder ſich zum Straus;
Du ſtrafſt, wer laut und frech geſündigt,
Den heilgen Namen nicht erkannt,
Und ſelbſt das Wort, noch unverkündigt,
Iſt hell vor deinen Stuhl gebannt.

Der du ſo ſchön die Welt erſchaffen,
Aus deiner Liebe Born getränkt,
Und mit dem Rüſtzeug, mit den Waffen
Der ew'gen Wahrheit uns beſchenkt,
O gib auch Kraft zum guten Werke,
Wir ſind ja deinem Bilde gleich,
Gib Luſt und Liebe, gib uns Stärke;
Und ſend' uns, Vater, ſo dein Reich.

Wie dort in ewig lichten Sphären
Die ſel'gen Geiſter um dich ſtehn,
Auf ihres Herren Gedanken hören,
Und ſchweigend zu verrichten gehn:

So möge hier auf dieſer Erde
Dein heilger Wille nur geſchehn,
Und neu, wie durch ein zweytes: Werde!
Sie aus des Geiſtes Nacht erſtehn.

Du haſt der Lilie Kleid geſponnen,
Dem Raubthier gibſt du, Herr, ſein Mahl,
Und ſegnend blicken deine Sonnen
Auf Rebenhöhn und Wieſenthal;
O gib auch uns, was wir bedürfen,
Laß uns, im Drang der Erdennoth,
Aus deiner Gnade Becher ſchlürfen,
O gib uns, Vater, unſer Brod.

Wenn wir den rechten Pfad verloren,
Der Eitelkeit der Welt gefröhnt,
Und wenn die Reue, kaum geboren,
Der Seele Kämpfe nicht verſöhnt, —
Wie wir von Herzen dem vergeben,
Der uns beleidigt und betrübt, —
So heb' uns dann zu neuem Leben,
Indem uns deine Huld vergibt,

Und wenn die ſündlich bunte Schlange
Verſteckt und lockend mit uns ſpricht,
Wenn unſre Luſt, im raſchen Gange,
Vorahnend ihre Blumen bricht:
Denn zeig' uns deinen Himmel offen,
Laß die Verſuchung ſchnell entfliehn,
Und neues Glauben, neues Hoffen
In die verirrte Seele ziehn.

Was unſer beſſ'res Seyn zerſtöret,
  Der Menſchenliebe Keim zerknickt,
Der Seele Spiegel wild empöret,
  Die Wogen brauſend aufwärts ſchickt,
Nimm von uns weg. Dein iſt die Stärke,
  Dein iſt das Reich, die Herrlichkeit,
Unnennbar groß ſind deine Werke
  Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Buchner.

Die Lilie von Liddiſthal.

(Beſchluß.)

Anna fühlte ſich, ſo bald ſie Elliots Schweſter erblickte, vor Unrecht geſchützt, und die Worte dieſer Frau, die Erinnerung an die Begebenheiten alter Zeiten, welche Annas Lieder ſo häufig beſungen, Elliots liebeſtrahlende Augen, die ſie ſo dringend baten, Stand und Reichthum mit ihm zu theilen, beſtürmten ihr Gemüth. Ihre Phantaſie wollte die Zügel ergreifen, da gedachte ſie Walters Worte: „wozu du mich machen willſt, was ich für dich thun kann, iſt ja nur der Werth meines Lebens,“ und beſtimmte ihre Antwort. „Edler Laird, ſagte ſie und ſuchte ihre Hände, die Elliot an ſeine Bruſt gedrückt hielt, zu befreyn, haltet nicht alſo meine Hände, laßt mich nicht alſo fühlen, daß ihr mein Herr ſeyd, wie der Herr dieſes Thals.“ Noch hielt er ſie und wollte mit einem Arm ſie umſchlingen. „Edler Herr, ſprach ſie feſter und beugte ſich von ihm, ich weiß, daß ich klein und gering bin neben euch, aber laßt mich mit eurer Schweſter reden, ſie wird die Bedrängte ihres Geſchlechts in mir ehren.“ — Elliot ließ ſie unwillig los; denn er glaubte Rechte des Herzens, nicht der Herrſchaft gegen ſie zu behaupten; ſie aber ſank vor Miß Elliot auf die Knie und bat: „Hört mich armes, unwiſſendes Mädchen ohne Zorn, edles Fräulein, ſeyd vielmehr meine Beratherin, mein Schutz! Seht, euer Bruder iſt ſehr liebenswerth, und ſein Bild hat meine Augen einſt auf kurze Zeit bethört; aber mein Herz wußte davon nichts. Mein Herz hatte geſchworen und hat gewählt. Den Schwur kann es nicht brechen, die Wahl kann ihm nicht gereuen. Walter Warden ſtand mir, ſeit ich denken kann, nach meinem Vater am nächſten, ſeine Liebe hat ihn mir, durch Dank und Vertrauen, nun näher als meinen Vater geſtellt. Wäre ich als eine große Dame geboren, ſo hätte ich meinen Herrn freylich lieben müſſen, aber ſeht, ob nicht ſeine Wangen vor Scham glühen, weil die Schäferin ſo kindiſch vor euch ſpricht — wie würden ſie glühen, wenn ſie ſollte als ſeine Gemahlin erſcheinen! Darum laßt mich nun gehen und zürnt eurer Magd nicht, weil ſie ihren angewieſenen Platz kennt — den kann ſie behaupten, aber euer Mißfallen, wenn ſie ihn verlaſſen hätte, bräche ihr Herz.“

Elliot erkannte, daß ihr Schwur ſie band, er fühlte, daß ihre Worte Wahrheit enthielten. Aber ſeine Leidenſchaft widerſtritt der Erkenntniß und dem Gefühl; mit der Gewalt der Verzweiflung nahm er Anna in ſeine Arme, drückte ſie heftig an ſeine Bruſt, ſeufzte tief, als bräche ihm ſein Herz, und verſchwand unter den Bäumen des nahen Gehölzes. Anna ſah ihm händeringend nach; aber ſie rief ihm nicht, und wie ſie Miß Elliots lautes Weinen vernahm, ſagte ſie bittend: „O Lady zürnet nicht, daß die arme Anna heute euern Bruder betrübte! Der Tag wird kommen, wo ihr ſie ſegnet, daß ſie heute ihre Pflicht that. Dank! — Gott Dank, daß er mich dazu ſtärkte, und ſeinen Segen auf Walter, deſſen Liebe mich lehrte, was hier recht war. Aber nun laßt mich gehen, edle Lady; es wird Nacht, mein Vater wird ſorgen, warum ich verweile.“

Miß Elliot hielt ſie liebevoll zurück. Sie war zwiſchen der Bewunderung dieſer einfachen Tugend und dem Schmerz getheilt, ihrem Bruder den Beſitz ſo eines Herzens verſagt zu ſehen. Endlich ſchloß ſie das Hirtenmädchen innig in ihre Arme, ſteckte ihr einen koſtbaren Ring an den Finger und ſagte: Nimm ihn zum Andenken dieſer Stunde; gib ihn deinem Verlobten und laß ihn deine Kinder erben, als Zeugniß deiner Tugend.“

„Gottlob! da iſt ſie! da iſt ſie!“ rief Walter, nachdem er und Vater Gordon ihren Liebling mehrere Stunden geſucht hatten, als Anna aus dem Waldpfad heraustrat — aber jezt waren auch ihre Kräfte erſchöpft; ſie ſank in Walters Arme, der ſie, wie der Schäfer ein geliebtes Lamm, das er vor dem Schneeſturz gerettet, in die Hütte hinab trug.

Im folgenden Monat feyerte das Brautpaar ſeine Verbindung. Jahre gingen dahin, neue Lilien entblühten, ſchön wie die Lilie des Thals. Eines Abends, wie Walter mit ſeiner Gattin vor ihrer Hütte ſaß, die unter ihren Händen größer und bequemer geworden war, wie irgend eine Hütte von Liddiſthal, und ihre Kinder um ſie ſpielten, kamen einige zierliche Reiter herbey und ein ſtattlicher Herr hob eine ſchöne Frau von ihrem Pferd. „Anna Warden, rief er, ſich dieſer nahend, ich habe das Glück gefunden, das du mir wünſchteſt, und weil ich deiner unſchuldvollen Weisheit es verdanke, komme ich, dir die zu zeigen, die es mir ſchenkte. Es wäre nicht vollkommen, wüßte ich nicht ſchon von meiner Schweſter, daß auch dem deinen nichts fehlt.“ Bey dieſen Worten, faßte Lady Elliot, denn ſeine Frau war es, die der Laird herbeyführte, Anna in ihre Arme, und ihr Gemahl bot Walter achtungsvoll die Hand. „O edler Herr, rief Anna, ich fühlte es wohl, wenn ich um euer Glück betete, daß mein Gebet eine Prophezeihung ſeyn würde — nun iſt ſie eingetroffen, und fortan gehört mein ganzes Gebet meinem Walter und ſeinen Kindern allein.“ Indem ſie dieſe Worte ſagte, und ihr freudeſtrahlendes Antlitz dabey gen Himmel emporhob, verklärten ſich ihre Züge ſo, daß Elliot Walter zuwinkend ausrief: „Siehe hier! ſie iſt noch die Lilie des Thals!“ —

Auszug eines Briefs des Ober-Pfarrers in Gloſtertown.

(Aus dem Bericht des Inſtituts für den Unterricht der Neger in Afrika.)

Sierra Leone 6. Juni 1821.

Im Monat Mai ward eine anſehnliche Zahl unglücklicher Neger auf den Sklavenſchiffen, von engliſchen Kreuzern erobert und nach Freetown gebracht. Ich erhielt den Befehl, ſie zu empfangen, wußte aber dazumal gar nicht, in welchem Zuſtand ſie ſich befanden. Es war nach der vierten Stunde, wie ich ſie in Empfang nahm; wie ich ſie aber vor der Stadt verſammelt ſah, nahm ich wohl wahr, daß ich nicht Leute genug mit mir gebracht hatte, um die armen Menſchen den Hügel hinauf zu bringen*). Es war mir ſehr leid, aber ich konnte nicht helfen, dieſe Leute mußten mit mir hinauf. Glücklich für mich und die armen Neger hatte ein Mann, indem wir durch den Court of mixed Commision gingen, den Zuſtand der Armen geſehen, und war hinauf in die Stadt gelaufen, um mehr Leute herbey zu holen. Da ich dieſes nicht wußte, ſchlich ich langſam meinen Weg mit ihnen fort; aber noch wären wir nicht am Hügel angelangt, ſo kamen uns viele Menſchen entgegen, unterſtützten die Matten, und trugen die Kranken auf ihren Rücken den Berg hinauf, ſo daß ich, wie ich oben angelangt war, alle Einwohner von Gloſtertown, um die Neu-Angekommnen beſchäftigt ſah. Ich war um ſo erſtaunter darüber, weil dieſes Betragen von dem ehemaligen ſo ſehr abſtach. Hr. Bickerſteth kann am beſten davon urtheilen, denn er weiß, in welchem elenden Zuſtande die erbeuteten Neger bey ihrer Ankunft waren, aber damals bekümmerte ſich niemand um ſie; die freyen Neger, die damals in der Kolonie lebten, verſammelten ſich wohl um die Neu-Angekommenen, um nachzuſehen, ob ein oder der andere ihrer verſchiedenen Landsleute unter ihnen ſey; fanden ſie keinen, ſo nahmen ſie ſich der übrigen Leidenden keineswegs an; jezt aber bezeigten ſie ihnen das lebhafteſte Mitgefühl. Wie ich nach Hauſe kam, befahl ich, den Unglücklichen Nahrung zu bereiten, aber ehe ſie noch fertig war, ward ihnen von allen Seiten dergleichen herbey gebracht, und die Weiber, ſo wie einige der Schulmädchen, die ſie kochten und herbey trugen, fragten nicht zuerſt nach ihren Landsleuten, ſondern vertheilten ſie an die Nächſten, die ihnen zur Hand waren. Da es Abend ward, und der Tag ein Samſtag, brachte ich die neuen Neger für dieſe Nacht in die Kirche und den folgenden Montag vertheilte ich ſie unter die alten Neger, je nachdem einer deren zu beherbergen vermochte. Die größte Mühe machte es mir, ihrer Aller Namen zu erfahren, um einen jeden wieder auffinden zu können; auch gelang es mir erſt, als in dem Hauſe jedes alten Neger die bey der nöthigen Bequemlichkeit mögliche Anzahl neuer untergebracht war. Unter andern hatte ein getauftes Negerweib eine Frau zu ſich genommen; meine Gattin fragte ſie: was ſie mit ihr machen wolle? — „Es iſt, antwortete ſie, nun faſt zwey Jahr, ſeit ich in dieſes Land kam; eine meiner Landsmänninnen nahm mich auf und lehrte mich den Herrn Jeſus kennen; was dieſe damals an mir that, will ich jezt an dieſem Weibe thun.“

Dieſer Geiſt der Menſchenliebe hat nicht nachgelaſſen. Anfangs ſind die Neu-Angekommnen ſehr kränklich; das iſt auch mit dieſen der Fall; aber es iſt herzerfreulich, wie man für ſie ſorgt, denn dieſes iſt die Frucht der evangeliſchen Lehre auf die Gemüther der roheſten Barbaren dieſes Erdſtrichs. Aber nicht allein das leibliche Wohl der neuen Gefährten liegt dieſen freyen Negern am Herzen; noch ehe ich Mittel gefunden hatte, jene alle zu kleiden, ſah ich ſie den nächſten Sonntag in den dargeliehenen Kleidern ihrer Gaſtfreunde in die Kirche geführt — dieſe hatten ihre Schutzbefohlne nicht länger auf die Tröſtung des Gebets wollen warten laſſen. —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Sept.

(Beſchluß.)

Die Tragödie, die Hr. Guhr zur Kompoſition wählte, iſt, eben weil Unglück ihr Stoff iſt, ein höchſt unglücklicher Stoff für die Oper, und beweist von Neuem, daß man die trockenen Regeln zur Anfertigung eines Dramas inne haben und in erträglichen Verſen zu Papier bringen kann, ohne doch ein Werk zu ſchaffen, das, ſeiner Weſenheit nach, als eine Unterlage für dramatiſche Tonkunſt ſich bewährt, und dem Komponiſten fortwährend das Material zu wechſelnder und lebendiger Behandlung darbietet. Wir könnten, wenn der Raum dieſer Blätter es geſtattete, und wenn wir nicht fürchteten, unſere Leſer zu ermüden, dieſen König Siegmar — der überdieß als Held des Stücks wenig Intereſſe einflößt — Nummer für Nummer durchgehen, und zeigen, wie hier bald unintereſſante Nebenperſonen lange gedehnte Expoſitions-Erzählungen und ihre breiten Empfindungen darüber abſingen; bald, bey dem Geſange der Hauptperſonen, die äußerſt dürftige Handlung des Stücks feſt in langer Weile gewurzelt ſtehen bleibt; bald etwas zu verſuchen ſcheint — wie die Flucht der Prinzeſſin — das aber in ein vollkommenes Nichts ſich auflöst; denn ſie beſinnt ſich eines Beſſern und geht gutwillig wieder zurück; bald einige hundertmal dageweſene, abgenutzte Theater-Situationen, als da ſind vier oder fünf Märſche, einige Liebeserklärungen, mehrere einſam verlebte Schmachtelieder als Arien behandelt und dergleichen mehr; wir könnten, ſagen wir, alles dieſes Nummer für Nummer zeigen, und würden nur ein einziges Duett finden (das zwiſchen Vater und Sohn Nr. 10.), welches dem Tonſetzer Gelegenheit zu lebendig dramatiſcher Muſik gibt, und welches Hr. Guhr auch mit Feuer und Kraft behandelt hat, ſo daß es von eindringlicher und mit ſich fortreißender Wirkung war. Alles Uebrige iſt ohne allen dramaliſchen Werth, und das Tragiſche ſo wenig als das Heroiſche — beydes äußerſt mißliche Elemente für die Oper — keines erhebt ſich über das Mittelmäßige, oder vielmehr über das Langweilige; nirgends bietet ſich dem Komponiſten auch nur die Möglichkeit dar, neu und eigenthümlich ſeyn zu können; da doch der ſachkundige Operndichter es verſtehen ſoll, gerade zu Eigenthümlichkeit in Form, Haltung und Kolorit zu zwingen. Von großen muſikaliſchen Gegenſätzen, die maſſenartig hervortreten, und, einander ſteigernd, ſich von einander abheben, iſt in dem Gedicht ſo wenig eine Spur zu finden, als von Begebenheiten und Charakteren, die jene Gegenſätze und Gruppen bilden ſollten. Von ſolchen Mängeln wimmelt das Gedicht, oder es iſt vielmehr daraus zuſammengeſezt; aber auch poſitive Verſtöße ſind darin zu finden, von denen wir nur zwey anführen wollen. Der erſte, das ganze Weſen einer Oper zerſtörende, iſt der, daß das Stück eine Tragödie und keine Oper iſt, denn eine Tragödie ſchließt mit dem Tod des Helden, alſo mit einer irdiſchen Diſſonanz, auch ſelbſt dann, wenn dieſe Diſſonanz ſich im Gemüthe des Zuſchauers dadurch auflöſet, daß der Dichter auf eine höhere, überirdiſche Harmonie hindeutet. Was hier der Dichter thut, das vermag der Tonſetzer nicht; er kann nicht mit einer Diſſonanz ſchließen und zum Publikum ſagen: Nun geht zu Hauſe und löſet ſie euch ſelbſt auf! er kann nicht, nachdem der Held geſtorben iſt, ihn mit muſikaliſch-militäriſcher Ehre begraben laſſen, oder den Schauplatz in eine Kirche verwandeln und ein Requiem aufführen; er muß alſo ſeinen Helden eine halbe Stunde ſterbend, von Schmerz, Tod, Schickſal, Reue, Ergebung, Hoffnung ꝛc. ſingen laſſen, wie dieſes im König Siegmar zwey thun; während die weibliche Hauptperſon, von der wir doch auch gern etwas wiſſen möchten, ſtockſtill ſchweigt und . . . ., ſtockſtill ſchweigt. Zur Tragödie kann ſich die Muſik nicht erheben; man könnte auch ſagen: Muſik iſt erhaben über Tragödie, da ihr ganzes Weſen Harmonie iſt. Der andere Verſtoß iſt ſpaßhafter Art. Es kommt nämlich zu Anfang und zu Ende des äußerſt proſaiſchen und abgenutzten Stücks eine ſtumme Ahnfrau aus einer Verſenkung heraus und ſteigt wieder in die andere hinein; das ſoll nun die Poeſie des Werks ſeyn; glücklicherweiſe iſt ſie ſtumm geblieben. Und ſo könnten wir fortfahren, Scene für Scene, Zeile für Zeile, das bis in ſeiner innerſten Wurzel Unmuſikaliſche des Gedichts zu zeigen, wenn wir nicht unſern Leſern etwas Wichtigeres mitzutheilen hätten; die Urſache nämlich, warum wir bey Beurtheilung eines Werks ſo lange verweilt haben, von dem wir doch ſo wenig Gutes zu ſagen wußten. Um durch Tadel die ſchadenfrohe Maſſe zu amüſiren, geſchah es nicht; ein ſo herzloſer und trivialer Recenſenten-Kunſtgriff iſt unter unſerer und unter der Würde dieſer Blätter. Wir tadelten — oder nein! wir beurtheilten ſtreng und ernſt dieſes Operngedicht, und werden jedes andere auf der deutſchen Bühne erſcheinende mit derſelben Genauigkeit ausführlich zergliedern, weil wir uns für überzeugt halten, daß nur der geringe Grad von Beachtung, den man bisher den deutſchen Opern-Gedichten, wie ein armſeliges Almoſen, zukommen ließ, Schuld an ihrer Armſeligkeit iſt; eine Armſeligkeit, die — und das bedenkt man nicht! — auch die Muſik, die man ja heben und ſteigern möchte, zur Miſère der Alltäglichkeit herabzwingt. Es muß ein Dichter, der ſich fühlt, daß er allein zu ſtehen vermag, große Selbſtverläugnung üben, um eine Oper zu ſchreiben; denn erſtlich hat er bey Erfindung und Anordnung ſeines Stoffes, außer den ſchwierigen Bedingungen, denen ein Drama überhaupt unterworfen iſt, noch hundert und hundert Nebenrückſichten zu nehmen, die ihm das Weſen der Oper auferlegt, wovon wir nur die eine Beengung anführen wollen, daß er mehr als zwey Drittel der bedingten Zeit dem Komponiſten überlaſſen muß; dann muß er ſich dieſem ganz unterordnen, und zwar mit Sinn und Freyheit, welches, wie im Leben, auch in der Kunſt eine ſchwierige Aufgabe iſt; überdieß muß er das Wagſtück übernehmen, daß der Komponiſt weder ihm noch dem Publikum zu Dank arbeitet und ſein mühſam vollbrachtes Werk vernichtet; gelingt es aber, und iſt alsdann nur ſtets von der Muſik, nie von dem Gedicht die Rede, wird jenes geehrt und honorirt, und dieſes weder das Eine noch das Andere, dann wahrlich geſchieht, was bisher in Deutſchland geſchah, daß kein namhafter Künſtler ſich mit einer ſo ſchwierigen und undankbaren Arbeit befaßt. Sonderbar! wir Deutſchen ſpielen doch nicht Karten in unſern Logen, wie die Italiener, wir ſehen der Oper mit der größten Aufmerkſamkeit zu, wir verlangen ſogar, daß ſie ein muſikaliſches Drama, ein großes geſchloſſenes Kunſtwerk ſey, und doch beachten wir nicht, ja wir verachten das Gedicht; es iſt kaum die Rede davon; der Operndichter ſteht unter dem Schneider, der der prima donna die Schleppe genäht hat. Deßhalb thut es Noth, daß endlich einmal auch von den Gedichten der Oper die Rede ſey; und wir fordern auch andere Blätter auf, mit uns in dieſer Weiſe gemeinſam zu wirken; vielleicht, wenn dieſe Gattung gewürdigt wird, entſchließen ſich ſachkundige und bewährte Dramatiker, ſie wieder zu Ehren zu bringen. Von der Muſik des Hrn. Guhr ſagen wir nur, daß ſie viel, viel Schönes bringt; aber daß ſelbſt das Schöne wirkungslos vorübergeht, weil die Wahl des Gedichts zu unglücklich war. Ein dramatiſcher Muſiker ſoll auch Dichter, wenn auch nicht ausübender, ſeyn.

---

*) Wir müſſen demnach annehmen, daß Freetown der Hafen iſt, neben dem Gloſtertown auf einem Hügel liegt.

Auflöſung der Charade in No. 151.

Schlafhaube.

Charade.

Heilige Gefühle reichen,
Was der Greis und Knabe kennt,
Was — vermehrt mit einem Zeichen —
Dir die erſte Sylbe nennt;
In der trüben Abſchiedsſtunde
Gibt's die Freundſchaft warm und rein,
In der Liebe ſchönem Bunde
Muß es ſtets das Siegel ſeyn.

Wie ſich Berg' und Thäler malen
In der Abendſonne Gold!
Jezt verſchwinden ihre Stralen,
Und die Uhr iſt abgerollt;
Kommt der Mond herangeſchwommen
An dem blauen Firmament,
Dann iſt jene Zeit gekommen,
Die die zweyte Sylbe nennt.

Willſt das Ganze du ergründen,
Such' es in der Alpen Land,
Und ein Dörfchen wirſt du finden,
Aus der Vorzeit wohl bekannt;
Der, dem Untergang geweihte,
Tapfre Alpenjäger rächt'
Dort ſein Vaterland, befreyte
Muthig es vom Henkersknecht.

C. H. W.

Nro. 258.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Oktober 1822.

> Kühl war ihr Lebensthal und dem Geräuſch entlegen.
> Zufrieden wallten ſie auf ihren ſtillen Wegen.
>
> Gray.

Gilbert Ainslie.

(Ein Familiengemälde aus dem Engliſchen.)

Gilbert Ainslie war ein armer Mann; und ein armer Mann war er alle Tage ſeines Lebens geweſen, und dieſer waren nicht wenige, denn ſein dünnes Haar färbte ſich ſchon grau. Er war in der kleinen Moorland-Meierey, die er jezt bewohnte, geboren und erzogen; und er hoffte dort zu ſterben, wie ſein Vater und Großvater vor ihm gethan, und ſeine Familie wohlhabend genug zu hinterlaſſen, daß ſie nicht gerade bittern Mangel fühlte. Harte und unaufhörliche Arbeit war ſein Loos im Leben geweſen; aber obgleich er zuweilen ſchwer verſucht worden, ſo hatte er doch nie gemurrt; und bey allen den Wolken und ſelbſt Stürmen, die ſein Daſeyn getrübt, hatte er doch von Jahr zu Jahr in jener ruhigen und unterwürfigen Zufriedenheit fortgelebt, welche ihm unbewußt den Heerd des ſchuldloſen Armen beglücket. Mit eigener Hand hatte er ſein Feld gepflügt und beſäet und die oft dürftige Ernte eingeſammelt, worin ihm drey Söhne halfen, die ſich ſchon als Knaben freuten, ſeine Arbeit mit ihm zu theilen. Weder außer dem Hauſe oder darinnen war Gilbert Ainslie je träge. Der Spaten, die Scheere, der Pflug, die Sichel oder der Flegel, alles ergriff ſeine feſte Hand mit Fertigkeit; und nicht ein Stückchen Brod ward unter ſeinem Dache verzehrt oder ein Kleid getragen, welche nicht redlich, ſchwer und ehrenwerth verdient waren. Gilbert war ein Sklave, aber er war es für die, welche er mit ruhiger, aber tiefer Herzlichkeit liebte. Die Knechtſchaft, unter der er lebte, war ihm von Gott auferlegt, und diente nur dazu, ſeinem Charakter den Stempel des Ernſtes aber nicht der Strenge aufzudrücken, ſein Lächeln ſeltener, aber um deſto inniger zu machen; ſeine Seele beym Gebete vor und nach Tiſche zu beruhigen; und ſie beym Morgen- und Abendgebet zu erwärmen.

Kaum iſt es nöthig, die Gemüthsart der Frau eines ſolchen Mannes zu beſchreiben. Demüthig und bedächtig, jedoch im Ganzen fröhlich und munter, fand ſie ihren Himmel in ihrem Hauſe; und ihre beſchränktern und ſchwächern Anſtrengungen halfen den Mangel vor der Thüre abzuhalten. Von zehn Kindern, die ihnen geboren worden, hatten ſie drey verloren; und ſo wie ſie die Lebenden anſtändig genähret, gekleidet und erzogen hatten, ſo gaben ſie denen, welche ſtarben, auch ein anſtändiges Begräbniß. Die Lebenden entſagten gerne eine Zeitlang einem Theil ihrer täglichen Genüſſe, um der Todten willen; und kauften ſich mit dem wenigen Gelde, das ihr Fleiß ſich erſpart, geziemende Trauerkleider, die ſie des Sonntags trugen und dann wieder ſorgfältig verſchloſſen. Von den ſieben Ueberlebenden dienten zwey bey Bauern in der Nachbarſchaft, und drey Töchter und zwey Söhne erwachſend oder bereits erwachſen, bildeten eine kleine, glückliche, hartarbeitende Familie zu Hauſe.

Moß-Side hatte nichts ſchönes für ein unachtſames flüchtiges Auge; wenn man die Wohnung aber genauer betrachtete, zeigte ſich viel angenehmes daran. Sein mit Gras und Moos überdecktes Dach war beynahe ſo grün als der Boden, woraus ſeine wetterbraune Mauern hervorzuwachſen ſchienen. Das Moos dahinter war durch ein enges Stück Kornland, welches durch ſeine dunkle Farbe zeigte, daß es durch mühevolle Arbeit der Wildniß abgerungen worden, vom kleinen Garten getrennt. Die Knaben und Mädchen hatten zwiſchen den Gemüſern, die den einfachen Tiſch verſorgten, einige Blumen gepflanzt, die ſie aus den eingemauerten Gärten der Herrſchaften in den untern, beſſer angebauten Gegenden erhalten hatten, welche mitten in dem dunkeln Moorland ein heiteres Anſehen gewannen.

In dieſer Wohnung hatte Gilberts jüngſtes Kind, ein Mädchen von neun Jahren, ſchon ſeit acht Tagen an einem Fieber darnieder gelegen. Es war jezt Sonnabend Abend und der neunte Tag der Krankheit. Wird ſie leben oder ſterben? Es ſchien als lägen nur noch ſehr wenige Stunden zwiſchen dem unſchuldigen Geſchöpfe und dem Himmel. Alle Zeichen verriethen den herannahenden Tod. Die Eltern kannten wohl die Veränderung, welche bey Kindern wie bey Erwachſenen ſich kurz vor dem Hinſcheiden über dem Geſichte verbreitet; und als ſie neben Margarethens Bett ſtanden, kam es ihnen vor, als habe jener trübe Schatten ihre Züge ergriffen. Der Dorfwundarzt wohnte einige Meilen weit entfernt, aber ſie erwarteten ihn jezt mit jeder Minute, und verlangend blickten ſie oft mit thränenden Augen den Moor entlang. Die Tochter, welche anderwärts als Magd diente, kam dieſen Abend nach Hauſe, es war die einzige Nacht, die ihr vergönnt war, denn die Armen müſſen arbeiten in ihrem Schmerz, und die ſo in Dienſten ſtehen, müſſen wirken, für die deren Brod ſie eſſen, ſelbſt wenn das Herz ihnen bricht. Eine andere Tochter brachte vom Kartoffelfeld das beſtimmte Abendeſſen. Ruhiges, geräuſchloſes Leben war um das Haus her, während der Tod nun ein Weſen zu umgarnen ſchien, das noch vor ein Paar Tagen in reicher Lebensfülle prangte. Einer nach dem andern trat zum Bette hin, welches ſie ſchluchzend oder ſchweigend verließen, um das luſtige Schweſterchen anzublikken, das den ganzen Tag über wie ein Schmetterling auf der Wieſe zu ſchwärmen oder wie ein Schmetterling mit gefalteten Flügeln auf einer Blume, eine Zeitlang in ſtiller Freude zu ſcherzen pflegte, jezt aber ſich unruhig auf dem Bette umherwarf, und kaum etwas von den liebevollen Worten vernahm, die man um ſie her ziſchelte, oder die Küſſe bemerkte, die man mit unwillkürlichen Thränen auf ſeine Stirne drückte.

„Glaubt Ihr, das Kind wird ſterben?" fragte Gilbert mit ruhiger Stimme den Wundarzt, der mit ſeinem müden Pferd eben von einem andern Kranken über das nebelige Gebirge gekommen war; und einige Minuten lang die kleine Leidende angeſehen hatte. Der menſchenfreundliche Mann kannte die Familie wohl, in deren Mitte er ſich befand und erwiederte: „ſo lange noch Leben da iſt, iſt auch Hoffnung; meine liebe kleine Margarethe aber, fürchte ich, iſt in den lezten Zügen." Dieſe Worte erzeugten keine lauten Klagen — alle hatten es vorher gewußt, obgleich ſie ſich nicht hatten geſtehen wollen, was man ihnen jezt verkündete und obgleich die Gewißheit, die in des erfahrenen Mannes Worte lag, ihre Herzen eine Zeitlang enger zuſammenſchnürte, ihre blaſſen Geſichter bläſſer machte, und aus einigen Augen einen Thränenſtrom entlockte, ſo war doch der Tod ſchon ehedem in dieſem Hauſe geweſen, und deßhalb kam er, wie er immer kommt, ernſt, aber ohne Schrecken. Das Kind phantaſirte; aber die wenigen Worte, die es undeutlich hören ließ, waren rührend, nicht herzzerreißend, denn offenbar glaubte es ſeine Schaafe auf der ſtillen, grünen Weide zu hüten und auf der ſonnigen Seite eines bekannten Hügels in ſeinem Mantel gehüllt zu ſitzen. Es war zu erſchöpft — es hatte zu wenig Leben, zu wenig Athem, um ſingen zu können; einige ſeiner Worte aber ſchienen aus alten Lieblingsliedern zu ſeyn; und endlich wandte ſich die Mutter weinend zur Seite, als das Kind, deſſen blaue Augen geſchloſſen und deſſen Lippen beynahe unbeweglich waren, einige Zeilen aus dem ſchönen drey und zwanzigſten Pſalm: „der Herr iſt mein Schäfer u. ſ. w." hervorathmete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Andachtsübungen und Bibelleſen während der Haft.

(Bruchſtück einer noch ungedruckten Schrift „über Gefangene und Gefängniſſe," von Erdmann Guſtav v. Broecker.)

Noch iſt ein Hauptpunkt zu erörtern, ſelbſt auf die Gefahr, darüber verketzert zu werden: er iſt für das Gemeinweſen zu wichtig, um irgend eine beſchränkende, vielleicht gar beängſtigende Nebenrückſicht zu geſtatten. Der Einfluß der Religion und ganz eigentlich des Bibelleſens auf Gefangene werde hier erwogen, aber man überſehe dabey keineswegs, daß nicht der Moraliſt, der Geiſtliche, der Philantrop ſich dazu das Wort erbat, ſondern ein Rechtsgelehrter, und wiederum kein in ferner und hoher Ideenwelt ſchwebender Theoretiker, ſondern ein praktiſcher Juriſt, den die Erfahrung auf dem platten Boden der wirklichen Welt geleitet, und die eigene Anſchauung überzeugt, daß ein Demant, in der Hand des Verſtändigen von unſchätzbarem Werth, in den kindiſchen Händen des Unverſtandes ein werthloſer, oft gar verletzender Kieſel ſey.

Seitdem durch den Zuſammentritt von Menſchenfreunden, und mit dem Beyfall der Regierungen, die Verbreitung des Bibelleſens allgemein gemacht wird; ſteigt bey dem Nachdenkenden rückſichtlich dieſes Gebrauchs der heiligen Schrift für die Gefangenen und Verbrecher nothwendig die Frage auf: hat man erwogen, in welchem Augenblick, in welcher Kriſis die Bibel als Heilmittel wirken ſoll, wie ſie

Digitized by Google

wirken kann und wird, daß man vorſichtig auf die Stufenleiter der verſchiedenen Seelenzuſtände Rückſicht genommen, um den Gebrauch gerade für den vorzüglich geeigneteſten eintreten zu laſſen? Das iſt es, was hier in Abrede geſtellt wird. Der Gottes- und der Rechts-Gelehrte ſind die Heilkünſtler des menſchlichen Willens: ſie verhalten ſich unter einander wie Arzt und Wundarzt: jener betreibt die innere, dieſer die äußere Heilung; wo aber der Kranke, und das iſt gerade faſt immer der Fall, an innern und äußern Uebeln zugleich darnieder liegt, müſſen beyde vereint ihn behandeln, damit nicht ein Uebel überhand gewinne, während das andere der Geneſung weichet. Wenn auch der Hauptzweck der Strafrechtspflege die Sicherung der Rechte aller im Staate iſt, ſo iſt deßhalb doch nicht der Nebenzweck — die Beſſerung des Einzelnen — von ihm ausgeſchloſſen, und für dieſen ſollten gemeinſam die Diener der Kirche und der Gerechtigkeit thätig ſeyn. Aber nur getrennt geſchah es. Aerzte oder Geiſtliche, fromme Chriſten, mitleidsvolle Menſchenfreunde machten es ſich zur Aufgabe, das Schickſal der Gefangenen zu mildern, und ihr Körper- und Seelenwohl zu fördern: ſelten wurden die Vollzieher der Juſtiz dabey um Rath gefragt, und that man es, ſo folgten dieſe mehr dem edeln Triebe des eigenen Gemüths, als der warnenden Stimme des Nachdenkens und der Erfahrung. Auf ſolche Weiſe hat man oft die Hauptbeſtimmung der ſtrafenden Geſetzgebung überſehen, und wird ſie immer mehr verfehlen. Man hat die unvereinbarſten Grundſätze vermengt, und wird ſich folgenreiche Mißgriffe zu Schulden kommen laſſen. Man hat insbeſondere die Verfahrungsweiſe der in Amerika ſo gedeihlichen Poenitentiarien oder Belehrungs- und Beſſerungs-Inſtitute auf unſere Straf- und Sicherungs-Anſtalten übertragen wollen, ohne zu berückſichtigen, wie ſehr verſchieden jene von dieſen ihrer Begründung und ihren bisher geltenden Prinzipien nach ſind, und in welchen Widerſtreit nun die unſrigen mit der Geſetzgebung gerathen, die in der Vorzeit von einem ganz andern Standpunkt, als dem jetzt ſo empfohlenen der chriſtlichen Belehrung, ausging. Deßhalb ſteht es denn zu befürchten, daß, indem immer ein Ziel dem andern Platz macht, am Ende keines erreicht werden wird, zumal wenn man nicht Hand in Hand darauf losgeht, ſondern einer den andern von dem Wege dahin verdrängte. Wie nun aber ein gemeinſchaftliches Wirken eingeleitet, ein erſprießliches Ergebniß herbeygeführt werden könne, erweiſe das Folgende.

Bey einer nähern Prüfung der Verhältniſſe der Gefangenen theilen ſich dieſe hinſichtlich des Gemüthszuſtandes in drey Hauptklaſſen oder drey beſondern Zeitabſchnitte der Haft ab, weſentlich unter ſich verſchieden, und daher auch ganz verſchieden zu behandeln. Die erſte Periode beginnt mit der Einkerkerung und geht bis zum Geſtändniß, die zweyte umfaßt die Zwiſchenzeit vom Geſtändniß bis zur Aburtheilung, die dritte fängt von da an, und dehnt ſich bis zur beendigten Straferleidung aus; ſie iſt daher, je nachdem dieſe feſtgeſetzt worden, bald kürzer bald länger, ſie kann ſogar das ganze Leben eines Sträflings in ſich verſchließen. Jede dieſer Perioden hat ihren eigenthümlichen Charakter und erheiſcht ein demſelben entſprechendes Verfahren, ja was in großen Gefängniß-Anſtalten irgend thunlich iſt, ſogar der Oertlichkeit nach, eine gänzliche Abſonderung. Nur ſelten, faſt gar nicht, geſchah dem bisher eine Genüge: ſelbſt bey den trefflichen Einrichtungen in St. Petersburg, bey der eben ſo umſichtsvollen als menſchenfreundlichen Trennung der verhafteten Schuldner von den eigentlichen Verbrechern, des verſchiedenen Alters und Geſchlechts von einander, ſcheint man, ſoviel ſich aus dem Compte rendu du comité de la société des prisons de Saint-Petersbourg 1819 — 1821. Paris de l'imprimerie de Firmin Didot entnehmen läßt, nicht hinreichend auf dieſen juridiſchen Unterſchied geachtet zu haben. Blicken wir zunächſt auf den erſten Zeitpunkt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 9. Okt.

Der künftige Winter verſpricht ſehr glänzend zu werden, und es ſind bereits viele Quartiere für Reiſende von Rang beſtellt. Wir bedauern deſto mehr, daß wir in der Hoffnung uns getäuſcht ſehen, die kunſtliebenden Kronprinzen von Preußen und Baiern hier zu beſitzen. Der Kronprinz von Schweden iſt hier angekommen, lebt aber bis jetzt ganz ſtille. Graf Demidof wird in dem Palaſte Ruspoli, welchen er gemiethet hat, ein Theater einrichten laſſen, und überhaupt eines der erſten Häuſer machen. Fürſt Sapieha, Karl Bonaparte mit ſeiner Frau und Schwiegermutter, der Gräfin Survilliers, und ſehr viele Engländer, ſind angekündigt. — Die Theater dauern in kaum leidlicher Mittelmäßigkeit fort, und ſind wenig beſucht, da, wer es nur irgend vermag, auf dem Lande iſt. — Fürſt Chigi iſt geſonnen, den herrlichen Baumweg zwiſchen Aricia und Genzano, aus ökonomiſchen Gründen, niederhauen zu laſſen.

Das Sulfat der Chinarinde iſt noch immer der Gegenſtand der gelehrten Streitigkeiten, hat ſich aber in den meiſten Fällen der, hier ſo häufigen, Wechſelfieber als bewährt erwieſen.

Die Cenſur läßt dem armen Kanonikus Settele mit dem kopernikaniſchen Syſtem noch immer nicht in Ruhe, und es erforderte eine eigene Sitzung der Inquiſitoren, um einer Anzeige ſeines Werks im Giornale arcadico das Imprimatur zu verſchaffen, wobey ſich der Maistro del S. Palazzo jedoch ausdrücklich verwahren wird, daß dieſer Artikel ſeine Cenſur nicht paſſirt habe. — Es ſind einige Piemonteſer hier angekommen, um den Vinifunteur (?) der Mad. Gervais hier einzuführen und ein Privilegium darauf zu erhalten. Die Verbeſſerung des Weinbaues gehört unter die frommen Wünſche, ſobald ſie hier im Großen getrieben werden ſoll!

M.

Stuttgart.

Die holde Primadonna, Mlle. Katharina Canzi aus Wien, hat uns im Auguſt und September, zu derſelben Zeit, wo der Großfürſt Michael an dem Hofe zu Stuttgart auf Beſuch war, in verſchiedenen Opern mit ihrem ſchönen Geſange ein ſehr lebhaftes Vergnügen verſchafft. Sie trat nach einander auf, in der ſchönen Müllerin von Paiſiello, mit der ſie den Anfang machte, in dem Barbier von Sevilla von Roſſini, in dem Freyſchützen, in dem Figaro von Mozart, zweymal in der Armida von Roſſini, in der diebiſchen Elſter und im Tankred von demſelben Meiſter, und in dem Opferfeſte von Winter, mit dem ſie den Beſchluß machte.

Von der Natur mit muſikaliſchem Talent begabt, und in der Schule des berühmten Salieri gebildet, muß die liebliche Sängerin überall, wo ſie ſich hören läßt, gefallen und gefeyert werden. In der Singkunſt thun Gefühl und Methode Alles; wo dieſe beyden weſentlichen Eigenſchaften fehlen, hat auch das ſchönſte Organ keine Bedeutung; nie wird es die Zuhörer hinreißen. Aber mit Empfindung und Methode wird auch eine Stimme, die nicht unter die erſten zu rechnen iſt, mit ihnen anfangen, was ſie will. Mlle. Canzi hat ſehr viel Gefühl, eine vortreffliche, ächt italieniſche, Methode, und eine ſehr hübſche, wenn gleich nicht eine von jenen ſeltenen und glänzenden Stimmen, wodurch ſich einſt, im Vereine mit großen Talenten und einer vortrefflichen Schule, die Gabrieli, Conti, Pasquali, Sandoni-Cuzzoni, Todi, Mingotti, Mariane Vinci, und, in unſern Tagen, die Storace, Billington, Correa, Banti, Graſſini, Colbrau, Barilli, Camporeſi, und die hoch gefeyerte Catalani, in ganz Europa ſo berühmt gemacht haben. Wenn hundert deutſche Sängerinnen mit derſelben, oder vielleicht auch mit einer glänzenderen Stimme, mit derſelben Geläufigkeit der Kehle, ja ſelbſt auch mit derſelben Empfindung, daſſelbe ſingen, was Mlle. Canzi ſingt; ſie haben aber die treffliche Schule und italieniſche Methode nicht, die ſich bey dieſer gleich in den erſten Takten ankündigen: ſo werden ſie neben Mlle. Canzi nicht beſtehen können; man wird etwas ganz Anderes zu hören glauben; ihr Geſang wird fade und abgeſchmackt erſcheinen; man wird ſie gar nicht mehr anhören wollen. So wahr iſt es, daß auf einer vorzüglichen Methode der ganze Effekt des Geſanges beruht! Aber die Regeln derſelben ſind ſo fein, und beruhen auf ſo ſubtilen und gleichſam volatilen Beobachtungen, daß zu allen Zeiten nur die erſten Meiſter in der Kunſt, geleitet durch ihren Genius, ſie aufſpüren und finden, die flüchtigen erhaſchen und Andern wieder mittheilen konnten. Wenn irgendwo ein berühmter Sänger oder Sängerin auftritt und das Publikum hinreißt, ſo fühlt ſogleich Kenner und Nichtkenner, daß ihr Geſang ein ganz anderer, als der von gewöhnlichen Sängern iſt, und daß Alles ganz anders, weit anſprechender, weit eindringender, weit edler, weit nachdrucksvoller und beſonders mit weit mehr Licht und Schatten, was in der Mahlerey das clair-obscur heißt, und von ſo großer Wirkung iſt, vorgetragen wird. Aber wo bey ſolchen Sängern das eigentliche Geheimniß ihrer vortrefflichen Methode ſitzt, welches das Hauptprinzip derſelben iſt, und worin die einzelnen feinen Grundregeln dieſes letztern wieder beſtehen, das wird nicht nur das große Publikum nie erfahren, ſondern auch ſelbſt Kenner und ſonſt gute Sänger von Metier, die aber nicht in einer guten und vorzüglichen, das heißt, in einer italieniſchen, Schule gebildet wurden, werden nie hinter dieſes große Geheimniß kommen, aus dem nur allein der vortreffliche Geſang hervortritt. Der Beweis iſt einfach und klar. Denn die Erfahrung hat oft und viel gezeigt, daß, wenn auch ſonſt recht gute Sänger, aber ohne italieniſche Methode und Schule, berühmte Sänger aus einer trefflichen Schule oft und viel, mit dem größten Vergnügen, gehört haben, und gern Alles dafür geben möchten, um eben ſo ſingen zu können, ihre heißeſten Wünſche bey allen Bemühungen, die ſie ſich geben, doch nicht in Erfüllung gehen; daß ſie höchſtens diejenigen beſtimmten Stücke, die ſie von Jenen gehört haben, mit annähernder Kunſt nachſingen; aber, wenn ſie ſelbſt wieder etwas Neues und noch nicht Gehörtes einſtudiren ſollen, ſogleich wieder in ihre eigene ſchlechte Methode zurückfallen; und alſo noch weit weniger im Stande ſind, Andern eine Kunſt beyzubringen, die ſie ſelbſt nicht beſitzen, und ausgezeichnete Schüler aus ihrer eigenen Schule hervorgehen zu laſſen. Es iſt alſo mit dem vorzüglichen Geſange wie mit dem Winde. Du höreſt ſein Sauſen wohl, weißt aber nicht von wannen er kommt! L'arte, che tutto fa, nulla si scopre! Und eben deßwegen ſind vorzügliche Singmeiſter ſo ſeltene Erſcheinungen bey uns, und Leute von ſehr großem Verdienſte in ihrem Fache.

Obgleich Mlle. Canzi in allen den angeführten acht Opern ſtets dieſelben Empfindungen und ſchöne Methode entwickelte, mithin in dieſen Beziehungen ſich immer gleich blieb, und ſich ſtets ihrer ſelbſt würdig zeigte: ſo gefiel ſie uns doch ganz beſonders in der ſchönen Müllerin von Paiſiello und im Figaro von Mozart; alſo gerade in den beyden in Abſicht auf muſikaliſche Kompoſition bey weitem vorzüglichſten von allen dieſen acht Opern. In der erſten zeichnete ſie ſich ganz beſonders in der unnachahmlich ſchönen und in der ganzen Welt geſungenen Arie: Nel cor piu non mi sento, aus. Mit großem Rechte hat die Catalani dieſe weltberühmte Arie zu einer der Parade-Arien gemacht, mit denen ſie in den Konzertſälen und auf den Schaubühnen von ganz Europa aufgetreten iſt. Nur ein Paiſiello konnte ſo etwas ſchaffen, bey deſſen Anhörung man nicht weiß, ob man daran die edle Einfalt — das wahre und ächte Meiſterzeichen — oder die Lieblichkeit, oder Originalität, oder die Eleganz mehr bewundern ſoll. Nur wenigen Lieblingen der Götter, die der raſche Flug ihres feurigen Genius hoch empor über alle ihre Nebenbuhler gehoben hat, war es von jeher gegeben, ſolche Meiſterwerke zu ſchaffen, die nicht blos die roheren Naturen anſprechen, ſondern das Entzücken der feinſten und gebildetſten Menſchen eben ſo, wie die Verzweiflung der rohen, lärmenden, ſtürmenden, mittelmäßigen und ſchlechten Komponiſten ſind. Mlle. Canzi hat die reizenden Variationen über dieſe Arie meiſterhaft geſungen; ſie riß das ganze Publikum hin; von allen Seiten erhob ſich ein wildes Da capo; ſie ſang ſie nun zum zweytenmale italieniſch, und lärmender Beyfall verfolgte ihre letzten Töne. Eines nur hatten wir an der Aufführung dieſer Oper auszuſetzen, was aber in unſern Augen von nicht geringer Bedeutung iſt, und worüber wir auch ſonſt ſchon geklagt haben, nämlich, daß man ſich die Freyheit erlaubte, das Meiſterwerk von Paiſiello zu verſchneiden, und die ſchönſten Sachen unbarmherzig wegzulaſſen. Wer kann ſich herausnehmen, einem Paiſiello zu ſtreichen, den vor zwey Jahren noch ſogar ein franzöſiſcher Kunſtrichter über alle andern Komponiſten erhob, und ihn den lieblichſten, originellſten, eleganteſten, in ganz Europa geſungenſten und den [illegible] von Allen nannte? Man hat uns geſagt, daß in München dieſe Verſchneidung von einem dortigen Komponiſten zuerſt vorgenommen worden ſey. Wir haben alle Achtung vor den Münchner Komponiſten, die beſonders einige von ihnen recht ſehr verdienen; aber wir ſind auch überzeugt, daß auch von den beſten Münchner Komponiſten, bis zum Paiſiello, ein unendlich großer Raum in der Mitte liegt, und daß dieſe ſelbſt dieſes recht gern einräumen werden. Es that uns beſonders leid, einige Arien nicht zu hören, in denen uns immer Hr. Krebs durch die Empfindung, mit der er ſie ſang, und durch das Bewegliche und Rührende, das er dabey in ſeine Stimme zu legen wußte, ganz beſonders gefiel.

(Der Beſchluß folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 257. leſe man im Motto „Gebete“ ſt. Gebete.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 86.

Nro. 259.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. Oktober 1822.

> Nicht Buchſtabe, Ceremonie, Vorurtheil, Herkommen, Zwangsmittel oder Geſetz, ſondern Geiſt, das iſt Licht und Kraft der Wahrheit, ſoll uns als Religion gelten.
>
> Herder.

Andachtsübungen und Bibelleſen während der Haft.

(Fortſetzung.)

In dem erſten Zeitpunkt der Haft iſt Ueberraſchung, Furcht, Verwirrung, das Gefühl der Schuld und der Drang zum Geſtändniß im Kampf gegen Scheu vor Schande und Strafe, die Liebe zur Freyheit, die Hoffnung zur Rettung durch Lug und Trug. In dieſem Zwieſpalt des Gemüths überlaſſe man den Gefangenen faſt ausſchließlich den Händen des Richters, der ihn gerade in einem ſolchen wechſelnden Streit entgegenſtrebender Neigungen am füglichſten zum Bekenntniß bringen kann, bevor ein verſchmizt entworfenes und folgerecht durchgeführtes Lügen-Syſtem es erſchwert, vielleicht ganz unmöglich macht. Dabey in Allem nur einige wenige Betſtunden und geiſtliche Vorträge, gerichtet auf Reue, und durch baldiges Bekenntniß auch bald zu erringende Verſöhnung mit Gott und der Welt, aber in einem ſanften herzlichen Ton, nicht in der donnernden Kraftſprache eines geifernden Miſſionars. Im Uebrigen verbleibe der Verhaftete fern gehalten von allen Gegenſtänden, die ſeinen innern Sinn vom Bilde der Schuld abziehen und ihn betäuben können, ſelbſt von aller körperlichen Thätigkeit: er lebe in der ſtillſten Abgeſchiedenheit, um ſtets die That vor Augen und den Zuruf des Gewiſſens vor Ohren zu haben. Sind doch die ſogenannten Pönitentiarien, ohne alle Rückſicht auf den criminalrechtlichen Erfolg, ſchon der größern Erbauung wegen, für Abſonderung und Einſamkeit, und haben doch, um dafür wenigſtens einen Beleg zu liefern, die beyden Berichte der zur Unterſuchung der Staatsgefängniſſe zu Philadelphia und New-York Beauftragten, es dargethan, wie ſehr die Gemeinſchaft mit andern Sträflingen und die Gelegenheit zu vertraulichen Mittheilungen unter ihnen jede Einwirkung auf ſittliche und chriſtliche Veredlung erſchwert haben. Welche Hinderniſſe ſtellen ſich nun vollends dadurch dem *Richter* in den Weg, der ohne anderweitige Hülfs- und Zwangsmittel das Geſtändniß herbeyführen ſoll. Daher ihm nicht noch das lezte entzogen, daher die ſtrengſte und einförmigſte Abgeſchiedenheit des Gefangenen, aber nicht blos dem Leibe, ſondern auch dem Geiſte nach, keine Gelegenheit zur Zerſtreuung, kein Mittel zur Beſchäftigung der Einbildungskraft und daher denn auch — *keine Bibel* in ſeinen Händen.

Zeigt ſich uns dieſelbe in jenem Zeitabſchnitt ſchon von *der* Seite gefährlich, daß ſie durch ihre bildlichen Vorſtellungen, durch manchen beklemmenden Schmerzensruf einem ſchwachen, zagenden Gemüth, ſelbſt bey dem Bewußtſeyn der Unſchuld, eine Art pſychiſcher Meridian zufügt, oft nicht weniger erſchütternd, als eine phyſiſche, ſo daß, wie man es faſt in jedem Irrhauſe ſehen kann, bey geſteigerter Erregbarkeit der Phantaſie, unter Mitwirkung von Angſt und Unruhe, eine völlige Geiſteszerrüttung eintritt, und nun weder der moraliſch-chriſtliche Zweck der Beſſerung noch der juridiſche der Abſtrafung erreicht werden kann: ſo erſcheint denn doch die Vertheilung der *ganzen* Bibel in den Gefängniſſen von einer *andern* Seite weit bedenklicher, ganz abgeſehen davon, daß das *ſtück-* und *kapitel-*

weiſe Leſen derſelben ſelbſt irreligiöſe Verirrungen anzuregen vermag, daß z. B. ſogar Hiobs erhabener Geſang, wollte man einzeln nur das neunte, zehnte, neunzehnte Kapitel leſen, durch gottesläſtrigen Scepticismus und durch das Hohngelächter der Verzweiflung, das Herz mit Unglaube und Hoffnungsloſigkeit erdrücken muß, bevor Troſt und Belehrung aus den andern Kapiteln es wieder aufrichten. Betrachten wir genauer jene bedenklichere Seite!

Der grobſinnliche, rohe Menſch, — und die Mehrzahl der Gefangenen beſteht ja aus ſolchen, — wird ſich hüten, das zu leſen, was ſein Innerſtes zerknirſcht und zur bußfertigen Reue bringt: da er freye Wahl aus ſo reichhaltigem Stoff hat, wird er, wenn er dieſe nicht dem Zufall beym Aufſchlagen der Abſchnitte überläßt, nur das aufſuchen, was ſeine Einbildungskraft in Thätigkeit ſezt, ihr freundlichere Bilder, als das grauenvolle Gemälde ſeiner Unthat aufſtellt, ja vielleicht gar dieſe durch Beyſpiele, wenn auch nicht rechtfertigt, denn doch entſchuldigt, oder ihn wenigſtens damit beſchwichtigt, daß ſein Verbrechen auch in jener frommen Vorzeit begangen und der Urheber nichts deſto weniger oft noch geprieſen wurde. So heißt Loth ungeachtet zwiefacher Blutſchande ein Gerechter, David unter Todſchlag und Ehebruch der Mann Gottes. Welche Verwirrung der Begriffe, welcher Widerſtreit der Gefühle bey einem Unglücklichen, der nun derſelben Miſſethat wegen dem Schaffot oder lebenslänglicher Haft entgegen ſieht. Auch bey dem beſten Willen, den wahren tiefen Wortſinn ſolcher Bibelſtellen zu erfaſſen, fehlt es Leuten dieſer Klaſſe zum richtigen Verſtehen an Kenntniß der Vorzeit, ihrer Sitten und Sprache, um aus der übervollen Saat orientaliſcher Begeiſterung den fruchttragenden Keim des Wahren und Guten zu ſondern. Daher möchte man mit Philippus fragen, Apoſtelgeſchichte 8, 26 bis 39, verſtehſt du auch, was du lieſeſt? und nur zu oft würde man eine verneinende Antwort erhalten. Selbſt von eifrigen Miſſionarien iſt das anerkannt worden: unter andern von den beyden engliſchen Hall und Nowell. „Man breite, ſagen ſie, die heilige Schrift möglichſt aus: nur „ſende man mit ihr zugleich Prediger des Evangeliums, „nie vertheile man ſie ohne Geleit eines Erklärers. Es „war der Irrthum der römiſchen Kirche, Lehrer ohne „die Bibel, möge es nicht der Irrthum der Proteſtanten werden, Bibeln ohne Lehrer zu ſenden."

(Die Fortſetzung folgt.)

Gilbert Ainslie.

(Fortſetzung.)

Niemand war jezt bey dem Kinde als die Mutter, denn man ſagte, ſo ſeys am beſten; und Gilbert und ſeine Familie ſezten ſich ums Küchenfeuer, eine Zeit lang in tiefer Stille. Nach ungefähr einer halben Stunde fingen ſie an aufzuſtehen und ein jedes begab ſich an die beſtimmte Arbeit. Eine der Töchter ging mit dem Eimer, um die Kuh zu melken, und eine andere deckte den Tiſch mitten auf der Flur mit einem weiſſen Tuche zum Abendbrode. Gilbert überblickte die gewöhnlichen Hausgeſchäfte mit ernſtem und ruhigem Auge; und es glänzte beynahe ein ſchwaches Licht eines dankbaren Lächelns auf ſeinem Geſichte, als er zu dem würdigen Wundarzt ſagte: „Ihr eſſet wohl mit uns nach eurer Tages Reiſe und Arbeit im Geſchäfte der Menſchlichkeit." In einer kurzen halben Stunde ſtanden die Kartoffeln und der Haferkuchen, Butter und Milch auf dem Tiſche; und Gilbert hob ſeine kräftige abgehärtete Hand langſam empor, wobey es im Hauſe einen Augenblick ſo ſtille ward, als ſey Niemand darinnen, ſchloß ſeine Augen ehrfurchtsvoll und bat um den himmliſchen Segen. Neben dem Vater ſtand ein kleiner Schemel, auf dem Niemand ſaß. Man hatte ihn, ohne daran zu denken, nicht den übrigen Sitzen der Ordnung nach hingeſtellt, aber das blonde Köpfchen, welches ſich an dieſem Theil des Tiſches empor zu richten pflegte, fehlte jezt. Alles war ſtille — Niemand ſprach ein Wort — die Speiſen ſtanden vor ihnen und man fing an zu eſſen.

Während ſie noch am Tiſche ſaßen kam ein Mann zu Pferde vor die Thüre geſprengt und rief mit donnernder Stimme, er ſey ausdrücklich mit einem Briefe an Gilbert Ainslie geſchickt; und forderte zugleich grob und mit einem Fluche ein Trinkgeld für ſeine Mühe. Der älteſte Sohn, ein Burſche von achtzehn Jahren, ergriff hitzig den Zaum des Pferdes und riß es heftig von der Thüre. Der Reiter etwas erſchrocken beym Anblick des flammenden Geſichtes des kräftigen Jünglings, warf den Brief hin und ritt davon. Gilbert nahm mit einem halbtadelnden Blick den Brief aus ſeines Sohnes Hand, indeß des Jünglings Geſicht eben zu ſeiner natürlichen Farbe zurückkehrte. „Ich fürchtete," ſagte der Jüngling mit einer Thräne im Auge, — „ich fürchtete, das Stampfen des Pferdes möchte ſie ſtören." Gilbert hielt den Brief zaudernd in der Hand, als fürchte er ſich ihn zu öffnen; endlich ſagte er zum Wundarzt: „Ihr wißt, ich bin ein armer Mann, und daß eine Schuld, wenn rechtlich gemacht und pünktlich bezahlt, keine Schande macht." Als er ſo redete, zitterte ihm die Stimme und die Hand ein wenig; aber er öffnete den Brief des Advokaten und las ihn im Stillen. In dieſem Augenblick kam ſeine Frau von des Kindes Bette und bat ihren Mann mit einem beſorgten Blick: „nicht um des Geldes willen beſorgt zu ſeyn, weil keiner, der ihn kenne, ihn auspfänden oder ihn ins Gefängniß werfen würde." Obgleich, ſezte ſie hinzu, lieber Gott! es doch grauſam iſt, ſo geplagt zu werden, wenn einem das Kind am Tode liegt, und wenn dieß Gottes Wille wäre, ſollte ſie doch auch ein anſtändiges Begräbniß haben, wie es die andern gehabt." Gilbert fuhr fort, den Brief zu leſen, ohne die geringſte Bewegung zu verrathen; er ſchlug ihn dann zuſammen und gab ihn ſeiner Frau, und ſagte ihr, ſie möchte ihn leſen, wenn ſie wolle, und ihn dann in den Schrank neben Margarethens Bett legen. Sie nahm ihn ohne ihn zu leſen und drückte ihn in ihrem Buſen zuſammen; denn ſie horchte auf ihr Kind, und da ſie es zu hören glaubte, lief ſie ſchnell zu deſſen Bette zurück.

Noch eine andere jammervolle Stunde ging vorüber und das Kind rang noch immer um ſein Leben. Selbſt die Hunde empfanden den Jammer des Hauſes und lagen, ohne ſich zu rühren, unter dem langen Tiſch beym Fenſter. Eine Schweſter arbeitete an einem Kleidchen, das ſie für das liebe Kind angefangen hatte, fort, ohne recht zu wiſſen, wofür; und hob oft ihre Hand zu den Augen, um eine Thräne zu trocknen. „Was iſt das?“ ſagte der Alte zu ſeiner älteſten Tochter: „was legſt du da auf das Bret?“ Sie vermochte kaum zu antworten, daß es ein Band und ein Kamm ſey, den ſie für die kleine Margarethe mitgebracht, auf das Feſt des Mayen. Bey dieſen Worten konnte der Vater einen bittern Seufzer nicht unterdrücken; bey welchem der Knabe, welcher ſeiner ſterbenden Schweſter am nächſten im Alter war, ihm weinend ins Geſicht blickte und das zerriſſene alte Balladenbuch, in das er hineingeſehen hatte, ohne zu leſen, fallen ließ, von ſeinem Sitze aufſtand, ſeinem Vater um den Hals fiel, ihn küßte und Gott bat, ihn zu ſegnen; denn das fromme Herz des Knaben fühlte ſich bewegt, und der Alte fand, als er ihn umarmte, daß der Kleine in ſeiner Einfalt und Unſchuld ihm wirklichen Troſt gewährte. „Der Herr gibt und der Herr nimmt,“ ſagte er, „der Name des Herrn ſey gelobt.“

Jezt öffnete ſich leiſe die Hausthüre und der Mann, welcher in frühern Jahren Frieden und Ergebung hieher gebracht hatte, wann ihre Herzen geprüft worden, ſo wie ſie es jezt waren, ſtand vor ihnen. An dem Abend vor dem Sabbath pflegte der Pfarrer von Auchindown nie ſeine Wohnung zu verlaſſen, außer, wie in dieſem Augenblick, um einen Kranken oder Sterbenden zu beſuchen. Gilbert konnte ihm kaum ſeine erſten Fragen wegen des Kindes beantworten, als der Wundarzt aus dem Schlafzimmer trat und ſagte: „Margarethe ſcheint durch Gottes Hand über den Tod und das Grab erhoben zu ſeyn: ich denke, ſie wird davon kommen. Sie iſt eingeſchlafen; und wenn ſie erwacht, hoffe ich — glaube ich, wird die Gefahr vorüber ſeyn und euer Kind wird leben.“

(Der Beſchluß folgt.)

Steinzirkel bey Kirkwall, auf Orkney.

(Aus R. Peterkins Notes on Orkney et Zetland 4. London 1822.)

Dieſe Steinzirkel beſtehen aus zwey Gruppen. Eine derſelben iſt ein vollſtändiger Zirkel von ſechzig Klaftern im Umfang, mit Einſchluß des breiten Grabens, welcher ihn umgibt, von welchen Steinen viele darnieder liegen. Der Zirkel ſtehet weithin ſichtbar auf einer Halbinſel, welche ſich auf der Nordſeite des Loch von Stennis ſanft erhebt, und dieſes Waſſerbecken in zwey beynahe gleiche Theile theilt, jeder von fünf bis ſechs Meilen. Auf der ſüdlichen Seite des Sees (welcher mit dem gegenüberliegenden Vorgebirge durch einen niedrigen Steinhügel verbunden iſt, worin ſich Oeffnungen für den Durchgang der Ebbe und Fluth finden) ſtehen nur noch drey Säulen von dem, was ehemals einen andern Zirkel oder Theil eines Zirkels von größerm Umfang geweſen zu ſeyn ſcheint, und ein einzelner Stein am ſüdlichen Ende der Brücke von Broigar. Dieſe übriggebliebenen Pfeiler erheben ſich ungefähr achtzehn Fuß über den Boden: einer derſelben wurde vor Kurzem niedergeworfen, aber nicht zerbrochen; im Jahr 1814 wurden drey von der Stelle entführt, wo ſie ſeit Jahrhunderten geſtanden, und in Stücken zerſchlagen. Ein ähnlicher einzeln ſtehender Pfeiler mit einem Loche wurde zu derſelben Zeit gleichfalls zerſtört. Dieſer ſtand auf der Oſtſeite von den größeren Steinen, und ſcheint der rohe Altar geweſen zu ſeyn, woran die Schlachtopfer gebunden wurden. In ſpätern Zeiten war es eine den Zuſammenkünften der Liebenden geheiligte Stätte; und wenn ſie ihre Hände durch den Stein zuſammengefügt hatten, ſo wurde das ſo gegebene Verſprechen der Liebe und Treue eben ſo heilig gehalten, als das heilige Ehegelöbniß ſelbſt, und ſelten, wenn je, wurde es von den romantiſchen Jünglingen und Mädchen gebrochen, die ſich zu dieſem Altar begeben hatten. Dieſe unglückliche Zerſtörung geſchah durch einen benachbarten Pächter, um mit den Trümmern Kuhſtälle zu bauen. Die übrigen Steine wurden durch die Bemühungen des verſtorbenen Malcolm Laing, Verfaſſer einer vortrefflichen Geſchichte von Schottland, ſo lange erhalten, bis der Eigenthümer der Stelle, worauf die Säulen ſtehen, die nöthigen Maßregeln ergreifen konnte, um ſie gegen künftigen Schaden zu ſichern.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

(Beſchluß.)

Im Figaro, dieſem berühmten Mozart'ſchen Meiſterſtücke, dem Nichts gleichkommt, was nach ihm, bis auf unſere Tage, in Deutſchland zur Welt gebracht wurde, entzückte Mlle. Canzi das ganze Publikum im höchſten Grade; man wußte es ihr beſonders Dank, daß ſie dem Pagen die reizende Romanze abnahm, die dieſer ſingen ſollte, und die ſie, gütig und gefällig, ſtatt ſeiner ſang.

Im Barbier von Sevilla von Roſſini gefiel ſie wieder ſehr, nicht blos wegen ihres ſchönen Geſanges, ſondern beſonders auch noch wegen ihres ſinnigen und ſchalkhaften Spiels. Wie ſehr hätten wir übrigens gewünſcht, die holde Sängerin ſtatt in Roſſini's, in Paiſiello's Barbiere di Seviglia hören zu können! Denn auch vom Roſſini bis zum Paiſiello iſt es, wenigſtens nach unſerm, tief empfundenen Urtheile, ein unermeßlich großer Schritt, und wir haben Roſſini's, wir wollen nur wenig ſagen, Kühnheit nie begreifen können, mit der es dieſer Komponiſt wagte, einem ſo großen und allgemein anerkannten Meiſterwerke von Paiſiello nachzuarbeiten, und ſeine Kräfte mit denen dieſes muſikaliſchen Rieſen zu meſſen. Uns ſchien dieſer Wettſtreit immer der Wettgeſang Pans mit Apoll zu ſeyn. Tauſend Erfahrungen in allen Künſten und Wiſſenſchaften haben dargethan, daß, wenn Jemand eine Sache, die bereits aufs Beſte ausgeführt worden iſt, von Neuem darſtellen will, er nichts Ausgezeichnetes mehr hervorbringen könne. Roſſini hat dieſes zu ſeinem Schaden nicht beherzigt. Denn alle Kenner in Italien, ſeinem Vaterlande, haben ſein Werk tief unter Paiſiello's Meiſterſtück herabgeſezt, und das mit allem Rechte. Auch hat ſich Roſſini, ſchlau genug, wohl gehütet, in den ſchönſten und glänzendſten Situationen mit ſeinem großen Vorgänger zuſammenzutreffen. Es iſt in Roſſini's Barbiere di Siviglia von dem herrlichen Terzett im erſten Akte, wo Alles zuſammen gähnt, zuſammen nießt und in Verwirrung geräth, und worin Paiſiello als ein ſo großer und unübertrefflicher Maler der Natur erſcheint; von der weltberühmten Arie: Jo son Lindoro, die der Graf Almaviva bey nächtlicher Weile vor Roſinens Fenſtern ſingt, und von noch mehreren andern meiſterhaften und unnachahmlichen Pezzis des Paiſiello'ſchen Barbiere keine Rede. Hier ging Roſſini in ſich ſelbſt zurück; hier ließ er ſich in keinen Kampf mit dem großen Meiſter ein; er überließ dieſem das Schlachtfeld von freyen Stücken und warf Schild und Lanze weg. Auch in der Arie, die Roſine am Klavier ſingt, in der Lektion, die ſie von dem Pſeudo-Singmeiſter, Grafen Almaviva, erhält, wie weit bleibt da Roſſini hinter Paiſiello zurück? Mlle. Canzi muß auch ſelbſt empfunden haben, daß Roſſini's Arie von keiner Bedeutung ſey; ſie ſchob dieſer eine andere unter. Aber wir haben ſehr bedauert, daß ſie ſtatt der, die ſie ſang, nicht weit lieber diejenige ſingen wollte, die Paiſiello für dieſe Situation eigens komponirt hat. Denn dieſe hat einen ſo erhabenen, majeſtätiſchen und feyerlichen Gang, daß man ſich dabey gleichſam ganz in die Höhe gehoben fühlt; und die von der Mlle. Canzi geſungene kann damit gar nicht in Vergleichung kommen, wenn gleich ſie an Rouladen und Schwierigkeiten reicher iſt.

In der diebiſchen Elſter gefiel die Sängerin zwar auch; aber der Beyfall ſchien doch etwas nüchterner zu ſeyn, und es ſchien, als wenn das Publikum der Meinung wäre, als paßte die Rolle, die ſie da ſpielte, wenigſtens nicht eben ſo gut für ſie, als die früher angezeigten.

Im Tankred gefiel ſie hingegen wieder über die Maßen. Warum ſie übrigens das Duett des erſten Akts nicht, und dafür in dieſem das Duett des zweyten Akts ſang, und wieder für das weggelaſſene eine Arie einlegte, das konnte uns nicht recht klar werden. Die Arie des zweyten Akts ſang ſie übrigens mit vieler Kunſt, Kraft, Nachdruck und Feuer.

Von ihrem muſikaliſchen Talent gab ſie beſonders in der Armida von Roſſini einen ſprechenden Beweis. Denn dieſe Oper ſtudirte ſie erſt in Stuttgart in dem kurzen Zeitraum von vierzehn Tagen ſo ein, daß ihr die zweymalige Aufführung zur größten Ehre gereichte.

Im Opferfeſt wurde ſie ſehr gefeyert; vorzüglich gefiel ſie in der ſchönen reizenden und einfachen Cavatine: Ich war, als ich erwachte ꝛc. die ſie mit eben ſo viel Kunſt, als Empfindung und Naivität vortrug; ſie mußte ſie zum zweytenmale ſingen. Schade nur, daß ſie in dieſer Oper nicht gehörig unterſtüzt wurde. Denn Mehrere von den Mitſpielenden thaten nicht, was man von ihnen erwarten konnte. Auch die große Scene im zweyten Akt gelang ihr vollkommen; auch hier entwickelte ſie vieles Gefühl, Kraft und Schwung.

Im Freyſchützen haben wir ſie nicht ſelbſt gehört, wir können alſo blos andern guten Beobachtern nacherzählen, daß ſie auch da gefallen hat. Wir ſelbſt haben den Freyſchützen nur einmal gehört, und gedenken ihn auch nicht weiter zu hören; wir haben ihn genug gehört. Wir ſind weit entfernt, irgend Jemand in ſeinem Urtheile über dieſe Oper vorgreifen zu wollen; ja wir halten es ſogar für thöricht, mit Leuten, die an dieſer Oper Geſchmack und Vergnügen finden, darüber zu ſtreiten, um ihnen zu beweiſen, daß ihr Geſchmack nicht richtig ſey. In Sachen des Geſchmacks folgt billig Jeder nur ſeinem eigenen Geſchmacksſinn. Wem der Freyſchütz gefällt, wen er entzückt, für den iſt er ohne Widerrede eine ſchöne, eine reizende Oper; und es iſt in dreyfacher Rückſicht abgeſchmackt, mit ihm darüber zu ſtreiten: einmal, weil er eben ſo gut, als der Andere, der ihn bekehren will, das Recht hat, nur ſeinem Geſchmack zu folgen; zweytens, weil er, wenn er ein ſelbſtſtändiges Urtheil über Muſik fällen und Andern nicht blos nachbeten will, durchaus nichts Anderes möglicherweiſe thun kann, als daß er nur allein ſeinem eigenen Geſchmacksſinne folgt; und drittens, weil aller Streit darüber, wie theils die Natur der Sache aus den eben angeführten Gründen, theils die tägliche Erfahrung lehrt, immer nuzlos und vergeblich iſt und ſeyn muß. Unſer Geſchmack in allen Künſten, und beſonders auch in der Muſik, hängt von unſerer Organiſation, an der wir ſelbſt keinen, ſondern die Natur allein Antheil hat; von unſern gröbern oder feinern, dichtern oder dünnern, härtern oder weichern, zähern oder geſchmeidigern Faſern; von dem raſchern oder trägern Laufe unſers Blutes; von unſern lebhaftern oder mattern Empfindungen; von dem richtigen Verhältniſſe unſerer Sinne unter einander; von den Situationen, in denen wir uns von Jugend an und im Laufe unſers Lebens befunden; von dem, was wir von Kindheit an hauptſächlich gehört haben, und von noch unendlich vielen kleinern Umſtänden ab, an deren Einfluß man gewöhnlich gar nicht denkt. Wie ſollte es nun möglich ſeyn, einen ſo oder anders organiſirten Menſchen, der z. B. mit dem Komponiſten des Freyſchützen, Hrn. v. Weber, von Natur eine ähnliche und analoge innere Organiſation hat, zu überreden, daß die Muſik des Freyſchützen nicht ſchön ſey? So wenig irgend Jemand in der Welt den Hrn. v. Weber ſelbſt davon zu überzeugen im Stande iſt; eben ſo wenig kann dieſer Verſuch bey irgend einem Menſchen gelingen, der mit Hrn. v. Weber, in Abſicht auf ſeine innere Organiſation, ſympathiſirt.

Aber eben deßwegen muß es auch andern anders organiſirten Menſchen, oder die in andern Lagen und Verhältniſſen waren, und in den verſchiedenen Epochen ihres Lebens andere Sachen oft und viel gehört haben, eben ſo, wie jenen, erlaubt ſeyn, nach ihrer Individualität zu ſprechen und ihr Urtheil über den Freyſchützen zu fällen. Und da möge es uns denn nun auch erlaubt ſeyn, offen zu ſagen, daß uns dieſe Oper nicht nur nicht gefallen, ſondern ſo mißfallen hat, daß wir ſie beym erſtenmale zugleich auch zum leztenmale gehört haben. Wir, nach unſerer Individualität, lieben, verehren, bewundern bis zum Enthuſiasmus die reizenden und unnachahmlich ſchönen Melodien eines Pergoleſe, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Paiſiello, Cimaroſa, Sarti, Anfoſſi, Salieri, Zingarelli, Fioravanti und Mozart. Wir fühlen uns ſtets entzückt, glücklich und erhaben über alles Irdiſche, wenn wir die Werke dieſer großen und hoch von uns verehrten Meiſter hören, und nichts kann dem Vergnügen gleich oder nur nahe kommen, das durch dieſe unſern Empfindungen zu Theil wird. Iſt nun aber dieſes einmal unſer muſikaliſcher Geſchmack, wie wäre es möglich, daß uns der Freyſchütz gefallen könnte?

Beylage: Literaturblatt Nr. 85.

Digitized by Google

Nro. 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Oktober 1822.

Dunkel wallt nur hier der Lauf;
Jenſeits dieſer kleinen Erde
Glüht ein neuer Tag herauf.

Beruhigung.

Die Kräfte, die im Schoos der Erde weben,
Sie führen ernſt den Sinn in ſich zurück.
Die Blum' erſchloß den reichen Kelch mit Beben,
Wie lange währt des Frühlingskindes Glück? —
Es kehrt des Jahres Blüthenzeit zum Leben,
Zum Tode kehrt der Herbſt den innern Blick!
O glücklich, wer ſo ſanft wie Frühlingsblüthen
Das Aug zum Grabe ſenkt, zum ew'gen Frieden.

Wohl bricht kein Knöſpchen, fällt kein Blatt vom Baume,
Es wäre denn verronnen ſeine Zeit:
Der laue Weſt weckt Blüthen aus dem Traume,
Er küßt und ſchwellt der Au'n ſmaragd'nes Kleid,
Der Schatten lockt zur Ruh' am Waldesſaume
Und alles ſteht in Luſt und Herrlichkeit —
Da trinkt mit vollem Zug das friſche Leben
Und laßt die Bruſt vom leichten Aether heben.

Der Sturm mag brauſend mit der Eiche ringen,
Er reißt den Schmuck ihr nicht vom ſtolzen Haupt;
Und wie er kämpft mit zarten Blüthenringen,
Sie ſtehen, ihres Glanzes unberaubt —
Da kömmt der Herbſt, und trägt auf leiſen Schwingen
Des Abendwinds den Schmuck zu Grab: entlaubt
Wird nun der Zweig des trocknen Windes Wiege;
Mild feyert die Natur des Todes Siege.

Drum zeigt ein heitres Auge ſtets dem Leben,
Das auf der Lüfte leichten Säulen ruht;
Ob eure Zukunft Schleyer auch umweben,
Das Eine iſt des Geiſtes freyes Gut:
Die Kraft, was er hier ſoll, kühn zu erſtreben,
Der Glaube, daß er ſteht in ſichrer Hut,
Und freud'ge Hoffnung, wenn die Hülle ſchwindet,
Daß er ein höhres Ziel im Tode findet.

Adrian.

Gilbert Ainslie.

(Beſchluß.)

Gilbert's Familie war auf Margarethens Tod vorbereitet geweſen; aber jezt wurden ſie alle von der Hoffnung zum Leben beſtürzt. Die eine weinte, da ſie bis jezt alle ihre Thränen in ihrem Herzen verſchloſſen hatte; eine andere ſtieß einen kurzen Schrey aus; und die weichherzige Iſabelle, welche das Kind als Säugling gepflegt hatte, ward ohnmächtig. Der jüngere Bruder lächelte freudig, rief ſeinen Hund Hektor hervor, der mit ihm und ſeiner kleinen Schweſter auf dem Moor zu ſpielen pflegte, und erzählte dem ſtummen unvernünftigen Thier die frohe Mähr, deſſen Augen aber wirklich von einer gewiſſen Freude glänzten. Man hatte ſeit mehrern Tagen die Glocke am Schlagen verhindert; aber die ſtillen Zeiger wieſen auf die neunte Stunde; und dieſe war in Gilbert Ainslie's Haus die Stunde des Familiengebets, ſein verehrter Pfarrer nahm das Buch; man las ein Kapitel — ſagte ein Gebet und ſang einen Pſalm; es wurde aber leiſe und mit unterdrückten Stimmen geſungen, um nicht des Kindes Schlaf zu unterbrechen; und dann und wann zitterten die weiblichen Stimmen, oder eine oder die andere hörte ganz auf; denn ſie hatten Müheſal und Angſt empfunden und ihre Hoffnung und ihr Glaube wurden jezt in Freude und Dankgebeten ausgedrückt.

Das Kind ſchlief noch immer, und ſein Schlaf ſchien feſter und tiefer. Es ſchien beynahe gewiß, daß die Kriſis vorüber war, und daß die Blume nicht welken ſollte. „Kinder,“ ſagte Gilbert, „unſer Glück liegt in der Liebe, die wir gegen einander hegen; und unſere Pflicht iſt, uns Gott zu unterwerfen und ihm zu dienen. Er iſt uns ſehr gnädig geweſen. Iſt nicht die Wiederherſtellung unſerer kleinen, fröhlichen Margarethe alles Gold der Erde werth? Hätten wir tauſendmal Tauſende beſeſſen, würden wir nicht lieber ihr Grab mit dem werthloſen Golde aufgefüllt haben, als daß ſie mit ihrem lieben Geſichte und all ihrem roſigen Lächeln hätte hineingelegt werden ſollen?“ Ein allgemeines, freudiges Schluchzen war die Antwort.

„Laßt euch das Geld und den Brief keine Sorgen machen, Vater,“ ſagte die älteſte Tochter. „Wir alle haben uns eine Kleinigkeit von ein Paar Pfund erſpart, und wir können wohl ſo viel zuſammenbringen, um Verhaftung und Gefängniß fern zu halten. Oder wenn ſie uns den Hausrath auch wegnehmen und uns nur Margarethens Bett laſſen, wen kümmerts? Wir werden auf dem Boden ſchlafen; und es gibt noch Kartoffeln im Felde und helles Waſſer im Quell. Wir brauchen nichts zu fürchten und bedürfen nichts; gedankt ſey Gott für alle ſeine Güte.“

Gilbert ging in die Krankenſtube und ließ ſich von ſeiner Frau, welche beym Bette ſaß und mit einem überglücklichen Herzen das regelmäßige Athmen ihres Kindes beobachtete, den Brief geben. „Dieſes Schreiben, ſagte er milde, iſt nicht von einem hartherzigen Gläubiger. Komm mit, während ich ihn unſern Kindern vorleſe.“ Der Brief, welcher laut vorgeleſen ward, war dazu geeignet, über die Wohnung der Armuth, Freude und Vergnügen zu verbreiten. Er war von dem Teſtamentsvollſtrecker eines fernen Verwandten, der Gilbert Ainslie 1500 Pfund Sterling hinterlaſſen hatte. „Die Summe, ſagte Gilbert, iſt groß für Leute wie wir, hoffentlich aber nicht groß genug, um uns die Köpfe zu verdrehen oder uns einzubilden, wir ſeyen alle Herrn und Damen. Es wird weit, weit mehr ſeyn, als es bedarf, um mich endlich über den Druck der Welt zu erheben. Ich glaube, ich werde damit dieſen Hof kaufen können, auf welchem meine Vorfahren ſich ſchon geplagt. Aber möge uns Gott, der uns dieſes irdiſche Glück zugeſandt, auch Weisheit und Vorſicht ſenden, um es zu gebrauchen, und uns Allen demüthige und dankbare Herzen.“

„Jezt werdet ihr mich das ganze Jahr hindurch in die Schule gehen laſſen können, Vater, ſagte der jüngſte Knabe. Und ihr könnt jezt das Dreſchen euern Söhnen überlaſſen, Vater, ſagte der älteſte. Ihr möcht noch immerfort den Pflug führen, denn Ihr pflügt eine geradere Furche als einer von uns; die harte Arbeit aber gebührt den jungen Armen; und ihr könnt jezt öfter in euerm Armſtuhl beym Feuer ſitzen. Ihr werdet nicht jezt an kalten, finſtern und ſchneeigten Wintermorgen aufſtehen dürfen, um Stundenlang bis zum ſpäten Tagesanbruch in der Scheune zu dreſchen.

Stille, Fröhlichkeit und Leiden herrſchten in Maß Side die ganze Nacht hindurch. Diejenigen, welche ſich ein Paar Stunden lang niedergelegt hatten, ſchliefen kaum; und als gegen Morgen die kleine Margarethe erwachte, ein anderes Geſchöpf, blaß, matt und unfähig, ſich in ihrem Bette umzuwenden, aber mit Ausdruck im Auge, Gedächtniß in ihrer Seele, Liebe in ihrem Herzen und Kühle in ihrem Blute, lauerte ein beglückter Haufe auf das erſte ſchwache Lächeln, das ſich über ihr Geſicht zog; und keiner von denen, die da ſtanden, vergaßen jemals wieder des Sonntags Morgens, wo ſie mit lieblich erſtaunten Blicken auf ſie herumſah, als fühle ſie beynahe, daß ſie von der Gewalt des Grabes gerettet worden.

Bemerkung zu dem Aufſatze in Nro. 217. dieſes Blattes: Heilung der Bruſtentzündung durch den Gebrauch des Brechweinſteins.

Die auffallende Heilmethode aller Art Bruſtentzündung durch den Gebrauch des Brechweinſteins, von welcher in dieſem Blatte vor einiger Zeit Erwähnung geſchah, die durch Herrn Peſchier, Arzt in Genf, ausgeübt werden ſoll, gründet ſich auf ein neues Syſtem der Heilkunde, welches am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts der italieniſche Arzt Raſori in ſeinem Vaterlande einführte. Raſori, durch ſeine Reiſen nach England, ſtrenger Anhänger der Browniſchen Lehre, übte, nach Italien zurückgekehrt, dieſelbe nach allen Regeln aus. Als er aber in den Jahren 1799 und 1800, bey einer in Genua ausgebrochenen Epidemie, die Leitung eines Militärhoſpitals übernahm und Browns reizendes Heilverfahren in Ausübung brachte, ſah er bald ſehr nachtheilige Folgen ſeines Unternehmens und fing an Browns Lehre ſehr zu zweifeln an. Er wählte nun ein ganz entgegengeſeztes Heilverfahren, gab den Kranken kühlende Getränke, Salpeter, ließ ſie hungern und ſie genaſen. Er hielt ſich fortan nur an den oberſten Grundſaz der Erregungstheorie: daß dem Organismus eine beſondre Eigenſchaft, die Erregbarkeit, innwohne und ſuchte hierauf ſeine neue Lehre zu begründen.

Sein Syſtem mißt dieſer Erregbarkeit in dem lebenden Organiſmus eine doppelte Natur bey und leitet aus dieſer Verſchiedenheit alle Verſchiedenheiten der organiſchen Phänomene, der heilſamen wie der krankhaften, ab. Ebenſo fallen alle Dinge, die den Organiſmus afficiren können, bey ihm in zwey entgegengeſezte Klaſſen, welche den beyden Erregungseigenſchaften des Organiſmus entſprechen, ſo daß die Körper aus der einen Klaſſe die Wirkung der Körper aus der andern Klaſſe im Organiſmus auf geradem Wege zernichten. Die Mittel der einen Klaſſe nennt er Reize, die der andern Widerreize. Die Grunderfahrung ſeiner ganzen Lehre iſt: daß das Blut ein ſehr heftiger Reiz für den Organiſmus ſey und daher ſtellt er auch das Blut an die Spitze aller im Körper ſelbſt gebildeten Reize, ja es iſt ihm wohl der einzige.

Daher erkennt er nebſt Blutentziehungen ſolche Mittel für den kräftigſten Widerreiz in der ganzen Arzneymittellehre, durch die der Kreislauf geſchwächt wird, wie z. E. ungeheure Gaben von Fingerhut und vorzüglich auch von Brechweinſtein, welchen leztern er halbe Quentchenweis auf einmal in Bruſtentzündungen reicht, welche Mittel aber vorzüglich dadurch den Kreislauf ſchwächen möchten, daß ſie vor allem reizentziehend, oder lähmend, auf das Sennengeflechte und das ſympathiſche Syſtem, und dadurch erſt auf das Gefäßſyſtem einwirken. Raſori machte dabey die Beobachtung: daß der Brechweinſtein in ſolchen ungeheuern Gaben gar kein Erbrechen erregt, ſolches aber ſich einſtellt, ſobald man ihn in kleinen Gaben anwendet.

Die Mängel dieſer Lehre Raſoris, beſonders deren Einſeitigkeit, wie auch anderer Seits das viele Wahre derſelben, auseinander zu ſetzen, iſt hier nicht der Ort und es wollte der Einſender dieſer Bemerkung nur aufmerkſam machen: daß die Heilungsweiſe der Bruſtentzündungen durch Brechweinſtein auf den Grundſätzen der Raſoriſchen Heillehre beruht und in Italien ſchon längſt eingeführt iſt. Unter dem Titel: Delle peripneumonie infiammatorie e del curarle principalmente col tartaro stibiato, erſchien in Italien eine eigene Schrift von Raſori über dieſen Gegenſtand. In Deutſchland macht Profeſſor Parrot der jüngere zu Dorpat, in ſeinen Anſichten über die allgemeine Krankheitslehre, hauptſächlich auf dieſe neue italieniſche Lehre der Medicin aufmerkſam. Eine Zeitlang war Raſori Lehrer zu Pavia, nachher Profeſſor der Pathologie und Therapie und Vorſtand des Militärhoſpitales zu Mailand. Nie machte er ſein Syſtem durch den Druck bekannt. Staatsbürgerliche Verhältniſſe zogen ihm eine mehrjährige ſehr harte Gefangenſchaft in Mantua zu.

J. K.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Okt.

Zweymal haben die engliſchen Schauſpieler hieſelbſt ſechs Abonnements-Vorſtellungen gegeben, und zwar mit ziemlichem Beyfall, obwol der kleine Saal, worin ſie ſpielten, nicht immer voll wurde; weßhalb die hier erſcheinende engliſche Zeitſchrift: Paris Monthly review, es den anweſenden engliſchen Familien vorwirft, daß ſie ihre Landsleute nicht beſſer unterſtüzt haben, zumal da es der Patriotiſmus erfordert hätte, ſie wegen der auf dem franzöſiſchen Theater der Porte St. Martin erlittenen Beſchimpfung zu entſchädigen. Wirklich ſah man bey den Vorſtellungen mehr Franzoſen, als Engländer unter den Zuſchauern; leztere entſchuldigten ſich damit, daß die Truppe nicht gut genug geweſen ſey. Indeſſen war ſie doch erträglich, und Miß Roſine Penley verdiente wohl geſehen zu werden; auch ſoll ſie bereits dazu beſtimmt ſeyn, auf der Coventgarden-Bühne aufzutreten. Für einen Fremden, welcher nicht Gelegenheit gehabt hat, den Schauſpielen in England beyzuwohnen, war es ſehr intereſſant, von dieſer Truppe eine Auswahl der drey engliſchen Schauſpielgattungen, nämlich der Trauerſpiele, Luſtſpiele und Volksſtücke oder Poſſen aufführen zu ſehen, und dieſe drey Arten, wie auch die Vorſtellungsweiſe, mit den franzöſiſchen zu vergleichen. Dasjenige Stück, das den meiſten Beyfall bey ihrem Publikum (welches, wie oben geſagt, meiſtens franzöſiſch war) erhalten hat, iſt Rowe's Trauerſpiel, Jane Shore; außer daß dieſes Stück ziemlich gut geſpielt wurde, beſonders von Miß Roſine Penley, welche die Rolle der Heldin des Stücks hatte, läßt ſich der erhaltene Beyfall noch dadurch erklären, daß Rowe ſein Trauerſpiel nach den franzöſiſchen Muſtern gebildet, und die barbariſchen Ungeziemlichkeiten des ältern engliſchen Trauerſpiels, als z. B. die Vermiſchung des Komiſchen und Niedrigen mit dem hohen Tragiſchen, die unaufhörlichen Ortswechſel und die Jahre lange Dauer der Handlung ſorgfältig vermieden hat. Bey ihm iſt die Handlung einfach, edel und entſpinnt ſich mit Klarheit. Engländer ſchäzen dieſes Trauerſpiel weit weniger, als die Franzoſen; dieß mag größtentheils daher rühren, weil die Engländer durch die Shakeſpear'ſchen Stücke allzuſehr an das Erſcheinen groteſker Figuren und bunter Bilder in den Trauerſpielen gewöhnt worden ſind, als daß ihnen ein Stück mit wenigen Perſonen und in ernſtem Styl viel Behagen geben könnte. Andererſeits aber iſt auch der Stoff dem Dichter nicht günſtig geweſen; eine vor Hunger ſterbende Frau, welche die Maitreſſe eines Königs geweſen iſt, mag ſich zu einem dramatiſchen Gemälde wohl eignen; zu einem Trauerſpiele in fünf Aufzügen aber iſt dieſer Stoff wohl zu kurz und undramatiſch, und was das Schlimmſte iſt, ſo hat der grauſame Dichter dieſen fürchterlichen Tod den ganzen lezten Aufzug hindurch verlängert. Vom Anfang deſſelben bis zu Ende liegt Jane Shore auf der Straße und winſelt, und erſt am Ende dieſes martervollen Aufzuges verſcheidet ſie in den Armen ihres weiland Mannes, der ſich in der Verlegenheit, worin er ſich befindet, ſehr klug benimmt; er ſagt nämlich ſo gut als nichts. Bekanntlich war dieſer Shore ein Londner Goldſchmied, dem Eduard IV. ſeine ſchöne, und, wie die Geſchichtſchreiber ſagen, vernünftige Frau verführte. (A woman of exquisite beauty and good sense, but who had not virtue enough to resist the temptations of a beautiful man and a monarch, ſagt Goldſmith in ſeinem Abriß der engliſchen Geſchichte.) Nach des Königs Tode erging ihr, was den meiſten königlichen Favoritinnen ergangen iſt: ſie wurde verachtet und verfolgt. Unter dem tyranniſchen Eduard V. wurde ſie der Zauberey beſchuldigt, mußte öffentlich Buße thun, und wurde ins Elend verſtoßen; ſie ſoll noch viezig Jahre kümmerlich gelebt haben, und in großer Dürftigkeit geſtorben ſeyn. Lord Haſtings, welcher im königlichen Rathe einigen Zweifel an ihre Zauberey zu hegen gewagt hatte, war ſogleich beym Ausgehen aus dem Rathe ergriffen und enthauptet worden. Der deſpotiſche Eduard ſoll ausgerufen haben: beym heil. Paul! er werde nicht eher ſpeiſen, als bis er Haſtings Haupt vom Rumpfe getrennt geſehen haben werde. Von ſolchen Grauſamkeiten iſt die Geſchichte Englands leider voll, und es iſt leicht begreiflich, wie die Engländer ſchon ſo früh durch eine weiſe Verfaſſung der Königsgewalt haben Schranken zu ſetzen geſucht. In Rowe's Trauerſpiel iſt Haſtings Rolle eine der intereſſanteſten im Stück, oder eigentlich, nach der Hauptrolle der Jane Shore, iſt ſie die einzige; denn diejenige des wildtobenden Wüthrichs Eduard iſt wahrlich nicht dazu geeignet, eine andere Empfindung als Unwillen zu erregen. Haſtings Abſchied von der Jane Shore, um derentwillen er ſterben muß, iſt ein rührender Auftritt, und mit vieler Kunſt ausgeführt; nur verdarb der Schauſpieler, der den Haſting ſpielte, einigermaßen den Eindruck dadurch, daß er in den leidenſchaftlichen Momenten die Hand der Jane Shore herumſchwenkte, als ob er eine Quadrille mit ihr tanzte, wozu doch wahrlich bey dieſem Abſchied zwiſchen zwey ſterben ſollenden Perſonen kein Anlaß vorhanden iſt. Dieſer männliche, freymüthige, dem Tyrannen ſo glänzend gegenüber ſtehende Haſtings dünkt mir der beſte Charakter im Stück. Eine Alicia iſt noch da, welche nach Haſtings Hinrichtung wahnſinnig wird, ihn zu ſehen wähnt, und die vor Hunger ſterbende Jane Shore von ihrer Thüre wegwirft; dieß mag der Gallerie in den engliſchen Schauſpielhäuſern ſehr tragiſch dünken; in Frankreich ſtößt ſolch ein Betragen zurück; überhaupt treiben die engliſchen Dichter allzu viel Mißbrauch mit dem Wahnſinn; von Shakeſpear bis auf die heutigen Dichter haben ſie faſt alle einen Wahnſinnigen oder eine Wahnſinnige als obligate Perſon in ihrem Trauerſpiele. Den fünften Aufzug würde ein franzöſiſcher Dichter gewiß beſſer eingerichtet haben, als Rowe; das Mitleid muß nimmer Langeweile erregen; dieß thut aber unfehlbar dieſes über eine Viertelſtunde dauernde Winſeln und Umherkriechen der Jane Shore auf der Gaſſe; wo ſie zulezt den Geiſt aufgibt, beſonders da ihre Klage: ſeit drey Tagen genoß ich keine Nahrung, an die wirklichen Klagen, die man nur zu oft auf den Gaſſen von Nothdürftigen wiederholen hört, ſehr unangenehm erinnert. Für die Schauſpielerin ſelbſt muß dieſes beſtändige Stöhnen und Aechzen äußerſt peinlich ſeyn; die wahre Kunſt ſucht durch edlere Mittel Eindruck hervorzubringen, als durch dieſe den Nothleidenden abgeborgten Ausdrücke und Töne. Ueberhaupt hat der Hungertod auf der Bühne etwas Widerliches, das die Dichter bewegen ſollte, dieſe Entwicklungsart einer tragiſchen Handlung nicht zu wählen. Dieſes Widerliche liegt, wie ich glaube, theils darin, daß jener Tod äußerſt ſchrecklich iſt, und theils in dem Umſtand, daß es uns an ſo manche Leiden aus dem wirklichen Leben erinnert, welche zu dieſem Tode hinzuführen brechten.

Die Deklamation und der Anſtand der Engländer im Trauerſpiel gefällt mir ſehr, ſie ſcheint mir die richtige Mitte zwiſchen dem affektirten Weſen der Franzoſen und dem oft allzu trivialen Benehmen der Deutſchen zu halten. Es fiel mir auf, daß dieſes natürliche und edle Spiel der Engländer mehr Eindruck auf mich machte, als die vielfältigen Geſtikulationen der Pariſer Schauſpieler in der Tragödie; allein ich habe auch bemerkt, daß die Sprache den Engländern einen großen Vortheil darbietet. In der heftigſten Scene des Rowe'ſchen Trauerſpiels, in derjenigen nämlich, wo Eduard V., durch Haſtings Freymuth gereizt, wider ihn losbricht, und befiehlt, ihn ſogleich zum Richtplaz zu führen, bedurfte der Schauſpieler keiner leidenſchaftlichen Geberden, um ſeinen Worten Nachdruck zu geben; ſie fielen wie Piſtolenſchüſſe auf einander heraus, und knallten den Zuſchauern gleichſam in die Ohren. Eine Rede in franzöſiſcher Sprache wird dieſes Polternde nimmer an ſich haben; da muß alſo durch Geberden nachgeholfen werden, und da nun im gemeinen Leben, vermuthlich aus derſelben Urſache, Geberden gewöhnlich ſind, ſo müſſen im Trauerſpiele außerordentliche angewandt werden, um nicht ins Triviale zu fallen; ſo erkläre ich mir das Entſtehen der den franzöſiſchen tragiſchen Schauſpielern beſtändig vorgeworfenen Affektation, eines durch die Nothwendigkeit vorgeſchriebenen Surrogats der ihrer Sprache abgehenden Härte und Volltönigkeit; in der That findet man die meiſte Geſtikulation bey den Völkern, welche die ſanfteſten Sprachen haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Venedig, den 13. Okt.

Der große Verluſt, den Italien und die Kunſt heute durch Canova's Tod erlitt, wird ſchnell in Deutſchland bekannt werden; hier einige Details über das Hinſcheiden dieſes großen Mannes. Der Marcheſe und Ritter Antonio Canova war den 4. d. M. hier angekommen und bey ſeinem Freunde A. Franzeskoni abgeſtiegen; ſeine Geſundheit war aber ſo ſchlecht, daß er kaum die Treppe erſteigen konnte, und ſogleich zu Bette gebracht werden mußte. Seit dieſer Nacht begann er an dem fürchterlichſten Erbrechen zu leiden, das ſich wiederholte, ſo oft er nur die geringſte Nahrung zu ſich nahm: dazu kam noch ein heftiger und anhaltender Schluchzer. Alle Mittel der Heilkunde, mit der geſchickteſten hieſigen Aerzte, vermochten kaum, das allzu häufige Wiederkehren des Erbrechens, ſo wie die Erſchütterung des Schluchzens, zu vermindern; ſie waren aber nicht im Stande, das Uebel von Grund aus zu heben oder der Nahrung und den Heilmitteln die innern Wege zu öffnen, welche, troz aller angewandten Mühe, ſtets verſchloſſen blieben. Der Kranke wurde von Tag zu Tag ſchwächer. Am 12. d. nach Mittag fing man an, ſein nahes Ende zu befürchten. Sein Freund, der Rath Aglietti, übernahm die traurige Pflicht, ihm die Nachricht davon zu geben, und die hohe Seele empfing ſie mit aller der Ruhe, mit welcher ein Leben ſchließen muß, welches nur den Werken der Wohlthätigkeit und der Gottesfurcht geweiht war. Die Heiterkeit, mit der er ſein Teſtament machte und ſeine lezte Stunde herannahen ſah, und die heilige Frömmigkeit, mit der er ſich durch den Empfang der Sakramente zu ſeinem Hintritt vorbereitete, bewieſen, daß er ſich ſein Lebenlang zu dieſem Schritt vorbereitet hatte. Kurz darauf verfiel er in eine Art lethargiſchen Schlafes, aus dem er zuweilen aufwachte, auf gemachte Fragen antwortete, oder auch redete, ohne gefragt worden zu ſeyn: in dieſen Zwiſchenräumen, die ſich oft wiederholten, tönten Sprüche der Tugend, der Gottesfurcht aus ſeinem Munde, welche alle Umſtehenden mit tiefer Verehrung gegen ihn und mit der Hoffnung erfüllten, die kräftige Seele werde ſich dieſer Erde noch erhalten. Aber weder die Sorgfalt der Freunde und der Aerzte, noch die Gebete des größten Theils der Stadt und der vielen achtungswerthen Perſonen, welche das Bett des erhabenen Sterbenden umgaben, konnten ſein Scheiden hindern. Nach ſieben Uhr dieſes Morgens ſchlug Canova's Herz zum leztenmal, und ſein Geiſt entſchwebte in die höhern Regionen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Digitized by Google

Nro. 261.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Donnerſtag, 31. Oktober 1822.

> Dieß, Señor, iſt der Alhambra,
> Und der andre die Mesquita;
> Jenes ſind die Alijares,
> Wunderwürdig aufgeführet.
> Und der Mohr, der auf ſie führte,
> Hatte Tags hundert Dublonen,
> Aber wenn er nicht am Bau war,
> Mußt er Tages hundert zahlen.
>
> Alt-Spaniſch.

Allerley aus Spanien.

(Da die lezte Sendung unſers Reiſenden in Spanien grade das allerneuſte Gemälde der Gegend von Murcia enthält, ſo theilen wir unſern Leſern dieſen Abſchnitt vor den Nachrichten mit, die er uns von Granada und andern Orten gab; in der Hoffnung, daß ſie ihm ſpäterhin gern dorthin zu ihm zurückkehren werden.)

Da haſt du mich endlich wieder in einen Karren gepackt, auf dem Wege nach Murcia — für eine ſolche Reiſe von etwa fünf und dreyßig Leguas fordert man fünfzehn Duros, und iſt nachher freylich mit neun zufrieden. Beſſer und ſicherer wäre ich freylich mit der lezten Karavane von Coſarios gereiſt, das konnte aber nicht ſeyn, und bis zur Ankunft und Abreiſe der nächſten vergehen immer gegen zwanzig Tage — das konnte wieder nicht ſeyn. Der Weg führt gleich aus der Puerta Elvira ſteil das Gebirge hinan; von der Höhe hatte ich noch den lezten Ueberblick von Granada und ſeiner Vega, das ich von langer Zeit her zu ſehen mich geſehnt habe, wie ein gelobtes Land früherer Träume, und nun, indem ich es wieder im Glanz der untergehenden Sonne überſah, da denn nach und nach der Albaycin, die Thürme der Alhambra, und die grüne Ebene und der ſilberne Lauf des Xenil hinter den Höhen verſchwanden, that mirs weh genug, und Granada wird immer zu meinen theuerſten Erinnerungen gehören. Mit dem lezten grünen Fleck des Soto de Roma, muß man ſich aber auch auf eine ganze Tagreiſe verproviantiren. — Bis nach Guetar, wo wir die erſte Nacht blieben, hat man zwar noch einzelne Olivenpflanzungen, nicht zu vergeſſen einen gewaltigen Feigenbaum, der Poſada gegenüber, vor einer Mühle. Da fand ſich nach und nach die ſchöne Welt des Oertchens zuſammen, (es war Sonntag) es wurden Stühle und ſonſtiges Sitzgeräth im Kreis herumgeſtellt: ein Paar junge Geſellen mit Guitarre, Tambourins und Kaſtagnetten kommen über die Höhe her gezogen, und ſangen ſchon aus der Ferne zum Tanz; der denn auch gleich anfängt: im Kreis, ein Paar nach dem andern oder zwey zugleich. Die Alten ſehen zu. — es dauert bis ſpät in die Nacht beym Mondſchein, gar ehrbar, beſonders wußten ſie die Abrazo (Umarmung), die nach jedem Tanz das Paar ſich pflichtmäßig anthun muß, ſo prächtig ſteif und zierlich einzurichten, daß es eine Erbauung war. Der Plebs und die armen Teufel tanzten dir bey derſelben Muſik hinten und vorn, auf Wegen und Stegen, ſo weit man ſie hören konnte. Aber Muſik braucht dieß Völklein gar nicht zum Tanzen: ich habe ſie bey dem Klappern eines Löffels oder eines alten Pantoffels, die ſchönſten Fandangos tanzen ſehen; freylich muß dazu geſungen werden, ſonſt geht es nicht. Was ſie ſingen, willſt du auch wiſſen? Eben die Art von kurzen, meiſt ſatyriſchen, oder verliebten Coplas, wovon ich dir ſchon ſagte; die im Grunde daſſelbe ſind wie die Seguidillas, wovon ich dir einmal ein Paar Proben ſchickte; nur daß dieſe vielleicht mehr durch Aufſchreiben und Drucken in Gleichförmigkeit gebracht ſind. Die Melodie iſt aber gar keine Tanzmelodie, ich wenigſtens könnte nimmer danach tanzen. Von Guetar geht es immer noch aufwärts in dem berüchtigten Paß, der ſehr treffend los dientes de la vieja (die Zähne der Alten) genannt wird; der Weg führt aber durch eine Reihe von felſigen Gebirgsrücken, die von dem eigentlichen Stock der Sierra nevada, der Punta de Muleyhazem u. ſ. w. ablaufen. Dieſe Kalkfelſen in ſenkrecht geſtürzten Schichten, verlaufen nach dem Thale hin (worin der Weg führt), in viele Reihen von unregelmäßigen ſtumpfen Zacken, hie und da unterbrochen wie Zahnlücken; zuweilen erweitert ſich das Thal zu moorigen Wieſen, und da ſehen auch einzelne grobkörnige Granitzacken vor, worauf wahrſcheinlich das Ganze aufliegt. Dieſe Strecke von etwa drey Leguas iſt übel berüchtigt, und ein armer Teufel mit blutigem Kopf, der eben aus den Händen von Wegelagerern kam und uns am Eingang des Paſſes um ein Almoſen bat, war eben nicht die beſte Vorbedeutung; dennoch kamen wir ohne Gefährde über die Höhe des Paſſes, (was in Spanien el puerto heißt, z. B. puerto de Guadarrama, de Tasaraya, de la mala muger, heißt immer die Höhe des Paſſes) und nach Diezara, einem elenden Städtchen. Hier fing ich eigentlich zuerſt an recht die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten der ächten Ventas und Poſadas zu genießen; fragſt du die Wirthin, was es zu eſſen gebe, ſo ſagt ſie ganz trocken: nada (nichts) — die Weiber habe ich immer viel ungeſchlachter gefunden als die Wirthe — der Herr Wirth tröſtet dich mit einem: todo lo que su merced trae, lo podia comer aqui, se guisara. („Alles, was der Herr mit ſich bringt, kann er hier eſſen, man wird's ihm kochen.") Wer alſo grade keine Speiſekammer mitſchleppt, der darf frey im Städtchen herumlaufen und ſich ein Paar Eyer, ein Stück altes Fleiſch, das nicht ſowol von der Hitze verdorben als gedörrt iſt — ſein Oehl, Pfeffer, Brod, Wein u. ſ. w. zuſammenkaufen; ich muß eine rührende Figur gemacht haben, mit einer esportilla unter dem Arm und einer blechernen Oehlbüchſe in der Hand, — grade wie jene berühmte, worin Don Quixote den unguento de fierabras fabrizirte. Die Ventas und Poſadas ſelber mußt du dir aber nicht ſo elend denken; es ſind oft ganz ſtattliche Gebäude, unten zuweilen blos ein großer Raum, von Pfeilern getragen, in einer Ecke die Küche und Tiſche und Bänke für die menſchlichen Gäſte, und der ganze andre Raum für das Vieh, Gepäck, Karren u. ſ. w.; auch Schweine, Schaafe, Ziegen herbergen hier. Oben befinden ſich einige Kammern für delikate Gäſte, die ihre Betten mitbringen. Die Coſarios, Carreteros u. ſ. w. legen ſich ordentlich ſtrahlenförmig rings um die Pfeiler herum, auf ihre Mentas, die jeder überall mit ſich auf der Schulter herumträgt; mit dieſem und einem Stück Brod und Trunk Waſſer iſt ein ſolcher Bauer überall reichlich eingerichtet; ſey's auch mitten auf der Landſtraße. Wirth und Wirthin ſind meiſt ſtattliche Leute und ſehr grob; was die Tochter und die Magd betrifft, da brauchſt du blos den Don Quixote nachzuſchlagen — kurz das Ganze macht eine wahre Arche Noah und iſt ſehr luſtig anzuſehen. Alles ſo großartig, a la rustica — nur eins ſticht dagegen ab: das ſind die ganz kleinen, niedrigen Tiſchchen und Stühlchen, worauf ſervirt wird, und die wie für Kinder gemacht ſcheinen. Eine Hauptparthie dieſes Gemäldes, machen eine Reihe von ſechs bis zehn gewaltigen thönernen Waſſerkrügen, die in einem Winkel an der Wand ſtehen, und drüber auf einem Geſtell eine ganze Menge kleinere Krüge, auch voll Waſſer, wo Jedermann trinkt, ſo viel er mag. In ſolchen Krügen erhält ſich und wird ſogar das Waſſer außerordentlich friſch; es gibt deren von zwölf bis ſechszehn Fuß Tiefe und mehr, und ſechs Fuß im größten Durchmeſſer; dieſe werden in den Höfen der Häuſer in die Erde geſenkt, und ordentlich wie Ziehbrunnen eingerichtet; alle vierzehn Tage oder drey Wochen füllt man ſie dann von neuem; ſie beſtehen aus mehrern Stücken, die einzeln gebrannt und nachher zuſammengeſezt werden. Da ich doch einmal daran bin, muß ich dir auch von den Jarros und Botijas de Andujar ſagen, die aus einer weiſſen Thonerde ohne Firniß gemacht werden. In einem ſolchen Krug, von der Größe eines großen Bierkrugs, erhält ſich das Waſſer, beym Schütteln des Karrens und der Sonnenhitze acht bis zehn Stunden eiskalt, und der Krug iſt äußerlich immer feucht. Sie werden in Andujar gemacht und es wird ein wunderlicher Handel damit getrieben: in Granada laufen wöchentlich ein Paar mal Kerls auf den Straßen herum, an einem Arm einen Korb mit ſolchen Jarras und Botijas, an dem andern einen Korb mit alten Schuhen — und ſchreyen wie beſeſſen: quien quiere jaras por zapatos viejos oder quien da zapatos viejos por jaras de Andujar! („Wer will Krüge für alte Schuhe" oder: „Wer gibt alte Schuhe für Krüge von Andujar.") Dieſe gehören auch mit zu den Charakterfiguren auf den Straßen und Plätzen. Die alten Schuhe werden dann auf der plaza de Vivarrambla reſtaurirt und von Groß und Klein gekauft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Andachtsübungen und Bibelleſen während der Haft.

(Fortſetzung.)

Um den Nachtheil, welchen Bibelleſen ohne Anleitung hervorbringen kann, zu begegnen, iſt daher zweckentſprechend die Einrichtung der Gefängnißfürſorge-Geſellſchaft zu St. Petersburg, daß einzelne ihrer Mitglieder die Gefangenen ihres Geſchlechts oft beſuchen, mit ihnen *gemeinſchaftlich* die Evangelien leſen, und das welke Gemüth aus dem Born des göttlichen Worts wieder auffriſchen. Aber nie laſſe man die geweihte Schaale in ungeweihten

Digitized by Google

Händen. Das Leſen, das wahrhafte Leſen iſt nicht jedes Mannes Sache. Der in den alltäglichen Verhältniſſen der Gegenwart befangene Verſtand ſtellt ja ſo leicht dieſen die Umgebungen und Verhältniſſe der Vorzeit ganz gleich, und wähnt, daß alles, wie es jezt iſt, auch einſt ſo war, und kann es nicht reimen, daß man nun ſtrafen will, was in der Vergangenheit ungeſtraft blieb. Doch ſelbſt dieſes irrige Vergleichen und Schließen iſt eine Seltenheit, gegen die ſo häufig anzutreffende Gedankenloſigkeit, gegen das oft ſichtbare Beſtreben, durch anhaltendes Leſen der heiligen Schrift vorzüglich in ihren mehr hiſtoriſchen Abtheilungen die Regungen des Gewiſſens niederzuſchlagen und ſich in eine Art von Geiſtesbetäubung zu verſetzen. Nicht mit dem empfänglichen Sinn, ſich zu erbauen, ſich reuig zu beſſern, lieſt ein großer Theil der Gefangenen; er entweiht das heilige Buch, indem er es mit ſündiger Hand ſeiner Phantaſie zum Blättern und zum Mißbrauch übergibt. In ſeinen vier öden Mauern ſchaut er nun die bunte Gallerie orientaliſcher Bilder bey dem erſten und zweyten Kapitel des Buchs Eſther; bald ſchweift vom erſten Kapitel des erſten Buchs der Könige ſein Blick auf glänzende Hoffeſte hin, bald dringt er in die Geheimniſſe des Harems. Iſt er nun gar wollüſtig, und bey der Einſamkeit, dem Müßiggang, dem Mangel an körperlicher Bewegung wird er es immer mehr, iſt er vielleicht ſogar wegen Fleiſchesverbrechen im Kerker, was findet er nicht alles, vollends wenn er ſuchen will, und das wird er, in dem hohen Liede Salomonis, das dem Manne im ſiebenten Kapitel, dem Weibe im fünften für die erhizte Einbildungskraft Stoff vollauf und noch dazu aus den Händen eines als Weiſen geprieſenen Königs darbietet. Es bedarf gewiß keiner weitern Ausführung, um die Gefährlichkeit, oder freymüthig herausgeſagt, die offenbare Schädlichkeit einzelner Theile der Bibel, wenn ſie ohne Erläuterung den untern Volksklaſſen überliefert werden, darzuthun. Es genügt, nur noch darauf hinzudeuten, daß die Härte, die ſich in dem alten Teſtament nicht ſelten ausſpricht, keineswegs mit der Milde unſerer Chriſtuslehre und des neuen Teſtaments verträglich iſt, und wenn es gleich nicht geleugnet werden kann, daß das Alte, in ſeinem Ganzen überſchaut, eine innige Verſchmelzung der Religion mit der ſtrafenden Gerechtigkeit beabſichtiget, daß es die Züchtigung nicht blos für ein weltliches Werkzeug in Menſchenhänden erachtet, ſondern auch für ein Sühnemittel gegen die Gottheit, und der Eindruck um ſo wirkſamer und bleibender ſeyn müßte, ſo liegt denn doch dieſe Idee unter einem ſo dichten Schleyer verborgen, daß ſie dem gewöhnlichen Auge entzogen bleibt, und ſich nur dem gebildeten Forſcher enthüllt. Alles dafür und dawider abgewogen, wird man wohl Niemeyer, einem der berühmteſten Theologen unſerer Zeit, beyſtimmen müſſen, wenn er in ſeinen „Beobachtungen auf Reiſen," ꝛc. ſagt: „Wahrlich man kann ſich ſehr lebhaft für die Sache der Bibelgeſellſchaften intereſſiren, und dabey dennoch dringend wünſchen, daß die Bibel theils durch begleitende Erklärung, theils durch weiſe Nachhülfe und Berichtigung der kirchlichen Ueberſetzung dem Volke immer verſtändlicher gemacht werde."

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Okt.

(Beſchluß.)

Am Abende, an welchem ich der Vorſtellung von Jane Shore beywohnte, wurde nach dem Hungertode der Frau Goldſchmiedin eine Poſſe in drey Aufzügen: The Windsor wags; die luſtigen Leute zu Windſor, von ich weiß nicht wem, zur Erquickung der müde gewordenen Zuſchauer gegeben. Auf dem Zettel, der ganz nach Art der Londner Prüfling-Anſchlagzettel eingerichtet war, und worin ſogar die Nobility und die Gentry unterſchieden waren, gerade wie bey den Deutſchen: verehrungswürdigen Adel und Publikum, wurde dieſe Poſſe ein laughable entertainment, eine belachenswerthe Unterhaltung genannt; aber in Hinſicht der poſſenhaften Luſtſpiele ſind die Engländer hinter den Franzoſen noch weit zurück. Dieſe wags of Windsor würden in Frankreich höchſtens in einer Hanswurſtbude ertragen werden, und in England werden ſie auf einem der beyden Haupt-Nationaltheater, oder gar auf beyden gegeben! Wie würde es im Théâtre français ausſehen, wenn man ſolch ein, von der Kindheit der dramatiſchen Kunſt zeugendes, Stück auf demſelben aufführete? Ich bin überzeugt, daß unter den Dichtern, die für die geringſten Pariſer Bühnen arbeiten, auch nicht einer iſt, der nicht einen beſſern Plan zu erfinden, ein beſſeres Stück zu ſchreiben im Stande ſey. Der Inhalt war dieſer: Ein alter mürriſcher Hausherr, Namens Hr. Bull, ſucht einen Bedienten, um ſeine kokette Frau zu bewachen, auf die er ſehr eiferſüchtig iſt, und die wirklich ein geheimes Einverſtändniß mit einem Kapitän hat. Es melden ſich zwey Kerls als Bediente, ein Irländer, wahrſcheinlich nach der Natur gezeichnet, und deßhalb ziemlich launig; dieſer mißfällt dem alten Hrn. Bull, wird von ihm zur Thüre hinausgejagt, und läßt ſich von dem Kapitän in Dienſt nehmen; Hausherr Bull nimmt einen andern Bedienten, dieſer wird aber von der Hausfrau gewonnen, und muß Liebesbriefe tragen. Der ſtets auf der Lauer ſtehende Ehemann kommt dahinter und macht Lärm; demungeachtet hat ein Rendezvous im Gebüſche ſtatt, welches der alte Bull ebenfalls ſtört, worauf das Stück endigt. Die Handlung geht bald im Hauſe, bald außerhalb demſelben vor, weßhalb die Dekorationen alle Augenblicke gewechſelt werden müſſen, ein Fehler, der in keinem franzöſiſchen Stücke vorfällt, ausgenommen in den großen Opern, wo ein Aufzug oft eine Stunde dauert, und es daher zu verzeihen iſt, wenn man den Zuſchauern zuweilen andere Gegenſtände vor Augen bringt. In einem Luſtſpiele oder in einer Poſſe würde das immerwährende Hin- und Herſchieben der Kouliſſen und Hintergründe, als in einem Guckkaſten, den franzöſiſchen, an die Einheit des Orts gewohnten Zuſchauern höchſt widerlich werden, und alle Täuſchung aufheben. Auch würde ein franzöſiſches Publikum ſchwerlich eine ſo platte Liebesintrigue einer verheiratheten Frau auf der Bühne ertragen, und es iſt merkwürdig, daß das engliſche im Theater manche Unanſtändigkeit erträgt, da es doch im häuslichen Leben auf den Anſtand der Frauen ſtreng zu halten ſcheint. Das einzige Komiſche im Stück rührt von dem Gegenſatze der beyden Bedienten und des mürriſchen Hausherrn her: dieſer will den Bedienten, den er in ſeinen Dienſt nehmen will, zu Allem brauchen; er fragt ihn, ob er Schüſſeln reinigen könne? O ja, antwortet der Bediente, wenn ein Beefſteck darauf liegt. Ob er Kleider ausklopfen könne? O ja! und ſogleich will der Bediente dem Hausherrn auf deſſen Rücken ſeine Geſchicklichkeit zeigen. Es kommt noch in dem Stück eine Art von Stutzer und regelmäßigem Müßiggänger vor, der aber mit der Handlung nicht das Mindeſte zu thun hat. Dieſer zählt in einem Liede alle die Beſchäftigungen her, die ihm vom Morgen bis zum Abend obliegen, als Eſſen, Trinken, Reiten, Romane leſen, Spazierengehen, und zuletzt writing epitaphs; dieß muß wohl ein Stutzer aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert ſeyn, denn heut zu Tage würde das Grabſchriftenverfertigen eine ſonderbare Beſchäftigung für einen Dandy ſeyn. Die engliſche Truppe wollte auch das berüchtigte Stück, John Bull, aufführen, und hatte daſſelbe ſchon auf dem Zettel angekündigt; allein einige Stunden vor der Aufführung erſchien ein Schreiben des Polizey-Directors, der die Aufführung unterſagte, „weil man ihm berichtet habe, John Bull ſey eine unanſtändige Poſſe.“ Die Engländer, die zu Hauſe nicht gewohnt ſind, daß ſich die Polizey in ihre Vergnügen miſcht, konnten nicht begreifen, wie ſich die Pariſer Polizey ſo ängſtlich um eine Vorſtellung bekümmere, die beynahe privatim und höchſtens vor hundert Zuſchauern gegeben würde; was nun aber die vorgebliche Unanſtändigkeit betrifft, ſo braucht blos bemerkt zu werden, daß John Bull ein Lieblingsſtück der Engländer iſt, daß König Georg III. es oft mit Vergnügen ſah, und daß es den moraliſchen Zweck hat, das Volk wider die Unterdrückung der Reichen und Mächtigen zu ſchützen. Durch welche ſonderbaren Zeitumſtände dieſe Tendenz hat als Unanſtändigkeit ausgelegt werden können, laſſe ich dahin geſtellt, da die Leſer wahrſcheinlich keiner Erklärung hierüber bedürfen.

Dg.

Italieniſches Dörfchen, den 2. Okt.

Noch herrſcht ſo milde Frühlingsluft bey uns, die Sonne ſcheint hier ſo hell und erwärmend vom ungetrübten Himmel, die Nächte ſelbſt ſind ſo wenig kühl, daß einige junge unerfahrne Bäume wieder begonnen haben zu treiben, ja einige der keckſten ſogar in Blüthe ſtehen und alle Beobachter und Prognoſtiker Lügen ſtrafen, die uns noch kürzlich einen ſo frühen und ſchrecklichen Winter ankündigten. Aus meinem Fenſter ſehe ich den mächtigen Strom ruhig fortfließen, unbekümmert um Roß und Mann, um Fußgänger und Equipagen, die an ſeinem Ufer ihm voraus und ihm entgegen, über die prächtige Brücke hin und her eilen oder ſchleichen, drängen oder gedrängt werden, Laſt tragen oder behaglich ſich tragen laſſen. Heute früh habe ich Raphael und Correggio, und Guido Reni und Salvator Roſa bewundert, dieſen Abend eine Oper von Roſſini gehört, und jetzt im italieniſchen Dörfchen ſitze ich am Fenſter, ſehe des mächtigen Stromes ruhig-ſichern Lauf, vergleiche ihn mit dem Strome der Zeit und der Völker, der unter Glas und Rahm in meinem Zimmer hängt, und würde mich in der warmen Herbſtnacht wirklich in Italien, vielleicht ſogar in Verona wähnen, wenn nicht eben der Nachtwächter mit vernehmlicher Stimme: „Lobt Gott, den Herrn!“ gerufen hätte. Wenn, mein verehrteſter Freund, auch Sie der Name der Straße getäuſcht hat, aus der ich dieſes Schreiben datirte, ſo ſehen Sie nur den entſiegelten Umſchlag meines Briefes nach, und Sie werden finden, daß ich Ihnen aus Dresden ſchreibe, wie dieſes die Poſt-Behörde ſo gütig war Ihnen anzuzeigen. So zuvorkommend nun überhaupt dieſe Anſtalt in unſerem biedern Vaterlande ſeit einiger Zeit geworden iſt, und ſo beſonders ich die eben erwähnte Aufmerkſamkeit als Menſch und Bürger zu ſchätzen weiß, ſo kommt mirs doch als patentirten Romanſchreiber ſehr ungelegen, daß man jetzt neben der Adreſſe eines jeden Briefes von Amts wegen den Namen des Orts hinſtempelt. Schon die proſaiſche Einrichtung, daß jeder Reiſende einen Paß . . . . . Ach, à propos, von Paß! ehe ichs vergeſſe! Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen, die werth iſt, in dem berühmten Müchlerſchen Almanach zu ſtehen. Ein Reiſender nämlich kommt an das Thor einer Stadt; man erkundigt ſich erſtlich ſehr höflich, ob er nichts Verzollbares bey ſich habe; auf ſeine Verneinung wird er — da ein jeder Menſch von Haus aus bösartig geboren iſt und gewiſſermaßen den Teufel im Leibe hat — wird er, ſage ich, als muthmaßlicher Lügner behandelt, und ſein Koffer und Mantelſack, ſeine Wagen- und Rocktaſchen werden mit möglichſter Schonung unterſucht; darauf fragt man ihn nach ſeinem Namen, Stand, Wohnort und Charakter, nach woher und wohin? und als er Alles gehörig beantwortet, ſagt der Thorſchreiber noch zu guterletzt: Sie haben doch auch einen Paß? Nein, erwiedert der Reiſende. Nun, das laſſen Sie ſich lieb ſeyn! entgegnet der Viſitator, denn, ſetzt er hinzu, ſonſt hätten Sie noch gewaltig viel Scherereÿ hier gehabt. — Aber wo blieb ich denn in meinem eigentlichen Text? Ja, ich wollte ſagen, daß mir als Romanſchreiber ſchon die Päſſe eine höchſt läſtige Einrichtung ſind; ich kann weder ein Mädchen ihrem geldſüchtigen Vormund entführen, noch einen jungen Menſchen aus Liebe zur Kunſt entlaufen, noch ſonſt einen ehrlichen Menſchen plötzlich eine Reiſe antreten laſſen, und zumal am Sonntag gar nicht, wo die Polizey verſchloſſen iſt, ſo daß ich jüngſt in Leipzig an dieſem Tage nicht einmal meinen am Thor mir abgeforderten Paß wieder erhalten konnte. — Muß ich aber dennoch in meinen Romanen Jemand plötzlich abreiſen, oder bald hier, bald dort ſchnell erſcheinen laſſen, ſo darf ich einem ſolchen Menſchen keinen guten Charakter geben; es muß ein abgefeimter Spitzbube, ein erzdurchtriebener Gaudieb ſeyn; denn ein ſolcher iſt zu allen Zeiten mit den gehörigen Päſſen doppelt und dreyfach verſehen, ſo daß er ſelbſt aus Leipzig des Sonntags abreiſen kann. Das aber iſt für einen Romanſchreiber höchſt unbequem; noch mehr ihm die Hände bindend iſt aber die neue Briefſtempelung. Tauſend Ueberraſchungen gehen verloren, denn ehe man den Brief noch eröffnet hat, weiß man ſchon, woher er kommt; keine Intrigue kann mehr ſtatt finden, kein Narr für'n Narren gehalten, kein Schuft geprellt werden. Es eröffnet ſich uns Romantikern wirklich eine ſehr trübe Ausſicht in die Zukunft; denn wenn es mit der Fortſchreitung des Menſchengeſchlechts noch einige Jahre ſo fortgeht: die Wälder und Felſen gangbar, die Haiden kultivirt, die Wege geebnet ſind; wenn alle Arbeiten durch Maſchinen verrichtet, die Menſchen ſelbſt durch Staatsmaſchinen regiert werden, und nichts auch noch ſo geheim geſchehen kann, was nicht der Rundreiche ſchon vorher, und das Publikum eine Stunde darauf weiß, wenn das ſo fort geht, ſage ich, ſo iſt es rein aus mit der Romantik, und wir Alle, die wir jetzt ſchreiben und nichts als ſchreiben — Legion iſt unſer Name — wir werden, daß ſich Gott erbarme! wieder leſen müſſen. Eine Thräne verdunkelt mein Auge; ich muß die Feder einen Augenblick niederlegen! — —

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 87.

Nro. 262.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 1. November 1822.

> Es iſt wunderſam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem Kurzvergangenen, ja dem Längſtvergangenen mit ſich ſchleppt, muntere Geiſter jedoch ſich auf neuen Bahnen bewegen, wo ſie ſich's denn freylich gefallen laſſen, meiſt allein zu gehen, oder einen Geſellen auf eine kurze Strecke mit fortzuziehen.
>
> Goethe's Leben, 5r Theil.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Von Diezma geht es meiſt über und zwiſchen kahlen Hügeln und einzelnen Felſenriffen, zuweilen in einem trockenen Flußbette fort, in denen ſich denn doch zu beyden Seiten Erlen, und einige Maispflanzungen befinden. In einem weitern von einem magern Flüßlein (Guadiana) bewäſſerten und erträglich grünen Thal, liegt auf einem langen Sandſteinfelſen Guadix, mit einer von außen ganz ſtattlichen Hauptkirche, in demſelben Styl, wie die Kathedrale von Granada, beſonders ſcheint der Thurm eine Kopie von jener zu ſeyn. Der Ort hat ein Paar Reihen Bäume als Spaziergang, weiter weiß ich nichts davon zu ſagen. Von der ganzen Strecke von Guadix, bis wo die Ebene von Murcia anfängt, kann ich dir mit wenig Worten ein Bild geben: der größte Theil iſt ganz unbebaut, nur alle vier, ſechs bis acht Leguas kommt man durch ein Thal, das von einem Fluß bewäſſert wird, und deſſen Bette es ſonſt ausmachte; hier finden ſich denn die einzigen Ortſchaften, die man auf dieſem Wege antrifft; ſolche ſind die Thäler von Guadix, Baza el Cullar, Velez el rubio und Lorca; von der Tiefe des Thals führt der Weg zwiſchen einer Menge vom Waſſer zerriſſener Lehmhügel aufwärts, dann wieder oft drey, vier bis ſechs Leguas beynahe beſtändig eben auf einer kahlen Heide fort, aus der denn die eigentlichen Gipfel des Gebirges, (der Sierra de Guadix, de Gadix, de Huescar, de Aguaderos und was ſie ſonſt einzeln für Namen tragen) ſchroff hervorſtehen. Meiſt zackige Kalkfelſen in geſtürzten Schichten, hier und da ſtehen Klötze von einem ſehr grobkörnigen, faſt in Sandſtein übergehenden Quarz aus der grünen Erdrinde der Ebene hervor; an andern Orten iſt die Heide durch das Bett eines Gießbaches zerriſſen, ſeltne einzelne Steineichen, oder eine Venta an einer Quelle, mit etwas wenig Anbau umgeben. So geht es fort bis zum nächſten Thale, in das man wiederzwiſchen ſolchen zerriſſenen Lehmhügeln herabſteigt. Dieſe begrenzen ſo auffallend immer die Thäler, daß ich ſie nicht vergeſſen kann; ſie gleichen gewiſſermaßen im Großen den Zacken eines Gletſchers; faſt durchgängig enthalten ſie ſtarke Lager von glänzendem Gyps, oft in großen faſt durchſichtigen Blättern. Die Thäler ſind mit Oliven, Feigen, Wein, Korn, Mais u. ſ. w. bepflanzt, die Olivenpflanzungen erſtrecken ſich, ſo weit es geht, nach der obern Heide hinauf. Von Velez ſteigt man zum leztenmal zu einer ſolchen Bergebene hinauf; auf dem zu beyden Seiten ſie einſchließenden Gebirgsrücken entſpringt der Sangonera, deſſen Laufe folgend die Ebene, indem ſich die Gebirgsrücken nähern, in ein Thal übergeht, und nach Lorca hin wieder zu einer fruchtbaren Gebirgsebene ſich ausbreitet. Von Lorca verläßt die Straße den Fluß wieder und führt links nach den Höhen hin, bis Totana; von da wieder allmählig in die Ebene von Murcia nach dem Meere hinab, wo mit jedem Schritt die Fruchtbarkeit zunimmt, ſo daß endlich bis an den Segura und die Thore von Murcia alles ein Garten wird, mit einzelnen Bauernhäuſern angebaut.

Hier und da ragen aus den niedrigen Feigen und Olivenpflanzungen Büſchel von Palmen hervor, die hier ſchon ſo häufig werden, wie bey uns etwa die Pappeln. Die Häuſer haben hier eine beſondere Bauart: es ſind eigentlich bloße Hütten; von Pfählen geſtüzt, die oben in Gabeln ausgehend, das ſpitze Strohdach bilden; die Wände ſind von Lehm, weiß angeſtrichen, der innere Raum, ohne Abtheilung mit einer Thüre und einem Fenſter, meiſt ringsum von hohem Rohr umgeben, das bis übers Dach reicht. Auf dem Giebel der Hütte hinten und vorne ein Kreuz, ſo daß ſie eigentlich wie eine Menge Einſiedeleyen ausſehen, wie man ſie in unſern geſchmackvollſten engliſchen Gärten mit rührenden Inſchriften verſehen findet. Mit ſolchen Chozas iſt die ganze Ebene rings um Murcia beſät. Wie man der Stadt näher kommt, werden ſie nach und nach zu anſehnlichen Häuſern und man findet ſich in der Stadt, ehe man ſie geſehen hat, und man weiß nicht wie? Von allen den Orten zwiſchen Granada und Murcia, kann ich dir im Grunde wenig ſagen. Da wir überall mit Sonnenuntergang ankamen und früh weiter zogen, konnte ich nur ſelten einmal in eine Kirche gucken, und was ich da an Gemälden geſehen habe, iſt weiter nicht ſehr preislich. Lorca trägt noch die Spuren der Verwüſtungen, die es vor einigen Jahren erlitt, durch das Berſten eines großen Waſſerbeckens, das zwey Leguas entfernt auf der Höhe war angelegt worden, um von da aus gegen eine Abgabe, die Felder zu wäſſern, die bisher jeder wäſſerte ſo gut er konnte und umſonſt gewäſſert hatte: eine Unternehmung, die ganz den ungeheuern Brücken ohne Waſſer, den angefangenen Chauſſeen und Paläſten ähnlich ſieht, die die eigentlichen chateaux en Espagne ſind. Es muß ein ungeheures Werk geweſen ſeyn, nach der Waſſermaſſe zu urtheilen, die es plötzlich ergoß, und einzelnen behauenen Steinen, die bis nach Lorca geführt wurden. Ein Theil der Stadt liegt an dem Abhang eines Felſen, worauf das uralte Kaſtell ſteht; allein bis weit an den Abhang hinauf wurden Häuſer weggeriſſen, oder ſonſt beſchädigt, und ein großer Theil des fruchtbaren Thals mit Schutt überdeckt. Lorca hat ein ſehr graues alterthümliches Anſehen mit ſeinem Kaſtell, einigen zerſtörten Kirchen und Klöſtern, und den kahlen Felſen, an die es ſich lehnt; dabey ſind beſonders die nächſten Umgebungen von jenem Unfall her noch mit Schutt bedeckt, doch hat es einen recht hübſchen Spaziergang, auch einige neuere Straßen: de la libertad, de la union, de la constitucion; bey alledem iſt Lorca den Liberalen ein wahrer Stein des Anſtoßes, und hat ſich in der lezten Zeit auf die ärgerlichſte Weiſe gegen die Konſtitution erklärt. Die Nachbarſtädte, beſonders Caravaca, ſeit uralter Zeit die Nebenbuhlerin von Lorca, Totana, Velez, ſind alle begierig, alten und neuen Groll auszulaſſen, und in Murcia erwartete man täglich, daß der General-Kommandant die National-Miliz nach Lorca führe, um ein Exempel zu ſtatuiren. Dagegen ſollten ſich die von Lorca über 10,000 Mann verſichert haben — allein 5000 trabucos (Schleichhändler) und Vorpoſten bis nach Totana geſtellt haben; wir trafen aber keine Seele an. So wird eben beyderſeits heillos gelogen und gewindbeutelt. — In der Kirche von Totana fand ich ein Paar alte Gemälde mit Waſſerfarben auf Holz, eine Auferweckung des Lazarus und eine Jungfrau, von einem Chor heiliger Weiber umgeben. Der Werth dieſer Gemälde beſteht nicht blos in ihrem Alter, ſondern auch in dem ernſten, überlegten, großartigen, freylich etwas harten Ausdruck und in der Ausführung ſehr verſchieden von dem, ich möchte ſagen, kindlichen jener alten Gemälde, die in die altdeutſche Schule ſchlagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Andachtsübungen und Bibelleſen während der Haft.

(Beſchluß.)

Gebeugt, ſchwankend zwiſchen der Erwartung der Strafe und Hoffnung auf Milde und Gnade, nicht ausgeglichen mit ſeinem Gewiſſen, aber ſchon einer drückenden Laſt deſſelben enthoben, finden wir den Verbrecher in der zweyten Periode, in dem Zeitlauf vom Geſtändniß bis zur Verurtheilung. Hier ſtehe ihm die Religion freundlich zur Seite, mildernd die marternde Vorſtellung des zu erduldenden Strafübels durch den Gedanken, daß es das Verſöhnungsmittel zwiſchen ihm und der äußern Welt, zwiſchen ſeinem Innern und deſſen höchſtem Richter ſey, belebend ſein Vertrauen, kräftigend den Schwachen durch das Wort Gottes. Troſtgründe bieten die Evangeliſten in Menge dar, erhebende Beyſpiele die Apoſtelgeſchichte, Belehrung in vollem Maße die Epiſteln. Zweckdienlich ließen ſich dazu einzelne Stücke der heiligen Schrift, insbeſondere des neuen Teſtaments ausheben, wie ſolches von mehrern Geiſtlichen in England geſchehen. Wenigſtens ſollte man, wie es in Rußland nach dem Compte rendu de la société des prisons in der Regel der Fall iſt, nur das neue Teſtament austheilen, indem das, was oben beym erſten Zeitabſchnitt vom alten bemerkt worden, mehr oder weniger auch bey den andern beyden gilt, und deßhalb nicht wiederholt zu werden braucht.

Mehr als je und ſchon weil es um ſo hülfreicher geſchehen kann, bedarf der Züchtling prieſterlichen Beyraths, religiöſen Zuſpruchs in der dritten Periode ſeiner Verhaftung, von der Aburtheilung bis zur überſtandenen Strafe. Wohlwollend gibt man dem, der dem phyſiſchen Tode entgegengeht, einen Seelſorger zur Seite, um die reuige Seele ihrer Heimath, dem Himmel, wieder zu gewinnen, warum nicht auch dem bürgerlich Sterbenden, bey dem nicht blos die Seele dem Himmel, bey dem ſie und ihre

Digitized by Google

irdiſche Hülle noch der Welt gewonnen und erhalten werden ſoll? Dieſer Zeitpunkt entſcheidet über das Wohl und Weh des Unglücklichen, und doch war er bis jezt wenig beachtet. Sey nun der Verbrecher zur Leibesſtrafe, Verbannung, Einkerkerung verdammt, in der Regel fühlt er ſich nun, blieb er zumal ohne chriſtliche Vorbereitung und täuſchte er ſich bisher mit Hoffnungen auf Straf-Erlaß oder Milderung, voll Groll und Erbitterung gegen ſeine Mitmenſchen. Dieſes Gefühl wird durch das Erleiden ſinnlicher Uebel und der mit ihnen verknüpften Schande noch geſteigert, er ſieht ſich aus der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft mit Schimpf und Hohn verſtoßen, vielleicht gar auf ſeine ganze Lebenszeit, vielleicht gar als ein Auswurf auch äußerlich geſtempelt, die Vergangenheit beut ihm nur die Schauer ſeiner Frevelthat, die Gegenwart Geiſt- und Körper-Schmerz, die Zukunft Verzweiflung. Hier iſt der eingreifende Moment, in welchem die moraliſch-chriſtliche Wiedergeburt beginnen muß, und der Bote des Friedens dem Kämpfenden Frieden bringen, den Gefallenen aufrichten ſoll. Schon der Gedanke, doch nicht ganz auf dieſer Erde verlaſſen zu ſeyn, ſelbſt noch aus Menſchenhand Troſt und Hülfe erhalten zu können, hebt ihn aus dem Staube der Erniedrigung, und wie leicht iſt es dann, den Blick emporzuheben, dorthin, von wo ja alle Hülfe, aller Troſt gelangt. Treibe man aber dieſes Belehrungs- und Beſſerungs-Geſchäft nur nie ſo weit, als hie und da in England, wo unter andern tadelnswerthen Beyſpielen zu London im Newgate-Gefängniß, die zum Tode Verurtheilten in einer Kapelle vor einem ſchwarzen Sarge ſitzen und zur Erbauung ihre eigene Leichenpredigt anhören müſſen. Eine zwiefache Hinrichtung! (S. Franks Reiſe nach Paris und London. Wien 1816. Theil 2. S. 94). Eben ſo wenig folge man auch darin dem gewöhnlich in Hinſicht auf Religioſität und Bibelthum zum Muſter aufgeſtellten England, eine ſo heilige Angelegenheit, wie die Veredlung einer verdorbenen zahlreichen Menge, mechaniſch, faſt fabrikartig behandeln, und den Erfolg durch geiſt- und gemüthloſes Auswendiglernen herbeyführen zu wollen. Nach einem dem Unterhauſe vom Oberaufſeher der Gefangenſchiffe abgeſtatteter Bericht lernte jeder dort Verhaftete wöchentlich aus der heiligen Schrift fünf und zwanzig Kapitel wörtlich auswendig, ferner wöchentlich die einmal auch zwey und dreymal gehaltene Predigt, nächſt dem mußte er in jedem Monat den kirchlichen Katechismus und die neun und dreyßig Hauptſtücke der Religion herſagen, und man ſuchte dieſes Verfahren dadurch zu rechtfertigen, daß es vor jeder Zerſtreuung und Neuerungsſucht ſichere. Aber geht bey dieſem Gewinn nicht ein größerer verloren, wird dabey wahrhafte Erbauung und Bekehrung erzielt? und zwar unter Leuten, über deren tiefgewurzelte Verdorbenheit ſchon ſo oft und ſo laut, namentlich von Howard, geklagt wurde? Freylich mangelten ihnen vormals faſt alle Religionsübungen und jede Gelegenheit zur Andacht: iſt man aber nicht jezt in England von einem Extreme zum andern übergetreten? Thut man nicht zuviel, nachdem man ſonſt zu wenig that? Empfehlenswerther iſt die Art und Weiſe, wie in dem großen Arbeitshaus zu St. Petersburg die Aufſeherinnen den weiblichen Gefangenen den Unterricht im Katechismus ertheilen, indem ſie ihnen Punkte aus deren Erläuterungen vorlegen und den Tag darauf ſie über den Inhalt ausführlich befragen. Ueberhaupt vermied man in den dortigen Anſtalten möglichſt alles geiſt- und herzloſe Leſen und Auswendiglernen dadurch, daß einzelne Mitglieder der fürſorgenden Geſellſchaft täglich mit den Verhafteten in Gemeinſchaft die heilige Schrift leſen und dabey dann Veranlaſſung zur mündlichen Belehrung nehmen. In Frankreich hat man neuerdings die moraliſch-chriſtliche Bekehrung dieſer Menſchenklaſſe noch auf einem andern Wege, zu erreichen verſucht. Der im Jahr 1819 für die Verbeſſerung der Gefängniſſe zu Paris geſtiftete Verein ſezte einen Preis für das zweckmäßigſte Buch aus, das den Verbrechern zur Beſſerung in die Hand gegeben werden könnte; ihn gewann das Werk: „Antoine et Maurice par L. P. de Jussieu,“ eine ehrenvolle Erwähnung die Schrift: „Laurent ou les Prisonniers par Achard-James.“ Aehnliche moraliſche Leſebücher erſchienen auch in Rußland z. B. in ruſſiſcher Sprache, „die Tochter einer Milchverkäuferin,“ eine wahrhafte Erzählung, die ſchon drey Auflagen erlebte.

Aber auch dieſes Mittel iſt nur mit Vorſicht in Anwendung zu bringen und dergleichen Erbauungsſchriften einer ſorgſamen Prüfung zu unterziehen, obwohl zugeſtanden werden muß, daß Bücher der Art, durch die verſinnlichte Beziehung der chriſtlichen Lehren auf einen beſtimmten Fall, durch eine geſchickt angelegte pſychologiſche Entwicklung und ſtufenweiſe Fortführung der Belehrung, die Theilnahme des Leſers wohl ſehr lebhaft anſprechen und ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln müſſen. Aber man hüte ſich auch hier wie bey Allem vor dem Mißbrauch! —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Italieniſches Dörfchen, den 1. Okt.

(Beſchluß.)

Um mich von meiner Betrübniß zu erholen, las ich mein eigenes Schreiben wieder durch, und finde nun, zu meiner tiefſten Beſchämung, daß ich mein Verſprechen ſehr ſchlecht erfüllt, und nichts weniger als einen Korreſpondenz-Artikel für eine Zeitſchrift geliefert habe: keine Beſchreibung eines Hof-Feſtes oder einer pittoresken Reiſe, keine Kritik eines Seiltänzers oder eines neualtdeutſchen Bildes, nichts von einem kopfabſchneidenden Taſchenſpieler oder von einer wirklichen Mordgeſchichte — ja und was die höchſte Talentloſigkeit zu einem ſtets fertigen Journal-

Korreſpondenten beweiſt — nichts vom Theater!!! Und es gibt doch ſo viele Trauer-Luſtſpiele, Opern und Dramen, die ein geſchickter Berichterſtatter, je nach Belieben, in die Wolken erheben oder in den Staub ziehen kann; es gibt ja keine Bühne, und wär' es die lezte in Deutſchland, die nicht einige ganz einzige und unvergleichliche Künſtler beſäße, und wenn auch nicht Helden und Heldinnen, doch Maſchiniſten- und Schneider-Talente; es liegen ja ſo viel erſte königliche Sänger und Sängerinnen auf der Landſtraße und gaſtiren in jedem Städtchen, oder werden vielmehr gaſtirt, und trilliren und wirbeln und rollen in ihren Gaſtrollen ſo unaufhörlich künſtlich, daß es gar keine Kunſt iſt, Kunſtnachrichten von allen dem zu geben! Und doch war ich leider ſo ungeſchickt, und ſchrieb Ihnen nichts von dieſen Herrlichkeiten. Ich ließ nach neueſter Mode in träumeriſcher Zerſtreutheit meine Feder laufen, und da iſt denn, ehe ich michs verſah, ſo was man gütigſt einen humoriſtiſchen Brief nennt, entſtanden. Nun, laſſen Sie ihn nur getroſt abdrucken! Denn der Humor iſt jezt gewaltig in der Mode; und es gibt viele Leute, die das, was ſo willkürlich und formlos hier entſtanden iſt, was mir ſo von ungefähr und aufs Gerathewohl aus der Feder floß, oder was ich bey den Haaren herzog, für humoriſtiſchen Tiefſinn in Höllenbreugelſcher Manier nehmen und darüber in Extaſe gerathen werden. Vortrefflich werden es dieſe Leute finden, daß mein Schreiben gar nicht lokal und individuell, ſondern ſo allerwelts-ätheriſch iſt, daß es eben ſo gut von Konſtantinopel oder aus der Luft, als aus dem italieniſchen Dörfchen datirt ſeyn könnte. — Um aber doch, nach hergebrachter Weiſe meinen Korreſpondenz-Artikel zu ſchließen, denn Sie könnten mir ſonſt den Kauf aufſagen, will ich Ihnen einen lobenden Bericht über eine jüngſt hier zum Erſtenmale aufgeführte Oper von dem divino Rossini mit möglichſter Extaſe abſtatten. Cyrus in Babylon heißt dieſes Meiſterſtück ächter Tonkunſt. Schon die Ouvertüre führt uns in jene ſüdliche Zaubergefilde, wo das ganze Daſeyn des Menſchen ſich in ſüß hinſchmelzende Klänge auflöst, und auf Wogen melodiſchen Perlenſchaums wiegend getragen wird; ſchon in dieſen Propyläen des memnoniſchen Tongebäudes iſt einzig nur für das abſolute Ohr geſorgt, ſo daß deſſen keine Empfindung kein Gedanke ſtört. Der Dichter hat die genialiſche Eigenthümlichkeit ſeines Komponiſten lebendig erfaßt, ſich ganz zu eigen gemacht; er iſt, wie das immer ſo ſeyn ſollte, der nicht zu unterſcheidende Zwillingsbruder ſeines Muſikers geworden; denn auch er ſtört und beläſtigt mit keinem Gedanken die Gehörgänge des Auditoriums; ſo tief iſt ſeine Ehrfurcht vor der ungemiſchten Tonluſt, die er durch trockne Verſtändigkeit nur trüben und zerſtreuen würde. Daher iſt ſein Gedicht auch nicht die Grundlage dieſer italieniſchen Opermuſik, wie dieſes die deutſche pedantiſche Kritik wohl verlangt, ſondern eine freundliche Zugabe, ein konventionelles Beywerk, damit die ſonſt unzuſammenhängenden Arien, Cavatinen, Polonaiſen, Duetts, Terzetts, Chöre, Märſche ꝛc. hintereinander von koſtümirten Perſonen auf einem Theater abgeſungen werden können. Eben ſo kommt man und geht, und kommt wieder und gehet wieder ab, damit doch etwas auf der Bühne vorgehet und die Scene verwandelt werden kann, eben ſo ſind auch Rezitative für die impoſante Begleitung eines einzigen Violencells gedichtet, damit ſich die von Rouladen ermatteten Zuhörer und Sänger gehörig ausruhen können. So ſehr nun aber der Dichter durch dieſe hochmuſikaliſche Behandlung ſeines Stoffs das Lob jedes wahren Kenners verdient, ſo hat er dennoch nicht das Höchſte geleiſtet, was die neue italieniſche Operntext-Kunſt vermag. Seine Worte nämlich ſind nicht immer abſolute Klänge geblieben, ſie geben doch noch zuweilen einen Gedanken; ja dieſe Gedanken — und das müſſen wir höchlich in einer italieniſchen Oper tadeln — ſind zuweilen dem, was auf der Bühne vorgeht, angemeſſen. Bey ſolchen Gelegenheiten zeigt ſich nun das Genie Roſſini's in ſeiner ganzen Größe, indem er dieſe Fehler ſeines Dichters zu undenkbaren Schönheiten anzuwenden weiß. Wo auch nur der geringſte Sinn, der winzigſte Gedanke in dem Texte iſt, er weiß ihn durch der Töne ſüße Gewalt rein auszumerzen, ſo daß man von ſeiner Kompoſition ſagen kann, was unſer Tiek von der Muſik überhaupt ſagt: „Gedanken ſtehen ihr zu fern.“ — Ein einziges Beyſpiel wird genügen: Am Ende des erſten Akts, als der Tyrann Belſazar den Cyrus in Ketten ſchlagen läßt, vergißt ſich der Dichter und läßt den Chor die ziemlich angemeſſenen Worte ſagen:

> Gia dell' alma al rio contrasto
> Sdegno, tema, ardir infonde etc.

Wie herrlich aber weiß ſich Roſſini aus dieſer Gedankenſchlinge zu ziehen, die ihm der unvorſichtige Poet gelegt hat. Er opfert die Süßigkeit eines Aktſchluſſes nicht auf, er läßt den bangen, bebenden und racheſchnaubenden Chor im luſtigſten Takt das freundlichſte Liedchen ſingen, das Cyrus mit ſeinen Ketten, wie mit einem Triangel klingelnd, begleitet. Aber das ſind nur Kleinigkeiten! Roſſini hat in dieſer Oper eine ganz andere Sonnenhöhe ſeines Genies erklommen, denn er läßt ſelbſt die Melodie, ſeine ſonſt liebliche Führerin, hier weit unter ſich zurück; Töne, nichts als Töne hört man, ſchwirrende, girrende, ſchreitende, gleitende, wallende, ſchallende, hallende Töne, und ſo entzückt iſt man von ihnen, daß man den einen Lügner ſchelten möchte, der da ſagt, dieſer Cyrus ſey eine Jugendarbeit des unſterblichen Meiſters; obgleich dieß keine Lüge iſt, ſo wenig, als daß die paar Melodien, die in dieſer Oper vorkommen, auch in den ſpätern Werken dieſes Komponiſten zu finden ſind. Was die Darſtellung betrifft, ſo iſt ſie vollendet zu nennen, denn ſie wurde ganz in dem Sinn des lieblich-ſüßen Nicht-Sinns, der dieſe Roſſiniſche Oper nicht charakteriſirt, angeordnet und vollführt. Um nur von der Hauptrolle zu ſprechen, ſo wurde dieſer perſiſche Kriegsheld von unſerer jungen und ſchönen Signora Tibaldi mit hinſchmelzender Feldherrnkraft, mit glockenreiner Todesverachtung und mit ſehr geſchmackvoll-verziertem Durſt nach Rache vorgetragen. Sie war der Mittelpunkt, der Kern und Stern, um welches das muſikaliſche Feuerrad Roſſinis ſeine Töne und Tönchen, ſein Kling und Klang und Sing und Sang, wie leichte Funken ſprühete. Und hiemit ſchließe ich dieſen regelwidrigen Brief, mit deſſen theaternachrichtgebenden Ende Sie doch wenigſtens zufrieden ſeyn werden. Der hieſige Schnellwagen — bey welchem Sie aber nicht an die eleganten Berlinen denken müſſen, die den Reiſenden ſchnell, bequem und wohlfeil von Baſel bis an die holländiſche Grenze bringen, ſondern der ein Leiterwagen, mäßig mit Wachsleinen gedeckt, iſt, ſo armſelig ſchlecht, daß man bey Ihnen die Poſtpackete zu ſehr achtet, um ſie auf ſolchem Karren zu fahren, kurz ein Ding, das augenſcheinlich nur deßhalb Schnellwagen heißt, weil der Reiſende in demſelben phyſiſch und ökonomiſch geſchnellt wird — alſo der hieſige Schnellwagen erwartet mich; ich eile von dannen, und werde nicht ermangeln, Ihnen aus jedem Städtchen, ja aus jedem Dorfe, durch welche ich komme, die intereſſanteſten Nachrichten über wiſſenſchaftliche und Kunſt-Anſtalten, und über die fortſchreitende Bildung des Publikums und der verſchiedenen Geſellſchaftsabſtufungen, mitzutheilen; denn ich traue mir, ſo gut wie andere Journal-Korreſpondenten, das Talent zu, über Nichts und wider Nichts mich zu verbreiten.

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Nro. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. November 1822.

> Lebe in der Götter Geſellſchaft. Derjenige aber lebt in der Götter Geſellſchaft, der ihnen ſtets ein Gemüth zeigt, das mit ſeinem Looſe zufrieden iſt, und dasjenige thut, was dem Willen des Genius gemäß iſt, den Zeus einem Jeden zum Leiter und Führer gab: dieſer aber iſt eines jeden Verſtand und Vernunft.
>
> Mark Aurel.

Die Nachtwandlerin.

Ballade.

„Ach! Mutter — Mutter! laß mich hinaus!
„Schon ſchwirret luſtig die Fledermaus;
„Und ſieh, wie des Mondes kindliches Licht
„Zum Nebelkranze die Berge verflicht,
„Wie fromm und gut
„Das wilde, brauſende Leben ruht!“

So ſprach das Fräulein vom Bodenſtein:
Sie ſehnte ſich ſtets in die Nacht hinein,
Und wie der Sphynx mit dämmernder Nacht
Zum Rundflug auf duftigen Blumen erwacht,
Erwachten auch
Des Fräuleins Geiſter beym Abendhauch.

Die Mutter wohl ſprach: „Des Tages Gold,
„Mein Töchterlein, iſt dem Guten hold;
„Des Mondes Silber iſt todtenbleich,
„Und die Nacht an Betrug und Tücke reich:
„Drum bleib, mein Kind,
„Daß nicht der Verſucher dich einſt umſpinnt.“

Das Fräulein vergaß die Mahnung ſchnell:
Wie ahndend auch ſcholl der Hunde Gebell,
Wie warnend auch klang der Eulen Schrein,
Ging träumend ſie doch in die Nacht hinein,
Ging ſonder Graus
Ins matt erleuchtete Todtenhaus.

Sie ſchmähte die Wahrheit am Tageslicht
Die froſtig zum froſtigen Geiſte ſpricht;
Und mit den Schatten, ſchwankend und bleich,
Dem Feuerwurme, der Unk' im Teich,
Und dem Nebelgebild,
Mit allen koſ'te ſie liebend mild.

Sie ſchaut' auf das dunkel ſapphirne Meer,
Und auf der ſilbernen Wölklein Heer,
Und dacht' und ſehnte ſich freventlich:
„O! trügen der Wolken Flügel mich,
„Vom Himmelsrand
„Zu ſchauen die Erd' im Nachtgewand.“

Vom Bodenſtein hallte die eilfte Stund';
Da ſchwebte hervor aus dem düſteren Grund
Ein Wölklein, dunkel im innern Raum,
Ringsum verbrämt mit purpurnem Saum,
Und berührte den Fuß
Des ſtaunenden Fräuleins mit purpurnem Kuß.

Es ſtand ein Jüngling im luftigen Kahn,
Wie ein rieſiger Knabe faſt angethan,
Aus Regenbogen war ſein Gewand,
Das um die Hüften ein Mondſtrahl band,
Auf dem goldenen Haar
Von buntem Geſtein die Krone war.

„O Fräulein, Fräulein! was ſitzeſt du hier,
„Die Armuth beſchauend für und für?
„Komm, ſteig' in meinen flüchtigen Kahn;
„Ich führe dich ſchnell auf der Stürme Bahn
„Zu dem wonnigen Raum,
„Wo Traum iſt Leben, und Leben Traum.“

Es bot ihr der Jüngling die roſige Hand;
Das Fräulein dem Locken nicht widerſtand;
Es trug ſie ein Zephyr aus Blumenduft
Bald hin bald her durch die ſilberne Luft,
Bis an Bergeshöh'n
Das Wolkenſchifflein blieb ſtille ſtehn.

Es legte der Wolke Saum ſich rund
Um des Blocksbergs Felſen als Purpurbund,
Und des Jünglings Regenbogengewand
Flugs über die Kuppe war ausgeſpannt;
Und der Steuermann
Das Fräulein führte den Berg hinan.

Hier ſtellte dem ſchwärmenden Mägdlein ſich dar
Der eigenen Träume verwirrende Schaar:
Was wachend und ſchlummernd die Seel' ihr je
Geſchaffen hatte zu Luſt und Weh,
Mit eignem Seyn
Erblickte ſie's hier in bunten Reihn.

Auch ſah ſie der Frauen und Mägdlein viel,
Gleich ihr ergeben dem träum'riſchen Spiel,
Und jede gleich ihr von der Träume Schaar,
Die ſie ſelbſt geboren, umgeben war:
Wie Waldgeſang
Und Flöten die Rede der Schatten Klang.

Nun reihten ſich alle beym grünlichen Glanz
Der Feuerwürmchen zum ſchwebenden Tanz,
Dann aßen ſie Brod von Blumenſtaub,
Und tranken Thau vom Cypreſſenlaub,
Und ſangen zum Mahl
Vergeſſend des ſonnigen Lebens Qual.

Das Fräulein ſaß wieder beym Morgenſchein
Wohl auf dem Berg' am Bodenſtein;
Doch war's daſſelbe Fräulein nicht mehr,
Denn ach! der Buſen war liebeleer:
Wie des Tages Licht
So floh ſie der Menſchen Angeſicht.

Den Geiſtern und Träumen lebte ſie blos,
Sie ſagte von Mutter und Schweſtern ſich los,
Sie ſagte ſich los von dem liebenden Mann,
Der werbend ſie ſchon zur Braut gewann;
In der Höhle Nacht
Vergrub ſie ſich vor der Sonne Pracht.

Sie durchſchweifte die Nacht mit thränendem Blick,
Und ſehnte ſich heiß nach der Höhe zurück;
Die Höhe blieb fern, das Herz war matt,
Im Strome fand ſie die Ruheſtatt:
Sanft ruh' ihr Gebein!
Der Seele wird Gott ja gnädig ſeyn.

Raupach.

Ueberſicht der Säugethiere.

Das neueſte und vollſtändigſte Verzeichniß der Säugethiere liefert die jüngſthin ausgegebne und zur Encyclopédie methodique gehörende Mammologie ou description des espèces de Mammifères des Hrn. Desmareſt, Profeſſors der Zoologie an der Veterinairſchule in Alfort (Paris chez Mad. veuve Agasse. 1822. 4.)

Dieſem wiſſenſchaftlichen Regiſter zufolge, ſteigt die Zahl der jeztlebenden ſowol, als der foſſilen bekannten Säugthierarten, mit Einſchluß verſchiedener noch zweifelhafter, auf 849, welche folgendermaßen vertheilt ſind: Zweyhändiger 1. — Vierhändiger 141. — Raubthiere (carnassiers) 320, welche ſich unterabtheilen, in Handflügler 97, Inſektenfreſſer 29, Fleiſchfreſſer 147, Beutelthiere 47. — Nager 149. — Zahnloſe. 24. — Pachydermen (Vielhufer) 55. — Wiederkauer 97. — Cetaceen 62.

Die Anzahl der noch zweifelhaften, das will ſagen, nicht durch genügend auszeichnende Charaktere, als ſelbſtſtändig anerkannten Arten, beträgt 145, von denen auf die Vierhänder 38, auf die Raubthiere 33, auf die Nager 26, auf die Zahnloſen 3, auf die Pachydermen 4, auf die Wiederkauer 12 und auf die Cetaceen 29 fallen. Will man dieſe mehr oder minder zweifelhaften von den als zuverläſſig anerkannten Arten abziehen, ſo bleiben der lezteren 704 übrig. . Zieht man von dieſen annoch weiter ab, die 42 foſſilen Arten, welche aus einer beynahe doppelten durch Hrn. Cuvier beſtimmten Zahl dieſer leztern ſind aufgenommen worden, ſo iſt die Zahl der jeztlebenden ſattſam unterſchiedenen und gekannten Arten der Säugthiere 662.

Unter dieſen ſind nahe an 60 Cetaceen, völlige Waſſerthiere, die nur in den Meeren, oder um die Ausmündungen der großen Flüſſe angetroffen werden; 20 ungefähr, die Seehunde und Wallroſſe, ſind Amphibien, das will ſagen, ſie können von Zeit zu Zeit ans Land kommen, obgleich ſie gewöhnlich im Waſſer leben. Alle übrigen ſind Landthiere. Unter dieſen beſitzen nahe an einhundert, die Handflügler nämlich, das Vermögen, ſich mittelſt für ſolche Ortsveränderung eigens beſtimmter Glieder in die Luft zu erheben; 14, die Schaukler, die fliegenden Eichhörnchen und Makis, welche, vermittelſt ihrer ſehr ausgedehnten Seitenhäute, die ihnen als Fallſchirm dienen, ſich beym Niederſpringen von den oberſten auf die niedrigſten Aeſte hoher Bäume ſchwebend erhalten können; 15, welche Plattfüße haben, ſchwimmen in den Süßwaſſern, und verſchiedene unter ihnen bedienen ſich des niedergedrückten oder zuſammengepreßten Schwanzes als eines Steuerruders. Ueber 170 wohnen auf den Bäumen und viele unter ihnen, die Vierhänder, ſind, als vortreffliche Kletterer, mit vier Händen zum Angreifen der Aeſte und öfters mit einem nackten, zum Einwickeln und Aufhängen fähigen Schwanz verſehen; die übrigen, zum Beyſpiel die Eichhörnchen, bedienen ſich dafür zunächſt ihrer weit getrennten und in ſehr ſpitzige Nägel auslaufenden Zehen. Ein und zwanzig machen, mittelſt ihrer zu den Vorderfüßen unverhältnißmäßig langen Hinterfüße, bisweilen ſehr anſehnliche Sprünge, die Kengurubs, die indiſchen Kaninchen, u. ſ. w. Sechszig, wie der Maulwurf, der Dachs, das Tatu und viele Nager, graben ſich mittelſt der ſtarken Nägel ihrer Vorderfüße mehr und minder tiefe unterirdiſche Gänge; andere wählen ſich ſchon vorfindliche Höhlen für ihre Wohnung. Endlich finden ſich 120 Wiederkauer oder Vielhufer, und über 150 Raubthiere oder Nager, welche ohne eine bleibende Wohnung in den Wäldern herumziehen und durch das harmoniſche Verhältniß ihrer Glieder, zu mehr und minder ſchnellem Laufen geeignet ſind. Drey Viertheile von den Land-Säugethieren wachen bey Tage und höchſtens nur 200 ſind nächtliche Thiere.

Hinſichtlich der den verſchiedenen Arten zudienenden Nahrung, werden unter den Säugethieren bey 330 Pflanzen- oder Körnerfreſſer, 800 Allesfreſſer, 130 Inſektenfreſſer und 240 verſchiedentliche Fleiſchfreſſer wahrgenommen.

In Bezug auf ihre Vertheilung über den Erdball, laſſen die Säugethiere ſich folgendermaßen berechnen: 181 gehören dem ſüdlichen, 54 dem nördlichen Amerika an; 10 ſind den beyden Feſtlanden von Aſien und Amerika gemeinſam; 41 dem nördlichen Aſien eigenthümlich; 88 wohnen in Europa; 107 in Afrika; 29 in Madagascar und den mascareniſchen Inſeln; 78 im ſüdlichen Aſien und Ceylan; 51 auf den Inſeln des indiſchen Archipels, 33 in Neu-Holland und dem Van-Diemenlande. Dreyßig Arten der Cetaceen oder Wallthiere, wohnen in den nördlichen, 14 in den ſüdlichen Meeren und 28 ungefähr halten ſich unter den mittlern Breiten auf.

Die Zahl der dem Menſchen dienſtbar gewordnen Landarten iſt dreyzehn, und von den unzähligen Spielarten oder Racen dieſer gezähmten Hausthiere ſind 112 als ſolche ausgehoben und beſchrieben worden.

Was die foſſilen, meiſt von Hrn. Cuvier entdeckten Säugethiere betrifft, ſo bilden ſie, wie ſchon bemerkt, eine Folge von etwa 79 Arten. Neunzehn finden ſich in den durch Kriſtalliſation gebildeten Kalk-Gyps-Lagern; 21 in gleichfalls neuen Flötzlagern und keine in ältern Formationen, als die des grobkörnigen Kalksteins; 39 ſtellen ſich in aufgeſchwemmtem Lande neueſter Bildung und faſt auf der Oberfläche dar; ſie erſcheinen demnach als die jüngſten unter den nicht mehr vorhandenen Thierarten. Keine dieſer foſſilen Thiere gehören weder den Zwey- und Vierhändern, noch den Handflüglern an; zehn derſelben reihen ſich unter die eigentlichen Fleiſchfreſſer und ein einziges von dieſen gehört zu den Beutelthieren; drey gehören den Nagern, zwey den Zahnloſen, fünfzig den Pachydermen, zehn den Wiederkauern und mindeſtens vier den Cetaceen an. Die, welche am tiefſten in der Erde vorkommen, ſind von den jeztlebenden Säugethieren am meiſten und ſo bedeutſam verſchieden, daß eigne Gattungen daraus gebildet wurden.

Beſchreibung der großen Höle von Watertown.

(Aus Phil. Magaz.)

Vor Kurzem wurde auf dem nördlichen Ufer des ſchwarzen Fluſſes, in den Ländereyen des Hrn. Jakob Le Ray, dem Dorfe Watertown gegenüber, eine äußerſt merkwürdige Höle entdeckt, deren Mündung ungefähr 10 Ruthen vom Fluſſe entfernt iſt, nördlich von den Fällen der Cowans Inſel. Die Größe der Höle, die Menge der geräumigen Gemächer, Hallen und Kammern, woraus ſie beſtehet, und die ungeheure Menge von kalkartigen Verſteinerungen, von der Härte des Kalkmörtels, bis zu den ſchönſten Stalaktiten, ſo hart wie Marmor, welche ſie enthält, machen es ſchwer, wo nicht unmöglich, dieſelbe zu beſchreiben; ich will alſo nur die Beſchreibung von drey oder vier Kammern zu geben ſuchen. — Der Eingang zur Höle iſt in einer kleinen Vertiefung, ungefähr 5 Fuß unter der Oberfläche des umgebenden Bodens. Von da ſteigt man 16½ Fuß abwärts, und gelangt in ein Gemach von ungefähr 16 Fuß, bey 20 und 8 Fuß hoch, und befindet ſich einem großen flachen oder Tafelfelſen gegenüber, von 12 bis 14 Fuß im Gevierte, 2 Fuß in der Dicke und ungefähr 4 Fuß vom Boden der Höle abſtehend, die Decke iſt mit Tropfſtein bedeckt, wovon einige bis beynahe auf den Tafelfelſen herabreichen. Auf der linken Seite iſt ein Bogengang von 100 Fuß und 50 Fuß, und auf der rechten befindet ſich ein anderer Gang, welcher am Boden 6 Fuß breit und 6 Fuß hoch iſt, und der in ein großes Gemach führt. Ungefähr 20 Fuß weiter kommt man zu einem andern Bogengang, welcher in einen Saal von 10 Fuß Weite und 100 Fuß Länge und zwiſchen 5 und 8 Fuß Höhe führt, von Pfeilern und Bogen getragen, und die Seiten mit Drapperien in den verſchiedenartigſten Formen und der blendendſten Weiße behangen. Beynahe in der Mitte dieſes Saales iſt ein Bogengang, durch welchen man in ein großes Gemach kommt, welches, wie der Saal, mit Vorhängen umgeben und mit Tropfſtein behangen iſt. Gehet man in der Halle zurück, ſo gelangt man durch einen andern Bogengang in eine Menge Kammern auf der linken Seite, welche wie die vorigen mit Vorhängen und Tropfſtein umhangen ſind. Alsdann ſteigt man zehn Fuß tief in ein zwanzig Fuß ins Gevierte haltendes Gemach, welches gleichfalls Vorhänge und Tropfſteine hat. In einem Winkel dieſer Kammer befindet ſich eine kleine Erhöhung von ungefähr zwölf Fuß im Umfang und drey Fuß in der Höhe, deren Gipfel hohl und von dem Tropfen der Stalaktiten, wovon einige bis beynahe ans Becken reichen, mit Waſſer angefüllt iſt.

Von dieſem Zimmer hinabſteigend, gelangt man durch einen andern Bogengang in einen Saal, in welchem ſich ein anderes Waſſerbecken befindet, das ſich ungefähr vier Zoll über dem Boden erhebt. Es hat die Größe, Geſtalt und Dicke eines großen Theebretes, und iſt voll des durchſichtigſten Waſſers.

Die Menge und Größe der Gemächer mit den herrlichen weiſſen Vorhängen, die ſich drey Fuß von der Decke in der größten Mannigfaltigkeit hinziehen, und den ſchönſten Tapeten gleichen, und die beſtändig hängenden großen Waſſertropfen, und die Spitzen der zahlloſen von der Decke herabreichenden Tropfſteine; und die auf Fußgeſtellen ruhenden Pfeiler von Spath, die an einigen Stellen die oberen Bogen zu tragen beſtimmt ſcheinen; der Wiederſchein der Lichter und der große Umfang und die ungemeine Mannigfaltigkeit der Scene, bilden zuſammen eine der herrlichſten und auffallendſten Schauſpiele, die man ſich denken kann. Da die Höle nur erſt zum Theil unterſucht worden iſt, ſo iſt zu vermuthen, daß ſie noch weit größer gefunden werden wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende September.

Die Ausſtellung inländiſcher Fabrikate, welche in dieſem Jahre zum Erſtenmal in den geräumigen Sälen des herrlichen Gebäudes ſtatt fand, das der König zu gewerblichen Zwecken eingeräumt hat, erregte gerechte Zufriedenheit mit den Fortſchritten der vaterländiſchen Induſtrie und die Anerkennung ihrer gemeinnützigen Kunſtſtrebungen. Die Tuch-Fabriken zu Aachen, Eupen ꝛc. lieferten außerordentlich ſchöne und wohlfeile Tücher; die Berliner Fabriken ſehr ächte Seidenwaaren, die hinſichtlich der Farbe, Güte und der Muſter den franzöſiſchen vorzuziehen, jedoch auch bedeutend theurer ſind. Weſtphalen und Schleſien gab treffliche Leinwand. An Metallwaaren fand man aus den zahlreichen Fabriken der Monarchie manche kunſtreiche Arbeit, die den Produkten engliſcher Induſtrie nicht nachſtand, beſonders zeichneten ſich die chirurgiſchen Inſtrumente von H. Hammer in Merſeburg aus, der auch eine überaus zierliche Papierſcheere lieferte, deren Griff einen Tempel bildet; eben ſo die von Knecht in Solingen erfundenen und nach perſiſchen und türkiſchen Muſtern ausgeführten Damaszenerklingen; die Damen fanden hier Nähnadeln aller Sorten, mit goldnem Oehr und goldner Spitze, und ſehr niedlich gearbeitete Damenſcheeren. Artikel des Luxus, ächte und falſche Bronze in Candelabren, Kronleuchtern, Lehnſeſſeln, und Glaswaaren in allen Formen, wie auch ſehr ſchöne Porzellanwaaren, machen einen weſentlichen Theil der Ausſtellung aus. Ein kleiner runder Toilettentiſch eignet ſich recht zu einem cadeau d'amour. Auf der Platte deſſelben blickt Amor nach Mengs, ſchalkhaft aus weißen und rothen Roſen hervor. Der Fuß des Tiſchchens beſteht aus vier gegen einander gekehrten Bogen, zwiſchen welchen die goldenen Pfeile ſtecken. Der Preis dieſes Stückes betrug 500 Thaler. Ein anderer Kunſttiſch, zum Schachſpiel eingerichtet, war von Mahagonyholz mit Reſſorts, die die Platte, welche ein Damenbrett von Perlmutter trägt, öffneten. Die Schachfiguren ſind auch von Perlmutter, und die Steine zum Damenſpiel tragen alle ein Bildniß hoher Potentaten oder berühmter Krieger und Staatsmänner neuerer Zeit. Dieſes Meuble koſtet, ohne die Damenſteine, 200 Thlr. Es ſpricht für die Solidität der Deutſchen, daß ſie die Artikel des Luxus noch immer nicht zu ſo wohlfeilen Preiſen liefern können, wie der frivole Pariſer; (?) dagegen die nothwendigen Fabrikate, wie Tuch, Leinen, Wolle, weit billiger, wie jene ſind. Eine würdige Zugabe zu der Ausſtellung iſt die Sammlung von Modellen zu Maſchinen für die Weberey und andere Fabrikationen. Der Direktor der Anſtalt, Hr. Geheime Ober-Finanzrath Beuth, erklärte dieſe den Freunden der techniſchen Mechanik mit anerkennungswerther Gefälligkeit. Die Ausſtellung wurde ſehr häufig beſucht. Der König war mit dem ganzen Hofe vor ſeiner Abreiſe dort, auch unſer Kronprinz, den Alles intereſſirt, was das Wohl des Vaterlandes betrifft.

Im Theater gab man in dieſem Monat zwey verjährte, doch ſehr beliebte Stücke; die Oper: „der Deſerteur,“ und das Holberg'ſche Luſtſpiel: „der politiſche Kannegießer.“ — Das hier zu errichtende Theater hat den Namen des Königsſtädt'ſchen von ſeiner Lage erhalten, die Fonds zur erſten Einrichtung deſſelben ſind bereits durch Aktien aufgebracht worden. Ein Volks-Theater wird hier, troz mancher entgegengeſezten Meinungen, nach dem Urtheil der Mehrheit recht wohl beſtehen. Panis et circenses iſt der Wahlſpruch der Volksmaſſe einer jeden großen Stadt, auch thut man Unrecht, wenn man dem Berliner Publikum einen eigentlichen Charakter abſpricht — es unterſcheidet ſich weſentlich von dem anderer Städte durch ſeinen Hang zur Kritik; der Wiener will ſchauen und ſich ergötzen — der Berliner ſchauen und kritiſiren.

Einen hohen Genuß für Kenner und Dilettanten gewährte die am Sonntag den 22. dieſes eröffnete akademiſche Kunſtausſtellung, welche alle zwey Jahr hier ſtatt findet. Da ſie im Kunſtblatt des Morgenblatts zweifelsohne ausführlich beurtheilt werden wird, hebe ich hier nur Einiges heraus. Ein großes Landſchaftsgemälde in Moſaik, eine Gegend um Rom vorſtellend, erregte lebhafte Aufmerkſamkeit; es iſt ein Geſchenk des Papſtes an den Fürſten Staatskanzler. Von dem der Kunſt gewaltſam zu früh entriſſenen Maler Kügelchen ſind mehrere treffliche Stücke hier aufgeſtellt, worunter eine Nemeſis vorzüglich bemerkenswerth. Von franzöſiſchen Künſtlern waren einige Kopien Raphael'ſcher Stücke dort; der heil. Michael, wie er Satan in den Abgrund ſtößt, von Ternite gemalt, iſt eine der vorzüglichſten darunter. Sehr gelungen ſind einige Familiengemälde aus der königlichen Familie, vom Profeſſor Schadow gemalt. Schweizer-Landſchaften und Gegenden um Neapel, von Dahl, erhöhen die Mannigfaltigkeit der hier vereinigten Kunſtwerke. Auch aus dem allbeliebten Freyſchütz ſind ſchon einige Scenen in die Malerey übergegangen. Unter den Werken der Skulptur ſind als vortrefflich zwey Candelabre von weißem Marmor zu bezeichnen, welche dem Marquis von la Roche Jaquelin, von den Offizieren der preußiſchen Armee, gewidmet wurden, auf Veranlaſſung des Hrn. v. Fouqué.

Die Taſchenbücher von 1823 fangen ſchon an ſich zu verbreiten. Unter den jezt erſchienenen iſt „die weiße Roſe,“ von Conteſſa, im Taſchenbuch von Kind, auszuzeichnen; auch eine Erzählung des verſtorbenen Hofmann, „datura fastuosa,“ im Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft. La Motte Fouqué hat einen neuen Roman erſcheinen laſſen, „Ritter Elidouc,“ in drey Bänden. Die Trauerſpiele Karl Immermanns, eines jungen Weſtphälingers, finden hier gerechte Würdigung. Lord Byrons hebräiſche Geſänge, die er nach alten, im ehemaligen Babylon tönenden, Melodien gedichtet hat, erſcheinen nächſtens mit dieſen Melodien in einer Ueberſetzung des Geheimen Raths Kretſchmar. Der lezte Roman von Walter Scott, „the fortunes of Nigel,“ ſoll weniger Beyfall wie ſeine frühern Werke finden.

Hr. Logier, Profeſſor der Muſik, der in London 29 Akademien für den muſikaliſchen Unterricht eingerichtet hat, befindet ſich gegenwärtig hier, wo bereits eine Akademie nach ſeinem Syſtem durch ihn eröffnet iſt.

Die wilden afrikaniſchen Thiere ſind noch immer im Thiergarten zu ſehen. Auch ſind jezt drey Wachsfiguren Kabinette hier, die ſtarken Zuſpruch haben. Außerdem ein ſehr ſchönes Panorama von Petersburg, von Tielker. Der herannahende Winter wird wohl bald dieſen Bretterbuden-Freuden ein Ende machen.

C.

Auflöſung der Charade in No. 257.

Küßnacht.

Räthſel.

Nach Roſſeau.

Es hat Natur und Kunſt das Daſeyn mir gegeben.
Du fährſt durch meine Macht im Tode fort zu leben,
Zu jung erſchein' ich dir, zähl' ich der Jahre viel.
Und ſey ich noch ſo wahr, bleibt Täuſchung doch mein Ziel.

Beylagen: Literaturbl. Nr. 87. – Monatsregiſter: Oktober.

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. November 1822.

Willſt nicht Salz und Schmalz verlieren,
Mußt, gemäß den Urgeſchichten,
Wenn du Leute willſt gaſtiren,
Dich nach Schnauz' und Schnabel richten.

Goethe.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Der Sakriſtan, der mich die Kirche von Totana ſo ausſpüren ſah; führte mich an eine Art von Todtengruft, um mir eine Inſchrift zu zeigen, die der vorige cura gemacht: que era un sabio y gran letrado y huviera mucho que desir sobre eso, (der ein Weiſer und vortrefflicher Gelehrter war, über den ſich vieles ſagen ließe) — wollte ſich aber weiter nicht herauslaſſen; die Inſchrift ſetze ich dir ad majorem dei gloriam her, zu beliebigem Gebrauch, und heißt:

Pienses que eres, pues no eres.
La vida mejor no es vida,
Los ascensos son caida,
Vives cada dia y mueres.
Ve a tus pies si verte quieres.
Una tumba es tu parada,
Un panteon la morada
Que en la sombra de la muerte
Te demuestre ser tu suerte
Nada al principio, al fin: nada.

Du glaubſt zu ſeyn und biſt doch nicht;
Das beſte Leben iſt kein Leben,
Und ein Fall iſt dein Erheben,
Du lebſt, und ſchnell verlöſcht dein Licht.
Sieh nieder, wenn du dich willſt ſehen.
Dein Wohnſitz iſt das tiefe Grab,
Man ſenkt dich ins Gewölb hinab,
Damit du ſeh'ſt, es ſey dein Loos
Der Tod im düſtern Erdenſchoos.
Der Staub müſſe in Staub verwehen.

Ich denke, für einen Pfarrer von Totana iſt das immer Younghaftig genug — wenigſtens habe ich ſolche Jeremiaden ſchon anderswo ſchlechter geſehen, und ſchwarz auf weiß. Das Beſte hätte ich beynahe vergeſſen: in Vertientes, einem elenden Städtchen, fünf Leguas von Lorca, hatten wir das Glück, in der Poſada einen trefflichen Marionettenſpieler anzutreffen — um ſieben Uhr fanden ſich die neugierigen Vezinos mit ihren Familien ein. — Der Señor Alcalde ſaß gravitätiſch am Eingang der Poſada, damit jeder Eintretende gehörig ſeine zwey Quartos bezahle, und der Señora Alcaldeſa in den Schoos ſchütte, die dem Gemahle gegenüber ſaß. Wenn einer ſich nicht fügen wollte, wurde ihm ein altes Bambusrohr mit meſſignem Knopf vorgehalten, was das Zeichen der Würde iſt; wobey der Alcalde aus vollem Halſe rief: aqui del rey, y de la justicia, yo soy el alcalde constitucional, y esta es mi señora, para que V. le de el dinero — („hier bin ich von Königs- und Rechts-wegen conſtitutioneller Alcalde, und das iſt meine Frau, welcher der Herr das Geld bezahlen muß"); — endlich mußte er aber doch zwey junge Leute, die ſich ſehr geprügelt hatten, und nach den Meſſern griffen, in Pflicht nehmen; die wollten aber nicht daran und meinten: que no hemos hecho ninguna muerte, caballeros — como nos han de poner presos? („Wie kann man uns gefangen nehmen, da wir nicht gemordet haben?") Der arme Alcalde antwortete immer mit vorgehaltenem Scepter: es menester distinguir las cosas, caballeros — Vdes no quedan aqui como presos, sino como detenidos — lo qual es conforme a la constitucion. („Ihr müßt die Dinge unterſcheiden, cavalleros; Ihr ſollt hier nicht gefangen, ſondern blos zurückgehalten werden; das iſt der Konſtitution gemäß.“) Am Ende machte er ihnen das Ding doch ſo plauſibel, daß ſie ſich darein gaben: pues asi lo quiere la constitucion. („Da es die Konſtitution ſo will.“) Endlich hatte ſich denn das Publikum auf ein Paar Balken vor der Bühne niedergelaſſen, einer Stallthüre, die mit einer Pferdedecke verhängt war, und das ſchönſte Schattenſpiel begann: la gran tragedia de la puente de Mantible, la muerte de los doce pares, y como fueron matados en Roncesvalles — la gran tragedia de los amores del moro Tarfe y de la hermosa Lindaraja. („Die große Tragödie von der Brücke von Mantible; — der Tod der zwölf Pairs, und wie ſie in Roncesvalles erſchlagen wurden; — die große Tragödie von der Liebe des Mohren Tarfe und der ſchönen Lindaraja“) und ſolche ſchöne Sachen — dazwiſchen kleine Stücke, Stiergefechte, saynetes — Gott weiß wie! — Das Orcheſter machte der Meiſter mit Guitarre und Geſang — das allertollſte Zeug! Um dir den Menſchen vorzuſtellen, brauchſt du wieder blos im Don Quixote die Aventura von dem Puppenſpiel nachzuſehen; — auch los amores de Gayferos y de la hermosa Melisendra (die Liebesgeſchichte des Gayferos und der ſchönen Meliſendra), wurde auf unſerer Bühne vorgeführt. Der Jubel eines verehrlichen Publikums war freylich unſäglich! Nachher ſezten ſich die Bauern zuſammen und disputirten über all dieſe Ebenteuer — ganz wie über hiſtoriſche Facta; ich ließ mich unglücklicher Weiſe mit einem alten Bauern in eine ſehr gelehrte Disputation ein, über die Lage der Puente de Mantible, die er durchaus zwiſchen Aleſandica und Zaragoza haben wollte, dazu führte er aber ſo viele Texte und wunderliche Namen von Flüſſen und Königreichen aus allen Ritterbüchern des Don Quixote auf, daß ich am Ende ganz in die Enge getrieben wurde; das Auditorium hatte für und wider Theil genommen und es ging gewaltig hoch her; aber durchaus ſo ehrbar und höflich, daß unterſchiedliche Gelehrte, die ſich vor aller Welt Grobheiten ſagen, hätten lernen und ſich ſchämen können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Luftverdünnung auf hohen Bergen.*)

Sauſſure in ſeinen Alpenreiſen und Ramond in den Beobachtungen über die Pyrenäen haben vorlängſt ſchon merkwürdige Angaben über die Empfindungen, welche verſchiedene Perſonen auf ſehr hohen Bergen fühlten, mitgetheilt; Hr. Pictet in Genf hat dieſelben ſeither beſtätigt und die Reiſen des Hrn. Alexander von Humboldt haben uns ähnliche in ganz verſchiedenen Welttheilen wahrgenommne Erſcheinungen kund gemacht, ſo daß die Verdünnung der Luft dem Thierleben wie dem Pflanzenleben nachtheilig erachtet werden kann.

Dieſer und anderer damit übereinſtimmender Thatſachen ungeachtet, hat ein berühmter Schriftſteller der neueſten Zeit, Hr. Ferrara (Descrizione dell' Etna, p. 21), behauptet, nur kränkliche Perſonen fühlen Uebelbehagen beym Erſteigen des Aetna in Sizilien. Ein geiſtvoller Beobachter, Hr. Auguſte de Sayve, der dieſen berühmten Berg im Mai 1821 beſuchte, wiederſpricht nun aber den Behauptungen des Italieners und aus ſeinen Bemerkungen geht weſentlich Folgendes hervor.

Von der am Fuße des Berges gelegenen Stadt Catania beträgt die Entfernung bis zum Gipfel, in gerader Richtung, ungefähr acht Meilen. Die Bewohner der kleinen Dörfer, welche man auf der erſten Hälfte der Weges antrifft, bis gen Nicoloſi und zum Kloſter San-Nicolo d'Arena, beſitzen noch einen ſehr kräftigen Körperbau; die Männer ſind von der Sonne braungefärbt und viele haben krauſe Haare; die Weiber haben eine ziemlich weiſſe Haut, ſehr lebhafte Augen und ſind in der Jugend hübſch. Bäume und Sträucher wachſen noch höher, bis zu 1442 Toiſen, wogegen auf den Alpen die Vegetation mit 1100 Toiſen ungefähr und auf den Pyrenäen mit 1400 Toiſen aufhört. Es darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß die Eichen, welche faſt einzig die ausgedehnte Waldung bilden, von der ein Theil der Bergabhänge bedeckt iſt, auf einer gewiſſen Höhe des Berges nur noch verkrüppelt und dürre ſtehen, auch endlich ganz und auf einmal verſchwinden; ehe noch die Grenze des ewigen Schnees erreicht iſt.

Die Temperatur ſinkt merklich im Verhältniß des Höherſteigens; mit jedem Schritt, den man in der auf die Holzregion folgenden Einöde macht, glaubt man die von den höhern Regionen abſteigende durchdringende Kälte ſtärker zu empfinden. So ſtund, als Hr. de Sayve Catania verließ, der Reaumurſche Wärmemeſſer auf 16 Grad über Null, und als der Reiſende die Höhe der Eisregion, unter den vulkaniſchen Kegeln erreicht hatte, war derſelbe auf 1 Grad unter Null geſunken, welches alſo einen Unterſchied von 17 Graden beträgt. Am Ende der Schneeregion findet ſich die kleine Ebene, Piano del frumento genannt, bey deren Eingang die Ruinen eines alten Gebäudes ſtehen: das unter dem Namen des Philoſophenthurms bekannt iſt, weil eine alte Volksſage dem Empedocles von Agrigent den Thurm zur Wohnung anweiſt.

Noch ehe dieſe Stelle erreicht war, fühlte Hr. de Sayve ein beſchwerliches Athmen; der Kälte ungeachtet quälte ihn heftiger Durſt; durch kurze Ruhe erholten ſich jedoch ſeine Kräfte wieder. Nachher wechſelt die Scene. Vom Philoſophenthurm zum Krater führt der Weg bey einem am Fuß des Kegels als Zuflucht für Reiſende erbauten Häuschen vorbey, dem höchſten Gebäude in Europa, weil es 9200 Fuß über der Meeresfläche erhöhet (das St. Bernard-Hoſpiz hat nur die Höhe von 7727 Fuß) iſt. Es werden da meteorologiſche Beobachtungen gemacht und Reiſende können darin übernachten. Der Schnee iſt hier verſchwunden, und alles trägt Spuren des Feuers, wovon jener geſchmolzen ward und das den kleinen Steinblöcken ein ſchwärzliches Ausſehen gab. Um den Gipfel zu erreichen, muß jedoch noch ein völlig nackter Kegel, 1300 Fuß hoch, aus Aſche, calcinirten, leichten und poröſen Steinen gebildeter Hügel erſtiegen werden.

---

*) Bulletin de la soc. philomat. Auguſt 1822.

Nach Maßgabe des Anſteigens auf dieſem Kraterkegel fühlte der Reiſende ſein Uebelbehagen zunehmen und er war genöthigt faſt mit jedem Schritt ſtillzuſtehen. Er fühlte eine zunehmende Zerſchlagenheit in allen Gliedern; er hatte Magenweh, glaubte ſich dem ſeiner Natur zuſtehenden Elemente enthoben, und ſuchte, wie er ſich ausdrückt, einige Luft einzuathmen, die er in dem kritiſchen Momente nicht finden konnte; jedoch hatte er ſich beym Antritt ſeines Bergausfluges völlig wohl befunden; die Wanderung durch die Schneeregion hatte ihn nur wenig ermüdet; ſo daß ſich die verſpürten Zufälle einzig von der Luftverdünnung herleiten laſſen. Hr. Aubert-du-Petit-Thouars verſichert, ganz ähnliche Empfindungen, vorzüglich eine große Magenſchwäche beym Erſteigen des Bernard-Bergs auf der Inſel Bourbon verſpürt zu haben. Der Arzt, Hr. Cloquet (nouveau journal de Medicine, T. VII., p. 29) hat auf den höhern Alpen das nämliche empfunden, und es bedarf demnach die Meinung des Hrn. Ferrara näherer Beſtimmung und weiterer Erfahrungen zu ihrer Beglaubigung. Hr. de Sayve hatte einen Reiſegefährten, der noch mehr litt und bekanntlich hat auch der unglückliche Dolomieu beym Erſteigen des Berges den obgedachten ähnliche Zufälle verſpürt.

Aus den Berichten des Reiſenden, wie aus einigen von Aerzten und Phyſiologen gemachten Beobachtungen, ſcheint ſattſam hervorzugehen, daß in den meiſten Fällen bey ſolchen Excurſionen eine bedeutſame phyſiſche und moraliſche Schwäche, Zerſchlagenheit, Schwindel, Magenweh und heftiger Pulsſchlag verſpürt werden; daß zuweilen auch große Bangigkeit und das Gefühl eines ſchweren Kopfes hinzukommen.

Hinwieder muß man geſtehen, daß dieſe Uebelkeiten ſich ſehr ungleich, bey den einen Perſonen früher und bey andern ſpäter einfinden; der Ermüdung dürfen ſie indeß nicht zugerechnet werden, indem dieſe auf Bergen, welche nicht über 1000 Toiſen Höhe haben, nie jene Folgen zeigt, die ſich übrigens bey Thieren und Menſchen gleichmäßig darſtellen. *)

---

*) Es fehlt dieſen Bemerkungen eine durchaus weſentliche Unterſcheidung, zwiſchen den Erſcheinungen, die während des Bergſteigens, und denen, die nach vollendeter Erſteigung und bey ruhigem Verweilen auf den Höhen wahrgenommen werden. Dieſe Unterſcheidung müßte, mit genauen Beobachtungen belegt, viele Widerſprüche ausgleichen. U.

Ueber den frühen Abzug der Schwalben.

Man hatte in England in öffentlichen Blättern die Bemerkung gemacht, daß die Schwalben dieſes Jahr früher wie gewöhnlich ihren Flug in wärmere Himmelsſtriche angetreten haben, und darauf verſchiedene Wetter- und Winter-Prophezeihungen gebaut. Wir finden über dieſe Erſcheinung in der Litterary Gazette folgende Aufklärung:

Ich bemerkte, ſagt der Einſender, daß während der erſten Brütezeit der Schwalben das Wetter ganz beſonders warm und günſtig war. Die Luft war während des Mai's und Juni's von Myriaden von Inſekten angefüllt, die bey anderem Wetter ſpäter oder in geringerer Anzahl vorhanden geweſen wären. Mit dem Juli traten dagegen unerhörte Regengüſſe ein; dieſe zerſtörten einen großen Theil der für die Schwalben geeigneten Nahrung, und verhinderten das Auskriechen und Aufziehen der zweyten Brut. In der That habe ich ſeit dem Anfang Juni's kaum ein Neſt mit jungen Schwalben geſehen, und bin verſucht zu glauben, daß die dießjährigen Schwalbenzüge nur aus Schwalben der erſten Brut beſtehen werden. Unter dieſen Umſtänden kann es uns nicht wundern, daß die Schwalben ſich ſchon auf den Weg begeben; denn außer dem Mangel an Futter, findet die gewöhnliche Urſache des ſpätern Weggehens nicht ſtatt, da nämlich die Vögel ſchon ſtark genug ſind, um die Reiſe zu beginnen.

Dieſe Beobachtung ſcheint uns von ſo viel geſunder Vernunft zu zeugen, daß ſie um manches analogen Vorgangs willen die Theilnahme der Naturfreunde verdient.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 6. Okt.

Traurig wurde das Ende des vorigen Monats mit einer vierfachen Hinrichtung bezeichnet, welche der größte Theil der Pariſer gern verhütet hätte, wenn es von ihm abgehangen hätte. Es war ein herzbrechender Anblick, vier junge Leute von ſchöner Geſichtsbildung, die ruhig auf die ungeheure Volksmenge umher blickten, und ihr Schickſal nicht verdient zu haben glaubten, zum Richtplatz führen zu ſehen, um dort den Tod der Verbrecher zu empfangen. Auf Alle, welche dieſem Zuge beygewohnt haben, hat die ruhige, faſt heitere Miene dieſer Jünglinge einen tiefen, erſchütternden Eindruck zurückgelaſſen. Vom Anfange des Kriminalprozeſſes an bis zu ihrem letzten Augenblick iſt das Betragen derſelben immer daſſelbe geweſen; einig, treu und gelaſſen. Was beſonders dem Publikum Mitleiden mit ihnen einflößte, war, daß ſie noch kein wirkliches Verbrechen begangen hatten, ſondern blos eine Verſchwörung im Sinne gehabt haben ſollen. Der Tag ihrer Hinrichtung war ein wahrer Trauertag für Paris. Durch Zufall fügte es ſich, daß dieſer Tag gerade der Jahrestag der Geburt der Mademoiſelle, Tochter der Herzogin v. Berry, war, und ſo kam es, daß zwey Stunden nach der Hinrichtung ein großes Feſt bey Hofe begann. Dieſes Zuſammentreffen war blos zufällig, allein es bildete einen ſchneidenden Kontraſt, und wurde von Jedermann bemerkt. Einige Tage darauf wurde der Jahrestag der Geburt des Herzogs v. Bordeaux gefeyert, wo denn einige kleine Bühnen, deren Direktoren ſich zu der ſogenannten monarchiſchen Parthey bekennen, beſonders das Vaudeville, Stücke voll Anſpielungen und Komplimenten gaben, woraus ihnen aber kein großes Verdienſt gemacht werden kann, da dergleichen Komplimente baar bezahlt werden; man weiß ſogar jezt wie hoch, indem die miniſteriellen Zeitungen neulich angekündigt haben, für die Gelegenheitsſtücke bey der lezten Ludwigs-Feyer ſey jedwedem Dichter eine Summe von 1000 Franken ausgezahlt worden. Da dieß nun bekannt iſt, ſo wird die Zahl der komplimentirenden Dichter im folgenden Jahre ſich gewiß verdoppeln. Uebrigens muß man zur Ehre der Pariſer Dichter geſtehen, daß es auch manche gibt, die ſich um Geld nicht ſo hingeben, und ihr Talent einem ernſteren Ziele widmen, wiewol es freylich leider unter keiner Regierung in Frankreich, unter der Republik wie unter dem Kaiſerthum, an Dichtern gefehlt hat, die bereit waren, dem herrſchenden Syſtem Weihrauch zu ſtreuen. Die proſaiſchen Ultras-Schriftſteller haben es auch in ihren periodiſchen Blättern an kriechenden Schmeicheleyen und Unterwürfigkeits-Bezeugungen nicht ermangeln laſſen. Vor allen aber hat ſich in dieſer Hinſicht das Blatt La Foudre ausgezeichnet, das ungeſtraft ſeit einem Jahre ſeinen Unfug treibt. Die Art, wie es den Geburtstag des Herzogs v. Bordeaux gefeyert hat, iſt in der That merkwürdig. Es hat vorausgeſezt, man befinde ſich zwanzig Jahre weiter, alſo im Jahr 1842, und mit dieſer Jahreszahl iſt denn an jenem Geburtstage der La Foudre erſchienen; jedweder Mitarbeiter hat darin ſeinen Beytrag geliefert, als ob er im Jahr 1842 ſchriebe, und alle dieſe Aufſäze haben Bezug auf den Herzog v. Bordeaux; aber welche ſchimpfliche Aeußerungen wider die Freyſinnigen haben ſich dieſe frechen Schriftſteller dem Namen des Prinzen beyzufügen unterſtanden! Der eine erzählt, der 22jährige Herzog ſey von ſeinem Großvater, dem Könige, zum General-Lieutenant ernannt worden, und zur Armee wider die Rebellen im innern Frankreich abgereiſt; es werden ihm Proklamationen in den Mund gelegt wider die aufrühreriſchen Franzoſen; eine ſaubere Art, die Geburt des jungen Prinzen zu feyern! Der Verfaſſer hat ſich nicht geſcheut, ſeinen Namen, Alphonſe de Beauchamp, unter dieſes Stück zu ſezen. In einem andern Aufſaz wird Nachricht von einer Sizung der Académie française gegeben, die zu Ehren des Herzogs v. Bordeaux gehalten worden ſeyn ſoll, wobey denn ganz chriſtlich die freyſinnigen Mitglieder der Akademie als todt, und durch beſſer denkende Schriftſteller erſezt, angegeben werden. In einer vorigen Nummer deſſelben Blattes hatte man ſogar auf Ausmerzung und Verſtoßung aller freyſinnigen Gelehrten aus dem königlichen Inſtitute gedrungen. Ein dritter Mitarbeiter hat einen Siegesgeſang auf den Herzog v. Bordeaux verfertigt; ein vierter gibt Nachricht über die Pariſer Tages-Begebenheiten, und hier beſonders hat ſich der Partheyhaß auf die ſchändlichſte Weiſe ausgelaſſen. Die lezten Mitglieder der linken Seite der Deputirtenkammer, heißt es unter anderm darin, ſeyen endlich geſtorben; dieſe Seite ſey ganz leer, und da Niemand von der rechten Seite dort ſizen wolle, ſo habe man beſchloſſen, die Pläze nach dem Looſe zu vertheilen; der Bankier Laf** ſey in einem Dachſtübchen einer Vorſtadt geſtorben, wo er in der lezten Zeit von Almoſen gelebt habe, nachdem ſein Vermögen durch die revolutionären Umtriebe drauf gegangen ſey; Benj. C** ſey in der lezten Zeit Schweizer und Thürſteher in einem Hotel, aber verrückt geworden; General La F** ſey vom raſenden Fieber befallen worden; den Geſchichtſchreiber Dal**, ehemaligem Mitgliede des Convents, habe der Bliz in der Höllenſtraße getroffen, und dergleichen mehr. Eine ſolche Geburts-Feyer iſt ihres Gegenſtandes unwürdig — ſie kann nur erbittern, und ihrer Parthey mehr ſchaden, als nuzen. Wer möchte auch mit einer Parthey in Gemeinſchaft treten wollen, deren Schriftſteller mit ſolchem Haſſe verfolgen, der Regierung einen edeln Theil der Nation ſtets verdächtig machen, und den Arm der Strafe auf ihn hinlenken! —

Der alte egyptiſche Zodiak ſezt noch immerfort die Gelehrten und die Partheyen in Bewegung. Seit ich das leztemal deſſelben Erwähnung gethan habe, ſind wiederum einige Abhandlungen über dieß alte Denkmal erſchienen, die merkwürdigſte von dem Phyſiker und Aſtronomen Biot, welcher das Alter dieſes auf ſieben Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung verſezt, alſo zu der frommen Parthey gehört, ſich aber der Mittel-Parthey nähert. Der Leumund behauptet, dieſes Stück Arbeit werde ihm eine Stelle in der Académie des Inscriptions et belles lettres verſchaffen, wo man fürchte, nach Abgang irgend eines Mitgliedes einen nicht wohl denkenden Gelehrten aufnehmen zu müſſen, weßhalb man denn den Hrn. Biot in petto aufbehalte, um ihn beym erſten ereignenden Todesfall voranzuſchieben, und dadurch einem freyſinnigen Gelehrten den Weg zu ſperren. Nun ſind aber einige ſolcher Gelehrten aufgetreten, und haben gezeigt, daß es nicht genug ſey, ein Aſtronom zu ſeyn, um über das Alter eines egyptiſchen Denkmals abſprechen zu können, ſondern daß man auch archäologiſche Kenntniſſe haben müſſe, woran es in der Arbeit des Hrn. Biot ſehr mangeln ſoll; man wirft ihm ſogar vor, in ſeinem aſtronomiſchen Eifer habe er die auf dem egyptiſchen Thierkreiſe vorhandenen Figuren etwas überſehen, und eine Lotusblume für den Siriusſtern gehalten. Der Irrthum wäre freylich ein wenig arg, beſonders da Biot auf dieſen Sirius ſein Urtheil über das Alter dieſes Steins gründet; allein ein Sternkundiger, der überall Sterne ſieht, hat bey ein wenig Uebereilung dieſen Fehlgriff wohl begehen können. Ueberhaupt war die Abhandlung des Hrn. Biot noch nicht einmal im Druck erſchienen, als ſie bereits von mehrern Seiten angegriffen wurde, und zwar in dem königlichen Inſtitute ſelbſt, wo er ſie vorgeleſen hatte. Mehrere andere Abhandlungen über dieſen Gegenſtand werden wahrſcheinlich nicht mehr Glück haben, und es iſt faſt zu bedauern, daß ſo manche Gelehrte ihre Zeit mit Vermuthungen über das Alter eines Denkmals verlieren, worüber ſich manche Wahrſcheinlichkeit äußern, aber ſchwerlich etwas Beſtimmtes nachweiſen läßt. Man will nun aber einmal wider die egyptiſchen Geheimniſſe Sturm laufen, und ſchon beſchränkt man ſich nicht mehr damit, dem Thierkreiſe nachzugrübeln, ſondern man will nichts mehr und nichts minder, als den Schleyer der Hieroglyphen lüften, und dieſen bisher der Welt verborgenen Schaz aufdecken. Ein engliſcher Gelehrter, Hr. Doktor Young, iſt herübergekommen, und in Verbindung mit franzöſiſchen Gelehrten, die ſich auf dieſelben Nachforſchungen verlegt hatten, hat er die Entzifferung der Hieroglyphen übernommen. Die Herren haben bereits einen guten Theil von Inſchriften geleſen, und bald werden wir eine ganz neue Geſchichte des Alterthums bekommen, wenn ſie ſo fortfahren, und wenn das königliche Inſtitut, dem ſie ihr Verfahren vorgelegt haben, daſſelbe billigt. Es muß entweder eine Revolution in der Geſchichte Egyptens daraus entſtehen, oder — gar nichts. Die Herren ſollen bereits ein Duzend egyptiſcher Könige, welche die Geſchichte ſo gut als vergeſſen hatte, ins Reine gebracht haben. Was für einen Reichthum an unbekannten Regenten und andern Perſonen und Dingen wirds einmal geben, wenn ſie einige fünfzig Fuß hohe Obelisken oder einige hundert Schuh lange Gräbermauern werden herabgeleſen haben! Wie Ludwig XIV. einem Erfinder oder Wiederauffinder des Gregoriſchen Feuers ſein Geheimniß ſoll abgekauft haben, damit es Niemand ſchaden könne, weder ihm noch Andern, ſo ſollte man den Entzifferern der Hieroglyphen, wofern ſie wirklich etwas entziffern können, ihr Verfahren abkaufen, damit die im Umlauf ſeyende Gelehrſamkeit keinen allzu großen Stoß leide.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 88.

Nro. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 5. November 1822.

Noch einmal blickt ins Thal er geſchwind,
Noch einmal ſpürt er hinaus in den Wind,
Noch einmal horcht er ängſtlich hinaus,
Wie näher fluthet das Jagdgeſaus;
Dann wie der vorderſte Feind ſich zeigt,
Das Wild geſtreckt durch den Wald hin fleucht.

Fräulein vom See, von Walter Scott.

Nächtliche Naturſcene am Sinnamari in Guayana.

(Nach den Mémoires de Malouet.)

Im reinen Glanze ſtand der Vollmond, das Wetter war überaus herrlich; meine Indianer waren treffliche Ruderer, ſo durft' ichs wagen, ungeachtet der nächtlichen Zeit, meine Fahrt den Sinnamari hinauf fortzuſetzen. Das Fortſtrömen des Fluſſes, der Widerſchlag des Gewäſſers gegen die fortgleitende Piroge, der taktmäßige Ruderſchlag, das Geräuſch des Waldes erregt durch den Hauch der Luft, bildete ein melancholiſches, ſehr einförmiges Konzert, und zu dieſem geſellte ſich unerwartet eine menſchliche Stimme vom Ufer her, ſanft und bittend, ſanft wiederholt durch den Wiederhall. Wir eilten, die Stimme zu ſuchen. Es war ein junger Indianer mit ſeinem Weibchen, deren Piroge zerfallen war. Zu Lande wollten ſie zum heimathlichem Dorf, vier bis fünf Tagreiſen weit. Sie waren in eine Moraſtgegend gerathen, die ſie nicht kannten. Sehr entfernt hörten ſie den Ruderſchlag unſeres Fahrzeugs und eilten herbey, um Hülfe zu finden. Wir nahmen ſie mit ihrer ganzen kleinen Habſeligkeit auf, einer Hangmatte, einem Bogen und einer Calebaſſe mit Maismehl. Faſt um Mitternacht gelangten wir zu einem Indianerdorf. Hätte es uns nicht ein wachſamer Hahn verkündigt, wir wären vorüber gerudert. Zwey Hunde bewillkommten uns bey der Landung mit Gebell; kein Bewohner war da, nur ſie waren die einzigen des Dorfs, denn die menſchlichen waren fort, um in einem andern Dorfe Mädchen zu holen, da im eigenen es an mannbaren fehlte. Unſer aufgenommener Reiſegefährte war ein junger Mann von hübſcher Größe, muſterhaft ſchön von Körperbau, aber ernſt und niedergeſchlagen. Sein junges Weibchen war nur ſechszehn bis ſiebzehn Jahr alt, ſehr munter und hübſch. Wir traten ſämmtlich ins große Karbet, das wir mit angezündeten Reiſebündeln erleuchteten. Meine Leute zerſtreuten ſich bald, um Holz herbey zu ſchaffen; der junge Mann nur nahm nicht Theil an dieſer Arbeit. Da ſaß er gegen mir über zwiſchen ſeinen kleinen Habſeligkeiten und der jungen Frau, die ſich mit einem Arm auf ſeine Schulter ſtüzte und ihn mit Zärtlichkeit betrachtete. Ach ſie hatte noch nicht des ehelichen Joches Druck empfunden, noch nicht des Weibes Pflicht, Laſten zu tragen, gefühlt, noch nicht die Stimme ihres Herrn gehört; ſie kannte nur die Freuden der jungen Ehe; der ſichere Aufenthalt unter dem Dach der Hütte, die Stille der ſchönen Nacht verſprachen ihr deren Wiederholung. So war ſie glücklich, aber nicht ihr Mann. Auf mich waren ſeine Blicke gerichtet; ich hatte mit ſeinem jungen Weibchen geredet, ich hatte ſie mehrmals angeſehn, ich ſchien ihm daher gefährlich. Er beachtete jede meiner Bewegungen. Ich bemerkte das und ſchlug ihm vor, doch lieber in eine andere Hütte zu gehn; das Eſſen ſolle ihm dahin gebracht werden. Er aber erwiederte, es gefalle ihm hier; er blieb unbeweglich; er glaubte in dem allgemeinen Aufenthaltsorte ſicherer zu ſeyn. Ich entfernte mich nun, zumal da ich ein Gelärm hörte, das meine Neugierde anzog. Das Getöſe der Landung von zwanzig Perſonen mitten in der Nacht, das Abhauen der Bäume zum Brennholz, der Wiederhall der Axthiebe, das Kniſtern des Feuers hatte gewaltigen Schrecken unter einem unzählbaren Affenvolke verbreitet, das den Wald bewohnte und bey unſerer Ankunft längſt ruhig auf den Bäumen geſchlafen hatte. Die zuerſt erwachten ſtießen das Lärmgeſchrey aus, da wiederholten es tauſend Kehlen mit unendlich von einander abweichenden Tönen, die ſich in mehrere Chöre zu vertheilen ſchienen; bald war es eine allgemeine, weitſchallende Pſalmodie, bald der durch einzelne Kehlen ausgeſtoßene, geſchärfte Warnungsſchrey vor der Gefahr, die man zu entdecken glaubte. Da erſchienen hoch über uns die vorgedrungenen Wachpoſten und ſprangen von Zweige zu Zweige. Sie näherten ſich, um den Feind zu beobachten und flohen ſodann mit ſchrecklichem Geſchrey zurück. Im Hintergrunde harrten indeß die zerſtreuten Schaaren, welche keine Gefahr ſehen konnten. Dieſe ſchienen über die Urſach des großen Aufruhrs mit einander zu plaudern. Die ganze Nacht hindurch dauerte der Tumult. Flintenſchüſſe, weit entfernt ihn zu ſtillen, machten den Aufruhr nur größer. — Das Nachteſſen war bereitet, wir aßen. Jezt hing man die Hangmatten auf. Dem jungen Indianer leuchtete die Sicherheit von meiner Seite wohl ein; auch er ſpannte ſeinen Hamac auf, und ehe ich noch in der meinigen war, ſprang er und ſie in die ihrige. Schnell ſchlugen die Seiten über die Liebenden zuſammen. So machte ſich ihr Alkoven nebſt Vorhängen von ſelbſt. Der Tag erſchien wieder. Ich ging ins Holz. Dort fand ich ſchon meine Indianer begriffen im Kriege mit den Affen, deren Fleiſch ſie gern eſſen. Da lagen ſchon Getödtete, und Verwundete ſtießen ein ſolches Jammergeſchrey aus, daß ich dieſer Jagd augenblicklich Einhalt that. An den Schwänzen hingen die Verwundeten feſt an den Baumzweigen und wuſchen ſich ihre Wunden mit ihrem Urin; Mütter, welche ihre Kinder auf den Armen herumſchleppten, waren in Verzweiflung; glücklich Entkommene kamen zu ihren ſterbenden Gefährten zurück. Sie ſahen uns an, und plauderten mit höchſtem Unwillen auf uns ein, Zweige und Blätter von den Bäumen warfen ſie uns ins Geſicht; durch Geſchrey und Geberden gaben ſie uns ihren gerechten Zorn zu erkennen. Zwar verſtand ich ihre Sprache nicht; aber mein Gewiſſen verſtand ſie, es ſagte mir, daß ſie uns für Mörder hielten. Nur auf Wehr und Bedürfniß gründet ſich die Rechtmäßigkeit unſerer Herrſchaft über die Thierwelt, aber nicht auf thörichte Willkür. Indeß beeilten ſich meine Indianer, ſich ihrer Beute zu bemächtigen, die ſie erſt aus den Gipfeln der Bäume holen mußten, wo die Todten ſowol als die Sterbenden an ihren Schwänzen feſt hingen. Indeß beſchäftigte ſich jenes junge Indianer-Paar mit der Fiſchjagd. Er ſpannte den Bogen. Ich glaubte es gelte einem Waſſervogel, aber im Nu war ein ſchöner Fiſch erlegt. Raſch wollte ſein Weibchen hinterher, um Fiſch und Pfeil zu holen, doch kam ein anderer Indianer ihm zuvor. Nach dem Mittagseſſen ließ ich in der gaſtlichen Hütte meine Geſchenke für die abweſenden Eigenthümer zurück; auch dem jungen Paar hatte ich einige Kleinigkeiten gegeben. Dankend ſchieden ſie von mir, ich aber ſchiffte mich ein, um auf dem Fluſſe wieder nach Sinnamari zurück zu rudern.

Allerley aus Spanien.

(Fortſezung.)

Ueberhaupt fällt es in Spanien auf, faſt durchgehends unter den ſogenannten gemeinen Leuten, kurz überall, dieſelben, wenn du willſt ſteifen und altmodiſchen Höflichkeitsformeln zu finden, die unter Gentlemen gebräuchlich ſind. Der Ausdruck caballero entſpricht eigentlich ganz dem engliſchen gentleman, und hier nennt ſich alles caballeros, behandelt ſich ſo, und iſt es alſo auch gewiſſermaßen. Sitzen ein Paar Bauern oder barieros beyſammen am Eſſen, und du, oder irgend einer tritt in die Poſada, mit ſeinem Ave Maria, oder ſo, ſo haben ſie ihr: V. gusta comer con nosotros, caballero? („Beliebt Euch, mit uns zu ſpeiſen, Cavallero?“) und der andere ſein: buen provecho, caballeros! („Wohl bekomm’ es, Cavalleros!“) eben ſo gut gelernt, als die zierlichſten Herren und Damen; eben ſo ihre: beso las manos — V. mande caballero — vaya V. con dios. („Küſſe die Hand u. ſ. w.“) Kurz all dieſe Formeln hörſt du in der Kneipe ſo gut wie in der beſten Geſellſchaft. Eine Hauptregel iſt im Wirthshaus überall, wenn man ſich etwas geben läßt, den Nachbarn zuerſt anzubieten; der Bettler, der unter einem Portal ſeine alte Brodrinde oder Melone ißt, bietet dir, wenn du vorbeygehſt, oder da ſtehſt, ſein: V. gusta, caballero? („Beliebt es, Cavallero?“) Ich habe von Ausländern oft den Spaniern vorwerfen hören: ſie ſeyen falſch, hätten viel Worte und äußere Höflichkeit, bieten ſich zu allem möglichen an, und wären im Nothfall zu nichts zu bringen, und dergleichen; das kommt mir ungefähr vor, als wenn bey uns jemand verlangte, ich ſolle ihm die Stiefel wichſen, weil ich ihm einen: gehorſamen Diener gegeben habe. Die ſpaniſche Sprache und Sitten haben nun einmal mehr dergleichen Formeln; wer aber eine bloße Formel für baare Münze nimmt und ſich nachher angeführt ſieht, muß ſich anklagen und nicht das Volk und ſeine Sitte. Ich bin überzeugt, und habe es erfahren, daß man in Spanien eben ſo viele thätige Hülfe findet als anderswo. Wahr iſt es, ihr Haus und ihren Tiſch, ihren Familienkreis einem Fremden zu öffnen, iſt in Spanien durchgängig ſehr ſelten, und faſt nur bey ſolchen, die ſchon ausländiſche Sitten annehmen; auch das däucht mir ſehr natürlich: der Spanier lebt weit weniger in ſeinem Hauſe, wie wir, und ſeine

Haus und Tiſch iſt wirklich oft, auch bey Leuten der beſſern Stände, kaum anbietbar; ſie wiſſen das zum Theil und ſchämen ſich etwas vor Fremden; alſo dieſe Anerbietung von esta casa es de V. und quiere V. comer con nosotros, ſind wirklich blos Formeln, gerade wie unſer gehorſamer Diener.

Murcia. Ich hatte mir Murcia als ein altes, häßliches, dunkles Städtchen vorgeſtellt, daran war theils eine Erinnerung, die ich aus Labordes Beſchreibung behalten, Schuld: theils, daß dieſe Stadt bis [illegible]t als eine der ſervilſten, von der Geiſtlichkeit gänzlich regierten, mit Recht verrufen war; um ſo mehr überraſchte es mich, durch einen freundlichen neuangelegten Spaziergang, über eine ſchöne Brücke, nach einem gut erhaltenen, mit lauter, wenn auch nicht ſchönen, doch ſtattlichen Gebäuden beſezten Quai zu kommen — das Stadthaus, der erzbiſchöfliche Palaſt und dahinter die Kathedrale, ein Paar Kaſernen, Klöſter, Hoſpitäler und Koſaras, alles in einer Reihe, längs dem Quai am Segura hin; erträglich gerade, helle Straßen, gutes Pflaſter viele hübſche Häuſer und Kaufladen, beſonders in der calle de las platerias, die das iſt, was in Granada der Zacatin, in Sevilla die calle de Trancos, in Valencia die calle de Zaragoza, in Madrid die puerta del Sol und anliegenden Straßen, fallen gut in die Augen. Hier liegen die anſtändigſten Kaufladen beyſammen, und zugleich iſt es eine Art Rendezvous für alle Welt. Thore hat Murcia eigentlich gar nicht, und die Straßen verlieren ſich faſt allmählig nach allen Seiten in die mit Häuſern bedeckte Ebene, zunächſt vermittelſt Gärten, die bald in Felder übergehen. Noch mehr wunderte es mich, das Stadthaus mit einer prangenden lapida de la constitucion verziert zu ſehen, der ſchönſten, die mir bis jezt in Spanien vorgekommen, und überall gut uniformirte milicianos zu erblicken, mehr vaterländiſche Lieder und mehr vivas Riego, als ſonſt irgendwo. Die Hüte und Mützen mit grünen Bändern geziert, worauf ein: constitucion o muerte. Daſſelbe tragen die Soldaten, an ihren Chakos und Wehrgehängen; die niedlichſten Señoritas ſchmücken ſich mit Deviſen, wie: antes morire que querer a un servil-constitucion o muerte, esta es mi suerte — kurz alles im größten Enthuſiasmus. Die meiſten der jungen Leute, die da herumliefen, waren erſt vor kurzem aus dem Gefängniß entlaſſen, worin ſie während der **Moderations**periode um allerley Kindereyen willen waren gebracht worden. Das alles hat ſich ſeit dem 7. Juli, und noch mehr ſeit der Hinrichtung Elio's ſo geändert; denn Elio, obgleich gefangen, war noch die Hoffnung der Servilen im ganzen ſüdlichen Spanien; und man war unter den vorigen Miniſterien über ſein Schickſal ſo ruhig, daß ſeine endliche Hinrichtung ſeine Anhänger wie ein Wetterſtrahl erſchreckt hat. Zugleich ſind einige Beamte verſezt und abgeſezt: der Oberſt der milicia provincial, gefe politico, u. ſ. w., ſo daß alles im beſten Gang iſt. Wahr iſt es, ein ſolches Café voll Liberale, Alte und Junge, milicianos, mit rothen Mützen und andern, ſieht etwas nach unſern Studenten aus, wenn ſie nicht durch eine beſondere Höflichkeit und Zuvorkommen gegen Fremde ſich ordentlich auszeichneten; denn jeder Fremde wird im voraus für liberal gehalten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 8. Okt.

Alibaba, oder die vierzig Diebe, Melodrama von Pixérécourt; das heißt mir ein Stück! Vierzig Diebe auf einmal, und mehr Mord und Todtſchlag in dem einzigen erſten Aufzuge, als ſonſt in einem ganzen Melodrama oder Boulevardſtücke zum Beſten gegeben wird! Daher iſt denn auch dieſes neue Stück ſeiner guten Aufnahme gewiß, und Pixérécourt kann den neuen Sieg zu den hundert und einem fügen, die er bereits erhalten hat. Gegen ihn kann kein Melodramen-Schreiber aufkommen: er hat mehr Triumphe erhalten, als zwanzig andere Schriftſteller zuſammen, und er muß eine ſolche Fertigkeit in dieſer Dichtart erlangt haben, daß er gewiß, ſobald er eine recht grauſende Geſchichte lieſt, dieſelbe ſchon in drey Melodramen-Aufzügen eingetheilt vor ſich ſieht, mit allem erforderlichen Zubehör, als: ſchönen Dekorationen, Paläſten, Kerkern, Einſiedeleyen, Tänzen, Gefechten u. ſ. w. Alibaba iſt aus den Tauſend und Einen Nächten genommen; aber Niemand hatte ein Spektakelſtück daraus zuſchneiden können. Dem geübten Pixérécourt iſt es gelungen, und ich wette, daß es keine arabiſche Nacht gibt, woraus er nicht ein Boulevardſtück zurichten könnte, wie ein franzöſiſcher Dichter es unternahm, alles in Verſen zu ſezen, ſogar ein Reglement für die Kavallerie. Es wäre intereſſant, zu erfahren, welche Summen Geldes Pixérécourts Stücke den Volksbühnen wohl eingebracht haben müſſen, ſeitdem er für ſie ſchreibt, das heißt, ſeit ungefähr dreyßig Jahren, gewiß würden mehrere Millionen herauskommen. Wenig Dichter der höhern Theater können ſich ſolch eines Erfolges rühmen. Was übrigens das Theaterweſen betrifft, ſo verhält es ſich in Paris jezt ungefähr folgendermaßen damit: Die große Oper erhält ſich mit Hülfe der Staatskaſſe, wiewol es an Zuſchauern nimmer fehlt; allein das tanzende, ſingende und geigende Heer verſchlingt ſo ungeheure Summen, daß die Einnahme der Theaterkaſſe bey weitem nicht hinreicht. Außer einem Ballette Aumers, das noch dazu nicht neu iſt, hat ſie ſeit einem Monate nichts Neues gegeben. Die italieniſche Oper würde ſich auch ſchwerlich ohne Hülfe der Staatskaſſe aufrecht halten können. Roſſinis und Mozarts Opern werden am meiſten beſucht. Mad. Paſta iſt eine gute Sängerin und eine vortreffliche Schauſpielerin; die andern Sänger und Sängerinnen ſind auch ziemlich gut, allein mit dem **ziemlich guten** iſt dem Pariſer Publikum noch nicht gedient, es muß etwas Vortreffliches haben, wenn es herbeyſtrömen ſoll. Der komiſchen Oper fehlt ein Komponiſt des erſten Ranges; was die Komponiſten des zweyten oder dritten Ranges auf die Bühne bringen, kann ſich nicht lange darauf erhalten; ſie hat noch immer den ausgezeichneten Sänger **Martin**, und ſo oft dieſer ſpielt, iſt das Haus immer voll; allein **Martin** iſt einen Theil des Jahres abweſend, und ſpricht ſchon lange davon, ſich am Ende des Jahres zurückziehen zu wollen. Jezt ſoll es ihm wirklich Ernſt darum werden, und er ſoll bereits neue Rollen verweigert haben, weil es nicht mehr der Mühe werth ſey, dieſelben einzuſtudiren. Dieſer Martin, der nun bereits dreyßig Jahre lang das Pariſer Publikum ergözt und die Theaterkaſſe angefüllt hat, wird ſchwer zu erſezen ſeyn. Er hat zwar ſeine ſtarke und volle, aber eine äuſſerſt angenehme Stimme, die ohne die geringſte Anſtrengung die ſchwerſten Paſſagen vorbringt. Es iſt noch ein angenehmer Sänger, Ponchard, da, welcher aus dem Pariſer Muſik-Konſervatorium hervorgegangen, und einer der beſten Zöglinge deſſelben iſt; jedoch ſcheint es nicht, als ob er Martins Ruf je erlangen werde: zudem ſind ſeine Kameraden nicht wohl darauf zu ſprechen, daß er, obwol jünger als ſie, ihnen den Rang abläuft, und verhindern daher gern, daß man ihm eine glänzende Rolle in einem neuen Stücke zutheile. An guten Sängerinnen fehlt es dieſem Theater nicht. Mad. Boulanger, Mlle. Palar, Mlle. Ponchard, ſind mit Recht beliebt: ſie können aber nicht allein das Glück des Theaters begründen. Da Boyeldieu nicht mehr komponiren, und Martin nicht mehr ſingen zu wollen ſcheint, ſo müßte man ſich vor allem zuerſt nach einem neuen Martin und einem andern Boyeldieu umſehen. Wer Beydes der Operette verſchaffen könnte, würde ihr einen großen Dienſt leiſten. Mit dem Théatre français, der Haupt-Nationalbühne, ſteht es immer noch auf demſelben Fuße; Talma macht ſtarke Forderungen, und droht im Weigerungsfalle abzutreten; Mlle. Mars ſpielt, wenns ihr launt, und mit dieſen Beyden ſtehen die übrigen Societärs beſtändig in Unterhandlung. Die Ultrablätter behaupten, die republikaniſche Verfaſſung tauge nichts, man ſolle die Alleinherrſchaft eines Einzigen einführen, dann würde es gehen; man ſieht, dieſe Leute verlieren ihr Steckenpferd keinen Augenblick aus dem Sinne. Bey dem zweyten Théatre français oder der Odeonbühne behaupteten ſie dieſes auch, und ſie ſchrieben ſo eifrig zu Gunſten des monarchiſchen Syſtems im Theaterweſen, daß endlich der Miniſter des königlichen Hauſes, in deſſen Departement dieſes Schauſpiel iſt, nichts Beſſeres thun zu können glaubte, als einen Direktor zu ernennen, da bisher dieſes Theater von den Schauſpielern gemeinſchaftlich war verwaltet worden. Allein das monarchiſche Prinzip, wie es die Ultra verſtehen, hat ſich hier nicht wohl bewährt; denn nie iſt das Odeon in ſchlechterm Zuſtande geweſen, als ſeitdem ein unumſchränkter Direktor daſſelbe verwaltet. Zum Unglück iſt dieſer Direktor ein Dichter, deſſen wichtigſte Angelegenheit darin beſteht, bey den Feſten Gelegenheits-Gedichte und Stücke mit Anſpielungen zu verfertigen, wodurch er ſich denn den Spott der Liberalen zugezogen hat, welche ſeinem Theater ſeine ewigen Schmeicheleyen entgelten laſſen, und ſich beſtändig über das ſchlecht verwaltete und ohne Zulauf bleibende Odeon luſtig machen. Daſſelbe widerfährt dem Vaudeville-Theater, deſſen ſich auch ein Direktor von der Ultra-Parthey, der Dichter Desaugiers, bemächtigt hat. Dieſer hat ſich an den Freyſinnigen rächen und ſie auf der Bühne luſtig machen wollen; allein ſein Verſuch iſt ihm übel bekommen, denn ſeitdem iſt ſein Theater beynahe ganz verrufen worden. Dagegen iſt das Variétés-Theater, das ſich durch ſeinen Soldat laboureur und andere, der öffentlichen Geſinnung ſchmeichelnde, Stücke ſehr in Gunſt geſezt hat, im größten Flor, und in der That beſizt es Alles, was erforderlich iſt, um Beyfall zu bekommen. Täglich werden drey bis vier Stücke gegeben, jedwedes von einem Aufzuge; dadurch entſteht eine Abwechslung, welche die meiſten Zuſchauer ergözt, beſonders da alle dieſe kleinen Vaudevilles luſtigen Inhalts ſind. Auch hat dieſes Theater, ſeitdem Potier zu demſelben zurückgekehrt iſt, eine Vereinigung von guten komiſchen Schauſpielern, wie ſie auf keinem andern Theater angetroffen wird. Da befindet ſich erſtlich der immer noch ſpaßhafte Brunet, dem alle Rollen wohl anſtehen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen; dann der unnachahmliche Potier; ferner der in gemeinen Pariſer Volks-Charakteren, als Schuhflicker-, Waſſerträger-, Auvergnaten-Rollen unübertreffliche Tiercelin; ferner der ſehr gut ſingende und mit Wärme ſpielende Vokalier Gavaudan, die alle ſchon vor zwanzig Jahren auf dieſer Bühne das Volk beluſtigten, und unter Volk muß man hier alle diejenigen verſtehen, die einen groben Spaß und Wortſpiele dem feinern komiſchen vorziehen; dazu gehören aber Leute aus allen Ständen, und auch viele Fremde, welche dieſes Theater lieber beſuchen, als die größern, weil ſie entweder nicht Sprachkenntniß, noch Kunſtgefühl genug beſitzen, um am höhern Luſtſpiel viel Vergnügen zu finden, und dann auch, weil ihnen die Vollkommenheit, womit auf dem Variétés-Theater geſpielt wird, obſchon ſie beſchränkterer Gattung iſt, angenehmer iſt, als die oft mangelhafte Vorſtellung auf größern Bühnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Leipzig, im Oktober.

In den Annalen unſerer Stadt muß der plözliche Verluſt, welchen dieſelbe durch den überraſchend ſchnellen Tod des vielverdienten Hofraths Doktor Gehler erfuhr, vorzüglich bemerkt werden. Ihn traf bey einem heitern Mahle, zu welchem er mit mehrern der angeſehenſten Männern der Stadt geladen war, nicht weit von ſeiner Gattin ſitzend, am 11. Aug. ein tödtender Schlagfluß. Der immer rege Pflichteifer, mit welchem ſein lebendiger Geiſt die wichtigſten Aemter, die ihm übertragen waren, verwaltete, und mehrere ſeiner Aufſicht untergebene Anſtalten zu einem blühenden Daſeyn emporhob, der für alles Schöne und Hohe empfängliche Sinn, welcher ſich in ſeiner Liebe für die Kunſt und Alles, was höhere Geiſtesbildung nährt, ſo lebendig und heiter ausſprach, und ſeine thätige Theilnahme an Menſchenwohl, wird allen denen, die ihn wirken ſahen, unvergeßlich ſeyn. Sein feyerliches Begräbniß bewies den allgemeinen Antheil, den man bey dieſem Verluſte empfand.

Der bekannte Arzt und Pharmaceut, Doktor Struve aus Dresden, eröffnete in dieſem Sommer auch hier eine Anſtalt zum Trinken künſtlich nachgeahmter Mineralwaſſer mit äuſſerſt glücklichem Erfolg. Er hatte dazu ein bequemes Lokal im Reichel'ſchen Garten äußerſt zweckmäßig eingerichtet. Gegen dreyhundert Kurgäſte wandelten in dem Parterre des hintern Gebäudes, wo der Trank à la Karlsbad, Eger, Marienbad, Pyrmont ꝛc. in gehöriger Ordnung geſpendet ward, und in dem daran ſtoßenden Garten herum, in welchem Harmonie von Blasinſtrumenten, wie man ſie an den Quellen ſelbſt nicht hört, luſtig einladend erſchallten. Auch zog, beſonders an Sonntagen, Neugier und Unterhaltung eine größere Schaar von Beſuchenden hin, ſo daß ſich zuweilen ein großer Theil der hieſigen eleganten Welt an ſchönen Morgen hier verſammelt fand. Ohne Zweifel wird ſich dieſe Anſtalt in den künftigen Jahren noch mehr erheben, da ſie von den einſichtsvollſten Aerzten empfohlen, vielen Bedürfniſſen entſpricht, und an mehrern Individuen ihre Heilkraft auf eine einleuchtende Weiſe bewährt haben ſoll. In Betreff des nachgeahmten Eger- und Selterwaſſers iſt von Vielen behauptet worden, daß es das von den Originalquellen her verſendete an Geiſt und Friſche übertreffe.

Für die hieſige Univerſitäts-Kirche hat ſich, unter Leitung des Organiſten derſelben, aus Studirenden ein Verein von Sängern gebildet, welche durch Vortrag von Hymnen und Liedern für Männerſtimmen geſezt, den Gottesdienſt feyerlicher machen. Es verdient bemerkt zu werden, daß man das zulezt gefeyerte Ernte-Dankfeſt (zu deſſen Feyer der Kantor Schicht einen Hymnus von Witſchel für dieſen Verein komponirt hatte) auf dieſe Weiſe, und indem man zugleich mehr Mannichfaltigkeit und Angemeſſenheit in die Liturgie brachte, zu einer ſehr andächtigen Feyer erhob. Denn es kann wohl nicht geleugnet werden, daß die Beſtandtheile unſers Gottesdienſtes namentlich Geſang, Gebet und Predigt, immer noch nicht in recht inniger Verbindung ſtehen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Nro. 266.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 6. November 1822.

> Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
> So ſoll mich Niemand drum beſchämen.
>
> Goethe.

Guru Nudle und ſeine Schüler.

(Folgende kleine Bruchſtücke ſind genommen aus „The Adventures of the Gooroo Paromarton: a Tale in the Tamul Language: by B. Babington, of the Madras Civil Service London, 1822. 4." Die Tamul-Sprache, aus zwey Dialekten beſtehend, wird von mehr denn fünf Millionen Bewohnern des ſüdlichen Indiens geſprochen und hat mit der Sanskrit-Sprache durchaus keine Aehnlichkeit. Die Geſchichte des Guru Paromärton, welche Babington mittheilt, iſt von dem berühmten Pater Beſchi, oder Viramamuni, wie die Indier dieſen gelehrten italieniſchen Jeſuiten nennen, aufgeſezt: derſelbe lebte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts als Miſſionär in Indien und zeichnete ſich durch ſeine Gelehrſamkeit in den morgenländiſchen Sprachen, wie durch ſeinen heiligen Lebenswandel und eifrige Pflichterfüllung rühmlich aus.)

Ein Guru*) (Andächtler), Namens Nudle, hatte fünf Schüler, Dummbart, Stock, Tropf, Duns und Narr. Dieſe ſechs hatten zu Fuß die nahen Dorfſchaften durchſtrichen, um Nachforſchungen wegen andrer Schüler zu halten, und waren auf dem Heimweg begriffen, als ſie zu einem reißenden Fluß kamen, welchen ſie, nach langem Zaudern und Berathſchlagen, durchwateten. „Sobald ſie das Ufer erreicht und erſtiegen hatten, und ſich eben ſo ſehr freuten, als ſie vorher betrübt waren, blieb der Narr hinten ſtehen und zählte die Uebrigen, ohne ſich mitzuzählen. Als er nur fünf ſah, erſchrack er und rief: Wehe mir, wehe mir! Es iſt einer von uns ertrunken! Seht, Meiſter, es ſind unſrer nur fünf. Der Guru ſtellte ſeine Jünger in eine Reihe und überzählte ſie zwey oder dreymal: da er ſich aber nicht mitzählte, fand er auch, daß ihrer nur fünf ſeyen. Die andern vier begannen nun, wie die vorigen, zuſammen zu rechnen und überzeugten ſich alle, daß einer ertrunken ſey. Jezt begannen ſie bitterlich zu ſchluchzen, umarmten ſich und riefen: Wehe, wehe! Ach, der grauſame Fluß! Sie verwünſchten den Strom, ſtreckten ihre Hände gefaltet aus und ließen die Fingergelenke krachen" (ein indiſcher Gebrauch bey Verwünſchungen.) *) „Sie dachten aber nicht daran, zu ſehen, wer von ihnen ertrunken wäre. Ein gefühlvoller Mann reiſte eben das Ufer entlang, ſah ihren Schmerz und fragte nach der Urſache. Sie erzählten, was geſchehen war: er merkte die Einfalt der Leute und ſagte: Was geſchehen iſt, das iſt geſchehen. Wenn ihr mich geziemend belohnt, ſo kann ich euch den Ertrunknen wieder zur Stelle ſchaffen, denn ich bin ein geſchickter Taſchenſpieler. Guru verſprach ihm 45 Fanams, worauf der andere ſeinen Stock erhob und ſagte: In dieſem Stock liegt die ganze Kunſt. Stellt euch in eine Reihe, und wer einen Streich auf den Rücken hat, zählt ſich, indem er ſeinen Namen ſagt; ihr ſollt ſogleich wieder vollzählig ſeyn. Als ſie ſich geſtellt hatten, gab er zuerſt dem Guru einen Hieb auf den Rücken. Hollo, rief dieſer: das bin ich ſelbſt, der Guru Nudle. — Einer alſo, rief der Reiſende. Auf dieſe Art fuhr er fort, ſie nach der Reihe zu treffen, während jeder zählte und ſeinen Namen ehrfurchtsvoll nannte; am Ende fand ſich, daß keiner fehlte. Sie umringten nun erſtaunt den Beſchwörer, überhäuften ihn mit Lobeserhebungen und bezahlten ihm das verſprochene Geld, worauf er weiter zog.“

---

*) Da die Uebereinſtimmung von Volksſagen und Volksmährchen bey weit von einander entfernten Völkern von unſerm gelehrten Forſcher für einen der bemerkenswerthen Umſtände gehalten wird, ſcheint es uns nicht überflüſſig unſre Leſer zu erinnern, daß eine, dieſer ganz ähnlichen Geſchichte, wenn wir nicht irren, ſchon im Eulenſpiegel ſteht, wenigſtens haben wir ſie in Norddeutſchland, Bayern und Schwaben, mit wenigen Abänderungen erzählen hören.

*) Hier gilt es nicht die Uebereinſtimmung von Volksmärchen, ſondern eines Ausdrucks von Leidenſchaft, welcher unſer Tamuler Eulenſpiegel den braminiſchen Schülern zuſchreibt, und die uns als Volksſitte ſehr fremd iſt: die Finger krachen zu machen, als Zeichen von Verwünſchungen — merkwürdig ſcheint es uns, daß Mungo Park in ſeiner Reiſe nach Afrika erzählt: daß die unglücklichen Neger, wenn ſie gekoppelt wie die Hunde von den Sklavenhändlern dem Haven zu getrieben werden, ihren Verkäufern, wie verzweiflungsvoll ſie auch ſind, keine Beſorgniß einflößen; wenn ſie aber anfangen ſtumm ein-

(Der Beſchluß folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Außerdem wirkt auch das Intereſſe zu wiſſen, wie es anderswo ausſieht. Auch hat es gewiß ſein Lächerliches, den Schneider auf ſeinem Tiſch, den Krämer in ſeinem Laden, den Kaffetier am Buffet, alles mit großen Schnurrbärten, ſich martialiſche Airs geben zu ſehen, allein man muß nicht vergeſſen, daß dieß, obgleich es etwas nach Komödie ausſieht, doch ſehr ernſte Wirklichkeit iſt. Dieſe Handwerker u. ſ. w. erfüllen mitunter ſehr beſchwerliche Militärpflichten, bringen manche Nacht in der Hauptwache, auf dem Poſten oder bey der Patrouille zu, nachdem ſie den ganzen Tag gearbeitet haben. In Valencia, in Granada und vielen andern Orten, wird beynahe der ganze Dienſt von der Nationalmiliz verſehen. Ich will nicht von den Nationalmilizen von Catalonien ſprechen, die nun ſchon bald ſeit ſechs Monaten wirklich Kriegsdienſte thun, noch vom 7. Juli in Madrid; *) noch von den tauſend Gelegenheiten, wo täglich die Nationalmiliz die größten Dienſte thut. Und glaube ja nicht, daß das blos junge Geſellen ſind, die weiter nichts zu thun haben; es ſind Familienväter, die freywillig in der Ueberzeugung, daß die Konſtitution für ſie und ihre Familie wichtiger iſt, als ihr eigenes Leben, ſich ſo aufopfern; warum ſoll man ihnen den Spaß nicht gönnen, ihr ſehr ernſtes Leben mit ein Paar bunten Federn aufzuputzen? Auch die Offiziere oder Beamten, die ſich in den verſchiedenen Städten, z. B. Murcia, Valencia, Granada, auf Urlaub, halben Sold, Kommiſſion u. ſ. w. finden, vereinen ſich zu beſondern Korps, die den Dienſt mit der Nationalmiliz theilen. Die Autoritäten, die Regierungen brauchten nur ein wenig aufzumuntern, nur nicht zu hindern, wie es unter den vorigen Miniſtern geſchah, und überall bricht der Enthuſiasmus für die Freyheit in helle Flamme aus; und es iſt nicht bloßes Strohfeuer. Nein, das Schickſal von Spanien wird nicht vom Ausland entſchieden werden.

Merkwürdigkeiten gibt es in Murcia eigentlich blutwenig: ein großes Hoſpital und ſehr wohl eingerichtetes Rekonvaleſcenten Haus; eine Menge Kirchen und Klöſter mit vielen, aber im Vergleich mit andern ſpaniſchen Städten ſehr wenig guten Gemälden. Ein ſehr vernünftiger Gebrauch iſt in Murcia von einem aufgehobnen Kloſter gemacht worden, einem prachtvollen Gebäude, von Gärten und Spaziergängen umgeben, da ſind die Zellen der Mönche an arme Familien oder an einzelne Arme vermiethet worden, für ein Spottgeld, und ſtatt der Mönche, iſt das ganze Haus voll Arbeit, Kinder und Weltlichkeit. Eine arme Familie hat in ſolch einer Zelle überflüſſigen Raum, ein Zimmer und zwey Kammern und einen beſondern Heerd; alles rein, trocken und friſche Luft dazu. Dabey für das Heer von Kindern, die weiten, prachtvollen Kreuzgänge, und die Kloſterhöfe mit vielen Brunnen, Orangen- und Feigenbäumen. Ich weiß nicht, warum nicht anderswo ſo viele jezt ganz leerſtehende Klöſter auf ähnliche Art benuzt werden. Die meiſten Häuſer in Murcia haben einen kleinen viereckigen Thurm, mit einer Plattform und einem hohen Kranz von Rohr, weit höher, als daß er als Geländer dienen könnte; auch fielen mir mehrere Gebäude auf, die eigentlich ganz aus Gitterfenſtern beſtehen, wie ein Käfig, und obgleich ich fragte, konnte ich nicht recht herausbringen, wozu das dient. In Murcia fängt die kaſtilianiſche Sprache ſchon an in die valencianiſche, cataloniſche und alſo provenzaliſche überzugehen; denn ſchon vier Leguas weiter in Orihuela wird durchgehends valencianiſch geſprochen. Das Land von Murcia nach Orihuela und von da nach Elche iſt ein

---

her zu gehen und die Finger kracken zu machen, ſo wenden ſie Milde an, denn dieſe Handlung geht gewöhnlich dem Selbſtmord zuvor. — Hier hat alſo der Tamule und der Neger denſelben Ausdruck für die höchſte Spannung des Schmerzes. — Sollte denn aber dieſe Handlung der Natur heftiger Leidenſchaft, wie das Händeringen, ſo nahe liegen? — Denn wir erinnern uns, daß Menſchen unſerer Nation im heftigem aber zurückgehaltenem Zorn dieſen ſchauderlichen Ton mit ihren Fingern hervorgebracht haben. Vielleicht verdienen wir für dieſe geringfügigen Bemerkungen, wie jener Künſtler, der das Nadelöhr traf, nur einen Scheffel voll Erbſen.

*) Auffallend iſt es, daß nirgends eine genaue Liſte der am 7. Juli in Madrid gebliebenen Bürger erſchienen iſt — gerade deßhalb iſt um ſo mehr zu glauben, daß der Verluſt ſehr groß war.

Wunder von Fruchtbarkeit! Der Weg führt am Rande der Ebene, an den ſchroff aus ihr ſich erhebenden Felſen der Sierra, dieß heißt im Spaniſchen ſehr treffend la orilla (das Meerufer), damit iſt es am beſten zu vergleichen. Das Einförmige der Ebene wird durch die kühnen Formen des hier und da weit vorſpringenden Gebirges, und die daran ſich lehnenden, freundlichen Dörfer und Städte mit weiſſen Häuſern und vielen Palm-Gebüſchen umgeben, geſtört. Orihuela iſt der erſte Ort des Königreichs Valencia, was im ſüdlichen Spanien blos el regno genannt wird: ein Bisthum (vier Leguas von Murcia); noch vor drey Wochen war Orihuela förmlich in Empörung gegen die Konſtitution. Die Liberalen mußten meiſt nach Murcia fliehen, einige wurden ermordet. Dieſer Zuſtand hatte unter den vorigen Miniſtern vier bis fünf Monate gedauert; endlich iſt denn doch dem Ding ein Ende gemacht worden, Truppen von Cartagena und die Nationalmiliz von Murcia rückten gegen Orihuela aus, man erwartete Widerſtand, und dann wäre der Ort wahrſcheinlich zerſtört worden; allein alles ging friedlich ab. Auch hier blieb den Liberalen der Ruhm, keine Repreſſalien ausgeübt zu haben. Es liegt Beſatzung in Orihuela, y a los de Orihuela se les he banado la colera, ha! ha! ha: ha: ſagt ein albernes Lied, was man hier ſingt. Zwiſchen Murcia und Orihuela hatte ich endlich wieder das Vergnügen regnen zu ſehen (das viertemal ſeit dem Januar) dazu war aber auch nichts weniger erforderlich, als das Wunderbild der virgen de la Tuen-santa aus dem Gebirge nach Murcia zu führen, und dort mit Prozeſſion und Weihrauch zu feyern; es waren am Ende doch nur ein Paar Tropfen und den folgenden Tag der Himmel wieder ſo klar und dunkelblau, wie vorher. Man wird es am Ende auch ſatt, und ich ſehne mich längſt nach einem tüchtigen Gewitter. Freylich zu den Palmenwäldern von Elche paßt der blaue Himmel beſſer — der Ort iſt deßhalb berühmt; ganz in einem eigentlichen Wald von Dattelpalmen *) verſteckt, dabey die platten Dächer, die große Kuppel der Hauptkirche, die kahlen Felſen, die gleich hinter den Palmen aufſteigen, und ein Paar Thürmchen, die man leicht in Minarets verwandelt, geben der Stadt gewiß ein orientaliſches Gemälde; was nun doch einmal Mode und intereſſant iſt. Die Landestracht, die hier ſchon ganz valencianiſch iſt, vermehrt einen befremdlichen Charakter: ungeheuer weite, faltige Hoſen bis an die Knie (greguescos), eine kurze Jacke, eine Weſte mit hängenden Troddelknöpfen, eine rothe oder blaue Schärpe um den Leib, ein buntes Tuch um den Kopf, Sandalen aus Binſen geflochten, eine roth und gelb geſtreifte wollene Decke auf der Schulter, und einen langen Knüppel oder Gewehr im Arm, ſo ſtehen die hieſigen Bauern da, oder legen die Decke auf den Boden und hocken ſo in tertulias auf den Plätzen herum. Die Stadtleute und Honoratioren tragen allerley durcheinander; aber alle bedienen ſich blauer Mäntel. (in Andaluſien und Caſtilla u. ſ. w. durchgängig braune Mäntel). In Elche, wo unſer Fuhrmann zu Hauſe war, mußten wir zwey Tage liegen bleiben, um Geſchirr auszubeſſern u. ſ. w. Während der Sohn in der Welt herumfährt, beſorgt der neunzigjährige Vater die Felder, und kommt Abends wie ein Patriarch auf ſeinem Eſel nach Hauſe geritten, von ſeinem Enkel geführt, um ſeinen Platz im Lehnſtuhl einzunehmen. Die Kirche von Sta Maria von Elche, beſitzt ein berühmtes Wunderbild der Jungfrau, das vor ſechshundert Jahren von einem Fiſcher in einem Kaſten am Meeresſtrand gefunden wurde. Das Bild — es iſt nämlich von einer Statue die Rede — mag alt genug ſeyn. Der Sakriſtan verſicherte, es trage noch das Hemd, was es damals angehabt; und, um es einem Ungläubigen zu zeigen, ſuchte er und ein anderer Geiſtlicher mit langen Rohren das Gewand der Jungfrau zu lupfen, was luſtig genug ausſah. Das Hemd kam leider nicht zum Vorſchein, weil es zu den vielen Reliquien nach und nach kurz abgeſchnitten worden war. Eine junge Frau, die dabey war, bedauerte es noch lange, dagegen rühmte ſie ſich gegen alle Welt, mit großer Devotion: que hemos visto las piernas de la virgen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 8. Okt.

(Beſchluß.)

Auch auf dem Gymnase dramatique ſucht man die, am Variétés-Theater ſo beliebte, Abwechslung zu bewirken, mit dem Unterſchiede, daß hier auch kleine Operetten gegeben werden; es fehlt ihm aber an einer Vereinigung von vorzüglichen Schauſpielern, und ſeitdem man dieſer Bühne den vortrefflichen Komiker Perlet durch höchſt ungerechtes Verfahren der obern Schauſpiel-Behörde entriſſen hat, kann ſie ſich nur mit Mühe aufrecht erhalten, und Perlet, anſtatt ſich nach dem Eigenwillen, ich weiß nicht welches Hofherren, zu fügen, wandert lieber in der Provinz umher und gaſtirt. Das Panorama dramatique, das zuletzt errichtete Schauſpielhaus, ſcheint guten Fortgang zu haben, obſchon es auf dem Boulevard neben drey andern Theatern ſteht; es hat neulich ſeinen Saal vergrößern müſſen; ſo ſcheint alſo der Boulevard ein beſonders vortheilhafter Boden für die dramatiſchen Unternehmungen zu ſeyn. Hier wird allerley geſpielt, Pantomimen, Vaudevilles, Melodramen und kleine Luſtſpiele. Seinen aus Spiegeln beſtehenden Vorhang hat es wieder abgeſchafft; ob ſich die Häßlichen darüber beklagt haben, oder ob es das geſammte Publikum verdroſſen hat, ſich hier doppelt zu erblicken, weiß ich nicht. Die Direktion hatte geglaubt, dem ſchönen Theile des Publikums durch dieſes Vorſpiegeln eine Galanterie zu erweiſen: der ſchönere Theil mag wohl nicht der zahlreichere geweſen, und die Galanterie deßhalb übel aufgenommen worden ſeyn. Unter den drey Melodramen-Theatern, Porte St. Martin, Ambigu und Gaieté, um die ſich glücklicherweiſe keine Oberbehörde bekümmert, außer etwa die Theater-Cenſur, die ſeit Beginnen dieſes Jahrs verdoppelte Luſt zum Streichen und Verſtümmeln zu empfinden ſcheint, herrſcht ein beſtändiger Wetteifer, der zum Vortheil des ſchauluſtigen Volks ausfällt, und jeden Abend werden auf dieſen ergötzlichen Bühnen wenigſtens ein Dutzend Morde, Vergiftungen und Verräthereyen mit dem größten Prunke dargeſtellt und beklatſcht. Auch wird dazwiſchen nicht übel getanzt, marſchirt und gekämpft. Da die Eintrittspreiſe bey dieſem Theater weit mäßiger ſind, als bey den andern, ſo würden ſie die großen Koſten nicht decken, wenn ſie nicht der Volksgunſt genöſſen, denn von einer andern Seite haben ſie keinen Heller zu erwarten. Hier thut alſo der Wetteifer und die freye Regung mehr, als die Unterſtützung der Regierung bey den großen Bühnen. Sie beſtehen auf eignen

---

*) Die Blätter der männlichen Blume werden ſchon am Baum in ein Bündel zuſammengebunden, um ſie für den Palmſonntag zu trocknen — damit wird nach den übrigen Provinzen von Spanien ein ſtarker Handel getrieben.

Mitteln, indeß leztere ſtarke Zuſchüſſe bedürfen, und beſtändig durch innere Zwiſtigkeiten geſtört werden. Ein Schauſpiel eigener Art iſt das ſeit einigen Monaten eröffnete Diorama, eine Art von Guckkaſten in vervollkommneter Manier. Bisher haben die Erfinder, Deguerre und Bouton, nur erſt zwey Anſichten ausgeſtellt, das Innere eines gothiſchen Doms, und ein Thal des Berner Oberlandes. Es läßt ſich alſo noch nicht mit Gewißheit behaupten, wie weit ihre Kunſt reichen kann, zumal, da ſchon zwiſchen dieſen beyden Anſichten ein beträchtlicher Unterſchied ſtatt findet. Wenn man durch die große runde Oeffnung ins Innere des gothiſchen Doms hineinſieht, ſo iſt es nicht anders, als ob man aus einer Tribune in eine wirkliche Kathedralkirche hineinſchaute; die Täuſchung iſt hier vollkommen, und der Anblick überraſchend; Perſpektive, Licht, gemalte oder geſchnitzte Gegenſtände, alles ſtimmt beſtens zuſammen und iſts aufs Geſchickteſte berechnet, um das Auge des Zuſchauers zu trügen. Das Schweizerthal iſt anderer Art, und hier hatten die Künſtler eine ſchwierigere Aufgabe zu löſen; die großartige, ſo weit ausgedehnte Natur war nicht ſo leicht nachzuahmen, als der beſchränkte Raum des Innern eines Gebäudes, und die mannigfaltigen Farben und Nüancen des Pflanzen- und Mineralreichs mußten ſchon eine Menge von Hinderniſſen darbieten. Hier konnte alſo die Täuſchung unmöglich ſo vollkommen werden. Allein der gaffenden Menge gefällt dieß Gemälde beſſer, als das andere, weil mehr Buntes und Ueberraſchendes vorkommt, wozu die Künſtler denn auch einiges Spielwerk hinzugefügt haben, z. B. ſo fließen hier die Waſſer wirklich, worüber denn das Volk nicht genug ſtaunen kann; etwas kunſtgemäßer ſind die Abſtufungen und Abwechslungen des Lichtes und der Schatten, die in dem Gemälde nachgeahmt werden, und auch eine Art von Leben hineinbringen. Obſchon nun in beyden Stücken die angewandten Kunſtgriffe ſehr geſchickt verborgen werden, ſo iſt es doch augenſcheinlich, daß hier Optik, Malerey, Relief und Beleuchtung auf eine neue Art mit einander vereinigt worden ſind, und zwar ſo, daß keines vorherrſcht, ſondern daß Alles zur Hervorbringung der bezweckten Wirkung beytragen muß. Daguerre, welcher von Profeſſion ein Dekorationsmaler iſt, ſoll bey dieſem Malen auf die Erfindung des Diorama gefallen ſeyn, und dieſelbe zuerſt auf die Bühne haben bringen wollen, wo er aber allzu große Hinderniſſe antraf wegen der alten Gewohnheiten und der Aengſtlichkeit der Direktionen, die ſich durch dieſe Neuerungen nicht in Unkoſten ſtürzen wollten. Daguerre iſt nicht der erſte, welcher auf den Gedanken gekommen iſt, die Auszierung der Bühne ſey großer Verbeſſerungen fähig, und man könne die Zuſchauer auf eine künſtlichere Weiſe täuſchen, als vermittelſt großer Streifen bemalter Leinwand, hinter welchen Lampen hängen. Seine Vorgänger haben dieſelben Schwierigkeiten angetroffen, wie er, und bey ihrem Unvermögen, dieſelben zu überwinden, haben ſie ihre Entwürfe liegen laſſen. Daguerre hingegen hat nun im Kleinen gezeigt, was ſich für erſtaunliche Dinge machen laſſen, wenn man nur will. An dem Erfolge läßt ſich nicht mehr zweifeln: es kommt alſo nun darauf an, ob die Theater-Direktionen wirklich einigen Gebrauch von der neuen Erfindung machen, und das Dekorationsweſen darnach reformiren wollen. Ich vermuthe, daß noch manche Zeit verſtreichen wird, ehe es dahin kommt; es gibt manche Leute, denen der alte Schlendrian etwas ſo Bequemes iſt, daß ſie ſich lange mahnen und rütteln laſſen, ehe ſie zum Reformiren ſchreiten. Hätte die Geiſtlichkeit nicht eine blinde Abneigung wider die Neuerungen in den Wiſſenſchaften, ſo würden ſie ſchon längſt Blitzableiter an den Hauptkirchen angelegt haben, und ſo wäre neulich der ſchöne gothiſche, ſo künſtlich gebaute Thurm der Kathedralkirche zu Rouen nicht vom Blitz getroffen, und, alles Bemühens der Einwohner, ihn zu retten, ungeachtet, eingeäſchert worden. Was hilft es nun, daß man um den Verluſt des ſchönen Denkmals klagt, deſſen Sturz beynah die ganze Kirche zu Grunde gerichtet hätte! Die Geiſtlichkeit hätte ſich etwas vernünftig nach dem Zeitgeiſte bequemen, und das Nützliche aus demſelben annehmen ſollen, anſtatt beſtändig wider die Zeit zu eifern, und Alles zu verſchreien, was ſie hervorbringt. Aber ſo gehts! man will nichts hören; zulezt ſchlägt der Blitz ein, und richtet einen Schaden an, der nicht wieder gut zu machen iſt. Wenn die Leute, die zur Kirche, oder die nicht dazu gehören, ſich wenigſtens dieſes Beyſpiel merken, und ſich mit einer Zeit wieder ausſöhnen wollten, die ſich nicht wohl umwandeln läßt, und welche ſo nützliche Blitzableiter beſizt!

Dg.

Leipzig, im Oktober.

(Beſchluß.)

In der Mitte des Septembers kam die von Oken angeregte Verſammlung der Naturforſcher zum Erſtenmale zu Stande. Zwar war die Zahl der Fremden nicht ſo zahlreich, als man vielleicht hätte erwarten können, aber es waren unter dieſen Fremden Männer, wie der Veteran Blumenbach aus Göttingen, Oken, Formey von Berlin, Carus und Reichenbach aus Dresden, Froriep von Weimar, Purkinje von Prag. Männer, Einheimiſche und Fremde, die ſich zum Theil ſehr fern ſtanden, haben ſich hier eine Woche lang täglich geſehen, beſprochen, ihre Anſichten mitgetheilt, und ſo iſt der Grund zu einer nahen Verbindung unter ihnen durch dieſes perſönliche Zuſammentreffen gelegt worden. Hauptſächlich intereſſant war es daher allen Theilnehmern der hieſigen naturforſchenden Geſellſchaft, welche unter Doktor Schwägrichens Präſidium beſteht, jenen herrlichen Kreis von Gelehrten in einer öffentlichen Verſammlung im Lokale dieſer Geſellſchaft zu erblicken, und dieſe nähere Verbindung eifriger Forſcher durch einen gediegenen Vortrag des genannten Doktor und Profeſſor Carus, über den Zweck und die doppelte Seite der Naturforſchung (Spekulation und Empirie), auf eine würdige Weiſe eingeweiht zu hören. Es iſt mit Sicherheit zu erwarten, daß dieſe Verſammlungen im folgenden Jahre mit noch allgemeinerer Theilnahme fortgeſezt werden.

Die neueſte Literatur hat uns manches Erfreuliche und Intereſſante zugeführt. In N. Müllers Glauben, Wiſſen und Kunſt der alten Hindus ꝛc. wovon der erſte Band (Mainz, bey Kupferberg) erſchienen iſt, iſt das Wichtigſte geſammelt, was zur genauen Kenntniß der altindiſchen Kultur bis jezt erforſcht worden iſt. Zu einer neuen Wiſſenſchaft, theologiſche Aeſthetik, iſt von dem verdienten Profeſſor Kaiſer in Erlangen, in ſeinen Ideen zu einem Syſtem der allgemeinen theologiſchen Aeſthetik (Erlangen bey Palm), der Grund gelegt worden. Er verſteht unter ihr die Wiſſenſchaft von den religiöſen Rührungen und deren Darſtellungen durch die Kunſt. — Der als theoretiſch-muſikaliſche Schriftſteller bekannte Gottfried Weber (jezt in Darmſtadt), deſſen Theorie der Tonſezkunſt bald eine neue, überarbeitete Ausgabe erleben wird, hat in einer kleinen Schrift: Allgemeine Muſiklehre für Lehrer und Lernende (Darmſtadt, bey Leske), mit derſelben Klarheit und Eigenthümlichkeit, die jenes Werk auszeichnet, diejenigen Lehren vorgetragen, die Jeden, der ſich überhaupt mit Tonkunſt praktiſch beſchäftigt, ohne Rückſicht auf einen beſondern Zweig derſelben, zu wiſſen nothwendig ſind. — Den Freunden der erzählenden Dichtung kann ich die erfreuliche Nachricht geben, daß ſie in dem, unter Redaktion des Unterzeichneten erſcheinenden, Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen für 1823, eine neue humoriſtiſche Novelle von Ludwig Tiek (unter dem Titel: Die Reiſenden) leſen werden, welche zu den geiſtreichſten Schöpfungen dieſes Dichters gehört.

A. W.

Beylage: Literaturblatt Nr. 88.

Nro. 267.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerſtag, 7. November 1822.

— Immer reicher durch der Vorzeit Gaben,
Beut ein Geſchlecht dem andern froh die Hand,
Und paart im Wettlauf Greiſe, Männer, Knaben.
A. W. Schlegel.

Alterthümer vom Schloß Hengrave in Suffolk.

In England wird dem Geſchicht- wie dem Romanenſchreiber durch das Verhandenſeyn und die Bekanntmachung von Denkwürdigkeiten einzelner Menſchen, und Familien manches ſehr nützliche Material zugetragen. Hume hätte ohne dieſe Hülfsmittel nicht ſeine Geſchichte und Walter Scott nicht ſeine Romane ſchreiben können. Ohne ſie bleibt jene ein farbloſes Geripp und dieſer entbehrt Nationalität und Wahrheit. Unter den Nachrichten von einzelnen Familien enthält die Geſchichte der „Alterthümer von Hengrave,“ welche dieſes Jahr in London erſchien, einige ſehr bezeichnende Züge.

Hengrave Hall, bey Bury St. Edmund iſt ein anſehnliches Denkmal der bürgerlichen Baukunſt aus dem ſechszehnten Jahrhundert, es ward von Sir Thomas Kytſon, einem reichen Londner Kaufmann, zwiſchen den Jahren 1523 und 1538 erbaut. Sir Thomas war 1533 Sherif von London, er hatte 1522 Hengrave, das im Doomsdaybook*) Hemegretha genannt wird, vom Herzog von Bukingham gekauft; der König Heinrich VIII erhob allerley Einſpruch dagegen, der reiche Londner Bürger behielt aber Recht, und baute demnächſt auf ſeinem Grund und Boden Hengrave Hall für die, damals gewaltige, Summe von 3000 Pfund.

Die gegenwärtigen aus Familien-Archiven gezognen Nachrichten ſagen uns: Sir Thomas habe ſeine Gärten in holländiſchem Geſchmack von ausdrücklich deßhalb aus Holland verſchriebnen Künſtlern anlegen laſſen; die Waſſerkünſte ſpielten darin eine große Rolle! Das Schloß ſelbſt war groß und prächtig; wirklich gehört auch das Eingangsgebäude, welches noch vorhanden iſt, unter die ſchönſten Reſte ächter alt engliſcher Baukunſt in dem, unter den Tudors gebräuchlichen prächtigen Styl. Ein glücklicher Zufall erhielt die Verzeichniſſe, ſowol der Zimmer als ihrer Ausſchmückung und ihres Geräthes, und es wird für unſre Leſer nicht ohne Intereſſe ſeyn, eine theilweiſe Ueberſicht davon zu nehmen, um die Einrichtung auf dem Landhauſe eines reichen Londner Kaufmanns, Banquiers oder dergleichen im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts mit der Ausſtattung eines der jetzigen, in allen großen Weltbegebenheiten eingreifenden Handelsherrn zu vergleichen. Es gilt hier nicht nur Aufwand gegen Aufwand, ſondern was wir von Sir Thomas Schloß Einrichtung mittheilen, gibt zugleich einen Begriff von den Zeitvertreiben und geſellſchaftlichen Hülfsquellen eines Mannes jener Zeit.

Wir finden unter den Zimmern eine Waffenkammer (uns bedünkt von einem den Jagdflinten und Tabackspfeifen gewidmetem Kabinet, hätten wir bey unſern Dandy auch gehört, ob auch gewichtige Wechſelherrn dergleichen haben, iſt uns unbekannt); allein nun kommt „ein Muſikzimmer, Eßzimmer, Hauptzimmer“ (chiefe chamber) und andre, welche von unſrer modiſchen Einrichtung ſehr abgehen. Betrachten wir die des Muſikzimmers:

---

*) Doomsdaybook, das allgemeine Lehnsbuch und Kataſter, welches im eilften Jahrhundert unter Wilhelm den Eroberer angefertigt ward, wird im königlichen Archiv aufbewahrt und noch bey allen vorkommenden Geſchäften zu Rath gezogen.

In dem Zimmer, wo die Muſicijons ſpielen. (Sir Thomas Kytſon hatte, wie die Nachrichten melden, unter andern, längere Zeit einen damals berühmten Tonkünſtler und Komponiſten: Robert Johſon bey ſich, von dem einige Balladen-Weiſen noch jezt geſungen werden.) Die Wände ſind mit blau und gelber Seide behangen. — Ein langer Tiſch mit zwey Schemeln und zwey Bänken. — Muſikaliſche Inſtrumente und Notenbücher. — Eine hölzerne Kiſte mit Schloß und Schlüſſel mit ſechs kleinen Geigen. — Eine gleiche mit ſechs Violinen. — Ein Gehäus mit ſieben Recorders (ein Blasinſtrument). Vier Hörner, von denen eines ein ſtummes Horn (?) (mute cornute.) — Eine große Baßlaute und eine kleine Laute ohne Gehäus. — Eine dreyfache Laute (trebble lute) und eine kleine Laute ohne Gehäus. — Eine Bandore (ein lautenähnliches Inſtrument, unter der Königin Eliſabeth von einem Londner Bürger: John Roſe erfunden, wahrſcheinlich der italieniſchen Pandura ähnlich) und eine Zitter mit doppeltem Gehäuſe. — Zwey Poſaunen mit ihrem Gehäus. — Zwey Waldhörner, ein Curtall (Art kurzes Fagzot). und eine Lyſarde; (was wir Serpent nennen). — Zwey Flöten ohne Gehäus. — Ein Paar kleine Virginalls (Klavicimbel). — Ein Blasinſtrument, gleich einem Klavicimbel. — Zwey Notenbücher für die Laute, in Leder gebunden. — Nun werden ein und vierzig Notenbücher hergerechnet, deren jedes fünf bis acht Tonſtücke enthält. Dann folgt: ein großes Notenbuch, das von Cadir kam, in roth Leder und vergoldet. — Fünf Bücher mit italieniſchen fa-la's. — Gründliche Muſikliebhaber müſſen bey dieſer Herzählung die größte Begierde empfinden, dieſen Reichthum alter Muſik, wenn auch nur zum Theil, gerettet zu ſehen. Schwerlich wird ſie aber befriedigt werden!

Das Eßzimmer enthielt außer der damaſtnen Wandbehängung und Tiſchteppichen, zwey große Armſtühle (wahrſcheinlich für den ehrſamen Hausherrn und ſeine Frau), einen kleinen Seſſel und kleinen Schemel, ebenfalls mit Damaſt bedeckt, dann vier lange Kiſſen, neun mit Teppichen bedeckte Seſſel, einen geflochtnen Schirm, und ein Schachbret mit den Steinen in einem ledernen Sack.

In dem Hauptzimmer bemerken wir beſonders: Teppiche vor den Fenſtern und eine wohlriechende Decke über das Bett zu legen, einen großen Spiegel, Kiſſen und Seſſel reich von Seide und Gold geſtickt.

Mehrere noch vorhandene Rechnungen über das Bauweſen des Schloſſes, geben Mittel zu anziehenden Vergleichen mit unſrer Zeit; auch einige Inſchriften von den Denkmalen der Familiengruft ſind aufbewahrt; ſehr charakteriſtiſch endlich ſind mehrere Briefe zwiſchen Sir Thomas Töchtern und einigen angeſehnen Damen jener Zeit über allerley Klatſchereyen und Familienzwiſte gewechſelt. Unſre Nachwelt findet vielleicht zwiſchen ihnen und ähnlichen Reliquien unſrer Zeit, auch keinen ſehr großen Unterſchied, ſo zierlich unſer jetziges ſchönes Geſchlecht die Feder führt. Wird es zornig, ſo iſts auch recht derb. Doch hoffen wir Stellen wie folgende ſollen ſelten ſeyn: Lady Jermun ſchreibt an Lady Anna Spring, geborne Kytſon folgendergeſtalt: „Ihr hättet nichts von Eures Mannes Armuth ſchreiben ſollen, denn das ganze Land kennt ſeinen Reichthum, und Euch zu beißen und zu freſſen, kommt wohl niemand in Sinn; dazu ſeyd Ihr ein zu alter und zäher Biſſen. Ich hoffe ein beſſer Futter zu finden, da fürchtet ihr zu viel. Eure Spitzreden ſind ſehr überflüſſig, und wüßtet Ihr, wie wenig man ſie achtete, ſo ſpartet Ihr Feder und Dinte u. ſ. w.“

Das iſt alſo eine zornige Dame von Heinrich VIII. Hofe! Damen, die wie Waſchweiber ſchelten und ein König, der ſeine Frauen fleißig köpfte — das machte einen anmuthigen Hofton!

Guru Nuble und ſeine Schüler.

(Beſchluß.)

Der Geſchichte von den fünf Schülern des Guru folgen noch ſieben andere komiſche Beyſpiele von der Dummheit des Guru und ſeiner würdigen Schüler, von denen wir die lezte mittheilen.

„Ein Brahman wurde für einen wunderbar begabten Propheten gehalten, weil er dem Tropf vorausgeſagt hatte, er würde fallen, wenn er von einem Banianbaum einen Zweig abhaute, während er auf dem äußern Ende deſſelben ſitze. Der Tropf fiel wirklich, nahte dem Propheten ehrfurchtsvoll und ſagte: Herr, ihr ſeyd ein großer Shaſtri; bitte, prophezeyt mir noch was weniges. Ich bin Guru Nuble's Schüler und liebe ihn ſehr. Da er nicht mehr ſehr jung iſt, fürcht' ich, er möge bald ſterben. Sagt mir nur, wann er ſtirbt und woran ich vorher ſehen kann, daß ſein Ende naht. — Der Brahmann ſuchte Ausflüchte, um zu entkommen: da aber der andere ihn beſtürmte, ſagte er endlich: Aſſanam chitam jivana naſham. — Was will das ſagen? fragte jener ungeſtümm: der Brahman erwiederte: An dem Tage, an welchem des Guru Rücken kalt wird, iſt ſein Tod nahe.

Der Tropf verbeugte ſich ehrerbietig, nahm den Zweig, den er abgehauen hatte, mit in die Mattam (heilige Wohnung) und erzählte umſtändlich, was ihm begegnet war. Man bewunderte die Weisheit des Brahmanen, wegen des vorgeſagten Falls vom Baum; der Guru aber wurde wegen ſeines Endes beſorgt und ſagte: Gewiß, der Brahman iſt ein großer Shaſtri, denn du fielſt, wie er vorher ſagte; daher wird auch ſeine Prophezeihung meines wegen unträglich ſeyn. Aſſanam ſhitam jivana naſham, iſt ein wahrer Spruch. Sorgt daher in Zukunft für mich.

Bald hernach machte unſere Geſellſchaft wieder eine Reiſe. Sie waren abermals auf dem Heimweg begriffen, und da der Guru auf einem Pferde ſaß, trug es ſich zu, daß ein niederhängender Zweig ihm ſeinen Turban vom Kopf riß. Guru Nudle glaubte, ſeine Schüler hätten ihm den Turban genommen, ritt ganz ruhig eine Strecke fort und fragte endlich: Wo iſt mein Turban? gebt mir ihn doch wieder? — Dieſe verſezten: Wahrſcheinlich liegt er noch dort, wo er herab fiel, wenn er indeſſen nicht weg kam. Da wurde der Guru zornig und ſagte: Iſt es nicht nothwendig, alles, was fällt, aufzuheben? Stock lief daher alsbald fort, und als er mit dem gefundenen Turban die Straße entlang kam, that er in denſelben einigen Koth, deſſen ſich des Meiſters Pferd eben entledigt hatte, und lieferte ihn ſo in Nudle's Hände.

Guru Nudle wurde jezt ganz wüthend und ſchalt ſeine Jünger; dieſe verſezten aber einſtimmig: habt ihr nicht vorher befohlen, daß wir alles, was fällt, aufheben ſollen? Und nun, da Stock eure Befehle ausrichtete, zürnt ihr? — Guru erwiederte: dem iſt nicht ſo. Manche Dinge müſſen aufgehoben werden, andere müſſen es nicht. Ihr ſolltet einigen Scharfſinn in euern Handlungen zeigen. — Die Jünger erwiederten, das ſey ihre Sache nicht, und baten ihn, er möge ihnen jedes einzelne Ding niederſchreiben, was ſich zum Aufheben eigne; das ſchrieb Nudle dann auch nieder.

Sie ſezten ihre Reiſe fort; der Boden war ſchlüpfrig und naß, der lahme Klepper glitt bey jedem Schritte aus, ſtolperte und fiel endlich, und der Guru ſtürzte und fiel Kopf unten und Füß' oben, in einen breiten Graben, ſtöhnte nach Hülfe und rief: Bitte, kommt und hebt mich auf. Die Jünger ſprangen herzu, zogen das Verzeichniß heraus, das er vorher geſchrieben und ihnen gegeben hatte, und begannen zu leſen: Aufzuheben iſt ein gefallener Turban, — ein gefallenes Ober- und Unter-Kleid, — ein gefallenes Hemde u. ſ. w. — So wie einer dieſer Artikel vorgeleſen war, zogen die Jünger ihn dem Meiſter vom Leibe; ſeiner Drohungen und ſeiner Wuth nicht achtend, ſprachen ſie: Wo iſt in dem Verzeichniß geſchrieben, daß wir euch aufheben ſollen? Zeigt uns das! Wir thun genau, was uns vorgeſchrieben iſt, werden aber nie einwilligen, etwas zu thun, das nicht vorgeſchrieben iſt. Es blieb dem Meiſter nichts übrig, als auf der Stelle, wo er lag, mit einem Stifte auf das Verzeichniß zu ſchreiben: „Und wenn Ich falle, muß ich aufgehoben werden.“

Die ehrbaren Jünger hoben alſo den Meiſter auf und wuſchen ihn, da er ganz mit Koth bedeckt war, mit Waſſer, zogen ihn an und führten ihn nach Haus. An die Prophezeyung dachte der Guru erſt, als er wieder zu Pferd ſaß, wurde ängſtlich, ohne aber etwas zu ſagen, und konnte die Nacht nicht ſchlafen. Den Schmerz, welchen ihm der Fall verurſachte, ſchrieb er auf Rechnung des herannahenden Todes und ſeufzte erbärmlich bis zum Anbruch des Tages. Da kamen ſeine Schüler und Nudle ſagte, die matten Augen erhebend und ſeufzend: O Kinder, legt mich in den Sarg und begrabt mich nach der Sitte! — Wie? riefen dieſe erſchrocken. — Ach, ſagte Nudle: vergaßt ihr, Aſſanam ſhitam jivana naſham, und das Loch, in dem ich geſtern lag, und das Waſſer, mit welchem ihr mich wuſcht? Ich war kalt am ganzen Leibe und es iſt bald aus mit mir. — Da trat der Narr hervor und ſagte: die Worte des Propheten ſind wahr; aber man muß wiſſen, wie er ſie meinte: der kalte Rücken deutet auf Euern nahen Tod, aber er darf nicht durch äußere Urſachen kalt geworden ſeyn. Ihr fallt in Waſſer und Sumpf; iſt's ein Wunder, wenn Euer Rücken kalt wird? Es wär' ein Wunder, wenn er nicht kalt würde. Drum munter. Ihr lebt noch lange.

Was der Narr ſagte, ſchien dem Guru wie Vernunft auszuſehen; der Tag war heiter, der Weiſe ſtand auf, aß, redete und ging ſpazieren, wie vorher. Aber einige Zeit hernach lag er Nachts in ſeinem Bette, es regnete ſtark draußen; dicke Tropfen fielen durch das Rohrdach auf den Rücken des Schlafenden; er erwachte durchnäßt, erkältet, ohne des Grundes dieſer Erkältung gewahr zu werden. Jezt war er überzeugt, er werde ſterben und ſagte zu ſeinen Schülern nichts als, Aſſanam ſhitam jivana naſham, und wurde bald darauf von ſeinen wehklagenden Jüngern zu Grab getragen. So endigen des Guru Nudle's Abenteuer, beweiſend, daß auch die größte Weisheit die Beſchlüſſe des Schickſals nicht aufhalten kann.

Riego's Bild, von einer Spanierin entworfen.

(Aus six mois en Espagne, von Joſeph Pecchio.)

Ich habe ſein Bild ſo treu in meiner Seele aufgefaßt, daß ihm, wenn ich malen könnte, auf der Leinwand kein Zug fehlen ſollte. Um aber dieſen Zügen ihren ganzen Ausdruck zu geben, iſt es nicht genug, malen zu können — man muß ſelbſt von dem heiligen Feuer der Freyheit durchglüht ſeyn, das in ſeiner Seele lodert. Riego iſt nicht ſchön; aber was liegt an der Schönheit der Geſtalt? Er iſt von den Leidenſchaften belebt, die viel mehr anziehen, wie Schönheit. Immer noch glaube ich ſeine ſchwarzen, belebten Augen zu ſehen, die hellbraune Farbe ſeines Geſichts, den Mund, um den ſich die zarteſte Empfindung durch eine ſeltene Beweglichkeit der Muskeln ausdrückt. Sein Haar iſt ſchwarz, ſeine Stirn beynah kahl, obgleich er kaum dreyßig Jahr gelebt hat. Sein Wuchs iſt von mittlerer Größe, aber dennoch iſt viel Kriegeriſches in ſeiner Geſtalt. Sein Gang iſt der eines Helden. Seine Liebe zur Freyheit iſt verzehrend. Er iſt ſo verwundbar in dieſem Gefühl, daß man voriges Jahr, während ſeines fünftägigen Aufenthalts in Madrid, deutlich wahrnehmen konnte, wie ſehr er leide. Man kann ſagen, daß er durchſichtig ſey, ſo deutlich ſchildert ſich auf ſeinem Antlitz, was ſeine Seele bewegt. Er hat keine Spur jener myſtiſchen Schwermuth, die man an Ehrſüchtigen ſo oft wahrnimmt; Riego iſt zu glühend, zu kühn, um ſich lange in einem Gedanken vertiefen zu können. Brüderlich lebt er mit dem gemeinen Krieger; täglich zieht er einen Gemeinen und einen Unteroffizier ſeines Regiments an ſeine Tafel. Während des Kriegs für Spaniens Unabhängigkeit lebte Riego zwey Jahre als Gefangener in Frankreich, wo er Alles anwendete, ſeiren Geiſt durch die Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Literatur zu bilden. Er ſpricht das Franzöſiſche gut, eben ſo das Italieniſche; ſehr liebenswürdig iſt er im Umgang mit unſerm Geſchlecht.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im September.

Folgender Zug uneigennütziger Menſchenliebe verdient aufgezeichnet zu werden. Ein armer Küfer (bey uns Küper genannt, und in jedem großen Handlungshauſe zum Verpacken der Waaren oder zum Zuſchlagen der Fäſſer angeſtellt) mit Namen Johann Frick, verlor vor mehrern Jahren ſeine Stelle in einem unſerer erſten Handlungshäuſer, weil daſſelbe gezwungen war, faſt ganz ſeine Geſchäfte aufzugeben und ſich einzuſchränken. Der brave Küfer erhielt zwar eine andere Anſtellung wieder, aber ſie trug ihm kaum die Hälfte deſſen ein, was er früher verdient, und womit er ſich und die Seinen nothdürftig ernährt hatte. So trat dem armen Manne, troz ſeines Fleißes, gar oft die Sorge über die Schwelle ſeiner armen Wohnung, und nur auf das Nothwendigſte mußte er ſich und ſeine Familie beſchränken. Seine Heiterkeit und ſeine Thätigkeit erlitten aber keinen Stoß durch dieſes unverdiente Mißgeſchick, und beſſern Zeiten froh vertrauend harrend, lebte er das ſchöne Leben reger Arbeitſamkeit und Genügſamkeit. An einem Sonntage führt ihn ſein Weg an einem unſerer Fleeten vorbey; eine Menge Neugieriger hat ſich um daſſelbe verſammelt und gafft hinab. Er tritt auch hinzu und erblickt eine alte Frau, die in das Waſſer gefallen iſt und mit den Fluthen in augenſcheinlicher Lebensgefahr kämpft, weil ſich in dieſem Fleet eine in dem Augenblick gehende Waſſermühle befindet, deren Räder die Unglückliche mit dem ſchauderhafteſten Tode bedrohen. Ohne ſich zu beſinnen, legt unſer Biedermann ſeinen ſonntäglichen Rock ab, den er nicht gern verdorben ſehen mochte und durchmißt die Fluthen, die ihn von der Alten trennen, die er dann mit ſtarkem Arm ergreift und an das Ufer bringt. Ohne den Dank der Umſtehenden und der Geretteten anzuhören, hängt er ſeinen Rock über den Arm und geht nach Hauſe, um ſich umzukleiden. Gar nicht mehr der hochherzigen That gedenkend, die er ausübte, wird er vor unſern Polizeyherren gefordert, und ſich keines Böſen bewußt, begibt er ſich zu dieſem. Er wird, dort angelangt, um ſeinen Namen befragt, und als er dieſen genannt, erkundigt man ſich, ob er zu der und der Zeit eine Frau dem Waſſer entriſſen habe? und nachdem er dieß einfach bejaht, ſagt ihm der Polizeyherr mit freundlicher Miene, er möge ſich gelegentlich zu dem Hrn. Doktor M. begeben, der ihm etwas zu ſagen habe. Als er zu dieſem kommt, wird er wegen ſeiner That, die er ſehr einfach und natürlich, aber keineswegs außerordentlich und lobenswürdig findet, ſehr gelobt, und der Doktor M. will ihm eine Summe Geldes zuſtellen. „Herr, ſagt er jezt in ſeiner ausdrucksvollen niederdeutſchen Mundart, Geld will ich nicht für das haben, was ich für meine Pflicht zu thun hielt; ich müßte mich ja ewig ſchämen, für ſo etwas Geld zu nehmen, auch war ja gar nichts dabey, die arme Frau ein bischen aus dem Waſſer zu ziehen.“ Da er ſich durchaus weigert, die angebotne Summe zu nehmen, ſieht man ſich endlich gezwungen, ihn gehen zu laſſen. Die patriotiſche Geſellſchaft hat dieſem Ehrenmanne die große ſilberne Ehrenmedaille zugeſtellt, und dieſe hat er mit lebhafter Freude empfangen. Dieſe wird ſtets durch ein Belobungsſchreiben begleitet; „die will ich, ſagte der wackre Mann, meinen Kindern und Kindeskindern hinterlaſſen; ſo viel Ehre habe ich nicht verdient, aber freuen kann ich mich doch wohl darüber!“

Aus dieſem Beyſpiele erſieht man aber auch, wie ämſig jene menſchenfreundliche Geſellſchaft, deren ich oben Erwähnung that, bemüht iſt, das wahre Verdienſt aufzuſuchen und zu belohnen.

Eine neue Verordnung unſerer Behörde, Niemand als wahnſinnig feſtſetzen zu laſſen, bis ſein Zuſtand vom Geſundheitsrathe als ein ſolcher anerkannt worden, der eine ſo harte Maßregel nothwendig macht, muß allen Gutgeſinnten willkommen ſeyn. Es ſollen ſich, aber ſchon früher, Fälle ereignet haben, wo man Menſchen als zerrüttet am Geiſte erklärte und ſie feſtſezte, um ſie plündern zu können. Auch unſere Polizey, über die bisher mit Recht ſo manche Klage geführt ward, ſcheint, ſeit der würdige und thätige Senator Abendroth an ihrer Spitze ſteht, aus ihrem lethargiſchen Schlummer erwacht zu ſeyn und eine ganz andere Geſtalt anzunehmen. Für eine ſo große und bevölkerte Stadt, als Hamburg iſt, darf das Polizeyweſen gewiß als etwas ſehr Wichtiges genannt werden. Unſere niedere Volksklaſſe iſt, mit wenigen Ausnahmen, ſo ziemlich verderbt; der gänzliche Verfall derſelben iſt von der Zeit an zu datiren, wo wir franzöſiſche Unterthanen wurden. Faſt die ganze niedere Volksklaſſe beſchäftigte ſich in jener Zeit mit dem Einſchwärzen verbotener Waare. Abends, wenn von dieſer Arbeit geruht ward, hörte man dieſe von Nichts reden, als von den Betrügereyen, die ſie den Tag über gegen die Mauth-Beamten verübt hatten; ſelbſt Kinder excellirten in allen möglichen Arten von Betrug. Die Unredlichkeit, die dadurch ſchon dem jungen Gemüthe eingeimpft ward, hat ſeitdem fortgewuchert, und die böſen, nahrungsloſen Zeiten reiften die giftige Frucht. Wer hier etwas von den kleinern Verkäufern erhandelt, muß ſehr auf ſeiner Hut ſeyn, um nicht betrogen zu werden; Maß und Gewicht ſind faſt immer verfälſcht, und es wäre wohl an der Zeit, daß die Polizey auf dieſe einmal ein wachſames Auge richtete. Das, was wir durch die franzöſiſche Okkupation in dieſer Hinſicht gelitten, wird durch Jahrhunderte nicht vertilgt werden können, und dieß iſt, meiner Anſicht nach, der größte Verluſt, den wir erleiden konnten. Menſchen, die durch Amt und Pflicht gezwungen, viel mit der niedern Volksklaſſe verkehren müſſen, fühlen nach und nach eine Verachtung und Bitterkeit gegen die Menſchheit in ſich entſtehen, die ſie unglücklich machen müſſen; dieß iſt namentlich mit den Armenärzten der Fall, und junge Aerzte, die entweder aus Menſchenfreundlichkeit, oder um ſich dadurch Praxis zu erwerben, ſich zu dieſen Stellen melden, legen ſie nieder, ſobald ſie nur irgend können, denn die Erfahrungen, die ſie bey der Ausübung ihres Amtes machen, ſind ſo niederſchlagend und geiſtesermattend, daß ihre Geſundheit ſelbſt darunter leidet, mehr aber noch ihr Herz und ihr Wohlwollen gegen die leidende Menſchheit. Es iſt kein erfreuliches Geſchäft, ſolche Dinge zu berühren, aber doch muß es von Zeit zu Zeit geſchehen, um eine allgemeine Ueberſicht über das Wirken und Treiben einer großen Stadt zu geben. Alles, was ſich einem ſolchen nur naht, wird durch das ſo allgemein herrſchende Verderbniß angeſteckt, und ſogar die Landleute, ſonſt ein ſo redlicher und guter Menſchenſchlag, die ihre Produkte ſelbſt in die Stadt bringen, ſind hier abgefeimte Betrüger um ſo ſicherer, da man ſie für ehrlicher, als die übrige Handel treibende Klaſſe hält. Erfreulich iſt dagegen die Bemerkung, daß unter unſern Manufaktur- und Mode-Waaren-Händlern ein Geiſt der Rechtlichkeit und Billigkeit erwacht iſt, der früher nicht da war. Faſt in allen bekannten und größern Läden erſteht man das Benöthigte ohne dingen zu dürfen; der Kaufmann fordert nie mehr, als man geben muß, und nimmt dem geſendeten Dienſtboten nicht mehr ab, als er von der Herrſchaft fordern würde. Läden, wo ein ſo guter und rechtlicher Verkehr getrieben wird, ſind deßhalb auch immer ſtark beſucht und kommen gut fort, während die zu Grunde gehen, wo man noch jüdiſch überfordert und ſich abdingen läßt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 89.

Nro. 268.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. November 1822.

> Laßt euch nicht den Sinn berücken;
> Durch den grauen Wolkenflor —
> Tritt die Sonn' auch nicht hervor —
> Muß zuweilen Bläue blicken.
> Eilet nicht, der Mai kehrt wieder,
> Doch die flücht'ge Stunde kommt nicht wieder.
>
> Guido.

Herbſtlied.

Natur iſt ſchön in jedem Kleide,
Auch noch im Sterbekleide ſchön,
Wenn über Moor und über Haide,
Die leichten Silberfäden wehn,
Wenn um die hingeſtreuten Locken
Der Bäume dichter Nebel wallt,
Und wenn der Sturm gleich Todtenglocken
Durch halb entlaubte Zweige hallt.

Dann pflegen wir hinaus zu wandern
Und ſchaun uns ſtill und heimlich an,
Und gehen Eines an dem Andern,
Was wir im Sommer nie gethan;
Die Aſter ſcheint uns anzulächeln,
Es ſcheint das Moos ſo grün und weich,
Die Blätter ſelbſt, die röthlich fächeln,
Sind ſpätgekeimten Blüthen gleich.

So laßt uns immer weiter gehen,
Vielleicht kommt Mancher noch herbey,
Und bleibt bedächtig vor uns ſtehen,
Und fragt, was uns begegnet ſey,
Daß aus den Mänteln, aus den Hüten
So freundliche Geſichter ſchaun,
Drauf helle Frühlingsmorgen blühten,
Drin helle Frühlingshimmel blaun.

Dann ſagen wir: Nur mitgegangen,
Und feſt geſchlungen Arm in Arm,
Und bald erfüllt ſich dein Verlangen,
Bald wird auch dir dein Herze warm,
Denn wenn die herbſtlich trüben Wetter
Um Tempel wehn und Säulenknauf,
Dann ſtellen wir des Lebens Götter
Am liebſten in dem Herzen auf.

Geſelligkeit ſpinnt reiche Fülle
Aus Fäden von dem Wieſenplan
Und jener Wolken finſtre Hülle
Steckt früher unſre Kerzen an,
Die lieben wackern Knaben kommen,
Die zarten Mägdlein in das Haus,
Und was Natur uns kaum genommen,
Spricht unſre Bruſt in ſie hinaus.

Buchner.

Die Heirath durch zwölf Worte.

(Aus dem Tagebuche eines Reiſenden.)

Eine Erzählung nach zwölf vorgeſchriebnen Worten:

Erinnerung. Geduld. Hans. Eden. Feuerwerk. Sturmwind. Schmerz. Der ewige Jude. Hoffnung. Haſenfuß. Philoſophie. Tod.

Finſterniß umgab mich, — der Donner hallte im Gebirge — der Regen goß, und ein furchtbarer Sturmwind drohte, die hohen Eichen umzureißen, nur hie und da erhellte der Blitz die Wildniß. — Ich fuhr durch einen Wald, wir hatten uns verirrt, und die müden Pferde wollten nicht weiter; der Poſtillion ſchimpfte und ich war nicht freundlich. Plötzlich war uns, als erblickten wir Licht, und nach einer kleinen Weile hatten wir ein artiges Schlößchen erreicht; gaſtfreundlich nahm man mich auf; man führte mich zum Herrn des Hauſes und ich erkannte in ihm einen meiner Univerſitätsfreunde; vieles hatten wir uns zu erzählen, und als ich eben an eine der rührendſten Scenen meines Lebens kam — erſchien Holders Weibchen, die liebliche Eliſe; wir ſezten uns zur Tafel; Eliſe war allerliebſt, beſonders bewunderte ich ihren Witz, und die liebenswürdigſte Geſchwätzigkeit, die je ein weiblicher Mund für mich hatte; ſie erzählte die unbedeutendſten Dinge, doch glaubte man, das Intereſſanteſte zu hören, durch die Art, wie ſie Alles vortrug, ſelbſt ihre Umſtändlichkeit war mit ſo viel Naivetät gewürzt, daß ich mit wahrem Vergnügen der Niedlichen zuhörte. Ich äußerte mein Wohlgefallen an ihrer Geſprächigkeit, und wünſchte meinem Freunde Glück. Das Ehepaar lachte — und Holder verſicherte mich, daß er Eliſens Kunſt zu ſchweigen, ihren Beſitz verdanke. Meine Neugierde wurde rege, — denn ich geſtehe, daß ich Eliſen eher jede Kunſt zugetraut hatte, als jene — zu ſchweigen. Da wir noch ein Stündchen hatten bis Mitternacht, ſo verſprach Holder, mir die Geſchichte ſeiner Brautwerbung mitzutheilen. Mit geſpannter Erwartung rückte ich meinem Freunde näher, und er begann;

„Meine akademiſche Laufbahn war geendet, ich eilte zurück auf meine Güter, und freute mich herzlich, alle die Freunde meiner Jugend, alle die Spielplätze und ihre lieblichen Erinnerungen, wieder ſo nahe zu haben; doch freudiger noch klopfte mir das Herz, dachte ich an Eliſe, meine ſchelmiſche Couſine! Mit blühenden Farben malte ſie meine lebhafte Phantaſie und wie ſehr übertraf die Wirklichkeit dieſes Gemälde! Doch wie ſie an Schönheit gewonnen hatte, ſo hatte ſich — wie es mir ſchien — das Vertrauen gegen mich verloren; oft konnte ich ſie ſehen, doch immer wußte ſie mich in einer gewiſſen Entfernung zu erhalten; mein Gefühl durfte mich nicht ſprechen laſſen, auch verließ ſie höchſt ſelten mein Oheim, wann ich zugegen war; vergebens waren meine Wünſche; ich konnte mich nicht von ihrer Liebe überzeugen."

„An einem freundlichen Sommer-Abend ſtand ich mit ihr auf der Teraſſe, in meines Oheims Garten; Eliſe ſchien ſo weich geſtimmt, ſchweigend blickte ſie in die Ferne, ſie glich einer Verklärten! Verloren in ihren Anblick wagte ich es nicht, die feyerliche Stille zu unterbrechen — da entfiel Eliſen ihr Taſchentuch, ich bückte mich darnach, glitt aus, und ſtürzte die Teraſſe hinunter — Eliſe ſchrie — und ſprang mir nach! — Dieß war der ſeligſte Augenblick meines Lebens!" —

„Ich war auf eine Baumwurzel gefallen, und hatte meine Stirne verlezt. Eliſe kniete vor mir, Thränen ſtanden in ihren ſchönen Augen, und heftig zitternd, bemühte ſie ſich, das Blut meiner kleinen Wunde zu ſtillen; ach! ich fühlte keinen Schmerz! — — „Eliſe," flüſterte ich — „liebſt du mich?" — ſie drückte ihre Hände auf ihr verrätheriſches Herz, und blickte gen Himmel. — Ich verſtand ſie! — Nun kamen Leute, man bedauerte mich; man wuſch die Wunde aus; ich wußte nicht, was man mit mir wollte, ich dachte nur an Eliſe, ſah nur ihren ſüßen Blick voll Theilnahme!" —

„Des andern Tags ließ mich mein Oheim rufen — ein höchſt intereſſanter Mann; mit vielem Verſtand vereinte er eben ſo viel Redlichkeit, und Menſchenkenntniß, mit Scharfſinn, Witz und Laune würzte er jede Geſellſchaft; doch ein Hauptzug ſeines Charakters war: Sonderbarkeit! Er haßte das Gewöhnliche, ſein Steckenpferd war, was man ſo das Genialiſche nennt, jede Angelegenheit des Lebens betrieb er mit Originalität und Laune."

„Guten Morgen, Hans!" — rief mein Oheim, als ich mit etwas zögernden Schritten in ſein Kabinet trat, und hieß mich ihm gegenüber ſitzen; „Du liebſt meine Tochter?" — fuhr er fort, indem ſein Blick feſt an mir hing; „Beſter Oheim!" ſtotterte ich... „Schon gut" — verſezte der Launige, und lachte ob meiner Zärtlichkeit; ich war durch dieſe lakoniſche Kürze in einer ſonderbaren Lage und in nicht geringer Verlegenheit. — „Hans!" — ſprach er nach einer Weile, in welcher er ſich an den Folgen einer ſolchen ahnungsvollen Pauſe geweidet hatte. — „Du ſollſt meine Tochter haben, doch nur unter einer Bedingung." Jezt folgten ganz ungeheure, rieſengroße Verheißungen von meiner Seite, und nachdem ich einige Welten erobert, und ein Paar hundertmal für Eliſe geſtorben war, fuhr der lachende Oheim fort: „Dieß alles iſt es nicht, Herr Neffe, was ich will: ſchwer iſt die Aufgabe, doch nicht halsbrechend; Eliſe gewährt dir eine Unterredung, aber auch nur eine, wo du ihr in meinem Beyſeyn deine Liebe erklärſt, die Antworten dürfen nur in zwölf einzelnen Worten beſtehen; weißt du nach Verlauf dieſer Worte, ob ſie dein Weib werden will, ſo habt ihr meine Einwilligung, wo nicht; ſo bleibt Eliſe des Herren Neffen Couſine, und damit baſta!" — Du erräthſt mein Erſtaunen über dieſen abenteuerlichen Antrag; allein ich kannte den Oheim — und fügte mich in ſeine Laune. Eliſe erſchien. „Hans billigt meinen Plan," ſprach der Oheim, zu dem holden Mädchen; ſie verbeugte ſich ſtumm, und das Examen begann.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Methodiſten.*)

(In England und Amerika.)

Die Methodiſten ſind wohl die zahlreichſte und ausgebreitetſte Sekte der chriſtlichen Kirche in England und Amerika.

---

*) Diejenigen unſerer Leſer, welche über dieſen Gegenſtand die von dem Verfaſſer benuzten Quellen nachleſen wollen, verweiſen wir auf Mosheim's Inst. Hist. eccles., Niemeyers Reiſen, Gonda, Stäudlins kirchliche Geographie und Statiſtik, Gemälde der nordamerikaniſchen Freyſtaaten, Magazin für die neueſte Geſchichte der Miſſionen u. ſ. w.

Dieſe Sekte entſtand in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in England, wo ſie im Jahr 1729 von der Univerſität Oxfort ausging. John Wesley, im Jahr 1702 geboren, der Sohn eines Predigers in Exworth in Lincolnſhire, war ihr erſter und eigentlicher Stifter. Frühere Schriftſteller ſcheinen noch nichts Zuverläſſiges von ihnen gewußt zu haben. Der Grund mag vielleicht darin liegen, daß die Grundſätze dieſer neuen Lehre ſich zuerſt nur unter dem niedrigſten Pöbel ausbreiteten, wiewohl die Zahl ihrer Anhänger ſehr groß war.

Wesley hatte ſich zuerſt nur mit einigen Freunden, unter denen auch ſein Bruder, Carl Wesley, war, auf der Univerſität Oxfort vereinigt, um das neue Teſtament fleißig zu leſen, und ſich mit einander darüber zu unterhalten. Mehr ſcheint er vor der Hand nicht gewollt zu haben, und mochte damals wohl ſo wenig an die Stiftung einer neuen Religions-Geſellſchaft gedacht haben, als Luther, da er ſeine Theſes gegen den Ablaß-Kram an der Schloß-Kirche zu Wittenberg anſchlug, an eine Reformation in dem Umfang dachte, wie ſie nachher erfolgte. Allein ſchon drey Jahre darauf, im Jahr 1732, trat Georg Whitefield, 1714 zu Gloceſter geboren, der kleinen Geſellſchaft bey. Er hatte ſich von ſeinen frühern jugendlichen Ausſchweifungen erholt, war zuerſt Kellner in ſeines Vaters Hauſe, und bezog von da aus die Univerſität Oxford. Bey ſeinen großen Talenten und der Gabe zu predigen, die er in einem außerordentlichen Grade beſaß, und wodurch er die Herzen der Menſchen zu rühren und zu gewinnen wußte, war er bald das eifrigſte, thätigſte und einflußreichſte Werkzeug zur Bildung und Ausbreitung der neuen Geſellſchaft.

Weil dieſe junge Männer ſich ſchon auf der Univerſität einer großen Strenge der Sitten befliſſen, und in alle ihre Geſchäfte eine gewiſſe Regel und ſtehende Form brachten, und Wesley ſeinen nun einmal gefaßten Zweck durch Begründung eines ſtrengen theologiſchen Syſtems zu erreichen ſtrebte, ſo bekamen ſie den Namen Methodiſten, der, wie der Name: „Quäcker,“ ein Spott-Name iſt, worin ſie ſich aber ſowol zu gefallen ſchienen, als dieſe.

Der Grund dieſer Vereinigung lag darin, daß die jungen, fanatiſchen Köpfe die alte, unherzliche und kalte Form und Lehrart der anglikaniſchen Kirche durchaus nicht anſprechen konnte. Wer dieſen Gottesdienſt genauer kennt, wird ſich auch nicht darüber wundern. Wie in der katholiſchen Kirche die Meſſe, ſo macht in der anglikaniſchen die Liturgie einen weſentlichen Theil des Gottesdienſtes aus, nur wird er durch ſeine Einförmigkeit um ſo kälter und trockener, als der katholiſche durch ſeine Abwechslung, und ſein äußeres, die Sinnlichkeit mehr anſprechendes, Gewand, die Gemüther mehr anzieht. Muß ſchon dieſe Liturgie, welche in dem vorgeſchriebenen Gebet, Geſang mit Pſalmen, dem allgemeinen Sündenbekenntniß, Gebet, dem Vater Unſer, einem feſtſtehenden Pſalm, einem Kapitel aus der Bibel nach der Ordnung, dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß (an Feſttagen dem athanaſiſchen), wieder dem Vater Unſer, Gebete, Fürbitte für den König und das Land, noch einmal dem Vater Unſer, endlich der Litaney, mit beſtändigen Reſponſorien der Gemeinde und zulezt dem Segen beſteht, — muß ſchon dieſe Liturgie einem Menſchen von mehr Einbildungskraft und mehr Eifer für Religioſität widerlich ſeyn; ſo muß es die, auf die Liturgie folgende, Predigt noch mehr ſeyn, die gewöhnlich aus einer kurzen, ſtreng moraliſchen oder dogmatiſchen Betrachtung beſteht, und von dem Prediger mit einer Monotonie, mit einer Kälte, mit einer Schläfrigkeit und Herzloſigkeit abgeleſen wird, wobey mehr der ſeltſame Kontraſt, den die innige Andächtigkeit der Gemeinde mit der Herzloſigkeit des Predigers bildet, als die Unzufriedenheit einiger feurigen, ja ſchwärmeriſchen Köpfe, wie Wesley und Whitefield, mit dieſem Kultus, unſere Verwunderung erregen muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, im September.

(Beſchluß.)

Die Geſelligkeit ſcheint durch die drückenden Zeiten in unſerer Stadt gewonnen zu haben, obgleich jezt ſehr ſelten große Geſellſchaften mehr gegeben werden. Man fühlt mehr das Bedürfniß, ſich anzuſchließen, und kommt deshalb freundſchaftlich und ungeladen zuſammen. Eine freundliche Sitte iſt es auch, daß Frauen ſich am Morgen auf ein Paar Stunden zum Thee beſuchen, denn in allen größern Häuſern, wo erſt nach der Börſe zu Mittag gegeſſen wird, trinkt man um 12 Uhr Thee und ißt etwas Butterbrod dazu. Dieſes Frühſtück iſt einfach und wenig koſtſpielig, und man findet ſich dazu ein, ohne nöthig zu haben, große Toilette zu machen. Abends, beſonders im Winter, wird von den Bemittelten das Theater fleißig beſucht, über das man überhaupt ſehr viel ſprechen hört.

Als ein Zeichen der Zeit und als Beweis einer beſſern Ausbildung des Geſchmacks möge das dienen, daß neulich ein erbärmliches Luſtſpiel, vom Hrn. v. Zieten nach Holberg, „der geſchwäzige Barbier,“ nicht allein ausgepfiffen ward, ſondern nicht ausgeſpielt werden durfte, ein Fall, der faſt unerhört in den Annalen unſerer Bühne iſt. Daß Stücke nur Einmal geſpielt werden, geſchieht oft bey uns, daß ſie aber ſo gänzlich durchfielen, daß man lieber ſein Geld umſonſt ausgegeben haben wollte, als ſie zu Ende zu ſehen, geſchah faſt noch nie, wenigſtens erinnere ich mich eines ſolchen Bühnen-Unglücks nicht, und doch beſuche ich das Theater ſchon eine gute Reihe von Jahren.

Mit Theatern ſind wir jezt reichlich geſegnet. Neben unſerm Stadt-Theater ſtehen noch zwey andere im Flor: das wieder aufgelebte Steinſtraßen-Theater, deſſen Direktor ein Schneider iſt, und das ſogenannte Sommer-Theater, welches am Dr-

Schulze zur Beluſtigung der Gartenbewohner vor dem Dammthore errichtet hat, das aber mit dem Sommer wieder aufhören wird, indem es ihm im Winter an Zuſchauern fehlen würde. Auf der lezten ſehr beſchränkten Bühne gibt man nur kleine, einactige Stücke, oder auch nur einzelne Scenen, nebſt mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen; da aber die Preiſe niedrig ſind, und die Schauluſt unter uns groß iſt, ward es zum Nachtheil des großen Theaters ziemlich ſtark beſucht. In der Steinſtraße ſpielen meiſt nur Handwerker, und dieſe, wie man denken kann, nicht eben mit Kunſtvollendung, aber doch wird es Sonntags von der mittlern und niedern Volksklaſſe häufig frequentirt, weil die Preiſe billig ſind, und der große Haufe ſchon zufrieden iſt, wenn er nur irgend etwas zu ſehen bekommt. Das Publikum dieſer Bühne hat den, etwas ſonderbaren, Gebrauch eingeführt, den Schauſpieler oder die Schauſpielerin herauszurufen, der ſeine Sachen am ſchlechteſten machte; das gibt denn allemal noch ein Gaudium nach dem Hauptſpaß, und der oder die Gerufene muß, ſo ſchmerzlich das auch ſeyn mag, allemal wirklich erſcheinen. Dieſe Geſellſchaft gibt nicht allein die größten Stücke, ſondern ſogar Opern, und das ohne Geſangperſonale!!! —

Seit man in einigen unſerer Zeitſchriften mehrmals mit Nachdruck darüber geſprochen hat, wird das Hervorrufen der Mimen in unſerm Stadt-Theater in der That ſeltener. In der lezten Zeit hatte die Gallerie es ſich angemaßt, faſt an jedem Abende Dieſen oder Jenen zu rufen, ſo daß dieß ſelbſt für die Schauſpieler eine faſt unerträgliche Laſt ward, und man ſich auf der Bühne darüber auf eine paſſende Art aufhielt. Es wäre in der That ſo übel nicht, wenn ſtatt dieſes verbrauchten Gebrauchs man den Fall umkehrte, und es wie die Steinſträßler machte; wenigſtens würde das den Fleiß einiger ſehr trägen Subjekte ſpornen, die ſich in ihrer Mittelmäßigkeit recht zu gefallen ſcheinen. Zu wünſchen wäre auch noch, daß man aufmerkſamer auf die Sprachſchnitzer unſerer Mimen würde, und ſie deßhalb, wie in Frankreich, zu Rede ſtellte; welche unglaubliche Sünden der Art ungerügt bey uns bleiben, kann man ſich gar nicht denken! Von der Kanzel und vom Theater herab (man verzeihe mir dieſe Zuſammenſtellung) ſoll man doch berechtigt ſeyn, ein reines Deutſch zu fordern, und doch geht faſt kein Abend hin, wo nicht vom leztern ein falſcher Dativ oder Accuſativ gehört wird! Mit dem Memoriren iſt man auch ſeit einiger Zeit höchſt nachläſſig, und Viele verlaſſen ſich ganz und gar auf den Souffleur. Wer denn da ein gutes Gehör hat, hört die Stücke immer doppelt; iſt das Gewinn oder Verluſt für den Zuhörer? — Ein neu erſchienenes, übrigens ſehr polemiſches, Blatt nimmt ſich die Freyheit, ſehr frey über unſer Theater zu urtheilen; zuweilen freylich etwas frech, wie denn die Grenzlinie zwiſchen frey und frech nur ſchmal ſeyn ſoll, wenn man den Mimen Glauben beymißt, die dieß behaupten.

Seit Kurzem iſt bey unſerm Stadt-Theater der Gebrauch der Contra-Marken wieder eingeführt, und dieſe Einrichtung iſt löblich, denn man hat keinen Begriff davon, wie weit die Unverſchämtheit der Einſchleicher ging! Gegen das Ende der Stücke war das Schauſpielhaus ſtets ſo von dieſen Freybeutern angefüllt, daß man kaum zu athmen vermochte, ja ſie hatten ſogar die Unverſchämtheit, in die Logen zu dringen, und dort den wirklich Bezahlenden die Plätze zu verkümmern, indem ſie ſich überall vordrängten, um doch wenigſtens Etwas für die Mühe ihres Betrugs zu haben. Wenn dieſe Einrichtung angenehm für die Zuſchauer iſt, ſo bleibt ſie gewiß auch nicht ohne Frucht für die Kaſſe, der eine Vermehrung wohl zu gönnen iſt, da noch immer der hyperboräiſche Druck einer beträchtlichen Stadt-Abgabe auf ihr laſtet.

Eine neue, ſchon angedeutete Wochenſchrift, wohl eigentlich nur für die Mittelklaſſe berechnet, „das Hamburger Wochenblatt," findet viele Leſer und Abnehmer, weil man im Allgemeinen das Polemiſche liebt, und deſſen enthält dieſe Zeitſchrift recht viel; ſo etwas macht die ſonſt gewöhnliche Hausmannskoſt pikant und begehrt, und darauf ſcheint der anonyme Herausgeber, der ſich erſt Kühne (im Namen liegt wohl ein Wortſpiel), hernach aber Smok nannte, auch gerechnet zu haben. Nun ja, auch der Name paßt, denn Smok heißt auf niederſächſiſch Rauch, und dieſen macht man vor der Höle des Fuchſes, um ihn heraus zu treiben, und der Redakteur dieſer „Hamburger Wochenſchrift" ſcheint keine andere Abſicht zu haben, als Beſitz von der Wohnung eines Vorgängers, des „Hamburger Beobachters," zu nehmen. So wollte der „literariſche Merkur" mit ſeinem Schlangenſtab auch die ſanfte „Veſpertina" fortängſtigen; aber die Dame hat ſich tapfer gehalten, wie wir Alle wiſſen, und wenn ſie gleich das Feld theilen mußte, ſo räumte ſie es doch nicht; ſo geht es im Kleinen auch hier. Wie fruchtbar wir Hamburger aber an literariſchen Erzeugniſſen ſind, möge der Umſtand beweiſen, daß dem erſt ſieben Nummern ſtarken „Wochenblatte" ſchon die erſte Nummer eines „neuen Wochenblattes" an den Ferſen ſizt; ſie ſcheint mir aber eigentlich eine verkappte Nemeſis zu ſeyn, und nichts weiter. Ein Urtheil kann ich über dieſes Blatt nicht fällen, da es mir noch nicht zu Geſichte gekommen; iſt es bedeutend, ſo ſoll nächſtens davon die Rede ſeyn.

Die neulich in einem unſerer Intelligenz-Blätter geleſene Anzeige eines jüdiſchen Pädagogen ſcheint mir zu ergötzlich, als daß ich ſie hier nicht mittheilen ſollte; ſie lautet wörtlich: „Demnach ich jezt in meinem Domicile die beſte Gelegenheit einer Elementar-Töchterſchule habe, und ohnedem mit der größten Sorgfalt die Anſtalt getroffen, um meine Schule in aller nur möglichen Kultur, ſowol in Handarbeit als auch in Literatur, efectuiren zu können, zeige ich hiemit an" u. ſ. w.

Bey dieſer Anzeige fällt mir das gediegene, wahre Wort eines ſehr gebildeten, trefflichen Bekenners des moſaiſchen Glaubens ein: Die Iſraeliten ſtehen jezt ſo, daß es die Sorge aller derer, die ihr Wohl zu befördern wünſchen, ſeyn muß, ſie auf Null wieder herunter zu bringen, denn ehe das nicht geſchehen iſt, kann man mit ihrer Bildung gar nicht anfangen. Wer den großen Haufen der Juden kennt, wird dieſem weiſen Ausſpruche ſeinen Beyfall nicht verſagen; denn ſollte es wohl möglich ſeyn, daß irgend ein Chriſt, ſey er auch noch ſo ungebildet, noch ſo verworren in ſeinen Begriffen, eine ſolche Anzeige hätte einrücken laſſen? Ich bin frey dem feſt überzeugt, daß der Verfertiger dieſer köſtlichen Anzeige ſeine Schule gefüllt ſehen wird, denn ſo etwas iſt ganz dazu geeignet, ſeinen Verſtand bey ſeinen Glaubensgenoſſen in ein vortheilhaftes Licht zu ſtellen. Ein geſcheiter Mann, wird es heißen, ein grundgelehrter Mann, die Kinder lernen ſogar Literatur bey ihm! Ueber die Iſraeliten, ſo wie über die Einrichtungen ihres neuen Tempels, werde ich nächſtens einige Bemerkungen einſenden, da dieſer Gegenſtand bisher von hieraus noch gar nicht beſprochen worden. Der erſte, bedeutende Schritt zur Ausbildung eines ganzen Volks iſt gewiß von allgemeinem Intereſſe, und mir ſtehen in dieſer Hinſicht die beſten Nachrichten zu Gebote, die ich ohne alle Partheylichkeit und Nebenrückſichten benutzen werde.

— † † † —

Druckfehler.

Nr. 267. S. 1066. Sp. 1. Z. 7. l. Johnſon ſt. Jobſon.
Ebendaſ. Sp. 2. Z. 6. l. Jermyn ſt. Jermun.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Nro. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. November 1822.

Der völlig gleichen Eintracht Schlummer
Iſt auch der Wunſch des Himmels nicht;
Oft wird ſogar durch Sorg' und Kummer,
Durch Uebung mancher ſtrengen Pflicht
Das Fremde abgethan in Beyden,
Die ſich erkennen erſt in Leiden.

St. Schütz.

Die Heirath durch zwölf Worte.

(Beſchluß.)

Hier ſprang Holders junge Gattin, die bisher halb beſchämt und doch mit ſchalkhaftem Lächeln zugehört hatte, von dem Sopha auf und rief: „Nein, du Schwätzer! wenn du unſre zarte Liebesgeſchichte zum Beſten gibſt, ſo muß dieſer, durch unſers guten Oheims Sonderbarkeit herbeygeführte, lächerliche Auftritt dramatiſirt werden, ſonſt verliert er Deutlichkeit und Intereſſe. Komm! dein Freund muß die Rolle des Oheims übernehmen, und wir ſagen unſre Sprüchelchen her, wie ſie uns unſer guter Dämon damals glückbringend einflüſterte.“ — Ich fand den Einfall herrlich! — Die loſe Frau ſezte ſich mit einem recht blöden, ängſtlichen Geſichtchen ihrem Manne gegenüber und die Unterredung begann.

„Liebe Couſine!“ (ſprach Holder der Brautwerber) „Dieſe Unterredung iſt das Einzige, was mein grauſamer Oheim mir zugeſtand, was darf ich von ihr erwarten?“

„Erinnerung! verſezte Eliſe etwas ſchalkhaft, und Holder zählte — Eins!“

„Ich habe nur einen Wunſch: Ihre Neigung; und ſcheue nichts, ſie zu erhalten; doch nur um einen kleinen Wink bitte ich: durch was ich mir ſie erwerben kann? —“

„Geduld! ſprach die Loſe, etwas befehlend, Holder ſeufzte, und zählte — Zwey!“

„Erinnert ſich Eliſe denn nicht mehr, mit welcher Herzlichkeit, und kindiſcher Neigung ſie an ihrem Vetter hing, wie liebreich ſie ihm entgegen lief, wenn er ermüdet vom Spaziergang nach Hauſe kam, und ihn ihr liebes Hänschen nannte, was ſagt ſie nun? —“

„Lieber Hans! flüſterte die Niedliche, auf eine recht drolligte Weiſe, und Holder zählte — Drey!“

„Ich wohne auf dem Lande, nicht eitler Prunk ziert mein Schloß, die Gegend iſt freundlich, doch beſchränkt die Ausſicht; allein wo die Liebe wohnt, wird jeder Aufenthalt zu —“

Eden! unterbrach Eliſe den Schwärmer, und er zählte — Vier!

„Auch ſoll ſie die Langeweile nicht plagen, jedes auch noch ſo kleine Feſt muß gefeyert werden, und deren gibt es ſo viele auf dem Lande, denn ein jeder nimmt Theil an dem andern, und wenn Ihr Geburtstag mit einem Ball gefeyert wird, ſo gibt mir die Abwechslung ein —“

Feuerwerk! fiel die artige Couſine ein; und Holder dachte nun ökonomiſcher mit ſeiner Unterredung umzugeh'n, denn ſchon zählte er — Fünf!

„Wir kennen uns noch wenig, liebe Eliſe, und darum werde ich Ihnen offen und ehrlich eine kleine Schilderung meines Ich's machen, möchte meine Aufrichtigkeit Sie mit meinen Fehlern ausſöhnen, denn leider folgt gewöhnlich auf ſchönes Wetter —“

Sturmwind! rief Eliſe, und Holder drohte lächelnd der ſchnellen Unterbrecherin.

„Den Knaben Hans kennt meine ſchöne Couſine, und wenig hat ſich der Mann verändert, ſein Herz iſt noch ganz daſſelbe; höher pocht es voll Mitgefühl als Zeuge einer edlen Handlung, und wo es helfen kann, bleibt es nicht in der Ferne; doch einen Fehler, den meine Ehrlichkeit nicht verſchweigen kann, was wird Eliſe bey deſſen Anhörung empfinden?"

Schmerz! ſeufzte ſie, und Holder zählte — Sieben!

„Dieſer Fehler iſt die Leidenſchaft zu reiſen; der lieblichſte Aufenthalt wird mir nach einigen Wochen zur Einöde, eine Unruhe peinigt mich, die nur ein Paar Poſtpferde heben kann, und ich glaube, folgte ich meinem Hang, ich würde in der Welt herumirren wie —"

Der ewige Jude! meinte die liſtige Eliſe, und Holder zählte — Acht!

„Wenn ich nun noch ein wenig Leichtſinn, und zuweilen eine kleine üble Laune hinzufüge, ſo haben Sie meine treue Beichte, und werden mich einſt in dieſem Gemälde erkennen. Doch was gibt mir zur Belohnung meiner Aufrichtigkeit die gütige Eliſe?" —

Hoffnung! liſpelte dieſe verſichernd, und Holder zählte — Neun!

„Noch ein Zweifel drängt ſich heiß zu meinem Herzen — welch einen Namen gibt Ihr Gefühl dem pedantiſchen Halbgelehrten, den ich für meinen Nebenbuhler zu halten genöthigt bin?"

Haſenfuß! kickerte die Schlaue, und Holder zählte frohlockend — Zehn!

„Habe Dank, liebes Mädchen, Sie lohnen nach Verdienſt, mag der hochweiſe Herr nun Troſt ſuchen in der —"

Philoſophie! rief lachend Eliſe, und Holder erſchrack vor der Zahl — Eilf!

„Nicht Ihren Worten kann ich glauben, deren leztes über meine Seligkeit entſcheiden ſoll, wohl aber dieſem ſanften holden Auge, das mir Liebe lächelt; ich fühle es, entfernen kann mich mein Oheim von Eliſen, doch nie werde ich getrennt ſeyn, und fragend drängt ſich eine innere Stimme zu dir hin: Eliſe, gibt es für dich eine Trennung?"

Nur der Tod, ſprach die liebliche Eliſe, mit einem Ausdruck, der mir durch die Seele drang, und ſank in Holders Arme, ſegnend endete ich meine Stelle als Oheim; viel wurde noch geſcherzt und geneckt, und als ſchon Mitternacht vorüber war, ergriff ich mein Licht, und bat nun auch Eliſen, das niedliche Orakel, um zwey Worte für mich, fröhlich und ſchalkhaft rief ſie: „Gute Nacht!"

Marie v. R.

Die Methodiſten.

(Fortſezung.)

Daß übrigens der Charakter beyder Stifter des Methodismus in einem nicht ſehr günſtigen Lichte dargeſtellt wird, läßt ſich erwarten. Goede (S. 192 ff.) nennt den Charakter Wesleys „ein Gemiſch von chriſtlichem Dünkel und chriſtlicher Demuth, von grobem Selbſtbetrug und feiner Verſtellung, von Starrſinn und Geſchmeidigkeit, von Plumpheit und Feinheit, ganz dazu geeignet, um im achtzehnten Jahrhundert das niedrige Volk in England zu einer Gemeinde zu vereinigen, die dem Katholicismus in ſeiner entarteten Geſtalt näher verwandt ſey, als vielleicht ihr Stifter ſelbſt geahnet habe." Allein andere nennen ihn fromm und aufrichtig, von ſanftem Charakter, ohne Eigennutz, jedoch nicht ganz frey von Herrſchſucht. Niemeyer a. a. O. urtheilt nicht ungünſtig über ihn, und ſcheint der Meinung zu ſeyn, daß ſeine Abſicht redlich geweſen ſey. Was Whitefield betrifft, ſo konnten ſeine früheren Ausſchweifungen bey den Feinden ſeiner neuen Lehre kein günſtiges Urtheil für ihn erwecken, und ihn nicht wohl von Scheinheiligkeit und Heucheley frey ſprechen. Allerdings ſcheint keiner von beyden von Eitelkeit und Dünkel, ſo wie von Schwärmerey und Fanatismus frey geweſen zu ſeyn, doch war ohne Zweifel ihre Abſicht redlich.

Indeſſen ſchienen ſie bey der Einförmigkeit des engliſchen Cultus eine neue Lehre zu verkündigen, was ihnen beſonders auch Anhang verſchaffte. Man wirft der damaligen Geiſtlichkeit in England Laulichkeit und Scepticismus vor; allein ob wenigſtens der Vorwurf des leztern ſie mit Recht traf, oder ob er nur von der neuen Sekte als Vorwand und Beſchönigung ihrer Abſonderung von der Kirche, oder vielmehr ihrer Vereinigung in eine neue Religions-Geſellſchaft dienen ſollte, iſt in ſo fern ſchon zweifelhaft, als bey dem, an allem Alten feſt und hartnäckig hängenden, engliſchen Charakter, die Prediger bis auf die neueſten Zeiten bey ihrer alten, oben beſchriebenen Methode blieben, und erſt in der neueſten Zeit einige Prediger, unter dem Namen der „evangeliſchen" bekannt, länger und herzlicher, überhaupt praktiſcher predigen.

Wesley wollte, wie wir ſchon oben ſagten, anfangs nicht mehr, als für ſich und mit einigen guten Freunden mehr nach den Grundſätzen der Schrift ſelbſt leben, ohne ſich von der herrſchenden Kirche zu trennen. Den Gedanken an eine beſondere Vereinigung in eine kirchliche Geſellſchaft faßte er erſt auf einer Miſſionsreiſe in Amerika, wohin er im Jahr 1735 ſich begeben hatte, und wo er mehrere Jahre hindurch mit glücklichem Erfolg arbeitete. Die Bekanntſchaft mit den Herrnhutern und mit der Verfaſſung dieſer Brüder-Gemeinde, erregten in ihm den Entſchluß in ſeinem Vaterland eine ähnliche Geſellſchaft nach ſeinen Grundſätzen zu errichten. Als er nach England zurückkam, ſuchte er in London ſelbſt die Errichtung und Erweiterung der kleinen Geſellſchaft ſeiner Anhänger zu bewerkſtelligen. Aber auch da dachte er noch nicht an eine völlige Trennung von der biſchöfflichen Kirche. Aber **Whitefields** Prediger-Gabe verſchaffte der neuen gereinigten Lehre täglich größern Zuwachs. Eiferſüchtig darüber, verbot die biſchöffliche Geiſtlichkeit den methodiſtiſchen Predigern die Kanzeln und ſchloß ſie zulezt von der herrſchenden Kirche ganz aus. Sie hielten nun ihre Erbauungsſtunden in einem Privathauſe zu London. Aber immer noch zogen **Whitefields** Talente eine ſolche Menge von Zuhörern herbey, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ihre Vorträge im Freyen zu halten. **Whitefield** wählte gerne ſolche Oerter, an denen er beſonders Aufſehen erregte, z. B. Kirchhöfe, öffentliche Vergnügungs-Oerter u. dergl und ſah oft 10 bis 12,000 Zuhörer um ſich verſammelt, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.

Immer mehr breitete ſich nun der Methodismus in England und Amerika aus, und zwar mit einer Schnelligkeit, die man bey der Ausbreitung anderer Sekten nicht leicht findet. Schon im Jahr 1739 konnten ſie die Verbindung mit den Herrnhutern, mit denen ſie ſich enger verbunden gehabt hatten, ohne Nachtheil für ihre Religionsgeſellſchaft aufheben, ja dieſe Trennung war vielleicht ihrer Vermehrung mehr förderlich, als nachtheilig. Sie zerfielen mit einander über ihre Grundſätze. Die Methodiſten behaupteten nämlich: Man müſſe gegen Jedermann freymüthig, offen und redlich ſprechen und handeln,, und ſich in keinem Fall eine Nothlüge erlauben, immer ernſthaft und geſezt ſeyn. Die Herrnhuter dagegen ließen Verſtellung in gewiſſen Fällen gelten, und erlaubten ſogar dem Chriſten, ſich zuweilen der Welt gleichzuſtellen. Dieß war hinreichender Grund zu einer Trennung für den methodiſtiſchen Rigorismus.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wirkung der großen Sonnenhize in Italien.

Mit dem **Lago Fucino**, dieſem furchtbaren Feinde der ergiebigen Felder der Marſen, ſind, in Folge der außerordentlichen Hize und Trockne des verfloſſenen Sommers erfreuliche Veränderungen vorgegangen. Es ziehen ſich nämlich ſeine Gewäſſer von einem Tage zum andern weiter zurück, und bis zum 1. Okt. iſt ihre Vertikal-Maſſe bereits um 14½ neapolitaniſche Palmen niedriger geworden. Nachdem dieſer See während fünfzehn Jahren ſein Bett zum Nachtheil der umliegenden Grundſtücke fortwährend erweitert hatte, fährt er jezt, ohne abzuwarten, was menſchliche Induſtrie und Anſtrengung ihm für Dämme entgegen ſetzen werden, fort, ſich von freyen Stücken alle vier Tage um einen Zoll von einer neapolitaniſchen Palme zu ſenken, was Augenzeugen auf das Genaueſte beobachtet haben. Es gewährt einen angenehmen Anblick, längs den freygewordenen Ufern des **Fucino** bald täglich Urnen und Sarkophagen zum Vorſchein kommen zu ſehen, von denen die einen ganz offen da liegen, die andern noch kaum über die Oberfläche des Waſſers hervorragen. Die meiſten dieſer Stücke ſind von gebranntem Thon, andere von einer Steinmaterie der dortigen Berge. Eines derſelben reizt die Neugierde der Beſchauer in vorzüglichem Grade, weil es aus einem einzigen 9½ Palmen langen und 4½ Palmen breiten Stücke weißen inländiſchen Steins beſteht, deſſen bis jezt ſichtbare Höhe 5 Palmen beträgt, indeß das Uebrige, vielleicht auch die Inſchrift, noch im Waſſer ſteht. Wenn das Fallen des Sees alſo fortdauern ſollte, ſo dürfte vielleicht noch das eine oder andere merkwürdige Denkmal aus Tageslicht kommen.

Im Königreiche **Neapel** war eine der auffallendſten Wirkungen der anhaltenden Dürre des verfloſſenen Sommers die Austrocknung des **Salzteiches von Manfredonia**, deſſen Gewäſſer ſich in einem ſolchen Grade zurückzogen und zulezt einen ſo niedrigen Stand erhalten hatten, daß ihre Gemeinſchaft mit dem Meere unterbrochen wurde. Eine große Anzahl von Fiſchen ging zu Grunde, und wäre nicht zulezt ein ergiebiger Regen dazwiſchen gekommen, ſo würde ein ähnliches Loos auch die übrigen getroffen haben. Inzwiſchen waren die erforderlichen Anſtalten ergriffen worden, um zu verhüten, daß einerſeits die abgeſtandenen Fiſche die Luft nicht verpeſten, andererſeits die Einwohner ſich derſelben nicht als Nahrung bedienen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

Zur Feyer des Namensfeſtes Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs wurde das neu erbaute Theater in der Joſephſtadt eröffnet. Man glaubt ſich durch einen Zauberſchlag an einen andern Ort verſezt, wenn man auf dem längſt bekannten Plaz in dieſes neue Gebäude eintritt. Die Dekorirung der Gallerien iſt im Geſchmack des Theaters an der Wien. Die höchſte Anmuth waltet neben der möglichſt bequemen Einrichtung, ſowol des äußern, als des innern Schauplazes. Eine beträchtliche Anzahl von Dekorationen ſind von einigen der bedeutendſten Künſtler der Hauptſtadt in dieſem Fach verfertigt, wie denn überhaupt nur ganz ausgezeichnete Künſtler bey dieſem Bau beſchäftigt waren. Selbſt das Kredenz-Zimmer, die Kaſſe, Ein- und Ausgänge u. dergl. tragen das Gepräge der Eleganz mit Bequemlichkeit vereint. Dieſes Schauſpielhaus darf dem Innern nach, wiewol im Kleinen, mit dem ſchönſten und behaglichſten in Deutſchland wetteifern. Lange ſchon vor Einweihung des Hauſes konnte man keinen Plaz zum Sizen mehr bekommen; und am Tage der erſten Vorſtellung blieben Viele darum ſchon zurück, weil ſie befürchten mußten, nicht hinein zu kommen. Das Gedränge war frühzeitig von außen ungewöhnlich groß; doch unter einer, wie bey allen andern Gelegenheiten, ſorgſamen Aufſicht der Polizey-Beamten, unterſtüzt durch das feſte und humane Benehmen des Militärs, ging Alles in der größten Ordnung zu, und wirklich hätte das Parterre noch mehrere Zuſchauer faſſen können. Der Logen gibt es zwölf, der Size zum Verſchließen ungefähr vierhundert. Auf der dritten Gallerie ſoll der Plaz für die etwas Zurückſizenden nicht vortheilhaft genug eingerichtet ſeyn. Merkwürdig war bey dieſer erſten Vorſtellung, daß **Beethoven** eine von ihm ſelbſt verfaßte Kompoſition des Vorſpiels: **Die Weihe des Hauſes** genannt, auch ſelbſt dirigirte. Dieſen genialen Mann dirigiren zu ſehen, iſt eben ſo intereſſant als ſelten. Daß die Kompoſition geiſtreich und erhaben war, zugleich aber auch mit gefälligen, anmuthvollen Melodien ausgeſtattet, läßt ſich denken. Das Stück ſelbſt enthielt unter Andeutungen im Ganzen auf den Eintritt der Geſellſchaft in die Reihe anerkannter Bühnen und was die Gelegenheit ſonſt mit ſich bringt, mehrere gelungene Einzelnheiten, nur war es viel zu lang gerathen. Der bewunderte Beethoven mußte nach Endigung des Stücks auf der Bühne erſcheinen, wo er von dem Schauſpiel-Direktor Hensler vorgeführt, mit Enthuſiasmus begrüßt wurde, ſo wie vorher bey ſeinem Eintritt ins Orcheſter. Dann wurde der Verfaſſer des Spiels gerufen, der erſchien aber nicht, weil es ihm als k. k. Beamter nicht geſtattet iſt. Nach dieſem war des Herausrufens kein Ende mehr — Der und Die, und Die und Der ſollten erſcheinen. Die erſte Schauſpielerin, welche die Pallas darſtellte, ſchien im Abgehen nach ihrer Dankſagung vor Rührung und Entzücken einer Ohnmacht nahe zu ſeyn. Die Darſtellung ſowol dieſes, als des folgenden Stücks, entſprach der Erwartung, die man von dieſem unter die beſſern Provinzial-Geſellſchaften gehörigen Verein von jeher hegte. — Das zweyte Feſtſpiel: Das Bild des Fürſten betitelt, und ſo wie das erſte von Meisl, bezog ſich auf die allgemeine Feyer des vom Vaterlande hoch verehrten Namens. Sehr glücklich war in die Handlung das beliebte, hehre Lied verflochten: Gott erhalte Franz, den Kaiſer! Die Stimmen hatte man ſo vertheilt, daß ein doppeltes Echo vorgeſtellt wurde. Der Gedanke war gut; die Ausführung wäre aber, der Entfernung wegen, bald mißglückt. Auch nach dieſem Stück fielen verſchiedene Hervorrufungen und Komplimente vor. Die Muſik, vom Profeſſor Drechsler, iſt ſolid und gefällig. Beethovens Kompoſition war eigentlich früher für das Einweihungsſtück des Peſther Theaters: Die Ruinen von Athen, von Kotzebue, gedichtet; aus Gefälligkeit für den Direktor Hensler, der im Beſitz der Partitur war, ſchmückte der Tonſetzer ſein Werk nicht nur mit neuen Geſangſtücken, ſondern ſchuf beynah eine ganz neue Muſik überhaupt. — Die Maſchienerien und das Podium des neuen Theaters ſollen ganz vorzüglich ſeyn. Außerdem iſt bey dieſem Gebäude für Blitzableiter, geruchloſe Senkgruben, ſo wie für alle hier in Frage kommenden Bedürfniſſe geſorgt. Auf der erſten Gallerie befindet ſich der Eingang zur Kredenz(?), die ſehr geſchmackvoll eingerichtet iſt; die zweyte führt zum Büffet, wo Wein und kalte Küche zu haben ſind; in einem an die dritte ſtehenden Zimmer wird Bier geſchenkt. Schade bey dem Allen, daß von außen das Gebäude keine Ausſicht gewährt, was die urſprüngliche Lage nicht erlaubte.

Man iſt begierig zu ſehen, ob ſich dieſe Bühne erhalten wird. Bis jezt hat ſie noch keine eigene Gattung von Theater-Produkten, und greift links und rechts in den Kunſtſphären der übrigen umher, ſelbſt das große Opern-Theater nicht ausgenommen, weil hier auch kleine Singſpiele, deren franzöſiſchen Urſprung man wenigſtens nie erkennt, und Ballets gegeben werden. Man hat von der Einführung einer Art von Vaudeville's geſprochen; dafür iſt hier wohl kein gedeihlicher Boden. Bisher hat dieſe Geſellſchaft noch am glücklichſten mit dem eigentlichen Volks-Theater gewetteifert, und in allen Klaſſen von Zuſchauern hört man ein unbedingtes Rühmen der mehrmals hier wiederholten Darſtellung der Prima Donna in Krähwinkel. Ich ſelbſt habe die Vorſtellung dort noch nicht geſehen; es herrſcht aber nur Eine Stimme, daß die Produktion auf einem höhern Standpunkt ſich bewegt, mit weit mehr Feinheit und Decenz ausgeführt wird, und daß beſonders der Darſteller der Hauptperſon, der mit einer zweckmäßigen Perſönlichkeit anſtändiges Spiel und ein erſtaunenswürdiges Falſet verbindet, ſich ſo natürlich zu benehmen weiß, daß man den Betrug für möglich hält, wie man ſich äußert, da man ſonſt die Prima Donna ſelbſt für die Gefoppte halten mußte. So lange, bis ich mit eigenen Augen mich überzeugt habe, will ich glauben, daß der Reiz der Neuheit auch das Seinige zu dieſer Täuſchung beyträgt. Künftig ſollen beſondere Fuhrwerke, nach Art der ſogenannten Stellwagen, worin man geſellſchaftlich um den Preis von 30 kr. Kupfer zu verſchiedenen Stunden des Tages in die nahegelegenen kleinern Badeörter fährt, auch zur Transportirung der Schauluſtigen in die etwas entfernte Vorſtadt eingerichtet werden. Auf jeden Fall wird es zwiſchen dem Theater in der Joſephſtadt und dem Leopoldſtädter einen für beyde vortheilhaften Wettkampf geben.

Der Graf Ferdinand Palffy v. Erdöd hat einen auf feſter Baſis beruhenden Penſionsfond für die Mitglieder des Theaters an der Wien geſtiftet, den Se. Majeſtät der Kaiſer unter ſeinen hohen Schutz genommen hat. Eben ſo ſtiftete der Graf im September 1821 auch eine Muſik-Lehranſtalt zum Beſten des ihm angehörigen Theaters, für deren Schutzherrn der Monarch ebenfalls huldreichſt ſich erklärte. Die Knaben werden in dieſem Inſtitut in allen Theilen der theoretiſchen und praktiſchen Muſik ſtufenweiſe unterrichtet. Während deſſen iſt dafür geſorgt, daß ſie in allen übrigen Lehr-Anſtalten die nöthigen Studien mit Fleiß betreiben. Am 5. Okt. d. J. wurde nun in dem ſchönen Lokal der Schule die erſte Jahres-Prüfung abgehalten, und der Schul-Direktor hatte zu dem Ende mehrere hieſige Meiſter in der Tonkunſt eingeladen. Unter dieſen befanden ſich Salieri, Weigl, Gyrowey, Ritter v. Seyfried u. A. m. Die Prüfung begann mit dem Vortrag des „Heiligengeiſtliedes.“ Zuerſt mußten alsdann die Knaben erſter Klaſſe ihre Kenntniſſe in den Elementar-Wiſſenſchaften des Geſangs entwickeln und mit praktiſchen Beyſpielen belegen; worauf die der zweyten Klaſſe auf eine faßliche und gründliche Weiſe die Anfangsgründe des Generalbaſſes, mit den Regeln des Geſangs vereinigt, vortrugen, auch ſelbſt durch Beyſpiele auf der Tafel bewieſen und erörterten. Zwölf Zöglinge der erſten und zweyten Klaſſe produzirten drey Quartetten für zwey Violinen, Viola und Cello. Ihnen folgten die Knaben der erſten Klaſſe mit dem Vortrag eines Vokal-Quartetts. Die dritte Abtheilung, ſo wie der ganze Aktus, ſchloß mit der gut gelungenen Ausführung des Kyrie und Gloria, unter Begleitung einer Harfe, zwey Hörnern, einer Poſaune, Cello und Violon, komponirt von dem Muſik-Direktor Schwarzböck. Zulezt theilte der edle Stifter unter die Zöglinge ſilberne Medaillen, nebſt zweckmäßigen Muſikalien und Lehrbüchern aus. Dieſes ſchöne Inſtitut verdient gewiß in vielen Hinſichten Lob und Anerkennung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 263.
Das Porträt.

Charade.

(Vierſylbig.)

Mit froher Pracht, mit goldnem Schein
Die erſten dich umgeben,
Indeß die andern, arm und klein,
Sich neben dir erheben,
Als Theile deſſen, das ihm dient
Der hoch zu ſteigen ſich erkühnt.
Zu nützlichem und ſchlimmem Zweck
Weiß er's zu brauchen dreiſt und keck.

Zwar wird, im Ueberfluß empfah'n,
Das Ganze dir bedeuten,
Nicht eben auf der Schönheit Bahn,
Ein glänzend Vorwärtsſchreiten;
Doch tröſte dich! Reich ausgeſä't
Verſchwindet's raſch; nur auferſteht
Es wieder gerade zu der Zeit,
Wo ſonſt des Schönen viel gedeiht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Nro. 270.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. November 1822.

Den Dichtern nimmt der Gott den Verſtand und gebraucht ſie zu Dienern, wie Wahrſager und heil'ge Propheten, damit wir, ſie hörend, erkennen, daß nicht ſie es ſeyn, die ſo Köſtliches reden, da ſie keinen Verſtand haben, ſondern daß der Gott ſelbſt der Redner ſey, und durch ſie töne zu uns.

Plato.

Ode von Horaz: An Melpomene. III. 30.

Ueberſezt von Dr. Nürnberger.

Non omnis moriar ....

So hab' ich denn ein Denkmal mir errichtet,
Das keine Zeit, kein Sturm, kein Regenguß vernichtet,
Dem kein Metall an Härte gleicht,
Und das an Höh' nicht Pyramiden weicht.
Nie ſterb' ich ganz, — es wird mein Ruhm mich überdauern,
Und ſo lang nur des Capitoliums Mauern
Veſtal'ſche Jungfrau'n zu des Prieſters Seiten ſeh'n,
Wird auch von Mund zu Mund des Dichters Namen geh'n.
Stolz darf Apulia, — wo waſſerarme Auen
Zwar dürftige, doch kräft'ge Völker ſchauen, —
Stolz darf ſie ſeyn: es zog in ihrem Schooß
Ein Freygelaſſener Rom's hehren Dichter groß.
Mir ſtehts wohl an, mich alſo zu erheben,
Denn mein Verdienſt hat mir dieß Selbſtgefühl gegeben;
Melpomene! du wirſt mich gern mit Lorbeer kränzen,
Und ſtrahlend wird Horaz vor allen Dichtern glänzen. —

Allerley aus Spanien.

(Fortſezung.)

Mit den Palmenwäldern von Elche hört die fruchtbare Ebene von Murcia auf, und der Weg führt über einen kahlen Bergrücken, der ſich an das Meer hin erſtreckt, landeinwärts. Dieſes iſt der übelberüchtigte Paß de la Cochera, wo der gefährliche Jayme Alfonſo ſeit langer Zeit ſein Räuberhandwerk treibt. Dieſer Menſch iſt ſeit faſt zwanzig Jahren auf zwölf Meilen im Umkreis, zwiſchen Valencia, Murcia und Madrid die Geiſſel dieſer Gegend. Im Ganzen kann man ſicher rechnen, daß, wen er nicht durchlaſſen will, reiſt er nicht mit ſehr ſtarker Bedeckung, auch gewiß nicht durchkommt. Faſt jedes Jahr ſchickte man Truppen gegen ihn, allein dieſen gelang nie etwas, weil er alle Alcalden, Schreiber und Richter dieſer Gegend durch Beſtechung auf ſeiner Seite hat. Es ſind zahlloſe Anekdoten und Mährchen von ihm im Umlauf, ſie machen den beſten Theil der Unterhaltung in den Ventas und Poſadas; gewöhnlich nennt man ihn blos Jayme oder Barbudo, von ſeinem langen Bart. Der Fuhrmann, mit dem ich reiſte, hatte früher dieſem Jayme getrozt und mehrere Gefechte mit ihm beſtanden, endlich war er der beſtändigen Unruhe und Gefahr, der Ausgabe für die Bedeckung u. dergl. müde geworden, und bequemte ſich jezt, wie viele Andre, dem Räuber einen gewiſſen Tribut zu bezahlen. Seitdem reiſt er nun ganz ſicher vor dem Barbudo und anderm Geſindel.

In einer Schlucht, und den Paß vertheidigend, liegt noch jezt eine alte noch bewohnte Burg mit einem uralten Thurm torre de Carus genannt, darin, wie mich mein Fuhrmann verſicherte, Don Bernardo del Carpio verzaubert lag. Jenſeits des Paſſes ſteigt man in ein weites, fruchtbares Thal hinab, in dem ſich Elda, Aſpe und andre reiche Flecken befinden. Die Dörfer und Flecken des Königreichs

Murcia und Valencia, wenigſtens der Ebnen und Thäler, zeichnen ſich vor denen von Kaſtilien und Andaluſien, durch Größe, Reinlichkeit und Wohlſtand ſehr vortheilhaft aus. Dieſes iſt das Thal, in welches Jayme vor einigen Wochen hinab ſtieg, meinend, er könne die Contrerevolution befördern. Er mochte wohl mit ein oder dem andern Prieſter und Beamten einverſtanden ſeyn, allein zur großen Schwächung ſeines Anſehens mißlang ſein Plan gänzlich. Er rückte freylich mit dreyhundert Mann in Elda ein, warf den Konſtitutions-Stein um, eben ſo in Aſpe, er nahm einige Liberale gefangen, allein eine kleine Abtheilung konſtitutioneller Truppen griff ihn in der Ebene an, wobey er den größten Theil ſeiner Mannſchaft verlor, und mit Mühe in das Gebirge entkam. So lange man ihn ſelbſt aber nicht ergreift, iſt nichts gethan. Elda und Aſpe konnten jedes 5000 bewaffnete junge Männer ſtellen und jeder dieſer Orte hat wenigſtens zwey- bis dreyhundert Mann Nationalmiliz, ſo war die Sache freylich leicht. Allein Jayme hatte eine andre, durch ſeinen Verkehr in der Ebene ſehr gerechtfertigte Anſicht: die Alkalden, Schreiber und Geiſtlichen erwarteten ihn mit offenen Armen und bewirtheten ihn, wo er ſich ſehen ließ. Das waren aber nicht, die ihn bekämpfen ſollten. Nun iſt ſein Geſindel zerſprengt und die Nationalmiliz bewaffnet, und mobil gemacht. Die Eingänge der Dörfer und Flecken der ganzen Gegend ſind, ſo gut ſichs thun läßt, befeſtigt, — das heißt, mit einer Lehmwand, Thür und Schießſcharten verſehen. Das iſt aber auch die einzige Spur von Kriegszuſtand, die ich in einer Gegend fand, die man, ſogar in Granada, wie ich daſſelbe verließ, gern dargeſtellt hätte, als ſey ſie in vollem Aufſtand begriffen.

Von Elda führt der Weg wieder über einen ſteilen Gebirgsrücken an dem alten Caſtillo de Luna vorbey, (wo, wie alle Welt weiß, des unglücklichen Conde Don Sancho Diaz Bernardos Vater gefangen ſaß, und ſeines Augenlichts beraubt wurde) nach dem grünen Thale von Novelda und Monforte, die mit den Burgen von Cervelon, Monforte und Caſtillo del Cid geſchmückt ſind. Eine ſattelförmige, über die andre vorſtehende Bergſpize, heißt: la silla del Cid. Auffallend ſcheint es mir, daß das Königreich Valencia, ſo weit ich es geſehen habe, die Gegend von Spanien iſt, wo ſich im Vergleich von Caſtilien, Andaluſien, Murcia, auch Biskaya, die meiſten Burgtrümmer aus dem Mittelalter erhalten haben. Die immer durch kahle Bergrücken getrennten Thäler von Elda, Novelda, weiterhin die von Sax und Villena haben einige Schloßruinen, die der Landſchaft doch immer einen eignen Reiz geben. — Von Villena an, ſteigt man, von der Ebene von Murcia an gerechnet, immer höher und höher, indem jedes der Thäler, die ich genannt habe, immer eines höher liegt, als das vorhergehende. Villena liegt in einem eigentlichen Alpenthal, in dem wenige Bäume, aber Korn und Wieſen anzutreffen ſind; auch Reben, denn Weinberge kann man nicht ſagen, da die Reben wie eine andre Frucht auf ebnem Felde gebaut werden. Da im ſüdlichen Spanien die Landſchaft ihr Grün faſt ausſchließend Bäumen, beſonders Oliven und Maulbeerpflanzungen zu danken hat, ſo fällt Wieſen- und Kornthal angenehm auf. Zwey Leguas hinter Villena iſt die Höhe der Sierra de Onil und die Waſſerſcheide zwiſchen Murcia und Valencia, wie die Bewäſſerung der verſchiednen Thäler zeigt. Ich nahm zu meinem Befremden wahr, daß der Spanier ſich gar wenig um die Namen ſeiner Berge und Flüſſe bekümmert; fragſt du, wie ein oder der andre heißt, ſo antwortet er dir: el rio de Elche, de Novelda u. ſ. w. — Wie verſchieden iſt er darin von den Schweizern und andern Gebirgsvölkern, die jeder Höhe einen Namen geben, und jedes Thal bezeichnen.

Von dieſer Höhe ſteigt man herab bis Fuenta de la Higuera, wo die Straße ſich mit der Chauſſee von Madrid nach Valencia vereint und in einem von kahlen Felſen eingeſchloſſnen Thale, dem Lauf des Monteſa folgend, ſich allgemach bis nach San Felipe de Xantiva ſenkt. — Anfangs iſt die Gegend rauh und unbebaut, von tiefen Schluchten zerriſſen, worin von beyden Seiten ſich die Gießbäche zur Regenzeit in das tief eingegrabne, jezt faſt trockne Flußbette ergießen. Dieſer Umſtand macht eine große Menge, oft mit wahrer Kühnheit ausgeführter Brücken und Bögen nothwendig, um die Chauſſee darüber zu führen. Wer die Venta de la Valſa, del Rey, del Conde und einige andre ſieht, die hier an der Straße ſtehen, wird freylich einen ſehr guten Begriff von den ſpaniſchen Wirthshäuſern faſſen, denn das ſind wahre Palläſte, die auf Koſten des Königs oder irgend eines großen Herrn erbaut ſind und bewirthſchaftet, oder verpachtet werden. Sie ſind von großen Werkſtücken erbaut, der untere Stock ruht auf mehrern Reihen gewaltiger Säulenbögen und Gewölben — allein ſie ſind auch meiſtens nur halb vollendet. Die Küche iſt gut verſorgt, die Wirthin ſieht wie eine Dame aus, ein Paar handfeſte Katalonier mit goldnen Ohrgehängen, die ihnen bis auf die Schulter herabhängen, das Haar mit einem goldnen oder vergoldeten Kamm aufgeſteckt und noch obendrein mit einer langen, quer durchgeſteckten Nadel gehalten, ſtehen ſchweißtriefend an einem gewaltigen Heerd... Aber ſo iſts nicht überall! — Bey Mojente fängt das Thal an ſich zu erweitern; es iſt faſt ganz von Pflanzungen, einer Art Quassia bedeckt, deren Schoten zu Pferdefutter dient. Dieſer Baum hat ein ſchönes friſches Grün; bald macht er aber den Olivenpflanzungen Platz. Je mehr das Thal ſich ausbreitet, je fruchtbarer wird es; an ſeinem Ausgang liegen mehrere große reinliche Dörfer, wie San Felipe de Xativa mit ſeinem Caſtel, Alzaneta u. a. In Alzaneta, wo wir Mittag hielten, (el dina es en tavla, heißt es hier, ſtatt: la mesa esta puesta, oder la comida esta en la mesa) trafen wir einen der Großen, welcher ſich geweigert, in Valencia Elios Todesurtheil zu unterſchreiben;

er hieß Marques de Perellos, Grande von Spanien, und ward auf eine ſehr anſtändige Art mit ſeiner Dienerſchaft nach den canariſchen Inſeln in Verbannung abgeführt. Da in Spanien alle Welt adelich iſt, ſo wird unter Noblesa nur der eigentliche hohe Adel, die Grandes, titulos de Castilla, Marqueses, Doques und Condes verſtanden. Dieſer Theil der Nation iſt den jetzigen Verhältniſſen natürlich ſehr abgeneigt: Doch gibt es einige Männer, die ſo wie einige Große beym Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, des hiſtoriſchen Ruhmes ihrer Familien ſo ſicher waren, daß ſie dieſelben nicht durch das Dahingeben von Vorrechten zu verdunkeln fürchteten. Hinter Alzaneta hat man noch einen ſchmalen Bergrücken zu überſteigen, von deſſen Höhe herab man endlich die weite grüne Ebene von Valencia überſieht. Tierra hermosa, rica y Llana (das ſchöne Land, der Sitz des Reichthums), wie die alte Romanze des Cid ſagt, vom Jaca durchſtrömt, von Kanälen nach allen Seiten durchſchnitten, mit Dörfern bedeckt, mit Reisfeldern, Oliven und Maulbeeren beſchattet — hie und da auf einer Anhöhe eine Kapelle oder ein Kloſter unter Cypreſſen und Palmen halb verſteckt und am fernen Horizont ſchimmern dir die Thürme von Valencia entgegen, und hinter ihm ſchließt dir das Meer die Unermeßlichkeit auf!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Methodiſten.

(Fortſetzung.)

Wenige Jahre ſpäter trennten ſich die Methodiſten ſelbſt wieder in zwey Partheyen. Die beyden Stifter ſelbſt nämlich geriethen mit einander in einen Streit über die Gnadenwahl im Jahr 1741. **Whitefield** behauptete auf gut auguſtiniſche und calviniſche Weiſe den ſtarren Partikularismus des ernſten Kirchenvaters und des ſtrengen Reformators, daß nämlich Gott einen Theil des Menſchengeſchlechts ohne Rückſicht auf Verdienſt und Schuld der Menſchen zur Seligkeit, den andern zur Unſeligkeit beſtimmt habe, und daß dieſer eben ſo wenig ſelig, als jener unſelig werden könne. **Wesley** dagegen bekannte ſich zum Univerſalismus, nach welchem Gott allen Menſchen zwar die phyſiſche Fähigkeit zum Glauben geſchenkt, aber nur denen, von denen er voraus ſah, daß ſie glauben werden, auch das moraliſche Vermögen zu glauben und den Glauben ſelbſt geſchenkt habe. Von da an ſchieden ſich die Methodiſten in **Wesleyaner** und **Whitefieldianer**.

Dennoch war die Einrichtung der Kirchen-Verfaſſung in beyden Parthien die gleiche; und dieß mag denn auch die Urſache ſeyn, daß die Zahl ihrer Anhänger dennoch immer wuchs, und der Unterſchied zwiſchen beyden Parthien in unſeren Tagen verſchwunden iſt.

Dieß gilt jedoch nur von England, denn in Amerika nahm der Methodismus eine ganz neue Geſtalt an. Nur neun Jahre nach der Spaltung der Sekte in Wesleyaner und Whitefieldianer trat ein Irländer, Namens **Schady-Iland**, in Nordamerika auf, und ſtiftete im Jahr 1750 eine neue Lehre des Methodismus, unter dem Namen „des neuen Lichts.“ Ihr ganzer Gottesdienſt, von dem wir weiter unten ſprechen werden, ſcheint in nichts, als göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Entzückungen zu beſtehen, die durch die Gewalt der Rede hervorgebracht, den Erleuchteten zu einem neuen moraliſchen Weſen umſchaffen ſollen, ſoll aber, wie die uns ſehr mangelhaft zukommenden Nachrichten verſichern, mit Abſurditäten und Obſcönitäten ſo vermiſcht ſeyn, daß er den Namen eines Gottesdienſtes nicht verdient.

Im Jahr 1791, in welchem der Tod Wesleys erfolgte, entſtand eine neue Trennung ſeiner Anhänger, die ſich in die **alten** und **neuen Methodiſten** theilten, und wodurch abermal die Anzahl derſelben ſich bedeutend vermehrte. Die Methodiſten hatten nämlich bis zum Tode ihres erſten Stifters unter dem Joch der Hierarchie geſeufzt. **Wesley** war gleichſam der Papſt dieſer Sekte, wie der Leineweber Rapp von Iptingen in Würtemberg der Papſt der Harmoniter am Wabaſch im nordamerikaniſchen Freyſtaat Indiana iſt, der die Glaubenslehren feſtſezte und die Kirchengeſetze entwarf. Die Prediger dirigirten die ganze Gemeinde in beyden Hemiſphären; die ſtrengſte Ohrenbeichte war bey ihnen eingeführt, die ſo weit ging, daß der Beichtende nicht nur gewiſſenhaft beichten, ſondern auch jede Frage des Geiſtlichen gewiſſenhaft beantworten mußte. So war der Methodismus allerdings ein Hyperkatholicismus und ein unerträgliches Joch, das mit dem Tode des Stifters aufhören mußte. Ein Theil der Wesleyaner ſezte nun ein Kirchendirektorium zuſammen, das aus Geiſtlichen und Layen beſtand, und ſie bekamen auf dieſe Art natürlich, und zwar unter dem Namen der **neuen Methodiſten**, einen ſolchen Zuwachs an Mitgliedern, daß ſie nun zahlreicher, als alle andere Methodiſten-Verzweigungen ſind; und ſie ſind es hauptſächlich, von deren Gebräuchen, Grundſätzen, Lehrart und Kirchenverfaſſung hier die Rede iſt, da ohne dieß, wie oben geſagt wurde, der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Partheien jezt ganz verſchwunden zu ſeyn ſcheint.

Die Grundſätze der Methodiſten ſind ſehr rigoriſtiſch; ſie dringen vor Allem auf feſtes Halten an den Worten der Schrift und auf wörtliche Bibel-Erklärung, was um ſo ſchlimmer iſt, als ſie nicht einmal von ihren Geiſtlichen fordern, daß ſie wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſind. Welche Vorurtheile, welche dem ächten Geiſt des Chriſtenthums zuwiderlaufende Meinungen, Geſinnungen und Handlungen daraus entſpringen müſſen, iſt leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, wie bey einer ſolchen ſtarren Worterklärung der Bibel weder Zeit, noch Umſtände, noch die Perſonen, die dabey berückſichtigt ſind im Betracht gezogen werden. Man kann ſich dieß um ſo leichter vorſtellen, wenn man ſich an die Ungereimtheiten erinnert, welche die wörtliche Erklärung der engliſchen Geſetze hervorgebracht hat, und wodurch die engliſche Geſetzgebungs-Geſchichte ſo reich an bekannten Beyſpielen iſt.

Die Methodiſten beſchränken ſich ferner im Genuſſe mancher erlaubten Freyheit und legen ſich die Erfüllung mancher Pflichten auf, deren Ausübung nicht gerade nothwendiges Erforderniß ihrer Seligkeit iſt. Ja, ſie gehen ſo weit, daß ſie jeden aufheiternden Genuß für Sünde erklären, und ſelbſt das Lachen noch für einen Beweis von der großen, geiſtlichen Unvollkommenheit eines Menſchen halten. Wesley ſelbſt erzählt in ſeinem Tagebuche recht treuherzig, wie der Teufel bisweilen, trotz dem Gebete, ſein Spiel gehabt, und oft plötzlich in der ganzen glaubigen Verſammlung ein unbändiges Gelächter ausgebrochen ſey. Hier ſpricht ſich wohl der engliſche Charakter am grellſten aus!

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Okt.

Unter den fünfzig oder ſechzig neuen Schriften, welche jedwede Woche, laut der Anzeige des Journal de la Librairie, zu Tage gefördert werden, befinden ſich hie und da ſonderbare Bücher, aus denen Jemand, der Muße hätte, ein poſſierliches Quodlibet ſammeln könnte. Von den zulezt erſchienenen fallen mir zwey in die Hände: „Reſeda,“ ein Roman, und „von der Liebe,“ eine Abhandlung in zwey Bänden. Reſeda iſt eine Parodie der bombaſtiſchen Romane des Vicomte d'Arlincourt, der auf ſeinen Ruhm ſtolz ſeyn kann, da ſein Solitär in ich weiß nicht wie viele Sprachen überſezt ſeyn ſoll, und zu einem halben Dutzend Theaterſtücken, untern andern auch zu einer halbkomiſchen Oper Veranlaſſung gegeben hat. In der Parodie wird, wie in den Originalen, ein großer Prunk mit überſpannten Redensarten gemacht, und ſtatt der die Sachen deutlich und kurz ausdrückenden Worte, werden hochtrabende Beſchreibungen gebraucht, die mit der in einer niedrigen Sphäre ſich zutragenden Geſchichte eine lächerliche Wirkung hervorbringen. Die Heldin iſt die Tochter eines Acciſe-Einnehmers, weßhalb ſie zierlich die Tochter der Acciſe genannt wird, ſo wie die Schleichhändler die Söhne des Betrugs heißen; es iſt von baſaltiſchen und vulkaniſchen Farben die Rede, auch hat das Schickſal eine wichtige Rolle in der Erzählung. Anſtatt den Fleck zu nennen, wo Jemand einen Fußtritt erhielt, ſagt der Verfaſſer vermittelſt einer rhetoriſchen Figur: „Er bekam einen Tritt an den Ort, wo die Hunde den Schweif tragen.“ — Die Schrift: Von der Liebe, iſt eine wahre Olla potrida, von dem Verfaſſer der Geſchichte der Malerey in Italien, das heißt, von Hr. Beyle, der als ein luſtiger Offizier in allen Ländern, wo er geweſen iſt, (und bekanntlich iſt die franzöſiſche Armee an manchen Orten geweſen,) ſeine Zeit bey dem weiblichen Geſchlecht zugebracht hat, und daher manche Beobachtung und Erfahrung mag gemacht haben. Die Bibliographen werden Mühe haben, die Werke dieſes Verfaſſers einſt zuſammenzuzählen, da er unter verſchiedenen Geſtalten in der Schriftſtellerwelt erſchienen iſt. So z. B. ſoll der Graf v. Stendahl, der vor einigen Jahren ein luſtiges Werk über Italien herausgegeben hat, kein anderer ſeyn, als eben dieſer Hr. Beyle. Nur ein franzöſiſcher Offizier war im Stande, ſolch ein flüchtiges, freyes, witziges, mitunter ſehr richtige und tief gedachte Gedanken enthaltendes Gemiſch herauszugeben, wozu er übrigens die Materialien nicht nur aus ſeinem eigenen Tagebuche, ſondern noch aus vielen Büchern zuſammengetragen hat, ohne daß daraus etwas Regelmäßiges entſtanden iſt. An Unterhaltung aber fehlt es nicht, wenigſtens auf eine Stunde. Aus dem Leben der höhern und niedern Stände weiß der Verfaſſer Anekdoten, die er auf ſeinen Offiziers-Ausflügen geſammelt hat; es iſt gut, daß er die Perſonen ſelten genannt hat, denn manche würden ſich nicht ohne Erſtaunen, oder gar ohne Erröthen, dem Publikum bloß geſtellt ſehen; noch dazu geſteht der Verfaſſer, daß er manche Anekdoten ausgelaſſen habe, weil man ihm bemerklich gemacht, die Délicatesse françoise dulde ſo etwas nicht. Uebrigens ſind dieſe Anekdoten ganz an ihrer Stelle, denn da der Verfaſſer zeigen will, wie man es in verſchiedenen Ländern mit der Liebe hält, ſo kann er nicht beſſer thun, als dieſes faktiſch zu entwickeln. Wenn die Reihe an Deutſchland kommt, beſonders an Oeſtreich, ſo giebt der Verfaſſer aus Cadet Gaſſicourt's Reiſen mehrere Anekdoten aus, wovon dieſer während des Aufenthalts der franzöſiſchen Armee in Wien Zeuge geweſen war, und welche beweiſen ſollen, mit welcher Treuherzigkeit die Wienerinnen, oder wenigſtens einige Wienerinnen, den franzöſiſchen Offizieren zugethan waren. Hier iſt es vollends gut, daß die Namen nicht genannt ſind, denn ſonſt hätte Cadet Gaſſicourt die Fackel der Zwietracht in wenigſtens zwanzig Familien geworfen, die wahrſcheinlich jezt ſehr ruhig leben und ſchlafen. Beſonders viele Anekdoten weiß der Verfaſſer aus Italien, wo er mehr Gelegenheit zum Sammeln gehabt zu haben ſcheint. Hievon eine: „Nello della Pietra hatte Donna Pia, einzige Erbin der Tolomei, der reichſten und angeſehenſten Familie von Siena, geheirathet. Ihre Schönheit, die ganz Toskana zur Bewunderung diente, erregte in dem Herzen ihres Gemahls eine Eiferſucht, welche durch falſche Berichte und beſtändig erneuerten Verdacht noch mehr angefacht wurde, und ihn zulezt zu einem ſchrecklichen Entſchluß verleitete. Es iſt jezt ſchwer zu entſcheiden, ob ſeine Frau ganz unſchuldig war, allein Dante ſtellt ſie uns als ſolche dar. Ihr Gemahl führte ſie in die Maremma di Volterra, die ſonſt, wie noch jezt, wegen ihrer Malaria berüchtigt war. Aber nie wollte er ſeiner unglücklichen Frau die Urſache ihrer Verdammung nach einem ſo gefährlichen Orte ſagen; ſein Stolz verſchmähte es, eine Klage oder eine Beſchuldigung auszuſprechen. Er lebte einſam mit ihr in einem verlaſſenen Thurme, deſſen Ruinen am Meeresufer ich noch geſehen habe; dort brach er nie ſein verächtliches Stillſchweigen, antwortete nie auf die Fragen ſeiner jungen Gemahlin, und hörte nie auf ihre Bitten. Er wartete kaltblütig, bis die bösartige Luft ihre Wirkung würde geäußert haben. Auch ſäumte die Ausdünſtung des Moraſtes nicht, ihre Geſichtszüge, die ſchönſten, ſagt man, die jenes Jahrhundert geſehen hatte, zu entſtellen. Nach einigen Monaten ſtarb ſie. Einige Chronikenſchreiber aus jener entfernten Zeit berichten, Nello habe den Dolch gebraucht, um ihr Ende zu beſchleunigen; genug, ſie ſtarb in dem Moraſt auf irgend eine ſchreckliche Art, die ſogar für die Zeitgenoſſen ein Geheimniß geblieben iſt. Nello della Pietra überlebte ſie und brachte ſeine übrigen Tage in einem Stillſchweigen zu, das er nie brach. Nichts iſt edler und zarter, als die Anrede der jungen Pia an Dante. Sie wünſcht in das Gedächtniß der Freunde zurückgerufen zu werden, die ſie ſo jung auf der Erde hat verlaſſen müſſen; indem ſie jedoch ihren Gemahl nennt und bezeichnet, will ſie ſich nicht die geringſte Klage über eine unerhörte, aber unwiderrufliche Grauſamkeit erlauben, und zeigt nur an, er wiſſe um die Geſchichte ihres Todes.“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 90.

Nro. 271.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 12. November 1822.

> Dieſe Hallen, in denen Tauſende beteten, wenn auch ihre Götter uns fremd waren, flößten uns Andacht ein.
>
> Georg Forſters ungedruckte Briefe.

Ein Beſuch in dem ausgehöhlten Tempel von Keneri.

In einer meiner Wanderungen benutzte ich die Gelegenheit, um die berühmten, ausgehöhlten Tempel von Keneri zu beſuchen, welche mit denen auf der Inſel Elephanta von gleichem Alter zu ſeyn ſcheinen, und als Denkmäler von beynahe unglaublicher Anſtrengung, und als Ueberreſte von beynahe eben ſo großer Pracht nicht weniger merkwürdig ſind. Ihre Entfernung von Bombay iſt ungefähr zehn engl. Meilen, wovon der größte Theil des Weges der rauheſte iſt, der ſich denken läßt, und ſich um ſteile und hohe Berge durch das dickſte und wildeſte Gebüſch hindurch windet. Nach einer ermüdenden Wanderung kamen wir zu einem Berge, welcher zu einer bedeutenden Kette gehört, die ſich quer über den nördlichen Theil der Inſel hinzieht; dieſer beſtand, mehr als die Uebrigen, aus einem Felſenbette, worüber eine dünne Erddecke zuweilen einige Kräuter trug — und dieſer war der Gegenſtand unſeres Beſuches. So wie wir uns dem Gipfel näherten, zeigten die zerſtreut liegenden Trümmer von Pfeilern und Geſimſen, daß wir uns nicht weit von den Höhlen befanden, welche wir auch bald erreichten. Der erſte Gegenſtand, welcher uns auffiel, war die ſogenannte große Höhle; dieſe mit einem geräumigen Portal am Eingange, bildet einen großen Tempel von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite; auf jeder Seite des Portals ſtehet eine koloſſaliſche Bildſäule von 20 bis 30 Fuß Höhe, welche, obgleich ſie ſich nicht in der Reinheit des Styles auszeichnen, doch in vieler Hinſicht Bewunderung verdienen, indem ſie ganz charakteriſtiſch und mit den übrigen Skulpturen der Höhle in völliger Uebereinſtimmung ſind. Nächſt dieſen Geſtalten befinden ſich die Wände des Portiko und die Kapitäler von 28 Säulen, die in der Höhle umherſtehen, eine Menge kleiner Geſtalten, deren Geſchmack und Ausführung an einigen Stellen wahrhafte Schönheit verräth; ich habe mich geirrt, wenn ich ſagte, daß die Kapitäler von allen den 28 Säulen mit Skulpturen verziert wären, denn ſechs oder acht derſelben bilden ganz einfache ſechs- oder achteckige Säulen. Meiner Meinung nach wurden dieſe Säulen, wie mühevoll auch die Arbeit geweſen ſeyn mochte, durch den Aberglauben der Portugieſen ihrer Verzierungen beraubt, die dieſe Höhle in eine Kirche umgewandelt gehabt haben ſollen. Dicht bey dieſer Höhle befinden ſich andere, die, obgleich nicht ganz ſo geräumig, doch von bedeutender Größe ſind. Von der großen Höhle, ſchräg nach dem Berggipfel zu, führte uns unſer Pfad zu mehrern Höhlen, welche in Größe ſowol, als in der Anlage verſchieden waren, einige hatten eine Menge Verzierungen in Alto-relief auf den Mauern, und andere hatten gar keine. Von dieſen Geſtalten waren einige von menſchlicher Größe, andere kleiner, in mancherley Stufen bis auf achtzehn und zwölf Zoll hinab; die Seite des Berges, wo dieſe Höhlen hineingearbeitet waren, war durch einen engen Paß von einem andern Berge getrennt, welcher auf der entgegengeſezten Seite ähnliche Höhlen hatte. Der natürlichſte Gedanke, welcher einem jeden aufgefallen zu ſeyn ſcheint, welcher dieſe Höhlen beſucht hat, iſt, daß ſie ehemals irgend einer religiöſen Geſellſchaft zum Aufenthalt gedient haben müſſen, da die meiſten derſelben augenſcheinlich Zellen für eine einzige Perſon geweſen: ein Schluß, welcher ſich aus ihrem Umfang und dem Umſtande ergibt, daß ſich in dem Felſen eine einzige Lagerſtätte ausgehauen findet. Die Entfernung zwiſchen der großen Höhle und dem Gipfel iſt groß genug, daß man zwey und zuweilen drey Reihen von Zellen übereinander hat anbringen können; dieſe ſind durch in den Felſen gehauene Treppen mit einander verbunden. Wir ſtiegen auf denſelben ſehr gemächlich bis zum Gipfel hinan, von wo aus wir eine herrliche Ausſicht über die ganze Seite der Inſel genoſſen.

Die obere Oberfläche des Berges trägt überall die Spuren des Meißels, in den Ueberreſten von großen Waſſerbehältern und Stellen, welche dem Gottesdienſt, den Wiſſenſchaften oder dem Vergnügen gedient haben mochten. Als wir über den Berg hinſchlenderten, begierig, ſo viel zu ſehen, als die Zeit verſtattete, kamen wir am Ende des Paſſes vorüber, wo wir eine große Strecke weit die Trümmer einer ungeheuern Mauer verfolgten: zu welchem Zweck aber ſie gedient haben mochte, ob, um den Zugang zu verſperren, oder zur Schutzwehr gegen die Gewalt der Paſſatwinde, konnten wir nicht ausfinden. Merkwürdig iſt es, daß wir keine Ueberreſte von Kalk, oder irgend einem andern Cement fanden, welche die Steine dieſer Mauer verknüpft haben konnten; ſtatt dieſem aber bemerkten wir Löcher in den Steinen, welche zur Haltung von Klammern gedient zu haben ſchienen, in dieſen aber konnten wir, ungeachtet all unſeres Suchens, keine Spur von Metall finden. In der Nähe ſahen wir ein kleines, abgelegenes Thal, welches ehemals zum Garten gedient haben mochte.

Es iſt bemerkenswerth, daß wir in zwey oder drey von dieſen Höhlen, welche das Anſehen von Kapellen zu den umgebenden Zellen hatten, ganz deutliche Spuren von Freskogemälden ſahen, welche in einfacher, blauer und rother Farbe, einzelne Geſtalten von Hindu'ſchen Gottheiten vorſtellten. Sie waren leider beynahe ganz verwiſcht, und, wie es ſchien, mehr durch Menſchenhände, als durch die Hand der Zeit; wahrſcheinlich war dieß auch ein Werk der Portugieſen. So viel indeſſen ſieht man noch, daß einige derſelben mit ziemlicher Geſchicklichkeit gezeichnet waren: die Hände, die Füße, die Stellungen, und beſonders der Ausdruck in den Geſichtern verriethen einen guten Styl. Ich muß noch erwähnen, daß eine jede Zelle einen tief in den Felſen gehauenen Waſſerbehälter hatte, in welchen das Waſſer durch kleine Leitungen von der Anhöhe herabgeführt ward. Ich glaube nicht, daß man je die Anzahl der Höhlungen in dieſem Berge genau gefunden habe, welcher immer mehr derſelben zeigt, je mehr man ihn unterſucht; es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es deren viele gibt, die ſeit Jahrhunderten kein menſchlicher Fuß betreten hat, indem viele durch den Einfluß des Paſſatwindes auf der ſüdweſtlichen Seite des Berges unzugänglich geworden ſind, und ſchnell in Trümmer übergehen... Die Geſichtszüge ſo wie das wollige Haar der auf dieſe Steinwände eingehauenen Geſtalten verrathen einen Kaffern- oder afrikaniſchen Urſprung — es ſind Züge eines Volkes, wie es jezt auf der ganzen hindoſtaniſchen Halbinſel keines mehr gibt — wem mögen alſo dieſe ungeheuern Werke ihren Urſprung zu verdanken haben?!

Nachricht von einem Manne, welcher zehn Jahre lang lebte, nachdem er mehrere Zulegmeſſer verſchlungen.

Von A. Marcet, Arzt des Guy's-Hoſpitals in London.

Im Monat Juni 1799 befand ſich Johann Cummings, ein amerikaniſcher Matroſe von ungefähr 23 Jahren, mit ſeinem Schiffe an der franzöſiſchen Küſte. Er begab ſich mit einigen andern in der Nähe von Havre ans Land, wo ſie in einem Zelte einen Taſchenſpieler ſahen, welcher, unter andern, Meſſer zu verſchlingen vorgab. Als ſie an Bord zurückgekehrt waren, behauptete Cummings, nachdem er tüchtig getrunken hatte, er könne eben ſo gut Meſſer verſchlingen, als der Franzoſe. Man hielt ihn beym Wort, und forderte ihn auf, es zu thun. So gedrängt (und wie er in ſeiner Erzählung offenherzig geſteht) obgleich nicht ſehr geneigt, die Sache in die Hand zu nehmen, ſo wollte er doch nicht gern gegen ſein Wort gehen, und da er eine gute Portion Schnapps genoſſen hatte, ſo nahm er ſein eigenes Taſchenmeſſer, und beym Verſuche, es zu verſchlingen, ſchlüpfte es mit der größten Leichtigkeit in den Schlund, und wurde mit Hülfe des Getränkes und von dem Gewichte des Meſſers, in ſeinen Magen hinabgeführt. Die Zuſchauer waren indeſſen mit Einer Probe nicht zufrieden, und fragten den Künſtler, ob er noch mehr verſchlingen könne? Er antwortete: „Alle Meſſer auf dem Schiffe;“ worauf man ſogleich drey Meſſer herbeybrachte, die er wie das erſte verſchlang; und dieſer kühne Verſuch eines betrunkenen Menſchen (wie er ſich ſelbſt ausdrückt) unterhielt die Geſellſchaft den ganzen Abend. Am folgenden Morgen hatte er einen Stuhlgang, welcher nichts ungewöhnliches zeigte; und des Nachmittags hatte er einen andern, womit er ein Meſſer wegbrachte, nicht aber das, welches er zuerſt verſchlungen. Am folgenden Tag kamen zwey Meſſer zugleich zum Vorſchein, wovon eines das erſte war, welches er am vorigen Tag vermißt hatte. Das vierte kam mit ſeinem Wiſſen nie hinweg, ohne daß er je die geringſte Unbequemlichkeit davon verſpürt hätte. Nach dieſem großen Kunſtſtück dachte er ſechs Jahre lang nicht mehr daran, Meſſer zu verſchlingen.

Im März 1805 aber, wo er ſich zu Boſton in Amerika befand, ließ er ſich durch den Trunk verleiten, gegen ſeine Kameraden mit ſeiner vorigen That groß zu thun, und ſich bereit zu erklären, ſolche zu wiederholen; worauf man ihm ein kleines Meſſer gab, welches er ſogleich verſchlang. Im Laufe des Abends verſchlang er noch fünf andere. Am folgenden Morgen kamen eine Menge Menſchen, um ihn zu ſehen; er verſchlang noch acht andere Meſſer, welches zuſammen vierzehn machte. — Dießmal aber bezahlte er theuer für ſeinen Spaß; denn am folgenden Morgen ergriff ihn ein heftiges Erbrechen und Magenſchmerzen, weßwegen man ihn nach dem Hoſpital bringen mußte, wo er bis zum 28ſten des folgenden Monats blieb, und inzwiſchen, wie er ſich ausdrückt, ſeiner Ladung entledigt ward.

Den folgenden Tag ſegelte er nach Frankreich ab, und bald darauf in einem andern Schiffe nach Amerika zurück. Während der Reiſe aber wurde daſſelbe von einem brittiſchen Schiffe gekapert, und, nachdem es zu St. Johns Neuland verurtheilt, er ſelbſt auf das engliſche Schiff gepreßt und nach England gebracht. Eines Tages, während daſſelbe bey Spithead lag, betrank er ſich, und fing wie gewöhnlich an, ſich ſeiner ehemaligen Thorheit zu rühmen. Man forderte ihn auf, den Verſuch zu wiederholen, und am Abend des 4. Dezembers 1805 verſchlang er fünf Meſſer. Am folgenden Tage ließen ihn die Offiziere vor ſich kommen, und durch ihren Beyfall und der Menge des Getränkes aufgemuntert, verſchlang er dieſen Tag, ſo viel er ſich erinnert, neun Zulegmeſſer, wovon einige ſehr groß waren; die Zuſchauer zwar verſicherten ihn nachher, er habe vier mehr verſchlungen, wovon er aber gar nichts wußte, da er vermuthlich um dieſe Zeit zu betrunken war, um ſich irgend einer Sache zu erinnern. Dieß indeſſen war das leztemal, daß er dieſes Kunſtſtück übte, und er hatte in allem jezt 35 Meſſer verſchlungen, dieſer lezte Verſuch aber koſtete ihn zulezt das Leben.

Am folgenden Tag fühlte er ſich ſehr unpäßlich und wandte ſich an Doktor Lara, den Schiffsarzt, der nach einer genauen Erkundigung ſich von der Wahrheit all der obigen Angaben überzeugte, aber ungeachtet aller angewandten Mittel dem Kranken keine Erleichterung verſchaffen konnte. Endlich nach ungefähr drey Monaten, nachdem er eine ſtarke Portion Oel zu ſich genommen, fühlte er, ſeinem eigenen Ausdruck zu Folge, die Meſſer nach einander in ſeinem Gedärme hinabfallen, worauf er, obgleich er nicht ſagt, ob ſie wirklich von ihm gegangen, ſich beſſer fühlte, und ſo blieb, bis zum 4. Juni 1806, als er im Erbrechen eine Seite eines Meſſerſtiels heraufbrachte, welche ein Matroſe, dem das Meſſer gehört hatte, erkannte. Im Monat November deſſelben Jahres brachte er mehrere Fragmente von den Meſſern hinweg, und noch andere im Februar 1807. Im Juni deſſelben Jahres wurde er als unheilbar vom Schiffe entlaſſen, worauf er ſich nach London begab, und im Guy's-Hoſpital unter Doktor Babington aufgenommen ward. Nach ein Paar Tagen wurde er wieder aus demſelben entlaſſen, da Niemand ſeiner Erzählung glauben wollte, aber im Monat Auguſt von demſelben Arzt wieder aufgenommen, da ſeine Geſundheit in der Zwiſchenzeit ſich augenſcheinlich verſchlimmert hatte. Wahrſcheinlich war es um dieſe Zeit, wo der Unglückliche ſeine Leidensgeſchichte ſchrieb, welche mit ſeiner zweyten Aufnahme ins Hoſpital, endigt. In den Hoſpital-Regiſtern finde ich indeſſen, daß er am 28. Okt. in verbeſſertem Geſundheitszuſtand entlaſſen wurde, und er zeigte ſich nicht wieder in demſelben, bis im September 1808, nämlich ungefähr ein Jahr ſeit ſeiner erſten Aufnahme. Er wurde der Sorgfalt des Doktor Curry übergeben, und ſank allmählig unter ſeinen Leiden, bis er im März 1809 in völliger Abzehrung ſtarb.

Ausgetrocknete Quellen in Uſtika.

Zu Palermo und in der Umgegend hatte die außerordentliche Hitze und Trockne der Sommermonate bis in den September hinein ſehr ſehr nachtheilige Folgen gehabt. Unter andern waren auf dem kleinen, funfzig Meilen von der ſicilischen Küſte abliegenden, Eilande Uſtika eine Zeitlang alle Waſſerquellen gänzlich ausgetrocknet geweſen, ſo daß die armen Inſelbewohner hätten vor Durſt ſterben müſſen, würde ihnen nicht der Intendant von Palermo eine Brigantine mit einem Waſſervorrathe auf zehn bis zwölf Tage haben zukommen laſſen. Durch dieſe menſchenfreundliche Vorkehrung wurden ſie vom Tode gerettet. Ein vom 12. September datirter Brief der Geretteten an ihren Retter iſt ungemein rührend und enthält, neben den Bezeugungen des innigſten Dankes gegen den Stellvertreter der Regierung, eine naive Schilderung des bedauerlichen Zuſtandes, in welchen jene Trockne die geſammte Einwohnerſchaft von Uſtika verſezt hatte, ſo wie auch der lauten und allgemeinen Freude, welche die Ankunft des mit dem köſtlichen Vorrathe beladenen Fahrzeuges unter den vom Durſte Gemarterten erregte. Gegen Ende Septembers ſtand zu Palermo der Thermometer noch fortwährend auf 29° und die Stadt fing an, ſo gut ſie auch mit Waſſer verſehen iſt, an dieſem Bedürfniſſe Mangel zu leiden. Noch am 30ſten des genannten Monats waren die ſo viel als vertrockneten Brunnen in Muſſamela, Meſſoiuſo, Carini und andern zunächſt bey Palermo liegenden Dörfern, fortwährend mit Schildwachen umſtellt, um zu bewirken, daß das noch übrige Waſſer mit gehöriger Sparſamkeit unter die Einwohner vertheilt werde. — Zu Rom war in den erſten Tagen des Oktobers weniger heiße Witterung eingetreten und in der Umgegend der Stadt hier und da ſtarker Regen gefallen. Gleichwol blieben die Einwohner von **Albano**, **Fraſcati** und den umliegenden Ortſchaften noch immerfort von den Folgen der lang anhaltenden Trockne ſowol als des unerhörten Waſſermangels beläſtigt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Fortſetzung.)

Das größte Spektakelſtück, welches hier geſehen worden, iſt auf dem Theater an der Wien aufgeführt und hat den Titel: **Timur, der Tartar-Chan.** Das Uebrige lautet der Ankündigung nach alſo: Romantiſches Melodram (könnte auch heißen: Kavalleriſtiſches Melodram) in drey Aufzügen, nach dem Engliſchen des **Lewin**, von **Joſeph** Ritter v. **Seyfried**. Die Muſik vom Kapellmeiſter und Opern-Direktor **Ignaz** Ritter v. **Seyfried**. Die neuen Dekorationen vom Hrn. **Neefe**. (Es ſind ihrer fünf ungefähr, die großen Effekt hervorbringen.) Die neuen Koſtümes vom Hrn. **Lucca Piazza**. Unten ſteht: Die Handlung ſpielt unfern der kaſpiſchen See. Das Arrangement der Aufzüge, Märſche, Gefechte zu Pferd und zu Fuß, Gruppirungen ꝛc. ꝛc. hat Hr. **Lewin** (der engliſche Mimiker), mit Zuziehung der ganzen Geſellſchaft des Hrn. **Tourniaire**, beſorgt. — Tags vorher war ſchon bekannt gemacht, daß Logen und geſperrte Sitze zu dieſer Vorſtellung bereits vergriffen wären. Ich kann mich eigentlich nur bey den Pferden aufhalten; dieſe künſtleriſchen Thiere machen ihre Sachen aber auch vortrefflich, ja ſelbſt unübertrefflich, wenigſtens werden die **gabelförmigen** Thiere ihnen **nicht** den Rang ablaufen, und wenn ſie nach **Rouſſeau's** Syſtem auf allen Vieren herumliefen. Es iſt wirklich mehr der Mühe werth, dieſes Stück zu ſehen, als zu hören — den muſikaliſchen Theil, der gründlich und anſprechend behandelt iſt, nehme ich billig aus. Auf die Kunſtreiterey iſt Alles berechnet, und die Nationalität des Stoffs entſpricht dieſem Zweck. In den Aufzügen und Märſchen glaubt man über fünfhundert edle tartariſche Roſſe in **Einem fort** über das Theater und hinauf über die Brücke ziehen zu ſehen. Dann kommt eine **mingreliſche** Prinzeſſin auf einem reich geſchmückten Zelter, dieſer beugt die Knie, und das **hohe Fürſtenbild** ſteigt ab, haranguirt pathetiſch und zieht wieder hin. Der zweyte Akt iſt blos tartariſchen Ritterſpielen gewidmet, wenigſtens größtentheils. Hier wird ein ganzes Carouſſel gehalten. Kunſtvolle Kämpfe folgen zweyfach und vielfach, in Duetten und Sextetten auf einander. Späterhin iſt hier eine Menuet à la Reine zu Pferd eingeſchoben worden. Dieſer Tanz kann den Tänzern, die nicht gerade zur großen Oper in Paris und andern Orten gehören, zum Muſter dienen. Da herrſcht eine Leichtigkeit und Präziſion in den Figuren, eine Grazie in den Bewegungen! — und dieſe allerliebſten Seiten-Chaſſé's! — Daß man nur nicht glaubt, ich wolle perſifliren, wie manche Schriftſteller die italieniſchen Sänger; nein, es iſt mein völliger Ernſt. Und Jeder applaudirte ſtets in vollem Ernſt. Da war keine Beſtellung auf den Gallerien, damit die lieben Künſtler etwa gute Rollen oder eine Zulage bekommen. Alles war verdienter Lohn, und in allen Theater-Blättern ruhmvolle Anerkennung. Aber im dritten Akt ging das Spektakelſpiel erſt los. Da ſtürzt ſich z. B. die Prinzeſſin aus Mingrelien von der Baſtion herab. Gegenüber, ganz vorn hervor, ſprengt ein rettender tartariſcher Engel über das Theater, ſtürzt ſich ſammt dem Roß unter dem Brückenbogen in's Waſſer, taucht bald wieder empor, und ſprengt, die Prinzeſſin über dem Sattel, ſteil hinauf und rechts hinunter, daß Kies und Funken ſtieben, und gerettet iſt das **Unglücksbild**. Aber bald nachher flankirt eine ganze Schwadron, ſteil hinauf und rechts hinab, und zulezt beginnt eine furchtbare Pferdeſchlacht — ein **Schlachten** iſt es nicht. Dann ſtürzen einige tapfre Heldenthiere ſchwer verwundet nieder und hauchen plaſtiſch ihren Athem aus — O **Reimarus**! warum darf ich nicht ſagen: ihre Seele! — Dieß iſt nur eine ſchwache Skizze von dem großen Tableau. Dreyßigmal iſt es ununterbrochen fortgegeben worden, und hat der Kaſſe über 20.000 fl. baaren Profit abgeworfen. **Tourniaire** erhielt wöchentlich für ſeine kunſtfertige Geſellſchaft 1500 fl. W. W. Aber da ſah man doch etwas; und wenn man zuweilen in ein Theater kommt, ſo hört man nichts, als fremde Zungen und ein ewiges Stottern für's liebe Geld. In einem komiſchen Duett auf dem Volks-Theater gibt daher ein reiſender Wiener, der nach dem Orient kommt, ſeiner Geliebten, die er dort antrifft, auf die Frage: „Haſt nix vom Theater an der Wän (Wien) gehört?" — ganz naiv zur Antwort: „Da ſpiel'n's vier Wochen halt alleweil **zu Pferd**." Das bringt ein Klatſchen hervor, als ob viertauſend Hände drein ſchlügen. Unter den dreyßig Vorſtellungen war eine der lezten noch eine Benefiz-Vorſtellung. Gleich nach der lezten aber folgte, gleichfalls zur freyen Einnahme: **Arnulph der Schwarze, oder Verbrechen und Buße.** Romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen, vom Baron **Fr. de la Motte Fouqué**. Das machte freylich eine andere Miene. Gedruckt heißt es: **Der Leibeigene.** Außer dem Titel iſt wenig daran verändert. Es nimmt ſich aber auch in der Darſtellung nicht aus, ſo anziehend es als Dichtung iſt. Die Zuſchauer hatten größtentheils mehr Luſt zum Lachen, als zum Weinen; als Differenzpunkt trat die Langeweile ein. Das Stück iſt ſchwerlich für die Bühne beſtimmt.

Auf dem Hof-Theater an der Burg, deſſen Künſtlerverein immer vollſtändiger und glänzender wird, gab man zur Feyer des allerhöchſten Namensfeſtes den **Cid**, nach der Bearbeitung des verdienſtvollen **Matthäus v. Collin**. Ein großer Theil der ſehr aufmerkſamen Verſammlung äußerte ſich ganz vernehmlich: „Das iſt **ſehr** ein ſchönes Stuck!" — und ſeufzte ganz im Stillen: „Aber halt ein biſſerl langweilig." Das Sprichwort: Cela est beau comme le Cid, wollte ihnen nicht recht in den Kopf. Die **Müller** gab den Charakter der Chimene vortrefflich. Ich habe die zweyte Vorſtellung geſehen. Man ſagt, das erſtemal ſey der Künſtlerin die Darſtellung mißlungen. Einige Befangenheit mag ſich wohl gezeigt haben; unmöglich kann aber eine zweyte Darſtellung ſo vorzüglich ausfallen, wenn die erſte durchaus mißlungen war. Der Styl im Ganzen näherte ſich dem hier urſprünglich erforderlichen Charakter des tragiſchen Kothurns, jedoch in mildern Umriſſen und mit all dem Ton- und Farbenwechſel, den die im Konflikt begriffenen Gefühle nöthig machen. Die innere Anregung und die techniſche Verſinnlichung wirkten harmoniſcher. Sie hat, meines Bedünkens, durch dieſe Leiſtung ihre beſten unter den vorhergehenden überboten. Eine Reihefolge ſolcher Darſtellungen mag wohl Anſprüche auf das Prädikat einer großen tragiſchen Schauſpielerin geben. Oder ſollte das reifere Alter hierin Vorzüge haben? — Dieſe Künſtlerin zählt kaum achtzehn Jahre.

Auf dem Opern-Theater wurde zur Feyer des Feſtes: **Cora** gegeben. Muſik von **Simon Meyer** und **Weigl**. Lezterer hat nämlich mehrere Geſangſtücke im Styl des Ganzen gedichtet, die zugleich mit der dem Meiſter eigenen Gediegenheit ausgeſtattet ſind. Einzelne Theile von **beyden** Komponiſten wurden mit Beyfall aufgenommen; das Ganze machte wenig Glück. — Auf dem Theater an der Wien zog die Kunſtreiterey auf. Mögen die engliſchen Dramatiker und Virtuoſen uns nur recht viele dergleichen Fabrikate liefern, und das Publikum nur auch lange Geſchmack daran finden! Aber wir ſind hier in dieſem Punkt etwas veränderlich.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Nro. 272.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 13. November 1822.

> Mancher klopft mit dem Hammer auf der Wand herum, und glaubt jedesmal, er treffe den Nagel auf den Kopf.
>
> Goethe.

Aus Paris.

Die Vendome-Säule.

Man muß ſehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger franzöſiſchen Schriftſteller begegnet, welche Beſchreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entſtanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon ſprechen? Napoleon hat ſie geſchaffen. Um dieſer ſtechenden Wahrheit auszuweichen, ſieht man jene armen Herrn ſich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherley Windungen, und ſtellen für ſchreibende Höflinge die ſchönſten Styl-Muſter auf. Sie ſagen: alle Bauwerke der kaiſerlichen Regierung wären ſchon unter Ludwig XIV. beſchloſſen worden; Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe ſeines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern *wollen*; Ludwig XVI. ſey auf Gleiches bedacht geweſen, habe es aber unterlaſſen, um ſeine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beſchweren. Dann ſagen ſie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen laſſen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm ſo viele und große Werke entſtanden, der Bewunderung zu entziehen, ſagen ſie: Buonaparte habe zu Pferde der Unſterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunſtwerke größern Nachruhm bringen würden, als ſeine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit ſeiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er ſich beeilt, ein gefälliges Andenken zuzurückzulaſſen. Endlich, weil ſie fürchten noch nicht genug geſchmeichelt, Napoleon noch nicht genug geläſtert zu haben, ſagen ſie: er habe die Baukunſt *nicht* geſchätzt, die Baukünſtler *nicht* aufgemuntert, *nicht* belohnt, ſie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant geweſen, ein Architekt wegen einer Schuld bey dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieſes wahr iſt, muß man ſich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihn, als er noch Kind war, höchſt wahrſcheinlich eine dieſer Perſonen irgend ein Pätſchchen gegeben. Bey Gelegenheit der Vendome-Säule, ſagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajans zu Rom ſklaviſch nachbilden laſſen, weil er den Künſtlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiſte zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wiſſen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künſtler unſerer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwiſchen hölzernen Stäben eingeſperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, vom Schloß und Riegel gegen freye Unterſuchung geſchützt — das iſt ihr höchſtes Thun. Aber ein Bauwerk unter freyem Himmel, auf den Markt des freyen Urtheils hinzuſtellen, Allen verſtändlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen ſie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule iſt das ſchönſte unter allen Bauwerken Napoleons; unter ſolchen nämlich, die eine ſittliche Vorſtellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thieriſchen Menſchen gewidmet ſind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuſer, die der franzöſiſche Kaiſer aufführen ließ, ſo muß man geſtehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome ſoll, wie bekannt, die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie iſt rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein ſchönerer Bauſtoff als den der türkiſche Kaiſer zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutſche Zeitung ohne Anſtoß erzählt hat, bey ſeinem Barte geſchworen, in Griechenland eine Moſchee von Chriſtenſchädeln aufrichten zu laſſen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons ſtand. Sie war, wie ihr Urbild, ſo feſt auf den Beinen, daß man ſie abſägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde ſpäter das Pferd gegoſſen, worauf Heinrich IV. auf Pont-Neuf ſizt. Eine finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand ſteigt man den ängſtlichen Weg hinauf, der ſo eng iſt, daß man den etwa Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwey ſich Begegnende könnten ſich nicht ausweichen. So ſind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde ſich vor einigen Jahren herabgeſtürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Laſt. In funfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelſtichen der Polizey nahm er feig die Flucht. Von dieſer Säule des Ruhms ſchaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutſchen wohlthun würde, wenn es die Binſe größer und ſtärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben ſie, um der Weltgeſchichte Höflichkeit zu lehren, die Inſchrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Beſtimmung ausdrückte. Die Inſchrift war in lateiniſcher Sprache, und die Wenigſten hatten ſie verſtanden: die leere Tafel kann jezt jeder dumme Bauer leſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die beabſichtigte Miſſion der Basler-Geſellſchaft nach Perſien.

Bey der zweyten öffentlichen Jahresfeyer der evangeliſchen Miſſions-Geſellſchaft in Baſel, am 14. und 15. Auguſt 1822, wurde, neben andern Miſſions-Berichten ihrer Zöglinge, auch ein ſehr umſtändlicher, aus Petersburg im April 1822 erlaſſener, der fünf nach Perſien beſtimmten Miſſionarien vorgelegt, welcher von einem derſelben, Hrn. Auguſt Dittrich, verfaßt, theils ihre bisherigen Vorbereitungsarbeiten für die Sendung, theils ihre Ausſichten und Reiſeplane meldet. Hinſichtlich der beyden leztern will man hier einige Auszüge der Denkſchrift liefern.

Zunächſt ſollte die ungeſäumt anzutretende Reiſe nach Aſtrachan gehen, als zu einem der großen Mittelpunkte (wir laſſen von nun an die Denkſchrift reden), wo die aſiatiſchen Nationen zuſammenſtrömen, wo Türken und Perſer, Bucharen und Tartaren, Indier und Mongolen einander begegnen, und neben einander den unbekannten Gott in entgegengeſezten Irrthumsgeſtalten anbeten. Es iſt der Eingang zum Orient und zu dem benachbarten Perſien, und Hunderte von Perſern haben ſich daſelbſt niedergelaſſen. Darum dürfen wir hoffen, daß ein Aufenthalt einiger Monate vom ungemeinem Nutzen für das Studium der perſiſchen und türkiſchen Sprache nicht blos, ſondern zugleich zu einer erfahrungsmäßigen Anſicht von dem geiſtlichen Zuſtand und Bedürfniß dieſer Menſchen ſeyn werde. Eben dieſelbe Stadt iſt ſeit langem der Mittelpunkt der ſeit zwanzig Jahren unter den Tartaren beſtehenden ſchottiſchen Miſſions-Stationen, wo tief erfahrene und thätige Arbeiter des Reiches Gottes vereinigt, und zugleich eine nie ruhende Druckerey aufgerichtet iſt. Zwey aus jenen, die Herren Macpherſon und Pleith, ſind ſelbſt auch bereit, nach dem Süden von Perſien hinaufzureiſen, und dort, oder in Indien, wenn in Perſien die Thüre verſchloſſen ſeyn ſollte, das Kreuz Chriſti zu predigen. Von Aſtrachan gedenken wir, zur nähern und beſtimmtern Vorbereitung einer Niederlaſſung an der perſiſchen Grenze, nach Georgien abzugehen, und hier iſt es die Hauptſtadt Tifflis zunächſt, in welcher wir mit der Gouvernements-Regierung über die Erlaubniß, einen für die Zwecke des Reiches Gottes bequem gelegenen Niederlaſſungsort aufzufinden, zu reden und zu verhandeln haben werden.

So ſehr es auch möglich und nach mancherley Umſtänden ſelbſt wahrſcheinlich ſeyn mag, daß uns ein Arbeitsfeld in der Mitte Perſiens eröffnet werden könne, wo mit Sicherheit großer Segen zu verbreiten möglich ſey, ſo bleibt es doch unumgänglich rathſam, ja nothwendig, daß in einem chriſtlichen Lande an der Grenze ein größerer Niederlaſſungsort feſtgefaßt werde, der zum Mittelpunkt der Thätigkeit ſich eigne. Denn ſo günſtig auch die Aufnahme des Evangeliums in Perſien ſeyn mag, ſo bleibt es doch feſtes Staats- und Religions-Geſetz, daß jeder, der aus dem Islam zum Bekenntniß Chriſti ſich begibt, in eben demſelben Moment des Todes ſchuldig wird. Es bedarf alſo eines Zufluchts-Ortes für gläubig gewordene Islamiten an der Grenze ihres Landes, und dieß nicht weniger für die Miſſionarien ſelbſt, wenn durch den Schall von der Wirkung des Evangeliums die Hitze der Verfolgung entzündet werden, und ſich im Inland überall hin verbreiten ſollte. Und in eben derſelben Weiſe können auch Schulen, welcher Art ſie ſeyn mögen, und eine Druckerey im Anfang nur an dem Eingang des Landes angelegt werden, wenn ſie ſich einiger Dauer zu erfreuen haben ſollen.

Zu einer ſolchen Anſiedlung bietet ſich vor allen das große und weite Viereck zwiſchen Tifflis und Gandſcha, Derbent und Baku dar, da daſſelbe nicht nur Perſien angrenzt, und von Tauris, der Reſidenz des Abbas Mirza, des perſiſchen Thronprinzen, nur einige Tagreiſen entfernt iſt, ſondern auch ſelbſt großen Theils Perſer zu Einwohnern beſitzt, und einen erſt kürzlich abgetretenen Theil von dem Gebiet des Chefs von Perſien ausgemacht hat. Darum iſt und bleibt die Verbindung mit dem eigentlichen Iran und dieſen ruſſiſchen Provinzen allezeit groß, und von Gandſcha über das nahe Eriwan iſt ſtets ein ſtark von Karavanen beſuchter Weg ſowol nach Teheran und Iſpahan als nach Erzerum und Moſul geöffnet, und von Baku oder Sallian aus ſegelt man in wenig Tagen an die Küſte Maſanderans, und befindet ſich in einem andern Theil der perſiſchen Monarchie. Alle dieſe Umſtände ſind nicht nur wichtig für die Reiſen der Miſſionarien, welche ſie von hier aus nach verſchiedenen Richtungen zu unternehmen hätten, ſondern zugleich auch würde eine an dieſen Grenzorten errichtete Druckerey ſchnell einen nicht nur weiten Kreis des Wirkens erhalten, ſondern auch in kurzer Zeit nach Süd und Weſt, bis Schiras, Bagdad und Diarbeker ihre Segnungen verbreiten können. Neben dieſer offenbart ſich die Nützlichkeit des Steindrucks für die arabiſchen Schriftzüge und Schreibweiſen täglich mehr, da man oft in Aſtrachan geſehen hat, wie Perſer die gewöhnlichen Druckſchriften kaum anſahen und laſen, ſolche aber, in denen die Züge ihrer Handſchriften nachgeahmt waren, mit Freuden annahmen, ſich erbaten und ſie aufmerkſam laſen.

Vor allem iſt uns eine ſorgſame Erforſchung der zu betretenden Länder und ihrer Einwohner vonnöthen. Wir würden in tauſend eigenem Wahn und Verſuche und unverſtändige Unternehmungen verfallen, wenn wir bey dem gegenwärtigen erſten Eintritt in dieſe Gegenden ſogleich uns niederlaſſen und an einem beſtimmten Ort uns feſtſetzen wollten. Weder der beſte Ort würde gewählt, noch die nöthige Einrichtung getroffen, noch endlich das paſſendſte Verfahren eingeſchlagen werden, da wir als Fremde in fremdem Land, und noch vielmehr als Europäer unter Aſiaten verfahren würden. Es bedarf, daß uns vieles genommen und vieles gegeben werde, ehe wir mit Ruhe und Einſicht dieſen wichtigen Schritt thun können.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Herkulaniſchen Handſchriften.

Bekanntlich hatte der berühmte Chemiker, Sir Humphrey Davy, ſich mit der Hoffnung getragen, vermittelſt chemiſcher Prozeſſe und Kräfte die Herkulaniſchen Handſchriften auseinanderwickeln und lesbar machen zu können, auch ſich zu Betreibung dieſes Geſchäftes perſönlich nach Neapel begeben: allein leider ſind alle ſeine Anſtrengungen ohne Erfolg geblieben. Von 1696 in der Stadt Herkulanum urſprünglich aufgefundenen und in Folge bereits unternommener Arbeiten und auswärtigen Regierungen gemachter Geſchenke gegenwärtig auf 1255 zuſammengehenden Manuſkript-Rollen, fanden ſich nicht mehr als 80 bis 100, von denen Hr. Davy gehofft hatte, daß ſie ſeine Bemühungen einigermaßen lohnen würden. Ob ſeine Hoffnungen in Erfüllung gegangen, ergibt ſich aus nachſtehenden Bemerkungen: Hr. Davy theilt die von ihm genauer unterſuchten Manuſkripte in vier Klaſſen. Erſtens: Die Manuſkripte von hellkaſtanienbrauner Farbe und lockerer Zuſammenſetzung. Dieſe bieten, gleich den ſämmtlichen zu Pompeji aufgefundenen, beym erſten Anblick ſehr deutliche Schriftzeichen dar, und ſcheinen vollſtändige Schriftkolumnen zu bilden; bey näherer Einſicht aber zeigt ſich, daß der Papyrus ſo durch und durch voll Lücken iſt, daß jede Zeile in ihrem dermaligen Zuſtande aus Buchſtaben beſteht, die verſchiedenen Blättern angehören, und nach der Aufwicklung überzeugt man ſich leicht, daß es Buchſtaben von mehr als einem Worte ſeyn. Mit allen ſeinen Vorkehrungen hat Hr. Davy nicht ein einziges ganzes Wort, ſondern lediglich einige Buchſtaben herauszuklauben vermocht. Ueber fünf Sechstel des Inhalts ſind während ſeiner Verſuche unſichtbar geworden. An dieſen Stücken erklärt er alle Mühe für jezt und in Zukunft als verloren. Eine zweyte Klaſſe machen die Handſchriften von brauner Farbe aus. Dieſe ſind von feſter Zuſammenſetzung, ließen ſich mit leichter Mühe auseinander wickeln, waren aber ſolchergeſtalt vom Waſſer durchdrungen, daß nur ſehr wenige derſelben noch Worte enthielten, und von den Buchſtaben wenig oder gar nichts mehr zu ſehen war, weil ihre Kohlenbeſtandtheile ſich auf die Blätter der Handſchrift abgeſezt hatten. Dann folgen die ſchwarzen Manuſkripte, deren Blätter ganz ſind und nicht ſtark an einander kleben. Von denjenigen derſelben, die genauer unterſucht, d. h. vernichtet worden ſind, hat man blos noch gänzlich brauchbare Fragmente übrig. Noch eine Klaſſe endlich bilden die ſchwarzen und zugleich compakten Handſchriften. Dieſen haben, mit ſehr wenigen Ausnahmen, die mannigfachen, von dem brittiſchen Chemiſten zur Beförderung des Aufrollens ausgedachten Experimente darum nichts abgewonnen, weil die Faſern des Papyrus ſo feſt zuſammengekittet, und von einer ſolchen Menge erdigen Stoffes durchdrungen ſind, daß keine vollkommene Abſonderung derſelben möglich und [illegible] hin und wieder eine zur Bildung von Sätzen keineswegs genügende Buchſtabenſpur erhältlich iſt. Demnach werden die Mannſkripte von *Herkulanum* ſowol als von *Pompeji* von nun an einzig und allein noch ein Gegenſtand neugieriger Beſchauung bleiben, und auf den Gedanken, auch *nur eine Phraſe* zu leſen, iſt um ſo mehr zu verzichten, da ſich als Reſultat von einhundert drey und vierzig, theils totalen, theils partiellen Aufrollungen auch nicht ein vollſtändiger und verſtändlicher Satz ergeben hat.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Ende Oktober.

Die Feyer des Oktober-Feſtes, welches auf den erſten Sonntag dieſes Monats feſtgeſezt iſt, wurde dießmal bis zum 13. verſchoben, weil der König durch die Anweſenheit der Kaiſer in Tegernſee verhindert geweſen wäre, es am erſtern Tage durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen. Schon der Tag vor dem Feſte iſt in mancher Hinſicht intereſſant. Die Freunde der Landwirthſchaft ſtrömen in die alte große Reitſchule, wo die zu Preiſen konkurrirenden Thiere aufgeſtellt ſind. Man bewunderte dieß Jahr vorzüglich einige herrliche Zuchthengſte, ſo wie Merino's von ächter Eskurial- und Elektoral-Race. Unſere Thiermaler verſäumen nicht, ſich hier aufmerkſam umzuſehen, und auch für einen Sprachforſcher, der einen Muſterſaal baier'ſcher Mundarten ediren wollte, wäre dieſer Aufenthalt ſehr lehrreich, denn er fände hier alle Idiome unſerer Provinzen. In Mitte des ungeheuern Raums ſitzen an einem großen Tiſche die Preißrichter, die nun jedes einzelne Stück prüfend unterſuchen, und ihm nach ſeinem Gehalte die Rang-Nummer zuerkennen. Wenn doch alle Preis- und Kunſt-Richter ſo urtheilsfähig wären, wie dieſe, und ſo umſichtig und unpartheyiſch, und wenn ſie alle ihr Urtheil ſo verſtändig zu motiviren wüßten!! — Mit dieſem Gedanken verließ ich die Reitſchule, und kehrte zur Stadt zurück, wo vor jedem Gaſthauſe ein Dutzend Wagen ſtehen, lauter Fremde zum morgenden Feſte. Möge nur die Witterung günſtig ſeyn! — Und ſiehe da, der ſchönſte, reinſte Himmel begünſtigt die Feyer. Es iſt neun Uhr, und ſchon ſtrömt Alles zur Thereſen-Wieſe. Wir folgen dem Strome, der vom Karlsthor durch die Neverſtraße hinaus wogt, und ſchon ſind wir auf der ungeheuern Ebene angelangt, welche, von den Sendlinger Anhöhen begrenzt, die Natur ſelbſt zu einem Schauplatz beſtimmte. — Rühme ſich ja Keiner vieler Bekannten, er kann ſich hier ſtundenlang herumtreiben, ohne auf eine bekannte Seele zu ſtoßen; es geht ihm, wie einem Vielwiſſer, der ſich in einer großen Bibliothek umſieht; er fühlt dort lebendig, daß er — *Nichts* weiß. — Nun wollen wir die preistragenden Thiere muſtern, und dann die neuen Ackerbau-Maſchinen, die eine Schaar von Landleuten, theils beyfällig, theils kopfſchüttelnd, beſchaut. Mehr noch intereſſirt uns jener Speiſetiſch unfern der eleganten Bude des unternehmenden Tamboſi: es iſt die dritte Schüſſel mit Würſten, die ſie eben verzehren, und jener rüſtige Zecher mit dem rothbraunen Vollmondgeſicht, der eben mit dem Nachbar anklingt, ich wette, er ſteht ſchon an der ſechsten Maas. Nun, wohl bekomm's! — Doch nun laſſen Sie uns die Anhöhe beſteigen, ſie füllt ſich immer mehr und mehr; dort oben bey den drey Schönen mit den blauen Spencern ſehe ich noch eine Lücke. — Welch ein herrlicher Anblick! nicht wahr? Vor uns die freundliche Königsſtadt mit ihren ehrwürdigen Thürmen, links die Landhäuſer mehrerer reicher Bürger, zur Rechten das Dorf Sendling, und um und unter uns eine Maſſe von 60,000 fröhlichen Menſchen; denn Jeder hat die Sorge, die ihn etwa drückt, in der Stadt gelaſſen. Sie fragen mich, warum ich ſo ernſthaft nach Süd-Oſt hinüberblicke? Sehen Sie die Kreuze, die ſo verdächtig herüberſchimmern? Es liegt dort die Spanne Erdreich, die in weniger als achtzig Jahren all die Tauſende, die hier wogen, mit ihren Freuden und Hoffnungen, dieß ganze reiche Leben verſchlungen haben wird. — Ein Kanonenſchuß weckt uns aus dieſer ernſten Betrachtung, er bedeutet die Ankunft des Königs auf der Wieſe, und näher und näher zieht ſich ſchon der tauſendſtimmige Jubel. Der Monarch kommt mit ſeiner erhabenen Familie ohne irgend eine Leibwache, nur von einer Abtheilung bürgerlicher Reiterey begleitet. Er kommt, ein liebender Vater, zu ſeinen liebenden Kinder. Wozu braucht auch er eine Leibwache, dem die Bruſt eines jeden Unterthanen ein Schild iſt. — Wenn es vergönnt wäre, hier unter dieſen Tauſenden eine Kollekte von Wochen und Monaten zu veranſtalten, (und Mancher gäbe ja gern Jahre hin, um ſie dem koſtbaren Leben des guten Königs anzuſetzen,) der geliebte Maximilian müßte das fabelhafte Alter jenes Erzvaters erreichen. Der Gedanke iſt wohl kindiſch, aber doch ſchön! — Während nun die preistragenden Thiere dem Pavillon des Hofes vorübergeführt werden, und ihre Eigenthümer aus der Hand des Miniſters des Innern Preiſe und Fahnen erhalten, bereitet ſich dem großen Publikum ſeine höchſte, größte Luſt: das Pferderennen. Es ſind 39 Renner, die auf ein gegebenes Zeichen abſprengen. Ich vermag nicht den Antheil zu ſchildern, den Alt und Jung an dieſem Schauſpiele nimmt. Die 3800 Schritt lange Bahn ward in neun Minuten dreymal durchlaufen, und der Schnellſte, ein brauner Engländer, ſteht ſchon kräftig und muthig, in roßthümlichem Siegerſtolze, vor dem Zelte des Königs, während vielleicht noch drey Minuten ſpäter einige Klepper keuchend nachkommen. — Vieles wäre jezt freylich noch zu thun und zu ſehen. Man möchte ſich noch gern in dem Gewühl der Menſchen herumtreiben, oder ſich an eine Straßenecke pflanzen und die Maſſen der Vorübergehenden muſtern — allein es iſt vier Uhr, und der Magen behauptet ſeine Rechte, auch wollen wir ja den Freyſchütz beſuchen, und trotz unſerer Sperrſitze finde ich es gerathen, eine halbe Stunde früher dahin zu gehen. Laſſen Sie uns alſo den Rückweg beginnen! —

Der Freyſchütz ſoll mir zur Brücke dienen, auf die neuen Stücke überzugehen, die wir ſeit meinem lezten Berichte zu ſehen bekamen. *Die Pilgerin*, Drama von Fr. v. Weiſſenthurn, ein unbedeutendes Machwerk, iſt bis auf ein Paar Witzworte des alten Hofmarſchall Dandolo, die beklatſcht wurden, beyfallslos vorübergegangen. Beſſer ging es dem *Wunderſchrank*, Original-Luſtſpiel von Holbein. Das Wort „Original" hätte füglich wegbleiben können. Das Einſperren zweyer Liebhaber in einen Schrank iſt ſchon öfter dageweſen, ſo wie die Idee, daß die Mündel der Vormund liebt, aus Kotzebue's „Mann von vierzig Jahren" entlehnt. In der Zeichnung weiblicher Charaktere ſcheint hier Holbein ſehr unglücklich zu ſeyn. Wie unzart und widerlich benimmt ſich dieſe Gräfin Julie! — Daß Stücke dieſes Gehaltes mit Beyfall geſehen, ja auch wohl als gelungen gerühmt werden, beweist, wie ſehr unſer deutſches Luſtſpiel darniederliegt. Dieß Stück erhielt hier einigen Beyfall, den es dem trefflichen Spiel Weſpermann's als „Rührig" größtentheils verdankt. — Glücklicher in ſeiner Aufnahme war das aus dem Franzöſiſchen überſezte Luſtſpiel: *Die Reiſe nach Dieppe*. Die Idee, einen Spießbürger zu myſtifiziren, iſt freylich nicht neu, aber der franzöſiſche Dichter verſtand es, ſie mit einer artigen Intrigue zu verweben. Franzöſiſche Luſtſpiele wollen übrigens von Franzoſen geſpielt ſeyn. Die Hauptrolle ward von Weſpermann mit Auszeichnung gegeben. Perſonen, die das Stück unlängſt in Paris ſahen, waren der Meinung, daß er in dieſem Charakter dem berühmten Brunet gleich komme.

(Der Beſchluß folgt.)

Nro. 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 14. November 1822.

> Thöricht auf Beßrung der Thoren zu harren!
> Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
> Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.
>
> Goethe.

Aus Paris.

(Fortſetzung.)

Die Läden.

Alexander der Große gab ſich viele Mühe die Welt zu erobern, nur damit die Athenienſer von ihm ſprechen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariſer einen Tag, um ſie ein Jahr lang von ſich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müſſe man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieſer Rieſenſtadt hervorzuthun, ſich in dieſem Ocean, als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutſchland iſt Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienſtes; hier iſt ſie die nothwendige Einfaſſung, von der entblößt, auch der ächteſte Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Pariſern zum Lobe nachſagen: ſie wiſſen jede ſchöne Gabe zu würdigen, die Tugend ſogar, nur muß ſie lärmen; ſelbſt Beſcheidenheit findet ihren Beyfall, wenn ſie zu reden verſteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienſt, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu Grunde. Von allen den Kunſtgriffen, die von jedem in ſeinem Kreiſe angewendet werden, ſeine Perſon und ſeinen Beſitz auf das Vortheilhafteſte geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieſesmal nur einige der ſinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kaufluſt zu erwecken, und die Kaufluſtigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meiſten Fremden wohnen und ſich umhertreiben, gibt es faſt kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte ſpielen zu laſſen; denn eine Minute ſpäter, einen Schritt weiter ſteht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er ſuchte. Die Augen werden Einem wie gewaltſam entführt, man muß hinaufſehen und ſtehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und ſeiner Waare ſteht zehnmal, neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenſtern auf Schildern geſchrieben, die Außenſeite des Gewölbes ſieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorſchrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Muſtern, ſondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenſter gehängt. Manchmal ſind ſie hoch am dritten Stocke befeſtigt, und reichen nach allerley Verſchlingungen bis zum Pflaſter herab. Der Schuhmacher hat die Außenſeite ſeines ganzen Hauſes mit Schuhen aller Farben bemahlt, die Bataillonsweiſe zuſammen ſtehen. Das Zeichen der Schloſſer iſt ein ſechs Fuß hoher vergoldeter Schlüſſel; die Rieſenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler ſind vier Ellen hohe weiſſe Strümpfe gemahlt, vor welchen man ſich im Dunkeln entſetzt, man glaubt, weiſſe Geſpenſter ſtrichen vorüber. So hat hier jeder auch für die kleinſten Fiſche, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weiſe, wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefeſſelt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt ſind, und gewöhnlich die Art des Verkehres ſinnbildlich ausdrücken. Dieſe Gemälde ſind nicht ſelten wahre Kunſtwerke, und wenn ſie in der Galerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen ſtehen bleiben. Sie ſind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariſer Leben, und es iſt darum ſo lehrreich als unterhaltend, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen ſind, beſchreiben. Den Laden eines Schawls-Händlers ziert ein Bild mit ſieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberſchrift au serment. Drey Männer überreichen dreyen Frauen mehrere Schawle, und machen dabey mit den Händen feyerlich betheuernde Bewegungen. Sie ſchwören, daß dieſes ächte franzöſiſche Schawls wären, und mögen wohl hinzuſetzen, daß brave Franzoſen engliſche Waaren verabſcheuten, denn ein im Hintergrunde ſtehender Engländer, wirft erboßte Blicke auf das merkantiliſch-patriotiſche Triumvirat herüber. Das iſt die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine verſteckte. Bis vor zwey Jahren nämlich, waren die dargebotenen Schawle von weiſſer, rother und blauer Farbe, und die Kaufherrn ſchwuren, daß dieſes die ächten, jedem Franzoſen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondriſchen Polizey, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöſcht werden. . . Unweit dem vorigen hängt am Hauſe eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar ſchlecht gemahlt iſt, aber eine drollige Vorſtellung enthält. Der Kronprinz Abſalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verſe:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes ſehr gut gemahltes Bild, ein Roſenmädchen vorſtellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, ſchmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen ſieht ſo fromm und unſchuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine gibt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handſchuhe in einem andern Laden zu kaufen. . . Ein Vögelhändler zieht die Aufmerkſamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorſtellt. Der ganze Prolog der Sündfluth iſt darauf gemahlt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet bis die Flut komme, ſie flott zu machen. Vater Noah ſpielt mit einem Affen und macht ein verſchlagenes Geſicht: er allein weiß was vorgeht. In einer unabſehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeygelaufen, ſich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwey und zwey, aber ohne allen Geburtsdrang, wie es in der Noth gewöhnlich iſt; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Eſel voraus, der Haſe läuft dem Hunde nach. Es iſt ein herrliches Bild! Am anziehendſten wird aber jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Profeſſor der deutſchen Sprache, und der ſeinem Namen nach ein geborner Deutſcher iſt, vor ſeiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den beſten Jahren und ohne Zweifel der Profeſſor ſelbſt, ſitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnſeſſel, beſchäftigt, einem vor ihm ſtehenden Knaben ſeine Lektion abzuhören. Etwas weiter zurück ſitzt ein wunderſchönes, junges Mädchen, und hinter ihm über dem Stuhle gelehnt, ſteht ein rother Huſaren-Offizier, der nach aller mimiſchen Wahrſcheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der franzöſiſche Huſar die Hand auf das Herz gelegt, ſcheint ihr nachzuſprechen: ich liebe. Ich habe aus dieſem Bilde mit großem Vergnügen erſehen, daß deutſche Profeſſoren in Paris Welt bekommen. In unſerm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu ſchüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechſelſeitigen Unterricht zwiſchen jungen Mädchen und rothen Huſaren-Offizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Hrn. Franchet in der Straße Vivienne nicht vergeſſen. Sechs Monate wurde an dieſem Laden gearbeitet und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drey Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Hr. Franchet iſt nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry: Dieſe Bude, ein kleines Zimmer von höchſtens zwanzig Fuß Länge, hat vierzig tauſend Franken gekoſtet, ſo prachtvoll iſt alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu ſind in zwey goldnen Kreiſen zwey ſorgfältig gemahlte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des franzöſiſchen und neapolitaniſchen Hauſes; der andere enthält ein etwas myſtiſches Wappen. Es ſind erſt die Kryſtalliſationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eyerſchale — kurz es ſteckt etwas dahinter, und mag ſich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hieſige beauftragte Politiker, die ihr Geſchäft verſtehen, werden gewiß nicht verſäumt haben, ihre Späher hinzuſchicken, um zu unterſuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern ſey.

Die beabſichtigte Miſſion der Basler-Geſellſchaft nach Perſien.

(Beſchluß.)

Perſien iſt, ſo viel Werke auch ſeit Chardin über daſſelbe erſchienen ſind, in religiöſer und (ich möchte in Rückſicht der Sufis ſagen) theoſophiſcher Beziehung, und noch ein dunkler Punkt, an welchem wir blos einige lichte Flecken aus der Ferne erblicken. Es muß daher genauer unterſucht und erkannt werden, und eine Unterſuchungsreiſe in das Innere deſſelben ſcheint für die Gründung einer Miſſion von unerläßlicher Nothwendigkeit zu ſeyn und ihr auch vorausgehen zu müſſen. Ohnedem laden ſo manche erfreuliche Hoffnungen frommer Reiſenden dazu ein, und geben die Hoffnung, daß auf ihr vieler Segen unter den Perſern könne verbreitet werden. Denn der Aufenthalt des ſeligen Heinrich Martyn, und das Licht ſeines Wandels, damit er dem Evangelio Zeugniß gab, hat viele der Gelehrten auf die unerforſchliche Kraft des Evangeliums hingewendet, und ihren Herzen eine Sehnſucht nach der Wahrheit eingedrückt gelaſſen. Bald nach ſeinem Tode nannten ſie ihn den Mardi Chuda (Mann Gottes), und als im vorigen Jahre der Kapitän Gordon Schiras beſuchte, bezeugten ſelbſt Mellas von ihm, daß kein Sterblicher würdig ſey, den Namen dieſes heiligen Mannes in den Mund zu nehmen. Allgemeiner, tiefer und bleibender hat aber ſeine Ueberſetzung des neuen Teſtamentes gewirkt, und die Herzen zur Aufnahme des Wortes Gottes vorbereitet. Davon iſt beſonders Gordon auf ſeiner Reiſe durch Perſien nach Abuſcheer Augenzeuge geweſen. In Schiras und Iſpahan vernahm er die Nachricht ſelbſt, daß ſich bis auf 2000 Seelen in dieſen Orten befanden, welche nur einen Lehrer und Beſchützer ſuchten, um ſich öffentlich als Jünger Jeſu zu bekennen.

So ſehr auch dieſe Nachricht neuer und auf den Augenſchein gegründeter Beſtätigung bedarf, ſo iſt es doch auffallend, daß kurze Zeit nachher der armeniſche Erzbiſchoff Narſes in Tiflis den Herren Paterſon und Henderſon die Verſicherung gab; es ſeyen nach ſeiner Kenntniß der perſiſchen Einwohner wohl bey 30,000 Menſchen unter ihnen, welche an Jeſum glauben; aber theils aus Mangel an Lehrern, die ſie gründlich unterrichten könnten, theils aus Furcht vor dem Geſetz, ſchließen ſie ſich meiſt an die Sekte der Sufis an, weil ſie in ihrer Lehre doch mehr Nahrung des Geiſtes und Herzens finden. Und in der That iſt dieſer Uebergang zu den Sufis für Menſchen, die mehr eine Ahnung als wahre Erkenntniß des Chriſtenthums erlangt haben, um ſo leichter und natürlicher, da die Myſtik dieſer Sekte außerordentlich vieles enthält, was ohne Kenntniß der Prinzipien der ganzen Lehre vollkommen chriſtlich und der wahre Weg zur Rückkehr zu Gott und der innigſten Verbindung der Seele mit ihm zu ſeyn ſcheint. Selbſt der hartnäckige Iſraelite, der dem Miſſionar Martyn mit einer Menge blaſphemiſcher Fragen und Einwürfe ſtets entgegentrat, und mehr denn ein Islamit Chriſto ſich widerſezte, ſelbſt dieſer ſoll, nach Narſes beſtimmter Behauptung, vor wenig Jahren durch das alte Teſtament ſo überzeugt worden ſeyn, daß er ſich nach Indien begeben habe und zum Chriſtenthum übergetreten ſey. In Aſtrachan waren ebenfalls erfreuliche Beweiſe dieſer neuentſtandenen Empfänglichkeit für das Evangelium unter den Perſern von den ſchottiſchen Miſſionarien bemerkt worden. Dieſe hatten öfters die dort anlangenden perſiſchen Kaufleute in der Karavanſerey beſucht und ihnen Teſtamente und Schriften mitgetheilt. Den lezten Nachrichten zufolge begannen aber zwar dieſe Perſer in Aſtrachan Argwohn zu ſchöpfen, und ſie zögerten mit dem frühern Zutrauen Schriften anzunehmen oder der Miſſionarien Unterhaltung zu ſuchen.

Eine nähere Darſtellung von der Lehre und dem Charakter der Sufis würde im Stande ſeyn, in ihnen den Grund zu vielen unerwarteten Erſcheinungen, welche auf die Annahme der göttlichen Wahrheiten Bezug zu haben ſcheinen, nachzuweiſen. Denn gleichwie Gott zur Zeit der erſten Ausbreitung des Evangeliums unter den Griechen und Römern die alte Lehre der Vielgötterey durch die Syſteme der Philoſophen erſchüttert und zerbrochen, und das Leere und Eitle aller menſchlichen Weisheit auch in den Widerſprüchen der erſten Denker gezeigt hatte, auf daß alle nach anderer Wahrheit dürſten und laufen möchten, eben ſo iſt der Islam in Perſien durch die Myſtik der Sufis untergraben, zerbrochen, ja ſchon vielfach öffentlich vernachläſſigt, und das ſuchende Gemüth durſtet nach etwas Wahrhaftigem, Göttlichem und ewig Unveränderlichem.

Tauris, Casbin, Teheran, Iſpahan und Schiras ſcheinen zur Kenntniß des Zuſtandes der Religion der Perſer und in den meiſten andern Hinſichten für uns die Hauptörter zu ſeyn, und darum die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit zu verdienen. Doch aber iſt es nicht weniger die Lage der uns ſo ganz noch unbekannten Kurden und Neſtorianer, welche bey ſo großer Nähe berückſichtigt und genauer unterſucht zu werden verdient. Von den Kurden gehört ein großer Theil zu den Neſtorianiſchen und Jakobitiſchen Chriſten; aber noch wiſſen wir in Europe nicht beſtimmt, welches ihre Kirchenſprache iſt, und eben ſo wenig kennen wir die Landesſprache. Die Neſtorianer um Selmaß her nehmen alle zu ihnen gelangende Chriſten des Abendlandes mit herzlicher Freude und Gaſtfreundſchaft auf, und unter ihnen, und durch ihre Hülfe ließen ſich manche Schritte thun, ſowol zur Kenntniß der Sprachen, als zur Ueberſetzung und zum Druck der Bibeln, wie ſie dieſelben theils in Kirchen leſen, theils zu Hauſe verſtehen würden. Ein gleiches iſt unter den angrenzenden Armeniern, bey denen das Volk die alte, obgleich herrliche Ueberſetzung der Bibel gar nicht mehr verſteht; und die in Paris gegenwärtig begonnene Ueberſetzung in die Vulgar-Sprache geſchieht nach dem Dialekt, welcher in der vordern Türkey geſprochen wird, aber im eigentlichen Armenien unverſtändlich iſt. Darum bedarf es einer ſchon längſt gewünſchten Ueberſetzung in die Vulgar-Sprache der armeniſchen Einwohner, welche ihren Mittelpunkt in Etſchmiazin haben.

und ſich in Perſien und der Türkey ausbreiten. Wir hoffen und wünſchen aus allen dieſen Gründen, daß unſere Rückreiſe von Schiras auf einem neuen Wege über Selmaß, Moſul und andere Oerter, die für dieſe Zwecke gelegen ſind, möge geſchehen können.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Ende Oktober.

(Beſchluß.)

An unſerem muſikaliſchen Horizonte hat ſich uns zu dreyenmalen ein lieblicher Stern gezeigt, den wir jedoch nur der dritten Ordnung anreihen, während er an manchem Theaterhimmel, wie wir leſen, als Stern erſter Größe geglänzt hat. Wir ſprechen von der bekannten Dem. Canzi. Es iſt immer ein ſchwieriger Stand für eine Künſtlerin, wenn ihr ein großer Ruf vorangeht. — Nach den ungemeſſenen Lobpreiſungen in Proſa und Verſen, nach den Aufforderungen an alle Lindpaintner und Danzi (wohl nur des Reimes wegen), nur für die Canzi zu komponiren (ſiehe Zeitung für die elegante Welt), mußten wir nothwendig das Höchſte im Geſange erwarten. „Das müſſen Reize ſonder Gleichen ſeyn,“ dachten wir, die reife Männer in ſolch Feuer ſetzen. Mit dieſen Anſprüchen kamen wir ins Schauſpiel, ſie als Myrrha zu ſehen, und fanden eine recht talentvolle, liebliche und angenehme junge Sängerin, die überall gefallen muß, ſchon wegen ihrer niedlichen Perſönlichkeit, und wegen eines anſprechenden Zuges von Gutmüthigkeit in ihrem Geſichte, die aber Staunen und Enthuſiasmus nur da erregen wird, wo man eben in ihrem Fache nichts Ausgezeichnetes beſizt. — Der Timbre ihrer Stimme iſt nicht vorzüglich ſchön zu nennen, ihre hohen Töne ſind etwas ſcharf und ſchneidend, dagegen zeigt ihr Vortrag von guter Schule, wie auch ihre Ausſprache lobenswerth genannt werden kann. Am wohltönendſten iſt ihre mezza voce; ſo ſang ſie die erſte Strophe des „Ich war, wenn ich erwachte“ wunderhübſch, doch nicht ſo die dritte variirte dieſes Geſangſtücks, wo plözlich ein Lauf, wie aus den Wolken gegriffen, den guten Eindruck des Ganzen verdarb. Ihre kleinen Paſſagen ſind überaus nett und angenehm, doch die großen ſind nicht finiti, es fehlt ihrem Geſange nämlich das vollſtändig Ausgeführte, das Granito, wie es die Italiener nennen. Es hat die jugendliche Stimme, vielleicht zu früh angeſtrengt, noch nicht die gehörige Rundung erlangt. Daß Dem. Canzi hin und wieder nicht ganz richtig intonirt, wollen wir nicht etwa einem Mangel an muſikaliſchem Gehör, ſondern dem Umſtande zuſchreiben, daß ſie die Stimmung unſers Orcheſters, welche bekanntlich höher als anderswo iſt, nicht gewohnt war. — Ihre zweyte Rolle war die Emmeline. Referent hat ſie nicht geſehen. Die Darſtellung dieſes Charakters auf der deutſchen Bühne iſt durch die Milder-Hauptmann ſtereotypiſch geworden. So viel Referent noch Emmelinen geſehen hat, waren ſie, bis auf das Wegwerfen der Gießkanne, mehr oder weniger immer dieſelben. Auch Dem. Canzi ſoll eine ſehr lobenswerthe Normal-Emmeline geweſen ſeyn. — Zur dritten Gaſtrolle wollte Dem. Canzi anfangs die Amenaide in Tankred wählen, da jedoch Mad. Veſpermann durch das Einüben der neuen Oper Zelmira verhindert war, den Tankred zu ſingen, und Dem. Canzi es verſchmähte, mit der wackern Dem. Peßl, die den Tankred ſchon einmal zu aller Zufriedenheit gab, zu ſpielen, ſo zog ſie es vor, in der Müllerin aufzutreten. Wir ſind überzeugt, daß die feinkennenden und geſchmackbewährten Wiener, die dieſe Rolle von unſrer Veſpermann gehört, ſich ſehr über dieſes Wagſtück ihrer kleinen Landsmännin wundern werden; wirklich ſchienen auch die eifrigſten Canzianer für dieſen Abend um ihren Liebling beſorgt. Dem. Canzi wußte ſich jedoch ziemlich gut aus der Affaire zu ziehen. Wenn auch ihre erſte Cavatine: Schüchtern beſcheiden tret' ich herein ꝛc. ohne allen Erfolg blieb, ſo nahm ſie doch in dem bekannten: „Mich fliehen alle Freuden,“ faſt den allgemeinen Beyfall in Anſpruch, und wahrlich, wer die Veſpermann nicht gehört, den mußte ſie durch ihre hübſche Stimme und ihre ſeltene Kehlenfertigkeit hinreißen. Sage man immerhin, man ſoll nicht vergleichen. Es iſt nicht möglich, daß man nicht vergleiche, wo der Vergleich ſo nahe liegt. Im Ganzen hat Dem. Canzi in München gefallen, und dieß kann ihr ſchmeichelhafter ſeyn, als anderswo furore zu machen. Die angenehme Künſtlerin iſt bereits nach Italien abgereiſt, und wir wünſchen, daß ſich dort ihr ſchönes Talent und ihr Geſchmack weiter ausbilde, wo es denn nicht fehlen kann, daß die italieniſchen Tonſezer unaufgefordert für ſie komponiren werden.

Eine merkwürdigere Erſcheinung, einem Kometen vergleichbar, iſt Drouet. Die Kunſt dieſes Flötenſpielers iſt welt- wenigſtens europa-berühmt; der Berichterſtatter hat daher genug gethan, wenn er meldet, daß der Künſtler bis jezt an zwey Schauſpiel-Abenden während den Zwiſchenakten das volle Haus entzückte. Referent vermag Momente dieſer Art nur zu fühlen, diejenigen, die ſie auch denken können, mögen ſich über die Virtuoſität des Mannes verbreiten. Mein Nachbar flüſterte mir zu, daß er nun an alle Fabeln vom Orpheus ſteif und feſt glaube; wirklich ſah man auch in einigen Klözen von Geſichtern zum Erſtenmale einen Ausdruck von innerer Bewegung. Gut, daß wir nicht in dem alten Sparta leben, wo ſie den guten Terpander zum Tode verurtheilten, weil er eine armſelige Saite ſeiner Leyer beyfügte. Kalter Lykurg! wie hart würdeſt du dieſe Schwelgerey des Gehörſinns verpönt haben! —

Die Darſtellungen der italieniſchen Oper haben ihren Cyklus begonnen. Es war ein glücklicher Gedanke der Intendanz, das alte roſtige Haus von innen erneuern zu laſſen; man betrat erſtaunt den heitern freundlichen Raum. Die Darſtellung des Mark-Antonio wollte jedoch, troz dem guten Spiele Graziani's, der zum Erſtenmal darin als wieder neu engagirtes Mitglied auftrat, nicht vorzüglich anſprechen.

Das Theater am Iſarthor ſcheint ſeine Beſtimmung als Volks-Theater außer Augen zu laſſen. Man lieſt auf ſeinen Affichen nun: Agnes Bernauer, Bayard, Guſtav Waſa u. ſ. f. Wer gern lachen möchte, geht leer aus. Die Kaſſe ſoll ſich bis jezt gut bey dieſen Stücken befinden, aber ein großer Theil des Publikums, der am liebſten Luſtſpiele und witzige Poſſen ſieht, die ihm in frühern Zeiten dieß Theater ſo freygebig geboten, iſt unzufrieden; auch kann es unmöglich einem Abonnenten angenehm ſeyn, fünfmal in einem Monat die Agnes Bernauer zu ſehen.

Der Direktor des hieſigen königlichen Kupferſtich-Kabinets, Hr. Schmidt, iſt auf ſeine Bitte in verdienten Ruheſtand verſezt, und dafür Hr. Brouillot, durch ſein Dictionnaire de Monogrames u. ſ. f. in der Kunſtwelt bekannt, als Inſpektor ernannt worden. Die Anſtalt ſelbſt, und Fremde und Einheimiſche, die ſie beſuchen, werden ſich zu dieſer Veränderung Glück wünſchen.

Daß die berühmte Wiener Sängerin Campi, die ich in meinem lezten Berichte als gefährlich krank meldete, inzwiſchen geſtorben iſt, werden Sie in den Zeitungen geleſen haben; ich habe demnach nur nachzuholen, daß ſie von ſämmtlichen Mitgliedern der königlichen Kapelle geleitet, unter Zuſtrömen einer großen Volksmenge zur Erde beſtattet wurde. Ein Trauerlied, von Stunz ſehr ſchön in Muſik geſezt, wurde am Grabe abgeſungen. Ein hieſiges Blatt gab uns den Nekrolog dieſer ausgezeichneten Künſtlerin. Friede ihrer Aſche!

Nro. 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. November 1822.

> Des Tages Kinder — was ſind wir, was nicht?
> Des Schattens Traum ſind Menſchen.
>
> Pindar.

Der Morgen.

Die Nacht entflieht, die ſtill die Welt umfangen,
Und Roſen glühen auf Aurorens Wangen. —

Wie die Sterne bleichen,
Wie die Schatten flieh'n,
So die Träume weichen,
Die den Schlaf umzieh'n.
Zu dem muntern Werke
— Bey des Tages Glanz,
Mit verjüngter Stärke —
Ruft der Horen Tanz.

Es lächelt ſüß der Säugling in der Wiege
Dem lichten Morgen ſeine Grüße zu;
Wie es des Lebens ſtrengen Ernſt beſiege?
Stört nicht des jungen Herzens goldne Ruh.
Der fromme Trieb
Der Mutterlieb
Sein Bett umſtellt —
Der Mutter wohl die ganze Welt!

Der Knabe eilt
Zu den gewohnten Spielen,
Mit keinem Mädchen theilt
Er jezt ſein Fühlen.
Nur ſeinem bunten Leben,
Dem Traume gleich,
Iſt er ergeben,
Und dort ſo reich!

Der Jüngling erwacht
Aus ſüßen Träumen,
Und möchte ſäumen,
Und länger noch träumen.
Ihm hat die Liebſte gelacht.
Sie iſt am Tage ſo ſpröde,
Er iſt am Tage ſo blöde,
Jezt zu erneueten Sorgen
Weckt ihn der ſtrahlende Morgen!

Der Mann eilt hinaus,
Ihn erwartet der Tag
Mit manchen Mühen;
Doch! was er auch bringen mag,
Er hält es aus,
Und der guten Saat,
Früh oder ſpat
Wird die Frucht, die gute, erblühen.

Noch einmal röthet
Die greiſen Locken
Des alten Vaters
Der liebliche Morgen;
Ob mit den lezten Strahlen,
Die im verglühenden Weſt
Am Abend die Matten bemahlen,
Der Himmel ihn ſcheiden läßt?
Das fragt mit entblößtem Haupt,
Das er zum Frühroth gerichtet,
Der Vater, und wie er es glaubt,
Hat der Tod am Abend,
Mit Ruhe ihn labend,
Den Streit des Lebens geſchlichtet. —

Doch in ewig gleichem Gang
Lenkt die flammenſprühenden Roſſe
Durch des Himmels weiten Raum
Helios mit dem goldnen Zaum
Und verſchickt die ſtrahlenden Geſchoſſe!
Und auf ſeiner weiten Reiſe,
Jauchzen ihm nach alter Weiſe
Sphären ihren Sieger Klang.

G. Schweizerbarth.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Indem ſich meine Augen weideten, das ſchöne Land zu überſehen, auf dem des alten Cids lezte Blicke ruheten, die Ebene, auf der St. Jago vor dem Leichnam des Helden vorauseilte, den Babieca in rührender Täuſchung noch einmal zum Sieg trug — ward mein Geruchsorgan, mitten in dieſem paradieſiſchen Anblick, garſtig beläſtigt von den Ausdünſtungen einiger Menſchentrümmer, die hart am Weg an einem ſteinernen Pfeiler aufgehangen waren. Das iſt eine Erfindung von Elio, der auf dieſe Art die Glieder der hingerichteten Räuber auf den Straßen vertheilt, um aller Welt zu predigen; deßhalb ſind auch längs der Chauſſeen im ganzen Königreich Valencia dergleichen ſteinerne Pfeiler mit Käfigen und Haken aufgeſtellt. Ich hätte freylich nicht geglaubt, daß das jezt noch Sitte ſey, auch war dieß der einzige Pfeiler, den wir beſezt fanden; übrigens muß man Elio das Lob laſſen, das Königreich Valencia ziemlich von Räubern gereinigt zu haben. Neben dem Kreuz des Erſchlagenen wurde dann der Kopf oder Arm des Mörders aufgepflanzt. Am Fuß der Höhe muß man auf einer Fähre über den Xucar ſetzen, der ſich in die Albufera ergießt und dieſer ganze, ſehr niedrige, faſt ſumpfige Theil der Ebene iſt mit Reisfeldern bedeckt, bis an die Albufera und das Meer. Nachdem der Reiſende, zuweilen nicht ohne Gefahr, den Fluß und die Fähre hinter ſich hat, trifft er zu ſeinem Troſte ein Paar hundert Schritt davon, mitten im Felde, die eigentliche Uebergangs-Brücken an — wenigſtens den dazu angefangenen Bau, eine ächt ſpaniſche Bauerey. Drey bis vier prachtvolle Bögen ſind fertig, etwa zehn angefangen, ungeheure, zum Theil behauene Steinblöcke liegen wenigſtens ſchon ſeit funfzig bis ſechszig Jahren bereit. Ich glaube wohl, daß die Idee, die man bey dieſer Brücke, neben dem Fluß hatte, nicht ganz ſo lächerlich war, als die Sache auf den erſten Blick ausſieht: vielleicht wollte man den Fluß dorthin leiten, um ihm ein ſicheres Bette zu geben, aber für einen Kanal ſind doch wohl vierzehn Bögen zu viel; oder man wollte die Straße wegen des ſumpfigen Bodens, der es hier aber ſehr wenig iſt, da hinüber führen; allein dazu ſind die Bögen viel zu hoch, und ein bloßer Chauſſeedamm, wie auf dem ganzen übrigen Wege, reichte auch hier hin. Dieß iſt aber nicht etwa ein Damm mit Bögen, ſondern eine wahrhaftige, ſchöne Brücke. Von hier bis Valencia trifft man beynahe jede Legua ein Dorf, je näher der Stadt deſto größer und reinlicher. Das ganze Land ſcheint ein Garten zu ſeyn, alles ſo ſorgfältig gepflanzt und beſorgt, mit unzähligen Gräben und Kanälen durchſchnitten; denn die Wäſſerung iſt eigentlich faſt die einzige Arbeit, die, wenn einmal das Feld beſät und bepflanzt iſt, dem Bauern hier bleibt. Um die dabey nothwendig vorfallenden Streitigkeiten zu entſcheiden, gibt es hier ein ganz ſonderbares Gericht: der Richter wird von den verſchiedenen Gemeinden, die Theil an der großen asequia de Moncada haben, ſelbſt erwählt, kein Juriſt, ſondern ein ehrbarer, erfahrner und ſachkundiger Bürger der Stadt — dieſer hält nun jeden Donnerſtag Morgens bis eilf Uhr Gericht; da ſizt er auf einem Stuhl unter der Thüre der Kathedrale, (nach der plaza de la constitucion zu) und die Bauern aus der Gegend, und wer ſonſt etwas vorzubringen hat, ſtehen um ihn her und führen ihre Sache; und er entſcheidet auf der Stelle, ohne Appellation. So werden ohne Advokaten, ohne einen Buchſtaben zu ſchreiben, ohne einen quarto Gebühren und Koſten die Sachen abgemacht; und ſo eine nach der andern, und man ſoll kein Beyſpiel haben, daß der Richter ſich habe beſtechen laſſen. Zu Prozeſſen kann es alſo bey einer ſo delikaten Sache hier gar nicht kommen. — In der Nähe der Dörfer ſind zu beyden Seiten der Straßen mit Ziegeln belegte große Kreiſe, um den Reis auszudreſchen, der in dieſer Jahreszeit ſchon gereinigt in großen Haufen dalag. Reis iſt das Hauptnahrungsmittel des hieſigen Volks. Wie man ſich Valencia nähert, wird die ganze Umgegend ein faſt zuſammenhängendes Dorf, ſo dicht iſt die Ebene mit Bauernhäuſern beſät, die ringsum ihre Pflanzungen und Felder haben (hauptſächlich Maulbeerbäume) — zunächſt an der Stadt ſind es denn eigentliche Landhäuſer mit Gärten. Um ſich einen Begriff von der Fruchtbarkeit und Anbau der Huerta de Valencia zu machen, muß man ſie von dem Thurm der Kathedrale herabſehen; in einem Umkreis von etwa acht Leguas zählte ich wenigſtens achtzig Kirchthürme, theils von Dörfern, theils von einzelnen Klöſtern und Kapellen; dann die unzählige Menge weiſſer Hütten, die überall aus dem Grün hervorglänzen, die Kanäle zu beyden Seiten mit hohem Rohr bepflanzt. Der Turia, der die Ebene durchfließt (das iſt eine licentia poetica, denn er hat jezt kaum Waſſer genug, um ein Paar Hemder darin zu waſchen). — „Und die Berge Teruel und Albaracin.“ „Und die Ausſicht auf das Meer hin,“ an denen ſich der edle Cid in ſeiner Todesſtunde erquickte (Herders Cid).

(Die Fortſetzung folgt.)

Norwegiſche Anekdoten.

Das Tagebuch einer Reiſe durch Norwegen im Jahr 1817, von F. Boie (Schleswig, im königlichen Taubſtummen-Inſtitut. 1822. 352 S. 8.) iſt vielleicht die erſte gedruckte Beſchreibung einer Reiſe, die zunächſt und gewiſſermaßen ausſchließlich für ornithologiſche Zwecke unternommen, ſich größtentheils auch auf Bereicherung der Naturgeſchichte der Vögel beſchränkt. Sie dürfte um dieſes ihres wiſſenſchaftlichen Inhalts willen der größern Leſewelt meiſt entgehen, und dieß Verhältniß, oder auch der Wunſch demſelben entgegen zu wirken, wird die nachfolgenden Aushebungen völlig rechtfertigen.

1.

Zeugniß des Reiſenden über ſich.

Wie auffallend es hier manchem meiner Bekannten iſt, daß ich als Juſtiz-Beamter Urlaub nehme, um das kalte, unkultivirte Norwegen zu bereiſen, und nun gar hauptſächlich, um Vögel zu ſchießen und Vögel zu beobachten, das wirſt du, mein Bruder, dir denken können. Oft kann ich mich des Lächelns darüber kaum enthalten: aber ſollte man es nicht vielmehr innig bedauern, daß es ſo viele Menſchen gibt, die dergleichen unbegreiflich finden? — Ich meine, irgend ein Zweig der Naturgeſchichte müßte und könnte auch jeden Menſchen in ſeinen Nebenſtunden beſchäftigen, und es will mir immer vorkommen, als wenn nur Naturforſcher ſich recht ihres Lebens erfreuen können.

2.

Die Inſel Tiötoe und der Biſchof der Nordlande.

— Der Wind ward immer heftiger, es fing an zu regnen, die See ging ſehr hohl und wir ſahen uns genöthigt auf Tiötoe zu landen. Vom Wind, Regen und überſpritzenden Wellen ganz erkältet und durchnäßt, empfanden wir hier doppelt angenehm das Erfreuliche der patriarchaliſchen Landesſitte, das Haus auch in der Nacht nicht zu verſchließen, und Fremde, ohne einmal nach ihren Namen und Abſichten zu fragen, ächt homeriſch aufzunehmen. Die Inſel wird für die ſchönſte Beſitzung nördlich von Numedalen gehalten, mit dem in der That prächtigen Wohnhauſe des Hrn. Brodkorb laſſen ſich nicht viele in Drontheim vergleichen, und du kannſt dir denken, wie das in dieſen Gegenden überraſcht! Wir erbaten es uns von der Dienerſchaft, daß man den Hausherrn ungeweckt laſſen möchte, wurden, obgleich unbekannt und naß, in die ſchön geſchmückten Fremden-Zimmer geführt, in denen wir die noch übrigen Stunden der Nacht mißlaunig über den abermaligen Aufenthalt zubrachten. Ich fürchtete gezwungen hier länger verweilen zu müſſen, einer Anekdote eingedenk, die man uns von dem verſtorbenen Beſitzer von Forvilg erzählt, der einſt angekommnen Fremden das Steuer aus dem Boote nehmen ließ, um ſie die Zeit über, welche zur Verfertigung eines neuen erforderlich, bey ſich behalten zu können. — Zum Frühſtück wurden wir bey der Familie eingeführt, dem Beſitzer der Inſel und deſſen gleichfalls verheirathetem Sohn. . Am Mittage trat ein ſtattlicher Mann in die Thüre, deſſen ganzes Weſen auf den erſten Blick etwas ungemein Imponirendes hatte. Er trug eine kurze Jacke und wir würden ſchwerlich errathen haben, wen wir vor uns hatten, wenn man uns nicht geſagt hätte, er ſey Hr. Krogh von Belsvaag auf Alſtenoe, abgeſehen von ſeinem däniſchen Ritter- und ſchwediſchen Kommandeur-Kreuze, der ächt ritterliche Biſchof der Nordlande! Hut, Jacke und Beinkleider von Ziegenleder (das iſt die ächt nordiſche Seekleidung) hatte er draußen abgeworfen und ſtieg, ein kühner, faſt leidenſchaftlicher Seemann, erſt eben, von einem einzigen jungen Burſchen begleitet, aus dem Fierring; ein ſchöner Mann (ich kann nicht ſagen Greis) von ſiebenzig Jahren, der ſeiner Geſundheit noch ſo zu trotzen vermag, daß er in Chriſtiana, als es ihm in einer Geſellſchaft zu warm wurde, ſich Geſicht und Bruſt mit Schnee rieb. Dort hatte er kürzlich im Storthing geſeſſen. Er ſpricht Franzöſiſch und fertig Engliſch, und das Lezte wollte er einſt auf dem Lande, unweit Drontheim während des Krieges mit England um ein feindliches Schiff zu erobern, benutzen. Man bemerkte nämlich ein Fahrzeug, das augenſcheinlich des Fahrwaſſers nicht kundig war, und das man nur für ein feindliches halten konnte, ſo, daß alles in Schrecken gerieth. Krogh faßte ſchnell den Entſchluß, das Schiff auf den Strand zu ſetzen, verkleidete ſich, ruderte in einem Boot am Bord des vermeintlichen Kapers und gab ſich für einen entwichenen engliſchen Matroſen aus, um deſto eher Zutrauen zu gewinnen. Alles ging gut, nur fand es ſich am Ende, daß das Schiff kein feindliches, ſondern ein verirrtes vaterländiſches war, und die Sache endigte mit Lachen. . Bey einer andern Gelegenheit wollte Krogh erwartete Bekannte überraſchen. Er ſchwamm ihrem von Ferne erblickten Fahrzeuge entgegen und verſteckte ſich auf einer Klippe im Seegras, ein Scherz, der ihm jedoch übel hätte bekommen können, denn einer aus der Geſellſchaft glaubte einen Robben zu ſehen, und hatte ſchon nach der Flinte gegriffen, als Krogh es für rathſam hielt, ſich zu erkennen zu geben. — Aehnliche Anekdoten hörten wir, wo nur die Rede von ihm war; das kräftige heitere Weſen, welches in der Hauptſtadt Aller Intereſſe für ihn rege gemacht hatte, kann am wenigſten in den Nordlanden ſein biſchöffliches Anſehen trüben, und es möchte wohl ſchwer halten, einen würdigern Mann für dieſen Poſten zu finden. Hier kann nur Beyſpiel kräftig wirken, und wie würde der Normann einen Biſchoff achten und mit ſolcher Begeiſterung lieben können, der weder der See, dem eigentlichen Elemente des Volkes, zu trotzen verſtände, noch auch ſich in die Sitten des Landes zu fügen wüßte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Beſchluß.)

Auf dem Burg-Theater haben wir ferner ein Luſtſpiel von Clauren geſehen: Der Gaſthof zur goldnen Sonne. Obgleich daneben das Wirthshaus zum Planeten iſt, ſo kann man doch nicht ſagen, daß ein günſtiger Planet dem Luſtſpiel gelächelt habe. Nein, fürwahr nicht! Gelacht wird zwar genug darüber; allein die Unterhaltung verliert ſich immer mehr und mehr. Intereſſe regt nur der Anfang an. Der übrige Raum iſt ſo leer, wie der Tanzſaal in einem Wirthshauſe an Werkeltagen; und die Leute, die dann und wann hinein oder herausſchauen, führen wirklich eine ganz alltägliche Lokalſprache.

bis auf den verzweiflungsvollen Liebhaber der grillenhaften Wittwe, der in romantiſchen Hyperbeln ſpricht. Die Freunde der gefälligen Erzählungen des Dichters fanden ſich gar ſehr getäuſcht. — Ferner wurde ein Schauſpiel in zwey Akten gegeben: Tranquillus betitelt, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, vom Hofſchauſpieler Reil. Die Hauptperſon iſt ein Philoſoph, der ſeines neuen Syſtems wegen angefeindet und verfolgt wird. Er wird aber auch gekrönt und belohnt, nachdem der theilnehmende Statthalter das verdammende Gerichtsurtheil aufgehoben, als es ſich in der Folge ergibt, daß er eine wichtige Preisaufgabe ſcharfſinnig gelöſt hat. Die Hälfte des Gewinns wendet er zur Ausſtattung der Tochter ſeines Wirths und ihres jungen Liebhabers an. Das iſt wohl recht ſchön von dieſem Philoſophen! Jene beyden Ereigniſſe kommen auf der Bühne nur erzählungsweiſe vor. Die Zwiſchen-Scenen ſind heiter und wirkſam; die Hauptperſon intereſſirt zu wenig, weil der rechte Mann immer unter der Maske auftritt, bis er endlich ſein merkwürdiges: Ich denke, alſo bin ich! vernehmen läßt. — Ah! Gott grüße Sie, Herr Renatus Kartheſius, auch Réné Descartes genannt! und Reſpekt vor ihrem Tiefſinn, wenn er auch zuweilen etwas wunderlich iſt. Nun errathen die Leſer auch, daß jener Statthalter der nicht minder berühmte Moritz von Oranien iſt. Das Stück wurde gefällig aufgenommen, um ſo mehr, weil der Bearbeiter, der ſelbſt den Philoſophen darſtellte, als unterrichteter, moraliſch gebildeter Mann, und verdienſtvoller Schauſpieler bey dem Publikum gut angeſchrieben ſteht. — Hiernächſt folgte ein recht luſtiges Luſtſpiel in einem Aufzug: Der vorſichtige Brautwerber. Dieſer Charakter, der ſeinen Beſitzer durch allzugroße Behutſamkeit um die Braut bringt, gewährt Unterhaltung; ein wüthender Muſik-Liebhaber rüttelt das Zwerchfell, und das Stückchen macht ſich, ohne große Zubereitung, auf der Bühne gut. Der Verfaſſer hatte ſich während der erſten beyden Vorſtellungen nicht genannt, auch als Ueberſetzung oder Bearbeitung war das Werk nicht angezeigt; ich habe nur die erſte Aufführung geſehen, alſo befolge ich den Buchſtaben des Geſetzes. Ueberhaupt treten die dramatiſchen Autoren häufig jezt mit ihren Arbeiten ohne Namen auf. Zuweilen wird dieſer nachgenannt, das franzöſiſche Original jedoch vergeſſen, wie bey dem kleinen Stück: Hans am Scheidewege, das gleichfalls aus dem Franzöſiſchen herſtammt. Mit der Zeit werden die Ueberſetzungen aus dem Engliſchen Mode werden. Das Theater an der Wien hat wenigſtens Eins wieder in der Arbeit, das wird aber ein Schauerſtück.

Auf dem Volks-Theater iſt eine neue Zauber-Oper: Aline, oder: Wien in einem andern Welttheil, von dem Herausgeber der Theater-Zeitung, in drey Aufzügen, produzirt worden. Das Stück hat viel Komiſches, wird gut geſpielt und iſt mit Aufwand in die Scene geſezt. Außerdem ſind intereſſante Volksmelodien verwendet worden; auch werden Unarten, Mißbräuche und läſtige Gewohnheiten des gemeinen Lebens mit heiterer Laune durchgehechelt. Dahin gehört das ungebührliche Tabakrauchen an öffentlichen Orten. Und wirklich fällt Einem das kaum irgendwo in ſolchem Grade zur Laſt, als hier. Tritt man in ein Kaffeehaus, ſo ſchlägt der Qualm den Eintretenden beynah zurück, der ſich mit beyden Armen durcharbeiten muß. In wenigen Kaffeehäuſern gibt es Extrazimmer; dieſe werden gerade nicht ſehr ſtark beſucht. Kommt man aber vor das Thor hinaus, beſonders nach dem Prater zu, dann dampft der Rauch von allen Seiten, ehe man ſich's verſieht, iſt man von vier bis fünf heroiſchen Tabaksſchmauchern im Gehen dergeſtalt umzingelt, daß der Athem ſtockt; geht man vollends an den erſten Kaffeehäuſern vorüber, ſo ſtehen deutſche und griechiſche Hebräer mit ihren appetitlichen Dampfmaſchienen heerweis aufgepflanzt und blaſen ihre aromatiſche Rauchſäulen in Wolken aus, daß ein Uneingeweihter in die Donau ſpringen möchte. Nun ſchlendert man die Jägerzeile hinunter — da ſpaziert der dritte Mann mit der brennenden Pfeife umher; recht elegant aufgeſtuzte Herren, an jedem Arm ein geſchniegeltes Dämchen, ſpenden rechts und links ihre Opferdämpfe, daß roth geſchminkte Wangen violet werden. — Gehen wir eiligſt weiter! —

Was über die neue Aline hier geſagt werden, iſt nicht viel, aber auch nicht wenig. Eine Zauber-Oper kann damit zufrieden ſeyn. Will man ſich jedoch von dem Werth dieſer Zauber- und Lokal-Parodie einen richtigen Begriff machen, ſo muß man die Theater-Zeitung leſen. Dort iſt mir ſelbſt ein neues Licht aufgegangen. Mit einem Wort, Lob verdient ſie, und Lob iſt immer angenehm. Es war einmal ein alter Schauſpieler, der ſtudirte ſeinen Kindern Geburtstags-Gedichte ein, empfing ſie dann am feſtlichen Tag im Bett, und vergoß Thränen der ſüßeſten Rührung.

Sonſt iſt auf dieſem Theater aufgeführt: Apollo und der Dichter, oder: Die verkehrte Welt. So heißt nämlich ein Stück, wozu der Muſenführer dem Poeten verhilft. Dieſes ſpielt gleichfalls in der Zauberwelt. Dort verrichten die Weiber das Geſchäft der Männer, und ſo vice versa. Die Männer gehen auf den Markt, wiegen die Kinder, ſtricken und waſchen ꝛc. Die Weiber ſtehen Schildwacht, führen Krieg, halten Rath ꝛc. Das Alles iſt zu breit und einförmig ausgeführt, hat aber ächt komiſche Scenen. Ein anderes Stück, betitelt: Der Mädchenraub, von A. Gleich, iſt ein buntſcheckiges Flickwerk, mit gewaltſamer Komik. Der Verfaſſer gehört übrigens zu den größten Vielſchreibern des deutſchen Reichs. Er hat wahrſcheinlich noch mehr Komödien, als Kotzebue, geſchrieben, und eine vielleicht nicht geringere Anzahl von Erzählungen und Romanen, zum Theil unter dem Namen Roſa, die größtentheils in der Leſewelt fleißig zirkulirt haben.

Die Gebrüder Bohrer ließen ſich in drey Konzerten hören. Man bewunderte das Talent und die Kunſtfertigkeit des Celliſten, der ſich kühn an Rombergs Seite ſtellen kann. Wenn die Kompoſitionen des Leztern in einem neuern und gediegnern Styl geſchrieben ſind, und wenn in ſeinem Spiel ein poetiſcher Geiſt ſich offenbart; ſo beſizt Bohrer wieder andere, wenn gleich materielle Vorzüge. Seine Bogenführung iſt trefflich, ſeine Kraft in der Tiefe und ſein Triller in dieſer Region vorzüglich; die Sicherheit der Oktavenſprünge, die Reinheit der Doppelgriffe und die Klarheit der ſchwierigſten Paſſagen ſetzen in Erſtaunen. — Der Violinſpieler iſt ſchwächer. Sein Ton klingt zu zart und etwas ſcharf, überhaupt mangelt es an Kraft. Die Zuſammenwirkung Beyder iſt intereſſant. Ihre Konzerte wurden nicht beſonders ſtark beſucht; die Zeit iſt den Virtuoſen zuweilen ungünſtig, und das Schickſal ſcheint dann ganz allein zu walten. — So ging es auch dem verdienſtvollen Künſtler Pechatſchek vor ſeiner Abreiſe nach Stuttgart, wohin er berufen iſt. Die Einnahme war gering; der Beyfall aller Kunſtverſtändigen aber folgte ihm.

Ein junger Baſſiſt iſt wieder auf dem Opern-Theater aufgetreten, mit einem ungewöhnlichen Umfang der Stimme und einer erſtaunenswürdigen Stärke in der ſeltenſten Tiefe. Sonſt aber völlig ungebildet. Sein Name iſt Reichel.

Nach der Sängerin Lembert iſt auf dem Hof-Theater an der Burg noch eine andere Sängerin (Mlle. Laucher) im Charakter der Fürſtin in Eliſe von Valberg mit Beyfall und nicht ohne Verdienſt aufgetreten. Schade, daß ihr Lebenslauf nicht mehr im Steigen iſt! — Dieſe Anſtellungen werden als Erſaz für jene durch die neue Opern-Direktion herbeygeführten Veränderungen angeſehen. Vom Theater an der Wien iſt auch der in beyden Gattungen des Väterfachs geſchäzte Schauſpieler Rüger angeſtellt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Nro. 275.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 16. November 1822.

Aus — „den guten alten Zeiten,
Da noch Keuſchheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten.“ — —

Stollberg.

Sibylla Langenmantel.

Eine Augsburgiſche Geſchichte, von Fr. Laun.

Die gewerb- und handelsreiche, freye Reichsſtadt Augsburg hallte wieder vom Jubel eines großen Scheibenſchießens am Roſenauberge. Beſonders dachte man allenthalben noch lange der Pracht und des Glanzes am Tage nachher, bey dem Feſte in dem Tanzhauſe auf dem Perlachplatze. Außer den augsburgiſchen Geſchlechtern, welche ſelten ſo zahlreich hier erſchienen waren, und denjenigen aus den Zünften, ſo ſich an ſie anſchließen konnten, wimmelte es auch von weit und breit herbeygekommenen auswärtigen Rittersmännern und Frauen, zum Theil gräflicher und fürſtlicher Abkunft, unter welchen leztern der Herzog Ludwig von Baiern wohl der erhabenſte ſeyn möchte. Der ſchon weit gediehene Kunſtfleiß der Stadt blickte erfreulich aus dem feinen Hausgeräth und Tafelgeſchirr. Vorzüglich glänzte die getriebene Arbeit in ſilbernen Leuchtern und goldenen Trinkgefäßen. Köſtliche Stoffe aller Art ergözten in der ſorgfältigſten Kleidung das Auge durch bunte Mannigfaltigkeit und Friſche der Farben, und wenn auch manche anweſende, auswärtige Dame die eingebornen vielleicht an gefälliger Tracht überbieten mochte, ſo zeichnete dieſe dafür die hohe Zier einer beſondern Demuth und Sittſamkeit vor vielen der Fremden vortheilhaft aus. Auf etwas jedoch zeigten ſie einen bedeutenden Stolz, nämlich auf die Ringe, welche der große Beſchützer und Freund der Stadt, Kaiſer Siegmund im Jahre 1418 an denſelben Orte, nach vollbrachtem Tanze ihren Müttern oder Großmüttern verehrt hatte, und die zu ewigem Andenken in den Familien aufbewahrt wurden.

Gleichwohl wurde bey dieſem Feſte ein Hauptſchmuck der Stadt Augsburg, die ſo geiſtvolle, als ſchöne Gemahlin des Rathsherrn Leonhard Langenmantel, Sibylla, aus dem Geſchlechte der Goſſenbrot, vermißt.

Herzog Ludwig von Baiern, welcher viel von ihr gehört hatte, redete daher auch nach aufgehobener Tafel dieſen Rathsherrn alſo an: Herr Langenmantel, Alles in dem ſchönen Augsburg hat das Seinige redlich beygeſteuert, um den heutigen Tag zu einem Ehren- und Freudenfeſte zu erheben, nur ihr ſeyd der Stadt und uns Allen ein gewaltiger Schuldner geblieben.

Auf des Rathsherrn Befremden, wegen dieſes Vorwurfs, ſagte der Herzog weiter: Jeder hier anweſende Rathsherr hat ſeine Hausfrau mitgebracht, ihr aber kamet allein. Und doch wird der eurigen eben der Preis zuerkannt vor allen Frauen der Stadt. Beſorgt ihr vielleicht, daß die Honigworte ihres Mundes eurer Ehe zu Gifte werden und der Sonnenſchein ihrer Augen das junge Blut manches Gaſtes mehr erhitzen könnte, als es eurem ergrauenden Haare förderlich ſeyn möchte?

Nein, Herr Herzog — antwortete der kluge Langenmantel — das beſorge ich gar nicht. Ein ächter Demant, wie meine Hausfrau, wird ſich in ſolcher Hitze immer als der feſteſte Stein erweiſen. Daher iſt es denn auch keinesweges meine Eiferſucht, was ſie von dem heutigen Feſte zurückhielt. Sie glaubte aber die Wartung unſeres kranken Söhnleins ſogar der Ehre vorziehen zu müſſen, mit Ew. herzoglichen Gnaden an Einer Tafel zu ſitzen.

Lächelnd verließ ihn hier der Herzog.

Der aus der Fremde herbeygekommene bunte Glanz verrann großentheils ſchon am darauf folgenden Morgen. Aus allen Thoren ſah man ſtattliche Ritter und Edelfrauen, mitunter auf ſehr ſchönen, hochausgeſchmückten Roſſen, nach der Heimath zurückkehren.

Frau Sibylla war eine der wenigen, die jede Spur von der Pracht der lezten Tage, im einſamen Zimmer des Hintergebäudes, am Bette ihres kranken Kindes entbehrt hatte. Um ſo mehr freuete ſie ſich nun, als grade mit jener Nacht, welche all ihre Freundinnen im Tanzhauſe zubrachten, die Gefahr des geliebten Kindes vorüberging. Denn der Arzt beſtättigte ihre aus dem ſanften Schlafe des Kleinen geſchöpfte Hoffnung auf deſſen lange zweifelhaft gebliebene Geneſung und ſagte, daß ſie nunmehr wieder gutes Muthes ſeyn könne. Zugleich rieth er ihr zu Befeſtigung des eigenen Wohlſeyns, das ſie ja ihrem Kinde zu erhalten ſuchen müſſe, die nun ſechs Wochen lang eingeſogene, dumpfe Luft des Krankenzimmers mit dem belebenden Athem des Frühlings zu vertauſchen, deſſen köſtlicher Schmuck ihr in dieſem Jahre noch ganz fremd geblieben war.

Sibylla entſchloß ſich um ſo lieber zu einem Gange nach ihrem Garten in der Vorſtadt, weil ſie ſich ſchon ſeit einigen Wochen von Sehnſucht dahin gezogen fühlte. Ihr Gemahl hatte nämlich vor Kurzem erſt von einer Reiſe nach Nürnberg das Bild der heiligen Jungfrau, durch einen hochgerühmten jungen Künſtler, Namens Michael Wohlgemuth, den nachherigen Meiſter des großen Malers Dürer gefertiget, mitgebracht und im Gartengebäude aufhängen laſſen. Wer es geſehen, konnte nicht genug rühmen, welch einen Eindruck das Gemälde und die glückliche Verſchmelzung von Ernſt und Milde, von Hoheit und Demuth, von Liebe und Unſchuld in dem wohlgebildeten Frauenantlitz auf ihn gemacht hatte; wie ihm gar kein Zweifel übrig geblieben, daß der Künſtler, von höherer Hand geleitet, die ächten Züge Mariens gefunden, und ſo und nicht anders die Mutter des Heilandes müſſe ausgeſehen haben. Frau Sibylla betrachtete ſonach den Beſuch des Gartens zugleich als eine Wallfahrt, um der heiligen Jungfrau, deren Fürbitte zu Herſtellung ihres Kindes ſie alle Tage erfleht hatte, ein frommes Dankopfer darzubringen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Nach Weſten, Süden und Norden wird die Ebene von Valencia von einem Halbkreis von Gebirgen umſchloſſen; nach Nordweſten, in blauer Ferne, liegen die Berge von Teruel und Albaracin, die von Apora und Onil nach Weſten, wo ſie ſich mit dem Cabo San Martin ins Meer erſtrecken, während nach Norden die Felſen und das Kaſtell von Puzol hinter Murviedro und ſeinem Amphitheater die Ebene nach dem Meere zu ſchließen. Nach Oſten verliert ſich der Horizont in das Meer. Dieß Land konnte den Bewohnern des rauhen Kaſtilien und Aſturien wohl das Land der Verheißung und der Abenteuer ſeyn, wie Italien den Nordländern, und eine würdige Eroberung für den Cid campeador, und heißt noch heut zu Tage Valencia del Cid zur Unterſcheidung von einigen andern gleichen Namens. Die Stadt ſelbſt iſt rings mit einer hohen Mauer umgeben, ſie hat einige alte Thore mit vorſpringenden Thürmen und Bruſtwehren, wie die Puerta del Quartel und de San Joſe, einige neue mit Pilaſtern und Urnen, wie die San Vicente und de Serranos — die Häuſer nähern ſich im Ganzen mehr der franzöſiſchen Bauart (beſonders des ſüdlichen Frankreichs), haben die Fenſter gehörig nach der Straße zu, und ſind mit Balkons verſehen, einige neue Straßen ſind ganz modern angefangen; hier und da einige ſtattliche Häuſer des Adels, z. B. die der Grafen von Cervellon und de Doſaguas u. ſ. w.; einige zwar nicht regelmäßige, aber doch anſtändige Plätze, z. B. der Marktplatz mit bedeckten Gängen zu beyden Seiten, die Seidenhalle und die Kirche San Juan. Die Seidenhalle iſt ein ſchönes Gebäude aus dem funfzehnten Jahrhundert, die Façade zwar nicht im beſten gothiſchen Styl, ſieht aber doch nach etwas aus; die Halle ſelbſt etwa achtzig Schritt lang und funfzig breit und wohl ſiebenzig Fuß hoch, das Gewölbe von ſechs ſchlanken Säulen mit gewundenen Steinen getragen, daran ſtoßen die nöthigen Wohnungen für die Angeſtellten, eine Kapelle u. ſ. w.; ferner die plaza de la constitucion von der Kathedrale, dem Sagrario und einigen ſtattlichen Häuſern begrenzt, nahebey das Stadthaus, die plaza de San Francisco und andre. Eine Zierde der Stadt iſt der Spaziergang la Glorieta, der innerhalb der Stadt von dem großen Kloſter Santo Domingo bis nach der Puerta de Serranos und der prächtigen Douane ſich erſtreckt; mehrere Alleen, Gebüſch, Bänke, Brunnen und Statuen findeſt du ebenfalls; er ward von Elio angelegt, nachdem die Franzoſen früher die hier ſtehenden Häuſer, zur Sicherheit des daranſtoßenden Kaſtells niedergeriſſen hatten. Das Kaſtell, Thor, Kloſter, das Haus des Grafen von Cervellon, die Douane, die freylich blos aus Breter- und Balkenwerk beſtehende plaza de Toros machen die Umgebung des Spaziergangs aus; von der Puerta de Serranos führt eine Allee von vier Baumreihen an einem Kloſter del Remedio vorbey, über eine ſtattliche Brücke, bis nach dem Grao, dem Hafen von Valencia. Dergleichen ſchöne ſteinerne Brücken von vierzehn bis ſechszehn Bogen mit Heiligenbildern verziert, führen aber fünf über den waſſerloſen Fluß, jede etwa zwey bis dreyhundert Schritt von der andern entfernt; längs des Fluſſes beynahe eine Stunde weit iſt ein Uferdamm mit Fußplatten aufgeführt; jenſeits, meiſt den Brücken gegenüber, liegen einige ſtattliche Klöſter, zu deren Bequemlichkeit wahrſcheinlich die Brücken erbaut ſind; eines derſelben iſt nun zum Kadettenhaus eingerichtet. An Klöſtern und Kirchen fehlt es natürlich in Valencia nicht, die meiſten fallen blos durch ihre Maſſe ins Auge, die Straßen ſind im Ganzen erträglich breit und grade; in der calle del mar, de San Vicente, Zaragoza ſind die meiſten und brillanteſten Kaufläden, beſonders in der lezten einige Quinquaillerieläden von Tyrolern und Böhmen. — Du ſiehſt, Valencia kann immer als die dritte Stadt des Königreichs auftreten, um ſo mehr fällt es auf, daß die Straßen durchaus ungepflaſtert ſind; da ſie außerdem gar keinen Abzug haben, ſo iſt bey ein wenig Regen gar nicht durchzukommen. Man wollte mir als Urſache dieſer Nachläſſigkeit angeben, daß der Koth und Staub der Stadt für die Felder von großer Wichtigkeit ſey, weil er viele ſalzige Theile enthält, an denen es den Feldern fehlt, (?) um nun dieſen Düngergewinn nicht zu mindern, wolle man die Straßen nicht pflaſtern. Wahr iſt es, daß täglich in den Straßen Karren herumfahren, die den Gaſſenkoth aufladen und auf die Felder führen; in den ſieben bis neun Monaten, wo es hier faſt gar nicht regnet, geht es ſich freylich viel bequemer auf den ungepflaſterten Straßen von Valencia, als auf dem ſchlechten Pflaſter der meiſten andern gepflaſterten Städte von Europa.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Okt.

(Beſchluß. M. ſ. 270.)

„Dieſe Beſtändigkeit in der Rache des Stolzes, fügt Hr. Beyle obiger Anekdote hinzu, trifft man, glaube ich, nur in den Südländern an. In Piemont bin ich einmal Zeuge einer ähnlichen Begebenheit geweſen; nur habe ich erſt ſpäterhin die genauern Umſtände erfahren. Ich war mit 25 Dragonern in die Gehölze längs der Seſia geſchickt worden, um den Schleichhandel zu verhüten. Als ich am Abend an einen wilden und einſamen Ort gelangte, bemerkte ich zwiſchen den Bäumen die Ruinen eines alten Schloſſes. Ich ritt darauf zu; es war zu meinem Erſtaunen bewohnt. Der Hausherr war ein Adlicher der Gegend, ein finſterer Mann, 6 Schuh hoch und vierzig Jahre alt; mürriſch wies er mir zwey Zimmer an. Ich machte dort Muſik mit meinem Quartiermeiſter; einige Tage hernach entdeckten wir, der grämliche Herr bewache eine Frau, die wir ſcherzhaft Camilla nannten; wir waren weit davon entfernt, die Wahrheit zu ahnen. Sie ſtarb nach Verlauf von ſechs Wochen. Ich war ſo neugierig, ſie in ihrem Sarge ſehen zu wollen, daß ich einen Mönch beſtach, der ſie bewachte, und um Mitternacht ſchlich ich mich in die Kapelle, unter dem Vorwande, als ob ich ihren Leichnam mit Weihwaſſer beſprengen wollte. Ich ſah an demſelben eine jener ſchönen Geſtalten, die auch im Tode noch ſchön bleiben; ſie hatte eine römiſche Naſe, die ich nie vergeſſen werde. Endlich verließ ich dieſen traurigen Aufenthalt. Erſt fünf Jahr nachher, als ich mit einem Theil unſers Regiments den Kaiſer zu ſeiner Krönung als König von Italien geleitete, erfuhr ich auf dieſem Zuge die Geſchichte der Verſtorbenen. Ihr eiferſüchtiger Mann, Graf **, hatte eines Morgens in ihrem Gemache eine kleine Uhr gefunden, die einem jungen Menſchen aus der kleinen Stadt, die ſie bewohnten, zugehörte. An demſelben Tage führte er ſie nach dem verfallenen Schloſſe mitten in den Gehölzen der Seſia. Wie Nello della Pietra ſprach er nie ein einziges Wort mit ihr. Wenn ſie ihn um etwas flehte, zeigte er ihr kaltblütig und ſchweigend die kleine Uhr, die er bey ihr gefunden hatte. So brachte er drey Jahr ganz allein mit ihr zu. Aus Verzweiflung ſtarb ſie in der Blüthe ihrer Jahre. Ihr Mann wollte dem erſten Beſitzer der Uhr einen Dolchſtich verſetzen, verfehlte ihn, ſchiffte ſich zu Genua ein, und hat ſeitdem nichts von ſich hören laſſen; ſeine Güter ſind vertheilt worden.“ Zu dieſem Beweiſe italieniſcher Liebe hätte der Verfaſſer allenfalls das Gegenſtück in Frankreich auch finden können, nämlich in der Geſchichte der Gräfin v. Chateaubriand, die aber freylich in die Zeit Königs Franz I. hinaufreicht, und deren Wahrheit geläugnet worden iſt, wenigſtens von der Familie, was aber nicht viel beweiſet. Nun auch ein Beyſpiel ſpaniſcher Liebe: „Die ſchönſte Frau zu Narbonne iſt eine junge, kaum 20jährige Spanierin, welche daſelbſt mit ihrem Manne, einem auf halben Solde ſtehenden ſpaniſchen Offizier, ſehr zurückgezogen lebt. Dieſer Offizier wurde vor einiger Zeit genöthigt, einem Laffen eine Ohrfeige zu geben. Tags darauf duellirten ſie ſich. Während des Kampfes ſieht der junge Stutzer die ſchöne Spanierin herbeyeilen. Das iſt abſcheulich von Ihnen, ſagt er zu ſeinem Gegner, daß Sie Ihre Frau von dem Vorgange benachrichtigt haben; jezt wird ſie uns trennen wollen! „Ich komme, antwortet die Spanierin, um Sie zu beerdigen!“ Wer dieſen Zug aber glauben mögte! Die Originalität des Verfaſſers muß man aus ſeinen Bemerkungen kennen lernen. So ſchildert er auf eine ganz eigene Art die öffentlichen Begebenheiten, welche den Troubadour-Geſängen in der Provence ein Ende machten: „Habt ihr in der Oper dem Finale eines Roſſini'ſchen Stückes beygewohnt? Alles iſt Leben, Schönheit, idealiſche Pracht auf der Bühne; tauſend Meilen ſind wir von der häßlichen Seite der menſchlichen Natur entfernt. Die Oper hört auf, der Vorhang fällt, die Zuſchauer gehen davon, die Lichter werden ausgelöſcht; der Qualm derſelben füllt den Saal an, der Vorhang geht halb wieder auf; ſchmuzige Buben laufen auf der Bühne umher und nehmen den Platz der jungen Mädchen ein, die kurz zuvor durch ihre Anmuth entzückten. Gerade ſo war für's Königreich Provence die Wirkung der Eroberung Toulouſes durch die Kreuzfahrer. Anſtatt Liebe, Anmuth und Fröhlichkeit, bekam man die Barbaren aus dem Norden und den heil. Dominikus. Ich werde dieſe Blätter nicht mit der Erzählung aller Schreckensthaten anfüllen, welche die Inquiſition in ihrem heißen Jugendeifer beging. Was die Barbaren betrifft, ſo waren es unſere Väter; ſie mordeten und plünderten Alles, und was ſie nicht wegſchleppen konnten, zerſtörten ſie blos aus Zerſtörungsluſt; ihre wilde Wuth äußerte ſich gegen Alles, was einige Spur von der ſchönen Bildung an ſich trug, und weil ſie kein Wort von der Sprache des Südens verſtanden, ſo wurde ihre Wuth noch [illegible]ter. In ihrem Aberglauben und unter der Leitung des abſcheulichen Dominikus glaubten ſie durch das Ermorden der Provenzalen den Himmel zu verdienen. Alles war aus für dieſe.

Liebe, keine Fröhlichkeit, keine Dichtkunſt mehr. In weniger als zwanzig Jahren nach der Eroberung (1335) waren ſie faſt ſchon ſo barbariſch und ſo roh geworden, als die Franzoſen, unſere Ahnherrn.“ In einem Kapitel, welches der Verfaſſer „Einwürfe wider die Erziehung des weiblichen Geſchlechts“ betitelt hat, ſagt er: „Mein Oberſt, Hr. S**, hat vier Töchter, welche in den beſten Grundſätzen erzogen worden ſind, das heißt, welche den ganzen Tag hindurch beſchäftigt ſind; wenn ich komme, ſo ſingen ſie Roſſini's Muſik, die ich ihnen aus Neapel mitgebracht habe; übrigens leſen ſie Royaumonts Bibel, lernen das Dümmſte aus der Geſchichte, das heißt, die chronologiſchen Tabellen und die Verſe des Le Ragois; ſie wiſſen viel Geographie, verfertigen vortreffliche Stickereyen, und ich berechne, daß jedes dieſer ſchönen kleinen Mädchen durch ſeine Arbeit 8 Sous täglich verdienen kann. Auf 300 Tage macht dieß jährlich 480 Franken; dieß iſt weniger, als was einer ihrer Meiſter koſtet. Alſo um 480 Franken jährlich verlieren ſie auf immer die Zeit, während welcher es den menſchlichen Weſen vergönnt iſt, Ideen zu erwerben.“ — „Aus Paris ſchreibt man mir, ſagt der Verfaſſer anderswo, man habe bey der Kunſt-Ausſtellung von 1822 Hunderte von Gemälden aus der Geſchichte der Heiligen geſehen; ſie waren von Malern verfertigt, welche nicht ſehr daran glaubten, von Leuten bewundert und beurtheilt, welche *nicht* daran glauben, und endlich von Leuten bezahlt, welche auch nicht daran glauben. Und doch forſcht man noch nach der Urſache des Verfalls der Kunſt! Wenn der Künſtler keinen Glauben an dasjenige hat, was er vorſtellt, ſo fürchtet er ſtets ins Uebertriebene oder Lächerliche zu fallen. Wie ſollte er denn zum Grandioſen gelangen! Nichts führt ihn ja dahin!“ — Ueber Paris urtheilt er ſo: „Das Pariſer Publikum iſt einer Aufmerkſamkeit fähig, die ſich drey Tage lang erhält; hernach, mag es den Tod Napoleons oder die Verurtheilung Berangers zu zwey Monat Gefängnißſtrafe betreffen, herrſcht dieſelbe gleichgültige Empfindung, und wer am vierten Tage noch davon ſpricht, kommt zu ſpät. Iſt jedwede Hauptſtadt ſo, oder liegt dieß an der *Gutmüthigkeit* und dem Leichtſinn der Pariſer? London iſt, Dank ſey es dem ariſtokratiſchen Stolze und der Furchtſamkeit der Leidenden, nur eine groſe Vereinigung von Einſiedlern, und keine Hauptſtadt. Wien beſteht aus einer Oligarchie von 200 Familien, welche von 150,000 Handwerkern und Dienſtboten umringt ſind: Wien iſt ebenfalls keine Hauptſtadt; die einzigen Hauptſtädte ſind Neapel und Paris.“ Anderswo ſpricht der Verfaſſer von den lebhaften Unterhaltungen, welche in Paris herrſchen, und welche ſo ermüdend für diejenigen ſind, die darin glänzen wollen; er verſichert in einer Anmerkung, Frau v. Staël ſey beynah an der Ermüdung geſtorben, die ihr die Unterhaltungen im lezten Winter ihres Lebens verurſacht hätten. Zum Schluß noch eine Anekdote, deſſen Held der Verfaſſer zwar nicht nennt, allein in dem Exemplar, das ich demſelben verdanke, ſteht auf dem Rande der Name Abbé de Montesquiou (der im Jahr 1814 nach der Reſtauration Miniſter wurde) mit dem Bleyſtift geſchrieben. Der Bleyſtift mag alſo die Indiſtretion verantworten, daß der Name hier genannt wird. „Einer der groſen Herren dieſer Zeit, einer der ausgezeichneten Männer der Kirche und des Staates, hat uns dieſen Abend (Januar 1822) bey der Frau v. M** die groſen Gefahren erzählt, die er in der Schreckenszeit ausgeſtanden hat. „„Ich hatte das Unglück gehabt, ſo erzählte er, zu den Hauptmitgliedern der konſtituirenden Verſammlung zu gehören. Ich hielt mich zu Paris ſo gut verborgen, als ich konnte, und ſo lange, als einige Hoffnung zum Siege des Guten übrig bleiben würde. Zulezt aber, als die Gefahren immer größer wurden, und die Fremden nichts Kräftiges für uns thaten, entſchloß ich mich, mich fortzubegeben, aber leider ohne Paß. Da ſich alle nach Koblenz begaben, ſo hatte ich den Einfall, über Calais aus Frankreich zu gehen. Aber achtzehn Monate zuvor war mein Porträt ſo häufig verbreitet worden, daß ich auf der lezten Poſt erkannt wurde. Jedoch ließ man mich abreiſen. Zu Calais ſtieg ich im Gaſthofe ab, konnte aber, wie Sie leicht denken, nicht ſchlafen, und dieß war mein Glück; denn gegen 4 Uhr Morgens hörte ich ſehr deutlich meinen Namen ausſprechen. Während ich aufſtehe und mich eilig ankleide, unterſcheide ich, der Dunkelheit ungeachtet, Nationalgarden mit ihren Gewehren, denen man das Thor öffnet, und die in den Hof des Wirthshauſes treten. Zum Glück fiel ein ſtarker Regen; es war ein finſterer und windiger Wintermorgen. Dieſe Dunkelheit und ſtürmiſche Witterung erlaubten mir, mich durch den Hinterhof in den Stall zu flüchten. Um 7 Uhr Morgens befand ich mich auf der Straße, ohne die geringſte Ausſicht. Ich glaubte man würde mir vom Wirthshauſe aus nachſetzen. Ohne genau zu wiſſen, was ich that, ging ich auf den Hafen zu; ich war, ich geſteh' es, ein wenig verwirrt, denn überall ſah ich nur die Guillotine vor mir. Eben ſegelte unter dem Sturme ein Paketboot ab, und war ſchon 20 Toiſen vom Ufer entfernt. Plötzlich ruft man mir vom Meere her zu, und ich ſehe ein Boot auf mich zurudern. Geſchwind, Herr, kommen Sie, man wartet auf Sie! Ich trete nachläſſig ins Boot. Es war ein Mann darin, der mir ins Ohr raunte: Da ich Sie mit verwirrtem Blick auf dem Damm umherirren ſah, ſo vermuthete ich, Sie könnten wohl ein unglücklicher Verbannter ſeyn. Ich habe geſagt, Sie wären ein Freund von mir, auf den ich warte; ſtellen Sie ſich, als ob Sie das Seeübel empfänden, und verbergen Sie ſich unten in eine dunkle Ecke der Kajüte. — Ah, der ſchöne Zug! rief die Frau des Hauſes aus, die während der gut ausgeführten Erzählung der Gefahren des Abbé zu Thränen gerührt worden war und noch kaum athmete. Was für Dankſagungen Sie dem edeln Unbekannten abſtatten mußten! Wie hieß er denn? Ja, den Namen weiß ich nicht, antwortete der Abbé verlegen, und eine Weile herrſchte tiefe Stille im Saale.“

Dg.

Auflöſung der Charade in No. 269.

Sommerſproſſen.

Logogriph.

Nur was umſonſt du haſt, konnt' einſt mein Ganzes geben,
Doch ſchützt es oft vor herbem Leid,
Und reichen Schatz, den Lohn für langes Streben,
Wohl mancher hätt' ihn gern gegeben,
Hätt' er's erblickt zu rechter Zeit.

Zwey Zeichen wen'ger, dann — wohlthätig wie das Ganze —
Zeigt ſich, was Licht in Nacht verleiht;
Doch nennt's auch einen Namen, dem im Kranze
Des Dichterruhms, mit friſchem Glanze,
Ein unverwelklich Reis gedeiht.

Fehlt noch ein Laut, dann hat's dein günſtig Loos gewonnen,
Gebt dir ein luſtig Leben auf,
Und hell umſtrahlen dich des Glückes goldne Sonnen.
Doch hüt' dich! iſt der Glanz zerronnen,
Mißhagt das früh're Dunkel d'rauf.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Nro. 276.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. November 1822.

Nicht Jugendreiz, der bald verblühet.
Es iſt die ewige Magie
Des Gürtels, den dir Venus lieh,
Der ſo die Herzen an ſich ziehet.

Bürger.

Sibylla Langenmantel.

(Fortſetzung.)

Auf dem Wege nach dem Garten kam Sibylla bey einem Hauſe vorüber, wo noch ein Reſt der vergangenen Tage in einem Häuflein von Rittern und Reiſigen zu ſehen war. Es mochte das Gefolge des wohlgeſtalteten Herrn ſeyn, welcher aus dem Fenſter ſchauete. Sein brennender Blick ſchien auch unter dem dichten Schleyer Sibyllens ſchönes Geſicht zu ahnen, worauf freylich ſchon der Liebreiz der ganzen Figur Hoffnung ertheilen mußte.

Sibylla beflügelte ihren Schritt, als ſie deutlich vernahm, daß der vornehme Herr herunter fragte: ob Niemand wiſſe, wer die überaus anmuthvolle Frauengeſtalt in der ſchwanenweiſſen Kleidung geweſen ſey.

Im Garten erſt erkundigte ſie ſich bey der Dienerin, welche ihr folgte, ob dieſe den Herrn gekannt habe. Da nun die Dienerin einige Zeitlang der geſtrigen Tanzluſt zugeſchauet hatte, ſo konnte ſie ihrer Gebieterin ſagen, daß es kein Anderer, als der Herzog Ludwig von Baiern war. —

Neugeſtärkt von den vor ihrem Auge ſich gleichſam immer mehr belebenden Blicken, welche ihr frommer Dank an dem Bilde der Gnadenreichen gefunden, trat Sibylla aus dem Gartenhauſe, um nun noch auf kurze Zeit im Garten ſelbſt den lezten Schimmer des Lenzes, um deſſen Anfang ſie gekommen war, mit eben recht empfänglichem Gemüthe zu genießen. Obſchon der Garten noch keineswegs von der Pracht und Mannigfaltigkeit ſinnreicher Erfindung zeugte, welche ſpäterhin die berühmten Gärten der Fugger, Ambroſius Hochſtätter und Anderer zu eigentlichen Wunderwerken erhoben, ſo hatte doch ihr Eheherr nichts geſpart, um in ihm ſich und den Seinigen einen recht freundlichen Aufenthalt zu verſchaffen. Ja, vielleicht war für ein mit der ſtillen Größe der Natur vertrautes Gemüth das Einfache deſſelben ein weit höherer Zauber, als die den Eindruck des Ganzen verwirrenden Künſteleyen und neckenden Ueberraſchungen, welche den Hauptcharakter der ein halbes Jahrhundert nachher berühmt gewordenen augsburgiſchen Gärten ausmachten.

Nur wenig Minuten erſt war Sibyllens Blick, der Biene gleich, unter Blumen umhergegaukelt, um dann deſto ſüßer am wohlthuenden Grün der Hecken und Bäume ſich zu erquicken, ſo griff ein Sporenklang, der hinter ihr ertönte, ſtörend ein in die genußreiche Stille. Als ſie erſchrocken ſich umkehrte, kam derſelbe Herr, der vor Kurzem aus dem Fenſter ſeiner Herberge nach ihr gefragt hatte, grade auf ſie zu.

Verzeihet, edle Frau — begann Herzog Ludwig — wenn meine Sehnſucht nach eurer Bekanntſchaft nicht länger zu bezwingen war. Augsburgs Geſtirne erleuchteten mir den geſtrigen Abend. Nur Heſperus, ſein eigentlicher Stern, die ſchönſte Nachtſonne, dem Glanze und der Bedeutung nach, nur er wollte mich nicht beglücken mit ſeinen Strahlen. Und auch wie er, als Morgenſtern, mir erſchien, hatte er ſich in Schleyer gehüllt. Da hoffte ich denn, daß es mir vergönnt ſeyn würde, ihn hier ohne Wolken zu ſchauen. Und nun dieſe Hoffnung in Erfüllung gegangen, quält mich der Gedanke, euch doch wohl zur Unzeit gekommen zu ſeyn.

Wirklich fand der Herzog ſowol ſeine Erwartungen von Sibyllens Reizen weit übertroffen, als auch durch die ſeltene Würde, in der ſie vor ihm ſtand, ſein Vorhaben eines leichten Scherzes mit ihr beſchämt.

Ein Herr, wie Ew. Gnaden — antwortete Frau Sibylla, mit zur Erde geſenktem Auge, thut ſchon darum Alles zur rechten Zeit, weil er beſſer weiß, als wir Andern, daß zur Unzeit gar nichts gethan werden ſoll. Dieß nur im Allgemeinen. Was aber euern Beſuch anlangt, ſo würde wohl kein Bürger und keine Bürgerin Augsburgs ſo verblendet ſeyn, um ihn nicht zu jeder Zeit als eine ganz beſondere Huld zu betrachten. Vergebt übrigens der einfachen Hausfrau, daß ſie in der Sternkunde viel zu unwiſſend iſt, um von eurer, unſtreitig ſehr ſinnreichen Allegorie das Mindeſte zu verſtehen. Ich werde kaum im Stande ſeyn, ſie ſo weit zu faſſen, um mir von meinem Gemahl darüber Auskunft zu erbitten, wenn ihr das Geſagte nicht ſchriftlich zurücklaſſen wollet.

Der Herzog ſchwieg. Ihre mit dem Schleyer der größten Unbefangenheit ausgeſprochenen Antworten überzeugten ihn, daß ihm von der Feinheit dieſer Frau nicht zu viel geſagt worden war.

Warum aber, edle Frau — begann er hierauf — warum entzoget ihr uns geſtern Abend eure Gegenwart?

Uns Frauen, Herr Herzog — antwortete ſie — iſt das Haus ein Zauberkreis, den wir ſelten ungeſtraft überſchreiten.

Ungeſtraft? verſezte der Herzog. Iſt euer Gemahl ſo hart, um euch durch Strafe irgend einer Art an das Haus feſſeln zu wollen, wie den Sklaven an die Ruderbank?

Nicht der Gemahl, Herr Herzog. In der Verabſäumung der häuslichen Pflichten liegt gewöhnlich die Strafe ſchon von ſelbſt.

Es nahmen aber doch ſo viele Frauen Augsburgs Theil an dem geſtrigen Feſte? Meinet ihr, daß ſie insgeſammt ihre Pflicht damit verabſäumten?

Das ſey ferne von mir, gnädiger Herr. Diejenige Mutter aber, welche ihr krankes Kind verlaſſen hätte, um dem Feſte beyzuwohnen, dieſe würde ich für eine arge Schuldnerin an ihrem Gewiſſen betrachtet haben.

Aufrichtig zu ſeyn, holde Frau, ſo hielt ich das Knäblein, das euch während des fröhlichen Feſtes in euer einſames Stüblein bannte, zwar auch für krank, aber für lange nicht ſo jung, als ich glauben ſollte, daß es ſey. Es ſah mir aus, wie ein alter Knabe, deſſen Krankheit ſich Eiferſucht nannte.

Herr Herzog — antwortete ſie — eure hohe Geſinnung verbürgt es, daß ihr dieſen Gedanken ſogleich fahren laſſet, wenn ich ſage: Ihr thut meinem Gatten, ihr thut mir ſelbſt Unrecht damit. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine kurze Nachricht über die Inſeln Timor, Rotti, Savu, Solar ꝛc.

(Abgekürzt von den malayiſchen Miſcellen. Malayan Miscellanies No. 1.)

Timor.

Dieſe zwiſchen dem 8ten und 11ten Grade ſüdlicher Breite und 123ſten und 127ſten Grade öſtlicher Länge gelegene Inſel iſt durchaus gebirgig. Viele der Berge ſind ſehr hoch und von kegelförmiger Geſtalt, man weiß aber von keinem darunter, welcher Feuer auswirft. Indeſſen iſt die ganze Inſel häufigen Erdbeben unterworfen, deren mehrere ſich jährlich, beſonders aber im November und December bey dem Wechſel des Paſſatwindes, ereignen; und wenn die Regen ſpät einfallen um ſo heftiger ſind. Im Jahr 1794 wurde die Kirche und das Regierungshaus zu Coupang durch eines derſelben zerſtört, und ſind ſeitdem nicht wieder aufgebaut worden.

Die Holländer und Portugieſen machen gemeinſchaftlich Anſprüche auf die Herrſchaft über die Inſel, und Fort Concordia iſt der Regierungsſitz der erſteren und Delli der Sitz der lezteren. Das Anſehen beyder Nationen iſt indeſſen heut zu Tage dort ſo ſehr geſunken, daß ihre Herrſchaft nur von den Häuptern erkannt wird, die ihres Beyſtandes gegen einen mächtigern Feind bedürfen; die Uebrigen leben entweder in offener Rebellion, oder in friedlicher aber erklärter Unabhängigkeit.

Gold findet ſich in mehreren Flüſſen, in Staub oder Klumpen; und von den lezteren gibt es welche, die voll zwey Unzen wiegen. Der herrſchende Aberglauben macht es zum Verbrechen, Gold aus den Flüſſen zu ziehen; und wenn ſie es ja thun, ſo geſchieht es nicht eher, als bis ſie ihrem Götzen ein menſchliches Opfer geſchlachtet haben, und dann nehmen ſie nur ein wenig, und gebrauchen es nie im Handel. In dem Philarugebirge, gegen die Mitte der Inſel, nach Nordweſt hin, ſoll ſich ſehr reines Kupfer befinden. Auch vermuthet man, daß die Inſel Eiſen enthalte. Die Eingebornen ſind meiſtens von ſehr dunkler Farbe, mit gekräuſeltem und buſchigem Haar; haben aber weniger Aehnlichkeit mit den Papuans, als die Bewohner von Ende. Sie ſind unter der mittlern Statur und von ſchwächlicher Leibesbildung. Sie kommen den Südſee-Inſulanern näher, als alle übrigen Malayen. Die Tracht der Bauern und Bäuerinnen iſt blos von Tuch. Die Rayas tragen Bajus von Seide oder Zimit fünf bis ſechs Tüchern von verſchiedenen Farben leicht um den Kopf gewickelt. Ihre Zierrathen beſtehen vorzüglich in goldenen, ſilbernen und elfenbeinernen Armringen, mit Hahnenfedern auf dem Kopfe. Die beyden leztern darf jedermann tragen, die goldenen und ſilbernen Ringe aber trägt nur der Adel, oder ſolche Perſonen, die ſich im Kriege z. B. durch die Einbringung eines feindlichen Kopfes ausgezeichnet, und dafür vom Fürſten die Erlaubniß dazu erhalten haben. Die Weiber tragen thönerne Arm- und Beinringe, ungefähr von derſelben Geſtalt, als ſie die Weiber in Indien tragen.

Sie ſcheinen kein regelmäßiges Geſetzſyſtem zu beſitzen und der Wille des Fürſten iſt ihre einzige Richtſchnur. Ihre Strafen ſind ſehr ſtreng, nämlich Sklaverey für kleinere Vergehungen, und Tod für viele bey den ärmern Klaſſen; die Reichern aber helfen ſich gewöhnlich mit einer Geldbuße durch, die den Umſtänden des Verbrechers angemeſſen iſt; da man nicht wie auf Celebes und Sumbawa eine beſtimmte Summe für das Leben eines Menſchen hat. Da, wo die Holländer wirklich zu befehlen haben, wird nach den Landesgeſetzen von Macaſſar gerichtet, und die eingebornen Prinzen bilden den Gerichtshof, unter dem Vorſitze des Reſidenten.

Die Religion der Inſel iſt abgöttiſch. Die meiſten Prinzen aber bekennen ſich zum Chriſtenthum, ſind aber noch immer unter dem Einfluſſe ihrer heidniſchen Prieſter. Ihre Gottheiten werden von gewiſſen Bäumen und Steinen vorgeſtellt, die ſeit Jahrhunderten angebetet worden; doch ſoll es Beyſpiele geben, wo ſie den Gegenſtand der Anbetung wechſelten. Sie nennen ſie Nieto oder böſe Geiſter und betrachten die Sonne und den Mond als gute Geiſter, dabey den leztern als den vornehmſten. Sie halten es für unmöglich, daß ihnen von den guten Geiſtern irgend ein Uebel widerfahren könne, und es ſcheint ihnen daher überflüſſig zu denſelben zu beten; ſie beten aber zu den Nieto, um die Uebel, die ſie ihnen zuſchicken könnten, abzuwenden.

Sie opfern Büffel, Schweine, Schaafe, oder Geflügel und zuweilen Menſchen. Ehemals wurde in der Nähe von Coupang alljährlich den Hayen und Alligatoren eine Jungfrau zum Opfer gebracht, aber die Holländer haben dieſer Unmenſchlichkeit ſeit ungefähr dreyßig Jahren Einhalt gethan. Beym Tode eines Herrſchers wird noch bis auf dieſen Tag ein Sklave lebendig mit ihm begraben, damit er bereit ſey, ihm in der andern Welt aufzuwarten; in der Nähe von Coupang indeſſen iſt auch dieſem ein Ende gemacht worden.

Sie haben ein großes Zutrauen auf Vorbedeutungen, beſonders vom Eingeweide der Thiere, und unternehmen nie etwas, ohne vorher eine gute Vorbedeutung gehabt zu haben. Gilt es Staatsangelegenheiten, ſo wird zu dieſem Ende gewöhnlich ein Büffel geſchlachtet, bey Privatangelegenheiten aber, gemeiniglich ein Hühnchen. Die Leber iſt der vorzüglichſte Gegenſtand der Aufmerkſamkeit.

Die Hausthiere beſtehen aus Büffeln, Pferden, Schaafen, Schweinen, Ziegen, Hunden und Katzen; wild findet man Büffel, Rehe, Schweine, eine Art großer wilder Katzen, und eine Art von Affen, welche alle von den Eingebornen gegeſſen werden, außer den Katzen und Affen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, den 10. Nov.

Vor acht Tagen beehrte Philoſoph Pittſchaft, der Unaufhaltſame, endlich auch uns Darmſtädter mit ſeiner Gegenwart. Da dieſer Menſch das ganze linke Rheinufer ſchon mit ſeinem Ruhm erfüllt hat, und er ſeine philoſophiſch-deklamatoriſchen Wanderungen vermuthlich nun auch dieſſeit Rheins beginnen wird, ſo iſt es wohl an der Zeit, daß endlich ein ernſtes Wort über denſelben an einem andern Ort geſprochen wird, als bloß in den politiſchen Zeitungen, in welche ſo manche unrichtige Anſichten über dieſe ſeltſame Erſcheinung ſchon niedergelegt worden ſind. Ich gebe daher für das Morgenblatt einen getreulichen Bericht von dem, was ich binnen den acht Tagen über ſein Treiben und Thun in dem Wirthshauſe zur Traube (denn anderswo ließ er ſich nicht ſehen) geſammelt habe. Ich habe mich zwar nicht überwinden können, während dieſer ganzen Zeit auch nur ein Wort mit dieſem Original und Genie (wie er beſcheiden ſich ſelber zu benamſen pflegt) zu ſprechen: aber dafür habe ich jeden Abend wenigſtens zwey volle Stunden ſcharf beobachtet, was Hr. Pitſchaft, oder, wie er, als Philoſoph, vielleicht lieber will, Pitſchaft ſchlechtweg, gethan und geſprochen, und was ſeine zahlreiche Umgebung mit ihm getrieben hat.

Der Mann quæſtionis ſcheint ungefähr 36 Jahr alt, iſt von ſtämmigem Körperbau, hat ein ganz hübſches, wiewol nicht ausdrucksvolles, Geſicht, das ein wohlgehaltener ſtarker Bart nach alter Philoſophen- oder Kapuzinerweiſe, begränzt; ſeine hochblonden Haare fallen in langen, ſich zierlich ſchlängelnden Locken über Nacken und Schultern; das Haupt bedeckt ein Baret, und ſeine Hülle (ein Lieblingsausdruck des Philoſophen) umgibt ein ſchwarzſammtner Talar, den er mit einer länglichen Fuhrmannsſchnalle umgürtet; der Schnitt dieſer Bekleidung iſt genau ſo, wie ihn die polniſchen Juden tragen. Der Mann erregte durch dieſes orientaliſche Koſtüm bey ſeinem erſten Erſcheinen auf den Straßen und im Theater einige Aufmerkſamkeit; in dem Wirthshauſe aber ward er in den erſten Tagen von einer Menge von Neugierigen ſo recht umlagert, die, Gott weiß! was für Sprüche der Weisheit aus ſeinem Munde zu vernehmen hoffte. Sprüche der Weisheit hat man jedoch von dem Philoſophen des neunzehnten Jahrhunderts bis jezt durchaus nicht gehört, wohl aber tauſend- und abermal tauſendmal abgedroſchene Gemeinplätze von Selbſtveredlung, Menſchenliebe, Entbehrung u. dgl. m., die er ohne einen Funken von Scharfſinn, ſelbſt nicht einmal mit einigen Rednerfloskeln, in einem recht ordinären Mainzer Dialekt auskramt. Von Konſequenz, einer logiſchen Ideenordnung, von einer philoſophiſchen Entwicklung ſeiner, übrigens weltbekannten, Grundſätze habe ich, bey aller Anſpannung, auch nicht ein Spürchen entdecken können, und ſo iſt es denn freylich ſchon am dritten Abend bey allen denen, die ſich den Spaß machten, mit ihm anzubinden, dahin gekommen, daß ſie ihn für einen höchſt ordinären, empyriſchen Schwätzer halten, der hier und dort einige Floskeln aufgefangen, aber nichts gehörig verdaut hat, und der wohl ſchwerlich in ſeinem Leben mit ſich, und mit dem, was er eigentlich will, in's Reine kommen wird. Uebrigens hält es dieſer cyniſche Philoſoph (er hat bey Mainz früher wirklich in einer Erdhütte gehauſet) im Eſſen und Trinken wie andere Menſchenkinder, ſeine früher angenommene oder [illegible] Reduktion auf die einfachſten Lebensbedürfniſſe übt er hier nicht praktiſch, denn ich habe ihn jeden Abend was der Speiſezettel und die Weinkarte nur Gaumenkitzelndes enthielten mit recht geſundem Appetit verzehren ſehen.

In den erſten Tagen ſeines Aufenthalts kam ihm ein glücklicher Zufall ſehr zu Statten. In demſelben Hauſe traf nämlich ein, in Raßmann's Gallerie deutſcher Dichter als Naturdichter aufgeführter, Zimmermann Wenzel der ältere aus Benneckenſtein am Harze mit dem Philoſophen Pitſchaft zuſammen. Der Naturdichter, ein ſchon bejahrter ſchlichter Landmann, ohne die geringſte Schulbildung, ohne alle Welt- und Menſchenkenntniß, konnte es nun freylich nicht mit dem, allerdings gewandtern, Mainzer Philoſophen aufnehmen, und mußte jedesmal, ſo oft er von den ſchelmiſchen jungen Leuten an dieſen gehetzt ward, im Kampfe gegen den geübtern Schwäzer unterliegen. Dieſe Superiorität über einen ſo ſchwachen Gegner, mit leichter Anſtrengung errungen, vermochte nun zwar nicht, daß die Kampfrichter die eigenen Schwächen des Siegers überſahen, aber ſie hielt wenigſtens den völligen Sturz des Philoſophen in der öffentlichen Meinung noch einige Tage, nämlich bis zu dem Abend auf, an welchem der Philoſoph ſich auch als Redekünſtler zeigen zu wollen durch ein Programm angekündigt hatte.

Hier folgt dieſes Programm als Aktenſtück, das allein ſchon hinlänglich den Standpunkt bezeichnet, auf welchem ſein Verfaſſer in Abſicht auf intellektuelle Ausbildung ſteht:

Originalität. *Genialität.*

Es lebe mein geliebter Landesvater, der Beſchützer der dramatiſchen Kunſt, mit ſeiner theuren Familie und ſeinen getreuen Heſſen!

Oberſter Grundſatz.

Erkenne dich ſelbſt, daraus entſteht **Menſchenliebe.**

Aus dieſem oberſten Grundſatze entſtehen folgende Eigenſchaften:

„Ehrfurcht für Gott, Liebe und Hochachtung den Eltern, Treue und Biederſinn den Freunden, Gehorſam den Geſetzen, höchſtes Gefühl für ein ſanftes und gemüthlich frommes Weib, Muth dem Vaterlande, Gerechtigkeit und Menſchenliebe Allen, denn in Gott iſt Liebe die erſte Urkraft, da er ohne Liebe keine Welt als die Pracht ſeiner Schöpfung ſchaffen konnte.“

> Wer nicht weiß, welche Kräfte er hat, und was er damit leiſten kann, dem wird es an Muth und Luſt fehlen, die Stufen der Vollkommenheit zu betreten. Wie manche ſchöne That bleibt ungeſchehen, weil ein ungerechtes Mißtrauen zu ſich ſelbſt ein Hinderniß wurde.

◆

Auf meine an meinen erhabenen Landesfürſten, der nicht nur allein das Gute will, ſondern es auch fördert, eingereichte demuthvolle Bitte (denn, o Menſch! deine größte Stärke beſteht in Demuth, dieſer Zierde deines Geiſtes) ein Deklamatorium in der geliebten Reſidenz geben zu dürfen, erhielt ich auch ſogleich die Erlaubniß dazu, und zwar meinem Wahlſpruch gemäß, Alles zur Ehre Gottes, zum Wohl der Menſchen, zum Beſten der Bedrängten.

Darmſtadt, den 6. Nov. 1822.

Wenn die Philoſophie diejenige Wiſſenſchaft iſt, welche alle Wahrheiten in ſich begreift, die aus unſerem Selbſtbewußtſeyn, dieſem Urgedanken unſerer Denkkraft, hervorgehen, und in dem Weſen der Gottheit ſich endigen, ja wenn ſie mit einem Worte die Erkenntniß aller der Wahrheiten iſt, die zwiſchen uns und der Gottheit mitten inne liegen, ſo kann ſie wohl mit Recht eine erhabene Lehre, eine Urkraftslehre, mit einem Worte eine göttliche Lehre genannt werden; ich nenne dieſelbe wenigſtens ſo, weil ich nicht hoch und erhaben genug von ihr denken und ſprechen kann. Ja, Philoſophie iſt ein inwendiges Leben, ein philoſophiſches Leben iſt ein geſammeltes Leben, durch Philoſophie wird die Seele ſtill, fromm — zulezt andächtig. — Wenn demnach nun der Begriff dieſer Gotteslehre feſtgeſtellt iſt, und die ſo eben gegebene Erklärung nicht das Wiſſen allein, ſondern das Handeln, das Ausüben unſers Wiſſens in ſich begreift, ſo habe ich wohl nicht mehr zu ſagen, daß alle unſere Handlungen nichts anders, als eine Ausübung der allumfaſſenden Liebe ſeyn können. Der Liebe, der Menſchenliebe alſo muß unſer ganzes Leben geweihet ſeyn, wenn wir der Philoſophie im ſtrengen Sinn des Wortes nachkommen wollen. — Ich habe nun einmal dieſe Bahn betreten, und fahre darauf, durch eine höhere Eingebung begeiſtert, unaufhaltſam fort; und ſo wie ich bereits ſchon viele Städte Deutſchlands und einen Theil der Lande meines vortrefflichen Landesfürſten bereiſet habe, und ich es mir überall zur heiligſten Pflicht rechne, alle Menſchen zu guten, frommen und rechtſchaffenen Staats-Bürgern zu machen, (denn fern ſey von mir nur der Gedanke einer Umwälzung der beſtehenden Ordnung, viel geſchweige die Ausführung deſſelben,) ſo rechne ich es mir auch in dieſer geliebten Reſidenz, nach der ich mich ſchon lange ſehnte, zur Pflicht, dieſem großen Zweck immerfort nachzukommen, und ſofort die Wohlfahrt der Menſchen durch Gewöhnung an die Tugend zu begründen. Da aber Worte und Werke ſtets in dem liebreichſten und wonnevollſten Einklang ſeyn müſſen, ſo kann ich natürlich nichts anders, als durchaus moraliſch-religiöſe Gedichte dazu wählen, denn Philoſophie und Religion ſind Schweſtern, welche einen und denſelben Zweck gebieten und unumgängliches Wohlthun nach ſich führen. Wem alſo die Philoſophie eine dunkle Höhle ſeiner Verſtandes-Begriffe iſt, der halte ſich an der Religion, denn ſie iſt der Glaube an Gott und ſein allweiſes Walten über uns Sterbliche.

Das Deklamatorium beſtehe demnach morgen, Donnerſtag den 7. Abends 6 Uhr in dem Saale zur Traube anfangend, aus vier Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

1) **Der Theilung der Erde,** dieſes ächt philoſophiſche Machwerk Schillers.
2) **Worte des Glaubens, Worte des Wahns,** von Schiller.
3) **Die Reſignation,** von Schiller.

Zweyte Abtheilung.

4) **Die Würde der Frauen,** (von demſelben.) da es nothwendig iſt, das Anſehen dieſes Geſchlechts überall zu handhaben, und ich gern meinen Brüdern die innige Verehrung einprägen möchte, die ich für ſelbes, ohne welches wir das beſeligende Gefühl der Liebe, die Wurzel alles Großen, Vortrefflichen und Erhabenen, nicht kennten, hege.
5) **Der Handſchuh,** (von demſelben.) wo ich (da ich nun nichts nachahme, denn der Nachahmer entfernt ſich von der Weisheit, ſtatt in ihr vorzuſchreiten, ſondern durchaus originell bin, mithin gern an meiner eigenen Quelle ſchöpfe) von dem durch die Allgewalt ſeiner Reize mit Sanftmuth, Reinheit und Zartgefühl uns beherrſchenden lieblichſten Geſchlechte einen Handſchuh verlangen werde.
6) **Kurzer aber kraftvoller Zuruf eines Weiſen an einen Kleinmüthigen des wackern Dichters Seume.**
7) **Die Hoffnung,** von Schiller.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 91.

Nro. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 19. November 1822.

> Es iſt ein Wahn, daß von der Erde Thal
> Die ſchöne Treue weinend ſey geſchieden.
> Wie tiefe Wunden auch das Leben ſchlägt,
> Es fehlt an Liebe nicht, die ſie verbindet.
>
> C. Gehe.

Muth im Scheiden.

Genoſſen ſind die ſchönen Stunden,
Wie Melodie ſind ſie verhallt,
Wie Abendroth hinweggeſchwunden,
Zur Trennung ruft die Glocke bald!

Ich habe oft den Schmerz empfunden,
Wir liebten uns durch manches Jahr;
Die Zeit hat feſter nur gebunden,
Was eng und feſt gebunden war.

Wie über heitre Thalesgründe
Die ſchwarzen Wolken Trauer ziehn,
Und Säuſellüfte leiſe, linde,
Aus allen Blüthenzweigen fliehn:

So dringt ein ahnungvolles Bangen
Auf den verſtarrten Buſen ein,
Und alle Blüthenträume bangen,
Ich fühle nur die lange Pein.

Doch kommen Wetter angezogen,
Wir wollen beyde muthig ſtehn:
Bald glänzt ein heitrer Friedensbogen
Und doppelt ſtrahlt die Sonne ſchön!

Grosch.

Schukowsky.

So heißt der zur Zeit gefeyertſte Dichter Rußlands [illegible] Waſely Schukowsky wurde 1793 im Tulaſchen Gouvernem[illegible] geboren und in der Erziehungsanſtalt der kaiſerlichen Un[illegible] verſität zu Moskwa gebildet. Er trat in Kriegsdienſt [illegible] wurde als Stabskapitän verabſchiedet, machte jedoch na[illegible] mals den Feldzug von 1812 bey der moskwaſchen Landwe[illegible] mit. Seine Anlagen zur Dichtkunſt hatten ſich ſchnell en[illegible] wickelt. Frühzeitig begann er die Laufbahn des Schriftſt[illegible] lers. Schon in den Jahren 1808 und 1809 war er H[illegible] ausgeber der beliebten Zeitſchrift: „der Verkündiger [illegible] Seine Gedichte fanden ausgezeichneten Beyfall: ſie erſch[illegible] nen in einer Sammlung von zwey Bänden, die ſpä[illegible] mehrere Male von neuem abgedruckt wurden. Sehr ſ[illegible] der iſt die Ausgabe, die in den Jahren 1815 und 1816 [illegible] Petersburg in der Medicinal-Druckerey mit dem deutſch[illegible] Wahlſpruch: „wer den Beſten einer Zeit genug geth[illegible] der hat gelebt für alle Zeiten,“ herauskam. Der e[illegible] Band enthält lyriſche Gedichte, Sendſchreiben, Roman[illegible] und Lieder; der zweyte Balladen und vermiſchte Dich[illegible] gen. Man findet unter ihnen wohlgelungene Ueberſe[illegible] gen und Nachbildungen deutſcher Gedichte, z. B. die [illegible] ge, Phantaſie, die Ideale, die Kraniche des Ibicus, [illegible] ſandra, der Wanderer und das Glück, von Schiller, [illegible] ſium, Philon von Matthiſſon, meine Göttinn, der Fiſcher [illegible]

Goethe, Ludmilla, eine Nachbildung nach Bürgers Leonore ꝛc. Nächſt dieſer Sammlung erſchien von ihm noch im Jahr 1817 eine Sage der Vorzeit in Verſen, betitelt: „die zwölf ſchlafenden Jungfrauen.“ Von 1814 an hielt ſich Schukowsky auch bald längere bald kürzere Zeit in Dorpat auf, und trieb hier mit großem Eifer das Studium der Sprachen, beſonders der deutſchen. Dieſe gewann er durch Schillers und Goethes Meiſterwerke, und im traulichen Umgang mit den geiſtvollſten Köpfen vorzüglich lieb: er überſezte viel, ſogar, wie ſchwierig es auch ſeyn mochte, Hebels alemanniſche Gedichte, von denen er mehrere, unter andern den Sommerabend, den Wächter in der Mitternacht, in einzelnen, für ſeine Uebertragungen beſtimmten Heften unter dem Titel: „Für Wenige,“ zum Bedauern der ruſſiſchen Leſewelt, leider aber auch wirklich nur für Wenige bekannt machte. Seine poetiſchen Leiſtungen krönte der glücklichſte Erfolg. Als Anerkennung ſeiner Talente und ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens ertheilte ihm die Univerſität zu Dorpat 1816 das Ehrendiplom eines Doktors der Philoſophie. Schon hatte er ſeinen Dichterruhm beſonders durch mehrere patriotiſche Geſänge, die ſo ganz der begeiſterten Vaterlandsliebe der Ruſſen zuſagten, und ſich um ſo ſchneller durch das weite Kaiſerreich hin verbreiteten, *) begründet. In der That ſind ſein Sänger im Kriegslager, gedichtet vor der denkwürdigen Schlacht bey Torutino, ſein Sänger auf den Trümmern des Kremls höchſt gelungene Schöpfungen ſeines Genius: nicht weniger ſind es ſeine Epiſteln, unter andern der ſchöne Zuruf an den Kaiſer nach der Einnahme von Paris. Schukowsky wurde der Lieblingsdichter ſeines Volks und als ſolcher bewundert und belohnt. Alexander verlieh ihm außer mehreren ehrenvollen Auszeichnungen ein bedeutendes Jahrgehalt und zwar, wie es in dem kaiſerlichen Befehl hieß: in Anerkennung ſeiner Werke und Talente, durch die er ſowol die ruſſiſche Literatur mit vorzüglichen Leiſtungen bereichert, als auch die Waffenthaten der Ruſſen verherrlicht habe. Jezt iſt der gefeyerte Dichter Lektor der ruſſiſchen Sprache bey der Großfürſtin Alexandra Feodorowna, und begleitete ſie auf ihrer Reiſe ins Ausland, von wo er in dieſem Jahr ſehr ehrenvoll in Petersburg empfangen zurückkehrte. Auf dieſer Reiſe und im Verkehr mit den ausgezeichneteſten Männern iſt ihm Deutſchland noch werther geworden, und ein Werk über ſeinen dortigen Aufenthalt zu hoffen. Auf deutſchem Boden beendigte er ſeine Ueberſetzung von Schillers Jungfrau von Orleans, die jezt ruſſiſch zur Aufführung und baldigſt in den Druck kommen ſoll. Auch ſeine eigenen Original-Leiſtungen ſind ſelbſt dem deutſchen Publikum von anziehendem Intereſſe; man verdankt ihre treue und glückliche Verdeutſchung dem Herrn Carl Friedrich von Borg, einem gebornen Livländer und Beamteten zu Dorpat, der in dem erſten Bande ſeiner Verſuche, betitelt poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen, Dorpat 1820 ein entſchiedenes Talent für die Uebertragung ruſſiſcher Verſe in deutſche gezeigt hat. Ein zweyter Band erſcheint im Lauf dieſes Jahres. Schukowsky's Dichterwerth bezeichnete ein ſprach- und ſachkundiger Schriftſteller in einem Privatſchreiben dermaßen: Wollte man ihn mit einem deutſchen Dichter vergleichen, ſo möchte wohl Schiller die meiſten Berührungspunkte dazu darbieten: ſeine Gedichte haben ſchon früh auf ihn gewirkt. Aber er iſt keineswegs ein bloßer Nachahmer deſſelben, ſondern es findet zwiſchen beyden Dichtern vielmehr eine urſprüngliche, in ihrer innerſten Natur begründete Verwandtſchaft Statt. Eine gewiſſe ideale Richtung des Geiſtes, vorherrſchende Neigung zum Elegiſch-Sentimentalen und Heroiſchen und glühende Begeiſterung für alles Sittlich-Erhabene — für Glaube, Liebe, Freundſchaft und Vaterland — charakteriſiren die Erzeugniſſe des nordiſchen Sängers. Uebrigens iſt ſeine Phantaſie mehr bezeichnend und auffaſſend, als darſtellend, — mehr zum Mahleriſch-Romantiſchen, als zum Plaſtiſch-Bildenden ſich hinneigend. Daher Naturbeſchreibungen, Schilderung einzelner Seelenzuſtände ihm vorzüglich gelingen: vielleicht weniger Charakterzeichnungen, wie das Drama und Epos ſie erheiſchen. Sein Ausdruck iſt kurz, kühn, gediegen, kräftig bezeichnend; ſein Versbau meiſtens wohllautend; nur ſelten ſcheint die Weichheit des Tones dem Angemeſſenen der Bedeutung aufgeopfert zu ſeyn, und noch ſeltener finden ſich eigentliche Härten. Faſt alle ſeine Leiſtungen ſind ernſter Art: das Negativ-Belehrende der Satyre iſt ihm fremd. — Soviel über den Dichter, auch als Menſch hat er nicht mindern Werth. Mit einem gefällig anſprechenden Aeußern, das in ſeinem geſtochenen und lithographirten Bilde nicht zu verkennen iſt, verbreitet er Beſcheidenheit und Liebenswürdigkeit im Umgange, bey dem regſten Sinn für Freundſchaft. Er iſt ein Mann von Kopf und Herz für Kopf und Herz.

F. G. v. B.

Eine kurze Nachricht über die Inſeln Timor, Rotti, Savu, Solar ꝛc.

(Fortſetzung.)

Die Einwohner von Timor bauen Reis, Mais, Hirſe, Kachang (?), Yamswurzeln, ſüße Kartoffeln und Baumwolle. Unter dieſen bildet der Mais ihre Hauptnahrung; ausgenommen in ſehr guten Jahren, leben ſie doch einen Theil des Jahres von dem Zucker der Lontarpalme; in einigen Gegenden der Inſel findet man eine Art von Sagepalme, deren Frucht zur Nahrung dient. Der Gebrauch des Pfluges iſt hier unbekannt; eine hölzerne Hacke und ein ſpitzer Stock iſt das einzige Ackergeräthe, deſſen

---

*) Wahrſcheinlich durch die Militär-Stationen.

man ſich in dem Anbau des hügeligen Landes bedient; und in der Zubereitung ihrer Sawa bringen ſie eine groſſe Heerde Büffel herbey, die ſie ſo lange darauf hin- und hertreiben, bis ſie in einen Brey zerſtampft iſt; dieſe Operation wird dreymal wiederholt mit einem Zwiſchenraum von acht Tagen zwiſchen jeder Wiederholung, um der Subſtanz Zeit zum Faulen zu geben. Das Paddy wird alsdann wie auf Java geſäet. Die Ernte geſchieht, ohne das Stroh abzuſchneiden, in Körben, worin ſie die Körner aus den Hülſen ſtreifen, wobey freylich viel verloren geht. Dennoch iſt in der Ebene von Bow-Bow der Durchſchnittertrag mehr als ſiebenzigfältig. Die Wäſſerung ſcheint man gut zu verſtehen, ſie wird aber, wahrſcheinlich aus Mangel an Händen, wenig betrieben. — Fiſche kann man kaum als ein Nahrungsmittel betrachten, da kaum einer der Eingebornen ein Canoe zu beſteigen wagt; und ſie beynahe kein anderes Mittel zu deren Fang kennen, als durch eine Reihe von Mauern, die ſie an den flachſten Stellen der Küſte innerhalb des Bereichs der Flut hintereinander aufbauen, und wodurch die Fiſche verhindert werden, ſich mit der Ebbe zurück zu ziehen.

Die Waffen, deren ſie ſich heut zu Tage bedienen, ſind Musketen, eine ſehr lange Art von Klewang, und Speere von Eiſen oder Bamboo. Bogen und Pfeile werden nur von einigen wenigen im Innern gebraucht. Der Verluſt eines Kopfes im Gefecht wird für ſo wichtig angeſehen, daß, im Fall ein Mann ſo ſchwer verwundet wird, daß er ſich nicht ſelbſt fortbewegen kann, und ſeine Freunde ſich ſo ſchnell zurückziehen müſſen, daß ſie ihn nicht mitnehmen können, dieſelben ihm ſelbſt den Kopf abſchneiden, damit derſelbe nicht dem Feinde in die Hände falle. Auf der andern Seite wird die Erlangung eines feindlichen Kopfes als die größte Heldenthat betrachtet. Dieſer Gebrauch hat mit dem Skalpiren der nordamerikaniſchen Wilden viel Aehnliches, indem auch dieſe bekanntlich den eigenen Verwundeten die Schädelhaut abziehen, damit der Feind es nicht thue. — Da hier das Lehnſyſtem allgemein herrſchend iſt, ſo iſt jeder waffenfähige Mann verbunden, zu allen Zeiten dem Ruf ſeines Lehnsherrn zu folgen. Den beſten Nachrichten zu Folge ſcheint indeſſen der aufrühreriſche Prinz von Amanoobang der einzige Fürſt zu ſeyn, welcher einen Theil ſeiner Unterthanen unter Mannszucht gebracht hat; er hat ungefähr 2000 Mann, die er zu Kavalleriſten gebildet hat, und die den Pindaries von Indien ähnlich und folglich beſchwerlicher ſind, als jede andere Art von Truppen, die es auf dieſer Inſel gibt. Oft überfallen und plündern ſie eine Gegend, ehe man ihre Nähe vermuthet, und ziehen ſich mit ihrer Beute zurück, ehe man an Widerſtand denken kann. Ihre Waffen beſtehen aus Flinten und Klewangs. Die Landſchaft Amanoobang iſt ſehr gebirgig und voller Höhlen, welche leztere der Rajah in unüberwindliche Feſten umgewandelt hat, wohin ſich ſeine Unterthanen im Fall eines Angriffes von Seiten des holländiſchen Reſidenten und der ihm ergebenen Eingebornen dieſer und der benachbarten Inſeln, zurückziehen, und ihren Feinden, die ſich bis jezt haben immer mit Verluſt zurückziehen müſſen, Troz bieten.

Die Zahl der Einwohner läßt ſich mit keiner Beſtimmtheit angeben, ſie ſoll indeſſen im Innern am größten ſeyn. Der Handel der Inſel iſt ſehr beträchtlich; der öffentliche Handel von Coupang allein (welcher nicht über ein Viertel des Handels der ganzen Inſel ausmachen ſoll) betrug während der lezten fünf Jahren 1,200,000 ſpaniſche Thaler jährlich. Die Art, wie der hieſige Handel betrieben wird, iſt ſehr eigen. Wenn die Schiffe (Prows) bey der Küſte angekommen ſind, ſo bringen ſie die Gegenſtände, die ſie umzutauſchen haben, in kleinen Parthien ans Land, und legen ſie am Strande aus; die Einwohner kommen dann ſogleich mit den Landeserzeugniſſen, die ſie zum Verkauf haben, und legen ſie den ausgelegten Waaren gegenüber, indem ſie auf denjenigen Theil derſelben deuten, den ſie dafür zu haben wünſchen. Der Schiffer macht dann ein Gebot, zuerſt gewöhnlich klein, welches er, im Fall ſolches nicht angenommen wird, und welches der Eingeborne durch Kopfſchütteln andeutet, allmählig erhöht; zaudert derſelbe einen Augenblick lang ſein Gebot zu erhöhen, und der Eingeborne iſt damit zufrieden, ſo rafft derſelbe die Waare auf und rennt damit ins Gebüſch, während er die ſeinige zurück läßt; hält er das Gebot aber nicht für hinlänglich, ſo ergreift er ſeine eigenen Güter und rennt eben ſo ſchnell damit hinweg, ohne je wieder zu demſelben Schiffer zurückzukehren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Darmſtadt, den 10. Nov.

(Beſchluß.)

Dritte Abtheilung.

8) Wilhelm Tell. Stanzen von Schiller, zu ſeinem Schauſpiele gleichen Namens, ſo er dem damaligen Kurfürſten Erzkanzler widmete.

9) Das herrliche Selbſtgeſpräch von Tell, ehe er den Landvogt nothgedrungen erſchießt, welcher, wenn er, als ſich durch ſeine ſanften, gefühlvollen und gleich darauf wieder ſchrecklichen Paſſagen auszeichnend, mit Freymüthigkeit und großer Ruhe gegeben wird, nur dem Sinne des unſterblichen Dichters (Schiller) entſpricht, und aller Zwang und Künſteley fern ſeyn muß.

10) Die Bürgſchaft, von Schiller; und wo gibt es ein moraliſch-religiöſeres Gedicht, als dieſes, welches den heiligen Glauben an Liebe und Treue ſo bewährt; ja fürwahr, Liebe und Treue ſtammen von der unerſchöpflichen Güte des Himmels her, und ſind Ausflüſſe ſeines überſtrömenden Wohlwollens.

Vierte Abtheilung.

11) **Die Worte der Liebe**, von **Körner**, dieſes vortrefflichen Jünglings, den uns der unerbittliche Tod zu früh entriß: wer wollte denn auch die Worte der Liebe nicht gerne anhören? Dieſe göttliche, freye Empfindung, die uns nur veredeln kann, ſowol den Liebenden als den Geliebten, die Menſchenliebe heißt, alſo Alle und ſich ſo vervollkommnen wollen, daß ſie Alle ſich als gleich gut erkennen, und Einer ſich in dem Andern wieder finde. Ja, die Liebe, mit der du einſt auf dieſer Erde einen Vater verehrteſt, eine Mutter kindlich fromm begrüßteſt, eine Braut anbeteteſt, ein dir nur zur Wonne und Freude deiner Lebenstage gegebenes huldvolles Weib liebkoſeteſt, eine Schweſter an dein brüderliches Herz ſchloſſeſt; ja, o Menſch! was gut war in deinen Gefühlen, die Liebe, die in allen dieſen Verhältniſſen unter mannichfaltigen Geſtalten waltete, ſie wird dich begleiten durch alle fernere Lebensperioden, denn ſie iſt ewig, weil ſie der Inbegriff alles Guten iſt — nur wird die Liebe zum Einzelnen in der allgemeinen, Alles umfaſſenden Liebe untergehen — welcher wir zureifen *).

12) **Die Entſtehung des Weibes**, der Schöpfung Meiſterſtück, von mir ſelbſt, jedoch nur, wenn ſich recht viele dieſes mit der Allgewalt ſeiner Reize uns beherrſchenden Geſchlechts einfinden werden, die ihrer zarten und ſanften Beſtimmung wegen von dem Unglück ſchuldlos leidender Brüder und Schweſtern tief gerührt ſind, und demnach auch ihre Beyträge dazu liefern werden.

13) **Das Lied von der Glocke**, welches das ganze Leben des Menſchen ſo trefflich entfaltet.

14) G. G. von **Schiller**, anwendbar auf jenes in ganz Europa gekannte Ereigniß der freyen!!! Stadt Frankfurt, um deſſen ausführliche Beſchreibung ich allenthalben angegangen werde, und worüber ſich denn Alles herzlich luſtig macht.

Pitſchaft,
der getreue Unterthan meines mit der Ergebenheit
der zarten und ſanften Menſchenliebe geliebten
Landesfürſten.

•

Eintritts-Preiſe:

Denen durch Herzensgüte und Menſchenliebe, dem Ausfluſſe der Gottheit, Beſeelten kann ich keinen Preis beſtimmen. Sie ſteuern nach dem Enthuſiasmus ihrer Hochherzigkeit; ſonſt iſt der Preis: 36 **Kreuzer**, die Perſon.

•

Das Deklamatorium hatte wirklich am 7ten dieſes Statt. Es fanden ſich, was für Darmſtadt viel ſagen will, gegen 200 Zuhörer, worunter viele Damen, ein, die in dem äußerſt ärmlich beleuchteten Saale gegen Dreyviertel-Stunden über die auf dem Anſchlagzettel beſtimmte, Zeit harren mußten, bis es dem Philoſoph-Deklamator beliebte, hervorzutreten. Die von ihm der Muſik anbefohlenen zwey Tuſche fand Jedermann als ein hors d'oeuvre, beſonders da der Redner ſie nur ſo obenhin anordnete. Er trug nun die, in dem Programm bemerkten, vierzehn Gedichte (aber, weil er auch darin eine Originalität ſucht, nicht in der bezeichneten Folge) bis gegen 9 Uhr vor, aber ein beträchtlicher Theil von Zuhörern hatte ſo wenig äſthetiſchen Sinn, daß er ſchon bey der fünften und ſechsten Recitation davon geſchlichen war. Das war nun freylich nicht anders zu erwarten. Denn, abgerechnet das wirklich kräftige, ſonore Organ des Sprechenden, konnte das allgemeine Urtheil unmöglich zu ſeinen Gunſten ausfallen, indem, gerade herausgeſagt, dieſer Menſch auch nicht die leiſeſte Ahnung von dem hat, was zum geſchmackvollen Vortrag eines Gedichts erfordert wird. Der gute Philoſoph betont meiſt am ganz unrechten Orte; ſchreit jezt wie ein Marktſchreier, und liſpelt dann wieder ſo leiſe, daß man ihn, auch nur in mäßiger Ferne, kaum verſtehen kann. Seine Geſtikulationen, die er faſt zu jedem Worte anbringt, ſind vollends unter aller Kritik; er bezeichnet, wie alle Idioten in dieſem Kunſtfache, z. B. das Hohe mit emporgereckten Armen und dem Blick zur Decke, das Tiefe mit herabgeſenktem Kopf und die Hand gegen den Boden; das Wogen des Meeres mit heftigem Hin- und Herbewegen der Arme um Bruſt und Kopf u. dergl. m. Zum Vortrag des **Handſchuh** von Schiller ließ er ſich von einer anweſenden Dame einen Handſchuh reichen, den er bey den betreffenden Stellen zu Boden warf und wieder aufnahm. Zum **Monolog** aus **Wilhelm Tell** hatte er ſich Armbruſt und Köcher aus dem Theater-Requiſitorium geliehen. Gleich den, im Programm gegebenen, ſchriftlichen Captat. benevolentiæ an die Frauen, richtete er ähnliche Schmeichelreden auch von der Redner-Bühne an die Damen, die aber auch nicht eine feine Wendung hatten und nicht einmal ſprachrichtig ausgedrückt waren. Dieſen zu Liebe erſchien er denn auch **ſtark geſchminkt**. Wie dieſes **Schminken** (buchſtäblich wahr!) und ſeine Sorgfalt, des Abends die **Haare aufzuwickeln**, um ſie des Tags recht maleriſch über den Nacken fallen zu laſſen, zu der ernſten Rolle eines imponirenden Philoſophen paſſe, darüber wird wohl nur er ſelbſt Aufſchluß geben können.

Schelmiſche Interpreten wollen in den, im Programm vorkommenden, Worten: **Alles zur Ehre Gottes!** einen Zuſammenhang mit dem bekannten: Omnia ad majorem Dei gloriam, finden, und deßwegen in dem Philoſophen Pitſchaft einen heimlichen Emiſſarius der, zum Heil der Menſchheit wieder hergeſtellten, Jeſuiten wittern; aber das iſt zu viel Ehre für dieſen Menſchen; zu ſolchen Geſchäften haben die ehrwürdigen Patres societatis Jesu von jeher ihre Leute beſſer auszuwählen verſtanden. Ich halte ihn in dieſer Beziehung für unſchuldig und folglich unſchädlich, und ſchließe meinen **wahrhaften** Bericht mit der Bemerkung:

> Daß Philosophus Pitschastius durch ſein groteskes Aeußere überall vielleicht ein Paar Tage wohl **auffallen**, aber bald, ſo wie hier, **durchfallen**, und bey einem wiederholten Beſuch eben ſo wenig, als bey dem erſten, ſehr **gefallen** wird. Dixi.

Minos.

*) Schon die Lehre unſers Heilandes, deren Ausübung der einzige Zweck unſers Daſeyns iſt, ſagt uns: „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn „ich weiſſagen könnte, und wüßte alle Geheimniſſe „und alle Erkenntniſſe und hätte allen Glauben, alſo, „daß ich Berge verſetzen könnte, und hätte die Liebe „nicht, ſo wäre ich nichts.“

Beylage: Literaturblatt Nr. 92.

Nro. 278.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. November 1822.

Ihr ſchönſter Schmuck,
Kenn' ich ſie recht, iſt ihr beſcheidnes Herz.
Der Huldigung des Größten iſt ſie werth,
Doch nie wird ſie den Wunſch ſo hoch erheben.
Sie ſchwebt nicht ſchwindelnd eitler Hoheit nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr. — — —

Schiller.

Sibylla Langenmantel.

(Fortſetzung.)

Mit vieler Gewandtheit brachte Sibylla die Rede auf die Schönheit des Gartens, verflocht darein manche Anſpielung auf das Glück ihrer häuslichen Verhältniſſe, auf die Zufriedenheit, deren Heil der Himmel jedem darbiete, der ſeine Wünſche zu beſchränken, ſeine Neigungen in der Bahn der Pflicht feſtzuhalten wiſſe.

Edle Frau — ſprach endlich Herzog Ludwig — dieſe Perle, welche euer Tuch zuſammenhält, vergönnt ſie mir. Jede andere Nadel kann euch ihre Stelle vertreten und ich werde eine ganz beſonders hierzu geeignete euch überſenden. Für mich aber kann keine den Werth der gegenwärtigen haben, als die, welche ſo nahe an euerm Herzen geweſen iſt, und mir zugleich zur ſichtbaren Erinnerung an die ſchöne Stunde dienen wird, in der ich eure Bekanntſchaft erwarb.

Gnädiger Herr — erwiederte Sibylla und ein hohes Roth überflammte dazu ihr Geſicht, — dieſe Perle müßte ſich, ihrer Unbedeutenheit wegen, nur ſchämen in eurer Hand. Zudem erhielt ich ſie von meinem Gatten. Obſchon er auf ſolche Dinge nicht achtet, ſie alſo ſchwerlich vermiſſen würde, ſo bin ich doch nicht gewohnt, meinem Gemahle dergleichen zu verheimlichen. Auch darf ich ſie um ſo weniger verſchenken, da ſie grade den Anfang unſers nähern Vereins bezeichnet, eines Vereins, der mir immer theuer bleiben wird. Dieſe Perle gemahnet mich wie ein treuer Spiegel all unſerer gemeinſchaftlichen Freuden- und Kummerthränen. Wolltet ihr aber mich würdigen einige Blumen aus meiner Hand anzunehmen, ſo ſollte mir das zum größten Stolze gereichen.

Das Beyfallslächeln des Herzogs veranlaßte ſie ſogleich zum Abbrechen zweyer ſchönen, an Einem Stengel gewachſenen Roſenknoſpen.

Leider — ſprach ſie, ſolche ihm überreichend — leider wächst grade das Würdigſte für Heldenſtirnen nicht in dieſem Garten, ſonſt würde ich vor Allem auf einen Lorbeerkranz bedacht geweſen ſeyn.

Aus eurer Hand, edle Frau — verſezte der Herzog — iſt die ſüße Blume der Liebe noch köſtlicher. Doch verſtattet dieſen Zwillingsſchweſtern, bevor ich ſie von euch nehme, erſt, wenn auch nur für Augenblicke, die Weihe an eurer Bruſt.

Von noch höherm Purpur als zuvor erglühte Sibyllens Geſicht.

Gnädiger Herr — verſezte ſie, ſich der Zurücknahme der Blumen weigernd — hätte der Zufall gewollt, daß ich dieſe Roſen zuvor getragen, ſo würde es mir zu zwiefachem Stolze gereicht haben, wenn ihr ſie von mir annehmen wollen. Aber die durch euch der Sache gegebene Beziehung die Bedeutung, die es euch beliebt, einem ſo ganz bedeutungsloſen Umſtande unterzulegen, möchte mich auf den Gedanken bringen, daß ihr mein damit nur ſpotten wolltet. Wie dem aber auch ſeyn möge, ſo müßte ich doch erſt vernehmen, was mein Gemahl dazu ſagen würde.

Edle Frau — ſprach der Herzog ihr die Hand reichend — als ich geſtern Abend euerm Gemahl vorhielt, er habe doch wohl nur aus Eiferſucht eure Gegenwart der Verſammlung entzogen, da rühmte er mir, daß ihr über allen Verdacht erhaben wäret. Verzeiht den Zweifel, welcher dagegen in meiner Bruſt aufſtieg. Verzeiht beſonders, daß, als ihr vorhin bey meiner Herberge vorübereiltet, mir einfallen konnte, euch einer Prüfung zu unterwerfen. Mein Uebermuth fühlt ſich tief genug gedemüthigt. Was mich aber wieder erhebt, das iſt der Gedanke, reicher geworden zu ſeyn um die Bekanntſchaft einer an Geiſt und Herzen ſo hochbegabten Frau. Erinnert mich an den heutigen Tag, wenn jemals der Fall eintreten ſollte, daß ihr meiner Dienſte bedürftig wäret. Eure Blumen behalte ich, doch lege ich euch auf, euerm Gemahle nichts davon zu ſagen. Nun aber ade! Denn die Stille und Reinheit eurer Augenſtrahlen ſind Zauberketten, denen man in Zeiten entrinnen muß. —

Ehe Sibylla noch zu einer glücklichen Ablehnung dieſer Aeußerung kommen konnte, war der Herzog ſchon hinweggeeilt.

In tiefem Sinnen kehrte Frau Sibylla bald darauf mit abſichtlicher Vermeidung der Straße, wo ſie der Herzog zuerſt wahrgenommen hatte, nach ihrem Wohnhauſe zurück. Sie lag im Streite mit ſich ſelbſt. Herzog Ludwig hatte ihr aufgegeben, ihrem Gatten nichts zu ſagen? Wovon nichts? Daß er dageweſen und worüber geſprochen worden? Nein, das würde ſie für die ſtrafbarſte Verheimlichung gehalten haben. Unſtreitig ſollte ſie nur von dem Geſchenke der beyden Roſen nichts entdecken. Das Verſchweigen einer ſo gleichgültigen Handlung war kein Verheimlichen. Es wäre kindiſch geweſen, wenn ſie ihrem Gemahl von jeder Roſe hätte Rechenſchaft geben wollen, die ſie den Sommer über an die Beſucher und Beſucherinnen ihres Gartens zu verſchenken pflegte. Allein, daß Herzog Ludwig ihr Verſchweigen gefordert, das veränderte doch die ganze Anſicht der Sache. Zum Widerſpruche hatte ihr, aus Achtung vor ſeinem hohen Stande ſchon darum vorhin der Muth gefehlt, weil er ausdrücklich geſagt, daß er ihr dieſes Verſchweigen auferlege. Auch hatte er das Folgende ſo ſchnell geſprochen und ſich dann ſo raſch entfernt, daß kaum Zeit hierzu dageweſen ſeyn würde. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus Paris.

(Fortſetzung.)

Der Franzoſe von heute (traue ein anderer dieſem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politiſchen Ariſtokratie mit Haß zu bekämpfen wo er ſie findet, mit Spott zu verfolgen wo er ſie ſucht. Es ſey, daß er aber in Verhältniſſen, die den Menſchen ſo viel näher angehen, wie die Bürgerlichen, als der Rand ihn enger umſchließt, wie die Stadtmauer; daß er in ſeinem geiſtigen Leben einer Ariſtokratie unterworfen iſt, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unſer freyheitsliebender Franzoſe, nicht die leiſeſte Ahnung. Im Reiche der franzöſiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft herrſchen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und ſchnurgerader Anſtand unbeſtritten und ungeneckt. Jeder Grundſatz wird nach ſeinem Wappen, jede Kunſtregel nach ihrer Familie gefragt; ob ſie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herſtammen, und haben ſie nichts als ihren ſelbſteignen angebornen Werth, werden ſie mit Naſerümpfen abgewieſen. Man leſe ihre neueſten Tragödien — da iſt noch ganz der beſtäubte Kanzley-Styl der Empfindungen, in dem vor zwey Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Tituskövfe, ſie bewegen das Haupt noch immer ſo muſterhaft und ſchwer, als früher da eine Allongeperücke auf ihm laſtete. Vergebens ſchweben ihre verliebten Schönen im griechiſchen Gewande über die Breter; das Schleppkleid, die Schnürbruſt, den Reifrock der Frau von Pompadour — man ſieht ſie nicht mehr aber man hört ſie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenſchaft — ſie ſind wie Schönpfläſterchen angebracht und geordnet. Der Geſchmack iſt ihr Deſpot, vor dem ſie kriechen. Man leſe ihre Werke über Gott und Menſchheit; euer Geiſt fordert Brod, und man gibt ihm gepeitſchte Sahne. Noch immer glauben ſie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenſchaum der Philoſophie abzuſchlürfen, und es ſey kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die beſten ihrer neuen Bildwerke und Mahlereyen — dieſe theatraliſchen Stellungen, dieſe Koketterie, dieſe Gallafarben, dieſe geſchnörkelten Faltenwürfe, dieſe friſirten Haare — es iſt ganz der alte Hofpomp von Verſailles. Wer iſt der große junge Menſch auf dem Schlachtgemälde dort, der ſich für den erſten hält, weil er vorn ſteht, der ſich ſpreizt wie ein Bühnenkönig, und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Iſt es der Tambour-Major der alten franzöſiſchen Kaiſergarde? Nein, es iſt Romulus, und David hat ihn gemahlt!

Das, was man an Künſtlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichſte aller Geiſtes-Sünden, weil das Verderben, das ſie anſtiftet, nicht wie bey Shakeſpeare, Beethoven und den altdeutſchen Mahlern, ein Austreten des Genius, ſondern deſſen Dürre zum Grunde hat — dieſes manierirte Weſen durchfröſtelt die Franzoſen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, mahlen, Muſik machen und dieſes mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme ſpüren, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünſtelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häuſern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man ſtatt mit Backſteinen mit Laub ausgefüllt, und ſtatt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte ſo kommen! Seit Franz I. haben die franzöſiſchen Könige und ihre Hofleute die Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigt, und dieſe ſuchten, wie alle Günſtlinge, ihre Gunſt durch dieſelben Mittel zu erhalten, wodurch ſie ſie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundſätze, Neigungen, Leidenſchaften und Launen ihrer Beſchützer. Dieſes hat ſich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrſcht der Hof Frankreichs Geiſter, nur daß dieſer Hof größer geworden iſt, daß ihn, wie ſonſt die Gitter der Tuillerien, jezt die Mauern von Paris umſchließen. Die Ariſtokratie der Hauptſtadt läßt in Frankreich keine Geiſtesfreyheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geiſtige Leben ſehr theuer iſt, muß man, um alles zu genießen, das Kapital angreifen. Da der wohlverdienteſte Ruhm ſich nach acht Tagen verjährt, und jeder vergeſſen iſt, von dem man eine Woche nicht geſprochen, muß der geiſtreiche Menſch ſeinen Schatz zu Goldſchlägerblättchen dünn ſchlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung ſtatt finden? Alle Werke der franzöſiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, ſondern auch beurtheilt, ſo daß ſich Richter und Partey in einer Perſönlichkeit vereinigen — wie kann da Belohnung Statt finden? Aber den unſeligſten Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft üben die politiſchen Parteyen aus. Dieſe Parteyen rekrutiren ſich, wie ſich ſonſt die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt; wer fähig iſt eine Flinte zu tragen, und ſie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partey die Schriftſteller und Künſtler der ihr gegenüberſtehenden herabſezt, das verſteht ſich von ſelbſt und ſchadet nicht viel; denn unverdienter Tadel iſt mehr geeignet aufzumuntern, als niederzuſchlagen. Das Verderbliche iſt darin, daß jede Partey die Werke der Künſtler und Schriftſteller, die unter ihrer Fahne ſtreiten, unverdient lobt.

Was ſich die Ultras hierbey zu Schulden kommen laſſen, braucht nicht gerügt zu werden; denn dieſe Partey iſt ſo alt wie die Welt, und ihre Fehler ſind zu tief gewurzelt, als daß ſie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partey, die noch jung iſt, und deren Schwächen neu ſind, muß man dieſe vorhalten. Sie ſollte wiſſen, daß es ihr Zweck ſeyn muß, dem Geiſtigen die Herrſchaft über das Materielle, dem friſchen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Geſetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg ſchon halb errungen iſt, wenn ſie den Feind dahingebracht, mit den Waffen des Geiſtes zu fechten. Warum alſo die Künſtler und Schriftſteller, die auf der Seite der Ultras ſtehen, herabſetzen? Da ſie mit dem Geiſte ſtreiten, ſtreiten ſie auch für den Geiſt, für die Wahrheit alſo, ſie mögen es wiſſen oder nicht, ſie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andre Fehler, den die Liberalen begehen, iſt der ſchon gerügte, daß ſie alle ihre ſtreitbaren Talente in der Hauptſtadt zuſammenhäufen, daß ſie, ſtatt gegen die Ariſtokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn ſie ſie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es iſt zu wiederholen: die Franzoſen ſind einſeitig, und dieſer Fehler tritt gegenwärtig um ſo ſtärker hervor, gerade weil ſie ſich bemühen, ſich davon frey zu machen. Die Sprache, dieſe Kleidung des Geiſtes, iſt ihnen zu frühe angemeſſen und gefertigt worden, und da ſie täglich wachſen und vollkommner werden, werden ſie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten ſie ſtatt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, ſo würden ſie zwar langſamere Fortſchritte, aber auch keine Rückſchritte in der Freyheit gemacht haben.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 22. Okt.

Seitdem der Hof wieder von ſeinem gewöhnlichen Sommeraufenthalt in der Stadt zurück iſt, und der herannahende Winter mit ſeinen langen Abenden das Publikum in das Theater lockt, haben wir zwey Neuigkeiten dort geſehen: Cyrus, eine Oper von Roſſini, von der alles Gutes und Schlimmes, was nur von ihr zu ſagen iſt, geſagt iſt, wenn man geſagt hat, daß ſie eine Roſſiniſche Oper, und hinzuſezt, daß ſie eine ernſt ſeyn-ſollende iſt, ſo daß, wenn man mehr von ihr ſagen wollte, man im Grunde gar nichts ſagen würde, wie denn überhaupt dieſer große italieniſche Tonſetzer ſchon längſt einen deutſchen Tacitus verdient hat. Dann ſahen wir ein neues deutſches Luſtſpiel von Holbein: Der Wunderſchrank, bey dem alle deutſche Directionen ihre Rechnung finden werden; da es ein Stück iſt, das ſich eben ſo leicht von dem unſtudirteſten Regiſſeur in Scene ſetzen, als es ſich ohne Mühe und Talent, ja ohne zu memoriren, auf den Souffleur ſpielen läßt; ein Stück, welches jedes Publikum auf den erſten Blick durch und durch bis in das feinſte Geflechte ſeines Weſens verſteht, da dieſes weder labyrinthiſch, noch phantaſtiſch, noch ſonſt irgendwie widerhaarig und ungewöhnlich iſt; kurz ein Stück, gegen welches die Kritik ſelbſt nichts weiter einzuwenden hat, weil Alles, was ſie etwa dagegen ſagen könnte, ſchon allzu oft gegen ganz ähnliche Stücke geſagt worden iſt. Solche Stücke werden immer vortrefflich geſpielt, und da wir hier weder Zeit noch Raum haben, die einzelnen Leiſtungen auseinander zu ſetzen, ſo können wir nur im Allgemeinen ſagen, daß Leiſtungen nicht beſſer geleiſtet werden können. Außer dieſen beyden Neuigkeiten haben wir auch die vorzügliche Sängerin, Mad. *Seidler*, von Berlin, auf unſerer Bühne geſehen, gehört und bewundert; aber auch über dieſe Künſtlerin werden Sie uns den zergliedernden Bericht gütigſt erlaſſen, weil es ja ſchon häufigerweiſe geſagt worden, welch eine liebliche Erſcheinung die Erſcheinung dieſer kunſtfertigen Sängerin iſt, und wie es ihr eben ſo wenig ſchwer wird, den Beyfall des Publikums, den rauſchenden, zu erhalten, als ihr auch die allerſchwerſten und gordiſch geknüpften Paſſagen mühelos und geperlt entrollen. Auch daß ſie freudig empfangen und eben ſo hervorgerufen wurde, iſt keine Merkwürdigkeit, und nur das Nichtempfangen, das Nichthervorrufen wäre, als ein Wunder der Ungerechtigkeit, und als Verſtoß gegen alles heutige Herkommen, einer ausführlichen Beſchreibung werth. — Dieſes die Bühnen-Neuigkeiten der lezten Zeit. Daß der Freyſchütz auch in dieſem Monat nicht nur nicht auf dem Repertoir fehlte, ſondern auch wirklich gegeben wurde, verſteht ſich von ſelbſt; aber auch hierüber iſt nichts zu berichten, denn obwol dieſe Lieblings-Oper der Deutſchen noch oft und überall gegeben werden ſoll, ſo ſoll man doch endlich aufhören, von allenthalben her über ſie zu ſchreiben; denn ſo dieſe Muſik nicht von ſo ächtem Schrot und Korn wäre, ſo hätten ihr die von den Journaliſten eingelegten Poſaunen ſchon längſt den Garaus gemacht. Der Prinz von Homburg iſt hier zum Achtenmale würdig dargeſtellt und würdig aufgenommen worden; zum Achtenmale in einer Stadt von vierzigtauſend Einwohnern, das ſteht im gleichen Verhältniſſe, als wenn in einer Stadt von zweimal hunderttauſend Seelen der Bär und der Baſſa, oder ſonſt große Thiere vierzigmal über die Bühne ſchreiten, und daher ſteht es zu hoffen, daß künftig nicht fürwitzige Klagen mehr erſchallen werden über Mangel an Achtung vor wahrhaften dramatiſchen Dichterwerken in unſerm, einheimiſche Kunſt ſo hoch ehrenden, deutſchen Vaterlande. — Unſere hieſige italieniſche Oper iſt mit einem jungen Alt- und mit einem alten Tenor-Sänger vermehrt worden. Dagegen arbeitet unſer treffliche Karl Marie von Weber ununterbrochen an ſeiner neuen Oper, die von der Frau v. Chezi gedichtet iſt, Euryanthe heißt, und, nach dem Urtheil Aller, die das Gedicht kennen, äußerſt lobenswerth ſeyn ſoll. Das Werk ſelbſt, auf das ganz Deutſchland mit vollem Rechte freudig geſpannt iſt, wird, wie bekannt, in Wien zum Erſtenmale gegeben werden. Der nächſte Monat, der uns die liebenswürdige Prinzeſſin von Baiern bringt, die ſich mit unſerm Prinzen Johann vermählt, und von der der Ruf ſo Schönes und Herrliches verkündet, wird uns mit ihr feſtliche Tage bringen, über die Bericht zu erſtatten ich nicht ermangeln werde.

Aus Berlin, den 24. Okt. 1822.

„Und zu allen Zeiten, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die
„Künſtler gefallen."

Schiller.

Brief des Kurzen.

„Dächte, wir führen die Batterie aus dem M. Bl. ab." (meinetwegen! In's Zeughaus) „da die Redaktion uns zu verſtehen gegeben hat, daß unſere Einſendungen nicht viel taugen." (Wo hat ſie denn das geſagt? Sie hat in Nr. 244. S. 976. zu verſtehen gegeben, daß es Einſendungen *von höherem Werthe* gebe, und das läßt ſich denn doch nicht leugnen. Siehe übrigens den nachſtehenden Brief der Dame.)

Der Dramaturg Sauerampfer

ſchreibt über ein bürgerliches Trauerſpiel von Julius v. Voß, von dem ich nicht zu beſtimmen wage, ob es die *Grabroſen* oder die *Grabloſen* heißt; da er aber das tragiſche Talent dieſes talentvollen Luſtſpieldichters in Zweifel zieht, und die Vermuthung äußert, daß dieſes bürgerliche Trauerſpiel bereits *begraben* ſey, ſo wollen wir einſtweilen annehmen, daß es nicht die Grabloſen, ſondern die Grabroſen heiße. Er gedenkt ferner eines Luſtſpiels von Hrn. v. Thumb, *das Geſchenk des Fürſten*, nach dem Franzöſiſchen, ſagt aber *nichts*, weder vom Inhalte, noch vom Erfolg. Sodann erwähnt er eine *Alzire* nach Voltaire, von K. A. Heß, läßt ſich aber dabey nur im Allgemeinen über die franzöſiſche Tragödie auf der deutſchen Bühne heraus. Er meint, der einfache und regelmäßige Bau der franzöſiſchen Tragödie ſey mit dem Geſchmack des gebildeten Publikums gar wohl verträglich; nur müſſe, wenn eine in Frankreich gebaute Tragödie nach Deutſchland verpflanzt werden ſolle, die konventionelle, nüchterne und bilderarme Diktion unſerer Nachbarn gegen eine, auf *unſere* Weiſe dichteriſche ausgetauſcht werden, und die franzöſirten oder pariſirten Perſonen müßten in Sitten und Gedanken der Zeit, dem Zeitalter und der Nation wiedergegeben werden, welcher ſie geſchichtlich angehörten. Zulezt ſchreibt er: „Ich überlaſſe es lediglich Ihrem Ermeſſen, ob Sie dieſen Brief wörtlich geben „wollen, indem ich nicht ſo *unbeſcheiden* ſeyn will, zu glauben, daß er durchweg in den Schranken *derjenigen* Artigkeit gehalten ſey, welche man den *gebildeten Leſern* des „M. Bl. ſchuldig iſt." Aus den unterſtrichenen Worten ſchließ' ich, daß auch ihn die kleine Altercation der verehrlichen Redaktion mit der conſtitutionellen Dame in der angezeigten Nr. 244. — wie man zu ſagen pflegt — verſchnupft hat; welches denn lediglich ſeiner leidigen Hypochondrie zugeſchrieben werden müßte.

Brief der Ekkleſiazuſe, vulgo conſtitutionell-geſinnten Dame.

„Ich muß Satisfaktion haben, mein Herr! Sie haben mir da bey dem Manöver vom 24. Auguſt eine Naſe gegeben." (Naſe? *Verweis* ſchreibt man für gebildete Leſer) „und ſogar zugelaſſen, daß die Redaktion ſie mir verlängert hat." (Das hab' ich nicht hindern können, ich habe ja *ſelbſt* eine bekommen.) „Ich ſoll geduldig, ſoll beſcheiden ſeyn, ſoll warten, bis die Einſendungen von höherem Werthe abgedruckt ſind?" (Wie billig!) „Nun ich will wenigſtens ſo beſcheiden ſeyn, Niemanden zur Beſcheidenheit zu ermahnen, als meine Kinder." (Und *Anbeter*, dächt' ich unmaßgeblich.) „Mein Freymuth ſoll hübſch artig ſeyn? für gebildete Leſer? Nun, man iſt Gottlob auch gebildet hier in der Reſidenz, ſo gut wie in Tübingen." (Die Redaktion des M. Bl. reſidirt aber in Stuttgart.) „Das wird einer Dame geſagt?" (*Von* einer Dame; die Redaktion iſt wenigſtens eine grammatiſche.) „Ich halte mich an Sie, ich habe lediglich mit Ihnen zu thun, ich habe Ihnen umſonſt geſchrieben, Sie haben ganz allein das Honorar geſchmaußt;" (allerdings, aber der Vorwurf erſchwert mir die Verdauung) „alſo, mein Herr, *von Ihnen* verlang' ich Satisfaktion.

Jeanne Pauline."

Die geehrte Ekkleſiazuſe ſoll ſie haben, auf der Stelle. Nach der Beſprechung vom 24. Mai 1816, von welcher ſie, eine ſpätere *Freywillige*, freylich nichts weiß, hab' ich die Führung der Batterie nur auf eine Olympiade übernommen; ich habe dieſelbe ſechs Jahr und ſechs Monate geführt, und es iſt daher im Einklange mit meiner Dienſtpflicht, wenn ich zur Ehre der Dame kommandire: Angeſpannt! Marſch!

M.

Beylagen: Kunſtblatt Nr. 92. u. Intelligenz-Blatt Nr. 38.

Nro. 279.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 21. November 1822.

> Des Lebens Mai blüht einmal, und nicht wieder.
>
> Schiller.

Die Kunſt, alt zu werden.

Was iſt der Tod? Ein ſanfter Schlummer — wird in verſchiedenen Opern geſungen. Aber ach, dieſer Schlummer iſt nur gar zu ſanft: von einigen Träumen ließ man ſich im Grabe wohl gern beunruhigen! Der Tod wäre das größte Uebel, wenn die Todesfurcht nicht wäre. Die Männer ſprechen vom Tode, aber nur die Frauen verſtehen ihn. Sterben iſt viel, aber geſtorben ſeyn, das iſt mehr. Von dem Leben nur die Erinnerung übrig behalten, ſeinen eignen Tod überleben, das iſt ſchrecklich. Nicht mehr lieben, heißt krank ſeyn bey den Weibern, nicht mehr geliebt werden, heißt ſterben. Die Sonne der Jugend von ihrer Mittagshöhe ſinken zu ſehen, unaufhaltſam, immer tiefer und tiefer hinab, einen langen ſchwülen Nachmittag; und dann von einer ſchleichenden Abendröthe der Schönheit noch grauſam hingehalten zu werden; und dann in das Alter langſam hinein zu dämmern — ahnet ein Mann dieſen Schmerz? Glücklich, daß er kein Weib iſt, glücklich das Weib, das ſich ermannt. Die Kunſt, alt zu werden iſt die ſchönſte und ſchwerſte, die eine Frau erlernen kann; auch beſitzen ſie wenige. Selten gibt es eine Cäſaria, die vorzieht, die Jüngſte unter den Alten, als die Aelteſte unter den Jungen ihres Geſchlechts zu ſeyn. Das iſt das ganze Geheimniß! Man höre, wie die berühmte Schauſpielerin Clairon davon ſpricht. *)

„Meine liebe Pauline, Sie ſtehen von der betrübten Zeit, wo wir uns nicht länger verhehlen können, daß alles vergänglich iſt, noch weit entfernt; aber Ihre Tochter wird, indem ſie heranwächst und die Blicke auf ſich zieht, Ihren Anſprüchen eine Grenze ſetzen, und das Taufregiſter werden, wo man ihr Alter nachſchlägt. Aus dem, was Sie über andere Weiber ſprechen hören, lernen Sie, was man einſt von Ihnen ſagen wird. Damit Sie ſich auf dieſe entſcheidende Stunde ſo beſſer vorbereiten können, will ich Ihnen erzählen, wie ich ſelbſt mit ihr zuſammentraf.“

„Ich hatte mein vierzigſtes Jahr erreicht, ohne die geringſte Veränderung in meinem Aeußern bemerkt zu haben. Sey es, daß der ungewöhnliche Putz, den meine Rollen erforderten, oder die Verſchiedenheit der Perſonen, die ich darſtellte, die Täuſchung bey Andern begünſtigte, ſey es, daß die Leidenſchaften, die ich treffend zu mahlen mich bemühte, oder die Lichttäuſchungen der Bühne ihren Zauber übten — alle meine Freunde fanden mich reizend, und mein Liebhaber war in mich vernarrt; kurz ich dachte an nichts. Eines Tages wollte ich, von dem Wunſche zu gefallen, mehr als je beſeelt, zu meinen Reizen, die Hülfe jener zierlichen Putzwerke herbeyrufen, die wir immer im Hinterhalte haben, und die, wenn wir erſcheinen, ein ſchmeichelndes Ach hervorziehen. Indem ich mich unaufhörlich im Spiegel betrachtete, um zu ſehen, ob mir meine Haare gut ſtänden, ſchien es mir, daß meine Kammerfrau ſich nachläſſig gezeigt, daß ſie die Tonart meines Geſichtes nicht beachtet, oder gar die Abſicht gehabt, mich dieſen Tag min-

---

*) Mémoires de Mlle Clairon. Paris 1822.

der ſchön als gewöhnlich erſcheinen zu laſſen. Indeſſen verlangte ich mit Zuverſicht die herrliche Haube, die alles überbieten ſollte, aber wie ich ſie auch ſetzen mochte, ich blieb unzufrieden, warf ſie weg, ließ mir zwanzig andre geben, und, höchſt verwirrt keine zu finden, die mich nach Wunſche kleidete, ſtellte ich gewiſſenhafte Unterſuchungen mit mir ſelbſt an. Die Naſe auf dem Spiegel von dem hellſten Tag beſchienen, entdeckte ich mehrere Runzeln auf meiner Stirne, in den Winkeln meiner Augen, in den Beugungen meines Halſes! Meine Zähne waren nicht mehr ſo glänzend weiß als ſonſt! Meine Lippen weniger friſch, meine Augen minder lebhaft, und zu meinem Jammer, fühlte ich mich ſo geſund an dieſem Tage!... Genöthigt einzugeſtehen, daß der Fehler nicht an meiner Kammerfrau, noch an meinen Hauben liege, ſondern daß ich ſelbſt nicht mehr die nämliche ſey, zerfloß ich in Thränen! Welche Schwachheit! werden Sie ſagen. Ach, ich liebte! Um glücklich zu ſeyn mußte ich gefallen, und meine Vernunft gebot mir nicht länger daran zu denken. Dieſer Augenblick war fürchterlich; mein Schmerz dauerte faſt ſechs Monate; und war um ſo peinlicher, da ich ihn verhehlen mußte, um deſſen Grund nicht einzugeſtehen. Aber von dem erſten Augenblicke dieſer traurigen Entdeckung an, ergab ich mich der größten Einfachheit. Ich ſchmeichelte mir den zergliedernden Blicken zu entgehen, wenn mein Putz nicht mehr die Augen auf ſich zöge, da Neid und Tadel wenigſtens von ſolchen ſchweigen, die ſich ſelbſt gerichtet. Ich verlangte nichts mehr, und indem ich die Bemühungen der Liebe verdoppelte, redete ich ihre Sprache nicht länger; bald unterdrückte ich auch ihre Begehrungen. Mein Betragen fiel auf, man bat mich um Erklärung, und war gerührt von der, die ich gab. Auf dieſe Weiſe gelang es mir, noch fünf Jahre ein Herz zu feſſeln, das viele Frauen mir abzuſtreiten ſuchten, und das mir nur erſt durch Verführungen großer Glücksgüter unwiederbringlich verloren ging.“

Sibylla Langenmantel.

(Fortſetzung.)

Nicht lange blieben Sibyllens gerader Sinn, ihr guter Verſtand darüber in Zweifel, was gethan werden müſſe. Irgend eine Verheimlichung gegen den Gemahl hätte ihr der Herzog nicht auferlegen ſollen, folglich glaubte ſie ſich auch nicht daran gebunden. Es ſtand auf einmal ganz klar vor ihrer Seele, daß ſie Herrn Leonhard von Allem in Kenntniß ſetzen müſſe. Ihrem etwas umwölkt geweſenen Auge kehrte hiermit die gewöhnliche Klarheit zurück. Ja, ſie meinte nun ſogar im Sinne des Herzogs zu handeln, wenn ſie ſich an ſeine Aufgabe nicht kehrte, welche ſie für die lezte ihrer Prüfungen durch ihn zu betrachten anfing. Nach dieſer Anſicht rief ſie ſich die erhabene Geſtalt, die edeln Geſichtszüge des Fürſten noch einmal ſo gern ins Andenken zurück und ſchüttete auch am Mittage, als ihr Gemahl vom Rathhauſe heimkehrte, alles was ihr im Garten begegnet war, bis auf den kleinſten Umſtand vor Herrn Leonhard redlich aus.

Aber das Frohlocken, womit es geſchah, nahm allmählig in demſelben Grade ab, als ihr Gemahl ernſter und tiefſinniger wurde. Wie nun ihr Bericht zu Ende war und der Rathsherr auch keinen Laut von ſich gab, während ſein Geſicht den verhaltenen Unwillen nicht bergen konnte, da ſprach Sibylla im Tone der Beſorgniß: habe ich irgendwo gefehlt in meinem Betragen, daß du ſo unfreundlich worden, über eine Mittheilung, mit der ich eher deine Heiterkeit zu wecken gedachte?

Nichts weniger, als gefehlt, mein geliebter Schatz! antwortete Herr Leonhard. Wie ich's von dir erwartet hätte, grade ſo gut und weiſe iſt dein Benehmen geweſen. Nur deine Anſicht von des Herzogs Beginnen ſcheint mir nicht die rechte. Eine Prüfung? So nannte er den Verſuch der Verführung nur darum, weil er mißlang und keine beſſere Art da war, ſeine Schande vor der Frau zu verbergen, deren Ehre anzutaſten er fruchtlos gewagt hatte.

Sibylla unternahm es, dagegen zu reden. Seine ganze Weiſe, ſagte ſie, ſcheine ihn von dem Vorwurfe völlig freyzuſprechen.

Aber Herr Leonhard unterbrach ſie mit Heftigkeit alſo: Nur deine Schuldloſigkeit, dein aus dem eigenen Herzen geſchöpfter Glaube an die Wahrhaftigkeit der Geberden und Worte, welche den Firniß derſelben an ſich tragen, kann dich zu ſolchem Vertrauen bringen. Ich kenne die Gleißnerey und Tücke der Großen beſſer. —

Eben trat Herzog Ludwig aus ſeiner Herberge, als der Rathsherr, noch glühend vor Erbitterung, vorüberkam.

Warum ſo eilig, Herr Langenmantel? fragte er den Verſtimmten, der ihn zuvor nicht zu bemerken ſchien.

Herr Herzog — erwiederte der Rathsherr — ſoll ich euch vielleicht mein Bedauern zeigen, wegen der Fruchtloſigkeit der Mühe, deren ihr euch unterzogen habt? Dieſe beyden Roſen an eurer Bruſt ſind doch wahrlich ein recht bitterer Spott auf die Hoffnung, mit welcher ihr die Schwelle meines Gartens betreten haben möget!

Herr Langenmantel — entgegnete der Herzog — ſeyd nicht unwillig, wo euch ſo großer Anlaß zur Freude gegeben worden. Meinen geſtrigen Zweifel an dem Grunde eurer Lobpreiſung hat mir heute das Benehmen eurer Hausfrau auf das Vollſtändigſte widerlegt.

Langenmantel ſprach hierauf: Bey der erſten Ueberzeugung von der Tugend meiner Frau konnten mich eure Zweifel, Herr Herzog, durchaus nicht beunruhigen. Wozu daher der unnöthige Verſuch, ſie zu widerlegen? Woher das Recht zu einer Prüfung, die ich für Beleidigung anſehen muß?

Umſonſt ſuchte Herzog Ludwig ſich mit ihm zu verſtändigen; Herr Leonhard ward immer hitziger, ſo daß ſie auch zulezt im völligen Zorn auseinander gingen. —

Sibylla ſchauete am folgenden Morgen mit ihrem Eheherrn aus dem Fenſter, als der Herzog mit ſeinem Gefolge von dannen zog. Mit großer Leutſeligkeit neigte er ſich nach den zahlreichen Zuſchauern auf beyden Seiten der Straße und in den Fenſtern. Nur vom Langenmantelſchen Hauſe wendete er die Blicke auffallend ab, ungeachtet er gewiß geſehen hatte, daß nicht der Rathsherr allein, ſondern auch deſſen Gemahlin herunterſchauete.

Bemerkteſt du die Auszeichnung, welche uns vor Allen von ihm wiederfuhr? fragte nachher der Rathsherr ſeine Gattin. Und biſt du nun davon überzeugt, was er bey ſeinem geſtrigen Beſuche im Schilde geführt? —

Sibylla war betroffen. Wirklich regte es ein überaus ſchmerzliches Gefühl in ihr auf, daß ſie ſich in dem Herzoge ſo ſehr geirrt haben ſollte. Darum konnte ſie auch oft, wenn ſie über ſein ganzes Benehmen nachdachte, ihres Gatten Behauptung gar nicht beytreten. Am liebſten glaubte ſie noch, der Herzog ſey darüber ſo ungehalten gegen ſie, daß ſie ihn auch die kleine Bitte, ihrem Gemahl von den Blumen nichts zu ſagen, unerfüllt gelaſſen. Denn daß der Rathsherr deßhalb mit ihm geſprochen hatte, wußte ſie, wenn er ſchon ſpäterhin ſeine Hitze ſelbſt mißbilligend darüber, in welcher Art es geſchehen, hinweggegangen war. Uebrigens fühlte ſie ſich noch immer überzeugt, daß es ihre Schuldigkeit geweſen, ſo und nicht anders zu verfahren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Ein ſehr ſchönes Gebäude iſt das hospital general in Valencia; es beſteht in einem Kreutze von wenigſtens zweyhundert Schritt Länge und Breite; in der Mitte hat es eine hohe Kuppel; jeder Arm des Kreutzes von einem Ende zum andern bildet einen Saal, die gewölbte Decke von zwey Reihen Säulen getragen, die in der Mitte einen breiten Gang freylaſſen, während zu beyden Seiten die Betten ſtehen, darüber ſind im zweyten Stockwerk ganz ähnliche Säle, alle laufen in der Mitte zuſammen, ſo daß der ganze untere und obere Stock eigentlich nur zwey ungeheure Säle bilden, und da die Kuppel bis aufs Dach durchgebrochen iſt, oder vielmehr das Gewölbe, das den obern Saal trägt, der hier ringsum ein Geländer hat, ſo daß man in den untern Saal herabſehen kann, ſo wird man ſchwerlich eine freyere, geſundere Luft finden, als hier. Außerdem hat das Gebäude auf zwey Seiten Gärten; auf den beyden andern ſteht es mit einer Menge zugehöriger Gebäude in Verbindung, einem Militärhoſpital, Irrenhaus, den Bädern, Wirthſchaftsgebäuden, Wohnungen, der Kapelle, dem Findelhaus u. ſ. w. Die Militärſäle bilden ebenfalls ein ähnliches Kreuz, nur kleiner; die Krankenpflege wird von einer eigenen Schweſtergemeinde beſorgt; Eſſen, Trinken, Bettzeug u. ſ. w. ſo reinlich wie man es nur verlangen kann. Damit das Eſſen warm bleibe, iſt auf dem Karren, worauf es in den Sälen herumgeſchoben wird, ein Kohlenheerd angebracht. Was den eigentlich mediziniſchen Theil dieſer Anſtalt betrifft, ſo iſt er in einem erbärmlichen Zuſtand, und das Beſte daran iſt, daß man die Kranken ziemlich ſich ſelbſt und den Schweſtern überläßt, die im Ganzen den Oberbefehl an ſich gebracht haben. Von chirurgiſchen Operationen, überhaupt von allen neuern Fortſchritten der Wiſſenſchaft, weiß man hier nichts, oder wendet es wenigſtens nicht an. Bey alle dem hat Valencia einige ſehr geſchäzte Aerzte, ſo wie faſt alle ältere ſpaniſche Aerzte reine Hippokratiker ſind. Das Irrenhaus iſt, wie faſt alle Irrenhäuſer, blos ein ſcheußliches Gefängniß — an Heilung der Irren wird weiter nicht gedacht. Die Größe und Luftigkeit der Krankenſäle, beſonders wenn ſie zugleich Sonne im Winter und geſunde Umgebungen haben, iſt freylich in dieſem Lande unumgänglich nöthig; allein andererſeits werden doch vielleicht dadurch die verſchiedenen Arten von Kranken nicht genug geſondert, obgleich man z. B. die veneriſchen Kranken, die Schwindſüchtigen (die hier noch durchaus als anſteckende Kranke betrachtet werden), die Ausſchlagskranken u. ſ. w. zuſammenlegt. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London. Oktober.

Die Nachricht von dem Tode Percy Byſſhe Shellys, der im Verlauf des vorigen Sommers bey einer Luſtfahrt auf dem Meer vor dem Hafen von Liverno ertrank, iſt auch nach Deutſchland gekommen, er war Lord Byrons vertrauter Freund, und hatte vor Kurzem mit ihm und einigen andern genialen Köpfen die Herausgabe eines Journals begonnen. Sein leztes Werk war Hellas, ein in dramatiſcher Form geſchriebenes Gedicht, zu dem dieſer Feuerkopf von Griechenlands gegenwärtigem Schickſal begeiſtert ward — man kann alſo denken, daß es auf den Beyfall einer gewiſſen Parthey nicht rechnen kann. Er hat es dem Fürſten Maurocordato gewidmet, mit dem er in frühern perſönlichen Verhältniſſen geſtanden hat. Außerdem dichtete er noch ein Trauerſpiel: „der entfeſſelte Prometheus“ und ein anderes: „Cenci,“ nach der ſcheußlichen Kriminal-Geſchichte des ſchönen Mädchens, deſſen Kopf Lavater einſt in ſeine Phyſiognomik aufnahm. Vor Kurzem iſt ein hieſiger armer Buchhändler, Namens Clarke, wegen der Herausgabe von Shellys erſtem poetiſchen Verſuch, der „Königin Mab.“ (durch Shakeſpears Sommernachts-Traum iſt dieſer Feen-Charakter bekannt.) als wegen „eines Libells gegen die Kirche und den Staat“ angeklagt worden. Dieſes Gedicht iſt aber eines der ſchönſten, welches unſere neuern Dichter hervorbrachten; die Tiefe des Gefühls, womit der Dichter die Größe der Natur und ihres Gottes anſchaut, und die Liebe zur Tugend, und die Verabſcheuung des Laſters, welche durch das Ganze herrſcht, iſt wahrhaft herzerhebend, und würde einem Milton Ehre gemacht haben. Freylich iſt ſein Gott nicht nach den Glaubensbegriffen der engliſchen Kirche dargeſtellt. Shelly nimmt die Unſterblichkeit der Seele an, ſezt aber die Belohnung der guten Seelen in die Betrachtung des Guten, das ſie auf Erden hinterlaſſen. Daß ein ſolcher Kopf auch ein heftiger Demokrat ſeyn mußte, läßt ſich denken (?). Es war nicht ſeine Abſicht, das Werk öffentlich bekannt zu machen. Er ſelbſt hatte nur hundert Exemplare drucken laſſen, und hatte es ſehr bedauert, als ein gieriger Buchhändler ſich deſſelben bemächtigte und es dem großen Publikum gab. Ob aber der wahre Glaube indeſſen durch gerichtliches Einſchreiten befördert werde, iſt eine andere Frage!! —

Die europäiſchen Angelegenheiten ſind ſo mit merkwürdigen Begebenheiten überhäuft, daß wir die friedliche Entwicklung unſerer Brüder jenſeits der Meere gar leicht aus den Augen verlieren. Als ein phyſiſches Mittel, die Kultur eines Landes zu befördern, welches in den ſpätern Jahrhunderten ohne Zweifel einen wichtigen Raum in der Weltgeſchichte einnehmen wird, müſſen wir die Entdeckung eines großen, ſchon jezt auf eine große Strecke ſchiffbaren, Fluſſes in Neu-Süd-Wallis anſehen, der ſich in die Batemans-Bay in der Nähe der Baſo-Straße ergießt. Lieutenant Johnſtone fuhr mit einer Brigg vierzig Meilen weit in denſelben hinauf und fand nicht die geringſte Schwierigkeit, bis er zu einigen nicht ſehr bedeutenden Strömungen kam; ſo weit aber das Auge darüber hinreichte, ſchien der Fluß unvermindert und ſchiffbar. Man hat den Fluß die Clyde, und die Gegend, wo er entſpringt, Argyleſhire genannt. Der Gouverneur hat eine genauere Unterſuchung angeordnet, von welcher man die intereſſanteſten Reſultate erwartet. — Die neue brittiſche Kolonie zu Serampora ſoll bereits ſehr blühend ſeyn. Eine Menge Chineſen und Malayen haben ſich dort niedergelaſſen und ſich feſte Wohnſitze erbaut, und Alles verſpricht, daß ſie in Kurzem eine der mächtigſten Städte im ſüdlichen Inſelmeer werden werde.

Die Vereinigten Staaten von Amerika mußten unſern Voreltern vor zweyhundert Jahren in dem Lichte erſcheinen, in dem ſich die Kolonien von Neu-Holland jezt unſerm Auge auf den erſten Blick darſtellen (bekanntlich wurden auch dort einige Gegenden von Verwieſenen bevölkert). Was dieſe Vereinigten Staaten jezt in der Völkerreihe ſind, gehört hier nicht her, aber dem Fortſchreiten ſeiner friedlichen Kultur gebührt hier ein Plaz. Eine amerikaniſche Zeitung gibt an, daß jezt 10,000 Perſonen in den verſchiedenen Druck-Anſtalten der Vereinigten Staaten arbeiten. Der Werth der fremden Werke, welche während der lezten dreyßig Jahre dort gedruckt worden, überſteigt zwanzig Millionen Dollars, und der Betrag der jährlich erſcheinenden Werke iſt ungefähr zwey Millionen Dollars.

Wer die Abneigung kennt, mit dem polizeyliche Beſchränkungen die Volksmaſſe überhaupt, aber vor allen die freye engliſche Volksmaſſe erfüllen, wird mit Verwunderung die Fortſchritte beobachten, welche die polizeyliche Behörde in der lezten Zeit in London gemacht hat. Das lezte Parlament hat mehrere ſehr ſtrenge Polizey-Geſeze hinterlaſſen, welche unſere Stadt-Beamten entſchloſſen ſcheinen, in Ausübung zu bringen. Nach 11 Uhr des Nachts und während des Gottesdienſtes am Sonntag müſſen alle Bierhäuſer von Gäſten gereinigt und geſchloſſen werden. Wandernde Schauſpieler ſowol als ihre Zuſchauer ſollen als Vagabunden angeſehen und als ſolche beſtraft werden. Vor ein Paar Tagen wurde ein Neſt von ſolchen armen Schelmen in einem der Dörfer in der Nähe der Stadt ausgehoben, und beyde Theile theils gegen Bürgſchaft entlaſſen, theils eingekerkert. Eine ähnliche Behandlung iſt allen Hazardſpielern angedroht, und unſere Polizey hat bereits zwey oder drey Spielhäuſer geſtürmt und an zwanzig Perſonen auf mehrere Wochen zur harten Arbeit ins Zuchthaus geſchickt. Man iſt begierig, was man thun wird, wenn man einmal einen Herzog oder Grafen beym Rouge-et-noir-Tiſche ertappen ſollte!

Den Zeitungs-Redaktoren des Feſtlandes, die unaufhörlich über Beſchränkungen klagen, theilen wir einige Nachrichten von der kaiſerlich-chineſiſchen amtlichen Zeitung mit, die ihnen die Freyheit, der ſie genießen, zu ſchäzen lehren werden. Dieſe Zeitung wird in Allem, was die Religion, Geſeze, Sitten und Gebräuche des Landes betrifft, als das Organ der Regierung angeſehen. Nichts darf in dieſelbe eingerückt werden, das der Kaiſer nicht zuvor geſehen und gebilligt hat. Die geringſte Abweichung von dieſer Regel, und wäre es auch der Zuſaz von einer Sylbe, würde aufs Strengſte beſtraft werden. Im Jahre 1818 wurde eine beym Poſtweſen angeſtellte Perſon mit dem Tode beſtraft, weil ſie durch dieſe Zeitung einen falſchen Bericht verbreitet. Die Urſache, welche die Richter wegen der Zuerkennung dieſer Strafe angaben, war ſein Mangel an Achtung für den Kaiſer. Die chineſiſche Zeitung enthält Artikel hinſichtlich der Staatsangelegenheiten dieſes großen Reiches, ſowol als Auszüge von den dem Monarchen eingereichten Memorialien und Bittſchriften, mit deſſen Antworten, Befehlen, nebſt den von Mandarinen verwilligten Gunſtbezeugungen. Sie erſcheint täglich in der Geſtalt einer Flugſchrift und enthält ſechzig bis ſiebenzig Seiten.

Wahrſcheinlich hat man in Deutſchland bereits von dem berühmten Melodram, genannt „Tom und Jerry,“ gehört, das jezt ſchon beynahe ſeit einem Jahre nicht nur in London, ſondern in allen Theilen des Landes mit ſo vielem Beyfall aufgeführt worden iſt. Dieſer Unſinn gründet ſich auf ein Gedicht in Knittelverſen, das vor einiger Zeit mit guten Karrikaturen von Cruikſhank begleitet, erſchienen iſt, und das Leben in London in allen Sphären bis zum Ekel genau beſchreibt und [illegible] Dergleichen läßt ſich wohl leſen, obgleich das Buch nur der Kupferſtiche wegen einigen Werth hat. Nun gerieth man aber auf den Einfall, dieſen Unfug auf die Bühne zu bringen, und ſollte man es glauben, in dem moraliſchen England, wo man um Alles in der Welt nicht in der Gegenwart eines Frauenzimmers den Ausdruck Hemde oder Beinkleider erwähnen darf — obgleich Strümpfe und Schnürbruſt nicht zu den verbotenen Artikeln gehören — drängte ſich Groß und Klein, Mann und Weib, um die liederlichſten Scenen anzuſehen und die größten Unflätereyen anzuhören — ja daß es in einem der kleinern Theater jezt wieder für den ganzen Winter angekündigt, und daſſelbe jeden Abend gedrängt voll iſt. Die jungen Ladenburſchen machte das Stück ganz toll, alle wollten Toms und Jerry's ſeyn. Die ſanfteſten Knaben werden zu Bramarbaſſe, die die Straßenlampen zerſchmeißen und die Nachtwächter prügeln, und die keuſcheſten Jünglinge beſuchen übelberufene Häuſer, blos weil ſie es dem bon ton gemäß halten, und die Polizey und die Wundärzte haben dadurch vollauf zu thun bekommen — und dergleichen läßt die Theater-Cenſur zu! —

Beylage: Kunſtblatt Nr. 93.

Nro. 280.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. November 1822.

Viel Gutes kommt uns durch die Frucht des Mundes.

Sprüche Salomonis.

Das Wort.

Wer erweitert jene engen Schranken,
  Die mit dunkler Macht den Geiſt umziehn:
Wer gibt Adlerſchwingen den Gedanken,
  Daß ſie ſegeln durch Aeonen hin?
Und ſich auf die ſpäteſten Enkel vererben
Und nimmer verblühen, und nimmer erſterben?

Wer verpflanzt der Väter hohe Lehre,
  Auf die Nachwelt frommgeſchäftig fort?
Daß das Heil'ge ewig ſich vermehre
  In der Zeiten Strom? Es iſt das Wort:
Es eint durch geflügelte ſichere Bande
Das himmliſche Licht mit dem irdiſchen Lande.

In gefällig ſanfte Formen kleidet
  Es des Geiſtes tiefen innern Sinn;
Und hinaus ins friſche Leben leitet
  Es die innigſten Gefühle hin.
Und magiſch in leiſen melodiſchen Wellen
Entſtrömet die Seele den heimlichen Quellen.

Und im Glanze ſeiner Zauberbilder
  Woget der Gefühle ſüßer Drang,
Strömt vom Herzen hin zum Herzen milder
  Und verklärt ſich lieblich im Geſang.
Es ſteigen vom Himmel die heitern Camönen,
Das Ewge zu ſingen in irdiſchen Tönen.

In des Wiſſens ätherhohe Räume
  Führte nur des Wortes ſichre Spur;
Es entzifferte des Geiſtes Träume
  Deutete die Räthſel der Natur,
Denn nur in des Wortes lebendigen Tönen,
Darf kühn ſich der Geiſt mit der Wahrheit verſöhnen.

Aber des Symboles ſtrenge Schranke
  Darf den Geiſt nur leiten, feſſeln nicht;
Nimmer ſoll erſterben der Gedanke
  Durch das Wort: es leih ihm nur ſein Licht.
Nur wenn ſie ſich paaren in freundlicher Macht,
Das Wort und der Geiſt, wird das Schöne vollbracht.

Theiler.

Die neueſte Erſteigung des Montblanc.

Seit jener (auch im Morgenblatt erzählten) Erſteigung, unſeligen Andenkens, bey welcher am 18. Auguſt 1820, unfern vom Gipfel des Montblanc, drey Führer aus Chamouni, durch eine Schneelawine in einen Gletſcherſpalt geſtürzt und darin begraben wurden, hatte Niemand mehr das eben ſo gefährliche als nutzloſe Wageſtück zu unternehmen ſich verſucht gefühlt, bis ein junger Britte (Hr. F. Cliſſold) dafür eigens von London in Chamouni eintraf. Der nachſtehende von Hrn. Cliſſold an einen ſeiner Bekannten in Genf geſchriebene Brief gibt darüber umſtändliche Auskunft.

Chamouni, den 27. Auguſt 1822.

Sie mögen wohl, mein Herr, ſchon vorläufige Kunde von meiner glücklichen Erſteigung des Montblanc erhalten haben; ich will ihnen jezt die nähern Angaben darüber melden. Nach vierzehntägiger Erwartung von andauernd gutem Wetter, ging ich am lezten Sonntag (18. Auguſt) um zehn Uhr Abends, in Begleit ſechs gewählter Führer, deren einer mit einer Laterne verſehen war, von Chamouni ab.*) Wir erſtiegen, wie man gewöhnlich thut, den ſogenannten la Côte Berg, welcher dem Gletſcher des Boſſons zur Seite ſteht; um drey und ein halb Uhr Morgens hatten wir ſeine Höhe erreicht; nach kurzem Halt betraten wir um vier Uhr den Gletſcher, und nach deſſen glücklichem Uebergang trafen wir um halb acht Uhr auf dem Felſenkamme ein, welcher les grands mulets genannt wird, und wo meine Vorgänger ihr Nachtquartier einzurichten gewohnt waren.

Mein Plan lautete anders: ich hatte mir vorgeſezt, den Gipfel des Berges in Einem Tage zu erreichen und die Nacht droben zu bleiben, um den Aufgang der Sonne zu ſehen. Wir ſezten alſo unſere Wanderung fort, deren ſchwierigſter Theil in der Nähe eben jener Felſen eintrat, wo wir einen ungemein ſteilen Abhang von Glatteis, mit ungefähr 45 Grad Neigung, in ſchräger Richtung erklimmen und zu dem Ende mit der Axt eine Anzahl Treppenſtufen ins Eis hauen mußten, deren jede, wenn ſie verfehlt wurde, unvermeidlichen Tod drohte, weil der Abhang an einen ſehr großen Gletſcherſpalt hinführte: beym Niederſteigen fand ſich dieſe Stelle noch ſchlimmer. Die Station der grands mulets hatten wir um neun Uhr verlaſſen und um zwey Uhr die große Platteform, nahe beym Dome du Gouté erreicht. Wir befanden uns in der Region, wo jene in ungeheure Langwürfel (parallélépipédes) geformten Schneemaſſen vorkommen, welche Seracs heißen. Von da ſtiegen wir links weiter hinan und umgingen von Zeit zu Zeit mehrere Eisſpalten, deren eine vielleicht das Grab der drey Schlachtopfer der Erſteigung von 1820 geweſen iſt. Alle Führer, der P. M. Favret und ich ausgenommen, fühlten mehr und minder Beſchwerde von der verdünnten Luft; drey aus ihnen insbeſondere, die zum erſtenmal den Berg erſtiegen, wurden dermaßen entkräftet, daß ſie bedeutende Zeitverſäumniß verurſachten, und wenn räthlich geweſen wäre, uns zu trennen, ſo hätte ich unſtreitig vor Einbruch der Nacht den Gipfel erreicht. Gegen ſieben Uhr Abends waren wir beym petit mulet eingetroffen, einem Felsſtück, das oberhalb dem rothen Fels gelegen iſt und von allen, die von Chamouni aus geſehen werden, dem Gipfel am nächſten ſteht: es war ſechs und ein halb Uhr, als wir an dieſe Stelle gelangten, welche (le petit mulet) von unten herauf nicht ſichtbar iſt. Da es zu ſpät geworden war, um den Gipfel noch vollends vor Einbruch der Nacht zu erreichen, ſo ſtiegen wir wieder zum rothen Fels herunter, und gruben uns bey demſelben eine Höhlung in den Schnee, die vier Fuß tief, fünf breit und ſechs lang war; auf den Boden derſelben wurden etliche Stücke Holz gelegt, worüber eine ziemlich dünne Decke ausgebreitet ward, auf die wir uns alle ſieben hinlegten und ein eben nicht ſchweres Wolltuch, ſoweit es reichen mochte, über uns herzogen. Etliche Windſtöße, die uns von Zeit zu Zeit einen Schub dem Boden enthobenen Schnee's ins Geſicht wehten, waren ein bedenkliches Merkzeichen deſſen, was, ſofern der Wind ſich verſtärken würde, unſer wartete. Deßungeachtet ſchliefen wir etwa vier Stunden. Den Thermometer konnten wir aus Mangel an Licht nicht beobachten; aber die Nachtkälte war ſtark genug, um in einer mitgenommnen Flaſche l'Hermitage-Wein Eistheile zu erzeugen, und Citronen, die wir bey uns hatten, völlig gefrieren zu machen. Einem der Führer (David Coutet) war der rechte Fuß und mir ſelbſt waren die Spitzen der Finger und Zehen gefroren; ein Zufall, der keine widrige Folge hatte, weil das bekannte Heilmittel (Reiben mit Schnee) zunächſt bey der Hand war.

Gegen vier Uhr Morgens verließen wir unſer kaltes Neſt. Der Tag nahte und das erſte Licht der Dämmerung gab dem nahen Berggipfel ein ſilberfarbnes Kolorit, das nach Maßgabe, wie die Sonne dem Horizont näher rückte, ſich änderte, im Augenblick des Aufgangs völlig golden erſchien, und auf der beynahe ſchwarzen Himmelsdecke ſich in merkwürdigem Abſtiche darſtellte. Nun war alles Schwierige überſtanden; man ſank nicht tief in den Schnee ein; von Zeit zu Zeit ward um Athem zu ſchöpfen kurzer Halt gemacht; bald hatten wir den geſtern ſchon erreichten petit mulet und um fünf ein halb Uhr den Gipfel erſtiegen. Hier wurden alſobald die mit unſern Freunden im Thal verabredeten Signale gegeben, welche dieſe auch recht gut wahrnahmen.

Die Spitze des Berges iſt ſo ſchmal nicht, wie ſie von Ferne geſehen erſcheint. Sie ſtellt eine kleine faſt wagerechte Fläche dar, in Geſtalt eines Dreyecks, deſſen große Baſis gegen Chamouni, die eine Seite gegen der Allee blanche und die dritte gegen das passage du Bonhomme gerichtet iſt. Ich brauchte vier Minuten zum Uebergang der ſenkrechten Linie vom Gipfel bis zur Grundfläche des Dreyecks.

Der Himmel war unbewölkt; die noch unter unſerm Horizont ſtehende Sonne überſtrömte mit einer Lichtmaſſe die Gegend, von der ſie zu kommen ſchien, und worin nichts zu unterſcheiden möglich war; ſonſt überall entdeckte man unzählbare Berggipfel, die einen mit glänzendem Eis bekleidet, die andern mehr und minder zackigt und drohend, noch andere abgerundet und mit Weide bedeckt. Nordweſtlich war es das Juragebirg, welches den Horizont begrenzte; weiter nördlich ward der See, nicht aber die Stadt Genf ſichtbar,*) ſüdöſtlich ſchweift der Blick über die Ebenen der Lombardei bis zu den Apenninen, welche, wie eine blaue Linie, oder wie der dichte Nebel eines Wintermorgens den Horizont ſchlieſſen; die Sonne war, beym geſtrigen Niedergang und beym Aufgang am Morgen mehr oder minder in dieſem Nebel verhüllt.

---

*) An Vorräthen und Reiſe-Geräthſchaften trug jeder von dieſen Führern etwa zwanzig Pfund. Der Britte, ſey es, um ſeine eigene Stärke zu erproben, oder um den Führern davon einen aufmunternden Beweis zu geben, hat während des Anſteigens vom la Côte-Berg, eine ſolche Bürde meiſt ſelbſt getragen.

(Der Beſchluß folgt.)

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Von derſelben Schweſter-Gemeinde wird die casa de los desemparados beaufſichtigt. In zwey groſſen Sälen ſtehen wohl 250 Wiegen längs der Wände hin. Die kleinen Dinger liegen gar ſäuberlich in feinem, ſchneeweiſſen Wiegenzeug und Windeln, und ſchreien aus allen Ecken nach Futter, ſo daß man in ein groſſes Vogelneſt zu kommen glaubt. Der erſte Anblick dieſer Anſtalt iſt recht erfreulich, allein bey näherer Nachfrage findet man, daß meiſtentheils das Schickſal der armen Würmer, wenn ſie auch hier durchkämen, durchaus dem Zufall überlaſſen bleibt. Manche werden zwar von kinderloſen, wohlthätigen Leuten angenommen, die hier herkommen und ſich Kinder ausſuchen; aber traurig genug iſt es — die Aerzte der Anſtalt geſtehen ſelbſt, daß faſt alle dieſe armen Kinder aus der Wiege ins Grab gehen. Theils bringen ſie den Keim des Todes ſchon von ihren Eltern mit ſich, theils ſaugen ſie ihn von ihren Ammen ein, bey deren Wahl durchaus nicht die gehörige Vorſicht herrſcht; und der Arzt kann dabey nichts thun. Man braucht auch blos eine Wiege nach der andern zu beſchauen, ſo wird man in ſo vielen Knoſpen den Wurm des Todes finden. Das iſt zwar recht trübſelig, indeſſen verwelken ſie doch in einem reinlichen Bettchen und ſind meiſt ganz vergnügt. — Dieſelbe Klagen habe ich auch in andern Orten, z. B. in Granada, Sevilla, von Anſtalten dieſer Art führen hören. — Die neue Organiſation der Hoſpitäler wird hoffentlich ein Einſehen nehmen; denn das Ganze liegt an Mangel der nöthigen Aufſicht und Sorge von oben, und beſonders daran, daß den Aerzten nicht ihr gehöriger Platz angewieſen iſt. — Gott gebe, daß es beſſer werde! — Recht ſehr gefiel mir dagegen das hieſige Waiſenhaus, (wo aber eben nicht lauter Waiſen ſind) oder Colegio de San Vicente. Darin werden ungefähr hundert und fünfzig Knaben und ſechzig bis ſiebenzig Mädchen von ſechs bis fünfzehn Jahren erhalten — viel eigentliche Erziehung iſt freylich nicht dabey (d. h. was unſere Herren Pädagogen verlangen); ſie werden aber wenigſtens nicht verzogen, ſind vergnügt, geſund, reinlich, es ſieht gar wunderlich aus, ſolche kleine Burſche in einer Art von Ordenstracht, wie eine braune Kapuzinerkutte, mit weiten Aermeln und einem Gurt um den Leib, am Sonntag aber in einem weiſſen Habit umher wallen zu ſehen. In groſſen Sälen ſtehen die Betten, jeder hat ein eigenes, und an der Wand in Schränken liegt eines jeden Wäſche in einem numerirten Fach — alles ſehr reinlich gehalten. — Eben ſo iſt die Küche und das Eſſen, nämlich Suppe und Reis mit Fleiſch — während des Eſſens lieſt einer der Knaben von einer Art Kanzel herab die Konſtitution, und wiederholt, was ihnen früher erklärt worden iſt, (früher wurde aus irgend einem Legendenbuch vorgeleſen) und die kleinen Bürſchchen ſind ſo liberal, wie der Beſte. Auch am Unterricht würde vielleicht Mancher Manches auszuſetzen haben; ich finde, daß ſie grade genug lernen: ſchreiben, leſen und rechnen, ſo gut es gehen will; wenn ſie ins ſechszehnte Jahr treten, werden ſie bey Handwerkern oder Kaufleuten in die Lehre gegeben und von da müſſen ſie ihren Weg ſelbſt ſuchen. Was viele ehrliche Leute bey uns ſehr ſkandaliſiren würde, iſt, daß die Kinder durchaus von Rechtswegen aufs Betteln gelegt ſind: da haben ſie hinten am Gurt einen kleinen Kaſten hängen, mit dem laufen ſie in den Kirchen herum, verlangen von jedem, der ihnen begegnet: un dinis par San Vicent: das nennen ſie capter. Allein vernünftig das Ding angeſehen, werden ſich die Herren Supermoraliſten eine Menge ſchöne Worte erſparen — die Kinder haben dabey ſo wenig ein demüthigendes Gefühl, als es der Küſter hat, wenn er mit dem Klingelbeutel herum geht, und noch weniger. Jeden Mittag werden die Käſten geleert und das Eingebrachte aufgeſchrieben und zuſammengeſchüttet. Ein Antiquarius und Münzſammler würde ſich da ergötzen! wegen der Menge der allerrarſten Münzen, die da zum Vorſchein kommen: römiſche, gothiſche, arabiſche, alles mögliche, denn wenn jemand eine Kupfermünze hat, die nicht paſſirt, ſo gibt er ſie den ninos de San Vicént. Iſt eine hinlängliche Maſſe Kupfergeld beyſammen, ſo werden daraus Becher gegoſſen, wovon beym Eſſen jeder einen vor ſich ſtehen hat — voll Waſſer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 1. Okt.

Am 1. des abgewichenen Monats September ergoſſen ſich während des ganzen Tages die Ströme des Himmels über unſere Stadt, doch ſchrecklicher noch hatte ein Wolkenbruch ſeine Fluthen in den Thälern der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz ausgeſchüttet, und bald gingen die nähern Nachrichten über die dort verurſachten Verwüſtungen ein. Beſonders war es das ſchmale Thal, welches bey dem Städtchen Wehlen an der Elbe ausmündet und bey Uttewalde anfängt, das der Wuth des Waſſers ausgeſezt geweſen war. Höher als fünfzehn Ellen war es darin plözlich angeſchwollen, hatte die gröſten Felſenſtücke mit ſich fortgeriſſen, alle Brücken zertrümmert, Häuſer zerſtört, und von Geröll, Baumſtämmen und Felſenſtücken einen Damm von mehr als zwanzig Ellen Länge in die Elbe hinein gebaut. Zum Glück hatte ſich alles Lebende eiligſt vor dem Häuſer hoch anſtürzenden Waſſer entfernt, und nur eine Bauerfrau, welche noch über eine ſteinerne Brücke entrinnen wollte, war, als dieſe eben unter ihr zuſammenbrach, ein Opfer der Fluthen geworden. Man wendet alle Kräfte an, jenen ſchönen Grund wieder wegſam zu machen. Die übrigen Wege der ſächſiſchen Schweiz hatten dabey auch mehr oder weniger gelitten, ſind aber ſämmtlich bereits wieder hergeſtellt.

---

*) Der Abhang des kleinen Saleve birgt wirklich dem Beobachter auf dem Montblanc faſt die ganze Stadt; und eben ſo iſt hinwieder der Berg nur aus wenigen dem Cornavin- oder Schweizerthor zunächſt gelegenen Häuſern von Genf ſichtbar.

Eine ſehr intereſſante Feyerlichkeit fand am 3. Sept. ſtatt. Durch eine neue Organiſation in den Waffengattungen der ſächſiſchen Armee war es nöthig geworden, daß jedes Bataillon derſelben neue Fahnen erhielt. Es wurden alſo an dieſem Tage die alten Fahnen feyerlich zurückgegeben und im Zeughauſe aufgehangen, dagegen aber die neuen an die Bataillons abgeliefert. Dieſe leztern garniſonirten theils in Dresden, theils hatten die anderwärts liegenden Deputationen ihrer Offiziere abgeſchickt, um in ihrem Namen die Fahnen in Empfang zu nehmen. So ſtanden denn dieſe Krieger vor dem Thore der Stadt auf einem der reizendſten Punkte unſerer Umgebungen in Parade aufgeſtellt, und der Prediger in Neuſtadt bey Dresden, der durch Rednergaben und tiefes Gefühl beſonders ausgezeichnete Paſtor Schmalz, weihte in einer trefflichen Rede dieſelben ein. Jedes Bataillon empfing nun die ſeinen und trug ſie in die Reihen der Waffenbrüder.

Das ausgezeichnet wackere öffentliche Lehr-Inſtitut der Ritter-Akademie allhier, welchem bis vor Kurzem der Hofrath Böttiger als Studien-Direktor vorſtand, und welches Männer wie Haſſe, Förſter, Fiſcher und andere als Lehrer nennt, hat ſeinen bisherigen Chef, den verdienſtvollen General Tettenborn verloren, welcher Präſident des General-Kriegs-Gerichts geworden iſt, dafür aber in der Perſon des General v. Gersdorf einen andern Vorſtehenden erhalten, von deſſen gebildetem Geiſte und bewährtem guten Willen ſich ebenfalls die ſchönſten Früchte der Bildung des jungen Kriegers, vom höhern Standpunkte aus geſehen, erwarten laſſen.

Mein lezter Bericht über unſere Bühne zeigte Ihnen die begonnenen Darſtellungen des Regiſſeur Haake aus Braunſchweig an. Er hat ſie mit Beyfall fortgeſezt und beendet, ſo, daß wir ihn als Ferdinand, Correggio und v. Bern in der unterbrochenen Whiſtparthie, ſahen. Er hat mannigfaches Gute, aber nichts Ausgezeichnetes, darum kann man wohl eigentlich nichts an ihm ſtreng tadeln, aber er reißt auch nicht hin. Es liegt eine gewiſſe Kälte dabey in ſeinem Spiele, welche das Gemüth nicht warm werden läßt, und manchmal zeigt ſich eine Geſpreiztheit, die den Eindruck einer ſonſt angenehmen Natur ſtört. Bey dem allen iſt er einer unſerer beſten jungen Liebhaber, weil dieſes Fach leider ſo ſehr unzureichend auf allen deutſchen Bühnen beſezt iſt. Ihm folgte im Gaſtſpiel Hr. Brandt, Regiſſeur des Manheimer Theaters. Er gab den Otto von Wittelsbach, Michel Angelo, Ritter von Felſeck, Gutmann in der Brandſchatzung, Wilhelm Lips im Amerikaner, und Paul Werner in Minna von Barnhelm. Kräftige Helden-Charaktere glückten ihm bey der Fülle, Kraft und Tiefe ſeines Organs, dem ſtattlichen, faſt übergroßen Körperbau, und dem ernſten Ausdruck ſeines Geſichts am meiſten. Nicht ſelten ward aber die an ſich ſchöne Stimme allzu tief und dadurch unverſtändlich und widrig. Einzelne Momente der Gutmüthigkeit traten dagegen auch wieder recht erfreulich vor, und aus dieſem ganz war die Rolle des Gutmann genommen, folglich Ein Guß, der allgemeinen Beyfall erhielt. Dieſer begleitete ihn auch, und mit Recht, in allen ſeinen Rollen, ohne daß er ſich jedoch bis zum Ruf geſteigert hätte. Bey deutlich erkanntem Studium, fleißigem Spiele und ſehr guter Schule, iſt er gewiß für jede Bühne ein ſehr ſchätzenswerther Künſtler. Hr. Pillwitz, vormals in Frankfurt, trat leider in keiner Oper auf, ſondern ſang blos eine Scene und Arie nach Benucci, und eine von ihm ſelbſt komponirte Polonaiſe. Er gefiel allgemein, denn wen ſollte eine ſo volle, ſonore, umfangreiche Stimme bey ſo guter Methode und dem, was man Anſtand im Vortrage nennen möchte, nicht angenehm ergreifen. Vom 16. Sept. an begann Mad. Seidler aus Berlin ihre Gaſtdarſtellungen. Doch ich verſpare mir die wohlthuende Schilderung des Eindrucks, den ſie machte, auf meinen nächſten Bericht, da ſie uns, dem Vernehmen nach, noch nicht ſo ſchnell verlaſſen wird.

Neuer Stücke ſahen wir im Laufe Septembers zwey: Die Reiſe nach Dieppe, oder das Karneval von Paris, und: Der Wunderſchrank. Die erſtere iſt bekanntlich von mehrern Ueberſetzern aus dem Franzöſiſchen bearbeitet. Von wem die hier gegebene ſey, haben wir auf den Anſchlägen nicht erfahren. Wer aber auch der Uebertrager ſeyn möge, er hätte Vieles verbeſſern können, was er unterlaſſen hat. Ueberhaupt ſcheint uns das ganze Stück für die deutſche Bühne nicht geeignet, und es wundert uns daher nur, wie es auf mehrern Bühnen, und auch auf der hieſigen, ſo vieles Glück machen konnte. – Die Idee daraus hätte benuzt, aber nicht das Ganze, welches blos für Pariſer berechnet iſt, übertragen werden ſollen. Hr. Pauli gab die Hauptrolle, den betrogenen d'Herbelin, ſehr brav, und eben ſo zeigte Hr. Unzelmann als Maler Monbray die munterſte Laune. Wozu die Epiſode von Lambert und ſeiner Frau dienen ſoll, ſieht man nicht recht ein, ſo ſchien es Frau von der Klogen zu gehen, welche die leztere darſtellte. leugnen konnte man aber nicht, daß ſie ſehr hübſch und ſehr nett angezogen war. Der Wunderſchrank hat mir, troz ſeiner Mängel und Fehler, doch viel beſſer gefallen. Es iſt mehr — Deutſchheit möchte ich ſagen darin. Beſonders gut gearbeitet iſt der Charakter des Rührig. Daraus hätte ſich leicht noch weit größerer Vortheil für das Stück können ziehen laſſen. Er ward von Hrn. Hellwig mit Leben und Luſt dargeſtellt. Lohmann erinnert wohl zu ſehr an den Hrn. von Langſalm, doch hat er manches Ergözliche zu ſagen. Hr. Burmeiſter gab ihn natürlich. Hans von Gleichen, eine Art Naturmenſch, doch fällt er manchmal etwas aus dem Charakter. Hrn. Unzelmanns gutes Spiel ſuchte ihm oft wieder hineinzuhelfen. Dahlberg, der Dichter, iſt die mißlungenſte Figur im Stück. Der Oberſt Thomar weit beſſer, wenn ihn nur Hr. Julius mit mehr Feuer gegeben hätte, und doch war ſein amerikaniſches Mündel, Dem. Wagner, gar allerliebſt, und ſpielte ihm trefflich zu, ſo daß das Publikum ihr laut ſeinen Beyfall äußerte. Die andern beyden Damen, Mad. Schirmer und Frau von der Klogen, hätten ihn gewiß auch erhalten, könnte man nur mit dem, was ihre Charaktere eigentlich wollen, recht ins Klare kommen, aber die Künſtlerinnen mochten thun, was ſie wollten, der Faden blieb zerriſſen. Am meiſten wirkte der Schluß des zweyten Akts, und das iſt auch der Culminationspunkt des Stücks. Von da an ſollte es recht raſch gehen, ſonſt verliert ſich das ſtrömende Intereſſe im Sande. Ein Akt iſt von den dann noch darauf folgenden zweyen offenbar zu viel. Troz aller dieſer Bemerkungen wird dennoch dieſe Holbeinſche Arbeit nirgends mißfallen, und bis wir mehr gute Original-Luſtſpiele erhalten, eine willkommene Bühnenbereicherung ſeyn.

Das italieniſche Theater gab die Fuorusciti und die Cantatrici villane. Der neue Tenoriſt, Gentili, ſang zuerſt in der Kirche mit guter Methode und geläufiger Stimme. Wir wünſchen bald ihn auch auf der Bühne zu ſehen. Den Maßſtab, den uns Cantù brauchen ließ, wird man freylich aus der Hand legen müſſen. Doch war ja dieſer auch nur ſelbſt für Italien eine ſelten wiederkehrende Erſcheinung.

Nro. 281.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Sonnabend, 23. November 1822.

> Der Größe Mißbrauch iſt, wenn von der Macht
> Sie das Gewiſſen trennt.
>
> Shakeſpeare.

Sibylla Langenmantel.

(Fortſetzung.)

Als im Jahre 1461 die Stadt Augsburg in den Krieg Kaiſers Friedrich des Vierten und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Herzoge Ludwig von Baiern verwickelt wurde, war Leonhard Langenmantel Bürgermeiſter und Erſter der fünf aus dem Magiſtrate gewählten Kriegsräthe, und bot alles auf, dieſen Platz würdig auszufüllen. Außer den Söldnern, zu denen man auch achthundert Schweizer gedungen hatte, mußten von fünftauſend Mann auserwählten Bürgern jeden Tag die Hälfte mit Eiſenhut, Handſchuhen und Blechharniſch ſtets verſehen ſeyn. Im markgräflichen Lager vor Gundelfingen allein befanden ſich über tauſend Augsburger und der Bürgermeiſter Langenmantel führte ſelbſt dreyhundert dahin von ſeinem Gute Radau.

Trotz allen Gegenanſtrengungen aber kam es endlich doch ſo weit, daß Herzog Ludwig, erbittert über den Schaden, der ihm von den Augsburgern geſchehen war, ſich mit einer bedeutenden Macht vor die Stadt lagern konnte. Bevor er indeſſen einen förmlichen Angriff that, ließ er bey dem Rathe auf eine Unterredung antragen.

Herr Bürgermeiſter — ſo redete er Langenmanteln an, der nebſt einem der andern Kriegsräthe, Andreas Frickingern, vor ihm erſchien — ich weiß, daß ihr einer meiner thätigſten und erbittertſten Feinde ſeyd und mir und den Meinigen im Rathe und auch mit der That ſchon viel Böſes zugefügt haben möget. Gleichwol ſoll Alles vergeſſen ſeyn, wenn ihr mir die Thore öffnet und die freundliche Hand, ſo ich hiermit darbiete, nicht von euch weiſet.

Herr Herzog — antwortete Leonhard — euch für eure Perſon wird unſer Thor, auf Verlangen, allezeit ſich aufthun, auch dem Trompeter, welchen ihr Abends an den Rath zu ſenden pfleget. Seine ſilbernen Flaſchen ſollen nie zurückkommen, als gefüllt mit dem beſten Weine, der zu erlangen ſteht. *) Aber die Stadt übergeben auf ſolch ein Fordern? Nein. Meinet ja nicht, daß es hier zugebe, wie damals vor Donauwörth, und daß ich ein Mann ſey, wie der dortige Bürgermeiſter Gundelwein, an deſſen Namen die Schande der Uebergabe dieſer Stadt in Ewigkeit haften wird. **)

Ein Bürgermeiſter — ſprach da der Herzog — muß das Blut der Bürger, denen er vorſteht, ſchonen, ſo viel er kann. Die blutigen Tage, welche ich euch verkündige, werden die ewigen Ankläger eurer Hartnäckigkeit ſeyn.

---

*) Wirklich ſchickte der Herzog auch nachher, wo die Stadt berennt wurde, alle Abende den Trompeter mit ſilbernen Flaſchen und dem Geſuche an den Rath, ſolche mit gutem Weine füllen zu laſſen; was auch jederzeit geſchehen iſt.

**) Der Augsburgiſche Landvogt, Heinrich von Pappenheim, vertheidigte im Jahr 1448 Donauwörth gegen Herzog Ludwig, und ward höchſt unwillig, als es auf Anſtiften des genannten Bürgermeiſters zur Uebergabe kommen mußte.

Mit nichten, Herr Herzog, nur den Urheber dieſes Krieges muß die Anklage treffen.

Und wer war der Urheber, als der hochfahrende Rath, an deſſen Spitze ihr handelt? Habt ihr ein ſo kurzes Gedächtniß, um nicht mehr zu wiſſen, daß ihr mir abſagen ließet und wie ich dieſem Uebermuthe antwortete? *)

Der Bürgermeiſter erwiederte: Uebermuth nennet ihr, was doch nichts weiter war, als die nothwendige Folge unſeres Verhältniſſes mit Kaiſer und Reich. Für Hartnäckigkeit gilt euch die Standhaftigkeit, welche mir obliegt. Doch ihr kennet ſelbſt die Bedeutung der Worte beſſer, um mein und der Stadt Augsburg Thun während dieſes unglücklichen Krieges in euerm Herzen mit ſolchen Namen zu belegen. Euer Mund nur verſuchte auf dem kürzeſten Wege einen Edelſtein, wie unſer Augsburg, zu gewinnen. Ueberhaupt, Herr Herzog, ſcheint ihr die kurzen Wege gern einzuſchlagen, obſchon eigne Erfahrung euch ſagen kann, daß ſie nicht immer zum Ziele führen. —

Dieſes vermuthlich für eine Anſpielung auf jenen Morgen im Garten haltend, warf der Herzog einen ſtolzen Blick auf ihn und ſagte: So büße denn, wer nicht hören will. Mit der Zerſtörung eurer ſchönen Güter ſollt ihr euern ſtörrigen Sinn mir bezahlen.

Mein Dorf Binſwangen — verſezte der Bürgermeiſter — das ihr bereits in Aſche legen laſſen, bürgt mir im Voraus für dieſes euer Wort. Aber meinen der Stadt Augsburg geſchworenen Eid kann es darum nicht löſen. Thut immerhin, was ihr für Recht achtet. Der Rath zu Augsburg wird ſich ein Gleiches angelegen ſeyn laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Auf des Raths Fehdebrief ließ Herzog Ludwigs Hofgeſinde einen ähnlichen Brief nach Augsburg abgehen, den unter andern auch vier Bäcker unterzeichnet hatten.

Die neueſte Erſteigung des Montblanc.

(Beſchluß.)

Das einzige phyſicaliſche Werkzeug, das ich mitgenommen hatte, war ein Wärmemeſſer. Abends, bey Sonnenuntergang, in der Nähe vom rothen Felsſtück, zeigte er 26 Fahr. (— $2\frac{2}{3}$ Reaum.). Des Morgens vergaßen wir nachzuſehen, aber Coutet, welcher ihn auf großen Höhen zu beobachten gewöhnt iſt, glaubt, auch beym Winde ſogar ſteige die Kälte ſelten über 18 Fahr. (— $6\frac{2}{9}$ R.). *) Allein, auf dem Gipfel um acht Uhr, bey den grands mulets Tags zuvor um neun Uhr, auf der groſſen Platteform gleichen Tags um drey Uhr, am folgenden Tag (Dienſtags) endlich um drey Uhr Nachmittags bey den grands mulets; auf allen dieſen Stationen zeigte der (von Coutet und von mir, vier bis fünf Fuß über dem Boden beobachtete) Thermometer 70 Fahr. (— $16\frac{8}{9}$ R.).

Während unſers Verweilens in dieſem ganz einzigen Belvedere, ſammelten unſere Führer etliche Proben von den höchſten Gebirgsarten — in geringer Entfernung vom Gipfel, die ich mitgebracht habe. *) Nach dreyſtündigem Aufenthalt daſelbſt, wo ich mich ganz wohl befand, den Appetit ausgenommen, welchen ich, nicht aber die Führer, ſeit der Station der grands mulets verloren hatte, ward der Rückweg oder das Niederſteigen vom Berge angetreten; es war halb neun Uhr. Die große Platteform erreichten wir um eilf und die grands mulets um halb zwey Uhr. Hier angekommen, hörten wir ein donnerähnliches Getöſe, das vom Sturz einer ungeheuern Schneelawine herrührte, die man aus der Tiefe und ſelbſt vom Col de Balme einen Theil des von uns im Niederſteigen durchwanderten Raumes bedecken ſah; ein paar Stunden früher hätte ſie uns getroffen und verſchüttet.

Um drey Uhr verließen wir die grands mulets und um halb ſechs befanden wir uns unterhalb der Eisregion. Um halb acht Uhr trafen wir, nach fünf und vierzig Stunden Abweſenheit, bey der Prieuré von Chamouni ein. Hier erzählte man uns, zwey engliſche Damen (Mutter und Tochter) hätten zwey oder drey Stunden vor unſerer Ankunft bey petit mulet den col des Géant überſtiegen, und während wir bey jenem Felſen verweilten, ſeyen ſie nach Cormayeur herabgeſtiegen. Sie hatten Chamouni am Sonntag verlaſſen und die Nacht am Fuß der Felſen von Tacul zugebracht. Die Unkunde ihrer Führer war Schuld, daß ihre Wanderung mehr Schwierigkeiten fand, als die unſere; ſie äußerten den Entſchluß, im nächſten oder darauf folgenden Jahr die Erſteigung des Montblanc zu verſuchen.

Den glücklichen Erfolg der meinigen verdanke ich gutentheils dem Führer Joſeph Marie Coutet, dem ich einen tragbaren Barometer, wie Ihr geſchickter Künſtler Hr. Gourdon ſie verfertigt, zugedacht habe. Ich bitte Sie, denſelben für mich zu beſtellen, um ihn ſo beförderlich wie möglich zu erhalten. Sehr dankbar bin ich Ihnen für die Bekanntſchaft des Hrn. von Sauſſure, bey dem ich die Schuhe geſehen habe, deren ſein verewigter Vater ſich bey ſeiner Erſteigung des Montblanc bedient hat. Ich ließ mir nach dieſem Muſter ganz ähnliche verfertigen, mittelſt deren ich den Boſſons-Gletſcher ſchnell überſchreiten und an Stellen durchkommen konnte, wo die Führer mir nicht folgen mochten. Ich ging, mittelſt dieſer Schuhe, auf dem

---

*) Dieſer Führer muß ſich in ſeiner Angabe irren; denn ſchon beym Hoſpiz auf dem St. Bernhard ſinkt der Thermometer im Winter öfters auf 13 bis 14 Grade unter den Gefrierpunkt. Vielleicht aber auch ſollte die angegebene Temperatur von — $6\frac{2}{9}$ als die niedrigſte bezeichnet werden, welche im Sommer auf dieſen Höhen wahrgenommen wird.

*) Hr. Elliſold hat dem Muſeum in Genf von dieſen Gebirgsarten Proben oder Doppelſtücke zu überlaſſen die Gefälligkeit gehabt.

härteſten Eis wie über gewohnten Boden. Folgendes ſind die Namen meiner wackern Führer: Joſeph Marie Coutet, ihr Häuptling, der den Berg zum ſechsten Mal erſtieg; David Coutet, ſein Bruder, welcher die vierte Erſteigung machte; Pierre Marie Favret, der ſtärkſte unter allen, ein Sohn des vormaligen Begleiters von de Sauſſure, der nun dreymal den Berg erſtiegen hat; David Coutet, ein zweyter Bruder von Joſeph; J. Baptiſte Simon, und Matthieu Boſſonet, dieſe drey erſtiegen ihn zum erſtenmal.

Norwegiſche Anekdoten.

(Fortſetzung.)

3.

Das Eiland Moslen.

Moslen iſt ſteil wie **Fugloe** und von ähnlicher Form, indeſſen minder hoch. Dieſe Inſel liefert einen Beweis, wie ſehr das Vieh durch zu ſorgliche Wartung in ſüdlichern Gegenden verzärtelt zu werden pflegt. Hier leben Jahr aus Jahr ein, auf der hohen Abdachung gegen 150 Kühe und Stiere und gar viele Schaafe, ohne der Kälte des Winters zu unterliegen, in einem an Wildheit grenzenden Zuſtande, und man bemächtigt ſich ihrer im Winter, wo ſie am feiſteſten ſind, nur durch Hülfe des Schießgewehrs. Der Mangel an Schnee, der auf dem Eilande nicht liegen bleibt, macht es den Thieren möglich, die nöthigen Mittel zu ihrer Subſiſtenz zu finden, und ſie pflanzen ſich ſogar fort, wie man uns verſicherte; leider wird nur das junge Vieh bald eine Beute der Adler. Bey heftigen Stürmen ſoll ſich die ganze Heerde, die größten Thiere an der Spitze, auf die äußerſten Abſätze der Seite begeben, woher der Wind kommt, und ſo demſelben widerſtehen.

Einen nicht minder merkwürdigen Beleg dafür, was der **Menſch** zu ertragen vermögend iſt, gibt eine der Klippen weſtlich von Moslen. Ein Mann, Namens Johann Frank, auf **Moslenoe** wohnhaft und Familienvater, ruderte vor einigen Jahren im November auf den Strom, und legte bey einer Klippe an, um Ottern zu ſchießen. Er ſtieg zu dem Ende aus, mochte es aber verſäumt haben, das Boot gehörig zu befeſtigen; man fand die Ueberreſte deſſelben auf dem Waſſer treiben, und trug kein Bedenken, ſeine Verlaſſenſchaft geſetzlich unter die Erben zu vertheilen. Einen Monat, weniger drey Tage, ſpäter kommt ein Boot der Klippe zufällig nahe, und man entdeckt den Unglücklichen, der gerettet, ohne ein Wort zu ſprechen, über die Speiſen im Boote herfällt. Man fand ihn fürchterlich durch den Hunger entſtellt, allein noch vermögend aufrecht zu ſtehen. Die Beamten kamen bald darauf in dieſe Gegend und ſollen ſeine Ausſagen zu Protokoll genommen haben. Er behauptete, nur von Moorerde gelebt, und Schnee anſtatt des ſüßen Waſſers, das ihm auch fehlte, genoſſen zu haben. Vermuthlich hatte er aber auch Muſcheln und Seeſterne gegeſſen, woran es auf einer Klippe von einigen hundert Schritten nicht fehlen konnte; dieß zu geſtehen, mochte er für ſchimpflich gehalten haben. Johann Frank fiel nach ſeiner Rettung in eine ſchwere Krankheit, überlebte ſie aber noch um volle vier Jahre; er ſoll ſich durch einen vorzüglich robuſten Körperbau ausgezeichnet haben.

4.

Seeadler-Fang auf der Inſel Vaeroe.

Die Zahl der Pärchen des **Seeadlers**, die im Innern der Inſel brüten, iſt ſehr groß, aber noch zahlreicher ſtellen ſich dieſe Raubvögel im Winter ein, zu welcher Zeit ſie eine rechte Plage für das Land werden, indem man es ihrentwegen durchaus nicht wagen darf, das Vieh aus den Ställen zu laſſen. Selbſt ein bejahrter Mann wurde am Strande von einem Adler angegriffen, der ſchon die Krallen in deſſen Jacke eingeſchlagen hatte, und ſo gefangen wurde. Um ſich dieſer räuberiſchen Gäſte ſo viel als möglich zu entledigen, führt man aus Steinen kleine Hütten auf, in denen nur eine geringe Oeffnung gelaſſen wird, nachdem der Fänger ſich vor Eintritt der Morgendämmerung darin verſteckt hat. Die Lockſpeiſe, ein gefallenes Stück Vieh, oder nur ein bloßes Stück Fleiſch, iſt an einem Seile befeſtigt, welches ſich von der Hütte aus anziehen läßt, und dieſes geſchieht, ſobald der Raubvogel ſich auf die vermeintliche Beute herabgelaſſen hat; dadurch wird er nur noch hitziger, krallt ſich feſt ein, wird vollends in die Hütte hineingezogen und erſchlagen. Auf dieſe Art hatte ein einziger Knabe im verfloſſenen Winter allein 26 Adler gefangen, und ſchon daraus kann man auf ihre große Menge ſchließen. Wahrſcheinlich ſind es die vielen Schwärme der Alpen-Schneehühner, welche ſie den Winter über in ſo nördlichen Regionen halten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende September.

Unter den zwölf Kalender-Monaten iſt für Frankfurt der September wohl der intereſſanteſte zu nennen. Der Durchgang der aus den Bädern des Taunus heimkehrenden Fremden und die Herbſtmeſſe, die mit ihrer Vor- und Zahlwoche faſt den ganzen 30tägigen Zeitraum befaßt, machen die Stadt alsdann zu einem der lebhafteſten Plätze Deutſchlands. Dieß iſt die Regel, von welcher auch für dieſesmal keine Ausnahme ſtatt fand, der nachtheiligen Zeitumſtände und des anfänglichen Anſcheins ungeachtet. Sonſt werden gewöhnlich ſchon in der Vorwoche der Meſſe die bedeutendſten Geſchäfte abgemacht; allein in der letzten fanden ſich die Einkäufer im Großen beynahe acht Tage ſpäter ein, und innerhalb zehn Tagen war die ganze Meſſe ſo zu ſagen beendigt. Nichtsdeſtoweniger ſind der Geſchäfte viel und von großer Bedeutung gemacht worden; zweifelsohne verdient daher die Meſſe eine gute genannt zu werden, obwol man von Seiten der Verkäufer der Klagen genug vernahm. Ganz ungegründet mögen dieſelben auch wohl nicht ſeyn. Da die in mehreren ſüddeutſchen Staaten getroffenen Zolleinrichtungen, mehr aber noch die nur proviſoriſchen Verfügungen in dieſer Hinſicht, und die Beſorgniß, daß dieſelben noch möchten geſchärft werden, eben ſowol auf die Konkurrenz der Verkäufer, als der Einkäufer ihren Einfluß äußerten. Denn wenn dieſe ſich beeilten, gleichſam noch vor Thoresſchluß ſich mit Vorräthen zu verſehen, ſo nahmen jene darauf Bedacht, ſich der ihrigen bey Zeiten zu entledigen; und ſo kam es denn, daß mehrere Fabrikerzeugniſſe ſelbſt deutſcher Länder unter den ſonſt gewöhnlichen Preiſen losgeſchlagen wurden.

An Sehenswürdigkeiten war die Meſſe eben nicht ſehr reich. Eine Kunſtreiter-Akademie, unter der Direktion des Hrn. Blondin, nimmt unter denſelben die erſte Stelle ein. Nach der Einnahme zu ſchließen, die für 22 Vorſtellungen nicht mehr als etwa 800 St. Karolins betrug, erfreute Hr. Blondin ſich keines ſtarken Zuſpruchs. Es kann ſeyn, daß, im Fortſchreiten der äſthetiſchen Kultur, der Geſchmack des Publikums im Allgemeinen für dergleichen Schauſtellungen, die keinen wahren Kunſtwerth haben, abgenommen hat. Vielleicht aber fand daſſelbe ſeine Anſprüche nicht befriedigt, denn die Uneinigkeit, die unter der Geſellſchaft herrſchte, und die Zwiſtigkeit zwiſchen deren Direktor und einem ihrer vorzüglichſten Mitglieder, dem Hrn. Baptiſte, raubten der ſchönen Welt das Vergnügen, dieſen im Circus figuriren zu ſehen. — Nächſt dem verdient der große Saal von Paris hier Erwähnung. Dieſe Benennung hatte Hr. Glede, Abbildungskünſtler aus der Hauptſtadt Frankreichs, ſeinem Wachsfiguren-Kabinet ertheilt, in welchem etwa hundert Standbilder, theils einzeln, theils gruppirt, zu ſchauen waren. Unter den Gruppen war beſonders die Todesſcene des Fürſten Joſeph Poniatowski, der bekanntlich nach der Schlacht bey Leipzig den 19. Okt. 1813 in der Elſter ertrank, und eine andere ſehenswerth, die den Moment vorſtellte, wo der franzöſiſche General Cambronne in der Schlacht von Waterloo dem engliſchen Parlementär antwortete: „Die Garde ſtirbt, aber ſie ergibt ſich nicht.“ Aeußerſt täuſchend war eine Schildwache, die Hr. Glede am äußern Eingange des Saales aufgeſtellt hatte. In den erſten Tagen ſah man dieſe Figur mit der Uniform des hieſigen Linien-Militärs bekleidet, das jedoch an dieſer Traveſtirung keinen Gefallen zu finden ſich thätlich äußerte. Dieß bewog Hrn. Glede, das Koſtüm des wächſernen Soldaten zu verändern, der ſofort als franzöſiſcher Grenadier ſchulterte.

Unter den Neuheiten der hieſigen Schaubühne erwähne ich nur der heroiſchen Oper: „König Siegmar,“ wovon Süjet und Text dem Hrn. v. Mosilly, die Kompoſition aber dem Kapellmeiſter unſers Theaters, Hrn. Guhr, angehört. Gegen beyde hörte man mancherley Einwendungen von Seiten der Kunſtverſtändigen und Dilettanten vorbringen; alle ſtimmten jedoch darin überein, daß das Perſonal der Bühne ſowol, wie des Orcheſters, ſeinem Direktor durch möglichſt gelungene Ausführung jener Kunſtſchöpfung ſeine Aufmerkſamkeit zu beweiſen ſich bemüht hatte. Der Freyſchütz erhält ſich noch immer in der Mode. Er wurde in jeder Woche wenigſtens einmal gegeben.

Unmittelbar nach dem Schluſſe der Meſſe nahm der Herbſt ſeinen Anfang, der hier ein wahres Volksfeſt iſt, das von den reichern Klaſſen der hieſigen Einwohner in ihren Gärten, von den mittlern und geringern aber auf den benachbarten Dorfſchaften gefeyert wird. Dieſes Feſt nun hat mit dem letzten Tage des Monats September begonnen, und währte drey Tage, während denen die Stadtthore bis ſpät in die Nacht hinein offen ſtehen, das Theater aber geſchloſſen iſt. Dieſe Ausnahmen von der Regel mögen zum Maßſtabe dienen, um hiernach die Wichtigkeit der Veranlaſſung zu beurtheilen. Und in der That iſt hier der Herbſt als eine Art Karneval zu betrachten, welches die Vergnügungen des Sommers beſchließt. Die allgemeine Fröhlichkeit, wozu die Weinleſe nur den gelegenheitlichen Vorwand gibt, äußert ſich am vernehmlichſten durch das Abbrennen von Kanonenſchlägen und Schießgewehren und in Feuerwerken aller Art, wodurch denn die Stadt, aus einer gewiſſen Entfernung wahrgenommen, das Anſehen einer belagerten Veſte erhält. Man ſagt, daß in dieſen drey Tagen die hieſigen Feuerwerker für mehr als 10.000 fl. ihrer Waare abſetzen.

Zu der Vereinigung naturforſchender Gelehrten in Leipzig hat auch die Frankfurter naturforſchende Geſellſchaft eines ihrer Mitglieder entſendet. Sie hat hierzu einen ihrer Sekretäre, den Ober-Lieutenant v. Heyder vom hieſigen Linien-Militär, auserwählt. Fortwährend erhält die Geſellſchaft ſehr intereſſante Sendungen aus Braſilien, beſonders für das ornithologiſche Fach, das vielleicht bald einen ſeltenen Grad der Vollſtändigkeit erlangen möchte. Ueber den glücklichen Fortgang der naturwiſſenſchaftlichen Reiſe des Hrn. Rüppel in Egypten hat man neuerdings die befriedigendſten Nachrichten erhalten.

Mit dieſer Woche nehmen die geſellſchaftlichen Unterhaltungen des Muſeums, die während des Sommers ausgeſetzt waren, wieder ihren Anfang, und da nun die, während der ſchönen Jahreszeit in ihren Gärten wohnenden, Familien nach gerade wieder in die Stadt ziehen, ſo wird dieſe bald in ſocialer Beziehung ihre Lebendigkeit wieder gewinnen. Nur möchte man noch einige Monate die diplomatiſchen Cirkel vermiſſen. Denn da der Bundestag ſeine Sitzungen allererſt mit dem Ausgange Novembers beginnt, ſo wird das Geſandtſchafts-Perſonal deſſelben wohl ſchwerlich vor dieſem Zeitpunkt hier wieder vollſtändig beyſammen ſeyn.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 275.

Ciſterne.

Räthſel.

Kennſt du den Kahn? — Er ſchwimmt auf weiten Fluthen
In ſanft verklärtem Silberlicht,
Ob unter ihm die Wellen toben — ruhten,
Sanft ſchwebet er dahin und wanket nicht.
Die Sonne gab auch ihm das Leben,
Sie, aller Weſen Schöpferin,
Von ihrer Eigenſchaft umgeben
Schwebt einſam er die Bahn dahin.

Welch fernes Land ſah ihn vom Ufer ſtoßen? —
Zu welchem Meer geht ſeine Bahn? —
Bey ſeinem Anblick manche Thränen floſſen,
Stieg manche bange Sehnſucht himmelan.
Kein Wand'rer hat ſich dir vertrauet,
Leer ſchwebſt du durch die Wellen hier,
Und doch mit welchem Zutrau'n ſchauet,
Mit welcher Liebe man zu dir.

Nimmſt Laſten du? — Nimmſt du der Erde Bürden,
Die Thränen und den Kummer mit? —
Ach! daß ſie uns durch dich genommen würden!
Der Nebel, der das Licht beſtritt,
Er ſinkt vor deinem ſanften Gleiten
Auf deiner ſilberhellen Bahn.
Du eilſt — willſt unſre Stürme meiden —
Die Wogen drängen ſich heran,

Umringen dich mit wildem Sturmes Toben,
Verſchwunden biſt du unſerm Blick —
Doch unverſehrt — aus wilder Fluth gehoben,
Kehrſt ruhig du auf deine Bahn zurück.
Zu weiten Landen — weiten Fernen,
Selbſt Anker — Maſt und Ruder du,
Umglänzet von viel tauſend Sternen,
Gehſt du zum Hafen ew'ger Ruh!

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Nro. 282.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 25. November 1822.

Nach der Kraft gibt es nichts ſo Hohes, als ihre Beherrſchung.

Jean Paul.

Allerley aus Spanien.

(Fortſetzung.)

Nun beſuchten wir die Erziehungsanſtalt der Mädchen. Wir trafen ſie in einem ganz getrennten Flügel, alle in einem großen Saal ringsum an den Wänden ſitzend, nähend und ſtrickend; ſo wie wir hereintraten, ſtanden alle wie in einem Tempo auf, machten wie aufs Kommando ihr Knixchen und ihr: sean vostedes bien venguos cavallers! von allen Seiten, dann gab die Lehrerin ein Zeichen und alle ſezten ſich wieder an die Arbeit. Auch die Mädchen ſind alle ſo friſch, geſund, reinlich und munter, daß es eine wahre Freude iſt. Die Schlafſäle, Betten mit Vorhängen, eine eigene Krankenſtube, (ſo wie auch die Knaben eine haben) alles geordnet und reinlich. (Von zu viel Luxus iſt hier nichts zu fürchten) — die Lehrerinnen ſchienen die Kinder gar freundlich und mütterlich zu behandeln. Beym Hinausgehen wieder ein allgemeines Knixchen und vayan vostedes conden cavallers. Die Mädchen werden nach dem ſechszehnten Jahr in Dienſte gethan, und ſehr gern genommen. Warum nun dieſe Anſtalt nicht mit dem Findelhaus in Verbindung gebracht wird, ſo daß die Kinder von dort hierher gebracht würden, weiß ich nicht.

Was das neue Miniſterium in den lezten drey Monaten gethan hat, iſt zwar blutwenig gegen das, was es hätte thun können und ſollen; allein ſchon das wenige, ſchon daß der öffentlichen Stimmung wenigſtens erlaubt wird, ſich auszuſprechen, hat eine auffallende Veränderung hervorgebracht — und man fängt jezt an den meiſten Orten erſt an ſich bewußt zu werden und zu hören und zu ſehen, daß man unter einem freyen Volk lebt. Die ängſtlichen Verbote, patriotiſche Lieder zu ſingen, viva Riego zu rufen u. ſ. w. Früchte einer hinter affektirte Moderation verſteckten ängſtlichen, mißverſtandenen Vorſicht oder überlegten Verrathes, haben aufgehört. In Spanien brauchen die Regierenden blos mit reinem Willen voran zu gehen, weder anzutreiben noch zurückzuhalten; bis jezt hat ſich das Volk ungeduldig dem langſamen, unſichern Schritt der Führer bequemt, verhüte der Himmel, daß es endlich allein raſch vorſchreite, ſonſt müßten jene in große Gefahr kommen. — Auch die Valencianer haben bewieſen, daß ſie ſich im Augenblick des Sieges mäßigen können. Der 30. Mai in Valencia war ein Vorſpiel des 7. Juli in Madrid. Die bewaffneten Bürger erſtiegen die Citadelle und bezwangen die Empörer, die den General Elio an der Spitze und auf vorbereitete Hülfe von außen vertrauend, den Deſpotismus ausgerufen, und auf die Bürger gefeuert hatten, und Elio der langjährige unerbittliche Henker der Valencianer, und alle ſeine Anhänger wurden unverſehrt dem Geſez und der Gerechtigkeit übergeben. Dieſe Mäßigung gilt mehr als alle Siege. Einen intereſſanten Anblick gewährte der Einzug der beyden Regimenter milicia provincial de Murcia und Ecija durch die Freude, welche das Volk ausdrückte, beſonders die leztern wurden mit unendlichem Jubel empfangen; die Nationalmiliz und Beſatzung war ihnen entgegen gezogen und begleitete ſie beym Einzug; die Fahnen

Digitized by Google

waren getauſcht worden, die Offiziere der Freywilligen führten die Reihen der Provinzialen, und umgekehrt, eben ſo marſchirte immer eine Reihe der einen mit den andern abwechſelnd, als wenn beyde nur ein Korps wären. Die Provinzialen waren alle mit dem grünen Bande und der Deviſe: Constitucion o muerte geziert. Dabey ein Jubel von vivas, von Geſängen, bis vor die lapida, wo der Oberſte eine kurze tüchtige Anrede hielt; dann die Offiziere in einem Kreis vereint patriotiſche Lieder ſangen; die Soldaten und das Volk machten den Chor, in welcher folgende Worte vorſtachen:

Valientes soldados juremos.
Ni tiranos ni esclavos sufi:
Que no deben tiranos ni esclavos
Entre libres patriotas vivir.

Wir ſchwören, wackre Krieger, ſchwören,
Tyrannen nicht, nicht Sklaven zu ertragen;
Denn nicht Tyrann noch Sklave darf
Zu leben unter freyen Männern wagen.

und vielfach wiederholt wurden. Auf den Spaziergängen, auf den Straßen, hört man Tag und Nacht und von allen Ecken, von Groß und Klein ſingen und jubeln. In unſerm friedlichen Lebensweg würde es ein großes Ereigniß geben. Soldaten, Offiziere, Bauern und Handwerker in großen Kreiſen ſich bey der Hand haltend, ſingen und herumtanzen zu ſehen. Lezthin zog ein ganzer Haufen Knaben herum, in einem kleinen Karren zogen ſie ein hübſches Kind mit einer hohen Mütze von grün und rothem Papier, mit Bändern geziert, voran ging eine Fahne mit allerley vivas beſchrieben, ſo hielten ſie vor allen Caffé's und Kaufladen und ſangen aus Leibeskräften, wobey die Alten lebhaft mit einſtimmten. Mehrere der Offiziere und Soldaten von Ecija ſpielen in den Caffé's und Quartieren, die Guitarre und ſingen ihre andaluſiſchen Lieder. Beſonders iſt ein Hauptmann dabey, der im erſten Caffé beynahe jeden Abend einen Menſchenſchwarm zuſammen ſingt; wunderlich iſt es, daß mir dieſe Lieder ordentlich Heimweh nach Andaluſien machen, ſie ſind ſo ganz jenem Land eigen; hier hört man ſo was ſchon gar nicht mehr. Wenn er ſo ein ächtes andaluſiſches Liedchen geklimpert hat: „una cosa de jaleo,“ ſo ſollteſt du den Jubel der Andaluſier ſehen, die unter den Zuhörern ſind, und: viva mi tierra! rufen. Die Valencianer hören es als etwas ganz neues und fremdes mit großer Neugier mit an. Dazwiſchen wird wieder ein patriotiſches Lied geſungen, wo der ganze Haufe mit einſtimmt, bis vor vivas niemand mehr den andern verſteht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sibylla Langenmantel.

(Fortſetzung.)

Nur allzubald wurde wahr, was der Herzog gedrohet hatte. Alle Tage loderten benachbarte Dörfer auf. Beſonders hart traf es die Langenmanteliſchen Beſitzungen. Das dem Bürgermeiſter und deſſen Bruder Hartmann zuſtehende Städtlein Werthingen ward erobert und daraus eine Schaar von zweyhundert Augsburgiſchen Fußknechten gefangen weggeführt. Deſſelben Bürgermeiſters Schloß Radau zerſtörte der Feind. Obſchon aus der Stadt Augsburg mehrere glückliche Ausfälle geſchahen, deren einigen der Bürgermeiſter Langenmantel ſelbſt mit beywohnte, ſo gelang es doch nicht, das bedeutende Heer des Herzogs zu entfernen, da der kräftige Beyſtand von außen ermangelte. Es kam dazu, daß Augsburg täglich zweymal berennet und die Verzweiflung der Einwohner um ſo größer wurde, weil an Entſatz nicht zu denken war.

Als dieſes geſchah, lagerte ſich der Herzog eines Tages vor die Herrn Leonhard gehörige Burg Hainhofen, ſolche mit Sturm einzunehmen und nebſt dem dabey liegenden Dorfe zu zerſtören. Wegen der großen Veſtigkeit dieſer Burg bedurfte das Unternehmen eines ſo bedeutenden Kriegerhaufens und ſolcher mit vielem Aufenthalte verbundenen Voranſtalten, daß man dergleichen nie gefürchtet hatte. Allein der Herzog wußte, daß eben dieſer Feſtigkeit halber große Koſtbarkeiten vom Beſitzer dahin geborgen worden, auch die geräumige Burg vielen Gewaffneten zum Schlupfwinkel diente, wo heraus den baieriſchen Truppen, oft ehe ſie ſich deſſen verſahen, ein Angriff im Rücken geſchah. Daher beſchloß er die Beſtürmung, möge ſie auch Zeit und Menſchen koſten, ſo viel ſie wolle.

Die nach der erſten fruchtloſen Aufforderung eintretenden Vorbereitungen zum ernſtlichen Anlauf erregten in der Burg um ſo größere Beſtürzung, weil man wohl wußte, der Sinn des Herzogs ſey noch viel feſter, als die Burg, und weil unter anderm auch der Bürgermeiſter ſeine Gemahlin (aber ſo heimlich, daß es draußen Niemand ahnete,) dahin abgeführet hatte.

Frau Sibylla wollte mit denen, welche bey ihr waren, erwägen, was zu thun ſey, aber die Muthloſigkeit Aller war ſo groß, daß es zu keinem Entſchluſſe, ja nicht einmal zu einem Vorſchlage kam. Darauf ſagte ſie: Gern würde ich alles hierher Geborgene Preis geben, wenn der Feind vielleicht damit aufzuhalten wäre vor dieſem Schloſſe, bis unſerer Vaterſtadt Entſatz geſchähe. Denn die Vaterſtadt iſt der heiligſte Ort für jeden Wohlgeſinnten. —

Darauf ließ ſie den Hauptmann der in der Burg befindlichen Landsknechte kommen, um ihn über die Möglichkeit der Vertheidigung zu befragen. Achſelzuckend aber verſicherte er, daß gegen die mächtige Schaar, ſo davor liege, und Geſchütz, wie der Feind es habe herzuführen laſſen, ſelbſt wenn die Veſte mit Widerſtandsmitteln weit beſſer verſorgt wäre, an eine Vertheidigung nicht zu denken ſey.

Jezt entſann ſich Frau Sibylla plötzlich wieder jenes Auftritts in ihrem Garten mit dem jetzigen Belagerer der Veſte. Er hatte ihr damals gerathen, ihm, wenn er je ihr dienen könne, jenen Tag ins Gedächtniß zurückzurufen. Zwar war ihm von ihrer Seite die Bitte um Verſchweigung des Blumengeſchenks nicht gewährt worden, und es ließ ſich nach der Art, wie er bey der Heimkehr aus Augsburg ſein Mißfallen ausgedrückt hatte, um ſo eher glauben, daß jenes Wort nur eine leichte, einzig in unbedeutenden Dingen, allenfalls auszuſprechende Galanterie enthalten, je geſchickter ihr Eheherr ihr damals wiederholt auseinander geſezt hatte, die ſogenannte Prüfung könne nichts weiter geweſen ſeyn, als ein ſehr durchlöcherter Mantel für einen verunglückten Verführungsverſuch.

Auf der andern Seite aber konnte Sibylla, wenn ſie ſich des Herzogs damaliges Benehmen, den Adel und die Wahrheit in ſeinem Auge wieder zurückrief, doch an der Möglichkeit wenigſtens, daß ihres Gatten Anſicht eine unrichtige ſeyn könne, nicht zweifeln und auf dieſe Möglichkeit hin, glaubte ſie in der ſo ganz troſtloſen Lage den Schritt wagen zu müſſen, den Herzog ſelbſt zu einer Unterredung auffordern zu laſſen. Sie ließ daher, im Namen ihres Gemahls und als ob dieſer bey einem Ausfalle in Hainhofen zurückgeblieben ſey, an die Belagerer hinausſagen, daß der Beſitzer der Burg auf eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Herzoge antrage.

Spöttiſch lächelnd empfing dieſer den Trompeter, welcher die Nachricht brachte, ſelbſt. Sage deinem Herrn — ſprach er — ich bewilligte ſeine Bitte. Uebrigens ſey es die höchſte Zeit zur Buße. Auch ſolle er nicht meinen, mit dieſem Geſpräche etwas zu erhalten, als freyen Abzug für ſich und diejenigen, ſo keine Waffen führen.

Dieſe an ſich ſchon untröſtliche Antwort wurde ſolches zwiefach, weil Niemand begriff, was Frau Sibylla mit dem ganzen Antrage auszurichten beabſichtigt habe, da ihr Gemahl in Augsburg war, einen Andern aber an ſeiner ſtatt zu ſenden, ſchon darum unterbleiben mußte, weil Herzog Ludwig ihn perſönlich kannte.

Wie erſchrack man aber, als Sibylla jezt ihren Entſchluß kund that, ſich ſelbſt zur Stellvertreterin des Gemahls aufzuwerfen. Dagegen ſtellte man vor, wie leicht der Herzog ſie zur Geißel zurückbehalten könne, weil er nicht ihr, ſondern dem Bürgermeiſter die Unterredung bewilligt habe und der Argliſt eine Beſchönigung dieſes Thuns nur ein Spiel ſey. Ihr Gemahl hatte des Herzogs Beſuch in ſeinem Garten nicht geheim gehalten, vielmehr ſolchen zu Sibyllens Ruhme überall verbreitet. Man benuzte dieſen Umſtand der jetzigen Burggebieterin die Gefangennehmung, der ſie, allem Vermuthen nach, entgegengehe, dadurch noch wahrſcheinlicher zu machen.

Vergebens jedoch alle Vorſtellungen. Erwäget, wie ihr wollt, die mancherley Bedenken bey dem Unternehmen, ſprach ſie. Meine Hoffnung, Hainhofen, ja vielleicht ſogar die theure Vaterſtadt zu retten, flammt immer mächtiger auf. Die Reinheit meiner Abſicht wird mein Schild ſeyn.

Mit dieſen Worten nahm ſie aus einem Schreine den goldenen Lorbeerkranz, welchen ihr Gemahl einſt nach einem auf den Frohnhofe zu Augsburg ſtattgefundenen Turnier, als Dank erhalten hatte und ging.

Die Zugbrücke wurde herabgelaſſen. Zwey vor Angſt ganz erbleichte Dienerinnen folgten der Burgfrau und blieben dicht an der Brücke ſtehen, während ſie dem, noch nicht ſichtbaren, Herzoge entgegen eilte.

(Der Beſchluß folgt.)

Norwegiſche Anekdoten.

(Fortſetzung.)

5.

Die Inſel Röſt.

Der Plan, noch dieſe, durch den Schiffbruch des Venetianers Petrus Guirinus im Jahr 1432 (Trondh. Selsk. Skrifter. 2 Deel. 280 S.) bekannt gewordene, Inſel zu ſehen, iſt uns durch das ſtürmiſche Wetter vereitelt worden, weil wir nicht zu viel Zeit auf dieſen Abſtecher verwenden wollten, und doch leicht viele Tage durch den für die Rückkehr widrigen Wind hätten aufgehalten werden können. Nach dem zu urtheilen, was uns der Küſter von Röſt, den wir auf Vaeroe kennen lernten, und bey dem wir ſchon Wohnung beſtellt hatten, von der Beſchaffenheit der Inſel erzählte, ſo muß ſie Vaeroe ſehr ähnlich ſeyn. Ihre Entfernung beträgt 3½ Meile, und ungeachtet auch auf dieſer Strecke die See voller Brechungen iſt, ſo bedient man ſich dennoch zur Reiſe dahin nur der gewöhnlichen unbedeckten Boote. Mit bedeckten Fahrzeugen würde man die Ueberfahrt unſtreitig nicht ſo zu fürchten haben, aber die Vorfahren bedienten ſich ihrer nicht, und die Nachkommenſchaft will nicht kleinmüthiger erſcheinen, als ſie; dazu iſt der Tod in den Wellen ein zu gewöhnlicher Fall, als daß Unglücksfälle zur See überhaupt noch Eindruck machen könnten, und da es viele Beyſpiele gibt, daß Leute aus den allerdrohendſten Gefahren wunderbar gerettet wurden, ſo iſt leider der Glaube an eine abſolute Prädeſtination herrſchend geworden. Nach den Liſten des Predigers iſt faſt die Hälfte der Verſtorbenen männlichen Geſchlechtes in dem Zeitraum von zwanzig Jahren auf der See umgekommen, und ein beſonders unglückliches Ereigniß vor zwölf Jahren war noch im lebendigen Andenken. Damals beſtand die männliche Bevölkerung von Röſt aus 25 Perſonen, von denen 16 in fünf Booten nach Vaeroe herüber gekommen waren. Da der Wind nicht günſtig war, ſo widerrieth man ihnen die Rückreiſe, aber vergebens, und alle ohne Ausnahme mußten das Wagſtück mit dem Leben büßen, und verſezten ihre Familien in die traurigſte Lage. Auch die

Frau unſers Wirthes hatte ihren erſten Mann im Angeſicht von Breivig umkommen ſehen, und allenthalben hörten wir von ähnlichen Unfällen. Selbſt der Prediger, ein Seeländer von Geburt, aber mit einer Eingebornen verheirathet, war ein dreiſter Seemann geworden, was denn auch die geſetzlichen Reiſen zur Annexkirche auf Röſt zu einem weſentlichen Erforderniß des Geiſtlichen von Waeroe machen. Ihn traf während des Krieges mit England ein beſonders unglücklicher Vorfall, als er in einer Erbſchafts-Angelegenheit nach Bergen gereiſt war, und die Rückreiſe nach Waeroe in einer Nordlands-Jacht angetreten hatte. Der Jachtführer nämlich wagte ſich unvorſichtiger Weiſe über die Scheeren hinaus, und ward ſo von der an der nordiſchen Küſte kreuzenden engliſchen Fregatte **Unicorn** genommen, welche die Jacht, die auf der See bald zum Wrack wurde, am Schlepptau mit ſich nach Schottland führte. Die Gemeinde ward bey dieſer Gelegenheit auf lange Zeit ihres Seelſorgers beraubt, der auf der gezwungenen Reiſe die brutalſte Behandlung erdulden mußte, und den bedeutendſten Theil ſeiner Erbſchaft einbüßte.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

Nach dem Beyſpiele jener Geſellſchaft, die ſich im letztverfloſſenen Jahre in **Rom** zu **Dante's** Gedächtniß-Feyer zuſammenthat (M. Bl. 1822, Nr. 128.), hat am 25. April jüngſthin die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte zu **Piſtoja** eine ähnliche Feyerlichkeit zu **Taſſo's** Andenken veranſtaltet. Mitten in einem Geſellſchaftsſaale hatte man die Büſte des großen Dichters mit verſchiedenen, auf ſein Genie und ſeine Dichtungen bezüglichen, Emblemen aufgeſtellt. In demſelben Zimmer war er in dem Augenblicke ſeines Scheidens von dieſer Welt zu ſehen. Dieſe beyden Denkmale hatte die Akademie von zwey jungen Künſtlern, **Merlini** und **Lenzoni** von Florenz, zum Geſchenk erhalten. Hr. **Odoaldo** eröffnete die Feyer mit einer Notiz von dem Leben des **Taſſo** und dem in daſſelbe verflochtenen Wechſel des Schickſals. Umſtändlicher ließ ſich Hr. **Puccini** über die mit dem Fluche der Nachwelt bezeichnete Undankbarkeit Alphonſens von Ferrara und ſeiner Höflinge vernehmen. Der Ritter **Sozzifanti** machte der Geſellſchaft bemerkbar, wie eine gerechte und das Verdienſt anerkennende Nachwelt alle dem großen, bey ſeinen Lebzeiten ſo unglücklichen Manne zugefügten Unbilden gerächt, und ihm nach ſeinem Tode alle die Ehrenbezeugungen, deren er ſich im Leben würdig gemacht, vergütet habe. Bey dieſem Anlaſſe erinnerte er an die ungerechte Verfolgung, welche **Taſſo** von den Akademikern der Cruſca und vornehmlich von dem Ritter **Salviati** hatte erdulden müſſen. Auch die allzu ſcharfen Kritiken des jungen **Galiläi** blieben nicht unerwähnt; ein Unrecht, ſagte der Akademiker, welches in der Folge ſowol durch die Akademie della Cruſca, als durch die geſammten Florentiner wieder gut gemacht wurde, die ſich heut zu Tage glücklich ſchätzen, in der großherzoglichen Bibliothek einige Handſchriften jenes großen Dichters, neben denen des berühmten Aſtronomen, aufbewahrt zu ſehen. Unter den Dichtern von mehr als einer Gattung, die ſich nach Beendigung dieſer Vorleſung hören ließen, fanden ein junges Mädchen, **Giulia de Roſſi** und ihr Bruder **Girolamo**, Abkömmlinge von der Familie der Mutter des Taſſo, den ungetheilteſten Beyfall. Ein Chor von Muſikern, von welchen eine Kompoſition des Kapellmeiſters **Zingarelli**, mit Bezug auf die Stanzen des befreyten Jeruſalems über Clorindens Tod und Tankreds Klagen an ihrem Grabe, vorgetragen wurde, erhöhte das Intereſſe dieſer dem Andenken eines der vorzüglichſten Dichter Italiens dargebrachten, rührenden Huldigung.

Zu **Rom** hatte am 7. Sept. in dem innern Saale des Collegio Romano die alljährliche Feyerlichkeit Statt gefunden, womit die Univerſität ihren wiſſenſchaftlichen Curs zu beſchließen pflegt. Außer dem Korps der Profeſſoren und der Studentenſchaft hatten ſich zahlreiche Zuhörer, geiſtlichen und weltlichen Standes, eingefunden. Dem Eingange des Saales gegenüber war mitten unter herrlichen Drappirungen das Bildniß Pius VII. aufgeſtellt, und über dem mit reichen Feſtons behangenen Eingange ſelbſt die Inſchrift: Honos alit artes, zu leſen. Aus der Hand des Kardinals **Pacca**, als Studien-Präfekts, ward ſechs Individuen, die vorher eine ſtrenge Prüfung hatten beſtehen müſſen, der Doktor-Lorbeerkranz zugetheilt. Drey dieſer neu Creirten waren Doktoren der Theologie, zwey der Philoſophie, und einer der Theologie und Philoſophie zugleich. In einer von dem gedachten Präfekten gehaltenen lateiniſchen Rede wurde den ſtudirenden Jünglingen die Nothwendigkeit, ſich in den theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften in einem Zeitpunkte gründliche Kenntniſſe zu verſchaffen, wo von eben dieſen Studien ſo vielfältiger Mißbrauch zum Nachtheile der Religion und der öffentlichen Ruhe gemacht werde, ans Herz gelegt. Sechs goldene Schaumünzen (dergleichen man ſeit vielen Jahren, der Zeitumſtände wegen, auszutheilen unterlaſſen hatte) und vier und ſechzig ſilberne wurden unter die ausgezeichnetſten Studenten als Prämien abgegeben, und endlich ein gedrucktes, vorher abgeleſenes Verzeichniß der ſämmtlichen Doktoriaten oder mit einer Prämie Beehrten, an die Anweſenden ausgetheilt.

Die Sitzungen der **Akademie della Cruſca** ſind immerfort ziemlich unbedeutend, die Sache der Wiſſenſchaften mehr mit Worten fördernd, als aber mit Werken. So ſprach z. B. in der Zuſammenkunft vom 10. Sept. Hr. **Pietro Ferroni**, ein ziemlich alltägliches und an ſich klares Thema wählend, von der hohen Wichtigkeit eines vollſtändigen Beſitzes der Sprachen, in welchen die bedeutendſten Entdeckungen im Gebiete einer Wiſſenſchaft geſchrieben ſind, für den Geſchichtſchreiber dieſer Wiſſenſchaft. Es ließ ſich ferner der Sekretär der Anſtalt, Hr. **Zannoni**, neben andern über die entgegengeſetzten Fehler, in welche man einerſeits durch die Verachtung des Sprachſtudiums, und andererſeits durch allzu ſklaviſche Nachahmung der Trecentiſten zu verfallen pflege, ſo wie auch über die weiſen (?) Maximen vernehmen, welche die **Cruſca** befolgt habe, um die Mutterſprache in ihrer urſprünglichen Reinheit zu erhalten, und für die immerfort ſteigenden Bedürfniſſe der Wiſſenſchaften und Künſte Rath zu ſchaffen (?). Auch dasjenige ließ er nicht unerwähnt, was die Akademie im Laufe des gegenwärtigen Jahres rückſichtlich auf das Sammeln und Ordnen von Auszügen aus ſolchen Schriftſtellern gethan hat, welche einer künftigen Ausgabe des akademiſchen Wörterbuches als neu anerkannte Sprach-Autoritäten angefügt werden ſollen. Von ſolchem Thun des gelehrten Vereins darf das in- und ausländiſche Publikum um ſo eher hoffen, mit nächſtem in Kenntniß geſetzt zu werden, da zufolge der Aeußerungen des gedachten Hrn. **Zannoni** die Akademie bereits beſchloſſen hat, jene Sammlung neuer Autoritäten nicht weniger, als die bis jetzt gut gediehenen Verbeſſerungen ihres Wörterbuchs durch den Druck bekannt zu machen, und die letzte Reviſion dieſes literariſchen Vorraths wirklich ſchon ſoll begonnen haben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 94.

Nro. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 26. November 1822.

Götter! iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freyheit ſchafft!

Goethe.

Verfehlte Liebe.

Es tritt der Jüngling in die Frühlings-Welt,
Umſtrahlet von der Jugend reichem Glänzen,
Er ſieht nur Licht, wohin ſein Auge fällt,
Und wählen ſoll er zwiſchen holden Kränzen.
Da nahet in der Anmuth Blüthenzeit
Sich Frauen-Schöne den bewegten Grenzen
Und alle Wahl ſcheint ewig ihm verſchwunden,
Und Kranz und Ziel in ſolcher Huld gefunden.

Mit aller Hoheit, die das Leben weiht,
Will er ihr Bild in ſeinem Buſen ſchmücken,
In heller Glorie der Vollkommenheit
Erſcheinet ſie vor ſeinen Feuerblicken;
Vergebens droht der Wechſel und die Zeit,
Sie rauben nichts dem ſchwärm'riſchen Entzücken,
Denn was im eignen Herzen ſchönes wallt,
Das zieret die geliebte Glanzgeſtalt.

Doch ihr iſt jener reine Ton verklungen,
Der von dem Himmel durch das Leben rauſcht,
Die Selbſtſucht iſt ins kalte Herz gedrungen —
Und hat der Liebe Herrſchaft eingetauſcht.
Mit dunkler Macht hält ſie ihr Reich umſchlungen,
Das keinen anderen Gefühlen lauſcht,
Du armer Jüngling ſehnſt und hoffſt vergebens,
Ihr reicht nur Eitelkeit den Kranz des Lebens.

O, tadle nicht den Armen, deſſen Hoffen
Noch lebt an ſolchem blüthenloſen Strand,
Ihm ward das Herz vom Feuerſtrahl getroffen
Und jedes ernſte Sinnen weggebannt;
In dieſen Augen lag ſein Himmel offen;
Hier hat er ſein Eliſium erkannt.
Und will die Göttin ihm auch alles rauben,
Die Liebe ſiegt — er muß ſie würdig glauben.

Und feſtgezaubert an dem Siegeswagen,
Verhaucht er ſeines Lebens beſte Kraft
In ewig unerhörten Liebesklagen,
In ewig unbeſiegter Leidenſchaft.
Er kann nicht dem Idole frey entſagen
Und iſt dem Frohſinn und der That entrafft,
Und iſt um ſeines Lebens Glück betrogen,
Weil ihn ein falſches Sternbild angezogen.

Schnabel.

Sibylla Langenmantel.

(Beſchluß.)

Mit jedem Schritte aber weiter von der Burg hinweg verloren ſich Sibyllens Betrachtungen über ihr Unternehmen dermaßen ins Ungeheuere, daß ſie endlich nicht fortkonnte vor der Angſt ihres Herzens. Sie ſonderte ſich von den Ihrigen, in die Gewalt des Mannes ſich zu begeben, von dem ihr Gatte ſelbſt ſpottend verbreitet hatte, auf welche Art er zu ihrer Verführung ausgegangen ſey! Wenn nun ihr Plan mißlang; wenn der Herzog ſie wirklich gefangen zurückhielt, ohne daß irgend etwas für Hainhofen und Augsburg gewonnen war? Tauſend Pfeile der giftigſten Verläumdung hörte ſie ſchon nach ihrem Herzen ſchwirren. Doch ihr Bewußtſeyn hob ſie plötzlich wieder hoch hinaus über all die Schreckniſſe. Es hieß ihr getroſten Muthes das angefangene Werk fortzuſetzen.

Ein neuer Schauer wandelte ſie an vor dem Anblicke der gewappneten Feinde, zum Theil mit Brandfackeln verſehen, deren furchtbare Folgen ſchon aufs Nachdrücklichſte aus mehrern umliegenden Dörfern in ſchwarzen, feurigen Wolken emporwogten. Da ſchied ſich auf Einmal die feindliche Schaar in zwey Mauern, zwiſchen denen hindurch ein anſehnlicher Mann in hellblitzendem Harniſch und Helm ihr eilig entgegenſchritt.

Ein Gemiſch von Staunen und Freude, ſo unerwartet, ſtatt des Bürgermeiſters, deſſen Gemahlin zu erblicken, trat ganz deutlich hervor aus den Zügen des Herzogs, deren Erhabenheit der Bittenden ſogleich neue Zuverſicht einflößte.

Ihr alſo ebenfalls hier, Frau Langenmantel? redete er ſie an. Euer Gemahl verſteht ſich gut auf die Wahl ſeiner Stellvertreter. Auch darf man euch Glück wünſchen, daß ſein Argwohn von damals — wiſſet ihr noch? — ſeitdem um Vieles muß nachgelaſſen haben. —

Mit aufgehobenem Finger fügte er nun hinzu: Ihr hattet ihm aber doch verrathen, daß ich euch ein Geſchenk verdankte!

Gnädiger Herr — verſezte die Bittende — erlaßt mir für dieſen Punkt die weitere Strafe, weil ich meine Pflicht mit dem aufgegebnen Verſchweigen zu verletzen glaubte. Habt ihr mich doch ſchon damals wie ihr heimzoget aus Augsburg und allenthalben wohlwollende Grüße ausſendetet, nur nicht an unſere Fenſter, wahrlich genug dafür geſtraft.

Mit nichten — antwortete der Herzog — hat das euch gegolten, edle Frau. Die Drohung, mit der ich der Sache ſo eben gedachte, geſchah auch einzig im Scherz. Als ihr euerm Gemahle von dem Roſengeſchenke ſagtet, das ihr geheim halten ſolltet, da erſt beſtandet ihr den lezten Theil meiner Prüfung. Keine rechtliche Hausfrau darf Geheimniße, ihr von einem andern Mann, auf ſolche Weiſe angeſonnen, dem Eheherrn vorenthalten. Die Auslegung, welche euer Gemahl meinem ſchuldloſen Beſuche in euerm Garten gegeben und die Art ſeines Benehmens überhaupt gegen mich, das war es, was mich abhalten mußte, meinen Blick nach euerm Hauſe zu wenden.

Tauſend Dank, gnädiger Herr, für dieſen Aufſchluß, der ſchon oft als eine ſchöne Ahnung mir durch die Seele leuchtete. Er beſeſtigt den Glauben an euer erhabenes Herz in dem meinigen, er bürgt mir, daß ich nicht vergebens eure Huld anſprechen werde. Wiſſet ihr noch, daß ich, wenn ich eurer Gnade bedürftig wäre, euch an jenen Tag erinnern ſollte?

Allerdings — antwortete er. Welch ein Fürſt, deſſen Wort eine Rauchſäule iſt, ſo die Luft verfinſtert, um dann zu verſchwinden! Es muß eine feſtſtehende eherne Mauer ſeyn.

Damals — fuhr Frau Sibylla hochermuthiget fort — damals war unter anderm von einer Perle die Rede — ihr Auge ſenkte ſich dabey verſchämt und wie zufällig nach dem eben wieder mit jener Perle zuſammengehaltenen Halstuche — von einer Zeugin vieler Thränen der Freude und des Leides. Seitdem iſt der Quell der Freude ganz verloren gegangen. Ihr allein, gnädiger Herr, vermöget, ihn uns zurückzuführen.

Hier ließ die Bittende ſich vor ihm nieder und ſprach mit erhobener Stimme: Unſerm Gärtchen fehlte der Lorbeer für eure Stirn. Dießmal bringe ich euch einen dar. Aber vergönnet mir auch — ſprach ſie weiter, eine Perlenſchnur vom Halſe nehmend und um den Lorbeer windend — vergönnet mir, euch mit dieſen Perlen die Millionen Thränen bezeichnen zu dürfen, aus denen der Heldenlorbeer aufzuſproſſen pflegt. — Gnädiger Herr, unſere Gegend iſt furchtbar gemißhandelt. Die Flammen, die nun ſo lange ſchon tagtäglich den Schein des ſchuldloſen Blutes, das auf der Erde fließet, zum Himmel tragen, laſſet ſie aufhören. Laſſet aufhören die Blutſtröme! Wie mag nur ein großes Herz, dem euren gleich, ſich an der Spitze des Verderbens gefallen?

Edle Frau — erwiederte der Herzog ſie aufhebend — mit zarten Weibern gibt es kein Geſpräch hierüber. Seyd aber verſichert, daß der größte Theil nicht mir zur Laſt falle, ſondern einzig der Rache der Meinigen für verlornes Eigenthum. Augsburgs Schillhans*) allein, hat durch ſein Hauſen in Baiern die Verheerung in eure Gegend gerufen. Uebrigens habt ihr mir mit dieſem Kranze ein Geſchenk verehrt, das unter den köſtlichen Schätzen meines Hauſes aufbewahret werden ſoll. Dafür ernenne ich euch zu der Taube, welche den Oelzweig nach Hainhofen zurückbringt.

Zu gleicher Zeit gab er Befehl zur Aufhebung der Belagerung und zum Einhalten aller Feindſeligkeit gegen Hainhofen.

Seyd ihr ſo zufrieden — fragte er dann Sibyllen, zumal, wenn ich mein Wort gebe, daß Hainhofen nie wieder in gleiche Gefahr durch mich kommen ſoll und alles einzig um euretwillen?

Nehmt meinen innigſten Dank, Herr Herzog, für ein ſo großes Merkmal eurer Huld. Aber zufrieden? Wie möchte bey einer Augsburgerin, welche, wie billig, mit voller Liebe an ihrer Vaterſtadt hängt, wie möchte bey ihr Zufriedenheit einziehen können, ſo lange ein ſo mächtiger Held vor ihren Thoren liegt und alle Tage zweymal Tod und Verderben hineinſendet?

Edle Frau — verſezte der Herzog — das iſt abermals ein Gegenſtand, worüber man den Frauen die Auskunft ſchuldig bleiben muß. Denn ſie halten ſich einzig an das Unglück im Gefolge des Krieges, die Veranlaſſung dazu gänzlich vergeſſend. Euer Gemahl könnte euch Auskunft darüber geben, wenn er kein Augsburger und beſonders kein Bürgermeiſter Augsburgs wäre, der in ſeinem Eifer ſo weit geht, um ſogar ſtatt der Feder das Schwert zu ergreifen.

---

*) Ein ſehr tapferer, muthiger und liſtiger Parteygänger.

Gnädiger Herr — ſprach Sibylle mit tiefniedergeſchlagenem Auge und großer Zurückhaltung — ich lehnte mich vorhin ſchon ſo feſt an die eherne Mauer eures Fürſtenwortes, die mir nun doch zur bloßen Rauchſäule zu werden droht. Nicht Hainhofen war es, wofür ich euer großmüthiges Wort in Anſpruch nehmen wollte, es war Augsburg ſelbſt.

Wohlan — ſprach Herzog Ludwig — erfreuet euch wenigſtens des Troſtes, daß ich gewiß alles verſuchen werde, eure Wünſche zu erfüllen.

Schüchtern ſchlug Sibylle ihre Augen nach ihm empor. Die Furcht, daß ſeine Rede wohl auch nichts weiter ſeyn könne, als eine glatte Abfertigung ſtieg auf in ihr.

Frau Langenmantel — ſagte nun der Herzog — ihr geſtandet mir vorhin euer Zutrauen, was habe ich ſeitdem gethan, daß ihr mir ſolches wieder zu entziehen ſcheinet?

Nicht entziehen, nein, gnädigſter Herr! — ſo rief ſie auf Einmal über alle Zweifel hinausgehoben. Feſter als jemals ſteht mein Zutrauen auf euch. Der Segen vieler Tauſende wird euer Lohn ſeyn. —

So ſchieden ſie.

Wenige Tage nachher verließ der Herzog mit ſeinem Heere die Stadt Augsburg.

Herzliebes Weib — rief der Bürgermeiſter Langenmantel, Sibyllen in ſeine Arme ſchließend — dein tieferer Blick in des Herzogs Seele beſchämt mein voreiliges Urtheil. Aber es muß mich doch hoch erfreuen. Denn was ich auch Löbliches thun möchte als Bügermeiſter der Vaterſtadt, es würde mich ſchwerlich ſo erheben, wie das Gefühl, diejenige mein nennen zu dürfen, die als Befreyerin unſeres geliebten Augsburg in den Jahrbüchern deſſelben ewig leben wird! —

Norwegiſche Anekdoten.

(Beſchluß.)

6.

Das engliſche Etabliſſement in Hundholmen.

Das brittiſche Comptoir, zu deſſen Einrichtung die von Buch'ſche Reiſe Veranlaſſung gab, beſteht ſeit 1815, und verſorgt die Provinz mit Weinen, Stahl- und Manufaktur-Waaren, die bisher noch nie in Salten feilgeboten wurden, und deren Anhäufung viele nicht als ein Glück für die Provinz anſehen wollen. Wirklich hat ſich auch der Hang nach Luxusartikeln vermehrt, und ſchon ſieht man die Frauenzimmer eben ſo oft in engliſche Kattune als in inländiſche Zeuge gekleidet, wobey die Männer auch bald der Sitte ihrer Vorfahren untreu werden müſſen. Eine Nebenbeſtimmung des Comptoirs iſt die Verſendung trockener Fiſche nach England, und ſchon im Sommer 1816 ward ein freylich nicht glücklicher Verſuch gemacht, Wallfiſche auf dem Veſtfiord zu fangen. Dieſen Thieren ſtellen dagegen mit mehr Glück die Seefinnen in Tromſoens Fogderie und in Finnmarken ſeit dem Zeitraum der lezten fünf Jahre nach. Sie bedienen ſich zu dieſem Zwecke bloßer Harpunen, ohne daran befeſtigte Leinen zum Nachlaſſen, und überlaſſen es dann Wind und Wetter den getroffenen Wallfiſch an die Küſte auszuwerfen. Um Zwiſtigkeiten zu verhindern, iſt jeder Fänger ſchuldig, ſeine Harpunen mit einem Zeichen zu verſehen, welches der Beamte ins Gerichtsprotokoll notirt, und denjenigen als Eigenthümer eines ans Ufer getriebenen Wallfiſches legitimirt, deſſen Fangeiſen man in dem Thiere ſteckend findet. Dieſe ſonderbare Art des Fangs war im Laufe des Sommers Veranlaſſung, daß ein Finne einem Kaufmann in Tromſoe ſeine bloßen Anſprüche auf einen Wallfiſch, den er tödtlich verwundet zu haben glaubte, zum Verkaufe anbot; der Kaufmann willigte in den Vorſchlag, und wirklich ward das Thier einige Tage ſpäter auf dem Waſſer treibend gefunden und dem Käufer zugeſprochen; ſchon eine beträchtliche Anzahl von Wallfiſchen ſind auf dieſe Weiſe gefangen worden, aber ungleich mehr getödtet, ohne dem Fänger Nutzen zu gewähren. Ausrüſtungen im Großen auf den Wallfiſchfang, nach Art, wie ihn die Grönlandsfahrer treiben, ſind übrigens darum an den nordiſchen Küſten nicht thunlich, weil die Nordkaper ohnehin furchtſamer als die Weißfiſche, hier einen zu großen Spielraum zum Entweichen haben, während dieſe im Eismeere oft ſo von Eismaſſen umringt ſind, daß ihnen das Entkommen unmöglich wird.

7.

Das glückliche Leben auf Helgeland.

Was fehlt den Inſeln Helgelands, beſonders in der Nachbarſchaft Alſtenoe's, um ſich glücklich zu fühlen, und wie viele Menſchen könnten hier auf noch unbenuzten Klippen ein reichliches Auskommen finden! Dem längern Winter, der, wie ſchon die Bauart der Häuſer ausweiſt, keineswegs übermäßig ſtrenge iſt, folgt ein deſto raſcheres Wiederaufleben der Natur, und ſelbſt in den kürzeſten Tagen kann man doch von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Mittags des künſtlichen Lichtes entbehren. Haben andere Länder ihre eigenthümlichen Vorzüge, ſo haben es fürwahr auch dieſe Gegenden! Helle der Nächte im Sommer, mit einem, troz der hohen Breite, nicht rauhen Klima, bey dem Getreide und Kartoffeln*) noch herrlich gedeihen, Leichtigkeit der Kommunikation, reiche Scheerenfiſchereyen mit der beſon dern Beſchaffenheit der Luft, welche die gefangenen Fiſche ungeſalzen zu trocknen und jahrelang aufzubewahren erlaubt, und daher ſicherer Abſatz der Fiſche, ſo lange dieſe noch in Spanien und andern ſüdlichen Ländern geſucht werden. Seit Jahrhunderten iſt Helgeland nicht durch Krieg verwüſtet, hat keinen auswärtigen Feind zu fürchten, weil das Land zu wenig bevölkert iſt, um Eroberer zu reizen, und weil die Fahrt innerhalb der Scheeren für Fremde zu gefährlich iſt. Kurz, wer in wirklicher Abgeſchiedenheit von der größern Welt zu leben und ſich auf eine für ſeine Mitmenſchen nützliche Art zu beſchäftigen wünſcht, dem rathe ich, ſich hier anzuſiedeln! Ich, für meinen Theil wenigſtens, werde nie den Namen Helgeland nennen hören, ohne den Wunſch zu hegen, die mir ſo theuer gewordenen Küſten einſt auf längere Zeit wieder zu ſehen.

---

*) Auf Tibtoe belief ſich von fünf Viertel Tonnen Kartoffeln Ausſaat der Ertrag auf 54 Tonnen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

In der Verſammlung des königlichen Inſtituts zu **Mailand** vom 27. Juni hatte der, in dieſen Blättern mehrmals erwähnte, Doktor **Brocchi** der Akademie die Anzeige gemacht, daß er im Begriff ſtehe, eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach **Ober-Egypten** und bis an die Grenzen von **Nubien** zu unternehmen, und zugleich den Wunſch geäußert, daß ihm wiſſenſchaftliche Fragen, in Betreff der von ihm zu durchreiſenden Länder, möchten mitgegeben werden, die er trachten werde nach beſten Kräften zu beantworten; worauf der Verein beſchloß, ſämmtliche Mitglieder zur Abfaſſung ſolcher Fragen einzuladen. — Dieſelbe gelehrte Anſtalt hat in ihrer Sitzung vom 4. Juli einen Preis von 1500 Lire auf eine vor Ende Juni 1824 einzuſendende, genügende Abhandlung über die Anwendung der in Lagranges analytiſcher Mechanik enthaltenen Grundſätze auf die wichtigſten mechaniſchen und hydrauliſchen Probleme, welche zugleich die bewunderungswürdige Nutzbarkeit und Schnelligkeit der Lagrangeſchen Methode ins Klare ſetze, ausgeſchrieben. Die Aufſätze mögen in deutſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache abgefaßt ſeyn, und konkurriren kann im In- und Auslande wer da will, jedoch mit Ausnahme der Mitglieder des Inſtituts.

Zu **Maddaloni**, im Königreich **Neapel**, war, bey einer in dem dortigen königlichen Kollegium, in Gegenwart des Biſchofs und des Intendanten, vorgenommenen öffentlichen Prüfung ein nicht einheimiſcher Student, Namens **Gabriel Durante**, der die philoſophiſche Klaſſe frequentirt hatte, nicht zum Beſten beſtanden. Dieſes wirkte ſo heftig und nachtheilig auf ſeinen Kopf, daß er ſofort ein außer dem Saale befindliches Jagdgewehr ergriff und ſich eine Kugel durch den Kopf jagte. Auf einem Tiſche lag ein Papier mit den Worten: Io moro, perche non saprei sopravivere alla vergogna.

Dem unlängſt zu **Rom** in der Blüthe ſeiner Jahre verſtorbenen talentvollen Maler **Giuſeppe Caponegri** von **Bologna** hatten ſeine, in der Perſon des Verblichenen einen Mann von feinen Sitten, ſeltner Beſcheidenheit und treuem Gemüthe betrauernden Landsleute und Freunde in der Kirche von S. **Patronio** feyerliche, neben andern auch durch eine ganz neue Muſik von der Kompoſition des Kapellmeiſters **Morroni** und durch die Gegenwart der Kardinäle **della Somaglia**, **Pacca**, **Spina**, **de Gregorio**, **Häffelin** und anderer Mitglieder der hohen Geiſtlichkeit verherrlichte, Exequien veranſtaltet. Von dieſem **Caponegri** ſind in **Rom** verſchiedene Kunſtarbeiten vorhanden. Sein leztes und größtes Werk, über dem ihn der Tod übereilt hat, iſt das von ihm al Fresko (in welchem Zweige der Kunſt er ſich beſonders hervor that) gemalte anatomiſche Theater im **Hoſpital** von **San Gallicano**.

In der Zuſammenkunft, welche die unter den Aufpizien der **Jungfrau** ſich verſammelnde **Tiberiniſche Akademie** am 8. Sept., als am Tage der Geburtsfeyer ihrer Schutz-Patronin, gehalten hat, waren, neben dem Redner in Proſe, der die Sitzungen in der Regel eröffnet, in glänzendem Kreiſe nicht weniger als fünfzehn inländiſche Dichter, theils in lateiniſcher, theils in italieniſcher Sprache, und in verſchiedenen Zweigen der Dichtkunſt, doch meiſt mit Sonetten und Oden, hervorgetreten, und, wie es bey ſolchen Anläſſen Sitte iſt, mit Beyfalls-Bezeugungen überſchüttet worden.

In der am 1. Aug. in dem Saale della Sapienza gehaltenen **Verſammlung der Akademie der katholiſchen Religion** hatte ſich der Prieſter D. **Antonio Ceſari** zum Vorwurfe einer gelehrten Abhandlung, womit die zahlreiche, dem größern Theile nach aus Perſonen geiſtlichen Standes beſtehende, Zuhörerſchaft unterhalten werden ſollte, den Satz gewählt, „**daß auch die Ungläubigen ſich zu keinen Zeiten von der Vermuthung los zu machen vermögen, daß die katholiſche Religion wahr ſeyn könne,**“ und nachdem er in ſeinem Vortrage alle ihm zu Gebote ſtehenden innern und äußern Gründe zur Beſtätigung ſeiner Behauptung auseinander geſezt, ſeinen Endſchluß dahin gemacht, daß, in Kraft dieſer Allgemeinheit der fraglichen Vermuthung, und ſchon um dieſer allein willen jeder Menſch, ohne ferneres Bedenken oder Rathſchlag, die katholiſche Religion als eine ſichere Parthie zu ergreifen habe. Bey derſelben Akademie war, in ihrer Sitzung vom 9. Sept., der Profeſſor der römiſchen Geſchichte und Beredſamkeit am Archigymnaſium und Bibliothekar der Barberina, Don L. M. **Rezzi**, mit einer mit großem Beyfall beehrten Abhandlung, „**über die zweckmäßigſten Mittel, dem immer mehr überhand nehmenden Unglauben unſerer Tage Einhalt zu thun.**“ aufgetreten, und hatte in derſelben als Fundamental-Satz aufgeſtellt, daß der Krieg gegen die Ruchloſen und Religionsverächter der neueſten Zeit ſich auf keine Weiſe mit beſſerm und ſicherern Erfolg müſſe führen laſſen, als wenn man eben die Künſte, deren ſie ſich zur Erreichung ihrer Zwecke, nämlich zur Verbreitung ihrer ketzeriſchen Meinungen unter allen Ständen bedienen, hinwieder im entgegengeſezten Sinne gegen ſie ſelbſt in Ausübung ſetze.

Auch die **Arcadier** hatten ſich am 19. Sept., unmittelbar vor den Herbſtferien, an gewohntem Orte verſammelt, und nach einer eleganten, wie ein römiſches Blatt meldet, durch einen vortrefflichen Styl, erhabene Gedanken, mannigfaltige Gelehrſamkeit und kunſtvolle Anſpielungen auf die fabelhafte Zeit ſich in hohem Grade auszeichnenden Vorleſung des Hrn. **Annibale Lepri**, „**über die Vortheile, welche die Poeſie vom erſten Entſtehen der Wiſſenſchaften an der menſchlichen Geſellſchaft gebracht habe,**“ hat eine Anzahl arkadiſcher Hirten, von den Hirtinnen ließ dießmal keine etwas von ſich hören, ihr dichteriſches Talent verſchiedentlich dargethan. Ein Hr. Profeſſor **Laureani** erſchien mit einer lateiniſchen Ode; mit einer zierlichen Ueberſetzung derſelben in italieniſchen Seſtinen der Advokat und Profeſſor **Ruga**; eine geiſtreiche Canzonetta recitirte in **franzöſiſcher** Sprache, was Referent, als arkadiſcher Schäfer und im Herzen von Italien, lieber unterlaſſen hätte, der Ritter **Bettino**; eine anakreontiſche Ode der Abbate **Sargenti**; ein Lied im höhern Styl (sublime canzone) der Profeſſor **Roſani**; einige kräftige (robuste) Oktaven Hr. G. **Ferretti**; und ſchließlich der General-Cuſtode von Arkadien, der Abbate **Godard**, eine Ueberſetzung von Horazens Beatus ille etc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 94.

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. November 1822.

> Ja, wir kommen, wir begleiten
> Mit dem Wohlklang der Geſänge
> Fröhlich im Verlauf der Zeiten,
> Dieſen einzig ſchönen Tag.
>
> Goethe.

Feſtſpiel zur Nachfeyer der Vermählung
Sr. Königl. Hoheit
des
Prinzen Johann von Sachſen
mit
Ihrer Königl. Hoheit
der
Prinzeſſin Amalia von Baiern.

Dargeſtellt in Dresden, als die hohe Neuvermählte zum Erſtenmale mit Ihrer erhabenen Gegenwart das Theater beehrte.

Den 26. November 1822.

Perſonen:

Melpomene.
Thalia.
Aurora.
Die Vergangenheit.
Die Zukunft.
Chor-Führer des Lehrſtandes.
Chor-Führer des Wehrſtandes.
Chor-Führer des Nährſtandes.
Muſen. Genien. Volk.

Das Feſtſpiel iſt von Ludwig Robert.
Die Muſik vom Königl. Kapellmeiſter C. M. v. Weber.

Erſte Scene.

Tempelhain. Einzelne Theile von Säulengängen ſind ſeitwärts zu ſehen; im Mittelgrunde die Statue Apollo's unter einem Lorbeerbaum und zum Theil von deſſen Zweigen verborgen. Nacht.

Eine leiſe Muſik ertönt; der Hain erhellt ſich dämmernd und färbt ſich allmählich bis zum höchſten Morgenglanz.

Aurora ſteht inmitten der Bühne von Genien umgeben, die ſie mit roſenrothen Schleyern dem Anblick des Zuſchauers entziehen, ſie aber, in dem Grade wie ſich die Bühne erhellt, enthüllen und dann neben der völlig Entſchleyerten eine angemeſſene Gruppe bilden.

Von den entgegengeſetzten Seiten des Vorgrundes treten auf: Die Vergangenheit von Genien gefolgt, welche Ruder tragen, und die Zukunft, der Genien voraus ſchreiten, mit Körben voll Roſen auf dem Haupt.

Zu gleicher Zeit treten aus dem Hintergrunde hervor Melpomene und Thalia, denen die andern Muſen folgen.

Alle Gruppen bewegen ſich nach dem Vorgrunde, wo ſie eine einzige und zwar folgende Gruppe bilden: An den beyden Enden des Halbkreiſes ſtehen die Zukunft und die Vergangenheit; in der Mitte Aurora; zu ihrer Rechten Melpomene, zur Linken Thalia; die andern Muſen und die Genien hinter dieſen Hauptperſonen maleriſch geordnet. Die Muſik verhallt. Aurora tritt vor:

Aurora.

Aurora grüßt euch! Habet freundlich Dank!
Wie ich euch herbeſchied, kam Jede willig:
Du ſchiffteſt über graue Wogen her,
Vergangenheit, von deiner Felſeninſel,
Die, weiter ſtets und weiter Land gewinnend,
Lebendig auftaucht aus der Fluth der Zeit. —
Du kommſt aus Zaubergärten des Olymps,
Du holdes Blüthenkind der Phantaſie:
Zukunft: du meine Schweſter und der Hoffnung.
Und von der lichtumſtrahlten Doppelhöhe
Des euch geheiligten Sonnenhügels

Schwebt ihr Kamönen mit gemeſſ'nem Schritte
Harmoniſch zu dem ſchönen Feſt herbey.
Ja, dieſer Tag, den ich mit Roſenfingern
Heut' aus des Himmels Goldthor freundlich leite,
Der Freudentag, der uns verſammelt hier
In dieſen Räumen, die der Kunſt geweiht,
Er iſt ein Tag der allgemeinen Wonne,
Zu dem Unſterbliche ſelbſt niederwallen,
Darbringend ſegensreiche Weihgeſchenke
Dem ſchönſten Feſt, dem Feſt der Lieb' und Treue!

Die Vergangenheit.

Der Kindheit Glück, des Jugendalters Reinheit,
Des Herzens Vorſatz, wie der Eltern Hoffnung
Und Alles, was die Knoſpe barg, ich bring' es.
Und Alles hat ſich reich und ſchön entfaltet,
Mit edlem Stolz zeigt ſich Erinnerung.

Die Zukunft.

Und wenn die Zukunft ſonſt verſchleyert bleibt,
Um Menſchenfurcht zu täuſchen und zu ſchonen,
So darf ich heut und hier in dieſem Kreiſe
Mich froh und frey und ſonder Hülle zeigen.

Melpomene.

Holdſel'ge, ja! du darfſt es; ich bezeug' es dir.
Ja, ſelbſt der trübe feuchte Blick Melpomenes
Schaut heute dankbar, ſelig heut' zum Himmel auf;
Denn nicht gewahr' ich jenes Schickſal dort, das ſtreng'
In Nacht ſich einhüllt, während des Orakels Mund
Unheil verkündet, doppelſinnig, räthſelhaft —
Nein, jenes blinde Schickſal iſt erſtorben, längſt!
Und Freudenklänge hör' ich tönen dort am Thron
Der ew'gen Liebe; Engelchöre tönen ſanft
Herab von droben, wo der Bund geſchloſſen ward,
Der Bund der Treue, dem ſie Segen dort erfleh'n.

Thalia.

In den Aether blickſt Du, Schweſter,
Und das ziemt der Seherin.
Ich verweile gern auf Erden
Habe nicht ſo hohen Sinn,
Und gewahre doch hienieden
In zufriedner Menſchenbruſt
Und in reinen Erdenfreuden
Abglanz ſel'ger Himmelsluſt. —
Iſt holdſelig nicht der Anblick,
Wann ein bräutlich frohes Paar
An der Hand beglückter Eltern
Schreitet zu dem Weihaltar;
Wann in Hallen, wo die Tugend
Seit Jahrhunderten ſchon wohnt,
Nun die junge Freude eintritt
Und für Vaterſorgfalt lohnt;
Edle Häuſer ſich verbunden
Durch der Kinder Liebesglück?
Ja, ein ſolcher Anblick, wahrlich!
Iſt holdſeliges Geſchick,
Aber ſelig, überſelig,
Wann ſolch menſchlich ſchönes Band,
Wie es Haus mit Haus befreundet,
Auch befreundet Land mit Land!
Wann, wie hier, der Sohn der Sachſen
Sich vermählt mit Baierns Kind,
Wann die Väter Landesväter,
Völker Hochzeitgäſte ſind. —
Solche allgemeine Wonne,
Solche höchſte Himmelsgunſt
Wollt hier bildlich wiederſchauen
In dem Zauberreich der Kunſt.
Nur der Liebe Nachhall iſt es
Die ein treues Volk Euch weiht,
Nur ein Echo frommer Wünſche
Bild nur Eurer Seligkeit.

(Alle Perſonen ziehen ſich in die Säulengänge zurück, auch Thalia, auf deren Wink ſich die Scene verwandelt.)

Zweyte Scene.

(Heitere blühende Landſchaft, mit Flußbrücke und Paläſten. Ein offener Tempel, darin ein Altar.)

(Man ſieht das verſammelte Volk in verſchiedenen ſich von einander abhebenden Maſſen gruppirt. In der Mitte ſtehen die nächſtbenannten drey Chor-Führer mit der bezeichneten Begleitung. Während des folgenden Chors treten dieſe in den Vorgrund.)

Allgemeiner Chor-Geſang.

Den Sachſen-Sohn vermählet heute
Der Landesvater mit Baierns Kind.
Da kommt Sein Volk zum Hochzeitfeſte,
Da ſind wir alle Seine Gäſte,
Weil wir Ihm alle Kinder ſind.

Willkommen hier, verehrte Fürſtin!
Willkommen allhier zum Erſtenmal!
Heil Dir, Du holde Neuvermählte,
Heil Ihm, der liebend Dich erwählte!
Der Himmel ſegne dieſe Wahl!

Der Chor-Führer des Lehrſtandes.

(Drey Jünglinge folgen ihm, jeder eine Fackel tragend, deren Flammen von verſchiedener Farbe ſind.)

Heil Euch und Segen, hohe Neuvermählte!
Das iſt der Ruf, der, ächt vom Herzen kommend,
Euch tauſendfach ertönt im Sachſenlande. —
Erkennt in dieſem Ruf des Volkes Liebe:
Die wahrhaft königliche Morgengabe,
Die Euch die königlichen Eltern bringen. —
Ja, Liebe zu des Vaterlandes Vater,
Zu allen Theuern, die Ihm angehören,
Das iſt der Felſengrund des Sachſenthrones.

Das iſt zugleich ſein demantreiner Stoff.
Und über ihm wölbt ſich des Himmels Gnade,
Indeß ihn drey Pilaſter tragen, heben,
Daß er den niedern Boden nicht berühre.
Lehrſtand, Nährſtand und Wehrſtand heißen ſie,
Des Throns lebend'ge, treue, feſte Säulen! —
Ein ehrenvolles Loos traf heute mich:
Des Lehrſtands Feſtgeſchenke bring' ich dar,
Die Flammen hier, die unſre Jugend trägt.
Der Weisheit Licht, des Glaubens und der Liebe
Nur Eines ſind ſie,

(Die drey Flammen werden ſo zuſammengehalten, daß ſie nur eine Flamme bilden.)

und der Quell von Allem,
Was des Erlernens werth iſt, werth des Lehrens.

(Die Jünglinge bringen die Fackeln auf den Altar, die dort vereint eine Flamme bilden.)

Und dieſes überirdiſch-reine Feuer,
Wie es hier bildlich flammt, ſo wird es wahrhaft
Auf Eurer Liebe Hausaltar entzündet,
Und treulich dort, genährt von frommer Sorgfalt,
Zum Himmel auf, zu ſeinem Urſprung flammen.

Chorgeſang des Lehrſtandes.

Die reine Glut dort auf dem Dankaltare
Verbreitet Licht, verbreitet Wärme mild,
Sie, die zum Himmel flammet,
Woher ſie ſtammet,
Iſt Eures Lebens, Eurer Liebe Bild.

Chorführer des Nährſtandes.

(Mädchen folgen ihm mit Blumen und Früchten in Füllhörnern.)

Was uns die Erde gütig ſpendet,
Was unſrer Hände Fleiß vollendet,
Das legen wir mit Freuden dar
Auf Eurer Liebe Weihaltar —
Der Nährſtand meint es treu und wahr,
Obſchon es gar nicht wollte glücken,
Den Wunſch fein zierlich auszudrücken ....
Nicht Wunſch! .... das Bild in unſrer Bruſt
Von Eurer Freud' und Lieb' und Luſt.
Da Keiner nun von uns gewußt
Die Worte ſo geſchickt zu einen,
Wie wir's aus Herzensgrunde meinen,
So baten wir den Baum, die Flur,
Und reden will für uns Natur.
O ſeht die friſchen Blumen nur:
Der Schönheit Blüthen und der Jugend!
Und ſeht die Frucht, die Frucht der Tugend,
Die auch ſchon hier, in dieſer Welt
Reif in den Schoos der Tugend fällt. —
So iſt der Wunſch nun dargeſtellt,
Und unſers Herzens ſchönſter Traum: —
Wie Eures Lebens Doppelbaum
Schon jezt voll Frucht hängt und voll Blüthen,
So wolle Gott ihn ſtets behüten!

(Die Mädchen bringen Blumen und Früchte auf den Altar.)

Chorgeſang des Nährſtandes.

O Kinder des Thrones!
Erfreut Euch der Jugend,
Der ewigen Jugend, ſo morgen als heut!
Erfreut Euch des Lohnes,
Des Lohnes der Tugend,
Den Liebe hienieden Euch Würdigen beut!

Der Chor-Führer des Wehrſtandes

tritt zwiſchen die beyden andern Chor-Führer, ihm folgen junge Krieger, die Waffen herbey tragen.

Und was ihr wirkt und ſchaffet, ihr Ernährer!
Was ihr uns pflanzt und ſäet früh und ſpat,
Und auch was ihr uns anpflanzt, fromme Lehrer!
Den jugendlichen Boden geiſt'ger Saat,
Das ſchützen wir, wir Schirmer und wir Wehrer,
Wann je Gefahr dem Vaterlande naht.
Drum können wir — o wollet uns verzeihen! —
Dem Feſt der Liebe ſelbſt — nur Waffen weihen.
Doch wie ſich unſer Stand nur Wehrſtand nennet,
Und dieſem Ehrennamen Ehre macht,
Wenn er durch Angriff nie vom Recht ſich trennet,
Und nur den Thron und nur den Staat bewacht;
So haben wir — woran Ihr uns erkennet, —
Schutzwaffen nur als Weihgeſchenk gebracht
Und lehnen ſie an dieſe Säulenpforte,
Da ruhn ſie ſtill und ſagen mehr als Worte.

Chorgeſang des Wehrſtandes.

Hier ruhen die Waffen der Treue
Dem Tempel der Liebe geweih't.
Sie deuten hier auf Frieden
Auf Glück in Sicherheit.
So deuten ſie am Throne,
Dort an dem Heiligthum,
Auf feſte Landeswehre
Auf tapfern Wehrmanns Ehre,
Auf Vaterlandes Ruhm.

Allgemeiner Chorgeſang.

Gedenkt auch der Waffen der Liebe
Gedenket Amors Pfeil!
Heil Euch, Ihr Neuvermählten!
Heil dieſem Tage, Heil!

Melpomene (im Hintergrunde.)

Heil dieſem Tage!

(Alle treten ſtaunend zu beyden Seiten zurück. Man gewahrt die Muſen, Aurora, die Zukunft und die Vergangenheit, die in einem Halbkreiſe gruppirt hervorgetreten.)

Wie? Ihr ſtaunet? Nun ſo wißt!
Wo Liebe, Schönheit, Tugend, inniglich vereint,

Auf kunſtgeweihtem Boden fromm ein Feſt begehn,
Da, ſegenſpendend, ſind auch immer Götter nah.

Die Vergangenheit (hervortretend.)

Stromaufwärts kommt Vergangenheit geſchifft,
Und in dem Spiegel der Erinnerung
Läßt ſie Euch Bilder ſehn entſchwund'ner Zeit:
Wie hier des edlen Fürſten junge Gattin
Ein zartes Kind noch war im Königshauſe.
Und wie dieß Königshaus in deutſcher Schlichtheit
Das Muſter war von einem Vaterhauſe.
Dort wuchs das zarte Kind in Sonnenwärme
Der Mutterſorgfalt; dort entfaltete
Die holde Jungfrau ſich am Licht des Beyſpiels,
Da ſie der Tugend Majeſtät gewahrte
Mit Einfachheit und Königsſinn vereint.
So, in dem Grazienkreiſe der Geſchwiſter,
War ſie erblüht die ſchöne Zwillingsroſe,
Ein Freudenanblick Jedem, der ſie ſah. —
Da kam die Zeit, da ſollte nun die Jungfrau
Das eig'ne Glück im Glück des Gatten finden,
Und Ihre königlichen Eltern legten
Bewegt beym Abſchied, und doch froh bewegt,
Der Kindlichen, der knieenden Verlobten
Die Segenshand auf das geliebte Haupt.
Und an der Schwelle harrten Liebe, Hoffnung,
Und führten Sie — und Fama flog voraus —
Von einem in das andre Vaterhaus.

Thalia (vortretend.)

Laß den Abſchied! Heute lebet
Freude nur in jeder Bruſt,
Und wer weinet und wer bebet,
Bebt und weinet nur vor Luſt.
Zwar ertönt Thalias Leyer
Und ihr flüchtiger Geſang
Bey ſo würdig hoher Feyer
Nicht mit angemeſſnem Klang.
Völkerglück und Fürſtentugend
Stehn mir freylich allzufern;
Doch von Schönheit, Huld und Jugend
Und von Liebe red' ich gern.
Brauch ich Namen noch zu nennen,
Hab' ich Sie nicht ſchon genannt?
Werdet ihr Sie nicht erkennen,
Habt ihr Sie nicht ſchon erkannt?
Sie, die um die Fürſtenkrone
Myrten Ihm und Roſen ſchlingt,
Und die Liebe zu dem Throne,
Zu den neuen Eltern bringt.
O verzeiht mein vieles Sprechen!
Seyd der frohen Muſe mild!
Jene wollt' ich unterbrechen,
Jene mit dem Abſchiedsbild.

Die Zukunft (vortretend.)

Wenn die Zukunft — dicht in Schleyer
Unglückſel'gen ſich verhüllet,
Oder Schuld mit Angſt erfüllet,
Nahend ſich als Ungeheuer;
So darf hier, bey dieſer Feyer,
Sie als Genius ſich zeigen,
Darf vom Himmel niederſteigen,
Und mit himmliſch reichen Segen
Freundlich wallen Euch entgegen
Unter immer grünen Zweigen.

Ja, zwey deutſche Königseichen
Stehen mit verſchlung'nen Zweigen,
Die ſich an einander neigen,
Die ſie ſich wie Hände reichen. —
Unter dieſem Friedenszeichen
Beut die Tugend ihre Krone
Reicht die Liebe mit dem Lohne
Ewig-ſchöne Angebinde
Dem verehrten Baiernkinde
Und dem theuern Sachſenſohne.

Aurora (vortretend).

Und wie Aurora heut' die Muſen rief,
Um dieſen Feſttag feyerlich zu ehren,
Weil heut' in dieſen kunſtgeweihten Hallen
Zum Erſtenmal die Hochverehrte weilt;
Wie dieſen Tag ich ſchmückte
Mit meinen Morgenroſen:
So ſoll ein jeder Tag ein Feſt Euch ſeyn,
So will ich ſchmücken jeden Eurer Morgen
Mit friſchen Himmelsroſen,
Mit nimmer welkenden, mit dornenloſen!

Melpomene (in die Mitte der Bühne vortretend).

Und um das Feſt nun würdig zu beenden,
Das Euch geweiht iſt, hohe Neuvermählte! —
Geweiht in Ehrfurcht von der Bühnenkunſt,
Die in dem bunten Zauberreich der Phantaſie
Und in dem heiteren Gewand der Dichtung
Wahrhaftige Geſinnung Euch gezeigt —
Um wahr dieß Feſt und würdig zu beenden,
So mög' es nun auch bildlich hier erſcheinen
Wie Sachſenland für Euch um Segen fleht.

Schluß-Chor.

Laß die deutſchen Königs-Eichen
Mit verſchlungnen Zweigen wachſen!
Schütze Baiern! ſchütze Sachſen!
Daß ſie blühen und gedeihn.
Laß dort in dem Eichenſchatten,
Wie die Gattin mit dem Gatten,
So die Völker, ſo die Fürſten
Liebevoll befreundet ſeyn!

Nro. 285.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 28. November 1822.

Und nach dem Tode wird's uns ſeyn
Wie nach des Leibes Schlummer;
Verträumt, verſchlummert Lebenspein,
Und Leid und Gram und Kummer.

Herders Volkslieder.

Preiß der Tanne.

Jüngſthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne ſprach und ſchalt:
Stolze! himmelwärts dich hebe!
Dennoch bleibſt du ſtarr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.

Und im Herbſte, — welche Wonne
Bring' ich in des Menſchen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löſchet aus.

So ſich brüſtend ſprach die Rebe,
Doch die Tanne blieb nicht ſtumm,
Säuſelnd ſprach ſie: gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preiß und Ruhm.

Eines doch iſt mir beſchieden:
Mehr zu laben als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Ob die Rebe ſich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht,
Doch ſie ſchwieg, — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

Juſtinus Kerner.

Eine kurze Nachricht über die Inſeln Timor, Rotti, Savu, Solar ꝛc.

(Fortſetzung. M. ſ. Nr. 277.)

Rotti.

Rotti iſt die größte Inſel unter der Reſidenzſchaft von Coupang, und liegt ſüdweſtlich von Timor. Sie iſt ungefähr 38 engliſche Meilen breit und 60 lang. Sie iſt jezt in achtzehn Bezirke unter der Herrſchaft von einer ähnlichen Zahl Rajahs, eingetheilt, welche vereint ein Heer von mehr als 10,000 Mann ins Feld bringen können, und welche folglich für die europäiſche Regierung von Coupang von großem Nutzen ſind, um die zum Aufruhr geneigten Fürſten von Timor in Schranken zu halten, gegen die ſie ſeit undenklichen Zeiten einen eingewurzelten Haß gehabt zu haben ſcheinen. Siebenzehn der Rajahs mit ungefähr vierhundert Mann begleiteten den Reſidenten, Hrn. Hazaart, auf ſeinem lezten Feldzuge gegen den Rajah von Amanoobang, und hielten ſich ſehr gut.

Die Inſel beſtehet abwechſelnd aus niedrigen Bergen und engen Thälern; der Boden iſt ſteinig, jedoch fruchtbar; die Flüſſe ſind klein und nicht zahlreich, und überhaupt mangelt es dem Lande an Waſſer. Die Einwohner ſind unter mittlerer Größe, und viel ſchwärzer als die Einwohner von Celebes, zeichnen ſich aber durch ihr langes Haar aus, da beynahe alle die Bewohner der umliegenden Inſeln wolliges Haar haben. Auch ihr Züge ſind hervorſpringender, und ſie gleichen überhaupt mehr den Oſtindiern, als den Bewohnern der öſtlichen Inſeln. Die Weiber ſind von weit hellerer Farbe als die Männer, und viele derſelben haben ſehr angenehme Geſichter. Man hält ſie für ein ſanftes Volk, gewiß iſt es, daß es kein eiferſüchtiges Volk iſt. — Die Sprache, obgleich einige Wörter dieſelben ſind, wie im Timoreſiſchen, iſt doch von dieſer ſo ſehr verſchieden, daß bis auf den heutigen Tag die beyden Völker einander nicht verſtehen. Die Einwohner bauen ein wenig Reis, nebſt Mais, Hirſen, ſüßen Kartoffeln und Kachang, welches in guten Jahren für den Verbrauch derſelben ausreicht, aber in trockener Witterung müſſen auch ſie ihre Hauptnahrung vom Londar-Zucker hernehmen. Auch zieht man einige Baumwolle, das meiſte davon aber wird von Botan hierhergebracht.

Die Inſulaner machen keinen Gebrauch vom Gelde und treiben bloßen Tauſchhandel; auch gebrauchen ſie die edeln Metalle zu nichts anderm als Zierrathen, deren ſich aber nur der Adel bedient. — Einige der Rajahs bekennen ſich zum Chriſtenthum, die Religion der Inſel aber iſt ungefähr derſelbe, wie auf Timor. Ihre Ehen ſind eine bloße bürgerliche Uebereinkunft, ein Mann aber kann ſich nur mit der Einwilligung der Gattin, oder im Fall des Ehebruchs, von ihr trennen; die Vielweiberey iſt erlaubt, findet aber nur bey den Höhern ſtatt. — Ihre Todten begraben ſie unter ihre Häuſer, die, wie zu Celebs, immer einige Fuß vom Boden erhoben ſind, während die Häuſer zu Timor auf ebener Erde ſtehen und am dritten Tage nach der Beerdigung ſchlachten ſie dem Schatten des Hingeſchiedenen irgend ein Thier zum Opfer. Dieſes eine Opfer iſt durchaus nothwendig, von den Reichern aber werden dieſelben dann und wann wiederholt. Uebrigens ſind ihre Gebräuche ſo wie der Glaube an Vorbedeutungen ganz wie bey den Timoreſern. — Der Sklavenhandel wurde ehemals ſehr ſtark auf dieſer Inſel betrieben, und es wurden deren jährlich mehrere Hunderte von hier nach Amboina, Batavia und andern holländiſchen Niederlaſſungen geführt. — Die Rajahs haben ſich oft der europäiſchen Herrſchaft widerſezt, und haben den Holländern zu Zeiten viel zu ſchaffen gegeben. Dieſe Kriege endigten aber gewöhnlich damit, daß eine Anzahl von den unſchuldigen Unterthanen zu Sklaven gemacht wurden. — Die Hausthiere ſowol als die wilden Thiere ſind von derſelben Art, wie auf Timor; die hieſigen Pferde aber werden für weit beſſer gehalten. Die Kleidung der Bauern und Bäuerinnen iſt nichts weiter als ein Tuch, das unter den Armen um den Körper gewickelt iſt und bis zu den Knien hinabfällt. Die jungen Mädchen laſſen ihr Haar nicht eher wachſen, als bis ſie ſich verheirathen. Die Männer tragen eine Art von Mützen aus Blättern.

Savu.

Savu iſt eine kleine Inſel ungefähr ſechzig Meilen weſtlich von Rotti, und ſtehet gleichfalls unter Coupang. Sie iſt voller Gebirge, ſehr ſteinig und leidet Mangel an Waſſer. — Sie wird gegenwärtig von einem Fürſten beherrſcht, deſſen Mannſchaft ungefähr 5000 Mann beträgt. — Die Einwohner ſind in ihrem Aeußern den Timoreſern ſehr ähnlich, ſind aber weit heftigern und aufbrauſendern Gemüthes. Ihre Tracht iſt von allen ihren Nachbarn verſchieden, indem die Weiber nie den Buſen bedecken, und die Männer blos einen engen Tuchſtreifen zwiſchen den Beinen tragen, welcher vorn und hinten von einem um die Lenden gewundenen Strick herabhänget. Ihre Religion und Gebräuche ſollen indeſſen dieſelben ſeyn, wie auf Timor. — Der Ackerbau wird nur nachläſſig betrieben, und in den meiſten Jahren leben die Einwohner von dem Lontarzucker. Die Hausthiere ſind ſehr zahlreich und dieſelben wie auf Timor; von Wild haben ſie Schweine und Rehe, aber nicht viel. — Der einzige Vortheil, den die Regierung von dieſer Inſel zieht, ſind Truppen, wie von Rotti.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber das Wiedererwachen im Grabe.

Aus einem Brief an die Redaktion.

Seit einiger Zeit wird die ſchaudervolle Möglichkeit des Wiedererwachens im Grabe ſo viel beſprochen, und auf ſo manchem Wege die Phantaſie des Publikums dadurch ſchmerzlich aufgeregt, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Worte darüber öffentlich zu ſagen. Ihr Blatt vergönne mir den Raum dazu, weil es, gewiß ohne Abſicht, zu der Beunruhigung Ihrer Leſer beygetragen hat. Dieſes geſchah durch einen Aufſatz: „Der lebendig Begrabne“ in Nro. 286 des Jahrs 1821. Ich las ihn mit Intereſſe, ſah ihn aber durchaus nicht für einen authentiſchen Bericht an, da ihm dazu alle äußern und innern Beweiſe fehlten, Sie ihn auch in Ihrem Regiſter in der Reihe der Erzählungen, nicht der gemiſchten Aufſätze, wohin er als wiſſenſchaftlich gehört haben würde, anführten. Andre Leſer haben dieſen Unterſchied nicht gemacht; ein wohlmeinender Mann machte vor Kurzem in München eine kleine Broſchüre bekannt: „Aufruf an Menſchlichkeit und Vernunft zur Abwendung des ſchrecklichſten Todes, nach dem Tode.“ in welcher er dieſe Geſchichte als einen Beweis dieſes ſich, nach ſeiner Meinung, ſehr oft wiederholenden Unglücks anführt.

Ob die Beyſpiele des Wiedererwachens im Grabe wirklich ſo häufig ſind, würde ſchwer zu beweiſen ſeyn, weil wir der Fälle, wo Särge ausgegraben ſind, ſehr wenige kennen, und wo es geſchah, den Berichten ſehr ſchwer zu glauben iſt; denn ſie ſtammen von Leuten her, welche ſchon durch die Art, wie ſie glauben den Wiedererwachten entdeckt zu haben, der Täuſchung ſehr ausgeſezt ſcheinen. De es gar nicht meine Abſicht iſt, durch dieſe Zeilen die Phantaſie zu erhitzen, ſo bitte ich Ihre Leſer vernünftige und unbefangne Männer zu fragen: ob es einem, im Sarg eingezwängten, aus krankhafter Lähmung erwachenden Menſchen möglich ſey, ſo heftig zu klopfen, daß man ihn durch ſieben Fuß aufgehäufte Erde hören könne? Dieſes Klopfen, welches man häufig auf Kirchhöfen hören will, bringt aber hauptſächlich den Begriff des Wiedererwachens hervor. Die beſtätigten Fälle von Wiedererwachen betreffen Menſchen, welche in Gewölben beygeſezt wurden, und ſo den Sargdeckel abzuſtoßen Mittel fanden; oder noch nicht mit demſelben bedeckt waren. Ich läugne dennoch keineswegs die Gefahr Scheintodte zu begraben, allein ich halte es für einen Irrthum, die Scheintodten der Gefahr des Wiedererwachens ausgeſezt zu ſehen, ſondern glaube, daß in der engen Kammer des Grabes der Scheintod ſehr milde in wahren Tod (wie wir ihn annehmen) übergeht. Ohne Zweifel muß ich Ausnahmen geſtatten, weil ich keinen Beweis dagegen habe — beyde Zeugniſſe deckt ja ſieben Fuß tiefe Erde. — Sollte aber ein Wiedererwachen jemals ſtatt finden, ſo könnte es nur ein ſchwacher, durch die Enge des Raums, ſchnell erſtickter Lebensfunke ſeyn, der zu den grauenvollen Gewaltthätigkeiten, mit denen manche Erzählung unſre Phantaſie martert, gar nicht Kräfte genug verlieh. Die Beyſpiele von Scheintodten bey innerm Bewußtſeyn, die auf dem Paradebett, die auf dem Weg zum Grabe erwacht ſind, können eben ſo gut für mich, als gegen mich zeugen; indem ſie erweiſen, daß dieſer Zuſtand immer zulezt den äußern Umſtänden, ſo wie der Seelenkraft wich (ich ſchließe Ihren galvaniſirten Engländer aus). Da aber nach allen dieſen Beruhigungsgründen die Beyſpiele von vor dem Begräbniß wiedererwachten Scheintodten ſo häufig ſind, ſo muß die Behandlung der Leichen ohne Zweifel der ſtrengſten gerichtlichen Aufmerkſamkeit unterworfen ſeyn. Dieſe ſuche man alſo anzuregen, indem man die Todtenſchau zu einer ſehr ſtreng zu beobachtenden Obliegenheit der Ortsärzte und Obrigkeit macht; die Begräbniſſe bey der geringſten Ungewißheit verſpätet; und dahin trachtet immer mehr und mehr Leichenhäuſer auf allen Kirchhöfen zu errichten. Da es in der Hand der Aerzte und der Polizey liegt, die befürchteten Unglücksfälle abzuwenden, indem ohne ihre Zuſtimmung niemand begraben werden ſollte, ſo behandle man dieſen Gegenſtand doch lieber geſchäftlich und geſetzlich und rege mit ihm nicht die Gemüther auf, fülle die Köpfe nicht mit Schauder und rufe die Aufmerkſamkeit auf eine Menge Schreckbilder, welche die Phantaſie dem Gebiete des Aberglaubens ſo nahe bringen. Um den Gemüthern die nöthige Ruhe über dieſen Punkt zu geben, unterlaſſe doch die Obrigkeit nicht länger, die nöthigen Einrichtungen über einen Gegenſtand zu treffen, deſſen Vernachläſſigung bey einigem Nachdenken alles Menſchengefühl empört. Wie kann ein Geiſtlicher, ein Arzt, eine Bade-Mutter ohne Gewiſſensqual umher gehen, wenn ſie ſich vorwerfen müſſen, daß durch ihre Nachläſſigkeit ein ſolches Schreckniß veranlaßt wurde? — Und wie kann es wohlmeinende, väterliche Regierungen geben, welche noch gar keine Todtenſchau verordnet, noch an gar keine Todtenhäuſer gedacht haben? —

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. Nov.

Wenn vorlängſt ſchon die Griechenſache in der Schweiz lebhafte Theilnahme gefunden hatte, ſo war vollends die vor zwey Monaten mit übelberechneter Zuverſicht verbreitete Kunde des völligen Untergangs der Griechen einen ſolchen Eindruck ſchreckensvollen Entſetzens hervorzubringen geeignet, der beym erſten Schimmer neu aufſtrebender Hoffnung jene Theilnahme zum Enthuſiasmus geſteigert, und die ſich bald in allen Kantonen bildenden, unter ſich ſowol als mit den auswärtigen in angemeſſener Verbindung ſtehenden, Griechenvereine aufs mindeſte verdoppelt hat. Die kleine, von einem beſonders eifrigen Mitgliede des Zürchervereins, Hrn. E. M. Hirzel, ausgegebene Schrift: „Der heiligen Propheten Aufruf für die Befreyung Griechenlands," wirkte dazu kräftig mit, indem ſie, innerhalb Monatsfriſt, in drey einander folgenden Auflagen zu mehrern tauſend Abdrücken überall verbreitet ward. Unter den einzelnen Kundmachungen und Einladungen, die in vielen Kantonen von Zeit zu Zeit erſcheinen, iſt einer der neueſten und beachtenswertheſten der „Aufruf an die freyen Männer des Landes Appenzell Auſſerrhoden zu einer Beyſteuer für die bedrängten Griechen (St. Gallen, 15 S. 8.)." Er drückt ſich gleich im Eingang alſo aus: „Eure Väter, als ſie den Kampf gegen ihre Unterdrücker glorreich beſtanden, und in den Schlachten am Stoß, auf Vögelisegg und Wolfshalden den Segen der Freyheit errungen hatten, zogen über den Rhein, auch den Nachbaren jenſeits die Freyheit zu bringen. Dort zerſtörten ſie weit hinauf die Burgen der Zwingherren wie im eigenen Lande; ſiegreich drangen ſie durch den Bregenzerwald, durch die Herrſchaften Bludenz und Montafern bis tief ins Tyrol, wo ſie bey Landeck und Imbſt die Söldner des Herzogs ſchlugen, welche mit ſchnödem Prahlen dort dräuten, ſie aufzureiben. Am Inn und an der Etſch fiel überall das Volk ihnen zu mit der Loſung: „Laſſet uns Appenzeller werden;" denn die Helden führten ihre Waffen nicht um Unterthanen zu erobern, nach damaligem Brauche, ſondern dieſelbe Freyheit, welche ſie über Alles liebten, die ſchenkten ſie auch, ſo weit ſie vorwärts drangen, den Leuten, die ſo froh waren das Joch des Adels abzuwerfen. Und noch im lezten Jahrhundert, als im ſiebenjährigen Kriege ſchwere Sorgen walteten für unſere evangeliſchen Glaubensgenoſſen, wenn der Preußen Friedrich unterliegen ſollte, da wurde im Lande der Appenzeller von euern Vätern ein eigener Bettag gehalten, daß Gott die Sache der evangeliſchen Brüder ſchirmen und ſegnen wolle in dieſer Gefahr. Biedere Männer! in denen das Blut ſolcher Väter wallt, ihr könnet nicht lau ſeyn gegen jene Mitchriſten in Griechenland, die gegenwärtig in einem ſchauderhaft mörderiſchen Kampfe von dem barbariſchen Joche ihrer türkiſchen Tyrannen ſich losringen möchten. . . Vor alten Zeiten wäre wohl die ganze Chriſtenheit in den Kampf geeilt, und aus allen Ländern wären die Schaaren zur Rettung ihrer bedrängten Glaubensbrüder gegen den Türken zuſammengeſtrömt; . . . . aber darum iſt das ſchöne Mitleid mit ihrem ſchrecklichen Loos und der treue Sinn für ihre heilige Sache in der Chriſtenheit noch nicht ausgeſtorben. Von allen Seiten hören wir, daß ſich Hülfsvereine für die Griechen bilden, beſonders aber in der Schweiz werden ſie immer zahlreicher. Wo ſollten auch die Griechen Hülfe erwarten, wenn ſie keine fänden in der freyen Schweiz; wenn das freyeſte Volk ihres Welttheils müſſig zuſehen könnte ihrem verzweifelten Kampf?" — „Man hat dem armen Griechenvolke oft vorgeworfen, — ſo ſpricht ſich der Aufruf weiterhin aus — es ſey zu ſchlecht, als daß es Hülfe verdiene. Es mag, wie überall, auch unter dieſem Volke einen Auswurf geben, der mancherley Tadel verdient; aber wer kann ſich darob wundern, wenn er auf die bisherige politiſche Lage dieſes Volks und auf ſeine Deſpoten einen Blick wirft. Dankt Gott, ihr freyen Männer des Landes Appenzell Auſſerroden, wenn in eurem Lande unter guten Geſetzen und einer biedern Obrigkeit Zucht und Recht erblühen können; aber wer will dieſelben da erwarten, wo Räuber und Mörder das Regiment führen und die Launen roher Wüſtlinge für Geſetze und Recht gelten! Wie ſollen Ehrlichkeit und Treue herrſchen unter einem Volke, das immerdar auf alle Kniffe und Ränke ſinnen mußte, um ſein rechtmäßiges Eigenthum vor den Erpreſſungen ſeiner Tyrannen zu bewahren?“

Einer Rede, die am 25. Herbſtmonat lezthin in der Jahresverſammlung der Aargauiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur in Schinznach gehalten ward, als auch hier die Griechenhülfe und ihre zweckmäßigſte Einrichtung zur Sprache kam, entheben wir etliche kleine Stellen: „Die ſchrecklichen Nachrichten vom nahenden grauenvollen Untergang der Nation haben (heißt es hier gleichfalls) die Geſellſchaft nicht abgeſchreckt, ſondern angetrieben. Mußten ja auch ihre Väter auf die Schiffe flüchten und Athen in Flammen ſehen, ehe ſie ihr Vaterland von den Barbaren befreyen konnten; waren ja auch die holländiſchen Geuſen von des ſpaniſchen Herrſchers Feldherrn in's Meer hinaus getrieben; und pflanzte ja auch der mächtigſte Eroberer unſerer Zeit ſein Panner zu Liſſabon und ſchlug die Spanier in einer Menge von Schlachten. . . . Was würden wir andern Nationen zurufen, wenn ein unbarmherziger Feind in unſerm Vaterlande ſo wüthen würde, wie der Barbar in Griechenland? Wenn er euch Männer mit Schwert und Strick und Feuer in einer grauſenhaften Ausrottung vertilgen, eure Weiber und Töchter ſchänden und dann in ewige Gefangenſchaft ſchicken, und das überlebende unmündige Geſchlecht unter Spott und Schmach und Hohn in die verruchteſte Sklaverey verſetzen und entmenſchen wollte, und endlich über den Schutthaufen und Leichengruben eures Landes euch und euere Väter, Gott und Menſchheit höhnen und läſtern würde? . . . Gerade unſerer, einer zwar kleinen und armen, aber an Edelſinn und Freyheitsliebe den alten Griechen ähnlichen Nation, ſteht es ſchön, das Möglichſte für ſie zu thun. Ging ja auch unſere Freyheit vor einem halben Jahrtauſend aus dem Siege über die Tyranney übermüthiger, herzloſer Gewaltherren hervor, deren Barbarey doch lange nicht an die grauſamen Türken reichte. Nur wenn ſie Opfer für Griechenlands Befreyung bringen, können die Eidgenoſſen ohne Erröthen die religiöſen Dankfeſte auf dem Schlachtfelde zu Sempach und zu Näfels feyern. . . . Den Halbwilden anderer Erdtheile ſoll man das Evangelium, das von den Apoſteln durch die Griechen uns gegeben worden, verkündigen, und ſo große Summen auf Miſſionen und Bibelverbreitung verwenden (was zugleich Englands Handelspolitik ſo günſtig iſt), und indeſſen die erſte Chriſtennation in unausſprechlichem Jammer für immer verſinken laſſen! Nehmet den helleniſch-chriſtlichen Geiſt von uns, und es herrſcht willkürliche Gewalt in weltlichen und geiſtlichen Dingen, und das Volk fällt in Rohheit und wird dann wirklich dem Geſetz abhold und gefährlich. Laſſet den helleniſch-chriſtlichen Geiſt in der Menſchheit frey walten, ſo hebt ſich der Menſch zum Himmel, weil er fühlt, daß er göttlichen Geſchlechtes ſey; zu ſeinen Füßen blühet die Erde im Schmucke und Segen jeder Kultur; Freunde und Brüder werden immer mehr die einzelnen Menſchen und die Nationen; frey waltet Glaube und Recht in der Menſchenbruſt. . . Wahrlich, die ganze ſittliche Menſchheit hat in ſich ſelbſt die dringendſte Aufforderung, die Sache der Griechen, die rechtlichſte, chriſtlichſte, die es geben kann, auf jede erlaubte Weiſe zu unterſtützen, und dadurch den Haß zu erklären gegen Barbarey und Willkür, in welcher Geſtalt er erſcheine, und öffentlich zu bezeugen, daß man Genoſſe eines heiligen Bundes ſey, mit allen Licht und Recht Liebenden auf der Erde, mit allen wahren Chriſten nach dem urſprünglichen Gottesvertrag in und mit dem Menſchengeiſte, und bekräftigt durch die göttliche Urkunde des Evangeliums.“

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

In der von Pius VI. geſtifteten, und von ſeinem Nachfolger mit zwey neuen Schulen, die eine für Geometrie und Mechanik, die andere für die Verzierungskunſt vermehrten, öffentlichen **Anſtalt für Civil-Architektur**, hat am 15. Sept. die gewohnte jährliche Preisaustheilung Statt gefunden. Von einer, aus einer Anzahl Architekten und Mitgliedern der Akademie von San Lucca beſtehenden, Kommiſſion wurden erſt die Verdienſte der Jünglinge ſorgfältig gewürdigt. Der Austheilung war eine gefällige, von einem auserleſenen Orcheſter vorgetragene, Symphonie vorausgegangen. Den Beſchluß machte eine Abhandlung des Profeſſors G. **Salvi**, „**über den Nutzen der Baukunſt**,“ und auch die Akademiker der **Tiberina** ermangelten nicht, ſich mit mancherley poetiſchen Produkten einzuſtellen.

In einer kürzlich zu Turin erſchienenen Schrift, welche den Titel führt: Carolò Boucheroni de Josepho Vernazza, Albensi, werden die ſittlichen ſowol als literariſchen Verdienſte des unlängſt in einem Alter von 77 Jahren mit Tode abgegangenen J. **Vernazza**, Profeſſor an der Univerſität zu Turin, von ſeinem Kollegen, Hrn. **Bucheron**, nach Verdienen gewürdigt. Zu **Albi** geboren, hatte **Vernazza** ſeine Studien zu **Turin** gemacht. Seine Lieblingsfächer waren Literatur, Geſchichte und Alterthümer. Sehr rein und elegant ſchrieb er ſeine Mutterſprache. Er beſchäftigte ſich mit kritiſchen Unterſuchungen über verſchiedene Denkmale des Alterthums. Mancherley Notizen über dieſe und jene Künſtler und Gelehrte ſeines Landes hat man ihm zu verdanken; auch befinden ſich in ſeinem Nachlaſſe verſchiedene Inſchriften zum Andenken verdienſtvoller Perſonen. Noch ein Gegenſtand ſeiner gelehrten Lucubrationen war die Geſchichte der Buchdruckerey ſeiner Vaterſtadt, und auf einige ſich von dort her ſchreibende, merkwürdigere Ausgaben ward durch ihn aufmerkſam gemacht. Seinen politiſchen Anſichten blieb er mit Beharrlichkeit getreu, ohne dieſelben jemals nach den Umſtänden zu modificiren. Erſt war er Bibliothekar und ſpäterhin Profeſſor an der Univerſität zu **Turin**, wo ihm ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und die Sicherheit, womit er in der Kritik zu Werke ging, allgemeine Achtung erwarben. Die angeſehenſten Literatoren, z. B. ein **Tiraboſchi** und andere, pflegten, wenn ſie des Rathes bedurften, zu ſeinen Einſichten ihre Zuflucht zu nehmen. Er ſtand in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem Abbate **Caluſo**, dem Grafen **Napione**, den **Balbo** und **Saluzzi**, und die ganze Zunft der Gelehrten bedauerte ſeinen Verluſt um ſo mehr, da er ſich neben ſeinem Wiſſen auch noch als einen in ſeinen Sitten ſtrengen und durch ſeine Lebensweiſe unabhängigen Mann bewieſen hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stuttgart, den 21. Nov.

Mlle. **Clelia Paſtori**, von welcher wir in dem zu Mailand erſcheinenden Corriere delle Dame vom 2. d. M. leſen, daß ſie in der Rolle der Cenerentola im Theater Morando zu Verona aufgetreten ſey, und durch die Schönheit ihrer Stimme, wie durch die Kraft und den Ausdruck ihres Geſanges, den allgemeinen Beyfall verdient habe, mit welchem man ihre Bemühungen belohnte, iſt hier angekommen, und hat bereits mehrere Proben ihres muſikaliſchen Talents abgelegt, welche das in dem Corriere über ſie ausgeſprochene Urtheil in hohem Grad rechtfertigten, und den ungetheilteſten Beyfall aller Kenner und Freunde der Muſik zur Folge hatten.

Beylagen: Kunſtblatt Nr. 95. u. Intelligenz-Blatt Nr. 39.

Nro. 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. November 1822.

Tief iſt die Ruh der Grüfte:
Der Morgenſonne Licht,
Das Wehn der Frühlingslüfte
Weckt ihre Schlummrer nicht.
Matthiſſon.

Der Stolz des Dörfchens.

(Nach dem Engliſchen.)

Auf meinen Wanderungen in den entlegenern Theilen Englands war ich in eine einſame Gegend gekommen und blieb Nachmittags in einem Dörfchen, deſſen ländlichſtille, maleriſche Lage mich angezogen hatte. Die Einwohner zeichnete eine kindliche Einfachheit aus, welche in den Dörfern an der großen Landſtraße nicht anzutreffen iſt. Ich beſchloß die Nacht daſelbſt zuzubringen und ging nach dem Mittageſſen aus, die reizenden Umgebungen zu betrachten.

Mein Umherſtreifen führte mich bald, wie das Reiſenden gewöhnlich zu geſchehen pflegt, zu der Kirche, die in einer kleinen Entfernung vor dem Dörfchen lag. Der alte Thurm, ganz mit Epheu überrankt, ſo daß nur hier und da ein vorragender Pfeiler oder ein graues Mauerſtück, oder eine phantaſtiſche Verzierung durch die grüne Hülle ſchaute, war in der That des Betrachtens werth. Es war ein lieblicher Abend. Den Tag hindurch war es trüb und regneriſch geweſen, allein gegen Abend hatte ſich der Himmel aufgeheitert; und obgleich über mir noch düſtre Wolken hiengen, eröffnete ſich doch im Weſten ein breiter goldner Himmelsſtreif, aus dem die ſinkende Sonne durch die träufelnden Blätter glänzte und die ganze Natur zu einem wehmüthigen Lächeln ſtimmte. Der Abend glich der Scheideſtunde eines guten Chriſten, welcher der Gebrechen und Sorgen der Welt lächelt und durch die Heiterkeit ſeines Scheidens die Hoffnung glorreichen Auferſtehens beſtärkt.

Ich hatte mich auf einen halbverſunknen Grabſtein geſezt und dachte meines vergangenen Lebens und früher, nun entfernter oder todter Freunde, mich in jene Art wehmüthiger Betrachtungen verlierend, die oft wohlthuender für das Herz ſind, als die Freude ſelbſt. In einzelnen Zwiſchenräumen klang der Ton einer Glocke von dem nahen Kirchthurm an mein Ohr. Die Klänge ſtimmten mit meinen Umgebungen und mit meinen Gefühlen überein und es dauerte einige Zeit, ehe mir einfiel, daß die Glocke einen Verſtorbenen zu Grab läuten müſſe.

Nun ſah ich einen Leichenzug ſich durch das Dörfchen bewegen; er ging langſam die Gaſſe entlang, verſchwand und erſchien wieder durch die Zwiſchenräume der Zäune bis er an dem Ort vorbeykam, wo ich ſaß. Die Bahre wurde von jungen, weißgekleideten Mädchen getragen; eine, ungefähr ſiebzehnjährige, Jungfrau ging vor dem Sarge her, einen weiſſen Kranz in den Haaren, ein Beweis, daß die Verſtorbene ein junges, und unverheirathetes Mädchen geweſen war. Der Leiche folgten die Verwandten. Die Eltern ſchritten voran, — ein ehrwürdiges Paar aus der beſſern Klaſſe der Landleute. Der Vater ſchien ſeine Gefühle zurück zu drängen; aber ſein ſtarres Auge, die gerunzelte Stirne, das tiefgefurchte Antlitz zeigten den ſchweren Kampf ſeines Innern. Seine Gattin hing an ſeinem Arm und weinte laut unter dem krampfhaften Schluchzen eines gebrochenen Mutterherzens.

Ich folgte dem Zug in die Kirche. Der Sarg wurde niedergeſezt und der Kranz von weiſſen Blumen, mit einem

Paar weiſſer Handſchuhe über dem Sitz aufgehangen, den die Verſtorbene ſonſt einzunehmen pflegte.

Jeder kennt das Herzbeengende und Ergreifende eines Leichenbegängniſſes: denn wer iſt ſo glücklich, nie jemanden, den er liebte, zum Grabe gefolgt zu ſeyn? Und was kann rührender ſeyn, als, die Hülle der Unſchuld und Schönheit ſo in der Blüthe des Lebens niederlegen zu ſehen? Bey der einfachen, aber höchſt feyerlichen Einſegnung der Leiche für das Grab — „Erde zu Erde — Aſche zu Aſche — Staub zu Staub“ floſſen die Thränen der jungen Gefährtinnen der Verſtorbenen unaufhaltſam. Der Vater ſchien noch mit ſeinen Gefühlen zu kämpfen und ſich an der Gewißheit aufzurichten, daß die Todte ſelig in Gott entſchlafen ſey; aber die Mutter gedachte ihres Kindes blos wie einer Feldblume, die in ihrer Schönheit vom Stengel geriſſen und verwelkt war: ſie glich Rachel „klagend über ihren Kindern und jeden Troſt verſchmähend.“

Bey meiner Rückkehr in das Wirthshaus, erfuhr ich die ganze Geſchichte der Verſtorbenen. Sie war einfach und ſo, wie man deren viele erzählt hat. Das Mädchen war die Schönheit und der Stolz des Dörfchens. Ihr Vater, einſt ein wohlhabender Pächter, war durch Unglücksfälle herab gekommen. Er hatte nur das einzige Kind und zog es zu Haus in der Einfachheit des ländlichen Lebens auf. Sie war der Augapfel des Dorfpredigers geweſen, das Lieblingslämmchen ſeiner kleinen Heerde. Der gute Mann wachte mit väterlicher Sorgfalt über ihrer Erziehung: ſie war beſchränkt und dem Kreiſe angemeſſen, für welchen ſie beſtimmt war; denn er wollte ſie zu einer Zierde deſſelben machen, ohne ſie darüber zu erheben. Die Zärtlichkeit und Nachſicht ihrer Eltern und die Befreyung von den gewöhnlichen Beſchäftigungen hatte eine natürliche Anmuth und Weichheit ihres Charakters befördert, und dieſe ſtimmte mit der zarten Liebenswürdigkeit ihrer Geſtalt ganz überein. Sie glich einer zarten Gartenblüthe, die zufällig unter den kräftigern Feldblumen aufwuchs.

Die Ueberlegenheit ihrer Reize fühlten und erkannten ihre Gefährtinnen ohne Neid; denn ſie war noch unendlich liebenswürdiger und freundlicher, als ſie ſchön war. Das Dörfchen war eines der abgelegenen Plätzchen, wo jezt noch Spuren altengliſcher Sitten zu finden ſind. Es hatte ſeine ländlichen Feſte und Sonntagsluſtbarkeiten, ſo wie ein ſonſt in England gewöhnliches Mayenfeſt. Dieſe Vergnügungen wußte der Prediger zu fördern; er liebte die alten Sitten und war einer jener einfachen Chriſten, die ihre Sendung zu erfüllen meinen, wenn ſie Freude auf Erden und Frohſinn unter den Menſchen verbreiten. Und ſo ſtand der Mayenbaum von Jahr zu Jahr in der Mitte der Dorf-Aue. Am Maytag wurde er mit Kränzen und Fahnen geſchmückt, und eine Mayenkönigin wurde, wie in frühern Zeiten, gewählt und ſtand den Spielen vor und vertheilte die Preiſe. Die maleriſche Lage des Dörfchens und die Anmuth der ländlichen Spiele zogen häufige Beſuche herbey. Unter dieſen befand ſich einſt am Tage des Mayenfeſtes ein junger Offizier, deſſen Regiment in der Nachbarſchaft ſein Standquartier genommen hatte. Er war entzückt von dem Feſte, noch mehr von der aufkeimenden Schönheit der Mayenkönigin. Sie war des Dörfchens Liebling, war mit Blumen gekrönt und erröthete und lächelte in all der reizenden Verwirrung mädchenhafter Verſchämtheit und Freude. Die Unſchuld der ländlichen Sitten erleichterte es ihm, ihre Bekanntſchaft zu machen; er wußte ihr nach und nach Vertrauen einzuflößen und zeichnete ſie ſo aus, wie junge Offiziere nur zu wohl zu verſtehen pflegen. Es war in ſeinen Vorſchritten nichts Beunruhigendes. Er ſprach ihr nie von Liebe: aber es gibt beredtere Sprachen, als die der Zunge, und jene dringen unbemerkt und unwiderſtehlich zu dem Herzen. Der Strahl des Auges, der Ton der Stimme — ach, die Sprache der Liebe hat einen weiten Umfang; ſie wird gefühlt und verſtanden, aber nicht beſchrieben. Sollen wir uns wundern, wenn ſie ein junges, ſchuldloſes und empfängliches Herz gewann? Und dieſes Herz liebte, ohne es faſt zu wiſſen: ſie forſchte kaum, welcher Art die wachſende Leidenſchaft war, die ſo jeden Gedanken und jedes Gefühl umfaßte; ſie fragte nicht, wohin das führen könne. Sie ſah die Zukunft nicht. War Eduard gegenwärtig, ſo hing ſie an ſeinen Blicken, ſeinen Worten; war er abweſend, ſo dachte ſie nur an das, was bey ſeiner lezten Anweſenheit geſchehen war. Sie ging mit ihm durch die ſchönen Umgebungen des Dörfchens; er lehrte ſie neue Reize der Natur kennen: er redete die Sprache der feinen, gebildeten Welt und hauchte den Geiſt der Poeſie in ihre zarte Bruſt. Vielleicht hatte nie ein reineres Gefühl eines Mädchens Bruſt belebt!

(Der Beſchluß folgt.)

Eine kurze Nachricht über die Inſeln Timor, Rotti, Savu, Solor ꝛc.

(Beſchluß.)

Solor.

Die Inſel Solor wird durch eine enge Straße von Sebrao getrennt, und liegt zwiſchen der ſüdlichen Grenze der holländiſchen Herrſchaft und der von Larantuka. — Die Einwohner ſind in zwey Klaſſen oder Kaſten getheilt, die Gebirgs- oder Urbewohner, die heut zu Tage gänzlich wild ſind, und die Küſtenbewohner, welche lezteren von dem Badju oder Orang-Laut Geſchlecht zu ſeyn ſcheinen, und die Regierung von Coupang anerkennen, in deren Dienſten ſie beſtändig 100 Mann halten, die jährlich abgelöſt werden; auch ſind ſie verpflichtet, Boote zum Transport der Hülfsvölker von Rotti und Savu nach Timor zu liefern, ſo oft ſolches erforderlich iſt.

Sie haben wenig Umgang mit den Gebirgsbewohnern, nur daß ſie dann und wann Wachs, wovon die Inſel einen Ueberfluß hat, und andere Naturerzeugniſſe, gegen Fiſchthran eintauſchen, womit ſie einen bedeutenden Handel nach Coupang treiben. Ihre Häfen werden auch von den Booten von Macaſſar und Sumbawa beſucht; ihre Ausfuhr beſteht aus Wachs und Thranöl. — Die Küſtenbewohner ſind ſehr geſchickte Fiſcher und fangen häufig den ſogenannten Schwarzfiſch, eine Art von Wallfiſch, welcher oft zwanzig Fuß lang iſt, und deſſen Oel nur dem Wallrath nachſtehet, indem er dieſelbe Subſtanz im Kopfe hat, wie der Pottwallfiſch oder die Kaſchelotte. Sie kochen den Speck nicht, ſondern laſſen ihn von der Sonne ausſchmelzen und fangen das Oel in einer darunter befindlichen Grube auf.

Ihre Religion iſt mahomedaniſch, viele der Bewohner der Nordküſte aber ſind von den Portugieſen, die auf jener Seite der Inſel einigen Einfluß erworben haben, zum Chriſtenthum bekehrt worden. — Die benachbarten Inſeln Sebrao, Pantar oder Alao, Ombay und Wetter ſind von demſelben Menſchenſchlage bewohnt, als die Gebirgsbewohner von Solor; ſie ſind alle Kanibalen; und es iſt daher ſehr gefährlich dort zu landen, wenn das Boot nicht gut bewaffnet iſt. Zuweilen ſind ſie doch bereit, ihr Wachs gegen andere Bedürfniſſe umzutauſchen, und verſehen ſogar die Wallfiſchfänger mit Vieh; dabey aber müſſen die Fahrzeuge beſtändig auf ihrer Hut ſeyn, indem ſie immer bereit ſind, über die Schwächeren herzufallen; auch vergeht ſelten ein Jahr, wo nicht einige Boote in ihren Häfen abgeſchnitten werden. — Dieſe Inſulaner ſollen den Timoreſern ſehr ähnlich ſeyn, indem ſie eben ſo krauſes Haar und eine ſehr dunkle Farbe haben. Von ihrer Religion, ihren Sitten und Gebräuchen weiß man ſehr wenig.

Auf den Inſeln Rotti, Savu und Solor befinden ſich von der Regierung von Coupang angeſtellte Dollmetſcher, die über die Ausführung der Befehle des Reſidenten zu wachen haben, und welchen im Allgemeinen von den Häuptern der unbedingteſte Gehorſam bewieſen wird.

Ende, der vornehmſte Hafen auf der Inſel Floris oder Ende, ſtand ehemals unter der Herrſchaft von Coupang, ſeit zehn Jahren aber befindet ſich derſelbe im Beſitze einer Kolonie von Buggeſen, die nicht nur die europäiſche Herrſchaft nicht anerkennen, ſondern auch mit Coupang Handel zu treiben verweigern. Dieſer äußerſt ſchöne Hafen befindet ſich nahe am Mittelpunkt der ſüdlichen Seite der Inſel, und iſt geräumig genug, um eine Menge Schiffe zu halten; auch iſt es der einzige ſichere Hafen auf der Südſeite von der Spitze von Java, bis nach Ombay. Die Ausfuhr von hier war ehemals ſehr groß und beſtand aus Sklaven, Goldſtaub, Wachs, Kokosnußöl, Sandelholz und Vogelneſtern. — Von dieſer ganzen Inſel iſt nur der öſtliche Theil, in der Nähe von Larantuka, im Beſitz einer europäiſchen Macht. Die Portugieſen, in deren Beſitz dieſe Gegend iſt, und welche eine Kirche zu Larantuka haben, haben die Einwohner beynahe alle zum Chriſtenthum bekehrt. Von hier geht jährlich eine Menge Sandelholz und Wachs nach Delli. — Das weſtliche Ende der Inſel, welcher Theil von den Eingeborenen Mangray genannt wird, ſtand bis vor ungefähr einem Jahre unter der Herrſchaft von Bima, und war eigentlich eine bimaneſiſche Kolonie, wohin Verbrecher vom Rang verwieſen wurden. Einige von dieſen haben ſich gegen die vom Sultan von Bima angeſtellten Befehlshaber aufgelehnt, und haben, nachdem ſie dieſelben vertrieben, die Regierung in ihre Hände genommen. Alle Boote, die ſeitdem von Bima dort gelandet ſind, wurden feſtgehalten, für Boote von Macaſſar und Buga aber ſind ihre Häfen immer offen.

Die Inſel Ende oder Floris hat von der Seeſeite ein gebirgiges Anſehen, und auf der Küſte befinden ſich mehrere ſehr hohe vulkaniſche Berge von kegelförmiger Geſtalt. Einer derſelben brach vor ungefähr zehn Jahren aus, mit einer ſolchen Gewalt, daß die Aſche ſich über die ganze Inſel Sumbawa verbreitete. In Größe ſtehet ſie in der ganzen Inſelgruppe ſüdlich von Java nur der Inſel Timor nach. Ausgenommen am öſtlichen Ende, leben die Eingebornen meiſtens im Innern, und die Seeküſte und Häfen auf der weſtlichen Seite ſind von Kolonien von Sumbawa und Celebes beſezt. Von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner iſt nur wenig bekannt: in ihrer Bekleidung kommen ſie den Papuans näher, als die Timoreſer. Es gibt auf derſelben eine Menge kleiner Staaten, deren viele ſich auf ein einziges Dorf beſchränken, und welche im beſtändigen Kriege mit einander begriffen ſind, bloß um Sklaven zu erbeuten, für die ſie an der Küſte immer Käufer finden. Sie werden als Sklaven ſehr geſchäzt, indem ſie ſehr bildſam, treu und ſtill im Betragen zu ſeyn pflegen. Eine große Anzahl derſelben wurde vor dem Verbot des Sklavenhandels jährlich nach Macaſſar gebracht; es werden aber noch immer ſehr viele in diejenigen Theile von Celebes eingeführt, welche nicht unter europäiſcher Herrſchaft ſtehen.

Die Sandelholzinſel, von den Eingebornen Sumba genannt, ſtand ehemals unter der Herrſchaft der Holländer, vor ungefähr zwanzig Jahren aber entzogen ſie ſich derſelben, weil dieſe Sandelholz dort fällten; da ſie den Baum als heilig achten und den Glauben hegen, daß für jeden abgeſchnittenen Baum einer der Einwohner ſterben müſſe. Seit jener Zeit ſcheinen ihre vorige Herren wenig Verbindung mit ihnen gehabt zu haben, und dieſe nur über Ende, deſſen Bewohnern die Eingebornen jener Inſel völlig ähnlich ſind; ſie ſollen aber äußerſt wild, unternehmend und tückiſch ſeyn; weßwegen die mit ihnen Handel treibenden Schiffe wohlbewaffnet ſeyn müſſen, indem ſie oft den

Verſuch machen, dieſelben abzuſchneiden, welches ihnen auch zuweilen gelingt. Die Bugeſen auf Ende treiben indeſſen einen bedeutenden Handel mit ihnen, und eine Menge Wachs und Vogelneſter wird jährlich von dort bezogen. Dieſe Inſel und Floris ſcheinen die weſtlichſten zu ſeyn, wo die Eingebornen krauſes Haar haben, da das Haar der Bewohner von Subawa und der weſtlichern Inſeln durchaus lang iſt. Auch die Geſichtsbildung derſelben iſt gänzlich verſchieden, und die Sitten und Gebräuche dieſer Inſulaner weit weniger wild und roh.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Nov.

Am Aller-Seelentage pflegt ein Theil der Pariſer nach den Gottesäckern zu wallfahrten, um die Gräber der Verwandten und Freunde zu beſuchen und mit Blumen zu beſtreuen. Beſonders wird der Gottesacker La Chaise, wo ſich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts die Leute vom bon ton begraben laſſen, und der wirklich zu einem recht vornehmen Leichenhof wird, an dieſem Tage ſtark beſucht. Da an dem lezten Todtentage die ſchönſte Herbſtwitterung herrſchte, der Himmel ohne Wölkchen, die Luft lau und ſanft war, ſo nahm auch ich die Wallfahrt nach der weit entlegenen Ruheſtätte vor, obſchon ich glücklicherweiſe daſelbſt das Grab keines Verwandten oder Freundes mit Thränen zu benetzen oder mit Blumen zu beſtreuen hatte. Eine ungeheure lange Straße zieht ſich durch die St. Antoine-Vorſtadt zu der Barrière de Cheronne hin, an welcher der Hügel Mont Louis mit allen den Grabſtätten liegt, und es gehört wirklich eine Reiſe dazu, um hier aus den Wohnſtätten der Lebenden zu dem Ruheorte der Todten zu kommen. Dieſe Straße reicht immer höher hinauf, und wird allmählig ſtiller und einſamer. Leichenzüge ſcheinen hier allein die Hauptpaſſage auszumachen; Kaufladen erblickt man zulezt faſt gar nicht mehr, und die Häuſer ſtehen wie verlaſſen. Vermuthlich mögen hier, wegen der häufig vorüberziehenden Memento mori, nur wenige Familien wohnen, und ich bin überzeugt, daß die Miethe hier ſehr niedrig iſt. Zwiſchen der Barriere und dem Eingange des Gottesackers ſtehen jedoch auf beyden Seiten einer ziemlich engen Gaſſe noch ſchöne Luſthäuſer, wiewol hier nun vollends nichts als Leichenwagen vorüberziehen. Die Bewohner derſelben müſſen wohl durch die Gewohnheit abgehärtet ſeyn: zur Entſchädigung haben ſie freylich bey der ſehr erhöhten Lage ihrer Luſthäuſer eine reizende Ausſicht auf die ganze Umgegend von Paris und auf die Stadt ſelbſt. Wenn ihnen die vorüberziehenden ſchwarzen Wägen melancholiſche Gedanken einſtößen, ſo brauchen ſie ja nur einen Blick auf den großen Aufenthalt von 700.000 Lebenden zu werfen, der ſich von hier aus zwiſchen zwey Hügelketten wie ein großer Keſſel darbietet, über welchen ein beſtändiger Dunſt verbreitet iſt. Sie brauchen ja nur an die vielen Zerſtreuungen und Vergnügungen zu denken, die daſelbſt für Geld oder auch unentgeldlich zu haben ſind, und wenn dazu die Sonne jene großen Steinhaufen und die umliegenden Hügel ſo ſanft beſtrahlt, wie am Aller-Seelentage, ſo müßte es ſonderbar zugehen, wenn die Melancholie der Pariſer Bewohner haften bliebe. Ich weiß nicht, wie es kam, und ob die Schuld an der heitern Witterung, oder an der reizenden Ausſicht, oder an einem luſtigen Liede des launigen Berenger lag, wovon mir folgende Verſe im Kopf herumgingen:

Amis, entendez les cloches,
Qui par leurs sons gémissans
Nous font de bruyans reproches
Sur nos rires indécens.
Il est des ames en peine,
Dit le prêtre intéressé,
C'est le jour des morts, mirliton mirlitaine
Requiesçant in pace.

Le souvenir de nos pères
Nous doit il mettre en souci?
Ils ont ri de leurs misères,
Des nôtres rions aussi.
Lise n'est point inhumaine,
Mon flacon n'est point cassé.
C'est le jour des morts etc.

Je ne veux point qu'on me pleure,
Moi, le boute-en-train des fous.
Puissé-je, à ma dernière heure
Voir nos fils plus gais que nous!
Qu'ils chantent, à perdre haleine,
Sur le bord du grand fossé:
C'est le jour des morts etc.

Genug, auch mir wollten die melancholiſchen Empfindungen nicht ſo ankommen, als ſie der Anblick eines Gottesackers zu erwecken pflegt. Es iſt wahr, es hatte Alles ein ſo feſtliches, freundliches Anſehen, daß das Bild der Verweſung und Vergänglichkeit darunter leiden mußte. Vor dem Eingange ſaßen die Gensd'armen zu Pferde, oder ſtanden, und ſchlugen weidlich auf die armen Gäule der Miethkutſchen los, die aus der Linie traten; die andern Kutſchen wurden mit mehr Achtung oder Schonung behandelt. So wie ein luſtiger Kauz bemerkt hat, daß es in Frankreich ohne Gensd'armen kein Vergnügen mehr gibt, ſo ſcheint es auch ohne dieſelben kein Leid mehr zu geben; bey dem einen ſind ſie jedoch ſo unnütz, als bey dem andern. Allein die Polizey will nun überall ihre bewaffnete Hand zeigen, und da mag denn das Ausſtellen der Gensd'armen vor einem Gottesacker zu den Planen der Obrigkeit paſſen. Eine Menge Menſchen ſtrömten aus und ein, wiewol ohne Unordnung und Geräuſch; manche in ſchwarzen Kleidern, aber die meiſten in gewöhnlichen Sonntagskleidern; viele Damen waren weiß gekleidet, mehrere ſogar geſchmückt, ſo daß ein Fremder, welcher hier zufällig vorbeygegangen wäre, wohl hätte glauben können, man gehe hier aus und ein zu einem gemeinſchaftlichen Vergnügen; auch ſieht, bey einem flüchtigen Anblicke, der Gottesacker La Chaise ſo ziemlich einem Tivoli oder einem andern Luſtgarten ähnlich. Lange Baumalleen und Fußwege ziehen ſich ſchnurgerade oder in gekrümmten Linien über Hügel und Thal, und die auf beyden Seiten der Fuß- und Fahrwege befindlichen eingezäunten Blumen- und Raſenbeete vermehren die Täuſchung. Am Eingange befindet ſich eine Fabrik von Kränzen oder eigentlich Kränzchen, aus natürlichen und künſtlichen Blumen; dieſe Kränzchen ſind äußerſt niedlich und elegant, und die künſtlichen von den natürlichen ſchwer zu unterſcheiden. Es wurde hier ſtark eingekauft, und es mußte am Morgen ſchon ein beträchtlicher Abſatz dieſer Waare geweſen ſeyn, denn an vielen Denkmälern hingen friſche Kränzchen. Ich ſah die Mädchen eines Erziehungshauſes mit ihrer Lehrerin zu dem Grabe einer Geſpielin hinaufziehen; ſie trugen alle violettſeidene Kleider; jede dieſer ſchlanken Mädchen hatte ſich mit einem friſchen Kränzchen verſehen; einige trugen auch kleine Blumentöpfe mit friſchen Blumen: es war ein ſchöner Anblick, der aber keineswegs zu Todesempfindungen ſtimmte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Nro. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. November 1822.

> Es werden noch Jahrhunderte hingehen, ehe wir bey dem Wort: Siberien, uns etwas Anderes denken können, wie eine unermeßliche Wildniß, in der verſtümmelte Verwieſene ihr Daſeyn verwünſchen.
>
> — — whr.

Erſte Eroberung Sſibiriens. *)

Zu der Zeit als Joann, bey einer Armee von 300,000 rüſtigen Kriegern, unſere weſtlichen Beſitzungen verlor und ſie ſechs und zwanzig tauſend halbtodten Ljachen und Deutſchen abtrat, — zu eben dieſer Zeit erwarb ein kleiner Schwarm müſſiger Menſchen, theils von roher Habſucht, theils von ritterlicher Ruhmliebe geleitet, ein neues Reich für Rußland, entdeckte eine zweyte neue Welt für Europa, zwar volkleer und kalt, aber günſtig für menſchliche Exiſtenz, merkwürdig durch Mannigfaltigkeit, Größe und Reichthum der Natur, wo im Schooße der Erde Metalle und koſtbare Steine ruhen, im Dickigt finſterer Wälder wilde Thiere hauſen und die Natur ſelbſt ungeheure Steppen mit wildem Korne beſäet; wo ſchiffbare Flüſſe, große fiſchreiche Seen und blühende Fruchtthäler von hohen Pappeln beſchattet in tiefem Schweigen der thätigen Bewohner harren, um im Laufe der Jahrhunderte neue Fortſchritte bürgerlicher Thätigkeit aufzuſtellen, den in Europa beengten Völkern Raum zu geben und gaſtfreundlich die Ueberzahl ihrer Volksmenge mit Wohlthaten zu überhäufen. — Drey Handelsleute und ein flüchtiger Hetmann Wolgaſcher Räuber, wagten es ohne Zariſchen Befehl, im Namen Joanns Sſibirien zu erobern.

Dieſe unermeßliche Oberfläche Nord-Aſiens, begrenzt von einer Felſenkette, vom Eismeere, vom öſtlichen Ocean, von der Kette des Altai und der Sſajanſkiſchen Gebirge — das Vaterland geringer Völkerſtämme Mongoliſchen, Tatariſchen, Tſchudiſchen (Finniſchen) und Amerikaniſchen Urſprungs *) — blieb der Wißbegierde der alten Kosmographen verborgen. Dort, auf der größten Höhe des Erdballs war, wie der große Linné errieth, das erſte Aſyl der Familie Noäh nach der verheerenden Weltfluth; die Einbildungskraft von Herodots Zeitgenoſſen ſuchte hier die goldhütenden Greifen: aber die Geſchichte kannte Sſibirien nicht vor dem Einfall der Hunnen, Türken und Mongolen in Europa: Attilas Vorfahren zogen an den Ufern des Jeniſſei umher; der berühmte Chan Diſawul empfing Juſtinians Großbeamten Semarch in den Thälern des Altai; die Geſandten Innocenz IV. und des heiligen Ludwig reiſten den Baikal entlang zu den Nachfolgern Tſchingiſchans, und der unglückliche Vater des Newſkiſchen Alexander warf ſich nieder vor Gajuk in den Umgegenden des Amur. Als Zinspflichtige der Mongolen lernten wir im dreyzehnten Jahrhundert den Süden Sſibi-

---

*) Aus Karamſins Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs IX. S. 370 f. in der St. Petersburger Zeitſchrift Nr. 25. 1822.

*) Die Sprachen der Korjaken, Tſchuktſchen, Kamtſchadalen und der Inſelbewohner des öſtlichen Oceans gleichen denen der nördlichen Amerikaner; wahrſcheinlich, daß ſie (nämlich die Korjaken u. ſ. w.) Amerikaniſche Auswanderer ſind. Die Tſchuktſchen haben, wie Cook und Leſſeps bemerkten, in ihrem Geſichte nichts Aſiatiſches.

Anm. 677. zu Th. IX. d. R. Geſch.

riens kennen, aber noch vor den Eroberern war uns der nordweſtliche Theil deſſelben bekannt, wo ſchon im eilften Jahrhundert die kühnen Nowgoroder durch koſtbares Pelzwerk ſich bereicherten. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wehten Moskwas Fahnen ſchon auf den Schneegipfeln der Felſenkette, den Riphäiſchen Bergen der Alten, und die Heerführer Joanns III. verkündeten ſeinen großen Namen an den Ufern der Tawda, des Irtiſch und Ob, fünftauſend Werſt von Petersburg. Schon dieſer Monarch nannte ſich in ſeinem Titel der Jugoriſche, ſein Sohn der Obdoriſche und Kondinſkiſche, der Enkel aber der Sſibiriſche, denn er machte dieſen Mongoliſchen oder Tatariſchen Staat zinsbar, der aus den alten Iſchimſkiſchen, Tjumenſkiſchen oder Schibaniſkiſchen Hordenlagern beſtand, die uns ſchon ſeit 1480 bekannt waren, und ihren Namen wahrſcheinlich von Batü's Bruder, Schiban, dem Alleinherrſcher Nordaſiens, öſtlich vom Aralſee, hatten.

Es heißt, daß, der Fürſt Iwak oder On, von Nogaiſchem Stamm und Muhammedaniſchen Glaubens, am Fluſſe Iſchim, als Beherrſcher vieler Tataren, Oſtjaken und Wogulitſchen, lebte; daß ein Empörer, Tſchingis genannt, Iwak ſtürzte, aber aus Liebe zu deſſen Sohne Taibug, dieſem ein Heer zur Eroberung der Ufer des Irtiſch und des großen Ob gab, wo dieſer junge Fürſt das Sſibiriſche Chanat und die Stadt Tſchingii an der Tura gründete, in welcher nach ihm ſeine Söhne Taibugin, Chodſcha, und ſein Enkel Mar, Vater Ader's und Jabolak's, welcher leztere mit der Zarin von Kaſan, einer Schweſter Upak's, vermählt war, herrſchten; daß Upak den Mar tödtete, Mahmet, der Sohn Ader's aber, den Upak, und Isker oder Sſibir am Irtiſch (16 Werſt vom heutigen Tobolsk) erbaute; des Mahmets Nachfolger waren: Agiſch, Sohn Jabolak's, Mahmets Sohn Kaſüj, und deſſen Kinder: Jediger (Vaſall von Moskwa) und Bekbulat, und dieſe beyden von dem Sohne des Kirgiſiſchen Chans Murtaſa, Kutſchjum, dem erſten Sſibiriſchen Zar, (der auch Joanns Vaſall war) geſtürzt wurden. Nicht ſehr glaubwürdige Sagen, welche die Ruſſen von den Muhammedaniſchen Bewohnern Sſibiriens hörten und ohne kritiſche Unterſuchung in ihre Annalen eintrugen. Der Zariſche Brief von 1597 aber nennt als erſten Chan von Sſibirien: Ibak, Kutſchjums Großvater; als zweyten: Mahmet; als dritten: Kaſüj; als vierten: Jediger, ſämmtlich Fürſten Taibuginiſchen Geſchlechts. Bemerken wir noch, daß, als die Moskowiſchen Truppen 1483 am Irtiſch kämpften, ſie in dieſen Gegenden keine Tataren ſahen, wo doch ſchon damals die Feſtung Sſibir beſtand, und der Fürſt Liatik, wahrſcheinlich Jugoriſchen oder Oſtjakiſchen Stammes, herrſchte; folglich eroberten die Iſchimſkiſchen Nogaien, in Verbindung mit den Tjumenſkiſchen die Mündung des Tobol ſchwerlich vor dem ſechszehnten Jahrhundert, und gründeten nicht, ſondern eroberten das Städtchen Sſibir, welches ſie Isker nannten.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Stolz des Dörfchens.

(Beſchluß.)

Die ſchöne Geſtalt ihres jugendlichen Bewunderers, die glänzende Uniform mochten ihr Auge zuerſt gefeſſelt haben. Aber durch dieſe war ihr Herz nicht gewonnen worden. Ihre Zuneigung war eine Art von Anbetung. Sie ſah zu ihm, wie zu einem höhern Weſen auf. Sie fühlte in ſeiner Nähe die Begeiſterung eines von Natur zarten, poetiſchen Gemüths, in dem das höhere Leben erſt jezt erwachte. Sie war weit entfernt, an Stand und Vermögen zu denken; ſein Geiſt, ſeine Sitten, ſein Benehmen erhoben den jungen Mann in ihren Augen. Sie lauſchte ihm mit entzücktem Ohr und geſenktem Blick, ſtummen Erſtaunens und ſüßer Freude; Begeiſterung färbte ihre Wange purpurn: zuweilen blickte ſie ihm wohl bewundernd in das Auge, aber ſie zog den Blick ſchnell zurück und ſeufzte und erröthete bey dem Gedanken an ihren Unwerth.

Eduard liebte ſie nicht weniger; aber ſeine Liebe miſchte ſich mit Gefühlen niedrer Art. Er hatte die Verbindung leichtfertig angeknüpft, denn er hörte ſeine Freunde ſich oft ihrer Eroberungen bey ſchönen Landmädchen rühmen und hielt einen Triumph der Art für nothwendig, um als Mann von Geiſt zu gelten. Aber die Quelle ſeiner Gefühle ſtrömte friſch und jugendlich; das umherziehende und zerſtreute Leben hatte ihn noch nicht kalt und ſelbſtſüchtig gemacht und ehe er mit ſeiner Lage hinlänglich bekannt war, hatte ihn Liebe gefeſſelt.

Was war zu thun? Es zeigten ſich ihm die alten Hinderniſſe, die immer mit ſo gedankenloſen Verbindungen kämpfen: die Vorurtheile der Freunde, Abhängigkeit von einem ſtolzen, unerbittlichen Vater — er durfte an keine Heirath mit dem einfachen Kinde denken. Wenn er auf das unſchuldige Weſen ſah, das ſich ihm ſo vertrauenvoll, ſo zärtlich hingab, ſo ſchwand freylich jeder frevelhafte Gedanke. Vergebens ſuchte er ſich durch tauſend herzloſe Beyſpiele von Modemännern zu ermuntern, und die Flamme edler Gefühle mit dem kalten Spott zu tödten, mit dem er Frauen-Tugend hatte ſchmälern hören: ſo oft er in ihre Nähe kam, war ſie von jenem geheimnißvollen Reiz jungfräulicher Reinheit umgeben, in deren heiligen Sphäre kein arger Gedanke aufkeimen konnte.

Der ſchnell erfolgte Befehl an das Regiment, nach dem feſten Land abzugehen, vollendete die Verwirrung ſeines Geiſtes. Er blieb kurze Zeit in dem Zuſtand der peinlichſten Ungewißheit: er zauderte, die Nachricht mitzutheilen, bis der Tag der Abreiſe nahe war, und nun theilte er ſie bey einem Abendſpaziergang mit.

Der Gedanke des Scheidens war ihr noch nicht gekommen: er traf ſie im Schooße des Glücks und ſie weinte die bitterſten Thränen. Er nahm ſie an ſeine Bruſt und küßte die Thränen von der zarten Wange. Die Seligkeit, welche für den Liebenden in dieſer weichen, kindlichen Hingebung lag, der Reiz des himmliſchen Mädchens, ihr Schmerz führten ſein beſſeres Gefühl zu einer Schändlichkeit: er ſchlug ihr vor, ihr Haus zu verlaſſen und ſein Schickſal zu theilen.

Er war Neuling in der Verführungskunſt, und erröthete und bebte vor ſeiner Niedrigkeit zurück. Sie verſtand ihn anfangs gar nicht: denn warum ſollte ſie ihren Geburtsort, das moosbewachſene Dach ihres Vaters verlaſſen? Schrecklich aber war die Wirkung, als ſie ſeine Abſicht kennen lernte. Sie weinte nicht; kein Vorwurf kam aus ihrem Munde; es war, als habe eine giftige Schlange ſie berührt, ſie warf einen Angſtblick auf ihn, der in ſeine Seele drang, und die Hand wie im Todeskampf zudrückend, floh ſie in ihres Vaters Hütte.

Eduard zog ſich zurück, verwirrt, gedemüthigt, reuevoll. Es iſt ungewiß, wohin ihn der Kampf der Gefühle geführt hätte, wäre die Abreiſe nicht ſo ſchleunig gefolgt. Neue Scenen, neue Freuden, neue Gefährten zerſtreuten ſeine Selbſtvorwürfe und verzehrten ſeine Neigung. Mitten im Gewühl der Schlachten aber, im Freudenrauſch der Siege kehrten ſeine Gedanken oft zurück zu den Scenen ländlichen Friedens, ſtiller Einfachheit — die weiße Hütte — der Fußpfad entlang des Silberbachs, am Hagdorngebüſche hinauf und die kleine Dörfnerin an ſeinem Arm hängend und ihm lauſchend mit glänzenden Augen voll herziger Liebe!

Der Schlag, der des armen Mädchens ganze idealiſche Welt zertrümmerte, war grauſam. Eine düſtere Schwermuth bemächtigte ſich ihrer. Sie hatte den Abzug der Truppen aus ihrem Fenſter geſehen. Sie hatte ihren treuloſen Liebhaber, wie im Triumph, unter Trompetenklang und Waffenglanz davon ziehen ſehen. Sie blickte zum leztenmal auf ihn, als die Morgenſonne ihn umſtrahlte und der Wind mit den Federn ſeines Hutes ſpielte: gleich einer glänzenden Erſcheinung ging er vor ihr unter, und es ward tiefe Nacht in ihr.

Die Roſen ihrer Wangen erſtarben; ſie fühlte, daß der Tod ihr nahe und ſah ihm als dem Geber der Ruhe mit Freude entgegen. Ihr edles Herz war keines Grolles fähig; ſie ſchrieb in einer Stunde wehmüthiger Weichheit einen Brief an ihren Geliebten, der unendlich einfach und rührend war. Sie ſagte ihm, ſie werde nun bald ſterben; ſie beſchrieb den Kummer, welchen ſie bis jezt ausgeſtanden hatte, ſchloß aber mit den Worten, ſie könne nicht in Frieden dahin ſcheiden, wenn ſie ihm nicht ihre Vergebung und ihren Segen geſendet hätte.

Sie wurde von Tag zu Tag ſchwächer und konnte die Hütte nicht mehr verlaſſen. Keine Klage kam über ihre Lippe, und Niemanden ſagte ſie, welcher Wurm an ihrem Herzen nage. Sie gedachte nicht einmal des Namens ihres Geliebten. Ihre armen Eltern weilten in ſtummem Schmerz bey der welkenden Blüthe ihrer Hoffnungen, und tröſteten ſich gegenſeitig mit der Möglichkeit der Geneſung.

So ſaß ſie eines Sonntag-Nachmittags zwiſchen ihnen; ſie hielt ihre Hände: das Fenſter war geöffnet und ſanfte Lüfte erfüllten das Zimmer mit dem Duft der Geisblattlaube, welche ſie mit eignen Händen rund um das Fenſter gezogen hatte.

Ihr Vater hatte eben ein Kapitel aus der Bibel geleſen; es handelte von der Eitelkeit der weltlichen Dinge und den Freuden des Himmels; es ſchien Troſt und Heiterkeit in ihre Seele zu gießen. Ihr Auge hing an der fernen Dorfkirche; die Abendglocke wurde geläutet; die lezten Strahlen der Sonne vergoldeten die Höhe des Thurms und heilige Sabbathſtille athmete ringsum. Die Eltern blickten mit ſchwerem Herzen auf ihr Kind. Krankheit und Kummer, die ſonſt des Menſchen Antlitz entſtellen, gaben dem ihrigen den Ausdruck eines Seraph's. Eine Thräne zitterte in ihrem ſchönen blauen Auge. — Dachte ſie ihres treuloſen Freundes? — oder wallte ihr Geiſt ſchon in beſſern Auen?

Plözlich hörte man Hufſchlag — ein Reiter ſprengte vor die Hütte — er ſtieg vor dem Fenſter ab — das arme Mädchen ſtieß einen ſchwachen Schrey aus und ſank in den Seſſel zurück; — ihr reuiger Geliebter war zurückgekehrt! Er ſtürzte in das Zimmer und wollte ſie an ſeine Bruſt ſchließen, aber — die todtenblaſſe Geſtalt, lilienbleich und doch noch ſo ſchön! — Im furchtbarſten Seelenkampf lag er zu ihren Füßen. Sie konnte ſich nicht mehr erheben; ſie verſuchte, ihre bebende Hand auszuſtrecken; ihre Lippen zitterten, als ob ſie ſpräche, aber man hörte keinen Laut, ſie blickte auf ihn mit dem Lächeln der zärtlichſten, unendlichen Liebe und ſchloß ihr Auge für immer.

Adrian.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 6. Nov.

(Fortſetzung.)

Am Eingange und an mehrern Stellen des Gottesackers war eine Verordnung des Departements-Präfekten angeſchlagen, worin der Preis des Raumes für ein Grab per Metre feſtgeſezt iſt, wie auch die beym Ankaufe deſſelben und bey Errichtung der Denkmäler zu beobachtenden Formalitäten vorgeſchrieben werden. Den Familien ſolle völlig frey ſtehen, die Grabmäler ſo einzurichten, wie ſie es für gut befänden: nur die Inſchriften ſollten ſie vorher dem Bureau vorzeigen. Alſo eine Cenſur der Leichenſteine; ſo etwas fehlte noch: Wenn Jemand aus Kummer über ungerechte Verfolgung im Mangel und Dürftigkeit bey unverdienter Hintanſetzung geſtorben iſt, ſo muß die Grabſchrift künftighin heucheln, und darf der Nachwelt die Wahrheit nicht berichten! Dieſe Inſchriften-Cenſur iſt erſt neuerdings aufgekommen, da nach den ſtürmiſchen Zeitbegebenheiten, welche ſo Manchem das Leben verleidet haben, mehrere Familien auf den Denkmälern der Verlornen die Urſache ihres Todes frey heraus zu ſagen angefangen hatten. Uebrigens äußert der Zwang hier ſeine gewöhnliche Folge: was nicht öffentlich geſchehen kann, wird heimlich viel ärger getrieben. Anſtatt die Inſchriften hineinzugraben, werden ſie von Ungebetenen auf alle Seiten geſchrieben. Hinter einem großen Obelisk, der zu Ehren eines Hrn. Adamſon errichtet worden iſt, ſah ich eine Menge Menſchen mit geheimnißvoller Miene allerley Kritzeley leſen, womit die weißen Marmorplatten bedeckt waren. Sie hatten alle auf den Marſchall Ney Bezug, der hier vermuthlich zuerſt begraben worden war. Da ſtanden denn, halb von der Polizey verwiſcht, allerley Sachen, die den Polizey-Beamten ein wahrer Gräuel müßten geweſen ſeyn, als: Ma vie est à mes bourreaux, mon ame est à Dieu! Das Grabmal des unglücklichen Studenten Lallemand, der bekanntlich bey den Unruhen des Jahrs 1820 von der Garde erſchoſſen worden war, und dem die verſchiedenen Schulen dieſer Hauptſtadt ein großes Denkmal errichtet haben, natürlich ohne andere Inſchrift, als die Anzeige des Namens und Todestages, und der Schulen, welche zu den Koſten des Denkmals beygetragen haben, iſt von hinten und auf beyden Seiten ganz mit geſchriebenen Dingen bedeckt, worüber aber der Schwamm der Polizey ſo hart hergefahren iſt, daß nur noch einige Worte, als: Tu seras vengé! und les camerades n'oublieront jamais ta mort, zu leſen ſind; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß bey ſolchen Gräbern beſtändig ein verkappter Polizeyagent Schildwache ſteht. Vor einigen Jahren gab eine Inſchrift dieſes Gottesackers zu einem ſonderbaren Prozeſſe Anlaß. Ein Vater hatte auf das Grab ſeiner verheiratheten Tochter ſetzen laſſen, ſie ſey das Opfer ihrer Heirath geworden. Der Schwiegerſohn, der wirklich ein Taugenichts zu ſeyn ſchien, deſſen Untugend aber leider nicht von der Art war, daß ſie vor Gericht gezogen werden konnte, verklagte ſeinen Schwiegervater, und erhielt ein Urtheil, kraft welches die vermuthlich wahre Bemerkung des trauernden Vaters wieder ausgelöſcht werden mußte. Was dem Gottesacker La Chaise noch fehlt, iſt der dichte Schatten hoher Bäume, welcher auf den Ruheſtätten eine ſo ſchöne Wirkung hervorbringt. Die angelegten Pflanzungen ſind alle jung, da die vorigen in den Kriegsjahren 1814 und 1815 zerſtört worden ſind, wo dieſer Platz zu einem Bivouac dienen mußte; im Jahr 1814 wurde er ſogar von den Ruſſen mit ſtürmender Hand eingenommen. Uebrigens iſt die Lage deſſelben in kriegeriſcher Hinſicht zu wichtig, als daß er nicht bey jeder Beſitznahme von Paris zu einem Kriegspoſten dienen könnte. Sollte alſo Paris noch in der Folge irgend eine gewaltſame Beſitznahme zu erleiden haben, ſo wird auch wahrſcheinlich die Ruhe dieſes Ortes nochmals geſtört werden. Es iſt Schade, daß bey der erſten Anlegung dieſes Leichenackers nicht ſogleich ein feſter Plan befolgt worden iſt, wofern man nicht etwa die Abſicht hatte, den Anſchein der Regelmäßigkeit zu entfernen, und dadurch der Natur mehr getreu zu bleiben. Die Gräber befinden ſich auf den Hügeln, an denſelben, unter denſelben und in den Thälern und Ebenen. Nur in den leztern ſind ſie meiſtens ſchnurgrade und parallel zu beyden Seiten in unabſehbaren Reihen angelegt. Die größten und koſtbarſten Denkmäler ſtehen auf den Anhöhen, wo ſie ein äußerſt imponirendes Anſehen haben und von ſcharfen Augen ſtundenweit geſehen werden können. Unten an den Hügeln ſind die Keller angebracht, welche von Familien zu ihren Grüften erbaut worden, und mit einem vorgebauten Eingange und zierlichen eiſernen Gittern verſehen ſind. Solche Familiengrüfte ſind auch im Freyen und in Geſtalt geſchmackvoller Gebäude angelegt worden. Die Familie Greffuhl, bekannte Bankiers aus den Niederlanden, beſizt eine, die einer gothiſchen Kapelle gleicht, und bis jezt das geräumigſte Denkmal auf der ganzen Ruheſtätte iſt. Ich ſage bis jezt, da unaufhörlich neue Grabmäler gebaut werden, und der Aufwand bey denſelben immer höher ſteigt. Erſt vor wenig Jahren war der große marmorne Obelisk, welcher zu Ehren des Marſchalls Maſſena errichtet worden iſt, das glänzendſte Denkmal; allein ſeitdem wird es durch ein nicht weit davon ſtehendes, der ruſſiſchen Gräfin oder Fürſtin Demidoff errichtetes, verdunkelt. Lezteres iſt ganz aus weißem karrariſchem Marmor, und beſteht in einem von Säulen getragenen offenen Tempel, zu welchem mehrere Stufen führen; in der Mitte deſſelben erhebt ſich auf einem hohen Fußgeſtell ein geſchmackvoller Sarkophag aus grauem ſchön geglättetem Marmor. Von der Sonne beleuchtet, und in der Ferne geſehen, erſcheint dieſer Marmortempel blendend weiß. Es wurde aber an einem großen Denkmale gearbeitet, das wie ein runder Thurm ausſehen wird, aus welchem oben ein kleinerer in der Art eines Pavillon hervorragt. Dieſer Plan ſchien mir ohne Geſchmack entworfen zu ſeyn. Eine andere Art Grabmäler, wovon bereits mehrere Muſter vorhanden ſind, beſteht in viereckigen Kapellen, zu welchen man auf Treppen hinaufgeht, und die ein kleines Fenſter mit farbigem Glaſe haben; die Todtenſtätte befindet ſich unter derſelben. Einige Fremde, als der däniſche Geſandte Bourke und der Engländer Crawfurd ruhen in kleinen, den egyptiſchen nachgeahmten Pyramiden. Der kleinern unbedeutendern Denkmäler iſt eine ſolche Menge, daß das Auge bald müde wird, dieſelben einzeln zu betrachten. Man muß beſonders die kompendiöſe Art bewundern, womit dieſe kleinern Gräber angelegt werden. Hier wird auch kein Zoll breit Raum mehr verſtattet, als zum Begraben nöthig iſt. In dieſem engen Raume nun hat die Pariſer Erfindſamkeit Mittel gefunden, nicht allein einen Grabſtein oder eine Grabſäule zu errichten, ſondern auch einen grünen Raſen oder ein Blumenbeet anzulegen, und daſſelbe mit einem hölzernen oder eiſernen Gitter zu umzäunen; in einigen befindet ſich ſogar eine kleine ſteinerne Bank. Manche dieſer Blumenbeete und grünen Raſen werden mit außerordentlicher Sorgfalt unterhalten, und wenn man die Menge dieſer Einzäunungen überblickt, ſo entſteht ein wahrlich angenehmes und beynahe buntes Gemälde. Theils beſorgen die Freunde und Verwandten ſelbſt das Ausſchmücken und Unterhalten dieſer Todtengärtchen, theils wird daſſelbe einem eigens davon lebenden und an dem Gottesacker wohnenden Gärtner übertragen. Aber einige Plätzchen ſind ganz verwildert, und man ſieht es ihnen an, daß, ſeitdem die Stätte zur Beerdigung angekauft worden iſt, ſich Niemand weiter um dieſelben bekümmert hat. Entweder haben die Verblichenen keine Familie hinterlaſſen, oder die Zurückgebliebenen haben bald das Andenken an dieſelben aus dem Sinne entfernt.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 281.

Der Mond.

Räthſel.

Ein Städtchen, an des ſchönſten See's Bruſt
Geſchmiegt, erglänzt mein Bild im Waſſerſpiegel;
Mein Haupt umgürten ſanft geſchwellte Hügel,
Und rings thut freye, friſche Lebensluſt.
Schalmey'n der Hirten, frohe Winzerlieder,
Sie hallen an den grünen Bergen wider;
Der dunkelblaue Himmel glänzet rein,
Und Alpenlüfte wehen kühlend nieder.
Büß' ich das erſt' und lezte Zeichen ein,
Dann ſehet ihr als Mutter mich von Allen,
Die durch der Erde Nacht zum Lichte wallen. K.

Beylagen: Monats-Reg. Novemb. Intelligenzblatt Nr. 40.

Nro. 288.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Dezember 1822.

An dieſem Hain, vom Erlenbach durchtanzt,
Ein Gärtchen nur vor einer kleinen Hütte,
Mit ſchlanken Pappeln maleriſch umpflanzt,
Iſt Alles, was ich vom Geſchick erbitte.

Mathiſſon.

Horazen's Lob des Landlebens*).

Ueberſezt von Dr. Nürnberger.

Wohl dem, der fern von Rom's Geſchäften und Vergnügen,
Gleichwie's der brave Schlag der Alten that,
Ein Stier-Geſpann, um ſein ererbtes Feld zu pflügen,
Und Schulden nicht, noch böſe Schuldner hat;
Dem nicht der Tuba Ruf zum blut'gen Schlachtgewühle,
Nicht Kaufmannsgeiſt auf wilde Meere zieht,
Der nicht Prozeſſe führt, und, voll von Selbſtgefühle,
Die ſtolze Schwelle der Patrone flieht! —
Dafür vermählet er des Weinſtocks ſchwanke Reben
Der Pappel, zum gedeihlichen Verein,
Haut faule Stöcke weg, und impft, zu neuem Leben,
Veredelte und fleiß'gre dafür ein;
Hört im begrünten Thal die frohen Heerden brüllen,
Ergözt den Blick an ſeiner reichen Flur,
Sieht mit dem Honig ſich die ird'nen Krüge füllen,
Und freuet ſich auf ſeine Lämmerſchur.
Der Obſtbaum beut im Herbſt ihm ſeine güldne Krone
Von reifer Frucht, und wie behagt's ihm nicht,
Wenn ſelbſtgepfropfte Birn', als wie zu Fleißes Lohne,
Wenn Aepfel er, und Purpurtrauben bricht!
Dann kann mit Opfern er, Priapus! dich bedenken,
Und dich, du Fluren-ſchützender Silvan!
Die alte Eiche wird dafür ihm Schatten ſchenken,
Das ſchwell'nde Moos beut ſich zum Kiſſen an;
Mit Rauſchen laden ihn des Felſenſtromes Wellen,
Mit Liebesgirr'n die Vögelchen im Hain,
Mit leiſem Murmeln die kryſtall'nen Wieſen-Quellen
Zu leichtem Schlaf und ſüßen Träumen ein. —
Und ſchickt nun Donn'rer Zeus uns Winter-Sturm und Regen,
Geht's auf die Jagd, — gibt's Eber doch genug!
Ein munt'res Hunde-Heer treibt ſie uns bald entgegen,
Und treibt ſie bald in's aufgeſpannte Tuch.
Hier ſteht der Vogelheerd, und ſtraft mit liſt'gen Schlingen,
Der nimmerſatten Droſſel Gierigkeit.
Kein flücht'ger Haſe darf dem dichten Garn' entſpringen,
Willkommen, Kranich, unſ'rer Lüſternheit! —
O wer verzichtete da nicht auf Stadt-Vergnügen,
Verbot'nen Umgang, loſe Buhlerey'n!
Iſt's beſſer nicht im Arm der keuſchen Gattin liegen,
Und froher Vater ſüßer Kinder ſeyn?
Ja! wär' ein ſolches Weib, ein braunes, mir beſchieden,
Wie ſie Apulias Hütten noch erzieh'n,
Das Abends ihres Manns, des hungrig-Arbeitsmüden,
Im Kinderkreis, am flammenden Kamin,
Voll treuer Sehnſucht harrt, mit nimmer ruh'nden Händen
Gemolk'ne Milch, und Brod zum Imbiß beut,
Stets ſelbſt gewonnenen Wein, zum Mahles Schluß zu ſpenden,
Im Vorrath hat, und ſeiner Luſt ſich freu't:
So ließ, für den Genuß, ich gern ja Rhomben, Skaren,
Die Sturm aus Oſt in unſ're Meere jagt,
Ja, alle Auſtern des Lukriner See's fahren,
Ob wohl mir's Herz im Leibe dabey lacht;
So ſollte Jonia mir kein zartes Huhn mehr ſchicken,
Und keine fetten Hennen Afrika;
Lacht die Olive nur noch den beſcheid'nen Blicken,
Iſt nur Lapath, ſind nur noch Malven da:
So kann der Landmann all' die Leckerey'n verachten,
Schon das reicht hin, und doch bleibt ihm gewiß,
Ein Lämmlein noch, am Feſt des Terminus zu ſchlachten,
Und mancher Bock, den er dem Wolf entriß.

---

*) Als Probe einer, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung nächſtens erſcheinenden Ueberſezung ſämmtlicher Oden des Horaz, von demſelben Verfaſſer.

Wie ſchmeckt's nicht, wenn man durch die nied're Thür der Hütte
Indeſſen heim die Schaafe kommen ſieht,
Geſenkten Haupts der Stier, mit langſam ſchwerem Schritte
Den umgekehrten Pflug nach Hauſe zieht,
Des Heerdes Flammen die Penaten lodernd grüßen,
Und ſeiner Wärme Herr und Knecht zugleich genießen! —

So klang mein ländlich Lied, — ich konnt' es kaum vollenden,
Zog all' ſein Geld gleich Wuch'rer Anfius ein,
Gewiß es nun zum Kauf von Gütern anzuwenden? —
Nein! — gleich darauf es wieder auszuleih'n.

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Da man den Weg in dieſe Hauptſtadt Jedigers und Kutſchums, wo bereits Moskowiſche Beamte geweſen waren, ſchon genau kannte, ſo wünſchte der wißbegierige Joann auch die entlegenern Gegenden kennen zu lernen, und ſchickte deßhalb 1567 zwey Hetmanns, Iwan Petrow und Burnaſch Jalütſchew, jenſeits Sſibir nach Süden zu, mit freundſchaftlichen Briefen an die unbekannten Herrſcher unbekannter Völker. Die Hetmanns kehrten glücklich zurück und überreichten dem Zar eine Beſchreibung aller Länder vom Baikal bis zum Koreiſchen Meere; ſie waren in den Hordenlagern der Schwarzen oder Weſtlichen Mungalei, die unter verſchiedenen Fürſten ſtanden, und in den Städten der Oeſtlichen oder Gelben geweſen, wo eine Frau herrſchte, und das Volk die Vortheile des Ackerbaus, der Viehzucht und des Handels benutzte. Nachdem Joanns Reiſende Turkeſtan, die Buckarei, Kaſchgar und Tibet dem Gerüchte nach erwähnen, ſo ſagen ſie in ihrem merkwürdigen Bericht, daß ein Brief der Mungaliſchen Zarinn ihnen die eiſernen Thore der Chineſiſchen Mauer eröffnete, ſie aber, nach ungehinderter Gelangung zum reichen, ſtark bevölkerten Pekin, den Kaiſer nicht ſehen konnten, da ſie von dem Zar keine Geſchenke an ihn hatten. Auf dieſe Weiſe lernten wir China kennen, und verdanken dieſe erſte ſichere Nachricht davon der ſeltenen Klugheit, dem Muth und der Ausdauer zweyer Koſaken, die alle Beſchwerden, die Gefahren einer weiten Reiſe durch unbekannte Steppen, über Berge, und mitten durch die Hordenlager der Barbaren, welche vielleicht Marco Paolo, der berühmte Venetianiſche Reiſende des dreyzehnten Jahrhunderts, nur zum Theil geſehen hat, zu überwinden wußten.

Aber noch war unſere Herrſchaft jenſeits der Felſenkette ſchwach und unzuverläſſig. Die Sſibiriſchen Tataren erkannten zwar Joann für ihren Oberherrn, bezahlten aber unordentlich ihren Tribut und beunruhigten durch häufige Einfälle Groß-Perm, wo Rußland aufhörte. Ueberhäuft mit wichtigen unaufhörlichen Kriegen, konnte der Zar weder ſeine Herrſchaft über das entfernte Sſibirien, noch die Ruhe unſerer Beſitzungen zwiſchen der Kama und Dwina begründen, denn hier hatten ſich ſchon vor Alters Ruſſen angeſiedelt, die durch den natürlichen Ueberfluß des Bodens, durch die Wohlfeilheit aller Lebensbedürfniſſe, die Vortheile des Tauſchhandels mit den halbwilden benachbarten Völkern, vorzüglich in koſtbarem Pelzwerk, hingelockt waren. Zu den dortigen Ruſſiſchen Anſiedlern gehörten auch die Kaufleute Stroganow, Jakow und Grigorij Joannikijew oder Anikin, deren Vater durch Anlegung von Salzſiedereyen an der Wütſchegda ſich bereichert hatte und (wenn der Erzählung der Ausländer zu glauben iſt) zuerſt den Handelsweg über das Ural-Gebirge entdeckte. Es heißt, daß dieſe Kaufleute von einem vornehmen getauften Murſa der Goldenen Horde, Namens Spiridon, abſtammten, der die Ruſſen mit den Rechentafeln bekannt machte; daß die von ihm beleidigten Tataren ihn in einem Gefecht gefangen nahmen, ihn marterten und hierauf zu Tode gehobelt haben ſollen; daß der Sohn deßhalb Stroganow genannt ward, und deſſen Enkel zur Befreyung des Großfürſten Waſſilij des Dunklen, der im Kaſanſchen Hordenlager gefangen war, beytrug. Da Joann zweckmäßige Maßregeln zur Bezähmung Sſibiriens zu ergreifen wünſchte, ſo berief er die erwähnten Brüder Jakow und Grigorij, als kluge Leute, die alle Verhältniſſe des nordöſtlichen Rußlands kannten, zu ſich, unterhielt ſich mit ihnen, billigte ihre Geſinnungen und ertheilte ihnen Schenkungsbriefe über die wüſten Plätze die Kama hinunter vom Permiſchen Lande bis zum Sſülwa-Fluſſe, und die Ufer der Tſchuſſowa bis zu deren Quelle; erlaubte ihnen zur Sicherheit gegen die Sſibiriſchen und Nogaiiſchen Räuber Feſtungen zu erbauen, Feuergewehr zu haben, Kanoniere und Krieger auf eigene Koſten zu unterhalten, und alle Arten freyer Leute, Frohnbauern und Läuflinge ausgenommen, bey ſich aufzunehmen, — ſie unabhängig von den Permiſchen Statthaltern und Tiunen (Richtern) zu richten; die von Moskwa nach Sſibirien, oder von daher nach Moskwa ziehenden Geſandten nicht zu führen und zu ſpeiſen, — Kolonien, Aecker, Salzſiedereyen anzulegen, — zwanzig Jahre lang zollfrey mit Salz und Fiſchen zu handeln, jedoch mit der Verpflichtung kein Bergwerk anzulegen, und falls ſie eine Silber-, Kupfer- oder Zinngrube fänden, darüber unverzüglich dem Schatzmeiſter des Zars zuberichten. Die mit der Gnade des Zars zufriedenen, thätigen und reichen Stroganows, gründeten 1558 nahe bey der Mündung der Tſchuſſowa das Städtchen Kankor, auf dem Vorgebirge Puiſſkorsk, wo das Kloſter des gnadenvollen Erlöſers geſtanden hatte; 1564 erbauten ſie die Feſtung Kergedan im Orlowſchen Landſtrich, 1568 und 1570 einige Oſtrogs an den Ufern der Tſchuſſowa und Sſülwa, lockten viele Leute, Herumtreiber und Eigenthumloſe an ſich, der Thätigkeit reiche Früchte, der Kühnheit Beute verſprechend; hatten ihr eigenes Heer, ihre Gerichtsbarkeit, gleich kleinen regierenden Fürſten, beſchützten den Nord-Oſten Rußlands und dämpften 1572 die Empörung der Tſcheremiſſen, Oſtjaken und Baſchkiren, über deren vereinigte Heerhaufen ſie einen bedeutenden Sieg davon trugen, und ihnen aufs neue den Eid der Treue für den Zar abnahmen. Nachdem dieſe eifrigen Vertheidiger des Permiſchen Landes, dieſe Anſiedler der Tſchuſſowſkiſchen Einöden, dieſe regierenden Kaufleute, die Grenzen des bewohnten Landes und Moskowiſchen Staates bis zur Felſenkette ausgedehnt hatten, ging ihr Streben auch weiter.

So lange Kutſchjum nach der Eroberung Sſibiriens noch die gewaltſamer Weiſe von ihm zum Muhammedanismus bekehrten Einwohner und die Nogaien, Freunde der Ruſſen, fürchtete, ſuchte er Joanns Gunſt, als er aber ſeine Macht über die Tobolſkiſche Horde begründet, viele Steppen-Kirgiſen zu ſich gerufen, und ſeinen Sohn Alei. mit der Tochter des Nogaiſchen Fürſten, Tin-Achmet, vermählt hatte, ſo erfüllte er ſeine Pflichten als Vaſall nicht mehr, pflog heimliche Unterhandlungen mit den Tſcheremiſſen, munterte dieſes wilde Volk zur Empörung gegen den Fürſten von Moskwa auf, und verbot bey Todesſtrafe den Oſtjaken, Jugorzen und Wogulitſchen, Rußland den alten Tribut zu entrichten. Beunruhigt durch das Gerücht von den Feſtungen der Stroganows, ſchickte Kutſchjum im Juli 1573 ſeinen Neffen Mametkul ab, um über ſelbige Erkundigungen einzuziehen, und wo möglich alle unſere Anlagen in den Umgegenden der Kama zu zerſtören. Mametkul erſchien als Feind an der Spitze eines Heeres, tödtete einige uns treu gebliebene Oſtjaken, nahm ihre Weiber und Kinder, nebſt dem Moskowiſchen Geſandten Tret jak Tſchebukow, der zur Kirgis-Kaiſſakiſchen Horde reiſete, gefangen; als er aber erfuhr, daß in den Tſchuſſowſkiſchen Städtchen Bewaffnete und Kanonen genug wären, eilte er zurück. Die Stroganows wagten es nicht ohne Zariſchen Befehl den Räuber zu verfolgen: ſie ſezten Joann davon in Kenntniß und baten um einen Ukas, im Sſibiriſchen Lande Feſtungen erbauen zu dürfen, um Kutſchjum in ſeinem eigenen Gebiete in die Enge zu treiben, und für immer die Sicherheit unſerer Ländereyen zu begründen. Sie forderten weder Truppen, noch Waffen, noch Geld, ſie forderten einzig einen Schenkungsbrief auf ein feindliches Land — und erhielten ihn. Am 30. Mai 1574 ertheilte ihnen Joann dieſen Brief, in welchem es heißt, daß Jakow und Grigorij Stroganow ſich an den Ufern des Tobol feſtſetzen und mit dem verrätheriſchen Kutſchjum Krieg führen dürfen, um die urſprünglichen Jugoriſchen Einwohner, unſere Vaſallen, von deſſen Joche zu befreyen; zur Belohnung ihrer guten Dienſte ward ihnen erlaubt, nicht nur Eiſen, ſondern auch Kupfer, Zinn, Bley und Schwefel zur Probe zu verarbeiten, bis zu einer gewiſſen Zeit, und ferner zollfrey mit Bucharen und Kirgiſen Handel zu treiben. — Folglich hatten die Stroganows das geſezliche Recht mit Feuer und Schwert über die Felſenkette zu ziehen, aber ihre Kräfte mochten vielleicht ihrem Eifer für eine ſo wichtige Unternehmung nicht entſprechen. Sechs Jahre verſtrichen, und in dieſer Zeit ſtarben Jakow und Grigorij, Reichthum, Klugheit und Thätigkeit auf ihren jüngſten Bruder Sſemen vererbend, der, nebſt ſeinen Neffen, Maxim Jakowlew und Nikita Grigorjew, ihren rühmlichen Vorſatz glücklich ausführte, wodurch ihm anfangs zwar Joanns Zorn ward, ſein und Rußlands Dank aber ſpäter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sitten der Coolin-Brahminen*).

Eine angeſehene Familie in einem gewiſſen Dorfe hatte eine ſehr ſchöne Tochter, die von ihrer Kindheit an bey ihrem mütterlichen Oheim lebte. Als ſie mannbar geworden, kam ihr Vater zu dem Oheim und ſagte: „O mein Herr, wir ſind Söhne des Coolin, und als ſolche verheirathen wir nie unſere Kinder auf unſere eigene Koſten, ſondern nehmen des Schwiegervaters Reichthümer als die unſrigen: mit dieſer Betrachtung thue wie dir gut dünkt.“ Nachdem er dieſe Worte geredet, kehrte er nach ſeinem eigenen Hauſe zurück. Dieſer Mann (ſein Schwager) war in engem Freundſchaftsbund mit dem Mundole des Orts, (weßwegen er von den Bewohnern ſehr geachtet ward,) fragte dieſen um ſeinen Rath. Der Mundole ſagte: „Sie iſt nicht mehr ein Kind, ſondern hat das mannbare Alter erreicht; deßwegen verheirathe ſie ſobald du kannſt, laß dich aber in keine große Unkoſten ein.“ Da der Oheim nachher fand, daß er ſie einem jungen Manne von guter Familie nicht geben konnte, ohne ſich große Unkoſten aufzubürden, eine Sache, womit, wie er wußte, der Vater der Braut nichts zu ſchaffen haben wollte (wie er vorher deutlich zu verſtehen gegeben), ſo fiel ſeine Wahl auf einen alten hinfälligen Kerl, und dieſem gab ſie ihr mitleidiger Vater mit einigen wenigen Gegenſtänden als Morgengabe. Nachdem dieſer neue Schwiegerſohn einen oder zwey Tage kaum im Hauſe des Oheims geblieben war, hielt er es für rathſam zu gehen und am Ufer des Ganges zu wohnen, da ſein Ende ſich nahete; und er blieb nicht lange dort, denn nach 29 Tagen gab er den Geiſt auf. Dieſe Nachricht beunruhigte ſehr die Gemüther der neuen Verwandten: ſie ließen das neuverheirathete Mädchen mit dieſem traurigen Umſtande unbekannt bleiben, und ſich ſo benehmen, als ſey ſie nicht eine Wittwe geworden, und nach ungefähr einem Jahre ſagten ſie, ihr Gatte ſey davon gelaufen. Da ſie nun verzweifelte, denſelben wieder zu ſehen, ſo fing ſie an nach einem Liebhaber zu ſchmachten, und als ſie kurz darauf in ihres Vaters Haus kam, und dort eine Anzahl Pilger ſah, welche nach dem Ganges wallfahrteten um ſich zu baden, ſo ſchloß ſie ſich mit Einwilligung ihrer Eltern an dieſelben an. Statt nach Hauſe zurückzukehren, hielt ſie ſich im Hauſe eines Boiſtundy verborgen, und da der Thannadar des Orts mit allen Umſtänden bekannt gemacht worden, ſo ließ er die Frau holen, verwies ihr ihr gegenwärtiges Betragen, und befahl ihr, zu ihrer Familie zurückzukehren. Aber es war vergebens: denn ſie kehrte in das Haus deſſelben Boiſtunde zurück. Zulezt gelang es einem verſchmizten Brahminen, ſie an einen andern Brahminen von vornehmer Kaſte zu verheirathen, von dem er 300 Rupies empfing. Tags darauf, als alle dieſe Umſtände bekannt wurden, haben ihres Gatten Verwandte endlich beſchloſſen, ſie zu ſcheiden, wozu aber das Mädchen noch nicht ſeine Einwilligung gegeben hat. Der Name und der Wohnort dieſer Perſonen bedürfen nicht erwähnt zu werden, da ſie das Publikum leicht kennen mag. Der Erfolg ſoll nachher bekannt gemacht werden. Die einzige Urſache, warum dieſes jezt bekannt gemacht wird, iſt, um Eltern zu warnen, wenn ſie ihre Töchter verheirathen. In dem gegenwärtigen Fall ſcheinen die Eltern ſehr hartherzig zu ſeyn, indem ſie eine vollkommene Schönheit dem Alter und der Häßlichkeit, auf dem Punkt des Todes, gegeben haben, wovon die Folge war, daß die Tochter ſo behandelt, wie oben beſchrieben.

---

*) Aus dem Sungbaud Caroudy, einer ſeit Kurzem in Calcutta erſcheinenden Zeitſchrift in bengaliſcher Sprache.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 4. Nov.

(Beſchluß.)

Ich erinnere mich bey Gelegenheit dieſer Grabmäler einer Anekdote, die Millin ſehr luſtig zu erzählen wußte. Er ſah auf einer ſeiner Reiſen ein prächtig angelegtes, aber nur zur Hälfte vollendetes Denkmal, mit der Inſchrift: „Ein untröſtlicher Gatte“ u. ſ. w. Aber warum, frug er, iſt denn dieſes ſchöne Denkmal nicht beendigt worden. O, antwortete man ihm, der Herr Baron hat ſich wieder verheirathet, und wegen den Koſten mit dem Unternehmer einen Prozeß angefangen. Halb zufällig, halb abſichtlich, befinden ſich auf dem Gottesacker La Chaise die Gräber geiſtesverwandter Menſchen zum Theil gruppenweiſe zuſammen; ſo gibt es eine Gegend, wo faſt lauter Marſchälle und Hauptoffiziere der ehemaligen großen Armee begraben liegen; anderswo erblickt man viele Schriftſtellernamen, und eine Art von Poëts corner oder Dichterwinkel, wie im Weſtminſter, und mehrere Perſonen haben in ihrem lezten Willen den Wunſch geäußert, in dieſer oder jener Gegend beerdigt zu werden. Man hat mir in dieſer Hinſicht eine erſt vor acht Tagen ereignete Thatſache erzählt. Der Herzog von Escars, welcher Großhofmeiſter geweſen war, wurde vor ſechs Wochen auf dieſem Gottesacker beerdigt; allein da man ſich um die Begräbnißſtelle nicht ſehr umgeſehen hatte, ſo fand ſich, daß er neben einer Perſon aus der Familie eines Generals der Bonaparte'ſchen Armee war gelegt worden. Einen altadelichen Royaliſten neben einen neu aufgekommenen Bonapartiſten zu legen, was für ein gräuliches Verſehen! Konnte die Familie des Grafen v. Escars ſo etwas dulden? Vor acht Tagen wurde der Leichnam alſo wieder ausgegraben, und vermuthlich, um dießmal nicht wieder ein ähnliches Verſehen zu begehen, trug man ihn auf einen kleinen Leichenacker, den ſich die hochadelichen Ultras in der St. Antoine-Vorſtadt ſcheinen vorbehalten zu haben, damit ſie nicht mit Parvenus und dergleichen Geſindel ſelbſt nach dem Tode in Berührung gerathen. Da nun Liberale und Ultras in Paris Alles für ſich insbeſondere haben, ſo würde dann mit der Zeit aus dem Gottesacker La Chaise die Ruheſtätte der Liberalen, und aus dem andern die lezte Wohnung der Ultras werden. Uebrigens wird erſtere mit jedem Jahre merkwürdiger: in Zeit von fünfzig Jahren muß eine wahre Nekropolis oder Todtenſtadt hier entſtehen, wegen der vielen Gebäude, die hier errichtet werden, und zwar mit einer ſolchen Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit, daß ſie, wenn keine gewaltſame Begebenheit ſie zerſtört, ein Jahrtauſend aufrecht ſtehen können. Wie manche arme Bewohner Frankreichs würden ſich glücklich ſchäzen, wenn ſie zu ihrem lebenslänglichen Aufenthalte ſolche geräumige und bequeme Wohnungen beſäßen, wie hier von den Reichen den Todten errichtet werden!

Dg.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

In ſeiner neuerlich im Druck erſchienenen Abhandlung über die Hybläiſchen Hügel in Sizilien nimmt der Doktor Brocchi keinen Anſtand, das berühmte honigbringende Hybla des Alterthums unter drey Orten, die alſo benennt werden, in die Gegend zwiſchen Syrakus und Agoſta zu verſetzen. Was ihn bewegt, dieſer Meinung beyzupflichten, iſt der ganz vortreffliche Honig, den die Bienen jener Hügel fortwährend verarbeiten, und der Umſtand, daß eine ganz nahe bey jenem Hügellande gelegene Gegend den Namen Melilli führt. In überſchwenglicher Menge erzeugt das dortige Erdreich den von den Alten ſo hochgeprieſenen, den Hauptſtoff zu dem Hybläiſchen Honig liefernden, Thymian (Satureja capitata). Namentlich iſt dieſer, die Nähe der Seeküſte vor andern Boden liebende, Strauch in der Ebene, die der Alabis bewäſſert, und an den Abhängen der nahe gelegenen Hügel, bey weitem die vorherrſchende Pflanze. Es iſt aber das Hügelland von Hybla eine, gleich einem Berggrathe zuſammenhängende, in einer Linie von acht bis neun, und wenn man die Strecke von Melilli bis Avola mit dazu nehmen will, von wohl zwanzig Meilen, mit dem Meerufer zwiſchen Syrakus und Agoſta parallel laufende, Reihe von Anhöhen. Ungefähr auf der Hälfte des Weges zwiſchen den beyden genannten Städten erhebt ſich an den Hügelabhängen die kleine Ortſchaft Melilli. Am Fuß derſelben Anhöhen entſpringen zwey Gewäſſer, der Alabis, heut zu Tage Cantara genannt, und die Quelle von San Gusmano, die ſich beyde, ſammt dem ebenfalls in der Nähe vorüber fließenden Marcellino, in den Meerbuſen von Agoſta münden. Dem Beſchauer von dem Meerufer her bieten die Hybläiſchen Hügel von Melilli keineswegs jenen heitern und lachenden Anblick dar, den ſich, in Folge dichteriſcher Lobpreiſungen, die Phantaſie von denſelben zu bilden pflegt. Man denkt ſich liebliche, von reizenden Gebüſchen überſchattete, Abhänge, Thalgründe, bekleidet mit friſchem und üppigem Grün, kleine Wieſen, mit blühenden Geſträuchen umkränzt, und ſprudelnde Bäche. Allein dieſe Schönheiten gehören den weniger ſüdlichen Gegenden an, wo die Natur geregelter und in beſcheidenerer Pracht eine einfache Eleganz in ihren Landſchaften ganz beſonders zu lieben ſcheint, und, vor allem andern auf Harmonie und Uebereinſtimmung bedacht, eine gewiſſe Ruhe über die ganze Scene verbreitet. Phantaſtiſcher und ſtolzer malt ſie in den heißen Himmelsſtrichen mit kühnern und freyern Zügen, und läßt auf der Oberfläche derſelben Erde, die ſie mit Blumen und Kräutern verſchönert, Spuren von Wildheit und Rauhigkeit zwiſchen durch ſichtbar werden. Gerade dieſen Charakter tragen auch die Hybläiſchen Hügel an ſich. Indeß Gebüſche von immergrünen Steineichen auf der Syrakuſer Seite die Abhänge derſelben bekleiden, erſcheinen ſie von der Seite von Melilli und Agoſta als nackte und dürre Felſen, und von ihrem Fuße dehnt ſich, bis an das Ufer des Meeres, ein auf- und abſteigendes, ſteiniges, nur wenig fruchtbares Erdreich. Aber dieſen Hügeln und Felſen entblühen aromatiſche Pflanzen, die mit balſamiſchen Düften die Luft erfüllen, und zumal zur Sommerszeit unzählige glänzende Farben zur Schau legen. In dieſer Jahrszeit ſteht die Myrthe, in der vollſten Blüthe; der wilde Granatbaum (Punica granatum) prangt mit ſeinen purpurnen Kelchen; der Oleander (Nerium Oleander), dieſe Zierde unſerer Gärten, erhebt ſich mit roſenfarbenen Blüthenbüſchen über die niedrigern Sträuche, indeß in überſchwenglicher Menge der Thymian ringsum das Erdreich bekleidet, und vermittelſt ſeiner geruchreichen Blüthen den Bienen von Melilli mit Nektarſaft verſorgt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 96.

Nro. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 3. Dezember 1822.

Wie Manches wird durch ſeine Zeit gezeitigt,
Zu ächtem Preis und zur Vollkommenheit.

Shakeſpear, im Kaufmann von Venedig.

Der Verlobungsring. *)

(Eine wahre Geſchichte. Aus dem Ruſſiſchen.)

Sieh! da fährt jemand im offenen Schlitten mit drey Pferden zu uns ins Dorf, rief die Majorin, die zufällig zum Fenſter hinaus ſah.

Ihr Mann, der verabſchiedete Secund-Major Sſundukow, an den dieſer Ausruf gerichtet war, erhob ſich langſam vom eichenen Sopha mit Adlerfüßen, in deren Krallen Kugeln angebracht waren, trat zum andern Fenſter und entgegnete bekräftigend:

Im Schlitten ſitzen zwey Perſonen. Der eine hat einen Hut mit einer weißen Feder. — Wer mag das wohl ſeyn? fragte ſeine Gattin.

Wer anders, als unſer Nachbar Chabarow mit ſeinem Sohne. Ich habe ganz vergeſſen, dir zu ſagen, daß geſtern auf der Jagd ihr Verwalter mir begegnete und erzählte, daß ihr junger Herr auf Urlaub angekommen ſey.

Geh doch, und ſorge für ein Frühſtück, ſage auch unſerer Tochter, daß ſie ſich ſorgſam kleide und vergiß auch nicht, dich ſelbſt in Staat zu werfen.

Mütterchen ging, und ordnete alles mit ämſiger Geſchäftigkeit, der Major rief den Bedienten und ließ ſich ſeinen Uniform-Ueberrock, die ſorgſam bewahrte Erinnerung früherer Kriegsdienſte, geben. Sſundukow hatte unter Eliſabeth gedient, und lebte nun ſeit fünfzehn Jahren im Abſchiede.

Während ſie ſich ankleiden, und man den Gäſten das Thor öffnet, welches damals, ſogar in den Städten, Tag und Nacht verſchloſſen war, gewinne ich Zeit meinen Leſern zu ſagen, daß Sſundukow ein im Gouvernement Wladimir anſäſſiger Edelmann war, und eine ſchöne Tochter hatte. — Sie war weiß und roth, von königlichem Wuchs, und die Eltern waren — wohl zu bemerken — reich. Glafira konnte ſchon für eine Braut gelten; es bewarben ſich auch manche Freyer um ſie, aber wäre es wohl paſſend geweſen, ſie einem Manne zu geben, der vielleicht nur einige fünfzig Bauern hatte? Darin beſtand leider die Schwäche der Eltern, ihrer Tochter einen reichen Bräutigam zu ſuchen.

---

*) Aus der St. Petersburger Zeitſchrift Nr. 23. 1822. Dieſe Zeitſchrift iſt eigentlich ein Wochenblatt, von dem drey bis drittehalb Bogen alle Sonnabende ausgegeben werden. Seine Abſicht iſt, laut dem Vorwort, das Ausland mit der ruſſiſchen Literatur bekannt zu machen, aber der im erſten Heft mitgetheilte Plan, ſo wie ſein bisheriger Inhalt, beweiſt, daß ſie dem deutſch-ruſſiſchen Unterthan eben ſowol auch ausländiſche Literatur-Kenntniſſe zuführen ſoll. Einige zwanzig Hefte, die wir vor uns liegen haben, thun dar, daß der Herausgeber, der ſich Auguſt Oldecop unterſchreibt, ſeine Aufgabe bisher mit Glück und Umſicht gelöst hat; was er aus ausländiſchen Sprachen aufnahm — iſt wohlgewählt, uns flößt aber, was er uns von der ruſſiſchen Literatur bekannt macht, das größere Intereſſe ein, und unſere Erwartung wird nicht hintergangen: Hr. Oldecop gibt uns einige ſehr ſchätzbare, die Kunde des öſtlichen und nordöſtlichen Rußlands betreffende, Artikel, von denen wir, um der Zeitſchrift Freunde in unſerm Vaterlande zu verſchaffen, einen oder den andern mittheilen werden. Obige Erzählung ſcheint uns, ihrer nationellen Sittenſchilderung wegen, einen Platz im Morgenblatt zu verdienen. D. R.

Wir wollen nur vorläufig ſagen, daß der junge Chabarow nach dem Tode ſeines Vaters gegen fünfhundert Bauern erbte und dann läßt ſich die Urſache wohl errathen, warum der Major ſeiner Gattin rieth, die Tochter zu ſchmücken. Uebrigens bedurfte die Majorin, als ſorgſame Mutter, eines ſolchen Rathes nicht.

Die Gäſte traten herein. Nach den erſten Begrüßungen liebkoſte der alte Sſundukow den Offizier, nannte ihn einen braven Jungen, lobte ſeine Dragoner-Uniform, forſchte nach den nähern Umſtänden der Schlacht am Kagul, fragte nach dem Feldmarſchall Rumjanzow, nach Weismann, und freute ſich ſehr über die Nachricht, daß Hoffnung zum Frieden wäre, denn er befürchtete eine neue Rekrutirung. Der junge Mann unterließ nicht mit ſeinem Muthe zu prahlen, und antwortete auf alle Fragen mit großer Genauigkeit, als aber die Majorin mit ihrer Tochter hereintrat — wurde er ſichtbar verwirrt, ſeine Erzählungen wurden unverſtändlich, er verwechſelte die Namen der damaligen Generale: Baur nannte er Bruce, Plemjannikow hieß bey ihm Potemkin, und an allem dem war nichts anders Schuld, als Glafirens Anblick.

Ueber Tiſche ſprach er mit ihr von ihren ländlichen Beſchäftigungen — und verrieth dabey ſeinen Leichtſinn. Das ſchüchterne Mädchen erröthete, wenn gleich nicht bey jedem Worte, denn ſie war ſchon einige Male in Wladimir bey feſtlichen Kränzchen *) geweſen und hatte im vorigen Winter einen ganzen Monat in Moskwa zugebracht.

Beym Abſchiede bat Chabarow die Familie Sſundukow auf den andern Tag zu ſich zu Mittag.

„Das wäre ein Bräutigam für unſere Glafira!“ ſagte der Major zu ſeiner Gattin, nachdem er ſeine Gäſte begleitet hatte, „iſt er gleich noch etwas ungehobelt, wie man zu ſagen pflegt, ſo iſt er doch jung und reich.“

„Ich bin deiner Meinung, Väterchen; allein mir thut es doch noch immer um den armen Kudrin Leid. Er hängt mit ganzer Seele an unſerer Tochter; er iſt freylich nicht reich, allein ſo klug, ſo beſcheiden und ſo gottesfürchtig.“

„Ei! haben wir ſie ihm denn nicht rund abgeſchlagen und zugleich unſer Haus verboten! Was haſt du für einfältige Gedanken?“

„Nun, du wirſt auch gleich böſe. Ich meinte nur ſo, übrigens gilt dein väterlicher Wille. Ich ſelbſt werde mich herzlich freuen, wenn meine Glafira als reiche Frau glänzen wird.“

Kudrin — ebenfalls Sſundukow's Nachbar — ein früh verwaiſter Jüngling von ungefähr fünf und zwanzig Jahren und Erbherr von eben ſo viel Bauern, war wirklich ſo, wie die Majorin ihn ſchilderte. Er hatte ſogar zufällig einige Bildung in dem Hauſe eines Großen erhalten, gefiel aber der Frau v. Sſundukow vorzüglich deßhalb, weil er das Leben der Heiligen aus den Legenden zuſammenhängend zu erzählen wußte und an Feyertagen nie eine Frühmeſſe verſäumte.

Schon über ein Jahr liebte Kudrin Fräulein Sſundukow und als er ſich vornahm, ihr ſeine Hand anzutragen, dachte er wenig an ihre Ausſteuer. Ihn feſſelten des Mädchens Schönheit und Liebenswürdigkeit. Was Glafiren betrifft, ſo ſchien ihr der junge Mann nicht zuwider, ſie fand Vergnügen mit ihm zuſammen zu ſeyn, ſich mit ihm zu unterhalten und zu hören, wie er auf der liegenden Harfe alte Lieder ſpielte; allein ſie fühlte keine beſondere Zuneigung zu ihm, nahm alſo auch deßhalb die ihm ertheilte abſchlägige Antwort ziemlich ruhig auf.

Allein dieſer unangenehme Vorfall unterbrach Kudrins Verbindung mit dem Sſundukowſchen Hauſe nicht ganz. Die Wärterin der ſchönen Glafira war ihm mit ganzer Seele zugethan, theils aus Mitleiden, theils auch wohl deßhalb, weil er ſie beſchenkte, ſo viel ſeine Mittel es ihm erlaubten. Sie gab ihm oft Nachricht von ihrer Gebieterin und erinnerte dieſe zuweilen an ihn.

Zwey Wochen nach der Ankunft des jungen Chabarow erfuhr Kudrin durch die Wärterin, daß Glafira Braut ſey. Obgleich der unglückliche Liebhaber auch ſchon früher nichts mehr zu hoffen hatte, ſo betrübte ihn dennoch dieſe Nachricht außerordentlich. Er weinte, trauerte und ward ſchwermüthig.

So begann und endigte ſich die glückliche Werbung Chabarows. Gleich bey der erſten Zuſammenkunft gefiel ihm Glafira, nachdem ſie ſich einigemale geſehn, verliebte er ſich in ſie und ſagte dieſes ſeinem Vater; dieſer fuhr zu Sſundukows, die Alten ſprachen darüber, gaben ſich den Handſchlag — und die Sache war abgemacht. Mit Glafiren wurde darüber nicht viel überlegt: in jenen glücklichen Zeiten entſchied allein der Eltern Wille über das Schickſal der Tochter.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Wir haben bereits von dem Urſprunge, dem guten und übeln Rufe, der Treue und Untreue der Donſchen Koſaken geſprochen, die bald als rechtliche Krieger Rußlands, bald als Empörer, die das Vaterland nicht mehr für Ruſſen erkannte, auftraten. Joanns zornige Aeußerungen über dieſe Zügelloſigkeit in ſeinen Briefen an die Sultane und Chane Tauriens, waren Wahrheit: denn die Koſaken, die

---

*) In den Gouvernements-Städten hatte man wohl vor der Einführung der Statthalterſchaften keine Begriffe von dem, was ein Ball ſey. Deren Stelle vertraten damals die ſogenannten Kränzchen.

zu Zeiten wirklich Kaufleute und ſogar Aſiatiſche Geſandte auf ihrem Wege nach Moskwa tödteten, und ſelbſt die Kaſſe des Zars beraubten, zogen ſich einige Male die Acht zu; öfters wurden Truppenkorps an den Don und die Wolga geſchickt, um dieſe Räuber zu vertilgen; ſo nahm 1577 der Stolnik (Truchſeß) Jwan Muraſchkin, an der Spitze eines ſtarken Heerhaufens, mehrere derſelben gefangen und ließ ſie hinrichten; andere aber ließen ſich nicht zur Ruhe bringen; auf eine Zeitlang zogen ſie ſich in die Steppen zurück, erſchienen aufs neue und verübten Gräuelthaten auf allen Landſtraßen, bey allen Ueberfahrten; durch raſchen Ueberfall eroberten ſie ſogar die Nogaiſche Hauptſtadt, Sſaraitſchik, ließen daſelbſt keinen Stein auf dem andern, und gingen mit großer Beute davon, denn ſogar die Gräber hatten ſie geöffnet und die Todten geplündert. Zu den empöreriſchen Hetmanns an der Wolga gehörten damals: Jermak (Hermann) Timofejew, Jwan Kolzo, vom Zar zum Tode verurtheilt, Jakow Michailow, Nikita Pan, Matwjei Meſchtſcherjak, bekannt durch ſeltene Kühnheit. Als die klugen Stroganows erfuhren, wie dieſe Männer durch ihren Uebermuth nicht nur friedliche Reiſende, ſondern auch alle benachbarten Hordenlager der Nomaden in Schrecken ſezten, boten ſie dieſen fünf Wagehälſen ehrlichen Dienſt an, ſchickten ihnen Geſchenke und ſchrieben ihnen am 6. April 1579 einen höflichen Brief, ſie ermahnend, ihr, Chriſtlicher Helden ſo unwürdiges, Handwerk niederzulegen, nicht mehr Räuber zu ſeyn, ſondern Krieger des Weißen Zars, ehrenvolle Gefahren zu ſuchen, ſich mit Gott und Rußland auszuſöhnen; ſie ſagten: „wir haben Feſtungen und Land, aber wenig Mannſchaft, „kommt zu uns, um Groß-Perm und die öſtliche Grenze „der Chriſtenheit zu vertheidigen.“ Jermak und ſeine Gefährten vergoſſen, wie erzählt wird, Thränen der Rührung: der Gedanke, durch rechtliche Thaten, durch dem Staate geleiſtete Dienſte von der Acht befreyt zu werden, und den Namen kühner Räuber gegen den muthiger Krieger fürs Vaterland zu vertauſchen, rührte ihre rohen, für Gewiſſensvorwürfe noch empfänglichen Herzen. Sie erhoben ihre Fahne am Ufer der Wolga: beriefen den Heerbann, ſammelten 540 muthige Streiter und kamen am 21. Juni zu den Stroganows — „mit Freuden und zur Freude,“ — ſagt der Annaliſt: „was die Einen wollten, was die „Andern verſprachen, wurde erfüllt: die Hetmanns wurde „eine Bruſtwehr Chriſtlichen Landes; die Ungläubigen erbebten; wo jene erſchienen fielen dieſe.“ Wirklich ſchlugen am 22. Juli 1581 die treuen Koſaken den Murſa Begalij aufs Haupt, der ſich erkühnt mit 700 Woguliſchen und Oſtjaken die Anſiedelungen an der Sſülwa und Tſchuſſowa zu plündern. Er ward gefangen, und die Woguliſchen zum Frieden gezwungen. Dieſer Sieg war der Anfang wichtigerer Unternehmungen.

Als die Stroganows die Donſchen Hetmanns zu ſich beriefen, beabſichtigten ſie nicht allein die Vertheidigung ihrer Städte. Als ſie die Tapferkeit und Treue der Koſaken erkundet, und die Klugheit, die ausgezeichnete Kühnheit und Entſchloſſenheit ihres Oberanführers Jermak Timofejew, von unbekanntem Geſchlecht, aber großem Geiſte, wie es in den Annalen heißt, erforſcht hatten, bildeten ſie noch ein beſonderes Heer aus Ruſſiſchen Tataren, Litthauern und Deutſchen, die ſie von den Nogaien losgekauft hatten, (denn dieſe kämpften in Joanns Heeren, und kehrten gewöhnlich mit Kriegsgefangenen in ihre Hordenlager zurück). Nachdem die Stroganows auch für Waffen und alle nöthigen Vorräthe geſorgt hatten, verkündeten ſie den Feldzug; Jermak ward Heerführer, Sſibirien das Ziel. Der Kämpfer, von Eifer und Frohſinn beſeelt, waren 540 an der Zahl: der ſuchte Ehre, jener Beute; die Donſchen Krieger hofften die Gnade des Zars zu erwerben, die Deutſchen und Litthauiſchen Kriegsgefangenen Freyheit: Sſibirien dünkte ihnen der Weg ins geliebte Vaterland! Der Anführer ordnete das Heer, außer den Hetmanns erwählte er Jeſſauls, Hundert- und Funfzigmänner: der nächſte nach ihm war der unerſchrockne Jwan Kolzo. Nachdem die Fahrzeuge mit Mund- und Kriegsvorrath, mit leichten Kanonen und ſieben Spannen langen Feuerröhren beladen waren, nachdem man Führer, Dolmetſcher und Prieſter geſammelt, ward ein feyerlicher Gottesdienſt gehalten. Hierauf vernahm Jermak der Stroganows lezten Befehl: „zieh't hin in Frieden, reinige das „Sſibiriſche Land und vertreibe den gottloſen Sultan Kutſchjum.“ Der Feldherr gelobte Muth und Keuſchheit, und ſegelte beym Schalle der Kriegstrompeten am 1. September 1581 die Tſchuſſowa hinauf zum Uralgebirge, auf die Bahn des Ruhmes, ohne irgend eine Theilnahme, ja ſelbſt ohne Wiſſen des Zars. Die Stroganows glaubten, daß ſie, bey dem ihnen ertheilten Schenkungsbriefe auf die Gegenden jenſeits der Felſenkette, nicht nöthig hätten, einen neuen Zariſchen Ukas für ihre große Unternehmung zu fordern. Nicht alſo dachte Joann, wie wir ſehen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin. Oktober.

Die Abweſenheit des Monarchen und des Fürſten Staatskanzlers, nebſt einem Theil des Hofes und mehrern hohen Staatsbeamten, hat das geſellige Leben in den erſten Zirkeln etwas vermindert. Die ſchöne Welt fand hingegen in dieſem und dem vorigen Monat reichlichen Stoff zur Unterhaltung an der akademiſchen Kunſtausſtellung, die noch bis zum 3. November dauert. Die Säle des Akademie-Gebäudes, woſelbſt ſie aufgeſtellt iſt, ſind beſonders um Mittag gedrängt voll, und außer den Kunſtgegenſtänden gab es dort ſehr viele Kleiderpracht, ſchöne Shawls, Hüte, neue Moden u. ſ. w. zu ſehen, welches auch neben dem Kunſtſinn manchen Zuſchauer und manche Schauerin herbeizog. In einem öffentlichen Blatt empfahl ſich ein ironiſcher Kritiker mit bereits fertigen Recenſionen über die Kunſtausſtellung, wobey er für die lobenden den Preis auf fünf Silbergroſchen für den Bogen feſtſezt, für die groben aber das Doppelte verlangt, weil er, um dieſe zu ſchreiben, genöthigt ſey, die zu kritiſirenden Kunſtgegenſtände ſelbſt ins Auge zu faſſen.

Die National-Ausſtellung preußiſcher Fabrikate wurde am 19. Oktober geſchloſſen. Die Einnahme für Entree-Karten betrug 1800 Thaler, woraus Stipendien von 100 Thalern auf ein Jahr für die Ausbildung der Zöglinge aus den Provinzen im hieſigen Gewerbs-Inſtitute geſchaffen werden. — Die Winter-Vorleſungen ſind bereits angegangen, oder werden in den erſten Tagen des künftigen Monats angehen. Profeſſor Hermbſtädt und Profeſſor Accum, der bekannte Londoner Chemiker, leſen über theoretiſche und angewandte Chemie. Dr. Franz Horn wird dieſen Winter vaterländiſche Geſchichte vortragen. Profeſſor Bode ſezt ſeine aſtronomiſchen Vorleſungen fort; dieſer würdige Gelehrte, der am 1. Juli dieſes Jahres ſein Dienſt-Jubiläum feyerte, beging am 23. Oktober, bey Erſcheinung des fünfzigſten Bandes ſeines aſtronomiſchen Jahrbuchs, auch ſein Jubiläum als Schriftſteller mit einem feſtlichen Mahl. Die Miniſter und die höchſten Staatsbeamten waren dabey anweſend. Die Tafel ſchmückte eine ſilberne Himmelskugel zwölf Zoll im Durchſchnitt, worauf das Bode'ſche Sternbild: „Friedrichs Ehre,“ und die vornehmſten Himmelskreiſe zu ſehen waren; dem Erfindungsgeiſte der Silberarbeiter Gebrüder Geſicke verdankt man dieſes Kunſtwerk.

Außer einigen öffentlichen Kirchenmuſiken gibt es hier auch wieder häufige Konzerte. Hr. und Mad. Boucher gaben bey ihrer Durchreiſe ein großes Vokal- und Inſtrumental-Konzert, das aus Vorliebe für dieß Künſtler-Paar, welches ſich hier allgemein Achtung und Liebe erworben hat, ſehr zahlreich beſucht wurde. Am 24. Oktober, zur Nachfeyer des Geburtstages des Kronprinzen, ward ebenfalls ein großes Konzert zum Beſten der Waiſen des Friedrichs-Stifts gegeben. Die Neigung der Berliner zur Wohlthätigkeit ſcheint auch ſympathetiſch auf fremde durchreiſende Künſtler zu wirken. Hr. v. Dinter, ein Beſitzer anatomiſcher Wachs-Präparate, die von Fontana in Florenz verfertigt ſeyn ſollen, hat zwey Tage das Entree-Geld ſeiner Bude den 320 armen Kindern in der Wadzeck'ſchen Anſtalt überlaſſen.

Die Erwartung iſt geſpannt auf die Erſcheinung von zwey neuen Zeitſchriften: nämlich der Hekate, im Geiſt Kotzebue's redigirt vom Hofrath Müllner, und auf ein periodiſches Blatt über Geſchichte, Literatur, Kunſt und Dichtung, vorzüglich des Mittelalters, vom Profeſſor Max Schottky zu Poſen, der durch ſeine großen archivaliſchen Kenntniſſe, und durch den bey ſeinem in mehrjährigen Forſchungen im öſtreichiſchen Kaiſerſtaat ausdauernden Fleiß, mit Recht ein günſtiges Vorurtheil für ſeine Unternehmung erregt.

Auf unſerer Bühne erſchien ein neues Trauerſpiel von Julius v. Voß: „die Grabroſen,“ fand aber wenig Beyfall. die Kritik nannte es ſcherzend ein juriſtiſches Trauerſpiel, indem jede Parthey die Begebenheiten gleichſam plaidirend erzählt, wodurch freylich die Geduld der Zuhörer auf die Probe geſtellt werden muß; überhaupt iſt wegen der häufigen, beynahe gleichzeitigen Reiſen unſerer bedeutendſten Bühnenmitglieder wegen Beſetzung der Rollen manche Schwierigkeit entſtanden, die indeſſen während des General-Intendanten Abweſenheit der umſichtige Regiſſeur Hofrath Eſperſtädt möglichſt gut gelöst hat. Hier hieß es nicht, wie ſonſt: Les absens, ſondern: Les présens ont tort! Dieſe mußten ſich einem vermehrten Rollenwechſel unterziehen, indem der ſeltene Fall eintrat, daß wirklich vierzehn Mitglieder abweſend waren, unter dieſen Hr. Devrient, den eine bedeutende Krankheit in Hannover feſthält. „Das Geſchenk des Fürſten,“ nach dem Franzöſiſchen des Freyherrn v. Thumb, wurde in dieſem Monat dreymal gegeben. Die Fabel des Stücks iſt verbraucht und nicht mehr zeitgemäß, doch fand man ſie gut bearbeitet und durch unterhaltende Scenen belebt. Das Ballet: „Der ländliche Morgen,“ fand auch vielen Beyfall.

Die der großen Reſidenz würdigen Bauten ſchreiten raſch vorwärts; allein in dieſem Jahre ſind drey neue Brücken hier errichtet, wodurch der Verkehr der verſchiedenen durch die Spreearme getheilten Stadttheile ſehr erleichtert wird. Durch die über den Packhof eröffnete neue Straße iſt eine ſchöne Ausſicht auf den Luſtgarten und die Börſe gewonnen. Die Kommunikations-Brücken ſind von Privat-Unternehmern auf Aktien ausgeführt, die ſich bey dem vom Gouvernement auf eine lange Reihe von Jahren bewilligten Brückenzoll gut verzinſen. Die Brücke unfern des Alexander-Platzes bringt täglich an 12 Thaler ein.

Die von dem Hrn. General Minutoli zu Lande transportirten Alterthümer ſind hier auf dem Luſtſchloß Monbijou aufgeſtellt, es befinden ſich mehrere Mumien darunter, die in dreyfachen Särgen liegen, zwey von ihnen ſind in ein Gewand von Schmelz gehüllt, auf Fäden von Byſſus gereiht. Viele Thiermumien findet man ebenfalls unter dieſen Merkwürdigkeiten, auch einige Gefäße in der Gegend des alten hundertthorigen Thebens und den Nilgegenden ausgegraben, in denen ſich noch Fruchtkörner, ähnlich unſerm Weizen, befanden; viele Scarabeen, Götzenbilder von Granit u. dergl. feſſeln den Blick unter dieſen merkwürdigen Trümmern der egyptiſchen Vorwelt.

C.

Rom, den 16. Nov.

Wir beſitzen ſeit acht Tagen Se. Maj. den König von Preußen in Begleitung zweyer ſeiner Prinzen und eines zahlreichen Gefolges hier. Die Römer waren ganz ausnehmend begierig auf ihn, und er hat durch ſein tüchtiges, ſchlichtes Weſen, durch die Entfernung von Zwang und Prunk, die Römer ungleich mehr gewonnen, als man glauben ſollte, da hier ſonſt Alles auf Schein und Darſtellung gerichtet iſt. Seit Napoleons Zeiten weiß man ſelbſt hier kriegeriſche Tugend zu ſchätzen.

Unſere Theater ſind zahlreich beſucht. David glänzt wieder in Othello, und im Theater Capranica durfte, nach langer Unterbrechung, l'Innocente in periglio, von Giraud, wieder gegeben werden, und füllte drey Abende hinter einander den Saal zum Erdrücken. Dieſes Stück wird hier gewöhnlich Bartolomeo colla cavalla genannt, und man wollte 1808, als es zuerſt gegeben wurde, eine politiſche Anſpielung in einigen Stellen entdecken, welche, verbunden mit dem Verbot der Aufführung, dieſem Luſtſpiele eine kaum verdiente Gunſt zugewendet haben. Veſtris gibt die Hauptrolle mit zu viel Couliſſenreißerey (?).

Es treffen ſehr viele Reiſende hier ein, und der Winter verſpricht glänzend zu werden.

Was jahrelanges Unterhandeln nicht vermocht hat, das iſt vor Kurzem durch eine unvorſichtige Aeußerung der hieſigen Zeitung gelungen. Der ſeitherige Begräbnißplatz der Proteſtanten iſt von der Regierung ſelbſt durch einen Graben vor dem Vandalismus des hieſigen Pöbels geſichert worden. Zwiſchen ihm und dem neuen Begräbnißplatz, deſſen Mauern die Regierung ebenmäßig hat führen laſſen, führt nun der Weg zur Pyramide des C. Ceſtius. Der Graben wird, auf Koſten der Gemeinde, welche bedeutende Summen für dieſen Zweck erhalten hat, ausgemauert und gehörig breit und tief gemacht werden. Ohne mich in die Geſchichte dieſer Zugeſtehung einzulaſſen, kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß da, wo die Preſſe, beſonders die Zeitungspreſſe, immer ſehr ſtrenger Cenſur unterworfen iſt, jedes bedeutende Wort ſogleich als halbamtlich angeſehen werden muß, die Regierung alſo nichts Unverfängliches ins Publikum gelangen laſſen kann.

M.

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Nro. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Dezember 1822.

Wer den Sinnen wird gefangen,
Der gefället ſich in ihnen.
Aus Gefallen wird Begierde,
Aus Begierde Angſt und Thorheit;
Er verlieret das Gedächtniß,
Die Vernunft und mit ihr Alles.

Herder.

Der Verlobungsring.

(Fortſetzung.)

Glaſira fühlte als Braut einige Neigung für Chabarow, allein dieß war nicht jenes zarte, hinreißende Gefühl, welches man Liebe nennt.

Der zweymonatliche Urlaub Chabarows war abgelaufen, und er mußte zur Armee zurück. Er ſchien herzlich betrübt, und ſelbſt Glaſira ſeufzte oft zur großen Unzufriedenheit ihrer Wärterin. Vor dem Abſchiede wurde die Verlobung gefeyert, die Hochzeit aber bis zur Rückkehr des Bräutigams im nächſten Herbſt verſchoben.

Es war ſchon in der Mitte des Decembers, als die Familie Sſundukow in ihrer Freude nach Moskwa zu reiſen beſchloß, um dort die Weihnachtsfeyertage und das Carneval zuzubringen, ihren Freunden die Braut zu zeigen und alles Nöthige zur Hochzeit einzukaufen. Sie fuhren wirklich ab, und nahmen nach damaliger Sitte eine Menge ihrer Erbleute mit; die Wärterin, von der ſich das Fräulein bis jezt noch nie getrennt hatte, ward nicht vergeſſen.

Auch Kudrin eilte nach Moskwa, wie er ſich ſelbſt verſicherte, nur um ſich zu zerſtreuen, allein ſchon am erſten Sonntag ging er zur Meſſe, und zwar in die Kirche des Heiligen Waſſilij, welche die Majorin den übrigen vorzog. Dort war er ſo glücklich Glaſiren in Begleitung ihrer Wärterin zu ſehen, ohne von Beyden bemerkt zu werden.

Die gute Alte blieb ihm ſtets ergeben, manche Nachricht erhielt Kudrin durch ſie, und ſprach ſie auch zuweilen. Obgleich Glaſira ſchon verlobt und in Kudrins Herzen der lezte Funke der Hoffnung ſchon erloſchen war, ſo flüſterte ſie ihm dennoch manche Troſtgründe zu. Der junge Mann begab ſich willig unter die Leitung der Wärterin, und hörte gern ihre Tröſtungen an: die ja jedem Unglücklichen ſo viel Vergnügen gewähren. Die Weihnachtsfeyertage fingen an, — ſie waren ehedem die vergnügteſte Zeit im Jahre, ſo ſehnſuchtsvoll erwartet von Mädchen und Jünglingen, eine Zeit, welche durch das Mannigfaltige der Vergnügungen eben ſo ſehr die Kinder beſchäftigte als Väter und Mütter zerſtreute, und die — Dank ſey es der jetzigen Aufklärung — bey uns eben ſo gewöhnlich wie alle andere Feyertage vorübergeht. Ich gedenke hier mit keinem Wort der Gouvernements-Städte; wo alles Ruſſiſche ſchon längſt aus unſerm bürgerlichen Leben verſcheucht iſt; — dort ſind die alten Weihnachtsſpiele glücklich durch Maskeraden und Bälle erſezt; und was iſt in den Kreisſtädten, wo man ſich jezt auch dieſer unſchuldigen Vergnügungen ſchämt, an ihre Stelle getreten? — Karten und das ununterbrochene Geklirr der Gläſer! Eins iſt des Andern werth. Allein ich habe mich zur unrechten Zeit ins Plaudern eingelaſſen und will wieder in meiner Erzählung fortfahren. — Die Weihnachtsfeyertage begannen alſo; Bekannte verſammelten ſich an den Abenden zu ganzen Familien um Gold zu vergraben, Räthſellieder zu ſingen, *) Pfänder einzulöſen und ſich zu verkleiden. Glaſira nahm wie gewöhnlich Theil an dieſen Beluſtigungen, ſchien aber gleichgültiger als ſonſt gegen dieſelben zu ſeyn; ſie brauchte nicht mehr jemand zu wählen, dem ſie vorzüglich zu gefallen, oder dem ſie öfterer als den übrigen den goldenen Ring in die Hand zu legen wünſchte.

Bald haben wir Neujahr, und das liebe Fräulein hat ſich noch nicht wahrſagen laſſen, ſprach eines Abends die ſchlaue Wärterin.

Worüber denn, entgegnete Glaſira. Ich habe ja ſchon einen Bräutigam.

„Jezt iſt eben gerade die Zeit zu erfahren, ob dein Bräutigam geſund iſt, was ſich mit ihm zuträgt, ob er ſich oft deiner erinnert? Ich ſage dir, es wird noch viel Waſſer bis zu deiner Hochzeit dahin fließen. So lange nicht die Stunde naht, die Gott nach ſeinem Willen beſtimmt hat — ſo lange kann ſich noch allerley mit dir ereignen. — Zieh' nur dein Zobelpelzchen an, komm und laß uns unter den Fenſtern horchen und den erſten Vorbeygehenden fragen, wie er heißt.“ —

Glaſira, nicht gewohnt, ihrer Wärterin zu widerſprechen, zog ſich an und ging mit ihr vor die Pforte. Nach ungefähr zehn Schritten begegnete ihr ein Mann. Wie heißen ſie? fragte Glaſira: — Alexander! — „Ei, Fräulein! flüſterte ihr die Alte zu: dein Bräutigam heißt ja nicht ſo; das iſt Kudrins Taufname! — Hier in der Nähe durchkreuzen ſich die Straßen: wir wollen doch hören, von welcher Seite der erſte Hund anfangen wird zu bellen.“ — Sie blieben auf dem Scheidewege ſtehen; ein Hund bellte. — „Aha! hörſt du wohl, mein liebes Kind? auch der Hund bellt nicht von Kiew her, wohin Chabakow gereiſt iſt, ſondern von Wladimir, von unſerer Seite, wo jezt Kudrin ſich aufhält.“ — Das Wahrſagen unter den Fenſtern gelang nicht. Bey drey oder vier Häuſern, denen ſie ſich näherten, ertönten nur Weihnachtslieder und wegen der doppelten Fenſter konnte man kein einziges Wort verſtehen.

Glaſira eilte nach Hauſe zurück. Durch Zweifel beunruhigt und von Neugierde getrieben, erklärte ſie ihrer Wärterin, daß ſie am nächſten Abend in den Spiegel ſehen wolle, denn ſie zog dieſe Art von Wahrſagerey, deren Wahrheit durch mehrere Beyſpiele ſich beſtätigt hatte, allen übrigen Arten vor.

Die Alte lobte ihren Vorſatz, und führte ſie am andern Abend, gegen Mitternacht, als alle Hausgenoſſen ſchon ſchliefen, in einen unbewohnten Flügel des Hauſes. Hier war ſchon Alles angeordnet. In der Mitte des Zimmers ſtanden zwey Tiſche mit zwey Spiegeln. Die Wärterin ſezte Glaſiren zwiſchen dieſelben; zog mit einer Kohle einen Kreis um den ganzen Platz, und ſagte: „fürchte nichts, mein liebes Kind; ich werde bey dir ſeyn; ſitze ſtill, ſieh dich nicht um; dieſen Kreis darf keine feindſelige Macht überſchreiten.“ — Sie ſelbſt ſtellte ſich hierauf vor die Thüre des Zimmers. Alles ward ſtill. Das ſchüchterne Mädchen rührt ſich nicht, blickt ununterbrochen in den vor ihr ſtehenden Spiegel und ſieht nichts, als eine endloſe Reihe Lichter. — Es vergeht eine halbe Stunde, ihre Augen fangen an zu flimmern; der helle Glanz der Lichter verhüllt ſich gleichſam in Rauch, allein im Spiegel zeigt ſich nichts. Plötzlich knarrt etwas ganz leiſe. Eine eiſige Kälte durchbebt Glaſiren; noch ein Augenblick und ſie ſchreyt laut auf, ihr Geſicht mit den Händen bedeckend.

Die alte Wärterin und ein Glas Waſſer brachten ſie wieder zu ſich.

„Was iſt dir widerfahren, liebes Fräulein?“ — Ach, liebe Wärterin! Schnell fort von hier: es iſt hier ſo fürchterlich! ich ſah, ich ſah... „Aber was haſt du denn geſehen, mein Kind?“ — Einen Menſchen,... einen Mann... „Und haſt du ihn erkannt?“ — Mir däucht, ja. Er gleicht aber nicht meinem Bräutigam, ſondern war mehr Kudrin ähnlich.

„Nun ſiehſt du wohl, mein Kind! wer weiß, vielleicht iſt er dir noch beſtimmt!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Wohlthätige Anſtalt in London.

Es iſt in London ein kleines Buch herausgekommen: „kurze Beſchreibung der Zufluchts-Anſtalt für Solche, die aus den Gefängniſſen entlaſſen ſind, oder denen es an Arbeit fehlt u. ſ. w.,“ welches die vortreffliche Abſicht dieſer Anſtalt augenſcheinlich beweiſt. Die Geſellſchaft, welche ſich zur Begründung derſelben vereinigte, hatte den doppelten Zweck, Gutes zu wirken und Böſem vorzubauen; die Geſetzgebung, ſo wie ſie im geſellſchaftlichen Verein unſrer Tage ſteht, hat bisher noch kein Mittel gefunden, den Verbrecher nach überſtandner Strafe wieder in die Reihe nützlicher Bürger aufnehmen zu laſſen. Ohne Verhältniſſe, die ſeinen Erwerb ſichern, entehrt und ſchüchtern oder bitter, wird er beym Austritt aus dem Gefangenhaus der Verſuchung zum Böſen, ja der Nothwendigkeit, neue Vergehen auf ſich zu laden, ausgeſezt. In einer ähnlichen Lage befindet ſich jeder Arme, dem es an einem rechtmäßigen Erwerb gebricht. Dieſem Uebel abzuhelfen, verband ſich eine Ge-

---

*) Mit dieſen hat es folgende Bewandniß: Während die ganze Geſellſchaft ein paſſendes Lied ſingt, legt Jeder, der dazu Luſt hat, eine ihm gehörige Sache auf einen bedeckten Teller, und denkt ſich dabey etwas, darauf wird wieder ein Vers geſungen, die Teller geſchüttelt, und eine der verdeckten Sachen herausgezogen, worauf dem Eigenthümer derſelben ſein ihm bevorſtehendes Schickſal, nach dem Inhalt des geſungenen Liedes, unter Scherz und Lachen verkündigt wird.

ſellſchaft wackrer Menſchen, unter denen ſehr ehrenwerthe Namen genennt werden; ſie verfolgt ſchon ſeit fünfzehn Jahren ihren wohlthätigen Zweck, und hat, ihren öffentlichen Berichten zu Folge, in ihrer Anſtalt ſeit deren Begründung im Jahr 1806 451 Männer und 1014 Weiber aufgenommen; Anfang dieſes (1822) Jahrs befanden ſich noch ſechzig Männer und acht und fünfzig Weiber darin. Außer den Mitteln zur Arbeit finden die Hülfsbedürftigen auch moraliſchen und religiöſen Unterricht daſelbſt; die gewöhnliche Arbeit der Männer iſt das Schuſter- und Buchbinder-Handwerk, diejenigen Männer, die gar kein Handwerk können, ermangeln darum nicht der Arbeit, man beſchäftigt ſie mit dem Spalten und Verkaufen von Holz. Die Frauen waſchen, nähen u. dgl.

Die ſehr kleine Zahl von Menſchen, welche in einer Zeit von fünfzehn Jahren in dieſer Anſtalt verſorgt worden ſind, beweiſt ſchon allein die Hinderniſſe, welche ihr im Wege ſtehen, und den geringen Wirkungskreis, den ſich dieſelbe verſchaffen kann. Es würde ein ungeheurer Gegenſatz ſichtbar werden, wenn wir die Zahl der Verbrecher, welche in den leztverfloßnen fünfzehn Jahren in London ihre Strafzeit überlebten, mit dieſen 1469 in dieſer Wohlthätigkeits-Anſtalt Aufgenommnen vergleichen wollten. Höchſt ehrwürdig ſind dieſe Bemühungen; und retten ſie unter Tauſenden auch nur eine Seele, ſo haben ſie ein Großes gethan; aber im Großen können ſie nicht die Wirkung haben, den durch Strafe Gezeichneten wieder zum wackern Bürger zu machen. Nur in den ſeltenſten Fällen findet der Beſtrafte bey ſeiner Entlaſſung aus der Haft ſeine Standes-Ehre wieder; ſie wieder zu erlangen, muß er eine Kraft und Beharrlichkeit in der Tugend haben, die man nur gewagt von einem Menſchen fordern kann, der ſchon einmal dem Geſetze anheim fiel. Es gibt nur eine Art Sträflinge, die mit bekräftigter Ehre aus dem Gefängniß gehen: — die politiſchen Verbrecher. Vor ihrer Partey ſind ſie erhöht, und ihre Gegner möchten ſichs gern verbergen, daß ſie ihnen einen Triumph bereiteten. Für den gewöhnlichen Verbrecher gibt es aber einen Erſatz für die verlorne Ehre, den die, welche zu einem rechtlichen Erwerb zurückkehren, auch gewöhnlich ergreifen: Frömmeley — ſie entſchädigen ſich mit Anwartſchaft auf die himmliſche Krone, für den auf immer verſcherzten Bürgerkranz und ſein Mitgift von Anſehen als wackre Mitglieder des Staats. Den Wenigen, welche ausharren im Guten und mit wahrer Frömmigkeit die Folge des Böſen als Schule der Weisheit anſehen, wird es auch gelingen, bürgerliche Ehre wieder zu erringen — doch iſt das ein Heldenthum, das Wenigen gelingt.

Um den Erfolg der Bemühungen jener wohlthätigen Geſellſchaft, ſo weit ſie die Vorſorge für Verbrecher betrifft, zu beurtheilen, müßte man die Thatſachen genau kennen, und auch dann würde die Anwendung ähnlicher Mittel nicht allenthalben denſelben Erfolg haben. Wie wir den Menſchen kennen und die Nothwendigkeit bürgerlichen Ehrgefühls, um in dem bürgerlichen Verein zu gedeihen, ſcheint uns die Mehrzahl der Verbrecher durch kein Mittel wirklich zu neuen Menſchen gemacht werden zu können, als durch Deportation. Man ſagt, daß die niedre Volksklaſſe in England dieſe Strafe ſo wenig für ein Unglück halte; daß ſich viele Elende eines Vergehens ſchuldig machen, um in die Auſtralländer geſchickt zu werden — das iſt die beißendſte Kritik, welche über den Zuſtand des niedern Volks in England gemacht werden kann — möchte es aber ſeyn, ſo kann der Staat an Menſchen, die zu einer ſolchen Denkart genöthigt wurden, nichts verlieren. Der Gedanke der ewigen Verweiſung hält gewiß den zurück, der ſich in ſeinem Vaterland, und für daſſelbe, durch Vermeidung eines Vergehens erhalten kann; und der, welcher der Verſuchung unterliegt, kannte ja ſeine Strafe vorher. Nur in einer neuen Welt kann dem gezeichneten Sträfling wieder Bürger-Ehre entblühn. Träumen wir einmal, daß Deutſchland durch allgemeine Uebereinkunft allen ſeinen Sträflingen gewiſſer Klaſſen einen Anſiedlungs-Ort erkaufte, vielleicht für die Summen, welche der Bau beſſrer Gefängniſſe koſten würde; bis die Anſiedlung ſich die erſten Bedürfniſſe ſelbſt ſchaffte, unterſtützte man ſie mit den Summen, für welche man ſie in unſern Gefängniſſen an Leib und Seele zu Krüppeln gefüttert hätte. Aber dieſe Kolonie werde nicht ſo bald möglich an die in Europa zurückgelaſſne Bedürfniſſe gewöhnt, um ein Abſatz-Ort für unſre Fabrikate zu werden, ſondern ſie werde genöthigt arm und fleißig, die erſten Bedürfniſſe überflüſſig zu befriedigen. Doch das war ein Traum im Traum! denn bey allem, was wir beginnen, iſt heut zu Tage „das Marktplatz" finden, der erſte Beweggrund, und das lezte Ziel. Bis aber, wo möglich ein beßrer Traum wie dieſer verwirklicht werde, möge der wohlthätige engliſche Verein zur Beſchäftigung von abgeſtraften Uebelthätern gedeihen, und überall Nachfolger finden. In England ſelbſt war das ſchon der Fall, vielleicht auch ſchon in Deutſchland; denn das iſt eine unſrer Eigenheiten, daß wir über Phantasmen und Hypotheſen ſo viel ſchwatzen und ſchreyen, daß wir Vorhandnes und Beſtehendes uns einander oft gar nicht bekannt machen.

Eine ebenfalls ſehr wohlthätige in London beſtehende Anſtalt iſt die Geſellſchaft zur Beſeitigung der Betteley. Ihr Bereich erſtreckt ſich auch auf die Verfolgung von Betrügern, Landſtreichern u. ſ. w. Sie beſteht ſeit 1818 und machte vor Kurzem ihren vierten Jahresbericht bekannt. Ihre Statuten ſind ſehr einfach, obſchon ihre Wirkſamkeit ſehr groß und verwickelt ſeyn mag. Da ihr Zweck bewaffnete Gewalt erfordert, hat ſie ſich Conſtables verſchafft, ſie iſt mit den Obrigkeiten und Gerichtshöfen im Verkehr und hat anerkannte Commiſſarien. Sie übt eine thätige Aufſicht auf die Vollziehung der Geſetze und weit entfernt, der Obrigkeit Mißtrauen einzuflößen, ſteht ſie ihr in ihren mühſeligen Berufe bey. Im Jahr 1818 ertheilte dieſe, damals ſehr wenig bekannte, Geſellſchaft 3264 Hülfsleiſtungen; das darauf folgende Jahr ſtiegen ſie auf 4682, in der Folge nahmen dieſe dergeſtalt ab, daß 1821 die Anforderung an Hülfsleiſtungen ſich auf 2339 verminderte. Dadurch ward die Geſellſchaft in Stand geſetzt, den würdigern Armen um ſo weſentlicher zu helfen, und die Hauptſtadt ward von gefährlichem und läſtigem Geſindel befreyt *). Man bemerkte in demſelben Jahre, daß die größte Anzahl der Unglücklichen keinen Vorwurf verdiente, und daß ſich unter den übrigen wenige befanden, welche die Rüge der Geſetze auf ſich gezogen hatten **). In den drey erſten Jahren wurde ein Drittel der Hülfeleiſtung Irländern ertheilt, 1821 machten die Irländer nur ein Viertel, und die Zahl dieſer von der Geſellſchaft unterſtützten Unglücklichen iſt um mehr wie die Hälfte vermindert. Ungefähr dieſelbe Abnahme hat ſich in den Kirchſpielen der Hauptſtadt gezeigt. Die Erwerbszweige, welche die meiſte Unterſtützung bedürfen, folgen ſich in folgender Ordnung: Seeleute, Taglöhner, Dienſtboten, Soldaten, Krämer und Hauſirer, Näherinnen, Wäſcherinnen und Schuſter. Schreiber und Schauſpieler ſtehen auch auf dieſer Liſte. Die Geſellſchaft fügt ihren Jahresberichten ſehr anziehende Notizen über einzelne von ihr Unterſtützte bey. Man könnte daraus ein ſcheußliches Gemälde des Bettlerhandwerks zuſammenſetzen; allein noch wichtiger iſt es, daß aus dem Allen hervorgeht, daß der Bettel nicht die unmittelbare Folge ungleicher Glücksumſtände iſt, und durch gute Einrichtung abgeſchafft werden könnte. Daß dieſe Notizen als ein Beytrag zur Sittenſchilderung zu betrachten ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 7. Nov.

Immer iſt es erfreulich, wenn man Verſuche anſtellen ſieht, vermittelſt mechaniſcher Künſte der menſchlichen Geſellſchaft Bequemlichkeiten und andere Vortheile zu verſchaffen; ſchlagen unter zehn ſolchen Verſuchen auch neun fehl, ſo kann der zehnte doch gelingen, und durch ſeine bedeutenden Wirkungen für die andern ſchadlos halten. Deßhalb wird Mancher mit Vergnügen in den Zeitungen geleſen haben, wie der Contre-Admiral Haouran hieſelbſt Verſuche mit einer neuen Art Telegraphen angeſtellt hat, die nicht allein bey Tage, ſondern auch bey Nacht arbeiten, und wodurch Nachrichten aufs ſchleunigſte über Meer und Land gefördert werden können. Nun hat zwar der Hr. Chappe, Direktor der beſtehenden Telegraphen in Frankreich, in eben den Zeitungen behauptet, die neue Erfindung tauge nichts, und habe ſich nicht als nützlich bewährt, allein man ſieht es wohl, der leidige Brodneid muß den Hrn. Chappe geplagt haben, denn der neulich angeſtellte Verſuch iſt vollkommen gut ausgefallen. Der Hr. Haouran hatte ſein Obſervatorium auf dem Montmartre neben Paris aufgeſchlagen, und bis nach Orleans eine Linie ſeiner Telegraphen errichtet. In Gegenwart des Herzogs v. Artois und mehrerer anderer ausgezeichneter Perſonen hat er dann zu operiren begonnen. Der Herzog hat den Maire von Orleans, welcher dreyßig Stunden von ihm entfernt war, gefragt, was für Wetter man zu Orleans habe, und der Maire hat ſogleich mit lakoniſcher oder telegraphiſcher Kürze darauf geantwortet: ſtürmiſch. Frage und Antwort ſind in Zeit von einer halben Stunde die dreyßig Meilen durchflogen, ohne daß die Tauſende von Menſchen, die zwiſchen Orleans und Paris leben, etwas von der Unterhaltung ahneten, die durch die Lüfte über ihren Köpfen gehalten wurde. Das thue einmal der Hr. Chappe nach, beſonders bey Abende, ſo wollen wir auch ihn bewundern! Damit kein Zweifel über die Richtigkeit übrig bleibe, ſo iſt ſowol zu Paris als zu Orleans ein Protokoll über dieß telegraphiſche Verfahren gehalten worden, mit Bemerkung der Stunde und Minute, an welcher Frage und Antwort abgegangen und angekommen ſind. Privat-Telegraphen haben bisher keine errichtet werden können; es iſt auch noch eine Frage, ob eine ſolche Anſtalt nicht zu koſtſpielig werden würde, um den Privatperſonen ſehr nützlich zu werden. Es gibt freylich Fälle, wo das ſchnelle Befördern einer Nachricht von der höchſten Wichtigkeit iſt, und wo es auf einige Koſten mehr oder weniger gar nicht ankommt; ſolche Fälle ſind jedoch ſelten, und für den gewöhnlichen Bedarf des geſellſchaftlichen Verkehrs pflegen Poſten und Extrapoſten hinzureichen. Anders würde es ſich aber verhalten, wenn die Telegraphen mit geringern Koſten und zwanzigmal ſchneller die Nachrichten überbrächten; nur iſt nicht wohl einzuſehen, wie die Verwirrung, die nothwendig aus der Ueberbringung ſo verſchiedener Nachrichten und an ſo verſchiedene Perſonen entſtehen müßte, ſo wie auch das Auskundſchaften derſelben, vermieden werden könnte. Auf jeden Fall muß man ſehen, was aus des Contre-Admirals Haouran Verfahren werden wird; aus ſeinem erſten Verſuche läßt ſich noch nicht völlig auf das Vortheilhafte deſſelben ſchließen: denn da es darauf ankam, einen königlichen Prinzen zu vergnügen, ſo war Alles mit großer Sorgfalt und großen Koſten vorbereitet, und vielleicht hatte man ſchon etwas mehr vorgearbeitet, als man uns hat zu wiſſen thun laſſen. — Sie erwähnten vor Kurzem eines in New-York erfundenen Haus-Telegraphen, — nicht von dieſer Gattung von Erfindung, obwol auch nur von beſchränktem Nutzen, iſt ein Verfahren, das hier ſeit ungefähr einem Jahre an der großen Uhr des Hôtel de ville oder Rathhauſes angewandt wird. Dieſe Uhr, welche ſich mitten vor der Façade des Gebäudes befindet, wird nämlich, ſobald als es dunkel wird, beleuchtet, und ſcheint die ganze Nacht ſo helle, daß die Vorübergehenden ſo gut wie am Tage wiſſen können, wie viel Uhr es iſt. Das Beſte bey dem Verfahren iſt, daß die Beleuchtung ſo geſchickt angebracht iſt, daß man kaum erkennt, ob das porzellanene Zifferblatt von hinten zu oder durch ein vorn befindliches, mit einem Widerſchein verſehenes, Licht erleuchtet wird. Bloß die runde Scheibe iſt beleuchtet, und da ſie nicht den geringſten Strahl von ihrer glatten Fläche zurückwirft, ſondern ſanft und matt leuchtet, ſo muß ſie wohl von hinten zu beleuchtet werden. Der Zweck, den man ſich vorgeſetzt hatte, iſt vollkommen erreicht; allein eine einzige beleuchtete Uhr in einer ſo großen Stadt, als Paris, dient nur Wenigen, beſonders da das Hôtel de ville nicht im Mittelpunkt der Stadt liegt, und daher die meiſten Bewohner ſelten über den Grève-Platz kommen, worauf dieſes Gebäude ſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Die Zahl der Bedürftigen oder der Beygeſtandenen iſt dergeſtalt außer Verhältniß mit der ungeheuern Anzahl von Armen, welcher im Parlament erwähnt wird, daß man nicht begreift, wie bey einem reichen Volke, deſſen Geiſtlichkeit die geſetzlichen Vorſchriften des Chriſtenthums ſehr ſtreng verkündet, ſolche werkthätige Anſtalten einen ſo geringen Umfang haben können. Dieſe Bemerkung kann nur dem Vorhandenen noch mehr Achtung erwerben, ſoll aber uns lieben Deutſchen, die wir unſere Neigung, Alles was in England geſchieht, zu bewundern, noch nicht gemäßigt haben, Nachdenken empfehlen.

**) Gleiches würden wir uns in einer gleichen Anſtalt kaum in unſern Städten dritter und vierter Größe rühmen können: daß die Mehrzahl der Bettler keinen Vorwurf verdienten. In London hätten wir das nicht erwartet. Am leichteſten erklärte es vielleicht dieſer Nachſatz: daß ſich eine ſo große Zahl Irländer unter den Bettlern befunden — denn daß dieſe ohne eigene Schuld im Elende ſchmachten, kann man begreifen.

Nro. 291.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Dezember 1822.

> Was nützet das Haſchen nach trügendem Dunſt?
> Die Zeit zu genießen iſt ächtere Kunſt,
> Der Dumme vergähnt, es vergällt ſie der Thor,
> Der Weiſe nur ſchwinget mit ihr ſich empor.
>
> Georg Fellinger.

Ankündigung eines Jammer-Almanachs.

> Singula vincere jam multi. Ignem Mucius, crucem Regulus, venenum Socrates, exilium Rutilius, mortem ſerro adactam Cato. Et nos vincamus aliquid. *)
>
> Seneca.

In Benzenbergs Werken habe ich zuerſt das Wort und die Beſchreibung von Steuer-Jammer geleſen, und es mag daher dieſem geachteten Schriftſteller vor der Hand die Ehre der Erfindung, mit Vorbehalt des beliebigen Gegenbeweiſes beygelegt werden. Das Wort iſt wahrſcheinlich dem in Sachſen im gemeinen Leben üblichen Katzen-Jammer **) analog nicht unglücklich nachgebildet, und bezeichnet den fieberhaften Zuſtand, in welchem ſich viele Menſchen befinden, weil ſie die allerdings drückende Laſt der Staats-Abgaben für das einzige und größte Unglück halten. Sie fühlen ſich daher bey der Ueberſchätzung ihrer Leiden in einem beſtändig aufgeregten Zuſtande, und bey etwaniger Erwähnung der Steuern ſo angegriffen, daß ſie alle Faſſung verlieren, ein weinerliches hippokratiſches Anſehen bekommen, und ſich ſonach geberden, wie der ſterbende Pyramus beym Namen Thisbe im Ovid. *) Den Steuer-Jammer hätte nun ein Theil des Publikums, von dem weiter unten die Rede ſeyn wird, allenfalls Benzenbergen bey ſeiner Renomme der Biederkeit noch hingehen laſſen, allein da er in andern, zum Theil auch in die Staatszeitung aufgenommenen Schriften zum größten Mißmuthe der Steuer Jeremiaſſe noch den Satz offen hinſtellt, und dialektiſch beweiſen will: daß die Menge und Größe der Abgaben in qualitativer und quantitativer Hinſicht kein Hinderniß des National-Wohlſtandes ſey, und daß gerade dadurch nach den aufgeſtellten Beyſpielen erſt des Staatsbürgers ſchlummernde Induſtrie-Kräfte geweckt würden, um ſeinen und des Staats Bedürfniſſen Gnüge zu leiſten, ſo hat er damit dem Faſſe den Boden eingeſchlagen, und mehr wie durch jenen Steuer-Jammer es verdorben. Er mag zuſehen, wie er ſich bey den Regierenden und Regierten aus der Affaire ziehe. Mir hat er dadurch Veranlaſſung gegeben, über die Hauptgattungen von Jammer im Vogelbauer des bürgerlichen Lebens **) nachzudenken.

---

*) Viele haben ſchon einzelnes überwunden. Mucius das Feuer. Regulus das Kreuz. Sokrates das Gift. Rutilius die Verbannung. Cato den Schwertes-Tod. Laßt auch uns etwas überwinden. Seneca.

**) Bedeutet ein allgemeines Uebelbefinden, wobey dem Kranken das Waſſer im Munde zuſammenläuft.

*) Ad nomen Thisbes oculos jam morte gravatos
Pyramus erexit, visaque recondidit illa.
(Pyramus erhob bey dem Namen der Thisbe, die ſchon vom Tode ſchweren Augen, und ſchloß ſie, als er jene geſehen hatte.) Ovid.

**) Der wahre Jammer der Menſchheit nach den Geſetzen der Natur, und das, was jedem Pilger auf dieſer Lebensreiſe nach dem unerforſchlichen Rathſchluſſe der Vorſehung zugemeſſen wor-

Um nämlich auch ein Scherflein zu Verminderung des menſchlichen Elends, gleichſam durch einen neuen Karl von Karlsberg beyzutragen, und doch dem leſeluſtigen Publikum die Arzney in einer gefälligen Form zu liefern, bin ich geſonnen, zum kommenden Jahre, oder wenn dieſes bey den bekannten Behinderungen, beſonders bey der immer mehr und mehr ſteigenden Moro- und Pretioſität der Kupferſtecher nicht möglich ſeyn ſollte, doch zum Jahre 1824 einen Jammer-Almanach herauszugeben. Ich gebe nämlich von der Idee aus, daß dermalen nachfolgende Arten vom allgemeinen Jammer hauptſächlich beklagt werden. Als:

Steuer-	Jammer
Soldaten-	—
Luxus-	—
Preßzwang-	—
Staatsſchulden-	—
Wohlfeilheit-	—
Revolutions-	—
Verfaſſungs-	—
Seedespotismus-	—
Handelſperre-	—
Sklavenhandel-	—
Juden-	—
Proſelyten-	—
Myſtik-	—
Porto-	—
Nachdruck-	—

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Verlobungsring.

(Fortſetzung.)

Man wird ohne Zweifel leicht errathen, wie dieſe Erſcheinung veranſtaltet wurde. Die ſchlaue Wärterin wußte die Umſtände zu benutzen. Kudrin ſtellte ſich auf ihre Einladung zur beſtimmten Stunde ein, trat leiſe ins Zimmer, ſah in den Spiegel, erſchreckte Glafiren und entfernte ſich eilig, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Das arme Mädchen konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, Kudrins Bild ſchwebte immer vor ihrem Geiſte. Die Folgen des Schreckens — leichte Fieberanfälle, — gingen in einigen Tagen vorüber, allein der Eindruck, den dieſer Vorfall auf ihre Phantaſie gemacht hatte, blieb unauslöſchlich. Die aufmerkſame Wärterin bemerkte ſchnell genug Glafirens Seelenzuſtand und fing an mit deſto größerem Erfolg auf denſelben zu wirken.

Glafira, mit Vorurtheilen erzogen, hörte unaufhörlich von der Wärterin nachtheilige Bemerkungen über Chadarow und Kudrin's Lob; da nun letzterer wirklich gebildeter, gefühlvoller und hübſcher als ſein Nebenbuhler war, ſo fing Glafira an zu glauben, daß er ihr von höherer Hand beſtimmt ſey, und begann ihn zu lieben.

Alles ging nach dem Wunſche der Wärterin; allein ein trauriger, unerwarteter Vorfall vernichtete ihre Plane in einem Augenblicke und zerſtörte die Hoffnungen des alten Sſundukow. So nichtig ſind zuweilen unſere ſicherſten Unternehmungen. Entzückt über unſer Gelingen, glauben wir ſchon das Ziel zu erblicken, nach welchem wir ſo eifrig ſtreben, allein die Hand des Allmächtigen verhüllt es plötzlich vor unſern Blicken, und oft nur deßhalb, um uns eben dieſem Ziel, jedoch auf einem andern, der Vorſehung wohlgefälligen Pfade, zuzuführen.

Nachdem Sſundukow's faſt einen Monat in Moskwa verlebt hatten, machten ſie Anſtalten auf ihr Gut zurückzureiſen. Einſt erhielten ſie am Morgen Beſuch. Glafira, von der Mutter zur Wirthſchaft angehalten, goß gerade Beerenwein um, legte ſogleich dieſe Beſchäftigung bey Seite, wuſch ſich die Hände und nahm ihren Verlobungsring in den Mund. —

„Die gnädige Frau ruft Sie ins Gaſtzimmer; ſeyn Sie ſo gütig und kommen Sie geſchwind!“ rief ein Diener. Glafira wollte antworten, öffnete den Mund, und — verſchluckte den Ring.

Dieſer blieb ihr unglücklicher Weiſe in der Luftröhre ſtecken. Vergebens iſt ſie bemüht, ſich von demſelben zu befreyen: die Kräfte verlaſſen ſie; ihr Athem ſtockt, das unglückliche Mädchen fällt in die Arme der ſie umgebenden Frauen und verſcheidet unter furchtbaren Zuckungen.

Beſtürzung verbreitete ſich im ganzen Hauſe: Die unglücklichen Eltern, die erſchrockenen Gäſte und die neugie-

---

den, gehört in eine ganz andere ernſtere Kategorie. Afflictis non est addenda afflictio.

Ueber die Jammerpartie, welche ich zu bearbeiten mir vorgenommen habe, will ich aber meine Anſicht einmal für allemal in dieſer vertraulichen Note rein ausſprechen, doch werde ich mich künftig kaum gegen meine Patienten zu dieſer eſoteriſchen Wahrheit bekennen dürfen. Daß die, durch die beſondere Geſtaltung unſerer Staaten und Staaten-Vereine herbeygeführten zum Theil durch menſchliche Imbecillität vergrößerten Laſten, drücken, und zuweilen dem Erden-Waller Veranlaſſung geben, ſehnſüchtig an Rouſſeau, Robinſon und die Inſel Felſenburg zu denken, wer wollte dieſes läugnen? Aber auf der andern Seite darf der richtige Beurtheiler der Zeit und Welt nicht vergeſſen, und alſo auch nicht verſchweigen, daß unſer ſchwächliches Zeitalter ſich immer mehr und mehr zu einer unverkennbaren Hypochondrie hinneige, in dieſer die momentanen Leiden auf fünfzig Procent wenigſtens überſchätze, keine Vergleichung mit den überſtandenen Kriegstrübſalen und mit dem ſiebenzehnten Jahrhunderte anſtelle, die am Lebenswege ſtehenden Blumen, und wenn es auch Sonnenblumen wären, gar keiner Beachtung würdige, und ſich ſonach offenbar das Leben verkümmere und verkürze. Dieſer ſelbſtmörderiſchen Excentrität, dieſer Verſchrobenheit im Denken, Fühlen und Handeln durch freundſchaftliche Rippenſtöße zu ſteuern, iſt die latente Tendenz (welche ſchöne Aſſonanz!) meines Vorhabens. Sapienti sat.

rige Dienerſchaft, eilen von allen Seiten herbey. Thränen und Wehklagen, die das Zimmer und das ganze Haus erfüllten, benachrichtigten die Nachbarn von dem geſchehenen Unglück, erreichten aber nicht mehr das Ohr Glaſirens, die leblos in den Armen der Mutter und der Wärterin lag.

Aerzte gab es damals in Moskwa noch wenige und auch zu dieſen hatte man damals wenig Vertrauen. Einem der Gäſte fiel es ein nach einem Arzte zu fahren, und kehrte endlich nach zwey Stunden, mit einem derſelben zurück. —

Der Prieſter Aeskulaps, ein Deutſcher, in einer großen, gepuderten Perrücke, betrachtete das lebloſe Mädchen, fühlte ihr den Puls, legte ſeine Hand an ihre Schläfe, an das Herz, und erklärte, daß keine Hoffnung mehr ſey, daß er aber eine halbe Stunde früher für ihr Leben Bürge geweſen wäre.

Das zur Hochzeit beſtimmte Kleid von weiſſem Atlas wurde jezt Glaſirens Leichengewand. Mit dieſem geſchmückt, lag der lebloſe Körper auf dem Tiſche, das ſchöne kaſtanienbraune Haar hing in vollen Locken auf die Schultern herab. Die tief erſchütterten Eltern wurden in entfernte Zimmer geführt. Zwey bejahrte Frauen, nahe Anverwandtinnen, übernahmen die Anſtalten zur Beerdigung, eine traurige, für ein gefühlvolles Herz ſehr ſchwere Pflicht, die die volle Dankbarkeit derjenigen verdient, denen durch Erfüllung derſelben ein trauriger Dienſt geſchieht.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode der ſchönen Tochter Sſundukows verbreitete ſich durch die Stadt und Kudrin erfuhr ſie noch an demſelben Abend. Das Herz des unglücklichen Liebhabers, in welchem, durch die Bemühungen der Wärterin, die erloſchene Hoffnung wieder erwacht war, wurde tief erſchüttert. In dieſem Augenblick hätte er ſich Glaſiren lieber in Chabarows Armen gedacht, wünſchenswerther ſchien es ihm an den Qualen freudenloſer Liebe zu ſterben, als den ſo frühen Tod des reizenden Mädchens, an welchem er mit ganzer Seele hing, zu beweinen.

Nach den erſten heftigen Regungen des Schmerzes beſchloß er, es koſte was es wolle, die Verſtorbene zu ſehen, von ihr Abſchied zu nehmen, und dann den Reſt ſeines Lebens in einem entlegenen Kloſter zu beſchließen. Allein wie ſollte er ohne Aufſehen in Sſundukows Haus kommen? Auf die Wärterin konnte er jezt nicht rechnen, denn dieſe, betrübt über den Tod ihres Fräuleins, dachte nur an ihren Verluſt: Kudrin ſann hin und her — und wählte endlich in Ermangelung eines beſſern, folgendes Mittel:

Er fährt zu der Kirche, in deren Sprengel Sſundukows wohnten, ſucht den Verſänger *) auf, und erkundigt ſich, wann an ihn die Reihe wäre, bey der verſtorbenen Tochter des Wlanimirſchen Edelmannes die Pſalmen abzuleſen. Um eilf Uhr, erwiedert jener. Nun eröffnet ihm Kudrin unter dem Siegel des Geheimniſſes, daß er das Gelübde gethan habe, bey zwölf Verſtorbenen die Pſalmen zu leſen, er erbietet ſich im Sterbehauſe ſeine Obliegenheit zu übernehmen und bittet ihn um ſein Kleid.

Der Verſänger, erſtaunt über den Vorſchlag des unbekannten Herrn, betrachtet ihn mit großen Augen und zögert mit der Einwilligung; als aber Kudrin zehn klingende Rubel — in damaliger Zeit ziemlich viel Geld — auf den Tiſch warf, verbeugte er ſich, reichte ihm ſeinen blauen Rock hin und ſprach nachher lange mit ſeiner Frau über das ſonderbare unerhörte Gelübde des luſtigen Edelmannes.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Dieſes iſt die dritte Perſon in den Griechiſch-Ruſſiſchen Kirchen, welche während des Gottesdienſtes vorſingt, lieſt und andere kirchliche Handlungen verrichtet.

Anmerk. d. Herausg.

Todesprobe an der Leiche einer Mutter.

Wohl ihr Aug' erloſchen ſteht,
Wohl die Pulſe nicht mehr ſchlagen
Und mit Klagen
Jedes von der Todten geht.

Doch ſie kann noch lebend ſeyn!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlechte Zeichen!
Bringet ſchnell ihr Kind herein!

Legt ihr das ans kalte Herz!
Rührt auch dann ihr Herz ſich nimmer,
Dann auf immer
Iſt ſie todt, — und aus ihr Schmerz.

Juſtinus Kerner.

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. Nov.

Sie machen uns Vorwürfe, daß wir Ihnen ſeit ſo langer Zeit keinen Bericht von unſerm namenloſen deutſchen Normal-Theater eingeſendet haben; wir ſollten uns ſchämen, ſchreiben Sie, daß wir unſer öffentlich gegebenes Verſprechen nicht halten und in einem läßigen oder eigenſinnigen Stillſchweigen verharren über die wichtigſte Angelegenheit unſers Vaterlandes: über die Blüthe aller Kunſt: über die koſtſpieligſte Anſtalt zur allgemeinen Volksbildung. Sie haben vollkommen Recht; eigentlich ſollten wir uns ſchämen, hier zu bekennen, daß wir nichts vom Theater zu ſagen wußten, da doch alle Menſchen darüber ſo gut ſprechen, daß man ſelbſt die zünftigen Rezenſenten nicht mehr von Jedermann zu unterſcheiden vermag; wir geſtehen, wir hätte ten Ihnen von unſerer Normal-Bühne berichtet, ſo würden alsdann erſt recht dunkelroth die Klatſchroſen der Scham auf unſern Wangen glühen, weil wir durchaus nichts anders hätten erzählen können, als wie noch immerfort die goldene Mittelmäßigkeit beklatſcht wird, welches dann ein klatſchendes Geklatſch über das Klatſchen und weiter nichts geweſen wäre. Ja! goldene Mittelmäßigkeit, das iſt der Wahlſpruch unſerer deutſchen Normal-Theater-Intendantur-Direktion, und die Umſchreibung dieſes Wahlſpruchs iſt folgende: Die Mittelmäßigkeit iſt Jedermanns Sache; Jedermann iſt unſer Publikum, unſer Kunſtrichter, und unſere Künſtler und wir ſelbſt ſind auch Jedermann, alſo führen wir uns die Mittelmäßigkeit, unſere Sache, auf. Die Mittelmäßigkeit aber iſt lumpig, wir müſſen alſo, auf daß ſie die goldene Mittelmäßigkeit werde, ſie mit Gold behängen; das koſtet zwar leider Gold, bringt aber auch wieder Gold ein, weil Jedermann ſeine geliebte häusliche Mittelmäßigkeit auch einmal entlumpt und wiſſenſchaftlich koſtümirt ſehen will, und zu dieſem Zweck Eintrittsgeld in die Theaterkaſſe zahlt, welches Geld wiederum gebraucht wird, die Mittelmäßigkeit neu zu koſtümiren, wo dann Jedermann wieder läuft und ſein Geld hinträgt, die neue Mittelmäßigkeit zu ſehen, welches Geld wieder zur funkelnagelneuen Koſtümirung der Mittelmäßigkeit verwendet wird, und ſo fort im finanziſchen wie im alfanziſchen Kreislaufe — hört man die deutſche Normal-Theater-Intendantur-Direktion ſprechen — und ſie ſpricht zuweilen — ſo beweiſet ſie a posteriori und ad oculos (denn mit den Augen hat ſie es allein zu thun) daß ſie vollkommen recht hat, ſo zu verfahren. Sie hätte, behauptet ſie, Kunſt- und Schönheits-Sinn, wie jeder Andere; und wenn man ihr entgegnet, ſie ſollte aber als Herrſcherin und Leiterin höher ſtehen, als ihr Publikum, ſo fragt ſie, wer daran zweifle? Ihr läge nichts ſo am Herzen, als eben das Publikum zu ihrer höhern Kunſtanſicht zu erheben; ſie — wäre innigſt überzeugt von dem Werth dieſes oder jenes Meiſterſtückes, das von der Bühne verdrängt iſt; aber das Publikum wäre ſo herabgekommen (durch wen?), daß es dergleichen gar nicht mehr auffaſſen, die Erhabenheit dieſes alten Trauerſpiels, die Ironie dieſer veralteten Komödie gar nicht mehr verſtehen könnte; das Haus würde leer und die ungeheuern Koſten ungedeckt bleiben, die jezt der vermehrte Aufwand an Koſtüm, Dekorationen, Maſchinen und Verſinnlichung aller Traumgeſtalten aus dem theuern Reiche der Phantaſie erfordere. Ueberdieß kämen in den ſogenannten beſſern Stücken wenig in die Augen ſpringende Situationen und gar keine ideale reine Weſen, ſondern ordentliche Menſchen mit wirklichen Charakteren vor; und dieſe darzuſtellen, dazu wären unſere heutigen Schauſpieler nicht gemacht und nicht erzogen, hätten auch keine Zeit, dergleichen zu ſtudiren, da alle Woche zwey neue Stücke müßten geleiſtet werden; es könnten alſo durchaus keine andern Stücke geſpielt werden, als ſolche, worin dieſelben reinen Weſen immer wieder nur anders koſtümirt vorkämen. Und ſo fährt die Normal-Direktion fort, durch Thatſachen, die ſie ſelbſt ausübt, zu beweiſen, daß ſie nicht anders verfahren könne. Aber Lug iſt es, Lug und Selbſtbetrug! Jeder Aufſchwung, jedes Phantaſtiſche, jede Wahrheit, kurz Alles, was ſich über die ſeichte Mittelmäßigkeit erhebt, iſt der deutſchen Normal-Direktion eben ſo in heimlichſter Seele verhaßt, wie dem Theater-Publikum; aber ſie geſteht es eben ſo wenig ein, als es jeder Einzelne des Theater-Publikums eingeſteht, obgleich es ſich in Maſſe muthig genug ausſpricht. Sage die löbliche Normal-Direktion, was ſie wolle, ſie ſteht nicht um ein Haar höher, als dasjenige Publikum, das ihr Geſchöpf iſt: die abonnirten Stammgäſte des Theaters. Die Direktion iſt die kranke Seele, das Stammpublikum iſt der von ihr zerrüttete Körper, der nun ſeiner Seits wieder die Seele ſiech macht, bis endlich dieſe krankhafte Wechſelwirkung, durch die ſüßlichen Arzneyen unkritiſcher Zeitungsſchreiber genährt und geſteigert, den ſeligen Tod unſers heutigen deutſchen Bühnenweſens herbeyführen muß — des Bühnenweſens, das, ſo gewiß es ſterben und verweſen wird, kein Weſen, ſondern nur der prunkende Apparat eines ſeelenloſen Automats iſt. Erſt nach der Vernichtung dieſes Schein- und Prunkweſens kann ſich dem Deutſchen die wahre National-Bühne wieder eröffnen, die uns vielleicht, wie die vaterländiſche Eiche, aus kleiner, unvornehmer Saatfrucht, aus einer Bretterbude von neuem entſtehen dürfte. Wer das Leztere bezweifelt und es für excentriſch und paradox hält, der höre nur die Normal-Intendantur-Direktion ſprechen, wenn ein Mann, der ſich Geiſt und Sinn rein erhalten hat, oder ein gelehrter Kunſt- und Schönheits-Kenner, ſie in die Enge treibt und ihr unwiderſprechlich zeigt, auf welchen Abwegen ſie ſich befindet; da zuckt ſie gleich die Achſel und ſpricht lächelnd, als den Unverſtändigen bedauernd: Nun und wie ſoll ich es denn beſſer machen? — und wenn auch dazu ihr Vorſchläge gemacht werden, ſo zuckt ſie die Achſel noch höher, lächelt noch mitleidiger und ſpricht: Wahrlich! recht ſchöne Träume! habe ich auch 'mal gehabt, wie ich noch theoretiſch war; aber kennen Sie denn die Bretter, die Schauſpieler, das Publikum? Und nun kommt ein langer Beweis, wie hiezu die Bretter nicht eingerichtet wären, dieſes die Schauſpieler nicht darſtellen könnten, zum Lernen keine Zeit hätten und zum Erlernen viel zu vornehm wären, und wie das Publikum dieſe Feinheiten und Tiefe durchaus nicht verſtände, jene Keckheit ſich niemals würde gefallen laſſen; und wie man ja überhaupt nicht ins Theater käme, der kunſtrichterlichen Studien halber, ſondern um ſich von ſeinen Geſchäften zu erholen, von ſeinen Vergnügungen zu delaſſiren, von ſeiner langen Weile zu befreyen, aus apathiſcher Nervenſchwäche ſich herauszureißen, den jungen Mädchen eine anſtändige öffentliche Unterhaltung und den kleinen Knaben eine nützliche Spielerey zu verſchaffen. Allen dieſen verſchiedenen Anforderungen müſſe eine löbliche Normal-Direktion Genüge leiſten und nirgends dürfe ſie anſtoßen. Daher müßte die Tragödie folgendermaßen geſtaltet ſeyn. Erſtlich die Geſchäftsleute, die ſich erholen und im Theater nicht ſchon wieder mit Nachdenken ſich placken wollen, dieſe müßten etwas für's Auge haben; die ſich von ihren Vergnügungen delaſſiren wollen, für dieſe könnte die Handlung nicht blutig und das Schickſal nicht blind und grauſam genug ſeyn; für diejenigen, die ſich von langer Weile befreyen wollen, müßte etwas ganz Originales, Niedageweſenes, ungeheuer Neues vorkommen, was aber doch nicht ſo ſehr unerhört ſeyn dürfte, daß die Andern einen Anſtoß daran nähmen; für die Nervenweichen und Schwachen wären die Monologe mit Muſik, die melodramatiſchen empfindſamen Scenen und das weiche Moll und ſüße Einerley trochäiſcher Wiegentöne unerläßlich; für die jungen Mädchen müßten die Vergehungen unkeuſcher Liebe zwar etwas im Schleyer, aber ihre tragiſch-blutigen Folgen recht in die Augen ſpringend dargeſtellt werden, niemals aber dürfte den unnatürlichen Böſewichtern gegenüber ein Weſen fehlen oder ein paar, die reiner als rein, großmüthiger als großmüthig, und freyer als frey von Todesfurcht ſind. Die kleinen Knaben hätten zwar daſſelbe Bedürfniß der Augenluſt wie die Geſchäftsmänner; für ſie müßte aber auch das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden und ihnen z. B. kleine frühreife, verſtändige, aufopfernde Heldchen vorgeführt werden, die von Natur in gereimten Verschen ſprechen, niedliche tragiſche Anekdötchen erzählen und dafür beklatſcht werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 97.

Nro. 292.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. Dezember 1822.

Ohne dich iſt mir kein Leben,
Ohne dich das Leben Tod;
Und doch würd' ich hin es geben,
Siebenmal dahin es geben,
Schäferin, auf dein Gebot.

Nach dem Spaniſchen.

Stumme Liebe.

Könnt' ich dich in Liedern preiſen,
Säng' ich dir das längſte Lied,
Ja! ich würd' in allen Weiſen
Dich zu ſingen nimmer müd.

Doch was immer mich betrübte
Iſt, daß ich nur immer ſtumm
Tragen dich, o Herzgeliebte!
In des Buſens Heiligthum.

Und daß du, was laut ich ſage,
Oder preis in Sangesluſt,
Meineſt, daß ich tiefer trage,
Als dich, Herz, in warmer Bruſt.

Dieſer Schmerz hat mich bezwungen,
Daß ich ſang dieß kleine Lied,
Doch von bittrem Leid durchdrungen,
Daß noch keins auf dich gerieth.

Juſtinus Kerner.

Der Verlobungsring.

(Beſchluß.)

In der einfachen, beſcheidenen Kleidung eines Kirchendieners, mit gepreßtem Herzen und blaſſem Geſichte, tritt der unglückliche Kudrin in den Saal von Sſandukows Hauſe. Bey dem Anblick des beweinenswerthen Gegenſtandes vermochte er kaum ſich aufrecht zu erhalten. In der vordern Ecke des Zimmers, auf einem von ſechs hohen Leuchtern umgebenen Tiſche, unter einer reichen ſtoffenen Decke, das Geſicht mit weiſſem Neſſeltuch verhüllt, lag die, welche er nächſt Gott über alles auf der Welt liebte. Allein er mußte ſich faſſen, denn in dem Saale waren Menſchen. Zitternd nähert er ſich dem Pulte, ſchlägt die Pſalmen auf, macht das Zeichen des Kreuzes, und fängt mit zitternder Stimme an zu leſen. Um ſich nicht zu verrathen, ſucht er ſeine Blicke auf das vor ihm aufgeſchlagene Buch zu heften, — allein unwillkürlich wandte ſich ſein Auge nach dem verhüllten Geſicht der Entſchlummerten.

Um ein Uhr entfernten ſich Alle aus dem Zimmer, nur eine alte Magd blieb zurück, ſchlief jedoch bald vor Müdigkeit ein. Die Wärterin hatte der Gram aufs Krankenlager geworfen.

Als rings umher alles ſtill geworden, verließ Kudrin ſeinen Platz, näherte ſich dem Tiſche, fiel nieder, weinte und ſprach leiſe: „Ich liebte dich, ſelbſt dann noch, als ich der Hoffnung beraubt war, dich je zu beſitzen. Wenigſtens konnte ich den Troſt haben für dein Glück zu beten und mich darüber zu freuen, wenn meine Gebete erhört würden. Aber jetzt!“ .. Er ſtand auf und warf den Schleyer von Glafirens Geſichte; welche himmliſche Schönheit! keine Spur des Todes! die Lippen prangten in ihrer frühern Farbe, auf den Wangen ſchimmerte ein zartes Roth, es ſchien, als läge ſie in ſanftem, tiefen Schlummer. Unbeweglich, ohne einen Laut von ſich zu geben, betrachtete er einige

Augenblicke die Engelzüge der Entſchlafenen, da floſſen aufs neue ſeine Thränen, mit einem ſchweren, erſtickenden Seufzer ſprach er das lezte Lebewohl! und mit den Händen an den Rand des Tiſches geſtüzt, bog er ſich über den Sarg, um ſie zu küſſen. Schon näherten ſich ſeine Lippen den Lippen der Verſtorbenen, heiße Thränen fielen auf ihr kaltes Geſicht, als plötzlich die morſchen Füße des Tiſches brachen und dieſer unter ſeiner Laſt zuſammenfiel. In der erſten Verwirrung ergreift Kudrin die Todte, hebt ſie auf und hält ſie in ſeinen Armen. Das Geräuſch des Falls unterbricht den Schlummer der alten Magd und erweckt die in den benachbarten Zimmern ſchlafenden Perſonen. Man eilte von allen Seiten herbey, und ſtand regungslos bey dem unbegreiflichen Anblick.

Aber das allgemeine Entſetzen wuchs, als man aus dem Munde der Verſtorbenen ängſtliche Seufzer hörte, als ſie, die Augen öffnend, nach allen Seiten ſich umſah und mit ſchwacher Stimme dieſe Worte hervorbrachte: „Wo bin ich?... Wer hält mich ſo feſt und weßhalb? Warum ſind Mutter, Vater und Wärterin nicht bey mir?“ ... In dieſem Augenblick ſtanden dieſe, die Beſtürzung der Uebrigen theilend, ſchon vor ihr... „Aber mir antwortet niemand... Jezt erinnere ich mich, ich errathe, man hat mich für todt gehalten. Ach! ſeht nur, ſeht: ich lebe; da iſt auch der verhängnißvolle Ring.“ Sie zeigte: alle ſahen auf den Fußboden, und erblickten den Ring, von welchem die Unglückliche durch die Wirkung des Falles befreyt worden war, alle riefen einſtimmig aus: ſie lebt! und ſtürzten auf Glafiren zu, die, ſchon auf den Füßen ſtehend, ihre Arme nach der Mutter ausſtreckte.

In einem Augenblick waren die Leuchter und alle andere Zierrathen des vorigen traurigen Anblicks verſchwunden. Die Freude glänzte auf allen Geſichtern. Glafira ging aus einer Umarmung in die andere, und niemand umarmte ſie mit trockenen Augen. Endlich wandte ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit und Neugierde auf den Kirchendiener, welcher, mit entzücktem Herzen, aber ſchüchternem Blick, unbeweglich daſtand. Bey der erſten Frage Sſundukows über das Vorgefallene warf er ſich vor ihm und der Majorin nieder, und nachdem er alle Umſtände aufrichtig erzählt hatte, ſchloß er ſeine Rede mit folgenden Worten: „Meine Liebe gab Ihnen die Tochter wieder; in meinen Armen kehrte ſie ins Leben zurück. Sollten Sie auch jezt noch ſich weigern, mich für Ihren Sohn zu erkennen?“ — „Vater! Mutter! ſagte Glafira, den Blick innigſter Zärtlichkeit auf Kudrin gerichtet: er iſt mein Retter! nie werde ich einem andern angehören, nie werde ich meines Bräutigams Ring, durch den man mich mit dem Tode verlobte, anlegen!“.... Was blieb dem gerührten Vater, der ſchluchzenden Mutter nach ſo feſten Verſicherungen zu thun übrig? Nach einem gegenſeitigen ſprechenden Blicke umarmten ſie Kudrin als ihren geliebten Sohn.

Als das Gerücht von dieſem ungewöhnlichen Vorfalle*) ſich in der Stadt verbreitete, ſo fand Sſundukows Einwilligung allgemeines Lob. Den Alten beunruhigte jedoch der Bruch des gegebenen Worts, allein Chabarow ſelbſt befreyte ihn von dieſer Unruhe: aus Tula erhielt man bald die Nachricht, daß der junge Wildfang, bey der Durchreiſe durch dieſe Stadt, ſich in eine ſchöne Wittwe verliebt und ſich im Geheim mit ihr verlobt hatte.

Iſt es nöthig, wie man zu ſagen pflegt, die Geſchichte zu beendigen? Bedarf es noch einer Verſicherung für die Leſer, daß Kudrin und Glafira glückliche Gatten waren? — Sie ſelbſt, wie alle übrigen, erkannten in ihrem beneidenswerthen Schickſale die Fügung der göttlichen Vorſehung.

---

*) Die alten Einwohner Moskwas erinnern ſich vielleicht dieſes Vorfalls, oder haben wenigſtens von demſelben gehört.

Ankündigung eines Jammer-Almanachs.

(Fortſetzung.)

Noch gibt es eine andere Menge Jammer, der zwar wegen der ihm abgehenden Eigenſchaft der Allgemeinheit nicht auf die Bezeichnung prima sorte, wie der obige, Anſpruch machen kann, der jedoch dem ſpeciellen Träger, dem Betheiligten oder vielmehr Benachtheiligten ſehr läſtig werden kann. Z. B.

Recenſenten- Jammer
Aeſthetiſcher- —
Organiſation- —
Reſſort-Streit- —
Tabellen- —
Büreau- —
Gewerbefreyheit- —
Maſchinen- —

Von dieſer Jammer-Ilias werde ich den vorzüglichern Arten wo möglich einen beſondern Monat widmen, und nach vorausgegangener genetiſchen und dynamiſchen Beſchreibung bey einem jeden Tage im Monate einen Häuptling und Koryphäus dieſer Art aufführen, von welchen 28, 30, 31, Monatsmännern wenigſtens zwey bis drey eine pragmatiſche Lebensbeſchreibung mit nützlichen Anwendungen zu Belehrung und Erbauung der Leſer erhalten ſollen. Einen Monat werde ich wohl ausdrücklich für den Jammer in der ſchönen Literatur beſtimmen, und da freue ich mich ſchon, wenn ich dieſe Kameel-Laſt von äſthetiſchem Stoff bedenke, beym Fatum-Jammer wie ein kritiſcher Polymachäroplacides über Müllner und Grillparzer mich gründlich auszuſprechen, ganz neue Anſichten zu eröffnen, und, da die Grundſätze des Ariſtoteles über das Trauerſpiel ſchlechterdings nicht mehr Stich halten wollen, am Ende ein Concordat über die Regeln der Tragödie zu ſtiften. Für das Gelingen und den Abſatz meines Werks habe ich keine Sorge. Um die Buchhandlungen zu gewinnen, habe ich mich verlauten laſſen, den Nachdruck-Jammer, der doch nur Buchhändler betrifft, mithin nicht in die erſte Klaſſe der Regel nach gehören würde, dennoch in leztere aufzunehmen, welches wahrſcheinlich ſchon gute Senſation machen, und eine freundliche Aufnahme vorbereiten wird. Aber ich finde auch auf dem geraden Weg eine Buchhandlung, die mich als deutſchen Schriftſteller, welche bekanntlich ihre Naſen nicht ſo hoch wie die Engländer (man denke an Walter Scott) tragen, anſtändig honoriren wird, beſonders da bey der Allgemeinheit der Jammer-Zweige höchſtwahrſcheinlich auf einen Abſatz gerechnet werden kann, der dem des Converſation-Lexikons wenigſtens gleich kommen muß. Auf jeden Fall ſoll Vorkehrung getroffen werden, daß jeder Monats-Jammer, wie bey großen Encyklopädie'n, z. B. beym Krünitz der Artikel: Pferd, Mühle ꝛc. einzeln für den Jammerluſtigen zu haben ſey. Auch wird ſich der Debit von einigen Branchen für den Bedarf in Süden und Norden wenigſtens approximativ berechnen laſſen, da die Zeitungen ein wahres Conto-Courant hierüber liefern, und bey einzelnen Provinzen es bald ſich abnehmen läßt, wo ſie der Schuh drückt. In einigen Jahren, wenn das Jammer-Inſtitut und die Korreſpondenz recht im Gange ſeyn wird, hoffe ich eine vollſtändige Jammer-Statiſtik, nebſt vielen dynamiſchen Tabellen zu liefern, ſo, daß ſich folgends mit einem Blicke überſehen laſſen wird, wie viel Jammerlinge dieſer oder jener Art auf Eintauſend der Bevölkerung, oder auf eine Quadratmeile in den Ländern Europas kommen. Dieſe ſtatiſtiſche Bearbeitung hat aber manchen Haken und manches Häkchen, weil ich hier ein ganz neues Feld baue, und nicht wie gewöhnlich zu Süßmilchs göttlicher Ordnung, dem Urborn, womit faſt alle Statiſtiker ihre Gefilde wäſſern, meine Zuflucht nehmen kann. Ueberhaupt iſt die Ausführung der Idee nicht ſo leicht, wie man beym erſten Anblick denkt. Es ſind mehrere Schwierigkeiten zu beſeitigen, und mehrere Einleitungen zu treffen, damit ich nicht etwa ſelbſt jämmerlich im angefangenen Bau ſtecken bleibe und ausgelacht werde. Unter Anderm bekümmert mich das Auffinden tüchtiger Mitarbeiter. Die gewöhnlichen Klaſſiker und Matadors, welche die Freuden und Geſelligkeits-Almanache ſpeiſen, können mir wegen ihrer Beſtimmung zur Luſt und zum Scherz gar nichts helfen. Sie ſind blos Tirallieur's, ich brauche ſchweres Geſchütz und Männer vom General-Staabe der Gelehrſamkeit und Menſchenkenntniß. Ich ſehe im Voraus, daß ich vorzüglich mit den Dichtern ein ſchlimmes Spiel, und am Ende gar Verdruß und Hader mit den futterneidiſchen Redaktoren der fidelen Almanache bekommen werde. Denn es kann nicht fehlen, daß bey dem enormen Ehrenſolde, welchen mein Almanach als Folge des enormen Abſatzes gewähren kann und wird, Dichter und Dichterlinge durch die Salzlecke des reichen Honorars gekirrt, zu meiner Parthie überſetzen, mich mit Verſen, beſonders mit Elegien heimſuchen und überſchwemmen werden. Aber ich werde nur ſolche honoriren, welche meinen Patienten Polſter mit Electoral-*) Wolle geſtopft, oder ohne Metapher zu ſprechen, Electoral-Elixire der Erquickung und Erbauung gewähren können.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

?, den 1. Okt.

(Beſchluß.)

Das Luſtſpiel mache dieſelben, nur mehr negative Anforderungen: die Geſchäftsleute wollen keine Anſpielungen, die nicht aus ihrem Kreiſe ſeyen, keine Ironie, zu der ſie ſich nicht ſchon von ſelbſt erhoben hätten; die Gelangweilten und Blaſirten wollen nichts als Situation und Handlung, eigentlich ein komiſches Ballet, denn wie könnte man ihnen zumuthen, während gemächlicher Verdauung, dem leichten Ballſpiel ſich einander zuwerfender Gegenreden, jene Aufmerkſamkeit zu gönnen, die ſie auf das Sehen oder Geſehenzuwerden nothwendigerweiſe verwenden müſſen; den Nervenſchwachen ſey jeder ſich derb ausſprechende Charakter ein Greuel, jeder treffende Geißelhieb eine anſtandsloſe Ruſticität, und kämen gar die im alten Luſtſpiel gang und gäben Prügel vor, ſo ſänken ſie vor Abſcheu und Mitleiden in Ohnmacht. Was nun aber Alles der jungen Mädchen und kleinen Knaben halber im Luſtſpiel nicht vorkommen dürfe, das würde man, wenn man anders nicht ganz ruchlos wäre, wohl nicht wiederholt haben wollen. So ſpricht die Normal-Direktion; und wenn ihr nun bewieſen wird, daß viele der neueſten Trauerſpiele, die ſie gibt, eben ſo unnatürlich und der Vorſehung ſpottend, als läſtern und unſittlich ſind, die Luſtſpiele aber weder ein leichtes Spiel noch die ächte Luſt der Luſtigkeit darbieten; ſo drehet ſie ſich wieder im Kreiſe und ſpricht: Ja aber wenn wir dieſe elenden Deklamations- und Spektakel-Stücke nicht geben, ſo haben wir kein volles Haus, item keine volle Kaſſe, und ſind alsdann nicht im Stande, unſere Operiſten und Tänzer zu bezahlen. — So lange alſo die löbliche Normal-Direktion ſo ſpricht und ſo handelt, iſt es durchaus keine Uebertreibung, wenn wir hoffen, daß man in unſern ſteinernen Komödienhäuſern bald ſeinen Kulminationspunkt erreichen, und daß dort alles Andere: Pferderennen und Stiergefecht, Feuerwerk und Seiltanz, Malerey und Schneiderey, zu ſehen ſeyn wird, nur nicht die dramatiſche Kunſt; die jenen Palaſt verlaſſen haben wird, wo man ihrer ſpottet, wo man Alles, was die redende Kunſt der Phantaſie des Hörers vertraut, wo man Alles dieſes mit armſeliger Plump- und Plattheit dem geiſtigen Blicke entzieht und dem gemeinen leiblichen Auge im Bettelſtaat vorführt; ſie wird gänzlich entflohen ſeyn aus dieſen großen kalten Steinſälen, von dieſer Bühne, die mit ihren hundertfachen Räder-, Schrauben- und Rollwerken ſie einfangen wollte, die göttliche, die freye Kunſt des Dramas. — In edler Schlichtheit, die der geſunkene Kunſtſinn für Armuth halten wird, wird ſie vielleicht in einer Bretterbude herumziehender Schauſpieler ihren Wohnſitz aufſchlagen. Denn ein einziger ausübender, ein einziger wahrhaft genialer Künſtler kann —wenn es zum Falle reif iſt— das heutige Theaterunweſen ſtürzen und den Weg zeigen zur wahrhaften Kunſt, den wir leider von Tage zu Tage immer mehr aus den Augen verlieren.

---

*) Das Beywort: „Elektoral.“ die erſte Sorte bezeichnend, gewinnt immer mehr und mehr Beyfall. (Man ſehe Freyherr v. Ehrenfels, „über das Elektoral-Schaf und Elektoral-Wolle. Prag bey Calve 1822.“) Wenn die Wollhändler und Schafzüchter fortfahren, mit dieſem Worte in der Sprachbereicherung eben ſo viel Glück, wie mit den Woll-Preiſen zu machen, ſo ſteht zu beſorgen, daß im Kurfürſtenthum Heſſen (wo Elektoral-Menſchen im wahren Verſtande des Worts leben) ein Verbot wegen weiterer Verbreitung dieſer Elektoral-Manie ausgebracht werde.

Wir wiſſen nicht, ob ſich die geneigten Leſer des Morgenblatts noch entſinnen, daß wir eine doppelte Perſon ſind, ein Mann nämlich von fünfzig und ein Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, von denen der erſte das Materielle, das Feſtſtehende, durch Geſchichte Begründete, das Erhaltungsprinzip, das a posteriori der Kunſt; der zweyte aber das Ideale, Werdende, in und durch ſich ſelbſt Begründete, das Perfektibilitätsprinzip, das a priori in der Kunſt repräſentirt, und daß wir alſo, gleichſam die beyden Kammern einer konſtitutionellen Kritik, in dem Saale unſers idealen Normal-Theaters ſitzen und rund um uns her unſere verehrlichen Komittenten, auf deren Bedürfniſſe und Mängel, auf deren Anforderung und Vermögen wir die gebührende Rückſicht nehmen. Demnach würden uns die geneigten Leſer zu viel thun, aber auch zu wenig, wenn ſie uns im Verdacht hätten, als ob die eben ausgeſprochene Anſicht des deutſchen Normaltheaters die unſere ohne alle Beſchränkung wäre. Nein, ſie iſt einzig nur der Auszug mannichfacher Geſpräche, die vor und nach und während den Darſtellungen mehrerer neuer und neueſter Stücke um uns her gehalten wurden. Um nicht allzu epiſch zu werden, oder gar ein Drama zu ſchreiben, haben wir dießesmal die Geſprächsform vermieden; wobey wir nur bedauern, daß wir dadurch die ſarkaſtiſchen Bemerkungen des alten Eulenbocks und die naiven und ſchlagenden Kraftworte des Naturkritikers aufopfern mußten. Nach dieſem Bekenntniſſe haben wir weiter nur hinzuzufügen, daß, obgleich der Redakteur der Kunſtzeitung, der Lieutenant und die Dichterin gegen den Ueberſetzer des Ariſtoteles, gegen den Naturkritiker und Eulenbock und für die Normal-Intendantur-Direktion ſprachen, daß dennoch Allen, ſelbſt dem franzöſiſchen Tanzmeiſter, ein nicht zu verkennendes Mißbehagen über die pedantiſche und hoch ſich weiſe dünkende Normal-Bühne anzumerken war.

Paris, den 7. Nov.

(Fortſetzung.)

Auf ein neues Werk vom Grafen Las Caſes iſt das hieſige Publikum ſehr geſpannt, da es das Tagebuch des Verfaſſers auf St. Helena enthalten wird *). Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede: „Durch die außerordentlichſten Umſtände war es mir vergönnt, lange Zeit in der Nähe des außerordentlichſten Mannes aller Jahrhunderte zu verweilen. Die Bewunderung veranlaßte mich, ihm zu folgen, ohne ihn zu kennen. Die Liebe würde mich auf immer, ſo wie ich ihn einmal gekannt hatte, in ſeine Nähe gefeſſelt haben. Das Weltall iſt mit ſeinem Ruhme, ſeinen Thaten, ſeinen Denkmälern erfüllt; Niemand aber kennt noch die wahren innern Züge ſeines Charakters, ſeine Privat-Eigenſchaften, die natürlichen Neigungen ſeiner Seele. Dieſe große Lücke hier auszufüllen, iſt mein Hauptbeſtreben, und dazu war ich auf eine vielleicht einzige Art in der Geſchichte begünſtigt. Ich habe Tag für Tag Alles, was ich von Napoleon geſehen habe, Alles, was ich ihn in den achtzehn Monaten meines Aufenthalts um ſeine Perſon ſprechen hörte, geſammelt und aufgezeichnet. In dieſen durchaus zwangloſen Unterhaltungen, die auf eine Art gehalten wurden, wie wenn ſie bereits aus einer andern Welt ſtammten, mußte er ſich ſelbſt wie in einem Spiegel, in allen Lagen und unter allen Geſichtspunkten, dargeſtellt haben; ſo daß es nun Jedem in der Folge frey ſteht, ihn genau zu erforſchen, da es wenigſtens nicht an Materialien fehlt, um Irrthümer zu berichtigen. Alles, was ich hier überliefere, iſt ſehr unordentlich, ziemlich verworren, und ungefähr in eben dem Zuſtande, wie ich es an Ort und Stelle ſelbſt niederſchrieb. Nachdem ich es vor Kurzem, durch die endliche Auslieferung von Seiten der engliſchen Regierung, wieder erhalten habe, ſo wollte ich anfangs verſuchen, es umzuſchmelzen, und ihm irgend eine Form oder ein allgemeines Band zu verleihen; ich mußte aber darauf Verzicht leiſten. Einer Seits unterſagte meine geſchwächte Geſundheit jede Arbeit; anderer Seits fühlte ich mich von der Zeit hingeriſſen; ich betrachtete die ſchnelle Herausgabe meiner Sammlung als eine heilige Pflicht gegen das Andenken deſſen, den ich beweine, und ich beeilte mich, um dieſes Ziel noch zu erreichen. Ueberdieß haben auch meine Zeitgenoſſen an dieſer meiner Eile ihren Antheil; es war mir eine Herzensangelegenheit, denjenigen einige Genüſſe zu verſchaffen, die geliebt haben, und diejenigen zur Hochachtung zu zwingen, welche Feinde geblieben ſind. Dazu geſellte ſich noch ein dritter wichtiger Zweck, daß nämlich, wenn irgend Jemand ſich darin mißhandelt finden ſollte, er Gelegenheit hätte, ſich zu vertheidigen, ſo daß das Publikum richten und die Geſchichte mit beſtimmterer Sicherheit ihr Urtheil fällen könnte.“

Es hat hier ein gewiſſer Ripaud, der ſonſt Bibliothekar Napoleons war, und auch zur egyptiſchen Expedition gehörte, eine Erfindung gemacht, die ebenfalls nicht zu den unentbehrlichſten gehört, nämlich ſogenannte Bibliothèques tournantes. In Paris, wo der Raum eben ſo koſtbar iſt, als die Zeit, da ſich aus beyden großer Vortheil ziehen läßt, wird es den Bibliotheken, die ſich beſtändig vermehren, gar bald zu eng an den Wänden, ſo lang dieſe auch ſeyn mögen. Hr. Ripaud hat daher anſtatt der flachen, runde Bibliotheken in Geſtalt dicker Pfeiler erdacht, die man überall hinſtellen kann, und die ſich auf einem Angelpunkte herumdrehen. Sie können ſogar beweglich gemacht werden, damit man ſie von einem Ort zum andern ſchieben könne, ſo daß es einem Gelehrten frey ſteht, mit ſeiner Bibliothek von Saal zu Saal, und vom Hauſe in den Garten, falls er einen hat, zu wandern. Es iſt mit mathematiſcher Genauigkeit berechnet worden, welche Raumerſparniß durch die runden Bibliotheken entſteht. Wenn man nicht einen Saal über den andern bauen, oder die Säle ins Unendliche verlängern will, ſo wird man zuletzt bey der königlichen Bibliothek doch wohl zu dieſen runden Bücherſchränken ſeine Zuflucht nehmen müſſen, deren manche in die ungeheuren Säle dieſer Bücherſammlung hineinpaſſen würden; jedoch würde man wohl thun, ſie unbeweglich zu machen, denn ſonſt würde an den Stunden, wenn dieſe Bibliothek offen ſteht, durch die vielen hin und her marſchirenden Bücherſäulen eine ſonderbare Verwirrung entſtehen. Mir fällt dabey die Bemerkung eines Recenſenten in einem hieſigen Journale bey, welcher eine poetiſche Epiſtel an die königliche Bibliothek zu recenſiren hatte, die mit Worten anhub: „Komm herbey, große Bibliothek, und ſteh mir Rede!“ worüber der Recenſent bemerkte, was denn der Dichter ſagen würde, wenn die Bibliothek antwortete: „Komme du ſelbſt, denn es iſt dir weit leichter, als mir, vom Fleck zu gehen!“

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

---

*) Von dieſem Werke erſcheint in dem Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Kurzem, und zu gleicher Zeit mit der Bekanntmachung des Originals in Paris, eine Ueberſetzung. Red.

Nro. 293.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Dezember 1822.

> Wir können nur zweyerley Gedanken auffinden, welche uns helfen, Schwierigkeiten zu ertragen: den einen, daß die Schwierigkeiten nicht ſo groß ſeyn, den andern, daß es gut ſey, ſie zu überwinden.
>
> Garve.

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Zu derſelben Zeit als der Ruſſiſche Pizarro, nicht weniger als der Spaniſche den Wilden furchtbar, jedoch weniger ſchrecklich für die Menſchheit, auszog, um Kutſchjums Herrſchaft zu erobern, erſchien der Fürſt von Pelim mit Wogulitſchen, Oſtjaken, Sſibiriſchen Tataren und Baſchkiren plötzlich an den Ufern der Kama, verbrannte, verheerte die Kolonien in den Umgegenden von Tſcherdün und Uſſolje, und die neuen Feſtungen der Stroganows, tödtete viele Chriſten und nahm eine große Anzahl gefangen. Es fehlte an Vertheidigern. Bey der Nachricht von dem Zuge der Koſaken nach Sſibirien aber, eilte der Feind zur Vertheidigung des eigenen Landes zurück. Dieſe Verheerung ward den Stroganows zur Laſt gelegt. Joann ſchrieb ihnen, daß ſie, wie ihm der Statthalter von Tſcherdün, Waſſilij Pelepelizün, berichtet, die Grenzen nicht zu decken verſtünden oder es nicht wollten; daß ſie *eigenmächtig* Koſaken, die in die Acht erklärt, und als Räuber bekannt wären, zu ſich gerufen, ſelbige zur Eroberung Sſibiriens ausgeſandt, und dadurch den Fürſten von Pelim ſo wie den Sultan Kutſchjum gereizt hätten; und daß eine ſolche That ein ſtrafbarer Verrath ſey. „Ich befehle euch (ſchrieb „er ferner) Jermak und deſſen Gefährten unverzüglich nach „Perm und Uſſolje Kamſkoje zu ſchicken, wo ſie ihr Vergehen durch gänzliche Unterwerfung der Oſtjaken und Wogulitſchen zu bedecken haben; zur Sicherheit eurer Städtchen möget ihr hundert Koſaken behalten, aber nicht mehr. „Erfüllet ihr unſern Ukas nicht, und geſchieht in der Folge „etwas im Permiſchen Lande durch den Fürſten von Pelim „oder den Sultan von Sſibirien: ſo ſpreche ich die große „Acht über euch aus; die verrätheriſchen Koſaken aber „ſollen gehangen werden.“ Dieſer drohende Ukas erſchreckte die Stroganows, aber der glänzende, unerwartete Erfolg rechtfertigte ihr Unternehmen, und Joanns Zorn verwandelte ſich in Gnade.

Indem wir die Schilderung der Thaten Jermaks beginnen, erwähnen wir, daß ſelbige, ſo wie alles Ungewöhnliche und Außerordentliche, was einen tiefen Eindruck auf die Einbildungskraft der Menſchen macht, viele Fabeln veranlaßten, in den Ueberlieferungen mit der Wahrheit ſich vermiſchten, und unter dem Namen der Annalen ſelbſt Geſchichtſchreiber täuſchten. So z. B. verwandelten ſich die Hunderte Jermaks, gleich denen eines Cortez und Pizarro in Tauſende, die Monate ihrer Thätigkeit in Jahre, und ihre beſchwerliche Schiffahrt ward zu wunderbaren. Ohne uns um das Fabelhafte zu bekümmern, folgen wir in den wichtigſten Begebenheiten den Urkunden und der Erzählung der glaubwürdigſten Zeitgenoſſen, über dieſe wiſſenswerthe, in der That erſtaunliche, wenn gleich nicht wunderbare Eroberung.

Die Hermanns fuhren vier Tage die reißende, felſigte und gefährliche Tſchuſſowa hinauf zum Uralgebirge, zwiſchen Berge hindurch und unter dem Schatten ihrer herabhängenden Felſenwände, dann zwey Tage auf dem Fluſſe

Sſerebrjanaja, und gelangten ſo zu dem ſogenannten Sſibiriſchen Wege. Hier machten ſie Halt, und erbauten, da ſie nicht wußten, was ihnen bevorſtand, zu ihrer Sicherheit einen Erdwall, von ihnen: Städtchen Kokui genannt. Sie ſahen nur Einöden, oder wenige friedliche Bewohner und zogen durch dieſen Landſtrich bis zu dem Fluſſe Sharawlja. Dieſe Gegenden ſind noch bis jezt durch Jermaks Denkmäler bezeichnet: Felſen, Höhlen und Spuren von Befeſtigungen führen ſeinen Namen; die ſchweren, von ihm zwiſchen der Sſerebrjanaja und Barantſcha zurückgelaſſenen Boote, ſind noch nicht ganz verwittert, wie man verſichert, und auf deren faulendem Kiel wachſen hohe Bäume. — Auf der Sharawlja und dem Tagil weiter fahrend kamen die Hetmanns zur Tura, in das Gebiet des Zarthums Sſibirien, wo ſie zuerſt das Schwert der Eroberer entblößten. An der Stelle des heutigen Turinsk ſtand ein Städtchen des Fürſten Japantſcha, der, über viele Tataren und Wogulitſchen gebietend, vom Ufer aus (wo jezt das Pfarrdorf Uſſeninowo befindlich) die kühnen Fremdlinge mit einem Pfeilhagel empfing, allein, durch den Donner der Kanonen in Schrecken geſezt, die Flucht ergriff. Jermak befahl, das Städtchen zu zerſtören; nur der Name iſt geblieben, denn Turinsk wird noch bis jezt von den Einwohnern Jepantſchin genannt. Nachdem die Hordenlager und Wohnſtätten längs der Tura zerſtört worden waren, nahmen die Hetmanns an der Mündung der Tawda einen Großbeamten Kutſchjums, Namens Tauſak, gefangen, der durch Aufrichtigkeit ſein Leben rettete, indem er alle für ſie nöthigen Nachrichten über ſein Land mittheilte, dafür die Freyheit erhielt, und hierauf dem Zar meldete, daß die Vorherſagung der Sſibiriſchen Zauberer in Erfüllung gehe: denn dieſe hatten, wie es heißt, ſchon längſt auf allen Straßen den unvermeidlichen baldigen Untergang von Kutſchjums Macht durch den Einfall der Chriſten verkündigt. Tauſak ſchilderte die Koſaken als wunderbare Menſchen, und unüberwindliche Krieger, die mit Feuer und todtbringendem Donner durch die Panzer ſchöſſen. Kutſchjum, des Lichtes der Augen beraubt, beſaß einen feſten Geiſt: er beſchloß muthig zu ſtehen für Reich und Glauben, ſammelte ein Heer aus allen Hordenlagern, ſchickte ſeinen Neffen Mametkul mit zahlreicher Reiterey ins Feld, und verſchanzte ſich ſelbſt in einem Verhack am Irtiſch, unter dem Berge Tſchuwaſchja, den Hetmanns den Weg nach Isker verſperrend.

Die Eroberung Sſibiriens gleicht in vielen Beziehungen der Eroberung von Meriko und Peru, denn wir ſehen wieder, wie eine Handvoll Menſchen durch Hülfe des Feuergewehrs einige tauſende mit Pfeilen und Lanzen bewaffnete Krieger beſiegt: denn die nördlichen Mongolen und Tataren verſtanden es nicht die Erfindung des Pulvers zu benutzen, und bedienten ſich noch am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts nur der Waffen aus Tſchingis Zeiten. Jeder der Heroen Jermaks ging einem Feindeshaufen entgegen, mit todtbringender Kugel fällte er einen und mit dem furchtbaren Krachen ſeines Feuergewehrs verjagte er zwanzig und dreyßig. So hielt in der erſten Schlacht am Tobol, in der Gegend von Babaſſan, Jermak durch einige Salven aus ſeiner Verſchanzung den Angriff von zehn und mehr tauſend Reitern Mametkuls auf, die in vollem Jagen heranſprengten, um ihn mit den Seinigen zu zertreten: er ſelbſt griff an, trug den Sieg davon und bahnte ſich auf dieſe Weiſe, den, wenn gleich nicht gefahrloſen, Weg zur Mündung des Tobol, denn die Einwohner, welche das ſteile Ufer dieſes Fluſſes (von ihnen langer Felſen genannt) beſezt hielten, füllten die Fahrzeuge der Koſaken mit Pfeilen. Ein zweytes weniger wichtiges Gefecht fiel ſechszehn Werſt vom Irtiſch vor; hier herrſchte Karatſcha, Hordenfürſt und Beyſitzer im Rathe des Zars, an den Ufern eines Sees, der noch bis jezt der Karatſchinskiſche heißt. Jermak eroberte ſein Hordenlager, und in demſelben reiche Beute, Lebensmittel und viele Kübel mit Zariſchem Honig. Die dritte Schlacht am Irtiſch war heiß und hartnäckig, koſtete einem Theil von Jermaks Gefährten das Leben und bewies, daß des Vaterlandes Unabhängigkeit ſüß ſey auch Barbaren; die Vertheidiger Sſibiriens zeigten Unerſchrockenheit und Standhaftigkeit; am Abend überließen ſie den Ruſſen den Sieg, aber nur bis zum neuen Blutvergießen, denn noch hatten ſie Muth und Hoffnung. Der blinde Kutſchjum zog aus der Befeſtigung und lagerte ſich auf dem Berge Tſchuwaſchja: Mametkul warf ſich in den Verhack und die Koſaken, die noch an dem nämlichen Abend das Städtchen Atik-Murſu eroberten, ſchloſſen, aus Furcht vor einem Ueberfall, kein Auge.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ankündigung eines Jammer-Almanachs.

(Beſchluß.)

Proſa wird immer für meinen Gegenſtand die Hauptſache bleiben, aber dadurch iſt die Bearbeitung und Redaktion nicht leichter geworden. Die Aufſätze, ſie mögen nun ſentimental, beweiſend oder rein geſchichtlich ſeyn, verlangen Central-Köpfe in Hinſicht der Invention und Elokution, denn mit der gewöhnlichen leicht wie Kork in Almanachen ſchwimmenden romantiſchen Individualität und Genialität, würde ich im Diſpenſatorio des Unterrichts und Troſtes nicht lange haushalten können. Der jedesmal in Rede befangene Jammer muß bündig und kräftig, gleichſam mit Wouwermanniſchen Druckern aus der niederländiſchen Schule nach einer guten Diagnoſe gezeichnet werden, daß der betheiligte Jammer-Patient beym Leſen laut aufſchreyt, ſeinen Zuſtand getroffen fühlt und Luſt bekommt, weiter zu leſen. Wenn nun die Krankheit ausgemittelt iſt, ſo kommt die noch ſchwierigere Cur in Frage. Hier müſſen nun Saphir'n, Logir'n und Gnoſen aller Art meinen Mitarbeitern zu Gebote ſtehen. Von der Rhetorik muß der Schriftſteller, der meinen Erforderniſſen Gnüge leiſten will, vorzüglich die für den Jammer ſchickliche Schreibart*) ſich zu eigen machen ſuchen, damit er bey Aufſtellung der Troſtgründe und Eröffnung der Balſambüchſe, das Gemüth durch ähnliche Anklänge rühre, und alſo ſeinen Heilmitteln Eingang und Zutrauen verſchaffe. In der Heilkunſt ſelbſt, wird er wohl idioſynkratiſch, und bey der wirklich ganz beſondern Lage der Sachen das Hahnemanniſche homöopathiſche Syſtem wählen müſſen, und ſich alſo nicht an den Leipziger Verruf deſſelben kehren dürfen. Aus dieſem Grunde muß auch im ganzen Werke nicht ſowohl der Beyleids- als Mitleidenheits-Ton der vorherrſchende bleiben. Es darf z. B. der Satz aufgeſtellt werden, daß Regulus am Kreuze noch mehr, als das dermalige Zeitalter gelitten habe, aber doch muß der Vortrag ſo eingeleitet werden, daß der Patient ſelbſt auf den Gedanken komme: Regulus könne doch am Ende mehr gelitten haben, als er.

Mit welchem Kleide und Flitterſtaate der Kupferſtiche mein Kind im Publikum auftreten werde, iſt noch nicht ganz ausgemacht. Wahrſcheinlich wird die Kapſel von Marocquin und der Schnitt des Buchs beydes ſchwarz, der Einband aber aſchgrau ſeyn, und ſich alſo mein Produkt auch im Aeußern durch Trauer-Boy unter den Almanachen, in welchen der Himmel voll von Geigen hängt, auszeichnen. Im erſten Jahrgange werde ich wohl, was die Bilder-Ausſtattung betrifft, mit den im Motto von Seneca aufgeſtellten Jammer-Heroen Mucius, Regulus, Socrates, Rutilius, Cato und einigen Scenen des ſchwediſchen Trank's aus dem dreyßigjährigen Kriege nach den Details in Poſſelts Annalen alles, wie ſich von ſelbſt verſteht, in Sepia-Zeichnung, aufwarten müſſen.

Vor der Hand verbitte ich, zu Umgehung des Porto-Jammers alle zu frühzeitige Einſendung von Beyträgen, allermaßen wegen eröffneter Concurrenz und etwanigen Preisaufgaben zu ſeiner Zeit von mir ſchriftſtelleriſche Edictales erlaſſen werden ſollen. Als ein Kennzeichen, daß die Idee zur Ausführung komme, kann das Publikum annehmen, wenn ich in den Anzeigen und überhaupt in Zeitungen, den zeitherigen beſcheidenen Singularis im Styl verlaſſe, und mich mit der inſtitutmäßigen Glorie umgebe, alſo mit meiner Ichheit im Pluralis auftrete.

Wie lange dieſes Inſtitut folgends beſtehen werde, kann ganz natürlich jezt nicht genau beſtimmt werden. Ich bin ein Mann in beſten Jahren, und an Stoff möchte es bey ſeiner Reichhaltigkeit und Mächtigkeit (nach der Bergmannsſprache) noch mehrere Jahre nicht fehlen. Zu allem Ueberfluß werde ich aber doch vorſorglich über die Fortſetzung der Redaktion auf den Todesfall cum clausula codicillari verfügen, damit nach meinem Tode nicht ein neuer Jammer-Skandal über die Rechtmäßigkeit der Fortſetzung entſtehe, und hierüber Urthel und Recht bey mehreren Fakultäten eingeholt werden müſſe.

Noch will ich zum Schluß eine Lieblings-Idee verlautbaren, mit welcher ich gleich einem Talismann alle Unluſt, welche mir künftig die Redaktion etwa machen könnte, zu verſcheuchen hoffe. Ich denke, und wenn ich das denke, ſo freue ich mich wie ein Kind auf den heiligen Chriſtabend, ich denke mir es möglich, daß nach und nach einzelne Hauptgattungen von Jammer vielleicht durch meine Mitwirkung ganz aus der Reihe gerechter Beſchwerden kommen,*) und daß meine Jeremiaſſe über dieſe wahre Erledigung der Landes- und Staatsgebrechen zufrieden geſtellt, noch mehr jubeln könnten, als vormals die Einwohner Sachſens bey Publikation der Erledigung der Landesgebrechen im Jahre 1661.

Da freue ich mich nun ſchon, wie einige Monate ganz ausfallen, oder doch nur mit Lückenbüßern angefüllt, die abnehmenden Jammer-Materialien verrathen werden, wie ich folgends nur einige Artikel der Art zur Nachfrage, wie in alten Handlungen die Ladenhüter, halten, und wie ich am Ende der Litanei gar das Buch zumachen, und mit Virgils Worten „Jamque redit virgo, redeunt Saturnia regna!“ die ganze Anſtalt ſchließen, und dem Publikum unter gewöhnlicher Dankſagung ein allgemeines Contentement zurufen werde.

Lactantius Lanthani.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im November.

Von der Anweſenheit der Monarchen und Großen, die ſich hier für den Kongreß verſammelten, ſind wir weniger gewahr worden, als vielleicht die Zeitungsleſer im Auslande, denen Nachrichten darüber zugekommen. Auch wir erfuhren das Meiſte durch die in den Zeitungsblättern mitgetheilten Verzeichniſſe der ankommenden und abgehenden Fremden. Außer der Gegenwart des Kaiſers Alexander einmal im großen Opern-Theater, dann einigemal bey den militäriſchen Manoeuvres, hat man dieſen Monarchen wohl kaum öffentlich geſehen, während ſeines Aufenthalts. Wenn einige Spaziergänger etwa einmal dem Herzog v. Wellington an der Seite des Lord Londonderry (Stewart) zu Pferd im Prater begegnete, ſo war das eine ſeltene Erſcheinung dieſer Art. Im Uebrigen beſchränkten ſich die Mittheilungen der hohen Gäſte blos auf die höhern Zirkel, und die Gegenwart des nordiſchen Monarchen wurde größtentheils in traulichen Familienkreiſen des allerhöchſten Hofes gefeyert, wie es der erhabene Gaſt gewünſcht hatte, dem Wien ein angenehmer Aufenthalt iſt, und, wie er ſelbſt geäußert hat, noch viel angenehmer, wenn er ſo unbemerkt wie möglich bleiben kann. Ländliche Vergnügungen, Landpartien und Jagdbeluſtigungen bildeten eine Reihe von geräuſchloſen Feſtlichkeiten, die dem zwiſchen beyden Kaiſern waltenden Freundſchaftsbündniß angemeſſen war. Unter dieſen zeichnete ſich das in der reizenden Umgebung der alten Burg Liechtenſtein, in der ſogenannten Brühl, deren früher ſchon in dieſen Berichten Erwähnung geſchehn, angeſtellte Feſt vorzüglich aus. Einen ſchönen Anblick gewährte der Zug von ſtattlichen Roſſen und glänzenden Wagen, der ſich an den einzelnen Bergen, zwiſchen Felſen und Gebüſch hinauswindend, bald verſchwand, bald wieder ſichtbar ward. Die höchſten Punkte wurden nach und nach erklimmt, die alte ehrwürdige Veſte Mödling und der auf dem höchſten Gipfel emporragende Tempel beſucht, und nach vollbrachter Wanderung das Mittagsmahl in dem am Fuß des Berges unlängſt erbauten, geſchmackvollen Pavillon, an einer aus zwölf Gedecken beſtehenden Familientafel eingenommen. Auf dem ſchönen Wieſenteppich hatten ſich zahlreiche Zuſchauer aus der Umgegend verſammelt, die ſich des Glanzes und der Heiterkeit der an einer länglich runden, mit ländlichen Blumen reich geſchmückten Tafel ſitzenden, hohen Geſellſchaft und des Zaubers der ſie umgebenden Harmonien ſtill erfreuten. Nach geendigter Tafel wurde die andere Seite der Brühlgegend, die alte Stammveſte, der neu erbaute Palaſt, das Berg-Amphitheater, nebſt den übrigen ſehenswerthen Anlagen in Augenſchein genommen. So genoſſen beyde Herrſcher die Zeit ihrer hieſigen Vereinigung in den traulichſten Verhältniſſen, und der erhabene Gaſt theilte das Gefühl aller Derer, die das Glück haben, ſich dem Kaiſer Franz zu nähern, deſſen liebreicher Blick und väterliche Huld ſelbſt dem geringſten Bittenden Vertrauen und Wohlbehagen in die Seele flößen. Die Treuherzigkeit ſeiner Worte, wenn er etwa ſchnell erwiedert: „Das kann ja ſeyn! Ich werde das ſchon machen!“ — vernichtet jeden Zweifel Zuweilen ſagt er wohl im Ton der rührendſten Unbefangenheit: „Auf meine Ehre! das iſt mir noch nicht vorgelegt worden. Ich werde mich erkundigen, wie es damit ſteht.“ — Dieß iſt Einem, den ich ſehr gut kenne, ſo begegnet, und in kurzer Zeit erfolgte die Gewährung. Da er ſelbſt der genügſamſte und frugalſte Herr iſt, ſo ſcheint es ihm wohl ſeltſam, wenn Jemand ſich beſchwert, daß er mit ſeinen (nicht geringen) Einkünften gar nicht auszulangen wiſſe, und der Kaiſer äußert ſich dann etwa mit Milde: „Ich dächte doch, ich wollte mit der Hälfte auskommen.“ —

---

*) Von Quintilian exhumiliatio, Tapinosis genannt.

*) Wie es ſchon jezt mit dem [illegible]-Jammer beynahe das Anſehen gewinnen will.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, den 7. Nov.

(Beſchluß.)

Vom Herrn Ripaud habe ich ferner noch zu melden, daß er außer den Bibliotheques tournantes auch noch den Schlüſſel zu den egyptiſchen Hieroglyphen zu haben glaubt. Die Hieroglyphen werden bald wieder in Mode kommen, ſo ämſig beſchäftigt man ſich damit, und wirklich iſt man denſelben ſehr nahe auf der Spur, wie es ſcheint; allein der arme Zodiakus von Denderah wird ſo ſcharfſinnig von allen Seiten beleuchtet oder erläutert, daß die Unbefangenen geſtehen, ſie hätten nun gar keine Meinung mehr über das Alter deſſelben. Unter den zehn oder zwölf Gelehrten, welche ſehr gelehrte Abhandlungen darüber geſchrieben, hat jedweder ſein eigenes Syſtem, das er recht hübſch ausführt, und das erſt dann zuſammenfällt, wenn ein anderer auftritt, und ſein Kartenhäuschen neben demjenigen des Nachbarn aufbauet. Da man nunmehr die Hieroglyphen auszulegen anfängt, ſo hat man bereits den Namen Auguſtus auf dem Rande des Denkmals geleſen. Geſetzt, man habe richtig geleſen, was jedoch noch bezweifelt werden kann, ſo wäre man doch noch nicht ſehr weit gekommen, denn es würde blos beweiſen, daß der Zodiak zur Zeit Kaiſer Auguſtus da war, und nicht ſpäter verfertigt worden iſt; daran zweifelte aber faſt Niemand. Daß er nicht früher in den Stein gehauen, ja, daß er keine Abbildung eines ältern Typus ſey, erhellt aus dieſem Umſtande aber keineswegs. An dieſem Gelehrtenſtreite, der jedoch wegen der Anwendung, die man davon auf die moſaiſche Zeitrechnung machen will, nicht ohne Erheblichkeit iſt, nimmt wie gewöhnlich das größere Publikum wenig oder gar keinen Antheil; da jedoch ſchon die Ankunft des uralten Denkmals eine Tagsbegebenheit war, ſo hat das Vaudeville-Theater daſſelbe zum Titel und zum Vorwurfe eines kleinen Vaudevilles genommen, das ſchon wohl zwanzigmal aufgeführt worden iſt. Wenn man es im Auslande den Dichtern zur Aufgabe machte, aus einem alten Stein ein Schauſpiel herauszufinden, ſo würde Mancher verlegen hin und her ſinnen: die flinken Pariſer Vaudeville-Dichter löſen ſolch eine Aufgabe in Zeit von 24 Stunden. Den Zodiak haben ſie folgendermaßen dramatiſirt: Der graue König Oſiris trauert um den Verluſt des Zodiaks, den man nach Paris weggeholt hat, und kann ſich über dieſes Wegſchaffen nicht tröſten, gerade als ob er der engliſche General-Konſul wäre. Merkur, welcher bekanntlich den Göttern und Halbgöttern allerley Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen erzeigt, ſinnt darauf, dem gutmüthigen Oſiris dieſen Kummer zu vertreiben, und ſchlägt ihm zuletzt vor, ihm ſtatt ſeines alten, ſtaubigen und rußigen Zodiaks von Tentira, einen nagelneuen aus Paris zu verſchaffen. Iſis Gemahl, welcher wahrſcheinlich die Pariſer Neuigkeiten ſchon aus den Mode-Journalen ſchätzen gelernt hat, willigt ein, und nun zaubert ihm Merkur einen neuen, und zwar einen lebendigen Zodiak übers mittelländiſche Meer herüber. Statt der zwölf Zeichen, welche den Thierkreis ausmachen, werden nun nach der Reihe Figuren aus Paris vorgeführt, die zum Theile mit den Namen der Zeichen in ironiſchem Widerſpruche ſtehen. Dieſer Einfall iſt mit vielem Witze durchgeführt und erregt viel Lachen. Statt des Waſſermanns erſcheint — ein Weinhändler, ſtatt der Jungfrau — eine Operntänzerin u.ſ.w.; um aber auch der National-Eitelkeit zu ſchmeicheln, iſt das beſte aufs Ende aufgeſpart. Nachdem nämlich eilf Zeichen die Muſterung paſſirt haben, und zwar in Begleitung einiger witzigen Epigramme, fehlt nur noch der Löwe; Oſiris will auch einen Löwen ſehen, um ſeinen Zodiakus vollſtändig zu beſitzen; es wird ein wenig gezaubert; endlich tritt ein bewaffneter franzöſiſcher Soldat hervor: Ecce leonem! Die Pariſer Zuſchauer ſind entzückt über den ſie ſo angenehm überraſchenden Zug, und klatſchen aus allen Kräften, ſo wie ſie im Panorama Dramatique klatſchen, wo in einem Ballet des Stücks: die kleine Wunder-Lampe, ein Chor von Genien in franzöſiſche Grenadierchen verwandelt wird. Solche Einfälle pflegen in den Zeitungen als éminemment français gelobt zu werden. Der franzöſiſche Soldat aus dem Zodiak hindert aber keineswegs die unabhängigen Journale, auf den Direktor des Vaudeville, Hrn. Deſaugiers, der eine Art von Hofpoet iſt, beſtändig die Pfeile ihres Witzes abzuſchießen. Einer behauptet, da es mit der Kaſſe des Vaudeville's ſchlimm ſtehe, ſo habe ſich der Direktor bey einer Aſſekuranz-Geſellſchaft verſichern laſſen. Ein Anderer erzählt, bey einem Prozeſſe, den Hr. Deſaugiers neulich einem andern kleinen Theater angehängt hatte, weil es ein Stück ſeiner Bühne aufgeführt, habe der Gegner des Hrn. Deſaugiers ſeine Rechtfertigung darauf geſtützt, daß er zu beweiſen geſucht, das Vaudeville könne nicht als ein öffentliches Schauſpielhaus betrachtet werden, da Niemand hinginge, als einige Freunde des Direktors. Ein Dritter verſichert, Hr. Deſaugiers habe bisher einen Mann im Parterre beſoldet, der alle ſeine Späße habe belachen müſſen; der Mann ſey aber, über den allzugroßen Zwang, den er ſich habe anthun müſſen, geſtorben, und die Stelle ſey nunmehr ledig.

D g.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 137.

Vevay.

Charade.

Meiner erſten Sylbe Kinder fliehen,
Wenn die zweyte ſchmettert in ihr Ohr;
Aus dem Ganzen Melodien
Lockt der Künſtler oft hervor.

Franz v. Maltitz.

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Nro. 294.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 9. Dezember 1822.

Doch als dem Sänger das Alter genaht,
Da ſang er nicht Minne, nicht blutige That,
Da ſang der Alte den Tod.
Nun ſchalt der Ritter, die Jungfrau entwich,
Da ging der Sänger und ſang für ſich
Den Troſt, in zehrender Noth.

Fr. v. Heyden.

John Corſon, der ſchottiſche Kleinhändler, erzählt von Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener.

Sintemal es dem Hrn. Scheriff und einigen der reichern Gutsherren in dieſer Grafſchaft, welche die Diener der Religion beſchützen und Pfründen zu vergeben haben, gefallen hat, mich, Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener zu erſuchen, einen deutlichen und umſtändlichen Bericht von allem, was mir von den lezten Lebenstagen und dem Tode jenes ſonderbaren Greiſes, John Corſon, zu wiſſen gekommen, ſo ergreife ich die Feder in meinem Kämmerlein, mit dem braunen Moorland von Dryfesdale und die Liebe der Wahrheit vor meinen Augen. Während des Sommers, wo ich meine Probepredigt hielt, und, wie die Bauern es etwas ſonderbar, obgleich paſſend nannten, meinen Mund zur Erbauung der Menſchen aufgethan hatte, ereignete es ſich, daß unbeſezte Kanzeln und leere Kirchen etwas ſeltenes, und die Patronen — möge Gott ihren Verſtand erleuchten! — etwas blind waren, und ich war eine Zeitlang genöthigt, meine Aufmerkſamkeit und Gaben auf andere minderwichtige Dinge zu wenden. Nun begab es ſich, daß ich eine Zeitlang bey dem ernſten und würdigen Manne, Walter Halliday, in ſeinem Hauſe auf Dryfebank lebte; man denke aber nicht, daß ich meine an heiligere Dinge gewöhnten Hände nach dem Pflug ausſtreckte, oder mich mit dem ſchmutzigen, obgleich urthümlichen, Geſchäft des Viehweidens befaßt hätte. Das Land, zur Weide geeignet und anmuthig, hatte nicht die Schuld auf ſich, leckere Wurzeln und Getreide hervorgebracht zu haben; die Schaafheerden hatten viele Schäfer, die ein angenehmes und freudiges Leben führten, ſich auf dem Hügel ſonnten, und ſich ihre angeborne Schläfrigkeit durch das Singen ländlicher Balladen vertrieben. Ich hatte alſo nach nichts meine Hände auszuſtrecken, ausgenommen um von den kleinen, runden, rothen, vortrefflichen Beeren zu brechen und zu eſſen, welche die Mädchen Heidelbeeren nennen, und welche hier ihre Süßigkeit und Stärke zwiſchen dem Moor und Moos von Dryfesdale vergeudeten.

Nun begab es ſich, daß, während ich mich mit dem Unterricht von Kindern, an der Zahl ſieben, beſchäftigte, und ſie in den Reichthum jenes koſtbaren Buches, Krumen der Stärkung und anderer vortrefflichen Werke, einweihete, ein gewiſſer Mann von der Grenze, ein kluger Händler in beinernen Fingerhuten, elfenbeinernen Stäben für Schnürbrüſte, ernſthaften Büchern für die Ernſten und Alten, und romantiſchen Erzählungen und Sagen und weltlichen Geſängen für die Leichtſinnigen und Jungen, auf unſere Wohnung zukam — und der Mann hieß John Corſon. Und als ich ihn von fern erblickte, ſagte ich zu mir ſelber: ich werde gewiß im Beſitz von einigen von dieſes Mannes ſeltenen und merkwürdigen Schriften gelangen, voll von ſprichwörtlicher Weisheit, weiſen Bemerkungen, und gelehrten Disputationen von den alten Häuptern der reformirten Kirche, die mir ſüßer ſeyn werden als Honigſeim. Denn ſey es zu wiſſen, daß dieſe wandernden

Buchhändler (ihr Geſchäft iſt ſeit Kurzem durch kleine armſelige Werke, Zeitungen genannt, beſeitigt worden) einen großen Handel mit kleinen Werken zur geiſtlichen Erbauung und moraliſchen Unterhaltung, und dichteriſchem Frohſinn, trieben, die unſere Bauern zu einem geringen Preis erhielten, und wodurch ſich Kenntniß durchs Land verbreitete; — wehe der Urſache, die dieſen reinen und geſunden Strom gehemmt und des Bauern Lippen das giftige Waſſer der Politik dargereicht hat. Während ich nach ihm hinblickte, hörte ich, wie einer meiner jüngern Schüler, der der Zucht entlaſſen ſich auf der Hausſchwelle im Freyen ergözte, ausrief: „O ſeht, ſeht! da kommt der alte John Corſon, der dem Schulmeiſter die Aufgaben und der Mutter den Probekatechiſm verkaufte — die Peſt hol' ihn.“ „Ja wohl, hol' ihn die Peſt,“ antwortete eine Magd, Ellen Macgowan mit Namen, — ein roſiges und hübſches Menſch, deſſen verführende Augen in meinem Schulkameraden, dem jüngſten Sohn des Laird von Kiſſancumagain, der Kirche einer ihrer ſchönſten Zierden und deſſen Stützen beraubt hatten. „Wahrhaftig er iſts! der falſche betrügeriſche Schelm — er ließ mich theuer genug für mein neues Kleid bezahlen, das in der erſten Wäſche alle Farbe verlor.“

Der Gegenſtand von des Mädchens Zorne kam näher — aber er kam mit einem veränderten Schritt, einem andern Blick und niedergeſchlagenen Ton. Sonſt pflegte der Mann munter über die Schwelle zu ſchreiten, warf die Thüre gegen die Wand und ſang ein Verzeichniß ſeiner Waaren in luſtigen Reimen. Jezt kam die wandernde Landeschronik blaß und wankend heran und würde an der Schwelle niedergeſunken ſeyn, hätte die Magd ihn nicht in ihren Armen aufgefangen. „Helf' mir, Mann, John Corſon, nun das iſt einer von euren ſonderbaren Streichen, habt ihr euch übereilt oder habt ihr euch mit einem Geiſt gebalgt und habt unterlegen? Halt, Mann, ihr müßt nicht ſterben, bis ich meine Entſchädigung von euch habe.“ Der Greis antwortete nicht eine Sylbe, ſondern taumelte mit einem unterdrückten Seufzer nach dem Armſeſſel, den man ihm hingeſtellt hatte und ſezte ſich mit einem Blick der Dankbarkeit auf die Gruppe der mitleidsvollen Geſichter, die ſich um ihn her geſammelt hatte, darauf nieder. Ein ſchöner Schäferhund, des Wandersmannes vieljähriger Gefährte, ſtellte ſich vor ihn und ſah ihm ins Geſicht, und das Wedeln ſeines Schwanzes, und der Glanz in ſeinen Augen vermehrten ſich, ſo wie er ſeinen Herrn zu ſich kommen ſah. „Ah! Weißfuß, Junge,“ ſagte der Alte mit leiſer Stimme, indem er mit zitternder Hand über des Lieblings glattes Fell hinfuhr, „manch einen ermüdenden Gang haben wir mit einander gemacht, — an mancher wilden Stelle haben wir unſer Lager gefunden — und manche kalte Nacht haſt du zu meinen Füßen gelegen, wenn die Säcke feucht und die Bauern unfreundlich waren — aber wir müſſen uns bald trennen — ich muß hinab ins kalte Grab, und du mußt dir einen andern Herrn ſuchen.“ Das Thier ſtieß ein leiſes, trauriges Gewinſel aus, leckte des Alten Hand, und ſchien den Inhalt ſeiner Rede zu verſtehen. Sein Herr fuhr fort: — „Ah, mein alter, weißbrüſtiger Freund, nie fürchtete ich das Geſicht eines Mannes in meiner Jugend, ſo lange ich meinen Knotenſtock feſthielt — und ich ſcheute keinen im Alter, wenn du bey mir warſt; ſo oft ich Brod brach, hatteſt du deinen Theil; nie verſuchte ich Fleiſch, ohne daß du es mit mir aßeſt; aber Brod wirſt du von deines Herrn Hand nimmer empfangen, und Fleiſch werden wir nicht mehr mit einander theilen. Die Elle der Zeit hat meine Tage gemeſſen, und die Stunden meines Daſeyns ſind bis auf einen Zoll und einen kleinen Reſt verkauft.“ Der Hund winſelte wieder und leckte die Hand, womit ſein Herr ihn ſtreichelte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Schon hatte ſich die Zahl von Jermaks Heerhaufen merklich vermindert; außer den Getödteten waren viele verwundet, viele hatten durch unausgeſezte Beſchwerden Kräfte und Muth verloren. In dieſer Nacht pflogen die Hetmanns Rath mit den Gefährten, was zu thun ſey — da ertönte die Stimme der Schwachen: „Der Rache haben „wir genügt,“ ſprachen ſie: „nun iſt es Zeit zurückzukehren. „Jeder neue Kampf iſt uns gefährlich: denn bald wird „niemand da ſeyn, um zu ſiegen.“ Die Hetmanns aber entgegneten: „Nicht alſo, Brüder! nur vorwärts geht unſere Bahn! Schon werden die Flüſſe mit Eis bedeckt: „wenden wir den Rücken, ſo erſtarren wir im tiefen Schnee, „und falls wir auch Rußland erreichen, ſo geſchieht dieß „mit dem Schimpf des Meineides, denn wir gelobten „Kutſchjum zu bekämpfen oder durch edelmüthigen Tod unſere Verbrechen gegen den Zar zu tilgen. Lange lebten „wir mit ſchimpflichem Ruhme: laßt uns mit ehrenvollem „ſterben! Gott verleihet den Sieg wem er will: nicht ſelten den Schwachen vor dem Starken; ſein Name werde „geheiligt!“ Amen! ſagte die Heerſchaar, und mit den erſten Strahlen der Sonne (am 23. Oktober) ſtürmte ſie den Verhack mit dem Ausruf: Gott mit uns! Der Feind empfing ſie mit einem Pfeilhagel, verwundete die Koſaken, zerbrach ſelbſt an drey Stellen den Verhack und ſtürmte hervor zum Handgemenge, der für die kleine Anzahl von Jermaks Helden ſo ungünſtig ſeyn mußte. Säbel und Spieße arbeiteten, von beyden Seiten fielen die Streiter; aber die Koſaken, nebſt den Deutſchen und Lithauiſchen Kriegern ſtanden einmüthig, eine feſte Mauer, — gewannen Zeit ihre Feuerröhre zu laden, und lichteten durch ein

Lauffeuer die feindlichen Haufen, ſie zum Verhack zurücktreibend. Jermak und Iwan Kolzo kämpften männlich voran, den lauten Ausruf wiederholend: Gott mit uns! Der blinde Kutſchjum aber, auf dem Berge ſtehend mit ſeinen Imans und Mollah's, rief Muhammed zur Rettung der Gläubigen. Zum Glück für die Ruſſen, und zum Schrecken des Feindes mußte der verwundete Mametkul das Getümmel verlaſſen: die Murſa's führten ihn in einem Fahrzeuge auf die andere Seite des Irtiſch, und das Heer, ohne Führer, verzweifelte am Siege. Die Fürſten der Oſtjaken ergriffen die Flucht, auch die Tataren flohen. Als Kutſchjum erfuhr, daß die Chriſtlichen Fahnen ſchon auf dem Verhack weheten, ſuchte er Sicherheit in den Iſchimſkiſchen Steppen, und konnte nur einen Theil ſeiner Staatskaſſe aus der Sſibiriſchen Hauptſtadt mitnehmen. Dieſe blutige Hauptſchlacht, in welcher 107 tapfere Koſaken fielen, deren Andenken bis jezt in der Kathedrale zu Tobolsk gefeyert wird, entſchied die Herrſchaft Rußlands von der Felſenkette bis zum Ob und Tobol.

Der für die Geſchichte nun ſchon wichtige Jermak ließ am 26. Oktober ein feyerliches Dankgebet halten und zog hierauf triumphirend in Iſker oder in die Stadt Sſibir ein, die auf dem hohen Ufer des Irtiſch ſtand, auf der einen Seite durch Abhang und Hohlweg, auf der andern durch dreyfachen Erdwall und Graben befeſtigt. Dort fanden die Sieger, wenn wir den Annaliſten glauben dürfen, großen Reichthum: eine Menge Gold und Silber, Aſiatiſche Stoffe, koſtbare Steine und Pelzwerk, welches ſie alles brüderlich unter einander theilten. Die Stadt war leer: unſere Helden hatten das Reich erobert, aber noch keinen Einwohner in demſelben geſehen; hatten Gold und Zobel, aber keine Nahrung. Allein am 30. Oktober erſchienen Oſtjaken, mit ihrem Fürſten Boar, brachten Geſchenke und Lebensmittel, leiſteten den Eid der Treue und baten um Schonung und Schutz. Bald erſchienen auch eine Menge Tataren mit Weibern und Kindern; Jermak liebkoſte ſie, beruhigte ſie und entließ alle in ihre vorigen Jurten, indem er ihnen einen leichten Tribut auflegte. Nachdem dieſer geweſene Räuberhauptmann ſich als einen unerſchrockenen Helden und geſchickten Heerführer gezeigt hatte, bewies er nun ungewöhnliche Klugheit in den Einrichtungen das Land betreffend und in der Erhaltung des kriegeriſchen Gehorſams, flößte den rohen, wilden Menſchen Vertrauen ein zu der neuen Herrſchaft, und zähmte durch Strenge ſeine zügelloſen Gefährten, welche nach ſo vielen überſtandenen Gefahren in dem von ihnen, am Ende der Welt, eroberten Lande, den friedlichen Einwohnern kein Haar zu krümmen wagten. Es heißt, daß der furchtbare unerbittliche Jermak, ſo ſehr er auch die chriſtlichen Kämpfer in der Schlacht ſchonte, doch bey einem Vergehen keine Gnade ergehen ließ, und jeden Ungehorſam, jede ſchimpfliche That mit dem Tode beſtrafte, er forderte von ſeiner Heerſchaar nicht nur Gehorſam, ſondern auch Reinheit der Seele, um ſolchergeſtalt zugleich dem irdiſchen Herrn und dem Herrn des Himmels zu genügen; denn er glaubte, daß Gott ihm mit einer kleinen Zahl tugendhafter Krieger eher den Sieg verleihen werde, als mit einem großen Haufen verſtockter Sünder, und ſeine Koſaken führten, der Erzählung des Tobolskiſchen Annaliſten zufolge, auf dem Marſche und in der Hauptſtadt Sſibiriens ein keuſches Leben, kämpften und beteten. Noch waren die Gefahren nicht vorüber.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im November.

(Fortſetzung.)

Zur Feyer des Namensfeſtes der Kaiſerin wurde Beethovens Oper: Fidelio, die längere Zeit geruht hatte, auf dem Kärnthnerthor-Theater wieder in die Scene geſetzt. Bey der zweyten Vorſtellung befand ſich der Tonſetzer in einer der erſten Logen. Er vernimmt freylich nicht den Zauber ſeiner eigenen harmoniſchen Schöpfungen, aber die Gegenwart des Meiſters erhöht immer den Genuß, den ſeine Werke uns gewähren. Wilhelmine Schröder erregte durch Kraft und Feuer des Geſanges und der Darſtellung in der Parthie der Leonore eine ſehr lebendige Theilnahme. Ihre Stimme hat ſeit Kurzem bedeutend an Sicherheit, ſo wie an Klang und Konſiſtenz gewonnen. Sie ſcheint beſonders für den deklamatoriſchen Geſang geeignet. Leider verläßt ſie bald das hieſige Theater, troz der vortheilhaften Anträge, die ihr von der Adminiſtration gemacht worden, und geht zum Dresdner Hof-Theater. Faſt zu gleicher Zeit erwarb die Mutter dieſer jungen Sängerin einen neuen Kranz auf dem Hof-Theater an der Burg, als Eliſabeth in dem Trauerſpiel: Die Flucht nach Kenilworth, vom Schauſpieler Lenz, genannt Kühne, Mitglied des Hamburger Stadt-Theaters, nach dem bekannten Roman des Walter Scott bearbeitet. Das Stück hat zur Hälfte nur gefallen, eigentlich die erſten zwey Akte bloß. Nachher wurde der Eindruck immer ſchwächer, ſo wie die Motive immer mangelhafter werden. Nach dem lezten Auftritt der Eliſabeth ſtellt ſich vollends gar die Langeweile ein, und die Kriminalprocedur der Kataſtrophe, der Erzählung wahrhaft nachgebildet, verwandelt die Gleichgültigkeit in Widerwillen, obwol hier Einiges davon noch weggelaſſen wird. Die glänzende Darſtellung der Eliſabeth beförderte den theilweiſen Beyfall, den das Stück erhielt, am meiſten. Ich muß geſtehen, daß ich dieſe Leiſtung der genannten Künſtlerin der im Charakter der Schillerſchen, ſo viele Aehnlichkeit ſie beyde mit einander haben, vorziehe. Die eigenthümliche ſcharfe Markirung der zweydeutigen Geſinnungen, die dort zu ſehr in die Augen ſpringt, wirkt hier, wo Alles auf ſchimmernde Kontraſte angelegt iſt, vortheilhafter. Wenn die berühmte Darſtellerin dieſe Rolle auf auswärtigen Bühnen geben ſollte, ſo werden die Federn der berühmten und obſkuren Kunſtrichter genug zu thun bekommen. Die Müller wetteifert mit ihr in der Rolle der Emmy Robſard, die ſie zwar durch einen hochtragiſchen Pathos charakteriſirt, jedoch zum Vortheil der Heldin. [illegible] Es ſind mehrere Bearbeitungen dieſes anziehenden Stoffes ſchon vorhanden, wer weiß, wie viele während der Arbeit liegen bleiben. Auch ein franzöſiſches Melodram dieſes Urſprungs gibt es, deſſen ſich die Ueberſezer ſchon bemächtigt haben.

Beſonderes Glück hat auf dem Hof-Theater das Luſtſpiel: *Der Unſchuldige muß leiden*, aus dem Franzöſiſchen von *Theodor Hell*, gemacht. Es kommen wenige ſo heitre, artige, gefällige, gebildete und mit ſich ſelbſt in guter Harmonie beſtehende Produkte zum Vorſchein. Die gute Wirkung war allgemein, und die Beſezung lobenswerth. Das Stück ging wie am Schnürchen.

Aber laßt uns doch bey Leibe nicht die große Spektakel-Pantomime vergeſſen, die auf dem Theater an der Wien, gleich nach *Timur, der Tartar-Chan*, gegeben wurde. Der Titel iſt: *Die Räuber in den Abruzzen*, oder: *Der Hund als Retter ſeines Herrn*. — Logen und geſperrte Size, meine Herren, ſind ſchon vergriffen. Um 5 Uhr werden Sie Mühe haben, bey der Kaſſe anzukommen. Alles was in die höchſten Regionen hinauf gehört, drängt ſich dann zuſammen. Auch die *nicht* geſperrten Pläze werden Sie ſchon mit Geſinde und Geſindel angefüllt finden, die den ſpäter Kommenden die Pläze aufbewahren. Hier iſt noch Plaz für zwey, drey Mann. Wer ſich ſezt, der lege Hut und Schnupftuch auf die andern Pläze und belege ſie für ſeine guten Freunde. Nicht gewichen! und wenn Damen kommen, laßt ſie ſtehen. Bleiben jene Freunde aus, ſo machen Sie ſich deſto breiter; laßt die Damen ſtehen! — „Schaffen's Punſch, Limonade, Mandelmilch, Gefrornes — Harlekin (Gemiſchtes), Ananas, Vanill?“ — Alles iſt bereit. Dort oben rufen ein Paar Stimmen: „Würſtel! Bier!“ — Es ſind die luſtigen Bewohner des *Paradeiſes*; die divertiren ſich am beſten, denn ſie kritiſiren nicht. Hören Sie: im tiefſten Hintergrund der großen Bühne ſtampfen ſchon die Roſſe ungeduldig, und der *Feuerhund*, wie er während ſeiner mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen im Cirkus des de Bach genannt wurde, den man aber auch le grand diable nennen könnte, keucht ſchon vor Begierde nach dem Blut des großen Räuberhauptmanns. — Der Vorhang geht auf. Die Räuber kommen zu Schiffe an. Pferde und Menſchen ſteigen ans Land. Ein Zug von Gensd'armen geht vorüber. Ein Preis von 1000 Dukaten wird auf den Kopf des fürchterlichen Capitano ausgeboten (verſteht ſich, ſchriftlich). Ein Landedelmann mit ſeiner ſchönen Pflegetochter, der Verlobten ſeines Sohns, zieht ebenfalls vorüber. Abends findet ſich die Bande verkleidet auf dem Landſiz ein. Einige ſind in Fäſſern verborgen. Wenn Alles ſchläft, dringen ſie hervor und bemächtigen ſich der ſchönen Braut. Großer Aufruhr im Schloß! Schaaren eilen nach. Der Hund wird endlich losgebunden, und der junge Bräutigam zieht mit dem Retter gleichfalls fort. Im zweyten Akt geht der Spektakel eigentlich recht an. Hoch in der Ferne verbindet eine Brücke zwey getrennte Felſen. Jenſeits des einen ragt ein Thurm empor; ein breiter Strom fließt drunter hin. Die Schöne iſt daſelbſt verwahrt. Sie wird herab geführt. Der Bräutigam naht ſich ihr vermummt. Um ſie zu erheitern, werden Evolutionen zu Pferd und zu Fuß gemacht. Der Freund wird von ihr erkannt — auch die Räuber erkennen ihn — die Schöne verſchwindet, es entſteht ein furchtbar-künſtliches Gefecht. Auf einmal dringt eine Schaar von Reitern aus der Erde ſteil herauf; der Kampf wird nun noch hiziger. Der junge Held bemächtigt ſich eines Pferdes, ſprengt über die Brücke, das Roß legt ſich mit den Vorderfüßen an den Thurm hinauf, der Liebhaber ſchwingt ſich vom Sattel raſch hinein, und befreyt die Eingekerkerte. Jezt erſcheint der *Hund* auf der Bühne, ſchwänzelnd erkennt er die Gebieterin; in demſelben Augenblick gewahrt er auch den Hauptmann und fällt ihn wüthend an. Er beißt ſich in den ledernen Gurt feſt, wird, ohne los zu laſſen, hin und her geſchleudert, und der erſchrockene Feind rennt mit ihm fort. Die Brücke iſt unterdeſſen abgebrannt; zwey Reiter ſezen mit ihren Pferden über die gefahrvolle Kluft, und ein halsbrechiſches Stück folgt auf das andere, bis der lezte entſezliche Kampf beginnt. Der Hund treibt nun den großen Räuber vor ſich her, er wirft ihn endlich nieder, legt ſich oben auf, bis der junge Edelmann erſcheint, der dem Beſiegten auf die Bruſt tritt, worauf er ſtolz das Feld räumt. — Dieſe Pantomime gewinnt dadurch, daß zu der Spektakelluſt Furcht und Schrecken ſich geſellen. Sie iſt nicht viel weniger als *Timur* wiederholt worden. Der berühmte Hund ſoll wirklich ſeinem vorigen Beſizer das Leben gerettet haben. Indeſſen pflegt man von großen Künſtler gern Mährchen zu erzählen. Kaum hat einer einen Ort verlaſſen, ſo ſoll er bald den Hals gebrochen haben, bald auf der See zu Grund gegangen ſeyn. *David* ſollte ſich unlängſt zu Verona todt geſungen haben. Das kann ihm wohl paſſiren, wenn auch nicht gerade dort.

(Die Fortſezung folgt.)

Stuttgart.

Unſere Bühne wird ſich in wenigen Wochen das Verdienſt erwerben, eine neue deutſche Oper, die, höchſt originell in der Idee, in *einer* Hinſicht Epoche machen dürfte, zur erſten Darſtellung zu bringen. Nicht leicht wird wohl der Verſuch gewagt werden, eine *erzählende* äſopiſche Fabel in Muſik zu ſezen, eine Fabel, die doch zunächſt an den Verſtand ſich wendet, und deſſen Vorſtellungen ſind ja bekanntlich an ſich aus dem Gebiet der Tonkunſt ausgeſchloſſen. — Wenn nun aber die Fabel das Bild einer Gefühls-Situation wird, warum ſollte ſich das Gefühl nicht allegoriſch abſpiegeln und die Tonkunſt daſſelbe in der Allegorie auffaſſen können? — Dieſe Idee hat der ehemalige königlich-württembergiſche Kapellmeiſter, *Konradin Kreuzer*, auf eine höchſt geniale Weiſe durchgeführt in ſeiner neueſten großen Oper: *Aeſop in Lydien*, und ſo die Vermählung zwiſchen Verſtand und Gefühl, nach dem Urtheil kompetenter Richter, überraſchend glücklich zu Stande gebracht. — Der Fabeldichter *Aeſop* iſt Miniſter am Hofe des lydiſchen Königs *Cröſus*, der ihn vom Sklavenſtande zu dieſer Ehrenſtelle, dem Thron die nächſte, erhoben hat. Dankbarkeit und unerſchütterliche Rechtlichkeit geleiten ihn auf der ſchlüpfrigen Hofbahn, nebſt einer Weisheit, die ſich gern in das Gewand der Fabel hüllt und nur um ſo wirkſamer erſcheint. Er wird verfolgt vom heimtückiſchen Neide, dem ſelbſt ſeine edelſten Handlungen dazu dienen müſſen, ihn um die Gunſt ſeines Herrn zu bringen. Jede der mannichfachen Situationen, in welche *Aeſop* geräth, rufen in ihm bey dem ruhigen Bewußtſeyn der Unſchuld eine Fabel hervor, in welcher dieſe Situation ſich aufs Treffendſte darſtellt, und dieſe Fabeln ſind von dem geiſtreichen Komponiſten ſehr charakteriſtiſch dargeſtellt und von bedeutender Wirkung. Außer dieſen mehr deklamatoriſch gehaltenen Muſikſtücken findet ſich noch eine Menge Arien und Enſemble-Stücke, in denen *Kreuzer* eine Fülle lieblicher Melodien (und wie reich er daran iſt, weiß ein Jeder, der *Kreuzers* Kompoſitionen kennt) entfaltet hat. Gewiß wird das Ungewöhnliche der Erſcheinung unſere Geſangkünſtler zur höchſten Anſtrengung aufregen, und ſo darf ſich das Publikum von dieſer Oper in der Ausführung unſers trefflichen Orcheſters vollen Genuß verſprechen. Außer einigen ſehr gelungenen Darſtellungen auf dem fürſtlichen Privat-Theater zu Donaueſchingen, iſt dieſe Oper noch auf keiner Bühne erſchienen. Der Stoff iſt von einem franzöſiſchen Drama entlehnt, und es wäre nur zu wünſchen, der deutſche Bearbeiter hätte darauf mehr Sorgfalt, beſonders auf die Sprache, verwandt.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 98.

Nro. 295.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 10. December 1822.

Blick umher, o Freund! und ſiehe
Sorgſam wie der Weiſe ſieht;
Was vergehen muß, vergeht,
Was beſtehen kann, beſteht,
Was geſchehen will, geſchieht.
Herder.

Schneeglöckchen.

Wie ſie eilend niederwallen,
Friſcher Lüfte helle Blüthe,
In den Schooß der Erde fallen,
Daß ſie Mutter ſanft behüte.
In dem Sturm von rauhen Winden
Seht ſie fliegen, ſeht ſie eilen,
Um ſich ſchnell vereint zu finden,
Wo ſie gleiches Schickſal theilen,
Ruhend in der Mutter Schooß,
Gleiche Freude, gleiches Loos,
Bis die ungezählte Menge
Rings die Mutter ganz umſchlänge,
Und ſie nun in Kindes Arm,
Wieder ruhe ſanft und warm.

Wie die Flöckchen niederfallen,
Von des Himmels lichtem Zelt,
So auch ſah ich Menſchen wallen,
Durch den weiten Kreis der Welt.

Kinder ſind auch ſie der Erde,
Wenn gleich Himmel ſie erzeugt,
Und ein gleiches Schickſal werde
Allen beyden zugeneigt.

Glänzen, Schimmern und Vergehen,
Ward ja beyden gleiches Loos,
Keinen andern Troſt zu ſehen,
Als den Tod im Mutter Schooß.

Frh. v. Schlippenbach.

John Corſon, der ſchottiſche Kleinhändler, erzählt von Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener.

(Fortſetzung.)

„Was gibt es doch mit meinen Augen,“ ſagte ein Schäfer, indem er ſich die Thränen von dem Wimpern wiſchte, die des Mannes Reden hervorgelockt hatte. „Und ich wundere mich, was uns Allen fehlt, daß wir daſtehen und den kranken Mann anſtarren, ohne an ſeine Erquickung zu denken.“ „Vielen Dank, vielen ſchönen und herzlichen Dank, meine gute Frau — ein Trunk friſchen, kalten Waſſers für mich, und ein Biſſen Brod für meinen armen, alten, getreuen und hungrigen Gefährten hier.“ indem er ſeine Hand auf des Hundes Kopf legte, „würde Segen von oben bringen nu' uns Beyden gut thun.“ Der Alte ſchien es ſo ſehr zu empfinden, wie viele Gunſt und Freundſchaft ſein beſtändiger Frohſinn ihm erwarb, daß er zu lächeln verſuchte, als zwey weißhändige Mädchen einen Ueberfluß von Milchſpeiſen vor ihm ausbreiteten. Aber der Ernſt, womit Krankheit die heiterſte Stirne überzieht, verfinſterte ſein Lächeln; und er nahm ſeine Mütze ab und ſegnete die Speiſen vor ihm. Von dem Blick, den er auf ſeinen Hund fallen ließ, ſchloſſen wir, daß er dieſen treuen Reiſegefährten in ſein Gebet mit einſchloß; und keiner der Schäfer nahm an dieſer Vereinbarung ein Aergerniß, denn in einer Hirtengegend wird ein Schäferhund einigermaßen als ein angenommenes Familienmitglied betrachtet.

Als John ſich genugſam erfriſcht hatte, hob er an: „Ah, Hausfrau, ſeit fünf und fünfzig Jahren — von den thörichten fünfzehn bis zu den närriſchen ſiebenzig, habe ich den Segen von beinernen Kämmen und Balladen über das Gebirge von Nithsdale und Annandale verbreitet, und nie fühlte ich einen Kummer, ausgenommen einmal, wie Nancie Corrie um drey Ellen rothes Bandes willen mich verließ — und keinen kranken Kopf, außer wie Rob Somerville mich auf dem Markte von Lockerbie mit ſeiner Elle darauf ſchlug. Sagte ich Elle! — daß ein ſo alter Mann wie ich lügen ſollte! — es fehlte ganzer drey Daumen breit an dieſer ehrlichen Länge. Und ich hätte nicht ein einziges Mal Leibſchmerzen, außer als man mir bey dem Laird von Cummerkraft ſauere Käſe und Lochmabenmilch zum Nachteſſen gab. Ihr habt wohl von der Lochmabenmilch gehört, Hausfrau? Es iſt eine Art von Sauermilch, welche ſteht und gährt, bis ſie ſich mit einer Decke überzieht, über die eine Katze laufen kann, ohne ſich die Füße naß zu machen, und wenn man ſie ſchüttelt, ſo kocht und ziſcht ſie wie Seebinſen. Erlöſe alle ehrliche Reiſende von ſolcher Gährung! O, gelobt ſey Gott! Ich denke, ich bin ein wenig beſſer — mein Segen auf die Heimath des Walter Haliday! Der Kranke und der Lahme ſollen ſingen und ſpringen unter des Gerechten Dach, — ein Spruch, der in einer Predigt zu ſtehen verdient — und in einer Predigt ſoll er ſtehen, und ſollte ich ſie ſelber halten.“ — „Ich wollte,“ ſagte Walters Frau mit angenommenem Verdruß über das ſonderbare Gemiſch von weltlichen und ernſten Dingen in Corſons Reden; „ich wollte, ihr dächtet an die ſiebenzig Jahre, die ſo ſchwer auf euch laſten — daß das Grab vielleicht euer nächſter Zufluchtsort ſeyn dürfte — daß ihr unter eines frommen Mannes Dach ſeyd, und wie ich vermuthe, eben erſt den Gefahren des feuchten Strohes und der naſſen Säcke in Jock Jillock von Weſterha's Scheune entgangen ſeyd.“ „Wahrhaftig, Hausfrau, ſo iſt es,“ ſagte der Wandersmann mit einem Seufzer und einem halb ernſten, halb ſpaßhaften Blicke. — „Dieß iſt ein Land des Elends und der Fröhlichkeit, des Jammers und der Freude — ſchreyend kommen wir in die Welt und weinend gehen wir hinaus. Oft dachte ich, wenn ich zwiſchen dem langen, blühenden Heidekraut auf den Hügeln von Dalwinton lag und auf die fromme Verſammlung der Cameronier in dem grünen Thale unter mir hinabblickte, daß die Welt, groß wie ſie iſt, ihr Urbild in einer Hügelpredigt hat. Da ſtehet der Mann Gottes mit aufgehobenen Händen, ſein graues Haar glänzet in der Sommerſonne und die goldenen Worte der Belehrung, der bibliſchen Ermahnung, des Troſtes und der Gnade fließen von ſeinen unermüdeten Lippen. Unter ihm, Reihe hinter Reihe, Gruppe dicht hinter Gruppe, ſitzen in zitternder Stille, diejenigen, deren Häupter kahl, deren Locken grau ſind, und für die das reife Grab bereit und offen ſteht. Rund umher aber lagert die reife, roſige Jugend in glänzendem Aufzuge; — das Mädchen, das die Bänder von ſieben Liebhabern an ſich trägt, und ſeufzet, indem ſie nach andern ſpähet; und der Jüngling, deſſen Fuß den mitternächtlichen Pfaden zu Mädchenfenſtern wohl kennt und deſſen Stolz es iſt, die Lippen von halb den ſchönen Mädchen im Kirchſpiel gekoſtet und ihre Segnungen erhalten zu haben. Ah, Hausfrau, wohl erinnere ich mich noch eurer ſelbſt von vor ungefähr drey und dreyßig Jahren, wie ihr an einem Sonntag Morgen auf dem Streitholzhügel ſaßet; — kein lieblicheres Geſicht und kein ſchöneres Augenpaar hatten je auf den alten John Farley, den cameroniſchen Prediger geblickt, — und ich habe ihn oft ſagen hören, daß eure ſo helle Augen, und lieblichen Blicke und langen kräuslichen Locken beynahe eine ſeiner ſaftigſten geiſtlichen Predigten verdorben hätten, die er je gehalten. Aber John Farley iſt in ſeinem Grabe, und ein anderer Johann geht dieſelbe Straße, und die Augen von Walter Halliday's Frau werden nie mehr die Sünde begehen, eine Hügelpredigt zu verderben.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Einige Zeit verſtrich: die Hetmanns, ohne alle Nachrichten von Kutſchjum, beſchäftigten ſich ſorglos mit der Jagd in den Umgegenden der Stadt. Aber Kutſchjum war nicht fern: ſein Neffe Mametkul, trotz ſeiner Wunde, ſchon wieder im Felde thätig, überfiel unvermuthet am 5. December zwanzig Ruſſen, am Abalazkiſchen *) See beym Fiſchfange, und hieb alle bis auf den lezten Mann nieder. Als Jermak dieß erfuhr, verfolgte er den Feind, holte ihn nahe bey Abalak ein (wo der Flecken Schamſchinſkije Jurtü befindlich), ſchlug und zerſtreute ihn, nahm die Leichname ſeiner gefallenen Gefährten, und begrub ſie feyerlich auf dem Sſa-uſkanſkiſchen Vorgebirge nahe bey Iſker, wo früher der alte Chaniſche Begräbnißplatz geweſen. — Die außerordentliche Kälte, die gefährlichen Stürme und die Kürze der Wintertage in dieſen mitternächtlichen Gegenden, erlaubten ihm nicht vor dem Frühling an neue wichtige Unternehmungen zu denken. Unterdeſſen erlangten die Beſitzungen der Koſaken größere Ausdehnung durch friedliche Unterwerfung zweyer Woguliſchen Fürſten, Iſch-

---

*) In der Stroganow'ſchen Chronik heißt er Jabolak. Müller in ſeiner Sſibiriſchen Geſchichte ſagt S. 138: „An dem hohen Ufer des Irtiſch, auf einer Wieſe, befindet ſich ein länglicher, krummer, ſchmaler See, der ſich mit dem Fluſſe vereinigt, und der Abalakiſche, auf Tatariſch Abalak-Küren, heißt; „an dieſem See fiſchten die Koſaken.“

Anm. Nr. 628. zu Kar. Geſch. IX. S. 255–58.

kerdei und Sſuklem: erſterer herrſchte jenſeits der Koſtal-dinſkiſchen Sümpfe, an den Ufern der Konda oder Tawda, lezterer in den Umgegenden des Tobol; beyde erboten ſich freywillig einen Jaſſak oder Tribut an Zobeln zu entrichten und ſchwuren Rußland den Eid der Treue; auch erlangte Iſchberdei die beſondere Liebe der Koſaken, indem er ihnen gute Rathſchläge ertheilte und in unbekannten Gegenden ihr Führer war. Auf ſolche Weiſe beſchäftigten die Angelegenheiten der innern Verwaltung, die Erhebung des Tributs, und die für den Unterhalt in einem brodarmen Lande ſo nöthige Jagd und Fiſcherey Jermak bis zum April, als ein Murſa ihn benachrichtigte, daß der verwegene Mametkul ſich abermals dem Irtiſch nähere, und mit geringer Mannſchaft am Wagai ein Hordenlager aufgeſchlagen habe. Es war mehr Schnelligkeit und Verſchwiegenheit als Macht erforderlich, um dieſen unermüdeten Feind zu vernichten. Die Hetmanns wählten nur ſechszig Waghälſe, die ſich in der Nacht zu Mametkuls Lager ſchlichen, ſelbiges überfielen, eine Menge ſchlafender Tataren tödteten, den Zarewitſch ſelbſt lebendig gefangen nahmen und im Triumph nach Isker brachten, zu Jermaks großer Freude, der durch dieſen glücklichen Fang von einem kühnen tapfern Feinde befreyt ward, und ſich ſeiner, im Falle eines Krieges oder Friedens mit dem vertriebenen Kutſchjum, als eines wichtigen Unterpfandes, bedienen konnte. Er ſah Mametkul beſprüzt mit dem Blute ſeiner Brüder, dachte aber nicht an perſönliche Rache: er war freundlich und ehrte ihn, ließ ihn jedoch gut bewachen. Da Jermak auch ſchon in den entfernten Gegenden Späher hatte, ſo erfuhr er um eben dieſe Zeit, daß der über die Nachricht von Mametkuls Unglück höchſt betrübte Kutſchjum, in den Steppen jenſeits Iſchim umherirre; daß der junge Sohn des von ihm getödteten Sſibiriſchen Fürſten Bekbulat, Sſeidek, von den Dienern ſeines Vaters in die Bucharey entführt, jezt an Jahren und Geiſt zum Manne gereift, ihm den Zaren-Mörder mit Usbeckenhaufen entgegen gehe, und daß Karatſcha ihn im Unglück verrathen und verlaſſen, viele Mannſchaft mit ſich genommen und im Lümſſkiſchen Lande an einem großen See, nordwärts von der Mündung, der in den Irtiſch fallenden Tara, nahe beym Oſtma-Fluſſe ein Hordenlager bezogen habe. Dieſe ſichere Nachricht von der Schwäche ſeines wichtigſten, wüthenden Feindes und der Anfang des Frühlings begünſtigten die neuen Unternehmungen des ausgezeichneten Anführers.

Einen Theil ſeines Heerhaufens ließ Jermak in Isker und fuhr mit den übrigen den Irtiſch hinauf. Die nächſten Hordenlager erkannten ſchon ſeine Macht: friedlich kam er bis zur Mündung der Arimdſjanka, wo die noch unabhängigen Tataren ſich in eine Feſtung warfen und nichts von Uebergabe wiſſen wollten. Nach der Erſtürmung derſelben ließen die Hetmanns die vorzüglichſten Urheber dieſer gefährlichen Widerſezlichkeit erſchießen oder aufhängen. Alle übrige Einwohner, von Furcht beſiegt, ſchwuren mit einem Kuſſe auf den blutigen Säbel Unterthanen Rußlands zu ſeyn. Die heutigen Diſtrikte von Nazinsk, Karbinsk und Turtaſſk wagten es nicht, ſich zu widerſetzen. Weiterhin begannen die Jurten der Oſtiaken und Kondinſkiſchen Woguliſchen: ihr Fürſt Dem-jan, der daſelbſt auf dem hohen Ufer des Irtiſch eine Feſtung und in derſelben zweytauſend ſchlagfertige Krieger hatte, verwarf alle Anträge Jermaks. Der Annaliſt erzählt, in dieſem Städtchen ſey ein goldenes Götzenbild geweſen, welches aus dem alten Rußland, zur Zeit der Bekehrung weggeführt worden; die Oſtiaken hätten es in eine Schale gehalten, aus dieſer Waſſer getrunken, und ſich ſo zur Tapferkeit befeuert, die Hetmanns aber, nachdem ſie durch ihre Kanonen den Feind verjagt und in die Stadt gedrungen, den koſtbaren Götzen daſelbſt nicht finden können. Als die Eroberer den Irtiſch weiter hinauf fuhren, ſahen ſie einen Haufen Zauberer, die dem berühmten Götzen Ratſcha opferten, und ihn baten, ſie von den furchtbaren Fremdlingen zu erretten. Der Götze ſchwieg, die Ruſſen naheten mit ihrem Donner und die Zauberer flohen in das Dickigt der Wälder. An dieſem Platze ſteht jezt der Ort Ratſchewuiſe Jurtü ſüdwärts von der Demjanſkiſchen Station.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 11. Nov.

Bey den vielen ſich widerſprechenden und durchkreuzenden Stimmen, die ſich hier über das neu zu errichtende Berliner Volks- oder Neben-Theater vernehmen laſſen, und die meiſtens, wenn auch im dritten Grade der Verwandſchaft, von den Betheiligten herrühren, und verdächtig iſt einer ſchon dadurch, daß er entweder in der lezten Straße, oder am Alexander-Platz wohnt; bey ſo vielen diſſonirenden Stimmen wird es vielleicht nicht ohne Intereſſe ſeyn, hierüber die Anſicht eines Fremden zu hören, der aber Berlin genau kennt, da er es zu verſchiedenen Zeiten und in den verſchiedenſten Epochen ſah. Bey ſeinem erſten Aufenthalte wurde noch unter Döbbelin in der Behrenſtraße geſpielt; ſpäter ſah er, was Engel in dem ehemaligen franzöſiſchen Theater gebildet hatte; dann wieder, was in dem Langhansiſchen Gebäude Iffland für die Würde und den Schmuck der Kunſt und der Künſtler that; und endlich, in Schinkels Meiſterbau und unter Leitung der heutigen Intendanz, die mannichfaltigſte Vereinigung aller Schweſterkünſte des Dramas zu einem edeln, ſchönen und höchſt glänzenden Zuſammenwirken. Sehr leicht könnte man aus dieſen eben angeführten Epochen die neue Geſchichte der deutſchen Bühne überhaupt deduziren; es ſoll aber hier, dem Zweck gemäß, nur von Berlin die Rede ſeyn, und zwar, abgeſehen von aller Kunſthinſicht, nur darauf aufmerkſam gemacht werden, wie die Berliner deutſche Bühne zuerſt in einem ſchlechten Privathauſe errichtet, eben ſo der Direktor ein Privat-Unternehmer war, und die Truppe aus unbetitelten freyen Künſttern beſtand; wie denn das Theater ein National-Theater wurde; ſpäter zwiſchen National- und Hof-Theater ſchwankte, bis es ſich endlich wirklich zu der Würde eines Hof-Theaters, mit einer hohen Hof-Charge an der Spitze, einem General-Direktor der Muſik, und einem Perſonal mit Prädikate Hof- und Königlich- erhoben hat. Fern ſey es, die Ehre, die hier, durch königliche Milde, der deutſchen Bühne huldreich widerfährt, nicht anzuerkennen, oder wohl gar tadeln zu wollen; denn daß es manchen Schauſpieler gibt, der auf ſeinen Ehrentitel mehr hält, als auf ſeine Kunſt, und der, ſeines lebenslänglichen Gehalts ſicher, wenig auf den Beyfall des Publikums und noch weniger auf deſſen Mißfall gibt, den es ja nicht laut äußern darf; das iſt die Schuld eines ſolchen handwerksmäßigen Künſtlers, aber nicht der Ehre und Güte, die ihm widerfährt. Dennoch wird man wohl nicht in Abrede ſeyn, daß eine Hof-Bühne ſich in einer ihr beſtimmt vorgeſchriebenen Form bewegen muß, und daß ſie daher — ſelbſt wenn ſie alle Mittel dazu hätte — weder die ganze Sphäre der dramatiſchen Kunſt auszufüllen, noch jedes gerechte Bedürfniß der Nation zu befriedigen vermag. Es gibt eine große, ſchöne und der dramatiſchen Kunſt unerläßliche Region des Komiſchen, die fern von den Grenzen eines Hof-Theaters erſt beginnt; es gibt eine Geißel des Momus, die auf einem Hof-Theater nicht geſchwungen, ein Kolorit, das dort nicht aufgetragen, und ein Idiom, das dort nicht angewendet werden darf. Aber das iſt noch nicht Alles. Unſere dramatiſche Kunſt iſt, dem Himmel ſey Dank! noch nicht geſchloſſen (die franzöſiſche iſt es auch nicht, wie dieß gleich gezeigt werden ſoll); und nicht nur nicht geſchloſſen iſt die Kunſt des deutſchen Drama's, ſie iſt, trotz manchem Meiſterwerke, das wir beſitzen, noch in mannichfaltigen Verſuchen begriffen. Aber jeder wahrhaft neue Verſuch, jedes Experiment mit der Bühne wie mit dem Publikum muß, ſeiner Natur nach, gewagt ſeyn; Verſuch und Wagniß aber ſtehen im ſchreienden Widerſpruche mit der Würde und Sicherheit eines Hof-Theaters, hier kann nur das Vollendete, das Beſte, oder doch wenigſtens das Anerkannte dargeſtellt werden. Wohin ſollen ſich nun Experiment und Wagniß retten? Wo dieſe Saatkörner der Fortſchreitung dem Boden der Oeffentlichkeit vertraut werden? Und wie ſoll man jenes Gebiet der Kunſt anpflanzen, das außerhalb der Domäne eines Hof-Theaters liegt?

Das Bedürfniß, welches dieſe Fragen aufwirft, ward ſeit mehreren Jahren in Berlin empfunden, früher von Einzelnen, in der letzten Zeit allgemeiner, weil der letzte glorreiche Krieg die Nation in Maſſe ins Ausland führte. Man fand in Wien, man fand in Paris jenes Bedürfniß ſchon längſt befriedigt. In letzterer Stadt waren Melpomene wie Thalia allzu eng in den konventionellen Grenzen des Théatre français eingepfercht, als daß ſie dieſem Gefängniß nicht hätten entfliehen ſollen. Es entſtanden die Pracht-Oper mit ihren weltberühmten Balletten, die Operette, das vaudeville, die kleinern Theater für Poſſen und Parodien, und endlich, um auch, vom ſtrengen Geſchmack verpönte und doch unentbehrliche, romantiſche Stoffe aufnehmen zu können, die Theater der Melodramen. Von hier aus und durch engliſche und deutſche Ueberſetzungen möchte dem ſtarren Théatre français noch ein Weg zur Fortſchreitung angezeigt werden, weßhalb früher eben geſagt wurde, daß auch die franzöſiſche dramatiſche Kunſt noch nicht völlig geſchloſſen ſey. — Schon unter Ifflands General-Direktion ward der Wunſch nach einem zweyten Theater zwar oft und lebhaft geäußert; aber ſo bekannt war dieſes Meiſters Widerwillen dagegen, ſo anerkannt ſeine Machtvollkommenheit, daß man von einer ſolchen Anſtalt nur wie von einem ſchönen Traume ſprach. Zwey Rückſichten waren es, die einen ſo einſichtigen Mann, wie Iffland, das sine qua non, die freye Ausübung der Kunſt, verkennen ließen, ſo daß er, blind für die Vortheile einer zweyten Bühne, die ſeinige, als ein unantaſtbares Kunſt-Monopol, mit allen Waffen vertheidigte, — ſelbſt mit denen der Staats-Dieneranſtalt, indem er ſich nicht ungern für den geheiligten Chef eines der wichtigſten Landes-Kollegien halten ließ. Die erſte ſeiner Rückſichten war rein pekuniär und einem Manne zu verzeihen, der auf nichts weniger Anſpruch machen konnte, als auf tiefere finanzielle Einſicht, die ihn hätte belehren können, daß Emulation und Fabrikation — nämlich gute — auch den Bedarf vermehrt. Die zweyte Rückſicht war, daß durch ein von ihm unabhängiges zweytes Theater der Name Schauſpieler, dem er den geſellſchaftlichen Rang eines ſubalternen Staatsdieners erkämpft hatte, leiden, und ſein eigener Titel durch einen Privat-Direktor gefährdet werden dürfte; wobey er die höchſt löbliche Abſicht hatte, für die äußere Sittigkeit und Würde einer ſo großen Kunſt-Anſtalt zu ſorgen und zu wachen. Der jetzigen General-Intendanz war es aufbewahrt, alle ſolche Nebenrückſichten, der Kunſt und ihrem Zweck an ſich, zu opfern; denn nur mit ihrem Wiſſen und Willen wird jene zweyte dramatiſche Kunſt-Anſtalt ins Leben treten, welches ja nie geſchehen könnte, wenn ſie, wie die vorige General-Direktion, dagegen eingeſchritten wäre. Wie leicht wäre es ihr geworden, wenn ſie auch das Bedürfniß eines zweyten Theaters nicht hätte läugnen und von der Hand weiſen können, doch dieſes Theater ſelbſt zu errichten und deſſen dirigirende Behörde zu werden. Aber nein, ſie wußte zu wohl, daß dann durch das allgemeine Bedürfniß gar nicht befriedigt, der Kunſt auch nicht im mindeſten wäre geholfen worden. Sie wußte nur zu wohl, daß auf ſolche Weiſe alle die obbenannten Hemmungen nur mit vermehrter Gewalt wieder eingetreten wären, daß das Königſtädter Theater alsdann in den grellſten Widerſpruch, hinſichtlich ſeines Prinzips und ſeiner Direktion, hätte gerathen müſſen. Sie ſah ein, daß ein ſolches zweytes, durchaus von ihr getrenntes und unabhängiges, Neben-Theater ihr ein willkommenes und reinigendes Läuterungsmittel werden dürfte, ſo daß die klaſſiſche Hof-Bühne ihre Würde nun gänzlich behaupten und nicht gezwungen ſeyn wird, in denſelben geheiligten Räumen, in denen man geſtern Glucks und Goethe's Iphigenia, den Tell und den Don Juan gab, heute den Rochus Pumpernickel und die Schweſtern von Prag und die Waiſe und der Mörder und das Urtheil Salomonis zu ſpielen. Nicht verkannte ſie, daß ihre Schauſpieler im komiſchen Fache durch ſolch ein äußeres Reizmittel mehr angeſpornt und befeuert werden dürften, als durch die Güte und Strenge der eigenen Behörde, die doch am Ende nicht mehr, als die, in der Kunſt nicht ausreichende, Schuldigkeit verlangen kann. Ja, ſie hatte Erhebung genug, um auf ſich ſelbſt objektiv reflektiren und einſehen zu können, daß jedwede einſam ſtehende menſchliche Anſtalt, welche es auch ſey, nothwendigerweiſe einſeitig werden muß, und daß auch ihr ſie eine fremde und nahe Anregung von den erſprießlichſten Folgen, und ihr eigner Gegenſatz ſogar ihr ein Quell des Neuen und des Guten werden dürfte. Von pekuniären Rückſichten aber war ſie völlig frey, da die kunſtſinnige Liberalität des Königs und die vermehrte Bevölkerung und Wohlhabenheit Berlins ſie über dergleichen kleinliche Sorgen weit empor hob, und überdieß die Wechſelwirkung beyder Bühnen die Liebe zum Schauſpiel nur vermehren und bey einiger Klugheit gewiß nicht vermindern wird. Die Berliner ſind alſo der einſichtigen Verſtändigkeit und der vorurtheilsfreyen Kunſtliebe der königlichen General-Intendanz großen Dank ſchuldig, noch größern aber die Unternehmer des neuen Theaters. Dieſen Herren den mir einzig richtig ſcheinenden Standpunkt zu zeigen, den ſie einzunehmen haben, und ihnen einige aus der Natur der Sache und aus langjähriger Erfahrung geſchöpfte Rathſchläge zu ertheilen, behalte ich mir für mein nächſtfolgendes Schreiben vor, es der Wahrheit und ihrer Einſicht überlaſſend, ob ſie darauf Rückſicht nehmen wollen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Nro. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. December 1822.

Dem Alter eben ziemet
Frohſinn und Scherz, je näher
Der Mora Flügel rauſcht.

Anakreon.

John Corſon, der ſchottiſche Kleinhändler, erzählt von Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener.

(Fortſetzung.)

„Menſch, närriſcher Menſch!“ rief die Frau mit einer Stimme, worin mehr Wohlwollen als Verdruß lag. „Schont eure Lunge, um für euch zu beten und laßt keine ſo leichtſinnigen Geſchichten über eure Lippen kommen. Die Jugend iſt eine angenehme und glückliche Zeit, und wir können es unſerer Einbildungskraft nicht verwehren, zu den Tagen unſerer Kindheit zurückzufliegen, und unſern Augen manchen Auftritt vorzuſtellen, wo die Weisheit um den Buſch herum der Thorheit nachläuft, und Lippen, die den Höchſten preiſen und Kniee, die ſich im Gebete beugen ſollten, muthwillige Lieder ſingen und zu dem Klang eitler Inſtrumente hüpfen und tanzen und ſich leichtſinnig geberden.“ — „Ja wohl, Hausfrau,“ ſagte der geſcholtene Balladenhändler, „die Weiſeſten und Frömmſten erinnern ſich zuweilen der Freuden ihrer Jugend; und dieß erinnert mich, daß ich in einer Flaſche einen Tropfen von dem Menſchenlabſal bey mir habe, das man Branntwein nennt — ein Stück jenes betrügeriſchen Verſüßers verrätheriſchen Getränkes, genannt Zucker; und wäre ein Tropfen des einen und ein wenig vom Andern in einem Becher warmen Waſſers gemiſcht, ſo dürfte ich's vielleicht nehmen, und vielleicht auch nicht, indeſſen mit Gottes Gnade würde ich's verſuchen.“

Dieſer Labungstrank ward ſchnell verfertigt und ihm von Walters Frau ſelbſt dargereicht. „Sie brachte mir den Trank mit ihrer lilienweiſſen Hand,“ ſagte er, „und ſie beglückte mich mit ihrem lieblichen Auge, als ſie ihn mir an die Lippen hielt; — es gab eine Zeit, wo ich für dieſen Dienſt hätte ein Lied ſingen können, und vielleicht habe ich noch Athem genug, es zu verſuchen.“ Und nachdem er ein kurzes Dankgebet gemurmelt, leerte er den Becher in einem Zuge. „Mein Segen auf deine rechte Hand, Hausfrau, denn ſie hat eines der ſüßeſten Getränke gemiſcht, der je über meine Lippen gekommen. Und nun denke ich, kann ich wohl dieſem frommen jungen Mann, Nathan Adamſon, Prediger des Wortes, einige von den merkwürdigen Schätzen der Gelehrſamkeit vorlegen, womit mein Pack ſo reichlich angefüllt iſt.“ Mit dieſen Worten ſchloß er ſeinen Vorrath auf, und zeigte mir ein ſonderbares Gemiſch von geiſtlichen und profanen Dingen und manchen Gegenſtänden von höherem und reinerem Inhalt. „Hier,“ ſagte er, „iſt das merkwürdige Werk — ein Buch, das in einer großen Zeit, und von einem der Prinzen des Berufes geſchrieben worden — die letzte Schlacht des Zacharias Loyd. Junger Mann, biſt du ein Bewunderer der reichſten Poeſie? Ich meine nicht Poeſie in Quantitäten zugeſchnitten und an den Enden mit Reimen ausgeſpizt. Ich meine nicht jene muthwillige und witzige Dirne mit Gold in den Ohren, und Franzen am Mantel, und die hinten eine Schelle trägt, die da immer klingelt, wenn ſie geht, und die die Leute für Melodie halten —

ſondern ich meine jenes ernſthaft ſchöne, und züchtig reizende Weib, deren Kleid fein und koſtbar iſt, aber nicht glänzet, und deſſen Fußtritte einen Wohllaut haben, wie der erhabenſte Lobgeſang. Dieß iſt die Poeſie, die du in dem Werke unſeres verehrten Edlen finden wirſt. Aber du biſt jung und deine Blicke verrathen ein Feuer, das wohl zuweilen auf etwas weniger Ernſthaftes ſcheinen möchte. Hier iſt ein Buch, das die Dirne bey ihrer Arbeit und die Hausfrau in ihrer Kammer, erfreut — worin die Jugend Unterricht im Lieben und das Alter Nahrung für die Andacht findet, kein anderes als jenes verdächtige Hülfsmittel zur Heiligkeit, Rutherfords Briefe. — Was fehlt dir, Mann, beym ehrlichen Rutherford? Ich glaube, ich habe mich in meinem Käufer geirrt — und daß mit all eurem frommen Aeußern ihr euch wohl lieber bey der derben Heiterkeit und vertraulichen Humor des luſtigen Adam Ramſay vor Lachen ſchütteln möchtet — und hier iſt das Buch, ſo wahr ich ehrlich bin. — Ich hatte geglaubt, ich hätte ſchon längſt den muntern Sänger von Glengonar von der Geſellſchaft der ernſthaftern Edeln von Caledonia getrennt.“

Ich mag nicht all das leichtſinnige Geſchwätz wiederholen, worin wir uns vertieften; wir legten bald geſchriebene und tiefe Gelehrſamkeit auf die Seite, und ſprachen von jenen beweglichen Sagen, welche unſere Erholung an den Winterabenden zu ſeyn pflegten, — die Parabeln und Allegorien der Kirche, und die wilden Erzählungen in Proſa und Verſen eines Volkes, das nach Fröhlichkeit und Unterhaltung ſuchte. In ſolchen Dingen zeigte der Alte eine mannigfaltige und ausgebreitete Kenntniß, und ſchien nicht wenig auf ſeine mündliche Gelehrſamkeit ſtolz zu ſeyn, die er ſelbſt der kalten und todten Büchergelehrſamkeit vorzuziehen wagte. „Bücher,“ ſagte der wandernde Weiſe, „ſind gewiß etwas Gutes, und mancher ehrliche Mann verdient ſein Brod damit; es geziemt uns daher, daß wir ſie preiſen. Unter uns aber, eine Stunde guter, warmer Unterredung überwiegt ein Dutzend der beſten Kapitel in irgend einem Buche außer der Bibel. Wenn man eine Menge anredet, oder ſich mit andern unterredet, ſo wird man in dem Streite warm, und ſpricht Dinge von unnachahmlicher Schönheit, Kürze und Kraft aus; wer aber kann die Hitze und flammende Stirne einer Volksverſammlung mit in die Studierſtube nehmen? Mit der Feder und dem Papier vor ſich wird man kalt, und ſtatt der Wärme und Friſche eines ächten Genius, verbreiten wir die erkalteten Schönheiten einer mühevollen Gelehrſamkeit über unſer Heft. Wahrhaftig, mein junger und verehrter Freund, weiſe und geſchickte Männer haben die Deckel ihrer Bücher zugeſchlagen, wenn ſie meine Fußtritte auf der Hausflur vernahmen, und verſicherten, ſie wollten lieber den alten John Corſon ein Kapitel aus ſeinem eigenen merkwürdigen Leben vorleſen hören, als ihre Unterhaltung und Erholung unter den glatten Worten und geründeten Perioden der Gelehrten und Gebildeten ſuchen.“

Hierauf antwortete ich und ſagte: „Alter, da deine Abenteuer ſo unterhaltend und belehrend ſind, warum ſchreibſt du ſie nicht nieder und verbreiteſt du ſie nicht zu deinem eigenen Vortheil und der Erbauung der Menſchen?“ Er ſchüttelte den Kopf und erwiederte: „Meine Zunge iſt fertig, aber meine Hand iſt langſam, und ich könnte in einer Stunde erzählen, was mir ein Jahr erfordern würde zu ſchreiben. Es nahm mir einmal volle zwey Stunden, bey dem Sonnenzeiger um die Rechnung von Dreypfenniggeſchichten niederzuſchreiben, die ich an den geizigen Eigenthümer von Kirkmaven verkauft hatte; und ſeit der Demüthigung, die ich in jener unglücklichen Stunde erfuhr, habe ich dem Stolze und der Eitelkeit der Gelehrſamkeit für immer entſaget.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Weiterhin im Züngalſkiſchen Bezirk, wo der zwiſchen Felſen gezwängte Irtiſch ſchmal und reißend dahin ſchießt, war eine Menge Bewaffneter verſammelt; ein Schuß zerſtreute ſie und die Koſaken eroberten das Städtchen Narümek, wo ſie nur Weiber und Kinder, voll Todesfurcht, vorfanden; allein Jermak behandelte ſie ſo freundlich, daß ihre Väter und Männer nicht zögerten, ihm Tribut zu bringen. Nach der Unterwerfung des Tarchanſkiſchen Bezirkes, rückten die Hetmanns in das Gebiet des wichtigſten Fürſten der Oſtjaken, Sſamar, der in Verbindung mit acht andern kleinen Fürſten die Ruſſen zur Schlacht erwartete, um das Schickſal des ganzen alten Jugoriſchen Landes zu entſcheiden. Stolz auf Tapferkeit und Macht, vergaß Sſamar die Vorſicht; mit ſeinem ganzen Heere und den Wächtern lag er in tiefem Schlafe als die Hetmanns mit Tagesanbruch ſein Lager angriffen: aufgeweckt durch das Geräuſch, griff er nach ſeinen Waffen, allein die erſte Kugel ſtreckte ihn todt zu Boden; das Heer floh, die Einwohner verſprachen Rußland einen Jaſſak zu entrichten. — Schon hatte Jermak den berühmten Ob erreicht, deſſen Lauf bereits den alten Nowgorodern bekannt war, deſſen Mündung und Quelle aber, nach dem Ausdruck Moskowiſcher Reiſenden vom Jahre 1567, im Dunkel der Ferne verborgen lagen. Nachdem Jermak noch die Hauptſtadt der Oſtjaken, Naſilm und viele andere Feſtungen am Ob erobert, den Fürſten der Oſtjaken gefangen genommen, und den Tod ſeines tapfern Kampfgenoſſen, des Hetmanns Nikita Pan, der nebſt einigen der beſten Koſaken bey dem Sturm umkam, betrauert hatte, wollte er nicht weiter gehen: denn vor ſich ſah er nur kalte Tundren, wo die moſige Kruſte der

Sümpfe ſelbſt im Sommer kaum von den heißen Strahlen der Sonne erwärmt wird, und wo, mitten unter gefrorenen Moräſten, mit Mammuthknochen beſäet, dem Auge das Bild des furchtbaren Todtenackers der Natur ſich darbietet. Nachdem Jermak den Oſtjaken-Fürſten Alatſch zum Oberhaupte der Jurten am Ob ernannt, kehrte er zur Hauptſtadt Sſibiriens zurück, geachtet von ſeinen Vaſallen als Sieger und Herrſcher; überall empfing man ihn mit Zeichen tiefer Unterwürfigkeit, überall begleitete man ihn als den Mann des Schreckens und übernatürlichen Heldenmuthes. Unter kriegeriſcher Muſik ſchifften die Koſaken dahin, und ſtiegen ſtets in ihren Feyerkleidern ans Land, um die Einwohner durch Pracht und Reichthum in Erſtaunen zu ſetzen. Nachdem Jermak von den Grenzen Vereſows bis zum Tobol die Herrſchaft Rußlands befeſtigt, kehrte er glücklich zurück in das ſtille, ruhige Iſker.

Erſt jezt ließ, nach der Erzählung der Annaliſten, dieſer glückliche Held den Stroganows wiſſen, daß es ihm mit Gottes Hülfe gelungen, den Sultan zu bezwingen, deſſen Hauptſtadt und Reich zu erobern, den Zarewitſch zu fangen, und von den Völkern den Eid der Treue entgegenzunehmen; er ſchrieb auch an Joann, daß ſeine armen, geächteten Koſaken, von Gewiſſensbiſſen gefoltert und von Reue erfüllt, dem Tode entgegenziehend ein mächtiges Reich für Rußland erobert hätten, im Namen Jeſu und des Großfürſten, für ewige Zeiten, ſo lange es dem Allerhöchſten gefallen werde, die Welt zu erhalten; daß ſie ſeinen Ukas und ſeine Heerführer erwarteten, denen ſie das Sſibiriſche Reich übergeben, bereit zu ſterben, ſey es in neuen ehrenvollen Schlachten oder auf dem Blocke, wie es ihm gefalle und Gott. Mit dieſem Briefe reiſte nach Moskwa der zweyte Hetmann, der erſte Kampfgefährte Jermaks, der erſte neben ihm im Kampfe und in der Schlacht, Iwan Kolzo, nicht fürchtend ſeine Verurtheilung zum furchtbaren Verbrechertode.

Begegnen wir hier zuförderſt der Frage des Leſers: Da Jermak erſt ſo ſpät die Stroganows von dem glücklichen Fortgange ſeines Unternehmens benachrichtigte, gedachte er nicht vielleicht, verblendet durch die leichte Eroberung Sſibiriens (wie einige Hiſtoriker glaubten) daſelbſt unabhängig zu herrſchen? Wandte er ſich zulezt nicht deßhalb an Joann, weil er die Nothwendigkeit einſah, deſſen Hülfe zu fordern, da er, obgleich Sieger, dennoch täglich an Streitkräften ſchwächer ward? Konnte aber nicht der kluge Hetmann von Anfang an vorherſehen, daß eine Handvoll aus Rußland gewanderter Waghälſe, die in zwey oder drey Jahren umkommen müßten, theils in Schlachten, theils durch Krankheiten in Folge des rauhen Klimas mitten in Wüſten und Wäldern, die den wilden, rohen Einwohnern, denen nur das Schwert oder der Donner des Geſchützes den Tribut abtrotzen konnten, ſtatt Feſtungen dienten. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß der Annaliſt, der nicht als Augenzeuge ſprach, den Lauf der Begebenheiten auf Gerathewohl ordnete, oder daß Jermak fürchtete zu frühzeitig ſich in Rußland des glücklichen Erfolges zu rühmen, und vorher die Eroberung beendigen wollte, was er auch nach ſeiner Meinung gethan, ſobald er Kutſchjum in die entfernten Steppen verjagte und den Grenzpfahl des Moskowiſchen Reichs an den Ufern des Ob aufrichtete.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, im November.

(Fortſetzung.)

Auf dem großen Operntheater wurde uns ein nicht minder intereſſantes Schauſpiel gegeben. Hamlet, großes Ballet in fünf Acten. Die Perſonen ſind Hamlet, die Königin, Claudius, Ophelia, deſſen Tochter, Laertes, der Schatten des Königs, und verſchiedenes Gefolge. Claudius vertritt hier die Stelle des verrätheriſchen Oheims, was vermuthlich ſeinen guten Grund hat; er iſt der Königinn Günſtling und ihr Mitſchuldiger. Der Prinz kehrt ſiegreich aus dem Feld zurück. Tanzende Frauen bekränzen ſein Gefolge, er ſelbſt tanzt ein Pas de trois. Die Königin verlobt ihn mit Ophelia, in der Folge werden feſtliche Vorbereitungen zur Hochzeit gemacht. Sie erklärt ferner, daß ſie die Krone auf ſein Haupt ſetzen wolle. Sobald Hamlet allein iſt, erſcheint der Geiſt, entdeckt ihm, was zu wiſſen nöthig iſt, und fordert ihn zur Rache auf. Von dieſem Augenblick an wird er wahnſinnig. Hier iſt nicht von Seyn oder Nichtſeyn die Rede; nein, er iſt toll in allem Ernſt. Er iſt der Schrecken des Hofes, er will unaufhörlich den Claudius ermorden. Tanz und Saitenſpiel werden aufgeboten, um ihn zu zerſtreuen; zuweilen geht der Wahnſinn in Melancholie über; bald aber tobt und wüthet er von neuem. Den Laertes macht er zum Vertrauten. Es verbindet ſich eine Parthey zu ſeinen Gunſten; Claudius wirbt eine Gegenparthey zu ſeinem Verderben. Der vierte Act ſpielt in der königlichen Gruft. Hamlet, vor der Urne, die des Vaters Aſche birgt, beſchwört die Königin, ihm das Verbrechen zu geſtehen. Claudius mit ſeinen Verſchwornen überfällt ſie; der Prinz, die Urne ſeines Vaters im Arm, wird ohnmächtig fortgeſchleppt. Im fünften Act finden wir ihn mit der Mutter in einem unterirdiſchen Gewölbe. Claudius läßt ihm die Wahl, den Giftbecher zu leeren oder dem Thron zu entſagen. Er zückt zugleich den Dolch auf ihn. Jezt geſteht die Königin das ganze Verbrechen. Hamlet bemächtigt ſich des Dolchs und ſtößt den Verbrecher nieder. Ophelia bittet ihn, auch ihr den Tod zu geben. Nun erſcheint der Geiſt in Wolken, dieſe rollen aus einander, Licht umfließt den Schatten, der ganze Hintergrund ſcheint vorzurücken; er ſegnet den Sohn, die Mutter gibt reuig ihren Geiſt auf, die Wolken ſchließen ſich, der Geiſt verſinkt. Nämlich der Balletmeiſter läßt ihn wieder ins Fegefeuer wandern, ob er gleich ſeine Sachen ziemlich gut macht. Dieſes Ballet hat viel Theatraliſches, ſehr effektreiche Scenen, und eine glänzende Ausſtattung. Hr. Henry, Balletmeiſter der königlichen Theater zu Neapel und Paris, der auch den Hamlet darſtellte, iſt der Verfaſſer. Als Mimiker zeigt er ſich in der ſchneidendſten Manier der altfranzöſiſchen Tragiker. Mad. Henry gab die Königin mit vielem Anſtand. Schöne Tänze, Decorationen und Koſtüms ſuchen uns vergeſſen zu machen, daß dieſer Hamlet nur dem Titel nach der alte iſt. Das erſtemal machte das Ballet eine überraſchende Wirkung. Bald ſchienen die Zuſchauer Vergleichungen anzuſtellen, und nachher ſind lauter nach und nach geworden.

Ein Uhr! — ſo heißt ein neues — großes Melodrama, nach dem Engliſchen des Lewis, das auf dem Theater an der Wien wieder großen Spektakel macht. Es iſt an dieſer Bühne jezt üblich, bey Annäherung eines ſolchen Stücks das Theater, „wegen Vorbereitungen," verſchloſſen zu halten einen Tag, und auf den folgenden das Stück anzukündigen. So auch dießmal. Dieſes Melodrama iſt eine Art von Vampyr, von Schreckensnacht u. dergl. Kurz und gut, die Hauptſache beſteht in Folgendem: Kanut, unrechtmäßiger Graf v. Holſtein, hat der Beherrſcherin der Waldgeiſter alljährlich das Opfer eines Kindes gelobt, um das Verbrechen abzubüßen, mittelſt deſſen er zur Herrſchaft gelangte. Acht Opfer ſind vollbracht, der Tag des neunten iſt erſchienen — der erſte Auguſt, eine Stunde nach Mitternacht. Der rechtmäßige Erbe verſchwand aus der Wiege; als ſtummer Zigeunerknabe wird er eben jezt, am Abend der Vorſtellung, wiedergefunden. Dieſen ſucht Kanut zu ergreifen; die Pflegemutter und des Grafen Braut, ihre Schweſter, bemühen ſich auf alle Art, ihn zu verbergen. Liſt, Verzweiflung und Gewalt, bilden einen ſchauerlichen (beſſer geſagt, unſinnigen) Konflikt. Die erlauchten Eltern des Knaben ſpuken als Geiſter umher. Endlich erwiſcht der Graf den Armen und ſchafft ihn mittelſt teufliſcher Maſchinerie in das unterirdiſche Reich, wo er, an eine Säule gefeſſelt, der Opferſtunde harrt. Die Frauen, von den Geiſtern geleitet, entwenden ſchlau den goldenen Schlüſſel, der die Feſſeln öffnet, befreyen und verſtecken den Unglücklichen abermals. Im Reiche der furchtbaren Kinderfreſſerin zeigt der Weiſer auf drey viertel ſeyn. Der Graf forſcht voll Angſt umher. Wenn die Stunde ſchlägt, und das Opfer iſt nicht da, ſo muß er ſelbſt daran. Der Altar iſt noch verödet. Sangrida ruft: „Mein Mahl! mein Mahl! (Im Engliſchen, glaub' ich, heißt's: Mein Fraß!) Jezt entdeckt Kanut ſeine Braut und will ſie zum Altar ſchleppen. Fürchterlich ſchreiend entwindet ſie ſich ihm — Pum! — Ein Uhr! — Mein biſt du, ruft die Hexe — ergreift ihn ſchon mit ihren Krallen, und von Furien umjubelt, verſchwinden ſie. Die rieſige Geiſterfürſtin iſt jedoch lange nicht ſo furchtbar, wie ſie ſeyn ſollte, und Grafen, die ein gutes Gewiſſen haben, würden ihr nicht ungern folgen. — Wahrſcheinlich iſt das Stück nach einem alt nordiſchen Ammenmährchen fabrizirt. Es wimmelt von Geiſtern darin, doch hat es nicht für einen halben Schilling Geiſt. O es iſt entſezlich platt und abgeſchmackt und widerwärtig! Aber hört! — die Dekorationen ſind glänzend, die Maſchinerien ſind kunſtreich und überraſchend, die Muſik iſt ſolid und etwas freyſchützenhaft — was nicht zum Mißkredit gereichen kann — die Ausſchmückung feenhaft. Das Stück mißfiel, und dennoch rief man unaufhörlich: Oh — ah! Oha — ha! Und einmal um das andere wurde der Dekorationsmaler und der Maſchinenmeiſter gerufen. Heraus, Neefe — bravo! Heraus, Roller — bravo, bravo! Beyde heraus — braviſſimi! — Einer rief ſogar im vollen Eifer: Braviſſiſiſſiſſimi! Nur ein alter grämlicher Kritikus ſoll zwiſchen den Zähnen gebrummt haben: „Zum Gukuk, Meiſter Lewis! wo habt ihr all' das dumme Zeug nur hergenommen?" —

Das Perſonal dieſer Bühne will übrigens zu keinem Flor gelangen. Gaſtrollen haben unterdeſſen keine Statt gehabt, aber Verſuche, die ſich der Nachſicht und Gnade des Publikums empfehlen, gibt es ſo viele, daß man bankerott an dieſen Gaben werden müßte, wollte man immer Rückſicht darauf nehmen. Wenn ein Kunſt-Inſtitut gedeihen ſoll, muß die Zahl der Anfänger nicht die der Geübten überſteigen.

Die Prima Donna hat mit Recht auf dem Theater in der Joſephſtadt vielen Zulauf gehabt. Die Hauptrolle gibt der Schauſpieler Blumenfeld mit einer recht intereſſanten Eigenthümlichkeit, die ſich beſonders in der Darſtellung weiblicher Koketterie und künſtleriſcher Prätioſität hervorthut. Die Geſtalt begünſtigt die Wahrſcheinlichkeit der Verkleidung und das Falſet die Nachahmung der Sopranſtimme. Es ſchadet der Wahrſcheinlichkeit dagegen, daß dieſe falſche Prima Donna zu viel ſingt, und ſogar Dankſagungs-Variationen am Schluß; noch mehr aber das viele Bedank-mich, Allergnädigſte, für den Applaus! — Im Vorbeygehen geſagt, iſt es etwas Unausſtehliches, zu ſehen, daß Künſtler und Künſtlerinnen ſich oft in dieſer Hinſicht ſo ſehr erniedrigen. Beſonders die leztern, wenn ihnen der berauſchende Willkommen entgegen tönt, knixen oft zuſammen, als ob ſie auf den Knien gehen wollten; und bilden ſich doch auf jedes hohle Klatſchen, mit Recht oder Unrecht gezollt, ſo unglaublich viel ein. Andere Rollen dieſer aus ſo vielen Facen zuſammengeſezten Farce, daß ſogar die Wette um den Zopf des Rummelpuff des „Eſels Schatten" angehört, werden auch mit beſonderem Geſchick gegeben, und das Ganze gewinnt in dieſer Darſtellung eine große Lebendigkeit und Rundung. Lachen kann man viel darin, das iſt gewiß, das Lächerlichſte iſt aber, daß ein Kritiker ſich einmal unterſtand, dieſe Poſſe mit den Werken des Ariſtophanes zu vergleichen. — Ein neues Stück von Meiſl: 1722, 1822 und 1922, hat gefallen. Es iſt eine Art von „Zeiträumen" als phantaſtiſches Gemälde bezeichnet. Der dritte enthält eine Menge guter Einfälle, und die Zukunft in Wien iſt mit Humor und Wiz geſchildert. Uebrigens ſucht dieſes neu erſtandene Theater die abenteuerlich lockenden Titel des alten verſunkenen wieder aus dem Schutt hervor. So iſt eben jezt an der Tagesordnung: „Die Schauernacht im Felſenthal," Seitenſtück zum Freyſchützen, von Aloys Gleich. Dieſer nämliche Verfaſſer hatte ſchon lange vorher, eh an die durch Webers Muſik ſo berühmt gewordene Oper gedacht war, nach derſelben Erzählung ein Volksſtück bearbeitet. Das hier erwähnte Stück ſoll gute Wirkung machen und die Muſik verdienſtlich ſeyn. Ich habe jenes nicht geſehen, und dieſe nicht gehört; auf Berichterſtattungen ſich verlaſſen, iſt oftmals mißlich; zuweilen paſſirt es ja wohl kurzſichtigen Referenten, daß ſie einen trivialen Farcenmacher mit einem genialen Dichter (Lieblingswort ungenialer Köpfe) in aller Haſt verwechſeln. — Die Lobhudeley erreicht überhaupt den höchſten Grad der Unverſchämtheit. Iſt es denn ſogar entſezlich ſchwer, die Mitte zwiſchen Lob und Tadel zu treffen? — Ueberſezer ruhen nicht, bis ſie auf ſich ſelbſt und ihr Werk irgendwo eine anonyme Lobſchrift eingeſchwärzt haben. Ein Anderer lobt ſeinen Freund und Nachbar, daß die Uebrigen ihn auslachen. Ein Dritter lobt einen jungen Stümper, als obs ein Eid unter den Künſtlern wäre. Ein Vierter kündigt ſeine Werke mit eigner Hand an, und lobt ſie im Voraus, wie der Schacherjude ſeine Waaren. Ein Fünfter erhebt ſeine „geiſtreichen" Freunde, die ohnehin ihre Naſen in das Reich der Elementargeiſter hinausſtrecken, und es iſt nur zu verwundern, daß dieſe über das Lob aus ſolchen Federn nicht ſchamroth werden. Reiſende Sängerinnen, die in einer guten Schule etwas gurgeln lernten, werden als Wunder des Geſangs und gleich nebenher als Mirakel der mimiſchen Kunſt ausposaunt, obſchon der abenteuerliche Ruf an denſelben Ort zurück erſchallen muß, wo man ſie unlängſt erſt als ganz natürliche Menſchenkinder noch gekannt.

Der Schauſpieler Wilhelmi, vom Prager Theater, der im vorigen Frühjahre hier gaſtirte, iſt, wie ich damals ſchon vermuthete, jezt an Ochſenheimers Stelle engagirt, und dieſer als penſionirter Hof-Schauſpieler geſtorben. Der Stellvertreter gefällt etwas weniger, als früher, iſt jedoch ſehr brauchbar, wird aber gerade in dem Fach, worin der Verſtorbene einſt glänzte (dem intriganten), am wenigſten leiſten.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Nro. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. December 1822.

Jeder Strom wird's Meer gewinnen,
Jedes Leiden auch ein Grab.

W. Müller.

John Corſon, der ſchottiſche Kleinhändler, erzählt von Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener.

(Fortſetzung.)

Während ich ſo da ſaß und über die wahrſcheinlichen Eigenheiten eines ſolchen Styles nachdachte, vernahm ich plötzlich die rauhe Stimme einer der Mägde, welche ſich neben dem Alten niedergeſezt hatte, und von einem langen gedruckten Zettel, den ſie aus einem Bündel ähnlicher Papiere ergriffen hatte, ein rührendes Lied abſang. — „Ah, ſagte der Alte mit einem Seufzer, als ſie vollendet hatte; „deine ſüße Stimme wird die ſanfte und leidende Seele des liebevollen und herzigen Jünglings getröſtet haben, der dieſes Liedchen geſchrieben. Wohl kannte ich ihn und manche Ballade und manche Geſchichte gab ich ihm, denn ich ſah den Dichter in ſeinem dunkeln Auge, und der Knabe erwuchs und ward ein ſchöner Jüngling; und manches Mittagsmahl haben wir mit einander auf dem Abhang lieblicher Hügel und an ſonnigen Bachufern eingenommen. Manches luſtige Lied und manche ernſthafte und rührende Ballade ſchrieb er; und ſo lange Wälder grünen und Bäche fließen, werden, hoffe ich, roſige Lippen wie die deinigen, ſeine Geſänge ertönen laſſen. Ah! er war ein geſelliger und freudiger Junge. Die Mädchen ſangen ſeine Lieder und die Männer ſeine Balladen, und ſein Herz erfreute ſich, als ſein Name anfing, Flügel zu erhalten. Aber da kam ein Mann, der ſprach Lateiniſch und es kam ein anderer, der redete Griechiſch, und dieſe legten ihre klaſſiſche Richtſchnur an die Arbeiten meines einfachen und beſcheidenen Freundes, und erklärten, ſie ſeyen nicht nach der Regel und dem Brauche alter Völker und müßten daher niedergetreten werden. Und ſie ſchrieben ein Buch gegen ihn, und ſchlugen ihm das Spinnengebäude der Gelehrſamkeit um die Ohren und erſtickten ihn beynahe im Unrathe; ich hob ihn auf und ſuchte ihn zu tröſten; aber die Worte der zwey Weiſen waren ihm aufs Herz geſunken, und er wollte keinen Troſt annehmen. Ich ſagte zu ihm, wie die Natur überall die Welt-Natur ſey, und da er wie ein ächter Schottländer denke und ſich ausdrücke, auf eine natürliche und eindringliche Weiſe, ſo habe er gethan, was die Dichter des Alterthums gethan hätten. Denn Jedermann trage ſeinen Gürtel auf ſeine eigene Weiſe, wie das Sprüchwort ſage, und die Kritiker möchten ihm eben ſowol zumuthen ſeinen Pferden griechiſch und ſeinen Schäferhunden lateiniſch zuzurufen, als ihm befehlen, eine ſchottiſche Liebesgeſchichte anders als auf die Landesweiſe zu erzählen. — „Ah!“ ſagte mein armer Freund, „ihr ſeyd ein einfacher und ehrlicher Mann; und obgleich eure Elle ſo richtig iſt, als der Stab der Gerechtigkeit ſelbſt, ſo wißt ihr doch nichts von den Maßſtäben jener Enaksſöhne, der Kritiker. Was weiß ich von der Dichtkunſt, da ich nicht mit den Kindern der Reichen und Betitelten regelmäßig in das Geheimniß hineingepeitſcht worden bin; ich habe das Irrlicht meiner eigenen Einbildungskraft verfolgt, ſtatt bey dem Lichte einer alterthümlichen Lampe zu ſtudieren, und verehrte die weißfüßige, hochgeſchürzte Muſe von Caledonia, ſtatt die Nymphen des Helicon anzubeten, meine Stirne in deſſen Strom zu waſchen und Apollo anzurufen. Ah! mein Freund, ich habe dieſe ſieben Jahre Unſinn geſchrieben; — in einer einfachen und natürlichen Weiſe, ſagt ihr? deſto ſchlimmer — was geht der Natur die Dichtkunſt an! Und von dieſer Stunde an welkte er dahin — vernachläſſigte ſeinen Anzug, hörte auf uns durch ſeine Geſänge und Erzählungen zu erfreuen; und nun liegt er auf dem einſamen Kirchhof von Dryfesdale, — ein Stein am Fuß und ein Stein am Kopfe ſeiner finſtern Wohnung.“

Mit dieſen Worten raffte der Alte ſeine Bücher zuſammen, und ſaß da mit gefurchter Stirne, welche an den Kirchhof von Dryfesdale und an den frühgeſchiedenen Freund dort zu denken ſchien. Sein Hund, immer bereit ſeine Freuden und Leiden mit ihm zu theilen, erhob ſich ſogleich vom Feuerheerd, wo er ſich ausgeſtreckt hatte, und indem er ſich mit den Vorderfüßen gegen den Sitz ſtemmte, ſah er ihm forſchend und mit traurigem Winſeln ins Geſicht. „Welch ein ehrliches Thier,“ ſagte ein Schäfer und warf ihm ein Stück Käſe zu. „Und welch ein treuer Diener,“ ſagte ein anderer, indem er ein Stück Lämmerbraten mit ihm theilte. „Und welch ein treuer Freund,“ ſagte der Alte ſelbſt; „manche unheimliche Straße und manchen unſichern Pfad haben wir zuſammen zurückgelegt, an manchem fremden Ort haben wir um Mitternacht geraſtet; das grüne Gras unſer Bett, und der ſternige Himmel unſere Decke. Manches Stück Brod, das uns freundliche Hände zugeworfen, haben wir mit einander getheilt; auf manchem Bund Stroh haben wir zuſammen gelegen. Und wenn ich dich oft gegen größere Hunde beſchützt habe, ſo haſt du meine Güte hinlänglich durch deine Vertheidigung gegen Räuber und einmal als du mich vom Ertrinken retteteſt, vergolten. Aber wir müſſen uns bald trennen, mein treuer, vierfüßiger Freund.“

„Ich wollte,“ ſagte die Hausfrau, „ihr richtetet euer Herz auf, und wäret nicht ſo niedergeſchlagen, ihr ſeyd ſchwach, und ſeyd krank geweſen — bleibt unter unſerm Dache; die Unterhaltung dieſes frommen Mannes, die Wartung dieſer Mädchen, und vielleicht ein wenig von ihrer Munterkeit, werden euch erheitern. Wir wollen eure Geſchichten leſen, euern Erzählungen zuhören; und ich, ich ſelbſt will eines von euern zärtlichſten Liedern ſingen. So ſeyd denn munter, Freund, ihr werdet noch manchen ſonnigen Sommer eure Balladen, Romanzen und Predigten über das Moorland verbreiten.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Kraft des Oeles bey Seeſtürmen.*)

Vormals herrſchte die Ueberzeugung, welche jezt noch von ſehr verſtändigen Seefahrern getheilt wird, es laſſen ſich Stürme und die Wuth der Meereswellen durch Ausgießen des Oeles bändigen. Es werden dafür viele Beyſpiele und ſehr achtbare Zeugen angeführt.

Ein Holländer, Hr. van Helpveld, gab im Jahre 1776 zu Amſterdam eine Schrift heraus: „Ueber die Mittel „durch das Außgießen von Oel, Theer oder andern ſchwimmenden Subſtanzen die Gefahren zur See zu mindern.“ Der Göttingiſche Profeſſor Meiſter ſchrieb eine Abhandlung: De celebratis olei aquæ superfusi effectibus opticis et mechanicis, worin der Gegenſtand jedoch mehr hiſtoriſch als phyſicaliſch behandelt wird.

Bey einer großen Feuersbrunſt in der Stadt London ward eine bedeutende Menge Oel in die Themſe gegoſſen, um dem Feuer Nahrung zu entziehen; man glaubte wahrzunehmen, daß der zuvor ſtürmiſche Strom dadurch merklich ſey beſänftigt worden. Die brittiſche Zeitſchrift, the annual register, bemerkte bey dieſem Anlaß, eine beſtehende alte Marine-Ordnung mache den Seefahrern zur Pflicht, wofern ſie bey einem Sturm Waaren über Bord zu werfen genöthigt wären und ſich unter ihrer Ladung Oel befände, damit anzufangen, dieſes auszugießen.

Verſchiedene Gelehrte, der Barnabit Friſi zum Beyſpiel, ſehen dieſen Glauben für Täuſchung, Einbildung und Volkswahn an; andere, zu denen der weiſe Franklin gehört, halten ihn, eigenen Verſuchen zufolge, für wahrhaft.

Ohne bey den vielen ſattſam erwahrten Thatſachen zu verweilen, welche früheren Zeiten angehören und die mit allen ihren moraliſchen und hiſtoriſchen Belegen aufzuzählen leicht wäre, wollen wir hier nur etlicher der jüngſten Fälle gedenken, deren Augenzeugen, ſehr achtbare und verſtändige Seeleute, zum Theil noch leben, dafür Zeugniß ablegen und vielleicht auch neue Beweiſe hinzufügen können.

Als gegen Ende des verfloßnen Jahrhunderts ſich in England eine Geſellſchaft von Philanthropen oder ächten Menſchenfreunden gebildet hatte, die unter königlichem Schutze, den Namen des königlich menſchenfreundlichen Vereines (Royal human Society) annahm, ward von derſelben unter andern auch ein Preis auf die Angabe der beſten Schutz- und Rettungsmittel für Schiffbrüchige ausgeſezt. Es wurden damals die Rettungsboote (Life-boats) erfunden, und ein ausgezeichneter Seemann, Mitglied der Geſellſchaft, machte (es war im Jahr 1800) die Bemerkung, wenn dieſe Boote von einer Küſte abgehen ſollten, gegen die der Wind heftig antreibe, würden ſie meiſt vom Ab derſee verſchlungen werden. Er ſchlug deßhalb vor, mittelſt zwey oder drey Feuerſprizen die See mit Oel zu begießen, um ihre Oberfläche zu ſänftigen; auf dieſe Weiſe einzig nur (glaubte der Seemann) dürften die Boote ſich auf die See wagen, um dem verunglückten Fahrzeuge ſich zu nähern, denn ohne dieß würden ſie bald ſelbſt zertrümmert ſeyn.

---

*) Aus Correspondance astronomique du Baron de Zach. Vol. VII. n. 6. 1822.

Bey dieſer Gelegenheit erzählt der erfahrne Seemann folgenden Vorfall. „Während ich im Jahr 1774 im Hafen von Kingſton (auf der Inſel Jamaica) verweilte, ging der Wind ſo heftig und die See war ſo unruhig, daß kein Boot ſich dem Schiffe nähern konnte und ich mich der Leiter ſeines Hintertheils bedienen mußte, um an Bord zu gelangen. In der Entfernung von vier Kabellängen unterm Winde meines Schiffes, lag eine Fregatte vor Anker, die ihre Raben theerte. Von der Sonnenhize ſchmolz das Theer, tropfte nebſt dem Oel ins Waſſer und die fettige Subſtanz beruhigte die Oberfläche der See auf die Weite einer Kabellänge in die Runde. Man bemerkte auch nicht eine Runzel auf dem Waſſer und zwey kleine Boote hielten ſich ganz ruhig längs des Backbords des Schiffes.“

Der nämliche Seefahrer erzählt noch weiter, ein mit Oel beladenes Schiff, das bey ſtürmiſcher See auf den Godwin-Sands (ſehr gefährliche Sandbank der Dünen) verunglückt war, habe den Beyſtand eines Bootes von Deal, wodurch ſeine Mannſchaft wirklich auch gerettet ward, dann erſt erhalten können, als eine beträchtliche Menge Oel ins Meer gegoſſen und dadurch die Näherung des Bootes möglich gemacht war.

„Ich habe öfters gewünſcht (ſezt der achtbare Seemann hinzu), daß wenn eine große Flotte in Abtheilungen ſegelt und man bey ſtürmiſchem Wetter beylegt, alsdann alle Schiffe mittels eines Signals befehligt werden möchten, im gleichen Augenblick Oel auszugießen, und daß man die Wirkung davon ſorgſam beachtete. Ich zweiſle nicht, daß der Wind ſich legt, wenn die Oberfläche des Waſſers ruhig und glatt wird. Ich halte dafür, eine der Urſachen des Windes ſey in der nicht hinlänglichen Sättigung des Waſſers mit Luft zu ſuchen. Eine Strömung der lezteren Flüſſigkeit ſtürzt ſich alsdann in's Waſſer, wie in einen leeren Raum. Zu anderer Zeit mag es die Erde oder die Vegetation ſeyn, welche der Luft bedarf. Ich habe im Sommer öfters bemerkt, daß die See ganze Stunden lang vollkommen ruhig blieb, während auf dem Land ein ſehr ſtarker Wind blies, und umgekehrt. Im Winter habe ich während der heftigſten Stürme zur See Windſtille auf dem Land wahrgenommen. Wenn in dieſen beyden Fällen ein Medium zwiſchen ein treten könnte, ſo würde es durch Rückſtoß wirken; mit Entfernung der Urſache würde die Wirkung aufgehoben und die Windſtille träte ein.“

Es ſind dieß wenigſtens phyſikaliſche und natürliche Anſichten, die zu Erörterung der Aufgabe dienen können; geſezt auch, ſie würden unrichtig erfunden, ſo mag doch nur auf dieſem Weg die Frage aufgeklärt und beantwortet werden, nicht aber durch geheime, ſympathetiſche, magiſche, ſpagiriſche Eigenſchaften, die man dem Oele zuſchreibt, wie zum Beyſpiel ad obsessos liberandos, ad restituendum conjugis amorem, ad odium expellendum etc. (zu Austreibung von Dämonen, zu Gewinnung verlorner Gattenliebe, zur Tilgung des Haſſes u. ſ. w.), worüber viel ſeltſame Dinge nachzuleſen ſind auf Seite 463 eines gar wunderlichen Buches, das betitelt iſt: Baculus Dæmonum, conjurationes malignorum spirituum, optimæ et probatæ, mirabilisque efficaciæ etc. Accessit doctrina singularis de expellendis malignis spiritibus. Auctore R. P. D. Carolo Oliverio Vicentino, Concionatore et Cive Eugubbino Can. Reg. Salv. Lateranense. Ord. S. Augustini, atque exorcisticæ artis professore. Perusiæ, 1618. 12. Das ſeltene Büchlein iſt der frommen und edeln Dame Donna Iſabella Brancaleone de Anſideis zugeeignet und es wird ihrem hohen Schuz empfohlen, aus Gründen, die man in der Dedication ſelbſt nachleſen muß.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

Am 10. d. M. hatte die feyerliche Trauung der Prinzeſſin Amalia, Tochter des Königs, mit dem Prinzen Johann von Sachſen ſtatt, wobey der Bruder der Braut, unſer verehrter Prinz Karl, die Stelle des Bräutigams vertrat. Dieſes für den Hof überaus freudige Ereigniß ſezte auch unſer Publikum in eine [illegible] Regſamkeit, da daſſelbe an den Leiden und Freuden [illegible] Regentenhauſes immer den innigſten Antheil nimmt — Schon einige Tage früher war in den Sälen der Reſidenz der Trousseau (Brautſchaz) der Prinzeſſin zur Beſchauung ausgeſtellt, der in Hinſicht auf Geſchmack und Eleganz aller Erwartung entſprach. Ein Journal des Dames könnte mehrere Hefte füllen, wenn es ſeinen Leſerinnen nur das Vorzüglichſte kritiſch beſchreibend aufführte, was ſich hier von den „zierlichen Sandalen“ angefangen, bis zu der „Myrthe jungfräulichem Kranze“ an Puzſachen vorfand. Es war intereſſant, unſere ſchmuckſeligen Frauen und Jungfrauen in dieſem Mikrokosmus weiblicher Herrlichkeiten zu beobachten; wie beym Eintritte in den Saal vorerſt Alles in der Geſammtheit überblickt wurde, wie die Augen im Verfolge der Unterſuchungen immer leuchtender wurden, und ſich die Mienen endlich bey Anſicht der Spizenſchleyer und Shawls — die höchſten Intereſſen weiblicher Puzliebe — zur Andacht und Begeiſterung verklärten. So viel iſt gewiß, daß manches Mädchen das Anſchauen dieſer Gegenſtände für dem Augenblick ſo glücklich machte, als wenn ihm ſelbſt Alles eigen gehörte. — Sie erlaſſen mir die Beſchreibung des glänzenden Trauungszuges, die auf jeden Fall mehr in die Hof-Zeitungen gehört. Ein rührender Anblick war die Braut in Mitte ihrer Eltern. Dieſe milde Hoheit und Grazie, ein Erbſtück ihrer königlichen Mutter, dieſe holdſelige Freundlichkeit, dieſer Liebreiz von Anmuth und Unſchuld, dieſer — Candeur (wofür unſerer Sprache das erſchöpfende Wort fehlt). Glückihrer Bräutigam? Glückliches Sachſen! — Die heilige Handlung der Einſegnung vollzog der würdige Prälat, Biſchof Streber, der bey dieſer Gelegenheit eine rührende Anrede hielt, in welcher er unſern König ſehr treffend auch den König der Väter nannte. — Unſer ſinn- und anmuthvoller Stieler, der ſeinen Pinſel in Aether taucht, iſt eben beſchäftigt, das Bildniß der Prinzeſſin in Lebensgröße zu vollenden. Das Antlitz iſt wie aus den Phantaſien einer ſchönern Welt entlehnt, und doch ein treuer Abdruck ihrer engelgleichen Perſönlichkeit. In Stielers Attelier hatte Referent auch den Genuß, das Porträt der regierenden Königin v. Würtemberg zu ſehen*). Aus ihren Zügen voll ſtiller Anmuth ſtralt eine rührende Mütterlichkeit und der ganze Himmel häuslichen Glückes. — Als Gegenſatz von Stielers herrlichem Bilde der Prinzeſſin müſſen wir einer durchaus verunglückten Steinzeichnung erwähnen, die an unſern Bilderläden alle Vorübergehenden mit Indignation erfüllt. Es iſt entrüſtend, daß hier, wo Treffliches in dieſem Fache erſcheint, auch das Abſurde zu Tag gefördert wird. Wir wünſchen recht ſehr, daß ſich kein Abdruck ins Ausland verirren möge. — Unſer großes königliches Hof-Theater gab bey Gelegenheit dieſer Feyerlichkeiten ein neues Ballet von Horſchelt: Amors Feſt, das durch die Zartheit der Idee, und die Anordnung des Stoffes, ſeinem Schöpfer eben ſo viel Ehre bringt, als ſich das Korps in der Darſtellung auszeichnete. — Es war unſtreitig ein glücklicher Gedanke der gegenwärtigen Intendanz, Horſchelt zu engagiren. Sie hat ſich dadurch einerſeits das Publikum zu Dank verpflichtet, dem durch das wiedererſtandene Ballet ein neuer Genuß zugeht, für den es mehr, als für irgend einen andern empfänglich iſt, andererſeits aber hat ſie ihrer Kaſſe eine neue ergiebige Quelle geöffnet. Man ſieht mit Vergnügen der nächſten Vorſtellung entgegen.

Einige Tage darauf ward mit freyem Eintritt, gegen Billets, und bey feſtlich beleuchtetem Hauſe, die neue Oper: Zelmira, gegeben. Die Reihe der geſchmückten Damen in den Logen, und die Uniformen aller Farben, gewährten einen impoſanten Anblick. Die hohe Braut wurde mit grenzenloſem Jubel empfangen. An Tagen dieſer Art iſt jedoch das Publikum nicht geſtimmt, ein Kunſtwerk zu würdigen. Die Oper iſt da Nebenſache; Alles ſieht auf den Hof und die Logen; man iſt abgeſpannt bevor der Vorhang aufgeht; auch iſt es hier Sitte, daß man an feſtlichen Tagen, wo ein Glied der königlichen Familie empfangen wird, keinem Sänger lauten Beyfall zollt. Die Muſik der Zelmira hat übrigens, wie wir noch mehr bey der zweyten Darſtellung bemerkten, große Schönheiten. Die Recitative z. B. ſind die beſten, die wir von Roſſini kennen, und vielleicht ſelbſt der Gluckiſchen an die Seite zu ſtellen. Das Adagio aus dem F vor der Stretta des erſten Finals iſt meiſterhaft, eben ſo das Duo im zweyten Akt zwiſchen Polidor und Ilo, auch das darauf folgende Quintett; über Alles ſchön aber iſt das Schluß-Rondo. Auch in dieſer Oper fanden wir wieder Stellen, die uns als alte Bekannte erſchienen. Warum aber auch immer über Reminiſcenzen losziehen? Unſer Tonſetzer hat nun einmal ſeine Eigenthümlichkeiten, und er wäre nicht Roſſini, wenn er ſie ablegen könnte. Gibt es nicht berühmte Maler, deren Bilder alle Familien-Aehnlichkeiten haben? Es iſt aber noch Niemanden beygefallen, ſie darum zu tadeln, und irgend ein Bild deßwegen geringer zu ſchätzen, weil dieſer Kopf oder jene Gruppe ſchon da oder dort angebracht iſt. Was die Darſtellung betrifft, ſo müſſen wir bemerken, daß dieſe für jedes Opernperſonal unendlich ſchwierig iſt. Roſſini hat dieſe Singparthie für die erſten Talente ſeiner Zeit geſchrieben, deren Stimmumfang ihm genau bekannt war, deßwegen wird dieſe Oper, außer von der Geſellſchaft des Barbaja in Wien, wohl nirgends durchaus gelungen gegeben werden. Die HH. Löhle, Mittermayr und Staudacher thaten das Möglichſte und verdienen alles Lob, doch genügen konnte nur die Veſpermann, die auch mit der Colbran-Roſſini einerley Stimmregiſter hat, und die, vorzüglich im Schluß-Rondo, Alles zur Bewunderung hinriß. — Unſere Intendanz hat dieſe Oper reich, zeitgemäß und geſchmackvoll ausgeſtattet, und die Anordnung der Chöre und Comparſen war muſterhaft. Der König hat dem thätigen Intendanten Hrn. v. Stich, als huldreiche Würdigung ſeiner Bemühung, und auch dem Balletmeiſter Hrn. Horſchelt, reiche Tabatieren zuſtellen laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Wien, im November.

(Beſchluß.)

Die verlauten Skribler verſtummen nach und nach. Es wird ihnen tüchtig auf die Finger geſehen, und manches Körnlein iſt auf guten Boden gefallen. Talentvolle Köpfe eifern ſogar auf den Lehrkanzeln der Aeſthetik gegen den literariſchen Unfug dieſer Herrchen. Eine gewiſſe Zeitſchrift, die immer bereitwilligen Vorſchub leiſtet, wird es auch ſchon kleiner geben, wenigſtens iſt dem kecken „Dr. Saſſafraß“ der Mund verſiegelt. Als Notizenſchreiber ſchleichen ſich die literariſchen Milchbärte gar zu gern in ausländiſche Blätter ein, und kramen da ihre unreifen oder verlauten Anſichten aus. Eine dergleichen Notiz enthielt unlängſt in fünf Zeilen drey unfeine Angriffe dieſer Art. Unter anderm hieß es: „Die Wiener Zeitſchrift iſt todt (!) ſeit Hr. W. nicht mehr die Redaktion führt.“ Hr. W. hat aber die Redaktion niemals geführt, ſondern nur eine Zeitlang Beyträge geliefert. Als der nämliche Literator ein eigenes Blatt herausgab, fiel keinem eine ſolche Aeußerung ein, denn er war dem Skriblervolk ein Schrecken, und das mit Recht. Nun, da ſie nichts mehr fürchten dürfen, ſtrecken ſie die Köpfe wieder empor. Es iſt dem Herrchen, das arrogant genug war, ſich zu nennen, wohl nicht gut bekommen, mein' ich. Ueberhaupt — Leute, die ſo ſchreiben, müſſen gar nicht reden.

Einen Meiſter auf der Guitarre haben wir gehört, der ſeines Gleichen ſucht; den Profeſſor Luigi Legnano aus Verona, wenn ich nicht irre. Er thut es den Meiſtern auf allen andern Inſtrumenten gleich. Ouvertüren von Roſſini exekutirt er darauf, daß man ein Orcheſter zu hören glaubt. Die ſchwerſten Variationen führt er mit der Virtuoſität eines Violinſpielers aus. Er hat eine eigene Art, die Saiten mit drey Fingern zu kneipen, und das Inſtrument gewinnt unter ſeinen Händen einen ganz eigenen Charakter, in Anſehung der Kraft, des Klanges und der Perfektibilität. Dazu ſingt er recht angenehm. Auch ein Stückchen mit Einem Finger der linken Hand, während die rechte wie gewöhnlich ſich bewegt, ſpielt er ſo nett und erbaulich, daß Viele, Viele mit vier Fingern es ihm ſchwerlich nachſpielen werden. Die erſten beyden Konzerte waren ſchwach beſucht, aber der Beyfall rauſchte deſto lauter. Unſere hieſigen Virtuoſen ſcheinen das Mittel gefunden zu haben, den Saal zu füllen, nämlich durch Frey-Billets; ob die Kaſſen dabey voll werden, ſteht dahin.

Für kommenden März iſt die zweyte italieniſche Opern-Geſellſchaft bereits angekündigt, deren Aufenthalt drey, vier Monate, vielleicht noch länger dauern ſoll. Das Abonnement iſt für dieſen Fall etwas erhöht. — In den drey Haupt-Theatern werden die Vorſtellungen des folgenden Abends nicht mehr von der Bühne angekündigt, ſondern durch vorläufig angeſchlagene Zettel; daher lieſt man bey'm Herausgehen aus dem Theater an der Wien jetzt eine Zeitlang immer: Ein Uhr! — und Manche glauben von böſen Geiſtern ſich verfolgt.

---

*) Es iſt in Lebensgröße und gleichfalls noch unvollendet.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 99.

Nro. 298.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. December 1822.

Entſchwebe, o feſtlicher Tag,
Herrlich und hehr der Nacht!
Komm in Titans Strahlenglanze,
Komm im blauen Aethermantel,
In des Urlichts reinſtem Glanze —
So entſteige der Grotte der Nacht.

Bürger.

Zu Göthen's Geburtsfeſte,

am acht und zwanzigſten Auguſt 1822.

So laßt uns frey das Herz erheben,
Thut ab die Schranken wie ein Kleid;
Laßt uns durch alle Himmel weit,
Im Geiſt durch alle Sterne ſchweben;
Zu reinerm Glanz, zu höherm Lauf
Stieg heut' ein Tag des Herrn herauf.

Chor.

Zu reinerm Glanz ꝛc. ꝛc.

Des ew'gen Lenzes Lüfte weben,
Die Seele grüßt ihr Vaterland;
Vom Himmel kam ein Unterpfand:
Wir ſtammen von des Lichtes Höhen.
Hoch ſchlägt das Herz, es ſchwellt die Bruſt
Der hohen Abkunft Götterluſt!

O ſelig wem die Bande fallen,
Wär's auch nur einen Augenblick;
Er überſchreitet ſein Geſchick,
Und einem folgt er gern vor allen;
In ihm erfreut, wer freudig ſchafft,
Sich der Vollendung eigner Kraft.

Was wir gedacht, was wir empfunden,
In *ihm* erſt wird es ganz erkannt.
Vom Herzen löſet ſich das Band,
Dem Geiſte flieht das Maaß der Stunden.
Es liegt die Welt auf hoher Bahn
Uns wie ein Räthſel aufgethan!

So leben wir in ſeiner Fülle,
Und kehren ewig bey ihm ein;
In ihm erſt fühlen wir Gedeihn,
In ihm verſöhnt ſich Kraft und Wille;
Wie Brüder erbt der Geiſter Schaar,
Vom Geiſte, was *urſprünglich* war.

O Adlerblick, o Geiſtesſchwingen,
Die ihr zur ew'gen Sonne ſtrebt;
Vom Thal herauf, das ihr umſchwebt,
Laßt oft noch vollen Dank euch bringen.
Seht! wie im Strahlenkranze dort,
So lebt er uns auch ewig fort.

St. Schütz.

John Corſon, der ſchottiſche Kleinhändler, erzählt von Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener.

(Fortſetzung.)

„Ah! Dank eurer gütigen und ermunternden Zunge," ſagte der Alte kopfſchüttelnd; „Ihr waret allzeit des Armen Freundinn in Wort und in That, ich mag mich aber nicht mit der Hoffnung trügen, daß meine Lebensſpanne verlängert werden könnte. Ich habe der Warnungen dreye gehabt, nebſt der Stimme hinfälliger Glieder und Geiſtesſchwäche, und ich bin bereit für die Reiſe."

„Warnungen?" ſagte ich; „Was für Warnungen habt ihr gehabt? Iſt nicht die Warnung vieler Jahre hinlänglich." — „So hat es bey mir nicht geſchienen," verſezte der Alte; „und dennoch hatte ich nicht geglaubt, daß die Todten aufgeregt werden würden, um mir zu verkünden, daß mein Ende nahe iſt. Ich hatte eine Tochter und hatte einen Freund; beyde haben längſt aufgehört auf der Erde zu leben — aber warum ſollte ich von jenen ſchreckhaften und geheimnißvollen Dingen reden, die einem, wie mir, zwiſchen dem Leben und Tod offenbaret werden. Es iſt genug, daß ich wiſſe, daß ich bald mein Haupt niederlegen muß zum Sterben, und daß dieß die lezte Reiſe iſt, die ich durch dieſes freundliche Land mache. Ich habe dem alten Hauſe von Comeree Lebewohl geſagt, wo ich zum erſtenmal das Schloß meines Packes öffnete; ich ließ dort meinen Segen und jenes herrliche Buch, Einen Groſchen Verſtand für einen Pfennig; ſehr mag's der Hausherr bedürfen, denn er war dreymal verheirathet, und denkt an eine vierte Ehe, obgleich er an die achzig iſt. Auch ſprach ich bei dem munteren Eigenthümer von Longbank an, und fand ihn lachend auf dem Canapee liegen, zwiſchen etlichen und dreyßig Enkeln und Enkelinnen, ich gab einem jeden eine Ballade und meinen Segen, mein Herz war zu voll, um ihnen Lebewohl zu ſagen. Ich war auch auf dem einſamen Kirchhof von Dryſesdale — ich ging im Zwielicht, denn ich mochte nicht den Schmerz eines Greiſes zur Schau tragen; mein armer ſtummer Freund kannte den Weg zum Grabe des armen Liederdichters, und ich kniete zwei volle Stunden lang bei demſelben — die einzige Ehre, die je dem Andenken des liebenswürdigſten Sängers im Annanthale bezeugt worden. Ah! wie ſehr gern möchte ich — aber das läßt ſich eher wünſchen als erwarten — daß irgend ein gutherziges Menſchenkind mein Grab graben und mein Gebein ihm zur Seite legen möchte; auch möchte ich gern eine mäßige Leichenwache haben. Mich dünkt der Klang des feyerlichen Geſanges und frommer Männer Gebet müſſe dem Geiſt gefallen; und obgleich ich gerade kein zechendes Gelage anempfehlen möchte, ſo denke ich doch ein Stück würzigen Kuchens und ein Glas Wein oder Branntwein, oder beides werde die Lebendigen am Leben erhalten und den Todten keinen Schaden thun. Wenn die fromme und züchtige Gattinn des Walter Halliday in dieſem eiteln Verlangen nichts zu tadeln findet, und einige Achtung für einen Greis hegt, der ſich bei einer Feldpredigt in ſie verliebte, als ſie noch ein roſiges Mädchen war, ſo wird ſie genug in dieſem armſeligen Bündel finden, um das Begräbniß anſtändig und das Grab tief machen, und mir auch einen Leichenſtein ſetzen zu laſſen."

Das Geſpräch nahm eine andere Wendung, aber er nahm keinen Antheil daran, ſondern ſaß ſtill und in ſich gekehrt da, und von ſeiner ernſten Stimme und ſeinem frommen Blick ſchloß ich, daß er betete. Plötzlich aber ſtand er auf, und ſezte ſich neben die Hausfrau und ſagte mit hohler und gedämpfter Stimme zu ihr: „Meine Rechnung mit der Welt iſt ihrem Schluſſe nahe. Ich habe ein kleines Vermögen zuſammengeſpart, etwa ſieben hundert Pfund Schottiſchen Geldes, und ein Paar Lieblingsgoldſtücke. Ihr werdet es neben dem rechten Aermel von meiner lieben Tochter Kleid eingewickelt finden, nebſt einer Bibel, die meinem Vater angehört; es iſt alter Druck und ſie hat die Verfolgung erlebt. Donald Cargil hielt ſeine lezte Predigt daraus, auf der Spitze des Wardlawberges. Alles dieſes behaltet ihr, wenn ihr mich nicht morgen über vier Tage am Leben und im Fleiſche ſehet, und wenn ihr meint, daß ein wandernder Greis ohne die Eitelkeit des rothen Weines und des weißen Begräbnißbrodes begraben werden ſollte, und daß es zu viel Hochmuth verräth, ihn auf Pferden mit einem ſammetnen Leichentuche und einem Gefolge von frommen Greiſen nach dem Kirchhof von Dryſesdale tragen zu laſſen; ſo laßt ſeinen Körper auf ſchwarzen Pfählen von vier gedungenen Weinern dahin tragen. Dem John Corſon iſt es alle eins. Und nun, Hausfrau, was euch am ſonderbarſten dünken dürfte; — ich bin ein grillenhafter und eigenſinniger Mann — ich kann nicht ſagen, daß ich ſeit Kurzem viel Vergnügen in menſchlicher Geſellſchaft gefunden habe, und ich hätte zu allen Zeiten im Sommer eine ausgemalte Stube und ein Pflaumenbett, für ein Lager auf einem grünen Hügel und unter dem hohen Sternenhimmel gegeben. Jezt, da ich mich krank fühle und die Todesſtunde herannahet, würde es mir äußerſt lieb ſeyn, wenn man mich an irgend einen einſamen Ort brächte, meinen Rücken gegen einen Baum gelehnt, meine Füße gegen einen rieſelnden Bach, und mein Geſicht gen Himmel, damit ich mit den herrlichen Wundern Gottes vor meinen Augen ſtürbe. Frey, frey würde ſich der Geiſt dann entwinden; und ich habe oft gedacht, daß die Gegenwart der vergänglichen Menſchenwerke, geglättetes Holz, übertünchte Wände und die gewebten Vorhänge, den Flug des ätheriſchen Theiles zurückhalten. Aber ich ſehe, es ſcheint euch als faſelte ich, und ſo mag es der Maſſe der Menſchen dünken. Ich begebe mich jezt in die kleine Lieblingsſchlafkammer, mit der glatten Diele und den braunen Vorhängen; wundert euch aber nicht, wenn ich vor Tagesanbruch nicht mehr da bin, denn ich trage ein mächtiges Verlangen, vor meinem Tode das wilde und einſame Thal von Johnſtone zu ſehen." Mit dieſen Worten ſtand er auf, und ging nach der Kammer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Die Streganows, entzückt über die Nachricht des Hetmanns eilten nach Moskwa, berichteten dem Zar alles ausführlich, und baten ihn Sſibirien mit Rußland zu vereinigen, denn ſie ſelbſt als Privatperſonen hatten keine Mittel, eine ſo ausgedehnte Eroberung zu behaupten. Es erſchienen auch Jermaks Geſandte, der Hetmann Kolzo mit ſeinen Gefährten, um Joann als Zar von Sſibirien zu begrüßen, ihm koſtbare Zobel, ſchwarze Füchſe und Biber darzubringen.

Schon lange, heißt es, war nicht ſo große Freude im trauernden Moskwa geweſen: Fürſt und Volk erwachten zu neuem Leben. Die Worte: „Ein neues Reich hat Gott „Rußland geſchickt!" ertönten mit der lebhafteſten Freude im Pallaſt und auf dem Rothen Markte. Man läutete die Glocken, hielt feyerliche Dankgebete, wie in den glücklichen Zeiten der Jugend Joanns, bey der Eroberung von Kaſan und Aſtrachan. Das Gerücht vergrößerte den Ruhm der Unternehmung: man ſprach von zahlloſen Heerſcharen, die die Koſaken beſiegt, von der Menge der Völker, die ſie unterjocht, von den unermeßlichen Reichthümern, die ſie erbeutet. Da ſchien es, war Sſibirien für die Ruſſen vom Himmel herabgefallen, man vergaß daß es längſt bekannt und Rußland unterthan geweſen, um Jermak deſto höher zu preiſen. Die Acht wurde zur Ehre: der verrufene Verbrecher, Iwan Kolzo, beugte demüthig ſein ſchuldbewußtes Haupt vor dem Zar und den Bojaren, er hörte Gnade und Lob, er hörte den Namen eines guten Helden, küßte mit Thränen Joanns Hand. Der Zar beſchenkte ihn und die übrigen Sſibiriſchen Geſandten mit Geld, Tuch und Damaſt, und beorderte unverzüglich den Heerführer, Fürſten Sſemen Dmitrijewitſch Volchowſkij, den Beamten Iwan Gluchow und 500 Soldaten zu Jermak, erlaubte Iwan Kolzo auf dem Rückwege Freywillige zu ſuchen, um ſie in dem neuen Gebiete von Tobolsk anzuſiedeln und befahl dem Biſchof von Wologda, zehn Geiſtliche nebſt ihren Familien zur Verrichtung des Chriſtlichen Gottesdienſtes dahin zu ſchicken. Im Frühjahr ſollte der Fürſt Volchowſkij von den Stroganows Fahrzeuge nehmen und nach dem Beyſpiele des Sſibiriſchen Helden die Tſchuſſowa hinauffahren. Dieſe thätigen, ausgezeichneten Mitbürger (Stroganows), die wahren Urheber dieſer wichtigen Erwerbung für Rußland, blieben nicht unbelohnt: für ihren Dienſt und ihren Eifer verlieh Joann dem Sſemen Stroganow die beiden Flecken Groß- und Klein-Sſol an der Wolga, und ertheilte Maxim und Nikita das Recht in allen ihren Städtchen zollfrei Handel zu treiben.

Die Eroberer Sſibiriens warteten indeſſen nicht müßig auf gute Nachrichten aus Rußland, ſondern zogen längs der Tawda in das Land der Wogulitſchen. An der Mündung dieſes Fluſſes herrſchten die Tartariſchen Fürſten Labutan und Petſchenjeg. Jermak ſchlug ſie in blutiger Schlacht am Ufer eines Sees, wo, wie der Erzähler verſichert, noch zu ſeiner Zeit eine Menge Menſchenknochen lagen. Die verzagten Wogulitſchen in den Diſtricten Kotuzk und Tabarinsk aber entrichteten friedlich ihren Jaſſak den Hetmanns. Dieſe ruhigen Wilden lebten in vollkommener Unabhängigkeit, hatten weder Fürſten noch Herrſcher, achteten nur reiche und kluge Männer, und forderten deren Entſcheidung bey ihren Streitigkeiten; nicht weniger achteten ſie auch die vorgeblichen Wahrſager, von denen einer Jermak mit Wohlgefallen betrachtete und ihm langjährigen Ruhm verkündigt haben ſoll; von ſeinem baldigen Tode aber ſchwieg er. Hier ſchuf die Sage noch Giganten mitten unter Wogulitſchen Zwergen (denn die Einwohner dieſes traurigen Landes ſind nicht einmal zwey Arſchin hoch); es heißt: daß die Ruſſen bey dem Städtchen Tabarinsk mit Erſtaunen einen zwey Faden hohen Rieſen erblickten, der zehn oder mehr Menſchen auf einmal mit der Hand ergriff und erwürgte, und ihn nicht lebendig fangen konnten ſondern erſchoſſen! Ueberhaupt iſt die Nachricht von dieſem Feldzuge nicht ſehr glaubwürdig, da ſie ſich nur in einer Beylage zur Sſibiriſchen Chronik befindet. Dort heißt es ferner, daß Jermak, nachdem er zu den Pelümſchen Sümpfen und Wäldern gekommen, die Haufen der Wogulitſchen zerſtreut und Gefangene gemacht, von ihnen zu erfahren geſucht habe, wie man von den Ufern der Obern Tawda über die Felſenkette nach Perm kommen könne, um ſo eine neue weniger gefährliche oder weniger ſchwierige Verbindung mit Rußland zu eröffnen, konnte aber durch die, während des Sommers ſchmutzigen und moraſtigen Einöden, die den Winter mit hohem Schnee bedeckt ſind, ſich keinen Weg bahnen. Nachdem Jermak die Zahl der Unterthanen vermehrt, ſeine Beſitzungen im alten Jugoriſchen Lande bis zur Sſoſſwa erweitert, und denſelben das bis dahin wenig bekannte Kondinskiſche Gebiet, welches zwar längſt ſchon im Titel der Moskowiſchen Selbſtherrſcher*) angeführt war, mit einverleibt hatte, kehrte er in die Hauptſtadt Sſibiriens zurück, um für berühmte Thaten ausgezeichnete Belohnung zu empfangen.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Nämlich ſeit den Zeiten des Großfürſten Waſſilij Joannowitſch. Anm. 707. zu Th. IX. v. Kar. Geſch.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beſchluß.)

Das italieniſche Hof-Theater gab die Mayer-Beer'ſche Oper: „Romilda und Conſtanza." Die etwas triviale Ouvertüre ließ uns nichts Vorzügliches erwarten; unbegreiflich, wie der wackere Tonſetzer hier den mittelmäßigſten Italienern nachmachte, doch fanden wir im Fortgang der Oper Geiſt und Phantaſie, ja bey weitem mehr als in der „Emma" und der „Margaretha" deſſelben Verfaſſers. Das Quartett im zweyten Akt, und die zwey Liſſoli im Finale des erſten Akts, auch das darauf folgende Quintett ſind wirklich ſchön. Die Darſtellung gehörte nicht zu den gelungenſten. Hr. Rubini war an dieſem Abende unwohl, und Dem. Bonſignori kann nur eigentlich ganz gefallen, wenn ſie die Läufe wegläßt und einfach ausdrucksvoll ſingt, wie im Moſes. Auch iſt überhaupt nicht die Opera ſeria die Stärke der hieſigen italieniſchen Geſellſchaft, nicht minder thut die Länge der Oper dem Effekte des Ganzen Schaden.

Das Theater am Iſarthor gab einen Maskenball, den auch der Hof auf kurze Zeit durch ſeine Gegenwart verherrlichte. Eine allegoriſche Vorſtellung bey Eintritt der hohen Braut war gut gedacht und mit Geſchmack ausgeführt. Der König geruhte, dem Unternehmer, Hrn. Carl, zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit mit der Anordnung, eine goldene Doſe zuſtellen zu laſſen. Schade, daß für Aufbewahrung der Mäntel u. ſ. w. kein genügendes Lokal ausgemittelt war, wodurch ſehr unangenehme Irrungen entſtanden, und mehrere Damen und Herren ohne

Shawls und Mäntel nach Hauſe gehen mußten. — Einige Tage früher wurde mit freyem Eintritt, ohne Billet, Kotzebue's „Graf von Burgund" gegeben. Schon drey Stunden vor Eröffnung war das Haus von John Bull dermaßen belagert, daß ſich der Entrepreneur veranlaßt fand, mit dem ihm beygegebenen Piket Soldaten einen Ausfall zu machen, wobey es auf Seite der Plebejer einige blutige Köpfe gegeben haben ſoll.

Unſere abonnirten Konzerte haben bereits ihren Anfang genommen, aber das Publikum nimmt wenig Intereſſe daran. Die Urſache davon iſt einerſeits muſikaliſche Ueberſättigung, dann aber, und hauptſächlich, der Mangel eines Konzert-Saales. Wir wollen uns nicht verhehlen, wenn es auch nicht äſthetiſch klingt, daß wir von Konzerten etwas mehr verlangen, als Muſik zu hören. Früher, in unſerm alten Redouten-, nunmehrigen Stände-Saal, war das ganz anders. Da war das Konzert eine Vereinigung, wo Alles geputzt erſchien, wo die Anweſenheit des Hofes in Mitte des Publikums, die Verſammlung zu einem Salon erhob. Da war es Vielen ziemlich gleichgültig, was produzirt wurde, während jezt die Muſikſtücke einzig und allein Hauptſache ſind; man bringt große Forderungen mit, und die Direktion erfüllt ſie nicht, kann ſie nicht immer erfüllen. — Wenn wir keinen Konzert-Saal bekommen, ſo iſt es mit den Konzerten ein Ende. Schade um das ſchöne Inſtitut! Für die Freunde alter klaſſiſcher Kirchenmuſik eröffnet ſich jezt im Advente wieder ein ſchöner Genuß in den großen Meſſen, die jeden Sonntag in der Michaelis-Hofkirche ſtatt finden. Die Bemühungen des verdienſtvollen Direktors, Hrn. Hofkaplan Schmid, und des wackern Inſpektors Hrn. Ett, als Kompoſiteur vortheilhaft bekannt, haben das dortige Orcheſter zu der Höhe gebracht, daß es an Kraft und Präziſion mit jenem der Hofkapelle wetteifert.

Sicherm Vernehmen nach iſt es nunmehr entſchieden, daß die Landshuter Hochſchule nach München verſezt wird. Einſtweilen ſoll dieſes nur mit der mediciniſchen Fakultät der Fall ſeyn, bis die Lokalitäten für die ganze Anſtalt ausgemittelt ſind. Für mehrere Lehrfächer der mediciniſchen Wiſſenſchaft, vorzüglich die medicina forensis, wird dieß von entſchiedenem Vortheil ſeyn, da unſere herrlichen kliniſchen Inſtitute, die Attribute der Akademie ꝛc., vortheilhaft benuzt werden können. Man nennt mehrere unſerer hieſigen Aerzte, unter andern die wackern DD. Ringseis und Reiner, die Lehrſtühle erhalten ſollen. Mögen ſie nur nicht für die Praxis verloren gehen!

Ein kleines Büchlein: „Ueber den Scheintod," das unlängſt hier erſchien, übrigens nur das Bekannte enthält, hat im Publikum, vorzüglich unter vielen betagten Frauen, einen ungemeinen Schauder vor dieſem vermeintlich größten aller Schreckniſſe hervorgebracht. Mich dünkt, dieſe Furcht iſt ſchon deßwegen unnütz, weil bey dem jetzigen Heilverfahren der Aerzte die Leichen in der Regel blutlos ins Grab kommen, folglich an kein Aufleben mehr zu denken iſt, man müßte denn annehmen, daß ein Todter als Vampyr erſtände, um etwa denjenigen zu ſtrafen, der ihn ohne Noth blutlos gemacht hat.

Paris, den 9. Nov.

Wie ſollte man ſich nicht über den allzugroßen Einfluß der Obſkuranten betrüben, wenn man in Paris ſieht, wie ſie aus allen Kräften und mit unermüdlichem Eifer darauf losarbeiten, Alles, was die Aufklärung ſeit der Revolution Gutes hatte aufkeimen laſſen, muthwillig zu zerſtören, und ihre thörigten Plane von Wiedereinführung verroſteter Gebräuche und veralteter Anſtalten zur Ausführung zu bringen. Ich habe bereits in meinem vorigen Schreiben gezeigt, mit welcher Kühnheit und Ungeſtraftheit ſie die edelſten Männer der Nation beſchimpfen und verunehren; ſeitdem haben ſie leider auch Hand ans Erziehungsweſen gelegt, und hier ſo viel als möglich niederzureißen geſucht, was noch von freyſinnigen Einrichtungen vorhanden war. Zuerſt hat die Normal-Schule unter ihren zerſtörenden Händen niederfallen müſſen. Vor der Revolution war es Niemand in Frankreich eingefallen, wie wichtig ein Inſtitut ſeyn könne, worin taugliche Lehrer für die größern Unterrichts-Anſtalten des Reichs gebildet würden. Die Anlegung derſelben war einer der großen Gedanken, welche bey der geſammten Reformation des Staats zum Aufkeimen gelangt waren. Die ausgezeichnetſten Gelehrten wurden an dieſem neuen Inſtitute angeſtellt, welches gleich anfangs einen großen Schwung bekam. Bekannt iſt die bänderreiche Sammlung der Vorleſungen, welche in den erſten Jahren von dieſen Gelehrten gehalten worden waren. Die Geſchichte beſonders wurde hier auf eine ganz neue philoſophiſche Art vorgetragen. Späterhin verlor die Normal-Schule von ihrem Glanze; da andere Unterrichts-Anſtalten, welche in der allgemeinen Umwälzung zu Grunde gegangen waren, wieder errichtet wurden, ſo traten von der Normal-Schule mehrere berühmte Männer zu dieſen über; andere, die reich geworden waren, zogen ſich ganz zurück. Napoleon, welcher aufhörte den aufgeklärten Geiſt in den Verträgen der Erziehungs-Anſtalten zu befördern, ſobald als er zur unumſchränkten Gewalt gelangt war, und die Stützen ſeines Thrones aus der alten Regierungsweiſe hervorſuchte, ließ die Normal-Schule in der Beſchränktheit, worein ſie bereits geſunken war, jedoch that er ſo viel, daß die Zöglinge, welche ſich in derſelben zum Profeſſorate bilden wollten, von dem furchtbaren Konſkriptions-Geſetz ausgenommen wurden, wogegen ſie ſich verpflichten mußten, wenigſtens zehn Jahre beym öffentlichen Unterrichte zu verbleiben. Es erhielt ſich noch immerhin einiger Freyſinn unter den Vorträgen der Profeſſoren; dieß hat dem Inſtitute ſeinen Untergang bereitet. Da die Ultras überall Verrätherey und Aufruhr wittern, wo nur die geringſte Liberalität vorhanden iſt, ſo iſt die Normal-Schule ohne weiteres verſchloſſen worden, unter dem Vorwande, es ſollten bey den verſchiedenen Akademien in Frankreich kleinere Schulen der Art errichtet werden, welches ſich aber ſchwerlich ausführen laſſen wird. Darum wird man ſich auch wenig bekümmern; die Hauptſache war, der Profeſſoren los zu werden, denen man mißtraute, und einige Gegner des Obſkurantismus weniger zu bekommen. Dann iſt die Reihe an andere Lehrſtühle gekommen. Guizot, welcher unter dem Decazes'ſchen Miniſterium als Lehrer der Geſchichte an der Faculté des Lettres angeſtellt worden war, hielt ſehr freyſinnige und vernünftige Vorleſungen über die Geſchichte des Repräſentativ-Syſtems in den konſtitutionellen Staaten. Solcher Vorleſungen ſollten in einem konſtitutionellen Staate; wie Frankreich, mehrere gehalten werden, damit das Volk, und beſonders die Jugend, den Geiſt und die Geſchichte der Verfaſſungen beſſer inne haben und erkennen möge, daß nur durch eine wohl berechnete Repräſentativ-Verfaſſung die Bürger vor den Gefahren und Ausſchweifungen der uneingeſchränkten Gewalt geſichert ſeyen. Allein bey dem Abbé Frayſſinous und ſeinen Freunden ſteht der konſtitutionelle Geiſt, den ſie wie einen Kobold fürchten, ſo übel angeſchrieben, daß ſich ein Lehrer nur dadurch empfiehlt, wenn er tüchtig gegen die Verfaſſungsfreunde, die er alle für gefährlich hält, ſchreit; je heftiger, je beſſere Geſinnungen legt er an den Tag. Es iſt jämmerlich zu bemerken, wie die armen Lehrer, die von dem Großmeiſter der Univerſität abhangen, nach der Weiſe, die ihnen vorgeſchrieben wird, pfeifen müſſen, wie ſie in den Schriften, die ſie herausgeben, gegen den Zeitgeiſt ſchreien, oder wenn ſie nicht ſo weit gehen wollen, wie ämſig ſie vermeiden, über die Zeitbegebenheiten und die Aeußerungen des Zeitgeiſtes eine Meinung an den Tag zu legen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Nro. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. December 1822.

Liebe kränzet ſich mit Myrth' und Roſen;
Für den Held und Dichter ſprießet Lorbeer;
Aber Palmen ſind des heilgen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wandrer
In der Wüſte ſprießt von Gott ein Palmbaum.

Herder.

John Corſon, der ſchottiſche Kleinhändler, erzählt von Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Morgen fehlte der Greis beym Frühſtück; man ſuchte ihn in ſeiner Kammer, aber das Bett war leer und kalt, und nur ſein Pack fand ſich da. Eine der Mägde hatte ihn um Mitternacht auf ſeinem Stabe gekrümmt und von ſeinem Hunde begleitet das Haus verlaſſen und den Moorpfad einſchlagen ſehen. Dieß war die einzige Nachricht und die einzige Spur, die wir drey Tage lang, während welcher wir in allen benachbarten Thälern, Bächen und Pfützen eine vergebliche Nachſuchung angeſtellt hatten, von ihm erhielten. Inzwiſchen kam manches abentheuerliche und lächerliche Gerücht über dieſes plötzliche Verſchwinden in Umlauf. Wir hatten unſer Suchen eingeſtellt und theilten einander unſere Muthmaßungen mit, als am dritten Tage ein Jüngling aus der Nachbarſchaft der Dryfesdaler Kirche kam, und uns eine Nachricht gab, die bey den Meiſten Glauben fand. Gegen ein Uhr des Morgens, erzählte er, ſey er verſtimmt von einem mißlungenen Liebesabentheuer zurückgekehrt. Als er bey dem alten Kirchhof vorbeygekommen, habe er eine Stimme zwiſchen den dichten Grabſteinen vernommen, und er hatte gerade noch Muth genug übrig, um über die verfallene Mauer hineinzublicken. Da habe er denn entweder den alten John Corſon, oder einen Geiſt in ſeiner Kleidung und Geſtalt geſehen, welcher auf einem niedrigen, grasbedeckten Grabe kniete, und auf's ſchmerzhafteſte jammerte; es mogte vielleicht irgend ein altfränkiſches Lied ſeyn, aber außer dem Kyrie Eleiſon habe er nie etwas ſo trauriges gehört. Gleich darauf habe ſich der Greis von ſeinen Knien erhoben, ſeinen Stab an den Boden gelegt, als meſſe er denſelben, und gemurmelt: „zwey Ellen lang und zwey Ellen tief; dieß iſt das Fürſtenthum, wohin der Monarch ſowohl, als der alte John Corſon kommen muß.“ Er habe es nie leiden können, wenn man von einer ſolchen feuchten und unbequemen Wohnung redete, er ſey alſo davon geeilt, und ein Lied, das er pfiff, hätte genug zu thun gehabt, [illegible] ſeinen Muth aufrecht zu erhalten. Als [illegible] des Baladenmachers befragte, ſagte er, der Alte [illegible], unnützer Burſche, der [illegible] Verſefieber, einer unheilbaren Krankheit, geſtorben, und auf dem lieben Kirchhof von Dryfe unter die frommen und proſaiſchen Leute gelegt worden ſey. — Dieſe Nachricht gab unſeren Muthmaßungen eine neue Richtung, und zwey andere Tage gingen vorüber, und wir erfuhren nichts weiter mehr von dem alten Manne — niemand hatte ſeit dem mitternächtlichen Beſuche auf dem Kirchhofe etwas von ihm geſehen oder gehört.

Walter Hallydays Ländereyen waren ſehr weitläufig und nach allen Seiten hin verbreiteten ſich ſeine Heerden. Zwey Nächte hinter einander ward ein Lamm in einem der Pferche zerriſſen und weggeſchleppt. Die Schäfer beſchloſſen dem Feinde aufzupaſſen, indem ſie nicht zweifelten, es ſey ein Fuchs. Zu ihrem Erſtaunen aber erkannten ſie, am dritten Morgen einen Hund, und zwar einen Schäferhund, welcher, obgleich einer von ihnen nach ihm feuerte, vor ihren Augen ein Lamm ergriff und mit demſelben ins benachbarte Gehölz entfloh. — Die Nachricht, welche die Schäfer von dieſem merkwürdigen Feinde gaben, verbreitete ſich weit und breit, und Männer mit Knitteln und Flinten wurden ſchnell zuſammengebracht, um ihn zu verfolgen und zu tödten. In einer Hirtengegend iſt das Leben ſo einförmig, daß ein zerriſſenes Lamm als eine Erholung von dieſer täglichen Stille angeſehen wird, und die Schäfer ziehen mit einem Geräuſch und einer Zubereitung gegen ihren liſtigen Gegner zu Felde, die einer wichtigeren Sache würdig wäre. Mit einer Flinte in der Hand begleitete ich Walter Halliday und zwey ſeiner Schäfer bis an die Grenze des alten Waldes, welcher ehemals die oberen Gegenden vom Niththale und Annanthale bedeckte, wo wir mit dem Grauen des Morgens unſeren Stand nahmen. — Ein Strom kam aus dem dichten Gehölze neben uns hervor, und eine Art von Fußpfad wand ſich längs deſſen Ufer hin. Wir hörten den fernen Fall des Waſſers von einer wilden und unbeſuchten Bergſchlucht herab; wir ſahen die Raben und Falken ſich von ihren Neſtern erheben und nach den offenen Gegenden zufliegen, während die Sonne ein ſchwaches Licht über die Spitzen der höchſten Berge ergoß. In nicht großer Ferne blöckten die Schafe im Pferche, und die Schäfer ſtanden dem kühnen Räuber auf der Lauer.

Die Sonne hatte ſich noch nicht ganz über den Berg empor gehoben, als in der Richtung des Pferches zuerſt ein Schuß fiel und gleich darauf ein zweyter. Bald darauf erſchien ein Hund, wild und hager mit einem jungen Lamm im Maule auf dem Moor — die Schäfer ſchlugen an — Walter aber verbot ihnen zu feuern, indem er ausrief: „es iſt der Hund unſeres armen alten Kleinhändlers — thut ihm nichts — ſondern folgt ihm und ſehet wohin er ſich flüchtet — wie muß es um ſeinen alten Herrn ſtehen, wenn der Diener ſo vom Hunger gepeiniget wird.“ Der Hund ſchien [illegible] Fuß der Anhöhe, worauf wir ſtanden — er [illegible] Lammes und ſein eigenes [illegible] verwundet, und das Blut des [illegible] des Baches, wo er einen Augenblick lang [illegible] Gras am hohen Ufer [illegible] ſeine Flucht fortſetzte. Alsdann hob er ſeine Beute wieder auf und ſprang ins Holz. Wir folgten ihm den Pfad entlang; das Gras und die wilden Blumen waren mit ſeinem Blute beſprützt, und wir kamen an mehrere Stellen, wo er das Lamm niedergelegt hatte, um auszuruhen und ſeine Wunde zu lecken. Endlich kamen wir an eine Stelle, wo der Bach eine Wendung nahm, und da fanden wir das arme Lamm noch lebend am Fuße eines Baumes liegen; einer der Schäfer nahm es auf und wir ſetzten unſere Verfolgung immer den Bach hinauf fort. Jezt wurde der Wald dunkler, und der Bach, der ſich bisher zwiſchen blumigten Graſe hindurch gewunden hatte, mußte ſich jezt ſeinen Weg durch Gebüſch und Felſen bahnen — das Waſſer war mehr eingeengt und der Pfad immer weniger ſichtbar — das Blut des Hundes aber diente uns zum unfehlbaren Wegweiſer.

(Der Beſchluß folgt.)

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Iwan Kolzo erſchien in Isker mit der Belohnung des Zars, der Fürſt Bolchowſkij mit einer Kriegerſchaar. Erſterer überreichte dem Hetmanns und den Koſaken reiche Geſchenke, dem Anführer aber zwey Panzer, einen ſilbernen Pokal, und einen Pelz von den Schultern des Zars. Joann verkündigte in einem freundlichen Schreiben den Koſaken ewige Vergeſſenheit der alten Vergehen und die ewige Dankbarkeit Rußlands für ihre demſelben geleiſteten Dienſte; ernannte Jermak (wie es heißt) zum Fürſten von Sſibirien, gebot ihm anzuordnen und zu befehligen, ſo wie dies bisher geſchehn, um die Ordnung im Lande und die Oberherrſchaft des Zars über daſſelbe zu begründen. Die Koſacken ehrten Joanns Heerführer und deſſen Strelitzen, beſchenkten ſie mit Zobeln, bewirtheten ſie mit aller nur möglichen Pracht, und bereiteten ſich mit ihnen zu neuen Unternehmungen vor. — Dieſes Glück Jermaks und ſeiner Gefährten war von kurzer Dauer; ihre Unglücksfälle beginnen.

Zuerſt entſtand der furchtbare Scharbock, eine Krankheit, die in feuchten, kalten Klimaten, in wilden, noch wenig angebauten Gegenden bey neuen Ankömmlingen ſo gewöhnlich iſt; die Soldaten befiel er zuerſt, durch ſie die Koſacken; viele wurden ihrer Kräfte, viele des Lebens beraubt. Zweytens zeigte ſich im Winter ein Mangel an Lebensmitteln; furchtbare Fröſte, Stürme und Schneegeſtöber, hinderten die Koſaken in Jagd und Fiſchfang, ſo wie in Herbeyſchaffung des Korns aus den benachbarten Jurten, wo einige Einwohner ſich mit nothdürftigem Ackerbau beſchäftigten. Es entſtand eine Hungersnoth; dadurch nahm die Krankheit zu; täglich ſtarben mehrere, und unter dieſen auch Joanns Heerführer, Fürſt Bolchowſkij, der mit Ehren und Thränen zu Isker beſtattet ward. Der allgemeine Trübſinn [illegible] auch Jermark's Herz; ſchon längſt den Tod nicht fürchtend, [illegible] er doch die Eroberung zu verlieren und ſo des Zars und Rußlands [illegible] zu täuſchen. — Dieſe Unglücksfälle hörten im Frühjahr auf: die Wärme der Luft trug zur Heilung der Kranken bey, und die Zufuhr verſchaffte den Ruſſen Ueberfluß. Da ſchickte Jermak, dem Befehle Joanns gemäß, den Zarewitſch Mametkul nach Moskwa, und ſchrieb dem Zar, daß nun in ſeinem Sſibirien alles wieder in gutem Zuſtande wäre, bat aber dringend um ſtärkere, unverzügliche Unterſtützung, um das Eroberte zu behaupten und noch mehr zu erobern. — Dieſer geſangene Zarewitſch, ein treuer Beobachter des Muhammedaniſchen Geſetzes, diente in der Folge in unſern Heeren. *)

Nachdem Jermak vielleicht die Hälfte ſeiner Krieger durch Krankheit und Hunger verloren hatte, erlitt er noch einen bedeutenden Verluſt durch Leichtgläubigkeit und Unvorſichtigkeit. Der Murſa oder Fürſt Karatſcha, der ſeinen Zar im Unglück verlaſſen, hatte an der Tara ein volkreiches Hordenlager, hatte Späher in Jsker, Freunde und Einverſtandene in allen benachbarten Jurten; er wollte der Befreyer ſeines Vaterlandes werden, erwartete einen günſtigen Zeitpunkt, und ſchmeichelte unterdeſſen den Ruſſen auf heimtückiſche Weiſe, ſchickte ihnen Geſchenke, forderte ihren Schutz, vorgebend als würde er von den Nogaien bedroht, ſchwur Treue und überliſtete ſo Jermak, daß dieſer ihm vierzig brave Krieger mit dem Hetmann Jwan Kolzo ſandte. Dieſe Handvoll tapferer Männer hätte durch zwey oder drey Schüſſe Tauſende von Wilden vertreiben können; allein vom Schickſale dem Untergange entgegen geführt, näherten ſich die Koſaken ihren vermeintlichen Freunden ohne Argwohn, und geriethen unter das Meſſer der Mörder; Jermaks erſter Held und deſſen Krieger, Löwen in der Schlacht, fielen wie Lämmer im Hordenlager an der Tara! . . . . Eine Folge hiervon waren Aufruhr und Verſchwörung aller unſerer zinspflichtigen Völker: die Sſibiriſchen Tataren und Oſtjaken empörten ſich gegen die Ruſſen, tödteten bey einem Streifzuge den Hetmann Jakow Michailow, vereinigten ſich im Felde mit Karatſcha und ſtellten ſich in unüberſehbaren Wagenreihen um Jsker auf, wo ſich Jermak eng eingeſchloſſen ſah: ſeine Eroberungen, ſein Reich und ſeine Unterthanen waren plötzlich verſchwunden; eine wenige Faden lange hölzerne Mauer mit Erdwällen bildete das einzige Gebiet der Koſacken! Jermak konnte einen Ausfall thun, allein er ſchonte die geringe Anzahl ſeiner Krieger; er ſchoß, aber vergeblich, da er nur leichte Kanonen hatte, denn der Feind ſtand in weiter Entfernung und wollte ſich den Mauern nicht nähern, in der Hoffnung die Feſtung durch Hunger zu bezwingen; auch war ſelbiger für die Vertheidiger unvermeidlich, wenn die Belagerung lange dauerte. In dieſer verzweifelten Lage entſchloſſen ſich die Koſaken zu einem kühnen Wageſtück: am 12. Juni ſchlichen ſie ſich in der Nacht, unter dem Hetmann Matwjei Meſchtſcherjak durch die feindlichen Wagen einige Werſte von der Stadt bis zu einem Orte Namens Sſauſſkan, wo Karatſcha's Zelt — und fielen über die ſchlafenden Tataren her: ſie tödteten eine Menge derſelben, unter ihnen zwey Söhne Karatſcha's, verfolgten die Fliehenden nach allen Seiten, und ſchwammen im Blute der Ungläubigen. Karatſcha ſelbſt flüchtete nur mit wenigen Leuten jenſeits des Sees. Obgleich die Morgenröthe die Feinde ermuthigte, obgleich ſelbige, aus den andern Lagern herbeyeilend, die Flüchtlinge aufhielten, und dichtgedrängt die Schlacht begannen, ſo ſchlugen doch die Koſaken, hinter der fürſtlichen Wagenburg verſchanzt, durch ein ſtarkes Flintenfeuer alle Angriffe ab, und kehrten um Mittag triumphirend in die von ihnen befreyte Stadt zurück, denn Karatſcha hatte, von Furcht ergriffen, die Belagerung aufgehoben, und hinter Jſchim ſich geflüchtet, worauf ſich die umliegenden Dörfer und Jurten aufs Neue den Ruſſen unterwarfen. Noch war das Schickſal den Helden günſtig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die hängenden Wolken*).

Von Hr. Gay-Luſſac.

Die Wolken ſind Maſſen von Waſſerbläschen, über deren Natur man noch nicht völlig eins iſt. Es können nämlich dieſe Bläschen entweder hohl oder gefüllt ſeyn. Im erſten Fall, obgleich ſie gewiß dichter als die von ihnen verdrängte Luft ſind, läßt ſich ihr Schweben in dieſer Flüſſigkeit eben ſo gut begreifen, wie derjenige eines ſchweren Niederſchlags mitten im Waſſer; im andern Fall hingegen mag man ſchon ſchwieriger zugeben, daß ein tauſend- bis zwölfhundertmal dichterer Körper, als die von ihm in der Höhe der Wolken verdrängte Luft, ſich in Erhöhungen von 1500 bis 2500 Meters ſchwebend erhalten könne. Selbſt bey der Vorausſetzung, die Bläschen ſeyen hohl, findet ihr Schweben immer noch Schwierigkeiten. Weil aber gegenwärtig meine Abſicht nicht iſt, die verſchiedenen Urſachen, welche dazu beytragen können, zu erörtern, ſo werde ich mich auf die Erwähnung einer einzigen beſchränken, die mir beſonders wichtig ſcheint, und ich will ihre Art nicht we- durch einen ſehr alten und bekannt[illegible]jenigen der Seifenbla- niger merkwürdigen N[illegible] ſen, darth[illegible]

Bläſt man Seifenblaſen in einem Zimmer, ſo mag die Hülle derſelben auch noch ſo dünne ſeyn, ſie werden doch nie emporſteigen, hingegen niederfallen, ſobald ſie ihrem eigenen Gewicht überlaſſen ſind; ſelbſt alsdann auch, wenn dieſelben nicht mit aus der Lunge kommender Luft angefüllt wurden, die nur drey bis vier Hunderttheile Kohlenſäure willen, welche ſie durchs Athemholen erhielt, etwas dichter als die atmoſphäriſche Luft iſt. Werden hingegen die Seifenblaſen im Freyen und über einem erwärmten

---

*) In Stroganows und in Jeſſipows Chronik wird Mametkul der Sohn Kutſchjums genannt, in der Zariſchen Urkunde von 1574 heißt er der Bruder des Sultans von Sſibirien. Dieſer Zarewitſch diente in der Folge in unſern Heeren und unterzeichnete ſich gewöhnlich Altaulowitſch; folglich war weder Kutſchjum noch Murtaſa, ſondern Altaul ſein Vater. Müller glaubt, daß Mametkul Kutſchjums Vetter geweſen ſey, aber in der Urkunde des Zars Feodor Joannowitſch vom Jahre 1597 wird er ausdrücklich der Neffe dieſes Chans genannt.

Anm. 660, zu Th. IX. v. Kar. Geſch.

*) Aus Annales de Chymie et de Physique. Sept. 1822.

Boden geblaſen, ſo ſieht man ſie zu mehr oder minder bedeutender Höhe anſteigen, und öfters auch früher zerplatzen, als ſie diejenige erreicht haben, zu der ſie gelangen konnten, wenn ihre Hülle nicht ſtets durch die ſie zerſetzende Luft verdünnt würde. Aus dieſem Verſuche erhellet deutlich, daß eine aufſteigende Strömung von der Oberfläche der Erde ausgeht, welche die Seifenblaſe vor ſich hertreibt, bis jene entweder durch Ausdehnung oder durch die Beymiſchung von kälterer Luft geſchwächt iſt und ihre Impulſionskraft mit dem Gewicht der Seifenblaſe im Gleichgewicht ſteht. Dadurch erklärt ſich's, warum die leztere ſich im Zimmer, deſſen Temperatur gleichförmig iſt, nicht emporheben mag. Wäre die Blaſe leichter, ſo würde ſie durch die Strömung höher gehoben, und man wird leicht zugeben, daß die Waſſerbläschen, oder vielmehr die Luftmaſſe, worin dieſelben vertheilt ſind, in bedeutſamer Höhe ſchwebend bleiben möge; der Grad dieſer Höhe iſt im Allgemeinen nach den Jahreszeiten wechſelnd, und größer im Sommer als im Winter.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Nov.

(Fortſetzung.)

Die Geſchichts-Profeſſoren in den königlichen Kollegien, welche auch einigermaßen im Verdachte ſtanden, dieſelben Geſinnungen zu hegen, als die Mehrzahl ihrer Zeitgenoſſen, hat der Hr. Abbé durch einen plötzlichen Entſchluß, welcher erſchien, als ſie ſchon das Schuljahr angetreten hatten, bey Seite geſezt, und andere gewählt, welche die Geſchichte, Gott weiß, in welchem Sinne, darſtellen werden. Vermittelſt ſolcher Vorkehrungen, deren vermuthlich noch manche andere auf der Ferſe nachfolgen werden, hoffen denn Hr. Frayſſinous und ſeine Freunde es dahin zu bringen, dem jezigen Geſchlechte die neuen Begriffe wieder aus dem Kopfe zu treiben, und es ganz umzumodeln. Sie müſſen geſtehen, daß ihnen das Ding ein wenig ſauer wird, allein da ſie raſtlos fortarbeiten, und ihre Mühe durch einträgliche Stellen, Penſionen und allerley Titel belohnt ſehen, und noch dazu in einigen Tagesblättern ihres Anhanges wie die Reformatoren des radikal verderbten Menſchengeſchlechtes geprieſen werden, ſo fahren ſie rüſtig fort, Frankreich umzuſchaffen, und hoffen in Zeit von wenig Jahren die Revolution mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nun ſteht ihnen aber immer der verwünſchte Voltaire im Wege, der eben ſo eifrig wieder abgedruckt wird, als ſie den Geiſt niederdrücken. Schon der Hr. Touquet allein hat fünf verſchiedene Ausgaben dieſes großen Schriftſtellers zu Tage gefördert, und eine wahre Fabrik von Voltairen eingerichtet, worin er ſeine Waare nach den verſchiedenen Ständen fabrizirt. liefert er einen Voltaire für die Hütten (Voltaire de chau- la petite propriété) für die kleinen Landeigenthümer (Voltaire de (Voltaire des demi-fortunés), für die mittelmäßig Begüterten thümer (Voltaire de la grande propriété) die großen Landeigennen für den Handelsſtand (Voltaire du commerce). Welches noch ein halb Dutzend andere Buchhändler nicht abgehalten hat, ebenfalls Voltaire's Werke wieder aufzulegen, und zwar ganz vollſtändig. Den Voltaire zu verbieten, geht nicht an; ihn vor Gericht zu ziehen, iſt auch nicht thunlich, und würde auch wenig fruchten, da er in den lezten Jahren zu einer ungeheuern Anzahl von Exemplaren verbreitet worden iſt. Man hat alſo zu Polizeymitteln ſeine Zuflucht genommen, und den Buchhändlern verboten, Schriften, welche von der Polizey als ſchädlich anerkannt worden wären, öffentlich auszuſtellen. Nun hat aber in Frankreich die Polizey keine Befugniß, über die Schädlichkeit einer Schrift zu entſcheiden; dieß gehört vor die Gerichte; nur dieſe können entſcheiden, daß eine Schrift geſezwidrig ſey und folglich nicht ausgegeben werden könne; ſo lange als dieſes nicht geſchieht, iſt eine Schrift ſo geſezmäßig wie die andere. Die Polizey-Verfügung läßt ſich alſo mit der Verfaſſung nicht in Uebereinſtimmung bringen; in den jezigen Umſtänden wird ſich darum aber wenig bekümmert; das geſezmäßige Verfahren wollte man umgehen und deßwegen hat man jenes Mittel erdacht, wodurch man dem Buchhandel willkürlich ſo viel ſchaden kann, als man will. Auch werden nunmehr die Buchhändler-Patente, ohne vorhergegangene Warnung, und mit dem vollſten Eigenwillen, zurückgenommen, die Läden verſchloſſen, Leſe-Kabinete aufgehoben, Buchdruckereyen durch Polizey-Agenten beunruhigt u. ſ. w. Las Caſes hat viele Mühe, ſein acht Bände ſtarkes Werk über Napoleon drucken zu laſſen. Unaufhörlich wird in der Druckerey nachgeſpürt, wie weit mit dem Drucke fortgerückt worden ſey, und was wohl in den gedruckten Bogen ſtehen möge. Montholons großes Werk über Napoleon, das ſogar zwölf Bände betragen wird, von Napoleon diktirt und von ſeiner eigenen Hand verbeſſert worden iſt, wird nicht weniger Ungemach auszuſtehen haben, vielleicht werden beyde Werke nicht einmal erſcheinen können. Zum Glück wird in London eine gleichzeitige Auflage von beyden veranſtaltet, ſo daß man alſo doch ſicher ſeyn kann, die beyden Werke wenigſtens aus einer dieſer Hauptſtädte zu erlangen. Die neuen Schauſpiele kommen großentheils verſtümmelt unter den Scheeren der Theater-Cenſoren hervor, und man erzählt ſich ſonderbare Züge ihrer Aengſtlichkeit. So führte der Constitutionel vor einigen Tagen an, in dem Manuſcripte eines neuen Luſtſpiels habe ſich eine Stelle vorgefunden, worin Jemand beym Wirthe une salade de barbe-de-capucin beſtellt habe. Dieß habe ein hochweiſer Cenſor ausgeſtrichen und am Rande geſchrieben: „Man ſuche einen andern Salat aus.“ Zuvor hatten die dramatiſchen Dichter ſchon Ungemach genug mit den Schauſpiel-Direktionen, jezt kommen noch die Plackereyen der drey oder vier Cenſoren dazu, der einzigen Cenſoren, die ſich noch vorfinden, denn zum Glück iſt es mit den andern längſt aus, weßhalb man auch vor einigen Monaten ein ſpaßhaftes Karrikatur-Blatt auf das Ausziehen dieſer Herren herausgegeben hat; auf demſelben ſieht man einen Karren vor dem Hotel, wo ſich die Cenſur verſammelte, der mit den Cenſoren und ihrem Sack und Pack beladen worden iſt, und eben im Begriff ſteht ab-, und ich weiß nicht wohin zu ziehen. Das Gepäck beſteht aus ungeheuern Lichtlöſchern, großen Scheeren, dicken Federn und dergleichen negativen oder vernichtenden Werkzeugen. Jeatweder der zwölf geſtrengen Herren iſt mit beſondern komiſchen Attributen abgebildet, und es ſollte ſcheinen, als ob es bey dieſem Auszuge Tag werde; allein dieſe Vorausſetzung des Karrikatur-Zeichners hat ſich bisher noch nicht ganz beſtätigt. Freylich ſchien es in dem Augenblick, als die geſtrengen Herren aus ihrem Hotel zogen, als ob es würde hell werden; allein es ſind ſeitdem düſtere Wolken aufgeſtiegen, welche der Zeichner nicht wohl hatte vorausſehen können.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in No. 293.

Waldhorn.

Vierſylbige Charade.

Das Erſt' und Dritte ſind das Einfachſte, was es gibt.
Das Zweyte wird beym Rechnen geliebt:
Das Erſt' und Dritte ſind zwey; durch das Zweyte
Werden aber zu Einem jene Beyde.
Die Welt würde ſich verkehren,
Wenn die Drey drey wären.
Mit dem Ganzen fängt man an,
Will man berechnen eines Kometen Bahn.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Nro. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. December 1822.

Er koſtete den Kelch des Lebens, fand ihn herbe,
Schloß ſanft die Augen zu.

Mahlmann.

Das Kind und die Mutter.

Nach Caſ. Brodzinski.

Wohl an der treuen Mutter Bruſt
Lehnt das geliebte Kind.
„O ſüßes Kind, mein Alles mein,
„Schlaf ſanft auf meinem Schooße ein,
„Du meines Lebens Luſt!“

„„Hörſt Mutter Glockentöne da,
„„Dazu ein traurig Lied?““
„O ſey mein Engel, ſey nicht bang,
„Der ſtarb, dem tönet Grabesſang,
„Sie bringen ihn zur Ruh.“

„„Er ſtarb? O Mutter, deut' es mir!““
„Er ſchlief auf lange ein.“
„„Wird das mit mir wohl auch ſo ſeyn?““ —
„Nein, trautes Kind, ſchlaf ruhig ein,
„Und morgen ſpielen wir.“

„„Ich ſchlief ſo ſanft und ſüß die Nacht,
„„Du, Mutter, lullſt ſo ſchön.
„„Der Arme, bey dem Glockenklang,
„„Und bey dem lauten Wiegenſang,
„„Erſchreckt wohl und erwacht?““

„Nicht früher, als die Stunde ſchlägt,
„Da ihn ſein Vater weckt,
„Zum tiefen Bett ein Englein ſteigt,
„Sich küſſend zu ihm nieder neigt,
„Und ihn zum Vater trägt.“

„„Doch ſprich, wo bringen ſie ihn hin?““
„Zum Kirchhof, theures Kind!
„Wir fanden öfters Blumen da.“
„„So weit? — Stets rufſt du: Bleibe nah!
„„Läßt denn die Mutter ihn?““

„Sein wartet dort die Mutter ſchon,
„Und freut ſich, daß er kommt.“
„„Ach, Mutter, kalter Schnee fällt ja,
„„Und ſind auch keine Blumen da —
„„Der arme, arme Sohn!““ —

„„Geh Mutter lieb' jezt nicht dorthin! —
„„Im Sommer geh mit mir —
„„Und wann ich groß bin, ſchmück ich dich
„„Mit Blumen aus, wie jezt du mich,
„„Und geh' dann auch mit dir.““

„Ich geh' allein, du bleibſt dann hier,
„Und kommſt mir ſpäter nach.“ —
„„O Mutter, geh' nicht ohne mich,
„„Sonſt gräm' ich mich und ſuche dich,
„„Mir iſt ſo wohl bey dir!““

So ſprechend an der Mutter Bruſt
Schläft ſanft das Kindlein ein,
Die Mutter drückt's an's Mutterherz,
Genießt der Wehmuth ſüßen Schmerz,
Der Thränen höchſte Luſt.

J. C.

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Fortſetzung.)

Den Feinden zum Schrecken und ſeiner künftigen Sicherheit halber beſchloß Jermak, obgleich ſchwach an Mannſchaft, Karatſcha zu verfolgen und den Irtiſch aufwärts zu ziehen, um die Ruſſiſchen Beſitzungen gegen Oſten zu erweitern. Er beſiegte den Fürſten Begiſch und eroberte deſſen Städtchen (die Trümmer deſſelben ſieht man noch jezt am Ufer eines gekrümmten See's, jenſeits der Wagaiſkiſchen Mündung); eroberte alle Oerter bis Iſchim, die Widerſpenſtigen durch Rache ſchreckend, die Wehrloſen ſchonend. Im Sſargazkoiſchen Diſtrikt lebte damals ein angeſehener Aelteſter, der erbliche Oberrichter aller Tatariſchen Hordenlager ſeit den Zeiten des erſten Sſibiriſchen Chans, und der Fürſt Jelitſchai im Städtchen Tebend: beyde bezeigten Unterwürfigkeit, und Lezterer überbrachte Jermak, außer dem Tribut, auch ſeine junge Tochter, die Braut von Kutſchjums Sohne; aber der keuſche Hetmann befahl ihr, ſich zu entfernen mit ihren gefährlichen Reizen und ihrer Unſchuld, wie der Annaliſt erzählt. Nahe bey der Mündung des Iſchim verlor Jermak in einem blutigen Gefecht mit den armen und wilden Einwohnern fünf tapfere Koſaken, die noch bis jezt in den Sſibiriſchen Klageliedern beſungen werden; eroberte noch das Städtchen Taſchatkan, wollte aber die von Kutſchjum am See Auſſakla angelegte bedeutende Feſtung nicht mit aller Macht angreifen; gelangte bis zum Fluſſe Schiſch, wo die kahlen Steppen anfangen, und kehrte, nachdem er den Tribut in den neuen Eroberungen beſtimmt, mit den nun lezten Trophäen nach Isker zurück.

Durch ihre beynah zweyjährige Herrſchaft in Sſibirien war es den Koſaken gelungen, mit den entfernteſten Gegenden Aſiens, die ſchon vor Alters durch Reichthum und Handel berühmt waren, einen Verkehr anzuknüpfen. Schon zogen zu ihnen die Buchariſchen Karavanen nahe beym Aral vorbey durch die Steppen der Kirgiſen, auf einem ohne Zweifel ſchon längſt (vielleicht unter Tſchingis oder deſſen Nachfolgern) angelegtem Wege, belebten die öde Hauptſtadt Sſibiriens durch das Schauſpiel eines thätigen Jahrmarkts, und verſchafften dort den Ruſſen durch Tauſch gegen Pelzwerk die Früchte orientaliſcher Kunſt, die den Kriegern nützlich und angenehm waren; denn dieſe ſchonten ihr Leben nicht, wünſchten aber daſſelbe zu genießen. Der feurige Jermak, der damals die Buchariſchen Kaufleute erwartete, eilte ihnen mit fünfzig Koſaken entgegen, ſobald er erfuhr, daß der verjagte Kutſchjum den Weg durch die Wagaiſkiſche Steppe, wo er ſich wieder zu zeigen gewagt, verſperre; er ſuchte einen ganzen Tag, ſah weder die Karavane noch die Spuren des Feindes, und lagerte ſich auf dem Rückwege in Zelten; ſeine Boote ließ er am Ufer, nahe bey der Mündung des Wagai, wo der Irtiſch, in zwey Arme getheilt, durch eine ſtarke Krümmung und einen geraden künſtlichen Kanal nach Oſten fließt; lezterer, Jermaks Kanal genannt, iſt höchſt wahrſcheinlich in weit früherer Zeit gegraben worden, denn ſeine glatten Ufer zeigen nicht die geringſte Spur des Ausgrabens. Hier erhebt ſich ſüdlich vom Fluſſe, mitten auf einer niedrigen Wieſe, ein Hügel, der nach gewöhnlicher Sage von jungfräulichen Händen aufgeworfen ward zur Zariſchen Wohnſtätte*). Zwiſchen dieſen Denkmalen verſchollener Jahrhunderte ſollte der neue Eroberer Sſibiriens, mit dem die wahre Geſchichte dieſes Landes beginnt, fallen durch ſeine Fahrläſſigkeit, einzig erklärbar durch des Verhängniſſes unüberwindlichen Einfluß. Jermak war von der Nähe des Feindes unterrichtet, aber, gleichſam des Lebens müde, verſank er mit ſeinen kühnen Helden in tiefen Schlaf, ohne Vorſicht, ohne Wachen. Ein heftiger Regen strömte herab, Wind und Wellen brauſten und wiegten die Koſaken in feſtern Schlaf; auf der andern Seite des Fluſſes wachte der Feind: die Späher deſſelben ſuchten eine Furth, näherten ſich leiſe Jermaks Lager, ſahen die Schlafenden, nahmen ihnen drey Feuerröhre und Pulvertaſchen, dieſes alles ihrem Zar überbringend, zur Verſicherung, daß man endlich die Unüberwindlichen vernichten könne. Da hüpfte Kutſchjums Herz, wie es in der Chronik heißt: er überfiel die halbtodten Ruſſen (in der Nacht des 5. Auguſt), und tödtete alle bis auf zwey: der eine floh nach Isker; der andere, Jermak ſelbſt, aufgeweckt durch das Klirren der Schwerter und das Röcheln der Sterbenden, ſprang auf .... ſah die Gefahr, wehrte mit einem Hiebe ſeines Säbels die Feinde von ſich ab, und warf ſich in den brauſenden, tiefen Irtiſch; allein, bevor er ſeine Boote erreichen konnte, ertrank er durch die Laſt ſeines ſchweren, ihm von Joann geſchenkten, Eiſenpanzers. Ein bitteres Ende für einen Eroberer, denn mit dem Verluſt des Lebens konnte er auch glauben ſeinen Ruhm einzubüßen! — Nein, die Wellen des Irtiſch haben ſeinen Ruhm nicht verſchlungen: Rußland, die Geſchichte und die Kirche verkünden Jermaks ewiges Gedächtniß.

(Der Beſchluß folgt.)

---

*) Dieſen zehn Faden hohen Hügel nennen die Ruſſen die Zarenſtadt, und die Tataren Jungfrauenſtadt oder Küſſüm-Tura. Ein anderer Ort dieſes Namens befindet ſich auf dem öſtlichen Ufer des Irtiſch, zwey Werſt von Isker, wo jezt das Pfarrdorf Preobraſhenſkoje befindlich, und wo die Tochter eines Chans begraben iſt; ihr Geliebter entführte ſie, und Beyde wurden von den Leuten ihres Vaters getödtet.

Anm. 222. zu Th. IX. von Kar. Geſch.

John Corſon, der ſchottiſche Kleinhändler, erzählt von Nathan Adamſon, der Gottesgelahrtheit Befliſſener.

(Beſchluß.)

Unſer eiliger Zug fand bald ſein Ziel. Wir kamen vor ein von der Natur gebildeten Felſenthor, und ein wenig weiter fanden wir ein kleines, lieblich wildes und einſames Thal, welches eine Art von natürlichem, mit grünem Raſen bedeckten, Wall umgab, den ein Kranz von alten und majeſtätiſchen Eichen krönte. Hier erblickten wir den Greis mit dem Rücken gegen die ſteile blumige Anhöhe gelehnt; über ſeinem Haupte hatten das Geisblatt und anderes wohlriechendes Gebüſch eine Menge blühender Zweige von den Höhen herabgelaſſen, während ein kleiner und reiner Quell ſein Waſſer tropfenweiſe in einem natürlichen Becken zu ſeinen Füßen ſammelte. Da ſtanden wir und ſtarrten auf dieſe Scene des Friedens und des Schreckens. Der Greis ſchien zu ſchlummern, ſein Hut lag neben ihm, und ſeine Kleider zeigten dieſelbe Ordnungsliebe, für die er immer bekannt geweſen war, während eine offene Bibel, die ihm aus der Hand gefallen zu ſeyn ſchien, nicht weit von ihm lag. Während wir ſo da ſtanden, ſchoß plötzlich ein Rabe von der Spitze einer nahen Eiche herab, ein anderer folgte, und beyde Raubvögel ſezten ſich auf einen niedrigen Zweig, und ſchienen ſich über den unten liegenden menſchlichen Körper zu berathen. Mehrere Minuten lang ſaßen ſie mit ausgeſtreckten Hälſen ernſthaft ſpähend da, und Tod oder Leben ſchien der Gegenſtand ihrer Unterſuchung. Sie kamen dann immer weiter und weiter herab, dem Alten immer näher, wobey ſie jedesmal ihr krächzendes Zweygeſpräch wiederholten. Bey jedweder Annäherung ward unſere Hoffnung ſchwächer, und als ſie endlich gar den Baum verließen, und ſich ihm in Angriffsordnung näherten, zählten wir ihn unter die Todten. Während dieſer Zeit hatte der arme getreue Hund unbemerkt neben ſeinem Herrn gelegen, und obgleich ſchwer verwundet, raffte er ſich jezt zuſammen und wandte ſich mit flammendem Auge gegen die gefiederten Räuber. Die Raben aber, die ihn ſelbſt wohl als eine baldige Beute betrachten mochten, hielten Stand, und gingen mit ausgebreiteten Flügeln und geſpizten Schnäbeln auf ihn los. Der Hund ſprang indeſſen ſo ſchnell und ſicher auf ſie, daß ſie mit zerzauſtem Gefieder auf der hohen Eiche ihre Zuflucht ſuchten. Wir traten jezt näher, wir ſprachen, erhielten aber keine Antwort — wir riefen lauter, und nur das nahe Echo gab unſere Worte zurück. Der Hund wand ſich wild knurrend gegen uns, und ſchien bereit, auch uns anzufallen. Wir riefen ihn beym Namen, wir hielten unſere Hände gegen ihn, um ihn zu ſtreicheln, aber er wurde immer wüthender, und als wir uns endlich bückten, um ſeinen Herrn anzurühren, machte er einen Sprung, fiel aber zurück, und hatte nur noch Stärke genug, um ſeines Herrn Hand zu lecken und traurig zu winſeln, dann fiel er todt nieder. Die Schäfer weinten laut um das edle, treue Thier und riefen: „O John Corſon, nie hatte ein Mann das Glück, einen ſo treuen Diener zu beſitzen!“ Des Alten Ohr aber vernahm ihre Reden nicht mehr. Er war ſteif und kalt, und ſchien eine lange Zeit todt geweſen zu ſeyn. Wir machten eine Bahre von grünen Zweigen und trugen ihn heim, unter den Seufzern und dem Bedauern Aller, die den einfachen, angenehmen und redlichen Greis geliebt hatten. Seine Leichenwache und ſein Begräbniß waren ſo anſtändig, als er es ſelbſt gewünſcht hatte, und er ward nach ſeinem Verlangen neben ſeinen jungen Freund gelegt. Ein Leichenſtein berichtet in wohlgeſezten Reimen ihre Freundſchaft, ſo wie die ungemeine Treue des Hundes. — Dieß ſind die Begebenheiten, welche die lezten Tage des John Corſon und ſeines treuen Hundes bezeichneten.

Lord Byrons neueſtes Trauerſpiel.

So eben iſt Lord **Byrons** längſt erwartetes Trauerſpiel **Werner** erſchienen, welches gänzlich nach der Erzählung eines Deutſchen, **Krützner**, in Lee's Kanterbury Tales bearbeitet iſt, die er, wie er in der Vorrede erwähnt, in ſeinem vierzehnten Jahre geleſen, und die einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß ſie ſeinen meiſten Werken einen eigenthümlich trüben Charakter aufgedrückt haben ſoll. Dieſes Trauerſpiel iſt unſerm Goethe zugeeignet, und zwar mit den Worten: To the illustrous Goethe, by One of his humblest Admirers, this Tragedy is dedicated. (Dem erhabenen Goethe weiht dieſes Trauerſpiel einer ſeiner demüthigſten Bewunderer.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. Nov.

(Beſchluß.)

Obſchon Paris für Fremde faſt immer ein ſicherer, ruhiger Aufenthalt iſt, ſo haben doch die Engländer aus dem Verfolgren wider den Schriftſteller Bowring und wider Sir Robert Wilſon geſehen, daß es auch für ſie beſondere Maaßregeln geben könnte. Ein ausgezeichneter Dichter dieſer Nation, welcher mehrere Jahre in Paris zugebracht hat, Thomas Moore, Verfaſſer der Irish-Melodies und andern beliebten Gedichte, ſchickt ſich an, wieder nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren, doch nicht aus politiſchen Beweggründen, ſondern aus Privatrückſichten, welche, da ſie zu der Lebensgeſchichte dieſes Dichters gehören, hier angeführt werden können. Moore hatte eine glänzende Stelle in Weſtindien von der engliſchen Regierung bekommen; da er aber lieber unter dem europäiſchen Klima dichten, als ſich in die tropiſchen Länder oder gar in die heiße Zone begeben, und doch auch die einträgliche Stelle nicht fahren laſſen wollte, ſo hatte er einen Mittelweg eingeſchlagen, und ſtatt ſein Amt ſelbſt anzutreten, einen Stellvertreter hingeſchickt. Dieſer Deputy machte aber ſchlechte Streiche, und ließ zulezt ein Deficit von zwölftauſend Pfund Sterling in der Kaſſe zurück, die er zu verwalten hatte. Da nun natürlich Moore dafür verantwortlich war, ſo gerieth er dadurch in nicht geringe Verlegenheit, und war nicht im Stande mit allem ſeinem Dichtertalente eine ſolche Scharte auszuwetzen. Er machte es daher, wie man es in England und Frankreich zu machen pflegt, wenn man ſeine Finanzen nicht in Ordnung zu bringen im Stande iſt; er ſezte über die Meerenge von Calais, welche die Zaubergewalt hat, daß ſie Gläubiger und Schuldner von einander trennt, ohne daß ſie je zuſammen treffen können. Kürzlich ſcheint eine Uebereinkunft wegen des Bermudaſchen Deficits in England getroffen worden zu ſeyn, und Moore kann nun wieder in ſein Vaterland zurückkehren. Die Reichern unter den hier anweſenden Engländern wollen ihm zuvor ein Feſt geben, wozu jedweder nicht mehr und nicht weniger zahlen wird als die Summe von 40 Franken. Dagegen wird es auch an Toasts und Speeches und Verses nicht fehlen, noch weniger als am Wein. Minderbegüterte Engländer hätten gern an dieſem Feſte Theil genommen, allein es ſcheint man habe ſie beynahe mit Fleiß durch den hohen Preis davon abſchrecken wollen; es bleibt den reichen Engländern, auch in der Ferne, ein ariſtokratiſcher Geiſt bey, den ſie ſelbſt bey allen liberalen Geſinnungen nicht los werden können. Uebrigens liegen dem Aufenthalte der vielen Engländer in Frankreich die verſchiedenartigſten Urſachen zum Grunde. Einige kommen hieher, weil Frankreich ein Weinland iſt; andere bleiben hier, ohne zu wiſſen warum, und finden alles ſchlecht und erbärmlich in Frankreich; andere wohnen hier, um nicht in Kingsbench wohnen zu müſſen, wo ihnen ſonſt vorſichtige Gläubiger einen Aufenthalt zuſichern würden; noch andere haben genau ausgerechnet, wie viele Jahre ſie wohlfeil in Frankreich zubringen müſſen, um ihre in England zerrütteten Vermögensumſtände wieder in Gang zu bringen; ja es giebt engliſche Familien, welche eine gewiſſe Anzahl von Jahren in Frankreich bleiben, um durch das dadurch bewirkte Erſparniß in ihren Ausgaben, einer Tochter eine Ausſteuer zu verſchaffen. Einer meiner Freunde kennt eine Familie, welche bereits die zweyte Friſt angetreten hat, um die zweyte Tochter auszuſteuern, und eben darüber berathſchlagt, ob ſie auch die Ausſteuer der dritten und jüngſten Tochter in Frankreich herausleben ſolle. Für die in Frankreich ſich aufhaltenden Engländer werden in Paris eine eigne Zeitung und zwey periodiſche Schriften herausgegeben. Die beſte: Das Paris Monthly Review, wovon ich bereits einige mal geſprochen, hat das Eigene, daß der Hauptreiz nicht in den übrigens ſehr gehaltreichen Heften ſteht, ſondern auf den Umſchlägen. Damit verhält es ſich ſo. Die Redaktion der engliſchen Tagesblätter und Monatsſchriften haben die Gewohnheit, daß ſie nicht vermittelſt Briefe, ſondern durch lakoniſche Säzchen, die meiſtens nur dem Korreſpondenten, dem ſie gelten, verſtändlich ſind, und an irgend einem leeren Fleckchen des Journals abgedruckt werden, korreſpondiren. Dieſe Gewohnheit befolgt dann auch das Paris Monthly Review; ſtatt aber den Einſendern von Aufſätzen, die freylich zuweilen tolles Zeug einſchicken, ernſthaft und gravitätiſch zu antworten, wie andere Magazines zu thun pflegen, antwortet es den Leuten in Wortſpielen und Späßen, und giebt ihnen außer der abſchlägigen Antwort noch etwas Wizelndes obendrein. Hiervon ein kleines Muſterkärtchen: „Die Neue Brücke zu Bordeaux iſt bereits ein allzubetretenes Stück. Man hat uns zwey Gedichte und einen proſaiſchen Aufſaz hierüber eingeſandt: alle Bogen ſind vortrefflich, aber zu geſpizt für unſern architektoniſchen Geſchmack (they are all arch: but too pointed for our architectural taste). — Eine Congreve'ſche Raquette in einem Pulvermagazine würde nicht gefährlicher ſeyn, als Alphas „kleines Feuerwerk“ in unſerm Blatte. — Die Verſe zu Gunſten der nothdürftigen Irländer ſind uns zu Händen gekommen; wir ſtimmen völlig in die Geſinnungen des Verfaſſers ein; ſind aber überzeugt daß das Einrücken des ganzen Gedichtes (277 Zeilen) keinen Schilling Beytrag verſchaffen würde. — * * wünſcht wir ſollen ja oder nein ſagen. Nun dann Nein. — Wir haben eine dithyrambiſche Ode, der Winzer erhalten; allein ſie ſcheint unter dem allzudirekten Einfluſſe des Weingottes geſchrieben worden zu ſeyn, um in unſer nüchternes Blatt aufgenommen werden zu können. Wir werden uns glücklich ſchäzen, wenn uns der Verfaſſer in einem minder inſpirirten Augenblicke (in a less inspired moment) zuſprechen will. — S.S. ſagt, er habe einen erſten Verſuch in der Literatur machen wollen. In der Hoffnung, daß dieſes eines Tages geſchehen werde, haben wir ſeinen Pegaſus aufgehalten, der auf dem Irrwege war. — Da wir in den Hieroglyphen nicht bewandert ſind, ſo ſind wir nicht im Stande geweſen, M's Schrift, ſelbſt in vollem Committée zu entziffern; es würde uns freuen, ſie in etwas lesbares überſezt zu ſehen. — Folgendes Wortſpiel läßt ſich im Deutſchen nicht wieder geben: Q's remark upon the queue of the french theatres with the anecdote appended to it, might we think, be turned into a moving tale (tail).

Dg.

Genua, den 9. November.

(Aus dem Privatſchreiben eines Reiſenden.)

Den 25. October hatten wir hier, wie Sie aus den Zeitungen wiſſen werden, ein fürchterliches Gewitter. Es hat nicht weniger als zwölf Stunden lang, in einem fort, ohne Pauſe, geblizt, gedonnert, eingeſchlagen und geregnet wie weyland unter Noah ſeligen Andenkens. Im Gebirge iſt ein Wolkenbruch niedergegangen, in Zeit von einer Viertelſtunde ſtand Stadt und Land unter Waſſer. Der Biſagno, ein Froſchbach, den wir aus unſern Fenſtern ſehen, hat drey Brücken weggeriſſen, zwey ſteinerne und eine hölzerne, die ſeit Jahrhunderten geſtanden haben. Häuſer, Aecker, Wieſen, Gärten, wurden ſo rein weggewaſchen, als ob nie etwas da geſtanden hätte. Die ſteinerne Brücke hörten wir einſtürzen mit fürchterlichem Gepraſſel, es war zwiſchen eilf Uhr und Mittag. Niemand kam dabey um. Wenige Minuten zuvor fuhr eine Kutſche mit vier reiſenden Engländern, von vier Pferden beſpannt, über dieſe Brücke. Die Vorſtädte Albaro und Maraſi ſtanden ganz unter Waſſer, alle Verbindung iſt gehemmt. In der Stadt und in Porto franco iſt Waſſer in alle Keller und Magazine gedrungen, der Schaden beträgt Millionen. Einem einzigen Kaufmann iſt für hunderttauſend Franken Zucker geſchmolzen. Das iſt aber noch nicht alles. Ein hieſiger alter, alberner, und als er jung war, dummer Profeſſor der Mathematik, der ſich von jeher mit Prophezeihungen abgab, und der großen Glauben bey den Genueſer Facchini und Mesdames des halles findet, prophezeite, daß den 4. November ein noch viel ſtärkeres Gewitter als das leztere eintreffen und das Ende der Welt herbeyführen würde. Die ganze Stadt des jüngſten Vorfalles noch friſch eingedenk, gerieth in Beſtürzung und Aufruhr. Alle Kirchen waren voll bußfertiger Böſewichter, welche ſich und ihre Miſſethaten mit ein paar Lire für Seelenmeſſen loskaufen wollten. Ungeheure Summen ſind auf ſolche Meſſen eingegangen, daher auch die Geiſtlichen auf allen Kanzeln Buße, beſonders aber die Elemoſine predigten; einer machte es ſo arg, daß ſich die Polizey in ſeine Strafpredigten miſchen und ihm Stillſchweigen auflegen mußte. Ein anderer, ein Fremder aus Liſſabon, vermuthlich dort dem Galgen entlaufen, wurde aus der Stadt verwieſen. Aber nun kommt das Beſte. Sollten Sie es wohl glauben? Der hieſige Magiſtrat, alle Civil- und Militair-Behörden ſchenkten der Prophezeihung Glauben! Statt das Volk eines Beſſeren zu belehren, beſtärkten ſie es in ſeinem Aberglauben. Sie ließen nicht nur alle Schiffer und Schiffkapitaine ermahnen auf ihrer Huth zu ſeyn, ſondern ſie trafen auch allerley Vorkehrungen zur Vorſicht; es wurden Anker, Taue, Boote in Bereitſchaft gehalten, um gleich bey der Hand zu ſeyn, wenn die Trompete des jüngſten Gerichts erſchallen und der Würgengel erſcheinen würde. Mein Banquier erzählte mir, daß in dieſer Zeit mehr aſſecurirt wurde, als im ganzen Jahr. Noch ſoll ich nicht vergeſſen hinzuzufügen, daß der vierte November der ſchönſte Tag im Jahr war. Dieß belehrt und beſchämt aber die Genueſer nicht; ihr Prophet, meynen ſie, habe doch Recht; der Veſuv, welcher jezt ſein Weſen treibt, beſtätige es.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 100.

Nro. 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 17. December 1822.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte ſich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüſte liegen wo er ſtrich.
Mit dem Wurfſpieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling den die Wogen
Warfen an den Unglücksſtrand.

Schiller.

Erſte Eroberung Sſibiriens.

(Beſchluß.)

Dieſer Held (Jermak) — längſt hat das dankbare Vaterland den Räubernamen verwiſcht — dieſer Held ſtarb zu früh, allein vollbracht hatte er ſein großes Werk: denn durch die Ermordung von 49 ſchlafenden Koſaken konnte Kutſchjum das Sſibiriſche Reich der großen Macht, die es ein- für allemal als ihr Eigenthum erkannt hatte, nicht mehr entreißen. Weder die Zeitgenoſſen noch die Nachwelt haben den Gedanken gehegt, Jermak den vollen Ruhm der Eroberung zu entreißen; nicht nur in den Annalen ward ſeine Tapferkeit geprieſen, ſondern auch in den heiligen Tempeln, wo wir noch bis jezt feyerlich für ihn beten, und für die Heerſchaar der Tapfern, die mit ihm fielen an den Ufern des Irtiſch. Dort lebt der Name dieſes Helden in der Benennung der Gegenden und in mündlichen Sagen, die dürftige Hütte iſt dort geſchmückt mit dem Bilde des Fürſten-Hetmanns*). Er war von ritterlichem Anſehn, ſtattlich, mittlern Wuchſes, muskelkräftig, breitſchultrig; ſein Geſicht flach, aber angenehm, der Bart ſchwarz, die Haare dunkel und gelockt, die hellen, funkelnden Augen ein Spiegel der feurigen, ſtarken Seele, des durchdringenden Verſtandes. — Jermaks Körper ſchwamm bis zu dem Flecken Japantſchinskije Jurti, zwölf Werſt von Abalak, wo der Tatar Janiſch, ein Enkel des Fürſten Begiſch, beym Fiſchfange die Füße eines Menſchen im Fluſſe ſah (den 13. Auguſt); mit einer Schlinge zog er den Todten hervor, und erkannte ihn an der eiſernen mit Kupfer eingefaßten Rüſtung, an dem goldnen Adler auf der Bruſt, und rief alle Bewohner des Dorfes herbey, um den entſeelten Helden zu ſehen. Die Chronik ſagt, daß ein Murſa, Namens Kandaul, dem Todten die Rüſtung abnehmen wollte, und aus dem ſchon erſtarrten Körper plözlich friſches Blut hervor quoll; daß die ergrimmten Tataren den Leichnam auf ein Gerüſt legten, und ſechs Wochen lang Pfeile auf ihn abſchoſſen; daß der Zar Kutſchjum und ſelbſt die Oſtjaken-Fürſten aus den entlegenſten Gegenden herbeykamen, um der Rache zu genießen; daß zu ihrem Erſtaunen die dem Leichnam ſchaarenweiſe umſchwebenden Raubvögel es nicht wagten, ihn zu berühren; daß furchtbare Erſcheinungen und Träume die Ungläubigen nöthigten, den Todten auf dem Begiſchewſkiſchen Gottesacker unter einer ſchattigen Fichte zu beſtatten; daß, nachdem man ihm zu Ehren am Begräbnißtage dreyßig Ochſen gebraten und verzehrt hatte, der obere Theil von Jermaks Rüſtung den Prieſtern des berühmten Bjelogorskiſchen Götzen, der untere dem Murſa Kandaul, ſein Kleid dem Fürſten Sſeidek, der Säbel aber nebſt dem Wehrgehänge dem Murſa Karatſcha gegeben ward; daß viele Wunder auf Jermaks Grabe geſchahen; ein helles Licht ſtrahlte und eine Feuerſäule brannte; daß die Muhamedaniſche Prieſterſchaft, von der Wirkung derſelben erſchreckt, Mittel fand, das Grab zu verheimlichen, welches jezt Niemand bekannt iſt; daß der Hundertmann Uljan Remeſow im Jahr 1650 alle Umſtände von Jermaks Thaten und Tode von dem Kalmuzkiſchen Taiſchi Ablai erfuhr, welcher leztere ſich eifrigſt bemühte, Jermaks Rüſtung zu erlangen, und ſie auch endlich von Kandauls Nachkommen erhielt.

---

*) Die Fabriken von Katharinenburg ſind ſeit vielen Jahren berühmt durch die ſchönen auf Eiſenblech gebrannten Gemälde, die daſelbſt verfertigt werden. — Eines derſelben, welches der Herausgeber dieſer Zeitſchrift in Archangelsk ſah, ſtellt den Eroberer Sſibiriens in voller Rüſtung dar, mit Helm und Spieß. Das feurige Auge, die Haltung des Helden verkünden Sieg. So mag er vielleicht in den Tagen der Gefahr vorangeſchritten ſeyn ſeinen Gefährten, ſie führend zu Ehre und Ruhm. Dieſe Abbildung iſt wohl ein Meiſterſtück zu nennen, und verdiente Vervielfältigung. —

Die Nachricht von dem Untergange des Heerführers erregte einen unbeſchreiblichen Schrecken unter den Ruſſen in Sſibirien; ihrer waren ungefähr 150, Koſaken und Moskowiſche Krieger, nebſt den Reſten der ausländiſchen Stroganowiſchen Schaar, unter dem Oberbefehl des Hetmanns Matwjei Meſchtſcherjak. Mit Jermak endete Alles für ſie, ſo großherzige Kühnheit als Hoffnung. Kutſchjum fürchtend, Sſeidek und Karatſcha, die Einwohner, den Hunger, beſchloſſen ſie nach Rußland zurückzukehren, und zogen am 15. Auguſt mit bittern Thränen aus Sſibiriens Hauptſtadt, daſelbſt verlaſſend die Gräber der Brüder und des Chriſtenthums Wahrzeichen, verlierend alle Früchte blutiger Mühen, zwiſchen ſich und Rußland nur unüberſehbare Einöden gewahrend, Gefahren, Kämpfe und vielleicht ruhmloſen Tod. Schon nicht mehr die ſtolzen Eroberer, ſondern arme Vertriebene, ſchifften ſie den Tobol hinauf zur größten Freude Kutſchjums und aller Einwohner; denn auch Wilde lieben nicht fremde Herrſcher. Nach dem Tode Jermaks wagte es Kutſchjum nicht, vor Isker zu rücken; als er die Flucht der Koſaken erfuhr, die noch immer ihm furchtbar und unüberwindlich waren, ſo in der Feſtung, wie in den donnertragenden Booten, dachte er nicht ihre Fahrt zu beunruhigen, und folgte ſeinem Sohne Alei in Sſibiriens öde Hauptſtadt, aufs neue zu herrſchen, aufs neue verluſtig zu gehen des Reiches. . . . Ruſſen waren dort nicht mehr, aber geblieben waren ihre Aſche und Gräber: ſie riefen die Rächer: die Schatten Jermaks und ſeiner abgeſchiedenen Waffenbrüder winkten den Ruſſen, die leichte Eroberung des unermeßlichen Landes vom Felſengebirge bis Nord-Amerika und den Oeſtlichen Ocean zu vollenden, wo im Laufe der Jahrhunderte die Grenzen unſers Vaterlandes mit denen der Spaniſchen Beſitzungen ſich berühren ſollten; wo uns nicht nur reiche Schachte, köſtliche Beute der Jagd und vortheilhafter Tauſch mit China erwartete, ſondern auch der Ruhm friedlicher bürgerlicher Umbildung wilder Völker, und das glückliche Mittel, auszurotten die Verbrechen der Menſchen ohne Mord, auch Böſewichtern das Leben zu laſſen, unſchädlich und ſelbſt nicht unvortheilhaft für den Staat, mit ihnen Einöden zu bevölkern — mit ihren bandenfreyen Händen die Schätze den Adern der Erde zu entnehmen, und nicht ſelten dieſe Uebelthäter zur Freude der Menſchheit zu beſſern.

Bald ſehen wir der Ruſſen Rückkehr, ihre fernern Siege und Eroberungen in der neuen Sſibiriſchen Welt, ſchon unter der Regierung von Joanns Nachfolger.

Der eiſerne Käfig.

(Die folgende Anekdote, welche im Album gedruckt erſchienen iſt, wird in den Londoner Geſellſchaften, mit mancherley Variationen zwar, als Thatſache erzählt, und natürlich von Jedem auf eigene Weiſe erklärt und gedeutet, geglaubt oder geleugnet.)

Im Anfange der franzöſiſchen Revolution begab ſich Lady Pennyman mit ihren Töchtern nach Lille, wo ſie ein ſehr ſchönes großes Haus um einen geringen Zins miethete. Im Anfang ihres dortigen Aufenthalts empfing die Dame von ihrem Gemahl, Sir John Pennyman, eine ſtarke Anweiſung auf einen Bankier der Stadt. Als ſie den Diener, welcher das Geld nach ihrem Hauſe tragen ſollte, fragte, ob er auch das Haus genau kenne, ſo erwiederte dieſer: er kenne es ganz gut; es ſey das Haus worin es ſpuke. Dieſe lezte Bemerkung hatte er zwar nur leiſe gegen den Bankier gemacht, war aber von der Dame doch gehört worden. Indeſſen beunruhigte ſie dieſes nicht, da es ihr bekannt war, daß das Volk beynahe immer von großen Häuſern, welche lange unbewohnt geweſen, ſolche Meinungen hat. Ein Paar Wochen darauf aber erinnerte ſie ſich der Worte wieder, als ihr die Haushälterin meldete, daß zwey von den Mägden, die ſie von England mitgebracht hatte, dieſen Morgen den Dienſt aufgekündigt und erklärt hätten, daß ſie durchaus nicht im Hauſe bleiben wollten, da ein unheimliches Gepolter, das ſie des Nachts über ihrer Stube hörten, ſie durchaus nicht ruhen ließe. Lady Pennyman behandelte die Sache als Illuſion, und bat die Haushälterin, ſich Mühe zu geben, die beyden Mädchen da zu behalten, und das übrige Geſinde zu beruhigen. Alle ihre Verſuche aber blieben fruchtlos, da dieſelben auf ihrem Entſchluß, nach England zurückzukehren, beharrten.

Das Zimmer, wo man das Gepolter gehört haben wollte, war ziemlich weit von Lady Pennymans Gemach, und gerade über der Stube der beyden Mägde, welche ſo ſehr dadurch geſchreckt worden waren, und deren Ausſage das ganze Haus in Angſt geſezt hatte. Um daſſelbe zu beruhigen, beſchloß Lady Pennyman, ſelbſt eine Zeitlang in der Stube zu ſchlafen, welche die beyden Mägde eben verlaſſen hatten. Das Zimmer darüber war ſehr groß, und ſchien ſehr lange nicht bewohnt geweſen zu ſeyn. Mitten in demſelben befand ſich ein großer eiſerner Käfig. Dieß war ein ſeltſames Ding in einem Privathauſe; weit ſeltſamer aber war noch die Legende, welche die Dienerſchaft darüber herausgebracht hatte. Man erzählte nämlich, einer der lezten Eigenthümer des Hauſes, ein Jüngling von ungeheurem Vermögen, ſey während ſeiner Minderjährigkeit von ſeinem Oheim und Vormund in dieſem Zimmer eingeſperrt, und in demſelben durch die grauſame Behandlung und Entbehrungen, die man ihn hatte erdulden laſſen, einem frühzeitigen Tode entgegen getrieben worden. Dieſe Grauſamkeiten wurden unter dem Schein nothwendiger Züchtigung verübt. Man gab vor, er wäre träge, halsſtarrig, unachtſam und von einem unzähmbaren Gemüth, welches nichts zu bändigen vermöchte. In ſeinem Knabenalter gebrauchte man vergebens häufige Züchtigung, beſtändige Arbeit und die Verweigerung aller Erholung, um ihn ins Grab zu drängen, und ſeinen Oheim in den Beſitz ſeiner Erbſchaft zu bringen; allein obgleich durch langen Druck erſchöpft, widerſtand ſeine Geſundheit allen dieſen Mißhandlungen. So wie er ſich dem Alter näherte, wo ihn das Geſetz von allen den Nachſtellungen ſeines Oheims befreyt haben würde, verdoppelte man die Strenge gegen ihn. Das geringſte Vergehen wurde mit den ſchwerſten Strafen belegt. Man drohete ihm mit dem eiſernen Käfig, ließ es machen und in der obern Stube aufſtellen. In den erſten Paar Wochen bediente man ſich deſſelben blos, um den Jüngling, der jezt ſechszehn Jahr alt war, zu ängſtigen; man verdoppelte ſeine Aufgaben, er machte die größten Anſtrengungen, ſie zu löſen, fiel aber dennoch endlich zweymal der grauſamen Strafe anheim, ohne Schlaf und Nahrung in ſtehender Stellung 24 Stunden lang in dem Käfig eingeſperrt zu werden. Wahrſcheinlich machte des Unglücklichen phyſiſche Ausdauer ſeinen Oheim ungeduldig, er fand Veranlaſſung, die Strafe zu verdoppeln, und hatte die ſcheußliche Befriedigung, ſein Opfer am Schluß der 48 Stunden entſeelt in dem Käfig zu finden. Der Reichthum war ſein; aber es war ein ſchlechter Gewinn für ihn, er hatte ihn theuer erkauft! Sein Gewiſſen verfolgte ihn; die Geſtalt des todten, ſanften Jünglings ſchwebte ihm beſtändig vor den Augen und verbannte ihn endlich aus ſeiner Heimath. Das Haus blieb unbewohnt; bis es Lady Pennyman, mit deſſen Geſchichte unbekannt, gemiethet hatte, ward es, aus Abſcheu gegen die Vorgänge, welche daſelbſt ſtatt gefunden hatten, von Niemand betreten.

Die erſten Paar Nächte, welche Lady Pennyman in ihrem neuen Schlafzimmer verbrachte, ſtörte nichts ihre Ruhe, und in dem Käfigzimmer, wie die Dienerſchaft es nannte, blieb Alles ſtill. Dieſe Ruhe aber war nur von kurzer Dauer. Eines Nachts weckte ſie der Schall eines langſamen und gemeſſenen Schrittes, welcher ſich in dem Zimmer über ihr zu bewegen ſchien. Etwas über eine Stunde fuhr es fort mit gleicher Regelmäßigkeit auf und ab zu ſchreiten; vielleicht war es nicht ſo lange, als es der Dame in ihrem bewegten Zuſtande ſchien. Endlich hörte es auf; der Morgen brach an; die Dame fühlte natürlicher Weiſe große Unruhe in Folge dieſer Begebenheit, denn ſie war in jedem Betracht hinlänglich, um Beſorgniſſe zu erregen. Zweifelte ſie, daß es von einem übernatürlichen Beſuche herrührte, ſo blieb nur ein anderes Erklärungsmittel übrig, welches nicht weniger beunruhigend war, ſie mußte nämlich alsdann annehmen, daß es Mittel gäbe, in das Haus zu kommen, von welchem die Bewohner keine Kenntniß hatten. Indeſſen begab ſie ſich mit dem Entſchluſſe zum Frühſtück, die Sache zu verſchweigen. Nach einiger Zeit kam auch ihr Sohn herab, welcher vor Kurzem von der See zurückgekommen war, und beſchwerte ſich über die ſchlafloſe Nacht, die man ihm verurſacht hätte. Alle halbe Stunden, ſagte er, ſeitdem er zu Bette gegangen, habe man an ſeiner Thüre geklopft und die Köpfe hineingeſteckt. Er meinte, es ſey auf Befehl ſeiner Mutter geſchehen, um zu ſehen, ob er ſein Licht ausgelöſcht hätte, eine Sorgfalt, die ihm ganz unnöthig und übertrieben ſchien. Die Mutter verſicherte ihn aber, daß, wenn die Störung von der Dienerſchaft hergerührt hätte, es gänzlich ohne ihr Wiſſen und Wunſch geſchehen ſey, doch fragte ſie ihn, ob er ſich nicht vielleicht getäuſcht hätte. O gewiß nicht, antwortete der junge Menſch, ich war völlig wach, als es das erſtemal geſchah, und nachher wurde es ſo oft wiederholt, daß ich unmöglich einſchlafen konnte. Die Klagen der Haushälterin nahmen zu, keiner der Dienerſchaft wollte im Hauſe bleiben, ein jeder in demſelben wollte etwas Anderes gehört oder geſehen haben, um den Schrecken zu vermehren. Lady Pennyman ſelbſt fing es an bange zu werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig im November.

Die verfloſſene Michaelismeſſe, die weder durch große Geſchäfte, noch auch durch große Unglücksfälle ausgezeichnet geweſen iſt, hatte doch eine zahlreiche Menſchenmaſſe nach Leipzig gezogen. Das Wetter war fortdauernd ſchön, und der blaue Herbſthimmel ſpannte ſich hell und heiter über das bunte Gewühl. Unter den öffentlichen Sehenswürdigkeiten zog die Ausſtellung des Prof. Rößler aus Dresden die Augen der Kunſtkenner auf ſich. Für Künſtler und Beſchauer von Gemälden hatten ſich dießmal mehrere fremde Kunſthändler hier eingefunden. Noch weniger fehlte es an Muſik aller Gattung. Es ſchien, als drängten ſich die Virtuoſen — zu leeren Konzerten. Zu gleicher Zeit waren drey der vorzüglichſten deutſchen Baſſiſten: Fiſcher, Pillwitz, Hillebrand, und der italieniſche Tenoriſt Caſtiglio hier, von welchen jedoch nur der erſtere mit ſeiner Tochter ein ziemlich beſuchtes Konzert im Claſſiſchen Saale gab. Seine und ſeiner Tochter Virtuoſität iſt bekannt. Ferner konzertirte ebendaſelbſt der Tenoriſt Julius Miller, über den ich ebenfalls in meinem frühern Berichte geſprochen. Der Violoncelliſt Dotzauer von Dresden mit ſeinen beyden Söhnen gab im Gewandhausſaale Konzert, nachdem dieſelben einige Tage vorher im abonnirten Konzerte aufgetreten waren. Unverkennbar iſt der Fleiß dieſer Knaben, aber das Ziel liegt noch weit über ihre Jahre hinaus. Herr Donauer iſt uns als wackerer Virtuos und verdienſtvoller Componiſt bekannt; deßhalb ſehen wir ihn ungern in ſeiner neuſten Compoſition das Pikante und Glänzende ſuchen. Einen wahrhaften Genuß verſchaffte uns der Waldhorniſt Schunk aus Berlin mit ſeinen beyden Söhnen; denn hier hörte man Kunſt und Ausdruck und zwar aus dem Charakter des Inſtruments hervorgehen. Herr Schunk, der Vater, iſt einer der ausgezeichnetſten Waldhorniſten, die wir je gehört haben, und der die ſchwierigſten Paſſagen der Unterſtimme mit einer Sicherheit und Zwangloſigkeit herausſtrömen läßt, daß es eine wahre Freude iſt. Das Talent ſeiner Söhne hat er mit wahrem Künſtlerſinne zu einem äußerſt ſeltenen Zuſammenſpiel ausgebildet, das die feinſten Schattirungen nicht entbehrt, die dieſem Inſtrumente möglich ſind, und im pianissimo, wie aus der weiteſten Ferne leis herüberklingt. Wir hörten daher auch mit Vergnügen die zweckmäßigſten Terzetts und Quartetts (eines mit dem chromatiſchen Waldhorn), welche uns hier gegeben wurden, und die zahlreiche Verſammlung ging allgemein befriedigt davon. Im November gab der Hoboiſt Barth (aus der Copenhagner Kapelle) im Theaterſaale Konzert, nachdem er früher ſchon im Theater in den Zwiſchenakten mit Beyfall geblaſen. Sein Spiel iſt leicht, fertig, geſchmackvoll, und würde mehr imponiren, wenn ſein Ton ſtärker wäre; auch mehrere ſeiner Compoſitionen zeigten den talentvollen Mann, und erhoben ſich über die gewöhnliche Leyer. Schade, daß dieſes Inſtrument als Konzertinſtrument nicht eben beliebt iſt; weßhalb auch die Zahl der Zuhörer dem Verdienſte des Konzertes nicht entſprach.

Mit Vergnügen habe ich zu berichten, daß der Antheil an dem abonnirten Winterkonzerte mit dem eben begonnenen Winter bedeutend geſtiegen iſt, wozu hauptſächlich beygetragen hat, daß das Directorium ſo glücklich geweſen iſt, Mad. Kraus-Wranitzky als Konzertſängerin für die erſte und größere Hälfte des Abonnements zu gewinnen. Die Grazie und Virtuoſität, mit welcher letztere den neueren italieniſchen Geſang vorträgt, hat ihr ſeit ihrem erſten Auftreten den ungetheilten Beyfall des Publikums eben ſo ſehr geſichert, als der einfache, würdige und ausdrucksvolle Vortrag der Scenen gediegener Meiſter (Righini, Beethoven) von allen Beurtheilern lobend anerkannt worden iſt, welche wiſſen, was ſie wollen. Denn es giebt wohl auch Leute, welche mit blindem Eifer auf Roſſini ſchimpfen, und den Sängern, welche deſſen Stücke in Konzerten gern vortragen, wie dem Publikum, dem ſie gefallen, daraus einen großen Vorwurf machen, und die doch eben auch keine große Erhebung ſpüren laſſen, wenn ihnen die Werke älterer Meiſter gegeben worden, die ſie doch immer im Munde führen. Sie befinden ſich ſehr im Irrthum, wenn ſie glauben, Roſſini's Muſik ſey keine Konzertmuſik; eben weil ſie zu ſehr konzertirende Muſik iſt, iſt ſie zu wenig dramatiſche. Der Konzertſänger, indem er Opernſcenen vorträgt, hat es ja ohnedieß nur mit einer aus dem Ganzen herausgehobenen, durch den Text blos angedeuteten Situation zu thun, die er nicht darzuſtellen, ſondern nur zu ſchildern hat, wobey der Geſang natürlich die Hauptſache iſt, und von individuellem Ausdrucke, in dem Sinne, wie beym theatraliſchen Geſang, gar nicht die Rede ſeyn kann, weßhalb z. B. Gluck'ſche Stücke gar nicht für das Konzert geeignet ſind. Ich halte dieſe Bemerkung nicht für überflüſſig, da es faſt Mode ſcheint, laut auf Roſſini zu ſchimpfen, um für einen Kenner zu gelten, während man innerlich doch mit großem Behagen die ſüdlichen Weiſen aufnimmt. Ich aber meyne aus den obigen Gründen, daß wenn Roſſini'ſche Geſangſtücke — verſteht ſich eins vor dem andern — von Sängern, die in der neuern italieniſchen Schule gebildet ſind, und ſo wie es dieſe Gattung verlangt, vorgetragen werden, ſie dieſes Vortrags wegen eben ſo ſehr auf den Beyfall des Unbefangenen Anſpruch zu machen haben, als die Scenen-Arien von Mozart, Righini ꝛc. wegen ihres ſelbſtſtändigen Gehalts, abgeſehen vom Vortrage. — Von neuen Muſikſtücken iſt in dieſem Winter zur Aufführung gebracht worden die Beethoven'ſche Compoſition der Gedichte von Goethe: Meeresſtille und glückliche Fahrt (vor Kurzem bey Steiner in Wien erſchienen). Der geniale Componiſt hat die kontraſtirenden Situationen, welche damit bezeichnet worden, in ſeiner originellen Weiſe kräftig und mit jugendlicher Einbildungskraft geſchildert. Im Einzelnen iſt das Malen „der ungeheuren Weite“ durch das ſtarke Anſchlagen eines weiten Intervalls getadelt worden. Der Aufführung fehlte noch, um vollendet zu ſeyn, kräftiges und beſtimmtes Ausſprechen der Worte, beſonders im zweyten Gedicht, wo alles die rüſtig thätige Kraft bezeichnen ſoll, die nun von ihren Feſſeln befreyt, dem Ziele zuſtrebt. Noch war uns Winters Ouverture zu Romeo und Julie, und eine auf den Effekt gearbeitete Ouverture von Pixis neu; die erſtere iſt für den Gegenſtand der Oper wohl zu lärmend und glänzend. Außerdem ſind ſchon mehrere Symphonien von Beethoven, Mozart und Spohr, ferner die ohnlängſt erſchienene, mit Feuer ausgearbeitete Konzertouverture von B. Romberg, und die Ouverture zu Henri IV. von Mehül, vortrefflich ausgeführt worden. Matthäi ſpielte ſein G-Mollkonzert mit ungemein zartem Ausdruck, Mad. Wiek das angenehme Pianofortekonzert von Duſſek (No. 12.) und Grieſer das einzige Flötenkonzert von B. Romberg mit anerkanntem Verdienſt. Der Herbſt aus Haydns Jahrszeiten lachte uns in der Muſik eben ſo fröhlich an, wie in der Natur. Am Reformationsfeſt, an welchem auch zum feyerlichen akademiſchen Aufzuge in der Paulinerkirche der Sängerverein einen von Meyer (hieſigem Orcheſtermitglied) neu componirten Hymnus und einen Chor des Muſikdirektors Ebert von Blasinſtrumenten begleitet, mit Wirkung ausführte, und Abends ein Chor von Studirenden unter Fackelſchein das Lutherslied (Eine feſte Burg ꝛc.) mit erhebenden Gefühlen auf dem weiten Markte anſtimmte, wurde im Konzert der volle, glänzende Hymnus von Kunz (Lobſinget Gott ꝛc.) und Beethovens heroiſche Symphonie aufgeführt. Wir haben Gelegenheit zu bemerken, daß Beethovens große Symphoniewerke durch immer mehr vervollkommte Aufführungen unſerm Publikum immer genußreicher werden; dieß beweiſt uns die nicht zu beſchreibende Aufmerkſamkeit und der feurige Beyfall der Zuhörer jedesmal, wenn ſie zur Aufführung kommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Antwort auf eingegangne Anfragen.

Mehrere unſrer Leſer haben ſich erkundigt, warum die in No. 75., 76. u. 77. dieſes Jahrs abgedruckte Erzählung: „Raimund der Wagehals und ſeine fünf Wünſche“ nicht fortgeſetzt werde. Wir haben darauf zu erwiedern, daß der in England befindliche Einſender derſelben uns benachrichtigte, daß die folgenden Abentheuer des Wagehals ſo unſchmackhaft und leer geweſen wären, daß er ſie nicht des Ueberſetzens werth gehalten; worauf wir der Meynung waren, daß wir es bey dieſem Bruchſtück beruhen laſſen wollten.

D. R.

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Nro. 302.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 18. December 1822.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Laßt euch nicht die Zeit betrügen.
Laßt euch nicht die Jugend täuſchen.
Zeit und Jugend flechten Kränze
Aus gar zarten Blumen.

Spaniſch.

Netz und Käfig.

(Nach Moore.)

Kommt, Mädchen, laßt die Nadeln ruhn,
Und hört auf meinen Sang;
Die eine mag das lächelnd thun,
Die andre lauſcht wohl bang.
Von Liebe ſing' ich: Weiſe quält
Des Liedes Blüthenland,
Doch oft wird ja die Blüth' erwählt
Als Sprach' im Morgenland.
    Drum, Mädchen, laßt die Nadeln ruhn,
    Und hört auf meinen Sang;
    Die eine mag das lächelnd thun,
    Die andre lauſcht wohl bang.

Ein Netz hatt' Egle ſich geſtrickt
Zum Amoretten-Fang;
Und viele lockte ſie geſchickt
In ihren Zauberzwang;
Doch Lila baute ſtill zu Haus
An einem Käfig fein,
Und ſchaute nicht nach Beute aus
Im luſterfüllten Hain.
    Ihr Mädchen, laßt die Nadeln ruhn,
    Und hört auf meinen Sang;
    Die eine mag das lächelnd thun, —
    Die andre lauſcht wohl bang.

Und Egle lacht' oft ſchadenfroh,
Doch lachte ſie nicht lang,
Der Amoretten-Schwarm entfloh
Bald aus des Netzes Zwang;
Der Faden war zu leicht geſtrickt,
Und wie ſie ſchmeichelnd fleht,
Und ſchmachtend nach den Flücht'gen blickt,
Sie alle ſind verweht.
    Ihr Mädchen, laßt die Nadeln ruhn,
    Und hört auf meinen Sang;
    Die eine wird das lächelnd thun,
    Die andre lauſcht wohl bang.

Und Lila's Käfig ſtand erbaut
Mit Stäben rechter Art,
Drin ſaß mit Schwingen, goldbethaut,
Ein Liebesgott verwahrt,
Und ſehnte ſich nach Freyheit nie.
Drum achtet meiner Lehr':
Ihr webt ein Netz wohl ohne Müh',
Doch nützt ein Käfig mehr.
    Nehmt, Mädchen, eure Nadeln nun,
    Ihr ruhtet ſchon zu lang;
    Und wolltet ihr wie Lila thun —
    Belohnt wär' dann mein Sang.

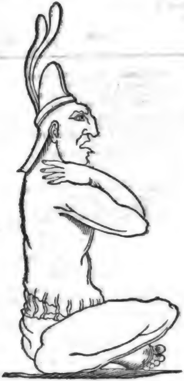
Adrian.

Ruinen bey Palenque im Königreich Guatemala im ſpaniſchen Amerika.

(Ueberſezt von dem ſchriftlichen Originalbericht des Hauptmanns Don Antonio del Rio, begleitet von dem Teatro Critico Americano, oder kritiſche Unterſuchung der Geſchichte der Amerikaner, von Dr. Paul Felix Cabrera, von der Stadt Neu-Guatemala. London 1822. gr. 4.)

Dieſer Bericht, welcher im Jahr 1787 abgefaßt war, nebſt Dr. Cabrera's im Jahr 1794 abgefaßter gelehrter Unterſuchung, befanden ſich, dem Vorbericht des Verlegers zu Folge, im Archiv der Stadt Neu-Guatemala, wo ſie einem dort ſich aufhaltenden Fremden in die Hände fielen, und jezt bey dem Verleger (Herrn Berthoud) zu ſehen ſind.

Von dem Daſeyn einer ſolchen Stadt gibt ſelbſt Hr. v. Humboldt Zeugniß, obgleich er nicht in die Gegend gekommen, wo ſie ſich befindet, und ſie folglich nicht ſelbſt geſehen hat. Indeſſen müſſen ihm doch einige Zeichnungen davon zu Geſicht gekommen ſeyn, indem er in ſeiner Reiſe die Abbildung einer Geſtalt gibt, die ſich auch in dieſem Werke befindet, und über die allen bisher geſehenen Geſichtszügen lebender Nationen ſowol, als alter Abbildungen ſo unähnlichen Geſichtszügen, ſeine eigene Hypotheſe entwirft, die freylich von dem Schluß, zu welchem Dr. Cabrera gelangt, ſehr verſchieden iſt. Um unſern Leſern dieſe auffallende, von allen amerikaniſchen Völkern abgehende, Züge in das Auge fallend zu machen, fügen wir, ehe wir weiter gehen, hier den treu abgezeichneten Umriß einer, der auf den zu beſchreibenden Trümmern oft wiederholten, Geſtalten bey.



Kapitän del Rio, ſcheint es, ward in Folge eines königlichen Befehls von dem Gouverneur des Königreichs mit der nochmaligen Unterſuchung dieſer Ruinen beauftragt. Er fand große Schwierigkeiten, dieſen Auftrag gehörig auszuführen, weil es faſt unmöglich war, eine hinlängliche Anzahl von Arbeitern zur Hinwegräumung des Erdreichs und Gehölzes zu erhalten, wobey es noch überdieß meiſtens an dem gehörigen Handwerkszeug gebrach. Auch fand er die Gegend anfangs ſo dicht mit Nebel bedeckt, daß man die Casas de Piedras (ſteinerne Häuſer), wie man ſie in der Gegend nennt, gar nicht zu ſehen vermochte, und nur erſt nachdem das Holz gefällt und ein allgemeiner Brand die Erde frey gemacht hatte, erhielten ſie einen reinen Dunſtkreis.

Wenn man von Palenque, die lezte Stadt in der Provinz Ciudad Real de Chiapa, gegen Norden eine ſüd-weſtliche Richtung nimmt, und eine Hügelkette hinanſteigt, welche Guatemala von Yucatan oder Campeſche trennt, gelangt man in einer Entfernung von zwey Stunden zuerſt zu dem Flüßchen Micol, welches ſich in den Tulija ergießt, und dann beym weitern Emporſteigen, eine halbe Stunde weiter, zu dem Bache Otulum: hier ſtößt man auf Trümmerhaufen, welche den Weg ſehr rauh machen, bis man nach einer andern halben Stunde zu der Anhöhe kommt, worauf die ſteinernen Häuſer ſich befinden, deren es vierzehn gibt, alle mehr oder weniger verfallen, worin aber doch noch viele der Gemächer ganz deutlich zu erkennen ſind. Auf einer Erhöhung von 60 Fuß ſteht das größte Gebäude unter allen, die man bis jezt entdeckt hat, und um daſſelbe her ſtehen fünf Häuſer nördlich, vier ſüdlich, eines ſüd-weſtlich und drey öſtlich. Aber die ganze Gebirgskette, die ſich von da nach Oſten und Weſten erſtreckt, iſt nach beyden Seiten hin, auf drey bis vier Stunden, mit Trümmern bedeckt, welche ſich demnach zwiſchen ſieben und acht Stunden in die Länge ausdehnen, an der breiteſten Stelle aber ſich nicht mehr als eine halbe Stunde weit erſtrecken. In der Struktur der Gebäude, welche ohne alle Hülfe von Eiſen oder anderm Metall zuſammengefügt worden zu ſeyn ſcheinen, ſo wie in der Wahl des Lokals der Stadt, will Referent etwas finden, welches ihn die Vermuthung wagen läßt, daß die Erbauer mit den Römern in irgend einer Verbindung geſtanden haben dürften.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der eiſerne Käfig.

(Beſchluß.)

Inzwiſchen kam Miſtriß Atkins, eine geliebte Freundin der Familie, zu einem Beſuche. Man theilte ihr die Sache mit, und bat um ihren Rath. Sie aber, eine Dame frey von jeder vorurtheilsvollen Furcht, muthig und

Digitized by Google

entſchloſſen, ſezte ſich vor, dem Mährchen, das man von dem Käfigzimmer erdichtet hatte, auf einmal ein Ende zu machen, indem ſie dieſes Zimmer ſelbſt, während ihres Aufenthaltes bey ihrer Freundin, zum Schlafen wählen wollte. Umſonſt ſuchte man ſie eines Andern zu bereden. Sie meinte, nichts würde von ſo guter Wirkung ſeyn, indem man ihr, als einer unintereſſirten Zeugin, eher glauben würde, als wenn Lady Pennyman ſelbſt oder ihr Sohn ſich ungeſtraft in den Mittelpunkt des Geiſtesbezirks wagten. Man brachte alſo ein Bett in das Käfigzimmer, und richtete es ſo bequem ein, als man in der Eile konnte; wie die Nacht kam, empfahl ſich Miſtriß Atkins, von ihrem Pudel begleitet, heiter der Familie, die ſie bat, ihrethalben ohne Sorge zu ſeyn.

Miſtriß Atkins unterſuchte ihr Zimmer in jeder möglichen Richtung: ſie klopfte gegen jedes Brett im Getäfel, um zu ſehen, ob irgend ein hohler Schall einen geheimen Ausgang verriethe, und nachdem ſie die Thür verriegelt, begab ſie ſich ruhig zu Bett, überzeugt, daß ſie von keinem irdiſchen Gaſt etwas zu fürchten hätte, und wegen geiſtiger Beſuche hatte ſie nie Beſorgniſſe gehegt. Ihre Sicherheit ſollte aber nicht lange dauern: ſie hatte nur ein Paar Minuten lang geſchlafen, als ihr Hund, welcher neben dem Bette lag, ängſtlich heulend auf daſſelbe hinauf ſprang. Die Thür des Zimmers öffnete ſich langſam, und ein blaſſer, hagerer, kränklich ausſehender Jüngling trat langſam herein, warf einen ſanften Blick auf ſie, gieng zu dem eiſernen Käfig mitten im Zimmer, auf den er ſich in der Stellung eines Menſchen lehnte, der über die Leiden eines traurig und freudenlos hingebrachten Lebens nachdenkt. Nach einer Weile entfernte er ſich wieder auf dieſelbe Weiſe, wie er hereingekommen war. Mit der Entfernung der Erſcheinung fühlte die Dame auch die Rückkehr ihres Muthes. Sie ergriff ihre Lampe und eilte der Erſcheinung nach. Als ſie an die Thür kam, fand ſie dieſelbe zu ihrem großen Erſtaunen ſo feſt verriegelt, als ſie ſie verlaſſen hatte. Als ſie den Riegel zurückgezogen und die Thür öffnete, ſah ſie den Jüngling die Treppe hinabgehen: ſie folgte ihm, bis er an den Boden der Treppe kam, wo er in die Erde zu verſinken ſchien. Es würde Miſtriß Atkins unmöglich geweſen ſeyn, die Begebenheiten der Nacht zu verhehlen; ihre Stimme, ihr Weſen, die Unmöglichkeit, in dem unſeligen Zimmer zu ſchlafen, hätte nothwendig verrathen müſſen, daß etwas Unangenehmes geſchehen ſeyn müſſe. Sie erzählte demnach der Lady Pennyman was ſie geſehen, und dieſe beſchloß, nicht länger im Hauſe zu bleiben. Sie ſprach mit dem Manne, von dem ſie daſſelbe gemiethet hatte. Er ward ſehr heftig, ſagte, es ſey jezt nicht die Zeit, die Engländer ihrer Einbildungskraft Raum geben zu laſſen, ließ ein Paar Worte von Guillotine fallen, und drohte ihr auf ihre Gefahr etwas zum Nachtheile des Hauſes zu verbreiten. Sie ſchwieg alſo während ſie ſich in Frankreich befand, und gab vor, als ſie ihre Wohnung verließ, ſie bedürfe eines größern Hauſes für eine Familie wie die ihrige.

(Die Redaktion würde ſich ein Gewiſſen daraus gemacht haben, dieſe Geſchichte aufzunehmen, welche Geſpenſterſehern höchſt willkommen ſeyn muß, wenn dieſelbe nicht die Gründe, widerlegt zu werden, ſo deutlich in ſich trüge. Wir haben da Namen (wenn deren Authentizität nämlich nachgewieſen wird), muthiges Entgegentreten der Gefahr, hinreichenden Beweggrund zur Verſchweigung der Thatſache — was bedarfs mehr, um die Erzählung zum Hauptintereſſe der Geſellſchaft zu machen? Und dennoch finden wir in den Umſtänden der Geſchichte hinreichende Urſache, ſie für ein wahres Spinnſtuben-Mährchen zu erklären. Die erſte Kunde erhalten wir von Dienſtboten. Lady Pennymans erſte Bemerkung widerlegt ſie ſehr vernünftig: „in lange unbewohnten Häuſern ſpukt es gewöhnlich.“ Nun kommt die Erzählung vom Käfig. Wir wollen glauben, daß der Oheim ſo abſcheulich gehandelt hat — leider erzählten uns öffentliche Blätter noch im Verlauf des lezten Jahres eine Geſchichte ähnlicher Mißhandlung, welche in Berlin ſich ſogar eine Mutter gegen ihr Kind zu ſchulden kommen ließ — allein jenes war ein Mädchen von neun oder eilf Jahren, dieſes ein Jüngling von ſechzehn. Doch ſey es. Aber des ſcheußlichen Mörders erſte Sorge nach dem Tode des Neffen würde doch gewiß dahin gegangen ſeyn, den Käfig, Zeuge und Denkmal ſeiner Unthat, bey Seite zu ſchaffen; ſollte dieſes Allernatürlichſte aber nicht geſchehen ſeyn, ſo würde doch Lady Pennyman, ſobald die Geſpenſterfurcht bey ihrem Geſinde einriß, zuerſt dieſen furchtbaren Käfig entfernt haben — oder war er etwa ſo ſtark befeſtigt, daß dieß nicht ſo leicht möglich war, und daß Miſtriß Atkins ihr Bett noch neben dieſes Blutgerüſt ſetzen konnte? Dieſe Umſtände ſind unſers Erachtens, alle unrichtig dargeſtellt. Wenn Miſtriß Atkins wirklich eine Geſtalt ſah, und ihr wirklich nachging, ſo mußte der Umſtand, daß dieſe Geſtalt nicht oben vor ihrer Thür oder auf der Treppe verſank, ſondern erſt unten im Hauſe, wo ſie die Gewölbe am nächſten hatte, ihr zunächſt den Gedanken eingeben, auch im Keller zu ſuchen, ob der intereſſante Jüngling nicht dort zu finden ſey. Da nun dieſe Damen dieſe und andere Vorſicht verſäumt haben, ſo wäre es wohl der Mühe werth, daß einer der vielen Britten, die auf dem Feſtland reiſen, jezt, da die Bankiers in Lille nicht mehr mit der Guillotine drohen werden, das Haus, wo Lady Pennyman ſolche wunderbare Dinge erlebte, aufzuſuchen, und der Geſchichte des unglücklichen Jünglings nachzuſpüren. Es wäre ſicherlich ſehr anziehend, und könnte als Fingerzeig für manche hiſtoriſche Thatſache dienen, des Oheims Miſſethat und des Neffen geſpenſtiſche Erſcheinung nach zwanzig Jahren ſich nochmalen erzählen zu laſſen!)

D. R.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, im November.

(Beſchluß.)

Um wieder auf die Meſſe zurückzukommen, ſo war unter den Budenſchauſpielen das Intereſſanteſte die, kürzlich auch im Süddeutſchland gezeigte, merkwürdige Löwenfamilie, worunter der majeſtätiſche Papa mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet wurde, und die noch unausgebildeten Jungen in ihrer komiſchen Tölpelhaftigkeit den Zuſchauern vieles Vergnügen machten. Am Schluſſe der Meſſe ſezte ein Wolf, der eines Nachmittags aus dieſer Menagerie entkommen war, das Publikum ſo lange in eine bedeutende Bewegung, bis er in einem Privatgarten, wohin er ſich geflüchtet hatte, von ſeinem Wärter wieder gefangen wurde. — Unter den mit Unrecht ſogenannten Panoramen des Hrn. Theatermalers Jerwiz, die manche glückliche Anſichten enthalten, zeichneten ſich die inneren Proſpekte der Peterskirche und der Laterankirche in Rom durch eine wahrhaft künſtleriſche Täuſchung aus; ſie erfüllen den Zuſchauer mit der Ahnung jener architektoniſchen Rieſengröße, und laſſen die Einbildungskraft in den geheiligten Gewölben frey herumſtreifen. In einer andern rund gebauten Bude waren ſechs maleriſche Anſichten unter dem Namen Panoramen merkwürdiger Volkstrachten (von dem bekannten Maler Opiz gearbeitet) unter einer trefflichen Beleuchtung von oben ausgeſtellt. Am meiſten gefiel unter denſelben, die Karavane auf dem Zuge nach Mekka und das türkiſche Kaffeehaus zu Konſtantinopel; dieſes durch den Reiz der Perſpektive, jenes durch Reichthum und Anordnung der Figuren. — Zum Theater zog immer noch der Freyſchütz die Unterhaltung ſuchenden Fremden hin. Dort iſt nun auch das Orcheſter in Hinſicht der Saiteninſtrumente verſtärkt worden, was bey der ſtarken Beſezung der neuen Opern, und bey dem Mangel an Mäßigung von Seiten der Poſaunen ſehr Noth that. Hierdurch wurde auch eine andere Einrichtung der Stellung im Orcheſter herbeygeführt, welche manche Vortheile hat, wovon uns das hieſige Tageblatt, wie über alles, was das Publikum in Hinſicht der Bühne zu genießen hat, ausführlich belehrte. Unter den ausgezeichneten Wiederholungen welche wir täglich ſehen, iſt vornehmlich zu nennen Donna Diana. Herr Stein hat nun die Rolle des Perrin — und in der That zum Vortheil des Ganzen, übernommen. Er hat uns den Gedanken näher gebracht, daß der gewandte Sekretär nicht aus gutmüthiger Laune, ſondern aus Schlauheit, und um der unbequemen Feſſeln in der Nähe ſeiner Gebieterin los zu werden, ſeinen Landsmann Don Cäſar zur Ausführung jedes Planes treibt, der auf die richtigſte Kenntniß des Weibes berechnet iſt. Ueberall griff Hr. Stein leicht und richtig ein, ohne zu übertreiben, und erwarb ſich durch dieß fleißige Studium dankbare Anerkennung. In Romeo und Julie haben wir die Scene der erſten Akte von Mad. Genaſt weit gelungener als früherhin darſtellen ſehen. Nur in Beziehung auf die Scene, wo Julie die an den Geliebten abgeſandte Amme zurück erwartet, müßten wir bemerken, daß dieſelbe im Anfange wohl etwas zu tragiſch genommen wurde, gleich als ob Julie das, was folgt, ſchon wüßte, ſtatt daß ſich hier die Sehnſucht der liebedurſtigen Braut in ſüdlicher Farbe ſchildern ſoll. — Auch alles Uebrige war mit größerem Fleiße angeordnet.

Zum erſtenmal wurde aufgeführt das Trauerſpiel: die Familie Schroffenſtein von Kleiſt bearbeitet, und mit einem luſtigen Ausgange verſehen von Holbein. Dieſe Tragödie, bekanntlich der erſte dramatiſche Verſuch Hrn. v. Kleiſts, welcher noch anonym erſchien, verkündet ohnſtreitig, ungeachtet ſeiner bedeutenden Fehler, ein ſchäzbares poetiſches Talent. Ja die Fehler ſelbſt, welche einleuchtend hervortreten, gehören zu den großartigen Verirrungen, welche ein ſolches Talent aus konſequenter Verfolgung ſeiner Richtung begeht. Kleiſt hat hier den Verſuch machen wollen, dem Zufall eine tragiſche Bedeutung zu geben; dadurch iſt eine Verwickelung der Umſtände entſtanden, die den Zuſchauer faſt verwirrt und oft ans Komiſche ſtreift. Aber in der Zeichnung einzelner Charaktere (z. B. des Sylveſter) und mancher Situationen (z. B. in der Scene, wo Ruperts Gattin mit ſteigender Angſt, doch vergebens, ihren harten Gemahl anfleht, den unſchuldigen Euſtin der Wuth der Diener zu entreißen, und in der Scene zwiſchen den beyden Liebenden, wo Ernſt und Neckerei anmuthig abwechſeln) und auch in dem Dialog iſt ſo viel Ergreifendes und Eigenes, daß der Zuſchauer, obwohl vom Ganzen unbefriedigt, den Gegenſtand dennoch mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen genöthigt iſt. Das Gräuelvolle iſt das Gebiet, in welches die jugendliche Kraft des Dichters ſich hier verirrte; aber in dieſem düſtern Colorit iſt dennoch Haltung. Da kommt ein Bearbeiter und will durch eine augenblickliche Sinnesänderung des im Streit verwilderten Rupert, und eine ſtarke Doſis theatraliſcher Großmuth den Zuſchauer über den ſchweren Traum zufrieden ſtellen, was ohne Lachen nicht abgehen kann. Schwerlich möchte dieſes Stück oft bey vollem Hauſe wiederholt werden. Unter den Darſtellern hat mich Hr. Thieme in der Vergegenwärtigung des mildkräftigen Sylveſter am meiſten befriedigt. — Von Opern war die ſchöne Müllerin mit Winters muſikaliſchen Einlagen und Veränderungen neu einſtudirt. Unſere deutſchen Sänger ſind nicht mehr ſo recht an dieſe Gattung gewöhnt; welche eine beſtimmtere und ſtärkere Zeichnung der Charaktere, vornehmlich in mimiſcher Hinſicht verlangt. Demnach halten wir die erſte Darſtellung nur für einen ſchwachen Verſuch, ſich der italieniſchen Lebendigkeit und Buffonerie anzunähern, der vielleicht bey Wiederholungen beſſer gelingt. Mad. Werner trug die Einlage im erſten Akt recht angenehm vor. Ein neues Mitglied der Geſellſchaft, Hr. Voigt, zweyter Tenoriſt, verdient (als Felſenberg) Aufmunterung; ein anderes, Hr. Seebach, trat neulich in Aſchenbrödel als Alidor zur Zufriedenheit des Publikums auf. Die Familie Kobler gaſtirte tanzend, und fand, ungeachtet das Divertiſſement (die glückliche Witwe) niemand dirigiren wollte, beym größten Theile des Publikums Beyfall.

A. W.

Aus der Schweiz.

Die für dieß Jahr vollendeten Neu-Straßenbauten zur nördlichen Seite des Gotthards reichen nun bis zum Bergdorfe Geſchenen am Eingange der Schöllenen. Was innerhalb dieſer zwey lezteren Jahre hierin geleiſtet wurde, erhält befriedigenden Beyfall, ſelbſt einige neue Brücken, die dieſem lezteren Zeitraume angehören, empfehlen ſich nicht allein durch ein gefälligeres Aeußeres, ſondern, was noch mehr ſagen will, durch eine mehr verſprechende Dauer. Leztere, nämlich die Brücken, und was in dieſes Fach gehört, haben in dieſen Anlagen großen Aufwand an Geld und Zeit gekoſtet, dennoch kennt man das Schickſal der einen, und zwar der erſten und wichtigſten (wir meynen die zunächſt Amſtäg), ſie ſtürzte gleich wenige Tage nach der Wegnahme des Gebälkes ein, ſeitdem iſt ſie nun aber wieder neu aufgebaut. Ob nun jene, welche rundweg behaupten, eine der obigen gleiche Kataſtrophe ſey unvermeidlich, ſobald der Hauptbogen vom Gebälke entblößt ſeyn werde, (mit welcher Wegnahme jedoch niemand zu eilen ſcheint), recht haben oder nicht, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn; damit bey dem Eintreten eines ſolchen wiederholten Auftritts das Erbaute wenigſtens in der Abbildung erhalten werde, iſt dadurch geſorgt, daß von den meiſten dieſer angegebenen Bauten bereits hübſche Anſichten im Druck herausgekommen, die in künſtleriſcher Hinſicht ſehr befriedigend ausgefallen ſind.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Nro. 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 19. December 1822.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindlichtem Weg.
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis
Und unter den Füßen ein nebliches Meer,
Erkennt er die Stätte der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

Schiller.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

Aus einem Brief an einen Freund.

Nachdem der Verfaſſer manchen der gefährlichſten Bergpäſſe mit frohem Muthe zurückgelegt hatte, wozu ihn eine feſte Geſundheit und ſehr glückliche Unempfindlichkeit gegen Schwindel beſonders geeignet macht, ſtrebte ſein Verlangen, die Freuden und Gefahren einer Gemsjagd zu beſtehen. Nach manchen durch Umſtände eingetretenen Hinderniſſen gelangte er endlich zur Erfüllung ſeines kühnen Wunſches, indem er den 15. Juli d. J. ſich vom Schloſſe Tellenburg im Frutinger Thal auf den Jagdweg machte, und erzählt alſo:

Meine Kleidung, die ich gewöhnlich auf den Bergwanderungen trug, alſo auch zur Gemſenjagd beſtimmte, beſtand in einem blauen Tuchoberrock, einem leichten Gilet, grauen langen Tuchpantalons ohne Unterbeinkleider, denn dieſe hindern im Steigen, wenigſtens mich, baumwollenen Strümpfen, Kamaſchen darüber und Schuhen, die ich mir eigends zum Bergſteigen hatte verfertigen laſſen von ſtarkem Oberleder, doppelten ſtarken Sohlen, kurzen Abſätzen, welche, ſo wie die Sohlen, mit großen Nägeln, ſogenannten Mäuſeköpfen, mit vier Wänden, oben in einer ſcharfen Kante zulaufend, ganz dicht beſchlagen waren. Auf dem Kopfe trug ich eine leichte Mütze mit Schirm und Windband. Ein leichtes Jagdränzchen mit mehreren Taſchen, das aber, wie jede Reiſetaſche zu gefährlichen Bergwanderungen, feſt auf dem Rücken ſitzen ſollte, hing an meiner linken Seite, und in demſelben, außer dem nöthigſten Schießbedarf, beſtehend in einem Pulverhörnchen mit etwa ſechs Schüſſen Pulver und ſechs Kugeln dazu, etwas Barchend und Unſchlitt zur Fütterung derſelben, Schußzieher, Raumnadel und etwas Papier, nur noch eine leichte, wollene Aermelweſte, ein Paar Strümpfe, ein blecherner Becher, ein Fläſchchen mit Kirſchwaſſer gefüllt, eine Bouteille Wein. Endlich noch mußte ich mich bequemen, ein Paketchen mit gemahlenem Kaffee, etwas Zucker und Thee einzuſtecken, was aber mir und meinen drey Jägern auf der Jagd ſelbſt vortrefflich zu Statten kam. Nun denke dir den Stutzer auf meiner rechten Achſel, einen 5 Fuß langen Alpenſtock, unten mit einem ſtarken eiſernen Ringe und einer 3 Zoll weit hervorragenden Spitze (hier Steizen genannt) in meiner rechten Hand, die Tabakspfeife im Munde, und du kannſt mich im Geiſt den ſich mäandriſch ſchlängelnden Schloßberg herab- und dem verabredeten Orte an einer Brücke über die reißende Kander zuwandern ſehen.

Die Sonne ſchien heiß, und hatte bereits am Nieſen den Schnee verzehrt, und dieſer Berg ſelbſt ſeinen Hut gelüftet und den Degen abgeſchnallt *). Doch war beydes zu plötzlich geſchehen, als daß ich hätte auf lange Dauer dieſer Freundſchaft bauen können. Ich verließ mich aber auf meine Jäger, denen ich raſch zuſchritt, zwey derſelben auch am feſtgeſetzten Ort, völlig gerüſtet, gelagert antraf; und

---

*) Gebräuchliche Ausdrücke das Steigen und Fallen des Nebels an dieſem Berge zu bezeichnen.

mit ihnen der Wohnung des dritten zuſchritt, an welcher ohnehin unſer Weg uns vorbeyführte. Zu meiner nicht geringen Bewunderung mußte ich, als endlich der dritte Jäger gerüſtet zu uns kam, dieſen ganz manierlich meinen Alpenſtock, an den ich ſchon ganz gewöhnt war, mir aus der Hand nehmen ſehen, weil ſeine Länge mir im Felſenklimmen mehr hinderlich, als im Bergabſteigen zur Stütze dienlich ſeyn würde, und daß das Klappern der Spitze auf den Felſen in den Bergen, beſonders von den Gemſen, ungemein weit gehört werden könnte; dagegen reichte er mir einen Stock von gewöhnlicher Größe, wie jeder der Uebrigen einen führte, unten ganz ohne Beſchläge, oben aber mit einem beynah Fuß langen krummen Häkchen verſehen (ungefähr wie an einer Radhaue zum Aufhauen feſter Erde), weil dieſes Häkchen (Pickel von ihnen genannt) nöthigenfalls zum Einhauen von Stufen in das Eis, und dann auch, was öfters vorkäme, zum Anhängen an die Felſenwände, um ſich daran emporzuſchwingen, diene. Wir drückten jezt alle viere einander, nachdem vor der Hand der erſte Ort der Jagd von ihnen für den morgenden Tag verabredet war, ächt ſchweizeriſch die Hände, und ich erklärte ihnen feſt, daß wir ohne wenigſtens Einem Thier durchaus nicht zurückkehren würden, und wenn wir auch eine ganze Woche lang und darüber herumſtreifen ſollten. Die Wanderung ſollte das Kienthal hinaufgehen, und im Wirthshauſe zu Kien wollten wir uns mit Allem, was etwa an Lebensmitteln noch fehlte, verſehen. — Zum Zweytenmal ſtieg ich das wildromantiſche Kienthal hinan, deſſen Ausgang (eben beym Hinanſteigen) rechts vom kahlen Gerihorne, links von dem zahmeren Engelberge und von der ſteilen Höchſtfluhe gebildet wird. Der Pſeudo-Steg über die ſchäumende Kien, deren Toſen die Ohren einnimmt, wenn man den Muth hat, auf ihm einige Augenblicke zu ſchwanken, ward überſchaukelt, den Manen des großen Scharnachthales, deſſen ehemaliger Wohnplatz vor uns an der Höhe lag, einige Erinnerung geweiht, und die Matten auf einem ſchmalen Fußwege hinangeſtiegen, um auf die Straße zu kommen, welche das Thal hinauf führt, und an der Tſchingelalp ſich endigt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruinen bey Palenque im Königreich Guatemala im ſpaniſchen Amerika.

(Fortſetzung.)

Die Gegend beſchreibt er nicht nur als reizend, ſondern, nach den wilden Erzeugniſſen ſchließend, der herrlichſten Kultur fähig. Die Flüſſe, welche von hier aus nach allen Richtungen laufen, müſſen den ehemaligen Bewohnern die leichteſten Handelsverbindungen eröffnet haben, beſonders mit dem Königreich Yucatan, da Ref. in den Alterthümern dieſes Landes eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit dieſen findet, daß man nothwendig auf gleichen Urſprung oder doch die innigſte Verbindung beyder Völker ſchließen muß. Ein Franziskanermönch, welcher jenes Land oft durchwandert hatte, gab Ref. folgende Nachricht über die Alterthümer deſſelben: Zwanzig Stunden von der Stadt Merida gegen Süden, zwiſchen dem Kirchſprengel Mona y Ticul und der Stadt Noccacab, befinden ſich Ueberreſte einiger ſteinernen Gebäude; ein beſonders großes Haus hat ſich in ſehr gutem Zuſtand erhalten: die Eingebornen nennen es Oxmutal. Es ſteht auf einer 60 Fuß hohen Anhöhe und mißt 200 Yarden, (600 Fuß) auf jeder Façade. Die Gemächer, der äußere Gang, die Pfeiler mit Geſtalten im Halbrelief, mit Schlangen, Eidechſen u. ſ. w. aus Stucco geziert, dann die Bildſäulen von Männern mit Palmen in den Händen, Trommeln rührend und tanzend, gleichen in jeder Hinſicht dem, was man an den Gebäuden zu Palenque bemerkt. Acht Stunden von derſelben Stadt, gegen Norden findet man die zerſtörten Mauern von mehreren Häuſern, deren Anzahl ſich vermehrt, je weiter man nach Oſten hin gehet. In der Nähe des Fluſſes Lagartos, in der Stadt Mani, die ſich unter der wirklichen Gerichtsbarkeit der Franziskanermönche befindet, ſtehet mitten auf dem Hauptplatz ein kegelförmiger ſteinerner Pfeiler, und gegen Süden erhebt ſich ein ſehr alter Pallaſt, welcher dem von Palenqué gleicht, und der Sage nach von einem kleinen Indiſchen Monarchen Namens Hulxio bewohnt war, welcher denſelben den Franziskanern einräumte, während ihr neues Kloſter gebaut ward, und von denen er nachmals als ein öffentliches Siechenhaus benutzt wurde. Hulxio wußte nichts weiter von dem Urſprung des Gebäudes, als daß es von ſeinen Vorfahren bewohnt worden. Auch auf der Straße von Merida nach Bacalar, gegen Norden und Süden gibt es viele andere Ruinen. Kehren wir aber zum eigentlichen Gegenſtand unſerer Beſchreibung zurück. Das Innere des großen Gebäudes bey Palenque iſt in einem Styl, welcher dem gothiſchen ſehr ähnlich iſt, und ſeine rohe und maſſive Bauart verſpricht lange Dauer. Der Eingang iſt auf der Oſtſeite durch ein Portal oder Gang, 36 Vargas lang und 3 breit, von einfachen gleicheckigen Pfeilern, ohne Baſis oder Fußgeſtelle, über welche viereckige glatte Steine von mehr als einem Fuß Dicke, ein Architrav bilden, während ſich auf der Außenſeite eine Art von Schilder aus Stucco befinden. Ueber dieſen Steinen liegt ein anderer gleichwinkliger Block, 5 Fuß lang und 6 Fuß breit, der ſich über zwey der Pfeiler erſtreckt. Die Gemächer enthalten Fächer von Stucco, mit verſchiedenen Verzierungen von demſelben Material, und von den Spuren der Köpfe, die man noch ſieht, möchte man ſchließen, daß es Büſten von einer Reihe von Königen oder Helden waren, die hier geherrſcht haben.

Zwiſchen den Fächern befindet ſich eine Reihe von Fenſtern wie Niſchen, die ſich die ganze Mauer entlang erſtrecken; von dieſen ſind einige viereckig, andere haben die Geſtalt eines griechiſchen Kreuzes, und andere, die das Kreuz vollenden, ſind viereckig und ungefähr 2 Fuß hoch und 8 Zoll tief. Aus dieſem Gange gelangt man auf ſieben Stufen in einen viereckigen Hof; die Nordſeite liegt gänzlich in Trümmern, läßt aber doch noch hinlänglich wahrnehmen, daß ſie ehemals, wie auf der Oſtſeite, ein Gemach und einen Gang hatte, welcher um das Ganze herlief. Die Südſeite hat vier kleine Gemächer mit keinen andern Zierrathen, als einem oder zwey kleinen Fenſtern, wie die oben beſchriebenen. Die Weſtſeite iſt gänzlich wie die gegenüber liegende, ausgenommen in den Bildern im Stucco, denn dieſe ſind weit roher und lächerlicher, als die andern. Das Bild iſt eine Art von grotesker Maske mit Krone und Bocksbart, und darunter zwey griechiſche Kreuze, eines im andern gebildet. . . . . Geht man in derſelben Richtung weiter, ſo gelangt man in einen andern ähnlichen Hof, obgleich nicht ganz ſo breit, mit einem umher laufenden Gang, welcher mit der entgegengeſezten Seite in Verbindung ſtand. In dieſem Gange befinden ſich zwey Gemächer, wie die oben beſchriebenen, und eine innere Gallerie, die auf einer Seite in den Hof, und auf der andern aufs Feld ſah. In dieſem Theil des Gebäudes befinden ſich noch einige Pfeiler, worauf man im Relief ein Bild erblickt, das die Opferung eines unglücklichen Indianers vorzuſtellen ſcheint. Auf der Südſeite befindet ſich ein Thurm von 16 Vargas Höhe, welcher auf den vier beſtehenden Stocken einen fünften mit einer Kuppel gehabt zu haben ſcheint; obgleich die Stockwerke allmählig abnehmen und unverziert ſind, ſo liegt doch in der Bauart etwas Eigenes und Geſchicktes. Dieſer Thurm hat einen ſehr gut nachgeahmten künſtlichen Eingang, welches ich entdeckte, als ich ungefähr 9 Fuß tief hineingegraben hatte, und einen innern Thurm mit nach dem Aeußern gekehrten Fenſtern fand, wodurch die Treppe Licht erhält, auf welcher man bis auf die Spitze ſteigen kann. Der Eingang muß demnach auf der Nordſeite geweſen ſeyn, welches Referent aber nicht unterſucht hat. Hinter den oben erwähnten vier Gemächern befinden ſich zwey andere größere Zimmer, welche zu Betſtuben gedient zu haben ſcheinen. Unter den Verzierungen ſind einige emaillirte Stuccobilder. Hinter dieſen Betzimmern befinden ſich zwey Gemächer, deren jedes 27 Vargas lang und an 3 Vargas breit iſt; ſie enthalten nichts Merkwürdiges, außer einem eingehauenen Stein von elyptiſcher Geſtalt, ungefähr 3½ Vargas hoch und 1 Varga breit. Unterhalb dieſes Steins befindet ſich ein einfacher gleichwinkliger Block, über 2 Vargas lang, 1 und 4 Zoll breit und 7 Zoll dick, welcher in der Geſtalt eines Tiſches auf vier Füßen ruht, mit einer Geſtalt in Basrelief in einer ſitzenden Stellung. Auf den Rändern der Steinplatte befindet ſich eine Art von Hieroglyphen, von denen ich viele auf Steinen und im Stucco fand. Am Ende des lezterwähnten Gemaches iſt eine Oeffnung, die mittelſt einer Treppe in einen unterirdiſchen Gang führt, und welche mehrere Abſätze hat, deren jede eine eigene verzierte Thüre hat. Mehrere andere Oeffnungen führen gleichfalls in den Gang. Ich hatte zur Unterſuchung derſelben Fackeln nöthig, und fand mehrere große Gemächer, welche zum Theil zu Schlafſtellen gedient zu haben ſcheinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 19. November.

In meinem Schreiben vom 11. d., welches über die Nothwendigkeit einer zweyten, von dem Hoftheater ſtreng getrennten Bühne ſprach, behielt ich mir vor, mich an die Unternehmer jener neuen Kunſtanſtalt zu wenden, und ihnen, meiner beſten Einſicht gemäß, den einzig richtigen Standpunkt zu zeigen, den ſie der königl. Bühne gegenüber einzunehmen haben. Mögen ſie, was ich ihnen hierüber zu ſagen gedenke, als einen wohlwollenden Rathſchlag aufnehmen, deſſen Beachtung gänzlich ihnen ſelbſt anheim geſtellt wird, und der nichts weniger, als eine Antikritik ſeyn ſoll, wie dergleichen in Berlin nur allzuſehr im Gebrauch ſind und allen Kunſtgenuß feindlich untergraben, indem ſie die reine Hingebung in ſich und um ſich ſo ertödten, daß man das Berliner Publikum füglich das antikritiſche, oder das nie unſchuldig genießende, nie dem Kunſtwerke ſich gänzlich hingebende nennen kann. Wie innig dieſes vorkritiſche Weſen mit dem Geſammtzuſtande unſerer heutigen Bühnenkunſt zuſammenhange, und wie es ſelbſt eine nothwendige Stufe auf der Bahn allgemeiner Kunſterkenntniß iſt, die zu einer höheren, als die gemein natürliche, Hingebung führt, das gehört nicht hieher, und ich führe es nur deshalb an, um dem Publikum nicht ſo unbedingt angreifend entgegen zu ſtehen, wie jener darſtellende Künſtler, dem dieſes vor einigen Jahren ſo übel bekam. — Ich kehre zu der Aufgabe zurück, die ich mir geſtellt habe. Der Standpunkt, von dem aus die Unternehmer dieſer Volks- und Nebenbühne ihr Werk zu betrachten und zu begründen haben, läßt ſich nur durch den Gegenſatz der Hofbühne finden, deren nothwendigen Charakter ich in meinem lezten Schreiben auseinandergeſezt habe. Denn gerade das, was die Hofbühne nicht darf und nicht zu leiſten vermag, und was dennoch ein weſentlicher Beſtandtheil dramatiſcher Kunſt und ein längſt entbehrtes Bedürfniß iſt; das zu ergänzen iſt die Aufgabe jener zweyten Bühne, die eben durch dieſe ſtrenge Forderung dahin ſtreben ſoll, eine wahrhaftige Volksbühne zu werden. Durchaus verfehlen alſo würde ſie ihren Zweck und ſich ſelbſt vernichten, wenn ſie die Gunſt des Publikums durch die nämlichen Mittel erlangen wollte, durch welche das Hoftheater ſie erwirbt; denn entweder würde ihr das nicht gelingen, und dann hätte ſie ſich vergeblich bemüht und müßte untergehen; oder es gelänge ihr, und dann wäre ſie nur die höchſt überflüſſige Wiederholung des ſchon Vorhandenen, und hätte ſich als das, was ſie ſeyn will und ſoll: als eine eigenthümliche Kunſtanſtalt, ebenfalls vernichtet. Fern alſo von ihr ſey jeder Wetteifer an Reichthum und Pracht, an Schmuck und Fülle; fern von ihr die ſchulgerechte Regel, die antiquariſche Gelehrſamkeit, das imponirende Erhabene, kurz alles, worauf das Kunſtgebäude des Hoftheaters mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ruht. Schon das Lokal muß hier einen ganz andern Eindruck gewähren, als das des

Hoftheaters. Hier, wo auf den Glanz der Bühne bey weitem nicht ſo ſtreng geſehen werden darf, als dort, hier kann der Raum für die Zuſchauer hell und heiter, hier muß er bequem ſeyn, gleichſam ein freundlicher Geſellſchaftsſaal; denn hier muß das Publikum als ein integrirender Theil des Ganzen betrachtet werden; es muß ein lebendiges Wechſelwirken vom Theater auf die Zuſchauer und von dieſen auf das Theater Statt finden, wenn ja nur die Rede von einem Volksſchauſpiel ſeyn ſoll. Hiezu aber muß man behaglich ſitzen, ohne Mühe zu Bekannten und Freunden gelangen können, und nicht in einem peinlich eingepferchten Noth- und Qualzuſtand ſich befinden. — Ueberhaupt darf das Bezahlen an der Kaſſe — ſey es auch der Hauptzweck des Unternehmers — nicht grell und ſtörend als Hauptzweck hervortreten und, mit Hülfe unhöflicher Thürſteher, ſich breit machen; und ſo ſollte auch wohl die alte, gute Gewohnheit wieder eingeführt werden, daß man, nachdem die Vorſtellung eine beſtimmte Zeit lang gewährt hat, nur die Hälfte des Eintrittsgeldes zahlt, welches bey einem Theater, das wohl zum öftern an demſelben Abend mehrere kleine Stücke geben werden, eine liberale und zugleich vortheilhafte Einrichtung ſeyn dürfte. Ich kann den Herrn Unternehmer verſichern und führe das Hamburger Theater als Beyſpiel an — daß, bey großer Strenge gegen Kaſſebeamten und Thürſteher, die Liberalität gegen das Publikum ſich ausnehmend gut verintereſſirt, und daß es der Einnahme keinen Schaden thut, wenn man es z. B. hingehen läßt, daß Einer, der ſein Eintrittsgeld in das Parterre gezahlt hat, den zweyten oder dritten Akt in einer Loge des erſten Ranges zubringt, weil er dort einen Freund oder einen intereſſanten Fremden gewahrte. Was aber die Preiſe der Plätze betrifft, ſo halte ich dafür, daß ſie bis zur Unverhältnißmäßigkeit verſchieden ſeyn müſſen. Es muß anſtändige Plätze geben, bey weitem wohlfeiler, als die der Hofbühne, damit der Mittelſtand ſie bezahlen kann; die Gallerie oder das Paradies muß den äußerſt geringen Preiſen der italieniſchen Theater gleich kommen; denn das Volk ſoll (eben weil es aufhören ſoll, Pöbel zu ſeyn) Theil nehmen an dem Volksſchauſpiele; aber damit auch die Vornehmeren und Reichen dieſes Theater nicht verſchmähen und die Anſtalt beſtehen könne, ſo muß es, wie in den franzöſiſchen Theatern, gewiſſe Plätze und Logen geben, zu denen man ein unverhältnißmäßiges hohes und vornehmes Eintrittsgeld zahlt, und dieſes mag dem höchſten des Berliner Hoftheaters gleich kommen, ja ſelbſt überſteigen. Die Direktion des Finanziellen werden die Herren Unternehmer ſchon ſelbſt weislich einzurichten und zu führen wiſſen; aber die Leitung der eigentlichen Kunſtanſtalt, als ſolche; dieſe einem ſchon längſt in Berlin bekannten und beurtheilten Manne — und wäre er noch ſo gelehrt in Wiſſenſchaft, Kunſt und Sprachen, noch ſo vielerfahren und ſachkundig, noch ſo ſcharf beobachtend und weit gereiſt — bleibt immer eine mißliche Sache; denn wenn irgendwo das bekannte Sprichwort ſeine volle Anwendung findet, ſo iſt es in Berlin, wo es mit Recht heißt: Der Prophet gilt in ſeinem Vaterlande nichts. Ich will dem Herrn Bethmann, den man als künftigen Direktor nennt, durch nichts zu nahe treten, aber einen Mann zu dieſem wichtigſten Geſchäfte wählen, der in Berlin ſo allbekannt iſt, von dem man mit Recht vorausſetzen darf, daß er in den meiſten Einrichtungen ſeinem Meiſter Iffland folgen wird, der ja die freye Kunſt ſo kanzleymäßig-ſteif, ſo vornehm-miniſteriell behandelte, daß er den General an dem Direktor nicht entbehren konnte, einen ſo allbeurtheilten Mann zu wählen heißt der Berliner Antikritik vorarbeiten. — Nur ein Fremder hätte dieſe Stelle zweckmäßig ausfüllen können; entweder Einer mit einem imponirenden Namen, oder einer der großen Menge ganz Unbekannter. — Ein ſolcher hätte mit unerhörten Wagſtücken beginnen und ſo dem neuen Theater eine völlig neue Bahn eröffnen können — nun aber muß leider der Wahlſpruch des zu errichtenden Theaters heißen: Piano! — Leiſe muß es beginnen, die Gemüther beſchwichtigen, berückſichtigen und gewöhnen, bevor es in jene Region eintreten darf, die ihm, der Natur der Sache gemäß, einzig und allein angewieſen iſt und die dem längſt davon entwöhnten Berliner nicht allein neu und befremdend, ſondern auch anſtößig ſeyn dürfte. Zu dieſem Leiſeauftreten würden ſich nur ſolche Luſtſpiele am beſten eignen, die von den Repertoiren der deutſchen Bühnen verſchwunden ſind; theils weil ſie die Schauluſt nicht befriedigen, theils weil zu ihrer Darſtellung ein charakteriſtiſches Spiel erfordert wird, das in dem Waſſerſtoffgas der Newien, in dem blauen Dunſte bengaliſcher Feuer, in dem Rauſchgolde der Koſtume und in dem Knallſilber der Effekte ſchon längſt ſein Grab gefunden hat. — In der einheimiſchen, wie in der fremden Literatur liegt noch mancher dramatiſche Schatz verborgen; und an Auffindung und zeitgemäßer Bearbeitung ſolcher Stoffe mögen ſich fürs erſte die Dichter üben, die für jenes Theater zu ſchreiben gedenken. Erſt ſpäter, wenn ſie das Publikum in etwas von der Gewalt der Schauluſt, von der uſurpirten Herrſchaft unweſentlicher Nebendinge befreyet und zur alten Kunſtempfänglichkeit zurückgeleitet haben; dann erſt mögen ſie mit neuen, mit eigenen Produktionen hervortreten; dann erſt möge ſich dieſes Theater an die Erſcheinungen des Tages, an die zeitigen Begebenheiten in Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſellſchaft, ja an die Geſchichte der Geſchichte anſchließen. Denn nur auf dieſem erhabenen Standpunkte heiterer Ironie kann eine Bühne auf den Ehrennamen eines Volkstheaters Anſpruch machen. — Hiezu gehören aber, außer dem ſeltnen Talent komiſcher Dichter und komiſcher Schauſpieler, noch zwey äußerſt ſchwierige Bedingungen; die erſte iſt eine milde von aller Zeitangſt freye Cenſur; denn wo nicht über das Wichtigſte und Höchſte, über das, was allein des Scherzes würdig iſt, geſcherzt werden darf; da wird der Scherz niedrig, gemein und trivial, weil nur das Niedrige, Gemeine und Triviale ihm als Stoff gewährt wird. Ob der Scherz zu ausſchweifend ſey, dazu gehört ein reines künſtleriſches Urtheil, denn ein ſolches iſt nicht nur ethiſch, ſondern auch ſtets im höhern Sinn politiſch; aber Cato ſelbſt war kein ſo kunſteinſichtiger Cenſor. Die zweyte Bedingung iſt die reine, fröhliche Hingebung des Publikums, ſeine heitere Luſt an Luſt und Spiel, ſeine Erhebung zu dem ironiſchen Standpunkte des Dichters, von dem aus nur die Kunſt ſelbſt Zweck der Kunſt und das Zerſtören der Welt des Scheins kein Zerſtören, ſondern ein künſtleriſches Schaffen iſt. Dieſe zweyte Bedingung iſt eigentlich die Aufgabe der neuen Anſtalt, wozu ihr ein kleines, aber wohlgewähltes Perſonal, eine glanzloſe, einfache Bühne, wenig Maſchinen, wenige Dekorationen, ein charakteriſtiſches aber kein ſpintiſirtes Koſtum zu empfehlen iſt, bey Verpönung alles deſſen, was unſere Prunkbühnen zu viel haben, hauptſächlich aber möge ſie ſich vor der Oper, ja ſelbſt vor der größeren Operette hüten und ſich auf ſolche Liederſpiele beſchränken, wo die Worte des Liedes vorherrſchen und verſtanden werden müſſen. Doch auch die höchſte Kunſteinſicht, die glücklichſte Wahl der dichtenden und ausübenden Künſtler, die kindlichſte Unſchuld des Berliner Publikums können zu nichts helfen, und dieſes Volkstheater muß untergehen oder, was daſſelbe ſagen will, eine Filialanſtalt des Hoftheaters werden, wenn nicht die bekannte Milde der höchſten Regierung auch die Cenſurbehörde zur Milde bewegt. Dieß wünſche ich von Herzen der Kunſt, dem Volke, und den Herren Unternehmern des Volkstheaters.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 101.

Nro. 304.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. December 1822.

Den ſchreckt der Berg nicht, der darauf geboren.
Schiller.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

Nach zwey Stunden Wegs, auf welchem wir den Schatten jedes Strauches benuzt hatten, um uns zu kühlen, gelangten wir an das, zur Verproviantirung unſerer Jagdranzen feſtgeſezte, Wirthshaus im Dorfe Kien, dem lezten auf unſerem Ziele. Eine Art von Salon vor dem ländlichen Gebäude gab uns Schutz vor der brennenden Sonne; das melodiſche Brauſen der in der Tiefe unter uns hinſchäumenden Kien allein unterbrach die Stille, welche jezt in den Hütten, das Dorf Kien ausmachend, und um dieſelben, beſonders der Hitze wegen, herrſchte. Wir legten unſere Ranzen und Stutzen ab, gingen dann zu dem Brunnen, wo wir uns durch Ausſpülen des Mundes mit friſchem Alpenwaſſer und durch das Waſchen der Hände und Vorderarme wieder einigermaßen erquickten, und in einigen Bouteillen Wein neue Stärkung fanden. Meine Frage, was uns noch fehle, um nicht Hunger zu ſterben, ward einfach beantwortet: ſie hätten ſich wohl auf Einen Tag verſehen, allein wenn ſie mehrere Tage bleiben müßten, fehle es an Brod und Getränke. An erſterem ließ ich herbeyſchaffen, was Jeder fortbringen zu können glaubte, doch wenigſtens ſo viel, um auf vier bis fünf Tage gedeckt zu ſeyn. Selbſt ich nahm in meinen ohnehin ſchon beſchwerten Ranzen einige Pfunde. Mit Käſe waren die Jäger verſehen; an Fleiſchmitnehmen war nicht zu denken, da dieſes in einigen Stunden auf den Bergen ungenießbar wird. Zum Getränke konnte uns der Wirth außer Wein nichts anderes anbieten, als Enzenewaſſer, das heißt: Branntwein aus den Wurzeln der Enziana lutea und punctata, welches im Oberlande ein Lieblingsgetränk der gemeinen Leute iſt, auch meinen Jägern ſehr willkommen war, das ich ſeines Wurzelgeruchs wegen aber nicht einmal riechen konnte. Dieſes Labſal, das beſonders für den Magen ſtärkend ſeyn ſoll, iſt jezt ſchon ſehr theuer, und koſtet um die Hälfte mehr, als das Kirſchenwaſſer, nämlich eine Maas 24 Batzen, wird aber in wenig Jahren noch weit theurer werden, da die Wurzeln der genannten beyden Pflanzen ſchon anfangen ſeltener zu werden. Mit der Enziana punctata wird man bald ganz im Reinen ſeyn, und die lutea traf ich auf den Frutinger- und Kienthalbergen nur ſelten noch, am häufigſten auf den Wieſen um das Leukerbad in Wallis, und auf einigen bedeutenden Höhen des Juragebirges. Da ich merkte, dieſes Enzianawaſſer ſey meinen Begleitern lieber, als das Kirſchenwaſſer, ſo legte ich, da mein Vorrath von lezterm nur gering war, auf das übrige Beſchlag, und ließ ſie dagegen nach Belieben Wurzelwaſſer einnehmen, wozu der Wirth Gefäße hervorſuchen mußte. Wir verweilten hier abſichtlich lange, wegen der Hitze, doch betrug unſer, dieſen Abend noch zu ſteigender, Weg vier Stunden, und es war beynah 6 Uhr, als wir wieder neugeſtärkt vorwärts wanderten, und zwar mit verdoppelten Schritten, was in der Kühle, die ſchon um uns wehte, auch ohne Anſtrengung möglich war.

Zum Zweytenmale wandelte ich die anziehende Tſchingelalp, welche rechts und links von hohen Felſen eingeſchloſſen, längs der über ſie ſtrömenden Kien, die noch an ihrem rechten Ufer einige faſt regelmäßig ſtehende Erlenbüſche beſpült, hin, an einer Menge Käſeſpeicher vorbey, bis faſt an das im hohen Felſen auslaufende Ende dieſer fetten Alp, wo nun unſer Weg links ziemlich ſteil hinanging. Von derſelben Felſenwand, die wir jezt hinanklimmten, ſtürzt in einem Falle von 3—400 Fuß die Kien herab, unſer Weg führte uns einigemal ſo nahe an ihr weißes Band, zu welchem der Sturz ſie bildet, daß wir von ihrem Staube benezt wurden. Beym Anfange ihres Falles ruhten wir auf einem Felſenvorſprung unter Tannenkrüppeln, mit welchen dieſe Höhe noch bewachſen iſt, aus. Die Sonne war eben hier im Untergehen, und hauchte ihre über alle Beſchreibung ſchöne Roſenſchminke dem uns gegenüberliegenden Düntenberge, dem Ermighorne und den übrigen Fluhen auf, erleuchtete noch einmal, aber auf eine ganz eigene, magiſche Art die zu unſern Füßen liegende Tſchingelalp, und die ebenfalls in ſie herabſtürzende Kaskade der Dünte, und nahm dann hier für dieſen Tag Abſchied, und, wie ich beſorgte, auch vielleicht noch für mehrere Tage. Die Jäger widerſprachen meiner deßhalb geäußerten Beſorgniß, ich traute ihren Wetterbeobachtungen und beruhigte mich, aber je höher wir ſtiegen, und je dunkler es um uns wurde (im Thale war es ſchon ganz finſter), deſto mehr ſah ich, wie ſich die Wolken auf den hohen Spitzen um uns zuſammenzogen. Bald war es auch um uns herum ganz finſter, wir krochen mehr, als wir aufwärts gehen konnten, eine ſteile Anhöhe wieder hinan, unter einer noch ſteilern Felſenwand hin, von der faſt ununterbrochen in einer langen Strecke hinauf Waſſer herabſtäubte, und uns oben durchnäßte, während unſere Füße von dem beſonders in dieſem Jahre überall ungewöhnlich hohen und ganz feuchten Graſe eingeweicht wurden. Mich dauerte nur mein unverbundener Stutzen, worüber mich aber die Jäger durch das Verſprechen ſorgfältiger Abtrocknung tröſteten. Endlich, es war beynah 10 Uhr, hörte ich Viehglocken; wir fingen an zu jauchzen, um dadurch den Sennern die Ankunft von Gäſten zu melden, und waren bald an dem Staffel ſelbſt (ſo heißen hier die Sennhütten) auf dem Dürrenberge. Jezt etwas von einem ſolchen Staffel:

Denke dich erſtlich auf eine Höhe von beyläufig 6500 Fuß, alſo ſchon mehr als 1000 Fuß über den Holzwuchs, auf eine grüne Alp, nördlich und nord-öſtlich vor dir die Blümlialp und den Gamchi-Gletſcher und ewigen Schnee, und weſtlich die ſchroff aufſteigenden Hundshörner mit ihren bis zu den vorgenannten Gletſchern fortlaufenden Felſenwänden. Auf dieſer öden Alp ſiehſt du hie und da Felſentrümmer von eingeſtürzten Hörnern liegen, und durch ſie oft ſonderbare Geſtalten gebildet. Zwey ſolcher koloſſaler Felſenblöcke ſind nun von den Kühern zum Bau ihres Aufenthaltortes benützt, von kleinern zuſammengetragenen Steinen zwey andere Wände eben nicht mit dem Winkelmaße aufgerichtet, und eben ſo wenig die großen Lücken von dieſen unbehauenen Steinen mit Kalk oder des etwas verſchmiert, ſondern blos mit Moos verſtopft, das aber hie und da der Regen wieder wegnahm; auf dieſe vier Wände wurden dann einige Stangen, welche ſo wie alles hier oben vorzufindende Holz mühſam auf dem Rücken hinauf getragen wurden, gelegt, und dieſes Pſeudodach mit platten Steinen überlegt, welchen wieder größere zum Feſthalten des Ganzen aufgelegt ſind. Daß Sonnen- und Mondſchein, Regen und Schnee, und jeder Wind hier freyen Eintritt hat, kannſt du dir leicht denken. Jedoch iſt dieſe Hütte durch eine vor ihr nahe liegende Höhe wenigſtens vor der ſchneidenden Gletſcherluft geſichert. Der Raum im Innern mag ſich auf 18 Quadratfuß belaufen, iſt in zwey beynah gleiche Theile getheilt, wovon der eine zum Melken des Viehes bey übler Witterung, der andere aber zur Käſebereitung und dem gewöhnlichen Aufenthalte des Senners und ſeiner Gehülfen beſtimmt iſt, der Fußboden iſt aber in beyden Hälften gleich weich, theils vom Vieh feſtgetreten, theils vom Himmel eingeweicht.

Nachdem wir uns im Finſtern durch eine Parthie meckernder Ziegen und jungen Viehes gedrängt hatten, traten wir in den innern Raum der Hütte, eben als der gute Senner die Leiter von ſeinem Lager herabſtieg. Er blies ſogleich in das noch glimmende Feuer, das auch bald aufloderte, und das ganze Rauchweſen um uns her erkennen ließ. Stutzen und Jagdranzen wurden abgelegt und ſo gut als möglich verborgen; dann hieß es: ums Feuer geſezt! wo es aber, wie im ganzen Zimmer, ſo enge zuging, daß ſich Keiner umdrehen konnte, ohne ſeinen Nebenmann freundſchaftlichſt zu berühren. Da wir alle die Nahrung der Tiefe noch in unſern Mägen hatten, und durch das Steigen nur durſtig geworden waren, ſo ließen wir uns blos eine Pfanne Ziegenmilch warm machen. Du wirſt hier bey den Wörtern: „Pfanne“ und „Ziegenmilch“ anſtoßen. Allein daß in dieſer Höhe von keinem Topfe die Rede ſeyn kann, oder von einem andern thönernen oder gläſernen Geſchirr, wirſt du mir glauben, und Ziegenmilch iſt hier oben die einzige Nahrung des Senners, der nichts als junges Rindvieh, Ziegen und Schaafe ſeiner Alp anvertrauen kann, wegen ihrer hohen, gefährlichen Lage, und von dieſem Vieh muß das erſtere ſtets gehütet werden, um nicht die Felſenwände hinabzuſtürzen. Blos eine milchgebende Kuh war auf dem ganzen Berge, die unweit der Sennhütte an einem langen Strick gebunden vor Gefahr geſichert ſeyn ſollte. Von Ziger oder einem fetten Kuhkäſe war hier keine Rede, blos etwas magerer und Ziegenkäſe, der von den niedern Alpen heraufgetragen wird, wurde uns aufgetragen, und daß der gutmüthige Senner hergibt, was er hat, davon hatte ich ſchon viele Proben, beſonders auch von unſerm jezigen Wirth, der mich von einer vor drey Wochen gemachten Bergreiſe ſchon kannte. Die warm gemachte Milch ward dann in einen hölzernen Kübel geſchüttet, aus dem wahrlich mein Hund nicht gefreſſen hätte, und mit etwas kleinern, ebenfalls hölzernen Kübelchen, die man Löffel nannte, mit dem größten Appetite herausgelangt. Dieſe Einfachheit des Küherlebens erſtreckt ſich auch auf ihre Stühle. Dieſe beſtehen in einem Brettchen, in welches in der Mitte ein Bein angebracht iſt. Wer nun auf einem ſolchen einbeinigen Schemel, die zugleich zum Melken dienen, nicht ſitzen kann, muß ſtehen, oder ſich auf die naſſe Erde ſetzen, welche die Diele hier vertritt.

Nach unſerm eingenommenen Abendmahle ſezten wir uns in einem Halbkreiſe auf den beſchriebenen Stühlen um das flackernde Feuer, welches uns auch erleuchtete, ſchmauchten unſere Pfeife Tabak, ſchwazten von Dieſem und Jenem, und verbrachten ſo einige Stunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die neue Kettenbrücke über die Menaisſtraße, welche die Inſel Angleſea von England trennt *).

Die lebhafteſte Theilnahme, welche Sie ausgezeichneten Werken der Waſſerbaukunſt ſchenken, veranlaßt mich, Ihnen dieſen kurzen Bericht über eine merkwürdige Brücke zu ſenden, die in der Nähe von Bangor, wo ich mich gegenwärtig aufhalte, errichtet wird. Die Arbeit iſt ſchon bedeutend vorgerückt, und ſie ſoll im nächſten Sommer vollendet ſeyn. Die Ketten, welche die Brücke tragen werden, ſind fertig, und ihre Stärke iſt durch Ladungen von dicht an einander ſtehenden Menſchen geprüft worden. Man fand, daß dieſe Art lebendiger Maſſen gewichtiger und auf einer beſtimmten Ausdehnung weit beſſer zu handhaben ſey, als zuſammengereihete Vierfüßer, die theils vielen Raum unter ihren Bäuchen leer laſſen, theils auf beweglichen und verſchiedentlich geneigten Flächen nicht leicht in Ruhe zu behalten ſind. Vermuthlich wiſſen Sie bereits ſchon, daß der Vorſchlag dieſer hängenden Brücke von Hr. Telford herrührt, dem nun auch die Ausführung übertragen iſt.*) Bereits iſt nach gleichem Syſteme eine andere, aber ungleich kleinere Brücke über die Tweed bey Berwick errichtet worden. Die gegenwärtige hat eine furchtbare Höhe von einhundert ſechs und zwanzig Fuß über dem Waſſer, das, wie Sie wiſſen, kein Fluß, ſondern ein Arm des Meeres iſt, der die Inſel Angleſea vom Waliſerlande trennt und die Menais-Straße heißt. Die Fluth iſt darin ſo heftig, daß es nie gelingen mochte, eine Brücke zu errichten. Man iſt daher auf den Gedanken gerathen, eine ſolche an ſtarken Ketten aufzuhängen, von welchen ſenkrechte Stangen in erforderlicher Länge ſich niederſenken, um, der unvermeidlichen Krümmung der geſpannten Ketten unerachtet, eine völlig wagerechte Brücke zu erzielen. Der ganz freye Zwiſchenraum, ohne Träger, von einer Widerlage zur andern, hält 580 Fuß. Jede der gemauerten Widerlagen trägt eine 50 Fuß hohe eiſerne Pyramide, über welche die Ketten hingehen. Die Brücke wird hoch genug ſeyn, um die Schiffe mit ausgeſpannten Segeln unter ſich durchzulaſſen, ſie iſt acht und zwanzig Fuß breit, und dieſer Breite nach in drey Theile getheilt; ein Weg für die Fußgänger in der Mitte iſt vier Fuß breit, und hat zu beyden Seiten einen Fahrweg, deren jeder zwölf Fuß Breite hat. Die Widerlagen beſtehen aus mehrern offenen Schwibbogen, um die längs dem Waſſer ihren Weg nehmenden Fuhrwerke durchzulaſſen. Die Ketten, nachdem ſie über die eiſernen Pyramiden gegangen, ſenken ſich, mit verſchiedenen Neigungen, auf die Widerlagen, wo ſie durch Nebenketten ſehr ſtark befeſtigt ſind. Die Schwibbogen der Widerlagen haben fünfzig Fuß Durchmeſſer und beſtehen aus ungeheuer großen Kalkſtein-Blöcken. Die Hauptſtücke der Widerlagen, welche die eiſernen Pyramiden tragen, ſind nicht maſſiv, ſondern inwendig beynahe der ganzen Länge nach hohl.

Als zu Sunderland die erſte eiſerne Brücke errichtet ward, fürchtete ſich das Publikum mit einigermaßen ſchweren Fuhrwerken darüber zu fahren. Um Beruhigung zu verſchaffen, ließ der Ingenieur bey hoher Fluth ein Schiff unter die Brücke fahren, das er hierauf an dieſe mit Ketten befeſtigte. Bey eingetretener Ebbe blieb das Schiff völlig an der Brücke hängen, und auch die Furchtſamſten vertrauten jezt einem Gewölbe, das dieſe ungeheure Laſt zu tragen vermochte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, den 4. Dezember.

Wir erwarten nach Beendigung des Kongreſſes viele ausgezeichnete Fremde, beſonders Ruſſen, hier. Bis jezt hört man noch viele Klagen, daß Quartiere leer ſtehen, daß nichts gekauft werde ꝛc. Dieſe Klagen werden nur dadurch begreiflich, daß Vermiether, Verkäufer und Konkurrenz in allen Artikeln ſich unglaublich vermehrt haben, aber einerſeits auf den alten Preiſen beſtanden, anderntheils der Reiſende mit jedem Jahr ſparſamer und klüger wird.

Die Theater haben vorigen Sonnabend wegen des Advents geſchloſſen. David erhielt in Othello unausgeſezt Beyfall. Ob er in andern Opern eben ſo gefallen werde, ſteht dahin. In Capranica wurde eine Bearbeitung des Voyage à Dieppe unter rauſchendem Beyfall die zwey lezten Abende gegeben. Beſtris verläßt uns, vielleicht auf lange. Er wurde nach und nach das Schooßkind der Römer und fühlte es wohl.

Mai's Ausgabe von Cicero de republica iſt endlich erſchienen. Die lange Zögerung gab zu dem Wortſpiele mit Mai oft Veranlaſſung. Wann Mai die Eclogen herausgeben werde, iſt

---

*) Aus einem Schreiben an den Prof. Pictet in Genf. Bibl. univ. Oktober 1822.

**) Wirklich ward uns auf unſerer lezten Reiſe nach England, durch Hrn. Telford ſelbſt Mittheilung des Plans und Zeichnungen ſeiner großen Unternehmung gemacht; wir müſſen aber geſtehen, daß uns der Gedanke damals dermaßen kühn vorkam, daß wir eher den Traum eines geiſtvollen Mannes als eine ausführbare Sache darin erblickten. Wir hatten uns geirrt.

Anm. des Hrn. Pictet.

Digitized by Google

noch unbekannt. Für den Cicero hat er von allen italieniſchen Staaten ein Privilegium wider den Nachdruck erhalten, und für Frankreich und Deutſchland hat er das Verlagsrecht an dortige Buchhändler verkauft.

Die Regierung wird den Beytrag Canovas zur Aufrechthaltung der archäologiſchen Akademie übernehmen, und dieſe Akademie demnach fortbeſtehen. Das Edikt wegen Nachgrabungen, Verkauf und Ausfuhr der Alterthümer wirkt durch allzugroße Strenge, und dadurch, daß Fea zugleich Geſetzgeber, Ankläger, Viſitator und Taxator iſt, lähmend auf alle Unternehmungen dieſer Art. Jedoch iſt Hoffnung vorhanden, daß zwey römiſche Fürſten im künftigen Frühling bedeutende Unternehmungen dieſer Art auf ihrem Gute vornehmen werden.

M.

Stuttgart, im December.

„— Einmal im Jahre gieng dein geharniſchter Geiſt über die „Breter hinweg;“ — können wir dem Shakſpeare zurufen; — und zwar, ſetzen wir hinzu, „zum Erſtenmale in metriſcher Form, nach der Schlegel'ſchen Ueberſetzung, von Wolf (in Berlin) für die Bühne eingerichtet. — In den vier erſten Akten fanden wir den Gang der Handlung nach der alten, bekannten Schröder'ſchen Bearbeitung des Hamlet durchgehends beybehalten. Es war alſo blos der Schlegel'ſche Dialog, den wir ſtatt des Schröder'ſchen zu hören bekamen; nur allein Polonius, hatte die geſchmeidigen Jamben verſchmäht, und die alte, breite Proſa der frühern Ueberſetzung beybehalten; — darüber wunderten wir uns mit Recht, denn die Höflinge haben ſich bekanntlich zu allen Zeiten bemüht zierlicher zu reden, wie die übrigen nicht apartementsfähigen Menſchenkinder. Indeſſen iſt der Grund hievon wohl in der Individualität des Schauſpielers zu ſuchen, deſſen proſaiſche Natur der Poeſie allerdings widerſtreben mag. Ob man ihn aber hätte gewähren laſſen ſollen, das iſt die Frage. — Der fünfte Akt wich von der Schröder'ſchen Bearbeitung ab, denn hier waren Todtengräber, Begräbniß, Ringen im Grabe, das Heer der Normänner mit dem Prinzen Fortinbras. — kurz der Originalakt ſo ziemlich in nuce zu ſchauen. Dadurch wurde nun freylich das richtige Verhältniß zu den andern vier Akten aufgehoben, und der letzte erſchien unförmlich, breit und aufgeblaſen. — Die Darſtellung des Hamlet durch Hrn. Hrn. Mevius war verdienſtvoll und fleißig; — ein Anerkenntniß, welches ihm kein billiger Beurtheiler verſagen wird. — In Leſſings Trauerſpiel: Emilie Galotti, gab Mlle. Scholz, als Gaſtrolle, die Emilie. Die junge Künſtlerin war im Ganzen genommen lobenswerth, und zeigte Theaterroutine; nur war ihr Ton hie und da zu entſchieden und zu beſtimmt, und alsdann im Widerſpruch mit Emiliens zarter, ſchüchterner Jungfräulichkeit. — Die Darſtellung der Orſina durch unſre Mad. Brede, iſt bekannt, und bekanntlich ſehr verdienſtvoll; — wenn es jedoch wahr iſt, wie ein Dresdener Recenſent früher bemerkte, daß ſie durch die allzu poetiſche Auffaſſung des Charakters aus dem Tone des Ganzen falle, ſo muß, wenn ihr das zum Vorwurf gereichen kann, dieſer Vorwurf auch zugleich den verewigten Dichter treffen, der den Charakter der Orſina, im Vergleich mit den übrigen Charakteren ſeines Trauerſpiels, wohl zu poetiſch gehalten hat. Unſer Odoardo war dagegen weit proſaiſcher als ihn der Dichter gezeichnet. — Die Darſtellung einiger Luſtſpiele war befriedigend durch wackere Geſammtleiſtung. Wir nennen unter dieſen vor allen, das Luſtſpiel der Frau von Weißenthurn: das letzte Mittel. In dieſem Stücke war unter den Männern beſonders Hr. Maurer als Graf höchſt lobenswerth, auch darum, weil er ſich mit vieler Mäßigung dem vorherrſchenden Baron unterordnete, welcher mit ſeiner faſt übergroßen Lebhaftigkeit und Wortfülle recht wacker und beluſtigend vom Hrn. Mevius dargeſtellt ward. Mad. Maurer war als Baronin eine angenehme Erſcheinung, und führte ihre Rolle mit Feinheit und Anſtand durch. Höchſt ergötzlich ſtellte Mad. Brede, die Schwätzerin, Frau von Silben dar. Als eine angenehme, anſtändige Plauderin, ward uns dieſe luſtige Perſon des Stücks verſinnlicht; und höchſt anſtändiger Weltton bey aller zudringlichen Plauderhaftigkeit muß bey dieſer Dame auch vorherrſchend ſeyn, wenn ſie nicht widerlich werden ſoll. Eine gewiſſe Steifheit, und affektirte Zierlichkeit des Benehmens, welche die Künſtlerin durchblicken ließ, war überdieß von recht guter komiſcher Wirkung. — Das allgemeine Urtheil über dieſes Luſtſpiel der Wiener Dichterin iſt: „daß nicht viel an demſelben ſey;“ — und wir wollen dieſem Urtheile im Ganzen auch nicht widerſprechen; indeſſen mit ſolchem Enſemble dargeſtellt, wie hier, ſieht man es von Zeit zu Zeit recht gern an ſich vorüber ziehn. Mit eben ſo lobenswürdigem Enſemble, ja vielleicht mit noch größerem Fleiße, wurde das Thumb'ſche Luſtſpiel: das Geſchenk des Fürſten, gegeben. Schade für das Stück, daß die Ironie nicht kräftiger hervortritt, und die Bedeutung derſelben öfters erſt errathen werden muß. Sollen Theaterſtücke eine bedeutende Wirkung hervorbringen, ſo müſſen überhaupt Situationen ſowohl als Charaktere ſchärfer gezeichnet ſeyn, als im vorbenannten Luſtſpiele geſchehen. — Ein ſehr achtungswerther, und von uns mit Recht beachteter Gaſt, war die bekannte Künſtlerin, Mlle. Pfeiffer aus München. Sie trat in drey Rollen auf: in der Jungfrau von Orleans, worin ſie Ref. nicht geſehen; in den Fürſten Chawansky, und im Schutzgeiſt. Die vielen glänzenden Momente in der Rolle der Czarin wurden höchſt effektvoll und würdig von der fremden Künſtlerin dargeſtellt, die überhaupt mit ſeltener Kraft die für ein weibliches Weſen beynahe zu anſtrengende Rolle bis ans Ende durchführte. Ihre Deklamation iſt meiſt tadellos, und die Künſtlerin verſteht es, vor vielen andern, die wirkſamen Stellen hervorzuheben, ohne darum die weniger bedeutenden fallen zu laſſen. In Kotzebue's Schutzgeiſt gab ſie die Adelheid ebenfalls mit großer, und allgemein anerkannter Kunſtfertigkeit. Wahre Begeiſterung, durch welche die Gebilde des Dichters in's Leben gerufen werden, war über dieſe Darſtellung verbreitet, und wir beklagten nur, daß ihrem übrigens ſchönen und ſtarken Organ, jene ſanftere Töne nicht zu Gebot zu ſtehn ſchienen, mit welchen die zarten, innigen Stellen der Rolle hätten beſprochen werden ſollen. Sie weiß indeſſen dieſen Mangel ihres Organs mit vieler Kunſt zu verbergen, und wir bewundern ja darum einen Demoſthenes um ſo mehr, weil es ihm gelungen, durch beſiegte Schwierigkeit ein großer Redner zu werden. — Ihre Schülerin, Mlle. Gerbach, die den Schutzgeiſt darſtellte, erregt recht angenehme Hoffnungen; nur muß ſie ſich vor dem zu ſchnellen Sprechen hüten, in welchen Fehler ſie hier, vor einem fremden Publikum, ohne Zweifel aus Aengſtlichkeit verfallen iſt. — Hr. Maurer: Markgraf Azo, gab ſeine vorletzte Scene beſonders, auf welche er wohl den meiſten Fleiß verwendet hatte, mit vieler Empfindung und energiſcher Kraft. Hr. Gnauth war lobenswerth, als Berengar, nur hätte er im Ganzen den Charakter mit noch ſchärfern Umriſſen zeichnen ſollen, worin ja der Dichter dem Darſteller höchſt wacker vorgearbeitet. Hr. Miedke erwarb ſich Beyfall in einer Nebenrolle, als Knappe Oswald, und trug dadurch höchſt verdienſtlich zum Gelingen des Ganzen das ſeinige bey. Ueberhaupt wurde das Stück mit dem großen Perſonal, wenn wir etwa den Geiſt des ermordeten Lothar ausnehmen, mit Präciſion und gutem Enſemble dargeſtellt. — Die fremde Künſtlerin ward nach jeder Darſtellung hervorgerufen; bey uns eine wahre Auszeichnung, weil unſer Publikum ſie höchſt ſelten zu ertheilen pflegt. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 101.

Nro. 305.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. December 1822.

Seht! mit ſeinem ernſten Blicke,
Einen neuen Geiſt empfing ich:
Mit dem ſtillen reinen Lichte
Er mein Dunkel hat erleuchtet
Seine ewig hohen Worte
Haben meinen Sinn gewendet.

Alt Spaniſch.

St. Thomas.

Nach Joh. XX.

Er ſtand auf jenem ſtillen Hügel,
Gewölbt zu des Erlöſers Grab:
Die Schwermuth lieh ihm ihren Flügel,
Die Freude nimmer ihren Stab.
Aus ſeinem Auge floſſen Zähren,
Wie Freundesliebe ſanft ſie weint;
Den tiefen Schmerz nur wollt' er nähren,
Der in ſich Leid und Luſt vereint.

Er hat ihn je und je geliebet,
Als ſeinen Lehrer, ſeinen Herrn:
Sein Scheiden iſt's, das ihn betrübet,
„Mit ihm zum Tode zög' er gern."
In inn'rer Seele ſolch Verlangen,
Und ſolche Gluth im tiefen Herz,
Konnt' er auf Erden nichts empfangen,
Die Sehnſucht hob ihn himmelwärts.

O heil'ge Liebe, deine Flammen,
Wer kennet und erfaßt ſie ganz!
Sie ſchmelzen Nah und Fern zuſammen,
Sind ew'gen Lichtes Himmelsglanz.
In Zweifeln wird die Liebe ringen,
Doch feſt und innig glaubet ſie:
Sie will zu dem Geliebten dringen,
Denn außer ihm beſteht ſie nie.

Und als der Herr nun auferſtanden,
Aus Todesnacht ein heller Stern;
Als alle Jünger ihn erkannten,
War Thomas einſam, ach! und fern.
Er hat allein ihn nicht geſehen,
Der ſeine ganze Seele füllt;
Und all' ſein Drang, ſein heißes Flehen
Blieb unerkannt und ungeſtillt.

„Und eh' ich nicht ihn ſelber ſehe,
„Der herben Wunden bitt're Qual,
„An ſeiner Seite prüfend ſtehe
„Und ſchau' des Speeres tiefes Maal:
„Will ich nicht hoffen und nicht glauben!"
Die Hoffnung iſt's, die aus ihm ſpricht,
Der Glaube wird ihm feſter bleiben:
Sein Zweifel iſt nur Zuverſicht.

Die Tage ziehn in goldne Ferne,
Sein Herz iſt ſtill, es liebt ſo treu;
Er fragt das heil'ge Heer der Sterne,
Ob droben der Erlöſer ſey?
Kein Wort ertönet ſeinen Fragen,
Kein Troſt erheitert ſeinen Blick; —
Er kann nur lieben, hoffen, zagen:
Doch bald erblüht ihm hohes Glück.

Schon naht der Abend ſtill und milde,
Die Jünger kommen allzumal, —
Ein hoher Bund, — im ſchönen Bilde
Zu feyern des Erlöſers Mahl.
Und wie ſein Leib für ſie gegeben,
So reichen ſie ſich auch das Brod;
Ein Kelch, d'raus fließet Heil und Leben,
Vereint ſie feſt für Freud' und Noth.

Wo Herz am Herzen hülfreich ſchläget
In ſeiner Liebe, ſeiner Treu,
Nicht Eigenſucht, nicht Stolz ſich reget,
Iſt ſeine Gegenwart ſtets neu.

Der für die Welt den Tod gelitten,
Gebaut der Tugend himmliſch Reich:
Tritt Jeſus ein in ihre Mitten
Und grüßet: „Friede ſey mit euch!“

So ſollte Thomas ſelber ſehen,
Der herben Wunden bitt're Qual;
An ſeiner Seite prüfend ſtehen
Und ſchaun des Speeres tiefes Maal.
Getröſtet, ſelig, hocherneuet,
Ruft er in hehrer Andacht Sinn:
„Mein Herr und Gott!“ und, neu geweihet,
Sinkt er anbetend vor ihn hin.

Und Jeſus ſpricht: „Nun du geſehen,
„Den du geliebt, du glaubeſt nun:
„Wohl ſel'ger wird's im Herzen ſtehen,
„Wenn, ohne Schaun, die Zweifel ruhn!“
Das Irdiſche nur wird empfunden,
Das Himmliſche muß Glauben ſeyn:
Das Blut aus ſeinen herben Wunden
Macht Gläub'ge nur von Sünden rein.

Raabe.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

Es war ſchon Mitternacht, als uns der Senner ermahnte, doch wenigſtens einige Zeit zu ruhen, denn wir hatten ſchon vorher erklärt, gegen 3 Uhr aufzubrechen. Eine Leiter von ungefähr ſechs Sproſſen führte mich an das Dach, von welchem, blos einige Fuß entfernt, drey Balken in die ſteinerne Mauer geſtemmt waren, auf welchen der Holzvorrath befindlich, und auf dieſem das wenige Heu war, das uns zum Nachtlager diente. Der ehrliche Senner theilte ſein ſogenanntes Bett, d. h. einen alten Schafpelz und einige Ziegenfelle mit mir. Unſere Naſen ſtießen beynah an das Dach; und auf ihm trabten und ſprangen die ganze Nacht durch die Ziegen herum, und machten einen Lärm, der mich, verbunden mit meinem durch das Steigen doch etwas erhizten Blute, und durch die Freude auf den kommenden Tag, kein Auge ſchließen ließ, ob ich gleich auf dieſen Enzianen, Alchemillen und Primeln weicher ruhte, als auf Eiderdunen.

Die Jäger ſchnarchten an meiner Seite, ſo wie auch die beyden Senner und ihre beyden Kinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von eilf Jahren, zum Hüten des Viehes hier oben, nur ich konnte es nicht. Zwey Stunden mochte ich ſo gelegen ſeyn, als es mir dünkte, durch die zahlreichen Dachrizen Lichtſtrahlen des anbrechenden Tages zu ſehen; zwey der Jäger, welche über Froſt klagten, rührten ſich ebenfalls, einige freundliche Puffe, welche ich dem Senner gab, ermunterten auch dieſen. Er ſtand auf, um Feuer zum Kaffee zu machen, kroch hinab und zur Thüre hinaus, kam aber bald mit der gähnend vorgebrachten Poſt wieder hinein, daß der Himmel umzogen ſey. Daß es ſchlimm ſey, geſtanden die Jäger, und daß ich es vorausgeſagt habe erinnerte ich. Der Rauch des kniſternden Feuers zog zu uns in die Höhe, welches in allen dergleichen Sennhütten eine der drückendſten Unbequemlichkeiten iſt, ſo daß man durchaus nicht auf dem Lager bleiben kann, wenn unten Feuer brennt. Wir kleideten uns wieder an, und bald rief mich das ſprudelnde Waſſer in der Pfanne zu meinem Berufe als Kaffekoch, welchem ich auch, nach Ausſage der Jäger, mit vieler Geſchicklichkeit vorſtand, um ſo mehr, da außer einer Pfanne und einem hölzernen Eimer kein Geſchirr vorhanden war. Der wohlgerathene Kaffee wurde, wie am Abend vorher die Milch, ausgekübelt, darauf folgte Brod und Käſe, und — ich wollte eben von meinem einbeinigen Stuhle mich aufheben, um mich zum Abmarſche zu rüſten, als der älteſte der Jäger (50 Jahr alt, daher ich ihn immer den Fünfziger nannte, ſo wie den zweyten den Vierziger, den dritten den Dreyßiger) erinnerte, jezt müſſe man auch etwas beten und ſich dem Schuz des Höchſten empfehlen, da man doch nicht wiſſen könne, wie es gehe. — Es geſchah von uns Allen. — Mich ſezte dieſe Erinnerung, die mir auf meinen häufigen Jagdparthien noch nie vorgekommen war, in ein angenehmes Erſtaunen, um ſo mehr, da ich vorher immer von dem wilden, unordentlichen Leben dieſer Gemſenjäger geleſen hatte, und beſonders aus Meiners Briefen keine gute Idee von ihnen in mir trug. Dieſe verwandelte ſich jezt aber in Achtung, die im Verlauf unſers Beyſammenſeyns ſich mehr und mehr ſteigerte, da ich das ruhige, gelaſſene, anſtändige Betragen dieſer meiner Begleiter näher kennen lernte, das frey von allen rohen Ausdrücken, von Fluchen, Schwören oder Prahlereyen, wie ich es von Leuten dieſes Standes faſt allgemein gewohnt war, und wie es auch bey Jägern in Deutſchland ſo häufig vorkommt, ſich von allen Seiten, auch unter einander, im vortheilhafteſten Lichte zeigte. Schon ihre ſchlichte, aber reinliche und ganze Kleidung widerſprach der Meiner'ſchen Behauptung, und noch mehr das Hausweſen, welches ich wenigſtens von zweyen dieſer meiner Führer kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Daß ich nicht gerade auf Ausnahmen dieſer Regel traf, dafür bürgten mir meine nachher noch öfters gemachten Bemerkungen an mehrern dieſer Jäger des Oberamts Frutigen, deren man über zwanzig zählt.

Es war 3 Uhr, als wir unſerm gaſtlichen Küher die Hand zum Abſchiede drückten und höher hinanſtiegen. Der Tag graute; der Weg zu unſerm, für dieſen Tag entworfenen, Ziele führte uns immer durch hohes, naſſes Gras, ſo daß ſchon, ehe ich den Schnee erreicht hatte, meine Schuhe, Kamaſchen und Strümpfe ganz durchweicht waren. Auf einer kleinen Anhöhe, welche wir erreichten, ſtürmte auf einmal der Gletſcherwind ſchneidend auf uns, wir hielten an, um zu verſchnaufen, ich ſah mich um. Das Wetter hält keine Stunde, ſagten die Jäger ſelbſt. Im Oſten glühte eine dunkle Röthe, und theilte ſich den umliegenden dichten Wolken mit. Wir ſchritten wieder vorwärts, immer höher, und fühlten Alle deutlich, daß dieſe Stunden die kälteſten des Tages ſind. Wir befanden uns ungefähr zwiſchen 8—9000 Fuß über der Meeresfläche. Durch eine kleine Wolkenlücke ſtahl ſich etwas von der Hochröthe der Sonne, die wir aber noch nicht ſahen, und färbte den höchſten Eisgipfel des vor uns liegenden Geſpaltenhorns, aber auf eine Art, wie ſie mir noch nie vorgekommen war, wie oft ich auch eine große Reihe dieſer Eisfirnen in der Morgen- und Abendgluth geſehen hatte. Freylich mag dießmal, außer dem Wolkenthor im Oſten und der ſtarken Morgenröthe, noch meine bedeutendere Nähe Vieles beygetragen haben, mein Auge konnte ſich von dieſer Spitze nicht wegwenden, und es ſchien mir, als wenn ich ihr Eis durch und durch ſchauen könnte, was aber nur eine von den vielen optiſchen Täuſchungen iſt, denen man häufig auf dieſen höchſten Bergen begegnet. Wenn je ein Bild richtig auf einen Gegenſtand übertragen wurde, ſo iſt es ganz gewiß das Wort „Erglühen,“ für die Morgen- und Abendbeleuchtung der Alpen. Von dem Firne, der ſo vor mir lag, kannſt du dir keine deutlichere Vorſtellung machen, als wenn du ein Stück Eiſen betrachteſt, das der Schmied glühend aus dem Feuer auf den Ambos legt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ruinen bey Palenque im Königreich Guatemala im ſpaniſchen Amerika.

(Beſchluß.)

Da ich in dieſen Gemächern nichts Merkwürdiges mehr fand, ſo begab ich mich in ein anderes auf einer Erhöhung gegen Süden hin gelegenes und ungefähr 40 Vargas hohes Gebäude. Dieſes, welches ein Parallelogram bildet, gleicht in der Bauart dem bereits beſchriebenen; es hat viereckige Pfeiler, eine äußere Gallerie und einen 20 Vargas langen und 3½ Vargas breiten Saal mit einem Frontiſpice, worauf weibliche Geſtalten mit Kindern in den Armen, ohne Köpfe, in halberhabener Arbeit im Stucco vorgeſtellt ſind. Der Saal und die Gallerie ſind gepflaſtert, und hier befinden ſich auch drey große, mit Hieroglyphen bedeckte, Steine. Wenn man dieſes Gebäude verläßt, ſo kommt man bey vielen Trümmern vorbey, und der Abhang führt zu einem kleinen Thale oder offenen Platz, worauf man zu einem andern Gebäude mit einer Gallerie und einem Saale kommt, deſſen Außenſeite eine Menge allegoriſcher Bilder zeigt. Oeſtlich von hier befinden ſich drey Anhöhen, welche ein Dreyeck bilden, deren jede ein viereckiges Gebäude von achtzehn Vargas hoch hat; dieſe gleichen den vorigen, außer daß ſie oben eine Art von Thürmchen haben. Im Innern des erſten dieſer Gebäude befindet ſich am Ende einer beynah gänzlich verfallenen Gallerie ein Saal mit einer Kammer an beyden Enden, in deſſen Mitte ſich ein Oratorium befindet, das etwas über drey Vargas im Gevierte hält, und auf beyden Seiten des Eingangs einen aufrecht ſtehenden Stein hat, worauf ein Mann in Basrelief gezeichnet iſt. Im Innern deſſelben ſtanden drey an einander gefügte Steine, welche mit Allegorien bedeckt ſind. Am Aeußern befinden ſich mehrere Verzierungen und Hieroglyphen. Das Pflaſter im Oratorium iſt ganz eben, und ich mußte es 8 Zoll tief durchſtechen laſſen, ehe ich nachgraben laſſen konnte. Ungefähr eine halbe Elle unter dem Boden fand ich ein kleines irdenes Gefäß, welches durch einen gewiſſen Kitt an ein anderes ähnliches Gefäß gefügt war. Eine Viertel-Elle tiefer fanden wir einen runden Stein, und unter dieſem befand ſich eine kleine Höhlung, worin eine ſteinerne Lanze und kleine kegelförmige Pyramiden mit der Geſtalt eines Herzens von ſchwarzem Kryſtallſtein (welcher in dieſem Königreiche ſehr gemein und unter dem Namen Chaila bekannt iſt), ferner zwey kleine irdene Töpfe mit Deckeln, in welchen ſich kleine Steine und ein rother Ballen fand. Dieſe Höhlung iſt in der Mitte des Oratoriums; zwey ähnliche aber befinden ſich in den beyden Ecken beym Eingange. Die zwey andern Gebäude ſind dem beſchriebenen vollkommen ähnlich, und ſind im Innern auf gleiche Weiſe abgetheilt; die einzige Verſchiedenheit iſt in den Allegorien der Basreliefs und in den Inſchriften. Die Gebäude gegen Norden, ſagt Referent, ſind ſo zerfallen, daß keine Spur von Bildern oder Inſchriften daran übrig iſt, weßwegen ſie ihm zu keiner weitern Bemerkung Anlaß geben. In dem ſüd-weſtlichen Gebäude fand er beym Nachgraben ein zerbrochenes Gefäß, welches kleine Stückchen Chaila in der Geſtalt von Lanzetten und dünnen Raſiermeſſerklingen enthielt. In einem andern Topf fanden ſich kleine Knochen und Zähne.

So weit Kapitän del Rio, deſſen Vermuthungen dahin gehen, daß dieſe Völker mit den Römern, Griechen oder Phöniziern in Verbindung geſtanden haben möchten.— Don Cabreras Teatro iſt ſehr weitläufig. Er iſt ein ſtrenger Katholik, und läßt daher in ſeiner Erklärung nichts zu, was den Begriffen ſeiner Religion und dem moſaiſchen Schöpfungsbericht widerſtreiten könnte. Von den gefundenen Alterthümern, welche er mit einer handſchriftlichen Nachricht in der Tzendal-Sprache, die ihm zu Geſicht gekommen, vergleicht, und die die Geſchichte der erſten Bevölkerung Amerikas als durch ſieben Familien unter der Führung eines Wotan darſtellt, welcher ſeinen Urſprung aus Europa herleitet, ſucht Don Cabrera zu beweiſen, daß die erſten Bewohner Amerika's von den Chamiten abſtammen, die ſich, nach der bibliſchen Geſchichte, am Hermons Berge niedergelaſſen hatten, und von welchen Cadmus und Hermione abſtammten, und in der entdeckten Stadt findet er die von alt-amerikaniſchen Schriftſtellern erwähnte Stadt oder Königreich Amagu macan, von welcher die Chichemecas vertrieben worden, und welche ſonſt von den Geſchichtsforſchern zuweilen in Nordamerika, zuweilen in Aſien geſucht worden iſt u. ſ. w. Dieſe Schrift eignet ſich nicht zu Auszügen für dieſes Blatt, aber die Abhandlung, welche große Bekanntſchaft mit dem Gegenſtand verräth, iſt merkwürdig genug, um von jedem Geſchichtsforſcher nachgeleſen zu werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Italien.

(Beſchluß. M. ſ. No. 155.)

Einen noch nie geſehenen, wundervollen Anblick gewährt zufolge der Berichte des Dr. Brocchi dem Wanderer, der in den nördlichen Provinzen Italiens zu Hauſe iſt, und vorzüglich dem Nordländer, zumal wenn es eine Fahrt zur See iſt, die ihn zum erſten Mal dieſem ſchönern Küſtenlande [illegible] Küſte zuführt, die einen ganz eigenthümlichen Charakter an ſich tragende Vegetation in der Umgegend von Reggio, in Calabrien. [illegible]

An dieſem äuſſerſten Ende der italieniſchen Halbinſel ſieht er Afrikas und Südamerikas ſtolze Gewächſe in üppigem Wuchſe emporſproſſen. Was in den Gärten der nördlichen Italiener nur durch die äuſſerſte Sorgfalt gedeiht, und ſelten iſt, wächſt in dieſen Gegenden, ohne alle Pflege in Menge. Die indiſche Feige, die, ſelbſt wenn ſie vor dem Winterfroſte verwahrt wird, in Oberitalien eine nicht mehr als mittlere Größe erreicht, dient in der Gegend von Reggio als ſtattliche Felderumzäunung, und treibt aus einem Stamm von gewaltiger Dicke ihre fleiſchigen, zur Zeit mit ſaftigen Früchten behangenen Blätter hervor. Eine beſondere Art dieſer Cactus opuntia bildet die ebenfalls in Menge vorhandene Ficarazza, deren ſehr große, ſaftige, und ſüß ſchmeckende Früchte theils friſch, theils getrocknet, nach Art der gewöhnlichen Feigen auf den Märkten verkauft werden. Die ſehr nützliche amerikaniſche Aloë, (Agave Americana), welche in den nördlichen Gärten Italiens ſehr ſchlecht gedeiht, dem Froſte leicht unterliegt und ſo ſelten und ungern in Blüthen ſchießt, daß, wenn ſolches geſchieht, die Stiele als eine Seltenheit aufbewahrt werden, treibt hier zu Lande Stengel von gewaltiger Länge, die in einem Blüthenſchweif ausgehn. Der Wunderbaum, (ricinus Africanus) anderwärts eine kräuterartige, ihr Daſeyn nie bis in den zweyten Sommer friſtende Pflanze iſt an der Küſte von Reggio perennirend und legt einen holzartigen Stamm zur Schau, gerade wie in den heißen Zonen von Afrika. Die Wolfsmilch (euphorbia dendroides) ein niedriges Kraut, von dürftigem Wuchſe, der anderwärts nicht über die übrige Wieſenbekleidung hinaus wächſt, wetteifert an der Küſte von Reggio an Größe mit den Geſträuchen. Zwiſchen allen dieſen Gewächſen hebt ſich majeſtätiſch die Palme (phoenix dactylifera) hervor, deren ſchmackhafte, zwar denen der Barbarey an Größe und Fleiſchigkeit nicht gleichkommende Früchte Calabriens Boden zur Zeitigung bringt. Eines der zierlichſten Gebüſche bildet der, zumal an den Hügelabhängen in der Nähe des Meeres, in großer Menge und Schönheit wachſende Oleander (nerium oleander). In einem kleinen, von den Gewäſſern der Bonamico durchſtrömten Thalgrunde zwiſchen S. Agata di Bianco und Gerace verfolgt der Wanderer einen ſchmalen, zwiſchen Oleander- und Tamariſken-Gebüſchen ſich ſchlängelnden Fußpfad. Zur Blüthenzeit gewährt dieſe Gegend ein herrliches Schauſpiel. Was aber den Nordländer bey ſeiner Landung an dem Küſtenlande von Reggio am meiſten in Erſtaunen ſezt, iſt das zahlreiche Zitronen- und Pomeranzengeſchlecht, das ihm in mancherley Varietäten vor Augen liegt. Ganze Wälder von Orangenbäumen verbreiten weit umher einen ſüßen Geruch, bedecken die Oberfläche des Erdreichs und verſchlingen ihre Zweige mit denen der Limonen- Cedrat- und Bergamottenbäume und einer Menge anderer Arten deſſelben Geſchlechtes, welche die Landleute jede mit einem beſondern Namen zu bezeichnen wiſſen. Unter dieſen liefern die Cedratbäume Früchte von ſo ungeheurer Größe, daß man ſie für Kürbiſſe nehmen könnte. Schon von Alters her ſind die Einwohner von Reggio für die ihnen ſehr großen Gewinn einbringende Kultur des gedachten Baumgeſchlechtes berühmt geweſen. Deſſen zeugen, neben mehreren andern Schriftſtellern, Pontanus in ſeinem 1505 herausgegebenen lateiniſchen Gedichte von den Gärten der Heſperiden, wo der nemus extremis Calabrum inviolabile terris auf die Wälder von Reggio hindeutet und Gabriel Bario, der in ſeinem Buche de antiquitate et situ Calabriae, die Agrumenwälder in der Umgegend von Reggio ebenfalls nicht unerwähnt läßt. Es waren damals die Orangen und Cedratfrüchte in ſo überſchwenglicher Menge vorhanden, daß das Volk ſich zuweilen der Luſtbarkeit wegen in zwey Partheyen theilte, die ſich gegenſeitig mit ganzen Wolken jener Früchte überwarfen; welches Schlachtſpiel Ferari, ein Schriftſteller des XVII. Jahrhunderts, in ſeinen Heſperiden mit geſuchten und manierirten Worten beſchrieben hat. Von vorzüglich großem Nutzen iſt für die Einwohner von Reggio unter dieſen Agrumi die Bergamotte. Die aus ihr bereitete wohlriechende Eſſenz wird durch ganz Europa verführt, und Reggio iſt der einzige Ort, wo dieſer Zweig des Kunſtfleißes betrieben wird. Aber auch die übrigen Agrumi verſchaffen dem Lande einen großen Gewinn. Ihrer ſind ſo viele, daß ſie ſich nicht leicht alle herzählen laſſen. Die vornehmſten ſind die gemeine, die ſüße und die ſpaniſche Citrone, die ſüße und die trockene Orange (Melangolo), die Valenziana, der Cedrat, der große Cedrat, der Paretto, und der Ponzimo. Eine beſondere Art, der Cedrat der Hebräer genannt, wird von dieſen als eine Hauptſtaffirung des Laubhüttenfeſtes betrachtet und häufig nach Norden verlangt.

Im Laufe des leztverfloſſenen Sommers ſtarb der Graf Giulio Particari, einer der ausgezeichneteſten Literatoren Italiens. Er ſtammte von einer berühmten Familie zu Peſaro ab und war 1779 zu Sadignano geboren. Zu Rom ſtudirte er die Mathematik, das Recht und vor allem die ſchönen Wiſſenſchaften. Dann durchreiſte er einen Theil Italiens und machte Bekanntſchaft mit deſſen ausgezeichneteſten Literatoren. Im Beſitze aller häuslichen Tugenden und unter fortgeſezter Ausübung ſeiner Pflichten blieb er den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften und ihren Verehrern, nach wie vor, zugethan. Eingeweiht in die Grundſätze einer geſunden Philoſophie that er dem Studium und der Ausübung dieſer Wiſſenſchaft, durch die in ſeinem Weſen und in ſeiner Beredſamkeit waltende Milde nicht geringen Vorſchub. Oft betrauerte er in einſamen Stunden des Vaterlandes Entartung, und wagte es, ſeinen Mitbürgern die Lehren und Beyſpiel ihrer Vorväter ins Gedächtniß zurückzurufen... Wo es an Gedanken fehle, meinte Perticari, da könne auch von keinem Style die Rede und ein guter Schriftſteller nur der ſeyn, welcher zugleich auch ein guter Bürger und ein wahrer Philoſoph ſey. In dieſer Ueberzeugung bezeichnete er vorzugsweiſe als Muſter der italieniſchen Schreibart, die Werke ſolcher Schriftſteller, bey denen ſich jene Eigenſchaften beyſammen finden, und fand dergleichen, wie Alfieri, mehr im XIV. Jahrhundert als in der Folgezeit bey Petrarca und ganz beſonders bey Dante, als bey der Menge der höfiſchen Literatoren des XVI. Jahrhunderts. Die von ihm herausgegebenen Schriften haben, ſowohl wegen des Styls als wegen der Richtigkeit ihrer Ideen, großen Beyfall erhalten. Sie finden ſich mit der Propoſte ſeines Schwiegervaters, des Hrn. Monti, zuſammengedruckt. Dantes Verdienſte als Bürger und Litterator werden in jenem Aufſatze nach Gebühr gewürdigt. Der Graf Perticari war auch einer der Hauptbeförderer der Zeitſchrift der römiſchen Arcadier. Er ſoll verſchiedene werthvolle Manuſcripte, worunter eine Ueberſetzung von Petrarcas lateiniſchen Briefen, hinterlaſſen haben. Auch hatte er ſich ſeit geraumer Zeit mit einer mit ſehr merkwürdigen, hiſtoriſchen Aktenſtücken beleuchteten Biographie des Cola de Rienzo beſchäftigt, von der man hofft, daß ſeine Gemahlin, auf welche ein Theil der Kenntniſſe ihres Gatten übergegangen ſeyn ſoll, ſie in Kurzem dem Publikum mittheilen werde.

Auflöſung der Charade in No. 299.

Eins-mal-eins.

Logogryph.

In der Muſenhallen Reihe
Glänzt mein Name jezt aufs neue;
Meinen Fuß zum Kopf gemacht
Sah auf flammenden Altären,
Man die Vorwelt mich verehren,
In der Feſte Opferpracht.

Franz v. Maltitz.

Beylagen: Literatur-Blatt Nr. 102. Intelligenz-Blatt Nro. 45.

Nro. 306.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 23. December 1822.

Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenſtein zieht ſeine Haube an,
Und kalt her bläſt es, aus dem Wetterloch.

Schiller.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

An unſerm Ruhepunkt ward kürzlich die nähere Dispoſition unſers heutigen Feldzuges getroffen, vermöge deren ſich der Fünfziger auf einige Stunden von uns trennen mußte, um die muntern Klippenſpringer, wenn ſie etwa auf der andern Seite ſeyn ſollten, unſerm verabredeten Standpunkt zuzujagen. Wir noch übrigen Drey aber ſtiegen immer höher und vorwärts, zur Rechten eine bedeutende Schlucht, durch welche ſich ein Arm der Kien drängte, und vor uns der immer krachende Gletſcher, aus deſſen Eisgewölben eben jener Kien-Arm hervordonnerte. Ueber hohe Sandſteinblöcke, die verwittert herumlagen, führten mich die Jäger, ſo raſch darüber hinſchreitend, als wäre es ein gebahnter Fußweg. Mir war es aber beſchwerlich, weil dieſe Steine oft unter dem Tritte wankten, und die Lücken zwiſchen ihnen, in denen ein Fuß gar leicht gebrochen werden konnte, mit friſchem Schnee ausgefüllt waren. Die finſtern Wolken, vorher in Oſten ſtehend, zogen Schritt vor Schritt näher zu uns, und drohten, ſich bald ihrer Schwere zu entladen. An einem ſchmalen Felſenvorſprunge kletterten wir hin, der uns ſein ſchroff hinabgehendes Ende zeigte. Hier hieß es 10 Fuß tief geſprungen, und unten zwar auf ein lockeres Schiefergerölle, das ſich ſchief hinab in die Schlucht zog, und durch Waſſer, immer von den Felſenwänden ſickernd, und durch Schnee ganz erweicht war. Den Vierziger, der den Sprung zuerſt machte, riß es noch einige Schritte weit hinab, bevor er ſich wieder feſt machen konnte; nach ihm ſprang der Dreyßiger glücklich, der mir noch Obenſtehendem anrieth, den Riemen meines Stutzens zu löſen, und daran ihm denſelben zuzureichen, um mir Erleichterung zu verſchaffen. Ich hieß ihn aber nur weggehen, ſchob meine Taſche, die mir durch ihr Hängen an der Seite im Klimmen an ſchmalen Felſenhängen hin ſehr hinderlich, ja gefährlich war, auf den Rücken, nahm das Gewehr in die Rechte, die Linke hielt den Pickel, und ſprang ebenfalls glücklich hinab. Auf feſterem Geſtein wieder angelangt, wurde Halt gemacht, um, wie meine Jäger ſich ſtatt „laden" ausdrückten, etwas in den Stutzen zu thun, denn bis jezt waren wir mit leeren Rohren geklettert. Auch in der Ladung meiner Führer mußte ich wieder Einfachheit erkennen, denn ihre Kugeln wurden ohne Fütterung in den Lauf getrieben, während ich mit meiner Ladung wegen dem Pflaſtern länger zu thun hatte. Nun wurden die Feldſpiegel (ſo nennen die Gemſenjäger ihr Perſpektiv) hervorgelangt, deren jeder der Jäger einen in der Seitentaſche ſeines Kollers führte, und herum geſchaut. Seitwärts unter uns erblickte ich an einem Felſenvorſprunge etwas einer Gemſe ähnliches, ſelbſt der eine Jäger hielt es mit unbewaffnetem Auge für ein Thier, die dahin gerichteten Spiegel ließen aber eine Ziege deutlich erkennen.

Der Wind kam aus der Richtung unſers Zieles auf uns zu; dieß war günſtig, denn es erlaubte uns, unſere Tabakspfeifen immer in Brand zu halten, mit welchen

Digitized by Google

wir Alle verſehen waren, und welche mir doch wenigſtens einen Schein von Wärme für die kalte Hand, die ich um den Pfeifenkopf hielt, gab, denn oft, oft habe ich mir Pelzhandſchuh an dieſelben gewünſcht.

Immer noch ging es in die Höhe, dann mußte man wieder an einem ſchmalen Felſenſtreife hinkriechen, und leiſe gaben mir die Jäger zu verſtehen, daß wir jezt am Ziele wären, ſie nahmen ihre Gewehre ab, was ich ebenfalls that. Wir bogen um eine Felſenwand herum, immer emſig in den vor uns liegenden Keſſel ſchauend, ohne etwas erſchauen zu können, und befanden uns bald auf einem etwa 6 Fuß breiten und gegen 12 Fuß langen Felſenbrette, über welches ſich die Felſen wölbten und einige Höhlen bildeten, daher der Name des Orts: „In den Palmen.“ Wir zogen es aber doch vor, nicht unter dieſe Decken zu ſtehen, weil immerwährend Waſſer von ihnen tropfte. Der große Keſſel, in welchen herab ſich der Gletſcher zog, gab uns weder in den Klüften und Spalten des leztern, noch unter den Abhängen und Wänden der ihn bildenden Felſen, ein lebendiges Geſchöpf zu erblicken, ſo ſehr auch die Feldſpiegel operirten, und die Jäger gaben mir hierüber ihre Verwunderung zu erkennen, weil dieß einer ihrer zuverläſſigſten Orte ſey, was ſie damit ausdrückten: Da drunten liegt viel Bley. Hier nun mußte auf die Rückkunft des Fünfzigers gewartet werden. Wir legten in der größten Stille unſere Ranzen ab, ſuchten für dieſelben und die Gewehre in Steinhöhlungen trockne Plätze, die ſchwer zu finden waren, und ſchauten herum, beſonders vorſichtig nach der im Weſten des Keſſels befindlichen Oeffnung, die andere im Süden hatten wir paſſirt. Während unſerm Hierſtehen, das ich nur mit feſtem Zuſammenbeißen der Lippen ohne Zähneklappern ertragen konnte, waren die Wolken immer näher gezogen, und bald ſah ich mich mit Schneeflocken überdeckt. Es war der 16. Juli. Sie fielen ſo dicht, daß wir ein zehn Schritte vor uns ſtehendes Thier nicht hätten ſehen können. Unſer Zuſtand war nicht angenehm. Auch die Jäger gaben dieß durch ihr Herumtrabeln auf dem ſchmalen Terrain und durch das Reiben ihrer Hände, die ebenfalls vor Kälte ſtarr waren, zu erkennen. Das Waſſer triefte von uns. Ich war am übelſten dran, weil meine Fußbekleidung gänzlich durchweicht war, während die Jäger wenigſtens trockne Füße hatten, denn ihre Schuhe waren von doppeltem und ſo ſtarkem Oberleder, daß ſie mit denſelben wohl Tagelang hätten mitten im Waſſer ſtehen können, ohne, wie ich, durchweicht zu werden. — Nach zweyſtündigem Aufenthalt auf dieſem Eiland kam der Fünfziger angeklettert, mit der Meldung, daß auch er nicht ein Haar von einem Thier geſehen habe. Das weitere Tagwerk ward dahin verabredet, daß, weil heute das Wetter nicht anders werden würde, der Rückmarſch zu der nächſten aber unbewohnten Staffel zu nehmen ſey. Aus einer Spalte der nackten Felſen lachte mich freundlich ein Aster alpinus an, den ich auf meine Mütze ſteckte. Die dieſen Tag erſtiegene Höhe mag nicht über 9000 Fuß ſich belaufen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Auszüge aus dem Sungbaud Canoudy, einer in Calcutta erſcheinenden Zeitſchrift in bengaliſcher Sprache.

(Fortſetzung. M. ſ. Nr. 188.)

Mangel an Schulen.

Seit der Zeit, daß dieſes Land im Beſitz der oſtindiſchen Kompagnie iſt, hat ſie alles Mögliche gethan, das zum Wohle ihrer Unterthanen führen konnte. Aus dieſem Grunde bin ich zu glauben geneigt, daß der folgende Gegenſtand nur vor ſie zu kommen brauche, um Abhülfe zu finden. Die Frey-Schule iſt für die im Lande gebornen Waiſen errichtet worden, worin ſie unentgeldlich gepflegt, gekleidet und erzogen werden. Das Mudruſſa wurde für die armen Muſelmänner errichtet, wo ſie Jahre lang bleiben und monatlich von 8 bis 15 Rupies für ihre Nahrung und Kleidung erhalten. Nachdem ſie im Perſiſchen und Arabiſchen wohl unterrichtet worden, werden ſie entweder als Deewans bey den Einwohnern, oder in irgend einem andern Amte dieſer Art, angeſtellt. Die Hindu'ſchen Brahminen oder andere Volksklaſſen haben keine ſolche Schulen, wo ſie für irgend eine lange Zeit genährt, gekleidet und erzogen werden können; denn die Armen auf dem Lande ſowol, als in der Stadt, haben nicht die Mittel, um die Koſten für eine ſolche Erziehung ihrer Kinder zu beſtreiten, und dieſe bleiben alſo unwiſſend und werden bloße Abſchreiber. Sie ſchreiben alsdann ein Paar Zeilen, wie z. B.: „Da ich vernommen, daß Sie eines Gehülfen in Ihrem Amte bedürfen“ ꝛc. als ein Muſter ihrer Handſchrift, und laufen auf den Straßen umher und betteln in öffentlichen und Privat-Schreibſtuben um Beſchäftigung, gerade ſo wie die, welche auf den Straßen ausrufen, ob irgend Jemand habe etwas in einen Brunnen fallen laſſen, damit ſie es für ein Paar Pice herausholen können. Auch wiederholen die Brahminen, welche ſich ſo bewerben, ein Paar Segensſprüche, die nicht einmal die Kraft eines Segens in ſich haben. Aber diejenigen, welche nicht ſchreiben können, fühlen ſich zu fürchterlichen Verbrechen bewogen, um die Forderungen der Natur zu befriedigen.

Geiſtliche Lehrer.

Der verſtorbene **Brujinobun Goßbamy**, von **Gurrondwilod** in Calcutta, hinterließ ſeinem Sohn **Pronkiſſon Goßbamy** die Bezahlung von 20000 Rupies mit Zinſen, die er kurz vor ſeinem Tode von einem Manne gegen eine Hypothek auf ſein Wohnhaus geborgt hatte. Dieß war eine ſchwere Aufgabe für ihn, da ihm ſein Vater keine Güter vermacht hatte, welche mehr werth geweſen wären, als das Haus ſelbſt. Die Schwierigkeit, worin er ſich befand, da ihn ſein Gläubiger drängte, erregte das Mitleiden des Kiſſory Mohun Byſack, des Sohns des Loll Chund Byſack, welcher die obige Summe mit Zinſen an den Eigenthümer bezahlte, von welchem er die Hypothek, den Kaufbrief und Pottah ſeines geiſtlichen Lehrers zurückempfing, und ſolche demſelben zu Füßen legte, indem er ſich vor ihm niederwarf. Die Freude, welche der Gooroo bey dieſer Gelegenheit empfand, läßt ſich denken, aber nicht beſchreiben. — Ein anderes Beyſpiel von einer edlern Art findet ſich in dem Lebenslauf des Obhoy Churum Miter, welcher ſeinem geiſtlichen Lehrer 50,000 Rupies gab, damit derſelbe zufrieden bliebe. Dieſe beyden Männer haben ſich wegen ihrer edeln Denkungsart berühmt gemacht.

Behandlung der Gelehrten.

Es iſt unmöglich zu beſchreiben, wie ſehr die Gefühle der Gelehrten dadurch gekränkt worden ſind, daß ſie nicht allenthalben mit gebührender Achtung behandelt werden. Ein armer Brahmin, welcher verſchiedene Länder bereiſt hatte, wo ſich nur immer Kenntniſſe erlangen ließen, kam in die Heimath zurück, beladen mit den Kenntniſſen von Nayn, Shonkh, Pottunjul, Munkor, Byakorun, Pooron, Meemonſa und mehreren andern Shaſtras. Nachher heirathete er mit der Einwilligung ſeiner Eltern, und als er Vater von zwey Kindern geworden, verließ er die Heimath zur Erlangung von Reichthümern, und kam nach Calcutta, einer wegen ihres Wohlſtandes und ihrer Reichthümer berühmten Stadt. Da er die Herrlichkeit dieſer Stadt in ſo mancherley Dingen ſah, z. B. Wagen, Buggies (kleine Wagen), Pferde, Palankins mit bewaffneten Männern voran, ſchön ausgelegte Gärten ꝛc., ſo fühlte er ſich zu dem Glauben verleitet, daß dieß der Ort ſey, wo Gelehrſamkeit und Reichthümer ſich in all ihrer Pracht zeigten, daher beraubte ſich dieſer Mann ſeiner Ruhe in der Nacht, und nachdem er etwas aus einigen Shaſtras ausgezogen, und am Morgen ſich gebadet und ſeine andern täglichen Uebungen verrichtet hatte, zeigte er ſich vor dem Thore eines prächtigen Gebäudes. Als er aber hineinzugehen verſuchte, rief der Thürſteher, der ein Muſelmann war, aus: „Too kawn hai bhaen, kegor hookoom sai konda jata hy?" Dieſe Worte verſtopften eine Zeitlang dem Gelehrten den Mund, welcher nach vielem Ueberlegen meinte, er ſey doch noch nicht gelehrt genug, um dieſe Rede des Thürhüters zu verſtehen, und konnte nicht begreifen, wie doch deſſen Gebieters Redekunſt und Gelehrſamkeit ſeyn müſſe. Ein wenig darauf näherte er ſich ſchüchtern dem Thürhüter aufs neue und bat ihn mit leiſer Stimme, dieſe vortreffliche Rede, die er nie vorher gehört, zu wiederholen. Worauf der Thürhüter beynah grob geworden wäre, als ein guter und weiſer Mann, welcher vorbeyging, und die Einfalt dieſes Landbrahminen ſah, auf ihn zukam, und nachdem er ſich mit allen Umſtänden bekannt gemacht, ihm erklärte, welche Schwierigkeiten mit der Zulaſſung in eines Reichen Haus verknüpft ſeyen. Nach allem dieſen begab ſich der arme Brahmin, nach einem Seufzer, in das Haus eines Boiſhuns (eine Hindu'ſche Sekte) von mittlern Umſtänden, und ein Paar Tage darauf, nachdem Alles, was er von Hauſe mitgebracht, verzehrt war, war er gezwungen, ſich ein Paar Pice von ſolchen Perſonen zu erbetteln, die keine Thürſteher hatten. Zulezt bewilligte ihm ein mitleidiger Mann, mit dem er kurz nachher bekannt wurde, einen Wohnplatz in ſeinem eigenen Hauſe, und beſtimmte ihn, ihm täglich das Pooron vorzuleſen. Viele Perſonen, welche bey ſolchen Gelegenheiten da waren, um ihn zu hören, bemerkten ſeine Geſchicklichkeit, und fanden großen Gefallen an ſeiner angenehmen Stimme. Bald nachher gründeten ſie ein Kollegium, worin ſie ihn zum erſten Lehrer beſtellten, und da er einen oder zwey Schüler unentgeldlich ſpeiſte, kleidete und unterrichtete, ſo wurde er bald berühmt, und fing an in die Häuſer der Reichen eingeladen zu werden. Nach dem Tode eines reichen Mannes war er bey deſſen Leichenbegängniß zugegen, und da er die große Verſammlung ſah, die für die Gelegenheit eingeladen war, die ungeheure Menge zu Geſchenken beſtimmten koſtbaren Dinge, und die ſchönen Kleider der alten Gelehrten wie er ſelbſt, konnte er nicht umhin mit Bedauern daran zu denken, warum er nicht zu dieſem Manne gekommen, der jezt todt war, während er noch gelebt, wodurch er ſelbſt hätte ein reicher Mann werden können; als er aber, nachdem er einige Geſchenke erhalten, hinwegging, und den Thürſteher bemerkte, ſo erinnerte es ihn an ſein ehemaliges unangenehmes Abenteuer, und er ſagte zu ſich ſelbſt, daß er nicht zuvor gewußt habe, daß ein ſo großer Unterſchied zwiſchen einem lebendigen Menſchen und einem todten ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, den 3. November.

Wenn man nichts Intereſſantes zu ſagen weiß — ſo ſchweigt man; die klügſte Parthie iſt mindeſtens für den Beſcheidenen ſehr bald ergriffen. Allein wenn man eben von ſo einer Berliniſchen Kunſtausſtellung herkommt, und voll von ſchönen Eindrücken, wie zur Zeit der Lindenblüthe die fleißige Biene vor Honig nicht weiß, wo man anfangen oder aufhören ſoll — da iſt gutes Rath theuer. Wer es nicht ſelbſt verſucht hat, der hält eine Reihe von reich ausgezierten Kunſtſälen für einen wahren Kata- [illegible] ; ja wenn man auch gleich ein Winckelmann oder Leſſing ſogar wäre! Ueber das Käufliche ſind, wo nicht die [illegible] doch die Herrn Leſer von Alters her ihre Portion [illegible] Leſerinnen gewohnt; aber aus den Ingredienzien des Schönen Langeweile bereiten, iſt wohl zu allen Zeiten ein trauriges Handwerk [illegible] Mohnſafte [illegible] geworfen. Gleichwohl iſt die ganze Welt um uns her von dieſer Ausſtellung wie elektriſirt. Die Lethargie, in welche die Liebhaber des Schönen hier zu Lande gewöhnlich mit den Hundstagen zu verſinken pflegen, dauerte nur bis zur erſten Ankündigung der Akademie; und ſeit nun während der Engel unſerer [illegible] die Poſaune vor dem Munde fühlt, da hätte einer die alle gemeine Auferſtehung mit anſehen ſollen! Schaarenweiſe gieng man aus den Gräbern der Langenweile hervor, und ſeit vier Wochen giebt es auf die beyden Fragen „wo gehen Sie hin?“ oder „wo kommen Sie her?“ faſt keine andere Antwort als: „zu, oder von der Ausſtellung.“ Sollen wir nicht in den argen Verdacht gerathen, als ſtammten wir aus Böotien ab, ſo iſt es gewiß hohe Zeit, daß wir auch zur äſthetiſchen Feder greifen.

Alſo nur immer heran ihr Lichter und Schatten, ihr halben und ganzen Tinten! Heran du warmes und friſches Kolorit, du Zauber ſchöner Beleuchtung! Doch vor allen bleib auch du nicht zurück, wackere Richtigkeit der Zeichnung, und du nie ungeſtraft beleidigte Perſpektive! Eilt ſchnellen Schrittes herbey Compoſition, Abſtufung der Töne, Anordnung und Ausdruck! Endlich fehle mir nichts wie das Naturmeſſer, wenn ich euch vielleicht gerade am nöthigſten habe, du unnachahmliches Original, und du, Ideal der Ideale! — Das, denk' ich, ſoll vor der Hand ein ziemlich vollzähliges Regiment von Hülfstruppen ſeyn, wenn's einmal ans Loben geht; und geht's umgekehrt zum Tadel, ſo hoffe ich mit der verſchrieenen Manier nicht wenige, mit der allerneueſten verblaſenen aber alle Welt aus dem Felde zu ſchlagen!

Erſchrecken Sie nicht, ſchöne Leſerin, unſere Kennerſchaft iſt nicht ganz ſo böſe, als ſie auf den erſten Anblick erſcheint; nur damit Sie nicht nöthig haben, wie in manchen Lieblingsſchauſpielen jeden Augenblick vor unerwarteten Schüſſen zuſammen zu fahren, ſind wir ſo frey geweſen, alle Knalleffekte unſerer dermaligen kritiſch-äſthetiſchen Relation hier voran zu ſchicken, und hoffen uns nun über die dießjährige Berliniſche Ausſtellung gerade ſo zu äußern wie andere ehrliche Leute, die, obwohl ſie zu Leipzig und zu Dresden Gemälde in Menge ſehen, ſich darum doch nicht gleich unter die erſten Kenner von Europa zählen. Sollten indeß die Liebhaber beſagter Knalleffekte, ohne eine Anzeige in äſthetiſcher Form Rechtens durchaus nicht fertig werden können, ſo belieben ſie ſich nur in den erſten, den beſten Buchladen zu verfügen; man wird ſie gewiß ſehr eilfertig und — um ein Billiges damit bedienen. Dergleichen Werkchen gleichen in der Regel den Eintagsfliegen, deren Winter der Makulatur immer vor der Thür iſt, und man freut ſich, wenn man ſie wieder los werden kann, ehe noch der Wind über die Haferſtoppel geht. Beſonders bitten wir die recht ins Auge zu faſſen, die richtig jeder Zeit mit dem Dichter-Veteran Goethe anheben, bey der erſten Gelegenheit aber auf die allerneueſten Kunſtſchulen einlenken. Wehe freylich dem armen Veteran, wenn er allen paſſirten Reiſenden auf ihren Extrapoſtſtationen ins Ländchen der Unſterblichkeit den nöthigen Vorſpann verſchaffen ſoll! Wir ſorgen, er bringt nicht blos das Geſpann in üblen Kredit, ſondern bekommt auch zuletzt mit den Mauthbedienten noch unangenehme Händel. Da hatte es weyland Mäcen doch um ein gutes Theil beſſer; ihn nahmen die Dichter und ſchönen Geiſter ſeiner Zeit lieber gleich ſelbſt mit in das berühmte Land der Unſterblichkeit, ſtatt von ihm zu verlangen, daß er ihnen mit hinein helfen ſollte.

Der Katalog der dießjährigen Kunſtausſtellung — um jetzt eiligſt zur Hauptſache zu kommen — enthält nicht weniger als 663 Generalnummern. Von allen zu reden verbietet theils die heilige Scheue, die wir vor der Langenweile haben, theils der Raum, der uns hier geſtattet iſt. Es kann alſo nur ſolcher Gemälde und Kunſtſachen Erwähnung geſchehen, vor welchen ſich das Publikum am meiſten und längſten verweilte.

Da es ein charakteriſtiſcher Zug der Berliner und gewiß nicht der ſchlechteſte iſt, daß ſie an der königlichen Familie ſtets mit Herzlichkeit Theil nehmen; ſo fand man zwey Familienbilder der Prinzeſſin Wilhelmine, das eine von Herrn Prof. Schadow, das andere von Fräulein K. Bardua, beyde in Lebensgröße, ſonderlich während der letzten Ausſtellungstage von den Zuſchauern beſtändig wie umlagert. Es bedarf wohl eben auch keiner großen Kennerſchaft, um herauszubringen, welches von dieſen beyden Gemälden das gelungenſte iſt. Unterdeſſen ſo ſehr wir die gute Bardua bedauern, daß ſie hier mit einem ſo vollendeten Meiſter in Colliſion kommen mußte; ſo möchten wir doch nicht, wie manche, ihrer Arbeit mit vornehmer Miene nun auch alles Verdienſt abſprechen. Freylich fällt auf den erſten Blick ins Auge, daß der Künſtler nach einem weit höheren und ſchöneren Ideale gearbeitet hat, als die Künſtlerin; und da er überdieß nun auch noch der größere Meiſter in der Technik iſt, ſo konnte der Sieg hier nicht im Geringſten zweifelhaft bleiben. Er hat übrigens die Prinzeſſin Wilhelmine ſitzend und in der vortheilhafteſten Stellung abgebildet, zu ihrem Gewande den prachtvollen Purpur erwählt, der gegen ihre blendend weiße Haut ungemein reizend kontraſtirt, und um die zärtlichſte der Mütter die liebenswürdigen Sprößlinge des hohen Stammhauſes in eine eben ſo natürliche als ſprechende Gruppe vereinigt. Die Erlauchte hält nämlich die jüngſte Prinzeſſin, einen kleinen, freundlichen Engel, mütterlich auf dem linken Arme, während ſie mit dem rechten den ältern Prinzen umſchließt. Ihn, deſſen Blick und Haltung ſchon ganz den künftigen Helden verrathen; und die ältere Prinzeſſin erblickt man knieend zu ihren Füßen, ſo, daß ſie das mit einem Lorbeerkranze gezierte Haupt auf den Schooß der liebevollen Mutter herab neigt. Was der Künſtler mit dieſem Lorbeer ſagen wollte, iſt leicht errathen, ſobald man ſich der Zeit erinnert, in welcher das Gemälde zunächſt ſein Daſeyn erhielt. Eben ſo wenig bedarf die Königskrone, womit er das Haupt der erlauchten Mutter geziert hat, für die Bewohner der Hauptſtadt erſt einer weitläuftigen Erklärung. Die Hochverehrte iſt ja gegenwärtig unſere Königin, und würde auch ohne Vorzüge der Geburt und des Standes, durch ihren äußerſt humanen und liebenswürdigen Charakter auf jeden Fall die Königin unſerer Herzen ſeyn.

Das zweyte, die Berliniſche Welt ganz vorzüglich intereſſirende Gemälde iſt: „Das Einweihungsfeſt preußiſcher Fahnen „auf dem Pariſer Marsfelde im Jahre 1814.“ auf deſſen Hintergrunde man theils die Vierecke der mitfeyernden Truppen, theils die Kriegsſchule und den Dom der Invaliden erblickt. In dem Vordergrunde aber zeigen ſich die Hauptperſonen des Feſtes ſämmtlich zu Pferde; erſtens Se. Majeſtät der König, als eigentlicher Feſtgeber, neben ihm der Kaiſer Alexander, für einen Helden faſt zu ſehr Jüngling; ihnen entgegen reitend erſcheint der Herzog Karl von Meklenburg; endlich befindet ſich im Gefolge des Königs die zahlreiche Suite der öſtreichiſchen, engliſchen und ruſſiſchen Generalität. Obwohl auf dieſem Gemälde alles nach verjüngtem Maaßſtabe angelegt iſt, ſo bemerkt man an den Figuren doch wirkliche, mitunter freylich auch nur entfernte Aehnlichkeit. Am meiſten ſollen ſich Schwarzenberg, Wellington und Platow gleichen. Wenn man auch nicht aus dem Katalog erführe, daß dieſes Bild von Charles Vernet in Paris herrühre, daß es ein Franzoſe gemacht haben müſſe, würde man es doch an einer gewiſſen Sauberkeit entdecken, welche in den taktfeſten Tagen Albrecht Dürers und Lukas Kranach wahrſcheinlich Geleckheit genannt ſeyn würde. — Einer von den Herren, die immer mit Goethe anfangen und mit ſich ſelbſt aufhören, will wiſſen, daß die Eiferſucht der Pariſer dieſes Kunſtwerk lange Zeit zurückgehalten habe; allein ehe wir ihm das glauben, wollen wir ihm lieber als ausgemacht zugeben, daß der bärtige Marchand de tisane, der auf dem Vorgrunde einem Engländer den großen Becher füllt, für die Füllung deſſelben nur zwey Sous bekommen habe, wiewohl auch dafür, wie man ſieht, kein Sterblicher gut ſagen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 102.

Nro. 307.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienſtag, 24. December 1822.

Erringen will der Menſch, er will nicht ſicher ſeyn.

Goethe.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſezung.)

Einer der drey Kameraden that, vielleicht um zu erforſchen, ob ich ſchon genug habe von der Gemſenjagd, den Vorſchlag, ganz in das Thal zurückzukehren. Dieſem widerſezte ich mich aber auf der Stelle, was ſie ſehr freute. Mit der größten Vorſicht ward der Rückmarſch angetreten, den auch gewiß nur mit dieſen Bergen ſo vertraute und kühne Leute, wie dieſe Jäger, wagen durften, denn um und um nichts als dicke Schneewolken, die ihre Flaumen von ſich ſchüttelten, und die Felſen dadurch höchſt ſchlüpfrig. Dennoch ſchlugen ſie an den gefährlichſten Stellen oft noch Feuer für ihre Pfeifen. Wir ſtiegen wieder über die Steinblöcke, unter denen ſich auch viel kalkhaltiger Thonſchiefer befand, aus welchem ſich die Jäger ſchöne Stücke ausſuchten zu Wezſteinen, die ihnen ihre Frauen mitzubringen aufgetragen hatten. Wir kamen wieder an die Stellen, die mir ſchon beym Hinaufſteigen als Murmelthierhöhlen gezeigt wurden; ſie befanden ſich unweit des Staffels, der uns Schirm und Wärme geben ſollte, und ich ſchöpfte Hoffnung, daß, wenn nur in etwas ſich das Wetter aufheiterte, doch die Lauer auf Murmelthiere einige Entſchädigung gewähren könnte. Wir gaben genau auf die an einem Felſen hinlaufenden Höhleneingänge Acht, und wirklich ſah auch ganz deutlich der Dreyßiger eines vor einem Loche. Alle erkannten wir es, aber alle hatten wir die Gewehre verbunden; der Dreyßiger löste eben den Verband, als es uns merkte, und wie der Wind in ſein Felſenloch lief. Der Staffel ward erreicht, der nämliche, der mich ſchon auf meiner Wanderung ins Lauterbrunnenthal gaſtlich beherbergt hatte, nur war er jezt ſchon verlaſſen. Der erſte Blick in ihn ſuchte Holz, und deſſen fanden wir eine mehr als hinlängliche Quantität vor. Raſch wurden in ihm für die Gewehre und Ranzen trockne Pläze geſucht, die nicht gar häufig waren, und der Vierziger machte am Heerde ein luſtig praſſelndes Feuer, das uns um ſich lud. Die Uhren, deren ebenfalls jeder Jäger eine bey ſich hatte, zeigten erſt 11 Uhr Vormittags. Wir hielten Mahlzeit, beſtehend in Brod, Käſe und für mich einem Schluck Kirſchenwaſſer, für ſie in Wurzelwaſſer. Von oben herab winkte Heu und lud zur Ruhe ein; der Dreyßiger und Vierziger übergaben ſich ihr auch. Der Regen hatte nachgelaſſen. Um dem Murmelthier aufzulauern, nahm der Fünfziger ſeinen Stuzen und wanderte fort, mir aber that das Feuer noch wohl, ich war noch nicht ganz trocken, blieb daher am Heerde becken. Aber da nach ungefähr einer Stunde die Sonne einige wohlthuende Blicke durch die Wolken warf, ſo ließ es mich nicht länger raſten, ich nahm meinen Stuzen und wanderte ebenfalls hinaus, um einem Murmelthier den Garaus zu machen. Mit vieler Mühe kletterte ich über die Steintrümmer zum Fünfziger hinan, den ich hinter einem Blocke lauern ſah. Er zeigte mir die Oeffnungen im Felſen, aus denen das Murmelthier kommen könnte, wenn die Sonne etwas freundlicher ſchien, und entfernte ſich an eine andere Seite, um ferner zu warten. Eine Viertelſtunde mochte ich ſo geſtanden ſeyn, der Gletſcherwind hatte bereits das bischen Wärme vom Heerd in mir ausgepfiffen, meine Hände erſtarrten und der Froſt ſchüttelte meine Glieder. Gern wäre ich ſchon wieder umgekehrt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte, da rettete mich auf einmal ein dichtes Wolkenheer, das fürchterlich drohend aus den im Weſten vor mir liegenden Tiefen gezogen kam, aus aller Verlegenheit. Aus Mangel an Kenntniß hätte ich dieſes Drohen doch noch nicht geachtet, und noch einige Zeit ritterlich gefroren, wenn nicht der eiligſt dem Staffel zulaufende Fünfziger mich an die nahe Gefahr erinnert hätte. Die ſchweren Schnee- und Regenmaſſen wälzten ſich näher und näher, während ich langſam über die großen Steinblöcke hinabſtieg. In ſtarken Strömen entluden ſich dieſe Wolken ihrer Fülle, und nöthigten dem Fünfziger, als ich in den Staffel trat, ein Lächeln ab; er war bald mit trockner Haut entlaufen. Unwillig hing ich das Gewehr wieder an den Ort, ſezte mich zum Feuer, das hochlodernd wenigſtens ſchnell mich erwärmte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anekdoten vom Inſtitut und von der Akademie.

Aus dem Nachlaß des Abbé Morellet.

(Der Graf Röderer hat, als Nachtrag zu den zwey Bänden hinterlaſſener Denkſchriften Morellet's — vermuthlich auch des Kontraſtes wegen — eine Reihe von Briefen drucken laſſen, die er, als Finanzminiſter in Neapel, von Hrn. Morellet erhalten hatte, welchem ſein alter Freund Röderer einen anſehnlichen Jahrgehalt vom König Joſeph ausgewirkt hatte. Dieſen Briefen (Lettres inédites de l'Abbé Morellet, sur l'histoire politique et littéraire des années 1806 et 1807, pour faire suite à ses mémoires. Paris, Ladvocat. 1822. 8.) ſind die nachfolgenden Anekdoten enthoben.)

Am zweyten Sonntag des Herbſtmonats 1806 war Hr. v. Boufflers, Mitglied der zweyten Klaſſe des Inſtituts, und vormals ein Vierziger der franzöſiſchen Akademie, in den Saal von Saint-Cloud getreten, und wollte nach der Gallerie hingehen, als ein Aufwärter ihm bedeutete, er werde nicht eingelaſſen, und er habe nur durch ein Verſehen des Schweizers in den Saal gelangen können, weil ausdrücklicher Befehl ertheilt ſey, Niemand, der die Amtskleidung vom Inſtitut trage, einzulaſſen. Umſonſt ſtellte Hr. v. Boufflers vor, er ſey in dieſer Kleidung jederzeit zur Aufwartung bey Ihren Majeſtäten angenommen worden, es half nichts. Inzwiſchen war der Kardinal Maury eingetreten, Hr. v. Boufflers wechſelte einige Höflichkeitsworte mit ihm, da kam die Schildwache von der Thür, faßte den Hr. v. Boufflers beym Arm und ſprach: Herr, Sie können nicht hier bleiben, gehen Sie (Monsieur, vous ne pouvez pas rester ici, et sortez). Noch iſt man ungewiß, ob der Marſchall Duroc dieſe neue Verfügung getroffen hat; ob ein Mißverſtand dabey waltet; ob der Kaiſer ſelbſt den Befehl gab? Und weil der Kaiſer auf der Abreiſe nach Mainz begriffen iſt, ſo haben Hr. v. Boufflers und die Inſtitutsglieder, denen er den Vorfall erzählte, räthlich gefunden, die Sache nicht kundbar werden zu laſſen, ſondern die Rückkehr Sr. Maj. abzuwarten.

*

(März 1807.) Die dießjährige Preisaufgabe der franzöſiſchen Akademie verlangte, wie Sie wiſſen, eine Würdigung der literariſchen und philoſophiſchen Verdienſte des achtzehnten Jahrhunderts. Unter den eingekommenen Schriften ward keine preiswürdig erfunden, und die Frage ſollte gewohntermaßen für's nächſte Jahr wiederholt werden. Man hatte zugleich vorgeſchlagen, den Preis zu verdoppeln; dieſer Antrag aber fand einen mit ſo ſeltſamen Gründen unterſtüzten Widerſpruch, daß es ſich der Mühe lohnt, Sie davon zu berichten, um ſo mehr, als, ſonderheitlich im Munde derer, die dieſe Sprache führten, daraus eine ganz unerwartete Aenderung und eine Abweichung von derjenigen Bahn des Gemeingeiſtes hervorgeht, die wir beyde, Sie und ich, durch die Fortſchritte der Vernunft für die Zukunft gewährleiſtet achteten.

Die Gegner des Antrags äußerten ſich nämlich dahin: Es wäre zu wünſchen geweſen, man hätte ſchon voriges Jahr eine andere Aufgabe gewählt; die gekrönte Preisſchrift würde in jedem Fall den bittern Tadel der zahlreichen Klaſſe von Leuten zu beſtehen haben, welche heutzutage den Geiſt jenes Jahrhunderts anfeinden und ſeine berühmten Männer zu verkleinern ſuchen. Weil ſich nun die Frage füglich nicht zurückweiſen laſſe, ſo ſolle man wenigſtens nicht den Preis verdoppeln, und dadurch eine beſondere Vorliebe und Antrieb zum Lobe des achtzehnten Jahrhunderts von Seite derer zu Tage legen, die bey dieſem Lobe nicht völlig unbefangen erſcheinen können; es würde heißen, wir haben für 1500 Franken keine Lobredner gefunden, und hätten alſo tauſend Thaler zahlen müſſen. Auch gaben ſie zu bedenken, ein wohl verſtandenes Intereſſe der Regierung erheiſche, daß ſie ſolche Anhäufung literariſcher Belohnungen nicht geſtatte; eine akademiſche Rede ſoll man für 1500 Franken erhalten; ſind dieſe bezahlt, ſo müſſe eine neue Aufgabe ausgeſchrieben werden, damit man zwey Reden erhalte. Und endlich ward noch behauptet, es laſſe ſich überall keine gute Löſung der Aufgabe erwarten, weil theils dieſelbe von ſchwieriger Natur ſey, theils ſich darüber nicht frey reden laſſe, ohne vielfältigen Einſpruch zu veranlaſſen, und vielleicht auch gegen die wirklichen Abſichten der Regierung anzuſtoßen, welche die Herrſchaft religiöſer Ideen einigermaßen herzuſtellen wünſcht, welche, u. ſ. w. u. ſ. w.

Die Vertheidiger der andern Meinung antworteten:

Die Akademie dürfe ſich die Wahl des ſchönen Vorwurfs nicht reuen laſſen; wenn die Löſung der Aufgabe ſchwierig ſey, ſo ſey ſie darum nicht unmöglich, wie dieß ſich bereits ſchon aus einer Abhandlung ergebe, die man zwar nicht völlig genügend, jedoch ſehr ausgezeichnet gefunden hat, und die beynebens mit ſo viel Umſicht geſchrieben iſt, daß die beſorgten lebhaften Einſprüche ſchwerlich durch ſie veranlaßt werden mögen. Ein ſolcher Grad von Kleinmuth allein nur könnte Nachtheile für die Akademie von dem ungerechten und anmaßlichen Tadel einer Arbeit fürchten, die dem achtzehnten Jahrhundert ſein verdientes Lob ohne Uebertreibung ertheilen würde. Die Verdopplung des Preiſes ſey endlich auch gar nichts Ungewöhnliches, ſondern vielmehr von Seite aller Akademien in Uebung, da wo die erſte Aufgabe des befriedigenden Ergebniſſes ermangelte.

Dieſe und andere Gründe mehr, mit denen ich Sie nicht ermüden will, wurden ohne Erfolg von Hr. Suard, von mir, und von ein Paar andern Gliedern geltend gemacht. Unſere Niederlage konnte als neues Merkzeichen eines Partheygeiſtes gelten, den Sie hinwieder auch darin erkennen mögen, was ich Ihnen jezt von der mit außerordentlichem Erfolg begleiteten Erſcheinung eines Hrn. Fraiſſinous *) erzählen will, der als Miſſionar einer neuen Gattung, jeden Sonntag, von zwey bis vier Uhr, in der Kirche Saint-Sulpice, eine catilinariſche, oder, wenn Sie lieber wollen, verriniſche Rede hält, gegen die Verſchwörer- und Räuberbanden, die man Philoſophen heißt. Sein übergeneigtes Auditorium beſteht aus allen Damen der Vorſtadt Saint-Germain, ſelbſt auch noch aus denen, die ſich in unſere Vorſtadt Saint-Honoré zurückgezogen haben, und aus vielen jungen Herren gleichen Schlages. Dieß Alles beſucht nun mit muſterhafter Gefliſſenheit die Redeübungen des Hrn. Fraiſſinous, der ihnen darthut, daß ohne die katholiſche, römiſch-apoſtoliſche Religion, und ohne einen feſten Glauben an ihre Myſterien, weder Tugend noch Sittlichkeit vorhanden ſeyn können; daß Sittlichkeit und Tugend auch nirgendwo anders ſichere Stützen finden mögen; eine offenbar höchſt nützliche und paſſende Lehre zur Zeit, wo wir Kalviniſten, Lutheraner, Juden u. ſ. w. zu Mitbürgern haben, die nun aufhören mögen ſich für redliche und ſittliche Menſchen zu halten, nachdem ihnen ein- für allemal dargethan iſt, daß ſie das nicht ſeyn können.

Jenen Damen genügt jedoch nicht, ſich vom Brode der Reden des Hrn. Fraiſſinous zu nähren; ſie theilen daſſelbe auch überall mit chriſtlicher Liebe und Eifer wieder andern mit; mir ſelbſt begegnet zuweilen, daß ich Apologien der Aufhebung des Edikt von Nantes und der religiöſen Unduldſamkeit, Wünſche für die Herſtellung der Jeſuiten, der Mönche und der Frauenklöſter hören muß, die in der Abſicht, mich zu bekehren, vorgetragen werden. Ein Auftritt dieſer Art begegnete mir jüngſthin, auf Veranlaſſung deſſen, was bey Ihnen vorgeht. Ich hatte mit großem Vergnügen die Nachricht von dem neapolitaniſchen Geſez geleſen, welches die Bernhardiner- und Benediktiner-Klöſter aufhebt. Ich ließ mir nun einfallen, davon beyläufig zu ſprechen, als ſogleich zwey bis drey Damen, von ihren Kavallieren unterſtützt, über mich herfielen. Was am meiſten bedauert wurde, waren die Almoſen der guten Ordensmänner, das will ſagen, die Kloſterſuppen, und die Zufluchtſtätten, worin ein Hausvater zwey oder drey ſeiner Kinder verſorgen konnte, um das übrigbleibende zu bereichern. Meine Erwiederung, daß achtzig oder hundert Familienväter, welche Grundeigenthum haben und Landbau treiben, nebſt Müttern, die Kinder zur Welt bringen und erziehen, dem Staate nützlicher ſeyen, als müſſige Mönche und Kloſterfrauen, fand kein Gehör; ich wurde mißhandelt und ein Philoſoph geſcholten, wo mir denn weiter nichts übrig blieb, als das Feld zu räumen.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Es iſt der nunmehrige Großmeiſter der Univerſität.
U. d. b.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 3. November.

(Beſchluß.)

Nächſt den erwähnten Nummern erregte das höchſte allgemeine Intereſſe eine Landſchaft in muſiviſcher Arbeit von Rinaldi, ſowohl wegen ihrer ſelbſt, als wegen der Art und Weiſe, wie ſie zu uns gekommen iſt. Um von der leztern anzufangen, ſo bitten wir unſere Leſer, ſich gefälligſt daran zu erinnern, daß noch Friedrich der Zweyte in dem römiſchen Staatskalender als Marquis von Brandenburg paradirte. Mit dieſer Erinnerung werden ſie die Nachricht, daß obiges Moſaikgemälde ein Geſchenk des Pabſtes an den Fürſten Staatskanzler von Hardenberg iſt, gewiß ſelbſt nicht anders als äußerſt merkwürdig finden können. Uebrigens iſt das Bild an und für ſich doch ohne Vergleich noch weit merkwürdiger: es ſtellt bey ſechs Fuß Länge und der halben Breite (nach dem Augenmaaß geſchäzt) die Ruinen der alten Tempel von Päſtum dar. Jeder, der mit der Moſaikarbeit und den Geſezen der Perſpektive genau bekannt iſt, wird dieſes Meiſterwerk ohne Bedenken für ein wahres Wunder erklären. Die allermeiſten Zuſchauer verſehen es nur darin, daß ſie ſich allzunahe an das Bild herandrängten. In der rechten Entfernung geſehen macht es in der That einen ganz unbeſchreiblich ſchönen Effekt.

Dennoch wird von den hieſigen Kennern der neueren Zeit ein Gemälde von C. W. Wach, welches die Auferſtehung Chriſti vorſtellt und von unſerem Monarchen zum Geſchenke für die evangeliſche Kirche zu Moskau beſtimmt iſt, weit enthuſiaſtiſcher bewundert. Es verſteht ſich, daß beyde Werke durchaus keine Vergleichung zulaſſen und wir wollen alſo nichts weniger mit dem Vorſtehenden geſagt haben, als daß man Rinaldis Arbeit herabzuziehen ſuche. Nein, wir reden blos von dem Grade des Enthuſiasmus ohne weitere Beziehung. Ob dieſer im Laufe der Zeiten gerechtfertigt werden dürfte oder nicht, ruht, um mit Homer zu reden, im Schooße der Götter. Gewöhnliche Zuſchauer mindeſtens haben mit dieſem Bilde (das dreyfach gruppirt iſt, zu oberſt den Auferſtandenen, in der Mitte auf dem erhöhten Grabmale zwey Engel, und an dem Grabe ſelbſt drey ſchlafende Wächter enthält) ein wahres Geſpött getrieben; ſonderum der lieben Engel wegen, die auch offenbar ſtatt geiſterartig bleich zu ſeyn, ein paar körperſiechen Sterblichen gleichen. Wir ſelbſt erinnern uns noch recht wohl der Zeit, wo wir außer ein paar alten verlegenen Familienbildern faſt keine Gemälde geſehen hatten und mit dieſen dürftigen Erfahrungen urplötzlich auf der Dresdener Gallerie an die berühmte Nacht Correggios geführt wurden. Die meiſten Schönheiten dieſes in ſeiner Art einzigen Kunſtwerkes ſind uns damals gewiß entgangen; aber wahrlich über das Nichtverſtandene zu ſpotten, konnte uns um ſo weniger einfallen, da wir uns auch ſo, wie wir waren, von einem wunderbaren heiligen Schauer ergriffen fühlten, eine Empfindung, die durch dieſe Auferſtehung keineswegs wieder ins Leben bey uns zurückgerufen werden konnte.

Weit lieber möchten wir daher den allerneueſten äſthetiſchen Bewunderern ein längſt nicht ſo großes Familiengemälde von Begaſe aus Cöln bewundern helfen, das in der That mit der treueſten Wahrheit einen mehr als gewöhnlichen Liebreiz verbindet, und eben deshalb faſt allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat.

Wir dürfen dieſes kurze Verzeichniß das ſchauluſtige Publikum vorzüglich anſprechender Gemälde nicht ſchließen, ohne noch eines Bildniſſes des Königs zu Pferde gedacht zu haben, wodurch ſich Herr Schrader der Berliniſchen Welt gewiß nicht wenig empfohlen hat. Wenn es wahr iſt, daß ſich eine einnehmende männliche Figur zu Pferde jederzeit am vortheilhafteſten ausnimmt; ſo verdient der Künſtler gewiß Beyfall, daß er ſich durch den Gedanken, es ſey dieſe Stellung ſchon zu oft da geweſen, nicht abſchrecken ließ, ſeine Talente abermals an ihr zu verſuchen.

Obwohl die Landſchaften dem größeren Publikum in der Regel am wenigſten zuſagen; ſo ſey es uns doch erlaubt, die Gegend um Moskau von Herrn W. Barth, und Neuſchatel mit ſeinen Umgebungen von H. Heinrich Leitbold, wenn auch nur in aller Kürze mit aufzuführen. Jenes erſtere Landſchaftsgemälde imponirt eben ſo ſehr und als wahres Panoram durch ſeine wunderbare Größe, wie lezteres als vortreffliches Aquarell durch ſeine hinreißende Anmuth und Freundlichkeit.

In das Kunſtdepartement des größeren Publikums, das wir mit Vorſatz dermalen zu unſerem Cicerone erwählt haben, gehören unſtreitig auch die lieben Portraite, davon eine wahre Unzahl auf der dießjährigen Ausſtellung zu finden waren. Das Hauptreſultat, das zunächſt daraus hervorgeht, iſt leider kein anderes, als — daß ſich die meiſten Sterblichen nicht ſollten malen laſſen, am wenigſten von ſolchen Malern, denen es bloß um die Aehnlichkeit zu thun iſt. So paradiren hier mehrere Deutſchthümler, die, wenn ihnen auch ihre Sitzung nichts koſtet, doch wahrlich Geld hätten zugeben ſollen, damit man ihre Fratzengeſichter mit einer ſolchen öffentlichen Proſtitution nur verſchonte. Dieſe, wie noch viele andere dergleichen Bildniſſe rühren von Schöpfern her, die billig ſchon vor dem bloßen Gedanken, mit einem Weitſch zugleich in die Schranken zu treten, hätten zurückbeben ſollen. Dieſer wackere und treffliche Künſtler, der noch mit jedem Pinſelſtriche an die gute, alte Zeit erinnert, wo über die Kunſt weniger vornehm geſchwätzt, als kräftig und mit Glück für ſie gehandelt wurde, hat an den Köpfen zwey bejahrter Männer des berühmten Aſtronomen Bode, und des beſcheidenen Dichters Schink, zu nicht geringem Ruhme gezeigt, daß ein wirklicher Meiſter ſelbſt das höhere Alter noch mit einer gewiſſen Anmuth darzuſtellen weiß. Man verweilt immer noch mit wahrem Vergnügen vor beyden gedachten Kunſtwerken, wenn man auch nicht umhin kann, erſt da von den Vorzügen des Künſtlers eigentlich begeiſtert zu werden, wo ihm vergönnt war, das ſchönere und kräftigere männliche Alter darzuſtellen, wie er unter andern in einem höchſt gelungenen Jagdſtücke geſehen hat.

Herr Paul Mila (gegenwärtig in Rom) und Fräulein Johanna Greve haben beyde verſucht, ſich ſchon in der Blüthenzeit durch ihre Kunſt ſelbſt darzuſtellen. Jener hat es dabey vornehmlich auf Genialität, dieſe, ihrem Geſchlechte getreu, hauptſächlich auf Grazie und Anmuth angelegt; ob aber der berühmte Rubens, der erſt das reifere männliche Alter abwartete, ehe er ſich ſelbſt mit ſeiner bezaubernden Gattin und einem treuen Hunde zugleich malte, ſeinen Vortheil nicht beſſer verſtanden hat, müſſen wir größern Kennern zur Entſcheidung überlaſſen. Von Rubens Meiſterwerke war zwar nur die Kopie eines Ungenannten auf der Ausſtellung, aber auch dieſe hat uns, troz ihres matten Colorits, im eigentlichſten Verſtande des Wortes entzückt. Ein Bekenntniß, das wir nicht zurückzuhalten vermögen, ſollte es auch für manche Kunſtgelehrte auf Koſten unſeres Geſchmacks abgelegt ſeyn.

Noch iſt von den Portraiten, welche gewiß jeden aufmerkſamen Beobachter bey ſich verweilen ließen, ein Kopf nach dem Leben, (Herrn Hofrath Bußler vorſtellend), von Begaſe, zu erwähnen, der zum Sprechen getroffen zu ſeyn ſcheint und der dennoch beweiſt, was alle ähnliche Arbeiten von Weitſch und Schadow ebenfalls beweiſen, daß der wahre Meiſter auch in der Portraitmalerey nie anders als nach einem wohldurchdachten und durch die Phantaſie ihm ſtets zur Seite ſtehenden Ideale arbeitet.

Eines Amors, der alle Gelehrtheit der Quartanten oder gar Folianten mit Füßen tritt, indem er ſich dafür einen ihm mehr zuſagenden Bogen bereitet, wollen wir lieber ein wenig excentriſch und außer aller Ordnung, als gar nicht erwähnen; denn ſein Figürchen ſcheint nicht ohne Einfluß eines antiken Ideals ins Leben gerufen zu ſeyn; nur bedauern wir, daß ſein Köpfchen für einen griechiſchen Gott zu viel von dem Muthwillen eines deutſchen Knaben verräth.

Die plaſtiſchen Arbeiten von kleinerem Umfange haben nicht den Vortheil der Miniaturgemälde, ſondern werden von der Mehrzahl um ſo weniger beachtet, je kleiner ſie ſind. Eben deshalb getrauen wir uns eine Wette darauf einzugehen, daß die allermeiſten Beſucher und Beſucherinnen der dießjährigen Ausſtellung ſich wundern würden zu hören, daß Friedrich der Große auch dort zu ſehen geweſen ſey. Da indeſſen der Name Rauch durch Scharnhorſts und Bülows Statuen neuerdings ſo berühmt geworden iſt, ſo dürfen wir nicht unangezeigt laſſen, daß dieſer ausgezeichnete Meiſter die Kunſtſammlung, außer mehreren Marmorwerken, Gußwerken und Modellen, mit einem ſehr geſchmackvollen Candelaber, mit der Büſte des Großfürſten Nicolaus, ſo wie mit Goethes Büſte bereichert hat.

Auch die Dii minorum gentium, die mechaniſchen Künſtler haben dießmal viele rühmliche Beweiſe ihres Fleißes geliefert; vorzüglich groß ſchien uns der Wetteifer unter den Inſtrumentenmachern, ſo wie unter Gold- und Silberarbeitern geweſen zu ſeyn. Ob aber der innere Gehalt der Sachen mit der äußeren Eleganz immer gleichen Schritt gehalten haben dürfte, mögen uns bey Gelegenheit die Käufer erzählen.

Erſt, nachdem wir alle Hauptſäle durchmuſtert hatten, fiel uns ganz zulezt im äußern Vorgemache, neben zwey mächtig großen Baſſins von ſehr nett polirtem Granit (die aus Rom ſtammen und hier vor der Hand einheimiſch ſind) noch ein ſchönes Gemälde des unglücklichen und unvergeßlichen Kügelchen ins Auge. Es ſtellt die Göttin Diana neben dem ſchlafenden Endymion vor, und iſt, obwohl es wie verlaſſen hier ſtand, und obwohl unſere lauteſten Aeſthetiker ganz ſtill darüber geweſen ſind, gewiß nicht die kleinſte Zierde der dießjährigen Ausſtellung.

Ernſt Woldemar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 103.

Nro. 308.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. December 1822.

Die Blicke glühn, die Herzen ſchwellen,
Denn einer Morgenröthe gleich,
Sehn ſie den Oſten ſich erhellen;
Und alle Sterne werden bleich;
Es ſteigt, es ſteigt, es iſt die Sonne,
Zu nennen iſt ein Stern es nicht.
Getrunken hat es aus dem Bronne
Des ew'gen Lichtes ſelbſt ſein Licht.

Die heiligen drey Könige. Von Guſtav Schwab.

Weihnachten.

Die Chronien zu Athen, die römiſchen Saturnalien, das nordiſche Julfeſt und unſere Weihnachtsfeyertage fallen in derſelben Zeit zuſammen. Dieſe Feſte der Alten bezeichneten den vollendeten Kreislauf des Jahres, der Sonne. Chronos trägt den Blumenkranz (Bild der Vergänglichkeit), Saturn die Senſe und den Blumenkranz (ſtete Vernichtung, ſtetes Verjüngen), oder er ſchifft den Tiberſtrom hinauf, um das goldene Zeitalter nach Latium zu bringen, oder er hält die an ihrem Schweif nagende Schlange in der Linken, oder ein Kind, das er zu verſchlingen im Begriff ſteht. Das Julfeſt der Nordländer, das Feſt des Mittewinters, war ſehr wichtig, und wurde mit verſchiedenen Gebräuchen gefeyert; Opfer, Spiele, Schmäuſe, Tänze auf dem Eis, zu Ehren des Sonnengottes angeſtellt, und ausgelaſſene Fröhlichkeit bezeichneten den Abend dieſes Feſtes.

Weihnachten (ſonſt Theophanie, dies luminarium, majora solemnia etc. genannt) wurde im zweyten Jahrhundert zuerſt zu Antiochien gefeyert; vor Theophilus, zur Zeit des Kaiſers Commodus (alſo am Ende des zweyten Jahrhunderts) findet ſich keine Spur von dieſem Feſte. Kaiſer Juſtinian befahl im ſechsten Jahrhundert das Weihnachtsfeſt in allen Kirchen zu feyern. Kein Wunder daher, daß das Vertauſchen eines heidniſchen Feſtes mit einem chriſtlichen Veranlaſſung ward, das Ergötzliche der erſtern mit in die neue Feyer herüber zu ziehen. Der Vergleichungspunkte zwiſchen den Saturnalien und der Feſte unſerer Weihnachten finden ſich mehrere: man zündete beym Anfange des Saturnusfeſtes, in dem Tempel des Gottes, eine Menge Wachslichter an; in den ältern chriſtlichen Zeiten geſchah daſſelbe, der Name dies luminarium iſt wahrſcheinlich daher entſtanden. Man ſandte in Rom einander Geſchenke zu, um alte Freundſchaft zu erneuern; wo man auf den Straßen einander begegnete, rief man ſich: Jo Saturnalia! und: bona Saturnalia! zu. Im Anfang dauerten die Saturnalien nur einen, dann drey, und unter den Kaiſern ſieben Tage: die beyden lezten waren Kinderfeſte, an welchen dieſe ſpielten und beſchenkt wurden. Selbſt von dem Vertauſchen der Rollen zwiſchen Herrn und Dienern, einem Hauptſcherz bey den Saturnalien, findet man in der chriſtlichen Zeit noch Spuren. Dort und hier Ausſchweifungen und Aberglauben. Den Aberglauben betreffend, der ſich an die Chriſtnacht band, ließe ſich eine reiche Sammlung von Einzelnheiten machen. Wir wollen Einiges anführen. Wenn ein Mädchen in der Chriſtnacht heißes Bley ins Waſſer gießt, bekommt es die Geſtalt des Handwerksgeräthes deſſen, der ſie heirathet. Wenn ein Mädchen wiſſen will, ob ſie in dem Jahr einen Mann bekommt, ſo ſoll ſie am Weihnachts-Abend oder um die Mitternacht an das Hühnerhaus klopfen und ſagen:

Gackert der Hahn,
So krieg' ich 'n Mann;
Gackert die Henn',
So krieg' ich kenn'.

(Gräter's Iduna u. Hermode. J. 1812.)

Will ſie erfahren, ob ihr Liebſter grad= oder krummbeinig ſeyn werde, ſo ſoll ſie am Weihnachts Abend an einen Stoß Holz treten und rücklings ein Scheit herausziehen; wie das Scheit, ſo die Geſtalt des Liebſten*). Daß das Waſſer in der heiligen Mitternachtsſtunde zu Wein wird, daß das heilige Kind armen frommen Kindern erſcheint und beſcheert, ſind bekannte Sagen. Die dem Chriſtfeſt folgende Tage ſind faſt überall der Freude und ſcherzhaften Spielen geweiht geweſen. In Engadin (Büſching, wöch. Nachr. 2r Bd. S. 292) verſammeln ſich am zweyten Feyertag die Mädchen in einem der angeſehenern Bürgershäuſer; dann kommen die jungen Burſche, jeder mit einem Hammer, womit er jedem der im Kreiſe ſitzenden Mädchen einigemal auf die Füße ſchlägt: dann theilen die Mädchen Geſchenke aus; man plaudert und ſpielt. Das Feſt heißt dort Müdaver. Die Art, wie dieſe Tage, vom Chriſtabend an bis zum unſchuldiger Kindlein Tag (auch Pfeffertag, oder der Fitzelstag genannt) in Deutſchland und einem Theil der Schweiz gefeyert wird, iſt unſern Leſern hinlänglich bekannt. Weniger möchte dieß mit den Gebräuchen und Spielen der Fall ſeyn, welche an dieſem Tag in England und Schottland ſtatt finden.

In den katholiſchen Gemeinden Englands beginnt der Gottesdienſt noch um Mitternacht nach dem Chriſtabend, an welchem die Strenge allen Arten von Ergötzlichkeiten weicht. In dem proteſtantiſchen Weſten von England ſind noch in der neueſten Zeit Ueberbleibſel von der ehemaligen Feyer des heiligen Abends zu finden. Um ſieben Uhr nahm man die Kuchen aus dem Ofen; Cyder oder Bier ermunterte in jedem Hauſe zur Fröhlichkeit, und bis ſpät in die Nacht ſang man die ſogenannten Weihnachtslieder (Carols). Am Chriſttag ſelbſt vertraten dieſe Carols (in Form und Inhalt den ſchleſiſchen Weihnachts=Liedern ähnlich, deren eines in Büſching's wöch. Nachr. 1r Bd. S. 36 abgedruckt iſt) die Stelle der Pſalmen, beſonders beym Nachmittags=Gottesdienſt, bey welchem ſich die ganze Gemeinde verſammelte, und welcher gewöhnlich damit endigte, daß der Küſter mit lauter Stimme allen Pfarrkindern fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr wünſchte. Mit den religiöſen Gebräuchen des Chriſtabends aber war keines jener ſcherzhaften Spiele verbunden, welche ſo häufig an den folgenden Tagen ſtatt fanden.

Dergleichen Spiele ſind mehrere in Cornwallis an dieſen Tagen üblich. Eines derſelben iſt in metriſcher Form und ſtellt die ſiegreiche That des Ritters St. Georg, an einem mehamedaniſchen Gegner verübt, dar. St. Georg tritt da, gewaffnet vom Kopf bis zu den Füßen, auf und ſpricht:

Hier bin ich, Sankt Georg,
   Der Kämpe ſtark und hehr,
Gewann drey goldne Kronen
   Mit meinem Schwert und Speer.

Ich tödtete den Drachen,
   Und führte nach dem Strauß
Aegyptens Königstochter,
   Die Sabra hieß, nach Haus.

Der Mehamedaner tritt auf:

Der türkiſche Ritter, der bin ich;
   Hier zeig' ich meines Arms Gewalt,
Und iſt, Herr Georg, dein Blut zu warm,
   So mach' ich dir's fürwahr jezt kalt.

Der Kampf beginnt, St. Georg haut den Türken nieder, fühlt aber alsbald Mitleiden mit dem Beſiegten und ruft aus:

Iſt denn kein Doctor hier zu finden,
Des Ritters Wunde zu verbinden?

Ein Arzt kommt und erklärt, er habe in ſeiner Phiole den Saft einer merkwürdigen Pflanze, durch den er jeden Todten ins Leben zurückrufen könne. Er macht einen Verſuch, der aber mißlingt. St. Georg, erzürnt über des Doctors Ungeſchicklichkeit, tödtet dieſen. Bald darauf erhebt ſich, heil und geſund, der türkiſche Ritter, und durch die Kraft von St. Georgs Arm überführt, daß er bisher in Irrthümern gewandelt, bekehrt er ſich zum Glauben, wird Chriſt und die Scene ſchließt.

Im Norden von England und in Schottland finden an den Weihnachtstagen ähnliche Spiele ſtatt. Die Perſonen, welche dieſelben aufführen, gehen von Haus zu Haus, unter dem Namen von Guizart's oder Guizard's. Der Held hat hier keinen Namen, ſein Gegner heißt der Galathier. Das Drama beginnt, nach einem Prologe, folgendermaßen: Der Held tritt auf:

Da komm' ich, und komm' ſelber,
   Ich, der nicht kam vorher,
Und was ich thun kann, will ich thun —
   Was kann der Beſte mehr?

Der Held rühmt ſich ſehr ſeiner frühern Heldenthaten und fordert dann den Gegner zum Kampf heraus: dieſer erſcheint und ſpricht:

Hier komm' ich, der Galathier,
   Galathier nennt man mich;
Ich trag' ein Schwert, Piſtolen auch,
   Der Sieg iſt mein, das hoffe ich.

Er wird aber doch beſiegt, und der Sieger ruft:

Der Held' und der iſt todt,
   Der Held' und der liegt nieder,
Und was ich thun kann, thu' ich,
   Ihn zu erwecken wieder.

---

*) Hierher gehören noch eine Menge andere Zaubergebräuche, unter denen das auch in Deutſchland bekannte Forſchen in die Zukunft vermöge eines Spiegels nicht zu vergeſſen iſt. Die aus dem Ruſſiſchen entlehnte Erzählung No. 283. des Morgenblatts belehrt uns, daß dieſe Ceremonie auch in Rußland bekannt iſt. D. R.

Der Doctor wird auch hier gerufen und hilft dem Erſchlagenen zum Leben. Der Scherz endet mit kleinern Liedern und die Sänger ziehen belohnt von dannen.

Daß der Aberglaube dort, wie bey uns, in dieſer Nacht mächtig wirkte*), beweiſt ſchon folgende Stelle Shakeſpear's:

> Und immer, wenn die Jahreszeit wieder kehrt,
> In der man die Geburt des Heilands feyert,
> Singt laut der Hahn die ganze Nacht hindurch;
> Dann, iſt die Sage, wandle auch kein Geiſt,
> Die Nächte ſey'n geſund, die Stern' unſchädlich,
> Nicht wirke Feerey, noch Hexenzauber,
> So gnadenvoll und heilig iſt die Zeit.

A.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

Die beyden Kameraden ſtiegen vom Heu herab, gähnten noch einmal, und griffen nach den Pfeifen, die überhaupt gar wenig aus den Händen kamen. Jezt machte ich mich aufs Heu, da ich ſahe, das Wetter wolle ſich gar nicht zur Beſſerung anlaſſen. Ich ſteckte mich ganz in die Blumen hinein, und entſchlief bald. Nur eine Stunde aber waren meine Augen geſchloſſen. Es iſt unglaublich, welche ſtärkende Kraft auch nur ein kurzer Schlaf auf dieſen Höhen, die doch die ganze Maſchine auf mancherley Art in Anſpruch nehmen, auf dieſelbe ausübt. Wie neugeboren erwachte ich, und wurde vollends ganz munter durch das Stoßen meiner Naſe an die Dachſteine, als ich mich zu erheben verſuchte. Neben mir ſchnarchte der Fünfziger. Ich kroch wieder hinab, wo ich blos den freundlichen Dreyßiger traf, denn der Vierziger war ebenfalls fort, um ſein Heil mit den Murmelthieren zu verſuchen. Mir war die Luſt zu einem nochmaligen Anſtande benommen. Fünf Uhr war es ſchon, aber jezt hätte ſich bey mir faſt Langeweile, der ich in meinem Leben nie unterlag, mehr aus ungeduldiger Sehnſucht nach Aenderung eingeſtellt, da trieben heftige Winde wieder Wolken daher, und aus ihnen ſprang der Vierziger in den Staffel. Der Heerd vereinigte uns, und die Jäger begannen frühere Jagdabenteuer auszukramen. —

Es mochte Abends 6 Uhr ſeyn, als die Jäger in Vorſchlag brachten, den erſten regenfreyen Augenblick zu benutzen, um in den nur eine halbe Stunde tiefer liegenden Staffel zu ſteigen, der uns vorige Nacht beherbergt hatte. Sie meynten, dort wäre mehr Heu zum Lager, man könne warme Milch bekommen, ſey mehr geſchützt vor der ſchneidenden Gletſcherluft u. ſ. w. Ich für meinen Theil wäre herzlich gern allein hier geblieben, wo ich doch freyer athmen konnte, denn unten war es ſchmutziger, enger, und in andern Rückſichten unangenehmer, aber die Jäger hätten mich doch nicht allein gelaſſen, und ihr Gelüſte nach warmer Milch wollte ich ihnen nicht nehmen. Gegen 7 Uhr marſchirten wir ab, doch, kaum hundert Schritte weit gelangt, ſtrömte der Regen wieder nieder, und Alle wurden wir ganz durchnäßt, ich zum drittenmale an dieſem Tage. Der Staffel, dem wir uns näherten, bot, wie geſagt, kein freundliches Nachtquartier, um ihn ſtand eine Menge Vieh, das unmuthig in den Regen blöckte, und in der erſten Abtheilung der Hütte wurden eine Menge Ziegen eben gemolken; im innern Raume hing der Käſekeſſel über dem Feuer — kurz, herzlich gern wäre ich wieder umgekehrt, da ich nicht einmal Hoffnung hatte, mich zu trocknen. Doch der Dreyßiger nahm mir den Stutzen vom Rücken, und endete ſomit meine Unentſchloſſenheit. Ich kroch die Leiter hinauf, ſchob mich oben unter das Dach, und ſuchte hier mich meiner naſſen Schuhe und Strümpfe wenigſtens zu entledigen, und meines ſchweren Oberrocks. Aber vor Rauch war es faſt zum Erſticken. Ich ſchob mich auf das Heu hin, ſuchte eine der größten Luftlücken in der Wand, und hielt mein Geſicht in die Luft, das freylich tüchtig beregnet wurde, wodurch ich mich aber doch vor dem beißenden Rauch ſchützte. Auch der Dreyßiger und Vierziger kamen mir nachgekrochen, Aehnliches verſuchend. Sie ſchauderten vor Näſſe und wühlten ſich ins Heu. In mich kam jezt auch eine Art Sehnſucht nach warmem Eſſen, beſonders nach Kartoffeln, und der Küher ſchrie auf meine Frage zu mir herauf, daß er für mich einige abgeben könne. Das war eine erfreuliche Nachricht, ich bat ihn, deren ſo viel als möglich zu kochen, was er endlich verſprach. Meine vaterländiſche Lieblingsſpeiſe auf dieſer Höhe hätte ich nicht erwartet. In demſelben Kübel, der beym Frühſtück unſere Kaffeekanne vorgeſtellt hatte, war die gewünſchte Frucht, ſchon durch ihren warmen Dampf einladend, auf einem Brette hingeſtellt; die Einbeine wurden herzugelangt, und die Göttermahlzeit begann. Den Beſchluß machte noch ein Kübel warmer Käſemilch. Dann empfahl ich dem Küher die Trocknung meiner Sachen, und zog mich wieder die Leiter hinauf, um einen angenehmern Tag zu erwarten, zu welchem der Himmel jezt einige Hoffnung zeigte. Mehrere Stunden ſchlief ich ununterbrochen, dicht um mich her ſieben ſchnarchende Kehlen; durch die Dachlücken ſtahl ſich Sternenlicht, das mir eine freudige Erſcheinung war. Die vor eine Dachlücke gehaltne Uhr zeigte die zweyte Stunde nach Mitternacht, der Himmel gefiel auch dem Jäger, unſer wechſelſeitiges Reden ermunterte die Uebrigen. Alles gieng wie den Tag vorher, nur gaben bey den Kaffeekübeln die Jagdentwürfe andere Höhen für dieſen Tag zu erklimmen, zu welchen auch unſer Wirth, wie ich hörte, treiben helfen ſollte. Nun gieng es auf die Hundshörner los. Um drey Uhr verließen wir die Hütte, der Himmel war ganz heiter. Unſer Küher, ebenfalls mit einem Stutzen gerüſtet, deren faſt jeder einen auf ſeinen Bergen hat, mußte mit dem Vierziger einen andern Weg einſchlagen, ich, der Dreyßiger und Fünfziger begannen das Klimmen auf die genannten Hörner ſchon unweit dem Staffel. Sehr ſteil zogen ſie ſich hinan, doch blieben, ſo lange der Weg über Steine ging, wo von einem auf den andern geſprungen wurde, wenigſtens die Füße trocken, bald aber waren einige abſchüſſige, mit Gras bewachſene Stellen zu paſſiren — ein falſcher Tritt, den man in der Meinung, ihn auf feſten Boden zu ſetzen, vielleicht auf die in den Abgrund hinaushängenden Grasbüſchel gethan haben würde, wäre unvermeidlicher Tod geweſen. Das bis an die Knie reichende Gras war naß, und hatte die Beinkleider bald durchweicht, die ohnehin, ſo wie der Ueberrock, von geſtern her noch nicht ganz trocken waren. Vor uns glänzte Alles in friſchem, blendendem Schnee. Auf einem ſchmalen Felſenblocke, über Gras und Schnee ragend, und vor ihm ein Abgrund, vielleicht 600 Fuß tief, wurden in aller Stille die Gewehre friſch geladen, denn wir waren ſchon den Gemſenwinkeln nahe.

---

*) Wer ſich darüber genauer zu unterrichten wünſcht, den verweiſen wir auf Brand's Popular Antiquities, Ausgabe von Ellis, und Brady's Clavis Calendaria. — Die Ableitung des franzöſiſchen Noël von dem engliſchen Yule wird mit Recht beſtritten. Das angelſächſiſche Geola, und das, wahrſcheinlich isländiſche, Juul, Jo'a oder Jol kommen eher gleich mit Noël, und haben auch ältere Rechte, als das engliſche Wort, das überdies nur eine neuere Schreibart ſeyn dürfte; denn es ſcheint, als habe man in den ältern Zeiten Ewle für Yule geſchrieben. Dafür ſpricht wenigſtens eine Stelle in Nares' Glossary.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, den 30. November.

Dieſer Monat war für unſere ſchöne und theure Vaterſtadt reich an freudigen und erhebenden Begebenheiten; wir ſahen die junge und ſchöne Gemahlin unſers vielgeliebten Prinzen Johann, die holde Sproſſe des baieriſchen Königsſtamms, die Prinzeſſin Amalia, hier unter dem Jubel des verſammelten Volks feſtlich einziehen, und ſo ſehr der Ruf von Anmuth und Liebenswürdigkeit ihr vorangeeilt war, ſo hat ſie doch Aller Erwartungen weit übertroffen. — Bereits in Freyberg hatten die Berg- und Hüttenleute des Erzgebirges der jungen Gattin unſres verehrten Prinzen ein wahrlich imposantes Feſt gegeben, nach hergebrachter Sitte der Altvordern. Mehr als tauſend Männer, Knappen, Steiger, Hüttenleute, und wie ſie ſonſt heißen, die Obern zu Pferde und Alle in altherkömmlicher Tracht, an der ſeit ein paar Jahrhunderten auch nicht ein Tüttelchen verändert ward, paradirten bey nächtlicher Zeit in kräftig-militäriſcher Haltung und bey eigener, charakteriſtiſcher Muſikbegleitung vor der Prinzeſſin, während das Bergſtädtchen nicht Raum für alle Zuſchauer hatte, die ſich rings aus weiter Umgegend hier verſammelt hatten. Wahrhaft erhebend war der Anblick, als, bey dem feyerlichen: Glückauf! von tauſend Stimmen, ſich tauſend bisher ungeſehene Grubenlichter in die Luft erhoben und durch die Nacht leuchteten wie Sterne, wie Sterne des Glücks und ein Bild des tauſendfachen Heils, das ein pflichttreues Volk auf das Haupt der holden Prinzeſſin herabwünſchte. Nicht minder pflichttreu empfingen wir Bewohner Dresdens die neue Tochter unſres königlichen Hauſes. Ein äußerſt geſchmackvoller Ehrenbogen war auf dem Altmarkt vor dem Rathhauſe errichtet; feyerliche Muſik tönte, während dem Donner des Geſchützes und dem Vollgeläute der Glocken, von dem geſchmückten Balkone; das ſchöne Bürgerchor zu Fuß und zu Pferde und die Schützen ſtanden in Reihe und Glied, die Ordnung mild erhaltend, und als der Wagen der Prinzeſſin unter dem Ehrenbogen ſtand, hielt der erſte Bürgermeiſter ihr eine angemeſſene Rede, welche die Verehrte mit Huld aufzunehmen geruhete. Bey ihrer Ankunft auf dem Schloſſe war große Cour; ſpäter hatte die feyerliche Einſegnung ſtatt. Tags darauf war offne Mittagstafel, bey welcher das Publikum zugelaſſen wurde; desgleichen war es erlaubt am nächſtfolgenden Abend dem großen Hofballe zuzuſehen, allwo man auch den Prinzen Oskar von Schweden bemerkte, der Tages zuvor angekommen war und von unſerm Hofe die ſeines erhabenen Ranges angemeſſenen Ehrenbezeugungen würdevoll empfing; ſo wie auch der franzöſiſche Geſandte ſich beeilte, ihm am nächſten Tage ein Feſt zu veranſtalten. Oeffentlich erſchien die Prinzeſſin zum erſten Male in dem ehemaligen großen Operntheater des Zwingers, welches jezt zu einem Conzertſaale eingerichtet iſt und jenen Abend durch tauſende von Lichtern erhellt, und durch das geſchmackvoll zu einer Blumenvaſe umgeſchaffene Orcheſter den Anblick eines Feenaufenthaltes gewährte. Es wurde eine Cantate von Metaſtaſio und zu dieſer Gelegenheit umgearbeitet von Mentucci gegeben; komponirt war dieſelbe von dem königl. Kapellmeiſter Morlachi im neueſten italieniſchen Geſchmacke und der Würde angemeſſen, welche die hohe Gelegenheit darbot. Der Komponiſt war plötzlich krank geworden und ſo dirigirte unſer allgeſchätzter K. M. v. Weber mit ſo vielem Feuer und Liebe für das fremde Werk, daß es ihm der italieniſche Tonſetzer Dank wiſſen muß; ſo wie es denn überhaupt eine erfreuliche Genugthuung gewährte, bey dieſer Gelegenheit den ſo ſeltenen Anblick zu genießen, daß die Kunſt, die ja ſtets harmoniſch wirken ſollte, auch einmal die Künſtlermenſchen einſtimmig ſeyn ließ. — Einige Tage ſpäter wurde auch im deutſchen Theater ein Feſtſpiel zu Ehren der Prinzeſſin dargeſtellt. Wir enthalten uns aller Kritik über daſſelbe, da, wie man ſagt, ſchon höheren Orts der Plan genehmigt war und auch die ſpätere Ausführung gefallen hat; aber als Sachſen und als Dresdner wird es uns erlaubt ſeyn zu bedauern, daß die Wahl des Feſtſpieldichters auf keinen Einheimiſchen fiel und dieſes ſchmerzliche Gefühl wird ſelbſt der Verfaſſer, Herr Ludwig Robert, nicht tadeln, wenn er anders wie es heißt, ein billig denkender Mann iſt. Denn was man auch von der vaterlandsloſen Allgemeinheit der Kunſt ſagen möge, ſo giebt es doch gewiß vaterländiſche Kunſtgelegenheiten, die nur der Einheimiſche eindringlich zu ergreifen weiß. Daher iſt es möglich, daß uns das ländliche, das idylliſche Element (wir erinnern hierbey an unſres Kind vortrefflichen Weinberg an der Elbe) mehr angezogen hätte, als das Element antiker Einfachheit und Würde, die, wie man behauptet, das herrſchende Prinzip dieſes fremden Feſtſpiels ſeyn ſoll. Fremd, ja befremdend war es auch, daß die Prinzeſſin nicht vom Orcheſter und daher auch nicht mit Beyfallsbezeugung von Seiten des Publikums empfangen wurde, welches einzig dem Mangel dieſer nöthigen Einrichtung, keineswegs aber dem Mangel an Enthuſiasmus zuzuſchreiben iſt, den ja jeder Sachſe für die holde Gattin unſres geliebten Prinzen Johann empfindet. Was die Muſik zu dem Feſtſpiele betrifft, ſo haben wir Alles geſagt, wenn wir anzeigen, daß ſie von dem Komponiſten des Freiſchützen gefertigt iſt. Nach dem Feſtſpiele folgte ein Luſtſpiel von Houwald: die alten Spielkameraden. Was auch dieſer verehrte Dichter uns geben möge, immer wird es den Stempel der Gemüthlichkeit tragen und ſo auch dieſer rein aus dem Leben gegriffene Schwank, der, vortrefflich dargeſtellt, ſeine Wirkung nicht verfehlte.

Noch dauern die Feſtlichkeiten in unſerer Stadt fort. Die Bälle der hieſigen Geſandten beginnen und der franzöſiſche Miniſter wird der erſte ſeyn, der das hohe Glück haben wird, die Prinzeſſin Johann bewirthen zu dürfen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Nro. 309.

Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Donnerstag, 26. December 1822.

O werd' ich in den dunkeln Gründen,
Durch die ſich meine Schritte winden,
Nicht einen von Euch wiederſehn?

Reinhardt.

Kommen und Gehen.

(Geſchrieben im Jahr 1818.)

So trennt denn Alles ſich: Wir kommen,
Wir werden gütig aufgenommen,
Die Gegenwart umſpült die Bruſt.
Das Auge lockt der Reiz des Neuen,
An Tage, die verdämmert, reihen
Sich friſche Stunden neuer Luſt.

Tag wird vom Tag dahin gezogen,
Das Leben fließt in ſanftern Wogen,
Und was uns fremd war, iſt bekannt.
Als ob ſie keine Wurzel triebe,
Zart, unbemerkt entkeimt die Liebe,
Und knüpft ſich ſtill der Freundſchaft Band.

Auf einmal ruft's: Ihr müßt euch trennen!
Und Niemand fragt uns, ob wir's können,
Und haben wir's uns nicht verſehn.
Ach, die wir von der Erde ſtammen,
Wir kommen freudig nur zuſammen,
Um weinend wieder wegzugehn.

Z – – n.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

Noch war eine kleine Strecke zu erſteigen, bis zum Anfange des ununterbrochen anſteigenden Schnee's. Sorgſam wurde umhergeſpäht, und jeder Schritt mit Vermeidung alles Geräuſches gethan. Wir befanden uns nur ungefähr 150 Schritt vor einer lang fortlaufenden Felſenwand, als plötzlich fünf Gemſen auf dieſe zuſprangen. Die beyden Jäger fielen raſch auf die Knie in den Schnee, Ich ſpannte und ſchlug an, hatte das vierte der hinter einander nicht gar zu geſchwind, wie es mir dünkte, galoppirenden Thiere auf dem Korne, und hätte auch noch das fünfte faſſen können, aber der neben mir liegende Dreyßiger winkte mir, nicht zu ſchießen, weil es ungewiß wäre, die Thiere nur ſcheu würden, und wir die nämlichen heute noch ſicherer zu Schuſſe bekommen könnten. Ich legte mich nun auch in den Schnee, bis die Gemſen vorüber waren, und dann ward die Rückkehr zu unſerm verabredeten Plane, von welchem dieſer Incidentfall einige Zeit abgeführt hatte, angetreten. Mir wies man einen überſchneiten Eisblock, auf welchem ich aufliegen ſollte, zum Lauern an. Der Dreyßiger gab mir den Rath, da die Sonne ſchon ſtark ſchien, und die Goldtreſſen meiner Mütze weit glänzten, dieſe ganz vom Kopf zu thun, und mich überhaupt wegen meiner dunkeln Kleider, die gegen den Schnee außerordentlich ſtark abſtachen, ſo gut als möglich in den Schnee zu verbergen. Unerachtet ich ſchon wieder bis am Gürtel durchnäßt war, legte ich mich dennoch noch dazu in den Schnee, ſcharf hinſehend nach dem bezeichneten Orte, wo die Thiere herkommen ſollten, mit den erſtarrten Händen das geſpannte Rohr haltend, den Kopf entblößt, auf den die Sonne ſchien, zugleich der ſchneidenden Morgenluft von den ewigen Eismaſſen her ausgeſetzt, und hielt in dieſem lieblichen Zuſtande drey Viertelſtunden aus, nach deren Verlauf ich ſtatt einer Gemſe einen Menſchenkopf um die Felſenwand ſich bewegen, bald einen ganzen Menſchen emporklettern ſah, und in dieſem den Vierziger erkannte, hinter welchem der Küher herkletterte. Ihre Nachricht war, daß die Gemſen bey ihrer Ankunft ſchon fortgeweſen wären. Der weitere Plan ging nun höher. Vor mir ſah ich Eismaſſen, hie und da eine ſteile Felſenwand hervorgrauend, und da hinauf ſollte unſer Weg gehen — mir unbegreiflich! Jezt ging erſt das Schneewaten recht an, aus dem wir den ganzen Tag hindurch wenig mehr kamen. Der Weg zur Höhe war gefährlich, ſo viel weiß ich noch, und bis an die Knie fiel ich oft in den Schnee, der hier noch friſch war. Pfeifend und ſchneidend fuhr die Luft an uns hin, doch war die Sonne noch heiter. Es ſchien aber, als wenn ich alle Unannehmlichkeiten ausſtehen zu müſſen beſtimmt geweſen wäre, deren größte eine der Nebel iſt, welcher ſich wirklich ſchon in den Tiefen zuſammenzog, und herauf ſich wälzend, uns auf lange Zeit zu verhüllen drohte. Unter uns fünf Jägern fiel jezt wieder eine Trennung vor. Der Dreyßiger wurde in eine Tiefe poſtirt, der Vierziger und der Küher hatten auf einem Umwege zu treiben, mir blieb der Fünfziger zum Gefährten, mit welchem ich auf einem weiten Schneefelde den Anſtand zu wählen hatte.

Eine angenehme und erfreuende Erinnerung wird mir ſtets, ich muß es noch einmal ſagen, die Ruhe, die brüderliche Eintracht bleiben, mit welcher ſich meine Begleiter in die Rollen theilten, unter denen oft eine mehr als die andere gefährlich und beſchwerlich war. Der Fünfziger hatte immer das Recht zu Vorſchlägen, weil er auch ohnehin Alles am Beſten in dieſer Region kannte und die meiſten Erfahrungen hatte. Die Zahl der von ihm bereits erlegten Gemſen beläuft ſich nahe an Hundert, was bey der ſchon ſeit vierzig Jahren bedeutenden Abnahme dieſer Thiere, und bey den gegenwärtigen Jagdbeſchränkungen, die oft Jahrelang kein Thier zu erſchießen erlauben, viel ſagen will. Freylich iſt es eine nichtsſagende Zahl gegen die Beute älterer Jäger, von denen ich hörte und las, daß ſie ſechshundert und noch mehr Stück erlegten.

Der Fünfziger und ich hatten tief zu waten. Er voran, ich ihm Schritt vor Schritt folgend, benuzte treulich ſeine tiefen Fußſtapfen im Schnee, in welchen wir Beyde jezt bey jedem Schritte bis an den Oberleib fielen. Der Schweiß floß von uns, beym Erreichen der beſtimmten Höhe breitete ſich ein unüberſehbares weißes Feld vor uns aus, nur wenig durch hervorragende Eishörner unterbrochen. Eben ſchien die Tiefe des Schnee's etwas nachlaſſen zu wollen, als wir in ſeinem Glanze die ganz friſchen Spuren einer Gemſenheerde von wenigſtens fünfzig Stück ſahen, ſo deutlich, daß jeder Tritt von dem andern zu unterſcheiden war. Ihre Bahn kam von der Gegend her, wo ſie beym Frühſtück aufgejagt werden ſollten, und ging auf die noch vor uns liegende lezte Hundshornſpitze. Dieſe Entdeckung machte allen weitern Anſtand hier überflüſſig; der Fünfziger wünſchte nur das ſchnelle Zuſammenkommen der Uebrigen, um die weitern nöthigen Vorkehrungen zu treffen, das war aber nicht ſogleich möglich.

Der frühere Anblick der Gemſen, und jezt ihre friſchen Spuren, dann die daraus entſprungene Hoffnung, heute vielleicht noch eine zu erlegen, hatte die Einwirkung der dieſen Tag ſchon im Verlauf von fünf Stunden ausgeſtandenen Strapatzen etwas gehemmt, die ſich jezt aber auf dem unermeßlichen Schneefelde doppelt äußern zu wollen ſchien. Nichts erſchöpft mehr, beſonders auf ſo bedeutenden Höhen, auf welchen ſchon die bloße Luft ſehr angreift, als in tiefem Schnee herumzuſteigen, wie wir Beyde. Der Fünfziger wollte nur die Spuren noch etwas weiter zurück verfolgen, weil er noch Thiere hinter uns glaubte. Aber ich äußerte ihm, daß dieſes Schneeſteigen unnöthige Ermüdung nach ſich zöge, und bat ihn, mir einen Platz zu zeigen, ſey es auf dem Eiſe oder ſonſt wo, auf dem ich frey ſtehen könnte. Zum Glück kam eben der Dreyßiger herangeſtiegen, und im Rücken ſahen wir über den Schnee her die beyden andern nahen. Aber gut war unſer Zuſammentreffen vor der Ankunft des Nebels, der uns jezt um und um ſo dicht einhüllte, daß wir an einander Stehenden uns beynahe ſelbſt nicht ſehen konnten. In einem ſolchen Falle muß man auf dergleichen Höhen ſchlechterdings ſtehen bleiben, wo man iſt, der Fünfziger wagte es aber, uns hundert Schritt tiefer zu führen hinter Eisblöcke; hier konnte ich meiner Müdigkeit nicht länger widerſtehen, ſondern ſezte mich aufs Eis. Die Berathungen gingen jezt dahin, wenn der Nebel vorbeygezogen wäre, die Gemſen im Rücken des Hundshorns nach vorn zu auf drey anzuſtellende Schützen zuzujagen. Der Nebel zog ſich nach Weſten hin über das Lauterbrunnenthal, das wir nach meiner Orientirung zur Linken hin haben mußten, und als nun mit den Feldſpiegeln das vor uns liegende lezte Horn rekognoſcirt wurde, ſahen wir Alle eine Gemſe unbeweglich vorn auf einem Vorſprunge, gegen uns zu geneigt, ſtehen, die ſtarr zu uns herabſah. Ob dieß vielleicht die auf Wache ausgeſtellte Vorgais war? Der Küher und der Vierziger übernahmen die Umgehung und Erſteigung des Hornes, wir drey Uebrigen trennten uns, ich bekam meinen Stand auf der Spitze des Schneefeldes, dicht an der Thierfährte, weil vermuthet wurde, daß ſie, vom Horn verſcheucht, wieder zurückgehen würden. Unter mir, ungefähr fünfzig Schritte entfernt, lag der Dreyßiger hinter einem Eisfelſen. Ich legte mich ebenfalls hinter einen Block an eine Stelle, wo weniger Schnee war, aber deſto ſchneidender die Luft ſich zeigte, die einen ſonderbaren Kontraſt mit der Sonnenwärme auf meinen Körper mit den größtentheils naſſen Kleidern machte. So ſehr ich auch in den Schuhen meine erſtarrten Zehen zu bewegen ſuchte, ohne mich äußerlich zuverrathen, ſo wenig wollte es mir jedoch gelingen, ſie wieder zum Leben zu bringen. An meinem ganzen Körper fühlte ich das Zunehmen gänzlicher Ermattung, gleichwol hatte ich nichts zur Stärkung, denn mein weniges Kirſchenwaſſer hatte ſich den Tag vorher erſchöpft, und die Bouteille Wein, die ich unangegriffen in meinem Ranzen trug, vermochte ich nicht zu öffnen, weil ich keinen Korkzieher bey mir hatte, ein Fehler, deſſen ſich kein Bergſteiger zu Schulden kommen laſſen ſollte. Der Schußzieher, den ich anwandte, leiſtete die nöthige Hülfe nicht. In mir fühlte ich ordentlich das Dahinſchwinden der Beſinnung, nur das Bild meines Alleinſeyns und der möglichen Erſtarrung hier ſtellte ſich mir dar; noch raffte ich alle meine Kräfte zuſammen, nahm meinen Stutzen, und rutſchte mehr als ich gehen konnte zum Blocke des Dreyßigers hinab. Dieſer ſah mich wohl kommen, glaubte jedoch, ich wäre blos deßwegen zu ihm herabgekrochen, um vor der Luft etwas beſſer geſichert zu ſeyn, und hielt ſich ruhig. An der obern Wand dieſes mit Eis überzogenen Felſens angelangt, vermochte ich kaum meine Jagdtaſche über die Schultern zu ziehen und mein Gewehr ordentlich hinzulehnen. In einem Zuſtande, in welchem mir Leben, Sterben, Gemſenſchießen, kurz Alles gleichgültig war, legte ich mich der Länge nach auf einiges Schiefergerölle hin, das auf dem Schnee lag, den Kopf an den Block gelehnt, die Mütze über das Geſicht gezogen, weil die Sonne ſtark ſchien, und war faſt ganz ohne Bewußtſeyn, das erſt nach einigen Minuten wiederkehrte, in welchem ich nichts dachte, als an mögliches Erfrieren.

(Die Fortſetzung folgt.)

Neuer Verein zur Verbeſſerung des Kirchengeſangs in Stuttgart.

Unſer Blatt hat vor einiger Zeit in einer italieniſchen Correſpondenz des Werkes des Hrn. Andreas Majer, über den Urſprung ꝛc. der italieniſchen Muſik erwähnt. Dieſer Italiener thut in drey und zwanzig Anſchuldigungen die Verderbniß der Muſik im Ganzen dar. Ohne eine derſelben zu erörtern, laſſen ſie ſich auch im Einzelnen auf die Kirchenmuſik anwenden, und insbeſondere auf die erſte, und für die proteſtantiſche Kirche allein noch beybehaltene und deßhalb unentbehrlichſte Abtheilung derſelben: dem Kirchengeſang. Doch fließt die Herabgeſunkenheit dieſes Geſanges nicht aus derſelben Quelle, wie die der Muſik überhaupt. Dieſe iſt durch Ueber- und After-Kultur herbeygeführt, der Kirchengeſang aber iſt einer Seits durch den allgemeinen Mangel an Theilnahme der Gemeinden, anderer Seits durch eine mißverſtandene Anſicht der geiſtigen Würde des Gottesdienſtes zuerſt von denen, welchen es, von Berufswegen, am nächſten gelegen hätte, ihn aufrecht zu erhalten, veranlaßt worden. Das erwachende Bewußtſeyn in der Menſchenbruſt für ſo viele dem Menſchen zu ſeiner Veredlung geſchenkten Kräfte, hat auch das Bedürfniß eines beſſern Kirchengeſanges an vielen Orten fühlbar gemacht. Der Schöpfer legte den Geſang in die Bruſt ſeines Geſchöpfs, damit es, wo bloße Sprache nicht ausreicht, ſich ſelbſt mehr genüge im Ausdruck des Dankes, in der Sehnſucht der Bitte, die es zu ſeinem himmliſchen Vater empor ſendet. Die Stimme der Freude wird unaufgefordert in der reinen Seele Geſang; der Ton der Klage wird im Geſange zum Wohllaut. — Und dieſe ſo allgemein verbreitete Gottesgabe ſollten wir nur für eine, den Singſang befördernde, Fähigkeit halten? Und der, dem es die Natur nicht ſcheint gegeben zu haben, daß er Bravour-Arien ſinge, glaubt ſich zu keinerley Geſang berufen? Wenn der Ungeſchickte und Schwerfällige durch körperliche Uebungen, bey gutem Willen, ſich einige Gelenkigkeit und Anſtand erwerben kann, warum fällt es uns denn nicht ein, daß auch die beſchränkteſte Stimme einige Ausbildung gewinnen möge? Wenn es aber die Vernunft rechtfertigt, durch das Auge auf das Gemüth ſeiner Mitgeſchöpfe günſtig zu wirken, warum wenden wir ſo wenig Fleiß darauf, auch durch das Ohr Einfluß auf dieſelben zu gewinnen? Die Eindrücke, welche die Seele durch das Ohr erhält, ſcheinen uns außerdem von einer höhern, den Sinnen weniger unterworfenen Art, wie die, welche das Auge der Seele zuführt.

Wenn der Stimme nun aber eine größere Ausbildung gegeben werden kann, ſo iſt gewiß die würdigſte, edelſte Anwendung derſelben, der bisher ſo traurig vernachläſſigte kirchliche Geſang. Sehr erfreulich wird es daher den Freunden dieſes Geſanges ſeyn, zu vernehmen, daß ſich in Stuttgart ein Verein gebildet hat, denſelben durch einen zweckmäßigen Unterricht zu befördern. Herr Kocher, ein ſehr gründlicher Tonkünſtler und Tonſetzer, welcher bey einem längern Aufenthalt in Italien den Zerfall der Kirchenmuſik auch in dieſem Lande kirchlicher Pracht ſchmerzlich empfunden hat, bietet in einem ſo eben erſchienenen Aufruf ſeine Bemühungen an, um der proteſtantiſchen Kirche, welcher die Muſik faſt gänzlich fehlt, die Beflügelung der Andacht durch beſſeres Singen unſerer vortrefflichen Lieder wieder zu geben. Mehrere, das Gute befördernde, Männer, meiſtens aus dem Lehrſtande, erbieten ſich, ihre Kräfte mit den ſeinigen zu vereinigen, und der größte Theil der Stuttgarter Geiſtlichkeit, ſo wie einige Profeſſoren des Gymnaſiums, haben durch die Unterſchrift ihres Namens ihre Theilnahme an dieſem verdienſtlichen Unternehmen beurkundet.

Um unſere Leſer einigermaßen mit dem nähern Zweck dieſer wackern Männer bekannt zu machen, führen wir die Gegenſtände, welche, dem Aufruf zu Folge, ihre Wirkſamkeit ſich zum Vorwurf machen will, hier an.

1) Den religiöſen Geſang in ſeiner höchſten Würde und Einfalt herzuſtellen, ſo wie er ſeyn muß um als ein Mittel zur Erhebung des Gemüths und Bildung des Herzens dienen zu können.

2) Denſelben von allem fremdartigen, überhaupt von Allem, was mit dem Ausdruck religiöſer Empfindungen

nicht übereinſtimmt, gereinigt, nur im eigentlichſten Kirchenſtyl auszuüben. Daher ſoll auch zuvörderſt

3) Nur Choral-, und auf dieſem gebauter Figuralgeſang, und zwar vier- und auch mehrſtimmig ausgeführt werden.

4) Es ſollen aber dieſe Ausführungen durchaus nur als Uebungen betrachtet werden, und keine Art von Konzertzweck haben.

5) Da der Kirchengeſang ein allgemeiner ſeyn muß, und die größte Wirkung deſſelben auch nur in ſeiner Allgemeinheit liegt, ſo iſt Jedem ohne Unterſchied des Standes, der ſein Herz angezogen fühlt, etwas zur Verherrlichung deſſelben beyzutragen, der Eintritt offen; da auch eine geringe Singfertigkeit für den Choralgeſang hinreichend iſt, weil er auf die möglichſte Einfachheit zurück geführt und von allen Künſteleyen entkleidet werden wird, und durch einige Uebung in dieſem man ſich leicht auch für den ſchwierigeren Figuralgeſang geſchickt macht.

Wir wünſchen einem Unternehmen den glücklichſten Fortgang, das allen empfänglichen Seelen, ohne Rückſicht auf den Grad der Bildung, einen erhebenden Genuß zu verſchaffen geeignet iſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. Dezember.

Aus allen Zeitungsbureaus der Ultras ſchmettert die Kriegspoſaune; ihre Vorpoſtenbeobachter ſtehen zu Verona und auf den Pyrenäen, und ſie ſcheinen nur noch zu berathſchlagen, ob ſie in Montur oder in Trappiſtenkleidung den Feldzug beginnen ſollen. Obſchon dieſe Leute nichts weniger als ſpaßhaft ſind, und beym Volke mehr Beſorgniß als Gelächter erregen, ſo hat man ſich doch kürzlich mitten unter dem Feldgeſchreye an einem Streit ergözt, der in einem der Hauptquartiere vorgefallen war. Der berüchtigte Drapeau blanc, der für ſeinen Theil die Lärmtrommel ärger rührt als alle andere, und täglich die Sturmglocke läutet, häufig von Andacht und Gottesdienſt ſpricht, und nebenbey die Freyſinnigen läſtert, war mit ſich ſelbſt zerfallen, das heißt, der Hr. Martainville, Hauptredakteur dieſes Blattes, war mit dem Verleger und Drucker Dentu, dem Begründer dieſer ſaubern Zeitung, uneins geworden, und die beyden Herren ſagten dem Publikum, was einer von dem andern wußte; der eine ſollte ſo viele tauſend Franken von den Subſcriptionsgeldern zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Herzogs von Berry bey Seite geſchafft haben; der andere ſollte ſich, ich weiß nicht welches Schelmenſtreiches verdächtig gemacht haben; dieß alles wurde zur großen Erbauung des Publikums haarklein erzählt, und demonſtrirt. Worauf denn die große Angelegenheit dadurch endigte, daß ſich Dentu mit einer ungeheuren Entſchädigung abfinden ließ. Wer doch das Geld dazu wohl mag geliefert haben! Das zu wiſſen, würde dem Publikum noch erwünſchter geweſen ſeyn, als die ſchwache Seite der beyden Herren zu kennen. Daß ſie nicht fehlerfrey wären, wiſſe man ſchon recht gut zuvor. Ein luſtiger Journaliſt ſchlug vor, um den Streit zu ſchlichten, ſollte man die weiße Fahne, um welche ſie ſich ſtritten, unter ſie theilen, und dem einen den Stiel, (le bâton) und dem andern das Tuch (la cravatte) geben. Der wichtige Druck des Drapeau blanc wurde darauf einem ehemaligen Präfekten, dem Baron Trouvé, der eine Druckerey angelegt, und ſich von den Liberalen und Bonapartiſten zu den Ultras bekehrt hat, anvertraut, und ſonach wurde mit neuen Typen alle Morgen auf den Freyſinn und den Zeitgeiſt geſchimpft; auch hat ſeitdem der Eifer der Herrn Redaktoren und des Druckers hierin nicht nachgelaſſen. Unter denjenigen, die nicht unter dieſer Fahne, aber doch für dieſelbe Sache fechten wollen, hat ſich einer, der ein Dichter zu ſeyn ſcheint, von einem ſolchen Enthuſiasmus hinreißen laſſen, daß er den Trappiſten zum Helden eines Gedichtes erhoben, und in wohlklingenden alexandriniſchen Verſen beſungen hat. Nachdem die ſpaniſchen Ultras ſeine Kutte in Stücke zerſchnitten hatten, um dieſelben als Reliquien zu tragen, durften die franzöſiſchen unmöglich zurück bleiben, und mußten ihn nach geſchehener Beatification — vergöttern. Daher wird denn auch das kleine Gedicht als eine der erhabenſten Dichtungen unſrer Zeit, in den Ultrablättern gerühmt. Es thut mir leid, daß mir der Name des Dichters entfallen iſt, dem man dieſes Meiſterſtück verdankt. Die entgegengeſezte Parthey hat dagegen alles Mögliche gethan, um des jungen Caſimir Lavignes neue Meſſeniſchen Elegieen hervorzuheben, worin Freyheit und Unabhängigkeit der Staaten mit Kraft und Würde gelobt und geſchildert wird. Jedoch hat der junge Dichter die hohen Erwartungen, die er durch ſein Trauerſpiel Les Vêpres siciliennes erregt hatte, in dieſen lezten Dichtungen nicht befriedigt; auch iſt es aufgefallen, daß er, deſſen Vaterlandsliebe doch bekannt iſt, zwar Neapel und Griechenland, nicht aber Frankreich ins Auge gefaßt hat; vielleicht iſt ihm vor den Procureurs du roi bange geworden, die es freylich eher dahin bringen, eine neue Schrift zu unterdrücken als ſie zu widerlegen. Obſchon ein Don Antonio, der Baron d'Eroles und Quejada, und wie die Servilen Anführer alle heißen, die von Zeit zu Zeit auf franzöſiſchem Boden ſich von den Hieben heilen laſſen, die ihnen Minas Truppen verſezt haben, vor der Hand die wichtigſten Leute für einen Theil von Paris ſind, ſo hindert dieß doch keineswegs die Pariſer Schauſpieler, auch einen bedeutenden Theil der öffentlichen Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, wiewohl man eingeſtehen muß, daß Don Antonio dem Talma, und die Baronin d'Eroles der Mlle. Mars ein wenig ſchadet. Welch Aufſehen würde z. B. das Abtreten Talmas von der Bühne des Théâtre française zu einer andern, ruhigern Zeit erregt haben! Bey den jezigen Umſtänden iſt dieſe Begebenheit nur obenhin erwähnt worden, meiſtens nur von den Ultrablättern. Talmas vertragsmäßige Dienſtzeit war verfloſſen; ein neuer Vertrag war nicht leicht zu ſchließen; denn erſtlich waren Talmas Forderungen ſehr hoch geſpannt, und zweytens war einigen mittelmäßigen Schauſpielern, die im Komite dieſer Bühne Siz und Stimme haben, wenig daran gelegen, ihn beyzubehalten. Nun wäre es zwar der Regierung ein Leichtes geweſen, auch hier zu vermitteln, und einen Theil des Staatsgeldes, welches jährlich dem Théâtre français zugelegt wird, dem erſten dramatiſchen Künſtler Frankreichs zuzuwenden. Allein davor hatten die Ultrablätter ſehr eifrig gewarnt. Von den Schauſpielern verlangen die Leute dieſer Parthey ſo gut ein politiſches Glaubensbekenntniß, als von den beſoldeten Beamten, und da ſich nun Talma um ihre Umtriebe wenig bekümmert, und ihnen noch dazu durch ſein Bonaparte'ſches Ausſehen in der Rolle Syllas ein großes Aergerniß gegeben hat, ſo haben ſie verlauten laſſen, um ſolch einen Mann beyzubehalten dürfe man keinen Schritt thun, ſondern müſſe ihn mit ſeiner Sylla's Péruque impériale abgehen laſſen; und weil ihnen immer noch zu viel Freyheit zu herrſchen ſcheint, ſo haben ſie hinzugeſezt, man ſolle doch ſolche revolutionäre Stücke, als Regulus und Sylla, nicht mehr aufzuführen erlauben, und das Volk hübſch durch eigends dazu verfertigte Schauſpiele erbauen; dieſer Rath iſt aber bis jezt nur noch zu einem geringen Theile in Ausübung geſezt worden, indem die Theaterrichter die neuen Stücke blos beſchneiden, welches aber mit den alten nicht wohl angeht. Uebrigens fehlt es nicht an Dichtern, welche den Wink der Ultrablätter fleißig benuzen, und die Andacht auf die Bühne bringen, wie unter der vorigen Regierung den Kriegsruhm.

(Die Fortſezung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 103.

Nro. 310.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 27. December 1822.

> Die hohe Kraft
> Der Wiſſenſchaft,
> Der ganzen Welt verborgen!
> Und wer nicht denkt,
> Dem wird ſie geſchenkt,
> Der hat ſie ohne Sorgen.
>
> Goethe's Fauſt.

Das Obi der Afrikaner.

Aus Moſeley's medical observations.

Das Obi zum Verderben der Menſchen und um ſie an auszehrenden Krankheiten hinſterben zu laſſen, wird von Grabserde, Haar, Hay- oder andern Thierzähnen, Blut, Federn, Eyerſchalen, Wachsbildern, Vögelherzen, Mäuſelebern und gewiſſen Wurzeln, Kräutern und Büſcheln, welche den Europäern jezt unbekannt ſind, die aber die Alten zu gleichem Gebrauch wohl kannten, zubereitet. Gewiſſe Miſchungen von dieſen Gegenſtänden werden verbrannt oder ſehr tief in den Boden vergraben, oder im Kamin oder an der Seite des Hauſes oder in einem Garten aufgehangen, oder unter die Schwelle des Hauſes deſſen, welcher dadurch leiden ſoll, gelegt, und zwar unter Beſchwörungen oder Verwünſchungen oder Zauberformeln, entweder in Planetenſtunden oder um Mitternacht, unter den Aſpekten des Mondes. Derjenige, der den Schaden zuzufügen gedenkt, wird auch auf einen Begräbnißplatz oder irgend einen geheimen Ort geſandt, wo ſich Geiſter aufhalten ſollen, um ſeine Eltern oder Freunde anzurufen, ihm in ſeiner Verwünſchung behülflich zu ſeyn. Ein Neger, der ſich durch Obi bezaubert glaubt, wendet ſich an einen Obi-Mann oder ein Obi-Weib, um ihn zu heilen. Dieſe Zauberer fragen den Patienten, an welcher Stelle er die meiſten Schmerzen empfinde; dieſen Theil martern ſie dann durch Kneipen, Ziehen (?) mit Kürbiſſen oder Kalabaſchen, Schlagen und Drücken. Iſt der Patient durch dieſe rauhen Magnetiſirmittel beynahe erſchöpft, ſo bringt der Obi einen alten roſtigen Nagel, oder ein Stück Knochen, oder einen Eſelszahn, oder die Kinnlade einer Ratte, oder ein Stück Glas aus der leidenden Stelle, und den nächſten Tag iſt der Patient wieder hergeſtellt.

Die runzeligſten und krüppelhafteſten Obi-Zauberer werden am meiſten verehrt; dieß war auch der Fall unter den Egyptern und Chaldäern. Im Allgemeinen ſind die Obi-Männer geſchickter im Geben und Abnehmen der Krankheiten und dem Vergiften, als die Obi-Weiber. Es iſt ihr Geſchäft, Schweine und Geflügel zu blenden und das Vieh zu lähmen. In dieſer wunderbaren Kenntniß übertreffen die Afrikaner bey weitem die Indier, obgleich ſie auch im Giftmiſchen viele Geſchicklichkeit beſitzen, und im Vergiften ihrer Pfeile unübertrefflich ſind. Ein Obi-Mann unter den Negern gibt eine Doſis giftiger Kräuter und berechnet deren tödtliche Wirkung bey der Stunde, dem Tage, der Woche, dem Monate oder dem Jahre. Dieſe Meiſter könnten ſelbſt den Mönch Bacon unterrichten und den Th. Aquinas erſchrecken.

Die Sache der Obi-Weiber iſt es, die Leidenſchaften zu lenken. Sie verkaufen widrige Winde für unbeſtändige Seeleute, Träume und Einbildungen für Eiferſüchtige, Verdruß und Herzweh für ungetreue Liebhaber, und denjenigen, welchen die langwierigen Uebel der Zeit unruhig, ungeduldig und elend machen, dem zeigen ſie in prophetiſcher Wuth ein Blatt im Buche des Schickſals, und erſtaunen den Geiſt des ſturmgetriebenen Forſchers.

Die Schlachtopfer dieſer abſcheulichen Kunſt unter den Negern in Weſtindien ſind zahlreicher, als man ſich wohl denken mag. Keine Menſchlichkeit des Herrn oder Geſchicklichkeit der Kunſt kann den Neger retten, der unter dem Einfluß des Obi ſteht — er ſtirbt, und zwar an einer Krankheit, von der man in der Arzneykunde nichts weiß. Dieß verwirrte mich ſehr, als ich zuerſt nach den Kolonien ging. Man hat in Weſtindien Geſetze gemacht, welche den Obi-Gebrauch mit dem Tode beſtrafen; ſie ſind aber kraftlos und unwirkſam geblieben. Geſetze in Weſtindien entworfen, können nie die Wirkungen von Begriffen zerſtören, deren Urſprung mitten in Afrika liegt. Es gab eine Zeit, und zwar noch nicht lange her, wo in England Armuth, Häßlichkeit und Runzeln mit zitterndem Kopf und zitternden Gliedern den Verdacht eines Obi-Zaubers erregten, und weßwegen viele alte Weiber wegen Zufällen in ihrer Nachbarſchaft, über die ſie nicht gebieten konnten, gerichtet und gehangen worden ſind. . . . .

Ich ſah das Obi des berühmten Negerräubers, des dreyfingerigen Jacks, des Schreckens von Jamaika im Jahr 1780. Die Maroons, die ihn erſchlugen, brachten es mir. Sein Obi beſtand aus dem Ende eines Ziegenhorns, welches mit einem Gemiſch von Grabeskoth, Aſche, dem Blut einer ſchwarzen Katze und Menſchenfett in eine Art von Teig geknetet, angefüllt war. In ſeinem Obi-Beutel befand ſich noch übrigens ein Katzenfuß, eine getrocknete Kröte, ein Schweineſchwanz, ein Stückchen weißes Pergament von Ziegenfell, worauf ſich blutige Zeichen befanden. Dieſe bildeten, nebſt einem ſcharfen Säbel und zwey Flinten, wie Robinſon Cruſoe, ſein ganzes Obi, mit dieſem und ſeinem Muthe, womit er in die Ebenen hinabſtieg und ſich alle ſeine Bedürfniſſe raubte, und die Geſchicklichkeit, womit er ſich in die natürlichen Bergfeſten zurückzog, die nur ihm zugänglich waren, und wohin ihm Niemand zu folgen wagte, hielt er an zwey Jahre lang die Einwohner in Schrecken, und bot den benachbarten Beamten und Milizen Trotz. Er hatte weder Mitſchuldige noch Gefährten; zwar befanden ſich mehrere entflohene Neger in dem Gehölze am Berg Lebanus, ſeinem Zufluchtsort, er hatte ſie aber mit ſeinem Zauberhorn auf der Stirn gezeichnet, und ſie konnten ihn nicht verrathen; aber er traute Niemand, er verlangte keinen Beyſtand, er erhob ſich über den Spartacus, er raubte allein, focht alle ſeine Schlachten allein, und erſchlug immer ſeine Verfolger. Sein Zauber machte ihn nicht nur zum Schrecken der Neger, ſondern auch viele der Weißen glaubten, er ſey im Beſitz einer übernatürlichen Gewalt.

(Der Beſchluß folgt.)

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

Durch die Anſtrengung des Herabkriechens fühlte ich mich in einige Wärme verſezt, mechaniſch bewegte ſich mein Arm an die Seite, um aus der Jagdtaſche einige Biſſen Brod, deren ich mich erinnerte, herauszuholen. Kaum vermochte ich ſie zu kauen, aber mir ward dadurch wohler; ich fühlte den wohlthätigen Einfluß der Sonne, legte mich wieder hin und verfiel in einen Schlaf, der über eine Stunde währte, und nur durch die Annäherung des Dreyßigers unterbrochen wurde, welcher mich fragte, ob ich die Gemſen geſehen hätte, die von dem Horne herab auf ihre alte Fährte gekommen, beym Anblick unſerer Tritte aber, die ſie ſchon von weitem ſtutzig gemacht zu haben ſchienen, plötzlich wieder umgekehrt wären. Ich geſtand ihm, geſchlafen zu haben, hütete mich aber, jezt wieder geſtärkt, ihm von meinem vorhergegangenen Zuſtand zu ſagen, weil ich das Aufheben der Jagd befürchtete, oder wenigſtens größere Schonung meiner, deren ich mich geſchämt hätte. Blos die Bouteille Wein erſuchte ich ihn, zu öffnen, was denn auch geſchah. Einige Becher dieſes köſtlichen Saftes goſſen eine, neues Leben mir ſchaffende, Wärme durch den Körper, ich fühlte mich jezt ſtärker und muthiger, als geſtern. — Mittag mochte es ſeyn, da hörten wir von der ſchroffen Seite des vor uns liegenden Hornes etwas jauchzen, auf welchem auch jezt die Gemſe weg war. Bald erkannten wir den Vierziger, der hier eine unbeſchreiblich gefährliche Tour machte, und doch noch dazu ſang, was uns die traurige Nachricht gab, daß keine Thiere mehr da oben wären. Der Küher nahm den minder gefährlichen Hinweg auch zur Rückkehr. Als wir jezt alle fünf beyſammen waren, wurde auf dem Eiſe Mittag gemacht, Käſe und Brod und Enzenewaſſer. Mein Kirſchenwaſſer erſezte ich aus der Flaſche des Vierzigers. Unſer bisheriges Tagewerk war mühſam, ohne Erfolg und noch nicht geendet, ſein weiterer Lauf ward in der geheimen Raths- und Mittagsſitzung verabredet, von der ich mich ausſchloß, um den herrlichen Anblick der Umgegend zu genießen. Es ſchien jezt erſt Gefühl in mich zu kommen, gleichſam geläutert war mein ganzes Weſen aus dem widrigen Zuſtande vor zwey Stunden hervorgegangen. Muthig zum Ertragen neuer Beſchwerden ſtieg ich von den Jägern weg auf meinen frühern Anſtandsort zurück, auf dem ich mich jezt ſo frey fühlte, daß ich mich wegen der Uebelkeit vorher hätte faſt ſchämen mögen.

Endlich winkten mich die Jäger zu ſich, um mich zur Fortſetzung der Jagd zu rüſten. So muthig und kräftig ich mich nun zur Ertragung ferner vorkommender Beſchwerlichkeiten fühlte, ſo unangenehm war mir doch der Weg, der nach der Verabredung jezt gemacht werden mußte, denn er führte noch wenigſtens eine halbe Stunde ohne die geringſte Unterbrechung über ein friſches Schneefeld, auf dem die Sonne mit unendlich blendendem Glanze lag. Kein Auge konnte ich faſt auf daſſelbe mehr werfen, ſo ſehr hatte ich mich den ganzen Vormittag durch ſchon damit verdorben. Ein grüner Florſchleyer leiſtet ſonſt vortreffliche Dienſte, aber auf der Gemſenjagd hätte mich freylich ſchon das bloße Reden davon lächerlich gemacht. — Der Senner blieb zurück, um auf einem andern Wege uns die Thiere zuzutreiben. Die Gemſenjäger ließ ich alle vorausſchreiten, und mehr mit geſchloßnen Augen, als ſehend, ſezte ich mechaniſch meine Tritte in ihre Fußſtapfen, bis das Ende davon erreicht war. Jezt erkannte ich erſt wieder die Gegend, die ich nun von der Höhe aus unter mir liegen ſah. Ich hatte ſie ſchon einmal, und zwar auf meiner Expedition in das Lauterbrunnenthal über die Seveneralp weg, paſſirt, links dicht neben mir ſtand die pyramidaliſche Spitze des Schildhorns. Raſt- und lautlos ſchritten die Jäger vorwärts, weil hier herum die Thiere ſich gern aufhalten. Der Weg, der jezt auf die Furka losging, war aber auf eine eigne Art wieder beſchwerlich. Etwas tiefer wurde geſtiegen; wir kletterten an der weſtlichen Seite der Schildhornnachbarn hin, zum Theil über Steintrümmer, deren Lücken mit Schnee gefüllt, zum Theil wieder über Geröll, das durch den geſtrigen Schnee und durch den Regen ſo weich und loſe gewaſchen war, daß man an der ſchiefen Seite hin durchaus keinen Tritt thun konnte, ohne nicht tiefer hinabgeriſſen zu werden. Zu unſern Füßen erkannte ich die zwey kleinen, mit Felſen umſchloſſenen Seen, denen die Sevenen-Lütſchine entfließt, und vor uns den Gletſcher, den ich ſchon vor vier Wochen überälpelt hatte, d. h. denſelben auf den Alpenſtock geſtüzt hinabgeglitten war; es geht blizſchnell und iſt nicht ohne Gefahr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Königliche Wißbegier.

Unter den vielen Schlachtopfern kleinlicher Politik und unmenſchlicher Frömmeley, welche noch in den lezten Lebensjahren Karl II. von England fielen, befanden ſich viele, welche in die Streitigkeiten zwiſchen der biſchöflichen, presbyteriſchen und päpſtlichen Kirche verwickelt waren. Unter dieſen, war auch William Carſtair, der Sohn eines Geiſtlichen, dem man in Edinburgh vermittelſt der Daumſchrauben ein nichtsbedeutendes Geſtändniß abzwängte, gerade nur hinreichend, die Regierung verächtlich und den Verräther erbärmlich zu machen. Die Daumſchrauben waren dazumal eine neue Erfindung, welche die Generale Dalyell und Drummond aus Moskau nach England gebracht hatten. Wir ſehen aus dieſem Zuge, daß die Engländer damals mit ſehr praktiſchem Nutzen reiſeten. Carſtair ward für ſeinen Verrath abgelohnt, und der Magiſtrat verehrte ihm die Werkzeuge ſeiner profitabeln Marter. Man ſagt, Carſtair habe ſpäterhin Gelegenheit gehabt, mit Wilhelm II. zu verkehren, wo er ihm denn jene ehrenvollen Andenken gezeigt. (Wilhelm von Oranien hatte ſeinen Schwiegervater vom Thron vertrieben, und der Kontinent dieſe, auf das Verlangen der Volksmehrzahl vollzogene, Veränderung der regierenden Dynaſtie, nicht verhindert; Carſtair aber mußte, als von den Stuarts verfolgt, ſein natürlicher Anhänger ſeyn.) König Wilhelm fand dieſe Inſtrumentchen ſo ſinnreich, daß er den Verſuch damit an ſeinen eigenen Händen machen wollte. Carſtair legte ihm dieſelben an und ſchraubte ſo leiſe, wie er es gegen einen König wagen durfte. Dieſer aber lachte und verſpottete Carſtair, daß er um eines ſo linden Schmerzes willen ſein Geheimniß verrathen habe. Erzürnt drehte nun jener die Schrauben ſo derb, daß der König um Barmherzigkeit ſchreiend verſicherte, daß ſolch ein Schmerz einen Jeden wohl Alles, was man wiſſen wollte, könne ſagen machen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Dezember.

Die Zeloten, welche ſich bisher mit der gerichtlichen Verfolgung der Schriften gegen Kirche und Staat befaßt haben, fein klüglich aber ſich nur an arme Schelme wie Carlile, Waddington u. ſ. w. hielten, haben endlich Muth gefaßt, und mit einemmal von einem Extreme zum andern ſchreitend — einen Lord angegriffen und zwar den Goliath aller anti-loyalen Schriftſteller, Byron — unſere Zeitungen behaupten, die hieſige Grand Jury habe auf das Anſuchen des konſtitutionellen Vereins eine Anklage gegen dieſen edlen Lord wegen gewiſſer Stellen in deſſen neulich im Liberal erſchienenen Vision of Judjement, ſtatthaft gefunden. — Natürlich iſt alles auf den Ausgang dieſes Prozeſſes, welcher einer der merkwürdigſten werden muß, begierig. Ein jeder wundert ſich indeſſen über die ſonderbare Verbindung, welche dieſer berühmte Schriftſteller in genannter Zeitſchrift the Liberal, mit Leigh Hunt dem Stifter einer demagogiſchen Sonntagszeitung, the Examiner, und einiger ziemlich unbedeutenden Gedichte, gebildet hat. Man ſagt aber, er habe ſich dieſes armen Schelmes, welcher hier mit ſeiner Familie beynahe Hungers ſtarb, auf Anſuchen Shelley's, der deſſen Freund war, angenommen, und ſich mit dem Liberal befaßt, in der Hoffnung, daß Shelley (welcher indeſſen längſt vor der Erſcheinung des erſten Stückes ertrank) das Meiſte dabey thun, und auch in der Erwartung, daß es ihnen nicht an Beyträgen von großen Männern aller Nationen, z. B. von unſerem Goethe, fehlen würde. Was es aber für ein Ding geworden iſt, hat die Welt mit Erſtaunen geſehen, und man will, Lord B. ſolle ſich jezt recht herzlich ſchämen, ſeinen Namen mit dem Gewäſche, womit Hunt das Blatt angefüllt hat, zuſammengekuppelt zu ſehen. Indeſſen ſtimmt dieſe Behauptung nicht mit dem Umſtande zuſammen, daß das Gedicht Heaven and Hell, welches mit ſeinem Werner hatte erſcheinen ſollen, jezt als ein Beſtandtheil des nächſten Stückes der erwähnten Zeitſchrift angekündigt iſt. Vielleicht erhält das Publikum eine beſſere Meynung von dem edlen Lord, als es ſelbſt von ſich hat. Man begreift hier nicht, wie ein

Ueberſetzung von dem längſt angekündigten Romane the Peril of the Peak habe in Deutſchland erſcheinen können, da das Original noch nicht die Preſſe verlaſſen hat; ja Perſonen, die in die Geheimniſſe des Buchhandels eingeweiht ſeyn wollen, verſichern ſogar, der berühmte Verfaſſer ſey ſelbſt noch nicht damit zu Ende. Es ſoll nämlich der Gebrauch des Sir Walter Scott ſeyn, ſo wie er einen Bogen vollendet hat, ſolchen zum Drucker zu ſchicken. Nun habe ſein Verleger auch bey dieſem Werke auf die gewöhnlichen vier Bände gerechnet und alles zu dieſem Ende eingerichtet, habe aber zu ſeinem Schrecken mit dem Schluſſe des dritten Bandes auch das Ende des Buches entdeckt. Nun ſey es an ein Dringen und Klagen gegangen, bis der Vf. ſich entſchloſſen den Faden der Erzählung aufs neue aufzunehmen, um den Ergänzungsband zu liefern. Wie ſtünde es alſo um jene deutſche Ueberſetzung? — Man hat hier unter königlichem Schutze eine Muſik-Akademie errichtet. Der Plan derſelben iſt königlich und einer Nation wie der engliſchen würdig — aber leider haben Akademien nur ſelten die Kunſt und Wiſſenſchaften befördert, und ſollte dieſe ſogar das Schickſal unſerer Malerakademie haben, ſo dürfen wir eher auf ein Rück- als Vorwärtsſchreiten der Tonkunſt rechnen. — Mozart, Haydn, Beethoven wurden nicht in dem Treibhauſe einer Akademie erzeugt, und nur zu oft miſcht ſich in dieſe Anſtalten der Nepotismus und die Selbſtſucht, welche alles Verdienſt und alles Genie ausſchließen.

Paris, den 3. Dezember.

So eben hat ein Hr. Soumet, der wie hundert andere Dichter ſeine Geſänge zuerſt à Napoleon le grand gerichtet hat, jetzt aber in der Bibel Stoff zu Dichtungen ſucht, einen Saul auf die Opernbühne gebracht, welches Trauerſpiel die Ultras ſehr befriedigt hat; es iſt allerdings ſehr erbaulich zu hören und zu leſen; da der Dichter wahrſcheinlich gefürchtet hat, allzuviel Erbauung möchte Langeweile verurſachen, ſo hat er des Gegenſatzes halber aus ſeinem Saul den entſchloſſenſten Gottesläugner gemacht, der je unter der Sonne gelebt hat; der vom Dämon und von der Pythoniſſa getriebene König ſchilt in erhabenen Verſen auf den Himmel, die Sonne, die Prieſter, und ſagt Dinge heraus, die ſich ein Freyſinniger nie würde erlaubt haben, auf der Bühne vorzubringen: dem Hrn. Soumet iſt in Rückſicht ſeiner guten Meynung alles zugelaſſen worden. Uebrigens iſt dieſe Saulsrolle neu auf dem franzöſiſchen Theater; doch ſoll Alfieri vor Soumet ſeinem Saul denſelben Charakter zugelegt haben, wie denn überhaupt Alfieris Trauerſpiel dem franzöſiſchen Dichter ſehr behülflich geweſen zu ſeyn ſcheint. Soumets Saul, und vermuthlich auch Alfieris ſeiner, wird mit der Prophezeyhung gequält, ein in der Verborgenheit lebender Jüngling werde an ſeiner Statt regieren; dieſen Jüngling ſucht er überall auf und kann ihn nirgends finden; endlich nimmt er zu der Zauberkraft der Pythoniſſa von Endor ſeine Zuflucht. Dieſe führt ihn in Samuels Grab, und entdeckt ihm den Namen David. Obſchon ein David bereits Sauls böſen Geiſt verſcheucht hat, ſo kennt Sauls Wuth keine Grenzen mehr; er tritt eben aus dem Grabmale hervor, als Davids und der Prinzeſſin Michol (Sauls Tochter) Hochzeit gefeyert werden ſoll. Von der Hochzeit iſt nun keine Rede mehr, der Traualtar wird fortgeſchafft, und David ſoll ums Leben gebracht werden. Zum Glück wagen die Philiſter einen Angriff aufs königl. Lager. Jonathas, welcher Davids Gefahr kennt, und ſich heldenmüthig für ihn aufopfern will, tauſcht ſeine Waffenrüſtung mit Davids goldener um, die ihm Saul in ſeiner guten Laune geſchenkt hatte. Da der König nun aber wieder von ſeinem böſen Geiſte getrieben wird, ſo greift er mitten im Kampfe den vermeinten David an, und bringt ſeinen eigenen Sohn ums Leben. Als er ſeinen Irrthum erkennt, wirft er David ſeine Krone zu Füßen, er erſticht ſich, da er ſieht, daß er dem Schickſale nicht entgehen kann. Dieſes Trauerſpiel iſt gewiß ſo gut als manches andere, welches auf der Opernbühne aufgeführt wird. Dem. Georges hatte anfangs die Rolle der Hexe von Endor angenommen; allein eine ſo ſtattliche Geſtalt, wie die ihrige, hatte viel zu wenig Hexenmäßiges; überhaupt ſind die franzöſiſchen Tragikerinnen auf die Hexenrollen gar nicht vorbereitet, da auf der franzöſiſchen tragiſchen Bühne nur in einigen, dem fremden Theater nachgeahmten Stücken gehext wird. Sie hat daher auch nach der zweyten oder dritten Vorſtellung aufgehört, eine Pythoniſſa zu ſeyn. Es nahm ſich auch viel zu wunderlich aus, von ihr, die mit großem Aufwande zu leben pflegt, zu vernehmen:

des plus mortels poisons mes filtres se composent;
sur un lit d'ossemens mes membres se reposent;
et les peuples voisins s'éloignent effrayés
de mes rocs ténébreux sans cesse foudroyés.

Vor Dem. Georges iſt noch niemand geflohen, ſondern mancher iſt ihr nachgegangen, und ihre finſtere Felſenkluft ſoll ſo ziemlich einem fürſtlichen Gemache gleichen. Da der Soumetſche David erſt fünfzehn Jahre alt iſt, ſo kann er ſehr wohl durch eine Schauſpielerin dargeſtellt werden. Dem. Menzel iſt reizend in dieſer Rolle. Außerhalb der Bühne ſoll ein ruſſiſcher Graf der Jonathas dieſes Davids ſeyn. Die Prinzeſſin Michal erzählt in folgender Tirade, wie ſie zuerſt den jungen Schäfer geſehen und liebgewonnen hat:

ce fut un jour qu'auprès de mes compagnes
je cueillais pour l'autel des lis sur nos montagnes.
Tandis qu'en longs festons j'enlaçais leurs couleurs,
David nous apparut sous des palmiers en fleurs;
l'Aloes embaumé, la myrrhe précieuse
entouraient de parfums sa tête gracieuse;
ses traits d'un feu divin s'animaient éclairés,
l'amour divin brillait dans ses yeux inspirés;
sur une harpe sainte et de fleurs couronnée,
il chantait le bonheur d'une âme pardonnée,
et je crus un moment qu'un regard de ses yeux
au pardon de mon père intéressait les cieux:
mais bientôt, du Seigneur célébrant la puissance,
il chanta l'univers dans ses jours d'innocence,
les délices d'Eden, ses berceaux odorans,
et les premiers amours de nos premiers parens, etc.

Aus den vielen göttlichen und himmliſchen Beywörtern ſieht man, daß Hr. Soumet Racine's Athalia hat nachahmen wollen; allein was bey dem Dichter des Zeitalters Ludwig XIV. aus einer gründlichen Kenntniß der Bibelſprache, und aus inniger Glaubensüberzeugung gefloſſen war, das ſcheint bey dem Dichter aus der Napoleon'ſchen Zeit ganz neuer Erwerb zu ſeyn, und nicht aus der Seele, ſondern aus dem Verſtande zu kommen, daher es auch mit dieſem bibliſchen Trauerſpiel nicht recht fort will; offenbar hat er vermieden, den romantiſchen Anſtrich allzuſehr aufzutragen, um es mit den Kunſtrichtern ſeiner Nation nicht zu verderben, die unaufhörlich wider das Einführen der Romantik ins dramatiſche Fach ſchreiben; und dennoch würde dieß allein das Soumetſche Trauerſpiel verhindern, in der Fluth der Vergeſſenheit zu ſinken, worein die meiſten Trauerſpiele gefallen ſind, die man ſeit mehreren Jahren auf den beyden Pariſer Hauptbühnen aufgeführt hat. Alle dieſe Stücke haben Beyfall erhalten, und keins war eigentlich ſchlecht zu nennen; nichts deſtoweniger haben ſie kein beſſeres Schickſal erlebt, als ob ſie ohne Verdienſt geweſen wären.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 104.

Nro. 311.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 28. December 1822.

Blumen nicht, Blumen nicht, kein Blümlein ſüß
Sollt ihr auf ſchwarzen Sarg mir ſtreuen.
Thränen nicht, Thränen nicht; kein Thränlein fließ
Wo ſanft wird ruhen mein Todtenbein.

Altengliſch aus Herders Volksliedern.

Das Grab der Jungfrau.

(Nach Lord Byron.)

O! weggerafft ſo ſchön und rein,
Nicht laſt' auf dir ein Marmorſtein!
Auf deines Raſens friſchem Grün
Soll mild die frühſte Roſ' erglühn,
Umrauſcht vom ſchaurigen Zypreſſenhain.

Und oft an jenes Bächleins Saum
Lehnt ſich der Gram, ſieht ſchweigend zu,
Und tief verſenkt in manchen Traum,
Verweilt' er lang' und regt ſich kaum,
Aus Furcht, als ſtöret' er des Todes Ruh.

„O laß! umſonſt iſt ja der Schmerz,
Kein banges Flehn erweicht den Tod!“
Wird ſo geheilt das wunde Herz?
Wird ſo beſchwichtigt Angſt und Noth?
Und du, der mir zuruft: „O laß!“
Dein Blick iſt hohl, dein Aug' iſt naß.

D.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

Hinab und wieder hinan mußte über Schründe geklettert werden, oft waren Sprünge zu machen, vor denen meinen doch ſchon ermüdeten Beinen grauſen wollte, beſonders an einem bedachte ich mich lange, hinter mir war noch der Vierziger, meine Unentſchloſſenheit ſcheuend. Er nahm mir den Stutzen, und ich ſprang glücklich. Meine Beſorgniß beym Springen mit dem Gewehr war immer das Losgehen deſſelben und ein mögliches Unglück. Der Schweiß perlte von uns Allen. Gern ließ ich dem Vierziger mein Gewehr bis an die Furka, denn es war ein ſaurer Weg, und erſt gegen 5 Uhr Abends wurde derſelbe Felſen erreicht, den meine Hände und Füße ſchon bekrochen hatten. Ja in der Lücke deſſelben ſtack noch der Lindenzweig, den ich als Zeichen meines adfui damals hineingeſteckt hatte. Geſprochen wurde nichts, ſondern die Jäger warfen ſich der Länge nach nieder, und beäugten ſorgſam die Schluchten vor uns, an welche ſich ein langer Gletſcherarm anſchloß, mit friſchem Schnee übergoſſen. Aber nichts war zu ſehen. Eben hatte ich den Hahn des Rohrs wieder in Ruhe geſezt ein leichter Nebel zog ſich herauf, als mir der immer noch auf dem naſſen Schnee und Geſtein liegende Dreyßiger winkte; ich folgte ſeinem Augenſpiele, das mich auf den Gletſcher unter uns wies, und ſah drey Gemſen ganz friedlich und ſorglos heraufwärts traben. Der Vierziger und Fünfziger ſchlichen ſich leiſe auf die andere Höhe, die links neben uns lag, um ſie zu empfangen, wenn ſie hinüber beugen ſollten; mir zappelte freylich das Herz vor Freude, allein auch dieſen Tag noch war uns nichts beſcheert, denn ſie zogen ſich weiter rechts über den Gletſcherfirn. Es war eine Gais mit zwey Kitzchen. Ich äußerte meine Verwunderung den Jägern, daß ich bis jezt immer geglaubt habe, die Gemſe werfe nur ein Junges jährlich. Sie beſtätigten dieß auch, fügten aber bey, daß dem andern der Jungen wahrſcheinlich die Mutter weggeſchoſſen worden oder ſonſt verunglückt ſey, in welchem Fall dann eine andere ſich der Waiſe annehme. Die naturhiſtoriſche Behauptung, daß, wenn eine Gemſe Junge habe, ſie ſich von der größern Truppe zurückziehe, um ungeſtörter dieſen blos leben zu können, ſcheint ſich ſonach zu beſtätigen. — Nun ging es die Furka hinab, um ſich für die, etwa vom Küher aufgejagten, Thiere zu poſtiren. Mir wurde mein fernerer Platz gezeigt, zu welchem ich allein über den Gletſcher gehen mußte, der friſch mit Schnee bedeckt war, und alſo um ſo gefährlicher mir verkam. Ich fragte den mich anweiſenden Dreyßiger freylich, ob es keine Gefahr habe, was er verneinte. Demungeachtet ſchlich ich doch nur ſehr behutſam und nicht ohne Zagen darüber, kam an die Spuren der Gemſen und erreichte meine Anſtellung. Des Kühers Geſchrey hörte ich doch oben an den Felſen nacheinander hin, ich hörte ſeinen Treibſchuß, den er verabredetermaßen thun ſollte, um auf alle Fälle die Gemſen in Allarm zu bringen; umſonſt, blos zu Geſicht bekamen der Vierziger und Fünfziger eine Truppe von beyläufig fünfzehn Stücken aus weiter Ferne her, aber die ſpäte Tagszeit nöthigte uns aus der Eisregion ins Nachtquartier, das wir, Alle herzlich müde und hungrig, erreichten. Der Abend ſchien einen ſchönen Tag zu verſprechen, an welchem wir ferner unſer Heil verſuchen wollten. Der gute Küher gab uns noch einen Topf Kartoffeln, die uns vortrefflich ſchmeckten, und bald drückte der Schlaf, ſtärker als je, meine Augen, ich ſtreckte mich auf das blumige Lager und ſchlief ſelig.

Lezter Tag.

Wenn die vorhergegangenen Morgen ich immer die andern munter gemacht hatte, ſo war dieß dieſen Tag an mir zu thun. „Friſch auf, Kameraden! die Stutzen geladen“ ꝛc ſang man mir in die Ohren, und von unten herauf tönte das praſſelnde Feuer, das der Senner ſchon angemacht hatte. Aber der Kaffee war zu Ende, und ſein Surrogat machte ein Kübel Milch mit Brod. Wir verließen, es war erſt 3 Uhr, die Hütte bey völlig reinem Himmel. Noch leuchtete der Morgenſtern uns die Grashügel hinan, aus denen hie und da eine Bergamſel aufflatterte; anfangs führte der Weg wie vorgeſtern, doch bald ging es mehr rechts der ſogenannten Frau zu, einem Theil der berüchtigten Blümlisalp, deren ganze Schnee-, Eis- und Felſenkette auch bisweilen ſo genannt wird. Schärfer als je ſchnitt uns heute die Luft vom Eiſe her an; ſo ſehr ich auch meine Pfeife in Brand ſezte, ſo wenig wollte ihr Kopf doch warm werden, damit ich meine freye Hand daran hätte erfriſchen können. Wir ſtiegen raſch vorwärts, hinan und hinab, ſchwitzten und froren zugleich, ſcheuchten Schneehühner vor uns auf, die ſich nicht weit weg gleich wieder ſezten, jezt aber nicht gewürdigt werden durften, weil hier herum, allen Kombinationen zu Folge, jene fünfzehn geſtern geſehenen Gemſen irgendwo ſtecken mußten, und heute die Jagd zu beenden war, was uns die Lebensmittel geboten. Eine Ruhepauſe wurde zum Umladen benuzt, was jeden Tag geſchieht, denn der Gemſenjäger will ſich nicht im Geringſten einer Ungewißheit ausſetzen, wenn er einmal ein Thier ſchußmäßig vor ſich hat, was bey ihm mehr iſt, als das Schießen derſelben. An dem kahlen nackten Felſen der Frau, die blos einige hervorſtehende Steinrippen, mit herrlichen Kräutern grünend, an den Seiten hat, kamen wir an, beſpiegelten ſie mit den Fernröhren, und erblickten deutlich auf einem der erwähnten Vorſprünge, der ſchon von der Sonne beleuchtet wurde, eine Gemſe, welche die Jäger für einen alten Bock erklärten, weil er allein ſey; aber nach genauerm Rekognosciren erkannten wir unweit ſeiner noch ein Thier, ebenfalls weidend, allein die fünfzehn Stück mußten nach der Meinung der Jäger hier ſeyn, und dieſe beyden waren ſchwerlich von der Truppe, denn ohne Noth trennten ſie ſich nie, und ſeit geſtern Abend könne nichts vorgefallen ſeyn. Lange betrachtete ich, während den leiſen Berathungen meiner Begleiter, dieſe Thiere, nur zwey Büchſenſchüſſe weit von uns, aber höher, und ich konnte gut erkennen, wie ſie nach jedem abgerupften Maul voll Gras mit dem Kopfe ſcheu in die Höhe fuhren, ſich umſahen, wieder bückten, dann wieder weideten u. ſ. w., bis meinen erſtarrten Händen der Feldſpiegel entſank. Die Verfolgung dieſer beyden Thiere wurde bis dahin verſchoben, wenn die große Truppe vergebens geſucht wäre, vor der Hand wurde der Vierziger als Obſervationskorps zurückgelaſſen, wir Uebrigen marſchirten dem Gletſcher näher, an dem die Sonne langſam herabglitt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Ohl der Afrikaner.

(Beſchluß.)

In warmen Himmelsgegenden werden die Mädchen ſehr jung verheirathet, und oft an weit ältere Männer. Hier ſtiftete Jack großes Unheil — denn manche Ehen zeigten ſich unglücklich. Man gebe nur dem Dinge einen Namen, das Uebrige folgt ſchon von ſelbſt. — Von allen Seiten kamen Klagen gegen den grauſamen Hexenmeiſter, jede unfruchtbare Ehe ward ihm zur Laſt gelegt — er mußte am Hochzeitstage den Neſtel geknüpft haben. Gott weiß es, der arme Jack hatte genug an ſeinen eigenen Sünden zu tragen, ohne daß man ihm noch die Sünden Anderer aufbürdete. Er hätte lieber für die ganze Inſel einen medeiſchen Keſſel gemacht, als daß er das Glück eines einzigen Frauenzimmers geſtört hätte. Er hatte manche Gelegenheit dazu gehabt, und obgleich er weiſſe Männer tödtlich haßte, ſo hatte man doch nie gehört, daß er ein Kind beleidigt, oder ein Weib mißhandelt hätte. — Aber Jack ſelbſt war zum Sterben geboren. Durch die von der Negierung verheißene Belohnung angelockt, machten ſich zwey Neger, Namens Quaſchee und Sam von Scott's Hall, Maroonſtadt, von mehreren andern begleitet gegen ihn auf, um ihn in ſeinen Schlupfwinkeln zu ſuchen. Ehe ſie ſich auf den Weg begaben, ließ ſich Quaſee taufen, und nahm den Namen Jakob Reeder an. Die Expedition nahm ihren Anfang, und die Geſellſchaft war drey Wochen lang in den Wäldern umher gekrochen, und hatte ſo zu ſagen die tiefſten Schluchten, den unzugänglichſten Theil der Inſel, wo Jack, fern von aller menſchlichen Geſellſchaft, hauſte, belagert, aber vergebens. Reeder und Sam, dieſer Art den Krieg zu führen müde, beſchloſſen ihrem Feinde auf einmal zu Leibe zu gehen. Sie nahmen niemand weiter mit als einen kleinen muthigen Knaben, der ein guter Schütze war. Dieſe drey, die ich alle kannte, hatten ſich noch nicht weit von ihren Gefährten entfernt, als ihre ſcharfen Augen von den Biegungen des Graſes und der Gebüſche ſchloſſen, daß irgend jemand kurz zuvor des Weges gekommen ſeyn müſſe. Sie folgten leiſe und geräuſchlos dieſen Spuren, und entdeckten bald Rauch. Sie drangen weiter und ſtanden vor Jack, ehe er ſie bemerkt hatte. Er war im Begriff einige Bataten bey einem kleinen Feuer vor einer Höle zu braten. Dieß war ein Auftritt, worin keine gewöhnlichen Schauſpieler erſchienen. Jacks Blicke waren wild und fürchterlich; er ſagte, er wolle ſie umbringen. Reeder ſtatt Jack zu erſchießen, erwiederte, ſein Obi habe keine Gewalt über ihn, denn er ſey getauft und heiße nicht mehr Quaſchee. Jack kannte Reedern, und ließ wie gelähmt ſeine zwey Flinten am Boden liegen und ergriff blos ſein Schwert. Dieſe Beyden hatten vor mehreren Jahren ein Gefecht im Walde gehabt, in welchem Jack zwey Finger verlor, welcher Umſtand ihm den jetzigen Beynamen zuwege gebracht hatte. Jack aber überwand Reedern damals und erſchlug beynahe ihn und mehrere ſeiner Begleiter und zwang ſie zur Flucht. Auch jezt hatte er dieſen und Sam tödten können, denn anfangs waren ſie bey ſeinem Anblicke und dem ſchrecklichen Ton ſeiner Stimme erſchrocken, wie gar nicht zu verwundern. Ueberdieß hatten ſie keinen Ausweg — und hatten ſich mit dem tapferſten und ſtärkſten Mann in der Welt zu ſchlagen. Aber Jack verlor den Muth, da er ſich prophezeihet hatte, das weiße Obi würde ihn überwältigen; und aus Erfahrung wußte er, daß der Zauber in Reeders Hand nichts von ſeiner Stärke verlieren würde. Ohne weiteres alſo warf ſich Jack mit dem Säbel in der Fauſt eine Felſenwand hinab, die ſich hinter der Höle befand. Reeder's Flinte verſagte; Sam verwundete ihn in die Schulter. Reeder, ohne die Gefahr zu ermeſſen, ſprang Jack mit dem Säbel in der Hand nach. Der Abhang war an 90 Fuß, beynahe ſenkrecht. Beyde aber hatten die Säbel im Fallen behalten. Hier fing nun der fürchterliche Kampf erſt an. Der Knabe, der ſich in der Ferne halten ſollte, erreichte inzwiſchen die Seite des Abhanges und ſchoß Jack, während des Gefechtes, in den Leib. Sam war liſtig, nahm ſchnell einen Umweg, um auf den Kampfplatz zu gelangen. Als er ihn erreichte, hatten ſich die Kämpfenden gefaßt und ſtürzten mit einander einen andern Abhang hinab, wobey ſie ihre Säbel verloren. Sam folgte ihnen und verlor gleichfalls den Säbel im Geſtrüppe. Als er zu ihnen kam, hatte Jack den Reeder eben mit Rieſenfauſt bey der Gurgel gefaßt — dieſer hatte beynahe gänzlich die rechte Hand verloren — von jenes Schulter und Leib floß das Blut in Strömen und beyde waren voller Hiebe und Blut. — Sam entſchied; er ſchlug Jack mit einem Stück Felſen nieder. Als der Löwe gefallen war, warfen ſich die beyden Tiger auf ihn und ſpalteten ihm den Kopf mit Steinen. Mit dem Säbel des Knaben, der ſie bald erreichte, ſchnitten ſie ihm den Kopf und die dreyfingerige Hand ab, und brachten ſie im Triumphe nach Merant-Bay. Hier legten ſie ihre Trophäen in einen Eimer Rum, und von einem Haufen Neger begleitet, die ſich jetzt nicht mehr vor Jacks Obi fürchteten und in ihrer rohen Weiſe ihre Muſcheln und Hörner blieſen, und Flinten feuerten, zogen ſie nach Kingſton, um ſich den errungenen Preis zu holen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London im November.

Eine kurze, beurtheilende Ueberſicht des Beſſern, was die neueſte ſchöne Literatur Englands hervorbringt, wird den Leſern Ihres Blattes nicht unangenehm ſeyn; ich werde dieſe Berichte künftig von Zeit zu Zeit fortſetzen, und beſtrebt ſeyn, von dieſem Zweige der Literatur einen vollſtändigen Ueberblick möglich zu machen. Der erſte Band des „Liberal. Verse and Prose from the South“ macht vieles Aufſehen, weil man (und mit Recht) Lord Byron für den Herausg. hält. Die Vorrede iſt des Lords würdig, und enthält einige witzige, und viele beißende Stellen. Der Plan dieſes periodiſchen Werkes ſcheint zu ſeyn: das Vorzüglichſte, was die Vorzeit und Gegenwart des ſüdlichen Europa's in belletriſtiſcher Hinſicht geleiſtet hat, in Ueberſetzungen und Bearbeitungen zu geben; damit ſind Originaldichtungen, Erzählungen, philoſophiſche Betrachtungen verbunden; ſtets aber wollen die Herausgeber „very pleasant and ingenious of course“ ſeyn. Den Anfang macht: „The Vision of Judgement.“ Recht Byroniſch. Southey hat ein ſinnloſes Gedicht unter demſelben Titel geſchrieben. Byron's Viſion ſpielt aber unwürdig mit den erhabenſten Vorwürfen der Denker und Dichter — mit Leben, Tod, Seele, Unſterblichkeit; mit Staat, Moral, Religion. Schade um die ſchöne Sprache, ſchade um das ſchöne Talent, das hier ſo unwürdig vergeudet wird! — Die „Florentine Lovers“ ſind eine ziemlich anziehende Erzählung: ſie ſollte nur weniger gedehnt ſeyn. — „Rhyme and Reason“ ſind das Beſte im Buch. — Die Ueberſetzung von „Goethes Walpurgisnacht“ (May day-Night betitelt) iſt von Shelley. Dieſe Ueberſetzung hat ohne Zweifel nicht denſelben Werth der Treue und einfachen, wohlklingenden Sprache des Originals, durch welche ſich z. B. die engliſche Ueberſetzung des Erlkönigs auszeichnet; aber im Ausdruck der Gedanken und Bilder finden wir nur ſehr weniges verfehlt. Die engliſchen Kritiker fallen dennoch ganz unbarmherzig über den Ueberſetzer her; ihr Eifer wird zu Zorn und Wuth, und da begegnet es ihnen [illegible] daß man ſich lächerlich macht. Der Rec. dieſer Ueberſetzung in der Literary Gazette (No. 30?) z. B. weiß nicht, was er aus columns of the evergreen palace (den Säulen ewig grüner Palläſte) machen ſoll. Beſagter Mann hielt [illegible]

Wald vor den Bäumen nicht; vor und nach jenen Säulen iſt ja von Bäumen und Wald die Rede: was werden alſo dieſe Säulen ſeyn? — Bäume, Holz! — Beſagter Rec. möchte auch Titania's und Oberons Hochzeit überſezt haben (wenigſtens geht das aus der Bemerkung hervor, daß ſie nicht überſezt ſeyen im Liberal); er beweiſt aber dadurch ſeine Unbekanntſchaft mit unſeres Goethe's Fauſt; denn wenn etwas darin unüberſezlich iſt, ſo iſt es dieſer Walpurgisnachttraum. Dieſem folgen Ueberſezungen aus Arioſto (die Epiſode von Cloridan, Medoro und Angelika), welche das Original wahr und lebendig wieder geben. — Das Oktoberheft des Quarterly Review (N. LIV.) enthält einige ſehr anziehende Kritiken. In der Ueberſicht von Lord Byron's neuen Dramen bedauert man ſehr, daß der Kritiker das allgemeine Gefühl nicht ſtärker ausdrückte, welches über die beklagenswerthe Verkehrtheit ſeiner ſeltnen Anlagen herrſcht. Gründlichkeit und Anmuth zeichnen dieſe Kritik aus. Schwerfälliger iſt ein Aufſaz über: „Grecian and Gothic Architecture, in their application to the building of the new churches.“ — „Occasional Verses on the King's Visit to Scotland“ hinken gewaltig. Der alte Balladenton des Walter Scott ahmt ſich nicht ſo leicht nach, als ein Herr Crabbe zu glauben ſcheint. — „The Court of Holyrood; Fragments of an Old Story“ in Edinburgh erſchienen, hat ſich ſchnell ein zahlreiches Publikum erworben, und der Verleger läßt eben die zweyte Ausgabe drucken. Das zierliche Büchlein, das wohl einer deutſchen Ueberſezung werth wäre, verſucht es, einige der ſehr ergreifenden Scenen aus dem Leben der ſchönen, unglücklichen Königin Maria von Schottland darzuſtellen, und der Verfaſſer macht ſich uns durch ſeine warme Anhänglichkeit an dieſe bedauernswerthe Prinzeſſin nur um ſo werther. Wer kann auch Maria's Gemälde ſehen, ohne ihr Nachſicht für ihre Irrthümer und Vergebung für ihre Verbrechen — wenn man ihr ſolche zur Laſt legen kann — angedeihen zu laſſen? Eine reizende und hülfloſe Frau, unter den rohen Adel eines rohen Jahrhunderts geworfen; an einem Hofe barbariſcher Selbſtſucht, Verderbtheit und Ehrgeizes; mitten in einer aufflammenden Religionsgährung; der Gegenſtand des Neides in den Augen einer bösartigen, mächtigen Nebenbuhlerin; ohne einen Rathgeber, in deſſen Rechtlichkeit ſie hätte Vertrauen ſezen, ohne einen Ritter, auf deſſen Kraft ſie ſich hätte ſtüzen, ohne einen Verwandten, auf deſſen natürliche Zuneigung ſie hätte rechnen, und ohne einen Freund, deſſen Rath und Hülfe ſie hätte in Anſpruch nehmen können, — ſo ſtand die arme Maria da, fremd in ihrer Heimath, ſammt ihrem gebrochenen Herzen das Opfer gefühlloſer Menſchen, welche ſie in der Geſtalt von Liebhaber, Gatten, Reformatoren und Höflingen, täuſchten, vertrieben, verfolgten und verkauften. — Ihr Empfang in dem Pallaſt von Holyroad, nach ihrer Ankunft aus Frankreich, ihre Reiſe nach Lielithgow, die Feſte zu Holyroad, Darnley's Tod u. ſ. w. ſind anziehend geſchildert; die Sitten und Charaktere jener Zeit erfreuen durch die Wahrheit und Lebendigkeit der Darſtellung; das raſche, gedrängte Fortſchreiten der Handlung, die ſchöne, edle Sprache machen dieß Werkchen zu einer der intereſſanteren Erſcheinungen in der neuern ſchönen Literatur. — Crolys Gemmen (bey Hurſt, Robinſon und Comp.) enthalten Gedichte von ſeltner Auszeichnung. Ich nenne hier einige der vorzüglichſten: der Tod als geflügelter Knabe dargeſtellt. Häusliche Liebe. Kupido mit Lebensmitteln beladen, wo der Spruch: Sine Cerere et Baccho friget Venus“ — ächt dichteriſch kommentirt iſt. Auf Sappho; der gebundene Genius, und Silen, nach einem Becher blickend. — „Irad and Adah, a Tale of the Flood, nebſt kleineren Gedichten von Thomas Dale. Der Verf. gab früher die Widow of Nain heraus, die ſchöne Einzelnheiten enthält; das iſt auch hier der Fall. Die Sündfluth hat ſchon mehr als Einen Maler und Dichter zum Stümper gemacht. Uebrigens ſind die Naturſchilderungen hier, wie in ſo vielen engliſchen Gedichten, unausſtehlich breit, charakterlos und langweilig. Vers- und Sprachbau hat der Verf. in ſeiner Gewalt, aber nicht ſeinen Gegenſtand. — Osmond, eine Erzählung in drey Bänden. Feurige Liebe verbindet Osmond und Caroline; Osmonds ſtürmiſcher Charakter löst das Band; Caroline entflieht und giebt einem Knaben das Leben; Osmond heurathet eine andere; hört nach einem Jahre, daß Caroline dem Tode nah iſt und ihn als Vater ihres Kindes anſpricht. Jezt liebt Osmond Caroline wieder und behandelt ſeine Gattin auf das grauſamſte. Endlich ſtirbt das Kind; Osmond flieht auf das feſte Land, kömmt unglücklich zurück, ſieht Caroline in ihres Vaters Haus ſterben und verbindet ſich reuig wieder mit ſeiner Gattin. Dieſe Erzählung ſoll von einer Frau ſeyn!? Die weiblichen Charaktere ſind gut gezeichnet, obgleich keiner derſelben von Welterfahrung zeugt. Das Ganze durchweht ein frömmelnder Sektengeiſt, der allein hinreichte, vor dem Buche abzuſchrecken.

Viele belehrende und unterhaltende Notizen finden ſich in den eben erſchienenen Memoiren von John Gwynne, Kapitain im Heere Karls I. von England, während des großen bürgerlichen Kriegs 1653 — 1655; dieſe Memoiren begleitet eine Erzählung von des Earl von Glencairn Zug in die ſchottiſchen Hochlande in den Jahren 1653 und 54. Die Manuſcripte, welche den Stoff zu beſagtem Werke lieferten, ſind in Walter Scott's Händen, und die ſehr geiſtreiche Einleitung verdanken wir der Feder dieſes vielgefeyerten Mannes. Die Erzählung von Glencairn iſt höchſt anziehend wegen der Sittengemälde jener Zeit und des einfachen, naiven Tones, in welchem der Verf. erzählt. Das Werkchen wird zu den literariſchen Seltenheiten gezählt werden, da nur eine kleine Anzahl von Exemplaren abgedruckt wurde — ein Umſtand, den man bedauern muß, da es an die Quellen zu führen ſcheint, aus welchen Scott für ſeine Romane ſo reichlichen Stoff ſchöpft. — Ein Seitenſtück zu dieſen Memoiren ſind die Bruchſtücke aus Lord Fountainhall's Tagebuch (Edinb. 4.); die Vorfälle in Schottland von 1680 — 1701 ſind einfach, manche Einzelnheiten, z. B. Carls II. Tod, ſehr gefühlvoll geſchildert. — A New-England Tale. Eine ſchlichte Erzählung, in der Walter Scott als unerreichtes Vorbild erkannt wird. — Maid Marian. Der Verf. hat ſich ſchon durch mehrere Romane (z. B. Nightmare-Abbey, Rhododaphne u. a.) in unſrer literariſchen Welt vortheilhaft bekannt gemacht. Maid Marian iſt einer der unterhaltendſten Romane, die in dieſem Jahr die Preſſe verließen. Inneres Leben, Charakteriſtik, Scenerie, machen das kleine Buch anziehend. Der Stoff iſt ganz dramatiſch und dürfte einem guten Dichter zu empfehlen ſeyn. (Ich erfahre eben, daß ein Drama, auf dieſe Erzählung gegründet, in Covent-Garden-Theater angekündigt iſt) — Werner, eine Tragödie von Lord Byron. Das Sujet iſt aus Miß Lee's Canterbury-Tales genommen; Lord Byron hat einen weiblichen Charakter hinzugefügt, nämlich Ira, die Tochter des ermordeten Grafen Strahlenheim, Verlobte von Werner's Sohn. Ich habe bis jezt nur Bruchſtücke aus dieſem Trauerſpiele geleſen, und behalte mir vor, in meinem nächſten Bericht über Plan und Ausführung etwas Näheres mitzutheilen.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 305.

Piſa, Apis.

Vierſylbige Charade.

Das düſtre Reich der Schatten wird klar,
Entzündet ihr mein erſtes Paar:
Die andern Zwey ſind die lockere Speiſe
Eines Thierchens, bekannt als nicht ſehr weiſe.
Das Ganze iſt eine Blüthe, deren Glanz
Nur Eine Nacht ziert öder Felſen Kranz.

Nro. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. December 1822.

Der ſtrengen Diana, der Freundin der Jagden,
Laſſet uns folgen ins wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelſten nachten,
Wo der Springbock ſtürzet vom Fels.
Schiller, in der Braut von Meſſina.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Fortſetzung.)

In einem Keſſel befanden wir uns zwar, am Fuß des Eiſes, aber demungeachtet von der Kälte ſcharf mitgenommen, vor uns nichts als himmelanſtrebende, glänzende Firnen, rechts die erwähnte Frau, und links bedeutende Höhen, auf den Spitzen unerſteigliche Felſen. Der Dreyßiger wurde an einen entfernten Ort zum Nachſehen geſchickt, bey mir blieb der Fünfziger. Auf dem Gletſcher war es unten nicht auszuhalten, bis die Sonne ihn nicht ganz beſchienen hätte, drum verbargen wir uns in eine am Gletſcher hinlaufende Schlucht, die von Eis- und Steingeſchiebe gebildet war. Stein- und Schneelawinen hatte ich aus der Ferne, beſonders an den Eigern und der Jungfrau, ſchon mehreremale geſehen, allein ſo nahe, wie jezt, kam ich ihnen noch nie. Ein fürchterliches Krachen tönte in unſere Schlucht, in der wir Beyde hinter einem Felſen kauerten. Troz der Kälte ſprang ich heraus auf das Geſchiebe, und ſah von dem einen Gletſcherfirn der Blümlisalp in mehrern Rinnen den Schnee pfeilſchnell gerad herabſchießen, mit ſo heftigem Krachen, daß der Luftdruck mich noch berührte, der ich aber auch keinen Flintenſchuß davon entfernt ſtand. Mehrere Minuten lang ſtiebten in dieſen Rinnen immer noch Schneemaſſen unaufhörlich unter ununterbrochenem Getöſe nach. Kälte trieb mich zurück. Der Fünfziger entfernte ſich bey meiner Rückkunft auf einen höhern Punkt linker Hand, um herumzuforſchen, mit der Weiſung für mich, ruhig zu bleiben. Nach einer Viertelſtunde ungefähr, als ich den Fünfziger oben, mit dem Geſicht zu mir gekehrt, ſtehen ſah, lockte mich die tiefer rückende Sonne aus meinem Schutzwinkel; ich ſezte mich auf einen hohen Steinblock, und erblickte ganz unerwartet gegen 250 Schritt vor mir eine einzelne Gemſe über das Eis unter den Rinnen, die ſich kurz vorher ihrer Schneefülle entladen hatten, wegſpazieren, der gegenüber liegenden Höhe zu. Ich ſpannte, ſchlug an, der Schuß war aber unterdeſſen zu weit geworden. Der Fünfziger, der alle meine Bewegungen ſah, ſtand noch oben, und ich hoffte, daß ſie ihm beſſer zu Schuß kommen würde, während Felſentrümmer ſie meinen Augen entzogen. Allein jener ſah ſie gar nicht, und wußte ſich auch mein Anſchlagen nicht zu erklären, wie er, herabgekommen, mir ſagte. Doch gut war es immer wieder dieſen unſichern Schuß nicht gethan zu haben, denn der Fünfziger zeigte mir durch den Feldſpiegel die ganze geſtrige Truppe oben unter einem Felſen ruhig weidend. Auf deren Verfolgung war der Tagesplan gegründet, wir warteten jezt nur auf die Ankunft der beyden Abweſenden, die, angelangt, die Berathungen dahin motiviren halfen, daß der Vierziger unbemerkt hinanklettern und an der linken

Seite ſie überraſchen ſollte, ſo daß ſie rechts zu ſpringen genöthigt würden. An die dort befindliche Eisfurka ward der Dreyßiger poſtirt, (der Ehrenplatz dießmal, den ich ihm, der Kälte und Klettergefahr wegen, nicht mißgönnte,) etwas tiefer der Fünfziger, und unter dieſen, mitten auf dem Gletſcher, ich. Hinter einem Steinblock hatte mir der Alte noch einige Steine zum Sitzen zurecht geſchoben, damit ich ruhig aushalten könnte; es würde lange dauern, meinte er, denn der Vierziger habe wenigſtens eine Stunde hinaufzuklettern. Vorher hatte ich ſchon erklärt, daß ich nicht das Geringſte von Lebensmitteln mehr habe, den Weinreſt meiner Bouteille leerte ich in der Kluft unten; der Fünfziger ſchnallte daher ſeinen Jagdranzen ab und ließ ihn mir zurück. Die Sonne hatte ſich unterdeſſen auch über dieſen verborgenen Keſſel, der ſicher von Niemand als Gemſenjägern, und von dieſen gewiß oft Jahrelang nicht beklettert wird, ausgebreitet, leichtes Gewölk verbarg ſie bisweilen, deſſen traurige Schatten auf dem Eiſe hinwallten, von welchem ich lange, lange Strecken überſehen konnte. Links von mir donnerten wiederholt Lawinen, die bisweilen ſo nah fielen, daß Muth dazu gehörte, ruhig zu bleiben. Vor-, rück- und ſeitwärts hatte ich Acht zu geben, was auch bis gegen 10½ Uhr ämſig geſchah, doch ohne etwas Lebendiges zu ſehen. Eben wollte ich mich anſchicken, den Inhalt der Jagdtaſche vom Fünfziger zu durchſtöbern, als ich bey einem Blicke vor mir über den Gletſcher hin, drey Büchſenſchußfernen weit, eine Parthie Thiere laufen ſah, die wahrſcheinlich von oben verſcheucht, allen unſern Kombinationen entgegen, ihre Richtung zur Flucht genommen hatten und nun auf die Frau losſprangen. Schon fürchtete ich, daß der Plan auf dieſe Truppe geſcheitert wäre, als von der Höhe herab ein Schuß zu mir tönte, der meine Hoffnungen wieder hob, denn Fehlen iſt bey einem Gemſenjäger eine wahre Seltenheit. Bald darauf hörte ich freudiges Jauchzen, das meine Hoffnung zur Gewißheit ſtärkte, denn ſchon vorher war unter uns ausgemacht, blos den Fehlſchuß mit Stillſchweigen zu übergehen. Sehen konnte ich von andern Thieren nichts mehr. Nach einer halben Stunde krochen der Dreyßiger und der Fünfziger herab, die mir die Beſtätigung brachten, daß der Vierziger ſcharf getroffen habe. Die Feldſpiegel zeigten ihn uns bald, von oben herabkletternd, mit einem Thier über den Schultern. Wir ſahen ihn ſtehen bleiben an einem Abhange und wieder anſchlagen. Sein Schuß hallte in dieſem Keſſel und bey ſeinem niedern Stande in demſelben vielfach wieder, gleichſam einen Ausgang ſuchend, aber getroffen hatte er das Murmelthier nicht, auf welches ſein Rohr gerichtet war. Wir zogen uns näher vor an den Fuß des Gletſchers, und empfingen den von Schweiß triefenden tapfern Schützen mit Frohlocken, der nun unſern ſo lange fruchtlos gebliebenen Anſtrengungen ein Ende gemacht hatte. Er legte das Thier ab, das er für eine dreyjährige Gais erklärte, die aber einen weit leckeren Braten verſprach, als wenn es ein alter, zäher Bock geweſen wäre, der mir freylich als Jäger mehr Freude gemacht hätte. Nun erzählte der Vierziger uns ſeine weitläufigen Fahrten bis zum Schuß des Thieres, die dahin ausliefen, daß er, nahend den Felſen, die die Thiere bergen möchten, Schuhe und Strümpfe ausgezogen, in ſeinen Ranzen geſteckt habe, und nun, meiſtens auf dem Bauche liegend, vorwärts gerutſcht ſey, an dem fraglichen Ort aber nichts mehr angetroffen, weil ſie ihn und den weiter vorſtehenden Dreyßiger gewittert haben müßten und gerade herab ausgebrochen wären, vermuthlich der Frau zu (was ich beſtätigte), in einer geringen Entfernung von dieſem Felſen aber noch zwey Thiere weidend geſehen habe, denen er nahe kroch, bis auf 150 Schritt, auf einen Felſen auflegte (denn ohne Auflegen ſchießt kein Gemſenjäger), und ſo glücklich getroffen habe, daß Knall und Fall Eins geweſen ſey. Der Schuß ging gerade durchs linke Blatt ins Herz, welches (oder der Kopf auch) müſſen getroffen werden, wenn man will, daß das Thier ſogleich liegen bleiben ſoll, das ein erſtaunenswürdig zähes Leben hat. Aber beym Fallen, erzählte der Vierziger weiter, ſey das Thier einen kleinen Abhang herabgeſtürzt, und habe ſich ein Horn abgeſchlagen. Dieſes reichte er mir aus der Taſche, und gegenwärtig prangt es ſchon an meinem Bambusſtock, wo es mir auf allen Spaziergängen wie ein cornu copiæ Erinnerungen an die Berge darbietet.

Der Vierziger trocknete ſich den Schweiß noch ab, und der Fünfziger ergriff ſein langes Meſſer, um das Thier auszuweiden, zu welchem Behufe der Ort, an welchem wir uns befanden, gewählt ward. Aus einem Eisgewölbe des Gletſchers, der ſich uns ſchon ordentlich einheimiſch gemacht hatte, donnerte ein Waſſer hervor, und einige Schritte davon wieder in eine Eisſchlucht hinab. In dieſem Waſſer wurde es ſorgfältig ausgewaſchen, der Sonne zum Trocknen hingelegt, während wir uns, vergnügt ſchwatzend, auf das Eis lagerten, um Mittag zu halten. Die Enzeneflaſchen wanderten fleißig unter den Jägern herum, ich ſalutirte dagegen mit der Kirſchenwaſſerflaſche meinen Beſcheid, wir ſangen und jodelten, denn alle Gemſen dieſes Keſſels waren ohnehin ſchon auf den Spitzen der Frau durch die beyden Schüſſe für mehrere Tage erſchreckt; wir aber befanden uns bis 1 Uhr recht wohl. Dann ward noch die Gemſe zugenäht, mit den Vorder- und Hinterläufen zuſammengebunden, der Vierziger ſteckte noch einmal ſeinen Kopf durch, der herunterhängende Kopf des Thieres ward ebenfalls befeſtigt, der Dreyßiger nahm dagegen den Ranzen und das Gewehr des Trägers, und ſomit nahmen wir Abſchied von den Höhen, die uns ſo lange beherbergt, uns Beſchwerden, aber nie Mißmuth, und dann wieder Freuden gegeben hatten. Denn nichts geht über die freye, heitere Stimmung hier oben. Der fleißige Zuſpruch in den Flaſchen hatte unſere Köpfe etwas eingenommen, am meiſten den des Schützen, der auch größere Anſprüche darauf hatte. Unterwegs wurde geſcherzt, und wir tanzten ſämmtlich über die gefährlichen Stellen, welche der Weg über den Gambchi in Menge darbietet; ein Glück war es, daß des Vierzigers Munterkeit durch das Gewicht des auf ihm liegenden Thieres in Schranken gehalten wurde. Bisweilen ſetzte ſich einer von uns auf dem ſchlüpfrigen, dürren Graſe ad posteriora, und dieſem lachte jedesmal der Vierziger in ſeinem Muthwillen ein „Recht ſo“ zu. Schon blinkte mich hie und da die weit freundlicher, als in den Ebenen, blühende Myosotis arvensis und die Aretia alpina mit ihrer ſchönen rothen Blume an, vor uns ſah ich noch eine hohe Felſenwand hinlaufen, aber keinen Weg daran, der, wie ich näher kam, ſich mir auch als gefährlich darſtellte.

(Der Beſchluß folgt.)

Anekdoten vom Inſtitut und von der Akademie.

(Aus dem Nachlaß des Abbé Morellet.)

(Fortſetzung.)

Ich las kürzlich mit großem Vergnügen die Vorrede von Chaptal's neuem Werk, la Chimie appliquée aux arts. Wir erinnern uns, Sie und ich, recht gut, daß Chaptal, der Miniſter, die Grundſätze von Chaptal, dem Schriftſteller und Redner, ziemlich ſchlecht befolgt hat: die Güte der letztern kann dadurch freylich nicht gefährdet werden. Ich theile Ihnen eine Bemerkung mit, die mir beym Leſen jener Vorrede einfiel, und die Sie vermuthlich nicht mißbilligen werden. Die Künſtler und Fabrikanten aller Länder geben ſich viele Mühe, ihre Vorkehrungen geheim zu halten, und die Regierungen, hierin mit ihnen einverſtanden, haben jede Mittheilung von Kunſtgeheimniſſen und Maſchinen ans Ausland mit ſchweren, zuweilen auch mit grauſamen Strafen verpönt; gleichzeitig gibt ſich ein für ſtaatsklug erachtetes Prohibitiv-Syſtem alle Mühe, die Nationen von einander abzuſondern, und den Handel, Tauſchverkehr u. ſ. w. zwiſchen ihnen wo nicht völlig zu hemmen, doch möglichſt zu beſchränken. Während nun ein Gewerbfleiß, der gerne ausſchließlich wäre, und eine eiferſüchtige Staatsklugheit, ihre Bemühungen für jene Zwecke vereinbaren, iſt der menſchliche Geiſt hingegen unaufhörlich mit Vervollkommnung der Künſte und Wiſſenſchaften und mit Erforſchung ihrer Grundwahrheiten beſchäftigt, und die Verbreitung der Wiſſenſchaft wird durch kein Hinderniß aufgehalten. Die Lehren und Entdeckungen der Chymie, welche mit allen Kunſtentdeckungen zuſammentreffen, werden durch die Buchdruckerkunſt, und von einer Nation zur andern durch Ueberſetzungen, zum Gemeingut. Die Chymie, welcher die einen Gewerbzweige ihr ganzes Daſeyn verdanken, hat die andern hinwieder vervollkommnet, und alle jene Kunſtverfahren, welche von Fabrikanten und Künſtlern vormals geheim gehalten, auch als Erbſtücke an ihre Kinder übertragen wurden, ſind durch ſie kund und offen geworden. Dieß macht das Reich der Künſte zum Erbgut, nicht allein nur aller Bürger des nämlichen Landes, ſondern aller civiliſirten Völker, und den Fortſchritten der Wiſſenſchaft müſſen allmählig jeder Gewerbs- und Handelsneid und alle Staatsweisheit des Prohibitiv-Syſtems weichen. Freylich darf dabey nicht unbemerkt gelaſſen werden, daß, wie die Fortſchritte der Kenntniſſe die Prohibitiv-Syſteme bekämpfen, auch dieſe letztern, ſo viel ihnen möglich iſt, hinwieder die Fortſchritte der nützlichſten Kenntniſſe verzögern, ſo daß, wenn jene Staatsklugheit überall herrſchend werden könnte, alsdann Künſte und Wiſſenſchaften auf dem Standpunkt feſtgehalten würden, auf den ſie bey jeder Nation gelangt ſind, woraus ſich aber alsbald auch Rückſchritte ergeben müßten, weil der Stillſtand hier unmöglich iſt, und weil, wer nicht vorſchreitet, zurückgeht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Anklänge.

Lange beſtehet die Erde ſchon und iſt alt geworden; aber die Poeſie hat nicht mit gealtert und jeder Zeitraum glaubt in ihr das geliebte Kind zu begrüßen.

*

Die Gewöhnlichen wollen glänzen, die Beſſern wollen ſich von den Gleichgeſinnten geſchätzt wiſſen. Es iſt daſſelbe Streben und ſeine Veredlung iſt das Reſultat der Bildung.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, den 3. Dezember.

(Beſchluß.)

Das New Monthly Magazine ſtellt bey Gelegenheit einer Recenſion von Caſ Lavigne's Vêpres Siciliennes Betrachtungen und Vergleichungen über den Zuſtand der franzöſiſchen und engliſchen Tragödie an, und meynt, mit der Pariſer Bühne müſſe es vortrefflich ſtehen, wie man aus dem Beyfalle, welcher der ſizilianiſchen Veſper zu Theil geworden, ſchließen könne, wogegen in London das neuere Trauerſpiel äußerſt wenig beachtet, und folglich von den Dichtern mit faſt gar keinem Erfolge verſucht werde. Ich glaube es wohl: die Londner Hauptbühnen haben ſich zu ſehr mit Spektakelſtücken und dramatiſirten Romanen abgegeben, als daß ſie das Publikum jetzt an die höhere und edlere Tragödie gewöhnen könnten. In Paris werden ſolche Stücke weislich den Volksbühnen überlaſſen, und haben ihre eigenen Zuſchauer, wodurch dann die Leute von Geſchmack und höherer Bildung den beyden Hauptbühnen übrig bleiben. In London wird das Theaterweſen wie alles übrige allzu merkantiliſch betrieben; man will das ganze Publikum herbeyziehen, eine recht volle Gallerie haben; und muß daher die Gallerie und die Logen zu gleicher Zeit zu befriedigen ſuchen. In den Pariſern Haupttheatern iſt die Gallerie ein unbedeutender Theil der Maſſe der Zuſchauer; Logen und Par terre geben hier den Ton an, und entſcheiden das Schickſal eines Stückes. Hätte Coventgarden und Drurylane die Klugheit, anſtatt ſich auf ihr Privilegium etwas zu gute zu thun, die Volksſtücke von ihrer Bühne zu verbannen, und kleineren Bühnen zu überlaſſen, und blos das Luſt- und Trauerſpiel darzuſtellen, ſo würde auch bald ein eignes Publikum für dieſe beyden Theater entſtehen, und die höhere Schauſpielart unterſtützen. In dem jetzigen Zuſtande ſind die Unternehmer Coventgardens und Drurylanes hauptſächlich darauf bedacht, wie ſie ſich mit der größten Schnelligkeit die neuen Stücke der Pariſer Boulevardstheater verſchaffen können; ſobald ſie ein ſolches erhaſcht haben, wird es gleich überſezt und dem gemiſchten Publikum aufgetiſcht. Die engliſchen Dichter müſſen nothwendig hierunter leiden, und allmählig muthlos werden, oder ſich auch zur Dichtung ſolcher Spektakelſtücke zur Beluſtigung des großen Haufens herablaſſen. So hat neulich auf der Bühne der Porte St. Martin ein Melodram: die beyden Galerenſclaven einiges Glück gemacht; ſogleich iſt es unter dem Titel The two galley slaves auch auf die Drurylane Bühne gebracht worden. Alles was die nicht Gebildeten erſchüttern kann, iſt hier zuſammen geſtellt worden. Zwey zu den Galeeren verurtheilte Verbrecher entwiſchen; der eine, der ein honnête criminel iſt, wie es bereits einen unter dieſem Titel auf dem franzöſiſchen Theater giebt, macht ſich durch ſeine gute Aufführung beliebt, heurathet und iſt glücklich. Nun führt aber das Schickſal den andern Verbrecher, der es im ganzen Sinne des Wortes iſt, hinzu, zur großen Angſt ſeines ehemaligen Mitgefährten. Der Böſewicht benuzt dieſe Angſt, um Geld von dem honnête criminel zu erpreſſen, beſtiehlt ihn, bringt Zwietracht und Verwirrung ins Haus, und die Frau muß nun entdecken, daß ſie einen gebrandmarkten Menſchen zum Ehemann habe. Damit das ſchauluſtige Publikum nichts davon verliere, ſo geſchieht die Entdeckung des Brandmarks auf der Bühne; der Arm wird entblößt, und die Buchſtaben des Brandmarks fallen der Frau wie den Zuſchauern in die Augen, worauf dann beſtändig ein furchtbares Stöhnen und Aechzen aus allen Ecken des Schauſpielhauſes erfolgt. Zuweilen ſollen auch einige Frauen in Ohnmacht fallen, welches dann als ein großer Triumph des Dichters, der Schauſpieler und der Unternehmer betrachtet und verkündiget wird. Bekanntlich hatte das Melodram die Maccabäer erſt dann ungeheuren Zulauf, als bey einer der erſten Vorſtellungen eine Bäckers Frau ohnmächtig herausgetragen worden war. Die ſtrengern franzöſiſchen Kunſtrichter betrachten Kotzebues Menſchenhaß und Reue als ein ſolches Melodram, wiewohl die Ueberſetzung deſſelben auf der Hauptnationalbühne gegeben wird. Kurz vor Talmas Abſchiede wurde dieſes Schauſpiel von ihm und Dem. Mars mit dem größten Beyfall gegeben, nach den Vorſtellungen wurden beyde hervorgerufen, um den Beyfall des Publikums zu empfangen, das ſich kaum von ſeiner Rührung wieder erhohlen konnte, und die Schauſpieler ſelbſt ſchienen von dieſer Rührung angeſteckt worden zu ſeyn, worüber ein Pariſer Journaliſt bemerkt, daß da Kotzebue ſolche Mittel der Rührung angewandt habe, welche das robuſteſte Nervenſyſtem erſchüttern, niemand dieſer furchtbaren Erſchütterung widerſtehen könne. Talma hatte ſich erſt ſeit weniger Zeit in der Rolle Meinaus verſucht, da er ſonſt im Schauſpiele nie auftrat, und auch hier hatte er ſeine Vortrefflichkeit beurkundet; ein völliger Deutſche konnte freylich von ihm nicht erwartet werden; allein den Geiſt der Rolle hatte er, wie alle ſeine Rollen, tiefſinnig aufgefaßt; und wenn zwey vollkommene Schauſpieler, wie Talma und Dem. Mars ſind, ſich über ein deutſches Stück hermachen, ſo müßte es ſehr ſchlecht ſeyn, wenn es den Franzoſen nicht gefallen ſollte. Sie ſind die beyden Hauptſtützen des Théâtre français; oder vielmehr ſie waren es: denn es ſteht ſehr zu bezweifeln, ob Talma je wieder auftreten wird. Daß die Schuld zum Theile an politiſchen Umſtänden liegt, habe ich bereits oben erwähnt, jedoch kann man den großen Schauſpieler ſelbſt nicht von aller Schuld losſprechen. Seine Forderungen hatten nimmer ein Ende, und obſchon man ihm eingeſtehen mußte, daß er, Dem. Mars und Dem. Duchesne nur allein im Stande ſind, ein volles Haus zu bewirken, ſo iſt doch auch gewiß, daß ſich das Théâtre français zu Grunde richten würde, wenn es ſeinen beträchtlichen Anſprüchen Genüge leiſten wollte. Auch ſieht man ungern, daß ein großes Talent ſo ämſig darnach trachtet, ſeinen Gewinnſt zu erhöhen; es ſitzen freylich im Komite des Théâtre français Schauſpieler, die nur geringes Verdienſt haben, und ſich gut bezahlen laſſen. Dieß iſt ein Unrecht, das ſich aber wieder allenthalben vorfindet; in welchem Fache, in welcher Verwaltung oder Anſtalt iſt wohl die Belohnung dem Verdienſte ſtets angemeſſen? Auch ſcheint Talma ſeinen eignen Vortheil zu verkennen, da er ſeinen Dienſt aufgiebt, und mit der ihm rechtmäßig zukommenden Penſion abtritt. Da dieſe Penſion unmöglich zu ſeinem Aufwande hinreichen kann, ſo muß er in den großen Städten herumreiſen und gaſtiren; er will auch bereits mit Brüſſel den Anfang machen, wo er jährlich drey Monate zu ſpielen vertragsmäßig verſprochen haben ſoll. Allein dieſes Herumreiſens wird er wohl bald müde werden, und die Schauſpieldirektoren in den Provinzen werden auch wohl ihr Anerbieten herabſetzen, wenn ſie einſehen werden, daß ſie ihn ſo leicht bekommen, und daß er häufig wird zurückkehren können. Es iſt zu bedauern, daß dieſer große Schauſpieler immer ſo unſtät hat leben wollen, anſtatt ſich durch feſte Verbindlichkeiten, wie alle andere Schauſpieler, ein Loos aufs Alter zuzuſichern. Der Dem. Mars, die ihren Vortheil beſſer verſteht, aber den Ultras wegen der Veilchen womit ſie in den hundert Tagen der Napoleon'ſchen Zwiſchenherrſchaft auf der Bühne prangte, unlieb iſt, hat man eine Nebenbuhlerin entgegengeſtellt, welche beſonders von den Antiliberalen begünſtigt wird. Sie heißt Dem. Mantes, und hat wirklich bey ihrem Debut in denſelben Rollen, in welchen ſich Dem. Mars auszeichnet, große Anlagen, und ein ziemlich gründliches Studium der Dramatik zu erkennen gegeben. Es war komiſch zu ſehen, welche Mühe ſich der Anhang der einen und der andern Schauſpielerinn gab, um dieſelbe hervorzuheben, und ihre Ueberlegenheit zu verſtehen zu geben. Zu einer andern Zeit hätte aus dieſer Nebenbuhlerſchaft eine politiſche Angelegenheit werden können. Wenn Dem. Mantes ſpielte, und man ihre Nebenbuhlerin in einer Loge erblickte, ſo klatſchte man aus allen Kräften und wie raſend, um der Nichtſpielenden einigen Aerger zu verurſachen; ein Ultrajournaliſt will ſogar bemerkt haben, Dem. Mars ſey vor Verdruß ganz bleich geworden. Trat hernach Dem. Mars in derſelben Rolle auf, ſo rächte ſich ihre Parthey durch eben ſo heftige Beyfallsbezeugungen. Zulezt brachte man die beyden in eben demſelben Stücke zuſammen, wozu ſie ſich wahrſcheinlich beyde willig gefunden hatten, um ſich deſto beſſer in der Nähe meſſen zu können. Das Publikum gewann dadurch eine vortreffliche Darſtellung; jedoch ſcheint der Dem. Mars, als der weit geübteren Schauſpielerin, der Sieg geblieben zu ſeyn, welches die Anhänger ihrer Nebenbuhlerin nur mit der Bemerkung eingeſtanden, daß Dem. Mantes ungefähr da beginne, wo Dem. Mars aufhöre, ſo daß man alſo Hoffnung habe, erſtere zu einer noch größeren Vollkommenheit gelangen zu ſehen. Seitdem haben andere Angelegenheiten dieſen kurzen Partheyſtreit beſeitigt; Dem. Mantes iſt in die Zahl der Schauſpielerinnen des Théâtre français getreten, und wer Luſt hat ihr Beyfall zu klatſchen, kann ſich dieſes Vergnügen wöchentlich einigemal verſchaffen.

D g.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 104.

Nro. 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 31. December 1822.

Von eurer Fahrt, kehrt ſichs nicht immer wieder.
Schillers Wilhelm Tell.

Vier Tage auf der Gemſen-Jagd im Berner Oberland.

(Beſchluß.)

War es die Munterkeit ſelbſt, in der auch ich mich äußerte, oder war es wirklich bedeutendere Gefahr, kurz der Fünfziger nahm mir mit einem ernſten Geſicht meinen Stutzen, und bat mich dringend, jezt ſehr vorſichtig zu ſeyn, weil eine Stelle komme, die große Gefahr habe. In dem Munde eines Gemſenjägers will das viel ſagen, und ich ward etwas ſtutzig gemacht. Die erwähnte Felſenwand bot in der That nicht etwa einen auch nur ſehr ſchmalen Pfad dar, ſondern blos kleine Lücken in dem Felſen, nicht einmal groß genug, um den Fuß hineinzuſetzen, dienten als Weg, links hinab eine ſcheußliche Tiefe, in der ein Kienarm hintobte. Noch mehr: dieſe Tritte, ungefähr zwölf an der Zahl, waren von dem Waſſer, das ohne Aufhören von den kahlen Höhen herabſtiebte, ganz ſchlüpfrig, ſo wie der ganze Felſen, an welchem man ſich mit den platten Händen anhalten mußte. Glücklich waren wir hinübergekommen, nur der Vierziger ſtand noch mit dem Thiere jenſeits. Er ſteckte den Pickel, den wir ebenfalls, aber an die Taſchen, befeſtigt hatten, um die Hände frey zu haben, an die Thierläufe, und kroch mühſam, aber auch glücklich, zu uns. Einige Schritte hinab, die wir wieder lachend ſtiegen, fanden wir eine herrliche Quelle hervorrieſeln, ich zog den Becher heraus und Alle labten wir uns. Das Thier ward jezt den Schultern des beſonders ſtark ſchwitzenden Vierzigers abgenommen und denen des Dreyßigers aufgelegt, wogegen dieſer ſein Jagdgeräth an den Erſtern abgab. So gut aber auf dem Gletſcher das Thier ausgewaſchen war, ſo ſchweißte es doch noch ſtark, was an dem ganzen Rücken und den Beinen des Vierzigers wohl zu erkennen war. Bald hatte ſich im Gehen die weißliche Jacke, Beinkleider und Strümpfe des Dreyßigers illuminirt, wir Hinterhergehenden hatten manchen Spaß darüber, beſonders der Fünfziger, der glaubte, er entgehe dieſem Koloriren, weil das Thier unterdeſſen, bis die Reihe zum Tragen an ihn käme, ausſchweißen würde, was aber nicht der Fall war, denn ſpäter war auch ſeine weiße Jacke, gleich dem weißen Mantel eines Templers, mit rothen Strahlen, nur über acht, bekreuzt.

Heiß ſtach die Sonne, der beſchwerliche und gefährliche Weg war, als wir das Holz erreichten, zurückgelegt, aber der Schweiß floß ſtromweiſe von uns. Lechzend kamen wir gegen 5 Uhr in das Kienthalwirthshaus zurück, wo ſich Alles neugierig zu uns drängte, um das erlegte Thier zu ſehen. Wir wogen es hier, und fanden es, vollkommen ausgeweidet, 46 Pfund ſchwer. Dabey iſt aber zu bedenken, daß es erſt dreyjährig, alſo noch nicht völlig ausgewachſen war; denn die Gemſen ſollen bis zum ſechsten Jahre wachſen, und die Gaiſe unter ihnen auch erſt in dieſem Jahre aufnehmen, was mich ſehr wunderte.

Jung und Alt aus den umliegenden Häuſern des Dorfes Kien kam herzugelaufen, neugierig das Thier beſehend, das, ich verſichere es dir, Viele nicht gekannt haben würden, wenn die Andern es nicht geſagt hätten; ja in Deutſchland würde man nicht begieriger nach dem Anblick des dort gar nicht hauſenden Thieres geweſen ſeyn, ſo ſelten iſt es in der Schweiz, und beſonders im Kanton Bern, der vielleicht noch die meiſten hat, Jahrelang aber bisweilen keines ſchieſſen läßt, und durch Beſchränkungen und Maßregeln aller Art dieſer abnehmenden Gattung wieder aufzuhelfen ſucht. Selbſt den blos noch in Savoyen, aber auch da höchſt ſelten, befindlichen Steinbock, der gewöhnlich noch auf höhern Felſen als die Gemſe lebt, möchte man in dieſem Kanton wieder einheimiſch machen, weßwegen die Regierung ein Paar dieſer Thiergattung zu Bern unterhält, um die etwa werdenden Jungen wieder ins Freye zu laſſen. Allein noch hat man keiner Fortpflanzung ſich zu erfreuen gehabt.

Meinen guten Jägern ließ ich Wein geben, ſo viel ſie deſſen nur trinken wollten. Ich ſelbſt konnte vor Hitze keinen trinken, ſondern ließ mir blos heißes Waſſer zu einem Thee herrichten. Es war eben in Kien Kirſchen-Ernte, die einzige Frucht in dieſem hohen Thale; ein artiges Mädchen, das auf einem Baum im naheſtehenden Garten derſelben ablas, hörte kaum meinen Wunſch darnach, als ſie mit zuvorkommender Freundlichkeit ein Körbchen der ſchönſten auslas, und ſie mir auf eine Art überreichte, die deutlich ihr gutes Herz und nicht Geldabſichten verrieth. Wirklich faſt nur mit Gewalt und auf Zureden aller Jäger konnte ich ſie dahin bringen, das kleine Geſchenk, das ich in ihr zartes Händchen drückte, anzunehmen. Ordentlich beſchämt fühlte ſie ſich, wie ich merkte, denn wir ſchwazten mit ihr, und ihre vorher geäußerte freye Laune wollte ſich lange nicht wieder herſtellen laſſen. Sie verſah uns mit der kühlenden Frucht ſo reichlich, daß wir Alle mehr als genug daran hatten.

Wir ergözten uns noch einige Zeit an der beſonders ſingenden Mundart unſers alten Wirthes, dem wir ſeine Enzenwaſſer-Gefäße zurückgaben. Der Fünfziger rüſtete ſich zum Abmarſch, und in weinbeflügelten Schritten trabten wir tiefer in unſer Feutingerthal zurück, und erreichten ſpät Abends das trauliche Schloß Tellenburg, in welchem man ſchon wegen dem langen Ausbleiben beſorgt ſchien.

Eines beſondern Umſtandes muß ich noch erwähnen, den ich auf allen meinen Bergwanderungen an mir bemerkt habe: nämlich, wenn ich eine Höhe von ungefähr 3–4000 Fuß erſtiegen habe, ſo empfinde ich in meinen ſonſt geſunden und ſcharfen Ohren einen Druck, der mir das Hören erſchwert. Noch 2–3000 Fuß höher, verliert ſich dieſes Gefühl, aber ich bekomme anhaltendes Naſenbluten.

Auffallend übrigens an den Gemſen iſt ihre Begattung mit Ziegen und Schafen im freyen Zuſtande, wovon mir manche Beyſpiele von glaubwürdigen Perſonen erzählt wurden, durch welche ich aber dieſen meinen Brief nicht vergrößern will.

Von Fußeiſen war bey meinen Führern keine Rede, ſie bedienen ſich derſelben nie, wie ſie mir ſagten, ſondern die Stelle derſelben wird gewiſſermaßen durch die Ketten erſezt, welche die Kamaſchen um den Fuß befeſtigen. Ein großer Fehler an meinen Kamaſchen war es, daß ſie mit Lederriemen verſehen waren, welche, durch die Steine in der erſten halben Stunde zerrieben, meinen Jägern immer zu nähen gaben. Denn ohne Nadel und Zwirn geht auch keiner dieſer Leute auf die Berge. Hingegen vortrefflich waren die Nägel meiner Schuhe, beſonders ſo lange ſie noch ſcharf waren, welche mich auf den ſchmalſten Steinſpitzen feſt ſtehen ließen, wie eine Gemſe.

Eſſigkrügler.

Anekdoten vom Inſtitut und von der Akademie.

(Aus dem Nachlaß des Abbé Morellet.)

(Fortſetzung.)

(May 1807.) Ein durch Watelet beſtelltes Standbild von d'Alembert war nach des Beſtellers Tod in der Werkſtätte des Bildhauers Lecomte geblieben, und wir hatten im Inſtitut für den Ankauf deſſelben eine Unterzeichnung eröffnet; von der zweyten Klaſſe war den drey übrigen der Vorſchlag dazu gemacht worden, den die erſte und die vierte alsbald annahmen, während in der dritten ſich Widerſpruch erhob und am Ende beſchloſſen ward: „Wenn die dritte Klaſſe nicht, wie die drey übrigen gethan haben, als Klaſſe (en corps) unterzeichne, ſo wolle ſie damit keineswegs ihren Mitgliedern die perſönliche Theilnahme unterſagen;“ ein Vorbehalt, der ſich wohl ohnedieß von ſelbſt verſtund. Dieſer Oppoſition unerachtet war die Unterzeichnung beynahe ſchon vollſtändig und ihrem Schluß nahe; das will ſagen, wir hatten beynahe jene zweytauſend Thaler beyſammen, die der Künſtler für ſeine Arbeit forderte, als gewiſſe Antiquitäten-Liebhaber, die mit nichts als mit alten Inſchriften zu thun haben wollen, ſich gegen die Aufſtellung vom Standbilde eines abſcheulichen Philoſophen laut erklärten, und Andere vollends der Meinung waren, eine Statue errichten ſey ein Souveränitätsrecht, welches das Inſtitut ſich nicht anmaßen dürfe.

Unter dieſen Umſtänden erließ der Kaiſer ein Schreiben an den Miniſter des Innern, von deſſen Inhalt Einiges in nachſtehendes Schreiben dieſes Miniſters an den Präſidenten der erſten Klaſſe (der phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften) überging:

„Se. Majeſtät der Kaiſer beauftragen mich, Hr. Präſident, der Klaſſe des Inſtituts, deren Vorſtand zu ſeyn Sie die Ehre haben, Ihren Entſchluß kund zu machen, im Sitzungs-Saale des Inſtituts das Standbild von d'Alembert aufſtellen zu laſſen, als desjenigen franzöſiſchen Mathematikers, der im verfloſſenen Jahrhundert die Fortſchritte dieſer erſten unter den Wiſſenſchaften am meiſten befördert hat. Der Kaiſer wünſcht, daß die erſte Klaſſe in dieſem Entſchluß einen Beweis finde, ſowohl ſeiner Achtung für dieſelbe, als auch ſeines Verlangens, die dem Wohlſtand und Glück ſeiner Völker ſo wichtigen Arbeiten dieſes Vereins fortgehend zu belohnen und aufzumuntern. Indem ich die Ausdrücke treu wiederhole, welche ſich in dem Schreiben finden, womit Se. Majeſtät mich aus Ihrem Feldlager von Oſterode, unter 17. März 1807, beehrt haben, glaube ich auf keine angenehmere und ehrenvollere Weiſe der erſten Klaſſe die Entſchließung kund machen zu können, von der ich ihr Kenntniß geben ſoll.“

Sie begreifen nun leicht, daß nicht dem Philoſophen oder dem Verfaſſer der Einleitung zur Encyklopädie, das Standbild errichtet werden ſoll, ſondern einzig nur dem Meßkünſtler, ſo daß man auf das Fußgeſtell ſchreiben kann: Quatenus geometra et non aliter. Ich aber ſage von der Niſche im Inſtitut, wie der ehrwürdige Pater Binet des Jeſuiterordens in den Provinzialbriefen, vom Paradies ſagt: Soit de bond ou de volée que nous en chaut il, pourvu que nous prenions la ville de gloire.

*

(24. Auguſt 1807.) Wir ſind mit den Zurüſtungen für eine öffentliche Sitzung unſerer Klaſſe beſchäftigt, worin das Verſprechen gelöst werden ſoll, den Gliedern der vormaligen Akademie, die ohne unmittelbare Nachfolger geblieben ſind, Gedächtnißreden zu halten. François de Neufchateau liefert die Dankrede auf Hrn. de Nivernois. Wir ſind aber in großen Aengſten, er werde ſeine Beredſamkeit nicht zu zügeln wiſſen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß drey Viertelſtunden Aufmerkſamkeit das Maximum iſt, was man von einer Verſammlung fordern darf, und da ich einer der Commiſſarien bin, welche die Rede vor der Sitzung hören ſollten, ſo will ich mein ganzes Anſehen verwenden, damit dieß Maß nicht überſchritten werde.

Weil uns die Erhaltung des guten Rufs unſerer Verſammlungen am Herzen liegen muß, ſo ſind wir bedacht geweſen, unſere ſchlechte Proſe durch einige gute Verſe zu heben. Unſere Macher Parny, Andrieux, Legouvé, Chenier wurden vergeblich angeſprochen; der eine ſagte, ich will nicht hingeben; der andere, ich kann unmöglich, und umſonſt ſtellten wir den Nothbedarf der angegriffenen Republik vor, es war nichts von ihnen zu erhalten. Delille blieb noch übrig. Boufflers und ich verabredeten nun, wir wollten ihn bereden, in die Sitzung zu kommen, um uns ein Bruchſtück eines neuen Gedichtes zu leſen, das er die drey Reiche nennt. Wir ſpeisten bey ihm zu Mittag und thaten ſeiner Frau ſo ſchön wie möglich. Hernach bat ich ſie bey mir zum Eſſen, wo dann einige Verführungskünſte angewandt wurden, zu denen ein Paar Frauen, unter andern die Frau von Greffeuil halfen, und — wir gewannen ihn.

— Mein Brief iſt liegen geblieben, und ich kann Ihnen zugleich nun den Erfolg unſerer Bemühungen melden. Die Verſammlung war überaus glänzend, durch Zahl und Gehalt unſerer Zuhörer. Die Rede von François war ſehr brav und nicht zu lang. Delille traf in Mitte derſelben ein und wurde lebhaft beklatſcht. Sein Erſcheinen hatte die Geſellſchaft ſo gut geſtimmt, daß nun auch der Proſator beklatſcht ward. Ihm folgte Delille, welcher ein Gedicht, sur la Conversation, das er uns, wie Sie wiſſen, mit wenig Erfolg früher ſchon vorgetragen hatte, jezt zu Ehren ziehen wollte, und es gelang ihm; er las hierauf ſehr hübſche Verſe über die Vulkane, als Bruchſtück ſeines Gedichts von den drey Reichen, dann aber nochmals Verſe eines andern Gedichts, ſo daß in der That das köſtlichſte Gericht nicht zulezt kam; deſſenungeachtet ging Alles recht gut, und die Verſammlung war wohl gelungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Klage.

In der Seele wogt es auf und nieder
Im Gefühle und Gedanken-Drang,
Und die Thränen wandeln ſich in Lieder,
Und das Wort wird zum Geſang.

Aber der Empfindung reiche Fülle
Ward mir bald zum monotonen Maß,
Der Gedanke ward zum Sylbenſpiele —
Und die friſche Farbe blaß.

Du beſeelter Athem des Geſanges,
Schließt dich nicht des Wortes Zeichen ein?
Willſt du — wie das Daſeyn deines Klanges —
Unaufhaltſam flüchtig ſeyn?

Joſeph v. Kropf.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende November.

Am 16. dieſes fand die Jubelfeyer über den vor 25 Jahren erfolgten Regierungsantritt des Königs ſtatt. Auf die durch öffentliche Blätter allgemein bekannten Feſtlichkeiten dieſes Tages folgte Abends eine ſehr ſchöne Illumination der ganzen Stadt. Der Pariſer Platz, vorzüglich aber das Brandenburger Thor und die Linden nahmen ſich ſehr gut aus, durch die äußerſt geſchmackvoll erleuchteten Hotels der Geſandten und die mit Tauſenden von Lampen erleuchteten unabſehbaren Häuſerreihen; beſonders aber durch die mit verdeckten Lampen bewirkte magiſche Verklärung der Siegesgöttin, auf dem Brandenburger Thore, deſſen architektoniſchen Parthien dunkel gelaſſen waren, ſo daß die Göttin auf hellen Wolken über der Stadt zu ſchweben ſchien. Das Gewölk geſtaltete ſich durch den Rauch der ihr zu beyden Seiten flammenden Feuertöpfe. — Die berühmte Reſtauration von Japan hatte ihr Emblem, die Sonne durch tauſend kleine Lampen auf dem übrigens dunkel gelaſſenen Hauſe gebildet und die Haude-Spenerſche Buchhandlung zog durch einen großen Transparent, der die bekannte Etikette ihrer Zeitung vorſtellte, eine Menge Zuſchauer an. Zwey koloſſale Figuren, Boruſſia, eine freye Kriegerin, und Boruſſia, die treue Bürgerin, waren die Schildhalter. Die Unterſchrift beſtand aus wirklich naiven Verſen im Volkston, als:

Was Neues? werd ich oft gefragt
Und weiß ich was, ſo wird's geſagt.
Wo nicht ſo geb ich Altes;
Ihr leſt es und bezahlt es.

Eine dichte Volksgruppe ſuchte ſich dieſe Figuren zu erklären, und einer aus der Menge gab einen Aufſchluß, der allgemeinen Beyfall fand. Er meynte nämlich die Figur zur Rechten müſſe unbedenklich Herr Haude, die zur Linken Herr Spener ſeyn.

Das neue Schauſpielhaus war mit Feuervaſen erleuchtet, welche den Triumphwagen des Apollo verklärten, der im Hintergrunde ſinnig ſchreitende Pegaſus blieb im beſcheidenen Halbdunkel. Auch die Armen konnten ſich an dieſem Tage freuen, die Stadtbehörden und Privatperſonen erquickten die Armen und Kranken, und die Kinder der Erziehungsanſtalten wurden feſtlich bewirthet. Wohlthätigkeit iſt ein Hauptzug im Charakter der Berliner, ſie brachte auch an jenem Feſttag reichliche Opfer dar, und ermüdet nicht, obgleich ſehr häufig in Anſpruch genommen, beſonders durch die in allen Zeitungen mahnenden Bitten für unglücklich Abgebrannte. Feuersbrünſte ſind in dieſem Jahre ſehr oft vorgefallen, zum Theil leider nicht ohne gegründete Muthmaßung boshafter Stiftung; noch in dieſen Tagen ward der Brandſtifter des Feuers in Buch, einer Beſitzung des Staatsminiſters von Voß, entdeckt, ein junger Böſewicht, der aus Rache gegen den Wirthſchaftsverwalter ſich zu dem Unternehmen verleiten ließ, was er ſchwer büßen wird.

Am 21. dieſes Monats hielt auch zur Feyer des fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums des Königs die Akademie der Wiſſenſchaften eine öffentliche Sitzung, welche Herr Profeſſor Schleiermacher mit einer Rede über die Veranlaſſung dieſer Zuſammenkünfte eröffnete. Herr Hofrath Hirt las über die reichhaltigen egyptiſchen Alterthümer, die der General Minutoli geſammelt hat. Prof. Weiß über die Urgebirge. Prof. Link gab intereſſante Nachrichten über unſere Reiſenden in Afrika, Doctor Ehrenberg und Hemprich, die unermüdet ihre Forſchungen fortſetzen. Der Miniſter des geiſtlichen und Unterrichts-Departements, Freiherr von Altenſtein, General Minutoli, mehrere hohe Staatsbeamten und viele Civil- und Militairperſonen wohnten der Vorleſung bey.

Im Theater wurde in den lezten Tagen dieſes Monats als Neuigkeit „Kenilworth von Walter Scott, für die Bühne bearbeitet von Lembert.“ aufgeführt. Schon mehrere Tage vor der Aufführung waren alle Plätze des erſten Ranges und Balkones beſtellt. Die Darſtellung fand ſo viel Beyfall, daß ſie zwey Tage ſpäter auf höheres Begehren wiederholt ward. Herr Lembert hat ſich ſehr an Scott gehalten und den Dialog größtentheils aus dem Roman genommen. Freylich müſſen beym Zuſammenſchieben der drey Bände des Originals in ein Schauſpiel von fünf Abtheilungen, manche der durch Scott ſorgfältig ausgemalten Scenen verloren gehen, eben dieſe Abkürzung mag auch wohl ſchuld ſeyn, daß der Schauſpieldichter den ſchändlichen Lambourne und den liſtigen aber redlichen Schmidt Wayland in eins gebracht hat, und daß er die Gräfin Emy aus dem Fenſter ſpringen läßt, anſtatt daß ſie bey Scott die Treppen hinab ſtürzt, während der Kerkermeiſter und Lambourne ſich prügeln. Die Schiffahrt der Königin, Waylands wunderbare Höle, Lidcotehall, Sir Hughs Wohnſitz, Says Court, Suſſex Aufenthalt, Dickie Springkovold, Doctor Alaske, Raleigh, Blount, Giles Goſling der Wirth, der impoſante Einzug der Königin zu Pferde, die ihr zu Kenilworth gegebenen Feſte und manches andre Intreſſante an Perſonen und Scenen vermißt man im Schauſpiel, wofür einige ſchöne Dekorationen, Parthieen des Schloßgartens vorſtellend, keine hinreichende Entſchädigung boten.

Das Schauſpiel ſchließt im Gegenſatz mit dem Schluſſe des Romans, glücklich. Emy wird mit ihrem geliebten Leiceſter vereinigt, Varney durch Treſſilian erſtochen und die Königin verzeiht ihrem Günſtling. Da bey der Zuſammendrängung des Ganzen und durch die Dramatiſirung nur unbeſtimmte Umriſſe der Charaktere gegeben werden konnten, ſo entſtand hier wie überall in ähnlichen Fällen, eine leichte Koſt, zu der ein ſchwer tragiſches Ende nicht gepaßt haben würde, das Publikum ſchien deshalb mit dem glücklichen ſehr zufrieden.

Madame Wolf als Königin Eliſabeth war in der Darſtellung die beſte Figur des Ganzen, auch hat Herr Lembert ihren Charakter am meiſten dem Scott'ſchen Originale treu gehalten. Dieſer denkenden Schauſpielerin wäre nur ein ſtärkeres Organ zu wünſchen und ein graziöſeres Setzen der Füße, als nicht zu vernachläſſigende Nebenſache, welche bey der gewöhnlich weißen Fußbekleidung, den deutſchen Schauſpielerinnen nicht genug empfohlen werden kann. Mad. Unzelmann als Emy ſtand dieſer Eliſabeth würdig zur Seite und erhielt mehr als rauſchenden Beyfall, vorzüglich in den leidenſchaftlichen Scenen. Weniger befriedigte dießmal Herr Rebenſtein als Leiceſter, beſonders in den affektvollen Stellen, wo er die Worte zu ſehr verſchluckt. Herr Unzelmann ſpielte den Varney nicht ohne Anſtrengung; dieſe Rolle würde beynahe ſo ſchwer wie Leſſings Marinelli auszuführen ſeyn, wenn ſie mit Scotts trefflichem Pinſel gezeichnet auf die Bühne treten könnte. Daß Herr Lembert die niedliche Jeannette, Feſters Tochter, in deſſen Nichte unter dem Namen Betty verwandelte, ſcheint ohne Grund und mindert die Theilnahme, die das zwiſchen dem Sünder und der Reinen im Roman als ſehr feſt dargeſtellte Band der Kindesliebe in uns erweckt. Der Oheim ſteht der Nichte zu fern, als daß die Verwandtenliebe hier ſo ſtark wie die Kindesliebe wirken könnte. Noch verdient Herr Krügers Streben, die undankbare Rolle des verſchmähten Liebhabers, als Treſſilian, wahr und kräftig durchzuführen, volle Anerkennung, auch Herr Mattauſch als Suſſex that das Seinige.

Als Gaſt ſahen wir in dieſem Monat Mad. Luiſe Hoppe vom Theater zu Töpliz, im Vogelſchießen, die Indianer in England, dem Bräutigam aus Mexiko und andern Rollen, jedoch nur mit getheiltem Beyfall. — Noch weniger glücklich war ein Herr Gagliardo, der als Argirio in Tancred auftrat. Ein hieſiger, witziger Recenſent kritiſirte ſeinen Geſang durch Anführung und Ueberſetzung einiger Strophen aus den italieniſchen Arien, die er hier vortrug, „Schweig, o ſchweig Unglücklicher,“ und „Lauf, mach daß Du fortkommſt.“ In Roſſinis Barbier von Sevilla ſang Herr Julius Müller die Parthie des Grafen Almaviva mit Beyfall, welcher auch einer jungen Tänzerin Mlle. Gasparini zu Theil ward. Kotzebues Vielwiſſer ward bey vollem Hauſe gegeben. Der Freyſchütz hält ſich noch mit ſtets friſcher Theilnahme auf dem Repertoir.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, daß die neuere Litteratur unſers Vaterlandes manches hervorgebracht hat, welches die Unterhaltung des gebildeten Publikums feſſelt, worin faſt meiſtens nur Walter Scotts gedacht wurde. Vorzüglich gelingt dieß den Trauerſpielen Karl Immermanns, welcher nicht wie das Literaturblatt des Morgenblattes glaubt, ein Pſeudonymus iſt, ſondern wirklich dieſen Namen führt, in Magdeburg geboren und in Münſter als Diviſionsauditeur angeſtellt iſt. Seinem hier vielbeſprochenen „Edwin“ giebt man den Vorzug vor ſeinen übrigen Werken. Nach ihm trat ein junger Dichter von zweyundzwanzig Jahren, Friedrich von Uechtriz, mit einem Trauerſpiel „Chryſoſtomus“ auf, welches der oſtrömiſchen Geſchichte entlehnt iſt und tiefes Studium, Fleiß und Talent bekundet. Auch von H. Heine, deſſen Gedichte ſich durch Streben nach Originalität und nach Volksthümlichkeit auszeichnen, haben wir in Kurzem zwey Trauerſpiele zu erwarten.

Am Schluß des Monats traf Schwedens Kronprinz Oscar hier ein, nachdem er in Begleitung eines ihm beygegebenen preußiſchen Staabsoffizieres die Schlachtfelder von Dennewitz und Großbeeren beſichtigt hatte. Die Vorſtellung der Gluckſchen Oper, Armida, welcher der hohe Gaſt beywohnte, war ſehr zahlreich beſucht und gleich ausgezeichnet durch Kunſt und Pracht.

Beylagen: Literaturblatt, No. 105. Monatsregiſter, December.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google